Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

1851.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1851

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1851.

A.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. 1 Januar 1851

Die amerikanische Präsidentenbotschaft.

Wenn man die Blicke von den verworrenen, einer Krisis sich nähernden Verhältnissen der europäischen Staaten abwendet zu den amerikanischen, so findet man sich seltsam berührt durch die einfache, männliche, alle Interessen sorgsam erwägende Sprache in dem wichtigsten Documente des Jahres, das von der amerikanischen Regierung ausgeht. Die englischen Blätter sind voll des Lobes über die Ansichten, welche der amerikanische Präsident über die äußern Verhältnisse des Landes ausspricht, und stellen sie der „unedlen Immoralität" Tylers und der „grundsatzlosen Gewaltthätigkeit" Polks preishaft gegenüber. Es ist wahr, Fillmore gehört seinem ganzen Wesen und seiner Bildung nach der alten Whigschule an, welche besonders mit England ein möglichst freundliches Verhältniß zu unterhalten sucht, und sich in der Sprache eines milden, mehr der europäischen Diplomatie sich nähernden Ausdrucks befleißige, es fragt sich aber ob Fillmore, wäre er einige Jahre früher ans Ruder gekommen, nicht, wenn auch in der Sprache milder, doch in der Sache so bestimmt, wie Polk gehandelt hätte. In diesen Lobreden scheinen indeß die Engländer eine Stelle übersehen zu haben, die, so leicht sie hingeworfen ist, doch späterhin für die europäischen Verhältnisse von einiger Wichtigkeit werden kann. „Zu den anerkannten Rechten der Nationen gehört es, daß jede Nation diejenige Regierungsform bei sich einführt, die sie für das Glück und die Wohlfahrt ihrer Bürger am passendsten hält, das Recht diese Form je nach Umständen zu ändern, und ihre innern Angelegenheiten nach ihrem eigenen Willen einzurichten. Das Volk der Vereinigten Staaten nimmt dieß Recht für sich selbst in Anspruch, und gewährt es willig auch andern. Daher wird es eine gebieterische Pflicht sich nicht in die Regierung oder die innere Politik anderer Nationen einzumischen. Wir führen keinen Krieg um irgendwo die Thronfolge zu ordnen oder zu hindern, um irgend eine Theorie von Gleichgewicht der Gewalt aufrecht zu halten oder die wirkliche Regierung, die ein Land für sich gründen will, zu unterdrücken." Erwäge man die Stellung, welche England, Frankreich und Rußland gegenwärtig den deutschen, und namentlich den schleswig-holsteinischen Verhältnissen gegenüber einnehmen, so sind diese Worte eine ganz directe Mißbilligung dieser Stellung und es fragt sich nur, in wie weit vorkommenden Falls die amerikanische Regierung diesen ausgesprochenen Ansichten gemäß handeln wird.

Die englischen Blätter haben absichtlich oder unabsichtlich diese Stelle nicht berührt, wahrscheinlich um das Lob, das sie der äußern Politik Hrn. Fillmore's zollen, in keiner Weise zu schmälern, und den Gegensatz gegen die Handelspolitik, die sie — natürlich mit Ausnahme der bekannten protectionistischen Blätter — eben so allgemein verdammen, desto stärker hervorzuheben. Hr. Fillmore hat getreu seinen Whigansichten sich für das Schutzsystem ausgesprochen, und in wenigen Worten die wesentlichen Grundzüge desselben ausgesprochen. Daß sie den Engländern in ihrer jetzigen Lage nicht gefallen, ist natürlich, und wird niemand in Verwunderung setzen, aber bis zum Lächerlichen geht es, wenn der Economist in drei vollen Spalten die ganze Schaale seines Zorns über den unglücklichen Präsidenten von Nordamerika ausgießt, und von „Thorheit", „Unwissenheit" und „Beschränktheit" spricht. Es ist freilich ärgerlich, wenn ein Mann in so hoher Stellung, wie Fillmore, das Haupt einer sehr einflußreichen Partei in einem Lande, das für den Handelsverkehr Englands unbestritten das wichtigste ist, so geradezu den durch harte Noth gebotenen, nicht durch freie Wahl angenommenen Grundsätzen des Freihandels entgegentritt. Was thut indeß Hr. Fillmore? Er sagt, „die Ad-valorem-Zölle haben dem Betrug Thür und Thor geöffnet — eine Behauptung, wofür die Acten der Gerichtshöfe, von denen die betrügerischen Importeure verfolgt wurden, das deutlichste Zeugniß ablegen — und es ist deßhalb durchaus nothwendig, daß eine Aenderung eintrete, um den redlichen Kaufmann und das Einkommen des Staats sicher zu stellen; meine, des Präsidenten, persönliche Ansicht ist, daß sich dieß am leichtesten erreichen läßt, wenn man zu dem System der specifischen Zölle, wo die Waaren nach ihrer Gattung, und nicht nach einem nur zu oft fingirten Werthe verzollt werden, zurückkehrt (specific duties would in my opiniom afford the most perfect remedy for this evil); wenn aber der Congreß mit diesen Ansichten nicht übereinstimmt, dann schlage ich, als partielles Abhülfsmittel, vor, daß der Zoll nicht nach der auswärts gefertigten Preisliste, sondern nach einer in den Einfuhrhäfen angeordneten Preisbestimmung der Waaren erhoben werde." Dieser Vorschlag ist so einfach und anspruchslos, daß man den Zorn der englischen Blätter, namentlich des Economist, gar nicht begreift, außer wenn man die Bedeutung des Umstandes hervorhebt, daß der Präsident der Vereinigten Staaten der ganzen Freihandelstheorie ein so auffallendes Dementi gibt.

Wenn der Präsident im Eingang der Behandlung der Tariffrage sagt: „alle Erfahrung hat die Richtigkeit der Politik bewiesen, einen großen Theil des Einkommens für die Erhaltung der Regierung aus Zöllen von eingeführten Waaren zu erheben," so spricht er einen Erfahrungssatz aus, den niemand weniger in Abrede stellen kann, als die Engländer selbst, welche 22 Mill. Pf. St. oder das Dreifache des ganzen amerikanischen Staatseinkommens durch Zölle erheben. Freilich bilden die Schutzzölle für die

Industrie davon nur ein unbedeutendes Item, weil der durch die Industrie erweiterte und fortgeschrittene Wohlstand des Volks einen ungeheuren Verbrauch auswärtiger Consumtionsartikel erzeugt hat, und somit die Zölle im Wesentlichen Consumtionssteuern geworden sind. Das sind sie aber in Nordamerika auch, und nur „wenn der Nebenvortheil, die einheimische Industrie dadurch aufzumuntern, zugleich erreicht werden kann, so ist es Pflicht sich desselben zu bedienen.“ Das thun die Engländer, wie ihr Tarif ausweist, gleichfalls. Die Nothwendigkeit der Zölle als Einkommensquelle wird man wohl so leicht nicht bestreiten, und wenn nicht die Engländer ein besonderes Mittel erfinden, sich ihrer Schuld zu entledigen, so werden sie die Zölle die, trotz ihres ungeheuren Betrags, noch nicht einmal die Zinsen der Schuld decken, nicht entbehren können. Es soll sich in Nordamerika, wohl nicht ohne englisches Zuthun, eine Gesellschaft gebildet haben, welche die Abschaffung der Zölle und deren Ersetzung durch directe Steuern befürworten will. In England würde man ein solches Beginnen geradezu verlachen, und hat es auch schon verlacht; in dem reichen und doch mit Schulden nicht überladenen Nordamerika ist die Sache materiell möglich, aber bis jetzt stehen unüberwindliche Volksvorurtheile entgegen. Wir haben gegen das Streben nach einer solchen allgemeinen Handelsfreiheit gar nichts einzuwenden, sie ist, wie gesagt, mit den politischen und ökonomischen Verhältnissen Nordamerika's verträglich, für unsere europäischen Zustände aber heißt es ultrademokratische und republikanische Grundsätze predigen, worüber man sich in des scharfsinnigen Filangieri „Scienza della Legislazione“ des nähern belehren kann. Die Engländer ohnehin werden die Sache so schnell nicht nachmachen. Es heißt aber die Zustände eines großen, in ungeheurem Fortschritt begriffenen Landes von einem gar zu kläglichen Gesichtspunkt aus beobachten, wenn man alles nach der Elle des augenblicklichen Handelsvortheils abmißt. Man verurtheilt sich dadurch selbst zu unfreiwilliger Kurzsichtigkeit, was den Engländern schon wiederholt begegnet ist.

Die Sphäre der Thätigkeit der Unionsregierung dehnt sich mit ihrem Gebiet und ihrem Handel aus: es ist in der Botschaft von der Förderung des Nicaraguacanals, der Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec und der Whitney-Eisenbahn vom Mississippi-Thal nach Californien die Rede, aber alle diese Unternehmungen sind noch etwas im Embryonenzustand, werden aber zuverlässig von dem Volk der Vereinigten Staaten, wie von der Regierung, eifrig betrieben werden. Letztere trägt noch auf Verstärkung der Flotte im stillen Meere zum Schutz des wachsenden Handels nach Ostasien, auf Anlegung von Werften in Californien, und auf stärkern Schutz der südwestlichen Gränze gegen die Indianer an, die in den nächsten Jahrzehenden der nordamerikanischen Union viel zu schaffen machen werden, da durch die Besetzung Californiens und Oregons eine bedeutende Masse Indianerstämme, deren Gesammtzahl die Botschaft auf **124,000** Köpfe rechnet, von dem amerikanischen Gebiet umrungen und die Unionsregierung auch noch durch den Vertrag mit Mexico gebunden ist, das Gebiet dieses Landes gegen Angriffe von Indianern aus dem amerikanischen Gebiet her zu schützen. Dieß legt der Unionsregierung eine neue Last auf, und deßhalb schlägt Fillmore vor, einige Regimenter berittener Miliz zu bilden, um die ausgedehnte Gränze von Texas sowohl als die über Neumexico bis Californien hinlaufende zu schützen.

Man erkennt die Absicht, das weite Gebiet vom atlantischen bis zum stillen Meer und vom mexicanischen Golf bis zu den canadischen Seen auf alle Weise aufs engste unter einander zu verknüpfen, in allen Maßnahmen. Wir haben im vor. Jahr (s. der dießjährige Vereinigte Staaten-Congreß Nr. 262 ff.) bemerkt, daß das alte Parteiverhältniß der Whigs und Demokraten nicht mehr dasselbe sey, daß man unter den Demokraten nur diejenigen zu verstehen habe, welche eine laxere Verbindung der Union befürworteten, und daß die Demokraten namentlich im Süden zu finden gewesen, weil sie eine Einmischung der Union in ihre inneren Angelegenheiten, namentlich die Sklavensache, nicht wollten. Seit aber über diesen Punkt durch den neuerlichen Compromiß die Besorgnisse beseitigt sind, und der Präsident sein Festhalten an diesem Compromiß verkündigte, hat der Parteiunterschied viel von seiner Bedeutung verloren, und es ist deßhalb nicht uninteressant, daß Hr. Fillmore die Frage über „internal improvement“ d. h. über öffentliche, von der Union in einzelnen Staaten auszuführende Arbeiten wieder vorbringt, eine Frage, über welche sich bekanntlich vor zehn Jahren die Demokraten und Whigs viel gestritten haben. Indeß tritt er sehr vorsichtig auf, und wird auch im wesentlichen durchdringen. Das erste ist die Eisenbahn quer durch den Continent nach Californien. Hier muß die Unionsregierung einschreiten, denn einzelne Staaten können nichts ausrichten. In so weiter Aussicht auch die Sache steht, so wird sie doch mit der Zeit unternommen werden, und die ungeheuren damit verbundenen Vortheile wissen die Amerikaner in vollem Maaße zu schätzen. Der zweite Punkt ist eine Regulirung des Strombetts des Mississippi, gleichfalls eine Aufgabe, welche für jeden einzelnen Staat zu schwer ist, und welche einen sehr großen Theil der Staaten, namentlich alle Staaten im oder am Mississippithal betrifft. Die große Zahl von Dampfschiffen, welche jährlich auf dem Mississippi zu Grunde gehen, ist ein Sporn dieß Unternehmen zu wagen. Ein dritter Gegenstand ist noch mehr localer Natur, und Präsident Fillmore bemüht sich sehr, dessen allgemeinen Charakter nachzuweisen. Dieß ist ein Schiffscanal am Mississippi, um die Fälle von St. Mary zu umgehen, und dadurch die Schifffahrt des Mississippi bis in die Nähe der canadischen Seen auszudehnen. Es ist eine für die Zukunft höchst wichtige Frage, welchen Anklang diese Plane im Congreß finden: sie sind auf eine stärkere Concentration aller Interessen in dem Lande zwischen den Alleghannies und Felsengebirgen berechnet, und reichen durch die Whitney-Eisenbahn bis jenseits der Felsengebirge hinüber. Man kann diese Vorschläge als einen sehr wichtigen Ausgangspunkt betrachten: die Expansion der Vereinigten Staaten hat jetzt gewisse natürliche Gränzen erreicht, die sie vorerst nicht überschreiten kann, also muß nun die Concentration durch Beförderung aller mehr allgemeinen als bloß localen Interessen beginnen, und die Whiggrundsätze treten wieder stärker hervor.

Auf diese beginnende Concentration scheint der Präsident hinzudeuten, wenn er der heftigen Streitigkeiten, die im vorigen Jahr den Bestand der Union in Gefahr setzten, nur kurz und oberflächlich erwähnt, und bemerkt es sey eine Compromiß, dessen Inhalt keiner von den beiden extremen Parteien ganz behagen könne, die aber eben darum als nothwendig und nützlich erscheine. Daß derselbe im Süden noch mehr Beifall fand, als durch den Beisatz der Bill über die flüchtigen Sklaven im Norden, zeigt nicht nur das rasche Beitreten von Texas, von dem der Präsident in seiner Botschaft noch nichts weiß, das aber gleich darauf durch die Assembly von Texas fast mit Einstimmigkeit erfolgte, sondern auch einige seitdem im Süden vorgegangene Wahlen. Man erkennt deutlich, daß die Sklavensache im wesentlichen entschieden ist: kein bedeutender Mann oder Staat will das Institut um seiner selbst willen beibehalten,

und man sucht sich nur desselben mit möglichst wenig Kosten zu entledigen. Die Abolition hat ihren moralischen Sieg errungen, das ist das Ergebniß der vorjährigen Session, und es handelt sich nur noch darum, denselben nach und nach in Ausführung zu bringen. Alle Anzeigen deuten darauf hin, daß der jetzige Congreß eben so friedlich verlaufen wird, als der vorige streitsüchtig war. Der ruhige, kalt verständige Ton, in welchem die ganze Botschaft abgefaßt ist, mag das Seinige dazu beitragen: Fillmore ist ein in den Geschäften gewiegter Mann, und wenn wir ihn, um mit dem englischen Economist zu reden, nicht zu den „intellectuellen Riesen der Zeit“ rechnen wollen, so sind der kerngesunde Verstand und die Erfahrung, die aus der ganzen Botschaft hervorleuchten, Eigenschaften, welche die „intellectuellen Riesen“ häufig sehr entbehrlich machen. Wir nehmen denselben gar nichts von ihrem Werthe, finden aber die Zeiten, in welchen sie nöthig sind, und wo man sich nach ihnen sehnt, nicht gerade die wünschenswerthesten und angenehmsten.

Die Bärenhaut.

Erinnerungen an den Sabinefluß.

(Von Th. Pavie.)

Die Canadier, unermüdliche Ruderer, sind in die entlegensten Gegenden Amerika's gedrungen, wo nur ein Fluß oder Bach eine Pirogue tragen kann. Ihr kräftiger Körperbau macht sie tauglich in den verschiedensten Himmelsstrichen auszudauern: sie ertragen mit demselben Muthe oder vielmehr derselben Gleichgültigkeit die Strenge eines Winters am Huronsee, und die entnervende Hitze von Nieder-Louisiana. Die vier von ihnen vorzugsweise besuchten Ströme waren der San Lorenzo, Ohio, Missouri und der Mississippi. Neu Orleans zog eine große Anzahl dieser nomadischen Schiffer an; sie verdingten sich dort als Matrosen im Dienste der Handelsleute, welche mit großen Booten die Ströme von Louisiana hinauffuhren, um nach allen Seiten und oft weit im Innern des Landes die aus Frankreich und England eingeführten kurzen Waaren zu verschleißen. Diese wandernden Krämer im Großen waren Europäer, besonders Franzosen, welche nach Amerika kamen, um ihr Glück zu machen, und dieser Verkehr bot ihnen ein sicheres Mittel dazu dar. Das Gewerbe hatte indessen seine Mühseligkeiten, Gefahren und Widerwärtigkeiten. Es galt gegen ein verzehrendes Klima zu kämpfen und dem gelben Fieber zu trotzen; bisweilen brachen auch ansteckende Krankheiten, wie die Blattern, welche ehedem die eingeborenen Völker hinrafften, unter der Mannschaft aus, und zwangen das Boot unterwegs zu verweilen. Die Canadier, beweglichen Stanes und unabhängig, zeigten sich nicht immer fügsam; es genügte an einem unbedeutenden Verweis, einer beschleunigten Mahlzeit, um plötzlich diese Ruderer, die gewöhnlich so gelassen und ergeben waren, aufzubringen. Ungeachtet dieser Hindernisse hatte der Herr des Schiffes Geduld, denn er fand anderwärts Entschädigung. In den Ansiedlungen, wo er seine Waare verkaufte, erregte seine Anwesenheit allgemeine Freude. Er war willkommen, man behandelte ihn mit Zuvorkommenheit, denn die meisten der reichen Pflanzer hatten wie er begonnen, was sie nicht verhinderte mit ihren Familien sich durch das Geplauder und die Anpreisungen des wandernden Krämers beschwatzen zu lassen; dieser setzte sich von Rechtswegen an den gastlichen Tisch des Ansiedlers. Nach dem Essen, wenn er durch seine Erzählungen Frauen und Kinder belustigt hatte, öffnete der Küstenfahrer seine Waarenballen, indem er stets das Schönste auf die Letzt aufsparte, so daß, wenn die Familie des Pflanzers das Nöthigste für den Haushalt gekauft hatte, sie dem Verlangen nicht widerstehen konnte, Ueberflüssiges an sich zu bringen. Wenn der erste Kauf abgeschlossen war, schnürte der Krämer so langsam als möglich sein Bündel und kramte Neuigkeiten aus; er wußte deren so viele! Dann, am folgenden Morgen, im Augenblick des Weggehens erinnerte er sich, wie zufällig, gewisser reicher Putzsachen vom besten Geschmack, die er sorgfältig in einem Winkel seiner Cabine verborgen hielt. Eine neue Versuchung für die jungen Mädchen! .... Aus Gefälligkeit hielt der Kaufmann seine Ruderer an, die zur Abfahrt bereit waren; man kam in Eile über den Preis dieser sehnlich gewünschten Artikel überein; kurz, der Küstenfahrer, einen Fuß am Ufer und den andern am Bord seines Bootes, spielte geschickt seinen letzten Trumpf aus. Was die Bezahlung betrifft, so fügte sich jeder dem Gebrauche damaliger Zeit: entweder den Preis sogleich in Geld, oder das Doppelte in Getreide bei der nächsten Ernte zu bezahlen. Der Krämer setzte so mit großem Gewinn längs der Ströme eine Menge veralteter Waaren ab, die in Europa um keinen Preis Käufer gefunden hätten. Wenn er seinen Vorrath erschöpft hatte, fuhr er rasch zurück, und nahm auf seinem Wege Baumwollenballen und Zuckerfässer ein, welche seine Rückfracht bildeten. Allmählich füllte sich das Boot und die Strömung des Mississippi trug sachte die ausgeruhte Mannschaft und den bereicherten Schiffsherren an die Quais von Neu-Orleans. Die Dampfboote haben nach und nach diesen Kleinhandel verdrängt; die Bootsbesitzer sind Pflanzer und Großhändler geworden. Ich sah vor vielen Jahren die letzten Küstenfahrerboote gescheitert und verlassen am Strande liegen.

Unter den Ruderern haben die, welche so vorsorglich waren einige Ersparnisse zu machen, Ländereien in den Staaten des Südens und Westens gekauft; die nichts besaßen, sind auf Entdeckungen in die Wälder ausgezogen, lebten von Wild, pflanzten da und dort einige Fußbreit mit Mais in mangelhaft umgebrochenen Lichtungen an, oder vermittelten den Verkehr zwischen den vordringenden Amerikanern und den Wilden, die vor ihnen zurückwichen. Es gab deren, welche mitten unter Indianern lebten, wie es Haustauben geschieht, welche sich unter Wandertauben mischen. Wo sie auch verweilten, auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten oder dem der brittischen Besitzungen, in den Provinzen von Alt- oder Neumexico, nannten sich diese Leute hartnäckig Canadier, was in ihrem Sinn Franzosen sagen will; auch redeten sie noch meist die Sprache des Landes, das ihrer so gänzlich vergessen hat. Was diese irrenden Ritter der Wüste von den amerikanischen Wegbahnern unterscheidet, ist ihr vereinzeltes und plänkelndes Umherschweifen, während jene in Masse und in geschlossenen Reihen vorrücken.

Zur Zeit als die Küstenfahrer bei Beginn des Jahres 182 . . . die Ströme von Louisiana verließen, sah man in dem letzten Dorfe am Red River gegen Westen eine große Pirogue mit drei Ruderern anlangen. Sie schifften wie Leute, die mit der Flußfahrt vertraut sind, indem sie im Tact mit ihren kurzen Pagayen aufs Wasser schlugen, und geradezu steuerten, ohne den launischen Windungen des Ufers zu folgen. Die Sonne war eben aufgegangen: es war Frühling und die Hügel bedeckten sich mit dem lachenden Grün, welches die Sommerhitze so rasch welken macht. Eines Morgens waren viele Menschen auf dem Quai. Man theilte die Briefe und Zeitungen aus, welche Tags zuvor der Postbote gebracht hatte, und die Pflanzer aus der Nachbarschaft auf hölzernen Bänken vor ihren Vorrathshäusern unter dem Schatten blühender Akazien sitzend, plauderten und rauchten ihre Cigarren. Die Neger wälzten mit großem Geräusch Waaren nach dem Hafenplatz, welche schwere Karren, mit drei oder vier paar Ochsen bespannt, aus dem Innern von Mexico herbeigefahren hatten: die Farbigen, wohl um ihren Herren begreiflich zu machen, daß sie ihnen zu viel zumuthen, machen keine Bewegung ohne zu schreien, zu heulen und sich wie Besessene zu gebärden. Hie und da sah man unter dem Gewühl auch einige Indianer, welche den Ertrag ihrer Jagd zur Stadt brachten. Sie hatten nichts mehr zu schaffen, denn die Zeit des Marktes war vorüber und ihr Wildpret verkauft; aber sie verweilten als Müßige, im Schatten der Häuser gekauert, schweigsam, mit halbgeschlossenen Augen, wie Geier, welche satt sind und sich ausruhen. Sie gehörten den Stämmen an, welche ferne von da im Arkansas zerstreut sind, aber sie lebten selten mit den Familien ihres Volkes zusammen; ihre einzige Beschäftigung bestand darin, um die Ansiedlungen zu schleichen, und groß und kleines Wild in den nahen Wäldern zu jagen, gleich jenen Raubvögeln, welche gewohnt sind, auf einem alten Baume zu horsten, und ihn nicht verlassen, wenn auch ringsum alles Gehölz durch den Anbau ausgerodet wurde. Sie waren die Nachzügler der wilden Horden, welche die Civilisation vor sich hertrieb.

Es befanden sich also jenes Morgens eine gute Anzahl von Weißen, Negern und Rothhäuten auf dem Quai von N . . ., und wie man am Ufer eines Flusses unwillkürlich seinem Laufe zusieht — Pascal sagt: „die Flüsse sind Straßen welche vorwärtsgehen" — wandten sich aller Augen nach der Pirogue, welche näher kam. Als sie gelandet war, begab sich ihre Bemannung nach einer Schenke um ihre Krüge zu füllen. An ihrer Körperlänge, den bleichen Gesichtern, ihren langen schwarzen Haaren erkannte sie jeder alsbald für Canadier. Man drängte sich um sie mit einer gewissen Theilnahme, denn es gab da mehr als einen Kleinkrämer, der kaum seit zwei oder drei Jahren sich in Amerika niedergelassen hatte, und den Dampfschiffen die Schuld gab, daß er noch nicht Millionär geworden war. Die einen sahen in jenen Ruderern die Opfer einer Neuerung, die ihnen selber übel gefiel; andere fanden alte Cameraden wieder, welche sie sich zwar nicht erinnerten gesehen zu haben, mit welchen sie aber wohl hundertmal zusammengetroffen seyn mußten. Die Schenke, wo die Canadier einkehrten, wurde daher bald mit müßigen Leuten angefüllt, die begierig waren neues zu hören und zu erzählen; andere standen an der Thüre, und bald vernahm man auf dem Quai aus sicherem Munde, daß die drei Reisenden ein Vater und seine beiden Söhne seyen, ehedem Matrosen auf den Küstenfahrern des Mississippi, verabschiedet wie so viele andere, und ins Land gekommen um dort zu bleiben. Sie sprachen davon sich 15 oder 20 Stunden von der kleinen Stadt, jenseits der entlegensten Anpflanzungen, niederzulassen.

Während diese Neuigkeiten höchst wichtig für einen Ort, wo es deren selten gab, unter der Menge umliefen, tranken die Canadier Brüderschaft mit allen, die ihnen Rum einschenkten; bei ihrem Aufbruch waren ihre Gesichter sehr geröthet.

Vater, sagte der ältere, seine langen sehnigen Arme wie ein Faustkämpfer, der sich einüben will, dehnend, machen wir daß wir fortkommen! Die Luft auf dem Wasser wird uns besser bekommen als die in dieser Schenke, wo der Kopf mir schwindlig wird.

Zu unserer Zeit, sagte der Vater zu alten Creolen, welche die Sonne gebräunt und die Jahre gebleicht hatten, bedurfte es mehr als das um das Gesicht eines Ruderers auf dem San-Lorenzo zu trüben! Und er erhob sich mit einem Rucke seiner ganzen Länge nach. Nachdem er denen, die ihn umgaben, zum Abschiede die Hände gedrückt hatte, winkte er seinem jüngern Sohne vorauszugehen. Getreu der Gewohnheit, welche sie von den Wilden angenommen haben, sich stets in einer Reihe zu halten, schritten sie majestätisch über den Platz und folgten sich „wie Kraniche und junge Gänse" nach der naiven, aber richtigen Ausdrucksweise eines alten Reisebeschreibers.

Im Augenblick als sie sich ihrer Pirogue näherten, untersuchte sie ein Indianer mit Aufmerksamkeit. Die Canadier hatten ihre langen Büchsen, ihre Beile, Pulverhörner und anderes Jagdgeräthe darin zurechtgelegt. Diese Schätze blendeten den Wilden; sein Carabiner war ein elendes Gewehr aus dem Trödel, durch zwanzigjährigen Gebrauch abgenützt und vielfach ausgebessert. Ueber den Uferrand gebeugt, mit gekreuzten Armen und gestrecktem Halse, wie ein Spürhund auf der Lauer, blickte er hin mit jenem Eifer der Betrachtung, den der civilisirte Mensch gar nicht kennt.

Achtung! rief ihm der jüngste der drei Canadier zu; rücke weg, daß wir an Bord können. Und während er dieß sagte, gab der ältere Bruder, der ihm auf dem Fuße folgte, dem Wilden einen heftigen Stoß an die Schulter; dieser verlor das Gleichgewicht, stieß einen grimmigen Nothschrei aus und stürzte sich mehr als er hineinfiel mit gesenktem Kopf in den Fluß; sein Hund sprang ihm nach als wollte er seinen Herren unter dem Wasser suchen. Einige Secunden nachher erschien der Indianer wieder am Ufer, ganz mit Schlamm überzogen. Die rothe und blaue Farbe, womit sein Gesicht bemalt war, rieselte in großen Tropfen über seine Wangen und nackte Brust herab. Beim Anblick dieses so seltsam gefleckten Körpers, der gleich einem Flußgott aus dem Schooß der Wellen stieg, brachen die Müßigen auf dem Quai in ein lautes Gelächter aus und klatschten in die Hände; die Neger brüllten vor Freude, die Kinder schleuderten Steine, Hunde, durch das wirre Geschrei gehetzt, verfolgten den nassen Hund, der solchergestalt das Mißgeschick seines Herren theilen mußte. Um sich ihren Bissen zu entziehen, sprang der Indianer im Kreise herum und theilte Fußstöße aus. Diese wunderlichen Sprünge machten ihn einem Wahnsinnigen ähnlich und sein Rückzug glich einer schmählichen Flucht. Endlich verschwanden Hund und Mann verhöhnt und verhetzt in den Wäldern, welche die Stadt umgaben. Auf einem Hügel, von welchem man den Red River übersehen kann, blieb der Wilde stehen, liebkoste seinem Hunde und reinigte sich im hohen Grase, indem er wie ein verwundeter Eber sich darin wälzte. Während er an der Sonne trocknete, wurde er die Pirogue der drei Canadier gewahr, welche unter riesenhaften Platanen hinschwamm, deren dichte Zweige sich über das Wasser hängen und tiefen Schatten verbreiten.

In der kleinen Stadt hatte man zwar über dem Unfall des Indianers gelacht; dieser Zwischenfall war so zu rechter Zeit gekommen um die schon durch die Erscheinung der Fremden aufgeregten Einwohner zu belustigen! Doch gab es mehr als eine mitleidige Seele, welche die Rohheit des jungen Ruderers tadelten. Die Klügsten meinten, diese Handlung zeuge von einem bösartigen Wesen. Man verhandelte diese Frage während des Rests des Tages, und Abends gab es unter denen, welche den Wilden verspottet hatten, manche, die den Kopf schüttelten und sagten: „Er ist schlimm dieser Canadier!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein literarischer Rechtsfall und seine Entscheidung. Am 20 December kam vor dem Appelhof in Paris ein seltsamer Rechtsfall zur Entscheidung, der auch in Deutschland, wo man seit manchen Jahren so viel Papierkorb-Material aus dem Nachlaß von Schriftstellern herausgegeben hat, von Interesse seyn kann. Madame Recamier, der bekannte Blaustrumpf, der mit den ältern literarischen Celebritäten Frankreichs in vielfachem vertrautem Verkehr stand, und in deren Salons Chateaubriand seine weitgesponnenen „Denkwürdigkeiten von jenseits des Grabes" verlas, hatte auch mit dem als Redner und Schriftsteller bekannten Benjamin Constant ein inniges, fast zärtliches Verhältniß unterhalten, obwohl sie schon in den zwanziger Jahren, aus denen sich die Sache herschreibt, nicht eben mehr jung war. Benjamin Constant ist in neuerer Zeit öfters angegriffen worden, als ein Mann, der mehr Kopf und Witz, als Herz gehabt habe. Um ihn von diesem Vorwurf zu reinigen, beschloß die seit einiger Zeit verstorbene Madame Recamier seine Briefe an sie herauszugeben; da sie sich aber zu der literarischen Arbeit schon zu schwach fühlte, so beauftragte sie eine Freundin, Namens Louise Colet, damit, und diese soll sogar eine völlige Urkunde dazu von der Hand der Recamier in Besitz haben. In Folge dessen begann sie eine Veröffentlichung der Briefe im Journal „la Presse," als die Erben der Madame Recamier, wahrscheinlich in Verbindung mit denen Hrn. Benjamin Constants, gerichtliche Einsprache dagegen erhoben, indem sie zu beweisen suchten, daß das oben erwähnte Document durch unredliche Mittel erschlichen worden sey. Der Appelhof hat nun sein Urtheil gefällt, und die Schenkungsurkunde der Madame Recamier als völlig gültig anerkannt, zugleich aber die Herausgabe der Briefe verboten, indem Madame Recamier selbst kein Recht gehabt habe, zu der Herausgabe derselben zu bevollmächtigen; er verordnete die Rückgabe der Abschrift der Briefe an die Erben der Madame Recamier, und erklärte daß das Recht der Herausgabe der Familie Constants zukomme. Unter den Erwägungen heben wir nachstehendes aus: „ein vertraulicher Brief ist nicht das unbedingte Eigenthum dessen, an den er gerichtet ist; die Geheimnisse, die er enthalten mag, sind ein Depositum, worüber er nicht allein verfügen kann; ein vertraulicher Brief enthält gewissermaßen die Bedingung, daß er nicht über einen bestimmten Kreis hinaus bekannt werde, diese Bedingung hat alle Kraft eines wirklichen Vertrages, und wenn nichtsdestoweniger der Inhalt veröffentlicht wird, so muß dieses ein Mißtrauen über alle Privatmittheilungen verbreiten, und dadurch die Bande der menschlichen Gesellschaft schlaffer machen; diese Grundsätze sind, auch wenn der Schreiber der Briefe eine historische Person war, nicht außer Acht zu lassen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2. 2 Januar. 1851.

Rückkehr von den Patachos in das Orgelgebirge.[1]

Am Abend vor meiner Abreise hatte ich noch eine lange Unterredung mit Dom Francisco, in welcher er mich zum letztenmal einlud, mit ihm in der Wildniß die Lebenstage zu beschließen, und er unterstützte diese Einladung mit Gründen, die so viel Verlockendes hatten, daß ich wankend zu werden anfing, und wenn nicht heilige Verpflichtungen mich zur Rückkehr in die civilisirte Welt bewogen hätten, so würde ich eingeschlagen haben, und auf seine weitläufigen, aber ehrenhaften Plane eingegangen seyn. Das ganze Gewicht der Wahrheit dieser Gründe habe ich recht lebhaft seit der Zeit gefühlt, als unser Schiff an den Küsten Nordamerika's Schiffbruch litt, aus welchem ich nichts als das nackte Leben rettete, und ärmer wie ein Bettler an ein fernes und freundloses Gestade geworfen wurde: als die Katastrophe einer Nacht hinreichte, mein Inbegriff mit so vielem Fleiße und Lebensgefahren gesammeltes Vermögen in der Tiefe des Oceans zu begraben. Dom Francisco hat mit prophetischem Geist gesprochen, und wie Lydiens König habe ich oft „o Solon, Solon, Solon!“ ausgerufen.

„Es wird sehr anmaßend von mir seyn,“ hub der weiße Häuptling der Patachos an, „Ihnen, der so viel von der Welt und dem Leben gesehen hat, diejenigen Wege zu bezeichnen, welche einzuschlagen sind, um den glücklichsten und den segensreichsten Wirkungskreis für die Zukunft zu gewinnen. Allein wir wollen einige Fälle setzen. Ein Reisender, der, wie Sie, allen Gefahren zu Lande und zu Wasser die Stirn bietet, muß natürlich auch darauf gefaßt seyn, daß er Leben oder Gesundheit oder auch sein Vermögen einbüßt. Im erstern Falle ist der Natur der Tribut entrichtet. Aber ich frage, was wird im Vaterlande Ihr Loos seyn, wenn vielleicht die beiden letzten Möglichkeiten in Gemeinschaft Sie heimsuchen? O, dann sey Ihnen der Himmel gnädig, denn das hohle und herzlose Jetztgeschlecht ist zu sehr in schmutzigem Materialismus und Selbstsucht versunken, als daß Ihnen irgend jemand die helfende Hand in der Noth reichen sollte. Was wird Ihr Loos seyn alsdann, frage ich, wenn der Tod Ihre nächsten Angehörigen dahin gerafft, das Schicksal Ihre besten Freunde nach Ost und West zerstiebt hat und Sie ein ganz anderes, Ihnen fremdes Geschlecht daheim herangewachsen sehen? O, dann wird Sie vielleicht das tiefe Gefühl der Vereinzelung mehr und stärker inmitten der volkreichsten Städte ergreifen, als hier in der Abgeschlossenheit einer rohen Indianerhorde. Die Leute werden zwar einem Mann, der so manches Land gesehen, so viele Gefahren überstanden hat, ihre Achtung nicht versagen können, allein der Zauber der Neuheit verschwindet sehr bald; auch werden Sie, wie ich Sie kenne, um dergleichen Huldigungen oder Mißachtungen nichts geben, allein es gehört schon ein hoher Grad stoischer Philosophie dazu, wenn man sich von jedem Stubenhocker oder aufgeblähten Beamten über die Achseln ansehen lassen soll, ohne dabei etwas anderes als Gleichgültigkeit und unaussprechliches Mitleiden oder Verachtung gegen solche Subjecte zu empfinden. Sie werden sich in die Bahn einer ehrenvollen Thätigkeit versetzt zu sehen wünschen, bei diesem Streben aber auf Schwierigkeiten und Verhältnisse stoßen, die Sie mit Ekel und Abscheu erfüllen; Sie werden finden, wie Kriecherei, Hohlheit und Unverschämtheit im Bunde mit Vetterschaft, den schmutzigsten Intriguen und Gönnerschaften, dem Verdienst fast immer den Rang ablaufen. Mit einem Worte, Sie werden finden, daß Ihnen der Weg zur bescheidensten Thätigkeit und Anwendung Ihrer Kräfte abgesperrt ist. Der Schulfuchs, der das bis zum Ekel wiedergekäuete Alterthum immer von neuem auftischt, der aber vom Leben und der Welt weiter nichts kennt oder ganz schiefe Ansichten hat, ein solcher Bücherwurm wird wie ein Meerwunder angestaunt, während der Mann, der sich in der großen Schule des Lebens einen reichen Schatz von Erfahrungen und praktische Lebensweisheit gesammelt hat, selten die verdiente Anerkennung findet. Dieser Vorwurf trifft namentlich Ihre Nation, die zwar, was Gelehrsamkeit und Wissenschaft anbetrifft, vielleicht alle anderen Völker weit überflügelt, allein an bekannt gewordenen praktischen Philosophen keinen Ueberfluß hat. Ich habe zwar von einem Kant, einem Hegel rc. gehört, die ihrer Kritik alle Fächer des menschlichen Wissens unterworfen und dabei eine erstaunliche Masse von Gelehrsamkeit entwickelt haben sollen; allein ich befürchte, daß die Namen dieser Herren der Wissenschaft in Ihrem Vaterlande zwar in Jedermanns Munde sind, ihre Schriften aber nur von wenigen gelesen oder studirt werden, und daß, wie die Ente den Fischlaich, die meisten ihrer Leser sie unverdaut wieder von sich geben. Deßhalb möchte ich auch behaupten, daß der nordamerikanische Buchdrucker, der „dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter entriß“ und sich nicht auf einem abstracten, sondern auf dem praktischen Gebiete des Lebens bewegte, der Welt bei weitem nützlichere Wahrheiten und Lehren hinterlassen hat, als jene gelehrten Philosophen.

„Darum lassen Sie die s. g. civilisirte Welt mit ihren Erbärmlichkeiten hinter sich. Ich sage Ihnen und Sie werden das auch selbst erfahren haben, daß hier in dem erhabenen Schweigen der Waldeinsamkeit, wenn man sich mit ihr erst ganz vertraut gemacht hat, wunderbare Stimmen flüstern, auf die man nur zu lauschen braucht, um der Wahrheit immer näher zu kommen.

[1] S. Jahrgang 1850. Nr. 275 ff. 282 ff.

O, glauben Sie mir, wer lange in der Abgeschlossenheit lebte, dessen geistiges Leben entfaltet sich meist reicher, als es auf allen Hochschulen der Welt der Fall gewesen wäre: denn das eigene, fortgesetzte Nachdenken ist der immer reicher sprudelnde Springquell, an welchem die hohen Kräfte der Seele geweckt und getränkt werden. Das wußten die großen Tiefdenker der Vorzeit recht gut und deßhalb zogen sie sich gern und auf lange Zeit in Wüsteneinsamkeiten zurück; ihr geistiges Auge durchdrang dort leichter die Nebel der Vorurtheile und entdeckte die großen Wahrheiten, die sie sodann der Welt verkündigten. So ein Moses, so ein Christus. An einsamen Meeresgestaden sollen Homer und Ossian ihre unsterblichen Gesänge gedichtet haben.

„Es tritt mir häufig eine große Idee vor die Seele und wir könnten uns hier in der Wildniß einen Wirkungskreis schaffen, der früher oder später unsere Namen ehrenvoll der Nachwelt überliefern würde. Zur Ausführung solcher Plane reichen die Kräfte eines Einzelnen nicht aus, allein zwei entschlossene Männer können manche Schwierigkeiten überwinden und große Entwürfe ins Leben führen. „Wie wär's," habe ich mich häufig selbst gefragt, „wenn du deine Thätigkeit nicht auf diese kleine Horde allein beschränktest, sondern alle diese zerstreut lebenden Indianerstämme vereinigtest und eine Kette von Colonien bildetest, wodurch ihr physischer und moralischer Zustand so sehr verbessert werden würde?" Wenn ein gemeinsames Band gleicher Interessen alle diese Stämme von Patachos, Botocudos, Puris, Tupis, Tupinambas, Guanas, Guarani und wie sie sonst heißen, umschlänge, wahrlich! wir könnten aus diesen unwirthbaren, aber von der Natur so sehr bevorzugten Gegenden und Wildnissen eine Landschaft voll blühender und ergiebiger Gefilde schaffen; wir können eine freie, unabhängige und mächtige Republik hier gründen. Dann würden wir ein an Abwechselungen reiches Leben führen, täglich neue Entwürfe ergrübeln und ins Leben führen können. Binnen zehn Jahren könnten wir 160,000 Indianer um uns herum schaaren und erforderlichen Falls 20,000 ins Feld stellen, die in dem natürlichen Bollwerke dieser pfadlosen, durch Dickicht, Abgründe und Sümpfe geschützten Wildniß einer Welt Trotz zu bieten vermöchten. Ich gebe mich auch gar keinen sanguinischen Hoffnungen oder donquixotischen Phantasien hin, wenn ich behaupte, daß sich hier in der Wildniß auf diese Weise ein Staat bilden lasse, der das schwache Kaiserreich in nicht langer Zeit in seinen Grundfesten erschüttern könnte: denn genügte die Indianermacht hierzu nicht, so dürfte man nur den Ruf der Freiheit unter den lange Zeit mißhandelten, an Zahl und Körperkraft der entnervten weißen Bevölkerung so sehr überlegenen afrikanischen Schwarzen ertönen lassen, und ihnen in unserer Mitte einen Sammelplatz zum Kampfe gegen ihre Tyrannen anbieten. Tausende würden uns zuströmen, um das lang verhaltene Rachegelüst zu kühlen, um des höchsten Lebensgutes, der Freiheit, sich zu erfreuen.

„Soweit würden sich aber meine Plane gar nicht erstrecken, sondern den Krieg würde ich nur dann wollen, wenn man uns den Fehdehandschuh hinwürfe. Die Thätigkeit des Geistes aber fände hinlängliche Beschäftigung und einen weiten Spielraum in der Ausübung der Künste und Gewerbe des Friedens: man könnte Straßen, Brücken und Wasserleitungen bauen, Sümpfe abdämmen und trocken legen, Forts errichten, und nachdem für die Lebensbedürfnisse hinlänglich gesorgt, sogar an Verschönerungen und große parkartige Anlagen denken."

Bei einer nähern Prüfung dieser Entwürfe ließ sich zwar die Möglichkeit derselben nicht bestreiten, wobei jedoch auch die ungeheuren Schwierigkeiten nicht übersehen werden durften, die mit der Realisirung derselben verknüpft waren. Dazu gehörten die Zeit eines Menschenalters und ein fortgesetztes Studium dieser schwierigen und blumenreichen Indianersprachen. Nach dem zwanzigsten Jahre aber hat man selten noch Lust, sich in ein so langweiliges Studium, als das der Philologie, einzulassen, und der Dämon des Ehrgeizes pflegt gewöhnlich erst nach dem dreißigsten Jahre bei empfänglichen Naturen von dem armen Menschenherzen Besitz zu nehmen. Ich stand damals in der Mitte. Jeder aber, der Clavigero's „Storia antica del Messico", oder Humboldts „Vues des Cordillères" gelesen hat, wird durch die horriblen Namen, als da unter andern sind: „Nezahualcojotl, Chicunquauhtli, Itzlicochitl" u. s. w. abgeschreckt seyn, sein Gedächtniß mit der Aufbewahrung derselben zu martern, und doch ist dieß nur Spielwerk in Vergleich mit den seltsamen Lauten der meisten südamerikanischen Ursprachen. Die Schwierigkeit der letzten übersteigt alle Begriffe, da Laute und Gurgeltöne darin vorkommen, die durch die europäischen Alphabete gar nicht auszudrücken sind. Oft ist die menschliche Zunge gar nicht im Stande, diese Worte auszusprechen, und irgend ein anderes Organ muß derselben dabei zu Hülfe kommen, irgend eine seltsame Gesticulation oder Gebärde den Sinn und die Bedeutung erst vervollständigen. Außerdem bestimmten mich noch andere Gründe, das Anerbieten Dom Francisco's abzulehnen.

Am folgenden Morgen nach dieser Unterredung und einem sechswöchigen Aufenthalt unter den Patachos trat ich gesund und lebensfroh die Rückkehr aus der Wildniß an. Mein Abschied von Dom Francisco war kurz, indem ich der Worte von Byrons Sardanapalus gedachte:

> All farewells should be sudden, when for ever,
> Else they make an eternity of moments,
> And clog the last sad sands of life with tears.

Deßhalb hatte ich ihn auch veranlaßt, seinen Vorsatz, mich eine Strecke durch die Wildniß zu begleiten, aufzugeben. Das sind immer trübe Augenblicke, wenn man dem Mann, den man achten und lieben gelernt hat, zum letztenmal die Hand drückt.

Außer Antonio bestand meine Begleitung aus acht Patachos, die theils meine gesammelte Naturalien, theils einige Lebensmittel trugen. Wir schlugen dießmal eine andere Richtung ein, in welcher uns die Reise weniger beschwerlich fiel, als früher der Fall gewesen war, denn obgleich man auch hier keine Pfade antrifft, so kamen wir doch weit öfters durch lichte Stellen und brauchten nicht so häufig steile Berge und Abgründe zu überklettern. Dergleichen Touren fallen jedoch dem Europäer immer höchst beschwerlich, denn bald ist man genöthigt, sich durch den mit Unterholz bis zur Undurchdringlichkeit verwachsenen Urwald hindurchzuarbeiten, bald müssen Sümpfe bis über den Gürtel durchwatet und steile Bergwände erstiegen werden. Für den nackten, leichtfüßigen Indianer, der von Jugend auf an die Strapazen solcher Streifzüge gewohnt ist, sind freilich solche Wanderungen keine große Beschwerde, und man sieht sie mit großer Gelenkigkeit die steilsten Felsen überklettern oder durch das Dickicht des Waldes gleiten.

Am ersten Tage durchwanderten wir ein Terrain, dessen Hauptphysiognomie zwar Urwald, allein doch abwechselnd von breiten Thälern und lichten Stellen durchschnitten war. Es wurde mehreres Geflügel und einige kleinere Vierfüßler erlegt, und am Mittag und Abend verzehrt, da die Indianer auf ihren Wanderungen nur zwei Mahlzeiten zu halten pflegen. Wir pflegten an denselben Stellen, meistens in der Nähe eines Baches oder einer Quelle zu übernachten, wo die frühern Karo-

nenzüge an den Parahyba unter Dom Francisco ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten.

Die Urwälder zeichneten sich auch in den Gegenden, durch welche dießmal unsere Wanderung ging, durch eine ungemeine Ueppigkeit der Vegetation aus, und die Sonnenwärme in Verbindung mit der Feuchtigkeit und einem fruchtbaren Boden erzeugt mit wahrhaft schöpferischer Kraft eine reiche Lebensfülle im Thier- und Pflanzenreiche. Das saftige Grün der Riesenbäume erbleicht in keiner Jahreszeit, sondern es bildet fortwährend ein schirmendes Dach über dem Wanderer. Tausende von Wucher- und Schmarotzerpflanzen ranken sich bis in die Kronen der kolossalen Bäume hinauf, und senden von hier aus Sprossen hinab, an denen große, oft wie Feuer im dunkeln Waldschatten erglänzende Blüthen hängen, die ohne Anhaltpunkt in der Luft zu schweben scheinen. Myriaden Blumen, riesige Aloen, blühende Myrthen, die orangegelbe Blühe der prächtigen Solandra, buntfarbige Bignonien, der purpurfarbige Dolichos, die verschiedenartigsten Cactusgewächse von seltsamer Bildung u. v. a. hätten dem Pinsel eines Wilhelm van Aelst eine reiche Beschäftigung und Fundgrube geboten. Ebenso prachtvoll ist das Thierreich, und man wird beim Anblick dieser diamantenen, goldglänzenden und buntfarbigen Vogel-, Käfer-, Schmetterlings- und Reptilienwelt immer von neuem zur Bewunderung hingerissen. Alles in der Natur ist Glanz und Schönheit, und dieser reiche Wechsel von Productenfülle kann den Reisenden auch einzig und allein für die vielen und unglaublichlichen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren entschädigen, womit solche Wanderungen verknüpft sind.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Leichardt.

Die australischen Blätter fangen an die Frage aufzuwerfen: wo ist Dr. Leichardt? Die Zeit ist auch nach seiner eigenen Schätzung bereits abgelaufen, wo man am Ende einer günstigen Reise von ihm hätte hören sollen. Drei Jahre sind verlaufen, seit er seine neueste Entdeckungsreise in den unbekannten Theilen des australischen Continents begann. Vor zwei Jahren hörte man zum letztenmal von ihm: er war damals 300 Meilen weit nach der letzten Gränzstation umgekehrt, um die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes zu beschreiben, durch das er und seine Gefährten gezogen waren, und bemerkte dabei, er fürchte von seiner großen Reise nie mehr zurückzukehren, er wünsche deßhalb, daß die bereits erlangte Kenntniß nicht verloren gehe. Er zog frischen Muths wieder hinaus in die pfadlose Wildniß, und seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Die traurige Nachricht von Kennedy's Expedition in der York-Halbinsel sollte die Wachsamkeit und Thätigkeit der Behörden in Bezug auf den kühnen, unternehmenden Leichardt spornen; man sollte Leute ihm nachsenden, die Wilden ausfragen, Belohnungen aussetzen, Leute vom Schwanenfluß aus ins Innere senden u. s. w. (Athen. 28 December.)

Die Bärenhaut.

Erinnerungen an den Sabinefluß.

(Fortsetzung.)

Durch ihr Ausruhen in der Schenke gestärkt und angeregt durch eine hinlängliche Anzahl Gläser Rum hatten die Canadier ihren Weg mit neuem Eifer fortgesetzt. Die kurzen Pfeifen zwischen die Zähne gepreßt, ruderten sie als hätte es sich um den Preis bei einer Wettfahrt gehandelt und zeigten recht, daß man nie emsiger arbeitet, als wenn es für sich selber geschieht. In ihrer raschen Fahrt kamen sie an reichen Pflanzungen vorüber, wo sie zwischen den Gehegen das Rindvieh brüllen und die Pferde wiehern hörten. Die Neger, welche die Baumwollfelder hackten, hielten einen Augenblick inne um der leichten Pirogue nachzusehen, und die Canadier flogen weiter wie der Vogel, der nach dem Walde heimkehrt. Indeß machte der Hunger sich fühlbar, und als sie auf eine schattige Insel zusteuerten, wo sie nach Bequemlichkeit das gedörrte Fleisch kochen konnten, das sie mit sich führten, rief eine Stimme vom Ufer ihnen zu: „Heda, Pirogue!“

Bei diesem unerwarteten Ruf hoben die Ruderer die Köpfe und blieben die Pagaye in der Hand unbeweglich.

Seyd ihr es, Vater Faustin? fuhr dieselbe Stimme fort.

Indem er sich bei seinem Namen rufen hörte, streckte der alte Canadier den Kopf gegen das Ufer. Seine beiden Söhne zeigten ihm einen Pflanzer, der mit einem Fernrohr, das er auf die Pirogue gerichtet hielt, am Rand des Wassers saß und sie mit seinem breitrandigen Hute herbeiwinkte. Sie wandten das Fahrzeug nach dieser Seite, und bevor sie das Land betraten, erkannte der alte Faustin in diesem Pflanzer einen ehemaligen Kaufmann aus Nieder-Louisiana, mit dem er lange geschifft war. Dieses Zusammentreffen hat nichts außerordentliches. Der Red River, von Ländereien von ungemeiner Fruchtbarkeit eingefaßt, an welche zum Theil noch ausgedehnte Wälder stoßen, zog damals eine große Zahl der Küstenfahrer an, welche gezwungen waren ihrem Handel zu entsagen. Sie ließen sich um die Dörfer nieder, wo französische Creolen, von Vater zu Sohn seßwohnend, glücklich und zufrieden lebten. Das amerikanische Element, welches später diese kleine Colonie überfluthete, machte sich noch kaum bemerkbar; es war eine Welt für sich, wo die einfachen und gastlichen Sitten der Colonisten sich in ihrer primitiven Unbefangenheit erhielten. Der Pflanzer wechselte mit den Canadiern herzliche Händedrücke, und lud sie in seine Wohnung ein. Unterwegs erzählten sie sich gegenseitig, was ihnen seit ihrer Trennung begegnet war; zwischen dem ehemaligen Küstenfahrer und den Schiffern der Pirogue verwischte sich der Abstand vor der Gleichheit der Farbe, da diese von so reiner weißer Abkunft waren, wie jener. Die Besitzungen des Ansiedlers bestanden in einem schönen Strich Landes, mit Wäldern, Seen, Savannen, in deren Mitte die Hand des Menschen die Felder anlegte; die Baumstämme noch im Boden und von Rauch geschwärzt, zeigten an, daß die Urbarmachung nur von einigen Jahren herrührte. Im Mittelpunkt dieses halbwilden Gebietes erhob sich die Wohnung des Herrn, ein einfaches hölzernes Haus, das mit Cypressenrinde (schubertia disticha) gedeckt und von einem geräumigen Hofe umgeben war, welcher den Pferden als Gehege diente. Er stand mit dem Flusse durch eine Tränke mit sanftem Abhang in Verbindung, ein Landungsplatz, an welchem schwanke Piroguen und schwere Boote mit flachem Boden angebunden waren. Diese, bestimmt die gesammelte Baumwolle an das entgegengesetzte Ufer in die Mühle zu bringen, waren mit Gitterwerk aus Schilfrohr bedeckt, das sie schwimmenden Käfigen ähnlich machte. Hinter dem Hofe dehnte sich ein breiter, mitten durch den Wald gehauener Baumgang aus; am Rand des Flusses bildeten die Hütten der Neger ein Dörfchen im Schatten von Platanen und Sycomoren.

Welcher Zufall, Vater Faustin, sagte der Pflanzer zu den Canadiern, indem er sie in sein Haus führte, welcher Zufall, daß ich gerade da sitzen mußte mit meinem Fernrohr, um meine Schlingel von Neger zu hüten, welche am andern Ufer des Flusses saßen! Ihr wäret am Hause eines Freundes vorübergefahren, ohne es zu wissen ....

O Vater Faustin! wie viel gab es längs der Ströme Geld zu verdienen, als wir noch zusammen schifften! ....

Und gegenwärtig müßte der beste Ruderer auf dem San-Lorenzo Hungers sterben, erwiederte der Alte, in dem er sich an den Tisch setzte, auf welchem sehr anlockender Wildbraten duftete; dann zog er aus seiner Gurt ein langes Messer in einer ledernen Scheide, und fing an zu essen. Seine Söhne thaten ein Gleiches, und ganz von ihrem Geschäfte hingenommen ließen die drei Canadier die Augen nicht von ihren Tellern. Die Negerjungen, welche aufwarteten, sahen diese Fremden mit den athletischen Gliedern, welche die Hüte auf dem Kopfe aßen und entschlossen schienen, ihnen nicht das geringste von dem zu überlassen, wonach sie lüstern waren, mit Staunen an. Gegen das Ende des Mahls trat die Tochter des Pflanzers herein; auf ein Zeichen ihres Vaters brachte sie eine Flasche Vogelkirschengeist und beim ersten Blick erken-

nend, daß sie Gäste vor sich habe, die wenig mit den Weltsitten vertraut waren, suchte sie halb aus Neugierde, halb aus Muthwillen ihnen einige Worte zu entlocken. Sie fragte daher, ob sie nach weiter wollten.

Das kömmt darauf an, erwiederte der Greis; wir gedenken, da uns aufzuhalten, wo die Wohnungen aufhören: wir gehen in die Wälder.

Es scheint daß es hier Rehwild gibt, sagte Antoine, der ältere der Söhne barsch, indem er die Platte, aus der er das letzte Stück Braten genommen hatte, mitten auf den Tisch zurückstieß. Gibt es auch Bären?

Bären! versetzte das Mädchen, ihre Arme kreuzend und mit ebenso ernsthafter als spöttischer Betonung? Bären, nun ja, es kommen manchmal welche vorüber . . . .

Bei dieser Antwort, worin der große Canadier nicht einmal einen Schatten von Schalkheit erblickte, wandte sich Stephan, der jüngere, langsam um und heftete auf die Tochter des Creolen einen Blick, der sie erröthen machte. Der Pflanzer kehrte sich nun seinerseits zu seinen Gästen, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie anstatt sich in den Wäldern zu vertiefen, besser thun würden, in der Nachbarschaft zu bleiben. Er würde ihnen gute Maisfelder zum Anbauen geben, und von ihm unterstützt würden sie bequemer und besser eine gewisse Ackerstrecke urbar machen können, später könnten sie Schwarze kaufen, und eine Stelle unter denen einnehmen, die man Pflanzer nenne. Bei diesen Vorschlägen schüttelte der alte Canadier den Kopf, Anton verzog das Gesicht und Stephan schlug die Augen nieder.

Laßt es gut seyn, fuhr der Pflanzer fort, ich sehe, daß ihr ächte Wilde seyd. Wenn ihr durchaus in die Wälder müßt, so findet ihr sie einige Stunden von hier so einsam, wie ihr es nur wünschen könnt. Thut, wie es euch gefällt, und im Fall ihr anderer Ansicht werdet, erinnert euch, daß ich stets bereit bin, euch eine Hütte auf meinen Ländereien zu bauen.

Schönen Dank! sagte der alte Faustin, wenn ihr derreinst Verlangen habt nach einem schönen Stück Wild, so laßt mir nur ein Wörtchen sagen. Wir sind nun wohl ausgeruht, und mit eurer Erlaubniß wollen wir uns wieder aufmachen.

Ueber dieses gingen sie weiter. Herr Anton, rief ihnen die junge Creolin zu, ich vergaß euch zu sagen, daß ihr auf den Flußinseln Truthühner und nicht wenig Schildkröten im Sande finden werdet!

Anton, welcher sich umgewendet hatte, antwortete durch Kopfnicken und einem Rumpeln: Gut! — Und das Mädchen lachte mit heller Stimme.

Marie, sagte ihr Vater, welches Vergnügen machte es dir, über diese guten Leute zu lachen? Ihr Leben ist in harter Arbeit hingegangen; sie sind ein wenig verwildert, aber offen und einfachen Sinnes.

Ich spotte nicht über sie, mein Vater, erwiederte Marie; sie fragten mich um Nachweisungen, die ich stolz bin, ihnen geben zu können. Mit diesen Worten faßte sie den Arm ihres Vaters und sie kehrten nach dem Hause zurück. Die Canadier waren schon ferne. Nachdem sie den Rest des Tages gerudert hatten, brachten sie die Nacht am Ufer zu; am folgenden Morgen sahen sie sich in der Gegend um, das gelobte Land aufzusuchen, um dessentwillen sie so weit hergekommen waren. Den Baumwollfeldern, die allmählich seltener wurden, folgten die Maispflanzungen der „kleinen Weißen.“ [1] Bald zeigten sich die Kaimans häufiger im Ufersande; die Truthühner in Heerden durch das hohe Gras der Savannen und unter den Weiden der Inseln streifend, schienen minder scheu vor dem Geräusch der Ruder; Papagaien in zahllosen Flügen erfüllten die Wälder mit ihrem heisern übertönenden Geschrei. Bei diesen Anzeichen einer minder unterbrochenen Einsamkeit sahen die Canadier, daß sie dem Ziel ihrer Fahrt nahe waren; sie lenkten den Kahn nach dem Ufer und zogen mit Waffen und Gepäck gegen die Anhöhen; sie wählten zu ihrer Wohnstätte einen mit Sassafras überzogenen Hügel, halbwegs zwischen dem Red River und dem Sabine, einem kleinen Flusse, mit hohen Ufern und trübem raschfließendem Wasser, der Louisiana von Texas scheidet. Die Ufer eines dieser beiden Gewässer hätten ihnen bessern Boden und schönere Umgebung dargeboten, aber sie scheuten die Fieber der Niederungen, welche oft überschwemmt werden. Ueberdieß wollten sie weder Zuckerrohr pflanzen, noch Baumwolle säen, und mit der Poesie der Lage hatten sie nichts zu schaffen.

[1] Name der Creolen, welche selbst einiges Feld anbauen.

Gewiß verstanden diese Kinder Amerika's nichts von Poesie, aber sie hatten den Instinct der großartigen Natur, welcher sie in die Einsamkeit zog. Als sie Besitz von ihrem Hügel genommen hatten, schüttelte der Alte sein greises Haupt, athmete in vollen Zügen die frische würzige Luft des Waldes ein und sagte zu seinen beiden Söhnen: „Jetzt meine Jungen das Beil zur Hand, wir bauen hier!“ Er selbst reinigte den Boden von dem Gestrüpp, welches ihn überzog, während seine beiden Söhne mit ihren Aexten die hundertjährigen Bäume fällten, welche an dem Abhang üppig aufgewachsen waren. Während mehrerer Tage wiederhallten die Schläge ihrer Aexte, ein Werk der Zerstörung und Verwüstung, das unwillkürlich die Seele traurig macht! Das Blockhaus war bald aufgerichtet. Es erhob sich auf einsamem Hügel ferne genug, daß die Canadier nicht den Rauch eines nachbarlichen Daches über den Baumkronen aufsteigen sehen konnten; sie freuten sich des Gedankens, daß sie bei ihrer Jagd freie Hand haben würden. Der Jäger ist wie der Raubvogel, er kann nicht einen seines Gleichen in seiner Nachbarschaft leiden.

Es wäre ein Irrthum wenn man meinte, die Liebe zu Ordnung und fortgesetzter Arbeit, welche die Farmers des Nordens der Vereinigten Staaten beseelt, sey auch die vorherrschende Leidenschaft dieser Canadier gewesen. Wenn einige Fußbreit Tabak, Mais und süße Bataten um ihre Hütte wuchsen, war dieß Ergebniß der Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde des Klima's weit eher zu verdanken, als dem Fleiße der Auswanderer. Vater Faustin und seine Söhne hackten den Boden nur in ihren verlornen Stunden; ihre Streifzüge durch die Wälder am Red River bis zum Sabine hin, Jagd, Fischerei, nahmen ihre ganze Zeit hin. Sie dachten nicht daran sich zu bereichern, sondern nur ein unabhängiges Leben zu führen. Die „kleinen Weißen“ von französischer Abkunft, über ganz Amerika, vom San-Lorenzo bis nach Texas verbreitet, haben stets die Aufgabe zu lösen gesucht, so wenig als möglich zu arbeiten. Diese Menschen, stolz auf ihre weiße Farbe, weisen mit Verachtung alles von sich, was sie bis auf einen gewissen Grad den Negern gleich machen könnte. Dagegen haben sie die Lust an Vergnügen und lärmenden Spielen nicht verloren. Die Ueberlieferung von dem lustigen Leben mitten in den Wäldern erhielt sich nirgend lebhafter als in Ober-Louisiana. Einige Meilen von der Wohnung der Canadier standen ein Dutzend Hütten unregelmäßig zwischen den Pflanzungen zerstreut, welche den Mittelpunkt einer zwar sehr armen, aber äußerst unbekümmerten und deßhalb sehr zufriedenen Colonie bildeten. Stephan, der jüngste der Canadier, ging oft hin, und da er auf der Geige einige Noten spielen konnte, die einem Contretanz ähnlich waren, wurde er bald der Held und die Seele aller Feste. Sein Instrument war keineswegs ein Stradivarius, sondern eine elende Klapper, kaum gut genug für die Sprünge der halbcivilisirten Indianer von Nieder-Canada, das ihm ein alter Tanzmeister zu Montreal hinterlassen hatte. Wenn Stephan mit dem Bogen über die Saiten fuhr, blieb kein einziger Creole bei seiner Arbeit oder seinem Mittagsschläfchen. Diese Belustigungen wollten Anton nicht gefallen, das Leben in den Wäldern zogen ihn allein an. Zum großen Staunen der Mädchen in der Nachbarschaft kam er nie selten sich unter ihre Tänze zu mischen. Die einen fanden ihn stolz und finster, andere meinten er sey eifersüchtig auf seinen Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Vattemare, dessen Bemühungen für einen allgemeinen Austausch der Kunstwerke, der literarischen und wissenschaftlichen Schriften wir wiederholt erwähnten (s. Jahrgang 1841. Nr. 345), ist nach einem vierjährigen Aufenthalt in Nordamerika, wo er sehr zuvorkommend aufgenommen wurde, zurückgekehrt. Der Gedanke einer literarischen Allianz aller Völker steht mit dem Geist der Zeit im Einklang. Als Gegengeschenk für mehrere werthvolle Sammlungen französischer Schriften und Documente bringt er mehrere hundert Kisten mit Büchern, Planen u. s. w. aus Amerika zurück. Seine Sammlung soll in einem Gebäude, das die Stadt Paris zu seiner Verfügung stellte, aufgestellt werden. (Athen. 28 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. 3 Januar 1851.

Gold und Silber.

Die Frage über den verhältnißmäßigen Werth von Gold und Silber fängt an sehr ernstlich auf den Verkehr einzuwirken, und große Verwirrung zu erzeugen. Man streitet sich viel darüber, ob die Masse des aus Californien einströmenden Goldes wirklich so bedeutend sey, daß sie zu gesetzlichen Veränderungen wie der Bestimmung des Werthes der Münzen Anlaß geben solle, und viele sind geneigt, die jetzige Erscheinung als eine vorübergehende Sache anzusehen, die nicht nothwendig das Einschreiten der gesetzgebenden Macht erfordere. Den Streit auf diesem Boden zu führen ist ziemlich überflüssig, denn fürs erste stimmen die Angaben über die Massen des bereits nach Europa gelangten und wahrscheinlich noch dahin gelangenden Goldes keineswegs sehr zusammen, und zweitens weichen die Ansichten noch mehr darüber ab, welche Masse Gold der jetzige Geldverkehr ertragen werde, ohne daß ernstliche und andauernde Störungen entstehen. Wird die Frage so gestellt, so rechnet man mit lauter unsicheren Factoren, und kann zu keinem Resultate kommen. Diejenigen, welche einer gesetzlichen Abänderung abgeneigt sind, berufen sich namentlich auf den Umstand, daß der Schritt der holländischen Regierung die jetzige augenblickliche Störung des Geldverkehrs hauptsächlich veranlaßt habe, indem sie eine Masse Gold von 100 Mill. fl. auf den Weltmarkt warf, daß aber die holländische Regierung den Plan die Goldwährung abzuschaffen, schon viel früher gefaßt habe, als an eine Einwirkung des californischen Goldes zu denken gewesen sey. Letzteres ist allerdings richtig, denn der Plan der holländischen Regierung geht ins Jahr 1845 zurück, wo noch niemand an die californischen Goldminen dachte.

Dieß ist also ganz wahr, aber man muß auch erwägen, daß in Holland schon im Jahre 1845 die Frage zur Sprache kam, ob es passend sey, zweierlei Währungen zu haben, oder mit andern Worten den verhältnißmäßigen Werth zweier Waaren gesetzlich feststellen zu wollen. So wie die Sache von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt wurde, so war sie auch entschieden: der Staat kann den verhältnißmäßigen Werth zweier Waaren nicht feststellen. War man über den Punkt einig, daß nur Eine Währung bestehen solle, so konnte man sich allerdings darüber streiten, welche, ob eine Gold- oder Silberwährung; aber bei näherer Betrachtung ergab sich, daß die Feststellung einer Goldwährung nothwendig zwei Währungen involvirt, da der Kleinverkehr Silber verlangt und nicht mit Gold abzumachen ist. Außer diesem Grunde ergab sich noch ein zweiter, welcher wahrscheinlich in Holland hauptsächlich überwog. Auf dem ganzen Continent ist Silber das Hauptzahlmittel, und von den Ländern, die eine vorherrschende Goldwährung haben, kommt nur England in Betracht. Wählte man nun eine Goldwährung, so verband man sich solidarisch mit England, und der Geldmarkt in Holland konnte sich keiner Bewegung des englischen entziehen; wählte man die Silberwährung, so war die Abhängigkeit von einem einzigen vermieden, denn man konnte mit Deutschland, Frankreich und Italien verkehren und die Metallwerthe ausgleichen, während England nur seine bedeutenden holländischen Fonds an der Londoner Börse zu verwerthen brauchte, um allenfalls einen überschwänglichen, für Holland lästigen und schädlichen Abfluß der Goldmünzen hervorzurufen.

Die, welche in Holland für die Beibehaltung beider Währungen stimmten, gingen hauptsächlich von der Ansicht aus, daß Holland den Vermittler zwischen dem Continent und England machen solle, allein der Vermittler konnte gelegentlich sehr schlimm wegkommen. Belgien, minder gewitzigt, suchte in diese Vermittlerrolle einzutreten, indem es durch ein Gesetz vom 31 März 1847 einen eigenen Goldcurs einführte, und den fremden Goldmünzen einen gesetzlichen Curs gab. Als aber im November desselben Jahrs in Holland ein Gesetz erfolgte, demzufolge künftig nur Silbergeld mit gesetzlicher Währung und Goldmünzen nur als Handelswaare geschlagen werden sollten; als am Ende des Jahres 1849 ein Gesetz die holländische Regierung ermächtigte, die 5 fl. und 10 fl.-Stücke einzuziehen, und dieß am 9 Junius 1850 durch eine Ordonnanz wirklich ins Werk gesetzt wurde, da erkannte man in Belgien den Irrthum, und die Verlegenheit, welche aus dem Zuströmen der holländischen Goldmünzen entstand, hatte zur Folge, daß man zuerst Maaßregeln gegen die englischen Sovereigns ergriff, und endlich am 7 Dec. 1850 einen Gesetzesvorschlag zur Wiedereinziehung der eigenen und zur Außercurssetzung der fremden Goldmünzen einbrachte. Dieser wurde mit solcher Hast betrieben, daß schon am 28 Dec. die Regierung den von dem Repräsentantenhaus und dem Senat bewilligten Entwurf promulgiren konnte. Diese Eilfertigkeit beweist, daß die belgische Regierung Gefahr auf dem Verzuge sah, und wenigstens den gesetzlichen Curs fremder Goldmünzen sobald als möglich los seyn wollte. Dadurch ist nun die Frage Frankreich näher gerückt, und die französische Regierung setzte eine Commission nieder, um über die Angelegenheit zu berichten.

Die Frage ist für Frankreich in mehr als Einer Beziehung wichtig und schwierig. Man hat seit 50 Jahren jährlich für 25 bis 30 Mill. Fr. Goldmünzen geschlagen, im J. 1850 aber stieg diese Zahl auf 70 oder nach andern Angaben auf 85 Millionen. Frankreich hat also für etwa 1400 Mill. Goldmünzen, und wenn man auch zwei Drittheile als eingeschmolzen oder ausgeführt annimmt,

so bleiben immer noch 500 Mill. übrig. Dieß ist eine so bedeutende Summe, daß man sich nur in dringender Noth entschließen wird, sie zu devalviren, und als bloße Handelsmünze zu erklären. Aber das Gold strömt jetzt in Masse nach Frankreich, aus der englischen Bank sind zwischen dem 14 und 21 December allein 500,000 Pfd. St. in Gold herausgezogen worden, und wahrscheinlich sämmtlich nach Paris gegangen. Die Münze ist mit Aufträgen zum Prägen überbürdet, und sucht alle möglichen Mittel hervor, um das Ausprägen langsamer gehen zu machen, aber alles das hilft nichts: so lange das Gesetz da ist, welches das 20 Fr.-Stück zum gesetzlichen Zahlungsmittel für 20 Fr. macht, wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen ihr das Gold zuströmen, und ein großer Theil der Zahlungen, die in Paris zu machen sind, wird in Gold geschehen. Dann theilt Frankreich mit England die Unsicherheit des Goldwerthes, und eine Menge Geschäfte, namentlich mit der Schweiz und Italien, welche sonst über Paris gingen, werden dann über die deutschen Plätze und Holland abgemacht werden, so daß Frankreich ein empfindlicher Verlust im großen Wechselverkehr droht, abgesehen von dem immerhin möglichen Verlust am Gold selbst. Entschließt man sich aber in Frankreich gleichfalls die Goldmünzen zur Handelswaare zu erklären, dann fällt die Last der Unsicherheit des Goldwerthes auf England allein, und sehr viele Geschäfte müssen sich von dort wegziehen. Man wird also von Seite Englands alle Segel aufziehen, und allen Einfluß anwenden, um eine gleiche Maaßregel, wie in Holland und Belgien, zu verhindern. Namentlich an der Börse sind Leute genug, die von diesem schwankenden Zustande der Metallwerthe Vortheil ziehen, aber das Interesse des Landes fordert durchaus um das Zuströmen des Goldes zu hemmen entschiedene Schritte gegen die Goldwährung.

Rückkehr von den Patachos in das Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Als wir bei Sonnenuntergang unser Nachtlager im Walde erreichten und beschäftigt waren ein Feuer anzumachen, schlug mein Hühnerhund an, und als ich der Richtung seines Blickes folgte, bemerkte ich gerade über uns in den Zweigen des Baums eine sanfte Katze (felis mitis), ein auf Zehen gehendes, fleischfressendes Raubthier, das auch sehr bald erlegt wurde. Unser Abendessen bestand nun aus seltsamen Fleischspeisen, die einen Europäer mit Abscheu erfüllt und an Macbeths Hexenküche lebhaft erinnert haben würden. Außer diesem Raubthiere hatten die Indianer heute noch einen Leguan, der zum Eidechsengeschlechte gehört und 3 bis 5 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Fuß dick wird, sodann eine Klapperschlange und endlich den bleifarbenen Falken (falco plumbeus, Linn.) erlegt. Die Indianer essen fast alle vierfüßigen Thiere, Vögel und verschiedene Reptilien. Bald sah man sie denn auch dieß Wildpret ausweiden, reinigen und sodann auf ihre Weise bereiten und verzehren. Das Mahl schmeckte ihnen ganz vortrefflich, und sie blieben in sehr vergnügter Laune fast die ganze Nacht um das große Feuer in Bewegung. Ich hatte mir ein Stück Eidechsenbraten bereitet, die übrigen Herrlichkeiten aber den Indianern gern überlassen. Das Fleisch vom Leguan, welcher sich hauptsächlich von Schlangen und schädlichen Insecten nährt, ist äußerst zart und wohlschmeckend und gleicht an Geschmack und Farbe dem der jungen Hühner. Jedoch ist mir versichert worden, daß der Genuß desselben oft schlimme, ja lebensgefährliche Folgen nach sich ziehe, welchen Umstand man dem Gifte der vom Leguan verzehrten Schlangen beimessen will, das dem Thiere selbst nicht schädlich, aber seinen Verspeisern oft verderblich ist. Allein dieser Grund scheint nicht haltbar, da z. B. auch die Schweine in solchen Ländern, wo es Schlangen gibt, diese sehr gern und häufig fressen, ohne daß man jemals nachtheilige Folgen davon verspürt hätte. Etwas Aehnliches erzählt man auch vom Delphin, und ein Schiffscapitän hat mich versichert, daß durch den Genuß einiger dieser eben so schönen als wohlschmeckenden Fische, die sie mit der Harpune in den westindischen Gewässern, und zwar in der Nähe von Guadeloupe, erlegt hatten, die ganze Mannschaft des Schiffes, auf dem er damals als Untersteuermann diente, nicht nur tödlich erkrankt, sondern der Schiffszimmermann gestorben sey; nur ein alter Matrose, dessen Warnung vor dem Genusse des Fisches man verlacht habe, sey gesund wohlauf geblieben. Inzwischen soll nur in einigen Strichen des westindischen Archipels der Genuß dieses Fisches schädliche Folgen haben. Ob und wie viel Wahres an der Sache ist, lasse ich dahin gestellt seyn; ich habe jedoch häufig das Fleisch beider Thiere ohne Nachtheil genossen.

Nach einer kurzen Wanderung durch Urwald traten wir am folgenden Morgen bald in ein breites Thal, das größtentheils von Holzung gelichtet, von natürlichen Weiden und hie und da von Sümpfen und kleinen Flüssen durchschnitten und dann wieder ringsum von dichten Hochwäldern eingeschlossen war. In den Sümpfen bemerkten wir eine Menge von Alligators sich im Schlamme herumtummeln oder sich am Ufer sonnen.

Eine vereinzelt in diesem Wiesenthale stehende Baumgruppe bot uns einen schattigen Ort zur Mittagsrast dar, und bald waren auch die Anstalten zum Mahl getroffen, dessen wesentliche Bestandtheile mehrere schmackhafte Sumpfvögel, ein Affe und einige Gürtelthiere ausmachten. Obgleich die fast senkrecht stehende Sonne noch glühende Strahlen auf unsere Häupter herabsandte, so setzten wir doch sehr bald unsere Wanderung fort, da die Strecke bis zu unserm heutigen Nachtlager noch ziemlich groß war. Diese anhaltenden Märsche durch unwegsame Wildnisse, in der Gluth einer tropischen Sonne ermüden den Europäer nach und nach auf den Tod, und es gibt Augenblicke, wo man die Geduld verliert, und diese brasilischen Wildnisse zu allen Teufeln wünscht. Gegen vier Uhr gelangten wir erst wieder in Waldungen, und wenn das schirmende Laubdach nun auch Schutz gegen den Brand der Sonne gewährte, so mußte man mit den erschöpften Körperkräften wieder bergauf und absteigen, und durch das Dickicht des Waldes sich durcharbeiten. Erst nach zwei endlos scheinenden Stunden kamen wir an die Stelle unsers heutigen Nachtlagers. Aber wenn ich nach dem ermüdenden Marsche glaubte durch einen recht erquickenden Schlaf mich zu neuen Strapazen zu stärken, so fand ich mich in dieser Hoffnung bitter getäuscht. Mit der Annäherung der Regenzeit finden sich auch Myriaden von Mosquiten, Meruims (eine Schnackenart mit dickem Kopfe) und wie sonst die peinigenden Insecten der heißen Zone noch heißen, ein, und es gibt kein Mittel, sich gegen den Ueberfall dieser Schaaren von Blutsaugern zu schützen oder zu vertheidigen. Die dickhäutigen Indianer scheinen wenig von dieser Plage zu spüren, während der Europäer davon fast zur Verzweiflung gebracht wird, denn es ist rein unmöglich, auch nur einer ruhigen Minute sich zu erfreuen.

Mit zerstochenem, geschwollenem und schmerzbrennendem Gesichte, dito Händen und Füßen trat ich am folgenden Morgen mit meinen Begleitern die Weiterreise an, die heute ununterbrochen durch Hochwald führte. Gegen Mittag hielten die Indianer plötzlich in ihrer Wanderung inne, und berichteten bald, daß wilde Schweine in der Nähe wären. Von einer Fährte war

nichts zu sehen, allein die unglaubliche Schärfe ihres Geruchsinns verrieth ihnen die Nähe dieser Thiere. Wir stießen auch bald auf einen Rudel, aus Keiler, Bache und vier Frischlingen bestehend. Es war in einer eben nicht sehr großen Lichtung des Waldes, wo die Thiere ihr Lager hatten, und Antonio und ein anderer Indianer schlichen heran, um die jüngern Thiere zu schießen. Der Knall meines Gewehrs würde sie uns auf das Leib gebracht haben, denn wenn auch das südamerikanische wilde Schwein nicht ganz die Wildheit des europäischen besitzt, so bleibt ein Kampf mit demselben ohne Geschoß immer eine gefährliche Sache. Es geschah aber jenes auch nicht sowohl deßhalb, um einen Kampf mit den alten Thieren zu vermeiden, der diesen jedenfalls das Leben gekostet haben würde, sondern es geschah vielmehr, um ihnen dasselbe zu erhalten, da die Indianer so viel Wildpret in diesem Augenblicke nicht benutzen konnten, und die Tödtung der Alten daher nur eine nutzlose, ihnen selbst nachtheilige Ausrottung des Wildes gewesen wäre. Vier Pfeile genügten, um eben so viel Frischlinge zu erlegen. Die Aufgabe war nun, die erlegten Thiere ohne Kampf aus dem Bereiche der Alten zu schaffen. Sechs Indianer brachen zu diesem Zweck auf, und während zwei derselben auf der entferntesten Stelle in der Lichtung sich zeigten und die wüthenden Thiere auf diese losstürzten, ergriffen die vier andern Indianer mit großer Behendigkeit die Jagdbeute und waren damit bald im Dickicht des Waldes verschwunden. Den beiden andern Indianern aber fiel es nicht schwer, sich von den alten Thieren loszumachen und aus ihrem Bereich zu kommen.

Nach dieser glücklichen Jagd beschlossen die Indianer, heute die Weiterreise aufzugeben und dagegen den Rest des Tages mit Schmausereien zu verbringen — ein Entschluß, der niemanden erwünschter kam als mir, da ich in der That in hohem Grade erschöpft war. Obgleich ich sie auch ohne diesen eingetretenen Umstand leicht hätte zu einem Rasttage bereden können, so mochte ich ihnen doch nicht hinsichtlich meiner geschwächten und angegriffenen Körperkräfte eine Blöße geben, da in ihren Augen nichts verächtlicher als ein Schwächling erscheint. Die Indianer wollten überdem wissen, daß in der Nähe einige Rehe ständen, weßhalb zwei von ihnen auch sogleich zur Jagd aufbrachen, die übrigen aber ohne Verzug zur Bereitung des Mabieo sich anschickten. Ein großes Feuer wurde angezündet und die Borsten der Schweine abgesengt, diese ausgeweidet und zerlegt, und bald war das Kohlenfeuer rings mit hölzernen Spießen besteckt, an denen das Fleisch gebraten ward. Ein solcher Spießbraten, wenn er gehörig durchgebraten und mit Salz versehen wird, ist äußerst schmackhaft. Die Indianer waren in der rosigsten Laune, die sich noch steigerte, als die beiden Jäger mit einem fetten Rehbock und einem Affen auf dem Rücken heimkehrten. Einige andere Indianer hatten eine Menge wildwachsender, aber wohlschmeckender Früchte herbeigebracht, und so war denn alles vorhanden, was nach ihren Begriffen zu einem Festschmause gehörte, den sie auch ohne Verzug begannen und bis tief in die Nacht fortsetzten. Ich hatte mich früh in meine Hängematte gelegt, und schlief diese Nacht, da der Stachel der Mosquitos mich mehr verschonte, ziemlich ruhig und fest.

Wenn die Wilden einmal in das Schwieren gerathen, so können sie sich auch nicht sobald wieder herausfinden. Die vier Frischlinge waren verzehrt, allein am folgenden Morgen blieben noch Rehbock und Affe übrig, und da sie doch hinlänglich bepackt waren, so wollten sie sich mit deren Fortschaffung nicht weiter belästigen, sondern man beschloß bis Mittag ferner zu rasten, und Rehbock und Affen den vier Frischlingen nachzusenden. Ich hatte nichts dagegen und gebrauchte bis dahin an einer nahen Bergquelle mit gutem Erfolg die Kaltwassercur gegen die Mißhandlung der Mosquitos. Hier war es, wo mir zu meinem nicht geringen Leidwesen eine große Beute entging; als ich nämlich im Schatten des Waldes neben dieser Quelle lag, bemerkte ich zwei Vögel, die einer bisher noch unbeschriebenen Gattung angehörten. Es waren ein Männchen und Weibchen. Beide Thiere zeichneten sich durch das überherrliche Farbenspiel ihres Gefieders aus, so daß mir bei ihrem Anblick ein unwillkürlicher Ausruf der Bewunderung entfuhr. Der männliche Vogel war etwas größer als unsere Taube, der Körper vom reinsten und schönsten Hellgelb, die Flügel im prächtigsten Grün schillernd. Den pfauenartigen Schwanz bildeten im schönsten Wechsel gelbe und grüne Federn, während ein himmelblauer Federbusch den Kopf zierte und Schnabel und Beine von hellrother Farbe waren. Der weibliche Vogel war jenem ganz gleich, nur daß ihm der prachtvolle Schweif und Federbusch abgingen. Ich hatte mein Gewehr nicht zur Hand, und als ich aufstand, um dasselbe herbei zu holen, flogen die anscheinend sehr schönen Vögel davon, und unsere mühsamen Nachstellungen blieben fruchtlos. Es ist als ob man zuweilen von irgend einem schadenfrohen Neckgeist geäfft wird, denn es ist mir häufig begegnet, daß ich den ganzen Tag über gejagt habe, ohne zu Schuß kommen zu können, aber kaum hatte ich das Gewehr aus der Hand gelegt, als sich auch irgend ein Wildpret zeigte. So ging es mir also auch heute, denn mein Gewehr, von welchem ich mich sonst keinen Augenblick zu trennen pflegte, hatte ich bei dieser seltenen Gelegenheit nicht in Bereitschaft, und so mußten die Vögel entkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auckland-Inseln,

welche jetzt namentlich auf Hrn. Enderby's Antrag besiedelt werden sollen, um von da aus den Wallfischfang in größerem Umfang zu betreiben, scheinen wesentlich vulcanischen Ursprungs. Nach den von Hrn. Enderby eingelaufenen Berichten ist das Land an Laurie's Hafen sehr steil, die Berge 6—900' hoch, und allenthalben mit Holz bewachsen. Dieß ist auf eine eigenthümliche Weise verkrümmt, und wenn Sir J. Roß dasselbe nicht höher als 30' angab, Commodore Wilkes dagegen 70' hoch, so erklärt sich dieß vielleicht aus dem Umstand, daß von zehn Bäumen neun ganz ungewöhnliche Formen annehmen; einige haben 4' im Durchmesser und sind über 80' lang, erheben sich aber selten mehr als 40' über den Boden. Die Abbeugung des Stamms mag von der Art des Bodens herrühren, der über alle Beschreibung fruchtbar seyn und hauptsächlich aus verfaulter Pflanzenerde bestehen soll. Die Bäume scheinen keinen festen Halt darin zu haben, und diejenigen, die noch nicht sehr schwer sind, kann man leicht mit der Wurzel ausreißen. Das Holz ist ausnehmend hart, und hat das Aussehen von Teckholz, ist aber so verdreht, daß man das Kern kaum verfolgen kann. Die Blätter sind meist dunkelgrün, etwa einen Zoll lang, und wie die der Myrte gestellt; auch haben sie eine schöne Blühe, an Farbe der der Fuchsia ähnlich. An dem Ufer des oben genannten Hafens liegt alles voll Stücke schwarzen basaltischen Gesteins von 20 bis 400 Pfd., und diese Felsstücke reichen weit in das vollkommen klare Waßer hinein. Wahrscheinlich werden diese Inseln der allgemeine Anhaltspunkt für die Wallfischfänger der Südsee werden. (Liter. Gaz. 28 December.)

Die Bärenhaut.

Erinnerungen an den Sabinefluß.

(Fortsetzung.)

Junge, sagte ihm bisweilen der Vater, du hast Unrecht den Wilden zu spielen. Wenn die Zeit deiner Verheurathung kömmt, wird es

dich gereuen. Sieh den Stephan, ... alle Weiber sind von ihm berückt! Anton antwortete nicht, und jagte fort und fort. Einige Zeit nach ihrer Einrichtung im Walde mußten die drei Canadier nach dem Dorfe gehen, um ihre Vorräthe zu erneuern. Am Abend zuvor schoß Anton ein Reh und legte es in die Pirogue. Das ist für den Pflanzer und seine Tochter, sagte er mit gehobener Stimme, indem er das Thier in Bananenblätter wickelte; sie haben uns wohl aufgenommen bei unserer Ankunft, und wir können nicht an ihnen vorüberfahren ohne ihnen zu danken.

Wohlgedacht, mein Junge, versetzte der Alte, es sind wackere Leute, freigebig und gefällig. Ehedem wurden so die Reisenden längs des ganzen Flusses aufgenommen, aber nun! ... Man trifft allenthalben nur Yankees, und diese geben nichts umsonst, nicht einmal ein Glas Wasser!

Im Augenblick, als sie die Pirogue vor der Pflanzung anlegten, kam Marie, welche sie von weitem erblickt hatte, ihnen entgegen. Indem sie den großen Canadier, der ernsthaft herbeikam, mit feierlichem und gemessenem Schritt, das Reh auf den Schultern, sich nahen sah, kam sie Lust zum Lachen an. Aber mein Gott! Herr Anton, rief sie ihm zu, was tragt ihr da?

Ein Wild, das ich für euch geschossen habe.

Für uns? versetzte das Mädchen. Mein Vater wird von dieser Aufmerksamkeit entzückt seyn; es ist recht liebenswürdig von euch, an ihn gedacht zu haben .... aber so wartet doch ein wenig, daß ich einen Neger herbeirufe; ich will nicht daß ihr diese Last bis ins Haus traget.

Der gerufene Neger beeilte sich so langsam, daß Anton das Reh auf den Tisch gelegt hatte bevor dieser gekommen war, und die drei Canadier wollten ihre Reise fortsetzen. Sie hatten sich verabredet dießmal die Gastlichkeit des Ansiedlers nicht anzunehmen: in ihrer Eigenliebe hielten sie darauf zu beweisen, daß dieser Besuch ein ganz uneigennütziger sey. Nachdem der Pflanzer vergeblich darauf gedrungen hatte, daß sie bis den andern Tag verweilten, ließ er sie ziehen: aber als sie im Begriff waren das Weite zu gewinnen, sagte er zu dem Alten: Vater Faustin, ihr macht zu viele Umstände mit einem alten Freunde; ihr versprecht mir wohl bei eurer Rückkehr hier anzuhalten, aber ich glaube euch nicht und muß ein Unterpfand haben. Ich behalte euren ältern Sohn zurück; die Tauben aus dem Norden beginnen zu streichen und lassen sich schaarenweise auf den Brachfeldern nieder, und die Seen wimmeln von Enten. Anton ist ein guter Schütze, ich will die Winterjagd mit ihm beginnen .... Ge zieht also weiter, und laßt mir ihn zurück.

Das läßt sich hören, sagte Vater Faustin, indem er seiner Pirogue einen Ruderstoß gab, der sie mitten in den Strom schleuderte. Anton warf wie ein Vogel in der Schlinge einen raschen Blick um sich her, dann auf das Fahrzeug, das hinter einer Insel verschwinden wollte.

Nun, sagte Marie, seyd ihr unser Gefangener, Herr Anton. Die Pirogue ist schon weit .... Glaubt mir es ist das beste, wenn ihr mit uns zu Tische kommt.

Am folgenden Morgen in aller Frühe war der Pflanzer auf den Beinen, die Büchse unter dem Arm; Anton, als Buschklepper das Pulverhorn umgehängt, mit Gamaschen von Rehfell und der kurzen Blouse von grauem Flanell, erwartete ihn in dem Hofe. Sie machten sich auf den Weg und entwarfen schon ihren Schlachtplan, als Marie auf einem hübschen mexicanischen Pferdchen ihnen im Galopp nacheilte.

Vater, rief sie, so wartet doch auf mich; ich will auch mit .... Wohin ihr geht, ich folge euch.

In diesem Falle ist es aus mit der Jagd, murmelte Anton, indem er sich auf seine Büchse stützte, die ihm bis ans Kinn reichte.

Bin ich euch im Wege, Herr Anton? fragte das Mädchen.

Ich sage das nicht, erwiederte der große Canadier, wir werden in den Baumwollfeldern auf gebahntem Pfade spazieren gehen, und vielleicht Kolibris und Sperlinge in den Schuß bekommen ....

Marie, fiel der Pflanzer ein, wie kannst du uns in das Dickicht folgen? Du würdest deinen Schleier an den Dornenbüschen zurücklassen, die Hände und Gesicht an den Stacheln der Acazien wund reißen, dein Pferd würde vor den Flintenschüssen scheu; sey gescheidt, und bleib zurück ....

Nun ja, so jagt denn, meine Herren, jagt nach Herzenslust, erwiederte Marie, indem sie ihrem Pony einen Schlag mit der Reitgerte gab; wenigstens werdet ihr mir gestatten ein wenig im Walde zu galoppiren, nicht wahr, Väterchen?

Und sie verschwand in dem Laubwerk.

Der Herbst ging seinem Ende zu; die Octoberregen hatten Flüsse und Teiche gefüllt. Die Lianen von der glühenden Sommerhitze verdorrt, waren mit neuen Sprossen bedeckt und schlangen sich fester um die knotigen Baumstämme. Zwischen den dürren Blättern, welche die Pfade bestreuten, drang frisches langes Gras aus dem Boden und wiegte sich in dem Winde. Der Ahorn hatte die Purpurfarbe der herbstlichen Zeit angenommen, und in den ersten Tagesstrahlen leuchteten seine dichten Zweige wie geschmolzenes Kupfer. Keine Wolke umhüllte das tiefe Himmelsblau; es war ein zweiter Frühling, minder lachend, minder blühend, trauriger als der erste. Der Kaiman, bereit in den lethargischen Schlaf zu fallen, in welchen er während des Winters versenkt bleibt, kam an die Oberfläche der Teiche herauf, um die laue Luft der letzten schönen Tage einzuathmen. Auf den Wurzeln der Cypressen über den dürren Zweigen, welche der Sturm abgerissen und die lose umherflatterten, wärmten sich Hunderte kleiner Schildkröten an der Sonne in langen Streifen gereiht, den Kopf vorgestreckt, und bereit beim geringsten Geräusch unter Wasser zu tauchen. Große Raubvögel, die einen träge und schwerfällig wie der Aasgeier, andere flüchtig und leicht wie der Falke, streiften mit den Schwingen über Schilf und Rasen hin, oder kreisten über dem hohen Walde. Bisweilen fuhr ein dumpfes Rauschen ähnlich plötzlichem Windeswehen in dem Lande durch die Luft; es war ein Flug wilder Tauben, welche vorüberzogen oder sich niederlassen wollten. Kein reißendes Thier hielt sich wenigstens am Tage in diesen Einöden auf, welche zu nahe an den Pflanzungen lagen; Marie drang daher ohne Furcht hinein. Sie flog kühn neben stehenden Wassern hin, um welche Cypressen mit Bartmoos behangen, riesenhafte Magnolien und hundertjährige Platanen den Sonnenstrahlen undurchdringliche Wölbungen boten und folgte auf gut Glück den halbverwachsenen Fußpfaden, welche sich durch kühle Thäler zwischen Weiden und Tulpenbäumen hinschlängelten. Nach einigen Stunden wurde sie gewahr, daß die Gegend immer wilder wurde, und dachte an die Rückkehr. Aber in diesen Wäldern sich zurecht zu finden, war nicht leicht. Sie irrte einige Zeit umher ohne aus diesem Labyrinth von Buschwerk herauskommen zu können, das noch kurz zuvor ihr so anmuthig erschienen war, und das sie jetzt zu schrecken begann.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein neuer flügelloser Vogel wurde nach einer Mittheilung Hrn. Westwoods in der linné'schen Gesellschaft auf der Howe's-Insel, welche zwischen der Norfolk-Insel und Neuholland liegt, aufgefunden. Also ein abermaliger Rest einer ausgebreiteten Familie. Capitän Poole hat diesen Ort zufälligerweise besucht, und da er denselben als günstig für die Colonisation ansah, so hat er sechs Irländer veranlaßt, sich mit ihren Frauen und Kindern daselbst niederzulassen. Diese Insel ist jetzt ein häufiger Zufluchtsort für Wallfischfänger der Südsee, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Da keine Regierung diese Insel in Besitz genommen hat, so ist sie jetzt das Eigenthum Hrn. Poole's, sie ist von ziemlicher Ausdehnung und hat zwei hohe Berge, die man auf 16 Seemeilen weit sehen kann. Auf dieser Insel hat Capitän Poole den bezeichneten Vogel entdeckt; er ist etwa von der Größe einer Ralle, und die Ansiedler finden sein Fleisch sehr gut. Kein solcher Vogel ist bis jetzt nach England gelangt, aber mehrere sind auf dem Weg. (Athen. 28 December.)

Milben im Zucker. Ein Hr. Jones hat Milben (Acarus) im weichen Zucker gefunden, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sich solche Milben, aber stets todt, in allen Arten von feuchtem Zucker finden. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. 4 Januar. 1851.

Der Industriepalast im Hydepark.

Der Industrie- oder Krystallpalast, wie man ihn jetzt öfters nennt, ist eigentlich nur Nachahmung eines Hauses, das ein Herr Paxton in den Gärten des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth baute, wo eine der schönsten Proben von Victoria Regia blüht, die in England sich finden. Es ist höchst interessant, daß der Baumeister selbst gesteht, er habe in dem mechanischen Bau des Blattes dieses vegetabilischen Wunders aus Guiana die Methode entnommen, wie die luftigen Pfeiler verbunden und dem ganzen Bau die nöthige Stärke gesichert werden kann. Hrn. Paxtons Plan fand allgemeinen Beifall, und die HH. Fox und Henderson unternahmen den Bau für 79,800 Pf. Die Gesammtausrüstung des Baues aber, wenn er stehen bleiben soll, wird 150,000 Pf. oder etwa 1 1/12 Penny per Kubikfuß kosten. Das Gebäude ist 1848 Fuß lang, 408′ breit und 66′ hoch. Diese lange Linie ist von einem Kreuzflügel von 108′ Höhe durchschnitten, der eine Reihe Ulmenbäume einschließt. Der ganze Bau besteht hauptsächlich aus Eisen und Glas, indem alle Pfeiler und Bindebalken, die das Dach stützen, aus Eisen sind. Die Pfeiler sind 3230 an der Zahl, 14′ 6″ bis 20′ lang, der Bindebalken von Gußeisen sind 2244, der Zwischenträger oder Verbindungen 1128, und der Tragbalken von geschmiedetem Eisen 358. Die Fensterrahmen sind von Holz, dehnen sich auf die ungeheure Länge von 202 Meilen aus, und fassen 900,000 Quadratfuß Glas ein. Außen sind die wirksamsten Mittel ergriffen, um den Regen und Thau des Himmels abzuhalten, und im Innern läuft der verdichtete Dunst längs dem Glase hinab, und ergießt sich, wie Regen und Thau, in die hohlen Pfeiler, welche die Feuchtigkeit abführen.

Dieser mächtige Bau bedeckt 18 Acres, und mit einer 24 Fuß breiten Galerie 21 Acres. Seit sich indeß zeigte, daß der Raum, den man verlangte, größer war als anfangs bewilligt wurde, so hat man noch eine zweite Galerie hinzugefügt, wodurch der Raum auf 25 Acres erweitert wurde. Man wird sich am besten einen Begriff von der Größe des Baues machen können, wenn man erwägt, daß der Tischraum zur Ausstellung acht Meilen einnimmt, und daß es eine hübsche Tagreise ist, an diesem ganzen Tischraum herumzukommen. Der gesammte Kubikraum des Glaspalastes beträgt 33 Mill. Fuß. Rings um den untern Theil des Gebäudes ist Holz statt Glas verwendet, was der Ausstellung mehr Wandraum gibt, und noch mehrere andere Vortheile hat. Die Vorsorge für Ventilirung ist ausnehmend gut, und erst nach sorgfältigen Proben angewendet. Das ganze Gebäude ist mit Ventilationsbrettern ausgerüstet, die in solchem Winkel gestellt sind, daß aller Regen ausgeschlossen ist, der Wind aber frei durchstreicht. Dach und Südseite des Baues sind mit Kannevas gedeckt, das man bei heißem Wetter naß erhalten, und so eine angenehme Kühle sichern kann. In dem Kreuzflügel allein nehmen die Ventilatoren 5000 Fuß Fläche ein.

So ist der merkwürdige Bau, der die aufgehäuften Proben der Industrie aller Nationen aufnehmen soll, nahezu vollendet, und bietet einen Umfang dar, der fast zu groß scheint. Steht man in der Mitte des Kreuzflügels, und sieht von einem Ende zum andern, so steigen unwillkürlich zwei Fragen auf: wird dieser Raum je gefüllt werden? und wenn er gefüllt, wird unter Tausenden auch nur Einer die Geduld und Ausdauer haben, das Ganze zu sehen? Wir glauben die erste Frage bejahend beantworten zu müssen, die zweite freilich ist ein Problem, auf das wir uns nicht einlassen können.

Rückkehr von den Patachos in das Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag brachen wir auf, und dem Zuge in einiger Entfernung voran schritten immer zwei Jäger, um vorkommende jagdbare Thiere zu erlegen, und überhaupt als recognoscirende Vorhut zu dienen, denn es konnte sehr leicht sich ereignen, daß wir mit einer andern streifenden Indianerbande zusammengestoßen wären. Die andauernde Wanderung durch diese Wälder ist nicht nur höchst beschwerlich, sondern auch sehr einförmig, und alle die kleinen Jagdabenteuer, welche die Monotonie derselben unterbrechen, z. B. wie hier eine Schlange getödtet, dort ein Vogel, ein Affe, ein Reh u. s. w. erlegt wird, wie bald unabsehbare Züge von Papagaien über dem Haupte des Wanderers hinziehen und die Lüfte mit lautem Geschrei erfüllen, bald eine Schaar Affen ihre Ankunft durch stundenweit vernehmbares Gemurmel ankündigt, und dem Jäger ihren Aufenthaltsort verräth — ich sage, alle diese kleinen Vorfälle in das Einzelne zu beschreiben, würde theils zu Wiederholungen führen, theils den Leser ermüden. Mehrere Tage ging die Reise unter solchen kleinen Ereignissen fort, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Am Abend des siebenten ungewöhnlich schwülen Tages überfiel uns eines jener schrecklichen Gewitter, wie sie nur die Tropengegenden kennen, und welches bis zum Morgen des zweiten Tages in gleicher Furchtbarkeit ununterbrochen fortwüthete, so daß selbst die Indianer, welche doch an diese großartige Naturerscheinung von Jugend auf gewohnt sind, Merkmale des Schreckens und der Bewunderung kundgaben. Die außerordentliche Lebhaftigkeit der Blitze und die unmittelbar darauf folgenden heftigen Donner-

schläge zeugen von der großen Menge elektrischen Stoffes, der in der Atmosphäre vorhanden ist, und wozu sich auch wohl die Geneigtheit der letztern gesellt, die Dünste zu verdichten und in Blitz und Regengüsse aufzulösen. Der Reisende, der von einem solchen Gewitter in diesen Wildnissen überfallen wird, geräth in die größte Lebensgefahr, da Sturm, Blitz und der herabströmende Regen sich verschworen zu haben scheinen, ihn mit allen Schrecknissen zu umringen. Ganze Bergwände werden eingestürzt, viele tausend Centner schwere Felsblöcke lösen sich von den Bergspitzen ab und rollen mit entsetzlichem Donnergekrach, alles vor sich niederschlagend, in die Tiefe hinab. Die kleinsten Gebirgsbäche schwellen mit unglaublicher Schnelligkeit zu großer Höhe, und richten mit ihren wilden Strudeln und Stürzen die entsetzlichsten Verheerungen an.

Wir sollten alle diese Schrecknisse erfahren. Das Gewitter entlud sich so plötzlich und mit solcher Heftigkeit, daß wir gegen die Wuth desselben fast gar keine Vorkehrungen treffen konnten. Nichts schützte uns als das dichte Laubdach des Waldes, doch war dieses nicht stark genug, um uns gegen den stromartig herabstürzenden Regen zu schützen. Ich war um meine Naturalien sehr besorgt, doch gelang es mir nach großen Anstrengungen, den größten Theil derselben in einem hohlen Baum zu bergen, obschon ich den Rest dem Verderben preisgeben mußte. Es war ganz unmöglich ein Feuer anzumachen und zu unterhalten, und jeder von unserer Gesellschaft suchte sich so gut es gehen mochte, gegen das Unwetter zu sichern. Der eine suchte Schutz unter dem Vorsprung eines Felsens, ein anderer verkroch sich in einen hohlen Baum, jeden Augenblick gewärtigend, daß der Sturm denselben entwurzeln oder über seinem Kopf zerbrechen und auf diese Weise den Insassen zerschmettern möchte; einem dritten diente ein Bambusbusch zum Asyl. Die meisten jedoch hatten sich mit dem Gesichte zur Erde glatt auf den Boden geworfen, und erwarteten mit ächt indianischem Stoicismus so das Schicksal, das über sie ergehen mochte, da überall die Gefahr gleich groß war. Das letztere hielt auch ich für das Beste, befestigte meine Hängematte zwischen zwei Bäumen und legte mich mit größtmöglicher Resignation hinein, den in Güssen auf mich strömenden Regen mißachtend, und der Schauermelodie der rings in Aufruhr gerathenen Natur lauschend. So lagen wir denn meist starr und bewegungslos, und nur wenn der Blitz einen der Riesenbäume in unserer nächsten Umgebung wie dürres Reis zersplitterte und der schreckliche Donner das ganze Waldgebirge zu schütteln schien, oder große Felsenlawinen in die Tiefe rollten, wurden auch die Kaltblütigsten minutenlang aus der Erstarrung aufgeschreckt. Auch der Morgen stillte den wilden Kampf der Elemente nicht, sondern fort raste der Gewittersturm mit gleicher Heftigkeit, doch ließ uns der anbrechende Tag eine natürliche Felsenhöhle finden, die einigermaßen Schutz gegen den Regen, also doch im Vergleich mit der Situation der durchlebten Nacht einen großen Comfort bot. Allein bei jedem der ununterbrochenen, entsetzlichen Donnerschläge schien die ganze Höhle zu erbeben und drohte uns in ihren Trümmern zu begraben. Wie hatte das Unwetter mich zugerichtet! Die nackten Indianer nahmen sich noch ziemlich stattlich aus, während ich dastand, wie man Belisar oder den verlorenen Sohn in ihren effectreichsten Bettlercostümen abgebildet sieht. Die Kleidung hing mir in Fetzen vom Leibe, und dabei war natürlich kein Faden trocken. Jetzt stellte sich auch noch ein anderer Verbündeter der menschlichen Plagegeister, der Hunger, ein, da unser ganzer übrig gebliebener Proviant in einigen trockenen Bohnen bestand, die nicht roh zu genießen, trockene Brennmaterialien aber bei dem unaufhörlich herabströmenden Regen nicht aufzutreiben waren. Inzwischen vermögen die Indianer ohne große Beschwerde 48 Stunden zu fasten, und der abgehärtete Reisende darf ebenfalls vor einer solchen kleinen Hungercur nicht zurückschrecken. Den ganzen Tag und die Nacht tobte das Unwetter gleich heftig fort, indem es ununterbrochen seinen Wetterstrahl aussandte und den furchtbaren Donner hören ließ, bis denn endlich der Morgen des zweiten Tages Sonnenschein und Heiterkeit und Frieden zurückbrachte, und uns aus unserer höchst unangenehmen Lage erlöste.

Und wie mancher Ofenhocker, auf dessen eingefallenen Wangen die Auszehrung die baldige Erlösung von allen Erdenübeln deutlich verhieß und der sich tagelang im seidenen Schlafrock herum trieb, hat mir schon in das Gesicht gesagt: „O, wie beneide ich Sie um die köstlichen Abwechslungen und Amusements, die Ihnen die mancherlei Reisen gewähren mußten!“ Nun, hier ist ein ganz kleines Pröbchen von den „köstlichen Abwechslungen und Amusements,“ das der reiselustige Schlafrocksmensch hätte bestehen müssen: wie würde er nach dem verlorenen Paradiese der wohlbesetzten Table d'Hote oder dem behaglichen Sopha sich zurückgesehnt haben! Nein, mein liebes Muttersöhnlein! das merken Sie sich: auf die Hasenjagd zu gehen, eine Badereise oder eine Vergnügungstour an den Rhein oder in die Schweiz zu machen, wo man in den herrlichsten Hotels alle Bequemlichkeiten und Sinnengenüsse haben kann — und eine Wanderung durch südamerikanische Wildnisse: das sind Dinge, die sich gerade zu einander verhalten, als das volle Mittagssonnenlicht zur pechschwarzen Nacht.

An eine Weiterreise war jedoch für heute nicht zu denken. Der ungestüme Mahner, der Hunger, verlangte Befriedigung. Sechs Indianer brachen zum Jagen und Einsammeln wilder eßbarer Früchte und Wurzeln auf; wir übrigen bemühten uns ein Feuer anzumachen, was anfangs seine Schwierigkeiten hatte, jedoch endlich gelang. Wir erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr der Jäger, die auch um Mittag erfolgte. Sie kamen jedoch dießmal fast mit leeren Händen zurück, und wir mußten, wie banquerotte Schuldner, den mahnenden Magen auf bessere Zeiten vertrösten, der sich jedoch, wie ein unzufriedener, grober Gläubiger, diese abermalige Vertröstung nur knurrend und brummend gefallen ließ. Allein gegen die Exceptio Cäsaria läßt sich weiter nichts ausrichten, wie jeder gute Jurist weiß; das letztere ist nun freilich der Magen nicht, allein er macht es doch wie viele Advocaten, die ebenfalls häufig keine gute Juristen sind: er verschluckt sehr viel gute Dinge und hinterläßt seinem Clienten und Ernährer nicht sehr Erhebliches.

Am Nachmittage wurde die Jagd wiederholt, und dießmal schien Sanct Hubertus, der Schutzheilige der Waidmänner, selbst an der Spitze des Zuges zu stehen, so reichlich fiel die Beute aus. Die Krone der letztern war ein Pekari (dicotylus torquatus), ein plumper Dickhäuter und zur Schweinegattung gehörend, dessen Fleisch äußerst wohlschmeckend ist; außerdem waren noch eine neun Fuß lange grüne Eidechslange, mehrere Gürtelthiere und ein Ameisenbär erlegt. Auch hatten die Indianer eine Menge Persimonen und andere wohlschmeckende Früchte und Wurzeln aufgefunden.

Man muß gestehen, die Indianer können lange Zeit fasten, aber sie wissen sich dann auch dagegen durch um so reichlichere Mahlzeiten gelegentlich wegen überstandener Hungersnoth wieder schadlos zu halten. Davon hatte ich heute den Beweis vor Augen: die Schmauserei begann mit Sonnenuntergang und wurde

bis tief in die Nacht und so lange fortgesetzt bis Pekari, Eiboschlange, Gürtelthiere und Ameisenbär ein Grab in ihren Magen gefunden hatten.

Das Wetter war wieder heiter geworden, und als wir am folgenden Morgen unsere Wanderung fortsetzten, stießen wir auf die schrecklichsten Verwüstungen, die das Gewitter überall zurückgelassen hatte, und wir konnten dem Himmel danken, der uns gegen vielnamige Gefahren schützte. Einige, zu andern Zeiten nur unbedeutende Bäche waren so angeschwollen und wild und reißend geworden, daß der Uebergang mit Lebensgefahr verknüpft war. Diese Waldbäche bilden sehr häufig malerische Wasserfälle und stürzten sich jetzt nach dem so heftigen Regen im vollen Wasserstrahle von Berg- und Felshöhen lautdonnernd und schäumend von Abgrund zu Abgrund. An manchen Stellen entfaltete die Gegend einen wilden, aber hochpoetischen Charakter, an andern Stellen wieder breiteten zwischen den Bergen liebliche Thäler sich aus, denen nichts als Menschenhände fehlten, um sich in fruchtbare und ergiebige Gefilde umzuwandeln.

Noch weitere fünf Tage mußten wir meistens durch Urwälder, die auch hier durch eine Menge Untergebüsch, Schling- und Wucherpflanzen fast undurchdringlich verkettet und deßhalb für den civilisirten Menschen fast abgesperrt waren, unsere Reise fortsetzen, bis wir in die Nähe der ersten Wohnungen weißer Pflanzer kamen. Hier, fast am Ziele unserer Wanderschaft durch die Wildniß, ereignete sich noch ein trauriger, mir höchst unangenehmer Vorfall. Es war gegen 10 Uhr Morgens, als wir plötzlich den Knall eines Gewehres hörten und bald kam Einer der beiden Indianer, welche die Vorhut bildeten, fliehenden Fußes mit der Nachricht auf uns zugestürzt, daß weiße Männer in der Nähe wären und seinen Gefährten erschossen hätten. Wir rüsteten uns nun sofort zum Kampfe und nach kurzer Berathung übertrugen die Indianer mir den Befehl. Ich legte fünf Indianer in einen passenden Hinterhalt und brach mit Antonio und zwei andern Indianern zum Recognosciren auf, da ich der Meinung war, daß eine Jagdpartie weißer Pflanzer hierher ihren Jagdzug genommen hätten, obgleich das Terrain dazu nicht geeignet war. Alsdann hoffte ich, als Weißer, mit ihnen Verständigungen einzuleiten; allein statt eines zahlreichen Jägerhaufens trafen wir bloß zwei s. g. Capitaes do matto (Waldcapitaine), deren Geschäft es ist, entlaufene Negersklaven einzufangen, wofür sie gut bezahlt werden. Ein lautes Pfeifen von unserer Seite rief die im Hinterhalte liegenden Indianer herbei, und es fiel uns nicht schwer, die beiden erschrockenen Buschklepper zu entwaffnen und ihnen dieselben Fesseln anzulegen, die sie den einzufangenden Negern zugedacht hatten. Ich fragte diese beiden Einfaltspinsel im Namen des gesunden Menschenverstandes, wie sie, wenn auch sonst durch nichts abgehalten, eine solche Dummheit hätten begehen und so blindlings auf die Indianer feuern können, da das geringste Nachdenken, die kleinste Voraussicht ihnen doch habe sagen müssen, daß sie ein solches Verfahren in die größte Gefahr versetzen und sie der Rache einer nachfolgenden Indianerhorde preisgeben könnte, wie dieser Fall wirklich eingetreten sey? — Doch wir mußten uns erst nach dem getödteten oder verwundeten Indianer umsehen. Leider fanden wir nur die Leiche desselben, die mehrere Pfläster in der Brust hatte. Bei diesem Anblick fing das Blut der Indianer zu sieden an und die wildeste Rachewuth blitzte aus ihren Augen: ich hatte oft dem blutgierigen Jaguar gegenüber gestanden, allein so schrecklich der Anblick dieses Raubthiers in der Wuth auch ist, so ist er doch nichts im Vergleich mit dem eines racheleczenden Indianerhaufens. Es war kein Schrei, den sie ausstießen, sondern ein Geheul, das mir durch Mark und Gebein drang und die beiden Gefangenen erblassen machte. Ohne meine und Antonio's angestrengtesten Bemühungen würden die Wilden sogleich über die beiden Negerfänger hergefallen seyn und sie in Stücken zerrissen haben; allein sie hatten mir den Befehl für diese Affaire übertragen und mußten auch demnach anhören. Ich hielt nun eine lange Rede an sie, die ihnen Antonio übersetzte und worin gesagt wurde, daß Gerechtigkeit geübt und der gemordete Indianer vollkommen, aber nicht auf eine barbarische Weise, gerächt werden sollte, wobei ich sie an die Lehren und Grundsätze ihres weißen Häuptlings, des Zuridunomek, erinnerte. Auf diese Weise gelang es mir, ihre hochaufgeregten Gefühle einigermaßen zu beschwichtigen. Der eine Capitao do Matto war ein Weißer, der andere ein Mulatte. Der letztere hatte den Indianer erschossen und für ihn war keine Hoffnung, allein dem Weißen wünschte ich, wenn möglich, das Leben zu retten. Ich bildete daher eine Art Jury, indem ich Antonio und vier der intelligentesten Indianer dazu auswählte. Dann mußten die Deliquenten vor dieses allerdings seltsame hochnothpeinliche Halsgericht treten. Der Mulatte gestand, daß er den Indianer, freilich in unüberlegter Uebereilung, erschossen hätte, und führte den allerdings ziemlich laut für ihn sprechenden Entschuldigungsgrund an, daß man ihm von Jugend auf den Grundsatz eingeflößt habe, es sey einerlei ob man einen Indianer oder ein wildes Thier erschieße — ein Rechtfertigungsgrund, worauf die Wilden natürlich kein Gewicht legten, sondern ein Patacho fragte mit Entrüstung den gelben Gesellen, ob denn der Schöpfer wahrscheinlich nicht wenigstens eben so großen Gefallen an dem von ihm getödteten Indianer, einem hübschen Jüngling, gefunden habe, als an einem solchen gelben Bastardgesichte wie er — worauf der Mulatte allerdings nichts Vernünftiges zu seinen Gunsten erwiedern konnte. Er wurde also des absichtlichen Mordes schuldig befunden. Der weiße Waldcapitän erklärte mit feierlichem Eide, daß er versucht habe, seinen Collegen an dem unglücklichen Schusse zu verhindern, allein er sey zu fern von ihm und der ganze Vorfall das Werk eines Augenblicks gewesen. Er trage daher keine Schuld an der Tödtung des Indianers. Das alles bezeugte ihm sein gelber Amtsbruder, und nachdem ich noch zu seiner Vertheidigung geredet, wurde er frei gesprochen. Dem Mulatten wurde noch eine halbe Stunde zur Vorbereitung auf den Tod bewilligt, während welcher Zeit die vier andern Indianer, die keine Mitglieder der Jury gewesen waren, Anstalten zur Hinrichtung des Mörders trafen. Der Mulatte ergab sich in sein Schicksal, ließ sich mit resignirter Physiognomie die hänfene Cravatte umlegen und baumelte bald darauf an einem dicken Aste, woran er hängen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bärenhaut.

Erinnerungen an den Sabinefluß.

(Fortsetzung.)

In dieser Bedrängniß hielt das Mädchen beunruhigt und zitternd an, horchte hin, wünschte und fürchtete zumal ein Geräusch zu hören; dann machte sie sich von neuem auf, zuerst im Schritt und dann bald im vollen Laufe ihres Pferdes. Flintenschüsse in der Ferne gaben ihr die Richtung an, wo die Jäger sich befanden. In einigen Minuten wurde sie einen großen See gewahr mit stacheligem Gebüsch eingefaßt und von einem Walde von Schilfrohr bedeckt. Wolken von Enten, die von allen Weltgegenden herbeiflogen, ließen sich auf das Wasser nieder, tauchten und plätscherten, und plötzlich, als ein Schuß sie zwang sich aufs neue zu erheben, kreisten sie erschrocken über dem Röhricht. Der Hochwald umfaßte den See nach allen Seiten und bildete einen Kreis

den diese Vögel nicht überschreiten zu wollen schienen, und während sie von einem Ufer zum andern flatterten, sandten die beiden Jäger sie sich abwechselnd zu. Sie wurden daher in großer Zahl erlegt; plötzlich in ihrem Fluge getroffen, todt oder verwundet, stürzten sie kopfüber in die schwimmenden Gräser oder blieben an den Aesten hängen. Der große Canadier, einige Schritte vom Ufer im Wasser bis über die Kniee, lud und schoß ohne Unterlaß; er war gelassen und kühl wie ein alter Soldat vor dem Feinde. In seinen Bewegungen lag eine Sicherheit und Leichtigkeit welche beinahe an Anmuth gränzte. Wenn einer der Vögel von seinem Blei getroffen die Flügel sinken ließ und zu seinen Füßen niederfiel, sah er mit der Verachtung eines Jägers darauf nieder, der gewohnt ist es mit edlerer Beute aufzunehmen. Hinter einem Busche, einige Schritte von ihm entfernt, schaute ihm die junge Creolin neugierig zu. Sicher die getroffen zu haben, welche sie suchte, schöpfte Marie Athem und versuchte sich von der Bewegung zu erholen, welche sie empfunden hatte. Das Herz schlug ihr gewaltig; sie fühlte kaum die Kraft ihre Stimme zu erheben, aber der Gedanke, daß sie allein in der Nähe eines Fremden war, bestimmte sie sich zusammen zu raffen.

Herr Anton, rief sie so laut sie konnte, indem sie sich zeigte, wo ist mein Vater?

Da unten, an der andern Seite des Sees; hört ihr nicht seine kleine Doppelbüchse, welche kracht wie eine Petarde? Dieß gesagt, nahm der Canadier seine Stellung wieder ein; er zielte nach einem Duzend Schneegänse, welche mit gespreizten Flügeln und gestrecktem Halse gegen ihn flogen.

Ich habe mich verirrt, sagte Marie, und wage es nicht weiter zu gehen. Seyd so gut, Herr Anton, führt mich zu meinem Vater .... ich habe Angst in diesem Walde und will zu meinem Vater, hört ihr? .... Ich bin müde, sehr müde, und kann keinen Schritt weiter, wenn ihr mich nicht begleitet.

Während sie so sprach, trieb sie ihr Pferd ins Wasser um besser von dem unbeweglichen Canadier gehört zu werden, der beständig mit dem Büchsenlauf den Flug der Gänse verfolgte. Die Vögel, erschreckt von dem Anblick des Pferdes und Mädchens, welche durch die Binsen drangen, stießen ein Pfeifen aus und wechselten die Richtung. Anton setzte sogleich seine Büchse in Ruhe; er schleuderte einen verdrießlichen Blick auf das schöne Wild, das ihm entfloh, und näherte sich Marien, ohne etwas anderes zu sagen als — hier durch, auf! Und ging raschen Schrittes voran.

Wartet ein wenig, sagte Marie, nicht so rasch .... der Kopf schwindelt mir, mein Gott, ich sehe nichts mehr .... der Zaum entfällt mir.

Steigt ab, Fräulein, rief Anton, indem er ihr half auf den Boden zu kommen; setzt euch hier unter dem Schatten dieses Baumes .... es wird nur Schwäche seyn, die Wirkung der Furcht, eines angestrengten Rittes .... Welch ein Gedanke, uns bis an diesen See zu folgen? .... Die Weiber sind sich stets gleich; sie zittern vor einer Spinne und gehen ohne Noth wirklichen Gefahren entgegen! Der Wald hat wie das Meer seine Abgründe, worin die Kühnsten umkommen! Während er so mit sich selber und mit heller Stimme redete, spritzte der Canadier einige Tropfen Wassers auf die Stirne des Mädchens, das sie wieder zu sich brachte. Als sie die Augen aufschlug, sagte der Jäger: Seht, ich will euch nicht zu trinken anbieten aus meiner Calebasse; aber streckt den Arm aus, ich gieße euch einen Tropfen Rum in die hohle Hand .... Rum! schneidet keine Gesichter darüber! Nehmt ihn und benetzt euch Lippen und Schläfe. Sie that maschinenmäßig, was er ihr geheißen.

Erstaunt und vergnügt sie seinen Rathschlägen so fügsam zu sehen, betrachtete der Canadier das junge Mädchen mit Theilnahme. Er kniete vor ihr mit bloßem Kopfe, seine langen schwarzen Haare flatterten um seine gebräunten Wangen; ein Reh hätte auf fünfzehn Schritt von ihm vorüber können, er wäre es nicht einmal gewahr geworden; aber als Mariens Augen sich dem Lichte wieder aufschlossen und den seinigen begegneten, sprang er plötzlich auf: jetzt, Fräulein zu Pferde, wenn es euch beliebt, machen wir uns auf zu eurem Vater.

Und er schritt vor ihr her und führte das ermüdete Thier, das sie nicht selber zu lenken vermochte. So gelangten sie sachte bis an die Ufer des Sees; der große Canadier drang muthig durch die Dornen und bog die Lianen mit seinen Händen weg, wie wenn er sich einen Weg zwischen dem Getreide und den Kornblumen gebahnt hätte. Von Zeit zu Zeit wandte er sich nach der jungen Creolin um, und suchte sie durch seinen Blick zu beruhigen. In diesem Augenblick erschien er Marien nicht mehr als der ungelenke Wilde, der ihr durch sein Benehmen zu lachen gab, und sie durch sein gleichgültiges Wesen ungeduldig machte. Sie fühlte sich in seinem Schutz; er war ihr ein mitleidiger und treuer Führer, dem sie vertrauend folgte. Sobald sie dem Pflanzer näher kamen, gab Anton die Zügel dem Mädchen und schritt hinter dem Pferde drein.

Wie, Marie, du hier? rief der Ansiedler, als er seine Tochter erscheinen sah.

Vater, schilt mich, ich verdien' es, antwortete Marie; aber zuvor danke Herrn Anton, er hat, um mich zu dir zu führen, den schönsten Stand aufgegeben, den ein Jäger wählen kann.

Und während sie ihrem Vater das Geschehene erzählte, putzte der große Canadier sehr verlegen das Schloß seiner Büchse.

Die Drei nahmen nun im Grase am Rand einer Quelle ein Mahl ein, dessen sie nach den Mühen und Bewegungen des Tages alle wohl bedurften. Als sie sich wieder aufmachen wollten, um zur Pflanzung zurückzukehren, konnte Marie sich nicht enthalten sich an die Brust ihres Vaters zu werfen, indem sie ängstlich ausrief: mein Gott, wo wär' ich jetzt, wenn ich euch nicht gefunden hätte?

Verloren, verloren für immer! sagte der Pflanzer. Wer sich in den Wäldern verirrt, wird bald vom Schwindel ergriffen .... er irrt lange in die Irre umher ohne von der Stelle zu kommen; mißkennt seine eigenen Fußstapfen und dreht sich in einem Labyrinth umher, aus dem er nicht mehr hinaus kann. Müdigkeit wirft ihn nieder, sein Kopf brennt, es packt ihn die Verzweiflung ....

Und die Wölfe, und die Bären! ... Ich fürchte mich hier, fort, rasch fort! .... Wie könnt ihr, Herr Anton, diese garstigen Wälder so sehr lieben? Mit diesen Worten stieg Marie wieder zu Pferde. Anton eröffnete den Zug; er trug an seinem Gürtel einige dreißig Enten von verschiedener Art, die Siegeszeichen seiner Morgenjagd. So angethan, glich er nicht wenig den fabelhaften wilden Männern, welche alte Kupferstiche mit einem bauschigen kurzen Rock aus Federn von allen Farben darstellen. Sein Schritt hatte nichts von seiner gewöhnlichen Schnellkraft eingebüßt, man sah, daß er niemals müde werden konnte. Der Pflanzer dagegen schleppte die Füße und folgte mühselig dem Pferde, das seine Tochter so langsam als möglich lenkte. Ich werde niemals mehr solche Ausflüge unternehmen, sagte er, sich den Schweiß von der Stirne wischend, ohne mich von einigen Schwarzen begleiten zu lassen, um mir mein Jagdgeräthe zu tragen.

Die Pirogue kam erst den dritten Tag wieder. Anton blieb daher länger bei dem Pflanzer; doch verging ihm die Zeit rascher als er geglaubt hatte, und er war nicht allzu unfreundlich gegen das Mädchen, das durch seine Unvorsichtigkeit und seinen Uebermuth ihm die große Entenjagd verdorben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die belgische Handelsmarine hat im Lauf des Jahres 1850 5 Schiffe durch Scheitern verloren, 4 andere, darunter ein Dampfboot, sind auf den Abbruch verkauft worden, zusammen etwa 2000 Tonnen. Dagegen hat sie durch Ankauf 2351, und durch eigenen Bau 2148 Tonnen gewonnen, so daß die Vermehrung etwa 2500 Tonnen beträgt. (Journ. du Comm. d'Anvers. 1 Januar.)

Mineralreichthum in Grönland. Nach den neuesten geologischen Forschungen in der dänischen Colonie dieses Landes hat sich ergeben, daß in dem südlichen Theile sich Kupferminen finden, die so reich sind, daß sie 66 Procent reines Kupfer geben. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. 6 Januar 1851.

Der Stand der französischen Literatur.

Die Literary Gazette, welche einen ständigen Correspondenten für französische Literatur in Paris hat, meldet in dem letzten Blatte des vorigen Jahres (28 Dec.) folgendes:

„Leider kann ich für die Buchhändler nichts günstiges melden. Die Erwartung großer Thätigkeit in dem dießjährigen Winter hat sich bis jetzt nicht bestätigt. Politische Pamphlete bilden, wie seit der Februarrevolution überhaupt, die Masse der neuen literarischen Erscheinungen, und selbst die wenigen Werke von ernsterer Bedeutung und allgemeinerem Interesse, welche noch erscheinen, sind meistens neue Auflagen von Schriftstellern wohl begründeten Rufs oder haben, wenn Original, irgend eine Beziehung auf die besondern Ereignisse des Tages, oder auf die Plane der Parteien für die Zukunft. „Geschichtsbücher“ haben wir allerdings eine Masse, sie betreffen aber entweder die alte Revolution von 89 oder die neue von 48, oder die von Italien oder von Deutschland, und sind übrigens sämmtlich mit so viel Vorurtheil und Leidenschaft geschrieben, daß man sie passender Libelle nennen möchte. So schlimm auch die jetzige Lage der Literatur ist, so kann man doch nicht sagen, daß ihre Aussichten für die nächste Zukunft sonderlich glänzend sind: Guizot allerdings arbeitet tüchtig, Thiers fährt an seiner Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs fort, Lamartine will eine Geschichte des Directoriums schreiben, und droht selbst mit einer Geschichte der Türkei als Zeichen seiner Dankbarkeit gegen den Sultan für das freigebige Geschenk von Ländereien. Dieß ist aber auch alles, was bestimmt versprochen ist, und legt ein klägliches Zeugniß ab von dem literarischen Unternehmungsgeist einer Stadt, welche sich die Hauptstadt der Literatur nannte, und die, was Zahl und Bedeutung der verschiedenen Werke betrifft, vor drei Jahren keiner Hauptstadt Europa's nachstand. Selbst in Romanen, worin die Franzosen sicherlich alle ihre Nebenbuhler übertragen, und die einer Menge Federn stete Beschäftigung und mancher große Einkünfte gewährten, ist der Ausfall ungeheuer, denn während die politische Aufregung die Männer davon abzog, sind die Romane der großen Classe der weiblichen Leser durch die schweren Steuern auf die Feuilletons der Zeitungen entzogen worden, worin sie in den letzten Jahren erschienen sind.

„Bei vielen ist es eine stehende Ansicht, daß die Literatur unmöglich in einer Republik gedeihen könne, und allerdings scheint der klägliche Zustand, in dem sich die Literatur Frankreichs seit der Revolution befand, diese Ansicht zu bestätigen. Um aber gegen die arme Republik, deren Herabsetzung jetzt Mode geworden, gerecht zu seyn, müssen wir uns erinnern, daß dieselben Schriftsteller, welche in den glänzenden Tagen der Monarchie in den verschiedenen Zweigen der Literatur blühten, noch jetzt leben, daß die Masse der Leser nicht vermindert ist, und daß alle die frühern großen Buchhändler — von denen, gelegentlich bemerkt, mehrere sehr republikanisch gesinnt sind — ihr Geschäft noch fortführen. In Wahrheit ist es die Unsicherheit der Zukunft, die fortdauernde Besorgniß vor Umstürzungen, erzeugt durch die Wuth einiger politischen Parteien und den rücksichtslosen Ehrgeiz anderer, der man die temporäre Abnahme der französischen Literatur zuschreiben muß. Würde die Monarchie morgen hergestellt, die Lage der Literatur wäre der in der Republik durchaus ähnlich, und die Folge für den literarischen Unternehmungsgeist durchaus dieselbe.

„Indeß Einen Vorwurf kann man der Februarrevolution und der Republik mit Zuversicht machen, und das ist, daß sie, ungleich jeder andern großen politischen Erschütterung in Frankreich, auch nicht Einen großen Schriftsteller in irgend einem Zweig der Literatur hervorgebracht hat, nicht Einen, von dem sie sagen kann: „er ist mein!“ In dieser Beziehung bietet sie einen auffallenden und höchst demüthigenden Contrast mit der Revolution und der Monarchie im J. 1830, die eine reiche Fülle von Talenten in ihrem Gefolg hatten, und die Sterne, welche bereits eine Stelle an dem literarischen Himmel einnahmen, in höherem Glanze erscheinen ließen. So war es auch mit der ersten Revolution trotz ihrer Schrecken und ihrer entsetzlichen Kriege, sie erzeugte Männer, deren Namen die Nachwelt mit Achtung bewahren wird; wir nennen nur einen einzigen, Chenier. Dieser Mangel an literarischem Talent muß beiläufig bemerkt für den Präsidenten Bonaparte ziemlich kränkend seyn, denn er erinnert das Volk, daß selbst unter der glorreichen Regierung seines Oheims Frankreich nicht Einen, positiv nicht Einen literarischen Genius erzeugte, denn man wird Chateaubriand und Madame de Stael nicht als literarische Glorien der Regierungszeit Napoleons betrachten wollen, da sie in bitterer Opposition gegen ihn sich befanden und er sie schmählich verfolgte.

„Es war zu erwarten, daß das neue Preßgesetz schwer auf der Literatur lasten würde; die Bestimmung, daß Artikel politischen, religiösen, philosophischen oder literarischen Inhalts mit dem Namen der Verfasser unterzeichnet seyn müßten, hat bereits den moralischen und politischen Einfluß der Presse zu zerstören angefangen. Die fiscalen Bestimmungen des neuen Gesetzes werden noch mörderischer seyn; bereits haben mehrere Journale absichtlich oder unabsichtlich Artikel ohne Unterschrift gedruckt, und sind hart dafür gestraft worden, andere sind in ungeheure Strafen verfallen, weil sie Romane im Feuilleton druckten, ohne die

nöthigen Extrastempel zu holen; diese Nachlässigkeit hatte ihren Grund darin, daß man unmöglich unterscheiden kann, was ist oder was ist kein Feuilletonroman. Der Proceß gegen das Evènement, dem man 20,000 Fr. Strafe abverlangt, hat einen wahren Schrecken erregt; denn andere Journale sind ganz in ähnlichem Falle, man kann sie um 25,000, um 250,000, ja um eine Million strafen, und so steht es in der Gewalt der Regierung, jede Zeitung todt zu schlagen. Und dieß ist Preßfreiheit unter der Republik!"

Rückkehr von den Patachos in das Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Hierauf wurde der Indianer so feierlich beerdigt als es die Umstände erlaubten, und bevor man die Gruft wieder mit Erde ausfüllte, hielt Einer der Patachos eine lange Leichenrede, die auf die übrigen einen tiefen Eindruck zu machen schien. Antonio hat mir diese Rede übersetzt, die allerdings manche Weitschweifigkeit, aber auch einige schöne, hochpoetische Stellen enthielt, deren Wiedergabe ich mich nicht enthalten kann. Der Redner begann:

„Hier also, junger Adler! dem kaum die Schwingen gewachsen waren, um nach den reinen Sonnenhöhen der Berge zu ziehen, der eben anfing die Kraft seiner Muskeln zu fühlen — hier also mußtest du von der Hand eines feigen Meuchelmörders ein einsames, ruhmloses und blutiges Grab finden. Im Schmucke der Jugend bist du dahin gerafft, eine knospende Aloe, die der Sturm zerbrach, ehe sie ihre Blüthe entfalten konnte. O wie werden sie trauern, deine Eltern und Freunde, der ganze Stamm, wenn die Kunde von deinem schmählichen Tode in ihre Mitte dringt; wie wird der Schmerz sie ergreifen und die Wehmuth noch lange an ihren Lagern stehen, wenn es heißt: der Edelhirsch des Gebirges hat unter der Kralle des lauernden Jaguars geblutet."

Dann folgte die Lebensgeschichte und eine Aufzählung aller guten Eigenschaften des Getödteten, und der Redner schloß mit den Worten:

„Aber zürne uns nicht, blutiger Schatten, denn du bist gerächt: dort hängt dein Mörder, ein Spielball der Winde, und die Hand, die das tödliche Geschoß auf dich anschlug, werden die Raubvögel fressen, und das Auge, das auf dich zielte, die Geier aushacken. Die Mutter Erde wird sein Gebein nicht aufnehmen, sondern es wird in der Luft und im Strahle der Sonne bleichen. Frieden deiner Asche. Ich habe gesprochen."

Den Rest des Tages brachten die Indianer mit allen Anzeichen der tiefsten Trauer, schweigend und ohne Nahrung zu sich zu nehmen, am Grabe ihres gefallenen Stammgenossen zu — ein Anblick, der einen tiefen und schwermüthigen Eindruck auf mich machte.

Während dieser Vorgänge hatte der andere Waldcapitän in beständiger Todesangst geschwebt, bis ich ihm endlich ankündigte, daß er frei sey und hingehen könne wohin er wolle. Er möge übrigens den Pflanzern rathen, von ihrer barbarischen Marime abzustehen und ihnen versichern, daß für jeden Indianer, den sie künftig tödten würden, ihrer zehn aufgeknüpft werden sollten.

Der arme Teufel war vor mir auf die Knie gesunken und nannte mich einmal über das andere den Retter seines Lebens und betheuerte, daß seine Dankbarkeit gegen mich ein bleibendes Gefühl in seinem Herzen seyn würde.

Daß mir das heutige Erlebniß schon an und für sich im höchsten Grade unangenehm seyn mußte, bedarf gewiß keiner Erwähnung, und obgleich mein Verfahren nach göttlichen und menschlichen Gesetzen gerechtfertigt dastand und ich mir ohnedem das Zeugniß geben mußte, einem Menschen das Leben gerettet zu haben, der ohne mein nicht ganz gefahrloses Dazwischentreten sicherlich verloren gewesen wäre, so wäre es doch nicht unmöglich gewesen, daß ich dieserhalb mit der brasilischen Justiz in Conflict gerathen möchte. Der brasilischen Themis geht man aber gern auch mit dem reinsten Gewissen aus dem Wege, denn ihr Schwert trifft selten den Schuldigen, und ihre Wagschale hebt und senkt sich je nach dem Gewichte des verführerischen Goldes, gegen dessen Zauberklang ihre Diener nichts weniger als unempfindlich sind. Ich wollte mir daher seine dankbare Stimmung etwas zu Nutzen machen.

„Nun, Senhor Capitao do motto," hub ich an, „wenn Sie glauben, mir so große Verpflichtungen zu schulden, so fordere ich von Ihnen zum Beweise Ihrer dankbaren Gesinnung die Gewährung eines Wunsches."

„Bei meiner armen Seele!" sagte der Dankbare," „wenn es an mir liegt, so will ich ihn erfüllen und sollte es mir drei Finger von meiner rechten Hand kosten."

„So schlimm ist's nicht gemeint," entgegnete ich, „sondern ich verlangte nur von Ihnen, daß Sie über den ganzen heutigen Vorfall ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten, entweder für immer oder wenigstens auf einen Monat."

Mit der Leidenschaftlichkeit eines Südländers versetzte er: „das schwör ich Ihnen bei der gebenedeiten Jungfrau und so wahr sie mir gnädig seyn wolle in meiner Todesstunde!"

Damit schieden wir.

Am andern Tage um die Mittagszeit machten die Indianer Halt, indem sie erklärten, daß unser Reiseziel, die Fazenda des Manoel da Oliveira nur noch etwa eine Legoa entfernt wäre. Es war dieß der Fazendeiro, mit welchem Dom Francisco eine Handelsverbindung unterhielt. Die nackten Indianer konnten und durften sich auf der Fazenda nicht wohl sehen lassen, sondern wollten an dieser Stelle, dem gewöhnlichen Orte der Verhandlungen, weitere Nachrichten erwarten. Nachdem Antonio seine Kleidungsstücke wieder hervorgesucht und angelegt hatte, machte ich mich mit ihm auf den Weg zur Fazenda. Unsere Costüme waren in der That höchst unmalerisch und wir glichen eher Banditen, Bettlern und sonstigem Gesindel als anständigen Leuten. Bei alle dem dankte ich Gott, daß diese mit so vielen Mühseligkeiten verknüpfte Wanderung durch diese Wildnisse ihr Ende erreicht hatte und uns wieder eine etwas bewohntere Gegend umfing. Es ist von vornherein zu beklagen, daß das kolossale Brasilien dem kleinen und schwachen Portugal als Colonie anheim fiel, da dieses Land seiner Colonie nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Zuschuß an Colonisten zusenden konnte, weßhalb denn auch die reichsten Länderstriche seit Jahrhunderten unbenutzt daliegen und so wenige Verbindungsstraßen eröffnet sind. Wenn nicht der die Ostküste umgürtende Ocean und die vielen großen Ströme und Flüsse natürliche Wasserwege darböten, wie locker würde es da um den Zusammenhang selbst mit den Küstenstrichen aussehen!

Senhor Manoel da Oliveira war glücklicher Weise daheim und schlug eben die Augen von der an einer schattigen Stelle vor seinem Hause gehaltenen Siesta auf, als wir uns ihm präsentirten. Unser seltsamer Aufzug mochte ihn wahrscheinlich zu dem Glauben verleiten, daß er sich noch im Reiche der Träume befände, denn er rieb sich wiederholt die Augen und musterte uns dann immer aufs neue mit Blicken, die Ungewißheit, Zweifel

und Erstaunen zu gleicher Zeit ausdrückten. Endlich aber mußte er sich doch wohl überzeugt haben, daß er es mit Wirklichkeit zu thun habe, denn er sprang plötzlich von seiner Schilfmatte auf und fragte, uns und unsere Waffen scheu anblickend: „que queerem Senhores?“ Es kam natürlich jetzt zu Erklärungen und wir hatten dann das Vergnügen, das anfangs großes Mißtrauen ausdrückende Gesicht sich aufheitern zu sehen.

Er hatte verschiedene Artikel für Dom Francisco im Hause, welche er durch einige seiner Neger nach dem Bivouac der Patachos bringen und dagegen meine Naturalien holen ließ. Auch kaufte ich von ihm ein Schwein, mehrere Hühner, Bohnen und Maniocamehl, welche Lebensmittel ich meinen wilden Reisegefährten zusandte, da ich ihnen auf keine andere Weise meine Erkenntlichkeit bezeigen konnte. Gegen Abend besuchten der Pflanzer, Antonio und ich die Indianer in ihrem Bivouac, wo sie sich ganz wohl befanden und es sich vortrefflich schmecken ließen. Senhor Oliveira gab ihnen einige mündliche Aufträge, die ihnen Antonio verdolmetschen mußte, und ich ein Schreiben an Dom Francisco. Am andern Morgen kehrten sie in ihre Waldeinsamkeit zurück.

Es ging nun nicht wohl an, daß ich in meinem zerrissenen Anzuge die Wanderung durch eine bewohnte Gegend hätte fortsetzen können; auch war ich zu angegriffen, war des Fußreisens herzlich überdrüssig, und sehnte mich nach einigen der Erholung und einer bessern Pflege gewidmeten Tagen. Nun war ich bald darüber ins Reine, daß Senhor da Oliveira ein großer Liebhaber des Geldes, oder mit andern Worten ein Geizhals und demnach sehr habgierig war, denn kaum hatte er bemerkt, daß meine Brieftasche noch eine ziemliche Anzahl von Banknoten enthielt, so kleidete er auch seine sonst gar nicht einnehmende Physiognomie in die freundlichste Grimasse, deren sie fähig war. Mit einem solchen Manne ist etwas anzufangen, wenn man mit seinem Götzen, dem Gelde, in der Hand vor ihn tritt. Er war bereit mir auf acht Tage Wohnung und Lebensmittel zu überlassen; er übernahm auch die Besorgung meiner Naturalien nach Rio und wollte Antonio ein Maulthier auf vier Tage abtreten, um mir Kleidungsstücke und mein Pferd zu holen — versteht sich, alles gegen Contanten.

Wir quartierten uns also in einem Nebengebäude, einer Art Scheune ein, da das Wohnhaus des Pflanzers an Räumlichkeiten keinen Ueberfluß hatte. Am folgenden Tage hatte ich einen heftigen Fieberanfall, den ich jedoch durch Chinarinde vertrieb, von welcher Arznei ich, wie jeder Reisende thun sollte, stets eine kleine Quantität bei mir führte. Weiter äußerte die Reise mit ihren mancherlei Strapazen keinen nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit, denn diese ganze Gebirgsregion ist mit herrlichen Bergwassern reichlich versehen; wo aber diese sich nicht finden, wie in den baumlosen Ebenen, z. B. von Macahe, Macaeu mit ihren Sumpfgegenden, da verweile der Reisende, wenn möglich, nicht lange, denn schädliche, oft todbringende Miasmen und Wechselfieber sind dort an der Tagesordnung, wie das leidende, kränkliche Aussehen der Bewohner solcher Striche genugsam beweist.

Wir, Antonio und ich, hatten einen ganz gesunden Appetit, und Gott sey Dank! es fehlte uns bei Senhor Oliveira nicht an Lebensmitteln. Er lieferte uns Spanferkel, Puter, Hühner, Eier, Reis, schwarze Bohnen, Farinha, grünen Pfeffer, nebst Kaffee, Zucker, Rum, Aguardente in hinreichender Menge, und was er selbst nicht vorräthig hatte, requirirte er von einem Nachbar, indem er einen Neger aufsitzen und das Gewünschte holen ließ. Auch zeigte er sich sonst von der gefälligsten Seite; einer von seinen Negern mußte uns nach der hier zu Lande gebräuchlichen Sitte jeden Abend die Füße waschen, und an denselben nachsehen, ob sich auch Sandflöhe (pulex penetrans) mit ihren Colonien dort angesiedelt hätten, und wenn dieß der Fall war, diese heillose Brut mit einer Nadel herauszulösen, durch welche Operation denn jedesmal eine Wunde von der Größe einer Erbse entsteht. Mit der Vertilgung dieses schädlichen Insects darf man ohne Gefahr nicht saumselig seyn. Kurz, sein einziger Fehler schien eine allzu große Habsucht zu seyn, weßhalb es mir denn zuweilen Unterhaltung gewährte, mit ihm um einige Vintems (Vintem ist eine Kupfermünze = 20 Reis, 969 Reis = einem spanischen oder portugiesischen Thaler) wegen des Preises seiner Lieferungen zu dingen und dabei seine ängstlichen Wendungen und Ausflüchte anzuhören. Es versteht sich jedoch von selbst, daß der Handel immer zu seiner großen Zufriedenheit abgeschlossen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bärenhaut.

Erinnerungen an den Sabinefluß.

(Fortsetzung.)

Der Pflanzer liebte die etwas rauhe Offenheit und Einfalt des großen Canadiers. Er entsagte keineswegs der Hoffnung ihn eines Tages an sich zu ziehen und für seine Arbeiten zu gewinnen. Anton ist ganz der Mann, den ich brauche, um meine Pflanzungen zu beaufsichtigen, sagte er oft zu seiner Tochter; im Lande hält man ihn für einen Wilden, weil er barsch und rauh ist; aber ich halte ihn für leichter zu bändigen als seinen Bruder, denn dieser ist ein Müssiggänger und Schwätzer, der nur darauf bedacht ist sich zu unterhalten. Unglücklicherweise hat die Gesellschaft eines solchen Gastes nichts Anziehendes für ein junges Mädchen, und ich wage es nicht ihn so oft einzuladen als ich es wünschte. Es ist Schade, mein Kind, denn bei uns würde er bald sanfter werden. Marie erwiederte, daß die Anwesenheit des Canadiers ihr weder Freude noch Mißvergnügen verursache, und daß sie auf keine Weise den Planen ihres Vaters entgegen seyn werde.

Anton ging daher häufig zu dem Pflanzer, und dieser, um ihn zum Wiederkommen zu bewegen, hatte stets irgend ein Stück Wild, einen Truthahn oder ein Reh bei ihm zu bestellen. Marie, welche liebte ihren Putz zu wechseln, bat ihn, ihr Flügel vom Reisvogel und Schwanzfedern zu bringen, aus denen sie sich anmuthigen Kopfschmuck und Besätze an ihre Ballkleider zurecht machte. So weit entfernt von Frankreich und neuen Moden waren die jungen Creolinnen erfinderisch alles aufzusuchen, was ihnen Kleidung, Glanz und Eigenthümlichkeit geben konnte. Die Nachbarschaft der Wälder warf keinen Schatten von Traurigkeit in ihre Herzen. Die Pflanzer von Ober-Louisiana gleichen in keiner Beziehung den trübseligen Auswanderern, welche im Grund der Seele das Heimweh nach ihrem Lande mit sich nehmen; seit mehrern Generationen an den Ufern des Red River angesiedelt, war es ihnen ganz wohl dort, und es gefiel ihnen in der wilden Natur welche sie umgab. Glücklich in einer weiten und freien Existenz, welche ihren größten Reiz, das Vergnügen der Jagd und das Umherstreifen in den Wäldern, bot, bauten sie den Boden allmählich und mit Gemächlichkeit an. Der Anbau dehnte sich täglich weiter aus, aber Schritt für Schritt, und fast unmerklich. Die Civilisation stieß zunächst an die Barbarei. Einige Stunden von einer Pflanzung, wo der Luxus und die Weltsitten des alten Europa's herrschten, begegnete man oft in einer Lichtung einem fast nackten Indianer, ärmlich bewaffnet, der sich mit flüchtigem Schritt durch das Gebüsch wand, beschämt von dem civilisirten Menschen in den Mysterien seines wilden und unstäten Umherschweifens belauscht worden zu seyn. Einst war Ball in einem der großen anmuthig am Flusse gelegenen Häuser; am folgenden Tag lagerten die Gäste welche die ganze Nacht getanzt hatten, längs den Seen im Freien und schliefen am Boden, in eine Wolldecke gewickelt, mit einem Baumstamm als Kopfkissen. Der „kleine Weiße“ ganz besonders trieb diese

unbekümmerte Lustigkeit, diese laute Munterkeit, welche den Grund des Charakters der Creolen bildet, bis auf die höchste Spitze. Zwischen dem Pflanzer mit mehr oder minder gebildetem Geiste und dem unwissenden und rohen Sohne des Waldes stehend, hat er etwas von jedem dieser beiden äußersten Typen und nähert sich einem oder dem andern, je nachdem er den Eingebungen seines Verstandes folgt, oder sich von den unüberlegten Regungen seines Instincts fortreißen läßt. So war es mit dem großen Anton, so lange dieser bei der Familie des Pflanzers unter dem Einflusse sanfterer Sitten und feinern Umgangs verweilte; er wurde dann unbewußt den ehrlichen und gleichmüthigen Abkömmlingen der Pächter ähnlich, welche aus der Normandie sich an die Ufer des San-Lorenzo übergesiedelt hatten. Wenn er in die Wälder zurückkehrte, verwischten sich nur allzubald diese Eindrücke; Einsamkeit und Schweigen, welche schwache Gemüther mit Schrecken und Niedergeschlagenheit erfüllen, gaben ihm im Gegentheil einen Muth, der sich bis zur Begeisterung steigerte. Stolz auf seine Jugend und Stärke wandelte er mit gehobenem Haupte, als wollte er diese gewaltige Natur beherrschen, welche die Hand des Menschen noch nicht gebändigt hatte. Kaum in die Hütte heimgekehrt machte er sich wieder auf, durchstreifte ohne Unterlaß den dichtesten Wald und die Ufer der Seen; besonders die Ufer des Sabine, welche ihm treffliche Gehege von Hochwild boten. Schwarze Bären waren häufig in den sumpfigen Niederungen, welche die Ueberschwemmungen dieses kleinen Flusses beinahe unzugänglich machen; sie fanden abgestorbene Bäume dort, die, im Innern faul, ihnen tiefe Höhlungen boten, in welche sie bequem die Winterfröste überdauern konnten. Diese Thiere in ihren Lagern zu überfallen, sie mit einer langen Stange und brennendem Schilf herauszutreiben und zu tödten, wenn sie am Stamme herunterkletterten, war ein Unternehmen das einen so kühnen Jäger wie Anton locken mußte. Ueberdieß wurde er gewahr, daß die Jagd um seine Wohnstätte abnahm; eine unsichtbare Hand erlegte Vögel und Gewild fast vor ihrer Thüre, dennoch konnten die drei Canadier weit in der Runde niemanden treffen; nur je zuweilen ließ ein menschlicher Fuß seine Spur auf den Pfaden zurück, und dennoch jagte jemand auf ihrem Gebiete.

Es schleicht ein Indianer hier herum, sagte manchmal der alte Faustin; aber sie sind wie die Füchse, die man auch nicht in der Nähe des Hühnerhofes aufsuchen muß.

Ich werde ihn aufspüren oder nicht mehr Anton heißen! erwiederte der Sohn; ich will ihn noch vor dem Winter finden, und dann wollen wir sehen, wer von uns beiden sein Zelt anderswo aufschlagen muß!

Eines Tages ging Anton mit seinem Bruder an den Sabine. Er hatte Fährten eines starken Bären entdeckt, und da der Winter herbeigekommen war, mußte das Thier schon in seiner Höhle seyn. Die Sonne ging auf; die kleinen stehenden Wasser hatten schon eine dünne Eisrinde und das Gras bedeckte der Reif. Die beiden Brüder drangen so weit als sie konnten zwischen Rohr und Schlamm in den Sumpf ein, indem sie mit großen Schritten dieses undurchdringliche Labyrinth durchliefen und über umgestürzte Baumstämme setzten, welche natürliche Brücken bildeten. Dieser mühevolle Gang führte sie nach einer kleinen Erhöhung, welche wie eine Insel in dem überschwemmten Boden sich erhob; sie kamen vorsichtig näher, und Stephan, welcher voranschritt, spannte seine Büchse. Anton machte einen Satz, um seinem Bruder nachzukommen, er bückte sich, kniete nieder, kroch auf den Händen weiter und winkte Stephan sich nicht zu regen. Plötzlich erhob er sich und sagte leise: Es ist ein Unglück hier geschehen, ich sehe einen Todten da liegen.

Von welcher Farbe? fragte Stephan. Es ist vielleicht ein Buschneger, der sich hieher zum Sterben legte.

Nein. Er hat einen fahlen Hund, der in die Büsche läuft; er bellt nicht, es ist der Hund eines Wilden. Diese Bestien sind so heimtückisch, wie ihre Herren; sie machen keinen Lärm, beißen aber.

Die beiden Brüder waren an diese Menschengestalt herangekommen, die ihnen eine gewisse Furcht einflößte, wegen ihrer Unbeweglichkeit. Indem er die Zweige auseinanderbog, sah Stephan eine Flasche zu ihren Füßen liegen, in welcher noch einige Tropfen Rum waren; er zeigte sie seinem Bruder. Ich verstehe, sagte Anton; es ist ein Tropf von Indianer, der sich hier verborgen hat, um nach Lust zu trinken. Er hat die Flasche an den Mund gesetzt und getrunken, bis er umfiel; mit einer solchen Portion kann er schlafen, ohne eingewiegt zu werden.

Stephan rollte die Bärenhaut auf, in welche sich der Indianer wie in ein Leichentuch gewickelt hatte. Meiner Treu, sagte er zu seinem Bruder; unsre Jagd ist gethan, nehmen wir diese Haut mit. Sie gehört uns auch von Rechtswegen, weil es die des Thieres ist, welches wir suchten; überdieß bezahlt sie einen Theil des Wildes, das der Schleicher uns gestohlen hat. Horch ein wenig, wie er schnarcht! Armer Kerl schiebe dich! Uebrigens thun wir ihm einen Gefallen; die Kälte wird ihn um so bälder aufwecken .... Er hat am Kinn zwei blaue Streifen welche sich kreuzen; ich kenne ihn nun. Es ist der, den du bei unserer Ankunft im Dorfe ins Wasser getaucht hast. Ich wollte wetten, daß auch sein Hund uns erkannt hat und darum davon gelaufen ist.

Während er so redete griff Stephan nach den Beinen des Indianers, Anton hob ihm den Kopf auf, und sie nahmen ihm die Haut weg, welche ihn bedeckte.

Nun, fuhr der jüngere Bruder fort, müssen wir auch für seinen Schießbedarf sorgen. Ich will die paar Tropfen Rum in seiner Flasche in sein Pulver gießen, das wird es stärker machen.

Und ich, sagte Anton, vernagle das Gewehr.

Er faßte die Büchse des Wilden und steckte in das Zündloch einen starken Akazendorn, den er alsdann entzweibrach, so daß man ihn nicht mehr herausziehen konnte. Dieß gethan, schlugen die beiden Jäger wieder den Pfad nach ihrer Hütte ein, überzeugt, daß eine solche Lection den Indianer aus ihrer Nähe vertreiben würde. Als sie heimgekehrt waren, gaben sie die Bärenhaut ihrem Vater und dachten nicht weiter an diese Begegnung.

Einige Tage später schritt Stephan mit seinen Schuhen angethan, den grauen Filzhut über dem Ohre und die Jacke unter dem Arm eilig auf die Pflanzungen zu. Sein Vater, wie auch Anton, begleitete ihn. Man feierte nicht weit von ihnen eine Hochzeit, wozu die ganze Gegend geladen war. Das Brautpaar, ebenso viele Vettern zählend, als es auf zwanzig Stunden in der Runde Einwohner gab, hatte sie in Masse eingeladen. Reiche Pflanzer und kleine Weiße kamen von allen Seiten herbei, diese zu Pferde, jene im Boote. Wie lustig wurde unterwegs geplaudert! Mit welchem Eifer überwand man die Mühsal einer weiten Entfernung, um im Tanze die ganze Nacht auszuruhen und den folgenden Morgen wieder auf den Weg zu machen. Stephan versprach sich großes Vergnügen bei diesem Feste; er ging so rasch, daß der alte Faustin ihm kaum folgen konnte. Anton aber blieb zurück, indem er unschlüssig war, ob er bis ans Ziel solle. Dieses Treiben, diese Tänze, dieses rauschende Gewühl machten ihm bange. Bah, sagte er, man hat mich nie bei solcher Lustbarkeit gesehen. Jedermann wird mich anschauen .... Der Pflanzer wird da seyn mit seiner Tochter! Werden sie mit mir reden vor so vielen Leuten, mit mir, der ich nur ein kleiner Weißer bin? Und dann, wenn sie es thut, was werd' ich ihr antworten? Stephan ist weit glücklicher, er der tanzen kann und so keck ist! ....

(Fortsetzung folgt.)

Bodenverbesserung in Guiana. Die Striche am Meeresufer, so wie an den Flüssen haben stets als der beste Boden für die Zuckercultur gegolten, nur ergab sich, daß der Zucker aus einigen der am Meere gelegenen Striche besonders braun war, viel Melasse gab, schwer trocknete und beim Transport stark durch die Fässer schwitzte. Man kam bald auf die Entdeckung, daß die Salztheile des Bodens daran schuld seyn müßten; der Schlamm den das Meer abgesetzt hatte, enthielt bei näherer Untersuchung außerordentlich viel Salz; ein Hr. Shier machte eine Probe, legte tiefe Abzugsgräben an, und leitete das Wasser nach einem zu diesem Ende ausgegrabenen Becken. Nach neun Monaten ergab sich, daß das auf diese Weise von dem Boden auf einem Umfang von etwa zwei Hectaren abgeleitete Regenwasser sich so stark mit Salz geschwängert hatte, daß es 25 Tonnen festen Salzes ergab. Der auf diesem Felde gebaute Zucker zeigte sich als von viel besserer Qualität. (Moniteur industriel, 2 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. 7 Januar 1851.

Die Hügel um Cairo.

(Aus Russegger's Reisen nach Unterägypten und in die innern Provinzen des Delta.)

Ich verließ am 12 März v. J. Cairo um Mittag durch das eiserne Thor (Bab el Hadid), das am nördlichen Ende des Esbekiehplatzes und des Koptenquartiers liegt. Hier breitet sich alsbald eine weite, wohlbebaute Ebene aus, die sich bis zum Nilufer erstreckt; rechts sieht man die alte Stadtmauer, die anfangs gegen Nordosten geht, wo sie unter den später angebauten Vorstädten sich verbirgt. Weiter hin am Thor Bab el Nasr biegt sich die Mauer abermals gegen Osten, wo sie unmittelbar an die Wüste stößt. An diesem Thore beginnt auch die ununterbrochene Kette hoher Hügel, die anfangs gegen Osten laufen, dann aber die Stadt auf allen Seiten, die westliche ausgenommen, umgeben. Diese Hügel sind 100 bis 150 Fuß hoch, und bestehen ausschließlich aus concentrischen Schichten von Kehricht, Asche, zerschlagenen rothen und grauen Ziegeln, Scherben, Lumpen, Stroh u. s. w. Zur Zeit der Besetzung Aegyptens durch die Franzosen legten diese auf einigen dieser Hügel Befestigungen an, Mohammed Ali errichtete auf vielen derselben Windmühlen. Indeß haben sich diese Hügel im Verlauf einer im Vergleich zu ihrem Umfang kurzen Zeit gebildet, nämlich seit etwa anderthalb Jahrhunderten. Früher wurde von allen Provinzen Aegyptens unter dem Namen Kurebi eine besondere Steuer erhoben, die sich auf 632,892 Fadds (nach dem damaligen Curs der ägyptischen Münze etwa 25,000 fl.) belief. Diese war bestimmt, allen Schutt aus der Stadt Cairo auf Barken nach den Nilmündungen von Rosette und Damiette zu schaffen, wo man ihn ins Meer warf. Um das Jahr 1700 überzeugte sich die türkische Regierung, daß die Beamten die Kurebi-Steuer in ihre eigene Tasche steckten, und befahl deßhalb sie von nun an in den Schatz von Constantinopel zu bezahlen. Seit dieser Zeit haben die Bewohner der Hauptstadt angefangen den Schutt außerhalb derselben auf Haufen zu werfen, und so haben sich allmählich die Cairo umgürtenden Hügel gebildet, welche den freien Luftzug hindern, einen beißenden, höchst lästigen Staub erzeugen und dem Ackerbau den von ihnen bedeckten Raum entziehen. Jetzt wäre die Abgrabung dieser Hügel mit ungeheuren Kosten verknüpft, wie die Unternehmung Ibrahim Pascha's beweist, auf dessen Veranstaltung die gegen Westen liegenden Hügel abgetragen wurden, um den Platz mit Olivenbäumen zu bepflanzen.

Rückkehr von den Patachos in das Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Senhor Oliveira gehörte nicht zu den großen Plantagenbesitzern, denn er besaß nur fünf männliche und vier erwachsene weibliche Sklaven, wovon eine Negerin Mutter mehrerer Kinder war. Unter den schwarzen Mädchen von 12 bis 15 Jahren findet man häufig große Schönheiten, die sich durch den schönsten Wuchs und die üppigsten, schwellendsten Formen auszeichnen; allein so wie sie Mütter werden, pflegen diese Reize auch schnell zu verwelken, und namentlich dehnen sich die früher festen und elastischen Brüste zu einer schlaffen, fast bis auf den Nabel herabhängenden Masse aus, die auf keinen Fall dem Schönheitsgefühl entspricht. So sah ich auch hier die Negerin ihrem auf dem Rücken getragenen Säugling häufig über die Schulter hinaus die Brust reichen.

Die Pflanzung bestand aus einigen Kaffeebergen und Feldern, in welchen Mais, Bohnen, Reis, Zuckerrohr, Kürbis, Melonen 2c. gebaut wurden. Das Wohnhaus lehnte sich an einen der Kaffeeberge, und in der Nähe desselben befand sich eine Gruppe Orangenbäume, die fast das ganze Jahr hindurch immer neue Blüthen hervorbrachten und mit ihrem lieblichen Aroma die Luft schwängerten. Der Parahyba war noch zwei Legoas entfernt, allein ein kleiner krystallener Waldbach war in der Nähe, und an einigen Stellen tief genug, um die Annehmlichkeit eines erfrischenden Bades zu gewähren. An einem seiner vielen Gefälle lag eine kleine Mühle von äußerst einfachem Mechanismus auf einer Anhöhe, in welcher ich mich gern aufhielt, weil man von diesem Höhepunkt aus eine angenehme Aussicht auf die umliegenden Berge, Wälder und Thäler genoß.

Antonio bestieg am zweiten Tage nach unserer Ankunft bei Oliveira einen Maulesel und machte sich auf den Weg, um mein Pferd und frische Kleidungsstücke zur Stelle zu schaffen. Ich war also die meiste Zeit auf mich allein angewiesen, und vertrieb mir die Zeit so gut es gehen wollte. Dinte war nicht aufzutreiben, denn mein Wirth konnte nicht schreiben und auch seine Kinder, deren er vier, zwei Mädchen und zwei Knaben zwischen 18 und 12 Jahren, hatte, wuchsen in der nobelsten Unwissenheit heran; ich mußte daher meine mit Blei geschriebenen Notizen mit schwarzer Tusche abschreiben, wovon ich ein Stückchen bei mir hatte. Das beschäftigte mich schon einige Stunden des Tages; das Nachsehen und Ordnen der Naturalien, die von dem Transport durch die Wildniß hin und wieder bedeutend gelitten hatten, nahm ebenfalls einige Zeit hin, und dann mußte ich noch, gleich wie Cincinnatus sich seine Rüben schmorte, auch meine Küche besorgen. So blieb denn gerade keine bedeutende Lücke in der Tageszeit auszufüllen, und die Abendzeit verlebte ich meistens im Familienkreise des Wirths, denn bei dem fortwährend schönen Wetter pflegte derselbe mit seiner Familie sich auf Matten im Freien in der Nähe der Orangenbäume zu lagern, und bei

selbstverfertigten Cigarren und einem Glase Punsch oder Limonade — Bier kennt man im Innern des Landes nicht — drehte sich die Unterhaltung um allerlei Gegenstände, versteht sich um solche, die nicht jenseits des Gesichtskreises dieser Naturmenschen lagen. Ich habe jedoch häufig die Bemerkung gemacht, daß bei solchen ganz unwissenden, auch der Elemente jeder Schulwissenschaft entbehrenden Leuten der gesunde Menschenverstand weit stärker sich äußert, und nicht so viele verschrobene Ansichten vorherrschen, als bei vielen gelehrten Pedanten und den Ver- und Ueberbildeten in den höhern Gesellschaftskreisen. Man werfe nur einen prüfenden Blick im Kreise seiner Bekannten umher, und man wird bald finden, wie fast jedem eine üble Angewohnheit, eine Lächerlichkeit, ein Vorurtheil, eine Verschrobenheit anklebt, bei welcher Musterung man aber vor allen Dingen — sich selbst nicht übersehen darf.

Uebrigens wohnte Senhor Oliveira erst seit zehn Jahren hier und war also nicht von Jugend auf an diese Scholle geknüpft gewesen, sondern er hatte vielleicht einen größern Theil von seinem ausgedehnten Vaterlande gesehen, als irgend ein anderer Brasilier. Es war natürlich von großem Interesse für mich, wenn er von diesen Reisen erzählte, denn er zeigte dabei eine ziemlich scharfe Beobachtungsgabe. Auch war sein Gedächtniß noch frisch und kräftig, und wenn gleich ihm die Namen mancher Flüsse 2c. entfallen waren, so gab er doch sonst ziemlich genaue Auskunft über die besuchten Länderstriche. Er stammte aus der Provinz S. Paulo, wo sich in seiner Jugend eine Zeitlang zwei französische Naturforscher aufhielten, die weiter in das Innere vordringen, namentlich die ausgedehnte Provinz Matto Grosso bereisen wollten, und zu dieser Reise Leute als Schiffer, Jäger 2c. in Dienste nahmen. Oliveira war damals 18 bis 20 Jahre alt, wußte mit der Flinte umzugehen, und fand wie die meisten jungen Leute in seinem Alter an einem herumstreifenden Leben Gefallen. Da die Franzosen noch überdem gut bezahlten, und er wie fast alle seine Landsleute eben nicht über Mangel an Zeit und Ueberhäufung von Geschäften sich zu beklagen hatte, so stand der Befriedigung seiner Reise- und Abenteuerlust gar nichts im Wege, und er begleitete die beiden Naturforscher. Sie schlugen den gewöhnlichen, oder richtiger fast einzigen Weg ein, indem sie in sechs Fahrzeugen auf dem Flusse Tiete oder Anemby sich einschifften, der von dem östlichen Küstengebirge herabkommt, und nach einem ziemlich geschlängelten Laufe etwa unter 21½ Grade in den Parana fällt. Schon einige Tage nach ihrer Abreise hatten sie den bevölkerten Theil der Provinz St. Paulo verlassen, und schifften dann etwa vier bis fünf Wochen lang durch eine menschenleere Wildniß, die aber reich an mannichfaltigem Wechsel von wilden, malerischen Landschaften und Wasserfällen war. Auch die Jagd auf mancherlei Thiere, Hirsche, Rehe, Schweine, Wölfe, Unzen, Capibare, Affen, seltene und prachtvolle Vögel, Riesenschlangen 2c. war sehr ergiebig ausgefallen. Darauf waren sie in den Parana getreten, und wie jeder der diesen schönen Fluß gesehen hat, erinnerte sich auch Oliveira seiner mit Vergnügen, und in der Schilderung der vielen reizenden Ansichten, der malerischen Inselgruppen wurde seine südliche Phantasie aufgeregt und sogar poetisch. Den großen Wasserfall, den der Verfasser dieses in einer frühern Mittheilung dieser Zeitschrift (1845 Nr. 45) beschrieben hat, und welcher auch der Guayra-Fall, oder auch nach einem Caziken, der zur Zeit der Eroberung in jener Gegend wohnte, Canendiyu genannt wird, und etwa unterm 24sten Breitegrade liegt, hatte Oliveira nicht gesehen; allein auch der kleinere Sturz des dort eine halbe Stunde breiten Parana, etwas oberhalb der Einmündung des Tiete hatte ihn mit hohem Erstaunen und Bewunderung erfüllt. Vom Parana waren sie in einen reißenden Fluß (wahrscheinlich der Rio Pardo oder Rio Negro) gekommen, der seine Quellen in dem bewaldeten Hochlande von Camapuan hat, und dessen Aufwärtsschiffung mit allen nur denkbaren Schwierigkeiten verknüpft gewesen war. Die Beschiffung dieses Waldbaches war so mühselig gewesen, daß sie durch das angestrengteste Rudern oft nicht eine halbe Stunde in einem Tage vorrücken konnten, und diese ermüdende und anstrengende Arbeit hatte fast sieben Wochen gewährt. Als der Waldbach nicht ferner schiffbar gewesen, hatten sie mehrere Meilen weit Fahrzeuge und Ladung unter den größten Mühseligkeiten und Anstrengungen über einen Bergrücken schaffen müssen. Nach dem zwar mühsam, doch glücklich bewirkten Uebergange des Hochlandes von Camapuan, welches hier auf eine Strecke das Stromgebiet des Paraguay von dem des Parana trennt, hatten sie sich auf einem kleinen Flusse wieder eingeschifft, der sie rasch in den Tacuari brachte. Der letztere ergießt sich in den Paraguay. Von diesem Strom, den er den Rio Grande (großen Fluß) nannte, entwarf Oliveira ein wenig anziehendes, aber sehr getreues Gemälde. Träge wälzt der Paraguay seine Wassermasse dahin, da er nicht, wie der Parana, von einem bedeutenden Gebirgsabhange herabkommt, sondern hauptsächlich von dem Ueberfluß eines Sees gespeist wird. Das Wasser ist sowohl seiner Wärme als seiner Unreinigkeit wegen kaum genießbar, und allerlei ekelhafte Stoffe, vermoderte Bäume, todte Krokodile, verfaulte Fische, schmutziger Schlamm 2c., welche die Oberfläche bedecken, sind nicht besonders geeignet den Dürstenden einzuladen. Alligators tummeln sich zu Tausenden im Schlamm herum, und verbreiten weithin einen bisamartigen Gestank; überall sieht man die furchtbar gezahnten Kinnladen zwischen Wasserpflanzen, Schilfgewächsen und vermodernden Blättern zum Vorschein kommen, und in der Brunstzeit wird ihr Gebrüll wahrhaft abscheulich. Brennende Hitze und peinigende Insecten hatten ihnen die Schifffahrt auf dem Paraguay noch mehr verleidet. Hierauf hatte sie der St. Lorenzo aufgenommen, der sie endlich nach acht Monaten in den Cuyaba und dieser in die an seinem Ufer liegende gleichnamige Hauptstadt der Provinz Matto Grosso brachte. In diesen meistens mit Urwald bedeckten Gegenden hatten sie fast ein Jahr zugebracht, und sich mit der Jagd und dem Einsammeln von Naturalien beschäftigt. Der eine Naturforscher war hier am Biß einer Klapperschlange gestorben. Da sie sich schon in dem ungeheuren Stromgebiete des Maranhon befanden, so hatten sie sich auf einem Arm des Uraguaya, der sich in den Tocantin mündet, eingeschifft, um den Riesenstrom der Erde und die Provincialhauptstadt Para zu erreichen. Auf dieser Fahrt wurden sie häufig von den kriegerischen Wilden dieser weiten Regionen geneckt, die ihnen auch zwei Leute tödteten. Nach einer höchst mühseligen Fahrt waren sie in Para ans Land gestiegen, wo Monsieur Vidal, der französische Naturforscher, sie verabschiedet und sich nach Guyana eingeschifft hatte. Oliveira war nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und neun Monaten im Hafen zu Santos gelandet, und meinte am Schlusse seines Reiseberichts, daß er um alle Schätze der Welt, was in seinem, des Geizigen, Munde, viel heißen wollte, eine solche hündische Reise nicht zum zweitenmale machen wollte, so wie er denn überhaupt nicht begreifen konnte, wie vernünftige Leute um solches nichtsnutzige Ungeziefer als Schlangen, Käfer, Schmetterlinge 2c. so gefährlichen und mühseligen Reisen sich unterziehen und überdem nach

so viel Geld verschwenden möchten, wovon sie daheim weit gemächlicher leben könnten.

Nach einigen Tagen traf Antonio mit meinem Pferde und frischen Kleidungsstücken ein, und es wurde dann Anstalt zur Abreise getroffen. Ich trennte mich hier auf kurze Zeit von ihm, der nach seiner Heimath zurückkehrte, während ich den Weg nach Cantagallo einschlug, wo Briefe für mich angekommen seyn mußten. Der letztere Ort war etwa 14 Legoas entfernt, und da die Reise anfangs auf wenig betretenen Pfaden durch dichte Waldungen ging, so gab mir Senhor Oliveira einen Neger mit, der mir einige Legoas weit jenseits des Parahyba zum Wegweiser dienen sollte. Ich machte mich daher eines Morgens mit meinem schwarzen Reisegefährten, der einen Maulesel bestiegen hatte, auf den Weg. Nun, mit einem brasilischen Sklaven wird niemand ein gelehrtes Gespräch über Metaphysik und Transscendentalphilosophie anknüpfen, allein auch unter den Negern gibt es gescheidte und nicht gescheidte Leute. Mein Wegweiser gehörte der erstern Classe an, obgleich er es für ein böses Omen hielt, daß die blaßfarbige, mit schwarzen Gürteln versehene Aesculapschlange (coluber nigro-fasciatus) gleich im Beginn unserer Reise dicht vor uns über den Weg huschte, so entwickelte er dessen ungeachtet, als unsere Unterredung erst in Fluß kam, ganz vernünftige Ansichten, d. h. solche Ansichten, die ihm in seinen beschränkten Verhältnissen von praktischem Nutzen seyn konnten, und auf dem philosophischen Grundsatz basirt waren: „genieße, wenn du kannst, und leide, wenn du mußt", und den man in freier Uebersetzung auch durch „toujours fidèle et sans souci" wieder geben kann.

Der schwarze Weltweise begnügte sich aber nicht mit dieser passiven Erklärung hinsichtlich seiner Genußsucht, sondern er suchte dieser auch Gelegenheit zur Activität zu verschaffen, denn als ich ihn erst zu einer dreisten und unumwundenen Aussprache seiner Ansichten ermuntert hatte, hub er an: „das Leben eines Sklaven ist zwar gar nicht beneidenswerth, allein auch er hat glückliche Augenblicke: was hindert mich z. B. mich diesen Morgen für eben so glücklich als Sie, Senhor, zu halten, da ich mich ganz in derselben Lage befinde, ja vielleicht noch den Vortheil habe, daß, hem, mein langohriger Träger, hem, einen viel sanftern Paß als Ihr Pferd schreitet. Hem, Senhor, wollen Sie auch vielleicht mein Thier besteigen, so könnten wir, hem, bei der Venda am Parahyba umsatteln?"

Ich fragte ihn, was uns denn verhinderte, dieß sogleich zu thun?

„Ja so, ei, hem", stotterte mein listiger Schwarzer, „hem, ich meine nur: der Teufel hole diesen Nebel, er ist kreidick und man könnte sich an ihm satt essen, wenn er nicht, hem, so verdammt wässrig schmeckte; mein Herr pflegt immer einige, hem, Gläser Agoardente zu trinken, wenn so ein verfluchter Morgennebel eintritt; das bekommt auch, hem, in der That sehr gut — ja, ei so, hem, was wollt' ich doch sagen, ja das ists: ich meine, Senhor, daß Sie es vielleicht eben so, hem, wegen des Nebels zu halten pflegen — hem, vortrefflicher Agoardente das in jener Venda, und dann wäre auch mit Eins — hem — das Umsatteln geschehen."

Das war freilich eine schwere Geburt, allein sie war doch glücklich zu Stande gekommen: er hatte seine Sehnsucht nach Agoardente deutlich genug ausgesprochen, und er kannte mich schon zu gut um nicht zu wissen, daß es weiter nichts bedurfte, um seinen Durst zu löschen. Man hätte bei den vielen „Hems" glauben sollen, er sey mit Engbrüstigkeit behaftet gewesen, was jedoch keineswegs der Fall war, sondern sie bildeten einen wesentlichen Bestandtheil, so zu sagen die Muskel seiner Rhetorik, und waren meistens die Vorläufer seiner Schlaggedanken, oder richtiger seiner Prämissen, aus denen man auch ohne besondere Verstandesschärfe sehr leicht den logisch richtigen Schluß ziehen konnte.

Wir erreichten auch bald die Venda, wo wir einige mitgenommene, hartgesottene Eier verzehrten, und nachdem der Neger den eingeschluckten „kreidicken" Nebel mit ein Paar Gläsern Branntwein vollends hinunter gespült hatte, ließen wir uns in einem Canoe über den Parahyba, woran diese Venda lag und der Wirth auch das Charons-Amt versah, übersetzen, und unsere Thiere, die wir am Zügel hielten, durchschwimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bärenhaut.

Erinnerungen an den Sabinefluß.

(Fortsetzung.)

Während er so mit sich zu Rathe ging, langsamer hinschritt und bereit war umzukehren, erblickte ihn Marie von ferne, welche denselben Weg verfolgte. Sie eilte ihrem Vater voraus, der ganz sachte mit einigen Freunden, welche friedliche Maulthiere ritten, einhertrabte, setzte ihr Pferdchen in Galopp und rief dem großen Canadier zu: Ei, geht doch, Herr Anton, rasch voran, oder ihr kömmt erst Morgen zur Hochzeit!

Weder morgen noch heute, versetzte Anton; nach reiflicher Ueberlegung geh ich gar nicht hin. Was sollt' ich dabei thun?

Was die andern eben auch thun! . . . .

Nein, nein, sagte Anton mit Kopfschütteln, sie würden mit Fingern auf mich weisen und sagen: Ei sieh da, der große Canadier, der sonst nie zu unsern Tänzen kömmt!

Nun ja, was hat das zu bedeuten? . . . erwiederte Marie, fürchtet ihr euch davor! Und die schönen Federn, die ihr mir gebracht, wollt ihr denn nicht sehen wie mich mein Ballputz kleidet?

Andere werden ihn bewundern, antwortete Anton mit halber Stimme.

Lebt wohl, sagte Marie lebhaft, ich verliere meine Zeit mit diesem Sermon; die Nachbarn haben wohl recht euch einen Wilden zu nennen! Und mein Vater behauptet, daß ihr euch sichtlich verändert und civilisirt werdet! Geht, Herr, geht in eure Wälder, und wenn ihr wieder bei uns einkehrt, hängt ja Krokodilzähne in die Ohren, Glasperlen um den Hals und bemalt euch das Gesicht . . . .

Während sie im Fluge auf dem schmalen Pfade verschwand, blieb Anton an derselben Stelle stehen, unbeweglich und geblendet, wie ein Jäger, dem ein Rebhuhn die Flügel ins Gesicht geschlagen. Nun ist sie böse, dachte er, weil ich mich nicht in das Gedränge mischen will, worin ich nichts zu schaffen habe! Wenn es gälte, sie allein durch die Wälder zu geleiten, sie bis nach Neu-Mexico zu führen, weiß sie wohl, daß ich mich nicht bitten ließe. Ich wollte durchs Feuer gehen, um ihren Vater und auch sie zu retten. Wohl wird sie recht hübsch seyn in ihrem Ballschmuck, aber doch nicht so sehr als sie es am Ufer des Sees war, da sie zu ihrem Vater sagte: Schelte mich, aber vorher danke Herrn Anton . . . . Das Andenken an dieses unbedeutende Ereigniß kehrte lebhafter ins Herz des großen Canadiers zurück, der durch die Vorwürfe des Mädchens betäubt worden war; er ging daher ganz gerad aus. Die Nacht kam herbei, er nahte sich dem Schauplatz des Festes, und das Rauschen des Tanzes drang bis an sein Ohr, vermischt mit dem Flüstern des Nachtwindes in den Baumgipfeln. Diese Hochzeit des jungen Pflanzers setzte einige dreißig Neger in Bewegung; die einen, mit den Zubereitungen zum Mahle beschäftigt, drehten Bratspieße im Hofe, andere banden die Pferde der Gäste an die nächsten Bäume. Einige Indianer kauerten um die Kessel; begierig, sie und ihre Hunde, auf den Abhub der Mahlzeit, hatten sie die Rolle der Bettler und Zigeuner übernommen. Die Fenster des Hauses standen offen, denn ungeachtet der Nachtkühle würde es dem Gedränge in den Gemächern an Luft gefehlt haben.

Hinter einen Baum gedrückt sah Anton diesem lebendigen Schauspiel zu, an dem alle Welt Theil nahm und das ihn zugleich anzog und zurückstieß. Mehrmals kam Marie an das Fenster um Luft zu schöpfen; er erkannte sie unter all ihren Gespielinnen. Unter den Köpfen, welche sich im Tanze wiegten, fand er stets den ihren heraus; er unterschied ihr Lachen, den Ton ihrer Stimme; außer ihr kam ihm diese Schaar hübscher Mädchen nur wie ein bunter Knäuel vor. Wenn sie ins Freie schaute, als wollte sie ihre vom Lichte geblendeten Augen ausruhen lassen, war er ängstlich, sie möchte sein Versteck entdecken, und hüllte sich tiefer in die Zweige. Ein Theil der Nacht war ihm so hingegangen die Hochzeit zu belauschen. Als die ältern Leute, welche unablässig unter der Verandah geraucht und jüngern Tanz und Scherz überlassen hatten, ihre Pferde zu satteln begannen, um heimzukehren, entfernte sich der große Canadier aufs schleunigste, wie nächtliches Gevögel, das sich vor dem Tage scheut. Einer der Indianer, welche im Hofe lagerten, stützte, als er ihn vorübereilen sah, den Kopf auf beide Hände, blickte ihn scharf an, und ließ ein seltsames Lachen hören, das dem Pfeifen der wilden Katze ähnlich war.

Beim Beginn des Sommers, sechs Monate später, begaben sich die drei Canadier nach dem Dorfe. Dießmal erwartete sie der Pflanzer nicht am Flußufer um sie zu sich einzuladen; heftige Fieber waren im Frühling im ganzen Lande ausgebrochen und er und seine Tochter waren nach den höher gelegenen Ländereien gezogen. Viele Familien hatten sich nach ihrem Beispiel in den Wäldern niedergelassen, um der bösartigen Ansteckung in den Pflanzungen zu entgehen. Es war eine drückende Hitze; die Canadier ruderten möglichst nahe am Ufer hin, um im Schatten der großen Bäume zu bleiben. Am Quai des Dorfes angelangt, banden sie ihren „Wagen," man nannte so die Boote in jenem Lande, wo man noch keine andern Straßen als die Flüsse kannte, und waren geschäftig ihre Angelegenheiten aufs schnellste in Ordnung zu bringen. Sie hatten Eile in ihre Hütte zurückzukehren; aber wie so schnell loskommen aus den Kramladen, worin man alles findet, Spiegel und Pulver, Stiefel und Violinsaiten, Seidenwaaren und Büffelhäute, Glaswerk und Hüte, wo Grog nach Belieben ausgeschenkt wird, und man vor den Käufer eine Kiste der feinsten Cigarren stellt, woraus er nach Herzenslust sich versehen darf? Und dann mußte man schwatzen: Nachbarn, selbst Concurrenten, nahmen Theil am Gespräch sowohl als an den Erfrischungen. Die Sonne ging unter, und die Canadier waren noch nicht fertig, und wußten nicht einmal, weßhalb sie eigentlich gekommen seyen.

Anton sprach wenig, und dieses Umherschlendern unterhielt ihn nicht lange. Er drängte daher seinen Vater zum Aufbruch, als ein Staubwirbel am Horizont und ein großes Geräusch von Wagen die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner anzogen. Man verließ Schenken und Boden um den Zug zu sehen, der aus Mexico kam; keuchende Ochsen zogen mit langsamem müdem Schritt die schweren Karren, welche sich bald am Flusse aufstellten. Während der Führer des Convoys einen günstigen Platz zum Ausladen seiner Baumwollballen und Rauchwerkbündel suchte, umgaben ihn die Handelsleute mit tausend Zuvorkommenheiten, ungeduldig mit ihm in Verkehr zu treten. Die Ochsentreiber oder „Engagirten," wie man sie nach einer alten Benennung hieß, welche der Sprache der Flibustier entlehnt war — mit einer Hand auf ihre langen Stachelgerten gestützt, die andere auf den Hörnern ihrer Ochsen, warteten auf das Zeichen abzuspannen. Es waren große hagere Gestalten, mit staubfarbenen Gesichtern, vom Kopf bis zu den Füßen in Damhirschfell gekleidet. Sie redeten ein wenig spanisch, schlecht englisch, noch schlechter französisch und vollkommen die Sprache der Wilden, was aber die Creolen nicht hinderte, sie ganz wohl zu verstehen. Bald vernahm man von ihnen, daß die Comanchen, die gefürchtetsten unter den Prairie-Indianern, ihre Züge bis in die Ebenen von Texas, zwischen Nacogdoches und Santa-Fe ausgedehnt hatten, und Willens schienen bis an den Sabine vorzudringen. Da die Gränze von der Seite der mexicanischen Provinzen schlecht genug gehütet war, brachte diese Neuigkeit eine gewisse Besorgniß unter den Colonisten hervor. Die jungen Leute lachten über diese Befürchtungen, und nannten sie fabelhaft; die Alten aber, früherer Vorkommnisse eingedenk, waren zu glauben geneigt, daß die Indianer einen Handstreich beabsichtigten. Obgleich dieses Gerücht keinen Eindruck auf seine Söhne machte, theilte der alte Faustin die Ansicht seiner Altersgenossen, und fuhr in einem Zustande von Aufregung ab, den die Symptome des Fiebers noch beunruhigender machten. Allmählich indeß gab ihm der Anblick der Wälder seine gewohnte Heiterkeit zurück, und als er wieder in seine Hütte trat, begleitet von seinen beiden Söhnen, voll Jugend und Zuversicht, konnte er sich nicht enthalten, vergnügt seine Blicke rings umher werfend, auszurufen: meine Jungen, wie wohl ist es uns hier!

Einige Tage gingen vorüber, ohne daß irgend etwas die Kunde bestätigte, welche die Mexicaner gebracht hatten; plötzlich eines Morgens wurden die Bewohner des Dorfes, welche ruhig schliefen, durch starkes Gewehrfeuer aufgeschreckt. In einem Augenblick stand die Miliz wohlbewaffnet unter der Anführung ihrer Officiere bereit den Feind zu empfangen. Die Schreckensbotschaft verbreitete sich bald im ganzen Bezirk; man trug sie von einem Hause zum andern. Jeder suchte zu fliehen; die einen sagten, man müsse sich nach den Anhöhen zurückziehen; andere schlugen vor zu dem Dorfe hinabzugehen, um den bedrohten Einwohnern Beistand zu leisten. Jeder Pflanzer fürchtete einen Aufstand unter seinen Negern; jeder kleine Weiße sah schon seine Maispflanzen ausgerissen und seinen Tabak mit Füßen getreten; die Kranken, und es gab deren eine große Zahl, baten mit Geschrei und Thränen, man solle sie nicht der Wuth der Wilden überlassen; die Ursache dieses panischen Schreckens war die Ankunft einer Horde Rothhäute, welche über den Verkauf ihres Gebietes mit einer Art von Diplomaten unterhandeln wollten, welche man den Agenten der Indianer nannte. Diesem lag ob, alljährlich an die Häuptlinge der benachbarten Stämme die etwas ärmlichen Geschenke auszutheilen, welche die Regierung von Washington ihnen zusandte. Diese Wilden, von allen Seiten zurückgedrängt, sprachen nicht um königliche Gaben an, sie begnügten sich mit groben Wolldecken und einigen Spielereien. Diesesmal handelte es sich darum die Abtretungsacte über ihr Gebiet abzufassen, und bei diesem feierlichen Anlasse stellten sie sich zahlreich ein, im ausschweifendsten Putze. Durch die Flintenschüsse, welche die Einwohner erschreckt hatten, wollten sie eine Vorstellung von ihrer Macht geben. Diese Fantasia, von wildem Geheul begleitet, welches einige hundert Krieger in Thierhäuten und wallendem Federschmuck ausstießen, glich eher einem feindlichen Ueberfall als einem Friedensschluß. Wer immer solche Festzüge, sieghaft und lächerlich zugleich, wobei Aexte, Messer und Spieße in der Sonne glänzen, wobei die Stirnhäute der Besiegten den Ueberwinderen als Siegeszeichen dienen, mitangesehen hat, wird leicht begreifen, daß ein Indianer zum Kampfe bewaffnet, und aus seinen Wäldern hervortretend zum Popanz werden kann, der nicht nur Kinder, sondern auch gereifte Männer zu schrecken vermag.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Mineralquellen von Vichy in dem Departement Allier haben nach den neuesten Untersuchungen Murchisons ein sehr hohes Alter, da die benachbarten Felsen und die Spalten, aus denen die Quellen hervorbrechen, einer der ältesten vulcanischen Epochen Frankreichs angehören und wahrscheinlich in die Zeit der tertiären Süßwasserbildungen dieser Gegend gehören. (Athen. 28 December.)

Auswanderung über Antwerpen. Im J. 1850 wurden aus Antwerpen 7016 Emigranten in 40 Schiffen fortgeschafft. Es ist dieß abermals eine Verminderung; im J. 1849 waren es 10,261 Auswanderer in 61 Schiffen, im J. 1848 11,073 Ausw. in 66 Schiffen, 1847 14,613 Ausw. in 102 Schiffen. (Journ. du Comm. d'Anvers. 2 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. **7.**

8 Januar 1851.

Skizzen aus Australien.

I.

Geologische Untersuchungen über die Structur des Erdballes beweisen, daß eine Reihenfolge physischer Wechselfälle seine Oberfläche von der frühesten Periode bis zur gegenwärtigen Zeit modificirt, und daß dieser Wechsel von Veränderungen begleitet war nicht allein in den Phasen des thierischen und pflanzlichen Lebens, sondern auch oft in der Entwicklung der Organisation desselben; und da nicht angenommen werden kann, diese Veränderungen hätten in denselben Zeitperioden gleichförmig auf der ganzen Oberfläche des Globus gewirkt, müssen wir natürlich darauf vorbereitet seyn, die jetzt lebende Fauna einiger Gegenden auf einem Standpunkte höherer Entfaltung zu treffen, als anderswo, wie wir denn in der That bei einem Vergleich der Fauna des alten Continents unserer Geographen mit der Zoologie von Australien und Neuseeland einen großen Abstand sehen in den Stufen der Organisation, welche die Schöpfung in den betreffenden Gegenden erreicht. In Neuseeland ist mit Ausnahme einer Fledermaus und einer Maus, welch letztere dort existiren soll, in Europa aber noch nicht gesehen wurde, das höchste entwickelte Geschöpf unter den bisher bekannten lebenden oder fossilen ein Vogel;[1] in Australien erscheint die Schöpfung, Neuseeland gegenüber, sehr vorgeschritten: doch ist auch hier die Ordnung der Vogethiere die oberste in der Reihe der eingebornen Thierproducte, während die große Mehrheit der Vierfüßer dieses Landes aus Beutelthieren und Monotremen, den niedersten unter den Säugethieren besteht, die Ornithologie aber durch die Gegenwart gewisser eigenthümlicher Gattungen — Talegallo, Leipoa, Megapodius — charakterisirt wird, Vögel, welche ihre eignen Eier nicht bebrüten und vielleicht die unentwickeltsten Repräsentanten ihrer Classe sind; gleicherweise endlich ist die tiefe Organisation der Botanik angezeigt durch die bemerkenswerthe Abwesenheit fruchttragender Bäume und der Cerealien.

Untersuchung der Naturproducte Australiens führt zu dem Glauben, daß in einer fernen Periode dieses Land in wenigstens zwei Theile geschieden war, indem mit wenigen Ausnahmen die Arten, welche dieselben Breiten der östlichen oder westlichen Hälfte bewohnen, von einander verschieden sind, obwohl sich gegenseitig ersetzend. Manche Schriftsteller, wie Captain Sturt und Jukes sind der Ansicht, daß diese Subdivision eine größere gewesen sey, und daß die sandigen Oeden, welche man jetzt im Binnenlande trifft, vormals das Bette der See waren, die zwischen dem hier angenommenen Inselarchipel fluthete. Die östliche Küste wird von einer weiten Hochlands-Kette eingenommen, die von der See aus gesehen wie eine zusammenhängende Kette von Bergen erscheint und an einigen Stellen bis zur Höhe von mehr als 5000 Fuß emporstrebt. Diese Kette hat eine Achse von Granit hie und da mit großen Massen von Grünstein, Basalt und anderem vulcanischen Gesteine. Sie ist an beiden Seiten flankirt von dicken Flötzen der paläozoischen Formation, hauptsächlich Sandstein, aber auch Kalkstein und Kohle. Im nördlichen Theil der Kette fand Dr. Leichhardt ähnliche Formationen, namentlich Trapp und Granit nächst dem Flusse Burdekin. Im Districte Port Philipp stehen ähnliche Feuergebirge zu Tag, an der Küste aber Tertiärgebilde, in den Winkeln der aufgethürmten paläozoischen Schichten eingelagert. In Westaustralien besteht die Darling-Kette aus Granit unten, von metamorphischen Felsen bedeckt; zwischen ihr und dem Meere liegt eine Ebene von tertiären Schichten zusammengesetzt. In der Colonie Northaustralia steht ein großes Sandsteinplateau, bis 1800′ über das Meer sich erhebend wahrscheinlich von paläozoischem Alter; während unmittelbar an der Küste und rund um den Golf von Carpentaria ein tertiäres Becken getroffen wird. Dasselbe Substrat fand Sturt in der Centralwüste, was zu der Annahme berechtigt, daß zur Tertiärepoche die ganze Mitte unter Wasser stand und die Hochlande der Küste sich gleich vier Gruppen von Inseln erhoben aus der schäumenden See.

Australien liegt zwischen dem 10° und 45° südlicher Breite und dem 112° — 154° östlicher Länge von Greenwich, seine Ausdehnung mag also in runder Zahl der Länge nach von Ost bis West 3000 Meilen, die Breite mit Einschluß von Vandiemensland ziemlich dieselbe Meilenzahl betragen. In seiner gegenwärtigen gehobenen Stellung ist seine Form fast ein Viereck mit einem eingedrückten Centrum, durch eine fast ununterbrochene Reihe von Hügeln und Plateaux begränzt, die, an Höhe von 1′ bis 6000′ über den Meeresspiegel variirend, an einigen Stellen sich der Küste nähern und luftige, unersteigliche Riffe gegen das Meer bilden, während sie nordwärts gegen das Innere des Landes ziehen, 20 bis 80 Meilen von der Küstenlinie entfernt; um so mehr aber diese Erhöhungen alle einen wellenförmigen, nicht steilen Charakter tragen, kann kein Theil des Gebietes als wirklich alpin betrachtet werden. Nichts kann verschiedener seyn, als die Gestalt des Landes im Innern und außerhalb dieses großen Walles, namentlich an der Ostküste, wo zwischen den Bergen und der See die Vegetation größtentheils tropischen Charakter zeigt; hier auf dem reichen Alluvialboden, gebildet von den herabgewaschenen Trümmern der Hügel, finden wir die Feigen und riesigen Gummibäume, Eucalyptus, Gewächse von ungeheurer Höhe, Wälder von

[1] Oder vielmehr einige Vogelfamilien. A. d. R.

schattigen Palmen, die Oberfläche des tiefern Grundes eingehüllt in dichtes, ungangbares Unterholz, aus Zwergbäumen, Sträuchern und Stechpalmen zusammengesetzt, durchzogen mit Schlinggewächsen und Parasiten in üppigster Vergeudung, deren Zusammenhang hie und da durch reiche, offene, paradiesische Gefilde zerbrochen ist, geeignet für die Weide der Heerden, durch die häufig vorkommenden Angophoren überdacht, eine Baumfamilie, in der die Phantasie des Colonisten liebliche Erinnerung und den Namen der Apfelbäume seiner Heimath wieder fand.

(Fortsetzung folgt.)

Rückkehr von den Patachos in das Orgelgebirge.

(Fortsetzung.)

Die Physiognomie der Gegend bleibt stereotyp: dichte bewaldete Berge, zwischen denen hie und da ein von der Natur oder der Hand des Menschen gelichtetes Thal sich ausbreitet, und überall dieselbe üppige, kolossale, in wuchernder Kraft aufstrebende Vegetation, die farbenreiche Thierwelt, das Exotische des heißen Erdgürtels. Die obere Schichte des Bodens dieser ganzen Region besteht aus Lehm und röthlicher Thonerde, deren natürliche Fruchtbarkeit durch verfaulte Pflanzen und andere Stoffe noch mehr gehoben wird, und deßhalb überall eine so große Productionskraft entfaltet. Die Gegend wurde nach und nach bewohnter, obgleich die Bevölkerung dieses ganzen Striches äußerst dünn ist, denn nur nach langen Zwischenräumen erblickt man seitwärts vom Wege hin und wieder eine Fazenda mit ihren Nebengebäuden. Die Wege werden zwar meistens von dem kräftigen Strahle der tropischen Sonne trocken gehalten, allein nach heftigen Gewittern oder in der Regenzeit wird der Zustand derselben gewöhnlich schauderhaft. Ordentliche Wirthshäuser, wie in Europa oder in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in welchen man nach diesen beschwerlichen Reisen durch gehörige Pflege, kräftige Speisen und ein gutes Lager sich wieder restauriren könnte, findet man im ganzen Innern Brasiliens nicht, und das reiche Land mit seiner großen Productionskraft und Productenfülle bietet dem Reisenden nichts als höchstens schmutzige Vendas, wo man kaum das armseligste Gericht auftreiben kann, um den Hunger zu stillen, und dabei eine Unsauberkeit herrscht, die auch dem Hungrigsten den Appetit verdirbt. Dem Reisenden aber bleibt nun nichts weiter übrig, als die Gastfreundschaft der Pflanzer in Anspruch zu nehmen. Diese wird zwar meistens gewährt, allein man muß vorlieb nehmen mit dem, was einem vorgesetzt wird, und das ist, weiß Gott! oft schlecht genug. Wer also nicht einen guten Magen und überhaupt einen durch Strapazen und Entbehrungen aller Art abgehärteten Körper hat und außer dem nicht der Landessprache vollkommen mächtig ist, der bereise ja nicht diese Tropenländer, wo die Natur zwar mit verschwenderischer Freigebigkeit ihre reichen Schätze darbietet, die Menschen aber in der Versumpfung fortvegetiren, und zu indolent sind, um die Hand auszustrecken und das Gebotene zu ergreifen. Ueber Brasilien und den größten Theil der amerikanischen Tropenländer kann man dreist das Urtheil fällen: alles was die Natur dort schafft ist herrlich, allein das Treiben und Schaffen der dortigen Menschen ist erbärmlich! Das sind zum Theil die Folgen der Sklaverei, und auf dem Boden wo diese wuchert, werden auch alle Giftpflanzen der Entsittlichung und Verderbtheit üppig gedeihen.

Mein listiger, schwarzer Philosoph, dessen Geplauder mir Spaß machte, gefiel mir immer besser, und als wir uns der Stelle näherten, wo sein Wegweiseramt zu Ende ging, fing er zu manövriren an, um ein möglichst freigebiges Trinkgeld aus der Verschanzung meines Geldbeutels als gute Beute abzuführen, was ihm auch als gewandtem Taktiker vollständig gelang. Er erinnerte sich also ganz zu rechter Zeit meiner bei seinem Herrn zurückgelassenen Naturalien:

„Hem, herrliche, prächtige Käfer das, schöne Vogelbälge, Senhor, die Sie da gesammelt haben. Aber ich will auch vorsichtig damit umgehen, wenn ich sie nach Rio bringe; wie will ich mich beim Auf- und Abladen, hem, in Acht nehmen. Nicht wahr, Senhor! auf der Rua direita sollen sie abgeliefert werden? Ja, ganz recht, nicht weit von dem Laden, hem, wo die schönen Mundharmonicas ausgehängt sind. Ei, ja, hem, wenn ich doch auch so eine Mundharmonica und, hem, ein schönes Tuch hätte."

Man sieht, daß der schwarze Dialektiker zwar immer weit ausholte, aber doch mit mathematischer Gewißheit, wie die Radien eines Kreises zum Mittelpunkt laufen, sein Ziel erreichte. Ich entließ meinen Führer also mit einem Trinkgelde, das wohl nicht so ergiebig ausgefallen wäre, wenn er mir nicht hätte merken lassen, daß das Schicksal meiner Naturalien mehr oder weniger von seiner sorgfältigen Behandlung abhinge.

Im Laufe des Tages kam ich zwar an mehreren seitwärts belegenen Fazendas vorüber, allein da ich noch einige hartgekochte Eier bei mir hatte, so setzte ich meistens unter dem Schirme des dichten Laubdaches die Reise ununterbrochen fort bis ich in einer späten Stunde des Nachmittags die mir bezeichnete Venda erreichte, wo ich übernachten wollte. Geschossen hatte ich den Tag über nichts, und in der Venda war, wie gewöhnlich, nicht viel zu haben. Es kostete keine geringe Mühe bis ein Abendessen zu Stande kam, das gewiß im hohen Grade kläglich ausgefallen wäre, wenn ich nicht dasselbe durch einen, einem hungernden Reisenden gewiß verzeihlichen Kunstgriff um einen fetten Bissen vermehrt hätte. Vor der Venda nämlich suchte sich ein schönes Perlhuhn sein Futter und der Wirth stand eben in der Hausthür, hatte mein Doppelgewehr in die Hand genommen und bewunderte die schöne Arbeit. Ich stellte mich nun, als ob ich ihm mit den Vorzügen desselben noch näher bekannt machen wollte, nahm das Gewehr, that natürlich als ob das Perlhuhn nicht in der Welt wäre, ließ die Hähne knacken, und als ich eben im besten Zuge war, ihm, dem aufmerksamen Zuhörer, die Federkraft und Stärke des Schlosses auseinander zu setzen, mußte plötzlich zu seinem nicht geringen Schrecken das Gewehr zufällig sich entladen. Sein Schrecken verwandelte sich aber sehr bald in mißmuthiges Erstaunen, als mein Hühnerhund mit dem schönen Perlhuhn im Maule ankam und dasselbe, mit dem Schwanze wedelnd und seinem Herrn klug in die Augen schauend, schulgemäß präsentirte. Ich war natürlich nicht minder erschrocken und beklagte nicht weniger als der Wirth den unglücklichen Zufall, welcher dem schönen Perlhuhn das Leben gekostet hatte. Als Zufall mußte ihm aber das ganze Manöver erscheinen, da ich das Gewehr nicht ordentlich angelegt, sondern es unter dem Arm haltend abgeschossen hatte. Als wir uns von unserm Schrecken erholt, uns über den merkwürdigen Zufall sattsam gewundert und den Tod des schönen Perlhuhns genug beklagt hatten, erbot ich mich zum Schadenersatz und machte den Vorschlag, da der unglückliche Zufall sich doch einmal nicht ändern lasse, das Schlachtopfer desselben zu braten und zu verzehren, und bat den Wirth um die Ehre seiner Gesellschaft beim Mahle, was er sich denn auch alles recht gern gefallen ließ. Die gute Laune stellte sich also bald wieder ein und diese würde sich

gewiß nicht schlechter gezeigt haben, wenn der Wein besser gewesen wäre; allein auf den Beinamen des Bacchus zu Phigalea, Arätophorus, konnte dieser Venda-Ganymed keinen Anspruch machen, denn das Getränk, das er brachte, war nichts weniger als ungemischt und rein, sondern ein abscheulicher, nur mit Wasser, Limonen und Zucker genießbarer Krätzer. Mit der Zuthat des Zuckers kam denn auch eine Unmasse von Ameisen in die Limonade und wir mußten Hunderte dieser Insecten mitverschlucken; des letztern Umstandes erwähne ich jedoch nur beiläufig, denn um dergleichen Kleinigkeiten und Unsauberkeiten bekümmert sich in Brasilien weiter kein Mensch.

(Schluß folgt.)

Das französische Tabaksmonopol

datirt sich schon aus dem J. 1674, wo Ludwig XIV es bei seinem großen Geldbedürfniß einführte. Seitdem hat dieß Monopol nur kurze Unterbrechungen erlitten; die erste im J. 1719, wo der Tabakshandel freigegeben wurde, aber schon im J. 1721 wurde das Monopol wieder hergestellt und dauerte bis 1791, wo man den Bau, die Fabrication und den Verkauf des Tabaks frei gab. Am 29 December 1810 stellte der Kaiser das Monopol wieder her, und an die Stelle der ehemaligen Verpachtung trat nun die Verwaltung durch den Staat. Die Einkünfte stiegen reißend: bis zum J. 1814 betrugen sie 26⅔ Mill. jährlich, und im J. 1830 waren sie schon auf 46,782,408 Fr. gestiegen; im J. 1848 auf etwas mehr als 70 Mill., und im J. 1849, dessen Rechnungen noch nicht ganz vorliegen, werden sie auf 86 Mill. gestiegen seyn. Diese Resultate dankt man hauptsächlich den fortdauernden Bemühungen der Regie, ihre Erzeugnisse zu verbessern, namentlich der Schnupftabak ist dem fremden vielfach überlegen. Der Tabakmanufacturen sind in Frankreich 10, und die Regie kauft ihren Tabak in sechs Departements: Lot, Lot et Garonne, Ille et Vilaine, Niederrhein, Nord und Pas de Calais. Der einheimische Tabak macht nahezu die Hälfte des Quantums aus, dessen sie bedarf (im J. 1849 11,053,325 Kil. von 23,426,939 Kil.) Auch Algier hat einen Theil, etwa 200,000 Kil. zu liefern angefangen. Die andere Hälfte wird größtentheils in Nordamerika angekauft, doch auch in der Havana, in Brasilien, Mexico, Manilla und China.

Die Bärenhaut.

Erinnerungen an den Sabinefluß.

(Schluß.)

Die Milizen blieben für alle Fälle unter den Waffen, und niemand fühlte sich berufen weiter zu gehen, um die geängsteten Ansiedler zu beruhigen. Bei der ersten Schreckenskunde hatte der alte Fanjin, dessen Muth durch einen neuen Fieberschauer erschüttert wurde, die Flucht ergriffen und seine beiden Söhne mit sich fortgerissen. Diese, die ihren Vater krank und von unbestimmter Angst ergriffen sahen, waren seinen Anweisungen gehorsam, ohne zu fragen ob seine Besorgnisse gegründet seyen. Sie warfen ihm die Bärenhaut über, welche sie von ihrem Streifzug in die Sümpfe am Sabine gebracht hatten, verschlossen die Hütte und zogen fort mit ihm. Der Greis stützte sich auf Stephans Schulter; Anton ging als Wegbahner voraus. Als sie eine Stunde durch den Wald gegangen waren, sagte der ältere: Vater, begib dich nach der kleinen Insel im Red River, welche der Stelle gegenüber liegt, wo wir unsere Pirogue verbergen. Niemand wird dich dort suchen. Der Alte nickte mit dem Kopfe, denn er war außer Athem und konnte nicht antworten. Endlich, als sie dem Flusse näher kamen, bat Anton seinen Vater um Erlaubniß zum Pflanzer zu gehen, oder doch in den nächsten Ansiedlungen zu fragen, was aus ihm geworden sey. Zwei Anverwandte, setzte er hinzu, werden euch vor aller Gefahr in Sicherheit bringen. Unser Freund ist fern von seinen Pflanzungen, allein mit seiner Tochter mitten in den Wäldern; wenn ihm etwas begegnete ....

Kaum hatte der große Canadier einige Schritte gemacht und sich vom Flusse entfernt, als er ein verdächtiges Geheul zu hören glaubte. Er stand still um zu horchen .... Derselbe Ruf ertönte von neuem. Die Büchse in der Hand, schlich er ins Dickicht und lief nach der Richtung, wo er den Alten gelassen hatte; dann, dachte er, die Pirogue könne ihn wohl schon mit seinem Bruder an der kleinen Insel abgesetzt haben, wo nie jemand landete. Nach einem weiten Gange gelangte er zu der Sommerwohnung des Pflanzers; dieser schickte sich an nach seinen Baumwollfeldern zurückzukehren. Von einer vorübergehenden Angst sich erholend, hatte Marie ihre Munterkeit und Geistesgegenwart wieder angenommen. Sie spottete ein wenig über die Besorgnisse, welche der große Canadier noch nicht verwunden hatte, und um ihn völlig zu beruhigen, las sie ihm einen Brief vor, in welchem ein Freund ihres Vaters ihr alles berichtete, was im Dorfe vorging.

Ich weiß nicht, ob unten am Flusse alles ruhig ist, antwortete Anton, aber ich bin gewiß diesen Morgen den Ruf eines Wilden gehört zu haben .... Oder eines aufgestörten Käuzchens, versetzte das Mädchen. Ihr habt die Furcht nun einmal euch in den Kopf gesetzt, und werdet sie in acht Tagen nicht los werden. Indeß begleitet uns nach Hause und ein andermal, wenn es eine Hochzeit im Lande gibt, macht daß ich euch nicht wieder unterwegs begegne, wie ein Gespenst umherirrend. Mein Gott! wie störrig waret ihr jenen Abend! aber ich vergeb euch, weil ihr heute durch euer Herkommen ein gutes Herz gezeigt habt. Wohlan, gehen wir.

Fräulein, sagte Anton ernst, ihr seyd in Sicherheit hier, ihr und euer Vater; der meinige aber ist in Gefahr, ich glaub' es wenigstens; überdieß ist er krank. Ich verlasse euch. Der Pflanzer reichte ihm die Hand und Anton entfernte sich, nachdem er versprochen hatte recht bald nach der Pflanzung zu kommen, um Nachricht von dem Alten zu geben. Vorsichtig, aber rasch voranschreitend, lief Anton zuerst nach der Stelle, wo er seinen Vater verlassen hatte. Es war Nacht; völliges Schweigen herrschte im Walde. Bei dem Zeichen, das der Canadier am Ufer gab, um von denen gehört zu werden, die auf der Insel verborgen seyn sollten, antwortete niemand. Ueberrascht und besorgt suchte er die Pirogue im Schilf und fand sie nicht .... Vielleicht hatte Stephan den Vater nach der Hütte zurückgeführt. Er eilte hin so schnell er konnte; er war todesmüde, aber wollte um jeden Preis dieses Geheimniß aufklären, das ihn zu erschrecken begann. Die Hütte, vom Feuer zerstört, war nur noch ein Haufen verkohlter Balken. Beim Anblick dieses Unsterns von tödlicher Angst ergriffen, fiel der große Canadier auf seine Knie nieder und weinte wie ein Kind. Was war aus denen geworden die er suchte? Lebten sie noch? Sich allein in die Wälder zu wagen, welche einen unsichtbaren Feind bargen, wäre so viel gewesen als in einen unnützen und sichern Tod zu gehen. Es schien ihm klüger zu dem Pflanzer zurückzukehren, und von ihm Beistand und Hülfe zu verlangen. Als er auf der Thürschwelle erschien, erschöpft von dem eiligen Gange, von Hunger, Unruhe und Müdigkeit fast erliegend, war Marie einer Ohnmacht nahe. Als der Pflanzer diesen kräftigen Menschen in Thränen zerflossen, bleich und außer sich sah, wurde er tief erschüttert. Ohne das Verschwinden der beiden Canadier sich erklären zu können, sahen der Ansiedler und seine Tochter ein, daß ein großes Unglück geschehen seyn mußte. Anstatt Anton mit eiteln Tröstungen zu überschütten, beredete ihn der Pflanzer ein wenig Nahrung zu sich zu nehmen und einige Augenblicke auszuruhen. In drei Stunden, sagte er, wollen wir zu Pferde sitzen, ihr und ich; vier vertraute Neger sollen uns begleiten, und so Gott will, werden wir die finden, welche beim Appell fehlen.

Sobald es dämmerte, brachen sie auf. Zuerst wandten sie sich mit ihren Nachforschungen in die Umgegend der zerstörten Hütte. Die Leute, welche sie unterwegs begegneten oder in ihren Häusern befragten, hatten nichts gesehen, nichts gehört. Die Wilden, versicherten sie, hatten sich so wenig hier wie anderwärts gezeigt; bis auf Weiber und Kinder hatte sich alles von dem Schreck der vergangenen Tage erholt.

Ich habe dennoch ihr Heulen gehört, wiederholte Anton. Sie haben unsere Hütte verbrannt. O die Wilden! die Wilden! .... sie haben meinen Vater erwürgt! ....

Und jeder der ihn hörte, sagte: Er hat den Kopf verloren, der große Canadier!

Als Anton, der Pflanzer und die sie begleitenden Neger sich aufmachten den Wald zu durchsuchen, liefen der alte Faustin und sein Sohn Stephan schon seit mehr als 24 Stunden umher, ohne zu wissen wo, verfolgt von dem furchtbaren Geschrei, welches der Indianer wie eine Todesdrohung in die Lüfte schleudert. Von den Ufern des Red River, den sie plötzlich verlassen hatten, weil sie ihre Piroque nicht an gewohnter Stelle fanden, hörten die beiden Flüchtigen unablässig in Zwischenräumen rechts und links, und besonders hinter sich, diese feindselige Stimme. Von Todesschrecken getroffen, irrten sie in dem Buschwerk umher, ohne Zeit zu finden, nach ihrem Weg zu sehen. Es schien als ob ein blutgieriger Feind sie vor sich hertreibe, wie der Wind das dürre Laub vor sich hinfegt. Faustin, den das Fieber verzehrte, schauerte unter seiner schweren Bärenhaut; Stephan stützte seinen wankenden Vater, und sie eilten fort, ohne Rast. Gleich einem alten gejagten Hirsch, der aus einem Teiche kömmt und seine steifen Glieder nicht mehr beleben kann, schwankte der Alte, und stieß sich an die Baumwurzeln; Stephan, vom Hunger gepeinigt, sah nicht einmal an den Zweigen die Waldfrüchte, welche die Sonne im Bereiche seiner Hand reifen ließ.

Mein Junge, sagte der alte Faustin, mit erloschener Stimme, siehst du sie?

Nein, Vater, aber ich höre sie beständig.

Sie sind ihrer viele, nicht wahr? O wenn Anton bei uns wäre, könnten wir uns an die Bäume lehnen, und sie festen Fußes erwarten.

O ja, Vater, es sind deren viele. Ueberall, wohin wir uns wenden, ertönt ihr Geschrei; sie sind im Walde zerstreut und jagen andere, welche fliehen wie wir.

Dann sahen sie sich an, ohne etwas zu sagen, erschrecken, einer den andern so niedergeschlagen zu sehen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, daß sie irgend eine Hülfe aus den Pflanzungen zu erwarten hätten, die sie überfallen und geplündert glaubten. Indeß waren sie nicht vergessen. Anton, vom Pflanzer begleitet, machte im selben Augenblick übermenschliche Anstrengungen, um irgend ein Anzeichen von ihrem Aufenthalt zu entdecken. Nichts entmuthigte ihn. Als er sah, daß die nächsten Nachbarn nicht einmal seine Fragen verstanden, beschloß er, seine Nachforschungen zu verfolgen. Er bat daher den Pflanzer ihm beizustehen um bis an die Ufer der Sabine vorzudringen; es blieb ihm eine unbestimmte Hoffnung, daß Stephan an demselben Orte eine Zuflucht suchen könnte, wo einige Monate früher sie den schlafenden Indianer entdeckt hatten. Die Schwierigkeiten des Weges machten die Tagreise lang und mühevoll; beim Eingang des Sumpfes mußte man absitzen und die Pferde den Negern anvertrauen. Anton suchte die Uebergänge wieder zu erkennen; er sprang rechts und links, und durchstörte den Schilf und den beweglichen Schlamm. Plötzlich blieb er stehen. Hört ihr's? sagte er leise zu dem Pflanzer, welcher ihm folgte.

Dieser horchte hin. Es ist der Schrei eines Indianers, antwortete er, rufen wir die Schwarzen herbei.

Das Geheul dauerte fort, schrillend, wie das häßliche Gebell des Schakals. Hier durch, rief Anton: fort, fort, sie sind vor uns. Ich bin auf der Spur .... Folgt mir .... O mein armer Vater!

Sie näherten sich rasch dem Orte, von wo das drohende Schreien erscholl, das sie jetzt deutlich hörten. Im Augenblick als Anton auf den Feind anlegen wollte, den er in seinem Bereiche glaubte, schwieg die Stimme, und sie hörten unter den Blättern ein Geräusch, wie das eines aufflatternden Vogels. Der große Canadier schlich auf den Fußspitzen an den kleinen Hügel, den er zu suchen gekommen war .... Seine Büchse fiel ihm aus den Händen; er stürzte sich wie ein Wahnsinniger auf den Rasen, auf welchem ein Mann in völliger Unbeweglichkeit lag. Diesesmal hatte der Mann, den er da fand, aufgehört zu leben, und dieser Mann war sein Vater. Ein wenig weiterhin klammerte sich Stephan auf den Boden ausgestreckt mit den matten Händen an die Wurzeln an, und suchte sich unter dem Gestrüpp zu verbergen, wie ein verwundeter Hase, welcher außer dem Gesichtskreis des Jägers verenden will. Er athmete kaum; seine stieren Augen wandten sich voll Schrecken auf seinen Bruder, den er nicht erkannte.

Ich bin's, sagte Anton, indem er seinen Mund an das Ohr des Sterbenden drückte; ich bin's .... hab keine Furcht! .... wo sind sie?

Hier, antwortete Stephan, die Hand um sich streckend, da, allenthalben! Unser Vater ist vor Müdigkeit, Hunger und Angst gestorben; auch mit mir ist's aus! — und er drückte den nervigen Arm seines Bruders mit aller ihm übrigen Kraft.

Du bist nicht verwundet, Stephan? .... Sie haben nicht geschossen?

Nein, nein, ich habe meine Büchse und die unseres Vaters bis hieher gebracht .... Sie liegen da unter dem Grase .... Ich hab nur einen gesehen, nicht mehr .... den .... weißt du Anton? .... Er war so eben da, aber ich konnte mich nicht mehr regen! Er hat mit dem Fuß nach unserem Vater gestoßen, Anton, und seine Bärenhaut wieder genommen! ....

Der junge Canadier überlebte diese Katastrophe nur um wenige Tage. Er starb mit der Ueberzeugung, daß die Indianer einen Einfall ins Land gemacht hätten, und glaubte bis zu seinem letzten Athemzug diese schreckliche Stimme zu hören, welche während 36 Stunden in seine und des Greises Seele unablässige Angst geworfen hatte. So unterlagen der alte Ruderer und sein jüngerer Sohn, als die Opfer einer List, welche die Furcht ihnen nicht einmal ahnen ließ. Nachdem er seinem Vater die letzten Ehren erwiesen, und seinen Bruder in seinen Armen hatte verscheiden sehen, kam Anton bei dem Pflanzer eine Zuflucht zu suchen. Seine Hütte war zerstört worden; überdieß riefen ihm diese Wälder, die er sonst durchstreift hatte, allzu grausame Erinnerungen zurück. Er schien auf die Jagd verzichtet zu haben, und ging den ganzen Tag in der Umzäunung der Felder umher, in seinen Sonntagskleidern und dem grauen Filzhut, den ein schwarzer Flor umgab. Einen Monat lang verweilte er so in Unthätigkeit; Marie und ihr Vater, aus Achtung vor der Trauer ihres Gastes, redeten nur mit ihm wenn er es zu wünschen schien. Was wollte er beginnen? Niemand wußte es.

Mein Freund, sagte ihm endlich der Pflanzer, bei eurer Ankunft im Lande habe ich euch ein Haus auf meinen Ländereien angeboten. Traurige Ereignisse haben bewiesen, daß meine Rathschläge gut waren! .... Ihr seyd nun allein auf der Welt, bleibet hier ....

Der große Canadier schüttelte den Kopf.

Und wo wollt ihr hingehen? fragte der Pflanzer.

Dahin, sagte Anton, gegen Westen — zeigend — dahin! .... Ich muß in die Wälder, Herr, hier würd' ich sterben!

Ihr werdet uns nicht verlassen, fiel Marie ein; mein Vater liebt euch allzusehr, es wäre undankbar von euch.

Der Canadier schlug die Augen nieder, wischte eine Thräne ab und blickte das Mädchen mit unaussprechlicher Rührung an: dann hob er den Kopf und fuhr mit bewegter Stimme fort: ich muß ihn aufsuchen, ich muß sie rächen! — Und er verschwand, und seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört ....

Ein- und Ausfuhr Nordamerika's. Diese beträgt nach dem Bericht des Schatzcommissärs zusammen 339,116,294, woran $187\frac{1}{2}$ Mill. auf die Einfuhr fallen, die somit die Ausfuhr um $35\frac{1}{2}$ Mill. übersteigt. Darum hat auch die Wiederausfuhr zugenommen und betrug im verflossenen Jahr fast 15 Mill. Unter der Ausfuhr betrug die der Producte des Ackerbaues nicht weniger als $108\frac{1}{2}$ Mill., und darunter die der Baumwolle beinahe 72 Mill. Nach der Baumwolle kommt der Tabak mit beinahe 10 Mill., Erzeugnisse der Wälder $7\frac{1}{2}$, Vieh, Butter, Käse u. s. w. etwas mehr als 12 Mill., Getreide fast 13 Mill. Die Ausfuhr von Baumwollenwaaren fängt gleichfalls an bedeutend zu werden, und betrug 4,734,424 Doll. In Vergleich mit dem Jahr 1848/49 zeigt die Baumwollenausfuhr eine Vermehrung von 8, und die des Tabaks eine Vermehrung von 4 Mill. Dagegen hat die Getreideausfuhr um fast 7 Mill. abgenommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 8. 9 Januar. 1851.

Straßen in Indien.

Die Angriffe auf die Compagnieregierung mehren sich in sehr bedenklicher Weise, um so bedenklicher, als sie mehr indirect als direct sind. Jetzt greift man sie wiederholt an, daß sie keine Straßen baue; dieser Mangel ist allerdings lebhaft gefühlt, aber die Compagnie hat ein Deficit von nahe an drittbalb Millionen Pfd. St., und wenn sie entlehnen will, muß sie sich der Mitwirkung der Regierung versichern, von der es eben ungewiß ist, ob sie nicht die Absicht hat der Compagnieregierung ein Ende zu machen, und die Verlegenheiten der Compagnie benützen will, dieß herbeizuführen. Zu diesem Argwohn berechtigen mancherlei Umstände, die wir hier nicht erwähnen wollen, sondern uns zu dem vorliegenden Gegenstand wenden.

Ein „alter Indier" bringt in der Times vom 17 Dec. die Sache unter starken Vorwürfen gegen die Compagnieregierung zur Sprache und sagt: „gute Straßen würden eine ungeheure Masse Land, das jetzt wüste liegt, in Anbau bringen. In der Bombay-Präsidentschaft können solche Straßen zu 800 Pfd. die Meile angelegt werden, so daß für 1000 Meilen nur 800,000 Pfd. nöthig wären, und diese Verbesserung der Verkehrsmittel würde die Gestalt des Landes ändern, und eine augenblickliche, fast magische Wirkung auf die Wohlfahrt des Volkes haben; dennoch will die Regierung, welche nie Anstand nimmt Geld zum Krieg zu borgen, nicht zur Herstellung von Straßen borgen, obgleich ihre Schuld geringer ist als die irgend eines großen civilisirten Landes, Amerika ausgenommen. Dieser Mangel an gutem Willen, diese Fortsetzung des schimpflichen Systems der Vernachläßigung ist eine eben so grausame Ungerechtigkeit gegen Millionen unserer einheimischen Unterthanen, als eine herbe und vielleicht dauernde Benachtheiligung des bedeutendsten Manufacturzweigs dieses Reichs." Dieß bezieht sich auf die alte Klage, daß man aus Indien Baumwolle in Fülle beziehen könnte, wenn die Transportmittel aus dem Innern an die Küste nicht fehlten. Bekanntlich ist aus Manchester schon lange eine Stimme erschollen, und Bright hat ihr im Parlament Worte geliehen, daß man in Indien Anstalten treffen solle sich der Abhängigkeit von den Nordamerikanern zu entziehen. Die Gegner der Compagnie suchen also die Manufacturisten, d. h. den bedeutendsten Zweig der Mittelclassen, in dem Kampf Indiens mit der Compagnie um die Regierung, auf ihre Seite zu ziehen. Man wird also demnächst Sturm laufen gegen die Compagnieregierung. Die Times bemerkt: „Warum wird die Anlegung von Straßen nicht alsbald in die Hand genommen? Wir glauben deßhalb, weil die Maschinerie der indischen Regierung solche Arbeiten complicirt und unmäßig kostspielig macht, und daß der unbewegliche Conservatismus aller regierenden Korperschaften, verbunden mit den financiellen Verlegenheiten, den Rath der Directoren gegen alle Auslagen stimmt die zu vermeiden oder zu verschieben sind. Die indische Regierung hat allerdings zum Krieg Geld geborgt, aber nur wenn sie genöthigt war. Man hat sie zum Krieg und folglich zum Geldanleihen genöthigt; wenn man sie zum Straßenbau nöthigt, so wird sie auch dazu Geld zu entlehnen wissen."

Rückkehr von den Patachos in das Orgelgebirge.

(Schluß.)

Der Vendawirth war im Ganzen genommen ein anstelliger, umgänglicher Fellow, wie sich der Engländer ausdrückt, und das hier der Deutsche durch „Kerl" oder „Bursch" übersetzen würde, damit aber nicht die gehörige Bedeutung wieder gibt. Zu welcher Menschenclasse er eigentlich gehörte, darüber konnte er selbst, der es billig hätte am besten wissen sollen, keine Rechenschaft geben. Er war der Farbe nach weder Weißer noch Indianer, weder Neger noch Mulatte, sondern ein Mixtum compositum aller dieser Racen, die sich mehrere Generationen hindurch immer durcheinander gekreuzt haben mußten, bevor es gelungen war, der Welt ein solches Product zu liefern, woran die Natur eine ihrer mitunter sehr wunderlichen Launen erschöpft zu haben schien. So viele seltsame Physiognomien der Reisende in Brasilien auch sieht, und so leicht sein Auge auch an einen in dieser Beziehung in Farbe und Bildung so reichen Wechsel sich gewöhnt, so mußte ihn dieses Exemplar in seiner Gesammterscheinung doch frappiren. Das negerartige, gekräuselte Haar war so brennend roth, daß man hätte versucht werden können die Cigarren daran anzuzünden, und die Haut war mit einer Farbe übertüncht, die aus einer Mischung von Weiß, Roth, Schwarz und Gelb bestand, worin jedoch die dunkelgelbe, ins Grünliche hinüber spielende Farbe die hervorstechendste bildete. Auch die andern Bestandtheile und Formen seines Gesichts und Körpers bildeten eine drollige Verschmelzung der charakterischen Merkmale der kaukasischen, äthiopischen und amerikanischen Menschenrace, so daß man den Gesellen ohne eine Anwandlung von guter Laune, die auf das Zwerchfell wirken mußte, nicht lange betrachten konnte. Zu psychologischen Beobachtungen waren Zeit und Gelegenheit nicht günstig, sonst wäre es vielleicht nicht uninteressant gewesen, zu untersuchen, welchen Einfluß seine gemischte und heterogene Abstammung auf seinen Charakter und seine Geisteskräfte geäußert hatte. Uebrigens schien ihm die Erhaltung einer so seltsamen Menschenspielart, als er selbst war, sehr am Herzen zu liegen, und er darauf bedacht zu seyn, dieselbe, wenn möglich,

in noch posserlichere Formen zu bringen; denn die häßliche, dickmäulige Negerin, mit welcher er lebte, hatte seinen Stammbaum bereits um einige hoffnungsvolle Sprossen vermehrt, und der Augenschein ergab, daß sie sich wieder in interessanten Umständen befand.

In dieser Venda lernte ich den Wirthen auch das Geheimniß ab, auf welche Weise sie eigentlich ihre Subsistenzmittel gewinnen, was mir bis dahin so ziemlich ein Räthsel gewesen war. Durch die Spalten der Bretterwand meines elenden Schlafgemachs konnte ich das Treiben des Wirths und alles, was in der Venda vorging, genau beobachten. Sein Geschäft beginnt eigentlich erst am Abend und in der Nacht, denn um diese Zeit finden sich die Neger von den benachbarten Fazendas ein, und der eine bringt Reis, der andere Bohnen, ein dritter Mais, Kaffee u. s. w. Die Gegenstände, welche die Neger aus den Feldern ihrer Herren stehlen, handelt der Vendawirth gegen Branntwein und Rollentabak ein, bei welchem Handel er wenigstens 600 Procent gewinnt, und die Neger auf die schamloseste Weise übervortheilt werden. Einige der Neger hatten ihre schwarzen Mädchen mitgebracht, der Wirth klimperte ihnen auf einer alten Guitarre etwas vor, und es dauerte nicht lange, so waren sie im vollen Gange ihre höchst unzüchtigen Tänze aufzuführen, wobei denn übermäßig Branntwein genossen wurde, denn diese Neger saufen wie Schwämme. Da es ihren Herren nur angenehm seyn kann, wenn sich die Zahl ihrer Sklaven durch solchen Zuwachs vermehrt, den Negerinnen auch nicht, wie die europäischen Mädchen, in gewissen Fällen die Schande trifft, und die Negerjünglinge nicht mit einer Klage in puncto stupri bedroht sind, so läßt sich leicht denken, daß die keusche Vesta bei ihren Gelagen und Festen nicht präsidirt. Diese liederliche Wirthschaft dauerte bis spät in die Nacht, und einige der eifrigsten Verehrer des Fuselgottes hielten bis zum Anbruch des Tages aus. Die Vendawirthe thun also das ihrige, um die ohnehin zur Genußsucht und Sinnlichkeit so geneigten Neger noch mehr zu demoralisiren und im Stehlen, Lügen und Rumbeiren zu unterrichten.

Am andern Morgen überholte ich bald eine Truppe Maulthiere, welche Kaffee über das Gebirge nach Porto Caju, einem an der tief in das Land einschneidenden Hafenbai von Rio belegenen Orte, führte, wo einige Vorkäufer den Pflanzern den Kaffee abkaufen und nach Rio Janeiro verschiffen. Ich ließ mich mit dem Truppeiro in ein Gespräch ein, und wir ritten den Morgen hindurch in Gesellschaft fast immer bergauf und ab durch dichte schweigende Waldung. Gegen 11 Uhr hielt die Truppe an einem kleinen Bache, wo man ablud, die Thiere fütterte und der Truppeiro und seine Neger Anstalten zum Mittagsmahl trafen. Da hier in der Nachbarschaft von Cantogallo die Gegend bewohnter wurde, so schickten wir einen Neger zu einer nicht sehr entfernten Fazenda, um dort ein Huhn und Eier zu kaufen. Das sind zwei Artikel, die man gegen gute Bezahlung auf den größern Fazendas immer erhalten kann. Kochgeschirr hatte der Truppeiro bei sich, und so hielten wir im Freien ein ganz angenehmes Mahl. Um $2^1/_2$ Uhr brach die Truppe, die aus 49 Maulthieren bestand, denen sieben Neger zur Beaufsichtigung beigegeben waren, wieder auf, und ich setzte in Gesellschaft des weißen Aufsehers derselben die Reise fort.

Mit dem Dunkelwerden ritt ich in Cantogallo ein, wo ich zu meiner großen Freude den Doctor Denkwitz traf, welcher von seiner Fazenda am Rio Paqniquir herübergekommen war, um mehrere Kranke hier und in der Umgegend ärztlich zu behandeln, und der deßhalb noch einige Zeit in dieser Villa verweilen mußte. Unser Wiedersehen gewährte uns gegenseitig großes Vergnügen, und wir verlebten zwölf frohe Tage mit einander. Ohne seine Gesellschaft würde ich mich in diesem schmutzigen, in einem engen Kessel von Bergen belegenen Neste schwerlich so lange verweilt haben, da dasselbe, wie dieß ein Privilegium aller kleinen Oerter zu seyn scheint, an Mitgliedern beiderlei Geschlechts von jener ehrenhaften Zunft einen gesegneten Ueberfluß hatte, deren Statuten mit dem Paragraphen anheben, daß es die Menschenliebe vorschreibe, sich mehr um andere Leute zu kümmern, als vor der eigenen Thür zu fegen, und für die es schon ein der Mittheilung würdiger Umstand ist, ob die Frau Nachbarin einen Plumpudding oder saures Rindfleisch kocht. Dazu gesellt sich noch die Nationalfeindschaft an diesem von Deutschen, Schweizern, Franzosen und Brasiliern bewohnten kleinen Orte. Der Deutsche schmäht den Schweizer, dieser auf den Franzosen, der letztere auf beide, und der Brasilier wünscht sie insgesammt dahin, wo der Pfeffer wächst. Diese gegenseitigen Anfeindungen machen sich denn auch nicht selten in erbaulichen Prügeleien Luft, deren Schauplatz meistens die zahlreichen Kneipen bilden.

Ich quartierte mich beim Doctor ein, und wir waren während der Dauer unseres Aufenthalts fast unzertrennlich. Wir wohnten bei einem französischen Schweizer und lebten auf europäischem Fuß. Ich begleitete den Doctor, wenn er zu seinen Patienten in der Umgegend ritt. In der Nachbarschaft von Cantogallo, wo eine der besten Kaffeesorten Brasiliens wächst, haben sich einige deutsche und Schweizer Familien niedergelassen, die sich meistens von der nicht sehr entfernten Colonie Nova Friburgo hieher gewandt haben und sich auch ziemlich wohl befinden. Meistens sind diese europäischen Pflanzer nicht viel gebildeter als ihre brasilischen Nachbarn, deßhalb wurde ich eines Tages um so angenehmer überrascht, als wir bei einem Freunde des Doctors, einem Hrn. Quatremole, einsprachen, und ich in ihm und den übrigen Mitgliedern seiner Familie vortreffliche und gebildete Menschen kennen lernte. Es ist ein wahres Labsal für Herz und Geist, wenn man in dieser Wildniß, und nachdem man lange Zeit mit unwissenden Menschen verkehrt hat, endlich einmal wieder in einen gebildeten Familienkreis tritt. Diese Wahrheit fühlten wir alle, und deßhalb blieben wir mehrere Tage zusammen. Hr. Q. war ein Belgier von Geburt, und in seiner Familie wurde meist französisch und portugiesisch gesprochen, obgleich ihm die deutsche und englische Sprache ebenfalls geläufig waren. Die Fazenda lag vier Legoas von Cantogallo, nicht weit von der Straße nach Rio, und war rings von dichter Waldung eingeschlossen. Anfangs war der Familie allerdings die große Eintönigkeit und Abgeschlossenheit des Pflanzerlebens befremdlich genug vorgekommen; es war ihr schwer gefallen, sich in eine Lage zu finden, in welcher sie auf allen Umgang mit gebildeten Leuten verzichten mußte und sich nur auf ihren Kreis beschränkt sah; allein die gewaltige Machthaberin, die Gewohnheit, im Bunde mit Thätigkeit, hatte sie auch mit ihrer jetzigen Lebensweise nach und nach ausgesöhnt. Ein glückliches Ungefähr hatte Hrn. Quatremole mit einem Hrn. L . . . . . aus der Pfalz zusammengeführt, und dieser durch das Metternichsche Polizeisystem, namentlich durch die berüchtigten Wiener Beschlüsse vom 12 Junius 1834, besonders die Artikel 39 bis 55, aus Deutschland gehetzte und durch die Witze des Schicksals an die Gestade Brasiliens verschlagene junge Mann ward leicht vermocht, die Erziehung seiner Kinder zu übernehmen, da es dem von Hülfsmitteln entblößten deutschen Gelehrten sehr schwer wird oder doch

erst nach vielen bittern Erfahrungen gelingt, in fremden Ländern eine angemessene Stellung zu erringen. Wenn die Staatsmänner der meisten europäischen Länder all das namenlose Unglück, die Ausbrüche der Verzweiflung sehen könnten, es wüßten, wie mancher hoffnungsvolle junge Mann an Leib und Seele zu Grunde geht, so wollen wir zur Ehre der menschlichen Natur glauben, daß sie ein System aufgeben oder modificiren würden, welches so unsägliches Elend nach allen Richtungen verbreitet, denn sonst wären sie wahrlich noch schlimmer als Mephistopheles selbst, der doch Menschengefühl verräth, wenn er sagt:

„Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag die Armen selbst nicht mehr plagen."

Doch genug des Philosophirens. Hr. Quatremole besaß nur wenige Sklaven, allein seine Bewirthschaftungsweise war sehr zweckmäßig, und er lebte bei viel geringern Mitteln weit besser, als die großen brasilischen Fazendeiros, die eine Menge Neger besitzen. Auch seine häusliche Einrichtung zeichnete sich vortheilhaft vor der seiner Nachbarn aus, und es erweckte angenehme Erinnerungen, als wir eine kleine Bibliothek, ein Fortepiano und ein Sopha vorfanden — drei Dinge, nach denen man sich bei den übrigen Pflanzern dieser Region vergebens umsieht. Auch erhielt er mehrere englische und französische Zeitungen und Journale durch die Gefälligkeit einiger befreundeten in Rio ansässigen europäischen Kaufleute. So verstrichen uns denn die vier oder fünf Tage, die wir hier zubrachten, unter Musik, Lectüre und Jagd auf das angenehmste. Da wir alle mehr oder weniger merkwürdige Schicksale erlebt, aber aus den Stürmen des Lebens den guten Humor gerettet hatten, so wurde die Abendzeit mit Erzählungen interessanter Abenteuer oft bis spät in die Nacht hinein ausgefüllt. Die lustigsten Schwänke wußte der Doctor zu erzählen, der in seiner Stellung als Arzt allerlei curiose Fahrten erlebt hatte und dabei die Gabe besaß, sie auf eine höchst drollige Art zu erzählen.

Eines Morgens überraschte uns beim Frühstück ein Neger mit der Nachricht: „o bich esta apanhado" (das Ungeziefer ist gefangen!). Die Neger und gemeinen Volksclassen in Brasilien haben für die meisten vierfüßigen Thiere, Reptilien und Insecten keinen andern Ausdruck als „bich." Zeigt man ihnen einen Hirsch, einen Alligator, eine Schlange, eine Sandfloh rc. und frägt: wie nennt Ihr das?" so ist die Antwort immer dieselbe: „he um bich." Dießmal, wie uns unser Wirth auseinander setzte, verstand der Neger unter seinem „bich" einen Jaguarette, der auf dieser Fazenda und der Umgegend schon seit geraumer Zeit unter dem Hornvieh und Schweinen aufgeräumt und dem man bisher immer vergebens nachgestellt hatte. Wir nahmen unsere Gewehre und verfügten uns an die Stelle, wo wir in einer tiefen, trichterförmigen Grube einen großen, schwarzen Jaguarette fanden, welcher verzweifelte Anstrengungen machte, um sich aus seiner Gefangenschaft zu befreien und dabei rauhe, abgebrochene, schreckliche Töne ausstieß. Wahrhaft entsetzlich wurden diese Anstrengungen, und die Unbändigkeit des Raubthiers als wir an den Rand der Grube traten und ihn betrachteten. Das Thier wäre würdig gewesen, eine Menagerie lebendiger Thiere zu zieren, allein es fehlte uns an Anstalten zu seiner Gefangenhaltung, und es blieb uns daher nichts weiter übrig, als ihn zu Pulver und Blei zu begnadigen. Eine Kugel auf das Blatt setzte seinem Leben ein Ziel. Dieser Jaguarette war von ausgezeichneter Größe, denn er hatte eine Länge von 5 Fuß 3 Zoll, ohne den Schweif, der ebenfalls noch 2 Fuß 7 Zoll maß. Der schwarze Jaguarette gilt in Brasilien und Amerika überhaupt für das gewaltigste Raubthier, das sich weder vor Menschen noch irgend einem andern Raubthiere fürchtet, und wenn ihn hungert, alles angreift, was ihm in den Weg kommt. Seine Stärke ist erstaunlich; der wilde, kampflustige Puma ist das einzige Thier, das einen Kampf mit diesem Fürsten der Wildniß nicht scheut, obgleich er fast immer seine ungezähmte Keckheit mit dem Leben büßen muß.

An einem Sonntag Morgen kehrten wir nach Cantogallo zurück, welcher Namen auf deutsch „Hahnenruf" bedeutet und daher rühren soll, daß eine Gesellschaft Bergleute in frühern Zeiten sich hier angesiedelt hatte, um Gold zu graben und zu waschen. Ein Hahnengeschrei soll ihren Aufenthaltsort und ihr verpöntes Gewerbe verrathen haben. In dem in der Nähe befindlichen Bache hat man früher Gold und Carneole gefunden. Brasilische sogenannte Städte im Innern liefern dem Reisenden keinen Stoff zu Schilderungen, da sich weder großartige historische Erinnerungen daran knüpfen, noch sie alte Denkmäler und merkwürdige Bauwerke enthalten. An den Wochentagen ist der Ort öde, aber an den Sonntagen, wenn die umwohnenden Pflanzer mit ihren Familien zur Kirche kommen, ziemlich belebt. Die Kirche enthält weiter nichts Bemerkenswerthes, und das ansehnlichste Haus besitzt ein französischer Schweizer, welcher den kleinern Plantagenbesitzern den Kaffee abkauft und nach Rio schickt. Es soll dieß ein sehr einträgliches Geschäft seyn.

Nach einem zwölftägigen Zusammenleben schied ich von meinem Freunde und der Abschied erschütterte uns beide, da es höchst wahrscheinlich war, daß wir uns in diesem Leben nicht wiedersehen würden. Das sind immer recht trübe Augenblicke, wenn man in der ohnehin freundlosen Fremde zum letztenmal einen treuen Freund an das Herz schließt. Ich trat daher in einer ziemlich trüben Stimmung die Reise zu der Hütte Antonio's an.

Th. Bösche.

Skizzen aus Australien.

I.

(Fortsetzung.)

Jenseits der Höhen am Gestade erstrecken sich schrankenlose offene Triften und Grassavannen, hin und wieder mit vereinzelten Gehegen oder mit Forsten von Eucalypten und Acazien bestrüppt, parkartigen Anblick gewährend, welchen, wenn man weiter vordringt gegen das Binnenland, entweder weitgestreckte Marschen oder ein Land von höchst öder Beschaffenheit folgt. Das Antlitz dieser weiten Gegend bietet folglich eine sehr verschiedene Miene; die Seltenheit des Regens trägt viel dazu bei, eine traurige, braune Tinte über die Oberfläche des Grundes zu ziehen, die jedoch gemildert wird durch das Immergrün seiner Bäume, die eigenthümliche Lanzetform und hängende Lage ihrer Blätter, welche die meisten schattenlos macht. In der Nachbarschaft der wenigen Flüsse, welche die Gegend durchschneiden, und in den tiefen Gruben, die von den Wassern zeitweis überfluthet werden, ist es, daß wir die Vegetation üppiger treffen und die Bäume von weit gigantischerem Maaß; die Seiten der Flüsse sind meist bewaldet mit Casuarinen (Nadelholz) und andern Bäumen, die obwohl von erhabener Gestalt, niemals zu der Höhe der gewöhnlichen Eucalyptus emporstreben, welche unter günstigen Umständen eine wirklich unglaubliche Höhe zeigen. Stämme, welche hohl sind an ihrer Basis, abgebrochen an der Krone, sind 5′ Fuß über dem Boden noch 50 bis 60′ in der Runde, 200′ bis 250′ in der Höhe. Da dieser Baum sich sehr in die Wurzeln verbreitet, mißt seine Peripherie nicht selten 70′ über dem

Grund. Die Stimmen sprechender Gefährten dringen dem Reisenden, der an der entgegengesetzten Seite des Stammes steht, wie ein hohler tonloser Klang ins Ohr, zweifelnd ruft er die vermeintlich Irren, und trifft sie staunend nur an der andern Seite des Baums. Wehe dem, der sich in dem Wald der Gummibäume verliert! Man hört seine Stimme und antwortet — bald wird sie schwächer, und in wenig Minuten ist sie den Suchenden ganz verstummt.

Einen andern Anblick bieten die ungeheuren Deltas, von den aus dem Innern herabrauschenden Wassern geformt, so das Thal des Murray nahe seiner Einmündung in das Meer; diese enorme Ebene von fast 100 Meilen Länge bei mehr als 20 in der Breite ist mit einer ihr allein eigenthümlichen Vegetation bepflanzt, da die im Gehege des Mittelpunkts vorherrschenden Bäume zwerghafte Eucalypten sind, während die Ränder mit strauchartigen Bäumen verschiedener Arten bekränzt sind. Auch dürfen nicht unerwähnt bleiben die schrankenlosen Wälder der Banksien, welche auf den Sandhügeln wachsen an dem Saum der Seeküste und an manchen Punkten des Binnenlandes, eben so wenig die Districte der Grasbäume (Xanthorrhoea). In den zwischentropischen Gegenden Australiens, welche noch so wenig bekannt sind, finden wir außer den Eucalypten, Banksien und andern Bäumen der Südküste dichte Wälder von Rohr, Mangroven u. dgl. Jeder dieser Districte hat seine ihm eigenthümliche Zoologie; die Banksien werden überall von den ächten Honigvögeln, Meliphagus, besetzt, die Eucalypten von den Ptilotis (bienenfraßartige Vögel) und Trichoglossen (Papageyen), die dichtigen Feigenbäume von den Pirols und Seidenvögeln, die Palmen von den Carpophago oder Fruchttauben, die Grasebenen von den wachtelartigen Erdtauben, Finken und Graspapageyen. Der Mangel einer dicken, gerunzelten Rinde oder Borke an den Baumstämmen erklärt ohne Zweifel die gänzliche Abwesenheit eines Gliedes aus der Familie der Spechte, einer Vögelgruppe, die man mit Ausnahme von Australien und Polynesien in der ganzen Welt trifft.

Dieß ist eine flüchtige Uebersicht einiger der wichtigen physikalischen Ansichten Australiens, und wir können theils daraus, theils aus der weiten Ausdehnung des Gebietes, welches sich über viele Breitegrade erstreckt, auf eine große Verschiedenheit des Klima's schließen. Vandiemensland ist seiner isolirten und südlicheren Lage nach kühler und durch mehr Feuchtigkeit als Australien charakterisirt; seine Vegetation ist deßwegen üppig, seine Wälder dicht und schwer begangbar. Das Klima des Continents andrerseits zwischen 25° — 35° Breitegrad ist trockener, und hat eine Temperatur, die wahrscheinlich höher ist als in irgend einem andern Theile der Welt; das Thermometer erreicht nicht selten 110°, 120° sogar 130° im Schatten, und diese Gluthhitze wird häufig noch vergrößert durch die heißen Winde, die vom Norden her über die Gegend wehen und am deutlichsten die verbrannte öde Natur des Binnenlandes bezeichnen. Unähnlich andern Gebietstheilen wird diese große Hitze und Trockenheit nicht von nächtlichem Thau begleitet, und da der Regenfall ungewiß und unregelmäßig ist, so geschieht es manchmal durch Monate, daß die Flüsse und Lagunen austrocknen, das Land eine versengte Wüste wird, alle Vegetation verbrennt und Hungersnoth ihre Verwüstung nach allen Winden streut. Es ist leichter für die Phantasie, die Schrecken einer so fürchterlichen Heimsuchung sich zu versinnlichen, als für die Feder, sie zu malen. Die eingebornen Thiere und Vögel flüchten nach den Bergen oder zu fernen Gegenden, die dem Einfluß dieser Pest entrückt sind. Tausende von Schafen und Ochsen gehen zu Grunde, Büffel sieht man verendet an den Landstraßen oder in den dürren, versiegten Wasserhöhlen, nach denen sie sich in der Hoffnung auf Labe geschleppt, dann niedergesunken und verschmachtet sind; Bäume sind niedergehauen, um ihre Zweige als Futter zu benützen, die Heerden treibt man nach den Bergen, in der unsichern Aussicht auf Wasser, und jede Anstrengung wird gemacht, den hereinbrechenden Untergang zu hemmen, aber trotz alle dem, was in der Macht des Menschen liegt, bleibt der Zustand ein entsetzlicher.

Endlich greift ein Wechsel Platz, Regen strömen herab unaufhörlich, und die Ebenen, auf welchen vor kurzem kein grünes Blättchen stand, über welchen das Schweigen der Wüste lastete, werden grün von üppigem Pflanzenwuchs; Orchideen und tausend andere Blumen der lieblichsten Farbenpracht werden reichlich über den Grund gestreut, als erfreute sich die Natur ihrer Erneuerung; das Samenkorn aber, kräftig dem Boden entsprungen, verspricht ein reiches Erntefest. Dieser Uebergang der Oede in den Ueberfluß der Pflanzenwelt wird von entsprechendem Wachsthum des thierischen Lebens gefolgt, die Wasser füllen sich mit Fischen, die Sumpfmoore mit Fröschen und Reptilien; Schwärme von Raupen und andern Insecten erscheinen und beginnen über dem Boden ihr Zerstörungswerk, das aber schnell unterbrochen wird von den Vögeln der verschiedensten Art, welche ihren Zügen nachgefolgt. Angezogen von der Nahrung Ueberfluß, reißen Habichte dreier oder vierer Arten in Schaaren von Hunderten aus ihren öden Horsten ab, Tausende von Ibisen (Ibis spinicollis) und anderem Federvieh schlemmen in der Verwirrung willkommenen Banquets. Doch glaube man nicht, daß dieser Wechsel ohne sein Gefolge von Angst erschien; stürmische Platzregen füllen oft das Strombett so plötzlich, daß die zornig überschäumende Fluth alles mit sich reißt, was ihr den Weg vertritt, wehe dem unglücklichen Landmann, dessen Gehöft oder Grundstück im Bezirke der überwälzenden Wogen liegt!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Unterstützung an Bauern in Rußland. Im Jahr 1848 war Rußland von Cholera, Mißernten, Viehsterben und außerordentlich zahlreichen Bränden heimgesucht. Das Ministerium der Staatsgüter sah sich deßhalb genöthigt, den auf denselben wohnenden Bauern große Unterstützungen angedeihen zu lassen, und verabreichte ihnen bis zur Ernte von 1849 nicht weniger als 4,202,502 Tschetwert Getreide, welche mit geringen Ausnahmen aus den ländlichen Getreidemagazinen entnommen werden konnten. Auch an Geld erhielten sie Unterstützung, und beides zusammen machte nicht weniger als 12,854,205 Rubel aus. (Vaterl. Memoiren. December.)

Der Engpaß von Dariel, welcher die Hauptstraße zwischen Cis- und Transkaukasien ist, und durch welchen alle Truppencolonnen und alle Reisenden ziehen, wenn sie nicht besonders nach Dagestan bestimmt sind, ist immer in einem ziemlich gefährlichen Zustand, namentlich im Winter und Frühjahr. Die Ueberschwemmung des Frühlings 1849 hat mehrere Brücken auf dieser Straße weggerissen, und um diesem Uebel für die Zukunft vorzubeugen, hat man dem Weg eine etwas veränderte Richtung gegeben, wodurch zwei Brücken über den Terek erspart wurden, während man die dritte aus Stein aufführt. Dadurch hofft man diese sogenannte grusische Militärstraße für alle Jahreszeiten gesichert zu haben. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. 10 Januar 1851.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

12. Der westliche Edugh und das Eisencap.

Ich hatte mir vorgenommen diesen Winter zum Behuf meiner zoologischen Sammlungen in dem von zahlreichen Sümpfen durchzogenen obern Gebiet der Sanhadja zuzubringen, und die Güte meines mehrerwähnten Freundes, des verdienten Commandanten Levaillant, wirkte mir hiezu die Erlaubniß von dem arabischen Bureau von Bona, von welchem diese Gegend abhängt, aus. Diese Sümpfe oder Kraa's, wie sie von den Arabern genannt werden, wimmeln zur Streichzeit von Zugvögeln aller Art; in den nahen, ausgedehnten Waldungen hausen Löwen und Panther, kläffen Hyäne und Schakal, schleichen wilde Katzen aller Art, scharren und wühlen Stachel- und Wildschweine, und die bebuschten Anhöhen haben sich zahlreiche Hasen und Hühner zum Tummelplatz gewählt — ein wahres Paradies für den Jäger und Naturforscher, nur muß dieser eilen sich die günstige Jahreszeit zu Nutze zu machen, denn so wie die Strahlen der Frühlingssonne das stehende Gewässer der Sümpfe aufzusaugen beginnen, entwickeln sich aus dem schwarzen Boden giftige Dünste, deren verderblicher Einwirkung selbst der daran gewöhnte Araber nur schwer zu widerstehen vermag.

Schon im Monat October hatte ich eine Tour nach dem Demd-Saf'af, einer zwischen den Sümpfen und dem Wald gelegenen Gegend, gemacht, um die vortheilhafteste Stelle für meinen künftigen Aufenthalt aufzusuchen. Diese Gegend ist von, mit den Bewohnern des Cap Filfila befreundeten Kabylen bewohnt, und wird von dem Scheich der Sanhadja verwaltet. Ein daselbst ansässiger Bruder eines meiner Nachbarn auf Filfila war während meiner dreitägigen Anwesenheit daselbst mein Gastfreund: ein zwischen zwei großen Sümpfen sich erhebender, zum Theil mit jungen Korkeichen bewachsener Hügel, unfern des Gurbie meines Freundes Ali-Ben-Messaud, dünkte mir der gelegenste Ort zu meiner projectirten Ansiedlung zu seyn, und hier beschloß ich meinen Wohnsitz aufzuschlagen. Im Osten ausgedehntes, von dem Wed-el-Kebir durchströmtes Wiesenland, im Süden und Norden die Sümpfe und im Westen der schöne Wald, der sich bis auf die fernen Berggipfel hinaufzieht — günstiger konnte kein Jagdterrain gelegen seyn.

Ein Zelt hatte ich nicht — ich hatte das meinige dem unglücklichen Capitän Lapeyrouse, der voriges Jahr vor Zaatscha umgekommen, geliehen — und ich mußte daher denken, mir von den Kabylen für Geld und gute Worte einen Gurbie errichten zu lassen; allein diese Ehrenmänner forderten mir eine Unsumme, und ich mußte die Sache einstweilen auf sich beruhen lassen, um so mehr, da ich noch kein Beglaubigungsschreiben von dem arabischen Bureau erhalten hatte, und mich deßwegen noch nicht mit dem Scheich darüber verständigen konnte. Ich kehrte daher nach Filfila zurück, wo ich einige Tage darauf erfuhr, daß die Kabylen in dem Sanhadja das Gerücht verbreitet hatten, als wollte die Regierung einem Rumi ein großes Stück Land zur Ansiedlung überlassen, und daß der Scheich erklärt habe, wenn die Sache wahr sey, würde er mit seinen Arabern insgesammt die Gegend verlassen. Dieß beunruhigte mich aber nicht im mindesten, denn diese Drohung war, wenn mein Berichterstatter wahr gesprochen, bei der gänzlichen Unmöglichkeit dieselbe auszuführen, äußerst lächerlich; zudem war es mir ein Leichtes, wenn ich einmal meine officielle Autorisation in Händen hatte, den eine Invasion französischer Colonisten befürchtenden Scheich über meine wahren Absichten aufzuklären.

Es war gegen Anfang December, als ich das erwartete amtliche Schreiben erhielt, das mich bei dem Scheich der Sanhadja beglaubigen sollte, und ich machte mich sogleich auf den Weg, um davon, zu Gunsten meiner definitiven Installation, Gebrauch zu machen. Ich brach mit Tagesanbruch auf und langte gegen Abend im Demd-Saf'af an, wo mich Freund Ali-Ben-Messaud dießmal etwas lau empfing und die Diffa ziemlich mager ausfiel. Er schützte die Krankheit seiner Frau vor, er habe Niemand um die Küche zu besorgen, und ich mußte mich zum Abendessen mit Buttermilch und mitgebrachtem Brod begnügen. Ich sah klar, daß die verschiedenen Hin- und Herreden in Hinsicht meiner seine Freundschaft etwas erkaltet hatten; auch erfuhr ich später, daß ihm seine Nachbarn über seine Zuvorkommenheit gegen einen Rumi bittere Vorwürfe gemacht hatten und ihn anklagten, daß er es sey, der den Fremden bewogen habe sich hier niederzulassen. Ich nahm indessen keine Notiz davon, machte, so gut es sich thun ließ, unter einem Schuppen, der ursprünglich zum Obdach für junge Ziegen bestimmt war, mein Nachtlager zurecht, und schürte ein lustiges Feuer an, völlig überzeugt, daß bald meine Actien um hundert Procent steigen würden.

Der Tag meiner Ankunft war ein Samstag, am folgenden Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg, um mich nach dem Suk-el-Had (Sonntagsmarkt), im Gebiet des Wad-Dschendel, zu begeben, in der Hoffnung entweder den Kaid des Landes oder den Scheich der Sanhadja, oder auch wohl beide zugleich daselbst anzutreffen.

Mein Weg führte mich längs der von Süden nach Norden gehenden Bergkette, anfangs über mit Buschwerk bewachsenes Weideland, dann über schöne ebene Saatfelder und Wiesen; auf

den Hügeln längs der Berge erheben sich kleine, aus Zelten und Gurbies bestehende, mit Cactushecken umzäunte Duars, und gegen Osten eröffnete sich die unabsehbare Ebene, woraus hie und da zwischen großen Rinder- und Schafheerden die braunen Zelte der Araber auftauchten. Schon von ferne bezeichneten ein sich über seine Nachbarn erhebender, konischer, kahler Berggipfel und eine einzeln stehende Dattelpalme in der Ebene den Ort, wo der Markt gehalten wurde. Nach einem dreistündigen Marsch hatte ich den Palmbaum erreicht, in dessen Nähe sich eine warme Quelle befindet, deren alterthümliche, in Trümmern liegende Einfassung beweist, daß dieselbe schon zu den Römerzeiten zum Bad benutzt wurde. Einige Araber wuschen darin ihre unsaubere Haut, was mich nicht hinderte mich ebenfalls zu entkleiden und mich in das Bad zu begeben, da eine Ablution mir fast eben so nothwendig als den guten Moslemin war. Diese letztern waren anfangs etwas erstaunt über meine Unbefangenheit, als sie sich aber arabisch anreden hörten, ging ihnen der Mund auf, und auf ihre zudringlichen Fragen vernahmen sie mit Vergnügen, daß ich Mustapha-Ben-Zill — dieß ist mein Name bei den Arabern — heiße, und mit einem gewissen Respect, daß ich dringender Angelegenheiten halber mit den Häuptern der Gegend zu verkehren gekommen sey. Von ihnen erfuhr ich, daß weder der Kaid Hadich-Bel-Kassem, noch der Scheich Otsman-Ben-Schua auf dem Markt anwesend seyen, und ich beschloß deßhalb, nachdem ich mich etwas auf dem Markt umgesehen, mich unverzüglich auf den Weg nach der Wohnung des Kaid zu machen. Der Khasenadschi (Einnehmer) des Kaid, den ich auf dem Markt antraf, befahl einem Araber mich dahin zu begleiten, zuvor aber ließ er mir in einem nahen Zelt ein Frühstück bereiten, das meinem leeren Magen sehr zu gelegener Zeit kam.

Wir mußten über den Wed-Dschendel und über drei ziemlich beträchtliche Kraa's setzen, hier und da sproßte schon die junge Saat aus dem fruchtbaren Boden, anderwärts war man noch mit der Aussaat beschäftigt, denn die Saatzeit dauert hier den ganzen Winter hindurch, von den ersten Herbstregen an bis zum Frühling. Ueberall fruchtbare Felder und üppiges Wiesenland, fette Rinder und wollreiche Schafe — ein künftiges Eldorado für Ackerbau und Viehzucht, wenn einmal die Ursachen der Insalubrität beseitigt seyn werden.

Gegen Abend kam ich mit meinem Begleiter bei dem Haus des Kaid an, es war ganz dasselbe, wie ich es vor fast drei Jahren gesehen, nur waren die dasselbe damals umgebenden Zelte und Gurbies verschwunden und der Hofraum war jetzt mit einer guten Steinmauer umgeben. Einige Schritte von dem Haus befand sich nun ein neuer geräumiger Gurbie, der zugleich zum Dar-Diaf (Haus der Gäste) und zur Wohnung des Lehrers der Kinder des Kaid diente. Vor diesem Dar-Diaf saß der Kaid Hadich-Bel-Kassem, von einigen Arabern umgeben, auf einem Teppich zu ebener Erde, beschäftigt seinem Khodscha einen Brief zu dictiren. Bei meiner Ankunft erhob er sich, grüßte mich höflich und drückte mir in gebrochenem Französisch sein Bedauern aus, sich nicht, wie er es wünschte, mit mir unterhalten zu können, da sein Dolmetscher eben abwesend sey. Er war aber ganz entzückt, als ich ihm in seiner Sprache, die mir jetzt ziemlich geläufig ist, antworten konnte. Im Arabischen haben alle Höflichkeitsformeln meist einen religiösen Anstrich, so wie z. B.: „Dein Tag sey glücklich! Gott liebe Dich! Gott segne Dich! Gott lasse Dir nichts übels widerfahren!" u. s. w.; ein Fremder, der sich dieser Ausdrücke am gehörigen Ort zu bedienen weiß, steigt bedeutend in der Achtung der Moslemin. Ich erzählte ihm von meinen Reisen in der Sahara, nannte ihm eine Menge arabischer Häuptlinge meiner Bekanntschaft, und wir waren bald wie alte Bekannte. Nachdem er das Schreiben des arabischen Bureau's von Bona gelesen hatte, sagte er: „dieß ist sehr gut, allein einige von meiner Hand beigefügte Zeilen für den Scheich der Sanhadja dürften Dir von größerem Nutzen seyn als die Schrift des Officiers von Bona. Wir werden morgen früh weiter darüber sprechen; unterdessen laß Dir den Kuskusu gut schmecken, und wenn Du sonst etwas bedarfst, so ist hier mein Neger, dem Du nur winken darfst." Ich folgte gern dieser Einladung, denn der so eben herbeigebrachte, mit duftendem Lammfleisch belegte Kuskusu roch gar zu lieblich, und meine Verdauungsorgane schienen seit einigen Tagen mit verdoppelter Kraft zu functioniren.

Während ich mein Abendessen einnahm, fuhr der Kaid fort seine Tagesgeschäfte abzuthun, las einige Briefe, zahlte verschiedene Summen aus, und saß schließlich, wie weiland Sanct Ludwig unter der Eiche von Vincennes, unter freiem Himmel zu Gericht. Es wurden ihm nämlich zwei Araber vorgeführt, die beide ihre geschorenen blutigen Köpfe vorwiesen und sich wechselseitig mit großem Geschrei anklagten. Es war mir unmöglich auch nur eine Sylbe von dem Wortgesprudel zu verstehen, allein der geübte Richter hatte bald herausgefunden, daß sich die zwei Cumpane auf dem Markt gestritten und sich dabei die Köpfe weidlich mit Steinen zerschlagen hatten. „Sokut!" (still!) sprach der Kaid, „ihr habt beide gefehlt: du, el-Hassin, kannst dich zurückziehen, du wirst geraume Zeit mit der Heilung deiner Wunden zu thun haben und bist dadurch hinlänglich bestraft. Du aber, Ben-Seid, bist verurtheilt auf vierundzwanzig Stunden in Eisen gelegt zu werden, und dann von dem Juden zehn Stockprügel auf den hintern Theil deines Leibes zu erhalten: Rohh beslam!"[1] Der schwerer Verwundete zog sich befriedigt zurück, und der Verurtheilte ließ sich geduldig von dem jüdischen Tschausch des Kaid zwei massive eiserne Ringe um die Beine legen; diese Ringe waren durch einige, zusammen kaum einen Schuh lange Kettenglieder verbunden, so daß der Delinquent, wenn er sich fortbewegen wollte, nur nothdürftig Zoll für Zoll vorwärts rutschen konnte. Der Arme zog sich im Schneckenschritt in das Dar-Diaf zurück, wo er das Feuer anschürte und sich stoisch, in Erwartung der zehn verheißenen morgenden Prügel, darneben niederkauerte.

Mit untergehender Sonne zogen die zahlreichen prächtigen Viehheerden des Kaid nach dem einige hundert Schritte von dem Wohnhause gelegenen Duar zurück; die Weiber molken die Kühe, andere gingen nach der Quelle um Wasser zu holen: ein patriarchalischer Anblick! Ich versetzte mich im Geist in die Zeit des Hirtenfürsten Abraham zurück.

Die Raubthiere sind hier nicht minder häufig als im Demd-Saffaf, obschon die in der Nähe gelegenen Waldungen verhältnißmäßig unbedeutend genannt werden können, auch scheinen dieselben hier nicht sehr beunruhigt zu werden, denn die Sonne war noch nicht untergegangen, als schon eine kecke Hyäne sich in geringer Entfernung von dem Haus des Kaid hören ließ.

Die Nacht war bereits eingebrochen, ich begab mich in das Dar-Diaf, wo ich reiche Teppiche zu meinem Nachtlager ausgebreitet fand. Zwei Söhne des Kaid leisteten mir einige Zeit Gesellschaft: der ältere war mir von meiner frühern Reise her bekannt und war jetzt zum blühenden Jüngling emporgeschossen; der jüngere war ein etwa 6jähriger aufgeweckter Knabe, dem meine Anwesenheit viel Vergnügen zu machen schien. Letzterer

[1] Gehe hin in Frieden.

ließ mir keinen Augenblick Ruhe, er belustigte sich mich ein ganzes Vocabular für den Ausländer schwerer Wörter aussprechen zu lassen, bis er endlich zu seinem Leidwesen von seinem Hofmeister zu Bette gejagt wurde.

Bis gegen zehn Uhr gingen noch immer Leute im Dar-Diaf ab und zu, endlich wurde es ruhig und ich legte mich schlafen. Der Jude hatte sich unweit von mir auf eine Matte gelagert, kam aber bald durch verschiedene künstliche Bewegungen, die nicht übel denjenigen eines lavirenden Schiffes glichen, neben mich zu liegen. Zu den Füßen seines künftigen Peinigers lag der obenerwähnte Gefangene quer vor dem nach und nach verglimmenden Feuer, und den übrigen Raum nahmen andere, gegen Abend angekommene Fremdlinge ein. Endlich ward es still und man vernahm nur noch die Athemzüge der Schlummernden und das Säuseln des Nachtwindes in den Halmen des Strohdaches, das unpartheiisch Christ, Jude und Moslem unter seinem gastfreundlichen Schirm barg.

Am folgenden Morgen früh ließ mich der Kaid zu sich rufen. Er saß unter einer Art Vorhalle seines Hauses, neben ihm der Taleb, Lehrer seiner Kinder. Nachdem der Jude den Kaffee servirt hatte und eine Pfeife geraucht worden war, begann Hadich-Bel-Kassem: „Ich habe Dich zu mir bitten lassen, damit Du den Inhalt des Briefes vernehmest, den ich Dir für den Scheich der Sanhadja geben will, und Deine Bemerkungen darüber machen könnest. Dann dictirte er dem Taleb ungefähr folgendes:

„Der Scheich Osman-Ben-Schua wird sich mit Vorweiser dieses Briefes, Mustapha-Ben-Zill, nach dem Temd-Safiai begeben, um sich von demselben die Stelle so wie auch das Maaß für einen für ihn zu errichtenden Gurbie bezeichnen zu lassen. Die Kabylen, Bewohner des Temd-Safiaf, sind gehalten diesen Gurbie bel-Tuisa (Frohnsweise) zu erbauen; mein Khodscha wird ihnen den Tag bestimmen, um das dazu benöthigte Holz zu fällen und herbeizuschaffen. Wer diesem Befehl nachzukommen unterläßt, hat vier Ducros Arghteia (Geldbuße) zu erlegen, und der Scheich ist für die Vollziehung desselben verantwortlich.

Hadich-Bel-Kassem, Kaid."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Australien.

I.

(Schluß.)

Sir Thomas Mitchell hat in seinem jüngst veröffentlichten „Journal of an Expedition into the interior of Tropical Australia" ein sehr lebhaftes Gemälde der Art und Weise gegeben, wie die durch plötzliche Regen erzeugten Fluthen die Strombetten füllen. Mitchell, an den Ufern des Macquarie mäßig erkrankt, sandte Hrn. Stephenson, einen seiner Gefährten, nach Mount Foster, um Nachrichten über den Strom und den Wasserstand in den tiefern Gegenden einzuziehen. Stephenson kehrte frühzeitig mit zwei berittenen Flurwachen zurück. Auf seine Frage nach dem Wasserstand im Unterlauf, berichtete man ihm, eine gewaltige Fluth komme von den Turon-Gebirgen herab. Nachmittags unternahmen zwei Männer einen Gang stromaufwärts und kehrten mit der Nachricht zurück, daß sie im Strombette selbst eine plötzliche Sturzfluth überrascht, der sie nur mit Mühe entronnen seyen. Da übrigens das Bette des Macquarie selbst vor Mitchell's Lager ganz trocken und schweigend blieb, so konnte er nicht glauben, daß die Fluth wirklich im Anzuge sey. Gegen Abend stellte er eine Wache mit Feuergewehr auf kurze Distanz vom Flusse auf, mit dem Befehl bei Annäherung des Wassers zu schießen, damit er dieß Schauspiel der Neugierde und der Angst mit eignen Augen betrachten möge. Die Schatten des Abends kamen, aber keine Fluth, und der ausgestellte Posten kehrte nach dem Lager zurück. Einige Stunden später — der Mond hatte sich eben erhoben — zog ein murrendes Rauschen, gleich einem fernen Wasserfall, mit zufälligem Krachen wie von berstendem Bauholz vermischt, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich. In sehr langsamen Abstufungen wuchs der Klang und wurde zuletzt so hörbar, daß alles nach dem Ufer des Stromes lief. Noch immer sah man keine Fluth — und doch gab sich ihre Nähe kund durch das Stöhnen der mit lautem Gebrüll niedergeworfenen Bäume. Solch ein Phänomen ist am feierlichsten in einer klaren Mondennacht. Das grollende Geräusch der Wasser, das laute Krachen der Stämme kündete die Wogen an, die ihnen auch bald vor Augen traten im glitzernden Lichte des Mondstrahls, ein wandelnder Katarakt, vor sich her schleudernd alte Bäume, die er mit Wuth an seine Ufer warf. Voraus zog ein mäandrisches Gewässer, das gleich einem lebenden Ding seinen Weg durch die dunkelsten Theile des düstern, trockten, schattigen Strombettes suchte, welches unmittelbar darauf ein schäumender Fluß ward. Die Wassermasse füllte seinen Canal bis an den Uferrand, während der lebendige Wassersturz vorwärts drang weit langsamer, als zu erwarten stand, so langsam in der That, daß nach mehr als einer Stunde seit dem ersten Erscheinen desselben noch der sanfte Klang des fortrauschenden ersten Wasserandrangs deutlich zu hören war. Am nächsten Morgen hatte der Fluß seine Uferhöhe um 6 Schuh überströmt und wälzte seine schäumenden Gewässer voll und gewaltsam, aber nicht mehr so lärmend fort. Alle Nächte bewegte sich ein ähnlicher Wasserkoloß herab, so daß er Mitchell hinlänglich schien, ganz Australien in diesem einen Fluß zu ertränken.

Abgesehen von der zahlreichen Versammlung von Vögeln, welche der Ueberfluß an Nahrung, wie oben erwähnt, zusammenführt, gibt es manche Arten, die regelmäßige Wanderungen nach den südlichen Partien des Continents von Australien unternehmen, um dort ihre Brut zu erzielen und erziehen, die dann bei Wintersanbruch nach Norden heimkehren, ganz dem Gesetze unterthan, das die Wanderungen der gefiederten Bewohner gleicher Breitegrade in der alten Welt regulirt. Die Ornithologie Australiens mit andern Gegenden gleicher Breiten verglichen zeigt, wenn nicht einen größern Reichthum, doch sicher vollkommene Gleichheit an Zahl der enthaltenen Species, ungerechnet die noch ganz unbekannten Gebietstheile, in denen jedenfalls neue Arten bislang verborgen sind.

Bei einem generellen Ueberblick fällt sogleich der gänzliche Mangel an Geyern auf, auch trifft man nur einen einzigen ächten Adler und überhaupt wenig Raubvögel mit Ausnahme der Nachteulen, deren reichliche Vertretung wahrscheinlich der großen Anzahl kleiner nächtlicher Beutelthiere zuzuschreiben ist. Ein großes Uebermaaß zeigt sich auch an Ziegenmelkern, Honigvögeln, Meisen, Finken und Papagayen. Tauben und Sandhühner sind zahlreich, größere Hühner nur durch einige Wachteln angezeigt. Enten gibt es wenige, Sturmvögel in Masse rings um die Küsten. Merkwürdig ist, daß viele Vögel Australiens brüten vor ihrer Reise, ja daß sogar die eingeführten Haushühner dieselbe Eigenheit angenommen haben. Außerdem nehmen Vögel eine ganz andere Lebensweise an, als ihre Verwandten in andern Ländern, z. B. leben die australischen Eisvögel fern von allem Wasser auf dürrem Grund. Ueber die eigenthümlichen Geschlechter des Landes werden wir später ein mehreres sagen.

Wanderungen in Aegypten.

(Aus Rafalowitsch's Reise in Unterägypten und in den innern Provinzen des Delta.)[1]

1. Abreise aus Cairo. — Die Nildämmung. — Aegyptisches Geld. — Das Dorf Gures. — Musterdörfer. — Leben der Fellahs. — Arabische Romanzen und Lieder. — Der Kopte Maalim Hali.

Nachdem ich in der „Mutter der Welt“ (Omm ed-dunja), d. h. in Cairo, wohin ich am 11 November 1846 aus Alexandria gekommen war, mich zwei Monate lang aufgehalten, und einige Fortschritte in der arabischen Vulgärsprache gemacht hatte, beschloß ich die kühle Jahreszeit zu benützen, um Unterägypten zu besuchen. Das genaue Studium dieses Landes, auf das die Reisenden, welche im Lande der Pharaonen hauptsächlich nur die Trümmer alter Tempel und Denkmäler suchen, bis jetzt allzuwenig Aufmerksamkeit wendeten, schien mir sehr wichtig für die Erreichung der erhaltenen Aufträge. Bald ergab sich eine günstige Gelegenheit, diese Reise auf die möglichst angenehmste Weise zu unternehmen, indem der französische Ingenieur im Dienste des Pascha, Hr. d'Arnaud, ein gebildeter und erfahrner Mann, der eben damals mit Anlegung von Festungswerken an den ägyptischen Ufern des Mittelmeers beschäftigt war, mir vorschlug, ihn auf seiner Barke nach Alexandrien, Raschid (Rosette) und Damiat zu begleiten. Eine solche Einladung konnte ich nur mit Vergnügen annehmen, und wir beschlossen am 16 Januar uns auf den Weg zu machen. An eben diesem Tage traf ich gerade vor meiner Abreise auf der Straße Clot Bey, den obersten Inspector der medicinischen Polizei in Aegypten, mit dem ich schon in Alexandria bekannt geworden war. Er kam eben aus einer Comitésitzung zurück, die unter dem Vorsitz des Unterrichtsministers Edhem Beg stattgefunden hatte, um über die Maaßregeln gegen die Cholera sich zu berathen, welche nach den erhaltenen Nachrichten am Ostufer des rothen Meeres in Dscheddа und in Mekka selbst ausgebrochen war. Der französische Consularagent in Dschedda berichtete, daß in Mekka gegen 15,000 Hadschis (Pilger) an einem verderblichen Durchfall starben, und daß von 1600 ägyptischen Soldaten, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung während des dreitägigen Opferfestes auf dem Berge Arafat dahin geschickt worden waren, gegen 1000 gestorben seyen. Inzwischen rückten die Pilgerkarawanen auf ihrem Rückweg nach Aegypten vorwärts. Die Bewohner Cairo's, namentlich die Europäer, geriethen in große Unruhe, und Mehemed Ali ernannte deßhalb ein Comité, welches vorschlug, die aus Mekka zurückkehrenden Hadschis an der ägyptischen Gränze einer Quarantäne zu unterwerfen. Clot Bey war sehr unzufrieden mit diesem Beschluße. „So muß, sagte er zu mir, nachdem ich mich 20 Jahre lang bemüht habe, die Quarantänen gegen die Pest abzuschaffen, die sie für ansteckend halten ich noch zustimmen zu dieser Maaßregel gegen die Cholera, die am Ende gar nicht ansteckend ist.“

Da ich wußte, daß es vergebliche Mühe sey, den unwilligen Bey zu beschwichtigen, so verabschiedete ich mich von ihm und ritt um sieben Uhr Abends mit Hrn. d'Arnaud zu Esel durch das Thor Bab el Elsch hinaus nach dem Dörfchen Tabanie, zwei Werste von der Stadt am Ufer des Nils, wo die Barke meines Reisegefährten hielt. Von dort schickten wir die Esel mit den Führern zurück, und flüsterten als kundige Leute letzteren die uns auf der Polizei mitgetheilte Parole ins Ohr, ohne welche die von einer Mauer umgebene und als Festung betrachtete Stadt Cairo bei Nacht niemand betreten darf. In Erwartung unserer Ankunft hatte sich die Mannschaft unserer Barke, die aus acht nubischen[1] Matrosen und zwei Dienern d'Arnauds, einem Neger und einem Abyssinier, bestand, mit Gesang und Tanz belustigt beim Klang der lärmenden Darabuka, einer großen Trommel von Thon, in Form eines Trichters, dessen breite Oeffnung mit einer Fischblase überspannt ist. Es war windstill und die Matrosen mußten die Ruder ergreifen, und stromabwärts rudern, da der Lauf in diesen Monaten ziemlich langsam ist, und nach den Beobachtungen Girards bei Cairo nicht über 1200 Klafter in der Stunde oder etwa zwei Fuß in der Secunde beträgt. Zur Zeit des niedrigsten Wasserstands, im Frühjahr, beträgt der Fall des Nils $1\frac{1}{2}$ Zoll auf 1000 Klafter, wenn aber der Strom am Ende Septembers seine höchste Anschwellung erreicht hat, wobei er in der Nähe von Cairo $23\frac{1}{4}$ Fuß über das Niveau des Sommers steigt, dann vergrößert sich sein Fall bedeutend und beträgt $3\frac{1}{2}$ Zoll auf 1000 Klafter.

Nachdem wir uns in den beiden Cajüten der kleinen, aber sehr bequemen Barke eingerichtet hatten, legten wir uns um 11 Uhr schlafen; bald goß ein heftiger Regen herab, der auch bis zu unserer Ankunft an der Deltaspitze, 25 Werste (etwa sieben Stunden) nordwärts von Cairo, andauerte; hier beschlossen wir anzuhalten. Die Stelle, wo der Nil sich spaltet, wird in allen europäischen Reisewerken der Kuhbauch (batn el bakara) genannt, es ist jedoch zu bemerken, daß diese Benennung entweder hier beim gemeinen Volke gar nicht gebräuchlich, oder aus der Vulgärsprache verschwunden ist: ich zum mindesten hörte das Wort nie von Aegyptiern, welche die Deltaspitze stets „fum el bahr,“ Mündung des Stroms, nennen. Das Wort „bahr“ bedeutet im Arabischen eigentlich „Meer,“ in Aegypten wird es nicht nur auf den Nil, sondern auch auf dessen Arme angewandt, ja selbst auf die Hauptcanäle, deren es im Lande so viele gibt; das eigentliche Meer nennen sie „bahr el meleh,“ Salzmeer. Das Wort Nil bezeichnet nur die Zeit der Ueberschwemmung, nicht den Strom selbst.

Am 17 Januar um 8 Uhr Morgens betraten wir das rechte Ufer des Damiatarms neben dem Dorfe Schalagan, um die Backsteinöfen und andere Anstalten zu sehen, die hier zum Behuf der Nildämmung errichtet worden waren. Diese riesenhafte Unternehmung, zu der sich weder Aegyptier noch Römer entschlossen, die doch so viele andere Bauten aufführten, welche durch ihre Kühnheit und Größe noch jetzt unsere Bewunderung erwerben, wurde von Mehemed Ali dem geschickten französischen Ingenieur Mongel-Bey übertragen, und die Arbeiten wurden thätig und in riesenhaftem Maaßstab betrieben. Es wird nicht überflüssig seyn, hier einige Einzelnheiten über diese die Hülfsmittel des Landes erschöpfende Dämmung mitzutheilen, da der Erfolg oder zum mindesten der directe Nutzen sehr vielen einigermaßen problematisch erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Persische Syntax. Garcin de Tassy macht in einer Recension (Journ. asiat. November, December) von Vullers Schrift „Institutionen der persischen Sprache“ eine Bemerkung, die von der Lebenskraft alter Verwandtschaft zeugt: man muß den Ursprung der ganzen persischen Syntax im Sanskrit suchen. Dieß erleidet nur in so weit eine Ausnahme, als die persischen Schriftsteller, um ihre Kenntniße der arabischen Sprache zu zeigen, zuweilen von der arabischen Syntax entlehnt haben und so die ursprüngliche Phraseologie änderten.

---

[1] Bruchstücke aus dieser Reise erschienen bereits im J. 1848 und 1849 im Auslande unter dem Titel: „Briefe eines russischen Arztes aus der Türkei!“ Diese Bruchstücke waren theils den „Vaterländischen Memoiren,“ theils dem russischen Journal des Ministeriums des Innern entnommen. Nach der Rückkehr bearbeitete Rafalowitsch seine Reise in Aegypten besonders, und gab sie unter dem oben angegebenen Titel im vorigen Jahr heraus. Ein Bruchstück aus diesem Buche erschien im Ausland im vorigen Jahr, „die Stadt Damiat“ Nr. 150 ff., das in den „Vaterländischen Memoiren“ enthalten gewesen war. Rafalowitsch hatte sich, wie man aus dem Texte sehen wird, zu seiner Reise sehr wohl vorbereitet, und Mehemed Ali, mit dem er noch eine Unterredung hatte, bezeugte seine Verwunderung und sein Mißtrauen, daß Rafalowitsch so gut arabisch sprach, was er selbst in seinem langen Aufenthalt in Aegypten nie gelernt hatte. A. d. R.

[1] Der größte Theil der Bewohner von Unternubien, zwischen der ersten und zweiten Katarakte, geht aus Armuth und Mangel an fruchtbarem Boden nach Aegypten, wo sie als Matrosen auf den Barken sich verdingen, die, einige Tausend an der Zahl, die Wellen des „segenspendenden Stroms“ durchfurchen. Andere dienen in den Städten als Wächter, Thürhüter u. s. w., und alle werden den Aegyptiern wegen ihrer Ehrlichkeit vorgezogen. Sie nennen sich selbst Berberi, in der Mehrzahl Barabra.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 10. 11 Januar. 1851.

Bemerkungen über die Cholera.

Die Times vom 4 Jan. enthält Bemerkungen über die Cholera, aus denen wir nicht umhin können, nachstehendes auszuheben:

„Man kann die Berichte über die Sterblichkeit in Jamaica und Californien nicht lesen ohne ein Gemisch von Schauder und Dank dafür, daß wir vergleichsweise frei geblieben sind, denn im Vergleich mit der Wuth der Cholera in San Francisco und Kingston war die in London eine sehr mäßige Epidemie, da von einer Bevölkerung von dritthalb Millionen Seelen nie mehr als 500 des Tags starben, und im Ganzen nur etwa 1 Proc. hingerafft wurde; selbst in Paris starben höchstens 25,000 Menschen oder 2¼ Proc. Aber in Westindien und Californien sollen 25, 50 und selbst 90 Proc. der Einwohner einiger Städte als Opfer gefallen seyn. Zu Sacramento blieben von 15,000 nur 1500 übrig, wobei freilich auch viele geflohen seyn mögen. In Jamaica, bezüglich dessen man nicht in gleichem Maaße wie hinsichtlich Californiens Uebertreibungen annehmen kann, starb an mehreren Orten wirklich der vierte Theil. In England gingen alle Verhältnisse ihren gewöhnlichen Gang, und außer der größern Zahl von Särgen sah man keine besondern Erscheinungen, keine Todtenkarren durchzogen die Straßen, keine Todtengruben gähnten in den Vorstädten, keine großen Feuer wurden auf den öffentlichen Plätzen angezündet. Um die volle Macht der furchtbaren Krankheit zu erkennen, muß man ihre Verheerungen in Jamaica und Californien betrachten. In Jamaica, wo doch eine wohl organisirte Verwaltung besteht, überstiegen die Verheerungen der Pest so rasch die Hülfsmittel des Staats, daß Männer und Weiber buchstäblich in Haufen starben ohne Hülfe, ohne Trost, ohne die mindeste Beachtung, und daß man die Todten nur begraben konnte, indem man die Kräfte der Lebenden in außerordentlicher Weise in Anspruch nahm. Zuerst arbeitete die Polizei, dann das Militär an den Gräbern, und endlich mußte man die Verbrecher aus den Gefängnissen zu dem Geschäfte herbeiholen. In Californien wich selbst die Goldgier den Schrecken der Pest, und so wohlfeil das Leben an den Minen ist, so war doch diese furchtbare Geißel zu viel selbst für den Stoicismus amerikanischer Goldsucher. Alles Geschäft stand still, und während die Pest wüthete, war die Arbeit dieser geschäftigen Städte beschränkt auf die Todtengräber und die Leichenbestatter. Die Menschen rannten hinaus auf die Felder und in die Berge. Wochenlang war die Cholera der einzige Gegenstand, der die Gemüther beschäftigte, und ein amerikanisches Journal zählt nur von bekannten Männern 600 Todesfälle in den Städten Sacramento und San Francisco auf.

„Die Cholera ist eine ewig lebendige Pest, die ihre periodischen Kreisläufe macht, und keineswegs an Heftigkeit nachläßt. Sie war zu London im J. 1849 heftiger als im J. 1832; sie hat sich in Amerika im J. 1850 weit zerstörender gezeigt, als bei ihrem ersten Auftreten in Indien, denn die Sterblichkeit in Lord Hastings Armee unter allen den begünstigenden Umständen einer indischen Sonne und eines asiatischen Lagers betrug nur 10 Proc., nicht halb so viel, als man jetzt aus den entvölkerten Städten Westindiens vernommen hat. Diese Pest hat also an Stärke wie an Ausdehnung zugenommen, und während kein Breitegrad vor ihren Verheerungen sichert, scheint auch kein Zeitverlauf ihr Gift zu schwächen. In einem und demselben Augenblick wüthet sie an den Mündungen des Nils, im mexicanischen Golf und im stillen Meer. Die Cholera scheint durch Hitze oder Kälte, durch die Temperatur von Hoch- und Niederlanden wenig afficirt zu werden; sie war eben so heftig in den Schneeflächen Polens, wie in den Sandflächen Siams; sie verheerte Paris während der scharfen Winde eines bitterkalten Frühjahrs, und überfiel London in der Hitze des Herbstes; sie war tödlicher in Gherwal im Himalayagebirg als in Sind und in den Sümpfen des Indus, und die Bergdistricte von Jamaica sollen jetzt noch heftiger leiden als die niedrigen Striche um die Häfen her.

„Wenn aber in diesen Beziehungen der furchtbare Feind unserer Nachforschungen spottet, so hat man ihn in anderer und wichtigerer Beziehung kennen gelernt. Wo immer die Cholera mit besonderer Heftigkeit auftrat, lag die Schuld immer in gewissen sanitätspolizeilichen Fehlern ihrer Opfer. Die Verheerungen der Cholera stehen unwandelbar in Verhältniß zu dem Schmutz, dem Elend und der Anhäufung der Bevölkerung. Ihr geheimnißvoller Ursprung scheint in der That in diesen Verhältnissen des menschlichen Daseyns zu liegen, denn sie wurde nicht in Sümpfen und Sunderbunds erzeugt, sondern durch die unmäßige Anhäufung, die Armuth und den Schmutz der elenden Bevölkerung zu Jessore. An diesen Erscheinungen haftet sie noch: wo menschliche Wesen übermäßig aufeinander gehäuft sind, da tritt unfehlbar die Cholera auf, unter welchem Breitegrade es auch seyn mag. Es gibt keine furchtbarere Krankheit als die Cholera, aber auch keine, die sich so leicht bändigen läßt: zwanzigmal drang sie in Birmingham ein, und zwanzigmal wurde sie durch die thätigsten Bemühungen in ihrem Fortschritt gehemmt, neutralisirt und wieder ausgetrieben. Wir können ihren Pfad nicht verfolgen, ihre Besuche nicht ausschließen, ihrer einmal entwickelten Stärke nicht widerstehen, aber wir können die in unserer Macht liegenden Vorsichtsmaaßregeln anwenden, daß sie sich nie localisirt und unter uns festsetzt.“

Skizzen aus der Provinz Constantine.

12. Der westliche Edugh und das Eisencap.

(Fortsetzung.)

Dieses kurze und bündige Schreiben des Kaid übertraf meine kühnsten Erwartungen; ich machte mich erbötig den Kabylen nach vollbrachter Tuisa, wie es hier Brauch ist, ein Festmahl zu geben, allein der Kaid verbot mir dieß ausdrücklich. „Die Kabylen bauen Dir deinen Gurbie bessif (zwangsweise) und keineswegs Dir zu Gefallen", sagte er: „Du hättest lange bitten können, bis sie selbst gegen reichliche Belohnung das Geringste für Dich gethan hätten, und bist ihnen deßhalb keinen Dank schuldig. Du hast nichts zu thun, als bei Deiner Ankunft von dem Gurbie den ich Dir erbauen lasse, ohne weiteres Besitz zu nehmen, und damit ist die Sache abgethan. Jetzt ist es an der Zeit Dich auf den Weg zu machen, wenn Du heute, wie Du mir gestern geäußert, bei den Sidi-Salah übernachten willst, zwei meiner Reiter werden Dich bis dahin begleiten."

Ich dankte dem Kaid in den verbindlichsten Ausdrücken und verließ seine gastliche Wohnung, nachdem ich ihm hatte versprechen müssen, ihn bald wieder zu besuchen.

Der Morgen kündigte sich lieblich an, wir hatten bald das waldige Land nordwestwärts von der Wohnung des Kaid hinter uns, und kamen in Zeit von zwei Stunden in das von dem Wed-el-Aneb durchströmte Wiesenthal El-Treads. Dieses schöne Thal bildet ein Dreieck, das den Wed-el-Kebir zur Basis hat, und dessen Schenkel einerseits von der Kette des Edugh, andrerseits von der von derselben auslaufenden Hügelreihe gebildet werden, und gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen dieser Gegend. Spuren alterthümlicher Bauten und heute fast ganz verwaschene Bewässerungscanäle zeugen von dem ehemaligen Daseyn der Römer, und die von einem Bergrücken des Edugh auf das Thal herabblickende Zawiah Sidi-Abd-es-Selam mahnt an die Zeiten der arabischen Eroberer. Römer und Araber! welch' grasser Unterschied! — sic transit gloria mundi!

Wir näherten uns jetzt immer mehr dem Fuß des Edugh, und gelangten bald an den Zusammenfluß des Wed-el Aneb mit dem Wed-el-Kebir. Es kostete uns keine geringe Mühe über den erstern zu setzen; der Wasserstand desselben war zwar an der Furt unbedeutend, dagegen an beiden Ufern die thonige Erde zu einem zähen Teige zusammengestampft, in welchen unsere Pferde bis an den Bauch versanken und sich nur mit großer Anstrengung heraushelfen konnten. Nichtsdestoweniger ist dieß der einzige Weg von der Ebene nach dem Suk-el-Atnin (Montagsmarkt), welcher regelmäßig jede Woche von einer Menge Araber besucht wird; diese helfen sich durch den bodenlosen Pfuhl wie sie können, lassen sich bei hohem Wasserstand auf einem in einem frühern Abschnitt beschriebenen Schilffloß übersetzen, und setzen sich lieber der Gefahr aus zu ertrinken, oder ihre Thiere im Morast versinken zu sehen, als daß sie an die geringste Ausbesserung des Einganges zur Furth dächten.

Zwischen dem Wed-el-Kebir und dem Edugh zieht sich eine sumpfige Niederung bis an den Ort, wo der Markt gehalten wird, hin; es wurde hier dieses Jahr, wie man aus den noch stehenden Strünken abnehmen konnte, ziemlich viel Tabak gebaut, und beträchtliche Kürbis- und Melonengelände sind hier während des Sommers mit Zäunen von Reisholz eingefriedigt, um dieselben vor den Einfällen des weidenden Viehes zu bewahren. Diese Umzäunungen werden aber nach der Ernte verwahrlost und von dem Vieh zusammengetreten, und müssen daher jedes Jahr erneuert werden.

Vom Cap Filfila zieht sich längs der Küste eine Reihe sandiger Hügel bis an die östliche Gränze des Guerbesgebietes, von wo sie in schräger Richtung landeinwärts bis an den Edugh hinläuft und dort an der Küste ein flaches Delta liegen läßt, durch welches der Wed-el-Kebir dem Golf zueilt. Auf der Südseite dieser Hügel, unfern von ihrer Verbindung mit dem Edugh befindet sich der Ort, wo der Suk-el-Atnin gehalten wird, und es war gegen 3 Uhr Nachmittags, als wir daselbst ankamen.

Der Markt war bei unserer Ankunft schon ziemlich verlaufen, doch waren noch große Quantitäten Butter vorhanden, die keinen Käufer gefunden hatten, und ich sah mehr als fünfzig Stück Rindvieh aus demselben Grunde nach ihren resp. Duars zurücktreiben. Der Araber, wenn er nicht gleich den erwarteten Erlös findet, zieht wohl zehnmal mit denselben Verkaufsgegenständen zu Markt; hat er doch keine Reise- und Zehrkosten in Anschlag zu bringen, denn er führt den Kesra, den er ebenfalls zu Hause verzehrt hätte, als Mundvorrath mit sich, und Weide für sein Vieh findet er hinlänglich, sowohl unterwegs als auch in der nächsten Umgebung des Marktes.

Die beiden Reiter des Kaid begleiteten mich gegen Abend nach einem kleinen, aus fünf Zelten bestehenden Duar der Sidi-Salah, und die hohe Empfehlung verschaffte mir daselbst eine Aufnahme und eine Bewirthung, wie sie der Kaid in eigener Person nicht besser hätte verlangen können. Ich begab mich zeitig zur Ruhe, um am folgenden Morgen meine Wanderung nach dem Eisencap zu beginnen.

Mit anbrechendem Tage ritten meine gestrigen Begleiter, das mir von dem Kaid geliehene Pferd mit sich führend, nach dem Bordsch-el-Kaid zurück; ich aber schlug, in Begleitung eines jungen Arabers aus dem Zelt, worin ich übernachtet, meinen Weg bergaufwärts nach dem Gebiet der Beni-Mohammed ein. Der ganze südwestliche Abhang des Gebirges wird von diesem Stamm bis fast zum Gipfel hinauf angebaut, und überall entkeimte schon die junge Saat dem ziemlich fruchtbaren Boden. Gegen das Thal von El-Treads hin rinnen frische Bergwässerchen dem Wed-el-Aneb zu, und werden im Frühjahr zur Bewässerung der Ackerbohnenfelder benutzt.

Gegen 10 Uhr hatten wir das bebaute Land hinter uns, und der Boden wechselte jetzt mit kahlen Felsen und niedrigem Buschwerk ab; in der Richtung des obern Wed-el-Aneb aber hat das Gebirg noch stellenweise schönen Hochwald aufzuweisen. Nahe an dem Rücken des Gebirgszuges, der sich von hier aus nach dem Meer zu in die Spitze des Eisencaps verliert, gelangten wir zu einigen Gurbies, deren arme Bewohner uns mit Kesra und Buttermilch bewirtheten, und ich beschloß hier für einige Zeit Halt zu machen, um von dem Berggipfel herab die nördliche Abdachung des Edugh in Augenschein zu nehmen. Die hier ansässigen Kabylen waren sehr dürftig: ihre ganze Habe bestand in ihrer Ziegenheerde und etwas Gerste, die sie dem steinigen Boden abzwingen. Sie wohnten früher in der Nähe von Bona und hatten sich hieher geflüchtet, weil sie befürchteten, wegen gewisser nächtlichen, nach der Stadt unternommenen Excursionen von dem damaligen Commandanten Jussuf auf seine Weise zur Rede gestellt zu werden. Es sey heute nichts mehr für die Kabylen in Edugh zu thun, meinten sie, seitdem das Kohlenbrennen, ihr früherer Erwerbszweig, durch die Forstverwaltung verboten worden; wenn gegenwärtig jemand nur eine armselige Pappel oder Espe fällen wolle, um seiner Frau einige Butterschüsseln zu verfertigen, so müsse er erst eine Tagreise nach Bona machen, um bei dem Capitän (Oberförster) die Erlaubniß dazu

zu holen. „Bikri kheir"! (früher war es besser) sagten sie traurig, und ich begreife dieß, denn dem Kabylen ist die Unabhängigkeit das höchste Gut, und die geringste Einschränkung derselben dünkt ihm unerträgliche Sklaverei zu seyn.

Nach dem Frühstück bestieg ich den Felsengrat über dem Duar, von wo aus ich die ganze Küste, vom Eisencap bis an das Cap della Guarda mit den zwischen denselben in das Meer hinaustretenden Spitzen Ras-Tagguisch und Ras-Auam überblicken konnte. Ein erhabener Anblick! Der prächtige Edugh erhebt sich mit ruhiger Würde mit seinen waldgekrönten Gipfeln wie ein Riesendamm über die launenhafte See, welche seit Jahrtausenden mit ohnmächtigem Zorn seine Grundpfeiler zu erschüttern droht, und schützt das hinter ihm sich ausdehnende nackte Land gegen das Vordringen des gesalzenen Sandes, welcher an der flachen Küste der Guerbes schon längst alle Fruchtbarkeit ertödtet hat. Beim ersten Anblick wäre man geneigt, diese großartige Bergreihe für eine menschenleere Einöde zu halten, wenn nicht zahlreiche, nach allen Richtungen hin aufsteigende dünne Rauchsäulen von der Anwesenheit des genügsamen Kabylen zeugten, der überall, wo ein frischer Quell in irgend einer Waldschlucht der See zurinnt, seine einfache Wohnung aufgeschlagen hat.

Es war ein schöner Wintertag, die Sonne strahlte heiter, kein Lüftchen wehte, und doch vernahm ich seit einigen Minuten ein Rauschen, demjenigen eines heftigen Windes in einem Laubholzwalde nicht unähnlich. Mein Begleiter machte mich zuerst auf die Ursache dieses Geräusches aufmerksam, indem er mit ausgestrecktem Arm nach der Gegend des Cap Filfila hinwies. „Schof el Sorier!" (sieh' die Staare) rief er aus. Eine ungeheure, schwärzliche Wolke dieser Vögel zog sausend längs der Küste gegen den Edugh heran; die Spitze dieser das Tageslicht verdunkelnden Colonne zog schon an dem Berggehäng des Edugh herauf, während der Schwanz derselben sich noch am Cap Filfila befand, und sie also nicht weniger als zwei gute deutsche Meilen lang war. Dieser Zug ließ sich jeden Augenblick theilweise nieder, nahm aber bald seine Richtung nach den schilfreichen Ufern des Sees Fezzora, und es dauerte geraume Zeit bis wir ihn aus dem Gesicht verloren hatten. Noch nie hatte ich einen solchen Zug Staare gesehen, der mich an die Migrationen der Wandertauben in Amerika erinnerte. Der Umstand, daß sich diese Wanderer so oft niederließen um einige Minuten auszuruhen, ließ mich schließen, daß sie von dem eintretenden Frost aus Europa vertrieben, sich diesen Morgen aufgemacht und jetzt direct über das Meer herangezogen kamen.

Der heutige Tag schien der Tag der Phänomene zu seyn. Ich hatte mich bei meiner Rückkunft in den Duar vor einem Gurbie auf eine Matte gelagert um etwas auszuruhen, bevor ich meinen Weg weiter fortsetzte. Es mochte wohl gegen Mittag seyn und ich war eben im Begriff meine Flinte zu laden, als plötzlich alles um mich her in eine fluctuirende Bewegung gerieth und sich ein einem fernen Donner ähnliches, unterirdisches Getöse vernehmen ließ. Einen solchen heftigen Erdstoß hatte ich noch nie verspürt, denn dieser dauerte wohl sechs bis sieben Secunden, und während Gurbies, Felsen und Bäume um mich her zu tanzen schienen, konnte ich mich eines gewissen peinlichen Gefühls nicht erwehren. Dabei brachen die Hunde in ein lautes Geheul aus und die Hühner flüchteten sich erschrocken in das Gebüsch. Ich war einer zweiten, heftigern Erderschütterung gewärtig, und dachte dabei unwillkürlich an den bloß aus trockener Erde erbauten Stadttheil von Constantine, welchem der 17 Dec. 1850 eben so unheilvoll wie früher der 2 März 1825 für die Stadt Blidah werden konnte. Unterdessen erfolgte eine halbe Viertelstunde später nur noch ein Stoß, der weit schwächer als der erste war; darauf blieb alles ruhig wie zuvor, die geängstigten Thiere krochen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und schienen sich über ihren panischen Schrecken zu wundern und die Sonne lächelte noch immer gleichmüthig auf die Erde herab, der man die eben ausgestandenen Zuckungen nicht ansah.

Wir zogen jetzt, dem südwestlichen Gehänge des Gebirges entlang, in der Richtung des Caps über von tiefen Schluchten unterbrochenes, steiniges Gelände: von Zeit zu Zeit trafen wir auf kleine Striche Waldes, bald aber wurden die zu Tage liegenden Felsenmassen beträchtlicher, unser Pfad immer steiler und mühsamer, und die Gegend bot nur noch eine magere Vegetation von Quendel, Berggras und verkümmerten Kermeseichen dar. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir eine von einem kleinen Bach bewässerte Schlucht, wo mich der unerwartete Anblick reicher Obstbaumpflanzungen auf das angenehmste überraschte. Riesenhafte, mit Weinreben behangene Maulbeerbäume, ausgedehnte Feigen-, Quitten-, Granaten- und Pfirsichgärten wölben hier während des Sommers ihr undurchdringliches Laubdach über dem klaren, plätschernden Bach, während sich uralte Olivenstämme mit ihren knorrigen Wurzeln in die Spalten der zu beiden Seiten der Schlucht aufstrebenden Felsmassen einklammern. An dem obern Theil dieser Schlucht, nahe am Ursprung des Baches, wohnen einige Kabylenfamilien, deren Gastfreundschaft wir für diese Nacht ansprachen. Diese schienen äußerst verwundert einen Europäer hier zu sehen, brachten aber nichtsdestoweniger sogleich frische Ziegenmilch und trockene Feigen herbei und trafen Anstalten zur Bereitung eines Kuchens von Gerstenmehl. Ich machte ihnen mein Compliment über ihre schönen Obstgärten; sie antworteten mir mit dem unbeschreiblichen, dem Mohammedaner eigenen Ausdrucke, wenn er von Gott und göttlichen Dingen spricht, im Gesichte: „Robbi!" (Gott!) Dieses einzige Wort war inhaltreicher als alle weitschweifigen Declamationen, und bedeutete im erweiterten Sinn: „Gott hat dem Araber fruchtbare Felder und fette Weiden gegeben, hat aber dabei des armen Kabylen nicht vergessen, indem er demselben mitten unter öden Felsentrümmern belebende Quellen entspringen ließ, an deren kühlen Ufern der nährende Fruchtbaum in gedeihlicher Ueppigkeit emporschießt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Goldertrag in Californien.

Die Placer Times geben folgende Statistik des Ertrags der Minenregion. „Die Schätzungen, die wir mittheilen, schließen die Minenregion vom Feather River im Norden bis zu dem Cosumnes im Süden ein, somit mindestens zwei Drittheile aller Minen des Landes. Die Minenregion am Feather River beginnt unterhalb der Vorberge des Gebirgs, etwa 30 Meilen von Marysville und erstreckt sich rückwärts über die Berge etwa 80 Meilen weit. Hier sind wahrscheinlich nicht weniger als 9000 Menschen an der Arbeit, die nach der allgemeinen Ansicht etwa 6 Dollars im Tag gewinnen. Rechnet man 24 Arbeitstage im Monat und fünf Monate Arbeitszeit, so ergibt dieß 600 Dollars für den einzelnen Arbeiter oder zusammen 5,400,000 D. Der Yuba mit seinen Zuflüssen Beercreek, Goldrun u. s. w. hat eine Bevölkerung von 30,000 Köpfen. Die Minen in diesem District sind zum Theil reicher als alle andern, eine nicht geringe Zahl aber ist arm, so daß man den täglichen Gewinn niedriger als den der obigen Abtheilung, vielleicht nur auf 4 Dollars anschlagen kann. Dieß gibt für fünf Monate 14,400,000 D. Der Bärenfluß, der nächste gegen Süden, enthält wahrscheinlich eine Goldgruben-Bevölkerung von 3000 Köpfen, die man auch durchschnittlich zu 4 Dollars täglich anschlagen kann, was eine Summe

von 1,440,000 Dollars ausmacht. Der American River enthält eine Bevölkerung von etwa 16,000 Köpfen, welche zu 5 Dollars täglich gerechnet, eine Summe von 9 Millionen ergeben. Sonach würden diese Theile zusammen eine Summe von 30,240,000 Dollars ertragen, als das Ergebniß der Arbeit von 57,000 Personen. Dieß ist dem Durchschnitt so nahe als man bis jetzt noch ungefähr berechnen kann. Die gewonnene Masse Goldstaub beträgt mindestens zwei Drittheile alles aus den Minen von Californien gewonnenen Geldes.“ Somit würde die dießjährige Gesammtsumme 45 Mill. Dollars oder etwa 9 Mill. Pfd. St. betragen.

Wanderungen in Aegypten.

1. Abreise aus Cairo. — Die Nildämmung. — Aegyptisches Geld. — Das Dorf Gures. — Musterdörfer ꝛc.

(Fortsetzung.)

Von den nach dem Zeugniß Herodots und anderer Geschichtschreiber im Alterthum vorhandenen sieben Armen, in die der Nil an der Spitze und im Innern des Deltas sich theilte, bestehen jetzt nur noch zwei, der westliche oder Rosette-Arm, und der östliche oder der von Damiat, die sogar, wie man glaubt, in von Menschenhänden ausgegrabenen Betten laufen.[1] In der Zeit des niedern Wasserstandes, in den ersten Sommermonaten, ergießen diese beiden Arme an ihrer Mündung alle 24 Stunden 8 bis 10 Millionen Kubikklafter Wasser ins mittelländische Meer, zur Zeit der Anschwellung aber, um die Herbst-, Tag- und Nachtgleiche, beträgt diese Masse 70 bis 80 Millionen Klafter im Tage. Das Wasser führt eine ungeheure Menge des stets mit ihm vermischten Schlammes mit sich, welcher sich auf dem Grund des Mittelmeers absetzt, der auf viele Weeste von den Ufern Aegyptens aus damit bedeckt ist, und den Seefahrern als Ankündigung des nahen Landes dient, dessen Ufer wegen ihrer niedrigen Lage bei trübem Wetter nicht leicht zu unterscheiden sind.[2] Schlamm und Wasser, zwei Hauptbedingungen aller Vegetation in Aegypten, versinken im Meer und gehen für den Landbau verloren, der hier, bei dem seltenen Regen in Mittel- und Oberägypten und bei der Nichtanwendung von Dünger, nur durch deren vereinte Wirkung auf den Boden der Felder besteht. Wenn in einem Jahr der Nil nicht die Normalhöhe von $23\frac{1}{6}$ Fuß über dem Niveau der seichten Jahreszeit bei Cairo erreicht, und dieß ist gar nicht selten, so werden nicht alle Felder durch die Ueberschwemmung bedeckt, somit auch nicht alle bebaut; dann leidet das Land durch Mißernte und Hunger, der Schatz aber erleidet einen Verlust an seinen Einkünften. Außerdem aber erfordert die in guten Jahren unternommene Sommersaat (el seili oder el keidi) sehr häufige Bewässerung, die bei dem niedern Wasserstande des Stroms in dieser Jahreszeit nur durch besondere Schöpfmaschinen (sakie), die durch Ochsen oder Büffel in Bewegung gesetzt werden, bewerkstelligt werden kann; aber das heftige Viehsterben in den letzten Jahren hat in Aegypten den größten Theil des Hornviehs vernichtet, so daß während meiner Anwesenheit ein guter Ochse im Delta 160—220 Thlr. kostete, und bei der allgemeinen Verarmung der Landbauern waren viele nach dem Verlust des Viehs außer Stand gesetzt, sich neues anzuschaffen, und mußten also den häufige Bewässerung erfordernden Arbeiten ganz entsagen.

Um diesem Uebel, das den Ruin des kleinen Landbauers vollendete, abzuhelfen, rieth man dem Vicekönig die Dämmung des Nils in nachstehender Weise und zu nachstehendem Zwecke zu unternehmen. Quer über die beiden Nilarme, an ihrem Beginne — die Breite beträgt am Rosettearm 318 — und am Damiataem 374 Metres — soll eine steinerne Brücke auf Bögen, jeder 27 Fuß hoch, erbaut werden. Diese Bögen werden bei niederem Wasserstande vermittelst eiserner Thore geschlossen und dämmen dadurch das Bett des Nils ein; das Wasser kann also bis auf eine gewisse Höhe willkürlich gestaut und dadurch die Bewässerung der Felder ohne Hülfe der oben erwähnten Sakies bewerkstelligt werden; zugleich wird dadurch der größere Theil des Wassers gespart, das jetzt ohne Nutzen für das Land sich ins Meer ergießt. Ein 300 Fuß breiter Canal soll von der Spitze nach der Grundlinie des Dreiecks durchgegraben werden, und zwei andere, einer auf dem linken Ufer des Rosettearms, der andere auf dem rechten des Damiatarms, jeder 180 Fuß breit, die Provinzen Bchere und Scharkie mit Wasser versehen. Endlich um die Barken durch die erwähnten Brücken durchzulassen, werden an jeder 30 Fuß breite Schleussen gebaut. Darin bestehen die vorgeschlagenen Arbeiten, auf deren zweifelhafte Seite ich noch Gelegenheit haben werde hinzuweisen.

Bei meiner Durchreise beschäftigte man sich mit der Vertiefung und Ausebnung des Bettes des Rosettearms vermittelst von Dampf getriebener Aufräumungsmaschinen. Eiserne Schöpfkübel hoben bei jedem Umkehren $\frac{1}{4}$ kubischen Meter Schlamm heraus, der sodann auf dem linken Ufer dieses Arms aufgehäuft wurde, und hier einen Berg von ziemlicher Höhe und Umfang bildete. Um diese Zeit war bereits der feste Backsteinlat auf steinerner Unterlage um den von der Deltaspitze gebildeten stumpfen Winkel vollendet; er sollte diese Spitze gegen den Andrang der Nilwogen sichern. Auch hatte man den Canal, der nach der Grundlinie des Delta auslaufen sollte, zu graben angefangen.

Neben dem Dorfe Schalagan bereitete man die zu dieser Arbeit nöthigen Backsteine, und die Aufsicht darüber war einem jungen sehr gebildeten Ingenieur, einem Griechen, übertragen. Hr. L.. fiel in seiner Kindheit in Gefangenschaft und wurde von dem bekannten Beges Bey gekauft, welcher Handelsminister unter Mehemed Ali war. Nachdem er einige Jahre als Mameluk — so nennt man hier alle weißen Sklaven; die Neger und Abyssinier werden mit dem Namen „abd“ bezeichnet — gedient hatte, wurde Hr. L.. freigegeben und ging nach Paris, wo er eine umfassende und gründliche Bildung erhielt. Er war sehr bereitwillig uns die eben im Gang begriffenen Arbeiten zu zeigen. Die Dampfmaschine, aus der Fabrik von Cavé in Paris, setzte vier Apparate in Bewegung, auf denen in 24 Stunden 80,000 Stück rohe, aber vortrefflich zusammengepreßte Backsteine gefertigt wurden. In Aegypten braucht man das Material zu Backsteinen nicht weit zu suchen; jedes Grundstück längs dem Nillauf besteht vorzugsweise aus reiner Thonerde ($\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$, mit einer Mischung von Kieselerde, kohlensaurem Kalk, etwas Eisen u. s. w.), die beim Brennen vortreffliche Backsteine gibt. Wenn das einemal die Erde etwas fetter oder reiner ist, oder auch etwas mehr oder weniger Sand enthält, so braucht man nur diese verschiedene Arten unter einander zu mischen. Die durch Maschinen zubereiteten Luftziegel trocknet man an der Luft unter einem Dach von Matten, dann brennt man sie in ungeheuren Oefen, in die man abwechselnd eine Schichte kleiner Steinkohlen und eine Schichte Luftziegel legt. Die so gefertigten rothen Backsteine werden dann in eine andere Anstalt gebracht, wo sie vermittelst eiserner Walzen, die sich durch Dampf in eisernen Bassins drehen, in ein feines Pulver verwandelt werden. Letzteres mischt man mit einer gewissen Menge Schutt und Kalk, um das Cement (béton) zu bilden, das in hydraulischen, namentlich unter dem Wasser geführten Bauten eine so wichtige und nützliche Rolle spielt, denn unter dem Wasser erhält es vollkommene Steinhärte. Außerdem führen zahlreiche Barken unaufhörlich mächtige behauene Steine aus Turra, einem wenige Stunden südlich von Cairo gelegenen Dorfe, herbei; hier finden sich ungeheure alte Steinbrüche, die schon den Pharaonen das Material zum Bau der Pyramiden von Memphis lieferten. Dieser Stein ist ein feiner gelblich weißer Kalk mit vielen Nummuliten in der Masse. Eine neben den Backsteinbrennereien angelegte Eisenbahn, auf der die Waggons durch Arbeiter in Bewegung gesetzt werden, dient zur Fortschaffung der verschiedenen Materialien an die Stelle des Bedarfs.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Die fünf andern Arme sind jetzt in Folge der schlechten Unterhaltung ihrer Betten und vielleicht auch in Folge einer Verminderung der Wassermasse im Nil verschwunden; die einen sind vollkommen verschlammt, und kaum sind noch schwache Spuren ihrer Betten zurückgeblieben, andere bestehen noch in Form von kleinen Canälen. Eine genaue Bestimmung der Lage dieser sieben Zweige verdankt die Wissenschaft dem General Andréossy, dem Napoleon zur Zeit der ägyptischen Expedition die Aufnahme des Menzaleh-Sees auftrug.

[2] Davon spricht schon Herodot (II. 5). Hr. Verninac St. Maur, der den Obelisken von Luxor nach Frankreich brachte, versichert, daß auf 10 Lieues und mehr vom ägyptischen Ufer das Loth unaufhörlich Nilschlamm heraufbringe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 11. 13 Januar 1851.

Der Bauer in Sibirien.

(Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland IX. 2.)

In einer Reihe von Aufsätzen, unter dem Titel: Raßkasy o sibirskich solotych priiskach (Erzählungen von den Goldlagern Sibiriens), die sich durch die Otetschestwennya Sapiski von Band LII bis LVI ziehen, theilt Herr Paul Nebolsin höchst interessante Schilderungen des Lebens und Treibens in Sibirien und namentlich in der dortigen Goldregion mit. Zum Unglück hat sich auch Herr Nebolsin von der bei den Schriftstellern seiner Nation herrschenden Manie hinreißen lassen, seine Reisebemerkungen in eine belletristisch-poetische Form zu kleiden, so daß der Leser oft zweifelhaft bleibt, wo er die Scheidelinie zu suchen hat, die die Wahrheit von der Dichtung trennt. Der Verfasser wurde von einer Petersburger Actiengesellschaft mit dem Auftrage nach Sibirien gesandt, ihre jenseits der Tunguska gelegenen Priisken zu untersuchen und die angefangenen Arbeiten zu beschleunigen. Er reiste über Nishne-Nowgorod und Katharinenburg [1] nach Tomsk, und wurde gleich bei seinem Eintritt in Sibirien durch den größeren Wohlstand überrascht, den er unter der dortigen Bevölkerung im Vergleich mit der des europäischen Rußlands vorfand. „Die Lage des sibirischen Bauers ist eine weit günstigere, als die des großrussischen Muschik. Er ist immer in einen guten Rock (lopat') gekleidet, indem er seine abgetragenen Kleider (gunjba) nur bei den Feldarbeiten anzieht. Basteln (lapti) [2] sind dem Sibirjaken unbekannt; er trägt immer Stiefeln (brodni) oder dicke Schuhe (tscharki). Seine Physiognomie gibt ihn als einen verständigen, aber zurückhaltenden und außerordentlich verschlagenen Menschen zu erkennen; er ist durchaus nicht gesprächig und weiß allen Fragen auf eine höfliche Art auszuweichen. Die Geräumigkeit des Landes und der gute Boden macht es dem Sibirjaken leicht, seine Mittel zu erweitern. Er hat treffliches Vieh, weil das Heu im Ueberfluß vorhanden ist; seine Wirthschaft ist in Ordnung, sein Acker gut bebaut, weil er für sich selbst, nicht für einen Herrn arbeitet; er hat stets Geld, weil er für sein Getreide oder für Waarentransport oder Beköstigung der Karawanen baare Zahlung erhält; seine Wohnung ist in gutem Stande, weil er das Bauholz nur im nächsten Walde zu suchen hat. Sehr oft trifft man in den Dörfern zweistöckige Häuser mit mehreren Zimmern. Die Bauart dieser Häuser bleibt sich fast immer gleich. Von der Treppe kömmt man in eine Flur, welche geradeaus in den Prigon (den umzäumten Viehhof) führt, rechts in die reinliche, weiß angestrichene Familienstube, links in das Fremdenzimmer (gorniza), das oft mit Tapeten beschlagen, mit selbstfabricirten Teppichen bedeckt, mit Divans, Tischen und Stühlen versehen ist und in dem sich hinter einem zitzenen Vorhang ein reinliches Bett befindet. Ein ordentlicher Bauer wird sich nicht leicht entschließen, zur Arbeit nach den Goldgruben zu wandern; ihm ist wohler zu Hause, bei seiner Familie. Seine Kost besteht aus Schtschi mit Rindfleisch, oder er kocht sich aus den Fischen, mit denen die sibirischen Ströme angefüllt sind, Schtscherba (Fischsuppe), oder läßt sich eine wilde Ente, zum Feiertage aber einen Hammel braten, da er weiß, daß er keinen Mangel an Vieh haben wird. Dabei trinkt er Thee, den er von den durchpassirenden Karawanen zu Preisen erhält, bei denen beide Theile bestehen können. So arbeitet er denn tüchtig, ißt sich satt, hält dann sein Schläfchen oder liest wohl auch ein Buch, denn die Leute sind hier alle, wenigstens längs der großen Heerstraße, des Lesens kundig. Auch besitzt er mehr als ein Pferd, nicht selten gar zwei oder drei Troiki, [1] starke und kräftige Thiere, denen man das gute Futter ansieht, und sein flüchtiger Renner trägt ihn mehr als zwanzig Werst die Stunde. Mit einem Worte, die Sibirjaken führen ein ganz erträgliches Leben."

[1] Bei seiner Ankunft in Katharinenburg nimmt der Verfasser Gelegenheit, eine sehr übersichtliche Darstellung der Goldwaschungsversuche im russischen Asien von ihren ersten Anfängen bis zur Entdeckung der großen uralischen und ostsibirischen Lager zu entwerfen, auf die wir vielleicht einmal zurückkommen werden. Wir bemerken nur, daß auch Herr Nebolsin die von dem Herausgeber dieses „Archivs" zuerst ausgesprochene Deutung der Herodotischen Erzählung von den Arimaspen und den von Greifen bewachten Schätzen als auf die Minen des Ural bezüglich anerkennt.

[2] Die gewöhnliche Fußbekleidung der russischen Bauern.

[1] Troika heißt ein Gespann von drei Pferden.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

12. Der westliche Edugh und das Eisencap.

(Fortsetzung.)

Von hier aus bis fast an die äußerste Spitze des Caps befinden sich hie und da ähnliche Obstgärten, von deren Existenz der vorübersegelnde Reisende beim Anblick der schroffen Felsenmassen des Vorgebirges keine Ahnung hat.

Ich plauderte bis tief in die Nacht hinein mit meinen Kabylen, welche während dieser Zeit nicht unbeschäftigt blieben, indem sie aus Zwergpalmblättern Matten und große Säcke zur Aufbewahrung des Tabaks, die sie an die Bewohner der Ebene verkaufen, flochten, und ich streckte mich dann zur Ruhe neben das stets unterhaltene Feuer hin, welches, des kalt wehenden Seewindes halber, nicht überflüssig war.

Am folgenden Morgen verließ ich meine kabylischen Gastfreunde, nachdem ich dieselben zu ihrer nicht geringen Satisfaction mit etwas Pulver und Blei beschenkt hatte, und zog mit

meinem jungen Führer meine Straße weiter. Wir trafen unterwegs noch verschiedene Baumgärten an, und sahen noch von Zeit zu Zeit kleine Ziegenheerden an dem sparsamen Buschwerk der Bergwände zupfen; jetzt aber ward der nach und nach immer mehr sich senkende Felsenkamm des Berges immer zackiger und unwirthbarer, und unser kaum noch angedeuteter Pfad immer rauher. Noch einmal erhob sich eine schroffe Spitze hoch über unsern Häuptern, dann kletterten wir mehr als wir gingen, bald an der einen, bald an der andern Seite des Bergkammes hin, bis an das äußerste, weit ins Meer hinaustretende Ende des Felsenzuges, welcher den Namen „Cap de fer", trägt. Eine kleine Felseninsel ragt in geringer Entfernung von der Spitze des Caps über das Meer hervor und dient einer Menge von Seevögeln zum Aufenthalt. Große Colonien von Felsentauben treiben sich schaarenweise an den gäh ins Meer sich absenkenden Felswänden herum, und scheinen mit einigen Raubvögeln die einzige Bevölkerung dieser öden Orte auszumachen. Die Umschiffung dieser Felsenspitze ist bei stürmischer See nicht ohne Gefahr, und schon manches Fahrzeug hat sich an den zackigen Riffen des Eisencaps zerschellt.

Die Araber nennen die Spitze des Eisencaps El-Ras-Tsaguidits, und die dadurch gebildete Bucht El-B'har enta el Kraa; der Theil der sich westwärts vom Cap ausdehnenden Küste, wo sich der Wed-el-Kebir ins Meer ausmündet, wird von denselben Eermelia genannt.

Wir schickten uns jetzt an unsern Rückweg anzutreten, und wir mußten uns eilen, wenn wir, wie wir es vorhatten, an dem Wed-el-Kebir übernachten wollten, denn über die Hälfte des an das Meeresufer hinabführenden Weges war nicht weniger beschwerlich als der diesen Morgen über den Berggrat eingeschlagene, und der Rest desselben bis nach Eermeila ging über den locken Meeressand. Wir kamen jedoch, da es immer bergab ging, trotz des holperigen Pfades ziemlich schnell vorwärts, und in Zeit von drei Stunden befanden wir uns unter der Zawiah Sidi-Agascha, einem viereckigen, steinernen Gebäude, welches hoch von einem Felsenvorsprung auf das Meer herabblickt. Hier existirte noch vor wenigen Jahren eine Religionsschule für die Moslems mit zwölf Tolba's; gegenwärtig aber befinden sich deren nur noch zwei darin, welche mehrere Schüler um sich versammelt haben, um denselben den Koran zu erklären. Die Professoren dieser Art von theologischer Facultät leben von frommen Gaben und von dem Ertrag eines zur Zawiah gehörigen Stück Landes, welches die Araber der Gegend bel-Tuifa anbauen. Unfern dieses Klosters ergießt sich ein Bach, der Wed-Sidi-Agascha, in die Ebene, und wird von dem Wed-el-Kebir aufgenommen.

Die Bucht beschreibt von dem Fuß des Gebirges an einen steilen Bogen, dem wir zum Theil folgen mußten, um an das Ufer des Wed-el-Kebir zu gelangen; die Sonne war schon längst untergegangen, als wir daselbst ankamen, und wir hatten, wie mein Führer versicherte, noch über eine halbe Meile bis zum nächsten Duar, was mir meiner großen Müdigkeit wegen sehr unerfreulich zu vernehmen war. Die Ufer des Flusses sind hier stark bewaldet, ein schmaler Pfad führte in einiger Entfernung von demselben, die Krümmungen des Flußbettes vermeidend, durch niedriges Buschwerk landeinwärts, und ich folgte hinkend und meine harten Stiefeln verwünschend meinem Führer, der mir noch immer leichtfüßig voranschritt. Jetzt sahen wir in einiger Entfernung zu unserer Rechten eine kleine Rauchsäule hinter einer Gruppe hoher Eichen aufsteigen; mein Araber glaubte, daß dort bettelnde Neger unter freiem Himmel zu übernachten sich anschickten. Ich schickte ihn auf Kundschaft aus, und bald kam er mit der Meldung zurück, daß der Schiffer Santa-Maria aus Philippeville mit seinen Leuten dort lagere, und daß sie eben im Begriff seyen, mit ihren Segeln ein Zelt zurecht zu machen. Erwünschter konnte mir keine Nachricht seyn; ich setzte gern meine müden Beine noch einmal in Bewegung, und langte dann in Zeit von einigen Minuten bei dem Lagerplatz der Seeleute an.

Santa Maria, der Corse, ist der Patron eines großen Segelbootes, welcher das Militärhospital von Philippeville mit Brennholz zu versehen unternommen hat; die waldigen Ufer des untern Wed-el-Kebir verdienen hierzu vor jeder andern Waldgegend den Vorzug, da hier das gefällte Holz keines schwierigen Transportes zu Land bedarf und direct in das Boot geschafft werden kann. Die Corsen machen daher zu diesem Zweck öftere Fahrten hieher, und sie hatten ungefähr vor einer Stunde hier gelandet, als ich mit ihnen zusammentraf.

Der Schiffer, welchen ich früher zu Bona gekannt hatte, war sehr erstaunt mich hier zu sehen, er ließ mir unter seinem recht wohnlich hergerichteten Zelt ein gutes Lager zurecht machen und lud mich ein an seiner Abendmahlzeit Theil zu nehmen. Die guten Bootsleute wissen sich besser zu nähren als ihre hiesigen Nachbarn, die Araber; sie hatten eine treffliche Suppe von Seefischen gekocht, einen ganzen Korb voll kleiner Fische in gutem Olivenöl gebacken, und den Nachtisch bildeten vier gewaltige, scharf mit spanischem Pfeffer und Knoblauch gewürzte Hummerkrebse. Dabei kreiste der mit dunkelfarbigem Provençalerwein gefüllte Becher fleißig um, und mehrere im Boot nebeneinander liegende volle Fäßchen ließen keineswegs befürchten, daß diese Quelle des Frohsinns bald versiegen werde. Mein junger Moslem wies den ihm von den Bootsleuten dargebotenen Weinbecher mit Abscheu zurück, ließ sich aber dagegen die gebackenen Fische und das weiße französische Brod wohl schmecken. Die Corsen sangen noch bis in die späte Nacht lustige Barcarolen, ich aber vernahm das Ende ihres rauhen Vocalconcertes nicht mehr, denn bald fesselte meinen müden Leib ein eiserner Schlaf, aus dem mich am folgenden Morgen das frühe Treiben der Schiffer kaum erwecken konnte.

Das an beiden Flußufern sich hinziehende Gehölz ist reich an Wildpret aller Art, allein das dichte Gestrüpp macht darin die Jagd äußerst beschwerlich, wo nicht ganz unmöglich. Zahlreiche Fischottern bewohnen den untern Theil des Flusses, wo sie Barben und Aale im Ueberfluß finden, und in den mit dichtem Schilfrohr bewachsenen Tümpeln liegen untertags der Caracalluchs und die Servalkatze verborgen, um bei einbrechender Nacht ihrem Raub nachzugehen. Fast alle Arten von Adlern und Weihen haben hier ihre Repräsentanten, die sich von dem zahlreichen Wassergeflügel nähren, und Nachmittags sieht man oft auf den dürren Gipfeln hoher Espen den Bonelli-Adler mit hängenden Flügeln und eingezogenem Hals im Sonnenschein der Verdauung pflegen. Das wilde Schwein wird hier zu einer wahren Landplage, und die Araber müssen von der Zeit an, wo die Moorhirse in Aehren schießt, bis zur Reife derselben, Tag und Nacht ihre Felder bewachen, widrigenfalls ihnen die gefräßigen Verwüster kein Korn übrig lassen würden. Wäre nicht zur Winterszeit das öftere Austreten des Flusses eine große Unbequemlichkeit, so würde ich mich vorzugsweise hier niedergelassen haben, denn reicher kann keine Gegend an zoologischen Schätzen seyn.

Gegen sieben Uhr Morgens verabschiedete ich mich von den Bootsleuten, nachdem ich zuvor ein derbes Frühstück eingenom-

men hatte, und wanderte eine kleine Meile flußaufwärts, um jenseits der weiter oben quer überlaufenden Hügelreihe zu einer Furth zu gelangen, wo mich mein Begleiter, in Ermangelung eines andern Transportmittels, auf seinem Rücken an das jenseitige Ufer hinübertrug. Ich mußte, trotz des niedrigen Wasserstandes, meine Beine gewaltig einziehen, und befürchtete mehr als einmal von meinem strauchelnden Klepper abgeworfen zu werden.

Am rechten Ufer des Flusses befinden sich weiter aufwärts mehrere große Kraa's oder vielmehr kleine Seen, die den ganzen Sommer hindurch Wasser haben, und von welchen die Bai ihren Namen hat; am linken Ufer desselben zieht sich von den Dünen der Küste bis an die strauchbewachsenen, westlich vom Stagb auslaufenden Hügel ein fruchtbarer Strich Landes, welcher noch zu dem Gebiet der Sanhadja gehört. Von hier aus konnte ich leicht meinen Weg allein finden, mein Gefährte ging noch ein Stück Weges mit mir bis zu einem einzeln stehenden großen Araberzelt, wo wir einen Verwandten des Scheich Otsman-Ben-Schua antrafen, der auf dem Rückweg nach dem obern Sanhadja begriffen war, und nahm dann Abschied von mir, um in seinen Duar zurückzukehren, nachdem er zuvor letztern gebeten hatte, mich zu dem Scheich zu begleiten. Nach einem kurzen Aufenthalt machte ich mich mit meinem neuen Gefährten auf den Weg, und als dieser erfahren hatte, daß ich einen Brief von dem Kaid habe, wurde er äußerst höflich und zuvorkommend, und er nöthigte mich hinter ihm auf seinem Maulthier Platz zu nehmen. Ich ließ mir diese Art zu reisen, die hier zu Land sehr gewöhnlich ist, gern gefallen, und bald hatten wir die große Ebene der Sanhadja erreicht, wo ich in der Ferne eine Menge Araber beschäftigt sah ein großes Stück Land umzupflügen. Ich erfuhr, daß dieß die jährliche Zalja (Frohnarbeit) für den Scheich sey, welchen wir wahrscheinlich daselbst antreffen würden. Als wir näher kamen, konnte ich vierzig Pflüge zählen, die heute schon ein tüchtiges Stück Arbeit gemacht hatten. So eben wurden zahlreiche Kuskususchüsseln herbeigebracht, die Pflüger ließen ihre Pflüge stehen und setzten sich gruppenweise zum Morgenessen nieder, während ein Mann von mittlerem Alter geschäftig anordnend zwischen den Speisenden hin und her ging. Es war dieß der Scheich Otsman-Ben-Schua, der anfangs nicht wußte was er aus dem sonderbaren blinden Passagier machen sollte, bald aber, nachdem er den Brief gelesen, mich auf das höflichste willkommen hieß. Er lud mich ein heute bei ihm zu übernachten, ich mußte es aber ablehnen, da ich vor einigen Tagen dem ehemaligen Scheich der Gegend versprochen hatte, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Otsman-Ben-Schua, der seinem Vorgänger nicht hold war, ließ dieß nur ungern geschehen und versprach am folgenden Morgen früh mit mir im Demd-Saffaf zusammen zu treffen. Ich machte mich daher bald auf, und gelangte in Zeit von einer Stunde zu dem an dem großen Sumpf gelegenen Zelt meines Gastfreundes, wo ich auf das zuvorkommendste aufgenommen und mir ein Festmahl bereitet wurde, wie es ein Großer des Landes nicht besser hätte verlangen können. Man bettete mich auf einen prächtigen Teppich, neben ein paar Zugochsen, welche allein vor allem übrigen Vieh der Gunst genießen das Zelt mit ihrem Herrn zu theilen, und ich schlief, unbekümmert um die böotische Nachbarschaft, wie es nur einem müden Wanderer zu schlafen vergönnt ist.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

1. Abreise aus Cairo. — Die Nildämmung. — Aegyptisches Geld. — Das Dorf Gures. — Musterdörfer ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bei meiner Anwesenheit arbeiteten an der Dämmung etwa 20,000 Mann Soldaten, die in Erdhütten, welche man in regelmäßigen Reihen an der Spitze des Delta's angelegt hatte, untergebracht waren; von Fellahs arbeiteten hier etwa 10,000. Die Soldaten in Aegypten sind alle verheurathet, und ihre Familien folgen stets den Regimentern; sie erbauten sich hier schnell hinter den Soldatenhütten ihre eigenen aus getrocknetem Schlamm, und die ganze an dieser Stelle vereinigte Bevölkerung stieg auf 60,000 Seelen. Zur Zeit der Arbeit erhielten diese Soldaten doppelten Sold, d. h. 28 ägyptische Piaster (7 Franken) des Monats; außerdem erhält der Soldat für jedes Kind männlichen Geschlechts die volle Brodportion und eine Zulage von fünf Piastern des Monats.[1] Ich bemerke, um Wiederholungen zu vermeiden, bei dieser Gelegenheit, daß nach dem Curs, der seit den letzten 25 Jahren schließlich festgestellt zu seyn scheint, der ägyptische Piaster = 25 französischen Centimes ist. Der Piaster theilt sich in 40 Para oder Fadda, und die Fadda ist also nur etwa = $^{5}/_{8}$ Centimes. Beim Verkauf von Sachen, die weniger als fünf Faddas werth sind, kann man kein Geld herausbekommen; unter dem gemeinen Volke hilft man sich aber damit, daß man statt Münze Getreide und ähnliche niedrig im Werth stehende Dinge des täglichen Gebrauchs annimmt. In Aegypten laufen Goldmünzen von 100, 50, 20, 10 und 5 Piastern um, Silbermünzen im Werth von 20, 10, 6, 5, 3, $1\frac{1}{2}$, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Piaster. Bei bedeutenden Zahlungen rechnet man immer nach Beuteln (kis) zu 500 Piastern oder 125 Fr. Der ägyptische Piaster ist im Curs um $^{8}/_{10}$ höher als der türkische; durch die in frühern Zeiten fortdauernde Verschlechterung des zum Münzen gebrauchten Silbers hat der Piaster gegen seinen frühern Werth ungemein verloren: in den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts betrug er noch 40 Kop. S. (etwa 45 kr. rhein.), im Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war er doppelt so viel, d. h. 15mal so viel werth als jetzt. Auf Arabisch heißt der Piaster Gersch, in der Mehrzahl Gurusch.

Doch kehren wir zu den Dammarbeiten zurück. Der Director Mougel-Bey wohnt auf der Deltaspitze am Raschidarm in einem besonders für ihn gebauten Hause mit einem Thurm. Daneben wurde ein großer hölzerner Palast für Mehemed Ali aufgeführt. Die Balken, so wie überhaupt alles Material, wurde sorgfältig zugehauen und bezeichnet aus Norwegen hergeführt, von wo ein Kaufmann aus Alexandria, Hr. A . . ., ein alter Freund des Vicekönigs und schwedischer Generalconsul in Aegypten, sie kommen ließ. Das spitzige Dach dieses Palastes zog die Aufmerksamkeit aller Aegyptier auf sich; es war wohl das einzige seiner Art im hiesigen Lande, wo die Dächer alle flach und terrassenartig angelegt sind.

Wir brachten den ganzen Morgen auf eine sehr nützliche und angenehme Weise bei Hrn. L . . . zu. Dieser Ingenieur lebte drei ganze Jahre lang an den Smaragdminen von Gebel Sabara, die am Westufer des rothen Meeres, Kum Ombu gegenüber, unter 24° 28′ N. B. liegen, und vom Nil durch eine sechs Tagreisen breite Wüste getrennt sind. Diese Minen waren im Alterthum berühmt, gehörten vor der Entdeckung Amerika's zu den bedeutendsten auf unserer Halbkugel und versorgten den damaligen Handel mit Smaragden.[2] Jetzt verlohnt die

[1] Die ägyptischen Soldaten erhalten täglich 300 Drachmen (etwa $2\frac{1}{2}$ Pfd.) Brod und außerdem monatlich anderthalb Oka (etwa $5\frac{1}{2}$ Pfd.) Reis, ein halbe Rub Linsen, drei Rotl (etwa $3\frac{1}{2}$ Pfd.) Büffel- und zwei Rotl Hammelfleisch, $2\frac{1}{2}$ Rotl Leinöl oder geschmolzenen Butter, $\frac{1}{2}$ Rotl Seife, 15 Oka Holz und zwei Handvoll Salz. Der Unterhalt der Soldaten in der Türkei ist viel besser. — Die Drachme (dirhem), die Einheit des Gewichts in Aegypten, ist = $3\frac{88}{1000}$ französische Gramme, die Oka = 400 Drachmen, der Rotl = 144 Drachmen.

[2] Plinius erwähnt in seiner Naturgeschichte der in der Thebais am rothen Meere drei Tagreisen von der Stadt Coptos, dem jetzigen Kefta, das höchstens einen Grad nördlicher als Ombu liegt, gefundenen Smaragden. Seiner Angabe nach waren die ägyptischen Smaragden hellgrün, sie sind aber selten von ganz reiner und gleichmäßiger Farbe, und nahmen deßhalb unter den damals bekannten zwölf Arten dieses kostbaren Steins erst den dritten Rang ein; den ersten hatten die scythischen, den zweiten die baktrischen. S. Hist. nat. XXXVII. §. 17. f.

Bearbeitung nicht mehr die Mühe und bedeutenden Kosten; in der Masse weißen Quarzes finden sich feste Krystalle, sogar von ziemlich guter Schattirung; sie sind aber stets angelaufen, mit Flecken und zahlreichen Rissen, die ihnen allen Werth benehmen, wie ich mich an den von Hrn. L.. mir gezeigten Exemplaren selbst überzeugen konnte. Neben diesen Minen haben sich, der Versicherung dieses Ingenieurs zufolge, alte griechisch-römische Bauten, Tempel und Wohnhäuser für mindestens 2000 Menschen gut erhalten, und liefern den Beweis, daß die Bearbeitung dort einst in großem Maaßstab betrieben wurde. Indeß fehlt es diesem Platz völlig an Wasser, das man auf Kamelen aus dem Nil herbeischaffen muß. Die Besorgniß, dieses zum Leben unentbehrlichen Bedürfnisses durch irgend einen Zufall, der den Wasserkarawanen auf dem Wege zustieß, beraubt zu werden, und des qualvollsten Todes zu sterben, peinigte Hrn. L.. und die bei ihm befindlichen Arbeiter, welche Mehemed Ali dahin gesendet hatte, und die, wie gesagt, drei Jahre in dieser Wüste lebten, entsetzlich.

Gegen Mittag kehrten wir auf die Barke zurück, nachdem wir die Dammarbeiten genau besichtigt hatten; das Wetter war unvergleichlich, obgleich ein wenig heiß. Der Mangel an Wind nöthigte uns abermals zur Hinabfahrt der Ruder uns zu bedienen, und um 5½ Uhr hielten wir bei dem Dorfe Gures am rechten Ufer des Rosettearms; Gures hat etwa 500 Einwohner und treibt Handel mit rohem Töpfergeschirr, von dem ungeheure Massen auf dem am Nilufer hinlaufenden Damme aufgeschichtet sind. Wir traten in eine der kleinen Hütten, wo diese Gefäße gefertigt werden; in derselben war eine Grube zwei Fuß tief ausgegraben, in welcher ein Meister von sehr ausgemergeltem und kränklichem Ansehen saß. Er trieb mit dem Fuß ein Rad, das ein rundes Brettchen drehte, auf welchem der feuchte Thon lag, und fertigte in unserer Anwesenheit mit großer Gewandtheit einige Waschkrüge (ibrik) mit zwei Henkeln und einem engen Hals, wie sie bei den Fellahs zu den mannichfaltigen, vom Gesetze des Propheten vorgeschriebenen Waschungen sehr gebräuchlich sind. Ein Gehülfe mischte den Thon und gab ihn dem Meister, und ein entsetzlich hagerer, wie ein Skelett ausgemergelter Junge von zehn Jahren nahm ihm die fertigen Stücke ab, und stellte sie auf den Boden zum Trocknen. Der Meister sagte uns, daß er von solchen Ibriks des Tages 80 bis 100 Stück machen könne zu einem Preis von 5 Fadda das Stück. Hier macht man auch Krüge, Schüsseln, Mangals für Kohlen, die einer hohen Vase mit weiter Oeffnung gleichen, Maschals oder flache runde Schüsseln mit dicken Rändern, welche von den Dorfbewohnern statt der Mörser gebraucht werden, und endlich große conische Gefäße (suèbbe oder sumaa) 3' bis 4' hoch, welche zur Aufbewahrung von Korn, Datteln und ähnlichen Vorräthen gegen die Mäuse und Ameisen dienen, sie sind schlechter als die, welche man aus Oberägypten zuführt. Die Gefäße werden mit trockenen Maisstengeln gebrannt.

Als wir dieß Häuschen verließen, trafen wir auf einen ziemlich ärmlich gekleideten Fellah, der uns höflich grüßte und zu sich zum Kaffee einlud, mit dem Bemerken, er sey Dorfvorstand (scheich el beled). Wir folgten ihm in sein Häuschen, das aus Luftziegeln erbaut war, und auf allen Seiten zusammenfiel. In dem engen Hofe unter dem Schatten einiger Dattelpalmen standen eine Kuh, ein kleiner Esel und einige Ziegen mitten auf einem Misthaufen; eben daselbst breitete man die Matte aus, auf die wir uns niederließen; dann brachte uns die bejahrte Frau vom Hause her einige kleine Täßchen Kaffee, der durch ein in jedes Täßchen gestecktes Stückchen Zuckerrohr versüßt war. Der Scheich legte uns eine angerauchte Pfeife mit einem Schilf statt des Tschibuks vor, und indem er den rechten Aermel seines Kaftans zurückstreifte, zeigte er mir ein oberhalb des Ellenbogens durch Tättowirung hervorgebrachtes großes, blaues Kreuz mit den Worten: ana nusrani (ich bin ein Christ). Er war ein Kopte und Oberhaupt nicht des ganzen Dorfes, sondern nur seiner etwa 60 an der Zahl darin wohnenden Glaubensgenossen. Drei Stunden von da in einem andern Dorfe findet sich eine größere Anzahl Kopten, die auch eine Kirche haben. Kopten nennt man bekanntlich diejenigen Ureinwohner Aegyptens, welche dem Christenthum nach der Eroberung des Landes durch die Moslems getreu blieben. Jetzt zählt man 150,000 Kopten in Aegypten. Die Eingebornen nennen sie el Kybti, oder vielmehr, da die Aegypter den Buchstaben Kaf wie g aussprechen el gybti; ist dieß Wort nicht der Stamm des Namens Aegyptus?

In dem Hof unseres gastfreundlichen Scheich bemerkte ich ein Mädchen von 10 Jahren, ich weiß nicht ob seine Tochter oder die eines Moslems; die Züge des entschleierten Gesichts fielen durch ihren rein altägyptischen Typus auf, der sich namentlich durch einen außerordentlich angenehmen Ausdruck des untern Theils des Gesichts, des Mundes und Kinns auszeichnet, wie wir dieß auf vielen Isisstatuen, an einigen Sphinxen, noch besser an den Kolossen von Ibsambul in Unternubien und überhaupt an den Erzeugnissen der ägyptischen Kunst aus der guten Epoche bemerken. Die Weiber in Gures sind berühmt durch ihre Schönheit; obgleich dieser Ausdruck nicht ganz der Wirklichkeit entspricht, so bemerkte ich doch unter den Mädchen, welche mit ungeheuren Wasserkrügen (ballas) auf dem Kopfe vom Nil zurückkehrten, in der That viele hübsche Gestalten. Herodot sagt (II. 35), „daß in Aegypten die Männer ihre Lasten auf dem Kopfe, die Weiber auf den Schultern tragen;" diese Sitte muß in der That gewechselt haben, weil die Aegypterinnen stets alle Gegenstände von den obenerwähnten großen Krügen bis zu den kleinen und bis den Schüsseln mit Milch oder Fett auf dem Kopfe tragen; diese von Kindheit auf erworbene Gewohnheit lehrte sie sehr bald auf dem schlüpfrigen Pflaster oder auf den steilen Abhängen der Nildämme zu gehen, ohne diese Gefäße auch nur mit den Händen zu halten. Kleine Kinder tragen die Weiber nicht auf den Armen, sondern setzen sie rittlings auf die linke Schulter, die Kleinen umfassen dann häufig mit den Händchen den Kopf der Mutter und schlafen in dieser Stellung ein. Alle in Gures uns begegnenden Weiber, verheurathete und Mädchen, gingen mit unbedecktem Gesicht und barfuß. Ihre Kleidung bestand aus einem langen, dunkelblauen vorn bis zur Herzgrube offenen Baumwollenhemd, und aus einem langen schmalen Tuch (taracha) von demselben Zeug und derselben Farbe, das nachlässig um den Kopf geschlungen war. Die schwarzen und schmalen dreieckigen bis auf die Kniee herabfallenden Schleier aus einem starken Wollzeug (burkoa), womit die Weiber in den Städten beim Ausgehen das ganze Gesicht bis auf die Augen bedecken, kommen jetzt bei der allgemeinen Armuth der Fellahs in den Dörfern außer Gebrauch. Die Kleidung der Männer in Gures zeichnet sich gleichfalls nicht durch Eleganz und Reinlichkeit aus, und besteht ebenfalls aus einem blauen Baumwollenhemd ohne Unterkleid, was bei den Fellahs sehr wenig im Gebrauch ist. Den geschornen Kopf deckt entweder der Turban, oder eine runde graue Mütze aus dickem Filz (lyhde) oder eine weiße Baumwollmütze (lakie); rothe Mützen, die man hier Tarbusch und in der Türkei Feß nennt, sind bei dem Landvolk eine Seltenheit, nur die Scheichs und die wohlhabenden Einwohner, deren mannichfaltiges Costum später beschrieben werden wird, tragen sie. Ueber dem Hemd tragen die Männer gewöhnlich einen wollenen Mantel ohne Aermel (abbaie); im Sommer laufen die Kinder beiderlei Geschlechts bis zum 8ten oder 10ten Jahre auf den Straßen und an den Nilufern nicht selten ganz nackt umher.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckung einer neuen brennbaren Substanz. Auf der Poststraße von Petersburg nach der preußischen Gränze, zwischen den Stationen Nanna-Pungern und Großpungern, hat man einen neuen mineralischen Brennstoff entdeckt, der zwischen den Schichten von diluvianischer Formation gelagert war, und sich durch merkwürdige Eigenschaften auszeichnete: er ist hellbraun, geblättert und sehr zerbrechlich. Wenn man zwei Blättchen trennt, so zeigen sie sich mit einer Menge kleiner weißer Punkte bedeckt. Diese Punkte sind fossile Thierchen, orthis, spirifer, Trilobiten u. s. w. Wenn man den Stoff dem Feuer nähert, entzündet er sich sogleich, gibt eine starke Helle, und läßt als Satz einen starken Ruß zurück. Nach einer angestellten chemischen Untersuchung hat er 65,3 Hunderttheile organischer Stoffe, 13,6 Kiesel und 17 kohlensauren Kalks, nebst etwas Eisenoxyd, Alaun und Wasser. (Nouv. Ann. des Voyages. November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. 14 Januar 1851.

Panama.

Mehrere französische Blätter, unter andern das Journal des Debats vom 4 Jan. enthalten den Brief einer kecken Pariserin aus Panama, die ihrem Manne nach Californien vorausreist, und sich durch alle Gefahren und Verlegenheiten bis nach Panama durchgearbeitet hat. Besonders anziehend ist die Schilderung von Panama, die wir hier ausheben wollen:

„Zu Panama herrscht Verwirrung. Man sieht, es ist eine traurige alte Stadt, welche durch die Ereignisse wieder gehoben und verjüngt wird, aber man ist doch nicht mehr in den Wäldern; die Civilisation tritt auf mit ihren Lastern und Vorzügen. Ich habe ein leidliches Bett und ein Muskitonetz gefunden, unter dem ich sechs Tage voll Unruhe, Leiden und Anstrengungen einigermaaßen vergessen habe. Von Cruces bis Panama soll eine Eisenbahn bis nächsten Sommer dem Verkehr geöffnet werden. Da muß man schnell ans Werk geben, denn ich habe bis jetzt — der Brief ist vom 5 Oct. — keine Spur von begonnenen Arbeiten gesehen, und man fürchtete hier zu Lande sehr, daß die Angloamerikaner dem Weg über den San Juan und Nicaragua den Vorzug geben möchten.

„Du kannst dir keinen Begriff machen von der Unruhe, die das Gepäck einem Reisenden macht, doch hat man nicht gerade nöthig, denen die das Gepäck tragen, unmittelbar auf dem Fuß zu folgen, denn die, welche die Versendung besorgen, haften dafür, und in den Wäldern wird selten gestohlen; das ist gerade umgekehrt wie in andern Ländern; die Wälder sind sicherer als die Städte. Zu Panama gibt es weder Polizei noch Gerechtigkeit: man stiehlt einem vor der Nase und vom Leibe weg. Man stiehlt allenthalben und mordet auch ohne sich im mindesten zu geniren. Es vergeht keine Woche, ohne daß man Leute auf offener Straße oder auf den öffentlichen Plätzen ermordet und ausgeplündert findet. Wird das Opfer von jemand erkannt, so holt man den Consul der betreffenden Nation, der den Todtenschein abfaßt. Ist dieß nicht der Fall, so scharrt man ihn ein, und die Sache ist abgethan. Indeß muß man gestehen, daß nicht nur die Fremden ermordet werden, die Eingebornen tödten sich auch nicht selten unter einander. Mit Einem Wort, ich bin in einer wahren Mördergrube. Darum sieht man auch mit Vergnügen die Amerikaner, die hier durchkommen: sie sind bis an die Zähne bewaffnet, wie die Räuber in unsern Melodramen, und sehen aus, als zögen sie in den Krieg. Mach es, wie sie, wenn du kommst; das Gewehr am Riemen über die Schulter geschlungen, die Pistole in der Faust, den Dolch im Gürtel, das ist das wenigste, was du bei dir haben kannst. Was mich betrifft, so war ich sehr glücklich und durch die göttliche Vorsehung geschützt, niemand wollte mich ermorden, und ich habe nichts verloren, nicht einmal ein Sacktuch. Die Schwäche ist eine Macht, wenn sie Interesse einflößt. Unser Geschlecht steht hier unter einem besondern Schutze."

Skizzen aus der Provinz Constantine.

12. Der westliche Edugh und das Eisencap.

(Schluß.)

Am andern Morgen begleitete mich mein Wirth, El-Hassi, nach dem Demd-Saffaf. Einem des Weges Unkundigen wäre es rein unmöglich gewesen über den Sumpf zu kommen; mein Begleiter aber kannte genau die am wenigsten bodenlosen Stellen, wo wir oft in gefährlichen Sätzen von einem Binsenstock zum andern springen mußten; vermittelst eines morschen, umgestürzten Baumstammes, der seit Jahren den Arabern zur Brücke diente, gelangten wir über einen den Sumpf in seiner ganzen Länge durchziehenden tiefen Wassergraben, und erreichten endlich mit vieler Mühe die jenseitigen Hügel, über welche uns ein soliderer Pfad nach dem Demd-Saffaf führte. Die ausgedehnten, an beiden Seiten des Sumpfes sich hinziehenden Wiesen waren mit Schaaren von Kibitzen, Regenpfeifern, Brachvögeln und Staaren bedeckt, und keilförmige, über unsern Häuptern dahinschwirrende Flüge wilder Enten zeigten an, daß der dieses Jahr etwas lange ausbleibende Zug der nordischen Wanderer begonnen habe.

Ich traf meinen Freund Ali-Ben-Messaud an dem Eingang seines Gurbie. Seine erste Frage war, ob mir der Kaid einen Brief für den Scheich der Sanhadja gegeben habe, und als ich ihm das Resultat meiner Unterredung mit dem obersten Würdenträger des Landes mitgetheilt hatte, schien ihm ein schwerer Stein vom Herzen zu fallen, und er rief zufrieden aus: „Nun mögen sie (die Kabylen) sagen was sie wollen! Das kann Dir und mir jetzt gleichgültig seyn, denn sie dürfen es nicht laut sagen, wenn ihnen nicht das Fell juckt. Weit entfernt Dir das Mindeste in den Weg zu legen, werden sie jetzt um deine Freundschaft buhlen, um es nicht mit dem Kaid zu verderben." Darauf ging er, um einige Matten auf dem Boden des am Anfang dieses Abschnittes gedachten Ziegenstalles auszubreiten, und wir nahmen einstweilen Platz in dem improvisirten Dar-Diaf, um daselbst die Ankunft des Scheich zu erwarten, den wir auch bald darauf mit einigen Reitern den Hügel heraufziehen sahen.

Nachdem Ali gebührendermaaßen dem Scheich Hände und Burnuß geküßt hatte, rief er den Ukaf des kaum zweihundert Schritte entfernten Duars herbei, der seinerseits den Befehl er-

hielt, die Dschemmah (die Aeltesten) zu berufen. In Zeit von einer Viertelstunde war der ganze hohe Rath versammelt, welchem der Scheich das Schreiben des arabischen Bureau's nebst dem Befehl des Kaid unverzüglich mittheilte. Die Kabylen schnitten anfangs bittersüße Gesichter, thaten aber bald, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten, als wenn das von ihnen Verlangte eine Sache wäre, die sich von selbst verstünde: ich hätte es gleich anfangs sagen sollen, daß ich ein so großer Freund des Kaid sey, die Drohung mit der Aghtela sey überflüssig u. dgl.

Jetzt war ihnen noch der Ort, wo ich meinen Gurbie aufgeschlagen wissen wollte, nebst der gewünschten Länge und Breite desselben durch eingeschlagene Pfähle zu bezeichnen. Ich wies ihnen auf der obern Fläche des Hügels, unfern der Wohnung Ali's, eine gegen Norden durch ein Korkeichenwäldchen geschirmte Stelle an. Der Ort war den guten Kabylen vollkommen einerlei; nicht so aber war es mit dem gegebenen Maaße, das sie immer zu groß fanden, indem sie behaupteten, daß eine Dachfläche von solcher Dimension unmöglich den heftigen Nordwinden widerstehen könnte. Dieser langweiligen Hin- und Herreden endlich müde, fand ich bald ein Auskunftsmittel, gegen welches nichts einzuwenden war: das Haus Ali's habe gerade die Größe, wie ich das meinige zu haben wünschte, bemerkte ich ihnen, sie möchten nur genau das Maaß von demselben nehmen, und könnten dann versichert seyn, daß der Wind, der bisher das Dach Ali's verschont hatte, dem meinigen eben so wenig Schaden zufügen würde.

Somit war nun der Plan meiner künftigen Wohnung den barfüßigen Baumeistern vorgelegt, und wir kehrten unter unsern Schuppen zurück, wo uns bald ein den Umständen angemessenes Leckergericht, bestehend in einer tüchtigen Schüssel kleiner, in Butter gebackener und mit Honig übergossener Pfannkuchen, aufgetragen ward. Während des Frühstücks kam die Sprache auf die französische Verwaltung überhaupt und auf das arabische Bureau von Bona insbesondere; der Scheich bedauerte, daß der bisherige Chef des letztern, der Capitän M....., zu den Hanenscha's versetzt worden, da sein Nachfolger, der Lieutenant G.... B......, zwar ein fähiger Mann, nur aber etwas zu hitzig und hochfahrend gegen seine Untergebenen sey; er fragte mich hinsichtlich seines Vorhabens, bei der Regierung um die Concession eines Stück Landes, worauf er, wie der Kaid der Radjetas, ein Haus zu erbauen gedächte, um Rath. Er habe deßhalb mit dem jetzigen Chef des arabischen Bureau's sprechen wollen, dieser aber habe ihn schnöde abgewiesen, und er habe nun vor, sich in dieser Angelegenheit direct an den Obercommandanten von Bona zu wenden, wozu ich ihm, wenn ich wollte, behülflich seyn könnte.

Während dieser Aeußerungen hatte El-Hassi, der ehemalige Scheich, einen stummen Zuhörer abgegeben und nicht den geringsten Laut, weder der Billigung noch der Mißbilligung, vernehmen lassen. Nach dem Frühstück aber nahm er mich bei Seite, um mir auf das naivste zuzumuthen, dem Offizier des arabischen Bureau's von Bona, dessen intime Beziehungen zu mir er voraussetzte, zu schreiben, daß der Scheich Otsman-Ben-Schua sich in ungeziemenden Ausdrücken über ihn geäußert, er aber, El-Hassi, dagegen Partei für ihn genommen und ihn gegen die indirecten Angriffe des Scheich aufs wärmste vertheidigt habe. Es war mir nicht schwer schon von weitem zu merken, wo der alte Fuchs, der die verlorene Scheichswürde und die davon abhängigen Vortheile und Vergünstigungen noch immer nicht verschmerzen konnte, hinaus wollte. Ich sagte ihm aber rund heraus, daß ich, wenn ich hinsichtlich seiner Gesinnungen gegen den Chef des arabischen Bureau's befragt werden würde, gern der Wahrheit die Ehre geben wolle, mich aber nie dazu verstehen würde, einen Mann, der mir nie das geringste zu Leide gethan, durch unberufene Ohrenbläserei zu schaden. Diese Antwort hatte sich Freund El-Hassi nicht erwartet, er sah ganz verblüfft aus und verwünschte ohne Zweifel in seinem Innern die splendide Gastfreundschaft, die er gestern einem Undankbaren angedeihen lassen, auf das herzlichste. Bald aber hatte sich sein Gesicht wieder in seine gewöhnlichen apathischen Falten gelegt; er articulirte ein kaltes: „fessahh!“ das hier so viel bedeuten wollte, als: „Ich verstehe es!“ und verlor sich dann unter den Uebrigen.

Die Gesellschaft war eben im Begriff auseinander zu gehen, als das Bellen der Hunde die Ankunft eines Fremden verkündigte. Es war der Khodscha des Kaid, Si-Bel-Kassem, ein stattlicher Mann mit feinen, ausgezeichneten Gesichtszügen. Die Kabylen machten sich ganz klein vor lauter Demuth und Respect, und der Ukaf des Duars versuchte den Ankömmling mit allen Künsten einer gleißnerischen Rede zum Absteigen zu bewegen, damit er seinen „armseligen Gurbie“ mit seiner hohen Gegenwart beehre. Allein Si-Bel-Kassem lehnte es mit trockener Höflichkeit ab; er sey auf Befehl des Kaid hieher gekommen, sagte er, um nachzusehen, ob der Scheich der erhaltenen Weisung nachgekommen sey. Dann setzte er den nächstfolgenden Nas-el-Sebt (Samstag) zur Fällung und Herbeischaffung des Holzes fest, und befahl dem Ukaf alle Familienhäupter des Demb-Sassaf, sowohl die im Duar als auch in den einzelnen zerstreuten Gurbies wohnenden, unverzüglich davon in Kenntniß zu setzen.

Si-Bel-Kassem hatte ein Paar schöne Windspiele mitgebracht, und es ward zwischen ihm und dem Scheich eine Hasenjagd verabredet, an welcher sie mich theilzunehmen einluden, da es doch schon zu spät wäre, heute an meine Rückreise zu denken. Ein Araber sprengte im Galopp nach dem Duar des Scheich, um dessen Windspiele und ein Pferd für mich herbeizuholen, während dessen sich zehn Männer, die dienstfertig ihren Beistand angeboten hatten, uns zu begleiten bereit hielten, und in Zeit von einer Stunde setzte sich der Jagdtroß nach dem an das Wiesenthal des Wed-Dschendel gränzenden Cudiat-el-Erneieb (Hasenhügel), wo uns der Scheich eine ergiebige Jagd verhieß, in Bewegung. Das Jagdpersonal bestand, meine Person mit inbegriffen, in allem aus acht Reitern und den zehn vorgedachten Kabylen; fünf schöne Windhunde umkreisten unter fröhlichem Gebell die wiehernden Pferde, während sechs weiße, zottige Araberhunde griesgrämisch hinter ihren Herren einherschritten.

Auf dem Jagdterrain angekommen, vertheilten sich die Kabylen zu einer Art von Klopfjagen, und hatten bald einige Hasen aufgemacht, die sie ins Freie hinauszutreiben suchten, was aber keine leichte Arbeit war, obschon das abgesuchte Buschland einen nicht sehr breiten, durch einen ausgedehnten Wiesenplan hinziehenden Riemen bildete. Da aber das einmal aufgestöberte Wildpret unaufhörlich darin herumgejagt wurde, so versuchte endlich ein unglücklicher Hase über das Freie durchzubrennen, wo er aber bald von den fünf federleichten Windspielen eingeholt und überrumpelt wurde. Während die Hunde an dem gefangenen Hasen zerrten, an welchem sie ungeachtet der schnellen Dazwischenkunft der Araber keinen ganzen Fetzen ließen, brachen weiter unten drei der geängstigten Thiere zumal aus dem Gebüsch, und wurden auf den lauten Zuruf der Kabylen von den Reitern, die ihnen die Passage abzuschneiden suchten, in gestrecktem Ga-

her verfolgt, zugleich verließen die Windspiele, durch das gellende ho! ho! der Reiter auf die Hetze aufmerksam gemacht, ihr blutiges Schlachtopfer, und hatten bald zwei der Flüchtigen erreicht, welche ihnen alsbald abgenommen wurden, der dritte war aber so glücklich das jenseits liegende Buschwerk zu erreichen, das ihn vor weiterer Verfolgung sicherte. Auf ähnliche Weise wurden in Zeit von drei Stunden sieben Hasen gefangen, welchen allen sogleich die Kehle abgeschnitten wurde, um dieselben für die Mohammedaner genießbar zu machen.

Diese Jagd ist ein Lieblingszeitvertreib der vornehmern Araber im Sahel, und ersetzt hier die im südlichen Tell und in der Wüste gebräuchliche Falkenbeize, auch ist der Slugi (Windhund) der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten seines Herrn und hat einen Namen, während die gewöhnlichen, zur Bewachung des Zeltes gehaltenen Hunde mit Prügeln vorlieb nehmen müssen und zeitlebens namenlos bleiben.

Es ging bereits gegen Abend, als wir des bessern Weges halber auf einem höher gelegenen Waldpfad nach dem Demd-Saffaf zurückritten. Unsere Kabylen, die der günstige Erfolg der heutigen Jagd aufgeregt hatte, waren noch immer unermüdlich und warfen unterwegs Steine und Erdschollen in alle Büsche, in der Hoffnung noch irgend ein Stück Wild herauszutreiben. An einer Schlucht, worin etwas Wasser herabrann, machten sie der Jagdgesellschaft den Vorschlag noch einmal Halt zu machen, da sie versuchen wollten, ob sie nicht von weiter oben herab aus dem dicht verfilzten Brombeergesträuch ein wildes Schwein auftreiben könnten. Gegen diesen Vorschlag hatte niemand etwas einzuwenden; die Kabylen verloren sich still im Gebüsch, allein bald vernahm man von der Anhöhe herab ihr immer näher und näher kommendes ho! ho! und nach wenigen Minuten verkündigte das Knistern des dürren Gezweiges das hastige Durchbrechen des erwarteten Schwarzwildes. In einem Nu war der ganze Jagdtroß hinter demselben her und flog in wilder Hast über Stock und Stein dem fliehenden Ungethüm nach.

Ich hatte keine Lust die halsbrechende Hetze mitzumachen, und vermochte nur mit vieler Mühe mein von feuriger Jagdlust entflammtes Roß zu bändigen. Nachdem ich es etwas besänftigt hatte, folgte ich mit den indessen herbeigekommenen Kabylen der Richtung, welche die wilden Reiter, deren gellender Jagdruf sich nach und nach in der Ferne verlor, genommen hatten. In weniger als einer halben Stunde vernahm man aus dem sich wieder nähernden Hundegebell, daß sich die Jagd längs des Flusses herabziehe, und ich sah bald darauf den schäumenden Eber rechts und links nach den ihn fast immer umzingelt haltenden Hunden aushauend, die Anhöhe heraufrasen. Jetzt schien es aber mit seinen Kräften zu Ende zu seyn, denn nach und nach verminderte er seinen Lauf, und stellte sich endlich, von einem Erdfall aufgehalten, muthig gegen die wüthend auf ihn eindringenden Hunde. Die Windspiele umkreisten ihn in blitzschnellen Bewegungen, und versäumten keine Gelegenheit, den sich scharf zur Wehre Setzenden die Schärfe ihrer Zähne fühlen zu lassen, während die feigen Kabylenhunde sich begnügten, ihm in gehöriger Entfernung ihr drohendes Gebiß zu zeigen.

Ich kam fast zu gleicher Zeit mit den Nachsetzenden auf dem Wahlplatz an. Der Scheich spornte sein Pferd an dem hart bedrängten Wild vorüber und drückte sein Pistol auf dasselbe ab, welches ihm aber versagte; dann kehrte er mit einer schnellen Wendung zu den übrigen zurück, die in einiger Entfernung davon die Hunde anzuhetzen fortfuhren. „Mustapha! geschwind deine Flinte!“ rief er in eifriger Hast. Ich reichte ihm meine Doppelbüchse, mit welcher er dem Thier einen Schuß beibrachte, der dasselbe wie in einen Starrkrampf versetzte; es fiel mit dem Hintertheil nieder, während sein Vorderleib einige Secunden starr aufrecht gerichtet blieb. Die Hunde fielen jetzt wie rasend darüber her, die bis dahin so vorsichtigen Kabylenhunde thaten am rasendsten und rissen den Eber nieder, der bald unter ihren Bissen verendete, nachdem er zuvor in den letzten Zuckungen des Todes einem der letztern den Schenkel aufgeschlitzt hatte.

Das getödtete Schwarzwild blieb den Raubthieren zur Speise liegen, es müßte denn später von den habsüchtigen Kabylen heimlicherweise zum Verkauf nach der Stadt geschafft worden seyn; dann ritten die Araber über den Demd-Saffaf nach dem Duar des Scheich zurück, ich aber begab mich bald zur Ruhe, um am folgenden Morgen früh meine Rückreise anzutreten.

Die Goldminen am Senegal.

(Revue de l'Orient, December.)

An den Zuflüssen des Senegal namentlich im Lande Bambuk sind reiche Goldminen, die noch nicht ausgebeutet, sondern nur von den Eingebornen roh ausgewaschen werden. Schon David, Generaldirector der französischen Senegalcompagnie im vorigen Jahrhundert, schrieb in einer an den König von Frankreich gerichteten Denkschrift: „wir kennen kein an Goldminen reicheres Land als Bambuk.“ Nach den angestellten Proben soll der Minenreichthum des Landes, des vegetabilischen ganz zu geschweigen, den von Brasilien und Peru weit übertreffen, und zehn Mann könnten mehr Gold daselbst gewinnen, als 100 in den reichsten Minen Südamerika's. Man soll fast allenthalben Gold finden, für die reichsten unter allen bekannten Minen gilt aber eine in der Mitte des Königreichs, zwischen den Dörfern Kilimane und Nataku, 30 Lieues von dem Fluß Faleme und 40 von dem alten Fort St. Pierre gelegene; sie soll eine staunenswerthe Menge sehr reinen Goldes enthalten. Drei andere Minen sollen die Wichtigkeit, welche Hr. David der von Nataku beilegt, theilen. Im Winkel, welchen die Gebirgskette von Tambuara bildet, liegt ein Dorf dieses Namens, und zwei Lieues südlich davon ist der höchste Berg des Landes. An seinem Fuß entspringt der Colez, den die Portugiesen Rio d'Oro nannten. Drei Lieues tiefer unten ist das Dorf Nataku, und neben demselben liegt ein Hügel, der die von David erwähnte Mine enthält.

Wanderungen in Aegypten.

1. Abreise aus Cairo. — Die Nildämmung. — Aegyptisches Geld. — Das Dorf Gures. — Musterdörfer rc.

(Fortsetzung.)

Die Häuser in Gures sind aus Luftziegeln erbaut, eng, nieder und sehr unreinlich; der Begräbnißplatz ist mitten unter den Häuschen gerade in der Mitte des Dorfs. Der Scheich, der uns zu sich eingeladen hatte, führte uns nachher zur Barke und beim Abschied küßte er mir achtungsvoll die Hand. Am Abend trat wieder Regen ein, begleitet von Blitz und Donner; die Nacht war finster und kalt, wir blieben deßhalb hier liegen, und befestigten die Barke am Ufer. Um Mitternacht kam uns ein Dampfboot entgegen, welches stromaufwärts sechs beladene Barken bugsirte; ein dichter, fast rother Rauch drang aus dem Kamin hervor; der Lärm der Maschine weckte unsere Nubier, welche ausriefen: el babur! el merkeb ennar (das Feuerschiff!)

Am 28 Januar fuhren wir zeitig an den beiden auf dem linken Ufer des Nil liegenden Dörfern Sawie und Terraneh vorbei, von denen letzteres sich schon von ferne durch ein großes dem alexandrinischen Kaufmann Gibaro gehörendes Haus auszeichnete, und hielten um 11 Uhr Morgens an dem Dorfe Gizei, am rechten Ufer. Dieß ist eines von den drei Musterdörfern, welche Mehemed Ali auf den Rath seines Leibmedicus, Gaetani Bey, in Unterägypten erbauen ließ, „um,“ wie es damals in den europäischen Zeitungen hieß, „später nach diesem Plan alle übrigen Dörfer dieses Landes umzubauen,“ deren es gelegentlich

bemerkt mindeſtens 3500 gibt. Die Riſſe wurden unter der Leitung Clot Bey's und der Ingenieure Linant Bey [1] und d'Arnaud entworfen, und letzterem die Aufſicht über den architektoniſchen Theil übertragen. Gleich nach unſerer Ankunft in Gizeh beeilten wir uns dieſe Arbeiten zu ſehen.

In dieſem Dorfe fanden ſich 1230 Seelen, die ihren Unterhalt meiſtens auf den Schiffen gewinnen, und 327 alte Häuschen, welche jetzt nach und nach durch Häuſer nach dem neuen Muſter erſetzt werden. Dieſe letztern werden auf einem ſteinernen Grunde aufgeführt, wozu die Kalkſteine aus Turra auf dem Nil herbeigeſchafft werden; über dieſer Grundlage werden die Mauern zwei Fuß hoch aus gebrannten Backſteinen, weiter hinauf aus Luftziegeln aufgeführt; die Dicke beträgt 2½ Backſteine; die letzteren werden an Ort und Stelle von den Einwohnern ſelbſt bereitet und ohne Cement, bloß mit einer Miſchung von Thon und Waſſer, an einander gefügt. Die Häuschen ſtehen in geraden Linien und bilden Straßen, von denen die Hauptſtraßen 18, die Seitenſtraßen 12 Fuß breit ſind. Vor jedem Häuschen iſt ein kleiner Hof mit einer beſondern Thüre nach der Straße; in dieſer führt eine äußere, aus Luftziegeln erbaute Treppe nach dem flachen Dach, das aus trockenen Maisſtengeln oder Schilf beſteht, welche auf dünne Querbalken gelegt und oben mit Erde bedeckt ſind. Das für eine einzelne Familie beſtimmte Häuschen hat nur Ein großes Zimmer 12' lang, 11' hoch und 9' breit. Die eine Seite deſſelben nimmt der ganzen Länge nach ein niedriger breiter Ofen ein, der zum Heizen, ſo wie zur Bereitung der Speiſen dient; nach dem angenommenen Plane wird derſelbe von außen geheizt, damit der Rauch nicht ins Zimmer dringe, aber dadurch geht auch ein Theil der Wärme verloren, ein bedeutender Umſtand in dieſem Lande, wo das Brennmaterial ſelten und theuer iſt, und die Nächte im Winter feucht und kalt ſind. Auf dieſen Oefen müſſen die Familien der Fellahs in den Wintermonaten ſchlafen. Die Häuschen ſind auf ſolche Weiſe angelegt, daß man den zahlreichen Familien oder den wohlhabenden Einwohnern zwei, drei, ja vier Häuschen zutheilen kann, indem man die an einanderſtoßenden nur durch Thüren in den Mauern in Verbindung ſetzt. Uebrigens hat jeder Bauer, der ſich in einem neuen Häuschen niederläßt, das ſtatt ſeines abgebrochenen ehemaligen ſein Eigenthum wird, das Recht auf ſeine Wohnung noch ein oberes Stockwerk zu bauen, zu welchem Ende den Mauern des untern Stockwerks die nöthige Dicke gegeben wurde.

Außer dieſen Häuschen, wovon ziemlich viele ſchon fertig ſind, baute man zur Zeit unſerer Anweſenheit am Rande des Dorfes einen Bazar, der aus einer langen Reihe kleiner Buden beſtand. Die erſte derſelben iſt beſtimmt für den Bakkal, einen Kaufmann, der mit Zucker, Kaffee, Nüſſen, Schwefelhölzchen, Zunder, Pfeifen und Tabak, manchmal auch mit Arzneimitteln u. ſ. w. handelt. Darauf folgt die Bude des Baders, dann das Kaffeehaus. Ohne letzteres kann in dieſem Lande kein Dorf, überhaupt keine größere vereinigte Menſchenzahl beſtehen: der Kaffee iſt für den Araber ein eben ſolches Bedürfniß, wie das Waſſer, wie die Speiſe überhaupt, und er kann leichter ohne Brod als ohne Kaffee ſeyn; allerdings iſt auch der Preis einer Taſſe, freilich ohne Zucker, den die Eingebornen dem Kaffee nicht zuſetzen, nur fünf Fadda. [2] Die letzte Bude am andern Ende des Bazars iſt für den Fleiſcher beſtimmt. Im obern Stockwerk über den Buden ſind klein Zimmer für die Inhaber eingerichtet. Hinter dem Bazar iſt ein größeres Gebäude, in welchem die Behörden, das Gefängniß und das Quartier des Kadi ſich befinden; etwas weiterhin iſt das öffentliche Bad. Für alle dieſe Bauten gibt der Schatz unentgeltlich Steine, Holz, trocknes Schilf für die Dächer, Eiſen, Nägel u. ſ. w. Die Backſteine werden, wie geſagt, von den Einwohnern ſelbſt bereitet, und die Arbeiten geſchehen unter der fortdauernden Aufſicht des in jedem dieſer Dörfer commandirenden arabiſchen Ingenieurs, der in der ſogenannten polytechniſchen Schule zu Cairo unterrichtet wurde. Die Kinder von acht bis zehn Jahren tragen in Körben auf dem Kopfe die zum Bau nöthigen Backſteine und angefeuchtete Erde herbei; ſie ziehen in Abtheilungen, ſingen Lieder, und klatſchen zum Tact mit den Händen, um den gleichzeitigen Bewegungen eine rhythmiſche Regelmäßigkeit zu geben, und ſich auf dieſe Weiſe die Arbeit zu erleichtern; dieß iſt die allgemeine Gewohnheit aller Aegyptier zur Zeit ihrer Arbeiten, ſelbſt der leichteſten und kürzeſten, im Fall mehrere Menſchen zugleich daran Theil nahmen. Hinter jeder Abtheilung Kinder geht der Aufſeher mit einer langen Peitſche, mit der er jedoch, ſo viel ich bemerken konnte, nie eins berührte, ſondern nur in der Luft knallte.

(Fortſetzung folgt.)

[1] In Aegypten wird der Titel „Bey" jetzt den Söhnen der Paſchas nach dem Geburtsrecht, den Civil- und Militärbeamten aber bei Erlangung des Oberſtengrades ertheilt; erblich iſt er nicht. Mehemed Ali fing zuerſt an dieſen Titel Edeln, ſowohl Europäern als einheimiſchen, zu ertheilen. Während meines Aufenthaltes führten von den hier dienenden Fremden den Titel „Bey" folgende Perſonen: Clot und Gaëtani, Aerzte, Linant, Mougel und Lambert, Ingenieure, Soltice und Varin, Militärs, der Chemiker Emme und der engliſche Oculiſt Abbott; unter den Rajas oder den eingebornen Chriſten der Miniſter Artin Bey und ſeine Brüder Choſrew und Stefan, Armenier aus Konſtantinopel, und der Kopte Baſilios Bey nebſt ſeinen zwei Brüdern. Seit dieſer Zeit haben noch einige Europäer den Titel Bey erhalten, die HH. König, Marie, Dr. Pruner u. a.

[2] Die Araber nennen den Kaffee, roh und gebrannt, Bon, der Name Kahwae, oder wie man in Unterägypten ausſpricht 'ehwe, gilt nur von dem bereiteten Getränk ſelbſt. Man trinkt ihn aus ſehr kleinen Porzellantaſſen (Findjan im Arabiſchen, in der Mehrzahl fanagin), die nicht mehr als einen Tiſchlöffel voll Kaffee enthalten. Statt der Untertaſſen brauchen ſie kupferne oder ſilberne, filigranartig gearbeitete Becherchen (zarf) von der Form und Größe, wie man ſie in Europa für eingeſchlagene Eier aufträgt. Im Orient läuft keine Viſite ohne Kaffee ab. Pfeifen gibt man nicht immer, namentlich nicht dem Niedrigerſtehenden, aber Kaffee wird jedem Beſucher präſentirt. Mehemed Ali ließ, wenn er bekannte Europäer empfing, gewöhnlich durch ſeine Mameluken Taſe kawed, ſolchen Kaffee auftragen. Bei der feierlichen Audienz, die der Sultan im J. 1836 uns gewährte, präſentirte man uns vor dem Eingang in den Empfangſaal auf goldenen, mit Brillanten beſetzten Sarfen Kaffee mit Moſchus, der uns allen ſehr widerlich ſchmeckte. In Aegypten bildet der Verkauf des Kaffees ein ausſchließliches Monopol des Paſcha; der Centner, welcher 140 Piaſter koſtet, wird um 412 verkauft, und der Paſcha bezieht daraus ein Einkommen von 7200 Beutel (900,000 Fr.). Von den in Aegypten verbrauchten 13,000 Centnern Kaffee kommen 6000 auf die Stadt Cairo.

Zerſtörungen an der Küſte von Bretagne.

(Nach Bravais Nouv. Ann. des Voy. November.)

Die Eroberungen, welche die Fluthen unaufhörlich an den Küſten von Armorika machen, haben verſchiedene Urſachen, worunter die Gewalt der Strömungen die bedeutendſte iſt. Die einen ſind dauernder Art, die andern periodiſch. Die erſte iſt ein Ausläufer des Golfſtroms, der eine mittlere Schnelligkeit von 25 Lieues des Tages hat. Die periodiſchen Strömungen ſind ſehr ausgeſprochen an den Küſten der Bretagne, und man ſchlägt den mittlern Unterſchied der Ebbe und Fluth zur Zeit der Syzygien auf 30' an. Zur Zeit der Fluth ſtürzen ſich die Gewäſſer in den Canal, und kommen mit gleicher Geſchwindigkeit nach dem Ocean zurück. Viermal des Tages wird die Spitze der Halbinſel von dieſen furchtbaren Zerſtörungswerkzeugen angegriffen. Wenn das Meer bewegt iſt, werden ungeheure, auf einigen Punkten des Ufers aufgehäufte Geſchiebe von den Fluthen fortgeriſſen und mit Heftigkeit gegen die Wälle der Felſen geſchleudert, die auf ihrer Schneide angegriffen werden, ziemlich raſch weichen, und 2—300 Fuß hoch ſchroff abgeſchnitten werden. Andere welche den Wellen einen Abhang von 45° entgegenſetzen, bleiben lange Zeit unzerſtörbar. Der Granit widerſteht beſſer als die geſchichteten Felſen, und im Schooße dieſer letztern iſt die Bay von Douarnenez und die Rhede von Breſt ausgegraben. Es iſt kein Zweifel, daß in alter Zeit England und Frankreich zuſammenhingen, zum mindeſten kann man mit Hülfe der über den Untiefen zerſtreuten Granitblöcke mit Sicherheit ſechs Lieues als das Minimum der Verluſte durch die Angriffe des atlantiſchen Meeres feſtſetzen. Denkmale von Menſchenhand beweiſen, daß das Zerſtörungswerk ſeit einigen Jahrhunderten ziemlich raſch ging. In der Bay von La Forêt, auf den Küſten von Penmarch und Raz, Conquet u. ſ. w., beweiſen Gebäude und Baumſtrünke die neuerlichen Verluſte des feſten Landes.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. 15 Januar. 1851.

Konstantinopel.

(Picturesque sketches of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere.)

1. Erste Ansicht der Stadt. — Vermischung von architektonischer und natürlicher Schönheit. — Mächtiger Umfang der Stadt und ihrer Vorstädte. — Enttäuschung der Reisenden im Innern. — Hervorstechende Eigenheiten Konstantinopels. — Der Bazar. — Das Serai. — Beschiktasch. — Der Sultan. — Charakter der Stadt.

Ich war eben in meiner Cajüte beschäftigt, als einer meiner Reisegefährten eintrat und ankündigte daß wir an Konstantinopel vorübersegelten. Ich eilte aufs Verdeck, und konnte auf den ersten Augenblick kaum bestimmen, ob das was ich sah, wirklich eine Stadt oder eine Erscheinung der Einbildungskraft sey. Der Anblick Konstantinopels von der See aus ist der glänzendste, den eine Hauptstadt dem menschlichen Auge bieten kann. Die gemeinen Einzelnheiten von Straßen und Wegen sind dem Blick verborgen, und man überschaut nur eine Unzahl von Moscheen, Minarets, Palästen, mit Kuppeln überdachten Bädern und prächtigen Gräbern, deren glänzendes Weiß oder prachtvolle Färbung zum Theil durch die sie einhüllenden Gartenbäume und die Cypressenwälder, welche die Hügel bekränzen und da und dort bis in die Stadt herabsteigen, gemildert ist. Die Stadt ist auf einer Reihe von Hügeln gebaut, und so hoch schätzen die Türken eine schöne Aussicht, daß auf jedem hohen Punkte das Haus eines reichen Mannes steht, und das vergoldete Gitterwerk durch den Blätterschirm glänzt. So groß und zahlreich sind die Gärten, daß man weniger glauben sollte, eine Anzahl Bäume sey in der Stadt zerstreut, als eine Stadt sey in einen nur theilweise gelichteten Wald hineingebaut. Dieser grüne Schleier verdeckt minder das dahinter liegende Bild, als er es mildert, denn die mächtigen zahllosen weißen Kuppeln schimmern sanft hindurch, während die vergoldeten Spitzen der Minarets in der Höhe erglänzen. Eine Menge Häuser in Konstantinopel sind grün, roth oder blau gemalt, was die Pracht des Anblicks nur vermehrt, und dießmal um so mehr, als der Frühling bereits über die Platanen und Mandelbäume hingehaucht, und die frischen, grünen Blätter und die Blüthen, weiß wie Meeresschaum, hervorgelockt hatte.

Aber es ist das Meer, das Konstantinopel, wie Venedig, seinen eigenthümlichen Charakter gibt. In Venedig umströmt das Meer die meergeborene Stadt wie eine mit Palästen und Thürmen dicht besetzte Insel. In Konstantinopel ist der Eindruck ein entgegengesetzter. An dem Punkte, wo Stambul, das alte Byzantium, Pera und Scutari sich trennen, bilden das Meer von Marmora, der Bosporus und der weite, gewundene Hafen des goldenen Horns gleichsam einen großen See, um den, wie um eine Centralebene, die dreifaltige Stadt sich ausdehnt, und terrassenartig an den Abhängen der Berge hinansteigt. Die Wirkung dieser unvergleichlichen Lage ist, daß fast jedes Haus von Bedeutung mit einemmal dem Beschauer vor die Augen tritt. In dieser Beziehung ist der Contrast sehr auffallend zwischen Konstantinopel und den nordischen Hauptstädten, wo man nie die Stadt selbst sieht, sondern nur die Straße oder den Platz, auf dem man gerade steht, wobei die öffentlichen Gebäude allen ihren Effect verlieren, weil sie sich nicht gruppiren, und wo man keine umfassenden Wirkungen von Farbe oder Licht und Schatten vor sich hat.

Eben so unähnlich ist Konstantinopel den alten griechischen Hauptstädten, die alle mit Ausnahme Delphi's und einiger andern unkriegerischen Städte um eine steile, felsige Akropolis gebaut waren, von der die Citadelle stolz hernieder schaute. Konstantinopel hat kein solches Akropoliscentrum. Wenn man ein solches sucht, so möchte man es vielleicht am besten in einer Stelle finden, welche den malerischen Effect der Scene sehr vermehrt, zu ihrer Großartigkeit aber nichts beiträgt, der Prinzeninsel, einem Fels, fast am Eingang des Bosporus, gerade groß genug, um eine Moschee zu tragen, deren Dom aus einem Cypressenwäldchen herausschaut. Neben dieser Insel ließ der alte Dandolo seine Galeeren Anker werfen bei der Einnahme Konstantinopels durch die Franken am 18 Julius 1203. Der dunkle Strom des Bosporus stürzt vorüber an seinen terrassirten Felsenkuppen, froh den scythischen Stürmen, die er hinter sich gelassen, zu entkommen, und vermischt die Gewässer des schwarzen Meeres mit der blauen, leuchtenden Fläche des Meeres von Marmora. Man blickt indeß von diesem Punkte nicht herab auf die Stadt, sondern in allen Richtungen aufwärts an ihren glänzenden Linien, wie sie zu einem Amphitheater aufsteigen und ihren weißen Schimmer herabwerfen in die Tiefe.

Um die Ausdehnung Konstantinopels recht zu erfassen und den vollen malerischen Eindruck zu gewinnen, muß man sich vor allem erinnern, daß die verschiedenen Vorstädte, obgleich sie gesonderte Namen tragen, doch nur eine einzige Stadt ausmachen. Acht Meilen weit erhebt sich die Stadt von der See an stufenweise empor, biegt sich gegen Osten, ehe sie das goldene Horn erreicht, das sich noch 7 Meilen weiter, gleich einem breiten Fluß, durch ihre innersten Theile windet, während die Hügel auf beiden Seiten, mit architektonischen Monumenten untermischt, mit Gärten gekrönt sind. Fast an der Mündung des goldenen Horns ist der Eingang des Bosporus, und hier treffen sich die drei Städte. Stambul im Westen sendet ins Marmorameer ein um-

mauertes, abgeschlossenes Vorgebirg vor, das mit den Kuppeln des Serais bedeckt, und von den Cypressenalleen seiner Gärten beschattet ist, während unmittelbar dahinter das Dach der hl. Sophia sich erhebt. An der entgegengesetzten, d. h. östlichen Seite des goldenen Horns liegt Pera, wo die Christen wohnen, während an der Südseite des Bosporus Scutari vorspringt, von der See an bis oben zum cypressenbewaldeten Begräbnißplatz reich mit Moscheen und Minarets bedeckt. Und dieß ist nicht alles. Längs der beiden Seiten des Bosporus, auf dem ganzen Weg nach dem schwarzen Meer hin, erstreckt sich so zu sagen eine fortlaufende Stadt, bestehend aus Dörfern, die in ihrem allmähligen Wachsthum sich begegneten, an vielen Stellen die Hügel hinauf sich verbreiteten und den Windungen der Thäler folgten, bis sie sich unter den Wäldern und Dickichten des innern Landes verloren. Von dem schwarzen Meere bis zum Marmora-Meer, sowohl längs der Ufer als am goldenen Horn hin erstreckt sich Konstantinopel und bildet gleichsam eine einzige Stadt, deren Umfang, wenn eine Mauer herumgezogen wäre, nicht weniger als 60 Meilen betragen würde, und dennoch kann man jedes bedeutende Gebäude darin vom Wasser aus sehen.

Nachdem wir Anker geworfen, verfloß geraume Zeit, ehe wir landen durften, hätte sie aber doppelt so lang gedauert, ich wäre nicht müde geworden, die auf allen Seiten mich umgebenden Ansichten zu betrachten. Endlich durften wir in eine der zahlreichen kleinen Kaiken hinabsteigen, die uns lustig umschwärmten, und wir ruderten ans Land mitten unter zahllosen Seevögeln, welche an unserm Boote vorüberflogen. So wie wir das Ufer berührten, redete mich ein Grieche italienisch an, stellte sich als Cicerone zu meiner Verfügung, und versprach mich unverweilt nach einem vortrefflichen Hause zu führen, wo ich alles finden würde, was ein Reisender nur wünschen kann. Ich überließ also mich und mein Gepäck seiner Leitung und hieß ihn vorangehen. Geraume Zeit folgte ich einem steilen gewundenen Pfad hinauf, endlich aber blieb ich stehen, rieb meine Augen und fragte, was denn aus der prächtigen Stadt, die ich gerade noch betrachtet, geworden sey. Der Held einer Erzählung aus Tausend und Einer Nacht, den plötzlich ein Dschin oder eine Fee verläßt, worauf der erbaute Zauberpalast in die Luft zerfließt, kann nicht mit größerem Schrecken und Enttäuschung um sich schauen, als der Reisende, der zum erstenmal den Anblick Konstantinopels von der See her mit dem Schauspiel, das sich in seinem Innern darbietet, vertauscht. Die Straßen sind eng, steil und schmutzig, dabei auch noch so schlecht gepflastert, daß man nur mit Mühe darauf geht. Die Häuser sind gewöhnlich klein, und daneben zugleich schön aufgeputzt und halb zerfallen, während man an den Wohnungen der Reichen gewöhnlich nichts als die Gartenmauer sieht. In diesen Beziehungen gleicht Konstantinopel wahrscheinlich mancher europäischen Stadt, wie sie vor einigen Jahrhunderten war, wo man auf die Reinlichkeit, auf die Bedürfnisse der Armen und die Sicherheit der Fußgänger gleich wenig Rücksicht nahm. Es dauerte nicht lange, so war ich bei einem Italiener einquartiert, der aber eher Zimmer zu vermiethen, als einen Gasthof zu halten schien, und hatte ein luftiges bequemes Zimmer, das aber leider keine Aussicht auf die See bot.

Begleitet von meinem griechischen Cicerone, ging ich ohne viel Zeitverlust aus, um eine nähere Ansicht der Stadt zu genießen, deren erster Anblick so schön gewesen war. Er schlug vor, zuerst die Alterthümer zu besichtigen, was ich jedoch ablehnte, denn es kann kaum einen größern Mißgriff geben, als die Bekanntschaft einer großen Stadt durch eine Untersuchung ihrer kleinern Einzelnheiten zu beginnen. Diese kennen zu lernen ist es immer Zeit genug, während die Gelegenheit, einen Gesammteindruck zu gewinnen, nicht wieder zu erlangen ist, wenn man sie einmal verloren hat. Mein Cicerone war nicht wenig erstaunt, als ich ihm erklärte, daß ich vorerst nur eine angenehme Wanderung durch die Stadt zu machen gedächte. Sonderbarkeiten gelten auf dem Continent für nichts, wenn sie nur von einem Engländer kommen. Mein Cicerone bestieg deßhalb ohne weitere Bemerkung sein Pferd, und sagte mir bloß, er werde sich hauptsächlich an den Höhen halten, wo die Luft am frischesten sey, und was Alterthümer und sonstige Curiositäten betreffe, so sey er vollständig meiner Ansicht.

Die Unbequemlichkeit schmutziger, unebener und bergiger Straßen ist für einen Reiter viel geringer als für einen, der die Stellen, wo er hintritt, ängstlich aussuchen muß, und die Enttäuschung, die ich bei meiner ersten Landung gefühlt, wich allmählich. Manchmal von den Gipfeln der mit Häusern bedeckten Hügel hinab, und manchmal zwischen den Hügeln aufwärts schauend hatten wir prächtige Aussichten über das Meer und eine verworrene, aber großartige Masse von Thürmen, Kuppeln und Gärten, und was in den einzelnen Gegenständen gemein und unbedeutend war, verlor sich in der Großartigkeit des Ganzen. So klein und unpassend manche Häuser sind, so haben sie doch manche malerische Züge, namentlich ein breites vorspringendes Dach, welches einen scharfen Contrast von Licht und Schatten erzeugt; sie sind ohne Prätensionen und scheinen zureichend, um eine Zuflucht während eines Gewitterschauers oder einer Nacht zu geben für Leute, die, so streng auch oft der Winter ist, viele Monate des Jahres in der freien Luft leben könnten. Die Mehrzahl der Häuser ist aus Holz, und eine geraume Zeit hindurch galt es für Gottlosigkeit, beim Bau eines Privathauses Steine zu verwenden, da ein so solides Material nur für religiöse Gebäude anwendbar schien. Eine Folge des bescheidenen Maaßstabs der gewöhnlichen Wohnhäuser in Konstantinopel ist, daß die öffentlichen Gebäude sich vortheilhafter ausnehmen, als in irgend einer europäischen Hauptstadt, da sie ihre Häupter über Massen von malerischen, oft seltsam zusammengewürfelten Gruppen von Dächern erheben.

Die Häuser der Reichen in Konstantinopel sind in ihrem Innern sehr luxuriös eingerichtet, äußerlich aber machen sie weder auf Großartigkeit noch auf Dauer Anspruch. Halb verdeckt durch die hohen Gartenmauern und die einhüllenden Bäume könnten sie fast der Aufmerksamkeit entgehen, und das ist keine geringe Empfehlung in einem Lande, wo man nur die Raubgier reizt, wenn man Reichthum zeigt. Der äußere Anblick von Konstantinopel ist somit nur ein nothwendiges Ergebniß seiner socialen Lage und der ottomanischen Institutionen. Der Charakter einer Nation wird so auf eine seltsame Weise ins Licht gestellt durch das äußere Ansehen der Hauptstadt, deren hauptsächlichste Züge gleichsam eben so viele phrenologische Entwicklungen sind, die ein scharfer Beobachter ohne große Schwierigkeiten entziffern kann. Was sind die auffallendsten Kennzeichen Roms? Kirchen, Obelisken, Kunstgalerien und (unter den Ruinen) das Coliseum, die Triumphbögen und die Säulen, auf denen einst die kaiserlichen Statuen standen, welche jetzt durch die der Apostel ersetzt sind. In diesen Gebäuden ist der dreifache Charakter der päpstlichen Hauptstadt, der priesterliche, künstlerische und kaiserliche in äußerlichen Typen ausgedrückt, und wenn man die Denkmäler Roms betrachtet, wird man unmerklich eingeweiht in seine Geschichte und den Bau seiner Gesellschaft. In den andern Städten Italiens erinnern die manchmal massenhaften und finstern, manch-

mal mit allen Zierden der Kunst bereicherten, aber fast unwandelbar aus solidem Marmor aufgeführten Paläste des Adels an die große erbliche Aristokratie oder an die fürstlichen Kaufleute, die Gründer von Familien, welche Jahrhunderte hindurch um die Herrschaft kämpften. Der äußere Anblick Konstantinopels ist seinem Charakter und seiner Geschichte eben so treu. Wo man keine erbliche Größe duldet, außer in der herrschenden Familie, da kann es auch keine architektonischen Denkmäler großer Familien geben: niemand hat für die Nachwelt gebaut, weil niemand auf die Zukunft rechnen konnte. Die Reichen haben ihren Reichthum auf üppige Teppiche und Diwans, nicht auf Marmorhallen verwendet, weil sie wußten, daß die seidene Schnur ihr Loos seyn könne, ehe die letztern vollendet seyen. Unter diesen Umständen hascht man nach dem Genuß des Augenblicks.

In allen Zügen sind die äußern Kennzeichen Konstantinopels bezeichnend für ein Reich, das auf die Religion gegründet, und für ein Volk, das dem Vergnügen ergeben ist, und doch zum Nachdenken sich hinneigt und blind sich dem Schicksal unterwirft. Die drei Gedanken, die sie ausdrücken, sind Religion, Genuß und Tod. Die erste ist dargestellt durch die Moscheen und Minarets, die alles überragen, die zweite durch die großen Bäder und schönen Brunnen mit ihren vorspringenden Dächern, ihrem maurischen Mosaik und vergoldetem Gitterwerk, innerhalb dessen sie das klare Element des Wassers so eifersüchtig bewahren, wie eine Schöne des Serails. Der Gedanke des Todes tritt dem Wanderer allenthalben entgegen, wo er durch dieß Paradies der Sinne wandert, nicht bloß in den Begräbnißplätzen, welche die Abhänge der Hügel in Dunkelheit hüllen, sondern auch in manchem hohen, von Kuppeln überragten Grab, wo ein noch jetzt als Vater seines Volks betrachteter Sultan noch im Tode die kindliche Verehrung seiner Unterthanen empfängt. Die kaiserlichen, in der Stadt umher zerstreuten Gräber machen einen ohne allen Vergleich größern Eindruck, als ein abgesonderter kaiserlicher Begräbnißplatz oder eine Grabcapelle neben einem der Paläste nur immer machen könnte.

Das erste dieser Gräber, das ich sah, überraschte mich. Da ich nicht wußte was es sey, fragte ich meinen Führer, der mir antwortete: „treten Sie näher, und Sie werden es erkennen.“ Es war ein sechseckiger Bau von weißem Marmor, umgeben von einer vorspringenden Arkade von Pfeilern, von einer Kuppel überragt, und am Fuße zum Theil mit weißen Lilien bekränzt, die sich zwischen den Steinen hervordrängten; das Ganze war überschattet von einem gespaltenen Platanenbaum. Als ich mich dem vergoldeten Gitterwerk näherte und hindurchschaute, sah ich unten ein gewölbtes und vergoldetes Dach, und auf einem reichen Teppich einen Sarg auf einer prächtigen Bahre, auf der am obern Ende ein weißer Turban mit schwarzem Federschmuck lag. Auf beiden Seiten standen andere Särge von verschiedener Größe, ohne Turban und Federn. Ein Kreis von Lampen hing darüber, um und vor den Särgen standen fünf oder sechs etwa zwölf Fuß hohe Wachskerzen auf goldenen Piedestalen. Innen herrschte vollkommene Stille und ein wollüstiges Dunkel, außen gewannen die weiche Luft und der glänzende Sonnenschein einen erhöhten Reiz durch das Girren der Tauben in dem Platanenbaum und auf dem Dach des Gebäudes. „Das ist Sultan Soliman“, sagte mein Führer. „In dem großen Sarge neben ihm liegt Roxolane, seine Gattin; die kleinen Särge enthalten einige seiner Kinder, die er ermorden ließ.“ — „Und warum denn?“ fragte ich. „Oh! er glaubte, sie würden ihm gefährlich werden“, war die Antwort. Hier ruhen sie friedlich beisammen, der Vater und die ermordeten Kinder. Ein Glaube an Fatalismus versöhnt die Menschen mit allem.

(Fortsetzung folgt.)

Alte chinesische Siegel in Irland.

Von einem Hrn. Edm. Getty ist ein kleines Buch über diese Siegel erschienen, von denen man in Irland schon im vorigen Jahrhundert eine ziemliche Anzahl gefunden hat. Sie sind durchaus von Porzellan, stark verglast und gewissermaßen unzerstörbar; man fand sie an verschiedenen Orten, und unter Umständen, welche zu beweisen scheinen, daß sie viele Jahrhunderte im Boden gelegen haben müssen. Einige wurden in Torfgruben aufgegraben, andere in entlegenen Höhlen gefunden, noch andere viele Fuß tief unter der Oberfläche der Erde. Sie sind alle gleich in Form und Größe, und stellen einen Affen dar, der auf einem Cubus sitzt; an dem untern Theile des Cubus sind Charaktere in sehr alter chinesischer Schrift eingegraben, deren Entzifferung und Uebersetzung die Gelehrten geraume Zeit sehr in Verlegenheit setzte. Indeß scheint diese Schwierigkeit mit Hülfe Dr. Gützlaffs und Hrn. Gemalate's aus Hongkong ziemlich überwunden, aber die große Frage, wann diese chinesischen Siegel nach Irland kamen, ist jetzt noch so ungelöst als vor 10 Jahren. Die Sprache schon zeigt, daß sie mehrere Jahrhunderte über die christliche Zeitrechnung hinaufreichen, und das Material wird, so viel man weiß, jetzt nicht mehr in China fabricirt. Sir J. Davis und Sir G. Staunton, die man befragte, sind entschieden der Ansicht, daß die Siegel chinesisch und daß sie alt sind, aber über die Art, wie sie nach Irland kamen, konnten sie gleichfalls zu keiner genügenden Ansicht kommen, und die einzige annehmbare Vermuthung scheint zu seyn, daß sie von den Phöniciern in sehr früher Zeit hingebracht wurden. Hr. Getty hat alle Thatsachen und Zeugnisse sorgfältig zusammengestellt, erklärte sich aber gleichfalls für unfähig den eigentlichen Streitpunkt aufzuklären. (Athen. 11 Jan.)

Wanderungen in Aegypten.

1. Abreise aus Cairo. — Die Nildämmung. — Aegyptisches Geld. — Das Dorf Gureh. — Musterdörfer ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im allgemeinen gesprochen sind diese neuen Bauten sehr gut, nur eines schien mir unpassend und unzweckmäßig: die Unterbringung des Hausviehs vor den Häusern in den zu diesem Zweck ziemlich engen Höfen. In Aegypten verwendet man bei dem Mangel an Holz den getrockneten Mist der Hausthiere, der zu dem Ende sorgfältig gesammelt wird, als Brennmaterial. Das Vorhandenseyn dieses Mists (der wegen des den größten Theil des Jahres hindurch gegebenen grünen Futters gewöhnlich ziemlich naß ist) und der Aufenthalt des Viehs in der unmittelbaren Nähe der ohnehin nicht geräumigen Wohnungen verdirbt darin die Luft und vergrößert die Unreinlichkeit. Dieß ist ein bedeutender Mangel, dem sich aber unschwer abhelfen läßt: man dürfte nur die erwähnten Höfchen nicht neben, sondern den Häuschen gegenüber anlegen, so daß immer auf der einen Seite der Straße der Eingang in das Häuschen, und auf der entgegengesetzten Seite derselben Straße der Eingang in den Hof sich befände. Die letztern blieben solchergestalt in hinreichender Nähe der Eigenthümer in Bezug auf alle häuslichen Bedürfnisse und die Nachtheile, die jetzt aus dem Anstoßen an die menschlichen Wohnungen entspringen, würden entfernt. In jedem Falle aber, selbst in der jetzigen Gestalt, sind die Häuschen in den Musterdörfern ohne Vergleich besser, als die alten Hütten, von denen ich hier in Gizeh viele in der Nähe besichtigen konnte. Sie sind in enge, unregelmäßige Vierecke zusammengedrängt, vollständig wirklich wie Vogelnester, aneinander gepappt, und lassen zum Durchzug für Menschen und Vieh nur ganz enge, krumme, mit Schmutz angefüllte Gäßchen übrig. Fast bei jeder Hütte findet sich ein kleiner Hof, in welchem zwei oder drei Dattelpalmen wachsen, und gewöhnlich ist darin ein Hühnerstall aus Erde, und ein ziemlich hoher, conischer, aus runden Thonkrügen zusammengesetzter Taubenschlag aufgeführt. Den Mist der darin nistenden Tauben benützt man hier für die Düngung des Bodens bei einigen

Arten des Anbaues, z. B. bei Zuckerrohr, Melonen u. s. w.; Futter gibt man den Tauben nicht, sie suchen es selbst auf den benachbarten Feldern zum nicht geringen Schaden der Landbauer. Die Ausleerungen der Ochsen, Büffel und des übrigen Viehs werden jeden Morgen sorgfältig von den Hausfrauen gesammelt, die sie mit den Händen kneten, wie schon Herodot bemerkt,[1] dann etwas geschnittenes Stroh zusetzen, dünne runde Kuchen (Hille) von der Größe eines Tellers daraus formen, und diese zum Trocknen an die Außenseite des Häuschens ankleben; die getrockneten Hille werden dann zugleich mit Reisig und trockenen Duerastengeln auf den Dächern aufgeschichtet und zum künftigen Gebrauche aufbewahrt. Mehemed Ali, der eine Zeitlang alle Zweige der Industrie und Production des Landes in seinen Händen vereinigte, und auch die kleinsten nicht unbeachtet ließ, hatte sich auch den ausschließlichen Verkauf dieser Hille vorbehalten, jetzt aber ist deren Bereitung wieder den Fellahs überlassen. Die eigenen Wohnungen dieser letztern bestehen in jedem Hofe aus zwei oder drei so elenden Schuppen, daß in Europa ein guter Wirth nicht sein Hausvieh darin unterbringen würde; sie sind aus Erde oder Luftziegeln gebaut, gewöhnlich mit einem außerordentlich niedrigen Eingang, so daß man gebückt hineinschlüpfen muß; Fensteröffnungen haben sie gar keine. Unter den, einer einzelnen Familie gehörigen Häuschen wird in den meisten Dörfern Unterägyptens eines mit einem flachen Backsteingewölbe gedeckt, und ist oft so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Die innere Fläche der Wände und Decken ist mit einer dichten Schichte von glänzendem Ruße bedeckt, indem der Rauch aus dem flachen kaminlosen Ofen, der die Hälfte des ganzen Raums einnimmt, herausdringt; auf diesem Ofen schlafen die Fellahs im Winter; von der Decke hängt ein Strick herab, an welchem ein Gefäß mit Milch zur Bereitung von Butter befestigt wird. Diese Häuschen, welche man hier Furn (Ofen) nennt, sind zu dem Zwecke erbaut, möglichst die Wärme zusammenzuhalten, was in Unterägypten sehr nöthig ist, da, wie früher bemerkt, durch die häufigen Regen und Nebel die Nächte im Winter sehr frisch und feucht, die Bevölkerung ärmlich gekleidet, bei der schlechten Nahrung für Kälte sehr empfindlich und das Brennmaterial theuer ist. Der übelriechende, ätzende Rauch aus dem getrockneten Mist dringt sehr langsam durch die geschlossenen Thüren, und verdirbt, zugleich mit der Ausdünstung der im Innern schlafenden Personen, die Luft im inneren Raume im höchsten Grade. In den Ritzen der nicht mit Kalk beworfenen und nicht geweißten Wände nisten Tausende von widerlichen Insecten, und vollenden die Schrecken dieser entsetzlichen Wohnungen. Bei Nacht ist es in den Furnen sehr heiß, und Morgens gehen die Fellahs beider Geschlechter im bloßen Hemd an den Nil oder Canal, um ihre Abwaschungen vorzunehmen und setzen sich somit häufigen und gefährlichen Verkältungen aus. Im Sommer schlafen die Männer in den andern, nach gewöhnlicher Art gebauten Hütten auf dem Boden.

An dem Dorfe Gizei ist der Boden unter dem Niveau des Wassers, das man zur Zeit der Ueberschwemmung des Nils auf die Felder läßt; aus diesem Grunde hat der Erdauswurf, den man an den neuen Bauten anlegen mußte, um sie vor der Ueberschwemmung zu sichern, viel Zeit und Arbeit gekostet, umsomehr, als die von ihnen eingenommene Strecke viel größer als die frühere ist, obgleich man statt der bisher bestandenen 327 Häuschen nur 300 bauen wollte. Der Begräbnißplatz wurde auf eine bedeutende Entfernung vom Dorfe verlegt, und man beschäftigte sich auch mit dem Zuwerfen großer Gruben, von denen Gizei, so wie fast alle ägyptischen Dörfer, umgeben war, und in denen nach der Ueberschwemmung das Wasser stehen blieb, das in den heißen Monaten faulte und die Luft verpestete. Diese Gruben bildeten sich ursprünglich dadurch daß man Erde aushob, um den Boden an den Dörfern zu erhöhen, und um das Material zu bereiten, aus dem die Häuschen selbst aufgeführt sind; später durchwässerte man darin den Flachs und tränkte das Vieh. An den vom Nil und den Canälen entfernten Orten bedienten sich die Fellahs nicht selten des verschimmelten Wassers aus diesen Gruben zum Trinken.[1]

[1] Herodot sagt II. 36: „sie kneten den Teig mit den Füßen, den Koth und Mist aber sammeln sie mit den Händen."

Nachdem wir alle diese Arbeiten neugierig besichtigt, besuchten wir den in Gizei wohnenden Obersten Mustapha Bey, dem die ökonomische Leitung des Baues der drei Musterdörfer übertragen ist. Mustapha Bey, ein Türke aus Ruschtschuk, hatte in seiner Heimath Gelegenheit gehabt Russen zu sehen und selbst einige Worte ihrer Sprache zu lernen; aus der zu Cairo in arabischer Sprache erscheinenden officiellen Zeitung, die auch mir einen kleinen Artikel gewidmet hatte, ersah er den Zweck meines Aufenthalts in Aegypten und nahm uns sehr höflich auf. Wir setzten uns unter die Veranda im Hofe des von ihm bewohnten Hauses nieder; man brachte Pfeifen und Kaffee, und sodann Thee aus einem russischen Theekessel,[2] dessen für mich beredtes Zischen am afrikanischen Ufer eine für die andern fremde unverständliche Sprache zu reden schien. Lange sprachen wir von Rußland, von Stambul und von Politik, an der die Türken einen leidenschaftlichen Antheil nehmen. Ich bemerkte, daß während unseres ganzen Besuchs der Bey auf den Fersen saß, und nicht die Beine nach Landessitte untergeschlagen hatte; dadurch drückt der Orientale eine besondere Achtung gegen seinen Gast aus, und zeigt, daß er ihn, wenn nicht höher, doch gleichstellt; von Seite eines Rechtgläubigen ist dieß Verhalten gegen einen Gjaur — ein bedeutendes Zugeständniß gegen den Geist der Zeit. Ueberhaupt drücken durch die Art des Sitzens auf dem Sopha sowohl der Hausherr als der Besucher zahlreiche, dem Europäer kaum verständliche Schattirungen ihres gegenseitigen Verhältnisses aus, des öffentlichen, dienstlichen, hierarchischen u. s. w., und in Beobachtung dieser Etikette sind die Moslems sehr streng und empfindlich: bald sitzen sie mit Unterschlagung beider Beine, bald halten sie sich auf den Fersen, bald lassen sie einen Fuß vom Sopha nach dem Boden herabhängen. Die Kenntniß dieser zarten aber nichtsdestoweniger sehr genau bestimmten Verhältnisse bezeichnet hier ebenso sehr einen wohlgezogenen, mit der conventionellen Höflichkeit vertrauten Mann, als wir in Europa dieselben Eigenschaften an andern ebenso geringfügigen Merkmalen erkennen. Wir luden sodann den Oberst auf die Barke ein, wo wir ihm unter anderm die Wirkung der explodirenden Baumwolle zeigten, die damals vor kurzem erst erfunden war, und wovon wir einen ziemlichen Vorrath aus Cairo mitgebracht hatten. Die Detonation dieser Baumwolle, die sich äußerlich durch nichts von gewöhnlicher Watte unterschied, gefiel dem Bey ungemein, namentlich als er sah, daß die auf den Tisch gelegte und mit dem besten englischen Schießpulver bestreute Schießbaumwolle durch einen Funken so schnell aufloderte, als das Pulver nicht hatte thun können. Er veranlaßte uns diese Probe mindestens zehnmal zu wiederholen.

(Schluß folgt.)

Industrieausstellung in Madrid. Der Monit. industr. vom 12 Januar berichtet aus Madrid, daß dort die alle fünf Jahre wiederkehrende Ausstellung der spanischen Industrie kürzlich stattgefunden hat. Die Aussteller waren 390, nämlich 124 aus Madrid, 37 aus Catalonien, 44 aus Andalusien, 22 aus Valencia, 16 aus Asturien u. s. w. Man hat bedeutende Fortschritte in den Linnen- und Hanfgeweben, in den Tüchern aus Landwolle, namentlich aber in den Seidenstoffen bemerkt. Die großen Schmelzwerke haben ausgezeichnete Erzeugnisse ausgestellt, und die Proben der außerordentlich reichen und, in Fülle vorhandenen Mineralien in der ganzen Halbinsel läßt eine große Zukunft für alle Zweige der metallurgischen Industrie hoffen. Es fehlt indeß Spanien namentlich an Straßen und Verkehrsmitteln aller Art, und erst wenn diese beschafft sind, wird sich eine großartigere Thätigkeit in allen Zweigen der Industrie entwickeln.

[1] Das Wort El Birke ist im Spanischen erhalten, wo die Gruben zum Rösten des Hanfs „alberca" heißen.

[2] Samowar, zu deutsch Selbstkocher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 14. 16 Januar 1851.

Der Pic von Teneriffa.

(Aus dem Bericht Elie de Beaumonts über Deville's Reise nach den Antillen, den Canarien und den Inseln des grünen Vorgebirgs.)

Dieser Pic hat, obwohl großentheils mit Bimssteinen und Lavaschichten überdeckt, seit der Zeit, in welche die Geschichte der Canarien hinaufreicht, keinen Ausbruch gehabt, und man könnte ihn für erloschen halten, wenn sich nicht auf seinem Gipfel die Beweise der noch andauernden Thätigkeit fänden. Alle Reisenden die ihn bestiegen, sahen Rauch aus den Spalten dringen, die das Gestein hie und da zeigt. Im Augenblick wo Hr. Deville ihn besuchte, hauchte diese Fumarole, deren Temperatur 84° (C?) ist, einen ausnehmend scharfen Dunst aus, was man fast allein der Schwefelsäure zuzuschreiben hat, und mit dem der Geruch des schwefeligen Wasserstoffs, wie in der Nähe einiger andern Krater, nicht gemischt schien. Der Krater, der den Pic abschließt, ist merklich elliptisch. Die Reisenden haben sehr verschiedene Schätzungen seines Durchmessers gegeben, und man wird über diese Abweichungen nicht erstaunt seyn, wenn man sich erinnert, wie bei der Schätzung von Entfernungen auf hohen Bergen die Luftperspective täuscht. Hr. Deville betrachtet die Schätzung Humboldt's, der den großen Durchmesser des Kraters auf 100, und den kleinen auf 70 schätzt, für die genaueste. Die größte Tiefe kann 50 Metres, d. h. etwa ein Drittel der Höhe des Schlußpics, nicht übersteigen.

Dieser Schlußpic hat mit der Gesammtmasse des Berges keine ganz zusammenhängende Verbindung, und die beiden übereinander gelagerten Theile unterscheiden sich sogar sehr deutlich durch die Ungleichheit ihrer Abhänge. Die Höhe des Schlußpics beträgt nach Deville 147 Metres, nur ein Drittel des Schlußkegels des Aetna, aber an diesem letzten Vulcan ist die Fläche, welche den mittlern Buckel abschließt und über der sich der thätige Krater erhebt, weit größer und ausgesprochener als am Pic die Rambletta, oder der Punkt, wo die beiden übereinander gelagerten Kegel sich verbinden. Uebrigens besteht ein Hauptunterschied: während der Krater des Aetna, das ephemere Erzeugniß aufeinander folgender Ausbrüche, gleichmäßig aus fragmentarischen und aschenartigen Schichten besteht, zeigt der Schlußpic von Teneriffa durch seinen Mantel von Bimssteinen hindurch auf einigen Punkten Felsenkämme, welche seinen innern Bau verrathen. Abgesehen von den Andenkegeln, welche gleichfalls aus großen soliden Felsen zu bestehen scheinen, bieten alle Kegel der Antillen, welche Deville besucht hat, ohne Ausnahme denselben Bau dar. Zwei Ursachen aber wirken am Pic von Teneriffa entgegen, daß man diesen Bau nicht auf den ersten Blick entdeckt: fürs erste die äußere Hülle von Bimsstein, welche die Ecken des Bergs versteckt, und zweitens die gründliche Umgestaltung, welche das Gestein des Gipfels durch die Berührung mit den Schwefeldämpfen erlitten hat, und wodurch fast alle äußern Kennzeichen verloren gegangen sind.

Konstantinopel.

1. Erste Ansicht der Stadt. — Vermischung von architektonischer und natürlicher Schönheit. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Verhalten der Menschen, denen man in den Straßen von Konstantinopel begegnet, steht in seltsamer Harmonie mit der Stadt, und muß noch auffallender gewesen seyn, ehe der vorige Sultan seine unglücklichen und unklugen Costümreformen unternahm. Die Frauen, welche in ihren weißen Gewändern und Schleiern, die nur das dunkle traurige Auge erblicken lassen, dahin schlürfen, könnten für Geister gelten, welche den Schauplatz ihrer frühern Vergnügungen wieder besuchen. Nicht minder sonderbar ist der Eindruck, wenn die Vornehmern und glänzender Gekleideten langsam in einem Wagen vorbeifahren, der einem Leichenwagen mindestens eben so sehr, als eine venetianische Gondel einem Sarge gleicht, da er aus einem flachen offenen, allerdings reich vergoldeten, aber nicht mit Federn versehenen Untertheil und einem manchmal aus schwarzem, manchmal aus minder dunkelm Tuche gefertigten Baldachin besteht. Die langsamen, plumpen Ochsen, die gewöhnlich diese Wagen ziehen, unterscheiden sich von den muntern Pferden Attika's nicht mehr als die Türken von den Athenern, ein Contrast, der mir wegen meines ganz kürzlichen Aufenthalts in Athen noch mehr auffiel. Statt des muntern Lachens, des blitzenden Auges und des elastischen Ganges findet man in jedem Türken einen Ausdruck melancholischen Ernstes, der nicht stärker seyn könnte, wenn er fortdauernd Opium tränke. Statt Billiards oder Würfel oder sonst eines lebendigen Spiels ist die ewige Pfeife, lang oder kurz, krumm oder gerade, die Zuflucht aller derer, die kein Geschäft, und selbst vieler die ein Geschäft haben. Kauf und Verkauf scheint in einem Zustand von Somnambulismus fortgeführt zu werden. Das Vergnügen selbst wird ernsthaft betrieben, und rosenduftendes Zuckerwerk wird mit einem Ausdruck schwerfälliger Bedächtigkeit überreicht.

Der Bazar von Konstantinopel ist einer der interessantesten Orte, dem vielleicht in der allgemeinen Achtung und Verehrung nur des Sultans Serai gleichkommt, der nicht ein bloßer Palast, sondern ein mächtiger und wichtiger District Konstantinopels ist. Der Bazar ist in Wahrheit der Palast des Volks, wo jeder, vor

der Hitze geschützt, in einer Welt so schimmernd, wie die edelsteingeschmückten Höhlen einer Kinderphantasie, sich ergeben kann. Er ist in der That ein unerschöpfliches Vorrathshaus für jeden, der ein Auge hat für reichen, eigenthümlich malerischen Effect. Die Dächer der langen und schmalen Gänge ruhen auf Steinbogen, und sind manchmal durch hölzerne Gallerien verbunden, welche brückenartig sich über die dunkeln Gänge unten wölben. Nimmt man seinen Standpunkt auf einer der Gallerien, und blickt von Bogen zu Bogen und hinab auf die wandelnden, in die Costüme aller Völker gekleideten Gruppen, die bald im Schatten, bald im schiefen Licht eines eindringenden Sonnenstrahls dahin ziehen, so glaubt man sich in die Flügel einer endlosen Kathedrale versetzt, wenn gleich solche ausschließlich dem Dienst der Geldwechsler bestimmt ist. Steigt man von dieser luftigen Stellung herab, so befindet man sich inmitten eines Schauspiels, das sich kaum reicher denken läßt. Wie in einem Garten der Glanz der Farben ungemein erhöht wird, wo Blumen gleicher Art in großen ununterbrochenen Massen stehen, so wird der prachtvolle Eindruck des Bazars erhöht durch den Umstand, daß jedem Geschäftszweig seine besondere Stelle angewiesen ist.

Der glänzendste Theil dieser überwölbten Gegend ist vielleicht der Bezirk der Waffenhändler, wo alle Arten von Waffen, alte und neue, zum Gebrauch oder als Schaustücke aufgehängt sind, Helme und Schilde, Panzerhemde, die auf manchem Schlachtfeld dienten, schimmernde Speere, indische Bogen, Klingen von Damascus, Säbel aus Aegypten, kurz alle Arten von Rüstungen für Menschen und Pferde, mit Gold und oft mit Edelsteinen besetzt, mit Arabesken geziert und in höchst phantastischer Weise zusammengestellt. In einem andern Theile des Bazars, der für das weibliche Geschlecht bestimmt ist, steht man mitten in einer blumenreichen Flur von Kaschmirshawls, zahlreich genug wie man glauben sollte, um alle die weißen Schultern der vornehmen Welt in allen europäischen Hauptstädten zu bedecken. In einem andern Theil hängen zahllose, von Perlen eingefaßte und mit goldenen Griffen versehene Spiegel, Lieblingsbesitzthümer der Töchter des Orients, die den geheimsten Zimmern als Schmuck dienen, und auf ihren Ausflügen nicht zu Hause gelassen werden. Noch schöner ist der Theil, welcher den Stickereien in Seide und Muslin gewidmet ist, wo man Brocatstoffe findet, steif genug um zu stehen und geschmückt mit Blumen jeder Farbe, Umschlagtücher wie aus gewobener Luft, fast unsichtbar wegen ihrer Feinheit, außer wo mit goldenen Fäden Verse aus dem Koran oder aus einem persischen Liebesgedicht eingestickt sind. Der Juwelenmarkt ergänzt von allen Arten kostbarer Steine, einzeln und gefaßt in Halsbändern und Rosenkränzen oder eingelegt in kostbare Becher, reiches Silbergeräthe, Geschirr für die Pferde und Kopfputz für die Reiter.

Neben diesen mannichfachen Schaustellungen sind andere Theile dieser umschlossenen Handelsstadt, die man eine destillirte Essenz von Corinth oder Tyrus nennen möchte, den Gewürzen aus allen Theilen des Orients, dem Porcellan, den eingemachten und getrockneten Früchten und dem Confect gewidmet, in dessen Bereitung Konstantinopel keinen westlichen Rivalen hat. Es gibt keine denkbare Bearbeitung von Früchten und Zucker mit aromatischen Harzen, kostbaren Säften, Oelen und Rahm, die sich nicht in den hübschesten und mannichfaltigsten Formen fände. Das Interesse des Anblicks steigt durch das seltsame Aussehen und Benehmen der Verkäufer, der Juden, Türken, Griechen, Armenier oder Perser. Manches scharfe Auge heftet sich auf den unkundigen Franken, wenn er herankommt, und mancher Finger winkt ihm in den dunkeln Raum, wo der ernste Kaufmann mit untergeschlagenen Beinen und die Pfeife in der Hand auf seinem Teppich sitzt. Bald sind die Waaren mit einer nachlässigen Ruhe ausgebreitet und ein Preis genannt, der den wahren ums Doppelte übersteigt; man lehnt ab, der Kaufmann nimmt schweigend und mit scheinbarer Gleichgültigkeit seine Pfeife wieder, blickt euch endlich mit schwerem, wie verschlafenem Auge an, und nennt die Hälfte des geforderten Preises. Dießmal sagt der Dolmetscher, der Preis sey leidlich, man zahlt denselben, wovon besagter Dolmetscher natürlich seinen Theil bekommt, steht auf und geht.

Der wichtigste Distriet Konstantinopels ist der, den das Serai einnimmt. Er umschließt einen großen Theil des alten Byzanz, und bedeckt das dreieckige Vorgebirge, welches Scutari gegenüber in die Wellen vorspringt. Das Marmora-Meer auf der einen und das goldene Horn auf der andern Seite bespülen seine alten Mauern, hinter denen eine Menge Kuppeln, groß und klein, bald verschleiert von Cypressenhainen, sich erheben. Während der Abwesenheit des Sultans konnte ich den Palast besuchen, der an der Stelle erbaut ist, wo die Kaiser des Orients vor 1000 Jahren gehaust, und der ein tragisches Interesse hat durch viele innere Katastrophen, so trauervoll als die der Häuser der Laius und Atreus. Das Interesse beruht ganz in der Lage und Geschichte, nicht in den architektonischen Ansprüchen. Seine Höfe, deren klosterartige Arkaden zum Theil von Kuppelreihen überragt sind, zahlreich genug um einen malerischen, aber nicht mächtig genug um einen großartigen Eindruck zu machen, sind groß aber nicht schön, und die Gärten, obgleich bunt geschmückt mit Gitterwerk, Brunnen und Orangebäumen, sind weder durch ihre Blumen, noch durch die Ueppigkeit und den Pomp bemerkenswerth, die wir gewöhnlich mit dem Gedanken an orientalische Gärten verbinden.

In einem Theile des Gartens hart am Wasser sind die besonders für den Sultan bestimmten Gebäude, wenn er im Serai wohnt, und ihre Lage ist augenscheinlich wegen der prachtvollen Aussicht gewählt worden. Die Zimmer für die kaiserlichen Frauen laufen rund um einen Hof, dessen Inneres selten ein europäisches Auge erblickt hat, und in der That wäre es bis vor wenigen Jahren noch für einen Fremden wie für jeden nicht zum Haushalt gehörigen Türken mit Lebensgefahr verbunden gewesen, seinen Fuß innerhalb der äußern Mauern des Serais zu setzen. Man versicherte mich, daß die Zimmer so glänzend seyen als Sammt und Seide, Gold und Elfenbein, Spiegel und Marmor sie machen können. Hier auf dem üppigen Lager hingestreckt lagen die Kaiser des Orients, bis die unbesiegten Janitscharen an die Thore pochten und sie aus dem Schlummer aufweckten, und hier werden die Beherrscher der Gläubigen liegen, bis die Barbaren des Nordens ihnen befehlen, weiter zu gehen und einem stärkern Geschlecht zu weichen.

Die Paläste des Sultans in der Nähe von Konstantinopel und an den Ufern des Bosporus sind fast zahllos, und in vielen Fällen ungemein malerisch und mit orientalischer Pracht ausgestattet. Der größte dieser vergleichsweise neuern Bauten heißt Beschiktasch, und empfiehlt sich nur durch seinen großen Umfang. Die Seite gegen das Meer hin ist mit einer langen Reihe weißer Marmorsäulen geschmückt, aber der übrige Theil ist formlos und ohne Ausdruck, eine Folge davon, daß man die westliche Architektur nachäffte. Seine Lage entschädigt indeß für alle Mängel: er liegt Scutari gegenüber, und die Aussicht umfaßt einen langen Strich des Bosporus, sowie des Marmora-Meers und fast die ganze

Stadt Stambul. Vor dem Palast liegt die türkische Flotte, wenn sie im Hafen ist, so nahe, daß man den durch das Seilwerk pfeifenden Wind in den Sälen hören kann, und hinten erheben sich Gärten terrassenartig längs der Stufen eines Hügels, welche manche dunkle Gruppe von Cypressen und Ahorn in sich schließt und reich mit Akazien und Mandelbäumen eingefaßt ist. Als wir dem Thore uns näherten, und durch einen schmalen Gang gingen, trafen wir auf den Sultan, der mit seinem Gefolge austritt. Er saß auf einem weißen Pferde, und trug einen dunkelblauen Mantel nebst einer rothen Mütze. Als er sich näherte, kniete mein griechischer Gefährte nieder, was ich nachzuahmen nicht für nöthig hielt. Da wir an dieser Stelle allein waren, so vermuthe ich, daß wir kein Recht hatten, uns hier einzudrängen, wir erfuhren indeß keine Belästigung. Das Gesicht des Sultans war blaß und trug den Ausdruck einer kläglichen Erschöpfung. Sein dunkles melancholisches Auge ruhte auf mir, doch kann ich deßhalb nicht sagen, daß er mich anschaute. Diese Blicke, in denen nichts eine Auffassung des Bildes verräth, und wo kein Unterschied zwischen einem beseelten und unbeseelten Gegenstand statt findet, scheint dem Orient, vielleicht der unbeschränkten Gewalt im Orient, eigenthümlich.

Ein Vorfall, welcher bald nach der Thronbesteigung des jetzigen Sultans sich ereignete, beweist, daß derselbe, mindestens in einigen Beziehungen, nicht abgeneigt ist, den noch kräftigen Ueberlieferungen seines Stammes zu folgen. Im Anfang seiner Regierung waren die Ulemas entschlossen, wo möglich den neuen Sultan zu hindern, die den Türken stets so widerwärtigen Reformen durchzuführen, da sie nicht nur gegen ihre religiösen Begriffe und ihren Stammesstolz verstießen, sondern auch, wie neuere Ereignisse gezeigt hätten, die guten Erfolge nicht lieferten, welche Sultan Mahmud davon erwartet hatte. Zu diesem Endzweck suchten die Muftis auf die religiöse Furcht des jungen Fürsten einzuwirken. Als er eines Tages seiner Gewohnheit gemäß an seines Vaters Grab betete, hörte er von unten herauf in einem erstickten Tone die Worte: „ich brenne." Als er das nächstemal wieder hier betete, trafen dieselben Worte sein Ohr. „Ich brenne", wiederholte es aber- und abermals, und sonst kein Wort. Er wandte sich an den obersten Imam, um zu wissen, was dieß Wunder bedeuten möchte, und erhielt zur Antwort, daß sein Vater zwar ein großer Mann, aber unglücklicherweise auch ein großer Reformator gewesen, und es sey nur allzu sehr zu fürchten, daß er als solcher eine schreckliche Strafe in der andern Welt zu befahren habe. Der Sultan schickte seinen Schwager und nachher mehrere andere seiner Umgebung an die Stelle, um zu beten und jeder vernahm dasselbe ominöse Wort.

Eines Tages kündigte er seine Absicht an in feierlichem Zuge zu seines Vaters Grab zu gehen, und ein glänzendes Gefolge, darunter auch die vornehmsten Ulemas, begleitete ihn. Während seines Gebets vernahm man abermals die Worte: „ich brenne", und alle zitterten, den Sultan ausgenommen. Er stand von seinem Gebetsteppich auf, rief seine Wachen und befahl den Boden aufzugraben und das Grab abzuheben. Vergebens schritten die Muftis ein, erhoben sich gegen eine solche Profanation, und sprachen die schrecklichsten Warnungen hinsichtlich der Folgen aus. Der Sultan beharrte. Die Grundmauern des Grabes wurden bloßgelegt, und in einer geschickt dazwischen gelassenen Höhlung fand sich nicht ein brennender Sultan, sondern ein Derwisch. Der junge Monarch betrachtete ihn eine Zeitlang schweigend und fest, und sagte dann ohne eine weitere Bemerkung oder den mindesten Ausdruck von Zorn: „du brennst? dann mußt Du dich im Bosporus abkühlen." Nach wenigen Minuten war der Derwisch in einem Sack, und der Sack unmittelbar darauf im Bosporus, während der Sultan nach seinem Palast zurückritt, begleitet von seinem Gefolge und den Ministern, die auf dem ganzen Wege unaufhörlich riefen: „Maschallah! Gott ist groß, es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Prophet!"

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

1. Abreise aus Cairo. — Die Nildämmung. — Aegyptisches Geld. — Das Dorf Gures. — Musterdörfer ꝛc.

(Schluß.)

Das Wetter am Morgen war trüb, unangenehm, und bei dem kalten Nordwind schien mir die Kälte bis Mittag ziemlich empfindlich, da ich aber meinen Thermometer am Tage meiner Abreise aus Cairo zerbrochen hatte, so konnte ich die Temperatur nicht genau bestimmen. Gegen Abend, gerade vor Sonnenuntergang fiel der Wind und es wurde warm, die Oberfläche des Nils war ruhig und glatt wie ein Spiegel; bei der anscheinend vollkommenen Unbeweglichkeit glich der Strom in seinen Krümmungen einem stillen von Palmenbäumen eingefaßten See; die Luft war augenscheinlich durchsichtig, und der Himmel erglänzte in Schattirungen von erstaunlicher Schönheit und Helle, was der Landschaft einen außerordentlichen Reiz gab. Die Matrosen, die den ganzen Tag ausgeruht hatten, ruderten munter fort, und wir setzten uns mit Hrn. d'Arnaud auf die Galerie vor der Cajüte bis Mitternacht, um ihre Lieder zu hören. Lieder und Romanzen haben die Aegypter sehr viele, und unaufhörlich werden neue gefertigt; die Alati oder Sänger, welche das Publicum in den Kaffeeschenken ergötzen, und die Almes, welche in die Privathäuser gerufen werden, verbreiten sie sehr schnell unter dem Volk. Der Inhalt der Romanzen ist fast immer naiv-erotisch oder melancholisch; die Melodien gefielen mir sehr, und sind bei manchen in der That schön. Die Mauals bestehen aus vier oder fünf Versen, und nach dem Geist der arabischen Poesie müssen die Reime darin aus gleichlautenden, aber verschiedenes bedeutenden Worten, Homonymen, bestehen, an denen diese Sprache so reich ist. Ich lernte in der Folge viele Matrosen-Mauals auswendig: einer der schönsten schien mir der, worin die Schöne die Vorübergehenden bittet, sich vor ihrem Geliebten zu verneigen, wenn sie ihm auf der Straße begegnen (yl' laheitu chabibi selimhu li nlei); in einem andern Liede versichert sie, daß ihr Herz einen bräunlichen jungen Mann liebt (kalbi jehyb el asmar) u. s. w. Die Beschreibung lebender Leidenschaft, oder der Langenweile und Qual der Trennung, die Aufzählung der Reize des Mädchens mit der Brust, weiß „wie Marmor," ihrer reichen Kaschmirshawls und Gürtel, ihrer goldenen Bracelets, ihrer Diamanthalsbänder u. s. w. spielen eine wichtige Rolle in allen diesen Romanzen, die einen süßen, der zarten und reizenden Poesie der Araber eigenthümlichen Wohlgeruch athmen. Auf den Barken singt einer der eine bessere Stimme hat, die andern schlagen den Tact mit den Rudern und wiederholen im Chor die letzten Zeilen eines jeden Verses.

Am 19 Januar. Wir hielten um 9 Uhr Morgens auf dem linken Ufer des Nils am Dorfe Rehile an, das einem Sohn des Vicekönigs, Said Pascha, gehört. Dieß ist das zweite Musterdorf, das gegenwärtig gebaut wird; es hat 700 Einwohner und 245 Häuschen, von denen übrigens jetzt viele leer stehen; von neuen Häuschen sollen deßhalb außer den öffentlichen Gebäuden nur 150 aufgeführt werden. Der Boden an diesem Dorfe ist höher und ebener als in Gizei, so daß die Nivellirung viel leichter ist. Nachdem wir die Arbeiten in Augenschein genommen, kehrten wir auf die Barke zurück und gegen 3 Uhr kamen wir an das dritte Musterdorf Kafr Siat. Das Wort „Kafr," das in Unterägypten der Benennung sehr vieler Dörfer beigefügt wird, bezeichnet ein Dorf, das aus irgend einem Grunde, gewöhnlich in Folge von Streitigkeiten unter den Fellahs, sich von einem andern größern Dorfe, jedoch mit Beibehaltung seines Namens, losgeschieden hat. Von diesen Dörfern

haben sich einige, wie Kafr Scheich, Kafr Mahar, mit der Zeit entwickelt und sind ziemlich bedeutend geworden, andere sind in ihrer ursprünglichen Unbedeutendheit geblieben. Kafr Siat hat 807 Einwohner und 176 Häuschen, an deren Stelle jetzt nur 150 neue erbaut werden sollen. Der Bazar ist hier viel größer als in den beiden andern Musterdörfern, und schon haben sich Liebhaber gezeigt, welche die noch nicht ganz vollendeten Buden, deren Miethe dem Dorfe zu gute kommen soll, einnehmen wollen. Kafr Ziat treibt einen ziemlich bedeutenden Handel, wegen der Nähe der Stadt Tanta, die durch ihre ungeheuern Jahrmärkte bekannt ist, und welche nur drei Stunden davon in der Mitte des Delta liegt; Kafr Ziat dient gleichsam als der Hafen Tanta's am Rosettearm. Bei dem Bau der neuen Häuschen hat man sich hier, wie bei den beiden andern Musterdörfern, nach Möglichkeit bemüht, die bei einigen der ehemaligen Häuschen sich findenden Dattelpalmen zu bewahren, da diese ein Eigenthum der Fellahs bilden, selbst wenn der Boden, auf dem sie wachsen, nicht ihnen gehört. So fand ich innerhalb eines Häuschens die Stämme zweier mächtigen Palmen eingeschlossen, die durch die Decke hinausgewachsen waren, und ihre ewig grüne Krone hoch über dem Dach erheben. Das Daseyn dieser Bäume innerhalb eines Zimmers machte einen höchst originellen, gar nicht unpoetischen Eindruck; die Palmen wurden hier gleichsam Glieder der Familie, und nehmen an dem innern häuslichen Leben des Hausherrn Theil.

Kafr Ziat gehört dem Kopten Basilios Bey, der zu meiner Zeit das höchste Verwaltungsamt in Cairo bekleidete. Er genoß das Vertrauen und die Zuneigung Mehemed Ali's, und besaß ein großes Vermögen. Sein Vater, der reiche Maalem Hali,[1] Obersteuereinnehmer, wurde im Mai 1821 von den Mameluken Ibrahim Pascha's vor dem Zelte dieses letztern, übrigens auf Befehl des Vicekönigs selbst, in Unterägypten ermordet. Der seit Jahrhunderten bestehenden Sitte, von den Scherafi[2]-Feldern keine Steuer zu nehmen, entgegen, hatte Mehemed Ali, der damals zur Bildung der von ihm beabsichtigten regulären Regimenter Geld bedurfte, die Fellahs von Unterägypten zur Bezahlung dieser Steuer nöthigen wollen; der Maalem Hali soll sich dieser Maaßregel widersetzt und den Ungehorsam mit dem Leben bezahlt haben. So erzählt wenigstens Mengin in seiner Geschichte Aegyptens unter Mehemed Ali; andere aber behaupten der Vicekönig habe erfahren, daß der Maalem Hali verrätherischer Weise der ottomanischen Pforte eine genaue Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben Aegyptens ausgeliefert habe, und deßhalb denselben hinrichten lassen. Diese letztere Meinung ist wahrscheinlicher.

In Kafr Ziat hat sich ein Engländer, Namens Pierson, niedergelassen, der ehemals Consul in Cairo war, und jetzt selbst Handel treibt. Er hatte von 1807 bis 1812 in Odessa gelebt, den Herzog von Richelieu, den Graf Langeron und viele andere angesehene Leute gekannt, so daß mein Zusammentreffen mit ihm an den Ufern des Nils mir sehr interessant wurde. Er bestätigte mir die unangenehme, bereits im Dorf erhaltene Nachricht, daß die Schleußen des aus dem Nil nach Alexandria führenden Mahmudiehcanals auf Befehl des Vicekönigs geschlossen seyen, und daß es uns schwerlich gelingen würde, auf unserer Barke nach jener Stadt zu kommen.

Die Nacht war sehr dunkel, und der Rais der Barke, welcher fürchtete an die Trümmer von Backstein-Sakie's, mit denen die Ufer des Flusses besäet sind, anzulaufen, beredete uns im Kafr Ziat zu übernachten. Am andern Tage, den 20 Januar, war das Wetter trüb, aber warm, wir begaben uns mit einem günstigen Südostwind unter Segel, und fuhren rasch an einem von Dattelpalmen und Feigenbäumen (hemmes) umgebenen Dorfe vorüber. Hierauf fiel der Wind, und unsere Matrosen mußten abermals zu den Rudern greifen; um Mittag fuhren wir an Kafr Mahar vorüber, wo Mehemed Ali gewöhnlich einige Tage zubringt, wenn er im Frühjahr seine Privatgüter besucht; in der Nähe ist ein kleiner Palast (Kasr) erbaut. Nach zwei Stunden kamen wir in Kafr Dejul an, bekannt durch das hier befindliche Grab des heiligen Scheich Sid Ibrahim und durch seine großen Jahrmärkte, die eine Woche nach Beendigung derer von Tanta eröffnet werden.[1] Dem Reisenden auf dem Nil fällt die fast völlige Abwesenheit von Fahrzeugen auf diesem Strom auf, und dieser Mangel ist so groß, daß selbst die Bewohner an entgegengesetzten Ufern liegender Orte durchaus keinen Verkehr unter einander haben. Die früher vorhandenen Fahrzeuge sind verschwunden, seit der Pascha das Uebersetzen über den Nil mit einer besondern Steuer belegte; im J. 1821 ergab diese Steuer 600 Beutel, bei dem jetzigen Zustande des Landes aber bringt sie schwerlich diese Summe ein. Im Nothfalle schwimmen die Fellahs über den Strom, indem sie die Brust auf trockene, zu einem Bündel zusammengebundene Durrastengel legen, und das Kleid über den Kopf halten. Um fünf Uhr Abends ließen wir rechts die Stadt Fue, welche malerisch inmitten von Fruchtgärten liegt, und nach einer halben Stunde warfen wir Anker oder richtiger gesagt — da die Nilbarken keine Anker haben — wir befestigten die unsrige am Ufer bei dem Städtchen Atfe auf dem linken Ufer des Flusses, bei der Einmündung des Mahmudiehcanals und hart an seiner Schleuße. Viele hundert mit Getreide, Baumwolle u. s. w. beladene Schiffe, so wie Karren standen im Nil und an seinen Canälen, und warteten die in 7—8 Tagen versprochene Eröffnung der Schleußen ab. Die Verschließung erfolgte plötzlich ohne alle vorgängige Anzeige an die Kaufleute und Frachtführer, und dadurch wurden die Barken zu mannichfachem Verlust des Kaufmannsstandes aufgehalten.

Zunahme der Bevölkerung Australiens. Nach den vor kurzem von der brittischen Regierung bekannt gemachten Notizen ist die (weiße) Bevölkerung von Australien in den 10 Jahren, von 1839—1848 einschließlich, von 170,676 Seelen auf 333,764, mithin um 95½ Procent gestiegen. Es betrug nämlich die Bevölkerung

	1839		1848	
von Neusüdwales . . .	114,386	Seelen:	220,474	Seelen.
„ Vandiemensland . . .	44,121	„	80,164	„
„ Südaustralien . . .	10,015	„	38,666	„
„ Westaustralien . . .	2154	„	4460	„

Der Werth der im J. 1848 nach Australien eingeführten Waaren belief sich auf 2,578,442 Pfd. St., der von dort ausgeführten Waaren auf 2,854,315 Pfd. St., und die in solchem Jahre dort angekommenen und abgegangenen Schiffe hielten 694,904 Tonnen Last.

[1] Die Benennung „Maalem,“ welche im öffentlichen Leben allen Kopten ohne Unterschied des Standes beigelegt wird, bedeutet eigentlich „Meister“ (wie man in Frankreich noch jetzt im Gerichtshof Advocaten und Notarien maître nennt). Unter den Moslems wird der Titel in Aegypten, so viel ich bemerkte, nur den Architekten und den Inhabern öffentlicher Bäder gegeben. Die Wurzel des Worts ist „alem“ oder „alim,“ der Wissende, der Geschickte, der Weise, der den Wissenschaften Ergebene. Als solche mußten nach der Eroberung des Landes durch die halbwilden Schaaren Amru's viele Kopten in den Augen der unwissenden Beduinen erscheinen. Amru ließ theils aus Noth, theils aus Politik die Steuerregister in den Händen der Aegyptier, wenn sie sich auch nicht zum Islam bekehrten, und sie waren hauptsächlich der reichere und gebildetere Theil der Bewohner. Von jener Zeit an bis jetzt ist die Vertheilung und Erhebung der Steuern und überhaupt das ganze Rechnungswesen und der schriftliche Theil der Verwaltung vorzugsweise in den Händen der Kopten, der Nachkommen jener Christen, geblieben, was zu sehr großen, das Land völlig aussaugenden Mißbräuchen Anlaß gab. Sie führten früher die Register und Bücher in koptischer Sprache, um sie für die Araber unzugänglich zu machen, die Mameluckensultane verboten deshalb bei Todesstrafe diese Sprache in den Schulen zu lehren. In Folge dessen ist sie jetzt völlig verschwunden, und selbst die Kopten, die sich ihrer beim Gottesdienst bedienen, verstehen sie nicht mehr. Der Missionär Van Sleb erzählte, daß er im J. 1767 zu Siut den letzten Kopten sah, der diese Sprache redete; es war ein tauber 70jähriger Greis, von dem es schwer war irgend etwas herauszubringen.

[2] D. h. solchen, welche wegen mangelnder Ueberschwemmung des Nils nicht mit Wasser bedeckt und darum auch nicht besäet wurden.

[1] Kafr Dejul und neunzig andere Dörfer gehören den Kindern Ibrahim Pascha's es sahr, des Neffen Mehemed Ali's von seiner Schwester.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15. 17 Januar 1851.

Der Einfluß des Klima's von Neuseeland.

Der englische Militärarzt Dr. Thomson hat in dem Edinburgh Medical and Surgical Journal vom August 1850 eine Abhandlung über den von ihm beobachteten Einfluß des Klima's von Neuseeland auf die Gesundheit bekannt gemacht, woraus wir Nachstehendes entnehmen wollen.

Seit dem Jahre 1836 hat die großbritannische Regierung Truppen auf Neuseeland stationirt, und zwar sämmtlich auf der nördlichen und größten Insel der Gruppe. Im J. 1849 betrug die Zahl dieser Truppen 66 Officiere und 1895 Soldaten und Unterofficiere, zu welchen 219 Frauen und 424 Kinder gehörten. Die Sterblichkeit unter denselben war in dem Verhältniß von 10 zu 1000, während solche bei den in Großbritannien stationirten Truppen durchschnittlich 15 von 1000 beträgt, und von letztern befinden sich im Durchschnitt doppelt so viele als krank im Hospitale wie in Neuseeland.

In Neuseeland kommen Hautkrankheiten und Fieber selten vor; intermittirende Fieber sind so gut wie unbekannt, und Scharlachfieber hat sich bis jetzt nur einmal (1848) gezeigt. Häufiger sind Lungenkrankheiten, wenn auch nicht so häufig und so tödlich wie in Großbritannien; in Neuseeland sterben daran von 1000 englischen Militärs im Durchschnitt 5⅓, während in Großbritannien unter den Truppen 8 von 1000 Todesfällen diesen Krankheiten angehören. Dr. Thomson bemerkt dabei, daß bei der Mehrzahl der in Neuseeland an Lungenübeln verstorbenen brittischen Militärs der Same der Krankheit aus der Heimath mitgebracht sey, daß indeß auch die dortigen Eingebornen nicht ganz selten von Lungensucht befallen werden. Rheumatismen, Augenkrankheiten und Wassersucht finden sich in Neuseeland verhältnißmäßig häufiger als in Großbritannien.

Die Temperatur des Klima's von Neuseeland ist um 8 bis 10° niedriger als in den gleichen Breiten der nördlichen Hemisphäre; der Mitteldurchschnitt der Wärme beträgt 75° und der der Kälte 45° F., und an 179 Tagen in einem Jahre fiel Regen. Dieser milden Temperatur, verbunden mit einer feuchten Atmosphäre, schreibt Dr. Thomson es zu, daß Krankheiten der Lunge sich nicht häufig dort erzeugen, und daß insbesondere verhältnißmäßig so wenige der dort sich aufhaltenden Engländer daran sterben; dagegen werden bei chronischen Krankheiten Nieren, Herz und andere Organe dort leicht angegriffen, und davon ist dann Wassersucht die häufige Folge.

Konstantinopel.

1. Erste Ansicht der Stadt. — Vermischung von architektonischer und natürlicher Schönheit ꝛc.

(Schluß.)

Was man auch in diesem Falle von den Mitteln denken mag, die man anwandte, um des verstorbenen Sultans Reformen umzustürzen, gewiß ist, daß der jetzige Zustand der Türkei kein Zeugniß zu ihren Gunsten ablegt. Mit seinen Bemühungen einem alten, morschen Reiche neuen Lebensgeist einzuflößen, unternahm Mahmud eine fast so hoffnungslose Aufgabe, wie die frommen Töchter, welche ihren ermordeten Vater in Stücke schnitten und diese in den brennenden Kessel warfen, in der Hoffnung mit Hülfe der Zauberküche und mächtigen Kräuter Medea's ihn verjüngt wieder herzustellen. Wenn eine solche Umgestaltung bei dem ottomanischen Reiche möglich war, so war es gewiß nicht durch ein Verfahren, das allen Stolz eines bevorzugten Stammes zerstörte, alle alten Begriffe untergrub, und den Türken der ihm noch übrigen Stärke beraubte, einer Stärke, die er bloß behalten hatte, weil er an sich und an den Beistand des Propheten glaubte. Hätte Mahmud unter seinen Unterthanen die Gluth des alten Glaubens wieder herstellen können, so hätte er keine andere Hülfe nöthig gehabt. Das wäre aber bei den Türken eine fast hoffnungslose Aufgabe gewesen, denn ihre Religion war wesentlich eine angreifende, ihre Mission eine Mission des Schwerts. Stillstand ist Rückgang, und von dem Augenblick an, wo der Halbmond nicht mehr wuchs, nahm er nothwendig ab. Sein Bestreben hätte indeß mindestens seyn sollen, das religiöse Gefühl, mit dem die ganze Gesellschaftsverfassung der mohammedanischen Nationen identificirt ist, wieder zu beleben, während er durch eine Reformation der Sitten und der Gerechtigkeitspflege den Weg für eine bessere Zukunft gebahnt hätte. Die Demoralisation der Türkei, die sinnlichen Ausschweifungen, die Indolenz und die Verwaltungsmißbräuche machen den Fall des Reichs unvermeidlich. Solche Verderbnisse fressen wie ein Krebs am gesellschaftlichen Körper, und rufen die reinigende Hand der Vergeltung herbei. Wenn eine Nation lange Zeit in solche Laster, die zugleich Schwächen sind, versunken war, dann ist Reform ein fast hoffnungsloses Unternehmen. Sie hat ihre Rolle gespielt und eine andere wird den Platz einnehmen.

Statt sich auf diesen einzigen sichern Stab zu stützen, und sein wankendes Reich mit der wahren Kraft eines orientalischen Volks wieder zu befreien, suchte Mahmud ihm eine occidentalische Stärke einzuflößen, und beging den noch seltsamern Irrthum zu glauben, daß die Kräfte des Westens sich durch Nachäffung seiner

äußern Eigenthümlichkeiten nach Konstantinopel verpflanzen ließen. Ein solcher Versuch mußte mißlingen. Indem man dem Türken seinen Rock und den fließenden Bart nahm, nahm man ihm alle die Ansichten, in denen seine wirkliche Stärke lag, ohne sie durch neue Gedanken zu ersetzen. Noch weniger konnte er die Civilisation derer, die er nachäffte, erlangen. Man kann Ueberlieferungen mit einem alten Rock bei Seite legen, aber nicht Künste und Wissenschaften mit einem neuen anziehen. In vielen Fällen war die Veränderung physisch wie moralisch zum Schlimmern, wegen der Nichtachtung von Gewohnheit und Klima, die damit verbunden war. Die türkische Reiterei hatte einen festern Sitz in ihren alten Sätteln, als sie je in den neuern gewonnen hat, und der Turban war praktisch nützlich sowohl um die Augen gegen die Sonne, als den Kopf gegen die russischen Säbel zu schützen. Zudem muß der Moslem die Veränderung in seinem Ansehen, die der Reisende erkennt und beklagt, schmerzlich fühlen. Würde und Ernst bildeten den Charakter seiner Haltung und seines Benehmens, und diese Eigenschaften verschwinden großentheils mit der lächerlichen Bastardkleidung, die sie angenommen haben. Während die Türken das lange Gewand und den Bart trugen, galt ihr Aussehen als das nobelste unter allen europäischen Völkern. Dieser Anhängsel entkleidet sind sie in der Würde und Stattlichkeit ihres Aussehens sehr verkürzt, und doch so entfernt als je von der Zierlichkeit und Anmuth eines occidentalischen Salons.

Die zweite Expedition, die ich machte, setzte mich, noch mehr als wochenlanges Umherkriechen unter Alterthümern hätte thun können, in den Stand den eigenthümlichen Charakter Konstantinopels zu fassen, und seine bewundernswerthe Schönheit zu genießen. Ich ließ die gedrängten Häuser Pera's hinter mir und stieg die Höhe hinauf, welche über der Stadt und den am Bosporus hinlaufenden Vorstädten liegt, eine Höhe, die stellenweise fast zu bergartiger Steilheit ansteigt, bald in Flächen und sanft wellenförmigen Strichen sich ausbreitet. Ich kenne nichts angenehmeres als einen Galopp über diese Bergebenen, die vom Seewind erfrischt sind, und ewig wechselnde Aussichten von unvergleichlicher Schönheit darbieten. Hie und da stehen spitzige und mit Inschriften versehene Steine aus dem Boden hervor, und bezeichnen die Stelle, wo der Pfeil vom Bogen eines Sultans niederfiel, und die von den Höflingen als eines ewigen Gedenkzeichens würdig erklärt wurde. Auf diesen Ebenen vergißt der Reisende zuerst die Plackereien beim Landen und bei der ersten Bekanntschaft mit Konstantinopel. Ich weiß nicht, ob der Anblick, den man bei diesem Hinabschauen genießt, nicht noch großartiger ist als der von der See aus. Unten liegt die Siebenhügelstadt, von der jeder Theil seine Kuppeln und Minarets emporhebt, die an vielen Stellen im Meere sich abspiegeln, an andern von dem grünen tiefer liegenden Boden sich abheben.

Von den bedeutendern Höhen überschaut man auf einmal die ganze Stadt von der Serailspitze bis zu den sieben Thürmen auf der einen Seite und um Pera herum auf der andern, nebst dem Bosporus und der Stadt Scutari mit dem hohen Berge dahinter, an dessen Ostabhang der cypressenbepflanzte Begräbnißplatz sich meilenweit ausdehnt. Neben diesem Schaugepränge des vereinten Natur- und Menschenwerks flammt noch das Marmora-Meer vor den Blicken auf in seinem Purpur und Gold, mit den Schiffen aller Nationen auf seinen Gewässern, und den Bergen Asiens im Hintergrund, unter denen der bithynische Olymp seinen Schnee über die Gegend erhebt, die das große Concilium von Nicäa so denkwürdig in der kirchlichen Welt gemacht hat, wie Konstantinopel selbst in der weltlichen ist. Obgleich sechzig Meilen entfernt, scheint doch dieser Berg — so groß ist der Glanz seines Schnees und die Klarheit der Luft — so nahe, daß man glaubt, die Vögel, die aus dem Hofe irgend einer Moschee aufgescheucht worden und im Sonnenschein dahin schießen, könnten ihn in wenigen Minuten erreichen.

Von diesen Höhen aus hat man auch noch den vollen Vortheil eines für Konstantinopel charakteristischen Umstandes, daß nämlich jeder hochgelegene Platz von einem religiösen oder sonst öffentlichen Bau eingenommen ist, und man aus der Entfernung von den unbedeutenden Einzelnheiten keine Notiz nimmt. Die kleinen hölzernen Häuschen sieht man dann nur in malerischer Verbindung mit den Baumgruppen und Gärten, von denen sie eingehüllt, und die Farben, mit denen sie bemalt sind, Gelb, Roth oder Schwarz, je nach dem Stamm des Bewohners, fließen zusammen mit dem lichten Grün der Fruchtbäume, dem Dunkelgrün der Cypressen, dem Purpur des Meeres und des Himmels, dem blendenden Weiß der Moscheen und Berge und hie und da mit dem Goldglanz der Minaretspitzen; alles dieß zusammen bildet ein Schauspiel, das durch seinen Glanz verwirrt und fast berauscht. Von diesen Höhen herab erkennt man mit Einem Blick, daß Konstantinopel weit mehr ein ungeheures Lager als eine Stadt ist, das Lager des Islam auf den Ufern Europa's. Die Moslems selbst glauben, daß im Buch des Schicksals ein Tag verzeichnet ist, wo sie wieder ihre Schritte zurückwenden müssen zum Grab ihres Propheten. Ich weiß nicht, ob eine dunkle Vorahnung hievon nicht einigermaßen beigetragen hat, daß die Bewohner Konstantinopels sich mit ihren leicht zerstörbaren Behausungen begnügen. Gewiß ist, wenn alle Privatgebäude in einem der Brände, die so häufig Konstantinopel verheeren, zerstört würden, oder gleich Zelten in einer Stunde abgeschlagen werden könnten, und nur die großen Gebäude stehen blieben, der allgemeine Eindruck der Stadt ziemlich derselbe bleiben würde: es würde immer noch das Lager seyn, wo die Kinder des Propheten mit ihren Feinden im Thore sprechen. Es wäre immer noch das goldene Thor der alten Welt, das nach Gefallen gegen Osten und gegen Westen seine beiden Wasserthore, den Bosporus und den Hellespont, schließt oder öffnet.

Ich war nicht lange zu Konstantinopel ohne Zeuge eines der hiesigen häufigen Vorfälle, nämlich eines Brandes zu seyn. In der That ich glaube, daß, wie man sagt, daß auf irgend einem Theile des Meeres stets ein Sturm herrsche, so ein größerer oder kleinerer Brand stets in irgend einem Theile der engen hölzernen Straßen von Konstantinopel herrscht. Das Volk hat wenig öffentliche Unterhaltungen, und diese gilt für eine der besten, wenn ich nach dem seltsamen Verhalten der Menge schließen darf, das mir interessanter erschien als das Schauspiel, dem ich mit ihr zuschaute. Anfangs wußte ich nicht, was es sey; ich sah große Menschenmassen mit einer für Türken ungewöhnlichen Eile nach dem Hofe einer Moschee ziehen, und sich daselbst auf den Stufen, Balustraden und wo man nur immer eine Aussicht gewinnen konnte, aufstellen. Ich mischte mich darunter, und entdeckte bald die Ursache des Zusammenlaufs, indem aus einer ganzen Straße Rauchwolken aufstiegen, und man jeden Augenblick erwartete, daß die Flammen ausbrechen würden. Nichts glich der Geschäftigkeit und Eilfertigkeit derer, die einen Platz auf den Balconen suchten, und der ruhigen Zufriedenheit derer, die einen erlangt hatten. In Erwartung des Ereignisses hatte man bereits Massen von Teppichen aus den benachbarten Häusern hergebracht und hingelegt, wo man nur Raum finden

konnte. Auf diesen bequemen Sitzen hatte die Menge sich niedergelassen, die Männer auf der einen Seite, ruhig rauchend, die Weiber auf der andern, bald dem Brande zuschauend, bald mit ihren Kindern spielend. In Einem Augenblick waren Erfrischungen aller Art herbeigeschafft, Zuckerwerk, Confect, Scherbet, und die Verkäufer schritten geschäftig umher mitten in dem Rauche und den fallenden Funken, schienen die Zerstörungsscene als eine Art günstigen Zufall für ihren besondern Vortheil zu betrachten, und stießen ganz unceremoniös die Polizei bei Seite, welche mit Wassereimern auf dem Kopfe zur Rettung der brennenden Häuser herbeieilte.

Nach einigen Minuten brachen die Flammen mit lautem Krachen los, stiegen hoch in die Luft, und jagten eine angenehme Hitze in die Gesichter der Menge, welche, die Zeit des Trinkens ausgenommen, die Pfeifen nicht ablegte, sondern schweigend und ruhig das Schauspiel betrachtete, wie man in Edinburgh einen Straßenprediger, in Rom eine „Funzione," oder in Neapel den Punchinello betrachten würde. Unter dem Haufen der ruhigen Zuschauer befanden sich auch die Eigenthümer der brennenden Häuser, die gleich ihren Nachbarn die Pfeifen rauchten, überzeugt daß ihr Verlust schon lange, ehe der Prophet geboren, von Allah bestimmt gewesen sey. Ein Franzose, neben dem ich stand, flüsterte mir zu, die Türken seyen ein argwöhnisches Volk, und wenn sie vermutheten, daß ich mit Freude auf ihr Unglück schaue, so würden sie nichts weniger als zufrieden seyn; er ermahnte mich deßhalb, ein recht trauriges Gesicht zu machen. Ich fand bald, daß er recht habe, da ich gelegentlich Rippenstöße erhielt, die empfindlich genug waren, um jeden unmäßigen Ausdruck der Freude von meinem Gesicht zu vertreiben. Gewiß wäre ich zu entschuldigen gewesen, wenn ich über ein Volk gelächelt hätte, das über den Verlust seines Eigenthums ganz gleichgültig war und nur dadurch in Bewegung gerieth, daß ein Fremder diese Gleichgültigkeit theilte. Ich bemerkte aber bald, daß die Sache nicht zum Lachen sey, und wechselte meinen Platz, sobald ich bemerkte, daß ein Theil der Menge, unter der ich stand, mich hinreichend ins Auge gefaßt habe; so gelang es mir unbelästigt Zeuge dieser höchst charakteristischen Scene zu bleiben.

Briefe aus dem Westen.

Erster Brief.

Von Bremen nach Neuyork.

(Von Arthur Schott.)

Am 15 Julius lichtete der große Dampfer „Hermann" die Anker vor Bremerhafen, welcher selbst ihn nicht aufnehmen konnte, da sein Tiefgang über 20 Fuß beträgt, was über das Vermögen dieses Hafens gehen soll. Als wir den 14ten Abends in der Wesermündung an den tüchtigen Dampfern der sogenannten deutschen Flotte vorüberkamen, und den riesigen schwarzen Rumpf des seefahrenden Hermanns im letzten Abendschein vor uns liegen sahen, überkam mich ein bitteres Gefühl, daß der germano-amerikanische Dampfer keinen jüngeren, ums deutsche Gesammtvaterland verdienten Namen hatte finden können. Als die amerikanisch-bremische Gesellschaft diese Schifflinie gründete und zwei Schiffe dafür anschaffte, sollte jedes derselben den Namen des verdientesten Mannes der beiden betreffenden Länder führen. Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika war es Washington, für die Deutschen nicht vereinigten Staaten mußte um anderthalb Jahrtausend zurückgegangen und der des Cheruskerhelden genommen werden. In der That zeigte das Standbild unter dem Bugspriet diesen Helden in drohender kriegerischer Stellung, das Schwert in erhobener Rechten. Ein gutes Vorbild hohen Muthes für Landratten, wie wir die meisten Passagiere an Bord des Hermann waren. Es war bereits Dämmerung, als wir über die schwanke Schiffstreppe hinauf aufs Deck kamen, und da gleich einen guten Eßlöffel voll Unangenehmes zu schlucken bekamen; alles lag hier voll mit Koffern, Kisten, Säcken, Felleisen und Schachteln, dazu Passagier an Passagier, von denen jeder sogleich für sich wo möglich eine eigene Cajüte oder doch wenigstens eine Koje haben wollte, in welcher er mit seiner ganzen Habe und allen seinen unentbehrlichen und nöthigen Bequemlichkeiten und Lumpereien Platz gefunden hätte. Die beiden Stewards wären hierüber in keine kleine Verlegenheit gerathen, wenn sie sich all diese Noth und Unnoth so sehr zu Herzen genommen, als die Passagiere alle nach der Reihe verlangten.

Wie es auf dem ersten Platz zuging, weiß ich nicht, da ich Passagier zweiter Classe war, wo es sich in der That mit Ochsengeduld zu tragen galt, um nicht zu verzweifeln. Eine deutsche Familie mit mehreren Kindern hatte sich ebenfalls auf den zweiten Platz eingekauft, war aber kaum in den Salon desselben getreten, so hatten Nasen, Augen und Ohren genug, sie kehrten sammt und sonders um und bezahlten noch an Bord auf, um auf den ersten Platz zu kommen; der Salon auf dem zweiten Platz ward indessen leerer; Kopf für Kopf verschwand, und bald war Kindergeschrei und Weibergekreisch, so wie das Mackeln und Zanken der Männer nur mehr noch vereinzelt hinter den Thüren der Kojen zu hören. Spät Abends endlich, es mochte etwa neun Uhr seyn, gab der Steward das Zeichen zu abendlicher Abfütterung, Supper genannt; diese bestand in gutem Thee, jedoch ohne Rahm und Milch, Schinken, Schwarz- und Weißbrod, Schiffszwieback (biscuit), Butter, sauren Gurken u. dgl. Herrlichkeiten, wie sie nur zu Schiffe des Menschen Herz erfreuen können, wenn dieß überhaupt an Bord des Hermann noch möglich war, da wir nicht mehr und nicht weniger als 19 Kinder im zweiten Platzsalon hatten; diese waren alle mehr oder weniger ungezogen, außer einigen wenigen rühmenswerthen Ausnahmen. Späte Tageszeit und ungewohnter Mangel an Raum wirkten überdieß noch übel genug. Nach dem Abendessen ging alles noch einmal kurz aufs Verdeck, worauf sich jedes nach und nach seine Koje und seine Schlafstätte recht fern ließ: ich meinerseits hatte größere Erwartungen von der Ordnung und Reinlichkeit auf einem amerikanischen Schiffe gehegt, als ich sie hier gefunden. Das Deck war ebenso idyllisch hergerichtet als irgend ein schwäbischer, slawischer oder walachischer Bauernhof; denn neben dem Nothwendigen befanden sich hier zwei Bretterhütten für Koffer und Kisten der Passagiere, da die untern Räume alle mit Frachtgütern gefüllt waren; ferner ein Kuhstall, dann zwei Schweinställe, einer mit 10, der andere mit 3—4 Stück Borstenvieh. Nebenbei lagen noch an zwei Orten Bretter und Planken, welche der Zimmermann während der Reise zu verarbeiten hatte; die Sauce von den freilich noch lebendigen Schweinen lief frei übers Verdeck, und war natürlich nicht anders abzuleiten. Das war denn der säuberliche Vorschmack auf einem Dampfer, worauf ein Amerikaner commandirte. Die Weiterreise ausführlicher zu beschreiben gestattet wohl der Raum nicht, um aber dem Leser in eine Fahrt des Hermanns klare Blicke thun zu lassen, übergebe ich hier geradezu einfache Thatsachen, wie ich sie kürzlich in mein Tagebuch eingetragen.

15 Jul. Abfahrt 4 Uhr Morgens. Die Seekrankheit beginnt ungefähr gegen 8 Uhr beim Eintritt in die offene See, ergriff jedoch vor der Hand fast nur den weiblichen Teil der Reisegesellschaft. Die Eß- und Tischordnung ist: Morgens 7 Uhr Frühstück, bestehend in Thee und Kaffee, ohne Milch oder Rahm, was beides nur auf dem ersten Platz gereicht wird, Schiffszwieback, Weißbrod, Schwarzbrod, Butter, alte Kartoffel, Beefsteak, gesalzenes Schwein- und Ochsenfleisch; das Mittagessen bietet Suppe, Reis mit Syrup, gehacktes Fleisch, Braten, Kartoffel, zuweilen Pudding oder Kuchen; vom Abendessen sprach ich schon vorhin. Der Steward hält strenge Ordnung, nach welcher niemand sich zu Tische setzen oder zulangen darf, bis er nicht mit der Glocke das Zeichen zum Sitzen gegeben hat.

16 Julius. Das Wetter war uns günstig, das Meer in ungetrübter Pracht; der Bremer Lootse, welcher an Bord das Commando führte, lief öfters mit dem Fernrohr zum Bugspriet vor, um einzelne Stellen im gefährlichen Meer zu beobachten. In der That schien es nöthig, da wir im Verlauf des Vormittags nur durch schnelles Ablenken einer Bank aus-

wichen, welche kaum mehr eine halbe Seemeile vor uns lag. Eine roth und weiß bemalte Boje tanzte lustig darauf; der alte Hermann lief so ziemlich sachte, ich glaube, er lief keine 8 Meilen in der Stunde. Der Salon der zweiten Cajüte fand sich mehr und mehr viel zu klein, schon die Kinder allein füllten ihn überflüssig aus; ich finde es überhaupt höchst unbillig, Kinder nur die Hälfte des Fahrpreises zahlen zu lassen, da sie, meistens ungezogen, wie drei Erwachsene Raum und Gesellschaft in Anspruch nehmen. So mußte der Tisch regelmäßig zweimal für jede Mahlzeit aufgedeckt werden, was bei dreimaliger Abfütterung stets sechsfache Mühe machte. Nachmittags gegen 3 Uhr kam wieder Land in Sicht; es war die englische Küste zwischen Dover und der Themsemündung. Die Fahrt wurde mehr und mehr unterhaltend, besonders als wir Dover näher kamen, dessen große und schöne Werke, gewerblicher und strategischer Art, sich längs der felsigen Küste hinziehen. Zahllose Schiffe gehen davor hin und her. Wenn man so durch den Canal hinfährt, so erscheint das Treiben darauf wie ein großartiges reichhaltiges Schattenspiel. Bald darauf kam auch, in Dufe und Ferne halb verloren, die französische Küste in Sicht und blieb es auch bis zum späten Abend.

17 Julius. Morgens 7 Uhr fuhren wir durch die Bay in den Hafen von Southampton, um auf drei Tage vor Anker zu gehen, da hier Kohlen eingenommen und englische und französische Passagiere erwartet werden sollten, für welche schon in Bremen Plätze zurückbehalten worden waren. Die Reisegesellschaft des Hermann flatterte nun auseinander, wie junge Hühner, welche dem Korb entkommen. Einige gingen nach London, andere vergnügten sich in Southampton selbst, jedoch nur so, daß jedes mehr oder weniger mit Freuden an die Weiterreise dachte.

20 Julius. Morgens 8 Uhr trollte sich der Hermann zum Hafen hinaus, wozu er seines Tiefgangs wegen hier stets des vollen Wassers bedarf; draußen in der Bay warf er nochmals Anker, um hier die Post abzuwarten. Da lagen wir dann ganz in der Nähe eines großen und sehr elegant ausgestatteten Dampfers, welcher einer englischen sogenannten orientalischen Gesellschaft gehörte, die mit mehreren derlei Dampfbooten eine Linie über Malta durchs mittelländische Meer nach Alexandria befährt. Sie führt eine vierfarbige Flagge und zwar schräg übers Kreuz getheilt, blau, gelb, roth und weiß. Nachmittags 2 Uhr war endlich alles an Bord, gleichzeitig als eben der Alexandrienfahrer seinen Anker heraufwand; gleich darauf that der Hermann dasselbe und fuhr eilig jenem nach, welcher ungefähr eine Meile voraus haben mochte. Es begann eine stillschweigende Wettfahrt, die aber zu nichts führte, da das Fahrwasser zwischen der englischen Küste und der schönen Insel Wight beiden Fahrzeuge zu schmal war, und jedes sich in Acht nehmen mußte, nicht aufzufahren. Oben schoß der Deutsch-Amerikaner dem Briten zum Spotte einen Gruß zu, da er ihn zu überholen dachte, da donnerte es tief unten auf dem Grunde; der Bauch des Hermanns streifte auf Grund und der Lootse hatte mit dem Steuermann anderes zu denken, als mit dem schweren Kasten und seiner schwachen Maschine wettzufahren. Der Gedankenrückfall des Commandirenden schien so stark, daß dem anderen geladenen Böller der Schuß in voller Kehle stecken blieb. Indeß waren wir auf diese Weise beim belebtesten Theil der Wightinsel und erreichten bald deren Westende, die weißen Kreideriffe die unter dem Namen Needles bekannt genug sind; sie bilden eine der gefährlichsten Seefahrtspartieen auf einer transatlantischen Reise. Uebrigens sind sie außerordentlich malerisch, besonders in einem letzten Abendroth, in welchem sie uns heute erschienen. An die Needles knüpfte sich für uns noch ein weiteres seemännisches Interesse, da hier der von der Gesellschaft angestellte und besoldete Lootse das Schiff verlassend, das Commando in die Hände des Capitäns zurückgibt, dessen Verantwortlichkeit nur erst hier beginnt. Auch die Schnelligkeit einer Reise zwischen Bremen und Newyork wird auf dieser Linie erst von hier an, von Lootse zu Lootse, oder von den Needles bis Sandy Hook gerechnet. Letzteres ist an der Einmündung in die Hudson-Bay. Es ist dieß eine Schnelligkeitsberechnung, wovon natürlich arme Landkrabben im Innern von Deutschland nichts ahnen, und wovon ebenso natürlich die hochtrabenden Anzeigen der deutsch-amerikanischen Dampfschiffspost-Gesellschaft mäuschenstille sind. Jeder Dampfschiffreisende berechnet seine Fahrt von Bremen nach Newyork auf 14 Tage, und sammt dem Aufenthalt in Southampton auf $16\frac{1}{2}$—17; die Abschnitzel von Southampton bis über die Needles und von 100—150 Seemeilen vor Sandy Hook, wo der amerikanische Lootse an Bord kommt, bleiben unberechnete Zuwagen; der Bremer Lootse verwendet sich als besoldeter Angestellter der Gesellschaft bloß auf dieser Linie. Er führt einmal den Hermann vom Bremerhafen bis über die Needles und erwartet dann das andere Postschiff Washington, welches er von da zurück in die Wesermündung führt. Das Lootsenwesen ist in Bremen nach ächt deutscher Sitte nicht Sache freier Concurrenz, sondern die damit Bethätigten sind förmlich angestellte ausschließlich beeidigte Männer, gegen deren individuelle Geschicklichkeit ich zwar nichts einzuwenden verstehe, obwohl ich grundsätzlich gegen jede obrigkeitliche Bevormundung bin, da eine solche in der Hauptsache nur zu hemmen vermag, ohne irgend von wirklichem Nutzen zu seyn. Der Conto des Staatshaushaltes wird dadurch belastet und der Credit commercieller Thätigkeit beeinträchtigt. In Amerika ist das Lootsenwesen frei, und um ein auf einer Rhede erscheinendes Schiff in den Hafen zu bringen, findet oft ein förmlicher Lootsenwettkampf statt. Genug, der Lootse hatte uns bei den Needles verlassen, die See führte bereits längere und schwerere Wellen heran, obwohl wir noch nicht ganz im freien Ocean waren, es war uns noch Land zur Rechten geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eisen und Steinkohlen in Großbritannien. Im Jahre 1849 wurden von den in Großbritannien bestehenden 541 Hochöfen 1,750,000 Tonnen Eisen geliefert, welche einen Werth von 15,300,000 Pfd. St. darstellen. Zur Verarbeitung dieser Quantität Roheisen in Stangeneisen bedarf man nach des bekannten Nationalökonomen M'Cullochs Berechnung 9,125,000 Tonnen Steinkohlen oder fast ein Drittheil der gesammten Quantität Steinkohlen, welche jährlich von den Gruben Großbritanniens gefördert wird und nach zuverlässigen Angaben im Jahre 1848 31,500,000 Tonnen betrug.

•

Auswanderung aus England. Ueber Liverpool wanderten aus England aus:

im Jahre 1847 auf 514 Schiffen 128,447 Personen.
„ „ 1848 „ 519 „ 124,522 „
„ „ 1849 „ 563 „ 146,162 „

und in den drei ersten Monaten des Jahrs 1850: 33.210 Personen. (Blackwood's Edinburgh Magazine. Mai 1850.)

•

Die Ruinen von Ani. Fürst Woronzow hat Hrn. Kästner nach den Ruinen der Stadt Ani geschickt, um dort Ansichten und Bauten des alten Sitzes der Bagratiden abzuzeichnen; derselbe ist kürzlich mit 65 Abbildungen zurückgekehrt. (Czas. 3 Januar.)

•

Polnische Zeitungen in Posen. Der in Krakau erscheinende Czas bringt in einer Uebersicht über die Zustände im Großherzogthum Posen während des Jahres 1850 eine Angabe über die in denselben erscheinenden Zeitschriften. Es sind folgende: der Beobachter von Posen (Przeglad Posnanski), die Polnische Zeitung, das Polnische Tagblatt, Kreuz und Schwert, der Großpole, Miarus, die kleine Sonntagsschule, die Kirchenzeitung, der Landedelmann, die Polnische Schule, die Sonntagszeitung, die Zeitung für das Großfürstenthum und die Volksschule, (welche letztere zu Kulm in Westpreußen herauskommt). Die politischen und religiösen Ansichten, die sie vertheidigen, sind außerordentlich verschieden, aber Polen hat doch noch eine Literatur.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. 18 Januar. 1851.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

18. Gesellschaftliche und sittliche Zustände der Einheimischen.

Die Bewohner Algeriens bestehen bekanntlich aus zwei verschiedenen Racen, nämlich aus der Race der Araber und aus derjenigen der Kabylen; beide sind dem mohammedanischen Glauben zugethan, allein durch ihre sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, so wie auch durch ihre Herkunft und ihre Sprache zerfallen sie in zwei große Abtheilungen, wovon die eine das Acker- und Weideland im Tell und in der Sahara, die andere die Gebirge im Sahel und auf der Gränzscheide zwischen Tell und Sahara inne hat. Die eigentlichen Kabylen, die ihre eigene Sprache haben, bewohnen den auf den Karten mit dem Namen des „unabhängigen Kabylenlandes" bezeichneten Strich, worin der Dschurdschura die Hauptgebirgskette ist. An diesen Strich gränzt im Osten der sogenannte unabhängige Sahel, der sich bis nach Kollo erstreckt, und der Gebirgszug der Küste bis nach Bona. Die Kabylen der letztgenannten Gegenden nähern sich in Sprache, Sitten und Gebräuchen immer mehr den Arabern, je weiter man gegen Osten kommt, und bilden endlich einen fast unmerklichen Uebergang von einer Race zur andern. Es ist kein geschichtliches Document vorhanden, das uns in den Stand setze, die Umgestaltung, welche die arabische Gesellschaft von ihrer Gründung bis auf die gegenwärtige Zeit erlitten, zu würdigen; allein eine genauere Kenntniß dieses Volkes läßt uns vermuthen, daß der gegenwärtige Zustand desselben nicht wesentlich von dem primitiven abweiche.

Ein geringer Theil der einheimischen Bevölkerung hat sich in den Städten niedergelassen; diese Moslemin, welche man in Europa mit dem Namen Mauren bezeichnet, werden hier Hadar genannt. In einer meiner frühern Skizzen habe ich ausführlich von den Mauren von Constantine gesprochen, und ich übergehe dieselben deßwegen hier, um so mehr, da diese schwache Minorität nie eine besondere Gesellschaft mit einer besondern Verwaltung gebildet hat.

Die Araber, von denen es sich hier ausschließlich handelt, sind diejenigen, welche unter Zelten oder in Hütten wohnen, und welche mit der generischen Benennung Ehel-el-Badia bezeichnet, zu Constantine aber schlechtweg Barani (Auswärtige) genannt werden. Sie bewohnen eine große Strecke Landes, welche die Natur in zwei sehr verschiedene Zonen eingetheilt hat; die erste besteht aus einem getreidereichen, leicht anzubauenden Landstrich, der zwischen den hohen Gebirgsketten und dem Meer gelegen ist; die zweite wird durch die Hochebenen gebildet, und ist arm an Getreide. Die eine wird von den ackerbautreibenden Arabern, die andere von den Hirtenstämmen oder Rehhalas bewohnt.

Die Gesellschaft der Araber beruht auf drei Hauptcharakteren, welche man in den kleinsten Verzweigungen derselben antrifft. Dieselben sind:

1. Der Einfluß der Blutsverwandtschaft.
2. Die aristokratische Form der Regierung.
3. Die Wandelbarkeit der Bevölkerungspunkte, oder der Widerwille der Araber, sich auf irgend einem Punkt anzusiedeln.

Ein Blick auf den Koran reicht hin um darzuthun, daß der Geist desselben der Autorität des Familienvaters äußerst günstig ist, und daß er die Gewohnheiten des patriarchalischen Lebens bei den Arabern wo nicht einführen, doch wenigstens heiligen mußte. Bei den Muselmännern ist die Verwandtschaft nicht nur ausgedehnter als bei uns, da sie z. B. sogar die Milchgeschwister mit einschließt, sondern sie beruht auch noch auf festern Grundlagen. Bei einem Rückblick auf die Vergangenheit wird man einsehen, daß durch diese Bande der Blutsverwandtschaft, in Folge des natürlichen Rechtes, alle Abkömmlinge einer Familie eng vereint und der Autorität eines Einzigen unterworfen seyn mußten. Manchmal vergrößerte und vermehrte sich diese Vereinigung durch die bloße Wirkung der Zeit und bildete eine kleine Nation für sich; ein anderesmal, wenn eine solche Familie durch ihre Reichthümer mächtig, oder durch ihre Waffenthaten berühmt geworden war, zog sie durch den Schutz, welchen sie denjenigen, die ihr Schicksal theilen wollten, angedeihen zu lassen im Stande war, andere, weitläufiger verwandte, oder selbst fremde Familien an sich, und diese verbanden sich bald durch Heurath innig mit der Hauptfamilie. Ein solches Verschmelzen von Familien oder Individuen, welches in frühern Zeiträumen unter dem Namen eines gemeinschaftlichen Oberhauptes statthatte, hat nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte den arabischen Stamm gebildet.

Das Schicksal der Stämme war sehr verschieden: einige sind gänzlich erloschen, andere sind sehr zusammengeschmolzen, und wieder andere sind mächtig und zahlreich geblieben. Man kann sagen, daß die Zahl der Individuen, welche einen Stamm bilden, sich von 500 bis 40,000 Köpfe beläuft; in jedem Falle ist dieselbe weit unter der Ziffer der Bevölkerung, welche das von dem Stamm bewohnte Land ernähren könnte. Es ist nicht schwer, sich diese Ungleichheit der Bevölkerung in den Stämmen zu erklären; ihre Lebensweise unterwirft sie einem beständigen Glückswechsel, und man hat selbst in neuerer Zeit Beispiele, daß mehrere, früher mächtige und zahlreiche Stämme in wenig Jah-

ren fast ganz erloschen sind. Die französische Regierung hat mit Recht, ohne Rücksicht auf Bevölkerungsziffer und Vermögensumstände, den Stamm immer als eine politische und administrative Einheit betrachtet, und in Folge dieses Princips die Verwaltung der verschiedenen Stämme in denselben geborenen, einflußreichen Männern anvertraut, auch diesen Stämmen das ausschließliche Recht auf die von ihnen bewohnten Territorien zugestanden, was die Handhabung der öffentlichen Ordnung nicht wenig erleichtert, da man jeden Stamm für die in Friedenszeiten auf seinem Territorium vorgefallenen Handlungen verantwortlich machen kann.

Die Stämme werden, je nach ihrer Wichtigkeit, in eine größere oder kleinere Anzahl von Fractionen oder Unterabtheilungen eingetheilt, welche man gewöhnlich Farkas nennt, und die wieder ihre Unterabtheilungen haben. Um die Bildung des Stammes besser zu verstehen, müssen wir auf das erste Element desselben, den Duar, zurückgehen.

Sowie der Stamm ein politisches und administratives Element in der Regierung ist, so ist der Duar das Element der Familie im Stamm. Jedes Familienhaupt, welches Land besitzt, und um sein Zelt diejenigen seiner Kinder, seiner nächsten Anverwandten oder Verbündeten, seiner Pächter vereinigt, bildet so einen Duar, dessen natürliches Oberhaupt oder Scheich er ist, und welcher seinen Namen trägt. Daraus ist ersichtlich, daß die Autorität dieses Scheichs von jeder Delegation unabhängig ist, und daß hier weder der Staat noch der Stamm hinsichtlich seiner Ernennung einschreiten kann, wenn man anders das Factum einer stillschweigenden, aber einstimmigen Einwilligung, welche die Autorität einem einzigen Individuum überträgt, so nennen will. Die Bedürfnisse des Nomadenlebens eben sowohl als die religiösen Gebote erklären übrigens die Bildung und die Verfassung des Duars. Das Bedürfniß der individuellen Sicherheit, die Bewachung der Reichthümer und der Heerden bewogen Leute derselben Abkunft sich zu vereinigen und sich einer unbestrittenen Autorität zu unterwerfen. Die Geschichte aller Nomadenvölker bietet uns ähnliche Thatsachen dar.

Die Vereinigung verschiedener Duars bildet ein Bevölkerungscentrum, welches den Namen Farka erhält. Diese Vereinigung hat vorzüglich statt, wenn die Häupter der Duars eine Verwandtschaft unter sich anerkennen; sie nimmt oft einen Eigennamen an, mit welchem man alle zu derselben gehörigen Individuen bezeichnet und handelt gewöhnlich gemeinsam. Das Territorium, welches eine solche Gruppe von Duars inne hat, bildet gewöhnlich eine besondere Umgränzung im Stamm, während in einer und derselben Farka das Eigenthum der verschiedenen Duars zusammengeschmolzen wird. Die Farka bildet noch, wie man sieht, eine ziemlich einige Familie, deren Land, wie durch Zufall, unter die Duars vertheilt ist. Diese letztern bleiben übrigens nur so lange auf ihrem Gelände, als die ländlichen Arbeiten sie daselbst zurückhalten; die übrige Zeit campiren sie nahe bei einander und heben zu gleicher Zeit mit einander ihr Lager auf. Die Häupter der Duars vereinigen sich in einer Versammlung (Dschemmah), um gemeinschaftliche Maaßregeln zu besprechen, und über die Interessen ihrer Familie zu wachen; sie bilden eine Art von Aristokratie, welche ihre Oberhäupter (El-Kebar) hat. Bald wird der einflußreichste oder berühmteste Mann unter diesen Großen, durch gemeinschaftliche Uebereinkunft, das Oberhaupt der Farka. Gewöhnlich schreitet der Staat für die Ernennung des Oberhauptes einer Farka noch nicht ein, und dieses verdankt seine Erhebung nur dem allgemeinen Zutrauen, welches es einflößt.

Die Vereinigung mehrerer Farkas, in größerer oder geringerer Anzahl, bildet die großen Stämme; die kleinen Stämme im Gegentheil bestehen oft nur in der Vereinigung der Duars.

Die Ernennung des Oberhauptes eines Stammes, wie schwach dieser auch seyn möge, oder des Oberhauptes einer Farka in einem mächtigen Stamm, ist nicht mehr der Wahl der Mitglieder der Vereinigung allein überlassen; der Staat schreitet hier ein, ernennt das Oberhaupt und macht dasselbe zum Repräsentanten seiner Interesse.

Nachdem wir die Bildung eines Stammes und seiner innern Abtheilungen untersucht haben, wollen wir betrachten, auf welche Art das Landeigenthum in demselben vertheilt ist. Die Einzelnheiten hinsichtlich dieser Vertheilung des Bodens sind aber im allgemeinen nicht anwendbar auf die von den Hirtenstämmen bewohnten Hochebenen.

In ganz Algerien, die Provinz Constantine ausgenommen, wo der größte Theil des Landes Staatsgut ist, ist der Stamm Eigenthümer des Bodens, welchen er anbaut, und sein Territorium ist ausschließlich unter seine Kinder vertheilt. Unter den Ländereien, welche das wirkliche Besitzthum des Stammes ausmachen, kann man drei Kategorien annehmen: 1. ein Theil derselben gehört einigen großen Familien und wird nie zum gemeinschaftlichen Eigenthum gezählt. 2. Die Wälder und der brachliegende Boden sind gemeinschaftliches Eigenthum und werden als solches von den Mitgliedern der Farka benutzt. 3. Das angesäete Land einer Farka wird bis nach der Ernte als ihr besonderes Eigenthum betrachtet. Unter den Ländereien einer Farka befinden sich welche, worauf sie kein Recht hat. Diese letztern gehören entweder der Regierung oder religiösen Corporationen, Zawiahs genannt, von welchen wir später sprechen werden. Die Staatsgüter sind den Stämmen wohl bekannt; sie begreifen den größten Theil der Wälder und große Strecken pflügbaren Landes in sich, und sind durch die Güter von Mekka und Medina, welche neuern Verfügungen zufolge dem Staat einheimgefallen sind, noch vermehrt worden.

Man sollte glauben, daß bei einem Volke von sehr unabhängigem Charakter der Unterschied der Stände nicht sehr scharf begränzt seyn müsse, allein die Thatsachen beweisen, daß diese Voraussetzung, auf die Araber angewandt, sehr ungegründet wäre. Bei unserer Gewohnheit an äußern Zeichen den Unterschied der Classen unserer Gesellschaft abzunehmen, sind wir geneigt Leute, deren Tracht ziemlich gleichförmig ist und deren wechselseitige Beziehungen uns das Schauspiel einer, unsern Sitten fremden Vertraulichkeit darbieten, für ebenbürtig zu halten. Die Gewohnheit des Familienlebens und die Verhältnisse, in welchen sich das Land befindet, erklären hinlänglich diesen Anschein von Gleichheit. Im Grunde ist hier wie anderswo der Diener nicht der Gleiche seines Herrn, und der Mann aus dem Volk wiegt in der Waagschale nicht so viel als der Mann, welchen seine Stellung oder seine Familie eine Hauptrolle zu spielen berufen.

Das arabische Volk hat nicht nur allein seine militärischen, sondern auch noch seine geistlichen Oberhäupter, und der Adel ist bei demselben dreierlei Art: 1. der alte oder Erbadel. 2. Der weltliche oder militärische Adel. 3. Der geistliche Adel.

A. Von altem Adel (Scherif), ist jeder Muselmann, der durch regelmäßige Titel beweisen kann, daß er von Fatma-Zora, Tochter des Propheten, und von Sidi-Ali-ben-Ebi-Taleb, Oheim dieses letztern, abstammt. Man kann sagen, daß Mohammed selbst diese Art von Adel gestiftet, der bei den Arabern in hohem Ansehen steht. Er schreibt wirklich in mehreren Stellen des

Korans den Völkern, welche seinen Glauben angenommen, vor, den aus seinem Blute entsprossenen Männern die höchste Achtung zu zollen, da dieselben die festesten Stützen und kräftigsten Reiniger des muselmännischen Glaubens seyn würden. Die Araber erweisen überhaupt den Scherfa (Mehrzahl von Scherif) die größte Ehrfurcht, und geben ihnen den Titel Sidi (Herr, oder gnädiger Herr). Die Scherfa genießen mehr moralischer als materieller Prärogative, und die ihnen erwiesene Ehre kann nicht als Maßstab ihres Einflusses dienen. Viele derselben sind Marabut geworden, ein Ausdruck, der weiter unten erklärt werden wird, allein diese Vereinigung zweier verschiedenen Charaktere ist nur zufällig.

B. Die Mitglieder des militärischen Adels bei den Arabern werden Dschuad genannt; sie sind die Abkömmlinge alter, berühmter Familien im Lande, oder auch wohl die Sprößlinge des erlauchten Stammes, zu welchem die Familie des Propheten zählte. In diesem letzten Falle heißen sie Dhuada und sind von höherem Adel, als die gewöhnlichen Dschuads.

Diese Adeligen bilden das militärische Element in der arabischen Gesellschaft, und sie sind es, die in Begleitung der ihrigen die Araber in den Kampf führen. Der Mann aus der Volksclasse hat viel von den Ungerechtigkeiten und den Erpressungen der Dschuads zu leiden; diese suchen diese Mißhandlungen vergessen zu machen und ihren Einfluß zu erhalten, indem sie eine unbegränzte Gastfreundschaft ausüben und jedem, der sie darum anspricht, ihren Schutz angedeihen lassen. Uebrigens hat die Gewohnheit, welche die größten Uebel ertragen läßt, die Kette, welche das gemeine Volk an den Dschuad bindet, stark geschmiedet. Diese Scheichs, so werden sie von den Arabern genannt, vereinigen zwei hervorstechende Züge des Nationalcharakters: die Habsucht und eine gewisse Prachtliebe, obgleich diese beiden Neigungen einander entgegengesetzt zu seyn scheinen.

C. Der geistliche Adel hat noch einen größern Einfluß auf das Volk als der militärische, obgleich er nicht auf denselben Grundlagen beruht. Der Marabut hat sich der Beobachtung der Vorschriften des Korans besonders geweiht; er ist es, der in den Augen der Araber den mohammedanischen Glauben unangetastet erhält; er ist der Mann des Gebetes, welcher der Gottheit am nächsten steht. Auch sind seine Worte Orakelsprüche, welchen der Aberglaube zu gehorchen befiehlt, und welche sowohl die Privat-, als auch die öffentlichen Angelegenheiten leiten. So haben die Marabuts, durch die Versöhnung feindlicher Stämme, oft das Blutvergießen verhindert, und ihr Schutz war oft hinreichend Reisende oder Karawanen vor jedem Angriff zu bewahren. Oft aber haben sie auch, den Koran in der Hand, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen gepredigt. Diese Beispiele reichen hin um zu zeigen, daß ihr Einfluß sich auf religiöse wie auf politische Fragen erstreckt, und es ist derselbe um so sicherer, als sie durch die Ausübung des Cultus, die Erklärung der hl. Bücher, die Weihe aller religiösen Dinge in beständigem und intimem Verkehr mit den Moslemin stehen.

Einer der Hauptcharakter des geistlichen Adels ist, daß er, wie der alte und der militärische Adel, erblich ist. Die ersten Marabuts waren überhaupt strenge Beobachter des Koran, welche dafür galten Proben ihrer höhern Natur durch Wunderthaten abgelegt zu haben. Zu diesen gehören Muley-Thaieb, Mohammed-Ben-Aissa, Hasnawi, Abd-el-Kader von Bagdad u. s. w., denen zu Ehren sich in Algerien eine Menge Capellen (Zawiahs) errichtet finden. Um diese Capellen vereinigen die Marabuts gewöhnlich eine Art von Duar, welcher den Namen der Zawiah erhält. Ein Theil der benachbarten Ländereien, welche gewöhnlich von frommen Schenkungen herrühren, wird durch die Bewohner der Zawiah angebaut und dient zum Unterhalt derselben. Reichliche Opfergaben, Vorräthe aller Art werden dem Marabut und denjenigen die bei ihm leben, um das Gesetz zu studiren, dargeboten; oft sogar bezahlen ihm, in Folge alter Verpflichtungen, welche die Religion zu halten gebietet, die Nachbarn der Zawiah den Aschur oder Zehnten. Die Zawiahs werden befehligt durch den einflußreichsten Mann aus der Familie der Marabuts; die Ausübung der Gastfreundschaft gegen alle Reisenden und die fremden Muselmänner ist eine der ersten Pflichten seiner Stellung; die Verbrecher selbst finden eine Zuflucht bei ihm, und auf diese Weise sind manche Capellen unverletzbare Zufluchtsstätten in den Augen der Araber. Die Marabuts verrichten gewöhnlich keinerlei Art von Handarbeit; sie beschäftigen sich im Innern der Zawiahs mit dem Unterricht einer gewissen Anzahl Männer oder Kinder, welche ihnen von den Stämmen anvertraut werden. Diese Schüler oder Jünger der Marabuts heißen Tolba (Mehrzahl von Taleb, Gelehrter); sie studieren die Religion im Koran und die verschiedenen Zweige der für ihren Stand erforderlichen Kenntnisse. Sie haben das Recht die Ehe zu weihen, Scheidungen auszusprechen u. s. w., und genießen deßhalb einer gewissen Achtung.

Es wäre ein großer Irrthum aus Vorstehendem den Schluß zu ziehen, daß alle Scherfa, Dschuads oder Marabuts eine hohe Stellung in der arabischen Gesellschaft einnehmen, man sieht deren im Gegentheil täglich sich allerlei Arten von Arbeiten ergeben. Allein wenn auch alle Mitglieder dieser Classe nicht denselben Antheil von Achtung und Einfluß haben, so kann man doch behaupten, daß die Macht und die Autorität nur bei ihnen zu finden sind.

Die untern Classen, diejenigen, welche die Masse des Volkes ausmachen, bieten bei den Arabern bei weitem nicht dieselbe Mannichfaltigkeit wie bei uns dar. Man findet in der That neben oder vielmehr unter der Aristokratie nur die Landeigenthümer, die Pächter und die Diener oder Taglöhner. Bei den Hirtenstämmen, wo mit seltenen Ausnahmen das Eigenthum nur in Heerden besteht, ist diese Gleichförmigkeit noch größer.

Was die Sklaverei bei den Arabern anbetrifft, so erlaubt der Koran dieselbe, trifft aber in dieser Hinsicht Verfügungen, die das Loos der Sklaven sehr erträglich gemacht zu haben scheinen. Die auf das Verhältniß zwischen Herr und Sklave sich beziehenden Gesetze sind in einem ganz väterlichen Sinne abgefaßt, und haben zum Zweck aus dem Sklaven einen integrirenden Theil der Familie zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hadschar Schem (Hagiar Chem) in Malta.

Diese maltesisch-arabischen Worte bedeuten wohl „aufgerichtete Steine.“ Ein neues ungenanntes englisches Reisewerk „Gleanings pictorial and antiquarian on the Overland Route“ erwähnt neuerdings wieder dieses merkwürdigen Restes eines unbekannten Alterthums, das seit 1839 durch die Bemühungen des Gouverneurs von Malta, Sir Henry Bouverie, mehr ans Licht gezogen wurde, nachdem früher nur die Spitzen der größten Steine hervorgeschaut hatten. Man hält diese Reste für einen ehemaligen Tempel, und der ungenannte Verfasser bemerkt, sie ständen just in der Mitte zwischen dem primitivsten Baustyl, wie ihn die Druidenkreise in England und andern Ländern zeigen, und zwischen den ersten Anfängen von Mauerwerk. Die äußere Einschließung besteht aus ungeheuren, neben einander aufgestellten Steinblöcken; das Portal besteht bloß aus einer zwischen zwei solchen Blöcken gelassenen

Oeffnung. Das Innere ist so verworren, daß man sich nicht wohl zurecht finden kann. Seltsame unregelmäßige Kreise aus aufrecht stehenden Steinblöcken, über denen, wie in Stonehenge, andere gelagert sind, Gänge, Treppen, Altäre, eine Masse von Ecken und Nischen, man kann sich nicht darin zurecht finden. Manche glauben es sey ein Begräbnißplatz gewesen, da einige Kammern augenscheinlich zu Begräbnißplätzen bestimmt waren, auch Leichen, Urnen und Thongefäße herausgegraben wurden. Wahrscheinlich war es Tempel und Begräbnißplatz zugleich, aber aus welcher Zeit, ist ein Räthsel.

Briefe aus dem Westen.

Erster Brief.

Von Bremen nach Neuyork.

(Fortsetzung.)

21 Julius. Wir hatten Westwind und behielten ihn fast auf der ganzen Reise wechselnd mit seinen verschiedenen Abweichungen. Landsend, die Südwestspitze von England, war hinter uns hinunter und wir waren nun auf hoher See, im Ocean. Gegen Mittag blies der Wind abwechselnd aus NW und SW. Wir hatten eine frische Brise, wie sich die Seemannssprache ausdrückt. Die Seekrankheit wurde fast allgemein an Bord, ja selbst ein paar Matrosen wurden davon befallen. Es half alles nichts, kein Kämpfen und kein Philosophiren, selbst kein Berufen, daß man sie schon auf der Nordsee gehabt. Man konnte dem Ocean nichts Schriftliches dagegen aufweisen, und so kannte er kein Erbarmen. Jeder mußte seine Magenbeichte thun, je schneller, um so leichter. Nach meinen und anderer Erfahrungen finde ich es durchaus verkehrt, das Uebel mit vielem Essen bekämpfen zu wollen, dem Grundsatz nach, dem Magen zu geben, damit er wieder geben könne, weil er bei nutzlosen Anstrengungen und reactionären Bestrebungen zu schmerzlich und gefährlich in Anspruch genommen werde. Solchen Krämpfen bei starkem Ueberhandnehmen zu begegnen, ist Sache der Arzneikunde, welche hiebei 10 — 12 Tropfen Opiumtinctur verschreibt; durchaus nachtheilig ist aber zu reichliches Essen, welches sich überhaupt bei jeder Krankheit wie der Zähler zum Nenner verhält. So vernünftig das Essen bei Gesunden, so unvernünftig ist es bei Kranken. Es mag wohl unempfindliche Magensäcke geben, da keine Regel ohne Ausnahme, die sich selbst in krankem Zustande aus Schlingen, Essen und selbst Fressen nichts machen, gewiß läßt sich aber kein allgemeiner Schluß darauf machen. Hat der Magen seine Beichte gethan, so befindet er sich reuig und zerknirscht, und deutet klar an, was er will und nicht will, wonach sich jeder seinem Instinct folgend vom Vorhandenen seinen Speisezettel leicht machen kann. Wie bei allen Nervenleiden thun frische Luft und frisches Wasser das Beste im Verein mit Mäßigkeit, welche überhaupt bei allen Uebergängen von einer Lebensweise zur anderen unerläßlich ist. So auch bei der Seekrankheit, welche man, glaube ich, füglich für eine Acclimatisirung zwischen Land- und Seeleben betrachten darf. Bei fortwährendem Schaukeln wird mit Recht wagrechte Lage des Körpers empfohlen, und zwar so, daß die Körperlinie mit der Are des Schaukelns gleich läuft, so ist wenigstens das Gleichgewicht am wenigsten gestört. Auf dem zweiten Platz an Bord des „Hermanns" ward alles gelassen, um die Seekrankheit recht in ihrer Scheußlichkeit und ekliger Nacktheit erscheinen zu lassen. Das Deck, regelmäßig nur einmal des Tags gesäubert, blieb den Tag über von Wasser und Besen unberührt, so daß eben heute kein sicheres Fleckchen mehr war, wo man sich kampfesergeben hätte niederlassen können. Solcher Schweinerei hätte ich mich nie auf einem Schiffe versehen, am wenigsten auf einem amerikanisch-deutschen, worauf sich allein über hundert Angestellte befanden. Der Ocean hatte endlich Mitleid und trieb seine Wellen fleißig an Bord, die das Deck gehörig reinigten, aber auch alle Opfer der Seekrankheit unter Deck in die verschiedenen Souterräume trieben; ich war bald mit einigen wenigen der einzige, der dicht in eine ungarische Bunda gewickelt oben aushalten konnte, wodurch ich mir das Uebel bedeutend erleichterte. Der Wind wurde immer heftiger und währte die ganze Nacht.

22 Julius. Gegen Morgen zerbrach die Maschine, so daß wir gegen 12 Stunden auf offener See liegen bleiben mußten, bis sie Abends hergestellt ward. Das Schaukeln war während dieses Stillstands viel unerträglicher, als während des Fahrens, weßhalb auch die Seekrankheit an Bord Triumph auf Triumph feierte. Schon einige Tage vorher hatte man einige verdächtige Aeußerungen über die Schwäche der Maschine gehört, sie kamen sowohl aus dem Munde von Passagieren als von Schiffsangehörigen. Wenn ich nicht irre, ist die Maschine des Hermanns von 400 Pferdekraft und war zu 20 Pfd. auf 1 □" amtlich approbirt, glaube aber, daß sie auf der ganzen Reise nie über 7—8 Pfd. erzeugte. Indem war das ganze Werk schon gehörig abgenützt, so daß auf der linken Seite ein fortwährendes Wackeln und Weichen einzelner Maschinenbestandtheile leicht wahrzunehmen war; jedenfalls war aber auch die Maschine mit ihrer vollen Kraft viel zu schwach im Verhältniß zu dem sonst so gewaltigen und ersten Schiffe. Der Capitän, hieß es, sey ein äußerst bedächtiger Befehlshaber und fahre nur mit äußerster Vorsicht, eine Tugend, welche ich sonst bei Amerikanern nicht leicht rühmen hörte. Indessen waren wir so ziemlich alle an Bord mehr oder weniger zufrieden, fuhren wir ja doch sicher, wären wir nur hinsichtlich der Reinlichkeit, Ordnung und des Tones der Schiffsbeamten unter einander besser versichert gewesen. Abends bot heute die See die zauberhafte Erscheinung des Leuchtens im Schaum.

23 Julius. Der Wind war wie gestern aus NW und SW wechselnd, jedoch weniger heftig; die Seekrankheit im Abnehmen. Schiffe, deren wir jetzt immer weniger begegneten, kamen heute noch einige in Sicht. Das Wetter war hell, der Himmel klar, doch die Temperatur der Art, daß man Mäntel, Shawls und Ueberröcke recht leicht ertragen konnte. Vormittags zeigten sich gegen NW einige atlantische Tummler, auch Schweinfische genannt; sie kamen indessen, was sie wohl in der Gewohnheit haben, nicht näher, um ihre Sprünge und Capriolen vor dem Buge der Schiffe zu machen. Mit dem Abnehmen der Seekrankheit kroch nun wieder eine Partie Passagiere um die andere aufs Verdeck, und man hatte recht Gelegenheit einander näher zu mustern. Zum Unwillen der Matrosen, so wie der meisten Passagiere, war in Southampton auch eine ganze Clerisei männlicher und weiblicher Geistlichkeit an Bord gegangen, um ihre gute Saat zu Cleveland (Ohiostaat) auszuwerfen. Die Matrosen waren dieser Schwarzröcke kaum ansichtig geworden, so äußerten sie laut und seemännisch derb, daß sie nun eine schlechte Fahrt haben würden. Noch überall und in aller Welt fand ich bis jetzt dasselbe Vorurtheil gegen die Diener aller Kirchen; im Gebirg, im Flachland, bei Griechen, Romanen, bei Slawen und Germanen, und so auch wieder hier unter dem bunten Völkergemisch der Matrosen des Hermanns. Träger christlicher Demuth gebarden sich diese Diener und Dienerinnen der Kirche so auffallend bescheiden und stille, daß jede feinere, erfahrenere Nase die Wahrheit darunter riechen konnte. Bald ließ der Aelteste unter ihnen, es war ein neucreirter Bischof von Cleveland, welcher nach Belgien gegangen war, um sich da Samen und Gehülfen zu holen, aufs deutlichste merken, daß er und seine heilige Gesellschaft sich aus Demuth auf dem zweiten Platz des Hermanns eingekauft hätten; andere wollten freilich wissen, daß in der ersten Cajüte nirgends mehr Raum gewesen sey. Indeß aßen sie im Salon zweiter Classe, wie andre Menschen mit, was dem Steward und seinen Leuten nicht wenig Mühe verursachte, da jetzt bei jeder Mahlzeit dreimal aufgedeckt werden mußte. Mittags 12 Uhr, d. h. heute $2^{2}/_{3}$ Tage nachdem wir die Needles hinter uns hatten, waren wir von denselben 430 Seemeilen entfernt, was nach Abschlag von 20 Stunden, während denen das Schiff schon zweimal der zerbrochenen Maschine wegen still gestanden hatte, eine Schnelligkeit von $6^{3}/_{12}$ Meilen in der Stunde erwies. Wir befanden uns um Mittag unter 50° 28' Breite und 12° 41' Länge, und hatten per Tag 148 Meilen zurückgelegt. Schon der Mühe werth, per Steamer eine Strecke von 3154 Meilen, die von Southampton nach Neuyork, zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. 20 Januar 1851.

Ueber das neuere Verhältniß zu den Indianern in Nordamerika.

Wir haben in Nr. 1 d. J. bei Gelegenheit der Präsidentenbotschaft bemerkt, daß die nordamerikanische Regierung durch das neuere Verhältniß zu Californien und Mexico genöthigt sey, mehr Truppen aufzustellen, um die jetzt ganz von nordamerikanischem Gebiet und nordamerikanischen Ansiedlern umschlossenen Indianerstämme im Zaum zu halten; der Präsident hat dazu die Errichtung zweier Dragonerregimenter vorgeschlagen. Allein dieß ist bei weitem nicht hinreichend, und die Regierung wird noch in manche Verlegenheit kommen. Vor fünf Jahren waren die Gränzposten der Amerikaner an dem mexicanischen Golf, an den Quellen des Missisippi und an den Ufern des Obern Sees; die Stationen waren somit vergleichsweise nahe und sogar auf dem Wasser zugänglich. Jetzt stehen die Gränzposten in den entferntesten Districten von Texas, in der Nähe des stillen Meeres oder in den öden, nur halb erforschten Wildnissen des Landes zwischen Texas und Californien. Was das heißt, wenn auch nur vom Geldpunkt aus betrachtet, zeigt der seitdem erschienene Bericht des Kriegssecretärs, aus dem hervorgeht, daß der Transport der Vorräthe für die verschiedenen Posten, welcher vor fünf Jahren noch 120,000 D. kostete, im laufenden Finanzjahr 1,900,000 D. kostet. Die Einschließung der Indianer durch das sie auf allen Seiten umgebende Gebiet der Nordamerikaner muß die Stämme zur Verzweiflung bringen, und sie zu Raubzügen spornen. Sie mit einem Cordon zu umschließen, ist bei der Ausdehnung des Gebiets eine baare Unmöglichkeit, Lücken, wo sie durchbrechen können, werden sich immer finden, und die schlauen Indianer werden nicht die Thorheit begehen, den Feind bei den Hörnern zu packen, und geschlossene Corps anzugreifen. Die Besetzung auch nur der nothdürftigsten Punkte ist aber mit den außerordentlichsten Schwierigkeiten verbunden: im vorigen Monat August sollte ein Infanterieregiment nach Santa Fé abgehen, verhältnißmäßig noch ein sehr zugänglicher Punkt, aber die Beschwerden und Mühseligkeiten waren zu groß, das Regiment mußte umkehren und den Zug aufs nächste Frühjahr verschieben. Es ist also alle Aussicht vorhanden, daß die Nordamerikaner, so weit es ihnen nicht gelingt die Indianer durch Unterhandlungen zu beschwichtigen, sich in unabsehliche Kämpfe verwickeln werden. Wenn man erwägt, daß die noch übrigen Reste in Florida, die kaum 100 Krieger aufstellen können, die Provinz in fortdauernder Unruhe erhalten und ihre Entwicklung hemmen, so kann man sich denken, welchen Einfluß eine durchaus feindselige Stellung der Indianer auf die noch schwachen Ansiedlungen im Osten und Westen der Felsengebirge haben kann. Man wird also ernstlich auf Mittel denken müssen, sie theils durch Zwang, noch mehr aber durch gütliche Mittel zu bewegen ihrem Räuberleben zu entsagen.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

18. Gesellschaftliche und sittliche Zustände der Einheimischen.

(Fortsetzung.)

Es ist schon gesagt worden, daß Algerien als ein aus zwei verschiedenen Zonen gebildetes Land betrachtet werden kann, dessen Bewohner nicht dieselbe Lebensart haben. Die erste dieser Zonen wird der Tell genannt, und begreift ein überhaupt fruchtbares Land, das im Norden an das Meer und im Süden an die hohen Gebirge und an die Hochebenen gränzt, in sich; der zunächst an das Meer gränzende Theil desselben wird gewöhnlich der Sahel genannt. Die diese Gegend bewohnenden Stämme werden mit der generischen Benennung der Tellia bezeichnet, ihre Bevölkerung besteht entweder aus ackerbautreibenden Arabern oder aus Kabylen, von welchen letztern weiter unten die Rede seyn wird.

Die Araber des Tell, je nachdem sie mehr oder weniger fest in ihrer Gegend ansässig sind, d. h. je nachdem sie in kleinen Gurbiedörfern, Maierhöfen oder bloß unter Zelten wohnen, werden mit den Benennungen Ehel-el-Graba, Ehel-el-Hausch und Ehel-Bid-el-Schar bezeichnet. Die Stämme dieser Region sind Eigenthümer eines fruchtbaren Getreidebodens, der geeigneter zum Anbau als zum Unterhalt zahlreicher Heerden ist. Auch sind die Ländereien daselbst auf eine ziemlich regelmäßige Art vertheilt und machen einen großen Theil des Reichthums der Stämme aus. Im Tell bestehen die Heerden aus Rindern und Schafen und diese bilden das Mobiliarmögen. Die Lage dieser Stämme und ihre Gewohnheiten hinsichtlich des Feldbaues machen, daß man sie leicht in ihrem Eigenthum und in ihren Interessen erreichen kann, auch waren sie schon von den Türken unterworfen und zinsbar gemacht worden. Nicht so war es aber mit den Rebhala-Arabern oder Hikten, welche die Zone der Hochebenen, die den Uebergang vom Tell zu der Wüste bildet, einnehmen. Diese unermeßliche Region bietet, mit Ausnahme einiger Oasen, nur wenig zum Anbau geeignetes Land. Das Landeigenthum besteht vielmehr bloß in dem Besitz der Quellen und der Bäche. Auch sind die Ländereien bei den Hirtenstämmen unvertheilt; das ganze Vermögen des Stammes besteht in großen Heerden von Schafen, Ziegen und Kamelen, welche in der trockenen Jahrszeit von Quelle zu Quelle, von Bach zu Bach geführt werden. Man begreift

daher, daß bei den Nomaden die Gränzen der Stämme nicht mehr streng bezeichnet sind, wie im Tell, da ihre Festsetzung nicht mehr dasselbe Interesse hat; allein der Besitz der Bäche und der Quellen ist bei ihnen genau bestimmt, und die Stämme kennen in dieser Hinsicht vollkommen ihre Rechte.

In dem weiten Raum, welchen diese Nomaden durchziehen, indem sie ihre Heerden vor sich hertreiben, befinden sich einige Bevölkerungspunkte, einige Städte oder Dörfer, deren Einwohner ihre natürlichen Verbündeten sind. Bei diesen Freunden legt der Stamm den Ueberfluß seiner Vorräthe nieder, entweder um nicht in seinen Zügen dadurch beschwert zu werden, oder auch um dieselben für den möglichen Fall eines Krieges in Sicherheit zu bringen. Diese Freunde selbst haben außer ihren Häusern und einigen Dattelpalmbäumen kein Besitzthum und leben von dem Handel mit den Hirtenstämmen, an welche sie die Producte ihrer Industrie, die meist in Burnussen und Haiks bestehen, verkaufen. Die Lagbuat, die Beni-M'zab, die Noara, die Snafa u. s. w. zählen zu diesen Freunden der Stämme der Hochebenen in der Wüste.

Man erklärt sich leicht, warum die Stämme der vorgenannten Region immer dem Joch der Fremden entgangen sind. Ihre Beweglichkeit kennt keine Gränzen und nichts fesselt sie ausschließlich an diesen oder jenen Theil des Bodens, da sie überall wo sie ihr Zelt aufschlagen zu Hause sind; übrigens war die Schwierigkeit sich auf ihrem Territorium Mundvorrath zu verschaffen, lange eine mächtige Währschaft für ihre Unabhängigkeit. Diese Unabhängigkeit konnte jedoch nie eine absolute für sie seyn, denn da ihr Land nur sehr wenig Getreide und noch keine Datteln hervorbringt, so waren sie zu jeder Zeit genöthigt sich bei den Arabern des Tell zu verproviantiren, und durch Erlegung einer gewissen Abgabe für ihre Einkäufe eine Art von Unterwerfungsact zu machen.

Die Ackerbau treibenden Araber und die Nomaden sind übrigens gleichen Ursprunges; sie sprechen dieselbe Sprache und haben die innern Abtheilungen der Stämme in Farkas u. s. w. mit einander gemein. Der Uebergang der Stämme des Tell zu denjenigen der Hirten macht sich nur allmählich, und an manchen Orten bauen die Araber das Land, was sie nicht verhindert, während eines großen Theiles des Jahres mit ihren eigenen Heerden herumzuziehen.

Die Eroberung Nordafrika's durch die Araber, und später durch die Türken, war nie vollständig gewesen; seit undenklichen Zeiten ist ein Theil des Territoriums fast unabhängig von fremder Herrschaft geblieben. Man versteht unter dem Namen Kabylen oder richtiger Kabailen, Völkerschaften deren Ursprung von demjenigen der Araber und Türken sehr verschieden ist, und die meistentheils schwer zugängliche Gebirgsgegenden bewohnen, wohin die arabische Invasion nicht vorgedrungen zu seyn scheint. Seit langer Zeit bemüht man sich vergebens in den geschichtlichen Documenten etwas bestimmtes über den Ursprung dieser Bergbewohner zu finden, und die Meinungen sind in dieser Hinsicht sehr verschieden.[1] Die von den Kabylen bewohnten Gegenden gewähren einen Anblick, der von demjenigen des von den Arabern bewohnten Landes wesentlich verschieden ist; sie sind weit besser angebaut und enthalten eine ziemlich große Anzahl solid gebauter Ortschaften, was zur Genüge beweist, daß sie nicht wie die Araber, Geschmack an einer herumziehenden Lebensart haben. Allein die merkwürdigste äußere Verschiedenheit zwischen diesen beiden Völkern besteht in ihrer Sprache, welche wahrscheinlich der Verschmelzung der beiden Racen das größte Hinderniß entgegensetzte. Die Kabylen scheinen den Islam zur Zeit der arabischen Invasion angenommen zu haben, allein die Dogmen des muselmännischen Gesetzes haben sich bei ihnen nicht in demselben Zustand der Reinheit, wie bei ihren Nachbarn in der Ebene, erhalten; sie gelten im Gegentheil dafür in einer großen Unwissenheit der religiösen Gebote zu leben und sich nur derjenigen zu erinnern, die ihnen ihr Haß gegen die Ungläubigen ins Gedächtniß ruft.

Ungeachtet seiner Unwissenheit in religiöser Hinsicht ist der Kabyle im allgemeinen fanatisch; er ist stark von Körper, tapfer im Kampf und arbeitsam. Er fabricirt in seinen Bergen einen Theil des Schießpulvers und der Waffen, deren er sich bedient, und verkauft oft noch davon an die Araber. Sein Kunstfleiß erstreckt sich noch auf andere Zweige. Wenn ihm die Arbeit mangelt, so verläßt er seine Heimath, um in den Städten zu arbeiten, denn bei ihm wie bei dem Araber ist der Gelddurst der hervorstechendste Zug; allein bald kehrt er in seine heimischen Berge zurück, denn sein Haß gegen Fremde, sie mögen Franzosen oder Araber seyn, ist tief eingewurzelt. Dieser Haß war übrigens immer wechselseitig gewesen, und die Bewohner der Ebene konnten den Gebirgsbewohnern nie verzeihen, daß sie ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewußt hatten.

Gleich den Arabern sind die Kabylen in Stämme eingetheilt, die man bei ihnen Araich (Mehrzahl von Aarich) nennt, und deren Oberhäupter den Namen Aminn tragen; die Fractionen dieser Araich werden verschiedenartig, je nach den Localitäten, bezeichnet. Die Vereinigung mehrerer Stämme bildet bei den Kabylen Bundesgenossenschaften, welchen sie den Namen Kabyla geben. Die Regierungsform dieser Stämme scheint ganz demokratisch zu seyn, sie bilden eben so viele kleine Republiken, deren oft erneuerte Oberhäupter nur wenig Autorität haben. Diese Republiken leben in beständiger Fehde mit einander. Es scheint, daß die bei den Arabern so mächtige Aristokratie in den Bergen der Kabylen in geringerem Ansehen steht, allein die Marabuts genießen daselbst eines fast unbegränzten Einflusses. Diese Letztern sind es, welche die Politik aller Stämme leiten, und welche allein von Zeit zu Zeit einen wenig dauerhaften Frieden unter denselben herzustellen im Stande sind. Bis jetzt sind uns die Kabylen noch nicht alle gleich bekannt. Die Nachweisungen, welche man über sie besitzt, sind sehr unvollständig, und die Kenntniß ihrer Sprache, welche für gründliche Forschungen unerläßlich ist, bietet große Schwierigkeiten dar. Der Uebergang von einer der beiden Racen der Einwohner Algeriens zur andern hat in einigen Localitäten statt, wo beide Sprachen im Gebrauch sind.

Bei der Organisation der Regierung der Einheimischen hat den Franzosen diejenige, welche sie bei Abd-el-Kader gefunden, zum Muster gedient, nur haben sie an die Spitze der gewalthabenden Hierarchie französische Agenten gestellt, welche in den Augen der Araber die Repräsentanten der höchsten Gewalt sind: es sind dieß die Chefs der arabischen Bureaus. Diese einheimische' Hierarchie begreift folgende Beamte in sich: den Chalifa, den Basch-Aga und den unabhängigen Aga; den Kaid; den Scheich; den Kadi; den Ukil-bit-el-Mal.

Die einheimischen Reiter, welche Militärdienste versehen, heißen Makhzen (Reiter des Makhzen) und Gum.

Der Chalifa ist das politische und administrative Oberhaupt

[1] Der Name ist arabisch und bedeutet bekanntlich „Stamm". Kabail ist die Mehrzahl von Kabile. Es leidet indeß keinen Zweifel, daß die Kabylen Berberstämme sind, und daß die alten Numiden ebenfalls dazu gehören. A. d. R.

einer der großen Abtheilungen des von den Franzosen eroberten Landes, welche gewöhnlich unter dem Oberbefehl eines Subdivisionscommandanten stehen. Er zieht in Kriegszeiten an der Spitze seiner Reiter und der von den Stämmen gelieferten Contingente aus, allein er spielt hier keine unabhängige Rolle und richtet sich immer nach höhern Befehlen. In Friedenszeiten bestehen seine Amtsverrichtungen in der Ausübung der gerichtlichen Autorität und in der Ueberwachung der Vertheilung und Entrichtung der Abgaben. Der Aga ist das Oberhaupt einer Fraction des Chalifats, welche Agalik genannt wird. Seine Amtsverrichtungen haben Aehnlichkeit mit denjenigen des Chalifa, nur in kleinerem Maaßstabe, und er ist mit der speciellen Aufsicht über die Kaids und Scheichs beauftragt. Der Kaid ist der Chef einer Unterabtheilung des Agaliks, welche Kaidat genannt wird. Er wird auf den Vorschlag des Befehlshabers der Subdivision von dem die Division commandirenden General ernannt, während der Chalifa und der Aga direct von der Regierung ernannt werden. Der Kaid vereinigt die Reiter des Stammes und stellt sie zur Verfügung des Aga, in Kriegszeiten commandirt er dieselben. Er ist mit der innern Polizei des Stammes beauftragt und ist in unmittelbarem Verkehr mit den Scheichs, welchen er direct Befehle ertheilt. Der Scheich ist das Haupt des Duars und der Repräsentant des von allen politischen Banden freien Familieninteresses. Jedoch gibt es in volkreichen Stämmen oder in beträchtlichen Fractionen derselben von der Regierung eingesetzte Scheichs, welche die Privilegien der Kaids genießen, und welchen die Duarscheichs untergeordnet sind. Der Scheich eines Duars gehört nicht mehr wie die auf der hierarchischen Leiter über ihm stehenden Beamten, zum Makhzen; seine Functionen sind unentgeldlich und er hat weder das Recht Geldbußen aufzuerlegen noch Rechtsfälle zu entscheiden. Der Kadi ist eine gerichtliche Person, welche zugleich einen religiösen Charakter hat. Er wird aus der Classe der Gelehrten (Tolbas) gewählt und hat den Auftrag, den Text des muselmännischen Gesetzes zu commentiren und anzuwenden. Der Ukil-bit-el-Mal ist ein Fiscalbeamter, welcher über die Interessen der Regierung wacht, vacante Verlassenschaften aufnimmt und die verschiedenen Gebühren eintreibt. Er hat sich auch besonders mit der Aufsuchung der Güter der ehemaligen Regierung, so wie auch derjenigen der Corporationen von Mekka und Medina zu befassen.

In allen Subdivisionen und Kreisen, so wie überhaupt an allen in strategischer und administrativer Hinsicht wichtigen Orten, befinden sich französische Officiere, welche den besondern Auftrag haben, das Organ der französischen Autorität bei den Einheimischen zu seyn. Der mit der arabischen Angelegenheit beauftragte Officier ist der Repräsentant des Obercommandanten bei seinen Administrirten, und seine erste Pflicht ist, diesen von allen Begebenheiten, selbst der geringsten, zu unterrichten; er hat alle Rechts- und Privathändel zu schlichten, kann aber in Sachen von höherer Wichtigkeit nur mit Beistimmung des Obercommandanten entscheiden. Vor allem hat dieser Officier, der die arabische Sprache verstehen und sprechen soll, sich zu befleißigen durch das Studium der einheimischen Gebräuche, Gesetze u. s. w. und durch Einziehung aller Erkundigungen, welche die Behörde in Hinsicht der zu treffenden Maaßregeln aufzuklären vermögen, eine gründliche Kenntniß des Landes zu erwerben.

Es versteht sich von selbst, daß in diesem Studium des Landes dasjenige der Männer, welche es im Namen Frankreichs regieren, mit inbegriffen ist. Die thätige und intelligente Aufsicht über die einheimischen Oberhäupter ist eine delicate Aufgabe für den mit den arabischen Angelegenheiten beauftragten Officier. Damit dieselbe von Erfolg sey, darf er nicht anstehen sich oft mitten unter die einheimischen Bevölkerungen zu begeben, die Stämme und die Märkte zu besuchen und an Ort und Stelle alle Reclamationen anzuhören. Obgleich über jeden Argwohn der Parteilichkeit und Gewaltthätigkeit erhaben, muß die französische Regierung den Einheimischen als die Beschützerin der Unterdrückten erscheinen; ihr Arm muß bis in den entferntesten Duars den Mißhandlungen und Bedrückungen Einhalt thun, so daß die Araber durch Vergleichung der muselmännischen Gerechtigkeitspflege mit der französischen die Superiorität der letztern anerkennen müssen. Uebrigens ist diese Manier an Ort und Stelle Recht zu sprechen dem Geist aller primitiven Völker gemäß, und hat den doppelten Vortheil die neue Regierung in täglichen und intimen Verkehr mit der Bevölkerung zu bringen, und die einzige wahre und wirksame Controle der Oberbehörde über die einheimischen Oberhäupter zu bilden.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Westen.

Erster Brief.

Von Bremen nach Neuyork.

(Fortsetzung.)

24 Julius. Heute Regen und Nebel; leichte Brise aus SSW. Die See wurde nach und nach ruhiger; sie hatte jetzt ganz die ächte Oceanfarbe, dunkelschwarzblau. Mehr und mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß eine Seereise auf dem zweiten Platz der beiden Dampfer der Bremer-Neuyorker-Gesellschaft geordneten, wenn auch genügsamen Leuten nicht zu rathen ist. Nicht des Essens oder manchen Bequemlichkeitsmangels wegen, woran sich jeder Vernünftige leicht gewöhnen wird, aber des drückenden Zustandes wegen, daß man hier nirgends eine, wenn auch nur kleine Stelle finden kann, wo er sich sammeln und auf ein paar Augenblicke einsam seyn kann. Der Hermann, dessen Haupteinnahme im Transport von Frachtgütern besteht, hatte fast über Vermögen geladen, so daß sich sogar die Passagiere erster Classe gefallen lassen mußten, auf dem Quarterdeck eine Bretterhütte zu haben, in welcher deren Koffer aufbewahrt wurden. Freilich war dieß kein Vergleich mit dem zweiten Platz, welcher nach amerikanischen Grundsätzen nur für Leute des untergeordnetsten Rangs gehört, und durch welchen Gentlemen nur hin und wieder hinteellen, um sich das Gemisch anzusehen. Zum amerikanischen Gentleman gehört, daß er seinen letzten Cent hinwirft, um nur wenigstens zu scheinen. Der Capitän äußerte einmal offen, daß man ja doch in Deutschland auch wissen müsse, daß ordentliche Leute nicht auf den zweiten Platz gehen könnten. Deutsche Ankündigungen sagen freilich hierüber weniger als nichts und lobhudeln das Leben auf ihren Schiffen und deren Einrichtung. Der Preisunterschied ist zudem zwischen ein und zweiter Classe nicht so stark, daß dem einen alle, dem andern aber gar keine Aufmerksamkeit gebühren muß. So groß die Herrlichkeit eines Capitäns seyn mag, so haben ja doch auch die größten Herren ihre Pflichten, und darunter dürfte für einen Schiffscommandanten wohl auch die gehören, daß er während einer solchen Reise einigemale sich selbst von der Ordnung und Reinlichkeit in den Schiffsräumen überzeugte, oder es durch einen vertrauten Schiffsbeamten thun ließe. Hievon war indessen auf der ganzen Reise keine Rede; ich sah während derselben den Capitän nur zweimal auf dem Vorderdeck und da ganz vornehm-exclusiv gefolgt vom Bootsmann, der ihm die Schiffsuhr und den Sextanten nachtrug. Nachdem er hier observirt und seine Aufnahme gemacht hatte, schwebte er wie ein Geist wieder ab. Die Entfernung betrug heute von den Needles 622 Meilen, und wir befanden uns unter 50° 30' B., 17° 40' L., und hatten in den letzten 24 Stunden 192 Meilen zurückgelegt. Der Wind aus SSW und NW wechselnd verstärkte sich gegen Abend und nahm in die Nacht hinein fortwährend zu.

25 Julius. Die See sehr unruhig, der Himmel überzogen. In der Frühe zeigten sich einige Schwarzfische (blackfishes), d. i. eine kleinere Art Wallfische; sie warfen sich öfters bis zur Hälfte ihres Körpers übers Wasser. Mit dem Deckwaschen war es heute etwas später geworden. Es geschieht dieß mittelst einer durch die Dampfmaschine getriebenen Pumpe, das aufgebrachte Wasser aber wird durch lange Lederschläuche mittelst einer messingenen Spritzenmündung umhergegossen; nachher kommen Besen und Holzkrücken in Anwendung. Die Entfernung von den Needles war heute 795 Meilen. Stand des Schiffes bei mittägiger Beobachtung 50 25° Breite, 22 11° Länge. In 24 Stunden wurden 173 Meilen gemacht. Abends schossen wieder einige Schweinfische vor das Schiff, uns lange mit ihren launigen Sprüngen und Neckereien unterhaltend; sie sind ungefähr 4 Fuß lang und dudelsackartig aufgeblasen, was das Komische ihrer Bewegungen bedeutend erhöht. Die Kraft und Schnelligkeit womit sie schwimmen ist ungemein. Wohl war dieser Dampfer kein Schnellsegler, allein er ist auch nicht der einzige, welcher den Ocean befährt und welchem diese atlantische Delphine voranspringen, oft eine Viertelstunde lang. Ihr Aussehen stempelt sie vollkommen zu Buffi des Meeres; die Nasenlöcher ganz oben auf der Stirne, so daß sie einem Auge gleichen, eine Rücken- und zwei Seitenflossen und die Schwanzflosse wagrecht, geben dem ganzen Thiere ein sonderbares Aussehen. Wo mehrere zusammenschwimmen, machen sie ihre Sprünge übers Wasser immer im Tact, wie zu einem Ballet.

26 Julius. Wind aus SW; Himmel überzogen, die Temperatur unfreundlich. Oefters war unter den Passagieren die Rede davon, warum der Hermann seinen ganzen Curs so sehr nördlich halte. Verschiedene Gründe wurden darüber angegeben; der triftigste schien mir indessen, daß dieser Curs die kürzeste Entfernung biete, nämlich als Curve, welche die Erdaxe unter einem schiefen Winkel schneidet, indem jene, welche dieselbe senkrecht schneidet, wie dieß bei gerader Richtung von Punkt zu Punkt der Fall wäre, eine größere Länge hat. Nicht minder gewichtig spricht dann noch für einen nördlichen Curs, daß sich auf diesem Bemannung und Passagiere voraussichtlich gesünder befinden würden, als dieß bei höherer Temperatur der Fall seyn dürfte, da hier schon die Seekrankheit schlimmer aufgetreten wäre. Eine dritte, wenigstens für den Hermann sehr gewichtige Ursache, war die, daß ein nördlicher Curs stets die größte Nähe des Landes darbot, im Fall ihm wieder etwas an der Maschine zustoßen würde, was bis jetzt auf allen seinen Reisen der Fall gewesen seyn soll. Einmal waren ihm sogar die Kohlen ausgegangen, daß er genöthigt war nach Halifax zu fahren, was gänzlich außer seinem Weg liegt. Es scheint ein eigenes Verhängniß auf diesem Schiff zu liegen, wenigstens soll es noch keine Reise ohne Unfall gemacht haben. Einige an Bord befindliche Amerikaner behaupteten, es sey dieß der deutsche Unstern und schrieben die Unreinlichkeit und Unordnung an Bord auf diese Rechnung, obgleich sie nebenbei auch behaupteten, der Capitän sey ein bekannt untüchtiger Seemann, worüber ich mir natürlich kein Urtheil erlaube. Bis jetzt hatten wir allerdings fortwährend übles Wetter und Gegenwind, jedoch lag das größte Uebel außer allem Zweifel in dem Mißverhältniß zwischen Schiff und Maschine. Die Entfernung von den Needles betrug heute 960 Meilen. Wir befanden uns unter 50° 23′ B. und 26° 25′ L., und hatten in 24 Stunden 165 Meilen gemacht.

27 Julius. Starke Brise aus Süden; der Himmel mit Wolken bedeckt. Gegen Mittag verstärkte sich der Wind zu einem förmlichen Windstoß (squall), so daß die Segel schnell gerefft werden mußten, wobei ein Tau und ein Segel mitten durchrissen. Bei diesem Geschäft glitt ein Matrose (Amerikaner) von einem Tau und fiel über Bord. Die See ging wild und der Unglückliche ward davon getragen, ehe nur die Maschine gestellt werden konnte. Vier Matrosen wollten sich in einem Boot aussetzen lassen, um ihn noch zu retten, der erste Steuermann aber behauptete die Unmöglichkeit, und so blieb der Arme hülflos. Man sah ihn noch vom Verdeck und den Nachen aus einigemal von den Wellen gehoben heraufkommen, und dann verschwinden. Sein Leichnam ward ohne Zweifel schnell einem Hai zum Raube, welche den Schiffen durch die Meereseinsamkeit folgen, wie Wölfe einem einsamen Reiter oder Schlitten in verlassenen Einöden. Die Matrosen waren über den Verlust ihres Cameraden sehr unmuthig; die einen behaupteten vorausgesagt zu haben, daß es eine unglückliche Fahrt geben werde, weil diese Pfaffen an Bord gekommen, die andern aber fluchten auf den ersten Steuermann, den nicht einer von den Matrosen leiden konnte. Sie behaupteten, der über Bord Gefallene wäre wohl zu retten gewesen, allein der verhaßte Steuermann in der Meinung, es sey ein gewisser Norweger, mit welchem er Tags zuvor heftigen Streit gehabt, sey darum der Aussetzung eines Rettungsboots entgegen gewesen. Dieser erste Steuermann war allerdings ein ernster Mann mit abstoßendem Aeußern, und mochte im Dienst nicht der Freundlichste seyn, er war es auch außerdem nicht; der allgemeine Unwillen seiner Untergebenen schien mir indessen doch zu weit zu gehen, denn so wie ihrer acht verlangt hätten, sich um ihres Cameraden willen der offenbaren Gefahr auszusetzen, so hätten Steuermann und Capitän nichts mehr dagegen haben können, ohne sich schlimmer Verantwortung auszusetzen. Beides war indessen unterblieben, und so ließ sich vernünftigerweise nichts mehr über das ganze Unglück sagen. Zudem muß ich zur Ehre des ersten Steuermanns sagen, daß er fast der einzige Schiffsbeamte an Bord war, welcher seine Stellung den Matrosen gegenüber mit Ernst behauptete, so widerwärtig mir auch sonst sein pöbelhafter Hochmuth gegen die geringeren Passagiere aufgefallen war. Nachmittags goß es in Strömen vom dicht überzogenen Himmel herab, so daß wir armen Passagiere zweiter Classe nicht wußten, wohin uns retten. Unten im Salon war alles voll mit schreienden Kindern und zum Theil noch seekranken Frauen, oben auf dem Verdeck aber kein Obdach. In der Frühe war zwar die Bretterhütte auf dem Quarterdeck häufig leer gemacht worden, und die darin befindlichen Koffer und Kisten unter Deck gekommen, allein obgleich dieses Bischen Platz durch den zweiten Steuermann den Passagieren zweiter Classe als Rauchkabine zugängig gemacht worden war, so war doch die an Bord befindliche Geistlichkeit dessen ebenfalls froh, und die neue Stube war augenblicklich dicht voll von einer buntgemischten Gesellschaft. Gegen Abend hörte der Regen auf und die meisten Passagiere waren wieder heraufgegangen, nur ein junger Mann saß noch unter den Schwarzröcken und rauchte. Dieß wollte ihm der Bischof untersagen, solcher Zuspruch fand aber kein Gehör, worüber seine Eminenz sehr ungehalten schienen, doch nichts weiter verfügen konnte. Heute wurden auch Erfrischungen unter das Verdeck getragen, wo die Knechte und Mägde der Kirche wohnten, und oben, wo sie eben saßen, kreiste fleißig das Weinglas, so daß sich in und um die Bretterhütte Zuschauer vom ersten und zweiten Platz sammelten und an dem Vergnügen Theil nahmen, welches sich die geistlichen Herren verschafften; doch blieb alles in gehörigem Anstand.

Die Fahrt binnen 24 Stunden betrug heute 210 Meilen, und wir befanden uns unter 56° 25′ Breite und 31° 53′ Länge, die Entfernung bis zu den Needles war 1170 Meilen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausfuhr von Portwein. Die Gesammtverschiffung von Portwein aus Oporto im vorigen Jahr, wie sich solche aus dem neulich angelangten Zollhausbericht ergibt, beträgt 37,487 Pipen (die Pipe zu 115 Gallons oder 5⅓ Hectoliter), von denen 25,400 nach Großbritannien, 2065 nach andern Theilen Europa's, 4898 nach den Vereinigten Staaten, 2735 nach Brasilien und 2349 nach andern Theilen der Welt gingen. Unter den zehn größten Exporteuren finden sich nur zwei spanische oder portugiesische Namen, nämlich Martinez und Silva, und der erstere ist noch mit Fremden associirt, die andern acht Namen sind sämmtlich englische, wonach also bei weitem der größte Theil des Weinhandels in englischen Händen ist. Die zehn ersten Häuser haben sämmtlich über 1000 Pipen verschickt; die obigen Angaben ergeben im J. 1850 eine Minderausfuhr gegen 1849 um 4101 Pipen; indeß hat England um 876 und Nordamerika um 1066 Pipen mehr erhalten. Der stärkste Ausfall ist in der Ausfuhr nach Brasilien, nämlich 2828 Pipen. (Times. 15 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. 21 Januar 1851.

Die Herkunft der Sibirier.

(Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland IX. 2.)

Die Colonisation des Landes durch Verbrecher begann unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch, der ein Gesetz erließ, wonach man die des Mordes schuldig Befundenen nach Aushaltung einer körperlichen Strafe und einer dreijährigen Gefängnißhaft nach den Gränzstädten verschicken sollte; zu den Gränzstädten wurden aber damals auch die sibirischen Ortschaften gerechnet, und noch zu den Zeiten der Kaiserin Elisabeth Petrowna (1741—1761) hieß das ganze südliche Sibirien die Ukraine. Der Zaar Theodor Alexiewitsch legte den Grund zur regelmäßigen Deportation und Uebersiedlung nach Sibirien. So befahl er im Jahr 1678, nach Untersuchung der von den Sibirjaken gegen den Metropoliten von Tobolsk erhobenen Klagen, die Bauern und Knechte, welche das Tobolsker Kloster sich außer den ihm angewiesenen zugeeignet hatte, mit ihren Familien nach der Stadt Tomsk überzusiedeln, und ihnen dort gutes Land einzuräumen; in den beiden folgenden Jahren 1679 und 1680 aber verordnete er, daß Uebelthäter mit ihren Familien zur Ansiedlung nach Sibirien verschickt werden sollten. Das häufige Entweichen der Leibeigenen aus dem europäischen Rußland nach Sibirien zog um diese Zeit die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich; es wurden dagegen die strengsten Maaßregeln genommen, und man bemühte sich auf alle Weise, die Flüchtlinge nach ihrem frühern Wohnort zurückzubringen. In der Folge, nämlich im Jahr 1760, wurde ein Ukas erlassen, wodurch es den Gutsbesitzern und Communen erlaubt ward, Personen, die sich irgend ein Vergehen zu schulden kommen ließen, nach Sibirien zu schicken und als Recruten anzurechnen; die Autorisation zur freiwilligen Auswanderung der Kronbauern aus den großrussischen Provinzen nach Sibirien ward im Jahr 1822 ertheilt.

Die Nachkommen jener Colonisten und Deportirten, der hier eingewanderten Bewohner von Wologda, Kargopol, Ustjug, Cholmogory, Archangel und Nischne-Nowgorod, der verbannten Strjelzen und der kriegsgefangenen Schweden und Polen bilden nun die Masse der eingebornen Sibirjaken, die unter dem Namen Altbürger bekannt sind und den Haupttheil der Bevölkerung der sibirischen Städte ausmachen. Die von ihren Voreltern vererbten Sitten, Gebräuche, Glaubensbekenntnisse, Trachten und Dialekte, die eben so abweichend als ihr Ursprung waren, haben sich jetzt unter dem mächtigen Einflusse der Zeit und der Localität zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Der beständige und unaufhörliche Contact mit den neuen Ankömmlingen brachte den Sibirjaken stets neue Ideen und Anschauungen zu, milderte die frühere Rohheit und gab ihnen einen eigenthümlichen Charakter der Gesetztheit im äußeren Wesen und des Vertrauens in ihre eigenen Kräfte. Zum Unglück haben die Umstände und die Ereignisse verflossener Jahrhunderte den Sibirjaken auch einige minder lobenswerthe Eigenschaften mitgetheilt. Noch heute zeigen sich bei ihnen ziemlich auffallende Spuren von Lastern, die man als die Folgen der von den Wojewoden und Gouverneuren erlittenen Bedrückungen erkennt.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

12. Gesellschaftliche und sittliche Zustände der Einheimischen.

(Schluß.)

Der mit den arabischen Angelegenheiten beauftragte Officier hat über die Ueberbringung aller Befehle, sowie auch über deren Uebersetzung zu wachen, und muß nöthigenfalls den Sinn derselben den einheimischen Chefs auseinandersetzen. Um diesen Zweck leichter zu erreichen, muß letzterer daran gewöhnen sich in öftern Verkehr mit ihm zu setzen und ihre Gesinnung zu erforschen suchen, indem er sie über diese oder jene zu treffenden Maaßregeln um Rath fragt. Der Officier muß übrigens den nöthigen Tact haben diese Art von Consultation als die Wirkung einer, von einer lebhaften Gerechtigkeitsliebe herbeigeführten Herablassung erscheinen zu lassen, ohne deßwegen im geringsten seiner Würde zu vergeben.

Der Chef des arabischen Bureau's ist die Mittelsperson zwischen den Stämmen und der Verwaltungscommission für die Entrichtung der verschiedenen Abgaben; er besorgt die regelmäßige Auszahlung des Soldes der Reiter des Makhzen, beschäftigt sich mit der Aufsuchung und Verpachtung der Güter des Beylik, schlichtet Streitigkeiten zwischen Europäern und Einheimischen, vernimmt die Klagen der Araber selbst gegen einander, spricht Recht, straft, gleicht aus und ebnet, wie es die Umstände erfordern. Ich gedenke hier bloß im Vorbeigehen mancher Obliegenheiten derselben subtilerer Art, z. B. Schwächung der beunruhigenden Popularität irgend eines Häuptlings, Neutralisation des Einflusses mancher andern durch geheimes Unterhalten oder Befördern der Rivalitäten u. s. w. — nicht leicht zu lösende Aufgaben, in welchen jedoch manche, mit den arabischen Angelegenheiten beauftragte Officiere ein besonderes Talent gezeigt haben.

Die arabischen Bureaux waren in letzter Zeit der Gegenstand systematischer Angriffe und Lästerungen von Seiten einiger oberflächlicher Köpfe, die aus isolirten Mißgriffen oder Mißbräuchen, wie sie in jeder Administration ausnahmsweise vorkommen, die

Nothwendigkeit der baldigen Auflösung derselben ableiten wollen; wer aber das arabische Volk genauer kennt, muß einsehen, daß dasselbe noch geraume Zeit einer, auf militärische Gewalt gestützten, exceptionellen Verwaltung und expeditiven Gerechtigkeitspflege bedarf, und daß der bloße Gedanke an die Einführung einer Civilverwaltung eine Lächerlichkeit ist.

Die von den Arabern an die Regierung zu entrichtenden Abgaben bestehen in dem Aschur (Zehnten) für die Ernte, und dem Zekkat (wörtlich Almosen) für die Heerden. Die Regierung bestimmt, nach den ihr vorgelegten statistischen Verzeichnissen, die von jedem Stamm zu liefernde Anzahl von Ochsen, Schafen und Ziegen, so wie auch die Zahl der Saa (Malter) Weizen und Gerste zur Entrichtung des Aschur. Sobald die Abgaben bestimmt sind, werden die Chalifas, Basch-Agas und unabhängigen Agas davon benachrichtigt und erhalten zugleich Befehl dieselben einzutreiben. Zu diesem Zweck versammeln diese einheimischen Chefs alle übrigen einheimischen Beamten, die Agas, Kaids und Scheichs, um ihnen den erhaltenen Befehl mitzutheilen. In dieser Versammlung werden die zu entrichtenden Abgaben auf die Farkas oder Duars vertheilt, und die Scheichs verhandeln daselbst ihre Interesse und diejenigen ihrer Administrirten, bis man über den, von einem Jeden zu entrichtenden Antheil übereingekommen ist. Jetzt löst der Chalifa die Versammlung auf, und die in ihre Duars zurückgekehrten Scheichs vertheilen daselbst durch gütliche Uebereinkunft die Auflage unter alle Zelte. Bald darauf schickt der Chalifa die Mekhazenia (Mehrzahl von Makhzen) in die Stämme, mit dem Auftrag die Abgaben einzunehmen und dafür Empfangsscheine auszustellen, welche dem Chalifa vorgewiesen werden. Manchmal sind auch die Scheichs gehalten die Abgaben, sowohl in Natura als in Geld, an einen bestimmten Ort zu bringen. Die Pächter der Staatsgüter in den ärmeren Gebirgsgegenden im Sahel zahlen bloß ihren Pacht zu dreißig Franken die Gebda. Die mit der Einnahme der Abgaben beauftragten Mekhazenia haben das Recht auf die Alfa und die Diffa (Nahrung für Pferd und Mann) während der ganzen Dauer dieser Operation. Die Stämme der Wüste machen alljährlich ihre Getreideankäufe im Tell, und bezahlen dafür die Eussa (Auflage auf den Ankauf des Getreides) und die Auflage auf den Handel, wie es von jeher gebrauchlich war.

Die Araber sind, wie alle Völker, die auf einer niedrigen Civilisationsstufe stehen, Gewohnheitsmenschen, die schwer von dem, vom Vater auf den Sohn vererbten Schlendrian abzubringen sind. Der Ackerbau und die Viehzucht werden noch ganz auf dieselbe Art wie vor Jahrhunderten betrieben; ihre Tracht ist keinem Modewechsel unterworfen, und die Eroberer Nordafrika's unter Sidi-Okba mögen gerade so ausgesehen haben, wie die Araber heutiger Zeit. Der Kartoffel- und der Tabaksbau haben wenig Eingang bei ihnen gefunden; ersterer anfangs nur in den Gärten reicher Eigenthümer zu Algier und jetzt bei den Kabylen in der Gegend von Budschia, letzterer an wenigen Punkten des algierischen Territoriums, wo bloß etwas gelbblühender Tabak (Nicotiana rustica) gebaut wird.

In den Gegenden, wo wenig oder gar kein Ackerbau getrieben wird, spinnen und weben die Weiber alle Kleidungsstücke, die Zelttücher, die Tragsäcke, die Teppiche, alles aus Wolle, Ziegen- oder Kamelhaar; an den Orten aber, wo die Weiber Theil an den landwirthschaftlichen Arbeiten nehmen, ist diese Industrie weit weniger verbreitet, und die meisten zur Kleidung gehörigen Artikel werden auf den arabischen und europäischen Märkten gekauft. Ueberall aber verfertigen die Weiber das nöthige irdene Küchengeschirr, bloß die hölzernen Kuskusuplatten und Butterschüsseln werden von den Kabylen gekauft.

Die Hut der Heerden wird wechselsweise von den Männern des Duars besorgt. Früh Morgens ziehen die Kühe, Schafe und Ziegen auf die Weide bis gegen 8 Uhr, wo sie in den Duar zurückkehren, um gemolken zu werden, worauf sie wieder auf die Weide geführt um gegen Sonnenuntergang, bei ihrer Rückkehr in den Duar, zum zweitenmal gemolken zu werden. Die Milch vom Abend und dem folgenden Morgen wird, wie überhaupt alle Flüssigkeiten, in aus Ziegenhäuten verfertigten Schläuchen aufbewahrt, welche zugleich zur Fabrication der Butter dienen; sie werden nämlich vermittelst eines an beiden Endzipfeln befestigten Strickes an eine Querstange des Zeltes oder des Gurbie, ungefähr 2 Fuß hoch vom Boden, schwebend aufgehängt, und von der mit gekreuzten Beinen an der Erde sitzenden Araberin so lange hin und her geschwungen, bis sich die Butter von der Buttermilch abgesondert hat. Diese Buttermilch, welche Liben, genannt wird, bildet eines der Hauptnahrungsmittel der Araber, und ist wirklich ein gesundes, nahrhaftes und erfrischendes Getränke, das im Geschmack wenig mit der europäischen, gewöhnlich aus sauerm Rahm verfertigten Buttermilch gemein hat. Mit der süßen Milch sind die Araberinnen äußerst geizig; es bedarf oft eines Machtspruches des Mannes, um eine Schale derselben zu erhalten, und sie geben lieber ein Stück Butter, das den Werth der verlangten Milch um das Dreifache übersteigt. In den weidereichen Gegenden ist im Frühling die Butter, die entweder in kleinern Quantitäten in hölzernen Schüsseln oder in größern in Schläuchen zu Markte gebracht wird, nicht theuer, und das Pfund kommt kaum auf acht Kreuzer zu stehen; zur Sommerszeit aber, wo die Thiere nur trockene, spärliche Weide finden, steigt der Preis derselben um das Vierfache, und auf den französischen Märkten, wo die Butter durch einheimische Aufkäufer oft mehrere Tagreisen weit hergebracht wird, ist dieselbe nie wohlfeil. Gegen 10 Uhr wird der Kesra gebacken, eine Art ungesäuerten Brodes oder vielmehr flachen Kuchens, welcher mit dem Liben das Frühstück ausmacht. Gewöhnlich aber wird bei Tagesanbruch ein vorläufiges Frühstück eingenommen, das je nach der Jahreszeit, aus in saure Gährung übergegangenem Korn, unreifem geröstetem Weizen oder Mais, unreifen Ackerbohnen, Wassermelonen, Feigen u. s. w. besteht. Das Nachtessen hat nach Sonnenuntergang, nach dem Abendgebet (el-Mogreb) statt; es besteht regelmäßig und unveränderlich aus dem Nationalgericht der Araber, dem Kuskusu, welcher eine in gleichförmige Körner gerollte Mischung von grober Grütze und etwas feinerem Mehl ist, im Dampf gekocht und mit beigefügter Butter oder Milch genossen wird.

Die Araber und Kabylen der ärmern Classe in der Provinz Constantine haben gewöhnlich nur Eine Frau, die bemitteiteren aber zwei bis drei Weiber, die sie im eigentlichen Sinne des Wortes den Eltern oder den nächsten Verwandten derselben abkaufen; die wenigen Individuen, welche die zur Erwerbung einer Frau benöthigte Summe nicht aufbringen können, sind daher zum Cölibat verdammt. Für den europäischen Hausvater ist der Kindersegen, wenn er aus lauter Töchtern besteht, ein schlechter Segen, für den Araber aber ist derselbe eine Quelle des Reichthums, da ihm jede Tochter bei ihrer Verheurathung im schlimmsten Falle wenigstens eben so viel als der Verkauf eines guten Maulthiers einträgt. Der Preis einer Frau schwebt zwischen 30 bis 200 Duros, je nach der Herkunft und den physischen Eigenschaften der Ehestandscandidatin; die moralischen Qualitäten

derselben kommen dabei wenig in Betracht, denn der Bräutigam rechnet auf den passiven Gehorsam seiner zukünftigen Sklavin, und dieß ist ihm hinreichend.

An dem dazu bestimmten Tage begibt sich der Bräutigam in das Zelt oder in den Gurbie seines künftigen Schwiegervaters, und überreicht demselben die Summe, um welche man übereingekommen, seiner Braut aber den Hochzeitsschmuck, bestehend aus schweren silbernen Ohrgehängen und Armbändern, bei Armen sind letztere von Horn. Dann wird die Braut von den Mädchen des Duars unter lautem Freudengeschrei in die Wohnung des Bräutigams geführt, wo sie von den Anverwandten desselben empfangen wird. Ist der Bräutigam aus einem andern Duar, so wird die Braut auf einem stattlich aufgeputzten Maulthier dahin gebracht, die jungen Leute des Duars zu Pferd bilden das Hochzeitsgeleit und führen bei ihrer Ankunft eine Fantasia auf, wobei das Pulver nicht gespart wird. Ein mehr oder weniger splendides Festmahl macht den Schluß; das Ehebündniß ist als vollzogen angesehen und am andern Morgen beginnt die junge Hausfrau ihre häuslichen Verrichtungen. Bei günstigen Vermögensverhältnissen verheurathen sich die Knaben im vierzehnten oder fünfzehnten, die Mädchen im neunten oder zehnten Jahre; die Matronen des Duars haben übrigens über die Mannbarkeit der letztern auszusprechen. Aermere verheurathen sich wie überall wenn sie können.

Die Religionsübungen der Araber bestehen in der Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete, zu verschiedenen Stunden des Tages und in dem gedankenlosen Hersagen der Glaubensbekenntnißformel am Rosenkranz, welche Formel gewöhnlich sehr abgekürzt wird, da manche sie zwei- bis dreihundertmal wiederholen. Am Freitag, als dem Sonntag der Moslemin, wird die Dschemmah (Betort) besucht, was aber der Verrichtung der gewöhnlichen Arbeiten keinen Eintrag thut; auch zeichnet sich dieser Feiertag weder durch Einstellung der Feldarbeiten, noch durch eine gewähltere Festkleidung der Araber vor den übrigen Wochentagen aus. Die männlichen Kinder werden nicht wie bei den Juden bald nach der Geburt beschnitten, sondern die Beschneidung hat erst im siebenten oder achten Jahre statt. An Schulunterricht ist nicht zu denken; der Vater, welcher seinen Sohn unterrichten lassen will, schickt denselben in eine Zawiah, und nur selten unternimmt es irgend ein armer Taleb in einem Duar, gegen schmale Vergütung, Schule zu halten. Bei reichen und vornehmen Familien versieht der Khodsha (Schreiber) des Familienhauptes oft nebenbei die Stelle eines Hauslehrers.

In Hinsicht auf die moralische Erziehung der Kinder sind die Eltern äußerst sorglos, und die Erwachsenen haben kein Geheimniß vor der Jugend; deßwegen sind auch die Sitten äußerst locker, wo nicht im Jünglingsalter — dessen der Araber nicht genießt, da er kaum der Kindheit entwachsen verheurathet wird — desto mehr im Mannesalter, wo nur die gefährliche Eifersucht des Gatten das Weib von groben Fehltritten und den Nachbar von Eingriffen in dessen Rechte einigermaßen abhält; ich sage einigermaßen, denn verbotene Liebeshändel sind gar keine Seltenheit, und wer die unzüchtigen Scherze, die bei den Weibern unter sich an der Tagesordnung sind, zu belauschen Gelegenheit hatte, erhält keinen hohen Begriff von der Sittlichkeit und Tugend derselben. Die Ausschweifenden beiderlei Geschlechtes wissen sich trotz der im Entdeckungsfalle unvermeidlichen Rache des beleidigten Ehemannes überall zu begegnen; wie es aber manchen frechen Liebhabern gelingen konnte, sich nächtlicherweile in ein von bösen, bissigen Hunden bewachtes Zelt einzuschleichen, wollte mir nie klar werden. Ein Araber, der allgemein für den Helden manches nächtlich bestandenen Abenteuers galt, entdeckte mir das Mittel, womit er, wie er wenigstens vorgab, auch den bösartigsten Hund zum Schweigen bringen wolle. In der Nähe des Zeltes, in welches er sich einzuschleichen vorhatte, zog er sich splitternackt aus, verbarg seine Kleider an einem Ort, wo er sie leicht wieder finden konnte, und näherte sich langsam und still den Hunden, welche bei seinem Anblick, ohne einen Laut von sich zu geben, die Flucht ergriffen. Ich möchte jedoch, ohne der Glaubwürdigkeit meines Gewährsmannes zu nahe zu treten, die Wirksamkeit dieses Mittels nicht verbürgen, und überlasse es jedem, dem daran liegt, der Sache auf den Grund zu kommen, die Probe in eigener Person zu machen.

Die Kost der Araber ist, wie wir gesehen haben, äußerst frugal und wäre für europäische Taglöhnersmagen meist unzulänglich; der Araber ergibt sich aber dagegen auch keinen sehr anstrengenden und erschöpfenden Arbeiten, und weiß sich selbst zur Saat- und Erntezeit, wo er zu seinem Leidwesen den ganzen Tag arbeiten muß, gehörig zu schonen. In den Zeiten, wo die Arbeit weniger drängt, arbeitet er täglich kaum einige Stunden und liegt über die Hälfte des Tages auf der faulen Haut, oder geht im Sahel dem Vergnügen der Jagd nach, wobei er sich eben so wenig anstrengt, da er das Wild bloß auf dem Anstand erlegt. Der Nomade hat vollends gar nichts zu thun; er ißt und trinkt, sieht ein wenig nach seiner Heerde, beschäftigt sich mit seinem Lieblingspferd, macht einen Galopp über die Ebene, läßt sich Mährchen erzählen und schläft. Seine anstrengendste Arbeit ist das Aufheben und Wiederaufschlagen der Zelte, wobei noch dazu die Weiber am meisten betheiligt sind und er bloß das Packen und Abladen der Saumthiere zu besorgen hat. Diese Unthätigkeit läßt der Phantasie des Nomaden freies Spiel, und seine Dichtungen, welche theils als wundervolle Mährchen von Mund zu Mund gehen, theils den Inhalt seiner Liebes- und Kriegslieder ausmachen, sind von anziehender Originalität; die Poesie des Ackerbauers dagegen ist arm, seine Lieder sind meist religiösen Inhalts, und bei den Kabylen im Sahel endlich beschränkt sich aller Gesang auf das eintönige, ewig sich wiederholende Ableiern der mohammedanischen Glaubensbekenntnißformel.

Daß man in freien Stunden zu seiner Zerstreuung mit etwas anderem als mit der Jagd oder mit Schlafen sich befassen könne, kommt den Arabern sonderbar vor; daß man aber einen Spaziergang von einer halben Tagreise ohne einen andern Zweck als denjenigen der Zerstreuung unternehmen könne, ist ihnen vollends unbegreiflich, und auf die auf ihre gewöhnliche Frage: „ach t'amel henna?" (was thust du hier?) erfolgende Antwort: „n'hawes barka!" (ich gehe bloß spazieren) schütteln sie ungläubig den Kopf.

Briefe aus dem Westen.

Erster Brief.

Von Bremen nach Neuyork.

(Fortsetzung.)

28 Julius. Der Sonntag wurde an Bord heute erträglich gefeiert. In aller Frühe hatten die Geistlichen, männlich und weiblich, die Hütte auf dem Hinterdeck gänzlich in Beschlag genommen, um nach ihrer Art Gottesdienst drin zu halten; die noch darin befindlichen Koffer und und Kisten waren mit weißen Linnen verhängt und das Ganze zu einer förmlichen Schiffscapelle hergerichtet worden. Zuschauer fehlten natürlich nicht, darunter waren auch welche vom zweiten Platz; oben standen

noch ein Paar da, möchten vielleicht auch ein paar Bemerkungen gemacht und so den christlichen Unwillen des Bischofs erregt haben, welcher sich hierüber gegen einen dritten aussprach. Als der Betreffende dieß erfuhr, wandte er sich gegen den Bischof in englischer Sprache, welche der Clevelánder Kirchenvorsteher sprach, daß er sich ebenso wenig verbieten lasse, hier außerhalb der Hütte zu stehen, als zu sprechen; dieß hörte ein Passagier vom ersten Platz, lief zum ersten Steuermann und verklagte den Plattdeutschen — ein solcher war es — daß er den frommen Vater insultirt hätte. Der Schiffsbeamte kam und stellte tactloserweise den Plattdeutschen, ohne vorher zu hören, zu Rede, wie er dazu komme, den Herrn Bischof zu insultiren. Nach gegenseitigen Unfeinheiten sagte der Passagier wieder zum Steuermann, wie er denn dazu komme, ihn über etwas zu Rede stellen, ehe er überhaupt wisse, daß sich der Handel wirklich so verhalte. Auf dieses pochte der Steuermann auf seinen Rang als Schiffsbeamter, was aber den tollgemachten Plattdeutschen nicht abhielt, ihm eine solche Derbheit zu sagen, welche der andere gewiß nicht eingesteckt haben würde, hätte er seine begangene Tactlosigkeit nicht selbst gefühlt. Das Ende vom Lied war, daß nun eine von den Hütten auf dem Vorderdeck ebenfalls geleert wurde, um den dortigen Passagieren eine Unterkunft zum Rauchen und bei schlechtem Wetter zu verschaffen. Sichtlich hatten die Geistlichen die Stewards und einen und den andern der Schiffsbeamten mit anderem als geistlichem Zuspruch versehen, und sich so einige Vorrechte verschafft. Sonst wurde der Sonntag auf dem Hinterdeck ganz englisch amerikanisch gefeiert. Der Capitän duldete heute weder Spielen mit Karten noch auf dem Klavier; ja er selbst stellte sich Abends zu zwei Damen, von denen die eine begleitete, und half Psalmen singen. In dieser Richtung blieben wir auf dem zweiten Platz völlig verwahrlost, so daß wir vom Sonntag nichts gewußt hätten, wenn nicht vorgegangen wäre, was ich eben erzählte. Was mich heute besonders in Verwunderung setzte, waren die Möven und Seeschwalben mitten im Ocean. Wo mußten diese Thiere nur ruhen, da ewiges Fliegen ein bis jetzt nicht erfundenes perpetuum mobile wäre? — Heute hatten wir 1320 Meilen von den Needles zurückgelegt und waren in 24 Stunden 210 Meilen gefahren, bis nun die größte Entfernung in einem Tage, d. h. 8¾ Meile in der Stunde. Die heutige Beobachtung war indessen nur eine muthmaßliche, da der Himmel dicht verhängt war. Wir sollten uns unter 50° 35′ Br. und 35° 50′ Länge befinden.

29 Julius. Der Morgen war hell und klar, die See spiegelglatt, obwohl sie noch schwer ging. Wind aus Westen; die Temperatur kühl. Gegen 11 Uhr Vormittags stiegen einzelne Wetterwolken im Norden auf, auch beobachteten wir ferne in dieser Richtung eine Wasserhose, welche sich aber nicht vollständig entwickelte. Der Himmel schien überhaupt heute Neigung zu haben, solche zu bilden, indem an den Wolken viele Anfänge dazu sichtbar waren. Die Klagen der Passagiere über die Stewards mehrten sich von Tag zu Tage; nicht allein, daß die Beschaffenheit des Essens abnahm, sondern diese übten auch eine Art vorschriftswidriger Despotie aus. Indem sie z. B. ihre eigenen Plätze an überzählige Passagiere verkauft hatten, trieben sie die Gesellschaft im Salon Abends vor der Zeit auseinander, um sich ihre Lagerstätten auf den Tischen aufschlagen zu können. In die Coyen wurde zudem auch sehr ungenügend Wasser geschafft, nämlich zwei gewöhnliche Waschkannen voll für sechs Personen, wie solche in eine Cabine gepackt waren. Wer mit dem Waschen zuletzt kam, mußte sich sauer genug solches erbetteln und gewöhnlich mit warmem zufrieden seyn, wie es eben destillirt aus den Condensatoren der Maschine gekommen war. Im allgemeinen war das Trinkwasser matt und widrig, obwohl auf den Behältern in den Kellnereien überall sehr marktschreierisch icewater geschrieben stand. Den Vorzug des Brunnenwassers mit Eis genossen bloß die Passagiere erster Classe, weil diese ihren Platz mit 90 Bremerthalern (180 fl. rhein.) höher bezahlen; das Trinkwasser für die Schiffsmannschaft und Passagiere zweiten Ranges liefert die Dampfmaschine durch einen einfachen Destillationsproceß, ein schöner Vorzug, welchen Dampfvor Segelschiffen haben. Es schien heute, als ob wir mit jedem Tage schneller führen, was im Grund auch natürlich gewesen wäre, da das Schiff durch den Kohlenverbrauch leichter wurde. Wenn ich mich recht besinne, so belief sich diese Gewichtsabnahme per Tag auf 9 Tonnen, d. h. 9mal 20 Ctr. = 180 Ctr., welche in Rauch und Asche verwandelt davon gingen; dazu kommen täglich verwendete 5 Ctr. Rindfleisch und gewiß ebenso viel an anderem Fleisch und sonstigen Lebensmitteln, so wie Trinkwasser mit Eis. Heute wurden 199 Meilen zurückgelegt und wir befanden uns 1555 Meilen von den Needles, also etwa auf halbem Wege mitten im Ocean unter 49° 64′ Breite und 40° 42′ Länge, nebst der Anwartschaft von nun an leichter befrachtet schneller vorwärts zu kommen.

30 Julius. Frischer Wind aus SW; Temperatur kalt, regnerisch und neblich. Der Ocean schien einmal schlecht aufgelegt zu seyn, denn wir hatten fortwährend Regen, Nebel und Gegenwinde. In NW ließ sich heute in der Frühe am Horizont der abgestumpfte Kegel einer Eisbergspitze sehen. Hätten wir Wind aus derselben Richtung gehabt, so wäre er uns wohl mit noch andern näher gekommen. Nachmittags verkündeten Regen und heftiger Wind aus SW die Nähe der großen Neufundlandbank. Die heutige Fahrt betrug in 24 Stunden 200 Meilen. Die Entfernung von Neuyork war jetzt 1355; wir befanden uns unter 47° 21′ Breite und 45° Länge.

31 Julius. Der Morgen war neblich und kühl; Wind aus Norden, jedoch etwas unsicher. Möven und Seeschwalben waren selten sichtbar; Schweins- und Schwarzfische kamen mehrere und öfters in Sicht. Vormittags ergab eine Messung mit dem Senkblei die Tiefe von 65 Faden (d. i. 1 Faden = 6 Fuß), also zusammen 390 Fuß. Es kam auch wieder einmal ein Schiff in Sicht, es war eine Brigg in vollen Segeln; das Wasser schien hier von anderer Natur zu seyn. So kamen namentlich jetzt zahllos viele Weichthiere vorübergeschwommen, eine Art Seesterne und Quallen oder Sunfishes, wie die Matrosen sie hießen. Letztere sind gelb und ockerfarben und haben einen langen Schweif von schleimigen Faserbündeln; ihre ganze Gestalt hat mehr kometen- als sonnenähnliches. Ihr langer Schlepp dient den Seefahrern häufig zur Beobachtung der Strömungen des Wassers; mitunter schwammen auch Seegräser (Algen, Fucusarten und Conferven) vorüber, von denen ich aber leider keine heraufbekommen konnte. Der Nebel hielt heute den ganzen Tag und die Nacht hindurch an. Die Entfernung von Neuyork betrug um Mittags 1180 Meilen; in 24 Stunden waren wir 175 Meilen gefahren und befanden uns unter dem 46° 12′ B. und 48° 25′ L.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Newcastle, dessen Necrolog die Times vom 15 Januar enthält, war bekanntlich ein Erztory mit allen Fehlern und Vorzügen eines altenglischen Edelmanns; seine persönliche Ehrenhaftigkeit zog niemand in Zweifel und sein gewöhnliches Benehmen war ohne Unterschied gegen jeden höflich und artig, aber er stand bei der liberalen Partei im allerschlechtesten Credit als ein unverbesserlicher Vertheidiger aller alten Mißbräuche. Er scheint ein Mann weder von besondern Fähigkeiten, noch von besonderer Bildung gewesen zu seyn, und so trieb er den alten politischen Schlendrian fort, als ob es immer so bleiben könnte. Das mußte er schwer büßen. Im Jahre 1831 als Mordbrennerbanden das Land durchzogen, als man fast einen Krieg des besitzlosen Landvolks gegen den grundbesitzenden Adel erwartete, und die Frage über Einführung der Reformbill fast zu Aufständen Anlaß gab, drang am 10 October eine wüthende Schaar in das prächtige Schloß von Nottingham, eines der großartigsten Denkmäler des Mittelalters, ein, und verwandelte es, um den Haß gegen ihn und seinen Stand an den Tag zu legen, in einen Aschenhaufen. In seiner Stadtwohnung in London warfen ihm Pöbelhaufen die Fenster ein, und auf einer seiner Besitzungen mußte er sich vollkommen in Vertheidigungsstand setzen. Er wie seine Vorfahren hatten von jeher bedeutende Summen auf die Behauptung ihres parlamentarischen Einflusses verwendet, und er besaß verrottete Flecken, deren Geldwerth man auf 150,000, er selbst aber auf 200,000 Pfd. St. schätzte. Diesen eingebildeten Werth vernichtete die Reformbill, welche die verrotteten Flecken vernichtete, was seinem Vermögen einen nicht unbedeutenden Stoß gab. Seine Titel und Güter erbt Lord Lincoln, der Freund und Anhänger Sir R. Peels, also ein entschiedener Gegner der Ansichten seines Vaters.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. 22 Januar 1851.

Das niederländische Budget

liefert einige interessante, für den Zustand des Landes sehr bezeichnende Punkte, von denen wir aus den Berathungen einige ausheben wollen, weil sie, wie der lange Verlauf derselben zeigt, die öffentliche Aufmerksamkeit besonders beschäftigen. Das Budget betrug in den letzten Jahren in runder Summe 70 bis 72 Mill., wovon etwas mehr als die Hälfte, nämlich $36\frac{1}{4}$ Mill. auf die Nationalschuld kommen; Ersparungen können also nur die andere Hälfte treffen, und müssen, da man deren ziemlich bedeutende im Auge hat, vielen empfindlich fallen. Bekanntlich beträgt das sogenannte Batig Slot, d. h. der Ueberschuß der Einnahmen aus Niederländisch-Ostindien, durchschnittlich etwa $4\frac{1}{2}$ Mill., und das Streben geht dahin, mindestens diese an den jetzigen Staatsausgaben zu ersparen, damit nicht ein einziger unvorhergesehener Zufall, der in veränderten Handelsverhältnissen liegen kann, auf einmal ein nicht ausfüllbares Deficit erzeuge. Das Jahr 1848 ergab in Folge der gestörten Handelsverhältnisse ein solches Deficit von mehr als 9 Mill., und da man, ganz abgesehen von der Möglichkeit eines Kriegs, gegen die Rückkehr ähnlicher Verhältnisse keineswegs gesichert ist, so geht das Streben dahin, den jährlichen Ueberschuß, wie er sich jetzt ergibt, regelmäßig auf Abtragung von Schulden zu verwenden, damit, wenn ein Unfall eintritt, desto leichter durch ein Anlehen zu helfen seyn möchte. Dieß ist um so dringender, als der Ertrag der ostindischen Besitzungen auch eine Rente von 9,8 Mill. bezahlen muß, deren Capital zu Lasten der ostindischen Besitzungen eingeschrieben ist, wofür aber natürlich die niederländische Regierung garantirt. Nehmen wir das Batig Slot auf 4,7 Mill. an, wie in den Voranschlägen für 1851 geschehen, und rechnen wir die 9,8 Mill. hinzu, so ergibt sich daß die ostindischen Finanzen an dem allgemeinen niederländischen Budget 14,5 Mill. tragen, oder mehr als ein Fünftel. Daraus sieht man, welche Bedeutung die ostindischen Besitzungen für die Niederlande haben, und wie sehr der finanzielle Zustand des Landes mit den dortigen Colonialeinrichtungen zusammenhänge.

Man wird also ohne Mühe sich erklären, warum der Paragraph des alten Grundgesetzes, welcher die Verwaltung der Colonien dem König vindicirte, so lebhaft angegriffen wurde, namentlich in der ihm gegebenen Ausdehnung auf die Verwaltung und Ergebnisse der ostindischen Finanzen. Das Dunkel, welches über diesen schwebte, ließ auch die Finanzen des Mutterlandes im Unklaren, da man nicht wußte, in wie weit Ausgaben, welche durch die speciell niederländischen Finanzen sich nicht decken ließen, durch die ostindischen gedeckt wurden, und die Entdeckungen, die man nach dem Rücktritt Wilhelms I machte, wo die Minister vor den Generalstaaten Generalbeichte ablegen mußten, und eine Menge Verausgabungen zu Tage kamen, welche die Regierung unbefugterweise gemacht hatte, konnten als Warnung für künftige ähnliche Fälle dieser Art dienen. Aus diesen Verhältnissen ergab sich auch der lange fortgeführte Streit über die Handelsmaatschappy, die man als das Hauptwerkzeug betrachtete, durch welches solche Verschleuderungen, die in viele Millionen gingen, überhaupt nur möglich wurden; seit die Generalstaaten in den Stand gesetzt sind, in den niederländisch ostindischen Finanzen klarer zu sehen, hat diese Feindseligkeit im wesentlichen aufgehört, da man wohl erkennt, daß die Maatschappy vorerst unerläßlich ist, wenn der Handel mit den ostindischen Colonien dem Mutterlande erhalten werden und nicht in die Hände von Fremden fallen soll.

Die Ersparungen, welche unter den jetzigen Verhältnissen unerläßlich geworden sind, und deren Charakter man im allgemeinen damit bezeichnen muß, daß ein zu weit getriebener Staatsluxus eingeschränkt werden soll, mußten natürlich viele Feinde haben, und wir haben früher, schon im Jahre 1849, gesehen, wie schwer es hielt das jetzige Ministerium, welches die Reformen ernstlich anzufassen versprach, ans Ruder zu bringen. Alle möglichen Künste der Intrigue wurden aufgeboten, aber die zähe Ausdauer der Nation, die auf die Redlichkeit eines Mannes, wie Thorbecke, unbedingt vertraute, drang durch. Wir haben eben damals auch (s. 1849 Nr. 273 ff.) die Besorgniß ausgedrückt, Thorbecke möchte aus Mangel an den nöthigen praktischen Erfahrungen, und in Folge der Unmöglichkeit, alsbald bedeutende Ersparnisse herbeizuführen, der Arbeit erliegen. Diese Besorgniß hat sich bis jetzt nicht bewährt, und das Verhalten der Generalstaaten zeugt ungemein für den gesunden politischen Sinn der Holländer. Das Ministerium erklärte geradezu, man solle sich keine Illusionen über alsbald mögliche große Ersparungen machen; wenn der Gang der Staatsgeschäfte auf dem Laufenden erhalten und alle Verpflichtungen Rechnung getragen werden sollte, so könnten nur allmähliche Ersparungen eintreten. Diese hatten indeß unter dem unmittelbar vorangehenden Ministerium, in welchem auch der jetzige Finanzminister saß, für das Jahr 1849 schon nahezu 2 Millionen betragen, und dazu hatte die Civilliste über 350,000, das Militär fast eine Million, die innere Verwaltung 400,000 beigetragen. Die Minister hatten die in Aussicht gestellten großen Ersparungen nicht bewerkstelligt, aber die Gewähr gegeben, daß sie das Mögliche thun wollten, daher ergab sich in den langen Verhandlungen über das Budget im allgemeinen der Umstand, daß die alte liberale Opposition mit dem Ministerium stimmte, die neuen antiministeriellen Parteien, welche dem „Ministerium des

Fortschritts" verwarfen, daß es nicht fortgeschritten sey, zwar meist nicht gegen das Ministerium stimmten, aber doch dagegen sprachen, und es in der öffentlichen Meinung herabzusetzen suchten. So namentlich Van Hall, der frühere bekannte Finanzminister.

Wenn plötzliche große Ersparungen nicht möglich waren, wenn das Ministerium dieß offen erklärte, wenn keiner seiner Gegner diese Ersparungen nachzuweisen vermochte, dann war die Frage über das Budget nur noch eine politische: soll das Ministerium bleiben oder fallen? Aus dieser Stellung erklärt sich der strenge, fast herbe Ton, welcher in den Antworten des Ministeriums auf die Einzeleinwürfe der Kammer herrschte. In Niederland besteht hinsichtlich der Budgetberathung eine auch an andern Orten sehr empfehlenswerthe Sitte, welche die öffentlichen, ihrer Natur nach mehr allgemeinen Verhandlungen wesentlich abkürzt, oder wenigstens dem großen Publicum in ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit verständlicher macht. Diese besteht darin, daß das Budget in den verschiedenen Abtheilungen besprochen wird, und hier, wo von den gewöhnlichen Schlagreden nicht die Sprache seyn kann, über die Einzelnheiten wie über das Ganze Einwürfe gemacht werden, denen das Ministerium in einem Gegenbericht antwortet; daß beides, Einwürfe wie Gegenbemerkungen, ohne alle Zögerung zur Oeffentlichkeit gelangen, versteht sich von selbst. Dadurch erhält man eine Uebersicht über das Für und Wider der einzelnen Posten, wie man sie bei andern Budgetverhandlungen nicht leicht findet. In dieser Antwort war es, daß das Ministerium sich fast schroff ausgesprochen und gewissermaaßen der Kammer den Handschuh hingeworfen hatte. Es mochte die Schwierigkeit seiner Stellung in vollem Maaße fühlen, mehr als es je vor einem Eintritt sich vermuthet hatte.[1] Ein Budget, wodurch einem Lande von 3 Mill. Menschen eine Summe von 70 Mill. abgefordert wird, von denen 36⅓ auf die Staatsschuld fallen, und also vorerst keine Minderung zulassen, ein Budget, das man im Verlauf der letzten zwanzig Jahre unmäßig hoch durch Pensionen und andere Lasten hinaufgetrieben, und wobei die Lage des Landes eine Landmacht und eine Marine fordert, die zusammen allein etwa 16 Mill. in Anspruch nehmen, ein solches Budget war um so schwerer umzugestalten, als eine Umwandlung der Steuern mitten unter dem Fortgang der hochgetriebenen Ausgaben eine Riesenarbeit war. Ein Hauptvorwurf, der dem Ministerium nicht von seinen Gegnern, sondern von seinen Freunden gemacht wurde, bestand darin, daß der Finanzminister, der doch so lange im Amte gewesen, seine Vorschläge über Umwandlung der Steuern nicht gemacht habe. Der Vorschlag, den man am meisten erwartete, war die Abschaffung eines Theils der höchst lästigen und in der Erhebung kostspieligen Accise und Einführung einer Einkommensteuer. Aber die Accisen betragen zwischen 19 und 20 Mill. fl., wo also anfangen, und gerade gegen eine Einkommensteuer hatte man sich von sehr einflußreicher Seite her ungemein gesperrt. Nimmt man an, daß Holland eine Einkommenssteuer in demselben Verhältniß wie England ertrage, so würde dieß etwa 10 Mill. Gulden ausmachen. Das ist eine vollkommene, wir wollen unbedingt zugeben, gerechte Uebertragung der Last von einer Schulter zur andern, aber jedenfalls mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft. Indeß wird das Ministerium doch in diesen Apfel beißen müssen, und gerade die Verzögerung in den Vorlagen einer Steuerumwandlung und das Geheimniß, in welches sich das Ministerium in dieser Beziehung hüllt, indem es in der „Memorie van Antwoord" auf die gegen das Budget gemachten Bedenken geradezu ein Eingehen auf die künftigen Plane und selbst ein allgemeines Aussprechen derselben zurückweist, scheinen dafür zu sprechen, daß dasselbe sich eifrig mit einem solchen durchgreifenden Plane beschäftigt, der freilich gegen das alte Besteurungswesen von Holland hart verstößt und starken Widerspruch erwecken wird.

Geht man die Vorwürfe durch, welche theils in den Generalstaaten selbst, theils in den Journalen dem Ministerium gemacht werden, so ergibt sich, daß so zu sagen der ganze Staat in seinen finanziellen, administrativen und richterlichen Beziehungen umgestaltet werden soll. Nehmen wir nur die finanziellen vor, so stellen sich hier heraus: 1) Ablauf der Zehnten, 2) Regelung der Beiträge aus Ostindien, 3) Ordnung des (ganz zerrütteten und zu vielen Verlusten und Verlegenheiten Anlaß gebenden) Münzwesens in Indien, 4) Veränderung der Accise von Zucker (welche mit dem bedeutenden Zuckerhandel Hollands im engsten Verband steht), [1] 5) Umwandlung des gegenwärtigen Systems von Comptabilität, 6) Umgestaltung der militärischen Einrichtungen und namentlich des Pensionswesens, und endlich, um anderes zu übergehen, 7) Reform des Steuersystems mit Rücksicht auf diejenigen Abgaben, welche schwer auf den ersten Lebensbedürfnissen lasten. Man kann daraus absehen, welche ungeheure Aufgabe auf dem Ministerium liegt.

Die Hauptforderung ist und bleibt, die Ausgaben der Art zu ermäßigen oder die Steuern so weit zu erhöhen, daß man in gewöhnlichen Zeiten ohne den Zuschuß aus den ostindischen Geldmitteln bestehen kann. Dieser Zuschuß beträgt aber 14½ Million, und wie diese an einer Ausgabe von etwa 33 Millionen — denn so viel beträgt das Budget nach Abzug der Staatsschuld — erspart oder durch erhöhte Steuern bestritten werden sollen, das ist ein Räthsel. Die holländische Regierung befindet sich in einer ähnlichen Lage, wie die englische. Die Ersparungen an einem Budget von etlich und fünfzig Millionen Pfd. können verhältnißmäßig unbedeutend erscheinen, zieht man aber von den Ausgaben vorab die Zinsen der Nationalschuld mit 28 Mill. ab, so erscheinen sie von den übrigen 22 oder 24 Mill. als sehr bedeutend. Schneidet man auch tief ein ins Fleisch, werden einzelne Interessen schwer getroffen, so kann man doch den vorhandenen Beamten ihre Besoldung oder Pension nicht absprechen, ohne ein schreiendes Unrecht zu begehen. Die Ersparungen, auch wo sie gemacht wurden, können sich also erst später fühlbar machen. Um die Auf-

[1] Bei seinem ersten Auftreten am 13 Nov. 1849 hatte sich das Ministerium folgendermaßen vernehmen lassen: „wir haben gefunden, daß verschiedene Theile des öffentlichen Dienstes Veränderung bedürfen. Aber es zeigte sich in der Regel unmöglich, eine Reorganisation schon vor dem 1 Januar (1850) einzuführen, und das Budget muß nach dem, was am 1 Januar noch besteht, geregelt werden. In diesem Budget konnten also weder viele noch große Veränderungen vorgenommen werden. Dieß wird indeß nicht den Erfolg haben, daß die im Budget aufgenommenen Ausgaben sämmtlich auf dem Fuß geschehen sollen, nach welchem die Regierung, mit dem angenommenen Budget in der Hand, sie sollte verwenden können. Wir wollen fortschreitend (gaande weg) Veränderungen im öffentlichen Dienst vorbereiten und zu Stand bringen, wo es nöthig ist, nach Berathung mit der Kammer. Wir werden mit den nöthigen Reformen nicht abwarten bis zum folgenden Budget, sondern sie schon jetzt ins Leben führen, als ob sie schon im Budget von 1850 vorgesehen worden wären." Damit hatte freilich die Regierung ihren Gegnern das Heft in die Hand gegeben, in Folge dieser Erklärung wurde das Budget von 1850 als Creditgesetz votirt, und eine bestimmte Regelung mit starken Ermäßigungen erwartete man im Budget von 1851.

[1] Holland und Belgien, welche den Absatz ihres raffinirten Zuckers nach Deutschland im Auge zu behalten haben, und doch den Zucker nicht unbesteuert lassen können und wollen, erheben eine Accise von allem in die Siedereien eingehenden Rohzucker, und zahlen für den ausgeführten raffinirten Zucker eine Rückvergütung, wobei berechnet ist, daß der Rohzucker 68 bis 70 Procent raffinirten Zucker gibt. Es kommen bei dieser Besteuerung also die Handelsrücksichten in vollem Maaße zur Sprache.

gabe der holländischen Regierung zu übersehen, braucht man nur nachstehende Berechnung anzustellen.

Die Zinsen der Staatsschuld betragen . . .	36,238,510 fl.
Der Kriegsminister nimmt in Anspruch . . .	10,506,000 fl.
Der Marineminister	5,323,600 fl.
Die Geschäftsführung des Finanzministeriums in allen seinen Zweigen	6,365,623 fl.
Diese vier Posten ergeben also eine Summe von	58,433,733 fl.

Zieht man aber von den in runder Summe zu 70 Millionen berechneten Einnahmen die Zuschüsse aus ostindischen Geldmitteln mit $14\frac{1}{2}$ Mill. ab, so erhält man eine Summe von nur $55\frac{1}{2}$ Millionen, welche in Holland selbst erhoben werden. Dabei sind die sehr mäßige Civilliste, das Departement der Justiz, der auswärtigen und der innern Angelegenheiten, so wie der Cultus, zusammen mit mehr als 10 Mill. noch nicht in Anschlag gebracht. Wo soll also erspart werden? Die Forderung wendet sich vor allem ans Militär, allein dieß hat nicht nur im J. 1849 schon nahe an einer Million erspart, sondern das Budget ist auch um ein Fünftel geringer als das Belgiens, obwohl die Besoldungen, wie das theure Leben in Holland es nöthig macht, durchaus etwas, ungefähr um $^1/_6$ bis $^1/_5$, höher sind. Dennoch wird auf eine bedeutende Ersparniß in diesem Zweige und sodann im Ministerium der Justiz, das allerdings $2\frac{1}{4}$ Mill. verlangt, angedrungen, und nach den Bemerkungen der Generalstaaten hat „das Departement der Justiz den gerechten Erwartungen nicht entsprochen, und eine Lässigkeit gezeigt, welche die Mitglieder sich verpflichtet fühlen, öffentlich und geradezu zu mißbilligen.“ In der „Memorie van Antwoord“ entgegnet der Justizminister darauf sehr schroff, daß wenn man sein Budget nicht verwillige, und den Schwierigkeiten seiner Stellung und der mannichfachen in seinem Ministerium nöthigen Aenderungen keine Rechnung trage, sondern ihm bloß ein Creditvotum, nicht aber eine volle Zustimmung seiner Ansätze gewähre, er sich in seinem Gewissen verpflichtet halte, abzutreten.

Wir führen dieß Beispiel von Schroffheit des Tons nur an, um zu zeigen wie dringend die Verhältnisse geworden sind; der Lauf der Verhandlungen schloß mehrfache und gegenseitige Drohungen ein, dennoch wurde am Ende zugestimmt, was wohl nichts anders heißen soll, als: wenn wir diese Minister verdrängen, dann kommen die Leute der alten Schule zurück, und es wird noch schlimmer. Indeß zeigt sich doch, daß das Ministerium nicht mehr dasselbe Vertrauen genießt wie im vorigen Jahr. Damals wurden von den zwölf Hauptstücken des Finanzentwurfs neun mit allen Stimmen angenommen, dießmal nur vier, worunter die Civilliste und die Nationalschuld, wogegen sich ohnehin niemand erklärte, und gegen die acht andern Hauptstücke erklärten sich bis 16 Stimmen, während im vorigen Jahre nur gegen das Kriegsministerium sich acht Stimmen ausgesprochen hatten. Die Schlußfolgerung aus diesem Umstand ist einfach die, daß das Ministerium entweder selbst energischer einschreiten oder einem andern energischern den Platz räumen muß: das ist eine Ansicht, die in den Generalstaaten, wie in der Presse, vielfach angedeutet worden ist. Einen Versuch, wenn das jetzige Ministerium abtreten müßte, zu einem alten zurückzukehren, halten wir für gänzlich unthunlich oder gefährlich. Die Entscheidung steht indeß diesem Jahre bevor. Die Nation, welche mit so zäher Ausdauer nach zehnjährigem Kampf ein veraltetes System der Vertretung gebrochen hat, ohne Erschütterung herbeizuführen, ein System, bei welchem die Regierung mit ihrem ganzen Anhang und die Mehrzahl der vornehmen und reichen Familien betheiligt war, diese wird sich sicherlich die Vortheile, die aus der neuen Verfassung entspringen, nicht entreißen lassen, und wenn Hr. Thorbecke abtreten muß, so geschieht es zuverläßig mit Ehre.

Nachrichten über slawische Ethnographie Rußlands.

Das Journal des russischen Ministeriums der Volksaufklärung vom December vor. J. enthält eine sehr unvollständige Angabe über eine Mittheilung Hrn. Kawelins in der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 27 September vor. J. Der Gesellschaft waren auf eine geschehene Aufforderung sehr zahlreiche Materialien — im Ganzen über 500 Zusendungen — über den slawischen Theil der Bevölkerung des russischen Reichs zugekommen, sie sollen sehr reiches Material nicht nur für die Ethnographie, sondern auch für die russische Archäologie und selbst für die Geschichte enthalten. Kawelin habe an mehrern Beispielen nachgewiesen, wie alte Localsagen und Ueberlieferungen in ein tiefes Alterthum zurückreichen, und er schlug die Herausgabe der Materialien vor, „da sie die Wissenschaften bereicherten durch lebendige Erinnerungen des ältesten vorhistorischen Volkslebens, wovon in den Ueberlieferungen der nicht slawischen Bevölkerungen Europa's sich nur dunkle Erinnerungen und unklare Spuren erhalten hätten.“

Briefe aus dem Westen.

Erster Brief.

Von Bremen nach Neuyork.

(Fortsetzung.)

1 August. Dichter Nebel, so daß man auf keine halbe Meile weit sehen konnte. Auf dem Verdecke ließ sich in der Frühe plötzlich das Glockenzeichen zu raschem Ausweichen hören. Ein gebrochener Mast ragte etwa drei Fuß hoch vor dem Buge aus dem Meeresspiegel, es war das Grabmal eines versunkenen Schiffs. Recht traurig sah man unter dem Wasserspiegel noch den Mastkorb und darunter den Mast sich in die blaue Tiefe verlieren. Die See war spiegelglatt, der Tag trüb und das Fluthenrund regungslos, wie erstorben. Nachmittags ging ich einmal ins Maschinenzimmer, um die Achsumdrehungen nach der Uhr zu zählen. Es waren deren 10 in einer Minute, also 600 in der Stunde. Nach dem Durchmesser der Räder des Hermanns geben 70 Umdrehungen auf eine Meile, so machte er also in diesem Augenblicke $8\frac{4}{7}$ Meile per Stunde. Im Maschinenraum befand sich auch eine hübsche Uhr, welche jede einzelne Achsumdrehung mittelst verschiebbarer Zahlen angab. Die seemännische Zeiteintheilung ist ebenfalls eigenthümlich; sie besteht aus sechs Wachen, jede zu vier Stunden. Jede Stunde wird immer mittelst zwei Glockenschlägen angezeigt, die halben dazwischen mit einem einfachen; die erste Wache beginnt um 12 Uhr, und so geschehen um ein Uhr zwei Schläge, um $1\frac{1}{2}$ Uhr 3, um 2 Uhr 4 und so fort bis 4 Uhr, wo 8 Schläge die erste Wache vollenden. Gegen Abend zeigten sich heute wieder die lustigen Delphine. Heute erhielten wir auf dem zweiten Platz keine Nachricht über den Fortgang der Reise, so wie den Mittagstand des Hermanns. Ursache hievon kann ich keine angeben, doch verschaffte ich mir die betreffenden Daten später nachträglich. Sie lauten: Entfernung von Neuyork 962 Meilen, gefahren binnen 24 Stunden 218 Meilen; 45° 12′ Breite und 53° 22′ Länge.

2 August. Anhaltender dichter Nebel und später ein langer schwerer Gewitterregen mit Demner, wonach sich später die Fernsicht etwas öffnete: ächtes Neufundlandbankwetter, wie sich die Seeleute ausdrückten. In der Nacht mußte die Maschine der Ausbesserung wegen zweimal gestellt werden. Der Morgenregen wurde bald weggehofft, weil das Sprichwort sagt: „rain before seven passes before eleven;“ zu deutsch: Morgenregen und Altweiberliebe dauern nicht lang. Die Entfernung von Neuyork betrug heute noch 760 Meilen; wir waren in 24 Stunden 200 Meilen gefahren und befanden uns unter 43° 47′ Breite und 57° 38′ Länge.

3 August. In der Frühe stand die Maschine wieder einige Stunden zur Ausbesserung. Einer der Kessel war so verstopft, daß er völlig geleert werden mußte; das Anfeuern dauerte natürlich auch wieder einige

Zeit. Das Wetter war heute schön, der Wind aber entgegen aus Süden und SW. Nachmittags hatten wir bei hellem Himmel ein schönes Schauspiel. Es kamen nämlich vom NW langsam und gemächlich mehr als zwanzig Schwarz- und Wallfische dahergeschwommen, stets über die Oberfläche des leicht bewegten Meeresspiegels spielend: diese schwarzen ungeformten Seeriesen erschienen mir wie eine Heerde Büffel oder Nilpferde des Meeres. Unser Schiff mit seinen gewaltigen Ruderschlägen schienen sie gar nicht zu beachten, sondern die Wallfische unter ihnen spritzten geruhiglich ihre Wasserstrahlen empor. Gegen Abend kam auch wieder eine ganze Masse von Delphinen und unterhielt uns geraume Zeit mit ihren launigen Spielen. Das Meer schien übrigens heute noch nicht zufrieden, uns seine Wunder vorzuführen, auch das Wasser selbst wollte seinen Antheil daran haben, und so leuchtete heute der Schaum, als es dunkel geworden, vor dem Bug und in den Rädergleisen außerordentlich schön. Außer dem Phosphoresciren des Schaums glänzten und glitzten darin unzählbare größere und kleinere Sterne. Letztere Erscheinung war als wie von Leuchtkäfern der See anzusehen, denn auch ihr Licht ähnelte dem der Glühwürmer. Heute hatten wir 200 Meilen gemacht, wir waren noch 553 Meilen von Neuyork entfernt, und befanden uns unter 42° 25' Breite und 62° 00' Länge.

4 August. Starker und kühler Nebel; leichter Wind aus Westen; die See spiegelglatt. In der Frühe ward ein heller Nebel-Regenbogen sichtbar. Im Verlauf des Tages kamen mehrere sehr schön violett und rosagefärbte Nautilen (Segelschnecken) vorübergeschwommen. Die Matrosen nennen diese Thiere spottweise portugiesische Kriegsschiffe (portuguese men of war). Oefters sah man auch große Partien Fische übers Wasser springen, ohne daß jedoch die Art zu erkennen gewesen wäre. An solchen Plätzen sah man dann schaarenweise Möven auf dem Wasser schwimmend fischen. Der Meeresgrund wurde heute ebenfalls gemessen, die Tiefe betrug nur 40 Faden, d. i. 240 Fuß. Das Wasser war überhaupt auf der ganzen Neufundlandbank mehr grün als blau. Gegen Abend beobachteten wir zwei Haifische, die ihre Züge in der Nähe des Schiffes machten. Das Essen an Bord war unterdessen immer widriger geworden; das sogenannte frische Fleisch stank, denn das Eis war nach und nach ausgegangen. Ueberhaupt, wer die Behandlung dieses Küchenmaterials mit ansah, ehe es zubereitet wurde, dem konnte alle Fleischeßlust auf lange Zeit vergehen. Der Schiffsfleischer nahm es nämlich in der Frühe aus dem Eiskasten, in dem nach und nach aller Schmutz vom ganzen Depot zusammengeflossen war. Es von den Anhängseln dieser grausigen Lacke zu befreien, ward es während des Verdeckwaschens auf den Boden geworfen und so wie das Deck en bloc gewaschen. Oefters hatte ich diese Arbeit mitangesehen und gerochen, und mich deßhalb schon mehrere Tage allen frischen Fleisches enthalten, nur mäßig Schinken oder Pöckelfleisch nehmend. Sonst hatte ich mir durch die Gunst unseres freundlichen schwarzen Kochs Zwiebel zu verschaffen gewußt, und mir damit alle Tage zweimal einen Kartoffelsalat gewürzt; diesen Zwiebeln zur Ehre, kann ich sagen, daß ich hauptsächlich ihnen die Herstellung und Erhaltung meines von der Seekrankheit sehr mitgenommenen Magens verdanke.

Sehr widerwärtig und störend war mir auf der ganzen Seite das Benehmen der meisten Schiffsbeamten aufgefallen, von denen die jüngeren immer ihre freie Zeit mit knabenhaften Spielen auf dem Verdeck zubrachten, und dadurch bei dem vorhandenen Raummangel die Passagiere nicht wenig belästigten; dieses Spielen bestand gewöhnlich in lärmendem Umherjagen und Einanderwerfen. Ich gestehe, mir eine ganz andere Vorstellung von den Amerikanern gemacht gehabt zu haben. Ueberall und um jeden Preis den Gentleman spielen wollend, hält eine gewisse aber sehr große Classe bei ihren oft höchst widerlichen und gemeinen Manieren nichts höher als Frack und runden Hut, die man oft bis ins Lächerliche mißbrauchen sieht. So war also unter den jüngern Schiffsbeamten kein Ernst, der bei der elenden Maschine umsomehr zu wünschen gewesen wäre; auch hierin erwies sich die Interesselosigkeit des psalmensingenden Capitäns genugsam. Die Bedienung der Maschine sowohl, wie die des Schiffes selbst, war unter viel zu viele Beamte vertheilt, daher die viele überflüssige Zeit. Kein Wunder, wenn die Schiffseignergesellschaft mit ihren Seefahrten auf keinen grünen Zweig kommen kann; sie besoldet viel zu viele Herren, die für den Vortheil der Gesellschaft nicht am besten zu seyn scheinen. Der Hermann mochte wohl bei gegenwärtiger Reise ein namhaftes Stück Geld verdienen, denn seine Ladung konnte wohl auf 1 Mill. Doll. angenommen werden. Was für bedeutende Auslagen kamen aber auch davon abzurechnen? Der hauswirthschaftliche Theil des Schiffes scheint zudem in ebenso fahrlässigen Händen zu seyn, was an mancherlei Einzelnheiten leicht ersichtlich war. So wurde namentlich stets in zu großer Menge gekocht, so daß manche Schüsseln ganz stehen blieben und verdarben; statt solche einfach über Bord den Haifischen oder an Bord den Schweinen vorzuwerfen, wurde nochmals Schmalz daran verwendet und schlechtes stinkendes Fleisch kum zerhackt oder zerschnitten mit irgend einer schmierigen Mehlbrühe als irish stew oder gewöhnliches Gehäcke (hachés) unter die Nasen der Passagiere, wo es natürlich wieder ebenso unberührt stehen blieb. Mehr als einmal sah ich alsdann wie es der Steward vom Tisch weg den Säuen vorwarf; ähnliche Essensportionen gingen auch manchmal mit der Kohlenasche unter die Räderkasten. Auf gleiche Weise ging es mit Fischen und Geflügel, welches geschlachtet und schlecht gerupft und geputzt in Eis mitgenommen worden war; statt einmal auch den Passagieren zweiter Classe während der Reise eine Freude damit zu machen, ließ man diese Waare liegen bis zu einem Tage, da allen Passagieren, versteht sich mit gebührendem Rangunterschied, so eine Art Hundsknochen hingeworfen werden sollte, um ihnen das etwa bös gewordene Blut wieder gut zu machen. In der ersten Cajüte war großes Diner, in der zweiten sollte eine Hauptesserei stattfinden, darum wurde morgens beim Fleischwaschen auch Geflügel für die Küche der zweiten Cajüte ausgepackt. Oft schon sah ich in Ungarn und der Walachei arme Zigeuner ein todtes Schaf, Welschhuhn, Gans oder Ente vors Dorf hinausschleppen, um dort unterm lumpigen Nomadenzelt als leckere Kost gegessen zu werden; der Anblick war nicht so widrig, denn das Aas steckte noch in seinem natürlichen Kleide. Hier dagegen auf einem amerikanisch-deutschen Dampfschiffe war das Geflügel, welches heute an Bord gegessen werden sollte, gerade wie vom Schindanger unter anderen schwereren Cadavern hervorgezogen, so daß man schon beim Anblick mehr als gegessen hatte und wieder neuen Reiz zur Seekrankheit fühlte. Die Hälfte von diesem Schund warf der Fleischer selbst wieder über Bord, die andere Hälfte ward zwar gekocht und angerichtet, blieb aber, was die zweite Cajüte betraf, fast unberührt. So viel ich weiß sind Küche und Keller an Bord für Rechnung der Capitäns eingerichtet, ich möchte aber bei dieser Wirthschaft auf keine Weise mit ihm theilen. Im Keller geht es im selben Maaßstab zu, die Getränke sind alle über Gebühr theuer, besonders die geringeren Sorten. Nur die beiden Extreme äußerster Luxus oder größte Noth können einen bestimmen dieß oder jenes zu trinken. So z. B. eine Flasche german beer 25 Ct., so viel als eine Pinte Ale oder Porter. Ersteres wurde wenig getrunken, denn es war sauer, obwohl von Hause stark und gut. Um den halben Preis wäre die Waare immer mit Vortheil bezahlt gewesen und mehr getrunken worden. Mit den Weinen war es ähnlich; oft war der geringer bezahlte so gut als der kostbarere und der beste wieder schlechter als der geringste, so hörte ich mehrere Passagiere vom ersten Platz klagen, welche ihre Erfahrungen daran gemacht hatten. In 24 Stunden waren wir heute 218 Meilen gefahren und befanden uns von Neuyork noch 335 Meilen entfernt. Mittags zur Observationszeit standen wir unter 41° 12' B. und 66° 40' L.

(Schluß folgt.)

Ein riesenhafter Klumpen Zinkerz, der nach der Londoner Ausstellung geschafft werden soll, kam kürzlich aus der Grafschaft Sussex von Jersey nach Neuyork. Es ist reines rothes Zinkoxyd, das sich sonst nirgends in der Welt, als in Neujersey findet. Das Stück ist fünf Fuß lang, drei bis vier Fuß breit und tief, und wiegt 16,400 Pfd. Die Fortschaffung über die Berge hatte nicht geringe Mühe gemacht. (Times. 16 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. 23 Januar. 1851.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Karl Zill.)

14. Gesellschaftliche und sittliche Zustände der europäischen Bevölkerung.

Die Gesammtzahl der europäischen Bevölkerung belief sich im Jahr 1848 auf 115,818 Seelen, worunter 53,596 Franzosen, die Armee nicht mit inbegriffen, und wovon 17,485 mit 9,443 Franzosen auf die Provinz Constantine kommen. Dazu sind jetzt die in Ausführung des Decrets vom 19 September 1848 nach Algerien übersiedelten 13,500 Colonisten zu zählen, was die Gesammtbevölkerungszahl auf 129,318, diejenige der Franzosen allein aber auf 67,196 Seelen bringt. Auf die Totalziffer der europäischen Bevölkerung zählte man am 1 Januar 1847 nur 25,085 Frauenzimmer.

Die Zahl der Europäer ist folgendermaßen unter die verschiedenen Nationalitäten vertheilt:

Franzosen .	53,696	Bei der Verwaltung Angestellte. Colonisten. Handelsleute. Handwerker.
Engländer u. Malteser . .	10,359	Handelsleute. Krämer. Lastträger.
Italiener .	8,171	Künstler. Arbeiter.
Spanier .	31,528	Krämer. Handwerker.
Deutsche . .	5,386	Ackersleute.
Schweizer .	340	
Belgier . .	3,238	
Polen . .	393	See- und Handelsleute.
Portugiesen .	245	
Russen . .	111	
Griechen .	129	
Verschiedene .	2,232	
	115,818	

Wenn man nun die Zahl der wieder in ihre Heimath zurückgekehrten oder den Fiebern und der Cholera unterlegenen Colonisten derjenigen der seitdem Eingewanderten gegenüber stellt, so dürfte sich hieraus schwerlich bis jetzt eine bedeutende Vermehrung der Bevölkerung ergeben.

Im Ganzen wird die europäische Bevölkerung der verschiedenen Punkte durch die Lage dieser letztern in Hinsicht auf die Auswanderungspunkte bedingt; so ist die Provinz Oran, der Nähe Spaniens halber, hauptsächlich mit Spaniern, die Provinz Algier mit Franzosen und die Provinz Constantine mit Italienern und Maltesern bevölkert.

Die einheimische Bevölkerung Algeriens beläuft sich ungefähr auf drei Millionen Seelen, und man hat berechnet, daß man hievon fünf Individuen auf einen Flächenraum von 100 Hectares (500 französische Morgen) zählen kann. Nun kommen in dem am wenigsten bevölkerten Departement (den Niederalpen) deren 23 auf 100 Hectares; in dem Norddepartement 191, in der Manche 100, in der Sarthe 75, in dem Ain 60, in Loir et Cher 40, in Corsika 25. Wenn man nun annimmt, daß man den Algierer Tell eben so dicht wie das Manche-Departement bevölkern wolle, so hätte die französische Regierung 10 Millionen Individuen auf dem zum Anbau geeigneten Boden Algeriens anzusiedeln, was sehr füglich statthaben könnte, ohne die schon daselbst vorhandene Bevölkerung im mindesten zu stören.

Algerien wird in der französischen Nationalversammlung durch vier Abgeordnete vertreten. Die drei Provinzen Algier, Oran und Constantine werden in Bezirke, Kreise und Gemeinden getheilt, worin man wieder, je nach den Localitätsverhältnissen und den ihnen zustehenden Verwaltungsformen, Civil-, gemischte und arabische Territorien unterscheidet.

Die Civilterritorien sind diejenigen, welche eine zur vollständigen Organisation des Dienstes der öffentlichen Angelegenheiten hinlängliche Einwohnerzahl haben.

Die gemischten Territorien sind diejenigen, in welchen die noch wenig zahlreiche Civilbevölkerung keine vollständige Organisation der Civilverwaltung zuläßt. Die Militärbehörden besorgen daselbst die administrativen, bürgerlichen und gerichtlichen Angelegenheiten.

Die arabischen Territorien werden bloß militärisch verwaltet. Die Europäer werden nur auf specielle Erlaubniß zur Ansiedelung auf denselben zugelassen.

An der Spitze der Verwaltung steht der Generalgouverneur, welcher alle Attribute der obersten Civil- und Militärbehörde in sich vereinigt; er wird von dem Präsidenten der Republik ernannt und steht unter dem directen Befehl des Kriegsministers.

Der Generalgouverneur selbst hat unter seinem unmittelbaren Befehl die Truppen aller Waffengattungen, französische, fremde und einheimische, regelmäßige und unregelmäßige, welche die afrikanische Armee ausmachen. Er verfügt, wenn es die Umstände erheischen, über die Miliz, sowohl innerhalb als außerhalb der Städte. Er wacht über die gute und schnelle Ausübung der Justiz in den Gränzen der Gerichtsbarkeiten und Competenzen. In Criminalsachen gibt er Aufschub, wenn es der Fall ist

bei dem Staatsoberhaupt um Gnade einzukommen, und autorisirt die Vollziehung der Todesurtheile erst, wenn letzteres verordnet der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Im Abwesenheitsfalle wird er durch einen mit der Regierung per interim beauftragten General ersetzt.

Die Generaldirection der Civilangelegenheiten, so wie auch der mit der Leitung der gerichtlichen Angelegenheiten beauftragte Generalprocurator stehen ebenfalls unter dem Befehl des Generalgouverneurs.

Seit der Februarrevolution sind die frühern Directoren der Civilangelegenheiten in den drei Provinzen Algier, Oran und Constantine durch Präfecten ersetzt, welchen die Verwaltung der Civilterritorien in ihren resp. Provinzen obliegt, und unter deren Befehl alle Vorgesetzten der verschiedenen Civil- und Finanzdienste stehen. Jeder Bezirk hat einen Unterpräfecten und jede Gemeinde einen Maire mit einem mehr oder weniger zahlreichen Municipalrath, je nach der Wichtigkeit der Localität.

Der höchste Gerichtshof in Algerien ist das Appellationsgericht, welches in zwei Kammern getheilt ist und zu Algier seinen Sitz hat. Algier hat ebenfalls einen Gerichtshof erster Instanz, so wie auch Blida, Constantine, Philippeville, Bona und Oran. In diesen und noch mehrern andern Städten befinden sich Friedensgerichte, welche in manchen Localitäten die einzigen Civilgerichte sind. In jeder der drei Provinzen besteht bis jetzt bloß ein Handelsgericht.

Bei weitem der größte Theil der europäischen Bevölkerung Algeriens ist dem katholischen Cultus zugethan, an dessen Spitze ein Bischof mit einem Domcapitel steht. In allen Städten und vornehmsten Ortschaften befindet sich eine katholische Kirche mit ihrem Pfarrer und einem oder mehrern Vicaren. Die Protestanten haben zu Algier ein Consistorium und einen Tempel, zu Philippeville nur ein kleines Oratorium, das einzige in der Provinz Constantine.

Der öffentliche Unterricht in Algerien steht direct unter der Leitung des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts in Frankreich.

Algier ist heute der Sitz einer Akademie, der Universität für ganz Algerien, mit einem Rector und einem Oberinspector; drei Inspectoren des Primärunterrichts wurden erst neuerdings für die drei Provinzen des Landes ernannt. Das Collegium zu Algier ist bis jetzt das einzige Etablissement für den Secundärunterricht in Algerien; es wird in demselben neben den classischen Studien das im Lande gebräuchliche arabische Idiom gelehrt. Ein öffentlicher Cursus der arabischen Schriftsprache, der im Jahre 1836 zu Algier gegründet wurde, hat erst seit der Ordonnanz vom 25 April 1845, welche vom Jahr 1847 an die Kenntniß der Landessprache von jedem Candidaten für Civilämter erfordert, einige Wichtigkeit erlangt. Es bestehen überdieß zu Algier, Oran und Constantine noch besondere Lehrstühle für das im Lande gebräuchliche Arabische.

In allen Städten und Gemeinden sind Primärschulen, die zum Theil von weltlichen Lehrern, zum Theil von Brüdern und Schwestern der christlichen Lehre geleitet werden. Man zählt deren bis heute 48, wovon 30 Gemeindeschulen für Knaben, 18 für Mädchen, wozu noch zu Algier, Oran, Bona und Philippeville vier Zufluchtssäle für kleine Kinder bestehen.

Einige andere Institute, die einen weniger allgemeinen Charakter haben, entsprechen den besondern Bedürfnissen der Bevölkerung. So findet man zu Algier neben den vorgenannten Anstalten für öffentlichen Unterricht noch eine geistliche Secundärschule, ein Waisenhaus, eine von den Schwestern des Sacré-Coeur geleitete weibliche Erziehungsanstalt, ein großes und ein kleines Seminarium, und fast in jeder bedeutenden Stadt bestehen Privatlehranstalten für junge Frauenzimmer.

Der Handel beschäftigt bis heute den größten Theil der europäischen Bevölkerung; alles speculirt, kauft und verkauft mit mehr oder minder glücklichem Erfolg. Die Anwesenheit einer beträchtlichen Armee war der Magnet, der zahlreiche Speculanten aus allen Gegenden an sich zog; allein die Zeit ist vorüber, wo der Marketender sich schnell zum wohlhabenden Maître-d'Hôtel, der Krämer zum reichen Kaufmann aufschwingen konnte, und Bankerotte ohne Zahl sind an der Tagesordnung. Die Chefs der durch frühere glückliche Speculationen emporgekommenen Häuser sind allein Herren des Marktes und machen glänzende Geschäfte, während der neue Speculant ein sehr gewagtes Spiel spielt.

Der Ausfuhrhandel der ehemaligen Regentschaft Algier bestand hauptsächlich in natürlichen Producten, besonders in Häuten, Wolle, Ziegen- und Kamelhaaren, Getreide, Wachs, Honig, Korallen u. s. w. Eine im Jahr 1741 gegründete französische Gesellschaft, die afrikanische Handelsgesellschaft genannt, welche das Monopol des französischen Handels an der barbarischen Küste hatte, centralisirte alle Operationen an dem zwischen Budschia und La Calle gelegenen Küstenstrich; ihr gehörte auch ausschließlich die Korallenfischerei. Allein seit 1830 hat die Anwesenheit eines beträchtlichen Occupationsheeres, so wie auch die immer wachsende Zahl der europäischen Colonisten den Handelsoperationen einen bedeutenden Aufschwung gegeben.

Im Jahr 1830 belief sich die Ausfuhr auf 1,479,600 Fr., die Einfuhr auf 6,504,000 Fr. Im J. 1845 aber wurde für 10,491,059 Fr. ausgeführt und für 99,360,354 Fr. eingeführt, und in Zeit von 15 Jahren ergab sich ein Durchschnitt von 9,011,459 Fr. Ausfuhr und von 92,856,364 Fr. an Einfuhr. Im letztgenannten Jahre belief sich der Eingangszoll auf 1,103,488 Franken.

Die vornehmsten Einfuhrartikel bestehen in Zeugen von Baumwolle, Wolle, Seide und Hanf; in Getreide, Mehl, allen Sorten Wein, Bauholz, raffinirtem Zucker, allen Sorten Branntwein, gegerbten Häuten, gesalzenem Fleisch, Eisen- und Kupferwaaren, gewöhnlichen Krämerwaaren, Käsen, Steinkohlen, Tabak in Blättern, Gußeisen und Stahl, Kaffee, Rohzucker, Reiß, Glas- und Kristallwaaren, Pferden und Maulthieren, Olivenöl, gewöhnlicher Seife, frischem Tafelobst, trockenen Gemüsen, Steingut, Porzellan, Papier und Pappe, Tauwerk und Netzen, Hausgeräthe u. s. w.

Die Ausfuhrartikel theilen sich in zwei Classen, die Landesproducte und die Waaren französischen und fremden Ursprungs. Unter den ersten bemerkt man große Massen von Wolle, rohe Korallen, aller Arten Thierhäute, Getreide, Olivenöl, Blutigel, rohes Wachs, Knochen, Hufe und Hörner, Oelfrüchte, Schaf- und Rindertalg, Pferde, Medicinalpflanzen, Rinde für Gerber u. s. w.; unter den zweiten Baumwollzeuge, hölzernes Geräth, Cigarren, Tuch, Metalle, Krämerwaaren, Leinenzeug und Kleidungsstücke, Mehl, Pottasche, Glas- und Kristallwaaren.

Ein Beschluß des Oberhauptes der ausübenden Gewalt hat unter dem Datum des 4 Novembers 1848 den gesetzlichen Geldzins auf 10 Procent sowohl in bürgerlicher als auch in commercieller Hinsicht festgesetzt.

Es mag ziemlich sonderbar erscheinen, in Bezug auf ein Land, welches bis jetzt Frankreich nur große Opfer gekostet, von

Einkünften zu sprechen. Unterdessen hat dieses Land eine ziemlich starke einheimische Bevölkerung, welche zwar nur leichte Abgaben entrichtet, die aber jedoch immer Abgaben sind; es lebt daselbst ferner eine europäische Bevölkerung, welche ihre Bedürfnisse hat, einer Verwaltung bedarf und welche man verschiedenartig besteuern mußte, um einen Theil der zu ihrem Fortkommen erforderlichen Arbeiten auszuführen. Es existiren also in einem Wort Einkünfte, die zwar nicht stark genug sind, um das Mutterland für seine Ausgaben zu entschädigen, die aber dennoch die Lasten desselben um so viel erleichtern. Nachstehende Ziffern zeugen von dem aufsteigenden Gang dieser Einkünfte, welche nothwendigerweise mit der Bevölkerung wachsen müssen.

Einkünfte	im Jahr	1840	. . . .	5,610,707	Franken.
—	—	1841	. . . .	8,859,190	—
—	—	1842	. . . .	11,608,478	—
—	—	1843	. . . .	15,964,425	—
—	—	1844	. . . .	17,695,996	—
—	—	1845	. . . .	20,425,423	—
—	—	1846	. . . .	24,773,625	—

Der reinste Theil dieser Einkünfte ist der auf die arabische Bevölkerung erhobene. Im Jahre 1845 belief sich derselbe auf ungefähr 1,300,000 Franken. Die im Jahre 1848 erhobenen arabischen Abgaben beliefen sich auf eine Totalsumme von 6,300,000 Franken, welche zur Deckung der Unterhaltungskosten der einheimischen Truppencorps, die bisher fast ganz dem Kriegsbudget zur Last fielen, hinreichend waren.

Die Communication mit Frankreich ist seit dem Vertrag der Regierung mit der Dampfschifffahrtscompagnie Bazin und Perrier beträchtlich erleichtert, und die Dampfboote des Staates befahren ihrerseits regelmäßig die Küste von Oran bis nach Bona. Marseille ist von Algier 85½, von Philippeville 81, von Bona 88½ und von Oran 111 deutsche Meilen entfernt, und man entschließt sich hier leichter zu einer Reise nach Frankreich oder nach den verschiedenen Küstenpunkten, als man sich in Deutschland zu einer Reise von Frankfurt nach Leipzig entschließt.

Die Straßen- und Communicationswege sind bloß in der Nähe von Algier gut unterhalten; in dem übrigen Theil der Provinz Algier, so wie auch in den beiden andern Provinzen lassen dieselben noch viel zu wünschen übrig. So kann z. B. die ungefähr 8½ deutsche Meilen betragende Entfernung von Philippeville nach Constantine, welche der Eilwagen während des Sommers in weniger als einem Tage zurücklegt, zur Winterszeit oft kaum in drei Tagen zurückgelegt werden. Andere Straßen sind nur stückweise vollendet, und es gehen oft Jahre hin, bis wieder an die Aufnahme der Arbeiten gedacht wird. Auf den Karten sind die sogenannten Straßen in Algerien, wie z. B. von Constantine nach Setif, von Ghelma nach Bona, mit zierlichen, geraden Linien bezeichnet, in der Wirklichkeit aber fährt der Postfuhrmann meist querfeldein, über Stock und Stein, wie es eben die Beschaffenheit des Bodens mit sich bringt, und bleibt zur Regenzeit oft so stecken, daß ihm auch der stärkste Vorspann von Maulthieren nicht herauszuhelfen vermag. Die dabei Betheiligten schimpfen zwar weidlich darüber, der Unbefangene aber muß einsehen, daß bis jetzt kaum mehr in dieser Hinsicht gethan werden konnte: Rom ist nicht an einem Tage gebaut!

Wie wir weiter oben angedeutet, ist der Handel die Nahrungs- und Erwerbsquelle des größten Theiles der europäischen Bevölkerung, und die Unzahl von Waarenlagern, Kaufläden und Krambuden, Speise- und Kaffeehäusern, Wein- und Branntweinschenken muß jedem Fremden, der zum erstenmal eine Stadt dieses Landes betritt, nothwendig auffallen. Früherhin begünstigte die Anwesenheit zahlreicher Besatzungstruppen die Industrie der Victualienhändler, Kaffeewirthe und Weinschenken; seitdem aber, in Folge der Pacification des Landes, die Garnisonen bedeutend vermindert wurden, klagt alles über böse Zeiten, und manches Aushängeschild mußte aus Mangel an hinreichenden Kunden eingezogen werden, obgleich die noch vorhandene consumirende Classe ihr möglichstes thut, um den gänzlichen Untergang dieser beliebten Etablissements zu verhindern.

Ueberall legt diese Krämerbevölkerung der Städte den gegenwärtigen Zustand der Dinge der Regierung zur Last, und doch kann bei einiger Ueberlegung jeder einsehen, daß es einmal so kommen, und die früher oder später zu erwartende Truppenverminderung auf das richtige Verhältniß zwischen dem feilbietenden und dem consumirenden Theil der Bevölkerung störend einwirken mußte. Wie dem nun auch seyn möge, so ist indessen so viel gewiß, daß die meisten europäischen Einwohner, die bisher einzig und allein auf die Anwesenheit zahlreicher Truppen speculirt hatten, ihre Zuflucht zum Ackerbau nehmen müssen, wenn sie einem gänzlichen Ruin entgehen wollen, und es ist an der Regierung denselben die Mittel dazu an die Hand zu geben, und zwar auf eine einfachere rationellere Weise als es bisher geschah.

Die Handwerker und Taglöhner würden sich in Algerien sehr gut stehen, wenn sie nicht, kaum im Lande angekommen, Sklaven von Bedürfnissen aller Art würden, die sie in ihren frühern Verhältnissen kaum dem Namen nach gekannt hatten. Der Arbeitslohn der Handwerker wechselt zwischen 5 bis 8 Fr. täglich, je nachdem es sich wohlfeil oder theuer in einer Localität leben läßt; ein Taglöhner kann täglich zwischen 4 bis 7 Franken verdienen, je nachdem er eine leichtere oder schwerere Arbeit verrichtet, und der Lohn eines Dienstboten beträgt monatlich 30 bis 40 Franken, nebst Kost und Wohnung. Die Handwerker, welche das beste Fortkommen finden, sind die Bauarbeiter, Maurer, Tischler, Schmiede, Schlosser u. s. w.; die beträchtlichen Bauten des Militärgeniecorps waren, und sind noch heute, für dieselben eine stets sichere Erwerbsquelle, der bürgerlichen Bauten nicht zu gedenken, die allein schon zahlreiche Hände beschäftigen. Aber auch die übrigen Handwerker finden ihr gutes Auskommen, wenn sie nur einigermaßen arbeiten können und wollen; nur gibt es leider unter denselben so manche Pfuscher und Faullenzer, die nicht allein schlechte Arbeit liefern, sondern auch noch so manchen schönen Tag auf der Jagd oder in den Kneipen verlungern und dann, wenn die Kunden ausbleiben oder die Baarschaft alle ist, den Tag ihrer Ankunft in einem so schlechten Lande verwünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der amerikanische Census

ist noch nicht vollkommen ermittelt, aber was man bereits weiß übertrifft alle Erwartung. Neuyork, das im J. 1820 eine Bevölkerung von 123,000 Seelen, im J. 1830 203,000, im J. 1840 312,000 hatte, soll jetzt die erstaunliche Zahl von 750,000 haben. Es gibt nur zwei größere Städte in Europa. In zehn weitern Jahren wird Neuyork bei gleichem Fortschritt bevölkerter als Paris seyn, in 30 Jahren bevölkerter als London. Und dabei muß man noch erwägen, daß das Handelscapital Amerika's nicht wie Manchester und Liverpool sich auf Kosten des Landes nähret, sondern sein Fortschritt deutet nur den Fortschritt des ganzen Continents an St. Louis, das im J. 1810 nur 1600, im J. 1840 16,400 Einwohner hatte, zählte im J. 1850 90,000. So viel man aus den bisher gesammelten Nachrichten entnehmen kann, wird die Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten 25 Mill. betragen. Von 1800 an wo die Bevölkerung 5 Mill. betrug, bis zum J. 1840,

wo sie auf 17 Mill. sich belief, war die Vermehrung 33 Procent in zehn Jahren. Darnach hätte die Bevölkerung im J. 1850 22 Mill. betragen sollen. Die materielle Macht entwickelt sich mit der Bevölkerung. Dieß stößt die alten Traditionen von Gleichgewicht der Macht völlig um. Amerika ist jetzt nicht bloß ein Staat ersten Ranges, sondern, wenn keine innern Unruhen verfallen, wird es bald wirklich der erste Staat seyn, denn dauert seine jetzige Vermehrung noch 50 Jahre fort, so hat er am Schlusse dieses Jahrhunderts eine Bevölkerung von mehr als 100 Millionen. Das Mississippi-Thal allein könnte die ganze Bevölkerung Europa's nähren. Bereits zählt es 13 Millionen Einwohner, im Anfang dieses Jahrhunderts hatte es nicht so viele Tausende. **(Athen. 18 Januar.)**

Briefe aus dem Westen.

Erster Brief.

Von Bremen nach Newyork.

(Schluß.)

5 August. Dichter Nebel; Temperatur gelinde; See spiegelglatt; Wind aus Süden. Große Vorbereitungen das Deck frei zu machen. Schon Morgens fünf Uhr erhielt der Zimmermann Befehl die Bretterhütte auf dem Hinterdeck abzubrechen; Matrosen hingen an den Masten herum, um sie mit Messern weiß zu schaben, auch bekamen die rußigen Segel frische weiße Ueberzüge und wurden mit schwarzem Riemwerk darin verschnürt, alles zur Parade, denn im Hafen muß ein Schiff reinlich und nett aussehen; sein Negligé bekommen nur die Passagiere zu kosten, welche damit, wie auf eine gewisse Zeit verheurathet sind. Auf der See sah man lange Windstreifen, welche ein Theil Passagiere für die Golfströmung, ein anderer für Spuren von Ebbe und Fluth hielten. Ein Hai hielt sich einige Augenblicke ziemlich nahe beim Schiff; es mußte den Schwanz- und Rückenflossen nach ein tüchtiges Stück Fisch gewesen seyn. Vormittags kamen 6—7 Schiffe verschiedenen Gehalts in Sicht, sie verkündeten die Nähe des Landes. Von einigen Passagieren wurde auch eine große Seeschildkröte beobachtet. Mittags 12 Uhr ward der Lootse an Bord erwartet. In der That zeigten sich nach Tisch mehrere Lootsenboote, indessen kam aber der erste erst Abends nach 6 Uhr. Heute wurden bei der betreffenden Office allgemein die Getränkerechnungen bezahlt, wobei es ein starkes Drängen absetzte; die Getränkabgabe bestand nämlich an Bord nach der überhaupt in den Vereinigten Staaten üblichen Form, indem man auf kleine hiezu gedruckte Kärtchen vor Empfang des Gewünschten seinen Namen mit der näheren Bezeichnung der Waare zu schreiben hatte; diese Quittung behielt der buchführende Geschäftsmann und sie mußte also vor der Landung von jedem Unterzeichner wieder gelöst werden. Gegen WNW bemerkte man heute Nachmittags zu allgemeiner Freude das erste Land, worüber alle Fernröhren an Bord vollauf zu thun hatten. Das beobachtete Land war Fire Island, eine Leuchtthurminsel; der Lootse war an Bord und hatte die Nachricht gebracht, daß der Präsident Taylor gestorben und daß kürzlich ein Schooner im Long Island Sound gescheitert sey, wobei fast alle Menschenleben an Bord zu Grund gegangen seyen.

Abends wurden sämmtliche Passagiere an Bord mit Eispunsch bewirthet, als Seitenstück zu der heutigen Fest- und Zweckesserei; dem eigentlichen Zwecke entsprach es auf dem zweiten Platz nur unvollkommen, indem glaube ich aus dieser Cajüte nicht ein Passagier den Hermann segnend an Land ging. Besser ward der Zweck auf dem ersten Platz erreicht, wo so ziemlich allgemein eine Dank- und Loyalitätsadresse unterzeichnet wurde. Welche und wie viel Wahrheit derselben zu Grund lag, muß ich dahin gestellt seyn lassen, mich ging der erste Platz nichts an. Der Schiffsbefehlshaber hatte heute die Gesellschaft der zweiten Cajüte mit einem Anschlag beschickt, womit er dieser mit seinem Gruß zu wissen that, daß er hoffe, morgen frühe etwa 6 Uhr vor Anker zu gehen, wogegen natürlich niemand etwas einzuwenden hatte. Um Mittag standen wir heute unter 44° 22' B. und 71° 43' L.; hatten noch 105 Meilen bis Sandy Hook und waren in 24 Stunden das Maximum mit 230 Meilen gefahren. Von den Needles hatten wir bis hierher 15¾ Tage gebraucht. Jetzt stand noch die Fahrt durch die Bay in den Hafen und das Landen bevor.

6 August. Tag der Landung; Morgens zwischen 4 und 5 Uhr klarer Himmel, linde Luft und prachtvoller Sonnenaufgang. In Sicht war links Sandy Hook mit seinen Leuchtthürmen zu New Jersey gehörig, rechts die flachen Höhenrücken von Long Island. Das Wasser der Bay war vom Hudson olivenfarbig und schien nicht sehr tief, wenigstens war durchweg eine Fahrstraße ausgesteckt, wo sich der Hermann durchzuwinden hatte. Bald standen alle Passagiere, Männer, Frauen und Kinder auf dem Verdeck, um das neue Land ihrer Hoffnungen im Sonnenglanz zu betrachten. Die Temperatur nahm mit dem Sonnensteigen zu und wurde bald lästig. Bald waren wir bei Staten Island, wo einen Augenblick angehalten werden mußte, um den Quarantänearzt an Bord zu nehmen, der uns aber bald wieder verließ, nachdem er sich vom gehörigen Gesundheitszustand auf dem Hermann überzeugt hatte. Während dieses Stillstands beobachtete ich einen riesigen Hai, der seine Kreise hier herumschwamm. Hätte nicht gedacht, daß solche Seeräuber sich so tief in die Bay hereinwagen würden. Der Anblick, den die Bay von Newyork mit ihren Umgebungen auf den fremden Beschauer hervorbringt, ist überraschend und mächtig. Rings um auf dem Wasser endloses Leben von Schiffen aller Nationen und den verschiedensten Weltenden, Barken, Schooner, Briggs, Kähne, große und kleine Ferries (Ueberfuhrboote), eine Art Dampfomnibus zu Wasser von den verschiedensten Bauarten. An dem kleinen Fort auf Governors Island vorüber links drüben New Jersey City, und rechts Brooklyn über dem East River liegen lassend, kamen wir bald vor Anker am Saum eines ungeheuren Mastenwaldes unweit der Battery mit ihrem malerischen Castlegarten, früher eine Hafenbefestigung, jetzt ein beliebter Belustigungsort der Newyorker.

Alsbald erschienen die Zollbeamten an Bord, thaten das ihrige an Koffer und Kisten und Nachtsäcken, jedoch zu ihrer Ehre sey's gesagt, auf sehr delicate und großmüthige Weise. Bald saß ich mit einem Landsmann im Wagen und fand Quartier im Kölner Hof.

Nachmittags mußte ich nochmals tüchtige Hitze an Bord ausstehen, um eine vernagelte Kiste öffnen und untersuchen zu lassen, daß auch diese an Land gebracht werden konnte.

Die Inschriften in den Adschantenhöhlen scheinen auf die Bestimmung des Alters der Gemälde in diesen Höhlen zu führen. Die Regierung von Madras hat vor einiger Zeit einen Capitän Gill hingeschickt, um Copien der darin gefundenen Malereien zu nehmen, und mehrere derselben befinden sich jetzt im Indiahouse; die Sache ist indeß noch zu unvollständig, als daß man sie umständlicher beschreiben könnte. Mehrere der Gemälde haben Inschriften, zwar von geringer Ausdehnung und wahrscheinlich an und für sich nicht von sonderlicher Bedeutung, aber dennoch wichtig, weil sie Zeugnisse ablegen, daß auch hier die Sanskritsprache in Gebrauch war. So weit sie entzifferbar sind, stimmen sie mit der Ansicht überein, daß diese Gemälde buddhistischen Ursprungs sind. Am Ende vorigen Jahres schickte Capitän Gill an Oberst Sykes neun Inschriften, und zugleich Abschriften von sechsen an Hrn. Walter Elliot von Madras. Sie sind in derselben Schrift wie die Inschriften auf den Girnar-Felsen. Hr. Elliot schrieb sie in neuere Schrift um, übersetzte sie und sandte die Uebersetzung an Oberst Sykes, der sie mit der seinigen verglich, und, von kleineren Verschiedenheiten abgesehen, mit der seinigen übereinstimmend fand. Sie enthalten meist Verwilligungen und Gaben an den Tempel. Die Schrift, in welche diese Inschriften abgefaßt sind, stimmt mit der zusammen, welche vom dritten Jahrhundert vor bis zum zweiten Jahrhundert nach Christum im Gebrauch war. In dieser Zeit muß also die Ausschmückung der Höhle fallen, und da die Sprache Sanskrit nicht Pali ist, so wird dadurch auch die strittige Frage entschieden über die Priorität der letztern Sprache in buddhistischen Inschriften. **(Athen. 18 Januar.)**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. 24 Januar 1851.

Die Bewohner von Central-Amerika.[1]

Nichts kann einem Reisenden, der einige Zeit in Central-Amerika verweilt, auffälliger seyn als das ruhige, feste Benehmen der großen Masse des Volkes gegenüber den häufigen, von den abscheulichsten Mordthaten begleiteten Empörungen und Revolutionen.

Die besseren und zufriedeneren Classen des Volkes bestehen größtentheils aus Spaniern oder aus Leuten spanischen Ursprungs mit einer Beimischung von indianischem und selbst afrikanischem Blute. Einige, aber nicht viele, rühmen sich einer rein europäischen Abstammung, während dagegen die höheren Classen in den Städten oder den benachbarten „Haziendas" meist aus Leuten bestehen, die wir „Farbige" nennen würden. Die unteren Schichten des Volkes sind aus allen Schattirungen von Farben und Lastern zusammengesetzt: doch ist das Gemisch von europäischem und indianischem Blute, welches größtentheils vorherrscht, dem Gemische indianischer und afrikanischer Abstammung weit vorzuziehen.

In den Städten ist sehr wenig reines indianisches Blut zu finden, obgleich es viele Dörfer gibt, die sich dessen rühmen können. Im allgemeinen zeigt sich selbst im Innern eine leichte Mischung der Racen, doch sieht man gewöhnlich die dunkle rothe Haut und das lange schwarze steiffe Haar, sobald man die Städte verläßt.

Viele der höheren Classen besitzen allerdings große Rinderheerden, aber sie sind trotzdem sehr arm, da sie nur wenige von diesen Thieren und diese wenigen meist nur durch Tauschhandel absetzen können. Ein guter Ochse hat nur einen Werth von vier bis sechs Dollars und selbst um diesen Preis zu erlangen, müssen die Thiere häufig einige hundert Meilen weit nach dem Markte von St. Miguel getrieben werden, der jährlich einmal stattfindet.

Viele dieser zu Markte getriebenen Thiere gehen auf dem beschwerlichen Wege zu Grunde, und die Kosten für die Hirten und Pferde, welche die Heerde begleiten, sowie die Unsicherheit des Verkaufs, machen diese Speculation zu einer sehr zweifelhaften. Der Verlust ist im Durchschnitt größer als der Gewinn. Mehrere Landeigenthümer in der Nähe der Städte bauen Indigo, aber die Ernte ist so unsicher und es herrscht ein so großer Mangel an Capital, um die Gruben in gehöriger Ordnung zu erhalten und die Löhne in baarem Gelde auszuzahlen, daß die Sache fast durchgängig Verlust bringt, besonders da der Indigo nach demselben Orte zu Markte gebracht werden muß, nach welchem man die Rinder treibt — nach St. Miguel. Auf dem in dieser Stadt alljährlich einmal stattfindenden Markte versammeln sich Käufer von allen Theilen der amerikanischen Küste bis nach Valparaiso, um ihre Einkäufe an Cacao, Indigo, Cochenille u. s. w. zu machen, während die auf diesem Markte erkauften Rinder größtentheils für Guatemala selber bestimmt sind.

Demnach sind die Einwohner der Städte in der Nähe von Realejo und Leon, die keinen sicheren Markt für ihre Heerden und ihren Indigo haben, gewöhnlich nicht nur sehr arm an Geld, sondern auch oft genug kaum im Stande, sich die gewöhnlichsten Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen. Dagegen haben sie meist Ueberfluß an einfachen und größtentheils sehr groben Lebensmitteln: sie sind wie fast alle Spanier gut gesittet, sie sind ruhig, friedfertig und wünschen nichts so sehr, als Ruhe und Frieden — und ein Fremder kann sich nicht erklären, wie die vielen für das Land so nachtheiligen Revolutionen zu Stande kommen, wenn er sieht, daß diese Leute von jeder Agitation sich fern halten.

Jede Revolution, die in all den Republiken von Chile bis nach Mexico hervorgebracht wird, ist immer nur das Werk einer so kleinen Partei der Bevölkerung, daß ein Fremder kaum begreifen kann, warum die große Mehrheit sich nicht erhebt und es entschieden ausspricht: „Wir wollen in Ruhe leben; wir wollen keine Revolutionen und keine Mordthaten: wir wünschen nicht, daß unsere Straßen mit Blut überschwemmt werden; wir sind nicht geneigt, uns Geld, Rinder und persönliche Dienste abpressen zu lassen — wir sind die große Mehrheit und haben keine Lust uns von einer kleinen, aus liederlichem Gesindel bestehenden Minderheit plündern zu lassen." Dieß könnten sie mit Recht sagen, aber sie sagen es nicht und handeln auch nicht darnach. Die Folge davon ist, daß sie von der kleinen Minderheit räuberischer Bösewichter auf die schamloseste Weise geplündert, beraubt und gemordet werden: aber sie verdienen es fast nicht besser, denn wenn der Neunte oder der Neunundneunzigste dagegen auftreten wollte, so würden sich nur wenige finden, einen solchen Widerstand mit den Waffen zu unterstützen.

Die Bewohner der Wälder sind andere Leute — meist rechtschaffen und friedfertig, aber kühn und abgehärtet, scheinen sie sich weder um Revolutionen zu kümmern, noch von ihnen berührt zu werden. Sie führen — „fern von Städten" — zwar ein ziemlich unsicheres Leben, können aber, wenn sie sich nur kurze Zeit im Jahre gehörig regen, für sich und ihre Familien leicht den nöthigen Unterhalt gewinnen. Ein Acker Waldland, gelichtet, ausgebrannt und eingehägt, gibt eine sichere und hinreichende Maisernte, und wenn einige Ansiedler zur Arbeit des Lichtens

[1] Aus „George Byam's: Wildes Leben im Innern von Central-Amerika." Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden bei Rudolf Kunze.

und Einhägens, die möglichst schnell geschehen muß, sich vereinigen, so wird diese um so besser und schneller ausgeführt und der Ertrag dann getheilt. Dieses Feld kann drei Jahre lang benutzt werden, worauf man auf gleiche Weise die Lichtung eines anderen Stückes vornimmt. Jeder „Rancho“ hat sein Geflügel und häufig auch wilde Truthühner. Der Ansiedler ist, nachdem er seinen Samen ausgestreut hat, vollkommen Herr seiner Zeit. Er besitzt meist einige Kühe, die ihn mit Milch, Quark und einem etwas groben Käse versehen; er fischt im Flusse, erlegt dann und wann ein Stück Rothwild, fängt ein Kaninchen, bringt zuweilen ein wildes Schwein heim und ist stets dem Leguan und seinen Eiern auf der Spur. Meist ist er auch im Besitz eines kleinen Pferdes oder Maulthieres, das er für die Reise zureitet, die er jährlich zweimal nach einer großen Stadt unternimmt, wo er sein Thier verkauft. Außerdem sammelt er das Wachs der wilden Bienen, während er den Honig in seinem Hause braucht, und wenn endlich der Tag kommt, wo er sich nach der Stadt begibt, zieht er mit seinem Füllen und seinem Wachs von dannen, um beides zu verkaufen, letzteres zu Kerzen für die heilige Jungfrau und die Heiligen, und kehrt dann mit einem Stück Zitz für seine Frau und seine Töchter und einem Stück starker Leinwand zu seinem Sonntagshemd und seinen Sonntagshosen nach seinem Rancho zurück — physisch und moralisch eben so hoch über dem Städter stehend wie ein englischer Wildhüter über so manchem schmutzigen Fabrikarbeiter von Wigan und Manchester.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

14. Gesellschaftliche und sittliche Zustände der europäischen Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Der Hang der ersten Ankömmlinge, der Soldaten, für Wirthshausfreuden hat sich zudem auf eine betrübende Weise auf die denselben auf dem Fuß folgende bürgerliche Gesellschaft vererbt. Nicht nur allein die Handwerksleute, Meister und Gesellen, sondern öfters auch die Handlanger und Taglöhner, sind regelmäßig Morgens, Mittags und Abends im Kaffeehaus zu finden, und wo sich zwei Bekannte begegnen, vernimmt man ein zwar scherzweise ausgesprochenes: „Tu ne paies rien?“ das aber sogleich ernstlich genommen wird, und jedesmal auf eine Libation in der nächsten Kneipe hinausläuft. Nichts destoweniger beklagen sich diese Leutchen, die in Frankreich wöchentlich höchstens 15 bis 20 Franken verdienten, hier mit 30 bis 40 Franken die Woche nicht auskommen, oder doch wenigstens nichts erübrigen zu können.

Das weibliche Geschlecht macht hier ebenfalls weit größern Aufwand als im Mutterlande; wie dieß in allen Colonien der Fall ist, gibt es hier der Tracht nach keine Handwerkers-, Bauern- oder Taglöhnersweiber und Töchter, sondern lauter Damen, die mehr oder weniger geschmackvoll aufgeputzt sind. Deßwegen vermißt auch der Fremde bei den Volksfestlichkeiten dieses Landes das dem Auge so angenehme, Abwechslung gewährende bunte Gemisch, das einen europäischen Jahrmarkt charakterisirt. Diese Putzsucht wirkt keineswegs vortheilhaft auf die Sitten, und die silbernen Kämme, goldenen Halsketten, Ohrgehänge und Ringe, welche die hiesigen Schönen schmücken, sind meistens auf Kosten ihrer Jugend erworben.

Die Ungebundenheit der Sitten kennt hier keine Gränzen, und was in dem gesitteten Europa von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt wird, findet man hier ganz in der Regel. Wilde Ehen sind eine ganz gewöhnliche Sache, und gar viele rechtmäßig verheurathete Frauenzimmer wissen das Eheband so locker zu machen, daß es sie nicht im mindesten drückt. Die Lebensweise eines großen Theils der weiblichen Bevölkerung der nordafrikanischen Städte, besonders diejenige der sogenannten „Femmes Libres“ aller Classen, gibt ein schlechtes Beispiel für neue Ankömmlinge ab, von welchen übrigens viele sich schnell in neue Sitten und Gewohnheiten zu finden wissen, und dem Einwanderer, den der Himmel mit vielen Töchtern gesegnet, ist deßhalb wohlmeinend anzurathen, so schnell als möglich die vergiftete Atmosphäre der Städte zu fliehen und in irgend einem verborgenen Winkel des Landes eine Zufluchtsstätte für die Tugend und die Ehre derselben aufzusuchen.

Diese allgemeine Sittenverderbniß hat übrigens ihren Hauptgrund in dem verderblichen Einfluß, welchen das schlechte Beispiel einer zahlreichen Armee auf die Civilbevölkerung ausüben muß. Bei den Officieren der Armee geht ein starker Theil ihres Soldes zu nicht geringem Nachtheil ihrer Haus- und Speisewirthe, in Putz- und Schmucksachen für ihre Liebchen auf; auch sind sie meistens tief verschuldet, es müßten denn bei den Lieferungen angestellte (Officiers comptables) seyn, welche im Ruf stehen das Geheimniß zu besitzen, aus 4000 Franken Appointements 30 bis 40,000 zu machen, und dem Gegenstand ihrer Wahl, wie der Ritter in der Romanze, „goldene Kreuze, Perlen und Ringe“ darbieten können, ohne daß es sie im mindesten genirt. Es ist daher zu verwundern, wenn man bei den Verführungskünsten aller Art, welchen die so schwache Minorität der Frauenzimmer in Algerien preisgegeben ist, hier und da noch einen Funken von Sittlichkeit glimmen sieht, welcher jedoch allgemein für Grimasse gehalten wird, weil hier selten Jemand noch an Unschuld und Ehre glaubt.

Ich erwarte hier den Vorwurf zu sehr im Allgemeinen gesprochen zu haben, auch gebe ich ehrenvolle Ausnahmen von der Regel zu, beharre aber auf der Behauptung, daß dieselben weder in den höhern, noch in den niedern Volksclassen Algeriens besonders häufig anzutreffen sind.

Die Leichtigkeit, mit welcher man bisher mit geringen Hülfsmitteln und nach geringerer Anstrengung durch mehr erwähnte Speculationen sein Fortkommen finden konnte, neben dem unzweckmäßigen, mehr hinderlichen als förderlichen Gang, den die Regierung hinsichtlich der landwirthschaftlichen Concessionen eingeschlagen, ist es zuzuschreiben, daß bis jetzt die ackerbautreibende Bevölkerung so dünn gesäet ist. Ich kann weder die großen Concessionärs, die den größten Theil ihres Landes brach liegen lassen, noch die wenigen Ackerbauliebhaber in dem Bannbezirk von Algier, die bei zwar regelrechtem, aber äußerst kostspieligem Anbau kaum die Kosten herausbringen, eben so wenig als die Gemüsegärtner in den Stadtgebieten, und die Uhrmacher, Tischler und Drechsler der neuen Pariser Colonien zu der Classe der eigentlichen Ackersleute zählen, und verstehe unter diesen letztern die kleinen Landwirthe von Profession, die der wahre Kern einer neuen Colonie sind, und die den Grund zu dem heute so blühenden Ackerbau in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelegt haben. Allein eben diese konnten bei dem bisherigen Zustand der Dinge nicht aufkommen; statt denselben freie Hand zu lassen, sich einstweilen einzurichten wie es ihnen die ihnen zu Gebot stehenden Hülfsmittel zuließen, und die europäischen, hier zu kostspieligen Culturmethoden nach den Localitätsverhältnissen zu modificiren, legte man ihnen unerfüllbare Bedingungen auf, um sie, wie man glaubte, dadurch an den Boden zu fesseln. Die meisten vor wenigen Jahren angelegten Dörfer bieten aber so traurige Erfahrungen in dieser Hinsicht dar, daß die Regierung

unmöglich auf der bisher befolgten Verfahrungsweise beharren kann, wenn es ihr anders mit dem Colonisationswesen in Algerien ernst ist.

Wie ist es auch möglich, daß diese Armen gedeihen können? Die mitgebrachte Baarschaft ging in dem von Amtswegen erforderten kostspieligen Häuserbau darauf, und es blieben ihnen daneben noch drückende Schulden. Sie konnten sich daher nicht die erste Grundlage zu dem benöthigten Viehstand verschaffen, und die längst erwarteten Ernten waren schon zum voraus in Victualien verwandelt worden, die man aus der Stadt bezog, und die ein zweckmäßiger landwirthschaftlicher Betrieb zur Genüge liefern konnte. Ein Landmann, der Feld und Garten besitzt, Rindvieh, Schafe, Schweine und Geflügel über Bedarf halten kann, soll meiner Meinung nach alles was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, zu Hause vorfinden, und mit Ausnahme außerordentlicher Fälle, nie des Bäckers oder Fleischers bedürfen. Der Araber bringt, bei wenig anhaltender Arbeit, bei einer Verfahrungsweise, die man die landwirthschaftliche Industrie in der Kindheit nennen kann, weit über den Bedarf seiner Familie hervor, und verkauft noch dazu an die Stämme der Wüste einen großen Theil seines Getreides. Dieß kann nicht Mangel genannt werden, und unsere Colonisten würden, wenn man sie ihrem eigenen Instinct überließe, bei einer intelligenten Thätigkeit bald das Nöthige erschwingen und später zu einem relativen Wohlstand gelangen.

Die Regierung glaubt indessen unübertreffliche Anstalten getroffen zu haben, um das Gedeihen der jungen Colonie zu sichern; diese Anstalten haben aber wie gesagt, zum Hauptzweck, den Einwanderer durch mancherlei häkliche Bedingungen an das ihm angewiesene Land zu fesseln, berücksichtigen aber zu wenig, ob dieser dieselben auch zu erfüllen im Stande ist, ohne daß ihm der größte Nachtheil daraus erwachse. Die Absicht war unstreitig gut, allein man hat in den Mitteln geirrt. Der Boden ist reich, sagt man, das Klima dem Wachsthum günstig, und ein Blick auf den Feld- und Gartenkalender des Landes thut mehr als hinreichend dar, daß man den neuen Ansiedler in ein Land gesetzt habe, wo „Milch und Honig fließt“, und es seine eigene Schuld ist, wenn er nicht bis über die Ohren im Fett schwimmt. Ich setze diesen Kalender hierher, weil er wirklich zeigt, was ein gut eingerichteter Acker- und Gartenbau in Algerien hervorzubringen vermag.

Januar: alle Blumen unserer Felder und Gärten, der Weißdorn, die Iris, die Seidenpflanze, die Levcojen, das Geranium, die Tulpen, die Monatrosen, die Mandel-, Erdbeer-, Citronen- und Orangenbäume stehen in voller Blüthe; der vielschößige Maulbeerbaum treibt neue Sprossen, das frühzeitig ausgesäete Getreide schmückt die Felder mit jungem Grün, die Gemüsegärten geben all ihren Reichthum, die im September gepflanzten Kartoffeln werden eingeerntet, die Bananen sind reif, die Erdbeeren geben reichlich aus, die Hühner fangen wieder an zu legen, die Schafe beginnen zu lämmern.

Februar: Die Blumen- und Gemüsegärten sind noch eben so reich versehen, die Granaten- und Quittenbäume treiben Knospen, man säet Gerste und Gartenerbsen, pflanzt Sommerkartoffeln, aller Arten Kohl für den nächsten Winter, und wenn die größte Kälte vorüber ist, alle möglichen Frühlingsblumen; man richtet die Spargelbeete zu, steckt Zuckerhut und Ochsenherzkraut, um dasselbe gegen Ende des März zu ernten; man beschneidet die Oliven- und weißen Maulbeerbäume und reinigt die Wiesen.

März: Die Bienen schwärmen, die Seidenraupen schlüpfen aus, und man vernimmt den ersten Ruf des Kukuks; die Vegetation wird kräftig, der weiße Maulbeerbaum treibt Knospen, der vielschößige ist mit Laub bedeckt; der Sumach, der Bohnenbaum, der Weinstock, die Baumwolle, der Indigo gehorchen dem belebenden Impuls der Frühlingssonne; das Zuckerrohr schlägt wieder aus, die Pflaumen, Kirschen und Aprikosen treiben Blüthenknospen; man beginnt die Artischocken zu schneiden, und hat Salat und Gemüse im Ueberfluß; gegen den 15ten dieses Monats pflanzt man die Bataten.

April: Die Gärten prangen im schönsten Blumenflor; der Zedrachbaum und die Weinrebe blühen, die Sprossen des Zuckerrohrs schießen empor; alle Gemüse, den Kohl ausgenommen, schießen in Samen auf, der Kuhkohl gibt reichlich aus; man säet Bohnen aller Art, pflanzt Mais und Baumwolle so wie auch die Stecklinge von Tabak, Kabiskraut, Blumenkohl und Kohlraben.

Mai: Der Orangenbaum blüht noch immer, der Judendorn- und der Gojavabaum sind mit Laub bedeckt, der Blüthenstiel der Agave beginnt sich zu entwickeln; man pflückt die Maulbeeren und erntet grünen Kohl für das Vieh in Menge.

Junius: Die Hitze nimmt zu, ein reichlicher Thau erhält die Vegetation frisch. Die Frühfeigen, so wie auch die im März gepflanzten Kartoffeln beginnen zu reifen; der Flachs, der Senf, das Haidekorn werden eingeerntet; vom 1sten zum 25sten schneidet man die Gerste, vom 15ten zum 30sten den Weizen: und gegen den 30sten beginnt die Heuernte. Man hackt die im Februar gepflanzten Kartoffeln aus, mäht die Luzerne und die künstlichen Wiesen und oculirt den Feigenbaum aufs schlafende Auge; die Kirschen, Johannisbeeren, Aprikosen, Mandeln und Erdbeeren sind gut zu pflücken.

Julius: Die große Hitze hat ihren Anfang genommen, die Myrte, der schwarze Pfeffer und die Waldrebe stehen in der Blüthe; man erntet Pflaumen, Birnen, Citronen, frühe Feigen, so wie auch aller Arten Gemüse. Gegen den 15ten schneidet man das Schilfrohr, gegen Ende des Monats ist die sämmtliche Getreide- und Kartoffelernte eingebracht und es hat die erste Ernte des Tabaks statt.

August: Dieß ist der Monat der drückenden Hitze. Die Tuberosen blühen, die Trauben, Quitten und Pfirsiche sind reif; der Indigo ist gut zum Schneiden; das Zuckerrohr wird zum viertenmal zum Grünfutter geschnitten; der Mais wird eingeerntet, die Pomeranzen sind reif, so wie auch die zweiten Feigen und die Cactusfeigen; die Bienenstöcke liefern Honig im Ueberfluß. Man beeilt sich das Austreten des Getreides zu beendigen um es in den Silos aufzubewahren. Die Viehweiden sind überall versengt. Gegen den 15ten werden Zwiebeln gesäet.

September: Bei dem ersten in diesem Monat fallenden Regen erwacht die Natur wie aus einem Erstarrungsschlaf, und die Bäume welche Afrika mit Europa gemein hat, schlagen zum zweitenmal aus. Die Runkelrüben haben der Hitze widerstanden und liefern ein treffliches Futter. Am 1sten Weinlese, am 10ten fünfter Schnitt des Zuckerrohrs zum Grünfutter, am 15ten zweite Ernte der Melonen, des Tabaks und der Feigen! die Cactusfeigen geben noch immer reichlich aus; Reife der ersten Baumwolle; spanischer Pfeffer, Auberginen, Granaten, Quitten, Aepfel, Birnen und späte Pfirsiche.

October: Die heftigen Westwinde führen immer Regen herbei. Die Esparsette, der Klee und die Luzerne schlagen kräf-

tig aus, die Citronenbäume tragen zugleich Blüthe und Frucht, die Spargeln geben eine zweite Ernte, an den Geländern sind noch viele Trauben, man pflückt die letzten Feigen und säet alle Wintergemüse.

November: Die Temperatur sinkt immer tiefer. Die Ranunkeln und Anemonen werden kräftig, die Veilchen blühen, der Blumenkohl und der gemeine Kohl, welche die Sommerhitze überstanden, fangen an zuzunehmen; das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach ab. Die Früchte des Erdbeerbaumes sind reif, die Rüben erkräftigen, die Olive wird schwarz, die Pilze schießen im Ueberfluß; Ernte der Baumwolle. Man säet Weizen, Korn und Gerste, Tabak, Ackerbohnen und die meisten Blumen. An den letzten Tagen dieses Monats schneidet und pflanzt man die Reben.

December: Die Weiden- und die Futterkräuter stehen überall prächtig. Die Nelke treibt Knospen, das Geranium, die Levkojen, Narcissen, Hyacinthen u. s. w. blühen, die bengalische Rose verbreitet ihren Wohlgeruch. Die Fruchtbäume, welche Afrika mit Europa gemein hat, ruhen aus. Einige Pomeranzen sind reif, man sammelt die Oliven ein; es gibt Kresse, rothe und schwarze Rettige im Ueberfluß; die im September gepflanzten Kartoffeln sind reif. Man fährt fort Getreide, Ackerbohnen, kleine Erbsen und Gemüse aller Art zu säen, und beeilt sich die Baumpflanzungen in diesem Monat zu beendigen.

Hier ist also dein Tisch gedeckt, glücklicher, dreimal glücklicher Ansiedler! Der Mund muß dir wahrlich beim Lesen dieser monatlichen Aufzählung der reichen Schätze des Feld- und Gartenbaues wässern; eine väterliche Regierung hat dich, im Interesse deiner Gesundheit und deiner Sicherheit, gezwungen ein schönes, steinernes Haus zu bauen; sie zwingt dich ferner, auf jeden dir zugestandenen Hectare Land zwanzig Bäume zu pflanzen, damit du im glühenden Sommer kühlendes Obst und wohlthätigen Schatten habest; wenn du aufgehalten bist in kurzer Zeitfrist dein Land zu umzäunen oder mit kostspieligen Gräben zu umziehen, so gereicht dieß wieder zu deinem Besten, denn es verhütet dir künftige Streitigkeiten mit deinen Nachbarn. Bringe nur ein rundes Sümmchen Geld mit und es wird alles aufs Beste gehen!

So rechnet die Regierung, der nüchterne, unbefangene Beobachter aber rechnet anders und braucht bloß einige Ziffern unter einander zu stellen, um darzuthun welch' gewagtes Spiel der ohne weitere Ueberlegung sich auf die väterlichen Absichten der Regierung verlassende Ansiedler spiele.

Angenommen das mitgebrachte baare Vermögen des Colonisten belaufe sich auf zehntausend Franken, hier 10,000 Fr.

Bau der erforderlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude	5,000 Fr.
Ankauf von 280 Bäumchen aus der öffentlichen Baumschule . .	84 „
280 Löcher von einem Kubikmeter zum Pflanzen der Bäume, zu 1½ Franken	420 „
1600 Meter Gräben, zu 1½ Franken	2,400 „
Total	7,904 Fr.

Alle diese Arbeiten müssen nun in einer Zeitfrist von drei, oder, wenn je ein Aufschub gestattet wird, von fünf Jahren vollendet seyn, und es sind schon nahe an 8,000 Fr. bloß für die Erfüllung der unerläßlichen Bedingungen darauf gegangen. Der Colonist hat aber ferner sich Haus- und Ackergeräth, Zugvieh, Saatkorn u. s. w. anzuschaffen, auch muß er bis zur ersten Ernte aus der Tasche zehren, und dafür sollen die noch übrigen 2,000 Franken hinreichen. Er muß deßhalb nothgedrungen Schulden machen, und es steht ihm nichts anderes bevor, als sein Gut, nachdem er sich einige Jahre abgeplagt, um den definitiven Besitztitel zu erlangen, in die Hände gieriger Wucherer übergehen zu sehen.

(Schluß folgt.)

Der größte Baum der Welt.

Ein belgisches Blatt (Journ. du Comm. d'Anvers vom 14 Januar) entlehnt, wir wissen nicht aus welchem englischen Journal nachstehendes aus einem Briefe, den der bekannte Botaniker Sir William Hooker, der Oberaufseher der Gärten der Königin, ein Gelehrter, dessen Ansehen und Rechtlichkeit dafür sprechen, daß von keinem amerikanischen Puff die Rede ist, veröffentlichte. Der Brief ist aus Hobarttown in Vandiemensland und lautet folgendermaßen.

„Vorige Woche habe ich zwei der größten Bäume gesehen, die auf der Welt existiren, wenn es nicht wirklich die größten sind, die man bis jetzt gemessen hat. Alle beide befinden sich hinter dem Berge Wellington, am Ufer eines kleinen Baches, der sich in den Fluß North-Westbay ergießt, und gehören zu der Art, die man hier Swamp-Gums, d. h. Sumpfgummibäume, nennt, ich kenne aber ihren botanischen Namen nicht. Im London Journal of Botany lese ich, daß Sir William Hooker bei der Beschreibung der neuen Eukalyptus-Arten den Namen Gigantea einer Art gibt, deren adstringirende Rinde der Colonie die Lohe liefert; der Beiname Gigantea paßt aber viel besser auf den Sumpfgummibaum, dessen Dicke und Höhe viel größer sind, wie man aus nachstehenden Messungen entnehmen wird, die ich mit fünf Begleitern aufnahm. Der eine dieser Bäume stand, der andere war umgestürzt, was mir gestattete ihn genau zu messen. Wir fanden 220 Fuß (67,10 M.) bis zu den ersten Zweigen, von hier bis zum Ende des noch vorhandenen Stammes — denn er war zerbrochen und faulte — noch weitere 64 Fuß, also im Ganzen 284 Fuß oder 86,82 Metres, so daß, ehe der Wipfel abgebrochen war, der Baum 300 Fuß messen mußte. Am Fuße des Stamms betrug der Durchmesser 30' und bei dem ersten Ast, also in einer Höhe von 220 Fuß, noch 12'. Dieser Theil des kolossalen Stamms allein gäbe, meiner Schätzung nach, mehr Bauholz als die größte bekannte Eiche, selbst mit ihren Aesten. Nach einer ziemlich genauen Berechnung muß sein Gewicht 440 Tonnen oder 8000 metrische Centner betragen. Derjenige der Bäume, welcher noch steht, wächst noch kraftvoll fort ohne das mindeste Symptom von Schwäche, und gleicht einem ungeheuren Thurm, der sich in der Mitte des niedrigen, wenigstens vergleichsweise niedrigen Sassafras (Doryphora sass.) erhebt. Drei Fuß vom Boden fanden wir den Umfang 102, und unmittelbar am Boden 130'. Der dichte Wald hinderte uns seine Höhe auch nur annähernd zu schätzen. In einer Entfernung von 50 Schritten maß ich einen dritten Baum, der 3' vom Boden, 60' im Umfang hatte, und nach dem Augenmaaß berechnet, mochte er an der Gabeltheilung der Zweige, in einer Höhe von 130', noch 40' haben. Es war ein ungeheurer Baum, und ich bin überzeugt, daß man auf einem Umfang von einer (englischen) Quadratmeile mindestens 100 Bäume von gleicher Größe fände."

Uebertriebene Concurrenz. Die Liverpool Financial Reform Association ist zu einem für Engländer höchst auffallenden Schlusse gekommen. Sie hat ihre Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß „Gerechtigkeit und gesunde Politik gleichmäßig vorschreiben, alle möglichen Mittel zu ergreifen, um die künstliche und übertriebene Concurrenz zu mäßigen, durch welche in fast allen Geschäftszweigen Arbeitgeber und Arbeitnehmer jetzt auf eine klägliche Weise leiden." So berichtet die Shipping Gazette vom 20 Januar. Worin aber die Mittel bestehen sollen, um der übertriebenen Concurrenz entgegenzuwirken, davon sagt das Blatt, so wie wahrscheinlich auch die Financial Reform Association, nichts, und sie möchten allerdings sehr schwer aufzufinden seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. 25 Januar 1851.

Das Buch der Mormonen.

Diese Secte, welche durch ihren Fanatismus und ihr Muckerthum die Erbitterung der übrigen Bevölkerung in denjenigen Gegenden, wo sie sich niederließ, in einem solchen Grade erregte, daß dadurch häufig zu blutigen Auftritten Veranlassung gegeben und sie aus vielen ihrer Niederlassungen gänzlich vertrieben wurde, was bei der in den Vereinigten Staaten Nordamerika's allgemein herrschenden Toleranz und Glaubensfreiheit eine in der That auffallende Erscheinung ist — diese Secte, sage ich, ist in den Zeitungen der letzten Zeit so häufig besprochen, daß es vielleicht nicht am unrechten Platze seyn möchte, in der Kürze der Entstehung und Lehrsätze derselben in diesem Blatte zu gedenken. Es mag diese kurze Schilderung auch darthun, wie leicht es einem Betrüger oder Schwärmer in jenen Gegenden wird, auch durch den vollständigsten Unsinn sich zahlreichen Anhang zu verschaffen, und möchte dieselbe auf diese Weise auch als Beitrag zur Länder- und Völkerkunde nicht unwillkommen seyn.

Zuvörderst wird es nicht unzweckmäßig seyn, über den Charakter des Stifters dieser excentrischen Secte, Joseph Smith, das Urtheil seines eigenen Schwiegervaters zu hören, welches dieser am 23 März 1834 vor dem Friedensrichter Carl Diman ablegte und das wörtlich so lautet:

„Ich wurde zuerst mit Joseph Smith im November 1825 bekannt. Um jene Zeit trieb er sich in einer Gesellschaft Menschen herum, die man Schatzgräber nannte, und sein Geschäft war, daß er in der Erde verborgene Schätze dadurch zu erspähen vorgab, daß er einen Stein in seinen Hut legte und letztern vor sein Gesicht hielt. Auf diese Weise wollte er Mineralien und verborgene Schätze entdecken. Um jene Zeit hatte er das Aussehen eines sehr leichtfertigen, eben nicht aufs Beste erzogenen jungen Menschen, der sich nicht selten grob und unverschämt gegen seinen Vater benahm. Smith und sein Vater nebst verschiedenen andern „Schatzgräbern" logirten in meinem Hause während der Zeit, daß sie mit der Nachgrabung einer Mine beschäftigt waren, die ihrer Muthmaßung nach schon vor vielen Jahren von den Spaniern eröffnet und bearbeitet seyn sollte. Im Anfange ermunterte der junge Smith „die Schatzgräber" auf das lebhafteste, allein als man durch Nachgraben der Stelle nahe gekommen war, an welcher, wie er behauptet hatte, ein unermeßlicher Schatz zu erheben seyn sollte, erklärte er, daß der Zauber so mächtig wäre, daß er nichts mehr sehen könne. Die Schatzgräber wurden alsdann mißmuthig und gingen bald darauf auseinander.

„Nach diesen Vorfällen besuchte der junge Smith verschiedenemale mein Haus, und bat endlich um meine Einwilligung zu seiner Verheurathung mit meiner Tochter Emma. Ich verweigerte dieselbe indeß und gab ihm auch meine Gründe dieserhalb an, wie unter andern, daß er mir fremd wäre und einer Beschäftigung sich hingäbe, der ich meinen Beifall nicht schenken könnte. Er verließ kurz darauf den Ort, kehrte jedoch bald zurück, und während meiner Abwesenheit entführte er meine Tochter nach dem Staate Neu-York, wo sich beide ohne meine Einwilligung verheurathen. Nachdem sie in Palmyra im Staate Neu-York angelangt waren, fragte meine Tochter Emma schriftlich bei mir an, ob ich ihr ihr Eigenthum, in Kleidungsstücken u. s. w. bestehend, wohl verabfolgen lassen wollte? Ich erwiderte ihr, daß ihre Sachen gut aufgehoben wären und zu ihrer Verfügung ständen. In kurzer Zeit kehrten sie in Gesellschaft eines gewissen Peter Ingersol zurück und bezogen eine Wohnung in der Nähe meines Hauses.

„Smith sagte zu mir, daß er das „Glassehen", wie er sich ausdrückte, aufgegeben habe, und daß er um sein Brod zu verdienen, künftig sich schwerer Arbeit zu unterziehen haben würde, wozu er indessen auch entschlossen sey. Bald nachher erfuhr ich, daß sie ein wunderbares Buch von Metallplatten mit sich gebracht hätten. Man zeigte mir eine Kiste, worin dasselbe enthalten seyn sollte, welche allem Anschein nach als eine Glaskiste gedient hatte, und zwar zu den gewöhnlichen Fensterscheiben. Man gestattete mir dieselbe aufzuheben, um das Gewicht zu ermessen, und gab mir alsdann zu verstehen, daß das Buch der Metallplatten darin wäre; man erlaubte jedoch nicht, daß ich hineinblickte. Ich fragte Joseph Smith, wem es zuerst vergönnt seyn werde, das Buch der Platten zu sehen? er antwortete: einem kleinen Kinde. Hierauf wurde ich ungehalten und sagte ihm, wenn irgend etwas von der Art in meinem Hause wäre, daß ich solches nicht sehen dürfte, so müßte er es fortschaffen, geschähe dieß nicht, so verlangte ich es zu sehen. Später sagte man mir, daß die Platten im Walde versteckt wären.

Um diese Zeit erschien ein gewisser Martin Harris auf dem Schauplatze, und Smith fing an die Zeichen oder Hieroglyphen zu übersetzen, welche seiner Aussage nach auf den Platten gestochen stehen sollten, während Harris diese Uebertragung niederschrieb. Man sagte, daß Harris hundert und sechzehn Seiten vollgeschrieben und dieselben später verloren hätte. Bald nachher als sich dieses zutrug, sagte Martin Harris zu mir, daß er ein „größeres Zeugniß" haben müsse und bemerkte, daß er mit Joseph hierüber gesprochen hätte; daß er (Joseph) jedoch in den Wald gehen wollte, wo sich das Buch der Platten befände, und daß,

nachdem er zurück gekehrt wäre, Harris, seiner Spur im Schnee folgend, den Ort des verborgenen Buches finden würde und es alsdann selbst prüfen könnte. Harris sagte mir, daß er Smiths Anweisung zwar gefolgt wäre, aber keine Platten hätte auffinden können. Er war fortwährend verstimmt.

Am folgenden Tage nach diesem Vorfalle ging ich zu dem Hause, wo Joseph Smith wohnte, und fand ihn und Harris mit der Uebersetzung des Buches beschäftigt. Jeder von ihnen hatte ein beschriebenes Stück Papier vor sich, welche sie mit einander verglichen und einige von den Worten waren: „Mein Diener sucht ein größeres Zeugniß, aber kein größeres Zeugniß kann ihm gegeben werden.“ Eben so wurde gesagt: „drei sollten die Sache sehen,“ womit sie vermuthlich das Buch der Platten meinten; und ferner „wenn die Drei sich nicht genau an die Befehle hielten, so sollte die Sache von ihnen genommen werden.“ Ich fragte, wessen Worte dieß wären, und Joseph oder Emma (ich glaube jedoch, es war der erstere) antwortete mir, es wären die Worte Jesu Christi. Ich sagte ihnen alsdann, daß ich das Ganze als einen Betrug betrachtete und rieth ihnen davon abzustehen. Die Art, wie er vorgab, jene Hieroglyphen zu lesen und zu übersetzen, war dieselbe, wie er bei den Schatzgräbern verborgene Schätze zu sehen behauptete, nämlich mit dem Steine im Hute und letztern vor seinem Gesichte, während das Buch der Platten zu gleicher Zeit im Walde verborgen lag.

Bald nachher ging Martin Harris fort und Oliver Cowdry langte an und schrieb für Smith, während letzterer auf die bezeichnete Weise fort übersetzte. Es ist dieß derselbe Oliver Cowdry, von welchem im Buche des Mormon die Rede ist. Cowdry fuhr fort für Smith zu schreiben, bis, wie ich vermuthe, das Buch des Mormon vollendet war.

Joseph Smith wohnte auch nachher noch eine Zeitlang in meiner Nachbarschaft, und ich hatte hinlänglich Gelegenheit, ihn und seine Genossen kennen zu lernen. Ich glaube aus den angeführten Thatsachen und vielen andern Umständen, deren zu erwähnen ich für unnöthig halte, daß das ganze s. g. Buch des Mormon nichts als ein albernes Machwerk von Falschheit und Schlechtigkeit, und deßhalb zusammen gestoppelt ist, um die Leichtgläubigen und Unbedachtsamen zu hintergeben und auszubeuten.

Isaac Hale.

Bekräftigt und unterschrieben von mir am 20 März 1834.

Carl Diman, Friedensrichter.

Grafschaft Susquehanna ꝛc.

Wir, die unterzeichneten Richter am Gerichtshofe der gewöhnlichen Proceßsachen, bescheinigen hiermit, daß wir seit vielen Jahren mit Isaac Hale, aus Harmony Township in dieser Grafschaft, welcher die vorstehende Aussage durch Namensunterschrift bescheinigt hat, bekannt sind, und daß er ein Mann von vortrefflichem, moralischem Charakter und unzweifelhafter Wahrhaftigkeit ist. Urkundlich eigenhändig unterschrieben.

William Thompson. David Dimack.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

14. Gesellschaftliche und sittliche Zustände der europäischen Bevölkerung.

(Schluß.)

Der Hauptfehler, der bisher bei allen Colonisationsreglements begangen wurde, ist daß man hier gleich von vornherein durch verschiedene Zwangsmittel, z. B. durch die Bedingung in kurzer Zeitfrist wenigstens ein Drittheil des zugestandenen Landes auf europäische Art anzubauen, den Ackerbau auf eine gewisse Stufe der Vollkommenheit bringen zu können wähnte, ohne in dieser wichtigen Frage den Nutzen, den man bei dem Mangel an europäischen Arbeitern aus dem einheimischen Element ziehen konnte, gehörig zu berücksichtigen. Der Landmann kann hier bei der Unthätigkeit der Individuen und dem hohen Arbeitslohn, welche die Colonialarbeiten denselben jeden Augenblick bieten können, wenig auf die Hülfe europäischer Arme zählen, deren Anwendung noch dazu kostspielig und schwierig ist, und ein mehr oder weniger vollständiges Etablissement erfordert. Wie ist es daher, abgesehen von dem hohen Taglohn, möglich einen nur einigermaßen ausgedehnten Anbau zu unternehmen, ohne versichert zu seyn, über die in den verschiedenen Jahreszeiten benöthigten Hände verfügen zu können?

Nun ist dieß in Algerien eine unüberwindliche Schwierigkeit, weil die daselbst sich vorfindenden Taglöhner bei weitem nicht hinreichen; dagegen finden sich überall Araber und Kabylen, die gern gegen eine Vergütung in Natura oder um einen mäßigen, aber sichern Lohn arbeiten, und der aufgeklärte Europäer, der sich mit ihren Gebräuchen vertraut macht und sich einigermaßen nach ihren Gewohnheiten richten will, findet in denselben wohlfeile Gehülfen, die nur eine geringe Auslage von Capitalien erfordern. Mit ihrer Hülfe können die größten Schwierigkeiten beseitigt werden. So wurde bis jetzt die Ernte für die schwerste und kostspieligste Arbeit des Ackerbaues gehalten, denn es erfordert dieselbe eine große Anzahl Arme, zu einer Zeit wo man noch größtentheils mit der Heuernte beschäftigt ist, und wo die große Hitze und die Krankheiten der Förderung der Arbeiten störend entgegentreten; allein gerade hier kann man das Schneiden und Einbringen der Ernte durch Einheimische und zwar mit weit geringern Kosten als dieß in Frankreich geschieht, besorgen lassen.

Auch für alle übrigen Arbeiten verdienen die Einheimischen hinsichtlich der Kosten vor den Europäern den Vorzug, und wenn dieselben auf der einen Seite weniger thätig sind, so nehmen sie dafür auf der andern mit geringer Kost vorlieb und bedürfen keines Wohngebäudes, während die Europäer gute Kost und ein anständiges Obdach verlangen.

Wenn nun die Vertheidiger des bisher befolgten Systems die Frage aufstellen, ob denn der Colonist besser gefahren wäre, wenn man ihn aller lähmenden Vormundschaft ledig sich selbst überlassen hätte, so bejahen wir es, und es ist uns leicht darzuthun, daß dadurch das Colonisationswesen überhaupt und der Colonist insbesondere nur hätten gewinnen können. Die Regierung hätte die ausgedehnten Ländereien in der Nähe der Städte, statt dieselben einigen privilegirten Individuen zu überlassen, sectionenweise an die nach und nach einwandernden kleinen Landwirthe abgetreten. Die Besatzungstruppen dieser Städte wären eine hinlängliche Gewähr für die Sicherheit der Ansiedler gewesen, und die einzige Concessionsclausel, das zugestandene Gut selbst anzubauen, und dasselbe während zehn Jahren weder verpfänden noch veräußern zu können, hätte dem Unwesen der Güterspeculanten vorgebeugt. Der Kabyle ist sein eigener Architekt, und errichtet aus Holz oder Stein, wie sich eben die Materialien dazu in der Gegend vorfinden, seine Wohnhütte, die an Bequemlichkeit und Geräumigkeit mancher Taglöhnerswohnung in Europa nicht nachsteht, ohne daß er dazu weder des Maurers noch des Zimmermanns bedarf; es wäre daher dem afrikanischen Ansiedler eben so gut als dem amerikanischen ein leichtes, sich selbst ein provisorisches Obdach zu errichten, welches für lange Zeit den

nothwendigsten Erfordernissen seines Haushaltes entspräche. Eine seiner ersten Arbeiten würde die Anlage einer Baum- und Rebenpflanzung so wie auch eines Gemüsegartens seyn. Ein Paar Zugochsen reichte für die erste Zeit aus; unterdessen würde der Grund zu einer guten Zucht von Rindvieh, Ziegen, Schafen und Schweinen gelegt, und der Hühnerhof bevölkerte sich nach und nach mit Geflügel aller Art. Ein arabischer Ghames würde einen Theil des Gutes, den man sonst doch aus Mangel an Händen hätte brach liegen lassen müssen, um den fünften Theil des Ertrags mit Weizen und Gerste bestellen, während der Colonist mit seiner Familie denjenigen Theil des Ackerbaues besorgte, der dem Araber fremd ist. Den Kindern des Ghames würde die Hut der kleinen Heerde obliegen, auch würden dieselben, so wie sie heranwüchsen, wie spielend mit den Arbeiten des europäischen Feldbaues vertraut werden. Auf diese Weise würde das mitgebrachte kleine Capital reichere Zinsen tragen, als es bisher unter den Auspicien der Colonisationsbeamten geschehen konnte; an die Stelle der von allen ersten Ansiedelungen unzertrennlichen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen mancherlei Art würde bald ein gewisser Wohlstand treten, und es wäre dann noch lange Zeit, an den Bau größerer und bequemerer Wohngebäude zu denken.

Was die Anwendung verbesserter Ackerbaumethoden anbetrifft, so muß der Colonist selbst einsehen, ob und wann es an der Zeit sey dieselben einzuführen, und diese Zeit wird eintreten, sobald einmal der Absatz der Landesproducte stärker und der Taglohn niedriger werden wird. Dann erst kann der Anbau im Großen des Tabaks, der Baumwolle, der Sesampflanze, des Indigos, die Seiden- und Cochenillezucht, und wie die dem Einwanderer als sichere Quellen des Reichthums angepriesenen Dinge alle heißen mögen, mit Frucht betrieben werden; unterdessen werden noch Jahre darüber hingehen, bis der landwirthschaftliche Betrieb in Algerien nur die gewöhnlichen Verbrauchsartikel, welche die Colonie bis jetzt aus Frankreich und dem Ausland bezieht, aufzubringen vermag.

Die Sitten der ländlichen Bevölkerung Algeriens sind im Ganzen genommen ungefähr wie in den Städten, nur mit dem Unterschied, daß auf dem Lande die Gelegenheiten zu Ausschweifungen aller Art weniger häufig sind.

Der erste Nachbar, oft auch der erste Gehülfe des nordafrikanischen Landmanns war der Soldat, und hieraus erklärt sich leicht der specifische Casernen- und Feldlagergeruch, der dem Reisenden in den meisten Niederlassungen dieses Landes so auffallend ist. Die Ruinen der Blockhäuser in der Nachbarschaft, die mit hohem Unkraut bewachsenen Wälle und Gräben, die einzelnen verlassenen Schilderhäuser erinnern den Ansiedler noch zu lebhaft an vergangene abenteuerliche Zeiten, nächtliche Ueberfälle und wilde Gelage, und seine Sitten müssen nothwendig Spuren eines früher so bewegten Lebens an sich tragen. Wenn man zudem auf den Ursprung aller Colonien dieses Landes zurückgeht, so wird man finden, daß die ersten Ansiedler meist Abenteurer beiderlei Geschlechts waren, welche Zufall, Laune oder Neigung mehr oder weniger regelmäßige Verbindungen eingehen ließ. Bald zog die Macht der Gewohnheit oder die Geburt eines Kindes diese Bande enger; der erste bürgerliche Beamte und der erste Priester der jungen Colonie zeigten sich bereit dieselben zu legitimiren und zu heiligen. Aus der ungesetzmäßigen Freundin und Gehülfin des Colonisten ist eine ernsthafte Hausfrau geworden, welche jetzt mit einer gewissen Verachtung auf diejenigen ihres Geschlechts herabsieht, die thun wie sie früher gethan, er selbst nimmt sich mit größerem Eifer seines Hauswesens an und arbeitet fleißiger, und dieß ist gewiß ein Fortschritt zu nennen, wenn auch noch dann und wann ein Feldlagerausdruck auf die frühern Verhältnisse der Dame hinweist, und dem Hausherrn ein soldatischer Kernfluch geläufiger als das Vaterunser ist.

Die Geistlichen haben bis jetzt noch wenig Einfluß auf die Bevölkerung, und sind froh, wenn sie nur das Aeußere des Cultus nothdürftig zusammenhalten, und unter den einer zügellosen Lebensweise müden Männern und Frauen einstweilen den Kern der künftigen Heerde recrutiren können. Der Sonntag wird besonders von denjenigen gefeiert, welche dem Vergnügen nachlaufen wollen, und die Messe, besonders die Militärmesse, wird von den meisten Neuafrikanerinnen bloß als eine günstige Gelegenheit betrachtet, sich in ihrem schönsten Sonntagsputz zu zu zeigen. Uebrigens hört man an diesem Ruhetag auf allen Seiten hobeln, sägen und hämmern, und der Pflug zieht oft an demselben fleißiger seine Furchen, als er es je an den Wochentagen that.

Im Jahre 1844 sagte der Bischof von Algier in seiner kirchlichen Statistik: „Ich habe in meinem Sprengel 50,000 Katholiken, in Zeit von zehn Monaten werde ich deren 60,000, lauter bürgerliche Einwohner und 80,000 Soldaten haben. Ich habe mehr als 50 Kirchen und Capellen, ein neugegründetes Seminar, eine Schule für junge Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, 86 Waisenkinder bei den Schwestern von St. Vincenz von Paula, 16 Stiftshäuser mit 75 Schwestern, 72 Brüdern (Trappisten) und 66 Priestern." Daraus ist ersichtlich, daß dieser Prälat schon damals zur Bekämpfung des Unglaubens und der Unsittlichkeit aufs Beste gerüstet war, er hat aber leider seit sechs Jahren wenig Fortschritte gemacht. Die gegenwärtige Generation besteht aus zu heterogenen Elementen, als daß der auf so unvorbereitetes Land ausgeworfene gute Same keimen und Frucht bringen könnte, und die christliche Moral wird erst bei dem künftigen Geschlecht durch die vereinten Bemühungen aufgeklärter, gewissenhafter Geistlichen und unterrichteter Schullehrer Eingang finden.

Zwanzig Jahre waren erforderlich, um die Verhältnisse der Europäer in Algerien so zu gestalten, wie ich sie in vorstehendem Abschnitt beschrieben; zwanzig andere Jahre dürften die gesellschaftlichen Zustände derselben um ein Bedeutendes verändern, und es wäre zu wünschen, daß die moralischen in demselben Grad sich zu ihrem Vortheil umgestalten möchten.

Die Besteigung des Popocatepetl.

(Aus einem im Athenäum vom 28 December 1850 enthaltenen Privatbriefe.)

Wir brachen Sonnabend Morgens am 18 Mai mit der Miraflores-Diligence auf, nachdem wir Tags zuvor unsere Mozos und Pferde vorausgesandt, und kamen um 11 Uhr Vormittags in dem 12 Leguas entfernten Miraflores an, wo Hr. Robertson, der Verwalter der großen Spinnerei und Weberei daselbst, ein herrliches Frühstück für uns in Bereitschaft hatte. Nach dem Frühstück (etwa um zwei Uhr) stiegen wir zu Pferde, und begaben uns nach der Hacienda Tamarin, die beiläufig eine Meile von Ameca-ameca, einer hübschen Stadt am Fuße des Popocatepetl, in einer fruchtbaren Ebene liegt. Am folgenden Morgen standen wir mit Tagesanbruch auf, sahen aber das schrecklichste was sich für uns ereignen konnte — den Popocatepetl über und über, auf mehr als tausend Fuß weiter herab als gewöhnlich, mit Schnee bedeckt, ja selbst die naheliegenden niedern Berge in glänzend weißes Gewand gehüllt.

Um 8 Uhr Morgens brachen wir von Tamarin auf, wurden aber, unter diesem und jenem Vorwand, bis Nachmittag in Ameca zurückgehalten. Eine der Ursachen war das Nichterscheinen unsers Führers.

Er kam endlich — und wir wanderten lustig bergan bis über die bewohnte Region hinaus. Unser Weg führte durch herrliche Pinien-Wälder. Die Scenerie glich einigermaßen der des Real del Monte, nur daß hier alles einen großartigern Maaßstab zeigt. Von der Ebene von Amera aus schien es als hätten wir nur an der Bergfläche hinaufzugehen, um an den Schnee zu kommen — allein in Wirklichkeit war es anders. Wir mußten in tiefe Barrancas hinab, und dann an den gegenüberliegenden Seiten wieder hinaufklettern. Beim Beginn der Ersteigung war das Blätterwerk sehr dick; die Bäume bestanden hauptsächlich aus Cedern und der bekannten hübschen Föhre, der Specksenfichte. Das Unterholz bestand aus Arbutus, Perla (die einigermaßen der englischen Schneebeere gleicht) und tausend andern kleinen Pflanzen. Beim weitern Hinansteigen bekamen wir unsere Cedern- und Föhren-Freunde allmählich hinter uns, und waren dann inmitten der stärksten Pinien.

Nach fast sechsstündigem Klettern erreichten wir eine elende Hütte, die in einem tiefen, gegen Winde wohlgeschützten Thale lag. Sie bestand bloß aus einigen übereinander gelegten Baumstämmen, deren Zwischenräume mit langem Gras ausgestopft waren. Sie ist wahrscheinlich von den Kuhhirten während der Zeit errichtet worden, wo man das Vieh zur Weide herauf trieb. Nachdem wir einen Bissen Brod und Käse zu uns genommen, fingen wir an uns umzuschauen. Der Platz hätte nicht wilder seyn können. Wir befanden uns in einem Pinien-Walde, hatten einen großen Hügel zu unserer Linken — und hinter uns den Popocatepetl. Wir waren nach eine Viertelstunde Wegs von der Schneeregion. Der Berg gewährte einen schauerlichen Anblick. Er schien sich eng an uns emporzurichten — eine senkrechte, fünftausend Fuß hohe Schneemasse! Dieser Anblick kühlte unsern Muth ein wenig ab; nichtsdestoweniger aber waren wir fest entschlossen unsern Versatz auszuführen. Ich vergaß zu erwähnen, daß wir, kurz bevor wir in das Thal, wo die Hütte ist, hinabstiegen, über einen mit großen Pinienbäumen bedeckten Hügel kamen, die insgesammt vom Blitz versengt waren. Einige standen noch, und dienten andern, die sich an sie lehnten, zur Stütze; der größere Theil lag am Boden, und war natürlich ganz verkohlt. Dieser Anblick machte einen um so bedeutendern Eindruck auf uns, als wir in demselben Augenblick von einem heftigen Hagelschauer überfallen wurden.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch sandte unser Hauptführer einen Indianer aus, um Gewißheit zu erlangen über die Tiefe des Schnees am Fuße des Berges. Er kam nach Verlauf einer Stunde zurück, mit der Botschaft: der Schnee reiche ihm bis an die Weichen. Der Führer meinte, wir sollten den Gedanken, heute den Versuch zu machen, aufgeben — allein wir waren entschlossen. Wir brachen zu Pferde um ½ vor 7 Uhr auf. In weniger als einer Viertelstunde nach Verlassung der Hütte hatten wir den Schnee betreten. Dieß war etwas ganz neues für die Pferde. Da mein Pferd Chico ein entsetzlicher Schrecken überfiel, so stieg ich ab, und sandte es mit meinem Mozo zurück. Unser Weg den Berg hinauf führte uns über ein Bett schwarzer Asche, welche wir sehen konnten, wenn wir den Schnee mit unsern Füßen wegschafften. Der Schnee war hier etwa einen Fuß tief, und da die Asche gefroren war, so sanken wir nicht tiefer ein. Wir beobachteten bei unserm Marsche die Regel uns nie außer Athem zu setzen oder müde zu gehen, sondern hielten alle sechzig Schritte. Bald ward jedoch das Klettern höchst ermüdend. Der Schnee reichte überall bis über die Waden herauf, an einigen Stellen sank ich sogar bis an die Brust hinein. Gegen den Gipfel hin fanden wir es unmöglich mehr als acht oder neun Schritte auf Einmal zu machen. Der von dem Führer und dem ganzen Zuge angenommene Plan war der: sich nach dem neunten oder zehnten Schritt gestreckten Leibes auf den Schnee hinzulegen. Ich that dieß nie, sondern lehnte mich bloß auf meinen Stock, weil ich das Steifwerden meiner Glieder fürchtete. Obgleich wir sehr langsam vorgingen, war die Ermüdung doch ungemein groß. Ich werde es nie vergessen. Meine Lungen waren in vortrefflichem Zustande; doch fühlte ich eine sehr intensive Ermüdung, deren Schilderung mir aber unmöglich ist. Daneben hatte mich eine Art schleichender Verzweiflung befallen, die ihren Grund in der Furcht hatte, daß wir vielleicht den Gipfel nie erreichen würden. Allein beim Umbiegen um eine Felsenecke fiel uns plötzlich eine kleine hölzerne Hütte ins Auge, die, wie wir wußten, der junge Mann gebaut hatte, welcher die sogenannte Schwefelmine auf der Bergspitze ausbeutete. Dieß gab uns augenblicklich wieder Muth.

Wir erreichten die Hütte um halb ein Uhr, nachdem wir von Hamacas aus fünf und dreiviertel Stunden bergan gestiegen waren. Zieht man die drei Viertelstunden ab, welche wir unterwegs auf einige Zurückgebliebene zu warten hatten, so hatten wir die ganze Strecke in fünf Stunden zurückgelegt.

Da wir, mit Ausnahme unsers Führers, lauter Engländer waren, so gaben wir von der Gesundheit unserer Lungen einen Beweis dadurch, daß wir innerhalb der Hütte das „God save the Queen" sangen. Wir nahmen nun eine kleine, aus Fleisch und Brod bestehende und mit einem Schluck Cognac gewürzte Mahlzeit zu uns, die vortrefflich schmeckte. Den Cognac hatte ich deßhalb mit heraufgenommen, weil frühere Reisende uns gesagt, es sey unmöglich in dieser Höhe geistige Getränke zu trinken, sie schmeckten wie geschmolzenes Blei. Ebenso hatten sie uns gesagt, das Cigarrenrauchen würde ein ernstes Unwohlseyn herbeiführen. Alle diese Behauptungen zeigten sich ungegründet. Ferner hatte man uns eingeredet, das Athmen sey so beschwerlich, daß wir nicht im Stande seyn würden mehr als ein Duzend Schritte unangehalten zu machen. Dieß war allerdings der Fall, solange wir im Klettern begriffen waren, auf dem Gipfel angekommen aber fanden wir keinerlei Schwierigkeit auf dem ebenen Boden herumzugehen oder herumzurennen.

Nachdem wir die Mahlzeit abgethan, verließen wir die Hütte und gingen an den Krater hinauf — eine Entfernung von etwa dreißig bis vierzig Ellen. Der Krater hat einigermaßen die Form eines unregelmäßigen Parallelogramms, vielleicht eine Legua im Umfang, und vier- oder fünfhundert Ellen in der Weite. Er ist eine ungeheure Barranca — deren Grund mit großen Steinen und Felsmassen besäet ist, die sich von den Seitenwänden und dem Rande des Gipfels abgelöst haben. An dem Punkte wo wir ihn zuerst sahen, ist er ungefähr tausend Fuß tief, und die Seitenwand so senkrecht wie eine Mauer. Wir waren auf einen so großartigen Gegenstand ganz unvorbereitet. Auf der einen Seite des Grundes sahen wir eine Art Schwefelpfuhl, der siedend weithin abfloß und eine dichte Rauchmasse heraufsandte, die von dem Winde glücklicherweise seitwärts getrieben wurde, sonst wären wir bald erstickt. Der größte Theil des Rauchs schlägt sich im Krater in Schwefelform nieder, eine große Masse aber erhebt sich viel höher. Leuten, welche sagten, sie hätten dem Gipfel Rauch entsteigen sehen, hat man bisher keinen Glauben geschenkt; jetzt aber sind die meisten von uns bereit die Thätigkeit des Vulcans zu beschwören. Der kleine Schwefelpfuhl den ich erwähnte, schien, von der Höhe aus auf der wir standen, ungefähr zwei Quadratfuß zu haben. Er ward später in Rauch eingehüllt, endlich aber wieder sichtbar — doch viel breiter als zuvor, nämlich sechs oder sieben Quadratfuß. Während wir diesen Anblick bewunderten, hörten wir ein donnerähnliches Getöse, und sahen an der gegenüberliegenden Seite des Kraters einige große Felsstücke sich von der Seitenwand ablösen und in den Grund rollen, oder vielmehr fallen. Dieß benahm uns den früher gehegten Wunsch, uns hinabzulassen. Während unsers Aufenthalts auf dem Gipfel (etwa fünfthalb Stunden) hörten wir dasselbe Getöse acht- oder zehnmal.

(Schluß folgt.)

Hinrichtung durch Schlaflosigkeit. Der asiatischen Gesellschaft in London wurde kürzlich eine Mittheilung durch Hrn. Lynton gemacht, der zufolge ein chinesischer Kaufmann, Namens Han-ly zu Amoy, welcher seine Frau ermordet hatte, zum Tode und zwar zum Tode durch Schlaflosigkeit verurtheilt wurde. Er hatte drei Wächter, die sich ablösten, und ihn nie schlafen ließen. Er lebte noch 19 Tage, vom achten aber an wurde sein Zustand so peinlich, daß er um den Tod durch Erdroßlung, als um eine große Gunst bat. (Globe. 14 Dec.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur *Dr.* Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. 27 Januar 1851.

Die Ruinen von Tefased in Algerien.

(Nach der Revue archéologique. Dec.)

Schon wieder steigt eine alte Stadt aus den Ruinen empor. Tefased ist ohne allen Zweifel die alte Tipâsa Colonia. Nach dem Itinerar lag Tipâsa 16 Meilen von Cäsarea (Scherschell) was nur auf Tefased paßt, und auch die Andeutungen von Ptolemäus geben dasselbe Resultat. Der Berichterstatter Leclerc, ein Officier bei den Zuaven, bemerkt: „das Itinerar setzt östlich von Tipâsa und in der Entfernung von 15 Meilen Casä Calventi, ein noch nicht ermittelter Posten. Die Römer folgten so ziemlich den Höhenkämmen. Von Tipâsa bis zum Grab der Christin (Kubber Rumiah) dem monumentum commune gentis regiae von Pomponius Mela fand ich unbestreitbare Spuren einer Römerstraße; weiterhin hab ich sie verloren. Man hat Casä Calventi in Fuka oder Coleah finden wollen, die Entfernung von 15 Meilen entspricht aber minder diesen beiden Localitäten, die indeß auch auf den Höhenkämmen liegen, als dem kleinen Dorfe Castiglione oder Bu Ismael, was ziemlich reich an römischen Ruinen ist, auf die der bescheidene Name Casä passen möchte."

Die Ruinen von Tipâsa sind die bedeutendsten in Algier, und nur die von Lambösa lassen sich allenfalls damit vergleichen. Aber Lambösa war eine griechische Colonie, weit entfernt am Fuße des Aures, an den Gränzen der Wüste, Tipâsa ist ganz römisch, was ihm fehlt ist der Marmor: der Archäologe kann hier ernten, der Künstler höchstens Aehren lesen. Die geographische Lage Tipâsa's, einige Lieues vom Ostende der Metidscha-Ebene, erhöhte ihre Wichtigkeit. Der Schenuah beherrscht die Rhede, und schützt die Schiffe gegen die Nordwestwinde. Das Ufer bildet hier einige Buchten, und eine derselben mit flachem Küstensaum diente als Landungsplatz. Rings um diese Buchten her ist der Boden mit Ruinen überdeckt, und man entdeckt noch die Spuren bedeutender Wasserbauten zur Erleichterung des Handels. An einer Seite, wo der Fels hinläuft, dessen Unebenheiten durch Steinmörtel ausgeglichen sind, sollen Grotten ausgehauen seyn und Gräber mit Inschriften sich darin befinden.

Die Ruinen von Tefased sind über eine Lieue lang und nicht ganz eine halbe Lieue breit. In den äußersten Hügeln sind Gräber ausgehauen. Die großen Gebäude sind aus Steinmörtel (béton), untermischt mit Backsteinen aufgeführt, und die Steine, die sich an manchen Orten finden, haben ein so weiches Korn, daß sie sich großentheils zerreiben lassen. Darum haben auch die Bauten so außerordentlich stark gelitten. Der westliche Hügel ist fast vollständig mit Gräbern in unglaublicher Zahl bedeckt; die meisten derselben sind 2 Metres lang, 0,6 breit, 0,8 hoch und 0,1' dick in den Wänden. Oft sind sie so auf einander gehäuft, daß sie Familiengräbern gleichen. Die zahlreichsten Ruinen sind zwischen dem mittlern Hügel und der Kette des Sahel. In einer derselben fand sich ziemlich erhalten ein Saal von 27 Metres Länge und 12,8 Metres Breite, aber der Zerfall des Ganzen ist so groß, daß sich nichts mit Bestimmtheit über die wahrscheinliche Bestimmung des Gebäudes angeben läßt. Eines der größeren Gebäude war vermuthlich eine lateinische Basilika.

Außerhalb der Mauer von Tipâsa sieht man noch manche bedeutende Ruinen, theils auf den ersten Hügeln der Sahelkette, theils an der Straße von Tipâsa nach dem Grab der Christin. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt etwa einen Myriameter.

Das Buch der Mormonen.

(Fortsetzung.)

Analyse des Buches des Mormon.

Das Buch enthält 588 Seiten in 12° und soll zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Autoren, deren Namen am Anfange der nach Büchern eingetheilten Abtheilungen stehen, geschrieben seyn. Folgendes sind die Namen der verschiedenen Bücher, wie solche ihrer Ordnung nach aufeinander folgen:

1. Das erste Buch Nephi.
2. Das zweite Buch Nephi.
3. Das Buch Jacobs, Bruder des Nephi.
4. Das Buch Enos, Sohn des Jacob.
5. Das Buch Jarom, Sohn des Enos.
6. Das Buch Omni, Sohn des Jarom.
7. Die Worte des Mormon.
8. Das Buch des Mosiah.
9. Das Buch des Alma.
10. Das Buch des Helaman.
11. Das Buch des Nephi, des Sohnes Nephi, eines Sohnes des Helaman.
12. Das Buch Nephi, des Sohnes Nephi's, eines der Jünger Christi.
13. Das Buch Mormon.
14. Das Buch Ether.
15. Das Buch Moroni.

Das Buch beginnt mit den religiösen Abenteuern eines gewissen Lehi, dessen Weib Sariah hieß, von welcher er 4 Söhne hatte: Laman, Lemuel, Sam und Nephi. Lehi lebte bis zum ersten Regierungsjahre Zedekiahs, Königs von Juda, immer in Jerusalem, und als die Propheten erschienen, die gänzliche Zer-

störung Jerusalems prophezeihend, that Lehi Buße, und nach mancherlei Visionen und Offenbarungen zog er mit seinen Söhnen in die Wildniß. Lehi vergoß die Geschichtsbücher seiner Familie und der Juden mitzunehmen, allein Nephi, sein jüngster Sohn, kehrte mit frommem Muthe zurück, und es gelang ihm, auf Messingplatten die Geschichte der Juden von der Schöpfung an bis zum ersten Regierungsjahre Zedekiah's, Königs von Juda, ebenso die Propheten mit Einschluß vieler von Jeremias ausgegangener Prophezeihungen, zu verzeichnen.

Nach den Geschichtsbüchern scheint es, daß dieser Lehi ein Sohn Josephs war. Er bewog einen gewissen Ischmael und dessen Familie, ihn in die Wildniß zu begleiten. Die Töchter desselben nahmen die Söhne Lehi's zu ihren Weibern.

Lehi war der größte aller jüdischen Propheten. Er verkündigte alle Begebenheiten der christlichen Aera und enthüllte alle Aufzeichnungen der Evangelisten Matthäus, Lucas und Johannes schon sechs Jahrhunderte vor der Geburt Johannes des Täufers. Diese Pilger wanderten mehrere Tagereisen durch ein Wildniß „in süd-süd-östlicher" Richtung, den Ufern des rothen Meeres entlang. Eine dann und wann erscheinende, mit Zeigern versehene Kugel, worauf verschiedene zu geeigneter Zeit lesbare Inschriften standen, war der ihnen zum Wegweiser dienende Führer „viele, viele Tage" lang durch diese Wildniß.

Von dem Ertrage der Jagd mit Bogen und Pfeilen lebten sie während ihrer achtjährigen, in östlicher Richtung fortgehenden Reise, bis sie endlich an ein großes Meer kamen. Auf göttliche Eingebung erbaute Nephi ein Schiff, und obgleich sich ihm seine ungläubigen Brüder widersetzten, so gelang es ihm doch unter dem Beistande des heiligen Geistes dasselbe glücklich vom Stapel laufen zu lassen und seinen ganzen Stamm mit allen Thieren, Lebensmitteln und Sämereien an Bord zu bringen. Sie hatten „einen Compaß," dessen Gebrauch Nephi jedoch nur allein konnte. Der Herr hatte ihnen inzwischen ein schönes Land verheißen, und nach vielen Gefahren und Prüfungen und einer langen Reise kamen sie endlich glücklich nach dem gelobten Lande. Nephi verfertigte bald nach seiner Ankunft in Amerika (denn dieß war für sie das gelobte Land) Messingplatten und verzeichnete darauf ihre Pilgerfahrten und Abenteuer, sowie auch alle die Offenbarungen, welche ihm Gott hinsichtlich der künftigen Schicksale seines Volks und des menschlichen Geschlechts mittheilte.

Nach dem Tode seines Vaters empörten sich seine Brüder gegen ihn. Sie zogen sich endlich in die Wildniß zurück und wurden die Häuptlinge verschiedener Stämme, die sich im Laufe der Zeit häufig durch kriegerische Einfälle befeindeten. Gleich ihrem Vater waren die Nephiten gute Christen, die an dieselben Lehrsätze wie die neuern Theologen glaubten und Taufe und andere christliche Gebräuche predigten. Alles dieß mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt.

Bevor Nephi starb, welches um das 55ste Jahr nach der Flucht des Lehi von Jerusalem geschah, hatte er seinem Volke alles das gepredigt, was jetzt im Staate Neu-York gepredigt wird. Er salbte und ernannte auch seinen Bruder Jacob zum Priester über sein Volk, welches die Nephiten genannt wurde. Jacob erzog seinen Sohn Enos „in der Speise und Ermahnung des Herrn," übergab ihm die Metallplatten und hinterließ ihm die Nachfolge im Amte über das Volk Nephi. Enos sagt: „und es kam eine Stimme zu mir und sprach: Enos! deine Sünden sind dir vergeben und du wirst gesegnet seyn. Und ich sprach: Herr, warum soll das geschehen? Und Er sprach zu mir: wegen deines Glaubens an Christus den du weder gesehen noch gehört hast." (pag. 143). Enos starb 179 Jahre nach der Zeitrechnung des Lehi: folglich geschah dieß 431 Jahre vor der Geburt Christi. Er war ein Zeitgenosse Nehemiahs. Enos gab die Platten an seinen Sohn Jaram. In dieser Zeit „hielten sie das Gesetz Mosis und heiligten den Sabbath dem Herrn." Während Enos Priesterschaft und Regierung ereigneten sich viele Unruhen und Kriege zwischen seinem Volke und den Lamaniten. Damals wurden der scharf gespitzte Pfeil, der Köcher und der Wurfspieß erfunden. Jaram übergab seinem Sohne Omni die Platten und gab 238 Jahre nach der Flucht des Lehi seinen Geist auf. Omni starb 276 Jahre nach der Zeitrechnung Lehi's und überlieferte die Platten seinem Sohn Amaron, welcher dieselben im Jahre 320 seinem Bruder Chemisch hinterließ; dieser seinem Sohn Abinidom; dieser seinem Sohne Amoleki und dieser, da er keinen Sohn hatte, überlieferte sie dem gerechten und frommen König Benjamin. König Benjamin hatte drei Söhne: Mosia, Helorum und Heloman, welche er in allen Wissenschaften seiner Väter erzog. Er überlieferte Mosia die Platten des Nephi, die Kugel, welche sie durch die Wüste leitete und das weltberühmte Schwert eines gewissen Laban. König Benjamin redete sein Volk vor dem neuerrichteten Tempel an, denn man hatte selbst damals schon einen Tempel, Synagogen und einen Thurm in der neuen Welt erbaut.

König Benjamin versammelte sein Volk, um dem Gesetze gemäß rings des neuen Tempels zu opfern; zu gleicher Zeit legte er ihm noch die christlichen Satzungen auf und hielt eine patriarchalische Abschiedsrede. Nachdem sie ihn eben gehört und ihr Opfer dargebracht hatten, fielen sie auf die Knie und beteten mit folgenden Worten: „O habe Gnade und gib das versöhnende Blut Christi für uns hin, damit wir Vergebung unserer Sünden erhalten und unsere Herzen geeinigt werden mögen, denn wir glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, welcher Himmel und Erde und alle Dinge erschaffen hat und zu den Kindern der Menschen herabsteigen wird." Alsdann kam der Geist Gottes über sie und sie wurden mit Freuden erfüllt, nachdem sie Vergebung ihrer Sünden erhalten hatten. pag. 162.

König Benjamin befahl seinem Volke, den Namen Christen anzunehmen, und zwar in diesen auffallenden Worten: „Es gibt keinen andern Namen, bei welchem man selig werden kann; deßhalb wünsche ich, daß ihr den Namen Christen annehmet, ihr alle, die ihr mit Gott den Bund eingegangen seyd, ihm bis an das Ende eures Lebens gehorsam zu seyn." pag. 166. Darauf nahmen sie alle den Namen Christen an, und nachdem er ihnen Priester und Lehrer verordnet, auch seinen Sohn Mosia zu seinem Nachfolger ernannt hatte, gab er 476 Jahre nach der Flucht Lehi's aus Jerusalem und 124 Jahre vor Christi Geburt seinen Geist auf. Mosia überlieferte die Messingplatten und die andern von ihm verwahrten Heiligthümer an Alma, den Sohn von Alma, der zum „ersten Richter und Oberpriester" ernannt wurde, da das Volk keinen König haben wollte. Mosia starb 569 Jahre nachher, als Lehi Jerusalem verlies.

Im 14ten Jahre der Richter und 69sten Jahre vor der Geburt Christi sandten sie Glaubensboten aus, welche bei allen Stämmen des Landes gegen die Laster predigten und zur Buße ermahnten, indem sie die Ankunft des Sohnes Gottes, das Leiden, den Tod und die Auferstehung desselben verkündigten, so wie auch, daß er ihnen nach seiner Auferstehung erscheinen würde, was das Volk mit Freude und Entzücken vernahm. pag. 268.

Das Buch Alma reicht herab bis zum Ende des 39sten Jahre des Richters. Dieß waren wunderbare Jahre: viele Städte

wurden gegründet, viele Schlachten geschlagen, Festungen errichtet, Bücher geschrieben, und in einem Jahre baute sogar ein gewisser Hagoth ein außerordentlich großes Schiff und ließ es in das Westmeer oder die Südsee vom Stapel laufen. In diesem schifften sich viele Nephiten ein. Derselbe Schiffsbauer baute im nächsten Jahre noch mehrere Schiffe, von denen Eines mit Mann und Maus unterging. pag. 406.

Viele Prophezeihungen wurden verkündigt: eine darunter war, daß die Nephiten 400 Jahre nach der Ankunft Christi ihre Religion verlieren würden. Während der Zeit der Richter waren Taufe und Buße an der Tagesordnung. „Und es begab sich, daß sie Priester und Lehrer durch das ganze Land, über alle Kirchen, ernannten.“ pag. 349. „Und es begab sich, daß viele in dem festen Glauben starben, daß ihre Seelen durch den Herren Jesum Christum erlöset werden würden: auf solche Weise gingen sie freudig aus der Welt.“ pag. 353.

Das Wort Gottes wurde von Helaman, Schiblon, Corianton, Amron und seinen Brüdern und vielen andern gepredigt, welchen das Geheiß Gottes ein Lehramt übertrug. Dieß begab sich im 90sten Jahre der Richter und 72sten Jahre vor Christi Geburt. Um diese Zeit wurden Synagogen mit Kanzeln erbaut, denn die Zoramiten, „eine ihren Lehren nach der englisch bischöflichen Kirche ähnliche“ Secte, versammelten sich an einem Tage der Woche, den sie „den Tag des Herren“ nannten. „Und sie hatten einen Ort, der hoch und erhaben war und den bloß ein Mann inne hatte, welcher Gebete ablas, immer dieselben Gebete in jeder Woche, und dieser erhöhte Platz wurde Rameumpton genannt, welches in der Uebersetzung so viel heißt als der heilige Stand. Das Buch Helaman geht bis zum 90sten Jahre der Richter und bis zu dem Jahre herab, nach welchem Christus geboren wurde. Während des Zeitraums, welchen Helamans Erzählung umfaßt, wurden viele „Zehntausende“ getauft. „Und siehe! der heilige Geist stieg herab vom Himmel und drang in ihre Herzen, und sie wurden wie mit Feuer erfüllt und konnten wunderbare Worte reden.“

Die Freimaurerei entstand um diese Zeit, denn die Menschen fingen an, sich durch heimliche Eide zu verbinden, sich in allen Dingen, sie seyen gut oder schlecht, beizustehen. Die Gewalt zu lösen und zu binden im Himmel, wie auch alle die wunderbaren Kräfte, welche die Apostel besaßen, gingen auf Nephi, den Sohn Helamans, über. Ein gewisser Samuel verkündigte, „daß Christus in fünf Jahren geboren und die Nacht vorher so hell wie der Tag und sein Todestag ein Tag der Dunkelheit gleich der Nacht seyn werde.“ pag. 445. Das Buch dieses Nephi beginnt mit der Geburt Christi, 600 Jahre nach der Abreise Lehi's von Jerusalem. Inmitten der Drohungen der Ungläubigen, die Getreuen zu erschlagen, ging die Sonne unter, aber siehe! die Nacht war so hell als der Mittag, und von diesem Zeitpunkte an veränderten sie ihre Zeitrechnung und zählen die Jahre wie wir. Ein Stern erschien ebenfalls, allein es wird nicht angegeben, wie derselbe in einer taghellen Nacht gesehen werden konnte; er wurde jedoch überall im Lande gesehen zum Heile der Frommen gegen die Drohungen ihrer Feinde. Die Schrecken an seinem Todestage werden ebenfalls beschrieben. Im 34sten Jahre nach seiner Geburt, und nachdem er von den Todten auferstanden war, stieg er vom Himmel und besuchte das Volk Nephi. Jesus forderte sie auf, seine Hände und Seite zu untersuchen, wie er dieß mit Thomas gethan, obgleich keiner unter ihnen einen Zweifel geäußert hatte. Zweitausendfünfhundert Männer, Frauen und Kinder untersuchten ihn nach einander und beteten ihn alsdann an. Er befahl Nephi die Taufe zu vollziehen und gab ihm die Worte an, deren er sich dabei bedienen sollte, nämlich: „Nachdem ich die Ermächtigung hiezu von Jesus Christus erhalten habe, taufe ich dich im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Amen.“ Christus bestellte noch eilf andere Personen, welche mit Nephi seine zwölf amerikanischen Apostel waren: auch versprach er, daß er ihre Neubekehrten selbst „mit Feuer und dem heiligen Geist“ taufen wollte.

Er hielt ihnen die Bergpredigt und andere Gespräche und Reden, wie solche in Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes mitgetheilt sind. Er heilte alle ihre Krankheiten und betete für ihre Kinder, allein die von ihm gehaltenen Reden waren so groß und wunderbar, daß sie weder nachgesprochen noch nachgeschrieben werden konnten.

Er setzte Einen ein, um das Abendmahl auszutheilen, welcher allein die Befugniß hatte, den in seinem Namen getauften Jüngern es zu verabreichen. Die einzigen neuen Gebote, welche den amerikanischen Christen bei diesen gelegentlichen, oft wiederholten Besuchen gegeben wurden, waren: „Betet in euern Familien zu dem Vater immer in meinem Namen, damit eure Weiber und Kinder gesegnet seyn mögen. Versammelt euch oft und verbietet keinem Menschen zu euch zu kommen, wenn ihr euch versammeln wollt.“ pag. 492.

(Schluß folgt.)

Fränkische Grabmäler im Thal der untern Seine.

Wir haben im vorigen Jahre des merovingischen Begräbnißplatzes zu Envermeu (s. Nr. 126) gedacht, den ein Abbé Cochet aufgefunden, seine Forschungen aber haben sich über den ganzen District der untern Seine verbreitet, und er hat eine ziemliche Anzahl alter Gräber aufgedeckt, was die Revue archéol. in ihrem Decemberheft zusammenstellt. Aus seinen Forschungen geht zweierlei hervor. Die Männer, deren Skelette man fand, gehörten nach den Untersuchungen des Hrn. Serres der skandinavischen Race an, die Frauen aber der keltischen; die Vermischung der Stämme reicht also schon sehr weit hinauf. Zweitens geht aus einer Anzahl nicht näher aufgeführter Umstände hervor, daß die Spuren der Römerherrschaft, in der ganzen Ausdehnung der Normandie, unter den Fußtritten der nordischen Schaaren zusammensanken, die alles mit Feuer und Schwert verheerten. Durch eine Eigenthümlichkeit, deren Ursachen noch nicht aufgeklärt sind, hat das Thal der Saulne mehr Spuren der fränkischen Einfälle bewahrt, als alle andern Thäler der Normandie mit einander.

Die Besteigung des Popocatepetls.

(Schluß.)

Nachdem wir dem Krater eine Zeitlang unsere Bewunderung gezollt, kehrten wir wieder zur Hütte zurück. T.... nahm seinen Barometer zur Hand, und wir stellten Beobachtungen an; auch machten wir mit einer Spirituslampe siedendes Wasser. Es sott bei 184° Fahrenheit; der Barometer stand auf 16, 015 Zoll, und der Thermometer stand auf 2° Centigrad. Aus beiden Berechnungen ergibt sich die Höhe über dem Meeresspiegel zu etwa 17,000 Fuß. Die Nachts zuvor in Hamacas angestellten Beobachtungen hatten ergeben: der Barometer zeigte 19, 194 Zoll, der Thermometer 11° Centigrad. Das Wasser kam zum Sieden bei 192° Fahrenheit. Diese Höhe beträgt etwas mehr als 12,000 Fuß. Nachdem wir uns einige Zeit in der Hütte (welche halb dachlos und unter dem ausgesetztern Theil nahezu eine Vara tief voll Schnee war) aufgehalten hatten, wurde uns die Kälte so empfindlich, daß wir unsern anfänglichen Plan, die Nacht hier zuzubringen und den Sonnenaufgang am nächsten Morgen zu beobachten, gänzlich aufgaben. Unsere Füße wurden wie Marmorstücke — und doch zeigte der

Thermometer 38° Fahrenheit oder 6° über dem Gefrierpunkt! Der Himmel war unbewölkt, und die Sonne schmolz den Schnee auf dem Gipfel der Hütte. Große Eiszapfen hingen herunter, und im Schatten mag die Temperatur wohl auf dem Gefrierpunkt gewesen seyn. Die Reinheit der Luft machte die Kälte durchdringender, als es bei demselben Thermometerstande auf der Meeresfläche der Fall wäre. Dieß fühlen wir selbst in Mexico.

Während wir aus der Hütte hinausschauten, neugierig ob der Rest der Abtheilung den Rückweg eingeschlagen habe, sahen wir festesten Schrittes einen Mann daherkommen, der kaum anhielt um Athem zu schöpfen, obgleich er mit einem schweren Sarape und einem Paar plumper Stiefel belastet war. Vor Staunen brachten wir anfangs keine Sylbe über die Lippen, und fingen plötzlich an Geister zu glauben an. Doch bald stand er an der Thüre, und wir begrüßten ihn mit dreimaligem Hoch! Er äußerte, er sey Don Pablo Perez, der Eigenthümer der Hütte und der Schwefelausbeuter. Seit Jahren gehe er hier herauf und hinab, und sey diese Körperübung vollkommen gewöhnt. Wir lernten in ihm einen verständigen, aufgeweckten jungen Mann kennen. Er hatte von unserer Bergbesteigung gehört, und war heraufgekommen um uns in seiner Hütte, die er Rancho del Coyote nennt, zu empfangen.

Wir folgten Don Pablo eine Strecke weit längs dem Rande des Kraters, bis dahin wo dieser sich in ziemlich scharfem Winkel abwärts senkt, und kamen bald zu seiner Malacate oder „Grille," durch welche er die Arbeiter in den Krater hinunter und den Schwefel heraufschaffen läßt. Das Seil, wodurch dieß geschieht, ist aus rohen, gut aneinander befestigten Häuten gemacht, und 250 Varas (ungefähr 700 engl. Fuß) lang, wonach also unsere frühern Berechnungen der Tiefe sich als sehr genau herausstellten, da wir damals nahezu 300 Fuß niedriger waren. Don Pablo hat gewöhnlich sechs Indianer unten, die nur zweimal in der Woche heraufkommen. Für jede Arroba (25 Pfd.) Schwefel, die sie heraufbefördern, zahlt er ihnen einen Real, so daß sich jeder Mann täglich zwölf Realen oder zwei Dollars verdienen kann — ein hübsches Sümmchen für einen Indianer! Allein welch ein Leben müssen sie dafür führen! Bei Nacht schlafen sie unter irgend einem großen Felsstück, und nähren sich von Tortillas, die sie mit sich hinabnehmen. Während der jüngst verflossenen drei Wochen waren zwei durch herabstürzende Felsstücke in dem Augenblick getödtet worden, wo sie sich am Seil in den Krater hinabließen.

Der Schwefel wird, nachdem er gereinigt ist, in Mexico um zwei Dollars das Pfund verkauft. Der Weg in die Malacate hinab ist sehr steil. Don Pablo machte eine Art Handschiene, indem er längs dem Boden ein dickes Seil anbrachte und es an beiden Enden mit großen Steinen befestigte. Beim Heraufkommen glitt ich aus, und wäre ohne jenes Seil, das ich glücklicherweise noch erreichen konnte, hinabgestürzt. Der Grund des inneren Kraterrandes ist schneefrei, und besteht aus schwarzer Asche und Lava, die einen höchst verfänglichen Fußboden bilden. Wir nahmen in der Malacate einige Schwefelklumpen mit, um sie unsern ungläubigen Freunden in Mexico zu zeigen. Wie Don Pablo sagte, hatte er einigemal eine Hammelskeule vier Monate lang vollkommen frisch darin erhalten; es liegt kein Grund vor, warum er sie erforderlichen Falls nicht vier Jahre lang hätte aufbewahren können.

Wir hatten den Berg auf der Ostseite erstiegen, Puebla gegenüber, weil man hier am leichtesten hinaufkommen kann. Die Nordseite, die wir jetzt sahen, bot einen herrlichen Anblick dar. So weit das Auge reichte, war Eine ungeheure Schneemasse, die, wie es schien, mit schneebesäeten Gebüschen der bizarrsten Formen bedeckt war. Es waren indeß nur Eisgebilde, und sie brachen in Stücke, wenn man sie anrührte. Sie waren etwa eine Elle hoch, und nahmen, wie gesagt, die sonderbarsten Formen an die man sich denken kann. Von dem mexicanischen Thal sahen wir nichts, da uns die Aussicht durch die um den Fuß des Berges hängenden Wolken verschlossen war. Das Thal von Puebla lag in seiner ganzen Ausdehnung wie ein Zaubergarten zu unsern Füßen. Atlixco, Izucar und andere Städte und Dörfer der Tierra Caliente schienen unmittelbar unter uns zu liegen. Kurz, das Ganze war ein wahres Zauberbild. Einen andern interessanten Anblick genossen wir des Morgens, als wir bergan kletterten. Wir befanden uns gerade oberhalb der Wolken, die wie ein Meer weißer Wolle unter uns zu schweben schienen.

Es war jetzt fünf Uhr, und wir fingen an hinabzusteigen. Da ging's ganz anders her als beim Hinaufklettern. Anstatt uns um den Berg herumzuwinden, gingen wir geradenwegs daran herab, und zwar in einem Schritt, der nicht sehr für unsere Klugheit gesprochen hätte, wenn der Schnee sehr tief gelegen wäre. Ich kam in einer Reihenfolge gewaltiger Sprünge hinunter, indem ich das ganze Gewicht meines Körpers rückwärts warf, und mit den Fersen auftrat. Als wir etwa zwei Drittheile des Weges hinabgekommen waren, sahen wir daß die Sonne eine thätige Rolle gespielt hatte; denn was Morgens tiefer Schnee gewesen, war jetzt t i e f e A s c h e. Diese Art Grund war nicht sehr erfreulich, und kostete mich manchen Fall. Die Schnelligkeit mit der wir heruntergingen, war zu groß als daß wir unsere Schritte hätten bemessen können. Am Fuße des Berges hielten wir an, um eine sehr tiefe Barranca zu bewundern — sie war mindestens so tief als der Krater; ihre Seitenwände waren voll schwarzer Lava und Asche, und ohne das geringste sichtbare Zeichen thierischen oder pflanzlichen Lebens. Je weiter wir aber dieser Barranca folgten, desto schmäler ward sie, und endlich fanden wir eine Stelle die wir überspringen konnten. Hierauf gelangten wir wieder in die Pinienwälder, und mußten, wie Panther, bald da bald dort über gefallene Bäume setzen, zum großen Ergötzen unserer Diener, welche im Rancho (Hamacas) auf uns warteten, und glaubten sie würden uns halbtodt ankommen sehen. Wir vollbrachten das Herabsteigen in fünf Viertelstunden, wechselten dann sofort unsere Strümpfe, Stiefel, Beinkleider u. s. w. — und fühlten uns sehr erfrischt. Das Mittagmahl ward angesagt, allein weder ein kleiner Truthahn noch ein Stück schmackhafter Zunge konnte mich zum Essen verleiten. Mein Magen war zu schwach, und wollte nichts mit Essen zu thun haben. Ich verzehrte einige Bissen trockenen Brodes, trank eine ansehnliche Masse Claret, und sodann zwei Tassen starken Thee. Vor Bettegehen aber nahmen wir allesammt einen Becher Punsch zur Feier unseres erfolgreichen Unternehmens. Wir versuchten zu schlafen — doch es wollte sich nicht thun. Jeder hatte Gesichte von Kratern, Puebla-Thälern und Schneefeldern vor seinen Augen. Ueberdieß heulten die Wölfe so wüthend, daß T . . . . aufstand und seine Doppelflinte abfeuerte, um die Störefriede zu verscheuchen. Unser Führer Don Antonio seufzte die ganze Nacht hindurch. Nach unserer Rückkehr vom Berggipfel fing er an über seine Augen zu klagen, welche, wie er sagte, ihn sehr schmerzten. Auch T . . . . hatte an diesem Uebel zu leiden, obschon er seine Augen, wie wir, durch eine Kreppmaske geschützt hatte. Don Antonio hatte nur ein Taschentuch, leicht wie einen Schleier, über sein Gesicht hergebunden, das natürlich immer auf- und abklappte und ihm nichts nützte. Der arme Bursche ward endlich ganz blind; allein wie es in solchen Fällen gewöhnlich geht, bekam er nach zwei oder drei Tagen sein Augenlicht wieder. Meine Augen litten nur im geringsten — was mich einigermaßen in Erstaunen setzte, denn das vom Schnee zurückgeworfene Licht that entsetzlich weh. Hie und da lüftete ich die Maske ein wenig, um zu sehen ob unsere Gefährten nicht zurückblieben: die Wirkung hievon war fast dieselbe als wenn man in einen Eisenschmelzofen hineinblickt. Ich sah nie ein solches Licht, und doch schien die Sonne erst als wir den Gipfel erreicht hatten.

Um halb 7 Uhr folgenden Morgens saßen wir zu Pferde, und all unser Gepäck, unsere Maulthiere u. s. w. waren bereit. Wir ritten geradenwegs nach Miraflores, und machten dieß eine halbe Stunde lang Halt am Ufer eines klaren Stromes, um zu frühstücken. Von Miraflores gingen wir mit der Diligence nach Mexico, wo wir durch unsern Erfolg kein geringes Aufsehen erregten, von nun an aber weder Scherz noch Spott mehr zu hören bekamen. Lieber wär ich auf dem Berge gestorben, als daß ich mir hätte nachsagen lassen, mein Unternehmen habe fehlgeschlagen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. 28 Januar. 1851

Die französische Ministerkrise.

Wenn wir das, was jetzt in Frankreich oder vielmehr in Paris vorgeht, eine Ministerkrise nennen, so bequemen wir uns nur dem vorsichtigen Ausdruck, dessen sich die Nationalversammlung bediente, um nicht einen Staatsstreich und eine halbe Revolution durchführen zu müssen, allein niemand täuschte sich über die Tragweite des Votums der Nationalversammlung. Wer sich noch der Schilderung des Verhältnisses zwischen Herrn Ludwig Bonaparte und der Nationalversammlung erinnert, wie wir solche im September vorigen Jahres (s. Nr. 230 ff.) gegeben, für den konnte der unter allerlei Formen seit der Wiedereröffnung der Nationalversammlung entsponnene Streit, wie er jetzt zum Ausbruch kam, weder in seinem Verlauf, noch in seinem Ergebniß die mindeste Verwunderung erregen. Vom Mai des vorigen Jahres an trägt das Verhältniß zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung den Stempel des unverkennbarsten und ausgesprochensten Mißtrauens, selbst die Permanenzcommission ist an und für sich selbst, wie in ihrer Zusammensetzung, durchaus diesem Mißtrauen entsprungen, und wenn irgend etwas an dem ganzen Verlauf in Erstaunen setzen kann, so ist es der knabenhafte, von sehr unklugen, französischen und nichtfranzösischen Rathgebern genährte Uebermuth Ludwig Napoleons, seine Plane trotz aller, noch so ernster und dringender, selbst öffentlicher Warnungen — wir erinnern nur an die Verurtheilung des Hrn. de Lamartinière — immer noch fortsetzen zu wollen.

Wir beziehen uns auf die kurze Skizze der Reibungen, welche wir in dem oben angeführten Septemberheft des Auslandes versucht haben, und wer sich die Mühe geben will, dieselbe wieder zu überlesen, wird finden, daß das was vom Anfang November bis zu dem Votum der Nationalversammlung vorging, durchaus nur die vollkommen logische Consequenz des Vorangegangenen war. Ehe wir jedoch die Skizze aufnehmen wo wir sie gelassen haben, können wir einige allgemeine Bemerkungen nicht unterdrücken. Ein polnisches Blatt[1] enthielt kürzlich eine wenn auch etwas einseitige, doch geistreiche Schilderung des jetzigen Zustandes von Paris und Frankreich, aus der wir nachfolgende dem Augenschein entnommene Schilderung der jetzt in Paris vorherrschenden Stimmung mittheilen: „es ist die allgemeine Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Stand der Dinge keine Gewähr der Dauer in sich hat, und daß er durch irgend eine Erschütterung fallen muß. Jeder ist froh der wiedergekehrten Ruhe und der wieder auflebenden Handelsbewegung, und wünscht vor allem daß nichts dieselbe wieder unterbreche, allein hinsichtlich der Dauer traut ihr niemand, und niemand sieht in der jetzigen Regierungsform des Landes die Gewähr einer sichern Zukunft. Denn man muß erkennen, daß die jetzige Republik keiner politischen Ueberzeugung der verschiedenen Parteien, in welche Frankreich zerfällt, entspricht. Man kann keck sagen, daß sie im größten Theile des Volks Abscheu erweckt, jeder spricht in dieser Beziehung seine Ansicht keck und offen aus, ja ergeht sich sehr häufig über den jetzigen Stand der Dinge in höhnischen Sarkasmen. Man braucht nur einige Tage in Paris zu verweilen, um sich davon zu überzeugen, man darf nur das Theater besuchen, wo jeder Ausfall auf die Republik aufs eifrigste beklatscht wird: man darf sich nur mit dem ersten Besten in ein Gespräch einlassen, oder auch nur einige polemische Flugschriften öffnen, die am meisten Popularität genießen. Wendet sich das Gespräch auf die Zeit vor der Februarrevolution, so hört man nur eine unverhaltene Klage über jenen unglücklichen Vorfall, und der Regierung des verstorbenen Königs werden die größten Lobsprüche ertheilt, wobei man gewöhnlich diese Zeit in ironischer Bezugnahme auf die darauf folgende mit „du temps du tyran" bezeichnet... Wenn aber nur wenige der jetzigen Regierungsform von Herzen huldigen, so scheut sich jeder vor Veränderung, und alle klammern sich an den Statusquo, der bisher die Ordnung und den Verkehr sicher gestellt hat."

Man muß diese Ansicht festhalten, wenn man den jetzigen Zustand der Dinge in Paris und namentlich in Frankreich begreifen will. Man liebt den Zustand der Dinge nicht, man weiß ihn aber ohne neue Erschütterung nicht zu ändern, darum klammert man sich an den Status quo, der gewissermaaßen die Republik verläugnet, und sie doch nicht aufhebt. In diesem Stand der öffentlichen Meinung, der namentlich auch die Börse folgt, welche eine gute Nase aber ein kurzes Gesicht hat, liegt die Stärke Ludwig Napoleons und die Schwäche seiner Gegner, aber er hat allen Umständen nach diese seine günstige Stellung mißbraucht, und den Bogen zu stark angespannt. Mit der eigentlich republikanischen Partei konnte er nicht gehen, ohne sich von vorn herein mit der öffentlichen Meinung in den schneidendsten Widerspruch zu setzen, und mit mäßiger Schonung der monarchischen Parteien, welche für ihre Peccadillos leicht Absolution von der öffentlichen Meinung erhielten, hätte er ohne Mühe eine Fortsetzung seiner Gewalt erlangen können. Man hat seine schreiendsten Schritte, wie seine Reise in die östlichen Departements und nach Cherbourg, selbst die Revue von Satory mit einer exemplarischen Geduld getragen und keinen Lärm geschlagen, aber endlich ist den Führern der parlamentarischen Macht alle Geduld gerissen, sie haben trotz der Ungunst der öffentlichen Meinung den Kampf

[1] Der Czas in Nr. 3, 6 u. 10 v. d. J.

gegen ihn aufgenommen, und derselbe scheint auch mit der Ernennung eines fast lächerlichen Ministeriums nach nicht zu Ende. Es müssen also sehr bedeutende Gründe vorliegen, welche durch das was bekannt geworden, nicht hinreichend erklärt sind, denn zuverlässig sind die Häupter sämmtlicher Parteien, Thiers, Berryer und Cavaignac, nicht ohne Grund so einstimmig gegen ihn aufgetreten, und Männer, wie Molé, Broglie, Odilon Barrot, wenn sie auch nicht gegen ihn stimmten, haben nicht ohne Grund sich so ganz bestimmt gegen sein System erklärt.

Wir nehmen nun den Verlauf der Geschichte der Reibungen zwischen Ludwig Bonaparte und der Nationalversammlung da wieder auf, wo wir sie im Septemberhefte gelassen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Buch der Mormonen.

Analyse des Buches des Mormon.

(Schluß.)

Nephi war das Haupt der zwölf Apostel; er taufte sich selbst und dann die übrigen Eilf, welche Timotheus, Jonas, Mathoni und Mathonihah, Kummen, Kumenanhi, Jeremiah, Schimman, Jonas, Zedekiah und Isaia hießen. Sie wurden mit Feuer und dem heiligen Geist getauft. Kein neues Wort sollte jedoch dem im neuen Testamente enthaltenen Text beigefügt werden, denn obschon er mehrere Tage hindurch zu diesen amerikanischen Jüngern sprach, so konnten doch diese neuen und wunderbaren Reden weder nachgesprochen noch nachgeschrieben werden. Er nahm auch die Platten des Nephi in Augenschein und fand bloß eine Auslassung, nämlich daß er versäumt habe, der Auferstehung vieler Heiligen in Amerika zur Zeit des Sturmes und Erdbebens zu gedenken. Er befahl, daß diese Nephiten Christen genannt werden sollten.

Das Buch Nephi, des Sohnes Nephi, gibt auf vier Seiten die Geschichte von 320 Jahren nach Christo. Im 36sten Jahre waren sämmtliche Einwohner des Landes zum Christenthum bekehrt; es herrschte eine vollkommene Eintracht in der Gemeinde, und Streitigkeiten fielen in 170 Jahren nicht vor. Drei der amerikanischen Apostel sollten nimmer sterben und wurden noch vier Jahrhunderte nach Christo gesehen; allein was aus ihnen geworden ist, kann niemand sagen, es müßten denn Cowdery, Whitmer und Harris, die drei Zeugen der Wahrheit der Platten des Nephi und die Gehülfen des Joseph Smith, diese drei unsterblichen Männer seyn. Gegen das Ende der Geschichte des Nephi aber des Buches Ammarons entstanden Secten, Spaltungen und Kriege, und zwar so häufig, daß um das Jahr 320 alle Frömmigkeit und Gottesfurcht auf dem amerikanischen Festlande aufgehört hatten.

Jetzt erscheint Marmon zuerst in dem Drama, der eigentliche erzählende Engel der ganzen Geschichte. Er war nebenbei ein gewaltiger Kriegsheld und ein großer Christ. Er befehligte in einem Kampfe gegen die Lamaniten 42,000 Krieger. Diese schreckliche Schlacht wurde 330 nach Christi Geburt geschlagen. Die Lamaniten nahmen von Südamerika Besitz und überließen Nordamerika den Nephiten.

Maroni vollendete, was Mornton, sein Vater, nicht ausführte, und setzte die Geschichte bis 400 nach Christi Geburt fort. Er ermahnt, an seinen Aufzeichnungen wegen ihrer Unvollkommenheiten nicht zu zweifeln, und erklärt, daß niemand, der sie empfängt, sie deßhalb verdammen möge, und indem er dieses thue, solle er große Dinge kennen lernen. p. 532. „Der sie aber verdammt, soll in Gefahr des Höllenfeuers seyn.“ Er beklagt das Vorherrschen der Freimaurerei zu der Zeit, wenn sein Buch aus der Erde gegeben werden würde, und beweist, daß die Wunder nie aufhören werden, weil Gott heute, morgen und für immer derselbe ist. Er ermahnt ferner darauf zu achten, daß niemand getauft werde, der nicht vorher seine Erlebnisse mitgetheilt habe und also das Sacrament Christi nicht unwürdig empfange. pag. 537.

Maroni sagt am Schlusse seines Buches, wenn seine Platten größer gewesen wären, so würde er im Hebräischen geschrieben haben, allein dieses Umstandes wegen schreibe er in dem „verbesserten Aegyptischen“, welches, bis es auf uns herabgekommen, durch unsere Sprachweise verändert sey. pag. 538. „Verdamme mich nicht“, sagt er, „wegen meiner Mängel, auch meinen Vater nicht wegen der seinigen, so wie auch nicht diejenigen, welche vor uns geschrieben haben, sondern danke vielmehr Gott, daß er dir unsere Mängel offenbart, damit du weiser zu werden lernst, als wir es gewesen sind.“ pag. 538.

Maroni schrieb das Buch Ether. Es enthält die Geschichte des Volkes Jared, welches vom Bau des babylonischen Thurmes, ohne daß seine Sprache verwirrt wurde, glücklich entkam. Vor diesem Volke Jared schritt Gott selbst in einer Wolke voran, führte es durch die Wildniß, und lehrte es Schiffe zu bauen, um über das Meer zu kommen. Endlich hatten sie acht Aechen „luftdicht“, fertig, und es kam ihnen der Befehl zu, eine Oeffnung oben anzubringen, um Licht einzulassen und eine andere im Boden des Schiffes, um Wasser einzulassen. In diese Oeffnungen wurden 16 Fenster von geschmolzenem Stein gesetzt, welche, als sie Jesus mit dem Finger berührte, so durchsichtig wie Glas wurden und ihnen Licht gaben, wenn sie unter den „berghohen Wogen“ und über dem Wasser waren. Er, der diese Steine berührte, erschien dem Bruder des Jared und sagte: „Siehe, ich bin Jesus Christus, ich bin der Vater und der Sohn.“ Zwei von diesen Steinen wurden mit den Platten versiegelt, und dieß sind dieselben Steine, welche dem Propheten Joseph Smith als Brille bei der Uebersetzung dienen, in Gemäßheit einer Prophezeihung, welche schon vor Abrahams Geburt ausgesprochen wurde. Eben so wurde auch in dem von Maroni geschriebenen Buche Ether vorher gesagt, daß er (Smith) die Platten finden und das Vorrecht haben solle, sie denjenigen zu zeigen, welche ihm in der Beförderung dieses Werkes beistehen würden. „Und dreien Personen sollen dieselben durch die Macht Gottes gezeigt werden: deßhalb sollen sie auch mit Gewißheit erkennen, daß diese Dinge wahr sind.“ pag. 548.

„Und nachdem die acht luftdichten, gleich Enten gestalteten Archen 344 Tage geschwommen und untergetaucht hatten, erreichten sie die Küste des gelobten Landes.“ Das Buch Ether erzählt auch die Kriege und Metzeleien unter diesem Volke. „Während mehreren Geschlechtsaltern hindurch wurden zwei Millionen kräftiger Männer erschlagen, Weiber und Kinder nicht gerechnet.“ Und endlich wurden sie alle getödtet, einen Einzigen ausgenommen, welcher zur Erde fiel, als ob kein Leben in ihm wäre. So endigt das Buch Ether pag. 573.

Das Buch Maroni verbreitet sich über die Art und Weise die Priester und Lehrer zu weihen und einzuführen etc. und enthält die Episteln des Mormon an seinen Sohn Maroni. Maroni versiegelte die Platten um das Jahr 420 nach Christi Geburt und versichert der Welt, daß die apostolischen Gaben des heiligen Geistes niemals aufhören sollen, als durch den Unglauben. Und wenn die Platten des Nephi wieder aus der Erde heraus gegraben würden, so erklärt er, daß die Menschen Gott, den ewigen

Vater, im Namen Jesu Christi fragen sollen „ob diese Dinge nicht wahr sind?" „Wenn mit einem aufrichtigen Herzen und mit einer wirklichen Absicht solche Gebete im Glauben an Christum gehalten werden, so sollt ihr die Wahrheit aller Dinge erkennen." — pag. 586.

Das Zeugniß der drei Zeugen Oliver Cowdry, David Whitmer und Martin Harris, worin diese versichern, die Platten gesehen zu haben, lautet wörtlich:

Kund und zu wissen allen Völkern, Zeugen, Geschlechtern und Menschen, zu denen dieß Werk kommen wird, daß wir durch die Gnade Gottes des Vaters und unsers Herrn Jesu Christi die Platten gesehen haben, welche diese Bücher, nämlich eine Geschichte des Volks Nephi und ebenfalls seiner Brüder, der Lamaniten, sowie auch des Volks von Jared, welches von dem Thurme gekommen ist, von welchem geredet wird, enthalten; und wir wissen ebenfalls, daß sie durch die Gnade und Macht Gottes übersetzt worden sind, weil dieß uns seine Stimme kund that, und deßhalb wissen wir mit Bestimmtheit, daß das Buch wahr ist. Auch bezeugen wir, daß wir den Stich gesehen haben, der sich auf den Platten befindet, und daß uns diese durch die Macht Gottes und nicht der Menschen gezeigt worden sind. Und wir erklären mit Worten der Nüchternheit, daß ein Engel Gottes vom Himmel herabstieg und sie vor unsere Augen brachte und legte, so daß wir die Platten mit den Eingravirungen darauf erblickten und sahen, und wir wissen, daß es durch die Gnade Gottes, des Vaters, und unseres Herrn Jesu Christi geschah, daß wir diese Dinge sahen und davon Zeugniß geben können; daß sie wahr und in unsern Augen wunderbar sind; dessen ungeachtet befahl uns die Stimme des Herrn darüber Zeugniß zu geben, daß diese Dinge wahr seyen: deßhalb, um dem Befehle Gottes gehorsam zu seyn, bezeugen wir alle diese Dinge. Und wir wissen, daß wenn wir treu im Glauben an Christum beharren, so werden wir unsere Kleider von dem Blute aller Menschen rein halten und fleckenlos vor dem Richterstuhle Christi befunden werden und ewiglich mit ihm im Himmel wohnen. Und Ehre sey dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geist, welche Ein Gott sind. Amen.

Oliver Cowdry.
David Whitmer.
Martin Harris.

Die Zahl der Anhänger dieser Secte beläuft sich bereits auf 30,000, welche in mehreren Staaten und in Canada zerstreut leben. Es gibt viele bemittelte Leute darunter. In Kirtland im Staate Ohio haben sie unter andern einen steinernen, 80 Fuß langen, 60 Fuß breiten und 50 Fuß hohen Tempel mit einem Kostenaufwande von 40,000 Dollars erbaut. Aber auch hier aus ihrer Hauptniederlassung wurden sie vertrieben, und nachdem ihr heiliger Joseph Smith in einem Gefechte geblieben war, zogen sie im Jahre 1847 15,000 Seelen stark unter Führung des jetzigen Präsidenten der Mormonenkirche, Brigham Young, 1200 englische Meilen weit, über Ebenen, Gebirge und Flüsse setzend, durch eine Wildniß, die bis dahin nur von wilden Menschen und Thieren bewohnt war, um sich im Felsengebirge niederzulassen. Sie haben sich dort in einem großen anmuthigen Gebirgsbecken angesiedelt, einen beträchtlichen Theil des Bodens urbar gemacht und eine Stadt in der Nähe des großen Salzsees gegründet, die bereits mehr als 5000 Bewohner zählt. Sie bilden die Hauptmasse der Bevölkerung eines neuen Gebiets der Vereinigten Staaten, Utah, und die Nähe Californiens wird ihnen bald eine politische Wichtigkeit geben. Die Mormonen sind ein fleißiges und intelligentes Völkchen, davon zeugt der sorgfältige Anbau des Bodens. Ihr Haupt, Brigham Young, ist ein Mann von ausgezeichnetem Verstande und übt einen sehr großen Einfluß auf die Mitglieder der Kirche.

Jagdstreifereien in Nepal.[1]

Von den 20 Jahren welche ich in Indien verlebte, habe ich einen Theil in dem Gebiete von Nepal und zwar in der Nähe der unendlichen Wälder dieses Landes zugebracht. Es liegt nämlich ein langer Strich niedrigen, flachen Landes von Nepal — das Terai oder richtiger Turiyari genannt — längs den Gränzen der zum Gebiete der ostindischen Compagnie gehörigen Provinzen Oude und Behar, welcher größtentheils aus Waldungen besteht, die eine Länge von fast 700 englischen Meilen und eine von 10 — 15 Meilen variirende Breite haben. Diese Waldungen enthalten hauptsächlich Eichen, Fichten, Bambusrohr und Rattan (spanisches Rohr), sämmtlich von ungeheurer Größe, und sie bergen fast alle in Hindostan vorkommenden wilden Thiere, von dem stattlichen Elephanten bis zum blutdürstigen Tiger, deren Verfolgung dem Freunde der Jagd zwar vieles Vergnügen verschafft, aber oft von großen Gefahren begleitet ist. In mehreren Strichen dieser Urwälder finden sich jene Thiere, vorzugsweise Elephanten, in beträchtlicher Menge, und die Erlegung eines mächtigen Elephanten soll den Hauptgegenstand der folgenden Skizze bilden.

Zuvörderst will ich bemerken, daß die Nepalesen die Elephanten auf eine ganz andere Weise einfangen, als in dem Districte von Tschittagong geschieht, wo das brittische Gouvernement von Indien diese Thiere in Gruben und „Khidahs" oder Einzäunungen fangen läßt. Gegen den Fang der Elephanten in Gruben muß man einwenden, daß sieben von zehn dieser Thiere, welche mit ihrem gewaltigen Gewicht in die Grube fallen, gewöhnlich schwer verletzt und somit unbrauchbar werden, und in den Einzäunungen fängt man zwar häufig vorzüglich schöne and vollständig ausgewachsene weibliche Elephanten, aber nur kleine oder halb ausgewachsene männliche; die schönsten und größten aller Elephanten in Indien finden sich in dem District von Tschittagong, aber sie sind so schwer an das Klima von Oberindien zu gewöhnen, daß selten mehr als vier von zehn der dorthin gebrachten am Leben bleiben; die Ursache dieser großen Sterblichkeit soll vorzüglich in der veränderten Nahrung, und was alle Bewohner von Hindostan für noch viel schlimmer halten, in dem dortigen Wasser liegen. Die Eingebornen glauben so fest an die Kräfte des Wassers, daß sie alle und jede Krankheiten und Körperleiden der Beschaffenheit dieses Elements zuschreiben, und man sollte sie für competente Richter halten, weil sie so gewaltige Wassertrinker sind. Dem sey nun wie ihm wolle, die Elephanten von Tschittagong, so wie die von Oberindien sind gleichfalls große Wassertrinker, und den erstern mag das Wasser ihrer Heimath zuträglicher seyn, welches indeß bei Menschen zuweilen die schreckliche Elephantiasis erzeugt, wie man in jener Gegend sehen kann. Die Regierung von Nepal bezieht von dem Einfangen und Zähmen der wilden Elephanten eine sehr bedeutende Einnahme; das Einfangen derselben geschieht auf folgende Weise: Wenn die „Tarus" oder Elephantenfänger eine Heerde von 300 oder 400 dieser Thiere aufgespürt haben, so versammeln sich gegen 200 dieser Jäger, die auf Elephanten reiten und zwei große „Fangelephanten" bei sich haben, welche kräftig gefüttert und, weil sie „musth" oder in der Brunst, so wüthend sind, daß außer ihrem Führer niemand ihnen zu nahe kommen darf. Nachdem dann die Heerde der wilden Elephanten aufgescheucht ist, eilt sie schreiend und trompetend in die Dickichte des Waldes, hitzig verfolgt von den Tarus, wovon ein jeder drei oder noch mehr Schlingen, „Musack" genannt, bei sich hat, die aus ungegerbtem, in Oel eingeweichtem starkem Leder gemacht und so eingerichtet sind daß, wenn sie dem Elephanten übergeworfen werden, dessen Hinterbeine mit jedem

[1] Von dem Nimrod der angloindischen Armee, dem Capitän T. Smith, Verfasser der in Nr. 272 ff. des „Auslandes" von 1850 enthaltenen „Jagdabenteuer im Himalaya."

seiner Schritte immer mehr zusammengeschnürt werden, bis er endlich gar nicht mehr gehen kann und gezwungen stillstehen muß; diese Jagd dauert oft sechs, acht Stunden im vollen Galopp, so lange bis die wilden Elephanten außer Athem sind und stehen bleiben. Dann entsteht aber daraus große Gefahr, daß diese Thiere sich auf ihre Verfolger stürzen, und das dadurch entstehende Getümmel dauert einige Zeit, wohl eine halbe Stunde lang, bis die Fangelephanten herankommen, welche ihrer Schwere wegen mit den rascheren Elephanten, worauf die Taros sitzen, nicht Schritt halten können. Die drei Fangelephanten, jeder drei Führer tragend, sprengen mitten unter die wilden Elephanten, welche sowohl durch diese Erscheinung als auch durch den starken widerlichen Geruch, den die brünstigen Thiere an sich haben, in solchen panischen Schrecken gesetzt werden, daß sie bald keine Kraft zum Widerstande mehr haben. Nun gleiten die kleinen behenden Taros von ihren Elephanten herab, nähern sich unter dem Schutze des Fangelephanten einem der wilden Thiere, und werfen sehr geschickt und kühn diesem um jedes Hinterbein eine Schlinge, wozu etwa drei Minuten Zeit erforderlich ist; dann lassen sie den Elephanten mit den Schlingen laufen, aber diese ziehen sich mit jedem Schritte immer enger zusammen, und nach 50—60 Schritten ist er gezwungen stillzustehen. Wenn die Taros auf diese Weise etwa 50 wilde Elephanten gefangen haben, so lassen sie den Rest der Heerde davonlaufen und befestigen nun jeden Gefangenen an einen einzelnen Baum, wo sie von ihnen 14 Tage bis 3 Wochen lang gehütet und gefüttert werden. Sollte einer der Gefangenen sich ungeberdig bezeigen, so wird er sofort von zwei großen zahmen Elephanten streng bestraft, indem diese ihn ganz schonungslos mit ihren Rüsseln durchprügeln, und das reicht mit zwei Malen hin um den widerspenstigen Elephanten dergestalt zur Ordnung zu bringen, daß er, der freie und stolze Bewohner des Waldes, nach 6 Wochen einen Führer auf dem Rücken trägt, und so ruhig ist, als hätte man ihn er sein Lebenlang geritten.

Ebenso wie Tschittagong berühmt ist wegen der Schönheit und Größe seiner Elephanten, ebenso berühmt ist Nepal wegen der Kühnheit und Häßlichkeit der seinigen, und das haben die Nepalesen selbst mit ihren Elephanten gemein. Die weiblichen Elephanten werden selten höher als $7\frac{1}{2}$ Fuß, wenn sie ausgewachsen sind, aber die männlichen von 40 Jahren, wo man sie für ausgewachsen hält, sind wackere Thiere von 9 bis 11 Fuß Höhe. Der Elephant, von welchem ich hier erzählen will, war 11 Fuß 4 Zoll hoch und sein Kopf sammt Fangzähnen befindet sich im Besitze des Grafen von Derby zu Knowsley Park, wo jedermann solchen sehen kann.

Während meines Aufenthalts in Nepal war ich schon so glücklich gewesen etliche Rhinocerosse, Tiger und Bären ohne große Schwierigkeiten zu schießen, als eines Tages bei einem Ceremonienbesuche am Durbar oder Hofe der Radscha in der Audienz mich fragte: ob ich wohl glaubte im Stande zu seyn einen wilden Elephanten zu tödten? Als ich dieses bejahte, fuhr er fort: „Aber du mußt wissen, daß der Elephant, den ich meine, ein fürchterlicher Schitan (Satan) und schon manche Jahre musth ist." Ein Elephant, muß ich bemerken, ist in solchem Zustande toll und wird dann von den übrigen Elephanten beständig gemieden, nicht fortgejagt, wie man irrthümlich glaubt, so daß er dann gezwungen ist ein, aber sehr gefährlicher Einsiedler zu werden. Seine Hoheit erwähnte dabei, daß das gedachte Thier den ganzen Elephantenfang zum Stillstande gebracht habe, und Niemand sich in den Strich der Waldung wagen wolle, wo es hause. Ich erwiederte darauf, daß ich nur geringe Erfahrung von Elephantenjagden gemacht, da ich bis jetzt nur einen einzigen geschossen habe, der erst etwa 15 Jahre alt, aus Dummheit oder Furcht mir nicht habe aus dem Wege gehen wollen, bis er mit meinem dritten Schusse zusammengestürzt sey. Der Radscha sagte nun, daß er mir Erlaubniß ertheilt habe, in seinen Waldungen zu jagen, (ich war der erste englische Officier, welcher diese Erlaubniß bekam) und ich versuchen möge Nepal einen wichtigen Dienst zu leisten, und zwar dadurch, daß ich den erwähnten Elephanten tödte. Dazu war ich sofort bereit, und versprach mein Bestes zu thun. Beim Abschiede sagte der Radscha: "Ich habe es nicht ganz ernstlich mit dem gemeint, was ich wegen des Elephanten dir gesagt habe, und wünsche nicht daß du ihm nahe kommen sollst; vor 2 Jahren schickte ich ein Paar sechspfündige Kanonen hin um ihn zu tödten, aber als die Leute daraus 2 Kugeln geschossen und ihn gefehlt hatten, so mußten sie davonlaufen, um ihr Leben zu retten und die Sechspfünder ließen sie im Stich, welche dann von dem Elephanten aus Muthwillen umgestürzt wurden." Ich erwiederte Seiner Hoheit, daß, da dieser Elephant so viele Menschen getödtet habe (man sagte, aber offenbar sehr übertrieben, mehr als 100), ich fest entschlossen sey das Thier zu bekämpfen. Der Radscha befahl nun den beiden Häuptlingen Sirdar Bewoni Sing und Sirdar Delbi Sing, welche für die Nimrods von Nepal gehalten wurden, mich bei dem Abentheuer zu begleiten und beide betheuerten beim Abschiede dem Fürsten: daß wenn ich nicht im Stande seyn sollte den famosen „Schikar Bassa Hatti" (den gewaltigen männlichen Elephanten) zu tödten, sie es ausführen würden. Man wird nun bald sehen, wie beide tapfern Sirdars ihr Versprechen erfüllten. Am folgenden Tage rückten wir aus, jeder der beiden mit wenigstens 20 lischen und hindostanischen Gewehren ausgerüstet; ich hatte meine gewöhnliche Armatur von zwei doppelläufigen Büchsen, einer einläufigen welche Kugeln 6 Loth schwer schoß, und drei vorzüglichen Doppelflinten bei mir. Wir eröffneten unsern Jägerfeldzug bei Hitsunda, einer Station in der Mitte zwischen Nepal und dem brittischen Gebiete, und ich schoß viele Hirsche, 11 Tiger und 7 Rhinocerosse, während die Nimrods von Nepal eine heftige Scheu vor den letztgenannten gefährlichen Bestien an den Tag legten. Das indische Rhinoceros ist ein schlimmer Gast und läßt sich sehr ungern in seinem Schlammbade stören; wird es genöthigt das Bad zu verlassen, so eilt es sofort nach einem andern Sumpfe und tritt man ihm in den Weg, so setzt es sich zur Wehre und ist gar kein verächtlicher Gegner, denn es behauptet seinen Platz mit rasender Entschlossenheit, ohne Pardon zu geben oder zu nehmen. Als ich mein fünftes Rhinoceros geschossen hatte, machten die beiden Sirdars am Nachmittage mir ein Besuch, um, nach den herkömmlichen Complimenten (mir zu meiner Belustigung), mitzutheilen, wie sie Befehle vom Durbar oder Hofe des Radscha erhalten hätten, und zwar dahin lautend: daß man in Betracht ihrer Geschicklichkeit als Jäger sehr erstaunt sey, daß sie im eigenen Lande einem Engländer überlassen, so viele Rhinocerosse zu erlegen, ohne daß sie nur ein einziges geschossen hätten; und wenn sie keine Lust hätten es zu versuchen, oder unfähig seyen das Wagstück zu unternehmen, so sollten sie augenblicklich zurückkehren, und durch andere Sirdars ersetzt werden, die besser ihre eigene Ehre wahren würden als sie gethan hätten." Da ich deutlich genug sah, daß sie dadurch in große Unruhe gesetzt waren, so sagte ich ihnen, daß wenn sie Lust hätten sich hervorzuthun, ich ihnen dazu bald eine gute Gelegenheit geben wollte. Sie bekannten mir zwar ganz offen, daß sie sich unfähig fühlten von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen, aber sie baten mich dringend ihre Ehre (Hurmut) zu retten. Das versprach ich zu thun, und als wir am folgenden Tage hörten, daß etwa 20 Minuten von uns entfernt 4 Rhinocerosse sich aufhielten, so lieh ich einem der Sirdars auf seine Bitte eines meiner Gewehre, weil sie fest überzeugt waren, daß in die ihrigen „Dschadu" oder Hexerey gekommen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münze der vereinigten Staten hat im vorigen Jahre nach offiziellen Berichten 32 Mill. Dollars an Geld aus Californien gemünzt; der Gesammtbetrag der californischen Minen muß bis jetzt 50 Mill. Dollars betragen, und wahrscheinlich wird Californien im Jahr 1851 ebensoviel liefern. Die Silberproduction ist gleichfalls um etwas gestiegen, da man in der Nähe von San Francisco eine Quecksilbermine entdeckt hat, die monatlich 1000 bis 1200 Ctr. liefern soll, was den Preis des Pfundes von $1\frac{3}{4}$ Piaster auf $\frac{7}{10}$ Piaster herunterdrückte. (Journ. du Comm. d'Anvers. 25 Jan.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. 29 Januar 1851.

Ueber die Paroxysmen-Theorie der Geologen.

Es ist die ziemlich herrschende Ansicht, daß die vulcanischen Erscheinungen auf der Erdkruste in älterer geologischer Epoche eine viel furchtbarere Gestalt und größern Umfang gehabt hätten: dagegen macht es in der Geschichte der Geologie wahrhaft Epoche, daß einer der Altväter dieser Wissenschaft, Sir Ch. Lyell, in seiner Ansprache bei der Jahresversammlung der geologischen Gesellschaft zu London am 15 Febr. 1850 — eine Ansprache, die wir jedoch erst im neuesten Edinburgh Philosophical Journal vom Januar 1851 finden — sich gegen diese herrschende Ansicht ausspricht und diese seine Gegenansicht zum eigentlichen Text seiner Rede macht, die leider zu groß und zu speciell ist, als daß wir sie hier aufnehmen könnten. Er weist aus einer neuern Denkschrift von Sir Roderick Murchison über den Bau der Alpen, Apenninen und Karpathen nach, daß diese höchsten Ketten in Europa ihre Entstehung einer vergleichsweise sehr neuen Aera in der Erdgeschichte verdanken, und zieht daraus den Schluß, daß, „wenn die Entwicklung einer so ungeheuren Masse dynamischer Kräfte in einer verhältnißmäßig so neuen Zeit auf eine einzige schmale Bergkette beschränkt war, diese bedeutende Thatsache alle Theorien, welche solche großartige Entfaltungen von mechanischer Kraft sehr fernen Epochen zuschreiben, wesentlich schwäche." Diese Argumentation wird noch stärker, wenn man erwägt, daß die mächtigen nummulitischen Schichten, durch welche die Alpen und Karpathen hindurchdrangen, sich von den Pyrenäen und dem Atlas aus sich bis in den Himalaya und die Gebirge Südindiens hinein erstrecken, daß also die Mehrzahl dieser Erhebungen neuer sind, als die fossilienhaltenden Schichten der secundären und primären Epoche, daß somit die vulcanische Kraft in jener Zeit nicht abgenommen hatte. „Wenn irgend jemand behaupten sollte, daß in den frühern Zeitaltern die Bewegungen, wodurch Schichten erhoben, gesenkt oder in ihrer Lage gestört worden, allgemeiner waren und sich zugleich über weit größere Horizontalflächen verbreiteten, so ist es nicht schwer, überwältigende Beweise des Gegentheils beizubringen. In den Vereinigten Staaten und in Rußland sind viele Striche von kohlenhaltigen, devonischen und silurischen Schichten, welche, obwohl über die See erhaben, doch so flach geblieben sind, als wären sie eben erst in die Tiefe des Meeres versenkt worden. Dieß beweist, daß die Kraft, welche die großen Falten und Verdrehungen geschichteten Gesteins erzeugte, jeder Zeit auf sehr engen Raum sich beschränkte. Wäre es anders, so würde die Wiederholung solcher ausgedehnten Erschütterungen während einer langen Reihenfolge von Jahrtausenden es unmöglich gemacht haben, auf der Erde irgend eine Stelle zu finden, wo das älteste Gestein einer außerordentlichen Zerrüttung entgangen wäre. Für die Vertheidiger der Erdparoxysmen bleibt also nur die Behauptung übrig, daß zwar die störenden Kräfte in der neuen oder tertiären Zeit keineswegs schwächer geworden seyen in Vergleich mit den Perioden, wo die ältesten bekannten Schichten abgelagert wurden, daß es aber kurze Perioden von Erschütterung in großem Maaßstab gab, wo die gewöhnliche Ruhe der Natur in besondern Regionen, wie in den Alpen z. B. in einer ganz andern Weise gestört wurde, als wir je aus den historischen Zeiten wissen, oder die überhaupt in dem gewöhnlichen und normalen Zustande der Erde vorkamen. Hierüber habe ich zwei vorläufige Bemerkungen zu machen: erstens, daß unsere jetzige Unfähigkeit, die Denkmale vergangener Zeitalter mit einem aus den Wirkungen jetzt thätiger Ursachen entnommenen Schlüssel zu entziffern, nie als ein sehr bedeutender Beweis für die Paroxysmentheorie angesehen werden kann, und zweitens daß die Entscheidung der Frage sich keineswegs durch eine einfache Vergleichung der in historischer Zeit bemerkten Veränderungen mit denen älterer Perioden bestimmen läßt, denn was wollen 3 bis 5000 Jahre in Bezug auf die Erdgeschichte heißen?"

Die Schlußfolgerung ist, daß alle die auf der Erde augenscheinlich vorgegangenen Veränderungen sich im wesentlichen durch jetzt noch wirkende Kräfte erklären lassen, und daß wir keine andern als solche, die auch jetzt noch dem Erdkörper inne wohnen, zu Hülfe zu nehmen brauchen.

Die französische Ministerkrise.

(Fortsetzung.)

Die Nationalversammlung hatte sich vertagt unter allen Anzeichen des entschiedensten Mißtrauens gegen den Präsidenten, der seinen Unmuth über die Ernennung und Zusammensetzung der permanenten Commission nicht verhehlen konnte. Die Reisen des Präsidenten, so wie die Revuen und die ungesetzlichen Rufe, die dabei vorfielen und Aufmunterung von Seite gefälliger Diener des Präsidenten fanden, steigerten das Mißtrauen der Permanenzcommission fortwährend, und die Entlassung des Generals Neumayer, so wie die zügellosen Scenen, welche durch die Gesellschaft des 10 Decembers herbeigeführt wurden, mußten demselben fortdauernde Nahrung geben, so daß die Permanenzcommission mehr als einmal auf dem Punkte stand, die Versammlung vorzeitig einzuberufen; dieß wurde jedoch unterlassen, weil es eine Kriegserklärung gegen den Präsidenten gewesen wäre. Dagegen wurde ihm eine Genugthuung abgefordert, und diese bestand darin, daß die Regierung die Gesellschaft vom 10 December entschieden auf-

löse. [1] Dieß scheint die Bedingung gewesen zu seyn, unter welcher die Permanenzcommission versprach, das Vorgefallene nicht vor die Schranken der Nationalversammlung za bringen, obgleich dieß allgemeia erwartet und auch van einigen Mitgliedern der Linken in der Nationalversammlung gefordert wurde. Es geht hieraus ahne Zweifel hervor, daß die Permanenzcommission und die von ihr repräsentirte Majorität der Nationalversammlung einen Scandal auf alle Weise zu vermeiden suchte. Ludwig Bonaparte selbst mochte fühlen, daß er der nach und nach aufgeregten Meinung gegenüber sich sicher stellen, und diese wieder einschläfern müsse; daher seine Botschaft, die nach der Wiedereröffnung der Nationalversammlung übergeben, und mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde; man betrachtete sie allgemein als einen Beweis, daß er seine Plane, sich unter irgend einer Form zum Herrn Frankreichs aufzuwerfen, aufgegeben habe, und legte die sehr republikanische Färbung dahin aus, daß, da es ihm selbst nicht gelang, sich der Herrschaft zu bemächtigen, solche auch den andern Prätendenten verschlossen werden solle.

Bald zeigte es sich, daß man die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und daß die Intriguen nur auf anderer Seite wieder angefaßt werden sollten. Die Art, wie dieß geschah, zeigt, daß der Präsident sehr schlaue, wenn auch nicht staatsmännisch kluge Rathgeber habe. Fast zugleich mit der Auflösung der Decembristengesellschaft, welche vom 7 Nov. datirt, verlautete das Gerücht, daß der Polizeiagent der Nationalversammlung, Hr. Yon, eine Verschwörung entdeckt habe, wonach General Changarnier und Hr. Dupin ermordet werden sollten. Die Sache klang sehr fabelhaft, fand auch viele Ungläubige, indeß mußte man jedenfalls ihr auf den Grund zu kommen suchen. Hr. Carlier, der Polizeipräfect, erklärte alsbald, Hr. Yon sey dupirt worden und — suspendirte den Gehalt des Hrn. Yon. Die in den Intriguen Eingeweihten erkannten nur allzu wohl was hier gemeint sey, aber sie waren in nicht geringer Verlegenheit; sollten sie um einer wahrscheinlich ersonnenen Geschichte willen einen großen Lärm aufschlagen? Das hätte die sich nach Ruhe sehnende Bevölkerung der Nationalversammlung nicht leicht vergeben; und doch war der Schritt Carliers geradezu ein Eingriff in die Rechte der Nationalversammlung und namentlich Dupins selbst. Die einzige leidliche Erklärung der ganzen Geschichte ist, daß Hr Carlier im Auftrag des Präsidenten durch einen untergeordneten Mouchard Hrn. Yon hatte dupiren lassen, um einerseits die bekannt gewordenen wahren Geschichten der Decembristengesellschaft durch Hinzufügung einer offenbar erlogenen Geschichte zu discreditiren, und auf den Grund dieser Dupirung hin in die Rechte der Nationalversammlung einzugreifen, denn Hr. Yon stand in beschränktem Maaßstabe eben in demselben Verhältnisse zu der Nationalversammlung wie General Changarnier; führte dieser den Commandostab für die Aufrechthaltung der Ruhe und für die Rechte der Nationalversammlung wie für die des Präsidenten, so hatte Hr. Yon für die polizeiliche Sicherheit der Nationalversammlung Sorge zu tragen, und daraus erklärt sich das Gerücht, daß die Permanenzcommission schon am 10 November einstimmig beschlossen habe, von der Nationalversammlung einen Credit von 50,000 Fr. zu Errichtung einer, von dem Polizeipräfecten und dem Minister des Innern ganz unabhängigen Polizei zu fordern. Was die Absicht des Präsidenten aber, wenn man will, der Regierung war, ergibt sich aus dem Umstand, daß der Constitutionnel, der geschworene Anhänger des kaiserlichen Prätendenten, schon damals bemerkte, diese Angelegenheit werde die Nationalversammlung nöthigen, die Stellung des Präsidenten zu General Changarnier näher zu untersuchen. Zugleich waren auch schon die Generale Guesviller, Randon [1] und Carrelet nach Paris gerufen, um die verschiedenen Commandos des Generals Changarnier zu übernehmen, den die elyseischen Journale in Folge der von ihm mißbilligten Scenen bei Satory und der nicht minder mißbilligten Absetzung des Generals Neumayer mit gehässigen Invectiven überschütteten.

Unter solchen Umständen ward die Nationalversammlung wieder eröffnet, und man kann sich leicht vorstellen, daß die Einsichtsvollen wohl erkannten, welches Spiel jetzt gespielt werden solle, und daß die republikanisch lautende Botschaft nur eine Maske sey, um der öffentlichen Meinung Sand in die Augen zu streuen. [2] Man suchte deßhalb auch die Yon'sche Angelegenheit zu vertuschen, aber die elyseischen Blätter zogen fortwährend heftig auf diesen Mann los, in welchem sie zugleich die leichtgläubige Permanenzcommission trafen. Der Fehler, den diese dadurch gemacht hatte, daß sie der Geschichte der Verschwörung eine Bedeutung beigelegt, trat jetzt hervor. Carlier weigerte sich, das Decret, durch welches er Hrn. Yon seinen Gehalt entzogen, zurückzunehmen, der Minister des Innern, Hr. Baroche, unterstützte ihn, und drohte aus der Sache eine Cabinetsfrage zu machen. Dadurch wäre die Versammlung in große Verlegenheit gekommen: wegen einer solchen Sache eine Ministerkrise herbeizuführen, hätte ihr ungemein geschadet, und gab sie nach, so hatte sie vor der Regierung die Segel gestrichen, und mußte neuer Angriffe gewärtig seyn. Indeß waren Hr. Carlier und Hr. Baroche den alten Praktikern noch nicht gewachsen: Allay, der Angeber, der seit acht Tagen verschwunden war, wurde in einem Spital aufgefunden, und nun konnte man die Frage durch einen Proceß in die Länge ziehen, somit die Streitfrage in der Nationalversammlung selbst vertagen oder ganz bei Seite schieben. Nun gab Carlier in der Versammlung der Quästoren der Nationalversammlung gute Worte [3], und das Gerücht ging mehrere Tage, er werde seine Entlassung erhalten. Diese erfolgte nicht, denn dadurch hätte das Elysee seine Niederlage kundgegeben.

Eine Zeit lang ruhte nun der Streit, weil der drohende Stand der Angelegenheiten in Deutschland die Blicke zu sehr nach außen richtete, und die Hauptfrage, ob Changarnier in seinem Commando bleiben solle oder nicht, schien sich durch ein Compromiß lösen zu sollen, indem das Gerücht ging, Changarnier werde den Oberbefehl über eine am Rhein zusammengezogene Armee von 60,000 Mann übernehmen, und sein bisheriges Commando nicht beibehalten, sondern aufgelöst werden. Allein, wie die äußere Gefahr verschwand, begann das innere Zerwürfniß von neuem, und den ersten Anlaß bot das Fest der Präsidentenwahl am 10 December, wo er auf die Anrede des Seinepräfecten eine Antwort gab, in der die Worte vorkamen: „wenn seit zwei

[1] Die HH. Leon Faucher, Baze und Monet hatten sich im Auftrag der Permanenzcommission zu dem Minister Baroche begeben, und auf diesen Schritt erfolgte alsbald die Auflösung.

[1] Der neu ernannte Kriegsminister; Carrelet erhielt die erste Division in Paris und Guesviller den früher dem General Neumayer zugedachten Posten in Nantes.

[2] Der National hatte indeß gleich darüber bemerkt, „die Worte des Präsidenten seyen besser als seine Thaten."

[3] Daß dieß der Gang der Sache ist, ergibt sich aus dem Umstand, daß Allay bei den ersten mit ihm vorgenommenen Verhören erst behauptete, die Verschwörung sey wahr, und die Conversationsschreiben der Versammlung, in welcher der Tod Changarniers und Dupins beschlossen werden seyn sollte, vorwies. Daß er später wegen Mystification verurtheilt wurde, ist bekannt. Hr. Yon, früher Polizeibeamter der Tuilerien, mochte Hrn. Carlier in polizeilicher Erfahrung die Waage halten.

Jahren etwas gutes geschah, so verdankt man dieß dem Princip der Volkswahl, welche aus dem Conflict ehrgeiziger Bestrebungen ein wahres und unbestreitbares Recht hervorgehen ließ.“ Es ließen sich allenfalls diese Worte noch deuten, daß er überhaupt der Volkswahl eine Lobrede habe halten wollen, allein bei den bekannten Gesinnungen des Präsidenten legte man alsbald diesen Worten einen sehr persönlichen Sinn unter, und während andere Stellen seiner Rede mit Beifall aufgenommen wurden, erfolgte auf die eben angeführten Worte eine tiefe, für den Präsidenten nicht eben sehr ermanternde Stille. Die elyseischen Blätter gaben den Commentar, der Graf von Chambord sey unmöglich, eben so das Erbrecht in der Familie Ludwig Philipps, es bliebe also nichts übrig, als den Präsidenten Ludwig Bonaparte zu behalten, und darum wurde sogar vorgeschlagen das Wahlgesetz vom 31 Mai für die Präsidentenwahl nicht gelten zu lassen. Dieß war gar zu durchsichtig.

Indeß dauerte bei der Niederlage, welcher die Regierung in dem Allayschen Processe durch dessen Verurtheilung als böswilliger Verleumder entgegensah, die Waffenruhe fort, und vergebens suchten Baroche und Carlier Hrn. Yons Entlassung durchzusetzen; sie hatten die Schwäche ihrer Stellung in dieser Sache schon zu sehr verrathen,[1] die Mehrzahl der Quästoren erklärte sich für Hrn. Yon, und man muß es als einen abermaligen Beweis der Friedensliebe der Führer der Majorität ansehen, daß man Hrn. Yon veranlaßte selbst seine Entlassung nachzusuchen. Wie sehr man indeß von Seite der Majorität wußte, wo man daran sey, zeigt der Umstand, daß sich eben damals, Mitte Decembers, der Bund der Orleanisten und Legitimisten enger schloß, und zwar gerade zu dem Zweck, die Fortdauer der Präsidentschaft L. Bonaparte's zu verhindern;[2] ein ähnliches Aneinanderschließen der republikanischen Partei ward versucht, aber damals noch wegen der Undisciplinirbarkeit der Mitglieder nicht erreicht. Dazu waren ernstere Ereignisse nöthig, an denen es bald nicht fehlte, und deren Beginn schon die Herbheit der gegenseitigen Stellungen zeigt.

Der Strich, durch die Mystification des Hrn. Yon und durch die zur Strafe dafür ausgesprochene Absetzung desselben die Nationalversammlung zu kränken und in ihrer Würde herabzusetzen, war mißlungen, aber ein anderer ward ausgedacht. Hr. Mauguin, Mitglied der Nationalversammlung, wurde am 27 Dec. Abends wegen Schulden verhaftet, ohne daß man im Mindesten zuvor die Nationalversammlung befragt hätte. Hr. Mauguin war ein ziemlich anrüchiges Subject, ein alter Schuldenmacher, dessen Persönlichkeit wenig zu seiner Vertheidigung locken mochte. Um so weniger aber konnte die Nationalversammlung über den Zweck des Verfahrens sich täuschen. Gleich am 28 Dec. trug Herr Larochejacquelein auf die alsbaldige Freilassung Hrn. Mauguins an, sie wurde trotz des Widerspruchs des Justizministers votirt, und Hr. Mauguin noch am selben Abend auf die wohlbekannte Weise durch eine Abordnung von Quästoren der Versammlung aus dem Gefängniß herausgeholt. Der Streich war sehr wohl ausgedacht, denn Mauguin war juridisch in jeder Beziehung schuldig, auch hob der Justizminister durchaus nur den juridischen Punkt, nicht den politischen, der in Frage stand, heraus, trat aber sehr herb auf und drohte mit seinem Rücktritt, was jedoch niemand erschreckte. Die Linke und die Legitimisten stimmten vereint gegen ihn, während ein Theil der Orleanisten noch für das Ministerium Partei nahm, vielleicht aus alter Rancune gegen Mauguin. Die Sache war indeß entschieden, als Rouher die unvorsichtigen, den geheimen Plan verrathenden Worte aussprach: „wir werden einen solchen Befehl nicht ausführen!“ Hr. de Ste. Beuve, derselbe, der später das angenommene Amendement zu dem Tadelsvotum gegen das Ministerium stellte, wandte sich, als er diese Aeußerung hörte, gegen den Minister um und sagte, „wenn Montag (den 30 Dec.) Hr. Mauguin im Anfang der Sitzung nicht frei ist, so besteige ich die Tribune und verlange, daß das Ministerium in Anklagestand gesetzt werde.“ Wenn es sich, wie Rouher meinte, nur um einen Rechtsfall handelte, so bedurfte es einer so schroffen Aeußerung gar nicht, es war aber mehr damit gemeint, man wollte die Nationalversammlung demüthigen, denn die Verhaftung eines Repräsentanten wegen Schulden war eine bisher unerhörte Sache und stritt durchaus mit den parlamentarischen Privilegien; zudem aber hatte man noch die Nebenabsicht, sich einiger unbequemen Repräsentanten, die zur Linken gehörten, und deren Geldverhältnisse in Unordnung waren, durch dieß Mittel zu entledigen. Man begreift also weßhalb namentlich die Linke so eifrig war, sich Mauguins anzunehmen, aber die Sache war an sich ernst genug, schon darum, weil sie über die Plane Ludwig Bonaparte's bei keinem vernünftigen Menschen mehr einen Zweifel ließ.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Baroche hatte mit den Quästoren ein bereits unterzeichnetes Abkommen über die Stellung des Hrn. Yon getroffen, demgemäß Hr. Yon bleiben sollte.

[2] Auch Verabredungen gegen die Votirung der Präsidentschaftskosten sollen getroffen worden seyn; man erwartete die Vorlage dieser Forderungen im Anfang Januars, da die Finanzen Ludwig Bonaparte's keine Zögerung mehr zuließen.

Das Damara-Land.

In der ethnologischen Gesellschaft am 15 Jan. wurde von einem Missionär, Namens J. N. Kolbe, nachfolgender Bericht über Damara, ein Land an der Westküste Afrika's in 27° S. B., vorgelesen. Die Hauptstämme desselben sind die Ovaheera und die Owampantera. Die Gränzen des Landes im Norden und Osten sind unbekannt, im Süden gränzen die Namaquas and Berg-Damaras an. Ostwärts ist der Owatjaona-Stamm, der an den Ufern des neuentdeckten Sees wohnt. Auch andere Stämme wohnen am See, die einen Dialekt der Damarasprache reden. Nordwärts haust der Negerstamm der Owampo in großen Dörfern in einem fruchtbaren Lande. In ihrer Sprache herrscht kein Schnalzen (click), was in der Damara-Sprache so gewöhnlich ist, indeß ist die Sprache beider so ähnlich, daß sie sich verstehen können Der südliche Theil des Damara-Landes ist bergig, der nördliche Theil besteht aus weiten Ebenen, die mit Dornbüschen, niedern Stauden und langem Grase bedeckt sind. Die Flüsse sind periodisch und in Vergleich mit dem Namaqualand ist Damara gut bewässert, denn außer den natürlichen Quellen haben die Eingebornen auch viele Brunnen gegraben. Die Damaras sind 40,000 an der Zahl, gehören ihrer physischen Gestalt, Sitten, religiösen Begriffen und der Sprache nach zum Kafferstamme, und sind Nomaden. Sie üben die Beschneidung, opfern Thiere und beten zu den Schatten der Todten. (Athen. 25 Jan.)

Jagdstreifereien in Nepal.

(Fortsetzung.)

Bald hatten wir das Hauptquartier der Rhinocerosse oder Ghinda's, wie sie hier benannt werden, erreicht, die in einem tiefen Sumpfe sich im Schlamme wälzten, und als wir sie daraus aufstörten, wie gewöhnlich davon gingen um sein anderes Bad zu erreichen. Ohne Zeitverlust kam ich den Thieren entgegen, reizte zwei derselben, damit sie uns angreifen sollten, und sie stürzten nun auf uns los. Eine Bestie, die mich attakirte, schoß ich keine 6 Ellen entfernt von dem Elephanten „Megreath“ genannt, worauf ich saß, und der bei dem Angriffe so ruhig und fest stand wie ein Felsen; ich hatte glücklicher Weise das Rhinoceros auf seinen tödtlichsten Fleck dicht an-

ter dem Ohre getroffen, und das ist kein leichter Schuß. Das andere Thier hatte sich den Elephanten meines Freundes, des Sirdar Delhi Sing, ausersehen, welcher aber sofort rechtsumkehrt machte und ausriß; indeß war das Rhinoceros doch schneller und in ein Paar Schritten bei dem Elephanten, welcher es mit seinen Hauzähnen so stark in das Hintertheil hieb, daß es fast dessen Schweif abschlug, und der Elephant vor Schmerz versuchte sich niederzulegen. Das Rhinoceros kam aber dem Elephanten wieder zuvor und stieß sein Horn in die Weichen desselben, wobei es zugleich mit seinen beiden furchtbaren Hauern das arme Thier so zerriß, daß dessen Eingeweide herausplatzten, und es von diesen schrecklichen Angriffen seines Gegners zu Boden stürzte. Jetzt sprang der Sirdar aus der „Haudah" (dem bedeckten Sitze auf dem Elephanten), und erkletterte behende wie ein Affe einen nahen Baum, während Sirdar Bowani Sing auf seinem Elephanten im vollem Galopp querfeldein davonjagte. Unterdessen hatte ich mein Rhinoceros abgethan und eilte nun zur Hülfe herbei, voll Besorgniß, daß der Sirdar getödtet sey. Ich war keine 40 Fuß entfernt, als das Rhinoceros von dem gefallenen Elephanten abließ, und sich umwandte, um mich anzugreifen; mit meiner ersten Kugel stürzte es auf die Knie, erholte sich aber bald wieder, griff mich muthig an, und erst mit dem fünften Schusse hatte ich es todtgeschossen, weil mein Elephant bei diesem Gefechte etwas unruhig wurde. Der arme verwundete Elephant starb nach etwa 2 Stunden, und ich hätte gleich seiner Qual ein Ende gemacht, wenn nicht der „Mahaut" (Führer) mir gesagt hätte, daß er hergestellt werde, wenn er nur bis nach unsern Zelten kommen könnte. Man wird aus meiner Erzählung ersehen, daß das Rhinoceros viel gefährlichere Hauzähne hat als der Eber, und es gebraucht auch vorzugsweise diese Waffen und nicht sein Horn, wie viele Leute glauben.

Am Tage nach diesem Ereignisse machten beide Sirdars entweder aus Eifersucht, oder um mit ihrem Fürsten sich gut zu stehen, freiwillig mir den Vorschlag, jetzt gleich hinzugehen und den berüchtigten „Schikar Bassa" oder wilden Elephanten zu erlegen. Dabei gelobten beide mir treulich Beistand zu leisten und „bis auf die Nägel ihrer Zehen" (ein indischer Lieblingsausdruck) bei mir zu bleiben, indem sie anführten, daß ihre Ehre auf dem Spiel stehe, und daß sie ohne ein solches Abenteuer ihr Angesicht nicht wieder am Hofe des Radscha zu zeigen wagten. Obgleich ich großen Zweifel in alle diese Betheurungen setzte, so dachte ich es mir doch als möglich, daß sie wirklich die Schmach wieder abwälzen wollten, welche die Rhinocerosgeschichte auf sie geladen hatte, und glaubte deßhalb ihren Worten trauen zu dürfen. Ich erklärte mich mit ihrem Vorschlage zufrieden, und nun erzählten sie mir: „daß sie von ihrer Gottheit „Goruck" eine ganz specielle vertrauliche Mittheilung erhalten hätten, worin solche die gnädige Absicht zu erkennen gegeben habe uns beizustehen, auch sogar geruhen wolle, bei dieser Veranlassung einen ungläubigen „Feringi" (Franken) in Schutz zu nehmen." Für Gorucks sehr freundliche Gesinnungen sagte ich ihnen Dank, aber im Herzen setzte ich auf ein paar Loth Blei, welche auf den rechten Fleck treffen, eine bei weitem größere Zuversicht.

Herrlich strahlte der nächste Frühmorgen, wir alle waren guten Muths und besonders schienen die beiden Sirdars so tapfer wie Löwen zu seyn. Während wir noch beschäftigt waren unsere Gewehre zu untersuchen und unsere Munition in gehöriger Bereitschaft zu halten, hatte man den wüthenden Schikar Bassaelephanten aufgespürt und in seinem gewöhnlichen Versteck gefunden. Er hatte, um den Gott Goruck vollends böse zu machen, erst am Tage zuvor einen Braminen getödtet, der eine Kugel aus einer Luntenflinte dem Elephanten in die Seite geschossen hatte; der Bramine war aber zu dieser That dadurch aufgereizt, daß die Bestie zwei Reisfelder abgefressen und zu ihrer Belustigung verwüstet hatte. Ich sah auch die verstümmelten Ueberreste des armen Priesters dicht neben dessen Hütte; nicht eine Spur von einem Menschenkörper war daran zu erkennen, so fürchterlich war er von dem Unthiere zertreten und zerstampft, nicht ein Knochen war heil geblieben und das Ganze war zu einer abscheulichen, unbeschreiblichen Masse geworden. Dieser Anblick stachelte meinen Zorn auf, und ich gelobte mir das mörderische Unthier zu tödten.

Ich habe von der Geburt und Verwandschaft des weitberüchtigten wüthenden Elephanten, der so viele Jahre der Schrecken sämmtlicher Elephantenfänger von Nepal war, zwar nur wenig erfahren, aber wenn nur der zehnte Theil von allen den Beschuldigungen wahr seyn sollte, welche die Nepalesen gegen seine Ahnen vorbrachten, so mußte er von einer ganz nichtswürdigen Familie abstammen. So viel bleibt aber gewiß, er war ein sehr starker, vollständig ausgewachsener Elephant von schöner Gestalt, mit einem auf den Rumpf richtig aufgesetzten Kopfe, und er wäre ein gänzlich unschätzbares Thier gewesen, wenn man ihn hätte überreden können sich bei Hof vorstellen zu lassen und sich dort anständig zu betragen. Aber solche Ehrenstellen verschmähte er, er zog sich vor, der unbeschränkte Beherrscher des Waldes zu bleiben und forderte jeden heraus, ihm diese Herrschaft streitig zu machen.

Nachdem wir in einem, von dem Hauptquartiere des Unthiers wohl eine Stunde entfernten wüsten Dörfchen angekommen und unsere Zelte aufgeschlagen waren, kamen beide Sirdars in Begleitung mehrerer Bauern zu mir und erzählten mir die allerfürchterlichsten Geschichten von der Wuth desselben; als sie nun bemerkten, daß ich mich dadurch nicht in Schrecken setzen ließ, so versuchten sie demnach alle möglichen Gründe mich von der Jagd dieses Elephanten abzubringen. Ich entgegnete ihnen darauf: daß ich mich um alle ihre Gründe nicht kümmere, und nachdem ich so weit hergekommen sey, um das Ungeheuer zu sehen, ich nicht daran dächte eher umzukehren, als bis ich dessen Bekanntschaft gemacht hätte. Zugleich berief ich mich auf die Sirdars selbst, als Häuptlinge und einem wegen seiner Tapferkeit weitbekannten Volke entsprossene Jäger, ob nicht Jeder es für die schmachvollste Feigheit erklären würde, wenn wir jetzt davongingen ohne nur einen einzigen Schuß gethan haben? Diese Anrede hatte die gewünschte Wirkung und sie gaben mir Recht, indem sie hinzufügten: „wir können nur einmal sterben, und wenn die Zeit gekommen ist, daß wir sterben müssen, so ist es besser, es geschieht ehrenvoll." Ich machte ihnen nun bemerklich, daß ich zu ihrer Rede vom Sterben nicht ja sagte, indem ich gar keinen Widerwillen gegen das Leben habe, daß ich vielmehr fest überzeugt sey, daß wir mit unsern guten Waffen, und wenn wir einander Beistand leisteten, das Unthier tödten würden und müßten. Als sie darauf ganz pathetisch ihrer Frauen und Kinder erwähnten, erwiderte ich ihnen, daß ich damit nicht gesegnet sey, und daß, wenn es mit mir zum Schlimmsten kommen sollte, meinen lieben Brüdern in England ein paar Ellen Trauerflor wohl nicht zu theuer seyn würden. Da sie nun einsahen, daß alle ihre Vorstellungen gar nicht halfen, so baten sie mich, mit einem paar Zeilen dem englischen Residenten am Hofe zu Nepal zu erklären, daß sie alles was in ihrer Macht gestanden, gesagt und gethan hätten, um mich von meinem Beginnen zurückzuhalten, und das versprach ich ihnen. Nun befanden sich unter meiner Dienerschaft etliche alte und zuverlässige „Schikars", (Jäger) oft erprobte Männer, die bei einigen unserer Jagdabenteuer, welche Besorgniß erregen konnten, zugegen gewesen waren, und darunter war besonders einer, den ich „Jack" getauft hatte, ein Mensch aus einer der niedrigsten Kasten, aber voll Muth, wenn er Arak getrunken hatte, und dabei ein fester Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung. Ich ließ diesen Jack kommen, der, wie gewöhnlich, etwas angetrunken zu seyn schien, und dessen Nervensystem auch etwas von dem allgemeinen panischen Schrecken angegriffen war, welcher wie eine Epidemie bereits die sämmtlichen andern Nepalesen befallen hatte. Jack, der etwas gebrochen Englisch sprechen konnte, sagte, nachdem ich ihm mitgetheilt hatte worauf es ankomme: „Bei Gott, Capitän, dieß verdammte Geschichte; dieser Elephant der Teufel seyn, ganz gewiß Capitän tödtet." Auf meine Frage: ob er bereit sey, mir beizustehen, gelobte er feierlich das zu thun und bemerkte dabei ganz ruhig: daß er morgen um diese Zeit als Ochse grasen würde, und nur hoffe, daß er einen guten Herrn bekomme."

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. 30 Januar 1851.

Die Andamangruppe.

(Calcutta Review 1850 Junius.)

Die Oberfläche dieser Inseln erhebt sich in unregelmäßigen Reihen einer Hügelsceenerie. Gleich einem jungen Hercules, der mit Schlangen spielt, fallen ihre bald mit feinem schaumartig gekräuseltem Sand gekrönten, bald in jähen Bergstürzen abgerissten Höhen allmählich und an ihren Armen mit üppigem Grün begränzt wellenförmig in die blaue See. Die Andamanen sind niemals recht erforscht worden, und in Folge dessen beinahe noch unbeschrieben. Der berühmte Dr. Helfer hat den letzten Bericht darüber geliefert; der gegenwärtige diene ihm als nothwendige Ergänzung.

Die großen, mittlern und kleinen Andamanen umfassen ein weit ausgedehntes Gebiet, das sich vom 10° bis 14° nördl. Breite und 93° 30' bis 94° 31' östl. Länge erstreckt; mit den edelsten Metallen schwanger, tragen sie eine Decke von dichten Forsten, umfangreichen Seen, breiten Strömen und mächtigen Gebirgen. Alle befinden sich in einem Zustande uranfänglicher Einfachheit, noch nicht von der Art des Menschen verwundet, nur von den raubenden Horden der Wilden und zahlreicher blutdürstiger Thiere bewohnt. Nach welcher Seite man sich wendet, erblickt man eine geniale Verworrenheit; es ist eine Wildniß, welche viel von jener frischen Schönheit behielt, die der vorsündfluthlichen Welt von der Phantasie angeträumt wird. Was muß der Sterbliche fühlen, und wie mögen die Empfindungen dessen seyn, dem es durch die Gnade und Güte der Vorsehung vergönnt ist, als der erste ihre Gebirge und Ströme zu erforschen, ihren Eindruck aufzufassen, ihre geologischen Charaktere zu erkennen, durch eigene Beschauung endlich ihre natürlichen Vorzüge zu enthüllen, alle noch unbekannt in der civilisirten Welt und doch jetzt schon in einer wichtigen und nahen Epoche für ein neues Volk geweiht! Die Inseln liegen umrandet von der See an ihren sämmtlichen Gestaden neu und unberührt, wie sie aus der Hand des Schöpfers herabgesunken. Gewiß kann im indischen Archipel kein der Colonisation günstigeres Eiland gefunden werden.

Ihre natürlichen Producte sind der Lanzenholzbaum aus der Familie der Apocyneen, Holzölbaum (Dipterocarpus), eine Art von Ebenholz (Diospyros), ein Brodfruchtbaum (Artocarpus echinata), Kokosnuß, Mango, Kürbisse oder Pumpkins (Columba pepo) und ein ziemlicher Reichthum anderer Bäume. Auch gibt es mehrere zu Bauholz geeignete Arten, die namentlich zur Schiffszimmerei dienlich wären, außerdem manche Bäume, die sich durch ihre geradstämmige Hochwüchsigkeit vortrefflich zu Masten und Pfosten eignen. Holz ist im Ueberfluß vorhanden um allen häuslichen Nutzen zu besorgen und zur Zierde der Landschaft eben reich genug, wie es ein Maler wünschen mag. Gegen Nordwest ist der Boden offenbar eine Mischung von verwittertem Thonschiefer, welcher allmählich verschwindet, wenn man sich der centralen Hügelkette nähert. Hier trifft man auf Chloritschiefer oder ein weiches, magnesiahaltiges Gestein. Der Pflanzenwuchs ist üppig über dem ganzen Schiefergrund. Durch die Regelmäßigkeit im Streichen der Schichten entstehen zahlreiche Thäler, auch ist viel Alluvialgrund herabgeschwemmt, welcher mit gefallenem Laub und andern putrescirenden Substanzen gepaart eine sehr fruchtbare Dammerde erzeugt, in der Bäume zu erstaunlicher Höhe emporwachsen, Sträucher und krautartige Pflanzen aber eine übernormale Ausdehnung und Beblätterung erreichen. Die Waldbäume, deren Haupt die immergrüne Buche, Fagus betuloides, ist, sind meist herzfaul, ein Umstand, der zunächst der Kälte des schistösen Untergrundes und der immerwährenden Feuchtigkeit des Klima's zuzuschreiben ist.

Der äußerste Westen dieser Eilande besteht aus einer Reihenfolge von Flötzgebirgen, auf den ersten Blick erkennbar an der Gestalt und Natur ihrer Höhenzüge und der Richtung der Küste. Die Hügel sind unregelmäßig aneinandergedrängt, die Buchten enge und in ihrem Laufe gewunden, die Küsten von tiefen Einrissen und weit in das Meer hinausragenden Landzungen gebildet. Diese Canäle selbst werden häufig von Felsen und zahllosen Inselchen unterbrochen, die für die Schifffahrt im höchsten Grade gefährlich sind. An solchen Lagen bestehen die Felsen meist aus Granit und Grünstein, und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß mit dem Aufhören des Grünsteins meistens auch die kleinen Inseln zu verschwinden beginnen. Verwitterung des Granites und der andern Primitivgesteine bildet nur ein armes unfruchtbares Erdreich, und die auf demselben wachsenden Gebüsche sind, wenn auch häufig, doch klein und verkümmert. Gebirgsströme, die von den Hügeln herabrauschen und in ihre Wangen tiefe Furchen graben, schwemmen die wenige zufällige Dammerde hinweg; natürlich findet man daher nur wenige Bäume, außer in den Klüften und Schluchten der Berge, wo Winde und Lage die wenigen vegetabilischen Materien anhäufen und das Wachsthum eines Stammes ernähren. Die Höhlungen werden von einer Linie der Yarra-Gummibäume, weißrindiger Eucalypten, umringt, welche von großer Entfernung gesehen, Teiche zu beschatten scheinen; statt des Wassers findet man aber Blöcke eines blasigen Trapps, der offenbar aus körnigem Feldspathe besteht; auch Hornblendegestein ist seitlich an den Wänden angebaut.

Der Boden der südlichen Inseln gehört im allgemeinen dem reichen Lehmgrunde an mit feinem pflanzlichem Schlamm an man-

chen Stellen. Er ist sehr productiv, was aus dem üppigen Wuchse der Forstbäume in diesem Bezirk, sowie aus dem gelungenen Erfolge der Dattel-, Kürbiß- und Orangenpflanzungen hervorgeht. Auf der Insel Interview, einer der größten Andamanen, kömmt man auf einem Fußwege gegen die Südspitze der Küste entlang durch dichtes Unterholz, welches den Boden manchmal in der Art überdeckt und verstrickt, daß seine niedern, meist stachligen und ganz dicht aneinander gedrängten Zweige einen Weg darüber gestatten wie über festen Grund. Man findet dort starke Dickichte von verkrüppelten Buchen mit dicken Dschungeln von Beeberis, deren starke und scharfe Dornen bei jedem Schritte durch Haut und Kleider gehen.

Die Temperatur von Interview ist eher eine niedere, doch ist das Klima mild. Die See unmittelbar über ihrer Oberfläche ist wärmer und deßwegen immer mit einem dichten nebelartigen Dampfe bedeckt. Dennoch sind die Papageyen und Suimangas (Honigvögel), die regelmäßigen Bewohner warmer Regionen, an der Westküste sehr zahlreich, die ersteren durch die Knospen einer Art Baumrinde genährt, die letztern schwebend und schwimmend über den Wohlgerüchen der Blumen an den kältesten Morgen.

(Schluß folgt.)

Die französische Ministerkrise.

(Fortsetzung.)

Der Streit über Hrn. Yon war durch dessen Zurücktritt beigelegt, aber der Vorfall mit Mauguin, wo die Nationalversammlung mit der richterlichen Gewalt in Conflict gerathen war, hatte so sehr aufgereizt, daß, als Dupin mit den Quästoren am 31 Dec. dem Präsidenten seine Aufwartung machte, gereizte Worte gewechselt wurden. Dupin zwar hatte an sich gehalten, aber General Bedeau sogleich das Zimmer verlassen. Nichts destoweniger ließen sich die Journale des Elysee dahin vernehmen, daß der Affront, der dem Präsidenten geschehen sey, nur durch Dupins Absetzung als Generalprocurator am Cassationshofe wieder gut gemacht werden könne. Dupin wollte eine rectificirte Angabe der Unterredung im Moniteur bekannt machen, aber Baroche schlug dieß ab, worüber es zu einem hitzigen Wortwechsel zwischen beiden gekommen seyn soll. Indeß waren dieß alles nur Vorspiele, augenscheinlich hatte das Elysee seinen Entschluß gefaßt, und ein elyseisches Journal brachte einen alten angeblichen Tagsbefehl, den Changarnier erlassen haben sollte, und worin der Assemblee in keiner sehr glimpflichen Weise erwähnt, sondern gesagt war, daß die Militärbefehlshaber sich um keine Einreden der Mitglieder der Nationalversammlung kümmern sollten. Mochte dieß Actenstück wahr oder falsch seyn, jedenfalls war es dritthalb Jahre alt, und auf die Zeit eines Straßenkampfes berechnet, wo die Einheit des Oberbefehls das erste Erforderniß war. Vermuthlich datirte dieser keinenfalls sehr formelle, sondern nur als eine allgemeine Weisung gegebene Befehl aus den Zeiten des Junius-aufstandes. Der Zweck der Veröffentlichung war deutlich genug: man wollte den General Changarnier in Zwiespalt mit der Nationalversammlung bringen. Ein Vetter des Präsidenten brachte die Sache am 3 Januar vor die Nationalversammlung und verlangte Aufklärung; der Minister Baroche, der den Samen der Unzufriedenheit fortwirken lassen wollte, und der Kriegsminister, der augenscheinlich überrascht war, verlangten Aufschub, dieser ward verweigert, General Changarnier trat sogleich auf, um die nöthigen Erläuterungen zu geben, und erklärte dabei: „glauben Sie mir, ich werde der Versammlung das ihr von der Constitution ertheilte Recht, über die Truppen zu ihrer Vertheidigung zu verfügen, nicht bestreiten; ich werde das Recht ihres Präsidenten, sie im Nothfall in Anspruch zu nehmen, nicht verkennen.“ Ein Beifallssturm erhob sich, denn mit diesen Worten erklärte Changarnier, daß er im Falle eines ungesetzlichen Schrittes von Seite des Präsidenten auf die Seite der Nationalversammlung treten werde.

Dieß war der Gnadenstoß für die Minister, die in der letzten Zeit theils einzeln, theils im Ganzen Niederlagen erlitten hatten. Der Streit über die californische Goldbarrenlotterie hatte Baroche eine Zurechtweisung zugezogen, Rouher hatte in der Angelegenheit Mauguins eine derbe Lection erhalten, Fould war mit einem Antrag auf erweiterte Bureaukosten durchgefallen, Bineau, der Minister der öffentlichen Arbeiten, hatte sich mit allen Compagnien, welche die Eisenbahn von Paris nach Avignon übernehmen wollten, nach und nach durch sein hartnäckiges Festhalten an dem Satze, daß der Staat bauen solle, überworfen. Den unzweideutigen Kundgebungen der Kammer gegenüber sollten sie nun auch der Forderung des über Changarniers Erklärung erbitterten Präsidenten sich fügen und des letztern Absetzung aussprechen. Dazu fühlten sie sich nicht stark genug, und dankten gleich am folgenden Tage ab; die elyseischen Journale waren nicht minder verblüfft, sie konnten ihren Aerger und Erstaunen nicht bergen, und erklärten selbst, noch sey kein Ministerium so tief gesunken, und habe eine so große Anzahl Niederlagen erlitten. Die Frage war jetzt, ob der von dem Kaiserthumscandidaten aufgestellte Grundsatz, daß das Ministerium, so lange es sein Vertrauen habe, keine Niederlage erleiden könne, durchführbar sey oder nicht, ob in Frankreich eine Gewalt bestehen könne, die das Parlament bei Seite setze. Die Constitution war einem solchen Versuche darum ungünstig, weil der Präsident die Kammer nicht auflösen kann, und man warf deßhalb die Schuld des unauflösbaren Zerwürfnisses auf die Constitution, ein Punkt, auf den manche Theoretiker großes Gewicht legten, den aber später Lasteyrie in seiner föenigen Rede als nichtig zeigte, wir werden bald sehen, wie und weßhalb. Wie die Sachen standen, mußte der Präsident sich jetzt als bezwungen erkennen, oder die Sache aufs Aeußerste treiben. Daß er letzteres beabsichtige, zeigt der ganze Verlauf der Sache, die mit dem neuen Ministerium keineswegs abgemacht ist. Vorerst scheuten sich die alten Minister vom 31 Oct. 1849 den Kampf aufzunehmen und reichten ihre Entlassung ein.

Indeß scheiterten alle Ministercombinationen, weil der Präsident durchaus seine persönliche Politik fortsetzen, und weder auf seine Dotation noch auf die Verlängerung seiner Gewalt, noch auch, wie sich bald zeigte, auf die Gesellschaft der Decembristen verzichten wollte. Die Hauptsache lag aber in dem Verhältniß Changarniers. Die sogenannte Ordnungspartei hatte, als Ludwig Bonaparte auf den Präsidentenstuhl stieg, sich das Militär möglichst vorbehalten, und deßhalb die damals bestehende Alpenarmee dem Marschall Bugeaud und das Commando in Paris dem General Changarnier übertragen; Bugeaud war todt, aber Changarnier genügte, nach der politischen Niederlage der Altrepublikaner, für die Zwecke der Ordnungspartei vollkommen. Indem nun der Präsident diesem Manne das Commando entzog, erklärte er seinen Willen, unabhängig von der Versammlung und namentlich von den großen Parteien der Orleanisten und Legitimisten regieren zu wollen. Sechs Tage dauerte das ministerielle Interregnum. Wie gut man sich gegenseitig auskannte, kann man schon aus dem scheinbar unbedeutenden Umstande entnehmen, daß das elyseische Journal la Patrie schon am 6 Januar, also nur

zwei Tage nach dem Rücktritt der Minister, den Bestand einer Coalition der Orleanisten, Legitimisten und Socialisten verkündete. Diese Coalition, in den ersten Tagen belacht, bestand wirklich, d. h. alle parlamentarischen Notabilitäten hatten sich geeinigt, den Bestrebungen Ludwig Bonaparte's entgegenzutreten. Am 9ten war das Ministerium fertig, vier der alten Minister blieben, Fould, Baroche, Rouher und Parieu, der Kriegsminister Schramm trat ab, und machte einem persönlichen Anhänger des Präsidenten Regnault de St. Jean d'Angely Platz; die andern Minister wollten gleichfalls sich nicht tiefer in den Plan des Präsidenten verflechten lassen. Die Absetzung Changarniers ward ausgesprochen, und damit der Krieg erklärt. Remusats Vorschlag eine Commission zur Berathung zu erkennen, sowie das Mißtrauensvotum, sind bekannt, und damit trat die beleidigte Parlamentsgewalt offen auf, nur insoweit noch zurückhaltend, als man einen Tadel gegen die Minister und nicht gegen den Präsidenten aussprach. Lasteyrie aber zerriß beinahe auch diesen dünnen Schleier, indem er weniger die Minister, als die Camarilla des Präsidenten angriff; die Art, wie er die Langmuth der Nationalversammlung bei allen bisherigen Bestrebungen derselben schilderte, ist meisterhaft, und war sehr wohl darauf berechnet, die öffentliche Meinung zu gewinnen; zugleich wies er nach, daß die geschmähte Constitution nicht an dem Zerwürfniß schuld sey, sondern nur das trotz aller Warnungen fortgesetzte inconstitutionelle Benehmen der Regierung. Changarnier geißelte mit blutigem Hohn das Streben „nach der kaiserlichen Dictatur, ohne den Ruhm, selbst ohne den Geist des unsterblichen Mannes," und bezeichnete sehr deutlich den Präsidenten als einen „Verschwörer." Thiers hat mit wahrhaft staatsmännischem Geist seine und seiner Partei Stellung gezeichnet, und wenn er in Bezug auf seine Neigungen und Plane vielleicht nicht sehr offen war, so hat er auf der andern Seite auf eine unwidersprechliche Weise gezeigt, daß der Angriff von dem kaiserlichen Prätendenten auszing; er hat auf eine unwidersprechliche Weise nachgewiesen, daß man den General Neumayer und den General Changarnier abgesetzt, weil sie die kaiserlichen Prätentionen nicht befördern wollten, und als der Minister des Innern zu widersprechen suchte, wies ihn Thiers mit den Worten zurück, er solle um seiner selbst und der Regierung willen schweigen, denn er (Thiers) habe den Beweis in Händen. Betrachtet man den Ton der Reden von Lasteyrie und Thiers, so geht daraus zweifelsohne hervor, daß sie seit Monaten, vielleicht seit Jahren die Beweise für den fortschreitenden Cäsarismus gesammelt haben; sie deuten in ihren Reden wiederholt auf ihre Beweismittel hin, und werden, falls es nöthig seyn sollte, gerüstet seyn, mit niederschmetternden Beweisen aufzutreten.

Was in dem ganzen Verlauf besonders auffällt, ist das sichtliche Bestreben einer großen Anzahl einflußreicher Personen es nicht zum Bruche kommen zu lassen, und wo möglich den Streit zu vertuschen; wahrscheinlich ist selbst die verhältnißmäßig große Anzahl, welche gegen den Tadel des Ministeriums oder gar nicht stimmten, gleichfalls eine Berechnung der großen Partei der Ordnung, welche dem Präsidenten, selbst nach der Niederlage, noch einen Ausweg lassen wollte, sich ein Ministerium aus der Majorität, und doch nicht aus solchen Leuten, die gegen ihn gestimmt hatten, zu nehmen. Mag aber diese Abstimmung aus gutem Glauben oder aus Berechnung hervorgegangen seyn, der Erfolg hat gezeigt, daß die Führer sich nicht getäuscht, wenn sie vollkommen und unwiderruflich mit dem Präsidenten brachen. Es ist keine Transaction mehr möglich, und auch in dieser Hinsicht muß man den klaren Gedankengang in der Rede von Thiers bewundern. In den Tagen, welche unmittelbar auf die Entlassung des Generals Changarnier folgten, war der Muth noch groß, die napoleonisch gesinnten Präfecten wurden nach Paris gerufen, das Commando in Paris mit lauter ergebenen Leuten besetzt, kurz alle Anstalten wurden getroffen, um dem kommenden Sturme Trotz zu bieten, allein als Remusats Antrag auf Einsetzung der Commission angenommen wurde, entsank wieder einigen Ministern der Muth, sie reichten ihre Entlassung ein, und nur mit Mühe hielt sie der Präsident zusammen. Die Ministergerüchte hörten indeß nicht auf, und man behauptet zuversichtlich, daß die Majorität, noch ehe die Commission ihren entscheidenden Bericht abstattete, dem Präsidenten einen Vergleich vorschlug, er solle sein Ministerium völlig ändern, natürlich im Sinne der Majorität, und dagegen würde man den General Changarnier fallen lassen. Natürlich war der Kern dieses Vorschlags, daß die Majorität die Macht in der Hand behielt, und der General geopfert wurde, um nicht öffentlich das Ansehen des Präsidenten zu kränken. Auch dieß ward zurückgewiesen, und es bleibt kaum mehr eine andere Erklärung übrig, als daß der Präsident Versprechungen eingegangen hatte, die ihn fesselten. Gegen wen? ist freilich ein Geheimniß. Indeß konnte ihm nicht entgehen, daß die Commission die Bekanntmachung der Protokolle der Permanenzcommission verlangen, und daß man, wenn nicht der Form, doch der Sache nach völlig ihm den Proceß wegen seiner inconstitutionellen Tendenzen instruiren werde. Waren Leute, wie Baroche und Consorten, einem Gegner, wie Thiers, der alle rhetorische Kraft mit der Erfahrung des Staatsmannes verband, gewachsen? Wie dem auch seyn mag, der Präsident mußte sich der blindesten Zuversicht hingeben, oder er hatte einen Rückhalt, auf den er rechnen zu können glaubte.

Es war eine notorische Sache, daß die zum Schein aufgelöste Gesellschaft der Decembristen noch bestand; es war einleuchtend, daß der Präsident alle hohen Stellen mit seinen Anhängern zu besetzen trachtete — Hr. Fialin de Persigny war sogar 24 Stunden lang Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und nur mit Mühe ließ sich der Präsident wieder von dieser Ernennung abbringen —, konnte man — wir wollen alles andere bei Seite lassen — sich einbilden, daß ein Mann wie Thiers, der nicht nur selbst Minister des Auswärtigen gewesen, sondern den auch alle die republikanischen Minister von 1848 wiederholt zu Rathe gezogen, wenn sie sich nicht zu helfen wußten, einer solchen miserabeln Günstlingswirthschaft, die Frankreich in die tiefsten Verlegenheiten hineinziehen mußte, ruhig zusehen werde! Hr. Persigny war trotz des Widerspruchs des Hrn. Lafitte zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden; compromittirte Leute, wie Oberst Vaudrey, hatten einen Haupteinfluß bei Vertheilung der hohen Stellen; Leute wie Oberst Cotte, welche den Ruf: es lebe der Kaiser! gefördert hatten, waren außer der Reihe Generale geworden; konnten Leute wie Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau und andere eine solche Wirthschaft ruhig mit ansehen? Die persönliche Regierung, wie Ludwig Bonaparte sie einführen wollte, trug den Charakter einer Abenteurerwirthschaft, und die allgemeine Mißbilligung, womit sein Verfahren von allen politischen Parteien, selbst von den erklärtesten Quietisten aufgenommen wurde, kann den Maaßstab für die öffentliche Achtung geben. Zwischen den Quietisten, wie sie im Journal des Debats auftreten, und den HH. Thiers, Berryer, Cavaignac u. s. w. war nur der Unterschied, daß die letztern der Ansicht waren, die Bestrebungen des Präsidenten müßten in naher Zukunft verderbliche Folgen haben, während die erstern glaubten,

der Präsident werde nachgeben, und sich für den Rest seiner Präsidentschaft mit einem Scheinansehen begnügen. Das war der große Irrthum.

(Schluß folgt.)

Jagdstreifereien in Nepal.

(Fortsetzung.)

Als ich mit Anbruch des nächsten Tages aufgestanden war, ergab sich, daß in der Nacht über 200 Tarus zu mir gestoßen waren. Diese Menschen leben stets in den „Dschungeln" (Sümpfe mit dichtem Gebüsch und Rohr gefüllt) und sprechen einen so gut wie unverständlichen Dialekt; sie sehen möglichst wild aus, denn sie haben kaum eine Spur von Kleidung auf dem Leibe, und ihr geflochtenes schwarzes Haar fällt bis auf die Hüften herab; sind sie mit dem Elephantenfang beschäftigt, so wickeln sie ihre Haarflechten um den Kopf wie einen Turban, bestreichen ihren Körper mit Oel, werfen eine schwarze Decke um sich und damit ist ihre Toilette gemacht. An tägliche Kämpfe mit Elephanten gewöhnt, kennen sie nur selten Furcht, und doch bezeigten alle die größte Angst vor dem Schikar Bassaelephanten, der nach ihrer ausgesprochenen Ueberzeugung unmöglich zu fangen oder zu erlegen sey. Nach einer längeren Berathung mit ihnen kam es zu dem Beschluß, daß der erste Angriff von den beiden berühmten zahmen männlichen Elephanten gemacht werden sollte, welche beim Fang der wilden von ihnen gebraucht wurden. Es waren die schönsten Thiere ihrer Art, welche ich jemals gesehen habe, beide $10^1/_2$ Fuß hoch an den Schultern und im vortrefflichen Stande; sie hießen „Arang Behadie" und „Moti Persad", und der letztere, sonst ein in jeder Hinsicht sehr starker und wegen seines Muthes bekannter Elephant, hatte nur einen Fangzahn. Diese Thiere wurden so hoch geschätzt, daß ich den Sirdars mein Wort gab, ich wolle ihnen zu Hülfe kommen, wenn eins derselben beim Angriff unterliegen werde; damit beruhigte sich ihre Furcht, nämlich soweit es die Thiere betraf.

Am 7 März 1844 um 8 Uhr Morgens verließen wir unsere Zelte und langten nach einer Stunde bei der Stelle an, wo das Unthier sich aufhalten sollte. Diese Scene werde ich nimmer vergessen! Moti Persad war voran, und als wir bis auf ein paar Schritte der Stelle nahe waren, stürzte der wilde Elephant mit furchtbarem Geschrei hervor und machte sogleich einen rasenden Angriff auf ersteren. Der Zusammenstoß dieser beiden kolossalen Thiere war wirklich ein großartiges Schauspiel. Moti widerstand dem Angriffe recht wacker, aber es war ganz deutlich, daß in 10 Minuten er dem wilden Elephanten unterliegen müsse; sie kreuzten ihre Fangzähne und stießen mit den Köpfen gegen einander wie wüthende Widder, und als Moti zurückwich, erhob sich ein lautes Geschrei aus mehr als 300 Kehlen; ich stieg augenblicklich von meinem Elephanten, gefolgt von 5 meiner Leute, welche meine Gewehre trugen, und schoß aus meiner schweren Büchse eine sechslöthige Kugel dem wilden Elephanten in die Weichen, der nun ein schreckliches Gebrüll ausstieß, von Moti Persad abließ und nach seinem Schlupfwinkel zurückkehrte. Jetzt rissen alle aus, Sirdars auf Elephanten sitzend und Tarus, sammt Moti Persad hinter ihnen, und zwar sehr eiligen Schrittes, wohl $^3/_4$ Stunden weit, bis sie den Elephanten Moti einfingen und an einen Baum banden. Jetzt entschloß ich mich, zu Fuß das Ungethüm anzugreifen, und bei mir waren Jack und meine anderen Leute geblieben, obgleich getäuscht in der Erwartung, daß ich nicht auch geflohen war. Der Feind äußerte bald seine üble Laune dadurch, daß er Zweige von den Bäumen riß, und nach allen Richtungen umherschleuderte, Zweige von welchen manche dicker waren als ich im Leibe bin. Gleich darauf kamen etwa 20 zahme Büffel, die in der Nähe geweidet hatten und wahrscheinlich durch die Elephanten der Tarus verscheucht waren, im vollen Galopp über die Ebene und dicht bei dem Versteck des Unthiers vorbei. Ich sah wie es, aus dem Walde hervortretend, in einem Augenblicke einen der Büffel so zerstampfte, daß jeder Knochen desselben zerschmettert war, wie es dann einen andern ohne alle Mühe aufhob, seine Fangzähne durch dessen Leib stieß und das Thier — es war augenblicklich todt — eine Strecke von sich hinwarf. Darauf zog sich der Elephant wieder in sein Versteck zurück, und nach etlichen Minuten rückte ich zum Angriff vor; aber als ich keine 80 Schritte mehr von ihm entfernt war, kam er hervor mit dem eigenthümlichen, schrillenden Pfeifen, das man von einem wilden Elephanten hören muß, um es recht kennen zu lernen. Er erschien mit einem ungeheuren Baumaste im Rüssel, welchen er vor seinem Kopfe in die Höhe hielt, schritt damit rasch und muthig mir entgegen, stand aber noch etwa 50 Schritte von mir still, und schien ungewiß zu seyn was er machen solle; denn er schwenkte den Ast hin und her, und stampfte mit seinen Vorder- und Hinterfüßen mit solcher erstaunlichen Kraft auf die Erde, daß ich, um die Wahrheit zu sagen, lieber etwas weiter von ihm gewesen wäre. Aber das war jetzt zu spät, und ich mußte mich in den Kampf einlassen. Zuerst gab ich ihm den Inhalt meiner alten oft erprobten Doppelbüchse zu genießen und schoß die Kugel des rechten Laufs ihm so genau auf die Mitte der Stirn, als der von ihm getragene Ast es mir möglich machte; die Kugel traf ihn so scharf, daß er den Ast fallen ließ, als wenn solcher von glühendem Eisen wäre, und unter gewaltigem Brüllen schüttelte er seinen ungeheuren Kopf. Jetzt konnte ich ihn ganz genau sehen; die von der Kugel in seine Stirn geschlagene Wunde mußte ihm Qual verursachen, denn er schlug seinen Rüssel in die Höhe, um solche zu untersuchen, sog damit das Blut heraus, daß es über seinen Kopf und seine Schultern floß und schien über diese Sache außerordentlich erstaunt zu seyn. Da ich aber gar keine Lust hatte ihm viele Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, weil ich fürchtete, daß er dann noch zudringlicher würde, so schoß ich die Kugel meines linken Büchsenlaufs in seinen dicken Rüssel, da wo dieser aus dem Kopfe hervorwächst, und nun stürzte er auf die Knie, blieb auch so gerade lange genug liegen, bis ich meine Büchse wieder geladen hatte. Indem er sich erhob, schaute er wüthend um sich und als er mich erblickte, kam er im vollen Rennen auf mich zu. Da ich dergleichen erwartet hatte, so lag ich mit meiner schweren Büchse im Anschlage bis er nicht 20 Schritte von mir entfernt war und dann schoß ich ihm eine sechslöthige Kugel wieder in die Stirn; das brachte ihn zum Stillstand, dann strauchelte und taumelte er wie betrunken, drehte sich 3 oder 4 Mal im Kreise umher, betastete mit dem Rüssel seine blutende Stirn, zog Massen von Blut heraus, und ließ es dergestalt über seinen Kopf und Leib strömen, daß er, ursprünglich schwarz, davon ganz scharlachroth gefärbt wurde. Bis dahin hatte der Kampf im trockenen Bette des Flusses Rapte Statt gefunden, wo nicht ein Busch zwischen uns, aber zu beiden Seiten „Dschengel" war, und da ich nun erprobt hatte, daß mein Gegner bei weitem hartnäckiger und unangenehmer war, als ich mir vorher eingebildet, so hielt ich es für gerathen mich in den Sumpf zu meiner Rechten zurückzuziehen, wo ich hinter einem dicken Baume Posten faßte. Als der Elephant nach etlichen Minuten mich vermißte, stürzte er auf den Platz zu, wo ich bisher gestanden hatte und suchte mich dort. Nun haben die Elephanten zwar einen sehr feinen Geruch durch ihren Rüssel, aber da ihm das Blut aus seinem Rüssel herausströmte, so waren seine Versuche mich herauszuschnüffeln lange vergebens, bis er durch starkes Schnauben das Blut aus dem Rüssel geschafft hatte und, nun seinen Feind witternd, gerade auf den Baum zukam, hinter welchem ich versteckt stand.

(Schluß folgt.)

Außerordentliche Sondirungen. Commodore Walsh hat im atlantischen Ocean, einer Mittheilung an die französische Academie der Wissenschaften zufolge, Sonderungen angestellt, die bis auf 2 Lieues in die Tiefe gingen, ohne Grund zu finden. Dabei ergab sich, daß in der Tiefe Strömungen sich finden, viel reißender als auf der Oberfläche des Meeres. Auch fand er, daß die specifische Schwere des Wassers in der Tiefe geringer war als die des Wassers an der Oberfläche. (Journal du Comm. d'Anvers. 5 Jan.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 27. 31 Januar. 1851.

Etwas über alte Geschichte.

Kürzlich erschien in England ein Werk von John Kenrick unter dem Titel „Alt-Aegypten unter den Pharaonen.“ Eine Kritik oder vielmehr Inhaltsanzeige in der Liter. Gazette vom 25 Jan. beginnt mit nachstehenden Bemerkungen, die eine allgemeinere Bedeutung haben, und den Weg und Zweck vieler neuen Forschungen kurz und bündig erklären. Deßhalb halten wir die Anführung dieser Stelle nicht für überflüssig oder unpassend.

„Die alte Geschichte kann man in drei Epochen theilen: die Geschichte der Urzeiten, die Geschichte des ägyptischen und der großen asiatischen Reiche, deren Civilisation der von Griechenland voranging, und endlich drittens die Geschichte Griechenlands und Roms. Das kritische Studium der beiden ersten dieser Epochen ist neuen Ursprungs. Von der Urgeschichte wissen wir mit Ausnahme der kurzen Bemerkungen in den ersten Capiteln der Genesis nichts, als was uns die Sprache lehrt; die aus dieser Quelle geschöpfte Belehrung ist indeß mannichfaltiger als es auf den ersten Anblick scheinen sollte, denn sie erläutert die frühern Wanderungen und die geistige Entwicklung unseres Geschlechts. Die vermehrte Bekanntschaft mit Sprachen, die wir im Laufe dieses Jahrhunderts gemacht haben, und die verbesserten Methoden des Sprachstudiums haben die Wissenschaft der vergleichenden Philologie geschaffen, welche bereits in Bezug auf die älteste Geschichte des Menschen große Ergebnisse geliefert hat und noch größere verspricht. Die Geschichte der großen Monarchien des Orients und Aegyptens in den alten Zeiten hat gleichfalls ein neues und unerwartetes Licht aus den Entdeckungen neuerer Reisenden und Gelehrten empfangen. Vergleicht man die alte Geschichte des Orients, wie Rollin sie gibt, damit, wie sie jetzt nach der Entzifferung der Hieroglyphen und Keilinschriften von Persepolis sich darstellt, so fällt der ungeheure Fortschritt selbst dem gewöhnlichen Leser auf, und er erkennt, daß die alte Geschichte der Welt erst noch geschrieben werden muß. Das jetzige Zeitalter hat die Entdeckung Ninivehs gesehen, und die Raschheit, womit die assyrischen und babylonischen Denkmale entdeckt und entziffert werden, nährt die Hoffnung, daß die Geschichte und Civilisation dieser alten Monarchien in nicht sehr ferner Zeit in fortlaufender Ordnung erzählt werden wird. Am genauesten und vollständigsten ist bis jetzt noch unsere Kenntniß des alten Aegyptens. Seit der französischen Expedition am Ende des vorigen Jahrhunderts bis herab zu der preußischen Expedition in neuester Zeit haben die Denkmale Aegyptens die Aufmerksamkeit einer Menge scharfsinniger und gelehrter Leute auf sich gezogen, deren Forschungen einen Strom von Licht nicht bloß auf die äußere Geschichte, sondern auch auf die innere Civilisation der Aegypter werfen. Die Werke von Champollion, Rosellini, Wilkinson, Bunsen und Lepsius, um nur wenige der ausgezeichnetern Aegyptologen zu nennen, sind allen denen, welche sich mit dem Gegenstand beschäftigten, bekannt, aber keines dieser Werke umfaßt den ganzen Gegenstand, die Zeit ist indeß gekommen, wo eine allgemeine Uebersicht dessen, was man jetzt von dem Land und seinen Einwohnern weiß, für den Gelehrten wie den gewöhnlichen Leser nöthig ist. Diese allgemeine Uebersicht zu liefern war Hrn. Kenricks Zweck.“ Die Zeit wird kommen, wenn sie auch jetzt noch ziemlich fern scheint, wo man eine ähnliche Uebersicht über die Geschichte der vorderasiatischen Reiche wird liefern können.

Die französische Ministerkrise.

(Schluß.)

Nach der entscheidenden Sprache der HH. Thiers und Lasteyrie konnte kein Zweifel mehr seyn, daß die Majorität unwiderruflich mit den kaiserlichen Planen gebrochen habe; selbst diejenigen, welche sich an dem Tadelsvotum nicht betheiligten, hatten den gleichen Widerwillen geäußert. Es ist also sehr müßig, von einer Coalition zu reden und über die Unsittlichkeit eines Votums zu sprechen, unter dem die verschiedenen Parteien etwas ganz verschiedenes verstanden hätten: alle großen parlamentarischen Parteien verdammten die kaiserlichen Plane. Cavaignac, den sehr zufällige Umstände zu einem ausgesprochenen Republikaner gemacht haben, und der als die bedeutendste Persönlichkeit zum Führer und Sprecher der republikanischen Partei gewählt worden, stand mit Changarnier in sehr freundlichen Beziehungen, und die wiederholten, zum Theil sehr giftigen Anspielungen auf die „afrikanischen Generale“ nebst einigen andern Andeutungen lassen vermuthen, daß der in früherer Zeit schon von uns erwähnte Bund dieser Generale noch fortbestand, und daß sie durch ihren Einfluß aufs Militär eine Spaltung unter demselben jedenfalls zu verhindern wissen werden. Eines aber ist unbezweifelt wahr, der Streit mit dem Präsidenten hat die Republik befestigt, nicht sowohl weil Thiers genöthigt war die Republikaner zu Hülfe zu rufen, wenn er sein Tadelsvotum durchsetzen wollte, sondern weil es den Planen einer kaiserlichen Herrschaft gegenüber, Plane die mit der ganzen Gewalt einer centralisirten Regierung verfolgt werden, keinen andern Haltpunkt gibt als das Gesetz, und dieß Gesetz ist die republikanische Constitution. Es leidet kaum einen Zweifel, daß die Orleanisten geraume Zeit nicht abgeneigt waren, für eine Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Bonaparte's zu wirken, und solche auf gesetzlichem Wege, durch

frühe Vornahme der Revision der Verfassung, herbeizuführen. Aber den immer fortschreitenden Planen der Bonapartisten gegenüber konn man nicht wagen, ihm diese Verlängerung zu gewähren, wenn man ihm nicht geradezu die Mittel in die Hand geben will, seine Plane durchzusetzen. Nach allem was vorgegangen, ist es nicht möglich, daß sich drei Viertheile der Stimmen in der jetzigen Nationalversammlung für eine alsbald vorzunehmende Revision aussprechen; geschieht dieß aber nicht, dann muß die Wahl des Präsidenten, der Constitution gemäß, im Frühjahr 1852 und vor der Revision vorgenommen werden, die Constitution verbietet aber die Wiederwahl.

Ein einziger Fall wäre möglich diese Wiederwahl trotz des Gesetzes durchzubringen, wenn der Präsident durch eine so überwältigende Majorität gewählt werden sollte, daß die Nationalversammlung einem so ausgesprochenen Nationalwillen gegenüber nicht wagte, das durch die Constitution gebotene Veto geltend zu machen. Ob dieß wahrscheinlich ist, darüber wollen wir uns in keine Vermuthungen einlassen. Der Präsident hat vorerst ein „interimaires" Ministerium gewählt, ein Ministerium, wovon nicht ein einziges Mitglied in der Nationalversammlung sitzt. Wollte der Präsident sich nicht als geschlagen anerkennen, so blieb ihm keine andere Wahl. Die Versammlung ist jetzt, wenn auch nur scheinbar, in drei Parteien — die eigentlich bonapartistische kann ihrer geringen Anzahl wegen kaum zählen — gespalten, die Republikaner mit Cavaignac an der Spitze, die vereinigten Orleanisten und Legitimisten mit Thiers und Berryer, und eine dritte, welche den Bund mit den Republikanern zurückwies, aber zu drei Viertheilen die Plane des Präsidenten so wenig billigte als die beiden andern. In dieser letztern Partei sind Odillon Barrot und Leon Faucher die hervorstechendsten Männer. Mit den Republikanern konnte der Präsident schon darum nicht gehen, weil sich dann gleich die beiden andern Parteien abermals als große Ordnungspartei constituirt hätten. Von Thiers, dem Leiter der antibonapartistischen Partei, konnte ohnehin keine Rede seyn, und nur die dritte Partei gab einige, wenn gleich sehr schwache Aussicht. Odillon Barrot und Leon Faucher, namentlich der letztere, kamen zur Sprache, aber der erstere verlangte, daß er als Minister über das Commando in Paris verfüge, und Leon Faucher soll eine Zumuthung des Präsidenten, die fortbestehende Partei der Decembristen zu unterstützen, mit Unwillen zurückgewiesen haben. Daraus erklärt sich das nach der Ernennung des „interimairen" Ministeriums aufgetauchte Gerücht, Odillon Barrot und Leon Faucher wollten Erläuterungen über die ihnen gemachten Anträge geben. Wenn letzteres den neuesten Berichten zufolge unterblieb, so geschah es zuverlässig aus dem allgemeinen Grunde, weil ein solcher Schritt eine vollkommene, ganz formell persönliche Anklage des Präsidenten enthalten hätte.

Daß dieser Schritt nicht geschah, zeigt ein Schwanken in den Entschließungen der Führer der Majorität, die augenscheinlich sehr feine Fühlhörner haben für das was die öffentliche Meinung, die jede Störung des Bestandes haßt, gutheißt oder mißbilligt. Die Stellung der parlamentarischen Gewalt gebietet ihr, so lange immer möglich nicht angreifend, sondern nur abwehrend zu Werke zu gehen. Hätte sie das neue „interimaire" Ministerium offen bekämpft, so wäre sie aus der Defensive in die Offensive übergegangen. Man erhält, je mehr man das Verfahren der Führer der Nationalversammlung untersucht, immer mehr die Ueberzeugung, daß sie mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, ein weiterer Beweis, wenn es noch eines solchen bedürfte, daß hinter dem Präsidenten, der schon genugsame Beweise seiner Unklugheit abgelegt hat, andere viel klügere und berechnendere Personen stehen. Um so mehr ist die parlamentarische Gewalt auf ihrer Hut, und ein indirecter Beweis hievon liegt auch darin, daß die sonst so indisciplinirte linke Seite jetzt dem Geheiß ihrer Führer folgt, und nur Leute von persönlichem Gewicht, wie Cavaignac und Dufaure, sprechen läßt. Zudem hat sie vorerst Einen großen Zweck erreicht: der Bestand der Republik ist für die nächsten vier Jahre allem Anschein nach gesichert, und hat diese einmal acht Jahre gedauert, ohne wesentliche Unruhen hervorzurufen, so ist kein Grund vorhanden, weßhalb sie nicht noch länger dauern sollte. Das haben Hr. Ludwig Bonaparte und seine geheimen Rathgeber glücklich zu Stande gebracht, denn jetzt ist die Frage nicht mehr, ob die Monarchie der ältern oder jüngern Bourbonenlinie wieder hergestellt werden kann, oder die Republik bleibt, sondern nur ob es dem Präsidenten gelingt, seine cäsorischen, von der öffentlichen Tribüne herab gebrandmarkten Plane ins Werk zu setzen oder nicht. Daß diese Plane nicht aufgegeben sind, zeigt auch die Zusammensetzung des „interimairen" Ministeriums: nicht nur ist Randon, der Kriegsminister, einer der oben erwähnten, zum Ersatz des Generals Changarnier herbeigerufenen Generale, sondern der Minister des Innern, Hr. Weiß, soll auch ein ganz intimer Freund des ganz bonapartistischen Baraguay d'Hilliers seyn. Die Nationalversammlung steht also auf dem qui vive, und wenn sie keine Schritte gegen das neue Ministerium thun wollte, so geschah dieß nur, weil sie Klugheitshalber nicht angreifend zu Werke gehen will; wie sie über das Ministerium denkt, zeigt das starre Schweigen, mit dem sie die Botschaft des Präsidenten aufnahm. Nach allen Enthüllungen, die vorgegangen, konnte die Botschaft und die Ministerernennung nur als eine Fortsetzung der alten, bereits verurtheilten Politik betrachtet werden.

Der Vereinigungspunkt aller parlamentarischen Parteien gegen den Präsidenten ist also gegeben. Seit fünfzig Jahren ist das parlamentarische Element in Frankreich gewaltig erstarkt, und ob der Neffe eben so die Kraft als den Willen hat, das Riesenschwert seines Oheims zu schwingen, möchten wir sehr bezweifeln. Die Besorgnisse der Nationalversammlung vor unklugen Streichen ist indeß auch insofern gerecht, als es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegt, daß der Präsident auch äußere Politik auf seine Faust trieb; es ist ein offenes Geheimniß geworden, daß Persigny in Berlin, ganz im Widerspruch mit dem dortigen ordentlichen Gesandten, zum Krieg trieb, weil Hr. Ludwig Bonaparte der Ansicht ist, im Trüben sey gut fischen, und er könne in einem Kriege, der die Aufmerksamkeit einer Nation von parlamentarischen Kämpfen abzieht, seine Plane um so leichter durchführen. Thiers hat in seiner Rede diese Seite der Frage berührt, aber den Schleier nur sehr vorsichtig und noch nicht halb gelüftet: ohne Zweifel weiß Hr. Thiers viel mehr, als er sagte, denn er, der ehemalige Minister des Auswärtigen, und seit den letzten drei Jahren über die wichtigsten diplomatischen Ernennungen zu Rathe gezogen, ist zuverlässig kaum minder gut als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten selbst von allem unterrichtet; zudem ist es eine notorische Thatsache, daß Lahitte, der erst in Folge der neuen Zerwürfnisse aus dem Ministerium trat, mit Persigny und seinem Verhalten, also höchst wahrscheinlich mit der persönlichen auswärtigen Politik Ludwig Bonaparte's sehr unzufrieden war. Ist es Zufall, daß Persigny Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden sollte? lag nicht die Absicht vor, die auswärtigen Unterhandlungen auf eine Weise zu leiten, wie sie den persönlichen Absichten des Präsidenten zusagte? Wer konnte

dafür stehen, wie weit dieß ging? Das Unisono mancher fremden Blätter zu Gonsten Ludwig Bonaparte's und seiner Bestrebungen ist kein sehr günstiges Zeichen, denn manchen möchte es willkommen seyn, in der französischen Regierung ein leicht zu leitendes Werkzeug zu besitzen, während der Stand der Dinge in Europa und in Frankreich für jetzt noch eine strenge Neutralität fordert, ganz abgesehen von dem Bedürfniß des Friedens.

Diese flüchtigen Bemerkungen mögen hinreichen, auf die Stellung der parlamentarischen Führer zu Ludwig Bonaparte einiges Licht zu werfen, und auf die Gründe aufmerksam zu machen, welche es allen Parteien zu einer gewissen Nothwendigkeit machen können, sich gegen ihn zu erklären. Der am 26 Januar auf die begütigenden Aeußerungen des neuen Justizministers, de Royer, erfolgte Beschluß der einfachen Tagesordnung, wonach also der Streit vorerst auf sich beruhen soll, ist jedenfalls nur der Absicht beizumessen, sich der öffentlichen Meinung gegenüber nicht in eine schlimme Stellung zu setzen, der Streit selbst dauert fort und muß demnächst wieder zum Ausbruch kommen, da die Dotationsfrage aufs Tapet gebracht werden muß, wenn nicht der Verdacht gerechtfertigt werden soll, daß Ludwig Bonaparte andere Hülfsmittel hat, als die ihm von der Nationalversammlung zu Gebot gestellten. Daß seine Gläubiger drängen ist bekannt, aber mit welcher Stirne wird er wagen, eine Dotation wie im vorigen Jahre anzusprechen? Man wird ihm antworten, daß er für seine imperialistischen Plane kein Geld von der Nationalversammlung empfangen werde, und wenn ihm eine gewisse Dotation dennoch gewährt wird, so wird man die Rechnungen der Präsidentschaft genauer sichten, als je ein englisches Parlament die der Könige gesichtet hat, was bekanntlich oft genau geschehen ist; jedenfalls wird er bei der Verwilligung der unlieben Dinge mehr als im vorigen Jahre, wo sie derb genug ausfielen, zu hören bekommen. Bringt aber das neue Ministerium die Dotationsfrage nicht vor, so wird das Mißtrauen steigen, und man wird endlich die Frage stellen, aus welchen Mitteln der Präsident seine großen Ausgaben bestreitet. Die öffentliche Meinung ist mit Recht streng gegen jeden, der einen Aufwand macht, ohne daß man die Mittel kennt, aus denen sie bestritten werden. Der Streit ist demnach nur vertagt, und wir werden seine Geschichte bald wieder aufzunehmen haben.

Die Andamangruppe.

(Schluß.)

Die Säugethiere dieser Inseln, soweit man dieselben kennt, begreifen den Tiger, den Leopard, eine Art von Affen, Wildkatzen, wilde Hunde, darunter den gefährlichen Adjak (Canis rutilans), der selbst das Rhinoceros von Sumatra jagt, ein schwarzes Schwein mit kurzen Läufen und mehrere Arten von Eichhörnern, darunter ein großes schwarzes mit gelber Brust und Bauch, dann ein kleines gleich den Tamias und manchen Spermophilusarten gestreift. Weit größer ist die Verschiedenheit der Vögel. Nachtigallen, Papageyen von beträchtlicher Größe, Perrüche, ein kleiner Bronzepapagey mit rothem Nackenband, ein schwarzer Minah (Eulabes) mit goldgelber Stirnbinde, Minahs von großer Art, rothhäuptige Spechte, Zuckervögel (Nectarinia), ein mächtiger brauner Adler, wilde Hühner, Grundtauben (Geophaps), große graue Tauben (Carpophaga), Duckenten, Regenpfeifer und Strandläufer, die prachtvolle Bronze-Elster, Temnia varians, Schneidervögel, Kraniche, weiße Reiher, ein silberhäuptiger Fischaar, Fasane, Rothbrüste, Amseln und Drosseln. Man sieht mehrere Arten von Schlangen sehr häufig in allen Gebietstheilen, zwei Arten von Eidechsen und einen Leguan von kleinem Wuchs. Die Riesenschildkröte, die Karette und andere Chelonier besuchen die Sandbänke jede Nacht, um ihre Eier niederzulegen. Das Meer bietet einen Reichthum an Fischen, die Küsten aber liefern Schalthiere, Meerkrebse, Krabben, Austern, Purpurschnecken und Muscheln jeder Art.

Die Eingebornen werden beschrieben als von mittlerem Wuchs, muskulös und sehr dunkelfarb, so daß ihr Typus und ihr Haar nahezu dem afrikanischen gleicht. Die Weiber schildert Quigley, einer der letzten Besucher, als die mißgestaltetsten Creaturen, die er jemals sah; die Tracht beider Geschlechter ist die der vollkommensten Unschuld, jene Tracht, welche unsere Stammältern trugen vor ihrem Fall. Der Verkehr dieses Volkes mit der Bemannung des Schooners „Seaserpent" trug einen sehr freundlichen Charakter und näherte sich geradezu der Vertraulichkeit. Quigley betrachtet die Eingebornen dieser Eilande offenbar in einem weit günstigeren Lichte, als die allgemeine Sage auf sie geworfen hat, und erklärt namentlich den ihnen überall gemachten Vorwurf der Menschenfresserei als vollkommen grundlos.

Das englische Gouvernement von Agra hatte vor Zeiten eine Niederlassung auf Groß-Andaman, zuerst bei Port Chatham und dann bei Port Cornwallis; aber es wurde später der ausnehmenden Ungesundheit dieser Insel wegen eventuell aufgegeben. Einst sprach man auch viel davon, die Dänen wollten von diesen Eilanden Besitz ergreifen, doch scheinen auch diese von der Idee abgekommen zu seyn, wenn sie anders jemals bestand. Die Franzosen endlich, eben so sehr aufs Colonisiren erpicht, als sie sich darin ungeschickt erwiesen, richteten auf die Andamanen ein lauerndes Auge und hätten schon lange eine Militär- und Schiffsstation daselbst etablirt, wären ihnen nicht Hindernisse in den Weg getreten, stärker als der bloße Mangel an Recht auf diese Besitzung.

Die Kokosinseln scheinen übrigens für Ansiedler einladender zu seyn, als die Andamanen. Die kleinere Insel, etwa 9 Leguas in nordnordwestlicher Richtung von Groß-Andaman gelegen, bietet bei einer Länge von 2½ Meilen und einer Breite von dreiviertel Meilen graziös gewellte Oberfläche mit vollkommen gerundeter Außenseite. Sie ist in ihrer Mitte gehoben, so daß man beim Vordringen gegen das Centrum auf beiden Seiten nur die am Horizont abgegränzte Linie der Elevation ohne Meer sieht; aber auf dem höchsten Punkte überblickt man zu beiden Seiten Land und Meer. Die Insel besteht größtentheils aus Alluvialgrund, der an einigen Stellen unglaublich fruchtbar scheint, allein nicht für Pflanzen, welche tiefe Wurzeln schlagen, weßwegen man nur Kräuter und Gesträuche trifft. Namentlich ist das Gras üppig, und obwohl von trockenem, hartem Ansehen, sehr nahrhaft, denn es bildet die gewählte Speise zahlreicher und großer Iguanen. Die Oberfläche der großen Koko-Insel zeigt gleichfalls nur unbedeutende Verschiedenheiten, denn sie besteht aus schön verbundenen Hügeln. Rund um die Seeküste liegen die Hügel, in der Mitte aber ein ebenes Land. Der Boden der Ebene ist im Durchschnitt feiner, schwarzer Lehm, der des Hügellandes verwitterte Lava tief chokoladebrauner Farbe, beide Arten ausnehmend fruchtbar und für das Wachsthum aller tropischen und europäischen Körner- und Obstfrüchte sehr geeignet. An der Nordostseite, welche die Gränze eines Teiches von gutem Wasser, der 200′ lang und 50′ breit ist, bildet, wächst das Gras so üppig, daß ein Acre uncultivirten Landes ein Paar Kühe ohne alle weitere Stallfütterung durch ein volles Jahr ernähren kann.

Auch wächst eine Species hoher Binsen am südlichen Ufer dieses Teiches, die einer zahllosen Kitte von Enten Schutz gewährt. Diese Insel ist 6 Meilen lang und 2 breit. Ihre natürlichen Producte unterscheiden sich von denen der Andamanen nicht sehr. Beide Kokosinseln sind unbewohnt, mit Ausnahme jener Saison, wo sie von den Burmesen besucht werden, welche den Ertrag der Kokospalmen sammeln. Quigley gebärdet sich bei Besprechung der Hülfsquellen dieser Inseln wie jener Mann aus Glasgow, der seine glühende Beschreibung eines Schweizerthales mit den emphatischen Worten beginnt, daß „dieses Land offenbar von der Vorsehung zur Anlage von Bleichen und Türkischroth-Färbereien bestimmt sey.“ Als Schiffsbaumeister hat Quigley nur ein Auge auf das Werkholz, und sagt unter andern Anspielungen der Art bei der Beschreibung von Groß-Koko: „eine Art Zimmerholz zu Planken, die eine Schiffsreise wohl aushalten, ist auf dieser Insel einheimisch und darf ohne Umstände niedergehauen werden.“

Jagdstreifereien in Nepal.

(Schluß)

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, und deßhalb brannte ich beide Läufe meiner Büchse rasch hintereinander auf ihn ab; da er bei dem zweiten Schusse den Kopf geschüttelt hatte, so war die Kugel von dem Stirnknochen abgeprallt und in das rechte Auge geschlagen, wodurch er vor Schmerz fast wahnsinnig wurde. Er drehte sich wie im Kreisel vor entsetzlicher Qual umher, brüllte fürchterlich und scharrte mit den Füßen den Boden so weit um sich auf, daß wenn ich es genau angeben wollte, jeder mich der Uebertreibung beschuldigen würde, der dieses Manöver von einem Elephanten, zumal wenn er wüthend ist, nicht gesehen hat; da sein kleines Auge aus dem Kopfe hervorhing, so beschloß ich auf seiner blinden Seite ihn mit Blei zu regaliren. Der Kampf hatte 1½ Stunden bis jetzt gedauert, dabei war ich wie versengt von der Sonnenglut und hungrig; ich gestehe, ich hatte genug von der Sache und wünschte ganz aufrichtig, daß entweder die Bestie davonliefe oder mir freien Abzug gönnte, aber unglücklicherweise hatte sie zu beidem gar keine Lust. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß ein Kampf zwischen zwei brünstigen (musth) Elephanten immer so lange dauert bis einer getödtet ist, zuweilen 4, 5, 6 Tage lang, wobei der stets Sieger bleibt, welcher das Hungern am besten aushalten kann. Deßhalb finden die Elephantenfänger häufig Leichname großer männlicher Elephanten, deren Zähne ihnen einen guten Gewinn einbringen. Ich war jetzt sehr erschöpft und warm geworden und retirirte nach jedem Schusse hinter einen andern Baum, wohin aber der Elephant mich jedesmal verfolgte. So trat ich in der Eile hinter einen Baum den ich nicht gewählt haben würde, wenn ich nicht so ermüdet gewesen wäre, denn er war nicht viel dicker als ich; dieß bemerkte ich aber erst, als ich Athem schöpfen konnte, während mein Feind von Wunden geschwächt mich sehr langsam verfolgte, und nun fand ich, daß ich hier schlecht gedeckt sey. Ohne Zeitverlust zog ich mich deßhalb ein Paar Schritte weiter hinter einen andern Baum zurück, der mich besser schützte und zwar zu meinem Glück, denn kaum hatte ich hier mich angestellt, so war der Elephant keine 8 Fuß von dem eben von mir verlassenen Baume entfernt, blieb dort stehen, streckte seinen Rüssel aus, witterte nach mir umher und stürzte wüthend darauf zu. Indeß war glücklicher Weise diese Anstrengung eine seiner letzten. Als er dicht bei dem Baume war, mußte er wohl glauben, daß ich dahinter oder darin stecke, denn er umschlang ihn mit seinem Rüssel, und bemühte sich ihn umzureißen. Da dieses ihm nicht gelingen wollte, so lehnte er sich, erschöpft wie er war, gegen den Baum, riß solchen endlich mit den Wurzeln aus der Erde und warf ihn hin. In der festen Meinung, daß ich unter dem Baume stecke, kniete er nieder, und stieß seine Fangzähne tief in beide Seiten des Stamms, um mich sicher zu durchbohren. Unterdessen hatte ich, ein Paar Schritte nur von diesem Schauspiele entfernt, mich wieder erholt und beschlossen seine gütige Absicht zu belohnen. Indem er noch beschäftigt war den Baum zu zerstoßen, trat ich hinter meinem Baum hervor und schoß ihm vier Kugeln rasch nach einander in die Stirn, so daß er davon betäubt wurde. Als er sich dann erholt hatte, stieß er seine Fangzähne tief in die Erde und lag dann ein paar Minuten regungslos da. Ich hoffte schon, daß er todt sey, und zog mich etwas zurück, um meine Büchse zu laden; indeß litt ich jetzt schrecklich von Durst, und Mund, Lippen und Zunge waren so trocken und aufgesprungen, daß sie stark bluteten. Zu meinem Entsetzen erhob sich das Unthier von neuem, aber jetzt war es so schwach, daß es wie total betrunken immer umher taumelte, bis es einen Baum erreichte und daran sich lehnte.

Nun sprach Jack während des ganzen Gefechts zum ersten Male ein Wort oder vielmehr er schrie: „Bei Gott, Capitän, er fertig!“ und da ich das auch glaubte, so trat ich bis auf 3 Schritte vor den Elephanten, der ein paar schwerfällige Versuche machte sich zu erheben, aber jedesmal wieder gegen den Baum taumelnd niederfiel, und jagte ihm etliche Kugeln in den Leib. Dann trat ich wieder etwas zurück um zu laden, war aber damit kaum fertig, als ich zu meinem großen Erstaunen ihn zu mir herankommen sah, aber so matt und schwach, daß er kaum gehen konnte; als ich wieder auf ihn geschossen hatte, blieb er stehen, strauchelte, zog dann langsam zuerst die Hinterfüße, dann die Vorderfüße unter seinen Leib, neigte schwerfällig seinen Kopf, stieß seine Fangzähne bis an die Wurzel in die Erde und lag regungslos da. Ich wartete wohl eine Viertelstunde, ohne daß er sich bewegte, und da wir alle nun der Meinung waren, daß er todt sey, so forderte ich meinen Jack auf zu ihm heranzugehen, um sich davon zu vergewissern. Als Jack dazu keine Lust hatte, so trat ich selbst an das Unthier heran und schoß darauf; da es sich noch nicht rührte, so war ich nun fest von dessen Tode überzeugt, und wir gingen in einiger Entfernung um das Thier herum, bis wir an dessen Hintertheile waren. Hier schlug ich dem Jack von neuem vor näher zu treten und den Elephanten am Schweif zu fassen, um gewisser zu seyn ob er todt sey oder sich nur so stelle: allein Jack wollte das auch nicht thun, obgleich ich versprach mit ihm zu gehen und ihn zu beschützen. Dabei erklärte Jack ganz ernsthaft: er selbst sey während des Kampfes wenigstens sechsmal so gut wie todt gewesen, und wenn ich ihn vollends umbringen wolle, so möchte ich ihn nur gleich todt schießen.“ Darauf überredete ich ihn mit einiger Mühe mir zu folgen und als wir uns dem Elephanten bis auf etwa 10 Fuß genähert hatten, so nahm ich eine Erdscholle und warf ihn damit, indem ich Jack wiederum aufforderte am Schweife des Thiers zu zupfen, um der Sache ganz gewiß zu seyn. Jack wollte noch immer nicht und aus Scherz bestand ich immer dringender darauf, bis er vollkommen desperat geworden, von der Seite sich dem Schweife des Elephanten näherte und den Kopf abwendend diesen anfaßte, aber gleich wieder los ließ und davonlief, als wenn er eine Brandrakete in der Hand gehabt hätte. Er lief nach dieser Heldenthat wohl 100 Schritte weit, dann sah er sich voll Muth um, und als er nicht verfolgt wurde, kam er eben so rasch wieder zurück und überhäufte nun die ganze Sippschaft des verstorbenen Elephanten, besonders dessen Mutter und Schwestern, mit solchen Worten, daß man sie in höflicher Gesellschaft unmöglich erzählen kann.

So kam der wüthende Schikar Baffaelephant zum Tode, welcher zehn Jahre lang der Schrecken dieses Theils der Wälder von Nepal gewesen war, und dessen Leichnam, trotz allen Eifers der Geier und Schakals, noch 6 Monate lang gar böse Gerüche seiner Umgebung verbreitete.

Dafür, daß ich das Unthier getödtet hatte, erhielt ich von dem Radscha von Nepal und dessen Thronerben in feierlicher Audienz ein schönes „Khillat“ oder Ehrenkleid von großem Werthe, welches ich aber nur ein paar Stunden trug und dann, der Vorschrift gemäß, an den dortigen brittischen Residenten abliefern mußte, der solche Geschenke jährlich verkaufen läßt und die Einnahme davon dem Schatzamte der ostindischen Compagnie zu gute rechnet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen. Intelligenzblatt Nr. 1 und Umschlag zum Monat Januar.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. 1 Februar 1851.

England vor der Parlamentseröffnung.

„In diesem Lande beschäftigt sich der öffentliche Geist immer nur mit Einem Gegenstand; darum hat die Discussion über den sogenannten „päpstlichen Uebergriff" im Augenblick die öffentliche Meinung verhindert, sich mit Finanzfragen oder mit Fragen über die Reform in der Repräsentation und andere Gegenstände, welche den Politikern seit vielen Jahren am Herzen liegen, mit zu beschäftigen, so daß wir uns dem Zusammentritt des Parlaments nähern, ohne daß das Land Gelegenheit gehabt oder ergriffen hätte, der Regierung seine Ansichten über diese Gegenstände kund zu geben." So drückte sich Hr. Cobden am 23 Januar in einer großen Reformversammlung zu Manchester aus, und sagte damit eine große Wahrheit, denn es ist ein auffallender Umstand, wie todt und leer die Journale in den letzten Monaten über alle diese sonst so lebhaft aufregenden Fragen gewesen sind. Die heftige Agitation über den „päpstlichen Uebergriff" hat gleichfalls nachgelassen, denn auf die übermäßige Aufregung ist folgerichtig eine Abspannung gefolgt, indeß müssen wir Hrn. Cobdens Behauptungen insoweit widersprechen, als er nicht der Ansicht ist, daß diese Angelegenheit durch das Parlament entschieden werden müsse, und dagegen einer von ihm citirten Rede eines Geistlichen beipflichten, „daß alle großen politischen, socialen, financiellen und Reformfragen suspendirt werden müssen, bis diese große Frage durch das Unterhaus gelöst ist." Hr. Cobden, als ächter Amerikaner, macht kurzen Proceß mit der Kirche, und meint, damit könne sich das Unterhaus eigentlich gar nicht befassen, und man müsse solche Dinge dem Gewissen eines jeden überlassen; das Beispiel Amerika's wird dabei wie natürlich citirt. Mit aller Achtung vor Hrn. Cobden und vor dem amerikanischen Beispiel gesprochen wird es aber doch nicht so rasch gehen; die alten europäischen Einrichtungen hängen sich, namentlich in England, das nicht eine büreaukratische Nivellirung durchgemacht hat, wie Blei an die Fersen der Politiker, und vorerst wird man im englischen Parlament wohl oder übel die Kirchenfrage vornehmen müssen.

Man hat die Kirchentrommel, selbst mit Guthelßen des Premierministers, zu stark gerührt, als daß eine scharfe Besprechung ausbleiben könnte, und gerade der berühmte oder berüchtigte Brief Lord John Russells wird das Stichblatt werden. Darf man einigen Andeutungen trauen, so wird zwar nicht von der Regierung selbst, aber von ihren Freunden unter irgend einer Form ein sehr entschiedener Antrag gegen den Puseyismus, d. h. gegen die katholisirende Richtung der Hochkirche erfolgen, und ohne einen bedeutenden Strauß, wobei mancher Kämpfer auf dem Platze bleibt, vielleicht das Ministerium selbst sich auflöst, wird es nicht abgehen. Von den Prälaten werden mehrere, z. B. der Bischof von Exeter, auf eine Kirchenversammlung antragen, da solche Dinge nicht von Laien entschieden werden könnten, allein die Regierung wird schwerlich die Hand dazu bieten, ein kirchliches Parlament neben dem politischen fungiren zu lassen, denn dadurch würde der Regierung und dem Parlament die Macht über die kirchlichen Verhältnisse entzogen, die Kirche ihres bis jetzt fest gehaltenen nationalen Charakters entkleidet, und bald stände die Hochkirche selbst nur noch als große Secte den Dissentern und Katholiken gegenüber. Das liegt ohnehin in der jetzigen Entwicklung der Dinge, und die Regierung wird alles thun, eine solche Entwicklung zu verzögern. Die kirchlichen Streitigkeiten sind in England ein Ding, das sich durchaus nicht berechnen läßt, weil man nie weiß, in wie weit kirchliche oder politische und selbst persönliche Rücksichten vorwiegen, das Schlimme für die Regierung und die Hochkirche aber ist, daß die radikale Reformpartei, abgesehen von der Frage über die Gewissensfreiheit, als völlig unbetheiligte Zuschauerin dasteht, und daß in mehr als einer Beziehung der in den höhern Schichten der Gesellschaft, in Adel und Kirche, heraufbeschworene Hader zum Vortheil der radikalen Reformer ausschlagen muß, nach dem alten Grundsatz: duobus litigantibus tertius gaudet.

Die Kirchenfrage muß also vorerst so oder so abgemacht seyn, ehe man ernsthaft an die andern gehen kann, und wie in Folge dieser Frage die Parteien sich gestalten, das läßt sich nicht angeben. Zunächst an diese Kirchenfrage und gleichsam mit ihr zusammenhängend ist die über Erweiterung des Wahlrechts, denn es handelt sich hier noch mehr um den Einfluß der höhern Classen. Hr. Hume hat in einem an den Hull Advertiser wegen einer besprochenen Zusammenkunft gerichteten Schreiben vom 8 Januar die Tendenz der Reformer sehr klar ausgesprochen: „es ist von ernster Wichtigkeit für das Volk, daß die mittlern und arbeitenden Classen ihre ernstliche Aufmerksamkeit auf die Reform des Unterhauses richten sollten, wenn sie in die Regierung des Landes Sparsamkeit zurückgeführt, und die Mißbräuche, welche in die verschiedenen Zweige der Regierung in Staat und Kirche sich eingeschlichen haben, verbessert zu sehen wünschen." Nachdem er auseinandergesetzt, daß die Aristokratie nicht nur die Vollgewalt im Oberhause habe, sondern thatsächlich auch die Macht besitze, einen großen Theil der Repräsentanten ins Unterhaus zu schicken und dadurch die Stimmen der wenigen wahren Repräsentanten des Volks zu vernichten, fährt er fort: „Wir haben viel gethan, um den Monopolen im Handel ein Ende zu machen; laßt uns auch jenem Monopol einer politischen Gewalt ein Ende machen, welche das so constituirte Parlament in den Stand gesetzt hat, die Taxen des Landes von 16 Millionen in 1792 auf 58 Mill.

in 1850 zu steigern.“ Es ist hier ganz direct herausgesagt, was erstrebt wird. Cobden ist natürlich mit dieser Richtung vollkommen einverstanden, und Lord John Russel, der im vorigen Jahr die Wahlverhältnisse Irlands besserte, scheint Verpflichtungen gegen die Freihändlerpartei eingegangen zu haben, in diesem Jahre das Wahlrecht in England zu erweitern, und namentlich eine gleichere Vertheilung der Repräsentanten nach der Volkszahl zu gestatten. Diese Versprechungen, die man ihm nicht schenken wird, müssen den edlen Lord um so mehr in Verlegenheit bringen, als die Protectionisten, wenn sie gleich dießmal nicht sonderlich in Meetings aufgetreten sind, doch mit sehr ernsten Forderungen und mit Beweisen kommen werden, die er, der Sohn einer adeligen Familie, unmöglich von sich weisen kann. Er darf diesen Forderungen nicht gerecht werden, wenn er die Unterstützung der Reformpartei nicht überhaupt verscherzen will, und wenn er die Forderungen der Reformer in Bezug auf die Wahlberechtigung erfüllen wollte, so greift er der Landaristokratie ins Herz, um so mehr, da sie durch die Folgen der Korngesetze ohnehin schon ökonomisch leidet. Durch die Commission über die verschuldeten Güter in Irland geht dort ein ungeheurer Besitzwechsel fort, und alte angesehene Häuser sinken in Armuth herab; jetzt geht das Gerücht, eine ähnliche Maaßregel solle auf Schottland ausgedehnt werden. In England selbst zeigen sich, abgesehen von der Noth und den Verlegenheiten, die durch das Sinken der Kornpreise über Gutsbesitzer und Pächter kamen, eigenthümliche, vorher kaum erhörte Erscheinungen: in Newark sollte ein Parlamentsglied gewählt werden, und als Bewerber traten auf, von den Gutsbesitzern unterstützt: Lord Newark, von den Pächtern unterstützt ein Advocat, der bisher den Pächtern der ganzen Umgegend ihre Geschäfte geleitet hatte, beide in ihren politischen Ansichten einander vollkommen gleich, nur in Herkunft und Lebensverhältnissen unterschieden. Dieses Sichgeltendmachen der Pächter in England ist, wenn auch in minderem Grade, ganz dieselbe Erscheinung, wie der Streit über das Pächterrecht in Irland, wo die Pächter aufzutreten und den Gutsbesitzern gegenüber gesicherte Rechte zu fordern beginnen, womit den letztern die freie Verfügung über ihren Grundbesitz angestritten wird. Nur mit Mühe haben sich in Limerick die Grundbesitzer eines Candidaten erwehrt, den die Liga der Pächter dem ihrigen gegenüber aufstellen wollte. Alles dieß sind unverkennbare Symptome einer gleichförmigen, immer mehr hervortretenden Richtung: in England werden Macht, Einfluß und selbst der Vermögensstand der Aristokratie mehr und mehr von allen Seiten angegriffen, und in der Schilderung der bevorstehenden Parlamentssitzung wird es eine Hauptaufgabe seyn, die Fortschritte dieser Richtung zu bezeichnen.

Endlich kommt — last not least — die financielle Frage. Der Finanzminister wird 2 Millionen Ueberschuß haben, und der Candidaten, die darauf Anspruch machen, sind wie gewöhnlich sehr viele; das wahrscheinlichste ist, daß die Fenstersteuer fällt, aber sie trägt 1,800,000 Pfd. ein, und der Finanzminister kann sie nicht ganz missen; die Vermuthung geht dahin, es werde eine mäßige Haussteuer, deren Ertrag auf 600,000 Pfd. berechnet wird, an deren Stelle treten. Was nach dem Verlust der Fenstersteuer noch übrig bleibt, darauf wird die Papiersteuer den stärksten Anspruch machen, denn daß alle die taxes on knowledge, unter denen man auch die Annoncensteuer begreift, abgeschafft werden sollten, ist nicht zu vermuthen, da sie zusammen über 1½ M. ausmachen. In diesem Wettlauf der Concurrenten besteht aber die dießmalige Schwierigkeit nicht, sondern in dem während des Monats April erfolgenden Ablauf der Einkommensteuer. Kein Zweifel, daß einige Versuche werden gemacht werden sie ganz abzuschaffen; da sie aber über 5 Mill. einträgt, so ist nicht abzusehen, wie dieß möglich wäre; sie wird also bleiben, aber zuverläßig nicht in der Art, wie sie bisher aufgelegt wurde: so lange sie bloß als eine temporäre Last erschien und einige Einfuhrzölle ersetzen sollte, mochte die oberflächliche Berechnung des Einkommens genügen, wenn sie aber dauernd werden sollte, so stellt sich die Frage anders. Fürs erste wird man, und mit gutem Grunde, fordern, daß das Einkommen vom Vermögen und vom Erwerb verschieden besteuert werde; dann aber kommt noch eine viel bedeutendere Frage: nach welchen Grundsätzen sollen die übrigen Veränderungen vorgenommen werden? Die Pächter sind schwer belastet, indem man ohne weiteres die Hälfte ihres Pachtschillings als Einkommen annahm. Das ist nun unter den gegenwärtigen Zuständen des Ackerbaues mehr als bloß unrichtig, es wird zur schreienden Ungerechtigkeit, und Sir Ch. Wood hat auch in der vorigen Session schon das Versprechen gegeben, wenn die Einkommensteuer erneuert werden würde, sollten die Pächter berücksichtigt werden. Die Frage wird den ganzen Streit über die gedrückte Lage der Ackerbauer hervorrufen, die ohnehin sich auf einen Sturm rüsten, wenn sich gleich noch nicht mit Sicherheit angeben läßt, in welcher Weise derselbe geleitet werden soll. Ein bedeutender Theil des Hauses ist seit Sir R. Peels Tod und Lord Lincoln Uebergang ins Oberhaus ohne Führer; wahrscheinlich wird Sir J. Graham an deren Stelle treten, aber er ist wie Lord John Russell in einer ungünstigen Lage seinen Standesgenossen gegenüber. Die Protectionisten sind augenscheinlich nicht müßig: nicht nur die Agriculturisten, sondern auch die Rheder sammeln ihre Beweise, daß sie bei den jetzigen Lasten, die auf dem Lande drücken, die Concurrenz mit aller Welt nicht bestehen können. Allerdings ist der Handel in blühendem Zustande, aber er wird größtentheils genährt durch das überreichliche Capital, und die eigentliche Handelsthätigkeit geht, so lauten wenigstens vielfache Klagen, auf Fremde über, namentlich an Amerikaner.[1]

Daß die Freihändler keineswegs geneigt sind, eine Concession zu machen, daß sie nicht in die Auflegung eines kleinen Zolls auf Getreide, und noch weniger in einen Differentialzoll für englische Schiffe willigen wollen, liegt am Tage; sie können auch, außer wenn sie durch eine Parlamentswahl in die Minorität kommen sollten, keine Concession mehr machen, der Streit muß also fortgehen und die Frage über die Ausführbarkeit oder Unausführbarkeit des Freihandels auf die Spitze getrieben werden. Die Sache ist ohne wesentliche Erschütterung der ökonomischen Verhältnisse nicht möglich, denn England, welches das theuerste Land war, müßte das wohlfeilste werden, um dabei zu prosperiren, und wenn es das wohlfeilste wird, dann muß die ungeheure, in den

[1] Ein merkwürdiges Beispiel ist folgendes: durch die Abschaffung der Schifffahrtsgesetze ist es den Amerikanern gestattet chinesische Waaren, namentlich Thee, nach England zu führen. Nun gehen die amerikanischen Schiffe beladen mit den zahlreichen Waaren, die sie nach Californien zu bringen haben, nach San Francisco, löschen dort, und da sie von da aus selten Fracht bekommen können, so segeln sie nach Hong-kong, nehmen dort eine Ladung ein zu einer Fracht, wie kein englisches Schiff die Fahrt unternehmen kann, und kommen mit der Ladung nach England, wo sie leicht neue Ladung nach Amerika finden. Die Engländer können diesen Kreislauf nicht unternehmen, denn sie haben viel weniger nach Californien zu schicken, und da die Fahrt aus einem ostamerikanischen Hafen nach Californien als Küstenschifffahrt angesehen wird, so können die englischen Schiffe keine Ladung von der Ostküste Amerika's nach Californien nehmen. Zudem schreiben die amerikanischen Kaufleute fast ohne Ausnahme ihren Correspondenten in England vor, Ladungen nach Amerika nur in amerikanischen Schiffen zu machen.

theuersten Zeiten aufeinander gestapelte Staatsschuld zu einer unerträglichen Last werden. Diesem Dilemma wird man wohl schwerlich entgehen. Ein reiches Land wird indeß England immer bleiben, aber der Reichthum zersplittert sich auch, und nährt fremde Industrie; schon beklagt man sich über die ungeheuern Summen, die nach Amerika in die dortigen Fonds gehen, und dadurch den bisherigen ungeheuren Zinsfuß von etwa 12 Proc. bereits schon herabgedrückt haben, und wenn der Continent sich beruhigt, werden riesenhafte Summen herüberströmen, denn die Ausgaben für Eisenbahnen in England betragen nur noch etwa ein Drittheil dessen was sie vor einigen Jahren betrugen, und man berechnet die Summen, welche im Laufe der ersten zwei Monate des Jahres durch empfangene Dividenden und Zinsen frei werden, auf 10 bis 12 Mill. Pf. England kann dieß Geld nicht alles verbrauchen, und die in fremden Ländern angelegten Capitalien werden sich mannichfach der Einkommensteuer entziehen. Dennoch wird diese eben mit dem sinkenden Preise der Lebensmittel, die seit Monaten unerwartet tief stehen, immer nothwendiger, und man wird suchen müssen ihr eine Ausdehnung zu geben. Es ist zu erwarten, daß die Debatten über die Einkommensteuer, welche in den zwei ersten Monaten der Session vorkommen müssen, über diese ökonomischen Verhältnisse des Landes ein mannichfaches Licht verbreiten werden.

Dieser ökonomische Zustand des Landes ist es, der die bedeutendsten Veränderungen auch in den politischen Verhältnissen herbeiführen wird und muß. Indeß wird dieß erst dann in größerem Maaßstab vor sich gehen können, wenn das Wahlrecht erweitert ist, und dadurch eine andere Classe ins Parlament kommt, welche weniger von der Aristokratie abhängt. Bis dahin wird das Verhältniß bestehen bleiben, daß das Parlament so lange wie möglich den Anforderungen widersteht, und nur dem „Druck von außen", aber nur im äußersten Nothfall, nachgibt. Die Kirchenfrage ist in dieser Beziehung der häklichste Punkt; alles was Mangel an Achtung gegen die Kirche verrieth, wurde in frühern Sessionen mit Härte zurückgewiesen; dießmal aber, wo die kirchlichen Parteien, die Anhänger der „hohen" und „niedern" Kirche an einander gerathen werden, wird es an boshaften Zwischenreden von Seiten der Reformer, namentlich Cobdens, nicht fehlen; darauf deutet schon seine bereits erwähnte Rede hin, und noch mehr der von ihm mit Eifer betriebene Vorschlag eines „Nationalunterrichtssystems", bei dem von allen Glaubensunterschieden Umgang genommen würde. Da das Princip einer solchen Anstalt in Irland schon angenommen ist, und seit Jahren zur großen Zufriedenheit der dortigen Bevölkerung durchgeführt wird, so ist kein vernünftiger Grund vorhanden, ein solches System in England zu verweigern; nur hat es bis jetzt der Sectenhaß und der Hochmuth der Hochkirche verhindert. Die von Cobden lebhaft unterstützte Agitation für ein nationales Erziehungssystem wird der Kirche bedeutend schaden, und kein geringer Schritt zur Amerikanisirung der englischen Zustände seyn. Denn daß letzteres das Ziel der Reformpartei ist, leidet keinen Zweifel, und wurde ihr von ihren Gegnern vielfach vorgeworfen; jetzt ist man stiller darüber, weil diese Ansichten immer mehr Wurzel fassen, und aufhören ein Vorwurf zu seyn. Das Königthum bliebe dabei unangetastet, würde aber der noch übrigen mittelalterlichen Paraphernalien entkleidet, gegen welche Cobden überhaupt allenthalben zu Felde zieht, und unter anderem den Londoner Stadtrath und seinen wunderlichen Aufzug, als er der Königin die Adresse gegen die „päpstlichen Uebergriffe" überreichte, nicht wenig lächerlich gemacht hat. Welche Fortschritte England während dieser Session auf der Bahn der Amerikanisirung machen wird, läßt sich nicht bestimmen, aber in England wird ein System lange unterhöhlt und bleibt äußerlich stehen, bis es mit einem Ruck der gesetzgebenden Macht zusammenbricht.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitán Ruperto Castaños.

1. Die Brücke von Calderon.

Der Unabhängigkeitskrieg hatte in Mexiko eine Bevölkerung hervorgerufen, welche durch ihre Sitten und ihre Erinnerungen gewaltig verschieden ist von dem Gesellschaftsverbande, dessen Sache sie ehedem so tapfer vertheidigt hat. Guerilleros, Abenteurer aller Art bildeten diese Sonderbevölkerung. Glücklich der Reisende, welcher auf seinem Wege noch einigen dieser verirrten Kinder der mexikanischen Revolution begegnet! Ihre Mittheilungen beleuchten ihm unter einem neuen Gesichtspunkt eine der Epochen, die ohne Zweifel die anziehendste der Geschichte Neuspaniens bildet. So oft ich wenigstens diese Veteranen der großen Kämpfe von 1810 ausfragen konnte, sammelte ich Erläuterungen und vernahm Schilderungen, deren Spur sich in meinem Gedächtnisse nicht verwischt hat. Unter diesen alten Vorkämpfern der Freiheit gab es besonders Einen, in welchem alle abenteuerlichen Instincte, all die wilden Leidenschaften des mexikanischen Insurgentenheeres verkörpert zu seyn schienen. Sein Leben wurde mir auf dem Schauplatz der Feldzüge von 1810 und 1811 erzählt, und die Abenteuer, welche mich mit dem Capitán Ruperto Castaños in Verbindung setzten, waren ein würdiges Vorspiel zu seinen Schilderungen. Auch will ich von den romanhaften Erinnerungen des alten Soldaten die Begebnisse und Gegenden nicht trennen, in deren Mitte dieser seltsame Lebenslauf sich vor mir entrollte.

Zwischen Mexiko und Guadalaxara, der Hauptstadt des Staates Jalisco, nur einige Meilen von letzterem entfernt, dehnt sich die Ebene aus, auf welcher die mörderischste Schlacht geschlagen wurde, in welcher jemals die Parteigänger der Unabhängigkeit von Mexiko den Vertheidigern der spanischen Herrschaft gegenüberstanden. Ein Bergstrom, der Calderon, durchschneidet diese dürre Steppe von Osten nach Westen, und verliert sich nach dreiviertelstündigem Laufe in den Rio Tololotlan. Eine steinerne Brücke in einem Bogen darüber gesprengt, ist unter dem Namen der Calderonbrücke bekannt. Das Aechzen des Wassers, welches tief eingeschlossen, zwischen steilen Ufern hinfließt, das Gekrächze der Adler, das Geflüster des vergilbten Grases auf der weiten Fläche, sind das einzige Geräusch, das gegenwärtig das Schweigen dieses Kampfplatzes unterbricht, wo einst 100,000 Mann von Sonnenaufgang bis zum Niedergang um die Freiheit ihres Landes kämpften. Ungeachtet des Antheils, den solches Andenken an die Ebene von Calderon wachrufen sollte, halten doch nur wenige Reisende dort an, und die meisten derselben ziehen eilends vorüber. Andere Erinnerungen als historische schweben über jenem unseligen Orte und mehr als eine blutige That bezeichnet die Ufer des Calderon zur Warnung der Reisenden, die vieles Gepäck mit sich führen. Ich, der zum Glück nicht zu diesen gehörte, hatte mir vorgenommen, als ich Mexico verließ, den Schauplatz eines so denkwürdigen Kampfes nach Muße zu durchstreifen und zu untersuchen; ich hatte sogar den Entschluß gefaßt, mein letztes Nachtlager vor Guadalaxara in einem der Jacales (Hütten) aufzuschlagen, welche längs des Bergwassers vereinzelt stehen, und durfte dieses Vorhaben nicht bereuen.

Ich war nach einer langen Tagereise in die Ebene von Calderon gelangt, und wandte mich kecklich nach einer der Hütten in der Nähe der Brücke. Der Bewohner dieser ärmlichen Behausung verhieß mir für mich und meinen Diener ein Abendessen, oder etwas dergleichen, für unsere beiden Pferde genügendes Futter und einen Schuppen als Stall. Wir brauchten nichts weiter, und nachdem ich abgestiegen war, ging ich ohne mich um die Vorbereitungen zu unserer Unterkunft zu bekümmern, nach der Ebene hinaus, die ich bis zum Abendessen besuchen wollte.

Ein erstes Denkmal der Schlacht bot sich mir einige Schritte von dem Jacal, an dem ich abgestiegen war, dar; es war eine Art von plumpem Todtenhügel, an dem ein halberstorbener Gummibaum stand. Auf

diesem Hügel und an den Zweigen des Baumes waren mehrere Kreuzchen angebracht, zum Andenken der zahlreichen Opfer spanischer Grausamkeit. Ich ging weiter und stand bald mitten auf der Wahlstätte, wo die beiden Heere zusammengestoßen waren.

Bevor ich die Hauptstadt Mexiko verließ, hatte ich einige spanische Berichte über die letzten Revolutionen dieses Landes gelesen[1] und unter diesen frischen Eindrücken durchstreifte ich das Schlachtfeld, wo so viele kühne Gegner und Vertheidiger der spanischen Herrschaft ihr Grab gefunden hatten. Auf dem Schauplatz dieses Trauerspiels selber erinnerte ich mich ohne Mühe seiner Helden und Hauptbegebenheiten.

Der mexikanische Freiheitskrieg hat zehn Jahre gedauert, wie der trojanische, und die Schlacht von Calderon kann als eine der merkwürdigsten Episoden dieser langen Epopöe angesehen werden, die noch auf ihren Homer wartet. Nichts fehlte diesem Heldenkampfe. Spanier und Empörer haben dem Tode mit derselben Kühnheit getrotzt. Auf der Seite der Mexikaner belebte der Aberglaube mehr als einmal den Muth der Kämpfenden. Das Bild der Jungfrau de los Remedios, im kriegerischen Gewande, wurde dem Befreiungsheere vorangetragen. Priester und Mönche waren Generale oder Obersten. Ein Pfarrer, dessen Namen berühmt blieb, Hidalgo, übte beinahe dictatorische Gewalt über diese fanatischen Schaaren aus. Zu seiner Seite hatte er muthvolle Anführer. Allende, Aldama, Abasolo; auf spanischer Seite waren es der unversöhnliche General Calleja und der ungestüme Graf de la Cadena, welche in erster Reihe erschienen. Die Anführer beider Heere waren gleich tapfer. Dessenungeachtet sollte die Mannszucht über die Unordnung den Vortheil davontragen, und 6000 Spanier, in dem rauhen Kriegsgewerbe geübt, schlugen 100,000 Mexikaner in die Flucht, welche durch unerfahrene Officiere in wildem Getümmel in den Kampf geschleudert werden.

Es gibt wenige Familien, spanische oder mexikanische, denen der schreckliche Jahrestag des 17 Januars 1811, der Tag der Schlacht, nicht einen schmerzlichen Verlust ins Gedächtniß zurückruft. Der Graf von Cadena ist eines der berühmtesten Opfer dieses unheilvollen Tages. Hingerissen von Muth, wie sie nur langes Kampfgetümmel erweckt, hatte sich der Graf mit zwölf Dragonern auf die Verfolgung flüchtiger Mexikaner geworfen. Man sah ihn nicht wiederkehren, aber man erkannte seine Leiche unter denen, womit die Ebene übersäet war. Keiner hatte sich den Insurgenten mit grausamerer Heftigkeit entgegengestürzt. Uebrigens hatten die mexikanischen Anführer mit Muth diesem rauhen Gegner widerstanden, der eines bessern Schicksals werth gewesen wäre. Auf einer der Erhöhungen, von denen meine Blicke den Kampfplatz bis zu seinen äußersten Gränzen umfaßten, hatte sich Hidalgo während des Gefechts aufgestellt und alle Bewegungen seines ungestümen Heeres geleitet. Hier nahmen seine Officiere ihre Instructionen in Empfang, während 100 schwere Geschütze gegen die Spanier donnerten; hier auch hatte der kühne Priester, der Generalissimus geworden war, die Kunde von einer unerwarteten Niederlage erhalten. Welcherlei Gedanken mögen während des Kampfes in diesem seltsamen Manne aufgestiegen seyn? Waren es die eines Vaters, in dessen Herz die Streiche schmerzlich wiedertönen, denen seine Kinder erliegen müssen, oder die eines Feldherrn, welcher auf eine Schlacht die theuersten Hoffnungen seines Lebens einsetzt? Die doppelte Verantwortlichkeit des Seelsorgers und Heerführers hatte sich ohne Zweifel der Seele des rebellischen Priesters in diesem Augenblicke geoffenbart, und seinen Ehrgeiz mit zwiefacher Marter gezüchtigt. Es war seine Stimme, welche so viele Tausende von Menschen, mit Pfeilen und Schleudern bewaffnet, in diese Ebene getrieben hatte; es geschah auf sein Gebot, daß hundert Stücke Geschütz aus den fernsten Winkeln Mexico's bis an den Fuß dieser Hügel geschleppt wurden,[2] die man abwechselnd von Insurgenten und Spaniern besetzt und verlassen sah. Sechzehn Monate vor dem Tage von Calderon war Hidalgo nichts als der Pfarrer von Dolores, ein unbekannter Flecken einige Stunden von Guanajuato; Allende war Hauptmann in einem spanischen Regimente. Welchem Verhängnisse gehorchten sie wohl, als in der Nacht vom 16 September 1810 der erste Freiheitsruf in dem Dörfchen Dolores ertönte? Und wie dieses revolutionäre Aufflammen sich erklären, das auf Hidalgo's Stimme sich verbreitet hatte, rasch wie das Feuer, das die weggeworfene Fackel in dem welken Grase einer Savanne entzündet? War nicht etwas Wunderbares in diesem Heere von Hunderttausenden, das binnen weniger Tage durch zwei oder drei entschlossene Anführer hervorgerufen wurde? Aber auch welcher Glückswechsel und welche grausame Büßung für ihr erstes Gelingen! Dreimal schien der Sieg sich auf diesem Schlachtfeld für die Empörer zu entscheiden; dreimal wandte er sich, bis endlich das Platzen eines Pulverwagens ihre Reihen sprengte und ihre Niederlage vollendete. Einige dieser Schaaren, durch Allende und Abasolo befehligt, konnten einen ehrenvollen Rückzug nehmen und sich zu neuen Kämpfen rüsten, aber dennoch war der Verlust der aufrührerischen Truppen ausnehmend beträchtlich. Es gab nach einer amtlichen Depesche nicht ein spanisches Bajonett, das nicht von Blut geröthet war. Wie in allen Bürgerkriegen war der Kampf in ein Blutbad verwandelt worden und zwar in ein furchtbares. Die meisten Anführer der zu Calderon besiegten Armee hatten ein trauriges Ende. Hidalgo, Allende, Aldama, fanden ihren Tod auf dem Schaffot zu Chihuahua. Die Gebeine Abasolo's, des ritterlichen Aufrührers, liegen in eines Kerkers Grunde; Torres, der Vaquero (Kuhhirt), der Anführer geworden war, wurde schmählich gehängt am Galgen von Guanajuato und sein Leib in Stücken gehauen, an den vier Enden dieser Stadt ausgesetzt, in welcher die Milde der Spanier alle seine Mitschuldigen begnadigt hatte. Andere glücklichere Parteigänger waren dem Unheil zu Calderon entgangen; einige sogar gelangten zur Macht; aber wie viele Soldaten, wie viele unbekannte Helden waren in dem Gewühle umgekommen! Im Augenblick als dieser traurige Gedanke mir vor die Seele trat, war die Sonne nahe am Untergehen. Das Murmeln des Flusses, das Rauschen des Windes im Grase, alle die düstern Laute der Einsamkeit klangen mir noch trauriger, feierlicher als sonst. Ich fühlte das Bedürfniß die peinlichen Eindrücke, welche mich belasteten, abzuschütteln, und schlug den Weg nach meiner Herberge ein.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Darunter sind wohl die anziehendsten die des Don Carlos Bustamante, Cuadro Historico, und des Dr. Mora, Mexico y sus revoluciones.

[2] Unter den hundert Kanonen, welche dem Insurgentenheere folgten, waren einige aus den Arsenalen von San-Blas, an den Gestaden des stillen Meeres, die man mehr als 200 Stunden weit auf unwegsamen Pfaden ohne anderes Räderwerk als die Schultern von Tausenden von Menschen herbeigeschleppt hatte, deren „Schweiß," wie ein Geschichtschreiber sagt, buchstäblich den Boden benetzte.

Vermuthete Verbindung zwischen Tschadda und Nil. Hr. J. Fresnel, der zum Mitglied der französischen Gesellschaft ernannt worden war, hat zum Dank dafür eine kritische Arbeit eingesandt, die in ihrem Gesammtumfang im Decemberheft des Bulletin de la société de geogr. veröffentlicht werden soll. Inzwischen steht das Begleitschreiben im Novemberheft, und hier ist ganz bestimmt von „seinen Vermuthungen hinsichtlich der wahrscheinlichen Verbindung der Bassins des Tschadda und des weißen Nils" die Rede. Eine solche Verbindung würde die Gestaltung Centralafrika's ganz anders erscheinen lassen, als wir sie uns jetzt denken. Hr. Fresnel scheint, wie früher, aus der Zusammenstellung von Aussagen verschiedener Sklaven sich ein ungefähres Bild des Landes zwischen 10° N. und 10° S. B. gemacht zu haben, welche bis jetzt noch die unbekannteste ist. Er sagt darüber: „die drei Hauptzüge dieser geheimnißvollen Gegend, welche in neuerer Zeit für die Wissenschaft gewonnen wurden, sind 1) ein großer Centralsee, den der Nil Aegyptens durchströmt, 2) mit ewigem Schnee bedeckte Berge, und endlich 3) in voller Thätigkeit befindliche Vulcane." Damit nicht zufrieden, meint auch Hr. Fresnel die natürlichen Vortheile des Landes, namentlich hinsichtlich des Klima's, seyen so groß, daß es für diejenige europäische Nation, welche dort Niederlassungen gründe, mit Vortheil beide Indien ersetzen könne und müsse. Hr. Fresnel hat auf einem gleichen Wege, nämlich durch Ausfragen von Sklaven und Sklavenhändlern, Licht über das Land Wadai verbreitet; die vielen Angaben über letzteres Land haben viel Wahrscheinliches, die über Centralafrika bedürfen aber wohl sehr der Bestätigung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29. 3 Februar 1851.

Wanderung von Cantogallo nach St. Christovao.[1]

Der Abschied von einem alten Freunde, besonders wenn man weiß, daß es zum letztenmal hienieden ist, daß man in das theure Angesicht blickt und die treue Rechte schüttelt, erweckt immer ernste Gedanken. Ich ritt also in ziemlich ernster Stimmung aus Cantogallo, und erst als mich das Dickicht dieser romantischen Waldungen wieder aufnahm, wurde meine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gelenkt. Es war, wie meistens unter diesem fast immer heitern Himmel, ein sonnenheller Tag, und die Stille der lautlosen Natur unterbrach weiter nichts, als daß man hie und da den Flügelschlag oder die Stimme eines aufgeschreckten Vogels vernahm. Der Weg lauft meistens bergauf und ab, und nur mitunter führt er streckenweis durch einzelne kleine gelichtete Ebenen. An dieser Straße werden jedoch viele neue Pflanzungen angelegt, und der fruchtbare Boden dieses Bergstriches verheißt ein fröhliches Gedeihen derselben. Man sieht häufig die Neger an steilen Bergwänden Bäume fällen oder Kafferstauden setzen, und hin und wieder lodern ungeheure Holzstöße in hellen Flammen auf, da man die gefällten Bäume nicht anders benutzen kann und zu beseitigen weiß, als daß man dieselben einige Zeit an dem kräftigen Strahle der brasilischen Sonne trocknet, die Holzmassen in große Haufen zusammenlegt und sodann anzündet. In solchen Gluthen werden häufig die köstlichsten Holzarten, die man bei uns zu Lande nach dem Gewichte bezahlt, auf die unverantwortlichste Weise vernichtet. Es gelang mir jedoch heute, einen solchen Märtyrer brasilischer Unwissenheit, einen herrlichen Mahagonybaum, der eben in den Flammen seinen Tod finden sollte, von diesem unverdienten Schicksal zu erretten. Eine gute That bleibt gewöhnlich schon hier auf Erden nicht unbelohnt, und so hatte ich später das Vergnügen, aus dem Verkauf dieses herrlichen Products des Pflanzenreichs, das ich für einen Spottpreis erstanden hatte, einen reinen Gewinn von 600 spanischen Thalern zu ziehen. Ich ließ denselben nämlich in dünne Bretter zersägen und diese nach Rio schaffen.

Durch die Gründung neuer Fazendas, wie man deren so häufig in der nächsten Umgebung von Cantogallo sieht, gewinnt die Landschaft an Lebhaftigkeit; man begegnet hie und da einigen Pflanzern oder Negern, und trifft häufiger am Wege liegende Vendas, wo man einige Erkundigungen einziehen kann. Freilich lassen sich diese brasilischen Gebirgswege nicht mit dem lebhaften Gemälde der Rührigkeit vergleichen, welches die europäischen Heerstraßen meistens darbieten, auf denen man Wagen, Kutschen, Posten rc. aller Gattungen begegnet, bald zur Seite die Spitze eines Kirchthurms, bald die Zinnen eines stattlichen Schlosses auftauchen sieht und an wohl eingerichteten Gasthäusern, belebten Städten und Dörfern vorübereilt. Allein wenn man lange Zeit in ganz menschenleeren Gegenden zugebracht hat, so bietet auch dieses Miniaturgemälde eines geschäftigen Lebens manches Ansprechende dar.

Am Mittag sprach ich in einer Fazenda ein, deren Eigenthümer ich in Cantogallo hatte kennen lernen, und der ein Bekannter des Doctors war. Wenn man erst die Bekanntschaft eines Brasiliers gemacht hat oder durch einen Freund bei ihm eingeführt ist, so findet man leicht eine gastliche Aufnahme, was sonst nicht immer der Fall ist. Senhor Castro de Pinto war daheim, und mein Besuch schien ihm angenehm zu seyn. Es war noch ein Pflanzer aus der Umgegend bei ihm, und da es noch einige Zeit vor dem Mittagessen war, so sprachen beide der Rumflasche ziemlich wacker zu — ein Verfahren, das ihrer Behauptung nach die Eßlust bedeutend verstärken sollte. Auch die Frau vom Hause nebst der schwarzen Amme ihres Säuglings waren zugegen. Die weißen Frauen in Brasilien, die es nur irgend machen können, lassen ihre Kinder von schwarzen Ammen stillen. Die Kinder werden weder geschnürt noch gewickelt, sondern man überläßt alles der Mutter Natur, und die Kinder laufen bis ins siebente und achte Jahr entweder ganz nackt umher, oder sind nur mit einem leichten Hemdchen bekleidet. Das Mittagessen bestand, wie man es gewöhnlich auf dem Lande in diesen Gegenden trifft, aus Reis und Bohnen mit Speck und gedörrtem Fleisch. Eigentliche Gemüsearten, als Rüben, Kohl, Kartoffeln, Salat und alle die zahlreichen Vegetabilien, welche der europäischen Küche so große Abwechslungen liefern, werden von den hiesigen Pflanzern nicht cultivirt, und bloß die schönen Südfrüchte bieten dem Reisenden einige Entschädigung dafür. Der Wein war meinem Wirth ausgegangen, welche etwas zu frühzeitige Ausleerung Senhor Pinto seinem Nachbar, dem anwesenden Fazendeiro, scherzweise zur Last legte, der, wenn sein Keller gefüllt sey, dem Zuge seines Herzens folge und dann sehr häufig bei ihm einzukehren pflege; allein der letztere protestirte gegen diese Anschuldigung, und beide kamen endlich dahin überein, daß die übereinstimmende Neigung ihrer gleichgestimmten Seelen nicht immer stark genug sey, den Verlockungen des Traubensaftes auf die Dauer Widerstand zu leisten. In der That schien diese Uebereinkunft auch den Anforderungen der Billigkeit zu entsprechen, denn die beiden Freunde gaben sich gegenseitig nichts nach, als auch während der Mahlzeit die Rumflasche nicht die kleinste Rolle spielte, und es war schwer zu entscheiden, wer von ihnen der Verführer oder Verführte sey. Bei

[1] S. Nr 2 ff.

den Weißen portugiesischer Abkunft in Brasilien pflegt man eben nicht häufig eine solche Hinneigung zu spirituösen Getränken zu verspüren, und nur die Neger und Mulatten, wenn sie es haben können, stürzen übermäßige Quantitäten des Cachaça (eines starken Branntweins) hinunter. In den Straßen Rio's trifft man häufig Neger, denen man als unverbesserlichen Säufern Blechmasken anlegen muß, wodurch sie am Trinken verhindert werden, da weiter keine Oeffnungen als für die Augen in solchen Masken sich befinden. Ein mit solcher Blechmaske bedecktes Negergesicht ist eine sehr auffallende Erscheinung, und es gehört die Natur eines Afrikaners dazu, um ein solches Marterwerkzeug bei der großen Hitze auf die Dauer tragen zu können.

Nach Tisch wird eine Papiercigarre geraucht, und an einer schattigen Stelle ließen wir die mittägliche Sonnengluth vorüber gehen. Der andere Fazendeiro wohnte etwa 3 Legoas entfernt in derselben Richtung, als auch mein Weg führte. Wir ritten gegen 3 Uhr in Gesellschaft fort, und da das genossene geistige Getränk das Band seiner Zunge entfesselt hatte, so war er mit ächt portugiesischer Geschwätzigkeit bald in vollem Gange, mir die erheblichsten Momente aus seinem und seiner Nachbarn Leben mitzutheilen. Er hieß Carneira do Campo, ein Name, der dem deutschen Ohre herrlich genug klingen mag, in schlichter, wörtlicher Uebersetzung aber einfach „Schafbock vom Felde" heißt, so wie denn überhaupt die Portugiesen häufig sehr seltsame Geschlechtsnamen führen, vor denen fast immer das in Deutschland so bedeutsame Wörtchen "von" durch de, do und da ausgedrückt sich findet, so daß man glauben sollte, die ganze Nation sey in den Adelstand erhoben. Daher mag es denn auch kommen, daß Leute von der niedrigsten Herkunft, der portugiesischen, spanischen und italienischen Nation angehörend, mit dieser Partikel vor ihrem Namen und im Bunde mit einer eisernen Stirn bei aller Unwissenheit und Gemeinheit sich doch so häufig in die ersten Familien und Salons anderer Länder Eingang zu verschaffen wußten, dort die schlimmsten Intriguen spielten und leider meistens erst dann entlarvt wurden, nachdem sie eine Menge Familien in das Verderben gestürzt hatten. So sind auch Joao de Borretta, Manoel da Cunha ganz gewöhnliche Namen, wovon der erste Johann von der Schlafmütze heißt, der letztere sich aber nicht füglich übersetzen läßt.

Mein Reisegefährte stammte aus Portugal, hatte dort den Bruderkrieg zwischen Dom Pedro und Dom Miguel mitgemacht, und erzählte einige der hervorstechendsten Schandthaten des Letztern mit der ganzen Lebendigkeit eines Südländers; allein es widert einen an, die Schilderung solcher Henkereien zu wiederholen, zumal die neueste Geschichte in vielen Theilen Europa's zur Schande des 19ten Jahrhunderts reich an ähnlichen Gräuelscenen und moralischen Ungeheuern ist.

Mein Reisegefährte bot mir ein Nachtlager in seinem Hause an, und da der Abend schon vorgerückt war, so nahm ich das Anerbieten an. Senhor Carneira do Campo's Familie bestand aus Frau und vier Kindern, und sämmtliche Mitglieder derselben waren in der größten Unwissenheit herangewachsen, konnten weder lesen noch schreiben und höchstens ihren Rosenkranz sehr mangelhaft abbeten. Schulen und Lehrer gibt es in diesen Wildnissen nicht und nur die reichen Fazendeiros, wenn sie für Bildung Sinn haben, pflegen ihre Kinder eine Zeitlang nach Rio zu schicken, um dort allenfalls die Elemente der gewöhnlichsten Schulwissenschaften kennen zu lernen. Eintönig und in ewiger Gleichmäßigkeit fließen diesen auf vereinzelten Fazendas lebenden Pflanzern die Tage dahin, und etwa der Besuch eines mehrere Legoas entfernt wohnenden Nachbars oder eine Treibjagd in ihren dichten Wäldern unterbrechen zuweilen diese große Einförmigkeit. Städte und Dörfer sind entweder gar nicht vorhanden oder liegen nur in weiten Zwischenräumen in diesen unabsehbaren Wildnissen zerstreut.

Am Abend erhielten wir jedoch noch einen Besuch von zwei Hausirern, die mit ihren Packen, womit zwei Maulthiere beladen waren, im Lande herumzogen und ihre Waaren an die Fazendeiros verhandelten. Es waren Brüder, Lübecker von Geburt, und betrieben dieses Geschäft schon seit vielen Jahren. Früher hatten sie im 28sten deutschen Jägerbataillon gedient und die Ehre gehabt, dem Kaiser im Kriege gegen Buenos-Ayres die Banda Oriental mit der Hauptstadt Montevideo verlieren zu helfen. Der eine der Brüder war auf eine furchtbare Weise entstellt, indem das ganze Gesicht von Schmarren zerrissen, die Augen mit breiten rothen Bändern eingefaßt, die Finger gänzlich verdreht und also die Hände kaum zu gebrauchen waren. Die Katastrophe, welche diese Verstümmlungen anrichtete, wirft ein zu helles Licht auf den brasilisch-buenosayrischen Krieg, als daß ich die Schilderung derselben nicht hier etwas weitläufiger einschalten sollte.

Er erzählte den Hergang des Unglücks jedoch mit vielem Humor, sowie dasselbe denn auch keineswegs ihm die gute Laune verdorben zu haben schien, indem er behauptete, man müsse nur die Kunst verstehen, auch den Winterpartien, den Gletschern und Alpengegenden des Lebens die Sonnenseite abzugewinnen, und man werde bald einsehen, daß auch ein anfangs unheilbar scheinendes Uebel seine Lichtseite habe: so sey er z. B. vor jener Katastrophe, die sein früher so glattes Gesicht in eine scheußliche Larve verwandelt habe, einer der unerträglichsten und eitelsten Gecken gewesen, aber von dieser großen Schwachheit begreiflicherweise seitdem vollkommen geheilt. Sodann erfreue er sich dadurch des Vorzugs, daß er allein von allen Deutschen sich rühmen konne, eine Pension, freilich nur 160 Reis täglich (960 Reis = 1 spanischer Thaler) vom Kaiserstaate Brasilien zu beziehen, deren Eincassirung oder Flüssigmachung ihm jedoch bei der schlechten Finanzlage des Reichs mehr Mühe und Auslagen koste, als die ganze Pension werth sey. Allein er wolle den Ruhm behaupten, so wie Latour sich den ersten Grenadier Frankreichs genannt habe, sich den ersten deutschen Pensionär der brasilischen Armee zu taufen. Es lag für die brasilische Regierung eine bittere Satyre in diesen Worten, da sie so manche in ihrem Dienst versammelte deutsche Krieger ohne alle Unterstützung gelassen und deren schmähliches Ende verschuldet hat.

Wie schon gesagt, diente er im 28sten deutschen Jäger-Bataillon und befand sich im Lager der buenos-ayres'schen Armee gegenüber, von welcher sie nur durch einen kleinen Fluß getrennt wurden, als eines Abends noch spät „Fourier" geblasen wurde, welchen Posten er bei der dritten Compagnie bekleidete. Die Fouriere erhielten Befehl sogleich per Compagnie 3000 scharfe Patronen zu fassen, da es morgen „was geben" werde. Doch hier sind die eigenen Worte des Erzählers:

„Nun hatten die Offiziere und Unterofficiere jeder Compagnie ein Leinwandzelt für sich, während die Soldaten sich unter dem hohen Sternenzelte des Himmels betten oder sonst ein Unterkommen suchen mochten. Das Zelt unserer Compagnie war jedoch sehr öde geworden: der Capitän war geblieben, der erste Lieutenant Jucho kam selten früher als früh Morgens 1 Uhr und dann mit einem ansehnlichen Haarbeutel zu Hause, indem er seine Gage bereits in den ersten 8 Tagen des fälligen Monats „weggeschwemmt" d. h. vertrunken hatte. Der Unterlieutenant litt

bedeutend am Kanonenfieber und fand es für gut die meiste Zeit, besonders wenn der Feind in der Nähe stand, im Feldhospitale zuzubringen. Die übrigen Unterofficiere waren entweder im Dienst auf Wache und Patrouille oder würfelten bei irgend einem Marketender „kleine Elf." Nur der Feldwebel oder Sergeant Major, einst ein Student der Medicin, war gewöhnlich Abends daheim im Zelte und las seinem stummen Stubenburschen Medardus den Homer in der Originalsprache vor. Dieser Medardus war nämlich ein riesiges Skelett, das nach des Mediciners Behauptung einem alten Patagonier angehört hatte und von dem er gewaltige Stücke hielt, da es ihn mehr als einmal aus Lebensgefahr gerettet hatte. Einstweilen war es das Repositorium aller seiner Habseligkeiten: auf dem Schädel des ci-devant Patagoniers paradirte der Tschako, im Schädel, den er trepanirt und horizontal durchgesägt hatte, lag als würdigster Platz Homer in kleiner Ausgabe, das Miniaturgemälde und einige Locken seiner „alten Flamme," wie er seine durch Schicksal und Weltmeere von ihm getrennte Geliebte nannte, und endlich seine Baarschaft, aus welcher er sich aber als Philosoph der stoischen Schule wenig machte. Hier waren alle diese Kostbarkeiten auch am sichersten geborgen, denn Niemand im Bataillon würde es aus Achtung vor dem Sergeant-Major gewagt haben, sich an seinem geliebten Knochenmann zu vergreifen, es hätte denn Lieutenant Jucho seyn müssen, der bei der Rückkehr von seinen nächtlichen Orgien sich selten genau erinnern konnte, ob er links, also Medardus in die Arme, oder rechts taumeln mußte, um seine Lagerstätte zu erforschen, so wie er denn in der That schon einmal, den Gesetzen der Schwerkraft nachgebend, dem Patagonier in die Arme gefallen war und ihm durch dieses unfreiwillige Manöver mehrere Gebeine zerschlagen hatte — ein Unfall, der den Sergeant-Major, welcher auf seinen Medardus nichts kommen ließ, obgleich er sonst tapfer und gutmüthig wie der große Turenne war, so in Harnisch brachte, daß er am folgenden Morgen den Lieutenant auf Pistolen forderte, welches Duell nur dadurch rückgängig wurde, daß Jucho, auf sein blaues Auge deutend, das ihm Medardus geschlagen haben sollte, erklärte, von dem ganzen Vorfall nichts weiter zu wissen und daß er unter dem Einflusse eines starken Geistes gehandelt haben müsse. Auch die übrigen Theile und Gebeine des Skeletts waren gehörig benutzt: zwischen den Zähnen hielt es die Pfeife des Mediciners, wenn dieser nicht rauchte, um die Schulterbeine hingen Hirschfänger und Botanisirbüchse, an den Armen die Uniform, zwischen den Schenkelknochen hatte die Büchse ihren Platz, und zwischen den Rippen steckten die Compagniebücher, Schreibmaterialien, chirurgischen Instrumente und allerlei sonstige Allotria. Fragte ihn nun sein Bursche nach irgend einer vermißten Sache, so hieß es, „du mußt dich an Medardus wenden, der wirds schon wissen", und gewöhnlich fand sich bei ihm auch das Gesuchte. Fing der „katzenjämmerliche" Lieutenant Jucho im Zelte auf und nieder spazierend und dabei seine Hosentaschen nach außen kehrend, um durch dieses Experiment dem philosophischen Grundsatz, daß nirgends in der Schöpfung ein leerer Raum vorhanden sey, mit mathematischer Beweiskraft Lügen zu strafen, seinen gewöhnlichen Morgenmonolog an: „Die verdammten Marketender! sie zapfen einem braven Officier das Blut aus den Adern! Man sehe einer! wie haben sie gestern Abend wieder meine Taschen gefegt! bei der Stalllaterne des heiligen Nepomuk! keinen Vintem haben die Spitzbuben darin gelassen. Doch einerlei! — aber ärgerlich ist's, daß diese Canaille, die so viel Geld von mir gezogen hat, einem rechtschaffenen Officier nicht einmal eine Flasche Agoardente borgen will. — Möchte diesen Morgen wohl 'nen Kleinen nehmen — doch einerlei — ein Soldat muß sich an alles gewöhnen — Bah, Lumperei. — (Kurze Pause) Apropos, Sergeant-Major, vielleicht bist du bei Casse? Hast nicht bis zum nächsten Löhnungstage noch einen Patacon übrig? du weißt, wenn ich Geld hab, so —" (der Bursche im Hintergrunde machte die Pantomime, als wenn jemand das Glas oder die Flasche an den Mund setzt, während Lieutenant Jucho mit beiden Daumen und Zeigefingern die Manipulation des Geldzählens machte, was so viel heißen sollte als, daß er redlich wieder bezahle) — so hatte der Sergeant Major, unstreitig einer der genialsten (à la Jean Paul), gutmüthigsten und pomadigsten Menschen unter der Sonne auf solches Ansinnen immer nur eine Antwort: „ich will Medardus fragen", und dann langte er gewöhnlich aus dem Schädel seines Lieblings das gewünschte Stück Silbergeld heraus, um es dem immerdurstigen Lieutenant zum Nimmerwiedersehen zu überreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Klima der Bretagne.

(Nouv. Ann. des Voy. December.)

Die Temperatur der Luft unterliegt mannichfachen Wechseln: sie wird schnell kälter, wenn man aufwärts steigt, und die Verschiedenheit zwischen dem Meeresniveau und dem Gipfel der Berghöhe ist etwa drei Grade. Die Gegenden in der Mitte und im Süden der Niederbretagne, die gegen die Sonne geneigt sind, saugen die Strahlen rascher ein, als die nördliche Gegend am Abhang der Berge von Arez. Die verschiedene Höhe macht nur einen Grad und übt nur einen geringen Einfluß aus. Die Fluthen des Golfstroms, durch ihren Lauf unter dem Aequator erhitzt, vermehren vielleicht die Wärme der Küste ein wenig. Die atmosphärischen Strömungen kommen fortdauernd vom Meer, dessen Temperatur minder wechselt, als die des Continents. Darum wird das Land durch die gewöhnlichen Winde gegen große Hitze und scharfe Kälte gesichert; Hagel, Wasserhosen, starke Gewitter sind nicht häufig, aber der Himmel selten ganz von Wolken rein, und es regnet einen großen Theil des Jahres hindurch. — Die Dichtigkeit der Luft ist nicht ohne Einfluß auf die organischen Wesen: in dem Maaße als sie sich verdünnt, nimmt das Leben ab; das Umgekehrte findet im Wasser statt; je gewaltiger die Wassersäule wird, desto minder zählt sie Bewohner. Die Nähe der Küsten ist also, bei sonst gleichen Verhältnissen, den Thieren und Pflanzen günstig. Pflanzen, welche die Winterkälte in Ländern unter denselben Breitengrade nicht ertragen können, gedeihen in der Bretagne, wo man Feigenbäume und Lorbeerrosen im freien Boden findet. Pflanzen aber, die starker Kälte trotzen und eine starke Hitze verlangen, wenn ihre Früchte reifen sollen, bringen unter einem nebligen Himmel keine Frucht Auch auf das Thierreich sind die Einflüsse sehr merklich. In den hohen Regen findet man die Thiere und selbst die Pflanzen am kleinsten, und obwohl die Hügel der Bretagne nicht hoch sind, macht sich die Wirkung doch auffallend bemerkbar.

Scenen aus dem Soldatenleben in Merico.

Der Capitán Ruperto Castaños.

1. Die Brücke von Calderon.

(Fortsetzung.)

Die Hütte, welche ich vor einer Stunde etwa verödet verlassen hatte, war während meiner Abwesenheit schnell bevölkert worden. Ein halb Dutzend mexicanischer Dragoner, leicht zu erkennen an ihrer rothen Montur und ihrem gelben Mantel, hatten ihre Pferde an den Stamm des Gummibaums mit den Holzkreuzen angebunden, und während diese an der Rinde des verdorrten Baumes nagten, saßen die Reiter trinkend auf der Schwelle des Hauses. Die bestäubten dampfenden Weichen der Pferde bekundeten, daß sie einen weiten Ritt ausgehalten hatten. Diese Männer mit den gebräunten Gesichtern und der grellen Kleidung bil-

delen eine malerische Gruppe. Es war mir als ob die wüste Ebene von Calderon einige der wildern Krieger heraufsende, deren Grab sie gewesen war.

Wir haben also sechs Gäste weiter? sagte ich zu dem Wirthe, als ich in die Hütte trat. Meine Frage verrieth einige Unruhe, die noch besser durch den Blick erklärt wurde, den ich auf den Tisch warf, auf welchem noch keine Vorbereitung zum Abendessen zu sehen war.

O nein, Herr Cavalier, antwortete der Wirth. Diese Dragoner lassen ihre Pferde verschnaufen und brechen vor einer halben Stunde noch auf nach der Barranca del Salto, wo sie schlafen werden, wenn das an solch verfluchtem Ort irgend möglich ist.

Der Wirth begleitete diese letzten Worte mit einem Kreuzeszeichen. Zum erstenmal fiel mir in Mexico ein Aberglaube auf, wie er in unsern Ländern so häufig ist, und ich wollte eben einige Fragen darüber wagen, als eine starke Stimme die Aufmerksamkeit des Hausherrn von mir abzog. Fast zu gleicher Zeit öffnete ein ungeduldiger Wandersmann die Thüre, und trieb bis in die Hütte hinein ein kräftiges Pferd, schwarz wie Ebenholz. — Heda, Patron! habt ihr nicht einige Vorräthe im Hinterhalt für einen hungrigen Reisenden?

Ich richtete auf diesen unerwarteten Besucher denselben verdrießlichen Blick, wie auf die sechs Dragoner. Beim Scheine der Feuerstätte, welche die Hütte erhellte, konnte ich einen Mann erkennen, der etwa fünfzig Jahre alt, groß und kräftig war, mit brauner Haut und lebhaften glänzenden Augen: ein langer Schnurrbart kräuselte sich bis zu seinen Ohren; eine Narbe, versteckt unter den Rändern seines Hutes, dehnte sich von seinem linken Auge bis zum Kinn aus. Die Gesichtsbildung des Reiters drückte Gutmüthigkeit und Offenheit aus; er hatte in seinen Bewegungen und in seinen Reden eine soldatische Derbheit.

Wenn ihr was anders wollt als Frijoles mit Pfeffer, Cecina und die Reste einer alten Henne, so könnt ihr eures Weges weiter ziehen, antwortete der Wirth.

Con mil Diablos! schrie der Neuangekommene, das sind meine drei Lieblingsgerichte, und ich bleibe hier.

Der Unbekannte ließ sein Pferd mit vollkommener Leichtigkeit über die Schwelle der Hütte zurückgehen, sprang auf den Boden, band das Thier an einen der staubigen Bäume, welche vor dem Hause eine kleine Oase bildeten, und trat wieder herein, eine prächtige Sarape von Saltillo unter dem Arme tragend, die er in eine Ecke legte. Dann nahm er seine Sporen ab, legte den breiten Reitersäbel bei Seite, und setzte sich neben mich auf eine Bank von Eichenholz, welche längs eines räucherigen Tisches stand.

Seyd ihr meiner Ansicht in Beziehung auf das Abendessen, fragte er, sobald er sich gesetzt hatte.

Ja, einige Bedenken über das Alter der Henne ausgenommen.

Bah! Mit guten Zähnen wird man schon damit zu Ende kommen, erwiederte mein Tischgenosse, und sein lautes Lachen, das seine Lippen öffnete, ließ mich zwei Reihen Zähne erblicken, die im Stande waren, Eisen zu kauen. Heda, Amigo, fuhr er fort, sich zu einem der Dragoner vor der Hütte wendend, wollt ihr euch setzen, mit mir trinken, und mir sagen, welcher Ursach wegen ihr so zu später Stunde das Land durchstreift?

Eine Schwadron unsers Regiments ist für einige Tage im Dorfe Zapotlanejo einquartiert, und unser Capitän hat uns befohlen diese Nacht in der zerstörten Hacienda an der Barranca del Salto zu campiren.

An der Barranca del Salto! sagte der Unbekannte mit einer Geberde des Erstaunens, und das ist alles was ihr von dem Zweck eures Streifzugs wißt?

Ich weiß überdieß, versetzte der Soldat, daß sechs andere Abtheilungen, jede zu sechs Mann in ganz verschiedener Richtung ausgeschickt wurden, um die Zugänge von Guadalaxara zu umzingeln; das ist alles, was ich euch sagen kann, und wenn ihr noch mehr erfahren wollt, so wendet euch an den Cabo hier.

Der Cabo oder Brigadier, welcher die fünf Dragoner unter seinem Befehle hatte, trat im selben Augenblicke ein, um seine Mannschaft abzurufen und noch zum Abschied ein Glas zu trinken. Der Reisende, welcher den Soldaten so vertraulich ausgefragt hatte, that dasselbe mit dem Cabo, und kam seinem Wunsche zuvor, indem er sein Glas vollgeschenkt; dieser ließ es sich gefallen und sagte — auf eure Gesundheit!

Auf die eure! erwiederte der Unbekannte. Und er richtete aufs neue an den Cabo seine Frage über den Zweck des Ausritts der Dragoner.

Dieser schien einen Augenblick mit seiner Antwort zu zaudern, dann gab er dem Soldaten, der die Hütte nicht verlassen hatte, den Auftrag zu seinen Cameraden zu gehen. Der Cabo wollte ohne Zweifel keinen Untergebenen in das Geheimniß seiner Instructionen blicken lassen. Als wir allein waren, sagte er zu dem Cavalier, der allerdings etwas von einem Soldaten hatte: ihr seyd auch ein alter?

Ich habe einen ganzen Tag auf dieser Ebene mitgefochten, antwortete der Unbekannte.

War es in der Schlacht von Calderon? unterbrach ich ihn. In diesem Falle werdet ihr mir davon erzählen.

Gerne, während des Abendessens. Ich führte eine Guerilla von 250 Mann an, und am Abend war ich ungefähr noch der einzige von meiner Schaar. Wie viel des Blutes, mein Gott, ist am Fuß dieser Hügel geflossen!

Wir begeben uns diesen Abend, fuhr der Cabo mit leiser Stimme fort, zur Untersuchung nach der Barranca del Salto, und wenn der Ruf dieses Ortes nicht trügt, ist es ein betrübter Auftrag; man sagt, die Todten führen dort Krieg mit den Lebendigen!

Ja! dort sind auch entsetzliche Dinge geschehen! Ich erinnere mich einer schrecklichen Nacht .... Aber wozu dieses nächtliche Durchstreifen einer Hacienda in Trümmern?

Diese Hacienda verbirgt, wie es scheint, mehr als einen gefährlichen Bewohner. Hört, wir haben in Beziehung auf die ehrsame Bruderschaft der Salteadores eben keine feindseligen Gesinnungen; es müssen alle Leute leben; aber es gibt zwei Classen von Menschen, welche die Räuber achten sollen, Priester und Soldaten. Nun hat man aber vor einigen Tagen die Frechheit so weit getrieben, hier ganz in der Nähe Seine Excellenz, den Gouverneur von Guadalaxara, in Gesellschaft seines Capellans auszuplündern; das hieß mit einem Streich alles entweihen, was es ehrwürdiges gibt.

Und weiß man, wer diese doppelte Ruchlosigkeit begangen hat? fragte der Veterane.

Wer kann es seyn als dieser verteufelte Albino Conde?

Albino Conde? der Sohn des berühmten Guerrillano, der im Unabhängigkeitskrieg so gute Dienste geleistet hat?

Derselbe. Einer der Leute aus dem Gefolge des Gouverneurs hat ihn ungeachtet seiner Verkleidung erkannt, und ihn soll ich nach meinem Befehl lebend oder todt in der Hacienda del Salto einfangen. Nur fand ich klug meiner Mannschaft den Zweck unsers Streifzugs zu verbergen, denn ich weiß aus Erfahrung, daß Albino allenthalben Freunde hat.

Und man glaubt ihn in der Hacienda del Salto zu treffen?

Hierher, ihr wißt es ja, flüchtete sich auch sein Vater, als er nur Contrabandist war, und unter uns gesagt, man hat mir die Epauletten eines Alferez für den Kopf des Banditen verheißen.

(Fortsetzung folgt.)

Richelieu's Memoiren. Ranke, der bekannte Historiker, fand kürzlich in einem Bündel Papiere in der Nationalbibliothek zu Paris einen Theil der Memoiren Richelieu's, der bis jetzt als unwiederbringlich verloren gegolten hatte, in Handschrift, und es scheint, daß dieß die Blätter sind, welche in den im französischen Ministerium niedergelegten Originalmanuscripten des Cardinals fehlen. (Athen. 25 Jan.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30. 4 Februar 1851.

Die Jahreszeiten an der Goldküste.

(United Service Magazin. Dec.)

Der Jahreszeiten gibt es an der Guineaküste eigentlich nur zwei, die Regenzeit und die trockene Zeit; jede derselben beginnt mit Gewittern und Tornados, die erste im Anfang April, die zweite am Ende Augusts oder Anfang Decembers. Die Annäherung der ersten wird angezeigt durch Gewitter und heftige Windstöße, letztere beginnen gewöhnlich von Osten her und wenden sich dann mehr und mehr nach Süden und Südsüdwesten, wo sie in den nächsten vier Monaten stationär bleiben. Nach den ersten Ausbrüchen des Regens klärt sich das Wetter einigermaaßen auf, helle sonnige Tage treten ein, während welcher die Ausdünstungen der gesättigten Erdoberfläche wie Nebelflacken in einzelnen Streifen herumhängen, und da die Winde in dieser Jahreszeit sehr unsicher sind, so häufen sich diese ungesunden Dünste dermaßen an, daß sie ihren giftigen Einfluß auf jeden äußern, der in ihren Bereich kommt; die Europäer empfinden häufig Ekel und Manigkeit. Heftige Regenschauer, zu Zeiten von einem glänzenden Tag unterbrochen, dauern nun fort bis in die Mitte Augusts, worauf die Schauer allmählich kürzer werden, aber das trockene Wetter tritt nicht schnell ein, sondern schwere Nebel fallen in der Nacht, und hüllen die ganze Küstenlinie so vollständig ein, daß die Sonne häufig erst spät am Tage sie durchdringt, diese Nebel dauern gewöhnlich bis ans Ende Septembers.

Mit dem 1 October ungefähr beginnt die trockene Jahreszeit, und dauert, mit Ausnahme einiger gewöhnlich im November fallenden Regenschauer, die man die zweite Regenzeit nennt, etwa fünf Monate, während welcher das Wetter in der That herrlich ist. Wer die Regenzeit überstanden, findet sich an Geist und Körper gestärkt, die Krankheiten verschwinden und Afrika hat für eine Zeitlang wenigstens die Hälfte seiner Schrecken verloren. Indeß vergeht in der trockenen Jahreszeit kaum ein Tag, wo nicht ein Regenschauer fällt, und zwar meist so unerwartet, daß selbst der Vorsichtigste nicht selten tüchtig gewaschen wird.

Gegen die Mitte Januars, manchmal auch 14 Tage später, beginnt der Harmattan-Wind, und dauert drei bis vier, manchmal aber auch 14 Tage. Im J. 1848 trat der Wind erst am 9 Febr. ein, nach einem Tornado. Ein trockener, dörrender Windstoß kam von Norden oder vielmehr Nordwesten und führte eine solche Menge des feinsten Sandes mit sich, daß nicht nur alle Möbel in den Zimmern bedeckt, sondern derselbe auch in die Fugen der Schreibzeuge und anderer Gegenstände eindrang, daß die Blätter der Bücher an den Ecken sich aufbogen, eingelegtes Holzwerk sich spaltete und — so seltsam es erscheinen mag, mehrere Gläser, die ruhig auf dem Tisch standen, in Stücke zersprangen. Die einen haben diesen Wind kalt und trocken, die andern heiß und trocken genannt; im J. 1848 war die Temperatur, während derselbe wehte, 80° F (21⅓° R.). Dieser eigenthümliche Wind wird von den alten Bewohnern sehnlich erwartet, da während seiner Herrschaft ihre Fieber verschwinden, hartnäckige Geschwüre heilen, und sich ihre allgemeinen Gesundheitsverhältnisse so bessern, daß man diesem Wind den Namen „Doctor“ gegeben hat. Auf diejenigen Personen aber, die erst neu angekommen sind, macht er einen nichts weniger als angenehmen oder wohlthätigen Eindruck, er treibt das Blut gegen den Kopf und erzeugt auf der Oberfläche eine Empfindung von Trockenheit und Hitze, fast wie bei einem leichten Fieberanfall. Dieß mag sich aus der außerordentlichen Trockenheit des Harmattan-Windes erklären, der im Laufe seiner Dauer eine Verdunstung von 133″ erzeugen soll, was, die Dauer desselben auf 14 Tage angenommen, täglich 9½ Zoll ausmachen würde.

Der Wechsel des Thermometerstandes an der Goldküste ist viel geringer als man erwarten sollte. Der höchste Stand bei freier Zuströmung der Luft ist 86°, der mindeste 78°; der gewöhnliche Wechsel ist ungefähr zwischen 82° und 86° und die durchschnittliche Höhe im J. 84°. Es mag auf den ersten Anblick seltsam erscheinen, daß an einem Orte, wo Land- und Seewind so regelmäßig abwechseln, der Boden nicht niedrig und sumpfig, sondern trocken und wellenförmig ist, und die Temperatur so niedrig steht, wie wir oben angegeben haben, das Klima für europäische Constitutionen so verderblich und bei endemischen Krankheiten für die Nichtacclimatisirten so tödlich seyn soll. An der Guineaküste ist die Feuchtigkeit des Klimas zu allen Zeiten, die des Harmattan-Windes ausgenommen, so groß, daß Eisen schnell rostet, Pflöcke und Nägel dieses Metalls werden bald dienstunfähig, wollene Kleider werden schimmelig, Salz zerfließt auf dem Tische, Leim und Pappe verlieren ihre klebrige Beschaffenheit, und todte Stoffe des Pflanzen- und Thierreichs gehen schnell in Verwesung über. Durch diese Eigenthümlichkeit der Atmosphäre empfindet man in der Regel, namentlich wenn man ruhig im Zimmer sitzt, und sich keine körperliche Bewegung macht, einen gewissen Grad von Kälte, so daß man sich dicker kleiden und Feuer im Zimmer machen muß, wozu die Einrichtungen nur sehr selten vorhanden sind. Hiezu kommt aber, daß selbst in der trockenen Zeit selten ein Tag vergeht, wo nicht Regen fällt, und da die Hitze ein unendliches Pflanzen- und Thierleben aus dieser Feuchtigkeit entwickelt, auch zahllose Miasmen sich bilden. Ferner ist das Klima im höchsten Grad wandelbar, und zwar nicht bloß

in einzelnen Jahreszeiten sondern das ganze Jahr hindurch. Der Himmel mag vollkommen klar seyn, in wenigen Augenblick zeigt sich eine schwarze Wolke, ein Platzregen stürzt herab, nach einigen Minuten ist der Himmel wieder hell, der Seewind erhebt sich, statt aber angenehm und kräftigend zu seyn, verursacht er eine Empfindung von Kälte, und wenn auch nicht unmittelbar eine Krankheit darauf folgt, so wird doch der Körper dazu prädisponirt, und eine Krankheit entwickelt sich bei dem geringsten nachtheiligen Umstand um so leichter.

Es ist wohl bekannt, daß Bäume und Wälder die Malaria mächtig anziehen, und man hat häufig in der Geschichte epidemischer und ansteckender Krankheiten bemerkt, daß Localitäten, in denen ein besonderes Gift am meisten concentrirt zu seyn scheint, in der Nachbarschaft solcher Striche liegen. Dieß findet sich in einem überwiegenden Grade längs der ganzen Goldküste. Zahlreiche Localitäten bleiben zwar während der trockenen Jahreszeit nicht feucht, liegen aber doch so nieder, daß der erste schwere Schauer in der Regenzeit sie leicht in Sümpfe verwandelt. Ein großer Theil der hier wachsenden Pflanzen enthält sehr stark riechende Säfte, und diese ziehen daher die größte Menge von Sauerstoff an. Wie in allen Tropengegenden, so ist auch hier ein so wucherndes, thierisches Leben, daß Myriaden der niedrigst organisirten Geschöpfe jeden Augenblick sterben und in ihre ursprünglichen Elemente aufgelöst werden: niedriges Buschwerk bedeckt den größten Theil des Bodens, und zwar in solcher Dichtigkeit, daß es für den Menschen beinahe undurchdringlich ist, während es so rasch emporwächst, daß es mit dem Mais, den man auf dem unvollkommen umgebrochenen Boden anpflanzt, gleichen Schritt hält, wo nicht ihn überwuchert. Die Ursache der Krankheiten in Witterung und Boden sind also außerordentlich zahlreich.

Wanderung von Cantogallo nach St. Christovao.

(Fortsetzung.)

„Doch genug der Abschweifung. Also ich hatte Befehl erhalten, 3000 scharfe Patronen zu fassen, hole solche mit der gehörigen Mannschaft vom Magazine und bringe sie in unser Zelt, wo der Sergeant Major in malerischer Lage auf der Bank am rohgezimmerten Tisch liegt, worauf ein auf eine Bouteille gestecktes Stümpchen Talglicht seinen matten Schein auf Homer ausströmt, mit dessen Studium der Mediciner wie gewöhnlich beschäftigt ist. Ich frage meinen gelehrten Vorgesetzten, mit dem ich übrigens auf dem Fuße großer Vertraulichkeit lebe, ob es nicht zweckmäßiger sey, die Patronen sogleich unter die Soldaten zu vertheilen, da kein gehöriger Ort zur Aufbewahrung und morgen vielleicht keine Zeit zur Austheilung vorhanden sey. Der Hellenist gab aber lachend zum Bescheide:

„Bist 'n Narr, Fourier? Du weißt, daß wir seit sechs Wochen nichts als frisches Bullen- und Kuhfleisch erhalten, aber ohne Brod, Zugemüse und was das schlimmste ist, auch ohne Salz. Dadurch wird den Soldaten diese Speise unerträglich, und erhalten sie heute Abend die vierzig Patronen per Mann, so ziehen sie dieselben, statt sie morgen den Spaniern ins Leib zu jagen, selbst zu Leibe, indem sie damit, statt des Salzes, ihr Ochsenfleisch pöckeln, und sich hinsichtlich des Feindes auf ihre Kolben verlassen. Wir kennen das! Nein, mein Junge! das geht nicht, dort hinten in die Ecke, neben Lieutenants Jucho's Lager, laß sie vorläufig hinwerfen; Salpeter und Kohlenstoff nehmen bekanntlich sehr leicht alle Feuchtigkeiten in sich auf, vielleicht kommt Jucho in ihrer Nähe einmal aus seiner ewigen Flüssigkeit und zu einer heilsamen Besinnung."

„Aber, Sergeant Major", wandte ich ein, „du hast mir doch selbst Beispiele der Selbstverbrennung erzählt, und Jucho ist seit Monden in allen seinen Körpertheilen dergestalt von entzündlichem Spiritus durchdrungen — wie wärs, wenn ihm diese Nacht die blaue Flamme aus dem Halse und mitten in diese Unmasse von scharfen Patronen schlüge? Mich dünkt, wir alle hier im Zelte nähmen alsdann ein schlechtes Ende — deinen Medardus nicht ausgenommen."

„Der Teufel hol's", gab der Mediciner zu, „daran hab' ich gar nicht gedacht! Nun, so wirf sie in den andern Winkel links, wo Alferes (Fähndrich) K.... seine Schlafstätte hat.... da er doch im Hospital ist, so schadt's nicht — sonst gings nicht — weil er — kein Pulver riechen kann. Dann aber komm' her: ich will dir die schönen Worte des Glaukos übersetzen."

„Und so geschah es. Ich ließ die Patronen in den Winkel links, neben das Lager des kanonenfiebrigen Fähndrichs legen und setzte mich dann neben meinen gelehrten Cameraden, dessen Uebersetzungen aus Homer ich stets mit Vergnügen anhörte."

„Gibt es Vorahnungen in der Menschenbrust, die das Daherschreiten eines zermalmenden Schicksals der von bangen Gefühlen umklammerten Seele ankündigen? Ich glaube es fast, denn mir war auf einmal das Herz so schwer geworden, und sonst immer heitern Sinnes, lastete jetzt etwas Gespensterhaftes und Unheildrohendes auf meinem Geiste. Die Nacht war düster — der monotone Ruf der Vorposten, Vedetten und Schildwachen im Lager: „qui va la", „amigo", „passe largo", „avançar ronda" erklang mir, obgleich mein Ohr schon längst daran gewöhnt war, in diesem Augenblick schauerlich. Medardus grinzte mich unheimlich an. Das Lichtstümpchen auf der Flasche brannte sehr düster, da es lange nicht geschnäuzt war. Kurz, mir war nicht wohl zu Muthe.

„Den Sergeant Major aber rührte das alles nicht, sondern er hub an:

„„Nun, Fourier, jetzt gib' acht auf die schönen Worte des Glaukos

„Wie die Blätter im Wald —

„„aber das ist ja eine ägyptische Finsterniß hier — wart' ich will das Licht erst schnäuzen.""

„Das gesagt feuchtet der Mediciner, da wir in unserer Soldatenwirthschaft keine Lichtschere besaßen, den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand an, schnäuzt damit das Licht und wirft die noch brennende Lichtschnuppe mitten ins Zelt, indem er unmittelbar darauf mit possierlicher Gebärde die genannten Finger an das rechte Ohrläppchen hält, wie es die Leute wohl zu thun pflegen, wenn sie sich die Finger verbrannt haben. Nun war aber unglücklicherweise eine Patrone zerbrochen und hatte beim Forttragen eine Pulverspur zurückgelassen, die vom Eingang des Zeltes mitten hindurch bis in den Winkel lief, wo die Patronen angehäuft lagen. Auf diese unglückliche Pulverspur war die noch unglücklichere Lichtschnuppe von dem verunglückten Mediciner geworfen. Die Pulverspur ließ sich dieß nicht zweimal bieten, sondern fing auf der Stelle Feuer und lief solchergestalt mit der Schnelle der Windsbraut nach dem Patronenhaufen, der denn auch sofort in Brand gerieth, so daß uns die Kugeln von allen Seiten um den Kopf sausen und das Zelt im Nu in lichterlohen Flammen steht. Ich erinnere mich übrigens nichts weiter, als daß das diesseitige Heer sowohl als das jenseitige sofort in Alarm gerieth, und von allen Seiten Trompeten

und Hörner schmetterten, Trommeln wirbelten ꝛc., da man hier wie dort einen feindlichen Ueberfall vermuthete. Auch wurde am andern Tage kein unnützes Menschenblut vergossen. Daß die Sache aber für uns unmittelbar daran Betheiligte kein Spaß war, können Sie, Herr Landsmann, an meinem zerrissenen Gesichte und an diesen verstümmelten Händen sehen.

„Der Sergeant Major war noch schlimmer gefahren. Als ich im Lazareth nach etwa acht Tagen zum erstenmal einigermaßen wieder zur Besinnung komme, und eines Nachmittags die Augen aufschlage, blicke ich in ein Gesicht, das dem mir im Spiegel begegnenden so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern; ich kann den Eigenthümer desselben nicht, der mit einem Paar Krückstöcken neben meinem Lager auf seinem Bette sitzt, und erst als derselbe zu sprechen anfängt, erkenne ich an der Stimme den Sergeant Major.

„„Fourier““, hob er nach seiner Weise an, „„komm, reich mir deine verschrumpfte Rechte, die meinige, sieh her, sieht weiß Gott! um nichts besser aus. Du kostest mir viel, denn als ich mit Medardus unter dem Arm eben aus dem Zelte retiriren will und dich da „verbiestert“ und rathlos in den Flammen herumtappen sehe, da denk' ich, die warme Freundesbrust von Fleisch und Blut ist doch besser wie der Knochenmann, und damit laß ich Medardus in die Flammen fallen und ziehe dich aus denselben. Auch der alte Homer hat sein Grab in den Flammen gefunden. Jetzt aber nimm deine Spazierhölzer da — er deutete auf ein Paar Krücken, die er auch hatte für mich besorgen lassen, und versuch's mal ins Freie zu manövriren, denn ich habe dir eine Kleinigkeit unter vier Augen zu sagen, und die Hospitalatmosphäre ist gerade auch nicht die erquicklichste. Animi valentes morbo tentari non possunt, sagt ein alter Römer, ein Zögling der Stoa.““

„Wir humpelten also ins Freie und als wir eine kleine Anhöhe erreicht hatten, unterbrach der Sergeant Major das Schweigen: „„Nun, Fourier, jetzt passe etwas auf: du weißt, daß dort unter der alten Platane, in deren Nähe ein kleines Bächlein weint, mein Lieblingsplatz war und daß ich dort gern den Homer las und die scheidende Sonne hinab sinken sah. Da lasse mich in die kühle Muttererde einsenken, denn ich fühle es, daß ich die Feuerprobe im Zelte nicht lange überstehen werde, und daß meine Tage gezählt sind. Das versprichst du deinem alten Freund?““

Der Fourier fuhr erst nach einer Pause fort, und nachdem er sich mit seinen verschrenkten Händen die hellen Thränen aus den rothunterlaufenen Augen gewischt hatte: „Ich habe es ihm versprochen und — seine Thränen rannen von neuem — auch Wort gehalten, denn acht Tage darauf begrub ich ihn unter der Platane.“

Der andere Bruder wohnte in Praya-Grande, hatte sich mit einer Brasilianerin verheurathet und auch dort ein Wirthshaus eingerichtet, das von den ziemlich zahlreichen deutschen Handwerkern in Rio an Sonn- und Festtagen stark besucht wurde. Diese Deutschen in Rio bilden meistens die Trümmer jener Werbungen von Soldaten, die der Major Schäffer in Deutschland für Rechnung der brasilischen Regierung unter Dom Pedro I beschaffte. Im Jahre 1832 wurden die deutschen Corps aufgelöst, und da die meisten Soldaten ein Handwerk gelernt hatten, so konnten sie sich in Rio und andern Städten leicht eine feste Stellung gewinnen, da die einheimischen Meister in der Regel sehr unwissend sind und sich überdem noch ganz übermäßig bezahlen lassen. Auch gibt es eine Menge deutscher Wirthshäuser in Rio ꝛc., aber meistens sind es Kneipen, vor denen man sich zu hüten hat, da den Fremden gewöhnlich dort das Blut aus den Adern gezapft wird. Meistens verkehren die englischen Matrosen und Soldaten der im Hafen stationirten Kriegsschiffe in denselben und an Löhnungstagen, wenn diese lange Zeit bloß auf den engen Raum ihrer Schiffe angewiesenen Leute dann einmal aus dem Bereiche der Ruthe strenger Disciplin kommen und ihren eignen Trieben folgen dürfen, so kann man sich denken, welchen Schauplatz der Excesse solche Kneipen bilden. Weithin erschallt das Gebrüll ihrer Seelieder und Gassenhauer und zieht die Bewohner der ganzen Straße in die Balkons, die mit Erstaunen und Abscheu diese Scenen wilder Bacchanalien ansehen und eben keine sehr vortheilhafte Begriffe von der Civilisation europäischer Völker erhalten, da sie dieselben nach gleichem Maaßstabe messen.

Am folgenden Tage kramten die Lübecker ihre Siebensachen aus, die größtentheils auf die Putzsucht des weiblichen Geschlechts berechnet waren, und in Galanteriesachen, seidenen Tüchern, Bändern, Spitzen u. dgl. m. bestanden. Im Beginn ihres Hausirhandels hatten sie mit mancherlei Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, allein jetzt, da sie fast auf allen Fazendas bekannt geworden waren und ihre Abnehmer mit allerlei kleinen Neuigkeiten und Anekdoten zu unterhalten verstanden, fanden sie überall eine gastliche Aufnahme, so daß sie an Zehrungskosten außer dem Mais für ihre Thiere nichts zu bezahlen brauchten und also fast den ganzen Aufschlag der Waaren als reinen Gewinn in die Tasche steckten. Sie hatten seit einer Reihe von Jahren ganz gute Geschäfte gemacht, da die Betriebsamkeit der europäischen Maschinen auch den Markt von Rio Janeiro meistens mit ausländischen Manufacturen überfüllt hat, und sie ihre Einkäufe in den zahlreichen Auctionen machen konnten, wo die Waaren, um damit aufzuräumen, oft zu Spottpreisen weggeschlagen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitan Ruperto Castaños.

I. Die Brücke von Calderon.

(Fortsetzung.)

Nehmt euch in Acht, Herr Cabo, sagte der Fremde, der seit einigen Augenblicken ernsthaft geworden war; nehmt euch in Acht: ich, der mit euch rede, habe seltsame Dinge in der Barranca gesehen, und Gott bewahre mich, je ein Nachtlager in diesen Trümmern zu suchen, wenn der Wind um Mitternacht über die Ebene weht, und der Mond die Mordkreuze in der Schlucht beleuchtet? .... Ihr seyd nur eurer sechs? zu solchem Unternehmen ist das sehr wenig ...

Es ist also wahr, was man erzählt? fragte der Cabo erschrocken.

Ja, außerdem, was niemand wieder erzählen konnte!

Meiner Treu, es liegt mir daran, hieher zurückzukehren, um zu erzählen was ich gesehen haben werde, und ich will mit meinen Leuten nur am Eingang der Barranca campiren, weit genug von den Todten, um nichts von ihnen befürchten zu müssen, und nahe genug bei den Lebendigen, wenn es deren darin gibt, um ihnen den Ausgang zu verwehren. Die Hauptsache ist, die Nacht ungestört hinzubringen, denn andere Detaschements sollen morgen früh an diesem verwünschten Orte zu uns stoßen; aber es wird spät und wir müssen noch unser Lager aufschlagen. Lebt wohl, Herr Capitän! Und der Dragoner leerte ein letztes Glas Mescal, drückte dem Veteranen die Hand und ging eilig hinaus. Eine Minute später erwachte der schweigende Wiederhall auf der Ebene von Calderon unter den Hufschlägen der Pferde, die im Galopp davonflohen. Mit mir allein geblieben, schien dem Fremden wenig mehr daran gelegen das Abendessen in meiner Gesellschaft zu erwarten, denn er griff alsbald nach seiner Sarape, stellte sich auf die Schwelle, von wo er mit den Augen die sechs Dragoner, welche über die Ebene galoppirten, verfolgte, und kaum waren ihm diese aus dem

Gesichte, als er sich auf sein Pferd schwang und fortritt, ohne sich auch nur nach mir umzuwenden.

Das Gespräch, welches ich so eben gehört hatte, verursachte mir einige Unruhe, ich gestehe es, und ich dachte bei mir selber, es wäre vielleicht klug gewesen, nicht gerade eine Herberge auszuwählen, die so nahe am Hauptquartier eines so berüchtigten Salteadors gelegen war. Ich erlag zudem dem peinlichen Eindruck einer dieser schweigsamen und einsamen Stunden, welche, so oft sie dem Reisenden auf seinem Wege wiederkehren, seine Gedanken nach der fernen Heimath lenken. Das leise Geräusch der Nacht begann auf der Ebene. Das Zirpen der Grillen schrillte aus dem dürren Grase, mit fernem Hundegebell, das von dem Echo der Einsamkeit wiederholt wurde. Der Herr der Hütte und mein Diener waren außen beschäftigt; es wurde immer dunkler um mich her und endlich sah ich mit einer gewissen Freude, wie eine Zerstreuung meiner kummervollen Gedanken, die Frau des Wirths herbeikommen, die wahrscheinlich von dem Dampf ihrer Gerichte angezogen wurde, die gar gekocht zu seyn schienen.

Wann will eure Herrlichkeit essen? fragte sie, es ist alles bereit.

Sogleich, erwiederte ich, wenn es euch gefällig ist. Die Ventera legte ein langes schmales Tuch auf den Tisch, dessen Schmutz nur allzu deutlich lange Dienstleistungen anzeigte. Es war nach dem Gebrauch der Tierra Adentro (das Innere des Landes) ein Gewebe von Baumwolle, an den Enden mit Fransen und venetianischen Perlen besetzt. Die Wirthin stellte nur zwei Teller auf den Tisch, einen für mich, den andern für meinen Diener.

Wir sind unser Drei, sagte ich der Ventera, und ihr vergeßt ein Gedeck.

Drei, fragte sie, und wer ist denn der Dritte?

Der Cavalier mit dem langen Schnurrbarte, der vor einer halben Stunde noch hier war.

Laßt es gut seyn! Vor einer halben Stunde ist der Cavalier fort, ohne das Essen abwarten zu wollen, und ist nicht wieder gekommen. Warum wollt ihr euch darüber beklagen? Euer Antheil wird nur um so größer seyn.

Mein Diener kam in diesem Augenblick herein, und ich setzte mich in wahrhaft schlimmer Laune zu Tisch. Das Abendessen schien mir abscheulich. Alle meine Mühe von Wirth oder Wirthin einige Kundschaft über die Barranca del Salto zu erlangen, führte zu nichts weiter als der unabänderlichen Antwort: Ahi diz que espanta, d. h. man sagt, es sey nicht geheuer dort! Nach diesem traurigen Nachtmahl und einem mühevollen Tage hatte ich des Schlafes von Nöthen. Es war nahe an Mitternacht, und ich schlief etwa seit einer halben Stunde, in meine Sarape gewickelt auf der Bank ausgestreckt, die mir als Sitz gedient hatte, als ein Geräusch von Tritten und die kühle Nachtluft aus der halboffenen Thüre mich aus meinem Schlummer weckten. Ein Reiter hielt vor dem Jacal; er stieg ab und trat in die Stube, wo ich mein Lager gefunden hatte. Ich erkannte ihn.

Alles schläft hier? fragte er barsch, und ist nichts übrig geblieben von eurem Abendessen?

Alles schläft, antwortete ich, und mein Diener hat, wie ich fürchte, auch euern Theil aufgezehrt.

Das schadet nichts; ich habe schon anderswo ebenso schlecht gegessen als ich es hier gethan hätte: was ich suche, ist vor allem ein Obdach, und dann ein Mann, der gefällig genug wäre, mir einen Dienst zu erweisen.

Dieser Mann, ihr habt ihn gefunden; aber dafür seyd ihr mir eine Erzählung von der Schlacht von Calderon schuldig. Habt ihr es vergessen?

Nein, sicher nicht, und wir werden Morgen mehr darüber reden; erlaubt mir, daß ich jetzt vor allem für mein Pferd sorge.

Und ohne meine Antwort abzuwarten, wandte sich der Veteran nach dem Stalle. Einige Minuten später kehrte er zurück und legte sich neben die Bank, wo ich vergebens wieder einzuschlafen suchte. — Würdet ihr es übel aufnehmen, fragte er mich, wenn ich in eurer Gegenwart versicherte, daß ich seit sechs Uhr Abends in dieser Posada bin, und mit keinem Schritt mich daraus entfernt habe?

Ich dachte einen Augenblick nach. Muß ich es selber bezeugen?

Nein, eure Rolle beschränkt sich darauf nichts zu sagen; ich allein werde lügen, wenn es durchaus erforderlich ist.

Zugegeben, Señor Don ....

Don Ruperto Castaños, versetzte der Fremde, mit einem gewissen Nachdruck, Ex-Capitán einer Guerilla ....

Diese Antwort endigte unser Gespräch. Der Capitán Ruperto schnarchte lange, bevor ich eingeschlafen war, und er war es, der mich morgens früh vier Uhr weckte, um mir einen Gang nach der Ebene vorzuschlagen, bis die Pferde gesattelt waren. Ich nahm es gerne an. Als wir außen waren, führte mich der Capitán an den Wildbach. — Stellen wir uns auf die Brücke, sagte er, von hier aus übersehen wir das Schlachtfeld; aber con mil Diablos! ich weiß eigentlich nicht wie ich euch den Kampf beschreiben soll, der vor beinahe dreißig Jahren hier geliefert wurde. Der Rauch der Geschütze und der Staub umhüllten mich wie ein furchtbarer Nebel; ich will euch wenigstens die Stellungen angeben, welche meine tapfern Kriegsgenossen einnahmen. Die Brücke von Calderon wird von vorne und nach der linken Seite durch zwei gestreckte sehr steile Hügel bestrichen, welche über die Ebene ragen; die Heerstraße von Guadalaxara führt über diese selbe Brücke, denn der Fluß in seinen abschüssigen hohen Ufern bietet fast nirgend eine Furt.

Ein kurzes Schweigen folgte dieser Eingangsrede des Capitáns, und meine Blicke schweiften abwechselnd über die Brücke, die Hügel und den Fluß. Seht, fuhr Castaños fort, indem er auf den der beiden Hügel wies, welcher der Brücke gegenüber lag, auf dieser Höhe stand am Vorabend der Schlacht eine Batterie von 67 Kanonen jeden Kalibers; auf dem Hügel links zwölf Feuerschlünde; sieben andere noch weiter hin wo die Anhöhe links eine dritte Erhebung bildet: es waren also im Ganzen 80 Geschütze, die mit einem Schusse die 6000 Mann des General Calleja niederschmettern konnten. Die Pfeile der Indianer aber thaten jenes Tages mehr als unsere drei Batterien. Könntet ihr glauben, daß die Laffetten so gestaltet waren, daß die Mündung der Geschütze nicht gesenkt werden konnte, und von dieser Höhe die Kugeln alle über den Feind weg fliegen mußten? Das Verhängniß, ihr seht es wohl, war gegen uns, denn die allgemeinen Vorkehrungen schienen trefflich genommen zu seyn; es fehlte uns nur an guten Waffen. Der General Torres stand da am Fuß des Hügels, der Brücke gegenüber, Don Juan Aldama an dem links; Abasolo befehligte 15,000 Reiter, und ich seh' ihn noch an der Spitze seiner Schaar; Allende war überall als Hauptanführer, und von der kleinen Erhöhung, die ihr da unten seht, befehligte Hidalgo, aufrecht stehend, mit entblößtem Haupte die Nachhut, welche auf der Ebene stand. Ich aber befand mich mit meinen 250 Mann ganz nahe bei Allende. Nun aber denkt euch 100,000 Mann schlecht bewaffnet, oder nur mit Pfeilen, Schleudern, schlechten Flinten und Messern an Stöcken ausgerüstet, mit Ausnahme einiger Tausend Soldaten, welche Allende so gut es gehen wollte, eingeübt hatte — 100,000 Mann mit lauter Stimme den Rosenkranz abbetend oder Kirchenlieder singend — dann den Tag der Schlacht, ein betäubendes Getöse, allenthalben Pulverwolken und ihr werdet ebenso viel als ich selber wissen von dieser großen Schlacht, der ich doch beigewohnt habe.

(Schluß folgt.)

Künstliche Befruchtung der Fischeier. In einer Versammlung der Centralgesellschaft des Ackerbaus zu Paris stattete Hr. Milne Edwards Bericht ab über die künstliche Befruchtung der Fischeier, so wie über das Aufziehen der Fische, und stellte der Gesellschaft einen Fischer, Namens Remy, vor, welcher die Sache seit vier Jahren mit Erfolg betrieben hatte. Nach den Mittheilungen des Monit. industr. vom 2 Februar hat die Sache ebenso wohl ihre naturwissenschaftliche als ökonomische Bedeutung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 31. 5 Februar 1851.

Ksar Hannun.

Das Wort Ksar bedeutet bei den Arabern Algiers einen befestigten Ort, nicht gerade, wie es früher der Fall gewesen zu seyn scheint, eine Citadelle, sondern einen von Mauern eingeschlossenen und von Thürmen vertheidigten größern oder kleinern Platz; der Ausdruck Ksar Hannun kann also und wird wohl auch die „Veste Hanno's" heißen. Ein zerstörter Ort dieses Namens liegt etwa 5 Stunden nordöstlich von Tlemsan, und Hr. Macarthy, der im Laufe des vorigen Sommers einen archäologischen Ausflug von Tlemsan aus machte, gibt auch eine freilich noch sehr unvollkommene Schilderung dieser Ruinen in der Revue de l'Orient (Dec.). Die Umwohner betrachten alle den Namen Hannun als einen alten berberischen Namen, was freilich falsch ist, aber doch beweist, daß sie ihn für sehr alt halten; auch ist derselbe bei den Berbern noch vielfach gebräuchlich. Hr. Macarthy bemerkt, der Unterschied zwischen den römischen Ruinen und diesen sey ihm auf den ersten Blick aufgefallen, und obgleich er noch durch keine Inschriften berechtigt sey, die Stadt den Carthagern zuzutheilen, so sey er doch sehr geneigt, den Ort als eine carthagische Station zu betrachten. Schon der Name Ksar ist bezeichnend. Man gibt denselben den Dörfern und Städten der algierischen Sahara, doch auch einigen Orten im Tell, indeß ist dieß mehr in der Provinz Constantine, die freilich dem Sitz der carthagischen Macht näher war, als in den andern der Fall. Der Ksar Hannun ist bis jetzt der einzige Ort dieses Namens in der Provinz Oran. Im Osten gibt man ihn nur sehr alten Localitäten, z. B. Ksar Ragbrai, das alte Ragais, zwischen Batna und Tebessa.

Es gehört eine genauere Untersuchung dazu, als man bis jetzt anstellen konnte, um zu behaupten ob die Römer gleichfalls sich im Ksar Hannun festgesetzt haben. Es wäre gar nicht unwahrscheinlich, daß der Ort seinen Namen Castellum Hannonis behalten hätte, da die alten punischen Handelsposten an der Küste sämmtlich ihren Namen behielten, so Rusaz, Rusubeser, Rusukkur, Rusgun, Rusadie u. s. w. Das Studium der alten Geographie des westlichen Afrika zeigt, daß Rom nach und nach alle carthagischen Positionen, die direct zu seinem Occupationssystem paßten, besetzt habe. Einige dieser Punkte lagen vielleicht außerhalb der großen Linie seines mächtigen Netzes von festen Posten und Plätzen. Ksar Hannun könnte in diesem Falle gewesen seyn, denn es ist jetzt noch sehr isolirt, ziemlich fern von der Straße zwischen Tlemsan und Bel Abbes. Man kann indeß eine gewisse Zusammengehörigkeit zwischen Kala oder Pomaria (Tlemsan), Bu Tscherar (eine noch nicht fixirte Römerstadt), Ksar Hannun, El Birdsch (Barbaria?) und Hadschar Rum nicht verkennen.

Wenn aber eine carthagische Niederlassung hier bestand, welchem Umstand muß man ihre Gründung zuschreiben? Wir wissen nur sehr weniges über die Eroberungen Carthago's im Innern Numidiens. Vielleicht drangen sie bis hieher vor. Ihre Handelsverbindungen, deren Ausdehnung wir kennen, mögen sie veranlaßt haben, im Innern einige feste Punkte zu errichten, um den Verkehr zwischen den Eingebornen und den Küstenstädten zu erleichtern. Ihre Kaufleute folgten, wenn sie ins Innere gingen, gewöhnlich den Handelsstraßen, deren Existenz man im allgemeinen kennt, ohne über ihre Richtung etwas näheres zu wissen. Eine dieser Straßen durchzog unzweifelhaft die niedrigen Hochflächen des Tell, so daß sie leicht die Erzeugnisse der Ebenen und der Berge vereinigen konnten. Sie war bezeichnet durch eine Linie von Posten, über welche Hr. Macarthy einige, jedoch noch unvollständige Angaben gesammelt hat. Ksar Hannun reiht sich ganz natürlich in die Zahl der Posten dieser großen Straße, welche von Carthago westwärts ging, und an die Niederlassungen am Ufer des atlantischen Meeres im tingitanischen Mauritanien sich anschloß.

Wanderung von Cantogallo nach St. Christovao.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück machte ich mich wieder auf den Weg. Der letztere führte eine Strecke weit an ungeheuren Granitfelsen vorüber, deren fast senkrecht abfallende Seitenwände entweder von allerlei Vegetation entblößt oder nur mit Farrenkräutern bedeckt, während ihre Scheitel mit dichtem Baumwuchse gekrönt waren. Einzelne Häupter dieser steinernen Giganten waren noch in dicken Nebel gehüllt, während andere Felsenspitzen, von der Morgensonne beleuchtet, von einem Silbernetze umgeben waren, das von dem herabfallenden Gewässer einer Quelle gebildet wurde.

Um Mittag erreichte ich die Hütte Antonio's und blieb noch zwei Tage bei ihm. Mein Wirth war die meiste Zeit im Nachsinnen vertieft, und als ich ihn nach der Ursache desselben fragte, gestand er mir offen, daß der Aufenthalt unter den Patachos so vielen Reiz für ihn gehabt hätte, daß er entschlossen wäre, seinen jetzigen Wohnplatz ganz zu verlassen, und mit Weib und Kindern zu jener Horde zu ziehen. Er meinte, daß er in seiner jetzigen Lage zwischen den weißen Pflanzern, die ihn doch nur als „Selvagem" (Wilden), betrachteten, weit vereinzelter als unter den Patachos lebte, die jetzt unter der vernünftigen Leitung Dom Francisco's das glücklichste Leben von der Welt führten. Dort glaubte er sich auch außer-

dem weit nützlicher machen zu können, und da er den Weißen manches abgelernt habe, so hoffe er, Dom Francisco in seinen Unternehmungen von Nutzen zu seyn. Ich machte ihn auf das Schwierige einer Uebersiedelung mit Weib und Kindern durch jene Wildniß aufmerksam, allein das war das wenigste, was ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurückschrecken konnte. Er würde gleich aufgebrochen seyn, doch hielt er es für gerathener, die Ausführung seines Entschlusses bis nach der Regenzeit aufzuschieben.

Das ist die Wirkung der ersten Erziehung, und so tief sind die Eindrücke derselben auf das Gemüth der Menschen, daß wenn sie auch längst verwischt und erloschen zu seyn scheinen, sie dennoch bei dem geringsten Anstoß mit ihrer ganzen Frische wieder hervortreten. Die Erinnerung an die Tage seiner Kindheit und Jugend mußte während seines Aufenthalts unter den Patachos wieder lebhaft in seiner Seele erwacht seyn, und er wähnte vielleicht, jene glückliche Zeit wieder zurückrufen zu können. Bei näherer Prüfung konnte ich jedoch sein Vorhaben nur billigen, und dem weißen Häuptling der Patachos mußte die Vermehrung seiner Horde um ein so treues und intelligentes Mitglied nur in hohem Grade angenehm seyn. Er hatte dann doch wenigstens einen Gesellschafter, der manches von den civilisirten Gebräuchen und Sitten sich angeeignet hatte, und der ihm bei vielen natürlichen, in der That sehr scharfen Verstandeskräften von wesentlichem Nutzen seyn konnte. Mit Ab- und Zurathen richtet man überhaupt bei den Indianern wenig aus, und haben sie einmal einen bestimmten Entschluß gefaßt, so führen sie denselben auch mit der ganzen Consequenz und Energie ihres Charakters aus. Wie ich später zufällig erfahren habe, hat er sich mit seiner Familie auch wirklich zu den Patachos übersiedelt.

Daß mir der Abschied von diesem treuen Naturmenschen sehr nahe ging, darf ich wohl kaum versichern, und auch er bezeugte dabei eine Rührung, wie man solche nur selten in den gewöhnlich düstern Gesichtszügen der Indianer wahrnimmt, und es sich auch nach ihrer Ansicht mit der Manneswürde nicht verträgt, sich solchen weichen Gefühlen hinzugeben. Wenn man lange Zeit Freuden und Leiden, Gefahren und Abenteuer mancher Art mit den einfachen, naturwüchsigen Indianern getheilt, wenn man sein schlichtes, ehrliches Gemüth ganz kennen gelernt hat, so knüpft sich unvermerkt ein Band der Freundschaft, das weit stärker ist, als man je hätte glauben sollen. Solche Eindrücke und Gefühle bewegten auch uns in der Abschiedsstunde.

Ich sattelte eines Morgens früh und ritt dann, ohne mich länger aufzuhalten, im scharfen Trabe ununterbrochen durch das Gebirge fort, so daß ich gegen Abend Porta Pinheiro erreichte, einen Ort, der dadurch an Lebhaftigkeit gewinnt, daß hieher meistens der Kaffee und andere Producte aus dem Orgelgebirge gebracht und dann nach Rio verschifft werden. Inzwischen findet sich auch in dieser Villa nichts, was die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen könnte, und neben einigen wenigen bessern Häusern erblickt man eine Menge Barracken, in denen Leute allerlei Schlages und zweideutigen Erwerbes wohnen, größtentheils farbiges Gesindel, das, wenn das Gesetz der alten Aegyptier Kraft unter ihm hätte, wonach jeder Staatsangehörige bei Todesstrafe sich über einen ehrlichen Erwerbszweig ausweisen mußte, gewiß einen harten Stand vor dem deßfallsigen Gerichtshofe haben würde. Die Wahrheit dieser Voraussetzung fand sich nur zu bald bestätigt.

Im Casa do Pasto (Wirthshaus, wo man auch übernachten, d. h. eine elende, schmutzige Matratze zum Nachtlager erhalten kann), in welchem ich mein Absteigquartier nahm, übernachteten auch mehrere Fazendeiros und Truppeiros, und bildeten in der Abendzeit Gruppen, worin theils Karten gespielt, theils ziemlich zotenhafte Schwänke erzählt wurden. Als sich später einige Mulattinnen und Negerinnen einfanden, kam auch bald eine lendenlahme Guitarre zum Vorschein, und es dauerte nicht lange, so sah man jene unzüchtigen, den Negern entlehnten Tänze aufführen, die über den Charakter und Erwerbszweig des weiblichen Besuchs keine Zweideutigkeit mehr zuließen. Dabei wurde dem Weinglase tüchtig zugesprochen, und die gleichzeitig geführten Gespräche zotischen Inhalts waren schwerlich für das Ohr gesitteter Frauen berechnet, wurden jedoch von den gelben und schwarzen Priesterinnen der Venus vulgivaga mit vielem Beifall aufgenommen. Ein Reisender muß sich zur Bereicherung seiner Länder- und Menschenkunde schon bequemen, eine Zeitlang Zeuge solcher Scenen zu seyn, allein auf die Dauer widern sie ihn an, und ich zog mich daher sehr zeitig auf mein Lager zurück. Ich wurde jedoch bald durch ein lautes Geschrei wieder aus dem Schlummer geweckt, und als ich mich halb angekleidet nach der Wirthsstube begab, fand sich, daß ein Streit unter den Kartenspielern ausgebrochen und dadurch ziemlich vorschnell beseitigt worden war, daß einer derselben seinem Mitspieler einen Messerstich in den Leib beigebracht hatte. Ein ächter Sohn Aesculaps — der jedoch bei dieser Gelegenheit keine Lorbeeren gesammelt haben würde — war nicht vorhanden, und der einzige Heilkünstler ein alter Mulatte, der neben seinem Barbiergeschäfte auch das eines Wundarztes besorgte. Man holte auch endlich den Pater mit dem Allerheiligsten herbei, allein als er auf dem Schauplatz erschien, um dem Sterbenden die letzte Oelung zu geben, war ihm der Aftersohn Aesculaps bereits damit zuvorgekommen, denn der Verwundete hatte längst unter seinen Händen die Seele von sich gegeben. Die Justiz ist jedoch in Brasilien schwer aus ihren ehernen Banden zu wecken, und als endlich der Escrivao oder Schreiber des Friedensrichters erschien, hatte sich der Mörder schon längst auf und davon gemacht. Da sich sonst in Brasilien, besonders weiter im Innern, um solche Kleinigkeiten kein Mensch bekümmert, so wunderte es mich nicht wenig, daß der Escrivao ein Protokoll über den Hergang der Sache aufzunehmen versuchte und damit nach vielen Schwierigkeiten auch glücklich zu Stande kam. Der Getödtete war ein Mann in den besten Jahren, und hätte noch lange Zeit des Daseyns sich freuen können, allein ein Augenblick blinder Leidenschaft setzte seiner Lebensbahn ein Ziel. Auf diese Weise fallen in Südamerika eine Menge Mordthaten vor, von denen die dortige Criminaljustiz jedoch sehr selten Notiz nimmt.

Ich wollte dießmal nicht den gewöhnlichen Weg nach Rio nehmen, sondern setzte in östlicher Richtung zwischen dem Orgelgebirge und der tief in das Land einschneidenden Bay die Reise fort, da ich diese Gegend noch nicht gesehen hatte. Der Weg lief theils dem Rande der Bay entlang, deren tiefblauer Spiegel von einer Menge kleiner Fahrzeuge bedeckt war, die den Verkehr des Binnenlandes, so weit es auf dieser Seite bewohnt ist, mit Rio unterhalten, theils zog sich derselbe stellenweise durch einzelne Waldpartien hin. Die Landschaft hatte etwas Großartiges: während sich zur Linken der mächtige Meeresarm ausbreitete, erhob sich zur Rechten das Gebirge mit seinen seltsam gestalteten Kuppen und Hörnern. Die Luft war klar und durchsichtig, und der frische Seewind milderte die Hitze des Tages. Die höher belegenen Punkte von Rio, die Kirche de nossa Senhora da Gloria, das Kloster St. Bento, das Fort Conceiçao, wo eine kaiserliche Gewehrfabrik sich befindet u. m. a. konnte man

in der Klarheit des Tages liegen sehen. Die wunderbaren und lebhaften Farbentöne, die allem, dem Himmel und Meere, dem Thier- und Pflanzenreiche einen für den Nordländer so überraschenden Anstrich geben, konnten nur von der Sonne und dem Hauche des Südens erzeugt werden. Die Brandung hatte allerlei Muscheln, Schalthiere, Seesterne u. dgl. zurückgelassen. Unter den Muscheln zeichneten sich viele durch Schönheit und Größe aus, und ich sammelte einige der merkwürdigsten.

Ich mußte am Morgen mehrere kleine, von dem Gebirge herabkommende Flüsse passiren und machte gegen 12½ Uhr an einer Venda Halt. Der Wirth nahm mich sehr freundlich auf, was sonst in dergleichen Spelunken nicht immer der Fall zu seyn pflegt. Während das Essen bereitet wurde, unterhielt ich mich mit ihm, und im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß etwa eine halbe Stunde von seinem Hause ein ungeheurer Block van Erz oder Eisen liege, van dem Niemand wisse, wie er dahin gekommen sey. Da ich denselben zu sehen wünschte, so führte er mich nach dem Essen an den Ort. Es war ein dürrer, sandiger Platz, auf welchem nur wenige Krüppelpflanzen Wurzel gewinnen konnten. Die Metallmasse hatte fast die Form einer auf der Spitze oder verkehrt stehenden Pyramide und mochte vielleicht 30 Centner schwer seyn. Es war offenbar ein s. g. Meteorstein. Auf der Oberfläche war er porös, und als es uns gelungen war, ein Stückchen davon abzuschlagen, zeigte sich die innere Seite als glänzendes Eisenerz. Ich setzte meinem Begleiter die verschiedenen Hypothesen auseinander, die unsere Gelehrten hinsichtlich dieser Meteorsteine aufgestellt haben, allein dieselben schienen seinem schlichten Menschenverstande doch ein wenig weit hergeholt und wenig befriedigend zu seyn, obschon er selbst nichts Plausibleres über den Ursprung jenes Steines anzugeben wußte. Vierzehn Tage später ließ ich die Masse nach Rio schaffen.

Am Abend erreichte ich eine kleine Povoaçao oder Niederlassung, deren Bewohner Fischerei, Schmuglerei u. dgl. betrieben, und wie die Helgolander und Blankeneser für die Nomaden der Nordsee gelten, so finden sich auch hier einige Freibeuter, denen es für Geld auf ein kleines Abenteuer nicht ankommt. Auch kaufen sie Hühner, Eier und sonstige Producte von den Pflanzern und bringen solche an den Markt in Rio. Die Schifffahrt bringt meist Wohlhäbigkeit hervor, und an diesem kleinen Orte schien mir eine größere Rührigkeit zu herrschen. In dem kleinen Hafen machten sich mehrere Segelboote fertig, um den günstigen Wind zu benutzen, und mit einer großen Menge frisch gefangener Fische bei guter Zeit auf der Praya de Peixes oder dem Fischmarkte in Rio zu seyn. Die Bai ist ungemein reich an den mannichfaltigsten und schmackhaftesten Fischen, und wenn man bei dem meistens stillen und freundlichen Wetter sich in einem Canoe auf dem Spiegel derselben schaukelt, so sieht man in dem durchsichtigen Wasser deren oft millionenweise von den Raubfischen in eine dichte Masse zusammengedrängt. Eine solche Jagd anzusehen hat ein eigenes Interesse. Eine Anzahl Delphine oder anderer Raubfische vereinigen sich und scheinen dann nach einem wohl combinirten Plane zu operiren. Sie theilen sich wie durch Verabredung auseinander, sobald sie auf einen Schwarm kleinerer Fische stoßen und treiben denselben van allen Seiten immer enger zusammen, bis er eine dichte compacte Masse bildet, die nun allenthalben von ihren Verfolgern umringt wird. Sind die Fische endlich so dicht wie möglich van den sie überall umschwärmenden Raubfischen zusammengedrängt, so steht diese lebendige Masse reg- und bewegungslos da und auch die Raubfische verhalten sich eine Zeitlang ruhig. Diese Ruhe ist jedoch nicht von langer Dauer, denn auf einmal und wie auf Commandowort schießen die Raubfische in diese dichte Masse und jeder holt sich seine Beute aus dem dicht gewickelten Knäuel, der alsdann mit großem Geräusch nach allen Seiten auseinander stiebt. Die gefräßigen und unermüdlichen Raubfische wissen sie jedoch bald wieder auf die beschriebene Weise zusammen zu treiben und sich ihrer Beute zu versichern.

Mein Abendbrod bestand aus herrlichen Fischen, wozu der Wirth eine versiegelte Flasche alten abgelagerten Portweins brachte, dessen Feuer und Glanz seine ächte vollblütige Abkunft verriethen, was mich bewog, am folgenden Morgen dem Wirthe seinen ganzen Vorrath, etwa 15 Duzend, zu einem sehr billigen Preise abzukaufen. Ich ließ die Flaschen sorgfältig in Kisten verpacken und nach Rio schiffen. Wäre ich Kaufmann gewesen, so hätte ich diesen Maegen ein gutes Geschäft gemacht und aus dem Handel einen nicht ganz unbedeutenden Gewinn ziehen können. Den größten Theil des Weins ließ ich jedoch mehreren Freunden in Rio zukommen, in deren Häusern ich immer eine gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Das Verpacken des Weins hielt mich bis zum Mittag auf, da ich mich von der Richtigkeit der Sendung selbst überzeugen wollte — eine Vorsicht, die man nicht aus den Augen setzen darf, wenn man sich vor Schaden hüten will, da die Ehrlichkeit eben nicht ein hervorstechender Charakterzug dieser Vendawirthe ist. Erst Nachmittags setzte ich also meine Reise um die Hafenbai herum fort und nach einem scharfen Ritt erreichte ich in ziemlich vorgerückter Stunde die Villa Majé. Ich hatte Ursache mit meinem Absteigequartier zufrieden zu seyn, da hier in der Nähe Ria's die Gegend belebter wird und an Vendas kein Mangel ist. Wenn der Brasilier sonst nichts anzufangen weiß, so wird er Vendawirth — ein Geschäft, bei welchem er seinem natürlichen Hange zur Trägheit nach Herzenslust fröhnen kann.

Am falgenden Morgen fand nicht fern von meinem Nachtquartiere eine Auction statt, in welcher die Neger eines in Bankerott gerathenen Pflanzers verkauft werden sallten. Eine solche Negerversteigerung, wie sie täglich in Ria vorkommen, bietet nach meinen Begriffen das abscheulichste Schauspiel dar, wobei der Adel und die Würde der Menschennatur mit Füßen getreten werden. Da, im Hintergrunde, in einen Haufen zusammengedrängt, kauern die armen Opfer, Mütter, Gatten, Kinder, Geschwister, Freunde — alle entweder durch das Band der Verwandtschaft und Freundschaft, oder der Gewohnheit eines langen Zusammenlebens bis dahin mit einander auf das innigste verbunden und jetzt wartet ihrer das Schicksal, daß alle diese heiligen Bande van unbarmherziger Hand gelöst, daß der Bruder von der Schwester, die Mutter von ihren Kindern getrennt werden und in ganz verschiedene Hände fallen, zum Nimmerwiederfehn. Die armen Schwarzen haben auch Menschennatur und fühlen ihr Schicksal vollkommen: das sagt uns ein Blick auf sie. In den Zügen einiger malt sich die tiefste Betrübniß und Niedergeschlagenheit, aus dem Wesen anderer spricht stumme Verzweiflung, während das Muskelspiel noch anderer Ingrimm und Groll gegen den Himmel und die Menschen verräth, und in ihrem Blick düstere Rachegedanken sich spiegeln. Diese Rachegedanken bleiben nicht immer Phantasiespiel und Falge der Aufgeregtheit des Augenblicks: davon legen die vielfachen an ihren Herren und deren Familien verübten, oft schauderhaften Mordthaten dieser mißhandelten Menschenclasse das schlagendste Zeugniß ab. Die meisten scheinen jedoch in jenes dumpfe Hinbrüten und in jene stoische Gefühllosigkeit versunken zu seyn, die dem Unglücklichen eigen werden, in dessen Brust

kein Wunsch, keine Hoffnung mehr Eingang findet. Doch was kümmert das alles ihre Henker, und wollten sie irgend derartige Gefühle laut werden lassen, so ist die Peitsche zur Hand. Den Auctionator hatte man aus Rio kommen lassen, denn zu diesem Geschäfte wird immer ein Mensch genommen, der das Talent eines Buffo besitzt und durch seine Gassenhauerwitze die Kauflustigen zu unterhalten versteht: die Frivolität unter den Weißen in Brasilien geht so weit, daß sie solche Jammerscenen zum Schauplatz der gemeinsten Farce und scandalöser Excesse machen. Die Elenden, welche sich zu dem Auctionatorgeschäfte hergeben, sind meistens verdorbene Advocaten, ruinirte Kaufleute, herabgekommene Schreiber etc.

(Schluß folgt.)

Die Anthracitkohlen vom Don.

In der Ausstellung der Landbauerzeugnisse zu Petersburg im verflossenen September befand sich auch Anthracit vom Don, und Muster davon sollen auch auf die Londoner Ausstellung gesendet werden. Die Ausdehnung, auf die man bis jetzt diese Kohlen findet, beträgt 2000 Quadrat Werst, es ist aber kein Zweifel, daß das Kohlenland, das sich zwischen dem Gouvernement Jekaterinoslaw und dem Lande der donischen Kosaken ausdehnt, noch weiter gegen Osten und Westen reicht. Diese Kohle übertrifft alle andern bekannten Steinkohlen, denn sie hat 94 Procent reinen Kohlenstoff, gibt beim Brennen keinen Rauch, und läßt keinen Ruß zurück. Der Preis ist im Lande der deutschen Kosaken 4—6 Kopeken S. (5—8 kr.) das Pud, im G. Jekaterinoslaw sogar nur $1\frac{1}{2}$—3 Kopeken, und muß für Südrußland, das so starken Mangel an Holz hat, von unschätzbarem Werth werden. Auch in Moskau bedient man sich bereits dieser Kohlen, und es ist die Rede davon eine Eisenbahn von Moskau nach Saratow anzulegen, wohin vom Don ein Canal projectirt ist, um die Fabriken in Moskau mit diesem vortrefflichen Brennmaterial wohlfeil zu versorgen. Bereits werden jährlich etwa 5 Mill. Pud (gegen 100,000 Tonnen) Kohlen ausgebeutet, und die englische Steinkohle ist aus den Häfen des schwarzen Meeres verdrängt. (Russ. Biene. 11 Januar.)

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitán Ruperto Castaños.

1. Die Brücke von Calderon.

(Schluß.)

Ich glaubte mich mit diesen unvollständigen Schilderungen begnügen zu müssen, und war noch neugieriger den Guerrillero die Sage von der Barranca del Salto erzählen zu hören, um die ich ihn bat.

Wenn ihr von Guadalaxara, wohin ich euch begleite, erwiderte er, nach Tepic und von da bis nach San-Blas gehen würdet . . . .

Das ist ja gerade mein Weg, unterbrach ich ihn.

Um so besser, Caramba, um so besser! wir reisen zusammen; freilich hatte ich wichtige Gründe euch im Stich zu lassen, setzte Don Ruperto hinzu, vielleicht sag ich's euch später, und es wäre eine ganz anziehende Geschichte, ich schwör' es euch, die meinem Zusammentreffen mit euch vorangegangen und gefolgt ist. Indessen, wenn euch andere Erzählungen genügen, so stehen alle meine Erinnerungen euch zu Diensten. Ich habe an der Seite des Padre Hidalgo gefochten, mit Abasolo, Aldama und Allende; ich habe mit Torres, Soto Mayor, Garcia, Osorio, Montano und so manchem andern am Wachtfeuer gesessen und im Hinterhalte gelegen. Ich werde euch nach der Natur die Bilder dieser seltsamen Helden entwerfen; ich werde euch wunderliche Heldenthaten, malerische Abenteuer in den Wäldern, den Savannen, am Strande des stillen Meeres erzählen. Sagt euch das zu?

Herrlich! rief ich, entzückt über solch unerwarteten Glücksfall.

Die Sonne ging auf; es war der günstige Augenblick sich auf den Weg zu machen. In die Venta zurückgekehrt, fanden wir die Pferde gesattelt und gezäumt; die Ventera hatte uns eine Tasse Chocolade bereitet, die verhalten sollte bis zu einem reichlichern Frühstück. Guadalaxara liegt nur zehn Stunden von der Brücke von Calderon. Als unser leichtes Frühmahl beendigt war, stiegen wir zu Pferde und ritten weiter.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde zurückgelegt hatten, wurden wir durch einen Trupp Reiter eingeholt. Es waren die sechs Dragoner den Cabo inbegriffen, die wir Abends zuvor in der Venta von Calderon gesehen hatten.

Santos Dios! rief Don Ruperto, nun, Señor Cabo, habt ihr die Epauletten des Alferez in der Tasche?

Der Teufel ist auf und davon! versetzte der Brigadier traurig. Diesen Morgen haben wir die Hacienda del Salto vergebens durchsucht.

Warum seyd ihr nicht des Nachts hineingegangen? sagte Don Ruperto, ihr hättet ohne Zweifel gefunden, was ihr suchtet.

Ich hätte vielleicht gefunden, was ich nicht suchte; übrigens wagte sich keiner meiner Leute hinein.

Meiner Treu! fuhr Castaños fort, dieser Cavalier und ich als wir in der Venta aßen, wo ihr uns gesehen habt, und nach dem Abendessen uns, wie müde Reisende zu thun pflegen, zur Ruhe legten, haben gebetet für das Gelingen eurer Nachsuchungen.

Castaños log frech. Nach unserer Uebereinkunft widersprach ich ihm nicht.

Unter uns gesagt, fuhr der Cabo fort, ich weiß ungefähr wo er gegenwärtig ist, dieser gute Freund. Wir werden das ganze Dorf Zapotlanejo umzingeln, in welchem er, wie man sagt, einer hübschen China schön thut. Hier gedenke ich ihn zu finden und meine Lieutenants-Epauletten zu verdienen. Er wird ihm ganz natürlich scheinen, daß ich ihn zu meinem Vorrücken beitragen lasse. Ich kenne ihn ein wenig, und unter Freunden ist man sich solche Liebesdienste schuldig.

Unter Freunden, sagte Ruperto, hilft man sich, so gut man kann.

Der Cabo und seine fünf Mann entfernten sich in der Richtung des Dorfes Zapotlanejo. Dieser Albino ist also ein sehr gefährlicher Bandit? fragte ich den Capitán.

Ach, mein Gott, nein; er liebt wohl zu leben, ohne zu arbeiten.

Was für ein Mann ist es? Wißt ihr es?

O sein Gesicht ist nicht einnehmend, eher das Gegentheil. Er hat abstoßende wilde Züge; er ist klein und schlecht gewachsen.

Dann läuft er Gefahr von der schönen China eben nicht am besten aufgenommen zu werden.

In demselben Augenblick erschien ein jugendlicher Reiter, dessen Kleidung und Haltung einen Edelmann anzeigten, auf dem Wege, dem wir folgten; er ritt einen prächtigen Falben und schien eilig uns einzuholen. Der Capitán Castaños war augenscheinlich sehr vertraut mit dem Neuangekommenen, denn kaum stand einer dem anderen gegenüber, als sie einen warmen Händedruck austauschten. Der Reiter, der uns eingeholt hatte, war groß, schlank und von sehr angenehmer Gesichtsbildung. So kommt, mein Neffe, rief Ruperto, wir reiten zusammen weiter, denn vor diesem Herrn haben wir keine Geheimnisse, er ist mein Freund.

Der junge Mann grüßte mich höflich, wandte sein Pferd, und wir hielten alle gleichen Schritt.

So kurz unsere Reise war, so sollte sie doch nicht ohne ein neues Begegnen endigen, denn kaum eine Stunde vor Guadalaxara wurden wir von einem großen Burschen mit einem Galgengesicht angehalten. Ihr erlaubt es, mein Oheim, nicht wahr? sagte der junge Mann, indem er anhielt um mit diesem verdächtigen Menschen zu reden. Ganz nach deinem Belieben, mein Junge, erwiederte der Capitán. Einige Augenblicke später holte der junge Mann uns wieder ein, und schweigsam trabte er neben uns her. Noch zweimal, bevor wir Guadalaxara erreichten, wechselte der Neffe des Veteranen einige Worte mit leiser Stimme mit Männern, welche wohl nicht allein der Zufall uns entgegenführte, und deren Aussehen und Benehmen mir mehr als zweideutig erschienen. Ich vermied indeß dem Capitán Castaños irgend ein Mißtrauen zu zeigen, und wir gelangten als die besten Freunde an die Thore von Guadalaxara.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. 6 Februar 1851.

Konstantinopel.

(Picturesque sketches of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere.)

2. Der Bosporus. — Die Frauen. — Scenerie der asiatischen Thäler. — Die europäischen und asiatischen Schlösser. — Die Moscheen. — Das europäische Thal des „Süßen Wassers." — Abenteuer in einem Harem.

Der interessanteste Ausflug, den man in der Umgegend Konstantinopels machen kann, ist der nach dem Bosporus und dem schwarzen Meere. Ich benützte eine Einladung des brittischen Botschafters und begab mich dahin mit Dr. R., einem amerikanischen, mit Konstantinopel sehr wohl bekannten Missionär. Unser Kaik flog von kräftigen Ruderschlägen getrieben selbst gegen die Strömung rasch dahin. Der Bosporus ist mit seinen zahlreichen Windungen so häufig ganz von Land eingeschlossen, daß er zwar gewöhnlich als ein breiter, rascher Strom erscheint, häufig aber zu einer Seenreihe sich ausbreitet, deren Ufer ein endloses wechselndes Bild darbieten, um so mehr, als die Terrassen der vorspringenden Berge meist mit irgend einem prächtigen Landhaus gekrönt sind. Das gezähnelte Dach dieser Paläste wirft einen schwankenden Schatten auf die Gewässer, und verdunkelt das vergoldete Gitterwerk, hinter dem, wie in einem Käfig, die Bewohnerinnen des Harems versteckt sind. Im Vorüberfahren wehte uns der Luftzug einen vollern Duft aus ihren Gärten und manchmal den Klang von Liedern oder das Gelächter der gefangenen Schönen zu, die wahrscheinlich um irgend einen Erzähler her versammelt waren. An die Mauer des Hauses angekettet und leicht auf den Wogen schaukelnd, oder in einem manchmal bis unters Thor hineingehenden Canal angebunden lag gewöhnlich ein Kaik, glühend von Scharlach und glänzend von Gold. Ich hätte gern einmal die schönen Hausbewohnerinnen sich einschiffen sehen mögen, war aber nicht so glücklich. Zuweilen gehörte der Palast einem verbannten Bey oder einem Minister, den die Ungnade des Herren getroffen, dann sang der Wind, statt der Frauenlippen, das Lied durch die Ritzen und die lauteste Stimme im Dickicht war die der Heuschrecke.

Eben so schön, wenn auch minder festlichen Charakters sind die längern geraden Striche des Bosporus, wo die Berge höher, die Thäler enger und die Cypressen dichter geschaart sind. An mehreren Stellen war die Strömung so stark, daß unsere Ruderer nicht dagegen ankämpfen konnten; dann landeten sie, eine Menge Leute kamen uns zu Hülfe und zogen mit Stricken den Kaik um den vorspringenden Felsen herum. Allenthalben boten sich neue Scenen dar; an vielen Stellen kamen wir an einer Reihe hart am Meeresufer angebrachter Marmorsitze vorüber, auf oder neben denen muntere Gruppen von türkischen, griechischen oder armenischen Frauen saßen, die hergekommen waren, um den Sonnenuntergang zu genießen. Gewöhnlich sitzen die Frauen jeder Nation abgesondert, die Freude aber, die sie beim Spiel mit ihren Kindern zeigten — ein bunt gekleideter Junge lief von einer Gruppe zur andern und wurde augenscheinlich bei jeder mit gleicher Gunst aufgenommen — bewies, daß sie, so sehr auch Vorurtheile sie trennen mochten, doch etwas Gemeinsames hatten, und wenn eines der Kinder ins Wasser gefallen wäre, so hätten alle Mütter sich gleichmäßig beeilt es herauszuziehen. Sey es ganzer oder halber Zufall, bei solchen Gelegenheiten zeigt sich mehr von dem verschleierten Gesicht, als man in den Straßen Konstantinopels zu sehen bekommt. Das türkische Gesicht mit seinem schönen Oval, seiner farblosen Reinheit und wachsartigen Stille und darüber mit den dunkeln, zarten, träumenden Augen hat einen Reiz, welcher der glänzenden Griechin fehlt.

Schwere Beschuldigungen hat man gegen die Sittlichkeit der türkischen Frauen vorgebracht, und die Eifersucht, mit der sie gehütet werden, scheint sie zu bestätigen, indeß eine Frau, die nur Eine unter mehreren ist, und leicht geschieden werden kann, vermag die Ehe, wenn sie auch ihrem Gatten anhänglich ist, nicht als etwas so heiliges anzusehen, wie die christliche Ehe erscheint. Sie ist aufgewachsen, wie eine Pflanze, nicht nur ohne Unterricht, sondern auch ohne die höhere Erziehung, die aus Sitten und Ueberlieferungen entspringt. Sie ist ein wahres Kind, ohne den ernstern Sinn, der die instinctartige Treue zu einer Tugend erhebt, und betrachtet eine Ausschweifung wie ein Kind einen Diebstahl aus einem Obstgarten; wenn wir aber nichts von ihnen wüßten als ihre innige Liebe zu ihren Kindern, so könnte man nicht zweifeln, daß auch bei ihnen ein guter Same, wenn er nur gepflanzt würde, wie in einem fruchtbaren Boden aufginge. — Neben den türkischen Frauen erschienen mir die Griechinnen fast gemein, obgleich sie häufig schöner als die von Morea und Athen sind, und unwandelbar durch schöne, glänzende Augen sich auszeichnen. Dieser Eindruck mag zum Theil daher kommen, daß die Griechinnen unverschleiert gehen, und nur einen weißen Gazeturban mit Blumen und Flechten tragen, während die bunte Jacke und der Rock nicht weit genug für würdigen Anstand, und nicht eng genug sind, um den Reiz fließender Formen zu zeigen. Die Armenierinnen sind, als Race betrachtet, die lieblichsten die ich gesehen. Ihre Augen haben etwas von dem türkischen Schmachten und dem strahlenden Glanz der Griechinnen. Ihr Haar fällt in Wellenlinien vom glänzendsten Schwarz über das schöne Gesicht hinab, und ihre Farbe hat die Frische der innersten Blätter einer Rosenknospe. Ihre Formen sind schlank und zeichnen sich durch

Stattlichkeit und zierliche Anmuth zugleich aus. Ihre malerische Schönheit wird erhöht durch ihre orientalische Tracht, ihre rothen Pantoffeln, ihre glänzend grünen oder blauen Mäntel und die langen weißen Schleier, die über ihre Schultern herabfallen. Man behauptet, sie seyen ziemlich einfältig, wahrscheinlich aber sind sie nur demüthig und sanft.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung von Cantogallo nach St. Christovao.

(Schluß.)

Es hatte sich eine Menge Kauflustiger eingefunden. In der Mitte des Platzes stand ein Tisch, auf welchen die zu verkaufenden Sklaven gestellt werden, um desto besser in die Augen zu fallen. Zuerst kommt ein junges, kaum 15jähriges Mädchen, das fast ganz entkleidet den Tisch besteigen muß. Der Auctionator beginnt seine Waare anzupreisen und seine vermeintlichen Witze zu reißen. „Hier, meine Herren! wird ihnen eine schwarze Evastochter geboten, die ihresgleichen unter der Sonne sucht: schön und üppig, wie ihre Ahnfrau Kleopatra, keusch wie die selige Lucretia! Betrachten sie dieselbe genau! Welch reizende Formen, welch üppiger Wuchs, ihre Farbe schwarz wie Ebenholz. Bewundern Sie diesen Busen, voll und rund wie zwei Kokosnüsse und elastisch wie Gummielasticum!" und so fährt unser Buffo von Auctionator mit seinen schlechten und schamlosen Witzen zur großen Belustigung seiner Zuhörer fort. Nachdem die Schwarze mit Beiseitesetzung jedes Schamgefühls gehörig begafft und betastet worden ist, sollen eben die Gebote gethan werden, als noch ein wohlgemästeter Pfaffe ankommt, dem der Auctionator sogleich unter allgemeinem Jubel und Gelächter entgegenruft: „Ei, Herr Pater Joaquim, treten Sie schnell heran! das wäre eine Haushälterin für Sie, ehrwürdiger Herr!" Der Angeredete scheint derselben Meinung zu seyn, denn ohne von den ihm zur Zielscheibe nehmenden Witzen der Umstehenden weiter Notiz zu nehmen, mustert er den Verkaufsgegenstand mit prüfenden Kennerblicken, und als jetzt die Gebote erfolgen, ist er der eifrigste Bieter. Der Hammer fällt endlich, und die Ur-Ur-Enkelin der Kleopatra ist dem ehrwürdigen Pater Joaquim zu Theil geworden. Er holt seine mit Banknoten wohlgespickte Brieftasche hervor, zahlt den Kaufpreis und entfernt sich mit seiner schönen Beute unter allgemeiner Heiterkeit und begleitet von den frommen Wünschen und profanen Witzen der noblen Gesellschaft.

Jetzt hat ein junger Neger den Tisch bestiegen, und nachdem der Scandal sich etwas gelegt, beginnt der Auctionator von neuem mit unverwüstlicher Lunge nach seiner Weise: „Nun, meine Herren! was sagen Sie denn zu diesem interessanten Negerjüngling? Ein Vollblut der ächten Congorace! Sieht er nicht aus als ob er den Himmel tragen, den Atlas jeden Augenblick ablösen könnte, und dafür stehe ich Ihnen, wie Sie aus der Kraft seiner Muskeln auch selbst beurtheilen können, daß er eben so gut als jener faule Heide im Stande ist, das Himmelsgewölbe auf seine starken Achseln zu nehmen und daneben noch einen Sack Kaffee wie einen Federwisch aufladet." Auch dieser Neger findet schnellen Abgang.

Jetzt kommt ein kleiner Negerknabe von drei Jahren an die Reihe, den der Auctionator eben herbeiholt; dabei hört man einen Schmerzenslaut, wahrscheinlich den Angstschrei der Mutter, der mir durch die Seele schneidet und mich, von Abscheu erfüllt, von diesem Schauplatz der herzlosen Rotte in die freie Natur treibt, um in ihrem Anschauen diese widrigen Eindrücke zu verwischen.

Es ist zwar gar nicht meine Absicht, der Polizei- und Soldatenwirthschaft in Europa das Wort zu reden, allein in den meisten europäischen Völkern haftet doch wenigstens immer noch ein gesunder Kern, der weiter nichts als einen bessern Boden verlangt, um dereinst bei aller Versunkenheit wieder herrliche Blüthen und Früchte zu treiben; allein unter der brasilischen Bevölkerung — vielleicht mit Ausnahme der Paulisten und der Hirten im Süden — sind eine Frivolität und Sittenlosigkeit eingerissen, die auch für das Heiligste keine Scheu und Ehrfurcht mehr hegen, und wiewohl es im Laien- und Priesterstande noch einzelne Männer gibt, die mit Wort und That diesem immer mehr um sich greifenden Unwesen zu steuern trachten, so ist doch ihre Kraft unzureichend, und der einzige Lohn ihres edlen Bestrebens ist eine Menge unerbittlicher Feinde und unaufhörlicher Verfolgungen. Ich habe selbst davon ein Beispiel erlebt. Ich pflegte nämlich die Kirche St. Francisco de Paulo gern zu besuchen, weil dort an hohen Festtagen ein junger Franciscaner predigte, der ein ganz vorzüglicher Redner war, und dessen Vortrag eine mehr als gewöhnliche Bildung verrieth. So begab es sich denn eines Sonntags, als er eben im besten Redefluß war, daß der Scandal, den acht bis zehn junge Brasilier nach ihrer gewohnten Weise mit einigen Schönen von sehr zweideutigem Rufe anstifteten, so überhand nahm, daß der Prediger sich nicht mehr Gehör verschaffen konnte. Er hielt also mitten in der Predigt inne und sah dem Unfug noch eine Weile zu, bis endlich Ruhe wieder eintrat, dann aber erhob er seine Zornstimme in voller Kraft und rief: „Ihr nennt euch Mitglieder der heiligen römischen Kirche, allein ich möchte euch mit einem andern Namen belegen, der euch nicht besonders schmeichelhaft klingen dürfte. Ihr scheint keinen Unterschied zu kennen zwischen einem Gotteshause und einem Bordelle. Ja, geht nur einmal hin nach der Rua de Bourbon in die kleine Kirche der hiesigen Engländer, und seht, mit welcher Andacht die Gemeinde, die der Pöbel der katholischen Kirche, zu dem auch ihr gehört — nicht der gebildete wahre Katholik — Ketzer nennt, ihrem Religionslehrer zuhört, und ihr könntet lernen, wie man Gott im Geist und in der Wahrheit verehren soll. Geht hin und thut deßgleichen!" Ich war erstaunt über die Kühnheit dieses Priesters, der es wagte, inmitten eines katholischen Landes seiner katholischen Gemeinde den guten Rath zu ertheilen, den englischen Ketzern die wahre Gottesverehrung abzulernen. Das mag ihm denn auch übel genug bekommen seyn, und wahrscheinlich wird er seinen Freimuth in irgend einem Klostergefängnisse abbüßen, dessen Pforten vielleicht erst der Tod wieder öffnet. Ich habe ihn niemals wieder gesehen.

Ich war bald wieder im Sattel. Die Gegend, je mehr man sich der großen Handelsstadt nähert, wird immer belebter, obgleich diese nur mit einzelnen Hügeln abwechselnde Ebene dem Reisenden eben kein großes Interesse abgewinnen kann, und gegen den wilden, oft schauerlichen, aber hochpoetischen Charakter der Gebirgsregion, in welcher ich so lange Zeit umhergeschweift hatte, einen gewaltigen Abstich bildet. Es liegen zwar häufig Fazendas und Chacaras (Landhäuser) in derselben zerstreut, allein es fehlt noch viel, um die natürliche Ertragsfähigkeit des Bodens gehörig auszubeuten. Nach dem gewöhnlichen Mißverhältnisse zwischen dem natürlichen und künstlichen Reichthum verschiedener Länder zu urtheilen, scheint es eine allgemeine Regel zu seyn, daß je mehr die Natur für die Menschen thut, um so weniger

und sie geneigt, etwas für sich selbst zu thun. Obgleich auch die Vergleichung vieler Länder in Europa, z. B. Spaniens mit England diese Regel bestätigt, so tritt die Wahrheit derselben noch weit schärfer ans Licht, wenn man die spanischen und portugiesischen Colonien in Amerika mit denen von den Britten gegründeten zusammenhält, denn während jene, obgleich unter dem schönsten und glänzendsten Himmel gelagert und an natürlichen Hülfsquellen unerschöpflich, unter schlechten Regierungen und von einer trägen Menschenrace bewohnt, in Lethargie und Verarmung versumpft sind, erblickt man dagegen in den englischen Colonien bei einem verhältnißmäßig viel unfruchtbarern Boden und unter einem rauhen Klima überall das lachende Bild von Wohlhäbigkeit, Comfort, Rührigkeit und einer lebendigen nie zuvor gekannten Industrie. Das gilt auch von Brasilien, wo die Bevölkerung in den Städten verderbt und entnervt ist, auf dem Lande aber in der krassesten Unwissenheit aufwächst — mit einem Worte, es fehlen jene glücklichen Mittelclassen, welche größtentheils die Bevölkerung der Vereinigten Staaten Nordamerika's bilden und die so sehr die Entwicklung aller Anlagen des Geistes und Körpers begünstigen.

Am Nachmittag begegnete mir ein englischer Kaufmann, dessen Bekanntschaft ich auf eine ziemlich sonderbare Weise gemacht hatte. Es geschah dieß nämlich am 17 Januar, dem Namenstage des heiligen Antonius, des Schutzpatrons von Portugal und eines gewaltigen Heiligen für alle Leute der portugiesischen Zunge.

Daß der Namenstag dieses hochangesehenen Heiligen auch in Rio mit allem möglichen Gepränge gefeiert wird, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, und der Menschenbeobachter wird gewiß diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen, um die Narrheiten der Menschenkinder durch das Prisma des Humors etwas mitanzusehen. Das ohrzerschneidende Gebimmel sämmtlicher Kirchenglocken, die fortwährend mit großem Geräusch in die Lüfte prasselnden Raketen verkünden den Anfang des Festes. In der Kaiserkirche versammelt sich die ganze Schaar in Wachs geformter und mit den prächtigsten Gewändern bekleideter Heiligen, um in feierlicher Procession dem Helden des Tages ihre Glückwünsche darzubringen. Bei dieser Gelegenheit sind alle Altane mit kostbaren Decken geschmückt, und die Straßen, durch welche die Procession sich bewegt, mit Lorbeerblättern und Blumen bestreut. Dem Zuge voraus, je zwei und zwei, schreiten die Franciscaner in ihrer schwarzen Ordenstracht, meistens bleiche, abgezehrte Gestalten. Dann folgt ein anderer Orden, feiste runde Mönche, in ihrem Wesen die größte Nonchalance zeigend, mit einander über sehr weltliche Dinge mit volltönender Stimme schwatzend, Schnupftabak nehmend, mit den zuschauenden Frauen und Mädchen schäkernd und leicht verständliche Blicke und Pantomimen wechselnd; kurz, es ist eine wahre Lust, die joviale Ungezwungenheit dieser Wohlgenährten zu beaugenscheinigen; man sollte glauben, es ginge, statt zu einem Besuche bei einem Heiligen, zu irgend einem fetten Martinsschmause. Dann folgen noch einige andere Klosterorden mit ihren verschiedenen Kirchenbannern: Raketen und Feuerwerke prasseln beständig in den Lüften und es herrscht dabei ein Lärm und Getöse, welche über alle Vorstellung gehen, und wobei natürlicher Weise kein Gedanke von Andacht aufkommen kann, was auch Nebensache ist. Alle Geistlichen und Laien tragen brennende, fünf Fuß lange und armdicke Wachskerzen in den Händen und Musik und Gesang wechselt ab. Darauf kommt, auf hohen Schaugerüsten getragen, die ganze Gesellschaft der Heiligen, in Wachs und in mehr als Lebensgröße geformt, mit den kostbarsten Stoffen und Edelsteinen bekleidet. Unter diesen Heiligen befindet sich auch ein ganz schwarzer — sein Name ist mir entfallen — der sich besonders der Verehrung der Neger zu erfreuen hat, denn ein Weißer würde sich nicht so gemein machen, vor einem Schwarzen, und wenn er auch ein Heiliger wäre, zu knien. In der Mitte des endlosen Zuges erscheint das Allerheiligste in den Händen des Bischofs unter einem reichen Baldachin, der vom Kaiser und den Großwürdenträgern getragen wird, und bei dessen Erscheinen alles in die Kniee stürzt. Zum Schluß kommt der unabsehbare Schweif des Pöbels, in dessen Gefolge, namentlich unter den Farbigen, man die profansten Auftritte in allen möglichen Gestalten beobachten kann.

So langt denn die Procession endlich im Hauptquartiere des Gefeierten, auf dem Vorplatze des reichen, am Largo da Carioeca, auf einer Anhöhe belegenen Klosters St. Antonio an, wo sie der Heilige, von einem glänzenden Generalstabe (alles natürlich in Wachs und auf hohen Traggerüsten stehend) mit geziemender Würde empfängt. Hier angekommen, treten einige geistliche Redner auf und bringen dem Gefeierten im Namen der ganzen aufwartenden heiligen Gesellschaft die besten Glückwünsche dar, wogegen der heilige Antonius durch seine Redner seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre abstatten läßt. In diesen Reden kommt denn eine solche Masse von Unsinn vor, daß ein vernünftiger Mensch in der That nicht weiß, ob er über diese Verirrungen des menschlichen Verstandes weinen oder lachen soll.

Um nun dieses Drama ganz in der Nähe zu betrachten, hatte ich mich so nahe wie möglich an die verschiedenen Redner herangedrängt, wo bereits eine Gruppe Engländer, aus 5 Seeofficieren und 3 Civilisten zusammengesetzt, Posto gefaßt hatte. Ueber die erbauliche Komödie geriethen die Lachmuskeln und Zwerchfelle der Engländer in immer heftigere Bewegung, und es ist eine bekannte Sache, je mehr man, besonders in Gesellschaft, wenn die Lachepidemie erst um sich gegriffen hat, diesen unwiderstehlichen Kitzel zu ersticken sucht, um desto unbezähmbarer bricht es hervor. Es war daher natürlich, daß über die vor sich gehende Scene von immer gesteigertem Nonsense die Engländer erst in ein leises Kichern ausbrachen, das jedoch sehr bald in ein unauslöschliches Gelächter ausartete. Das war aber auch das Signal zu einem ernsten Conflicte, denn bald sahen sich die Engländer von einem fanatischen Pöbelhaufen umringt und angegriffen, und da man mich für einen Landsmann und Compagnon der lachlustigen Insulaner ansah, so wurde ich wider Willen in den Krawall verwickelt und ich war genöthigt, gleich wie die englischen Officiere ihre Klingen, meinen Stockdegen zu ziehen. Der Andrang war jedoch sehr heftig und wir sahen uns einen Augenblick lang an die Mauer zurückgeworfen, allein bald entschlossen wir uns zu einem Ausfall, der denn auch unter dem Ausrufe „Saint George for ever“ mit solcher Energie ausgeführt wurde, daß durch das Zurückprallen des Pöbelhaufens zwei Adjutanten des heiligen Antonius von ihren Gestellen herunter purzelten und ihr General ums Haar ihrem Beispiele gefolgt wäre. Der Krawall drohte nun sehr bedenklich zu werden, allein vor den Engländern hat man in fremden Ländern einen großen Respect, und so geschah es, daß ein brasilisches Infanterie-Piquet sich zwischen uns und die Angreifer aufstellte und der höchst unangenehmen Scene ein Ende machte.

Der mir begegnende englische Kaufmann war einer der Civilisten, dessen Kampfgenosse ich eigentlich ganz wider Willen geworden war. Er besaß ein Landhaus in der Nähe von St. Chri-

fovao und lud mich ein einige Tage daselbst zu verweilen. Die reichern Bewohner von Rio besitzen in der Nachbarschaft der Hauptstadt gewöhnlich ein Landhaus, wo sie, so viel wie möglich, den wenig erquicklichen Dunstkreis der niedern Theile der Hauptstadt fliehend, die Sonn- und Festtage, auch meistens die schönen Abende und Nächte zubringen. Wer nicht selbst so glücklich ist, ein Landhaus zu besitzen, der besucht irgend einen ihm befreundeten Besitzer eines solchen, um die Feierstunden dort zu verleben. Da die Gastfreundschaft in Brasilien, sowohl bei den Eingebornen als Fremden, in großem Umfange geübt wird, so findet man namentlich an Sonn- und Festtagen auf diesen Landhäusern gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft, die ohne allen Zwang den ländlichen Vergnügungen oder den Freuden der Tafel sich überläßt. Ich nahm die Einladung meines englischen Bekannten an. Das Landhaus war sehr niedlich, lag in einer reizenden Umgebung und der dazu gehörige Garten wurde mit großer Sorgfalt cultivirt. Die Wege im letztern waren zu beiden Seiten mit üppig wachsenden Orangenbäumen von allen möglichen Sorten eingefaßt und bildeten schattenreiche Alleen, während tropische und europäische Blumen und blühende Stauden in den Beeten in bunter Mannichfaltigkeit sich zu einem schönen Bilde gestalteten. Mein Gastfreund hatte sich erst kürzlich verheurathet und seine junge Frau, ebenfalls eine Engländerin, hatte zu ihrer Gesellschaft ihre unverheurathete Schwester bei sich. Wir trafen die Damen vor dem Hause sitzend mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Es waren feingebildete Ladies und während des Thees mußte ich von meinen „Excursions, Adventures und Field-Sports“ aus dem Innern erzählen, was ihnen große Unterhaltung zu gewähren schien, da sie selbst von dem großen Lande nichts als die Hauptstadt und deren nächste Umgebung gesehen hatten. Hierauf lieferte bis Sonnenuntergang der Flügel eine angenehme Unterhaltung, indem die jungen Damen beide eine volle und reine Stimme besaßen und mit eben so großer Anmuth und Kunstfertigkeit einige Singweisen vortrugen. Es ist ein großer Abstand zwischen der feingebildeten Brittin und der halbverwahrlosten Brasilierin! Dort entfaltet sich ein reiches, blüthenduftendes Geistesleben, das vom immersprudelnden Born wahrer Bildung getränkt wird — hier ein für das Große und Schöne zwar nicht unempfänglicher, aber mit mancherlei Schling- und Wucherpflanzen üppig überwachsener Boden.

Bei Sonnenuntergang streiften wir durch die Gartenanlagen und begaben uns auf eine Anhöhe, wo wir unter einer Gruppe hoher Palmen Platz nahmen. Es war einer von jenen Tagen, an denen alles Glanz und Gold und Festlichkeit in der Natur ist. Die Gegend lag nach mehreren Seiten hin wie ein großes, reizendes, von dem Purpur der scheidenden Sonne übergossenes Gemälde offen da. Zur einen Seite prangte die große, in ihrer Unregelmäßigkeit erbaute Hauptstadt, als endlos erscheinend, aus deren Mitte die vielen mit Kirchen, Klöstern und Forts gekrönten Hügel hervorragten, auf der andern Seite erblickte man Ponto Caju mit einem kaiserlichen Belvedere und Gartenanlagen am blauen Spiegel der Bai, deren breites Bassin von einem Kranz bewaldeter Berge eingefaßt und endlich von den wunderbar geformten und höher steigenden Massen der Gebirge des Innern begränzt wird. Zur Rechten zieht sich die belebte nach den Minas führende Straße durch eine ziemlich bevölkerte, weite Ebene hin, während in der nächsten Umgebung zahlreiche, von niedlichen Gartenanlagen eingeschlossene Landhäuser zerstreut liegen. Für den Erdenwaller gibt es vielleicht wenig reinere Genüsse als der ist, im Anschauen einer so reizgeschmückten Gegend zu schwelgen. Ein ewiger Frühling und Sommer haben ihren Blüthenteppich über das Land ausgebreitet, den die Stürme des rauhen Nordens nimmer berühren, und der nur von den Gluthen der tropischen Sonne geküßt, auf kurze Zeit erbleicht, um sodann in verjüngter Jugendfrische zu prangen. Die Natur hüllt sich hier nicht in das Leichentuch des Winters, sondern sie streut mit freigebiger Hand die Gaben aus dem reichen Füllhorn Vertumnus auf die immer sprossenden Fluren.

Der folgende Tag war ein Sonntag und gegen Mittag fanden sich Gäste ein, Engländer, Deutsche und eine portugiesische Familie, so daß die Tafel zahlreich besetzt war. Die Stimmung war heiter und ungezwungen, und nach Tische vergnügten sich die Tanzlustigen im Salon, während die Verehrer des Bacchus nach englischer Sitte am Tische ausharrten und die Gläser lustig erklingen ließen. Am Abend war der Garten durch farbige Lampen erleuchtet, und da sie zwischen blühenden Bäumen und Stauden aufgestellt waren, so gewährte diese Erleuchtung einen überaus reizenden Anblick. Die Gesellschaft hatte sich in kleine Gruppen vertheilt, die theils lustwandelten, theils in den Lauben und an Ruheplätzen sich niedergelassen hatten. Kurz, das Ganze bot eine heitere Scene von Frohsinn dar, wie sie dem Reisenden, wenn er nicht Bekanntschaft hat, selten erschlossen wird. Die meisten Gäste ritten oder fuhren erst spät weg, die Lampen erloschen eine nach der andern, und nur die ewigen am heitern tiefblauen Himmelsgewölbe flammten ihr Licht auf das Treiben des Menschen, „des flüchtigen Sohnes der Stunde,“ herab.

Theodor Bösche.

Miscellen.

Unterstützung der Forschungen Layards. Man hat in England eine Subscription in Umlauf gebracht, um einen „Ninivehfonds“ zu schaffen, und Hrn. Layard in den Stand zu setzen, seine Forschungen in Assyrien, Babylonien u. s. w. noch weiter fortzuführen. Die von der brittischen Regierung ihm zur Verfügung gestellten Fonds sind bereits erschöpft, und mehrere neue Ausgrabungen zu Nimrud und Nebbi Junas, welche zu wichtigen historischen Entdeckungen zu führen versprachen, sind, so weit Großbritannien dabei betheiligt ist, für jetzt aufgegeben. Hr. Layard soll nach Babylonien gegangen seyn, um die verschiedenen alten Localitäten, welche über dieß weite Land zerstreut sind, zu untersuchen, und die zu Ausgrabungen günstigsten Stellen zu ermitteln. Er wolle die nächsten sechs Monate zu diesem besondern Zweck verwenden, und die dazu nöthigen Kosten inzwischen aus eigenen Mitteln aufbringen. Bereits sind von sieben Personen etwa 600 Pfund unterschrieben, und man hofft ein Erkleckliches zu Stande zu bringen. (Athen. 1 Februar.)

Die Dampfschifffahrtsverbindung mit Australien und Neuseeland soll jetzt nach einer vom Athen. (1 Februar) aus dem Liverpool Albion citirten Mittheilung entschieden seyn, und diese Entscheidung enthielte einen merkwürdigen Umstand. Die Peninsular and Oriental Company konnte mit dem Lloyd nicht auf dem Wege von Alexandrien aus concurriren, und setzte deßhalb ihre Fahrt von Alexandrien nach England nur zu wenigen Pfunden an (s. Nr. 311 v. vor. J.), konnte aber deßhalb, weil sie die Fahrt von Calcutta oder Colombo sehr hoch ansetzen mußte, nicht mit den Dampfern der ostindischen Compagnie von Bombay aus concurriren, und verlangte die Unterdrückung dieses Etablissements, das Millionen gekostet hat. Nach der obigen Mittheilung wäre diese Unterdrückung jetzt entschieden, was für die ostindische Regierung eine neue große Last wäre.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33. 7 Februar 1851.

Der Jägerzauber unter den Zigeunern und den Indianern in Guiana.[1]

Auf einem meiner Ausflüge machte ich die Bekanntschaft von Don Felipe Z., dessen Hato sich inmitten einer von Urwald umgebenen Wiesenfläche sich erhob, an denen die Provinz Sevbo so reich ist. Don Felipe war ein geborener Catalonier, und auf seine Abstammung sehr stolz; erst als ich ihn zweimal versichert hatte, daß ich ein jenseits des Oceans geborener Europäer sey, schien sich sein Herz gegen mich zu öffnen, und er erzählte mir manche Abenteuer aus seiner Jugend, die zum mindesten bewiesen, daß er weit umher gewandert sey. Man hätte glauben sollen, er habe einen Theil seines Lebens unter den Gitanos zugebracht, so genau schien er mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt. In seinen Gesprächen erwähnte er der merkwürdigen Gabe einiger Zigeuner-Jäger, das unbändigste Wild seiner Heimathprovinz durch Zauber zu fesseln, selbst der Wolf werde durch die Augen des kundigen Jägers bezwungen, Rehe und anderes Wild müßten sie bis vor die Gewehrmündung zu bringen, und sie besäßen einige Kräuter, mit denen sie die wilden Thiere aus ihrem Versteck hervorlockten, oder ihre Hunde durch Einreiben mit dem Saft in Stand setzten ihre Spur zu finden.

Diese Erzählungen erinnerten mich an die Jägerkunst der Indianer von Guiana. Ich befand mich im Jahre 1836 mit einem mir befreundeten Officier auf einer der großen Savannen am Rupununy in der Nähe des schönen Cataracts von Cutatarua. Die Grasebene erstreckte sich südwärts bis zu den hohen Bergen von Vindana und Ussari, gegen Westen verlor sie sich am Horizont, aber etwa 2 Meilen von unserm Lager stieg ein vereinzelter Hügel empor, von dessen Spitze wir eine schöne Aussicht zu erhalten hofften. Besonders wünschten wir dort den Sonnenuntergang zu sehen. Mein Freund nahm sein doppelläufiges Gewehr, ich selbst versah mich mit Compaß und Notizenbuch, und bald genossen wir das prachtvolle Schauspiel, wie der Feuerball in sein Grasbett hinabsank. Eine kräftige Stimme weckte uns aus unsern Träumereien: es war ein schlanker Macusi mit einem ziemlich starken Büschel Haar unter dem Kinn, eine bei den Indianern so seltene Erscheinung, daß wir nicht wenig erstaunten. Er war auf der entgegengesetzten Seite heraufgekommen und richtete unsere Aufmerksamkeit gegen Norden, wo er uns in der Entfernung von etwa 400 Schritten ein Reh mit seinem Kalbe zeigte und uns zu verstehen gab, wir möchten ihm die Flinte leihen und er wolle das Thier zu unserm Abendessen schießen. Obwohl wir ihn nicht kannten, nahm doch mein Freund keinen Anstand ihm das Gewehr zu überlassen, unterrichtete ihn im Gebrauch der Zündhütchen, die damals bei den Indianern noch wenig bekannt waren, und er verließ uns mit dem Ausdruck der Zuversicht auf den Erfolg in seinem Gesicht. Wir folgten seinen Bewegungen mit großem Interesse. Vorsichtig schlich er heran, dem Wind entgegen, der das hohe Gras wellengleich in Bewegung setzte, bis er dem Thier auf etwa 50 Fuß nahe gekommen war. Dieß begann nun Zeichen von Unruhe von sich zu geben, hörte zuweilen auf zu fressen, hob den Kopf, stampfte mit den Füßen, und schnüffelte die Luft ein. Beim ersten Zeichen dieser Unruhe warf sich unser Macusi auf den Boden und blieb regungslos liegen, bis der Verdacht des Thieres eingeschläfert war, und es wieder zu fressen begann. Das Kalb hatte die Furcht der Alten in keiner Weise getheilt.

Sobald der Macusi auf 20 Fuß von dem Reh herangekommen war, stand er keck auf, und blieb regungslos stehen, wie eine Bronzestatue. Das Reh und sein Kalb, erschreckt durch die Erscheinung, schauten eine Weile hin, wandten sich dann plötzlich um, als wollten sie in der entgegengesetzten Richtung davon fliehen, aber zu unserm großen Erstaunen hielten sie an, schauten nochmals hin, näherten sich dann dem Indianer in leichtem Trabe, und umkreisten ihn immer enger. Als sie noch 10 Fuß von dem Macusi entfernt waren, sahen wir ihn das Gewehr an die Schulter heben und zielen. Wir erwarteten in großer Aufregung, daß er endlich abdrücke, das geschah aber nicht; das Reh lief wie verzaubert um den Indianer herum, der das Gewehr wieder an die Schulter nahm, endlich es aber absetzte und auf den Boden stellte. Das Reh mit dem Jungen sprang jetzt, wie von dem Zauber befreit, pfeilschnell über die Savannen davon.

Jetzt erst fiel meinem Freunde ein, daß er dem Indianer nicht gezeigt hatte, wie er die zur Verhütung von Unfällen angebrachte Feder, um den Hahn halb gespannt zu halten, zurückschieben müsse. Der Macusi kam und sagte mit verdrießlichem Gesicht, daß des weißen Mannes Gewehr nichts tauge. Als wir ihm die Ursache seines Unsterns gezeigt hatten, lächelte er und sagte, bis wir unser Lager erreichten, würde er auch mit einem Reh dort seyn. Er hielt Wort, denn wie wir unser Zelt betraten, sahen wir ihn auch auf der andern Seite mit einem Reh auf seinem Rücken kommen.

Dieser Erfolg und was wir gesehen hatten, fiel uns als sehr merkwürdig auf, und auf nähere Nachfragen erfuhren wir, daß der Macusi unter seinem Stamm wegen seiner Kenntniß aller Arten von Zauber, um das Wild herbeizulocken, berühmt sey. Man versicherte uns, er könne das Wild bis vor die Mündung

[1] Aus einem R. H. S. unterzeichneten Schreiben im Athenäum vom 18 Januar.

seines Gewehres oder die Spitze seines Pfeiles bringen, was uns freilich sehr zweifelhaft vorkam. Wir waren bei dem Falle, den wir selbst mit angesehen hatten, zu ferne gewesen, um zu hören, ob er irgend einen Ruf ähnlich dem des Thiers ausgestoßen habe, ich bemerkte aber deutlich, daß das Kalb zwar dem Lauf der Mutter rund um den Indianer herum folgte, doch aber immer etwas weiter davon entfernt blieb. Der Macusi wollte natürlich uns seinen Zauber nicht mittheilen; auch fand ich in der Folge andere, die in dieser Kunst eben so geschickt als er waren, aber eben so wenig ihr Geheimniß mittheilen wollten.

Die großen Jäger unter den Indianern ziehen in der Nähe ihrer Häuser gewisse Kräuter, mit deren Saft sie sich einreiben, nachdem sie an ihren Armen und an ihrem Körper mit einem Bergkrystall oder einem Rasiermesser verschiedene Einschnitte gemacht haben. Die Hunde werden ähnlichen Operationen unterworfen. Die zu diesem Zwecke hauptsächlich verwendeten Kräuter gehörten zur Ordnung der Araden (Aralien?) und Orontiaceen. Man nennt die Pflanzen, die den Zauber mittheilen, Murani, und setzt davor das Thier, welches durch die Pflanze angezogen wird; das wilde Schwein heißt Paira, und die Pflanze, womit man es anlockt, Paira Murani. Einige Jäger brauchen ein noch schmerzhafteres Mittel, um sich für die Jagd stark zu machen: statt der Krystalle, um Einschnitte zu machen, nehmen sie lebende Scorpionen, und lassen sich an Arm und Brust stechen.

Die Aehnlichkeit der Zauberkünste unter den Zigeunerjägern und den Indianern Guiana's ist eine höchst auffallende Erscheinung.

Konstantinopel.

2. Der Bosporus. — Die Frauen. — Scenerie der asiatischen Thäler ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es war spät am Tage, als wir zu Therapia ankamen, und die Schönheit der Scene wurde unbeschreiblich erhöht durch den Untergang der Sonne, welche einige Zeit zuvor durch die bewaldeten Berge verdeckt gewesen war. Die Ruinen schienen auf dem Gipfel ihrer Felsen wie flammende Feuer zu glänzen, der weiße Marmor der Brunnen war mit einem zarten Rosenschimmer übergossen gleich den Schneebergen, welche hie und da eine Wendung des Bosporus enthüllte. Alles wurde zugleich deutlicher und glänzender, die Ufer schienen einander näher zu rücken, die Dörfer an jedem Vorgebirg erglänzten im Licht, und manches dunkle Thal, das sich an der Meerenge landeinwärts wand, schien sich mit rothem Schimmer zu füllen, eine Folge entweder der üppigen Vegetation, oder eines schiefen Strahls, der von irgend einem uns unsichtbaren Punkte zurückgeworfen zwischen die Felsen hineinfiel. Der Raum zwischen den Gehölzen sah finster aus, wie eine Höhle, während die vordersten Stämme in röthlichem Lichte erglühten.

Wir brachten die Nacht zu Therapia zu, einem Dorf etwa halbwegs zwischen Konstantinopel und dem schwarzen Meer im schönsten Theile des Bosporus, und darum vielfach besucht von den Botschaftern, die meistens hier Wohnungen haben, so wie von den reichen Türken und Griechen. Gegenüber liegen die Schiffe vieler Nationen vor Anker, und nicht selten verwickelt sich eines bei der Hinauf- oder Hinabfahrt mit seinem Segelwerk in dem Gitterwerk der Häuser, oder ein Bugspriet rennt geradezu in einen überhangenden Harem, wahrscheinlich zum Schrecken und zur Belustigung der Inwohnerinnen, die indeß nie einen so unceremoniösen Besuch zur Flucht zu benützen versuchten. Jenseits Therapia sind viele interessante Orte, darunter einer, der eine historische Berühmtheit hat. Es ist dieß eine weite, von hohen Bergen umgebene Fläche, in deren Mitte ein Kreis von ungeheuren Platanen steht, deren Stämme so eng neben einander stehen, daß sie fast Einen Baum zu bilden scheinen. Unter ihrem Schatten soll Peter der Einsiedler den Kreuzzug gepredigt haben. Zu Therapia setzten wir über das Wasser und ruderten den ganzen Tag zwischen den Bergen und Thälern Asiens herum. Wir begannen damit einen steilen Berg, bekannt unter dem Namen des Riesenbergs, hinanzuklimmen, denn von hier aus hat man eine Aussicht auf die fernen Gebirge, so wie auf fast alle die Windungen des Bosporus. Seine breite flache Höhe ist besetzt mit Eichen, hohen Ulmen und einem üppigen Unterholz von Hollunder. In der Mitte des Kreises ist ein grüner Raum von weichem, seidenartigem Gras, schwellend wie ein Kissen, und auf diesem lagen wir lange Zeit ausgestreckt, im Genuß der köstlichen Aussicht.

Als wir unsern Weg weiter fortsetzten, stießen wir auf einer Anhöhe auf ein altes genuesisches Schloß. Von hier aus hat man einen Ueberblick über das schwarze Meer, das der griechische Seefahrer neben dem sonnenbeglänzten ägäischen so verabscheute. Finster wie sein Name dehnte es sich weit hin in die Ferne, und ich mag wohl glauben, was man sagt, daß es die Werkstätte aller der Stürme ist, die das Marmora- und den östlichen Theil des Mittelmeeres heimsuchen. An seinem Ende, gerade dem Eingang in den Bosporus gegenüber, stehen die cyaneischen Felsen, die weit berühmten Symplegaden. Auf dem höchsten Theil des Felsens ist ein Altar von parischem Marmor, von dessen Errichtung jedoch selbst die Sage nichts weiß.

Auf dem Rückweg hielten wir uns nicht an die Mündungen des Bosporus, sondern drangen mehr ins Innere, kamen durch manches tiefe Thal, und hielten oft an, um irgend eine neue Bergform zu bewundern, die durch eine eigenthümliche, die Scenerie Asiens auszeichnende Großartigkeit, Stille und Ueppigkeit sich bemerklich machen. Wenn die Aehnlichkeit dieser riesigen Thäler manchmal monoton erscheinen mag, so machen sie dagegen den Eindruck eines unbeschreiblichen Friedens. Das schönste dieser Thäler liegt fast gerade Therapia gegenüber und heißt das asiatische „Thal des süßen Wassers.“ Dieß ist der Lieblingsort, nach dem sich die Reichen begeben, besonders am Freitag; hieher strömen alle die Schönheiten von Konstantinopel, nicht nur die Frauen der Begs, Emirs und Paschas, sondern selbst die Sultaninen. Ueber das kurze Gras rollen ihre von Gold glänzenden und von sammetnen oder seidenen Vorhängen beschatteten Wagen langsam und geräuschlos von weißen Ochsen, doch auch zuweilen von Pferden gezogen dahin, während das dunkle, leidenschaftlich glühende Auge von dem rothen Seidenkissen aus, auf dem die blasse Wange ruht, die Vorübergehenden anblickt. Durch die Ebene zieht ein klarer Bach, der in den Bosporus fällt, und an dessen Ufer stattliche, 30′ bis 40′ im Umfang haltende und fast architektonisch geordnete Platanen sich emporthürmen. Unter diesen Baumgruppen werden die persischen Teppiche, sowie mancher Kaschmirshawl und Purpurmantel ausgebreitet, und darauf lagern in festlichen Gesellschaften die Wanderer, rauchen ihre Pfeifen, trinken Scherbet, schauen einem Gaukler zu, oder horchen auf einen jüdischen, griechischen oder walachischen Sänger, manchmal auch auf einen persischen oder arabischen Erzähler, dessen endlose Geschichten nur zuweilen durch ein herzliches Lachen unterbrochen werden. Von Gruppe zu Gruppe gehen den Tag über der Negersklave, der Wasser aus der Quelle in einem silbernen Kruge hält,

der mit Körben voll Früchte und Scherbet beladene Zuckerbäbäcker, und — das Seltsamste von allen — der fränkische Fremdling, der forschend seine Blicke umherwirft und sich nicht recht behaglich findet.

In diesem abgeschlossenen Thale und in seiner Nähe findet sich mancher interessante Gegenstand. Nicht ferne vom Bosporus und inmitten prächtiger Bäume steht der Brunnen von Guiuk-Sui, der dem District seinen orientalischen Namen gibt. Er ist aus weißem Marmor aufgeführt, und reich mit Arabesken geziert. Der Sultan hat hier einen seiner 57 am Bosporus liegenden Paläste, denn seit Jahrhunderten haben die Beherrscher der Gläubigen dieß Thal, namentlich im Sommer, zu einem Lieblingsaufenthalt gemacht. Hier sitzen sie in ihren Staatsgewändern und werden von ihren Unterthanen angestaunt, rauchen die mit Bernstein besetzte Pfeife, und trinken ihren kältesten Scherbet.

Hart am asiatischen Thal des süßen Wassers erhebt sich Anadoli Hissar, eines der berühmten „Schlösser Europa's und Asiens." In spätern Zeiten wurde es als das Gefängniß der Bostandschis (der Leibwache) benützt, die manchmal etwas schnell aus dem Gefängniß in den Bosporus wanderten. Auf der entgegengesetzten Seite der Meerenge ist Rumili Hissar, das europäische Schloß, dessen Grundmauern die Buchstaben des Namens des Propheten bilden sollen. Dieß Schloß war das Gefängniß der Janitscharen. Einer seiner bedeutendsten Theile trägt den ominösen Namen des Bluthurms. Hier wurden die Häupter der Janitscharen, wenn man sie einer Verschwörung verdächtigte, insgeheim hingerichtet, damit die Treue des Corps nicht wankend werde; die Leichen wurden dann durch einen unterirdischen Gang nach dem unter den Mauern dahin strömenden Wasser gebracht. Wenn man erwägt, welche Unzahl Menschen in den Wellen des Bosporus ihre letzten Seufzer verhauchten, so erstaunt man nicht über den herrschenden Aberglauben, daß die Menge Seevögel, die um die Meerenge manchmal in solcher Menge herfliegen, daß sie die Luft verdunkeln, die Seelen der Abgeschiedenen seyen, die sich noch im Stande der Büßung befinden. An der Stelle dieses Schlosses erbaute Darius die Schiffbrücke, durch die er die beiden Continente verband.

Weit interessanter ist indeß das Dorf Candalie, das die Sage, mit Recht oder Unrecht, mit der Geschichte der Europa in Verbindung gebracht hat. Die, welche nicht an den Stier glauben, der dem Bosporus den Namen gegeben habe, mögen immerhin annehmen, daß Europa einst einen Freier, der seine Augen zu der Tochter Asias erhob, auf dem Wege über das Wasser folgte. Wie verschieden ist diese poetische Legende, welche die Verbindung zwischen Asien und Europa feiert, von der erhabenen Wahrheit, die in der Zuversicht und Wissenschaft liegt, welche die Barke des großen europäischen Entdeckers nach einem neuen Continent jenseits eines gefahrvollen Meeres trieb. Der Contrast zwischen der artistischen Liebesdichtung und dem heroischen Sieg des Wissens wirft ein Licht auf den widersprechenden Geist, der das alte Hellenenthum beseelte und das neue Europa leitet. Was sich noch großes ergeben mag aus der vereinten Kraft Europa's und Amerika's, wissen wir nicht, aber wir wissen, daß wir der im Raub der Europa symbolisch dargestellten Verbindung Asiens und Europa's fast alles denken, was wir Hohes und Edles besitzen. In Griechenland traf der Einfluß des Orients und Occidents zuerst zusammen, und aus dem Zusammenstoß dieser zwei mächtigen Fluthen stieg der menschliche Geist zu einer früher nie gekannten Höhe. Was gibt es Tiefsinniges und Großes unter uns, das sich nicht auf ein orientalisches Element zurückführen ließe. Alle unsere Künste, so weit sie hellenischen Ursprungs sind, ruhen auf einer asiatischen Grundlage, alle unsere moralischen und metaphysischen Systeme sind nur neue Anwendungen alter orientalischer Philosophie. Die Bibel ist von Anfang bis zu Ende von Asiaten geschrieben, die ältern Concilien waren alle asiatisch, die Glaubensformeln und die leitenden Grundsätze des Kirchenregiments kamen aus dem Orient zu uns.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitän Ruperto Castaños.

2. Guadalarara.

Guadalarara ist die Hauptstadt des Staates Jalisco. An der Gränze zwischen der kalten und der warmen Zone gelegen, hat diese Stadt etwas von den Eigenthümlichkeiten beider. Unter einem stets klaren Himmel durch zahlreiche Gärten erheitert, unterliegt sie bisweilen dem Einfluß der eisigen Winde, welche von den nahen Gebirgen herwehen. Der Cerro del Sol, ein erloschener Vulcan, der Pic von Tequila, und hinter diesen finsteren Bergen eine abgerissene Hügelreihe, welche den Rio Tolotetlan einfaßt, dieß ist der dunkle Rahmen, welcher gegen Norden die Stadt Guadalarara umzieht. Diese Höhen sind mit Tannen und immergrünen Eichen bedeckt. An den Ufern des Tolototlan indeß kündet sich eine andere Region an und schon wehen mildere Lüfte. Es ist die Tierra Caliente in die man eintritt. Den Eichen und Tannen folgen Citronen und Bananen. Der dürre Sand weicht Zuckerpflanzungen, die von zahlreichen Bächen bewässert werden. Der innere Anblick von Guadalarara ist einer der lachendsten. Jedes Haus hat seine Huerta (Obstgarten), und in all diesen Gärten entfaltet sich der üppigste Pflanzenwuchs. Guadalarara ist nicht nur eine malerische, es ist auch eine gewerbreiche Stadt, die zweite der Republik, gleich Lyon in Frankreich, mit dem es noch eine weitere Aehnlichkeit besitzt, indem hier vorzugsweise der Herd politischer Leidenschaften sich entzündet.

Nach dem was ihr mir von euren Angelegenheiten erzählt habt, sagte Don Ruperto, als wir der Stadt näher kamen, müßt ihr hier mindestens eine Woche verweilen, um die Ankunft eurer Maulthiere zu erwarten. Auch ich muß einige Tage in dieser Stadt zubringen, und so fügt sich alles ganz herrlich. Ich werde euch in ein Meson führen, dessen Huesped mein Freund ist, und auf meine Empfehlung werdet ihr der Gegenstand ganz besonderer Zuvorkommenheit seyn. Ihr dürft nur den Wunsch äußern, so wird man alsbald der Ausstattung eures Gemachs eine hölzerne Bank hinzufügen, was hier zu Lande ein ungewohnter Luxus ist. Sodann findet in ein paar Tagen das Fest der Jungfrau von Zapopam statt, und ich werde euch in eurer Herberge abholen, um euch diese Festlichkeit zu zeigen. Indeß werde ich bei einem Freunde wohnen und bedaure euch keine andere Gastlichkeit anbieten zu können, als die einer öffentlichen Posada.

Während der Capitän mir diese Anweisungen gab, waren wir an die Barriere oder Garita gelangt. Ein Officier trat heraus, und machte uns ein Zeichen zu halten.

Vergebung, Señores, sagte er; allein gewisse Polizeibefehle nöthigen mich euch einem Verhör zu unterwerfen. Ich wünschte daher zu erfahren woher ihr kommt, und wo ihr in dieser Stadt absteigen werdet.

Mein Neffe und ich, sagte der Capitän, indem er auf den jungen Mann wies, haben diesen Morgen die Ebene von Calderon verlassen. In einem der Jacales haben wir mit diesem fremden Cavalier dort gefrühstückt.

Der Capitän erinnerte sich in diesem Augenblick nur allzuwohl des Versprechens, das ich ihm gegeben hatte, seinen Angaben nicht zu widersprechen. Ich hielt es überdieß für unnütz und vielleicht sogar für unklug, ihn Lügen zu strafen; deßhalb war ich ganz still. In meiner Eigenschaft als Fremder flößte ich dem mexicanischen Officier ein Zutrauen ein, das ihn bestimmte, seine erste Frage nicht zu wiederholen. Er begnügte sich hinzuzusetzen: Und wo steigt ihr ab in der Stadt?

Der Veteran murmelte einen Namen zwischen den Zähnen, welchen ich nicht verstand, allein der Officier schien mit der Antwort zufrieden, und nachdem er uns höflich gegrüßt hatte, gab er uns ein Zeichen, daß wir passiren könnten. Während dieses kurzen Verhörs hatte Ruperto's Neffe eine gleichgültige Haltung gezeigt. Als es uns endlich frei stand uns zu entfernen, gaben wir unsern Pferden die Sporen, und gelangten bald in den Mittelpunkt der Stadt. Der Augenblick uns zu trennen war da, und Castaños zeigte mir die Straße, durch welche ich nach meiner Posada kommen konnte.

Auf Wiedersehen, sagte er; mein Neffe und ich werden den Dienst nicht vergessen, den ihr uns erwiesen habt.

Dieser warme Dank überraschte mich sehr, aber ohne mich weiter um dessen Sinn zu kümmern, wandte ich mich alsbald nach dem Meson, den man mir bezeichnet hatte. Nach einem einfachen, aber in Vergleich zu dem Abendessen der vorigen Nacht wohlschmeckenden Mahle fragte ich nach dem Wege zur Alameda, der ich zuschlenderte.

Die Alameda von Guadalaxara würde der von Mexico sehr ähnlich seyn, wenn man Spaziergänger dort träfe. Beinahe ganz allein unter dem Schatten prächtiger Eschen, welche die Wege einfassen, ließ ich meine Blicke über die fernen abgerissenen Gipfel der Cordilleren hinschweifen, welche die Stadt beherrschen und die ich übersteigen mußte, um nach Tepic und San-Blas zu gelangen. Ich gestehe, daß ich mich sehr langweilte, bis durch dichtes Jasmingebüsch ein wirres Geräusch von Stimmen an mein Ohr drang. Indem ich die Zweige zurückbog, erblickte ich auf einer Bank sitzend drei Männer, gekleidet wie die Reiter, die ich am vorigen Abend getroffen hatte.

Höre, sagte einer derselben, du weißt, daß ich dein Freund bin....

Laß das! unterbrach ihn ein anderer Dragoner, dessen Stimme ich zu kennen glaubte, ich glaube nicht mehr an Freundschaft, weißt du; Albino hat mir sie für immer entleidet. Dieser Bursche weiß, daß, wenn er sich von mir fangen ließe, er zu meiner Beförderung beitragen würde; demungeachtet weicht er mir beharrlich aus, so gut er es vermag. Früher oder später wird er doch gehängt; wäre es daher nicht besser, wenn ein Freund ihm diesen Liebesdienst erwiese? Er könnte doch mit dem Bewußtseyn sterben, aus mir einen Alferez gemacht zu haben.... Ach, fuhr der Cabo fort — denn kein anderer war es — solche Freunde sind keinen Tlaco werth!

Und wo hast du denn Albino aufgesucht? fragte einer seiner Gefährten.

Zuerst in der Barranca del Salto, dann zu Zapotlanejo, er hatte letztern Ort eben verlassen, als ich hinkam.

Das will ich wohl glauben, denn man sagte mir, daß man ihn gestern am hellen Tage in Guadalaxara einziehen sah.

In der That! rief der Brigadier; dann eile ich ihm sein schmähliches Betragen vorzuhalten, denn ich weiß ungefähr wo ich ihn treffe.

Mit diesen Worten stand der Unterofficier mit der ganzen Hast eines Spielers auf, der hofft die Hand auf einen Trumpf zu legen. Bald war er am Ende des Baumgangs und außer dem Gesicht seiner Cameraden.

Unser Cabo ist eine feine Spürnase, sagte nach einigem Schweigen einer der beiden Dragoner, welche der Brigadier so eilig verlassen hatte. Und daß er noch sagt, er dürfe nur dem Gouverneur den Kopf dieses Bösewichts von Albino überreichen, um die Epauletten eines Alferez zu erhalten! In diesem Augenblick glaubte ich am Ende der Allee meinen Reisegefährten Don Ruperto zu erblicken, und verzichtete darauf die weitere Folge dieses Gesprächs zu hören, ungeachtet der anziehenden Einzelheiten, die es mir über militärische Sitten in Mexico verhieß. Es war in der That Don Ruperto, der mir entgegenkam; er hatte sich nach meinem Meson begeben, wo der Wirth ihm gesagt hatte, ich müsse auf der Alameda seyn.

Ich suchte euch, sagte der Veteran, weil mein Neffe eines dringenden Geschäftes wegen Guadalaxara diese Nacht noch verlassen muß; es wäre ihm äußerst leid wegzugehen, ohne das Vergnügen gehabt zu haben, euch ein Abendessen anzubieten, zum Dank für den Dienst, den ihr ihm erwiesen habt, und als Entschädigung für die lederne Henne, die er euch zu Calderon allein essen lassen mußte.

So hab ich euch denn wirklich beiden einen Dienst gethan?

Meinem Neffen eher als mir.

Und ihr könnt mir nicht sagen, welcher Art er war?

Mein Neffe wird euch in dieser Beziehung diesen Abend weitläufigere Erklärungen geben. Auch ist es mehr sein Geheimniß als das meinige; ich muß es daher ihm überlassen, was er sagen oder verschweigen will.

Alles das wurde in einem Tone vorgebracht, der meine Neugier im höchsten Grad steigerte. Wer war dieser junge Mann, der mich, ohne mich zu kennen, zum Mitschuldigen einer Lüge machte, deren Wichtigkeit ich vergeblich zu ermessen suchte? Wer war dieser Veteran aus dem Freiheitskriege, der mir für diese Mitschuld eine so warme Dankbarkeit zeigte? Ich begann zu bereuen, diese etwas verdächtigen Leute als Reisegefährten angenommen zu haben; aber es war keine Zeit mehr mich loszumachen, und Ruperto Castaños behandelte mich schon wie einen alten Freund. Er hatte vertraulich seinen Arm in den meinen gelegt, und halb zaudernd, halb neugierig ließ ich mich aus der Alameda wegführen nach dem Hause wo wir zu Nacht essen sollten. Ich durchstreifte in Gesellschaft des alten Guerrillero einen guten Theil der Stadt. Die Nacht folgte schon auf die Dämmerung, und als wir auf den Waffenplatz kamen, glänzte der Mond an dem reinsten durchsichtigsten Himmel. Der ungeheure, von weißen Lichtern übergossene Platz glich einem Silbermeer, aus welchem da und dort die bebenden Schatten der großen Eschen in phantastischen Bildern aufstiegen. Schüchterne Liebespaare flüsterten unter den Bäumen, und dieses Liebesgeflüster mischte sich mit dem Geplätscher eines Springbrunnens, dessen Wassergarbe im Mittelpunkt des Platzes eine Lichtsäule bildete. Die Blumendüfte der Gärten durchdrangen die Luft. Ich hätte gerne diese klare Nacht damit zugebracht, in der Stadt umherzugehen, um nach Lust dieses nächtliche Leben der spanischen Städte in der neuen Welt, das so voll Reiz ist, in seinen romantischen Mysterien zu belauschen; aber mein Gefährte hielt viel darauf die Stunde des Nachtessens nicht zu versäumen, und anstatt unter den schönen Eschen auf dem großen Platze zu verweilen, schritten wir eilig weiter und gelangten bald vor ein niedriges, aber, wie die meisten der Stadt, freundlich aussehendes Haus. Von dem Vorplatz der Einfahrt, welche sich auf den Ruf des Capitäns öffnete, traten wir in einen viereckigen, von bedeckten Galerien umgebenen Hofraum. Eine Reihe Granatbäume war gleichlaufend mit diesen, deren Pilaster unter einem grünen Gehänge von Schlingpflanzen fast verborgen waren. Von hier aus hätte ich Ruperto's Führung nicht bedurft, um in den Festsaal zu gelangen; lärmende Stimmen und das Geklimper einer Guitarre gaben mir hinlänglich den Weg an.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Seeräuber. Das Seeräuberunwesen scheint in den chinesischen Meeren um sich zu greifen. In neuester Zeit ist ein Opiumschiff verschwunden, das von Seeräubern genommen worden seyn muß, denn man hat in Erfahrung gebracht, daß von Seeräubern im Norden China's 1500 Opiumkisten (ein Werth von etwa 180,000 Pfd. St.) verkauft worden. Jetzt hat nach einer Mittheilung in der Revue de l'Orient (Januar) die Marineverwaltung in Frankreich ein Circular an die nach China handelnden Rheder erlassen, und sie ermahnt auf ihrer Hut zu seyn, da kürzlich erst die Mannschaft des Schiffes Albert von Chinesen, die sich unter Vorgeben sich nach Peru begeben zu wollen auf demselben eingeschifft, angefallen und ermordet worden sey. Die Revue de l'Orient knüpft daran die Mahnung, daß Schiffe, die sich in so unsichere Meere begeben wollten, sich nicht mehr allein auf Kriegsschiffe ihrer Nation verlassen, sondern selbst mit Kanonen und den nöthigen Handwaffen ausrüsten sollten, um nöthigenfalls den Seeräubern Widerstand zu leisten. Zwar seyen kürzlich drei französischen Kriegsfahrzeuge nach jenem Meere abgegangen, allein es sey unmöglich, daß diese allenthalben dem Unwesen steuern könnten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 34. 8 Februar 1851.

1. Jasmin.

Wir haben in einem frühern Jahrgang (1842. Nr. 338 f.) des provenzalischen Dichters Jaquou Jansemin oder Jacques Jasmin gedacht, und werden durch eine neuere Nachricht im Morning Chronicle (26 Jan.) wieder auf den „letzten Troubadour" aufmerksam gemacht, der trotz aller Auszeichnungen, die er von verschiedenen Seiten her erhalten, noch immer der Barbier und Haarkräusler geblieben ist der er war, und seinen Lebensunterhalt mit diesem seinem Gewerbe verdient, obgleich es nur an ihm läge viel Geld zu gewinnen, wenn er nicht als ächter begeisterter Dichter jede Belohnung für sein ihm von Gott verliehenes Talent verschmähte. Er macht zuweilen Reisen durch das südliche Frankreich, so weit die „Sprache von Oc" erklingt, und hält freie poetische Vorträge, die einen unglaublichen Enthusiasmus erregen. So sagt der Correspondent des Morning Chronicle: „das Entzücken der Bostoner und Neuyorker über Jenny Lind ist schwach und kalt gegen die Triumphe, welche Jasmin feiert. Bei einer kürzlichen Recitation zu Auch rissen die anwesenden Damen ihre Blumen und Federn von den Hüten, flochten daraus Kränze und warfen sie haufenweise auf den vor Bewegung zitternden Minstrel, während die Redacteure der Localblätter am nächsten Morgen in Strömen von schmeichelhaften Epigrammen ihn versicherten, daß, so eine geringe Rolle er auch jetzt spiele, doch kommende Zeitalter die „„Göttlichkeit"" Jasmins anerkennen würden." Wenn man erwägt, daß er in tiefster Armuth aufgewachsen ist (s. Ausland 1842 Nr. 338 f.), so wird man nachstehenden Bericht um so merkwürdiger finden: „Außerordentlicher noch, als diese unbezähmbaren Ausbrüche des Volksenthusiasmus, ist nachfolgender Umstand. Einer der letzten Abende, welchen Jasmin in einer der Pyrenäenstädte gab — ich habe vergessen in welcher — ertrug 2000 Fr., die bis auf den letzten Sou zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurden. Jasmin nimmt nicht einen Liard von dem so gewonnenen Gelde an. Mit einer Art von ritterlichem Gefühl, das vielleicht zu weit getrieben, aber jedenfalls hochherzig ist, weigert er sich die Gaben, welche ihm die Natur verliehen hat, für Geld vor einer Zuhörerschaft zu zeigen. Nach einer ohne Zweifel glänzenden Wanderung durch das südliche Frankreich, wo er zahlreiche Versammlungen in jeder Stadt ergötzte, allenthalben Tausende von Franken in die Armencassen warf, kehrt er zu seinem bescheidenen Gewerb zurück und zu seinem kleinen Laden, wo er durch seine tägliche Arbeit als Barbier und Haarkünstler seinen Unterhalt gewinnt. Man wird wohl allgemein zugeben, daß ein Mann, der einer so wahrhaft heroischen Selbstaufopferung fähig ist, kein gemeiner Poetaster seyn kann. Kaum möchte man ein ähnliches Beispiel vollkommenster Uneigennützigkeit eines solchen Minstrels von Homer bis jetzt irgendwo finden, und die Wahrheit zu sagen, so scheint unter dem reinen Eifer des Enthusiasten eine kleine Färbung von Donquixoterie mit unterzulaufen. Gewiß ist, daß die alten Troubadours, nach deren Muster Jasmin sich gebildet haben will, keineswegs so scrupulös waren. „Geschenke" sind ein sehr häufig vorkommendes Wort in ihrem Wörterbuch."

Jedenfalls ist Jasmin kein gewöhnlicher Mensch, und man kann sich leicht denken, daß er von den geschniegelten französischen Dichtern der Neuzeit nicht viel hält. In der Unterredung mit dem Engländer, wo er Patois und Französisch oft auf eine drollige Art durcheinander mengte, zeigte er sich weit entfernt von einer falschen Bescheidenheit und erklärte, Gott habe nur vier Franzosen zu Dichtern gemacht, Corneille, Lafontaine, Beranger und Jasmin. Er spricht mit außerordentlicher Lebhaftigkeit über den für alle wahre Poesie verderblichen Einfluß der Civilisation auf Sprache und Sitten; wenn noch wahre Inspiration auf der Erde sey, so glühe sie in den Herzen der Menschen, die fern seyen von den Städten, den Salons, dem Lärm und Klatsch der gesellschaftlichen Einflüsse. Besonders energisch sind seine Ausdrücke über das Unpoetische der neuern französischen Sprache.

Jasmin ist ein hübsch und kräftig gebauter Mann, etwa 50 Jahre alt, mit einem großen massiven Kopfe, einer breiten Stirn, welche zwei durchdringende, glänzend schwarze Augen überschattet, und mit Zügen, welche ohne das unaufhörliche Spiel seiner Gesichtsmuskeln plump erscheinen würden.

Konstantinopel.

2. Der Bosporus. — Die Frauen. — Scenerie der asiatischen Thäler. — Die europäischen und asiatischen Schlösser. Die Moscheen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Kein Gebäude in Konstantinopel kommt den Moscheen an Interesse gleich, und alle verdanken den großartigen Charakter dem glücklichen Umstand, daß sie dem Muster folgten, das Justinian in seiner den Tempel Salomo's überstrahlenden Kathedrale aufstellte. Nach fast vierzehn Jahrhunderten erhebt St. Sophia noch ihren Dom, den ersten, der zu solcher Höhe erhoben ward, und sie bleibt so zu sagen die Mutterkirche für jeden von einer Kuppel überragten Tempel in Europa. Zu ihrer Familie gehören St. Markus in Venedig, der prächtige Duomo in Florenz, die Paulskirche in London und St. Peter selbst. Wie viele ihrer Kinder sind vor ihr gestorben, und wie manche wird sie noch

übertrieben! Es ist der dritte Tempel, der auf dieser Stelle steht: die erste St. Sophia, welche Constantin der Große baute, wurde durch ein Erdbeben zerstört, die zweite, von Constantius aufgeführte, wurde in einer der innern Fehden, welche Konstantinopel in dem ersten Theil der Herrschaft Justinians beunruhigten, verbrannt. Das jetzige Gebäude hat wenig äußere Veränderung erlitten, und mag noch das griechische Kreuz in die Lüfte erheben, Jahrhunderte lang, nachdem der Halbmond aufgehört hat, die europäischen Ufer zu höhnen.

Die vergleichsweise flache Bauart der Hauptkuppel nimmt der St. Sophia den Ausdruck des Emporstrebens, der einigen ihrer großen Nachfolgerinnen zukömmt, wer aber an diesem ehrwürdigen Bau wenig zu bewundern fände, würde sich als einen nicht sehr scharfsinnigen und sehr kalten Kritiker zeigen. Sie erhebt sich allerdings nicht so hoch, wie die benachbarte Achmedieh, zeugt aber immer noch von einer achtungswerthen Stärke, obwohl diese eines Schutzes bedarf, wie sie ihn selbst gewährt. Die niedere Kuppel, flach, wie ein tonsurirtes Haupt, stützt sich auf die mächtigen Mauern, die wieder auf andere daneben sich stützen, welche immer an Höhe abnehmen, so daß der obere Theil des Gebäudes einigermaßen den Eindruck einer Pyramide macht. An diese Mauern drängt sich eine Reihenfolge von Halbkuppeln und abschüssigen Dächern, die durch eine endlose Reihe von Strebepfeilern und Bogen mit einander verknüpft sind. Das ganze Gebäude scheint sich auf sich selbst zur Stütze einwärts zu lehnen, und ist gleich einem sinkenden Reiche durch eine Menge von Bändern und Stützen, die aus einander herauswachsen, verbunden. Man betritt St. Sophia, wie jedes andere religiöse Gebäude in Konstantinopel, durch einen großen klosterartigen Hof; dieser ist mit Marmor gepflastert, und auf dieß glänzende Pflaster werfen viele Platanenbäume ihren Schatten. In der Mitte ist ein Marmorbrunnen, bedeckt mit einem achteckigen Dache, das weit darüber vorsteht, und geschützt durch ein eisernes Gitterwerk. In diesem Wasser wäscht sich der Fromme, ehe er das heilige Gebäude betritt, und manche Gruppe breitet hier ihre Teppiche aus, „und raucht ihre Pfeifen, untermischt mit Pilgern aus fernen Landen, und Kaufleuten, die Reliquien, Amulette und viele andere minder würdige Waaren verkaufen.

Wenige Christen konnten bis jetzt das Innere der Sophienkirche im Einzelnen untersuchen; ein Blick von der Thüre aus, ein flüchtiger Ueberblick ist gewöhnlich alles, dessen sich der Reisende rühmen kann. Die Hindernisse einer gemächlichen Betrachtung sind indeß um so weniger zu bedauern, als gerade das Innere des Gebäudes am meisten durch den Wechsel gelitten hat. Ihre Hauptzüge sind noch erhalten, denn die Türken waren keine barbarischen Eroberer: am Tage, wo die Sophienkirche in ihre Hände fiel, wies Mohammed der Zweite einen fanatischen Soldaten, der das Mosaikpflaster aufreißen wollte, mit dem Säbel zurecht. Weiße Tünche hat indeß ihr Bestes gethan, das was sie nicht zerstörte, zu entstellen. Wahrscheinlich hat derjenige, der um die St. Markuskirche wanderte, mehr gesehen, was der Sophienkirche Justinians glich, als der Reisende, der letzteres Gebäude gegenwärtig sieht. Ihre aus Bims- und Backstein bestehende und von 24 Fenstern durchbrochene Kuppel hat 115′ im Durchmesser, und hängt in einer Höhe von 180′ über dem Pflaster; die mächtigen Bogen, die sie stützen, ruhen auf vier massiven Pfeilern und vier Säulen von ägyptischem Granit. Das äußerlich fast viereckige Gebäude, denn es ist 273′ lang und 247′ breit, ist im Innern durch Pfeiler getheilt, so daß ein griechisches Kreuz gebildet wird. Nur der allgemeine Charakter des Baues blieb ungeändert. Wir würden jetzt wahrscheinlich den westlichen Vorplatz, wo die Büßenden ihre demüthige Stelle hatten, vergeblich suchen, eben so das Baptisterium, die prachtvolle Sacristei, die Marmorbalustrade, die das Schiff vom Chor trennte und mit den Thronen des Kaisers und Patriarchen endete, den Altar in der östlichen Apsis, die Sitze der Geistlichkeit umher, die ehernen Galerien und bronzenen Thore, und die zahllosen Mosaiks, kostbaren Steine und Metalle, mit denen der Bilderschrein geziert war.

Die Marmorarten der Hagia Sophia waren die mannichfaltigsten, welche die Welt liefern konnte, denn unter ihren hundert Säulen fanden sich alle Arten, der blasse aus Carystus, der rosenfarbige oder purpurne aus Phrygien, der gesternte Porphyrmarmor aus Aegypten, der grüne aus Laconien, der goldene mauritanische, der schwarze celtische und viele andere; außerdem alle Arten von Agat und Jaspis, welche der Eifer der Privaten oder die Freigebigkeit des Schatzes aus den Steinbrüchen von Kleinasien, den griechischen Inseln und allen unterworfenen Ländern zwischen Persien und Spanien herbeischaffen konnte. Wenige große Kirchen wurden so schnell wie die Hagia Sophia aufgebaut. Unter der Aufsicht des Architekten Anthemius und mit seinen 10,000 Arbeitern, so wie unter der Aufmunterung des Kaisers, der, in eine leinene Tunica gekleidet, das vorrückende Werk in bestimmten Zwischenräumen besuchte, wurde die Kathedrale in weniger als sechs Jahren vollendet.

Nahe bei der Sophienmoschee, zwischen ihr und dem Hippodrom, steht eine der höchsten und reichsten Moscheen, die Achmedieh. Hoch hebt sie ihren stolzen Dom, dessen Curve weit höher als die ihres Nachbars ist, und unterscheidet sich von der Kirche Justinians wie eine Ulme von einer weit sich verbreitenden Eiche. Unter der mittlern Kuppel sind mehrere kleinere und Halbkuppeln. Sie hat nicht weniger als sechs Minarets, jedes von drei Galerien umgeben, von deren einer die helle Stimme des Muezzins die Gläubigen zum Gebete ruft. Jede kaiserliche Moschee hat mindestens 2 Minarets, einige haben 4 und nur die Achmedieh hat sechs. Es ist zu hoffen, daß, wenn je die Russen in den Besitz Konstantinopels kommen, sie nicht diese leichten schönen Bauten niederreißen, die, wie aus einem Buschwerk von Kuppeln sich erhebend, einen eigenthümlich günstigen Eindruck machen. Der Hof der Achmedieh ist von einem gedeckten Gang umgeben, dessen Pfeiler aus vielfarbigem, glücklicherweise nicht weiß angestrichenem Marmor bestehen, und Bogen stützen, über deren jedem eine niedrige Kuppel steht. In der Mitte ist ein sechseckiger Brunnen, dessen Kuppel auf sechs schmalen hohen Bogen ruht, die selbst wieder auf den seltsam verzierten Kapitälern der schlanken Säulen aufliegen; die Schönheit dieser Brunnen wird noch erhöht durch ein goldenes Gitterwerk, das ein schimmerndes Netz auf das dunkle Wasser im Innern wirft. In diesem Hof sieht man unter der bunten Menge wie gewöhnlich den Kaufmann mit seinen Waaren und den Türken mit seiner Pfeife oder manchmal einen ins Gebet versunkenen, mit der Stirne auf dem Pflaster ruhenden Pilger. Hoch über diesen gewölbten Bogengang erhebt sich die mittlere Kuppel. Die Bogengänge der meisten Moscheen sind zahlreich besucht von den freundlichen und furchtlosen Vögeln, die von den Moslems so ehrfurchtsvoll in Schutz genommen werden. In einem derselben ist die Zahl der von der Freigebigkeit der Gläubigen angezogenen Tauben so groß, daß wenn sie von dem Pflaster, auf dem man sie füttert, sich erheben, die Echos des Hofes wie von einem leichten Donnerschlag wiederhallen, und die Luft wie durch einen Sturm erschüttert wird,

während die Zweige der Mandelbäume in dem dunkeln Raum erzittern.

Die Eingänge in die Moscheen gehören zu den malerischen Theilen dieser Gebäude. Zierliche, mit reichem Schnitzwerk geschmückte Dächer wölben sich darüber und in goldenen Wellenlinien erscheinen arabische Inschriften, meist Sätze aus dem Koran, die auf dem dunkelgrünen oder purpurnen Grunde erglänzen, wie liliputische Sternbilder in einem See. Allenthalben in Konstantinopel, über Thoren, Gräbern, Bädern und Palastfronten treten dem Beschauer diese glänzenden Korantexte entgegen, die umher gestreut sind, wie die frommen Bilder in katholischen Kirchen, und aussehen als hätte man die Stadt zu Einem großen Buche machen wollen.

Die Jerik Dschami oder Moschee der Sultanin Walide liegt in der malerischsten Lage, hart an der Fähre zwischen Galata und Stambul, in einer Nachbarschaft, wo neugelandete Reisende, Kaufleute, die ihre Waaren in Augenschein nehmen wollen, und Müßiggänger, die auf dem Markt Neuigkeiten aufzuschnappen suchen, sich unaufhörlich drängen. Aus der Mitte der theils düstern, theils buntscheckigen Gebäude, die hier am Ufer in seltsamer Verwirrung über einander gehäuft sind, erhebt sich ihre heitere strahlende Masse gleich einem reinen Bild in einer verdorbenen Welt; fast unter ihrem Schatten entfaltet das heimwärts segelnde Boot seine Segel über der grünen Welle, vor ihrem Gesichtskreis schießen zahllose Kaiks, diese Arabeerosse der See, über die sonnige Fläche hin. Der eigenthümlichste Zug dieser Moschee ist ihr majestätisches Portal, das aus drei ungeheuern, hohen Bogen besteht, deren Pfeiler auf einer breiten Flucht von Marmorstufen ruhen. Blickt man durch diese Gänge, die wegen ihrer großen Tiefe düster wie eine Grotte sind, so sieht man dunkel die ehernen, mit Perlmutter bieszten Thore. In Einer Linie mit diesen Bogengängen läuft eine Terrasse mit einer Art doppelter Gallerie oben, die aus zwei Reihen von Bogen über einander bestehen. Diese Bogen, welche hauptsächlich die äußere Mauer des Gebäudes bilden, sind von verschiedener Höhe und Größe, die mit einander abwechseln und auf den blumigen Capitälen niedriger Säulen ruhen. Der malerische Effect dieser Façade wird noch erhöht durch die große Nähe zweier ungeheuern Abornbäume, die ihre hohlen Thürme hoch in die Luft erheben, und ihr frisches grünes Blätterdach gegen einen Himmel von glänzendem Blau ausbreiten. Unter der Kuppel ist das Grab der Gründerin.

In einer Beziehung ist die Suleimanieh oder die Moschee Solimans des Großen der imposanteste aller dieser Bauten, da sie die höchste Stelle in Konstantinopel einnimmt. Außer der Mittelkuppel ist sie von zehn andern geringerer Größe und mehreren Halbkuppeln überragt. Sie mißt 234' in der Länge und 227' in der Breite, und ihr innerer Hof ist gleichfalls von ungewöhnlicher Größe. Vor ihrem hohen Portal ist eine Reihe Säulen von ägyptischem Granit, und über denselben läuft eine arabische Inschrift hin, des Inhalts, daß der Herr der Erde, der Beherrscher der Gläubigen, der Eroberer des Orients und Occidents, der zehnte Kaiser der Osmanen, diesen Tempel zum Ruhme Gottes, des Weltenschöpfers, zwischen den Jahren 1550 und 1556 erbaut habe; Soliman bedurfte also eben so viel Jahre als Justinian zur Errichtung der Sophienkirche. Die Suleimanieh hat, wie die meisten andern Moscheen, ihren gewölbten Gang, ihre Minarets, ihre Brunnen, ihre Stiftung (hier ein Irrenhaus) und ihre Mädräseh oder Schule. Solcher Schulen mit zugehörigen Bibliothek zählt man zwölf in Konstantinopel, die Gelehrsamkeit mag aber so ziemlich geschwunden seyn. Das Innere ist stattlich, doch nicht ohne die charakteristische Kälte und Leerheit, welche die Moscheen auszeichnet. Ihre Kuppeln, um deren untern Theil eine Art von Gürtel läuft, der mit zahlreichen, sehr kleinen Fenstern durchbrochen ist, ruhen jede auf 4 mächtigen Bogen. Diese sind in einigen Fällen durch eine Mauer ausgefüllt, die selbst auf kleineren, wiederum auf Säulen gestützten Bogen ruht, und in dem obern Theile von mehreren Reihen abgerundeter Fenster durchbrochen ist. Unter der Hauptkuppel läuft ein Kranz von Messing herum, an dem zahllose farbige Lampen, die Nachts angezündet werden, an Ketten aufgehängt sind. Der Effect ist glänzend, aber eher theatralischer als religiöser Art. Die Pfeiler der Suleimanieh kamen hauptsächlich aus Alexandria Troas. Die Mauern sind mit vergoldeten Inschriften, theils Verse aus dem Koran, theils viele mystische Namen des Schöpfers enthaltend, geziert.

Das sind die bedeutendsten Moscheen in Konstantinopel und die Muster, nach denen die übrigen gebaut wurden. Die meisten sind reich an kostbaren Marmorarten, und viele haben interessante Eigenthümlichkeiten. Die interessanteste für christliche Augen ist die, welche den Namen „Kilise dschamisi“ führt. Sie war ursprünglich eine Kirche von Kaiser Anastasius erbaut, und seufzt jetzt, wie die Sophienkirche, in der Knechtschaft. Durch einen glücklichen Zufall wurden in einer ihrer Kuppeln einige Mosaikbilder erhalten, welche die Kreuzigung und andere ähnliche Gegenstände darstellen. Wie sie dem türkischen Fanatismus entgingen, ist nicht leicht zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein falscher arabischer Prophet.

Die Revue de l'Orient (Januar) berichtet aus Algier nachfolgende Geschichte. Bekanntlich erscheint alle Jahre zu bestimmten Zeiten auf gewissen Punkten Algeriens ein Mann, der sich einen Gesandten Gottes nennt, die arabische Leichtgläubigkeit ausbeutet, und wenn er den mannichfachsten Vortheil daraus gezogen hat, plötzlich wieder verschwindet. Im vorigen Julius suchte ein angeblicher Scherif die Rolle Bu Maza's im Dahra zu spielen, aber der Vorstand des arabischen Bureau's zu Mostaganem ließ ihn durch einige Reiter verfolgen, und diese führten ihn denn auch bald, während der französische Officier eben mit einigen Häuptern der Flittas beschäftigt war, ihm zu. Es war ein junger Mann von 22 Jahren von ausgezeichnet schönem Wuchse, und trug, wie Bu Maza, eine Tättowirung auf der Stirn. Anfangs benahm er sich sehr stolz, und bedrohte den französischen Officier, er werde bald sein Gefangener seyn; die Anwesenden arabischen Häuptlinge sahen der Entwicklung mit der größten Spannung zu. Der französische Officier befahl den Reitern, die den Gefangenen hergebracht, diesen zu fesseln, und erklärte, wenn er kein Betrüger sey, werde Gott seinen Willen kund thun, und die Fesseln würden von ihm abfallen. Da entsank dem Betrüger der Muth, er erklärte mit aller Demuth, nicht nur daß er keine Eingebungen von Gott oder seinen Engeln erhalten, sondern auch daß er ein Jude aus Marokko sey und Jussuf Ben Massud heiße. Der Zorn der Araber über diese unerwartete Enthüllung kannte keine Gränzen, und ohne das kräftige Einschreiten des französischen Officiers wäre der Unglückliche unfehlbar in Stücke gehauen worden. So ward er unter sicherem Geleite nach Mostaganem und von da nach der Insel St. Marguerite ins Gefängniß geschickt.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitán Ruperto Castaños.

2. Guadalaxara.

(Fortsetzung.)

Der Saal in den wir eintraten, war nicht gerade a Giorno beleuchtet, aber doch sah man nicht dieselbe Duestigkeit der Beleuchtung

wie in den meisten mexicanischen Gesellschaftssälen. Eine zahlreiche Gesellschaft war versammelt. Ich erkannte unter den Anwesenden die Leute mit Galgengesichtern, welche des Morgens schon auf der Straße von Guadalaxara mit dem Neffen des Capitán Castaños verkehrt hatten. Drei Frauen, vielleicht mehr geschmückt und herausfordernd als schön, von denen die man aus Höflichkeit Damen von zweifelhafter Tugend nennt, befanden sich unter den Gästen. Außer den wenig einnehmenden Gesichtern der Freunde des jungen Mannes, lieben die Mannichfaltigkeit und beinahe orientalische Pracht der Kleidungen der Versammlung einen wahrhaft malerischen Anblick. Filzhüte mit goldenen Tressen und lange Rappiere mit schimmerndem Griff hingen an den Wänden und verzierten den Saal. Der junge Festgeber, welcher eine Guitarre in der Hand hielt, stellte sie einer der Frauen zu um seinen Oheim und mir entgegenzugehen.

Seyd willkommen, sagte er zu mir, und nehmt meinen Dank, daß ihr meiner Einladung gefolgt seyd. Wenn ich Zeit gehabt hätte, würde ich sie euch selber überbracht haben.

Kaum hatte ich auf diese Höflichkeit geantwortet, die mit einer Miene vollkommener Weltsitte vorgebracht wurde, als man uns ankündigte, daß es aufgetragen sey. Das mexicanische Volk ist so genügsam, daß man sagen kann, die feinere Kochkunst sey bei ihm noch in völliger Kindheit. Ich wurde daher sehr überrascht von dem Anblick der Tafel, auf welcher reichliches, wenn auch verschiedenartiges Silberzeug stand. Zwei Tafelaufsätze mit künstlichen Blumen zogen die Bewunderung der Gesellschaft an.

Nur Don Faustino versteht alles so hübsch anzuordnen, sagte eine der Frauen, die man la Tapatia nannte, indem sie dem jungen Neffen des Don Ruperto einen Blick aus ihren schwarzen Augen zuwarf, die mehr funkelten als die Stahlflittern an dem Fächer, den sie vor denselben spielen ließ.

Es ist eine Erinnerung von dem letzten Balle beim Gouverneur, dem ich beiwohnte, versetzte Don Faustino. Ich suchte so viel als möglich das Festmahl nachzuahmen, welches uns Seine Excellenz gab.

Das Essen war in der That vortrefflich, und zu meinem großen Staunen bezeugte es, daß die mexicanische Küche sich dießmal an den Ueberlieferungen der französischen begeistert hatte.

Was sagt ihr von diesem Mahle? fragte Don Ruperto, neben dem mir mein Platz angewiesen worden war; ist es wohl ebenso viel werth als die Henne, die ich euch zu Calderon allein verzehren ließ?

Man könnte auch ein hundertjähriges Huhn mit solchen Brühen verspeisen, antwortete ich dem Capitán.

Der Haushofmeister in schwarzer Kleidung und weißer Halsbinde, welcher in dem Saale ging und kam, lächelte, als er dieses Lob hörte. Er sah ohne Zweifel, daß ich der einzige Fremde unter den Gästen war.

Der Herr ist sehr gütig, sagte er mir französisch ins Ohr. Weiß der Herr vielleicht zufällig, in welcher Gesellschaft er sich befindet?

Meiner Treu, nein, und ich kümmere mich auch wenig darum.

Er entfernte sich von seinem Dienste abgerufen. Ich hatte alsbald einen Landsmann in ihm erkannt, und die treffliche Anordnung der Tafel hätte mich nicht lange in Zweifel darüber lassen können. Was den geheimnißvollen Sinn der Frage betrifft, die er an mich gerichtet hatte, so lag er mir wenig am Herzen; ich begnügte mich den Contrast zu bewundern, welcher an dieser französisch besetzten Tafel diese rauhen Cavaliere mit der reichen Kleidung darboten, wovon die meisten mit den Fingern der rechten Hand aßen, während sie in der linken eine müßige Gabel hielten. Alle mexicanischen Gebräuche waren für diesen Abend vergessen; man trank viel und starke Weine, und jeder aus seinem Glase, während sonst nur Wasser nach der Mahlzeit und zwar aus gemeinschaftlichem Glase getrunken wird; beim Nachtisch wurde sogar Champagner herumgereicht. Das Essen war zu Ende als auf ein Zeichen des jungen Hausherrn man in einem Schilfkorbe von Guayaquil Kränze von Nelken und weißen Jasminen herbeibrachte.

Ist dieß auch eine Erinnerung vom Balle des Gouverneurs? fragte eine der Frauen Don Faustino.

Ja, Linda Mia, aber es ist eine Verbesserung. Seine Excellenz ließ am Ende der Tafel ungeheure Blumenkörbe herbeigetragen, damit jede der anwesenden Damen den Ball mit einem frischen Strauß beginnen konnte. Ich aber, meine Schönen, habe gedacht, ihr würdet mir es Dank wissen, eure schwarzen Flechten mit diesen roth und weißen Kränzen zu schmücken; anstatt eines Blumenstraußes biete ich den liebenswürdigen Tänzerinnen, die nicht verschmähen werden dem Rufe meiner Guitarre zu folgen, Kronen an. Mit diesen Worten begann Don Faustino das Instrument zu stimmen, welches die Tanzmusik spielen sollte; die drei Frauen nahmen gerne die Kränze hin, deren lebhaftes Roth trefflich zu ihrem dunkeln Haare stand; sie wanden sich ihre Schärpe von chinesischem Krepp mit goldenen Franzen um den schlanken Leib; die kurzen seidenen Gewänder wogten um die breiten Hüften der Tänzerinnen und mit erhobenem Kopfe, gebogenem Körper, die Castagnetten unter den Fingern klappernd, warteten sie auf die ersten Töne des Lautenspielers. Zuerst langsam, wie die Tonweise, wurde der Tanz bald belebter, und die weißen Blüthen der Kränze fielen wie Tropfen duftigen Thaues nieder. Das beschleunigte Geklapper der Castagnetten, die süßen Düfte der entblätterten Blumen, die glühenden Blicke trieben den Beifallssturm der Zuschauer, die schon von französischen Weinen erhitzt waren, bald bis zum Wahnsinn, und das Fest schien in ein wüstes Gelage auszuarten, als ein Diener meldete, daß ein Unterofficier der Dragoner, der nach seiner Aussage erwartet werde, hereinkommen wolle.

Caramba! freilich ist er erwartet, ich glaub es wohl! rief Don Faustino, indem er seine Laute wegwarf; das ist das Zwischenspiel. Laß ihn eintreten, Joaquin.

Der Diener gehorchte, und einige Secunden später drang der Cabo, den ich schon in der Ebene von Calderon und unter den Schatten der Alameda gesehen hatte, in den Saal, indem er erstaunte Blicke um sich herwarf. Um Vergebung, sagte er, aber ich fürchte irre gegangen zu seyn.

Wen sucht ihr? fragte mit barscher Stimme einer der Gäste, mit langem schwarzen Barte, dunkler Gesichtsfarbe und hohlem finsterem Auge, welcher in die von Don Faustino vorbereitete Komödie eingeweiht schien.

Meinen Gevatter, Don Vincente, welcher mir sagen ließ, daß er mich hier wegen eines dringenden Geschäftes erwarte.

Zum Teufel mit eurem Gevatter! rief der Mann mit schwarzem Barte.

Die Sache ist, daß der, den ich suche, sich nicht hier befindet, erwiederte der Cabo, indem er sich zum Gehen anschickte.

Wer weiß? rief Don Faustino, welcher dem Brigadier den Rücken zukehrte.

Wie so? sagte dieser, wie wenn er die Stimme erkenne; was hör ich?

Nicht den Gevatter, aber wenigstens den Freund, bei dem ihr ihn suchtet, versetzte Don Faustino, indem er den Unterofficier scharf ansah. Dieser schien das Haupt der Medusa erblickt zu haben, so sehr verkündeten seine weit aufgesperrten Augen, sein halboffner Mund Staunen und Schrecken.

Virgen Santa! das ist nicht möglich! rief er, indem er nach der Thüre schaute. Ich suche meinen Gevatter.

Der Cabo schien große Lust zu haben, sich davon zu machen, aber schon bewachten zwei Mann den einzigen Ausgang, durch den er entfliehen konnte. Beim Anblick dieser so vertheidigten Thüre erblaßte er.

Wohlan! mein armer José Maria, sagte Don Faustino mit spottendem Tone; ich war also diesen Morgen weder an der Barranca del Salto noch im Dorf Zapotlanejo, wo du mich mit so vielem Eifer suchtest, und die Epauletten eines Alferez lassen noch einige Tage auf sich warten.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 35. 10 Februar 1851.

Das Neujahr bei den Tibetanern.

(Nach Huc. Revue de l'Orient. Dec.)

Die Erneuerung des Jahres ist für die Tibetaner, wie für alle Völker, eine Zeit der Feste und Belustigungen. Die letzten Tage des zwölften Monats werden zu den Vorbereitungen verwendet: man versieht sich mit Thee, Butter, Tsamba[1], Wein, Gerste und einigen Ochsen- oder Hammelsvierteln. Man reinigt die Wohnungen, und namentlich die Hausaltäre sind Gegenstand einer besondern Sorgfalt: man bemalt die alten Bilder neu, macht Pyramiden, Blumen und andere Zierrathen aus frischer Butter, um damit die kleinen Heiligthümer zu zieren, wo die Familienbuddhas ihren Sitz haben. Die erste Luk-so oder Festordnung beginnt um Mitternacht; alles ist wach und erwartet mit Ungeduld die mystische und feierliche Stunde, welche das alte Jahr schließen und das neue eröffnen soll. Wir schliefen fest, als wir durch das in allen Theilen der Stadt ausbrechende Freudengeschrei aufgeweckt wurden. Bald ließen sich die Glocken, die Cymbeln, die Seemuscheln, die Tamburine und alle die Instrumente der tibetanischen Musik hören, die einen schauderhaften Lärm machten. Wir wollten anfangs aufstehen, um den Spectakel mit anzusehen, aber die Kälte war so schneidend, daß wir nach reiflicher Ueberlegung lieber unter unsern Wolldecken liegen zu bleiben beschlossen. Das half aber nichts: wiederholte Schläge an unsere Thüre verkündigten uns, daß wir unsern Plan aufgeben müßten. Nach einigem Zögern verließen wir endlich unser warmes Lager, legten unsere Kleider an, öffneten die Thüre, und einige Tibetaner unserer Bekanntschaft traten herein, um uns mit der gewöhnlichen Bewillkommnungsspeise zu regaliren. Alle trugen nämlich einen kleinen irdenen Topf in den Händen, worin Kugeln aus Honig und Weizenmehl in siedendem Wasser schwammen. Einer der Besuchenden bot uns eine lange silberne, in einen Haken auslaufende Nadel, und lud uns ein, in seinem Gefäß zu fischen. Wir sperrten uns anfangs unter dem Vorwand, daß wir bei Nacht keine Nahrung zu uns nähmen, aber man wurde so dringend, daß wir uns endlich der Luk-so fügen mußten. Jeder von uns stach eine Kugel an, die wir zerbissen, um den Geschmack zu untersuchen; wir sahen uns an und schnitten Gesichter, aber aus Höflichkeit mußten wir sie hinunterschlingen. Wäre es nur damit zu Ende gewesen! aber die Luk-so war unerbittlich, die zahlreichen Freunde, die wir zu Lhassa hatten, folgten sich ohne Unterlaß, und wir mußten tibetanische Honigkugeln speisen bis zum hellen Tage.

Die zweite Luk-so besteht gleichfalls in Visiten, aber mit einem neuen Ceremoniell. Gleich mit Anbruch des Tages durchlaufen die Tibetaner die Straßen der Stadt, einen Topf mit Thee, der mit Butter angemacht ist, in der einen, und in der andern Hand eine große vergoldete und gefirnißte Platte, worauf Tsambamehl in Pyramidenform mit drei Gerstenähren darüber aufgeschichtet ist. An einem solchen Tage darf man keinen Besuch machen, ohne Tsamba und gebutterten Thee mit sich zu führen. Sobald man in das Haus derjenigen, denen man ein gutes Neujahr wünschen will, eingetreten ist, wirft man sich vor allem dreimal vor dem feierlich geschmückten und beleuchteten Hausaltar nieder, verbrennt dann einige Blätter vom Cedernbaume oder andern aromatischen Bäumen in einer großen kupfernen Pfanne, bietet den Anwesenden einen Schöpflöffel voll Thee und reicht zugleich die Platte hin, von der jeder eine Prise Tsamba nimmt. Die Bewohner des Hauses erzeigen den Besuchern dieselbe Höflichkeit.

Indeß fehlen auch lärmende Belustigungen, Gesänge und Tänze nicht. Gruppen von Kindern mit zahlreichen Schellen an ihrer grünen Kleidung durchlaufen die Straßen und gehen von Haus zu Haus, um Lieder zu singen, denen es nicht an Annehmlichkeit fehlt. Der gewöhnlich sanfte und melancholische Gesang ist von raschen, feurigen Refrains unterbrochen. Während der Vers gesungen wird, bezeichnen diese kleinen Sänger fortwährend den Tact damit, daß sie ihrem Körper eine langsame, den Schwingungen eines Pendels ähnliche Bewegung geben, wenn aber der Refrain kommt, stampfen sie den Tact kraftvoll mit den Füßen. Der Lärm der Glöckchen und der eisenbeschlagenen Schuhe gibt eine Art roher Begleitung, die, besonders aus einiger Ferne vernommen, nicht ohne Anmuth ist. Diesen jungen Dilettanten gibt man nach Beendigung ihres Concerts in Nußöl geschmorte Kuchen, und einige kleine Kugeln von Butter.

Auf den Hauptplätzen und vor den öffentlichen Gebäuden trifft man vom Morgen bis zum Abend Schaaren von Schauspielern und Gauklern, welche das Volk durch ihre Darstellungen unterhalten. Die Tibetaner haben nicht, wie die Chinesen, eine Repertoire von Theaterstücken, ihre Schauspieler sind alle mit einander und fortdauernd auf der Scene, bald singend und tanzend, bald mit Darstellungen beschäftigt, die Kraft und Gewandtheit erfordern. Das Ballet ist diejenige Darstellung, in der sie sich am meisten auszuzeichnen scheinen, sie walzen, springen und pirouettiren mit einer wahrhaft staunenswerthen Behendigkeit. Ihr Costüm besteht aus einer Faltenmütze mit langen Fasanenfedern, einer schwarzen Maske mit einem unmäßig langen weißen Bart, weiten weißen Beinkleidern und einem grünen Rock, der bis auf

[1] Dieß Wort bedeutet „geröstete Gerste“, die man gewöhnlich auch als Reisevorrath mitnimmt.

die Knie herabfällt, und um die Hüfte mit einem gelben Gürtel geschlossen ist. An diesem Rocke hängen in gewissen Entfernungen von einander lange Schnüre mit großen Flocken weißer Wolle am Ende. Wenn der Schauspieler sich im Takte neigt, begleiten diese Troddeln alle Bewegungen seines Körpers, und wenn er sich dreht, richten sie sich horizontal aufwärts, bilden ein Rad um ihn, und scheinen gewissermaaßen die Schnelligkeit seiner Bewegungen zu beschleunigen.

Außerdem sieht man zu Lhassa auch eine Art gymnastischer Uebung, die man den Geistertanz nennt. Ein langer Strick, der aus fest zusammengeflochtenen Lederriemen besteht, wird auf dem Gipfel des Buddha-la befestigt und reicht herab bis zum Fuße des Berges. Die „tanzenden Geister" gehen und kommen auf diesem Seil mit einer Gewandtheit, die sich vielleicht nur mit der der Affen und Katzen vergleichen läßt. Manchmal, wenn sie am Gipfel angekommen sind, strecken sie die Arme aus, wie wenn sie sich zum Schwimmen ins Wasser werfen wollten, und lassen sich pfeilgeschwind an dem Seile herabgleiten. Die Einwohner der Provinz Siang gelten für die gewandtesten in dieser Uebung.

Das Seltsamste, was ich zu Lhassa während der Neujahrsfeste gesehen, ist das sogenannte Lhassa-Moru, d. h. der Gesammteinbruch unzähliger Schaaren von Lamas in die Stadt und ihre Umgebungen. Das Lhassa-Moru beginnt am dritten Tage des ersten Monats. Alle buddhistischen Klöster der Provinz Wi öffnen ihren zahlreichen Bewohnern die Thore, und man sieht auf allen nach Lhassa führenden Straßen große Schaaren von Lamas zu Fuß, zu Pferde, zu Esel und auf brummenden Stieren mit ihren Gebetbüchern und Küchengeräthschaften tumultuarisch heranziehen. Die Stadt ist bald auf allen Punkten mit diesen Schaaren von Lamas, die von allen umliegenden Bergen herabkommen, angefüllt. Die welche in Privathäusern und in öffentlichen Gebäuden kein Unterkommen finden, bilden Lager auf öffentlichen Plätzen und Straßen, oder schlagen ihre kleinen Reisezelte auf dem Felde auf. Das Lhassa-Maru dauert sechs volle Tage; während dieser Zeit sind die Tribunale geschlossen, der gewöhnliche Lauf der Gerechtigkeit aufgehoben, die Minister und die öffentlichen Beamten verlieren gleichsam ihre Gewalt, und die ganze Macht der Regierung ist gleichsam dieser furchtbaren Armee von buddhistischen Mönchen überlassen. In der Stadt herrscht eine unaussprechliche Unordnung und Verwirrung: die Lamas durchlaufen in regellosen Schaaren die Straßen, stoßen abscheuliches Geschrei aus, singen Gebete, stoßen und zanken sich, und liefern sich manchmal mit Faustschlägen blutige Gefechte. Obwohl sie aber im Allgemeinen während dieser Feste wenig Zurückhaltung und Bescheidenheit zeigen, so darf man darum doch nicht glauben, daß sie nach Lhassa gehen, um sich profanen, mit ihrem religiösen Stande wenig verträglichen Belustigungen zu überlassen, im Gegentheil ist Frömmigkeit der Hauptbeweggrund ihrer Reise. Ihr Zweck ist, den Segen des Tale Lama anzuflehen, und eine Pilgerfahrt zu dem berühmten Buddhistenkloster Moru, das im Innern der Stadt liegt, zu machen. Daher kommt auch der Name Lhassa-Maru, den man diesen sechs Festtagen gegeben hat. Das Morukloster zeichnet sich durch die Pracht und den Reichthum aus, der in seinen Tempeln zur Schau gestellt ist. Die Ordnung und Reinlichkeit, die hier herrschen, machen es gleichsam zum Muster der andern Klöster in der Provinz. Westlich vom Haupttempel ist ein ungeheurer von einem Säulengang umgebener Garten. Hier befinden sich die typographischen Anstalten. Zahlreiche Arbeiter, die sämmtlich der Lamaserie angehören, sind täglich beschäftigt, Platten zu graviren und buddhistische Bücher zu drucken, was nach dem chinesischen Verfahren geschieht. Die Lamas, welche jährlich zu dem Fest des Lhassa-Maru kommen, benützen die Gelegenheit ihre Bücherankäufe zu machen.

Konstantinopel.

2. Der Bosporus. — Die Frauen. — Scenerie der asiatischen Thäler ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wenige Dinge werden einen Reisenden zu Konstantinopel mehr entzücken, als eine Bootfahrt auf dem vielfach sich windenden Hafen des goldenen Horns, ein Name, der sich eben so rechtfertigt durch das schimmernde Licht, das am Morgen und Abend auf der Mündung desselben liegt, als durch die unvergleichlichen Vortheile, die es dem Handel bietet, der, da es sich sieben Meilen lang durch die Stadt windet, sein Füllhorn an diesen Ufern ausleeren kann. Wenn man hineinfährt, dehnt sich auf der einen Seite das Serai mit seinen Gärten und zahlreichen Gebäuden, die Sophienmoschee und die Achmedieh aus, auf der andern erhebt sich die Frankenstadt Pera mit den Vorstädten Tophana und Galata und überragt von den Wohnungen der Botschafter der großen Mächte, die in dem gegenwärtigen verkommenen Zustand des ottomanischen Reichs keineswegs mehr der Gefahr ausgesetzt sind, in die sieben Thürme zu wandern, sondern von den Bewohnern Stambuls, wie von ihren Landsleuten, als so viel kleine Könige betrachtet werden. Das Kaik schießt rasch auf dem Wasser hin an den Schiffen aller Nationen vorüber, die so hart an den mit Häusern bedeckten Ufern liegen, daß ihre Segel an die vorspringenden Dächer sich zu lehnen scheinen. Verfolgt man den Weg bis über eine sehr lange, die Bucht überspannte Holzbrücke hinaus, so gelangt man an den Distriet von Ejub, der am Nordostende Stambuls liegt, und dessen heiligstgeachteten Theil bildet. Weit hinauf am Berge und von der europäischen Seite aus den prächtigsten Anblick gewährend, erhebt sich der Begräbnißplatz, der an Heiligkeit nur dem im asiatischen Skutari nachsteht. Unter den von zahlreichen Cypressen beschatteten Gräbern ist auch das des berühmten Ali Pascha von Janina. Der Contrast der beiden Aussichten von diesem Begräbnißplatz herab ist ergreifend; die eine erstreckt sich über die Stadt, das Meer, den Bosporus, Scutari, und dahinter die dunkle Höhe von Bulgurlu, und zeigt somit alles, was eine Ansicht Konstantinopels glänzendes bieten kann, während man auf der andern Seite hinabschaut in ein ruhiges, schattiges Thal, das europäische „Thal des süßen Wassers" mit seinem tiefgrünen Gras und seinen stattlichen Bäumen.

Dieß Thal ist auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen, die es schützen aber nicht überschatten, seine Fläche ist bedeckt mit dem reichsten und grünsten Grase (das im Frühjahr des Sultans Araberpferde abweiden) und durchzogen von dem Silberbache Barbyses, der sich hindurchwindet bis zum goldenen Horn. Ueber dieß freundliche Thal sind Bäume von stattlicher Höhe und ehrwürdigem Alter zerstreut, manchmal einzeln, öfter in Gruppen. Im Sommer ist dieser Ort noch häufiger, als das asiatische Thal des süßen Wassers, der Sammelort aller, die das Nichtsthun oder die Lustigkeit lieben, und bei solchen Gelegenheiten trifft man nicht nur die Leute, die dem Vergnügen nachjagen, sondern auch den Kaufmann, und nicht wenige Geschäfte werden abgemacht. Der Grieche, der Jude und Armenier finden sich hier ein, und suchen ihren Gewinn. Letzteres Volk hat mich während meines Aufenthalts zu Konstantinopel immer

sehr interessirt; man erkennt sie sogleich an ihrer hohen ovalen Stirne, um welche her das Haar abgeschoren ist, an ihrer außerordentlichen Blässe, die in einigen Theilen des Gesichts mit einem schwachen Schimmer von Lila gefärbt scheint, an der besondern Glattheit ihrer Haut, an dem Ausdruck langen Leidens, denn in ihrer Unterjochung hängen sie mit fast jüdischer Treue an ihren alten Einrichtungen, und an einer gewissen unterdrückten Gluth in dem feuchten Auge, das einer erlöschenden Lampe gleicht, wenn das Licht herabgebrannt ist bis zu dem Oel, worin es sich spiegelt.

Der Sultan zieht sich einen Theil des Jahres hindurch nach seinem Palast in dem Thal der süßen Wasser zurück, und dahin wird auch bei solchen Gelegenheiten der kaiserliche Harem verpflanzt. Diese Versetzung verursacht eine große Verwirrung in der Stadt, die umliegenden Hügel werden mit Truppen besetzt, während ein regelmäßiger Cordon um das Thal gezogen wird, um das Publicum zu hindern, auch nur von ferne einen Blick auf die schönen Sultaninen zu werfen. Ein interessanterer Gegenstand als der Palast liegt am entfernteren Ende des Thals; eine Moschee, die einsam und abgeschlossen wie sie ist, noch tiefer abgeschlossen erscheint durch die dichten Platanenbäume, die umher stehen, und durch welche hindurch ihre Kuppeln kaum sichtbar sind. Diese ganze Moschee ist roth angestrichen, und ihre Geschichte liegt in dem ominösen Namen der „Blutmoschee." Während eines Kampfes in Konstantinopel brach eine Schaar Soldaten hier ein, und viele derselben fanden im Innern ihren Tod. In Folge dieser Entweihung steht sie jetzt verlassen da, und der Anblick dieses verödeten Tempels hat etwas geheimnißvolles und rührendes, was mich häufig auf meinen Wanderungen zwischen den Bergen um Konstantinopel dahinlockte.

Der Weg dahin führte mich meist an der Moschee Ejub vorüber, welche die größte und wahrscheinlich auch die reichste in Konstantinopel ist. Indeß können wir darüber nur Vermuthungen hegen, denn kein Christ wurde, glaube ich, je ins Innere zugelassen. Dieser Tempel ist das große Heiligthum von Konstantinopel, eine Art heimisches Mekka; er wurde von Mohammed II wenige Jahre nach der Eroberung Konstantinopels, zum Andenken eines arabischen Kriegers und Gefährten des Propheten, erbaut, der nach der Ansicht seiner Brüder bei der Belagerung der Stadt durch die Saracenen im J. 668 als Märtyrer fiel. Die genaue Stelle, wo der arabische Häuptling umkam, wurde, wenn wir den Berichten glauben dürfen, dem Sultan in einem Traum enthüllt. Mohammed II erhöhte noch die Heiligkeit des Tempels durch die Verordnung, daß in seinen Mauern von nun an die Sultane mit dem Reichsschwert umgürtet werden sollten. Diese Ceremonie wird stets von dem Scheich der Mewlewi Derwische, der den Titel Mollah Hunkiar führt, vollzogen, und in seiner Familie bleibt das Recht erblich, weil er aus dem Geschlecht der Abbassiden abstammt. Der Repräsentant dieser heiligen Familie mag ein alter Mann am Rande des Grabes, oder er mag ein Kind seyn, ehe nicht seine Hände den Sultan mit dem Schwert Osmans umgürtet haben, fehlt diesem die religiöse Weihe, welche ihn mit der doppelten Würde als Kaiser und als Beherrscher der Gläubigen bekleidet.

Es ist nicht unpassend, daß diese Ceremonie in dem Tempel stattfindet, welcher dem Andenken Ejubs gewidmet ist. In seiner Jugend hatte er zu denen gehört, welche Mohammed schützten, als er flüchten mußte; er hatte unter der Fahne des Halbmonds in mancher heißen Schlacht gefochten, und in seinem hohen Alter nahm er noch Theil an dem Unternehmen gegen diejenige Stadt, die er als die Hauptstadt des Christenthums betrachten mußte, ein Unternehmen das, wie Mohammed verkündigt hatte, allen für diese heiligen Sache kämpfenden Kriegern Vergebung ihrer Sünden sichern mußte. Die Anhänger des Propheten betrachteten ihn ungefähr mit demselben Gefühle, wie die Christen einst Gottfried von Bouillon oder irgend einen andern großen Anführer der Kreuzfahrer.

(Schluß folgt.)

Eine Vermuthung über altpersische Sprachen.

In der Londoner asiatischen Gesellschaft am 18 Januar stellte ein Hr. J. Remer den seltsamen, aber der Beachtung und weitern Verfolgung nicht unwerthen Satz auf, das Persische, wie wir es in Firdusis Schah Nameh, also etwa 1000 Jahr nach Chr. finden, wo es verhältnißmäßig von arabischen Worten noch frei ist, sey mit wenig Veränderungen auch die Sprache des persischen Volks vor Alexander gewesen, nicht aber diejenige Sprache, welche Rawlinson in den Inschriften von Behistun gefunden und entziffert hat. Hr. Remer glaubt also nicht, daß die Sprache, wie sie Rawlinson entdeckt, sich in 1200 Jahren in einem Lande, das außer der griechischen und arabischen Eroberung von fremden Völkern unangetastet blieb, sich so weit habe verändern können, daß die Sprache der Behistun-Inschrift die des Firdusi geworden wäre. Das Athenäum vom 1 Februar erwähnt nur dieses Gedankens in seinen allgemeinsten Zügen, wir müssen aber zur Erklärung noch etwas anderes beifügen. Wenn Remers Satz im allgemeinen als richtig betrachtet wird, so fragt sich, wie kommt denn Darius, von dem die Inschrift herrührt, zu der viel alterthümlichern, dem Sanskrit ohne allen Vergleich näher als das Persische des Firdusi stehenden Sprache? Darauf gibt es kaum eine andere Antwort als die: Darius bediente sich der alterthümlichen, aus Ostpersien, aus Balkh, dem alten Feuerlande, herübergebrachten Sprache, die nur noch als Monumentensprache, vielleicht auch als die Sprache der heiligen Bücher geraume Zeit vor der Abfassung des Zendavestha in der jetzigen Form gebraucht wurde. Das Interesse, das sich an diese Frage knüpft, liegt darin, daß wir auf diesem Wege der Verbindung zwischen den Ariern Indiens und den Ariern Persiens naher auf die Spur kommen können, was für den historischen Gang der ältern Culturgeschichte der arischen Völker von großer Bedeutung ist. Die philologische Beurtheilung müssen wir andern überlassen.

Scenen aus dem Soldatenleben in Merico.

Der Capitän Ruperto Castaños.

2. Guadalarara.

(Schluß.)

War dieser junge Mann mit dem einnehmenden Gesichte, dem feinen Benehmen, war er der Anführer der Räuber, den der Cabo in vier Stücke zerhauen wollte? Don Ruperto hatte mir doch gesagt, daß Albino der Sohn seines alten Kriegscameraden eine abschreckende und wilde Miene habe, daß er häßlich und übel gewachsen sey. Man hatte mir also die Wahrheit verborgen. Was mir vor allem klar schien, war, daß irgend einer von Albino's Gefährten den Dragoner in eine Falle gelockt hatte, indem er ihm versprach, ihm seinen Hauptmann auszuliefern, den der Cabo nicht in so großer Gesellschaft zu finden erwartete.

Mein lieber Freund, sagte der Dragoner mit erkünstelter Heiterkeit, wie freue ich mich, dich wiederzusehen! aber du hast mich nicht in Verdacht, denk ich, wegen der Schandthat, der man mich bezichtigt! Ich war besorgt .... ich fürchtete es sey dir irgend ein Unfall zugestoßen .... das wäre für mich sehr traurig gewesen, setzte er in gerührtem Tone hinzu.

Ich glaub es wohl, sagte Don Faustino, ich war dir so theuer geworden .... aber ich muß dir eine betrübte Nachricht geben, mein armer Jose Maria!

Du wirst mich doch nicht umbringen lassen, denk ich? rief der Unterofficier, der noch bleicher geworden war.

Wozu das?

Canela! dann bin ich froh, und weil du dich wohl befindest, so ist mein Glück vollkommen.... Gott befohlen.

So warte doch, ich hab dir ja gesagt, daß ich dir eine schlimme Kunde mittheilen müsse.

So rede, rief der Brigadier, ich hab Eile.

Nun ja! Ich habe diesen Morgen mit dem Gouverneur Friede geschlossen und ihm einen trefflichen Beweis gegeben, daß ich keinen Antheil an dem Angriff hatte, unter dem er leiden mußte. Ich hab ihm dargethan, daß an dem Tage, da man ihn außerhalb Guadalaxara angriff, ich gerade beschäftigt war, zwei Engländer auszuplündern, die sich mit reichlichem Gepäck nach der Hacienda des las Fetas, 27 Stunden von hier begaben. Der Gouverneur hat eingesehen, daß man mich verleumdet hatte, und wir stehen auf dem besten Fuß.

Ich glaub es wohl, sagte der Cabo, indem er zu lächeln versuchte.

Nun, mein lieber Jose Maria! fuhr der Bandit fort, wirst du aber einsehen, daß du auf deine Epauletten verzichten mußt.

Pfui doch, ich habe niemals darauf gezählt, rief der Dragoner mit Unwillen.

Was du unter diesen traurigen Verhältnissen am ehesten thun könntest, wäre vielleicht in unsere Bande zu treten.

Ich sage nicht nein, erwiederte der Cabo. Wenn es einen guten Strich auszuführen gäbe, nähme ich schon Antheil daran; doch wir wollen noch darüber reden, aber weil du meine Unschuld anerkannt hast, wie auch der deinigen Gerechtigkeit widerfahren ist, könntest du mir nicht etwas zu trinken geben?

Albino lud seinen Freund nicht ohne einen gewissen Edelmuth ein, sich zu uns zu setzen. Die kleine Rache, welche er an dem Cabo genommen hatte, genügte ihm.

Die Nacht war schon vorgerückt, und ich hatte, wie man sich denken kann, Eile mich von dem vorgeblichen Neffen des Don Ruperto zu verabschieden. Ihr seht, sagte er, daß, wenn ihr mir bei meinem Eintritt in die Stadt nicht gleichsam als Bürge gedient hättet, der Officier, der uns ausfragte, mein Signalement hätte erkennen müssen. Ich wäre vor den Gouverneur geführt worden, anstatt daß ich selber hingegangen bin, was einen großen Unterschied ausmacht, denn gewisse Züge von Kühnheit schüchtern stets ein und ich hätte tausend Unannehmlichkeiten gehabt, die euer Schweigen von mir abgewendet hat; wer sollte aber auch glauben, daß ein Fremder der Freund von einem Anführer der Salteadores seyn könnte?

Ich begriff nun vollkommen die Beschaffenheit des Dienstes, welchen ich dem Banditen erwiesen hatte, aber es blieb mir dennoch einiger Widerwille gegen den Capitän Castaños zurück, und während ich in seiner Gesellschaft meine Wohnung erreichte, glaubte ich ihm mein Mißvergnügen nicht verhehlen zu dürfen. Der Capitän entschuldigte sich aufs beste, indem er anführte, daß er selber sich bloßgestellt habe, um zu verhindern, daß der Sohn seines ehemaligen Waffengenossen nicht ein Opfer des Ehrgeizes des Cabo geworden sey. Um den Banditen zu benachrichtigen, hatte er mich den Abend zuvor so plötzlich verlassen, und es war ihm gelungen, setzte er hinzu, noch vor den Dragonern an der Barranca del Salto anzukommen. Albino, von Castaños in Kunde gesetzt, hatte es für klug gehalten in der Stadt Guadalaxara selber eine Sicherheit zu suchen, welche sich ihm auf dem Lande nicht darbot. Mein Schweigen hatte das Gelingen dieses kühnen Planes begünstigt.

Der Vater dieses Salteadore hat mir mehr als einmal das Leben gerettet, fuhr der Capitän fort. Der Name des Guerillero Conde ist heute noch berühmt unter uns Veteranen. Ich hatte ihm versprochen über seinen Sohn zu wachen, und zwar bei folgender Gelegenheit. Am Tage nach der Schlacht von Calderon hatten meine Soldaten und ich eine Belagerung in der Hacienda de la Barranca auszuhalten von einer Abtheilung jener schrecklichen Tamarindos, welche als ebenso viele blutgierige Raubthiere unter Calleja fochten. Ohne Lebensmittel, zum äußersten gebracht, stiegen wir zu Pferde, um uns einen Weg mitten durch die Belagerer zu bahnen. Ich hielt Albino's Kind in meinen Armen, er hatte sein Weib vor sich auf dem Pferde sitzen. Ich sehe den alten Contrabandisten vor mir, wie er mitten unter den Tamarindos seinen langen Degen kreisen läßt, der von Blut roth war. Plötzlich sinkt sein Pferd mit zerschnittenen Kniebändern unter der doppelten Last. Albino allein stand wieder auf; die Mutter hatte nur noch Zeit einen flehenden Blick auf mich zu werfen, wie um mich zu bitten über ihren Sohn zu wachen, und eine Minute später hatte sie aufgehört zu athmen. Der Contrabandist sprang mit einem Satz hinter meinen Sattel, und es gelang uns endlich uns durch eine doppelte Reihe von Feinden hindurchzuschlagen. Plötzlich hörten wir hinter uns den Galopp eines Pferdes; es war einer dieser wilden Tamarindos, der auf einem der ledigen Pferde unserer Cameraden uns nachjagte. Ich wandte, um ihm gegenüberzustehen; im selben Augenblick stieß Albino ein Wuthgeheul aus. Am Sattelknopf des Reiters hing ein blutiges Haupt, im Tode noch schön; es war der Kopf des Weibes des Contrabandisten. Albino glitt zur Erde nieder. Ein Gummibaum stand in der Nähe. Ich band das Kind dort an seinen Kleidern fest, eben den jungen Mann, den ihr diesen Abend gesehen habt, und griff den Tamarindo an. Einige Minuten darauf jagten wir, Albino und ich, er mit zwei Köpfen, dem seiner Frau und dem ihres Mörders, ich mit dem Kinde über die Ebene. Und glaubt ihr, setzte der Capitän mit wilder Rührung hinzu, glaubt ihr, daß man jemals solche Dinge vergessen könne? Um das Leben dieses jungen Menschen zu retten, den ich seit seiner Wiege beschützt habe, wollte ich meine Seligkeit daran setzen. Sollt' ich daher Bedenken tragen, euch eine Rolle spielen zu lassen, die weiter keine Folgen für euch haben konnte? dieß ist übrigens nur Eine Begebenheit aus meinem langen abenteuerlichen Leben und ich bin euch ein weiteres Bekenntniß schuldig. Ich habe euch von dem Feste von Zapopam gesprochen, welches nächster Tage stattfindet, und zugesagt euch dahin zu begleiten. Weil ihr euch an den Erinnerungen an unsere Bürgerkriege erfreut, kann ich euch noch viel davon erzählen.

Ich hütete mich wohl Don Ruperto's Anerbieten abzulehnen, und wir schieden als gute Freunde.

Miscellen.

Seltsamer Fall ansteckender Nervenzufälle. Ein Lyoner Journal, das Salut Public vom 2 Februar, erzählt folgendes: „die Tabakfabrik war dieser Tage der Schauplatz einer seltsamen Scene, mit der die Aerzte der Stadt, als mit einer in den Annalen der Physiologie äußerst seltenen Thatsache, sich beschäftigten. In einer Abtheilung, wo etwa 60 Frauen beschäftigt waren, verfiel eine, in Folge eines heftigen Streits mit ihrem Manne, in Nervenzufälle. Ihre Gefährtinnen beeilten sich ihr zu helfen, aber durch eine seltsame Sympathie fällt bald eine zweite, eine dritte, eine vierte, dann zehn, endlich zwanzig von denselben Nervenzufällen ergriffen zu Boden, und diese Anfälle hören nicht eher auf, als bis man den Saal geräumt hat, sonst würden sich die Zufälle wahrscheinlich auf alle diese Zuschauerinnen ausgedehnt haben."

•

Die Abnahme der Bevölkerung Jamaica's durch die Cholera ist so groß, daß man auf alle Weise die Lücken in der Arbeiterbevölkerung auszufüllen sucht. Man hat sich an die Regierung gewandt, daß die Einwanderung aus Afrika dahin geleitet werde, andererseits will man die flüchtigen Sklaven der Vereinigten Staaten aufnehmen. War der Mangel an Arbeitern vorher schon groß auf der Insel, so ist er jetzt durch die Cholera, die indeß den letzten Nachrichten vom 13 Januar (s. Shipp. Gaz. 4 Februar) zufolge ziemlich aufgehört hat, noch viel größer.

•

Die Bewohner von Neuguinea und den Louisiaden sollen nach einer Angabe des verstorbenen Capitäns Stanley, der in jener Meeresgegend längere Zeit Küsten, Inseln, Klippen u. s. w. aufnahm, eine Mischlingsrace zwischen Malayen und Südseeinsulanern (also nicht Papuas) seyn. (Athen. 1 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. 11 Februar 1851.

Konstantinopel.

2. Der Bosporus. — Die Frauen. — Scenerie der asiatischen Thäler ꝛc.

(Schluß.)

Kurze Zeit, ehe ich Konstantinopel verließ, verschaffte mir der Zufall eine Gelegenheit, das Innere eines Harems zu sehen, wie sie wohl wenig Menschen zugefallen. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen Franzosen gemacht, der sich schon seit geraumer Zeit in Konstantinopel aufhielt, und die Rolle eines Propheten, Magiers und Gott weiß was sonst noch spielte. Er war ein sehr gewandter Mensch, verstand sich auf Taschenspielerstücke und durfte diese öfters beim Sultan zeigen, der ihn jedesmal mit reichen Geschenken entließ. Er setzte durch seine Kunststücke die Leute in nicht geringe Verwunderung. In einer zahlreichen Gesellschaft hatte er einst allen Anwesenden irgend etwas gestohlen, dem einen die Uhr, dem andern die Börse; sobald die Gäste, durch ihn selbst aufmerksam gemacht, ihre Verluste bemerkten, so erfolgte eine heftige Aufregung, und jeder beschuldigte seinen Nachbar des Diebstahls; endlich kam man überein, die Polizei zu rufen, und jedem die Taschen ausvisitiren zu lassen. Die Polizei kam, die Durchsuchung ward angestellt, aber ohne Erfolg. „Ich meine", sagte endlich der junge Taschenspieler, „es wäre nicht mehr als billig, daß die Polizei selbst sich auch, wie wir alle, durchsuchen lassen sollte." Das geschah augenblicklich, und zum Erstaunen aller Anwesenden, namentlich aber der scheinbar Schuldigen selbst, fanden sich alle vermißten Gegenstände in den Taschen der Polizei. Das Leben dieses Mannes war sehr seltsam und reich an Ereignissen gewesen, in allen Unfällen aber fiel er, wie eine Kaze, immer wieder auf seine Füße.

Eines Tages kam er zu mir und erzählte, es sey ihm ein Fall vorgekommen, den er gern benützen möchte, wenn er nur nicht riskiren müßte, dabei mit dem Bosporus eine allzu genaue Bekanntschaft zu machen. Ein reicher Türke hatte sich in einem sehr kizlichen häuslichen Verhältniß an ihn gewandt. Seine Lieblingsfrau hatte einen kostbaren Ring verloren, und dieser war zuverläßig entweder von einer seiner andern Frauen aus Eifersucht oder von einer Sklavin gestohlen worden. Die Frage war, ob er „der Magier, nicht ins Haus kommen, den Ring wieder gewinnen und den Dieb entdecken wolle." „Wenn ich einmal ins Haus hinein komme," sagte er, „so will ich schon unter irgend einem Vorwand ins Harem gelangen. Finde ich den Ring, so ist alles gut, wenn nicht, so wird der Türke entdecken, daß ich ihn zum Besten gehabt habe. Da er indeß bei Hofe gut steht, und wissen muß, daß ich dort nicht schlecht angeschrieben bin, so wird er mich wahrscheinlich mit der gebührenden Auszeichnung behandeln. Kurz, ich wills probiren, wollen Sie mitkommen? Sie können mir bei meinen Beschwörungen helfen." Der Vorschlag war gar zu lockend. Die Sache ward abgeredet, wir begaben uns in so stattlichem Aufzuge wie möglich — dieß ist im Orient unerläßlich, wenn man Achtung einflößen will — in einem der leichenwagenähnlichen Gefährte nach dem Stadttheil, wo der Türke wohnte.

Das Thor, an dem wir anlangten, schien nicht viel zu versprechen, bald aber befanden wir uns in einem großen mit hohen Mauern umzogenen Garten, gingen durch Reihen von Citronen- und Orangebäumen, und kamen so endlich ins Haus, wo wir von einer Anzahl Sklaven empfangen, und nebst unserem Dolmetscher durch eine lange Reihe von Zimmern geführt wurden. In dem letzten stand ein schlanker, schöner, ziemlich junger Mann in prächtigen Kleidern, und hieß uns mit ernster Höflichkeit willkommen. Wir setzten uns, und alsbald wurden uns Kaffee und lange Pfeifen präsentirt. Nachdem eine auch für den nachdenklichsten Menschen hinreichende Zeit verlaufen, fragte unser Türke, den meines Gefährten Zaubermantel, eine Elektrisirmaschine und andere Zauberinstrumente, welche die Sklaven aus unserem Wagen hergebracht hatten, endlich an den Zweck unseres Hierseyns erinnerten, höflich, ob wir die Operationen zu beginnen gedächten. „Welche Operationen?" fragte mein Gefährte mit anscheinender Gleichgültigkeit. — „Die Entdeckung des Ringes." — „Sobald es Eurer Hoheit gefällig, und der weibliche Theil Eures Haushalts bereit seyn wird zu erscheinen," war die Antwort.

Auf diesen Stutzen erregenden Vorschlag kam selbst die orientalische Gemessenheit unseres majestätischen Wirths aus dem Geleise, und sein Erstaunen, wie sein Mißfallen, wurde sichtbar. „Wer hörte je," begann er, „daß die Frauen eines ächten Gläubigen einem Fremden, und noch dazu einem Ungläubigen, einem Franken gezeigt wurden?" Wir unserer Seits waren nicht minder erstaunt: „Wann hat man je gehört, daß ein Magier einen gestohlenen Schatz entdecken konnte, ohne der Person, die ihn verloren, oder der, die ihn sich angeeignet hatte, gegenüber gestellt zu seyn?" Wenigstens zwei Stunden lang, wenn auch zuweilen durch Pausen unterbrochen, wurde der Streit, zuweilen mit Heftigkeit von Seite des Türken, von unserer Seite mit anscheinender völliger Gleichgültigkeit fortgeführt. Als endlich unser Gastfreund sah, daß unsere Hartnäckigkeit so unwandelbar sey, als die Beschlüsse des Schicksals, so zog er sich zurück, um sich mit seiner Mutter zu berathen. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück mit der Erklärung, unser Vorschlag sey lächerlich und ganz unausführbar. Alsbald erhoben wir uns mit ernstem Unwillen,

und schritten nach der Thüre mit den Worten, daß man unsere Bärte sehr wenig respectirt habe. Ein ältlicher Mann, der zum Haushalt unseres Gastfreundes gehörte, und anscheinend eine Art halbgeistlicher Stellung einnahm, schritt jetzt ein, und nach einiger Berathung wurde entschieden, da wir nicht bloß Männer, sondern auch Magier und ungläubige Heilige seyen, so könne ohne Verletzung des muselmitischen Gesetzes zu unseren Gunsten eine Ausnahme gemacht werden, nicht so viel, daß wir das innere Heiligthum des Harems durch unsere Anwesenheit profanirten, sondern nur, daß wir in ein anstoßendes Gemach treten könnten, wohin die Frauen entboten werden würden.

Wir wanderten also durch eine lange Reihe von Zimmern, und befanden uns endlich in einem hohen großen Gemache, das der Lustzug aus dem Bosporus, über den die Gitterfenster hinausblingen, fächelte; im Kreise herum lief ein niedriger Diwan bedeckt mit Teppichen und Kissen, und durch die prächtigen Vorhänge drangen nur schwache Lichtstrahlen ein. Unter einem verwirrten Haufen rother Kissen und orangegelber Draperie saß oder lag vielmehr die Mutter unseres widerwilligen Gastfreundes. Ich konnte nur bemerken, daß sie alt war und da lag als gehöre sie zu der vegetabilischen und nicht zu der menschlichen Welt; gewöhnlich war sie durch den Rauch ihrer langen Pfeife halb verschleiert, wenn aber die Wirbel zufällig nach der Seite hin wogten oder dünner wurden, dann euhten ihre dunkeln Augen auf uns mit einem halb gleichgültigen, halb abgeneigten Ausdruck. In kurzem ließ sich ein Getrippel leichter Füße in einem anstoßenden Zimmer hören, vorwärts kams längs der Galerie und — herein trat die ganze Gesellschaft der Frauen und Sklavinnen. Sie lachten ganz sanft und musikalisch, als sie eintraten, schienen aber doch auch erschreckt, hoben mit einemmal ihre Shawls, und zogen die Schleier nieder, stellten sich in einem Halbkreis auf und blieben hier mit über der Brust gefalteten Händen stehen. Ich saß ihnen gegenüber, trank Kaffee und rauchte, oder stellte mich wenigstens, als ob ich aus der 8 Fuß langen Pfeife rauche; auf der einen Seite stand der Mollah und einige männliche Mitglieder des Haushalts, auf der andern der schöne Ehemann, augenscheinlich mit dem Gang, den die Sachen genommen hatten, nicht sonderlich zufrieden, und mein Freund, der Magier, schritt unter den Werkzeugen seiner Kunst umher, gekleidet in einen schwarzen Mantel, besetzt mit flammfarbigen Zeichen, seltsam genug, um auch ein kühnes Herz mit Schrecken zu erfüllen. Außerhalb des Halbkreises standen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, mit zwei bis drei fußlangen Stäben Gerstenzucker in der Hand, an denen sie während unseres ganzen Besuches saugten.

Mein Gefährte begann seine Beschwörungen mit allerhand Sprüchen und Gesten, um allen Anwesenden die höchste Meinung von seiner Macht einzuflößen, und hielt nur zuweilen inne, um durch seinen Dolmetscher erklären zu lassen, daß es unmöglich sey, ein mit solcher Macht ausgerüstetes Wesen zu betrügen. Auf diese Ermahnungen schienen die Frauen sehr wenig zu achten, aber die Beschwörungsmanövre ergötzten sie, wiederholt brachen sie in ein Gelächter aus, bis ganz wörtlich eine jede den Kopf auf ihre Nachbarin Schultern lehnte. Nach einiger Zeit schritt der Ehemann, der allein sich nicht sonderlich gut unterhalten fühlte, ein, und fragte den Beschwörer, ob er jetzt den schuldigen Theil entdeckt habe. Mit der größten Ruhe versetzte mein Freund: „keineswegs; wie könnte ich auch, so lange die Frauen verschleiert bleiben?“ Diese neue Forderung erregte neue Verwirrung und eine lange Debatte, indeß schien mir, daß die Frauen eher für als gegen die Forderung stimmten. Der Ehemann, der Mollah und die Mutter beriethen sich abermals, nach kurzem Bedenken fielen die Schleier, und die Schönheit manches Volks des Orients stand unverhüllt vor uns.

Vier dieser unverschleierten Personen waren, wie man uns sagte, Frauen, und sechs Sklavinnen. Die ersten waren in der That schön, obwohl in verschiedener Art und verschiedenem Grade, von den andern waren es nur zwei. Alle waren schlank, zart, dunkeläugig, und der Ausdruck war eben so mystischer als üppiger Art. Ihr Anblick hatte etwas eben so seltsames als liebliches, eben so seltsam als ihre Stellung, ein Mittelzustand zwischen Ehe und Wittwenschaft. Sie sehen keinen Mann außer ihrem Gemahl, und ein Besuch von ihm ist, die Lieblingsfrau ausgenommen, ein eben so seltenes und wunderbares Ereigniß als eine Sonnenfinsterniß. Sie benehmen sich gegen einander wie Schwestern; in ihrer Haltung bemerkte ich eine außerordentliche Gleichartigkeit, was um so auffallender war, als sie rasch von äußerster Unruhe zu kindischer Verwunderung und dann wieder zu unbändiger Lustigkeit übergingen.

Die Lieblingsfrau war eine Circassierin, und ein lieblicheres Bild ließ sich kaum denken. Verständig konnte man ihren Ausdruck kaum nennen, aber er war eben so würdevoll, als anmuthig und sanft. Ihre großen schwarzen Augen, die von einem milden Glanze strahlten, schienen selbst in der Dunkelheit Licht geben zu müssen, und die dichten Locken, welche sie in der Aufregung der Scene nachlässig um ihre Schultern schlang, glänzten wie ein Spiegel. Die Farbe ihres Gesichts war das ausgezeichnetste, was ich je gesehen, denn ihre perlenartige Reinheit schien mit einer zarten Farbe angehaucht, wie man sie manchmal im Innern einer Muschel sieht. Obgleich ziemlich groß, schien sie doch so leicht wie eine verkörperte Watte, und schritt über die reichen Teppiche hin wie ein Kind, das die Last seines Körpers nicht fühlt; obgleich gemessen in den Zwischenräumen von Unruhe, war ihre Lustigkeit doch eine Art wildes Entzücken. Auch sie hatte den dem Orient eigenthümlichen Ausdruck von Ueppigkeit, der der Sittsamkeit keineswegs widerspricht, und um ihre Lippen schwebte ein eben so anmuthiger als würdevoller Ausdruck, der stets bereit schien in ein Lächeln überzugehen.

Da ein Zaubermanöver auf das andere folgte, so verschwand allmählich alle Zurückhaltung, und keine Spur blieb von der unruhvollen Erwartung, welche diese strahlenden Gesichter beim ersten Fallen der Schleier bezeichnet hatte. Die schönen Frauen wogten um uns her, und warfen die Arme in die Luft, als hätten sie die Anwesenheit ihres Gemahls ganz vergessen. Indeß hatten wir in unserer Untersuchung immer noch schwache Fortschritte gemacht, und als der Magier ihnen sagte, sie würden besser thun, ihm nichts zu verheimlichen, so sahen sie ihn an, als wollten sie sagen: „Du bist zu uns hergekommen uns zu belustigen, aber nicht uns zu verhören.“ Entschlossen furchtbarere Waffen anzuwenden, begann er seine elektrische Maschine herzurichten, als der Mollah, nachdem er sie zwei oder dreimal betrachtet, näher trat und fragte, ob dieß Instrument gleichfalls übernatürlich sey. Der scharfsichtige Franzose antwortete sogleich: „keineswegs, es ist nur ein wissenschaftliches Spielzeug“, und bemerkte dann zu mir gewandt mit leiser Stimme: „er hat sie früher schon gesehen, und ist wahrscheinlich gereist.“ Nach wenig Minuten waren die Frauen in einen Kreis zusammengetreten und reichten sich die Hand. Er ließ ihnen nun durch den Dolmetscher sagen, wenn das Geständniß nicht augenblicklich erfolge, so würde jede zu gleicher Zeit von unsichtbarer Hand

einen Schlag bekommen, das zweitemal werde die Warnung noch stärker seyn, und wenn sie auch dießmal nicht fruchte, beim drittenmal die Schuldige todt niederfallen. Diese Ankündigung wurde mit großem Ernst vernommen, aber kein Geständniß erfolgte, der Schlag fiel und der liebliche Kreis ward sogleich aufgelöst unter Geschrei und Gelächter. Der zweite Schlag erfolgte, und mit derselben Wirkung. Ehe der Magier seinen letzten Versuch machte, hielt er eine lange Rede an sie, sagte ihnen, daß er das Geheimniß schon entdeckt habe, wenn die Schuldige gestehe, so wolle er für sie bitten, thue sie dieß aber nicht, so müsse sie die Folgen auf sich nehmen. Kein Bekenntniß erfolgte, und zum erstenmal sah mein zuversichtlicher Gefährte etwas niedergeschlagen aus. „Es hilft nichts“, sagte er zu mir, „der Ring ist nicht wieder zu finden, sie wissen nichts davon; wahrscheinlich ist er verloren; wir können unser Versprechen nicht erfüllen; in der That, ich wünschte, wir wären mit guter Art davon.“

Ich gestehe, daß ich das Gleiche wünschte, namentlich wenn ich den Hausherrn ansah, der finster wie eine Donnerwolke dastand, mit dem Aussehen eines Mannes, der sich in einer entschieden falschen Stellung fühlt. Die Orientalen verstehen keinen Spaß, namentlich in ihrem Harem, und von der Unbeweglichkeit geben sie rasch zu sehr bezeichnender und manchmal unangenehmer Handlung über; sie sprechen wenig und geben ihre Gesinnung durch die That kund. Gerne hätte ich den Hausherrn reden hören, selbst mit einer drohenden Stimme, indeß baute ich sehr auf die Selbstbeherrschung und Gewandtheit meines Gefährten. Und ich täuschte mich nicht. „Thut, wie ihr mich thun seht“, sagte er zu mir und dem Dolmetscher, und sobald der dritte Schlag mit eben so wenig Erfolg als die vorhergehenden gegeben war, schritt er auf den finstern Hausherrn mit einem von Vergnügen strahlenden Gesichte los und beglückwünschte ihn aufs eifrigste. „Ihr seyd ein glücklicher Mann. An Eurer Hausgenossenschaft haftet kein Makel; ein Glück ist es, daß Ihr nach dem klugen Manne geschickt habt, denn ich habe die Sache entdeckt.“ — „Was habt Ihr entdeckt?“ — „Das Schicksal des Rings: er ist nicht gestohlen, sonst hättet Ihr ihn zurückerhalten; ich würde ihn Euch zugestellt haben. Fürchtet nichts: Eure Hausgenossenschaft ist zuverläßig und tugendhaft. Ich weiß wo der Ring ist, aber ich würde Euch täuschen, wenn ich Euch Hoffnung machte ihn je wieder zu finden. Das ist ein großes Geheimniß, und die glückliche Vollendung der Sache übertrifft selbst meine Hoffnungen. Lebt wohl; die Sache ist abgelaufen, wie Ihr seht. Ihr seyd unter einem glücklichen Stern geboren. Glücklich ist der Mann, dessen Hausgenossenschaft zuverläßig ist. Ich verbiete Euch künftig einer Eurer Frauen zu mißtrauen.“

Das Gesicht des Moslems während dieser Anrede läßt sich unmöglich beschreiben. Da stand er, wie ein Baum, halb im Sonnenschein, halb im Schatten; Freude und Aerger kämpften in seinem Gesicht, und Staunen überwog beide. Es war keineswegs unser Interesse zu warten, bis er sich wieder gefaßt und eine Ansicht gewonnen hätte über das Maaß von Dankbarkeit, die er seinen Gästen zu zollen hätte. Wir schritten somit nach der Thüre. In einem Augenblick überwog der Instinct der Höflichkeit, und er machte einem aus seinem Gefolge ein Zeichen. Seine Sklaven schritten uns voran mit Fackeln, denn es war spät geworden, und begleitet von einem halben Duzend derselben als Ehrenwache, zogen wir wieder durch das große, weitläufige Haus, dann durch den Garten und bestiegen den Wagen, der außerhalb unserer harrte. Unser Abend verflog rasch im Besprechen unseres Abenteuers, und mehr als einmal dachte ich mit Vergnügen daran, welch ein unterhaltendes Intermezzo der Besuch von Fremden für die abgeschlossenen Schönheiten seyn mußte. Ohne Zweifel erklangen die Bäder von Konstantinopel von manchem lustigen Lachen über dieß Eindringen von Franken. Nie haben vielleicht Haremsbewohnerinnen je so viel von Ungläubigen gesehen, und so vertraut mit ihnen in Anwesenheit des Hausherrn geredet.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitan Ruperto Castaños.

3. Albino der Contrabandist.

Es lag dem Capitän wahrscheinlich daran, unsere Verbindung, welche der Zufall herbeigeführt hatte, zu pflegen, denn den zweiten Tag am Feste von Zapopam kam er zu Pferde um zehn Uhr Morgens in den Hof des Meson, wo ich wohnte. Mein Pferd stand bereit, ich ging eilig hinunter und wir schlugen beide den Weg nach dem Dorfe, das zwei Stunden von Guadalaxara entfernt ist, ein. Die Straßen, welche wir durchritten, waren festlich geschmückt; die Bettdecken der Einwohner, von Seide oder bunter Baumwolle, hingen als Zierde an allen Balconen. Lange Gehänge von frischem Schilf mit Blumenbüscheln untermischt bilden von einer Seite der Straße zur andern grüne Bogen. Die Glocken läuteten zusammen, Böller wurden auf den Terrassen abgefeuert. Die Bewohner der Stadt strömten hinaus, die vom Lande nach der Stadt. Die Straße nach Zapopam war mit Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt, die gleich uns der wunderthätigen Jungfrau zueilten, welche ihren feierlichen Einzug in Guadalaxara halten sollte. Ich erfuhr unterwegs von dem Capitän, daß um der Ehre Willen, gleich den Spaniern unter dem Schutze des Himmels zu fechten, und um der Jungfrau de los Remedios, welche der Vicekönig Venegas zum Rang eines Generallissimus erhoben hatte, die Tapatios (Scherzname der Einwohner der Hauptstadt von Jalisco) der Patronin von Zapopam den Rang einer Generala ertheilt hätten. Diese Festlichkeit hatte am 13 Junius, ich weiß nicht welchen Jahres, stattgefunden, und dieser Tag war der Ursprung des Jahresfestes, dem wir anwohnten.

Wir hatten kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als der Wagen, auf welchem die heilige Jungfrau bei ihrem Einzug uns entgegenkam, hielt. Er wurde weder von Pferden noch von Maulthieren gezogen; Gläubige hatten sich ihr vorgespannt. Ein dreifacher Jubelruf begrüßte das Heiligenbild, welches im Triumph durch die Menge zog, geschmückt mit der grünrothweißen mexicanischen Schärpe, dem Wahrzeichen höchster militärischer Würde. Es wäre sehr unklug gewesen, sich nicht vor demselben zu verbeugen. Die Tapatios sind in der ganzen Republik bekannt wegen ihrer Fertigkeit das Messer handzuhaben, und man treibt gerne, was man mit Meisterschaft auszuüben weiß.

Wollt ihr unsern Ritt fortsetzen? sagte der Capitän, als das fromme Gewühl vorüber war. Dieser Aufzug hat mich wider Willen in meine Jugend zurückversetzt. Unterwegs will ich euch das Abenteuer erzählen, welches mir meinen Beruf als Guerrillero geoffenbart hat. Ihr werdet so auch die Männer kennen lernen, welche in diesem Lande das Signal zum Aufstand gegen die spanische Tyrannei gegeben haben.

Ort und Stunde waren wohl gewählt zum Heraufbeschwören der Helden und der ruhmwürdigen Thaten der mexicanischen Revolution. Rings um Guadalaxara erinnert alles an den Unabhängigkeitskrieg. Ein langer Schattengang von Weiden zieht sich von dem Dorf San-Pedro, in der Nähe von Zapopam, bis an die Hauptstadt hin, und auf diesem einsamen Pfade konnte Don Ruperto seine Erzählung beginnen, ohne Störung befürchten zu müssen; er beeilte sich sein Versprechen zu erfüllen.

Mein Soldatenleben, fing er an, begann im Jahr 1810. Mein Vater war Pächter einer hübschen Hacienda nahe bei Tampico. Diese gehörte einem reichen Spanier. Ich war damals bald zwanzig Jahre alt, und meine Hauptbeschäftigung (denn unsere Herren wollten nicht, daß die Creolen etwas lernen sollten), bestand darin, zu Pferd die Besitzungen zu durchstreifen, welche mein Vater verwaltete, Stiere mit

dem Lasso niederzuwerfen und junge Pferde, welche zum Reiten und für die Ställe des Besitzers bestimmt waren, zu bändigen. Diese Erziehung hatte aus mir einen kräftigen Menschen gemacht, tauglich zu allen Strapazen und geübt in allen Künsten, welche den vollkommenen Reiter ausmachen, Büchse, Säbel und Lanze verstand ich trefflich zu führen. Eines Tages, es war im Februar 1810, eines Sonntags, während es auf der Pachtung nichts zu thun gab, ritt ich am Meeresufer spazieren. Mein Pferd war ein prächtiger Hengst, den ich selber zugeritten hatte, und den ich sehr liebte, ohne daß er mir gehörte. Die Sonne brannte glühend heiß; ich war eben an der Thüre eines Tendejon (Schenke) abgestiegen, in welche ich mich nach dem langen Ritt erfrischen wollte. Ich hatte mein Pferd an einen der Pfeiler am Eingang gebunden und mich kaum niedergesetzt, als ein Officier der Dragoner von San-Luis hereinkam und mit gebieterischer Stimme fragte, wem der Hengst draußen gehöre.

Er gehört mein, Herr Capitän, sagte ich bescheiden.

Dir, versetzte der Officier mit Verachtung: weißt du nicht, Bursche, daß ein Creole nicht das Recht hat ein Pferd zu besteigen, und daß dieses ausschließlich für uns Spanier vorbehalten ist? In der That der Vicekönig thut sehr übel daran, diesen Picaros nur zu gestatten auf einer Stute zu reiten; man sollte ihnen nur Esel zugestehen.

Ich wußte nicht, daß ich unrecht that, stammelte ich.

Du wirst es in Zukunft nicht mehr vergessen, Bursche, fuhr der Capitän fort, und die Lection wird dich dein Pferd kosten.

Aber es gehört nicht mir! rief ich.

Du hast also gelogen, oder du hast es gestohlen?

Ich bin weder ein Dieb noch ein Lügner, versetzte ich zornig, denn die in dem Saale anwesenden Mexicaner fingen feige an zu lachen bei der Beschimpfung, die einem der ihrigen widerfuhr.

Der Officier antwortete nicht; die Reitgerte, welche er in der Hand hielt, schwirrte und traf mich ins Gesicht. Ich sprang voll Wuth in die Höhe; indeß war die Furcht, welche uns unsere Tyrannen einflößte, so groß, daß mein Arm, der sich schon erhob, niedersank. Ich blickte von Ingrimm bebend auf die Gesichter der Mexicaner. Ein Lachen, eine spöttische Gebärde hätten mir zum Vorwande gedient, auf einen meiner Landsleute das Gewicht der Erbitterung zu schleudern, das ich nicht auf den Spanier zu entladen wagte; aber keiner schien geneigt, die Schmach, die mir angethan worden, durch Spott zu vermehren. Ich sah sogar einen Mann in Fischertracht, der nicht weit von mir saß, erbleichen und aufstehen, sichtlich bewegt von der unwürdigen Behandlung, die mich getroffen hatte. Was soll ich euch sagen? Ich war allein, der Officier von zweien seiner Freunde begleitet, ich hatte keine Waffen zum Widerstand, und ungeachtet meiner Bitten wurde mein Pferd durch den Assistente eines der Dragoner weggeführt.

Ich ging fort aus der Schenke und wanderte eine Weile ohne zu wissen wohin. Ich folgte einem kaum betretenen Pfade in dem Sande am Ufer des Meeres, dessen Wogen mit traurigem einförmigem Schalle ans Gestade schlugen. Flüche, eitle Drohungen entschlüpften meinen Lippen, als eine rauhe Stimme plötzlich hinter mir rief — Heda! Freund, mit wem habt ihr es zu schaffen? Ich war und bin noch etwas abergläubisch und diese Stimme, welche so rasch meinem Gedanken Antwort gab, schien mir die des Teufels, der stets bereit ist dem Menschen Gelegenheit zu schaffen, ihre Seligkeit einzubüßen. Der Mann, der mich so barsch angerufen hatte, trug bäurische Kleidung, obgleich er nicht der niedern Classe anzugehören schien. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt. Sein verständiges stolzes Gesicht schien Gehorsam zu gebieten. Verwirrt durch dieses unerwartete Begegnen konnte ich zuerst nur einige unzusammenhängende Worte stammeln, indem ich mich mit dem Kreuze bezeichnete. Diese Gebärde machte den Unbekannten lächeln.

Roher Aberglaube! sagte er, indem er mich mit spöttischem Mitleid ansah; ja, das ist alles, was sie unsern Kindern lehren! Wer hat dich denn beschimpft, mein Sohn? Und wessen Hand hat deiner Wange dieses blutige Mal aufgedrückt?

Ich hatte meine Klagen dem Meeresstrande erzählt, und ließ mich nicht bitten meinen Gram demjenigen zu offenbaren, der einen so lebhaften Antheil an mir zu nehmen schien. Während er mir zuhörte, warf er von Zeit zu Zeit einen Blick auf einen dunkelblauen Streifen, welcher sich am Horizonte hinzog, und unterbrach einen Augenblick meine Erzählung um mich zu fragen, ob ein weißer Punkt, den er mir mit dem Finger bezeichnete, eine Möve oder ein Fischernachen sey.

Es ist weder eine Möve noch ein Nachen, erwiederte ich, sondern das Segel eines Dreimasters oder einer Brigg.

Gut, versetzte er, fahret fort. Und ich endigte meine Erzählung nicht ohne sichtliche Anstrengung, den Kummer zu überwinden, welcher mich drückte. Als ich zu Ende war, gab mir der Fremde die Hand. Zählet auf mich, sagte er; ihr werdet gerächt werden, und noch viele andere mit euch.

In diesem Augenblick trat der Fischer zu uns, an dem ich in der Schenke so theilnehmende Gesinnungen gegen mich bemerkt hatte.

Viva Cristo! sagte er; ein solcher Peitschenstreich sollte nicht nur dem, der ihn austheilt, das Leben kosten, sondern dem ganzen Gezücht unserer Unterdrücker.

Das ist leicht zu sagen, versetzte ich, und ihr der so stolze Gesinnungen äußert, warum habt ihr mich nicht vertheidigt als ich allein den drei Dragonerofficieren entgegenstand?

Warum? Weil der Augenblick noch nicht gekommen ist; aber Geduld! Was nicht in einem Tage vollbracht wird, geschieht in zweien; seyd ihr indeß entschlossen euch zu rächen für den Schimpf, der euch angethan wurde?

Ja, wenn es in meiner Macht steht.

Man vermag, was man ernstlich will, entgegnete der Mann, der mich zuerst ausgefragt hatte, und fortfuhr mit zerstreutem Wesen seine Blicke in die Ferne zu richten. Das Fahrzeug in Sicht schien zu wachsen, wie fernes Gewölk, das an Umfang zunimmt, je höher es der Wind hinaufstreibt. Ah, fuhr er fort, ich unterscheide jetzt das ganze Segelwerk.

Bei meinem Wort als Contrabandist, das ist eine schöne Brigg, rief der junge Mexicaner; aber es ist noch zu früh als daß sie sich der Barre nähern könnte.

Sie recognoscirt die Küste während es Tag ist, um des Nachts anlegen zu können, erwiderte der Gefährte des Contrabandisten, der so unumwunden sein Gewerbe gestand. Zur selben Zeit entfernten sich die beiden Männer einige Schritte, und ich bemerkte, daß sie sich leise unterredeten: bald wiesen sie auf mich, bald richteten sie ihre Blicke auf einen der höchstgelegenen Punkte an der Küste. Auf dem Gipfel des jähen Gestades, welches nach einer Seite den Lauf des Panuco und nach der andern die offene See bestrich, stand das Schilderhäuschen eines Küstenwächters. Ich begriff, daß seine Anwesenheit die beiden Contrabandisten störte. Der jüngere näherte sich mir.

Heda, mein Junge, sagte er entschlossen, es handelt sich darum eine Partei zu ergreifen. Seyd ihr für uns? Der Cavalier dort verheißt euch aufs neue euch zu rächen. Laßt sehen! während das Blut noch in euern Adern kocht, würdet ihr wohl schwören bei dem Heil eurer Seele, daß ihr einer der unsern seyn wollt?

Aber wer seyd ihr? fragte ich ihn.

Was kümmert euch das, wenn ich euch die Mittel an die Hand gebe, euch zu rächen?

Nun ja! unter dieser Bedingung bin ich einer der eurigen; ich schwöre es bei dem Heil meiner Seele! Aber sagt mir nun, wer ihr seyd, und der Cavalier, euer Gefährte?

Ich bin der Contrabandist Albino Conde; den Namen dieses Herrn aber dürft ihr jetzt noch nicht wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Die englische Schifffahrt im schwarzen Meer ist durch die Aufhebung der Schifffahrtsgesetze gleich im ersten Jahre fast ganz in fremde Hände, in die der Griechen und baltischen Schiffe, übergegangen; seit Anfang Julius 1850 waren darin nur 86 brittische Schiffe, dagegen 211 fremde beschäftigt. (Shipp. Gaz. 6 Februar).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 37. 12 Februar 1851.

Eine Estancia in den Pampas von Südamerika.

(Revue britannique. Januar.[1])

Zur Errichtung einer Estancia ist vor allem nöthig, einen der zahlreichen Seen aufzusuchen, welche in der Nähe der zur Weide geeigneten trockenen Ebenen das nöthige Wasser liefern. Die beste Lage ist gewöhnlich zwischen 28° und 40° S. B.; jenseits dieser Gränzen sind Kälte oder Hitze zu groß: in den heißen Strichen plagen die Insecten das Vieh bis zum Tode, über 40° hinaus bedeckt der Schnee im Winter den Boden, und gestattet nicht das Vieh in geschlossenen Räumen zusammenzuhalten, wodurch es dem Herrn fast unnütz wird. Wenn in gegenwärtiger Zeit der Staat Land hergibt zu Errichtung einer Estancia, so ist, sobald die Bedingungen festgestellt und die Ausdehnung des Landes vermessen ist, die erste Sorge des Inhabers sein Haus zu errichten, was ihm weder Zeit noch Geld kostet. Die Hauptwohnung besteht aus einem einzigen Zimmer für ihn selbst oder seinen Capataz und in einer Küche, wo seine Peones (gemietheten Arbeiter) essen und schlafen. Diese Gebäude sind meist aus Lehm oder Luftziegeln erbaut, mit Binsen gedeckt, die man in den Seen oder Sümpfen geschnitten hat, und von einem tiefen Graben umgeben, den man auf einem beweglichen Brett überschreitet. Ist dieß geschehen, so wird, um das Vieh bei Nacht zu hegen, eine Umzäunung von meistens 150 bis 200 Metres im Durchmesser, und gleichfalls von einem Graben umgeben, angelegt, und ein zehn Metres breites Thor für den Aus- und Eingang der Thiere offen gelassen, endlich ein Corral oder Stall, der aus senkrecht, nahe an einander, in den Boden geschlagenen und durch Lederriemen festgehaltenen Pfählen besteht. Dieser Corral ist fast immer rund und hat 200—250 Fuß im Durchmesser; er dient dazu, um die Manadas oder Stuten, die Reitpferde und manchmal auch das für den Markt bestimmte Vieh unterzubringen. Hiezu kommt noch ein Brunnen, der frisches Wasser liefert, einige Pfähle, an welche die Leute ihre Pferde befestigen, und man hat die ganze Einrichtung einer Estancia. In einer gewissen Entfernung von der Wohnung an einer hohen Stelle ist ein starker Pfahl eingeschlagen, der dem Vieh als Sammelpunkt dient; es versammelt sich daselbst jeden Tag, sobald es den Hirten mit seinen Hunden sich dem Platze nähern sieht. Man nennt denselben el Rodeo.[2] Hieher begibt sich auch der Führer, um die Zugpferde und das für den Markt bestimmte Vieh in Empfang zu nehmen. Durch die genaue Beachtung dieser Disciplin erhält das Vieh einen weit größern Werth und vermehrt sich schneller, als wenn man es nach Gefallen auf dem Feld herumirren ließe.

[1] Aus den Household Words nach den Mittheilungen eines Engländers entnommen.

[2] Im Spanischen bedeutet dieß Wort den auf den Märkten für das Vieh bestimmten Platz.

Die großen Estancias bedürfen eines bedeutenden Umfangs, und sind, wenn auch der Zucht der Thiere günstig, der Bevölkerung leider ungünstig. Das Vieh braucht Raum, je weniger es gestört wird, desto besser gedeiht es; die Zahl der auf einer solchen Estancia verwendeten Menschen, Männer, Weiber und Kinder, beträgt kaum 50, und diese beschränkte Anzahl genügt zur Hut von 40,000 Stück Hornvieh, 15,000 Schafen und 4000 Pferden, ja es bleibt ihnen noch Zeit ihre Häuschen zu bauen oder auszubessern, Mais, Kürbisse, Pasteken u. s. w. für sich und ihre Familien zu bauen. Man ist vielleicht neugierig, meine Umgebung kennen zu lernen: das Bild ist nicht verführerisch. Um 3 Uhr Morgens stehe ich auf und setze mich in der Küche mitten unter den Hirten nieder. Das seltsame Aussehen dieser Menschen mit schwarzen Knebel- und Schnurrbärten, ihren langen im Gürtel steckenden Messern, die rauchige Küche, alles mahnt an die Banditen, wie man sie im Theater aufführt. Allein diese rohen Naturen sind ganz friedlich und ich fühle mich hier so sicher, als in England. Die Nahrung der Hirten würde den Appetit eines Jägers befriedigen. Roastbeef so viel sie wollen; wenn sie zum Frühstück einen ganzen Ochsen verzehren, so schlachtet man zum Abendessen einen zweiten, was sehr wenig kostet, denn Haut und Unschlitt allein sind fast eben so viel werth, als das lebende Thier. Brod ist ihnen unbekannt; etwas Mais oder Kürbis ist alles, was sie in gewissen Jahreszeiten sich erlauben. Nach diesem Mahl folgen einige Züge frischen Wassers, niemals Bier; ich habe gewöhnlich Thee, Zucker und Zwieback bei mir, auf den Feldern aber lebe ich wie meine Hirten, und esse gebratenes Rindfleisch, nichts als gebratenes Rindfleisch.

Nach den im Innern der Estancia Bediensteten kommen die verschiedenen Kategorien derjenigen, welche als die Hülfsarbeiter betrachtet werden können. Die ersten und gewöhnlichsten sind die Paisanos, gemiethete Diener des Estanciero; sie haben das Rindvieh und die Pferde unter der Aufsicht des Capataz, der für alles verantwortlich ist, zu hüten. Sie werden monatweise gedungen und haben nichts zu thun als das ihnen anvertraute Vieh zu besorgen; 5000 Stück Rindvieh erfordern einen Capataz mit drei Mann. Dann kommen die Feldarbeiter, welche Getreide, Mais u. s. w. anbauen; ihre Pachthöfe nennt man Chacras[1], und die Ackerbauer der Pampas haben deßhalb den Namen Chacareros erhalten; sie züchten kein Vieh und halten nur die für den

[1] Chacra nannte man ursprünglich einen Ort, wo die Wilden lagerten.

Anbau des Bodens unentbehrliche Anzahl Rindvieh und Pferde. Endlich kommen die Reseros[1] oder Führer, welche den Arbeiten der Estancia gleichfalls nicht fremd sind. Diese Classe ist zahlreich und ihre Mitglieder müssen zur Gewähr für ihre gute Aufführung auf der Polizei eingeschrieben seyn. Da sie keinen festen Wohnsitz haben, sind sie nicht dem Militärdienst unterworfen. Ihr Geschäft besteht darin, für Rechnung der Eigenthümer der Saladeras (Einsalzungsanstalten) das von den Estancieros erkaufte Vieh in Empfang zu nehmen, und unter ihrer Verantwortlichkeit zu einem bestimmten Preis das Stück nach der Stadt zu führen. Leute, die je für eine Reise bezahlt werden, unterstützen sie in diesem rauhen Geschäft. Diese, stets mit eigenen Pferden beritten, vermiethen sich, aber tagweise, an den Estanciero, wenn er in gewissen Jahreszeiten mehr Arbeiter nöthig hat. Einige Leute sind auch noch beschäftigt die langen Reihen von Ochsenkarren zu führen, auf denen man Häute, Korn u. s. w. nach der Stadt und die für die Feldarbeiten nöthigen Gegenstände aus der Stadt zurück bringt.

Ich habe jetzt nur noch von den nomadischen Gauchos zu reden, unter denen in wenigen Jahren eine merkliche Veränderung vorgegangen ist. Ehemals brachten sie als wahre Zigeuner der Ebenen, ohne bestimmte Beschäftigung und ohne sichern Wohnsitz, ihr Leben damit zu von Estancia zu Estancia zu reiten, manchmal nützliche Freunde, stets gefährliche Feinde. So waren sie sicher überall Unterkunft und eine Mahlzeit zu finden, und begnügten sich dann von Zeit zu Zeit zu arbeiten, um Cigarren und Kleider kaufen zu können. Einige erwiesen sich gutmüthig, die Mehrzahl aber war der größten Verbrechen fähig. Diese Race ist jetzt ausgestorben, denn die vortrefflichen Polizeieinrichtungen der jetzigen Regierung haben diese Beduinen der Pampas vernichtet. Alle unbeschäftigten Leute, die man trifft, werden nach einem Lager in der Nähe von Buenos Ayres geschickt, und dort je nach Verdienst behandelt.

Ich selbst befand mich in meiner Estancia völlig getrennt von meiner Familie, mitten unter Menschen, deren Physiognomie, Sitten und Sprache von allem was ich seit meiner Jugend gesehen, abwichen. Mit Ausnahme eines grauen Pflanzerhuts hatte ich völlig das Costüm der Paisanos in den Pampas angenommen, und meine Kleider unterschieden sich von den übrigen nur durch die Qualität des Stoffes. Ich schlafe völlig allein, meine Peons wohnen dem Gebrauch gemäß beim Capataz, und in den Winterabenden sieht es deßhalb sehr trübselig aus. Meine Bibliothek beschränkt sich auf eine Bibel, ein Gebetbuch, ein mathematisches Lehrbuch, den Don Quixote und das Werk Adam Smiths. Wann werde ich je das Land meiner Geburt, wenn auch nur Buenos Ayres wieder sehen? Gott allein weiß es, und doch bin ich glücklich in den Pampas, so daß mir selten der Gedanke kommt sie zu verlassen. Ich bringe mein Leben zu Pferde zu, der Strich, den ich durchwandere, erstreckt sich auf 15 (engl.) Meilen in der Länge und 12 in der Breite, und enthält 30 bis 40,000 Stück Rindvieh, 5000 Pferde und 15,000 Schafe, Esel und Maulthiere nicht gerechnet. Die Luft des Landes ist äußerst rein, meine Thätigkeit erhält mich völlig gesund. Mein Geflügelhof zählt etwa 200 englische und russische Enten, Truthühner u. s. w., die Nachts auf den Trauerweiden, welche meine Wohnung umgeben, sitzen bleiben. Mein kleiner Garten erzeugt Zwiebel, Erbsen, Kürbisse, einige Früchte für den Sommer, Kartoffeln, Wassermelonen u. s. w. Ich habe Eier in Fülle und eine gute Anzahl ziemlich gezähmter Kühe, die mich reichlich mit Milch versorgen. Meine mit Stroh gedeckte Hütte enthält drei Zimmer, und ich kann auf dem Lande einem Freunde eine Unterkunft für die Nacht anbieten. Im Winter lege ich mich um 8, im Sommer um 9 Uhr schlafen, habe namentlich in der Nacht von der rauhen Luft viel zu leiden, aber um 3 Uhr Morgens mit dem Hahnenschrei ist alles auf den Beinen. Der Herr, der Capataz, die Hirten, die Schäfer, alles ist in der Küche und nimmt auf kleinen Holzblöcken oder auf getrockneten Ochsenköpfen sitzend den Mate ein, vor einem Heerde, der mit in den Boden gesteckten Knochen bezeichnet ist, und auf dem ein Feuer von Kühkoth und Selfe brennt, dessen flackernde Helle auf den geschwärzten Wänden sich abspiegelt. Der Capataz, auf einem höhern Sitz als die andern, vertheilt an jeden die Tagesarbeit oder vernimmt die Berichte ihrer Großthaten mit dem Laso. Wenige dieser Menschen können lesen, und die Welt hat für sie an den Gränzen der Pampas ein Ende. Sie haben wenig Bedürfnisse, und somit auch wenig Wünsche. Da es ihnen an jedem Unterricht fehlt, so betteln sie unaufhörlich: sobald ich meine kleinen Vorräthe aus der Stadt erhalten, so sind sie alle krank, der eine verlangt etwas Zucker, der andere Zwieback, ein dritter ein wenig Kaffee, para remedio (zur Heilung), rufen alle. Mit Sonnenaufgang steigen wir zu Pferde, und ziehen hinaus. Nach einem raschen Ritte von 4 Leguas machen die frische Luft der Pampas und die Anstrengung des Ritts mein gebratenes Rindfleisch und meine Tasse Kaffee zu einem vortrefflichen Frühstück.

Gegen 7 Uhr während meines Mahls wird ein Pferd gesattelt, und ich begebe mich nach irgend einer entlegenen Hütte, wo ich zuweilen die Nacht zubringe. Meine Hunde begleiten mich allenthalben; bin ich daheim, so schlafen sie vor meiner Thüre, bin ich auswärts, so schlafen sie unter freiem Himmel unter meinem Poncho um mich her, und wehe dem, der mir zu nahe kommen wollte. Unterwegs liefern sie mir Wild: sie verfolgen den Fuchs, den Hirsch, manchmal bringen sie ein Armadillo, das mir zuweilen als Abendessen dient; zu Zeiten kommen sie auf die Spur eines Panthers oder Puma, die ich mich aufzustöbern wohl hüte. Mancherlei Vorkommenheiten unterbrechen die Monotonie meines Lebens. Im vorigen Jahre verließ ich Morgens mit Sonnenaufgang meine Wohnung, die den Namen la Vigilante führt. Im Frühling sind die Pampas wahrhaft entzückend. Um diese Zeit mahnen mich der hohe duftende Klee und die gelben mit dem Morgenthau beladenen Blüthen an die prächtigen Felder Englands; das ganze Land ist mit Vieh bedeckt, Tausende von jungen Kälbern springen um ihre Mütter her, die Füllen hüpfen unter den Pferden herum, alles zeigt Freude, Glück und Wachsthum. Auf meinem Wege nach der Estancia näherte ich mich zweien Monadas Alzadas (wilden Heerden) von Stuten, deren Anführer, die ihre Familien aus dem Raub anderer Heerden gegründet hatten, mir eine nicht sehr freundliche Conferenz zu halten schienen: bald berührten sie sich mit den Nüstern, bald zogen sie sich zurück, und aus den Bewegungen ihrer Ohren schloß ich, daß sie nicht friedlich zurecht kommen würden. Plötzlich sprang das eine der Pferde, ein rabenschwarzer Hengst, in die Familie des andern hinein und führte mit niedergelegten Ohren und die Nüstern am Boden eine Stute heraus, die er von ihren Gefährtinnen trennte. Der Beleidigte eilte zur Hülfe herbei und ein furchtbarer Kampf entspann sich. Anfangs zerrissen sie sich mit den Zähnen den Hals und den Widerrist, dann bäumten sie sich und schlugen mit den Hufen einander an die Seiten, Schweiß und Blut rannen von ihren Schultern herab. Inzwischen hatte sich eine der Monadas

[1] Von res, ein Stück Vieh im Spanischen.

entfernt und war bereits außerhalb dem Gesicht, als der Rappe es bemerkte und plötzlich den Kampfplatz verließ, um sie aufzusuchen. Es kam gerade gegen mich heran, worüber mein Pferd so erschrack, daß ich absteigen mußte. Der Hengst schoß etwa 20 Schritt vor uns vorüber; mein Pferd wurde ruhiger und ich stieg wieder auf, als das wüthende Thier abermals herbeirannte mit unordentlicher Mähne, Seiten und Mund mit Schaum bedeckt, und den Kopf jeden Augenblick niederbeugend, als suche es eine Spur. Ich hatte mein Pferd in Galopp gesetzt, aber der Schwarze holte uns ein; zum Glück hatten sich die Stuten in die Binsen eines benachbarten Sees gerettet, wo der Hengst sie nun wieder sammelte und auf den Kampfplatz zurückführte. Wahrscheinlich begann der Streit mit neuer Wuth, ich hatte aber keine Lust den Ausgang abzuwarten.

Nicht ohne große Mühe brachte ich meine Estancia in Flor. Die Zahl meiner Thiere habe ich schon angegeben: 3000 bezeichnete Ochsen von drei Jahren und darüber weideten in den Ebenen, 2000 andere versammelten sich täglich am Rodeo so folgsam wie englische Milchkühe. Unsere Winter waren voll Mühsal: wenn der Wind einmal aus Südwesten kommt, hält nichts seinen Fortgang auf, die Pampas gleichen dann einem bewegten Ocean; das Auge erblickt nur da und dort eine Hütte, einsam, wie Schiffe auf dem Meere; am Morgen liegt ein Reif, der erst eine Stunde nach Sonnenaufgang verschwindet. Mit Sonnenuntergang fällt der Wind; das ist die rauhe Jahreszeit in den Pampas, aber der verzweifelte Südwestwind dringt unter den Poncho, bis unter die Weste, und selbst ins Mark ein. Der Mangel an aller bequemen Einrichtung in den Wohnungen macht die Kälte hier viel empfindlicher als in den rauhesten Wintern Europa's, und doch, obgleich nicht sonderlich gekleidet, erkälten wir uns selten und genießen im allgemeinen einer vortrefflichen Gesundheit.

Der Frühling ist für uns die geschäftvollste Jahreszeit: man wascht und scheert die Schafe, man packt die Wolle ein, schickt Häute und das im Winter gesammelte Unschlitt nach der Stadt, man bezeichnet die Lämmer je nach der Feinheit ihrer Wolle und stutzt ihnen die Ohren; endlich scheidet man sie aus, wenn verschiedene Heerden sich vermengt haben. Nach allen diesen Arbeiten, die im November und December stattfinden, genießen wir bis zur Mitte Januar, wo man das Rindvieh nach dem Markte zu führen beginnt, einiger Ruhe.

Im vergangenen Sommer wurden wir von einer Dürre, die sich über den ganzen Theil der südlichen Pampas erstreckte, heimgesucht. In diesem Lande ist eine Dürre für das Vieh verderblicher, als in Europa eine Viehseuche. Gegen Ende Decembers fehlte das Wasser in fast allen Seen; die Thiere irrten aufs Gerathewohl umher, ohne anfangs sich von ihren Ställen entfernen zu wollen, die Kühe sahen mich traurig an, wie um meine Hülfe anzuflehen; es war herzzerreißend: die Kälber drängten sich unruhig um ihre Mütter, deren Euter trocken waren. Die Kühe verlassen nicht gern den Ort, wo sie gekalbt haben, aber was vermögen sie gegen die Qualen des Durstes. Während ihre Herren sie ungern sich entfernen sahen, betrachteten die Nachbarn sie schreckenvoll, wie sie ihr Gebiet überzogen, das Gras Heuschrecken gleich abfraßen, die Seen vollends leeren halfen, und endlich ihr eigenes Vieh mit fortzogen, um neues Wasser aufzusuchen. Diese traurigen Scenen dauerten fort, bis die Seen wieder mit Wasser sich gefüllt hatten, dann kamen die armen Thiere instinctartig zu ihren Estancias zurück, jedoch ohne sich von den unterwegs gemachten Bekanntschaften zu trennen, so daß die Eigenthümer allenthalben ihr Vieh heraus suchen, und Leute ausschicken mußten, um die Nachzügler zurückzuführen.

Im März bezeichnen wir etwa 1000 im Jahr neugeborene Kälber, im April ist die Zeit der Füllen, dann um die Herbstarbeit zu beschließen, schneiden wir den Pferden die Mähne und den Schweif ab, eine für die armen Thiere so peinliche Operation wie für die Menschen, denn man muß sie mit dem Laso fangen und niederwerfen, worauf die Haare abgeschnitten, geflochten und nach Buenos Ayres geschickt werden, von wo sie nach Europa wandern.

(Schluß folgt.)

Etwas über den Stand des jetzigen Buchhandels in England.

Die Revue Britannique (Januar) theilt hierüber folgendes mit: „Die großen Buchhändler, wie Longman und Murray, müssen durch den Erfolg von Speculationen, welche die Buchhändler von Paris gewagt gefunden haben würden, ermuthigt seyn. Ist es nicht wunderbar, daß die Artikel aus Revüen, von denen man glauben sollte, daß sie im Lauf der Zeit das Interesse verloren haben müßten, und im Quarterly oder Edinburgh Review zu 10 bis 12,000 Exemplaren abgezogen wurden, in einem Wiederabdruck sich sehr theuer verkaufen, ja zwei, drei und selbst sechs Auflagen erleben? Die Artikel Macaulay's sind an der sechsten Auflage, obgleich das Buch immer noch ein Pfund Sterling kostet. Von Macaulay's Geschichte Englands hat Longman bereits 20 bis 30,000 Exemplare abgesetzt, aber Thirlwalls und Grote's Geschichte Griechenlands, die doch nicht das spannende unmittelbare Interesse haben, verkaufen sich trotz ihrer Ausdehnung gut, und Thirlwalls Geschichte ist selbst neu aufgelegt worden. Ob. Mure's und Talfourds Geschichten der griechischen Literatur finden Beifall, und werden neu aufgelegt. Die Reviews, weit entfernt den ernsten Werken Eintrag zu thun, tragen dazu bei sie zu verbreiten. Die Gelegenheitswerke, wie Reisen, Biographien u. s. w., haben natürlich ihr Publicum, indeß die meisten derselben werden drei Monate nach ihrem Erscheinen zur Hälfte des ursprünglichen Preises verkauft. In London gibt es nämlich Lesecabinette, die nicht nur in London selbst, sondern in ganz England Bücher ausleihen, und die Eisenbahnen haben diese Geschäfte sehr erweitert. Um möglichst viele Kunden zugleich befriedigen zu können, nehmen sie manche Werke zu Hunderten. So hat ein solches Lesecabinet von Macaulay's Geschichte 200 Exemplare, von Layards Ninive 100 Exemplare, von den Jagdgeschichten Cummings 100 Exemplare u. s. w. genommen. Ist der erste Rausch, den ein solches Werk erregt, vorüber, dann werden die Exemplare, durch guten Einband aufgefrischt, zu halbem Preis abgesetzt."

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitän Ruperto Castaños.

3. Albino der Contrabandist.

(Fortsetzung.)

Ich hatte oft von Albino als einem der kühnsten Schmuggler an der Küste reden hören. Unter der spanischen Herrschaft war das Contrabandiren ein einträgliches aber auch sehr gefährliches Gewerbe. Es war ein Krieg auf Leben und Tod zwischen den Zollbeamten und den Feinden des Fiscus, und in diesen tödlichen Kämpfen hatte Albino Conde sich einen furchtbaren Namen erworben. Wir kamen überein, daß wir hinter den Manglebäumen warten wollten, bis die Sonne unterging, und dann sollten wir alle drei zu dem Fahrzeug übersetzen. Der eine wie der andere schienen sichere Angaben über seine Nationalität und die Beschaffenheit seiner Ladung zu haben. Ich war oft wochenlang von unserer Wohnung abwesend, und fürchtete keineswegs meinen Vater zu beunruhigen, wenn ich erst des andern Tages heimkehrte; die Hoffnung naher Rache genügte überdieß mich am Strande zurückzuhalten, und obgleich ich mir keine genaue Rechenschaft ablegte, was die

Ausführung eines Contrabandistenstreichs mit meinen Klagen gemeinsames haben könnte, zauderte ich doch nicht, mit blindem Gehorsam dem geheimnißvollen Plane meiner Gefährten Folge zu leisten.

Indeß ließ der Contrabandist nicht ab zwischen den Manglebäumen hindurch, welche das Ufer einfaßten, die Bewegungen der Brigg zu beobachten. Er richtete das Auge auch auf die Erhöhung, wo der Wächter aufgestellt war, und auf die Signalstange neben seiner Hütte. Albine sah die Brigg sich wenden, im Augenblick als eine Flagge des Küstenwächters die Anwesenheit eines Fahrzeuges jenseits der Barre signalisirte; die Brigg wurde immer kleiner am Horizonte, und die Flagge wurde plötzlich eingezogen.

Viva Christo! sagte der Contrabandist. Der Teufel hole die Küstenwächter; da ist einer, der, wenn wir nicht Ordnung darein bringen, seine Zeit damit vertreibt, daß er jedes Gehen und Kommen dieses Schiffes signalisirt.

In der That zeigten auch, wie das Fahrzeug sich entfernte oder näher kam, die Signale des Wächters alsbald seine Bewegungen an. Die Sonne neigte sich schon als die Brigg von neuem erschien und die spanischen Farben aufhißte. Alsogleich wurde diese Flagge auch an der Signalstange aufgezogen.

Es ist also nicht, was wir erwarteten? rief der ältere meiner beiden Gefährten.

Seyd ohne Sorge, Doctor, sagte Albine; glaubt ihr der Capitän der Brigg sey einfältig genug die französischen Farben aufzupflanzen? Es ist ganz gewiß dieselbe, welcher ich gestern einige Ballen Seidewaaren ausladen half; obgleich ich am Lande wohne, hab ich doch Augen wie ein Seewolf und täusche mich nicht; man erwartet euch an Bord und ich werde euch hinführen, laßt nur die Dämmerung herbeikommen.

Wäre es nicht einfacher, antwortete der, den Albine Doctor nannte, daß der Bewußte selber an die Küste käme, anstatt mich an Bord zu erwarten?

Es ist möglich; aber dann liefe er Gefahr selber gefangen und erschossen zu werden, und ihr mit ihm, während niemand euch stören wird, wenn ihr eure Plane auf dem Verdeck oder in seiner Cabine verabredet. Es ist daher klüger, daß ihr zu ihm an Bord geht.

Der Doctor schien durch die verständige Ansicht des Contrabandisten beruhigt zu seyn, und wir blieben schweigsam und unbeweglich an unserm Beobachtungsposten, indem wir den Augenblick abwarteten, wo die Dunkelheit der Nacht uns gestatten würde, über die Barre zu setzen, um zu dem französischen Fahrzeug zu gelangen.

Endlich vergoldeten die letzten Sonnenstrahlen nur noch die Gipfel der Palmen und die Anhöhe, wo der Küstenwächter stand, als, nachdem Albine einige Zeit sich leise mit dem Doctor verabredet hatte, ersterer mir ein Zeichen gab ihm zu folgen. Der Doctor blieb allein zurück und wir gingen flußaufwärts. Als wir nach einer Viertelstunde an eine Stelle gelangt waren, wo sein Lauf zwischen zwei Schilfufern eingezwängt wurde, zog Albine aus dem dichtesten Gewirre dieser Wasserpflanzen eine kleine Piroque heraus, die darin verborgen lag. Wir setzten über den Fluß und faßten Fuß an dem Ufer gegenüber. Von dieser Stelle, die dicht bewachsen war, führte ein sanfter Abhang, der immer steiler wurde, auf die Anhöhe, wo das Wächterhäuschen stand.

Ihr seyd ohne Zweifel Jäger? sagte Albine.

Warum das? fragte ich.

Das heißt, ihr versteht in der Stille bis an das Wild hinanzukriechen, das ihr habhaft werden wollt. Wohlan, so nehmt alle eure Geschicklichkeit zusammen, denn wir müssen ohne daß der Wächter uns sehe oder höre, hinauf bis auf den Gipfel, um von da den Blick über die offene See zu haben.

Das ist um so leichter, da der Küstenwächter in seinem Schilderhaus verborgen ist.

Was aber nicht verhindert euch die Kugel seiner Büchse in den Kopf zu jagen; seyd auf der Hut und vorwärts.

Ich hatte bis dahin alle Befehle meiner Gefährten gleichgültig befolgt, und gehorchte abermals aus Eigenliebe. Nachdem die Piroque wieder im Schilf versteckt war, kletterten wir die Höhe hinan. Es war eine Landzunge, deren eine Seite von dem Fluß Panuco begränzt war und die andere von dem Meere: rechts stürzte sich das Süßwasser murmelnd gegen den Ocean, links brachen sich die Salzfluthen mit Getöse an den Seiten und an dem Fuße dieses Vorgebirgs. Der Wächter konnte so Fluß und See beherrschen. Das Brausen der Wogen, die unter uns an dem Erddamm anspülten, den sie allmählich unterhöhlten, deckte das Geräusch unserer Schritte. Es war daher leicht ungehört weiter zu kommen; aber es schien kaum möglich dem Spähen des Wächters zu entkommen, sobald wir aus dem Gestrüpp heraus waren, das einen Theil des Hügels bedeckte. An dieser Gränze machten wir Halt. Ich glaubte dem Contrabandisten bemerken zu müssen, daß es mir unnütz und gefährlich vorkomme weiter hinaufzusteigen, da wir von diesem Orte aus zugleich Fluß und Meer überschauen könnten. In der That vermochten wir auf der ungeheuren purpurnen und goldnen Wasserfläche, die sich vor unsern Augen bis in weite Ferne ausbreitete, die Gegenströmung des trüben Panuco zu unterscheiden. Das französische Fahrzeug schien im letzten Abendstrahl mit feurigen Segeln einherzuschwimmen. Bisweilen, indem es sich unter dem frischen Hauche des Windes neigte, zeigte es uns auch das schimmernde Kupferbeschläge seines Kiels. Unwissend, wie ich es damals war, und eingewiegt von den Märchen unsrer spanischen Priester, welche uns die Franzosen als verdammenswerthe und verdammte Ketzer schilderten, glaubte ich in den Strahlen der niedergehenden Sonne, welche durch die Segel der Brigg leuchteten, einen Wiederschein des höllischen Feuers zu sehen. Der Gedanke mit solch ungläubigen Fremden in Verkehr zu treten erfüllte mich mit Schrecken, und um alles in der Welt hätte ich auf dem Fuß umkehren mögen, aber es war zu spät; mein Schwur band mich, und dieser Tag sollte über mein ganzes Leben entscheiden. Nach einem kurzen Halt und einem Augenblick des Schweigens sagte mir der Contrabandist, daß er ungeachtet meiner Einrede bis auf die Spitze des Hügels steigen werde. Euch aber, setzte er hinzu, wenn ihr Angst habt, steht es frei, wieder zurückzugehen.

Vorwärts! erwiederte ich; aber wir sind ohne Waffen?

Wir bedürfen ihrer nicht, antwortete Albine barsch. Die Stimme des Meeres übertönte stets noch unsere Schritte; allein nur wenige zerstreute Palmbäume, deren grüne Federkrone der Wind bewegte, waren fortan unser Schutz vor den Blicken des Wächters. Sobald dieser sein Häuschen verließ, waren wir entdeckt.

Ich wage mehr als ihr, sagte Albine in den kurzen Augenblicken, wo wir platt auf die Erde geworfen, nach dem eiligen Marsche mühsam Athem schöpften; der Wächter kennt mich, und die erste Kugel wird mir gelten. Diese Bemerkungen des Contrabandisten verhinderten nicht, daß ich nicht wegen des zweiten Schusses des Küstenwächters ernstliche Befürchtungen hegte; ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich mit einem so berüchtigten Manne in sehr gefährlicher Gesellschaft war. Indeß flatterte die spanische Flagge beständig noch auf der Signalstange, und der Wächter trat nicht aus seinem Häuschen. Endlich konnten wir nach einem Vorsprung gelangen, der gleich einer Riesenstufe nach dem Gipfel des Vorgebirges führte. Hinter dieser Böschung verborgen, machten wir zum letztenmale Halt.

(Fortsetzung folgt.)

Theebau in Amerika. Es ist durch die Erfahrung festgestellt, daß sich jene Staaten, welche südlich vom 34° nördlicher Breite liegen, dem Klima nach vorzüglich zum Anbau der Theepflanze eignen. Dr. Davis ließ vor vier Jahren Pflanzen aus China bringen, und pflanzte sie auf seiner Plantage in Süd-Carolina, die wenigsten jedoch überdauerten den Winter, was hauptsächlich der langen Seereise zugeschrieben wurde. Durch den geringen Erfolg dieses ersten Versuches keineswegs entmuthigt, entschloß sich Hr. Davis, Pflanzen aus Samen zu ziehen. Seine Hoffnungen wurden weit übertroffen. Die jungen Sämlinge gediehen, und überdauerten sogar den Winter im Freien, ohne im geringsten darunter zu leiden. — Im letzten Sommer hielt Dr. Davis eine reichliche Ernte, deren Product nach dem Ausspruche zahlreicher Kenner dem besten chinesischen Thee gleichkommt, ja ihn fast noch übertrifft.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. 13 Februar 1851.

Ein Kriegszug im westlichen Afrika.

(Aus den Reminiscences of the Gold Coast. United Serv. Mag. Januar.)

Etwa 70 (engl.) Meilen westwärts von Cap Coast liegt das Land Apollonia, etwa 40 Quadratmeilen groß, mit reichem fruchtbarem Boden, von mehreren ziemlich bedeutenden Flüssen gut bewässert, und so gelegen, daß es sich landwärts gegen alle Angriffe leicht schützen ließ, während, einige Handelsfahrzeuge abgerechnet welche hie und da außerhalb der furchtbaren Brandung erscheinen, kein Schiff diesem Theil der Küste je nahe kam. Ueber diesen abgeschlossenen Landstrich heerschte im Jahre 1830 Janju Acka. Die ehemalige afrikanische Campagnie besaß in der Nähe ein Fort, das in der Obhut eines Sergeanten vom afrikanischen Regiment stand, und in dessen Dienste befand sich Quaco Acka, der Thronerbe von Apollonia. In jenem ereignißreichen Jahre starb Janju Acka, und zwar, wie man sich ins Ohr flüsterte, an Gift, da aber die juridische Arzneikunde in Afrika nicht sonderlich betrieben wird, so wurde die Leiche des verstorbenen Königs feierlich zu Grabe bestattet, vier Sklaven, während sie die „Region des Todes" betrachteten, durch einen Schlag betäubt, ins Grab hinabgestürzt, der Sarg auf ihre noch lebenden und athmenden Körper gesetzt, und die kalte Erde deckte schnell die Opfer der Ehrsucht und des Aberglaubens. Um dieselbe Zeit starb auch der alte Sergeant, und Quaco Acka, mit einer bedeutenden Summe baaren Geldes versehen, folgte als gesetzmäßiger Herrscher seinem Vater. Von dieser Zeit an scheint man das Fort von Apollonia haben verfallen zu lassen, so daß jetzt wenig mehr als die Mauern stehen, aber der Landstrich von den Eingebornen Amenitscha, von den Europäern Apollonia genannt, galt noch immer als eine von England abhängige Provinz.

Quaco Acka zog auch nach seiner Thronbesteigung die englische Flagge auf, trug aber Sorge sich als unabhängigen Fürsten hinzustellen, wie er es auch in Wirklichkeit war. Bald zeigte er sich als einen äußerst grausamen tyrannischen Mann, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß er seine eigene Schwester lebendig zerschneiden ließ, um die Lage der Frucht im Mutterleibe beobachten zu können. Am Haupteingang seines Palastes stand ein wilder Feigenbaum, unter dessen Schatten er zu gewissen Zeiten saß, wenn seine Scharfrichter diejenigen seiner Sklaven oder Kriegsgefangenen, die er in seiner wilden Laune opfern wollte, enthaupteten. Einige der in seine Hände gefallenen Unglücklichen ließ er zur Ebbezeit an dem Ufer anketten, und ergötzte sich an ihrem Todesgeschrei, wenn die Fluth allmählich sie erreichte. Wie sich erwarten ließ, war er in fortdauerndem Kampf mit allen benachbarten Stämmen, und machte selbst wiederholt Einfälle in die Besitzungen der Franzosen zu Assini und der Holländer zu Axim, so daß man im J. 1835 von Cap Coast aus eine Truppenmacht gegen ihn schicken mußte, die ihn um 300 Unzen Goldstaub strafte, und ihn zum Versprechen nöthigte sich künftig besser zu benehmen. Diese Lection scheint indeß sehr wenig Eindruck gemacht zu haben, denn er verfiel schnell wieder in seine alten Gewohnheiten, weßhalb im Jahre 1838 eine neue Expedition gegen ihn geschickt wurde, die ihn um 800 Unzen Gold strafte. Dieß, statt ihn unterwürfiger zu machen, scheint ihn zum entgegengesetzten Extrem getrieben zu haben. Von nun an war er in fortdauerndem Krieg mit allen seinen Nachbarn, und ergriff Maaßregeln, die gewöhnlichen Verkehrswege mit den Nachbarländern zu schließen, indem er alle Pfade durch Hochwald und Unterholz verwachsen ließ. Auf seinem eigenen Gebiet war sein Wort unbeschränktes Gesetz, und sein Hauptehrgeiz scheint darin bestanden zu haben, seinen Palast mit Festons von Schädeln derjenigen zu schmücken, die in seinen Schlachten fielen oder die er, wegen eines wirklichen oder vermeintlichen Verbrechens, zum Tode verurtheilte. Auch begnügte er sich nicht damit die Eingebornen zu bekriegen, sondern machte Einfälle ins holländische Gebiet, wo er einige Dörfer zerstörte, ermordete einige französische Officiere und Soldaten, und mißhandelte die Capitäne einiger europäischen Fahrzeuge, die er in seine Gewalt bekam.

Der Vicegouverneur von Cap Coast hegte die Absicht diesem Ungethüm einen Besuch abzustatten, und schickte zwei Boten an ihn, um ihn davon zu benachrichtigen, aber der König wollte diese gar nicht sehen. Nach einiger Zeit wurden zwei andere nach Apollonia geschickt, dießmal aber ließ der König den einen als Gefangenen zurückhalten, dem andern eine scharfe Züchtigung ertheilen, und schickte ihn dann mit der Weisung an den Gouverneur zurück, wenn Se. Majestät wieder mit solchen Boten belästigt würde, so würde er Cap Coast Castle schleifen lassen, und — als Klimax — seiner Excellenz Leber verzehren. Schließlich machte er einen Einfall ins holländische Gebiet von Axim, zerstörte einige Dörfer, und nahm mehrere Kähne weg, deren Mannschaft, in verschiedener Weise verstümmelt, dann in Ketten gelegt und gefangen zurückgehalten wurde. Der holländische Gouverneur von Elmina machte dem englischen Gouverneur zu Cap Coast Castle Vorstellungen darüber, und deutete sogar darauf hin, wenn von den geeigneten Behörden keine Maaßregeln ergriffen würden, um das verbrecherische Benehmen eines englischen Unterthanen zu strafen, so würden die holländischen Behörden selbst eine bewaffnete Macht gegen ihn ausrüsten.

Man war im Monat März 1848, und da die Regenzeit mit raschen Schritten herannahte, so mußte, welche Schritte nun auch ergriffen werden sollten, der Plan schnell gefaßt und ausgeführt werden, wenn man nicht durch Zögerung und Unentschlossenheit dem Ungeheuer Zeit lassen wollte, die nöthigen Vorräthe einzulegen und Truppen zu sammeln, die für die kleine englische Macht furchtbar hätte werden können. Der Gouverneur war damals abwesend, und wurde zu Cap Coast von Hrn. Cruikshank vertreten, einem Kaufmanne, der durch seine Gewandtheit und sein gleichförmig redliches Benehmen gegen die Eingebornen während einer Reihe von Jahren sich einen Grad von Achtung und Einfluß unter ihnen erworben hatte, wie sich kein anderer Europäer an der Küste dessen rühmen konnte. Sobald er die Zustimmung des Vicegouvernents erhalten, versammelte er die einheimischen Häuptlinge von Cap Coast und der Umgegend zu einer Conferenz in seinem Hause am 16 März, und sogleich wurden Schritte gethan, um Freiwillige in der Stadt auszuheben, während er an diejenigen Häuptlinge, deren freundschaftliche Gesinnung für die englische Regierung man kannte, Boten sandte, mit der Aufforderung so viel Mannschaft zu liefern, als sie entbehren könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Estancia in den Pampas von Südamerika.

(Schluß.)

Im Anfang Aprils 1849 verkaufte ich meine Stiere von $2\frac{1}{2}$ Jahren und drüber, so wie sämmtliche Kühe die über $3\frac{1}{2}$ Jahr alt waren; diese mußten zusammengetrieben und nach San Carlos geliefert werden. Ich miethete zu dem Ende 20 berittene Leute, wozu noch vier aus jeder meiner zehn Puestos (Stationen) kamen. Einige Peons mußten für die Pferde sorgen, und stets den Señelo, d. h. eine Gruppe gezähmter Thiere, wodurch die andern angezogen werden, in der Nähe halten. Ich stellte alle diese Leute unter den Befehl meines ersten Capataz und behielt mir nur die Oberaufsicht für unvorhergesehene Fälle vor. Nach Beendigung dieser vorläufigen Einrichtungen setzten wir uns, 250 Mann stark, sämmtlich zu Pferde, in Marsch mit zwölf gezähmten Ochsen: die Pferdewächter bildeten den Nachtrab. In einiger Entfernung von der ersten Heerde, die wir weidend trafen, machten wir Halt; jeder Capataz nahm 10 Mann mit sich und rückte langsam vor, um die Heerde zu umkreisen, ohne sie zu erschrecken; die andern blieben mit den gezähmten Ochsen zurück, um die gefangenen Thiere, die man ihnen zuschicken würde, in Empfang zu nehmen und zu bewachen. Nachdem sich die Reiter so viel wie möglich genähert hatten, setzte der Capataz sein Pferd in leichten Galopp, und wenn er etwa 150 Schritte zurückgelegt hatte, that der hinter ihm haltende Reiter dasselbe, dann der dritte u. s. f., bis sie einen Cordon um das Vieh gezogen hatten. Als die Thiere sich umringt sahen, wollten sie anfangs in Masse durchbrechen; da aber die Leute ihnen allenthalben entgegenstanden, dachten sie nur noch daran sich zu zerstreuen und in den offen gelassenen Zwischenräumen durchzukommen. Dieß ist der Augenblick, den die Peones ergreifen, um die Thiere gegen den Señelo zu treiben, oder, wenn sie zu viel Widerstand finden, den Laso zu werfen. Die Scene belebte sich mehr und mehr, Stiere, Kühe, Kälber, alles floh weithin über die Ebene, während die Reiter den laufenden Knoten ihrer Lasos über den Köpfen schwenkten, und da und dort ein gestürztes Pferd sich so gut es gehen wollte, aus dem Tumulte zu retten suchte.

Nachdem die hitzigste Arbeit beendigt, brachten die Leute, welche ihr Vieh zurückgeführt, ihre Sättel in Ordnung, zogen die Gurten fester, und nahmen nöthigenfalls auch neue Pferde, um denen, welche mit allzu widerspenstigen Thieren zu thun hatten, zu Hülfe zu kommen. Der Señelo näherte sich dann auch den entferntesten Stieren, die nach und nach angelockt, unter die andern gemischt und vom Laso befreit wurden. So endigte das erste Rennen, aber die Leute machten sich bald an eine zweite Heerde mit demselben Erfolg, bis die Nacht einbrach. Wir waren hiemit bis an die äußerste Gränze unseres Gebiets gekommen, und zu fern von San Carlos, um noch am Abend dahin zu gelangen; es blieb uns somit nichts übrig, als uns nach der Station eines meiner Nachbarn zu wenden. Wir brachten die Thiere im Corral unter, die Leute sattelten ihre Pferde ab, und gaben ihnen die Freiheit, nachdem sie andere für den morgigen Dienst ausgewählt und festgebunden hatten.

Ehe das Vieh in dem Corral untergebracht wurde, hatte der Capataz einigen der Leute geboten, zwei fette Kühe fest zu halten, welche geschlachtet, in Stücken geschnitten und, Fleisch und Haut mit einander, gekocht wurden zum Mahl für den Abend; andere Leute sammelten alte Ochsenknochen, um sie zu verbrennen. Die Nacht war inzwischen eingebrochen, dicke Rauchwolken stiegen aus den Feuern empor, und eine düstere Helle fiel auf die mehr oder minder bronzirten Gesichter, die mich umgaben; namentlich fielen mir die Indianer aus den Pampas und die Eingebornen aus dem Innern auf, deren langes und dichtes schwarzes Haar mit den Mähnen ihrer Rosse wetteiferte. Alle waren indeß guter Dinge, ihre Gespräche betrafen, wie die unserer Jäger, die Ereignisse des Tages, sie bezeichneten das Pferd, das seinem von einem wüthenden Stier angegriffenen Reiter gute Dienste geleistet, oder den Mann, der beim Werfen des Lasso besondere Kraft und Geschicklichkeit gezeigt hatte; auch die, denen es schlecht ergangen, wurden nicht vergessen, jeder erhielt seinen Antheil von Lob und Tadel, und Ausbrüche homerischen Gelächters ertönten in den Pampas. Nichts schien minder appetitlich, als die Vorbereitungen zum Abendessen, und wenige Generale würden Geschmack daran finden, selbst nach einer heiß erkämpften Schlacht. Ich saß in einiger Entfernung von den Feuern auf dem Grase, als mein peon de mano, oder wenn man will mein Kammerdiener, mir eine Art großen trockenen Kuhfladens brachte; diesen bedeckte er mit dem fetten, die Eingeweide einhüllenden Zellengewebe als Tischtuch und darauf lag ein Stück gebratenes Fleisch, von dem er sorgfältig die verbrannten Theile wegschaffte; dieß Fleisch war weiß und zart, etwas Salz lockte den Saft heraus. Einige Schluck frisches Wasser aus einem Kuhhorn getrunken vollendeten mein Mahl.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch schüttelten der Capataz und die andern Leute den Thau von ihren Ponchos, die Feuer wurden wieder angezündet, der Mate ging in die Runde, der Capataz ließ die Pferde satteln, und die Thore öffneten sich, um das Vieh hinauszulassen, das die im Halbmonde aufgestellten Leute einigermaßen in Ordnung zu halten suchten. Einige Augenblicke nachher waren wir auf dem Marsch, und die Peones richteten ihre Lasos, um die Arbeit des vorigen Tages wieder aufzunehmen. In vier Tagen konnten wir auf diese Weise 500 Stück Rindvieh zusammen bringen.

Obgleich der eigentliche Werth des Pferdes weit unter dem des Rindviehes steht, so macht doch die Pferdezucht die Hauptgrundlage des Vermögens der Estancieros aus. Dieß edle Thier ist für seinen Herrn was seines Gleichen für eine Armee sind. Ohne Pferde könnte eine Armee weder ihre Artillerie, noch

ihre Vorräthe, noch ihr Gepäck transportiren; ohne Pferde könnte der Estanciero seine Heerde weder zusammenbringen, noch an einen andern Ort versetzen. Jede Estancia muß nothwendig eine gewisse Anzahl derselben haben, abgesehen von der täglichen Arbeit auf dem Hofe selbst. Sie galoppiren aus Leibeskräften auf jedem Boden, wohin man sie wendet, und sind deßhalb auch häufigen Unfällen ausgesetzt; gewöhnlich sind unter 10 drei bis vier im Augenblick arbeitsunfähig. Man füttert sie nicht, wie in Europa, mit Heu und Hafer, sondern läßt sie das ganze Jahr in Freiheit, ihre Arbeit müssen sie aber bei jedem Wetter verrichten. Wenn ein Pferd den ganzen Morgen dazu gedient hat das Vieh zusammen zu treiben, führt es der Reiter ganz im Schweiße gebadet nach dem Corral, sattelt es ab, läßt es laufen und nimmt ein anderes, das seinerseits den Rest des Tages arbeiten muß. Durch diese unablässigen Anstrengungen wird das Pferd bald ruinirt, und wird dann zu untergeordneten Arbeiten verwendet, oder den Hirten überlassen.

Um diese fortdauernden Verluste zu decken, wird eine Heerde Zuchtstuten unterhalten. Die kleinen Heerden dieser Art, Manadas genannt, stehen unter einem Hengst; man bildet diese Manadas, indem man aus andern zahlreichern Heerden 25 bis 30 Stuten entnimmt, und diese mit dem Hengst Nachts in den Corral sperrt. Interessant ist es zu sehen, wie dieser Sultan von einer zur andern läuft, und den Odalisken seines Harems sich freundlich erweist, um ihre Gunst zu erwerben. Anfangs scheinen die Stuten ihre alten Gefährtinnen zurückzuwünschen, und zeigen sich gegen die Galanterien des neuen Gemahls nicht sonderlich empfänglich. Mit Sonnenaufgang läßt man sie unter Aufsicht eines Mannes, der dem Hengst helfen soll sie zusammenzuhalten, aus dem Corral heraus, und plötzlich bricht eine der Stuten durch, um wieder zu ihren alten Gefährtinnen zu gehen. Der Hengst eilt nach, erreicht sie, und mit niedergelegten Ohren und die Nüstern an der Erde zwingt er sie schneller als sie gegangen, wieder umzukehren. Halb spielend, halb ernst, beißt er sie in die Hüfte, während sie, mit bösem Gewissen aber keineswegs reuig, nur eine Gelegenheit sucht, um abermals zu entkommen. Der Hengst hat kaum ausgeruht, als eine andere Stute davon rennt, auch diese verfolgt er, und führt sie zurück. Das dauert den ganzen Tag fort, und am Abend werden Hengst und Stuten, wie den Tag zuvor, im Corral eingeschlossen. Nach acht bis zehn Tagen ist die Bekanntschaft gemacht, zeigt sich aber eine Stute nach dieser Zeit noch störrig, so wirft man sie nieder und schlägt ihr mit einem Beile einen der hintern Hufe ab; zur gerechten Strafe muß sie 14 bis 20 Tage hinken, bis der Huf ihr wieder gewachsen ist. Diese Strafe macht sie fügsamer und die Manada ist endlich hergerichtet. Man führt sie dann nach einem ruhigen Orte, fern von andern Heerden, um die Streitigkeiten zu vermeiden, welche unter den verschiedenen Familien ausbrechen könnten.

Dieß ist die Art, wie man eine einzelne Manada bildet, wenn mehrere gebildet werden sollen, wird anders verfahren. Will man z. B. aus den verschiedenen Heerden 500 Stuten und 25 Hengste auslesen, um neue Familien zu bilden, so fängt man an sie niederzuwerfen, ihnen einen hintern Huf, gewöhnlich den linken, abzuschlagen, damit alle auf der gleichen Seite hinken, und leicht nach derselben Richtung geleitet werden können. Man schließt sie mit den Hengsten während der Nacht ein, und am andern Morgen läßt man sie unter Aufsicht eines Menschen, damit sie sich nicht zu sehr zerstreuen, auf die Weide gehen. In der Nacht schließt man sie abermals mit den Hengsten ein, und am andern Morgen läßt man sie wieder auf die Weide. Sobald nun ein Hengst eine zu einer Manada hinreichend starke Anzahl Stuten um sich gesammelt hat, benachrichtigt der Wächter den Capataz, der sie hinaus läßt und die andern im Potrero (so nennt man den eingeschlossenen Raum) zurückhält, bis sie dem Beispiel der ersten gefolgt sind. Ein Monat reicht gewöhnlich dazu hin. Man sieht, worauf diese Einrichtung hinausläuft; der Hengst wacht darüber, daß die Stuten sich nicht verlaufen, die Füllen folgen den Müttern, und bleiben, wenn sie groß geworden sind, bei der Heerde, in welcher sie geboren wurden. Mit drei Jahren wird der Hengst zum täglichen Dienst bei der Estancia dressirt, so daß man bei jeder Manada 15 bis 20 Sattelpferde hat, die nacheinander zum Dienst für die beim Viehhüten beschäftigten Leute nach dem Corral geführt werden.

Außer den Stutenheerden gibt es auch noch andere für besondere Zwecke, die man Tropillas nennt, und die aus Pferden bestehen, welche einer Madrina genannten Stute zu folgen gewohnt sind. Es sind ihrer gewöhnlich 10 bis 12, sämmtlich von gleicher Farbe, und der Unterscheidung halber möglichst verschieden von der Farbe der Madrina, indem man z. B. zu einer Tropilla von schwarzen Pferden eine weiße Madrina wählt. Die Madrina, welche eine Glocke am Hals hängen hat, wird in der Nacht gefesselt, damit sie sich nicht entferne, und die zu ihr gehörigen Pferde würden sich nicht verlaufen, wenn auch 20 Tropillas an demselben Ort versammelt wären. Sobald ein Capataz bemerkt, daß eine Madrina ihre Glocke verloren hat, beeilt er sich ihr eine andere umzuhängen, und schließt sie mehrere Nächte nach einander in den Hof ein, bis die Pferde sich mit der neuen Glocke vertraut gemacht haben. Man trägt Sorge die Tropillas so fern wie möglich von den Manadas zu halten, damit sie sich nicht unter einander mengen, denn wenn ein Hengst die Stute abspenstig machte und mit sich fortführte, so würden die andern Pferde, sich selbst überlassen, bald sich zerstreuen. Wir haben hier 7 Tropillas zu 12 Pferden, und jede zu besondern Zwecken.

Ich schließe hier meine Skizze einer südamerikanischen Estancia; mein Leben ist, wie man sieht, ziemlich einsam, hat aber doch auch seine Annehmlichkeiten, und namentlich auch seinen Gewinn.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitän Ruperto Castaños.

3. Albino der Contrabandist.

(Fortsetzung.)

Sehen wir von hier aus ein wenig nach der Brigg, sagte Albino auf den Knieen nach der Seite des Hügels vordringend, welche den Ocean beherrschte. Ich folgte ihm gleichfalls kriechend, und von da konnten wir nach unten sehen. Das steile Gestade, auf dessen Höhe wir uns befanden, erhob sich wohl achtzig Fuß jäh über dem Wasser, die Wogen schlugen mit fürchterlichem Getose daran. Etwas weiter hinaus war das Meer spiegelglatt, nur die Rückenflossen einiger Haifische, welche sich umhertummelten, zogen Furchen darin. Die Brigg aber hatte beigelegt und wiegte sich unter ihrem gewaltigen Segelwerk. Ich drückte die Augen zu, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden, den die Tiefe des Abgrundes mir verursachte.

Die Brigg hat beigelegt, sagte der Contrabandist; das ist ein seltsames Manöver so ferne von der Küste, und der Zollwächter darf sich billig darüber verwundern. Der Augenblick ist nun gekommen!

Welcher Augenblick? fragte ich.

Meint ihr, versetzte Albino mit düsterem Spott, daß ein Mensch der von da ins Meer fiele, verloren wäre?

Er würde ersticken bevor er das Wasser erreichte!

Das ist eure Ansicht. Ei, wie heißt ihr denn?

Ruperto Castaños.

Wohlan! bleibt hier, und was ihr auch hören oder sehen mögt, wenn ich euch auch bei eurem Namen rufe, rührt euch nicht von der Stelle. Nachdem er mir diese räthselhaften Worte als Parole zurückgelassen hatte, kletterte Albino Conde die Böschung hinan, hinter welcher ich verborgen blieb. Ich dachte, wie er, der Wächter sey zu sehr beschäftigt das verdächtige Verhalten der französischen Brigg zu beobachten, als daß er gewahr würde, was um sein Schilderhaus vorging. Ein peinlicher Zweifel beklemmte mir die Brust. Ich horchte einige Augenblicke, aber das Schweigen wurde nur durch das Rauschen des Windes von der See her unterbrochen. Plötzlich hörte ich Albino's Stimme rufen: hierher, Ruperto Castaños! Ich vergaß, was mein Gefährte mir anempfohlen hatte, und stieg nun meinerseits die Höhe hinan, als ein Schuß, gefolgt von einem Angstschrei und einem dumpfen Fall, auf Albino's Ruf folgte.

Ich glaubte zu träumen. Der Contrabandist stand allein auf dem Gipfel des Bergebirges; er nahm die spanische Flagge ab und steckte ein Abfahrtssignal auf die Stange. Oben war es leer. Ich errieth nun was die Ursache des Schreis und des Schusses gewesen war, den ich gehört hatte. Das Verschwinden des Wächterhäuschens sagte deutlich, daß der Unglückliche mit demselben in den Schlund des Meeres gestürzt worden war, in das die Sonne eben untertauchte. Ich war starr vor Entsetzen. So war ich also unwillkürlich Zeuge, Mitschuldiger eines Meuchelmords gewesen! Der Contrabandist hatte mich in diesen schrecklichen Handstreich verwickeln wollen, er hatte sogar meinen Namen in die Lüfte geschleudert, um mich für immer an sich zu fesseln! Albino antwortete meinen Vorwürfen nur mit höhnischem Gelächter, denn ohne weiter auf mich zu hören, zog er eine Rakete aus der Tasche, an welche er eine Ruthe, die er im nahen Gebüsch schnitt, befestigte. Der Mond beleuchtete schon das Meer und die Brigg stand unbeweglich unter den glänzenden Strahlen, welche auf die weißen Segel fielen. Der Contrabandist schlug Feuer und zündete das Pulver an; die Rakete stieg empor mit einem langen Schweif von Lichtfunken, und erlosch endlich zischend im Wasser.

Nun ich unsern Besuch angekündet habe, brechen wir auf, sagte Albino.

Wir stiegen rasch die Höhe hinunter unserer Pirogue zu, und waren bald an dem Orte, wo der Doctor unser wartete. Herr Doctor, sagte Albino, nun können wir in völliger Sicherheit an Bord der Brigg gelangen, niemand wird eure politische Unterhandlung stören. Auf, fort!

Die Nacht war so heiter und klar, daß ohne den Mord zu entschuldigen, dessen unwillkürlicher Theilnehmer ich gewesen war, ich dennoch einsah, daß unser Besuch an Bord der französischen Brigg unter dem Angesicht des Wächters unmöglich gewesen wäre. Das fremde Fahrzeug stand unbeweglich. Eine Leuchte, unnütz wegen des hellen Himmels, brannte am Vorderdeck. Als wir näher kamen, rief eine Stimme, mit schlechter Aussprache: Que gente? — Muera el mal gobierno y viva la religion! erwiederte der Doctor laut und vernehmlich. Adelante, klang es von Bord her. Einige Minuten später waren wir im Schiffe. Die treffliche Ordnung, die dort herrschte, die Kleidung der Matrosen, die mir so neu war, der Gedanke, daß ich mich mitten unter gräulichen Ketzern befand, dieß alles diente mit den kaum vorübergegangenen Ereignissen mich aufs tiefste zu erschüttern. Seit ich die Schenke verlassen hatte, war mirs als wandelte ich im Traume, so sehr war die Kraft des eignen Wollens mir verschwunden.

Der Doctor wurde mit großer Ehrerbietung empfangen; ein schwarz gekleideter Mann kam ihm auf dem Verdeck entgegen, und nachdem sie einige Worte gewechselt hatten, stiegen beide in die Cabine hinab, deren Eröffnung mich die glänzende Beleuchtung und das prächtige Geräthe sehen ließ. Während dieser Zeit schafften französische Matrosen Branntweintonnen und Waarenballen aus dem Schiffsraum auf das Verdeck, ließen ein Boot in die See und fingen an dasselbe zu beladen

Während dessen wurde Albino und ich zu dem Doctor in die Cabine hinabgerufen. Wir traten, den Hut in der Hand, ein. Der Doctor saß dem schwarzen Manne gegenüber an einem Tische, der mit Papieren belastet war, welche rothe Siegel trugen. Wir setzten uns auf Schemel in einiger Entfernung von dem Tische.

Hört, mein Sohn, sagte der Doctor zu mir, und erfahret nun endlich welche Rache wir euch bieten können .... Ich höre Sie jetzt an, mein Herr, fuhr er fort, indem er sich an den Fremden wandte.

Ich war ganz Ohr, denn ich sollte endlich den Zweck all unsers Treibens während des Tags erfahren. Der Franzose nahm das Wort, und sagte mit ernster feierlicher Stimme in reinstem Spanisch zu dem Doctor: Hochwürden, ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen, damit diese wackern Leute es hören, daß ich gesandt bin durch Se. Majestät den Kaiser und König Napoleon den Großen, den Völkern Amerika's, welche seit drei Jahrhunderten die Sklaven der Spanier sind, Freiheit und Unabhängigkeit anzubieten. Es ist Zeit, daß Merico das Joch abwerfe, von dem es so schwer belastet wird. Um dieses Ziel zu erreichen, hat Se. Majestät mir Gewalt gegeben in seinem Namen den Anführern der großen Bewegung, welche Nord- und Südamerika befreien soll, die nöthige Hülfe an Mannschaft und Geldmitteln zu verheißen, um dieses edle Unternehmen zu Ende zu führen. Diese Papiere hier, welche Sie geprüft haben, bezeugen die Authenticität meiner Würde; diese Verträge (und der Gesandte legte dem Doctor noch andere Papiere vor) mit den reichsten Handelshäusern der Vereinigten Staaten abgeschlossen, beweisen Ihnen gleichfalls die Wirksamkeit der Verheißungen Seiner Majestät.

Ich gestehe, daß ich auf die Namen Unabhängigkeit und Freiheit horchte, ohne sie zu begreifen, und daß ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte von den Vortheilen, welche aus einer Empörung gegen die Spanier hervorgehen sollten. Der französische Agent schien gewahr zu werden, daß der Contrabandist es ebenso wenig verstand wie ich, denn er setzte hinzu: „die Unabhängigkeit eures Vaterlandes wird unberechenbare materielle Vortheile herbeiführen. Das Silber, das ihr mit so vielen Mühen und Gefahren alljährlich aus euern Bergwerken heraufholt, wird nach Spanien geschleppt, ohne daß das Geringste davon im Lande bleibt. Diese ungeheuren Schätze werden euch zu Theil, sobald eure Herren sie euch nicht mehr rauben. Euer Boden ist fruchtbar, und kaum wird euch gestattet, ihn anzubauen; Wein, Oel, Flachs, Safran, deren Anbau bis auf den heutigen Tag in Amerika untersagt ist, damit den Spaniern der Ertrag dieser Cultur bleibt, wird dem Reichthum eurer Minen noch größern Gewinn hinzufügen." Der Agent fuhr noch einige Zeit fort, diese Vortheile der Unabhängigkeit mit so viel Gewandtheit auseinanderzusetzen, daß, bevor er seine Rede beendigt hatte, wir schon überzeugt waren; dann stellte er uns eine beträchtliche Menge von Proclamationen zu, welche ungefähr seine Worte wiederholten, und da das Boot geladen und die Nacht eingebrochen war, schickte sich der Doctor zur Abfahrt an. Ein zweites Boot wurde ausgesetzt, um das beladene ans Schlepptau zu nehmen; Albino und ich stiegen in ersteres, und der Doctor mit vier Matrosen in das zweite; bald entfernten wir uns von der Brigg. In tiefe Gedanken versunken, schwieg der Doctor.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Sterblichkeit der Kinder in Brüssel. Von 5000 Kindern ungefähr, die jährlich in Brüssel geboren werden, sind 300 todtgeboren, 1000 sterben im ersten Jahre, und mehr als 1800 in den ersten sieben Jahren. (Journ. du Comm. d'Anvers 10 Februar.)

Mustermagnanerie. Man beabsichtigt, im Interesse der Seidenzucht, am Pariser Museum der Naturgeschichte eine Mustermagnanerie zu errichten, worin alle Mittel, die Erziehung der wichtigsten Seidenraupenarten zu beobachten, geboten werden sollen. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. 14 Februar 1851.

Konstantinopel.

(Picturesque sketches of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere.)

3. Das alte und das neue Reich.

So interessant für den Reisenden Konstantinopel seyn muß, so fehlt ihm doch eines — die Gesellschaft in allen ihren sittlichen und menschlichen Verhältnissen; für die Sinne und den Verstand des Forschers bietet der gesellschaftliche Zustand genügendes Material, für das Mitgefühl ist es eine dürre Wüste. Verschiedenheit zwischen den Sitten und Gewohnheiten eines fremden Landes und unseres eigenen ist eher geeignet das Interesse zu spannen als zu unterdrücken, wenn diese Verschiedenheit nicht zu groß ist, wo aber außer den widersprechendsten Sitten und der entgegengesetztesten Denkungsart, außer der verschiedenen Sprache und Abstammung auch noch die weite Kluft dazwischen tritt, welche den Orientalen von dem Occidentalen, den Mohammedaner von dem Christen scheidet, findet die Zuneigung keinen Anhaltspunkt, und der Fremde, der trotz eines langen Aufenthalts immer ein Fremdling bleibt, ist auf die Natur und auf seine eigenen Gedanken angewiesen. Selbst das Familienleben, wenn man je hineindringen könnte, erinnert nicht an die Heimath: die Sklaverei und Vielweiberei schneiden die Berührung ab von allen unsern an den häuslichen Heerd sich kettenden Begriffen, und man betrachtet sie nur mit einem Gefühl von Neugier, wie man etwa die innere Einrichtung eines Ameisenhaufens studirt. Derselbe Fall ist es in den verwickelten Verhältnissen des gesellschaftlichen und politischen Lebens. Die Einrichtungen, welche nothwendig um den Glauben des Propheten und die Sitte der Vielweiberei emporgewachsen sind, schließen das Mitgefühl eines Sohnes des Occidents aus, wie wenig er auch sonst auf die Religion achten mag, der fast alle werthgeachteten Besitzthümer seines Landes ihr Daseyn verdanken. Die gesellschaftliche Welt um ihn her ist eine Vision, so glänzend als das blaue Meer, das die Siebenhügelstadt bespült, aber im Augenblick wo er die Hand unter die Oberfläche taucht, fühlt er sich durch eine Eiseskälte abgestoßen. Nur auf dem Begräbnißplatz ist er zu Hause, die Cypressen und das Grab erwecken das Gefühl der Brüderlichkeit in ihm.

Diese Entfremdung wächst noch durch den Mangel an allem Großartigen in der politischen Lage der Türkei. Der religiöse Eifer, der einst die türkische Race belebte, ist dahin geschwunden, und nichts an dessen Stelle getreten. In den türkischen Institutionen ist nichts, worauf der Geist mit Vergnügen ruhen, in seiner Geschichte nichts, woran das Gedächtniß haften mag, in seinen Aussichten nichts, das eine Hoffnung bietet. So ausdauernd die türkische Politik sich gezeigt hat, so ist sie doch eigentlich nichts als ein langlebiger Zufall, wir fühlen, daß sie nicht nach einwohnenden Gesetzen aus der Natur des Menschen herauswuchs, und daß sie dieser Natur keine ächte Entwicklung gestattet. Die menschliche Tugend ermangelt hier eines Wirkungskreises, und die edelsten Fähigkeiten sind ohne Beschäftigung. Corruption und Intrigue setzen die Springfedern des politischen Lebens in Bewegung, während Fatalismus und Indolenz die Zufriedenheit ersetzen und den Fortschritt hindern. Denn Fortschritt ist hier keiner, noch kann der Fremde Glauben haben an das Geschick eines Stammes, der an sich selbst nicht mehr glaubt. Zurückgestoßen von der Gegenwart flüchten wir uns in die Vergangenheit, aber die Vergangenheit erinnert uns an einen großen, noch nicht ausgelöschten Flecken, einen Flecken auf dem Schilde des Christenthums. Die schönste der Städte ruht auf einer Grundlage, die nicht ihr Eigenthum ist. Die große Hauptstadt des Christenthums ist der Raub der Ungläubigen geworden und der Sultan herrscht auf dem Throne der Cäsarn. Inmitten der jetzt nicht mehr bekannten Gräber der Märtyrer muß man fühlen, daß die Vergangenheit ein Geheimniß und die Gegenwart ein Traum ist.

So kläglich indeß der Gedanke an die Ersetzung des Kreuzes durch den Halbmond seyn mag, so kann man sich doch der Erinnerung nicht entschlagen, daß diese Hauptstadt selbst in ihrer ältesten und kräftigsten Zeit nur dem Namen nach ein zweites Rom war, daß in den Einrichtungen, den Sitten und der Moral das byzantinische Reich fast eine eben so große Aehnlichkeit mit den orientalischen als mit den occidentalischen Reichen zeigte, und daß in ihrer frühesten Geschichte wir nur allzu oft ein Seitenstück zu den finstern Thaten finden, welche die türkische Geschichte entehren. Die Eifersucht der Roxolane übte keinen schlimmern Einfluß über die Kinder Solimans, als der Faustas, der zweiten Frau Constantins, über ihren Stiefsohn Crispus, der auf ihr Andringen von seinem eigenen Vater ohne Urtheil und Recht nach Pola verbannt wurde, wo der geheime Befehl zu seiner Hinrichtung in Vollzug gesetzt ward. Die von Constantius verübte Ermordung so vieler Mitglieder der Familie seines Vaters, wenige Tage nach dem Tode desselben — eine Scheußlichkeit, die sich durch das baldige Erlöschen des kaiserlichen Hauses rächte — steht gewiß an Abscheulichkeit keinem Verbrechen eines Sultans nach, der zu eifersüchtig war, um einen Bruder in der Nähe seines Thrones zu dulden. Die Niedermetzelung der Janitscharen wird bei uns als ein etwas starkes Beispiel orientalischer Politik betrachtet, was war sie aber in Vergleich mit dem Hinmetzeln der gothischen Jugend im J. 378? Nach dem Tode des Valens waren die Söhne der Gothen in den verschiedenen Städten des

Orients vertheilt worden. Nach wenigen Jahren war ihre Anzahl furchtbar gewachsen, der Ruhm des gothischen Kriegs erreichte ihre Ohren, und ihre vorzüglichen Eigenschaften sowohl als ihre wachsenden geistigen Fortschritte machten sie zu einem Gegenstand kaiserlicher Eifersucht. Wie wurde diese mögliche Gefahr abgewendet? Ein Tag wurde feierlich angesetzt, an welchem diese Gäste des Reichs sich in den Hauptstädten ihrer Provinzen versammeln sollten, zu dem Zweck, wie man ihnen sagte, um für ihren künftigen Unterhalt Land verwilligt zu erhalten. Unbewaffnet und arglos sammelten sich die Opfer in dem Forum der Hauptstädte, alsbald wurden die anstoßenden Straßen durch Soldaten gesperrt, die Dächer der Häuser bedeckten sich mit Bogenschützen und Schleuderern, das Signal wurde gegeben und eine allgemeine Niedermetzlung erfolgte in allen Theilen der östlichen Provinzen. Diese Verbrechen der frühern Zeit waren nur die Vorzeichen der spätern. Man kann beim Lesen solcher Ereignisse nicht umhin den Schluß zu machen, daß die türkische Herrschaft mit der vorangegangenen griechischen nicht übel zusammenstimmte. Dieser Umstand war vielleicht das Geheimniß ihrer Dauer. Wenn alte Thronen umgestoßen werden, so läßt sich die zahme Unterwerfung des Besiegten nicht bloß aus ihrer Schwäche, sondern auch aus dem Umstand erklären, daß ihre Lage in der That weniger verändert wird wie es scheint, und daß die neuen Herrscher durch die Art ihres Verfahrens als die rechtmäßigen Nachfolger der alten erscheinen.

Von Anfang an hatte das römische, zu Konstantinopel gegründete Reich in seinem politischen und gesellschaftlichen System mehr vom Osten als vom Westen in sich. Die Menschen werden oft durch ihre eigenen Erfolge besiegt, und der Geist eines unterworfenen Landes ergreift diejenigen, die dessen Scepter führen; Constantin war, wie Alexander, ein Orientale geworden, und der Glanz der Kleidung, wie der Pomp und Flitterstaat, den er anlegte, wäre von einem Trajan verächtlich zurückgewiesen worden. Derselbe Orientalismus drückte sich den Institutionen auf, die er hinterließ. Dieß war vielleicht unvermeidlich. Der Charakter des gesellschaftlichen Baues war zum Theil bestimmt durch das weiche, zerreibliche Material, das ihm allein zur Verfügung stand. Constantin mußte seine neue Hauptstadt mit dem Abschaum der griechischen und lateinischen Civilisation, von denen die eine so abgenützt war wie die andere, bevölkern. Neben den alten Bewohnern von Byzanz und den großen Grundbesitzern der benachbarten Provinzen lockte er durch Verschenkung von Staatsgütern in Pontus und Asien eine Menge der corrupten Senatoren Roms, so wie die habgierigsten oder ärmsten des Ritterstandes nach seinen neuen Palästen. Das neue Reich hatte somit keine Jugend; es fing mit der Abgelebtheit an.

Man mag in der That bezweifeln, ob die jetzt in Konstantinopel herrschende Gesellschaft weiter von der Roms in seinem gesunden Zustande entfernt ist, als der künstliche, conventionelle Bau der Gesellschaft, wie ihn Constantin aufführte. In seiner Zeit, wie in der seiner Nachfolger war die Geschichte des Reichs oft genug nichts anders als der trübselige und schmähliche Bericht der Palastintriguen. Damals, wie jetzt, hingen Ruf und Sicherheit eines entfernten Gouverneurs leicht von dem Geflüster eines Kämmerlings ab. Sklaven, so niederträchtig wie die, welche jetzt die Zugänge und das Innere des Serails bewachen, entschieden damals über das Schicksal ferner Provinzen, und glückliche Krieger, bejahrte Staatsmänner, Leute von proconsularischem Rang fanden sich verstrickt in ein gemeines Netzwerk von Intrigue, und zitterten vor den Folgen ihrer Unklugheit, wenn sie versäumt hatten, irgend einen der schändlichen Spione, von denen die orientalische Welt wimmelte, zu gewinnen. Der Gesellschaft zu Konstantinopel fehlte von Anfang an jene männliche Einfachheit, welche Rom selbst in seinem Verfall zum Theil wenigstens noch bewahrte. Eitelkeit und Prunk herrschten ohne Maske, und hohe Stellung war nicht einmal mehr dem Namen nach mit persönlichem Verdienst verknüpft. Die Abstufungen des Ranges, eben so verwickelt und kleinlich, als sinnlos und willkürlich, ruhten auf keiner moralischen Grundlage von geleisteten Diensten. Um nur das damit verbundene Ceremoniell zu lernen war ein Menschenalter erforderlich, und wenn es gelernt war, wurde das ganze Leben des Menschen zur ewigen Wiederholung einer langweiligen Pantomime in einem Theater, das nur reich war an zusammengewürfeltem Trödel und verblichenem Gold. Die erste und edelste Form der Größe, die welche auf persönlichem Verdienst ruht, war entwichen, die welche am nächsten daran gränzt und es noch am ehesten ersetzt, erbliche Größe, behauptete nur eine Schattenexistenz; der Beamtenrang hatte beide ersetzt und überwogen, ein Nicken verlieh den Adel und der Wiederschein eines kaiserlichen Lächelns vergoldete das neue Patent. Die Patricier Constantins behielten ihre Ehrenstellen nur auf Lebenszeit, und Titel, die von den versammelten Vätern des alten Roms und seinen Helden mit Verachtung zurückgewiesen worden wären, wurden sorgfältig in allen auf- und absteigenden Graden unterschieden, und waren die Belohnungen von Männern, unbekannt auf dem Schlachtfeld und im Senat, aber vertraut mit den Hintertreppen eines Günstlings und groß genug, den Palast durch die möglichst kleine Thüre zu betreten.

Das war die weitberühmte Hierarchie des Staats. War der Flitter, alles wohl erwogen, mehr werth als der ehrliche Kram des Bazars? In einem solchen Zustande der Dinge mußte Konstantinopel fast eben so unfähig seyn wie jetzt, Familien hervorzubringen welche, gleich den vielen erlauchten Geschlechtern Roms, dem Adel eine Bedeutung gaben, und ihre Ehrenstellen um den festen Bau der Institutionen schlangen, die sie durch ihre Klugheit und ihre Tugend vertheidigt hatten. Damals, wie jetzt, war der Absolutismus kein Zufall, obwohl das Schicksal der auf einander folgenden Dynastien, die unbeliebt und unbeklagt hinabsanken, durch Zufall bestimmt worden seyn mag. Despotische Gewalt war die nothwendige Zuflucht eines Volks, das zu leicht war, um das Gewicht der Freiheit zu tragen, eines Volks ohne genügende Erhebung um sie ernstlich zu wünschen, und ohne den Muth und die Selbstbeherrschung, um sie zu gebrauchen. Es bedurfte einer starken Hand, nicht um die Majestät der Nation zu erhöhen, sondern um die Gelage und Vergnügungen einer nur auf Vergnügen bedachten Heerde zu schützen. Damals wie jetzt war Despotismus ein durch die Schwächen und Laster der Zeit hervorgerufenes Ding, und damals wie jetzt regierte er mit den Waffen, die er vorfand, Corruption und Furcht; damit zeigte er sich auch nur als der wahre Exponent des beherrschten Volkes.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kriegszug im westlichen Afrika.

(Fortsetzung.)

Die größere Zahl unserer ausgehobenen Mannschaft mußte sich selbst mit Waffen versehen, doch wurden aus den öffentlichen Vorräthen einige Feuergewehre, Bajonette, Säbel und Pistolen einer kleinen Anzahl junger Männer aus Cap Coast verabreicht, die sich früher hinlänglich eingeübt hatten, um ein Volontair-

corps zu bilden. An den Commandanten der Station wandte man sich um den Beistand eines Kriegsschiffes, eine Kauffahrer-Brick wurde gemiethet, um als Vorrathsschiff zu dienen, und die Kaufleute schossen großentheils das nöthige Geld zusammen. Der Vicegouverneur war in der Nacht des 17ten zurückgekehrt, und am folgenden Tage wurde die ausgehobene Mannschaft in Augenschein genommen; so kurz auch die Zeit gewesen war, so stellten sich doch nicht weniger als 1000 Mann ein. Der Gouverneur hielt eine Anrede an sie, und alle schienen voll kriegerischen Muths. Alle irgend entbehrlichen Leute aus dem ersten westindischen Regiment wurden in Bereitschaft gehalten, da aber der Hauptmann der sie befehligte, eben erst als ein Opfer des Fiebers gefallen war, so mußte ein Lieutenant diese Abtheilung von etwa 70 Mann schwarzer Soldaten anführen. Den Oberbefehl übernahm wie natürlich der Vicegouverneur selbst, und da sonst kein Officier mehr da war, so boten zwei Kaufleute, der oben erwähnte Cruikshank und ein Hr. Frank Swanzy ihre Dienste an, die auch bereitwillig angenommen wurden. Am 19ten kam der holländische Gouverneur von Elmina und bot seine Dienste an, die jedoch höflich abgelehnt wurden. Am 20sten ankerte die Brick auf der Rhede, und ohne Verzug wurden die Vorräthe eingeschifft, nebst Lebensmittel auf 50 Tage für die westindischen Truppen. Am folgenden Tage kam das Kriegsschiff Dolphin an, aber der Capitän erklärte, daß er nur den Vicegouverneur nach irgend einem Punkt an der Küste, wohin er verlange, führen, aber an den beabsichtigten Operationen keinen Antheil nehmen dürfe. So waren wir also der wichtigsten Hülfe, auf die wir gerechnet hatten, beraubt; indeß war jetzt keine Zeit Kleinmuth zu zeigen und zu zaudern. Unsere Vorbereitungen waren getroffen, und am 23sten Morgens war alles zum Abmarsch bereit, aber eine andere Ursache der Verzögerung trat jetzt ein, denn es war Freitag und die Fetischmänner hatten positiv verboten, daß eine Expedition an diesem Tage abgehe, somit wollte nicht ein einziger Eingeborner an diesem Tage aufbrechen, und wir mußten gleich von vornherein dem elenden Aberglauben des Landes einen Tag opfern. Natürlich waren aller Augen auf die sechs weißen Männer gerichtet, welche solchergestalt dem blutigen, mitleidslosen Tyrannen trotzen wollten. Am 24sten segelte der Vicegouverneur mit einem der Aerzte im Dolphin nach der holländischen Niederlassung Axim ab; die Leute des ersten westindischen Regiments mit dem Oberarzte folgten in der Kaufmannsbrick, und die zwei Kaufleute sollten die ausgehobene Mannschaft zu Lande weiter führen.

Da wir, um einigen Mais einzunehmen, zu Dircove gelandet hatten, beobachteten wir zwei Umstände, die hier erwähnt werden mögen. Als wir Abends in der Nähe der Stadt herumwanderten, sahen wir eine Anzahl Eingeborne emsig beschäftigt, von außerhalb der Stadt Thon hineinzuschaffen, und da sie sehr emsig und unter Begleitung von Musik arbeiteten, so war es einleuchtend, daß sie ein Fetischgeschäft hatten; wir folgten ihnen deßhalb und fanden, daß sie emsig an Errichtung eines kleinen Tempels arbeiteten, in welchem sie vor ihrem Auszug in den Krieg die „Friedenstrommel" begraben wollten. Diese Ceremonie erinnerte uns an die Sitte der nordamerikanischen Indianer, nach Beendigung des Kriegs das „Kriegsmesser" zu begraben. Als wir von dem Besuch des kleinen Fetischtempels zurückkehrten, bemerkten wir eine große Bewegung unter den Eingebornen in der Nähe des Meeresufers, und sahen bald, daß die Ursache davon die Erscheinung eines großen Affen unter ihnen war; als das wichtigste erschien ihnen aber, daß ein solcher Besuch sich seit mehr als zwanzig Jahren nicht bei ihnen eingestellt hatte; das letztemal war es der Fall gewesen, als sie eben im Begriff standen zu einem Kriegszug aufzubrechen, der glücklich ablief. Der Affe konnte also nichts als der große Fetisch seyn, der durch seine persönliche Erscheinung den unzweifelhaften Beweis gab, daß er ihre Sache billige, und daß somit an einem gewissen Erfolg ihrer Waffen nicht mehr zu zweifeln sey.

In der Nacht des 25sten segelten wir von Dircove ab, und kamen am folgenden Nachmittag zeitig vor Axim an, der holländische Gouverneur räumte unsern westindischen Soldaten ein Haus in der Stadt zur Unterkunft ein, und nahm uns selbst freundlich im Fort auf. Ich muß hier bemerken, daß das Land von Axim nur durch den Fluß Encobra von dem Land Apollonia getrennt ist, und daß also unser Angriff von unserm gegenwärtigen Halteplatz aus beginnen mußte. Hier sollten also unsere Truppen sich sammeln, Munition ausgetheilt, Kanoes und Fährmänner herbeigeschafft werden, um über den Encobra zu setzen. Auch war es nöthig Nachrichten einzuziehen, welche von den Flüssen wir noch zu überschreiten haben möchten, welche Widerstandsmittel dem Häuptling von Apollonia zu Gebot ständen, und welcher Punkt zum Angriff auf sein Gebiet der geeignetste seyn möchte; zu diesem Ende mußten Recognoscirungspartien ausgeschickt werden.

(Schluß folgt.)

Die Schönheit der cingalesischen Frauen.

Unter den Frauen der Cingalesen und auch der Mischlingsrace auf Ceylon, dort „Burghers" und von den Engländern Half Caste genannt, gibt es viele von großer Schönheit des Gesichts und der Gestalt, sagt Sirr in seinem 1850 erschienenen Buche: Ceylon and the Cingalese; aber in Ceylon vergeht die Schönheit außerordentlich rasch, und schon vor dem dreißigsten Jahre werden die Frauen zu wahren Knochengerippen oder zu unförmlichen Fleischmassen. Die Cingalesen behaupten große Kenner weiblicher Schönheit zu seyn, und einer ihrer Schriftsteller hat das Ideal von Frauenschönheit nach cingalesischen Begriffen folgendermaßen geschildert: „das Haar eines schönen Weibes muß dicht und glänzend seyn wie der Schweif des Pfau, und so lang wie ein Palmenblatt, das zehn Monde alt geworden ist; ihre Augenbrauen müssen gewölbt seyn wie der Regenbogen, ihre Augen von der Form der Mandel und schwarz wie die mondlose Nacht, und ihre Nase fein und gebogen wie der Schnabel des Falken. Ihre Lippen müssen schwellend seyn und roth wie die Koralle, ihre Zähne klein, gleichförmig, dicht aneinander gereihet und glänzend wie Perlen, die eben der Muschel entnommen und gereinigt sind; ihr Hals muß kräftig und rund seyn wie der Stamm des fruchttragenden Pisangbaums, ihre Brust breit, ihr Busen voll und geformt wie die junge Cocosnuß, ihre Taille rund, schlank und so schmal, daß zwei Hände sie umspannen können; ihre Hüften müssen breit und gerundet, ihre Glieder schlank und die Sohlen ihrer Füße flach, ohne Wölbung oder Höhlung seyn; ihre ganze Figur muß weich, zart, glatt und gerundet seyn, so daß weder Knochen, noch Muskeln, noch Ecken daran bemerkt werden, und ihre Hautfarbe muß glänzend braun erscheinen und weder Male noch Flecken haben."

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Capitän Ruperto Castaños.

3. Albina der Contrabandist.

(Schluß.)

Albina stimmte ein Contrabandistenlied an, und wandte das Gesicht nach dem sternenglänzenden Himmel. Während sein fröhlicher Gesang sich mit dem Ruderschlag vermischte, schien er vergessen zu haben, daß im Meeresgrunde unter ihm die Leiche eines Menschen lag, den er in voller Lebenskraft den Haifischen als Beute zugeschleudert

hatte. Plötzlich stieß etwas an den Kahn, der uns trug, und eine schwarze schwimmende Masse wälzte sich hinter uns.

Seht, sagte ich zu dem Contrabandisten, indem ich auf das Wächterhäuschen wies, das an unser Canot gestoßen war, sagen diese Flammenwogen, welche die Haifische unter den Wassern anzeigen, euch gar nichts?

Ja, meiner Treu! entgegnete Albino; diese Haifische halten in diesem Augenblick eine Mahlzeit und verschlingen einen Spanier. Und er sang mit noch lauterer Stimme die erste Strophe eines Liedes, das später einer unserer patriotischen Gesänge wurde:

Va el setentrion libre,
Bebe en placida copa
El dulce nectar de la libertad.

Schon trinkt der freie Norden
Aus friedlichem Pocal
Der Freiheit süßen Himmelstrank.

Einige Minuten später waren wir am Strande. Im Augenblick als ich mich von meinen Gefährten trennen wollte, machte der Doctor mir ein Zeichen mich ihm zu nähern. Erinnert euch, sagte er, daß ihr einer der Unsern seyd. Morgen wird euch eine wichtige Botschaft aufgetragen werden, und Albino soll euch eure Befehle überbringen.

Ich konnte erst bei Sonnenaufgang nach der väterlichen Hacienda gelangen. Ich beeilte mich meinem Vater den Schimpf zu erzählen, den ich erduldet hatte, und verbarg ihm nichts, weder die Ermordung des Zollwächters, noch unsere Unterredung mit dem französischen Gesandten. Getheilt zwischen Staunen und Entsetzen hörte mein Vater bebend mich an.

So bist du also, Ruperto, fast ohne daß du es gewollt hast, der Mitschuldige an einem Morde und in eine Verschwörung gegen den König von Spanien verwickelt.

Aber mein Vater, der König von Spanien ist nichts als ein Franzose.

Auf alle Fälle mußt du fliehen, mein Sohn, da jedes dieser Verbrechen dir Tod bringt.

Ich werde die Botschaft abwarten, die ich zu übernehmen versprochen habe.

Gebe Gott, daß sie bald komme, versetzte mein Vater, indem er mich umarmte.

Seine Wünsche wurden erhört, denn noch am selben Abend fragte ein Mann nach mir in der Hacienda, dessen Gesicht halb verborgen war unter der Capuze seiner Bajeta. Es war Albino. Ich thue wie ihr, sagte er und entferne mich. Die Fluth hat das Wächterhäuschen an die Küste getrieben, und ganz natürlich hat man irgend einen Streich nach meiner Weise vermuthet.

Während er so sprach, zog er seinen sehr umfangreichen Brief unter dem Mantel hervor.

Die Aufschrift, welche ihr da sehet, setzte er hinzu, und wohl ebenso wenig als ich lesen könnt, heißt: Al señor don Miguel Hidalgo y Costilla, Parroco del Pueblo de Dolores. Ihr werdet ihm dieses Schreiben zu eignen Händen überliefern, wiederholen, was ihr aus dem Munde des französischen Agenten gehört habt und seine Befehle erwarten. Der aber, der euch geschickt hat, ist der Doctor Don Manuel Iturriaga, Canonicus von Valladolid. Die Zeit ist nicht ferne wo wir uns wiedersehen werden, aber an der Spitze einer Guerrilla und als die Gebieter der Orte, wo wir uns jetzt verstecken müssen. Ich will, wie ihr, an dem Siege unserer Freiheit arbeiten. Albino bestieg seine Stute, entfernte sich im Galopp und ich machte meine Vorbereitungen zur Abreise. Der Flecken Dolores liegt bei der Stadt San-Miguel-el-Grande. Mein Vater sattelte selbst ein starkes kräftiges Maulthier, gab mir eine volle Börse und einen langen Degen.

Erinnere dich stets mein Sohn, sagte er, der edeln und stolzen Devise dieser Toledanerklinge:

No la saques sin razon,
No la embaines sin honor.

Ziehe sie nicht ohne Noth,
Stecke sie nicht ein ohne Ehre.

Dann umarmte er mich, und ich schlug den Weg nach San-Miguel-el-Grande ein.

Ihr wisset nun, wie ich in die Laufbahn der Verschwörungen und Soldatenabenteuer geschleudert wurde. Was soll ich euch mehr sagen? Mein Leben ist von jenem Zeitraum an während mehrerer Jahre eine Reihenfolge von schlechten und abenteuerlichen Streifzügen gewesen. Der Pfarrer Hidalgo, für den ich die Botschaft übernahm, wurde das Haupt der Empörung von 1810 und spielte eine große Rolle in der mexicanischen Geschichte. Auch ist mir dieser Greis seit meinen ersten Feldzügen oftmals in meinen Träumen wieder erschienen, mit seiner breiten Stirne, den lebhaften durchdringenden Augen, ein Mann, dessen 60 Jahre seinen hohen Wuchs kaum zu beugen vermocht hatten. Ebenso wenig habe ich das seltsame Aussehen des Gemaches vergessen, in dem ich zum erstenmale vor diesem Priester stand, den Tisch mit dem Teppich von grober blauer Wolle, die Destillirkolben, die Schmelztiegel, die Retorten, welche in so seltsamer Unordnung neben den Gebetbüchern und Rosenkränzen lagen, er war gleich leidenschaftlich der Chemie wie der Politik ergeben. Ich fühlte bald den Einfluß und begriff den Genius dieses kühnen Mannes. Ich hatte beständig Botschaften für ihn auszurichten und in Empfang zu nehmen. Sieben Monate nach unserm ersten Zusammentreffen in der Nacht vom 15 auf den 16 September wurde endlich von Hidalgo das Signal zum Aufstand gegeben. Der Doctor Iturriaga, derselbe der mich angeworben hatte, war zu Queretaro schwer krank geworden, und hatte auf seinem Todbette das Geheimniß der Verschwörung entdeckt. Es durfte nicht länger gezögert werden, man mußte kämpfen oder sterben. Ich wohnte der letzten Berathung Hidalgo's mit seinen Freunden bei. Nach kurzem Ueberlegen gab Hidalgo, gefolgt von seinen Getreuen und fünf oder sechs Sereno's, dem Sacristan von Dolores Befehl Sturm zu läuten. Kaum war die Lärmglocke angeschlagen worden, als wirres Geschrei das Dorf erfüllte, und wogende Gruppen sich um uns drängten; diese sollten den Kern der Insurrectionsarmee bilden. Hidalgo beeilte sich den abergläubischen Einwohnern von Dolores bekannt zu machen, daß die Spanier sich gegen die Religion verschworen hätten; es bedurfte nichts weiter um diese einfältigen Bauern in ebenso viele unversöhnliche Gegner der spanischen Herrschaft zu verwandeln. Schon des andern Tages standen nahe an 4000 Mann unter Hidalgo's Befehlen und man zog nach San-Miguel-el-Grande; die Stadt leistete keinerlei Widerstand, und selbst Regimenter des Königs gingen zu den Empörern über; von diesem Augenblick an schien die Sache der mexicanischen Revolution gewonnen. Dennoch war diese große Bewegung erst im Beginnen. Mehrere Tage noch schwoll der Strom an; Städte, ganze Provinzen wurden den Spaniern entrissen; aber diese rüttelten sich bald aus ihrem Stumpfsinn auf; der Widerstand organisirte sich, und nun begann ein ernstlicher, ein furchtbarer Krieg, wovon die Schlacht bei Calderon nur die erste Periode beendigte, und dessen Verlauf ich euch später vor die Augen führen werde.

Wir schwiegen einige Augenblicke nach dieser Erzählung, welche mir den fast unbekannten Anfang des großen Kampfes gezeigt hatte, dessen Entwicklung die Befreiung Mexico's seyn sollte. Wir waren an die Barriere von Guadalaxara gelangt, und bald sprengte ich in den Hof meines Meson. Ich dankte dem Capitän Ruperto für seine anziehenden Mittheilungen, und verließ ihn mit der Hoffnung bald mit ihm von Guadalaxara nach den südlichen Küsten von Mexico aufzubrechen.

Die Telegraphenverbindung zwischen England und Frankreich soll nun ziemlich entschieden, und die Plane dazu der französischen Regierung von der englischen vorgelegt seyn; die Compagnie, welche sich mit dem Unternehmen befaßt, wird sich demnächst definitiv constituiren. Auch soll bis zum 1 März, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo alle französischen Linien dem Publicum übergeben werden sollen, eine Telegraphenverbindung zwischen Calais und Triest eingerichtet seyn. (Journal du Comm. d'Anvers. 11 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. 15 Februar 1851.

Ueber den Flachsbau in England und Irland.

Es ist in letzterer Zeit viel davon die Rede gewesen, daß in England eine Methode erfunden wurde, den Flachs so zu behandeln, daß er auf Baumwollenspinnereien gesponnen werden könne. Die Sache hat noch ein anderes als industrielles Interesse, weßhalb wir die Hauptpunkte nach dem Colonial Magazine (Januar) ausheben. Die Ausfuhr von Leinwand ist seit 1832 von 49½ Mill. Ellen auf mehr als 106 Mill. im J. 1849 gestiegen, und die Spinnereien können gegenwärtig den Anforderungen um Flachsgarn nicht genügen. Die Einfuhr von Flachs hat sich seit derselben Zeit gleichfalls von 936,000 auf 1,800,000 Ctr. gehoben. Diese betragen, die Tonne zu 50 Pfd. gerechnet, eine Summe von 4½ Mill. Pfd. Rechnet man hiezu Flachssamen, Oelkuchen und Hanf, so steigt die für diese Einfuhr zu zahlende Summe auf 8 Mill., von denen ein sehr bedeutender Theil auf Rußland fällt. Diese 8 Mill., welche den Werth von 4 Mill. Quarter Weizen zu 40 Sh. der Quarter repräsentiren, hofft man in England selbst anlegen zu können, wodurch dreierlei erreicht würde: die Abhängigkeit von Nordamerika und seiner Baumwolle, so wie von Rußland würde abnehmen und das Mittel wäre gegeben, Irland emporzuhelfen. Es ist gegenwärtig eine Compagnie im Werk, welche ein Capital von einer Mill. Pfd. St. in Irland auf den Flachsbau verwenden will, zu dem der Torfboden sehr gut taugt. Irland hat 2,830,000 Acres Torfmoor, und der Anbau von 500,000 Acres wäre nöthig, um auch nur den gegenwärtigen Begehr nach Flachs zu befriedigen. Es soll ein neues Verfahren erfunden seyn, vermöge dessen das Rösten überflüssig würde, und die Pflanzen frisch vom Felde weg binnen drei Stunden in das schönste seidenartige Material umgewandelt werden könnten, ein Material, das zu den schönsten und dauerhaftesten Stoffen tauglich wäre. Wenn diese Angaben richtig sind, so ließen sich allerdings die Folgen für Irland kaum berechnen. In Irland geht gegenwärtig, in Folge der nationalökonomischen Krise eine Veränderung vor, wie sie früher nur durch Gewalt bewerkstelligt wurde. In Folge der Verganntungen, welche in einem so weiten Umfang einen Besitzwechsel herbeiführen, nicht der Celte von seinem schlecht angebauten Boden und der fremde durch die Eroberung aufgezwungene Gutsherrn mit ihm; an ihre Stelle tritt sehr zahlreich der englische und schottische Landmann mit freiem Besitztitel. Von dieser intelligentern Classe ist ein anderes Ergebniß zu erwarten. Das alte Schutzsystem des Ackerbaues ist unwiederruflich dahin, und selbst wenn abermals ein Zoll aufs Korn gelegt werden sollte, was in einigen Jahren nicht unmöglich, ja wahrscheinlich ist, wird der ehemalige fast erzwungene Getreidebau nicht wieder emporkommen. Diesen Verhältnissen entgegen trite nun in großartigem Maaßstab der Bau der Handelspflanzen, und man hofft in Bezug auf den Flachs das Erzeugniß so wohlfeil zu liefern, daß nicht nur England, sondern auch noch großentheils der Continent damit versorgt würde.

Konstantinopel.

8. Das alte und das neue Reich.

(Fortsetzung.)

Die Ueberreste der alten Gebäude von Konstantinopel sind gering an Zahl und unbedeutend. Eines der wichtigsten ist bekannt unter dem Namen des „verbrannten Pfeilers.“ Er steht in der Mitte desjenigen Raums auf dem zweiten Hügel, den Constantin zum Forum bestimmt hatte, zum Andenken an den Umstand, daß er während der Belagerung von Byzanz sein Lager dort aufgeschlagen hatte. Diese Säule bestand ursprünglich aus zehn ungeheuren Porphyrblöcken, von denen jeder etwa 10′ Höhe und 33′ im Umfang hatte, und ruhte auf einem 20′ hohen Piedestal von weißem Marmor. Oben stand eine kolossale Bronzestatue, die aus Phrygien oder nach andern aus Athen hergebracht worden seyn sollte, und für ein Werk des Phidias galt. Diese Statue, welche auf der Stirne eine Strahlenkrone trug, einen Scepter in der einen und eine Kugel in der andern Hand hatte, war ursprünglich ein Bild Apollo's, hatte aber im Verlauf der Zeit eine Metamorphose erfahren, von denen in knechtischen und abergläubischen Tagen auch Statuen nicht freibleiben, und trug den Namen Constantins. Die Säule hat durch Feuer sehr gelitten, und ihre dunkeln, zerklüfteten Massen werden nur noch durch Eisenbänder und Klammern zusammengehalten. Außerdem gibt es nur noch wenige Reste von Constantins Forum, und wir sehen uns vergebens um nach den Triumphbögen, die einst an den entgegengesetzten Enden sich befanden, den prächtigen Porticos, die es an den Seiten einschlossen und den zahllosen Statuen, die zwischen den Pfeilern standen.

In dem Circus oder Hippodrom, der unter seinem neuen Namen Atmeidan noch seine alte Bestimmung behalten hat, und noch bis auf diesen Tag zum Pferdetummeln dient, stehen noch mehrere wichtige Denkmale des Alterthums. Eines derselben ist der Obelisk von Theodosius, eine schlanke Masse von rothem ägyptischem Granit, etwa 60 Fuß hoch und mit Hieroglyphen bedeckt; er ruht auf einem marmornen Piedestal, dessen Seiten in schlecht gearbeitetem Hautrelief die Triumphe dieses Kaisers zeigen. Nicht weit davon ist das Denkmal Constantins, das 90′ hoch, aber aus so rohem Mauerwerk aufgeführt ist, daß jetzt, wo

die Eisenplatten, die es einst schützten, abgenommen sind, die rohen Steine, aus denen es besteht, kaum zusammenzuhalten scheinen. Auf dem Atmeidan ist noch eine andere und interessantere Reliquie, eine eherne Säule aus drei in einander geschlungenen Schlangen bestehend. Als Mahammed II im Triumph nach der St. Sophia ritt und dieß merkwürdige Denkmal sah, soll er, wenn der Legende zu glauben ist, seine Streitaxt erhoben und einer der Schlangen die untere Kinnlade abgehauen haben. Diese Schlangensäule soll ursprünglich nach der Niederlage der Perser in dem Lager des Xerxes gefunden, und mit andern kostbaren Beutestücken nach Delphi gebracht worden seyn, wo der dreifache Kopf einen goldenen Dreifuß, das Dankopfer der siegreichen Griechen trug. Von Delphi wurden die Schlangen durch Constantin nach seiner neuen Hauptstadt gebracht; sie haben somit fast so viel von der Welt gesehen, als die ehernen Rosse des Praxiteles, die ursprünglich von Konstantinopel nach Paris gebracht, nach kurzem Aufenthalt daselbst wieder den halben Rückweg nach ihrer Heimath zurücklegten, und abermals über den Porticos von St. Markus stehen.

Der alte Hippodrom war der Schauplatz einer der wichtigsten Ceremonien, deren Zeuge Jahrhunderte hindurch Konstantinopel war. Rund um ihn her wurde alljährlich, an dem Geburtstag der kaiserlichen Stadt, die goldene Statue Constantins, die in der einen Hand ein emblematisches Bild der Stadt trug, auf einem Triumphbogen geführt, begleitet von einem langen Zug von Wachen in glänzender Kleidung und von Geistlichen mit angezündeten Kerzen. Die Procession hielt einige Minuten lang dem Thron des regierenden Kaisers gegenüber an, dieser schritt vor, und kniete nieder, um das Andenken des Gründers des zweiten Roms zu ehren. Von diesem Throne aus sahen die Kaiser den circensischen Spielen zu, aber keine Spur ist mehr vorhanden von der Marmortreppe, die sich vom Circus nach dem kaiserlichen Palaste an der See in langem Zuge hinabwand. Eben so vergebens sehen wir uns jetzt noch den vielen öffentlichen Gebäuden um, welche das alte Konstantinopel zum Staunen der Welt machten, nach den Bäden, gelehrten Schulen, Porticos, Kornkammern, Gerichtshallen, Kirchen und Privatpalästen. Eine einzige Wasserleitung steht noch, und da sie einen Berg mit dem andern verbindet, verleiht sie, wie die Bogenform immer, der Landschaft einen eigenthümlich malerischen Anblick. Nahe am Thore von Adrianopel und im Garten eines türkischen Hauses steht die Säule Marcians, etwa 80' hoch, das Capitäl ist in seltsamer Weise auf den verschiedenen Seiten durch die ausgebreiteten Flügeln von vier Adlern in Relief gestützt. Der Bau, welchen man den Palast Belisars genannt hat, ist ein ungeheures, halbverfallenes Mauerwerk, wo jetzt eine schmutzige Judencolonie, die ärmste und bettelhafteste Konstantinopels, haust, und bietet außer einem Thor und einigen zerstreuten Außenwerken von bedeutender Stärke wenig Interessantes dar.

Unter den alten Ueberresten Konstantinopels ist eines dieser Stadt eigenthümlich und in seiner ursprünglichen Bestimmung eine nicht leicht zu lösende Aufgabe. In verschiedenen Theilen der Stadt entdeckt man ungeheure unterirdische Räume, gestützt durch zahllose Säulen, deren seltsam ausgehauene, phantastisch mit Thierformen so wie mit Nachbildungen von Blumen und Früchten durchzogene Capitäle in einem düstern Zwielicht schimmern, dem durch Risse in dem mit Unkraut bedeckten Dach, durch welches die Sonnenstrahlen Zugang finden, eine grüne Färbung verliehen wird. Diese unterirdischen Räume wurden, wie man allgemein glaubt, zu dem Zweck erbaut, die Stadt in der heißen Jahreszeit mit Wasser zu versorgen, und meistens sind die ungeheuren Cisternen auch jetzt noch mit Wasser gefüllt. Eine derselben jedoch, von den Türken Bin-Bebir-Direg genannt, ist vertrocknet und darum leichter zugänglich als die übrigen. Ihr Dach ruht auf mehr als 300 massiven Säulen, die indeß ein Drittheil ihrer Höhe durch eine Masse von Schutt verloren haben, der, wie man glaubt, bei den Ausgrabungen zur Grundlegung der Sophienkirche in das vertrocknete Reservoir geworfen wurde. An diesem düstern Ort hat sich eine Art Zigeunercolonie niedergelassen, und fällt den Besucher aus der Oberwelt mit unablässigem Bitten und Betteln an.

Der wichtigste dieser geheimnißvollen Striche ist der, den die Türken Jere-batan-Serai nennen, und dessen Gränzen noch nie ermittelt wurden. Die Wasserläufe, die sich Adern gleich durch das Herz der Berge winden, dehnen sich innerhalb des weiten Umfangs in einen mächtigen See aus, der so trübselig und schwarz ist, wie der Styx selbst. Wenn der Führer seine Fackel über den trägen Pfuhl schwingt, so kann man nichts sehen, als ein endloses Labyrinth von Pfeilern, die etwa 12 Fuß von einander abstehen, und eine wahre Wüste von Decken, die auf den breiten halb im Wasser stehenden Säulen aufliegen. Mehrere Versuche wurden gemacht, die Gränzen dieser Stadt unter der Stadt zu erforschen, allein bis jetzt ohne Erfolg. In verschiedenen Quartieren von Konstantinopel sind Theile dieser Dächer aus Mangel an unterstützenden Pfeilen eingebrochen, und manche Leute behaupten keck, daß das Wassergewölbe meilenweit unter der sonnigen Region der Kuppeln, Minarets und Gärten sich ausdehne. Man erzählt von einem englischen Forscher, der kühner als die andern vor vielen Jahren trotz aller Rathschläge und Gegenreden ein Boot auf dem unterirdischen Gewässer aussetzte, und von dem man niemals wieder hörte. Man vermuthet, er sey fortgefahren, bis seine Lampe erlosch, habe sich verirrt, und sey endlich vor Hunger umgekommen.

(Schluß folgt.)

Ein Kriegszug im westlichen Afrika.

(Schluß.)

Einige Tage lang sammelten sich nun allmählich zu Axim die eingebornen Truppen aus den verschiedenen Nachbargebieten, und wie jede Compagnie einmarschirte, die Musiker voran mit ihren Tambours und ihren Hörnern aus einem Elephantenzahn, geschmückt mit einem oder mehreren menschlichen Kinnbacken, den hochgeschätzten Trophäen früherer Kämpfe, und gekleidet in die rohesten, seltsamsten Kostüme, die sich denken lassen, bildeten sie ein Schauspiel, geeignet jeden der nicht das Talent hat, eine getreue Darstellung dieser bunten Gruppen aufs Papier zu malen, mit lebhaftem Bedauern zu erfüllen. Auch war es nöthig, unserer buntscheckigen Armee einen Vorschuß zu geben, und die HH. Cruikshank und Swanzy, welche mit ihren „Divisionen" jetzt herangekommen waren, zahlten den Leuten Sold, zu anderthalb Pence ($4^1/_2$ kr.) des Tags, in Goldstaub.

Bald nach unserer Ankunft zu Axim kam eine Abtheilung Flüchtlinge aus Apollonia zum Vicegouverneur, um ihm Nachrichten über die Hülfsmittel ihres Häuptlings zu geben, vor dessen Rache sie, um ihr Leben zu retten, zu verschiedenen Zeiten hatten flüchten müssen. Unter diesen befand sich ein alter Mann, Namens Babini, seines Gewerbs ein Zimmermann, der acht Jahre früher auf Befehl des Königs von Apollonia außerhalb der Hauptstadt eine Flaggenstange hatte aufrichten sollen; während er damit beschäftigt war, fiel durch irgend einen Zufall die Flag-

genstange auf einen der Leute des Königs und tödtete ihn. Wegen dieses traurigen Unfalls mußte der arme Babini, um sein Leben zu retten, Schutz bei den Holländern suchen; jetzt aber bot er sich als Führer an. Unter den übrigen Flüchtlingen fand sich auch ein Fetischmann, der wenige Monate zuvor hatte fliehen müssen, somit eine lebhaftere Erinnerung von dem Land und seinen Hülfsmitteln hatte, als der alte Babini; indeß bot er seine Dienste nicht an, sondern erklärte alsbald, daß er zurückbleiben und „Fetisch machen" wolle zum günstigen Fang des Königs.

Zwischen der Stadt Arim und dem Flusse Encabro liegt ein weiter sandiger Strich von etwa 2 Meilen Breite, nur an einigen Stellen unterbrochen durch unebene Streifen und Geschiebe von zerriebtem Urgestein, jenseits derselben aber ist eine gleiche Strecke völlig ungangbar durch dichtes Buschwerk, dessen schmale Durchgangspfade völlig undurchdringlich geworden waren, da in den letzten Jahren aller Verkehr zwischen Apollonia und den benachbarten Districten abgeschnitten blieb. Die einzige Art und Weise, wie die recognoscirende Partei hindurch kommen konnte, bestand darin, daß man einige erfahrene „Buschmänner" mit Aexten voranschickte und die Zweige, welche die Zwischenräume zwischen den großen Bäumen versperrten, niederhauen ließ, das Buschwerk war aber so dicht, daß, obwohl wir in der Hitze des Tages den Zug unternahmen, doch fast kein Sonnenstrahl zu uns durchdrang, und während wir mit Mühe vorwärts drangen, unsere Hauptunterhaltung darin bestand, die wilden Guavas, die zu Tausenden umher wuchsen, aufzusammeln. So mühselig unser Geschäft war, so erfuhren wir doch genug, um unsere spätern Bewegungen darnach einzurichten.

Während der wenigen Tage, wo wir nothgedrungen uns hier aufhalten mußten, waren die Eingebornen beschäftigt, die an sie vertheilten Kugeln in kleine viereckige Stücke zu zerlegen, indem sie behaupteten, diese seyen tödlicher als die runden Geschoße. Jeden Nachmittag paradirten die Compagnien zur Inspection, und wir waren nicht wenig erstaunt und belustigt, zu sehen, daß der Hauptmann der einen Compagnie eine Dame war.

Am 5 April mit Sonnenuntergang wurden 1000 bewaffnete und mit Aexten versehene Eingeborne ausgeschickt, um einen 25 Fuß breiten Weg durch den Waldgürtel zu bahnen, der uns von dem Flusse trennte, jedoch erhielten sie den Auftrag, nicht ganz bis ans Ufer vorzugehen; ein Streif von einigen Schritten Tiefe sollte stehen gelassen werden, bis am andern Morgen die Spitze unserer Colonne ankäme. Am 6 April war unsere Macht zu nicht weniger als 8000 Mann angewachsen, unter denen freilich nur sechs Europäer waren; um halb 6 Uhr wurde aufgebrochen, da es aber große Mühe kostete, Träger zu finden, und es an diesem Theil der Küste keine Pferde gibt, so hatten wir mit der Fortschaffung unseres Gepäcks die liebe Noth. Zwei leichte Feldgeschütze, welche wir von Cap Coost mitgenommen, mußten in der Obhut der Holländer überlassen werden, so daß wir bloß auf einige congreve'sche Raketen beschränkt waren, um den Uebergang über den Encobra zu decken.

Da der Dolphin, wegen der bestimmten vom Commodore erhaltenen Befehle, sich nicht in den Kriegszug zu mischen, uns von keinem Nutzen mehr seyn konnte, hielt man ihn zu Arim nicht auf, aber die Kauffahrer-Brick ging um die Stunde unseres Aufzuges unter Segel, und eben so eine kleine Flotte von Negerkähnen, die nach der Mündung des Encobro gehen sollte, um uns mit möglichst wenig Zeitverlust überzusetzen. Die Spitze unserer Colonne langte um 7 Uhr Morgens am Ufer des Flusses an, und auf ein gegebenes Signal suchten die Kähne, welche eine Zeit vorher in der Nähe der Brandung angelegt waren, über diese hinüberzukommen; mehrere wurden dabei umgestürzt, aber eine hinreichende Zahl kam an, daß über 300 Mann von uns zu gleicher Zeit übersetzen konnten. Eine große Anzahl Apollonier hatte sich versammelt, ohne Zweifel voll Erstaunen, eine solche Macht einen unerwarteten Einfall in ihr Land machen zu sehen. Für den Fall indeß, daß ihre Absichten nicht friedlich seyn sollten, wurde eine unserer Raketen abgefeuert, aber das tödliche Geschoß, statt die beabsichtigte Richtung zu nehmen, fuhr gerade in die Höhe, kehrte dann plötzlich wieder um, und fiel, wenige Schritte von der Röhre, aus der sie abgeschossen worden war, in den Fluß. Einige Augenblicke glaubten wir, sie werde gerade auf uns zukommen, zu unserer großen Herzenserleichterung aber hörte das Geräusch, das ihr Verbrennen im Wasser machte, bald auf und wir erkannten, daß sie ausgelöscht seyn müsse. Unser nächster Versuch war etwas glücklicher, und der dritte gelang, indem das Geschoß in den dichtesten Haufen fiel; ein vierter folgte augenblicklich, und mit diesem kleinen Aufwand von Munition ward „der Uebergang über die Encobro forcirt."

Kaum war unsere Armee hinüber, so begann auch das Werk der Zerstörung und Plünderung, zu welchem Zwecke eine Schaar der Eingebornen sich auf ein benachbartes Dorf stürzte; da es verlassen war, bemächtigten sie sich leicht der darin sich vorfindenden Hausthiere, und kamen bald darauf zurück, jeder mit einer Ente beladen, der sie vorsichtshalber den Hals halb durchgeschnitten, und sie dann über die Schulter gehängt hatten. Unser Marsch ging nun über einen sandigen Uferstrich, der bei niedrigem Wasserstand 50 bis 60 Schritt breit war. Das niedrige, dichte Dornengebüsch an den Ufern machte es für eine größere Menschenzahl unmöglich hindurchzudringen, so daß wir manchmal knietief durch die anrückende Fluth waten mußten. Wir kamen an einer Menge Dörfer vorbei, die jedoch alle verlassen waren, und von denen keines unberaubt blieb, ja die meisten wurden nach der Plünderung den Flammen übergeben. Endlich kamen wir an ein ziemlich großes Dorf, wo wir für die Nacht anhielten; an Lebensmitteln fehlte es nicht, denn unsere „tapfere Armee" schoß eine Menge Ochsen, Schafe, Schweine, Katzen und Geflügel. Fouragirende Abtheilungen zogen in verschiedenen Richtungen aus, und da eine derselben auf Widerstand stieß, so erfolgte ein Gefecht, in welchem zwei Apollonier blieben, deren Köpfe als Siegestrophäre bald darauf eingebracht wurden, weil die Kinnbacken als Ausschmückung für das Kriegsheer irgend eines Häuptlings bestimmt waren.

Während der darauf folgenden „ereignißreichen Nacht" wurde unsere „unbesiegbare Armee" von einem unerklärlichen Schrecken befallen, und alles eilte mit solcher Hast nach dem Meeresufer, daß sie vergaßen ihre Waffen mitzunehmen; wären in diesem Augenblick ein Paar Dutzend entschlossene Apollonier erschienen, wir wären alle als leichte Beute gefallen, sie kamen aber nicht, und so wurden unsere Leute, wenn auch nicht ohne große Mühe, allmählich wieder beruhigt. Am folgenden Tage marschirten wir mit Tagesanbruch ab und setzten bald über einen zweiten großen Fluß, Abmusu genannt. Der König, der jetzt erst unseres Anrückens inne zu werden schien, schickte während unseres Marsches mehrere Boten an uns, um zu erfahren, weßhalb die Dörfer Sr. Majestät wüste gelegt, und das Vieh seiner Unterthanen niedergeschossen werde. Zur Antwort auf diese Botschaften schickte Se. Excellenz eine scharfe Patrone, was nach den Gebräuchen der Küste ein sogenanntes „Kriegs-Palaver" bedeuten sollte. Einige bewaffnete Schaa-

ren sammelten sich zu Zeiten am Ufer, als wollten sie sich unserm Marsch widersetzen, aber einige kleine Raketen zerstreuten sie immer schnell wieder, während der Nähe der Brigg, die sie für ein Kriegsschiff hielten, sie von der Seeseite her besorgt machte. Um 5 Uhr Nachmittags kamen wir nach einem ermüdenden Marsche in der Stadt des Königs an, die wir gleichfalls verlassen fanden, worauf wir es uns alsbald in dem Palaste des Königs bequem machten; dieß war ein großes Gebäude aus Thon und zum Theil aus Holz mit unzähligen Gängen und Zimmern.

Von dieser Zeit an geschah alles, was zur Erreichung unseres Zweckes dienen konnte, durch die HH. Cruikshank und Swanzy, welche fortdauernd mit ihren Leuten in den Wäldern waren, und dort durch Wassermangel in große Noth geriethen: Hr. Cruikshank bot einmal für einen Mund voll Wasser zwei Unzen Gold, ohne es bekommen zu können. Einzelne Gefechte fanden in den Wäldern statt, es zeigte sich aber bald, daß wenn wir uns des Königs bemächtigen wollten, dieß schneller durch Bestechung als durch Waffengewalt zu bewerkstelligen sey. Man bezeichnete deßhalb eine Summe, schon am 17 April wurde der König und mehrere Mitglieder der „königlichen Familie" von ihren eigenen Leuten den Eingebornen unter Swanzy ausgeliefert, und bald darauf unter der Wache der westindischen Soldaten sicher in einem Zimmer des Palastes untergebracht, und zwar in dem Zimmer, wo er wenige Jahre zuvor eine seiner Schwestern selbst ermordet und begraben haben sollte.

Da nun der Hauptzweck unserer Expedition erreicht war, so wurden alsbald Anstalten zum Abzug nach Cap Coast gemacht; einige Versuche, zu entdecken wo das Geld unseres Gefangenen verborgen sey, blieben ohne Erfolg; wir mußten uns also begnügen ihn selbst mit fortzunehmen. Am Morgen des 21 April brachen wir heimwärts auf, Hr. Cruikshank blieb, um den bisher schlecht geordneten und schlecht regierten Landstrich zu ordnen. Zu Axim brachte man den König und seine Familie an Bord unseres Schiffes, und am Morgen des 23ten landeten wir zu Cap Coast, nachdem wir in der kurzen Zeit eines Monats eine Armee ausgehoben, einen schwierigen und gefährlichen Marsch gemacht und den Zweck der Unternehmung völlig erreicht hatten.

Karang-Bollong.[1]

Die Vulcane von Centraljava senden nach verschiedenen Richtungen Bergrücken aus, und der, welcher von Gombong bis zur Südsee sich erstreckt, ist einer von diesen divergirenden Strahlen, welche bei Sempor noch aus Trachyt besteht, dann Grobkalk zeigt, der mit zertrümmertem Trachyt einen grünlichen Thon bildet, welcher allmählich an Dichtheit und Härte zunimmt und zuletzt jaspisartig erscheint. So in der Nähe von Gombong. Südwestlich von diesem Orte herrscht in dem nach Süden laufenden Bergrücken Korallenkalk vor, welcher bei Rangla von Trachyt durchbrochen wird, dann wieder in der Nähe des Meeres erscheint, wo er abermals von Trachyt durchbrochen wird, der in den Kraterwänden eines erloschenen Vulcans das Kesselthal von Karang-Bollong darstellt, welches südöstlich nach der See zu sich öffnet.

Karang-Bollong ist also keine Klippe von Kalkfelsen, keine Basaltwand, wie man fälschlich angegeben hat, sondern ein ausgebrannter, accessorischer Vulcan, dessen Kraterwände theilweise noch stehen und an der Südküste als steile Felswand Höhlen einschließen, in welchen die Salangane (hirundo esculenta) ihre eßbaren Nester baut. Das äußere des Vulcans gleicht dem des Baluran, welcher, bei den Seefahrern als Cap Sedano bekannt, an der Nordostküste von Java sich erhebt. Die tiefste Kraterspalte befindet sich hier an der Südostseite. Spuren von unterirdischem Feuer in Mofetten, Fumarolen und Solfataren trifft man nicht mehr an. Auf einem der Eruptionskegel in dem Kraterthale liegt die kleine Redoute Karang-Bollong und in der Thalebene der Ort gleichen Namens mit der Wohnung des Aufsehers und dem Magazin der Vogelnester, ein für die Verehrer der stillen Natur sehr reizendes Plätzchen. Ein kleiner Bach fließt durch obengenannte Kraterspalte in die See, und bricht in starker Brandung mit donnerndem Getöse sich an der Felswand. Die nördliche Kraterwand, Pangaeongan, ist an ihrem Fuße von einer Höhle durchbrochen, in welche die Wellen hereinstürzen und den aus trachytischem Conglomerat bestehenden Boden mit einem feinen Magneteisensand bedecken, auf welchem es sehr angenehm sich baden läßt. Der Wellenschlag der durch die Klippen gebrochenen Brandung bespült sanft die Glieder des Badenden und äußert eine heilsame Wirkung auf Leidende. Die Redoute liegt dabei so gesund, daß ich während meines Aufenthaltes zu Gombong verschiedene Mannschaften, welche an Hautkrankheiten, stasis abdominalis, veralteten Milz- und Leberübeln, an Hydrops litten, hierher geschickt habe, die auffallend besser wurden und an diesem Orte sich wohl befanden; deßhalb empfiehlt sich Karang-Bollong ganz besonders zum Aufenthalte für Reconvalescenten, und mancher Kranke kann hier seine Gesundheit wieder erlangen. Die Hitze ist wegen der Seewinde nicht drückend; die noch stehenden Kraterwände von Karang-Bollong sind östlich der Pangarangan über 500 Fuß hoch, theilweise bewaldet und die Passage von Ambal schließend; südlich der über 600 Fuß hohe Karang-Kuda, welcher, gebildet aus trachytischem Conglomerat, steil in die See fällt und die Höhlen einschließt, in welchen die eßbaren Schwalbennester gefunden werden. Westlich liegt der tausend Fuß hohe Koberanko, der nördlich in den Badurine übergeht, welcher sich allmählich verflacht und hier den Zugang zu dem ovalen Thalkessel bildet, welcher unter dem Schatten von Cocospalmen und mannichfaltigen Fruchtbäumen die Dessa (das Dorf) birgt. Die vulcanische Wirkung äußerte sich von Nordwest nach Südost und die Nähe der See, die Tiefe des Kraters scheinen die baldige Zerstörung dieses Vulcanes zur Folge gehabt zu haben, indem bei einem Ausbruche die Kraterwand an der Südostseite zerrissen wurde, die Seewasser hereinstürzten und eine so heftige Reaction verursachten, daß der Vulcan dadurch zerstört wurde. Man kommt bei der Betrachtung dieses erloschenen Kraters unwillkürlich auf die Idee, daß er durch Ausgrabung sich in einen Hafen oder Dock verwandeln ließe, der den Schiffen volle Sicherheit auch vor feindlichen Anfällen gewähren würde, indem die umgebenden Höhen als natürliche Wälle sich leicht befestigen lassen. Freilich wäre dieses ein Riesenwerk, der Bewunderung der Mit- und Nachwelt würdig, und es gehörten auch kühne Seefahrer dazu, bei den Klippen vor dieser Küste und bei der furchtbaren Brandung der Südsee in diesen Hafen einzulaufen. Darum begnügt sich die Residenz Baglen, welche keinen Hafen besitzt, mit dem Stapelorte Tjilatjap. Ich ging durch die Höhle des Pangarangan, stieg auf einen der im Wasser liegenden Trachytblöcke, und überließ mich der Betrachtung dieser großartigen Natur. Man hat östlich die noch nicht ganz dem Meere abgewonnene Ebene von Baglen vor sich, die theilweise noch Sumpf, Rawa, ist, durch welche ein Fluß sich hier in die See schleicht. Dieses werdende Land ist ein gesuchter Aufenthaltsort verschiedenen Wasserwildes, besonders kleiner Enten, der Melibis, um deren Jagd willen es noch besucht wird. Weit am Horizonte sieht man bei der durchsichtigen Luft, außer wenigen hohen Gebirgen, die kolossalen Vulcane Merapi, Merbabu, Sindoro und Sumbing. Die unendliche Südsee stürzt wuthschäumend an die Küste, und der weiße Schaum der Brandung benetzt das herrliche Grün der dunkeln Felsen. In die See wagt sich hier niemand, obgleich sie fischreich ist; diese durch den Südostpassat aus dem fernen Süden dahergetriebenen Wogen erzählen der heitern Landschaft unter dem tropischen Himmel von den rauhen Stürmen der Südpolarzone.

(Schluß folgt.)

[1] Karang-Klippe, Fels, Bollong-Hohl.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. 17 Februar 1851.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Moriz Willkomm.)

2. Ein Ausflug in die Encartaciones.

Unter dem Namen „las Encartaciones" versteht man den Complex von Thälern, die sich innerhalb jenes Berglabyrinths befinden, welches das cantabrische Gebirge westlich von Bilbao zu bilden beginnt. Dieses Berglabyrinth, das sich gen Norden bis an die Küste erstreckt, wo es steil in bizarrgeformten Felsmassen in das Meer von Vizcaya hinabstürzt, und westwärts unmerklich mit den höhern Gebirgsketten der Provinz von Santander verschmilzt, ist eine der malerischsten und interessantesten Gegenden des cantabrischen Litorale. Zwischen den zahlreichen Bergketten, welche diesen District in allen möglichen Richtungen durchkreuzen und je nach ihrer geognostischen Zusammensetzung sich bald in sanftgeschwungenen Wellenlinien erheben, bald hohe in zackige Felsgräten endigende Wälle bilden, bald aus kühnen durch tiefe Schluchten geschiedenen Kegeln und Pyramiden bestehen, liegen geräumige meist beckenförmige Thäler oder Ausweitungen, die durch enge Gründe mit einander communiciren und unzählige zerstreute „Caserios" und kleine Dörfchen in ihrem fruchtbaren Schooße bergen. Krystallhelle wasserreiche Bäche stürzen allenthalben von den Bergen herab, deren Abhänge mit Laubholz und Buschwerk dicht bekleidet zu seyn pflegen und bewässern die Thalgründe und Ebenen, mit deren saftiggrünen Wiesen und hellfarbigen Weizenfluren die freundlichen weißgetünchten mit rothen Ziegeln gedeckten Häuser auf das Anmuthigste contrastiren. Jedes Thalbecken bildet mit seinen Nebenthälern bloß eine einzige Gemeinde, welche in „Barrios" oder „Consejos" zerfällt, deren jeder eine Kirche und gewöhnlich auch einen besondern Pfarrer sowie seinen besondern Alcalden besitzt. Bisweilen führt der Hauptbarrio den Namen des Thales; gewöhnlich jedoch ist das nicht der Fall, sondern werden sämmtliche Abtheilungen der Encartacion besonders benannt, wie die einzelnen Gassen und Plätze in einer Stadt.

Zu den vornehmsten Districten der Encartaciones gehören die Thäler von Samorrastro, Sopuerta und Valmaseda, welche unter sich zusammenhängen. Innerhalb des erstgenannten Districts liegen die gleichnamigen wegen ihrer fabelhaften Bezirksstadt selbst außerhalb Spaniens berühmten Eisengruben, die schon den Römern bekannt waren und eine der vorzüglichsten Eisenserien Europa's liefern. Diese zu sehen und die geognostischen Verhältnisse ihrer Umgebungen zu untersuchen war schon längst mein Wunsch gewesen. Nun wollte es der Zufall, daß ich in Bilbao einen deutschen Bergingenieur kennen lernte, welcher im Thale von Sopuerta wohnt, woselbst er einigen erst neuerdings eröffneten Kupferminen als Director vorsteht. So kam es, daß ich mit dem Besuch der Eisengruben von Samorrostro einige weitere Ausflüge durch die westlichsten Partien der Encartaciones verband, von denen ich hier einiges mittheilen will.

Begleitet von einem treuherzigen ehrlichen Basken, der meinem Maulthier als Knecht beigegeben war, verließ ich am Morgen des 14 Mai Bilbao, um mich zunächst nach den Gruben von Somorrostro zu begeben. Der Weg dahin führt durch die schon früher geschilderte Ebene, welche sich längs des linken Ufers der Ria von Bilbao hinzieht und ungefähr eine halbe Legua breit ist. Anfangs ist der Weg fahrbar und ziemlich gut, nachdem man aber die Kettenbrücke von Baracaldo, welche über einen schmalen, aus der Ria von Bilbao entspringenden Seearm geschlagen ist, überschritten hat, wird er so schlecht, daß man oft genöthigt ist, abzusteigen und das Thier am Zügel zu führen. Doch läßt die wechselnde Anmuth der Gegend die fürchterliche Beschaffenheit des Weges leicht vergessen und entschädigt reichlich für die Zögerung, welche dieselbe verursacht. Zwischen lebenden Hecken von größter Ueppigkeit hinreitend, mit denen die ohne Unterbrechung aufeinander folgenden Wein-, Obst- und Gemüsegärten umgeben zu seyn pflegen, gelangte ich, ohne es zu merken, an den Fuß der eichenbewaldeten Berge, die das weite Thalbecken von Somorrostra gegen Süden einschließen. Gegenüber erheben sich kahle schroffe Bergkämme, welche, weil man sie en profil sieht, als steile Kegel erscheinen und deßhalb sowie wegen ihrer röthlichgrauen Farbe vulcanischen Bergen täuschend ähnlich sehen. Zwischen diesen Bergen, die das Küstengebirge bilden und nach Westen hin bald mit der höheren Küstenkette von Castro-Urdiales verschmelzen, befindet sich eine Oeffnung, durch welche der kleine, das Thal von Sopuerta und den westlichsten Theil des Beckens von Samorrostro bewässernde Fluß in den Ocean strömt. Den Hintergrund der geräumigen Ausbreitung, in deren hügelichem Schooße die zerstreuten Consejos von Somorrostro und eine Menge einzelner Caserios liegen, bildet eine hohe malerische, an den Abhängen bewaldete Gebirgskette, welche Somorrastro von Sopuerta scheidet.

Es mochte gegen Mittag seyn, als wir nach Galindo, dem ersten Consejo von Somorrastro, gelangten. Hier wohnt zurückgezogen von dem Treiben der Welt in einem einsam gelegenen Gehöfte von sehr bescheidenem fast bäuerlichem Aussehen der General Don Castor de Andechaga, seiner Zeit ein berühmter und berüchtigter Carlistenchef. Ich war begierig, diesen Mann, von dem ich schon in Bilbao so mancherlei hatte erzählen hören, persönlich kennen zu lernen und hatte mir deßhalb Empfehlungen an denselben verschafft, die mir um so erwünschter seyn mußten,

als der General selbst Eigenthümer einer der Minen von Somorrostro ist und noch jetzt, wenn gleich vom politischen Treiben zurückgezogen, großes Ansehen in jener Gegend genießt. Ehe ich meine Leser in das Haus des Generals führe, erlaube ich mir, einige Notizen über sein Leben einzuschalten. Don Castor stammt aus einer wohlhabenden, edlen Familie Bizcaya's, und lebte bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges still als Landmann auf seinem Familiensitz. Begeistert für die „Fueros" seines Vaterlandes und wohl auch aus Neigung zu dem romantischen Leben des Gebirgskrieges, welche dem Bizcayer angeboren ist, erklärte er sich im Jahre 1833 offen für die Sache des Prätendenten, verließ seinen Wohnsitz und begab sich in Begleitung einiger Freunde in das Gebirg — „al monte", wie die Bizcayer zu sagen pflegen, um eine Guerillabande zu organisiren. Vertraut mit dem Terrain, welches er Fuß für Fuß kannte, wußte er den Christinos bald viel Schaden zu thun, und seine Kühnheit, seine Kaltblütigkeit, seine List machten ihn binnen kurzem berühmt und verschafften ihm großen Anhang. Einer seiner kecksten Streiche, die er gleich im Anfange seiner Thätigkeit ausführte, war die Entwaffnung der Milizen in Durango. In dieser Stadt hatten sich nämlich mehrere Tausende der Milizen von Bizcaya versammelt, welche auf Befehl der Regentin dahin berufen worden waren, um gegen die Insurgenten zu operiren. Don Castor, davon unterrichtet, schleicht sich mit seinem Trupp bei Nacht heran und besetzt die Durango beherrschenden, zum Theil mit Wald bedeckten Höhen. Den folgenden Tag — es war glaub ich, ein Sonntag — als die Milizen in Reih und Glied auf dem Markt aufmarschirt stehen, kommt der kühne Bandenführer, begleitet von nur wenigen Bewaffneten in die Stadt, stellt sich an die Fronte des Militärs, und fordert dasselbe mit trotziger Keckheit im Namen des Königs Karls V auf, sofort die Waffen zu strecken, wo nicht, würde kein einziger am Leben bleiben, da viele Tausende bloß seines Winkes warteten, um die Stadt in Brand zu stecken und über sie herzufallen. Gleichzeitig beginnen seine in den Wäldern versteckten Leute verabredetermaaßen einen furchtbaren Lärm mit Schreien und Schießen, einzelne Trupps zeigen sich auf den nächsten, kahlen Hügeln, kurz alles hat den Anschein, als ob wirklich eine bedeutende Masse Bewaffneter in dem Gebirge versteckt wäre. Die Bürger, welche wissen, daß Don Carlos nicht scherzt, und schon im Geist ihre Häuser in Rauch und Flammen aufgehen sehen, beschwören die Milizen, doch keinen Kampf zu versuchen, und diese, Söhne des Landes und daher ohne Begeisterung für die Sache, der sie gezwungen dienen müssen, haben selbst keine Lust, einen anscheinend ungleichen Kampf zu wagen. So kommt es, daß die gesammte Truppenmasse der simplen Aufforderung des kecken Jünglings Folge leistet und unweigerlich die Waffen streckt. Viele erklären sich auch sofort für den Prätendenten, wodurch es Don Castor möglich wurde, ein Bataillon regulärer und tüchtiger Truppen zu bilden. Nach dieser kecken That, die seinen Namen berühmt machte, ward er von Zumalacarregui zum Capitän und später, nachdem er vier Bataillone zusammengebracht hatte, zum Oberst ernannt. Seine Soldaten gehörten nach dem Zeugniß seiner noch lebenden Waffengenossen zu den besten Truppen des carlistischen Heeres. Es waren fast sämmtlich geborene, ihrem Führer blind ergebene Bizcayer. Da jedoch Don Castor keine militärische Bildung besaß, daher von Strategie eigentlich so viel wie nichts verstand, so beschränkte er sich meist bloß auf den Guerillakrieg, durch den er aber auch den Christinos sehr gefährlich geworden ist. Er ward bald einer der gefürchtetsten Carlistenchefs, theils wegen seiner Keckheit und List, theils wegen seiner schonungslosen Strenge, denn er ließ alles, was ihm in die Hände fiel, ohne Gnade erschießen. Unter seinen eigenen Leuten hielt er auf die strengste Mannszucht. Subordinationsvergehen bestrafte er fast immer mit dem Tode, indem er die Inculpaten entweder erschießen oder zu Tode prügeln ließ. Er selbst zeigte mir einmal im Thale von Corpuerta eine Stelle, wo er einen Unterofficier hatte erschießen lassen, weil derselbe einem Bauermädchen hatte Gewalt anthun wollen. So hauste Don Castor, meist innerhalb der baskischen Provinzen bleibend, bis zum Convenio von Vergara, wo er zu denen gehörte, welche auf die Bedingungen Espartero's eingingen und sich offen von dem Prätendenten lossagten, weßhalb er späterhin von der königlichen Regierung zum „Mariscal de Campo" (Generalmajor) ernannt wurde, sich aber zu gleicher Zeit einen großen Theil seiner Landsleute zum Feinde machte. Ich habe in Bizcaya nicht selten den General offen einen Verräther nennen hören, selbst von Personen, welche von vorn herein zu den „Liberalen", d. h. (nämlich im Sinne der damaligen Zeit) zu den constitutionell Gesinnten oder zu den Christinos gehörten. Man kann ihm die Inconsequenz seiner Handlungsweise nicht vergeben, und so kommt es, daß er jetzt weder von der einen noch von der andern Partei geliebt ist. Er selbst scheint es zu bereuen, eine scheinbar glänzende Stellung dem Exil vorgezogen und nicht seiner politischen Ueberzeugung gemäß gehandelt zu haben, welche, manchen Aeußerungen zufolge die er in vertrauten Zirkeln häufig zu thun pflegt, wohl noch dieselbe ist wie ehedem. Dazu kommt, daß er sich nicht sicher fühlt, indem ihm schon oft Drohbriefe zugesendet worden sind, weßhalb er in seinem Hause fortwährend eine Anzahl Bewaffneter zu seinem persönlichen Schutze haben soll. Nichtsdestoweniger ist Don Castor, namentlich in dem District der Encartaciones, geachtet oder wenigstens gefürchtet, denn offen wagt niemand ihm entgegenzutreten. Don Castor de Andechaga, jetzt ein Vierziger, befindet sich noch gegenwärtig in activem Dienst, pflegt jedoch meistentheils beurlaubt auf seinem Landsitz in Galindo im Kreise seiner Familie zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Konstantinopel.

3. Das alte und das neue Reich.

(Schluß.)

Das weitberühmte Gefängniß der sieben Thürme fällt rasch in Trümmer, obwohl ein Theil des Baues noch von den Oberbeamten der türkischen Besatzung bewohnt ist. Vier der Thürme sind bereits verschwunden, und die noch übrigen haben nicht mehr ihre ursprüngliche Bestimmung. Die Namen der verschiedenen Theile des Gebäudes sind bezeichnend für die Scenen, die einst hier vorfielen, und der Reisende, der den „Platz der Köpfe" besucht, und sich über den „Blutbrunnen" beugt, mag wohl, wenn er kein Türke ist, versucht seyn, zu denken der Fortgang der Zeit sey eben nicht zum Schlimmen gewesen. Verändert sind die Zeiten allerdings, seit die Repräsentanten aller christlichen Mächte in diese Thürme gesperrt wurden. Mehr als einmal mußte ein russischer Gesandter in diesen Gewölben die Irrthümer der moskowitischen Diplomatie büßen. Seitdem ist die Welt ohne Zweifel in Civilisation fortgeschritten, doch mag man bezweifeln, ob in jener frühern Zeit eine Gesellschaft hülfloser Nonnen, selbst in Rußland, wiederholt gepeitscht und fast zu Tode gequält worden waren, weil sie sich weigerten bei ihrem Glauben zu entsagen; in der Türkei würden sie jetzt wenigstens vergleichsweise sicher seyn.

Das interessanteste aller Denkmäler des Alterthums sind die Mauern. Folgt man der Linie der Stadt, wo sie sich auf der einen Seite von dem Marmorameer, und auf der andern vom goldenen Horn erhebt, so verbinden sie ihre äußersten Punkte durch eine Kette von Thürmen, die Konstantinopel auf der Landseite schützen und mit einem Steingürtel die ganze siebenhügelige Halbinsel abschließen, auf welcher Konstantinopel steht, und deren Spitze das alte Byzantium einnahm. Der Theil der Mauern, welcher den Hafen umgibt, ist minder vollständig sichtbar, da durch das Einschieben von Häusern die fortlaufende Reihe zu häufig unterbrochen ist. Die Mauer gegen Süden oder nach dem Meere hin hat vielleicht am wenigsten gelitten, und hier trifft das Auge des Fremdlings häufig auf ein zerbröckelndes Basrelief, eine zerbrochene Statue, oder eine durch Mauerblumen und Epheuranken halb umhüllte Inschrift. Auf der Landseite zeigen sich indeß diese Befestigungswerke Konstantinopels am vortheilhaftesten. Auf dem größern Theil dieser Linie läuft eine doppelte, durch einen weiten Raum getrennte Mauer hin, und jenseits der äußern erstreckt sich ein tiefer Graben. An manchen Stellen sind diese Mauern noch fast vollständig erhalten, an andern hat ihnen die Zeit übel mitgespielt: an einem Fleck bieten diese Mauern eine vollständige Befestigung dar, an andern sehen sie aus wie ein Steinbruch. Hier besteht ihre Deckung aus Massen von Epheuranken, dort nickt ein ganzer Unterholzwald mit Beeren und Knospen von der Bastion herab. An manchen Orten ist die Mauer vom Wetter gepeitscht, wie eine Seeklippe, und in jeder Spalte, groß genug um ein Samenkorn zu fassen, wurzelt eine Wachholderstaude oder eine federige Tamariske trotz dem Wintersturm; an andern sind die Mauern fast kahl, und darüber huscht sich sonnend die große grüne Eidechse. In dem Schatten der Mauer haben die Armenier ihren Begräbnißplatz angelegt, und diese Trauergegend ist vielleicht der mindest einsame Theil der alten Befestigungen.

Wenn die Denkmale im Innern einer Hauptstadt, wenn sie mit Bezugnahme auf die Umstände, unter denen sie erstanden, ins Auge gefaßt werden, so drücken sie den moralischen Charakter der Stadt aus, und bilden gleichsam eine sichtbare Verkörperung ihres gesellschaftlichen Fortschritts, die äußern, von den Stürmen der Jahrhunderte gepeitschten Mauern aber bringen noch lebhafter die politische Geschichte eines Volks vor die Augen. Wer ist nicht je einmal unter den zerbröckelnden Mauern einer mächtigen Stadt gesessen, sinnend, was wohl diese enthüllen möchten, wenn sie eine Stimme hätten. Wenn solche Gedanken in uns aufsteigen, während wir unter den Mauern anderer Städte hinschlendern, so erscheinen sie wie vorübergehende Gäste, aber sie nisten sich tief ein bei dem, der zu Konstantinopel sich aufhält. Keine Stadt der Welt, nicht einmal Rom, hat solche Wechselfälle erlebt, wie Konstantinopel. Das war die unvermeidliche Folge ihrer prächtigen Lage, im Besitz der Schlüssel des Ostens und Westens. Welcher Stamm in Konstantinopel herrschen mag, die Augen des Menschengeschlechts werden stets auf ihn gerichtet seyn, und solange die Herrscher der Erde um Gewalt kämpfen, werden sie stets darnach streben, ihre Fahnen am Bosporus aufzupflanzen. Constantin hatte ursprünglich die Ebene von Troja als den Sitz seiner östlichen Hauptstadt auserseben, und schon hatten sich auch die neuen Mauern hoch genug über den Rasen erhoben, daß der ferne Seefahrer sie erblicken konnte. Wäre das Werk fortgeschritten, die Stadt, die seinen Namen tragen sollte, wäre der Hälfte ihrer Unfälle entgangen, hätte aber auch mehr als halb ihren Ruhm verloren.

Abermals und abermals, wenn ich unter diesen ehrwürdigen Mauern hinwanderte, stiegen die Ereignisse, deren Zeugen sie in den wichtigsten Perioden der Weltgeschichte gewesen, vor mir auf, bis die Zeit endlich ihren Schleier fallen ließ. Man sagt, daß einem Ertrinkenden sein ganzes Leben in den letzten wenigen Augenblicken vor dem Geist vorüberziehe, wäre es der gleiche Fall mit sterbenden Staaten, welch eine starke Lehre würde sich nicht aus den nackten, aller verwickelten Einzelnheiten, mit denen sie die Zeit umhüllt, entkleideten Thatsachen ergeben? Ein großer Theil dieser moralischen Wahrheit ist indeß bezeichnend enthüllt durch die noch vorhandenen Denkmale eines Volks, und dieser Theil der Hieroglyphenerklärung geht nicht über gewöhnliche menschliche Fähigkeiten hinaus.

Lavengro, der Gelehrte, der Zigeuner, der Priester.

Unsere Leser erinnern sich wohl des merkwürdigen Mannes, der in seinem Buche „die Bibel in Spanien“ ein so ausgezeichnetes Erzählungstalent, eine unglaubliche Sprachfertigkeit und eine Kenntniß des Zigeunerlebens und der Zigeunerverhältnisse entfaltete, die alle Welt in Erstaunen setzte. Seit Jahren erwartete man von ihm eine Selbstbiographie, und das Buch war unter dem Namen „Lavengro“, was in der Zigeunersprache „der Meister des Worts“ bedeuten soll, angekündigt. Geraume Zeit erschien es nicht, und noch das Januarheft der Revue Britannique will den Leser nicht mehr mit der so oft getäuschten Aussicht belästigen. Das Athenäum und die **Liter. Gaz.** vom 8 Februar bringen nun auf einmal die Nachricht vom Erscheinen des Buchs, und sind einstimmig, daß es ein sehr spannendes Interesse habe, indeß wohl mehr Dichtung als Wahrheit enthalte, und namentlich nur über die frühern Lebensverhältnisse des Verfassers Auskunft gebe. „Daß den meisten erzählten Abenteuern, sagt das Athenäum, etwas Wahres zu Grunde liegt, ist höchst wahrscheinlich, aber die Wahrheit ist so geschraubt durch die Art, wie sie in literarischer Form gebracht ist, daß sie als Wahrheit keine Bedeutung mehr hat.“

Karang-Bollong.

(Schluß.)

Die Redoute von Karang-Bollong liegt malerisch auf einem Hügel und bildet ein Dreieck mit einer Bambuscaserne, in welcher fünf Europäer und zwanzig Javanen von dem Depot detachiert sind, die ein Sergeant commandirt; sie bezweckt den Schutz des Vogelnestmagazins. Der Weg auf den Karang-Kuda ist ziemlich steil, die Aussicht aber lohnend. An dem Punkte, an welchem die kühnen Vogelnestsucher sich in die Tiefe lassen, ist ein Wachthäuschen, bei dem ein Warubaum seine Aeste über den senkrechten Abgrund ausbreitet; ich beugte mich über einen solchen Ast und sah unter mir mit bebendem Entzücken eine Felsenbucht, in welche die See schäumend hereinstürzt und, aus den Felsenhöhlen als eine Wolke zurückgeworfen, in allen Farben des Regenbogens erscheint. Dichte Schwärme von Salanganen, welche von hier nicht größer als Bienen erscheinen, zeigen den Eingang der Höhlen an; über ihnen schwebt einsam in weiten Kreisen ein Seeadler (aquila leucogaster), und grünes Laubwerk hängt über die senkrechten, rothgrauen Felswände. Hier ist es, wo die todesmuthigen Arbeiter, nachdem sie an dem Warubaum zum letztenmale geopfert und ein Stoßgebet zur Njai Kidul, der Jungfrau des Südens, emporgeschickt haben, an einem neunzig Faden langen Rotangseile sich, hundert an der Zahl, einer nach dem andern in die schauervolle Tiefe hinablassen. Wird einer vom Schwindel ergriffen und stürzt in die Tiefe, so ist er in der schäumenden Brandung rettungslos verloren. Mit einer Schwenkung gerathen sie in die Höhle, wo sie an dem Felsgesims sich festhalten; denn hier noch wird ihnen die donnernde Brandung gefährlich. Sie stärken sich deßhalb zuvor auch durch ein Festessen und etwas Opium, das ihnen verabreicht wird; sie sollen auf ihre Arbeit so eifersüchtig seyn, daß selbst der Häuptling von Karang-Bollong, wenn er es wagte, sich an dem

Seile hinabzulassen, durch einen Dolchstoß schnell in die Tiefe befördert würde. Wie friedlich erschien heute die blaue See in dem heiteren Lichte der tropischen Sonne!

In diesen Bergrücken sind an der steilen, der See zugekehrten Felswand folgende Höhlen, in welchen Nester gesammelt werden: Goa bahar; G. gogedeh, in welcher die stärkste Brandung; G. djumbleng; G. rendeban; G. messigit; G. dilengeng; G. nogosari; G. madjingla. An der Goa Messigit (Moscheehöhle) sind zwei Abtheilungen mit einem Eingange. Alle diese Höhlen sind — außer auf dem halsbrechenden Wege der Strickleiter — unzugänglich. Wollte man von Karang-Bolleng aus einen Tunnel durch den Berg bis in die Höhlen graben, so würden sie die Schwalben wahrscheinlich verlassen, denn diese wollen ungestört seyn. Auch ist man bedacht, die Höhlen nur selten zu besuchen. Die Bevölkerung des Districtes von Karang-Bolleng bestand im Jahre 1847 aus 2700 Seelen, von welchen 1500 Mann zur Einsammlung der Nester bestimmt sind, welche dadurch von andern Frohnarbeiten frei bleiben. Es wird jährlich dreimal gesammelt, wobei die Regierung großmüthig 21 fl., sage: einundzwanzig Gulden für das Festessen zugesteht, welches die Nestsammler in der Halle des Magazins erhalten; dieses besteht aus Reis und zum Nachtisch etwas Opium. In der Halle steht ein Himmelbett mit Verhängen, worin man glaubt, daß sich bei dieser Gelegenheit die Njai-Kidul oder Loro Djongkang, eine verzauberte Prinzessin, welche in der javanischen Geschichte die Rolle der heiligen Jungfrau des Südens spielt, niederlasse. Sie erhält deßhalb auch Opfer, eine Portion Essen vor das Bett, vor welchem die Nestsammler ihre Gebete um den himmlischen Segen hersagen, indem sie, obgleich Bekenner des Islam, fest daran glauben, daß die Njai-Kidul jetzt im Bette sey; Gamelangmusik und Runggings (Bajaderen, öffentliche Tänzerinnen) dürfen bei diesem Feste nicht fehlen. Es ist bemerkenswerth, daß während Karang-Bolleng im Besitze der rechtgläubigen Fürsten von Solo war, welche von Wischnu und von einem arabischen Fanatiker abzustammen behaupten, und sich nicht selten auch als fanatische Bekenner des Islam bewährt haben, dieser Cultus der Njai-Kidul stets ungestört stattfand. Die Moslemin sind ebenso wenig scrupulös, wo der Eigennutz in das Spiel kommt, als die Holländer in Verläugnung des Heilandes zu Japan. Jeder Orangklap (Arbeiter) erhält bei dem Beginn der Nesterndte fünf Gulden Vorschuß. Sämmtliche Unkosten der Einsammlung betragen 1400 fl., also dreimal jährlich macht 4200 fl. Der Aufseher erhält monatlich 150 fl.; der Mantri 20 fl.; der Schreiber 15 fl., und der Districtshäuptling 50 fl. Der Gewinn ist folgender: ein Katje (1$^1/_2$ Pfd.) Nester kostet 80 fl.; der Picol (100 Katjes) 8000 fl.; hier gewinnt man jährlich 60 Picol, also das Totaleinkommen 400,000 fl. Man sammelt noch an verschiedenen andern Plätzen der Südküste von Java Vogelnester, so wie im ganzen Archipel. Der Sultan von Madura gewann jährlich allein 300 Picol. Und alle diese Leckerbissen gehen größtentheils nach China, um die lüsternen, geschwänzten Söhne des himmlischen Reiches im Venusdienste eifrig, wacker und unermüdlich zu machen, zu welchem Zwecke sie noch so viele andre (europäischen Magen kaum dem Namen nach bekannte) Leckereien sammeln, wie Ginseng, Tripang, Haiflossen, fette Kafermaden, Hirschhorngelee, Krokodilsgenitalien u. s. w., welche Herrlichkeiten bis jetzt aber weder die Endlichkeit kurzer, irdischer Lust verlängert, noch den Lebensdraht der Einkais weiter gesponnen haben; doch der Glaube macht selig! — Ein armer Teufel der im Aufsuchen leicht den Hals bricht, erhält für ein solches Nest 10 Duiten (100 Duiten = 1 fl.); im Handel kosten 12 schon einen spanischen Piaster. Ich habe oft Sarang-Burung [a] (Vogelnester) in Suppen aufgelöst, gegessen, ohne den Wohlgeschmack besonders rühmen zu können, ja in einfacher Bouillon schmecken sie ziemlich fade. An der Tafel des Demang erhielten wir zum Nachtisch vortrefflichen Tripanggelee, welchen ich europäischen Feinschmeckern empfehlen kann; die fetten Käfermaden aus den Cocospalmen sind auch nicht zu verachten.

[a] Die Chinesen, welche das r nicht aussprechen und l dafür setzen, sagen Salangan, es heißt aber Sarangan.

Der Weg am Karang-Bollong bis Gombong ist nicht im besten Zustande; hohe Personen reisen gewöhnlich über Ambal. Der große Weg läuft von Kebumen über Karang Anjer und Gombong nach der Residenz Banjumas, durch eine Landschaft, welche in der Nähe des Gebirges schon lange der Hauptsitz javanischer Reiche war, und noch heute findet man Alterthümer in Stein und Bronze (so wie die Namen auf altberühmte Orte hinweisen). In der Ebene ist Indigo und Reisbau vorherrschend, auch Zimmt bei Ambal; im Gebirge Kaffee; Zuckerfabriken hat man hier nicht. In dem Flusse bei Kebumen findet man interessante Rollstücke von Trachyt, Quarz, Feldspath und Jaspis, selbst Erz in Thonlagen. Besonders schön ist ein schwarzer Trachyt mit weißen Quarz- und Feldspathkrystallen, welche an eine Granitformation erinnern und die Hypothese wahrscheinlich machen, daß das unterirdische Feuer bei seinem Aufsteigen aus dem Erdinnern Granite zur Schmelzung gebracht habe, und daß also diese Trachyte das Product geschmolzener Granite seyen. Die mit Gras und zerstreuten Djattiwäldern bewachsenen Kalkhügel der Vorberge würden sich bis zu einer Höhe von 500 Fuß, wahrscheinlich zur Anpflanzung des Weinstockes eignen. Bis jetzt hat man noch keinen Versuch gemacht. Im Innern des Gebirges auf dem Wege nach Wonosobo und nach dem Djäng trifft man wildromantische Ansichten. Rauschende Waldbäche, Wasserfälle, die über Trachytblöcke stürzen, und dunkler Hochwald erfüllt die Thäler und Schluchten. Bei Sempor, wo eine warme Quelle aus dem Gestein sprudelt, weist man noch das Feld an, wo die Kriegsleute von Gnamarto gefochten haben. Der Aufenthalt der Hinducolonisten im Gebirge scheint die Annahme zu befestigen, daß zu jener Zeit die Ebene noch größtentheils von der See bespült war, wie sie auch heute noch sich bildet. Die Niederlassung auf den Höhen des 6000 Fuß hohen Djäng war jedenfalls gesünder, als die an dem tiefen Strande, wo heute die Holländer sich festgesetzt haben. Gewiß wäre es zweckmäßig, wenn die heutigen Herren des Landes wieder jene Höhen bevölkerten und dort oben Colonien gründeten, welche einen bessern Schutz gewährten, als die in der Ebene gelegenen Festungen, in deren dumpfem Mauerwerk verderbliche Krankheiten die Söhne des Nordens schwächen und decimiren. Millionen sind schon für diese Festungen ausgegeben und sie werden noch Millionen verschlingen. Auch hier hat man, zu Gombong, ein Fort errichtet, das aber nach dem ungünstigen Urtheil, welches der General von Gagern über dasselbe gefällt hat, man nicht zu vollenden scheint. Die Garnison wird sich in dem offnen Canepement besser befinden als in dem engen Forte. Man hat, den Befestigungen von Tjilatjap mehr Aufmerksamkeit gewidmet, und als Stapelplatz ist dieser Punkt auch von größerer Wichtigkeit; doch ist das Land ungesund, die Hitze groß (der Thermometer zeigt täglich 87—90° Fahrenheit).

Der Hügelrücken von Gombong bis Rangha besteht aus einer Kalkformation, die ebenfalls im Innern vielfach zerklüftet ist. Eine Höhle habe ich besucht, welche nur Fledermäusen zum Aufenthalt dient, deren Excremente man zur Bereitung von Salpeter sammeln könnte. Bei Rangha sind die Hügel ausgezackt, mit schönen Felspartien, in deren Höhlen wohl auch Tiger sich aufhalten. Ueberhaupt ist diese Gegend noch reich an Wild, und die Jagd auf Rhinocerosse, wilde Ochsen, Tiger, Hirsche, Schweine, ebenso anziehend als gefährlich. Die Einwohner von Rangha und Karang-Bollong sollen rachsüchtig und hinterlistig seyn. Die Bewohner der Residenz Baglen sind im allgemeinen ein gutmüthiger Schlag Menschen. Die Häuptlinge haben in dem javanischen Kriege unter Diepo Negoro zum Theil eine Rolle gespielt; einige sind kundige, unterrichtete Javanen, andre eitle, hochmüthige Menschen, die mit nichtssagenden Tändeleien ihre Zeit hinbringen. Der Einfluß des Soloschen Hofes auf diese Landschaft ist noch nicht ganz erloschen, und erst die kommende Generation wird das Andenken an die einheimische Herrschaft vergessen. Gewiß hat das Land bei seinem Tausch gewonnen, denn die Herrschaft des Susuhunan war ein asiatischer Despotismus, und wenn auch jetzt noch viele Plackereien, welche sich einzelne Häuptlinge gegen ihre Untergebenen zu Schulden kommen lassen, schwer zu beseitigen sind, so herrscht doch im allgemeinen ein billiges Gesetz und Ordnung im Lande, weßhalb es auch an Wohlfahrt zugenommen hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42. 18 Februar 1851.

Die Ruinen von Mycenä.

(Picturesque sketches of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere.)

Nach einem Ritt von einigen Stunden kamen wir an den Ruinen von Mycenä an, den ältesten und, was Größe und Bauart anbetrifft, den wundersamsten aller griechischen Denkmäler des Alterthums. Die Citadelle von Mycenä stand auf der etwa 1000' langen und 500' breiten Fläche eines Berges, der durch zwei Gebirgsbäche von den anstoßenden Bergen fast isolirt ist. Die Mauern, welche den Gipfel dieser Höhe einschließen, bestehen aus so ungeheuren Steinen, daß ich nicht begreifen kann, wie sie hinaufgebracht wurden, und erst als ich sie sorgfältig untersuchte und mich von der außerordentlichen Genauigkeit, mit der sie an einander gefügt sind, vergewissert hatte, konnte ich mich überzeugen, daß sie etwas anderes als natürliche, mit seltsamer Regelmäßigkeit gestaltete Felsen seyen. Einer derselben maß 15' in der Länge und Breite, ein anderer 18' in der Länge und 12' in der Breite. Diese riesenhaften Reste schließen einen weiten Raum ein, und wechseln in der Höhe, die im allgemeinen nicht bedeutend ist. Die Ruinen zweier Thore stehen gleichfalls noch, und eines derselben hat die älteste in Griechenland bekannte Sculptur, zwei in Basrelief auf einem Block von grünem Basalt ausgehauene Löwen; fast in aufrechter Stellung stehen sie gegen einander und sind nur durch einen gebrochenen Pfeiler getrennt. Ob sie eine weitere Bedeutung haben, oder nur die Macht der Atriden ausdrücken sollten, ist unbekannt; wenn von Bauten die Rede ist, die schon zu Thucydides Zeiten Ruinen waren, müssen wir uns zufrieden geben mit dem Anblicke. Diese Löwen standen hier, ehe der erste Stein zum Parthenon gelegt, und ehe Pisistratus die Gedichte gesammelt hatte, die den „König der Menschen" feierten.

Nicht weit von diesen Mauern erreichte ich das Ende meiner Pilgerfahrt, das Grab des Königs, der Troja eroberte. Einige Alterthumsforscher behaupten, dieß sey die Schatzkammer des reichen Mycenä gewesen, ich vermag aber diese unpoetische Theorie nicht zu rechtfertigen. Das mächtige Gewölbe trägt den Charakter einer Grabkammer, wie ein lebhaftes, von Kummer erfülltes Volk sie passend errichten mochte. Um hineinzukommen, muß man etwas abwärts steigen. Das Innere ist eine runde Halle, 45' im Durchmesser, aus ungeheuren Blöcken aufgeführt, und bildet in der Höhe von 45' eine so scharfe Kuppel, daß sie einer Höhle gleicht. Innerhalb dieser Kammer ist eine zweite von gleicher Form und ganz dunkel, 20' im Durchmesser und 15' hoch. Ueber ihrem Eingang, in den man nur gebückt kommen kann, hängt ein Stein, 9' hoch und 7' breit. Der größte dieser Blöcke ist indeß der über dem äußern Eingang: ich maaß ihn und fand ihn 21' lang, 15' breit und 4' dick. Seine Größe ist um so staunenswerther, da er in so bedeutender Höhe liegt, und nur an den Enden unterstützt ist.

Dieß ist das Grab Agamemnons, des ersten und letzten Anführers des verbündeten Griechenlands, des Kriegers, der einen wahren Kreuzzug der alten Welt befehligte. Hinter dem Hügel der Akropolis und der Grabkammer erheben sich zwei mächtige Felsenhöhen, die eine glänzend wie der Tag, die andere im Schatten ihrer breiten Genossin, beide die Vorsprünge der Bergkette, welche die argolische Ebene mit einem Steingürtel umfaßt. Rund umher unter dem Gewölb und selbst unter den Trümmern der Citadelle rauschte das reifende Korn in leiheischen Tönen, weich wie das Geflüster in einer Todtenkammer.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

2. Ein Ausflug in die Encartaciones.

(Fortsetzung.)

Ich ritt durch das offenstehende Thor in den Hof des Gutes, allein es war niemand zu sehen. Erst nach längerem Klopfen öffnete sich die verschlossene Thür des Wohnhauses, und es zeigte sich ein in die baskische Nationaltracht gekleideter Bursche, welcher ziemlich mürrisch nach meinem Begehren fragte. Ich übergab ihm den Empfehlungsbrief an den General, worauf sich der Bediente wieder in das Haus zurückzog und die Thüre hinter sich zuschloß. Bald jedoch kehrte er zurück und ersuchte mich höflich näher zu treten. In der Hausflur kam mir ein junges Mädchen von großer Anmuth entgegen, welches ich mich erinnerte, schon einige Tage früher in der Kirche zu Portugalete während der Messe gesehen zu haben, wo ich ein paar Worte mit ihr gewechselt hatte, indem ich ihr den Rosenkranz aufhob, der ihr aus der Hand gefallen war. Auch sie schien sich jenes flüchtigen Zusammentreffens zu entsinnen, denn ihre zarten Wangen übergoß einige Augenblicke flammende Röthe, als ich ihr vor die Augen trat. Es war die Tochter des Generals, welche seit ihrer Mutter Tode dem Hauswesen ihres Vaters vorsteht. Mit der den Spanierinnen eigenen Zutraulichkeit und leichten Grazie führte sie mich in den Empfangssaal, bedauernd, daß ihr Vater abwesend sey. Während sie mich einige Augenblicke lang allein ließ, hatte ich Muße das Zimmer zu betrachten, wo ich mich befand. Es war, wie gewöhnlich in Spanien, ganz einfach. Eine Menge längs der weder tapezirten noch gemalten, sondern bloß weißgetünchten Wände herumstehender Strohsessel und zwei Spiegeltischchen von polirtem Nußbaumholz bildeten das ganze Ameuble-

ment des kleinen Salons. Der einzige Luxusgegenstand war der Kamin, dessen schön gearbeiteten Marmorsims zwei unter Glasglocken stehende antik geformte Vasen mit künstlichen Blumensträußen schmückten. Ueber demselben hing in einem wurmstichigen vergoldeten Rahmen von Rococogeschmack ein altes verdunkeltes Oelgemälde, welches eine Conception darstellte und aus der Schule Murillo's zu stammen schien. Außerdem hingen an den Wänden die Bildnisse verschiedener spanischer Feldherren, die sich während des letzten Bürgerkriegs berühmt gemacht haben. Doch herrschte der Kriegsgott in diesem Hause nicht allein, denn in einem an den Salon stoßenden Cabinet, dessen Glasthüre offen stand, bemerkte ich ein sehr schönes Forteplano, auf dessen Notenpult andalusische und italienische Gesänge lagen, und die ganze Einrichtung und Ausschmückung des Zimmerchens bewies, daß dieser Theil des Hauses der lieblichen Tochter des rauhen Kriegers ausschließlich angehöre. Während ich mich an der prächtigen Aussicht ergötzte, welche der hölzerne, nach Landessitte roth bemalte Balcon über das fruchtbare, reizende Hügelland des weiten Thalbeckens darbot, kehrte das Mädchen zurück in Begleitung ihres Bruders, eines schlanken Burschen von etwa sechzehn Jahren, der sich anbot, mich zu seinem nicht fern von Galindo bei den Bergwerken weilenden Vater zu führen. So gern ich noch länger mit der allem Anschein noch recht gebildeten jungen Dame geplaudert hätte, mußte ich doch das Anerbieten des jungen Menschen annehmen, da der General erst gegen Abend zurückzukehren versprochen hatte und ich noch denselben Tag die Eisengruben sehen und bis Sopuerta reiten wollte. Ich schied folglich von dem Hause des Generals, nachdem ich zuvor von seiner Tochter nach baskischer Sitte mit einem Glase „Chacolin" und mit Zuckerwerk bewirthet worden war.

Etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Wohnung des Generals erhebt sich ein mäßig hoher Bergkamm, welcher ein vorgeschobener Posten der höhern, das Thalbecken gegen Südwesten umschließenden Gebirge und mit Ausnahme seiner untersten Partien, die mit Strauchwerk und einzelnen Bäumen bestreut sind, völlig kahl ist. Dieser ungefähr 4 bis 5 Stunden im Umfang messende, ziemlich steil ansteigende und abgeplattete Bergkamm ist eigentlich nichts als eine ungeheure Masse von Eisenerz. Er besteht nämlich aus Sandstein, dessen einzelne Körner durch ein thoniges, von Eisenoxyd gänzlich durchdrungenes Bindemittel zusammengekettet sind, so daß der Sandstein in Brauneisenstein umgewandelt zu seyn scheint. Diese undeutlich geschichtete Gesteinmasse ist allenthalben von zahllosen, oft nur fadenartigen, anderemale fingers-, ja armsdicken Adern von Rotheisenstein durchzogen, und außerdem liegen in derselben enorm große Nester des genannten Erzes, die an vielen Stellen unter sich zusammenhängen, so daß sie eine Erdschichte (keinen Gang) bilden, deren Mächtigkeit zwischen 3 und 10 Fuß wechselt. Auf diese gleich einer ungeheuren Baumwurzel verzweigte Schichte bauen die Gruben, welche „Veneros" genannt werden. Außer dem Rotheisenerz kommen in dem eisenhaltigen Sandstein auch gangartige Massen von wirklichem Brauneisenstein vor, welche sehr stark mit vielleicht goldhaltigen Kupferkiesen vermengt sind. Diese Kupferkiese sind erst in neuester Zeit durch einige Gruben aufgeschlossen worden, zu denen auch die des Generals Don Castor gehört. Letztere liegt am Abhange des Eisenberges von Somorrostro über einer kleinen waldigen Schlucht, durch welche sich ein sehr beschwerlicher, kaum für Saumthiere gangbarer Pfad emporwindet. Von gleicher Beschaffenheit sind sämmtliche nach den Eisengruben führende Wege. Nichts destoweniger wird das Erz auf den beliebten zweirädrigen Ochsenkarren fortgeschafft, die in den baskischen Provinzen allgemein gebräuchlich sind. Man muß die Construction dieser Karren kennen, um dieß zu begreifen: der baskische Karren ist nämlich niedrig und breit, dabei stark gebaut; die beiden Räder sind gewöhnlich massiv von hartem Holze, mit starken eisernen Reifen versehen und außerdem auf beiden Seiten durch kreuzweis gelegte Eisenbänder vor dem Zerspringen gesichert. Dabei beträgt die Dicke dieser eisenbeschienten Holzscheiben höchstens anderthalb Zoll, weßhalb sie mit Leichtigkeit durch Gestrüpp, hohes Gras, zwischen Gerölle und Felstrümmer hindurchkommen. Die Räder selbst drehen sich nicht, indem sie fest an die Axe angeschlagen sind, weßhalb diese an ihren Enden vierseitig zugeschnitten ist, sondern es dreht sich bloß die Axe, welche durch zwei verticale an ihren untern Enden mit runden Löchern versehene Balken hindurchgeht, die zu dem Gerüst des eigentlichen Karrens gehören. In diesen Löchern bewegt sich die hölzerne Axe nur mit einiger Schwierigkeit, was den Vortheil bringt, daß der Karren, er mag leer oder beladen seyn, selbst auf sehr abschüssigen Wegen den Zugthieren niemals in die Beine rollt und ungehemmt stehen bleibt, wo man will. Freilich vermehrt die übermäßige Friction das Gewicht des Karrens und der Ladung und ist zugleich die Ursache des höchst unangenehmen schrillenden Geräusches, welches die baskischen Karren beim Fahren hervorbringen. Doch hat das wiederum sein Gutes. Da nämlich die Gebirgswege gewöhnlich schmal sind oder es wenigstens viele Stellen gibt, wo zwei sich begegnende Karren einander nicht ausweichen können, so würde viel Unheil entstehen, wenn die Karren wenig Geräusch machten. Bei der geschilderten sonderbaren Einrichtung der baskischen Karren kann dieß aber nicht so leicht vorkommen, denn das Schreien eines beladenen Karrens dieser Art hört man oft eine Viertelstunde weit. Dadurch gewinnen die Karrenführer, die mit den Wagen und den Oertlichkeiten vertraut zu seyn pflegen, hinlänglich Zeit, um sich eine zum Ausweichen geeignete Stelle zu suchen. Mit diesen eigenthümlichen Karren, welche gewöhnlich mit zwei Ochsen bespannt sind, die man wie überall in Spanien an ein vorn an der Deichsel befindliches Querholz oder Joch, das den Ochsen auf dem Nacken liegt, mit den Hörnern anbindet, fahren nun die Basken über Stock und Stein, über Felsblöcke, durch Gebüsch und Graswuchs, Flüsse und Bäche, bergauf und bergab, ohne sich sehr um den Weg zu kümmern. Der Karrenführer geht, wie es in Spanien und schon in Frankreich bei Ochsenfuhrwerken gebräuchlich ist, vor den Ochsen her und treibt sie vermittelst einer am vordern Ende mit einem kurzen Eisenstachel versehenen Stange, die dem einen der beiden Ochsen immer zwischen den Hörnern ruht, von Zeit zu Zeit zum Gehen an, denn geschieht dieß nicht, so bleiben die trägen Thiere, ehe man es sich versieht, stehen. Uebrigens ist es zu verwundern, wie gelehrig diese Ochsen sind. Sie gehorchen dem Stachel ihres Treibers ebenso gut, wie ein Pferd dem Sporn seines Reiters, und lenken links, rechts, gehen vor- oder rückwärts je nach der Art und Weise des Stacheins. Damit ihre Hufe auf den rauhen steinigen Wegen, die oft Bachbetten oder natürlichen Felsentreppen ähnlicher sind, als von Menschen gebahnten Pfaden, sich nicht abnutzen und Schaden leiden, pflegt man sie, wie die Hufe der Pferde, zu beschlagen, freilich nicht mit Hufeisen, was der gespaltene Huf nicht erlaubt, sondern mit zwei den beiden Abtheilungen des Hufes entsprechend großen Eisenplatten. Nichts ist komischer als das Beschlagen dieser Ochsen. Da nämlich der Ochse nicht leicht so still hält wie ein Pferd und den Umstehenden seiner Hörner we-

gen gefährlich werden könnte, so bindet man ihn an den Hörnern und Beinen fest. Zu diesem Zwecke gibt es bei den Hufschmieden besondere Nothställe, welche der Hauptsache nach aus vier starken paarweis gestellten Balken bestehen, die, ungefähr so hoch über dem Boden als die Knie eines Ochsen, durch Querbalken verbunden sind. Soll nun ein Ochse beschlagen werden, so wird er in einen solchen Nothstall geführt und zunächst mit den Hörnern an die beiden vordern Balken fest gebunden. Sodann wird je ein Vorder- und je ein Hinterfuß emporgehoben, auf die erwähnten Querbalken gelegt und festgebunden, so daß der Ochse bloß auf zwei Beinen steht; und zwar bindet man die Beine immer übers Kreuz fest, nämlich entweder das rechte Vorder- und das linke Hinterbein, oder umgekehrt. Auf diese Weise kann der Ochse, er mag noch so böswillig seyn, als er wolle, sich nicht rühren und muß sich wohl oder übel beschlagen lassen. Beiläufig will ich noch erwähnen, daß die geschilderten Karren zu den „Fueros“ der baskischen Provinzen gehören. In den übrigen Provinzen Spaniens sieht man zwar ebenfalls viele „Carretas,“ wie die zweirädrigen Ochsenkarren genannt werden, doch keine von der beschriebenen Construction.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Die sieben Norias von Bajan.

Guadalaxara ist einer derjenigen Orte, wohin man nur durch Geschäfte geführt wird, und welche der müßige Reisende in Eile wieder verläßt. Nachdem ich mehr als eine Woche damit hingebracht hatte, die Stadt und ihre Umgebungen zu durchstreifen, glaubte ich, daß der Augenblick gekommen sey, meinen Ausflug nach den südlichen Küsten von Mexico fortzusetzen. Der Capitän Don Ruperto hatte ebenso wenig Gefallen als ich an diesem Stillesitzen, und so ritten wir denn am folgenden Tage, nachdem ich ihm meinen Plan der Abreise angekündigt hatte, auf der Straße von Tepic zusammen aus.

Am ersten Reisetag waren wir schweigsam. Am zweiten, nach einer Einkehr in einer der ärmlichen Ventas, welche die Karawanserais des spanischen Amerika's sind, zogen wir durch das Dorf Tequila, wo der Mescal, ein in ganz Mexico sehr beliebtes Getränke, gebraut wird, das man aus den saftigen Blättern einer Aloeart destillirt. Unser dritter Tagemarsch beendigte sich im Dorfe Ahuacatlan. Hier wurden wir aufs freundlichste unter dem Dache eines Franzosen, M. L . . . ., dem Gründer einer Brennerei, aufgenommen, die Dank seiner umsichtigen Leitung zu blühen begann. Damals bestand dieses Etablissement erst seit zwei Jahren, und die ersten Bestrebungen des abenteuernden Speculanten hatten in dem Fanatismus eines unwissenden Priesters ein ebenso lächerliches als widerwärtiges Hinderniß gefunden. In den Augen eines Mexicaners ist jeder Fremde ein Engländer, und jeder Engländer ein Ketzer. Auch hatte M. L . . . . sich kaum im Lande angesiedelt, als der Pfarrer von Ahuacatlan alles aufbot, um den ungebetenen Gast, dessen Verkehr er für seine Beichtkinder gefährlich glaubte, aus dem Dorfe zu vertreiben. Neckereien, Verfolgungen aller Art, Anspielungen in der Predigt, nichts wurde unterlassen, um die Geduld des Fremden aufs äußerste zu ermatten, und die Einwohner von Ahuacatlan zu bestimmen, ihm allen Beistand zu verweigern. Zum Glück hatte der Ausgang dieses kleinen Krieges den Erwartungen des Pfarrers nicht entsprochen. Gegen ihre Gewohnheit in ähnlichen Fällen hatten die Indianer für den Ketzer gegen ihren Seelsorger Partei genommen, und dieser, durch einen unvorgesehenen Widerstand entmuthigt, mußte seine Stelle einem duldsamern Mitbruder abtreten. Seit dieser Zeit war M. L . . . . für die ganze Indianerbevölkerung des Dorfes der Gegenstand einer wahren Verehrung. Man hatte sich nicht damit begnügt, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen, sondern man erwies dem Einwanderer nebstdem die zartesten Aufmerksamkeiten, und zum Beweis kindlichen Dankes hatten die Indianer mit großer Mühe und Arbeit den Felsen worauf die Destillirhütte stand, in einen blühenden Garten verwandelt.

Wir verweilten einen ganzen Tag in diesem gastlichen Hause. Hier unter den üppigen Pflanzungen, welche der uneigennützige Eifer der Indianer pflegte, erzählte uns M. L . . . . die wunderliche Geschichte seines Kampfes mit dem Pfarrer von Ahuacatlan. Hier glaubte ich auch meinen Reisegefährten an sein Versprechen erinnern zu müssen, das er mir vor unserm Aufbruch von Guadalaxara gegeben hatte, mir die Folge seiner Erlebnisse als Soldat zu erzählen. Die Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskrieg hatten für L . . . . denselben Reiz der Neuheit, wie für mich, und seine Bitten, mit den meinen vereint, bestimmten den alten Parteigänger, eine jener langen Erzählungen zu beginnen, welche wohl mehr als einmal die Nachtwachen seiner Waffengefährten erheitert, oder den langen Marsch in den Einöden abgekürzt haben mochten.

Es gibt in dem Kriegsleben Tage, welche man niemals vergißt, sagte der Capitän ernsthaft, nachdem er eine Cigarette angezündet und seinen grauen Schnurrbart zurückgestrichen hatte. Was meine ersten Feldzüge betrifft, so genügten zwei Episoden daraus, um sie in meinem Gedächtnisse festzuhalten. Eine Nacht, welche ich in der Hacienda de la Barranca del Salto an der Ebene von Calderon zubrachte, und eine Reise von ein paar Tagen, welche ich von Saltillo nach Monclova machte, haben mir den Krieg unter einem Gesichtspunkte sehen lassen, der mir in dem schrecklichsten Handgemenge unbekannt geblieben war.

Das erste dieser Abenteuer geht in die Tage zurück, welche auf die Waffenerhebung folgten, die der Pfarrer von Dolores so kühn hervorgerufen hatte. Es war im Monat December 1810. Der Aufstand war damals in seiner vollen Stärke, und ich fand nur allzubald Gelegenheit einzusehen, wie viele grausame Begierden sich mit den edlern Leidenschaften in jenen ersten Kampfesstunden mischten. Unter die Fahne der Unabhängigkeit eingereiht, und als Befehlshaber einer Schwadron Rancheros, war ich in einem Scharmützel in der Nähe der Brücke von Calderon verwundet worden. Meine Truppe war zersprengt. In der Eile nach Guadalaxara zu gelangen, hatte ich mein Pferd auf einsamen Pfaden übermäßig angestrengt, um der gefährlichen Nähe der Heerstraßen auszuweichen. Unglücklicherweise überfiel mich die Nacht, als ich noch zehn Stunden bis zur Stadt zurückzulegen hatte; ich befand mich auf der ungeheuren Ebene, auf welcher die Spanier später einen so blutigen Sieg davon tragen sollten. Meine Wunde, obwohl leicht, hatte die Müdigkeit, welche stets dem Kampfe folgt, bei mir in leidenvolle Schwäche verwandelt. Mein Pferd schleppte sich mühsam hin. Dichte Wolken mit Elektricität geladen, hatten den Himmel überzogen, und der Wind, welcher den Stürmen vorangeht, bog rings um mich her die zerzausten Aeste der Balsambäume nieder. Bald fielen schwere Regentropfen in dem hohen Grase, und einige Blitze warfen ein bedrohliches Licht in die mich umgebende Finsterniß. Ich konnte nun erkennen, daß ich nur in geringer Entfernung von einer der zerstörten und verlassenen Haciendas mich befand, welche seit dem Kriege abwechselnd den Abtheilungen beider Heere zur Zuflucht dienten. Da ich mich zu ermattet fühlte, um meinen Weg fortzusetzen, beschloß ich auf eigene Gefahr mich nach der Hacienda zu begeben, deren mit Zinnen besetzte Mauern sich deutlich am Himmel abzuheben begannen. In dieser schweigenden und finstern Umzäunung schien nichts die Gegenwart eines menschlichen Wesens zu verkünden. Bald hatte ich über eine Schlucht gesetzt, worin ein Wildbach brauste, den der letzte Regen gebildet hatte, und ich befand mich vor dem Thore des verlassenen Pachtgutes, welches mir zum Nachtlager dienen sollte: es war die Hacienda der Barranca del Salto.

Meine Vorbereitungen dauerten nicht lange; nachdem ich mein Pferd in den Hof der Hacienda gelenkt hatte, saß ich ab, nicht ohne die Wunde zu verwünschen, welche meine Bewegungen zu hemmen begann, und besonders die Schlingel, welche mich in so jämmerlichen Zustand versetzt hatten. Mit einem Schritt den die Müdigkeit schwer machte, und mein Pferd am Zügel führend, nahm ich die Untersuchung des Hofes vor, worin ich mich befand, und der nach drei Seiten von gemauerten halbzerfallenen Bogengängen umgeben war; unter diesen

Bogen öffneten sich da und dort Thüren, die keine Flügel mehr hatten. Mitten in dem Hofraum bezeugten einige fast erloschene Feuerbrände, daß kurz vor mir Reisende hier gewesen seyn mußten. Meine erste Bewegung war die Feuerbrände auseinander zu legen und die Gluth wieder anzufachen. Dann band ich mein Pferd an einen Pfeiler, und in einer Hand einen Feuerbrand, in der andern eine Pistole, drang ich schwankend in einen Gang, der nach den Gemächern der ehemaligen Besitzer der Hacienda zu führen schien. Ich gelangte aber nur in einen zweiten noch zerfallenern Hof, aus dem der Leichengeruch mich anwehte, wie man ihn auf Schlachtfeldern begegnet, wenn man es versäumt hat, die Todten zu begraben. Zwei Leichen lagen dort, kaum verborgen unter Trümmerhaufen; ich ging nicht weiter, sondern kehrte um, und als ich zum zweitenmale den Gang zwischen den beiden Höfen durchschritt, erblickte ich eine Thüre, welche ich aufstieß. Nun trat ich in einen viereckigen weiten Saal, an dessen Wänden noch Bilder hingen, die von Kugeln durchlöchert oder von den Bajonetten zerfetzt waren. Hier beschloß ich, mich so bequem als möglich einzurichten. Zerbrochenes Hausgeräthe lag in einem Winkel aufgeschichtet und konnte mir als Bett dienen; ich durfte nur noch mein Pferd herbeiholen, um es meinen neuen Zufluchtsort theilen zu lassen, und so eben wollte ich hinausgehen, als ein Schuß den lauten Wiederhall der öden Hacienda erschütterte. Eine Kugel, die mir zugleich um die Ohren pfiff, zeigte mir, daß es auf mich abgesehen war. Ich wartete nicht auf einen neuen Angriff und stürzte aus dem unwirthlichen Saale hinaus. Zum Unglück war ich kaum nach dem ersten Hofe gelangt, als ich mit dem Fuß an einen Steinhaufen stieß; meine Pistole entfiel zugleich mit dem Feuerbrand, der mir leuchtete, meinen Händen, und ohne mich aufzuhalten, um sie wieder aufzusuchen, tappte ich nach der Stelle zu, wo ich mein Pferd zurückgelassen hatte. Hier erwartete mich ein neues Mißgeschick; das Thier war verschwunden und mit ihm der Rest meiner Waffen, meine Lanze, mein Säbel und meine letzte Pistole. Ich war also allein ohne Wehre und verwundet in der Gewalt meiner unbekannten Feinde. Es blieb mir nun nichts weiter übrig als die Hacienda zu verlassen, wo ein geheimnißvoller Angreifer von einem Augenblick zum andern mir eine besser gezielte Kugel zusenden konnte. Ich schleppte mich fort aus diesem verwünschten Orte, und von Müdigkeit überwältigt warf ich mich unter den Schatten eines Mesquita am Rand der Schlucht, in welchen immer rauschender der Wildbach grollte, der durch das Gewitter angeschwollen war.

Ich hatte schon mehr Nächte unter freiem Himmel in Regen und Wind zugebracht, und kannte daher alle die klagenden und schrecklichen Laute, welche sich während des Sturmes in der Einsamkeit erheben; aber die Töne welche jene Nacht an mein Ohr schlugen, hatten nichts gemeinsam, weder mit dem Aechzen des Windes noch mit dem Rollen des Donners. War ich der Spielball fieberhafter Einbildungen? Es schien mir als höre ich Menschenstimmen, das Geschrei Verwundeter oder Sterbender, welche das wilde Rauschen des Wassersturzes übertäubten. Diese seltsamen Klänge stiegen aus der Tiefe der Barranca zu mir auf; gegen die Hacienda hin hörte ich anderes Geräusch, Pferdegetrappel, Waffengeklirr. Woher kamen diese wirren Laute? War ich auf einem Schlachtfeld, unter den andern Opfern des Bürgerkrieges? oder, wie ich es früher geglaubt, hatte das Wundfieber sich zum Wahnsinn gesteigert? Allmählich fiel ich in einen Halbschlummer, eingewiegt durch das tausendfältige Geräusch, das ich mir vergebens zu erklären suchte. Ein Angstschrei, durchdringender als die übrigen, weckte mich bald wieder, und entschlossen gegen die Schläfrigkeit anzukämpfen, in welche mich die Erschöpfung versenkt hatte, strengte ich mich an, mich an dem Baume der mir zum Schutze diente, aufzurichten. Das Gewitter wurde heftiger, die Blätter des Mesquita schützten mich nicht mehr gegen den Regen und gaben mich den Wasserströmen preis. Dicke laue Tropfen fielen auf meine Stirne; ich weiß nicht, wie ein Blutgeruch sich um mich her verbreitete. Ich sah meine Hände an, und es schien mir als ob eine rothe Flüssigkeit sich mit dem Regen vermische, der sie benetzte. Endlich fuhr ein heftigerer Windstoß über das Feld. Der Mesquito unter dem ich lag, krachte laut, und ich fühlte wie seine Wurzeln unter dem Boden erschüttert wurden. Ein dürrer Ast fiel von dem Stamme des Baumes nieder, eine dunkle Masse rollte neben mir hin; ich streckte mechanisch die Hand aus, und zog sie mit einem Schrei des Abscheues zurück; meine Finger hatten feuchte klebrige Menschenhaare berührt. In einem Augenblick hatte ich ungeachtet meiner Schwäche mich erhoben, und die Augen auf die Baumkrone gerichtet, wartete ich, bis ein Blitzstrahl seinen düstern Schein auf die Zweige warf, die sich ächzend über mich neigten. Nun wurde mir alles klar. An jeder Gabel der Aeste des Baumes war ein Menschenhaupt aufgehängt worden, zum blutigen Zeugniß spanischer Grausamkeit. Der Baum, unter dem ich eine Zuflucht gesucht hatte, war eine jener scheußlichen Trophäen, welche die wilde Wuth von Calleja's Schaaren in unsern Gegenden vervielfältigte. Ich konnte diese schauerliche Pyramide von menschlichen Gliedmaßen nicht länger ansehen, denn ich glaubte unter diesen grinsenden Köpfen die Züge ehemaliger Waffengefährten zu erkennen und fiel ohnmächtig nieder.

Hier hielt der Capitän inne; er hatte auf dem Gesichte unseres Gastfreundes einen Ausdruck des Zweifels bemerkt, und fuhr nach einem Augenblick des Schweigens fort, indem er sich gegen meinen ungläubigen Landsmann wandte: ihr meint vielleicht, ich erzähle euch einen bösen Traum? Ihr irrt euch. Gewiß habt ihr während eures Aufenthalts in Merico mehr als einmal Bäume gesehen, welche mit hölzernen Kreuzen belastet waren? Wißt ihr wohl, was diese bedeuten? An der Stelle jedes dieser Trauerzeichen hing ehedem der Kopf eines Insurgenten. Besonders in Bajio erinnern diese Bäume, welche oft fünfzig bis sechzig Kreuze tragen, an den Hauptschauplatz unserer Revolutionskriege. Den Spaniern gehört die Erfindung dieser blutigen Ausstellungen an; aber wir haben sie bald übertroffen, indem wir unsererseits Tausende von Köpfen an die Aeste der Bäume nagelten, und diese wurden durch keine Sühnungskreuze ersetzt. Es war, wie ihr seht, ein schrecklicher Krieg, zu dem der verwegene Pfarrer von Dolores das Signal gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Einige Anmerkungen über die Ausdehnung der Sahara. Unsere Leser erinnern sich der Nachrichten von Overweg und Barth über die Reise, die sie mit Hrn. Richardson nach dem Sudan machen. Die letzte Mittheilung steht in Nr. 313 des Auslandes vom vorigen Jahr und wird in dem jetzt erst erschienenen Decemberheft des Bull. de la soc. de géogr. wiederholt. Dazu macht Jomard einige Bemerkungen über die Ausdehnung der unter dem Namen Sahara bekannten Wüste. Nach der Correspondenz Overwegs gehören Ahir und Asben zu demjenigen Theile Centralafrika's, welcher sehr fruchtbare und sehr bevölkerte Länder umfaßt. Auf unsern Karten aber ist Ahir und Asben noch als sehr entfernt vom eigentlichen Sudan bezeichnet und sie gehören noch zu der Region der Sahara. Dieß ist nicht ohne Bedeutung, denn wenn die Karten richtig wären, hätten die Reisenden von dort aus noch Wüsten zu durchziehen, um nach dem Sudan zu gelangen, wo die Sicherheit beginnt, der Handel und ein gewisser Grad von Civilisation herrscht, besonders seitdem das Reich der Fellatahs sich befestigt hat. Wenn man nun Asben und Ahir zum Sudan rechnen muß, so bestätigt sich eine mit jedem Tag wahrscheinlicher und allgemeiner werdende Thatsache, daß der ungeheure Raum, den man die Sahara nennt, nichts weniger als eine unermeßliche, von Vegetationen entblößte und nur von wilden Thieren bewohnte Wüste ist.

•

Die periodischen Volksschriften in England werden in ungeheuren Massen abgesetzt; 9 dieser Zeitschriften, welche einen Penny die Nummer kosten, werden zusammen zu 521,000 Exemplar, also durchschnittlich fast zu 60,000 Exemplare jede abgezogen. Sechs Wochenschriften zu 1½ Pence zu 116,000, also durchschnittlich zu 29,000 Exemplaren. Vier Reviews zu 2 Pence das Stück werden in 130,000 Exemplare abgezogen, also durchschnittlich über 32,000 Exemplare (Econom. 8 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 43. 19 Februar 1851.

Etwas über die Goldwäschereien in Sibirien.

(Nach Kebolsin: Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland IX. 2.)

Fast alle namhaften Goldlager verdanken ihre Entdeckung dem Zufall. Nicht selten einem wandernden Tungusen, und es ist durchaus kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß man sich hierbei auf theoretische Berechnungen gestützt habe. Es besteht sogar in Sibirien das Vorurtheil, daß man sich bei allen Entdeckungen nur auf das Glück zu verlassen habe, und daß wissenschaftliche Regeln zu gar nichts helfen. So ungereimt diese Behauptung noch scheinen mag und so sehr sie auch aller sonstigen Erfahrung widerspricht, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie hier auf jedem Schritte durch unbezweifelte Thatsachen bestätigt wird. Die reichsten Fundorte sind durch gemeine Bartrussen (Borodki) entdeckt worden, die das Schicksal plötzlich aus der Sphäre des Krämerlebens gerissen und, ohne sie zur Besinnung kommen zu lassen, in das ihnen bisher wildfremde Gebiet geologischer Untersuchungen versetzt hat. Mit charakteristischem Leichtsinn und naiver Unbefangenheit zu Werke gehend, entdeckt der Laie in der Bergmannskunst eine Rassyp (Schürfstätte) nach der anderen, während ein Mann mit specieller Bildung, trotz aller Gelehrsamkeit und theoretischen Kenntnisse, froh ist wenn es ihm gelingt, einen Priisk in der Nachbarschaft schon bekannter Goldlager zu eröffnen, ohne daß er sich je durch eine eigne Entdeckung hervorthut.

„Als Steiger werden von den Priiskenbesitzern, außer den gewöhnlichen, eben nicht sehr geschickten Technikern und Aufsehern (Narjadtschiki) von den Kronbergwerken, hauptsächlich sibirische Bauern und Bürger gemiethet, die oft des Lesens und Schreibens unkundig sind und nur ein wenig rechnen können, ja auch sogar das nicht immer. Sie haben vielleicht früher einige Expeditionen mitgemacht, in den Priisken gearbeitet und sich die unschwer zu erlernende Goldwäscherkunst angeeignet, bis nach langen Irrfahrten und harter Arbeit der glückliche Gedanke in ihnen aufgestiegen ist, die Früchte ihrer Erfahrung zur Erlangung eines ehrenvolleren und weniger beschwerlichen Dienstes zu benutzen. So bewerben sie sich denn um den Posten eines Steigers, der eben so vortheilhaft als angenehm ist, und fürs erste nur die Kunst erfordert, das Land auszumessen und anderen Aufgaben zu stellen, wobei sich einem gewandten Mushik die schönsten Gelegenheiten darbieten, den eigenen Beutel zu füllen, und daß er diese nicht entschlüpfen läßt, dafür bürgt schon der Nationalcharakter. In seinen Berechnungen jedoch wird er sich auch nicht um ein Haar irren, indem er das Normalmaaß der Kubik-Sashen auf Erdmassen verschiedener Dicke und Ausdehnung in der Länge und Breite anwendet.

So geschieht es, daß ein Mann aus den niedrigsten Ständen eine solche Kunstfertigkeit erlangt, daß er nicht nur nach dem Augenmaaße mit der Elle in der Hand einen ganzen Berg in Kubikzölle zerlegt, sondern auch, nachdem er von dem Gipfel des Berges die Localität übersehen, die Richtung des Bergzuges bemerkt und sich die Windungen der Anhöhen und Schluchten notirt hat, mit Sicherheit auf den Ort hinweist, wo es am rathsamsten ist, die Ausschürfung vorzunehmen, nach dem Erdreich der Berge und dem äußeren Anblick der Steine des Flußbettes bestimmt, ob die gefundene Stelle eine Untersuchung lohnen werde, nach der Form der Goldkörner der ersten Probe berechnet, was man von diesem Priisk zu erwarten habe, und höchst selten nicht das Richtige trifft. Seine Maschine nach dem Muster der beim Nachbar gesehenen zu bauen, die nöthigen Zuthaten anzubringen, mittelst des Rechenbrettes (Stscheti) oder an den Fingern in Minutenfrist eine Aufgabe zu lösen, die unser Einem eine Viertelstunde mit Beihülfe von Papier, Tinte, Proportionen und Gleichungen kosten würde — alles dieses ist ihm ein Spiel, und wenn er sich auch irrt, so ist es um eine unbedeutende Kleinigkeit, die bei einer Sache, wo es nicht auf mathematische Genauigkeit ankömmt, von keinem Belang ist. Dieser nationalen Anstelligkeit, dieser eigenthümlichen gesunden Urtheilskraft ist es wohl auch zuzuschreiben, daß, wie schon erwähnt, die meisten Entdeckungen Leuten dieser Classe zufallen, und nicht den aus Petersburg angekommenen Beamten, welche bei allem Eifer oft nicht wissen, an welchem Ende sie eine ihnen fremde Sache anfassen sollen. Und hierdurch wird man auch unwillkürlich zu der Betrachtung veranlaßt, daß es am Ende nicht bloß am Glück, sondern vielleicht an dem Verstande und der Sachkenntniß jener liegt, wenn sie vorzugsweise vom Erfolge begünstigt werden. Es wäre indeß sehr gewagt, wenn man behaupten wollte, daß die Leitung der sibirischen Priisken sich stets in den Händen von Leuten befände, welche das ihnen anvertraute Etablissement auf die höchste Stufe der Wirksamkeit und der Ordnung zu bringen wissen; leider ist dieß bei weitem nicht der Fall.

Trotz dem steht die Goldindustrie in Sibirien in voller Blüthe; von Jahr zu Jahr vermehrt sich ihr Ertrag, und ungeachtet aller Verlockungen der Branntweinpacht und des Tauschhandels mit China, bildet sie heutzutage für die Capitalisten den Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit. Bei einer so ungeheuren Masse von kostbaren Metallen, wie sie in Sibirien producirt wird, ist es natürlich, daß jeder andere Gewerbszweig, der nicht im ersten Augenblick so kolossalen Gewinn verspricht, in seiner Entwicklung gehemmt wird, obwohl Sibirien, namentlich der zwischen dem Ob und der Lena liegende Theil an vielem Mangel leidet, was

es mit leichter Mühe selbst hervorbringen könnte. Wir theilen nicht die voreiligen Hoffnungen einer Wasserverbindung mit dem östlichen Ocean, eines Handelsverkehrs mit Indien, und bezweifeln die Ausführung von andern Projecten und Unternehmungen, als die Anlegung von Zuckersiedereien und die Bearbeitung der in Ueberfluß vorhandenen Eisenerze, welche allerdings unberechenbaren Nutzen bringen und Rußlands Ruhm erhöhen würden. Allein mit bloßen Plänen und guten Wünschen ist es nicht gethan, und so lange das pure, blanke Gold den Verehrern der Fortuna entgegenwinkt, werden dergleichen weitaussehende Unternehmungen keine Liebhaber finden.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

2. Ein Ausflug in die Encartaciones.

(Fortsetzung.)

Wir waren schon vor Galinda einer Menge von mit Rotheisenstein beladenen Ochsenkarren begegnet, die sammt ihren Treibern von dem wegen seiner Weichheit leicht abfärbenden Erze ganz roth aussehen; noch mehr nahm die Zahl dieser Karren zu, als wir dem Eisenberge näher kamen. Ganze Karawanen kletterten auf den vielen Wegen, die zu den einzelnen Gruben führen, den steilen Bergabhang hinan oder herunter, was einen ganz eigenthümlichen Anblick darbot. Nur die oben erwähnte Schlucht war ganz einsam, denn Don Castor beschäftigte damals kaum ein halbes Dutzend Leute, auch betrug die Menge des zu Tage geförderten Erzes noch zu wenig, um es verkaufen und folglich wegschaffen lassen zu können, indem man erst angefangen hatte einen Schacht abzutrufen. Daneben war ein Häuschen aus rohen Steinblöcken aufgeführt, welches den Bergleuten zur Aufbewahrung ihrer Utensilien so wie zum Zufluchtsort bei Regenstürmen diente. Vor dieser Hütte sah ich einige Arbeiter stehen nebst einem Mann von mittlerer Größe, welcher wie ich einen jener breitkrämpigen, unsern deutschen Turnerhüten ganz ähnlichen Hüte von grünem Filz trug, deren sich in Spanien, besonders in den nördlichen und mittleren Provinzen, die Männer aus den höhern und Mittelständen gewöhnlich zu bedienen pflegen, wenn sie sich auf der Reise oder auf dem Lande befinden. Außerdem war der Mann mit einer bis über die Hüften reichenden Jacke von hellgrauem Sommerzeug und mit hellfarbigen Sommerbeinkleidern bekleidet; die Füße steckten wie die seiner Begleiter in den beliebten „Alpargates.“ Dieser bäuerlich aussehende Mann war der General Don Castor. Ich hatte erwartet einen rauhen, barschen, finstern Mann, mit einem Wort, einen rechten Bramarbas zu finden, und war daher nicht wenig überrascht, als sich der General, durch den Hufschlag meines Maulthiers aufmerksam gemacht, umdrehte und ich in eines der gutmüthigsten Gesichter blickte, die mir je vorgekommen sind. Ohne das geringste Mißtrauen zu zeigen, empfing mich der ehemalige Guerillachef mit der den Spaniern angebornen stolzen Artigkeit und erkundigte sich höflich nach meinen Wünschen, indem er mich für einen Bergingenieur halten mochte. Nachdem er aber den überbrachten Brief gelesen hatte, aus welchem er ersah, daß er einen Bekannten eines seiner vertrautesten Freunde vor sich habe, wurde er ganz vertraulich, stellte mir nach spanischer Sitte sich und sein Haus „à mi disposition,“ und erbot sich selbst, um wenigstens das erstere wahrzumachen, zum Führer nach den Eisenminen. Während der General den Brief las, hatte ich Muße, mir seine Physiognomie näher zu betrachten. Dieselbe verräth nichts weniger als einen Krieger von Rang; das wettergebräunte Gesicht, in dessen markirten Zügen jene gutmüthige, mit etwas Schwermuth gemischte Freundlichkeit liegt, welche der Physiognomie der baskischen Landleute eigen ist, das glatt anliegende, kurz abgeschnittene glänzend schwarze Haar, der starke, struppige Schnurrbart und die klugen, etwas lauernden Augen verliehen dem Manne mehr das Ansehen eines spanischen Alguazils oder Gendarmen, als das eines höhern Officiers. Sein ganzes Wesen verkündet wie sein Gesicht einen anspruchslosen und gutmüthigen Menschen, und dieß ist Don Castor aller Beschreibung nach auch wirklich, obwohl er während seines Kriegerlebens vielleicht mehr als hundert Menschen hat erschießen lassen. Gegen seine Kinder soll er der zärtlichste Vater seyn, und Arme und Nothleidende, wo er nur kann, mit der edelsten Freigebigkeit unterstützen.

Nachdem wir ein Paar Cigarritos geraucht hatten, führte mich der General auf einem wenig betretenen Fußsteige den mit kurzem Gestrüpp bedeckten Berg hinan bis zu der Venera de Carrastiza, einer der bedeutendsten Eisengruben von Samorrostro. Diese, und dasselbe gilt von allen übrigen Minen, ist eigentlich kein Bergwerk zu nennen, sondern vielmehr eine ohne allem Plan gemachte unregelmäßige Excavation von ungeheuren Dimensionen. Don Castor hatte die Güte, mich in die ihm schon bekannte Grube zu begleiten und selbst mein Führer zu seyn. Die Mine ist gänzlich in den sehr festen Eisensandstein gebauen, nirgends mit Holz ausgezimmert. Durch eine unförmliche Oeffnung, die dem Eingange einer natürlichen Felsenhöhle ähnlicher sieht als dem Mundloche eines Bergwerksstollen, tritt man in eine sich sanft abwärts senkende Galerie, welche sich unregelmäßig bald nach oben, bald nach den Seiten hin erweitert und überall breit und hoch genug ist, daß ein mit zwei Ochsen oder Maulthieren bespannter Karren darin fahren kann. Das Erz wird nämlich vermittelst der schon geschilderten Karren zu Tage gefördert, und zwar ohne sich dabei künstlicher Beleuchtung zu bedienen, denn sowohl die Karrenführer als die Zugthiere kennen den Weg und sind an die Finsterniß gewöhnt. An einzelnen Stellen dieses großen Ganges, der unregelmäßig gebogen sich tief in die Eingeweide des Berges hineinerstreckt, befinden sich Ausweitungen zur Seite, damit die sich begegnenden Karrenzüge einander ausweichen können, was ebenfalls im Finstern geschieht. Mit dieser Hauptgalerie stehen durch kurze Seitengänge große unregelmäßige Excavationen in Verbindung, die durch das Wegbrechen jener enormen Rotheisensteinmassen entstanden sind, von welchen schon oben die Rede gewesen ist. Das Gewölbe dieser großen Höhlen wird von Felsenpfeilern getragen, die man stehen gelassen hat, und theils aus Sandstein, theils — denn man hat wie schon bemerkt, ganz planlos gearbeitet — aus massivem Eisenerz bestehen. Der Boden so wie die Wände dieser Höhlen sind von einem zähen blutrothen Schlamme bedeckt, der sich mit Hülfe des Wassers, welches fortwährend aus den das Muttergestein durchsetzenden Spalten herabsickert, aus dem Staube bildet, in den sich ein Theil des weichen Rotheisensteins beim Losbrechen auflöst. Letzterer ist fast ganz frei von Schwefel und häufig vollkommen reines Eisenoxyd. Frisch gebrochen sieht das Erz röthlich schwarz aus, bedeckt sich aber an der Luft bald mit rothem Staub. Mit Wasser benetzt oder zerstoßen wird es schön purpurroth. Es besitzt geringes Gewicht, ist so weich, daß man es mit den Fingernägeln schaben kann und bildet dichte amorphe Massen, die jedoch von kleinen Höhlungen und Spalten wimmeln, an deren Wendungen das Eisenoxyd häufig recht hübsch auskrystallisirt vorkommt. Doch stehen diese kleinen Krystalldrusen den berühmten Eisenglanzkrystallen von der Insel Elba an Schönheit weit nach.

Die Eisengruben von Somorrostro sind das Eigenthum verschiedener Privatleute und Actiengesellschaften, denen sie, obwohl sie von jeher unverständig ausgebeutet worden sind, was noch jetzt geschieht, wegen ihres enormen Erzreichthums und der geringen Kosten, welche der Betrieb der Gruben erfordert, trotz des äußerst billigen Preises, zu denen das Erz verkauft wird, einen beträchtlichen Gewinn bringen.[1] Der Erzvorrath ist wirklich ganz ungeheuer,[2] denn obwohl man den Berg von Somorrostro schon seit Jahrhunderten, ja man kann beinahe sagen seit Jahrtausenden ausgebeutet hat, so ist doch vielleicht noch für ein Jahrtausend Erz vorhanden. Die Eigenthümer verkaufen dasselbe theils an einige Handelshäuser in Bilbao, welche es nach England und Frankreich ausführen, woher es später in Gestalt englischer und französischer Eisen- und Stahlwaaren wieder nach Spanien zurückkehrt, theils an die zahlreichen Eisenhütten (Ferrerias), die in den wasserreichen Thälern der Gebirge von Vizcaya und Guipuzcoa umhergestreut liegen und meistens bloß Roheisen fabriciren. Auch die Eigenthümer dieser Hütten machen einen nicht unbedeutenden Gewinn, weil sie das Erz, wie schon bemerkt, äußerst billig kaufen, könnten aber noch viel mehr gewinnen, wenn sie bei dem Verschmelzen des Erzes eine zweckmäßigere Methode befolgten. Da nämlich das Eisenerz von Somorrostro zum größten Theil fast reines Eisenoxyd ist, so genügt eine simple Glühung, um das Eisen metallisch auszuscheiden. Nur darf die Hitze nicht zu stark seyn, sonst oxydirt sich während des Reductionsprocesses ein Theil des bereits ausgeschiedenen Eisens wieder, geht mit in die Schlacke und auf diese Weise verloren. Nun sind die erwähnten Eisenhütten sämmtlich „à la Catalana" eingerichtet, d. h. bestehen wesentlich aus einem mit sehr starkem Zug versehenen Glühherde, welcher mit Holz oder Kohlen geheizt wird. Diese in Catalonien gebräuchlichen Glühherde mögen bei sehr schwefelhaltigen Eisenerzen ganz passend seyn, sind es aber nicht bei den Eisenerzen von Somorrostro, weil sie eine viel zu starke Hitze hervorbringen, weßhalb ein großer Theil des reducirten Eisens in statu nascenti verloren geht. Außerdem erfordern diese Herde wegen des enorm starken Zuges unverhältnißmäßig viel Feuerungsmaterial, weßhalb sie nur in solchen Gegenden mit Nutzen anzuwenden sind, wo, wie z. B. in den Pyrenäen, das Holz sehr niedrig im Preise steht, was in den baskischen Provinzen nirgends der Fall ist.

Nachdem ich die Venera de Corrostiza in Augenschein genommen hatte, lud mich Don Castor ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten und bis zum 17ten bei ihm zu bleiben. Dann wolle er mich selbst nach Sopuerta geleiten, indem er an jenem Tage sich dahin begeben müsse, um einer im Hause des deutschen Bergingenieurs zu haltenden Junta der Actiengesellschaft, welcher die Kupferminen von Sopuerta gehören, beizuwohnen, da er sich zu deren Mitgliedern zähle. So gern ich den Umgang des interessanten Mannes noch länger genossen hätte, so mußte ich doch dieß gastfreie Anerbieten ablehnen, da ich meinem Landsmanne versprochen hatte, noch denselben Abend bei ihm einzutreffen. Um mir wenigstens noch einen Dienst zu erweisen, ließ mich der General bis auf einen Pfad geleiten, der mich bald auf die von Portugalete durch die Thäler von Somorrostro und Sopuerta nach Valmaseda führende Heerstraße brachte, welche zum Theil aus Eisenschlacken erbaut ist. Die hohe, zwischen den Thalbecken von Somorrostro und Sopuerta sich erhebende Bergkette rückt nun immer näher und bald, nachdem man den Concejo de San Juan, woselbst sich die Hauptkirche des Thales von Somorrostro befindet, passirt hat, tritt man in eine tiefe enge Schlucht ein, durch welche der aus dem Thal von Sopuerta kommende Fluß nach Somorrostro strömt. Diese Schlucht ist ein ganz prächtiger Gebirgsgrund. Die steilen Abhänge sind größtentheils mit dichtem Gebüsch bekleidet, dessen Hauptbestandtheil der immergrüne schönbelaubte Erdbeerbaum (Arbutus Unedo L.) bildet. Malerisch geformte, mit Epheu und Farrenkräutern reich bekränzte Felsen ragen hier und da aus dem dunkeln glänzenden Grün hervor und scheinen an manchen Stellen das vielfach sich krümmende Thal ganz zu versperren. Diese wilde Romantik wird noch erhöht durch den hellen wasserreichen Fluß, welcher bald sanft zwischen mit üppigem Gras- und Kräuterwuchs bedeckten Wiesen hinströmt, bald in wildem Toben über quer durch sein Bett laufende Felsbänke oder über die meist ziemlich hohen Wehre stürzt, die sich in der Nähe der fünf in dem Thale liegenden Eisenhütten befinden. Wohl über eine Stunde dauert diese malerische Schlucht, die mich lebhaft an manche Thäler der Sierra Morena erinnerte; dann weichen die Berge plötzlich auseinander und man steht in dem weiten, rings von schöngeformten Waldbergen umgebenen Thalbecken von Sopuerta. Es war 6 Uhr vorüber, als ich bei der zwar sehr ländlichen aber prächtig gelegenen Wohnung meines Freundes anlangte, wo ich bereits alles zu meiner Aufnahme vorbereitet fand.

(Schluß folgt.)

[1] In früherer Zeit gehörte das Eisen von Somorrostro zu den Fueros von Vizcaya. Es durfte nämlich jeder geborene Vizcaino ohne Unterschied der Person und des Standes am Berge von Somorrostro graben, sich so viel Erz holen als er wollte und es nach seinem Gutdünken verkaufen, an wen es ihm beliebte.

[2] In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts betrug die Menge des jährlich zu Tage geförderten Erzes im Durchschnitt 800,000 Centner. Gegenwärtig dürfte die Ausförderung noch bedeutender seyn.

Forschungen im atlantischen Meer.

Wir haben über die von dem Lt. Walsh angestellten merkwürdigen Untersuchungen nach einem Tagesjournal (s. Nr. 26) Nachricht gegeben, finden jedoch eine genauere Angabe in dem Bulletin de la soc. de géogr. (December) und entheben daraus folgendes: „Obwohl Lt. Walsh nicht so tief, wie man gehofft hatte, sondiren konnte, theils wegen des schlechten Wetters, theils wegen des schlimmen Zustandes seines Schiffs und des bedeutenden Verlustes an Leine bei einem der ersten Versuche, so fand er doch daß das Meer eine Tiefe von mehr als 5700 Faden (= 34,200 engl. Fuß) habe. Diese Tiefe ist bedeutender als die Höhe irgend eines Berges über dem Meeresniveau und die größte des Oceans, die je gemessen wurde, wurde erreicht ohne Grund zu finden, unter 31° 50' N. B. und 58° 43' W. L. (v. Gr.) am 15 November 1849. Freilich ist es nicht leicht, über eine solche Tiefe etwas mit Bestimmtheit zu behaupten, denn die untern Strömungen konnten das Blei ablenken, und über das Maaß dieser Ablenkung läßt sich unmöglich etwas näheres bestimmen. Ueber die unterseeischen Strömungen bemerkt Walsh, daß sie im allgemeinen stärker seyen als die an der Oberfläche, doch fand er keine, die so stark war wie der Golfstrom. Die Untersuchungen über den Wärmegrad des Wassers in verschiedenen Tiefen scheinen noch zu keinem sichern Resultate geführt zu haben, man glaubt aber, daß sie über manches Aufschluß geben werden, und will sie fortsetzen.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Die sieben Norias von Bajan.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht wie lange ich unter dem Mesquite liegen blieb. Als ich wieder zu mir selber kam, wollte ich eilig mich von diesem Baume mit seinen blutbefleckten Zweigen entfernen. Der Regen dauerte fort, aber das Gewitter hatte nachgelassen. Ich schleppte mich auf dem

feuchten Boden fort und wollte mich auf einem natürlichen Bett niederlassen, das die Felsen am Wildbache bildeten; aber auch hier sollte ich keine Ruhe finden. Ein Geräusch von Tritten schreckte mich auf, und ich erblickte in der Ferne den Schein einer Fackel, welche sich mir zu nähern schien. Schrillendes Gelächter ließ sich hören, und der Wind trug mir einige seltsame Worte zu, welche aus dem Munde eines Wahnsinnigen zu kommen schienen: „Ei, ei, wäre eines der Lämmer wohl dem Schlächter entkommen? .... Warte liebe Seele! Warte auf mich, ich bin schon da." Und eine oder zwei Minuten, nachdem der Mann diese Worte gesprochen, war er neben mir, der ich unbeweglich unter meinem Mantel, schweigend ein Gesicht betrachtete, das seit jener Nacht sich oftmals unter die schrecklichsten Gebilde meiner Träume mischte. Der Mann, welcher mich zu suchen schien, wie ein Henker ein neues Opfer aufsucht, hatte einen schwankenden Gang, der augenscheinlich durch Trunkenheit schwerfällig wurde. In einer Hand hielt er seine Fackel, mit der andern schwang er einen breiten zweischneidigen Degen, deren man sich bei Stiergefechten bedient; ich hielt den Athem an und verlor keine einzige seiner Bewegungen. Der Mann trug weder Jacke noch Mantel, ungeachtet des Regens. Weite Beinkleider waren eng um seine Hüften gegürtet. Ein dichter Bart bedeckte sein Gesicht. Er war von hohem Wuchse, und sein feuchtes blutiges Hemde zeigte breite Schultern. Seine funkelnden Augen, der wilde Ausdruck seiner Züge gaben der Erscheinung etwas diabolisches. Er war mir bald so nahe, daß das Wehen seines Degens mir über das Gesicht flog. Ich befahl meine Seele Gott an; er hatte mich erblickt und stieß ein Gebell aus, ähnlich dem Gekläff des Schakals.

Ei, da ist er ja, der mir entsprungen war! Wer bist du, Freund, du, der nicht davon läuft beim Anblick des Toreadors Marroquin?

Ein verwundeter Insurgenten-Capitän, rief ich, Herr Marroquin, der euch um Hülfe anfleht; ich weiß, daß ihr einer der unsern seyd!

Sie sey dir gewährt, mein Junge, versetzte der Toreador, der sich mit erhobenem Degen mir nahte.

Herr Marroquin, ihr werdet doch den Freund und Gefährten des Hidalgo nicht umbringen?

Höre Freund, du wirst wissen, daß ich diese Nacht erst in der Barranca del Salto zweihundert seiner Freunde erwürgt habe. Hidalgo's Freunde? das verwundert dich? Aber diese zweihundert Spanier nannten sich wie du Freunde des Generals, was nicht verhinderte .... Siehst du, ich habe noch Durst. Purer Weingeist berauscht nicht so sehr wie das Blut.

Ich hörte bebend diesen Unsinnigen an, ich bat ihn vergebens um mein Leben; der Toreador tanzte um mich her, bald lachend, bald heiße Thränen vergießend. Ich wollte eine letzte Anstrengung machen, um dem Schicksal zu entgehen, das er mir bereitete, aber seine Hand warf mich zu Boden, dann stützte er seine Kniee auf meine Brust; ich fühlte mich wie festgenagelt durch diese Eisenhand. Ich wartete auf den Todesstreich als, Dank meinem Schutzheiligen, den ich eifrig angerufen hatte, Lichter auf dem Felde zu tanzen schienen, die so rasch von einem Orte sich zum andern bewegten, daß diejenigen, welche sie trugen, nothwendig beritten seyn mußten.

Herr Marroquin, rief ich, ihr werdet meinen Tod bereuen; laßt mich am Leben, Hidalgo wird es euch danken.

Er wird mir diesen Abend danken, daß ich zweihundert Spanier über diese Klinge springen ließ. Was meinst du? wenn man zweihundert Menschen erwürgt hat, kann man nicht mehr inne halten. Siehst du, man muß beständig fort tödten und tödten.

Er wollte mich niederstoßen als das Geschrei und Pferdegetrappel, das immer deutlicher wurde, ihn zögern machten. Ich war es selbst, nachdem man rief: „Don Ruperto Castaños! Don Ruperto Castaños!" Das Leben, welches der Toreador in seiner Trunkenheit mir rauben wollte, regte sich kräftiger in mir als je. Ein heftiger Ruck entriß mich der eisernen Umschlingung meines furchtbaren Gegners, und ich antwortete mit lauter Stimme, mit aller Kraft meiner Lungen: Hierher! zu Hülfe! zu Hülfe dem Ruperto Castaños! Schon hatte der kräftige Ringer, den ich in dem Circus mit mächtiger Hand die Stiere niederwerfen gesehen, mich von neuem gefaßt, als ein Reiter mit einer brennenden Kienfackel im Galopp gegen uns ansprengte. Die Brust seines Pferdes stieß so gewaltig an den Elenden, welcher mich umschlang, daß er auf dem Boden hinrollte, wie ein lebloser Block, und nur ein Wunder von Reitergewandtheit meines unerwarteten Retters behütete mich davor von den Hufen seines Thieres zermalmt zu werden.

Mein armer Castaños, ich komme zu rechter Zeit, wie es scheint, rief eine Stimme, die ich als die meines alten Freundes, des Contrabandisten, Albino Conde, erkannte. Obgleich unter den Insurgenten eingereiht, hatte dieser ergebene Gefährte dennoch sein altes Gewerbe fortgesetzt, und war halb Räuber und halb Guerrillero. Er hatte aus der zerfallenen Hacienda sein Hauptquartier gemacht, und seine Leute hatten den Befehl zu verhindern, daß niemand hineinkomme. Ein ähnliches Gebot hatte in Albino's Abwesenheit ein Soldat der Bande auszuführen gesucht, indem er auf mich schoß und mein Pferd wegnahm. Als Albino zurückgekehrt war, hatte man ihm Papiere zugestellt, die in meinen Satteltaschen gefunden worden waren. Unter denselben fand sich mein Patent als Capitän der Rancheros. Albino hatte sogleich für mein Leben gefürchtet, und sich aufgemacht mich zu suchen. Als er seine Erzählung geendigt und ich ihm für seine hülfreiche Vermittlung gedankt hatte, leuchtete der Contrabandist mit der Fackel über den anscheinend leblosen Körper des Toreadors hin.

Es kann niemand anders seyn als Marroquin, sagt er mit einer Miene des Ekels. Pfui! kommt mit mir und ihr werdet sehen, was er diese Nacht vollbracht hat.

Auf Albino gestützt näherte ich mich dem Rande der Barranca. Einer der Leute des Contrabandisten stieg hinab und leuchtete mit der Fackel in die Klüfte der Schlucht. Haufen von Leichen lagen auf dem Boden des Grabens.

Es ist Hidalgo's Werk, wenn man es sagen darf, flüsterte mir Albino zu. Nach einer Angeberei, die ihm von einer Verschwörung zwischen den Spaniern von Guadalaxara und einem Carmelitermönch von San-Diego gemacht wurde, soll Hidalgo aus eigener Machtvollkommenheit die Verschwörer zum Tode verurtheilt, und bei Nacht und Nebel geknebelt und gebunden hieher haben führen lassen. Der Toreador Marroquin ist der Vollzieher seiner Todesurtheile, und ihm wurden die Gefangenen übergeben. Man zählt bis auf heutigen Tag deren siebenhundert, die auf diese Weise umgebracht wurden. Man murrt gegen den Mann, der dieses Blutbad befohlen hat; ich aber habe mich seiner Herrschaft entzogen. Kommt, ich hab' euch noch anderes mitzutheilen.

Ich warf, bevor ich dem Contrabandisten folgte, noch einen letzten Blick auf die Opfer dieser scheußlichen Metzelei, und erklärte mir das seltsame und unheilvolle Geräusch, das ich einige Stunden zuvor gehört hatte. Beständig auf Albino's Arm gestützt, erreichte ich die Hacienda wieder. Anstatt durch den großen Hof einzutreten, ging Albino um das Labyrinth von Trümmern herum, und führte mich durch eine weite Mauerlücke in die geräumigen Gebäude dieses verwüsteten Pachtgutes. Eine verborgene Thüre führte uns zu einem Vorplatz, auf den mehrere Gemächer sich öffneten, deren jedes an achtzig Mann aufnehmen konnte. Ein anstoßender Hof gab unter seinen Schuppen den Pferden der kühnen Soldaten Schutz, welche unter Albino's Befehlen standen.

Ihr seht es, der Vicekönig Venega wohnt nicht besser als ich, sagte Albino. Niemand stört mich hier. Derjenige meiner Leute, welcher auf euch geschossen hat, ist seinem Befehle nicht nachgekommen und wird deßhalb bestraft werden. Nicht mit Flintenschüssen nehmen wir die Reisenden auf, welche in diesen Trümmern ein Obdach suchen. Wir brandschatzen sie, wenn sie sich zeigen, und zwar durch minder gemeine und gefährliche Mittel als einen Meuchelmord. Ich bin hier ein unabhängiger Anführer, und ich plündere alle Frachtfuhren, welche vorüberkommen, ohne jemand Rechenschaft darüber abzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Den Degen, welchen Napoleon bei Marengo trug, hat Kaiser Nicolaus zur Vermehrung seiner zahlreichen napoleonischen Alterthümer um 50,000 Rubel angekauft. (Siecle. 10 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 44. 20 Februar 1851.

Utah, das Mormonengebiet.

(Bulletin de la soc. de geogr. December.)

Das jetzt hauptsächlich von den Mormonen bewohnte Gebiet Utah hat eine ganz eigenthümliche Lage, die von der aller andern Landstriche Nordamerika's abweicht. Man hat den Namen Utah einem mächtigen Landstrich gegeben, der an Californien, Oregon, Neumexico und an das ehemals sogenannte „große westliche Gebiet" stößt. Seine Ausdehnung ist so groß, daß man es in verschiedene Staaten theilen kann, sobald in einer mehr oder minder fernen Zukunft seine Bevölkerung hinreichend sich vermehrt. Mehrere Theile des Gebiets sind aber so eigenthümlich gelegen, daß sie wenigstens für den jetzigen Augenblick unbewohnbar sind. Schmale Pässe führen durch schroffe Gebirge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, die Seitenwände der Pässe bestehen aus Felsenwänden, und der größere Theil der eng geschlossenen Thäler ist außerordentlich dürre und unfruchtbar, mit einem bittern Salz bedeckt, und die einzige Vegetation besteht in einer monströs großen Salbeipflanze, die nur als Brennmaterial zu benützen ist. Aber mitten in diesen Eisgebirgen, zu denen man nur durch die obenerwähnten Pässe einen Zutritt hat, welche im Sommer dürr und im Winter fünf Monate lang mit Schnee bedeckt sind, findet sich ein 4—5000 Fuß über der Meeresfläche gelegener Landstrich, die große Senkung genannt, welche den bewohnbaren Theil des Gebiets bildet. In den verschiedenen Theilen dieser Senkung haben die Mormonen ihren Sitz aufgeschlagen, wahrscheinlich anfangs in dem Gedanken, daß sie durch die natürlichen Schwierigkeiten und die Eigenthümlichkeit der Lage von den anstoßenden Gebieten getrennt seyn würden. Hier hofften sie wahrscheinlich im Stillen die Keime eines großen religiösen und völlig unabhängigen Staats zu bilden, aber der Strom der Auswanderung nach Californien ist ihren Fährten gefolgt, und hat sich über ihr Gebiet ergossen, das jetzt das offene Durchzugsland nach dem stillen Meer geworden ist.

Diese etwa 560 (engl.) Meilen im Durchmesser haltende Senkung hat ihr eigenes System von Seen und Flüssen und keine Verbindung mit dem Meere, wenn nicht etwa das Daseyn tiefer Schlünde, die man neulich im großen Salzsee entdeckt haben will, eine unterirdische Verbindung mit dem Meere oder mit irgend einem See im tiefern Lande anzeigt. Im nördlichen Theile der Senkung findet sich der große Salzsee, dessen Wasser, soweit man bis jetzt sondirt hat, sehr wenig tief ist, obwohl man vermuthet, daß in der Mitte sehr tiefe Stellen sich finden; das Wasser ist ausnehmend salzig, weit mehr als das des Meeres, da drei Gallons ein Gallon des reinsten, feinsten und weißesten Salzes geben. Südöstlich von diesem durch die Gebirge abgeschlossenen See liegt das Mormonenthal, welches die Hauptstadt in sich schließt, die von den einen die „Stadt des großen Salzsees," von den andern die „Mormonenstadt" genannt wird. Die Stadt sollte anfangs nur 135 sogenannte Blocks (= 8 Loosen von 1¼ Acre) enthalten, man hat aber bald im östlichen Theile 65 und im westlichen 60 Blocks hinzugefügt, und im Osten ein Gebiet von einer Quadratmeile zur Errichtung einer Universität bestimmt. Im Monat October 1850 waren es erst zwei Jahre, daß das erste Haus gebaut wurde, und jetzt zählt die Stadt etwa 9000. Sie hat bereits ganz bequeme, großentheils aus Luftziegeln erbaute Häuser. Ein und eine Drittelmeile von der Stadt ist eine heiße Schwefelquelle, welche große Heilkräfte besitzt, und 1½ Meilen davon eine zweite, die noch heißer ist. Auch im Süden des Mormonenthals ist eine warme Quelle, welche eine Tiefe von 29′ 3″ haben soll. Dieß Thal, welches 30 Meilen lang und 22 breit ist, liegt nicht weit entfernt von einem zweiten Thal, das 30 Meilen lang und 8 Meilen breit seyn soll. Die, welche beide durchwandert, behaupten, diese beiden Thäler könnten wenigstens eine Million Menschen ernähren.

Der See und das Thal von Utah liegen 30 Meilen südlich von der Hauptstadt. Hier findet man die Stadt Provo am Flusse gleichen Namens. Das Wasser des Sees, der 8 Meilen Länge und 4 Meilen Breite hat, ist klar und reich an Fischen. Hundert Meilen weiter gegen Süden findet sich abermals ein Thal, San Pete genannt, wo gleichfalls eine Niederlassung ist. In diesem Thale finden sich Ruinen, die mit Hieroglyphen bedeckt sind, ein Gebäude, das die Indianer einen Tempel Gottes nennen, Reste von verglasten und unverglasten Töpferwaaren, kurz Anzeichen alter zum Aztekenreiche gehöriger Städte.

Der Boden aller dieser Thäler ist außerordentlich fruchtbar, erfordert aber eine fortdauernde künstliche Bewässerung durch Herleitung des Wassers aus den Bergen. Das Klima ist eines der gesündesten und reinsten des Continents. Die benachbarten Gebirge erheben sich etwa 8000 Fuß hoch über das Thal und sind mit ewigem Schnee bedeckt. Dieß ist die von einer der seltsamsten christlichen Secten gewählte Localität. Durch ihre besondere Lage wird sie als Anhaltspunkt für den Auswandererstrom, der sich jährlich durch den Südpaß nach Californien und Oregon begibt, große Dienste leisten, und mit der Zeit als eine Hauptstation für die Eisenbahn dienen, welche quer durch den Continent geführt werden soll.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

2. Ein Ausflug in die Encartaciones.

(Schluß.)

Das Thal von Sopuerta ist einer der größten und fruchtbarsten Districte der Encartaciones. Es zerfällt in sieben Barrios oder Parroquias (Kirchspiele), welche meist aus zerstreuten Caserios bestehen; nur in der Nähe der Kirchen pflegen sich die Wohnungen mehr zusammenzudrängen und kleine Ortschaften zu bilden. Die weite hügelige Thalsohle, welche durch mehrere Bäche bewässert wird, ist meist von Saat- und Gemüsefeldern erfüllt, und die Häuser liegen gewöhnlich in einem Kranz von Obst-, besonders Aepfelbäumen. Außerdem wird viel Viehzucht getrieben, da es in den umliegenden Bergen an Weideplätzen nicht mangelt; deßgleichen leben nicht wenige vom Bergbau und vom Kohlenhandwerk. Die erst seit etwa einem Jahre eröffneten Kupferminen, deren es zwei gibt, befinden sich in geringer Entfernung vom Barrio de la Baluga, wo der Director wohnt. Sie besitzen natürlich noch geringe Ausdehnung, sind aber kunstgerecht angelegt und bauen auf einen ziemlich mächtigen Quarzgang, welcher viele reiche Kupferkiese eingesprengt enthält und überhaupt von fein zertheiltem Kupferkies gänzlich durchdrungen ist. Außerdem findet sich ziemlich viel Buntkupfererz, deßgleichen Malachit in Form kleiner allerliebster, wie mit grünem Sammt überzogener Stalactiten.

Donnerstags, den 16 Mai, machte ich einen Ausflug nach der kleinen, bereits zu der Provinz von Santander gehörigen Hafenstadt Castro-Urdiales, die bloß drei Stunden von Sopuerta entfernt ist. Die erst vor wenigen Jahren erbaute Chaussee, welche Castro mit der früher erwähnten Straße nach Valmaseda verbindet, erhebt sich gleich hinter dem Kirchspiel la Baluga in vielen Zickzacks bis zu dem Kamme der waldigen Bergkette, welche das Thal von Sopuerta gegen Norden und Nordosten begränzt und zugleich von der Provinz von Santander oder den „Montañas,“ wie dieselbe schlechtweg genannt zu werden pflegt, scheidet.[1] Der Kamm bietet eine prachtvolle Aussicht dar, einerseits über das weite lachende Thal von Sopuerta mit seinem Gebirgskranze, auf der andern Seite über die hohen Wellenberge des Küstengebirges von Castro, aus deren dunkelgrünem Buschwerk links die nackten schroffen zackigen Felsenpics der Sierra de Otañez hervorragen, während zur Rechten der blaue Spiegel des Oceans zwischen den Einschnitten des Gebirges durchschimmert. In zahllosen Schneckenwindungen steigt nun die Straße an den steilen fast ganz und gar mit Erdbeerbaum bekleideten Abhängen der Berge in ein tiefes enges Thal hinab, welches sich bald zu einem ziemlich geräumigen Bergkessel erweitert, woselbst bald vergraben unter Aepfel- und Nußbäumen, Kastanien und Eichen die unzusammenhängenden Häusermassen des Fleckens Otañez zu beiden Seiten eines wilden Gebirgsbaches liegen. Mehrere alterthümliche mit großen in Stein gemeißelten Wappenschildern geschmückte und von hohen epheubekränzten Mauern umringte Schlösser, welche auf felsigen Vorsprüngen zwischen den umhergestreuten ländlichen Wohnungen thronen, tragen nicht wenig dazu bei, die Romantik des malerischen prächtig bebauten Thalkessels zu erhöhen, noch mehr aber die schon genannte, aus einem sehr hellfarbigen Kalk zusammengesetzte Sierra, welche das Thal gegen Westen begränzt und in Gestalt schroffer, nackter, bizarr zerrissener Felsenkegel sich mehrere tausend Fuß hoch über dessen Sohle erhebt. Der Kessel von Otañez steht nach Nordwesten zu mit einem weiteren Thalbecken in Verbindung, in dessen sehr ebenem Schooße mehrere Dörfer liegen, deren Namen mir entfallen sind. Nachdem man auf die sanften Höhen gelangt ist, welche dieses zur Linken der Straße bleibende Thal gegen Nordosten einfassen, erblickt man plötzlich zu seinen Füßen das Meer und auf einem Vorsprunge der schroffen Felsenküste den schon genannten Hafenort Castro-Urdiales. Diese kleine aber sehr alte Stadt (sie soll von den Römern erbaut worden seyn) liegt ungemein malerisch auf einer von den Fluthen des Oceans umbrausten Felszunge, welche sich ziemlich weit in das Meer hinein erstreckt, und mit der Küste zusammen einen kleinen aber tiefen, und durch die hohen Berge, die sich fast unmittelbar von dem Strande aus erheben, sehr geschützten Hafen bildet. Eine schmale überbrückte Kluft trennt das meerumspülte Ende der halbinselartigen Felszunge von einer schroffen Klippe, welches den mittelalterlichen zinnengekrönten Mauern und Felsen des Castillo de Sta. Ana, woselbst sich der Leuchtthurm befindet, zur Unterlage dient. Die Stadt selbst ist freundlich, ziemlich reinlich und sehr lebhaft, besitzt recht hübsche Spaziergänge mit prächtigen Aussichten auf das Meer, die grotesken nackten Felsenberge der Küste und die düstern waldigen Gebirgsketten, und birgt ein fröhliches betriebsames Völkchen, welches vom Fischfang und der Küstenschifffahrt lebt.

Noch denselben Abend kehrte ich nach Sopuerta zurück, da auf den folgenden Tag die oben erwähnte Versammlung der Actiengesellschaft anberaumt war, welcher ich beiwohnen wollte, begierig, die Bekanntschaft des Präsidenten der Gesellschaft zu machen. Diese Stelle bekleidete nämlich der als Staatsmann und Gelehrter rühmlichst bekannte Don Martin de los Heros, welcher jetzt, zurückgezogen von den Intriguen der diplomatischen Welt, auf seinem bescheidenen Landsitze im Thal von Valmaseda den Wissenschaften und dem Ackerbau lebt. Dieser bereits bejahrte Mann, der während des Bürgerkriegs Oberst eines Cavallerieregiments der christinischen Armee, später Lehrer und Erzieher der Königin Isabella, zuletzt Staatsminister war, ist eine stattliche imponirende Persönlichkeit. Das edel geformte Haupt mit der gebogenen Adlernase und den großen feurigen, unter schwarzen, stark gewölbten Brauen ruhenden Augen gibt der kräftigen, hochgewachsenen Gestalt einen Ausdruck von Herrscherwürde und Ueberlegenheit, dem niemand widerstehen kann. Zugleich liegt ein solches Wohlwollen in den fein markirten Zügen dieses schönen männlichen Gesichts, daß man sich unwillkürlich zu diesem Manne hingezogen fühlt und ihm unbedingtes Vertrauen schenken muß. Don Martin de los Heros ist nicht bloß einer der intelligentesten Staatsmänner Spaniens, sondern auch ein vielseitig gebildeter Gelehrter, und was mir noch mehr gilt, ein edler Mensch. Er gehört zu den wenigen spanischen Diplomaten, die es mit ihrem Vaterlande, mit ihrer so oft verrathenen und betrogenen Nation treu und ehrlich gemeint, und eine stille Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen, mit Industrie, Land- und Bergbau einer glänzenden, aber die Ehre und Unbescholtenheit gefährdenden Stellung am ränkevollen Hofe von Madrid vorgezogen haben. Zu seiner Lieblingsbeschäftigung gehört die Geschichte, namentlich die seines Vaterlandes. Doch ist er keineswegs ein einseitig gebildeter spanischer Gelehrter, denn wiederholte größere Reisen durch England, Frankreich, Belgien und

[1] Die Montañas de Santander, welche gegen Westen in die Gebirge von Asturien übergehen, gegen Süden an die Ebene von Alt-Castilien gränzen und zu den höchsten Partien des cantabrischen Gebirgssystems gehören, bildeten früher einen integrirenden Theil von Vizcaya. Jetzt machen sie eine besondere Provinz aus, die zu Alt-Castilien gerechnet wird. Seit dieser neuen Einrichtung haben die „Montañeses“ die vielen Vorrechte und Privilegien verloren, welche sie früher mit den Basken gemein hatten.

Deutschland, so wie das Studium der Geschichte und Literatur dieser und anderer Länder haben ihn gegen die Mängel seines Vaterlandes und seiner Nation nicht blind gemacht. Außer seinen umfassenden Kenntnissen und einer ungewöhnlichen natürlichen Intelligenz besitzt Don Martin eine glänzende Rednergabe. Ich habe selten einen Spanier so fließend, so klar, so geistreich sprechen und dabei seine wohlklingende Sprache so schön pronunciren hören, wie es dieser Mann thut. Damit vereinigt er eine große Menschenkenntniß, weßhalb es ihm nicht schwer fällt, den Character eines jeden bald zu durchschauen und seine Ansichtsweise, seine Ideen einem jeden klar zu machen, er möge einem Stande angehören welchem er wolle. Dieß zu beobachten, gab die am 17 Mai in Sopuerta stattfindende Junta hinreichende Gelegenheit. Der Anblick dieser an und für sich unbedeutenden Gesellschaft war wirklich interessant wegen der verschiedenartigen Elemente, welche sie bildeten. Männer der verschiedenartigsten Rang- und Bildungsstufen und von den entgegengesetztesten politischen Meinungen waren hier vereint, zusammengekettet durch das gemeinsame Interesse einer industriellen Speculation. Hier saß ein dicker, wohlhäbiger Gutsbesitzer, dem man es ansah, daß ihm Essen und Trinken über alles gehe, dort einige simple Bauern in baskischer Nationaltracht, verlegen ihre schmutzigen „Boinas“ in den schwieligen Fäusten drehend, daneben ein aufgeblasener, durch den Zufall reich gewordener „Indiano“ [1], weiterhin ein nachdenklicher, still seine Renten berechnender Capitalist an der Seite eines erfahrenen, klugen, listig lächelnden Advocaten etc. Diese ganze bunt gemischte Gesellschaft, zu deren bedeutendsten Persönlichkeiten der schweigsame Don Castor de Andechaga und mein Freund, der Ingenieur, ein etwas schroffer und derber, aber eben so intelligenter als ehrlicher und braver Ostfriese, gehörten, wußte Don Martin de los Heros mit seltenem Geschick zu leiten, was nicht so leicht war, da die meisten der Mitglieder von den zu verhandelnden Gegenständen wenig verstehen mochten, auch um parlamentarische Formen und Ordnung sich nicht im geringsten kümmerten.

Ich hätte die flüchtige Bekanntschaft mit Don Martin de los Heros gern durch einen Besuch in seiner Wohnung, wozu er mich einlud, wieder aufgefrischt, allein meine beschränkte Zeit erlaubte dieß nicht, da ich bereits den folgenden Tag nach Bilbao zurückkehren mußte. Schließlich will ich nur noch erwähnen, daß das Thalbecken von Balmaseda, woselbst der ehemalige Minister wohnt, gewissermaßen der Hauptdistrict der Encartaciones ist. Es kreuzen sich daselbst die Straßen nach Burgos, Bilbao und Santander, weßhalb ein sehr reger Verkehr in jenem ebenfalls sehr unruhigen Thale herrscht. Die Bewohner sind sehr arbeitsam und leben theils von Ackerbau und Viehzucht, theils von Industrie. Namentlich finden viele als Feuerarbeiter Beschäftigung, da es im Thale von Balmaseda nicht weniger als 14 Fabriken kupferner Geschirre gibt, so wie eine große Fabrik, welche einzig und allein Kupferplatten fertigt, wie sie zum Beschlagen der Schiffe gebraucht werden.

Etwas über den sicilianischen Dialekt.

In der Londoner literarischen Gesellschaft las Hr. Hogg am 12ten December eine Abhandlung vor, in welcher er die Geschichte des sicilianischen Dialekts in drei Perioden theilt: 1) die Periode vom 8ten bis 11ten Jahrhundert, wo das Lateinische mit einer Mischung von Griechisch und Arabisch vorherrscht. 2) Vom 11ten bis 14ten Jahrhundert, die Periode der Reinheit, wo sich kaum eine fremde Mischung zeigt, und die Sprache fast dem neuen Italienisch sich nähert. Der Verfasser behauptet auch, Sicilien sey die Wiege der italienischen Muse, und seine Sprache die Mutter des reinen toskanischen Dialekts. 3) Die dritte Periode ist die des Verfalls von der Mitte des 14ten bis zum 18ten Jahrhundert. Die Ansicht von der zweiten Periode des sicilianischen Dialekts stützte der Verfasser durch einen Bericht über die Dichter Siciliens, mit Proben ihrer Erzeugnisse, von Ciullo d'Alcamo, dem ältesten bekannten Dichter — den Kaiser Friedrich II und seinen Sohn Enzio nicht zu vergessen — bis auf Nonna Nina, die moderne Sappho Italiens. (Athen. 15 Februar.)

[1] Indianos nennt man in Spanien geborene Spanier, welche eine Zeit lang in Westindien gelebt und sich daselbst auf irgend eine Weise Vermögen erworben haben.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Die sieben Norias von Bajan.

(Fortsetzung.)

Ich wünschte dem ehemaligen Contrabandisten Glück. Albino sah den Stand der Sache aus einem wahren Gesichtspunkte an, und kannte die Neigung vieler Insurgenten sich von dem Joch Hidalgo's loszumachen; er sah für den aufrührerischen Priester eine nahe Katastrophe voraus. Auch wollte er mit seiner Bande allein leben und sie führen, wie es ihm beliebte; ich widerstand indeß seinen Bitten und wollte nicht in diese Schaar eintreten, welche gezwungen war von Raub zu leben. Ich hatte für zwei der Heerführer Hidalgo's, Abasolo und Allende, eine wahrhaft kindliche Zuneigung gefaßt. Albino drang nicht länger in mich, und da er mich entschlossen sah, meine Obern nicht zu verlassen, begnügte er sich damit, mir auf einige Tage seine Gastfreundschaft „in seinem Palast“ anzubieten.

In diesem Augenblick erschien eine junge Frau mit einem schlafenden Kinde auf dem Arm. Sie war schön und Albino's Weib. Von ihrem Gatten herbeigerufen, verband sie meine Wunde; ich brachte ungefähr einen Monat in der Hacienda del Salto zu. Nach dieser Zeit war ich vollkommen hergestellt. Die spanischen Generale nahten sich Guadalaxara in Eilmärschen. Die Stunde war gekommen wieder ins Feld zu ziehen; ich kehrte daher zu meiner Compagnie nach Guadalaxara zurück, und nahm wenige Tage nach meiner Ankunft an der Schlacht bei der Brücke von Calderon Theil, wo die zuchtlosen Massen von Hidalgo's Heer sich an sechstausend Spaniern zersplitterten. Nach der Niederlage war es abermals die Hacienda del Salto, welche mir eine Zuflucht darbot. Trümmer des Insurgentenheeres hatten sich nach dem Saltillo zurückgezogen. Die Umgebungen von Guadalaxara waren nicht mehr zu halten. Albino's achtzig Mann stießen zu den verschiedenen Abtheilungen, die in Saltillo vereinigt waren. Zwischen der Hacienda del Salto und dieser Stadt bildete sich fortan ein regelmäßiger Verkehr, der mich mit den letzten Kriegsereignissen auf dem Laufenden erhielt. Auf diese Weise vernahm ich, daß Hidalgo, Abasolo und Allende das Commando niedergelegt und sich auf den Weg nach Monclova gemacht hatten, von wo sie das Gebiet der Vereinigten Staaten erreichen wollten. Von nun an beschloß ich mit einigen Trümmern meiner Compagnie den Kampf wieder aufzunehmen. Wir wollten um jeden Preis den Krieg in die Länge ziehen, um Rache zu nehmen für den schrecklichen Tag von Calderon; bald fanden sich einige tapfere Parteigänger mit Albino und mir an der Spitze in einem Lager vereinigt, das sich in geringer Entfernung von einem Landhause befand, welches dem Gouverneur der Provinz Cohahuila gehörte. Es war während dieser letzten Tage eines zu verzeitig begonnenen Krieges, als die zweite Episode sich ereignete, welche mich die Revolutionen, deren Gräuel ich vor einem Monat schon zu durchschauen geglaubt hatte, unter einem neuen Lichte kennen lehrte.

An dem Abend desselben Tages, als uns die betrübende Nachricht von der Abreise unserer Anführer nach Monclova zugekommen war, hatten wir unter unsern Zelten beschlossen unser Leben theuer zu verkaufen. Da das ganze Land für uns war, mit Ausnahme einiger Orte, deren Einwohner durch die Anwesenheit spanischer Soldaten zurückgehal

ten wurden, durchstreiften wir ohne große Gefahr die Gegend, waren aber demungeachtet auf unserer Hut um nicht überfallen zu werden. Weit genug von den Feuern, welche wir des Nachts von Entfernung zu Entfernung anzündeten, bewachten versteckte Posten alle Zugänge des Lagers. Wir plauderten, Albino und ich, an einem dieser Feuer von der nahen Abreise der Anführer des Aufstandes, und beriethen uns über den Entschluß der uns zu ergreifen übrig blieb, als einer unserer Leute sich zu uns setzte. Es war ein alter, ungeachtet seiner weißen Haare noch sehr kräftiger Mestize, mit der Behendigkeit eines jungen Mannes die Erfahrung eines Greisen verband. Dieser Mann, den man mit dem bedeutsamen Namen „Doppelauge“ bezeichnete, schien in der That mit einem zweiten Gesichte begabt zu seyn. Keine Spur entging ihm auf dem Boden, ebenso konnte kein Geruch in der Luft ihn täuschen; es war als ob die verborgensten Gedanken vor seinem wunderbaren Scharfsinn sich verkörperten. Ein Ereigniß, das ich euch erzählen will, hatte den Ruf eines „Sehers“, auf den der Alte mit Recht stolz war, aufs deutlichste festgestellt.

Doppelauge war ein kühner Jäger, und wie ihr euch wohl denken könnt, waren seine Jagden selten fruchtlos. Bevor er sich mit uns vereinigte, lebte er beständig allein; einige verirrte Wanderer ausgenommen, welche von Zeit zu Zeit ihn für eine Nacht um ein Obdach baten, setzte niemand den Fuß in seine Hütte, die er sich in der Einöde aufgebaut hatte. Was that er, wenn er nicht jagte? dieß hat nie jemand erfahren. Eines Tages, während er abwesend war, stahl man ihm ein Viertel von einem Hirsch, das er an einem Pfahl vor seiner Hütte aufgehängt hatte. Doppelauge machte sich auf, den Dieb zu suchen, den Gott allein hatte sehen können. Nachdem er den Boden rings um den Pfahl sorgfältig betrachtet hatte, begab er sich auf die Jagd. Der Marsch war lang. Endlich begegnete Doppelauge zwei Reitern, welche er fragte, ob sie nicht einen Mann gesehen hätten, einen Weißen, schon alt, klein von Wuchs, der eine kurze Büchse trug, und von einem kleinen Hunde mit gestutztem Schweife begleitet war. Auf die bejahende Antwort eines der Reiter, daß sie in der That dem Mann begegnet hatten, den er so genau beschrieb, sagte ihnen Doppelauge, daß es ein schlechter Bursche gewesen sey, der ihm sein Wild gestohlen habe, und den er, wenn er ihn auf der That ertappt hätte, tüchtig bestraft haben würde. Aber wenn ihr ihn nicht ertappt habt, bemerkte einer der Reiter, wie könnt ihr ihn denn so genau beschreiben?

Hört, versetzte der Mestize, und ihr werdet euch überzeugen, daß ich mich nicht täusche. Ich weiß, daß dieser Mann von kleiner Gestalt ist, weil, um das Wildpret, das vor der Thüre hing, abzunehmen, und das ein Mensch von gewöhnlicher Größe leicht erreichen konnte, er genöthigt war auf einen Haufen Steine zu steigen, die ich an dem Pfahle aufgeschichtet fand. Ich weiß, daß es ein Weißer ist, weil ich an den Spuren seiner Füße auf dem dürren Laube sah, daß er auswärts geht, was ein Indianer niemals thut. Sein Alter erkannte ich an den ungleichen und kurzen Schritten; ich habe errathen, daß seine Büchse kurz war, weil ich auf der weißen Rinde einer jungen Birke den Eindruck seines Gewehrlaufes sah, den er gegen den Stamm stützte, um beide Hände frei zu haben. Die Fährte seines Hundes verräth augenscheinlich ein kleines Thier und die Stelle, wo es sich auf die Hinterfüße gesetzt hatte, während sein Herr das Wildpret losmachte, zeigte mir, daß es keinen Schweif hatte. Darüber zog der Mestize seines Weges weiter, und ließ die beiden Reiter voll Verwunderung über seine ungewöhnliche Scharfsicht zurück.

An jenem schon erwähnten Abend hatte Doppelauge, wie gesagt, sich in unser Gespräch gemischt. Er war ebenso finster und schweigsam wie gewöhnlich, aber er schien unruhig, wie ein alter Jagdhund, welcher von einem Wilde Wind hat.

Was habt ihr, Meister Doppelauge? fragte ihn der Contrabandist. Spürt ihr etwas in der Luft? Sind die Tamarindos in der Nähe?

Nein, antwortete der Alte. Ich habe nach allen vier Weltgegenden gelauscht; die Tamarindos sind weit von hier, und der Boden ist still, wie die Luft; aber ich weiß nicht, was mich beunruhigt, ich wittere Verrath um uns her.

Ich suchte die Befürchtungen des Mestizen zu verlachen, aber Albino wurde ernsthaft. Er hatte unlängst erfahren, daß in dem Scharfsinn des Greises beinahe etwas Uebernatürliches lag.

Spottet nicht über Doppelauges Vorhersagungen, sagte Albino, und weil er von Verrath spricht, seyen wir umsomehr auf unsere Sicherheit bedacht.

Im Augenblick als Albino diese Worte aussprach, kam eine der Schildwachen herbei, die wir in dem nahen Gehölze ausgestellt hatten, und brachte einen Indianer, der, wie es schien, unsere Wachsamkeit hatte täuschen wollen. Dieser Indianer trug statt aller Waffen nur einen Knotenstock, der ihm dazu diente sich durch die Lianen einen Weg zu bahnen; ich fragte ihn, woher er komme und wohin er gehe, aber der Indianer verstand nicht spanisch, denn er antwortete auf meine Fragen nur durch unverständliche Gurgeltöne. Doppelauge betrachtete ihn ruhig und antwortete ihm in seiner Sprache; ich vergaß euch zu sagen, daß der Mestize geläufig alle Dialekte der Provinz Cohahuila redete.

Was sagt der Indianer? fragte ich den Greis.

Daß er nach seinem Dorfe zurückkehrt und Angst hat, die Insurgenten möchten ihm das Bißchen Geld nehmen, das er bei sich trägt; darum habe er versucht, unbemerkt vorüberzukommen. Das ist wenigstens was er laut sagt, aber nicht was er in der Stille denkt. Es ist noch ein anderer Beweggrund, ohne Zweifel. Der Mestize richtete aufs neue seine Basiliskenaugen auf den Indianer, der unbeweglich dieses Verhör bestand. Nach einigem Schweigen fragte ihn der Alte aufs neue aus. Wir verstanden kein Wort und schauten die beiden Männer an, welche beim Schein unserer Feuerstelle zwei glühenden Erzbildern glichen. Plötzlich als Doppelauge aufstehen wollte, stolperte er und streckte rasch die Hand nach dem Stocke aus, auf den der Indianer sich stützte; aber er hatte keine Zeit diesen Stützpunkt zu ergreifen, der Indianer war schnell zurückgetreten.

Ich glaube daß dieser Mensch nicht lügt, sagte der Alte gelassen, indem er sich seiner ganzen Länge nach aufrichtete; ich will ihn noch etwas fragen und dann seines Weges ziehen lassen.

Der Indianer schien es nicht zu verstehen, denn er blieb unbeweglich, als der Mestize ihm plötzlich seinen Stock entriß. Der Indianer fuhr zusammen; Doppelauge lächelte mit zufriedener Miene.

Das Geheimniß des Indianers ist in diesem Stocke verborgen, sagte er. Denn sonst hätte er nicht, als ich zu stolpern schien und die Hand nach demselben ausstreckte, um mich zu halten, diese erschreckene Bewegung nach rückwärts gemacht.

Der Alte bog den Stock über seinem Knie. Ein Papier zeigte sich unter den Holzsplittern, die durch eine gewaltige Anstrengung entzweisprangen. Doppelauge hob es auf, entfaltete es, und sah es bei dem Scheine des Feuers an; dann gab er es mir hin, mit einer Gebärde der Verachtung. Wie Doppelauge kehrte und wandte ich es zwischen meinen Fingern und reichte es Albino. Dieser letztere hielt vergebens das Blatt, welches für ihn wie für mich mit unverständlichen Zeichen bedeckt war, an die Flamme der Feuerstelle. Kurz, auf zweihundert Mann, die wir da beisammen waren, fand sich nicht Einer, welcher den Inhalt des aufgefangenen Schreibens entziffern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Omnibus für die Wüste von Suez. Einer der ersten Wagenfabrikanten von Paris hat von der ägyptischen Regierung einen Auftrag erhalten, 50 starke Diligence-Omnibus zu liefern für die Fahrt durch die Wüste. (Fr. Bl.)

•

Das Kameel in Nordamerika. Ein Hr. Davis aus Mississippi hat im Congreß den Vorschlag gemacht, daß die Regierung Maaßregeln ergreifen soll, um das Kameel für den Marsch der Truppen durch die Prairie einzuführen. (Journ. du Comm. d'Anvers. 16 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 45. 21 Februar 1851.

Die Insel Cap Breton.

Ob selbst viele Engländer die genaue geographische Lage der Insel Cap Breton kennen oder von der Schönheit und Fruchtbarkeit derselben etwas wissen, dürfen wir bezweifeln und doch wird diese Colonie verhältnißmäßig von keiner andern brittischen Colonie an innerem Werth oder als wichtige militärische und Marinestation übertroffen. Manche Engländer, die etwa von Cap Breton gehört haben, glauben daß es ein Stück des nördlichen Amerika's sey, wo Schnee, feuchte Kälte und Stürme die ganze belebte Natur lähmen, und Küsten, sowie Binnenland im größten Theile des Jahres mit Eis bedeckt sind. Man könnte nun diesen Irrthum für unerheblich halten, wenn daraus nicht eben sowohl für die Colonie, als für das Mutterland große Nachtheile entstanden wären, indem England dadurch veranlaßt ist eine seiner Besitzungen sehr zu vernachläßigen, welche durch ihre geographische Lage von großer politischer Bedeutung, und namentlich bestimmt ist eins seiner besten Bollwerke zu werden. Ein Blick auf die Karte von Nordamerika wird dieses zeigen, denn man muß einsehen daß die Insel Cap Breton eine Barriere zwischen dem St. Lorenzgolf und dem atlantischen Ocean bildet, daß sie an der Mündung dieser großen Pulsader der britischen Besitzungen in Nordamerika liegend, solche auf der Wasserseite schützt, also eine vortreffliche Position für ein Heer und Station für eine Flotte zwischen Europa und Amerika, vorzugsweise für Großbritannien ist, welches östlich in den atlantischen Ocean hinausragt, so daß kaum drei Breitengrade zwischen beiden Ländern liegen, indem Cap Breton in 47°5′ und Cap Lizard 49°58′ gelegen ist. Als Frankreich Canada beherrschte, wußte es diese Vortheile richtig zu schätzen und sparte weder Kosten noch Mühe um Cap Breton, den Schlüssel seiner Besitzungen auf dem amerikanischen Continente zu befestigen, wie die Ruinen von Louisburg noch jetzt zeigen. Die ohne Zeitverlust mit Franzosen bevölkerte Colonie Cap Breton nahm an Wohlstand und Einwohnerzahl so rasch zu, daß kurz vor dem 7jährigen Kriege 300 Schiffe, 1500 Schaluppen und 12,000 Seeleute mit der Kabliaufischerei dort beschäftigt waren. Als durch den Frieden von Utrecht Neuschottland und Neufundland an England gekommen waren, sahen die Franzosen sehr richtig ein, daß nur durch den Besitz von Cap Breton ihre werthvollsten Colonien in Nordamerika, welche nun von ihren Feinden so nahe umringt wurden, ihnen erhalten werden könnten; deßhalb verwandelten sie die Insel in eine Veste, von welcher sie ihre Feinde beobachten und diesen Trotz bieten konnten. Ihre Hauptstadt Louisburg an der südöstlichen Küste der Insel, seit 1713 angelegt, hatte eine von der Natur geschützte Lage und einen Hafen von 7 bis 9 Faden (Klafter) Wassertiefe an der Mündung, welcher die größten Kriegsschiffe vor allen Winden geschützt aufnehmen konnte. Hafen und Stadt waren von sehr starken Festungswerken umgeben und in der Stadt waren Klöster, Kirchen, Theater, Hospital, regelmäßige Straßen und Plätze mit einem Kostenaufwande von 30 Millionen Livres, rasch wie durch Zauberei, in dem Urwalde entstanden. Cap Breton besitzt noch mehrere Häfen, aber keinen der so wenig von den aus dem Lorenzgolfe im April und Mai angetriebenen Eisfeldern leidet, als der Hafen von Louisburg; der Boden in der Umgebung dieser Stadt ist zwar mager, aber vortrefflich zur Rindvieh- und Schafweide und auch culturfähig. Die Franzosen erbaueten auf der Insel noch mehrere Städte, von welchen die bedeutendste Ingomisch an der Ostküste war. Am 26 Julius 1757 wurde Louisburg nach einer hartnäckigen Vertheidigung von den Engländern erobert und gänzlich zerstört, und ist jetzt nur ein Haufen Trümmer, zwischen welchen ein Paar Fischerhütten vereinzelt stehen. Die Insel Cap Breton wurde dann im Frieden von 1763 an England abgetreten und ist seitdem in dessen ununterbrochenem Besitze geblieben. Aber fast 20 Jahre lang ließ man diese Colonie in demselben ruinirten Zustande, wie man sie erhalten hatte, gänzlich vernachläßigt von dem brittischen Ministerium, und nur wenig begünstigt von dem Gouvernement von Neuschottland, zu welchem sie gehörte. Freilich war in jener Zeit England in Differenzen und Kriege wegen seiner Colonien verwickelt, aber die Vernachläßigung von Cap Breton stand nicht im Einklang mit der Begier die man gezeigt hatte, um es zu bekommen, eine Begier, die aus der einstigen Schätzung des Werths entsprang, welchen diese Insel in Beziehung auf das vom St. Lorenzstrom bewässerte brittische Gebiet hat. Im Jahre 1784 wurde das Publicum wieder an Cap Breton erinnert, aber nur weil man es für eine paßliche Colonie zur Ansiedelung der treugebliebenen Amerikaner (Loyalisten) und der verabschiedeten Truppen hielt, welche nach Beendigung des amerikanischen Freiheitskrieges von dem Mutterlande zu versorgen waren. In dieser Absicht erhielt Cap Breton ein besonderes Gouvernement, und dessen Organisation und Leitung wurde dem Obristlieutenant des Barres anvertraut, welcher sowohl in jenem Kriege, als vorzüglich durch Vermessung und Chartirung der Küsten und Häfen von Neuschottland sich ausgezeichnet hatte. Dieser überließ Louisburg seinem Schicksal, und wählte ein kleines Vorgebirge an der Ostseite des spanischen Hafens, 11 englische Meilen von dessen Mündung entfernt, um dort die Hauptstadt der Colonie anzulegen, welche in 46° 18′ nördlicher Breite und 60° 3′ westlicher Länge gelegen, Sydney genannt wurde. Er konnte mit Recht erwarten, daß diese Stadt rasch wohlhabend und von Wichtigkeit werden würde, weil sie

theils in Rücksicht auf die Hülfsquellen der Insel günstig gelegen war, theils dem überseeischen Handel große Bequemlichkeiten darbot. Die Stadt steht auf einen tiefen Meeresarm und der Boden ihrer Umgebung war zum Ackerbau vortrefflich geeignet; hier konnte die Kabliaufischerei bequem und vortheilhaft betrieben werden, die nahen Wälder lieferten Bauholz, unerschöpfliche Lager vorzüglicher Steinkohlen zeigten sich sechs englische Meilen entfernt vom Hafen von Sydney, und das Meer wimmelt von den brauchbarsten Fischen. Diese Vortheile der Lage bestimmten des Barres in seiner Wahl und verhießen der neuen Ansiedlung einen glänzenden Erfolg, welcher aber niemals sich verwirklicht hat. Als des Barres in Cap Breton angekommen war, erließ er Bekanntmachungen, worin die natürlichen Vorzüge und Kräfte der Insel geschildert wurden, und erhielt dadurch einen Zuwachs der Bevölkerung von fast 4000 Seelen, meistens Wallfischfänger mit ihren Familien aus Massachusetts und Rhode Island, loyale Anhänger Englands und arbeitsame Menschen, deren Nachkommen durch Verstand und feinere Sitten vor den anderen Bewohnern noch jetzt sich auszeichnen. Die Colonie machte einen guten Anfang, denn im ersten Jahre belief sich der Werth der ausgeführten Fische und Kohlen auf 40,000 Pfd St.; aber der günstige Erfolg dauerte nicht lang, und eine der solchen hindernden Hauptursachen war die Masse baaren Geldes, welche durch die Truppen und Civilbeamten in Umlauf kam. Gleich im Anfang wurde ein ganzes Regiment nach Sydney gelegt, und die Ausgaben desselben sammt denen des Gouverneurs und seines Stabes erzeugten einen zwar nicht wichtigen, aber verhältnißmäßig ausgedehnten Kleinhandel in dem Orte, welcher viele der Ansiedler verlockte, den daraus entspringenden leichtern Gewinn dem mühseligern des Ackerbaues und der Fischerei vorzuziehen. Als aber durch die Wiedervereinigung der Insel mit dem Gouvernement von Neuschottland im Jahre 1820 das baare Geld zuzufließen aufhörte und die Garnison derselben auf eine Compagnie Infanterie und etliche Artilleristen reducirt wurde, so sahen sich die Bewohner von Sydney einer Hauptquelle ihrer Einnahmen beraubt und eine Stockung des Handels trat ein, welche ein so großes Elend erzeugte daß die Colonie sich davon noch jetzt nicht gänzlich wieder erholt hat. Es ist eine Thatsache, daß die Gewohnheiten des müßigen Geschwätzes und körperlicher Unthätigkeit, welche durch die Geschäfte des Marketenders und Krämers erzeugt werden, die Menschen zu anstrengendern Beschäftigungen so gut wie unfähig machen; als nun die Umstände wodurch jene Krämer bisher ihren Lebensunterhalt erworben hatten, sich änderten, so kehrten sie nicht zu den mühevollen Arbeiten zurück, welche stets das Loos der ersten Ansiedler sind, sondern sie verbrachten ihre Zeit mit eitlen Klagen und Murren und verbreiteten unglücklicherweise dadurch einen Geist der Trägheit und Unzufriedenheit in ihrem kleinen Wohnorte. Daher kommt es, daß in Sydney eine Menge Müßiggänger noch heutigen Tages sich aufhalten, welche über ihre Armuth sich durch Schimpfen auf die jetzige Zeit trösten und einfache Arbeit zur Erwerbung ihres Unterhalts verschmähen, während sie nach der vergangenen guten alten Zeit seufzen. Darunter sind aber noch manche die ihr Leben durch die Soldaten zu fristen suchen, und obgleich alle 80 Soldaten zusammen täglich nicht mehr als $2\frac{1}{2}$ Pf. St. (etwa 30 Gulden) zu verzehren haben, so sind doch 30 oder 40 Branntweinkneipen in Sydney, einem Orte von etwa 200 Häusern, welche von einem Theile dieser Summe existiren; man kann sich dadurch einen Begriff machen, wie es mit der dortigen Moralität beschaffen ist.

Die äußerste nördliche Spitze der Insel Cap Breton ist in 47°5', das südliche Ende in 45°27' nördlicher Breite, und sie liegt vom 59°58' bis 61°50' westlicher Länge. Ihre größte Länge beträgt 115 englische Meilen, ihre größte Breite 90 und ihr Umfang 275 Meilen; sie enthält etwa 2,300,000 Morgen Fläche und ist von der Natur in zwei Theile geschieden, welche geographisch der westliche und der östliche genannt werden müssen. Der erstere Theil ist in jeder Richtung von Wasser durchströmt und seine Küsten sind von zahlreichen Buchten und Häfen tief eingeschnitten; der östliche Theil dagegen besteht aus einem vom Wasser nicht unterbrochenen Strich Landes, welcher fast ohne Einschnitte des Ufers bis zum Meere sich hinabzieht; nach Norden zu sind die Küsten schroff und abschüssig, und das vom Cap North an bei den Seiten sich herabsenkende, den Krümmungen des Ufers folgende Hochland variirt in der Breite von 15 bis 20 Meilen und in seiner Höhe von 600 bis 1000 Fuß; diese Bergplateaux sind an den meisten Stellen unbrauchbar zur Cultur; man findet dort nur hin und wieder verkrüppelte Tannen und Fichten, der Boden ist durchgängig felsig und kahl, und trägt höchstens ein Bißchen Moos zur Nahrung für die wenigen sich dort aufhaltenden Hirsche. Wendet man sich mehr südlich, so nimmt der Boden, obgleich hoch liegend, einen mehr wellenförmigen Charakter an, und hier hemmen Flüsse häufig unsern Pfad, welche Thäler von großer Fruchtbarkeit durchströmen. Von Port Hood bis nach Ship Harbour zieht eine gelinde sich senkende Hügelkette hinab und wird längs des „Gut of Canso" zum flachen Ufer, das indeß nur wenig von den Fluthen leidet, die in einer Geschwindigkeit von 6 bis 7 engl. Meilen in der Stunde daran vorüber brausen; von Canso bis zu dem Cap welches der Insel seinen Namen gegeben, ist die Küste niedrig und felsig und zeigt landeinwärts wenig culturfähiges Land; aber tiefer im Lande, besonders an den Flüssen Mirar und Grand, finden sich fruchtbare Striche. Vom Cap Breton bis zum Cap Dauphin besteht die Küste aus einer gewaltigen, fast senkrechten Klippe von 20 bis 100 Fuß Höhe, die von mehreren Buchten eingeschnitten ist, welche sämmtlich niedrige und sandige Ufer haben; der Boden in der Nähe ist durchgängig flach und wellenförmig, aber von monotonerem Charakter als nördlich vom Cap Dauphin.

Die beiden Theile, worein die Insel zerfällt, entstehen durch die große Fläche Meerwasser, welche einen beträchtlichen Theil ihrer Mitte einnimmt und in südwestlicher Richtung fast von einer Küste zur andern die Insel durchschneidet. Die Franzosen, welche die bedeutenden Vortheile dieses Binnenwassers und den unerschöpflichen Reichthum an Fischen in demselben vollkommen begriffen, nannten es „Bras d'Or", und jetzt heißt es nach immer „der große" und „der kleine Bras d'Or." Der große Bras d'Or ist ein schöner Meeresarm von 40 Meilen Länge und 20 Meilen Breite wo er am breitesten; seine Tiefe beträgt von 20 bis 60 Klafter, und die Ufer desselben sind von unzähligen kleinern und größern Buchten eingezahnt, die zur Erbauung von Schiffen und für den Handelsverkehr ganz vortrefflich sich eignen. Der kleine Bras d'Or ist der Canal, welcher den „großen" mit dem offenen Meere verbindet, und dieser wird in seiner Länge durch die fruchtbare Insel Boularderie in zwei Fahrwasser getheilt, von denen das nördliche für die tiefgehendsten Schiffe fahrbar ist. Die Landschaften an dem Bras d'Or-Seen sind außerordentlich schön; den Rand ihrer Wasser umzieht ein Gürtel von grünem, angebautem Lande, worin eine Menge netter Bauerhäuser liegt; den Hintergrund bilden die dunkeln Massen des Urwaldes, und lange Bergketten, eine die andere in blauer Ferne überragend,

schließen die Aussicht. Diese Seen müssen von unschätzbarem Werthe für Cap Breton werden, denn das Wasser in allen ihren vielen Buchten ist tief genug, und ihre Lage in der Mitte der Insel ist so beschaffen, daß kein Theil derselben weiter als zwölf englische Meilen vom schiffbaren Meerwasser entfernt ist.

Cap Breton hat zwar viele, aber unbedeutende Flüsse mit fruchtbaren Strichen angeschwemmten Bodens an den Ufern, und alle Flüsse wimmeln von Süßwasserfischen verschiedener Arten. Die Insel hat zahlreiche Buchten und Häfen, wie sie in Nordamerika nicht schöner gefunden werden, und darunter sind zu nennen: St. Anne, der nördliche Einlauf in den Bras d'Or, Sydney, Mainadieu, Louisburg, Arichat, Ship Harbour und Port Hood. Der Hafen von Sydney verdient aber vor allen den Vorrang, sowohl wegen seiner natürlichen Vorzüge, als wegen der Wichtigkeit, welche das große Kohlenlager in seiner Nähe ihm immer verleihen wird; dabei ist er geräumig, leicht zugänglich und frei von Klippen und seichten Stellen. Drei Meilen entfernt von dessen Mündung ist das Fahrwasser durch Sandbänke an beiden Seiten beschränkt, nur eine Meile breit, und theilt sich zwei Meilen weiter in zwei Arme, von denen jeder etwa 5 Meilen lang und eine Meile breit ist, und die Stadt Sydney liegt wie oben erwähnt, am rechten Ufer des östlichen Arms auf einer Landzunge.

(Fortsetzung folgt.)

John James Audubon,

welcher am 27 Januar d. J. in einem Alter von 76 Jahren zu Newyork starb, war zu Neuorleans geboren. Sein Vater hatte es in der französischen Marine zum Admiral gebracht, und war ein Freund Washingtons. Der junge Audubon kam, nachdem er seine Kindheit in Louisiana zugebracht, nach Frankreich, wo er seine Erziehung vollendete und unter der Leitung des berühmten David bedeutende Fortschritte in der Malerei machte. Als er völlig herangewachsen war, kaufte ihm sein Vater ein Gut an den Ufern des Schuylkill, wo er von allem Luxus umgeben hätte leben können, aber der Geschmack, den er in Paris an der Ornithologie gefunden hatte, flößte ihm den eifrigen Wunsch ein, die Vögel des westlichen und intertropischen Amerika kennen zu lernen. Im J. 1810 verließ er seine Heimath in einem offenen Nachen mit Weib und Kind, um eine in ornithologischer Beziehung romantischere Gegend zu suchen, als ihm sein Vater auserlesen hatte. Er wählte einen Ort in Kentucky, gründete hier eine neue Heimath, und verfolgte nun mit unwandelbarem Eifer seine Studien in allen Richtungen, streifte durch die Wälder, besuchte alle Flüsse und zeichnete die bisher unbeschriebenen Vögel, die er schoß. Die Geschichte seiner gefährlichen Abenteuer während 20 Jahren, die er unter allen bewohnten Breiten zubrachte, bietet ein dauerndes Denkmal seines Eifers für naturhistorische Studien, und als eine Probe seiner Charakterstärke kann man den Umstand anführen, daß er einst alle bereits gemachten Zeichnungen, gegen 1000 Stücke, durch Feuer verlor, nach wenigen Tagen den Schmerz über den Verlust bezwang und sich abermals in die Wälder begab, um seine Arbeit von vorne anzufangen. Im J. 1824 wollte Lucian Bonaparte ihm seine Zeichnungen abkaufen, aber er beschloß sie selbst herauszugeben. In diesem Zweck ging er nach Europa, machte hier mit den angesehensten Naturforschern Bekanntschaft, sah seinen alten Freund Humboldt, und begann die Herausgabe seines Werks, das 14 Jahre in Anspruch nahm. Die meisten Vögel hatte er selbst im Walde, als die Federn noch frisch waren, gezeichnet, und scheint nie mit dem Glanz seiner Colorirung wohl zufrieden gewesen zu seyn, sondern stets sich bestrebt zu haben, die möglichste Vollkommenheit zu erreichen. Dieß sicherte ihm auch den Erfolg. Die Zahl seiner Subscribenten war 175, darunter 80 Amerikaner. Eine der Eigenthümlichkeiten dieses Prachtwerks ist seine ungeheure Größe, Doppelfolio. Im J. 1839 kehrte Audubon nach Amerika zurück, und ließ sich am Hudson nieder, wo er in Zurückgezogenheit lebte, und mit Dr. Bachmann an einem Werk über die „Vierfüßigen Thiere Amerika's" arbeitete, das erst im vorigen Jahr erschien.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Die sieben Norias von Bajan.

(Fortsetzung.)

Fragt den Indianer aus, sagte Albino zu Doppelauge; gebt ihm zu verstehen, daß er sterben muß, wenn er euch nicht den Sinn dieser Botschaft entdeckt.

Ihr hört, fuhr der Mestize fort, indem er dem indianischen Boten den Befehl des Guerrillero wiederholte; aber der Indianer wußte nicht mehr als wir selber, und Bitten und Drohungen vermochten ihm nichts weiter auszupressen als die Worte: „Elizondo! Elizondo!" Man ließ ihm die Freiheit und er entfernte sich langsam aus dem Kreise unserer Wachtfeuer. Wir aber wußten nicht mehr als zuvor. Nach dem Abgang des Indianers sandten wir durch den Mestizen den Befehl an unsere Posten ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, und einen jeden, der in der Nähe des Lagers ergriffen werde, uns vorzuführen. Die Unruhe des Alten war durch den Fund dieser geheimnißvollen Botschaft so sehr gerechtfertigt worden, daß wir auf der Hut waren. Wir hofften überdieß, daß der Zufall irgend einen Reisenden in unsere Hände führen werde, der uns das dem Indianer entrissene Schreiben lesen könnte. Doppelauge kehrte bald zu uns zurück, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte.

Was denkt ihr von all diesem? fragte ich den Mestizen.

Wenn man den Lootsen sieht, ist der Haifisch nicht ferne, versetzte der Greis in seiner sprüchwörtlichen Redeweise.

Wir legten uns auf unsere Mäntel am Feuer nieder. Nur der Mestize blieb unbeweglich sitzen, indem er den Kopf bald auf die Kniee stützte, bald die Augen in tiefem Nachdenken gen Himmel wandte, oder auf ein Geräusch zu lauschen schien, das wir nicht hörten. Ich sah ihm eine Weile zu beim Scheine des Feuers, welches seine langen grauen Haare röthete und in seinen schwarzen Augen Funken entzündete; bald aber sah ich ihn nicht mehr und schlief.

Der Tag konnte nicht mehr ferne seyn, als ich durch den Ruf „Wer da?" welchen die Schildwachen wiederholten, erweckt wurde. Ich richtete mich auf. Albino schlief noch; Doppelauge aber war in derselben Stellung wie zuvor. Ich weckte den Contrabandisten und warf etwas Reisig auf die Feuerstelle, um sie wieder anzufachen. Einige Augenblicke später führten zwei unserer Soldaten einen Reiter herbei, dessen Pferd sie am Zügel hielten. Dieser Reiter schien zugleich verdrießlich und erschrocken. Eine blaue Manga deckte seine Schultern.

Was ist das, meine Herren? sagte er; bin ich unter Freunden oder Feinden? Und mit welchem Recht nehmt ihr Officiere der Unabhängigkeitsarmee gefangen?

Mit dem Rechte, das man hat, zu wissen ob es Freunde oder Feinde sind, welche sich des Nachts unserer Beiwacht nähern, antwortete Albino; zudem wären wir sehr froh einen Christen zu finden, welcher lesen und schreiben könnte, oder auch nur lesen, um uns einen Dienst zu erweisen, und wenn ihr Officier seyd, wie ihr sagt, so könntet ihr vielleicht . . . .

Albino suchte in seinen Taschen nach dem Schreiben, das uns auf so seltsame Weise zugekommen war. Während dieser Zeit betrachtete ich aufmerksam die Gesichtszüge des Mestizen; dieser dagegen richtete seine forschende Blicke auf den Reiter. Die Prüfung schien diesem nicht günstig zu seyn, denn er hielt Albino's Arm zurück, der bereit war das Papier in die Hände des Fremden zu legen.

Ich wittere Verrath, sagte er mit leiser Stimme, aber laut genug, daß der Reiter es hörte

Seit wann, Bursche, rief er wüthend, hat Oberstlieutenant Elizondo verdient, so grob beleidigt zu werden?

Und der Officier, seinen Mantel auseinanderschlagend, zeigte uns auf seiner Uniform die Zeichen seines Grades. Wir erinnerten uns in

diesem Augenblick an den Namen des Urhebers des Aufstandes der Provinzen Cohahuila und Nueva-Santander, und ohne das aufgefangene Schreiben dem Obersten zu zeigen, baten wir ihn um Entschuldigung, indem wir die Gewaltmaßregel, der man ihn unterworfen hatte, auf die Noth des Krieges schoben. Der Officier nahm diese Entschuldigungen mit einigem Hochmuth hin; er warf einen gehässigen Blick auf den Mestizen, trieb sein Pferd an und verschwand.

Als er fort war, nahm Doppelange einen Feuerbrand, bei dessen Scheine er aufmerksam die Hufspuren des Pferdes auf dem Boden betrachtete; er maß mit grünen Zweigen die Länge und Breite derselben, und steckte die Zweige in die Tasche, und wie wenn er mit sich selber redete, sagte er: Elizondo! der Indianer! Haifisch und Lootse, ist eins und dasselbe. Und sich zu Albino wendend, fuhr er fort: Herr Capitän, wenn ihr mir glauben wollt, so steigt augenblicklich zu Pferde, reitet bis Saltillo, und ihr werdet jemand finden, der euch das Briefchen aus dem Stocke des Indianers lesen kann; aber vertraut euch nicht dem ersten besten an, und dann handelt je nach dem, was dieses Papier euch offenbart.

Der ehemalige Contrabandist war nicht gewohnt die Rathschläge des seltsamen Alten zu mißachten. Er befahl sein Pferd zu satteln; aber im Augenblick als er aufbrechen wollte, meldete ihm eine Schildwache, daß ein reicher Zug von Kaufmannsgütern und Silber sich den Vorposten nähere. Diese Kunde ließ uns alles vergessen, und erst acht Tage nach diesem Zusammentreffen forschte Albino zu Saltillo nach dem Inhalt des aufgefangenen Briefes. Er kehrte zu uns zurück mit der Gewißheit, daß seit fünf Tagen schon unsere Anführer nach Monclova aufgebrochen waren. Doppelange hatte sich nicht getäuscht, sagte er uns; das Schreiben des Oberstlieutenant Elizondo wurde mir durch einen Priester, einen Freund des Hidalgo, vorgelesen, dem ich alles im Beichtstuhl anvertraut habe; es enthielt folgendes: „Alle meine Maaßregeln sind genommen; ich werde in zwei Tagen eure zweihundert Mann an den Cisternen von Bajan einholen; nicht Einer der Anführer des Aufstandes soll entkommen."

O! unterbrach ihn der Mestize, warum haben wir diesen Verräther nicht niedergeschossen! denn er ist es, nicht wahr? Und Bajan ist ganz nahe bei Monclova?

Der Priester sagte mir, daß der General Abasolo schon Anzeige erhalten habe von dem Verrath, welchen Elizondo gegen ihn im Schilde führte, weil er erbittert war, daß man ihn nicht zum Generallieutenant ernannt hatte; aber mit seiner gewohnten Seelengröße hatte Abasolo sich geweigert an solche Niederträchtigkeit zu glauben. Der Brief war an den Gouverneur Ochoa gerichtet, dessen Landhaus in der Nähe ist. Dieß erklärt die Anwesenheit des Obersten, der besorgt war, keine Antwort auf seine Botschaft erhalten zu haben.

Was ist zu thun? fragte ich Doppelange.

Elizondo hat zu gegenwärtiger Stunde schon fünf Tage Vorsprung vor uns, und er reitet mit verhängtem Zügel; meine Ansicht ist, daß wir unverzüglich uns aufmachen sollten, und vielleicht ist es noch Zeit die flüchtigen Anführer zu benachrichtigen. Wie viele Leute haben sie zu ihrem Schutz?

Tausend ungefähr, antwortete Albino.

Brechen wir auf, rief ich; wenn wir diese Schutzwache ermahnen auf ihrer Hut zu seyn, so sind zweihundert Mann nicht zu fürchten.

Mehrere Beweggründe, die wir in rascher Berathung erwogen hatten, ließen uns den Entschluß fassen, uns allein aufzumachen. Unsere Guerrilla mitzuschleppen, hätte uns tausend widrigen und verderblichen Zögerungen ausgesetzt; das Land das wir durchziehen mußten, war dürr, heiß und ohne Wasser, und was hätten endlich zweihundert Mann mehr zum Schutze der Anführer thun können, die von den auserlesensten Soldaten und vielen Geschützen begleitet waren? Die Hauptsache war also, daß wir alle drei bald genug anlangten, um die Schutzwache zu ermahnen auf der Hut zu seyn.

Wir überließen den Befehl der Guerrilla dem ersten Lieutenant; dann, jeder mit einem Handpferd ausgerüstet, um größere Tagreisen zurücklegen zu können, ritten wir ungefähr um zwei Uhr Nachmittags ab. In der That sind es kaum fünf Tagmärsche von Saltillo nach Monclova, die aus ebenso vielen fast erzwungenen Nachtquartieren bestehen: Santa-Maria, Anela, Punta del Espinezo del Diablo, Salida del Diablo, endlich Acatita de Bajan; aber wir hatten Grund zu vermuthen, daß die Schwierigkeiten des Weges für die zahlreichen Wagen der Anführer, der Mangel an Lebensmitteln an unbewohnten Orten und andere Hindernisse dieser Art den Marsch des Zuges aufhalten würden. Zum Glück war es erst zu Acatita de Bajan, dem letzten Nachtquartier vor Monclova, wo der Ueberfall stattfinden sollte. Dieser Umstand und die gezwungene Langsamkeit jenes Zuges gaben uns Gewißheit, noch zu rechter Zeit anzukommen, um Elizondo's Verrath zu verhindern, obgleich die Anführer fünf Tage Vorsprung vor uns hatten. Wir ritten also voll Hoffnung weiter, besonders ich, der ich für den ritterlichen Abasolo ein ganz besonderes Gefühl von Zärtlichkeit und Bewunderung hegte.

Nachdem wir auf der Hälfte Weges unsere Pferde gegen die Handpferde gewechselt hatten, kamen wir des Abends nach Santa-Maria, unserm ersten Halt. Wir fragten die Bewohner einiger ärmlichen Hütten aus, welche den Weiler bilden; alle antworteten uns, daß die Schutzwache aus lauter, der Sache Hidalgo's ergebenen Soldaten bestehe, und daß sie voll Vertrauen in die Kraft ihrer Zahl marschirten, ohne irgend einen Verrath zu befürchten. Diese Kunde befriedigte uns nur halb; es wäre mir lieber gewesen zu hören, daß die Escorte, wie wir zu sagen pflegen, „mit dem Barte auf der Schulter" marschirt wäre. Uebrigens hatten wir große Mühe uns einige Nahrung für uns und die Pferde zu verschaffen; denn der Zug vor uns hatte alle Lebensmittel der Umgegend aufgezehrt. Nachdem wir fünf oder sechs Stunden geruht hatten, brachen wir gegen Mitternacht wieder auf. Mit dem Beginn des zweiten Tages wurde ich gewahr, daß Doppelange wieder in eine seiner unheilverkündenden Träumereien verfallen war.

Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, sagte der Mestize, den ich befragen zu müssen glaubte; ja ich habe einen Traum gehabt, und fürchte ihn nur zu getreu ausgelegt zu haben.

Wie war er dann, dieser Traum?

Ich träumte diese Nacht, daß ich siebenmal heftig gedürstet hatte mitten in der Wüste, und daß das siebentemal, eben als ich trinken wollte, Elizondo mir den vollen Eimer aus den Händen riß. Dieser Traum kann nur etwas bedeuten, und zwar, daß der Verräther die sieben Cisternen von hier nach Monclova, die man die sieben Norias von Bajan nennt, verschüttet oder ausgeschöpft hat.

Albino und ich sahen uns an, und dieser bemerkte, daß Elizondo die Anführer nicht werde verdursten lassen wollen, weil er allem Anschein nach sie dem Gouverneur von Cohahuila lebendig auszuliefern versprochen hatte. Der Alte schüttelte den Kopf.

Er wird sie freilich nicht durch Durst umkommen lassen; aber um das nöthige Wasser herbeizuschaffen, wird die Schutzwache sich siebenmal zertheilen, und bei einer oder der andern Gelegenheit können Elizondo's Leute sich ohne einen Schwertstreich der ihrer Vertheidiger beraubten Anführer bemächtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stowemanuscripte. Unsere Leser werden sich erinnern, daß vor einiger Zeit das prachtvolle Landhaus des Herzogs von Buckingham mit dem noch prachtvollern Hausrath verkauft wurde, um die Gläubiger zu befriedigen. Unter den Merkwürdigkeiten der Bibliothek befand sich auch eine Anzahl Manuscripte, namentlich die Familiencorrespondenz, Tagebücher und andere Schriften von Bedeutung vom J. 1742 bis 1800. Das Tagebuch von George Grenville enthält, wie man sagt, die geheimen Springfedern der Verwaltung Lord Bute's — unter welchem die Regierungsgewalt den Whigfamilien entrissen und den Tories in die Hände gespielt wurde — die Privatgeschichte von Wilkes und Lord Chatham u. s. w. Wilkes soll darin in einem ganz neuen Licht erscheinen, und die Aufschlüsse über den noch immer nicht ermittelten Verfasser der Briefe von Junius sich finden. (Athen. 15 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. 22 Februar 1851.

Etwas über Taschkend.

Die Vaterländischen Memoiren vom Januar d. J. enthalten von einem aus Petropaulowsk nach Taschkend abgeschickten Handelsreisenden Bemerkungen, die, so verworren sie zum Theil sind, doch manches Interessante mittheilen. Der Weg geht 500 Werste weit bis Akmol, wie es scheint an der von Kosaken bewachten Gränzlinie hin. Von Akmol führt der Weg 270 bis 280 Werste weit an den Sary-su, dann geht es 150 Werste weit durch eine mit Gras bewachsene und mit Wasser versehene Steppe, auf welche jedoch 250 Werste weit die Hungersteppe (Bed-pak-dala) folgt, wo in einer Entfernung von je 40 bis 50 Wersten Brunnen gegraben sind. Hat man diese Strecke zurückgelegt und den Fluß Tschui erreicht, so kommt man nach weitern 80 Werst an die Gränzfeste von Taschkend, Susak. Von hier führt der Weg 90 Werste weit über den Kara-tau nach Asret, von wo es noch 250 bis 260 Werste nach Taschkend sind. Nach diesen Angaben kommen etwa 15 bis 1600 Werste heraus. Das Land wird im wesentlichen von nomadischen Kirgisen durchzogen; in den Städten, namentlich in Taschkend selbst, ist die Bevölkerung gemischt, und besteht zum Theil aus Tadschiks (Sarten), wie in Buchara und Chiwa. Die Schilderung Taschkends ist nicht sehr einladend. „Die Stadt ist rein asiatisch, die Straßen krumm und so eng, daß nur ein Wagen durchfahren, und zwei einander entgegenkommende sich nicht ausweichen können. Im Frühjahr ist der Schmutz so tief, daß man nur zu Pferde durch die Straßen kommen kann, und selbst diese armen Thiere sinken oft ein bis in die Knie. Längs der Straßen ziehen sich Mauern von Thon hin, die Häuser selbst sind innen im Hofe, jenseits der Mauern gebaut, und der Anblick der Straßen deßhalb höchst langweilig. Bei mehrern Häusern, deren man in Taschkend 4000 zählt, sind Fruchtgärten. Die Häuser sind nicht groß, es wohnt immer nur Eine Familie darin, und Vermiethung der Wohnungen ist durchaus nicht gebräuchlich. Die Taschkender leben, wie alle Asiaten, nach unsern Begriffen schlecht: ihre Häuser sind von Lehm, ohne Fenster, überall dringt der Wind ein; um das Zimmer warm zu halten, schichtet man einen Holzhaufen auf, an dem sich die Familie wärmt und zugleich ihr Essen kocht; Tische, Stühle, Körbe, Schemel gibt es nicht, man breitet nur auf dem Boden Filze und grobe Teppiche aus, auf denen man ißt und schläft. Die Regierung ist unbeschränkt despotisch und niemand seines Eigenthums sicher, denn der Regent, Bek, kann es jedem ohne allen Grund entreißen. Indeß geht aus den Schilderungen hervor, daß reiche Handelsleute sich auch eine politische Macht erworben haben, und sie gegen den Bek oft durchsetzen, namentlich indem sie ihm einen Mimbaschi oder ersten Minister aufdringen. Für russische Kaufleute ist Taschkend ein wichtiger Ort: alle Wochen gehen Karawanen nach Kaschgar (hier Koschkar geschrieben) und Buchara, und nehmen für Länder, die den Russen ganz unbekannt sind, russische Waaren mit, meist Tuch, Plüsch, Baumwollenzeuge, Eisengeräthe u. s. w.

Die Insel Cap Breton.

(Fortsetzung.)

Nach dieser kurzen geographischen und physischen Beschreibung des Aeußern von Cap Breton will ich eben so kurz von dessen Klima reden. Wenn das Klima für jedes Land ein Hauptpunkt ist, so kommt es ganz besonders bei einer Colonie in Betracht, welche Einwanderer aus dem Mutterlande zur Niederlassung auffordert, und gerade über das Klima dieser Insel herrschen in England gewöhnlich sehr irrige Meinungen. Das Klima von Cap Breton ist gesund und kräftigend, es erzeugt sowohl physische Energie als lange Lebensdauer, und ist in hohem Grade frei von epidemischen Krankheiten, welche in andern brittischen Colonien zuweilen wüthen; es scheint bei gewöhnlicher Sorgfalt für jede Körperconstitution paßlich zu seyn, und von dort einheimischen besondern Krankheiten habe ich nicht gehört; es ist sogar frei von den intermittirenden Fiebern, welche in Canada im Herbste gewöhnlich zu herrschen pflegen. Die angelsächsische und celtische Race gedeiht dort vortrefflich, wie Statur, Muskeln und lebhafte Gesichtsfarbe der Einwohner zeigen, die so hübsch sind wie bei ihren Verwandten in Europa. Im Winter erreicht die Kälte in Cap Breton einen hohen Grad, und der Winter von 1848 auf 1849 war der strengste der vorhergehenden 30 Jahre. Als ich in der Mitte des Julius auf der Insel ankam, herrschte dort Tag für Tag eine wahrhaft tropische Wärme, denn der Thermometer stand um Mittag im Schatten auf 90° F. und fiel nach Sonnenuntergang bis auf 70°. Indeß dauert eine so warme Temperatur selten länger als ein Paar Tage, und verschwindet dann durch heftige Gewitter und kühle Regenschauer. Die Monate August und September sind sehr angenehm, und mit dem October beginnt der Herbst, die schönste und malerischste Jahreszeit im nördlichen Amerika, denn dann prangen die Wälder in der verschiedensten Färbung ihres Laubes, über die Landschaft verbreitet sich eine ungestörte Ruhe, und nur Abendkühle nebst Nachtfrösten erinnern an das Herannahen des Winters. Im October fallen hin und wieder heftige Regengüsse, welche die im Sommer seicht gewordenen Flüsse und natürlichen Wasserbehälter wieder anfüllen. Im November und December ist das Wetter hell und hübsch, die Luft klar und elastisch, so daß sie

den Körper stärkt und die Lebensgeister auffrischt. In jedem Spätherbste kehrt regelmäßig warmes, sonniges Wetter auf eine kurze Zeit zurück, die man poetisch „den indianischen Sommer“ nennt, und welche die letzte Anstrengung der Natur vor dem jährlichen Verschwinden der angenehmen Witterung zu seyn scheint. Denn gleich nachher kommt der Winter, zuerst milde und mit der Veränderlichkeit des englischen Klima's, dann nach und nach immer strenger. Der Ackerbauer kann nun nicht mehr im Felde arbeiten, und um die Mitte Decembers hat Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren schon begonnen, und die ganze Natur trägt das Kleid des Winters. Indeß zeigt sich der Winter in seiner ganzen Strenge erst nach Weihnachten: dann sind Schneestürme häufig, aber der Schnee fällt nicht in so großen Flocken wie in Großbritannien, sondern in Cap Breton ist bei einem tüchtigen Schneewetter die ganze Atmosphäre anscheinend mit weißem, trockenem und zusammenhängendem Staube gefüllt, welcher von dem heftigen Winde horizontal getrieben durch die kleinsten Ritzen dringt, und wo sich Widerstand findet, ungeheure Haufen bildet. Jetzt ist das Meer überfroren, Land und Wasser sind zu einem großen Felde von blitzendem Weiß geworden, woraus nur schwarze Massen von Tannen und Fichten hervortreten, welche ihr dunkles Laub behalten, wenn alle andern Bäume entlaubt und kahl dastehen. In dieser Winterszeit sieht man zuweilen in den Wäldern die schöne Erscheinung, welche unter dem Namen: „der Silberfrost“ bekannt ist. Wenn starke Nebel herrschen, so gefrieren die feuchten Dünste, indem sie auf irgend einen Gegenstand fallen, zu krystallhellem Eis; auf diese Weise bildet sich um Stamm, Zweige und die biegsamsten Schößlinge jedes hinfälligen Baums eine dicke Rinde von dem durchsichtigsten Krystall, welche aus Reliefs von Eis in den mannichfaltigsten und zierlichsten Formen besteht und einen eigenthümlichen, aber schönen Anblick gewährt; besonders wenn die Sonne darauf scheint, spiegeln sich ihre Strahlen an jedem Zweige, und verschwimmen in den Farben des Regenbogens, welche mit jeder Bewegung der Luft beständig wechseln. So schön nun auch dieser Anblick ist, so betrachten ihn doch gar viele nur mit Furcht, denn wenn die Eiskruste nicht bald wieder aufthaut, so werden die Zweige von der Last herabgedrückt oder abgebrochen, und dann stehen die Bäume entstellt und verstümmelt da, ja zuweilen werden sie davon gänzlich zerstört. Der Silberfrost droht auch dem Jäger und Waldarbeiter Gefahr, wenn er im Forste unter den Bäumen sich befindet, welche von ihren obern Zweigen Eisstücke auf ihn herabfallen lassen. Im Januar, Februar und März fürchtet der Landmann starkes Thauwetter, nicht das Thauwetter, welches an vielen hellen Wintertagen eintritt, wenn das Quecksilber bei Sonnenaufgang von Null bis zu 50 bis 60° F. um Mittag steigt, sondern das plötzlich kommende starke Thauwetter, welches das Land überschwemmt, die Wege zerwühlt und alle Flüsse und Bäche so anschwellt, daß Brücken und Dämme Gefahr leiden. Dadurch wird das Land seiner Schneedecke beraubt, und liegt entblößt bei dem nächsten strengen Froste da, der, tief in den Boden dringend, diesen durchkältet und dessen productive Kraft im nächsten Frühling zurückhält. Aber das ist noch nicht das einzige Uebel eines solchen Thauwetters; es ist eine bekannte Sache, daß der Schnee den Boden dadurch befruchtet, daß er aus der Atmosphäre Ammoniak mit herabführt, und wenn also die Erde hart gefroren ist, ehe der Schnee darauf fällt, so kann sie die Vortheile, welche jenes Düngungsmittel bringt, nicht in sich aufnehmen. Glücklicherweise für den Landmann sind solche Thauwetter vor Ende des Winters sehr seltene Erscheinungen.

Obgleich im Winter alle Feldarbeiten gänzlich ruhen, so hat der fleißige Ansiedler sammt seiner Familie dann doch genug zu thun, denn er benützt den Winter zu den Arbeiten im Walde; er geht in den Forst, wo der Schnee fußtief liegt, und jeder von ihm gefällte Baum ist ein Schritt mehr, um den Boden für sich nützlich zu machen, während Stamm und Hauptäste desselben, zu Brennholz gespalten, seinen Herd wärmen oder durch Verkauf Geld einbringen. Flüsse, Seen und Buchten sind jetzt mit 18 bis 40 Zoll starkem Eise bedeckt, natürliche Heerstraßen geworden und dienen zur Verbindung von Gegenden, die in den übrigen Jahreszeiten nur wenig Verkehr mit einander haben. Wegen dieser Erleichterung des Transports ist der Markt von Sydney dann mit den Landeserzeugnissen aller Art reichlich versehen; alle Tage sieht man Schlitten hoch bepackt mit geschlachteten und steif gefrorenen Schweinen, Rindern und Schafen, nebst Gänsen, Enten, Hühnern und Truthahnen zu Duzenden rasch über das Eis hingleiten oder schwerfällig durch den tiefen Schnee sich schleppen, während der Eigenthümer und zuweilen seine Frau mit ihm, dicht hinter dem starken, zottigen Klepper, der in die Gabeldeichsel gespannt ist, mit blauer Nase und gerötheten Augen in der strengen Kälte sitzen. Sie sind mit warmer Kleidung von selbstverfertigten groben Wollenzeugen versehen, und die tief in den Nacken hinabreichende Pelzmütze schützt Kopf, Wangen und Ohren gegen den Frost. Wenn das Wetter es erlaubt, so findet man im Winter Vergnügen genug im Freien; dahin gehört Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren, und der Jäger kann mit der Jagd des Musethiers, des Bären und des Hirsches sich angenehm unterhalten; Füchse, Ottern und Stinkthiere, welche werthvolles Pelzwerk liefern, gibt es dort genug, und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß wildes Geflügel der verschiedensten Arten in Menge auf dieser Insel sich findet. Ueberhaupt ist der Winter in Cap Breton eine sehr angenehme Jahreszeit für die Bewohner aller Classen, und selbst im strengsten Winter wird man selten um Almosen angesprochen, und dann entweder nur von faulen oder schlechten Menschen, welche im Frühling und Sommer nicht arbeiten wollen, oder wenn die Vorsehung die Erzeugnisse des Landes nicht in genügender Menge hat gedeihen lassen, wie in den letzten vier Jahren der Fall war. Aber auch selbst unter solchen Umständen ist für jeden ein Ausweg vorhanden, wenn er nur Lust hat ihn zu ergreifen. Man kann in wenigen Stunden so viele Fische fangen, als zur Nahrung einer Familie für eine ganze Woche nöthig sind, wenn man nur ein Loch durch das Eis haut und Angeln in das Wasser senkt. Leider ziehen aber manche die Bettelei dieser einfachen Weise sich Unterhalt zu verschaffen, vor.

Ein in Cap Breton bekanntes Sprüchwort sagt: „St. Patrick holt den kalten Stein aus dem Wasser“, weil der strenge Winter in der Regel mit dem Tage dieses Heiligen aufhört, und man ihm deßhalb das Verdienst zuschreibt, den Beginn des Frühlings zu verkündigen. Aber der Frühling schreitet hier nur sehr langsam vor, denn er wird durch die vom Meere herantreibenden Eismassen noch lange zurückgehalten, nachdem das Eis, welches die Binnenwasser bedeckte, aufgethaut und verschwunden ist. An ruhigen Vormittagen, im Mai und zuweilen noch im Junius, wenn das Quecksilber bis zu Sommerhitze steigt, und die durch Berührung mit der Oberfläche des Bodens verdünnten untern Luftschichten emporsteigen, treten kalte Winde an ihre Stelle, die von dem Meere herbrausend ungeheure schwimmende Eismassen, welche nach Süden ziehen, herantreiben. Diese Eismassen verstopfen die Häfen und lagern sich am Strande längs

der Buchten; der Thermometer fällt rasch auf den Gefrierpunkt, und der Tag, welcher mit dem Sommer begonnen, endigt mit dem Winter. Ein solcher plötzlicher Witterungswechsel tritt nach dem Anfang des Junius sehr selten ein, und man kann diesen Monat als den ersten Sommermonat rechnen, denn gewöhnlich ist dann das Wetter trocken und warm, und wird nur zuweilen durch starke Regenschauer angenehm abgekühlt. In dieser Zeit ist die Mittagstemperatur von 75° bis 85° F., und zuweilen, aber nur höchst selten 90°, aber dann kann man diese Hitze in den allermeisten Fällen dem Abbrennen der nahe gelegenen Wälder zuschreiben. Dabei will ich nicht unbemerkt lassen, daß Bäume und Gesträuche erst im Junius ihre Knospen zeigen; dann sind die Gärten geziert mit blühenden Tulpen und andern Zwiebelgewächsen, die Felder begrünt von dem ersten Grase und zarten Getreidehalmen. Das Heu wird gemäht im Anfang des August, Hafer ist reif in diesem Monate, Weizen und Gerste aber erst im September, und Obst nicht eher als im October und November.

In Beziehung auf die Ackerbauverhältnisse und Bodenkraft hat die Einführung einer Weizenart (black sea wheat) welche in 60 Tagen oder noch weniger zur Reife kommt, sehr große Vortheile gebracht, da vom Säen bis zum Ernten des dort gewöhnlich gebaut werdenden Weizens durchgängig vier Monate erforderlich sind; jener Weizen soll vortreffliches Korn und von der ausgezeichnetsten Qualität liefern. Für Cap Breton ist jener Umstand, der in jedem Lande beachtungswerth seyn würde, von der größten Wichtigkeit, weil hier die Zeit der Vegetation auf nur vier Monate beschränkt und dabei allen gewöhnlichen Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten der Witterung unterworfen ist. Die Thatsache steht aber jetzt fest, daß der Boden und das Klima von Cap Breton für alle Früchte welche man in Großbritannien baut, vortrefflich sich eignen. Es war dieses jedoch lange Zeit bestritten, ja von einem verständigen französischen Schriftsteller, der vor etwa 90 Jahren die Insel aus eigner Anschauung kennen lernte, geradezu geläugnet worden. Dieser sagt in seiner Beschreibung der Insel, wahrscheinlich der ersten, welche gedruckt ist. „Bis jetzt ist man nicht im Stande gewesen Korn zur Reife zu bringen. Man hat zwar an einigen Stellen Weizen und Roggen gesäet, allein er ist noch niemals reif geworden. Ich glaube daß Hafer hier gedeihen würde, allein die unbedeutende Quantität desselben, welche die Insel erzeugen könnte, ist nicht der Mühe des Säens werth. Man hat die Beobachtung gemacht, daß das hier ausgesäete Korn im zweiten Jahre ausartet." Alles dieses paßt aber nicht mehr auf Cap Breton wie es jetzt ist, und wenn der Franzose wieder dorthin kommen und die Ufer des Bras d'Or oder das Thal des Morgariflusses und die Umgebung des Sydneyhafens sehen könnte, so würde er gewiß sehr erstaunt seyn, so viele blühende Bauergüter, üppige Kornfelder, vortreffliche Wiesen, Runkelrüben und Kartoffeln u. s. w. zu finden. Uebrigens sind auch dort seit 4 Jahren (bis 1849 einschließlich) die Kartoffeln durch die den ganzen Erdkreis überziehende räthselhafte Krankheit verdorben; indeß schienen sie im Frühling d. J. sich erholt zu haben und eine günstige Ernte zu versprechen.

(Schluß folgt.)

Die Recca und die Wasserversorgung Triests.

Der Lloyd vom 19 Februar meldet, daß die österreichische Regierung den Auftrag ertheilt habe, zu untersuchen, ob der unterirdische Lauf der Recca nicht zur Wasserversorgung Triests benützt werden könne. Es ist dieß ein alter Plan, der wiederholt in Triestiner Blättern, und auch im Auslande in mehrern von Dr. Girl in Augsburg eingesendeten Artikeln zur Sprache gebracht wurde (s. 1842. Nr. 212, und 1843. Nr. 26). Es handelt sich dabei nicht bloß um eine für den Flor Triests höchst nützliche Anstalt, sondern auch um eine interessante Naturerscheinung. Bekanntlich verschwindet die Recca oberhalb am Karst in den Steinklüften dieses Gebirgs, und man vermuthet, daß sie als Timao, dessen Quelle man bis jetzt nicht kennt, bei Duino wieder erscheint. Allerlei Privatinteressen scheinen bis jetzt einer gründlichen Untersuchung dieser Frage entgegen gewesen zu seyn; die neuere Zeit, welche so manches hinweggespült hat, scheint auch hierin eine Bahn gemacht zu haben, und die Versuche sollen jetzt ernstlich angestellt werden. Wenn sie gelingen, wird Triest wohlfeiles und reichliches Trinkwasser erhalten, woran es ihm bis jetzt, namentlich im Sommer, so sehr fehlte.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Die sieben Norias von Bajan.

(Fortsetzung.)

Nachdem er uns auf diese Weise seine Träume ausgelegt hatte, trabte der Greis schweigend neben uns her, und obgleich er nicht sprach, sah ich an irgend etwas in seiner Haltung, daß Doppelauge uns nicht alles gesagt hatte.

Habt ihr diese Nacht sonst nichts mehr geträumt? fragte ich ihn.

O! das übrige darf euch nicht kümmern, das geht nur uns an, und euer Leben ist nichts den kostbaren Opfern gegenüber, welche bedroht sind.

Zugegeben, indeß wäre ich doch sehr froh zu wissen, was nur uns angeht.

Wohlan! begann Doppelauge wieder, wie gegen seinen Willen, ich habe noch geträumt, daß, bevor wir zur siebenten Cisterne gelangen, mein Durst wie durch Zauber gelöscht seyn wird, und dann sah ich, wie ich in der Ebene hingaloppirte ....

Wie! unterbrach ich ihn, ihr saht euch selber galoppiren?

Um so leichter, versetzte der Greis in einem Tone, der mich schaudern machte, als mein Kopf hinter meinem Körper zurückgeblieben war und ihm mit den Augen folgte ....

Und ich, Doppelauge? fragte der Contrabandist lebhaft.

Ihr, euch sah ich in der Ebene liegen, wo mein Leib ohne Kopf hinflog; ich weiß nicht einmal ob ihr todt waret oder schliefet.

Ich gesteh' es, es kostete mich einige Anstrengung den Alten meinerseits mit gelassener Stimme zu fragen, was in seinem Traum aus mir geworden sey.

Ihr, erwiederte er, wart in diesem Augenblick nicht mit Albino und mir.

Caramba! sagte Albino, all das ist von keiner guten Vorbedeutung, und wie erklärt ihr diese letzten Umstände.

Ich deute sie gar nicht, antwortete Doppelauge ernsthaft.

Wir setzten unsern Ritt fort; die Reden des seltsamen Alten hatten uns in finsteres Nachdenken versenkt, das die Landschaft nicht zu zerstreuen geeignet war. Nichts ist trübseliger als diese ungeheuren Ebenen, ohne Häuser, ohne Bäume, die zwischen Saltillo und Monclova sich ausdehnen. Der Wind, welcher über den steinigen Boden hinfegte, führte uns nur das Geheul der Wölfe oder das klägliche Gebell der Schakals zu. Die Sonne gab zum Glück unsern trüben Gemüthern wieder einige Heiterkeit, und nach einem Ritt von drei Stunden in der frischen Morgenluft hatten wir beinahe die geheimnißvollen und unheimlichen Vorhersagungen Doppelauges vergessen. Wir sahen sogar, ohne viel daran zu denken, die ersten Bäume, welche die Nähe einer der sieben Norias anzeigten, welche wir auf unserm Wege finden sollten. Indeß in dem Maaße, als wir uns derselben Cisterne näherten, kehrte auch der Traum des Alten uns ins Gedächtniß zurück, und eine Art von Ungeduld, die nicht durch den Durst erzeugt wurde, denn unsre Schläuche waren noch voll, bemächtigte sich unser. Wir trieben unsere Pferde an. Hinter den Bäumen sahen wir die großen Querbalken in die Höhe ragen, welche die Stelle der ersten Noria anzeigten. Doppelauge aber zeigte weder Ungeduld noch Unruhe, wie ein Mann, der sicher ist, daß er immer frühe

genug eine schlimme Kunde erfahren wird. Er ließ uns daher voraus-reiten. Unsere Pferde, welche der Durst antrieb, hatten nicht nöthig gespornt zu werden, um ihre Schritte zu verdoppeln, ungeachtet sie sehr müde waren. Wir gelangten beide zugleich an den Rand der Cisterne und der Anblick derselben entriß uns beiden einen Schrei des Unwillens. Die ledernen Eimer, welche das Wasser in die hölzernen Tröge schöpften, waren ausgetrocknet. In der Tiefe der Noria hatte schwarzer Koth mit Sand vermischt die klare Quelle ersetzt. Der Traum des Greises begann sich zu erfüllen.

Ruperto, sagte der Contrabandist zu mir, Männer von Muth weichen niemals selbst vor den dunkelsten Vorbedeutungen zurück, aber auf alle Fälle empfehle ich euch inständig meinen Sohn, wenn es geschehen sollte, daß er außer euch keinen Vater mehr hätte.

Ich werde Vaterstelle bei ihm vertreten, so lang ich lebe, antwortete ich. In diesem Augenblicke zweifelte ich nicht mehr, daß der düstere Traum des Alten in Erfüllung gehen werde. Er holte uns im selben Augenblicke ein. Ohne einen Blick auf die Noria zu werfen, stieg er ab. Hufspuren von Pferden mischten sich mit tausend Fußstapfen der Menschen am Rand der Cisterne; er beschäftigte sich nur mit erstern, die er aufmerksam untersuchte. Diese Spuren waren um so leichter zu erkennen, da das absichtlich rings um den Schöpfbrunnen ausgegossene Wasser die Erde aufgeweicht hatte; eine dichte Kothkruste hatte sich gebildet, die bald von der Sonne erhärtet worden war. Ganz nahe bei der Noria zeigte ein Sandhügel, welcher mit der Hacke aufgewühlt war, daß der Abraum desselben dazu gedient hatte, das wenige Wasser aufzutrocknen, welches die Eimer nicht ausgießen konnten. Als der Alte nach Muße die Hufspuren untersucht hatte, zog er die Zweige aus der Tasche, welche ihm an unserer Feuerstätte als Maaß gedient hatten, als der Officier erschienen war. Diese trafen mit den Hufeindrücken vollkommen zu.

Elizondo! Elizondo! sagte Doppelauge langsam, indem er uns die unumstößlichen Beweise von der Anwesenheit des Verräthers gezeigt hatte. Wir konnten ihm nichts einwenden.

Er war hier, zu Pferde, um die Arbeiter zu überwachen, fuhr der Mestize fort; alle diese Spuren sind dieselben und zwar die seinigen. Diese Noria bleibt nun vertrocknet bis zur nächsten Regenzeit.

Die Stimmen all jener, welche in der Wüste dürsten, werden sich gegen ihn erheben, sagte Albino.

Die Stimme des Blutes wird noch lauter rufen, erwiederte Doppelauge mit feierlichem Tone. Wir setzten unsern Weg wieder fort; aber es wurde nöthig, als wir Anelo, die zweite Station, erreicht hatten, unsere durch den eiligen Marsch ermüdeten Pferde ausruhen zu lassen. Wir waren gezwungen Zeit zu verlieren, um sie im Interesse derjenigen zu schonen, denen wir dienen wollten. Wir fanden die Bewohner von Anelo in Bestürzung. Die ausgetrocknete Cisterne war ihr Wasservorrath bis zur nächsten Regenzeit; die andern Schöpfbrunnen, deren Wasser sie tranken, waren beinahe erschöpft, und dieser Zufall konnte bald den Aufenthalt zu Anelo unmöglich machen. Wir hatten große Mühe unsere sechs Pferde zu tränken.

Wir befragten einen der Einwohner, der uns antwortete, daß dieses Verbrechen — es war eines in jeder Hinsicht — während der Nacht begangen worden seyn mußte, denn mit anbrechendem Tage hatte man niemanden an der Noria gesehen. Dieses Ereigniß hat unter der Schutzwache, welche die Wagen der Generale begleitete, große Verwirrung verursacht, setzte der Mann hinzu, welcher uns diese Auskunft gab. Der ganze Trupp hat sich zerstreut, und gegen die Stimme der Officiere und Generale, die hier einen ganzen Tag warten mußten, bis ihre Leute wieder beisammen waren. Zum Glück sind wir hier alle der heiligen Sache ergeben, welche sie unterstützt haben. Ihnen ist nichts abgegangen; aber man zittert bei dem Gedanken, was hätte geschehen können, wenn ein Detachement Spanier in der Nähe gewesen wäre.

Diese Reden bestätigten uns in dem Gedanken, daß der Handstreich, welchen Elizondo angezettelt hatte, erst später ausgeführt werden sollte, wenn die Zahl der Schutzwache durch das Ausreißen der Durstigen vermindert wäre und sie der Mannschaft gleichkäme, welche der Oberst befehligte. Durch welche unselige List hatte er seinen Marsch der Kenntniß der Einwohner von Anelo verbergen können? Das wußten wir nicht zu errathen. Demungeachtet war es so, und ohne in Vermuthungen Zeit zu verlieren, setzten wir uns mitten in der Nacht wieder zu Pferd. Wenn wir unsern Marsch richtig berechneten, konnten wir zu selber Zeit mit dem Zuge zu Bajan anlangen, d. h., da er fünf Tage Vorsprung vor uns hatte, konnten wir ihn am zehnten seines Abgangs und am fünften des unsern einholen. Zwischen Anelo und der Punta del Espinazo del Diablo sahen wir von ferne eine zweite Noria; aber bald nachher zeigten uns die Leichen zweier Pferde, welche wir auf dem Wege fanden, daß diese zweite Cisterne wie die erste verschüttet war. Auch ließen wir uns diesesmal nicht von der fieberhaften Ungeduld, welche uns am vorhergehenden Tag dem Mestizen vorauszueilen trieb, hinreißen. Albino ebenso wenig als ich zweifelte an dem Schauspiel, das uns erwartete. Die Noria war in der That trocken, der Grund schlammig und sandig, die Zugänge überschwemmt, dann vertrocknet, die ledernen Eimer umgekehrt oder verschrumpft. Wir an der ersten stieg Doppelauge vom Pferde, untersuchte die Spuren, maß sie und wiederholte mit nachdrücklicher und feierlicher Stimme: „Elizondo! Elizondo!"

Wenn ich zu rechter Zeit komme und ihm begegne, schwöre ich bei unserer Frau von Guadalupe, daß ich ihm meinen Dolch ins Herz stoßen werde, sagte Albino.

Vorwärts, versetzte der Alte.

Wir galoppirten weiter. In einiger Entfernung von der Cisterne bezeugte die größere Anzahl von Pferdeleichen die Zunahme des Wassermangels. Wir werden weiterhin ohne Zweifel todte Maulthiere finden, sagte der Mestize, denn diese dauern in dem Mangel besser aus als Pferde; nach ihnen wird die Reihe an die Menschen kommen. Ein neuer Marsch führte uns an den Eingang des Engpasses Punta del Espinazo del Diablo (Teufelsrückgrat). Niemals schien mir ein Name geeigneter zu seyn. Felsen, wie das Gerippe eines Schiffes gekrümmt, welche aus dem Boden starrten, glichen in der That durch ihre Wölbung, ihre Weiße und Glätte einem Gerippe von zehn Stunden Länge; diese verkalkten glänzenden Felsen hemmen allen Pflanzenwuchs. Nur einige Moose von gräulichem Grün überzogen sie an einigen Stellen, und machten den glühenden Wiederschein der Sonnenstrahlen minder fühlbar; an andern dagegen blendeten sie das Auge und machten durch ihre Gluthhitze den Gaumen lechzen. Todte Maulthiere lagen unter den Pferden umher, welche schon die Geier zerfleischten, und gaben diesem wüsten Landstrich, über den der Wind, mit Leichendüften erfüllt, hinfuhr, ein noch trüberes Ansehen.

Bevor wir den Rancho der Punta erreichten, zeigte sich uns eine dritte Cisterne, vertrocknet wie die beiden andern. Am Rande derselben wiederholte Doppelauge, nachdem er die Hufspuren gemessen, abermals sein: „Elizondo! Elizondo!

Nach einem noch mühevollern Tage als die beiden vorhergehenden, wegen der steinigen Wege, denen wir folgen mußten, kamen wir vor Sonnenuntergang nach dem Rancho. Dieser letzte Tag hatte die Hufen eines meiner Pferde, welches nicht beschlagen war, dergestalt abgenützt, daß ich genöthigt war, es unter der Obhut des Gutspächters zurückzulassen. Das arme Thier konnte keinen Schritt mehr machen; es hatte uns auf dieser letzten Station verspätet. Auf diese Weise, wie ihr alsogleich sehen könnt, vollbrachte sich unser unheilvolles Geschick. Im Rancho de la Punta gaben wir uns für drei Kaufleute aus, welche ihre Handelsangelegenheiten nach Monclova riefen, und wir erwähnten der Cisternen gar nicht, welche wir alle ausgetrocknet gefunden hatten. Wir thaten auch dergleichen als wüßten wir nicht, daß die ehemaligen Anführer des mexicanischen Aufstandes unterwegs wären nach der Stadt, wohin wir uns begaben. Das Gewebe von Hinterlist, welches die flüchtigen Generale umzog, schien uns so geschickt angelegt, daß man die Vorsicht verdoppeln mußte.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 47. 24 Februar 1851.

Ruinen in der Nähe von Tunja (Südamerika.)

(Bulletin de la Société de géogr. Mai und Dec. 1850.)

Zwanzig Leguas nördlich von Bogota und 6 Leguas westlich von der Stadt Tunja, der ehemaligen Residenz der Zaques oder Könige der einen Hälfte der Schibtscha-Nation, findet sich ein schönes 1600 Meters über dem Meere, also nur 1000 Metres unter dem kalten Plateau der Städte Bogota und Tunja gelegenes Thal, das von klaren mit Trauerweiden und Schinus Molle bewachsenen Bächen durchströmt ist. Im flachsten Theile dieses Thals, in einem jetzt mit Gerste besäeten Felde, das bei den Eingebornen Infiernito, die kleine Hölle, heißt, findet sich eine Anzahl Säulen ohne Piedestale und ohne Capitäler in zwei parallelen Reihen in der Richtung von Westen nach Osten, somit gerade nach dem Haupttempel der Sonne zu Sogamoso. Sie sind meistens einen halben Metre über dem Boden, indem sie ein Metre tief, aber nicht vertical, sondern mit einem Neigungswinkel von 25° versenkt sind, abgebrochen. In der südlichen Reihe sieht man noch 34 Säulen von 4 Decimetres Durchmesser, und in eben so großer Entfernung von einander. In der nördlichen Reihe beträgt die Zahl nur 12, aber in einiger Entfernung gegen Norden liegt eine ganz erhaltene Säule von 5½ Metres Länge, was die ursprüngliche Länge dieser Säulen gewesen zu seyn scheint, am Boden. Verstümmelte Bruchstücke zieren die Häuser in der Nähe; in einem alten zwei Leguas westlich gelegenen Kloster im Thal Ecce Homo finden sich 32 Säulen, auf dem großen Platze des Hauptorts des Cantons, Leyva, 12, und in einem südlich nach Bogota zu gelegenen Dorfe Sutamarchan finden sich gleichfalls zwei. Zahlreiche, 2 — 4 Metres lange, 5 — 8 Decimetres dicke und 4—6 Decimetres hohe Steine finden sich im Thal gegen Westen und lassen vermuthen, daß der Bau nicht vollendet war.

Die noch vorhandene Colonnade mußte zu einem sehr ausgedehnten Bau, Tempel oder Palast, gehören. Der Raum, den es einnahm, war mindestens 41 Metres in der Länge und 18⅔ in der Breite, vielleicht aber noch viel ausgedehnter. Ob die Säulen ursprünglich oder durch ein späteres Erdbeben schief gestellt wurden, darüber findet sich nichts bemerkt; auffallend ist auch, daß der Plafond, nach der Entfernung der beiden Säulenreihen zu schließen, 8 Metres breit gewesen seyn muß, daß sich aber auf dem Boden nur 4 Metres lange Steine finden; in der Mitte muß also eine Stütze sich befunden haben. Joaquim Acosta schreibt diesen Bau den Zaques der Schibtschas zu, und meint derselbe sey im 15ten Jahrhundert, also ganz kurz vor Ankunft der Spanier aufgeführt worden, ein anderer Reisender Namens Velez verlegt sie in ein sehr hohes Alter. Mit Gewißheit kann man noch nichts sagen, und fürs erste muß man sich begnügen, auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam zu machen.

Die Insel Cap Breton.

(Schluß.)

In den letztern Jahren hat das Klima von Cap Breton offenbar eine große Umwandlung erlitten; wodurch diese entstanden, wage ich nicht zu sagen. Die Winter sind nicht mehr so streng wie früher, der Frost ist nicht so heftig, der Schnee fällt in geringerer Menge, das Eis wird nicht so dick und hält sich nicht so lange, das Frühlingswetter tritt eher ein und die schönen Herbsttage dauern längere Zeit als früher der Fall war. Ich vermuthe, daß das Niederhauen der Wälder nicht ganz ohne Einfluß auf diese klimatische Veränderung gewesen ist, obgleich man diese wohl hauptsächlich gewissen geologischen und astronomischen Kräften zuschreiben muß, welche durch fortwährende langsame Veränderungen auf die Klimate unsers Erdkreises Einfluß haben. Indeß war der Winter von 1848 auf 1849 durchaus wie die Winter in frühern Zeiten beschaffen, und so streng und anhaltend, wie nur irgend ein Winter in unserem Jahrhundert dort sich gezeigt hat.

Auf der Insel Cap Breton finden sich verschiedene Mineralien, namentlich Steinkohlen, Salz, Kupfer, Eisen, Blei, und man will dort auch Gold vermuthen. Allein jetzt würden Bergwerke schwerlich die Mühe belohnen, mit Ausnahme der Gruben von Steinkohlen, wovon ein großes Lager, das eine Fläche von 250 (engl.) Quadratmeilen einnimmt, an der nordöstlichen Küste sich findet, wo es von der Mirabai bis zum Cap Dauphin in einer Breite von mehreren Meilen sich hinzieht. Diese Gruben sind eine der Hauptquellen des Reichthums der Insel, indem jährlich zwischen 60,000 bis 70,000 „Chaldrons“ Kohlen, jeder Chaldron (5,83 bayerische Scheffel = 2000 Pf. Gewicht haltend) durchschnittlich zu 9 Schilling 7 Pence (fast 6 Gulden) verkauft werden, ein gewiß mäßiger Preis wenn man den hohen Arbeitslohn in Cap Breton und den Mangel aller Concurrenz in Betracht zieht. Denn hier beträgt der tägliche Lohn der Kohlenarbeiter 4 bis 5 Schilling (etwa 2 fl. 24 kr. bis 3 fl.), während in England, wo große Concurrenz von Grubenbesitzern stattfindet, der Taglohn durchschnittlich nicht mehr als 3 Schillinge (etwa 2 Gulden) beträgt. In den Gruben von Cap Breton sind beständig etwa 400 Menschen beschäftigt, welche mit ihren Familien in der Nähe der Gruben wohnen, und durch das von ihnen in Circulation kommende baare Geld für die Umgegend von großem Nutzen werden. In den Grubendistricten befindet sich der

Ackerbau auf einer hohen Stufe, der Ein- und Ausfuhrhandel ist blühend und in stetem Zunehmen, und die Handwerker sind mit Arbeit lebhaft beschäftigt. Ich will hiebei bemerken, daß die Gruben jetzt von einer privilegirten englischen Gesellschaft betrieben werden, welche solche von den Erben des verstorbenen Herzogs von Kent gepachtet hat, dem sie von der Krone geschenkt wurden; der blühende Zustand der Gruben und der Grundbesitz, welchen die Gesellschaft auf Cap Breton erworben hat, kommt nach meiner Meinung vorzüglich auf Rechnung ihres dort sich aufhaltenden Agenten und dessen technischen Betriebes und einsichtsvoller Geschäftsführung. Die Unterlage des Bodens der Insel besteht aus verschiedenen Mineralien; man findet viele Schichten von Kalk- und Sandstein oder von Granit und Schiefer, alle von vortrefflicher Qualität und an vielen Stellen dicht unter der Oberfläche liegend. Das beste Material zum Bau und zur Anlegung von Wegen ist ohne Schwierigkeit und nahe zu finden, und der Baumeister wie der Landmann kann sich unerschöpfliche Quantitäten Kalk mit sehr unbedeutenden Kosten verschaffen. Gyps findet sich in großer Menge an den Ufern des Bras d'Or sowie längs der ganzen nördlichen Küste, auch bei Canso, und liegt an vielen Stellen so nahe am Wasser, daß man ihn aus der Grube in ein darunter geankertes Fahrzeug werfen kann.

So ist die Insel mit vielen auserlesenen Gaben der Natur reich ausgestattet, fruchtbares Land bedeckt ihre Oberfläche und darunter liegen große Schätze von Mineralien und Gestein aller Art die dem Menschen nützen, ihre Wälder liefern Bauholz in Menge, ihre Küsten sind versehen mit trefflichen Häfen, Meer, Flüsse und Bäche wimmeln von köstlichen Fischen, in Wäldern und Ebenen lebt Wild verschiedener Arten, ihr gesundes Klima verheißt Kraft und Lebensdauer, sie liegt auf der directen Verbindungslinie zwischen Großbritannien und Nordamerika, und trotz aller dieser Vortheile ist die Insel arm, vernachlässigt, unbeachtet und verhältnißmäßig unbekannt geblieben. Woher kommt das? weßhalb ist ein großer Theil ihrer Bevölkerung fast Proletarier, während der übrige, mit wenigen einzelnen Ausnahmen, kaum einen bemerkbaren Schritt in irgend einem Zweige des socialen Fortschritts gemacht haben? Und doch leben zwischen 60,000 und 70,000 Menschen auf der Insel, gewiß genug um den Kern eines zukünftigen Volks zu bilden und den Weg zu Wohlstand und Freiheit anzubahnen. Freilich wären sie wohl der Zahl nach dazu hinreichend, aber durchgängig stehen sie moralisch und intellectuell so tief, sie sind so schwach und beschränkt daß die Mehrzahl derselben fast ein Hemmschuh für jeglichen Fortschritt ist. Es fehlt ihnen durchaus an dem energischen Unternehmungsgeiste, welcher die überströmenden Geschenke der Natur fesselt, organisirt und zum Nutzen und Vergnügen des Menschen dienstbar macht.

Die Statistik der Insel Cap Breton ist bis jetzt so unvollkommen, daß ich es nicht wagen kann, auch nur annähernd die Zahl der Einwohner nach den verschiedenen Classen zu geben, woraus die Bevölkerung besteht. Unter ihnen sind vorragend an Verstand und Fleiß die „Loyalisten," Nachkommen der Anhänger der britischen Regierung im amerikanischen Freiheitskriege, welche nach der Entstehung der neuen Republik mit ihren Familien die Heimath aufgaben, um unter Großbritanniens Schutz sich niederzulassen. Dann kommen in beträchtlicher Anzahl die Nachkommen der ersten französischen Ansiedler, ruhige, zufriedene Menschen, begabt mit einem gewissen Grade von Fleiß und Einsicht, aber selten körperliche Anstrengungen liebend, so daß sie schwerlich ohne Hülfe anderer eine bedeutendere sociale Stellung als jetzt einnehmen werden. Da sie eben so wenig Wünsche als Bedürfnisse haben und in allen Dingen dem Beispiele ihrer Väter folgen, so werden sie nicht nach Reichthum streben, weil sie dessen Werth nicht kennen. In einigen Gegenden leben ziemlich viele Irländer und darunter manche sehr fleißige und deßhalb wohlhabende Landleute; aus ihnen geht auf eine ziemlich große Anzahl von Krämern, Schenkwirthen und Victualienhändlern hervor. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aber aus Schotten celtischen Stammes von der Nordküste ihres Landes und den naheliegenden Inseln. Sie kommen in einem halbwilden Zustande, ohne allen Unterricht und unbekannt mit den Bedürfnissen eines civilisirten Lebens, nach Cap Breton, und werden da vortreffliche Ansiedler, wo die Natur aus ihrer tiefen ungestörten Ruhe erweckt werden muß. Denn für sie ist die Hütte von Baumstämmen ein Palast, der Wald ein Park, der schmale Pfad durch denselben eine Straße, und der abgeholzte Fleck des Forstes, worin noch Baumstümpfe stehen, ein Garten, sie sind mit der gröbsten Nahrung zufrieden, zu Zeiten sogar mit gedörrtem Seehundsfleisch, den rohesten und unverdaulichsten aller genießbaren Substanzen, auch dabei von ebenso garstigem Geruch als ekelhaftem Geschmack, und doch leben sie daran ebenso wie ihre Hunde und Schweine. Wenn solche Menschen nun auch als Vorläufer der Civilisation in einer Colonie nützlich seyn können, so sind sie gewiß am wenigsten geeigenschaftet die Vortheile des Landes auszubeuten oder den der Wildniß eben abgerungenen Boden in ein fruchtbares Kornfeld zu verwandeln. Denn dazu gehören Kenntnisse, Geschicklichkeit und Fleiß, und sie sind aus Unwissenheit träge, sie können den Nutzen eines beharrlichen Fleißes weder ahnen noch begreifen, weil ihre Bedürfnisse ebenso beschränkt sind als ihre Kenntnisse; dabei ist Völlerei ihr Hauptfehler, und die demoralisirenden Folgen des Branntweintrinkens unter ihnen allgemein ersichtlich. Auch ist die Quantität der dort eingeführten geistigen Getränke wirklich erstaunenswerth, wenn man die auf der ganzen Insel herrschende Armuth und den unbedeutenden Ausfuhrhandel derselben erwägt.

Unter den Bewohnern von Cap Breton will ich aber die eingebornen Herren der Insel, die Indianer nicht vergessen, von welchen jetzt nur noch eine kleine Anzahl existirt. Sie sind die schwachen Reste des einst mächtigen Stamms der Micmacs, welcher vor Zeiten der bedeutendste in ganz Neuschottland und in Cap Breton war und jetzt nur aus etlichen Familien besteht. Sie werden von dem Gouvernement beschützt und es ist ihnen der ruhige Besitz einiger hübschen Landstriche zugesichert; allein demungeachtet vermindert ihre Zahl sich fortwährend und so rasch, daß nach den statistischen Berechnungen der letztern zwei Jahre (1848 und 1849) nach Verlauf von 25 Jahren nicht ein einziger Indianer auf Cap Breton mehr leben wird. Ich möchte fast glauben, daß der Indianer nicht lange existiren kann, wenn seine Jagdgebiete und Wälder ihm genommen sind. So lange er frei umherstreifen und den Neigungen seines wilden Naturells unbeschränkt folgen konnte, lag etwas Edles und Energisches in seinem Charakter; er war als Jäger geschickt, kühn, beharrlich und ertrug geduldig die größten Beschwerden; als wilder Krieger besaß er großen Muth und Standhaftigkeit bei den schrecklichsten Schmerzen. Aber diese lobenswerthen Eigenschaften, welche seinen Naturzustand schmückten, begleiten ihn nicht auf seinem Uebergange zu ganz verschiedenen socialen Verhältnissen; er scheint die Berührung mit der Civilisation zu scheuen, und jeder Versuch, seinen Widerwillen zu bezwingen oder zu überreden, hat die Folge gehabt, daß der Indianer ein armes, klägliches, gänzlich indo-

lenes Wesen geworden ist. Der Indianer will nicht arbeiten, und da ihm in der civilisirten Welt, die nur durch Fleiß besteht, dann keine Alternative übrig bleibt als Armuth und Elend, so geht er der Vernichtung unvermeidlich entgegen, und wird ein Opfer des Mangels, der Krankheiten, der Völlerei und Trägheit. Die Zahl der Indianer auf Cap Breton, der Nachkommen des alten Micmacstammes, wie ich oben erwähnt habe, beträgt jetzt nicht mehr 200, welche in jedem Jahre von Abgeordneten ihrer in Neuschottland sich aufhaltenden Stammgenossen einmal besucht werden um sie zu begrüßen, und ihrem Häuptlinge die jungen Candidaten für den Kriegerstand vorzustellen. Bei dieser Gelegenheit wird ein schwacher Versuch gemacht, die Gebräuche und Ceremonien wieder aufleben zu lassen, welche in alter Zeit von den wilden Kriegerschaaren mit barbarischen Gelagen gefeiert wurden; aber diese Versuche dienen nur dazu, um uns die verschollene Herrlichkeit der Indianer desto lebhafter ins Gedächtniß zu rufen. Wenn diese Schilderung der Indianer, welcher ich noch manches hinzufügen könnte, eine trübselige ist, so glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben, daß sie für das Gedeihen der jungen Colonie schlimmer als unnütz darin sind.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Die sieben Norias von Bajan.

(Schluß.)

Am folgenden Tage, der sich an dem Orte endigen sollte, den man Salida del Espinazo del Diablo nennt, blieb das Schauspiel das uns die Straße darbot, dasselbe. Wölfe und Geier, geschäftig die Leichen der Maulthiere und Pferde zu verzehren, die noch zahlreicher waren als am vorigen Tage, flohen bei unserem Herankommen; die Hitze, die verpestete Luft, die weißen kahlen Felsen, welche bei jedem Schritte aus der dünnen Erdschichte ragten, waren es allein, worauf unsere Blicke trafen. Bei zwei andern Cisternen, versandet wie die ersteren, fand Doppelauge dieselben Spuren, und erhob dieselben Verwünschungen gegen Elizondo.

Gegen drei Uhr konnten die armen Bewohner einer ärmlichen Hütte gegen schweres Geld uns kaum hinlänglich Wasser für unsere Pferde liefern und unsere Schläuche füllen, wonach wir auf freiem Felde Halt machten, um jenseits der Station der Salida del Espinazo, über die wir hinaus waren, so groß war unsere Eile nach Bajan zu gelangen, unter freiem Himmel zu schlafen. Ihr müßt euch wohl merken, daß von den sieben Norias, welche wir auf unserm Wege treffen sollten, wir nach Doppelauge's Voraussagungen fünf völlig trocken gefunden hatten. An der Stelle, wo wir anhielten, hatte die Gegend ihr Aussehen geändert; es waren immer noch wüste Ebenen, die aber da und dort von Eisenholzgebüschen belebt wurden. Wir hätten diese Nacht noch weiter können, aber das einzige Pferd, welches mir blieb, hatte nothwendig durch die Ermüdung mehr gelitten als die Pferde meiner beiden Gefährten, welche nur einen halben Tag unter ihren Reitern ausdauern mußten

Albino schlief zuerst ein, ich aber, das Auge auf den Alten gerichtet, der in seiner Lieblingsstellung, mit gekreuzten Beinen wie ein Indianer, am Feuer saß, betrachtete ihn aufmerksam. Seine langen Haare fielen in Büscheln nieder wie die weißen Moose, welche von dem Gipfel hundertjähriger Cedern flattern. Doppelauge schien auf die unverständlichen Töne des Windes in dem dürren Grase zu lauschen. Ich empfand bei dem Anblick dieses Greises, für den die Zukunft ohne Schleier erschien, eine Art von abergläubischer Scheu. Nach einiger Zeit hob er den Kopf in die Höhe; seine Lippen durch das Feuer beleuchtet öffneten sich schweigend; dann sah er seinerseits mich an. Ich weiß nicht, warum ich die Augen schloß.

Ihr schlaft nicht? sagte er.

Ich kann nicht schlafen, erwiederte ich.

Wohlan! weil wir einen Augenblick allein sind, hört mich an. Auch seyd Ihr der einzige der meinen letzten Willen vollziehen kann; Albino könnte es nicht.

Warum denn das?

Ihr werdet Sorge tragen für seinen Sohn, als ob er der eurige wäre, nicht wahr? Er wird seinen Vater nicht wieder sehen. Ich habe euch gesagt, daß ich Albino in der Ebene liegen sah, ohne zu wissen, ob er schlafe oder todt sey; aber das Blut, welches das Gras um ihn her färbte, beweist mir, daß er in dem ewigen Schlafe ruhte.

Ich fühlte damals vollkommen Doppelauge's Uebermacht, und warf auf meinen schlafenden Gefährten einen nicht minder schmerzlichen Blick, als ob er, wie der Mestize sagte, den Schlaf geschlafen hätte, aus dem man nie wieder aufwacht. Der Alte fuhr fort: Was mich betrifft und das Schicksal, das meiner wartet, so bin ich darüber nicht in Zweifel; ich werde die siebente Cisterne von Bajan nicht lebend erblicken, aber ich will sie sehen nach meinem Tode. Hört also, was Ihr zu vollbringen habt: Ihr werdet meinen Kopf aufnehmen, den ihr ohne große Mühe auf der Ebene finden könnt, und ihn an die Cisterne tragen, über welcher Ihr ihn an einen Baum befestigt, das Gesicht gegen die Noria gewendet. Unterlaßt es nicht, denn ein letzter Wille ist heilig. Ihr aber, wenn ihr dem Tode in der Sierra Madre entgeht, werdet noch lange leben; aber es steht euch dort eine schreckliche Gefahr bevor.

Nachdem er so geredet hatte, legte der Greis den Kopf in seine Hände und schien wie zuvor auf die Stimme des Windes zu horchen, vielleicht auch auf andere Stimmen, die sein Ohr allein zu hören vermochte. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge mehr schließen; ich liebte Albino innig; mit ihm war ich zum Manne geworden; an seiner Seite träumte ich mir noch eine lange Reihe von Tagen, und nun beweinte ich ihn schon für todt. Endlich kam der Augenblick zum Aufbruch. Mein Pferd konnte diesen Tag noch ausdauern, den letzten, bevor wir den Zug der Flüchtigen erreichten, und wir machten uns auf den Weg; aber unser Eifer schien sehr erkaltet. Doppelauge war schweigsam, wie gewöhnlich; die traurigen Gedanken welche mich bewegten, raubten mir alle Lust ein Wort mit Albino zu wechseln, und dieser, der keine Ansprache fand, schwieg, gleich mir.

Wir fanden die sechste Cisterne leer, wie die fünf andern; wir hatten kein Wasser mehr in unsern Schläuchen, und der Durst quälte uns; unsere Pferde litten noch mehr als wir, denn sie waren seit dem vorigen Abende nicht mehr getränkt worden; besonders das meinige konnte beinahe nicht mehr weiter. Wir wollten demungeachtet unsern Weg fortsetzen, als der Alte uns anhielt.

Einen Augenblick, sagte er, der so aufrecht im Sattel saß, wie ein Reiter von zwanzig Jahren. Capitän Albino, fuhr er fort, wir sahen so eben die sechste Noria.

Aber es gibt noch eine, antwortete Albino.

Ich muß euch sagen, setzte er hinzu, daß weder ihr noch ich die siebente Cisterne von Bajan erblicken werden. Wenn Ihr also zurück wollt, so ist es noch Zeit.

Albino verzog keine Miene.

Werden wir frühe genug kommen, um unsere Anführer zu retten? fragte er.

Mein Traum hat es mir nicht verkündet, aber ich hoffe es, sagte Doppelauge.

Es ist gut! Vorwärts! rief Albino entschlossen; unser Leben mag für nichts gezählt werden, wenn es sich um das unserer vier Anführer handelt, die Hoffnung des Landes, welche von Verrath bedroht wird.

Vorwärts dann! sagte der Greis mit einem Antlitz voll Heiterkeit.

Der Marsch setzte sich nicht so rasch fort als meine beiden Gefährten es wünschten; mein müdes Pferd schleppte sich nur keuchend nach. Jeden Augenblick trafen wir Leichen von Pferden und Mäulern. Bald begannen wir einen ziemlich steilen Abhang hinanzuklimmen. Als wir oben waren, entrollte sich vor uns eine ungeheure Ebene. Doppelauge der voranritt, stieß ein Freudengeschrei aus, und Albino, der ihn einholte, ließ auch einen fröhlichen Ausruf hören.

O Dank sey Gott! rief der Contrabandist mit Begeisterung, noch sind sie frisch und gesund, und wir werden sie retten, was auch geschehen mag!

Es war am 21 März 1811, ungefähr gegen neun Uhr Morgens. Unter uns und in der Mitte der Ebene von Aceita de Bajan schlän-

gelte sich eine lange Wagenreihe mitten unter Cactus und Acazien hin. Die Geschütze folgten in einiger Entfernung, und das Rollen ihrer Laffetten drang bis zu uns. Die Fähnchen der Reiter flatterten im Winde, das Wiehern ihrer Pferde mischte sich mit dem Rädergeräusch der Artillerie. Weit über die ersten Wagen des Zuges hinaus hielt ein Trupp, der die Vorhut zu bilden schien hinter einem kleinen Hügel, um den sich die Straße wand. Diese Leute machten ohne Zweifel nur einen augenblicklichen Halt, um den Wagen Zeit zu lassen, sie einzuholen.

Seht ihr! sagte Albino zu Doppelauge, sie müssen einigen Verdacht haben, weil ihre Vorhut keinen Raum zwischen sich und den Wagen läßt.

Doppelauge antwortete nicht. Sein scharfes Auge spähte achtsam auf diese Vorhut.

Die Pferde jener Reiter, sagte er, sind sehr munter, für Thiere, welche unterweges kaum getränkt wurden; seht, ob die der zwei Abtheilungen, welche nach ihnen kommen, ebenso wiehern und stampfen wie die ihren.

Diesseits des Hügels und auf einige Entfernung von der Wagenreihe, welche noch ziemlich weit von der Anhöhe war, hinter welcher dieser Reitertrupp stand, ritten sechs Dragoner im Schritt. Hinter diesen auf hundert Pacas Abstand kam ein anderer Reitertrupp, ungefähr sechzig, fast unmittelbar vor den Wagen. Endlich hinter den Gepäckkarren und dem Geschütz kamen andere Soldaten von der Schutzwache, theils beritten, theils zu Fuß. Die Pferde all dieser Reiter streckten den Hals vor und schritten mühsam weiter. Der Unterschied zwischen diesen Thieren und denen des Trupps hinter dem Hügel war dem Auge des Mestizen nicht entgangen. Plötzlich beim Anblick eines Officiers, der sich mitten unter dem haltmachenden Reitertrupp zeigte, fuhr er zusammen und rief mit einer Donnerstimme: Verrath! Verrath! es ist Elizondo!

Er war es auch, der zu seinen Soldaten sprach; aber die Stimme des Alten drang nicht bis zu denen, welche er benachrichtigen wollte.

Ruperto, sagte eilig der Greis, dein Pferd ist nicht im Stande uns zu folgen. Das Leben der Anführer hängt von den Beinen unserer Pferde ab; erwarte uns hier. Schnell, schnell, Albino, werft ihm die Leine eures Handpferdes zu.

Ich nahm die beiden Handpferde. Albino und Doppelauge stürzten sich wie zwei Felstrümmer, welche einen jähen Abhang hinabrollen, in die Ebene hinunter, indem sie mit aller Kraft die Worte wiederholten: „Verrath! Verrath!" Ich verlor sie bei einer Wendung die sie machen mußten, bald aus den Augen. Ich blieb allein zurück, sehr gehindert durch die beiden Handpferde, und mein Herz war so betrübt, daß eine Wolke mir alles was unter mir vorging, wie in einen Schleier hüllte. Die unheilvollen Prophezeihungen des Alten, die Angst welche ich wegen der Gefahr ausstand, in der sich die mexicanischen Anführer befanden, alles trug dazu bei, mir das Herz zu beklemmen. In diesem Augenblick wandten die sechs Dragoner von der Schutzwache Hidalgo's um den Hügel; indem sie diesen Reitertrupp gewahr wurden, zauderten sie einen Augenblick, und ritten dann vorwärts. In einem Augenblick waren sie umringt, entwaffnet und unter ihre Feinde zerstreut, ohne daß sie einen Nothschrei ausstoßen konnten. Die sechzig Reiter, welche nach ihnen kamen, erduldeten dasselbe Loos, denn, nachdem sie wie die ersten gezögert hatten, ritten sie weiter, beruhigt durch den Anblick Elizondo's, der als ein warmer Anhänger des Aufstandes bekannt war. Die armen Teufel ahnten nichts von Verrath. Der Oberst schien ungefähr dreihundert Mann um sich zu haben; er nahm zweihundert davon und näherte sich den Wagen. Es war um die vier Generale geschehen. Elizondo hielt mit dem Hut in der Hand vor einem der Wagen, welcher Halt machte. Ein Mann stieg heraus. An seinem Priesterrock, seinen langen weißen Haaren erkannte ich Hidalgo, welcher dem Verräther freundschaftlich die Hand reichte. Von diesem Augenblick an sah ich nur noch einige vereinzelte Auftritte dieses schauerlichen Trauerspiels. Elizondo's Truppen gaben zumal Feuer aus ihren Carabinern; Lanzenbündel umgaben die Wagen. Die vier Anführer waren gefangen. Kalter Schweiß benetzte meine Stirne und meine Brust wurde von Angst zerrissen.

Als die Pulverwolke sich ein wenig zerstreut hatte, sah ich von neuem Elizondo an dem Schlag eines andern Wagens. Man schoß auf ihn, aber der Verräther fiel nicht. Ein Reiter gab dagegen Feuer auf den Wagen, aus dem ich bald einen Mann steigen sah, den ich an seinen blonden Haaren und seiner stolzen Haltung für Allende erkannte. Er hielt einen leblosen Jüngling in seinen Armen. Ich habe seitdem erfahren, daß dieses edle Opfer sein Sohn war! Hidalgo, Allende, Abasola und Aldama wurden gezwungen zu Pferde zu steigen; ich sah sie mit denen verschwinden, welche nach ihrem Blute dürsteten; die Wagen fuhren weiter, die einen leer, andere mit Gefangenen niederen Ranges. Alles war zu Ende.

Ich stieg vom Pferde und setzte mich an den Wasserrand, während meine Thränen flossen. Ich war so in eine tödliche Trance versunken, als der Galopp eines Pferdes mich die Augen erheben ließ. Dieses Pferd führte mir einen enthaupteten Leichnam zu, den des Doppelauge, der mit einem langen starken Strick festgebunden war. Zu scheußlichem Hohn hatte man den Kopf des Mestizen zwischen seinen Armen befestigt! Muß ich euch wohl sagen, daß ich mit gewissenhafter Sorgfalt den letzten Willen des Alten erfüllte? Muß ich auch hinzusetzen, daß ich auf der Ebene Albino's Leiche fand, der, wie der Mestize es gesagt hatte, in ewigem Schlafe ruhte? Ihre vergebliche Aufopferung hatte sie das Leben gekostet, und nach Doppelauges Prophezeihung kam ich allein an die siebente Noria von Bajan. Diese war nicht ausgetrocknet. Vielleicht ist das Haupt des Greises noch an dem Baume aufgehängt, auf dem ich es niedersetzte?

Der Capitän hörte auf zu sprechen; die Sonne ging hinter den Bäumen des kleinen Gartens nieder. Das ferne Rauschen des Windes in dem hohen Grase der nahen Ebene, bildete gleichsam eine melancholische Begleitung zu den letzten Worten des Don Ruperto. M. L.... stand plötzlich auf, ging ohne ein Wort zu sagen nach seiner Wohnung und kehrte nach einigen Augenblicken wieder zurück. Er hielt ein Buch in der Hand, das er mir aufgeschlagen hinreichte. Es war der Cuadro Historico des Senators Carlos Maria Bustamente. Meine Augen fielen auf eine Seite, wo ich diese Worte las, welche die Erzählung bestätigten, die wir so eben angehört hatten: „die verrätherische Wachsamkeit Elizondo's folgte denen, welche er als Opfer zum Untergange bestimmt hatte. Zu Bajan angelangt wurden sie überfallen, nachdem sie die sechs Norias, welche zwischen diesem Punkt und Saltillo stehen, auf den Befehl des Obersten alle ausgetrocknet gefunden hatten." Der Senator Bustamonte setzt hinzu, daß mit Ausnahme Abasolo's, den der Heldenmuth seiner Gattin rettete, alle anderen Häupter des Aufstandes hingerichtet wurden. Der Oberst Elizondo aber empfing die Züchtigung, welche sein Verrath verdiente. Seinen Landsleuten verhaßt, den Spaniern verächtlich, starb er von Messerstichen durchbohrt, welche ihm ein Spanier selber in einem Anfall von verstelltem Wahnsinn versetzte. Man unterließ es die Sache zu untersuchen. So schloß der erste Aufzug des großen Drama's, das später die mexicanische Revolution genannt werden sollte.

Am folgenden Morgen, nachdem wir M. L.... herzlich die Hand gedrückt hatten, schlug Ruperto mit mir die Straße nach Tepic wieder ein.

Holländische Zeitschriften. Die Zahl der Revüen in Holland ist außerordentlich groß, man zählt nicht weniger als 125 Monats- und 14 Wochenschriften, die sich in folgender Weise vertheilen: protestantische Theologie 32, katholische 6, allgemeine Theologie 5, jüdische 1. Rechtswissenschaft 6, Industrie und Handel 4, Kriegswissenschaften 3, Architektur 3, Marine 3, Naturgeschichte 2, Botanik und Ackerbau 4, Medicin und Chirurgie 8, Veterinärwissenschaften 1, Sprachenkunde 24, Unterrichtswesen 8, Geschichte 3, Geographie und Reisen 3, eigentliche Literatur und Kritik 18, u. s. w. Eine der protestantisch-theologischen Zeitschriften erscheint französisch. (Journ. du Comm. d'Anvers 15 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 48

25 Februar 1851.

Ein Landaufenthalt in Ungarn.

(Bruchstücke aus einem Ausflug nach der Theiß.)

Von der guten Stadt Miskolcz aus brachte mich ein hier zu Lande gebräuchliches vierspänniges, nichts weniger als elegantes, aber sehr schnelles und billiges Fuhrwerk in kurzer Zeit auf die Besitzung eines Freundes, wo ich Gelegenheit genug finden sollte, das Landleben in Ungarn, la vie de Chatelain, kennen zu lernen.

Ich fuhr in ein zu meiner Verwunderung großes Dorf ein, das, wie mir später gesagt wurde, mehr als 3000 Einwohner zählt. In Mitte des Dorfes an einem ziemlich großen freien Platze stand das Schloß, ein alter Donjon wahrscheinlich aus dem 17ten Jahrhundert herrührend, festungsartig mit Eckthürmen geziert. In diesem lebte schon seit Jahren mein Freund und Landsmann, der Bewirthschaftung seiner Güter obliegend. Der Wagen hielt, einige ungarische Diener kamen sogleich herbeigesprungen, und fingen an ohne nur ein Wort zu sagen oder etwa Verwunderung über den fremden Gast zu zeigen, das Gepäck vom Wagen herabzunehmen. Man ist in Ungarn so daran gewöhnt Gäste zu sehen, daß die Ankunft eines neuen Gastes als etwas ganz Gewöhnliches betrachtet wird und häufig sehr erwünscht ist, denn dem Besitzer verschafft sie größere Unterhaltung, wogegen das dienende Personal sich auf die abfallenden Trinkgelder freut. Das Hauswesen leidet dabei sehr wenig Abänderung, sollten auch viele Gäste erscheinen, man ist, wie man zu sagen pflegt, darauf eingerichtet; was die Kosten anbelangt, so sind diese für den Amphitrion fast Null, denn die Hauptsachen, Fleisch, Geflügel, Mehl, Eier, Gemüse rc. Wein, sind im Ueberflusse vorhanden, so daß man oft froh ist, wenn recht viel consumirt wird, da der Ueberfluß doch einmal weder verkauft wird, noch aus Mangel an Abnahme verkauft werden könnte.

Meine bedeutenden im Ungarischen gemachten Fortschritte reichten gerade hin, um zu erfahren, daß der Besitzer zu Hause sey und sich im Garten befinde. Ich eilte dahin und fand den Freund nach langen Jahren der Trennung vergnügt, heiter und wohlbeleibter wieder. Nach den ersten Herzensergießungen wurde der Weg in das Schloß zurück eingeschlagen, dessen Inneres mir der Hausherr bald darauf zeigte. Ich fand vielen Raum, weit über das Bedürfniß des unverheuratheten Besitzers, Platz und Einrichtung für mehr als fünfzehn Gäste, manche Zimmer noch im Geschmack des vorigen Jahrhunderts meublirt.

Der Abend war herangekommen, es drohte eine kalte Februarnacht zu werden, daher ein wohlerwärmtes und wohlerleuchtetes Zimmer, das uns mit seinem Comfort zuletzt aufnahm, auf mich, der ziemlich durchkältet eingetroffen war, nur den wohlthätigsten Eindruck machen konnte. Es wurden Erfrischungen aufgetragen und mancherlei obligate Weinsorten dazu, die mich in diesem Augenblicke aber nicht sonderlich zu rühren vermochten, da mein altgermanisches Herz sich wie nie nach einem Glase Wiener Lagerbier sehnte. Ueber die Breite des Bieres war ich aber hier, wie ich nicht ohne einigen innern Schmerz bald einsehen mußte, vollkommen hinaus, und Pesth, 39 Meilen entfernt, der nächste Ort, wo dessen Trinkbares zu haben gewesen wäre. Aus der Noth war schnell die Tugend gemacht und fortan, und zwar Monate lang, Wein mit Wasser gemischt getrunken. Sehr bald nach eingenommener Collation war das Abendessen, oder wie man in Oesterreich und auch hier sagt, das Nachtmahl servirt. In ein Nebenzimmer eingeladen, fand sich dort eine sehr wohl garnirte Tafel vor, und es erschien ein Souper von vier oder fünf Gerichten — eine Masse von Speisen, an der sechs Personen zu Mittag vollauf gehabt hätten, während dem wir nur zwei Personen am Tisch waren. Ich erlaubte mir meinen Freund zu fragen, ob das hier so Sitte sey? Ei freilich, antwortete er lachend. Sie leben jetzt schon ganz ächt ungarisch — auch wenn ich ganz allein bin, ist das nicht viel anders — ich würde mich in den Augen meiner Umgebung im höchsten Grade herabsetzen, wenn ich das ändern wollte — meine Dienstleute, für die das meiste von dem Uebrigbleibenden abfällt, würden mich als einen Geizhals und ganz unbedeutenden Menschen in der ganzen Gegend ausrufen und mich ganz gewiß bald verlassen. Und dann fuhr er fort — gar wenn Gäste da sind! das sind ja die Ehrentage des Kochs, der um alles in der Welt es sich nicht nehmen lassen, oder sogleich abgehen würde, wenn er seine Kunst nicht in voller Glorie zeigen könnte. Sie glauben nicht, wie sehr man hier auf dem Lande von seinen Leuten abhängig ist; ginge der Koch ab, ich wäre in der größten Verlegenheit: da ich hinsichtlich seiner Ehrlichkeit nicht vollkommen mit ihm zufrieden bin, versuchte ich es in Pesth eine gute Köchin zu engagiren. Erstlich sind diese selten, zweitens wollen sie, selbst für ansehnlichen Lohn, nicht auf das Land, weil ihnen dort die in den Städten gewohnten Vergnügungen fehlen würden. So muß ich wohl den alten Koch behalten, der schon seit 20 Jahren sich im Hause befindet, oder gewärtig seyn in noch viel schlimmere Hände zu fallen. — Es war nicht viel darauf zu erwidern. — Eine freundschaftliche Partie Whist en deux bei einem Glase sehr guten Punsch und einigen Pfeifen vortrefflichen ungarischen Tabaks machte den Beschluß des ersten Abends auf dem Lande, und bald umfing ein weiches Lager meine noch vom gestrigen Tage sehr ermüdeten Glieder.

Am nächsten Morgen ward bald nach eingenommenem Frühstück angespannt. Obgleich der Weg in dem fetten, schwarzen Boden fast grundlos, so wurde doch ein Theil des Territoriums, Schäferei u. besichtigt. Bei dieser fast halsbrechenden Partie sah ich ein, daß selbst bei dem leichtesten Wagen zwei Pferde so viel als nichts genützt haben würden, da vier Pferde nur mit äußerster Mühe im Stande waren uns fortzubringen. Beiläufig wurde bei einem benachbarten Edelmann, einem Bekannten meines Freundes, eingesprochen, der uns fast mit Gewalt zu Mittag behielt, und wo ich nur eine vergrößerte Fortsetzung vom gestern-abendlichen Souper fand, zugleich aber auch den ausgezeichneten Appetit zu bewundern hatte, mit dem diese gesunden kräftigen Leute Berge von Comestibeln verschwinden ließen. — Spät am Nachmittage kehrten wir erst zu Hause zurück und schlossen wie am vorigen Tage. Den folgenden Morgen lud mich mein freundlicher Wirth ein, seine Keller zu besuchen. Diese befanden sich wohl zehn Minuten entfernt, in den Fuß eines Berges eingegraben. Eingetreten in das Labyrinth dieser Unterwelt, wurden die in großen Quantitäten lagernden Jahrgänge durchgegangen und nur von den Besten zu kosten gegeben. Ausgenommen Tokayer-Wein, befanden sich nur in der nächsten der Besitzung zugehörigen Umgebung gewachsene Weine auf dem Lager, von welchen einige ganz ausgezeichnet an Feuer, Wohlgeschmack und Aroma jede königliche Tafel zieren konnten. Ich war erstaunt über diese herrlichen Sorten und Qualitäten, deren Namen ich nie vernommen und die auch, wie mir mein Freund bemerkte, in größere Entfernung nicht sehr bekannt werden, da sie nicht in großen Quantitäten zu gewinnen sind. Einige Sorten von Ausbrüchen waren vorhanden, die dem ächten, reinen Tokayer Ausbruch wenig nachgaben, zu dem wir jetzt gelangten. Daß diese Jahrgänge völlig ächt waren, davon war nicht der geringste Zweifel, denn sie stammten von Weinbergen, die mein Freund durch Erbschaft in Tokay selbst besitzt, und die wie Edelgesteine gehalten werden, da es im großen Umkreise von Tokay bei den Besitzenden als Ehrensache, möchte man fast sagen, betrachtet wird, seinen Gästen aus eigenen Tokayerbergen den besten reinsten Ausbruch zu credenzen. Auch ich hatte schon früher wohl zuweilen sogenannten Tokayer gekostet, aber — welcher Unterschied von diesem ächten Wein! Während dem der im Auslande meistentheils für Tokayer-Ausbruch verkaufte Wein gewöhnlich sehr süß ist und nichts von ungewöhnlichem Feuer verspüren läßt, gewöhnlich eine braune Farbe hat, so glänzt der ächte Tokayer-Ausbruch im schönsten Dunkelgoldgelb (wie Madeira), fast von weniger Süße und eher etwas bitter, dabei aber vom edelsten Wohlgeschmack und vom höchsten Feuer, das, selbst wenn man nur geringe Quantität genossen, in der nächsten Nacht sich in allen Adern bemerkbar macht. Zur Selbstbefriedigung meines Freundes war ich voll des wohlsten, höchsten Lobes dieses Nectars. Nun zu dem Preise desselben.

Im allgemeinen gehen die besten Ungarweine nach dem Großherzogthum Posen, dem Königreich Polen und Galizien. Die Polen, welche fast lauter ungarische Weine trinken, sind jedenfalls die besten Kenner derselben und zahlten auch von jeher die besten Preise dafür. Tokayer-Ausbruch als die edelste Sorte wurde bis zu dem Revolutionsjahr 1830 von den Polen der halbe Eimer mit 70 bis 80 und mehr Ducaten bezahlt. Seit dieser Zeit geschah fast gar keine Nachfrage mehr; die Inhaber solchen Weins lassen denselben liegen, indem sie mit der Zeit auf bessere Preise hoffen, verlieren aber an Quantität, da sich der Wein wie bekannt im Fasse aufzehrt, und wird gerade Geld gebraucht, so verkauft man wohl auch den halben Eimer (Antheil) anstatt für 70 Ducaten für eben so viel und noch weniger Gulden Conventionsmünze.

Jetzt nach dem Kriege in Ungarn werden sich die Preise wohl erhöht, die Quantität des Tokayers aber, wie es im Laufe eines Krieges wie dieser zu vermuthen, wo so bedeutende Armeen einander gegenüber standen, sich sehr vermindert haben. Namentlich wird dieß auf den Ort Tokay selbst zu beziehen seyn; in den dortigen Kellern lagerte immer eine ansehnliche Quantität Tokayerweine aller Sorten. Tokay wurde aber als ein wichtiger Uebergangspunkt über den Theißfluß mehr als einmal von den Armeen heimgesucht!

Der Herr Pfarrer in Tokay wurde oft als Besitzer des besten Tokayers genannt.

Was die Ursachen anbelangt, warum bei dem in Ungarn fast überall, selbst in den Ebenen, verbreiteten Weinbau der Tokayer stets den ersten Rang behauptete, so mag, so viel ich darüber urtheilen kann, dieses sowohl in der allerdings sehr günstigen Lage der Tokayer-Berge, vielleicht in besonderen Bestandtheilen des Bodens, der aber nichts Auffälliges bot, und schlüßlich in der besondern Art von Trauben liegen, die dort gebaut werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die kaspischen Thore.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 274) eine Mittheilung über diesen in der alten Geschichte so mannichfach wichtigen Paß gegeben, und fügen hier aus dem Decemberhefte des Bulletin de la Soc. de Geogr. eine andere Mittheilung bei, der wir einen in diesem Hefte mitgetheilten Auszug aus dem Tagebuch des verstorbenen Hommaire de Hell anfügen.

„Vom geographischen, geschichtlichen und malerischen Gesichtspunkt aus vertreten die kaspischen Thore, nach Jules Laurens, ganz Hochpersien, und ihr charakteristisches Studium umfaßt diesen ganzen Landstrich. Sie sind jedoch nicht sowohl in artistischem, als vielmehr in geographischem Interesse dem Norden dieses Landes das was dem Süden die nicht weniger berühmten, aber weniger besuchten und seit langer Zeit mehr studirten Ruinen von Persepolis sind.

„In dem Marsch des Reisenden, komme er nun über Teheran und Bromin von Irak her, oder über Semnan und Loskiert von Khorassan herab, ist es daher ein großer, ein feierlicher Augenblick um die Ankunft an diesen Thoren, und um den Durchzug durch diesen ungeheuren Riß einer Bergkette, deren Tiefe und Krümmungen, in ihren Formen von so bizarrem und wildem Charakter, all das Geheimniß und all den Schatten aufzunehmen scheinen, die den unendlichen Ebenen, welche diese Gebirgskette beherrscht, fehlten.[1] Man muß, zusammengekauert auf einem Karawanen-Gaule, während mehreren unendlichen, drückend heißen oder tödlich kalten Tagen[2] die entmuthigende Eintönigkeit eines alles Pflanzenwuchses entblößten Bodens und des unermeßlich weiten Horizonts, welchen Persien fast überall darbietet, erfahren haben, um das beinahe nervöse Gefühl der Ungeduld und der Neugierde würdigen zu können, das einen gleich beim Eintritt in diese Region befällt, wenn man hier sein Reisetage-

[1] Im Sommer reist man gewöhnlich bei Nacht, allein die Hitze ist darum nicht weniger empfindlich.

[2] Die ganze große Wüste umfaßt den 130 Lieues breiten und 70 Lieues langen Landstrich, welcher Kum und Yesd von Masanderan und Hoch Chorassan trennt.

buch mit einer Erscheinung bereichern soll, wie die der kaspischen Thore. Für jeden, sey er Gelehrter, Künstler, Denker oder einfacher Tourist, wird sich an diesen Augenblick ein wichtiges Datum seines Lebens, ein ruhmreiches Merkzeichen in der Menge seiner künftigen Erinnerungen knüpfen.

„Unter den verschiedenen schreckenerregenden Schauspielen, welche die Schöpfung bietet, läßt, nach der finstern Höhlung der Grotten, eine Lage wie die im Engpaß der kaspischen Thore den unbesiegbarsten Eindruck im menschlichen Gemüthe zurück. Die Phänomene des Feuers und des Wassers — und wäre es auch nur durch ihre so verführerische Beweglichkeit in Licht und Farbe — bezaubern mehr als daß sie schrecken, indem sie uns nicht fort und fort mit jener düstern und niederschlagenden Traurigkeit erfüllen, welche das Herz verschließt unter dem Druck und in dem Untereinander riesenhafter Felsen. Dieß ist das düstere und peinliche, aber großartige, endlich fast erdrückende Gefühl, wenn man, gesammelt und verwirrt zugleich, diesen langen, ungemein engen Zickzack verfolgt, dem, von West nach Ost, quer über das Geleise zweier zu tausend Fuß senkrechter Höhe sich erhebender Wände ein klares, entsetzlich bitteres und salziges Bächlein entsickert. Nie belebt die Wechselflamme eines Hirtenfeuers, nie das biblische Zelt des Kurdenstammes in der Umgegend die düsteren Räume der Wüste. Kein Gras, kein Vogel lebt zu irgend einer Jahreszeit an diesen Orten, in die sich vor mehr als zweitausend Jahren die Schlachthaufen des großen Skender (Alexanders) stürzten, um die Krieger des unglücklichen Darab II (des Darius Codomannus der Griechen) zu verfolgen. Heutzutage werden sie nur noch von den während des Durchzugs stets geängstigten und schweigenden Pilgerkarawanen-Reihen von Meschehd durchzogen. An gewissen Stellen haben hier nur öde Stille und ewiger Schatten ihren Wohnsitz aufgeschlagen; an andern fällt vielleicht um die Mittagsstunde, wenn der wilde turkomanische Reiter oder die aufgejagte Gazellenheerde hindurchreitet, ein brennender, heimlicher, flüchtiger Sonnenstrahl hinein. Wenn man sieht, wie sich dieses Labyrinth von Felsen und ungeordneten, zerreiblichen und gleichsam calcinirten Gedichichten so lange in das innerste Innere der Berge hinzieht; wenn man sieht, wie bei jeder Krümmung diese drohenden Wände aneinanderstoßen, deren Kamm im tiefsten Blau des Himmels sich abspiegelt, und deren eingestürzte Theile von den Krystallen eines Gypses funkeln, der blendender ist als der Schnee; wenn man endlich wie verwirrt und verloren sich fühlt inmitten dieser Scene der Einsamkeit, der Verwüstung und des Schreckens, so möchte man glauben man befinde sich an einem Orte, der nirgends einen Ausgang biete und dem ganzen übrigen Erdenrunde unbekannt sey.

„Um diesen schrecklichen Paß gegen das zahlreichste Heer zu vertheidigen, würde eine Handvoll erbitterter Menschen genügen, welche die herabhängenden Felsblöcke ihren Feinden von oben herab auf die Köpfe wälzten, und man muß staunen, daß die alten Perser dieß nicht gethan haben.

„Nach einem derartigen dreiviertelstündigen Marsche kommt man endlich, besonders auf der Westseite, mit wahrer Freude aus dem Engpaß heraus, indem man auf sanftem Pfade den entgegengesetzten Abhang des Berges erreicht, welchen er von oben bis unten durchschneidet, und an dessen Fuß sich vor dem geblendeten Auge das Panorama der ganzen Provinz Irak-Adschemi entfaltet, das von Teheran, der Hauptstadt des Königreichs, und dem schneeigen Gipfel des Demavend beherrscht wird."

Chronik der Reisen.

Hommaire de Hell's Reise an die kaspischen Thore.

Nachdem wir oben eine allgemeine Schilderung des Anblicks der kaspischen Thore gegeben, lassen wir in Folgendem Hrn. Hommaire de Hell seine Reise selbst erzählen. „Sonntags 2 Julius. Abreise 20 Minuten nach 6 Uhr. Um 8 Uhr setzen wir auf einer Brücke über den Bach, welcher die Gränze zwischen Choraſſan und Irak bildet. Um 8 Uhr 37 Minuten kommen wir an Abdul-Abad, einem gänzlich verlassenen Dorfe vorbei, wo sich ein Behälter mit sehr schlechtem Wasser befindet. Eine halbe Stunde später verließen wir die geneigten Ebenen am Fuße der Gebirgskette, um in die Centralebenen zu gelangen, die südlich von einer Reihe kleiner Hügel begränzt sind, welche bis diesen Augenblick fern von der Gebirgskette ablagen, mit der sie sich westlich von Laskiert vereinigen. Diese Gegend ist gänzlich unfruchtbar; man sieht kein vierfüßiges Thier, keinen Vogel: man hört nur den Gesang der Grille und das Gesumme einiger Mücken. Auf dem nackten Boden sieht man stellenweise nur einige Salzpflanzen, und hie und da sind weite Flächen mit weißen Efflorescenzen bedeckt; vor uns verbirgt ein dichter Nebel die Berge, wo sich die kaspischen Thore befinden müssen. Wir begegnen einer großen Anzahl Pilgrime, die von Schirwan kommen und sich nach Meschehd begeben; sie sind allesammt beritten und wie Banditen bewaffnet; zwei von ihnen tragen die Fahnen.

„Um 11 Uhr 30 Minuten kommen wir durch die tiefe Schlucht von Duzkha, einen von den Reisenden gefürchteten Ort. Ein verfallener Thurm erhebt sich auf den Böschungen welche die Schlucht begränzen. Um 1 Uhr 38 Minuten gelangen wir nach Dennemek. Hier finden wir einen Bau nach Art dessen von Laskiert. Vor einigen Monaten noch zählte man hier etwa dreißig Häuser. Jetzt findet man nur noch einige zerlumpte arme Teufel, welche den Karawanen die nothwendigen Lebensmittel liefern. Abermals liegt der Grund, warum die Einwohner von Dennemek ihre Behausungen verlassen haben, darin daß sie der Plünderung entgehen wollten. Neben jenem burgartigen Gebäude befindet sich ein schönes Karawanserai von Schah-Abas, das jedoch verlassen ist. Ein kleiner Bach fließt durch diese Oertlichkeit, er liefert den Behältern aber nur Brackwasser. Wir lagern an den Ufern dieses Baches, da wo er einen mit Binsen bedeckten Sumpf bildet, gerade am Fuße der Mauern der alten Burg. Diese Stelle hat das allerwildeste Ansehen; zahlreiche Ruinen erheben sich allwärts über der Linie des Horizonts. Kein Baum, kein Gebüsch; Unfruchtbarkeit ringsum. Während der Nacht heftiger Sturm. Unser Zelt wird durch die Windstöße gewaltig erschüttert; Blitze, Donner und Wind verfangen sich in den Wasserbehältern und wiederhallen in kläglichen Seufzern. Das Geschrei der Kamele, das Geheul der Schakale — all dieß bildet ein Ganzes, das auf uns, unter unserer leichten, vom Regen gepeitschten Leinwand, den lebhaftesten Eindruck macht.

„Etwas bemerkenswerthes in Persien ist die geringe Sorgfalt, die man dem zum Getränk bestimmten Wasser angedeihen läßt. Kein Brunnen, keine unterirdische Röhre; überall hin, in die Städte, auf die Felder gelangt das Wasser, das man trinkt, durch schmutzige offene Canäle, in denen man alle möglichen Geschäfte und Verrichtungen vornimmt.

„Montag, 3 Julius. Abreise 5 Uhr 35 Minuten. Um 8 Uhr 45 Minuten kommen wir durch das Dorf Padi, das ein quadratisches kreisrundes Fort besitzt, allein ohne die Regelmäßigkeit der beiden Stockwerke von Laskiert und ohne die äußern Galerien. Ich finde hier wieder die primitiven Spitzbögen. Diese ganze Gegend ist mit Ruinen bedeckt, wovon die meisten alt. Um 9 Uhr 35 Minuten kommen wir vor Aradun vorbei: seine quadratische, ebenfalls kreisrunde Citadelle, nach der Art jener von Padi, liegt im Mittelpunkt einer modernen Ringmauer, welche um das ganze Dorf herumgeht. Alle diese Dörfer besitzen sehr wenige Bäume. Von Aradun aus kommen wir über eine Reihenfolge von Canälen, vierzig an der Zahl, die alle von dem Flusse Rab, der aus Ficeskoh kommt, gespeist werden. Diese Canäle haben ihren Anfangspunkt gerade beim Austritt des Flusses aus den Gebirgen, die nur 20 Minuten von Aradun entfernt sind. Die ganze Ebene zu unserer Linken ist mit Dörfern bedeckt. Man zählt deren mehr als zweihundert,

und die Bewohner behaupten es habe ihrer einst mehr als vierhundert gegeben. Das Wasser des Kadflusses ist leicht brackisch. Um 1 Uhr 35 Minuten kommen wir in Kischlak an, das hundert Häuser zählt. Wir lagern in einem Garten; diese ganze Gegend trägt ebenfalls den Namen Kod. Abermals ein Sturm während der Nacht mit Regen.

„Dienstag, 4 Julius. Abreise 6 Uhr 45 Minuten. Wenn man aus dem Dorf herauskommt, so entdeckt man bereits den Eingang in den Gebirgspaß, welcher, wie ich vermuthe, die kaspischen Thore bildet. Wir brauchen indessen noch zwei Stunden um dahin zu gelangen. Jenseits der Gärten von Kischlak erhebt sich die Ebene unmerklich; sie wird vollständig unfruchtbar und bietet keine Spur von Vegetation. Um 8 Uhr 5 Minuten sind wir am Eingang des berühmten Engpasses. Beim Heraustreten aus diesem Paß dürfte Alexander von dem Anblick des Landes, das er erobern wollte, nicht sehr entzückt gewesen seyn. Im Hintergrunde des Engpasses, der zu beiden Seiten hohe Böschungen von Gypsfelsen in erdigen Farben hat, entspringt ein salziger Bach, dessen dickes Wasser in weißen Ausblühungen an seinen Ufern ablagert; rechts und links unfruchtbare, auf alle mögliche Arten übereinander geworfene Berge; vor sich die nackte Ebene, von der ich gesprochen; im untern Theil der Ebene, rechts, unermeßliche weiße Flächen Salzablagerung, die in der Sonne glänzen und von einem salzigen röthlichen Pflanzenwuchs umgeben sind; endlich, links, längs der großen Gebirgskette, die Ebenen von Chorassan, an deren Horizont der Nebel sehr häufig die schwachen Hügel verbirgt, welche sich von den Hauptbergen trennen, um ihre Richtung nach Südwest zu nehmen. Wir brauchen 45 Minuten, um durch die kaspischen Thore hindurchzukommen. Auf dieser ganzen Linie bilden sie einen engen, gekrümmten Gebirgspaß, der zu beiden Seiten stets hohe Böschungen hat, welche oft über den Weg herüberhängen. Die Beschaffenheit dieser Gypsfelsen macht diese Passage zu einer der allerwildesten; nicht die geringste Pflanze treibt auf diesem salzigen, überall mit weißen Ausblühungen bedeckten Erdreich aus dem Boden hervor. Der Paß hat nicht mehr als zehn Meter Breite; der Weg, welcher bald dem linken, bald dem rechten Ufer des kleinen salzigen Baches folgt, ist indeß gut und leicht, und es wundert mich nicht, daß Solin[1] so wie die Karten des Mittelalters anführen, der Weg sey brauchbar für Fuhrwerke. Der Abhang ist im allgemeinen sanft. Ist man an dem obern Theile des Baches angekommen, so verläßt man ihn, um rechts bergan zu steigen, und nach Verfluß einiger Minuten befindet man sich auf einer wellenförmigen Hochebene, wo die Straße vortrefflich ist, und setzt seinen Weg auf einem Boden von feinem Kiessand fort. Um 9 Uhr 27 Minuten steigt man allgemach auf einem sanften Abhang bergab, bis man das letzte Glied der Gebirgskette hinter sich hat, was um 10 Uhr stattfindet. Außerhalb folgt man der Senkung einer weiten Ebene, die sich an den Fuß der Gebirgskette anlehnt, bis nach Eiwanek hin, wo wir um 12 Uhr 10 Minuten eintreffen. Der Eingang in den Engpaß von der Ostseite liegt in einem Winkel, welchen mit der Hauptgebirgskette ein secundäres Glied bildet, das, von dieser Seite gesehen, nach Süden zu streichen scheint; von der andern Seite aber sieht man, daß dieses Glied sich nach Westen hin verlängert, indem es sich leicht südwärts neigt, und so die weite Ebene von Veramin bildet, die reich ist an Dörfern, welche von dem Dschedschrud bewässert werden. Der Gebirgspaß liegt sonach im Anschlußpunkte des Kettengliedes selbst, und läuft parallel mit dem großen Gebirgszuge. Er befand sich unvermeidlich auf dem Wege eines vom Westen kommenden und naturgemäß am Elburs, wo man sich süßes Wasser verschaffen konnte, hinziehenden Heeres. Alles dieß stimmt vollkommen mit den Angaben Arrians überein, so wie mit seinem Bericht von dem Zuge Alexanders über die Gebirge, um sich nach Hyrcanien zu begeben. Man muß sich nur wundern, daß er nirgends von dem kaspischen Meere spricht, das Alexander sehen konnte als er in die das Littoral begränzenden Ebenen herabstieg."

[1] Cajus Julius Solinus, ein in Rom geborner lateinischer Geograph, der um das Jahr 214 lebte. Man hat von ihm ein Werk, unter dem Titel De Situ et Mirabilibus Orbis.

„Hommaire de Hell macht hier folgende Bemerkung: „Was mich auch in Verwunderung setzt, ist daß Alexander, der doch ziemlich eitel war, nirgends Spuren seines Durchzugs hinterlassen hat. Keine Inschrift, kein Denkmal, um der Nachkommenschaft Kunde zu geben von seinen großen Eroberungen, und doch mußte der macedonische Held oft die bewundernswerthen Inschriften vor Augen gehabt haben, welche die Perser in die Felsen eingehauen hatten, um die Großthaten ihrer Beherrscher der Unsterblichkeit zu weihen." — Dieser kaspische Paß heißt heutzutage Serdar-Rha (was ich mit „Feldherrn-Weg" übersetze). Liegt hierin vielleicht eine Erinnerung an Alexandre? Es gibt noch einen zweiten Weg, der durch dasselbe Glied dieser Gebirgskette führt und dieselbe Bestimmung hat. Es ist dieß ein schmaler, ziemlich schwieriger Pfad, den man selten einschlägt. Der gute Weg, dem man gewöhnlich folgt, ist der, welchen wir eingeschlagen haben.

„Eiwanek zählt zweihundert Häuser. Der zweite Weg heißt Sialek.[1]

„Mittwoch, 5 Julius. Abreise um 6 Uhr 22 Minuten. Hat man Eiwanek verlassen, so kommt man an einem umfangreichen, von Schah Abas herrührenden Karawanserai vorbei. Auch bemerkt man in der Nähe eine kleine fast zerstörte Moschee und zahlreiche Ruinen, welche auf eine einstmalige größere Ausdehnung dieser Ortschaft schließen lassen. Um 9 Uhr 30 Minuten kamen wir an einem verschanzten viereckigen Lager vorbei, das mich an die von den Römern errichteten erinnerte. Diese ganze Gegend ist mit Bautrümmern aller Zeiten bedeckt . . . ."

Dr. Beke und Hr. d'Abbadie. Unsere Leser werden sich des Streits erinnern, der zwischen diesen beiden Herren längere Zeit geführt wurde, und dessen Hauptpunkte wir im Anhang zu der Uebersicht von d'Abbadies Reisen (Nr. 258 ff. vom vorigen Jahr) nach einer eben damals erschienenen und auch nach Paris an die geographische Gesellschaft geschickten Broschüre mitgetheilt haben. Hr. Beke hatte, wie es scheint, gehofft daß die Pariser geographische Gesellschaft sich in irgend einer Weise gegen Hrn. d'Abbadie aussprechen werde; das geschah aber nicht, vielmehr benimmt sich Hr. d'Abbadie als ein sehr thätiges Mitglied dieser Gesellschaft. Auf dieses hin hat Hr. Beke ein Schreiben an den Generalsecretär derselben gerichtet, und verlangt, daß sein Name von der Liste der Mitglieder und ständigen Correspondenten gestrichen werde. Zugleich schickt er die goldene Medaille, die ihm im J. 1846 verliehen war, zurück. Die Sache wird in dem Decemberheft des Bulletin de la Soc. de geogr. ohne weitere Bemerkung aufgeführt, und die Commission beschloß, Hrn. Beke einfach den Empfang zu bescheinigen und ihn von der Mitgliederliste zu streichen. Man kann Hrn. Beke's Benehmen nur billigen, da sich Hr. Antoine d'Abbadie gegen die ziemlich erwiesene Beschuldigung eines fast ehrlosen Betragens keineswegs gerechtfertigt hat. Wenn Hr. d'Abbadie in Frankreich nichtsdestoweniger aufgenommen ist, so mögen allerhand politische Gründe vorwalten, denn es unterliegt wohl schwerlich einem Zweifel mehr, daß er als geheimer Agent Frankreichs wirkte, während er sich auf eine nicht zu rechtfertigende Weise einen englischen Paß, ja fast politische Aufträge von Seiten Lord Palmerstons zu verschaffen wußte. Inzwischen hat jetzt Hr. Beke auch eine kleine Schrift: „Inquiry into Mr. Antoine d'Abbadie's Journey to Kaffa" herausgegeben, worin er es so ziemlich nachweist, daß die Reise gar nicht gemacht wurde. Die Beschuldigung, daß er das Publicum betrogen, ist namentlich p. 34 der genannten Broschüre so unzweideutig ausgesprochen, daß man glauben sollte, Hr. d'Abbadie müsse antworten, es ist aber bis jetzt so wenig geschehen, als auf die Beschuldigung eines treulosen Verfahrens.

[1] Die HH. Rawlinson und Chodsko sagen, sie hätten 45 Minuten gebraucht, um die kaspischen Thore, denen sie den Namen Sialek geben, zu durchwandern. Dieß ist ganz genau dieselbe Zeit, welche auch Hommaire de Hell brauchte, um durch diesen berühmten Engpaß zu gelangen, den er Serdar-Rha nennt. Der englische und der russische Reisende schildern den Durchgang, dem sie den Namen Sialek geben, ganz auf dieselbe Weise wie Hommaire de Hell den Serdar-Rha. Man sieht daher, daß die drei Reisenden über die Lage der kaspischen Thore im Einklang sind, und daß sie nur in dem Namen abweichen, den die Einwohner in diesem Augenblick demselben beilegen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. 26 Februar 1851.

Manuelita, die Tochter des Dictators Rosas.

Diese Dame ist vielfach von Reisebeschreibern und politischen Schriftstellern als ein Scheusal geschildert worden, das die wilde Gemüthsart ihres Vaters mit allen Ausschweifungen ihres Geschlechts verbinde. Dem scheint indeß nicht so. Ein ungenannter Engländer, der Rosas in seinen Schilderungen (s. United Serv. Journal. Jan.) durchaus nicht schont, entwirft von Manuelita nachstehendes, in manchen Beziehungen interessantes Bild.

„Die Person, welche nach Rosas die wichtigste Rolle in der ganzen Conföderation spielt, ist seine Tochter Manuelita. Die Stellung, welche diese Frau sich erworben hat, ist einzig, wie die ihres Vaters, obgleich verhältnißmäßig unbedeutend, da sie über Staatsangelegenheiten nicht zu Rathe gezogen wird. Nichtsdestoweniger besitzt sie in allem, was auf ihre Stellung Bezug hat, eine völlige Freiheit. Manuelita ist, so zu sagen, ein Unterstaatssecretär im Cabinet eines Ministers, der mit einer ungeheuren Verwaltung beauftragt ist: sie hat ihre Secretäre, ihre Bureaux, ihre Correspondenz, und ist im Stande eine Menge wichtiger Geschäfte zu beaufsichtigen, ohne dabei die Pflichten gegen die Gesellschaft zu vernachlässigen, welche ihr durch ihre geistigen Fähigkeiten und ihre natürliche Liebenswürdigkeit auferlegt sind. Viele Schriftsteller haben Manuelita als eine Art Bacchantin geschildert, die unaufhörlich ihren Vater zu Gewaltthaten antreibe, sich selbst allen zügellosen Ausschweifungen ergebe, und die Gesellschaft durch das Schauspiel ihrer Orgien scandalisiree. Dieß ist durchaus falsch: man braucht Manuelita nicht zu kennen, man darf sie nur gesehen haben, um sich von der gänzlichen Falschheit dieser lügenhaften Berichte zu überzeugen. Manuelita ist Rosas Tochter, und hat somit viele Vorurtheile zu überwinden, manchen Haß zu besiegen, indeß ist sie allgemein geachtet und geliebt, was in einem Lande, wo so zu sagen niemand geachtet ist, nicht wenig sagen will. Dieß ist nicht zu verwundern, denn wenn es ein Wesen auf der Erde gibt, das die Gewaltthaten einer tyrannischen Regierung mildern, das von Rosas Gnade oder Gerechtigkeit erbitten kann, so ist es Manuelita. Sie ist die einzige Hoffnung der Unglücklichen, der Unterdrückten, der Armen, und selten wird diese Hoffnung getäuscht.

„Manuelita ist schlank und zierlich gebaut; sie soll 34 Jahre alt seyn, sieht aber nicht älter als 27 oder 28 aus. Ihre Züge sind regelmäßig und tragen den spanischen Ausdruck, d. h. sie sind stark gezeichnet. Ihre großen schwarzen Augen deuten auf Seelenstärke, zeigen aber einen Ausdruck von unendlicher Zartheit und Milde; ihre rabenschwarzen Haare heben das Weiße ihrer Haut noch mehr, kurz ihr ganzes Wesen zeigt eine Anmuth und Freiheit, die man nur bei spanischen Frauen trifft, welche die seltene Kunst besitzen, mit den Reizen der Schönheit ein gewisses Sichgehenlassen zu verbinden, das Frauen anderer Länder nicht kennen.

„Manuelita besitzt in hohem Grade „Salonserfahrung", wie die Franzosen sagen würden: sie spricht englisch, französisch und italienisch, wie ihre Muttersprache, und welche Wendung das Gespräch auch nehmen mag, ernst oder scherzhaft, so ist sie gleichmäßig im Stande, durch richtige Bemerkungen oder witzige Entgegnung zu glänzen. Manuelita hegt für ihren Vater eine bis zur vollständigsten Ergebenheit gehende Zuneigung, und oft hat man sie über die von Rosas geübten Grausamkeiten Thränen vergießen sehen. In ihrem Kummer über die Handlungen des Dictators ließ sie manchmal vor ihren Freunden ihrer Entrüstung freien Lauf, aber nichts kann die Bande kindlicher Liebe, die sie an ihren Vater fesseln, auflösen. Und dieß ist ein Glück für das Land, denn ohne sie würde Rosas manchmal in seiner Wuth noch viel schrecklicher sich gezeigt haben, als es wirklich geschah. Ich habe von zwei Augenzeugen eine Scene erzählen hören, welche während der ersten Hinrichtungen durch die Mashorca zwischen ihr und ihrem Vater stattfand, und beweist, welchen Grad von Herrschaft der letztere über sie übt. Eines Abends als Manuelita am Pianoforte saß, und vor ihren Zuhörern einige spanische Romanzen sang, trat Rosas ins Zimmer mit einem silbernen Präsentirteller in der Hand, auf dem ein paar Menschenohren lagen, die man vom Kopf eines „wilden" Unitariers abgeschnitten hatte; langsam schritt er auf das Pianoforte zu und stellte den Teller vor den Augen seiner Tochter nieder. Heftig sprang diese auf, und mit Zügen, blaß vor Wuth und Abscheu, warf sie ihr Musikstück über den Teller hin, und wandte sich dann, um ihrer Entrüstung freien Lauf zu lassen, als ihre Augen auf den festen schrecklichen Blick des Generals trafen. Sie schreckte zurück und fiel ohnmächtig zu Boden.

„Wir könnten tausend Geschichten dieser Art erzählen, welche die Unrichtigkeit der mannichfachen, gegen den Charakter Manuelita's gerichteten Beschuldigungen zur Genüge beweisen würden."

Ein Landaufenthalt in Ungarn.

(Fortsetzung.)

Der Tokayer Hauptbergrücken mit seinen nicht bedeutenden Vorsprüngen ist ebenfalls ein Ausläufer der Karpathen, welcher fast ganz isolirt, anfangs in nordöstlicher Richtung in das Land eintritt, später aber zum großen Vortheil des Weinbaues sich fast dem Süden zuwendet. Die besten Lagen genießen bei ziemlich

steiler Abdachung des Bodens die Einwirkung der hier sehr heißen Sonnenstrahlen beinahe vom Morgen bis zum Abend.

Die Untersuchung des Bodens bleibe dem Chemiker überlassen.

Sieht man die Trauben von Tokay in ihrer Reife, so erscheinen dieselben außerordentlich durchsichtig, von unendlich feiner Schale, die einzelnen Beere aber so klein, wie ich deren nie gesehen.

Das Städtchen Tokay selbst ist sehr unbedeutend und von keineswegs einladendem Aeußern. Zur Zeit der Weinlese wird es hier jedoch sehr lebhaft — viele fremde Einkäufer erscheinen um den Wein schon als Most zu kaufen, und in früherer, nicht zu langer Zeit war die Tokayer-Weinlese ein Sammelpunkt für den begüterten Adel von nahe und fern; Festlichkeiten und große Bälle wechselten mit einander ab — bedeutende Geschäfte wurden abgeschlossen — Wiener Juweliere kamen an und verkauften für ansehnliche Summen von ihren Kleinodien.

Zum Schluß über Tokay noch die Erwähnung einer zufälligen Erfahrung, die mein Freund während meiner Anwesenheit bei der Behandlung des Tokayer Weines machte, und welche bei weiterer Ausbildung nicht ohne Nutzen für viele Weinbauenden seyn dürfte. Ich erlaube mir den Verlauf der Sache vollständig anzuführen; zur Zeit der Tokayer-Weinlese war mein Freund krank und entsendete seinen Inspector nach Tokay, der den immer mehr oder minder werthvollen Ertrag zu beaufsichtigen hatte. Wie bekannt, läßt man bei den Fässern, in welche der gährende Most gefüllt wird, die Spundlöcher so lange offen, als noch von der Gährung Hefen ausgestoßen werden. Der Inspector hatte Ursache der Treue und Ehrlichkeit des Winzers, welcher den Keller in Tokay zu besorgen hatte, nicht vollkommen zu trauen, verspundete daher die Fässer, welche den edelsten Most enthielten, fest, versiegelte die Spunde, und da er wohl wußte daß so der gährende Most die Fässer sprengen würde, bohrte er durch den Spund selbst ein Loch von der Stärke eines Federkiels. In der Meinung der Verlauf der Gährung würde so auch der gewöhnliche seyn, erwähnte er gegen seinen Herrn nichts von der neuen Invention. Anfangs März, wo der neue Wein in den Fässern die Hauptgährung vollendet hat, reiste der Inspector abermals nach Tokay um nachzusehen. Voller Verwunderung was er dort in den verspundeten Fässern gefunden, kehrte er zurück und brachte eine Flasche davon mit — einen ächten Göttertrank — vortrefflichen Champagner.

Die zurückgehaltene oder vielmehr unvollendete Gährung, eine Hauptbedingung bei Erzeugung des Schaumweines überhaupt, war also hier eingetreten. Bei der bekannten Weise der Champagnerfabrication, wo der junge Schaumwein auf Flaschen gefüllt wird, und in diesen noch viele Hefen fallen läßt, hat es seine großen und mit Verlust verbundenen Schwierigkeiten diese noch längere Zeit hindurch sich neu erzeugenden Hefen zu entfernen, und nur dann erst wird der Schaumwein in den Flaschen völlig rein und klar, wenn alle Hefentheile sich abgesondert haben. Der hier durch Zufall gewonnene Schaumwein war aber wahrscheinlich durch die große Quantität, welche sich im Fasse befand, schon völlig rein und klar geworden, änderte sich auf der wohlverkorkten Flasche auch gar nicht mehr, sondern hatte, als er in späterer Zeit getrunken wurde, nur an Feinheit des Geschmackes gewonnen.

Ob man nun auf diese Weise vielleicht die Fabrication des Schaumweines im Großen vereinfachen und beschleunigen könne, wäre sehr interessant zu wissen, und sey den stets so nützlichen Erörterungen eines **Dr.** Liebig und eines Frh. v. Babo vorbehalten. Sollten irgend welche Versuche hierüber angestellt werden, so bittet man sehr um Niederlegung der gewonnenen Resultate in öffentlichen Blättern.

Um wieder in das Haus meines Freundes zurückzukehren, so verstrichen einige Tage bis ich eingewohnt und orientirt war. Unlängst von einer Krankheit genesen, that mir Bewegung sehr noth, und auf welche angenehmere Weise hätte ich mir diese verschaffen können als durch Befriedigung meiner alten Leidenschaft für das edle Waidwerk? Dennoch wünschte ich als Gast, der kaum angelangt, das Decorum gegen meinen freundlichen Wirth nicht zu verletzen, indem ich ihm auf Tage lang vielleicht so zu sagen davonlief. Da schlug er selbst eine Jagdpartie und zwar im Gebirge vor. Wer war froher als ich, bald das Innere der schwarzen Wälder kennen zu lernen, die im Februarnebel mich oft schon düster angeschaut hatten, während dem ich mit Sehnsucht nach ihnen geblickt! Jagdgäste wurden also geladen, und alle die Vorbereitungen getroffen, die an und für sich schon dem Jagdfreunde einen gewissen Genuß verschaffen. Der zur Jagd bestimmte Tag brach an, und bald erschienen mit heiteren Gesichtern die Gäste, das fröhliche Getümmel von Jägern, Pferden und Hunden im Hofe hinter sich lassend. Ein gemeinsamer Tisch versammelte nun die rüstigen lustigen Männer zum ernsten Frühstück, denn dieses sollte, einige kleine spätere Unterstützungen abgerechnet, bis zum Abend vorhalten. Unter Lachen und Scherzen wurde dem Magen hinreichender Tribut gezollt — kalte Küche, Brod und Wein in die Wagen gepackt, und fort ging es, so schnell es die Wege nur erlaubten, dem vor uns liegenden schönen dunkeln Matra-Gebirge zu. Nach einer halbstündigen Fahrt fanden sich die Wege aber so zerrissen von wilden Wasserstürzen, daß man es vorzog den übrigen ungefähr noch eine Stunde Zeit betragenden Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen. In fortwährendem Steigen ging es bergan, als wir ein kleines Gebirgsdorf passirten, dessen Existenz man kaum geahnt hatte, so versteckt lag es in eine kleine Schlucht hineingebaut. Das Aeußere desselben zeigte so viel Verfallenheit, Schmutz und Armuth, daß man unwillkürlich den Blick abwendete, als die Bewohner mit ihren Familien in scheinbarer Ehrfurcht an den Hausthüren erschienen, um die ihnen seltene Erscheinung einer Jagdgesellschaft vorüberziehen zu lassen. Ich wandte mich an meinen Freund und frug wie diese Leute sich hier im öden Gebirge ernährten? Er antwortete: das weiß man so eigentlich nicht, und eben weil man es nicht weiß, sind die Bewohner solcher Gebirgsdörfer in der Umgegend mehr gefürchtet als beliebt, da öfters Räuber aus ihnen hervorgingen, wohl auch in diesen abgelegenen Winkeln Falschmünzerbanden aufgehoben wurden; Bemühungen, diese Leute auf ähnliche Arbeiten hinzuleiten, wie sie in den deutschen Gebirgsdörfern getrieben werden, in Holz und dgl. welche sich mitunter recht lohnend erweisen — waren ganz fruchtlos; so muß man also die Sachen gehen lassen wie sie eben gehen!

Der Tag war wunderschön geworden. Die Sonne hatte nach langer Zeit einmal wieder den Nebel durchbrochen und zerstreut, und beleuchtete hell weit hinaus die mit einer leichten Schneedecke bedeckte Landschaft. Endlich an unserem Ziele, in bedeutender Höhe des Gebirgskammes angelangt, gönnte man sich eine kurze Ruhe und genoß nun vollkommen die wirklich großartige Aussicht auf die fast am Fuße des Gebirges anfangende große ungarische Ebene, wahrscheinlich der Grund eines antediluvianischen mächtigen Binnensees. So wenig zierlich sich die ungarischen Dörfer gewöhnlich in der Nähe ausnehmen, so sehr

zirten sie doch in diesem Augenblicke die unabsehbare mit dem Horizont verschwimmende Ebene, und zwar als einzige Anhaltspunkte für das auf der ungeheuren Fläche ermüdende Auge. Die Jagd begann nun, nachdem die Jäger auf den Wechseln sich einigermaßen über Fährten und Quantität des vorhandenen Wildes orientirt. Nachdem ein Jeder seinen Standpunkt eingenommen, wurden die Hunde in den Wald gelassen, und bald erdröhnte der in seinem steten ernsten Schweigen gestörte Hochwald von dem Krachen der schnell aufeinander folgenden Schüsse. Ein wahres Fieber bemächtigt sich in dem Augenblicke, wo die ersten Schüsse fallen, des Jägers, der nun, wenn das Wild einmal aufgejagt, mit einer jede Secunde steigenden Spannung erwartet, was ihm wohl zum Schusse kommen wird und nicht ohne Neid die Schüsse seiner Jagdgenossen erschallen hört!

Das Treiben war zu Ende. Mehrere Rehböcke und Rehe, Füchse und Hasen waren erlegt worden. Einer der Jäger wollte die Spur eines Wolfes gefunden haben, welcher sich aber den ganzen Tag über nicht blicken ließ. Nach mehreren an verschiedenen Orten noch absolvirten Treiben wurde gegen Abend die Jagd geschlossen und wir kehrten mit ziemlicher Ausbeute zurück, um den Rest des Tages in der auf dem Lande doppelt schätzenswerthen angenehmsten Geselligkeit zu verbringen.

Diese Jagdpartie fand nur als eine große Ausnahme von der Regel statt, denn man scheint die Bergjagden im allgemeinen, wahrscheinlich der oft großen Beschwerden wegen, nicht sehr zu lieben. Und doch sind die Bergjagden hier noch die lohnendsten. In der flacheren Gegend findet man, mit Ausnahme jener Gehege, welche waidmännisch kunstgerecht behandelt und geschont werden, wenig Wildpret, währenddem in diesen Gegenden, wo alle Feldfrüchte auf das üppigste gedeihen, das Wildpret im Gegentheil recht zahlreich seyn sollte. Man schenkte aber dem Gegenstande von jeher keine große Sorgfalt, hielt die eigentliche Jagdzeit nie strenge ein, hetzte wo es möglich war mit Windhunden — der Verderb aller niederen Jagd — und Wilddiebe sorgten für den Rest, so daß es jetzt lange dauert, ehe man das Glück hat, in den ebeneren Gegenden einen Hasen aufzujagen. Rebhühner findet man überall häufiger, auch nur aus dem Grunde, weil es dem Jäger wohlbekannte und heilsame Schwierigkeiten hat, dieselben, namentlich in einem Lande ohne harte Winter, gleich den Hasen und Rehen nach und nach auszurotten. Fasanen sollen im Verhältniß zur Größe des Landes nicht sehr häufig seyn. Die Waldschnepfe, dieser herrliche Zugvogel, scheint wie überall, nach Aussage aller Jäger und Jagdfreunde, sich auch hier sehr zu vermindern.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Brief von einer Reise nach dem Aralsee.

Orenburg, 17 Mai 1850.

Ich schreibe in Eile ohne Vorbereitung, mit dem Fuß im Steigbügel, wie man sagt, da ich morgen früh nach der Steppe abgehe. Mein Aufenthalt auf dieser Expedition wird sechs Monate dauern. Ich mit sechs Polen und einem uns zugegebenen Bergofficier sollen Lagerungen von Steinkohlen suchen, die, wenn wir sie reich genug finden, die Wünsche der Regierung erfüllen, die hier ein Dampfschiff einrichten will. Wenn wir die Flüsse Or, Turgai und Irgisch überschritten, und die nach ihnen genannten Festungen hinter uns haben, ziehen wir durch die Sandstriche von Karakum nach dem Ufer des Syrdarja und der Veste Raim. Nicht weit von da besteigen wir ein Schiff auf dem Aralsee und fahren nach dem südlichen Ufer über nach Kos Aral, wo wir die Spuren dieser Kohlen finden sollen. Wenn unser Suchen glücklich abläuft, so kehren wir auf demselben Weg nach Orenburg zurück, und gehen vielleicht noch dieses Jahr über Uralsk und Guriew nach dem kaspischen Meer zu demselben Zweck. Vom Aralsee nach dem kaspischen Meer wäre ohne Zweifel der kürzeste Weg der einfachste, allein da er wenig bekannt, zudem von Wasser entblößt ist, so hat man ihn, obwohl er anfänglich im Plan war, theils aus diesen, theils aus andern Gründen aufgegeben.

Der Zug ist sehr mühselig, die Steppe ungeheuer, unabsehlich, im Frühjahr grün vom Grase oder gelb vom Sand, später aber bedeckt sie sich ganz mit Einer Farbe, nämlich mit der, welche die glühende Hitze gibt, die manchmal auf 60° steigt; nirgends ist der geringste Schatten, nirgends gutes Wasser, und trotz der Tageshitze sind die Nächte so kalt, daß man zittert, wenn man nicht in einen warmen Mantel gehüllt ist. Wasser findet sich nur hie und da, und dieß ist schlammig, salzig und bitter; in der Steppe bekommt man gar keines. Obwohl von den Kirgisen keine Hülfe zu erwarten ist, so beschränken sie sich doch nicht hierauf, sondern fliehen auch vor der Berührung mit einer Karawane, und kaum haben sie Nachricht vom Zug einer solchen erhalten, so ziehen sie nach einer Stunde schon einige Dutzend Werst seitwärts, und man findet nur wandernde und einzelne Kirgisen. In einem so ungastlichen Klima, mitten unter solchen Nöthen ohne Wasser sind Krankheiten häufig, hitzige und kalte Fieber, ferner Scorbut sind die unvermeidlichen Gefährten auf solchen Zügen, so wie in den in der Steppe angelegten Vesten.

Das einzige Mittel gegen diese Krankheiten ist eine möglichst gesunde und kräftige Nahrung. Der Schatz liefert auf dem Zuge täglich anderthalb Pfund Zwieback, d. h. getrocknetes, in Würfelform geschnittenes und steinhartes grobes Brod, ein halb Pfund Hammelfleisch und zwei Krüge Branntwein wöchentlich. Bei solchen Unterhaltsmitteln magern die Glieder auf eine schauderhafte Weise ab, besonders da das Regenwasser außerordentlich auf die Entwicklung der Krankheiten einwirkt. Wie schon bemerkt, ist das einzige Mittel dagegen reichliche und gute Nahrung, und wer sich nicht mit Vorräthen versorgt, ist der Rückkehr nicht allzu sicher. Um einen Begriff zu geben, von welcher Art und in welchem Verhältniß man solche in die Steppe mit sich nimmt, will ich diejenigen aufzählen, die wir sieben Polen mit uns nahmen, denn obwohl sie nicht reichlich waren, waren sie doch auch nicht die schlechtesten: 100 Pfd. Zucker, 10 Pfd. Thee, 120 Pfd. Tabak, 60 Pfd. Mehl, ebenso viel Reis und eine gleiche Menge feiner Grütze, ferner eine Masse Zwiebel, Knoblauch, Senf, Meerrettig und Pfeffer als Mittel gegen den Scorbut; ebenso theilt man auch weißen Zwieback, Citronensaft und Krut aus, d. h. Käse aus Stutenmilch, den man in das Wasser mischt, das man sonst nicht wohl trinken kann. Auf dem Marsche verwandelt sich die Infanterie gewöhnlich in Reiterei, was eine andere Ausrüstung nöthig macht; wir mußten uns daher mit langen Säbeln, Dolchen und Pistolen versehen. Vielleicht brauchen wir sie nicht, da jedoch wir sieben Polen mit unserer Escorte von der Chiwa- und Kokan-Seite her an den Aralsee kommen werden, und man dort nie ganz trauen kann, so muß man auf alle Fälle gerüstet seyn. Wir nahmen noch ein Paar Doppelflinten mit, diese jedoch nur für das Wild, das uns zur Speise dienen soll. Wenn es mir gelingt, ein Paar Schwanen und namentlich rothe Gänse zu schießen, so werde ich Ihnen die Pelze schicken.

Unsere Karawane soll aus 5000 Kamelen und 3000 baschkirischen Wagen bestehen, was mehr oder weniger auf die Bedeutung unseres Zuges schließen läßt. Die Truppenzahl soll aus ein Paar hundert Kosaken, einigen Geschützen und etwas Infanterie bestehen: außerdem hat jeder Wagen einen Baschkiren und je zwei Kamele einen Kirgisen als Führer. Die Miethe eines jeden zu dieser Expedition verwendeten Kamels kostet 10 R. Silber. Die Baschkiren sind Leibeigene, und ihre Wagen, so wie die Kamele, müssen allerhand Material führen, Lebensmittel und die Requisiten für die neuen in der Steppe zu erbauenden Festungen und die neu dahin geführten Verstärkungen, so wie für die Expedition selbst. Der Corpsgeneral geht zu dieser Expedition mit einer kleinen Anzahl Officiere verschiedener Waffengattungen ab, für uns aber ist ein See- und ein Bergofficier bestimmt.

Hier muß ich noch anmerken, daß mit uns die bucharische Gesandtschaft zurückkehrte, welche im vergangenen Jahr den Elephanten, der sich jetzt in Petersburg befindet, begleitet hat.

Karabulak, 6 Junius 1850.

Hier bin ich also mitten in der Steppe 350 Werst von Orenburg, und schreibe aus dem Lager vor der Veste Karabulak, auf einem improvisirten Tischchen, dessen Füße mir gewöhnlich auf meinen Wanderungen dienen, d. h. auf den Knieen. Diese Wanderung in der Art, wie ich sie abmache, ist weder angenehm, noch beneidenswerth, doch Dank den mir von Hause geschickten Stärkungen, welche mächtige Linderungen in meiner Lage sind, werde ich doch beneidet werden. Da wir für uns vier baschkirische Wagen haben, so hat man uns nicht, wie doch der ganzen Infanterie, noch Pferde obendrein gegeben, und wir gehen also zu Fuße. Wir haben bis jetzt schlechtes Wetter, denn entweder ist es außerordentlich heiß, oder es fällt Regen und Kälte ein, gegen die man sich nirgends schützen kann. Am fünften Junius hatten wir sehr starken Hagel und Schnee, welcher drei Stunden lang fiel und die gerade zuvor noch unter den sengenden Strahlen erglühende Steppe in ein Leichentuch hüllte, und hintendrein kam ein Regen, der uns plötzlich durchnäßte. Der Regen ist hier sehr unangenehm, und auf unserem Marsch eine sehr unerwünschte Sache. Mit ihm kommt die durchdringende Kälte dieses Klima's, wir werden bis auf die Haut durchnäßt, und dazu kommt die Schwierigkeit sich zu wärmen, und die Unmöglichkeit sich zu trocknen und irgend eine Speise zu bereiten, denn das einzige Brennmaterial ist trockener Pferd- und Kamelmist, der zum Ersatz für den gänzlichen Mangel an Holz sich in genügender Menge in der Steppe findet.

Unsere Expedition ist größer als ich sie geschildert, denn sie besteht aus 3500 Fuhrwerken und 7000 Kamelen. Diese Masse theilt sich in vier Colonnen. Die erste ist die von Turgai, welche sogleich jenseits Orsk sich von uns nach links zu trennte; die zweite ist die von Raim, bei der wir uns befinden; die dritte ist die von Karabulak, welche bereits an Ort und Stelle eingetroffen, die vierte die von Irgisch, welche uns noch weiter begleitet. Der Wagenzug geht in folgender Ordnung: die Wagen sind in Reihen, sechs in der Reihe, aber so daß die Reihen in gewisser Entfernung von einander ziehen, um den Kamelen Raum zu lassen, welche somit sich in der Mitte der Colonnen befinden. An der Spitze der letztern sind die Geschütze und hinter diesen die Infanterie. Die Colonne ist von einem Vor- und Nachtrab, so wie von Seitenwachen umgeben. Der Eindruck, welchen man bei dem immer tiefern Eindringen in die ungeheure Steppe erhält, läßt sie nicht beschreiben: dazu fehlen Zeit und Gelegenheit.

Veste Raim, den 6 Julius 1850.

Ich schreibe jetzt 1300 Werst von Orenburg am Flusse Syr-Darja, an der Gränze Chiwa's aus der Veste Raim. Diese Veste trägt ihren Namen von dem Grabe Raims, eines kalmükischen Helden, das von den Kirgisen wie das Grab eines Heiligen verehrt wird. Morgen fahren wir von hier aus auf dem Strom nach der Veste Kos Aral, und von da aus in den See, von dem aus wir für drei Monate lang keinen Verkehr mehr unterhalten können. Auch dieser Brief wird lang unterwegs seyn, da es keine Posten gibt, außer den kirgisischen Courieren, welche nicht immer sicher und zuverlässig sind. Wir haben bestimmte Nachrichten erhalten, daß Leute aus Kokand und Dschangier und selbst Chiwaer in der Steppe plündernd umherziehen. Vielleicht wird es auch diesem Courier schwer durchzukommen.

Wir haben die Steppe mit ihrer unsäglichen Monotonie und Oede durchschnitten; wir sind durch die Veste Karabulak, durch Irgisch gekommen, das sind aber Mohnkörner auf solcher Strecke. Flüsse, Bäche und Seen mit mannichfachem Namen, eine Menge Gräber von kirgisischen Kriegern und Chanen, von denen die bedeutendsten, Bustan, Man, Ui und Raim in der Mitte der Festung letzteren Namens liegen, Salzseen, die vom Ufer an mit Salzkrusten bedeckt sind, ausgetrocknete Seen u. s. w. haben wir im Rücken, und endlich die entsetzlichen Sandstriche, namentlich die Steppe Karakum, zu deren Durchziehung wir acht Tage brauchten, oder eigentlich acht Nächte, denn wegen der Hitze marschirten wir gewöhnlich bei Nacht. Menschen und Pferde sind völlig erschöpft. Aber dieser neunte Tag war für uns ein glücklicher, denn nachdem wir so viele Tage im Sande Wasser und Weide für die Pferde entbehrt hatten, gelangten wir endlich an diesem Tage an den Meeresarm Tzan-Kata, stürzten uns alle ins Wasser und dieß Bad belebte uns; zudem fand sich in geringer Entfernung süßes Wasser, und wir machten einen Rasttag, um unseren Pferden bei guter Weide einige Ruhe zu gönnen. Von da kamen wir in zwei Tagen nach Raim, wo das Grab ist, so wie manche andere Merkwürdigkeiten. Unser Zeitvertreib war die Jagd auf verschiedene uns unbekannte Vögel, auf Saigas, eine Art wilder Ziegen, Schwäne, Pelikane, Wildschweine u. s. w. Die hiesigen Vesten haben einen sehr originellen Charakter, und wenn sie auch nicht sehr fest sind, so sind sie doch merkwürdig.

Kos Aral an der Mündung des Syr-Darja in den Aralsee. Den 18 August 1850

Wir sind von unserem ersten Ausflug auf den Aralsee, der einen ganzen Monat gedauert hat, zurück. Kohlen gibt es keine und kann es keine in den neuen Formationen geben, wie sie am Ufer dieses Sees sich finden, und weiter als bis ans Ufer ist die Expedition nicht gekommen. Was man für ein Kohlenlager genommen hat, ist eine Masse von verkohlter Anschwemmung von Schilf und anderen verfaulten Pflanzen, die schwarz und mit einer Erdschichte zusammengedrückt wurden, wodurch sie ein wenig hart geworden sind.

Ich schreibe diesen Brief, wie eigentlich alle anderen, in fortdauerndem Chaos, unser Schiff liegt vor meinen Augen vor Anker, und ich schreibe am Lande unter einem Zeltdach, wie man es hier gegen die Mücken und anderes quälendes Ungeziefer errichtet. Kos Aral bedeutet auf kirgisisch die „glückliche Insel", ich finde dieß aber gar nicht, denn hier stechen die Fliegen noch mehr. Die andere Insel Kug Aral bedeutet die „blaue Insel", aber auch dieß ist nicht wahr, denn sie ist weit und breit gelb vom Sande. Die Insel Barsa-Kil-Meß bedeutet, „du gehst und kommst nicht wieder", auch das ist nicht wahr, denn wir sind Gott sey Dank glücklich wieder gekommen. Wir waren auch an mehreren Halbinseln und Buchten, wie Kutanby, Izeuer-Aral, Kum Sual, Kursunby, Kuratomach u. s. w., nirgends aber findet sich Kohle. An dem Ufer von Kuratomach wohnt ein sehr kriegerisches, Chiwa unterworfenes Volk, die Karakalpaken. Aus einem Boote, das uns des Fischfangs wegen begleitete, nahmen sie einen Kirgisen weg, der ans Land gestiegen war, und zwar um ihn gegen Melonen auszutauschen, die hier unter dem Namen der „bucharischen" sehr berühmt sind.

Die obigen Auszüge endigen mit der Nachricht, daß die den Zug begleitenden Polen, nachdem sie auf dem Aralsee einen heftigen Sturm bestanden, doch glücklich noch ans Land gelangten und in den ersten Tagen Novembers nach Orenburg zurückkamen.

Statistik von Neuyork. Der rectificirte Census von Neuyork ergibt für 1840 354,259 Seelen, für 1845 442,119 Seelen, für 1850 643,000 S., also in zehn Jahren eine Vermehrung von 81½ Procent. Neuyork hat bereits mehrere Ortschaften in seinen Umkreis gezogen, so Brooklyn und Williamsburgh, deren Bewohner unter der obigen Zahl mit begriffen sind. Diese Außenstädte sind noch viel stärker als Neuyork selbst gestiegen, nämlich Brooklyn von 36,233 auf 96,850, und Williamsburgh von 5094 auf 30,786; das eigentliche Neuyork stieg von 312,432 auf 515,394 S. Während des vorigen Jahres kamen 210,884 Reisende aus allen Theilen der Welt an, und da jeder Eigenthümer oder Consignatair eines Schiffs für die Person 1½ Dollars zahlen muß, so ergab dieß eine Summe von 316,286 Dollars, welche der Stadtkämmerer in Empfang nahm, und die für mittellose Ausgewanderte verwendet werden sollen. (Athen. 22 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

N°. 50. 27 Februar 1851.

Afghanistan.

Man ist fast erstaunt, nach den unglücklichen Vorfällen des Winters 1841/42 diesen Namen in den englischen Zeitschriften wieder ernstlich auftauchen zu sehen, und doch ist es so. Es besteht in England eine — man kann nicht wohl sagen — Partei, aber doch ist es ein ziemlich geschlossener Kreis von Männern, welche abermals wie Burnes, Auckland, Macnaghten und andere ihrer Zeit, die Forderung aufstellen, daß England durchaus sich Afghanistans bemächtigen müsse. Wir haben dieses Bestreben und den Zusammenhang desselben mit den allgemeinen Verhältnissen in den Rückblicken des vorigen Jahres erwähnt, und finden uns durch die im gestrigen Blatte mitgetheilten Briefe über den russischen Zug nach dem Aralsee, so wie durch einen Artikel des United Service Journal vom Februar d. J. veranlaßt darauf zurückzukommen. Aus den in unserm gestrigen Blatte mitgetheilten Briefen geht wenigstens hervor, daß Rußland seine Gränze von Orenburg an den Syr Darja verlegt hat, daß es an diesem Flusse, namentlich an dessen Mündungen, Vesten besitzt, und fortdauernd neue anlegt. Fügen wir hinzu, daß die russischen Kaufleute neue Wege nach der chinesischen Tatarei oder richtiger gesprochen, Ostturkestan aufgefunden haben (s. Nr. 313 vom vor. J.), daß die Reise nach Taschkend eben nicht zu den Seltenheiten zu gehören scheint, so muß man daraus schließen, daß Rußland allgemach die mächtige centralasiatische Niederung so weit seiner Herrschaft unterworfen hat, daß sich der Verkehr mit China auf diesem Wege allmählich ziemlich sicher ergeht, und daß in dem weiten Raume eine Ruhe und Ordnung hergestellt ist, wie man solche wahrscheinlich seit Babers Zeiten nicht mehr gekannt hat.

In dieser Stellung kann es Rußland nicht schwer werden, einen überwiegenden Einfluß auf das Land zwischen Syr Darja und Amu Darja, mit andern Worten auf Chiwa und Buchara auszuüben, wodurch es vor den Paropamisaden und dem Hindukusch steht. Rußland hat also in den letzten zehn Jahren hier sehr bedeutende Fortschritte gemacht, und man wird bemerken, daß es dießmal auf einer ganz andern Seite geschieht, als in der Mitte der dreißiger Jahre: damals benützte es seinen Einfluß auf den König von Persien, um von Westpersien aus den alten Weg nach Ostpersien einzuschlagen, was zur Belagerung von Herat führte. Jetzt schlägt Rußland den Weg ein, den alle großen mongolischen und tatarischen Eroberer von Dschengiskhan bis auf Baber herab genommen haben. Erwägt man, daß es Rußland in den dreißiger Jahren noch nicht einfallen konnte, den Weg durch die Wüste Centralasiens einzuschlagen, betrachtet man die ungeheuren Räume, die zu durchwandern sind, dann kann man nicht umhin die Ausdauer und Beharrlichkeit zu bewundern, mit der Rußland, nach dem mißlungenen Plane unter Perowski auf dem Weg zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee nach Chiwa zu gelangen, sich den Weg auf der Ostseite des Aralsees bahnte. Sieht man die Karte und den Lauf der russisch-asiatischen Gränze genau an, so wird man finden, daß wenn es den Lauf des Syr Darja in Besitz nimmt, Taschkend ihm gar nicht entgehen kann, und daß es auf diesem Wege seine asiatischen Gränzcordone bedeutend abkürzt, somit an Kosten eher erspart als diese vermehrt. Ist Rußland einmal in Taschkend angelangt, so kann man mit Zuversicht behaupten, daß es durch das Gewicht seines Einflusses Buchara, Kokand und Chiwa völlig beherrscht, und daß es durch den Besitz dieser Handelsstädte auch die wilden Kirgisenhorden, deren Unterhalt hauptsächlich auf der Vermiethung ihrer Kamele an die Karawanen beruht, für sich gewinnen muß. Die früher schon angeführten Besorgnisse der Engländer, daß Rußland diese kriegerischen Nomadenstämme zu seinen Zwecken werde gebrauchen können, steht also der Erfüllung sehr nahe.

Betrachtet man die Sache auch nur vom commerciellen Standpunkt, so hat Rußland zur Beherrschung des centralasiatischen Handels in den letzten zehn Jahren Riesenschritte gemacht, und die Engländer beklagen sich auch bereits, daß der russische Handel in Afghanistan bedeutender sey als der ihrige. Sie fassen es aber auch vom politisch-militärischen Standpunkt auf, denn sie wissen sehr wohl, daß aus Mawaralnahar, d. h. dem Lande jenseits des Oxus, seit mehr als 1000 Jahren alle großen Eroberer West- und Südasiens hervorgegangen. Diesen russischen Planen gegenüber soll — so ist die Forderung vieler Weiter-, oder wie andere sagen werden, Schwarzsehenden — Afghanistan wieder in Besitz genommen werden. Das Wort weckt herbe Erinnerungen bei den Engländern, und es ist vielleicht nicht unabsichtlich, daß in letzter Zeit Lady Harriet Sales „Erinnerungen aus der Katastrophe von Cabul" aufgefrischt wurden; sehen wir jedoch ab von den Spöttereien über die Russophobie, welche den damaligen Lenkern der indischen Angelegenheiten so ungemessen zugetheilt wurden, so bleibt immerhin das Vorrücken der Perser nach Herat und die, ohne des jungen Pottingers entschlossene Vertheidigung, fast unvermeidliche Uebergabe der Stadt ein sehr bedeutender Wink über die Bestrebungen der Russen in jener Zeit. Erwägt man, welchen wichtigen Einfluß größere Städte in unserm dichtbevölkerten Europa auf die militärischen und politischen Verhältnisse ausüben, so muß man gestehen, daß der Besitz Herats in der Hand der durch die Russen geleiteten und unterstützten Perser, ganz abgesehen von den Intriguen der Russen in Afghanistan, ein sehr ernstes Ereigniß gewesen wäre.

Nicht minder bedeutend, ja noch viel ernster ist das Vorrücken der Russen nach dem Syr Darja und die sichere Unterwerfung der zwischen diesem Strom und der bisherigen russischen Gränze herumwandernden Kirgisen. Kein Wunder, daß die „Russophobie" bei den Engländern von neuem auftaucht. Wird Taschkend von den Russen besetzt, so ist Buchara und damit der Oxuslauf so gut wie in ihren Händen, und die Turkomanen stehen unter russischem Oberbefehl. Hiezu kommt, daß das Zurückziehen der Engländer aus Afghanistan ihrem militärischen Ansehen in ganz Asien eine furchtbare Scharte beigebracht hat, eine Scharte, die sie durch die Kämpfe in Sind und durch die gefahrvollen Kriege gegen die Sikhs — gelegentlich bemerkt eine unmittelbare Folge des Rückzugs aus Afghanistan — kaum wieder ausgewetzt haben. Im letzten Kriege gegen die Sikhs standen die Afghanen völlig auf Seite der letztern, und haben sogar diesen ihren alten Erbfeinden Truppen zu Hülfe geschickt. Die Veranlassung zu einem Kampfe mit Afghanistan ist also gegeben, und es hat allen Anschein, als werde gegenwärtig die öffentliche Meinung in England zu Gunsten eines abermaligen Zugs dahin bearbeitet. So viel ist gewiß, daß wenn die Engländer Afghanistan nicht besetzen, sie ein sehr kostspieliges System von Gränzbesatzung auf der Westseite des Indus einrichten müssen.

Unter diesen Verhältnissen darf man sich keinen Augenblick verwundern, daß die Engländer alles daran setzen, sich den Weg über Aegypten zu sichern, und wenn dieß nicht unter dem Namen des jetzigen Vicekönigs geschehen kann, es in ihrem eigenen Namen geschehen muß. Das wird wohl des Pudels Kern in den neuern Zerwürfnissen über Aegypten seyn, Zerwürfnisse, in deren Verlauf der Uneingeweihte sich noch nicht zurecht findet. Es wäre sehr wohl möglich, daß England, um dem Vordringen Rußlands in Centralasien ein Paroli zu biegen, seinem Einfluß in Vorderasien um so energischer entgegenträte, als Rußland gegenwärtig durch die Nothwendigkeit, seine größte Truppenmasse an der Westgränze aufgestellt zu lassen, verhindert ist, in gleich drohender Weise sich gegen Süden zu wenden. Wie es im vorigen Jahre dem russischen Einfluß in Griechenland einen Schlag versetzte, so dürfte es jetzt durch den ägyptisch-türkischen Streit gesonnen seyn, den Schlag in Syrien zu wiederholen, ein Schlag, den Rußland jetzt nicht vermeiden kann. Es ist unter diesen Verhältnissen bemerkenswerth, daß die Sprache der englischen Militärjournale gegen Rußland immer entschiedener wird, daß man geradezu darauf hinarbeitet, den „Kampf mit Rußland nicht länger zu verschieben, und nicht denselben in sehr erschwerter Form den Nachkommen zu überlassen." Dieser ist indeß kaum früher denkbar, als bis in Mitteleuropa eine Macht dasteht, welche entschieden mit Rußland brechen will und kann.

Ein Landaufenthalt in Ungarn.

(Schluß.)

Wachteln gibt es, namentlich in manchen Jahren, sehr viele, der Jagdfreund kann indeß stets, das heißt nach der Ernte bis in den spätern Herbst, auf hinreichende Unterhaltung in dieser Hinsicht rechnen. In den kleinen Laubholzwäldern am Fuße des Gebirges findet man sehr häufig die kleine fleischfarbene wilde Ringeltaube, deren ich viele schoß, im höhern Bergwalde auch häufig die große, blaue Holztaube, deren ich aber nie eine habhaft werden konnte. Von Auer- oder Birkwild wußte man mir nichts zu erzählen. Raubvögel bis zu einer sehr großen Gattung von Adler hinauf, im Gebirge horstend, sah ich sehr viele. Ich hatte das Glück, ein solches Exemplar von Adler zu überrumpeln und zu erlegen, das ich der Seltenheit wegen sehr gern ausgestopft aufbewahrt hätte, wozu sich aber keine Gelegenheit fand. Die Flugweite dieses Adlers betrug fast drei Ellen. Eine seltene und merkwürdige Eule schoß ich unter anderm, sehr groß, fast wie ein Uhu, ganz weiß von Gefieder, die innere Seite der Flügel von schöner rosarother Farbe; ich hatte dieselbe bloß flügellahm geschossen, und nahm sie bei Schwanz und Fängen haltend mit nach Haus; die Eule ließ sich dieß einige Zeit gefallen, bearbeitete aber nachher mit ihrem großen, krummen Schnabel meine mit starkem Handschuh versehene rechte Hand dermaßen, daß ich mehreremale im Begriff war sie fallen zu lassen; dennoch brachte ich sie glücklich nach Haus und ließ sie in eine Hühnersteige einsperren, wo sie sich wochenlang sehr wohl befand. Eine mehrtägige Reise, die ich zu machen hatte, war Ursache, daß man vergaß sie zu füttern, und ich fand die Arme bei meiner Rückkunft todt in ihrem Gefängniß.

Wie sehr das Klima überhaupt hier schon von dem des mittlern Deutschlands abweicht, dafür möge zeugen, daß ich mehrere Vögelgattungen, die im Herbst das mittlere Deutschland verlassen, hier in ihren Winterquartieren fand, namentlich den Eichelhabicht, die Krammetsvögel und andere Arten von Drosseln.

Der Winter zeigt sich gewöhnlich sehr milde, und selten, daß ein harter Winter mit starkem Eise und vielem Schnee sich einstellt; nicht alle Jahre ist man so glücklich, die Eisgruben, ein höchst nothwendiges Requisit für die heißen Sommermonate, füllen zu können. Diese Eisgruben, deren fast alle Bauern besitzen, sind so einfach, so praktisch und so wenig kostspielig eingerichtet, daß ich glaube ihrer beiläufig erwähnen zu sollen. Die ganze Eisgrube besteht aus einem bei 8 bis 9 Fuß tiefen, 10 Fuß langen und 6 Fuß breiten, viereckigen Loch, das auf seiner Grundfläche sowohl als auf den Seiten 1 Fuß und darüber dick mit Stroh ausgefüttert wird. Dieses Loch wird bis zu dreiviertel seiner Tiefe mit Eis angefüllt, auf dieses etwas Stroh gelegt, und auf dieses nun ein ziemlich starker, viereckiger, verschließbarer Kasten gesetzt, in welchen seiner Zeit die Gegenstände gebracht werden, welche man vor dem Einfluß der großen Hitze sichern will, als Fleisch, Rahm u. dgl. Beinahe hätte ich hier auch die Butter genannt, und zwar unwillkürlich. Gute Butter ist aber in Ungarn überall ein sehr seltenes Product, ich weiß nicht warum, wahrscheinlich weil es Landesgewohnheit ist, alle Speisen mit Schweine- oder Rinderfett zuzubereiten, was manche Speisen dem Ausländer im Anfange seines Hierseyns fast ungenießbar macht. Wieder auf die Eisgruben zurückzukommen, so ist nur noch zu erwähnen, daß über der Grube ein ganz gewöhnliches dickes Strohdach gebaut und dieses mit der Erde aus der Grube und noch mehr Erde überschüttet wird, so daß das Ganze einen kleinen Berg bildet. Zu bemerken ist, daß die Thüre zur Eisgrube, welche sich in der Giebelseite des Strohdaches befindet, wo möglich doppelt und immer dem Norden zugekehrt seyn soll.

Den Unterschied im Klima bemerkt man ferner recht deutlich am frühern Eintritt des Frühjahrs, am viel frühern Anfang der Ernte und am spätern Eintritt des Winters. Mit Recht ist in den besten Gegenden Deutschlands der 1 September als Anfang der Jagdzeit festgesetzt. In der Umgegend von Wien wurde ich zum 12 August als erstem Jagdtage eingeladen, und fand die Felder bereits zum Verwundern frei; hier im mittlern Ungarn ging ich in ziemlich großer Gesellschaft das erstemal auf die Jagd am 26 Julius.

Bei den Feldfrüchten ist das schnelle und üppige Wachsthum

zum Erstaunen, obgleich man den allerdings sehr lockern und milden Boden nur ganz leicht und obenhin pflügt, dünner säet als bei uns und dabei fast gar nicht düngt. Der ungarische Weizen ist berühmt, der beste aber kommt zweifelsohne aus dem Banat. Das Korn oder der Roggen gedeiht vortrefflich, so auch der Hafer, sonderbar aber, daß die Gerste trotz vielfältiger Bemühungen nicht überall fortkommen will; dagegen erscheint der türkische Weizen wieder in seiner ganzen Glorie, sowohl als Grünfutter wie auch als Frucht. Die trockenen Körner geben das beste Futter bei der in Ungarn so wichtigen Schweinezucht, auch werden die Gänse damit gemästet.

In den Weinbergen wachsen die Pfirsichbäume, die in Deutschland wohl nur an den Spalieren bedeckt überwintern können, frei und in der Stärke mäßiger Apfelbäume. Die Masse der Pfirsiche ist oft so groß, daß man dieselbe zum Branntweinbrennen verwendet. Feigenbäume wachsen ebenfalls frei in den Gärten, nur werden dieselben durch Umgebung mit Stroh gegen doch zuweilen einfallende stärkere Fröste geschützt. Auffallend schöne, große und starke Maulbeerbäume, sowohl mit weißen als rothen Früchten sah ich hier. Die Maulbeere scheinen eine Lieblingsspeise der überall in Heerden gezogenen Truthühner zu seyn, und einen sonderbaren Anblick gewährte es zur Zeit der Reife der Maulbeere, einen Maulbeerbaum von der Größe einer ansehnlichen Linde ganz mit Truthühnern bedeckt zu sehen, die, ihr Glück in apathischer Ruhe genießend, die Bäume erst mit einbrechender Nacht verlassen. Ganz erstaunt war ich zur Zeit der Weinlese in den Hof meines Freundes einen unbedeckten Wagen voll von mir unbekannter grüner Früchte einfahren zu sehen. Auf meine Frage was das sey, antwortete er ruhig: süße Mandeln, die werden nie in meiner Wirthschaft gekauft!

Nachdem ich mit dem Terrain näher bekannt geworden, unternahm ich sowohl in Gesellschaft des herrschaftlichen Jägers als auch allein häufige Excursionen in das mich anziehende, in Hinsicht der Jagd am meisten lohnende Gebirge, obgleich immer sich warnende Stimmen vernehmen ließen, daß es dort nicht recht geheuer sey, indem man wegen eines bei sich führenden guten Doppelgewehrs leicht um das Leben kommen könne. Das Nichteintreten der Gefahr macht endlich sicher. So stieg ich auch eines Tages gegen Abend das Gebirge hoch hinan, um auf dem Anstande wo möglich einen Rehbock zu erlegen. Angelangt auf einem Holzschlag, den ich bisher noch nicht gekannt, sah ich hinter einer aufgeschichteten Holzklafter leichten Rauch aufsteigen. Was dieses zu bedeuten, konnte ich mir nicht recht erklären, und ging, wie immer in diesen Regionen, mit stets gespannten Hähnen darauf los; hinter der Holzklafter befand ich mich plötzlich vis à vis sechs sehr stämmigen magyarischen Individuen mit absichtlich vollkommen geschwärzten Gesichtern und keineswegs Vertrauen einflößendem Aeußeren. Ruhig näherte ich mich ihnen und bat um Feuer für eine Cigarre, die ich bei mir führte. Mit großer Courtoisie reichte man mir Feuer, und ich entfernte mich mit gemessenem Schritte, froh dieses verdächtigen Zusammentreffens enthoben zu seyn. Acht Tage darauf waren diese sechs Individuen als berüchtigte Räuber bereits im Gewahrsam des Comitats.

Bisher hatte ich Höhlenbewohner nur etwa aus Romanen kennen gelernt, die ich in meiner Jugend gelesen; hier sollte ich deren in Wirklichkeit und zwar auf eine sonderbare Weise treffen. Von der Jagd in der Dämmerung heimkehrend, und über Hügel unweit eines Dorfes wegschreitend, sank ich plötzlich bis unter die Arme in ein schlecht mit Steinen verwahrtes Loch, aus dem Rauch emporstieg. Meine Verwunderung war nicht gering, doch befreite ich mich bald aus der unangenehmen Lage, und rief, da ich wohl da unten Menschen vermuthen mußte, in das Loch hinab. Man antwortete mir sogleich, aber unverständliche Worte. Da ich den Eingang zu der unterirdischen Wohnung nicht finden konnte, setzte ich meinen Weg fort, um am nächsten Tage an denselben Ort zurückzukehren. Nun löste sich das Räthsel. Man stelle sich eine von der Natur gebildete Lehmwand von 40 bis 50 Fuß Höhe vor. In der Höhe von 15 bis 18 Fuß waren gewölbte Wohnungen tief hinein ausgegraben, zu denen man auf einer Leiter hinaufstieg. Das Innere dieser Wohnungen, in mehrere Zimmer abgetheilt, war gegen mein Erwarten recht wohnlich, trocken und ausgeweißt. Die Bewohner schienen ganz zufrieden zu seyn in ihrer vollkommen häuslichen Einrichtung mit obligaten Hühnern, Katzen und Hunden. Es befanden sich hier vielleicht 6 bis 8 dergleichen Wohnungen neben einander. Am Abend vorher sank ich in den Schornstein einer dieser Wohnungen.

Ethnographische Schilderung von Galizien und der Bukowina.

(Aus dem Czas vom 13 Februar.)

Wenn wir das jetzt Galizien und Bukowina genannte Land von Westen nach Osten durchwandern, so müssen wir vor allem die Bewohner des Karpathengebirges, welches Galizien und die Bukowina von Ungarn trennt, von den Bewohnern der Ebenen unterscheiden. Der Unterschied ist so augenfällig, und spricht auf den ersten Anblick so sehr zu den Sinnen, daß es gar nicht nöthig ist Bemerkungen darüber zu machen. Es ist leicht zu erkennen, daß andere Zweige des polnischen oder ruthenischen Volks die Berge, und andere die Ebenen bewohnen. Ich glaubte anfangs, der Unterschied, der sich zwischen den Bergbewohnern und denen der Ebenen kundgibt, sey nur oberflächlich, äußerlich zeige sich vorzugsweise in der Kleidung, aber bei näherer Betrachtung findet man vollständig geschiedene Zweige, wenn auch eins und desselben Hauptvolks. Die Sprache deutet auf die Gleichheit der Nationalität, die Veränderung der Race deutet auf Ablösung des Zweiges. Nehmen wir z. B. den Halanin, oder Bergbewohner von Tatra — diese nennen ihre Berge Hale oder Hule, daher Halonin, Podhalanin — und vergleichen wir ihn mit dem Bewohner der Weichselebene, den er einen Lachen nennt. Zuerst fällt uns der Wechsel des Anzugs auf, der halb walachisch, halb ungarisch ist; man sieht, daß der Einfluß der südlichen Civilisation mehr auf ihn eingewirkt hat; denn nicht nur ist dieser Zweig, wie wir später bemerken werden, von Süden her gekommen und hat seine Berge besetzt, sondern stand auch lange unter ungarischer Herrschaft. Die Spuren der alten ungarischen Gränze ziehen sich weiter als eine Meile vor Alt- und Neusatz hin, und die allgemeine Veränderung der Gränzen trat erst seit den Zeiten Boleslaws des Keuschen und seiner Gattin, der heiligen Kunigunde, ein. Dagegen ist der Rock des Weichselanwohners deutsch, weil er mehr dem Einfluß der deutschen Civilisation ausgesetzt war; darin liegt aber das Wichtige nicht. Die Gestalt der Goralen ist mager, schmächtig, die Farbe bräunlich, das Gesicht länglich, die Haare schwarz, und sein brennetter Teint deutet auf den Abkömmling eines südlichen Klima's; der Lache dagegen ist blond, sein Gesicht rund, die Gestalt untersetzt, zur Dicke geneigt; so zeigt er sich in allem als den Sohn eines andern Stammes, als voller Nordslawe. So erscheint auf den ersten Anblick die Verschiedenheit der Race des Boik oder Huzulen von dem Rusinen, wie am San so am Dnieste.

In den Gebirgen sind die Verschiedenheiten der Stämme und Geschlechter auffallender als in den Ebenen. Nicht leicht hat wohl irgend jemand sich die Mühe genommen, den verwischten Spuren der einzelnen Stämme und Geschlechter in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlands historisch nachzuforschen. Das wäre eine willkommene und dankenswerthe, aber höchst mühselige Arbeit. Gerade die Verschie-

denheit im Anzug und in den häuslichen Sitten wäre für den Forscher der Ariadnefaden in diesem Labyrinth. Doch wir verlassen jetzt das Volk der Ebene, sowohl das polnische als das ruthenische, und werfen einen Blick auf die Bewohner unserer Gebirge, wobei wir im Westen beginnen, denn die Stämme der Berge laufen ziemlich parallel mit den entsprechenden Stämmen der Ebenen.

In den Bergen des jetzigen Kreises von Wadowice und im westlichen Theil von Sandec wohnen polnische Gorallen (Bergbewohner). Sie unterscheiden sich als besonderer Zweig von den Lachen, und sind die Nachkommen des Volks aus südslawischen Ländern, das von den Gränzen Illyriens oder Croatiens unter ihrem Führer Cracus nach dem Norden kam und sich in diesen Bergen ansiedelte.[1] Sie gründeten Krakau am Fuße dieser Berge an der Weichsel. Diese Bergbewohner theilen sich in die schwarzen und weißen. Die schwarzen wohnen tiefer in den Bergen, tragen allgemein die aus grober Wolle gefertigte schwarze sogenannte Gorniza und sind weniger mit Lachen gemischt. Die weißen stehen den Lachen näher, die zu verschiedenen Zeiten, namentlich während der Mongolenzüge unter Boleslaw, nach dem Beispiel ihres Königs in den Bergen Schutz und Unterkunft suchten, allgemein eine weiße grobwollige Gorniza tragen und gleichsam die Vermittlung zwischen den Lachen und Gorallen bilden. Um Szczawnica gerade gegen Osten endet ihr Stamm und es beginnt ein anderer Zweig, den ich den großmährischen nennen will.

Das jetzt Ungarn benannte Land war früher, wie wir wissen, von Slawen bewohnt. Die lateinisch schreibenden Schriftsteller nannten es damals Pannonien, die Slawen aber Großmähren. Bekannt ist überdieß aus der Geschichte des Christenthums, daß die heiligen Apostel der Slawen Cyrill und Strachota oder Methodius zum Sitz ihrer Thätigkeit Welehrad oder Belgrad, Hauptstadt des jetzigen Serbiens[2] wählten. Die Großmähren waren bereits Christen nach griechischem Ritus, als die Stämme der Magyaren die Ebenen Pannoniens besetzten. Die vor den Magyaren zurückweichenden Großmähren, jetzt gewöhnlich Slowaken genannt, wurden nach den Karpathen gedrängt, und nahmen einen bedeutenden Theil der jetzt zu Galizien gehörenden Gebirge ein. So wurde der östliche Theil des Kreises von Sandec, und sämmtliche Berge des Kreises von Jasiels mit Slowaken bevölkert, die man wohl darum Rusinen nennt, weil sie mit diesen einerlei Ritus gemein haben. In allen Urkunden polnischer Könige, welche sich auf sie beziehen, werden sie Walachen genannt, und dißhalb heißen sie auch im Rusinenlande noch jetzt so. Es scheint aber dieser Name daher zu kommen, daß sie in Ungarn ihre Niederlassungen oder Dörfer „Wallal" nennen. Es ist leicht zu begreifen, daß bei der Flucht vor den Magyaren der angesehenste Theil des Volks bis nach Krakau kam, und hier ihren Gottesdienst nach orientalisch-slawischem Ritus feierte. Daher haben Wiszniewski und Maciejowski irrig und gegen alle Geschichte den Gedanken ausgeführt, als ob die Polen und namentlich die Krakauer das Christenthum ursprünglich nach griechischem Ritus empfangen hätten, und nicht aus dem Heidenthum, sondern aus dem griechischen Ritus zur lateinischen Kirche übergegangen seyen.

Wo im Osten der karpathischen Berge die Sitze des slowakischen Stammes endigen, da beginnen die von dem rusinischen Stamm der Boiker bewohnten Districte. Ich sah auf einer sehr alten Weltkarte das lateinische Wort „Boici" an der Stelle geschrieben, wo jetzt die Boiker wohnen. Obgleich dieser Name jetzt in den dortigen Gegenden in Verachtung ist, so muß er doch einst im Ansehen gestanden seyn, und Männer des Kampfes bedeutet haben. Besonders in den Bergen des Kreises Sambor zeichnet sich dieser Stamm noch durch eine halbwilde Physiognomie aus.

Noch weniger civilisirt als der Boiker erscheint der Huzule oder der Bewohner der karpathischen Berge im rusinischen Pokutien, das mit dem walachischen Volk und mit der sogenannten Bukowina zusammengränzt. Der Stamm der Huzulen unterscheidet sich von den Boikern nicht nur in der Kleidung, sondern auch in vielen andern Sitten und Gewohnheiten. Hier ist das Vaterland der Opryschken oder der für Pokutien einst so furchtbaren Räuber, denn es war eine Zeit, wo man die Huzulen die europäischen Tscherkessen nennen konnte.

Ein von den ruthenischen Huzulen wenig verschiedener Stamm bewohnte die Berge der Bukowina. Diese Bergbewohner, mögen sie nun latinisirt, oder wirkliche Romanen d. h. Walachen seyn, sind ein Nebenzweig des Stammes, der den bedeutendsten Theil von Siebenbürgen inne hat. Parallel mit den ruthenischen und walachischen Bergbewohnern wohnen auch Rusinen und Walachen in den Ebenen der Bukowina. Zwischen Dniestr und Pruth ist das Volk ausschließlich rusinisch, zwischen Pruth und Sereth mit Walachen gemischt, jenseits des Sereth gegen Suczawa, der alten Hauptstadt der Walachen, hin ist es ganz walachisch oder moldauisch. Wenn die Rusinen der Bukowina sich gewöhnlich Walachen nennen, so hat dieß seinen Grund in dem gemeinsamen nicht unirten Ritus, und zum Unterschied von den Rusinen Galiziens, welche Katholiken nach griechischem Ritus sind; denn in unserem Lande tritt häufig Religion an die Stelle der Nationalität. Der Jude hört auf Jude zu seyn, wenn er sich als Anhänger von Christus bekennt, und der Rusine in Galizien nennt sich einen Polen, wenn er zum lateinischen Ritus übertritt. In der Bukowina nennt er sich einen Walachen, wenn er von der Union mit der römischen Kirche zurücktritt. In Großpolen nennt der Katholik, wenn er auch ein Deutscher ist, sich einen Polen, der Protestant dagegen heißt ein Deutscher, wenn er auch ein Pole ist.

Damit schließen wir den ethnographischen Abriß von Galizien und der Bukowina; von den Colonien, welche sich im Laufe der Jahrhunderte darin niederließen, ein andermal. Hier nur noch nachträglich einige kritische Bemerkungen von Graf Jaluski aus einem spätern Blatt des Czas (22 Februar). Graf J. verwirft die Wanderung der Bergstämme vom Süden her, will aber einen Racenunterschied des Bergvolkes und der Lachen in den Ebenen nicht gelten lassen und meint, das Fremdartige stamme von deutschen Ansiedlern, die Boleslaw der Tapfere nach den damals nur schwach bevölkerten Tatras verpflanzte. Zum Beweis führt er eine Anzahl allerdings deutscher Dorfnamen auf. Die Deutschen haben aber wohl nicht das dunkelhaarige Element in die Berge gebracht. Auch die Behauptung wird in Abrede gestellt, daß die Bergbewohner und Ebenenbewohner parallel mit einander fortlaufen, indem der polnische und rusinische Stamm in der Ebene durch eine Linie geschieden sind, die von Rzeszow im Königreich Polen über Sieniawa, Bruchnik und Dynow nach den Bieszczaden zu geht; im Gebirg aber bildet eine Linie von Maciejow im Kreise Sandez nach dem Poprad oberhalb Piwniczna die Gränze. Die Ableitung, die im übrigen von dem Ausdruck „Walachen" gegeben ist, findet Graf J. falsch und vermuthet wohl mit Recht, der slowakische Ausdruck „Wallal" sey das ungarische „falu" oder „falva", Dorf. Hinsichtlich der eigentlichen Bedeutung der „sogenannten walachischen Dörfer" verweist Graf J. auf das Werk eines Hrn. Stadnicki, der den Ausdruck erkläre. Uns will bedünken, als ob das Volk der Walachen in früherer Zeit in den Bergen viel weiter westlich gereicht habe, und nur allmählich vor den einrückenden Slawen zurück gewichen sey.

Pferde in Frankreich. Ein Herr Moll schätzt in seinen Vorlesungen im Conservatoire des arts et métiers die Zahl der Pferde in Frankreich auf 2,900,000 Stück, wonach es der Zahl nach Deutschland nicht nachstünde, wohl aber in der Qualität, da man für die verschiedenartigen Dienstleistungen, namentlich für die Reiterei, nicht die nöthige Anzahl brauchbarer Pferde finden kann. (Monit. industr. 23 Februar.)

[1] Diese Rückwanderung slawischer Stämme aus dem Süden hat an sich etwas unwahrscheinliches, und der fabelhafte Cracus ist eigentlich ein wenig lächerlich. Viel leichter und natürlicher erklärt sich die physische Verschiedenheit des Bergvolks von dem der Ebenen durch die Annahme, daß die Slawen nur nach und nach in die Gebirge eindrangen, und sich mit den dort länger sich haltenden Ureinwohnern vermischten. A. d. R.

[2] Dieß ist falsch; das Belgrad der Großmähren ist Stuhlweißenburg. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51.

28 Februar 1851.

Die Repräsentationsfrage auf dem schwedischen Reichstage.

So fern uns Schweden zu liegen scheint, und so sehr auf dem gegenwärtigen Reichstag von mehreren Rednern bemerkt wurde, daß Schweden unberührt von den Bewegungen des übrigen Europa seine innern Angelegenheiten ordnen könne, so ist dieß doch nur in sehr beschränktem Grade wahr, und es ist einleuchtend, daß die jetzt auf dem Continent herrschende Politik auf die Verhältnisse Schwedens nicht wenig eingewirkt hat, und daß es auch in den letzten Jahren den Bewegungen auf dem Continent, wenn gleich in feineren Schattirungen, keineswegs fremd geblieben ist. Anders läßt es sich kaum erklären, daß Priesterschaft und Adel, nachdem sie im Jahre 1844 den Grundsatz der Selbstrepräsentation des Adels schon verworfen hatten, sich jetzt aller und jeder Veränderung der Standesverfassung so durchaus abgeneigt zeigen, und daß die Regierung, nachdem sie im Jahre 1848 einen Vermittlungsvorschlag an den Reichstag gebracht, denselben in diesem Jahr fast ohne Vertheidigung fallen ließ. Die Repräsentationsfrage in Schweden wird, abgesehen von den früheren Bestrebungen, seit dem J. 1840 in Schweden sehr lebhaft betrieben, da man fühlt, daß in allen politischen und Verwaltungsfragen mit der Form vierfacher Verhandlungen in vier Ständen nicht durchzukommen ist. Selbst wenn man die jetzige Verfassung nur in so weit änderte, daß Priesterschaft und Adel in eine obere, Bürger- und Bauernstand in eine untere Kammer zusammenträten, wäre für die Beschleunigung der Geschäfte nicht wenig gewonnen. Nachdem der Reichstag des Jahres 1840/41 auf eine fast der norwegischen Verfassung ähnliche Aenderung hingearbeitet, aber alle Aenderungen theils an der Abneigung Karl Johanns, theils an dem Widerstand des Adels und der Priesterschaft gescheitert waren, hoffte man die Lösung des Streits von dem neuen König Oscar. Er hielt sich lange Zeit sehr neutral, sah sich aber endlich doch veranlaßt, mit dem obenerwähnten Vermittlungsvorschlage hervorzutreten. Dieser hauptsächlich von einem Hrn. Sandströmer abgefaßte Vorschlag enthielt das in Schweden nicht sehr beliebte Zweikammersystem, ein doppeltes, nämlich ein directes und ein indirectes Wahlsystem, eine höchst auffallende Bevorzugung nicht bloß des Adels, sondern auch des Beamtenstandes, und das Princip der Austheilung des Wahlrechts nach dem Vermögen herrscht in solchem Grade vor, daß die Stimmen bis auf $^1/_{16}$ Stimme zersplittert wurden. Ein solcher Vorschlag konnte keine sehr geneigte Aufnahme finden, und als er gemacht wurde, waren auch die Führer der Reformpartei fast ohne Unterschied dagegen; allein je näher der Reichstag kam, desto mehr besann man sich. Schon seit einigen Jahren hatten sich die Reformversammlungen im Lande ausgebildet, und in Oerebro im Monat Junius Generalversammlungen gehalten. Bei der langen Uebung der Preßfreiheit und der herrschenden Kenntniß öffentlicher Verhältnisse hat man den königlichen Vorschlag näher untersucht, man hat Listen der durch denselben für wahlfähig erklärten Personen entworfen und gefunden, daß man sich doch wahrscheinlich eine liberale Majorität versprechen könne, was eine baldige Erweiterung der Verfassung mit Grund hoffen ließ. So entschloß man sich denn den Vorschlag zu unterstützen.

Wenn aber irgend eine, so war dieß eine Verstandes-, und keine Neigungsheurath. In der Masse der Bevölkerung, namentlich in dem sechs Siebentel derselben ausmachenden Bauernstande blieb der Widerwille gegen den Vorschlag, der ihm mehr zu nehmen als zu geben schien, und unter diesem Eindruck wurden die Wahlen vollzogen. Diese Bemerkung ist keineswegs überflüssig, denn sie erklärt, weßhalb der Adel und Priesterstand die Abmachung der Repräsentationsfrage nach dem Zusammentritt des Reichstags so eilig betrieb; zögerte man, wurde etwa gar die Frage auf den nächsten oder einen außerordentlichen Reichstag verschoben, dann war zu fürchten, daß das längere Beisammenleben in der Stadt Stockholm die Bauern andern Sinnes machen und für den Vorschlag, als eine Stufe zum Weiterkommen, mindestens zum Herauskommen aus der bisherigen Abtheilung in vier Stände, stimmen würde. Die Eröffnung des am 15 Nov. zusammengetretenen Reichstag fand erst am 23sten statt, da manche Formalitäten vorher zu erfüllen sind, indem die verschiedenen Stände nicht nur den König und die Hauptmitglieder der königlichen Familie, sondern auch sich unter einander begrüßen, was eine Masse von dreißig bis vierzig Begrüßungsreden gibt, die meistens sehr bedeutungslos sind; doch fiel in einer derselben, in der Begrüßung des Adels durch den Priesterstand auf, daß der letztere förmlich auf ein Schutz- und Trutzbündniß in der Repräsentationsfrage antrug. Die Rede des Königs fand man in Bezug auf die Repräsentationsfrage etwas matt, und schloß daraus, daß die Regierung ihren eigenen Vorschlag eben nicht sehr eifrig vertheidigen werde, ein Schluß, der auch schon durch die dem König zustehende Wahl der Sprecher des Bürger- und Bauernstandes bestätigt wurde. War dieß richtig, wie es sich auch wirklich zeigte, so war die Niederlage des Vorschlags entschieden. Hierin liegt ein Grund mehr, weßhalb die Vertheidiger derselben eine schleunige Berathung abzuwenden suchten.

Lag in dem Benehmen der Regierung nichts aufmunterndes für die Reformfreunde, so zeigten sich die Wahlen der Ritterschaft und des Priesterstandes zu den Sprecherconferenzen der

Sache der Reform vollkommen feindlich, und die ausgezeichnetsten Mitglieder, welche auf frühern Reichstagen immer in die Ausschüsse gewählt worden waren, wurden dießmal geflissentlich umgangen. In allen vier Ständen wurden Anträge gestellt, daß die Berathungen über die Repräsentationsfrage verschoben werden sollten, wenigstens über die für die Stellung der Motionen bestimmte Zeit (d. h. bis zum Neujahr) hinaus. In dieser Zwischenzeit ließ sich vielleicht manches bewirken, namentlich beim Bauernstand, allein gerade hier scheint man von Seite der Gegner der Repräsentationsreform die Entdeckung gemacht zu haben, daß sich derselbe, trotz mancher an ihn verschwendeten Schmeicheleien, zu Gunsten des königlichen Vorschlags vielleicht umstimmen lassen werde, und in Folge hievon wurden die Vorschläge zur Verschiebung im Adel und im Ritterstande mit solcher Schroffheit verworfen, daß die Antragsteller sich über Verfassungsbruch beschwerten und eine Anzahl Mitglieder ihre Protestationen in das Protokoll eintragen ließen.[1] Die Majorität war indeß im Zuge, und berücksichtigte solche Einwürfe nicht mehr, sondern setzte die möglichst kurze Frist zur Berathung der Frage an. Der Priesterstand war am eiligsten, und verwarf mit 36 Stimmen gegen 15 den Vorschlag, ihm folgte der Ritterstand mit 316 Stimmen gegen und 89 für den Vorschlag, dann der Bauernstand mit 87 Stimmen gegen und 18 dafür, endlich der Bürgerstand, welcher den Vorschlag mit 33 Stimmen gegen 19 annahm.

Untersucht man diese Abstimmungen etwas genauer, so haben die Freunde des alten Ständewesens nicht den mindesten Grund zu triumphiren, wenn sie gleich für den Augenblick ihr Ziel erreichten. Im Jahr 1844 hatten im Ritterhaus von 533 Stimmen nur 82 für den damaligen Vorschlag gestimmt, dießmal von 406 Stimmen 89; im Priesterstand hatten in demselben Jahre von 37 Stimmen nur 8 für Aufhebung des Ständesprincips gestimmt, dießmal von 51 Stimmen 15. Im Bauernstande hatten von den 87 Stimmen gegen den dießmaligen Vorschlag mehr als 60 sich ausdrücklich dahin erklärt, daß sie den Vorschlag verwürfen, nicht weil sie die Zertheilung der Repräsentation in vier Stände billigten, sondern weil der Vorschlag nicht weit genug gehe; gleiche Erklärung hatten mehrere der 19 Gegenstimmenden im Bürgerstand abgegeben. Der Schluß, welcher hieraus zu ziehen, ist einfach der, daß der Vermittlungsversuch des Königs, vielleicht nicht ohne seine Schuld, durchgefallen und die Parteien sich schroffer entgegenstehen als je. Die natürliche Folge war, daß der Verfasser des Vorschlags, Hr. Sandströmer, aus dem Ministerium trat, und manche glaubten, die Mehrzahl der andern Minister würde folgen, was indeß bis jetzt nicht geschehen ist. Was am meisten auffällt, ist die Art wie das Resultat vom Publicum, so weit man dieß aus den Zeitungen beurtheilen kann, aufgenommen wurde: im Wesentlichen kann man sagen, mit Gleichgültigkeit und Spott; eine Broschüre erschien, „der Wagenknecht, oder des vierrädrigen Staatswagens letzte Schmiere, Reichstagskalender für 1850, 1851 und vielleicht 1852," die auf eine sehr boshafte, aber nicht gemeine Art das ganze jetzige Ständewesen, namentlich die Selbstrepräsentation des Adels lächerlich machte. Schneidender aber als der Spott war die Bemerkung, daß sobald die 188,000 bodenbesitzenden Bauern sich mit den Bürgern der Städte vereinigen würden, damit die Herrschaft des Adels zu Ende seyn möchte. Daß es nicht ganz geheuer ist, darauf deuten mehrfache Symptome hin.

Alsbald nach der Verwerfung wurden dem Constitutionsausschuß von den verschiedensten Seiten Vorschläge zu Aenderungen in der Verfassung übergeben, und sie bildeten geraume Zeit das Tagesgespräch, aber nach und nach verlor sich dieß, auch der Constitutionsausschuß ließ nichts von seiner Thätigkeit vernehmen, selbst die Privatversammlungen der Reformfreunde hörten auf, wenigstens wird nichts mehr von ihnen berichtet, kurz es ist im Augenblick über die ganze Frage eine vollkommene Stille eingetreten, die kaum natürlich ist. Manche gleich nach der Verwerfung des Regierungsvorschlags gefallene Aeußerungen lassen vermuthen, daß man im Bürger- und Bauernstand an einen energischen Schritt denkt. Besorgnisse der Art müssen auch schon in der conservativen Partei aufgewacht seyn, denn es fiel ungemein auf, daß während der Debatten über den königlichen Vorschlag Truppen in die Nähe der Hauptstadt gezogen wurden, obwohl an einen Aufstand zu Gunsten dieses keine Art von Enthusiasmus erregenden Vorschlags nicht zu denken war. Was die Vermuthung energischen Auftretens verstärkt, ist das Wiederaufwärmen der Steuerausgleichungsfrage, welche schon auf dem vorigen Reichstag die heftigsten Aeußerungen des Bauernstandes hervorgerufen hatte, und in der der Adel einen Sieg erfocht, auf den man das Wort des Pyrrhus anwandte, „noch einen solchen Sieg und ich bin verloren." Eine Verbindung der Steuerausgleichungsfrage mit der Sache der Reform könnte große Folgen in Schweden herbeiführen, welche auch auf die auswärtigen Fragen nicht ohne Einfluß bleiben würden.

Hirtenleben in den Pyrenäen.

(Aus dem Morning Chronicle.)

Während der kurzen Zeit, welche ich in dem Ossau-Thale hinbrachte, sah ich die Schafe in zahlreichen Heerden aus den hohen Bergweiden, welche sich eben mit Schnee bedeckten, zurückkehren. Die Thiere waren klein, ungefähr von der Größe der Schafe von Wales, mit langen rückwärts gesenkten und auf den Hals fallenden Ohren; die lange Wolle, welche sie bedeckte, war Mittelgut. Die Heerden waren auf dem Wege zu ihren Winterquartieren in der Nähe von Pau. Die Hirten — die ersten ächten Söhne des Ossau-Thales, welche mir zu Gesicht gekommen — trugen fast ohne Ausnahme das Gebirgscostüm, grobe Mützen, kurze Beinkleider und lange, weißgraue Ueberwürfe oder Kittel mit spitz zulaufender Kapuze, welche der Gestalt ein gespensterartiges, dem Grabe entlaufenes Aussehen gaben. Wenn ein vorübergehender Regenschauer auf den Schwingen des Windes prasselnd von den Bergen niederbrauste, glichen die Hirten, welche vom Kopf bis zu den Füßen in diesen langen, grauen, formlosen Hüllen steckten, Ossianischen Geistern, die halb von Nebeln umwogt um die Berge webten. Diese Hüllen bergen jedoch etwas sehr körperliches und wesenhaftes. Die Hirten aus dem Ossau-Thale sind eine kräftige tüchtige Menschenrace, mager, starkknochig, die Haut sonnenverbrannt, die Augen klein und schwarz, die Adlernase fein geschnitten, das frei auf die Schultern fließende Haar reich und rabenschwarz. Um die Schulter eines jeden hängt eine kleine verzierte Tasche, welche Salz enthält, mit dem sie die Schafe, welche sie greifen wollen, an sich locken und von dem sie auf dem Gebirge bei Krankheitsanfällen dieser Thiere häufig Gebrauch machen. Sammt und sonders waren sie mit Stricken wollener Strümpfe beschäftigt und schlenderten gelassen mit dem langsamen Schritte von Leuten, welche an ein einsames,

[1] Frhr. Tersmeden hatte den Antrag gestellt, aber auch in einer Privatversammlung von reformfreundlichen Mitgliedern aller vier Stände den Antrag gemacht, den königlichen Vorschlag nicht paragraphweise durchzugehen, sondern einen allgemeinen Beschluß zu fassen, was unter den vorliegenden Umständen zu thun sey. Dieß hätte zu dem Beschluß geführt, den königlichen Vorschlag in Bausch und Bogen anzunehmen.

einförmiges Leben gewöhnt sind, die Weideplätze entlang, auf welchen ihre Heerden sich emsig ihre Nahrung suchten. Viele von diesen Hirten halten ihre Kinder bei sich — die Knaben in Bezug auf die Tracht die genauesten Miniatur-Ebenbilder der Väter, wie denn überhaupt Knaben und Mädchen in den Pyrenäen sich so tragen, daß man stets seltsam herausstaffirte kleine Männer und Frauen vor sich zu sehen glaubt.

Die Hunde, welche die Heerden auf dem Gebirg bewachen helfen, sind Thiere von edler Race. Sie werden jedoch in der Regel nicht in die untern Gegenden mitgenommen, denn der halbwilde Zustand, in welchem sie erhalten werden müssen, wenn sie ihrem Berufe inmitten von Bären und Wölfen entsprechen sollen, macht sie häufig bösartig und unbändig. Wie man mir sagte, bekämpfen sie sich selbst oft auf das verzweifeltste, und besonders in den heißen Sommermonaten fällt manches dieser schönen Thiere als Opfer ihrer wüthenden Zwiste. Die Hunde, welche ich sah, waren herrliche Thiere, groß und kräftig, die Brüste breit und stark, und die Glieder ganz Muskelkraft. Sie schienen mir von einer Race zu seyn, in welcher sich die besten Neufundländer, die St. Bernhardsdoggen und die englischen Bullenbeißer auf das glücklichste gemischt hatten. Ein Zuschlagen dieser ungeheuren Kinnbacken reicht vollkommen hin, den Halswirbel des stärksten Wolfes zu brechen. Die Bären, welche ihre dicke Haut schützt, sind rauhere Kunden. Beide Thierarten werden jedoch in den Pyrenäen jetzt von Tag zu Tag seltener und ziehen sich in die wildern und unzugänglichern Schluchten des Hochgebirgs zurück. Die Erscheinung eines Bären in einem vergleichsweise leicht zugänglichen Thale ist das Signal zu einer allgemeinen Jagd, welche gewöhnlich mit dem Tode des Thieres endigt. Die Wölfe sind natürlich zahlreicher und werden von den Hirten mit Recht mehr gefürchtet. Wie sie mir erzählten, tödtet der Bär nie ein Schaf aus Muthwillen und sehr selten mehr als eins zu gleicher Zeit. Meister Braun begnügt sich in lobenswerther Mäßigung mit dem schönsten und fettesten Thiere der Heerde fortzuhumpeln, um es in aller Behaglichkeit zu verzehren. Die Wölfe dagegen fahren, wenn ihr Hunger gestillt ist, aus bloßer Blutgier fort zu würgen und zu verstümmeln. Man hat mir gesagt, daß eine vergleichsweise kleine Schaar in einer Nacht hundert Schafe mordete. In der strengen Winterszeit, wenn der Hunger diese Thiere aus den schneebedeckten Wildnissen treibt, sind sie wirklich gefährlich. Man hat mir, kaum 4 Stunden von Pau, ein kleines Thal gezeigt, in welchem sich vor kurzer Zeit ein wahres Schauer-Ereigniß begeben hat. Ein Landmann hatte in anhaltend strenger Winterzeit die Stadt des Nachmittags verlassen, um in seine Heimath im Gebirg zurückzukehren. Er wurde von einem herumstreifenden Pack Wölfe angefallen. Sein Hülferuf und ihr Heulen wurde in verschiedenen Hütten gehört, die Dunkelheit aber und das wilde Schneegestöber machten jede Hülfeleistung unmöglich. Am nächsten Morgen fand man ein rein abgenagtes Skelett in dem Schnee. Mit Ausnahme der nicht zu bewältigenden Holzschuhe, welche von allen Seiten benagt worden, und in denen die Füße des armen Mannes noch unverletzt standen, da die Wölfe nicht an diese kommen konnten, waren alle Kleidungsstücke verschwunden.

Zuweilen gelingt es einem Wolfe, Jahre lang in einem Bezirke umher zu streichen, ehe ihn eine Kugel erreicht. Dieß ist gewöhnlich ein grauhäriger, verschmitzter Veteran, welcher, wie man im gemeinen Leben sagt, mit allen Hunden gehetzt ist und die Gelegenheit gehabt hat, sich in alle Listen der Jäger einzuweihen. In gleicher Weise treiben sich auch Bären herum und machen sich so bekannt, daß sie einen regelrechten Namen erhalten, unter welchem man in der Gegend von ihnen spricht. Ein alter großer Bär dieser Art hatte sein Hauptquartier auf einem Höhenzuge aufgeschlagen, welcher die eine Seite einer Schlucht bildet, die in das Ossau-Thal ausläuft. Er erhielt den Namen Dominique, wahrscheinlich nach seinem braunen Vetter in dem Jardin des Plantes, welcher lange unter diesem Namen ging und jedem Pariser bekannt war. Der Pyrenäen-Dominique war ein verschmitztes Ungeheuer, welches die Geschicklichkeit und List aller seiner Verfolger lange zu vereiteln wußte; da er sich aber zu mäßigen verstand, seine Räubereien gewöhnlich auf das gelegentliche Entführen eines Schafes oder einer Ziege beschränkte, und sich nie einen Angriff auf Menschen zu Schulden kommen ließ, entging er lange dem Aufgebot einer regelmäßigen Jagd — der herkömmlichen Art, mit einem Wolfe oder Bären abzuschließen, welcher sich in einem Theile des Gebirgs besonders bemerklich macht. Die Bewohner des Districts wurden endlich ganz stolz auf ihren Dominique. Wie der Adler in Professor Wilsons schöner Erzählung, ward er „der Stolz und die Pest des Kirchspiels“, und würde dieß wahrscheinlich noch jetzt seyn, hätte ihn nicht eines unglücklichen Tages zufällig der Garde Forestière erspäht. Dieser „Waidschütze“ hat die Pflicht über sich, in den Bergen umherzuwandern und Sorge zu tragen, daß die Schafe die ihnen angewiesenen Weideplätze nicht überschreiten. Dieser Mann hatte sich, um sein einfaches Mittagsmahl einzunehmen, auf einen Felsvorsprung gesetzt, und als er um sich blickte, wurde er den berüchtigten Dominique gewahr, der sich auf einer Felsplatte unten sonnte. Der Schütz hatte eine Schießwaffe bei sich, und es war kaum möglich, der Versuchung zu widerstehen. Er feuerte, Dominique erhob sich auf seine Hinterfüße und brüllte grimmig, als die Ladung des zweiten Laufes ihn zu Boden streckte. Der Schütz hatte jedoch einen solchen Respect vor der Kraft und Kühnheit seines Opfers, daß er wiederholt lud und Feuer gab, während der arme Dominique der Welt längst Valet gesagt hatte. Der todte Meister Braun war zu schwer, als daß ein einzelner Mann ihn hätte wegbringen können; er wurde am folgenden Tage von einer ländlichen Leichenbegleitung, welche nicht recht wußte, ob sie über diesen Todesfall trauern oder sich freuen sollte, in das nächste Dorf gebracht, grausamerweise alles dessen entkleidet und beraubt, was er von Werth an und um sich hatte, und in einer Grube verscharrt.

Es war mir nicht mehr vergönnt, die Sommerhütten der Hirten zu sehen. Sie waren tief im Schnee begraben. Diese Wohnungen sind, wie man mir sagte, bloß aus Stechginster, Stroh und Buchsbaumholz zusammengesetzt, und das Geräthe beschränkt sich auf einen oder zwei Stühle und einen Topf. Schafmilch, Schafkäse und Maissuppe geben die gewöhnlichen Sommermahlzeiten des Hirtenvolks ab. Den Durst stillt das frische, klare Bergwasser. Die Frauen kommen zuweilen mit Speisevorrath auf die Hochtriften, ohne jedoch jemals längere Zeit zu verweilen, da sie mit der Haushaltung und der Beschaffung ihrer Felder in den Niederungen alle Hände voll zu thun haben. Die Arbeiten auf Feldern und Wiesen sind fast ausschließlich und im wörtlichen Sinne ihren „Händen“ anvertraut. Rüstig und munter lüften sie mit dem Spaten oder der Hacke den Boden der abschüssigen Hügelseiten, um ihn zur Aufnahme des Saatkorns vorzubereiten; sie tragen auf ihren Köpfen die Körbe voll Dünger auf die Felder und vertheilen ihn; sie sind kräftige Mäherinnen und wenden unter heitern Liedern das duftige Heu, das sie dann in mächtigen Bündeln nach Haus tragen.

Wo man den Pflug sieht, ist er von der einfachsten Art, gewöhnlich ein langes, gekrümmtes Stück Holz, dessen eines Ende an den Hörnern der Ochsen befestigt wird, während das andere als Pflugsterze dient. An der äußern Seite des Winkels der Krümmung wird die hölzerne Pflugschaar festgenagelt und man kann damit eine etwa anderthalb Zoll tiefe Furche graben. Die Wagen oder Karren, welche mir hier zu Gesicht kamen, waren fast durchgehends von Flechtwerk, das auf zwei Rädern befestigt wird und die kleinen Lasten faßt, wie sie auf den steilen Bergsteigen fortgeschafft werden können. Ich habe viele dieser Karren hoch oben auf den Hügelabhängen gesehen, wohin sie Farrenkraut brachten, das als Dünger dient, während andere, mit Getreide für die Mühle beladen, sich die rauhen Zickzackwege des Gebirgs entlang schaben. Die Mühlen sind sehr klein, aber zahlreich. Das Häuschen, in welchem das Mehl bereitet wird, ist gewöhnlich an dem Bache gebaut, dessen Kraft das Rad treibt, und der altmodische einzelne Mühlstein ist noch überall im Gebrauche. Ueber dem Mühlenraum hat die Familie des Müllers ihre Wohnung. In der Nähe der bevölkertern Ortschaften verkaufen die Landleute ihr Getreide an die Bäcker, oder tauschen es vielmehr gegen Brod aus und überlassen dem Bäcker die Sorge für das Mahlen. In den höhern Thälern schickt man das Getreide unmittelbar in die Mühle, wo es gegen einen bestimmten Abzug gemahlen wird. In allen einfachen Lebenskreisen gestalten sich die Sitten in ähnlicher Weise. Wie sich ehedem in Schottland die Müller und Landbebauer wegen des Betrags der in Folge des „Mühlenzwangs-Rechts" zu leistenden Abgabe stets in den Haaren lagen, so wird in den Pyrenäen der gleiche Streit von einem Geschlechte zum andern fortgesetzt. Es ist Sitte bei den Müllern, unmittelbar nach der Ernte ihre Frauen auf den kleinen Pferdchen, wie man sie hier in dem Gebirge zu finden pflegt, Hügel und Thäler durchstreifen zu lassen, um überall, wo Mais gezogen wird, „Futter für die Mühle" aufzusuchen. Ich begegnete mehreren dieser weiblichen Emissäre, welche in vollem Gebirgscostüm — denn diese Geschäftsreise hat etwas festtagähnliches — entlang trabten und dabei den ewigen Spinnrocken handhabten.

Die Bergabhänge in der Nähe von Aruns sind reich an Schiefer- und Marmorbrüchen, welche in möglichst unergiebiger Weise bearbeitet werden. Die ausgehauenen Marmorblöcke werden, wie gefällte Baumstämme, auf Schlitten an die Wege hinabgebracht. Die Schieferplatten werden gewöhnlich in den Brüchen geformt und Mädchen und Frauen tragen sie in Körben von dannen. Die Lasten, welche letztere in dieser Weise zu tragen im Stande sind, haben mich oft in Erstaunen gesetzt; sie stehen dem männlichen Geschlecht in keiner Hinsicht an Kraft nach, und ich habe sie Säcke mit Mais und Kartoffeln auf ihre Karren heben sehen, unter deren Last manches Mannes Kraft erlegen wäre. Die thätige und fördernde Art, wie sie auf den Feldern arbeiten, ist gleichfalls charakteristisch; alles geht unter sehr lebhaftem und zuweilen übermäßig lautem Geschnatter von statten, rufend und singend, schmeichelnd und scheltend treiben sie ihr Gespann vor sich her, legen ihm das Joch auf, führen es am Pfluge und lassen, wenn es nicht nach ihrem Wunsche geht, die Peitsche lustig spielen. Obgleich die Bewohnerinnen des Ossau-Thales fast stets im Freien leben, der Sonnenhitze, sowie Wetter und Wind bloßgestellt sind und ihr Daseyn mühvoll fristen, findet man doch häufig Mädchen und Frauen von ausgezeichneter Schönheit. Sie sind alle braun wie die Italienerinnen und Spanierinnen, haben schmale, fein gezeichnete Adlernasen und prächtige Augen, voll und glänzend und von der Gestalt der Mandeln, was als ein Charakterzeichen morgenländischer Abkunft ist. Ihre Tracht ist eben so hübsch als eigenthümlich. Ein eng anschließendes schwarzes Jäckchen wird über einem mehr oder weniger bunt ausgenähten und über der Brust mit schmalen Bändern oder Schnüren geschlossenen Leibchen getragen. Den Kopf ziert eine Art Kapuze von derselben Farbe wie das Jäckchen und der kurze Rock. Bei gutem Wetter aber wenn sie schwere Lasten zu tragen haben, wird diese Kapuze in viereckigen Falten auf den Hintertheil des Kopfes zurückgeschlagen oder so über den Haaren drapirt, daß sie gegen die Sonnenhitze schützt. Bei kaltem oder regnerischem Wetter lassen sie sie über die Schultern niederfallen. Männer und Frauen tragen eigenthümlich geformte Strümpfe, sie sind so gemacht, daß sie franzenartig den obern Rand des Schuhes bedecken, in welchen der Fuß nackt gesteckt wird. Die Tracht der Männer ist gleich zierlich und wohlkleidend. Den Kopf bedeckt unmittelbar die braune Mütze, welche mit der, die man in dem südlichen Schottland trägt und Tam o' Shanter nennt, die größte Aehnlichkeit hat. Der Name dieser Mützen ist Berreti, und sie werden keck auf das in langen Locken auf den Nacken wallende Haar gesetzt. Eine runde Jacke, denen der Frauen ziemlich ähnlich und kurze Beinkleider, an Sonn- und Feiertagen von blauem Sammet, an Werktagen aber, wie die übrige Bekleidung, von grobem, im Lande gefertigtem Wollenzeug vollenden den Anzug. In den westlichen Thälern trägt man Sandalen von ungegerbtem Leder, welche nur die Fußsohlen schützen. Ein hübscher Fuß, welcher mit dieser Sandale bekleidet und zierlich gegürtet ist, nimmt sich für das Auge allerliebst aus und hat etwas alterthümlich malerisches; in der Wirklichkeit gibt es aber kaum etwas unbequemeres, und nur die Gewohnheit macht eine solche Fußbekleidung erträglich. Ich sah ein halbes Dutzend Berghirten in ihren Sandalen durch die nassen Straßen von Pau wandern, während es stürmte und schneite, und es war mir, als ob alle Arten von rheumatischen Uebeln ihnen auf den Fersen folgten.

Miscellen.

See im südlichen Afrika. Nach einer Mittheilung Dr. Livingstons an die Londoner geographische Gesellschaft findet sich nördlich von dem im vorigen Jahre mehrfach von uns erwähnten Ngami-See ein zweiter in einer Entfernung von 150 bis 200 engl. Meilen. Dieser neue See, welcher mit dem Ngami durch einen reißenden Fluß in Verbindung stehen soll, enthält mehrere große Inseln. Die Anwohner des Sees sollen mit den Portugiesen an der (Ost- oder West-?) Küste in Verbindung stehen. Dr. Livingston will demnächst wieder nach diesem nördlichen See abreisen. (Athen. 22 Februar.)

Keltische Alterthümer in Schottland. In der Versammlung der Alterthumsforscher in London wurde am 6 Februar eine Mittheilung von einem L. Thomas, der gegenwärtig mit einer trigonometrischen Aufnahme des Nordens von Schottland beschäftigt ist, theilweise vorgelesen. Die zahlreichen celtischen Ueberreste auf den Orkneys waren ein Hauptgegenstand seiner Forschung, doch waren die Bemerkungen vorerst mehr allgemeiner Art. Eine Menge der piktischen Wohnplätze liegen unter der Erde und waren aus Stein erbaut. L. Thomas hat sich große Mühe damit gegeben, und seinen Schilderungen Plane und Zeichnungen in großer Anzahl beigefügt, welche wohl in späterer Zeit das Licht erblicken werden. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 2 und Umschlag zum Monat Februar.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. 1 März 1851.

Beiträge zur Kenntniß der Naturverhältnisse im türkisch-armenischen Hochlande.

(Von Dr. Moriz Wagner.)

I. Das Plateau von Erzerum. — Die Thermalquellen von Elidscha. — Der Vulcan Sichtschik. — Besteigung des Schlackenkegels.

Die Hochebene von Erzerum ist trotz ihrer häufigen Durchwanderung in ihren Einzelheiten und Naturverhältnissen noch wenig bekannt. Karl Ritter hebt mit Nachdruck diese geographische Lücke unserer Kenntniß Westasiens hervor. Bei der Wichtigkeit der Weltstellung des armenischen Hochlandes auf der großen Heerstraße von Ost- und Westasien, „eine durch natürliche Bollwerke ringsum geschlossene Völkerburg und doch zugleich ein unumgänglich nothwendiges Land der Passage durch die engen Gebirgspforten und wenigen Hochpässe mit dem Ursprung des größten und reichsten Stromsystems von ganz Vorderasien" — bei diesem hohen Interesse der Natur- und Völkergeschichte beklagt unser großer Geograph, daß nicht jüngere Kräfte zur Ausfüllung so wesentlicher Lücken der Wissenschaft sich bethätigten, und daß die vielen europäischen Reisenden, welche auf ihren Fahrten nach Persien, Kurdistan, Georgien und Kolchis durch Erzerum gekommen sind, dort weder lange genug verweilt noch sich hinreichende Mühe gegeben haben, das wichtige Alpenplateau Armeniens in all' seinen Einzelnheiten zu studiren und zu schildern. Angeregt durch Ritters Winke und Fingerzeige stellte ich den Plan meiner Streifzüge in diesem Berglande fest, obwohl die Kenntniß desselben durch die neueren Mittheilungen von Hamilton, Brant, Koch, Ainsworth und anderen so manche Bereicherung erhalten hat.

Die Ebene von Erzerum ist 12 Stunden lang und durchschnittlich 3—4 Stunden breit; ihre größte Breite von den Hügeln im Süden der Stadt Erzerum bis zum Fuß des Giaur-Dagh im Norden beträgt 5 Stunden. Gegen Westen verengt sich das Plateau allmählich zu einem Thal, welches der Frat-su oder westliche Euphrat durchströmt. Der Rand der Hochebene ist nach Süden höher als gegen Norden. Ihre tiefste Stelle bezeichnet das Bett des Kara-su, aus welchem später der Frat-su entsteht. Zusammenhängende nackte Felsmassen ragen nirgends aus derselben hervor, sondern erscheinen nur an den Rändern. Aber kleine Hügel mit Humus und Vegetation, manche auch mit Steingerölle bedeckt, erheben auch in der Mitte sich an ziemlich vielen Stellen. Man stelle sich bei dem Bilde dieser Hochebene nicht etwa eine vollkommene Fläche vor, wie die Metidscha des Atlasgebirges oder wie eine südrussische Steppe. Die höchsten dieser Hügel sind in der Nähe der Stadt Erzerum, wo sie den Belagerern gut zu statten kommen würden. Die Stadt Erzerum selbst ist nahe dem äußersten Südrand des Plateau gelegen, kaum eine Viertelmeile vom Fuß der Höhenkette entfernt, welche vom Osten nach Westen streichend die südliche Gränze der Hochebene bildet. An Höhe steht der südliche Höhenzug der Kette des Nordrandes, welcher mit ihr parallel läuft, beträchtlich nach. Seine höheren Gipfel waren Mitte Junius noch beschneit, trugen aber nicht so mächtige Schneemassen wie die nördlichen Bergspitzen. Von jener Kette läuft 5 Stunden westlich von Erzerum eine Nebenkette in nördlicher Richtung aus, welche die Hochebene auf dieser Seite bedeutend schmälert. Nach dem Augenmaß schätzte ich die höchsten Gipfel des nördlichen Höhenzuges auf mindestens 5000 Fuß über dem Plateau von Erzerum. Den schönsten Monolith bildet die große Fels- und Schneepyramide des Ak-Dagh oder Karmar im Nordwesten.

In Begleitung des französischen Consuls Goep und seines Dragomans machte ich einen Ausflug nach den Thermalquellen von Elidscha. Dieselben sind in nordwestlicher Richtung dritthalb Stunden von der Stadt entfernt gelegen. Die Hauptquellen entspringen aus zwei mit gemauerten Quadern eingefaßten Bassins. Die Temperatur in den Bassins ist 38° Celsius, dicht über dem Mundloch der Quelle 39°. Die Tiefe der Bassins beträgt 4½ Fuß. Das Wasser hat einen leichten Salzgeschmack und setzt etwas Eisenocker an den Steinen ab, scheint aber sehr wenige mineralische Bestandtheile zu besitzen. Dr. Komnenos, ein türkischer Militärarzt, führte mich zu andern Mineralquellen eine starke halbe Stunde weiter westlich, welche von keinem Reisenden erwähnt werden; sie sprudeln dort schwach aus sumpfigem Grund und zeigen eine Temperatur von 26°. Noch scheint keine chemische Analyse der Quellen von Elidscha gemacht worden zu seyn. Der genannte Arzt beging den sträflichen Leichtsinn, eine Anzahl Kranker aus dem Militärhospital nach Elidscha zum Gebrauche der Quellen versuchsweise zu schicken, worunter sogar syphilitische Kranke, auf welche der Gebrauch des eisenhaltigen Wassers nur nachtheilig wirken konnte. Das Experiment ist in der That mißlungen, wie ich nach meiner Rückkehr aus Persien erfuhr. Die Kranken kehrten in einem üblern Zustand nach dem Spital von Erzerum zurück, als sie von dort abgegangen waren.

In der Nähe der Hauptquellen tritt nackter Fels zu Tage. Es ist ein deutlich geschichtetes hartes Conglomerat, welches theils eckige Trümmersteine, theils rundliche Rollsteine der verschiedenen vulcanischen Felsarten, welche in der südlichen Bergkette vorkommen, enthält. Dr. Koch, welcher Elidscha vor mir besucht hat, macht keine Erwähnung dieser Formation, hat aber Handstücke von einem Infusorienlager mitgebracht, welches er einige hundert

Fuß von den Quellen entfernt angeblich unter Trachyt gefunden und dessen Masse nach seiner Versicherung äußerlich große Aehnlichkeit mit dem Aluminit hat. Nach Ehrenbergs Untersuchung kommen in diesen Handstücken nur Süßwasserinfusorien vor. Von älteren Reisenden haben Tournefort und Jaubert eine ziemlich unrichtige Beschreibung dieser Thermalbäder von Ilidscha geliefert.

Tags darauf machte ich einen Ausflug nach den Bergen auf der Südseite von Erzerum, wo die HH. Brant und Dainese den Rest eines alten Kraters beobachtet zu haben vermutheten, von welchem auch Hamilton in seinem Reisewerk flüchtige Erwähnung macht. Es ist ein kreisförmiger Trachytkessel, fast von der Größe des Kraters, der von der Erhebung des bekannten Monte Nuova bei Neapel zurückgeblieben ist, und wie dieser einen unbedeutenden Strom doleritartiger Lava als Product seiner kurzen eruptiven Thätigkeit hinterlassen hat. Dieser alte, merkwürdige Krater, welcher kaum eine halbe Stunde von der Stadt Erzerum entfernt liegt, scheint lange Zeit von einem kleinen See ausgefüllt gewesen zu seyn. Ein Durchbruch des Wassers in nördlicher Richtung grub einen Canal, durch welchen gegenwärtig ein ziemlich magerer Bach, von Quellen und Schneewasser gespeist, nach Norden fließt.

Der nördliche Höhenzug am Rande des Plateau's von Erzerum hat ausgezeichnetere Bergformen als die südliche Kette. Es ragen verschiedene Berge, theils von reiner, zugespitzter Conusform wie die Aschenkegel der Vulcane Italiens, theils von Pyramidengestalt, deren Spitze flach abgeschnitten, wie der kleine Ararat, aus diesem Gebirge hervor. Schon der bloße Anblick derselben mußte die Vermuthung bestärken, daß dort deutlichere Spuren von eruptiver Thätigkeit und großartige Kraterreste zu finden seyn würden. Am meisten und auffallendsten ist die Kegelform eines Berges, welcher in geringer Entfernung westlich von den Euphratquellen sich über die Kette erhebt, und den sowohl die türkischen als armenischen Eingebornen unter dem Namen Sichtschik kennen. Es ist auffallend, daß keiner der frühern Reisebeschreiber von einem Berge, dessen vulcanische Form so stark in die Augen fällt, Erwähnung macht. Nach Consul Brants mündlicher Versicherung war derselbe noch von keinem europäischen Reisenden besucht und bestiegen worden. Ich faßte daher den Entschluß, demselben eine nähere Untersuchung zu widmen und seine Höhe mittelst des Siedepunkts zu bestimmen.

Am 14 Junius ritt ich in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines armenischen Führers in nördlicher Richtung ab. Nach dritthalbstündigem Ritt erreichten wir die Brücke des Kara-su. Als ich zwei Wochen früher dieselbe Brücke in entgegengesetzter Richtung passirte, fand ich den Weg theilweise überschwemmt und den Kara-su über seine Ufer getreten. Die Pferde sanken bis über die Knie im Koth ein. Jetzt war die Ebene auf dieser Seite völlig trocken, und der Huftritt der Pferde erregte Staubwolken. Trotz der häufigen Regengüsse trocknet dieser Boden, welcher keine Thonschichtunterlage hat, ungemein schnell aus. Indeß kommt der Ebene den ganzen Sommer hindurch sowohl durch häufigen Niederschlag als durch Gebirgsbäche, welche durch Quellen und schmelzenden Schnee gespeist werden, Wasser in hinreichender Menge zu. Der schwarze Lavaboden bindet die Sonnenwärme und sichert die Reife des Getreides trotz der sehr kurzen Sommerdauer. Ich fand die Gerste am 14 Junius auf kaum eine Spanne hoch über den Boden aufgegangen.

Der Euphrat führt hier seinen Namen, Kara-su oder Schwarzwasser, mit Recht. Sein Wasser sieht fast so dunkel aus wie unsere Schreibtinte, und es ist ganz unmöglich bis auf den Grund des Bettes zu sehen. Ich fand hier einen badenden Armenier. Drei Schritte vom Ufer entfernt war der Bach schon so tief, daß der Mann schwimmen mußte. Die Ufer waren von Wasservögeln belebt. Störche, Reiher, Enten, Möwen, Taucher und andere Wasservögel zeigten sich in großer Menge, und der Kibiz, der wahrscheinlich in der Nähe nistete, umschwebte uns beständig mit seinem ängstlich kreischenden Ruf.

Im Dorf Oesni, wo mein armenischer Führer wohnte, hielten wir eine Stunde an. Der Ort ist von einigen hundert armenischen und siebzehn türkischen Familien bewohnt. Mitten unter den Kindern meines Führers saß vor dessen Hause ein alter weißbärtiger Türke, welcher gemüthlich mit ihnen plauderte und den Kleinen ein Märchen erzählte, das sie sehr zu spannen und zu ergötzen schien. Dieser Anblick war mir ziemlich neu. Ich hatte auch in der europäischen Türkei und in andern Gegenden Kleinasiens eine bedeutende Umstimmung der Gemüther und Umwandlung der Verhältnisse zwischen der Vergangenheit und Gegenwart beobachtet. Die Moslims hatten sich allmählich gewöhnt, die Rajas als gleichberechtigte Unterthanen der hohen Pforte zu betrachten. Aber von der Gewohnheit, friedlich neben einander zu leben, bis zu einer freundschaftlichen Annäherung war noch ein weiter Abstand. Hier schien auch diese Kluft bereits ausgefüllt. Der Armenier erzählte mir, ganz im Einklang mit der Schilderung meines griechischen Hauswirths in Erzerum, daß seit der Anwesenheit der Russen der alte Religionshaß verschwunden, daß zwischen Armeniern und Türken besonders auf dem Lande eine vollständige Versöhnung stattgefunden, daß beide zusammen in den Dörfern eben so einträchtig und freundschaftlich lebten, als seyen sie Kinder eines Stammes und Bekenner desselben Glaubens. Als die Kosaken im Jahre 1829 die Dörfer heimsuchten und besonders das Eigenthum der Türken plünderten, suchten und fanden letztere bei den Armeniern, welche der russische Heerführer aus politischen Gründen schonen ließ, Schutz und Zuflucht. Die Türken, welchen bei all ihren schlechten Eigenschaften ein gewisser Zug von Großmuth nicht abzusprechen ist, blieben des edelsinnigen Benehmens der Armenier gegen ihre ehemaligen Dränger noch nach dem Abzug der Russen eingedenk. Von ihrer frühern Anmaßung verschwand fast jede Spur, und sie trugen ohne Murren die gleichen Lasten wie die Rajas. In Oesni wie in andern Ortschaften, wo ich nach der Bevölkerungszahl fragte, wurde geantwortet, dieselbe habe sich seit der großen armenischen Auswanderung auf russisches Gebiet um die Hälfte vermindert. Von ihren ausgewanderten Landsleuten hatten sie zwar keine directen Nachrichten, aber sie glaubten oder bildeten sich ein, daß dieselben sich unter dem Schutze des christlichen Zaren des blühendsten Zustandes erfreuten. Von der Noth, dem Elend, welchem viele Tausende der Auswanderer bei ihrer Uebersiedlung nach Rußland erlagen, von dem traurigen Zustand der armenischen Colonien auf den Terrassen des Allagbes hatten sie keine Kunde.

Wir setzten unsere Reise fort und gelangten nach einstündigem Ritt zu einem Trümmerhaufen von Bausteinen, worunter ein schön gehauenes, zierlich gestaltetes Kreuz aus Lava sich befand, wahrscheinlich von einer alten Kirche herrührend, die hier einst gestanden. Armenier versammeln sich zuweilen an diesen Ruinen um zu beten. In der Nähe sprudelt eine schöne Quelle mit einer Temperatur von 6° C. Mein Führer erzählte mir, daß vormals Milch aus derselben geflossen. Seitdem aber eine Frau ihr Hintertheil darein gebadet, fließe statt der Milch Wasser-

Dicht am Fuße des Sichtschik liegt das Dorf Ardschnik, welches ausschließlich von Türken bewohnt ist. Eingeführt von unserm Armenier fanden wir die freundlichste Aufnahme. Ein Häuschen ist hier für die Einkehr fremder Gäste eingerichtet. Stall und Schlafgemach befinden sich zwar in demselben Raume, doch ist letzteres einige Stufen über dem Stallboden erhöht und mit Filzdecken, Teppichen und Kissen bequem ausgestattet. Nach einem frugalen Nachtmahl ruhten wir vortrefflich, und beim ersten Frühmahl waren die Pferde gesattelt, um uns nach der Berghöhe hinauf zu tragen.

Ungeachtet des späten und kalten Frühlings prangten die Wiesen am Fuße des Gebirgs mit zahllosen Blumen. Zwei Farbetinten waren auf diesen Wiesen dominirend, eine gelbe von vorherrschenden Ranunkeln und Potentillen, und eine rothe von einer kleinen artigen Primula. Dem Laufe eines Bächleins folgend, welches dem Karnsu zufließt, ritten wir bis zur großen Terrasse hinauf, in deren Mitte sich der Trümmerkegel des Sichtschik erhebt. Ich beobachtete hier einen Theil derselben Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Umgebungen des Ararat und Alaghes gesammelt hatte, vor allen die scharlachrothe Bergtulpe, die prächtige Iris Iberien und verschiedene Orchisarten. Bis zu einer Höhe von etwa 800 Fuß über der Hochebene konnten wir reitend gelangen. Von dort führten wir unsere Pferde am Zügel einen überaus steilen Abhang, welcher mit Vegetation bekleidet war, bis zur großen Terrasse hinauf. Die Pyramide des Sichtschik war durch den erhöhten Rand der Terrasse unsern Augen entzogen. Erst als wir die höchste Stelle erreicht hatten, kam sie wieder zum Vorschein. Von thierischem Leben war wenig zu beobachten. Ein Kukuk saß auf einem Lavablock und ließ seinen melancholischen Klageruf durch die Ebene tönen, ohne sich durch unser Vorüberreiten stören zu lassen. Eine kleine Mustela, grauschwärzlich mit weißem Bauch, schlüpfte durch die Ritzen des Gesteins und war in ihrem Loche verschwunden, bevor ich noch Zeit hatte zum Gewehre zu greifen.

Endlich hatten wir das kraterische Hochthal erreicht, in dessen kreisförmiger Runde sich die Pyramide des Sichtschik erhebt. Die Vermuthung, welche der Anblick dieses Berges aus der Ferne in mir erzeugt hatte, fand ihre volle Bestätigung. Wir standen inmitten eines großartigen Kraters, welcher an Umfang den gegenwärtigen Krater des Vesuvs wohl um das Dreifache übertrifft. Die Kraterwände sind noch gut erhalten und bestehen aus doleritischem Gestein, welches durch Metalloxyde verschiedenartig gefärbt ist. Der Gipfel des Berges, welcher aus der Mitte dieses alten Kraters emporragt, ist ein alter Schlacken- und Aschenkegel, welcher aus weißgrauen trachytischen Auswürflingen besteht. Lavaströme sind an den Rändern und Abhängen des Kraters zu erkennen, doch von auffallend geringer Masse und Ausdehnung. Offenbar hat die eruptive Thätigkeit hier wie an andern Vulcanen dieser Kette nur einen verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum gedauert. Der Canal, welcher die Verbindung zwischen der Atmosphäre und dem tiefen Gluthherd vermittelte, hat sich hier weit früher geschlossen, als an den Rändern des armenischen Hochgebirgs, in den Hochebenen von Bajazid und Eriwan, am Goktschai und Wansee, wo die Dämpfe und flüssigen Lavamassen einen verhältnißmäßig geringen Widerstand zu überwältigen hatten und mächtige Vulcane mit einer sehr lange dauernden kraterischen Thätigkeit sich bildeten. Die Lavaströme am Ararat und Alaghes sind gewaltiger als die des Aetna, während an den Vulcanen des Hochgebirgs bei Erzerum die Spuren kraterischer Thätigkeit selbst den kleinern Vulcanen Italiens, z. B. dem Epomeo auf Ischia nachstehen. Die stark fortgeschrittene Verwitterung der vulcanischen Felsen und der meisten Laven beweist auch, daß seit der kurzen periodischen Thätigkeit des Sichtschikkraters mehr als ein Jahrtausend vorübergegangen seyn muß. In der That erwähnen die ältesten historischen Urkunden kein vulcanisches Phänomen in dieser Gegend, während die Kraterthätigkeit jener großen Vulcane der Araratgegenden, wie selbst **Abich** vermuthet, noch in das Frühroth der Geschichte herüberdämmern. Das dunkle Gestein an den Rändern des Sichtschikkraters hat den Einwirkungen des Wassers und der Atmosphäre weniger widerstanden als das Kratergestein der Somma am Vesuv, von welchem wir den historischen Beweis haben, daß es jedenfalls über zwei Jahrtausende alt ist.

(Schluß folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich. [1]

Erster Theil.

Der Gegenstand, welchen ich besprechen will, hat für mich etwas anziehendes und setzt mich zugleich in Verlegenheit. Ich werde von einem Lande reden, das Journale und Heren, eine Tiers Parti und Fetische hat, und wo Schlangenanbeter seit vierzig Jahren „im Angesichte des höchsten Wesens" abwechselnd demokratische Institutionen und Monarchen „von Gottes Gnaden" verkünden. Was ich von diesem Lande und vornehmlich von seinem Regenten zu berichten habe, ist immerhin nur ein Theil dessen, was man darüber weiß und sich darunter noch vorstellen kann. Sollte jedoch bei der Betrachtung der Tragikomödie, welche, nach allem zu schließen, entweder mit der Verdammung oder mit der endlichen Wiedereinsetzung des vierten Theiles des Menschengeschlechtes enden wird, nur das Interesse der Neugierde uns leiten? Hier beginnen meine Zweifel. Die schwarze Welt, welcher wir den Vorhang abreißen wollen, bietet uns in der That bei demselben Ereignisse und oft bei demselben Mann eine so grelle Verworrenheit von Contrasten, Civilisation und Congo, das Rührende und das Empörende, das Groteske und das Blutvergießen vermengen, durchdringen und stoßen sich dort mit so schreiender Unwahrscheinlichkeit und Ueberraschung, daß ich, wenn ich strenge bei der Wahrheit bleibe, zu den widersprechendsten Ansichten Veranlassung zu geben Gefahr laufe. Ausdrücklich bemerke ich zum voraus: die Gefühle, welche mich bei meiner Schilderung leiten werden, so wie der aus denselben hervorgehende Schluß, werden ebenso wenig in einem Uebermaaße des Optimismus, wie in einem Uebermaaß der Verneinung ihre Quelle finden. Ich gebe zum Beispiele nicht, wie manche ungeschickte Negerfreunde, zu, daß der Gesichtswinkel die menschlichen Pflichten bestimme, und daß eine platte Stumpfnase die Entschuldigung sey für gewisse Abscheulichkeiten; weit entfernt jedoch, aus eben diesen Abscheulichkeiten auf die ursprüngliche Niedrigkeit der schwarzen Race zu schließen, sehe ich darin den Beweis für ihre moralische Freiheit, d. h. für ihre Vervollkommnungsfähigkeit. Kann sie sich bis zu der größten Verderbniß erniedrigen, so hat sie auch Ansprüche auf hohe Tugend, und wir werden sie thatsächlich auf diesen beiden Sprossen der Leiter erkennen. Ich ziehe keineswegs in Abrede, daß die Anlage zur Civilisation bei den Schwarzen bis jetzt nicht viel mehr sey, als ein gewisser Trieb zur Nachahmung; allein es ist durchaus nicht nöthig, daß alle und jede Civilisation aus eigenem Antriebe hervorgegangen sey. Worin besteht bei neun europäischen Völkern unter zehn im Ganzen genommen der Fortschritt? In der verständigen Nachahmung. Daß diese hier nicht immer eine verständige ist, daß dieses Frankreich mit seinen krausen Haaren in seinem entlehnten Aufputz mehr als eine lächerliche oder wilde Ungereimtheit uns darbietet, dieß beweist dem Verstande nichts als, daß man nicht in **einem** Tage von dem Flusse Gambia an die Ufer der Seine kömmt. Wesentlich ist, daß dieses Nachahmungsvermögen kein beschränktes bleibt; bei Völkern, Geschlechtern und Menschengattungen erkennt man untrüglich die Vervollkommnungsfähigkeit

[1] Von G. d'Alaux. Revue des deux Mondes. 1 December.

nur an diesem Merkmale, und hier kommt uns die Erfahrung noch zu Hülfe. Unter den wenigen Eingebornen aus Haiti, welche vor oder seit der Emancipation an unserem intellectuellen Leben Theil genommen, selbst unter denen, welche sich nur eines entfernteren Ausflusses desselben zu erfreuen hatten, haben sich Talente gezeigt, welche jedem Lande Ehre machen würden.

Es ist nicht zu verwundern, daß Haiti seit nahezu drei Jahren in offener Reaction einer afrikanischer Barbarei sich befindet; man kann nicht zugeben, daß so viele ermuthigende Symptome nur ein Werk des Zufalles seyen, und daß diese Letztberufenen beinahe durch ein halbes Jahrhundert von dem Hauche der Civilisation nur angeweht worden seyen, um elend an der Elfenbeinküste zu stranden. So wie uns das Reich von Soulouque außerdem erscheint, steht es mancher Republik des nahen Festlandes in keiner Weise nach. Wenn die spanische Civilisation sich verliert, so ist es gewiß nicht zu wundern, daß bisweilen kaffrische Barbarei wieder auftaucht. Legen wir jeden Unterschied einer früheren Zeit bei Seite, so fände sich für Haiti noch eine Entschuldigung, welche jenen Republiken nicht zur Seite steht, denn die Insel barg in ihrem Inneren zwei Elemente des Kampfes: eine halbweiße Minorität, welche ihre Neigungen und ihre Erziehung auf die Stufe französischer Begriffe erhoben, und eine schwarze Majorität, für welche der Despotismus instinctmäßige Neigung und nothwendiger Uebergang zugleich war. Jedes Element hat sich mit Mühe allmählich in der politischen Atmosphäre eines anderen zurecht gefunden; daher fortwährendes Unbehagen, bisweilen auch Fieber und Delirium. Ist die Krisis heute eine heftigere, als je, so ist dieß vielleicht nur um so besser; nur solche Krisen sind entscheidend, und auf Seiten der Genesung stehen viele Chancen. Soulouque, der zufällig alle Reminiscenzen an den ursprünglichen Naturzustand in sich vereinigt, scheint in der That theils durch die Macht der Umstände, theils durch sein Naturell bestimmt, diesen Urzustand von Nationalität auf seinen wahren Grundlagen zu constituiren.

Nach diesem Vorbehalte glaube ich mich hinlänglich sicher vor jeder Beschuldigung übertriebener Vorliebe oder systematisch feindlicher Gesinnung. — Welches Interesse könnte man aber auch heute haben, parteiisch zu seyn, nachdem der Grund des Streites durch die Emancipation vollständig hinweggeräumt ist? So werde ich denn die Menschen und die Thatsachen so auffassen, wie sie sich geben; aus ihnen selbst soll man auf sie schließen, und ich bleibe unbetheiligt, sie mögen Wohlwollen, Lachen oder Abscheu veranlassen.

I. Historischer Ueberblick. — Ursprung der Partien auf Haiti. — Die Politik der Schwarzen und die Politik der Farbigen.

Der größere Theil der aufgeklärten Einwohner auf Haiti macht es sich zu einer Art Ehrenaufgabe, sowohl dem Fremden gegenüber, als unter sich den Antagonismus zu verbergen, welcher die farbige oder gelbe Caste von der schwarzen Caste scheidet. Es scheint mir viel besser, das doppelte Mißverständniß aufzuklären, welchem diese Abneigung entsprungen: man macht den Fehler dadurch nicht gut, daß man ihn in Abrede zieht. Eine kurze geschichtliche Schilderung der beiden großen Parteien auf Haiti ist unerläßlich zu dem Verständnisse der Interessen und Leidenschaften, der Hoffnungen und Irrthümer, welche sich um die Goldflitter- und Ebenholz-Majestät Faustin I bewegen.

Der Hader zwischen den beiden Casten geht bis auf die ursprüngliche Unabhängigkeit von Haiti zurück. Jede beansprucht für sich allein die Initiative zu dem Werke der Befreiung und beschuldigt die andere, mit der Unterdrückung durch die Weißen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Beide Theile haben zugleich Unrecht und Recht. Die Wahrheit besteht darin, daß das farbige wie das schwarze Element gleichen Theil hat an dem gemeinsamen Werke; jedes hat zu seiner Zeit, auf eigene Rechnung, in seiner Ordnung und innerhalb der Gränzen gehandelt, welche die Gewalt der Umstände gebot. Die Ehre der Initiative ist in der That weder dem einen, noch dem anderen beizumessen.

Die eigentliche revolutionäre Initiative gehört hier den Pflanzern an. Ebenso wenig voraussehend, wie die Aristokraten der Hauptstadt, wenn sie im Grunde auch vernunftgemäßer dachten, hatten sie mit Wärme die Ideen aufgefaßt und vertreten, aus welchen das Jahr 1789 entsprang. Die Verminderung des monarchischen Ansehens war für sie vor allem der Abfall von einem Systeme, welches sie von hohen Stellungen in der Colonie ausschloß und ihren Hochmuth, wie ihre despotischen Gewohnheiten zwang, sich vor der quasischiedsrichterlichen Macht der Beamten des Mutterlandes zu beugen. Die bürgerliche Gleichheit war die vollständige Assimilation der Colonie mit Frankreich, die freie Ausübung der Rechte, welche ihnen ihre ungeheuren Reichthümer zu sichern schienen. In diesem Sinne faßten sie die Berufung unserer Generalstände auf. Ohne die Genehmigung der Regierung abzuwarten, bildeten die Pflanzer Versammlungen nach Kirchspielen und Provinzen und sandten achtzehn Abgeordnete nach Paris, welche theils wirklich, theils als stellvertretende zugelassen wurden. Ueberreizt durch diesen ersten Erfolg, verwandeln sich diese Ansprüche auf politische und administrative Gleichheit bei der Aristokratie der Colonie bald in den ausgesprochenen Gedanken der Unabhängigkeit. Die Provincialversammlungen übertragen die Leitung der inneren Angelegenheiten der Colonie einer Art von Convent, welcher in Saint Marc zusammentritt, und dieser, beherrscht von dem Einflusse der Pflanzer, erklärt, daß er sich kraft der Vollmachten seiner Committenten constituire, im Gegensatze zu der Ansicht der Minorität, welche die Worte vorschlug: „kraft Beschlusses des Mutterlands."

Aber neben der colonialen Aristokratie standen noch die Weißen aus den unteren und mittleren Classen, welche für die von der ersteren genährten revolutionären Lehren glühten und auf eine Verwirklichung aller logischen Folgerungen rechneten. Verletzt durch den Uebermuth der Pflanzer, begrüßten diese beiden Classen überhaupt in den neuen Ideen die Gelangung zu bürgerlicher und socialer Gleichheit. Die Provincialversammlung im Norden, welche beinahe durchaus aus Rechtsgelehrten bestand, die der Convent von Saint Marc sich zuletzt durch gewisse ihr Einkommen beschränkende Bestimmungen entfremdet hatte, gab das Zeichen zum offenen Gegenübertreten. Die Pflanzer ändern augenblicklich ihr Verfahren. Sie gaben sich den Anschein, als verzichteten sie auf ihre Unabhängigkeitspläne, waffneten sich gegen die im Mutterlande aufgetauchte Autorität demagogischer Ideen und verschafften sich so mitten unter der weißen Bevölkerung eine zahlreiche Partei; allein der Gouverneur Peinier sprengt mit Hülfe des dritten Standes in der Colonie die aufständische Versammlung von Saint Marc.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aquilaria Agollacha ist der botanische Name des Baums, welcher das kostbare, unter dem Namen Aloe- oder Adlerholz bekannte Holz liefert. Der Baum wächst in verschiedenen Theilen Hindostans so wie in Cochinchina. Um sich das Holz zu verschaffen, werden die Bäume umgehauen und nur diejenigen Theile aus dem Zellengewebe herausgeschnitten, welche den Geruch von sich geben, der dem Holz den hohen Werth verleiht. Das Holz wird gepulvert und als Weihrauch in den chinesischen Tempeln und selbst in England verbrannt. Man kann es auch destilliren, wo es ein wohlriechendes Oel liefert; diejenigen Theile des Holzes, welche das Oel enthalten, sind schwerer als das Wasser, und sinken deßhalb auch darin unter. (Athen. 22 Februar.)

Baalverehrung in Australien. Ein Hr. Miles las in der ethnologischen Gesellschaft zu London eine Abhandlung über die Halbgötter und Dämonen in Australien, worin er nachweist, daß der Name Baal oder Beel in Australien nicht bloß eine übernatürliche oder Zauberkraft, sondern auch das Feuer bedeutet und zuweilen selbst gerade zu Gott. Die Ceremonien des Baaldienstes seyen durch Blut und Menschenopfer bezeichnet. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 53. 3 März 1851.

Die Finanzen Englands.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 122) in einigen flüchtigen Bemerkungen über die englischen Finanzen den Satz aufgestellt, daß sich die Freihandelsfrage bald in eine Frage über den englischen Staatscredit umgestalten werde. Wir ergreifen die Gelegenheit der Budgetvorlage und des ministeriellen Interregnums, um diesen Satz etwas weiter auszuführen, ohne uns vorerst in die Ursachen des Ministerwechsels einzulassen, in welcher Beziehung wir nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß das Russellsche Ministerium überhaupt nur ein Pis aller war, weil man zu einer Torryregierung nicht zurückgeben konnte, und ein Ministerium, das Cobdens Ansichten theilt und verfolgt, noch nicht auszuführen ist. Ein solches Mittelding hat seine nicht allzu lang gemessene Zeit vor sich, und muß, durch den Andrang von beiden Seiten geschwächt, über kurz oder lang fallen; sollte darum das Russellsche Ministerium wieder geflickt werden, so ist doch auch diesem Flickwerk kein langes Leben zu prophezeien, und ein Ministerium des Widerstandes oder des entschiedenen Fortschrittes ist eine Sache der Nothwendigkeit. Man hat den Fall des Ministeriums Russells großentheils den financiellen Vorschlägen zugeschrieben, wie sind aber nur in sehr beschränktem Sinne dieser Ansicht, wenn man nicht der Frage eine höhere Bedeutung gibt, und den allgemeinen ökonomischen Zustand des Landes darunter begreift. Man hat seit 1842 eine Menge Taxen, namentlich solche welche die Industrie, den Handel oder die Consumtion belasteten, abgeschafft, und an deren Stelle die Einkommensteuer eingeführt. Es ist dieß am Ende nur der schroffste Ausdruck des Systems, wie es seit dem Jahre 1822, wo die Peels Bill von 1819 völlig ins Leben getreten war, befolgt worden. Von dem Augenblick an, wo England nicht mehr allein die Welt mit Manufacten versorgte, wo es die Concurrenz des Continents zulassen mußte, mußte auch folgerecht der Arbeitsverdienst sich schmälern, und es war, wenn auch der Reichthum Englands zunahm, nicht mehr möglich die alten hergebrachten Abgaben zu erheben, eben weil diese Abgaben vorwiegend von diesem Arbeitsverdienst, d. h. von der Consumtion erhoben wurden. Daher die fortschreitende Aufhebung von Acciseabgaben, dann die Aufhebung der Zölle auf Rohmaterial, endlich die der drückendsten von allen, derer die unmittelbar auf dem Lebensunterhalt lasteten. In dieser Beziehung ist die Abschaffung der Korngesetze die logische Consequenz des staatsökonomischen Zustandes von England.

Die Freihändler werden wohl mit dieser Schlußfolgerung sich vollkommen einverstanden erklären. Der Grundsatz ist damit aufgestellt, daß der brittische Ackerbauer mit der ganzen Welt in Concurrenz treten soll, es fragt sich nur, ob er sie ertragen kann. Die freihändlerische Schule, die man die theoretische nennen muß, sagt unbedingt, das werde, wenn erst der Uebergang überstanden sey, wohl möglich seyn, die Protectionisten Englands sagen nein, und berufen sich auf die hohen Lasten, welche dem englischen Ackerbauer die Concurrenz unmöglich machen. Sie nehmen also einen factischen, im vorliegenden Fall nicht wohl abzuläugnenden Grund für sich in Anspruch, und sagen: der Grundsatz der allgemeinen Concurrenz liege allerdings in den natürlichen Gesetzen der Gesellschaft, aber der **künstliche** Zustand, in welchem alle hochcivilisirten Völker sich befinden, lasse die unbedingte Anwendung der Theorie nicht zu. Wir wollen diese Sätze hier nicht weiter ausführen, als durch die Bemerkung, daß die Abnahme des Bruttopreises der Bodenerzeugnisse um zwei Fünftel oder 40 Procent eine sehr ernste Sache ist, und die vollständige Leistung der ehemaligen Zahlungen an Pachtschilling, Zehnten, Armentaxen und Staatssteuern nahezu unmöglich macht. Sind die Pächter, was man kaum behaupten möchte, nicht vorher continuirlich im Ueberfluß geschwommen, hat die Mehrzahl vorher nicht mehr als einen leidlichen Unterhalt und Gewinn aus ihrem Geschäft gezogen, so ist nicht anders anzunehmen, als daß der bedeutende Ausfall von zwei Fünfteln des Bruttoertrags durch eine Verminderung des Pachtschillings, der Zehnten, der Armentaxe und der Staatssteuern sich hereinbringen lassen muß, und da die Kirche am wenigsten und der Grundherr kaum minder geneigt, und oft nicht im Stande ist den nöthigen Nachlaß zu gewähren, so mußten die Forderungen, wie wir sie im vorigen Jahr in D'Israeli's Motion vernahmen, auftauchen. Daß er in diesem Jahr nicht eine bestimmte Abhülfe formulirte, gehört bloß zur Parteitactik und thut nichts zur Sache.

Es ist einleuchtend, daß hier von einer schwierigen aber kurzen Uebergangsperiode nicht die Rede seyn kann, außer allenfalls der von Reineke Fuchs: '**t is man a overgang**, als man ihm das Fell über die Ohren zog; ein bedeutender Theil der Pächter muß zu Grunde gehen, wenn er nicht erleichtert wird. Sir J. Graham, ohne Zweifel der beste und bedeutendste Redner auf der freihändlerischen Seite, der Mann, welcher, wenn ein protectionistisches Ministerium mißlingt, fast nothwendig ins Ministerium kommen muß, machte gleich im Beginn seiner Rede zwei Zugeständnisse, daß der Preis des Getreides tiefer gesunken sey, und dieß Sinken länger angedauert habe als er erwartete. Auf welche Gründe er seine Erwartungen gebaut, da schon vor Aufhebung der Korngesetze offenherzige Freihändler erklärt, die Weizenpreise müßten auf ungefähr 35 Sh. im Durchschnitt fallen, ist uns unbekannt. Man kann die ganze Rede Sir J. Grahams — was

wir, gelegentlich bemerkt, nicht thun — als gediegen und wahr annehmen, und dennoch bleibt das Ergebniß, daß auch Sir J. Graham selbst zugibt, daß der Ackerbauer sich in Noth und Verlegenheit befindet. Der Kern der Rede Sir J. Grahams geht darauf hinaus, die andern Classen der Gesellschaft würden eine Vertheuerung der Lebensmittel durch Zoll nicht mehr dulden, und die ernstesten Unruhen würden ausbrechen, wenn man eine solche einführen wollte. Wir erinnern uns einer Mittheilung vom J. 1842, der zufolge Peel bei der Unterredung mit einer Deputation aus den Fabrikstädten „gezittert" habe. Es ist also die Furcht vor einem Bruch zwischen Land- und Stadtbevölkerung, welche hier den Ausschlag gibt, und der Mißbrauch, mit dem die „Landpartei" ihre Gewalt im Parlament so lange geübt hat, mag auch den fanatischen Haß, der sich schon vor anderthalb Jahren bis zu Thätlichkeiten gegen die Pächtermeetings verstieg, erklären. Von diesem Standpunkt aus läßt sich also nichts weiter sagen, als daß man das Uebel anerkennt, aber wegen des Standes der öffentlichen Meinung keine Abhülfe wagt. Diesen Stand der Dinge erkennen Stanley und seine Freunde nicht minder, und haben darum den ungeduldigen Protectionseiferern schon im vorigen Jahr ohne Umschweife erklärt, es sey vorerst nichts zu thun, als zu erwarten, daß die öffentliche Meinung allmählich durch Erfahrung, durch die Folgen selbst belehrt werde. Bis dahin kann freilich mancher der Noth erlegen seyn.

Indeß ist es nicht sowohl die specielle Rücksicht auf die Ackerbauer, welche den Freihandel für den englischen Staatscredit gefährlich macht, als die Einwirkung auf den ökonomischen Zustand des Landes überhaupt. Seit dem Kriege ist allmählich eine Ausgleichung der Preise zwischen England und dem Continente eingetreten, und was daran fehlt, hat die Freihandelspolitik mit einem Sprunge hinzugefügt. Mit dem allgemeinen Werthmesser, dem Korn, müssen alle andern Preise gleichfalls weichen, und jeder mehr und mehr mit geringerem Vortheil vorlieb nehmen; der Verlust ist in den meisten Fällen nur scheinbar, da man für die nominell geringere Geldsumme sich eben so viel Lebensbedürfnisse, ja vielleicht mehr als früher für die größere verschaffen kann. Das Schmerzliche liegt hier allerdings nur im Uebergang, der, wie natürlich, nicht in allen Geschäftszweigen gleichmäßig vor sich gehen kann, allein — litera scripta manet, die Schulden bleiben, vor allem die 800 Mill. Nationalschulden und die 400 Mill. Hypothekschulden, die auf den Landgütern Englands lasten. Mit den sinkenden Preisen aller Dinge müssen nothwendig die Abgaben immer drückender lasten, und daher das seit vier Jahren besonders immer wachsende Geschrei um Steuererleichterung und die dringende Verlegenheit des Finanzministers diesen Anforderungen zu genügen. Von einem Sinkingfond ist längst keine Spur mehr, und man vernimmt es sehr übel, wenn der Finanzminister einmal eine Million aufs Schuldenzahlen verwenden will. Um Abschaffung der Fenstersteuer ist man ganz regelmäßig Sturm gelaufen, wie nach der Abstimmung im vorigen Jahre, wo der Minister die Fenstersteuer nur mit einem Mehr von drei Stimmen rettete, nicht anders zu erwarten war. Die „taxes on knowledge", für deren Abschaffung gleichfalls eine regelmäßige Agitation eingeleitet war, sind in den Vorschlägen des Finanzministers gänzlich unberücksichtigt geblieben; von der Malztaxe, die, was auch die Regierung sagen mag, nicht bloß auf den Bierconsumenten drückt, sondern auch schwer auf dem Ackerbauer lastet, konnte ohnehin keine Rede seyn. Die Erklärung des Ministers, daß er in der Einkommensteuer zwischen Renten aus Realvermögen und Einkommen aus Erwerb keinen Unterschied machen werde, hat, da jetzt die Fortdauer der Taxe keinem Zweifel mehr unterliegt, sehr böses Blut gemacht, und zwar gerade unter sonstigen Freunden des Ministeriums. Kurz die Anforderungen von allen Seiten werden so dringend, daß es dem Minister auf seinem dornigen Sitz etwas gar zu unangenehm werden mag. England hat seit 1839 21 Mill. Pfd. entlehnt und nur einige Millionen abbezahlt; die fundirte Schuld ist zwar nur um $12^{2}/_{3}$ Millionen gestiegen, aber der Rest läuft unter der schwebenden Schuld fort. An ernstliche Rückzahlungen ist unter den gegenwärtigen Umständen gar nicht zu denken, denn die Bestürmung des Finanzministers um Steuernachlaß ist zu groß. Handel und Gewerbe sind gegenwärtig im Ganzen genommen blühend, und daher schreibt sich der große Ertrag der Accise, aber wenn neue Handelskrisen ausbrechen, wenn ernstliche Mißjahre eintreten, dann werden die Einnahmen zurückgehen und die Ausgaben steigen. Deficits sind dann unvermeidlich und müssen entweder durch Anleihen oder durch neue Steuern gedeckt werden. Am wahrscheinlichsten ist noch eine Erhöhung der Einkommensteuer, aber dann muß man sie in ihrem ganzen Wesen umgestalten, wenn man nicht den ernstlichsten Widerstand heraufbeschwören will. Es gibt ein einziges Mittel, diesen Eventualitäten entgegenzutreten; dieß ist ein mäßiger fixer Zoll auf die Getreideeinfuhr, aber gerade dieß ist bei dem jetzigen Stand der öffentlichen Meinung mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die nächsten Jahre dürften in England sehr stürmisch werden, denn der unversöhnten Gegensätze sind zu viele, und es wird die ganze Kraft des englischen Charakters bedürfen um sie glücklich zu überdauern.

Beiträge zur Kenntniß der Naturverhältnisse im türkisch-armenischen Hochlande.

1. Das Plateau von Erzerum. — Die Thermalquellen von Elidscha ꝛc.

(Schluß.)

Das Innere dieses längst erloschenen alten Kraters ist eben so lieblich als der Anblick des thätigen vesuvianischen Kraters wild und düster. Statt nackter, scharfkantiger Lavablöcke ist der schwarze Humus hier mit einer Decke von grünen Kräutern und bunten Alpenblumen bedeckt. Der Boden im Innern war sehr feucht; von allen Seiten flossen ihm die Wasser der schmelzenden Schneemassen zu. Die alten Kraterwände hindern den Zutritt kalter Winde. Die Sonnenwärme war trotz der bedeutenden Höhe weit empfindlicher als in der Hochebene von Erzerum. Feuchtigkeit, Wärme und günstiger Humusboden hatten daher eine Pflanzenmacht erzeugt, wie ich sie auf andern Bergen des armenischen Hochlandes selten gefunden. Ich sammelte hier viele jener Alpenpflanzen, welche ich am Ararat, Alaghes und auf den Alpen am Goktschaisee ein Jahr zuvor gefunden hatte.

Nachdem wir einige Stunden hier verweilt, die Gegend recognoscirt und einige schöne Pflanzen und Insecten gesammelt hatten, beschloß ich, den armenischen Führer mit den Pferden hier zurückzulassen und mit meinem Polen die Ersteigung des hohen Schlackenkegels zu wagen, obwohl dieselbe sichtbare Schwierigkeiten hatte. Die Weingeistflasche war unterwegs zerbrochen. Ich sammelte daher einen Bündel trockener Pflanzenstengel, mit welchen ich oben Wasser zu kochen hoffte. Außerdem noch mit dem Koch- und Meßapparat, geognostischem Hammer, Kinschal, Pistolen und Bergstock belastet, stieg ich munter den südlichen Abhang hinan. Der Pole, der etwas leichter beladen war, recognoscirte vor mir den Weg. Das Steigen war hier fast eben

so schwierig wie auf dem vesuvianischen Aschenkegel, obwohl man nicht so tief in Rapilli und vulcanischer Asche einsank, da die trachytischen Auswürflinge hier im Ganzen doch etwas größer und compacter waren. Ueber die größeren Trachyttrümmer voll scharfer Kanten und Ecken konnte man leichter festen Fuß fassen als an Stellen wo Asche und kleinere Auswürflinge angehäuft waren. Diese trachytischen Trümmer haben der Verwitterung stärker widerstanden als das schwarze Gestein des Kraterrandes. In jenen war der Feldspath in der Grundmasse mit vielen kleinen Krystallen, in diesem der Augit vorwaltend. Die größeren Steinblöcke waren zum Theil mit Kryptogamen überwachsen. Nur wenige phanerogame Pflanzen waren zwischen den Trümmern sichtbar. Aber auf halber Höhe des Kegels fand ich zu meiner Verwunderung einen baumartigen Strauch von fast vier Fuß Höhe, dessen Blätterknospen noch nicht aufgeschlossen waren.

Um zwei Uhr Nachmittags erreichten wir den Gipfel. Eine prächtige, freie Aussicht über das weite Gebirgspanorama im Norden, Süden und Westen lohnte vollkommen die erschöpfende Anstrengung unserer Bergwanderung. Gegen Osten war der freie Blick durch die Nähe überragender Berggipfel beschränkt. Außer der großen Kette, von welcher der Sichtschik selbst ein Glied bildet, übersahen wir zwei Bergketten im Süden. Die erste niedrigere Kette bildet den südlichen Rand der Hochebene. Die zweite, aus welcher die weißen Spitzen des Bingäl-Dagh, welcher die Wiege des Araxes ist, emporragen, ist höher, aber von geringerer Ausdehnung. Weit schöner und übersichtlicher ist das Gebirge im Norden. In der Richtung von Ispir streicht eine majestätische Alpenkette, deren weiße Gipfelpanzer prächtig in der Sonne leuchteten. Die einzelnen Bergformen erschienen dort freier, selbständiger, kühner und malerischer als in den Ketten nach andern Himmelsgegenden. Auch schienen sie mächtigere Schneemassen zu tragen als selbst der Bingäl-Dagh und Kop-Dagh. All' die verschiedenen Hauptketten sind durch Nebenketten, welche von Süd nach Nord auslaufen und verschiedene Plateaux und Thäler verengen oder schließen, deutlich verbunden. Im Westen erblickten wir die gewaltige Steinpyramide des Ak-Dagh in ihrem Profil. Dieser Berg ist fast steiler als das Finsteraarhorn des Berner Oberlandes. Deßwegen konnten sich auch nur in seinen Schluchten, Furchen und Ritzen ewige Schneemassen sammeln, während die senkrechten Steinwände das ganze Jahr hindurch nackt hervorstarren.

Der Gipfel des Sichtschik, auf welchem wir über drei Stunden zubrachten, ist kaum 20 Schritte breit und nahe an 300 Schritte lang. Der südliche Abhang des Kegels war bereits frei von Schnee, auf dem nördlichen lag derselbe noch drei bis vier Fuß hoch aufgethürmt. Nach meiner Messung mittelst des Siedepunkts erhebt sich dieser Gipfel 2846′ über die Stadt Erzerum und 8581′ über den Spiegel des schwarzen Meeres. Von Pflanzen fand ich oben einige Gentianen, Campanulaceen, eine weiße Daphne und die auf allen armenischen Alpengipfeln im Frühling sehr häufig blühende Scilla sibirica. Von Thieren bemerkte ich nur eine Eidechse, die rasch dahin schlüpfte, und Macroglossa stellatarum umschwirrte die wenigen Alpblümchen. Von Menschenhänden waren zwei Steinhaufen errichtet, der eine als Altar, der andere als Feuerheerd. Als ich später meinen Führer befragte, erzählte derselbe, daß in früheren Zeiten zuweilen armenische Hirten den Berggipfel bestiegen, um oben zu beten und wohl auch ein Lamm zu Ehren Gottes zu schlachten. Jetzt sey diese Wallfahrt nicht mehr in Gebrauch. Wenn jetzt die Hirten, welche gegen Ende Junius die Weide auf diesen Höhen zu beziehen pflegen, die Lust zu Bergwanderungen anwandle, so sey der quellenreiche Gipfel des benachbarten Giaur-Dagh gewöhnlich ihr Ziel. Ohne eine seltsame Fabel geht es bei armenischen Hirtenerzählungen nie ab. So versicherte zuletzt mein Führer im Ton des tiefsten Ernstes, daß vor Zeiten auch auf dem trockenen Kegel des Sichtschik eine schöne Quelle entsprungen sey. Seitdem aber einmal eine Frau die Quelle durch ihre Nothdurft verunreinigt habe, sprudle sie nicht mehr und der durstige Bergsteiger, welcher im Hochsommer keinen Schnee mehr auf dem Sichtschik findet, mag wohl ein Recht haben, das Weib zu verwünschen.

Abkömmlinge eines fast untergegangenen Volksstammes.

Wir finden im Aftenbladet (4 Februar) nachstehende Notiz über einige seltsame Menschenexemplare, die mit den Abbildungen auf den Bauüberresten in Centralamerika (Palenque u. s. w.) in auffallender Weise zusammenstimmen. Die Bilder zeigen eine so stark zurückweichende Stirn und Kinn, und die große Nase steht so stark hinaus, daß die Köpfe mehr dem sogenannten Nasenaffen (semnopithecus nasicus) gleichen als irgend einem auf der Erde bekannten Menschenstamm. Man konnte diese ungewöhnliche Kopfbildung keiner Ungeschicklichkeit des Bildhauers zuschreiben, denn die übrigen Formen der abgebildeten Menschen sind ganz schön, und die neben ihnen abgebildeten Figuren von Thieren und Pflanzen stimmen ganz genau mit den in diesen Gegenden noch lebenden Originalien zusammen. Aber die den Bildern entsprechenden Menschen hat man bis jetzt vergebens gesucht. Nun wird aus Neuyork berichtet, daß man gegenwärtig in den Vereinigten Staaten zwei Kinder, einen Knaben von etwa 10 und ein Mädchen von acht Jahren, vorzeige, von denen ersterer 32″, letzteres 21″ lang seyn, und den auf Palenque abgebildeten Figuren vollkommen gleichen sollen. Ihre Köpfe sollen nicht größer seyn als von neugebornen Kindern, und sie sollen so gut wie gar keine Stirne haben, so stark zurückgebogen sind diese. Die Nase ist dagegen sehr stark entwickelt, und steht so vor, daß sie mit dem zurückgebogenen Kinn fast einen rechten Winkel bildet. Die Oberlippe steht gleichfalls weit vor, die Unterlippe dagegen zurück. Das Haar ist schwarz, stark und straff, und der Haarboden geht fast bis an die Augenbrauen herab. Die Augen sind groß, dunkel und glänzend. Diese Kinder sollen von der amerikanischen Landenge seyn, und den Ueberresten einer ehemaligen, Kaanas genannten Priestercaste angehören, die durch unaufhörliche Heirathen innerhalb der Caste verkrüppelt ein in körperlicher und geistiger Hinsicht vernachlässigtes Geschlecht geworden sey. Die beiden Kinder sind indeß sehr lebhaft.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Hier erscheint ein drittes Element auf dem Schauplatze und spielt der gesammten weißen Bevölkerung gegenüber die Rolle, welche der dritte Stand in der Colonie den Pflanzern gegenüber gespielt. Während die Colonisten von Freiheit und Gleichheit sprachen, hatten die Freigelassenen ihre Ohren nicht verstopft. Mit mehr Recht als andere sahen sie in der Revolution eine Wohlthat; ihre Farbe (zwei Drittheile waren von gemischtem Blute), ihre Erziehung, ihre Eigenschaft als Freie und Besitzende stellten sie der weißen Caste am nächsten. Das Decret vom 8 März 1790 übertrug ihnen wirklich politische Rechte; allein dieses Decret rief unter der ganzen weißen Bevölkerung eine solche Mißbilligung hervor, daß der Gouverneur selbst die Durchführung einstellte. Vergebens ergriffen die Freigelassenen in dem von dem Gouverneur gegen die Aristokratie in der Colonie geführten Kampfe die Waffen für die Sache des Mutterlandes. Nach dem Siege wurde ihnen von Seiten des Gouverneurs nicht der mindeste Dank, ja dieser trieb die Geringschätzung so weit, daß er ihnen die Berechtigung zum Tragen des weißen Pompon's absprach, welcher die royalistische Partei auszeichnete. Die Mulatten sagten sich von dieser Partei los, und ein neues

Decret, in welchem die constituirende Versammlung dasjenige vom 8 März widerrief, machte den Bruch vollständig. Ich erinnere nur beiläufig an die mißlungene Erhebung der Mulatten Ogé, Chavannes und Rigaud. Ein drittes Decret gibt den Freigelassenen ihre Rechte wieder; abermals widersetzen sich die Weißen. Die Partei der Demagogen lehnt sich gegen die rechtmäßige Gewalt auf; die aristokratische Partei, oder die Unabhängigen, bieten die Colonie England an; die royalistische Partei, welche gegen die Mulatten ebenso feindlich gesinnt ist, wie die beiden andern, weiß nichts besseres zu thun, um die Pflanzer in Respect zu erhalten, als daß sie unter der Hand die Schwarzen aufwiegelt; die Mulatten aber, welche zu Geltendmachung ihrer Rechte der weißen Caste gegenüber eine neue Schilderhebung bewerkstelligt hatten, haben den alleinigen Vortheil von dieser Intervention der Schwarzen, unter denen sie sich zahlreiche Anhänger erwerben. — Eine Thatsache ist nicht zu übersehen: da die neuen Bürger wohl fühlten, daß ihr einziger Stützpunkt in dem Mutterland liege, so blieben sie, sey es in redlicher Absicht, sey es aus Klugheit, diesem getreu. So kam der Augenblick heran, wo sie für die Pacificationscommissäre der Insel das wurden, was der weiße dritte Stand für den Gouverneur Peinier gewesen war: die einzigen Hülfstruppen des französischen Einflusses in der Colonie, so daß der endliche Triumph der Autorität des Mutterlands nothwendig die Uebermacht der Farbigen in seinem Gefolge hatte.

Man macht den Farbigen den Vorwurf, daß sie selbst mitten im Glücke keine Bestimmungen zu Gunsten der Sklaven getroffen, ja daß sie ihre Interessen stets von denjenigen der schwarzen Bevölkerung getrennt gehalten. In der That machte der Farbige Julian Raymond, indem er für die Farbigen an den Edelmuth der constituirenden Versammlung appellirte, diesen ein Verdienst aus der Bildung der Maréchaussée der Colonie. Er stellte die Farbigen als die wahre Vormauer der colonialen Gesellschaft dar und gab die kräftige Versicherung, daß sie bei Anreizung der Sklaven kein Interesse haben, da sie selbst solche besitzen. Ogé führte mit den Waffen in der Hand ungefähr die nämliche Sprache und widersetzte sich hartnäckig dem von seinem Gefährten Chavannes gemachten Vorschlage zu Aufreizung der Werkstätten.[1] — Hierin besteht eigentlich die ganze Beschuldigung, und wie ersehen daraus im höchsten Falle, daß Raymond, Ogé und alle Mulattenhäupter sehr gewandte Abolitionisten waren.

Konnten die Mulatten vernünftigerweise damit anfangen, ihr solidarisches Verhältniß mit der schwarzen Caste zu proclamiren? Eben dieses Solidarverhältniß aber war es, welches die Gegner ihrer bürgerlichen Wiedereinsetzung anfachten und sich zu Nutzen machten. Nicht mit Unrecht sagten sie, das Vorurtheil bezüglich der Hautfarbe sey der mächtigste Schutz der Gesellschaft und des Besitzes in der Colonie, und wenn dieser Damm zu Gunsten der Freigelassenen einmal überschritten sey, so sehen sie nicht ein, warum nicht auch das schwarze Element denselben Ausweg suchen sollte. Wir dürfen nicht vergessen, daß in der denkwürdigen Sitzung, wo der Convent die Abschaffung der Sklaverei annehmen sollte, ein Farbiger es war, welcher die Freiheit der Schwarzen als eine natürliche Folge der seiner Caste zugestandenen bürgerlichen Gleichheit verlangte, und dieser Deputirte, welcher so zum Frommen der Sklaven den Beweis angewendet wissen wollte, welcher Gegenstand so heftiger Angriffe gegen Julian Raymond geworden, war abermals Julian Raymond.

Vor allem aber ist die Frage zu erörtern, **wollten** die Schwarzen die Freiheit? lag ihnen der Begriff klar vor Augen? dieß wird verneint, und auf den ersten Anblick scheint es nicht unschwer, diese Behauptung aufrecht zu erhalten. Die verbündeten Weißen bewaffneten in ihren Kämpfen gegen die Farbigen einen Theil ihrer Sklaven, und die afrikanischen Compagnien, wie man sie nannte, quälten und marterten wuthentbrannt dieselben Mulatten, welche doch der schwarzen Race kaum erst hatten den Weg bahnen wollen. Die Mulattenpartei, welche die ihrigen gleichfalls bewaffnet hatte, gab den bedeutendsten die Freiheit; die nunmehrigen Freien aber glaubten ihre Dankbarkeit nicht besser darthun zu können, als dadurch, daß sie ihre Gefährten in die Sklaverei zurücktrieben, was nicht zu den mindesten Gegenvorstellungen führte. Ist es in der Schlacht von Croix-des-Bouquets, wo fünfzehntausend diesesmal in der That aufgewiegelte Schwarze — man hatte sie hauptsächlich in den Werkstätten der Weißen zusammengetrieben — der farbigen Caste den Sieg verschaffen, immer noch die Emancipation, um welche es sich handelt? Ist es das Zauberwort Freiheit, das diese waffenlosen und halbnackten Congos unter die Füße der Pferde stürzt, an welche sie sich anklammern, das sie an die Spitze der Bajonnette jagt, in welche sie beißen, und das sie vor die Mündung der geladenen Geschütze treibt, in welche sie den Arm so weit stecken, bis sie die Kugel berühren, und dann in toller Freude rufen: Mo li teni! (ich habe sie)? Nein, das ist ein Farrenschwanz, ein bezauberter Schwanz, welchen ihr Häuptling Hyacinthe, der seine Leute kennt, in den Gliedern geschwungen hat, damit die Kugeln aus den Geschützen umkehren und das Kleingewehrfeuer zu Stand werde. Ich will nicht von dem Blutbade reden, das unter diesen Unglücklichen stattgefunden; die Zauberer aber, welche den Generalstab von Hyacinthe bildeten, verkündeten laut, daß die Todten in Afrika wieder auferstehen.[1] Diese leichtgläubigen Helden waren im Grunde weniger die Rächer ihres Stamms, als die Anhänger eines afrikanischen Geheimbundes, der sich noch jetzt in den geheimnißvollen Zusammenkünften des Vaudoux fortpflanzt.[2] Nach beendigtem Fest kehrten die Ueberlebenden friedlich zu ihrer Sklavenarbeit zurück.

Während dieser Ereignisse hat sich allerdings das reine Negerelement, die Insurgenten in der Oberprovinz, über deren Entfesselung die royalistische Partei sich schon entsetzte, gegen eine Auflösung gesträubt; was aber diese Banden an Jean François, Biassou und Jeannot fesselte, war weit weniger der Drang nach Freiheit, als die Furcht vor der Strafe, deren sie sich durch ihre Räubereien würdig gemacht, und das Blendwerk, welches hier noch afrikanische Zauberei übte. Die beiden ersteren wußten dieß so gut, daß sie das Anerbieten stellten, gegen sechshundert Freilassungen ihre zahllosen Horden in die Sklaverei zurückzuführen. Es lag überhaupt so gar nicht in ihrer Absicht, als Apostel der Race aufzutreten, daß sie die Neger, welche sich nicht empörten, ohne weiteres an die Spanier verkauften — Männer, Weiber, Kinder, was in ihre Hände fiel. Mit ihren eigenen Soldaten gingen sie kaum feinsinniger um, denn sie unterwarfen dieselben einer Disciplin, welche die in der Sklaverei an Härte bei weitem nachstand; ja sie maßten sich ein Recht über Leben und Tod an. Dieß ist noch nicht alles; während die herrschende Fraction unter den alten Freien — ich sage durchaus nicht alle alten Freien — der bürgerlichen Gleichstellung, für die sie kämpften, sich würdig zu zeigen strebte und es sich gleichsam zur Ehrenaufgabe machte, eben den Weißen, welche den Mulatten alle Menschenwürde absprachen, Lehren über Toleranz zu geben, schienen sich die schwarzen Häuptlinge im Gegentheile vorgenommen zu haben, den ihrer Caste immer zum Vorwurf gemachten Makel thierischer Wildheit ins hellste Licht zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reisen des Pater Marquette. Es ist bekannt, daß die Reiseberichte der Jesuiten in Nordamerika nach 1672 nicht mehr veröffentlicht wurden, obwohl sie über die Entdeckungsgeschichte der Länder um die canadischen Seen großes Licht verbreiteten. Man wußte indeß, daß einige niedergeschrieben wurden, und hielt die Manuscripte für verloren. Kürzlich soll nun unter den Manuscripten, die bei der Plünderung des Jesuitenklosters zu Quebec gerettet wurden, der vollständige Reisebericht Pater Marquette's, der auf seiner Reise zwischen 1672 und 1679 den Mississippistrom entdeckte, aufgefunden worden seyn. (Athen. 22 Februar.)

[1] Atelier, so nannte man damals die Gesammtheit der Sklaven auf einer Plantage. A. d. R.

[1] Dieser Glaube an Körper- und Seelenwanderung hatte so viele Selbstmorde unter den Sklaven von der Goldküste, namentlich unter den Ibos, zur Folge, daß die Pflanzer zu einem sonderbaren Mittel schreiten mußten. Sie schnitten dem Selbstmörder entweder den Kopf, oder Nase und Ohren ab und nagelten diese Körpertheile an einen Pfosten. Die Ibos schämten sich, ohne diese Zierde der Natur anderswo wieder zu erscheinen, und hängten sich ferner nicht mehr auf.

[2] Eine Art Freimaurerei, zu deren Großwürdenträgern Soulouque gehört, und die in den letzten Ereignissen Haiti's wieder auflebte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 54. 4 März 1851.

Aus Sibirien.[1]

Sibirien, das so häufig genannte und doch nur lückenhaft bekannte, hat, wie alles Geheimnißvolle, Wunderbare, die Phantasie gerne beschäftigt und schon manche Feder in Bewegung gesetzt. In mir, der ich unfreiwillig sein Bewohner werden mußte, rief es die Lust hervor, es in allen seinen Verhältnissen recht genau kennen zu lernen und in diesem Studium ein wirksames Mittel gegen die lange Weile zu finden. Zum Zeitvertreib schreibe ich mir auf was ich beobachte, und gehe ich dabei auch nicht systematisch zu Werke, so ist das was ich zusammentrage, doch immer ein nicht zu verwerfender Beitrag zur Kenntniß eines Landes, das der Durchforschung in vieler Hinsicht eben so werth ist wie manches andere, mit wenig Ausnahmen jedoch nur von denen besucht wird, die ihm lieber den Rücken kehren möchten. Bin ich so glücklich, einst wieder den heimathlichen Boden zu betreten, — und ich hoffe, Gott wird mir diese Gnade angedeihen lassen — so will ich meine Muse dazu verwenden, das gesammelte Material zu sichten, und auch andern zugänglich machen, was ich des Aufzeichnens werth gehalten habe.[2]

Ich gehöre zu den politischer Vergehen wegen Verurtheilten und meine Strafe ist die Verbannung; doch wie das Verbrechen nach Graden gemessen wird, so hat auch die Buße ihre verschiedenen Stufen. Sibirien bietet deren vier, nämlich

den Aufenthalt in einer Stadt,

den Dienst in einem sibirischen Bataillon,

Colonisation,

öffentliche Arbeit oder Zuchthaus, mit andern Worten die Beschäftigung in den Bergwerken.

Es gibt noch eine fünfte Stufe, doch ist diese eigentlich nur die vierte in erhöhter Potenz. Es sind die Arrestanten-Compagnien.

Wem der Aufenthalt in einer Stadt angewiesen ist, der bewahrt noch seine Adelsrechte; er darf an die Seinigen schreiben und Briefe von ihnen annehmen. Freilich geht die ganze Correspondenz durch die Hände des Bürgermeisters der Stadt, dem er untergeordnet ist, und wird dadurch eben so beschränkt als unsicher. Aus dem Weichbild der Stadt darf der in diese Kategorie Gehörige sich nicht entfernen, doch innerhalb derselben kann er thun was er will, und ist zu keiner Arbeit verpflichtet.

Wer den Bataillonen zugetheilt ist, hat gleichfalls die Vergünstigung, mit seinen Angehörigen in schriftlichem Verkehr zu bleiben, doch unterliegen natürlicherweise auch seine Briefe der Prüfung der Vorgesetzten.

Die politischen Colonisten tragen ihren Namen daher, daß sie früher nur Dörfer bewohnen durften. Ihnen ist der Adel abgestreift und in der Rangordnung stehen sie einen Grad unter Null, das heißt, niedriger als der russische Bauer. Jeder darf solch elenden Paria ungestraft beleidigen und mißhandeln, denn bei ihm hört die Gerechtigkeit auf; doch zählt er noch zu den Lebenden, denn auch ihn läßt man noch an die Seinigen schreiben. Heute leben die Colonisten größtentheils in der Stadt, sind zu keiner Arbeit gezwungen und haben keine andere Obrigkeit als die Willkür des Kreischefs.

Diejenigen, welche verdammt sind in die Tiefe der Erde hinabzusteigen, um da ihr jämmerliches Daseyn zu beschließen, oder nach überstandener Strafe zu Colonisten zu werden, sind für die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr vorhanden und nur noch Thiere zum Arbeiten, Werkzeuge, Maschinen zum Ausleihen. Bei ihnen verbietet sich das Schreiben von selbst; sie sind lebendig Begrabene und stehen vollständig außer dem Gesetz.

Die Arrestanten-Compagnien werden in den Festungen und Zuchthäusern zu den niedrigsten und entehrendsten Arbeiten gebraucht, gehen fortwährend in Ketten und haben den Kopf halb geschoren. Sie stehen am tiefsten; weiter unten gibt es in der russischen Rangordnung nichts mehr.

Unrecht würde derjenige thun, der den russischen Bauer über die Achsel ansehen wollte; in den Augen des Sträflings ist er, besonders der Kronbauer, eine hohe Figur. Wie viel Mühe kostet es auch den Verbannten, alle die Stufen zu erklimmen, die ihm die Rechte und Bedeutung des Bauern geben!

Die Art und Weise, wie die politischen Verbrecher den Ort ihrer Bestimmung erreichen, hängt hauptsächlich vom Urtheilsspruch, vielfach aber auch von den Launen der richtenden Behörde ab. Bis Tobolsk geschieht der Transport gewöhnlich durch die Post in Kibitken und mit einigen kurzen Nachtlagern von da aus setzt die dritte und vierte Classe den Weg bis zum Ziel ihrer Reise zu Fuß, mit Ketten belastet und in Gesellschaft der verruchtesten Menschen fort, mit denen sie oft gemeinschaftlich an eine eiserne Stange befestigt sind. Ich weiß nicht, ob es noch etwas schmerzlicheres, ja grausenerregenderes gibt, als einem solchen Transport zu begegnen; der Anblick derselben läßt, für mich wenigstens, alle Schrecken in Dante's Hölle hinter sich.

Menschlicherweise gestattet man den Unglücklichen, sich nur mit Mühe fortschleppenden auf dem langen Wege einige Rasttage. Doch wo müssen sie sie verleben? — In den Zuchthäusern

[1] Obenstehende Skizze ist der Feder eines verbannten Polen entflossen, und wenn auch, wie natürlich, parteiisch und russenfeindlich gehalten, doch andererseits in vieler Hinsicht so interessant, daß sie dem Bearbeiter der Veröffentlichung werth schien.

[2] Leider hat der Tod in der Verbannung den Verfasser verhindert, seinen Plan auszuführen.

der Steppe, dicht bei den Poststationen, also an Stätten, welche für den Auswurf der Menschheit bestimmt sind und wo ihnen der Anblick von Pferden und Wagen, die sie entbehren müssen, vor das Auge geführt wird,.

Die Bevölkerung Sibiriens zerfällt in drei Abtheilungen; in Kronbauern, Kaufleute und Beamtete aller Gattungen.

Der Bauer kennt keinen Herrn und weiß nichts von Frohnarbeit; mit einer Abgabe an den Zaren ist alles abgethan, und er befindet sich gewöhnlich in guten Verhältnissen. Von Haus aus schlau und gerieben, wirft er sich gerne auf Industrie und Handel, wird indeß dadurch zum Betrüger, da seine Handlungen weder von Religion noch Moralität geleitet werden. Selbst ohne ihm materiellen Nutzen zu bringen, reizt ihn der Betrug und mit innerer Freude schielt er auf den Uebervortheilten, den er als in geistiger Hinsicht weit unter sich stehend betrachtet.

Frägt man ihn, ob er ein Russe sey, so antwortet er, ohne sich zu besinnen: nein, ich bin ein Sibiriake. Wer jedoch daraus folgern wollte, hier sey eine besondere Nationalität zu finden, der würde sich sehr irren.

Der Eingeborene ist Russe vom Scheitel bis zur Ferse, und theilt mit diesem alle Tugenden und Fehler. Er hat keine Erinnerungen an die Vergangenheit, keine Ueberlieferungen noch Nationalgesänge, und ist überhaupt der prosaischste Mensch auf Gottes weiter Erde. Selbst gegen die sibirischen Tataren, deren Niederlassungen gleich Inseln unter die Russen eingestreut sind, muß er zurückstehen. Bei diesen ist doch noch, um mich so auszudrücken, ein Schatten ihrer frühern Größe und Herrlichkeit übrig geblieben. Wenn gleich heute Sklave, ohne Hoffnung auf dereinstige Freiheit und ohne Vaterland, von denen ihnen selbst der Begriff zu fehlen scheint, hat sich doch in ihren Liedern noch eine unverkennbare Sehnsucht nach einer entschwundenen großen Zeit erhalten, und die einfache kunstlose Weise gleicht einem Traum, der aus der Seele kommt, um das Herz zu rühren. Es stört nicht, daß man die Worte nicht versteht, die der Tatar singt, man erräth dennoch leicht den Sinn derselben; es ist der Enkel eines untergegangenen Volkes, der am Grabe der Väter ein Gebet hersagt, dessen Bedeutung er vielleicht kaum ahnet.

Der sibirische Russe hat keine Gedanken für die vergangene Zeit; bei ihm gibt es kein Gestern, sein Heute ist ihm alles, und dieß Heute ist ein Zusammensetzung aus Branntwein, Baden und Thee. Vergeblich sprichst du ihm von dem Himmel, der seinige ist nur dort, wo Schnaps, Thee und ein Dampfbad zu finden ist, einen Gott kennt er nur als Bild, aber richtiger als Fratze, vor dem ein Lämpchen brennt und wovor er sich kreuzt und segnet, wenn er in die Stube tritt. Diese Ceremonie umfaßt übrigens den ganzen Cultus des Sibiriaken, sie reicht für seine Bedürfnisse vollkommen hin. So lange ich in Sibirien lebe, und weiß Gott, es ist eine geraume Zeit, ist es mir nie vorgekommen, daß eine Mutter ihr Kind beten gelehrt hätte.

Der Kaufmann unterscheidet sich von dem Bauer nur durch den Anzug, im übrigen ist er im Betrügen eben so stark wie dieser, geht aber, da er in der Welt mehr herumgekommen ist, mit mehr Berechnung und Feinheit zu Werke. Wenn er den Juden nicht übertrifft, so gibt er ihm wenigstens nichts nach, und der Beweis dafür liegt in dem Sprüchwort: wo ein Kaufmann (natürlich ein russischer) sich niederläßt, kann kein Jude aufkommen.

In die Reihe der Kaufleute gehören in vieler Beziehung die Popen oder russischen Geistlichen, denn auch sie treiben Handel, und zwar mit Gegenständen der Religion. Dem kranken, sibirischen Bauer räth der Pope, die heilige Jungfrau zu sich zu bitten, und marktet mit ihm um den Preis des Besuches. Von der Summe, die er anlegt, hängt die Größe des Bildes der Mutter Gottes und der Umstand ab, ob sie den Weg ans Lager des Leidenden zu Fuß oder zu Wagen machen soll. Das letztere wird als vorzugsweise wirksam angepriesen, kostet aber auch am meisten; die Popen begleiten dann das heilige Bild mit einem Gefolge von eigens dazu bestimmten und der Würde des Gegenstandes entsprechend gekleideten Leuten; doch nicht nur in Sibirien treibt man solche Profanation mit dem Heiligen, man findet diesen Krebsschaden in ganz Rußland.

Stirbt der Sibiriake, so muß für ihn beim Popen ein Schein gelöst werden, der natürlicherweise bezahlt wird. Diesen Zettel bekommt der Todte in die Hand, damit ihm die Pforten des Himmels sich öffnen, und die Polizei daselbst, welche von Seiten des Zaren dort eben so streng gehandhabt wird wie hier unten, ihn durchlasse. Bei solcher Barbarei und Verhöhnung alles Göttlichen muß also der Kaiser als Oberhaupt der Kirche den Namen hergeben, und die Regierung denkt nicht daran, derartigen Mißbräuchen zu steuern und das Volk aus der Finsterniß herauszureißen.

Die Fehler, welche am Bauer und Kaufmann gerügt worden sind, besitzt auch der Beamtete, nur ist er dabei noch dreister und aufgeblasener, denn er trägt ja des Kaisers Rock und die Zeichen seiner Gnade im Knopfloche. Gerade darin jedoch liegt der Grund für seine Brutalität, daß die Regierung seine Verfahrungsweise kennt, und er in der Hierarchie seines Handwerks um so schneller und höher steigt, je schlauer und gewandter er sich in Bezug auf die genannten Fehler benimmt. Die Mühen der Arbeit müssen ihm Spirituose und die Karten versüßen, letztere jedoch nicht als erholender Zeitvertreib, sondern als Nebenverdienst. Mit Auswahl bittet er die von ihm Abhängigen zu einer Partie Boston, und weiß im voraus, daß sein Spiel stets ein gewonnenes ist. Wehe dem Unvorsichtigen, der sich erdreisten wollte nicht zu verlieren, er würde bald inne werden, daß die Partie in Sibirien nach ganz andern Regeln gespielt werden muß, als sonst wo, und daß, wenn ein kaiserlich russischer Beamteter dem Verbannten die Ehre erzeigt, mit ihm an einem Tische zu sitzen, er pflichtschuldigst dafür die Börse ziehen muß.

Zu den Sibirien eigenthümlichen Merkwürdigkeiten gehört auch die Glocke von Uglitsch, die von Boris Godunow, dem schlechten Schwager des geistesschwachen und unthätigen Fedor I Iwanowitsch, in die Verbannung geschickt wurde, weil sie bei der Ermordung des Prinzen Demetrius ihren ehernen Mund geöffnet und Sturm geläutet hatte. Sie hängt in Tobolsk bei der obern Kirche, doch so niedrig, daß jeder bequem Ursache und Datum ihrer Verbannung lesen kann, die darauf eingegraben sind. Geläutet wird sie nie. Gleich merkwürdig ist in dem genannten Gotteshause das Bild Jehovahs, dessen einige Ellen langes Gesicht wahrscheinlich auf in die Augen fallende Weise die Größe des Schöpfers bezeugen soll. Die Krone gebührt jedoch vor allem meiner Ansicht nach dem Brodjaga oder Landstreicher, dieser ächt nationalen Pflanze, über die ich hier einiges erzählen will.

Er ist entweder Eingeborner oder Verbannter der beiden untersten Stufen, der irgendwo einen Raubmord verübt hat und dann einige hundert Werste weit entflieht, um das Erworbene ruhig und in Freuden verzehren zu können. Naht der Winter und die Gelder gehen aus, so begibt er sich dreist in eine Stadt, in der er noch nicht gewesen ist und versichert seyn kann, daß ihn daselbst niemand kennt. Dort meldet er sich bei der Orts-

behörde, aber auf eine höchst sonderbare Art. Er sagt nämlich mit größter Naivetät, er sey ein Brodjage, wisse weder wo er geboren sey, und wie er heiße, noch wo er bisher gelebt und was er getrieben habe. Ein Geständniß der Art wäre beim politischen Verbrecher nichts weniger als genügend, und die Knute würde unfehlbar das Amt übernehmen müssen, den Verstockten zum Geständniß zu bringen. Doch hier handelt es sich um weniger, höchstens um einen Mord; da muß der Weg Rechtens eingeschlagen werden. Was thut nun der Richter? — Er schickt jenen Delinquenten einstweilen ins Zuchthaus und sucht nun näheres über ihn zu erfahren, oder vielmehr, er überläßt es dem Zufall, ob sich jemand finde, der Zeugniß gegen den Verhafteten ablege. Der Brodjage, der wohl weiß, wie wenig Gefahr ihm bei dieser Procedur droht, hat sich vertrauensvoll dem Gericht in die Arme geworfen, und dadurch alles erlangt, was er für den Augenblick bedarf, eine warme Stube, Nahrung ohne Arbeit und — Gesellschaft, die er alsobald mit prüfendem Auge mustert und sich den ihm geistig Verwandten nähert. Naht der Winter sich seinem Ende, so wird entweder der Weg geheimer diplomatischer Unterhandlungen mit dem Aufseher eingeschlagen, oder bei passender Gelegenheit die Wache unschädlich gemacht und vermittelst Untergrabung das Weite gesucht, um das alte Handwerk wieder aufzunehmen.

Tritt der unangenehme Fall ein, daß im Zuchthause der Brodjage erkannt wird und Zeugen gegen ihn auftreten, dann sind allerdings die Bergwerke oder ein Platz in der Arrestanten-Compagnie sein Loos; er bekommt häufig die Knute und wird bei wiederholtem Entfliehen gebrandmarkt. Dieß alles ist jedoch nicht im Stande ihn einzuschüchtern und ihm den Geschmack am Handwerk zu verderben; er bleibt was er war, wird noch verschlagener und erfindungsreicher, und weiß selbst das Brandmal unsichtbar zu machen.

Kurz nach unserer Ankunft in Sibirien besuchte uns ein dem Anscheine nach sehr ordentlicher Mann. Er erzählte uns, er sey krank und wollte sich, da er erfahren hatte, einer von uns sey Arzt, Raths bei uns erholen. Er kam öfter zu uns und schwärmte besonders für deutsche Literatur; Schillern stellte er unter allen Dichtern obenan und war entzückt, bei uns dessen Werke zu finden und sie geborgt zu erhalten. Er gab sich für einen Schweden aus, erzählte uns, er sey früher Akrobat gewesen und habe sehr gute Geschäfte gemacht; unglücklicherweise sey er einmal vom Seil gefallen und habe das Bein gebrochen; seit dieser Zeit könne er nichts mehr verdienen und lebe von der Barmherzigkeit der Polen.

Beinahe zur selben Zeit starb in der Stadt, die uns zum Aufenthalt angewiesen war und in welcher wir die Bekanntschaft des schwedischen Schilleromanen gemacht hatten, der Bürgermeister, und der Polizei-Aufseher, ein großer Liebhaber geistiger Getränke, übernahm interimistisch dessen Functionen. Es dauerte gar nicht lange, so lebte unser Seiltänzer mit dem neuen Würdenträger in der engsten Freundschaft, und vertrat ihn allmählich in allen seinen amtlichen Beschäftigungen. Mehr als einmal empfingen wir auf polizeilichem Wege durch ihn unsere Briefe aus der Heimath. Wir glaubten nichts gewisser, als der Intrigant werde den Polizeibeamteten aus dem Sattel heben und es vielleicht selbst bis zum Bürgermeister bringen; doch in den Sternen stand es anders geschrieben. In einer Regierungsangelegenheit empfing er den Besuch eines Richters aus Tobolsk, und zwar im Amtszimmer, in das sich der Beamtete unmittelbar verfügte. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen faßt dieser seinen Mann schärfer ins Auge, erkennt in ihm sofort einen alten Bekannten, den er früher, als des Mords verklagt, verhört und verurtheilt hatte, und läßt ihn augenblicklich festnehmen. Es zeigte sich nun, daß der saubere Bursche ein gemeiner Soldat aus der Garde war, der seinen Officier ermordet so wie die Kasse bestohlen hatte und dann Brodjage geworden war. Er bekam die Knute zu kosten und wurde in die Bergwerke geschickt, doch ist es leicht möglich, er hat sich auch dort durchgeschwindelt und ist heute abermals irgendwo Beamteter.

(Schluß folgt.)

Ueber die neuen geographischen Entdeckungen in Ostafrika.

Dr. Beke theilte in der syroägyptischen Gesellschaft einige Bemerkungen hierüber mit, die er durch eine große Karte erläuterte, auf der er die Lage der Schneeberge Kilima-dscha-aro und Kenia anzeichnete; darüber daß die Gewässer des letztern sich in den Nil ergießen, hegte Dr. Beke kaum einen Zweifel. Baron v. Müller, gewesener österreichischer Generalconsul in Sennaar, hatte angegeben, daß die Bewohner des Nilthals zwischen 4° und 5° N. B. mit einem sehr hohen weißen Berge bekannt seyen, dessen „vollkommen weiße Gipfel“ in bedeutender Entfernung südlich von ihrem Land lägen; dort entspringe der Fluß. Dr. Beke bezeichnete ferner die Lage des thätigen Vulcans, dessen Existenz im Wakuafi-Lande nordwestlich vom Berg Kenia Dr. Krapf von den Eingebornen kennen gelernt hatte; ferner das Land Uniamezi, in welchem ein großer See, Namens Usambiro, seyn soll, augenscheinlich der Zambre-See der Portugiesen, und nach Dr. Krapf ein ganz anderer als der oft genannte Nyassi-See. Dr. Beke ist mit Dr. Krapf der Ansicht, daß das Land Uniamezi, oder das Land des Mondes, der Mittelpunkt der Wasserscheide zwischen Mittelmeer, atlantischem und indischem Ocean sey. Dieß Land soll auch zum Mittelpunkt des Missionssystems im östlichen Afrika gemacht werden.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Jean-François, der aufgeklärteste, der menschlichste und zugleich der größte Heuchler von der Bande, Jean-François, der als Generalofficier in spanischen Diensten starb, hatte sich aus seinen weißen weiblichen Gefangenen ein Serail gebildet, und überließ sodann diejenigen, deren er überdrüssig geworden, seinen Officieren und Soldaten. Jeannot that den jungen weißen Mädchen im Beiseyn ihrer Familien Gewalt an und ermordete sie nachher. Seine Standarte war der Leichnam eines weißen Kindes, der auf einer Lanzenspitze getragen wurde. Sein Zelt war von einer Reihe von Lanzen umgeben, auf deren jeder der Kopf eines Weißen stack, alle Bäume ringsum waren mit Haken versehen, an welchen andere Weiße aufgehängt waren. Er zersägte auch seine Gefangenen zwischen zwei Brettern; die Füße derer, welche er zu groß fand, ließ er abnehmen, diejenigen, welche ihm zu klein waren, um sechs Zoll ausrecken. Sodann sagte Jeannet gutmüthig: „ich habe Durst“, ließ einen weiteren Kopf abschlagen, fing das Blut in einem Gefäße auf, that Rum dazu und trank. Ich nenne noch Biassou, welcher sich damit begnügte, seine Gefangenen in einem langsamen Feuer zu verbrennen und ihnen mit Kugelziehern die Augen auszureißen. Wir sind mit Recht abgestumpft gegen gewisse freisinnige Humanitätsphrasen der in Rede stehenden Epoche; aber offen gesagt, diese Verkäufer schwarzen und diese Schinder weißen Fleisches schienen sich sehr wenig darum zu kümmern, ob sie der Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei zu Paris Beweise lieferten. Auf welche Seite hatten sich übrigens Jean François und Biassou gestellt? Auf Seite der Ausgewanderten und der Spanier, auf Seite des alten Regime und der Sklaverei gegen die Revolution, welche offenbar auf Abschaffung der Sklaverei hinarbeitete und die, proclamirte sie einmal dieselbe, von dem

Feinde weder diese beiden Führer, noch den Kern ihres Heeres trennen konnte. Somit sind also die Schwarzen gerichtet. Die einen waren nur träges Vieh und schlugen sich, ohne sich um Freiheit zu kümmern, dumm für die Partei, welche sie zuerst unter die Waffen rief; die andern waren verworfenes Vieh, das wissentlich gegen die Freiheit kämpfte, freiwillige Creaturen ihrer eigenen Erniedrigung — legitimistische Neger, um es kurz zu sagen! Das Wort mag hart scheinen, allein man hat es sehr im Ernste gebraucht.

Gehen wir jedoch der Sache auf den Grund, und sehen wir ob unter all' dieser Dummheit, unter dieser automatischen Gleichgültigkeit, dieser Wildheit, diesen Scheußlichkeiten, unter diesem Neger-Legitimismus nicht auch sehr wahre Triebe zu bürgerlicher Gleichstellung und Freiheit verborgen waren.

Was ist zuvörderst für die Kämpfenden die hervorspringende und beneidenswerthe Seite der Freiheit? Vor allem das Recht, sich zu schlagen und nicht geschlagen zu werden. Die Schwarzen, welche so gerne für die Pflanzer kämpften, genügten der Freiheit in ihrer Weise. Dadurch daß sie Soldaten wurden, sahen sie sich um eine Sprosse in der menschlichen Hierarchie steigen; sie sahen sich den Freigelassenen gleichgestellt, welche bisher allein in die Colonial-Compagnien eingereiht worden waren. Was konnte besonders für Schwarze, welche aus Afrika herübergebracht worden und welche nie den Gesellschaftsvertrag gelesen, die Freiheit noch seyn? Der Zustand vor der Sklaverei, das Recht, zu leben wie in Afrika, sich für Kuhschwänze, weiße Hähne und schwarze Katzen tödten zu lassen und mit Federn geschmückte Häuptlinge, welche über Leben und Tod entscheiden, auf den Armen zu tragen. Bei diesen armen Sklaven, welche nur ihre Ketten wechseln zu wollen schienen, war nicht nur ein Erwachen individueller Freiheit, sondern, was mehr ist, ein unbestimmtes Erwachen von Nationalität bemerkbar. Für die schwarzen Häuptlinge endlich bestand das nec plus ultra von Freiheit und Menschenwürde offenbar darin, daß sie thaten, wie die weißen Oberen, d. h., daß sie galonirte Kleider trugen, Neger hielten und bei weißen Frauen schliefen; so haben wir uns zu erklären, daß Jean François, Biassou und Jeannot Neger verkauften, Weiße schändeten und so viele Stickereien trugen. Was die Grausamkeit betrifft, so haben überdieß die Weißen bei ihren fürchterlichen Repressalien gegen die schwarze Insurrection dieser mehr als einmal den Vorwand zu Vergeltungen geliehen.

Die Insurgenten im Norden waren von ihrem Gesichtspunkte aus sehr klug, als sie sich Leute des Königs nannten und sich an die Feinde der Revolution anschlossen. Die beiden großen Fractionen der revolutionären Partei zu St. Domingo waren, wie wir gesehen, der Abschaffung der Sklaverei gleich abgeneigt: was ist somit Erstaunliches daran, daß die Schwarzen, welche in den Feinden des Königs auch die ihrigen erblickten, ihre Interessen an die seinigen knüpften? — Der größere Theil der Anhänger von Jean-François, welche durch Toussaint Louverture über ihre wahren Interessen aufgeklärt waren, folgte nach wenigen Monaten dem Abfalle des letzteren und wurde eine begeisterte Hülfstruppe der Republik.

Die beiden unterdrückten Classen blieben endlich Herren des Bodens, und jede von ihnen hatte wesentlich zu dem gemeinschaftlichen Siege beigetragen. Die Gelben hatten dem Vorurtheile der Farbe die Spitze gebrochen und so den Schwarzen den Weg gebahnt; ihren schwarzen Verbündeten aber haben es andererseits die Gelben zu verdanken, daß ihre zweite Schilderhebung gegen die Weißen nicht gescheitert war.

Zwei Thatsachen hatten sich nach der Emancipation gezeigt. Einige alte Freie, welche selbst Sklavenbesitzer waren, hatten sich aus Habsucht und Rache den Engländern in die Arme geworfen. Einige Zeit später waren es einige schwarze Officiere, welche — bisher im Dienste der Republik, aber eifersüchtig auf den Vorzug, welcher den Mulatten wegen ihrer Ueberlegenheit im Wissen und ihrer älteren Dienste geworden — den Verrath dieser Alt-Freien nachahmten. Für beide Casten waren dieß nur schimpfliche Ausnahmen; die weniger aufgeklärte war natürlich auch diejenige, welche mehr Verdacht schöpfte, und so sahen die von den Pflanzern aufgehetzten Schwarzen in diesem doppelten Verrathe nur einen solchen der Farbigen. Man sagte den neuen Freigelassenen wiederholt, daß jene Vertheidiger der Sklaverei seyen, daß sie politische und bürgerliche Rechte nur für sich allein gewollt, um den Abstand noch zu vergrößern, welcher sie von den Schwarzen trennte. Vereinzelte Thatsachen, welche die Beschuldigung bestärken mußten, wurden gewandt wieder hervorgesucht. Die neuen Freien liehen solchen Dingen gerne ihr Ohr, und die Kluft wurde immer größer.

Sonthonax der Regierungscommissär, der aus eigener Machtvollkommenheit und dem im Mutterlande herrschenden Geist gemäß die Aufhebung der Sklaverei proclamirt hatte, ging erhitzt durch den Verrath einiger Farbigen, welche zum Feinde übergegangen waren, in dem ersten Ausbruche seiner Wuth zu weit und wollte sich an den älteren Freien im allgemeinen rächen. Die Hauptführer der Mulatten, Villate, Beauvais, Montbrun, Rigaud, welche gegen die Verräther ebenso aufgebracht waren, sahen sich durch die allgemeinen Beschuldigungen verletzt. Sonthonax glaubte dagegen in ihrem vielleicht etwas zu stark hervorgetretenen Mißbehagen Anzeichen eines neuen Abfalles zu erkennen, und so erklärte er, um die früheren Freigelassenen zu neutralisiren, dieselben offen für Feinde der Republik und der Schwarzen zugleich, welch' letzteren er nunmehr scheinbar sein ganzes Vertrauen schenkte. Die einzelnen Häuptlinge, englische und französische Agenten thaten alles, um die verschiedenen Casten gegen einander zu hetzen. Nach blutigen Kämpfen, in welchen die Masse der Farbigen sich zu Rigaud hielt, wird dieser, weil er die im Westen zu seinen Gunsten sich kundgebende Bewegung nicht benützt, von seinem schwarzen Rivalen Louverture vertrieben, der Tausende von Mulatten niedermetzeln läßt.

Dieß war der erste Act dieses Farben-Krieges, der noch auf Haiti währt. Die Mestizen-Caste hat den Anfang nicht allein gemacht, beide Parteien tragen gleiche Schuld, und nur der Führer der Schwarzen, wohlgemerkt, nützte den Castenhaß der zwischen die älteren und neueren Freien geworfen worden, um jene zu trennen. Der hartnäckigen Beharrlichkeit Toussaints, die Haut als Cocarde anzusehen, zum Trotze blieben die Schwarzen aus dem Süden und ein Theil derer aus dem Westen, welche seit Beginn der Revolution sich von den Farbigen hatten leiten lassen und sich dabei wohl befanden, auf der Seite von Rigaud und bildeten thatsächlich, wie sie dieß fortan thun werden, die Majorität der sogenannten Mulattenpartei.

Nach einander waren alle Schichten der alten Gesellschaft über einander gestürzt. Die Macht des Mutterlandes hatte dazu mitgeholfen, bis auch sie dem Falle nicht mehr ferne stand.

Kaum war Toussaint zum Divisionsgeneral ernannt, so hatte er nichts eiligeres zu thun, als sich der HH. Laveaux und Sonthonax dadurch zu entledigen, daß er sie zu Deputirten wählen ließ. Der letztere, welcher seinem Schützling schon mißtraute, zögerte sichtlich mit seiner Abreise. Toussaint spielte die Rolle des Herrn Dimanche, überhäufte Sonthonax mit Betheuerungen und drängte ihn dabei sanft bei den Schultern bis zu dem Schiffe, das ihm diesen lästigen Nebenbuhler entführen sollte. Toussaint's Plane bezüglich seiner Unabhängigkeit wurden von den Engländern unterstützt und traten, nachdem man ihm in einem geheimen Vertrage versprochen, ihn als König von Haiti anzuerkennen, noch deutlicher hervor. Er gibt dem Gottesdienste wieder seine frühere Gestalt, ruft die Ausgewanderten zurück, schickt die neuen Freigelassenen auf fünf Jahre nach ihren früheren Pflanzungen und reducirt den den letzteren zugestandenen Antheil an dem Gewinne aus ihrer Arbeit von einem Drittheile auf ein Viertheil. Ebenso wird es ihm leicht, die Schwarzen glauben zu machen, Hédouville, der Abgesandte des Directoriums, habe den Auftrag, die Sklaverei wieder einzuführen, und dieser sieht sich durch einen Aufstand genöthigt, die Insel zu verlassen, nachdem er die Interessen des Mutterlandes Rigaud anvertraut.

(Fortsetzung folgt.)

Ein großes ethnologisches Museum soll in London auf Antrag des bekannten Catlin im Werke seyn. (Athen. 22 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 55. 5 März 1851.

Der Zuckerzoll in Frankreich.

Wir halten es nicht für unpassend, diesen Gegenstand hier eines Nähern zu erwähnen, da sich ganz analoge Verhältnisse auch in Deutschland ergeben haben, und für Deutschland die Sache um so wichtiger wird, als die Nothwendigkeit gemeinsamer Zollmaaßregeln für ganz Deutschland aufs deutlichste daraus hervorgeht, denn das Interesse der Finanzen, des Seehandels, der Industrie und der Consumtion sind hier so augenscheinlich verbunden, daß eine Einigung über diesen Punkt, der für die Rhederei und Industrie einer der wichtigsten ist, fast unausbleiblich in naher Aussicht stünde, wenn nur — eine gemeinsame Behörde für das Zollwesen bestünde. Der Runkelrübenzucker, ein Geschöpf der Noth aus den Zeiten der Continentalsperre, ist nicht, wie manche vermutheten, nach Aufhebung der Continentalsperre zu Grunde gegangen, sondern hat sich mehr und mehr zu einer ungewöhnlichen Bedeutung erhoben, und die Erfahrung, in Frankreich wenigstens, hat gezeigt, daß der Rübenzucker eine fast gleiche Besteuerung mit dem Colonialzucker ertragen kann. Wir sagen „fast“, weil doch auch nach dem neuesten Gesetzvorschlag in Frankreich ein geringer Schutzzoll bleibt. Die Rübenzuckerfrage ist wegen der mannichfaltigen dabei ins Spiel kommenden Interessen eine der bedeutendsten in der Handelspolitik, und wir können nicht umhin, diese Bedeutung mit den Worten des von Beugnot am 25 Januar d. J. abgestatteten Berichts über diese Angelegenheit hervorzuheben: „Auf den Grund eines gegebenen Zolltarifs bilden sich Gewohnheiten, entstehen Interessen, die Consumtion folgt einem bestimmten Gang, Capitalien werden auf industrielle Anstalten gegründet und der Staat gewöhnt sich auf eine bestimmte Einnahme zu zählen. Alle diese so innig unter einander verbundenen Interessen in der Aussicht auf nothwendig problematische Vortheile zu stören, ist ein gefährliches Unternehmen, das man nur mit der größten Vorsicht, und wenn unvorhergesehene Fälle oder gewisse Vortheile es nöthig machen, versuchen darf. Diese Grundsätze, die auf alle Zolltarife anwendbar sind, sind es namentlich auf diejenigen, welche den Zuckerhandel leiten, denn die Erzeugung dieser Waare, welche nur einem einzigen der zahllosen Bedürfnisse des Verbrauchs zu genügen scheint, hat das Eigenthümliche, daß sie auf die Industrie, den Handel, den Ackerbau, die Seeschifffahrt, die Seemacht und den öffentlichen Wohlstand der großen Nationen den bedeutendsten Einfluß ausübt.“ Der Anfang dieser Stelle ist nicht ohne eine leichte Färbung des Vorwurfs gegen die Freihandelstheorie, welche alles mit einigen wenigen Sätzen abmachen zu können glaubt, und dieser Ausfall ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß Hr. Benoist d'Azy, welcher im vorigen Jahre den voreiligen und schroffen Aufwallungen der Freihandelsmänner (s. das industrielle Leben und die nationalökonomische Schule in Frankreich Nr. 161 ff.) eine so scharfe Zurechtweisung ertheilt hatte, Vorsitzer der Commission über die Zuckerfrage war. Wenn in irgend einer Zollfrage Vorsicht nöthig ist, so gewiß in dieser, wobei auch so wichtige Staatsinteressen auf dem Spiele stehen. England erhebt vom Zucker einen Zoll von 3 bis 3½ Mill. Pfd., Frankreich 50 bis 60 Mill. Fr., der Zollverein etwa 6½ Mill. Thaler, und würde ohne den Rübenzucker 2 bis 3 Millionen mehr erheben. Stiege im Zollverein der Zuckerverbrauch nur auf den gewiß nicht großen Betrag, wie in Frankreich, nämlich 6½ Pfd., und wäre der Runkelrübenzucker eben so wie in Frankreich besteuert, so betrüge die Einnahme etwa 12 Mill. Thaler, was zur Deckung der Zinsen einer Schuld von 250 Mill. Thaler ausreichen würde, gewiß kein unbedeutendes Item in den jetzigen betrübten financiellen Zeitläuften.

Könnte man den Zoll auf Zucker entbehren, und hätten wir ein gemeinsames Zollsystem in Deutschland, so wäre freilich die Frage ungemein vereinfacht, und dann würde die Sache schnell zu Gunsten des Rohrzuckers und gegen den einheimischen entschieden seyn, denn die Beschäftigung von 2 bis 300 Seeschiffen von je 300 Tonnen, die Wahrscheinlichkeit der Ausfuhr zur Bezahlung dieser Waare, wären mächtige Beweggründe, dem Rübenzucker den Hals zu brechen, und diese Gründe haben auch in England und Holland fortdauernd entschieden vorgewogen, wir sind aber durch eine Verkettung von Umständen in ein sehr complicirtes System hineingerathen, und man muß abwägen, was unter den gegebenen Umständen möglich und ausführbar ist. Dabei geben einige Erfahrungssätze einen wichtigen Leitfaden an die Hand, namentlich der, daß sich die Runkelrüben-Zuckerfabrication im Laufe der Zeit so emporgearbeitet hat, daß sie nahezu die volle Concurrenz mit dem Rohrzucker erträgt, falls nicht die Einführung bedeutend besserer Methoden der Fabrication in den Erzeugungsländern des letztern einen Strich durch die Rechnung macht, was nicht unmöglich ist. Ohne uns jedoch auf diese Möglichkeit einzulassen, wollen wir den Gang der Veränderungen in Frankreich kurz angeben, und bedienen uns hiezu einer kürzlich erschienenen Schrift: die Entstehung und Fortentwicklung der Rübenzuckerfabrication von Dr. Carl Stölzel, um hinsichtlich der Zahlen [1] einen Gewährsmann nachzuweisen. Dem Verfasser

[1] Diese Zahlen scheinen indeß nicht immer richtig, wenigstens stimmen sie nicht immer mit den vom Moniteur veröffentlichten Tabellen, nach welchen einige Angaben von denen in der Ostseezeitung (19 December 1850) ab.

konnte, als er seine Schrift niederschrieb, der letzte, vielfach interessante Bericht von Beugnot, den wir oben schon angeführt, noch nicht bekannt seyn, und wir müssen hinsichtlich der neuesten Verhältnisse durchaus auf diesen verweisen. Als im Jahre 1815 Frankreich den Rest seiner Zuckercolonien zurückerhielt, belief sich sein Zuckerverbrauch nur auf 17 Mill. Kil., und stieg bis zum J. 1825 nur auf etwa 58 Mill. Kil. Die Regierung hatte das alte Colonialsystem hervorgesucht, und den Colonialzucker mit 42½ Fr. für 100 K. von den Inseln jenseits und 49½ Fr. von den Inseln diesseits des Caps besteuert. Der auswärtige Zucker zahlte einen solchen Aufschlag, daß in den Jahren 1827 bis 1833 durchschnittlich nicht über eine halbe Mill. Kil. eingeführt wurde; der Rübenzucker wurde als zu unbedeutend gar nicht besteuert, und hatte auch bis zum J. 1828 nur einen Ertrag von 3 Mill. Kil. erreicht, was man gegen die in diesem Jahr eingeführten 78⅘ Mill. Kil. Colonialzucker nicht in Anschlag brachte. Von nun an änderte sich aber die Sache schnell: im Jahre 1836 bestanden 466 Runkelrüben-Zuckerfabriken, und ihre Zahl stieg im folgenden Jahre auf 600; während die Colonien in den Jahren 1831 und 32 noch 81 und 82 Mill. Kil. in Frankreich absetzten, fiel in den nächsten Jahren (1834) der Absatz auf 66 Mill., wogegen die Rübenfabriken 45 bis 46 Mill. lieferten. Jetzt wurden nicht nur die Klagen der Colonien laut, sondern auch der Staatsschatz erhob sich, dessen Einnahme von 27 und 28 Mill. auf 21 und 20 gesunken war; die Folge hievon war das Gesetz vom 18 Jul. 1837, das den Rübenzucker mit 16 — 22 Fr. je nach der Güte besteuerte. Dieß hatte die Folge, daß schon im Jahre 1839 der Ertrag an Rübenzucker auf weniger als die Hälfte, nämlich auf 22 Mill. Kil. herabsank. Indeß gingen doch nur die Fabriken mit sehr unvollkommener Einrichtung unter, im J. 1841 bestanden noch 389 und lieferten wieder 27 Mill. K., im nächsten Jahre lieferten 373 Fabriken 35 Mill. Kil. Jetzt mußte man wieder einschreiten, um Colonien und Staatsschatz zu schützen, und das Gesetz vom 2 Jul. 1843 bestimmte, daß die Steuer des Runkelrübenzuckers in den nächst folgenden fünf Jahren steigen solle, bis sie mit dem Zoll auf Colonialzucker gleich stünde. Der Erfolg war der gleiche wie früher: die Zahl der Fabriken sank allmählich bis auf 288 herab, aber der Ertrag stieg, und zwar bis auf 60 Mill. Kil. im J. 1847. Es läßt sich schwer sagen, was eine solche Entwicklung des Rübenzuckers für gesetzliche Maßnahmen zum Schutz des Colonialzuckers zur Folge gehabt hätte; indeß zeigte sich bald, daß man wenig Zeit zum Besinnen darüber nöthig habe, denn die Februarrevolution änderte durch die übereilte Sklavenemancipation alles: während das Jahr 1847 noch eine Zufuhr von fast 100 Mill. Kil. aus den Colonien ausweist, ergibt das Jahr 1848 nur 64, das Jahr 1849 nur 57 Mill., das Jahr 1850 sogar nur 40 Mill. Jetzt trat ein ganz anderes Verhältniß ein: der Rübenzucker übernahm die hauptsächlichste Versorgung des Landes, konnte aber, obwohl der Ertrag der Jahre 1849/50 nicht weniger als 64⅔ Mill. Kil. betrug, die Lücke nicht ganz ausfüllen, der Preis stieg, und zwar so hoch, daß fremder Zucker, trotz des Zusatzzolles von 22 Fr., in größerer Masse eingeführt werden konnte, und im J. 1849 von 9½ Mill. auf fast 19 Mill. Kil. stieg. Jetzt wurde es nöthig, zur Herabdrückung der Preise und um zu verhindern, daß der Rübenzucker nicht das ganze Consumo zum Nachtheil der Schifffahrt und des Handels an sich reiße, den fremden Zucker unter günstigeren Bedingungen zuzulassen.

In Deutschland, wo man auf keine Colonie Rücksicht zu nehmen hat, vereinfacht sich die Sache: die Fabriken sind, wie in Frankreich, trotz der steigenden Steuer im Zunehmen, und eine vor uns liegende Denkschrift der Frankfurter Handelskammer vom 5 April 1850, welche der Erhöhung der Steuer auf 3 Silbergroschen per Ctr. Rüben entgegen war, sie wenigstens nur allmählich eingeführt wissen wollte, gibt zu, daß die Bevorzugung des Rübenzuckers in der Steuer sich noch wie 1 : 2 verhalte. Im Jahre 1849/50 wurden 9,896,865 Ctr. Rüben verwendet, welche nahe an 500,000 Ctr., nach einer andern Berechnung aber gegen 600,000 Ctr. Zucker ergaben oder mehr als ein Drittheil des Gesammtverbrauchs im Zollverein. Kein Zweifel, daß auch die im September vorigen Jahrs eingetretene Erhöhung der Steuer überstanden werden wird, denn die Rübenindustrie genießt immer noch am Centner Rohzucker einen Schutz von mehr als 3 Thlr. Nach dem aufgestellten Grundsatz, daß die Steuer auf den Rübenzucker mit dem verhältnißmäßigen Antheil an der allgemeinen Zuckerconsumtion steigen solle, muß folgerecht die Steuer ferner erhöht werden, und das Beispiel Frankreichs zeigt, daß er auch diese Last ertragen kann.

(Schluß folgt.)

Aus Sibirien.

(Schluß.)

Der Mord, selbst am hellen, lichten Tage, ist hier etwas sehr gewöhnliches und findet seine Jünger in beiden Geschlechtern. Das zarte bedient sich desselben zur Bestrafung der Untreue oder um einen unbequemen Eheherrn aus dem Wege zu schaffen, oder endlich, um sich derjenigen Nachkommenschaft zu entledigen, welche den Plänen der Mutter hinderlich ist. Das Mittel dazu ist das Gift.

Nach vollbrachter That geht man zu einer Gerichtsperson, schiebt ihr einen fünf Rubelschein in die Hand — die gewöhnliche Taxe bei dergleichen Vergehen — und zeigt an (wenn es den Mann betrifft), der Gatte habe sich zu Tode getrunken. Der Beamtete überträgt alsdann die Sache dem Kreisarzt, der die Leiche besichtigt, im Trauerhause ein Glas Thee trinkt, den darunter liegenden fünf Rubelschein in die Tasche steckt und bescheinigt, der Verstorbene habe an einem Schlagflusse, Folge des Trunkes, verendet. Damit ist die Sache abgethan. Bei den aus der Welt geschafften Kindern beobachtet man das nämliche Verfahren, nur bekommt natürlicherweise die Krankheit einen andern Namen.

In solche Gesellschaft nun kommt der Verbannte, der nicht selten noch die Kinderschuhe nicht ausgezogen hat, und eines politischen Verbrechens noch gar nicht fähig ist. Doch der Untersuchungscommission geht es um Kreuze, Aufrücken und Gehaltserhöhungen; die Spielerei, das nichtssagende Wort wird daher zur Verschwörung gestempelt. Man fängt die Kleinen ein und bringt sie durch Drohungen und Schläge oder Versprechungen zum Geständniß einer That, an die sie selbst im Traume nicht gedacht haben. Was kann aus solchen Kindern in solcher Umgebung werden?

Zu den Bewohnern Sibiriens gehören auch noch die nach der Terminologie der Regierung sogenannten friedlichen Kirgisen, die sich scheinbar der russischen Macht unterworfen haben. Die kriegerischen sind bis heute noch unabhängig, und gleich den Tscherkessen mit den Russen in fortwährender Fehde. Aber auch die friedlichen verdienen nicht immer diesen Namen, denn bei günstiger Gelegenheit verbinden sie sich mit ihren freien Brüdern, um über die Dirane oder russischen Dörfer, welche die Gränze zwischen beiden Stämmen bilden, herzufallen, und dort alles niederzumetzeln.

Doch auch die Russen erfreuen sich manches schönen Triumphs über ihre Feinde, wie ich einigemal zu beobachten Gelegenheit hatte. Von weitem schon hört man nicht Geschrei, sondern ein Stöhnen, das den Tiefen der Erde zu entsteigen scheint; dann erblickt man die grünen russischen Uniformen und hinter diesen einen Haufen mit Ketten belasteter gebrechlicher Greise, die von einer dichten Kette Soldaten umschlossen sind. Alle Augenblicke hält der Zug inne, denn die alten Leute, die den eignen Körper nur mit Mühe fortschleppen und noch dazu die schweren Fesseln zu tragen haben, müssen fortwährend ausruhen, um sich weiter bewegen zu können. Was hier transportirt wird, sind Geißeln der Kirgisen, und die sie führen, größtentheils Polen, welche in den sibirischen Bataillonen dienen. Es führt also ein Sklave den andern!

Was macht nun Rußland mit diesen alten Leuten: aus welchem Grunde führt es sie weg und was geschieht mit ihnen? — Das sind Fragen, auf die Niemand antworten kann. Will man sie etwa auslösen lassen? Der Kirgise ist zu arm dazu, er hat nur die öde Steppe, seine Filzjurte und sein Pferd, das reicht nicht zum Loskauf.

Selbst der friedliche Kirgise blickt mit Verachtung auf den Sibiriaken und verweilt nur so lange in seiner Stadt, als es unumgänglich zu seinen Geschäften nöthig ist. Sind diese abgethan, so schwingt er sich auf sein Pferd und jagt, was er kann, gleichsam als bedaure er die verlorne Zeit und wolle sie einholen.

Der Kirgise ist bekanntlich Nomade und bringt sein ganzes Leben in der Steppe zu. Sitzt er nicht zu Pferde, so findet man ihn in seiner kegelförmigen Jurte, einem Zelte, das von Filz aus Kamelhaaren gemacht ist. Hier trinkt er seinen Kumis, ein saures, spirituöses, berauschendes Getränk, das aus Stutenmilch bereitet wird, die er in besonders dazu eingerichteten ledernen Schläuchen gähren läßt. Der Sibiriake gebraucht es als Arznei, besonders bei Brustübeln (!) und behauptet, es heile selbst gegen die Auszehrung.

Die Kirgisen gleichen in ihrem Aeußeren sehr den Tataren und haben, wie diese, häßliche Züge, kleine blitzende Augen, die tief in der Stirn liegen, schwarze lockige Haare und eine fahle Gesichtsfarbe. Doch liegt diese Aehnlichkeit auch nur im Aeußeren. Der Tatar hat sich schon etwas civilisirt und ist bereits ein ruhiger, friedliebender Kaufmann geworden, während der Kirgise noch bis heute der freie Sohn der Steppe ist. Behend, ungeduldig und feurig wie sein Roß, hart und doch biegsam gleich seinem Dolch, roh wie sein Getränk, ballt dieser die Faust, wenn er einen Russen erblickt, und Rache kocht in seinem Busen. Der sibirische Tatar träumt nicht mehr von Freiheit, sein Joch ist ihm bereits gewohnt, und er ein „guter Unterthan“ geworden. Auch der Kirgise hat, durch die Umstände gedrängt, sich unterwerfen müssen, aber dieß liegt wie ein Stein auf seinem Herzen. Dem Anscheine nach beugt auch er sich unter das eiserne Gesetz, doch nur um dem Bedrücker nahezu seyn und ihm bei Gelegenheit das Messer in die Brust zu stoßen. Ihre Rache trägt den Charakter des Schrecklichen und ist eine solche, wie wir sie bei den Wilden finden, denen Würgen und Martern die größte Lust ist.

Sehr irren diejenigen, welche glauben, der nach Sibirien Verbannte wohne daselbst in unterirdischen Höhlen und müsse Zobel fangen, um der Regierung eine vorgeschriebene Zahl Felle zu liefern, oder welche meinen, die Schrecken Sibiriens im Klima suchen zu müssen.

Es ist wahr, die Kälte in Sibirien ist so heftig, daß der Vogel im Fluge erfriert und todt zur Erde niederfällt, und Skorbut und Gicht sind in Folge derselben feststehende Leiden, besonders bei den Ostjaken. Wie im langen Winter der Frost, so erreicht im kurzen Sommer die Hitze einen hohen Grad und wird durch Schwärme von Mücken noch unerträglicher. Doch dieß alles macht Sibirien noch nicht zu dem Schreckenslande, das es ist, sondern vornehmlich der Gedanke: „du mußt hier umkommen!“ Er ist es, der seine Geierskrallen in das Herz des Verbannten schlägt, und ihn immer und überall verfolgt; er mischt sich in seine Träume, ist sein Gruß am Morgen und begleitet ihn, bis sein gefolterter Geist im Schlafe Ruhe sucht. Aus jedem Buche, das der Unglückliche in die Hand nimmt, auf dem Blatte Papier, dem er seine Leiden anvertrauen will, leuchten ihm die schrecklichen Worte entgegen; sie spiegeln sich in seinen Zügen und scheinen jedem der Leidensgefährten an die Stirne geschrieben zu seyn. Dieser hohe Grad psychischen Leidens malt sich selbst im Gesichte des Eingebornen, von denen gewiß mancher, ohne es zu ahnen, der Enkel eines Barer Conföderirten ist, dessen Knochen hier unter dem ewigen Schnee ruhen. Das schreckliche Gefühl, ein Verbannter in Sibirien zu seyn, verzehrt die Lebenskraft, trocknet das Mark in den Knochen aus und vergiftet tropfenweise das Blut in den Adern. Ist der Proceß vollendet, so bist du zum willenlosen Automaten geworden, oder die Verzweiflung hat dich um den Verstand gebracht.

Die weite Steppe Sibiriens hat weder Rosen noch Nachtigallen, aber gleich Oasen sind Inseln von Vergißmeinnicht über sie hingestreut, die in ihrer Farbe an den Himmel erinnern und dem armen Verbannten die Trostesworte zuzurufen scheinen:

„Gott wacht auch hier über dich!“

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Toussaint arbeitete für die Unabhängigkeit von Haiti, Rigaud kämpfte für die Oberlehensherrlichkeit Frankreichs; der schwarze Führer stellte thatsächlich die frühere Herrschaft her mit der einzigen Verbesserung, daß er statt der Peitsche den Stock und selbst den Tod durch Erschießen einführte; der Mulattenführer stand für die republikanischen Institutionen ein, welchen man die Befreiung verdankte; wer war nun der wahre Freund von Haiti? wer der Verräther? — Fortwährender Wortkrieg. Rigaud spielte ein gesetzliches und sicheres Spiel, während Toussaint alles an alles setzte und betrog; der Einsatz aber war von beiden Seiten die sociale Wiederherstellung der Schwarzen. Der Mulattenführer sah diese nur in der bürgerlichen, der Häuptling der Schwarzen suchte sie in der nationalen Freiheit. Wäre Rigaud glücklich gewesen, so wäre die Expedition des Generals Leclerc überflüssig geworden, und die gewaltsame Reaction, welcher allmählich die Wiederherstellung der Sklaverei, die endliche Unabhängigkeit von St. Domingo und dessen Absonderung von jeder Berührung mit der Civilisation folgten, hätte keinen Grund für sich gehabt. Darf man aber daraus, daß Toussaint die alte Aristokratie in der Colonie begünstigte, schließen, daß er ein willfähriges Werkzeug der Pflanzer gewesen, daß er für ihre Gefälligkeit ihnen insgeheim die Freiheit der Schwarzen verkauft; daß er, um die beabsichtigte Usurpation zu vollenden, zu dem sonderbaren Mittel gegriffen hätte, neunzehn Zwanzigtheile seiner zukünftigen Unterthanen gegen sich aufzubringen und sie in die Arme des Mutterlandes zurückzuführen? dieß bedarf keiner Erörterung. Toussaint war hier mehr als gewandt. Da er es mit zwei Interessen zu thun hatte — mit dem Mutterland und mit den Pflanzern — mußte er nicht trachten, wenigstens eines davon zu entwaffnen? so ließ er denn seine Ergebung vor allem demjenigen von beiden angedeihen, welches sich mehr in seine Unabhängigkeitsplane

fügte und von dessen Berührung er weniger zu fürchten hatte. Dieß waren die Pflanzer; ihre französische Nationalität war ihnen feil, Argwohn flößten sie ihm keinen ein. Die alten Colonisten brachten übrigens in die von Toussaint geträumte schwarze Nationalität die vier Hauptelemente jeder constituirten Gesellschaft: Civilisation, Capitale, Handelsverbindungen, äußern Einfluß, selbst durch ihre Verwandtschaft mit der europäischen Contrerevolution. — Wenn Toussaint die Freiheit thatsächlich suspendirte, so kräftigte er sie doch im Princip, denn er vernichtete den Hauptbeweis der Anhänger der Sklaverei dadurch, daß er zeigte, wie die Freilassung sich recht wohl vertrage mit dem Interesse und den Rechten der Besitzenden; auch verschaffte er seinen Unabhängigkeitsplanen dadurch Eingang, daß er zeigte, wie eine schwarze Regierung aus der Arbeit mehr Nutzen ziehen könne, als eine Regierung von Weißen. Toussaint verrieth nicht die Sache seiner Race, als er in die Constitution, welche ihn mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu bezeichnen, auf Lebenszeit zum Gouverneur ernannte, einen Artikel aufnahm, welcher dahin abzielte, Miethsarbeiter aus Afrika kommen zu lassen. Wer wollte in der That nicht einsehen, daß dieser bemäntelte Sklavenhandel die persönliche Emancipation der früheren Sklaven nur beschleunigte, indem er die Lücken füllte, welche ihr allmähliches Fortschreiten bis zu dem Zustande freier Bauern lassen mußte? Streng genommen könnte man sagen, Toussaint sey so complicirten Combinationen von so großer Tragweite nicht gewachsen gewesen; er habe blindlings und nur aus Nachgiebigkeit für seine weißen Rathgeber, welche für den Augenblick ihre Rechnung dabei fanden, die Hand dazu geliehen; gleichviel: es war nur wesentlich, darzuthun, daß die Politik, deren activer oder passiver Träger Toussaint war, sich wohl vertrug mit der Regeneration der Schwarzen.

Der sprechendste Beweis, daß Toussaint den Rechten seiner Race nicht zu nahe treten wollte, liegt wohl darin, daß er dieselbe für den Gebrauch eben dieser Rechte vorbereitete, indem er durch die Religion jenes Gefühl menschlicher Würde und moralischer Verantwortung weckte, welches das Sklavenregiment dort erstickt hatte; daß er durch seine zur Schau getragene strenge Denkungsart [1] gegen die ausschweifenden Gewohnheiten auftrat, welche eben dieses Regiment hinterlassen hatte; daß er den Unterricht ebenso wohl zur Pflicht machte, wie die Arbeit; kurz, daß er ebenso begierig und ebenso erfolgreich darauf hinarbeitete, die Männer zu civilisiren und die Weiber wilder zu machen. Notorisch ist, daß er den früheren Horden von Jean-François, für welche bis dahin Freiheit mit Verheerung und Plünderung gleichbedeutend war, eine beinahe abergläubische Scheu einflößte vor fremdem Eigenthume. Ja nicht einmal die Geschenke wagten sie mehr zu nehmen, welche die Weißen ihnen boten. Nur durch einen fürchterlichen Despotismus war diese musterhafte Ordnung durchzuführen. Für die Schwarzen, welche sich des afrikanischen Vaterlandes erinnerten, wie für solche, welche bloß ewige Sklaverei kannten, war die Idee der Autorität beinahe unzertrennlich von dem Gedanken der Willkür und der Gewalt. Durch Säbelhiebe, Stockschläge und Pistolenschüsse sprach Toussaint mit ihnen, beinahe die einzige Sprache, welche sie verstehen konnten. Nach Verkündung der allgemeinen Freiheit veröffentlichte der Commissär Polverel ein Arbeitsregulativ, dessen Hauptbestimmungen nur noch einen Schatten ließen von den Rechten des Menschen. Der Sklave und vornehmlich der in Amerika geborne hätte sich ohne Regierung geglaubt, hätten sie nicht immer die Unterdrückung gefühlt. Wie in den Banden von Biassou und Hyacinthe, war hier der Unterdrücker ein schwarzer Häuptling, und dieß war genug für ihre unbestimmten Hoffnungen auf Freiheit. Kurz, Toussaint war der Gründer der wahren schwarzen Politik, der einzigen, welche für das uncivilisirte und rohe Element des neuen Volkes taugte. Wir werden auch in der That allmählich alle schwarzen Häuptlinge sie instinctmäßig befolgen und bei jedem Riß, den Zeit oder hochherzige Gedanken in diesen Damm machen, die Wildheit von neuem überströmen sehen.

[1] Ueber sein Privatleben weiß Pamphile Lacroix nicht viel Erbauliches. Gleichwohl machte er an den Mann der Oeffentlichkeit Ansprüche wegen des bessern Beispieles.

Die zitternden Trümmer der farbigen Bevölkerung aber, welche ihre Erziehung, ihr Geschmack, die Rolle, welche sie früher gespielt, mit französischen Sitten und französischer Denkungsart bekannt gemacht hatten, die alten Sklaven im südlichen Theile, welche eine zehnjährige politische Berührung mit dieser Classe gewissermaßen civilisirt hatte, die bis zuletzt bei Rigaud ausgeharrt und so die Wohlthat der gerechten französischen Verwaltung kennen gelernt, mit einem Worte die beiden Parteien der Gelben — sie natürlich mußten das Joch des schwarzen Usurpators unerträglich finden; auch begrüßten sie die Expedition von 1802 als eine Rettung.

Nach der unglücklichen Expedition Leclercs, welche so viele Menschenleben kostete, wurde der schwarze General Dessalines Oberhaupt des neuen Staates mit dem Titel eines lebenslänglichen Generalgouverneurs, welchen er bald mit dem eines Kaisers vertauschte.

Die Farbigen konnte man fortan nicht mehr in dem Verdacht der Verschwörung gegen die Freiheit der schwarzen Race haben; sie hatten sich von dieser Beschuldigung in französischem Blute gereinigt. Einer von ihnen, Pétion, Generaladjutant in der Armee von Leclerc (wir werden ihn bald an der Spitze seiner Caste erscheinen sehen), hatte, als er die Wiedereinführung der Sklaverei erfuhr, das Zeichen zum Aufstande gegeben und die Generale Clairvaux (Mulatte) und Christoph (Schwarzer) mit sich in die Wälder geführt. Allein der Antagonismus zwischen dem aufgeklärten und dem afrikanischen Elemente sollte unter einer anderen Form erwachen, und er verrieth sich schon in etwas durch das Streben der Mulattenminorität, sich zu verstellen, den Unterschied der Haut zu proscribiren, sich Neger zu nennen. — Mit dem Tode von Dessalines trat dieser Antagonismus hervor.

Dessalines wurde eines schönen Tages an der Laffette und ohne jede Ceremonie von einem Regimente erschossen, wie man einen tollen Hund erschießt. Daraus, daß der Mord in dem südlichen Theile ausgeführt wurde, wo der Einfluß der Farbigen vorherrschte, und daraus, daß die Ermordung des farbigen Generals Clairvaux das Signal dazu gab, hat man geschlossen, es sey dieß nur eine Rache der Mulatten an der Herrschaft der Schwarzen gewesen. Man hatte Dessalines gesagt, er sey nicht Herr, so lange er sich nicht seiner früheren Gefährten, der Generale in dem Unabhängigkeitskriege, entledigt habe. Christoph, der sich von diesem summarischen Verfahren des Absetzens am meisten bedroht sah, stellte sich an die Spitze der Verschwörung. Die Mulatten waren für das Ergreifen der Gewalt zu wenig vorbereitet, daß sie ihm dieselbe zuerst übertrugen; ihr Ehrgeiz beschränkte sich für den Augenblick darauf, daß sie durch Errichtung einer parlamentarischen Regierung einige Garantien gegen die autokratischen Bestrebungen der Regierung der Schwarzen und denjenigen Theil von Einfluß errangen, welchen diese Regierungsform der aufgeklärteren Classe sichert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verschönerungen in Paris gehen trotz aller inneren Zerwürfnissen ihren Gang fort, namentlich in der Nähe des Hotel de Ville, das bekanntlich vor fünf oder sechs Jahren neu und prachtvoll wieder aufgebaut wurde. Die Umgebungen werden bald des neuen Gebäudes würdig seyn, und Luft und Licht Zutritt gewinnen, wo man sie früher nie genoß: 43 Häuser sind zu dem Ende der Zerstörung gewidmet, und glücklicherweise findet sich darunter keines, das ein antiquarisches Interesse hätte, wenn man nicht das Haus des burlesken Dichters Scarron dahin rechnen will. Auf dem Platz wo die zu zerstörenden Häuser stehen, stand im J. 1392 die Wohnung Sire de Craon, der den Connetable Olivier de Clisson ermorden wollte. Als dieß mißglückt war und er flüchten mußte, wurde sein Hotel dem Boden gleich gemacht, und der Boden mit den anstoßenden Gärten der Kirche St. Jean de Grève als Begräbnißplatz angewiesen. Später wurde ein Markt und endlich ein öffentlicher Platz daraus, der unter dem Namen „Place de Grève" lange Jahre als Hinrichtungsort diente. (Athen. 22 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 56. 6 März 1851.

Das Betreten des Sinaiklosters.

(Nach den Mittheilungen von Uswenz. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland IX. 3.)

Das griechische Kloster auf dem Sinai ist von einer Menge europäischer Reisenden, darunter sehr geschätzte Namen, besucht worden. Dessen ungeachtet ist seine Geschichte bis heute sehr dunkel und dürftig. Entweder haben die ungebildeten Mönche sie vergessen, oder das arme und immer unglückliche Kloster hat in der That nur sehr wenig Denkwürdiges erlebt. Drei in der Umgegend nomadisirende Beduinenstämme sind gegen eine gewisse Abgabe vom Kloster selbst und von Reisenden, die dahin kommen, seine Beschützer, wie einst skythische Stämme in der Nachbarschaft des schwarzen Meeres für Schutzherren der griechischen Colonien galten, die abwechselnd Schutz und Bedrückung von ihnen erfuhren. Das Kloster des Sinai erfreut sich übrigens verschiedener Freiheiten und Privilegien, welche ihm nachbarliche mohammedanische Fürsten aus Achtung vor der Heiligkeit des Ortes ertheilten, und verwahrt sogar einen Schutzbrief, den ihm der Gründer des Islam (Mohammed) selber gegeben haben soll! Es bedarf gar keiner Erinnerung, daß die Aechtheit dieses Schreibens mehr als zweifelhaft ist; doch mag der rohe Beduine zuweilen daran glauben.

Das Kloster ist längs der Schlucht auf einem steilen Abhang erbaut und kehrt seine Hauptfaçade dem nordöstlich belegenen Berge der heiligen Epistemia zu. Vorn ist ein tiefes, mit Steinen eingefaßtes Bassin, in das man bisweilen Wasser, zum Besten der Ankömmlinge, einläßt. Zu ihrem eigenen Gebrauche haben die Mönche Brunnen, welche auch dieses Bassin mit Wasser versorgen. Als die Kameele den Schatten der Klostermauern erreicht hatten, knieten sie ohne Nöthigung nieder, und gaben durch ihr klägliches Geschrei zu erkennen, daß die Zeit des Absteigens da sey. Thore waren an der Mauer nicht zu sehen, aber sechs Klafter über dem Boden befand sich ein geräumiges Fenster, aus welchem Gestalten in schwarzer Kleidung und Capuzen hinabschauten. Am Obertheil eines hölzernen Wetterdachs vor dem Fenster war eine Rolle befestigt, von welcher das Ende eines dicken Seiles herabhing. Mittelst dieses Seiles kommt man ins Kloster.

Wenn die Mönche ihre Gäste von fern erblicken, so stecken sie gewöhnlich, als Zeichen der Freude, eine Fahne auf. Der Zutritt ins Kloster ist übrigens nur gestattet, wenn die Gäste ein Empfehlungsschreiben des Priors zu Kahira aufweisen können. Diese Regel wird seit alter Zeit beobachtet. Niebuhr hatte (im Jahre 1762) kein solches Schreiben und wurde daher nicht eingelassen. Eben dieses Schicksal traf den russischen Fußreisenden Grigorji Barskji, der zwei Tage unter den Mauern des Klosters verweilte. Man kam Hrn. Uswenz mit der Frage entgegen, ob er mit einer schriftlichen Empfehlung aus Djowanio, d. i. aus dem sinaitischen Klosterhofe zu Kahira, versehen sey. Er verneinte dieß. „Alsdann können wir euch nicht einlassen", entgegnete der Mönch von oben. Hr. U. schwieg eine Minute, und rief dann, daß er zwar ein Schreiben habe, daß es aber weit hervorzulangen sey; er würde es abgeben, wenn sie ihn hinaufgezogen hätten. „Ohne Empfehlungsschreiben dürfen wir euch nicht aufnehmen", war die Antwort. Da Hr. U. solche Entschlossenheit sah, zeigte er endlich zwei Briefe, den einen vom Erzbischof aus Konstantinopel und den andern vom Prior aus Kahira. Sogleich ließen sie das Seil hinab, um zuvörderst die Certificate zu bekommen. Eine Minute später ließen sie es wieder hinab, um das Reisegeräth in Empfang zu nehmen. Endlich, als ein Theil des Geräthes oben war, kam ein anderes, neues und viermal dickeres Seil für den Gast herunter.

Durch enge und gewundene Gänge gelangen wir, anfangs eine sanfte Abdachung hinunter gehend und dann etwas aufwärts steigend, endlich in den vornehmsten Hof, wo die Behausungen des Igumen, seines Schriftführers und einer großen Anzahl Mönche, das Gemach zu Sitzungen der Synode und das für Gäste bestimmte Local sich befinden. Der Hof ist länglich, mit Steinplatten gepflastert, und an allen Seiten von Gebäuden verschiedener Größe und Bauart umgeben, hinter welchen die Zinnen der Klostermauern sich erheben. Ein im Hofe erbauter schöner Brunnen wird von alten Weinreben an einem hölzernen Geländer überschattet. Außerdem werfen die Mauern und der Horeb selber, welcher das Kloster noch um 700 Fuß überragt, ihren Schatten beinahe über den ganzen Raum. Rings herum herrscht wahre Todtenstille; man hört nur das Geräusch von Schritten und das eintönige Rauschen des reinen hellen Brunnenwassers, welches mittelst unterirdischer Röhren aus den Bergquellen hieher geleitet wird. Der Igumen führte unseren Reisenden rechts eine Treppe hinan in die zweite Etage des für Gäste bestimmten Flügels, welcher an die dem Horeb nächste Mauer sich anlehnt.

Die Aufnahmezimmer sind dem Hofe und zwar gerade der Vorderseite des Brunnens zugewendet. Längs des Flügels läuft eine breite Galerie, auf die sich die Thüren jedes Gemaches öffnen. Die Gemächer haben sehr wenig Raum, sind aber anständig und sogar üppig im orientalischen Style ausgeschmückt. Der Boden ist mit Teppichen belegt, und um die Wände stehen niedrige Diwane mit Polstern, aber kein einziger Stuhl. Im vordern Winkel vor dem Heiligenbilde brennt eine Lampe, und oben an der Wand ist ein Sims mit allerlei Büchern religiösen In-

halts in französischer und englischer Sprache für die Missionäre der Bibelgesellschaften angebracht. In der Galerie stehen mehrere hölzerne Stühle von verschiedenem Kaliber, darunter ein altmodischer Lehnstuhl mit Schnitzarbeit, der ohne Zweifel schon ein Paar Jahrhunderte existirt. Auf diesen läßt man den geehrtesten Gast niedersitzen. Hr. U. hatte die Freude, mit zwei Mönchen aus Bulgarien und einem Eingebornen aus Odessa russisch sprechen zu können.

Der Zuckerzoll in Frankreich.

(Schluß.)

Das wichtigste für Frankreich in diesem Verlauf der Dinge ist die Vernichtung des Colonialsystems. Man hatte bald nach der Restauration, namentlich seit der fortschreitenden Unabhängigkeit Südamerika's, die Beschränkung, welche die ausschließliche Bevorzugung der Colonien dem französischen Handel auferlegte, nicht minder gefühlt als in England, und der Verlauf ist in beiden derselbe. Als die Emancipation die englischen Colonien außer Stand gesetzt hatte, den englischen Markt in gehörigem Maaße mit Zucker zu versorgen, als dieser Mangel an Zufuhr bei einem völlig prohibitiven Zoll auf fremden Zucker den Preis dieser Waare unmäßig in die Höhe trieb, mußte der Freihandel, wie ihn England verstand und zum Theil noch versteht, nämlich die Beschränkung seiner Versorgung mit Colonialwaaren auf die Erzeugnisse der englischen Colonien, aufgehoben werden. Frankreich thut also mit dem jetzigen Gesetz, das den fremden Zucker nur noch mit 11 Fr. für 100 Kiloge. höher besteuert als den aus den Colonien und den Rübenzucker, denselben Schritt, den England mit seinem Zuckergesetz im J. 1846 gethan, und die Folgen, eine Hebung seines Ausfuhrhandels, werden nicht ausbleiben. Dieser Schritt bezeichnet vielleicht den Wendepunkt einer Wiedererhebung seiner Handelsschifffahrt, die in den letzten 10 bis 15 Jahren eher zurückgegangen als fortgeschritten ist. Diese Erhebung kann und wird um so mehr eintreten, als Frankreich eben so wie England das Aufgeben des veralteten und schon vor der Emancipation völlig trümmerhaft gewordenen Colonialsystems Hand in Hand gehen läßt mit einer wesentlichen Verminderung der Zuckerzölle überhaupt, die von durchschnittlich 45 Fr. für 100 Kil. von colonialem und Rübenzucker herabgesetzt werden sollen auf 25 Fr., also beinahe auf die Hälfte. Dieß ist ein bedeutender Schritt, um dieß nothwendig gewordene Nahrungsmittel mehr und mehr der großen Masse zugänglich zu machen, und dadurch dessen Verbrauch zu vergrößern, also der Erzeugung im In- und Ausland, folglich auch dem Absatz anderer Waaren, einen größern Spielraum der Entwicklung zu geben. Der vorgeschlagene, in vier Jahren zu erreichende Zoll ist nur etwa die Hälfte dessen, welcher noch im Zollverein vorherrscht, und selbst geringer als der englische Zoll, wenn er im J. 1854 definitiv festgestellt seyn wird. Man fühlt die Nothwendigkeit, und der Bericht spricht sich auch umständlich darüber aus, diese Waaren wohlfeiler und dadurch auch allgemeiner zugänglich zu machen; darum ist auch eine bedeutende Herabsetzung des Kaffeezolls damit verbunden.

Hat man unter der Herrschaft des Colonialsystems, d. h. von 1815 bis 1850, den Colonien Opfer gebracht, die zum Nachtheil der einheimischen Zuckerindustrie waren, so will man auch jetzt nicht dieser den Markt allein überlassen, obgleich es kein Zweifel ist, daß sie in wenigen Jahren die Lücke ausfüllen könnte; es handelte sich aber bei der Bevorzugung der Colonien weniger um diese, als um die Schifffahrt und den transatlantischen Handel. Die Rübenzuckerfabrikanten sind geneigt, damit ziemlich wegwerfend umzuspringen, und in Deutschland gar kümmern sich dieselben um die Schifffahrt so wenig als um den Mann im Monde, die Regierung in Frankreich aber denkt anders: es ist ihr einerseits willkommen, die Rübenzuckerindustrie blühend zu sehen, damit bei einem allenfalls ausbrechenden Seekriege nicht die ganze Zuckerversorgung des Landes den Neutralen anheim gestellt bleiben müsse, allein sie ist keineswegs gesonnen, dieselbe so weit anwachsen zu lassen, daß der überseeische Handel darunter zu sehr leide. Der Bericht Hrn. Beugnots spricht sich darüber sehr bündig und entschieden aus, in Deutschland aber, dem es an einem Mittelpunkt zur Besprechung seiner national-ökonomischen Interessen fehlt, muß man, um die gleichen Gründe aufzufinden, die Journale der Seeplätze nachlesen, deren Argumentation den Nachtheil hat, daß sie nur als ein Ergebniß des Privatvortheils erscheint. So zeigen sich nur unversöhnte Gegensätze, und der Streit wird zur andern Natur, weil die vermittelnde Stellung fehlt, die nur eine Nationalregierung einnehmen könnte. Die Seeplätze können überzeugt seyn, daß nur das financielle Interesse der Zollvereinsstaaten sie vor dem Verlust eines Handels, der immer noch für sich allein 50,000 Tonnen beschäftigt, in Zukunft schützen kann.

Nach dem allgemeinen Gesichtspunkt, den der Gesetzvorschlag der französischen Regierung und die Amendements der Commission im Auge haben, dem der Verwohlfeilung der Waare um den Gebrauch auszudehnen, ist die Herabsetzung des Zusatzzolls auf fremden Zucker der Angelpunkt des ganzen Gesetzes. Es ist ein Heraustreten aus einem sehr engherzigen System, das eine Menge anderer Beschränkungen in sich schloß und rechtfertigte. Wir betrachten dieß Gesetz als den Beginn eines neuen Handelssystems in Frankreich, kein Wunder, daß es eine starke Opposition erweckte, die ihr Echo hauptsächlich im Moniteur industriel fand; aber seine lange Entgegnung (s. Nr. vom 13 Febr.) ist sehr wort- und sehr wenig sachreich. Die Emancipation der Sklaven hat die Production der französischen Inseln vorerst auf weniger als die Hälfte herabgedrückt, es fragt sich nun, ob der Rübenzucker allein die Lücke ausfülle, oder ob die Handelsverbindungen Frankreichs mit Brasilien, Cuba und Portorico einen neuen Aufschwung nehmen sollen. Der Bericht Hrn. Beugnots verwahrt sich mehrmals gegen die Grundsätze der Freihändler, er ist aber wesentlich freihändlerisch, wiewohl im ächten Sinne, nämlich mit Berücksichtigung der bestehenden Umstände und Verhältnisse; hinsichtlich des Erfolgs, über den freilich nur die Zeit entscheiden kann, stehen sich die Ansichten der Commission und des Moniteur industriel diametral entgegen; die Colonien und der Rübenzucker sollen beide verloren seyn, und der Zweck, eine große Vermehrung des Verbrauchs so wie ein erhöhter Absatz von französischen Manufacten doch nicht erreicht werden. Diese Gründe können den, der die Geschichte der englischen Handelsrevolution gewissermaßen mit durchgelebt hat, nicht rühren; es geschieht jetzt nur in sehr kleinem Maaßstabe in den französischen, was in den englischen Colonien in großem Maaßstabe geschehen ist. Von dem Schlag, den die Emancipation dem Zuckerbau Westindiens zugefügt hat, werden sich diese Inseln nie ganz erholen, weil der sehr theure Arbeitslohn in Westindien mit dem sehr niedrigen in Ostindien und selbst mit der Sklavenarbeit in den spanischen Colonien nicht concurriren kann. Der Zuckerbau in den französischen Colonien wird lange siechen, aber nicht in Folge der französischen Zuckergesetzgebung, sondern in Folge der Emancipation, die man hier gleichfalls ziemlich übereilt eingeführt hat, wenn gleich minder übereilt als in den englischen Colonien. Der Ruin des Runkel-

rübenzuckers ist schon so oft prophezeiht worden, daß man daran am allerwenigsten glaubt. Der Zuckerpreis ist seit zwei Jahren wegen des Ausfalls in den Colonien um 10 bis 12 Fr. gestiegen, und um eben so viel will man den Preis alsbald wieder vermindern, indem man den Zusatzzoll für den Zucker von 22 auf 11 Fr. herabsetzt; daraus soll nun der Ruin des Rübenzuckers folgen. Es ist aber eine erwiesene Thatsache, daß das Steigen des Zuckerpreises eine sehr bedeutende Ausdehnung des Runkelrübenzuckers bereits erzeugt hat, und eine fernere in Aussicht stellt; man erwartet, daß das Jahr 1850/51 gegen 80 Mill. Kil. liefern wird, und in einem einzigen Departement sollen 20 neue Fabriken im Werke seyn. Die Wahrscheinlichkeit, daß eine vorgeschlagene Ermäßigung des Zusatzzolls den Rübenzucker todtschlagen werde, ist also nicht groß.

Eine gleich scharfe Behandlung wie in Frankreich wird der Rübenzucker in Deutschland so bald nicht erfahren, indeß wachsen die Verlegenheiten, wie ein jeder einsehen muß, der die Augen offen hat. Der hohe Zuckerzoll läßt sich nicht lange mehr halten, wenn wir auch das Andringen um Verminderung desselben von Seite der Consumenten vorerst, was dessen Wirksamkeit anbetrifft, nicht hoch anschlagen. Der Zollverein, wie er jetzt besteht, ist nichts als eine financielle Einrichtung; die Schwierigkeit, darin nach wahrhaft staats- und nationalökonomischen Rücksichten zu verfahren, hat sich seit einer Reihe von Jahren zur Genüge herausgestellt. Aber die Zeit drängt, und wenn wir nur den Zuckerzoll in Anschlag bringen, der für die Finanzen des Zollvereins so bedeutend ist, so wird sich die Nothwendigkeit einer Aenderung bald herausstellen. Der Rübenzucker hat seit fünf Jahren sich verdreifacht, und wenn wir auch annehmen müssen, daß die seit September vorigen Jahrs ins Leben getretene Erhöhung kein gleich rasches Steigen in der nächsten Zukunft zuläßt, so geht doch selbst aus Eingaben der Rübenzuckerfabricanten zur Genüge hervor, daß diese gesteigerte Abgabe sie nicht schreckt. Wie in Frankreich schon vor etlichen Jahren der Rübenzucker etwa zwei Fünftel der Consumtion lieferte, und seitdem trotz der Steuerausgleichung noch im Steigen war, so hat auch die deutsche Rübenzuckerindustrie bereits zwei Fünftel der Consumtion geliefert, und wenn man, wie in Frankreich, die Steuer auf Rüben- und Rohzucker gleich setzen wollte, so müßte man sogar die jetzige Steuer verdreifachen, was nicht nur die Rübenindustrie großentheils, wenigstens für den Augenblick, unterdrücken, somit den Fabrikinhabern einen ungeheuren Nachtheil zufügen, sondern auch den Consumenten durch den plötzlichen Ausfall sehr lästig fallen müßte. Zudem haben die Zollvereinsregierungen nicht die gleich dringende Veranlassung, wie die französische, den Seehäfen sich gefällig zu erzeigen, da die Haupteinfuhr durch die Nordseehäfen geschieht, die nicht im Verein sind, und zudem ein sehr bedeutender Theil selbst über nichtdeutsche Häfen, wie Rotterdam und Antwerpen eingeführt wird. Die Stellung zu den Seehäfen ist also eine ganz andere, wozu noch kommt, daß Preußen allein sechs Siebentel des Rübenzuckers liefert. Wie schon bemerkt, kann nur der wachsende Zollausfall eine Veränderung herbeiführen, aber zum wahren Abhülfsmittel, der Verminderung des Zuckerzolls, wird man sich durchaus nicht entschließen wollen. Eine so durchgreifende Veränderung erfordert, wie in England und Frankreich, eine Art Anstrengung des Nationalwillens, mit bloßen im Stillen geführten Unterhandlungen wird man schwerlich zu einer billigen Ausgleichung der streitenden Interessen kommen, und am schwersten wird es halten, sämmtliche einzelne Zollvereinsregierungen von der Nothwendigkeit einer wesentlichen Minderung des Zuckerzolls zu überzeugen, der bis jetzt 25 Procent der ganzen Zolleinnahme betragen hat. Der Gang der Dinge in Frankreich kann aber den Weg zeigen, der je eher, je besser eingeschlagen werden muß.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Christoph war gereizt durch die von der Versammlung zu Port-au-Prince der Vollziehungsgewalt auferlegten Beschränkungen, befahl derselben sich aufzulösen, und setzte sich in eben dem Augenblicke gegen dieselbe in Marsch, wo die Constituirenden ihm die Präsidentschaft der Republik zuerkannten. Pétion ging Christoph entgegen, aber nach kurzem Kampfe verstanden sich die beiderseitigen Gewalten, wie ihre Zeit Toussaint und Rigaud. Der südliche Theil, worunter man den Süden und Westen versteht, übertrug die Präsidentschaft dem farbigen Häuptling, der nach einer zweimaligen und zuletzt für die Dauer seines Lebens gültigen Wahl die Gewalt mit Einfachheit und Uneigennützigkeit übte. Der Norden unterwarf sich seinerseits dem schwarzen Anführer, der keine fünf Jahre später, am 28 März 1811, sich als Heinrich I zum König von Haiti proclamiren ließ. Dieß war jedoch kein Monarch nach Art des Kaisers Dessalines, der von Zeit zu Zeit den Kaisermantel ablegte, um sich inmitten seines Lagers bequemer den rauschenden Freuden des Tanzes oder afrikanischer Orgien überlassen zu können. Christoph faßte seine Rolle ernsthaft auf und spielte sie durch beinahe zehn Jahre mit einer Leichtigkeit, Sicherheit und Folgerichtigkeit, die dem Nachahmungstalente seiner Race alle Ehre machten. Der frühere Kellner veranstaltete für sich eine prachtvolle Krönung und umgab sich mit Prinzen, Herzogen, Marquis, Grafen, Baronen, Rittern, Pagen. Er hielt sich alle nur erdenklichen Hofchargen, eine Garde du Corps und Chevaulegers. Classische Etiquette herrschte bei den großen und kleinen Levers ihrer schwarzen Majestäten. Alles wurde nachgeahmt. Man mußte über diesen unschuldigen Negercarneval herzlich lachen. Diese armen afrikanischen Heloten, die, um sich auf gleiche Stufe zu schwingen, nichts besseres zu thun wußten, als daß sie von der alten Aristokratie der Weißen Puder und Spitzen entlehnten, strebten vielleicht aufrichtig nach socialem Fortschritte. Der Glanz, welchen Christoph entwickelte, hatte nur Einen Nachtheil: er kam seinen zweimalhundert und etlichen tausend Unterthanen sehr theuer zu stehen, ohne dabei die dreißig Millionen Franken zu rechnen, welche er innerhalb zehn bis zwölf Jahren seiner Privatcasse einzuverleiben verstand.

Hier haben wir nun in der That die schwarze und die gelbe Politik vor uns. Die Pflanzer stehen nicht mehr hinter der ersten, Frankreich ist nicht hinter der letzteren. Jede ist fortan ihren eigenen Eingebungen überlassen. Betrachten wir ihre Thätigkeit.

Christoph führte die Tyrannei von Toussaint wieder ein. Gleich dem heiligen Ludwig gefiel sich der kleine schwarze Monarch darin, unter einem Baume Recht zu sprechen, allein er sprach nur Todesurtheile. Der Tod war so ziemlich der einzige Artikel seines Gesetzbuches: Faulheit, Ungehorsam, der geringste Diebstahl, das unbedeutendste Anzeichen von Unzufriedenheit — alles hatte den Tod zur Folge. Allein ebenso wenig, wie unter Toussaint, konnte diese Schreckensherrschaft unter Christoph der aufgeklärten Minderzahl angenehm seyn, und als der finstere Despot bei letzterer das Verlangen bemerkte das Joch abzuschütteln, so ließ er sie dasselbe nur noch härter fühlen. Bei einer Expedition nach dem Westen wurden abscheuliche Grausamkeiten gegen die Farbigen verübt, die sich nur um so mehr beeilten, nach der Republik Port-au-Prince auszuwandern, wohin sie allmählich das wenige von Civilisation, das Christoph's Königreich belebte, mitnahmen. Der Despotismus Toussaints war gegen den von Christoph leicht zu ertragen gewesen. Christoph stellte das Culturſystem wieder her und verstärkte es noch, obwohl er nicht, wie Toussaint, bestehende Interessen zu schirmen hatte. Die Pflanzungen wurden zum Vortheile der obersten Officiere in Erblehen umgeschaffen, und die Schwarzen waren unter denselben Bedingungen

an diese gefesselt, wie früher, nur mit dem Unterschiede, daß an die Stelle der der Sklaverei eigenthümlichen beständigen Vormundschaft der Taglohn trat, und daß die neuen Pflanzer, welche nun große Lehensträger waren, sich ein Recht über Leben und Tod gegen die früheren Sklaven anmaßten, welche nun Leibeigene geworden. Die strenge Disciplin war für die Masse der Schwarzen ein nothwendiger Uebergang; der Mehrzahl schien die Disciplin in der Werkstätte eine natürliche Fortsetzung derjenigen in der Caserne und auf dem Schlachtfelde. Die gezwungene Arbeit war aber nicht das härteste: die todte Hand machte unter der Form von Majoraten beinahe das ganze Eigenthum unbeweglich; der Grund und Boden machten die Bebauer zu einem integrirenden Theile des Grundeigenthumes, und so war diesen alle Hoffnung benommen, je freie Arbeiter und Eigenthümer zu werden. Um die Abneigung der Schwarzen zu bekämpfen und um zugleich gegen seinen Nebenbuhler im Süden das Andenken an die frühere französisch-mulattische Allianz zu benützen, bemühte sich der schwarze Tyrann, welchen, wie Toussaint, die Agenten von England und den Vereinigten Staaten umgaben, den Haß gegen Frankreich wieder anzufachen.[1] Den ersten französischen Gesandten welcher sein Gebiet betrat, verurtheilte er als Spion zum Tode; die zweite französische Commission, welche sich im Jahre 1816 zeigte, ließ er dasselbe nicht einmal betreten. Durch die Uebertreibung dieses Systems arbeitete Christoph seinem Zwecke entgegen. Er hätte nichts besseres thun können, um bälder oder später eine französische Invasion herbeizurufen, welche sich unfehlbar in den Besitz dieser ehemaligen Colonie gesetzt hätte.

Pétion verfolgte eine ganz entgegengesetzte Politik. Er war toleranter. Nach der geographischen Theilung war im Norden ein Theil zurückgeblieben, welcher zu weit voran war für die schwarze Tyrannei; im Süden aber fand sich noch ein solcher, der zu jung war für das Mulattenregiment, und der in Folge einer Auslegung, welche dem Negergenie nicht allein eigenthümlich ist, augenblicklich republikanische Freiheit übersetzte in das Recht zu tanzen, zu schlafen und die Bananen des „guten Gottes" zu essen. Die Banane ist das vom Himmel gefallene Brod und, wie ein anderer sagen würde, das Recht dieser Natursocialisten auf Arbeit. Es fehlte nicht etwa an sehr weisen Vorschriften gegen die Freiheit; die Schwierigkeit bestand in deren Anwendung. In dem Herzen der Republik selbst hatte ein Bandit aus der Schule Biassou's, der schwarze Goman, nach afrikanischer Art einen kleinen Staat gegründet, in welchem sich alle widerspenstigen Elemente aus Nord und Süd gesammelt hatten. Um dieser sogenannten Grande-Anse nicht noch neue Anhänger zuzuführen, mußte man die Laune unserer Bananenliebhaber schonen. Der Vaudoux, eine Art religiöser Freimaurerei, welche durch die Arodas-Neger nach St. Domingo gebracht wurde, sammelte sie in Corporationen, welche sich allmählich die Feldpolizei anmaßten und nach Belieben Grundeigenthümer, welchen sie wohl oder übel wollten, zu Grunde richteten oder bereicherten. Pétion hatte ein kleines Frankreich gründen wollen; Afrika nahm Besitz davon.

Die Schaffung mächtiger demokratischer Interessen gegenüber den feudalen — die Neutralisation eines möglichen Abfalles der Generale, den die von Christoph's Verwaltung gebotenen Garantien fürchten ließen — die Lieferung eines sprechenden Beweises, daß er für das Wohl der Farbigen besorgt sey — die Weckung des Interesses der Massen für die Freiheit des Bodens, so wie die Aufregung der Freude an der Arbeit durch den Gedanken an Besitz — das war der vielseitige Zweck, dessen Erreichung sich Pétion vorgenommen. Von diesem Gedanken geleitet, zerstückte er das nationale Grundeigenthum. Ein Theil wurde in kleinen Loosen nach Verhältniß zuerst an die Veteranen und sofort an verschiedene Classen von Militärs und Angestellte, welche noch im Amte waren, abgegeben. Das noch übrige wurde dem Verkaufe ausgesetzt. Der Köder wirkte. Wer von dem Anbau nichts verstand, verpachtete. Die Sache hatte aber auch ihre nachtheilige Seite. Die Cultur im großen, welche den auswärtigen Handel allein vortheilhaft mit den hauptsächlichsten Bestandtheilen des colonialen Reichthumes, mit Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwolle versehen kann, verlor bei dieser Umgestaltung die kleine Zahl fleißiger Arme, welche sie beschäftigt hatte. Es war dieß um so bedauernswerther, als Pétion die Handelsinteressen seines Landes weit besser begriff als Christoph. Der Mulattenführer verbarg sich nicht, daß die bloße Möglichkeit einer zweiten Expedition Leclerc für die Insel einer Blocade gleichkäme, und daß die Anerkennung einer haitischen Nationalität von Seiten der französischen Regierung andererseits für seinen Staat von unberechenbarem Vortheile in mehrfachen Beziehungen werden müsse. Statt sich den Franzosen gegenüber scheu abzusondern, wie Christoph, beeilte sich Pétion, eine Entschädigungssumme festzusetzen, welche die Grundlage zu Geschäftsverbindungen wurde.

Kurz jede Politik hatte ihrerseits die Hälfte ihrer Aufgabe zu Vollendung der anderen Hälfte geopfert. Während Christoph die Barbarei unterdrückte, drängte er auch die Civilisation zurück; Pétion öffnete der Civilisation und dem socialen Fortschritte Thür und Thor, allein er ließ der Barbarei daneben bestehen. Die gelbe Politik hatte indessen einen unbestreitbaren Vortheil vor der schwarzen, nämlich den, daß sie in doppelter Weise der Sache der Unabhängigkeit diente, welche von der letzteren durchaus hintangesetzt wurde.

Im Jahre 1818 starb Pétion in Folge gänzlicher Entmuthigung und häuslichen Kummers, wie man sagt, den freiwilligen Hungertod. Ihm folgte General Boyer und setzte sein Werk fort. Das zweite und das dritte Jahr seiner Regierung bezeichneten zwei entscheidende Ereignisse: die Pacification der Grande-Anse und die Unterwerfung des Nordens. In Folge eines Schlaganfalles blieb Christoph halb gelähmt, und als die feige Umgebung den Tiger niedergeworfen sah, säumte sie nicht, über ihn herzufallen. Ein Militäraufstand bricht zuerst zu Saint Marc und sodann auf dem Cap aus. Christoph versucht durch Einreibungen von Rum und Pfeffer seinen Gliedern eine momentane Elasticität zu geben, allein vergebens. Wüthend über seine Unmacht, läßt er sich in einer Sänfte mitten unter seine Leibwache tragen, spricht zu ihr und ertheilt ihr den Befehl, nach dem Cap zu marschiren, dessen Plünderung er den Leuten bewilligt. Diese Truppe setzt sich mit allen Kundgebungen eines Negerenthusiasmus in Marsch, als sie aber unterwegs den Aufrührern begegnet, kommt ihr der Gedanke, daß es viel kürzer sey umzukehren und die königliche Residenz zu plündern. Um diesem letzten Schimpfe zu entgehen, schoß sich Christoph eine Kugel durchs Herz. Zwei schwarze Generale, Richard, Herzog von Marmelade, und Paul Romain, Prinz von Limbé, zählten darauf, durch Verschwörung Christophs Erbschaft anzutreten; Boyer aber, dem die Aufrührer von Saint Marc als Einladung den Kopf eines der Anführer von Christoph geschickt, durfte sich nur zeigen, um von dem ganzen Norden anerkannt zu werden. Ueberdieß sah sich der spanische Theil, wo die farbige Classe verhältnißmäßig ebenso zahlreich vertreten war, wie die schwarze Classe im französischen, veranlaßt den Norden nachzuahmen, und verschaffte so der gelben Minderzahl eine Verstärkung, welche jene bei weitem aufwog, den der Sturz Christophs und Gomans der Mehrheit gegeben hatte. Endlich bestätigte im Jahre 1825 ein Vertrag mit Frankreich definitiv die Unabhängigkeit von Haiti. Eine ganz neue Bahn eröffnete sich nun vor der Mulatten-Regierung. Man hätte glauben sollen, die gelbe Politik werde sich fortan nur von der guten Seite zeigen. Zum Unglücke war gerade das Gegentheil der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Er hatte den Plan gefaßt, seine Unterthanen selbst die französische Sprache vergessen zu machen. Der von ihm organisirte Unterricht wurde durchaus englisch ertheilt.

Vernacular Translation Committee. Unter diesem Titel hat sich in Calcutta eine Gesellschaft Engländer gebildet, welche eine Anzahl englischer Werke in die heimischen Sprachen Indiens, d. h. nicht in dessen gelehrte Sprachen, Persisch und Sanskrit, sondern in Hindostani, Bengali u. s. w. übersetzen lassen will. De Foe's Robinson Crusoe, Bruchstücke aus dem Penny-Magazine u. s. w. stehen darin oben an. (Athen. 1 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 57. 7 März 1851

Ueber die Ursachen des Krieges auf Sumatra.[1]

In frühern Zeiten besaßen die Holländer nur einige Küstenplätze auf dieser großen Insel, und erst seit 1821 begann der Kampf um das Seyn oder Nichtseyn der christlichen Fremdlinge und der mohammedanischen Einwohner. Bereits im J. 1821 wurde die Hauptmacht des Sultans von Palembang über den Haufen geworfen und die Hierarchie des Sultans von Menangkabo war schon lange so ohnmächtig geworden, daß der Zwiespalt, welcher im Innern von Sumatra wüthete, ein Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie war, der durch die Secte der Padris einen religiösen Anstrich erhalten hat.

Sumatra ist einmal von Indien aus bevölkert worden, und, wie man will, später als Java, obgleich dieses noch nicht bewiesen ist, denn der Mangel an Denkmälern aus der Hinduzeit läßt nur auf eine vollständigere Verwüstung nach dieser schließen, und die vielen örtlichen Namen und Ausdrücke aus der Sanskritsprache sprechen für den alten Zusammenhang dieser Insel mit dem Festlande Indiens. Die Malayen, welche es occupirten, sind von jeher als ein aufrührerisches, händelsüchtiges Volk bekannt gewesen, bei welchem der Despotismus nie ganz gedeihen konnte und immer einige demokratische Einrichtungen sich bewahrt haben. In Folge des losen Zusammenhangs der verschiedenen Stämme hatten sich unzählige, beinahe selbständige Gemeinden gebildet, und auch die Religion war bei diesen vernachlässigt und nach Belieben ausgeübt worden. Ein Vermächtniß von Blutrache zwischen den Stämmen Kotta pilian und Tjumago war als fortwährender Kampf das einzige Zwischenspiel in dieser Entwicklungsperiode.

In solchem Verfall der Religion und des Despotismus erhob sich die Priestersecte der Padris und kündigte durch Mord und Plünderung die neue Hierarchie an.[2]

Zwei vornehme Priester aus der Landschaft Agam, Tuanko Nan Rentje und Tuanko Kottadua glaubten sich, wie so manche andere Schwärmer, berufen, ihren Nächsten nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen. Ihr heiliger Eifer entzündete sich an dem Indifferentismus der Eingebornen, welche mehr nach uralten herkömmlichen Gebräuchen, als nach den Gesetzen des Korans zu leben gewohnt waren.

Diese zwei Schwärmer waren durch ihren Rang und Reichthum besonders geschickt, Mohammeds Drama zu wiederholen und eine Reformation darzustellen, und gleichwie Pater Mathew aus den irischen Ginmen Teetotallers gemacht hat, so metamorphosirten diese islamitischen Apostel in kurzer Zeit tausende halbnackter Malayen in weißbeturbante, fanatische Padris.

Tuanko Nan Rentje war von Gestalt ein unansehnlicher, magerer Priester, dessen Feueraugen allein die Seelenstärke verriethen, welche in diesem schwächlichen Körper wohnte. Am Grabe Mohammeds hatte er sich in dem Islam gestärkt und das Lesen in dem Koran überzeugte ihn von der Nothwendigkeit einer Reformation unter den Sumatresen, deren Gottesdiensteifer sehr flau war. Mit Feuereifer begann er sein Unternehmen, von welchem ihn kein Hinderniß, kein Opfer, wenn auch noch so groß, zurückschreckte.

Tuanko Kottadua war ein alter Priester, welcher durch Mäßigung, verständige Rathgebungen und Zusprache sich die Liebe des Volks verschafft hatte und einen großen Einfluß ausübte. Eines Tages erklärte Tuanko Nan Rentje ihm die Nothwendigkeit den Gottesdienst in seiner Reinheit unter den Malayen wiederherzustellen und alle Gebräuche abzuschaffen, welche mit den Gesetzen des Korans stritten, wären diese auch noch so alt, und allen, welche nicht gehorsamen würden, das Leben zu nehmen. Tuanko Kottadua erklärte sich bereit dazu, doch empfahl er ihm mehr Mäßigung, um dadurch desto sicherer den Zweck zu erreichen und das Werk Gott wohlgefälliger zu machen. Nan Rentje tadelte ihn wegen seiner geringen Energie, erklärte, er werde nicht nur jene Maßregeln in Ausführung bringen, sondern auch selbst die Gesetze befolgen, deren strenge Beobachtung er vorschreiben werde und deren Hauptinhalt folgender sey: „wer nicht betet und sich weigert der Lehre des Korans zu folgen, verwirkt dadurch Leben und Gut, sagt das heilige Buch Pekkihil“ und darnach werde gehandelt.

Da die Einwendungen von Kottadua, welcher erklärte, daß nach dem Buche Terkat (Tarykat, Wegpfad) der Prophet nur den mit dem Tode bestraft wissen wolle, welcher sich gänzlich von dem Glauben lossage, daß so strenge Maßregeln das Land in Verwirrung und Elend stürzen würden, nichts fruchteten, trennte er sich von der Sache des Nan Rentje, der unter den Eifernden indessen schon einen Anhang erworben hatte. Dieser zog nun einen andern einflußreichen Priester an sich: Tuanko Menhiangan von Pandeiska, welcher noch ehrsüchtiger als Nan Rentje selbst war, und wenn er auch weniger grausam gewesen ist, bleibt er wegen seiner ehrgeizigen Absichten desto strafwürdiger. Diese beiden schlossen also den Bund und schwuren sich den Eid der Treue auf den Koran.

Zu Kaman, wo Nan Rentje wohnte, veranstaltete er ein

[1] Aus einer in Indien niedergeschriebenen Mittheilung.

[2] Bereits im Jahre 1803 soll die Religionsneuerung sich gezeigt haben, eine beachtenswerthe Erscheinung, da zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in Arabien die Reformation des Islam durch die Wahabiten eingeführt wurde und selbst im Kaukasus eine Reformation sich ankündigte.

großes Fest, zu welchem er alle Panguluh und eine große Volksmenge einlud. Die Priester, in lange Gewänder wie er gekleidet, mit einem weißen Turban auf dem Kopfe, umringten ihn, der seine Gäste folgendermaaßen ansprach:

„Bekenner des Islam! es ist nur Ein Gott und Mahammed ist sein Prophet; Aberglauben und Sünde müssen fern bleiben von den Gläubigen. Ihr kennt die Gebote des Propheten und sollt nach ihnen als Gläubige leben; aber ihr übertretet sie und lebt wie Kaffern und ungläubige Hunde. Der allmächtige Gott hat in seiner Langmuth bis heute solches angesehen, aber heute verkündigt er Euch durch mich, daß ein Ende dieser Gräuel seyn soll. Vernehmt also meine Worte, denn durch mich spricht der Herr Gott!" Nun hielt er ihnen ihr Sündenregister vor und erklärte: das einzige Mittel solche Sündenschuld zu tilgen, bestehe in einer vollkommenen Unterwerfung unter die Gebote des Korans und in der Ausrottung aller Widerspenstigen aus der neuen Gottesgemeinde, damit diese als ein neuer geheiligter Körper von dem alten Krebsschaden gereinigt werde. Er gebot ihnen die vorgeschriebenen Gebote zu verrichten, verbot den Gebrauch des Tabaks, des Opiums und der geistigen Getränke so wie alle Hazardspiele. Er verlangte, daß die Männer weiß gekleidet und die Frauen verschleiert gehen sollten. Auch sollten die Männer den Bart stehen lassen. Man solle nicht nackt baden und die Frauen sollten weder zu viel aufwärts noch zu viel nach ihren Füßen sehen, sondern sittsam erscheinen.

„Und wer von Euch", endigte er, „sich eine Uebertretung dieser Gebote schuldig macht, unterliege die Strafe des Todes, und sein Hab und Gut sey verfallen, denn dieß ist der Wille des Propheten." Die Priester schrien Halleluja und das Volk jauchzte mit, aber die Häuptlinge standen wie vom Donner gerührt als Schuldige da; denn obgleich sie den Schlag, der sie traf, wohl fühlten, konnten sie ihn doch nicht abwenden. Deutlich sahen sie ein, daß Nan Rentje darauf ausging, ihnen die Herrschaft zu entreißen und die öffentliche Gewalt in die Hände der Priester zu legen. Doch machten sie gute Miene zum bösen Spiel, und nahmen sich vor, den neuen Maaßregeln heimlich Hindernisse in den Weg zu legen. Vorerst suchten sie die Sache in die Länge zu ziehen. Sie riefen die Milde Nan Rentjes an, indem sie erklärten, diese Einrichtungen stritten zu sehr mit ihrem Adat (alten Herkommen), als daß sie sogleich befolgt werden könnten. Seyen einmal die neuen Lehrsätze eingeführt, dann würden sie von selbst mit mehr Genauigkeit beobachtet werden, ohne daß man zu gewaltsamen Maaßregeln seine Zuflucht nehmen müsse." Den Muth hatten sie nicht Tuanka Rentje auf die alten Adate zu verweisen, und derselben Fortbestehen zu empfehlen. Die, welche sich auf altes Herkommen beriefen, mußten sich den Hohn und die Schmach der neuen Schwärmer gefallen lassen.

Nan Rentje, der diesen Widerstand bemerkte und doch gern mit einemmale durchgedrungen wäre, erklärte, daß keine menschlichen Beweggründe ihn von dem ausdrücklichen Willen des Propheten abhalten könnten und daß er deßhalb auf strengen Gehorsam dringe. „Die", sagte er, „welche Euch diese Adats gegeben haben, waren eben Kaffern wie ihr; doch er, dessen Wort ich verkündige, war der Gesandte Gottes und seine Gebote sollen befolgt werden, oder die Strafe des Todes sey dessen Theil, der dagegen sündigt."

Man sah nun voll Erwartung den Mitteln entgegen, welche Nan Rentje zur Erreichung seines Zweckes anwenden würde. Wohl hatten die Häuptlinge, sein moralisches Uebergewicht fühlend, versprochen, selbst zu dem vorgestellten Zwecke nach Kräften mitzuwirken, doch diese Hülfe war unvollständig, und es war selbst wahrscheinlich, daß diese Häuptlinge ihn eine heimliche Gegenwirkung würden empfinden lassen, wenn sie nur nicht darin ertappt wurden.

Ein blutiger Vorfall beschleunigte den Ausbruch der Reformation. Kurz nach dieser Versammlung vernahm Nan Rentje, daß seine Base (Mutterschwester) heimlich Tabak gebrauchte, und sie dabei überraschend, stieß er ihr mit eigener Hand den Dolch in den Leib und ließ den Leichnam dieser nächsten Blutsverwandten, ohne ihm ein Begräbniß zu gönnen, in der Wildniß den reißenden Thieren zum Aas hinwerfen.

Das Gerücht von dieser That verbreitete sich blitzschnell. Viele Priester versammelten sich um ihn, und dieser Anhang war bald so groß, daß er seine Zwecke öffentlich verfolgen konnte. Die Folge davon war ein fanatischer Enthusiasmus unter seinen Anhängern. Niemand wagte ihm, der eine solche außerordentliche That, welche man als vom Himmel befohlen ansah, vollbracht hatte, zu widerstehen, und seine Macht breitete sich zusehends aus. Zuerst erstreckte sich seine priesterliche Herrschaft nur über seinen eigenen Campang; bald unterwarf er aber durch Ueberredung, List und Gewalt andere Ortschaften, stellte in jeder zwei Priester an, den Tuanko Imam und den Tuanka Kalie, wovon der erste den Ritus ausübte, der zweite eine Art von Inquisition war, welcher die Uebertreter der Religionssatzungen mit schweren Bußen strafte. Die Priester im Lande (eben wie der Clerus des Mittelalters) begriffen, daß Hierarchie der Zweck dieser Neuerungen war und begünstigten sie nach Kräften. So wurden durch den Eifer Nan Rentje's und und Menhiangans in kurzer Zeit Agam und die fünfzig Städte (Limapuluh Kotta: man würde sich sehr täuschen, wenn man unter Kotta sich eine Stadt vorstellt, es ist vielmehr ein umzäunter Ort; auf Sumatra sind die meisten Plätze mit einem Wall und einer Bambushecke umgeben) unterworfen.

Der Widerstand verschiedener Häuptlinge war fruchtlos; sie waren uneins und handelten nicht standhaft genug. Doch ward dadurch das Land in Kriegszustand gebracht. Landbau und Gewerbe wurden vernachlässigt und jedes Dorf in eine Festung verwandelt. Die besten Häuser, zierlich von geschnitztem Holz erbaut, welche von Geschlecht zu Geschlecht der Wohnsitz edler Familien gewesen waren, wurden den Flammen übergeben, ihre Bewohner wurden ermordet und vertrieben. Sie flüchteten in Wildnisse und Einöden; jetzt noch erkennt man die Spuren jener Verwüstung. Auch in den Padangschen Binnenlanden breitete sich die neue Lehre aus. In der Landschaft Lintu, am Fuße des Saga (in einem Kesselthale) stand der Priester Tuanka Passaman auf. Er war der Sohn eines armen Landbauers aus Lintu, des Datu Lienaro, und hatte sich durch seine Gelehrsamkeit diese Würde errungen. Man sagt, zur Reformation sey er durch den Fürsten Pagar udjong selbst ermuntert worden. Zu Lintu nahm man die neue Lehre wohl an, aber nicht in den andern Campangs. Tuanka Passaman überfiel sie; als er jedoch auch die Landschaft Ober-Tanah-Datar angriff, widersetzte sich ihm Pagar udjong, jedoch mit so wenig Energie, daß der schlaue Priester durch einen Gewaltstreich seinen Zweck erreichen konnte. Zur bessern Einsicht in diese Zustände müssen wir folgendes bemerken.

Das ganze malayische Land stand unter der Oberherrschaft der Dynastie von Menangkabo; die Regierung zeichnete sich (eben wie die anderer Reiche auf Sumatra: Atjin, Pedir, Jambi, Palembang) durch Schwäche aus, Danah-Datar war der Hauptsitz. Die Dynastie bestand aus drei Zweigen, Radja nan tiga vella, und

residirte zu Pagar ubjong, welches in drei Campongs sich schied, nämlich Kudam, Tenga und Balei-django. Der erste Fürst, Radja alam, führte auch wohl den hochtrabenden Titel, „Herr der Welt,“ oder Jiaag diper iuan und residirte als Obergebieter zu Kudam. Der zweite, Radja Adal, verwaltete die Justiz nach den alten Gesetzen, der dritte, Radja Hibadad zu Baleidjengo, war Oberpriester. Noch bestanden drei Reichsfürsten zu Sungi-Larah, zu Suruasso und zu Padang-Ganiteng, welche besondere Districte verwalteten.

Tuanko Liatu Passaman schickte eine Gesandtschaft an den Fürsten von Menangkaba mit der Bitte, einen Tag der Zusammenkunft bestimmen zu wollen, um über die Angelegenheiten der neuen Lehre berathschlagen zu können, zu deren Ausbreitung er die Hülfe des Fürsten anzurufen wünsche. Seine Missionäre waren beauftragt, die Sache so angenehm als möglich darzustellen und keine Versprechungen zu sparen, daß wenn die Hülfe zugestanden würde, der Fürst in der neuen Hierarchie, welche sich unfehlbar über die ganze Erde ausbreiten würde, der mächtigste und erste seyn würde. Die Fürsten von Menangkabo stimmten bei, und kamen auf den angesetzten Tag mit ihrer Familie nach Kotta-Tenga, begleitet von den Reichsgroßen und vielen angesehenen Pangaluh. Nach der Mahlzeit berathschlagten sie mit Tuanko Lintu über die neue Lehre. Doch plötzlich brach Tuanko Lintu die Berathschlagung ab und beschuldigte laut die Fürsten und Reichsgroßen von Danah Dalar der Ketzerei und Sittenlosigkeit und verdammte sie zum Tode.

Seine Anhänger fielen über die Fürsten und Reichsgroßen her und schlachteten unbarmherzig die ganze Versammlung. Nur wenigen gelang es zu flüchten, und unter diesen befand sich Radja Alam, der Oberherr, welcher mit einem Enkel auf dem Arm entrann, und obgleich hundert Kugeln ihm nachsausten, unverletzt sich rettete. Er flüchtete in das Land Kwantan und lebte in dem District Lubudjambie sehr arm, aber gottesfürchtig. Nach diesem Gewaltstreich unterwarfen sich die Padris das von seinen Herrschern entblößte Land leicht, und der neue Glaube triumphirte. Die Padris suchten vor allem den Adel auszurotten, weil sie von diesem den meisten Widerstand zu erwarten hatten. Viele Edle entwichen nach allen Seiten, und auch Padang war voll von diesen Emigranten. Sie riefen die Hülfe des holländischen Gouvernements gegen die Anmaßungen der Padris an.

(Schluß folgt.)

Etwas über Dahomey.

Das Athenäum vom 1 März zieht aus einem Werke von Fred. E. Forbes, einem Seeofficier, betitelt: Dahomey and the Dahomans, nachstehendes als die wichtigsten Eigenthümlichkeiten aus: „Das Land hat von West nach Ost eine Ausdehnung von etwa 180 Meilen, und von der Seeküste nach innen bis an die Kongberge etwa 200 M. Dieß große an allen Arten natürlicher Hülfsmittel reiche Land ist wegen der verheerenden Kriege und Sklavenjagden, deren Schauplatz es seit mehr als einem Jahrhundert war, sehr schwach bevölkert; man schätzt die Gesammtbevölkerung auf 200,000 Köpfe, von denen nur 20,000 frei sind. Die Hauptstadt Abomey zählt etwa 30,000 Einwohner. Das Heer besteht aus 12,000 regelmäßigen Truppen, worunter 5000 Weiber, welche Amazonenschaaren seit den Zeiten Ada Hunzu's (1774 bis 1780) des Großvaters des jetzigen Königs Gezo, eine der herkömmlichen Einrichtungen des Landes sind. In Nothfällen kann der König von Dahomey 50,000 Krieger beiderlei Geschlechts oder den vierten Theil seines Volks ins Feld stellen, denn die Weiber sind so brauchbar, als die Männer und viel hitziger. Die einzige Beschäftigung des Volks, mit Ausnahme von etwas Ackerbau, der sehr gut geführt wird, und einigen Geweben zu Abomey, ist Krieg oder Sklavenjagd. Jedes Jahr wird das Volk in Masse aufgeboten, und gegen einen der benachbarten Stämme im Innern oder an der Küste geführt, die Bejahrten und die Jungen erschlagen, Tausende von Gefangenen nach Dahomey geschleppt, und hier entweder den Fetischgöttern geopfert, oder, gleich Vieh, nach Whydah getrieben, wo die Sklavenhändler sie dem König abkaufen, und wieder an die portugiesischen und brasilianischen Kaufleute absetzen, welche auf die Gelegenheit passen, sie durch die Linie der brittischen Kreuzer hindurch und übers atlantische Meer zu schaffen. Diese Sklavenjagden finden gewöhnlich im November und December statt, und ihr Ertrag bildet das einzige Einkommen des Königs von Dahomey, der dann seine Truppen mit Lebensmitteln und zur Zeit der großen jährlichen Feste mit Rum, Tuch, Kaurimuscheln u. s. w. in reichlicher Menge versorgt. Seine Minister und höhern Beamten werden auf gleiche Weise bezahlt. Der König ist absolut und schlägt seinen Unterthanen nach Gefallen die Köpfe ab, indem der Henker sein erster Minister ist; indeß gibt es doch gewisse Ueberlieferungen und Regeln, die ihn binden. Bei dem jährlichen großen Feste läßt sich die öffentliche Meinung vernehmen, und Staatsangelegenheiten werden in einem lärmenden Palawer, an dem die Amazonen einen hervorstechenden Antheil nehmen, berathen. Dabei wird auch der Schauplatz der nächsten Sklavenjagd besprochen und insgeheim festgestellt. Die Fetischpriester üben einen mächtigen Einfluß aus.“

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Boyer glaubte endlich, es sey die Zeit gekommen, wo sein Volk etwas weniger Rum consumiren und mehr Zucker produciren sollte. Es wurde ein Ackerbaugesetz veröffentlicht. Die Bebauer des Bodens wurden frei erklärt von dem Dienste in der Armee und in der Miliz; wer sich nicht über regelmäßige Existenzmittel ausweisen konnte, war gehalten, sich auf drei, sechs, neun Jahre als Landbauer zu verdingen. Unglücklicherweise erinnerten einzelne Bestimmungen dieses Gesetzes gar zu buchstäblich an die frühere Disciplin auf den Pflanzungen. Der finstere Groll gegen die triumphirende Partei, der sich schon durch vier bis fünf Verschwörungen schwarzer Generale Luft gemacht, machte sich nachstehende Analogien wohl zu Nutze: Sonthonax, Toussaint, Christoph hatten doch die Wahrheit gesagt, und die farbige Classe hatte bisher den Schwarzen nur geschmeichelt, um sie zu entwaffnen und dann bequemer zu unterdrücken! Boyer schrack vor diesem plötzlichen Erwachen alter Vorurtheile zurück, und man man hat ihm dieses Geständniß seiner Schwäche zum harten Vorwurfe gemacht. Den Kampf annehmen hieß alles an alles setzen, und Boyer wollte diesen Geist des Mißtrauens und der Empörung lieber aus Mangel an Stoff allmählich erlöschen lassen. Das Ackerbaugesetz ward nicht vollzogen, und es arbeitete eigentlich nur noch, wer eben mochte. Selbst der Frieden trug dadurch, daß er eine militärische Organisation, die bisher allein noch einen Rest von Disciplin und Einheit in den landwirthschaftlichen Arbeiten erhalten, unnöthig machte, zu der Desorganisation der letzteren bei. In manchen Gegenden wurde mit der Ausführung des Ackerbaugesetzes begonnen. In dem gewöhnlichen Neger liegt ungeheuer viel von einem europäischen Bauern. Gewandt benützt und geleitet, kann dieser Geist der Habsucht und der List später ein mächtiger Hebel socialer Organisation werden; hier aber war die bewegende Kraft vorerst die Trägheit, und das Ende die Beschleunigung des Zerfalles.

Boyers Regierung machte, was man auch sonst gesagt haben mag, sehr bedeutende Anstrengungen, um diese fürchterliche Trägheitskraft zu überwinden; allein bei einem Volke, dessen eine Hälfte von Bananen lebt, und dessen andere Hälfte den Boden nur in Besitz hat, um dessen Productionskräfte zu vermindern, ist eine Regierung bald auf Assignaten angewiesen, und mit Assignaten kann man weder den Unterricht fördern, noch Straßen bauen, noch Prämien aussetzen, noch einem Volke jene künstlichen Bedürfnisse schaffen, welche die Haupttriebfeder der materiellen und moralischen Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft sind. Eine letzte,

oder entscheidende Quelle war noch übrig: man mußte fremde Arme und Capitalien zu Ausbeutung der ungeheuren, jugendlichen Kräfte der Insel herbeirufen. Die Verfassung von 1805 und alle übrigen Verfassungen nach der Reihe hatten gesagt: „**kein Weißer**, welcher Nation er auch angehören mag, wird als Herr oder Eigenthümer diesen Boden betreten, **noch kann er für die Zukunft hier ein Besitzthum erwerben**.“ Nach Anerkennung der Unabhängigkeit von Haiti war die Aufrechthaltung dieses Artikels nur noch ein lächerlicher und verderblicher Unsinn. Zum Unglück war Boyer in der Stellung, in die er sich hatte bringen lassen, der letzte, welcher diese logische Folgerung aus dem Vertrage mit Frankreich zu ziehen gewagt hätte. Dieser Vertrag, ohne welchen Haiti heute wahrscheinlich St. Domingo heißen würde, und der für weniger vorurtheilsvolle Generationen den großen historischen Anspruch Boyers bilden wird, hatte heftige Beschuldigungen unter der ultra-schwarzen Partei hervorgerufen. Die Patrioten aus der Schule von Toussaint, Dessalines und Christoph waren entrüstet über diese „Mulatten“, welche sich ein Gebiet verkaufen ließen, das die Schwarzen erobert hatten und jeder klingende Thaler rief bei dem schwarzen Volke, das zur mageren Diät der Assignaten verurtheilt war, neue Klagen hervor. Noch mehr: verriethen die fortwährenden Bemühungen von Pétion, Boyer, der ganzen Mulattenpartei zu Wegräumung des einzigen Hindernisses, das der weißen Einwanderung, d. h. der Kreuzung der beiden Racen und folglich der Vermehrung der Farbigen im Wege stand, nicht einen Hintergedanken von numerischem Uebergewicht und Unterdrückung? Hatte Boyer nicht schon im Jahre 1824 auf Kosten des Schatzes aus den Vereinigten Staaten mehrere Tausende farbiger Einwanderer kommen lassen? Indeß hatte Boyer die Wirkung der Zeit für sich

Nach vielen Stürmen hatte eine zwanzigjährige Ruhe die Sitten so sehr gemildert, daß Raub und Mord unerhörte Dinge geworden waren. Das friedliche Zusammenleben der beiden Casten führte allmählich ihre Verschmelzung herbei, und schon war die schwarze Partei, eigentlich die Schule von Toussaint, nur mehr eine schwache Minorität, welche mit jedem Tage an Aufklärung gewann und den Keim wilder Empfindlichkeit, vor welchem die Thätigkeit der Regierung zurückgewichen war, mit sich ins Grab nahm. Boyer und die verständigen Männer aus seiner Umgebung, sowohl Gelbe als Schwarze, glaubten nun den Augenblick zu erkennen, wo sie den Hammer auf jenen Block der Barbarei fallen lassen konnten, ohne daß ein Aufstand die Folge wäre. Abermals vergebliche Hoffnung! Dieser Gesellschaft, welche im Entstehen wieder zerfiel, fehlte ein letztes Auflösungsmittel, und die Trees-Partei erschien.

Die Gerechtigkeit muß man den Haitianern widerfahren lassen, daß sie, wenn sie thörichte Verfassungen machen, dieselben wenigstens zu verletzen wissen. Pétion selbst hatte trotz seiner demokratischen Illusionen bald begriffen, daß die Regierung desto weniger getheilt seyn dürfe, je schwächer ihr Ansehen sey, und daß Einheit im Handeln und in der Leitung von oben das einzige Mittel sey gegen übertriebene Nachsicht, welche die Castenvorurtheile ihm auferlegten. Eine Fraction des Senates und hinter dieser eine ziemlich zahlreiche Partei hatte sich diesen unerläßlichen Einschreitungen widersetzen wollen; Pétion entledigte sich ihrer durch einen 18 Brumaire nach afrikanischer Art und mußte ihnen dadurch, daß er nie die Dictatur mißbrauchte, zu zeigen, wie er nicht aus Liebhaberei, sondern aus Nothwendigkeit handle. Die Widerspenstigen überzeugten sich endlich selbst hievon, und die revidirte Constitution von 1816 bewilligte ihm alles, wozu er sich das Recht genommen. Boyer konnte durch zwanzig Jahre das Centralisationssystem von Pétion fortsetzen; mit der Länge der Zeit aber war eine ganz neue Generation herangewachsen, die, weil sie alle Plätze besetzt fand, zur Opposition wurde und, da sie ihre Oppositionsrolle nur in den französischen Blättern hatte studiren können, die Tiraden des National vor ihrem Publicum von achtmalhunderttausend Negern zu declamiren anfing, welche nichts davon verstanden und ihre Calinda unter Begleitung der Bambula forttanzten.

Da die farbige Classe die gebildetste, aber beinahe die einzig gebildete war, so suchte die neue Opposition ihre Anhänger natürlich unter diesen; sie kündigte der Regierung den Krieg an. Boyer zeigte ihnen sehr verständig das Gefährliche und Lächerliche dabei; wußte bei diesen lärmenden Klagen der Mulatten Afrika, das reine Afrika, das vielleicht nur noch mit einem Ohre schlief, nicht endlich erwachen? Als aber die Opposition gewahrte daß die Regierung Besorgnisse hege, trat sie nur um so heftiger auf, und das nunmehr wirklich erwachte Afrika faßte, als es bemerkte daß es gefürchtet werde, den Entschluß, die Gelegenheit zu nützen. Das Erdbeben von 1842, welches die Capstadt verschüttete und die Hälfte der Einwohner das Leben kostete, bot Gelegenheit. Die Bevölkerung des platten Landes bemächtigte sich der Trümmer, plünderte, taub gegen das Zischen des Feuers und das Röcheln der Sterbenden, vierzehn Tage hindurch, und fiel auf der Straße ohne Unterschied über die zur conservativen Partei gehörigen Mulatten, von denen ihnen die Opposition so viel Schlimmes gesagt, so wie über die zur Opposition zählenden Mulatten her, von welchen die Regierung ihnen so wenig gutes erzählte. Es hatte somit genügt, dieses schlafende Wasser ein wenig aufzuregen, um alle verdorbenen und wilden Triebe, welche seit vierzig Jahre auf dem Grunde gährten, auf die Oberfläche zu bringen. Die Opposition sah hierin nur einen neuen Vorwand zu Umtrieben und beschuldigte die Regierung, daß sie es nicht gewagt, strafend gegen diese Abscheulichkeiten einzuschreiten. Dieß war zum Unglücke nicht ganz unrichtig, allein es hätte noch einen Grund weiter abgeben sollen, die Schwäche der Regierung nicht noch zu vermehren.

Zwei bis drei auf einander folgende Staatsstreiche vernichteten die Opposition in der Kammer, aber im Zustande der Verschwörung erhob sie sich alsbald wieder auf dem Lande. Außer den aus dem Wege geräumten Deputirten waren bei dieser Verschwörung, wie bei allen solchen, Greise von zwanzig und junge Leute von fünfzig Jahren, viele Handlungsdiener, eine hinreichende Anzahl Advocaten und einige abgesetzte Lehrer, die sich um einen ehrgeizigen Mann von geringen Fähigkeiten drängten, um Hérard-Rivière, den Commandanten der Artillerie, welcher aber seine Eingebungen von einem talentvollen Ehrgeizigen, von Hérard-Dumesle, erhielt. Durch die Publication des sogenannten Manifestes Praslin brach der Aufstand im Süden los. Die Unterzeichner dieses merkwürdig geschriebenen Actenstückes übertrugen die Vollziehungsgewalt Hérard-Rivière und ernannten zugleich der Form wegen eine provisorische Regierung, bei welcher der frühere Lieutenant Rigaud, der alte General Borgella, die Ehrenrolle spielen sollte. Borgella aber, den man aus Vertrauen ernannt hatte, marschirte zornentbrannt gegen den Aufstand. Der Kampf wurde dadurch für einen Augenblick verwickelt, war übrigens unschuldig genug, und es wurden während sechs Wochen mehr Beförderungen vorgenommen, als Flintenschüsse gewechselt. Es scheint, daß Hérard diese augenscheinlich mehr wußte als Boyer zu benutzen, weil er weniger als Boyer wußte was sie kosten. Dieser schiffte sich am 13 März 1843 nach Jamaika ein, nachdem er sich von dem Lande in sehr würdiger Sprache verabschiedet.

Die beiden Hérard blieben an der Spitze der Regierung, so lange dieß nöthig war, um die Gewaltthätigkeiten wieder gut zu machen, welche ihnen den Weg gebahnt, d. h., um die Cadres des Generalstabes die sie vorher zu stark besetzt gefunden hatten, zu verdoppeln und sonstige Verbesserungen vorzunehmen, und um endlich einzusehen, wie der spanische Theil der Republik, dessen Opposition sie geliebkost und genützt, sich von derselben trennte. Aber die Nachwehen blieben nicht aus.

(Schluß folgt.)

Der Zustand in Yucatan. Der innere Krieg zwischen Indianern und Weißen der im J. 1848 begann, dauert noch immer an einzelnen Orten fort. Die neuesten Nachrichten vom Anfang des Jahres (s. Shipp. Gaz. 26 Februar) lauten wieder sehr ungünstig, und die Spanier sollen sogar unter sich uneins seyn, wodurch sie um so leichter den Indianern zur Beute werden. Im allgemeinen halten sich die Spanier in den Städten, doch soll Bacalar (in der Nähe des Rio Hondo) dem Aushungern nahe seyn. An dem endlichen Uebergewicht der Indier scheint kaum zu zweifeln.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 58. — 8 März 1851.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

(Nach Lavandais. Revue des deux Mondes 15 Januar.)

1. Arequipa.

Wir verließen die einförmige Südsee auf der Höhe von Islay und fuhren in die Rhede ein, begleitet von einem Zuge schwarzer Wallfische, welche gleich Meergöttern um die Corvette la Favorite gaukelten, auf einer Seite untertauchten, um an der andern wieder hervorzukommen, wie die Tummlerdelphine in der Bay von Neapel oder im Piräus. Die Rhede von Islay ist offen und durch einige Felseninselchen, die ins Meer hinausgestreckt eine Spitze bilden, schlecht gegen die Nordwinde geschützt.

Um Passagiere und Schiffsgüter ans Land zu bringen, legen die Schaluppen mitten in der Brandung an einem Felsen an: die Menschen steigen an einer Strickleiter hinüber, und die Waaren werden mittelst eines Krahns auf den Strand gehoben. Die Stadt besteht aus einer Gruppe Hütten von Schilf und Lehm: aber der ganze Handelsverkehr der peruanischen Provinzen Arequipa, Puño und Cuzco wird durch diesen Hafen vermittelt, was ihm viel Leben und Wohlstand verleiht. Auf allen Plätzen, in allen Gehegen sieht man Maulthierzüge, welche von Arequipa angelangt, ohne Verzug wieder abgehen müssen, beladen oder leer, denn auf zehn Stunden im Umkreis findet man nicht einen einzigen Grashalm.

Wenn man Islay verläßt, folgt man einem Weg, der zwischen kahlen Bergen hinführt, deren blendende Oberfläche nur da und dort durch einige Olivengebüsche unterbrochen wird, in deren Schatten unvermeidlich eine Schenke steht, worin Branntwein und Chicha verkauft wird. Sechs Stunden weiter hin läßt man die Berge hinter sich, um in eine ungeheure Sandfläche einzutreten; es ist die Wüste mit ihrem unbeschränkten Gesichtskreis, ihren Sandhügeln, ihren feinen fliegenden Staubwolken. Aber den Zug durch die Wüste hatte ich mir poetischer gedacht. In meiner phantastischen Vorstellung gab es lange Kamelzüge, orientalische Gewänder, Araber, welche um die Karawane schwelfen, um sie zu schützen oder zu berauben. Aber ach! sechs elende Maulthiere, ein Maulthiertreiber, ich und mein Diener mit einem langen Schnurrbart bildeten eine sehr jämmerliche Karawane.

Man wundert sich in der Ferne Anpflanzungen zu sehen, wie die verschiedenartige Farbe des Bodens andeutet. Wasser scheint in Fülle vorhanden, denn man wird in allen Richtungen seinen Spiegel gewahr, und meint sogar laufende Bäche zu sehen; in der Nähe aber zeigt sich diese Natur so wie sie ist, in ihrer völligen Erstorbenheit. Diese Saatfelder, diese Wasserflächen sind nur Salpeteranflüge und Lagen von grauem und blauem Sande. Die dürre Ebene wird von einer breiten Schlucht durchschnitten, in welcher das Thal und Dörfchen Vittor sich bergen. Der Arriero kündigte uns bald an, daß wir mitten im Dorfe seyen, und lief von Thür zu Thür, um Gastfreundschaft anzusprechen; aber Leute, die man um Mitternacht aufstört, sind nicht in der besten Laune, und so schickten sie uns weiter. Ich flüchtete mich daher in einen Tambo, und kann versichern, daß man nach einem Ritt von 13 Stunden auf seinem Mantel unter einem Schilfdach vollkommen gut schläft.

Arabische Dichter besingen die Oasen der Wüste mit ihren Dattelpalmen, welche einen salzigen Brunnen beschatten; was würden sie singen von diesem Thale, das zwischen riesige Sandberge eingerahmt, sich frisch und grün längs eines Baches hinzieht, und auf eine halbe Stunde in die Breite mit Weingärten, Oelpflanzungen und Kleefeldern prangt? Am folgenden Morgen schaute ich die Umgegend an, als hätt' ich in meinem Leben noch keine Weinstöcke und Olivenbäume gesehen. Die Erinnerung an den Sand von gestern und die trübselige Aussicht, dasselbe Elend noch einmal zu erdulden, machte mich vor dem Gedanken erbeben, mein Maulthier zu besteigen; aber der Arriero fluchte und klagte, und so mußten wir unsern Zug durch die Wüste aufs neue beginnen.

Schon konnte man deutlich den Vulcan von Arequipa sehen, an dessen Fuß die Stadt erbaut ist, nach der wir zogen: die Maulthiere beeilten sich ihre Ställe zu erreichen, wir waren alle frohen Muthes und legten die 14 Stunden zurück ohne abzuzäumen. Es wurde Nacht, und wir waren noch nicht aus der endlosen Steppe heraus. Indeß kündigten Lichter in geringer Entfernung und Hundegebell die Nähe von Arequipa an, und bald trabten wir durch die Vorstädte und über die große Brücke mitten unter Staubwirbeln, welche der Trott unserer Maulthiere aufjagte. Ich wurde von einem Landsmann erwartet, bei dem ich gastliche Aufnahme fand, deren ich sehr bedurfte.

Als es kaum Tag war, begab ich mich, ungeduldig die erste peruanische Stadt zu sehen, auf den Balcon meines Gemachs; die Straße war durch einen Zug von Lamas versperrt, die von ihren indianischen Führern begleitet wurden. Das Lama ist ein sehr hübsches Thier, sein Hals zierlich gebogen, wie der eines Kameels, aber ohne Höcker; es trägt den Kopf hoch und legt ihn etwas zurück; seine Augen sind wundervoll sanft, seine Beine straff und fein. Die Karawane kam aus der Sierra und brachte Holzkohlen. Jedes Thier trägt zwei kleine Säcke, welche zusammen 60 bis 100 Pfund wiegen. Das Lama ist in diesem Lande von äußerstem Nutzen, es kann auf Pfaden gehen, wohin kein Maulthier gelangt, und nährt sich während des Marsches

von den wenigen Grashalmen und den dürren Zweigen der Sträucher, an denen es vorüberkömmt. Da es, wie das Kameel, einen doppelten Magen hat, kann es mehrere Tage ohne Futter und Trunk ausdauern, was jedesmal der Fall ist, wenn es die Gebirge verläßt und nach den Sandwüsten der Küste hinabkömmt. Das Lama ist geduldig, aber langsam und eigenwillig. Wenn man es zu sehr belastet, legt es sich auf den Boden und steht ungeachtet der Schläge erst auf, wenn die Ladung abgenommen wird. Man sagt im Lande, das Lama sey für den Indianer, und der Indianer für das Lama geschaffen. Der Zug ging langsam vorwärts, getrieben durch seine friedsamen Führer, zwei Indianer und ihre Weiber, von denen jede ein Kind in einen Poncho gewickelt auf dem Rücken trug. Es waren die ersten die ich sah, und die Züge, welche ihre Race von der unsern unterscheiden, fielen mir sehr auf. Diese Indianer sind klein, wohl gewachsen, aber nicht muskulös. Ihre Haut ist rothbraun, ihre Haare sind schwarz, rauh und dicht; der Kopf ist klein, die Stirne wenig entwickelt, die Backenknochen treten hervor, die kleinen schwarzen Augen sind horizontal geschnitten, ihre Nase ist gebogen und das Gesicht länglich und bartlos. Die Männer tragen eine runde platte Mütze von blauem Tuch, ein Hemd von Baumwolle, Jacke und Beinkleid von grobem Tuch und Sandalen von ungegerbtem Leder, die mit Riemen an den Fuß gebunden sind. Wenn es kalt ist, hüllen sie sich in ihren Poncho, ein Stück Woll- oder Baumwollzeug, das zu einem länglichen Viereck zugeschnitten, in der Mitte eine Oeffnung hat, um den Kopf durchzustecken; der Poncho fällt auf beiden Seiten bis auf den Gürtel herab. Alles was der Indianer trägt, wickelt er in seinen Poncho, den er über den Rücken hängt, und dessen Enden er über der Brust zusammenknüpft.

Die Gesichtszüge der indianischen Frauen gleichen denen der Männer, nur sind sie minder eckig und haben einen sanfteren Ausdruck. Ihre Haare sind mitten auf dem Kopfe getheilt und fallen in zwei langen Flechten auf die Schultern nieder; ein viereckiges Stück Wollenzeug, gewöhnlich schwarz, deckt ihre Schultern und wird über der Brust mit einer langen messingenen oder silbernen Nadel zusammengesteckt. Eine lange enge Jacke, nach vorn offen, bei einigen geschnürt bei andern gekreuzt, umschließt ihre Gestalt; ein wollener Rock über einem halbdutzend wollener oder baumwollener Unterröcke, fällt bis über die Knöchel herab; wollene Strümpfe und Sandalen vervollständigen den Anzug. Die Stoffe zu ihrer Kleidung werden in der Familie jeden Indianers selbst gesponnen und gewebt. Die Haltung der Männer und Frauen ist unterwürfig und traurig, und wenn ein Weißer sie anblickt, nehmen sie ehrerbietig den Hut ab mit dem Gruße: Ave Maria purissima tatita. Ich ging auf die Straße hinab, um den Indianern und ihrem Zuge bis auf den Marktplatz zu folgen, der nahe an dem Hause lag, wo ich wohnte. Die Kohlen wurden abgeladen, die Llama's legten sich auf das Pflaster nieder, und die Indianer, ihre Kunden erwartend, schickten sich an, ihr einfaches Mahl zu bereiten, das aus geröstetem Mais und Suppe bestand. Dieser Marktplatz von Arequipa bot ein erfreuliches Bild dar: Melonen, Trauben, Oliven, Ananas, Orangen, Aprikosen, Pfirsiche, alle Früchte Europa's und Amerika's lagen auf Matten gehäuft, die unter jeder Bude ausgebreitet waren, und wurden durch Schirmdächer von Lappen in allen Farben vor der Sonne geschützt. Die Frauen warteten, schweigsam auf ihren Fersen kauernd, auf Käufer für ihre Waaren. Da dieser Markt der Vereinigungspunkt für die Landbewohner aus der ganzen Umgegend, die Indianer der Sierra und der Küste ist, sind die Trachten äußerst verschieden und malerisch. Ich fand hier zu meinem großen Staunen das rothe Kopftuch und das Schnürmieder der Römerinnen in der Campagna und die faltigen Tuchröcke der tyrolischen Bäuerinnen. In der Mitte des Marktes sah ich einen Kunden seltsamer Art; von Bude zu Bude gehend, nahm er ohne Scheu gelbe Rüben, Kohlköpfe, Melonen, die ihm zu behagen schienen; es war dieß ein Pferd ohne Sattel und ohne Zaum, das Pferd auf welchem der Priester reitet, wenn er das Viaticum einem Kranken überbringt. So groß ist die religiöse Ehrerbietung dieser guten Leute für die Kirche und alles was mit ihr zusammenhängt, daß selbst das Thier, welches den heilspendenden Priester trägt, zum Gegenstand der Verehrung wird; eine Indianerfrau würde es nicht wagen, dem Pferde de nuestro amo, „unsres Herrn," wie sie den lieben Gott nennen, zu wehren von den Früchten und Gemüsen ihrer Bude zu naschen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ursachen des Krieges auf Sumatra.

(Schluß.)

Den 28 Mai 1819 hatte der Capitän der Infanterie, Deinema, im Namen des holländischen Gouvernements Padang und die Padangschen Binnenländer von dem brittischen Befehlshaber übernommen. Man glaubte sich mit einer Compagnie Europäer und mit einem bengalesischen Truppencorps, welches man von den Engländern übernahm, stark genug zur Besetzung dieses Landes. Die inländischen Truppen beliefen sich auf 76 Mann. Der Commandant, mit Uebereinstimmung des Residenten Du Puy, schickte im April 1820 zur Unterdrückung der Padris und zur Beschirmung des Binnenlandes zwölf inländische Soldaten in diese Landstriche, womit man die Sache abgethan glaubte. Doch bald bemerkte man an den Unruhen im Lande, daß man den Feind noch nicht kannte.

Die Häuptlinge von Menangkabo schlossen mit dem Residenten im Namen des Gouvernements einen Vertrag (10 Febr. 1821), worin sie einen Theil des Landes abtraten, dafür die Hülfe gegen die Padris ansprachen und die Wiederherstellung der uralten Gesetze und Gebräuche verlangten.

Nun ging der Capitän Goffinet im April 1821 mit einem kleinen Detachement nach Suli Ayer, und nahm den befestigten Platz Samawang ein. Obgleich der Widerstand unerwartet hartnäckig gewesen war, glaubte dieser Kriegsmann doch mit fünfzig Europäern Verstärkung und einem Mörser von 6 Zoll Linie einnehmen und die Padris unterwerfen zu können.

Doch der Generalgouverneur, van der Capellen, mißbilligte den Angriff ohne vorhergehende Kriegserklärung, und die Sachen blieben in statu quo, bis im September die Padris Samawang selbst anfielen. Obgleich sie zurückgeschlagen wurden, erkannte man doch jetzt seinen Feind besser, und schickte den Obersten Raaff mit einer stärkern Truppenmacht nach Padang. Diese bestand aus der Flankencompagnie des 18ten Inf.-Reg. mit 4 Officieren und 150 Grenadieren und Ergänzungsmannschaften für die Flankencompagnie des bereits dort anwesenden 19ten Bat. Infanterie, 27 Mann, und 10 Kanonieren. Es waren also 187 Mann und zu Padang befanden sich bereits 307 Mann nebst 8 Officieren, also im Ganzen 12 Officiere und 494 Mann.

So hat dieser 20jährige Krieg, der Tausende wegfraß, mit einer kleinen Mannschaft begonnen, die aber zu einer ansehnlichen Macht sich entwickeln sollte. Die geringe Macht, welche man erst aus Unkenntniß dem Feinde entgegenstellte, hat man aus kaufmännischem Geize nur allmählich verstärkt, und erst nachdem tausend Leichen

diesen Boden gedüngt, nachdem die Befehlshaber Raaff, de Steurs, Bauer, Cleerent und Michiels Ruhm und Kräfte auf das Spiel gesetzt, kam der Generalmajor Cochius mit hinreichenden Mitteln und machte durch die Einnahme von Bonjol dem Kriege ein Ende.

Michiels, zum Gouverneur der Westküste von Sumatra ernannt, beherrschte die eroberten Länder mit eiserner Hand. Nachdem die Secte der Padris auseinandergesprengt war, griff er auch das Reich Atjin an, eroberte dessen beste Provinzen, und nur das Dräuen des brittischen Leoparden konnte den holländischen Löwen bewegen, die über diese Länder ausgestreckte Tatze wieder einzuziehen. Mit gewohnter Schnelle wurde der Aufstand bei Batiepo im J. 1841 unterdrückt, und dieser sowohl als der Imam von Bonjol büßten ihre Widersetzlichkeit mit Verbannung. Dieser Krieg auf Sumatra ist wohl der Mühe werth von einer tüchtigen Hand beschrieben zu werden, da er den Holländern ein Land in ihre Macht gegeben hat, welches an Größe Italien wenig nachgibt, an Erzeugnissen eines der reichsten des Erdbodens ist, ein Land das, wäre es in Händen einer großen Nation, zur Colonisation von Millionen Auswanderer dienen könnte; und welche Nation verdiente mehr dieses Land zu besitzen, als die deutsche, deren Söhne hier gestritten, hier geblutet haben. — In dieser unbehaglichen Zeit, wo vor unsern Augen kolossale Weltreiche sich entwickeln und die kleinen Staaten zu verschlingen drohen, kann unmöglich ein kleines Volk seine Besitzungen behaupten, wenn es sich darum handelt, auf welche Seite bei einem allgemeinen Kriege es sich schlagen soll. Das holländische Volk ist als ein Zweig des deutschen Stammes auf diesen hingewiesen. Es wird sich im Falle eines allgemeinen Krieges nicht England in die Arme werfen, von welchem es immer beraubt worden ist; nicht Frankreich, das, wie die Erfahrung gelehrt, es nicht beschützen kann und dessen celtischem Stamme es fremd ist, nicht dem fernen Rußland, sondern Deutschland, das ihm in Lage und Abstammung am nächsten ist.

Dann wird Deutschland nicht mehr seine Kräfte zersplittern, dadurch daß es jährlich Hunderttausende nach fremden Colonien ziehen läßt; es wird sich nicht mehr lächerlich machen durch den Ankauf unbedeutender, kaum nennenswerther Inseln. Die reichen Binnenländer Sumatra's, jene gesegneten Striche, wo das schönste Klima herrscht und majestätische Flüsse in langem Laufe der Ostküste zuströmen, gleichsam durch die Natur zur Ausfuhr der reichen Producte bei freiem Handel bestimmt, können Millionen fleißiger Colonisten nähren und die Ergebnisse des Mutterlandes können bei diesen einen reichen Absatz finden: dann wird auch Holland nicht mehr nöthig haben, zur Aufrechthaltung des Prohibitivsystems mit ungeheurer Anstrengung eine Kette von Forts zu errichten und zu unterhalten. Die durch freien Handel und Verkehr mit dem Mutterlande innig verbundenen Colonien werden in ihren glücklichen Einwohnern eine lebende Mauer jedem Feinde entgegenstellen, der es wagt sie anzugreifen.

Seit der Besitznahme jener Küstenplätze, welche früher durch den Pfefferhandel bekannt waren, ist der Ertrag des Pfeffers sehr gesunken. Bis jetzt ist Sumatra für Holland eine kostspielige Besitzung, weil es eine Truppenmacht von 6000 Mann erheischt und die Ausgaben noch bedeutender als die Einkünfte sind. Viele Küstenplätze wo Garnisonen liegen, sind ungesund, und nur in den Binnenländern fühlen sich die Europäer wohl. Die Binnenländer gehen langsam vorwärts. Das Volk ist gut, doch roh, an der Küste dagegen allen möglichen Lastern ergeben und reif zur Ausrottung. Vorall die Atjineien sind verächtlich durch Betrug, Rachsucht, Mordlust, Feigheit, Verrath und unnatürliche Laster. Die Battaks, obgleich Menschenesser, sind viel unschuldiger und wohl einer bessern Cultur fähig. Was dem Lande noththut, sind eifrige Landbauer, denn selbst zur Anlage von Plantagen fehlt es noch an Menschen. Der Goldreichthum der Flüsse und Berge ist noch wenig benutzt. Benzoe, Campher und Elfenbein werden ziemlich planlos gewonnen.

So sehen wir daß Fanatismus und Intoleranz weniger Islamiten den Europäern den Weg in dieses Land gebahnt hat, daß auch hier der Islam eben so wie in der Türkei, in Indien und auf Java eine schwere Niederlage erlitten hat, und daß das Christenthum seine siegreiche Fahne über der zertrümmerten mohammedanischen Despotenherrschaft pflanzt. Möge das Christenthum nicht vergessen, daß es nur gesiegt hat weil seine Sache gerecht war, weil es die Knechtschaft des Leibes und der Seele bestritt.

Nur dann wird es den mohammedanischen Völkern lieb und werth werden, wenn es auf dem Wege wahrer Humanität vorausschreitet. Diese aber besteht darin, daß sie alles vermeidet was die körperliche und geistige Ausbildung des Nebenmenschen hemmt. Nationalwohlstand ist ihr Resultat. Dieser aber kann nur blühen unter einer freisinnigen Regierung.

Toleranz, Handels- und Gewerbefreiheit ist ein nothwendiges Erforderniß einer solchen. Es ist verkehrt zu glauben, daß man die eine begünstigen und die andere unterdrücken könne. Auch hier ist die Geschichte unsere Lehrerin, welche uns zeigt, daß nur die Vereinigung von Menschen dauernd ist, welche die Gesetze der Vernunft und des Menschenrechts ehrbietigt. So lange die Europäer in diesen Gegenden solche Gesetze befolgen, wird ihre Herrschaft dauernd seyn. Möge es dem germanischen Stamme vorbehalten seyn, wo jetzt noch Elend und Rohheit herrscht, Glück und Wohlfahrt zu verbreiten.

Sklaverei in Liberia.

Die Worte scheinen einander zu widersprechen und doch ist es Wirklichkeit, die Sklaverei hat in dem zum Behuf ihrer Abschaffung ins Leben gerufenen Liberia ihren Sitz; zum wenigsten berichtet uns Forbes in seinem schon angeführten Werke folgendes: „in Liberia herrscht so viel oder mehr Haussklaverei als in den Staaten Nordamerika's selbst. Trotz der anziehenden Berichte über diese neue Republik kann sie doch nicht als ein Beispiel für eine bessere Zukunft hingestellt und muß wo möglich umgewandelt werden, selbst auf Kosten einer innern Revolution oder einer gänzlichen Vernichtung. Ich zweifle, ob manche wohlwollende Christen Englands wissen, daß die Musterrepublik in Wahrheit nur ein Name, eine neue Form für die Sklaverei in dem versklavten Afrika ist, und bis das System geändert werden, keineswegs die große Unterstützung verdient, die es von wohlwollenden Engländern empfängt. Das System der Sklaverei ist auch durchaus nicht auf die eigentlichen Einwohner Liberia's beschränkt, sondern selbst Engländer erhalten indirect sogenannte Pfänder, die im vollen Sinn des Worts Sklaven sind. Das Verfahren ist folgendes: der Kaufmann nimmt eine Frau des Landes, und diese verwaltet sein Hauswesen. Er fragt nicht, wie sie ihre Diener miethet, aber sie nimmt Pfänder an, d. h. Männer, Weiber und Kinder an Zahlungsstatt für gelieferte Waaren. Sie sind vollkommen Sklaven, nur können sie nicht außerhalb des Landes verkauft werden. Ich selbst kenne die eingeborene Frau eines brittischen Kaufmannes, welche 40 Pfänder hat, die alle Dienste im Hause versehen."

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Erster Theil.

(Schluß.)

In dem letzten Kampfe der Mulatten-Regierung gegen die Opposition der Mulatten, waren die Massen, welchen man von beiden Seiten

Zugeständnisse gemacht, beinahe neutral geblieben. Nachdem die in ihrem Namen gemachte Revolution einmal vollendet war, hatten sie noch mehrere Monate ruhig im Dienste der Republik verlebt. In Port-au-Prince kamen von sechstausend Wählern nur zweihundert zusammen; an manchen wichtigen Orten zeigte sich nicht ein einziger. Als aber die neue Regierung den Erwartungen so gar nicht entsprach, und das „schwarze Volk" sich entschieden vergessen sah, da erwachte die Lust zu einer Revolution. Candidaten zeigten sich schnell in Menge. Die schwarzen Generale Salomon und Dalzou empörten sich beinahe gleichzeitig, der eine im Süden, der andere in Port-au-Prince. Nach einiger Zeit tröstete sich der von den Dominicanern geschlagene schwarze General Pierrot damit, daß er sich im Norden für unabhängig erklärte. Der Westen proclamirt seinerseits den schwarzen General Guerrier. Da erschien im Süden ein Neger und Schönredner aus der Schule Jean-François. Er nannte sich Acraau, „Obergeneral der Forderungen seiner Mitbürger;" er trug riesenhafte Sporen an seinen nackten Fersen und durchstreifte, gefolgt von einer Banditentruppe, die aus Mangel an Gewehren größtentheils mit zugespitzten Stangen bewaffnet war, im Interesse „der unglücklichen Unschuld" und der „Eventualität der nationalen Erziehung" die bei seinem Herannahen von den Bewohnern aus Furcht verlassenen Städte. Speciell führte Acraau das Wort im Namen des „Landvolkes, das aus dem tiefen Schlafe erwacht;" — was sagt der Bodenbebauer, rief er in einer seiner Proclamationen ohne Ende, worin die mitleidloseste Hartnäckigkeit des Negers und des Bauern der Partei Hérard keine ihrer Versprechungen schenkt, „was sagt der Landmann, dem er durch die Revolution eine Verminderung der Preise fremder Waaren und einen sicheren Werth seiner Lebensmittel versprochen? — Er sagt, man habe ihn betrogen."

Nach Guerriers durch übermäßigen Trunk erfolgtem Tode kam Pierrot, Christophs Schwager, an das Ruder. Er quälte die Fremden, lag stets mit dem französischen Consul, Hrn. Levasseur, im Hader, wurde von den Dominicanern geschlagen und brachte abermals Schrecken unter die Mulatten. Er war im Grunde eben ein lächerlicher aber gutmüthiger Mensch, der viel weniger aus Leidenschaft als aus Einfalt dem Drängen des ultra-afrikanischen Elementes nachgab. Allein er war eben ein guter Mensch nach Art der Negertyrannen. Gefiel ihm eine verhängte Strafe nicht und quälte ihn gerade die Laune, so erinnerte er sich seines Rechtes dieselbe zu ändern, und verwandelte dieselbe in Todesstrafe. Sein Lieblingstraum war vorwärts zu kommen, wenn nicht an Macht, so doch an Würde, und er ging damit um, die Präsidentschaft des Nordens, des Westens und des Südens gegen ein kleines Königreich im Norden zu vertauschen. Eines schönen Morgens begab es sich aber, daß ohne alle vorgängige Verabredung Schwarze und Mulatten ihm den Abschied gaben.

Die moralische, ökonomische und politische Verschmelzung der beiden Farben war schon beinahe vollendet. Es handelte sich nur noch darum, einen Mann zu finden, welcher im Stande war die Folgen dieser neuen Lage zu entwickeln, einen Mann, der die guten Seiten aus dem Systeme Christophs mit demjenigen von Pétion und Boyer vereinigte, der energisch war, wie der erstere, aber menschlich, freisinnig und der Civilisation geneigt blieb wie die beiden anderen; sey es Ueberlegung oder Instinct, das Nationalgefühl irrte sich nicht, als dasselbe den General Riché als Nachfolger Pierrots berief. Riché, der seine Erhebung seiner Hautfarbe[1] verdankte, besaß den Verstand und beinahe das Wissen der Mulattenführer, und verwirklichte so einen Augenblick das Ideal einer haitianischen Regierung. Bei einer gewandten Behandlung der beiden Elemente, aus denen seine Unterthanen bestanden, wollte und konnte er einerseits das Land fremden Capitalien erschließen, andererseits aber die innere Arbeit reorganisiren, als eine plötzliche Krankheit ihn zu allgemeinem Bedauern zwei Tage vor dem ersten Jahresfeste seiner Erhebung hinwegraffte.

Indessen war nicht alles verloren. Die beiden Candidaten, welche die öffentliche Meinung bezeichnete, die schwarzen Generale Paul und Souffrant, schienen gleich fähig, die Politik Riché's fortzusetzen, und sie schienen dieß in gleichem Grade zu wünschen. Auch der Senat, welcher nach den Bestimmungen der Verfassung den Präsidenten zu wählen hatte, theilte sich zwischen beiden; aber eben aus der Gleichheit ihrer Ansprüche entsprang die Gefahr einer Spaltung in der Nation, oder eine mißliche Stellung für denjenigen, welcher den Sieg davontragen sollte. So schlug Herr Beaubrun Ardouin einen dritten Candidaten vor, der keinen Zwiespalt verursachte, weil niemand an ihn dachte, und zur großen Verwunderung des neuen Präsidenten, wie des Landes, ernannte der Senat den General Faustin Soulouque (1 März 1847).

Er war ein guter, dicker, friedliebender Neger, der seit 1804, wo er Bedienter bei dem General Lamarre war, alle Ereignisse in seinem Lande mitgelebt hatte, ohne daß irgend eine Spur, schlimm oder gut, zurückgeblieben wäre. Im Jahre 1810 fiel General Lamarre bei Vertheidigung des Hafens gegen Christoph, und Soulouque, der schon Adjutant bei seinem Herrn geworden war, erhielt den Auftrag, dessen Herz Pétion zu überbringen. Dieser ernannte ihn zum Lieutenant in seiner Garde zu Pferd und vermachte ihn später Boyer als ein Zugehör seines Präsidentschaftspalastes. Boyer ernannte ihn zum Capitän und commandirte ihn zum ausschließlichen Wächter über Fräulein Joute, eine goldfarbige Diana de Poitiers, welche nach einander die Präsidentin zweier Präsidenten gewesen war. Bis zum Jahre 1843 blieb Soulouque vollständig vergessen; seither aber unterstützte ihn jede Revolution mit einem Rucke bei dem Ersteigen des Klettermastes, von welchem er eine Krone herabzuholen gewiß nie sich hatte einfallen lassen. Unter Hérard wurde er Escadronchef, unter Guerrier Oberst, unter Riché General und Obercommandant der Palastgarde.

Der neue Präsident war 60 bis 62 Jahre alt, aber das helle Feuer seiner Augen, das gleichartige und leuchtende Schwarz seiner Haut, seine dunkelschwarzen Haare hätten bei ihm auf den ersten Anblick nicht mehr als 40 Jahre vermuthen lassen. Das ist das Privilegium der Neger aus guten Stämmen, daß sie erst in dem Alter alt zu werden anfangen, wo die Gebrechlichkeit bei den Weißen sich einstellt, und daß sie auf einem achtzigjährigen Kopfe oft kohlschwarze Haare haben. Die regelmäßige und symmetrische Kahlheit des oberen Theiles seiner Stirne ließ nur den schönen senegalischen, d. h. beinahe europäischen Typus, einen Typus, den eine gerade Nase, nur wenig aufgeworfene Lippen und durchaus nicht zu sehr hervorspringende Backenknochen vollständig machten, umsomehr hervortreten. Aeußerst sanfte Augen, welche ein schönes Licht strahlten, erinnerten abwechselnd an den klaren erschrockenen Blick des sechsjährigen Kindes und an die verständige Schlauheit des einschlafenden Katers. Nur die Linien, welche von den Nasenlöchern nach den beiden Mundwinkeln führten, bildeten einen Contrast gegen die Jugend dieser Physiognomie; im Ganzen aber hatte sie etwas anziehendes, wo nicht imponirendes.

Die unüberwindliche Schüchternheit des neuen Präsidenten, welche ihn bisweilen unverständlich stottern machte, flößte seinen Freunden allein ernste Besorgnisse ein, und von dem folgenden Tage an, an welchem nach altem Herkommen ein Te Deum seine Erhebung zu der Präsidentenwürde feierte, gewahrte man, daß dieß nicht seine einzige moralische Schwäche sey. In der Kirche schlug Soulouque hartnäckig den Ehrensitz aus, der ihm für diese Ceremonie bestimmt war. Noch an demselben Tage erfuhr man den Grund von dieser sonderbaren Abneigung: der fragliche Sitz war verzaubert!

Wir werden erzählen wie und warum dieser Stuhl verzaubert war, und wie es diesem harmlosen, armen Manne, der an Hexen glaubte und noch glaubt, der beim Reden aus Befangenheit stottert, der vor jedem Fremden die Besonnenheit verliert und erröthet, wie es diesem Manne gelungen, Mulatten und Schwarze vom Lachen zum Schrecken, vom scherzenden Mitleid zum ehrerbietungsvollen Niederwerfen zu bringen, so daß sie auf diese alte Negerschultern einen Kaisermantel warfen, der, so grotesk er sich dort ausweist, doch wirklich ein Purpur ist, denn er war ein volles Jahr in Blut getaucht.

[1] Riché war Mestize, Greiffe, d. h. äußerlich unterschied ihn nichts von den Schwarzen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 59. 10 März 1851.

Die englische Ministerkrise.

Wenn es wahr ist, was von verschiedenen Seiten behauptet wurde, daß die päpstliche Maaßregel in Bezug auf die englischen Bischofssitze von kundiger Hand geleitet und gerade zu der Zeit ausgeführt wurde, wo sie am ehesten das jetzige englische Ministerium und damit den gehaßten Lord Palmerston stürzen konnte, so muß man gestehen, daß der Streich vortrefflich berechnet war, und das Mißlingen nicht die Schuld seiner Urheber ist. Daily News sagt geradezu: „der wahre General, der die Whigs geschlagen und Lord John Russell von seinem Ministersitz gejagt hat, das ist der Cardinal Wiseman. So hat also mitten im 19ten Jahrhundert der römische Hof nicht bloß England in Diöcesen getheilt, sondern auch das Parlament drunter und drüber gebracht." Daß die Wahrheit dieses Satzes keinem Zweifel unterliegt, davon kann sich jeder überzeugen, der die Erklärungen der verschiedenen sämmtlich widerwilligen Ministercandidaten gelesen hat. Fragt man indeß, ob dieß Ergebniß zu vermeiden gewesen wäre, so erheben sich starke Zweifel; allerdings war der Brief Lord J. Russells an den Bischof von Durham sehr unklug und hätte namentlich in manchen Einzelnheiten vorsichtiger abgefaßt seyn können; der Fehler lag aber weniger im Minister als in der Nation, denn das Ministerium war fast genöthigt zu zeigen, daß es bei dem als eine Beleidigung gegen die Nation betrachteten Schritt nicht gleichgültig bleibe. Der Economist stellt eine Alternative auf, die sehr richtig gefaßt ist und die wir deßhalb wörtlich anführen: „viele, heißt es daselbst, beklagen sich jetzt über die Bill gegen den päpstlichen Uebergriff, weil sie, wie wir offen gestehen müssen, zu der jetzigen Krisis und zu dem Sturze der Regierung geführt hat. Wir bitten aber die, welche so urtheilen, wohl zu überlegen, was geschehen wäre, wenn die Regierung es für ihre Pflicht gehalten hätte, nichts zu thun? Das Parlament wäre zusammengetreten, und drei Viertheile der Mitglieder waren theils aus eigenem Antrieb, theils durch ihre Wähler zum voraus verpflichtet, gegen die päpstlichen Uebergriffe in die Schranken zu treten. Eine nichtsthuende Regierung wäre gleich bei der Adresse an die Krone durch eine überwältigende Majorität geschlagen worden. Eine Veränderung wäre eingetreten unter Umständen, welche einen Compromiß unmöglich gemacht hätten. Lord Stanley wäre ans Ruder gerufen worden unter dem doppelten Ruf um Abwehr des päpstlichen Angriffs und um Wiederherstellung des Schutzsystems, und ein Parlament wäre gewählt worden, das einem protectionistischen Ministerium wahrscheinlich eine Majorität von 2 zu 1 gegeben hätte. Man muß sich selbst täuschen, wenn man glaubt, daß in diesem Augenblick und bei solchen Fragen eine Wahl hätte vor sich gehen können, wobei es auch nur einem einzigen Mitglied, das von irgend einer bedeutenden Stadt Englands gewählt wurde, frei gestanden wäre, nichts zu thun?"

Man sieht ganz deutlich, die klügern, vorurtheilsfreiern Engländer fühlen, daß man ihr Volk an seiner schwachen Seite, an seinen religiösen Vorurtheilen gefaßt hat. Die englische Freiheit ist emporgewachsen im Kampfe gegen die römische Hierarchie, und diese Tradition hat sich erhalten, selbst unter den Dissidenten, welche durch die Vorrechte der englischen Staatskirche nicht minder benachtheiligt und bedroht sind, als die Katholiken. Aber im Laufe der Zeiten hat sich in die alte intolerante Einrichtung des englischen Staatswesens hinlänglich der Geist der neuern Toleranz eingedrängt, daß die Strafgesetze gegen andere Religionsparteien theils aufgehoben, theils nicht mehr vollzogen wurden; der alte Haß gegen die römische Hierarchie hat sich jedoch erhalten. Die römische Curie, oder wer hinter ihr stand, hat diesen Stand der Dinge sehr richtig beurtheilt, und den Schritt der katholischen Diöcesaneintheilung Englands gethan, wohl wissend, daß sie einen Sturm gegen sich aufregen werde, aber auch daß man ihr rechtlich nichts anhaben könne. Verhielt sich nun das Ministerium bei dem ausbrechenden Sturm ruhig, so wurde es von diesem fortgerissen, schritt es ein, so mußte es seine Ohnmacht offen zur Schau tragen; in beiden Fällen war es verloren. Lord Stanley hat in seiner mannichfach denkwürdigen Rede die Gründe dieser Ohnmacht sehr richtig angegeben: „ich bin der Ansicht, sagte er, die Maaßregel des Papstes sey an sich selbst von geringer Bedeutung gewesen, aber von unendlich größerer Bedeutung geworden durch den beleidigenden Ton, in welchem sie eingeführt wurde, indem man sie als einen Act der Autorität über das Königreich England ankündigte und in die unzweifelhaften Rechte und Privilegien der Krone so wie in die Unabhängigkeit des Parlaments eingriff; ich glaube, daß man mit Rücksicht auf die Würde der Krone und des Parlaments unmöglich dieß Verfahren unbeachtet lassen konnte, ich kann aber nicht sagen, daß ich die Art, wie man der Beleidigung entgegentrat, billige. Ich bin der Ansicht, daß die von der Regierung eingebrachte Maaßregel eher den Stempel der Leidenschaft und der Uebereilung als der ruhigen und reifen Erwägung trägt, und ich glaube meinerseits, daß wenn dieß alle gesetzliche Maaßregeln seyn sollen, welche die Rathgeber der Krone vorbringen, es besser wäre, gar kein Gesetz einzubringen, als ein unwirksames. Ich glaube daß die Bill der Regierung nicht die wahre Gefahr ins Auge faßt, sie berührt nur die Beleidigung und diese in unwirksamer Weise, die wahre Gefahr liegt in dem allmählichen Wachsthum und Uebergreifen der Papstgewalt und der unter dem Papst stehenden Prälaten durch Eingriffe in Dinge, die nicht

rein und streng religiös sind, und in der Anmaßung von Befugnissen, die das Gesetz des Landes nicht verletzen, aber auch nicht mit demselben übereinstimmen." Hier ist es klar gesagt. Lord John Russell hat der vagen Stimmung des englischen Volks das Wort geliehen und sich zum Echo der traditionellen Abneigung gegen die römische Hierarchie gemacht, aber die Gesetzbeamten, die er fragte, haben in den Maaßregeln der römischen Curie, welche erfahrene englische Rechtsgelehrte genug an der Seite hatte, keine formelle Gesetzverletzung finden können.

Es sind in England jetzt nur zwei Fälle denkbar: entweder verfährt man, wie Cobden und seine Freunde wollen, ganz amerikanisch und kümmert sich gar nicht um die religiösen Verhältnisse; das ist durchaus nicht wahrscheinlich, denn dadurch würde die Staatskirche im Princip aufgegeben und jeder andern Secte gleichgestellt, oder aber die alten Gesetze über Religionsverhältnisse müssen streng ausgeschieden und revidirt, der Unterschied zwischen bürgerlichen und kirchlichen Rechten juridisch festgesetzt, und jedes Uebergreifen der Geistlichen in diese bürgerlichen Gesetze streng geahndet werden. Das ist ein mühseliges Beginnen, aber in seinem Fortgang reich an den wichtigsten Ergebnissen; wir haben auf dem Continent die preußische Regierung mit einer schwach und in polizeilicher Weise organisirten Staatskirche den Kampf mit der römischen Curie aufnehmen und nicht durchführen sehen: die Streitschriften, die zuletzt gewechselt wurden, stehen sich in den Grundsätzen schroff und unversöhnt gegenüber, in Praxi aber hat erstere nachgegeben. In England steht ein festgeschlossenes, reiches, durch die ganze Gesellschaftsverfassung getragenes Kirchensystem der römischen Curie gegenüber, und wird nicht weichen. Ob es nicht im Verlauf des Streits Concessionen machen und sich selbst mehr oder minder umgestalten muß, ist eine ganz andere Frage; es wird die Concessionen nicht der römischen Curie, sondern der allgemeinen Toleranz und der Freiheit der Entwicklung machen, wie denn die ganze Angelegenheit zum Vortheil des protestantischen Princips in England, wenn auch nicht zum Vortheil der englischen Staatskirche ausschlagen muß. Das hat auch Lord John Russell klar erkannt, wenn er in seinem Briefe an den Bischof von Durham dem Puseyismus das Verdammungsurtheil aussprach, und wenn er in der Wahl der Mittel gegen den „päpstlichen Uebergriff" auf eine falsche Bahn gerieth, so hat dieß wohl politische, aber keine kirchlichen Folgen.

Wir haben auf die Fortschritte eines beschränkten religiösen Eifers in England aufmerksam gemacht, und dieser ist jetzt eine ernste Verlegenheit geworden. Lord John Russell hat durch seinen Brief, für den sich, wie wir aus oben citirter Stelle des Economist gesehen, manche Entschuldigungsgründe anführen lassen, nur Oel ins Feuer gegossen, seine einzige Hülfsmannschaft, die Peeliten, können nicht mit ihm gehen, Lord Stanley findet sich einerseits durch den Stand der öffentlichen Meinung in der Freihandelsfrage gehemmt, und mag andrerseits die Erbschaft Lord John Russells in der Kirchenfrage nicht übernehmen, hat übrigens, was wohl zu beachten, in der Sitzung vom 28 Februar ein vollständiges Regierungsprogramm aufgestellt, denn er erwartet in nicht ferner Zukunft eine Auflösung des Parlaments und damit das Hervortreten einer Umstimmung der öffentlichen Meinung in Bezug auf den Freihandel, eine Umstimmung, die es ihm möglich macht, dem gedrückten Stand der Ackerbauer eine Erleichterung zu verschaffen. Diese Erwartung ist wohl ziemlich gerechtfertigt, wenn bis zur nächsten Parlamentswahl das alte Wahlgesetz bleibt, aber eben dieß ist zweifelhaft. Lord John Russell wurde über einer Wahlfrage, der Gleichstellung der Wähler in Grafschaften und Städten, geschlagen mit einer Mehrheit von 2:1, und in einem unbewachten Augenblick entfuhr ihm die Erklärung, er habe einen ähnlichen Vorschlag machen wollen, aus mancherlei Gründen aber denselben auf die nächste Session im J. 1852 verschoben, d. h. auf die letzte, welche dieß Parlament rechtlich durchzumachen hat, denn sein Mandat erlischt im nächsten Jahre; er wollte also mit dem Vorschlag einer Wahlerweiterung am Ende des Jahres 1852 vor die Wähler treten. So lange wird indeß Lord John Russell die Regierung nicht fortführen, denn sein schon vorher stark geschwächtes Ministerium hat durch den Verlauf der Krise einen unheilbaren Stoß erhalten: es ist zu Tage getreten, was die Einsichtsvolleren schon lange wußten, daß das Ministerium nur bestehe, weil man es durch kein anderes zu ersetzen wisse. Dieser bis zur Ministerkrise andauernde negative Vorzug ist zum positiven Nachtheil geworden, seit die bedeutendsten Männer geradezu erklärt haben, daß sie nichts mit ihm zu thun haben wollen. Seine ministerielle Existenz dürfte sich kaum über dieses Jahr hinaus erstrecken, und jedenfalls wird seinem Austritt eine Parlamentsauflösung folgen, wo nicht vorangehen. Für England ist aber bei einer Parlamentsauflösung die Frage über Freihandel und Schutzzoll Hauptsache, die Kirchenfrage nur eine Verlegenheit, die mit dem Nachlassen der kirchlichen Aufregung mehr und mehr abnehmen wird.

Die wesentliche Folge des sogenannten päpstlichen Uebergriffs wird eine Erneuerung und Kräftigung des protestantischen, nicht kirchlich protestantischen Geistes seyn durch die Erkenntniß, daß England mit seinem verknöcherten Kirchensystem dem consequenten, stets den Zeitformen sich anbequemenden katholischen Kirchenwesen nicht widerstehen kann. Was den kirchlichen Punkt betrifft, ist der Schritt der römischen Curie offenbar zu früh gekommen, denn sie durfte nur den Kryptoromanismus im Innern der englischen Staatskirche fortwirken lassen, um in späterer Zeit größere und sicherere Erfolge zu erlangen; jedes Hervortreten unter eigenem Namen mußte ihr schaden und allen alten Haß gegen sie wachrufen. Wenn es wahr ist, was ja oft behauptet wurde, daß die päpstliche Maaßregel schon im J. 1848 beschlossen war, so konnte sie eben so gut, wie zwischen dem J. 1848 und 1850, auch noch einige Jahre länger ruhen, aber die politischen Nebenzwecke, die fremder Einfluß damit zu verfolgen schien, litten keinen Aufschub: der „Wühler" Palmerston sollte entfernt werden. Das ist mißlungen: Palmerston bleibt, ja er war im Verlaufe der ministeriellen Krise sogar einmal von einem Ministerium mit Lord Palmerston an der Spitze der Rede. Lord Palmerstons Verhalten ist allerdings manchem ein Pfahl im Fleisch, und er hat namentlich den Russen nie verziehen, daß sie ihn im Jahre 1834 hinsichtlich der persischen Angelegenheiten völlig übertölpelten, aber Palmerston handelt nicht willkürlich, seine Bahn ist ihm durch die Interessen Englands vorgezeichnet, und kein Nachfolger, wer er auch seyn mag, wird wesentlich davon abweichen können. Auf solchem Wege, wie der, den man eingeschlagen, wird Palmerston nicht gestürzt, es gibt andere Mittel, England zu einer andern Sinnesart zu bringen, aber diese Mittel will man nicht anwenden; die alten jedoch sind und bleiben verbraucht.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

I. Arequipa.

(Fortsetzung.)

Arequipa ist eine kleine Stadt, in der man gar bald erfährt, was sich Neues zugetragen hat. Die Ankunft eines französischen

Caballero, welcher aus Neugierde reiste und nicht das geringste zu verkaufen hatte, erregte ein gewisses Aufsehen, und ich wurde mit Zuvorkommenheiten überhäuft. Der Gebrauch im Lande ist, daß die Männer dem neuangekommenen Fremden zuerst einen Besuch machen, und ihr Haus zu seiner Verfügung stellen; die Frauen, welche Gesellschaft bei sich sehen, schicken ihre Männer, Söhne, Brüder, oder ihren Majordomo, wenn sie allein sind, um ihre Empfehlungen zu sagen, und ebenfalls ihr Haus à la disposicion de usted, die herkömmliche Redensart, zu stellen. Ich erhielt daher unmittelbar oder durch Stellvertretung Besuche von einem Theile der Ortseinwohner, sowohl Spanier als Fremde. Die fremden Kaufleute bilden keine besondere Gesellschaft; mehrere, besonders Engländer, sind an einheimische Frauen verheurathet. Die äußere Ruhe der spanischen Frauen, ihre Abneigung gegen jede Bewegung außer Tanzen und Reiten stimmen hinlänglich zu den häuslichen Sitten der englischen Kaufleute, deren mehrere sich für immer in Peru niedergelassen haben.

Obgleich der Handel der Fremden die Seele der Bevölkerung von Arequipa ausmacht, reicht dennoch das kluge Benehmen der europäischen Kaufleute in den häufigen Unruhen von Peru, der Credit welchen sie den Handelsleuten in der Stadt und auf dem Lande bei sich eröffnen, und ihr ehrenwerthes Betragen kaum hin, sich von den Eingebornen Duldung zu erwirken. Ein Europäer mag immerhin eine Arequipanerin geheurathet haben, er bleibt doch stets ein Estrangero; er kann gar ein guter Estrangero seyn, aber er wird doch niemals ganz und gar hijo del pais, Sohn des Landes, einer der Ihrigen werden. Die spanischen Amerikaner, welche nur wenige einheimische Producte gegen Waaren aus Europa zu vertauschen haben, sehen sich genöthigt mit Geld zu bezahlen, und sobald dieses Geld einmal in der Casse des fremden Kaufmanns ist, fließt es unfehlbar nach Europa; auch wurden schon mehrmals den peruanischen Kammern Bittschriften eingereicht, welche dahin zielen, die fremden Kaufleute zu vertreiben, um diese Ausfuhr des baaren Geldes zu verhindern; solche Anträge erneuern sich bei jeder politischen Bewegung; die Fremden haben nur das Recht in den Hafenorten der Küste Handel zu treiben; sie werden zu Arequipa geduldet, weil man diese Stadt als Niederlage von Islay, ihrem Seehafen, ansieht.

Die Provinz Arequipa sendet in das Innere des Landes starke Weine und sehr geschätzte Branntweine, welche in den Thälern an der Küste destillirt werden. Zur Ausfuhr liefert sie Silber in Barren, Gold in Staub und Stangen, Salpeter, Chinarinde, welche aus dem Innern von Bolivia kömmt, und Wolle. Diese Wolle wird aus der Sierra gebracht, und von vier verschiedenen Thierarten, dem Schafe, dem Llama, dem Alpaca und der Vigogne gewonnen. Die Schafwolle ist von der Beschaffenheit gewöhnlicher spanischer Wolle, die der Llama und Alpaca dagegen sind stärker und rauher. Die Vigognewolle ist ohne Uebertreibung eben so schön wie die der Kaschmirziege. Diese Thiere werden seit den Zeiten der Incas wie Schafe in Hürden gezogen, und ich habe deren zwei gesehen, welche in den Straßen umherliefen und mit den Kindern spielten; sie sind schüchtern und sanft.

Ich wollte nicht in Arequipa verweilen, ohne die bedeutendsten Männer im Orte kennen zu lernen. Man stellte mich den Civil- und Militärbeamten vor, welche denen aller übrigen constitutionellen Länder glichen; diese Herren sprechen gerne von amerikanischer Politik. Der Präfect, welcher durch den Präsidenten Gamarra zum General ernannt worden, gefiel sich darin zu wiederholen, daß die beste Regierung das Säbelregiment sey. Auch war er begierig zu erfahren, was man in Paris von dem Präsidenten Gamarra halte. Ich wagte nicht ihm zu erwiedern, daß man zu Paris Peru nur vom Hörensagen kenne. Ich sah auch den General Nieto, den Anführer der constitutionellen Militäropposition und das größte Hinderniß für die Plane, welche man dem Präsidenten Gamarra zuschrieb, der ihn so viel als möglich von Lima entfernt hielt. Vom gemeinen Soldaten war Nieto durch seine Tapferkeit bis zum Grade eines Divisionsgenerals emporgestiegen, und man erwähnte rühmend die Redlichkeit und Festigkeit seines Charakters. Wenn der Bürgerkrieg aufs neue beginnen sollte, würde, wie man sagt, der General eine große Rolle darin spielen.

Ich sprach viel mit den peruanischen Beamten über den Zustand des Landes und die Revolution, welche ihn hervorgebracht hat; man sagte mir im allgemeinen: „die Revolution gegen Spanien wurde nicht durch und für das Volk vollbracht, denn die Indianer, welche das Volk unserer Provinzen bilden, sind unter der Republik geblieben, was sie unter der Monarchie waren. Das alte Regierungssystem war durch zahlreiche Mißbräuche verderbt; aber Spanier, Amerikaner und Mestizen fanden alle ihren Vortheil dabei. Zu allen Zeiten jedoch hatte ein gewaltiger und ausgesprochener Haß zwischen den aus Spanien gekommenen Spaniern und den im Lande geborenen bestanden. Die Vicekönige waren unablässig genöthigt, mit ihrem Ansehen zwischen beiden Parteien zu vermitteln, die oftmals in Kampf geriethen. Es ist dieser Haß der Crealen gerechtfertigt oder mindestens erklärt durch das Betragen der Spanier, die aus Europa gekommen, und durch die Stellen und Begünstigungen, womit sie mit Ausschließung „der Söhne des Landes“ überhäuft wurden, welcher Haß auch ausbrach, sobald sich eine Gelegenheit dazu fand. Die Crealen sind es, welche gegen die Spanier die Waffen ergriffen haben, und nicht die Republikaner gegen den König von Spanien. Die spanischen Grundbesitzer, die Angestellten bei der Regierung hielten sich ruhig während des Kampfes und begünstigten insgeheim die königliche Partei. Man hatte in diesem Lande auch nicht Einen republikanischen Gedanken; aber da man eines Losungswortes bedurfte, um Mestizen und Chiollos an sich zu ziehen, sprach man im Namen der Republik, die den Reiz des Unbekannten für sich hatte. Den niedern Beamten verhieß man große Aemter, und den Chiollas Stellen und Geld. Den Indianern aber hat man weder etwas gesagt, noch versprochen; beide Parteien haben ihre Dörfer gebrandschatzt, während sie selbst sich für beide schlugen, als hätten sie eine gerechte Sache zu vertheidigen. Nach dem Siege kam die Zeit zu Erfüllung dessen, was im Augenblick der Gefahr verheißen worden war; aber es war unmöglich, und es gab unzählige Unzufriedene. Wenn das monarchisch-constitutionelle System uns hätte als Standarte dienen können, wäre es das einzige gewesen, das einige Lebensfähigkeit verheißen durfte, aber welcher europäische Fürst hätte in diesem Lande der Zwietracht regieren mögen? Bolivar wußte es wohl, und ohne König zu werden, wollte er allen befehlen, weil er fühlte, daß nur eine feste Hand Ordnung und Gesetzlichkeit wieder herstellen konnte. Dieselbe Sprache hörte ich von den angesehensten Leuten des Landes, aber Niemand wußte etwas vorzuschlagen, um aus dieser Lage herauszukommen.

In einem Dutzend Häuser, wo man mich vorstellte, empfingen mich die Männer mit Höflichkeit und Zurückhaltung, die Frauen mit vollkommener Unbefangenheit. Ich weiß nicht, wie die Peruanerinnen das Benehmen der guten Gesellschaft sich aneignen konnten; aber sie besitzen in der That die Ruhe und An-

muth der Frauen, die in den Salons unserer Hauptstädte erzogen worden sind. Ihr Anzug hat nichts auffallendes, sie tragen meist modische Kleidung von leichten Stoffen, natürliche Blumen in ihren glänzenden schwarzen Haaren; ihre Hände sind weiß und zart, ihre Füße klein und zierlich beschuht; ihre Hautfarbe ist bräunlich, aber lebhaft, und das Auge dunkel. Sie sind nicht auffallend hübsch, aber sehr anziehend, und scheinen den Geist des Herzens eher zu fassen, als den des Kopfes.

Was die Männer betrifft, so bleiben die jüngern nicht hinter der geistigen Bewegung unsers Jahrhunderts zurück; sie studiren die Gesetzgebung und beschäftigen sich auch mit der Literatur, in der sie klugerweise die ältern spanischen Schriftsteller Cervantes, Saltejo, Quevedo, Jovellanos den neuen europäischen vorziehen. Die ältern Männer, welche zur Zeit des Vicekönigthums erzogen wurden, spielen viel, rauchen noch mehr, und treiben etwas Handel, wenn sie Muße dazu finden. Ein stets wiederkehrender Gegenstand des Gesprächs bildet der Vulcan, welcher die Stadt beherrscht; wenn er auch nicht ausbricht, so hört er doch leider nicht auf zu gähren, und da die Mündung des Kraters dem unterirdischen Ueberkochen der Lava keinen Ausweg mehr darbietet, so beginnt die Erde vor jedem Ausbruch zu beben und zu bersten. Die Häuser, welche an solchen Stellen stehen, werden verschlungen oder stürzen ein. Während meines Aufenthaltes zu Arequipa litt die Bevölkerung noch an den Folgen eines solchen Unglücks, das der furchtbare Vulcan verursacht hatte.

Die Häuser der Stadt sind alle nach Einem Muster erbaut; eine große Einfahrt nach der Straße zu, ein kleiner Hof mit Kieseln in verschiedenen Farben gepflastert, der nach seinen vier Seiten von den steinernen Wohngebäuden eingefaßt wird, dem Eingang gegenüber der Empfangsaal und dahinten ein kleiner Garten mit Blumen, für welche die Arequipanerinnen eine wahre Leidenschaft haben. Die Einrichtung der Zimmer, welche einfach ist, erscheint demnach sehr reich, wenn man bedenkt, daß die meisten Geräthe aus Europa kommen, und daß zwischen Islay und Arequipa eine dreißig Stunden breite Wüste liegt. In jedem Empfangzimmer findet sich ein Piano, obgleich es selten ist, daß jemand etwas anderes als Tänze darauf spielen kann, unter welchen die Boleros die beliebtesten sind, die aber durch den französischen Contretanz, ja sogar den deutschen Walzer allmählich verdrängt werden.

Die Gärten und Landsitze in der Umgegend von Arequipa genießen einer Berühmtheit, welche sie meiner Ansicht nach zumeist dem Gegensatze verdanken, den sie zu dem sie umgebenden Sande bilden. Nach welcher Seite hin man auch die Stadt verläßt, so befindet man sich augenblicklich im Sande, und nur durch Sandwalken kann man in jene bezauberten Gärten gelangen. Es sind meist Pflanzungen von Reben und Oelbäumen, welche der Fluß Chili bewässert, ein Wildbach, der die Vorstädte durchschneidet; aber die Luft ist köstlich, trocken und rein, und man bringt mit Freuden einige Stunden damit zu, sich zu ergehen, zu frühstücken und zu tanzen, wenn man Lust dazu fühlt. Schenken, Pulperias, sind da und dort angebracht, wo das Wasser am frischesten oder der Schatten am dichtesten ist. Wie in den öffentlichen Gärten unserer großen Städte sitzen die Spaziergänger im Freien, und alles was nicht sehr high life ist, schlürft Chicha, um Schoten von spanischem Pfeffer zu essen, und ißt abermals welche, um Chicha zu trinken. Die Chicha wird aus gegohrenem Mais bereitet und ist bei allen Einwohnern von Peru, Weißen, Rothen und Schwarzen äußerst beliebt. Sobald man an ihren säuerlichen Geschmack gewöhnt ist, mundet sie auch den Europäern, was ihnen sehr zu gute kömmt, denn auf der Reise im Innern des Landes ist sie das einzige Getränk, das man allenthalben und zu allen Zeiten in der Sierra antrifft. In Menge getrunken berauscht sie eben so sehr wie das Bier.

Man nimmt in der Umgegend der Stadt auch kalte Bäder, die man sehr zuträglich für die Gesundheit hält. Der Nutzen dieser Bäder wird aber von vielen bestritten, welche behaupten, da Arequipa 5000' über Meer liege, sey die Atmosphäre keineswegs erschlaffend und warme Bäder wären weit heilsamer.

Die Hauptgebäude von Arequipa sind Klöster und Kirchen, deren Bauart sehr plump und entartet ist; man könnte sie die Architektur der Erdbeben nennen, weil diese Landplage vor allem bei den Entwürfen der Baumeister berücksichtigt werden muß. Die Kirchen sind wie die Klöster und Privathäuser flach gewölbt, die Wandpfeiler verstärkt und die Mauern so dick wie an unsern alten Ritterburgen. Ueber jedem Altare erhebt sich eine Säulenwerk von der plumpsten und geschmacklosesten Art, das Ganze mit vergoldeten Heiligenbildern in Holz oder Stein untermischt. Nirgend hat man die Sucht der Vergoldungen und Stickereien so aufs äußerste getrieben. Das Gewand des Evangelisten Lukas ist mit Gold gestickt, St. Matthäus mit seinem spitzen Bart, seinem Hute über einem Ohr und dem Wamms von Purpursammet, ist von oben bis unten mit goldenen Sternen bedeckt; in der Jesuitenkirche sieht man eine Anbetung der Magier, auf welcher Krippe, Esel und Stroh gleichfalls vergoldet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Fest der Dahomans dauert vom 26 Mai bis 6 Jul. und verläuft unter allerhand Aufzügen und Palawers, denen stets der König präsidirt. Wahrscheinlich wurden während oder nach diesen Aufzügen stets Sklaven geopfert, doch wegen Anwesenheit der englischen Gesandten insgeheim, denn stets waren zur Zierde Menschenköpfe aufgesteckt. Indeß wurden doch die Gesandten auch mit den Opferungen bekannt gemacht, doch erst nach dem Hauptfeste, welches das „Auswerfen der Geschenke" heißt. An diesem Tage, dem letzten des Mai, hält sich der König, begleitet von seinen Höflingen, auf einer erhöhten Plattform auf, und wirft mehrere Stunden lang unter die versammelte Menge nackter Schwarzen Geschenke an Tuch, Kauris und Rum aus. Das letzte dieser Geschenke des Königs an sein Volk besteht aus einer Anzahl lebender Gefangener, welche den ganzen Tag über auf dem Rande der Plattform zur Schau ausgestellt und dann an Händen und Füßen gebunden in Körben mit weißen Kleidern angethan und in rothen Mützen unter die erwartenden Wilden hinabgeschleudert werden, welche sie zerhauen und in Stücke reißen. Bei dem Fest, welches Lieutenant Forbes und seine Gefährten mit ansahen, waren es 14 Gefangene. „Die Menge, sagt Forbes, kann keinen Begriff haben, wie viel bei dieser Gelegenheit ausgetheilt wird, denn sie wissen nur, daß es sieben Stunden lang fortdauernd Geschenke regnet, und glauben also die Menge müsse ungeheuer seyn. Selbst wenn jemand nichts bekommt, so klagt er nur sein Unglück an, und wenn er davon sprechen wollte, so würde man ihm nicht glauben, denn jeder meint, der andere verheimliche das was er gewonnen hat. Solange der König abwesend war, herrschte, wie durch gemeinsame Uebereinkunft, eine Todtenstille, wenn sie zufällig unterbrochen wurde, so mahnten die Eunuchen daran durch die Schelle ihrer Metallglocken, und diese wurden für 11 menschliche Wesen zur Todtenglocke, denn von den 14 glückte es uns wenigstens dreien das Leben zu retten."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 60. 11 März 1851.

Beiträge zur Kenntniß der Naturverhältnisse im türkisch-armenischen Hochlande.

(Von Dr. Moriz Wagner.)

2. Die Quellen des Frat-su oder westlichen Euphrat. — Besteigung des Domlu-dagh.

Die genaue Kenntniß der Lage der Euphratquellen, von welchen Karl Ritter mit Recht bemerkt, daß sie schon wegen des mosaischen Berichts von der Lage des Paradieses eben so großes Interesse verdienen wie die Nilquellen, die Jordanquellen und die Wiegen anderer Hauptströme der Erde, die einen so großen Einfluß auf die Schicksale der Völker ausgeübt, ist bis auf die neueste Zeit dunkel und ungenau geblieben. Von all' den Berichten älterer Geographen, welche Ritter im zehnten Band seiner Erdkunde citirt, ist nicht Einer aus unmittelbarer Forschung an Ort und Stelle hervorgegangen und alle deßhalb mehr oder minder unrichtig. Auch der französische Botaniker Tournefort hat sich in diesem Punkte keineswegs „dankenswerthe Verdienste" erworben, wie sie ihm Ritter in der gewöhnlichen milden und wohlwollenden Weise, welche diesen großen deutschen Gelehrten charakterisirt, zuschreibt. Tournefort hat botanische Ausflüge in den Bergen, welche die Hochebene von Erzerum umgeben, gemacht. Er kam hier den Euphratquellen sehr nahe, und hätte ihre Lage genau bestimmen können, wenn er etwas bessere Einsicht gehabt und sich die Mühe einer Verfolgung der Richtung des Kara-su gegeben hätte. Statt die Hauptquelle im Norden aufzusuchen, wandte sich der französische Botaniker nach Osten und scheint von dort wieder eine südwestliche Richtung eingeschlagen zu haben, indem er die unbedeutenden Quellen des Elidscha-Armes, welche in den Kara-su fließen, mit den wahren Euphratquellen verwechselte. Seine Beschreibung ist übrigens so verworren, daß es ziemlich schwer ist ihm auf dieser Irrfahrt Schritt für Schritt zu folgen. Er gibt unrichtige Entfernungen an und nennt Localitäten, welche wenigstens unter seiner Benennung nicht existiren.

Den Griechen und Römern war die Lage der westlichen Euphratquellen beiläufig bekannt, wie wir aus den Angaben von Strabo und Plinius ersehen. Eine genaue Beschreibung der Localität finden wir bei diesen Schriftstellern nicht. Nach Plinius entspringt der Euphrat in der Provinz Caranitis Großarmeniens am Berg Aba, welchen Strabo Abos nennt. Diese Angabe entnimmt Plinius den Aussagen des Domitius Corbulo, welcher als Statthalter in Syrien unter Kaiser Nero im Jahr 63 n. Ch. mit einem Heer gegen die Parther bis zum armenischen Euphrat vordrang. Dagegen nennt Licinius Mucianus, welcher 6 Jahre später als Statthalter Vespasians nach Syrien gesandt worden, den Berg, an dessen Fuß der Euphrat entstehe, Capotes und die nächste Stadt Zimara. Der Bergname Aba oder Abos scheint heute im armenischen Hochlande verschollen, aber in der alten armenischen Benennung Garin, welche die Stadt Erzerum führte bevor sie den Namen Theodosiopolis erhielt, will St. Martin den antiken Landschaftsnamen Carinitis wieder erkennen, so wie in der Benennung Capotes das armenische Wort Gerboid d. i. blau, mit welchem mehr als ein hoher Berg in Armenien bezeichnet wird. Ptolemäus bezeichnet ziemlich richtig die Breitegrade der beiden Quellarme, ohne die Localität ihres Ursprungs zu beschreiben. Ganz falsche Nachrichten gibt Procopius, welcher Euphrat und Tigris aus demselben Berg entspringen läßt. Auch in den Schriften der arabischen, türkischen und armenischen Geographen, bei Masudi, Edrisi, Kiatib Tschelebi, Indschidschean finden sich nur oberflächliche Mittheilungen über das Euphratische Quellgebiet. Den Charakter des Stromes hat der Prophet Jesaias klar und schön gezeichnet, indem er mit dessen Gewalt das um sich greifende assyrische Reich verglich: „siehe darum wird der Herr über sie die wilden und großen Wasser des Euphrats stürzen lassen, den König von Assyrien und seine ganze Macht. Der Strom wird allenthalben über seine Dämme steigen und allenthalben über seine Ufer treten. Er richtet dann auch seinen Lauf gen Juda, er überschwemmt und durchströmt es. Bis an die Kehle wird sein Wasser reichen und wird mit ausgespannten Armen dein ganzes weites Vaterland einschließen, o Immanuel!"

Die erste genaue Angabe der Lage der Euphratquellen findet sich in der Statistik, welche der russische Generalstab nach Beendigung des türkischen Feldzugs veröffentlicht hat. Sie nennt den Berg und das Gipfelthal, aus welchem die Hauptquellen entspringen, bei dem wahren Namen, den sie im Lande bei Türken und Armeniern führen — Giaur-Dagh und Domlu-Dagh. Doch gibt sie keine topographische Skizze der Gegend. Unter den neuesten Reisenden ist Dr. Koch von Lasistan kommend am Giaur-Dagh vorübergezogen, ohne den Gipfel dieser Euphratwiege zu besteigen. Nach seiner Angabe ist der Engländer Abbott der einzige Reisende, welcher die Hauptquelle selbst besucht hat, ohne wie es scheint etwas darüber veröffentlicht zu haben. Ritter bezweifelt sogar die Existenz einer Hauptquelle, welche bei den meisten großen Strömen in der That nicht zu finden ist, dagegen gerade am Euphrat einen so ungewöhnlichen Wasserreichthum und so seltne Schönheit zeigt, wie ich noch keine Quelle in irgend einem Alpengebirge Europa's und Asiens beobachtet habe. Von sämmtlichen Europäern, welche ich in Erzerum kennen gelernt, hatte sich keiner die Mühe genommen, diese prachtvolle Quelle aufzusuchen, während Türken und Armenier an Feiertagen häufig jene

grüne Alphöhe heimsuchen und Scherbet schlürfend und Tschibuk schmauchend den Krystallsprudel betrachten, ohne dabei eine Ahndung zu haben, daß derselbe dem berühmtesten Strome Westasiens das Daseyn gibt.

Während meines zweiten Aufenthaltes in der Hochebene von Erzerum, nach Beendigung meiner persischen Reise, unternahm ich den Ausflug nach den Euphratquellen. Die Jahreszeit war bereits weit vorgerückt. Aber ein ungewöhnlich warmer und sonniger Spätherbst hatte die Heerden noch auf den Alpweiden zurückgehalten. Die Herbstvegetation war noch ziemlich schön, und dieselben zierlichen Hipparchien, Hesperiden und Lycänen, welche zum Theil dem Hochgebirge Armeniens ganz eigenthümlich sind und seit Kindermanns entomologischer Reise in diesen Gegenden die meisten lepidopterologischen Sammlungen Europa's schmücken, umflatterten im Sonnenschein die letzten Blümlein der Höhen, welche wenige Tage darauf bei plötzlichem Witterungswechsel unter eine Schneedecke begraben wurden. In Begleitung eines tüchtigen Führers, der alle Wege und Stege dieser Berggegenden vortrefflich kannte, ritten wir an einem hellen Octobertag von Erzerum in nördlicher Richtung aus. Nach fünfstündigem Ritt erreichten wir das kleine Dorf Haschkaran, welches größtentheils von Türken und nur wenigen Armeniern bewohnt ist. Die armenische Kirche dieses Ortes bewahrt die Gebeine eines Heiligen und wird als Wallfahrtsort von den andächtigen Christen weit und breit besucht. Zur Einquartierung der frommen Gäste befindet sich eine Reihe von Zimmern im untern Hofe der Kirche. Der Zudrang von Wallfahrern am Tage meiner Ankunft war sehr groß. Bei reinem Himmel und ziemlich milder Temperatur bivouakirte ich hier unter den schönen Sternen in meine Burka eingehüllt, welche gegen Nachtfrost und Morgenthau mich schützte. Meine Leute übernachteten mit mir im Freien. Der folgende Tag war ein Festtag. Der Gottesdienst nach dem Gregorianischen Ritual, dem ich beiwohnte, bestand aus leeren äußeren Ceremonien, Rauchfaßschwingen, Kerzenanzünden, eintönig leierndem Priestergesang und Vorlesen aus einem altarmenischen Meßbuch. Bei einem Volk von Cultur und Geschmack würde ein so trübseliger Gottesdienst nicht auf die Sinne noch auf die Phantasie wirken. Für Geist und Gemüth lag darin kein anregendes Atom. Die Mehrzahl der Anwesenden bestand aus armenischen Weibern. Von besonders eifrig religiös gesinnten armenischen Landleuten der Gegend wurden im Hofe drei Lämmer geschlachtet, wovon einige Fleischschnitten den Armen, die besten Bissen aber dem Priester zu gute kamen.

Nach beendigtem Gottesdienst ließ ich satteln. Gleich hinter Haschkaran geht es bergauf. Der ganze Höhenrücken, welcher östlich vom Sichtschik sich bis zu dem Sattel hinzieht, der die Scheide jener Gewässer bildet, welche einerseits durch Lasistan nach dem schwarzen Meer, andrerseits durch Armenien und Mesopotamien nach dem persischen Meerbusen fließen und zunächst den Tortum-su im Norden und den Kara-su im Süden bilden, führt den Namen Giaur-Dagh und besteht aus Trachyt, zeigt aber weder einen Krater noch Lavaströme wie sein Nachbar, der Sichtschik. Nach vierthalbstündigem Steigen erreichten wir das hohe Gipfelthal, aus welchem die wahren Euphratquellen entspringen. Dasselbe hat eine sanfte Senkung, mag eine gute halbe Meile im Umfang haben und war in dieser Jahreszeit beinahe schneefrei. Von den höchsten Abhängen dieses Gipfelthales, aus einem mit Alpblumen und Gras bedeckten Humusboden, der sich aus dem verwitterten Trachyt und der Vegetalerde gebildet hat, entspringen 21 Quellen, welche hier das erste und fernste Euphratwasser liefern. Diese Gipfelsenkung führt den Namen Domlu-Dagh und erhebt sich nach meiner Bestimmung mittelst des Siedepunkts 3117 P. F. über der Hochebene und 8952 P. F. über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Beiläufig 200' unterhalb der höchsten Quelle sprudelt die Hauptquelle hervor, welche allein mehr Wasser liefert als alle übrigen Quellen zusammengenommen. Sie ist die schönste, reinste und frischeste Bergquelle, die ich je gesehen und hat eine Temperatur von nur $2\frac{4}{10}$ C. Krystallklar im prächtigen Sprudel strömt der Springquell aus einem von Trachytsteinen künstlich übereinander gehäuften Becken. Diese Einfassung verdankt sie den Besuchern, welche an schönen Tagen von nah und ferne herbeikommen, der würzigen Bergluft und der milden Temperatur sich zu freuen und das köstlich frische Wasser zu genießen. Ganz nahe dieser Quelle tritt nackter Fels zu Tage, ein Trachytporphyr mit glasigen Feldspathkrystallen. Die Quelle liefert eine bedeutende Wassermasse, fließt sogleich als Bächlein weiter, vereinigt sich bald darauf mit andern zuströmenden Wassern, strömt anfangs in östlicher Richtung unter dem Namen Domlu-su durch die Hochthäler und Schluchten des Giaur-Dagh lustig und flüchtig, kosend, schäumend und tosend bald zwischen nacktem Felsgestein bald über grüne Matten, und wendet sich dann im südlichen Laufe der Hochebene zu, wo bald andere Quellströme von allen Seiten zufließen. Dergleichen reine Quellbäche von hellem Wasser nennt der Türke Ak-su, d. h. Weißwasser. In der Hochebene verliert der Quellbach Charakter, Farbe und Namen, nimmt trägen Lauf an, bekommt dunkles Wasser, sieht fast mehr wie ein Canal als wie ein Fluß aus, und heißt Kara-su oder Schwarzwasser. Auf den Höhen des Giaur-Dagh leben in dem reinen Euphratwasser Forellen, im Kara-su kommen andere Fischarten vor, die einen eigenthümlichen, widerlichen Sumpfgeschmack haben und deren Genuß nach dem Glauben der Eingebornen Fieber erzeugen soll. Fünf Stunden nordwestlich von der Stadt Erzerum vereinigt sich der Sertschamah-su mit dem Kara-su. Ersterer entspringt von den schneereichen Gipfeln des Berges Sertschamah, welcher in der Form einer abgestutzten Pyramide sich zwischen dem Sichtschik und dem Kap-Dagh erhebt und nach seiner Form zu schließen wahrscheinlich gleich jenen ein erloschener Vulcan ist. Aus einer Schlucht nahe dem Fuße des Hoscha-Bunar tritt der Sertschamah-su in die Hochebene ein. Er liefert mindestens eben so viel Wassermasse als der Kara-su, und unterscheidet sich von demselben durch einen viel raschern Lauf. Seine Quellen können nicht als die wahren Euphratquellen betrachtet werden, da ihr Lauf bis zur Vereinigung mit dem Kara-su nicht die Hälfte der Entfernung beträgt, welche wir von den Quellen des Domlu-Dagh bis zum Fuße des Hoscha-Bunar oder Kap-Dagh rechnen. Bemerkenswerth ist, daß all die vielen Quellen der beiden Bergzüge, welche die Hochebene von Erzerum umsäumen und die ersten Euphratwasser bilden, aus trachytischem Gestein, gewöhnlich aus Trachytporphyr hervorkommen, der sonst den Geognosten nicht eben seines Quellenreichthums wegen bekannt ist. Dieser Quellenreichthum bedingt auch die große Fruchtbarkeit der Hochebene. Trotz der größern Feuchtigkeit der Atmosphäre und der reichhaltigern Niederschläge müssen auch hier Felder und Wiesen wie in der Ebene von Eriwan durch künstliche Abzugscanäle bewässert werden, um ergiebige Ernten zu liefern.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

Arequipa.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der Revolution wurden die Klostergüter durch die republikanische Regierung eingezogen und die Gebäude in Casernen verwandelt. Jedem Mönche wird monatlich eine Pension von 15 Piaster ausbezahlt und die meisten leben nicht mehr in Gemeinschaft. Die Frauenklöster wurden nicht aufgehoben, diese Anstalten sind zu innig mit den Sitten der Spanier verwachsen, mögen sie monarchisch oder republikanisch seyn. Als man die Regierungsform wechselte, wurde die Gesetzgebung in keiner Weise umgestaltet; die Majorate wurden beibehalten, und die Töchter der adeligen Familien, welche sich aus Mangel an einer Ausstattung nicht verheurathen, gehen ins Kloster, gewöhnlich gegen ihren Willen, was bisweilen Entführungen und andern Scandal zur Folge hat. Ich ging einst unter einem Balcon vorüber, auf dem ein halb Dutzend Frauen nachlässig saßen und sich den Vorübergehenden zeigten. Mein Gefährte sagte zu mir: „Bemerkt Ihr wohl die Person, welche in der Ecke sitzt? Wie gefällt sie Euch?" — „Nicht übel, sie sieht gut aus." — „So? Ihr findet das? Es ist Donna Mercedes, die verbrannte Nonne." — „Welche Nonne?" — „Wie, Ihr wißt nicht?" — „Nein, mein Gott, nein." — „Es ist eine sonderbare Geschichte, und ich will sie Euch erzählen. Doña Mercedes war aus einer adeligen Familien in Arequipa. Als sie den Schleier nehmen sollte, und ihre Abschiedsbesuche als Novize machte, konnte man leicht sehen, daß ihre Neigung für das Kloster keine ernstliche war, denn sie antwortete nur mit Thränen auf die Glückwünsche ihrer Freundinnen zu dem heiligen Berufe, in den sie eintreten sollte. Der Vater der Doña Mercedes war ein alter Hidalgo, welcher beschlossen hatte, daß das Familienvermögen ganz an seinen Sohn übergeben und die Tochter ins Kloster wandern solle. Eine unglückliche Liebe hatte, wie man sagt, die Doña dem Willen ihres Vaters gefügiger gemacht, aber große Reue folgte bald diesem ersten Entschlusse. Es war zu spät. Als ein gescheidtes Mädchen fügte sie sich; ihre Ergebung war sogar so vollkommen, daß die junge Nonne durch ihr treffliches Betragen die Stelle der Klosterpförtnerin erhielt. Einst in der Nacht brach Feuer aus in der Zelle der Pförtnerin; man löschte es bald, aber als man hineintrat, fand man ihren Körper halb von den Flammen verzehrt. Man begrub sie feierlich, man bezeugte der Familie sein Beileid über den Tod des gottseligen Mädchens, und war eben daran das traurige Ereigniß zu vergessen, als eine Dienerin aus dem Kloster Doña Mercedes in Person am Fenster eines Hauses in der Stadt wollte erkannt haben. Man zog Erkundigungen ein — sie war es wirklich. Es scheint, daß sie sich mit einem spanischen Arzte ins Vernehmen gesetzt hatte, welchem der Zutritt ins Kloster gestattet war, und der ihr eine Leiche aus dem Hospital verschaffte, die sie mit Weingeist benetzte und anzündete. Der Arzt sollte sie heurathen und mit ihr in eine andere Provinz ziehen. Als die Nonne wieder erstanden war, bebte der arme Doctor vor den Folgen des Abenteuers zurück; er fürchtete die Rache der Familie und die Verfolgungen der Geistlichkeit; sein Muth verließ ihn, und er entdeckte alles dem Erzbischof von Arequipa. Der Erzbischof wollte das junge Mädchen wieder ins Kloster sperren, aber die Exnonne widersetzte sich; sie hat sich nun zu einer Freundin zurückgezogen, wo sie Besuche von der ganzen Stadt annimmt und erklärt, wenn man sie zwinge ins Kloster zurückzukehren, werde sie sich dießmal allen Ernstes umbringen."

Als die Erzählung beendigt war und ich nur auf einige Schritte von Doña Mercedes Balcon entfernt war, sah ich die ehemalige Nonne mit größerer Aufmerksamkeit an, und fand, daß sie schöne schwarze Augen und eine wunderbar kühne Stirne hatte.

Obgleich der Einfluß der Geistlichkeit sehr geschwächt ist, hat sie doch noch Kraft genug, zu kämpfen, um die verlorene Macht wieder zu erlangen. Sie spricht, als von jeher ihr zuständig, die Erziehung der Jugend wieder an. Die Regierung von Peru hat ein vaterländisches Collegium unter der Leitung von französischen Professoren gegründet, wofür als Lehrgebäude ein Kloster der Stadt mit einem Einkommen von 10,000 Piastern von den Klostergütern angewiesen wurde. Der Unterricht ist für die Externen welche 200 an der Zahl sind, unentgeldlich. Die Internen, gegenwärtig 30, bezahlen ungefähr 700 Fr. jährlich. Die Lehrer, denen die Erziehung dieser jungen Leute übertragen ist, finden, daß sie geistige Anlagen, mit großer Trägheit verbunden, besitzen; sobald sie herangewachsen sind, ist nicht das mindeste mehr mit ihnen auszurichten. Der Bischof und die Geistlichkeit erklären bei jeder Gelegenheit, daß diese neue Lehranstalt durch ungläubige und sittenlose Franzosen geleitet werde, und daß ihr kleines Seminar allein der Jugend von Arequipa eine religiöse und moralische Erziehung verschaffen könne. Das Collegium vertheidigt sich natürlich gegen solche Anschuldigungen aufs beste, und die Erziehung ist auf diese Weise in Peru wie in Frankreich, zum Schlachtfeld politischer Parteien geworden.

Eines Morgens, am Vorabend des Tages, als ich Arequipa verlassen sollte, fingen die Glocken an zu läuten; um 10 Uhr war große Procession. Ich sah das Standbild der heiligen Jungfrau umher tragen, dem zwölf seltsam gekleidete Indianer vorausgingen, welche wie die Bären ohne Tact und ohne Maaß umherhüpften. Es fehlten diesem Festzuge weder der Chorgesang der Kinder, noch die Hymnen der Franciscaner; auch die Indianer singen, Männer und Weiber, die Weißen, die Schwarzen, jeder in verschiedener Tonart, das Ganze von einer Menge Violinen, großen Trommeln, Harfen und Guitarren begleitet. Die Vorübergehenden warfen sich auf die Knie nieder; Raketen und Schwärmer knallten nach allen Seiten. Ich hatte zuerst geglaubt, diese lärmende Festlichkeit finde zu Ehren der Schlacht von Ayacucho statt, aber es scheint, daß die Geistlichkeit nicht im Geringsten begeistert ist für den Zustand der Dinge, welchen jene Schlacht hervorgerufen hat, und deßhalb wird ihr Jahrestag so wenig als möglich von ihr gefeiert. Dieser Aufzug galt ganz allein dem Kirchenfeste jenes Tages.

Am folgenden jedoch sollte feierliches Hochamt mit dem Tedeum, Heerschau der Truppen, großes Festmahl der öffentlichen Beamten, alles auf Anordnung des Präfecten stattfinden. Da ich so ziemlich aller officiellen Feierlichkeiten satt bin, beschloß ich dieser zu entgehen und ohne weitern Verzug eine Reise zu beginnen, welche ich um jeden Preis vor der Regenzeit ausführen mußte. Ich wollte das Leben in diesen spanischen Republiken, welches die meisten Reisenden nur in den Küstenstädten beobachten, in seiner ganzen Befremdlichkeit kennen lernen. Mein Plan war die Cordilleren zu übersteigen, zuerst Puña und die Minen, dann La Paz und die bolivische Republik zu besuchen, und endlich mich durch Cusco nach Lima zu wenden, um solcher Weise eine weite Landstrecke Südamerika's unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten, sowohl in ihren Bergwerksdistricten als in ihren politischen Mittelpunkten, in ihrer alten Civilisation und in ihrer neuen Gesittung kennen zu lernen. Zu meiner Reise

von Arequipa nach Puño hatte ich] einen sehr freundlichen Gefährten aufgefunden, einen englischen Kaufmann, Besitzer der Silbergrube von Manto, welche er mir zu zeigen versprach. Ich verließ daher Arequipa mit M. B., indem ich die angenehmste Erinnerung an diese hübsche Stadt und ihre Einwohner mit auf den Weg nahm.

(Schluß folgt.)

Besteigung des Gunong Api.

Der Vulcan von Banda bildet ein Eiland, welches durch die verschiedenen Ausbrüche bis auf die neueste Zeit mannichfaltige Veränderungen erlitten hat. Der Feuerberg erhebt sich hoch und steil in regelmäßiger Kegelform, und setzt durch seine schwarze Höhe und den nackten, weißen, immer rauchenden Gipfel den reizenden, lieblichen Umgebungen jenes imponirende Großartige bei, was diese Inselgruppe auszeichnet. Ueber seinen Ursprung und Geschichte bestehen unter den Bandanesen sehr verschiedene Ansichten; die einen wollen wissen, der Berg sey erst vor 300 Jahren ein Vulcan geworden, die andern suchen die Ursache seines Feuers allein in dem Schwefel, die dritten meinen, der Berg sey von innen so ausgebrannt, daß er nächstens einstürzen müsse, andre läugnen sogar, daß der Berg jemals Lava ergossen habe, vielmehr seine Ausbrüche seyen nur Stein- und Aschenregen gewesen; viele wissen sehr breit über den Berg und seine Beschaffenheit zu sprechen, aber wenige dieser Beurtheiler sind befähigte Richter und noch wenigere Gewährsleute, die sich die Mühe gegeben haben, selbst zu untersuchen und den Berg zu besteigen. Der längere Aufenthalt zu Banda bot mir Gelegenheit, meine Untersuchungen mit Genauigkeit vorzunehmen und einen Lieblingswunsch, diesen Berg zu ersteigen, zu verwirklichen. Die Idee den Berg zu besteigen fand wohl Anklang, selbst der Resident wünschte oben zu seyn, allein er that nichts seinen Wunsch möglich zu machen, was für ihn ein leichtes gewesen wäre, da die zahlreichen Sträflinge in kurzer Zeit ohne erhebliche Unkosten einen, wenn auch schmalen Weg herstellen könnten. Jeder scheute die Mühen, welche mit der Besteigung verknüpft sind, da mehrere Menschen bereits das Leben dabei eingebüßt und selbst der holländische Naturforscher Forsten (welcher im dem Hospitale zu Amboina 1843 selig entschlafen ist) davon abgesehen habe; allein der Militär-Commandant, mein ehemaliger Commandant von Baros, Capitän Roque, theilte meinen Eifer und hat mit mir dieses Unternehmen ausgeführt.

Den 22 August 1843 ging ich in einem Boote mit dem Artillerie-Lieutenant von Schubart, meinem Collegen Dr. Brandes, einem Lieutenant der Infanterie und vier Artilleriesoldaten nach Gunong Api, und umschiffte den Feuerberg in vier Stunden, indem wir uns überall an das Land setzen ließen, wo das anstehende Gestein über seine Bildungsgeschichte einigen Aufschluß geben konnte. Diese Untersuchung hab' ich später noch einigemal wiederholt und meine geologische Reihenfolge vervollständigt. Das Resultat meiner Wahrnehmungen ist folgendes.

Die halbzirkelförmige Gestalt von Großbanda deutet mit den umliegenden Inseln den großen Krater an, aus dessen Tiefe die Bandainseln sich erhoben. Die vulcanische Wirkung geht von Südost nach Nordwest, und selbst die Krater auf dem Gipfel des Berges zeigen diese Richtung, indem die südlichen ausgebrannt, die nördlichen aber noch wirksam sind. Der Grund der Bandainseln besteht aus vulcanischem Trümmergestein, das auf Großbanda besonders an den Bergebiegen Salamen und Lonthoie mit Thonlager und Korallenkalk zu schroffen Felswänden sich erhebt, welche zu Bausteinen verarbeitet werden (wie denn die Forte alle aus solchen Quadern errichtet sind), aber, brüchig und weich, sehr der Verwitterung unterworfen sind. Nur die größeren Basaltblöcke und dichten Laven sind hart, schwer und unverwüstlich: dieser Grund von Großbanda und einigen umliegenden Inseln ist die eigentliche Ursache der Vortrefflichkeit banda'scher Muscatnüsse, denn die Versuche auf Inseln unter gleichen Breitengraden gaben nur Nüsse von schlechter Qualität, weil die Beschaffenheit des Bodens nicht dieselbe ist. Banda Neira zeigt viel poröse Lava und vulcanische Asche, die zwar eine üppige Vegetation gibt, aber die Wege und von Gras entblößten Stellen sehr staubig macht, wodurch das Wandeln auf denselben sehr unangenehm wird. Auf den Wegen zu Großbanda ist dieses weniger der Fall, an dem sogenannten Achterwall (der See zugewandten Seite) am Fuß des Gunong Manbeira ist sehr viel Magneteisen als schwarzer, metallglänzender Sand vorhanden, welcher die Magnetnadel anzieht, so wie dieser Berg es in auffallendem Grade thut, daß man auf bedeutende Eisenmassen schließen muß. Das Eiland Pulo Rozengain liefert viel Eisenthon und Thonerde, welche zu Ziegeln verarbeitet wird.

An der Südseite des Feuerberges geben die basaltischen, dichten Lavafelsen ein deutliches Bild der stattgehabten Lavaeruption, die noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gestalt des Berges so verändert hat, daß das Fort Gyk in de Pot, welches früher die Durchfahrt bis in die offene See bestrich, verlassen wurde, weil es wegen des neugebildeten, in die See vorspringenden Lavarückens seinem Zwecke nicht mehr entsprechen konnte. Hier ist der Fels steil und, so weit das Wasser ihn bespült, säulenförmig, basaltisch abgesondert, weiter oben schieferig und zuletzt zeigen die schiefen und horizontalen Lagen, welche mit vulcanischer Wacke verunreinigt wurde, deutlich, daß sich die allmählich erkaltende Masse wie ein zäher Teig gedreht und gebogen hat; darüber liegt basaltische Wacke und große Steinhaufen (lapilli), die als letzte Eruption aus dem Krater geworfen sind. Dieser Felsen ist, obgleich beinahe gar nicht mit Erde bedeckt, doch größtentheils dicht bewachsen, besonders findet man hier viele Casuarinen; das Gestein hat eine rothbraune Farbe, welche im Innern grauschwarz ist (wahrscheinlich eine Folge des Abkühlungsprocesses), und hier und da weiße Stellen, die durch aus Spalten kommende Dämpfe entstanden zu seyn scheinen, da diese den Felsen gebleicht haben. Hin und wieder bildet der Felsen Höhlen, Durchgänge und natürliche Brücken. Südwestlich und westlich wird das vulcanische Gestein grau, bläulich und blauschwarz; überall zeigt es sich hart und schwer. Der Fuß des Gunong Api ist mit hohem Pflanzenwuchs umgeben, welcher, so wie die losen Steine weiter oben, das Erkennen des anstehenden Gesteins nicht möglich macht. Die blasige schwarze Lava mit weißen Feldspath-Krystallen, die Bimssteine und den Obsidian findet man überall, aber nur in Rollstücken als Lapilli. Die Nordwestseite ist wegen der tiefen Spalten, Abgründe und rauchenden Krater wüst und öde, die Ostseite zeigt ein flacheres Ufer. Obgleich die Höhe des Berges nicht ansehnlich ist, so ragt er doch über die andern Berge der Bandagruppe hervor; die Besteigung ist mühsam und gefahrvoll, so daß er in dieser Beziehung mit den höchsten Vulcanen des indischen Archipels verglichen werden kann. An Wege ist hier nicht zu denken, die losen Steine erlauben kein Festhalten, und wenn man auf der steilen Höhe ausgleitet, läuft man Gefahr durch die mitabrollenden Steine in der reißenden Fahrt schwer verwundet oder zerschmettert zu werden. Die beste Zeit ihn zu besteigen ist in dem Ostmousson, bei Mondschein des Morgens vor Tagesanbruch, die bequemste Stelle die Süd- oder Südwestseite. An der Ostseite ist der Berg sehr steil und äußerst mühsam zu erklimmen. Wenn man durch zu große Hast und im Anfang die Kräfte nicht erschöpft, kann man in zwei Stunden den Gipfel erreichen. Man nimmt stets mehrere Menschen mit, welche durch den dichten Wald am Fuße einen Weg hauen, zur Noth den Besteiger unterstützen und das Nöthige mittragen. Außer etwaigen Instrumenten, Speise und Trank hat man einen frischen Anzug nöthig, um auf dem Gipfel die Kleider wechseln zu können. Man zieht bequeme, weite Kleider von starkem Zeug an und trägt starke Schuhe.

(Schluß folgt.)

Kostbare Stickerei. In Nancy wurde seit neun Monaten eine Bettdecke, 2.40 M. lang und 2 M. breit, von acht der geschicktesten Stickerinnen gestickt, um eine Probe der alten lothringischen Stickerei nach London zu liefern. An Arbeit wurde daran allein 10,000 Fr. bezahlt, und das Stück selbst soll 12,000 kosten. (Journ. du Comm. d'Anvers. 8 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 61. 12 März 1851.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

(Schluß.)

2. Puño. — Die Silbergruben.

Das Ersteigen des Vulcans von Arequipa, des einzigen Weges, welchen die Karawanen benützen um auf die Hochebene von Peru zu gelangen, beginnt beim Austritt aus den Vorstädten. Unzählige Mal wendete ich mich um, das entzückende Schauspiel zu genießen, welches die Stadt mit ihren weißen Häusern, ihrem Gürtel von Gärten und ihrem Umkreis von Sandwüsten darbietet, die einem Zierbrunnen von Marmor mitten in einer Oase gleicht. Die Maulthiere hielten bei jedem Schritte keuchend und schwitzend an. Man rieb ihnen die Nüstern mit Lauch und Branntwein, um den Schlagfluß zu verhindern. Die Luft ist auf diesen Höhen so dünn, daß die Thiere darunter leiden. Soroche nennt man den Zustand, welcher sich auf den Kordilleren der Thiere und Menschen bemächtigt; bei den Menschen äußert er sich in heftigem Kopfweh und erschwertem Athemholen, das ihre Kräfte lähmt, und sie nöthigt anzuhalten; die vom Soroche befallenen Maulthiere haben kurzen Athem und heftigen Schweiß, oft fallen sie wie vom Schlage getroffen nieder und sterben auf der Stelle, wenn man ihnen nicht augenblicklich zu Hülfe kommt. Der Name des höchsten Punktes, los Huessos (das Beinhaus) und die Haufen von Knochen am Straßenrande bezeugen die Folgen des Soroche. Es gibt hier kein Schutzdach gegen Unwetter, auch gehen alljährlich viele Maulthiere und selbst Reisende auf diesen Höhen zu Grunde, was aber in nichts den Durchzug der Karawanen hemmt, die beständig die Erzeugnisse aus dem Innern des Landes nach Arequipa bringen.

Wir hielten die erste Nacht am Tambo von Cangallo an, wo wir den dritten Theil des Bergübergangs zurückgelegt hatten, die zweite am Tambo von Apo ungefähr 13000′ über dem Meer. Die Tambos waren zur Zeit der Incas Gasthäuser, die, in geringen Zwischenräumen an den Hauptstraßen gelegen, diejenigen Personen aufnahmen, welche auf Befehl oder mit Erlaubniß der Regierung reisten, und hier Schutz und Speise fanden. Zahlreiche Ruinen bezeugen die ehemalige Pracht dieser Karawanserais von Amerika, welche ausgedehnt und in gehauenen Steinen erbaut waren. Die Tambos der gegenwärtigen Zeit gleichen alle dem von Apo, einer häßlichen Barrake von zehn Fuß ins Gevierte, welche aus getrockneten Backsteinen aufgemauert, gewölbt und gepflastert ist. Zwei Brücken von demselben Material dienten als Bett und Tisch, und das Licht fiel durch eine Thüröffnung ohne Thüre ein, welche wir alsbald so dicht als möglich verstopften. Um etwas zu sehen muß man auf die zahlreichen Spalten und Risse des Gewölbes und der Mauern rechnen. Wenn es regnet, und in der Nähe der Küste regnet es sechs Monate des Jahres, bringt der Regen ohne Hinderniß ein; wenn es trocken ist, ziehen durch die Spalten Windstöße, welche von den Mauern, dem Gewölbe und dem Boden einen feinen Staub aufjagen, gegen den es keine Rettung gibt, und in dieser unerträglichen Atmosphäre muß man zwölf Stunden athmen und leben. Rings um den Tambo her finden die Maulthiere kärgliche Weide, der Reisende darf aber auf nichts anderes hoffen, als auf ein spärliches Feuer von getrocknetem Rasen, und einen Schluck Wasser. Wir setzten unsern Weg durch eine Bergwüste fort, die mit Salpeteranflug überzogen war, während uns ein eisiger Wind entgegenwehte, der uns in das Gesicht schnitt. Vier Tage nach unserm Auszug von Arequipa überstiegen wir das höchste Plateau dieses Gebirgsstockes der Kordilleren, den Alto de Toledo, der 15,900′ über dem Meer liegt. Der Sand, welcher den Boden allenthalben bedeckt, gleicht zerriebenem Lavagerölle; Gruppen von Vigogneschafen weideten auf den weiten Hochflächen, die uns umgaben. Ich stieg vom Pferde und sah Gras so fein wie Haare aus dem Sande sprießen. Sein indianischer Name ist Ichu. Da Leute, welche auf der Reise sind, gewöhnlich keine Zeit zum Jagen haben, scheuen sich die Vigogneschafe nicht im mindesten vor Maulthieren und Menschen. Ich konnte leicht auf eines schießen, welches den Fuß nach sich schleppend davonlief. Des Abends schliefen wir zu Tincopalca, in einer Schäferei, die im Besitz eines Fremden war. Dieses öde Land war ehedem ohne Ertrag und ohne Werth, ein Engländer hat es sehr wohlfeil angekauft und Schafheerden heraufgebracht, die gegenwärtig ein Bedeutendes abwerfen. Die Berge auf diesem Abhang der Kordilleren sind mit spärlichem gelblichem Rasen bewachsen, welchen Schaf- und Lamaheerden abweiden; rechts vom Wege sahen wir den See Cachipa, links den von Lagunilla. Diese beiden Bergseen bieten einen düstern Anblick dar, es gebrach mir an Zeit sie nach Genüge zu beschauen, wir hatten sechszehn Wegstunden bis nach Vilque, unserem Nachtlager, zurückzulegen. Dieser Ort hat einige Wichtigkeit im Lande wegen seines Maulthiermarktes, der einmal im Jahre abgehalten wird. Die Maulthiere werden aus Tucuman, einer Provinz der La Platastaaten hergebracht, und brauchen vier Monate um diesen Weg zurückzulegen; von Vilque aus werden sie über ganz Peru zerstreut. Dieses große Dorf ist am Rand einer sumpfigen Ebene erbaut, welche das Bett eines Sees gewesen zu seyn scheint und in einem großen Teiche endigt.

Am sechsten Tage entdeckte ich endlich den See von Puño oder Titicaca, zwar nicht den ganzen See mit seinem Umkreis von 90 Stunden, sondern den Theil, welchen man den kleinen See

nennt, der von schneebedeckten Bergen umgeben ist; diese Ansicht gleicht außerordentlich der des Genfersees und des Mant-Blanc, wenn man aus Frankreich kommend sich Lausanne naht. Zu Puño angelangt, ritten wir durch die Stadt nach den Silbergruben und den Schmelzwerken meines Reisegefährten.

Der Eingang zu den Silberbergwerken in Peru findet sich gewöhnlich auf graßer Höhe und in den steilsten Orten. Es wäre unmöglich die Hauptgebäude in einer Temperatur, die das ganze Jahr auf Eis steht, wo Holz und Wasser fehlt, anzulegen; die Wahnung des Besitzers, die Mühlen und Trockenhäuser sind in minder öder Lage, in milderer Luft, und wo möglich an einem Bach oder Wassersturz erbaut. Hieher wird das Erz auf Maulthieren oder Llamas aus den Gruben gebracht.

Jeder Stein wird mit dem Hammer zerschlagen; die Theile welche Silber enthalten, werden aufgeschichtet und das übrige auf die Seite geworfen. Weiber und Kinder vallbringen diese wenig ermüdende Arbeit. Das Silbererz wird zu Pulver zermahlen und dann durch ein sehr feines Sieb gebeutelt: dieser Staub wird nun mit einer graßen Menge Salz in den Ofen gebracht, wa man ihn acht bis zehn Stunden röstet. Vam Ofen kömmt er in eine graße Kufe, wa man ihn mit Wasser befeuchtet und Quecksilber damit vermengt, wodurch er zu Teig wird. Jeder Indianer erhält einen Theil dieser Mischung, woraus er einen kleinen runden Kuchen bildet, welchen er mit bloßen Füßen tritt; dieses Stampfen dauert 20 bis 40 Tage, bis das Quecksilber sich mit den Metalltheilen vermischt, und eine perlgraue Farbe hat. Sodann wird die Masse geschlammt, um die Erdtheile auszuscheiden, die das Wasser mit fartführt, während das mit Quecksilber verbundene Metall in die Höhlungen unter dem Bassin fällt, in welches das Wasser mit Gewalt herabstürzt.

Dieses Gemisch van Silber und Quecksilber gleicht für das Auge und Gefühl ganz dem Schnee. Man schüttet es in einen wallenen Sack, der vollkommen dem Filtrirbeutel eines Branntweinbrenners gleicht, und läßt das Quecksilber austropfen. Indeß ist die Ausscheidung des Quecksilbers noch nicht vollkommen, und die Masse aus dem wollenen Sack wird nochmals in den Ofen gelegt, warin bis zum Morgen, nachdem das Quecksilber sich verflüchtigt hat, ein prächtiger Silberkuchen zurückbleibt, den man im Lande Piña (Ananas) nennt, weil er die pyramidale Gestalt dieser Frucht hat. Die Piña wird alsdann nach dem Hauptorte des Minenbezirks gebracht, wo die Beschaffenheit des Silbers anerkannt und auf einer Seite derselben der Stempel aufgedrückt wird. Nun darf man sie nur noch nach den Staaten senden, wo man Geld prägt (La Paz, Cuzco, Lima) und wo die Regierung sie zu sieben und einem halben Piaster die Mark kauft. Die Ausfuhr van edlem Metall in Barren ist verboten, allein das verhindert die Bergwerksbesitzer keineswegs deren zu verkaufen, weil sie auf diese Weise größern Gewinn daraus ziehen. Das oben beschriebene Verfahren wird gewöhnlich in den Schmelzhütten in Peru angewendet, mein Reisegefährte aber hatte in seinem Etablissement diese verjährte Praktik aufgegeben und die europäische Schmelzung eingeführt.

In den peruanischen Bergwerken sind die Arbeiter in zwei Corps getheilt, deren das eine van 6 Uhr Margens bis Abends um dieselbe Stunde arbeitet, und das andere die ganze Nacht. Jeder erhält täglich 4 Realen oder 52 Sous, mit denen er sich nähren und kleiden muß, zwei Ausgaben, die in jenem Lande nicht bedeutend sind. Eine scharf gepfefferte Suppe van Kartaffeln und gerösteter Mais, Cancha, bilden die Hauptnahrung, dazu Chicha als Getränk, und an Festtagen Branntwein. Während der Arbeit kauen sie beständig die Blätter der Coca, deren ätzender Saft eine nervöse Aufregung hervorbringt, welche sie ihre harte Arbeit leichter ertragen läßt. Ehedem wurden die Bergleute unter den Indianern ausgehaben, und diese Conscription Mita genannt. Sobald ein Minenbesitzer, dessen Rechte eingeschrieben und erwiesen waren, Arbeiter verlangte, waren die Alcaden jeden Dorfes genöthigt, ihm eine gewisse Anzahl Indianer zu stellen, welche man Mitayos nannte. Nach königlicher Ordannanz durften sie nur ein Jahr lang dienen. Da aber der geringe Lohn, den sie erhielten, nicht zu ihren Bedürfnissen hinreichte, streckte der Eigenthümer ihnen Waaren und Lebensmittel zu übertriebenen Preisen var. Am Ende des ersten Jahres waren sie schon so verschuldet, daß sie sich nicht entfernen konnten, und am Ende ihr ganzes Leben im Dienste des Bergwerksbesitzers hinbrachten. Selten kehrten sie nach ihrem Dorfe zurück; der Mangel an Luft in den Gruben, die harte Arbeit und die Armuth farderten alljährlich zahlreiche Opfer unter den Mitayos. Mit der Revalution hat dieser Mißbrauch aufgehört; jetzt kann in den Gruben arbeiten wer da will, und alle wallen es, weil sie statt 2 Realen, die sie mit Feldarbeit verdienen, 4 gewinnen.

Das Bergwerk van Manto, das M. B. ausbeutet, gehörte 1660 den Gebrüdern Joseph und Kaspar Salceda. Das Metall fand sich in starken Adern von Jungfernsilber vor, welches man ahne weitere varbereitende Arbeit nach der Münze van Arequipa sandte, um es zu schmelzen und auszuprägen. Eine Stadt von 300 Häusern, San Luis de Alva, erhab sich bald um die Wahnung der Salceda, und alle Abenteuerer aus Ober- und Niederperu liefen herbei, um freiwillig oder durch Gewalt ihren Antheil an der Ausbeute zu erhalten. Die Salcedas stammten aus Andalusien, und die andalusischen Auswanderer schaarten sich alle um sie. Aus Oppasition bildete sich eine biskayische Partei, welche bald durch Emigranten verstärkt wurde, die schan im Heimathlande den Andalusiern feindlich war. Blutige Händel fanden auf dem Berge von Laycacota statt, und bei einem dieser Treffen blieben 1000 Mann van beiden Seiten auf dem Platze. Diese stets wiederkehrenden Kämpfe in einem sanst ruhigen Lande beunruhigten den Vicekönig Don Pedro Fernandez de Castro y Andrade Conde de Lemos. Im Junius 1668 kam er selbst mit beträchtlicher Militärmacht nach Puña, wo er alles niederriß und verbrannte; San Luiz de Alva wurde niedergebrannt und geschleift und sein Stadtrecht dem Dorf San Carlo de Puña verliehen. Dan Jose de Salceda hatte die Straße vam Eingang der Stadt San Luis bis zu seinem Hause mit Silberbarren pflastern lassen; der Vicekönig nahm die Barren und ließ Salcedo in Ketten legen. Man heftete in selber Nacht an die Thüre seiner Wohnung folgende Drahung:

Conde de Lemos	Graf von Lemos
Amainemos	Gebt nach,
O si no verremos.	Oder es folgt die Rach!

Man trug dieses Pasquill zu dem Vicekönig, der darunter schrieb:

Mataremos	Wir werden richten,
Haorcaremos	Vernichten
Despues verremos.	Und dann schlichten.

und es wieder an dieselbe Stelle befestigen ließ.

Man hing in der That die Anführer beider Parteien, und Jase Salceda wurde an dem Eingang seiner reichen Silbergrube, welche man zum Vortheil der Krone einzag, erdrosselt. Don Gaspara, klüger als sein Bruder, hatte die Ankunft des Vicekönigs nicht abgewartet; er war nach Spanien übergeschifft, wo er die Rückgabe des Bergwerks und Rechenschaft für seines Bruders Tad verlangte. In seiner Eingabe an den Gerichtshof der

beiden Indien stellte er vor, wie viel der Staat durch den Tod des Minenbesitzers verloren habe, welcher in dritthalb Jahren 2 Millionen Piaster Quinto bezahlt hatte, was einer Declaration von einem Ertrag von 10,760,000 Piastern gleichkommt. Nach siebenjährigem Bitten und verderblichen Ausgaben gewann er seinen Proceß, und die Mine wurde ihm zurückgegeben; aber während dieser langen Zeit war das Wasser überall eingedrungen, und eine neue Ausbeutung erforderte große Geldmittel. Leider reichte das Wenige, was Gasparo geblieben, nicht dazu hin, und er, der Besitzer ungeheurer Schätze, starb im Elend, und die Grube blieb lange verlassen. Nur die Einsicht und die Einrichtungen des gegenwärtigen Besitzers vermochten ihr wieder einigen Ertrag abzugewinnen.

Die kleine Stadt Puño, nahe an dem Bergwerke von Manto, enthält ungefähr 6000 Einwohner. Während der kurzen Regierung Joseph Bonaparte's in Spanien wurde die alte Gouvernementaleintheilung in Presidentschaften und Corregidorias nach französischer Weise umgestaltet und Niederperu in sieben Departements geschieden. Zum Unglück für dieses Land hat der Code Napoleon die alte spanische Gesetzgebung nicht verdrängt; die Rechtspflege ist verwirrt und käuflich geblieben, und die Processe sind ohne Ende und zu Grunde richtend. Zu Puño holen die Einwohner des Departements die wenigen Waaren, deren sie bedürfen, als Tuch, gedruckte Baumwollzeuge, Seidenzeuge für die Frauen, Thee u. s. w. Alles wird aus Europa oder Indien nach Islay eingeführt, und auf Maulthieren zu ungeheuren Preisen nach Puño gesendet. Das Städtchen liegt ungefähr 10,000′ über Meer am Ufer eines Sees der nach drei Seiten von den Winden gepeitscht wird, und daher kömmt es, daß die mittlere Temperatur der schönen Jahreszeit 6 — 9° R. beträgt, und es größtentheils sehr kalt ist.

Der neue Kafferkrieg.

Die Engländer scheinen ihre soi-disant philanthropische Politik hart büßen zu müssen. Wer erinnert sich nicht der langen Declamationen gegen das unmenschliche Commandosystem der Holländer, und die Lobreden auf das milde und menschliche Verfahren der Engländer. Das Commandosystem der Holländer war allerdings etwas barbarisch: wenn die Kaffern einen Einbruch gemacht, Vieh geraubt hatten, so bot der nächste Feldcornet die Boeren auf, verfolgte die Räuber und nahm, wenn nicht von diesen, doch von den nächst wohnenden Kaffern eine nicht immer entsprechende Menge Vieh. Das führte allerdings zu großen Ungerechtigkeiten, allein es war das jus talionis, das einzige, was solche rohe Stämme verstehen, und im Grunde das, was noch in der neuesten Zeit in manchen Theilen Europa's geübt wurde, wenn man die Ortschaften für die auf ihrem Gebiete verübten Raub- und Mordthaten verantwortlich machte. Die Engländer unterhandelten mit den Kaffern, wie mit einer unabhängigen gebildeten Nation, und nachdem sie die Folgen hievon erfahren hatten, erklärten sie diese unabhängige Nation für brittische Unterthanen, und die jetzt aufgestandenen heißen Rebellen. Sie sind aber nur was sie waren, Wilde, welche die Gelegenheit zu Raub und Gewaltthat nicht vorbeilassen, und die durch die unkluge Nachsicht der Engländer mit Pferden und Schießgewehren versehen sind. Der vor drei Jahren beendigte Kafferkrieg hat 1,100,000 Pfd. St. gekostet; der neue wird schwerlich wohlfeiler kommen.

Besteigung des Gunong Api.

(Schluß.)

Sonntags den 3 September des Morgens um 5 Uhr gingen Capitän Roque und ich mit acht Mann nach der Südseite des Gunong Api, und wir begannen mit zwei timoresischen Führern um halb 7 Uhr den Berg zu ersteigen. Wir stiegen in einer Kluft aufwärts, welche voll scharfer ungleicher Lavasteine und blind sich endigender Abgründe war, über welche zu klimmen sehr mühsam fiel. Solange wir Hochwald, Gebüsch und zuletzt Farrenkraut antrafen, an welchen wir uns festhalten konnten, ging es noch erträglich. Die Vegetation ging bis über die halbe Höhe des Berges.

Die Steilheit und der lose Grund nöthigten uns zu ungleichen Schritten und Sprüngen, wodurch das Blut so in Wallung kam, die Transspiration so stark und die Respiration so heftig wurde, daß wir nach je 50—100 Schritten einhalten und ein wenig ruhen mußten. Wir blieben beständig die Vordersten, um nicht durch abrollende Steine verletzt zu werden. Nach dreiviertelstündigem Steigen kamen wir über die Vegetation, die zuletzt nur noch aus zwischen den losen Rollsteinen wachsenden Farren besteht, und hatten nun die steile, kahle Höhe vor uns, wo die losen schwarzen Steine bei jedem Schritte befürchten ließen, mit ihnen in die Tiefe zu rollen. Wir hielten uns so lang als möglich in den Klüften, weil hier die Steine noch einigermaßen einen festen Stützpunkt gewährten, und die Tiefe den Schwindel, von welchem man leicht ergriffen wird, wenn man auf der steilen Höhe das Gleichgewicht verliert, verhinderte. Diese Hohlwege liefen jedoch in blinde Klüfte aus, aus welchen das Aufsteigen und Weiterklettern auf den unter den Füßen abrollenden Steinen sehr gefährlich war. Wir hatten lange Stöcke mit Eisenhaken (Alpstöcke) mitgenommen, die bis jetzt uns von vielem Nutzen gewesen waren und die Unterstützung durch unsre Führer für uns überflüssig machten. Nahe bei dem Gipfel jedoch konnten wir keinen Gebrauch davon machen, weil die Steilheit uns nöthigte auf Händen und Füßen zu klettern. Am Fuße des Berges fand ich dichte, basaltische Lava, weiter oben Obsidian, höher blasige, poröse Lava und schwarze Bimssteine, die näher bei dem Gipfel kleiner und von einer Kalkkruste überdeckt wurden, welche Kruste (bei den Einwohnern Banda's fälschlich für Schwefel gehalten) aus vulcanischer Asche besteht, die, durch Regen oder Wolken naß geworden, an der Sonne erhärtet ist, und die kleinen Steine als Cement zu einer Kruste verbunden hat. Hie und da sind in dieser Kruste feine Spalten, aus welchen Wärme sich entwickelt und Rauch aufsteigt. Hier beginnen auch die Schwefelnester, wo der Schwefel rein sublimiet angetroffen wird; dieser Schwefel wird so häufig auf dem Gipfel gefunden, daß es sich wohl der Mühe lohnte ihn einzusammeln. Wir waren bereits so hoch, daß wir über die andern Berge der Bandainseln weg die See sehen konnten. Die schwarze Masse des Berges, bis jetzt in den Schatten gehüllt, begann durch die Sonne erleuchtet und erwärmt zu werden. Wir kletterten über die Kruste und Feuerspalten, und näherten uns dem Gipfel. Endlich hatten wir ihn erreicht; ich genoß das Vergnügen der erste oben zu seyn und sah einen großen, ausgebrannten, gebleichten Krater vor mir voll weißer Steine und Schutt, aus welchem an verschiedenen Stellen Rauch aufstieg und die schönsten Schwefelkrystalle in Nestern beisammenlagen. Dieser Krater war durch abgerollte Steine, Asche und feinen Sand verstopft und ist auf der Westseite von einem zweiten halbcirkelförmigen, ebenfalls ausgebrannten Krater umgeben, welcher der ursprüngliche und älteste zu seyn scheint. Auf der Nordseite erhebt sich der Berg noch über 100 Fuß. Um an den östlichen Rand des Kraters zu gelangen, mußten wir unter sehr losliegenden Felsblöcken wegsteigen und den Gipfel wieder erklimmen, weil unsere Führer wegen der heißen Stellen, wo sie mit bloßen Füßen zu gehen sich nicht getrauten, durch den Krater zu gehen fürchteten, nachher jedoch ging ich mitten durch diese Krater, wobei die Hitze und der Schwefelrauch allerdings etwas lästig fällt. Um 9 Uhr kamen wir an den östlichen Rand des Kraters. Hier ließen wir eine rothe Flagge wehen und lösten drei Schüsse aus einer Donnerbüchse, die, obgleich der heftig wehende Südostwind auf dem Gipfel den Schall unbedeutend machte, zu Neira doch wie Kanonendonner gehört wurden, worauf man uns auch im Campement erblickte, welches wir daran erkannten, daß man dort die Flagge dreimal strich und hißte.

Der Tag war schön und helle geworden. Wir hatten eine herrliche Aussicht auf die Bandainseln und eine weite Fläche der See. Banda Neira mit seinen reinlichen Anlagen und Wohnungen, die Forte Belgica, Narsau und Voorzichtigheid, der Papenberg und der Seinpost, Banda Centhoir mit seinen Villas und Parken, Pulo Kapal, Pisung, Rozengain, Rhun, Ai und Swangie lagen wie eine topographische Karte vor uns ausgebreitet. Wir blieben lange genug, um alles mit Muße

betrachten zu können; die aus dem Grund aufsteigende Hitze bewog uns aber öfter den Platz zu verändern. Wir ließen große Steine den Berg abrollen, die in großen Sätzen und reißendem Falle hinabsprangen. Bei einem Felsblock fanden wir mehrere Flaschen mit Essigwasser gefüllt, welche durch die HH. Walter und van der Velden bei der Besteigung am 26 August 1842 hier zurückgelassen waren. Obgleich an vielen die Pfropfen fehlten, waren sie doch noch voll, durch den Rauch hatten sie jedoch einen schwefelichten Geschmack angenommen; unsre Begleitung machte davon Gebrauch. Wir stiegen nun auf den nördlichen Gipfel, welcher gegen Norden in eine steile Wand abfällt, die den noch stets wirksamen, rauchenden Krater bilden hilft. An dieser Stelle haben schon einige Neugierige das Leben eingebüßt, und so sehr wir uns auch bemühten, seine Tiefe zu beschauen, sahen wir doch weiter nichts als eine tiefe Spalte, einen gähnenden Abgrund, aus welchem der Rauch in Masse mit einiger Heftigkeit aufstieg. An dieser Seite ist der Berg durch den Krater und tiefe Spalten von der Spitze bis unter seine Hälfte zerklüftet und wüst, und zeigt eine furchtbare Verwüstung durch entfesselte Naturkraft. Sein weiß gebleichtes Ansehen ist an vielen Stellen durch gelbe Schwefelflecken unterbrochen, alles ist so wie in den südlichen Kratern: Stein, Schutt und Asche. Hier sind die letzten Ausbrüche zum Vorschein gekommen (1824 bei Anwesenheit des General-Gouverneurs Baron van der Capellen), und werden auch wahrscheinlich die folgenden stattfinden, was für Neira ein Glück genannt werden mag, weil diese Krater seewärts, auf der von der Stadt am fernsten gelegenen Seite sich befinden. Obschon die gewaltigen Blöcke, welche man auch auf dem Gipfel antrifft, Zeugen von der ungeheuren Kraft sind, welche nöthig war, solche Massen auszuwerfen, so dürfte sich doch schwerlich ein folgender Lava-Ausbruch aus dem Gipfel (der Kratermündung) einen Weg bahnen, sondern die Kraft der aufsteigenden Masse kann den ganzen aus Schutt, losen Steinen und Asche bestehenden Gipfel auseinandersprengen, wo sich dann die Lava aus seitlichen Spalten ergießen wird; diese zukünftigen Ausbrüche machen es wahrscheinlich, daß der Berg in seiner äußern Gestalt noch Veränderungen erfahren wird. Bei dem letzten Ausbruch war besonders des Nachts der Anblick des Berges furchtbar schön und erhaben, der ganze Berg war glühendroth, die Bäume an seinem Fuße standen in Brand und aus seinem Gipfel flogen unter Donnerschlägen glühende Steine in die Luft, die als ein Feuerregen zum Theil wieder in den Krater, zum Theil auf den Berg zurückfielen. Die großen Haufen Lapilli, welche man jetzt noch auf der Südseite des Berges antrifft, sind das Resultat dieses Ausbruches.

Wir blieben bis gegen 11 Uhr auf dem Gipfel und errichteten einen Steinhaufen zur Befestigung der rothen Flagge, welche wir da zurückließen und welche, so lange ich noch in Banda blieb, ich das Vergnügen hatte, auf der Spitze wehen zu sehen. Die Wärme war durch den frischen Ostwind gemäßigt; der Boden des ganzen Berggipfels ist warm, an einigen Spalten und über den rauchenden Kratern steigt der Thermometer über 180° F. Die Atmosphäre aber ist kühl, des Morgens nach 6 Uhr gewöhnlich 68° F.; der rothe, mit Schwefel, Asche und Lavagrus gemischte Thongrund fühlte sich unter der Kruste naß und warm an und klebte an den Händen; diese Nässe scheint durch die Unmöglichkeit einer schnellen Verdunstung des Regenwassers unter der Kruste, durch die beständig an dem Gipfel hängenden Wolken und durch den aus dem Berg kommenden Rauch verursacht zu seyn. Dieser Thon scheint durch die Verwitterung der basaltischen Wacke entstanden zu seyn.

Die Höhe des Berges ist nach der Barometermessung des Hrn. van der Velden 2025 rheinländische oder 1975 pariser Fuß; jedoch behaupten die Personen, welche mit genanntem Hrn. auf dem Gipfel waren, daß der Barometer Luft in der Quecksilbersäule gehabt habe, wodurch diese Berechnung weniger genau ist. Die Messungen der Officiere der Astrolabe und la Zelée unter Dumont d'Urville sind mir nicht bekannt. Wenn ich mich recht erinnere, hat Reinwardt die Höhe zu 1800 Fuß angegeben. Daß die Höhe durch folgende Ausbrüche verändert werden wird, ist sehr wahrscheinlich.

Die größeren Steine auf dem Gipfel bestehen aus derselben basaltischen, dichten Lava, welche man am Fuße des Berges findet. Sie sind durch die Hitze so weiß gebleicht, daß sie bei darauf scheinender Sonne die Augen blenden. In dem Westmousson vermindert sich diese weiße Farbe etwas. In dieser Zeit fällt der Rauch in den chinesischen Campong zu Neira, wo früher die Casernen standen, und die durch beikommenden Regen zu dieser Zeit verunreinigte Luft verursacht durch Entwicklung von unterschwefelsauren Gasen eine verpestende, Fieber erzeugende Atmosphäre, welche Banda dann ungesund macht und nicht selten die Ursache von epidemischen Fiebern wird. Der schnelle Temperaturwechsel und die Ausdünstung am Seestrande ist bei dem Entstehen solcher Krankheiten ebenfalls zu berücksichtigen.

Wir traten nun den Rückweg an; indem die Sonne ihre Strahlen lothrecht auf uns niederschoß, war das Ersteigen mühsam, das Absteigen war es nicht minder. Die Sonne stand beinahe in dem Zenith und bestrahlte die schwarzen Obsidian-, Lava- und Bimssteine, welche eine erstickende Hitze zurückwarfen. Bereits ermüdet mußten wir mit Kraftanspannung bei jedem Schritte nach unten die Balance zu halten suchen, weil die durch scharfe Steine zerrissenen Hände keinen Stützpunkt für den Körper finden konnten. Endlich glückte es uns bei den Farren anzukommen, wo ein schneller, unvorsichtiger Schritt weniger gefährlich war und man sich durch Festhalten vor einem tiefen Fall bewahren konnte. Unser Körper war voll Schweiß, das Gesicht glühte und die Zunge klebte am Gaumen. Man bedenke die Mühe einen solchen Berg zu ersteigen in einem Lande, wo das ganze Jahr hindurch die Wärme selbst im Schatten beinahe der Blutwärme gleichkommt! — Um halb ein Uhr kamen wir an den Fuß, wo wir unter dem Schatten eines Belubaumes die nöthige Ruhe und durch ein paar Gläser Wein mit Cocoswasser die gewünschte Erfrischung genossen. Appetit hatte ich nicht. Unsre Kleidung war sehr mitgenommen; die Stiefel und Schuhe hingen nur noch in Fetzen an den Füßen. Antlitz und Hände waren durch die Sonne roth verbrannt; doch fühlten wir uns sehr glücklich, weil uns die Besteigung gelungen war, welche nicht immer die Mühe belohnt, die damit verknüpft ist. Wir fühlten uns in jeder Beziehung dafür hinreichend belohnt.

Während meines Aufenthaltes zu Banda bestieg ich verschiedenemal den Papenberg auf Neira, um von seiner Höhe eine Skizze der Bandagruppe zu entwerfen. Das wechselnde Wetter vereitelte diesen Plan, so daß ich Banda von Bord aus gezeichnet habe. Der Papenberg ist etwa halb so hoch als der Gunong Api; auf seiner Spitze steht eine Kanone und ein Telegraph; ein alter Wächter, der von hier aus verschiedene Ausbrüche des Feuerbergs mitangesehen hat, macht von diesen Gebrauch, um die Ankunft der Schiffe zu melden. Hier genoß ich nicht allein die herrliche Aussicht, sondern auch das seltene Schauspiel auf der einen Seite die See ruhig, auf der andern einen Wirbelwind mit Wasserhosen ankommen, und dann Regen und Wolken tief unter mir vorüberziehen zu sehen. Dieser Berg ist ungeachtet seiner Steilheit mit Hochwald bewachsen, an seinem nördlichen Fuße breitet sich ein schöner Muscatnußwald aus, und an der Südseite zieht er sich allmählich in eine bewaldete, gegen Neira gelegene Fläche. Banda Neira ist überall mit den Resten ehemaliger Gebäude und Begräbnißstätten erfüllt. Von seinen ursprünglichen Einwohnern findet man nur noch wenige Spuren, ebenso von den Portugiesen. Einige tiefe Brunnen schreibt man den erstern zu. An der Stelle, wo die Ermordung des holländischen Admirals stattgefunden, welche die Ausrottung der ursprünglichen Einwohner und die vollkommene Eroberung Banda's zur Folge hatte, ist durch den Residenten Engelhard (welcher sich durch Anlage und gute Unterhaltung der Wege verdienstlich gemacht hat) ein Cocosgarten angelegt worden, die jungen Palmen sind zwar alle aufgegangen, aber auch bereits im Absterben. Der Boden ist hier überall dicht mit Gras bewachsen und die Flora von Banda würde dem Botaniker eine reiche Ausbeute liefern. Die Gärten der Stadt sind nicht im besten Zustande; Gemüse kommen hier nur spärlich fort, wohl aber Welschkorn, das, unreif gekocht, ein allgemein beliebter Leckerbissen ist, und das in Ostindien überall gebaut wird, selbst da, wo der Reis nicht mehr fortkommt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 62. 13 März 1851.

Abstecher nach Itagoahy und Wasserfahrt nach Rio de Janeiro. [1]

Der englische Kaufmann, in dessen Landhause ich einige Tage zubrachte, mußte eine Reise nach dem etwa 14 Legoas entfernten Itagoahy machen, wo er, um eine Schiffsladung zu completiren, einige 100 Säcke Kaffee einzukaufen gedachte. Er beredete mich leicht, ihn auf diesem kleinen Ausflug zu begleiten, und obgleich dieselbe für den Zoologen und Botaniker kein großes Interesse darbot, so war doch die Hoffnung vorhanden, daß der Menschen- und Sittenbeobachter seine Rechnung dabei finden konnte. Wir sattelten daher eines Morgens früh, und schlugen über St. Christovao, Larangeiras ꝛc. die nach den Minas führende Straße ein. Die letztere ist die einzige Straße, womit man in der Umgegend von Rio de Janeiro und vielleicht auch in ganz Brasilien den Versuch gemacht hat, eine ordentliche Chaussee anzulegen; allein wie die Regierung alles nur halb auszuführen pflegt, so hat dieses Schicksal auch jene Anlage getroffen; denn obgleich Meilensteine angebracht sind, welche die Entfernung von Rio nach Legoas bezeichnen, so finden sich doch viele Stellen, durch welche man namentlich in der Regenzeit bis an den Sattel durch angesammelte Gewässer reiten muß. Es fehlt der brasilischen Regierung der nervus rerum, das Geld, um ein vollständiges Werk dieser und ähnlicher Art ins Leben zu rufen. Man sieht auf beiden Seiten des Weges eine Menge Vendas und Absteigequartiere liegen, die für die Pflanzer, Truppeiros ꝛc. berechnet sind, aber man vermißt auch hier ein ordentliches, nach europäischer Sitte eingerichtetes Gasthaus. Ob ein solches seine Rechnung finden würde? diese Frage lasse ich dahin gestellt seyn, da diese Menschen es vorziehen auf ihre gewohnte Weise fortzuleben, und den Neuerungen nach europäischer Weise schwerlich Geschmack abgewinnen würden.

Die Gegend bildet auf dieser Seite von Rio eine weite Fläche, die zur linken Hand vom Meere und auf den übrigen Seiten von den Gebirgen des Innern begränzt wird, die aus geheimnißvoller Ferne ihre Abrisse am klaren Horizont zeigen. Die Ebene ist ziemlich dürr, einförmig und erscheint besonders dem Reisenden sehr prosaisch, der eben die saft- und lebensreichen Urwälder mit ihren malerischen Wasserfällen und wildromantischen, hoch poetischen Partien verlassen hat.

Wir mochten etwa eine Stunde geritten seyn, als wir ein Bataillon brasilischer Miliz nicht fern zur Seite des Weges sich zum Exerciren versammeln sahen. Es ist ein merkwürdiges Corps, diese brasilische Miliz, und wenn der Ausländer sich eine lustige Stunde machen will, so darf er unter anderm auch nicht versäumen, den Bewegungen eines solchen Corps eine Zeitlang zu folgen, da gewahrt man alsdann die größte Nonchalance: der eine Soldat langt barfuß an, während sein Camerad in gelben Corduan-Pantoffeln erscheint und sich daneben seine Musquete durch einen Neger nachtragen läßt: der eine hat einen Tschako, der andere einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopf; der eine hat eine Cravatte um, der andere findet es bequemer, mit bloßem Halse sich zu präsentiren. Ein an den deutschen Zopf- und Gamaschenkram gewohnter Officier, wenn er dieß Corps inspectiren sollte, würde beim bloßen Anblick desselben über die gräuliche Unordnung, in welcher Uniform und Waffen sich befinden, in Ohnmacht sinken. Ist nun schon die Kleidung buntscheckig genug, so ist es die Hautfarbe dieser Mannschaft, wenn möglich, noch weit mehr. Wenn ein solches Corps in Reih und Glied steht, so hat man die schönste Gelegenheit die amerikanischen Menschenracen zu studiren: da findet man in bunter Mannichfaltigkeit Creolen, Mestizen, Quaternen, Ochavanes, Pulchuelches, Mulattos, Saltatros, Calpanmulattos, Chinos, Zambos nebst allen Zwischenschattirungen an der weiten Stufenleiter vom weißen Nord-Europäer bis zum kohlschwarzen Sohne Afrika's.

Endlich hat sich allmählich, aber wahrlich nicht auf den Glockenschlag, die Mannschaft zusammengefunden und sich in Linie aufgestellt — eine Linie, deren Ausmessung dem Geometer viel zu schaffen machen würde, so bogenförmig und winklicht zieht sie sich dahin. Das „Sentido“ (vor Euch) verhindert die meisten nicht, die brennende Papier-Cigarre im Munde zu behalten und ungenirt fortzurauchen. Da erschallt das Commandowort „Ombras Armas“ (Schultert's Gewehr), und bei dieser Manipulation fährt die Spitze des Bayonetts eines Tschakoträgers in den breiten Rand des Hutes seines Nebenmannes, so daß derselbe, also angespießt, zum Erstaunen des Eigenthümers die Reise in die Luft macht und gleichsam als Symbol der Freiheit an der Spitze des Bajonetts aufgesteckt bleibt. Während der Entbutete sich hinter dem Ohre kratzt und mit einem dummen Erstaunen seiner Kopfbedeckung nachsieht, bricht sein Nebenmann, der ein Schalk zu seyn scheint, in ein lautes Gelächter aus, in welches das ganze Corps vom Commandanten bis zum Tambour mit einstimmt. Auf solche Weise exercirt die brasilische Miliz fort, die sich wohl hütet, durch die europäische Disciplin das Leben sich zu verbittern, sondern es wird fortwährend allerlei Kurzweil getrieben und man ist sehr aufgeräumt dabei.

Wir mußten ebenfalls über die närrischen Streiche dieses Corps lachen und ritten dann unseres Weges, der sich durch eine

[1] Siehe den Artikel: Wanderung von Cantogallo nach San Cristovao. Nr. 29 ff.

sandige, baumlose Ebene zieht, in welcher der Wanderer schmerzlich das schützende Laubdach der Urwälder gegen die immer lästiger werdenden Sonnenstrahlen des vorrückenden Tages vermißt. Einige Maulthierzüge, welche Kaffee aus den Minas nach Rio brachten, zogen vorüber, und später begegneten wir einer großen Viehheerde, welche bereits mehrere Wochen unterwegs sich befand, weßhalb denn die Thiere auch furchtbar mager und abgetrieben waren. Mit dem Mästen des Hornviehs beschäftigt man sich überhaupt in Brasilien nicht, weßhalb man dort auch nicht einmal einigermaßen fettes Fleisch, geschweige denn solches zu sehen bekommt, wie es tagtäglich in Hamburg, London, New-York 2c. feil geboten wird. Auch erhält das Fleisch niemals jenen zarten und angenehmen Geschmack, der dasselbe bei uns auszeichnet, wenn die Thiere im Herbst von den Fettweiden zurückkehren. Das kommt daher, weil die brasilischen Weiden und die darauf wachsenden Gräser und Kräuter bis dahin nur allein von der Natur gepflegt, aber durch die Kunst nicht veredelt werden. Das meiste Hornvieh kommt aus dem Süden, wo es sich in den endlosen Prairien von selbst nährt, und obgleich es sich dort in einem ziemlich guten Zustande befindet, so wird es durch die lange Reise bis zur Hauptstadt dergestalt mitgenommen, daß nicht viel mehr als Haut und Knochen übrig bleiben.

Wir kehrten in einer der etwas besser aussehenden Vendas ein, wo wir auch schwarzen Kaffee (Milch ist selten zu haben) nebst einigen Eiern und Zwieback zum Frühstück erhielten. Da die Sonne immer heißer brannte und der Weg sich fortwährend durch eine baumlose Ebene hinzog, so war es uns angenehm, als wir links etwas zur Seite des Weges Santa Cruz, eine kaiserliche Domaine, liegen sahen. Da es dort eine von den bessern Vendas gab, wo wir Mittag zu machen gedachten, so bogen wir von der Straße ab und ritten gerade auf unser Ziel los.

In der Nähe von Santa Cruz begegnete uns eine Negerin, ein großes, schönes Mädchen von stolzer Haltung, kohlschwarzer Farbe, mit großen dunkeln, blitzenden Augen und Zähnen so schön und weiß wie zwei Perlenreihen. Dabei war sie sehr anständig gekleidet, und das schneeweiße, turbanartig um den Kopf geschlungene Tuch kleidete sie sehr gut. Sie hatte Backwerk oder Süßigkeiten (doces) zu verkaufen, die sie auf einem kleinen Brette auf dem Kopf und dabei einen irdenen Wasserkrug in der Hand trug, wie es in Brasilien Gebrauch ist. Das Gewerbe ist jedoch nur Nebensache und der eigentliche Handel ist der mit ihren Reizen. Die schwarze Odaliske lächelte uns schon von weitem anmuthig entgegen, und als wir nahe genug waren, fragte sie mit dem kokettesten Wesen von der Welt: Nao quereem comprar alguma cousa, Senhores? (Wollen sie nicht etwas kaufen, meine Herren?) und als wir verneinten, machte sie noch einen Versuch, um mit besserm Erfolg ihr Netz auszuwerfen, indem sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Anmuth und einem wahren Syrenentone fragte: nada, Senhores? (gar nichts, meine Herren). Allein sie machte nicht besseres Glück als jene Versucherin bei Seume, der auf seinem Spaziergange nach Syrakus in eine ähnliche Situation gerathen war. Diese verschlagenen Geschöpfe sehen sich unter allen Himmelsstrichen sehr ähnlich, und sie wissen recht gut, daß es kein Männerherz gibt, auf welches der Reiz und die Anmuth eines schönen weiblichen Wesens nicht Eindruck machte. Solche schwarze Priesterinnen der Venus Vulgivaga trifft man überall in den Villas, und namentlich in den Straßen der großen Städte Brasiliens. Sie treiben dieß Gewerbe, in dessen freier Ausübung sie von niemand gestört werden, auf das Geheiß ihrer Eigenthümer, denen sie täglich den baaren Erwerb abliefern müssen. Da sie meistens recht hübsch sind, so sollen sie ganz gute Geschäfte machen. Man kann sie sehr leicht erkennen, denn um den den Negern eigenthümlichen, den Weißen sehr unangenehmen Geruch zu verbannen, den ihr Körper ausdünstet, so haben sich jene Syrenen bis zum Uebermaaß mit köllnischem Wasser 2c. parfümirt. Ueberhaupt darf man annehmen, daß die zahlreichen Negerinnen, welche allerlei Waaren, Früchte, Backwerk 2c. in den Straßen Rio's feilbieten, ohne Ausnahme, wo sich die Gelegenheit darbietet, auch jene geheime Industrie ausüben. Geschieht es nicht für Rechnung ihrer Eigenthümer, so treiben sie das Geschäft auf eigene Hand. Eine Vestalin findet man unter diesen schwarzen Evastöchtern nicht. Inzwischen wird jedem Europäer zu rathen seyn, sich in keine Vertraulichkeiten mit diesen verwahrlosten Geschöpfen einzulassen, sonst könnte er nur zu leicht das Opfer jener abscheulichen Krankheiten werden, die in diesem Südlande überhaupt so schreckliche Verheerungen anrichten. Wie mancher Europäer ist nicht in der Blüthe des Lebens durch jenes Gift in ein frühes und fernes Grab gestürzt!

Die kaiserliche Domaine Santa Cruz bietet dem Reisenden keine Materialien zu einer weitläufigen Schilderung. Das Hauptgebäude ist ein langes, massives Viereck, an dessen einer Seite sich ein Thurm befindet, was dem Ganzen das Ansehen einer Kirche verleiht. Dem Schönheitsgefühl wird beim Anschauen desselben überall keine Rechnung getragen. Da der Ort zuweilen von der kaiserlichen Familie besucht wird, so sind einige Zimmer zu deren Aufnahme hergerichtet. Uebrigens ist die Umgebung weder hübsch noch romantisch, sondern sehr prosaisch, und auch die Hand der Kunst, der überhaupt bislang noch keine Freistätte in Brasilien geworden ist, hat sich nicht bemerklich gemacht. Von Gärten, Anlagen, Parken 2c., welche zur Verschönerung dieses Orts beitragen könnten, findet sich nirgends eine Spur. Ueberhaupt ist der Herrscher von Brasilien, obgleich er das Scepter über eines der größten Reiche der Erde schwingt, in Vergleich mit seinen gekrönten Herrn Vettern in der alten Welt ein wahrer armer Teufel. Außer seiner armseligen Quinta de Boa Vista in der Nähe der Hauptstadt und seinem geschmacklosen Palais am Largo da Paço, besitzt er keine Lusthäuser, keine Schlösser, Jagdschlösser, Fasanerien, Wildparke 2c., er hat kein Versailles, kein Schönbrunn, kein Aranjuez, kein Charlottenburg, kein Sans Souci, kein Monbijou und wie sonst alle die vom Schweiß des Volks erbauten Vergnügungsörter der Großen Europa's, Asiens 2c. heißen. Er, der Kaiser von Brasilien kann, wenn die Langeweile ihn plagt, keinen Ausflug nach einem Baden-Baden, Carlsbad, Töplitz 2c. machen, um sich in der Heilquelle oder am grünen Tisch zu unterhalten, sondern er muß fein daheim bleiben, denn wollte er weiter als zwölf Legoas von seiner Residenz eine Reise zu Lande unternehmen, so gelangt er schon in eine Wildniß, wo höchstens eine schmutzige Venda ihm Erquickung bietet. Da gibt es keine Eisenbahnen, Chausseen und Wege glatt wie Marmor, an denen stattliche, mit allen Luxusartikeln versehene Hotels liegen, in denen man, wenn der Geldbeutel nicht abgemagert ist, jeden die Sinne kitzelnden Genuß erkaufen kann, sondern höchstens holprichte Gebirgspfade, auf denen man Gefahr läuft, jeden Augenblick den Hals zu brechen. Freilich wären hier dem Geiste und Genie eines Peter des Großen ein unermeßliches Feld zu Reformen geöffnet, allein um solche Naturen zu schaffen, dazu scheint die Natur Jahrhunderte zu bedürfen. Der Kaiser von Brasilien ist ein armer Schächer, der alle die Lustbarkeiten nicht mitmachen kann, womit seine Rangsgenossen in Europa ihre Mußestunden ausfüllen. Er hat keinen

Oberceremonienmeister, keinen Oberhofmarschall, keinen Oberstallmeister, keinen Oberjägermeister und wie alle diese Großwürdenträger der menus plaisirs heißen; höchstens sieht man einige Kammerherren mit ihren grünen Uniformen und weißseidenen Strümpfen in der Nähe des Palastes herumlungern, ohne daß man errathen kann, ob der goldene Schlüssel mit ihnen oder sie mit ihm promeniren. So stehen die Sachen, und kein europäischer Fürst wird einstweilen Ursache haben, seinen Vetter da hinter der Linie zu beneiden; ja ich bin überzeugt, es würde auch der Herrscher irgend eines der vielen Duodezfürstenthümer Deutschlands, wenn er an's Ziel wäre, Anstand nehmen, seinen bescheidenen Herrscherstab gegen die strahlende Kaiserkrone Brasiliens zu vertauschen.

Auf der Domaine Santa Cruz wird Landwirthschaft getrieben, und es sind mehrere hundert männliche und weibliche Sklaven vorhanden, die sämmtlich von einer schönen Race sind. Deßhalb werden sie auch von den umwohnenden Sklavenbesitzern häufig zur Veredlung ihrer eigenen Sklavenrace benutzt. Der Aufseher dieser Neger zieht ein bedeutendes Accidenz aus diesem Geschäft zur Veredlung der brasilischen schwarzen Abkömmlinge Adams.

Dom Pedro I hatte einen ähnlichen Einfall, die entnervte weiße Race in Brasilien durch kräftigere Nationen des Nordens wieder aufzufrischen und zu veredeln, und indem er schweizer und deutsche Soldaten und Colonisten über den Ocean schaffen ließ, hoffte er nebenbei jenem Zwecke zu entsprechen. Einigermaßen scheint diese Hoffnung auch in Erfüllung gegangen zu seyn, indem man seitdem an der aufsprossenden Generation häufiger Merkmale einer nordischen Abkunft, namentlich die hellern Farbentöne des Haars, der Augen und dann der Haut bemerkt haben will.

Wir kehrten in einer Venda ein, in der es ziemlich ordentlich und reinlich aussah, und bestellten ein Mittagsessen. „Povera e nuda vai filosofia", diese Worte Petrarka's fanden wir bald nach unserm Eintritt in diese Venda bestätigt. Es saß dort nämlich ein Mann in höchst einfachem, armseligem Anzuge von Sommerzeuge; er war barfuß, und neben ihm auf der Erde lag ein in ein Tuch zusammengeknotetes Bündel, durch welches ein Handstock stack und das vielleicht die sämmtlichen irdischen Habseligkeiten des Wanderers enthalten mochte. Er mochte 54 bis 56 Jahr alt seyn, und die hohe, gewölbte, von einigen leichten Furchen durchzogene Stirn verrieth den Denker. Auf den ersten Blick erkannte man in ihm den Nordeuropäer. In einem europäischen Gasthause würde der Reisende sich nun wohl eben nicht sonderlich weiter für eine solche Erscheinung interessirt haben, allein in einem so fernen Lande hat das gelegentliche Zusammentreffen mit einem Landsmann oder Stammverwandten immer einen eigenen Reiz, wenigstens habe ich nie die Gelegenheit zu einer nähern Bekanntschaft oder doch zur Anknüpfung eines Gesprächs vorbeigehen lassen.

Unsere Unterhaltung war bald im Gange, und die Bemerkungen des Fremden über das Land, die politischen und socialen Verhältnisse waren so treffend und enthielten so viel Ansprechendes, daß auch mein Reisegefährte davon angezogen wurde, obgleich er sonst nicht eben Sinn für lange Unterhaltungen über Gegenstände zeigte, die außerhalb der merkantilischen Sphäre lagen. Kurz, es leuchtete uns sehr bald ein, daß die unscheinbare Kleidung und die augenblickliche Lage des Fremden nicht mit seiner Erziehung und seinem eigentlichen Stande in Einklang waren. Er nahm unsere Einladung zum Mittagsessen an, so wie er denn keineswegs durch „die Witze des Schicksals", die ihn in die sonderbarste und schlimmste Lage gebracht hatten, seinen guten Humor eingebüßt, sondern es paßte auf ihn ganz der Ausspruch Sadis:

„Auf meinem Haupte liegt des Alters Schnee,
Doch bin ich noch in meiner Stimmung jung."

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Zweiter Theil.

II. Die Religion der Neger. — Die Frömmigkeit der Madame Soulouque. — Jagd nach Fetischen.

Eh! eh! Bomba, heu! heu!
Canga bafio té
Canga moune dé lé
Canga do ki la
Canga li.

Ich weiß nicht, ob ich hier Senegalisch oder Yolof, Fulah oder Bambara, Mandingo oder Bouriqui, Arada oder Caplau, Ibos oder MoKos, Congo oder Mufamba spreche — dafür allein kann ich gut stehen, daß es eine Negersprache ist. Wenn diese unverständlichen Worte abwechselnd von einer und mehreren Stimmen gesungen wurden und Crescendo mitten aus der Finsterniß drangen, so ließen die Colonisten des alten St. Domingo ihre Sklaven zählen, und die Maréchaussée war auf den Beinen. Man kannte diese Worte in der Armee von Hyacinthe; in dem Lager von Biassou sammelte man sich um große Feuer und sang sie um Mitternacht aus vollem Halse. Pétion und Boyer war es nahezu gelungen sie zu verbieten. Unter Guerrier stille, unter Pierrot dreister, unter Riché sich versteckend, ließen sich die afrikanischen Chöre seit der Thronbesteigung Soulouque's wieder nach Belieben hören, denn Soulouque ist ein Verehrer des Vaudoux, und diese Worte sind die sacramentalische Hymne desselben.

Der Vaudoux ist ein afrikanischer Cultus, der in dem Königreiche Juida in hohen Ehren gehalten wird, eigentlich aber aus dem Königreiche Ardra zu stammen scheint, denn nach Moreau de Saint-Méry waren es die Neger dieses letzteren Landes, welche in dem früheren St. Domingo dessen Lehren und Vorschriften befolgten. Vaudoux nennt man auch das übernatürliche Wesen, welchem die Verehrung gilt. Der Gott Vaudoux weiß, sieht, kann alles und läßt sich herab, sich seinen guten Freunden, den Negern, in Form einer Gattung nichtgiftiger Schlangen zu zeigen; diese ist in einer kleinen Kiste eingeschlossen, deren eine Seite durchbrochen ist, so daß man den inneren Raum übersehen kann. Allein nur durch Vermittlung eines von den Gläubigen gewählten Oberpriesters und einer von diesem ernannten Oberpriesterin nimmt er deren Wünsche und Opfer entgegen, und strömt seine Kraft auf sie aus. Diese beiden Diener des Gottes nennt man bald König und Königin, oder Herr und Herrin, oder Papa und Mama.

Wie alle ursprünglichen Religionsgebräuche, so zählt auch der Vaudoux unter seinen Ceremonien einen besonderen Tanz, den die früheren Sklaven bisweilen öffentlich aufführten, und welchem sodann ein Mahl folgte, wobei man nur Geflügel aß, um die Polizeibehörde glauben zu machen, die mysteriösen Zusammenkünfte, welche derselben Besorgnisse einflößten, seyen der harmloseste Zeitvertreib von der Welt. Das Geheimniß des wahren Vaudoux wird streng bewahrt, und es ist dieses Geheimniß durch einen Schwur besiegelt, der unter Ausdrücken und Umständen geleistet wird, welche ihm unfehlbar die Heiligung des Schreckens verleihen. „Bisweilen," sagte Moreau de Saint-Méry, dessen Schilderung wie in neuester Zeit geschrieben scheint, „bisweilen besiegelt ein Gefäß mit dem noch heißen Blute einer Ziege auf dem Munde der Gläubigen das Gelübde, daß sie eher den Tod erleiden wollen, als daß sie irgend etwas verrathen, und daß sie auch jeden tödten wollen, der seiner heiligen Verpflichtung uneingedenk bleiben sollte." Wir hörten von einem ungeheuerlichen Vaudoux-Feier sprechen, welche man kurz vor oder kurz nach der Krönung Soulouque's zum Kaiser hielt, und wo man statt Ziegenblutes das Blut eines zu Erhöhung der Feierlichkeit vor aller Augen getödteten Ochsen mit Rum vermischt genoß.

Die Eingeweihten versammeln sich an einem abgelegenen und sorgfältig verschlossenen Orte, den man ihnen bei der letztvergangenen Zusammenkunft bezeichnet. Beim Eintreten legen sie die Sandalen ab und umwickeln den Körper vorzüglich mit rothen Tüchern, deren Zahl im Verhältnisse steht zu dem Grade jedes Einzelnen. Ein anderes ganz rothes Tuch umgibt als Diadem die Stirne des Königs, und eine Schärpe von derselben Farbe dient gewöhnlich zu Auszeichnung der Königin. Beide stellen sich in die Nähe einer Art von Altar, worauf die Kiste mit der darin verschlossenen heiligen Schlange steht. Nachdem sie zu der Schlange gebetet und den Schwur wiederholt, preisen der König und die Königin abwechselnd die Wohlthaten, womit der Gott Vaudoux seine Getreuen überhäuft, und laden die Anwesenden ein, ihn um Rath zu fragen oder anzuflehen; diese kommen nach ihrem Rang und Alter und bringen ihre Wünsche vor, wobei die Moral manches zu tadeln fände. Bei jeder Anrufung sammelt sich der Gott Vaudoux und wartet bis der Geist über ihn kommt; sodann wird die Kiste, worin sich die Schlange befindet, rasch auf die Erde gestellt, die Königin steigt darauf, wird bei dieser Berührung von einem convulsivischen Zittern befallen und ertheilt ihre Orakelsprüche, die je nach Umständen in Versprechungen oder Drohungen bestehen. Nach derartiger Berathung legt jeder der Gläubigen eine Gabe in einen zugedeckten Hut, und das Ergebniß dieser Collecten bildet das öffentliche und geheime Budget der Gesellschaft. Der König und die Königin übergeben sodann den Anwesenden die hauptsächlichsten Befehle des Gottes Vaudoux, und nochmals wird ein Schwur des Gehorsams geleistet.

Jetzt schreitet man, wenn nöthig, zu der Aufnahme neuer Mitglieder, eine Aufnahme, um welche der Gott Vaudoux schon vorher befragt wurde; der Aufzunehmende stellt sich in einen großen Kreis, den man mit Kohle beschrieben. Der König gibt ihm ein Päckchen in die Hand, welches Kräuter, Pferdehaare, Theilchen von Hörnern und Knochen enthält, und beginnt, indem er ihn mit einem hölzernen Plättchen leise auf den Kopf schlägt, den gegenwärtiger Erzählung voranstehenden afrikanischen Gesang. Die Anwesenden wiederholen ihn im Chor, und der Aufzunehmende, welcher zu zittern und zu tanzen begonnen (man nennt dieß monter-Vaudoux), geräth mit Hülfe des Rums bald in eine solch' fieberhafte nervose Aufregung, daß er manchmal nicht mehr zur Besinnung kommt, und erst zu tanzen aufhört, wenn er die kräftigen Schläge eines Farrenschwanzes fühlt. Ueberschreitet der Aufzunehmende bei den Seitensprüngen dieses epileptischen Tanzes den Kreis, so schweigen augenblicklich die Sänger, und König und Königin kehren den Rücken, um diese üble Vorbedeutung zu verwischen.

Nach bestandener Probe darf der Aufzunehmende den Schwur vor dem Altar der Schlange leisten, und der Tanz des Vaudoux beginnt. Der König berührt mit dem Fuße oder mit der Hand den Behälter der Schlange, und allmählich zittern und bewegen sich die oberen Theile seines Körpers, als wollten sie sich verrenken. Sofort zeigt sich eine sympathetische Wirkung, welche die Physiologie schwer in Zweifel ziehen könnte nach dem was wir von convulsionären Secten Europa's wissen, und der selbst Weiße, welche man bei Belauschung der Mysterien des Vaudoux überraschte, nicht immer entgangen sind. Die übermäßig heftige Erschütterung des Kopfes und der Schultern des Vaudouxkönigs pflanzt sich allmählich auf alle Anwesenden fort. Jedermann ist bald das Opfer eines schwindelköpfigen Drehens; die Königin, gleichfalls damit behaftet, unterhält dasselbe bei allen Anwesenden, indem sie die Schellen rüttelt, womit die Schlangenkiste besetzt ist. Das Lachen, das Schluchzen, das Geheul, die Ohnmachten, die Bisse vermehren die noch durch Fieber- und Rumdelirium erzeugte Tollheit. Die Schwächeren fallen zuletzt wie todt auf die Erde, und der rohe Bacchantentanz bringt sie unter beständigem Drehen in ein nahegelegenes Zimmer, wo bisweilen unter der dreifachen Aufregung von Beischlaf, Trunkenheit und Finsterniß Auftritte erfolgen, daß alle die unempfindlichen Götter Afrika's vor Abscheu mit den Zähnen knirschen sollten.

Dieß ist der classische Vaudoux; dieß das Geheimniß der mysteriösen Macht, welche in den Jahren 1791—92 im Verlaufe einer einzigen Nacht die am vorigen Tage gleichgültigen und zerstreuten Sklaven zu tobenden Massen umschuf, sie beinahe unbewaffnet in jene hoffnungslosen Kämpfe trieb, wo die Stupidität des Muthes die Taktik verwirrte. Die Gewalt, welche die Häuptlinge des Vaudoux auf die übrigen Mitglieder der Secte ausüben, ist in der That ohne Gränzen. „Es gibt unter den letzteren nicht Einen," sagt der oben angeführte Schriftsteller, „der nicht alles dem Unheil vorzöge, das ihm droht wenn er nicht fleißig in die Versammlungen geht, wenn er nicht blindlings alles befolgt was Vaudoux von ihm fordert. Man hat Leute gesehen, welche der Schrecken um den Gebrauch des Verstandes gebracht, die in einem Anfalle von Raserei ein Geheul ausstießen, den Anblick von Menschen flohen und das Mitleiden erregten." Der Glaube an Vaudoux hat sich um so leichter erhalten, als er in den religiösen Begriffen der schwarzen Massen und selbst eines Theiles der Mulatten die katholische Orthodoxie nicht ausschließt, für welche die Haitianer eine sehr aufrichtige, wenn auch nicht sehr aufgeklärte Inbrunst zeigen. Wir werden später darauf zurückkommen, welch' erbärmlicher Geistlichkeit oder sogenannter Geistlichkeit die Mission zu Beseitigung des Chaos in den Begriffen dieser Afrikaner anheimgefallen ist. Indessen hat der Durst nach dem Wunderbaren, welchen man am Anfang und am Ende jeder Civilisation findet, hier zwei Seiten. Hauptsächlich auf dem flachen Lande sieht man oft in derselben Hütte die christliche Taufe mit dem Leichenbegängnisse der Mandingos wechseln; auf mehr als einer Brust hängt das katholische Scapulier an derselben Schnur, wie das Mama-Bila[1] der Zauberer der Nation, und die alte Negerin, welche sich vor den Besuchen eines Zombi[2] fürchtet, bittet unbekümmert den Geistlichen um Messen und den Papa Vaudoux um Beschwörungen. Sey es in Folge des Einflusses, unter welchem sie leben, oder sey es, was wahrscheinlicher ist, Berechnung, die Papas verfallen zuerst in diesen Pleonasmus von Neger-Frömmigkeit, wie der Bruder Joseph, der Prophet, der Zauberer, der Capelan des Heeres von Accaau, den wir später in der Umgebung von Soulouque wieder finden werden. Wie Biassou, der mit allen Vorbereitungen der Zauberei und des afrikanischen Heidenthums seine Schwarzen gegen die Republikaner führte, um die Ermordung Jesu Christi und des Königs von Frankreich zu rächen, und wie Romaine, die Seherin, welche sich für einen Täufling der heiligen Jungfrau ausgab, Messe las und die Weißen im Namen der Mutter Gottes quälte, so setzte der Bruder Joseph seine gläubigen Schafe in Contribution, indem er für sie Wangas, Feiertagsandachten, Schutzfetische und geweihte Kerzen in Bereitschaft hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Verbesserung der Arbeiterwohnungen in Lille. Diese Stadt von etwa 70,000 Seelen fabricirt sehr viele leichte Baumwollenwaaren. Die Arbeiterbevölkerung scheint aber sehr schlecht daran, und namentlich bieten die Kellerwohnungen eine ungeheure Sterblichkeit dar. Die Sache kam neulich in der Nationalversammlung, und noch dazu mit vielen Uebertreibungen zur Sprache, wobei Blanqui's Bericht über den Zustand der arbeitenden Classen und namentlich die Schilderungen des Quartieres St. Sauveur und Lille citirt wurden. Diese Verhandlung blieb ohne Folgen, wenigstens ohne directe, aber der Magistrat von Lille wollte nicht in seiner wahren Gestalt vor der Welt geschildert seyn, und ordnete nun eine officielle Untersuchung der Kellerwohnungen an. Dieser waren 788, wovon 72 der schlimmsten alsbald unterdrückt wurden. Andere Maaßregeln der Verbesserung sind im Werke. So entstand aus einer Verhandlung der Nationalversammlung, die große Unwissenheit zeigte, doch etwas Gutes. Der Minister des Innern hatte bei dem Streit, ob Blanqui's Angaben Wahrheit enthielten, gesagt, dieß sey nicht möglich, denn nach Blanqui sollten unter 21,000 Kindern in fünf Jahren 20,700 sterben, was doch eine Unmöglichkeit sey. Nun remonstrirte Blanqui im Journal des Debats und erklärte, er habe diese Zahlen nicht von Lille, sondern von Manchester gebraucht, für welche krasse Uebertreibung ihn Leon Faucher zurecht wies. Diese Bemerkungen sind in sehr spöttischem Tone im Athenäum vom 8 März gemacht, und die Engländer haben wohl Recht bei solchen statistischen Kenntnissen zu spotten.

[1] Kleine kalkartige Steine in einem Säckchen.
[2] Geist, Gespenst. Zombi ist die creolische Verderbung des Wortes „ombre."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 63. 14 März 1851.

Italien.

Am Ende des vorigen Jahrs enthielt der Morning Herald nachfolgende Stelle über den Stand der Dinge in Italien. „Eine Woche nachdem diese Zeilen dem Leser vor die Augen gekommen, werden wir in ein neues Jahr eingetreten seyn, und es bedarf keiner Prophetengabe um vorauszusagen, daß vor Ende 1851 Italien der Schauplatz merkwürdiger Ereignisse, und wenn wir nicht irren, merkwürdiger Veränderungen seyn wird. Ein Geist gährt in der italienischen Halbinsel von Chambery bis Girgenti, Siracusa und Trapani, der früher oder später zum Ausbruch kommen wird, zu einem Ausbruch, der, wenn nicht vorsichtig und klug geleitet, zur verheerenden Flamme werden kann." Auch andere englische Zeitschriften enthalten ähnliche Andeutungen, und das Edinburgh Review (Januar) gibt einen Artikel „der Kampf Italiens", worin es gleichsam, ehe neue Ereignisse eintreten, mit den alten abschließt. Seit dieser Zeit sind allerlei Symptome eingetreten, welche gleich Sturmvögeln den nahenden Sturm verkünden: die Franzosen haben die Engelsburg befestigt, und halten den Papst in dem von den Kanonen der Engelsburg beherrschten Vatican zurück, während die fremden Gesandten darauf dringen, daß er in den Quirinal überfiedle, um minder in der Gewalt der Franzosen zu seyn; die Oesterreicher rücken von Osten her gegen Rom an, die Neapolitaner nähern sich den Gränzen, man spricht von Landungen Garibaldi's, die bald stattfinden sollen: in Piemont, dem einzigen Lande, das nicht unter mehr oder minder directem Einfluß Oesterreichs steht, werden die Beschuldigungen der Reaction gegen gewisse Persönlichkeiten immer lauter, und in der Lombardei die Maaßregeln der Oesterreicher immer schärfer. Gewiß, die Symptome eines kommenden Sturms sind in sehr reichlichem Maaße vorhanden, und doch sieht man, wenn nicht etwa durch andere Verhältnisse ein allgemeiner Krieg ausbrechen sollte, nicht ein, wie ein Sturm in Italien zum Ausbruch kommen könnte.

Woher soll ein Ausbruch kommen? In der Lombardei und Venedig steht eine Armee, welche mehr als hinreichend ist, jeden offenen Widerstand niederzuschlagen, in der Romagna wünscht man wohl kaum die Oesterreicher entfernt, da sie doch, wo sie stehen, das Land nicht den Räuberbanden preisgeben; in Toscana reichen die Oesterreicher wohl aus, um einen Ausbruch zu hindern, und in Rom treten die Franzosen einem solchen entgegen. In Neapel, wo die alte Büttelzucht am krassesten geübt wird, ist ohne fremden Beistand, so wenig als in Sicilien, etwas zu befahren, da man sich der untern Classen in den großen Städten, namentlich in der durch ihre Einwohnerzahl überwiegenden Hauptstadt hinreichend versichert hat. In Piemont sind keine wesentlichen Ruhestörungen zu erwarten, und man muß also wohl fragen: wo liegt das Uebel, welches so entschiedene Befürchtungen hervorruft? Zuverlässig in keiner andern Ursache, als in dem Maaße von Freiheit, welche Piemont genießt, und die dem übrigen Italien versagt ist. Man hat gut von einem geographischen Begriff Italiens reden, die Macht der Nationalität macht sich fortwährend geltend, und die Stellung Piemonts ist eine fortwährende Protestation gegen den Zustand, in welchem das übrige Italien gehalten wird. Kann Piemont mit seinen Kräften den Zustand des übrigen Italiens ändern? Nein. Wird es Oesterreich gelingen Piemont zur alten gemeinsamen Politik zurückzuführen? Wir möchten diese Frage gleichfalls mit Nein beantworten. Oesterreich hat, um diesen Zweck zu erreichen, nur zwei Mittel: es muß die piemontesische Regierung bewegen, daß sie aus freien Stücken zur alten Politik zurückkehrt, oder es muß sie dazu zwingen; letzteres ist nicht möglich, weil weder England noch Frankreich es dulden würden, und ersteres eben darum nicht wahrscheinlich, weil diese beiden Mächte allem aufbieten werden, um einen solchen Entschluß auf Seite der piemontesischen Regierung nicht aufkommen, und nicht zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Zeitungen brachten vor kurzem allerlei Beschuldigungen von reactionären Versuchen in Piemont, Beschuldigungen, die sich auch in die Deputirtenkammer verstiegen, und mehrere geheime Sitzungen veranlaßten. Jetzt scheint sich alles dieß in folgender Erzählung aufzulösen. Schon seit einiger Zeit haben die reactionären Journale Piemonts das Gerücht verbreitet, der König, des constitutionellen Systems müde, aber entschlossen, seinen auf die Erhaltung des Statuto und der Preßfreiheit geleisteten Eid nicht zu brechen, wolle zu Gunsten seines siebenjährigen Sohns abdanken. Dann wären von Rechtswegen die Königin-Mutter und der Prinz von Carignan Regenten für den unmündigen König geworden, und hätten das Reactionswerk geleitet; republikanische Aufstände, die man absichtlich an verschiedenen Orten hervorgerufen, hätten den Vorwand geliehen, von den Kammern außerordentliche Gewalten zu verlangen, diese dann zu vertagen, 40,000 Oesterreicher ins Land zu rufen, und auf diese gestützt, das Statuto und die Preßfreiheit aufzuheben, die politischen Flüchtlinge, die sich zu vielen Tausenden im Lande befinden, zu verjagen und durch Zurückberufung des Erzbischofs Franzoni und Aufhebung der mit Siccardis Namen belegten Gesetze die Versöhnung mit Rom herbeizuführen. Der König Victor Emanuel habe zeitig genug diesen Plan erfahren, und sich aufs entschiedenste dagegen erklärt. So geht die Sage; wie viel wahres

daran ist, kann erst die Zukunft zeigen. Indeß, wie viel oder wie wenig daran seyn mag, so viel geht immer aus den Gerüchten hervor, daß die öffentliche Meinung eine am Hof sich spinnende und von Oesterreich unterstützte Reaction wittert, und diese vagen Befürchtungen werden in allerhand mehr oder weniger gegründeten Gerüchten ausgesponnen. Stände Piemont für sich allein Oesterreich gegenüber, so möchte es zuverlässig den Einwirkungen der österreichischen und päpstlichen Politik, für welche die Unterkunft, die den politischen Flüchtlingen Italiens in Piemont zu Theil wird, allerdings sehr unangenehm und bis zu einem gewissen Grade selbst gefährlich seyn muß, unterliegen; aber hinter Piemont stehen Frankreich und England, welche gute Gründe haben, den Einfluß Oesterreichs in Italien nicht allmächtig werden zu lassen.

Oesterreich hat Parma und Modena in seinen Handelskreis gezogen, und seit geraumer Zeit gehen Unterhandlungen vor sich, welche Toscana und Rom gleichfalls in den österreichischen Kreis ziehen müssen. Roms Besetzung durch Frankreich ist jedenfalls eine vorübergehende Sache, wenn sie vorerst auch Jahre dauern sollte, Oesterreich aber ist in Italien zu Hause, und auf Oesterreich blicken Toscana und Rom um Schutz gegen innere Aufstände; kein Zweifel daß beide nach und nach auch dem Handelseinfluß Oesterreichs verfallen, wenn auch Toscana noch vor wenigen Monaten sich etwas widerspenstig erwies. Oesterreich hat den Osten des Kirchenstaats besetzt und rückt gegen Westen vor, es kann in nicht ferner Zeit mit seinem Zollvertrag den ganzen Kirchenstaat umspannen, und dann ist Oesterreich durch die Herrschaft auf beiden Ufern des Po wie an beiden Meeresufern commerciell so mächtig, daß Piemont nichts mehr ist als ein vorgeschobener Posten Frankreichs; seine commercielle Bedeutung muß trotz Genua's sinken. Das ist die vortheilhafte Stellung Oesterreichs, wenn es hinreichend Zeit vor sich hat; das aber eben ist die Frage. England und Frankreich werden den letzten Posten, den sie der unumschränkten Herrschaft Oesterreichs in Ober- und Mittel-Italien noch entgegensetzen können, auf alle Weise zu stärken suchen; sie werden die Freiheit und Unabhängigkeit Piemonts, das Flüchtlingswesen, kurz alles was Piemont in eine feindliche Stellung zu Oesterreich bringen kann und darin erhalten muß, sorgfältig bewahren, und dadurch Oesterreich nöthigen fortwährend unmäßige Anstrengungen zu machen, um Italien niederzuhalten. Ist die weite Ausdehnung der österreichischen Truppen in Italien ein Element der Stärke, so muß man nicht vergessen, daß dieß nur für die Kriegszeit, d. h. für außerordentliche Verhältnisse gilt; will man aber diese Verhältnisse zu den gewöhnlichen, stehenden machen, so wird diese Ausdehnung der Militärmacht ein Element der Schwäche. Ruhe könnte Oesterreich in Italien nur herstellen, wenn Piemont wieder politisch auf seine Seite tritt; dieß werden England und Frankreich verhindern, und dadurch Oesterreich nöthigen im fortwährenden Kriegszustande zu bleiben. An besondere Ereignisse in Italien ist vorerst nicht wohl zu glauben.

Abstecher nach Itagoahy und Wasserfahrt nach Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

So erfuhren wir denn bald im Laufe des Gespräches, daß er ein Däne und nicht nur ein leidenschaftlicher Anhänger des Fourierschen Systems, sondern auch ein Märtyrer desselben sey. Er sprach fast alle europäischen Hauptsprachen mit großer Geläufigkeit, und er hatte ganz Europa, einen Theil von Asien und Nordamerika durchwandert, um jenes System zu verbreiten, in welchem er allein den Inbegriff aller Glückseligkeit für das Menschengeschlecht und eine Ausgleichung jener schroffen Mißstände in den Abstufungen des Baues unseres jetzigen Staatslebens erblickte.

Er gab uns eine kurze Episode aus seinem Wanderleben zum Besten. In der Heimath, wie das Sprüchwort sagt, gilt der Prophet am wenigsten, weßhalb denn in seinem Vaterlande ihm das Glück nicht besonders gelächelt hatte, aber auch in der Fremde hatte er dieser launenhaften Göttin keine freundlichere Miene abgewinnen können. In Rußland hatten ihn die Großen mit seinen Weltbeglückungsideen und Reformationsplanen verlacht, und die leibeigenen Bauern, die doch bei Durchführung seines Systems am meisten gewonnen haben würden, ihn auf eine furchtbare Weise mißhandelt, das bekannte Wort bewährend: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." Darauf war er der russischen Polizei in ihre keineswegs allzu sanften Hände gerathen, und nur durch eine sehr gewichtige Fürsprache war er mit einer Erholungsreise in die schönen Gefilde Sibiriens verschont geblieben. Man hatte ihm alsdann aber einen sehr bedeutsamen Wink gegeben, den er auch sogleich verstand und befolgte, indem er sich mit dem ersten Dampfer nach Lübeck einschiffte.

In Lübeck — bekanntlich eine der vier Duodez-Republiken Deutschlands, denen die Machthaber nur deßhalb den letzten schwachen Lebensodem gelassen zu haben scheinen, um der Welt das klägliche Bild republikanischer Verfassungen immer frisch und lebendig vor Augen zu halten — hatte er sich, wie leicht zu erachten, nicht lange verweilt.

In Mecklenburg hatte er die Süßigkeiten der Patrimonialgerichtsbarkeit bis zum Ueberdruß kennen lernen, und in Hannover, rühmlichst bekannt wegen der Höflichkeit seiner Beamten, besonders der Supernumerär-Assessoren, Auditoren und Polizeischreiber, hatte man ihn sogar, als er auf dem Polizei-Bureau auf eine ungehobelte Frage mit einer dito Antwort aufgewartet, „beistecken" lassen. Dieses „Beistecken lassen" ist ein sehr beliebter Ausdruck in der hannoverschen Beamtenwelt. Als er sich über diese Behandlung gegen den Gefangenwärter beklagt, hatte ihn der alte Knasterbart einen Undankbaren geheißen und ihn gefragt, ob er nicht schönes trockenes Brod, das nicht über 14 Tage alt sey, und gutes Trinkwasser erhalten? Uebrigens hatte der alte Griesgram doch einen Trost für ihn gehabt, indem er philosophisch bemerkte: „jedes Ding habe seine schöne und häßliche Seite", und als unser Socialist darauf erwiederte: „die schöne Seite hier im Gefängniß sey da draußen", hätte der gute Alte mit einem „Narrenpossen" sich zurückgezogen und ihn seitdem keines Wortes mehr gewürdigt.

In Cassel wäre er ums Haar dem „hessischen Wolf" in die Klauen gefallen. Seiner Beschreibung nach — und in Cassel wird mans wissen, ob sie richtig ist — war dieser „Wolf" eine sehr sinn- und geistreiche Prügelmaschine, mit welcher mittelst eines einfachen Mechanismus mehrere Malvolenten und Malcontenten zu gleicher Zeit bedient werden können. Nur der Zufall, diese sonderbare Gottheit, hatte ihn vor dieser schimpflichen Strafe geschützt. So war seine Wanderung durch Deutschland, Frankreich, Italien etc. eine fortlaufende Kette von Leiden und Verfolgungen gewesen. In Frankreich hatte er den Trost und den Schmerz gehabt, seinen großen Meister und Lehrer Fourier von Angesicht zu Angesicht, und diesen mächtigen Genius bald darauf mit dem Gram über ein verfehltes Leben in die Gruft sinken zu sehen.

Europamüde war er darauf nach der neuen Welt gesegelt. Die frischen Winde auf dem weiten Wasserbecken des Oceans hatten seinen Enthusiasmus keineswegs abzukühlen vermocht, sondern dieser glühte noch in seiner ganzen Frische und Kraft, als er in Philadelphia landete. Die niedlichen Quäkerinnen und die übrige Fülle schöner Frauen und Mädchen, deren die Bruderstadt mit Recht sich rühmen darf, Fairmount mit seinen schönen Partien und Wasserkünsten, das prachtvolle Girard-College mit seinen colossalen Marmorsäulen, das schönste Gebäude in den Vereinigten Staaten; die marmorne Vereinigte-Staaten-Bank, die wie aus einem Stücke gegossen dasteht; das alte ehrwürdige Staatenhaus am Independencesquare, worin der große Jefferson jene welthistorische Unabhängigkeits-Erklärung abfaßte; — das alles hatte keinen Reiz für den begeisterten Socialisten, sondern sein erstes Geschäft war, ein Werk zu publiciren, das er während der Seereise geschrieben: The social destiny of man or association and reorganisation of industry. Explanatory of the system of Charles Fourier. Auf seinem Heimwege war er auf ein großes Meeting der Mäßigkeitsleute (temperancemen) gestoßen, das im schönen Franklinssquare abgehalten wurde. Eine so herrliche Gelegenheit zur Verbreitung seiner Beglückungsideen konnte er unmöglich ungenutzt vorübergehen lassen. Es war nun eine dramatische Scene erfolgt, in welcher er die erste Rolle spielte und die er mit sehr lebhaften Farben schilderte. Der englischen Sprache vollkommen mächtig, war es ihm eben nicht schwer geworden, bis auf die Tribüne zu gelangen, und da er der Versammlung zu imponiren gedachte, so hatte er eine kühne These sogleich an die Spitze seiner Rede gestellt, indem er anhub:

„Alle Säufer und Trunkenbolde sind Genies, und verdienen weit mehr unsere Bewunderung als Verachtung!" Bei diesen Worten war auch schon die Aufregung groß gewesen, die sich im Verlauf seiner Rede von Uebergang zu Uebergang steigerte; Ausrufe wie: „down with the fellow", waren etwas ganz gewöhnliches, doch hatte es ihm auch an Beifallsbezeugungen „very good, very good", nicht gefehlt, welche von einem Haufen Rowdies und Loafers (Raufbolde und Herumtreiber) ausgingen, die ganz irrigerweise in ihm einen Vertheidiger ihrer eben nicht lobenswerthen Lebensweise zu begrüßen wähnten.

Unser Socialist war jedoch zu sehr von seinem großen Gedanken erfüllt, als daß er auf dergleichen Demonstrationen geachtet hätte, sondern er fuhr unbeirrt und nur um so energischer in seinem Vortrage fort: „Ja, Genies sind es, die durch unsere elenden socialen Verhältnisse statt Zierden der menschlichen Gesellschaft, jetzt ein Auswurf derselben geworden sind. Wenn Ihr die Euch von Gott gegebenen Leidenschaften zur Thür hinauswerft, so kommen sie in verkehrter und gräßlicher Gestalt wieder zum Fenster herein gestiegen. Fourier, den großen Philosophen müßt Ihr studiren und daneben mein Werk: The social destiny of man zur Hand nehmen, dann werdet Ihr andere Lebensansichten gewinnen. Mit Euren Mäßigkeitsvereinen werdet Ihr die Welt nicht beglücken; das Uebel in der Gesellschaft liegt tiefer: wenn Ihr Euch nicht öffentlich berauscht, so thut Ihrs insgeheim; geschieht es nicht mit Branntwein, so nehmt Ihr Wein und — was das Schlimmste ist — Opiumtinctur!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Handel mit Gutta Percha.

Vor 1844 war Gutta Percha in Europa sogar dem Namen nach gänzlich unbekannt, und es wurden zuerst in diesem Jahre zwei Centner davon versuchsweise von Singapore nach England geschickt; der Handel mit diesem nützlichen Materiale stieg so rasch, daß 1845 169 Picula (zu 133⅓ Pfd.) 1846: 5364; 1847: 9296 und in den ersten sieben Monaten des Jahres 1848: 6768 Piculs Gutta Percha zu dem Gesammtwerthe von 274,190 Dollars von Singapore ausgeführt wurden. Davon kam der bei weitem größte Theil nach England, indem nur 922 Piculs nach Nordamerika, 470 P. nach dem europäischen Continente und 15 P. nach der Insel Mauritius gingen. So rasch nun auch der Handel mit Gutta Percha gestiegen ist, so ist die immer zunehmende Bewegung, welche dadurch unter den Bewohnern des indischen Archipels hervorgerufen worden, eine noch viel raschere; denn zuerst wurde Gutta Percha nur in den Sümpfen von Dschohor auf der Halbinsel Singapore gesammelt, und bald waren diese von Schaaren Malayen und Chinesen in allen Richtungen durchsucht. Dadurch wurden die Eingebornen mit dem Werthe dieses Materials bekannt, und nun sammelten auch sie mit großem Fleiße. Das verbreitete sich in kurzer Zeit immer weiter im indischen Archipel, und nach den letzten Nachrichten wird Gutta Percha jetzt nördlich von Singapore bis Pinang gesammelt, südlich längs der Ostküste von Sumatra bis Java, östlich in Borneo, wo es zu Bruni, Sarawak und Pontianak an der Westküste und zu Keti und Passer an der Ostküste sich findet. (Athen. December 1850.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Zweiter Theil.

11. Die Religion der Neger. — Die Frömmigkeit der Madame Soulouque. — Jagd nach Fetischen.

(Fortsetzung.)

Aus dieser ganz von Zombis und Vorbedeutungen, von Wundern und Schrecknissen wimmelnden Welt hatte man Soulouque entnommen. Wie kann man also staunen, daß er etwas wirre und eingeschüchtert war, und daß er in dem Augenblicke, wo er sich auf den Stuhl von Boyer setzen wollte, sich wohl umsah ob derselbe nicht verzaubert sey? Keiner der vier Präsidenten, welche seit dem Jahre 1844 auf diesem Stuhle nach einander gefolgt waren, hatte bis zu Ende des Jahres gelebt: zwei waren abgesetzt worden, zwei andere vor diesem Zeitpunkte gestorben, und der Tod von Riché, welcher gerade den Tag vor dem ersten Jahreswechsel seiner Thronbesteigung eintrat, hatte das Volk, so wie die competentesten Eingeweihten haitischer Zauberei vollends in der Meinung bestätigt, daß hier nothwendig Zauberei mit im Spiele sey. Ich kenne Weiße, welche diese Bemerkung beunruhigt hätte; Soulouque war dadurch, daß er dieser Gefahr entging, noch nicht mit seinen Befürchtungen zu Ende, knüpfte sich denn gerade an den Stuhl und nicht vielmehr an den Nationalpalast dieser für die letzten vier Präsidenten so verhängnißvoll gewordene namenlose Einfluß? Die Ansichten waren in dieser Hinsicht sehr getheilt, und es kam der Augenblick wo der neu Gewählte es ablehnte den Palast zu beziehen, welchen die Bewohner nur durch Verbannung oder Tod verließen. Eine kostbare Entdeckung sollte indessen diese Zweifel und Angst etwas beruhigen.

In den vordersten Reihen der Zauberer von Port-au-Prince steht eine farbige Frau, welche Karten schlägt, Steine und Schlangen sprechen macht, Kinder vor dem Keuchhusten bewahrt und auf Lebensdauer, wie für eine bestimmte Zeit, gegen Untreue von Gatten und Geliebten versichert. Sie verbrennt auch vor einer Statue der heiligen Jungfrau eine gewisse Anzahl kleiner Lichter, und wenn eines dieser Lichter abgebrannt oder zu frühe verlöscht ist, so setzt sie gewissenhaft die Rathsuchenden davon in Kenntniß, welche sie sodann bezahlen, damit sie wieder von vorne anfange. Madame Soulouque war eine der emsigsten Clientinnen der Wahrsagerin, und berief dieselbe. Man schloß sich ein, man brannte Kerzen, man erschöpfte alle Quellen der Liturgie Vaudoux, und endlich entdeckte die Wahrsagerin, daß der Präsident Boyer, wer hätte ihn dessen fähig gehalten? vor seinem Abgange in den Garten des Palastes eine von ihr auf das genaueste beschriebene Puppe verborgen habe, durch deren Kraft jeder Nachfolger verdammt war, den dreizehnten Monat seiner Herrschaft nicht zu erleben. Vor dem Unbekannten hatte Soulouque zittern können; nachdem die Gefahr entdeckt war,

griff er sie kühn an und auf Befehl seiner Excellenz . . . begann man die Nachgrabungen, um den von dem machiavellistischen Boyer verscharrten Fetisch aufzufinden.

Lassen wir jedoch allen Scherz bei Seite, denn es ward dieß der Schlüssel zu ernsten und bedauernswürdigen Ereignissen, und es ist von Wichtigkeit, denjenigen Theil von Verantwortlichkeit genau zu bestimmen, welcher jeden bei diesen Ereignissen trifft. Das wenig verborgene Lachen, womit die aufgeklärte Fraction der Gelben und Schwarzen diese Anekdoten des Palastes sammelte, war eine Ungerechtigkeit und ein Fehler. Was lag daran, wenn ein armer, nicht aufgeklärter Schwarzer geheim in seinem Inneren die Verehrung des väterlichen Glaubens beibehielt, und wenn er Hexerei mehr fürchtete als Kugeln? Mußte man sich nicht zu all' dem Aberglauben Glück wünschen, welcher vier Fünftheile der Unterthanen moralisch an die Regierung fesselte und Einflüsse für die officielle Thätigkeit gewann, welche seit Acaau zu einem gefährlichen Hebel des Aufstandes und der Räuberei geworden waren? Das Wesentliche war, daß Soulouque sich durch diese Einflüsse zu kräftigen wußte, ohne dieselben zu heben, und von diesem Gesichtspunkte aus bot er alle wünschenswerthen Garantien. Unter Pierrot selbst, dem Freunde von Acaau, hatte Soulouque zu Cayes die Hauptanhänger des letztern selbst festgenommen, ohne mit dem Vaudoux-Propheten der Bande, dem Bruder Joseph, eine Ausnahme zu machen. Von da hatte er sich an den Sitz des Militär-Commando's von Acaau begeben, hatte die Mulattenhäuptlinge kommen lassen und ihnen im Beiseyn des geschwätzigen Banditen gesagt: „die Mulatten haben gleiche Rechte mit den Schwarzen. Unterdrückt euch der General Acaau, so nehmet ein Gewehr und bedient euch desselben!“

Das erste Auftreten von Soulouque als Präsident bewies noch entscheidender, daß er bezüglich der Politik nichts mit jener ultra-afrikanischen Partei gemein haben wollte, deren Aberglauben er theilte. Wie gesagt, der Grundgedanke dieser Partei war der Haß gegen die Franzosen, ein Haß, durch den sie das einzige Hinderniß aufrecht erhalten konnte, welches seit 1825 der Einwanderung der Weißen und folglich der Vermehrung der Farbigen, was für sie Hauptabsicht war, sich entgegenstellt. Zudem bestätigte die erste Botschaft Soulouque's mit einer wahren Ergießung von Erkenntlichkeit das gute Betragen der französischen Regierung. Dieses Verlangen nach einem guten Einvernehmen mit Frankreich, das zu einer der fixen Ideen Soulouque's geworden und die ultra-afrikanischen Leidenschaften überlebte, deren blutige Personification wir bald in ihm erblicken werden, dieses Verlangen, sagen wir, war von seiner Seite um so verdienstvoller als die einzige politische Idee, welche bis jetzt in seinem Kopfe Wurzel gefaßt, ganz entgegengesetzten Tendenzen entsprach. Der gute, friedliebende, bescheidene Capitän Soulouque hatte sich in der That einmal in seinem Leben so weit emancipirt, daß er sich in eine Verschwörung, und überdieß in eine solche gegen Boyer einließ, welchen glühende Patrioten dafür bestrafen wollten, daß er sich von Karl X die haitianische Unabhängigkeit octroyiren ließ, statt daß er sie Frankreich abnöthigte. Kurz nach der ersten Botschaft zog ein von dem Minister des Inneren, Herrn Céligny-Ardouin, eingebrachter Gesetzesentwurf die nothwendige Folge daraus, indem er die Legitimation der Heirath zwischen Haitianern und Fremden beantragte. Daß die Initiative zu diesem civilisirenden Gedanken weniger Soulouque, als der Regierung von Riché angehörte, dessen Minister er beibehalten hatte, steht wohl außer Zweifel; allein der erstere begriff, wie wir in der Folge sehen werden, die ganze Tragweite dieses Projectes. Das ungemeine Bedauern, welches den Tod von Riché begleitet, hatte einen gewaltigen Eindruck auf seinen Geist gemacht! Völlige Nachahmung des vorangegangenen Präsidenten war seine vorgefaßte Meinung, ein Gedanke, der sich oft in Handlungen einer naiven und rührenden Gutmüthigkeit Luft machte. Eines Tages z. B. stand Soulouque auf und sagte: „nachdem der General Riché Präsident geworden, hat er einen Trauergottesdienst zu Ehren des General Borgella, seines Wohlthäters, angeordnet, und das ist eine schöne Sache. Auch ich will etwas Schönes begehen und einen Gottesdienst für den General Lamarre anordnen, welcher mein Wohlthäter ist.“ Und wirklich ging derselbe in Form einer nationalen Feier vor sich. Nach der Ceremonie war Empfang im Palaste; der Präsident, umgeben von den Verwandten des General Lamarre, stellte diese nach der Reihe den Notabilitäten der Stadt mit den Worten vor: „das ist die Familie meines Wohlthäters und somit meine Familie.“

Der Neger fürchtet nichts mehr als lächerlich zu werden, und Soulouque fühlte in dieser Beziehung um so tiefer, weil das Lachen hier von der aufgeklärten Classe ausging, von der Classe eben, deren Repräsentant er werden wollte, wie Riché. Er bemühte sich augenscheinlich, um durch Anstrengung und guten Willen die Scherze zu entwaffnen, welche seine abergläubische Furcht hervorrief; da er aber weder lesen noch schreiben konnte, allen Einzelheiten der Verwaltung fremd war und, ohne Grund zu finden, in einem Meer von Geschäften umhergeworfen wurde, deren unbedeutendstes für ihn eine unbekannte Welt war, so kehrte er eingeschüchterter als je von diesen fruchtlosen Versuchen in das positive Leben zurück, und das tiefe, ja übertriebene Gefühl vermehrte noch die Beklemmung seiner afrikanischen Eitelkeit. Mochten auch die Minister noch so verschwiegen seyn bezüglich der treuherzigen Aeußerungen seiner Excellenz, etwas kam immer davon in das Publicum, und das Lachen begann von neuem. Soulouque änderte sofort sein Verfahren: aus dem bescheidenen, schüchternen Frager, der sich Buchstaben für Buchstaben das Warum und das Nein der unbedeutendsten Geschäftsangelegenheiten auseinandersetzen ließ, wurde ein verständiger Mann. Lasen ein Minister oder ein Divisions-Commandant ihm eine Depesche vor, so sagte das Staatsoberhaupt auf Creolisch: Laßt sehen, nahm stolz das Manuscript und überlief während einiger Secunden mit nachdenklichem Blicke die geheimnißvollen schwarzen Linien des papier pâlé (Papier, welches spricht, schreibt), legte dasselbe wieder zusammen und sagte mit majestätischer Zuversicht: „Gut! ich werde weiter darüber nachdenken.“ Der Unglückliche dachte wirklich dergestalt darüber nach, daß das papier pâlé ihm endlich auf die Hand brannte. Um sodann den Qualen einer Neugierde zu entgehen, zu welcher sich immer die Furcht vor Zaubereien gesellte, ließ er einen Beamten kommen, dessen Verschwiegenheit er kannte, und ließ sich die Depesche vorlesen. Hatte sich irgend ein Zögern in der Stimme des Lesenden hörbar gemacht, so sagte Soulouque in feierlicher Weise: Gut, mein Lieber! und ließ, nachdem er in seinem scharfen Gedächtnisse die verdächtige Stelle bemerkt, einen anderen Beamten rufen, um einen Vergleich anstellen zu können mit dem, was das erste gelesen.

Die Sache nahm eine Besorgniß erregende Wendung: zu der Furcht vor Geistern hatte sich offenbar bei Soulouque das Mißtrauen in die Menschen gesellt. Konnte er in diesem ungleichen Kampfe gegen unbekannte Mächte denjenigen Theil der Galerie als Freunde betrachten, der lachte, statt ihn zu unterstützen? Von Bedeutung ist, daß die Zauberei mit dem Garten das Werk eines Mulattenhänplings war, und unter den Lachenden stand voran die Mulatten-Bourgeoisie. Daher kam der unvermeidliche Schluß, die Mulatten stehen mit der nicht zu findenden Puppe halb im Einverständnisse. Wenn dagegen ein Blick der Aufmunterung und der Sympathie den Muth von Soulouque wieder hob, so kam dieser Blick gewiß von dem schwarzen Theile der Galerie. All' das zusammengenommen mußte nothwendig zu einer Annäherung führen; der Vaudoux kam allmählich auf die Oberfläche und ergoß sich in den Palast des Präsidenten. Ich lasse es unentschieden, ob die Casten-Antipathien den Umstand benützt hatten. Soulouque war dem neuen ihn umgebenden Einflusse um so zugänglicher, als er hier mit offenem Herzen und auf gut Creolisch mit Leuten reden konnte, deren geistige Ueberlegenheit seine unheilbare Eitelkeit nicht demüthigte. Zu der Entdeckung dieses Einflusses führte zuerst der Plan, welcher eine Legitimation der Heirathen zwischen Haitianern und Fremden betraf. Soulouque entschlüpften auch bisweilen Aeußerungen, wie z. B.: „Ich habe nicht Präsident werden wollen, ich dachte nicht daran und ich wußte, daß ich auch nicht darauf vorbereitet war; warum will man sich aber, nachdem die Constitution mich berufen, sich meiner entledigen?“

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 64. 15 März 1851.

Die Indianer an der Humboldts-Bai in Californien.

Diese Indianer in der Nachbarschaft von Eureka leben noch ungefähr im wilden Urzustande. Die Männer gehen ganz nackt, die Frauenzimmer alle sind nur zum Theil bekleidet und sollen im Punkt der Tugend Vestalinnen seyn. Die Todten werden nach der Weise christlicher Begräbnisse bestattet. Früher war ein Stück Land in der unmittelbaren Nachbarschaft von Eureka ihr Kirchhof. Gegenwärtig begraben sie ihre Todten weiter die Bai hinauf, wohin sie den Gestorbenen in einem Canoe bringen, den eine lange Reihe von andern Canoes als Trauerzug begleitet, welcher das indianische Todtenlied absingt, während diese leichten Fahrzeuge auf dem Wasser fortgeschaufelt werden bis zum letzten Ruheplatz. Ein Grab wird gegraben, ein Brett von rothem Holz unten auf den Boden gelegt, ein anderes am Kopf und zu den Füßen und noch andere an die Seiten gestellt. Die Leiche wird dann ins Grab gesenkt, ein Brett darauf gelegt und das Grab mit der ausgegrabenen Erde wieder angefüllt, aufgehäuft und abgerundet, nach christlicher Weise, während die Bretter am Kopf und zu den Füßen gelassen werden, gleich zwei Grabsteinen. Es heißt, sie seyen Verehrer der Sonne. Des Morgens gehen die alten Männer oder Häuptlinge zur Bai hinunter, und setzen sich ins Wasser nieder, die jungen Männer aber gießen Sand auf ihre Köpfe, welcher darauf abgewaschen wird. Sie halten gewissenhaft den Sonntag und werden an diesem Tage die Niederlassungen der Weißen nicht besuchen. Der Mittheiler dieses Berichts in einem californischen Blatt (Alta California), woraus der Newyork Herald vom Jan. 1851 ihn entlehnt hat, folgert daraus, daß Californien Salomons Ophir sey, während er meint, daß die Indianer an der Humboldts-Bai ihren religiösen Glauben nicht von den Jesuiten oder von den Franciscanermönchen haben könnten, da diese sich nie dort aufgehalten hätten. Doch solche Folgerungen sind sehr unsicher, und was die Christen betrifft, so stammt ihre Religion sammt ihrem Ritus, unter andern auch das Begraben der Todten, aus dem Orient, und noch heutiges Tages begraben die halbwilden Bewohner von Balli bei Java ihre Todten ebenfalls nach christlicher Weise, ungefähr wie die Indianer an der Humboldts-Bai in Californien, wir Christen aber stehen hierin mit jenen Wilden und Halbwilden ungefähr auf gleicher Stufe und dürfen uns nicht herausnehmen zu behaupten, daß sie diese Sitte von uns empfangen.

Abstecher nach Itagoahy und Wasserfahrt nach Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

Da war denn der Sturm nicht länger zu beschwören gewesen: die Mäßigkeitsmänner hatten ihn von der Tribüne werfen wollen, während die Rowdies und Loafers eine solche Unschicklichkeit gegen die Redefreiheit zu verhüten gesucht hatten. Ein hitziger Kampf hatte sich zwischen beiden Parteien entsponnen, in dessen Mittelpunkt der unglückliche Socialist sich befunden und auf eine furchtbare Weise mißhandelt worden war. Blutend und mit zerrissener Kleidung war er bald seinen Verfolgern, den Temperencemännern, bald seinen Beschützern, den Rowdies und Loafers, in die Hände gefallen, je nachdem die einen oder andern die Oberhand in diesem Faustkampfe erhalten und die Wogen des Wechselglücks desselben ihn bald hier hin, bald dort hin geworfen hatten. Nur mit genauer Noth war er mit dem Leben davon gekommen. In Augusta in Georgien — demselben, von dem Capitän Marryatt in seinem Buche über Amerika sagt: „ganz Irland bietet nicht eine solche Masse von Mordthaten dar, als eine einzige, kleine Stadt in Amerika, nämlich Augusta in Georgien, welche eine Bevölkerung von 300 Köpfen enthält, und worin in einem Jahre nicht weniger als 59 Mordthaten am hellen Tage vorfielen, ohne daß die Behörden auch nur die geringste Kenntniß davon genommen hätten" — in diesem von Capitän Marryatt — der aber, beiläufig gesagt, sehr häufig mit ungeheuer dicken Farben aufträgt — also geschilderten Städtlein wäre er ums Haar von einigen Sklavenhaltern gelyncht worden, da sie seinen Ansichten natürlich in Bezug auf ihre Sklaven durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten.

Nach so vielen bittern Erfahrungen hatte sich Herr Peter Peterson, sein Reformationswerk aufgebend, nach Brasilien eingeschifft, wo er hinter der Felsenfeste Praya Vermelha in der Nähe von Rio den Rest seines verfehlten Lebens in der größten Abgeschlossenheit hinzubringen gedachte. Er schloß seine Leidensgeschichte mit einem bittern Lächeln und den Worten: „Ein Theil der Menschen, die Besitzenden, ist zu egoistisch und zu schlecht, um dem allgemeinen Besten ein Opfer zu bringen, und der andere Theil, die Vermögenslosen oder Lumpen, ist zu feig und zu dumm, ihr wahres Wohl zu begreifen. Wehe dem Mann, der seine Kräfte und Talente der Sache der Menschheit weiht: Undank und Verfolgung sind sein Loos."

Hierauf warf der Socialist seinen Stock nebst Bündel über die Schulter und zog gen Rio und die Worte des Bias fanden auch auf ihn ihre Anwendung: „omnia mea mecum porto."

Der Engländer, der sich an unserer Unterredung wenig betheiligt, aber aufmerksam zugehört hatte, sagte dann: „Wenn dieser Mann in England geboren und nicht einer Chimäre, die in unserm Jahrhundert noch nicht ausgeführt werden kann, nachgejagt wäre, so würde er wahrscheinlich eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, in welcher Fürsten und Könige es sich zur Ehre rechnen würden, ihn Freund zu nennen, während er jetzt unter diesem elenden Volke wie ein Landstreicher herum irren muß, und Niemand den hohen Genius zu würdigen vermag, der in einem so unscheinbaren Aufzuge in ihrer Mitte wandelt. Ich bin Kaufmann mit Leib und Seele, weil dieses Geschäft nun einmal meiner Individualität entspricht, allein ich weiß auch die hohen Kräfte der Seele zu schätzen, mit denen dieser Mann so reichlich ausgestattet ist. Mit welcher Reinheit und Eleganz redete er nicht die vier Sprachen, die er heute Gelegenheit hatte in Anwendung zu bringen. Doch lassen Sie uns aufsitzen.

Wir lenkten hierauf wieder auf die Landstraße ein und gelangten nach Verlauf von etwa einer Stunde in ein kleines Bosquet, einen der wenigen Plätze, welche die Einförmigkeit dieser Ebene unterbrechen. An Vendas ist an dieser Straße kein Mangel, und da meinem Reisegefährten etwas am Sattelzeuge entzwei gegangen war, so traten wir zur Abhülfe dieser kleinen Unannehmlichkeit in eine derselben, in deren Wirth wir bald einen Deutschen, oder wie er sich nannte, einen Preußen, kennen lernten. Er war früher Capitän im Fremdencorps in Brasilien gewesen und später, wie alle übrigen Offiziere, ohne weiteres und ohne diesen Leuten die geringste Vergütung zu gewähren, aus dem brasilischen Dienst entlassen. Da er mehrere bedeutende Schmarren und Narben im Gesichte hatte, so fragte ich ihn, ob er dieselben vielleicht im Kriege gegen Buenos-Ayres oder sonst in einem andern davon getragen? Er erwiederte in einer eben nicht große Bildung verrathenden Sprache, die leider nur noch allzu häufig den deutschen Kriegern anklebt:

„Gott straf mir! ein schöner Krieg! Nein, Herr, so glücklich bin ich nicht gewesen, sondern bei der bekannten Militär-Revolte der ausländischen Truppen in Rio, wobei so vieles Blut geflossen ist, haben mich meine eigenen Soldaten so schanderhaft mißhandelt, daß sie mich endlich für todt liegen ließen." Bald darauf, erzählte er weiter, war ein anderer Trupp aufrührischer Soldaten gekommen, dessen Anführer, ein gewisser Marwedel in der Kleidung eines Räuberhauptmanns, wie solche in unsern Romanen so genau beschrieben wird, ihn in seinem jämmerlichen Zustande erblickend, zu seinem Haufen gesagt hatte: „Leute, was zappelt denn dort noch für ein Gesell zwischen Leben und Tod?" Bei näherer Betrachtung hatte man ihn endlich erkannt und Marwedel sich geäußert: „Gott ver . . . . mich, es ist Capitän „Schauderhaft" (das war sein nome de guerre, wie es die Franzosen nennen, gewesen und rührte wahrscheinlich von dem freigebigen Gebrauch dieses Beschaffenheitswortes her) — und nun hatten sie ihn, ohne alle Umstände, einige beim Kragen, andere an den Füßen fassend, nach den nöthig erachteten Schwingungen unter lautem Jubel oben vom steilen Berge hinabgeworfen, auf dem die Caserne, ein ehemaliges Kloster, lag. Zerschmettert, bewußtlos, aus vielen Wunden blutend war er da unten angelangt, wo ihn zufällig eine freie Negerin, die ihm die Wäsche besorgte, aufgefunden, und sie war die edle Samariterin an ihm geworden, indem sie ihn in ihrer armseligen Hütte verpflegt und ihm Schutz gewährt hatte.

Die unter den drei deutschen Bataillons in Gemeinschaft mit dem wilden Irländerhaufen ausgebrochene Revolte ist übrigens kein Spaß gewesen, sondern es sind dabei Excesse und Scenen vorgefallen, die an die wildeste Nacht der Barbarei erinnern, und auch bei dieser Gelegenheit bewährte die Erfahrung den Satz, daß, wenn der civilisirte Mensch seine Fesseln einmal sprengt, er in seinen Ausschweifungen wilder und unbändiger wird, als der roheste Barbar.

Ueber diese Revolte, welche in der Geschichte Brasiliens eine bei weitem größere Rolle spielt, als man in Europa zu wissen scheint, da sie sehr wichtige Ereignisse zur Folge hatte, nämlich nächst einem schimpflichen Frieden mit Buenos-Ayres auch die Abdankung Dom Pedro's I, sind in europäischen Blättern so entstellende Berichte erschienen, daß eine kurzgefaßte Schilderung, deren Wahrheit verbürgt wird, hier vielleicht nicht am unrechten Platze erscheint.

Einige gewissenlose Agenten, an deren Spitze der berüchtigte Major Schäffer stand, hatten den Auftrag, deutsche Soldaten und Colonisten für Brasilien anzuwerben. Bei diesem Geschäfte wurden dann die alten Künste und Kniffe der Werber in den frühern Kriegen der Oesterreicher, Preußen, Holländer ꝛc. wieder hervorgesucht, nur wurde nicht einmal das Blutgeld, Handgeld genannt, gezahlt, sondern die Berichtigung aller dieser Forderungen jenseits der Linie in dem diamantreichen Brasilien versprochen. Es gelang von Hamburg und Bremen, diesen edlen Freistaaten, die zu jeder Schlechtigkeit die Hand bieten, wenn sie nur bei dem Schacher verdienen, bedeutende Mannschaften nach dem hochgepriesenen Brasilien zu spediren. Von den versprochenen goldenen Bergen, der doppelten englischen Gage, einer ehrenvollen Behandlung als Ehrengarde des Kaisers, einer dreijährigen Capitulation und hundert andern glänzenden Versprechungen, über Dotation großer Ländereien, wurde natürlich kein einziger Punkt den betrogenen Deutschen gehalten. Dagegen wurden sie meist auf Veranlassung ihrer eigenen Officiere, zu welchen Stellen gewöhnlich der Auswurf aller europäischen Nationen befördert wurde, auf eine abscheuliche Weise behandelt. Ein Prügelsystem nach großartigem Maaßstabe ward eingeführt und die ganze Behandlung darauf berechnet, die deutschen Soldaten zur Verzweiflung zu bringen. Die Beköstigung, die Caserneneinrichtung mit ihrem vielerlei Ungeziefer, das elende, aus einer Schilfmatte bestehende Lager, der Sold und die Behandlung konnten kaum schlechter gedacht werden. Es herrschte also in allen fremden Corps große Unzufriedenheit und Erbitterung, wie die häufigen Desertionen, Selbstmorde, Wahnsinnsausbrüche ꝛc. bekundeten. Auch der letzte Trost, nach dreijährigen Leiden und Plackereien sich erlöst zu sehen, auch diese Hoffnung wurde ihnen zu Wasser gemacht, als man ihnen erklärte, daß sie „gekaufte weiße Sklaven" wären, und daher so lange dienen müßten, als es dem Kaiser und der Regierung gefiele. Dieß war der härteste Schlag, denn die meisten Soldaten waren Handwerker, die in der Hoffnung, sich später als solche eine sorgenfreiere Stellung in Brasilien zu gewinnen, alle Plackereien des elenden brasilischen Soldatenlebens sich gefallen ließen.

Es lagen damals drei deutsche Bataillons in Rio in Garnison, nämlich das zweite Grenadier-Bataillon in St. Christovao, in der Nähe der gewöhnlichen Residenz des Kaisers, das dritte Grenadier-Bataillon in der Caserne St. Anna, und das 28ste Jägerbataillon in der Felsenveste Praya-Vermelha.

Um jene Zeit kamen etwa 2000 Mann Irländer als Recruten ebenfalls in Rio an, die zwar auffallend besser wie die deutschen Truppen behandelt wurden, nichtsdestoweniger aber täg-

sich die gröbsten Excesse verübten und dann immer wieder von den deutschen Truppen in die Schranken der Ordnung gewiesen werden mußten.

Als Lohn für diese oft bewiesene Treue wurde den letztern vor wie nach die abscheulichste Behandlung zu Theil. Der Funken der Empörung glühte also unter der Asche, und ein Windstoß genügte, ihn zur hell auflodernden Flamme anzufachen. Nun ereignete es sich eines Tages, daß ein Soldat vom zweiten Grenadier-Bataillon mit 100 Stockschlägen bestraft werden sollte, bloß aus dem Grunde, weil er einem ihm begegnenden Officier den militärischen Gruß (honneurs) nicht gemacht hatte. Das bei solchen Unmenschlichkeiten übliche Quarrée ward geschlossen, der Soldat vorgeführt und ihm befohlen, den Rücken zu entblößen, um die ihm zugedachte Bastonade in Empfang zu nehmen. Von Kriegsgerichten war in Brasilien nicht die Rede, sondern die Zutheilung der Strafe war der Willkür des Commandanten überlassen, die denn auch, feig und nichtswürdig wie jene Subjecte waren, von dieser ihnen anheimgestellten Erlaubniß im weitesten Sinne des Wortes Gebrauch machten. Als der Soldat, dessen Betragen bis dahin musterhaft gewesen war, sich weigerte Jacke und Hemde auszuziehen und sich auf die Entscheidung eines Kriegsgerichts berief, wurden ihm jene Kleidungsstücke im wahren Sinne des Worts vom Leibe gerissen, er selbst an einen Pfahl gebunden und 100 blutige Striemen belehrten ihn zur Genüge, in welches Henkers Hände er gefallen war. Damit noch nicht zufrieden, erklärte derselbe Commandant — de Draga hieß der Elende — diese Hiebe wären die Strafe für das genannte Vergehen, jetzt wolle er dem Soldaten eine gleiche Tracht Stockschläge deßhalb verabreichen lassen, weil er nicht freiwillig den Rücken entblößt habe. Ein solches Schauspiel ist empörend: Wuth und Rache flammten in den Blicken der übrigen Soldaten, die in ihrem gemißhandelten Cameraden die eigene Menschenwürde mit Füßen getreten sahen, und als der ohnehin schwächliche, vom südlichen Klima ausgesogene und unter der schmählichen Mißhandlung ohnmächtig gewordene Soldat noch fortgepeitscht wurde, da mußte die lang verhaltene Zornflamme hervorbrechen, denn alles, selbst die deutsche Geduld, das längste Ding unter der Sonne, hat ein Ende. Wie aus einem Munde erscholl der Ruf: „Nieder mit dem Henkersknecht!“ und damit stürzten die Soldaten mit gefällten Bajonetten auf den feigen Commandanten los, den nur die Schnelligkeit des Pferdes von einem gewaltsamen Tode rettete. Er flüchtete nach seinem in nicht großer Entfernung liegenden Hause. Doch auch dorthin folgten ihm die erzürnten Soldaten, und als ihm auch von hier aus die Flucht gelang, wurde das Haus dem Erdboden gleich gemacht und alle darin befindlichen Sachen der Vernichtung übergeben und ins Meer geworfen. Alle Bande der Subordination waren nunmehr gelöst, der Geist des Aufruhrs theilte sich pfeilschnell auch den übrigen ausländischen Corps und dem wilden, für dergleichen Auftritte leicht entzündlichen Irländerhaufen mit. Jetzt erfolgten jene entsetzlichen und haarsträubenden Scenen und Excesse, worin man die entadelte Menschennatur in ihrer höllenschwarzen Entwürdigung erblickt. Zuvörderst wurden nun mehrere der verhaßtesten Officiere entweder umgebracht — das 27ste (deutsche) Jäger-Bataillon erschlug seinen Commandanten, einen Italiener, Namens Thiola, der die Soldaten ebenfalls ganz schändlich betrogen und mißhandelt hatte, mit Feuerbränden, womit man ihn, der in der Dunkelheit sich verkrochen hatte, aufsuchte — oder sie, die verhaßten Officiere, wurden wie Capitain Schauderhaft auf eine schreckliche Weise mißhandelt, dann ganze Straßen verwüstet, so daß Schrecken und Bestürzung in dem verödeten, wie ausgestorbenen Rio herrschten. Zweihundert Menschen sollen während dieser vier Tage anhaltenden Anarchie das Leben eingebüßt haben, nämlich 185 Deutsche, mehr als 200 Irländer und die übrigen auf brasilischer Seite aus Bürgern, Soldaten und Negern bestehend. Meine Feder weigert sich jedoch, die einzelnen Scenen von Abscheulichkeiten weiter auszumalen, die auf beiden Seiten sich zugetragen haben. Nur mit Hülfe der Marinesoldaten der im Hafen stationirten englischen und französischen Kriegsschiffe konnte die Flamme des Aufruhrs endlich gedämpft werden. Nach dem Spruch eines sogenannten Kriegsgerichts wurde ein deutscher Soldat zum Tode und zwölf andere zur Galeere verdammt. Jener, August Steinhausen genannt, erlitt die Todesstrafe mit einem Heldenmuth, die Freund und Feind mit Bewunderung erfüllten.

Das sind die Folgen der Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit. Hätte Dom Pedro die deutschen Truppen gut behandeln lassen und die gegebenen Versprechungen erfüllt, so würde er seinem wankenden Thron wahrscheinlich eine feste Stütze gegeben haben, aber nun eilte er seinem Untergang mit desto schnellern Schritten entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Zweiter Theil.

II. Die Religion der Neger. — Die Frömmigkeit der Madame Soulouque. — Jagd nach Fetischen.

(Fortsetzung.)

Die aufgeklärte Classe, welche er sich durch sein beständiges Mißtrauen entfremdete, nahm ihn endlich beim Wort. Diese Classe that sich bei dem Ausdrucke ihrer Befürchtungen um so weniger Gewalt an, als der zunehmende Einfluß der ultra-afrikanischen Coterie leichter durch die unheilbare Schwäche Soulouque's zu erklären war, als durch drohende Absichten von seiner Seite. Kurz, die Frösche verlangten einen neuen König. In Wahrheit war in den amtlichen Regionen hievon nicht die Rede, denn die Umstände, welche Soulouque's Macht nothwendig gemacht, waren dort noch triftiger als je. Außer der aus einer Gleichheit der Ansprüche der beiden in Frage stehenden Candidaten entspringenden Schwierigkeit verstieß sowohl General Paul, als General Souffrant gegen die eine oder andere Seite. Paul war ein ziemlich aufgeklärter Schwarzer von vortheilhaftem Aeußeren, der dadurch daß er sorgfältig seine Sympathien und politischen Ansichten geheim hielt, sich mit jedermann gut gestellt hatte; als improvisirter [1] und junger General aber hatte er keinerlei Einfluß auf die Armee. Als sehr alter, sehr tapferer und bei der Armee sehr beliebter General bot Souffrant dagegen in Beziehung auf Politik nur sehr ungenügende Garantien: in den vier durchlebten Revolutionsjahren hatte er zu Gunsten des herrschenden Einflusses nach einander alle Welt verrathen. Von dieser Seite hätte Soulouque vollkommen ruhig seyn können; aber gerade weil sich keine Verschwörung bildete und die Unzufriedenheit sich in einem Werbegeklatsch auf der Straße äußerte, drang das Echo nur desto öfter und schneller zu den Ohren des „schwarzen Volkes,“ welches sodann, schon durch die Ungläubigkeit der Gutgekleideten bezüglich der Zauberei verletzt, jeden Tag dem „Präsidenten“ diesen neuen Beweis des Einverständnisses der Mulatten mit der noch immer nicht gefundenen Garten-Puppe hinterbrachte. Soulouque wurde immer düsterer. „Ich weiß, sagte er, daß man sich gegen mich verschwört. Es kann auf Haiti niemand ausspucken, ohne daß ich es weiß; wenn ich aber bedenke, was es die Familien alles kostet, bis sie einen Mann von fünfund-

[1] Unter Pierrot, wo er Minister des Inneren war. Auf Haiti entspricht, wie in Rußland, alles der Militärhierarchie. Ein Minister, ein angesehener Senator brauche nur den Wunsch zu äußern, so wird er Divisionsgeneral.

zwanzig Jahren heranziehen, so habe ich den Muth nicht, zu handeln..." Dieß ist ein schönes Wort in diesem Munde, allein es entspringt einem Gedanken, wobei schon seltsame Bewegungen sich verrathen. Zu dieser Zeit nahm Soulouque mit neuem Eifer die Nachgrabungen in dem Garten wieder auf; die Verständigeren lachten darüber und bedachten nicht, daß die Hacke im Boden auch ihre Grube graben könnte.

In dieser unaussprechlichen Beklemmung verlebte der Präsident die fünf ersten Monate seiner Herrschaft. Gegen das Ende des Julius 1847 beschloß Soulouque eine Reise nach dem Cap zu machen, sey es daß er durch die Entfernung dem unsichtbaren Blicke des Fetisch entgehen wollte, oder daß beunruhigende Gerüchte aus dem nördlichen Theile der Republik ihm diese Sorge abgenommen hatten, und er eifrig die Hoffnung erfaßte, sich endlich den Feinden von Fleisch und Blut gegenüber zu sehen. Am 27sten sollte er abreisen; am 26sten erhielt er nach Beendigung der Senatssitzung den Besuch seiner Minister, die ihn durch Einreichung ihres Collectiv-Entlassungsgesuches vor Schrecken erstarren machten.

War dieß ein Zeichen der Verschwörung, oder glaubten vielmehr die HH. Paul, C. Ardouin, Dupuy und Larochel den Augenblick gekommen, um ihr Schicksal von demjenigen eines Unglücklichen zu trennen, welcher mit übernatürlichen Mächten zu kämpfen hatte? Dieß war ohne Zweifel der doppelte Argwohn, der seinen Geist bestürmte, und Soulouque fragte mit bestürzter Miene, ob es sich um eine neue Revolution handle, und setzte hinzu, er sey auf Verlangen gerne bereit seine Gewalt niederzulegen. Die genannten Herren bemühten sich ihn zu beruhigen, indem sie ihm erklärten, ihren Rücktritt hätten nur ungeheure Reductionen zur Folge, welche der Senat so eben an dem Budget vorgenommen; ja sie erboten sich, zu Beseitigung jedes Mißtrauens ihn zu begleiten, wenn sie gleich ihre Entlassung gegeben, ein Vorschlag, den Seine Excellenz mit sichtlichem Eifer anzunehmen sich beeilte.

In der Nacht vom 27 Julius reiste Soulouque ab, ganz froh darüber, daß er seine vier Geißeln am Gängelbande führe; da er sich aber nicht auf dieselbe Weise der zwanzig und etlichen tausend Mitschuldigen der Puppe versichern konnte, welche er zurückließ, so gab er dem schwarzen Brigadegeneral Similien, welcher die Garde des Palastes befehligte, den Auftrag, jene bis zu seiner Rückkehr in Respect zu erhalten. Similien genügte seinen Instructionen so gewissenhaft, daß noch nicht vierzehn Tage nach der Abreise des Präsidenten die farbigen Einwohner von Port-au-Prince in die Consulate flohen, um den Schutz der Flaggen anzuflehen. An demselben Tage und zu derselben Stunde waren in Jacmel, in Cayes, in Jérémie, in Léogane, d. h. von einem Ende der südlichen Halbinsel zum anderen, die Läden geschlossen, und ein ebenso panischer Schrecken zeigte sich auch hier bei der farbigen Bevölkerung. Um die Ereignisse verständlich zu machen, muß gesagt werden wer Similien war.

Ich habe von der Verschwörung gesprochen, die wegen der Ordonnanz von 1825 gegen Boyer zu Stande kam. Der nachmalige Präsident war, ohne recht zu wissen um was es sich handelte, mit hineingezogen worden. Mademoiselle Joute hatte persönlich für die Treue des Capitäns Soulouque garantiert, und bei dieser Gelegenheit hatte sie ihn in ihre Dienste genommen und ihm den Krahn einer ihr gehörigen Zuckersiederei übergeben. Der schwarze Similien, welcher in der Garde um einen Grad höher stand als Soulouque, war auch in diese Verschwörung verwickelt, und seine Mitschuld war so erwiesen, daß er den Kopf dafür zu lassen verdient hätte; allein der gutmüthige Boyer hatte sich damit begnügt, ihn aus seiner Garde zu entfernen und mit seinem Grade in ein anderes Regiment zu versetzen. Er erhielt Similien sogar die Lieferung der Kleidung für die Armee, denn Similien war Schneider. Nach dem Sturze des Tyrannen galt Similien bei der Partei Hérard doch als Opfer. Unter den vier bis fünf schwarzen Generalen, welche sich nach einander gegen Hérard-Rivière erhoben, war, wie man sich erinnert, ein General Dalzon. Dieser wurde getödtet, und der in das Complott verwickelte schwarze Oberst Mercure wurde zugleich mit seinem Sohne, den er gleichfalls hineingezogen, zum Tode verurtheilt. Dieser war das Pathenkind von Similien, welcher somit der Gevatter des Obersten Mercure war, eine Stellung, welche in den Colonien und überhaupt unter der alten Sklavenbevölkerung für heiliger gilt als die Verwandtschaft durch die Bande des Blutes. Similien erklärte sofort mit Thränen in den Augen, daß Hérard das Recht habe, den Gevatter Mercure erschießen zu lassen; den Sohn aber tödten, weil er dem Vater gehorcht, das gehe gegen seine Begriffe von Recht und Unrecht, denn bei den Schwarzen gibt es für die väterliche Allmacht keine Gränzen. Der Sohn Mercure's wurde trotz der Bitten und Drohungen Similiens erschossen, der, wüthend gegen Hérard aufgebracht, sich an den Aufstand Guerriers anschloß und von diesem Augenblicke an ein erschreckliches Quantum Rum zu sich nahm, um sich über die Ungerechtigkeit der Menschen zu trösten.

Nachdem Guerrier Präsident geworden, ließ er Accaau festnehmen und einen Criminalproceß gegen ihn einleiten. „Das ist gerecht!" sagte Similien salbungsvoll: „Accaau hat kein Recht die Mulatten zu tödten;" als er aber erfuhr, daß man Accaau auch wegen der Räubereien verfolge, welche er unter Hérard-Rivière an den Mulatten-Anhängern desselben begangen, gerieth Similien in einen fürchterlichen Zorn. Nach ihm sollte eine Regierung, die nur durch den Sturz der Rivieristen an das Ruder gekommen, dem Angeklagten vielmehr danken, was er gegen diese Partei vollführt, und indem er mit der unbarmherzigen Beharrlichkeit des Trunkenbolds den Faden dieses Gedankens verfolgte, kam er im Verlauf von acht Tagen so weit, daß er zum öffentlichen Lobredner von Accaau wurde. Die Fraction der farbigen Classe, welche Similien so in einen Rechtshandel verwickelte, beschwerte sich und beschuldigte ihn den Castenhaß des abscheulichen Banditen zu theilen. Die Anklage traf die Empfindlichkeit Similiens hart. Ueber die Mulatten im höchsten Grade erbittert, warf Similien endlich einen glühenden Haß auf alle Farbigen, auf die einen, weil sie Rivieristen waren, auf die andern, weil ihre Farbe ihn an die Rivieristen erinnerte. Dieser Haß, der in unaufhörlich wiederholten Branntweinlibationen conservirt wurde, hatte sich bis zu der Thronbesteigung Soulouque's unversehrt erhalten.

In dieser Zeit war Similien der zweite Commandirende in der Garde, über welche, wie gesagt, Soulouque den Oberbefehl führte. Da Soulouque aus eigener Erfahrung und aus den Beispielen von Riché und Boyer wußte, daß es von diesem letzteren Posten zur Präsidentschaft nur noch ein Schritt war, so hielt er es für angemessen, die Leiter hinter sich nachzuziehen. Er hatte die Stelle nicht wieder besetzt, und so hat sich Similien stets als zweiter Commandirender unter die unmittelbaren Befehle des neuen Präsidenten gestellt. Aus diesem Grunde standen sie täglich und stündlich mit einander in Verbindung, und das Andenken an die frühere Cameradschaft gab ihren Zusammenkünften den Charakter der Vertraulichkeit. Similien hatte, wie sich denken läßt, diese Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, um sich für die „Undankbarkeit" der Mulatten zu rächen, und Soulouque's abergläubische Vorurtheile machten diesen nur zu geneigt, auf die Einflüsterungen seines Vertrauten zu hören. In Wahrheit glaubte dieser nun gar nicht an die Kartenschlägerinnen und Fetische, und dieß mußte später zu seinem Verderben führen; Soulouque wußte ihm aber nur umsomehr Dank, daß er seinen Verdacht theilte. Deßhalb hatte ihm Soulouque bei seiner Abreise außer dem Oberbefehl über die Garde auch den über das die Stadt beherrschende Fort und, wie man später erfuhr, gewisse geheime Instructionen übergeben, welche ihn bevollmächtigten, für den Fall eintretender Eventualitäten, deren Würdigung allein seinem Urtheile anheimgestellt war, ganz wie er es für gut finde zu handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Karte vom J. 1547, welche für den König von Spanien entworfen wurde, und alle bis dahin gemachten Entdeckungen der Portugiesen und Spanier enthält, wurde kürzlich der englischen Alterthumsgesellschaft vorgelegt. (Athen. 8 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 65. 17 März 1851.

Etwas über ägyptische Alterthumskunde.

Der Moniteur vom 7 und 8 März enthält einen Bericht von Hr. Emm. de Rougé, Conservator der ägyptischen Galerien im Louvre, über die Ergebnisse einer Reise, die er gemacht hat, um die wichtigsten ägyptischen Sammlungen Europa's zu besuchen. Der Bericht enthält eine Masse Thatsachen über die ägyptische Archäologie und Geschichte, namentlich auch die Geschichte der Kunst, und liefert dadurch von vornherein den Beweis, daß die sogenannte ägyptische Unbeweglichkeit längst mit Recht zur Fabel geworden, denn es wird auch mindestens eine Ecke des Schleiers, der noch die eng verbundene religiöse und politische Geschichte deckt, aufgehoben; selbst die Race scheint nicht immer dieselbe gewesen zu seyn, und Rougé sagt, namentlich auf einige Bemerkungen von Lepsius sich stützend, „die alten Aegyptier scheinen ihrer viereckigen und ziemlich plumpen Gestalt nach fast einer andern Race anzugehören.“ Die Umwandlung beginnt etwa in der zwölften Dynastie, somit noch vor der großen Katastrophe, welche die alte Geschichte Aegyptens in zwei so streng gesonderte Theile trennt, nämlich vor der Herrschaft der Hirtenvölker. „Völker aus Westasien drangen in das Land ein, zu einer Zeit, deren genaue Feststellung bis jetzt noch nicht möglich gewesen. Die Geschichte, in Uebereinstimmung mit den Forschungen der Archäologen, belehrt uns, daß der Sieger die meisten Tempel zerstörte und das Nilthal verwüstete. Alle jetzt noch vorhandenen Tempel sind auch in der That neuer als diese Unglücksperiode, welche nach den Geschichtschreibern nicht weniger als 500 Jahre gedauert haben soll. Die frühern Zeitalter haben uns nur Bruchstücke oder Gräber hinterlassen.[1] Gegen das 18te Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung schüttelte endlich Aegypten das Joch dieser Fremdlinge ab, und man begann nun alsbald die Heiligthümer wieder aufzurichten. Diese Restauration ist das Werk der großen Herrscher der 18ten Dynastie.“ Hr. Rougé bemerkt im allgemeinen über diesen großen Zwischenfall der ägyptischen Geschichte, daß historische Daten in der spätern Periode verhältnißmäßig leicht, in der ältern fast unmöglich zu bestimmen seyen.

Darum aber darf man die ältere Periode nicht als die rohere bezeichnen, denn wie schon erwähnt, nicht nur die Pyramiden, deren merkwürdiger Bau und genaue Richtung nach den vier Himmelsgegenden mannichfache Kenntnisse voraussetzen, sondern auch das Labyrinth, „dieser unermeßliche mit den ausgezeichnetsten Kunstgegenständen angefüllte Palast, der eines der Wunder der Welt seyn mußte“, fällt in die alte Periode. Was noch merkwürdiger und bedeutsamer ist, die Darstellungen in Hypogäen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit der dritten Dynastie, also in ein fast fabelhaft hohes Alter gehören, sind von Hieroglyphen begleitet, welche „bereits ein vollständiges System darbieten“, und die Zierrathen in diesen Darstellungen und an den Sarkophagen aus dieser Periode selbst zeugen schon von einer bedeutenden Kunstentwicklung. Hr. Rougé ist geneigt, eine fortschreitende Entwicklung bis zur zwölften Dynastie anzunehmen, und erst in der dreizehnten, während welcher die Nomadenvölker aus Westasien einbrachen, zeigt sich ein politischer, wie künstlerischer Verfall. Manetho, dieser Nationalhistoriker, gesteht, daß sich die Feinde ohne Kampf des Landes bemächtigten. Die Reste der 13ten und die folgenden Dynastien bis zur 18ten vegetirten in einer Ecke Oberägyptens, wo nicht gar Nubiens, und erst die 18te Dynastie verjagte die Barbaren. Nun beginnt die zweite Epoche des Reichs, glänzender an Macht, Eroberungen und Kunstwerken als die erste. Aber mit dem Hinaustreten aus dem alten Kreise Aegyptens beginnt auch eine gewisse Entartung und innere Zerwürfnisse; asiatische Götter dringen ein, selbst die syrische Astarte; man bemerkt größere Schwankungen im religiösen Glauben; der Herrscher, der seinen verdrängten Vorgänger für einen Usurpator hält, läßt dessen Namen aus den Denkmalen ausmeißeln; ein gleiches geschieht selbst den Göttern, so am Ende der 18ten Dynastie dem Gotte Ammon, etwas später dem Gotte Seth, dem Typus der Kraft und des Siegs, der zum zerstörenden Gott wurde, und wahrscheinlich der Prototyp des spätern hebräischen Satan ist. Mehrere religiöse Revolutionen lassen sich mit Sicherheit nachweisen, und sie verschmolzen sich mit den politischen, wie denn am Ende der 20sten Dynastie die Großpriester Ammons zu Theben der obersten Gewalt sich bemächtigen. Man kennt drei solcher Priester-Könige, deren Namen aber auf den Denkmalen Thebens sorgfältig ausgemeißelt sind. Die Periode der 18ten Dynastie ist die Zeit der höchsten Kunst, namentlich in der Sculptur; in der 19ten Dynastie ist diese bereits im Sinken, und Rougé bemerkt, „in der anscheinend so unbeweglichen ägyptischen Kunst hätten wenige Jahre unbegreifliche Aenderungen hervorgerufen.“ Unter den Großpriestern Ammons und unter der Dynastie von Bubastis (22sten) scheint der Kunsttypus sich wieder zu heben, und mit Psammetich (26sten Dynastie) beginnt die sogenannte saitische Aera, wo die Sculptur ihre ganze Ueberlegenheit wieder findet. Mit der griechischen und römischen Periode tritt die volle Entartung ein, noch werden großartige Arbeiten geliefert, so die Kolosse von Ptolomäus Philadelphus und Arsinoe aus röthlichem Granit, die im Museum des Vaticans sich befinden, aber sie halten nicht den mindesten Vergleich

[1] Dazu rechnet er indeß auch die Pyramiden, die jedenfalls älter sind, so wie das Labyrinth, das freilich ein großes Bruchstück war.

mit den schönen Statuen von Tutmes, Psammetich und Nectanebo aus. Eine ähnliche Schilderung ließe sich von der Entwicklung und dem Fall der ägyptischen Schrift geben, aber wir können hier die Auszüge nicht weiter ausdehnen.

Abstecher nach Itagoahy und Wasserfahrt nach Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

Es war uns ein Richtweg bezeichnet, weßhalb wir von der Straße bogen und über eine Art Weide unsere Reise fortsetzten. Einige Schmetterlinge von ungeheurer Größe nahmen unsere Aufmerksamkeit hier in Anspruch. Mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne kamen wir wieder auf die Straße nahe vor Itagoahy, da wo sich eine von brasilischen Soldaten besetzte Wache befindet. Die Wache hat den Zweck, um Gold- und Diamantenschmuggiern aus den Minas auf die Finger zu sehen, Deserteure zu fassen und überhaupt Verdächtige anzuhalten. Die Mannschaft ist von derselben Sorte, wie das von uns heute Morgen gesehene Corps, und da sie ihre Langeweile auf diesen verlorenen Posten durch Kartenspiel und Schlafen, woran Schildwach und Commandant, ein Cabo de Esquadro oder Corporal, nebst der ganzen übrigen Besatzung zu gleicher Zeit Antheil nehmen, so ist leicht zu erachten, daß diese Wache nur höchst selten und wenn der Zufall, diese sonderbare Gottheit, sie begünstigt, einen Fang macht. Bald darauf erreichten wir die Villa Itagoahy.

Ich muß die Bemerkung wiederholen, daß brasilische sogenannte Städte dem Reisenden keinen Stoff zu Schilderungen liefern und das gilt auch von der Villa Itagoahy. Alte Denkmäler, die Ruinen einer Burg, die Spuren eines Feldlagers, woran sich historische Erinnerungen einer bewegten Vorzeit knüpfen, wie man solche so häufig in Dörfern und Gegenden der alten Welt trifft, davon findet sich hier, wie fast überall in Brasilien, keine Spur.

So ist denn auch diese brasilische Villa Itagoahy ein Nest, das wegen des ziemlich lebhaften Verkehrs zwischen den Minas und der Hauptstadt aus einer Menge Vendas und etwa 3 bis 4 Kaufläden besteht, welche letztere den aus der genannten Provinz kommenden Kaffee aufkaufen. Diese Verkäufer, die den Pflanzern den Kaffee abkaufen und die letzteren, wie man sich wohl auszudrücken pflegt, ganz heillos über das Ohr hauen, machen sehr gute Geschäfte, namentlich wenn, wie gewöhnlich, die Wege schlecht sind und die Lastthiere fallen. Sie sind Europäer und führen das Geschäft in Compagnie mit einem Hause in Rio, von dem sie über den Preis des Kaffee's beim geringsten Schwanken des Marktes sogleich Nachricht erhalten. Dabei machen sie durchaus keinen Aufwand: ihre wenigen Möbeln und Kleidung sind um nichts besser als die der übrigen Pflanzer, denn ihr ganzes Bestreben zielt bloß darauf ab, sobald als möglich Reichthümer zu sammeln, um davon später in Europa ein gemächliches Leben zu führen.

Bei einem solchen Kaufmann stiegen wir ab, und da der Engländer denselben kannte, so wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Ein europäischer Großhändler würde sich zwar geschämt haben, einen seiner Handelsfreunde auf eine so armselige Weise, als die Einrichtung des bescheidenen Wohnhauses eines solchen Kaufmannes darbietet, zu empfangen, allein in der neuen Welt sieht man viele Dinge mit ganz andern Augen an, als in der alten, denn dort ist die große Lebensaufgabe to make money, wie der Yankee sich ausdrückt; alles übrige ist Nebensache.

Während am folgenden Tage mein Begleiter seine Geschäfte abmachte, streifte ich in der Umgegend umher, die allerdings eben keine besondern Merkwürdigkeiten darbot. Doch auch hier bekundete sich an vielen Stellen die südliche Zone in ihren wundervollen Productionen, und oft erblickt man an einsamen Plätzen Erzeugnisse unbeachtet wachsen, blühen und untergehen, um deren Pflege und Erhaltung ein europäischer Treibhausbesitzer alle seine Kenntnisse und Kräfte aufgewandt haben würde. So fand ich auch hier auf einem kleinen, etwa eine Quadratruthe enthaltenden Flecken mehr als siebenzig verschiedene Pflanzen. Da sah man die blühende Aloe, Erythrinea, den Cactus in riesiger Größe und wunderbarer Gestalt, worauf der schöne, aber hier gemeine Brillantkäfer sich aufzuhalten pflegt, und viele andere Erzeugnisse, woran sich der Botaniker stundenlang unterhalten konnte.

Der nicht sehr breite aber ziemlich tiefe Fluß ergießt in sehr geschlängeltem Laufe sich etwa vier Stunden weiter in das Meer. Mittelst dieses natürlichen Canals befördert die kleine Handelswelt von Itagoahy ihre Stapelwaaren nach Rio und bezieht dagegen auf demselben ihre Bedürfnisse von dort.

Ein längerer Aufenthalt in einer solchen Villa, wo bloß geschachert und viel Portwein getrunken wird, hat eben keinen besondern Reiz, es war mir daher ganz Recht, als der Abend anbrach, und wir beschlossen, auf einer mit Kaffeesäcken beladenen Lancha die Rückkehr nach Rio zu Wasser zu bewerkstelligen. Unsere Pferde schickten wir durch einen Neger zurück. Es war ein herrlicher Mondscheinabend, der Himmel hell und klar und Tausende von Sternen sandten ihr reines Licht herab, als wir mit der Fluth in See stachen. Freilich bot unser Schiff keine großen Bequemlichkeiten dar, und es gab auf diesem Küstenfahrer nur eine sehr beschränkte Cajüte: aber wer könnte es auch über sich gewinnen, in ein so dumpfes Loch sich zu verkriechen, wenn draußen das majestätische Schauspiel, den endlosen, spiegelglatten Ocean unter dem reinen Aethergewölbe mit seinen Myriaden flammender Himmelskörper in erhabener Pracht sich ausbreiten zu sehen, dem Sterblichen geboten wird. Ein lauer Wind kräuselte nur unmerkbar das Meer und fächelte unsere Stirnen. Die Gestade zeigten sich im optisch täuschenden Mondlichte in ihren pittoresken Umrissen und seltsamen Gestalten, wodurch sich die Felsenküste Brasiliens auszeichnet. Für den Naturfreund gibt es kaum etwas Anziehenderes als eine Wasserfahrt in ruhiger Mondnacht längs dieser Küste mit ihren wunderbar geformten Felsenkuppen und Hörnern, deren Gipfel meistens mit hohen Palmen, dem Wahrzeichen aller Tropenländer, geschmückt sind.

Da jedoch der Wind uns nur wenig von der Stelle brachte, so war der Padrao oder Capitän eben nicht in der rosigsten Laune, denn solche Menschen hat die Gewohnheit gegen die Hochfeier solcher Naturschaustücke abgestumpft, und er brummte einmal über das andere in den Bart: Caracho, diabio etc. Dieser Triton hatte ein merkwürdiges Aussehen, das uns beiden in gleichem Maaße auffiel. Obgleich ein langer, grauer Bart, der seit geraumer Zeit weder Kamm noch Rasirmesser gesehen haben mochte, ein ziemlich vorgerücktes Alter verrieth, so zeigten dennoch seine rüstigen Bewegungen, der Umfang und die Kraft seiner Stimme, sowie sein stämmiger Körperbau deutlich, daß die Zeit ungemein glimpflich mit ihm verfahren war. Er hatte den ächten Gang — jenen Balanciergang, den kein Landbewohner sich aneignen kann, wenn der alte Neptun ihn nicht einigemal geschüttelt hat — woraus man schließen durfte, daß er mehr auf dem Meere „der Hoffnung trügerischem Reiche," als auf festem Grund und Boden seine Lebenstage verbracht haben mochte. Die harten eiser-

nen Züge seines Gesichts und die Furchen darin bewiesen zur Genüge, daß mancher Sturm darüber hingebraust war.

Der Gastfreund in Itagaahy hatte uns hinreichend mit guten Speisen und Getränken versehen, und wir beschlossen unsere Abendmahlzeit, auf den Kaffeesäcken ruhend, zu verzehren. Wir luden den Padron ein, an unserm Imbiß theilzunehmen und seinen Groll gegen Aealus in einigen Bechern Portwein und Chambertin zu ertränken. Der alte Sohn Neptuns war zufrieden, und als der herrliche Wein, den er wohl lange so gut nicht mehr geschmeckt hatte, anfing ihm das Blut zu wärmen, mochte er mit dem alten Homer denken, daß gegen die Launen des Herrschers der aeolischen Inseln sich nichts ausrichten lasse:

„Denn zum Schaffner der Wind' hat ihn geordnet Kronion,
Jeden, nachdem er will, zu besänftigen und zu empören."

Er ergab sich also ruhig in sein Schicksal, wurde auch im Gegenspiel seiner frühern mürrischen Laune ungemein aufgeräumt, und wir erfuhren bald, daß er ein Spanier und 73 Jahre alt war.

„Voto à Dios, Caballeros! das nenn ich einen Wein, der mich an alte gute Zeiten gemahnt, ja an eine Zeit, wo ich denjenigen mit dem Dolche gekitzelt haben würde, der mir prophezeit hätte, daß ich einst der Führer einer solchen Nothflagge als diese erbärmliche Arche werden sollte. Doch das schöne spanische Sprüchwort sagt: „Ninguno puede decir de esta agua no bebere." Damals hatten wir uns Hütten gebaut auf der Insel Barrataria und lebten herrlich und in Freuden, wenn wir den Golf von Mexico — rein gefegt hatten."

Er that einen langen Zug. Wir fragten ihn, ob er damals einen Seekrieg mitgemacht habe.

„Einen Seekrieg, plega à Dios! mehr als einen! Aber nicht in der Weise jener armen Schlucker, wo ein Sklav nach der Pfeife des andern tanzen muß, sondern als Männer, die sich vollständig ihrer Würde bewußt sind, nämlich, die es fühlen, dasselbe Recht zu haben als souveräne Fürsten, und deßhalb führten wir Krieg — auf eigene Rechnung. Bucaneros, entendien, Señores?"

Unsere Aufmerksamkeit wurde natürlich gespannt. Also habt Ihr Seeräuberei getrieben? fragten wir beide zu gleicher Zeit.

„Seeräuberei?" wiederholte erstaunt und unwillig der alte Buccanier, der durch den genossenen Wein und die alten Erinnerungen immer wärmer wurde. „Seeräuberei? Bildeten wir nicht auf der Insel Barrataria eine freie Republik aus Männern von allen Nationen? Und warum sollte eine Republik freier Männer nicht eben so gut Krieg führen dürfen als eine Monarchie? Bah, geht mir mit euern läppischen Ansichten! Mit demselben Rechte als die Spanier den Incas das Gold raubten, die Engländer wiederum die reichen spanischen Gallionen plünderten — Caballeros, Ihr kennt vielleicht das schöne spanische Sprüchwort: Una mano lava la otro, y ambos la cara — mit demselben Rechte, sag ich, hatten auch wir, die freie Buccanero-Republik, das Recht, die rothe Flagge aufzuhissen, d. h. den Kauffahrteifahrern ihre Ladung etwas zu erleichtern.

(Fortsetzung folgt.)

Giftmorde in England.

Am 6 März wurde eine Frau Namens Sarah Chesham zu Chelmsford wegen Vergiftung hingerichtet; sie war schon in den Jahren 1847 und 1848 wegen Giftmischerei processirt, aber freigesprochen worden, und erst im J. 1850 wurde die That begangen, bei der sie endlich überführt werden konnte. Diese Handlungen bilden nur ein Glied in einer Reihe von Mordthaten, die zuerst vor sechs oder sieben Jahren in den Ortschaften von Bedfordshire und Cambridgeshire vorkamen, dann erfolgten ähnliche Entdeckungen in Norfolk, und der erste Proceß von Sarah Chesham erregte besonders Aufsehen. Obwohl die entdeckten Fälle zahlreich genug waren, so konnte man doch mit Grund annehmen, daß eine gleiche, wo nicht größere Anzahl unentdeckt geblieben: in Norfolk wußte man von 12 oder 15 Giftmorden, in Essex von fast ebenso vielen, und es ist, sagt die Times vom 8 März, „unmöglich anzugeben, welche Verheerungen eine Mörderin noch anrichten konnte, die ihr Geschäft vier Jahre lang trieb. Diesen Abscheulichkeiten fehlten noch überdieß die gewöhnlichen Ursachen zu solchen Verbrechen: weder Leidenschaft, noch Rache, noch Aussicht auf Raub war die Veranlassung, und nicht einmal der Vorwand der Armuth ließ sich anführen. Der ärgste Mörder in Norfolk hatte ziemlich Vermögen, war höflich gegen seine Nachbarn, gelegentlich selbst mildthätig, aber seine Mordlust war so unwiderstehlich, daß er einst einen gewöhnlichen Wanderer mit einem Glas Bier, das er ihm zur Stillung seines Durstes reichte, vergiftet haben soll. In allen Fällen geschehen die ersten Mordthaten in der unmittelbaren Familie des Mörders, und erst wenn es hier fehlte, suchten die Mörder andere Opfer. Sarah Chesham war beschuldigt, vergifteten Gerstenzucker bei sich zu führen, den sie spielenden Kindern in den Mund steckte, und eine Zeugin schwur, sie habe ihr eigenes Kind gerettet, indem sie ihm das tödliche Stück Zucker von den Lippen wegriß. Das Schlimmste von allem aber war die Gesinnung, die dadurch hervorgerufen wurde. Es ist nachgewiesen, daß in den entlegenen Dörfern, welche immer der Schauplatz dieser Verbrechen waren, die Einwohner ganz mit der Idee von Mord durch Gift vertraut wurden. Gewisse Personen galten geradezu für „Vergifter," als ob dieß nichts schlimmeres gewesen wäre, als wären sie Wilddiebe oder Schmuggler gewesen. Diese Begriffe mußten bei der Unwissenheit und den Versuchungen, denen die einem solchen Einfluß preisgegebene Classe ausgesetzt war, ihre Früchte tragen. Der Gebrauch von Arsenik wurde eine Art Familiengeheimniß, ein Stoff in den Händen des schwächeren Geschlechts, durch den man sich einen widerwärtigen Ehemann oder eine lästige Familie vom Halse schaffte. Sarah Chesham scheint selbst bemüht gewesen zu seyn, Proselyten zu machen, rieth das Vergiften den Frauen ihrer Bekanntschaft als einen geschickten Streich an, und verhöhnte sie als feige, elende Geschöpfe, wenn sie auf ihren Rath nicht hören wollten."

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Zweites Theil.

II. Die Religion der Neger. — Die Frömmigkeit der Madame Soulouque. — Jagd nach Fetischen.

(Fortsetzung.)

Zwei Dinge hatte Similien von dem ersten Tage der ihm übergebenen geheimen Dictatur erkannt: 1) daß die Garde beinahe die einzige regelmäßige Macht der Stadt sey; 2) daß die Batterie des Forts nöthigenfalls die Stadt in Brand stecken und vernichten könne, und daraus folgte klar und deutlich, daß derjenige, welcher die Garde und das Fort befehligte, Herr der ganzen Stadt war.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß, wenn der erste Eindruck, welcher diese Entdeckung auf Similien machte, für die Mulatten nicht sehr beruhigend seyn konnte, doch der zweite Gedanke ein milderer war. Von Bewunderung hingerissen von dem Beispiele von Großmuth, das er gegeben, konnte er unglücklicherweise der Begierde nicht widerstehen, diese Bewunderung auch anderen einzuflößen, und damit man das ganze Verdienst seiner Verzeihung richtiger würdigen könne, glaubt er vorläufig sein Recht zu drohen feststellen zu müssen. Indem er sich nach einander an die Soldaten der in den Nationalpalast consignirten Garde und an die Banditenbanden wandte, welche dessen Thore belagerten und bei dem Schwall unzusammenhängender Worte, welche dem begeisterten Redner entströmten, vielleicht auf irgend ein unheilverkündendes Zeichen lauerten, rühmte sich Similien laut der ihm übertragenen Gewalt. Der wohlbekannte Charakter des Mannes ließ wohl kaum eine Täuschung über seine wirkliche oder vorgebliche Macht zu, ebenso

wenig über den Gebrauch, den er vorkommenden Falls von derselben machen würde. Die wohlhabende Classe schrie laut auf. Ebenso bestanden die Mulatten darauf, man errathe nur halb die Absichten von Similien; dieser also spielte den Großmüthigen vergebens. Dieser neue Beweis der „Undankbarkeit" der Mulatten schien ihm das Maaß voll zu machen, und so gestatteten fortan zwei Geschütze mit brennenden Lunten nur nach den abgesagten Feinden der Farbigen den Zutritt in den Nationalpalast, welche von da geheimnißvolle Losungsworte theils in die ärmeren Stadttheile, theils auswärts trugen. Handelte es sich darum, in einem bestimmten Augenblicke alle Mulatten zu morden, die Magazine zu plündern und anzuzünden? So fragte man sich plötzlich überall, und die Gleichzeitigkeit dieses panischen Schreckens an allen volkreichen Punkten der Insel läßt kaum zweifeln, daß derselbe begründet war. Die Schwarzen auf dem Lande weigerten sich glücklicherweise über Port-au-Prince herzufallen, was, wie man sagte, das Zeichen zu den Ermordungen seyn sollte; die von den Generalen Therlonge (Mulatte) und Paul Decayette (Schwarzer), für den Fall eines Angriffes der Palasttruppen getroffenen Maaßregeln schreckten Similien vollends.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Elie, befand sich allein in Port-au-Prince. Als Soulouque diese Vorgänge erfuhr, worüber ihm natürlich nur widersprechende Berichte zugekommen waren, sandte er aus seinem Gefolge den Minister des Innern, Hrn. David Troy (Schwarzer) ab, der nach eingezogenen Erkundigungen Similien den Befehl überbrachte, er solle von seinem Betragen dem Präsidenten Rechenschaft geben; Similiens ganze Antwort bestand darin, daß er den beiden Ministern den Eintritt in den Regierungspalast verbot und nach dem Cap schrieb, Herr David Troy sey der Agent einer Mulattenverschwörung, welche einen Wechsel in der Präsidentschaft zu Gunsten des General Paul oder des General Souffrant bezwecke. In der That waren auch, möge dieß nun auf Similiens Veranlassung geschehen seyn, oder beabsichtigte die bedrohte Classe wirklich, der immerwährenden Gefahr, welche die Umgebung Soulouque's ihr bereitete, sich zu entziehen, diese beiden Namen mitten in der Krisis vorangestellt worden, ohne daß man wußte, durch wen. Dieß war für Soulouque das Verständlichste von der ganzen Sache. Ruhig in Bezug auf den General Paul, der ihn, wie bereits gesagt, als Minister, welcher seine Entlassung gegeben, begleitete, befahl er dem an der Spitze der Division zu Port-au-Prince gebliebenen General Souffrant, sich unverzüglich an die dominicanische Gränze zu begeben. Weiter schien er vorerst nicht gehen zu wollen; nach zwei Tagen konnte man hören, wie Similien sich rühmte, daß er Depeschen erhalten, welche seinen Eifer vollkommen billigten; auch die Minister wünschten sich Glück zu ihnen gleichfalls zugekommenen Depeschen, welche ihrem klugen Benehmen vollkommene Anerkennung zollten. Bis das Staatsoberhaupt selbst das Räthsel gelöst, hatte sich eine Art von Regelmäßigkeit in dieser Unordnung eingestellt. Die Magazine waren wieder geöffnet, die Verwaltungen hatten ihre Thätigkeit wieder begonnen; die HH. Elie und David Troy erließen Circulare, und der majestätische Similien trank unter dem Schutze seiner zwei Kanonen Rum mit einer Menge abscheulicher, in Lumpen gehüllter Schurken, welchen er alle Tage einen neuen Zug von „Mulatten-Undankbarkeit" berichtete. Ungeachtet der stillschweigenden Waffenruhe der beiden Parteien zeugten doch drei Versuche von Brandlegungen in Mulattenwohnungen von der Beredsamkeit Similiens und der Auffassungsgabe seiner Zuhörer.

Soulouque entschloß sich endlich nach Port-au-Prince zurückzukehren. Seine Reise ist nur durch die Ernennung von einigen Duzenden von Generalen und Oberofficieren und durch den ihm am Cap zu Theil gewordenen ausnehmend kalten Empfang bemerkenswerth. Diese durch den langen Krieg mit der spanischen Partei zu Grunde gerichtete Stadt vergab dem Präsidenten seine wohl bekannte Hartnäckigkeit nicht, mit welcher er jeden Gedanken an einen freundlichen Vergleich mit den Dominicanern zurückwies. Nach Port-au-Prince schickte Soulouque eine Proclamation voraus, welche an Zweideutigkeit seinem Benehmen gleichkam. Er beklagte darin den Conflict, der während seiner Abwesenheit zwischen den Autoritäten entstanden, und bedrohte „die Verirrten," welche seine Abwesenheit zu dem Versuche benützt, Verwirrung und Hader in das Land zu bringen, mit „der Strenge des Gesetzes." Wer waren die Verirrten? Sollte man in dieser Haltung und Sprache Furcht, Einfalt oder Mitschuld erkennen? Eine Nachricht, welche einige Stunden vor der Rückkehr des Präsidenten einlief, sollte die Zweifel aufklären. In einer Rede an die Truppen von Saint Marc hatte Soulouque seine antipathetischen Gefühle gegen die farbige Caste offen dargelegt und Unheil verkündende Worte bezüglich eines Artikels des „Handelsblattes" geäußert, worin die verwerflichen Plane von Similien deutlich bezeichnet waren. Bei dieser Veranlassung waren Seiner Excellenz nach einander mehrere französische Phrasen entschlüpft, was bei Soulouque ein Zeichen großer, geistiger Ueberreizung war. Eine entscheidende Erfahrung war noch zu machen, und bei dem Donner der Geschützsalven, welche die Rückkehr Soulouque's verkündeten, begab sich beinahe die ganze Bevölkerung an die Eingänge der Präsidenten-Residenz, um Zeuge zu seyn von dem ersten Zusammentreffen zwischen Soulouque und Similien.

An der Spitze seines Generalstabs harrte Similien an dem Hauptthore des Palastes. Obwohl man seit dem Morgen ein Vorgefühl sonderbarer Dinge hatte, so war doch die Bestürzung groß, als man sah, wie der Präsident den Urheber so beunruhigender Besorgnisse an sein Herz drückte, ihm verbindlichst dankte und Arm in Arm mit ihm in seine Gemächer sich begab. Die Generale Therlonge und Paul Decayette, der Oberst Dessallnes, Polizeichef, welche alle drei verschiedene Maaßregeln zum Schutze der Einwohner gegen die Wuth Similiens ergriffen hatten, erhalten von Soulouque nachdrückliche Verweise, wozu bei den beiden letzteren noch Absetzung kam. Herr David Troy hatte von dem Präsidenten vergebens eine förmliche Verläugnung von Similiens Benehmen verlangt und reichte in Folge hievon seine Entlassung ein, welche ein ganz neues Cabinet an das Ruder brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Riesenhafte fossile Eier in Madagascar. Wir haben schon im vorigen Jahre (s. Nr. 240) Nachricht über einen solchen Fund gegeben, und finden jetzt in dem Bericht über eine Sitzung der französischen Akademie (s. Moniteur 22 Februar) eine nähere Angabe. Hr. Geoffroy St. Hilaire erhielt von Hrn. Malvois, einem Colonisten der Insel Reunion (Bourbon) drei zu Madagascar von Hrn. Abadie, einem Seecapitän, in neuem Alluvium aufgefundene Eier, die verbunden mit einigen wenigen dabei aufgefundenen Knochen den Vogel, welchen Hr. Geoffroy St. Hilaire „Epyornis maximus" nennen will, in die Genera der Rudipenes versetzen. Eines dieser Eier hat 32 Centimetres Höhe, und 23 C. in der Dicke, enthält etwa $8\frac{3}{4}$ Litres, und kommt im Volumen 6 Straußeneiern gleich. Hr. Geoffroy St. Hilaire meint, daß nach Analogie mit andern gleichartigen Vögeln der Epyornis maximus etwa 3,6 Meter Höhe (etwa 20 Fuß) gehabt haben müsse. Ein anderer französischer Reisender Dumareta sah im J. 1848 ein ähnliches Ei in den Händen von Eingebornen, die es ihm aber nicht verkaufen wollten. Diese behaupteten der Vogel lebe noch, sey aber sehr selten, in andern Theilen der Insel glaubte man nicht an seine Existenz, es findet sich aber eine alte Tradition von einem riesenhaften Vogel, der einen Ochsen habe niederschlagen und verzehren können. Dieß ist indeß augenscheinlich eine Fabel, denn der Epyornis konnte weder Klauen, noch zum Flug geeignete Flügel haben, und mußte sich friedlich von Vegetabilien nähren.

*

Die indische Marine hat außer ihren Kriegsschiffen 22 Dampfboote mit 3594 Pferdekraft im Gang (s. Shipp. Gaz. 12 März); die bedeutendsten dieser Dampfboote, von 220 bis 500 Pferdekraft, versehen den Dienst zwischen Bombay und Suez, und müssen eingehen und verkauft werden, wenn die Peninsular and Oriental Company allein die Fahrt von Ostindien nach Suez bekommt, da sie dann diese vertheuert, um die Concurrenz des Lloyd auf der Fahrt von Alexandrien nach Europa aushalten zu können.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 66. 18 März 1851.

Bevölkerung von Moskau.

(Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland IX. 3.)

Nach dem „Otschot" des Ober-Polizeimeisters von Moskau für 1846 betrug die Bevölkerung der Stadt in diesem Jahre 366,093 Personen. Mehr als ein Drittel der ganzen Einwohnerzahl (125,812) bestand aus Bauern, von denen über die Hälfte (69,172) Leibeigene von Privatpersonen nnd ungefähr der dritte Theil (40,375) Kronbauern waren. Zu ihaen muß man noch 62,187 Hausbedienten, 2517 freie Ackerbauer und 1498 Fuhrleute rechnen, im Ganzen also 192,014 Köpfe oder weit mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung. Wenn wir ferner 68,840 Bürger, 13,789 Handwerker, 132 Einhöfler, 9437 Freigelassene, 1085 bei den Fabriken, Manufacturen nnd Hospitälern angestellte Personen, 22,334 verabschiedete oder beurlaubte Soldaten und 11,674 Soldatenfrauen in diese Kategorie aufnehmen, so erhalten wir für die untere Classe der Moskauer Bevölkernng eine Totalzahl von 319,305 Seelen.

Die übrigen Stände theilen sich folgendermaßen ein: Personen unbestimmten Standes 6520, Kaufleute dritter Gilde 12,159, Kaufleute zweiter und erster Gilde nnd Ehrenbürger 3272, Geistlichkeit (1521 Kloster- und 4877 Weltgeistliche) 6400, persönlicher Adel 9401, Erbadel 8583 — im Ganzen 46,335 Seelen oder fast nur der achte Theil der Gesammtbevölkerung.

Um jedoch das Verhältniß der niedern Classen zur mittlern and höhern zu bestimmen, muß auch ihre Eintheilnng nach Geschlecht nnd Alter berücksichtigt werden. Bei letzteren stand sich die Zahl der männlichen nnd weiblichen Personen ziemlich gleich: mit Ausschluß der Klostergeistlichkeit kamen auf 13,002 erwachsene Männer 11,952 Frauen, und unter 19,860 Kindern befanden sich 9812 männlichen, 10,048 weiblichen Geschlechs. Was aber die untern Classen betrifft, so ist diese Gleichmäßigkeit nur bei den Bürgern, Handwerkern und Freigelassenen zu finden. Es kamen nämlich unter ihnen auf 36,176 erwachsene Männer 31,141 Frauen, und von 24,781 Kinbeen waren 12,082 Knaben und 12,709 Mädchen. Der Rest der Bevölkerung bestaad aus 134,131 erwachsenen Männern, 70,711 Weibern, 11,853 Knaben und 11,015 Mädchen und war in folgender Weise zusammengesetzt:

Privatleibeigene	48,569	Männer,	17,207	Weiber,	3396	Kinder
Kron n	27,423	—	10,225	—	2809	—
Hausgesinde mit Pässen	24,012	—	12,214	—	3848	—
Soldatenfrauen	. . .		11,595	—	79	—
Hausgesinde bei ihren Herrsch.	9663	—	7018	—	5732	—

Diese letzten Ziffern sind besonders merkwürdig; 22,413 Hansbedientea leben bei ihren Herrschaften, von denen höchstens 2200 Familien vorhanden sind. Auf jedes „Herrenhaus" kann man daher im Durchschnitt mehr als 10 Domestiken rechnen. Bei dem übrigen wohlhabenden Theile der Bevölkerung (mit Ausnahme des Erbadels) als: persönlicher Adel, Rasnotschinzen, Weltgeistlichkeit, Ehrenbürger nnd Kaufmannschaft, im Ganzen nngefähr 10,700 Familien, kann das Gesinde auf nicht unter 40,000 Köpfe angeschlagen werden, so daß nach dieser Berechnung mehr als der sechste Theil der Bevölkerung von Moskau znr dienenden Classe gehört.

In den 70 Gerichts- und Verwaltnngsbehörden befinden sich etwa 4390 Personen im Dienst.

Abstecher nach Jtagoahy und Wasserfahrt nach Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

Wir baten den alten Seeräuber, nns etwas aus seinem, wahrscheinlich sehr bewegten Leben mitzutheilen. Da der Wind noch immer leise dahin ging und es ihm Vergnügen zu gewähren schien, in seiner Muttersprache sich zu unterhalten, so erfüllte er unsern Wunsch, und er begann seine Erzählung auf eine Weise, die lebhaft an den Schildknappen des berühmten Ritters Don Quixote erinnerte, da er ebenfalls einen ziemlichen Vorrath von Sprüchwörtern gesammelt zu haben schien:

„Ja, Caballeros! Die Sache ist eben nicht leicht, denn Ihr kennt das wnndervolle Delta des Mississippi höchstens aus Euern Karten; aber man lernt es nur aus der Erfahrung kennen, es ist mit seinen tausend Irrgängen von Flüssen, Landseen und Bayen ein herrliches Labyrinth oder Paradies, und von unserm Herrgott ganz expreß dazu geschaffen, dem edlen Handwerk der Bucaneros allen möglichen Vorschub zu leisten. Durch die Barataria-Bay, einen nicht sehr breiten, aber tief in das Land einschneidenden, fast bis in den Mississippi etwas unterhalb New-Orleans reichenden Arm des mexicanischen Golfs mit zahllosen Bayons und einem Ausflusse des nahe am Meere gelegenen Landsees wird eine Insel gebildet. Auf diesem von frischen Seewinden abgekühlten Eilande hatten wir nnsern schönen Freistaat gegründet, und wenn am fernen Horizont ein Schiff auftauchte, so erklärten wir es für gute Prise.

„Unser Capitän — Gott schenke ihm die ewige Seligkeit, denn keiner ist ihrer würdiger als dieser Tapfere (hier bekreuzte sich der fromme Flibustier und murmelte ein kurzes Stoßgebet zwischen den Zähnen) — „unser Capitän La Fitte war einer

jener Originalhelden der alten Flibustier und Buccaniers, die ihre Namen durch Thaten verewigt haben, die noch jetzt in Balladen und Romanzen gefeiert werden. Er hatte als Hauptmann in den Heeren Napoleons gedient, und war in New-Orleans sehr wohl als ein berühmter Fechtmeister bekannt. Doch hatte er dieses blutlose Handwerk bald aufgegeben und eine Anzahl entschlossener Männer um sich versammelt. Der Gouverneur von Louisiana ließ einen Preis von 1000 Dollars auf seinen Kopf setzen — das beantwortete unser Chef damit, daß man eines Morgens zum Erstaunen der Einwohner von New-Orleans ein Placat mit großen Buchstaben an allen Straßenecken prangen sah, in welchem Lo Fitte einen Preis von 15,000 Dollars für den Kopf des Gouverneurs versprach, denn er kannte das spanische Sprüchwort sehr wohl: A quien se hace miel, moscas se le comen. Der Gouverneur sandte ein starkes Corps aus, um unsere Niederlassung mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Ein früherer, aber abtrünnig gewordener Freund unsers Hauptmanns führte dieses Corps. Unsere Vorposten aber schliefen nicht, denn so unbeschränkt wir unsere Freiheit geltend machten, wenn kein Dienst und keine Pflicht uns banden, ebenso streng war die Disciplin, sobald es der Dienst erheischte. Unser Kriegsgericht ging dann scharf und unbarmherzig zu Werke, und vielleicht ein sehr geringes Vergehen mußte mit dem Tode gesühnt werden. Solche auf unerschütterlichen Basen beruhende Kriegsgesetze müssen aber unerbittlich in einem Freistaate wie der unsrige gehandhabt werden, wenn er nicht sehr bald zu Grunde gehen soll. Das weiß auch jeder ächte Flibustier. Also unsere Wachtposten, sag' ich, schliefen nicht, und als eines schönen Morgens das zu unserer Vernichtung ausgesandte Corps heranrückte, da waren wir schon längst zu seinem Empfange gerüstet. Wir Bucaneros hatten in den zahllosen Pässen und Verstecken uns in Hinterhalt gelegt; unser Lager war wie ausgestorben, und die Landratten schreiten munter darauf los, um es für gute Beute zu erklären. Schon strecken sie gierig ihre Hände darnach aus, denn es waren große Schätze darin aufgehäuft; schon sehen sie sich im Geiste mit Reichthümern beladen heimkehren, da macht ein kleiner Ton, wir nennen es die Bootsmannspfeife, all ihren schönen Träumen ein Ende, denn als jenes Signal erfolgte, da wurden alle Winkel und Verstecke lebendig und die Straabläufer sahen sich auf allen Seiten von uns mit Blitzesschnelle umringt und sich also genöthigt die Waffen zu strecken. Wir waren eben im Begriff sie in die Pfanne zu hauen und den verrätherischen Judas mit ausgeschnittener Zunge bei den Beinen aufzuhängen, als unser Hauptmann in einem Anfall jener sonderbaren Launen, deren er oft hatte, nicht nur den Soldaten das Leben schenkte, sondern jenem Verräther noch eine Börse doppelter Dublonen mit den Worten hinwirft: „da nimm den Lohn für den Verrath an der Freundschaft, und jetzt mach', daß du zurück nach New-Orleans kömmst."

„Ein allgemeines Gemurmel des Unmuths über diese unzeitige Großmuth durchlief unsere, der Bucaneros, Reihen; wir verlangten wenigstens den Kopf des Spions und Verräthers, allein unser Hauptmann sagte: „ich hab' nun einmal mein Wort gegeben und dabei bleibt's: ihr kennt mich, daß ich eher mein Leben lasse, als mein Wort breche."

„Da man uns zu Lande nichts anhaben konnte, so machte man einigemal Versuche von der Wasserseite gegen uns, allein wir schickten die gegen uns operirenden Kanonenboote theils mit blutigen Köpfe heim, theils fielen sie uns mit Mann und Maus in die Hände.

„Wir führten auf diese Weise von 1811 bis 1816 ein freies, unabhängiges und glückliches Leben. Es würde jedoch zu weit führen, all die Tausende von uns bestandener Abenteuer im Einzelnen zu erzählen. Wir lebten herrlich und in Freuden: die schönsten Weiber — weiße, gelbe, schwarze, jedem nach seinem Geschmack — standen uns zu Gebote; die herrlichsten Weine schäumten im Becher und auf einen Würfelwurf standen Gold und Silberhaufen, die groß genug waren, einem armen Schlucker zeitlebens aller Nahrungssorgen zu überheben, denn wir begriffen vollkommen die Wahrheit des schönen spanischen Sprüchworts, welches sagt: Quien bien tiene y mul escoge, por mal que le venga, no se enoje."

„So seyd Ihr also wohl sehr reich?" fragte der Engländer den alten Flibustier; dieser aber erwiederte:

„Voto u Dios! wenn das Sprüchwort nicht sagte: „Los dineros dal sacristan cantando se vienen, y cantando se van", dann würde ich's wohl seyn, doch el hombre propone, y Dios dispone oder wie ihr wollt: tantas veces va el cantaro a la fuente, que se quiebra — und so sahen wir uns denn eines schönen Morgens von einem uns an Streitkräften zehnfach überlegenen Flottengeschwader der Vereinigten Staaten — möchten diese Yankees in der untersten Hölle brennen — von allen Seiten umringt und angegriffen, denn die lange ungestörte Ausübung unseres Gewerbes hatte uns allzu sicher gemacht, und niemand gedachte mehr des Sprüchworts: la desconfianza aparta el engaño. Es erfolgte ein verzweifelter Kampf, worin auf beiden Seiten das Blut in Strömen floß. Das Resultat dieses mörderischen Kampfes muß wohl ein sehr schlimmes für uns gewesen seyn, denn als ich einige Tage nach diesem Strauß aus der Bewußtlosigkeit erwachte, lag ich mit verbundenem Kopfe nebst 14 meiner Cameraden im untersten Schiffsraume einer amerikanischen Fregatte. Ein Säbelhieb hatte mir fast den Kopf gespalten. Eines schönen Morgens beschied man uns auf das Verdeck, und da ich zum Gehen zu schwach war, so wurde ich dahin getragen. Das Sprüchwort sagt bekanntlich: del arbol caido todos hacen leña.

„Der amerikanische Seecapitän war ein großer Spaßvogel, der alles mit lächelndem Munde sagte.

„Nun, Jungens", redete er uns Gefangene an, „Ihr kennt Seerecht und Seegebrauch und wißt was Eurer wartet." Dabei griff er sich mit der einen Hand an den Hals und deutete mit der andern nach der großen Fockmastrae — eine Pantomime, die keine Zweideutigkeit mehr zuließ. „Doch", fuhr der Capitän fort, Ihr sollt mich billig finden und ich will jedem von Euch die Wahl lassen, ob er mittelst des Kielholens oder der hanfenen Cravatte die Reise in die andere Welt zu machen gedenkt.

„Dagegen ließ sich billigerweise nichts einwenden. Es wurden also fünfzehn Loose gemacht, und ich zog Nr. 15, mithin die letzte.

„Und nun begann die Execution, voto u Dios! ein ergötzliches und erbauliches Schauspiel vielleicht für jeden andern, nur nicht für die am meisten dabei Betheiligten. Doch wir hatten starke Nerven, und dergleichen Dinge waren uns eben nichts neues. Sechs, welche vielleicht das Sprüchwort kannten: del mal el menos, wählten das Kielholen, von denen fünf mit abgestoßenen Genicken wieder zum Vorschein kamen. Nur Einer bestand bloß im wahren Sinne des Worts halsbrechende Abenteuer, der aber, als er wieder glücklich auf dem Verdeck landete, ganz verzweifelt nach Luft schnappte und eine Unmasse von Seewasser ausspuckte. Die übrigen acht, als sie den traurigen Aus-

gang des Kielholens gesehen, gaben dem Strang den Vorzug und baumelten bald darauf an der großen Fockmastrae: es waren brave Kerls, die selten eine Miene verzogen, aber bei diesem Manöver doch verteufelte Gesichter schnitten. Nun, Gott hab' sie selig, einmal müssen wir doch alle die Nothflagge aufziehen. Nun war meine Wenigkeit nur noch übrig und der Spaßvogel von Capitän — möchte er unterdessen Hofnarr seiner höllischen Majestät geworden seyn — fragte mich mit der größten Unbefangenheit, indem er seine verfluchte Grimasse wiederholte, auf welche Weise ich befördert zu werden wünschte: von unten oder von oben — ich hätte bloß zu befehlen.

„Nun aber sagt das Sprüchwort: No se puede repicar, y andar en la procesion. Aufrichtig gestanden, Capitän, erwiederte ich also dem schnurrigen Kauz, ich kann beiden Reisearten keinen großen Gusto abgewinnen, und wenn Ihr besonders reiselustig seyd und wolltet die Güte haben, die Expedition für mich zu unternehmen, so hätte ich als kranker Mensch, voto á Dios! nicht das geringste dagegen. In der That, Capitän! ich wäre verflucht neugierig es anzusehen, ob Ihr das anmuthige Lächeln, das immerwährend um Eure Lippen spielt, auch dann noch beibehieltet, wenn die hanfene Cravatte ernstlich angezogen wird, oder ob Ihr vielleicht eben so finstern und blau angelaufenen Gesichts drein schauen würdet, als jene braven Bursche, die da an der Fockmastrae so unnützerweise baumeln? Doch Spaß bei Seite. Ihr begreift, Capitän, daß ein Mensch, dem der Kopf gespalten ist und der im Wundfieber liegt, zum Kielholen ganz untauglich, aber zum Aufhängen immer noch recht gut zu gebrauchen ist. Also nur rasch — jetzt machte ich dem Capitän die verfluchte Grimasse nach, indem ich mich mit der einen Hand an den Hals griff und mit der andern nach der Fockmastrae deutete.

„Der Spaßvogel von Capitän und die übrigen Officiere lachten, und Einer rief God d — l a very nice fellow that; Captain, spare him! Die andern Officiere waren derselben Meinung und der Capitain sagte:

„Kerl, du mußt ein drolliger Gesell seyn, da du selbst mit zerspaltenem Kopf und im Wundfieber liegend, trotz Kielholens und im Angesichte der Rae, die mit acht deiner Cameraden geschmückt ist, deine gute Laune zu erhalten vermagst. Ein solches Originalgenie zu hängen wäre in der That jammerschade. Was meinst du dazu, Mr. Buccaneer?

„Wahrhaftig, Capitän, rief ich, das ist der erste vernünftige Einfall, den ich aus Eurem Munde höre, und Ihr scheint das schöne spanische Sprüchwort zu kennen: debajo de una mala capa se encuentra un buen bebedor. Nun aber macht die Sache kurz: entweder knüpft mich an die Rae dort oben, oder laßt den Doctor kommen, um mir einen ordentlichen Verband auf meine Wunde zu legen, denn ich versichere Euch ein Beefsteak im Charles Hotel in New-Orleans bekommt dem Menschen besser, als so ein verfluchter Aderlaß mit dem Flamberge. Vielleicht, Capitän, ist Euch das spanische Sprüchwort bekannt: Bien vengas mal, si vienes solo.

„Vollkommen," erwiederte der Spaßvogel von Capitän, und um dir zu zeigen, daß ich deinen Landsmann Sancho Pansa auch in der Ursprache kennen lernte, will ich dir, Mr. Buccaneer! auch mit einem spanischen Sprüchworte aufwarten: En casa del ahorcado, no se ha de mentar la soga. Und nun kein Wort weiter von Aufhängen und Kielholen! da kommt Mr. Davis, der wird dir ein Pflaster auf deine Wunde backen. Und nun Good bye!

(Schluß folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Zweiter Theil.

II. Die Religion der Neger. — Die Frömmigkeit der Madame Soulouque. — Jagd nach Fetischen.

(Fortsetzung.)

Die Mitschuld des Präsidenten bei dem neuesten Versuche Similiens schien von diesem Augenblicke an erwiesen, und doch war nichts daran. Die Aussichte Soulouque's zwischen Similien einer-, den HH. Elie und David Troy andererseits waren bis in die neueste Zeit sehr aufrichtig gewesen. Der General Souffrant selbst war es, welcher ihn in die ultra-schwarze Partei drängte. Von den beiden Präsidentschaftscandidaten, deren wir oben Erwähnung gethan, war es Souffrant allein, welcher bei den letzten Unruhen sich in Port-au-Prince befand. Bei den acht Scrutinien, aus welchen die Erwählung Soulouque's hervorgegangen war, hatte Souffrant bis zu Ende seine Bewerbung aufrecht erhalten, und da er fühlte, daß diese beiden Umstände ihm ganz besonders das Mißtrauen Soulouque's zuziehen mußten, hatte er sich, wie man sagt, aus der Schlinge gezogen und sich bei Soulouque den Anschein gegeben, als übernehme er die Vertheidigung Similiens. „Diese kleinen Mulatten, dieser Conetois haben die ganze Geschichte erfunden, um für sich eine Gelegenheit zu Ergreifung der Gewalt zu schaffen." Herr Courtais, ein Mulatte und Senatsmitglied, war der Verfasser des Artikels in dem Handelsblatt, dessen wir oben erwähnt. Der Präsident hatte diesem scheinbar so uneigennützigen Zeugnisse eines Mannes, welchen ein ansehnlicher Theil der aufgeklärten Classe bei sich aufgenommen hatte, und der überdieß nicht als Anhänger Similiens verdächtigt werden konnte, vollen Glauben geschenkt. Daher der Umschlag, welcher bei Soulouque zu Gunsten desselben eintrat. In diesem schwankenden Geiste war so wenig Geschick zu einem raschen und überlegten Entschlusse, daß der Präsident, als er die betrübende Wirkung vernahm, welche seine neuesten Handlungen verursacht, augenblicklich einen Schritt rückwärts machte. An den Polizeichef wurde unverzüglich die Bitte gestellt, er möge seinen Posten wieder einnehmen; allein dieser willigte nur darein, nachdem er Soulouque derbe Wahrheiten in Beziehung auf seinen Günstling gesagt. Eine Sendung in das Ausland wurde zu derselben Zeit David Troy angeboten, der sich mit der Antwort begnügte: „ich habe niemanden das Recht zu der Annahme gegeben, ich werde mich je dazu herbeilassen, eine so herabgewürdigte Regierung im Auslande zu vertreten." Diese entschlossene Antwort eines Schwarzen machte einen sichtlichen Eindruck auf Soulouque. Man durfte umsomehr seinerseits an eine Rückkehr zu den Gemäßigten glauben, als ein Circular vom 18 October den öffentlichen Beamten die Aufrechthaltung des Verbotes des Vaudoux und des Don Pedro strenge einschärfte;[1] aber siehe da, am 6 November verbot ein anderes Circular in ebenso strengen Ausdrücken denselben Beamten, die guten Leute zu stören, wenn sie die Arada tanzen, was ein officieller Ausdruck für den Vaudoux ist. Wirklich war auch mittlerweile der scheußliche Vaudoux in dem Palaste, den dessen Diener wieder besuchten, wie in den schönsten Tagen von Similiens Interimsdictatur völlig in Gunst gekommen. Ein Manuscript von David Troy, um dessen Abschriften man sich in der ganzen Republik riß, hatte diese neue Aenderung hervorgebracht. In dieser Schrift, als deren Verfasser sich Troy freimüthig auf die erste amtliche Aufforderung bekannte, obwohl die Besitzer der davon genommenen Abschriften Gegenstand der Verfolgung wurden, entwickelte und rechtfertigte derselbe die von ihm vorgeschlagenen Maaßregeln zu Verhütung von durch Similien hervorgerufenen schrecklichen Scenen. Er wies den Schutz, den der Präsident den Urhebern so vieler Scandale und Besorgnisse habe angedeihen lassen, nach. Die Unmöglichkeit der Erhaltung des Präsidenten ging deutlich aus den Enthüllungen des Herrn Troy hervor, welche übrigens in vollkommen anständigen Ausdrücken gehalten waren. Bei den von der neuen Politik

[1] Der Tanz Don Pedro ist der Vaudoux auf der fünften Potenz. Seine Bewegungen sind unregelmäßiger und ansteckender für die Zuschauer. Der Tod ist oft die Folge. Um ihm mehr Wirkung zu geben, schütten die Neger in den Rum, welchen sie während des Tanzens trinken, fein geriebenes Kanonenpulver.

Soulouque's besonders bedrohten Mulatten war, als sie sich von den aufgeklärten Schwarzen so kräftig unterstützt sahen, der Schrecken in Ruhmredigkeit übergegangen, und sie machten bei Bezeichnung dessen, was diese Schrift zu denken gab, ebenso wenig Umstände wie jene, und da Herr Troy sich nicht hatte enthalten können, einige Antworten des zukünftigen Kaisers wörtlich anzuführen, so konnten die Leser nicht immer ernsthaft bleiben. Dieß hieß Soulouque an seinen beiden schwachen Seiten angreifen, an der vorgefaßten Meinung von Mulattencomplotten und an der Furcht vor dem Gespötte der Mulatten. Bei diesem doppelten Stoße kamen alle gefährlichen Gährungsstoffe, welche Similien in dieser armseligen Maschine angehäuft hatte, zum Ausbruche. Die Session war kaum eröffnet (November 1847), so befahl der Präsident dem Senate, sich als oberster Gerichtshof zu constituiren, um gegen den Senator Courtois Klage zu erheben und ihn augenblicklich verhaften zu lassen, da er bezichtigt wurde, die Bürger aufgereizt zu haben die Waffen gegen einander zu ergreifen, so wie daß er einen Theil derselben Bürger verlästert, verleumdet und beschimpft habe. Die Bürger, für deren Empfindlichkeit Soulouque so eifrig Partei nahm, waren, wie gesagt, Similien und die verhaßten Taugenichtse, welche beinahe einen ganzen Monat hindurch die Stadt mit der Aussicht auf Mord, Plünderung und Brand bedroht hatten.

Der angeschuldigte Senator war ein sehr angesehener kleiner Mann von ziemlich unruhiger Gemüthsart; allein seine Persönlichkeit trat vor dem ungeheuren und schrecklichen Interesse, welches die aufgeworfene Frage erregte, in den Hintergrund. Die beiden von Similiens Schutzpatron ausgegangenen Befehle verriethen einen um so drohenderen Entschluß, als sie nicht einmal den Schein der Gesetzlichkeit für sich hatten. Die Verfassung erklärte die Verhaftung eines Senators nur in dem Falle zulässig, wenn man ihn bei Criminalverbrechen auf frischer That ertappte, und nach einem anderen Artikel sollte die Form des Processes vor dem Senat durch ein Gesetz bestimmt werden, welches jedoch noch nie erlassen worden war. Die Botschaft des Präsidenten erfuhr deßhalb in dem Senate eine sehr lebhafte Opposition; aber diese Opposition sollte bald vor einer ansehnlichen Militärmacht weichen, welche in der Nähe des Palastes der Versammlung aufgestellt wurde, während der übrige Theil der Stadt in allen Richtungen von zahlreichen Truppenabtheilungen und einem Schwarm von Officieren und Generalen zu Pferd durchzogen wurde. Das sich überall verbreitende Gerücht von der Annäherung der Schwarzen aus dem platten Lande und mehr noch ein zweiter ausdrücklicher Befehl des Präsidenten an den Senat, derselbe habe unverzüglich die vorgeschriebene Verhaftung anzuordnen, wenn man nicht ihn selbst an der Spitze seiner Garde den Herrn Courtois festnehmen sehen wolle, besiegten den mit jeder Stunde schwächer gewordenen Widerstand der Versammlung, welche endlich die von ihr verla gte zweifache Ungesetzlichkeit verfügte. Eine Commission von fünf Senatoren begab sich um acht Uhr Abends zu dem Angeschuldigten, um ihm den Beschluß bekannt zu geben und ihn einzuladen, er möge sich als Gefangener stellen. Sie fanden ihn in seiner Galerie vor der äußeren Thüre seiner Wohnung in Uniform, von seiner Familie umgeben und mit Pistolen im Gürtel. Seine Antwort war eine unumwundene Weigerung zu gehorchen; er sagte, er habe dieses Schicksal vollkommen vorausgesehen, und drohte, wenn man Gewalt anwende, Feuer an ein hinter ihm stehendes Pulverfäßchen zu legen. Das Haus blieb die ganze Nacht hindurch in einiger Entfernung umstellt, während in den angränzenden Stadttheilen der Schrecken herrschte und die ganze Stadt auf den Beinen war. Erst am anderen Morgen gab Courtois den lebhaften Vorstellungen seiner Freunde und einiger Senatoren nach, welche ihm, ohne daß sie es wohl selbst glaubten, versprachen, der Präsident werde sich durch seinen Gehorsam entwaffnet fühlen und die Sache nicht weiter treiben; er willigte ein, sich in das Gefängniß zu begeben, vorausgesetzt, daß kein Beamter der öffentlichen Gewalt ihn begleite. Bei seinem Eintritte in den für gemeine Verbrecher bestimmten Kerker legte man ihn in Eisen. Die Läden blieben den ganzen Tag geschlossen, und an dem darauffolgenden Sonntage unterbrachen öffentliche Ausrufer, welchen Musik und Tambours vorangingen, die auf der Stadt lagernde schreckliche Stille und verkündeten die Verbrechen Courtois und seine Verhaftung.

Dieser Proceß, der einen fürchterlichen Kampf zur Folge haben konnte, wurde zwei Tage darauf eröffnet. Zu bemerken ist, daß unter der Zahl der durch den Regierungscommissär gegen den Angeschuldigten erhobenen Beschwerden auch die war, daß er es oft gewagt, Frankreich durch gehässige Schriften gegen seine Regierung und den König selbst, so wie durch schimpfliche Beschuldigungen des früheren französischen Generalconsuls Levasseur zu reizen. In einer Zeit, wo der Haß gegen Frankreich bei den Farbigen noch sehr in der Mode war, hatte Herr Courtois, der in Frankreich erzogen, früher Officier in französischen Diensten und an eine Französin verheurathet war, um sich eine Popularität, die ihm doch stets entging, zu verschaffen, nichts besseres zu thun gewußt als gegen Gefühle zu verstoßen, welche ihm dieses dreifache Band hätte einpflanzen sollen. Die Aufgabe der Vertheidiger war leicht, denn abgesehen von den beiden weiter oben erwähnten Gründen der Nullität und der Incompetenz gestattete die Constitution eine beinahe unbegränzte Freiheit der Presse; allein Soulouque leistete dem Staatsanwalt einen furchtbaren Beistand. In den täglichen zur Zeit der Parade an seine Garde während der ganzen Dauer der Verhandlungen gehaltenen Reden wiederholte Soulouque mit einer unversöhnlichen Hartnäckigkeit, wenn Courtois nicht zum Tode verurtheilt werde, lasse er ihn dennoch erschießen. Diese Morgenansprache Seiner Excellenz wurde jedesmal von dem Diebsgesindel, welches vor den Thoren und selbst in dem Hofe des Palastes seiner Wohnung aufgestellt war, ganz wüthend applaudirt. Similien strahlte von Befriedigung und Heiterkeit. Der Schrecken kam allmählich so sehr über die Stadt, daß man daselbst keinen Wunsch mehr für den Angeschuldigten auszusprechen wagte, in der Ueberzeugung, daß dieses Opfer zu Befriedigung einer bis jetzt noch nicht vermutheten Grausamkeit nothwendig sey. Endlich wurde am Abende des vierten Tages nach einer achtstündigen Berathung, während welcher die drohendsten Befehle nicht gespart worden waren, das Urtheil gefällt: der Senat, dem man eine vollständige Nachgiebigkeit zugetraut hatte, hob sich auf einmal wieder in der öffentlichen Meinung durch einen Ausspruch, welcher Herrn Courtois nur zu einmonatlicher Haft verurtheilte, während ihm sein Sitz im Senat aufbehalten blieb. Dieser Ausspruch überschritt noch die Concessionen der Majorität, denn von einundzwanzig anwesenden Senatoren hatten sich die mehr als die Hälfte bildenden Schwarzen für einfache Freisprechung ausgesprochen. Der Ausbruch der Wuth des Präsidenten und der Partei Similien bei dieser Nachricht läßt sich leichter begreifen als schildern. Die Garde und die Truppen der Garnison blieben die ganze Nacht unter den Waffen, während man in dem Palaste die gewaltthätigsten Entschließungen berieth. Die Gemäßigtsten schlugen vor, man solle der Deputirtenkammer befehlen, den Spruch des Senates für ungültig zu erklären und, wenn diese sich weigern sollte, einer so furchtbar ungesetzlichen Forderung zu genügen, die ganze gesetzgebende Gewalt vernichten. Ich muß sagen, daß Soulouque von Anfang an vor einem derartigen Verhalten zurückschrack. Nach seinen Begriffen bildete die gesetzgebende Gewalt einen integrirenden Theil des Regierungshaushaltes, und er wollte nicht ärmlicher ausgestattet seyn als seine Vorgänger. Als der Tag endlich angebrochen, war Seine Excellenz auf ein Auskunftsmittel verfallen, welches nach Dero Ansicht alles vereinbaren sollte. Es handelte sich nicht mehr darum, den Ausspruch des Senates, der damit machen konnte was ihm beliebte, für ungültig zu erklären, sondern einfach darum, Courtois von neuem durch ein Kriegsgericht richten zu lassen, in welches man alsbald die zahllosen Generale berief, welche in der Hauptstadt wohnten oder da Dienste leisteten.

(Fortsetzung folgt.)

Geier am südlichen Ural. Hr. Eversmann theilte in der Moskauer naturforschenden Gesellschaft die Bemerkung mit, daß die Geier, welche von Pallas in seiner Reise nach dem südlichen Ural gar nicht genannt werden, sich jetzt von Jahr zu Jahr daselbst vermehren. (Archiv für wiss. Kunde von Rußland. IX. 3.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

N^r. 67.

19 März 1851.

Die „fliegenden Blätter von Indien", ein neues hindostanisches Journal in Benares.

(Sonntagsblatt zum Amsterd. Handelsblatt. 24 Febr.)

Eine der glücklichsten Anwendungen der Lithographie ist der Gebrauch derselben zum Druck der hindostanischen oder vielmehr persischen Schrift, welche im brittischen Indien gang und gebe ist. In der That sind die Charaktere dieser Schrift auch zu verwickelt und unregelmäßig, als daß man sie durch bewegliche Lettern schön wiedergeben könnte. Sie erfordern die ungezwungene Freiheit des „Calam." Daher kommt es denn auch, daß man in Indien, wo das Hindostanische die gewöhnliche Sprache ist, viele Steindruckereien findet, wo täglich Originalwerke, Uebersetzungen aus den alten morgenländischen oder europäischen Sprachen und Tagesblätter gedruckt werden. Calcutta, Serampore, Lakhnau, Madras, Bombay und Puna sind die ersten Städte gewesen, wo solche Druckereien eingerichtet wurden. In den letzten Jahren aber sind auch viele in den nordwestlichen Theilen Indiens angelegt worden, da wo das Hindostanische ausschließlich die herrschende Sprache ist.

Es hat sich daselbst ein allgemeines Verlangen nach Belehrung geoffenbart, was man sicher als ein sehr günstiges Vorzeichen für die Verbreitung europäischer Bildung und des Christenthums ansehen darf. In jenem Theil von Indien bestanden am 1 Januar 1850 28 Druckereien, und im Laufe des Jahres 1848 hatte man dort 141 verschiedene Werke gedruckt. Dieß erhellt aus einem weitläufigen Berichte, welchen unlängst der Friend of India (ein zu Serampore erscheinendes Blatt) mitgetheilt hat. Derselbe ist von der Hand eines Hrn. Thorton, eines Secretärs des englischen Gouvernements in den nordwestlichen Provinzen. In dem Berichte heißt es, daß in dem genannten Theile des Landes zu der Zeit 26 verschiedene hindostanische Journale bestünden, und zwar sieben zu Agra, acht zu Delhi, zwei zu Mirat (Meerut), 1 zu Lahore, 1 zu Barelly, fünf zu Benares, 1 zu Simla und 1 zu Indore. In Cawnpore erscheine noch keines, obgleich dort eine Druckerei in vollem Gange sey. Fügt man zu diesen 26 Journalen diejenigen, welche in andern Theilen Indiens erscheinen, so erhält man eine Gesammtzahl von wenigstens 50 Blättern, welche in einer Sprache geschrieben werden, die man noch vor wenigen Jahren mit einer gewissen Geringschätzung ein Patois nannte, und von der jetzt die Zukunft Indiens abhängt.

Dieß ist jedoch nicht alles: im Laufe des Jahres 1850 hat man neue Druckereien angelegt und neue Journale in Brittisch-Indien herausgegeben. So ist in Benares ein neues Blatt erschienen, und zwar in einer ganz neuen Druckerei, welche den Namen Mufaod-i-Hind führt, welcher Name so viel bedeutet als: „Was Indien nützlich ist." Das Blatt selbst führt den Titel: Saairin-i-Hind, welches bedeutet: „die fliegenden Blätter von Indien", und wird von zwei hindostanischen Gelehrten, Namens Bhairav Peaçaad und Harbans Laal herausgegeben, welche anfangs eine rein wissenschaftliche Zeitschrift unter dem Titel: Miraat Ululum, das heißt: „der Spiegel der Kenntnisse", begonnen hatten, dieselbe aber nicht fortsetzten.

So erscheint denn jetzt das sechste hindostanische Journal in dem uralten Sitz der indischen Wissenschaften, wo einst die Braminen ihre heilige Sprache lehrten, die Veda's und die Schastres lasen.

Der Saairin-i-Hind erscheint zweimal im Monat in Lieferungen von acht Seiten klein Folio in zwei Columnen. Die erste Nummer ist am 1 Sept. 1850 erschienen; der Preis jeder Nummer ist 4 Annas, der des Jahrgangs 6 Rupien (7 fl. 12 kr.) Das Blatt besteht aus zwei Theilen. Der erste enthält wissenschaftliche und litterarische, der zweite politische und andere Berichte, welche für die Leser Interesse haben können.

Die erste Nummer beginnt mit einem hindostanischen Gedichte über die Beredsamkeit von dem berühmten Dichter Hasan. Hierauf folgt eine Art von Prospectus der Zeitschrift, eine zierlich verfaßte Einleitung, die jedoch mit dem morgenländischen Uebermaaß von Antithesen und Alliterationen gefüllt ist, worin die Herausgeber die Nothwendigkeit der Belehrung in Hinsicht auf Sitte und Religion nachweisen. Das sey auch der Hauptzweck ihrer Aufgabe, sagen sie, und so laden sie denn alle ein, welche ihre Grundsätze billigen, sie in ihrer Unternehmung zu unterstützen, anstatt sich tadelnd darüber zu äußern. Zum Beweise dafür daß es leichter ist zu tadeln als zu arbeiten, erzählen sie die morgenländische Fabel, welche durch den alten Lafontaine unter dem Titel: „der Müller, der Sohn und der Esel", dem Westen bekannt geworden ist.

Nach einer weitern Auseinandersetzung der Zwecke, welche die neue Zeitschrift verfolge, schließen die Herausgeber den Prospectus mit einem Lobe der englischen Regierung, welche die Bildung der Eingebornen auf alle Weise zu befördern suche, und fügen hinzu, daß man nicht allein beschauliche, sondern auch gemeinnützige Kenntnisse besitzen müsse nach dem Ausspruche des Dichterphilosophen Saadi:

„Was nützen euch die Wissenschaften, so ihr keine Anwendung davon macht? Dann seyd ihr nicht mehr als der Unwissende; Ihr gleicht einem Esel, der mit Büchern beladen ist."

Nach einer Uebersicht der Gegenstände, welche das Blatt behandeln soll, folgen Berichte verschiedener Art aus Persien, Cabul, Bombay, Auhd (Oude), Calcutta u. s. w. Unter denselben befindet sich eine statistische Angabe der gegenwärtigen Bevölkerung Calcutta's. Nach dieser wohnen in Calcutta:

Europäer . . .	6,433
Georgier . . .	4,614
Armenier . . .	892
Chinesen . . .	847
Andere Asiaten . .	15,312
Hindus . . .	274,335
Muselmänner . .	110,918
zusammen .	415,181

Die zweite Nummer des Blattes enthält mancherlei allgemein nützliche Mittheilungen, officielle, örtliche u. dgl. Berichte.

Die dritte Nummer beginnt mit einer geographischen Skizze Hindostans, dann folgt ein Artikel über den Handel von Indien und über die vornehmsten Waaren, welche dabei in Betracht kommen, nämlich Indigo, Kattun, Opium, Musselin, Seide und Seidenstoffe, Salpeter u. s. w. Ein dritter Artikel enthält einige allgemeine Betrachtungen über die Erdkunde, und ein vierter einen Plan, zu Benares eine Art von Arbeitshaus für Bettler und Müßiggänger auf dem Wege der Subscription einzurichten, welches Unternehmen die Herausgeber durch eine Reihe kräftiger Gründe anempfehlen.

Nun findet man eine Anzahl Neuigkeiten, von denen eine unter dem Titel: „Wunderbare Nachrichten" Europa gewidmet ist. In dieser geben die Verfasser eine Uebersicht der großen Fortschritte, welche die Europäer in den Wissenschaften gemacht haben, und der wunderbaren Entdeckungen, welche diese Fortschritte krönen. Sie erwähnen nun einer seltsamen Erfahrung, die ein zu Stockholm lebender Geolog gemacht. Dieser Gelehrte hatte nämlich einen Frosch gefunden, der fünf- oder sechshundert Jahre lang im Innern der Erde gelebt, und daraus den Schluß gezogen, daß der Mensch auch wohl einige Jahrhunderte leben könne. Die Herausgeber des Blattes geben einige Anmerkungen zu dieser merkwürdigen Erscheinung und fügen hinzu, daß sich vor einigen Jahren ein Fakir an den Hof von Randschit-Singh begeben und sich erboten habe, sich auf mehrere Tage lebendig in die Erde senken zu lassen. Man sey darauf eingegangen und habe ihn dann nach der festgesetzten Zeit in voller Lebenskraft wieder ausgegraben. Die Verfasser sagen, daß sie dieses Experiment bislang nicht hätten glauben wollen, obgleich mehrere Engländer bei der Versenkung des Fakirs zugegen gewesen seyen, da nun aber am andern Ende der Erde, in Stockholm, ein so großer Gelehrter dasselbe behaupte, so seyen sie nun zum Glauben daran gezwungen.

Obgleich es nun gewiß ist, daß sehr wenige Fakirs Verlangen getragen haben, sich zur Probe lebendig begraben zu lassen, um nach einiger Zeit wieder zum Vorschein zu kommen, so bleiben doch viele, wie sie vorgeben, länger als einen Monat ohne zu essen und zu trinken in einer Grotte oder in einem unterirdischen Gange. Wenn sie wieder herauskommen, essen und trinken sie mehrere Tage hindurch, um sich dann wieder dieselbe Enthaltsamkeit im Schooß der Erde aufzulegen.

In derselben Nummer befindet sich ein Artikel über den Gesandten von Nepal, der sich damals gerade in Europa aufhielt. Der Artikel lautet:

„Dschang Bahadur hat vor seiner Rückkehr nach Indien Paris, die Hauptstadt von Frankreich, besuchen wollen. Der erste Indier, der nach Paris gekommen ist, war Ram Mohan Roy, später folgten Dwarkanath Thakur und einige andere; aber das waren keine ächte Hindus aus der guten Schule, denn sie waren Anhänger des Ram Mohan (der eine Art philosophischer Religion gestiftet hatte unter dem Namen „Brahma-Sabha" oder „Vereinigung der Dreisten"). Der General Dschang Bahadur Kunwar Manasi und seine Brüder sind somit in der That die ersten rechtgläubigen Hindus, welche Europa mit ihrer Gegenwart beehrt haben.

„Man begreift nicht, wie diese Personen während der Ueberfahrt über den Ocean die Vorschriften der Schasters haben befolgen können. Wir ersehen zwar aus den Nachrichten von Europa, daß sie niemals an den Mahlzeiten der Engländer Theil genommen und niemals mit ihnen gegessen oder getrunken haben, allein dieß reicht noch nicht hin, um zu beweisen, daß sie sich in anderen Punkten keiner Vernachlässigung schuldig gemacht haben. Man sagt, daß der König, um alles wieder gut zu machen, den Abgesandten Nepals nach seiner Rückkehr mit Wasser besprengen und so seine „Pabitra"[1] reinigen würde. Wenn dieß Auskunftsmittel wirklich angewandt wird, so ist leicht vorauszusehen, daß dann viele Hindus aller Classen ihre Augen an den Wundern Europa's weiden werden."

Abstecher nach Itagoahy und Wasserfahrt nach Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Während Mr. Davis, der Wundarzt, mir das Kopfhaar abrasirte und die breite Wunde auf dem Verdecke verband, denn es war sehr schönes, sonnenhelles Wetter, worüber ich mich am meisten ärgerte, weil es doch dem Menschen etwas seltsam vorkommt, wenn die Sonne und der schöne blaue Himmel auf ein solches Trauerspiel, als heute auf unserm Schiffe stattgefunden, noch eben so freundlich und unbefangen herab schaut, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre — also während des Verbandes meiner Wunde wurden die 13 Leichen in Segeltuch eingenäht und an jeder zwei Kugeln, eine am Halse, die andere an den Füßen befestigt. Bei Sonnenuntergang erschien die ganze Schiffsmannschaft auf dem Verdeck. Die große Trauerflagge war aufgehißt und der Capitän hielt eine Rede, die Hand und Fuß hatte. Das Reden verstehen überhaupt die Yankees, und ich glaube sie stimmen schon im Mutterleibe für ihren Whig- oder Demokraten-Präsidenten, wenigstens werden sie dort wohl ihre Jungfernrede halten. Der Capitän sah zum erstenmal ernst aus und seiner Rede erinnere ich mich noch sehr wohl: „Gentlemen, Officiere, Matrosen und Soldaten der Vereinigten Staaten Flotte. Wir alle sind heute Zeuge eines Actes gewesen, wodurch das Leben von dreizehn kräftigen und gesunden Menschen vernichtet worden ist. Das war der strenge Ausspruch des Gesetzes durch sein Organ, den Congreß. Meine Instruction habe ich auf diese Weise erfüllt — über die Bestattung dieser Leichen da ist mir nichts vorgeschrieben, und da sie alle — wie wir gesehen haben — tapfere Männer waren, so wollen wir ihnen die Ehre eines seemännischen Begräbnisses zu Theil werden lassen." Das Musikcorps spielte eine Trauerarie und nun wurde eine Leiche nach der andern mit ihren Kugelgewichten in die Tiefe des atlantischen Oceans versenkt, wo man in dem klaren Wasser die in weiße

[1] So heißt die Schnur, welche dem jungen Braminen bei seiner Einweihung überreicht wird.

Segeltücher gehüllten Todten langsam und allmählich in das Unergründliche hinabsinken sah. Dann schloß ein kurzes Gebet den Act.

„Vier Wochen darauf war ich hergestellt und Matrose im Dienst der Vereinigten Staaten Flotte. Ich wurde zwar ganz gut gehalten, allein ich behielt den tiefen Groll gegen diese Yankees im Herzen, und Pläne der Rache gegen sie, die unser schönes Paradies auf Barataria zerstört und so viele meiner Cameraden umgebracht hatten, durchkreuzten mein Gehirn. Ich dachte an die Pulverkammer und wenn es möglich gewesen wäre, so würde ich das ganze Schiff in die Luft gesprengt haben, allein sie war zu gut verwahrt. Um allen Verdacht zu beseitigen, stellte ich mich zufrieden, denn es war mein Plan, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um diesen ruhmlosen Dienst zu verlassen. Zwar hatte der Spaßvogel von Capitän, meine Absicht ahnend, mir einst gesagt: „du weißt, Mr. Buccaneer, daß mir das größte Recht auf deinen Hals zusteht, und sollte es dir jemals einfallen, sans prendre congé davon zu gehen und wir kriegen dich wieder, so — hier machte er seine bekannte Gelmasse; allein ich dachte an das Sprüchwort: „quien no se aventura, no pasa la mar“ und als unser Schiff zwei Jahre später im Hafen von Bahia ankerte, so ließ ich mich durch jene Drohung nicht abschrecken, sondern setzte meine Desertion glücklich durch. Da habt Ihr, Caballeros! ein kleines Bruchstück aus meinem frühern Leben; aber nun tritt eine frische Brise ein und ich muß die Segel umlegen lassen. Ihr kennt gewiß das Sprüchwort: Al hiero caliente batir de repente.“

Damit füllte sich der alte gute Buccanier noch einmal das Paßglas und leerte es auf das ruhmreiche Andenken seiner alten Genossen, welche wahrscheinlich schon alle in das Jenseits hinüber gegangen seyn mochten. Dann ging er an sein Geschäft.

Der frische Wind trat ein, und das Schiff, eine Feuerfurche hinter sich ziehend, durchschnitt rasch die Fluth. Wie ergötzten uns noch eine Zeitlang an dem wundervollen Schauspiele, das diese Küstenfahrt in einer mond- und sternenhellen Nacht darbietet. Der Anblick des Meeres ist immer erhebend, denn nichts stellt dem Menschengeist ein erhabeneres Bild der Unendlichkeit dar, als der sich vor ihm ausbreitende Ocean mit dem sternenbesäeten Himmel darüber sich wölbend. Dann aber wurde die Nacht kälter, und da der Stand des Sternbildes des südlichen Kreuzes, das den Schiffern, Maulthiertreibern und solchen oft zur Nachtzeit reisenden Leuten statt der Uhr dient, eine späte Stunde ankündigte, so suchten wir etwas Ruhe.

Die prächtig aufgehende Sonne mit ihren Purpurwogen, deren Wiederschein den sonst tiefblauen Ocean in ein Blutmeer verwandelte, fand uns vor der Hafenbai, an welcher Rio so prachtvoll belegen ist. Wir liefen bald in den Hafen und hier erschließt sich dem Blick jenes Gemälde voll wunderbarer Scenerien, die in immer neuer Zauberfeier den Beschauer entzücken. Eines der vielen Canoes, welche immer im Hafen herum schwärmen, setzte uns bald am Largo do Paço ans Land.

Theodor Bösche.

Die alte Stadt Landunum.

Unter den zahlreichen Bergen, die an dem gewundenen Lauf des kleinen Flusses Laignes hinlaufen, bietet einer dem Archäologen ernste Veranlassung zum Nachdenken über die Unstätigkeit menschlicher Dinge. Die Oberfläche dieses Berges, auf der einst eine große galloromische Stadt stand, ist jetzt und schon seit Jahrhunderten dem Pflug unterworfen, und bietet über dem Boden keine Spur von Bauten. Ohne die in großer Menge sich findenden Bruchstücke von Backsteinen und Töpfergeschirren würde man es sich nicht einfallen lassen, daß hier die Hauptstadt des pagus Latiscensis, Cantons von Lassois, das alte Landunum stand. Dieser latinisirte Name ist ohne Zweifel celtischen Ursprungs, wurde durch Abkürzung Lau und Lanz und endlich durch Corruption Lansuine, Lansuine la Grande, ein Name, der der Stelle, auf der die Stadt stand, geblieben ist. Alles beweist, daß Landunum eine der bedeutenden Städte des celtischen Galliens war, und sie lag im Lande der Lingonen, im jetzigen Departement du Cote d'Or, wo sie an die Departements des Aube und Yonne anstößt, auf dem rechten Ufer des Laignes. Von ihrer Bedeutung zeugt, daß eine Anzahl römischer Straßen nach derselben auslief. (Revue archéol. Januar.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Zweiter Theil.

II. Die Religion der Neger. — Die Frömmigkeit der Madame Soulouque. — Jagd nach Fetischen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der an Formen hängende Soulouque empfing sie inmitten eines furchtbaren militärischen Gepränges; in seiner Nähe befanden sich der unvermeidliche Similien, ein gewisser General Bellegarde, ein Mann mit einer schauerlichen Vergangenheit, der zu seinem Probestück einst den Präsidenten Boyer hatte ermorden wollen, und ein anderer mit Namen Belanton, der sich in vertraulichen Augenblicken damit rühmte, daß er mit einem Worte die Schwarzen des flachen Landes nach der Stadt führen könne. Der Versammlung fehlte nur der wackere General Therlonge, Commandant des Arrondissements von Port-au-Prince, der dreier auf einander gefolgter Aufforderungen ungeachtet nicht erschienen war, und hiefür bald darauf durch den erbärmlichen Bellegarde ersetzt wurde.

Nach heftigen Vorwürfen rief der Präsident jeden einzelnen der versammelten Generale auf und legte jedem die Frage vor: „Ist Courtois in Ihren Augen strafbar?“ Einige wollten Umschweife machen und eine Ansicht entwickeln. „Antworten Sie Ja oder Nein!“ sagte alsbald Soulouque in schroff befehlendem Tone, welchen man bis jetzt nicht an ihm gekannt hatte. Niemand wagte es, mit Nein zu antworten. Die Beherztesten setzten ihrer Zustimmung nur die Worte bei: weil der Senat ihn verurtheilt hat. Um zehn Uhr wurden die Generale mit dem Befehle entlassen, um zwei Uhr Nachmittags wieder zu kommen, um ihre Entscheidung zu unterzeichnen. Während er diese zu Papier bringen ließ, befahl der an alles denkende Soulouque das Grab für Courtois zu graben.

Die erbitterten Mulatten hatten die Nacht mit Herrichtung ihrer Waffen und Gießen von Kugeln zugebracht, denn sie waren entschlossen, sich an das Gefängniß zu begeben und Courtois bei dem ersten Versuche gegen sein Leben daraus zu befreien; bei Tage aber hatte sich neben diesen kriegerischen Zurüstungen ein Gedanke der Vorsicht geltend gemacht. Die Läden waren geschlossen. Werthvolle Gegenstände hatte man von allen Seiten zur Aufbewahrung nach dem französischen Consulate gebracht; die entweder durch ihr Vermögen oder durch die politische Stellung ihrer Häupter hervorragendsten farbigen Familien hatten sich unaufhörlich mit Bitten um Schutz und Obdach an dasselbe gewendet. Man erfuhr in der That, daß die Schwarzen des nach Westen und Norden von Port-au-Prince aus sich ausdehnenden flachen Landes und diejenigen, welche die angränzenden Berge bewohnten, je zehn Patronen erhalten hätten mit dem Befehle, sich mit dem ersten Kanonenschusse von dem Fort National auf die Stadt zu stürzen. Gegen drei Uhr wurden die Mitglieder beider Kammern durch ihre Präsidenten zu einer außerordentlichen Sitzung berufen, was eine endliche Entscheidung zu verkünden schien; in der Zwischenzeit aber waren sämmtliche Generale dem ihnen am Morgen zugegangenen Befehle zufolge nach dem Palaste zurückgekehrt, und hatten unter düsterem Schweigen ihre einmüthige Bestätigung von Courtois Strafbarkeit unterzeichnet. In diesem Augenblicke schlagen die Truppen Marsch in dem großen Hofe des Palastes, stellen sich in Schlachtordnung auf, die Lunten bei den Geschützen brennen; die Menge von Generalen, welche den großen Empfangssaal füll-

ten, theilt sich in zwei Reihen, um den französischen Generalconsul, Herrn Maxime Raybaud zu begrüßen und ihm Platz zu machen.

Als neuer Ankömmling in dem Lande, als Vertreter einer Macht, die bei der Regierung von Haiti die nicht sehr angenehme Rolle des Gläubigers spielen darf und gegen die sich so viele eingewurzelte Vorurtheile erhoben; den Intriguen englischer und deutscher Kaufleute ausgesetzt, von denen sieben Consulate begleiten und die, Herren von drei Viertheilen der auf Haiti gemachten Geschäfte, behaupten, sie seyen durch den letzten französischen Vertrag ruinirt, hatte sich, ohne daß er es suchte, Herr Maxime Raybaud schon jene große persönliche Achtung zu verschaffen gewußt, von welcher wir ihn später einen so ausgedehnten Gebrauch machen sehen werden. Gleich zu Anfang des Processes war Herr David Troy im Namen vieler angesehener Personen, Senatoren, Deputirter und früherer Minister gekommen, um die Intervention des französischen Gesandten zu erbitten; so lange aber regelmäßig Recht gesprochen wurde, so lange man hoffen durfte, daß keine Todesstrafe verhängt werde, hatte sich Herr Raybaud geweigert, sich in eine rein innere Angelegenheit zu mischen. Bei dem Drang und Ernst der Umstände vergaß er seine Bedenken. Durch ein jammerndes Bittgesuch der Madame Courtois beschworen, durch eine Menge von Leuten, welche ihn bestürmten, er möchte ungeheures Blutvergießen verhindern, angegangen und gedrängt, und da er von einer anderen Seite wußte, daß Verhaftbefehle gegen Herrn David Troy, den Deputirten Preston, den reichsten Kaufmann von Port-au-Prince, gegen die drei Vertheidiger von Courtois, von denen einer gleichfalls Deputirter war, und gegen den Senator Lotortue, welcher dessen Freisprechung am meisten bevorwortet, erlassen werden sollten, da er endlich erfuhr, daß das Grab schon gegraben sey, so ließ er den Minister der auswärtigen Angelegenheiten wissen, daß er von dem Präsidenten empfangen zu werden wünsche. Erst drei Stunden später sagte ein Adjutant des letzteren dem General-Consul, daß er erwartet werde.

Herr Raybaud hatte vorläufig dem englischen Consul den Vorschlag machen lassen, er möge sich mit ihm zu einem gemeinsamen Schritt vereinen; Herr Ussher, ein sonst ausgezeichneter und verständiger Mann, hatte an jenem Tage keinen Sinn für Geschäfte und überließ Herrn Raybaud die ganze Ehre eines Ganges, dessen Erfolg zweifelhaft, dessen Schwierigkeit ungemein groß, dessen Nutzen sehr problematisch und dessen Gefahr unzweifelhaft war. Er begnügte sich mit der Antwort, daß er so eben wegen Courtois an den Präsidenten geschrieben und bis zu Empfang einer Antwort, die, wohl gemerkt, ihm nie zukommen sollte, keinen Schritt thun könne. So war Herr Raybaud allein in dem Palaste angekommen.

Die unter den vorliegenden Umständen doppelt ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen, welche Herrn Raybaud bei seinem Eintreten empfingen, schienen ihm ein gutes Zeichen; allein das gewaltsame Zusammenziehen der Züge des Präsidenten, welcher fünf Minuten später erschien und ihn neben sich Platz nehmen hieß, zeigte den beklommenen Zeugen dieses Auftrittes bald, daß der Consul eine sehr peinliche Aufgabe übernommen habe. Als dieser neben dem Präsidenten nicht den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Dupuy, erblickte, der aus ganz anderen Gründen als denen des Wohlwollens sein Recht als Dolmetscher bei Audienzen des französischen General-Consuls gewöhnlich niemand abtrat, bezeugte er hierüber seine Verwunderung. Der Präsident bot Herrn Raybaud an, Herrn Dupuy rufen zu lassen, fügte aber die Versicherung bei, daß er ganz gut verstehe.

Der Consul sprach dem Präsidenten von der Collision, welche nothwendig entstehen müsse, wenn er trotz des Ausspruches des obersten Staatskörpers dabei beharre, den Senator Courtois hinrichten zu lassen, von dem Brand und der Plünderung der Stadt, endlich von den ungeheuren Verlusten, wofür der auswärtige Handel sich an die Republik halten werde. Der Senat hat mich beschimpft .... wenn der Mann nicht stirbt, was wird aus meiner Ehre werden? — Dieß war die ständige Antwort Soulouque's, und die Veränderung seiner von peinlichem Schweigen unterbrochenen Stimme zeugte von seiner heftigen Gemüthsbewegung. Die Unterredung, welche bisher mehrere Umstehende hatten mit anhören können, wurde jetzt leise fortgesetzt; indeß konnte man verstehen, daß Herr Raybaud darauf beharrte, der Präsident könne auf dem gefährlichen, blutigen Wege, welchen er zu betreten im Begriffe stehe, nicht innehalten, und er werde sich eine tödlichen Feindschaft dadurch zuziehen. Diese Anschauung schien einen Eindruck auf ihn zu machen, wie ihn Herr Raybaud nicht beabsichtigt hatte; immer bestand er darauf, er sey durch die Abstimmung des Senates beschimpft. In seinen blutunterlaufenen Augen (dieß ist das Erröthen der Neger) hingen Thränen. „Nein . . Alles wird heute Abend beendigt seyn ... Sehen Sie ... diese Herren sind deßhalb hier," sagte er endlich, indem er auf die Gruppe von Generalen zeigte, welche in einer Entfernung von einigen Schritten standen und mit gespannter Aufmerksamkeit die beiden Sprechenden betrachteten. Diese letzteren Worte sagten dem Consul viel: eine krankhafte Furcht vor der öffentlichen Meinung war offenbar die vorherrschende fixe Idee dieses Stolzes, für welchen Gnade ein Zugeständniß von Schwäche war. Herr Raybaud schlug diese Saite kräftig an: „Wohlan! sagte er ziemlich langsam, um genau verstanden zu werden, wenn Ihnen die Ehre, von welcher Sie so eben sprachen, so theuer ist, so müssen Sie vor allem wissen, daß Ihr Ruf durch den Stoß, welchen Sie ihm selbst zu versetzen im Begriffe stehen, im Auslande für immer befleckt seyn wird. Je gerechtfertigter Ihnen Ihr Unmuth gegen diesen Mann erscheint, desto ruhmvoller wäre es, wenn sie denselben zum Opfer brächten, und ich kann Sie versichern, daß der selbst so gnädige König von Frankreich diese Nachricht mit aufrichtiger Befriedigung entgegennehmen würde." Als der Consul keine Antwort erhielt, glaubte er seinen Plan gescheitert, die Soulouque zu ihm sagte: „Wenn der Mann nicht stirbt, so will ich, daß er abreise .... und für immer, für immer", wiederholte er mit Nachdruck: „das geschieht aus Rücksicht für den König." Weitere Bitten, um mehr als diese immerhin ungesetzliche Verbannung zu erhalten, waren vergebens.

Nach der Tragödie kommt die Komödie. In dem Augenblicke, wo Herr Raybaud dem Präsidenten für dieses ihm geschenkte Leben, so wie für die Ruhe dankte, welche dieses sein Versprechen in der Stadt herverbringen werde, trat der englische Consul in Begleitung seines Vice-Consuls plötzlich in den Saal. Auf die Bitte des Herrn Raybaud wiederholte Soulouque seine Zusage vor Herrn Ussher, und dieser wackere Mann entfernte sich ebenso schnell wieder, um eiligst zu der Familie Courtois zu reiten und ihr anzukündigen, daß er Courtois gerettet. Man erfuhr später den Grund dieser plötzlichen Ergebenheit des Herrn Ussher. Sein Freund, Herr Dupuy, welcher von ferne die Unterredung mit angesehen, glaubte zu bemerken, daß die Sache eine günstige Wendung nehme, und hatte eiligst nach ihm geschickt, damit er noch an einer Bemühung Theil nehme, welche dem französischen General-Consul Ehre bringen könnte. Die Minister, welche in der ganzen Angelegenheit eine bedauernswerthe Schwäche gezeigt, wollten auch noch, gleich Herrn Ussher, ihr Wort einlegen und verbreiteten, um diese Gnade à la Pierrot, welche einen Monat Gefängniß in ewige Verbannung umwandelte, mit einer anscheinenden Gesetzlichkeit zu beschönigen, in der betäubten Stadt eine Proclamation, worin sie den Präsidenten sagen ließen: „Herr Joseph Courtois war wegen eines unzeitigen Artikels strafbar und wurde dem Gesetze überliefert. Das Land erwartete Gerechtigkeit für dieses tadelnswerthe, unkluge Benehmen. Ich habe meinen Humanitäts-Grundsätzen, so wie der im Namen ihrer respectiven Regierungen vorgebrachten Fürbitte der Consulate von Frankreich und England nachgegeben und von dem Begnadigungsrechte Gebrauch gemacht, welches mir der Artikel 129 der Verfassung zugesteht. Bei diesem Acte der Gnade hat der Herr Courtois um die Erlaubniß nachgesucht, den Boden der Republik verlassen zu dürfen; im Interesse der öffentlichen Ruhe habe ich dieses Gesuch benützen zu müssen geglaubt, um den Gegenstand der Zwietracht von unserem Herde zu entfernen." Diese merkwürdige Proclamation beweist einen ungeheuren Fortschritt in der constitutionellen Pruderie der Schwarzen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 68. 20 März 1851.

Von Patras nach Athen.

(Picturesque sketches of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere.)

Seltsame Erinnerungen, und etwas mehr noch als Erinnerungen schienen in mir aufgestiegen, als ich die Inseln hinter mir ließ, und mich dem alten Hellas näherte, als ich die weißen Berge Morea's auf der einen Seite über einer langen Nebellinie hervorschauen und gerade vor uns diejenigen erblickte welche die berühmte Bucht von Lepanto umgeben. Die erste Erinnerung war aber nicht aus alter Zeit: als wir an Missolunghi vorüberfuhren, gedachten wir Byrons, dessen Name dem Ort ein Interesse verleiht, das der Ort selbst nicht einzuflößen vermag, denn Missolunghi ist ein langes, zerstreutes, von Sümpfen umgebenes Dorf, das indeß schöne Berge im Hintergrunde hat. Bald gelangten wir nach Patras, welches malerisch am Fuße eines hohen, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckten Gebirges liegt und auf allen Seiten von bedeutenden Bergen umgeben ist. Zwei mächtige etwa 2000′ hohe Felsknppen springen in die weite Meeresbucht vor, die von den jonischen Inseln völlig geschlossen ist. Die Lage von Patras ist schön, selbst wenn man Corfu gesehen hat. Die Stadt, welche in ziemlich blühendem Zustande ist, hat mehrere breite Straßen, die meisten Häuser sind neu und zum Theil sehr gut gebaut. Ich schlenderte zur Unterhaltung die Hauptstraße auf und ab, und sah den griechischen und albanesischen Knaben zu, die auf beiden Seiten in ihren Buden nach türkischer Weise mit untergeschlagenen Beinen saßen. Sie stellten ihre Arbeit, die meist im Sticken farbiger Pantoffeln und anderer bunter Kleidungsstücke bestand, einen Augenblick ein, um den Fremdling mit ihren schwarzen lebhaften Augen zu verfolgen. Diese Knaben zeichnen sich nicht nur durch eine außerordentliche Zartheit der Züge, sondern auch durch einen mädchenhaften Ausdruck von Anmuth und Munterkeit aus.

Ich hatte ein Boot nach Korinth nehmen wollen, aber der Wind wurde ungünstig, und als ich noch zweifelhaft dastand, trat ein junger Albanese in der eng anliegenden Jacke, der weißen Fustanelle und den Scharlachschuhen seines Landes mit munterer, gefälliger Vertraulichkeit auf mich zu, und redete mich nach einer kurzen aber anständigen Begrüßung an, als wären wir unser ganzes Leben schon mit einander vertraut gewesen. Ein englischer Herr, sagte er mir, sey in derselben Verlegenheit wie ich, und habe sich gerade entschlossen Pferde nach Korinth zu nehmen. Er selbst sey — zum besonders guten Glück seines Herren, wie er mich versicherte — als Courier und Reisediener engagirt, und ich könne nichts besseres thun, als mich der Gesellschaft anzuschließen. Der glänzende Anzug und die ausgezeichnete Schönheit des Mannes, der die Züge der ausgehauenen Götterbilder seines Landes mit der wilden Anmuth eines jungen Panthers verband, hätten mich zur Einwilligung verlockt, auch wenn ich mit dem Vorschlag nicht ganz einverstanden gewesen wäre. Ich machte also Bekanntschaft mit dem zu rechter Zeit getroffenen Reisegefährten, und nachdem wir uns verabredet und Pferde bestellt hatten, ergab sich, daß ich noch einige Stunden in Patras verweilen könne, was ich zu einem einsamen Spaziergang außerhalb der Stadt benützte.

Gleich vor der neuen Stadt am Berge hinauf erstreckt sich das alte Dorf, — denn man kann ihm kaum einen andern Namen geben. Es besteht meist aus Lehmhütten, jede mit einem kleinen Gärtchen, aber alles wirr durcheinander, als hätte man das Dorf aus einem Sack herausgeschüttelt. Höher hinauf steht das ehrwürdige alte Schloß aus dem Mittelalter, dessen starke Mauern im Unabhängigkeitskriege manche Belagerung zu erfahren hatten, aber stets den Angreifer zurückwiesen. Es ist von mächtigem Umfang und hat an seiner Grundmauer einige Blöcke, die zur alten Akropolis gehörten. In einer Nische in einer der Mauern bemerkte ich eine Statue, welche durch die Kanonen der Belagerer gelitten hatte, aber die Veste ist noch immer ziemlich gut erhalten, und hat ein Interesse durch ihre Lage, wie durch ihre Schicksale. Nicht weit davon ist ein eben so ehrwürdiger und vielleicht nicht minder alter Gegenstand, ein Platanenbaum von ungeheurer Größe, der vielleicht gegen 30′ im Umfang hat. Er erhebt sich in einsamer Größe ohne seinesgleichen und ohne einen Gefährten, etliche Mandelbäume ausgenommen, ein wahres Bild vegetabilischer Jugendkraft und Anmuth. Etwa eine Viertelmeile höher hinauf am Berge sind einige mit Epheu umkleidete malerische Bogen, die Reste einer römischen Wasserleitung, und nahe an der See sind Spuren eines alten Tempels, des einzigen nicht völlig weggewischten, dessen Patras sich rühmen kann.

Die Erinnerungen dieser Stadt sind theils griechisch, theils römisch, ein Umstand, der das Interesse nicht erhöht, denn ich habe im Gegentheil gefunden, daß solche sich kreuzende Einflüsse einander neutralisiren, und daß ein wenn auch schwächerer doch gleichartiger Eindruck die Einbildungskraft viel stärker anregt. In Einer Beziehung ist Patras mit dem alten Rom selbst gleichzustellen, es war ein großer Sammelplatz gestohlener Schätze. Als Augustus, um Patras zu einem großen Handelsplatz zu machen, es neu colonisirte, brachte er auch als eine sich von selbst verstehende Sache nicht nur eine große Masse Menschen aus verschiedenen Städten dahin, sondern auch die Statuen der Götter und Helden, ohne die sich ein Grieche nie recht heimlich fühlte. Patras wurde so eine der glänzendsten Städte Griechenlands, hat

aber von seinem Raube wenig behalten. Seine Tempel und seine Statuen sind verschwunden, in welcher Art und Weise — kann man nicht sagen. Ich habe oft gewünscht, ganz Griechenland möchte, als sein langer, glänzender Tag vorüber war, das Schicksal Pompeji's gehabt, und da ein ganzes Land nicht unter einem Glasschrank sich aufbewahren läßt, so möchte ein freundlicher Aschenregen ihm den nöthigen Schutz gewährt haben. Dabei müßte man denn freilich noch wünschen, daß die Aschendecke in unsern Tagen geschwunden wäre, wie ein Winterschnee. Welch eine glänzende Erscheinung von Tempeln und Statuen wäre dann zu unserm Erstaunen aus der Dunkelheit aufgetaucht.

Am Nachmittag des nächsten Tages brachen wir in seltsamer Cavalcade auf, denn unsere Pferde gehörten zu den entartetsten Abkömmlingen der „stürmisch-frischfüßigen Rasse" in den pindarischen Gesängen, während die, welche unser Gepäck trugen, noch erbärmlicher waren. Hinter uns trabte eine lärmende Schaar, unsere Führer und die Eigenthümer unserer Pferde. Der Weg von Patras nach Korinth — denn Straße ist keine vorhanden — entzückte mich durch seine Schönheit und Wildheit, und führt gewöhnlich den Windungen der Küste entlang. An der entgegengesetzten Seite des Golfs erheben sich mächtige Bergketten, deren Gipfel hinter glatten und unbeweglichen Wolken, die man fast als feste Massen ansehen konnte, verschleiert waren. Ich konnte mir leicht denken, daß die alten Griechen diese Schneehöhen als die Wohnung ihrer Götter ansahen. Zur Rechten streckten sich weithin die Gebirge Morea's, aber ihre Gipfel waren meist durch die zwischenliegenden niedrigern Ketten verborgen, die, im Anfange unserer Pilgerfahrt mit Grün bedeckt, zu bedeutender Höhe anstiegen, weiterhin aber in grauen Mauern und Bastionen, manchmal auch in noch phantastischern Gestalten sich erhoben. Oft war zwischen dem Fuße der Berge und der See kaum Platz für unsern schmalen Zickzackpfad. Die Felsflächen waren von Absatz zu Absatz mit einer Art grauer, fast dornbuschartiger Fichten besetzt, und die Zwischenräume mit eben so zwerghaften Cypressen ausgefüllt. Wir kamen auf unserm Zuge an mehreren, manchmal eine Viertelmeile breiten Oeffnungen in diesen Bergwänden vorüber, und durch diese Oeffnungen hin erblickten wir statt epheuumrankter Felsen und großer schwarzer Höhlen, vor deren Eingang die See tobte, einsame Thalschluchten, und jenseits derselben die hinter einander emporstrebenden Bergketten, die durch die mannichfachen Grade von Entfernung immer tiefer in Blau und Purpur sich tauchten, im Hintergrund aber von ewigem Schnee erglänzten. Meistens jedoch betrug der Raum zwischen den Bergen und der See nicht unter 2 bis 3 Meilen, und die aus Arbutus, Thymian, Zwerghollunder und Oleander bestehende Vegetation bot einen schönern Anblick als Bäume hätten thun können, da sie alle durcheinander gemischt, und in dichten Massen gedrängt standen. Meilenweit erschien in dieser Einöde kein menschliches Wesen und kein Haus, dennoch war die Landschaft nicht trübselig, denn rings umher hörten wir das Blöcken der Lämmer, und da und dort hielten wir an, um eine schlanke weiße Ziege zu bewundern, die den Kopf in einen Epheubusch versteckt auf ihren Hinterfüßen sich erhob, aber vergeblich sich bemühte, den ehrwürdigen Bart aus den Hollunderbüschen herauszubringen.

Die Nacht über hielten wir an einem Häuschen, das als eine Art Gasthof diente; es war dem äußern Ansehen nach nicht schlechter als so manche ähnliche Häuschen in den entlegenen Gegenden Englands, sicherlich aber mit Bequemlichkeiten viel minder gut ausgerüstet. Unser Schlafgemach war ein Bretterboden über dem Stall. Zum Glück hatte es einen Feuerplatz, sonst hätten wir sehr durch die Kälte gelitten, denn selbst in Griechenland kann es im Februar kalt seyn, und durch die Dachsparren schien der helle Mond herein. Betten gab es keine, und ich glaube selbst in dem einst so üppigen Korinth sind keine zu finden. Mein Capote aber, ein Mantel aus Ziegenfellen mit einer Capuze, hielt mich warm, denn selbst in der freien Luft schützt die dicke unbiegsame Umhüllung eines Capote gleich den Wänden eines Hauses, und dient zugleich als Kleidung und als Wohnung. Es war spät, ehe ich mich entschließen konnte, mich zum Schlafen niederzulegen. Die Nacht war schön, und die kleine Bay, neben der das Häuschen stand, mit ihrem wie Silber glänzenden Sand und den anplätschernden Wellen, die Oleanderbüsche, die sich über den Meeresrand bogen, die schwellende See mit dem dunkelblauen Reflex gegen das Mondlicht, die schneebedeckten Berge auf der andern Seite und an ihrem Fuße die Stadt Lepanta, alles dieß bildete eine Landschaft, von der ich mich nur schwer trennte. Und nicht die Schönheit der Landschaft allein hielt mich wach bis lang in die Nacht hinein; im allgemeinen wecken Schlachtfelder keinen großen Enthusiasmus in mir, nicht leicht aber konnte man die Wellen der Bucht von Lepanta betrachten, ohne an das Schauspiel zu denken, dessen Zeuge sie waren, als die Kreuzesbanner über den Halbmond siegten, und fast 200 türkische Schiffe versenkt, verbrannt oder genommen wurden von der vereinigten spanisch-genuesisch-päpstlichen Flotte unter den Befehlen Juans von Austrin und Johann Andreas Dorias. Ich legte mich endlich nieder, gerade als die letzte Asche unsers Feuers verglühte, streckte mich auf den Boden mit meinem Reisesack als Kissen und schlief fest bis zum Morgen.

Früh standen wir auf, frühstückten vortrefflich von unsern aus Patras mitgenommenen Vorräthen, und setzten uns endlich, freilich nicht sehr eiligen Schritts, da wir durch unsere Packmaulthiere belästigt waren, in Marsch längs der Küstenlinie, welche in alten Zeiten das Gebiet des achäischen Bundes bildete. Der achäische Stamm, obwohl in den Heldentagen des griechischen Bundes nicht sonderlich berühmt, war doch einer der bedeutendsten von Altgriechenland. Er dankte seine Bedeutung vor allem der ruhigen Kraft und der weisen Einsicht, mit der er sich der Einmischung in die Kämpfe der nebenbuhlerischen griechischen Mächte enthielt, die großen Hülfsquellen seiner geographischen Lage entwickelte und sein gesellschaftliches System zur Reife brachte; zweitens dem Umstand, daß er seine politische Stärke erst dann zeigte, als die der andern hellenischen Stämme im Sinken war. Während Athen und Sparta stritten, schlief Achaia wie ein Murmelthier, und als ihr Tag vorüber war, ging seine Sonne auf. Wenige politische Wiedergeburten sind merkwürdiger gewesen, wie die von Achaia, als die Städte, welche so lange den achäischen Bund gebildet, noch einmal vereint sich gegen die Tyrannei erhoben und die macedonischen Besatzungen verjagten. Unglücklicherweise vertrauten sie nicht ganz sich selbst, sondern verbanden sich in ihrer Siegeslaufbahn mit den Römern, wo es ihnen dann natürlich erging wie den Britten, welche die Sachsen um Hülfe anriefen. Die Römer kamen als Freunde und blieben als Herren, der Name Achaia dehnte sich über Griechenland aus und wurde ein bloßes Wort.

Wir ritten den ganzen Tag fort, mit der See zu unsrer Linken und der prächtigen nicht unter 7000 Fuß hohen Bergkette zur Rechten; unter der letztern erheben sich der vielberühmte Erymanthus und der Cyllene, welche die Gränze bildeten zwischen den unternehmenden, seefahrenden Achäern und dem unter-

änderlichen Arkadien. Gegen Sonnenuntergang kamen wir nach Vostizza, wo wir die Nacht über blieben. Am Abend durchwandelten wir die Orangen- und Citronenwäldchen, welche die Nachbarschaft zieren. Wie Patras ist Vostizza im Aufblühen, hat aber einige Anzeichen von Blüthe, deren es besser überhoben wäre, z. B. öffentliche Wirthshäuser sehr gemeiner Art für Billards und Kartenspiel. Ein Gasthaus oder gar ein Bett war indeß nicht zu finden. Vostizza steht auf der Stelle des alten Aegium, wo nach der Zerstörung von Helice die zum achäischen Bunde gehörigen Städte sich versammelten. Der Ort der Versammlung, wo die Abgeordneten Jahr um Jahr zusammentrafen, war der heilige Hain Jupiters nahe am Tempel der panachäischen Ceres. Weder vom Tempel noch von der Stadt ist eine Spur übrig.

Am nächsten Tage setzten wir unsere Reise fort mit der Aussicht auf den herrlichen Parnassus uns gegenüber auf der andern Seite des Golfs. Gegen Abend wies einer unserer Führer auf einen runden, oben abgeflachten Hügel, der etwa eine Stunde entfernt zu unserer Rechten lag, und ließ durch den Dollmetscher uns erklären, dort stehe ein kleines Dorf an der Stelle einer alten Stadt. Dieser Berg war die Akropolis des alten Sicyon, einer der bedeutendsten Städte des alten achäischen Bundes. Ein Theater, dessen Sitze in dem Felsen ausgehauen waren, und ein gleichfalls an dem Abhang des Berges ausgehöhltes Stadium sind noch übrig, dieß ist aber auch alles, was von einer durch ihre Tempel und ihre zahllosen Statuen einst so berühmten Stadt, die auch eine der berühmtesten Schulen griechischer Kunst in sich schloß, übrig geblieben ist. Diese schwachen Spuren sind die einzigen, noch vorhandenen Denkmale der 12 großen Städte, die an der Südküste des Golfs lagen und den achäischen Bund bildeten, einen Bund der wie der jonische, wenn auch in kleinerem Maaßstab, den Typus zeigte, nach welchem die ganze gesellschaftliche Organisation gebildet war.

(Schluß folgt.)

Etwas über chaldäische Alterthümer.

Ob. Rawlinson zeigte in der asiatischen Versammlung vom 15ten Februar an, daß er die kürzlich durch Ob. Williams an das brittische Museum gesandten Alterthümer untersucht habe. Diese Alterthümer sind namentlich ein Ergebniß der Forschungen des Hrn. Loftus zu Warka, Senghera, Umgheir und anderen alten Orten in Niederchaldäa, und bestehen aus Backsteinen, Terra-Cotta-Täfelchen, eingravirten Muschel-Bruchstücken von Töpfergeschirren mit Inschriften u. s. w. Die Backsteine haben ein bedeutendes Interesse, indem sie eine unabhängige Dynastie im eigentlichen Chaldäa zwischen den assyrischen Königen der Khorsobad-Linie und dem babylonischen Hause des Nabonassar zu Tage fördern; man findet darauf auch mehrere bis jetzt unbekannte Fürsten der letztern Dynastie, und ein an der Sonne getrockneter Backstein, der zu Senghera aufgefunden wurde, enthält in Relief die Namen und Titel Cyrus des Großen, der ein Sohn von Cambyses genannt wird, ein neuer Beweis der historischen Richtigkeit der Berichte Herodots. Bei weitem das Interessanteste unter diesen Alterthümern sind aber die Terra-Cotta-Täfelchen, die nur 2" bis 3" lang und breit, und in der Mitte etwas erhöht sind; mehrere ähnliche finden sich bereits in den europäischen Museen, und man hat sie gewöhnlich für Contracte oder Urkunden über Kauf und Verkauf gehalten. Ob. Rawlinson ist noch nicht dazu gelangt sie genau und vollständig lesen zu können, officieller Natur sind sie aber jedenfalls, wurden auf Befehl des Königs ausgegeben, tragen die Unterschrift hoher Staatsbeamten, und beziehen sich auf bestimmte Maaße von Gold oder Silber. Ob. Rawlinson stellt den Gedanken auf, sie könnten als Umlaufsmittel gedient haben (was doch kaum wahrscheinlich ist, eher möchten sie als eine Art Quittung für gezahlten Tribut betrachtet werden können). Ob. Rawlinson hat sie bis jetzt mehr in historischer Beziehung untersucht, und, da Tag, Monat und Jahr der Regierung eines Königs auf jedem solchen Täfelchen verzeichnet sind, die Namen Nabopollassar, Nabokodrassor, Nabonidus, Cyrus und Cambyses daraus entnommen. Augenscheinlich ist, daß sich hier uns mehr und mehr die Geschichte Vorderasiens aus der Zeit vor der persischen Eroberung aufschließt.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Zweiter Theil.

II. Die Religion der Neger. — Die Frömmigkeit der Madame Soulouque. — Jagd nach Fetischen u. s. w.

(Schluß.)

Glücklich, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu seyn, verwandelte sich bei der gelben und schwarzen Bourgeoisie die Erbitterung in die größte Nachgiebigkeit. Der Senat nahm die an dem Budget vorgenommenen Reductionen zurück und genehmigte zum voraus alle Summen, welche Soulouque verlangen sollte. Ohne daß man zu große Hoffnungen daran knüpfte, wünschte man doch, daß der Präsident mit der Zeit einsehe, wie sehr seine ultra-schwarze Umgebung ihm schade. Die empörte öffentliche Meinung beschränkte sich auf den bescheidenen Ausdruck dieses Wunsches. So war dieser arme, so leicht aus der Fassung zu bringende Schwarze schon auf dem Punkte angekommen, daß die aufgeklärte Classe, deren Lachmuskeln er vor kurzem noch durch seine Kleinmüthigkeit und seine Lächerlichkeiten kitzelte, bereit war, es ihm zu danken, daß er sie nur leben ließ.

Diese plötzlichen Wendungen in der öffentlichen Meinung, der Beweis, welchen er von seiner eigenen Kraft erhalten, schienen andererseits die abergläubischen Ahnung Soulouque's zu beschwichtigen. Die Politik der Entsagung mußte entschieden einer Politik des Beharrens weichen, und über den großen Riß hinüber, welchen der Präsident so eben in die Verfassung gemacht, erblickte er schon mit sichtlicher Befriedigung Dinge, welche in weiterer Ferne lagen, als seine vierjährige Gewalt. Für alle Fälle wollte er sich mit der Zukunft abfinden, und eines Morgens, am 31 December 1847, heurathete Soulouque in aller Stille Madame Soulouque, die nicht minder vorschauend schon mehrere Pfänder für die Dauer der künftigen Dynastie gegeben hatte. Es ist dieß eine ganz merkwürdige Seite in den Sitten von Haiti, und wir werden darauf zurückkommen. Vorerst genüge die Bemerkung, daß unter den vorliegenden Umständen Soulouque's Verehelichung einem politischen Manifeste gleichkam und als solches Aufsehen erregte; man wird dieß um so leichter begreifen, wenn wir sagen, daß die beiden Mulatten-Gründer der Republik, Pétion und Boyer, nach einander sich mit Mademoiselle Joute nur in Gegenwart des „höchsten Wesens" vermählt hatten, während die schwarzen Selbstherrscher Toussaint, Dessalines, Christoph gebührend in der Kirche vermählt waren. Das Näherrücken des verhängnißvollen zwölften Monates brachte Soulouque alle seine Besorgnisse zurück, und besonders die zweite Hälfte des Februar verfloß ihm in unaussprechlicher Angst. Ich konnte nicht erfahren, ob man endlich die Puppe gefunden, allein man machte so viele Beschwörungen, daß Soulouque am 1 März 1848 von Gesundheit, Freude und Stolz in demselben Palaste strahlte, wo Hérard und Pierrot gefallen, wo Guerrier und Riché gestorben waren. Die Neger-Götter hatten den Sieg davongetragen!

Beruhigt hinsichtlich der Geister, in Folge einer neueren Erfahrung wohl erkennend, daß er den Menschen gegenüber viel wagen könne, und endlich von seinem vertrauten Vaudoux überredet, daß er den so gefürchteten zwölften Monat nur in Folge einer augenfälligen Prädestination überlebt habe, nahm Soulouque offen die Lieblings-Idee der schwarzen Führer und der schwarzen Partei wieder auf, eine Idee, welche der Präsident Guerrier auf seine Rechnung geäußert, welche der Präsident Pierrot verfolgt und welche Riché verwirklichen wollte, als ihn der Tod überraschte. Sollte er absoluter König, wie Christoph, oder constitutioneller Kaiser, wie Dessalines werden? Soulouque begriff den Unterschied nicht genau, was im Grunde von vielem gesundem Verstande zeugte.

Indessen verwickelte sich diese unschuldige Phantasie in beunruhigenden Ahnungen. Von Santo-Domingo war die Nachricht angelangt, daß der Präsident Santana seinen ersten Minister wegen Verwicklung in eine haitische Verschwörung habe erschießen lassen. Was mag wohl Soulouque bei dieser Nachricht betroffen haben? Nicht das Fehlschlagen einer Verschwörung, die er bezahlt, sondern die von diesem Hattier [1] — ein verächtlicher Ausdruck, dessen er sich zu Bezeichnung des spanischen Oberhauptes bediente — entwickelte Kraft. Dieser Gedanke verfolgte ihn überall und bis in den Ministerrath, wo er sich im Lesen eines Berichtes oft mit den Worten unterbrechen konnte: „Wissen Sie, daß dieser Hattier Charakter hat! Er hat seinen Premierminister erschießen lassen!... Ja, dieser Hattier hat Charakter!“ Diese Aeußerungen des Präsidenten machten die neuen Minister mehr als einmal schaudern; Soulouque dachte jedoch in diesem Augenblicke an die früheren. Gelegentlich der zu Cayes durch die ultra-schwarze Partei hervorgerufenen Unruhen wurde Herr David Troy in Port-au-Prince festgenommen und mit seiner ganzen Familie in das Gefängniß geworfen. Der General Céligny Ardouin, einer der vornehmsten Farbigen, einer derjenigen, welche die gemäßigte Politik Riché's am besten verstanden und unterstützt, und den diese Eigenschaften ganz besonders zum Gegenstande des Hasses der Räthe Soulouque's machten, wurde unter dem Vorwande von Unverträglichkeiten aus der Deputirtenkammer ausgeschlossen. Soulouque beharrte mit einem Worte auf der Idee, daß man sich gegen ihn verschwöre, und die Gewißheit, daß dießmal keine Fetische mit im Spiele seyen, gab dem Ausdrucke seines sonst in Klagen sich Luft machenden beständigen Verdachtes einen ganz neuen Charakter. „Ich will nicht die einfältige Rolle des Präsidenten Pierrot spielen,“ rief er auf Creolisch. „Weil ich ohne Intrigue zur Herrschaft gelangt bin, werde ich alles verbrennen, alles tödten, ehe ich . . . A propos, wissen Sie, daß dieser Hattier Muth hat!“

Der Verdacht einer Verschwörung war gewiß ungegründet, denn nie war die Niedergeschlagenheit der in Rede stehenden Classe größer und begründeter gewesen. Die Farbigen konnten sich nicht einmal mehr dadurch vergessen machen, daß sie sich in die Reihen der schwarzen Bourgeoisie verloren. Die ultra-afrikanische Partei zeigte jetzt mit dem Finger auf sie. Jeden Sonntag nach der Parade mengte sich eine Bande von Schwarzen, welche wegen ihres Hasses gegen die Mulatten am bekanntesten waren, unter das Soulouque zurückgeleitende Gefolge und an dem Eingange des Palastes wiederholte sich seit dem ersten Jahreswechsel der Präsidentschaft regelmäßig folgender Auftritt: „Präsident, sagte einer, das schwarze Volk verlangt dieß oder jenes.“ Ein andermal wollte „das schwarze Volk,“ daß alle Farbigen von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden, ein drittesmal sollte eine der beiden Farben der Flagge von Haiti, die rothe als Zeichen der Farbigen, abgeschafft werden u. s. f. Am 9 April fürchtete man die Lösung der drohenden Komödie zu sehen.

An diesem Tag fügte der Sprecher dieser Bande seinen früheren Forderungen die der Wiederherstellung der Constitution von 1816 bei, welche die Präsidentschaft in eine lebenslängliche Dictatur umschuf, ferner die Entlassung des Cabinets und statt der Minister einfache Secretäre. Soulouque stimmte dem letzteren Theile der Forderung gefällig bei und versprach, bezüglich der Constitution von 1816 den Wünschen des Volkes und der bewaffneten Macht sich zu fügen. Zu gleicher Zeit verkündete man für den kommenden Sonntag, 16 April, etwas außerordentliches. Sollte Soulouque das Kaiserthum oder die Königswürde proclamiren? Dieß war beinahe die einzige Frage, welche man sich stellte, und ein unbestimmter Eindruck des Schreckens bewegte manche Brust. An dem bezeichneten Tage ging die Parade wie gewöhnlich vor sich; aber um die Mitte des Nachmittags ertönten drei Kanonenschüsse von dem Palaste und wurden von dem Fort augenblicklich beantwortet.

Auf dieses so selten vernehmbare Allarmsignal, welches auf fünfzehn Meilen weit die Kunde trägt, daß das Vaterland in Gefahr ist, stürzten alle Einwohner, wie es für einen solchen Fall angeordnet ist, bewaffnet auf die Straße. Die in der Hauptstadt anwesenden Generale, Senatoren, Deputirte und Oberbeamten begaben sich, mit Ausnahme der Klügeren, in den Palast, um den Grund dieses Aufrufs zu hören und Befehle entgegenzunehmen. Sie gingen durch die Garde des Präsidenten, welche in geschlossenen Gliedern den inneren Hof besetzt hielt. Auf allen Seiten wurde Generalmarsch geschlagen. Bald kam ein General zu dem französischen Consul und ritt mit der möglichsten Geschwindigkeit seines Pferdes wieder davon, nachdem er dem Consul die Worte zugeworfen hatte: „Es ist bloß eine Familienscene, was vorgeht. Der Präsident läßt Ihnen sagen, daß, was auch vorkommen möge, Sie wegen Ihrer Landsleute ruhig seyn dürfen.“ Dieser General war Herr Delva, später haitischer Gesandter zu Paris.

Kaum waren einige Minuten verflossen, so hörte man von der Gegend des Palastes her wiederholtes Musketenfeuer, dem entsetzliches Geschrei der Angst und Verzweiflung in der ganzen Stadt folgte. Pferde von Generalen flohen erschreckt und ohne Reiter aus dieser Richtung durch eine Bevölkerung hin, die sich, toll vor Schrecken, nach den Consulaten und in die Häuser der Fremden stürzte. Das Eisengitter, welches in ungeheuren Vierecken den ganzen Palast und seine Umgebung umfaßt, war geschlossen. Innerhalb des Einganges lag der Deputirte Cérisier-Lauriston, Abtheilungschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und Secretär bei der vorletzten haitischen Gesandtschaft zu Paris, in seinem Blute. In der offenen Arcade gegen den Hof lagen Sterbende und Todte unter einander; unter den letzteren befanden sich auch zwei Generale, worunter ein Schwarzer. Eine lange Reihe von Flüchtlingen, welche die Kugeln jede Secunde lichteten, stieg von dem Garten aus über das Gitter; sie wurden nur wenig verfolgt; die Leute der Garde hatten sich in das Innere des Palastes gestürzt und mordeten auf ihrem Wege die in den Gängen herumirrenden Mulatten, während der General Céligny Ardouin sich blutend bis in das Schlafzimmer des Präsidenten schleppte, der, entstellt vor Wuth, dem Verwundeten auf den Fersen folgte und ihm mit dem Tode drohte. Soulouque hatte endlich eine Lösung gefunden.

Was aus dieser langen Tragödie hervorgeht, ist so neu und entscheidend, daß es eine abgesonderte Beleuchtung verdient. Wir werden in der That dießmal ganz unerwartete Garantien der Civilisation mitten aus der Neger-Barbarei erstehen sehen; wir werden sehen, wie Soulouque Leichname auf Leichname schichtet, um sich daraus einen kaiserlichen Fußschemel zu machen, und als er bemerkt, daß der Schritt noch zu groß ist, ruhig wieder herabsteige, um zu dem Haufen der Opfer auch noch die Leichname der Henker zu legen.

Erweiterung und Ausschmückung des Capitols in Washington. In der neulichen Jahressitzung des amerikanischen Kunstvereins äußerte sich der Vorstand, Hr. Cozzens, im Laufe seiner Antrittsrede über den obigen Gegenstand folgendermaßen: „Es ist beschlossen worden, das Capitol von Washington zu erweitern, um es mit den gestiegenen Bedürfnissen des gesetzgebenden Körpers in Einklang zu bringen. Bis jetzt ist kein Plan für diese Veränderungen angenommen, sie werden aber ohne Zweifel in einem Maaßstab und in einem Styl ausgeführt werden, welcher der Größe der Nation würdig ist. Es ist sehr zu wünschen, daß der Congreß die Gelegenheit benütze, die höheren Zweige der Kunst systematisch zu fördern. Diese neuen Hallen und Gänge, welche für die Versammlung der Repräsentanten der mächtigsten Republik, die je bestand, hergerichtet werden sollen, sollten mit allem ausgestattet werden, was nur Malerei und Sculptur thun können, um die Architektur zu schmücken. Die in Bildern dargestellte Geschichte der ersten Ansiedlungen in den verschiedenen Staaten, die heldenmüthigen Thaten unserer Truppen, die Arbeiten und Gefahren des Gränzlebens, die großen Berathungen, aus denen wichtige bürgerliche Veränderungen hervorgingen, alles dieß sollte durch Gemälde und Fresken verherrlicht werden.“ (Athen. 15 März.)

[1] Von dem spanischen Hato, der Ort, wo die Thiere gezüchtet werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 69. 21 März 1851.

Der Aufstand in Aleppo.

Dieß Ereigniß, das als eine verabredete und möglicherweise allgemeine Christenverfolgung im türkischen Asien erschien, ist noch weit nicht gehörig aufgeklärt, und wie sehr man noch nach geheimen Veranlassungen sucht, mag der Umstand zeigen, daß man die Unruhen selbst dem Pascha von Aegypten hat zuschreiben wollen. Es kommt vorerst darauf an, in welchem allgemeinen Zusammenhang mit den Zuständen des osmanischen Reichs der Aufstand in Aleppo steht, und diesen Punkt hebt ein Artikel hervor, den ein Hr. Ubicini in die Revue de l'Orient (Febr.) hat einrücken lassen. Dieser Mann gehört zu den Europäern, welche an eine Regeneration der Türkei glauben, und in dieser Beziehung schriftstellerisch thätig sind; von seiner Kenntniß türkischer Verhältnisse hat er jedenfalls durch seine Briefe über die Türkei, welche im Laufe des vorigen und im Anfang dieses Jahres im Moniteur erschienen, Zeugniß abgelegt, und seine Mittheilungen über das Eingangs erwähnte Ereigniß verdienen somit jedenfalls Beachtung, obwohl wir uns eines Urtheils, ob er die Wahrheit sagen will und sagen kann, vorerst gänzlich enthalten.

■

Als die ottomanische Regierung es vor zehn Jahren unternahm, die moralische und politische Einheit des Reichs zu begründen, indem sie die verschiedenen Theile des Gebiets und die auf seiner Oberfläche zerstreuten Völker zu assimiliren suchte, wußte sie zum voraus, daß sie zwei furchtbare Feinde zu bekämpfen haben werde. Dieß waren einestheils die Reste des schon von Mahmud großentheils vernichteten Feudalismus, dessen noch zuckende Glieder im Innern gewisser Provinzen bis zum Ende kämpfen mußten für die Erhaltung seiner Privilegien, anderntheils der religiöse Fanatismus, der stets bereit war, der politischen Rebellion die Hand zu reichen. Diese doppelte Opposition begann von dem Tage an sich zu zeigen, wo Sultan Mahmud, nachdem er sich der Janitscharen entledigt, die Grundlagen der neuen Verwaltung legte, welche sein Sohn Abdulmedschid später unter dem Namen Tansimat[1] definitiv festsetzte, und die Unruhen in Albanien und Bosnien von 1830 bis 1836, wo man die emancipirten Rajas mit den türkischen Grundeigenthümern und Herren gemeinsame Sache machen sah, beweisen den fast allgemeinen Widerstand, welchen die Reformversuche der Pforte von Anfang an zu befahren hatten. Ein solcher Zustand der Dinge forderte von Seiten der Pforte große Energie und nicht minderes Maaßhalten. Stets darauf bedacht, ihre Unternehmungen nach ihren Mitteln zu bemessen, und nicht die Zukunft der Reformen durch fruchtlose Versuche zu gefährden, beschränkte sie die Ausführung des Tansimat anfänglich auf die Hauptstadt und die benachbarten Provinzen, wo die Meinung besser vorbereitet war, und wo sie übrigens eine hinreichend imponirende Truppenmacht besaß, um sicher seyn zu können, allenthalben das Uebergewicht zu behaupten. In dem Maaße, als ihre Gewalt im Innern sich befestigte, und als sie ihre Truppenzahl auf 200,000 Mann gebracht hatte, dehnte sie den Tansimat nach und nach auch auf andere Gegenden aus, und endlich selbst auf die Gränzprovinzen. Aufstände brachen wiederholt und auf mehrern Punkten aus, wurden aber rasch und leicht unterdrückt: der Unterwerfung Albaniens im Jahre 1847 folgte in demselben Jahre die Beschwichtigung Kurdistans durch die Expeditionsarmee Omer Pascha's, der jetzt Oberbefehlshaber der Rumili-Armee ist, und von dieser Zeit bis zu den neuern Unruhen in Bosnien und den Ereignissen in Aleppo, die in Europa so übel vermerkt wurden, hatte die Ruhe des Reichs nicht im mindesten gelitten. Von diesen letzten Ereignissen will ich nun nach den neuesten und zuverlässigsten Documenten, die ich sammeln konnte, Bericht erstatten.

Aleppo, Hauptort des gleichnamigen Ejalets,[1] 244 Marschstunden von Konstantinopel und 20 Lieues etwa von dem Hafen von Iskenderije (Alexandrette) entfernt, durch den es mit Europa verkehrt, ist, wie bekannt, eine der bedeutendsten Städte Syriens, und besitzt noch der Ansicht des Moslems für sich allein neun Zehntheile der Güter dieser Welt.[2] Seine Bevölkerung theilt sich, wie die der meisten Städte der asiatischen Türkei, in zwei ungleiche Theile, einen Drittheil Christen und zwei Drittheile Moslems; nur ist zu bemerken, daß der Antagonismus der beiden Religionen stärker ausgesprochen ist als sonst irgendwo, sey es, weil die Bevölkerungen hier einander näher gerückt sind, sey es wegen der Heiligkeit, welche die Gläubigen beider Religionen einem Lande zuschreiben, um dessen Besitz sie einander so viele Kämpfe geliefert haben. Die Nähe von Jerusalem, die Erinnerungen an die Kreuzzüge, deren Spuren Syrien allenthalben trägt, alles

---

[1] Mit dem Namen „Tansimat Khairii", wörtlich „die guten Verfügungen", bezeichnet man die Gesammtheit der neuen in Folge des Hatti Scherifs von Gülhane (3 Nov. 1839) gegründeten Verwaltung.

[1] Das türkische Reich ist gegenwärtig in 35 Ejalets oder Gouvernements getheilt, worunter 15 in Europa, 17 in Asien, und 3 in Afrika. Die Ejalets zerfallen in Livas (Departements), die Livas in Cazas (Districte) und die Cazas in Nahidsches (Gemeinden).

[2] „Syrien," sagt der Verfasser das Kitab Menassik el Hadsch (Buch oder Führer der Pilger, übersetzt von Bianchi), „ist das Land der Propheten, der Mittelpunkt der Vereinigung der reinsten Wesen, die Fundgrube der Länder, das erste Kibleh, gegen das sich die Menschen zum Gebete wandten u. s. w."

bis auf die Privilegien hinaus, welche Frankreich den Türken zu Gunsten der syrischen Christen entrissen hat, und die den Fanatismus der einen und den Ingrimm der andern steigern, alles scheint sich zu vereinigen, um den schon seit so vielen Jahrhunderten dauernden Kampf zu verewigen. Auf der andern Seite ist ein großer Theil des syrischen Gebiets diesseits und jenseits des Libanon noch jetzt im Besitz einer gewissen Anzahl Emirs, die bis in die letzten Jahre hinein eben durch die Revolutionen, deren Schauplatz Syrien war, sich unabhängig zu erhalten wußten. Obgleich sie seitdem der Pforte sich unterwarfen, so hat die Mehrzahl doch noch nicht die Hoffnung auf Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit aufgegeben, und es ist nur allzu richtig, daß der Einfluß, den sie auf dem Lande genießen, und die zahlreichen Anhänger, die sie sich in den Städten zu erhalten wußten, wo sie insgeheim die Unzufriedenheit gegen die Regierung und den Haß gegen die Christen nähren, und daß endlich besonders die Leichtigkeit, mit der sie auf den ersten Aufruf einige Tausend vagabundirende, von Unordnung und Raub lebende Araber unter ihre Fahnen sammeln, sie den Gouverneuren der Provinzen furchtbar macht durch die Aussicht auf eine Empörung, die von einem Tag zum andern ausbrechen kann, und die man nicht immer zu unterdrücken im Stande ist.

Der letzte Aufstand zu Aleppo entsprang, wie die meisten, welche seit Einführung der Reform das Reich beunruhigten, allein aus der Verbindung der beiden vereinigten oben bezeichneten Ursachen, dem Ehrgeiz der Beys, verbunden mit dem Fanatismus der Bevölkerungen. Der unbedeutendste Umstand mußte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, als Vorwand dienen.

Ein Einwohner Aleppo's schuldete der Regierung seit langen Jahren eine mäßige Summe. Dieser Mann, mit Namen Abdullah-Bey, hatte nie ein öffentliches Amt in der Stadt versehen, aber sein Alter, seine Anhänglichkeit an die alten Sitten, die Erinnerung an eine in früherer Zeit gespielte Rolle, die Vermuthung von Verbindungen mit dem Gebirg und zahlreiche geleistete Dienste machten aus ihm einen bedeutenden Mann nicht bloß zu Aleppo, sondern im ganzen Umfang der Provinz. Seine Feinde, an denen es ihm, gerade weil er mächtig war, nicht fehlte, schilderten ihn dem Gouverneur, Sarif Musta Pascha, als einen unruhigen Kopf, mit dem man nicht viel Umstände zu machen brauche. Dieser gab sich falschen Einflüsterungen hin, und ließ sich durch interessirte Rathschläge leiten, von deren Gefährlichkeit eine geringe Ueberlegung ihn hätte überzeugen können. Abdullah Bey war einer der Menschen, die durch ihren Stolz leicht Gelegenheiten geben, an denen man sie fassen kann, die sich aber auch durch verletzten Stolz oder die Erbitterung über eine Beleidigung leicht zu extremen Schritten verleiten lassen. Die Vorgänger Sarif Musta Pascha's hatten diesen Charakter erkannt, und durch eine geschickte und kluge Schonung ihre Gewalt einem Manne gegenüber behauptet, der zu Aleppo mächtiger war als der Gouverneur, und der mit einem Wort die Stadt und die halbe Provinz gegen ihn in Aufstand setzen konnte. Sarif Musta Pascha glaubte, durch verderbliche Rathschläge geleitet, eine solche Schonung sey seiner unwürdig, und als er eines Tages Abdullah Bey auf seinem Wege begegnete, ließ er ihn vor sich kommen, und erklärte ihm öffentlich, wenn er nicht augenblicklich die schuldige Summe zahle, so werde er ihn in den Stall eines Mannes werfen lassen, den er bezeichnete, und welcher der erklärteste Feind Abdullah Beys war. Diese letztere Drohung, noch mehr als die erfahrene Beleidigung, reizte den Zorn Abdullah Beys und seinen Wunsch sich am Gouverneur zu rächen aufs stärkste.

Gerade um diese Zeit herrschte eine große Gährung in der Provinz wegen der Nachricht, die sich verbreitet hatte, die Regierung wolle im ganzen Umfang der Ordu Arabiens zur Recrutirung schreiten. [1] In der That hatten die Vorbereitungen in der Provinz Damascus, so wie in einigen Districten der Provinz Aleppo bereits begonnen, und ein vom Hauptquartier zu Damascus ausgegangener Befehl hatte den Ferik (Divisionsgeneral) zu Aleppo beauftragt, den größten Theil der gewöhnlichen Besatzung der Stadt abzusenden, um die Ordnung in diesen Districten aufrecht zu erhalten. [2] Abdullah Bey benützte diesen Umstand auf eine geschickte Weise, sammelte aus den Vorstädten und den volkreichen Quartieren der Stadt eine Anzahl Mißvergnügte, denen sich mehrere hundert Araber anschlossen, welche durch die Feste des Kurban Bairam herbeigeführt worden waren. In der That war der zweite Tag dieser Festlichkeit, welcher zu gleicher Zeit wie bei den Christen das Osterfest, eine religiöse Feier und öffentliche Belustigungen mit sich bringt, herangekommen und eine große Menge Menschen aus dem Lande nach der Stadt geströmt. In der Nacht desselben Tages, oder vielmehr im Beginn des nächsten, [3] den 12. Silbidsche (17 Oct.), gegen 3 Uhr nach türkischer Rechnung, was um diese Jahreszeit etwa 8 — 9 Uhr Abends gleichkommt, verließ Abdullah Bey an der Spitze seiner Truppe, die mit jedem Schritt weiter anwuchs, das Quartier Bab el Neizeb, und zog gegen den Palast des Gouverneurs, wie es scheint in der einzigen Absicht, seine Truppe vor den Augen desselben defiliren zu lassen, und ihm zu zeigen, über welche Macht in der Stadt er gebiete.

(Schluß folgt.)

Von Patras nach Athen.

(Schluß.)

Wir verschafften uns ein Unterkommen für die Nacht in einem kleinen Dorfe, dessen Namen ich vergessen. Unser Mahl war schlecht, freilich nach unsern Begriffen, denn griechische Bauern, die sich mit einer Handvoll Oliven und einer Brodkruste begnügen, hätten uns gewiß nicht bemitleidet; auch zeigte sich das muntere Völkchen aller Sorge bar, und vertrieb sich die Abendzeit mit allen möglichen Spielen, unter andern mit Schießen nach einem Ziel und mit Karten. Letzteres ist nun eben kein sonderlich passender Zeitvertreib für Bauern, doch trug es mit dazu bei, sie von ungeeigneter Vertraulichkeit mit meinem Gepäck abzuhalten. Die Gegenden, die wir durchzogen hatten, wimmeln von Räubern. Den Tag zuvor waren wir in einem schmalen Paß am Meer auf einige bewaffnete Leute gestoßen, die sehr verdächtig aussahen und selbst auch von uns nichts gutes zu denken schienen, denn sie faßten uns scharf ins Auge. Der albanesische Diener meines Freundes, der den Zug befehligte, zog einen schlanken, hübschen Burschen, der der Führer der Bande schien, auf die Seite, und sprach mit ihm, während wir weiter ritten, einige Minuten lang. Als er zurückkam, fragte ich ihn, was er dem Menschen gesagt habe: „ich gab ihm bloß ein wenig Geld, um Pulver zu kaufen," war

[1] Die im Reich vertheilte Armee zerfällt in 6 Corps oder Ordus, von denen jedes ein Hauptquartier und seine davon abhängigen Abtheilungen hat. Das Ejalet von Aleppo gehört zum 5. Ordu, welches den Namen Armee von Arabien trägt, und dessen Hauptquartier in Damascus ist.

[2] Das Loosen, welches durch einen Befehl vom J. 1844 an die Stelle der alten fehlerhaften Recrutirungsmethode gesetzt wurde, hat in der Türkei viel Mühe gehabt Eingang zu finden; doch fängt man an sich an dasselbe zu gewöhnen, und der Widerstand wird von Tag zu Tag schwächer.

[3] Die Türken zählen die Tage und somit auch die Stunden von einem Sonnenuntergang zum anderen.

die Antwort. — „Wer ist er denn?“ — „Ein Räuber,“ entgegnete unser treuer Gefährte, „ich kenne ihn schon seit vielen Jahren.“ Als ich ihm einige Besorgniß über unsere Felleisen aussprach, hieß er mich ruhig seyn, denn alles sey „ganz in der Ordnung.“ Als ich dennoch fortfuhr meine Besorgnisse zu äußern, wurde er endlich unwillig, und rief aus: „wie viel Franken, wie viel Danari haben Sie in Ihrem Nachtsack?“ Als ich erwiederte: „etwa 2000 Franken,“ entgegnete er, die Kleider in seinem Felleisen seyen mindestens das Doppelte werth, und ob ich etwa glaube, daß er sein Eigenthum einer Gefahr der Plünderung aussetzen werde. Die Angabe über den Werth seiner Kleidung setzte mich damals in Erstaunen, nachher aber erfuhr ich, daß sie wahrscheinlich vollkommen richtig sey, denn jedes Geldstück, das er verdiente, verwandte er sogleich zu irgend einer neuen Kette oder einer neuen Goldborte.

Am folgenden Tag waren wir etwa um 3 Uhr Nachmittags, wie ich mir einbildete, auf eine halbe Stunde Entfernung von Korinth angekommen, die Sonne, die vor unsern Augen durch eine Wolke verdeckt war, schien voll darauf, und durch die reine Atmosphäre Griechenlands reflectirt stellte sich uns jeder Zug der Stadt mit so entschiedenen Umrissen dar, daß die Entfernung faktisch aufgehoben war. Fort ging indeß die Reise, Stunde um Stunde, und immer waren wir noch nicht am Ziele. Auch wurde unser Weg verlängert durch mehrere aus den Bergschluchten nach der See herabkommende Flüsse, die nicht immer leicht zu passiren waren; von einer Brücke war natürlich nirgends die Rede. Als wir einmal uns eine bedeutende Strecke weit durch ein Oleanderdickicht durchgearbeitet hatten, das den breiten Kiesgrund einschloß, zu welchem die Winterfluthen das Flußbett erweitert hatten, kamen wir an einen rasch nach dem Meere hin strömenden Bach, dessen Tiefe uns sehr in Verlegenheit setzte. Einer unserer Führer, kecker als die übrigen, trieb sein Maulthier ins Wasser an der seichtesten Stelle, die er finden konnte. Das Thier trug, wie ich bald bemerkte, das kostbare Felleisen unseres albanesischen Führers. Das rasche Auge dieses letztern entdeckte dieß auch früher, und er rief dem Manne zu inne zu halten; da dieser Ruf nicht sogleich befolgt wurde, zog er eine Pistole, und drohte den Widerspenstigen zu erschießen, wenn er nicht umkehre, was derselbe auch sogleich that. „Was hättet ihr gethan, wenn er weiter geritten wäre?“ fragte ich. „Ich hätte ihn todt geschossen; er schwamm dann ins Meer hinab, und niemand kümmerte sich darum.“ Ich glaube, er hätte Wort gehalten; übrigens war er in seinem allgemeinen Benehmen äußerst gefällig und muntern Sinns; er wurde nie müde, Lieder zu singen und uns Geschichten von seinen Abenteuern in verschiedenen Theilen des Orients zu erzählen, denn er hatte große Reisen gemacht. Wir waren stets belustigt durch die Lebhaftigkeit, mit der er über alles, was vorkam, Bemerkungen machte, und durch die Schamlosigkeit mit der er sich selbst wegen seines Verstandes, seines Muthes und seiner Gewandtheit lobte. Was er immer that, stets war er stolz darauf, so daß er mich manchmal an die homerischen Helden erinnerte, die, wenn sie sich keines Siegs zu rühmen hatten, sich trösteten, daß „ihre schnellen Füße sie von dem schwarzen Tod und dem hassenswerthen Orcus befreit hätten.“ Nie habe ich einen Menschen von edlerem Anstand gesehen; er hätte einem Bildhauer als Modell für einen Apollo dienen können: seine Hände waren so schön geformt, wie die einer Frau, seine Züge vollkommen symmetrisch, seine schwarzen durchdringenden Augen hatten die Rundung, welche in dem alten Frescobild des Achilleskopfes den Ausdruck menschlichen Verstandes so wunderbar mit der kecken Leidenschaft des Thieres vereinigt. Seine Sprache war ein seltsamer Jargon aller möglichen Zungen. Er konnte nicht begreifen, warum wir nicht neugriechisch sprächen, denn er versicherte uns, wohin er immer komme, spreche er nach einer Woche die Sprache „schneller als die Eingebornen.“ Ganz unwahr mochte dieß nicht seyn, denn er versuchte alles, und während mein Freund und ich sprachen, bemerkte ich, daß sein scharfes Auge von uns auf die Gegenstände blickte, die wir im Auge hatten, so daß er ohne Zweifel die Benennungen der Gegenstände daraus entnahm.

Während des ganzen Tages hatten wir kaum ein Haus oder ein menschliches Wesen getroffen, gegen Sonnenuntergang aber, als wir durch einen Olivenwald ritten, trafen wir auf eine Abtheilung Bauern. Die rothen Strahlen der sinkenden Sonne schienen durch die alten Stämme und verdrehten Zweige auf ihren bunten Anzug, und brachen sich in den seichten Teichen, welche die Winterregen hinter sich gelassen hatten. Als wir vorüber ritten, fiel mir ein gewisses unruhiges Wesen auf. Eine Frau stand etwas bei Seite und blickte aufmerksam in ein Gefäß, das sie in der Hand hielt; die andern sprachen eifrig mit einander. Die Neugierde unsers Albanesen ward rege gemacht und er ritt auf sie zu; als er wieder zu uns stieß, erzählte er, ein Mann in der Nachbarschaft sey krank und seine Frau mit einigen Freunden suche nun aus einigen Vorbedeutungen zu entnehmen, ob er davon kommen oder sterben werde. So viel ich von der Sache erfahren konnte, bestand das Verfahren darin, daß sie ein frisches Ei in ein mit Wasser halb gefülltes Gefäß geleert hatten, und das Schicksal des Mannes hing nun davon ab, ob der Dotter sinke oder schwimme. Mein Albanese wollte mit keiner Ansicht über die Sache herausrücken. Alte Gebräuche hielt er sehr in Ehren, entschädigte sich aber durch wundersam liberale Ansichten über moralische Fragen. Personen, die so viel von der Welt gesehen hätten, wie er, seyen frei von Vorurtheilen und, wie er uns versicherte, voll Weisheit. Er berief sich gern auf die alten Philosophen Griechenlands, von denen er nichts als die Namen wußte, und behauptete sie seyen in allen Fällen unfehlbare Gewährsmänner und ganz seiner Ansicht.

Um sechs Uhr Abends erreichten wir Korinth. Die neue Stadt — man sollte sie eher ein Dorf nennen — liegt mitten in Ruinen, die meistens aus dem letzten Kriege herstammen. Unter denselben erheben sich einige wenige römische Mauern, von all den prachtvollen Gebäuden aber, die einst die reichste Stadt Griechenlands zierten, ist nur ein einziger Tempel auf einer Anhöhe übrig, von dem aber niemand weiß, wem er geweiht war. Fünf cannellirte Säulen stehen noch, und rund herum liegen so mächtig große Bruchstücke der Friese und Karnieße, daß man kaum errathen kann, wie sie an ihre Stelle erhoben und wie sie, einmal emporgehoben, wieder herunter gestürzt werden konnten. Korinth war das Tyrus Griechenlands. Zwischen dem korinthischen und saronischen Golf gelegen, mit dem westlichen und östlichen Meere verbunden und zugleich auch der Ruhe- und Sammelplatz aller derer, die vom festen Land nach dem Peloponnes und umgekehrt zogen, wurde Korinth schnell reich und ausschweifend. Auch zeichnete es sich frühzeitig durch seine Künste aus, namentlich durch die, welche dem Luxus dienen; aber auch die edlern Künste blühten. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß Korinth der passendste Ort für die Hauptstadt des neuen Königreichs gewesen wäre. Zum mindesten hätte es gewiß Eine gute Folge gehabt. Die Alterthümer Athens wären in ihrer ernsten Abgeschlossenheit geblieben, oder die Zierden

einer Universitätsstadt geworden, ohne daß die in einer Hauptstadt vorherrschenden Ansichten von Nützlichkeit und Prunk sie ins Gemeine herabgezogen hätten. Wäre Korinth die Hauptstadt geworden, es wäre längst der Sitz eines bedeutenden Handels, und Dampfschiffe würden längst zwischen Patras und Korinth hin und her gehen.

Gerade über der Stadt Korinth, — denn um ihres alten Ruhmes willen will ich sie eine Stadt nennen, — erhebt sich die weitberühmte Akropolis, das prachtvollste, imponirendste und vollständigste Bauwerk der Natur, das ich in irgend einem Theile der Welt gesehen habe. Es ist ein ungeheurer Felsen, von einigen Punkten aus gesehen beinahe regelmäßig genug, um als ein Kunstwerk zu erscheinen, erhebt sich mit seinen Steilabstürzen zu einer Höhe von nahezu 2000', und die Plattform oben ist groß genug um eine Stadt zu fassen. Man hat von hier aus gewiß die schönste Aussicht in Griechenland, diejenigen ausgenommen, welche sich unterhalb der bedeutendern Höhen von Delphi ausbreiten. Die Aussicht erstreckt sich über die interessantesten Theile von Hellas: auf der einen Seite liegt das ägäische Meer mit der Bay von Salamis, Aegina und manchem andern schimmernden Eiland, auf der andern der Golf von Lepanto, ein achtzig Meilen langer See, in den von Süden die Berge Morea's, von Norden in wunderbarer Perspective die Ketten des Parnassus, Helicon und Cithäron herabschauen. Diese Berge hatte ich mehrere Tage nacheinander im Gesicht gehabt, aber von dieser Höhe herab, die ungefähr den vierten Theil ihrer eigenen beträgt, war der Anblick unendlich schöner.

Auf der Höhe der korinthischen Akropolis liegen die Ruinen von Häusern, Kirchen und Moscheen, die während des Kriegs verbrannt wurden, und mitten in dieser babylonischen Verwirrung erblickt man noch einige schneeweiße Pfeiler, die zu zwei Tempeln gehörten, von denen der eine wahrscheinlich der Aphrodite geweiht war. So trümmerhaft sie sind, so sehen sie doch noch durch die fehlerlose Vollständigkeit der Verhältnisse, die Reinheit ihrer Färbung und die tadellose Vollkommenheit der einzelnen Theile wie vollständig erhalten aus. Kein Moos hat sie überwachsen und selbst der Epheu sie nicht umrankt. Auf der Ostseite des Gipfels ist eine Quelle, über deren dunkelm aber reinem Wasser der Felsen zu einer Art Tempel mit Architrav und Antä ausgehauen ist, rund umher sind Inschriften, wahrscheinlich die Gelübde von Pilgern. Dieß ist die Peirene, die Quelle an der Pegasus trank, als Bellerophon ihn fing.

Da eine lange Reise vor uns lag, verließen wir den Gipfel der Akropolis viel früher, als wir sonst gethan hätten, und stiegen den langen, mühsamen Weg nach der Ebene hinab. Zuerst kamen wir an die äußere Einfassungsmauer, gingen durch ein Thor und einen alten, dasselbe schützenden Thurm, dann durch andere Thürme und noch ein Thor, eine Batterie und eine abgesonderte Befestigung, und erreichten endlich die Zugbrücke, welche die Einschließungsmauer mit dem durch Felsenspitzen nach der Ebene sich hinabwindenden Pfad verbindet. Hier sind noch einige andere Reste des Alterthums, z. B. in einer Entfernung von etwa 500 Schritten an der Ostseite sieht man einige in den Felsen gehauene Stufen eines Amphitheaters. In einer Entfernung von drei Stunden, nahe am saronischen Golf, ist die isthmische Ebene, welche noch einige unbedeutende Spuren ihres alten Stadiums so wie eines Theaters enthält. Nicht weit entfernt sind die Denkmäler einer spätern Zeit und eines ganz veränderten Zustandes der Gesellschaft, nämlich die Spuren des Canals, mit welchem Nero den Isthmus von Korinth zu durchschneiden suchte. Auch jetzt noch wird dieß Unternehmen als wünschenswerth besprochen, doch wird wohl der Isthmus von Panama früher durchschnitten werden.

Spät am Abend kamen wir nach Callimachi, einem kleinen Hafen am saronischen Golf, und der gewöhnliche Platz, an dem man sich nach Athen einschifft. Wir mietheten sogleich ein Boot, aber bis Mitternacht wurde der Wind für ungünstig erklärt, und ich lagerte mich in der Zwischenzeit auf eine Bank, wo ich schlief, wenn die Lieder der Schiffer mich schlafen ließen. Um 12 Uhr schifften wir uns ein, aber die Seegötter waren nicht günstig, und obwohl wir die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag fortfuhren, näherten wir doch erst Abends uns dem Piräeus. Abermals fiel der Wind, und es war augenscheinlich, daß wir nur mit der größten Anstrengung den Hafen bis 9 Uhr erreichen konnten, der letzten Stunde, wo man landen darf. Die Schiffer, die auf ein gutes Trinkgeld rechneten, refften die Segel ein, und arbeiteten lustig an den Rudern, während unser glänzender Albanese, der, weil nichts ihn besonders amusirte, den ganzen Tag geschlafen hatte, jetzt händeklatschend auf mich zukam, und uns versicherte, wir würden ruhig die Nacht zu Athen schlafen. Heftig trieb er die Schiffer bald mit Drohungen, bald mit Versprechungen an; wir waren bis auf wenige Ellen von der Hafenmündung angekommen, als der Signalschuß fiel. Der arme Albanese knirschte mit den Zähnen, fluchte und im nächsten Augenblick schlug er, ohne weiter ein Wort zu sprechen, den Mantel um sich, legte sich aufs Verdeck und schlief in einigen Augenblicken ein. Ich konnte seinem Beispiel nicht gleich folgen, denn ich war zu aufgeregt, und betrachtete einige Stunden lang die Lichter am Piräeus. Endlich legte ich mich erschöpft im Hintergrunde des Boots nieder und schlief nach einigen Minuten, wachte aber früh Morgens auf: das kalte blasse Licht der Dämmerung lag in Streifen und Flächen auf dem weiten Meer, hob in sanfter Düsterheit den grünen Berg, der es durchschnitt, und ließ die entlegenere Landschaft in Dunkelheit liegen. Athen war unsichtbar, aber nicht seine Krone, denn die Akropolis und das Parthenon haben sich ab am dunkeln Himmelsgewölbe.

Die Cobra Capello und der Mongoz-Affe. Die Tödtlichkeit des Bisses einer Cobra Capello für Menschen und Thiere ist bekannt. Indeß gibt es ein Thier, den Mongoz-Affen (Lemur Mongoz, so genannt nach seinem madekassischen Namen), welcher häufig in Kampf mit der Cobra Capello geräth und, von ihr gebissen, nicht stirbt, sondern sich schnell erholt. Man hat bisher geglaubt, das Thier, das sich nach einem Biß etwas flüchtet und in der Erde wühlt, finde eine Wurzel, die als Gegengift diene, und war sehr bemüht diese Wurzel aufzufinden. Indeß findet sich jetzt, daß dieß eine Fabel ist, und daß das Thier, welches wie ein Schwein grunzt, auch gegen das Schlangengift unempfindlich ist. Ein Correspondent im Athenäum vom 15 März erzählt, daß in Madras Proben angestellt wurden, indem man einen solchen Mongoz-Affen in einem kahlen Zimmer mit einer frischgefangenen Cobra Capello kämpfen ließ. Der Mongoz wurde wiederholt und sehr stark gebissen, tödtete aber endlich die Schlange. Um zu verhindern, daß er sein vermeintliches Arzneimittel suche, sperrte man ihn ein, und gab ihm sein gewöhnliches Essen. Es zeigten sich aber keine schlimmen Wirkungen, und nach zwei oder drei Tagen war er wieder frisch und munter, so daß er einen neuen Kampf hätte aufnehmen können.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 70. 22 März 1851.

Ein Hahnenkampf in Manila.[1]

Nur Eine Leidenschaft beseelt dieses Volk, das ist das Spiel. Es ist vor allem der Hahnenkampf, den es leidenschaftlich liebt. Ein Tagal (Eingeborner in Manila) hat seinen Hahn mehr lieb als sein Weib und seine Kinder. Es war nichts Ungewöhnliches, Männer auf der Straße oder im Gespräch auf den öffentlichen Plätzen, Brücken oder Quais zu sehen, die ihren Hahn unterm Arm hielten, den sie streichelten, vorzeigten, anpriesen oder mit dem der Gegner verglichen. Sie wetten große Summen auf die Tapferkeit und Kampftüchtigkeit ihres Hahns. Wenn der Kampf vor sich geht, sieht man sie demselben mit ihren Körperbewegungen und weit aufgerissenen Augen begleiten: ihre Wangen sind aufgeblasen, ihre Adern an der Stirn hoch aufgelaufen, alles deutet den höchsten Grad der Leidenschaft an. Es gibt gewisse Hahnenkampfplätze in Manila, die an bestimmten Tagen und zu bestimmten Zeiten geöffnet werden, und zu denen der Zutritt mit einer gewissen reglementirten, ziemlich hohen Abgabe für jeden Hahn, und einer sehr unbedeutenden für die Zuschauer bezahlt wird. Die Regierung hat sich hierdurch eine gar nicht geringe Einnahme verschafft, aber es muß stets Polizei zur Stelle seyn, um über Ruhe und Ordnung zu wachen, die unfehlbar durch gewaltsame Auftritte unter den Spielern gestört werden würden.

Es war an einem Sonntag während unsers Aufenthalts in Manila, als rund umher in der Stadt, von Morgens acht bis Nachmittags fünf Uhr, Hahnenkämpfe stattfanden. Ich hatte noch keinen solchen im Großen gesehen, und versäumte es daher nicht, mich auf einen der bekanntesten Kampfplätze zu begeben, um Zeuge dieses eigenthümlichen Schauspiels zu seyn. Einige leichte Dächer von Palmblättern, getragen von Bambusstäben, waren, um gegen die Sonne zu schützen, über den Platz aufgeschlagen, der dadurch in verschiedene Höfe eingetheilt wurde, aber sonst, mit Ausnahme eines elenden Staketenzauns, nach allen Seiten hin offen lag. Schon in dem ersten Hofe ward ich von einem lauten Krähen der kampflustigen Hähne empfangen, die hier in großer Menge angebunden standen, um zu warten, bis die Reihe an sie komme, aber die schon ein Vorgefühl davon zu haben schienen, was ihnen und ihren Cameraden da drinnen bevorstehe. Die Arena selbst war ein mit einer Stakete umgebener viereckiger Platz; auf zwei Seiten desselben erhoben sich amphitheatralisch die mit Zuschauern — beinahe nur Männern — dicht gefüllten Bänke; auf den beiden andern stand das Publicum zu ebener Erde, und da der Kampfplatz 4—5 Fuß über denselben erhöht war, gelang es ihnen kaum mit den Köpfen die Staketen zu erreichen, um durch dessen Sprossen durchzusehen. In diesem Parterre sah man auch mehrere, zahlreich besuchte Hazardtische. In der Mitte der Arena stand ein großer dicker Tagale, in dessen halb ernstem, halb schelmischem Gesicht ein Gemisch von Wichtigkeit und Gutmüthigkeit lag. Mit einem langen, dünnen Stab in der Hand schritt er im Platz hin und her, ordnete die Wetten, bestimmte, wenn der Kampf beginnen sollte, und gab dann das Urtheil unter den Parteien ab, denn dieser Mann war nichts geringeres, als der Kampfrichter, der Richter, von dem an dieser Stelle nicht an irgend eine höhere Instanz appellirt werden konnte. Als die einzigen Europäer ward uns von ihm die Ehre gewährt, in die Arena eingelassen zu werden, wo sonst Zuschauer keinen Eintritt haben.

Ein neues Kämpferpaar ist erschienen: ein halbes Dutzend anderer Tagalen steht, jeder mit seinem Hahn unter dem Arm, im Hintergrunde. Der Richter geht nun in der umherstehenden Masse herum und fordert zur Theilnahme an dem öffentlichen Parée auf. Zugleich sieht man die Herren der Hähne erst dieselben liebkosen, dann sie aufhetzen, doch halten sie noch anfangs das Thier mit beiden Händen fest, und lassen sie bloß mit den Köpfen zusammenstoßen. Dann setzen sie sie auf die Erde, halten sie nur noch kaum an den äußersten Schwanzfedern fest, und lassen sie wiederholt gegen einander anfahren, während sie sie doch noch immer zur rechten Zeit zurückhalten. Inzwischen ist die zu der öffentlichen Wette nöthige Summe zusammengebracht. Der Richter gibt das Zeichen anzufangen, und nun wird das Futteral von dem Sporn oder dem Messer mit concaver Klinge abgenommen, das an dem linken Bein des Hahnes befestigt ist. In dem Augenblick, wo der Sporn entblößt ist, steigt die Spannung bei den Zuschauern auf das höchste, ein wüster Lärm erhebt sich unter ihnen, es werden noch eine Menge Privat-Wetten eingegangen, bis zu dem nächsten, entscheidenden Augenblick, wo die Hähne losgelassen werden — und die Versammlung wird todtenstill, um das Schauspiel mit den Augen gleichsam zu verschlucken.

Ich sah acht bis neun Kämpfe mit ziemlich verschiedenem Ausfall. Erst sprangen die Hähne sich vier bis fünfmal einander über die Köpfe, dann hielten sie inne und einen Augenblick hernach begann der eine allmählich zu retiriren, während der andere auf ihn einzurücken fortfuhr; der Kampfrichter trat dazwischen und erklärte den ersten für überwunden. Beim zweiten Kampf standen die Thiere lange mit vorwärts gestrecktem Körper und Hals und glotzten einander an; dann sprangen sie ein Paarmal an, setzten sich wieder in dieselbe Positur, und

[1] Aus dem nächstens in deutscher Bearbeitung von W. v. Rosen erscheinenden Bericht über die Weltumsegelungs-Expedition der dänischen Corvette Galathea in den Jahren 1845—47, unter dem Commandeur Steen-Bille.

plötzlich lief der eine Hahn so schnell er konnte, während ein Zagole, der vermuthlich auf ihn pointirt hatte, durch das Gitter mit einem langen Knittel nach ihm ausholte, um an seiner Feigheit Rache zu nehmen. Keiner der folgenden Kämpfe war ohne Blutvergießen, meistens fiel einer der Kämpfenden todt auf dem Platze nieder; das einemal wurden nach einem heftigen Engagement beide Theile tödlich verwundet vom Wahlplatz weggetragen. Ich wettete ein Unbedeutendes sowohl bei diesem als bei einem der nächsten Gefechte, und obgleich ich beidemale auf den Verlierenden gehalten, so hatte ich doch die Befriedigung, daß mein Hahn seine Sache nicht aufgab, bis er für dieselbe ehrenvoll fiel.

Der Aufstand in Aleppo.

(Schluß.)

Der ganze Aufzug war ursprünglich nichts als eine Prahlerei, verlor aber bald diesen Charakter. Auf halbem Wege traf der Zug den Gouverneur Sarif Muscha Pascha, der ihm auf die erste Nachricht entgegengezogen war, in Begleitung seines Generalstabs und einiger in der Eile zusammengerafften Sabtie's (Polizeitruppen). Kaum sah er sich aber einem Haufen gegenüber, den er durchaus für nicht so bedeutend gehalten hatte, als er durch das Geschrei, das ihn empfing, und vielleicht auch durch einige geschleuderte Steine erschreckt sich zurückzog nach der Caserne Scheich Bie, wo etwa 200 Infanteristen lagen, die mit 150 an einem andern Orte casernirten Reitern in diesem Augenblick die ganze verfügbare Garnison von Aleppo bildeten. Die Aufständischen verfolgten ihn und belagerten die Caserne. Man schickte Parlamentäre an sie, um zu fragen was sie wollten, und um sie aufzufordern sich zurückzuziehen. Sie erwiederten, es sey keineswegs ihre Absicht sich gegen die Autorität des Sultans zu bewaffnen, sie wollten sich aber der Recrutirung nicht unterwerfen, noch dulden, daß die Christen die Glocken läuteten, sich kleideten und Sklaven kauften wie die Moslems. In diesem Augenblick noch hatte der Aufstand keinen bestimmten Zweck, selbst die vorgebrachten Beschwerden beweisen dieß, denn die Vorrechte, über die sie sich beschwerten, waren zu allen Zeiten den Christen Syriens zuerkannt worden. Ein kräftiger Ausfall der Besatzung hätte wahrscheinlich, ohne daß man nöthig gehabt hätte, von den Waffen Gebrauch zu machen, der Sache ein Ende gemacht. Die Unentschlossenheit und Schwäche Sarif Musta Paschas verdarben alles. Statt dem Aufstand Trotz zu bieten, wich er vor demselben zum zweitenmal zurück, und schloß sich in die Citadelle ein. Das hieß im Grunde die Stadt preisgeben. Die Beduinenhorden, die nebst einer kleinen Anzahl fanatischer Moslems auf die Stimme Abdullah-Beys aus allen Theilen der Provinz herbeigeströmt waren, begannen in den von Christen bewohnten Quartieren sich auszubreiten, und hier zu plündern, zu sengen und zu morden. Diese Auftritte dauerten die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages hindurch, bis Sarif Musta Pascha, der sich noch immer in der Citadelle eingeschlossen hielt und nicht heraustraute, eine Botschaft an Abdullah-Bey schickte und ihn zum Kaimakam (Vicegouverneur) der Stadt machte. Von diesem Augenblick an kehrte alles zur Ordnung zurück. Das Haupt des Aufstandes, von demjenigen selbst, der das Amt des Gouverneurs nicht zu verwalten verstand, mit der Gewalt desselben ausgestattet, machte nicht nur der Plünderung ein Ende, sondern erließ selbst eine Verordnung, daß alle geraubten Gegenstände innerhalb 24 Stunden zurückgegeben werden sollten; man begann auch von allen Seiten dieselben zurückzubringen. Abdullah-Bey, der die Unordnung nicht hatte verhindern können, that ihr so zu sagen durch einen Wink Einhalt, aber es war schon zu spät: viele Ausschweifungen waren begangen, die eine Hälfte der Stadt ausgeplündert, drei Kirchen beraubt, man sprach von entführten Frauen, geschändeten jungen Mädchen, von einem am Altar ermordeten maronitischen Priester, und das Gerücht trieb die Zahl der Opfer dieser Nacht sowohl an Todten als Verwundeten auf mindestens hundert hinauf.

Die erste Nachricht von diesen Ereignissen gelangte am 21 Oct. Abends nach Konstantinopel, wo sie einen schwer zu schildernden Eindruck machte. Der Courier, der sie überbrachte, hatte die, wie oben erwähnt, 224 Marschstunden betragende Entfernung in weniger als vier Tagen zurückgelegt. Der Sultan soll vor Zorn und Schmerz Thränen vergossen haben. Er berief augenblicklich einen außerordentlichen Diwan, und verlangte, daß auf der Stelle Maaßregeln ergriffen würden, um die Rebellen rasch und schrecklich zu strafen. Er, der seine Regierung durch keine Hinrichtung beflecken wollte,* der Abderrhaman Bey und den Verschwörern von Kurdistan verziehen hatte, wollte, daß seine Rache augenblicklich die Schuldigen treffe, und daß Europa ihr Verbrechen und ihre Bestrafung zu gleicher Zeit erfahre. In der That sah man, abgesehen von dem Ernst des Ereignisses und der natürlichen Furcht, daß es mit einem großen, über andere Provinzen des Reichs verzweigten Complott zusammenhänge, voraus, daß es einen fatalen Wiederhall in Europa haben, und die Feinde der Türkei solchen zu benützen wissen würden. Während der Diwan sich berieth, traf der Bericht Sarif Musta Paschas und der Mitglieder des Provinzialraths ein; so geschickt derselbe auch abgefaßt war, verbarg er die Unfähigkeit oder allermindestens gesagt die Kraftlosigkeit der Localverwaltung nur schlecht, und das erste, was die Pforte that, war die alsbaldige Absetzung Sarif Musta Paschas, der nach Konstantinopel berufen wurde, um sich über sein Benehmen zu rechtfertigen. Zugleich war man bemüht ihm einen Nachfolger zu suchen, und zufälliger Weise befand sich in diesem Augenblick in der Hauptstadt ein Mann, den seine Talente und seine wohlbekannte Festigkeit der Wahl der Pforte empfohlen. Dieß war Mehemed Pascha, Botschafter der Pforte zu London, und eben damals auf Urlaub in Konstantinopel anwesend. Ein kaiserlicher Befehl vom 30 Silhidsche (4 Nov.) ernannte ihn zum Gouverneur von Aleppo mit dem Beifügen, sich alsbald auf seinen Posten zu begeben. Bereits waren fünf Bataillone Infanterie und eine Batterie Artillerie aus dem Ordu von Konstantinopel gezogen und auf drei Dampffregatten nach Alexandrette eingeschifft worden, um die Besatzungen von Aleppo und Damascus zu verstärken. Abdul Kerim Pascha, Ferik des Ordu von Arabien, erhielt Befehl sich nach Aleppo zu begeben, um das Obercommando aller dieser Truppen zu übernehmen. Endlich am 1. Moharrem (5 Nov.) weihte der Sultan das neubeginnende Jahr 1267 durch die Promulgation eines strengen Hatti-Scherifs an Emin Pascha, Muschir (Feldmarschall) der Armee von Arabien, an den neuen Gouverneur Mehemed Pascha und an den Obercommandanten des Expeditionscorps Kerim Pascha ein.

Dieser Hatti Scherif kam drei Tage später nach Aleppo, und am 7ten Abends schritt Kerim Pascha in folgender Weise zu dessen Ausführung. „Am 7 Nov. Abends, so lautet der officielle Bericht aus Aleppo vom 9ten, ließ Kerim Pascha die Häupter des Aufstandes wissen, daß er mit ihnen zu sprechen

---

* Das ist, wie sich leicht denken läßt, mit großen Einschränkungen zu verstehen. A. d. R.

wünsche. In der Ueberzeugung, daß er aus Furcht vor einem neuen Aufstande nicht wagen würde sie festzuhalten, folgten sie der Aufforderung, Kerim Pascha ließ sie aber sogleich verhaften. Abdullah-Bey befand sich darunter. Sobald dieß energische Verfahren in der Stadt bekannt wurde, brach der Aufstand aufs neue aus, und 10,000 Mann forderten mit den Waffen in der Hand die Freiheit ihrer Anführer. Kerim Pascha hatte dieß vorausgesehen, und statt ihnen zu antworten, griff er sie mit 4000 Mann Truppen an. Ein hitziger Kampf entspann sich, der 24 Stunden dauerte: mehrere hundert Menschen kamen auf dem Schlachtfeld um; die drei Quartiere Karlek, Bab Kussa und Bab el Neizeb, die Sitze der Empörung, wurden von den Kanonen der Citadelle, welche die Stadt beherrscht, fast gänzlich zerstört." Man beschäftigte sich jetzt mit der genauen Untersuchung der Beeinträchtigungen, welche die Christen erlitten hatten: es waren doch nicht mehr als 15 derselben umgekommen und etwa 20 verwundet worden; das Vermögen der Aufständischen wurde confiscirt, um die Beraubten zu entschädigen und die Kirchen wieder aufbauen zu lassen. Nach einem Schreiben über Mehemed Pascha's Maaßregeln fielen im ersten Kampf mehr als 600 der Rebellen; 300, die man als Anstifter oder Anführer bezeichnete, wurden auf die Galeeren geschickt; 150, die des Mords oder anderer vereinzelten Verbrechen angeklagt sind, befinden sich im Gefängniß und erwarten ihr Urtheil; 500 andere, die man mit den Waffen in der Hand gefangen nahm, wurden ausnahmsweise unters Militär gesteckt und nach Candia geschickt. Es geht aus dem weitern Verlauf dieses Schreibens hervor, daß die türkische Regierung außerordentlich beflissen war, den übeln Eindruck, den ein solcher Vorfall auf die öffentliche Meinung in Europa machen konnte, zu verwischen. Die Türkei bestrebt sich sichtlich in die Reihe der europäischen Staaten als gleichberechtigt einzutreten, und die Toleranz zur Regierungsmaxime zu machen. Inwiefern dieß möglich ist und gelingt, ist freilich eine andere Frage.

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Erster Abschnitt. Reise zum Sinaikloster.

Nach längerem Aufenthalte in Cairo hatten wir den 12 März zu unserer Abreise bestimmt. An diesem Morgen erschien der Schech Hames Reschid, den wir zu unserem Führer bis nach Akabah ausersehen hatten, frühzeitig auf unserem Zimmer im Hotel d'Orient, am Esbechie-Platze, und meldete uns, daß seine Leute und Kamele im Hofe des Hotel bereit ständen. Er war mit neuem Kaftan und Schuhen, die wir ihm im voraus für seine uns zu leistenden Dienste geschenkt hatten, angethan, und nahm deßhalb Gelegenheit, uns seinen Dank in einer längeren Rede abzustatten, die, wie uns unser Dragoman verdolmetschte, mit der Bitte schloß, diesen Gaben noch einen Tarbusch hinzuzufügen, da der seinige durch langen Gebrauch unscheinbar geworden und deßhalb zu dem neuen Anzuge nicht mehr passend sey. Wir vertrösteten ihn auf spätere Zeiten, worauf er uns nicht zu vergessen bat, daß wir, um ihm später einen Tarbusch schenken zu können, noch vor unserer Abreise von Cairo einen solchen einkaufen müßten, da unterwegs keine Gelegenheit dazu geboten sey.

Nach dieser Episode ging es ans Aufpacken, und nachdem die Kamele unter fortwährendem Gebrüll und nach vielem Gezänk und Geschrei seitens ihrer Besitzer beladen worden waren, verließ die Karawane gegen Mittag die Stadt, während wir noch zurückblieben, da wir dem Schech zugestanden hatten, daß am ersten Tage hinter dem unweit von Cairo, bei den verfallenen Gräbern der Mameluken-Könige gelegenen Dorfe Kaid Beg, am Fuße des rothen Berges (Dschebel Achmar) Halt gemacht werden solle, damit das Gepäck gehörig geordnet, die Ladung für die Kamele vertheilt und Mundvorrath und Futter gekauft werden könne.

Als die Karawane abgezogen war, wanderten wir noch einmal durch die belebten Bazars, und ergingen uns dann unter den schattigen Bäumen des Esbechie-Platzes, den Klängen eines orientalischen Concertes lauschend, die von einer in einem Seitenwege gelegenen Kaffeeboutique zu uns herübertönten.

Gegen acht Uhr bestiegen wir bereit stehende Esel, die in den größeren Städten Aegyptens bekanntlich die Stelle unserer Droschken vertreten, um uns in Begleitung unseres Dragomans, François Vitalis, eines Griechen von Geburt, nach unserem Lagerplatze zu begeben. Die am Tage so belebten Gassen waren jetzt öde und verlassen, und die Ruhe, die überall herrschte, wurde nur durch den leichten Tritt unserer flinken Thiere unterbrochen, deren Besitzer mit Meschala [1] versehen, raschen Schritts vor uns hereilten. Wir verließen die Stadt durch ein Nebenthor Bab el Bulkue, welches nach Abgabe der uns vom Besitzer des Hotel d'Orient mitgetheilten Parole geöffnet wurde, und entdeckten erst nach längerem Hin- und Herreiten, da unsere Führer in der Dunkelheit den rechten Pfad verloren hatten, ein Licht, welches von dem Lager her zu leuchten schien. Wir eilten darauf zu und hielten bald vor den Zelten, welche in der Nähe des rothen Berges aufgeschlagen waren. Wir hatten deren zwei, ein größeres für uns, ein kleineres für den Dragoman und den Koch. Vor der Thüre des kleinen Zeltes hatten sich die Beduinen um ein hell loderndes Feuer im Kreise gelagert, und um sie herum lagen die Kamele, die mit lautem Geräusch ihre Bohnen kauten. Nachdem uns der Schech bewillkommt hatte, betraten wir unser Zelt, dessen Inneres bequem und wohnlich eingerichtet war. Trotzdem daß der Chamsin zu stürmen begann, fühlten wir uns wohl in der ungewohnten Behausung und streckten uns bald auf die Lager nieder, nachdem wir zuvor auf Veranlassung unseres Dragomans die Pistolen geladen hatten, da wenige Tage vorher zwei amerikanische Reisende auf derselben Stelle ihrer Reisecasse beraubt worden waren. Wir schliefen jedoch ruhig und fest, ohne von Dieben und Räubern, von welchen man uns so viel gesprochen hatte, belästigt zu werden.

Mittwoch, den 13 März. Da wir zeitig aufzubrechen wünschten, erhoben wir uns noch vor Tagesanbruch; allein da der Schech erst diesen Morgen einige seiner Leute, um Futter einzukaufen, nach Cairo zurückgesendet hatte, so verzögerte sich unser Aufbruch bis nach deren Rückkehr. Gegen neun Uhr war endlich alles in Ordnung; wir bestiegen die Dromedare und zogen, indem wir eine weit sich ausdehnende Sandfläche zur Linken, zur Rechten eine niedrige Hügelreihe hatten, die mit dem Dschebel Mokattem in Verbindung steht, auf einem Kamelpfade weiter, der uns nach Verlauf einer Stunde auf die indische Poststraße (Derb el Hamra) brachte, die wir unter den vier Straßen Derb el Maazy, Derb el Hadsch, Derb el Hamra und Derb el Tawarah, die von Cairo nach Suez führen, als die kürzeste gewählt hatten. Sie geht mitten durch die Wüste und es sind an derselben sieben Stationen, wo die Postpferde gewechselt und den Passagieren (nicht auch anderen Reisenden) Erfrischungen gereicht werden, und eine Telegraphenlinie angelegt ist. Wir ritten, da wir unser Frühstück auf den Dromedaren verzehrten, ohne anzuhalten vorwärts, stießen hie und da auf größere und kleinere Stücke versteinerten Holzes, so wie auf die Gerippe gefallener Kamele und Pferde, und schlugen nach vier Uhr in dem rechter Hand von der Straße gelegenen Wady-el-Saphyr, in der Nähe des Stationshauses Nr. 6, unser Nachtlager auf. Sobald wir Halt gemacht hatten, entfaltete sich ein reges Leben; schnell wurden die Kamele entladen und von dannen getrieben, um die spärlich unter dem Sande hervorwachsenden Kräuter abzuweiden, dann die Zelte aufgeschlagen, welche die aus dem engen Käfig gelassenen Hühner lustig umschwärmten, und während unser Dra-

---

[1] Der „Meschal" besteht aus einem 3—4 Fuß langen Stab, an dessen Spitze ein cylinderförmiger durchbrochener Behälter aus Eisen angebracht ist, welcher mit brennendem Holze angefüllt wird. S. Lane's account of the manners and customs of the modern Egyptians, third edition. Vol. I. p. 253—254.

goman die Teppiche legte und die Feldbetten aufstellte, war schon der Koch vor dem Dreifuße beschäftigt, um unsere knurrenden Magen zu befriedigen, denn das anstrengende Reiten auf dem Kamele verschafft ganz besonderen Appetit. Wir fanden übrigens die Bewegung, welche der Gang des Kameles dem Reiter verursacht, weniger unangenehm, als wir nach den uns davon gemachten Beschreibungen erwartet hatten.

Donnerstag, den 14 März. Um sieben Uhr setzten wir unsere Reise weiter fort; der Theil der Straße, auf dem wir heute zogen, war fest, und die Oberfläche mit kleinen Kieselsteinen belegt. Gegen 11 Uhr ritten wir eine sanfte Anhöhe hinauf, von der wir auf die ungeheure Ebene el Mukrih kamen, die sich gegen zwölf englische Meilen von Ost nach West erstreckt. In ihrer Mitte steht die Hauptstation (Nr. 4) für die Reisenden nach Ostindien, und oberhalb derselben, dicht an der Straße, ein verdorrter Acazienbaum, Dar el Hamra, „rothes Haus" benannt, bei welchem die Mekka-Pilger zu rasten pflegen. Er war mit einer Masse Lappen behangen, weßhalb er auch Om eich Scharamiet, „Mutter der Lumpen" heißt, die, wie uns unser François erzählte, von kranken Pilgern daran geknüpft werden, in der Hoffnung, dadurch von ihren Uebeln geheilt zu werden. Nicht weit von diesem Baume erblickten wir eine Masse pyramidenförmig aufgethürmter Steine, welche die Ruhestätte eines Unbekannten bezeichnen, der auf der Reise an diesem Platze gestorben ist. Unsere Beduinen nannten dieses Grab Gbedbet et Takrure. Bald darauf zeigte man uns den rechts von der Straße gelegenen Ort, wo vor mehreren Jahren vergeblich nach Wasser gegraben worden ist, und der deßhalb noch jetzt Bir el Batter heißt. Gegen vier Uhr erreichten wir das Ende der Ebene el Mukrih, und $5^1/_2$ Uhr machten wir rechts von der Straße in einem kleinen Thale, Dar el Betta Halt, welches mit starkduftenden Kräutern angefüllt war, welche die Kamele gierig abfraßen.

Den ganzen Tag über wehte ein frischer Wind aus Nordost, so daß wir unsere Mäntel recht wohl vertragen konnten. Unsere Beduinen dagegen klagten sehr über Kälte, was uns im Hinblick auf ihre Bekleidung nicht Wunder nahm; dieselbe bestand nur aus einem bis an die Knie reichenden Kittel, aus ursprünglich weißem, baumwollenem Stoffe, einem Hemde, einer weißen Kappe, über welcher sonst noch der Tarbusch getragen zu werden pflegt, und aus Sandalen. Nur der Schech trug über Kittel und Hemde noch einen alten Kaftan (der neue war sorgsam eingepackt), über der weißen Kappe seinen verblichenen Tarbusch, um welchen er ein Stück weißes Zeug als Turban wand, und statt der Sandalen Schuhe; alle waren mit Luntenflinten und langen Messern bewaffnet. Sie gingen gewöhnlich singend hinter den Kamelen her, doch liefen sie auch oft große Strecken voraus, um hinter einem Hügel vor dem Winde geschützt, bis wir sie wieder einholten, eine Pfeife zu rauchen.

Nach Sonnenuntergang bildete sich der Wind zu einem heftigen Sturm aus, welcher den Sand in die Zelte trieb und unsere Effecten damit überschüttete. Gegen neun Uhr legte er sich jedoch einigermaßen, und es begann heftig zu regnen.

Freitag, den 15 März. Als wir um $4^1/_2$ Uhr aufstanden, war es ziemlich frisch, und nachdem die Sonne um sechs Uhr aufgegangen war, erhob sich aus Südwest ein starker Wind, welcher bis zum Untergang der Sonne andauerte.

Wir brachen gegen sieben Uhr auf und zogen anfänglich über eine Ebene, welche von einigen unserer Beduinen ebenfalls el Mukrih, von anderen Schawegbirineh genannt wurde. Wir stießen daselbst auf eine Schaar Rebhühner, auf welche wir vergeblich Jagd machten. Um acht Uhr bekamen wir nördlich den Dschebel Awelbid, südöstlich den Dschebel Atakah mit seinen kühnen Formen zu Gesicht. Wir waren bisher immer in ziemlich östlicher Richtung gezogen, gegen ein Uhr wendete sich jedoch der Weg mehr nach Südost und wir durchschnitten den Engpaß el Muntyla, welcher vor Mohammed Ali's Zeiten wegen verschiedener, daselbst vorgefallenen Mordthaten und Räubereien von den Reisenden sehr gefürchtet war, und deßhalb auch noch den Namen el Mukhafeh „die Furcht" trägt. Vor dem felsigen Passe befindet sich ein kleiner Hügel, welcher den beutegierigen Beduinen früher als passende Warte diente. Am Ende des Passes bestiegen wir einen Hügel, von dessen Höhe wir das Fort Aichrud, die dritte Station der Mekka-Pilger, so wie einen Streif des rothen Meeres erblickten. Um $3^1/_2$ Uhr zogen wir an dem beiläufig eine halbe Stunde links von der Straße gelegenen Fort vorüber und schlugen eine Stunde später, abseits von der Straße, unser Lager auf.

Sonnabend, den 16 März. Eine Stunde nach Sonnenaufgang waren wir zur Weiterreise fertig. Die Karawane schlug den directen Weg um die nördliche Spitze des Meerbusens herum ein, während wir in Begleitung unseres Dragomans und zweier Beduinen die Richtung nach Suez (Suweis) nahmen. Es war ein herrlicher Morgen, die Luft frisch und belebend. Gegen neun Uhr kamen wir an Bir Suez vorüber, wo sich zwei tiefe Brunnen befinden, von hohen Mauern eingeschlossen, an deren Ecken sich Thürme erheben; das Wasser wird vermittelst eines von Ochsen getriebenen Rades, in kleinen Schöpfgefäßen, welche in kurzen Zwischenräumen an ein starkes, um das Rad laufendes Seil befestigt sind, aus der Tiefe gehoben und läuft durch eine Rinne in einen außerhalb der westlichen Mauer angebrachten Behälter, wo die Thiere getränkt und die Wasserschläuche gefüllt werden, in denen das Wasser auf Eseln und Kamelen nach Suez gebracht wird; dasselbe ist von bitterem, salzigem Geschmacke und wird nur zum Kochen und Waschen verwendet. Um zehn Uhr hielten wir unter dem Thore von Suez, und nachdem man uns das erstemal, seitdem wir uns in Aegypten befanden, die Pässe abverlangt hatte (die wir später, mit dem Visum eines österreichischen Consular-Beamten versehen, wieder erhielten), ritten wir über einen großen freien Platz nach dem am Hafen gelegenen englischen Hotel, dem einzigen respectablen Gebäude der armseligen Stadt, von welchem aus wir unsere Dromedare ebenfalls um den Meerbusen herumschickten, da wir selbst in einem Nachen nach dem östlichen Ufer übersetzen wollten.

Wir waren von dem rothen Berge, der, wie schon erwähnt, eine Stunde Wegs von Cairo entfernt ist, bis nach Suez $30^1/_2$ Stunde auf dem Marsche gewesen. Da man nun nach den angestellten Beobachtungen anzunehmen pflegt, daß das Kamel in einer Zeitstunde beinah $2^1/_2$ englische Meilen zurücklegt, so kann man darnach die Entfernung von Cairo nach Suez auf der Ueberlandpoststraße auf ungefähr 74 englische Meilen bestimmen. Die Post legt diesen Weg in 18—20 Stunden zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Einheimische afrikanische Manuscripte. Seit etwa zwei Jahren ist es bekannt, daß Lt Forbes in Westafrika eine geschriebene Sprache entdeckt hat, welche bei den Wei im Gebrauch ist (s. Ausland 1850 Nr. 221); Manuscripte in dieser Sprache sind jetzt in England angelangt, und im Foreign Office werden Fac simile's davon gemacht. Der Verdienst einer Bestätigung der Entdeckung gebührt der Kirchenmissionsgesellschaft, welche Hrn. Kölle besonders zu diesem Zweck nach Afrika sandte. Das Alphabet besteht aus 200 Zeichen, welche Sylben ausdrücken, und soll von einem gewissen Doalu Bukara, einem Eingebornen, erfunden seyn, der als Kind das phonetische Alphabet der amerikanischen Missionäre kennen gelernt hatte. Er behauptet, die Zeichen seyen ihm in einem Traum erschienen. Die Weisprache ist verwandt mit der der Mandingo, Bambara und andern, welche vom Gambia nach den Gallinas-Flüssen über einen Landstrich von 600 Meilen Länge und 300 Meilen ostwärts ins Innere hinein gesprochen werden. Wenn es sich zeigen sollte, daß diese Manuscripte alte Formen enthalten, durch welche sich eine Verbindung mit den nördlichen und östlichen Sprachen des afrikanischen Continents, dem Koptischen und Amharischen nachweisen ließe, so möchte die Entdeckung von großem Nutzen für die Ethnologie seyn,[1] denn bis jetzt hat man angenommen, daß von der Menge gesprochener Dialekte nicht Einer geschrieben sey. Auch wird es dahin wirken, die Ansicht derjenigen zu unterstützen, welche geneigt sind den Afrikanern eine höhere Stufe in der Geschichte der Nationen anzuweisen.

[1] Dieß ist durchaus nicht wahrscheinlich. Das Amharische ist semitisch und eine in Afrika von Asien her eingeführte Sprache, das Koptische steht wahrscheinlich dem Berberischen ziemlich nahe, und die Kluft zwischen Neger- und Berberstämmen ist bekannt. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 71. 24 März 1851.

Fragmente aus dem Wanderbuch eines deutschen Naturforschers in Anatolien.

1. Von Trapezunt nach Baiburt. — Naturcharakter — Mineralquellen. — Gumysch chaneh. — Die Ruine Geniskaleh. — Stadt Baiburt. — Ein Abenteuer. — Der Hoschabunar.

Am 26 Mai Nachmittags verließ ich Trapezunt in Begleitung des Polen Saremba und eines türkischen Führers. Ich hatte drei Reitpferde und zwei Packpferde von der türkischen Post gemiethet, welche von Station zu Station durch frische Thiere ersetzt wurden. Der türkische Postillon wechselte mit den Pferden, und ich bekam auf dem Wege nach Baiburt bald einen ächten Osmanli mit der gewöhnlichen Grandezza, der Trägheit and dem ehrlichen Sinn (bekannte türkische Raceneigenschaften, die sich freilich immer mehr verlieren, je weiter man nach dem Osten vordringt), bald einen wilden Lasen, bald einen verschmitzten Armenier als Pferdeführer und Wegweiser.

Im Süden dicht hinter der Stadt Trapezunt steigt die Landstraße zur steilen Höhe auf. Nach einem halbstündigen Ritt ließ ich die Pferde ausschnaufen. Wir standen auf dem sanften Grasrücken eines Berges, der uns einen letzten prächtigen Blick auf die kolchische Küste gewährte. Bergeinschnitte, Halden, Thäler und Terrassen standen im reichsten Frühlingsschmucke. Azalea Pontica und Rhododendron Ponticum, die herrlichsten Zierpflanzen der kolchischen Küstenflora, erhoben sich zu beiden Seiten des Reitpfades mit prächtigen Stengeln und Vollblüthen in ungeheuren Massen. Die Meereshöhe zeigte nach der Barometermessung 1170 P. F. In Gesellschaft eines rothen Geranium waren jene schönen kolchischen Florakinder mehr auf den trockenen Abhängen als auf den flachen und feuchten Stellen der Terrassen und in den kleinen muldenförmigen Thälern gruppirt, welche vielmehr von Wiesenkräutern und niedern Blumen bedeckt waren, unter denen die gelben Tinten der Ranunkeln vorherrschten. Die orangegelben Blumen der Azalea bemerkt man in dieser Jahreszeit auch auf den Abdachungen des kolchischen Küstengebirges häufiger als die großen lillafarbigen Blüthensträuche des pontischen Rhododendron, welches in die einfarbige grüne oder gelbe Vegetationsdecke einzelne rothbläuliche Kränze von überaus schönen und zierlichen Guirlanden webt.

Haschiolan heißt das erste Flüßchen, welches sich im Süden von Trapezunt dicht an der Karawanenstraße tosend durch das enge Bergthal drängt. Dann folgt der Tschebislik, im Frühjahr ein stattlicher, sehr reißender mit schmutzigem Schneewasser gefüllter Bergfluß, dessen Bett wir lange aufwärts folgten. Ueberall schöne, bunte, saftstrotzende, niedere Vegetation, doch kein Hochwald. Die Berge, deren aufgeschlossene Profile ich vom Meeresufer an zu beiden Seiten des Reitweges beobachten konnte, bestehen aus Porphyr, welcher thonigen Schiefer emporgehoben hat und in dessen unterste Schichten eingedrungen ist. Er hat ihn an vielen Stellen mineralisch umgewandelt. Die dünnen Schieferschichten, welche mit dem Porphyr in nächster Berührung stehen, enthalten in ihrer thonigen Masse die Feldspath-Krystalloide des Porphyrs, deren Form sich vielfach veränderte. In keinem Gebirge Europa's habe ich je so viele Reibungsconglomerate und so deutliche Einwirkungen des jüngern massigen Gesteins auf das ältere geschichtete beobachtet wie hier, selbst nicht in den Taurusgegenden des südlichen Kleinasien, wo solche Erscheinungen nichts ungewöhnliches sind.

Auffallend groß ist die Zahl der Mineralquellen auf den Gebirgswegen zwischen Trebisond und Erzerum. In diesem Artikel ist das kolchisch-armenische Gebirge wahrscheinlich reicher als irgend ein Gebirge Europa's. Ganz Tirol hat nicht so viele mineralische Wasser aufzuweisen, als man hier innerhalb eines Raumes von höchstens zehn geographischen Meilen findet. Alle Mineralquellen, welche ich bis zum Rande des armenischen Hochlandes beobachtete, waren kalte Quellen. Erst im eigentlichen Hochlande, wo statt der im Norden vorherrschenden plutonischen und neptunischen Bildungen unzweifelhafte Spuren von ächten Feuerbergen: alte Krater, Aschenkegel, Lavaströme und Schlackengesteine zum Vorschein kommen, erscheinen viele Thermalquellen. Dasselbe beobachtete ich später auf den hohen Alpenplateaux im westlichen Persien, an den Ufern des Urmiasees und im Sahantgebirge, wo die Zahl der heißen Quellen größer ist als auf der Hochebene von Erzerum.

Bei dem Dorf Matschka in unbedeutender Entfernung südlich von Trapezunt sprudelt eine Mineralquelle aus dem Porphyr, welche auf diesem krystallinischen Gestein einen ausgedehnten Tuffkalkbau aufgeführt hat und Pflanzenreste von Arten, die man noch lebend in der Gegend sieht, einschließt. Eine Stunde weiter, beim Dorf Hapsiköi, sprudelt eine andere Quelle dicht am Wege. Sie enthält viel kohlensauren Kalk und etwas Eisen; ihr kalkiger Niederschlag hat eine gelbrothe Farbe von Eisenoxyd. Ein türkischer Dorfbewohner sagte mir, daß noch vor wenigen Jahren die Quelle nicht dicht am Wege, sondern mehrere Schritte seitwärts aus einer kleinen Erhöhung geflossen sey. Ich besichtigte die Stelle, und fand einen Tuffhügel aus dem Niederschlag des Wassers gebildet. Die Quelle hatte hier offenbar durch ihren eigenen Bau den ältern Canal verstopft, in ziemlich ähnlicher Weise wie die berühmten „verfluchten Quellen" bei Medschez-

Ammar im Atlasgebirge. Sie brach aber an einer entferntern Stelle hervor, wo sie in den von dem Frühjahrsregen erweichten Boden wenigen Widerstand fand, und baute hier einen neuen konischen Hügel aus ihrem Kalkniederschlag. Nach einer Reihe von Jahren wird sie sich den Ausweg auch hier sehr verstopfen und abermals zur Wanderung gezwungen seyn. Die wunderlichen, bizarr gestalteten Quellbildungen des Atlas fand ich im kolchisch-armenischen Gebirge, wenn gleich in veränderten, durch die Terrainverhältnisse bedingten Formen wieder.

Ich übernachtete in einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen. Das Wetter war ziemlich freundlich. Erst gegen Abend stellte sich Regen ein, und ich kroch in die elende Stube eines Chans, in welchem außer mir noch einige Türken und Armenier, welche mit einer Karawane von Erzerum gekommen waren, übernachteten. Als ich am andern Morgen mein Gepäck aufladen ließ, war mein Regenschirm gestohlen. Ich hatte einen vielleicht nicht unbegründeten Verdacht auf einen türkischen Karawanschif, obwohl derselbe seine Unschuld bei seinem Barte und seinem Propheten betheuerte. Ich bemerke übrigens, daß es im Laufe meines langen Aufenthalts im Orient das erstemal gewesen, wo ich mich in einem türkischen Hause wegen eines Diebstahls zu beklagen hatte. Der Fall hat sich später unter Kurden und Persern oft, aber niemals in einem türkischen Nachtlager wiederholt.

Mit Tagesanbruch zogen wir mit frischen Pferden weiter. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir den obersten Grat der ersten Bergkette. Die Laub- und Nadelwälder, welche den Gebirgsrücken ziemlich reichlich bedecken, verschwanden unterhalb der Kammhöhe. Nahe dem obersten Waldgemenge sind die dunkeln Tannenbäume mit langen Flechten bedeckt. Dieses kryptogamische Kleid kommt mir in jenen kalten Regionen vor wie ein Winterpelz der Bäume, welcher sie an den empfindlichsten Theilen gegen die Einwirkung der rauhen Temperatur schützen soll, gleich wie Winterhaare die animalischen Körper. Dieselbe mattgrüne Flechtenumhüllung und die dunklen Tannennadeln habe ich auch in den höchsten Alpenthälern Europa's, z. B. im Oberengadin und im Reussen-Thal des St. Gotthard wahrgenommen. Die Höhe, wo die Wälder endigten, nannte mein türkischer Führer Sebana. Eine auffallende Erscheinung ist, daß noch etwa 1000 F. über der Waldgränze und selbst noch oberhalb der subalpinen Region vereinzelte Nadelholzbäume von geradem und stolzem Wuchs über 20 Fuß hoch vorkommen. Aechte Alpenpflanzen wachsen bereits an diesen Stellen. In den tirolischen und helvetischen Alpen beobachtet man zuweilen wohl ähnliches. Doch sah ich dort nie diese vereinzelten Baumvorposten so hoch über der Gränze der Waldregion. Sebana hat große Aehnlichkeit mit der Landschaft bei Dilijchan im russischen Armenien, da wo am Ausgang dieses Engpasses der Weg nach den vulcanischen Bergen des Goktschai-Sees emporsteigt. Aber die Bergformen sind hier schöner und kühner als am Alpenrande des russischen Armeniens. Quellen und Bergströme sind reichlicher, die Wassermusik lärmender, lustiger, melodischer, Caskaden häufig, wiewohl nicht von besonderer Schönheit und mit den Wasserfällen im Haslithal des Berner-Oberlandes oder im Bregelthal der bündner Alpen nicht zu vergleichen.

Kiastera-su hieß der tosende Gebirgsbach, welcher sich durch den Engpaß von Sebana in wildem Toben hinabstürzt. Wir überschritten an diesem Tage drei solid gebaute Brücken, jede von einem einzigen hohen Bogen getragen. Von grünen Bergabhängen, welche durch die aufspielende alpine Blumenwelt an so manchen Stellen bereits ziemlich bunt und glänzend geputzt waren, hatten wir schöne Fernblicke auf die verschiedenen Hochthäler, Plateaux und Terrassen der höhern Bergregionen und in die prächtigen Waldschluchten der Tiefe.

Wir begegneten öfters kleinen Karawanen mit Pferden und Maulthieren, welche von Tauris nach Trapezunt zurückkehrten. Die meisten Lastthiere waren leicht, viele gar nicht beladen. Die Importation europäischer Waaren nach Persien ist weit ergiebiger und einträglicher als die Rückfracht. Die meisten Karawanen waren armenische, und die stärksten hatten nicht über hundert Pferde. Auf meine Frage: wie sie in dieser wilden Gebirgsgegend mit kostbaren Waaren in so geringer Zahl zu reisen wagten, ward erwiedert: daß zwischen Trebisond und Erzerum an keine Gefahr zu denken sey. Die Türken und Armenier dieser Gegend seyen ruhige Leute, und die Lasen nur in ihrem eigenen Lande zu fürchten. Kurdische Räuber treffe man erst jenseits der Hochebene von Erzerum. Nur auf dem Wege zwischen Hassankaleh und der persischen Gränze seyen kurdische Raubanfälle zu fürchten. Deßhalb sammelten sich stets die kleinen Karawanen in Erzerum, von wo sie dann in größerer Zahl, gewöhnlich 3—400 Pferde stark unter dem Geleite eines türkischen Kawassen die Reise nach Tauris fortsetzten. Seitdem die Paschas strengere Polizei übten, seyen alldort größere Raubanfälle sehr selten geworden, und man habe mehr die Diebstähle einzelner kurdischer Nachtschleicher als die Angriffe von Horden zu fürchten.

Das Wetter war ungunstig. Regen fiel mit geringer Unterbrechung in Strömen. Der Boden war durchweicht, der schmale Bergpfad schlüpfrig und gefährlich. Ich habe in den Alpen Europa's nie so schwierige Stellen passirt, nicht auf der Meyenwand in Wallis, nicht einmal auf der Scaletta in den Bündner Alpen, Wege, welche doch ziemlich schwindelfreie Bergsteiger erfordern. Gleichwohl pflegen orientalische Reisende selbst an den gefahrdrohendsten Stellen, wo der kaum zwei Fuß breite Reitweg über einen bald glatten, bald scharfkantigen Felsboden führt und bald links bald rechts schwindelnde Abgründe gähnen, den Sattel nicht zu verlassen. Sie vertrauen auf die soliden Beine, wie auch die Erfahrung und Klugheit ihrer Pferde. In der That sollen Unfälle nicht so häufig vorkommen als man nach der Unzahl gefährlicher Stellen auf diesen Karawanenwegen schließen sollte. Die schlimmste Jahreszeit ist die der Schneeschmelze in den Monaten April und Mai. Ich selbst machte an diesen und den folgenden Tagen Erfahrungen, welche mit den beruhigenden Versicherungen meines phlegmatischen Türken nicht eben zusammenstimmten. Unterhalb Sebana sah ich ein Maulthier sammt Tragsattel mit schrecklichem Gepolter den Abhang herunterstürzen; das arme Thier kam mit dem Schrecken und einigen kleinen Contusionen davon. Bedenklicher war die Lage eines türkischen Beamten, der sich in diesen Tagen mit seinem kleinen Reisegefolge uns angeschlossen hatte. Sein Pferd glitt auf einem durch den Regen noch schlüpfriger gemachten nackten Felsen aus, stürzte und blieb auf dem Fleck liegen. Der Türke gerieth mit halbem Leibe unter sein Pferd, die andere Hälfte schwebte über einem Abgrund, der dicht am Rande des Weges in fürchterlicher Tiefe gähnte. Ich hatte dieselbe gefährliche Stelle eine Minute zuvor passirt, hörte den Sturz und sah den Türken dicht unter mir in dieser fürchterlichen Lage. Das Pferd lag mit dem Sattel nach dem Abgrund gekehrt, und ich konnte nicht anders glauben als daß es beim ersten Versuch des Aufstehens sich und seinen Reiter in die Tiefe stürzen würde. Doch der gute Instinct des Thieres war sein und seines Reiters Retter. Schnaubend mit offenen Nüstern und ge-

spitzten Ohren schaute das kluge Roß in den Abgrund, ohne die geringste Bewegung zu machen. Der Türke blieb eben so regungslos, er sah die schreckliche Gefahr und getraute sich nicht einmal um Hülfe zu rufen, aus Furcht sein Pferd zu schrecken. Man durfte sich ihm nur mit äußerster Vorsicht nähern. Während der Pole und ich schnell abstiegen und von oben uns näherten, hatten die Gefährten des Türken von unten bereits die Zügel und die Rockschöße des Reiters erfaßt und beide nach glücklich auf ihre sechs Beine gebracht.

Im Dorf Sebana ward das zweite Nachtlager genommen. Vom Regen bis auf die Haut durchnäßt war ich ziemlich übler Laune. Doch brannte in dem türkischen Kaffeehäuschen wo ich Quartier fand, zum Troste schon ein lustiges Feuer für erwartete Gäste. Man räumte mir das beste Plätzchen ein, trocknete meine Kleider und servirte sogleich ein Täßchen frischen Kaffee, der hier so gut war wie in den besten Kaffeeschenken von Stambul und Smyrna. Das regte die besseren Lebensgeister wieder an, und da zugleich der Regen wieder aufhörte und ein Paar halbfreundliche Sonnenblicke durch lichte Wolkenrisse fielen, so machte der üble Humor gar schnell einer ganz behaglichen Stimmung Platz. Dazu sang und orgelte der Bergstrom neben dem Dorfe bald lustig bald schwermüthig, aber so melodisch zwischen Felszacken und gefallenen Steinklumpen, daß man ihm gerne zuhörte. Auf einem Felsblock außerhalb des Dorfes sitzend, schrieb ich Bemerkungen in mein Tagebuch, welches mit einer Betrachtung über den wunderlichen Humorwechsel auf orientalischen Reisen beginnt, wo selbst ein sehr reiselustiger und geduldserprobter Europäer in Erinnerung des heimathlichen Comforts kleinen Anwandlungen von Mißmuth nicht selten unterworfen, aber bei wiederkehrendem Sonnenschein eben so schnell wieder munter und guter Dinge wird.

Von Trapezunt bis Sebana ist die Gebirgslandschaft eine der herrlichsten, welche ich je gesehen. Nicht so grandios wie der äußere Anblick der silberleuchtenden Gipfel des Kaukasus von der Teréksteppe gesehen, nicht so wildromantisch, nicht so reich an bizarren Felsbildungen, an glänzenden Firnen und Gletschern noch an prächtigen Wasserfällen mit ewigen Schaumraketen wie einige Querthäler der schweizerischen und savoyischen Alpen, doch fast noch malerischer, lieblicher und anmuthiger in den Einzelnheiten. Unter den Schweizerlandschaften würde ich nur der Nordseite des Vierwaldstätter Sees, dem Bödeli bei Interlaken und der Landschaft von Sils im Ober-Engadin bei einem Vergleiche mit dem Naturcharakter dieses türkisch-kolchischen Küstengebirges unbedingt den Vorzug geben. Man wandert vom Küstenstrand bis hieher fast unausgesetzt durch Querthäler, welche sich bald verengen, bald erweitern. Wälder, Baumgruppen, ein prachtvoller alpiner Blumenteppich oberhalb der Baumregion, einzelne Häuschen und Alphütten, die nur selten in größeren Gruppen beisammenstehen und Dörfchen bilden, decoriren zu beiden Seiten die grünen und im Frühling farbenreichen Berghalden. Der Tschebislik, welcher diese Querthäler durchströmt, ist in dieser Jahreszeit ein breiter und sehr reißender Strom, welcher in vielen Cascaden wildschäumend herabstürzt.

Die vorherrschende Formation, deren Profile an manchen Stellen deutlich aufgeschlossen sind, ist ein Porphyr, welcher in Ansehen und Farbe ungemein wechselt, bald ein ächter Trachytporphyr mit glasigen Feldspathkrystallen von lichter Färbung ist, bald durch Zutritt von Augit in Melaphyr übergehend. Auf den Kammhöhen tritt eigentlicher Trachyt von bald weißgrauer bald bläulichgrüner Farbe zu Tag, der mit Eisenoxyd an vielen Stellen imprägnirt ist, und leicht zu verwittern scheint. Von sonstigen Felsarten kommt Thonschiefer, Kieselschiefer und beim Dorf Sebana auch ein schöner hellweißer, dichter, überaus harter Kalk vor. Letztere Bildungen, welche man nicht in großer Ausdehnung wahrnimmt, sind vom Porphyr nicht bloß gehoben, sondern zum Theil völlig emporgerissen worden, so daß bei dem Kieselschiefer und dem Kalk fast jede Spur von Schichtung zerstört ist. An manchen Stellen wo der Kalk in unmittelbarem Contact mit dem plutonischen Gestein ist, zeigen sich Spuren der Einwirkung des letztern. Der dichte Kalk ist in einen krystallinisch körnigen umgewandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bereitung des Pulque in Mexico.

(Aus Parrisbee's A Trip to Mexico.)

Wir kamen mitten durch den District, in welchem die Maguey oder große mexicanische Aloe zum Behuf der Pulque-Bereitung in großem Umfang gebaut wird. Pulque ist das gewöhnliche Getränk aller Mexicaner, und entspricht unserem Bier, ist aber berauschender. Wer an Geruch und Geschmack einmal gewöhnt ist, liebt es sehr, und für manche Leute wird es durchaus nöthig, nachdem sie es Jahre lang genossen. Als bei Gründung der Republik viele Alt-Spanier mit Austreibung bedroht waren, baten sie die Nationalversammlung um Erlaubniß, in Mexico bleiben zu dürfen, da sie schon so lange ans Pulquetrinken gewöhnt seyen, daß ihr Leben in Gefahr stehe, wenn sie es unterließen. Die Bereitung dieses Getränkes ist folgende: wenn die Aloe auf dem Punkt steht ihren mächtigen Stamm aus der Blätterkrone herauszuschieben, in deren Mitte seit geraumer Zeit die breite Grundlage desselben sich gebildet hat, so schneidet man das ganze Mark heraus und läßt nur die Rinde stehen, wodurch man eine etwa 2' tiefe und 18'' weite schüsselartige Höhlung innerhalb des Kreises der Blätter erhält. Diese Höhlung füllt sich bald mit dem Saft, der sonst den Stengel genährt hätte, und dieser Saft, welcher Aguamiel (Honigwasser) heißt, wird täglich einigemal herausgenommen. Einen Theil dieses Honigwassers läßt man gähren, um sich dessen als Hefe zu bedienen; man nennt es deßhalb „madre-pulque,“ und wenn es ganz fertig ist, was in etwa 14 Tagen geschieht, so wird in die Felle oder Fäßchen, die das frische Honigwasser enthalten, eine geringe Menge geschüttet, worauf es nach einem bis zwei Tagen gährt. Eine große Pflanze soll Monate lang 10 bis 15 Pinten täglich geben. Andere gießen eine kleine Menge Mescal in die Höhlung, so daß sich der Saft alsbald wie er hineinfließt, damit vermischt. Die Pflanze stirbt bei einem solchen Verfahren natürlich ab, treibt aber doch vorher Schößlinge. Die Gährung läßt man gewöhnlich in Häuten vor sich gehen, und so wie sie vorüber ist, ist auch der Pulque zum Trinken fertig. Für Fremde ist Geschmack und Geruch abscheulich, da sie denen von faulen Eiern gleichen, man gewöhnt sich aber bald daran.

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Erster Abschnitt. Reise zum Sinaikloster.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir im Hotel gefrühstückt hatten, nahmen wir die Stadt in Augenschein; dieselbe liegt auf der Landspitze zwischen dem breiten Theile des Meerbusens, der sich in einer Ausdehnung von ungefähr zwei deutschen Meilen von Ost nach West bis zum Fuße des Dschebel Atakah erstreckt, und dessen schmaler Spitze, die nach Norden zuläuft. Sie ist von der Landseite mit schwachen Mauern umgeben und enthält sehr unansehnliche Häuser, einige freie Plätze und verschiedene Chans. Als Verbindungsort zwischen Europa und Ostindien ist sie der Sitz mehrerer Consular-Beamten, deren Wohnungen sich jedoch von den übrigen schlech-

ten Häusern nicht besonders auszeichnen; die Zahl der Einwohner soll sich auf 1200 belaufen. Nachdem wir auf dem höchst nothdürftig ausgestatteten Bazar nach langem Suchen einige nothwendige Einkäufe gemacht hatten, begaben wir uns nach dem Hafen, in welchem eine Anzahl größerer und kleinerer, recht netter Barken lag und auf dessen gutem Quai ein großes Schiff für Abbas Pascha gebaut wurden. Wir mietheten ein kleines Segelboot, und setzten, froh die Stadt verlassen zu können, nach dem östlichen Ufer des Meerbusens über; da jedoch unsere Dromedare daselbst noch nicht angekommen waren, so ließen wir das Segel wieder aufspannen und fuhren zwischen den Untiefen ein Stück in das Meer hinaus, in dem herrlichen Anblicke schwelgend, welche dasselbe und seine Umgebung darbot. Der Wasserspiegel spielte in verschiedenen Farben; nach Süden zu erschienen die Wogen bläulich, nach Westen zu grün, hie und da von hellgelben Stellen unterbrochen, die durch von der Fluth bedeckte Sandbänke gebildet wurden, und der Fuß des Atakah schimmerte in carmoisinrother Farbe, die sich allmählich in das Blau seiner zackigen Spitzen verlor; die bunten Wellen waren zu einladend, als daß wir ihren Lockungen hätten widerstehen können, wir sprangen hinein und schwammen lustig herum, unter Kopfschütteln unseres Schechs, der nicht zu begreifen vermochte, wie man in dieser Jahreszeit ein kaltes Bad nehmen könne. Kaum waren wir wieder an das Land gestiegen, so kamen die Dromedare an. Gestärkt durch das Bad, setzten wir uns $4^1/_2$ Uhr auf und ritten in der Richtung Süd gegen Ost auf asiatischem Boden den Quellen Moses, Ayun Musa, zu, bis zu welchen wir unsere Karawane vorausgeschickt hatten. Zu unserer Rechten hatten wir das Meer, von dem wir uns immer mehr entfernten, zu unserer Linken die Gebirgskette er-Rachah. Es begegneten uns mehrere mit Wasserschläuchen beladene Kamele, welche von der Quelle Naba kamen, die für Suez das Trinkwasser liefert. Um sechs Uhr erreichten wir Ayun Musa, wo wir durch den Anblick von Tamarisken und Palmen, unter denen die Zelte aufgeschlagen waren, angenehm überrascht und von unseren Beduinen mit einem herzlichen Selamat begrüßt wurden; dem schönen Tage folgte eine herrliche Nacht. Wir saßen lange Zeit, in dem Anblick des sternenreichen Himmels verloren, vor der Thüre unseres Zeltes, ehe wir uns entschließen konnten, das Lager zu suchen.

Sonntag, den 17 März. Während die Kamele beladen wurden, besichtigten wir die Quellen Moses; sie liegen in kleinen Zwischenräumen von einander entfernt, und es sind um sie herum Gärten angelegt, in denen wir Palmen, Tamarisken, Oleanderbüsche, Aprikosenbäume, Myrtensträuche, Goldlack und verschiedene Küchengewächse, in einem derselben auch Gerste fanden. Nach Angabe eines Gärtners sollen es vierzig Quellen seyn, welche in sieben großen Becken vereinigt sind, von welchen letzteren sich vier in dem nördlichsten Garten befinden; das Wasser ist von schmutziger Farbe und öligem Geschmacke. Mit Blumen beschenkt verließen wir Ayun Musa, und bestiegen einen südlich von den Gärten sich erhebenden Hügel, von welchem wir eine weite Aussicht auf die blaue Meeresfläche und die von den Strahlen der Morgensonne vergoldeten Berge hatten. Malerisch schön erheben sich auf der Westseite des Meerbusens die kühnen Spitzen des Atakah und des Deray oder Kulalah, zwischen welchen sich der weite Wady Tweirick ausbreitete. Gegen $7^1/_2$ Uhr bestiegen wir die Kamele und passirten nach einander die Wadys Reyianeh (dem Ausläufer des Atakah, welcher bis an das Meer tritt und Ras Atakah heißt, gegenüber), Kerdiyeh und el-Achtah. Diese Wadys sind Senkungen in der Ebene, die sich nach dem Meere hinziehen und durch welche der von den Bergen herabströmende Regen abfließt; sie lagen damals sämmtlich trocken und waren zum Theil mit Kräutern angefüllt. Vom Wady Kerdiyeh aus ging der Weg über eine mit Steinen besäte Ebene, bis wir um $2^1/_2$ Uhr Wady Sedr durchschnitten, dessen östliche Spitze von dem Berge Tassit Sedr (die Tasche von Sedr) gebildet wird; dicht hinter diesem Berge erheben sich mehrere kleine Hügel, welche unsere Führer el-Masa nannten. In der Meinung, daß der Meerbusen, dessen blaue Fläche dann und wann zu uns herüberschimmerte, nicht zu weit von unserem Pfade entfernt sey, verließen wir, sobald wir Wady Sedr (oder auch Feighele) betreten hatten, die Karawane, und ritten dem Meere zu, um ein Bad zu nehmen. Allein nach einstündigem, ziemlich scharfem Ritte wurden wir inne, daß wir, durch die Klarheit der Luft getäuscht, die Entfernung des Meeres viel zu gering geschätzt hatten. Wir kehrten deßhalb wieder um und erreichten nach vier Uhr 20 Minuten die Karawane, welche hinter Wady Sedr in einem Bergkessel, den unsere Beduinen Wady Teibyibe nannten, angehalten hatte. Während die Zelte aufgeschlagen wurden, bestiegen wir einen Hügel, von dem wir gegen Norden die Spitzen des Atakah, gen Westen den Kulalah und südsüdwestlich in weiter Ferne Ras Sayherani erblickten.

Ich unterhielt mich heute längere Zeit durch Vermittlung unseres François mit unserem Schech Hamed, welcher mit der Gegend sehr bekannt war und mir gewöhnlich die Namen der Berge und Wadys angab, die mit den Benennungen auf der Kiepertschen Karte so ziemlich übereinstimmten; ich fragte ihn unter anderem nach Beschanah und Tweibb, welche im Jahre 1838 Robinson und Smith begleiteten, und erzählte mir, daß beide noch lebten, ersterer sehr arm, letzterer aber ein Schech Kibir sey. Da ich ihm mittheilte, daß Robinson über seine Reise ein Buch geschrieben und darin jener rühmend gedacht habe, so bat er mich wiederholt, auch ein Buch zu schreiben und ihn in demselben zu erwähnen, zu welchem Zwecke er mir wiederholt seinen Namen nannte und mich nicht eher in Ruhe ließ, als bis ich denselben in mein Tagbuch eingeschrieben hatte.

Montag, den 18 März. Kurz vor sieben Uhr machten wir uns auf den Weg und zogen über eine große Ebene, bis wir $7^3/_4$ Uhr in den Wady Wurdan kamen; derselbe ist ein durch Betten von Gießbächen durchschnittener, schiefer Strich, an dessen östlichem Anfange sich der Dschebel Wurdan, ein Ausläufer des el-Rachah erhebt. In demselben befindet sich nicht weit vom Meere die Quelle Ssuwera, sieben Stunden südlich von Ayun Musa, welche trinkbares Wasser enthalten soll. Von diesem Wady aus wand sich der mit Steinen besäte Weg, auf welchem wir auch mehrere Stücke versteinerten Holzes fanden, zwischen Kalksteinhügeln hindurch, und führte uns gegen Mittag in den Wady el-Amarah, in welchem wir um $1^1/_4$ Uhr an einem rechts von dem Pfade, an dem Fuße eines Hügels gelegenen Steinblock, welcher Hadsche el-Reckab (Stein des Reiters) genannt wird, vorüberkamen. Fünfzig Minuten später erreichten wir die auf dem platten Rücken eines Hügels gelegene Quelle Hawara, welche für das Mara der Bibel gehalten wird. An dem schmalen Becken der Quelle befand sich nur wenig schmutziges Wasser, und südöstlich davon standen zwei Palmenbüsche. An derselben wurden unsere Dromedare getränkt, das erstemal, seitdem wir uns auf der Reise befanden, und Schech Hamed verrichtete ein kurzes Gebet, nachdem er sich zuvor Kopf, Hände und Füße gewaschen hatte. Wir durchritten nun die kleinen Ebene Rukua el-Ful und erreichten kurz vor vier Uhr Wady Gerendel, welcher für das biblische Elim, die siebente Lagerstätte der Israeliten auf ihrem Zuge aus Aegypten nach dem Sinai, gehalten wird; dieser Wady ist ein breiter, mit zum Theil vom Sande erstickten Tamarisken, Acazien und Palmenbäumen angefülltes Thal, welches sich in der Richtung von Nordost nach Südwest hinzieht, und südlich vom Vorgebirge Hemmam in das Meer mündet. Unter allen Wadys, die wir bisher durchzogen hatten, war Wady Gerendel der bedeutendste; der schmale Pfad wand sich theils zwischen Hügeln dahin, theils führte er durch Wasserbetten, in denen außer den schon erwähnten Bäumen eine große Anzahl grüner Pflanzen standen, wovon unsere Führer für ihre Kamele sammelten. Wir machten $4^1/_2$ Uhr in diesem Thale Halt und waren sehr erfreut, unter dem Zelte einigen Schutz vor dem Sande zu finden, mit welchem uns ein heftig wehender Südwind den ganzen Tag überschüttet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Falsche Elzevirs und Etiennes. Die Liter. Gaz. vom 15 März meldet aus Paris, daß gegenwärtig die Nachahmung von Elzevirs und Etiennes ganz insgeheim aber sehr schwungreich betrieben wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 72. 25 März 1851.

Anuradschapura.

Capitän Chapman legte in der englisch-asiatischen Gesellschaft die Karte eines Theils der alten Hauptstadt Ceylons vor. Die Karte umfaßt einen Raum von etwa 2 Meilen von Norden nach Süden und etwa anderthalb von Osten nach Westen. Dieser Raum umfaßt den Bo Malloa oder heiligen Baum, 7 Dagobahs, welche mit Ausnahme eines einzigen sämmtlich zerstört sind, und im Süden das Grab Elalas, eines berühmten Usurpators aus Malabar. Der heilige Baum, welchen man für die Ficus Religiosa hält, ist von Mauern eingeschlossen, und der Eingang dazu liegt gegen Norden und geht durch zwei Gebäude. An der Außenseite des zweiten ist eine runde Platte von dunkelgrauem Granit in den Boden eingefügt, und auf derselben concentrische Streifen von verschiedener Breite eingehauen. Im mittlern Raume sind drei Punkte, so gestellt daß sie ein gleichseitiges Dreieck bilden, was nach Prinsep der Buchstabe I im ältesten Lath-Alphabet ist. Dann folgen drei Streifen, welche den Lotus in verschiedenen Stadien der Entwicklung darstellen, hierauf ein Streifen mit der Abbildung des Lotussamens, sehr zierlich auf einer Wellenlinie. Ein fünfter Streifen stellt die Hansa oder heilige Gans dar mit dem Lotussamen in ihrem Schnabel. Auf dem 6ten ist eine schöne Rolle (scroll) auf einem Blatt dargestellt, auf dem siebenten die Kuh, der Löwe, das Pferd und der Elephant, und endlich ein langes, schmales Blatt. Capt. Chapman sucht zu beweisen, daß die vier letztgenannten Thiere die Ströme Indus, Setledsch, Dschumna und Ganges emblematisch darstellen. Die Dagobahs, namentlich das von Thoupa Rama, das erste, welches je in Ceylon errichtet wurde (im 236sten Jahre Buddha's, 307 vor Chr.) enthält den rechten Kinnladenknochen Buddha's, der „vom Himmel herabkam, und sich selbst auf der Krone des Monarchen niederließ.“ Der hier gemeinte Monarch ist Dewanipiatissa (307 v. Chr.) Das Dagobah ist von drei concentrischen Reihen von 26′ hohen Pfeilern umgeben, von denen im J. 1829 noch 109 standen; ursprünglich sollen es 168 gewesen seyn, nämlich 2 × 7 × 12, die heilige Zahl Buddha's. Man erwartete weitere Aufklärung über diese merkwürdige Stadt, deren Mauern einen Umfang von 64 (engl.) Meilen gehabt haben sollen.

Fragmente aus dem Wanderbuch eines deutschen Naturforschers in Anatolien.

1. Von Trapezunt nach Baiburt. — Naturcharakter ꝛc.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag rastete ich einige Stunden am Ufer des Gumysch-Haneh-su, eines schönen breiten Gebiegsflusses, im Dorf Artajö. Die Häuser haben hier nicht mehr die schiefen Schindeldächer der kolchischen Ortschaften, sondern Terrassen von Stein und Lehm. Am rechten Ufer waren einige Ruinen sichtbar, welche der mit mir reisende türkische Kawaß den Genuvis (Genuesen) zuschrieb. Architektonische Eigenthümlichkeiten ließen sich unter den wüsten Trümmern nicht erkennen. Die Ufer des Flusses sind an vielen Stellen mit schönen Baumgruppen von Ulmen, Weiden, Zitterpappeln, Nuß- und Maulbeerbäumen, auch mit Gartencultur bedeckt. Jedes Stückchen anbaufähigen Bodens, selbst auf den steilsten Bergrücken, ist in diesem Gebirgslande trefflich benützt. Die Wiesen sind nicht so schön und üppig wie in den meisten Alpthälern der Schweiz, aber der Feld- und Gartenbau ist reichlicher.

Eine Meile nördlich von der Stadt Gumysch-Haneh tritt eine Kalkformation in bedeutender Ausdehnung auf, deren deutlicher Schichtenbau von Nord nach Süd unter einem Winkel von 52 Graden einfällt. An manchen Stellen ist die Schichtenabsonderung unterbrochen. Die Farbe des Gesteins ist grau oder schmutzigweiß, mattglänzend, der Bruch splitterig. Auf diesem Kalk lagert ein Thonmergelschiefer, welcher in derselben Richtung emporgehoben ist. Auf beide Formationen hat der Porphyr, der sie durchsetzt, verändernd eingewirkt. Die Schichtung des Thonmergelschiefers ist besser erhalten als die des Kalks, vielleicht weil die Action des Porphyrs bei seiner Erhebung nicht unmittelbar auf ihn, sondern zunächst auf den tiefer liegenden Kalk wirkte.

Die Stadt Gumysch-Haneh, welche wir bei guter Tageszeit erreichten, hat eine merkwürdige Lage, in einen Kessel hoher nackter Granitfelsen eingekeilt. Die Häuser sind amphitheatralisch gruppirt auf einem so steilen Bergabhang, daß man nach den obern Straßen nicht einmal reitend gelangen kann; wir führten die Pferde am Zügel. Auch so fiel es den armen tiefkeuchenden Thieren schwer genug unser gemeinschaftliches Nachtquartier zu erreichen. Die Häuser sind halb aus Erde halb aus Steinen gebaut und haben ein schmutziges elendes Ansehen. Ich schickte meinen Ferman an den türkischen Commandanten, der mich bei einem wohlhabenden Griechen einquartieren ließ. Ziemlich reisemüde unterließ ich eine genauere Besichtigung der Stadt; dieselbe scheint auch wenig oder nichts Merkwürdiges zu besitzen. Berühmt sind die Silber- und Bleiminen eine Stunde von Gumysch-Haneh. Die Betreibung dieses Bergbaues ist für die türkische Regierung trotz der schlechten Einrichtung und unverständigen Leitung ziemlich einträglich, indem man die Rajas zu unentgeltlicher Arbeit zwingt. Die reicheren Stadtbewohner haben schöne Fruchtgärten, welche tief unten am Flußufer liegen.

Wir brachen am 29 Mai in früher Morgenstunde von Gumysch-Haneh auf und erreichten nach dritthalbstündigem Ritt die kleine türkische Ortschaft Deköi, in deren Umgegend nahe der Karawanenstraße sehr merkwürdige Mineralquellen entspringen. Aus flachem Grunde sprudelnd bauen diese Quellen gewölbte domartige Felsen auf von beiläufig 20 Fuß Höhe und 10 Fuß im Durchmesser, aus halbzolldicken Schichten von kohlensaurem Kalk bestehend, welche überaus regelmäßig auf einander lagern. Die Farbe dieses Quellenkalks ist schmutziggelb ins Graue spielend, an manchen Stellen mit einem Anflug von Rostgelb oder Roth, welches den Eisengehalt des Wassers andeutet. Die kalten Quellen sprudeln aus Granit und führen auf demselben diese wunderlichen durchaus symmetrischen Kuppeln aus ihrem Tuffniederschlage auf.

In geringer Entfernung, südlich von Gumysch-Haneh, beobachtete ich den Granit in sehr mächtiger Entwicklung. Er bildet hohe, steile, kahle, röthliche Felsen, welche der Verwitterung stark widerstehen und nur höchst spärliche Vegetationen tragen. Quarz und Glimmer ist in seinen Bestandtheilen verhältnißmäßig sehr spärlich vorhanden. Zuweilen ist dieser Granit durch Porphyr unterbrochen, welcher wahrscheinlich jüngern Ursprungs ist und den Granit zu durchsetzen scheint. Der zersetzenden elementarischen Einwirkung widersteht der Porphyr in geringerem Grade als der Granit. Die Verwitterung seiner Oberfläche ist weiter fortgeschritten und der Vegetation günstiger. Wirklich reich und üppig ist die Vegetation nur auf dem Alluvialboden am Ufer des Flüßchens Gumysch-Haneh-su, wo schöne Obst- und Gemüsegärten stehen. Jene Naturherrlichkeiten, welche das kolchische Bergland charakterisiren — das frische Grün, die reiche Pflanzenwelt, der edle Waldcharakter mit den verschlungenen Reben, mit den wilden Früchten, den Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen — hatte bereits zwischen Aetaiâ und Gumysch-Haneh sein Ende erreicht. Die dürftigere Flora, die rauhere Luft, die immer seltner werdenden Wälder, der kleinere Baumwuchs — alles deutete bereits den Uebergang zu dem alpinen Naturcharakter Armeniens an.

Fünf Stunden südlich von Gumysch-Haneh ragt zur Linken des Weges ein gewaltiger Steinberg empor, dessen zackigen Gipfel die ziemlich umfangreichen Ruinen eines alten Bergschlosses von höchst malerischen Formen krönen. Meine türkischen Reisegefährten nannten das Schloß Genis-Kaleh und schrieben seine Gründung den Genuesern zu. Nie habe ich in irgend einer Gegend Deutschlands, selbst nicht in den Alpen, eine Burgruine in kühnerer Lage gesehen. Auch die Felsscenerie der nach dem Flüßchen gekehrten Seite des Steinberges findet an Schroffheit und Wildheit der Massen nicht leicht ihres Gleichen. Von allen Felsnestern, welche wie Adlerhorste auf schwindelnder Höhe thronen, könnte ich nur die afrikanische Stadt Constantine, von der Seite des Rummelsturzes gesehen, mit diesem „Genueser Schloß" Vorderasiens vergleichen. Fürchterliche Felszacken und Nadeln, ungeheuere Steinklumpen von den wildesten Formen starren von der Riesenwand überhängend auf die Karawanenstraße herab und scheinen sie mit einem Sturze zu bedrohen. Die Basis dieses merkwürdig steilen Felsen bildet ein Porphyr, welcher hier den Kalk und Thonschiefer bei seiner Erhebung zersprengt, die Trümmer mit sich emporgerissen und die ungeheuren Klumpen übereinander aufthürmend dieses seltsame Felsenchaos geschaffen hat. Nie in meinem Leben ist mir eine Stelle vorgekommen, welche die Hebung und Aufrichtung geschichteter Gebirgsmassen durch plutonisches Gestein so deutlich nachweist. Der Ruck und die Zerstörung bei dem Zersprengen des älteren Gesteines waren so mächtig, daß bei dem Kalk und Schiefer, welche mit dem Porphyr in unmittelbarer Berührung stehen, fast jede Spur von Schichtung verschwunden ist. Die wenigen erhaltenen Schieferschichten stehen völlig auf dem Kopf. Verfolgt man den Weg eine Strecke weiter, so sieht man den Porphyr verschwinden und den Schiefer alsobald wieder in Schichten von sehr regelmäßiger Absonderung auftreten, welche schwach von Nordost nach Südwest sich neigen oder zu Tage treten.

Wir überschritten an diesem Tage abermals einen Gebirgsgrat von alpiner Höhe. Die Physiognomie der niedern Vegetation deutete an, daß wir auf der Höhe dieses Grates bereits oberhalb der Waldregion standen. Ein sehr regelmäßig geschichteter Kalk, welcher an Form und Farbe unsern norddeutschen Kreidebildungen ziemlich nahe kommt, trat oben zu Tage. Ich ließ hier einige Stunden Halt machen, in der Hoffnung, eine Spur von Versteinerungen zu finden, war aber nicht glücklich. Ich bemerkte ziemlich viele Vögel, Schwärme von wilden Tauben, Emmerlinge, Singvögel und Finken, welche auf der Reise waren und in diesen kühlen Höhen den „Kef" feierten. Nur der Kukuk, dessen klagende Stimme einsam aus den Felsschluchten hervorklang, mag wohl ein bleibender Bewohner dieses Berglandes seyn, der vielleicht die Gegend wechselt, nicht aber das Land verläßt. Unser Nachtquartier an diesem Tag war das türkische Dörfchen Balabar.

Am folgenden Tag erreichten wir die Stadt Baiburt, am Ufer eines Armes des Tschorak gelegen, welcher in dieser Jahreszeit wasserreich und reißend ist. Es ist eine armselige, größtentheils von Türken bewohnte Stadt; die Zahl der armenischen Familien wurde mir auf nahe an hundert angegeben. Früher stand die Bevölkerung im Rufe des Fanatismus und des grimmigen Hasses gegen alle Europäer. Jetzt haben Armuth, Elend, Nizamaushebungen und besonders der Besuch der Russen im Jahre 1828 den Trotz der Bewohner gebrochen, sie zahm und demüthig gemacht. Mein polnischer Diener fragte einen weißbärtigen Türken, in dessen harten gefurchten Zügen noch ein Rest der alten Gesinnung deutlich geschrieben stand, nicht ohne spöttische Betonung: ob der „Moskof" wirklich bis hieher gekommen sey? „Geldi" (gekommen) antwortete der alte Türke lakonisch kurz, aber in einem merklich melancholischen Ton. Bekanntlich haben die Türken von Baiburt gegen Paskewitsch einen letzten Widerstand versucht, aber mit all ihrem Fanatismus, ihrem Frankenhasse gegen die russische Kriegskunst schmählich den Kürzern gezogen.

In Baiburt hat man bereits einen Vorgeschmack von jenen öden, heruntergekommenen, halbzerfallenen und fast ausgestorbenen Städten, welche von hier durch die ganze asiatische Türkei bis an die persische Gränze in einer Reihenfolge steigenden Elends fortdauern. Nur Erzerum macht hievon eine Ausnahme, obwohl auch diese Hauptstadt des türkischen Armeniens schwer gelitten hat. Als vermittelnder Stapelplatz des persischen Handels mit Europa, als Vereinigungspunkt der Karawanen, wird Erzerum nicht in den gleichen Verfall gerathen wie die kleinern Zwischenstädte, an welchen die Karawanen nur flüchtig vorüberziehen. In der nächsten Umgebung der Stadt Baiburt sieht man an den Ufern des Tschorokh Gärten mit ziemlich schönen Fruchtbäumen, an uncultivirten Stellen auch Weiden, Berberizastauden und wilde Rosenbüsche. Die Berge der Gegend bestehen aus kahlen Kalkfelsen; auf ihren Gipfeln lagen zu Ende des Maimonats noch bedeutende Schneemassen.

Nach kurzer Rast setzten wir unsere Reise fort. Zwei Stunden südöstlich von Baiburt entspringen dicht an der Landstraße

sehr reichliche Mineralquellen und Thonschiefer. Ihr kalkiger Niederschlag richtet auch hier Tuffschichten bis zu bedeutender Höhe und Ausdehnung auf. Doch haben diese Quellbildungen nicht die reguläre konische oder gewölbte Form wie bei den Tuffformationen der verschiedenen Mineralquellen im Nordwesten. An diesem Tage begegnete uns ein Abenteuer, das eine tragische Gestalt nehmen zu wollen schien und einen ziemlich komischen Ausgang hatte. Südöstlich von Baiburt findet man in der Nähe des gewöhnlichen Karawanenweges keine Ortschaft für das Nachtquartier. Unsere türkischen Reisegefährten waren in Baiburt zurückgeblieben. Der neue Pferdeführer war ein Mensch von höchst abschreckender bösartiger Physiognomie. Er behauptete zwar, daß er ein Türke sey, aber das lange verzerrte Gesicht, die große krumme Nase, die buschigen Brauen, der rattenbraune Teint, der wulstige Turban und der lumpige Anzug hatten mehr etwas kurdisches oder jesidisches. Dazu sprach der Kerl ein Türkisch, von dem ich gar nichts und mein Diener, der doch in der Stambulsprache gut bewandert war, wenig verstand. Er war auch gar kein Freund von vielen Worten, und quäckte, wenn ich hie und da eine Frage über die Landesverhältnisse an ihn richtete, seine Antwort in einem unartikulirten schnarchenden Kehltone heraus, welcher wie eine Mißgeburt von Nachtkauz und Schakal klang. Dabei verzerrte sich sein häßliches Gesicht so widerlich, seine Augen stierten, sein Gebiß fletschte so hyänenartig, daß ich unwillkürlich an den fürchterlichen Bob von Texas erinnert wurde, welchen uns Mister Charles Sealsfield in seinem Cajütenbuch so plastisch gezeichnet hat.

Als der Kerl die gewöhnliche Straße verlassend nach der Berghöhe hinanritt, glaubte ich erst an die Nähe eines Dorfes, faßte mich in Geduld und ritt schweigend, aber in übelm Humor hinter dem unheimlichen Führer her. Der Pole folgte den Packpferden, und der argwöhnische Blick, welchen er bald auf den häßlichen Gesellen, bald nach den wilden Höhen vor uns warf, sagte mir hinreichend, daß auch in ihm allerlei böse Ahnungen dämmerten. Es mag hier die Bemerkung stehen, daß selbst ein sehr harmloser und vertrauensvoller Charakter sich auf orientalischen Reisen, besonders in mehr oder minder gefährlichen Gegenden, wie ich sie seit drei Jahren durchzogen hatte, seine Gutmüthigkeit verliert, allmählich wohl gar in das Gegentheil umschlägt. Gewohnt beständig mit Schurken zu verkehren, welche vom Häuptling bis zum Roßhirten herab in der Regel an nichts denken als jeden europäischen Reisenden zu übervortheilen, ihn mit List oder Gewalt zu plündern, gewöhnt man sich an beständige Wachsamkeit und Vorsicht, welche sich in gefährlichen Gegenden wohl zum äußersten Argwohn steigert.

Die Gegend durch welche wir ritten, wurde immer wilder und wegloser. Ein Buschwald, verschiedene Gebirgsbäche waren passirt. Die kahlen Höhen vor uns, die Aussicht auf eine unwirthliche Bergwüste steigerten meine Angst. Die Abendschatten lagerten sich bereits über die düstere Gegend, der graue Wolkenhimmel drohte mit Regen. Ich hatte den Türken schon ein paarmal gefragt, ob dieß auch wirklich der rechte Weg nach dem Nachtquartier sey. Er hatte es immer bejaht, aber seine buschigen Brauen dabei so unheimlich zusammengezogen, die Lippen bei jeder Antwort so höhnisch gezuckt, daß mein Argwohn höher stieg. „Aber wo liegt denn dein verdammtes Nest?" fuhr ich ihn an. „Dort!" erwiederte der Türke kurz, indem er nachlässig die Hand aufhebend nach einer Schlucht deutete, welche sich hoch über uns in die Berge einsenkte, und aus der uns nichts als wilde Felsen und einiges Gestrüppe recht geisterhaft entgegengrinsten. „Aber wie weit ist es?" fragte ich mit steigender Ungeduld. — „Du wirst früh genug dort seyn um auszuschlafen. — „Aber warum verließest du die Straße, hier ist keine Spur von einem Weg?" — „Kein anderes Dorf hier — willst du auf der kalten Erde schlafen? — auch gut" war die Antwort mit dem gewöhnlichen unerschütterlichen Phlegma und höhnischer Betonung.

Abermals wurde eine lange bange Stunde weiter geritten. Die Dunkelheit brach ein, finstere Nebelgespenster lagerten sich um das ganze Thal, der Regen fiel bereits ziemlich empfindlich, und noch war weder Dorf noch Licht, noch eine Spur von Menschen zu sehen. Der Kerl will uns in einen Hinterhalt locken, in eine Mörderhöhle führen. Schau nur sein Satansgesicht! wie's lacht voll höllischer Bosheit. Gewiß er hats auf unsere Kehle abgesehen. Er kann kein Osmanli seyn. Hast du je einen Türken gesehen mit so scheußlicher Fratze, solchen Lumpen und so kauderwälscher Sprache? Der Kerl ist ein Kurde, Jeside oder irgend ein anderes Teufelskind. Solche Betrachtungen murmelte ich bald für mich, bald rief ich sie dem Polen zu, von dem ich wieder Reden in gleichem Sinn hörte. Beide bestürmten wir den Führer mit Vorwürfen, und als er in türkischer Verstocktheit schwieg, warfen wir ihm alle Schimpfwörter des türkischen Lexikons an den Kopf. All das brachte ihn aber nicht einen Augenblick aus seiner Ruhe heraus. Immer in gleichem Schritt gings vorwärts über Stock und Stein in die finstere Nacht hinein. Mein Argwohn erreichte den höchsten Grad. Ich zog eine Pistole, und sie drohend ihm vor das Gesicht haltend, wurde erklärt, man werde ihn wie einen Hund niederschießen, sobald sich erweisen würde, daß er ein verrätherischer Spitzbube sey. Inzwischen wars rabenschwarze Nacht geworden, der rieselnde Regen hatte unsere Kleider durchnäßt; wir spürten den kalten Schauer bis auf die Haut, waren bei gänzlicher Unkenntniß der Gegend völlig in der Gewalt des verdächtigen Menschen und erwarteten jeden Augenblick unter eine Bande von kurdischen Räubern oder Lasen geliefert zu werden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Erster Abschnitt. Reise zum Sinaikloster.

(Fortsetzung.)

Dienstag, den 19 März. Beim Beladen der Kamele entstand zwischen Hamer und einem seiner Leute ein Wortwechsel, weil ersterer dem Kamele des letzteren einen Gegenstand unseres Gepäcks auflegen wollte, den dasselbe bisher nicht getragen hatte. Da der Schech trotz der Vorstellungen des Eigenthümers des Kamels auf seinem Vorsatze beharrte, und dieser ihn abzuhalten suchte, daß er sich dem Kamele näherte, so versetzte ihm der Schech einen Faustschlag in das Gesicht, worauf der Geschlagene sein Messer zog und sich auf den Angreifer stürzen wollte, jedoch von den Umstehenden zurückgehalten wurde. Da die Scene hiermit noch kein Ende nahm, so legten wir uns ins Mittel, und es gelang uns endlich die Zankenden auseinander zu bringen; der Geschlagene vergaß aber das ihm zugefügte Unrecht nicht so bald, denn er sprach seitdem auf dem übrigen Wege bis zum Kloster mit dem Schech kein Wort, und lagerte sich auch des Abends abseits von den anderen.

Wir brachen um sieben Uhr auf und verfolgten in südöstlicher Richtung einen zwischen Kalkstein- und Kreidehügeln sich emporwindenden Pfad, der uns in kurzer Zeit auf eine Anhöhe brachte, von welcher wir südlich den Dschebel Hemmam und einen schmalen Strich des Meeres, östlich den Dschebel Wetah erblickten. Um acht Uhr zogen wir an einem

Haufen pyramidenförmig aufgethürmter Steine vorüber, auf den unsere Beduinen, indem sie einige Worte dazu schrieen, mit den Füßen Sand und Steine schleuderten. Sie erzählten uns, daß unter diesen Steinen das Roß eines Mannes, Abu Zenneh genannt, begraben liege, von welchem der Hügel seinen Namen erhalten habe; 15 Minuten später durchschnitten wir den kleinen Wady Em Salmin, in dessen Mitte ein einsamer Acazienbaum stand. Gegen 9 Uhr kamen wir in den Wady Usait, welcher von OSO nach WNW, am nördlichen Ende des Dschebel Hemmam vorüberläuft und bei der Bai Hemmam Pharen das Meer erreicht. In diesem Thale fanden sich mehrere Palmengruppen vor, zwischen denen in sechs kleinen Pfützen salziges Quellwasser stand. Während hier die Kamele getränkt wurden, machten wir auf Tauben Jagd, die sich zwischen den Zweigen der Palmen verborgen hatten. Um 11 Uhr kamen wir an einem Steinhaufen vorüber, unter welchem Muhan Saeastetu und seine Tochter begraben liegen, welche von den Beduinen in verbotenem Umgang getroffen und gesteinigt worden sind. 11½ Uhr betraten wir Wady Thäi, in welchem sich gleich am Anfange, westlich von einem am Wege stehenden Acazienbaume, einige Quellen, etwas größer als die im Wady Usait vorfinden; 25 Minuten nach 12 Uhr ließen wir den Berg Ras Wady Teihybe zu unserer Linken und durchschnitten dann kurz vor ein Uhr Wady Schubeleh, mit welchem sich Wady Hame vereinigt, die zusammen den nach dem Meere zugehenden Wady Teihybe bilden. Indem wir nun den breiten Wady Hame in südöstlicher Richtung hinaufzogen, begegneten wir in dem amphitheatralischen Kessel dieses Thales einem fränkischen Reisenden, der unserem Dragoman erzählt haben sollte, daß er vom Sinai aus über Akabah nach Petra habe reisen wollen, jedoch zur Umkehr veranlaßt worden sey, weil der Weg von Akabah nach Petra wegen der Zügellosigkeit der dortigen Beduinen nicht zu passiren sey. Um zwei Uhr gingen wir an der Stelle vorüber, wo der Wady Ibn Sekr von Osten her in den Wady Hamr läuft, und zogen dann auf den Sarbut el Dschemel los, der sich in seiner ganzen Pracht vor uns erhob. 3¾ Uhr wandten wir uns um die südöstliche Ecke dieses Berges und ritten in einen Paß ein, dessen kahle Sandsteinwände sich in eine Höhe von zwei bis dreihundert Fuß über den Grund des Thales erhoben. Dieser Engpaß, dessen Hintergrund der Berg Um ez-Zuwebin und der sich hinter ihm erhebende Dschebel et-Tih, eine Fortsetzung des er-Rochah-Gebirges, bildet, macht mit seinen hohen steilen Wänden, an denen man die Spuren bemerkt, daß sich zuweilen gewaltige Wassermassen zwischen ihnen hindurchstürzen, einen großartigen Eindruck. Wir lagerten uns in demselben nach fünf Uhr.

Mittwoch, den 20 März. Um 6 Uhr 18 Minuten setzten wir unsere Reise weiter fort und erreichten bald das Ende des Engpasses, wo wir mehrere in die rechte Felsenwand eingeschnittene Figuren bemerkten, die einen mit Schwert und Speer bewaffneten Reiter, Kamele und Pferde darstellen. Der Weg wandte sich nun in einer scharfen Biegung um die rechte Eckwand des Passes, und wir stießen auf einen von der Höhe der Felsenkette herabgestürzten Block, auf welchem einige Inschriften eingegraben waren. Unmittelbar hinter diesem Steine drehte sich der Pfad wieder nach Osten, dem Dschebel et-Tih zu, so daß wir den Metah zur Linken hatten. Um sieben Uhr verließen wir Wady Hamr und betraten die sich zu unserer Rechten ausbreitende sandige Hochebene Maddra Beni Suleiman; dieselbe zieht sich oberhalb des zuletzt mit dem Dschebel et-Tih parallel laufenden Thales Hamr hin, und ist westlich von einer kleinen Hügelreihe, Chebada benannt, eingefaßt. Um 9 Uhr 48 Minuten gelangten wir in den Wady Nesb, welcher sich von Nordost nach Südost erstreckt, und von Granitfelsen, welche Porphyrlagen enthalten, umgeben ist. In den zahlreichen Wasserbetten, welche das Thal durchschnitten, standen grünende Acazien und üppig wuchernde Pflanzen, welche von den Kamelen eines Beduinenstammes, der in diesem Thale seine schwarzen Zelte aufgeschlagen hatte, abgeweidet wurden; da wir den Surabit el-Chadim besteigen wollten, so ließen wir die Karawane den geraden Weg durch den Wady Kemileh ziehen, und bogen 11½ Uhr in den Wady Suwuk ein, welcher oberhalb der Stelle, wo der schmale Wady Beda von Osten her in den Wady Nesb mündet, von Süden herabkommt. Von zweien unserer Leute, Hamed und Musa, begleitet, ritten wir das romantische Thal, in dessen Grunde eine Anzahl großer und schöner Acazienbäume standen, hinauf und hielten 40 Minuten nach 12 Uhr unter den schattenverbreitenden Zweigen einer Acazie an, wo wir abstiegen und uns nach kurzer Rast in westlicher Richtung dem Fuße des steil emporstrebenden Berges zuwandten; derselbe mag sieben bis achthundert Fuß hoch seyn und besteht aus Sandsteinfelsen von größtentheils röthlicher Farbe. Wir begannen unseren Aufstieg von der nordöstlichen Seite, fanden jedoch dieses Unternehmen äußerst mühsam und selbst nicht ohne Gefahr, da das lose Geröll, welches die ganze Oberfläche des Berges bedeckte, häufig unter den Füßen nachgab und uns zum Fallen brachte. Nach einstündigem Klettern erreichten wir den platten Rücken des Berges, wo sich geheimnißvolle Denkmäler befinden; sie bestehen aus den Ueberresten eines kleinen Tempels, so wie mehreren theils aufrechtstehenden, theils umgeworfenen und in Trümmern liegenden Steinen, welche nebst einigen Säulenschäften die ganze, von einer niedrigen Einfassung umgebene Fläche bedecken. Die wenigen erhaltenen Säulen des Tempels sind mit dem Haupte der Isis als Capitäl geschmückt. Oestlich von dem Tempel befindet sich eine aus dem Felsen ausgehauene viereckige Grotte, einem Grabe ähnlich, deren Decke in der Mitte von einer viereckigen Säule, die man vom Felsen hat stehen lassen, gestützt wird, und in welche, so wie in die Wände, Hieroglyphen eingegraben sind. Die Höhe der aufgerichteten Steine, ungefähr 15—20 an der Zahl, schwankt zwischen 6 und 8 Fuß, ihre Breite beträgt 2 Fuß, die Tiese 16—18 Zoll; sie sind oben bogenförmig abgerundet und auf der einen breiten Seite erblickt man das ägyptische Symbol der geflügelten Kugel mit zwei Schlangen und darunter Priester, welche den Göttern opfern; auf der andern mannichfache Figuren und Cartouches, welche die Namen verschiedener ägyptischer Könige enthalten sollen.

Was der Zweck des Tempels und der Steine gewesen seyn mag, ist noch nicht mit Bestimmtheit erörtert worden. Die meisten Reisenden haben diesen Ort für einen Begräbnißplatz der in den Kupferminen im Wady Nesb beschäftigt gewesenen Arbeiter ausgegeben, und die Steine für Grabsteine gehalten. Allein dieser Ansicht steht die Lage des Orts, der beschwerliche Zugang zu demselben und hauptsächlich der Umstand entgegen, daß unter den Steinen keine Gräber vorhanden sind. Größeren Beifall verdient wohl die von dem Lord Prudhoe aufgeworfene Hypothese, daß es ein heiliger Wallfahrtsort der alten Aegyptier gewesen sey, nach welchem auch jeder ägyptische König eine Wallfahrt unternommen, und zum Gedächtniß daran einen Denkstein mit seinem Namen errichtet habe.

Indem wir auf den Ruinen herumkletterten und einige der umgefallenen Steine untersuchten, fanden wir die Scherben einer alabasternen Vase; auch gesellte sich ein Beduine zu uns, der uns kleine Türkise (Kalaid) zum Kaufe anbot, die er auf dem Surabit gefunden hatte; sie waren von hellblauer Farbe und befanden sich in einer Hülle von röthlicher Sandsteinmasse.

Nach einstündigem Aufenthalte unter diesen Ruinen stiegen wir auf der südöstlichen Seite des Berges hinab und langten um 3 Uhr 6 Minuten im Thale an, wo wir unsere Dromedare fanden, die in der Zwischenzeit um den Berg herum hierher geführt worden waren. Wir setzten uns auf und ritten den nach Südost sich ziehenden Wady Suwuk entlang, dessen Ende wir gegen vier Uhr erreichten, wo er sich zu einem steilen Engpaß zusammenzog, den die Kamele nur mit Mühe hinaufstiegen. An diesen Paß stößt der westliche Theil des Thales Kemileh, in welchem, ziemlich entfernt von dem Pfade den wir verfolgten, die Zelte eines Beduinenstammes aufgeschlagen waren. 5½ Uhr hielten wir, ziemlich erschöpft von dem harten Tagewerk, vor unseren Zelten, die unweit der Stelle, wo Wady Haye von Osten her in das Thal Kemileh einmündet, aufgeschlagen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die russische amerikanische Gesellschaft, welche nur 7484 Actien zu 150 R. S. hat, scheint gegenwärtig bessere Geschäfte zu machen, als die große Hudsonsbaygesellschaft, denn sie konnte im J. 1849 10 Procent vertheilen und noch etwas in die Reservecasse legen. (Vaterl. Mem. Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 73. 26 März 1851.

Das Sanitätswesen in Niederländisch-Ostindien.

Dieser Aufsatz ist zu Anfang des Jahres 1848 auf Java niedergeschrieben worden, als der Herzog Bernhard von Sachsen Weimar in jenem Lande noch nicht angekommen war, von dessen Activität als Chef d'armée (nicht als Generalgouverneur von Niederländisch Indien, welche Stelle ihm als einem Ausländer schwerlich zu Theil werden dürfte) man auch für das Sanitätswesen sich viel gutes versprach. Der Verfasser hat sich vorgenommen, in einem größern Aufsatze die Verhältnisse des niederländisch-indischen Sanitätswesens näher auseinanderzusetzen und besonders die Stellung, welche deutsche Aerzte dort einnehmen, etwas zu beleuchten. Eine weitere Schilderung niederländisch-indischer Zustände, und zwar zunächst des Militärs, der Administration, der Finanzen, des Münzsystems, der Civilverwaltung, der Rechtspflege, der Waisenkammer und der Erbschaftsverhältnisse, der Monopolwirthschaft und des Prohibitivsystems wird er in einem eigenen Werke nächstens folgen lassen. E.

•

Das Auswandern so vieler Deutschen nach fremden Ländern hat in der neuesten Zeit die verschiedensten Classen und Stände der Gesellschaft ergriffen, und unter dem Gelehrtenstande ist wohl keiner mehr zur Auswanderung geneigt als der ärztliche. Viele junge Aerzte wenden ihre Schritte nach Holland, um von dort aus das Ziel der Irrfahrt zu erreichen. Wenn aus der fernsten Colonie, welche Holland besitzt, eine Stimme sich erhebt und jenen vaterländischen Collegen ein Wort der Erfahrung zuruft, so glauben wir, daß dieses Wort nicht ungern gehört wird.

Der glänzende Rang und Gehalt des Chefs des niederländisch-ostindischen Sanitätswesens möchte für manchen jungen Arzt ein Sporn seyn, Neptuns Rasse über den weiten Ocean beschreiten zu wollen, denn welcher von ihnen hat nicht das Selbstvertrauen, einmal dieser Stelle würdig geachtet zu werden: ist doch der ein schlechter Soldat, welcher nicht einmal General zu werden hofft! — Und die Stufenleiter von dem Range des Chefs, welcher Colonel ist und 18,000 Gulden jährlichen Gehalt empfängt, bis zu dem Range eines Sanitätsofficiers dritter Classe, welcher Secondelieutenantsrang und etwa 1800 Gulden jährliches Einkommen hat, ist nicht einmal so hoch wie jene. — Aber wie viele Cardinäle sterben, ohne den rothen Hut mit der dreifachen Krone vertauscht zu haben?

Die drei Hauptplätze von Java, Batavia, Samarang und Surabaja besitzen Civilärzte, welche oben genanntem Chef untergeordnet sind, und welche von 3000 bis zu 7000 fl. Gehalt jährlich genießen, nämlich zu Batavia der erste Stadsgeneesheer mit 600 fl. monatlich, der erste und zweite Stadsheelmeester, ein Stadsgeneesheer zu Samarang und ein solcher zu Surabaja, welche besoldet sind, außer den unbesoldeten praktischen Aerzten, welche durch ein Examen in Holland oder auf Java die Erlaubniß zur Praxis erhalten und deren in jüngster Zeit verschiedene sich etablirt haben. In den Residenzen, deren Java 20 aufzuweisen hat, versehen gewöhnlich Sanitätsofficiere zweiter Classe die Stelle der Civilärzte, und haben dann außer ihrem Gehalte noch den Gewinn der Praxis und der Medicamente, letztere mit einer Erhöhung von 50 Proc. über den Einkaufspreis aus dem Landsmagazyn von Geneesmitteln, woraus sie ihren Arzneivorrath zu nehmen verpflichtet sind. Zu Ende des Jahres 1846 sind die Sanitätsofficiere aus den Residenzen, in welchen kein Militär lag, zurückgerufen und sind diese Plätze von Günstlingen des dermaligen Sanitätschefs oft zum Nachtheil des Sanitätswesens der Landschaft eingenommen worden.

Außer den Apothekern, welche ebenfalls Officiersrang haben, besteht das geneeskundige Corps aus einem Chef,

einem dirigirenden Officier de Santé erster Classe	— Obrist.
drei dirigirenden Sanitätsofficieren zweiter Classe	— Major,
vierzehn Sanitätsofficieren erster Classe	— Capitän,
vierundsechzig Sanitätsofficieren zweiter Classe	— 1 Lieut.
zweiunddreißig Sanitätsofficieren dritter Classe	— 2 Lieut.

Holland gebührt das Verdienst, seinen Militärärzten schon längst Officiersrang zuertheilt zu haben, welches in Indien übrigens um so nothwendiger ist, als in der Campagniezeit der Heelmeester mit dem Zimmermann gleichgestellt wurde und brutale Rohheit nur zu oft geneigt ist, diesen wissenschaftlichen Stand humilierend zu behandeln. Seit lange bestand die Mehrzahl der Sanitätsbeamten aus wissenschaftlich gebildeten Deutschen, welche ihren Kenntnissen allein die bessere Stellung zu verdanken haben, obgleich sie jetzt im Vergleich mit Infanterieofficieren und civilen Subalternbeamten eine ungünstige Stellung sowohl in Beziehung auf Beförderung als auf Vermehrung ihres Gehaltes haben. Denn die Infanterieofficiere sowie andere Subalternbeamte avanciren so zu sagen im Schlafe, während man von den subalternen Sanitätsofficieren ein Examen verlangt, so schwierig wie es kaum irgend eine europäische Sanitätscommission fordern dürfte.

Denn in Europa ist das Examen in sehr vielen Ländern bloß theoretisch, hier aber theoretisch und praktisch zugleich. Nicht genug, daß man in einer anatomischen Frage den nervus quintus demonstriren läßt — er soll auch in Zeit von zwei, ja oft nur in einer Stunde mit seinen Aesten und Zweigen fehlerfrei

an der Leiche präparirt werden.[1] In einer chirurgischen Frage ist es nicht genug, die Operationsmethoden und Verfahrungsweisen, z. B. der Exarticulation des Oberschenkels oder der Unterbindung der Subclavia anzugeben, sondern man soll sie auch sogleich an der Leiche ausführen; ebenso am Krankenbette im physiologischen, pathologischen und therapeutischen Theile. Zwar sey damit nicht gesagt, daß diese Examina ohne Unterschied und immer so strenge sind: im Gegentheil ist es eine Hauptklage aller, welche mit der gegenwärtigen Einrichtung der Examina nicht zufrieden sind, daß sie der Intrigue, der Gunst und dem Nepotismus Thür und Thore öffne. Ja daß dieselben Examinatoren, welche in einem Falle unerbittlich strenge gewesen sind, in einem andern dem Candidaten allen möglichen Vorschub geleistet haben, exempla sunt odiosa — aber es gibt hier Aerzte genug, welche, wäre der Gedanke stets so frei, wie zuweilen die Zunge, mit Recht einer solchen Commission dieses und noch vieles andere vorbehalten oder mit Schiller sagen könnten:

„Und stündet Ihr nicht hier ins Kaisers Namen,
Den ich verehre selbst, wo man ihn schändet,
Den Handschuh wärf ich vor Euch hin,
Daß Ihr nach ritterlichem Brauch mir Antwort gebet."

Ein großer Uebelstand für Candidaten eines solchen Examens liegt noch darin, daß sie häufig von Außenposten aufgerufen werden, wo sie jahrelang im Dienste zugebracht haben, ohne weder durch Conversation mit Fachgenossen, noch durch das Studium der neuern Werke mit der Wissenschaft gleichen Schritt halten zu können. Zwar hat man in neuerer Zeit an dem Hauptplatze Batavia eine Art klinischer Schule und Lehrstühle zu errichten gesucht, aber es scheint, als ob man beide in das Leben gerufen, mehr um Aufsehen zu erregen, als um Nutzen zu stiften. Denn da man den von Außenposten Herbeigerufenen selten oder niemals vor dem Examen die Frist gestattet diese Anstalten frequentiren zu dürfen, so kommen sie diesen Candidaten nicht zu Gute, sondern nur jenen Aerzten, welche an dem großen Hospitale angestellt sind und die außerdem durch tägliche Conversation, durch das Studium der neuesten Literatur in ihrem Fache begünstigt genug sind. Die populären Vorlesungen an dem Kunstcadaver können als eine Art marktschreierischen Spectakels betrachtet werden, wodurch die Wissenschaft vor dem Publicum herabgewürdigt und die Halbwisserei unter den Laien begünstigt wird.

Beinahe dasselbe möchte man von dem geneeskundigen Journale sagen, dessen Gründung von jedem Besserdenkenden zugejauchzt wurde, weil hier in den verschiedenen Zweigen der Medicin ein so reichhaltiges Feld zur Bearbeitung sich darbietet und jeder Belehrung und Bereicherung seiner ärztlichen Kenntnisse darin zu finden hoffte. Aber mit dem geneeskundigen Archive geht es wie mit den kreißenden Bergen, von welchen Horaz sagt:

Parturiunt montes nascetur ridiculus mus.

Denn statt belehrender Monographie von hier einheimischen Krankheiten, statt gelungener Topographien niederländisch-indischer Etablissemente, statt Beiträgen zur Kenntniß einheimischer Heilmittel und Heilverfahren, statt guter meteorologischer Beobachtungen, merkwürdiger Notizen und Miscellen finden wir noch immer die Mehrzahl der Columnen mit Copien von Namenregistern exotischer Pflanzen und Thiere gefüllt, Copien, welche niemand liest und niemand lesen will oder wenn — dann sich das Original lieber anschafft. Zwar findet man von allem oben genannten etwas in jenem Archiv, aber bei weitem nicht genug. Und obgleich es jetzt schon drei Jahre existirt, dürfte seine Existenz schwerlich länger gefristet werden, wenn sein Inhalt sich nicht ändert.

(Schluß folgt.)

[1] Diese pedantische Einrichtung ist in letzter Zeit modificirt und hat bedeutend von jener Strenge nachgelassen, welche ein so weites Feld der Chikane geboten hat.

Fragmente aus dem Wanderbuch eines deutschen Naturforschers in Anatolien.

1. Von Trapezunt nach Baiburt. — Naturcharakter. rc.

(Schluß.)

Als wir so bedächtigen Schrittes um eine Steinmasse bogen, sagte der türkische Führer plötzlich ganz ruhig: „Hier ist das Dorf!" So war es auch. Ein Lichtstrahl traf unser gespanntes Auge, und bei dem Schein eines Feuerbrandes erblickten wir bärtige Männer in armenischer Kleidung. Wir waren im Dorfe Massat angekommen, in welchem einige Jahre früher Hamilton übernachtet hatte. Von den Bewohnern wurden wir ziemlich freundlich aufgenommen und wie gewöhnlich in den Kuhstall einlogirt. Als wir dort behaglich am Feuer hingestreckt saßen, unsere nassen Kleider, unsere kalten Glieder wärmend und den ganz erträglichen Pilaw verzehrten, fragte mich der häßliche Pferdeführer mit triumphirendem Lachen: „Hast du jetzt noch Lust mich todtzuschießen?" Meine Angst war einiger Scham und Reue gewichen. Am Ende war es nicht die Schuld des Kerls, daß in der Nähe der Straße kein Dorf zum Nachtquartier lag, daß die Dunkelheit uns überfallen, daß der Regen uns eingeweicht. Noch weniger konnte man ihn für seine Galgenphysiognomie verantwortlich machen. Ich fühlte das Unrecht, das ich ihm gethan. Eine doppelte Portion des klingenden Bakschisch mußte es sühnen und zwischen uns Frieden und Versöhnung stiften.

Tags darauf brachen wir in früher Morgenstunde auf und zogen nach der Paßhöhe des Hoschabunar-Dagh hinauf, welcher auf der Südseite gegen Erzerum den Namen Kop-Dagh führt. Es ist einer der höchsten Gebirgskämme Armeniens. Den Hauptgipfel bildet zur Rechten des Weges eine mächtige trachytische Pyramide, welche den besondern Namen Ak-Dagh führt und wohl die höchste Spitze sämmtlicher Gebirgsketten ist, welche die Hochebene von Erzerum umsäumen. Hamilton schätzt hier die Wasserscheide auf 10,000 Fuß, was sicherlich übertrieben ist. Kinneir, dessen Auge noch weit ungeübter ist Berghöhen zu schätzen, nennt den Kop-Dagh den höchsten Berg von ganz Armenien, selbst höher als den Ararat, eine Bemerkung, welche für jeden Beobachter, der beide Berge gesehen, geradezu lächerlich klingt. Während der Ararat ungeheure ewige Schneelasten trägt, ist auf dem Kop-Dagh zu Anfang des Augustmonats gewöhnlich aller Schnee geschmolzen und bleibt selbst auf dem Ak-Dagh nur in den Schluchten, Furchen und Schlünden dieses Trachytkegels zurück. Vergleiche ich die Höhe des Kop-Dagh und Ak-Dagh mit der des Sichtschik und Giaur-Dagh, welche ich später mittelst des Siedepunkts gemessen, so schätze ich sie höchstens auf 10,500 F. nach dem Augenmaß. Der Bingöl-Dagh, der jenseits der südlichen Kette des Gebirges von Erzerum gelegen und von welchem der Araxes entspringt, erscheint dem Auge noch um ein beträchtliches höher.

Auf der Kammhöhe des Hoschabunar waren bedeutende Schneemassen im Schmelzen begriffen. Der Weg war an vielen Stellen schwierig, unleidlich, gefährlich. Die Pferde sanken oft bis an den Bauch in Koth und Schnee. Dabei regnete es beständig und nur wenige Minuten lang gönnte uns auf der äu-

ßersten Kammhöhe ein flüchtiger Sonnenblick die Aussicht auf die weite Hochebene des Fral-fu, an deren südöstlichem Hintergrund ein dunkler Streifen die Häusermasse der Stadt Erzerum andeutete. Bei reinem Horizont mag von hier die Aussicht wirklich großartig seyn, obwohl sie von meinem englischen Vorgänger wohl übertrieben geschildert wird. Während des Zuges über diesen Gebirgskamm stürzte ich mit meinem Pferd einen Abhang von fast 100 Fuß Höhe hinab. Es war nicht die Schuld des armen Thieres, dessen fester Fuß mich bisher sicher getragen. Aber an einer ganz schmalen Stelle dicht am Rande eines tiefen Abhangs brach die erweichte Erde unter seinen Füßen ein. Wir stürzten auf die rechte Seite kopfüber und überschlugen uns im Rade fünf oder sechsmal, bis ich endlich aus den Steigbügeln kam. Das Pferd rollte noch einige Klafter tiefer und blieb wie ich einige Minuten in Betäubung liegen. Endlich raffte sich das arme Thier auf und schaute seinen gefallenen Reiter furchtsam und verwundert an. Wir bluteten beide stark, doch waren unsere Glieder unversehrt geblieben, was bei der Höhe ein wahres Wunder schien und nur dem Umstand beizumessen war, daß auf diesem jähen Abhang kein nackter Fels hervortrat, daß der durch Schnee und Regen erweichte Boden die Gewalt des Sturzes milderte. Geladene Pistolen im Gürtel und ein Doppelgewehr über den Rücken hatten die Gefahr vermehrt. Ich betastete noch halb betäubt meine verstauchten Knochen, um mich zu überzeugen ob wirklich nichts gebrochen sey. Meine Leute waren einige hundert Schritte voran geritten, hörten aber das Gepolter des Sturzes und kamen mir zu Hülfe.

Ich hoffte noch an diesem Tag die Stadt Erzerum zu erreichen. Ein heftiges Gewitter zwang mich Nachmittags in Salaiß einzukehren. Dieses Dorf ist von Türken bewohnt, welche sich im ersten Augenblick so ungastfreundlich zeigten, daß ich gerne meine Reise fortgesetzt hätte, wäre nicht gerade ein Platzregen in dicken Strömen gefallen. Das Vorzeigen meines Fermans hatte Anfangs gar keine Wirkung. Die Türken hießen mich weiter gehen. Endlich erlangten wir durch Bitten und Drohworte, daß uns ein Haus geöffnet wurde. Der Kuhstall war wie gewöhnlich unser Nachtquartier. Bei näherer Bekanntschaft wurden unsere Türken freundlicher, verplauderten den Abend mit dem Posen am Feuer, zogen mich als Hekim zu Rath und weigerten sich sogar für Pilav, Kaimak und Pferdefutter irgend eine Vergütung zu nehmen. In der Umgebung des Dorfes wuchsen noch einzelne Weidenbäume, auf deren Aesten viele Krähennester; ich zählte bis 20 Nester auf einem einzigen Baum, was nur der Seltenheit der Bäume dieser Hochebene zuzuschreiben war.

Alterthümer am Euphrat.

In der Versammlung der englischen asiatischen Gesellschaft wurde eine Mittheilung von Capitän H. B. Lynch vorgelesen über alterthümliche Ueberreste, die zwischen Ellbehin und Aschaeah am Euphrat liegen. Fünfzehn (engl.) Meilen von Ellbehin auf erhöhtem Grunde liegen die Ruinen von Resaphe oder Sergiopolis. Der untere Theil einer einst prächtigen Kirche ist noch fast erhalten; das Schiff, welches 150' lang und 80' breit ist, wird von den Flügeln durch Reihen weißer Marmorsäulen von keiner bestimmten Ordnung geschieden. Drei prächtige Bogen erheben sich aus niedrigen Strebepfeilern zwischen den Säulen. Eine kleine Colonnade lief um den obern Theil der Kirche, auf dem das gänzlich eingestürzte Dach geruht zu haben scheint. Die ganze Fläche der Stadt ist eine Masse von Ruinen, aber die äußere Mauer ist fast völlig erhalten. Zu Phunsa, einem Vorgebirge am östlichsten Punkte des Euphrat, 88 (engl.) Meilen von Aleppo, sind die Reste einer Brücke. Capitän Lynch glaubt, hier habe Thapsacus gestanden, denn der Punkt stimmt mit der Stelle zusammen, wo der jüngere Cyrus über den Strom ging; auch Alexander fand hier eine gebrochene Brücke, was auf keinen andern Punkt am Euphrat paßt. Die Art des Bodens macht diese Stelle zum Uebergang einer Armee äußerst passend. — Weiter hinab am rechten Ufer liegen die schönen Ruinen von Helidi, aus dem Zeitalter des byzantinischen Reichs, und aus großen Blöcken eines groben weißen Marmors aufgeführt. Ganz nahe an der Stadt sind mehrere merkwürdige gemauerte und drei Stock hohe Gräber, in deren einem ein Sarg mit einer einbalsamirten in feine Linnen und Seide und eine harzartige Substanz eingehüllten Leiche mit einer rohen goldenen Gesichtsmaske, die jetzt im Museum der ostindischen Compagnie ist, gefunden wurde (s. Nr. 88 vom vor. J.); die Maske und die Methode des Einbalsamirens scheinen auf ein weit höheres Alterthum als das der Stadt zu deuten. (Athen. 15 März.)

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Erster Abschnitt. Reise zum Sinaikloster.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, den 21 März. Wir brachen $6\frac{1}{4}$ Uhr auf, verließen eine kurze Strecke hinter unserer Lagerstätte Wady Kemileh, welches sich in einer scharfen Biegung nach WNW wandte, und zogen in der Richtung SO eine breite Ebene hinauf, auf deren von Felsen eingeschlossener Höhe sich ein Begräbnißplatz der Beduinen, Mekberat esch-Schech Achmed genannt, befand. Einige kunstlos aufgerichtete Steine und von den Strahlen der Sonne versengte Kräuter bezeichneten die einzelnen Gräber, deren Zahl gegen dreißig betragen mochte. Zu einem derselben, wahrscheinlich dem des Schechs, traten mehrere unserer Führer hinzu, knieten an demselben nieder und bedeckten das Gesträuch mit Küssen.

Wir durchschnitten hierauf den Wady Sech und kamen um 7 Uhr 15 Minuten auf einen freien Platz, welcher von vielen kleinen Wasserbetten, mit Acazien und duftenden Kräutern angefüllt, durchfurcht war. Wir zogen über denselben und betraten Wady el-Berek, ein enges Thal mit hohen, vielfach gespaltenen und zerklüfteten Felsenwänden, welches anfänglich in südwestlicher Richtung lief, sich aber später gegen SO wandte. Es enthielt eine Anzahl ungewöhnlich großer Acazienbäume und war mit, von den benachbarten Höhen herabgestürzten Felsentrümmern und spitzen Steinen angefüllt, welche letztere den Kamelen den Weg äußerst beschwerlich und schmerzlich machten. Wir kamen deßhalb nur langsam vorwärts und hatten hinlängliche Muße, das Bild einer wirklich großartigen Wildniß in uns aufzunehmen. $8\frac{1}{2}$ Uhr begegneten wir oberhalb der Mündung des Wady Ibn Sake, welcher von Osten her in das Thal eintritt, einigen auf der Wanderung begriffenen Beduinenfamilien, deren männliche Mitglieder mit unseren Bedawin die üblichen Begrüßungen wechselten, indem sie einander auf die Stirne küßten, sich mehrmals die Hände drückten und dabei abwechselnd die Worte Selamat und Teyibin [1] wiederholten. Eine Stunde später stießen wir auf eine von Steinen, die ohne Verbindungsmittel auf einander gelegt waren, errichtete Brustwehr, die sich von einer Felsenwand zur anderen quer über das Thal zog und noch in ziemlich unversehrtem Zustande war. Ueber ihre Entstehung erzählten unsere Führer nachstehende Begebenheit. Die Tawarah hatten in früheren Zeiten ausschließlich den Transport der Waaren zwischen Nakhleh und Cairo zu besorgen gehabt; derselbe wurde ihnen aber plötzlich entzogen und anderen Stämmen übertragen. Aus Rache, und um sich für den entzogenen Verdienst zu entschädigen, vereinigten sich nun die Tawarah und überfielen zwischen Suez und Cairo eine große Karawane, plünderten dieselbe und brachten eine reiche Beute an Kamelen und allerhand Waaren in ihre Thäler heim. Die Verletzten wandten sich an Mohammed Ali, der die geraubten Gegenstände vergeblich zurückfordern ließ, da sie bereits getheilt,

[1] Diese Worte bedeuten: ich freue mich über dein Wohlbefinden und ich hoffe, du befindest dich wohl.

theilweise auch aufgezehrt waren. Er schickte nun einige tausend Mann Truppen ab, gegen welche die Tawarah an dieser Stelle den Wall errichteten, in der Erwartung, daß die Soldaten das Thal heraufrücken würden. Allein diese machten die getroffenen Vertheidigungsmaaßregeln zu nichte, indem sie die allzu Arglosen umgingen, von den Bergen auf sie herabkamen und sie nach kurzer Gegenwehr in die Flucht jagten; zwei unserer Führer, Hamed und ein achtzigjähriger Greis, hatten nach ihrer Angabe an diesem Kampfe Theil genommen und bezeichneten uns die Stellen, von denen die Truppen wie „gewaltiger Gewitterregen" auf sie herabgekommen waren. An diese Erzählung knüpften sie eine Schilderung der Armuth, in die sie durch Anziehung jenes Transports nach und nach verfallen wären. Es gäbe, behaupteten sie, unter ihnen nur wenige, die drei bis vier Kamele besitzen, die meisten hätten nur eins, ja es finde sich oft, daß ein Kamel im gemeinschaftlichen Eigenthum mehrerer sey.

Um 11 Uhr 20 Minuten durchschnitten wir das obere Ende des Wady Berrk und betraten dann ein sich daran schließendes Wasserbett, welches uns in den Wady Akr führte; dieser ist ein breites Thal, dessen Grund mit verschiedenen Pflanzen angefüllt war, von denen die Kamele die am Wege stehenden begierig abrupften. Es fiel uns auf, daß sie besonders einer grünen, stachlichen Pflanze, die unsere Führer Kirdy nannten, den Vorzug gaben und dieselbe mit großer Leichtigkeit verzehrten, obschon daran Stacheln waren so stark, daß sie die Sandalen unserer Beduinen zu deren großem Leidwesen öfters durchdrangen. Wir gingen Wady Akr in der Richtung von Südost nach Süd hinauf, und kamen $11\frac{1}{2}$ Uhr an einem in der linken Felsenwand sich öffnenden Thore vorüber, welches den Eingang zum Wady Kineh bildet, der mit dem Wady Akr parallel läuft, von diesem aber durch eine Felsenwand getrennt wird, die sich an manchen Stellen fast gänzlich verliert, so daß beide Thäler in eine große Ebene zusammenlaufen. Uebrigens nimmt Wady Akr oberhalb jenes Felsenthores, nahe bei dem kegelförmigen Berge Sibul-Harn-Ubarie den Namen Lubweh an. Um 1 Uhr 27 Minuten zogen wir über einen zweiten, weniger romantisch gelegenen Begräbnißplatz, Bewuda Bus Chalil genannt, und kamen bald darauf in den Wady Berach. Dieses Thal breitete sich allmählich zu einer Ebene aus, von deren Höhe man uns den Dschebel Musa in der Richtung von Südost das erstemal zeigte. $3\frac{1}{2}$ Uhr bogen wir von der Ebene in den links herabkommenden Nebenwady Oesch ab, wo wir unser Lager aufschlugen, da die Kamele sehr angegriffen waren, sich auch eine Quelle in der Nähe befand, welche nach der Versicherung unserer Führer gutes Trinkwasser enthalten sollte. Sie gingen mit einigen Kamelen dahin ab, um ihre leer gewordenen Wasserschläuche zu füllen, und theilten uns, als sie zurückkehrten, von dem Wasser mit, welches zwar sehr frisch, aber von etwas salzigem Geschmack war.

Freitag, den 22 März. Obgleich wir uns bereits zehn Tage auf dem Marsche befanden, so waren unsere Beduinen doch so wenig von der Reise angegriffen, daß sie die ganze vergangene Nacht statt zu schlafen, in lebhafter Unterhaltung mit anderen ihres Stammes zubrachten, die von ihrem in der Nähe des unsrigen gelegenen Lagerplatze zum Besuche herangekommen waren. Leider wurden wir dadurch in unserem Schlafe gestört, zumal auch die Kamele in Bewegung waren und dabei den Zelten so nahe kamen, daß sich eins nach dem andern in den Stricken fing, mit denen das Dach unseres Zeltes am Erdboden befestigt war, wodurch die Grundfesten unseres leichten Hauses jedesmal stark erschüttert wurden. Wir standen deßhalb ziemlich verdrießlich auf, doch als wir aus dem Zelte traten und die westlichen Hügel des Wady Oesch von der Morgensonne vergoldet, und die Spitzen des majestätischen Serbal, der in einer Entfernung von etwa sechs Stunden vor uns lag, allmählich aus dem Dunkel, in welches er gehüllt war, hervortreten sahen, da vergaßen wir schnell über diesen herrlichen Anblick unsere Müdigkeit, und wanderten frohen Muthes in den frischen Morgen hinaus.

Wir brachen 6 Uhr 10 Minuten auf und gingen in südöstlicher Richtung ein schmales, mit Felsentrümmern angefülltes Wasserbett hinauf, welches uns in den Wady Achdar brachte, in dem wir eine Zeitlang hinaufgingen und dann in den Wady Mseleh, welcher von Südost herabkam, einbogen. Letzterem Thale schloß sich Wady Eslaf an, der in den Wady Schech, eins der größten Thäler der Halbinsel, welches in östlicher Richtung vom Sinai ausgeht, sich dann nach Norden und Westen und zuletzt dem Serbal zuwendet, einmündet. Wir erreichten dasselbe kurz vor 8 Uhr und trennten uns daselbst von der Karawane, welche den längeren aber bequemeren Weg nach dem Kloster, den Wady Schech entlang, einschlug, während wir letzteren nur durchschnitten und den kürzeren, aber sehr beschwerlichen Pfad über die Ebene Schib und den Engpaß Hawy wählten. Wir gingen die Ebene, die voll Gesträuch war, in der Richtung Südost gegen Süd hinauf und kamen, kurz nachdem wir sie betreten hatten, an einem Beduinen-Lager vorüber, die ihre schwarzen Zelte in einer Linie aufgeschlagen hatten und unter denselben gerade mit Kaffeekochen beschäftigt waren. Sie ließen uns durch unsern Hamed einladen abzusteigen und Kaffee zu nehmen; doch dankten wir, um jeden Aufenthalt zu vermeiden, da wir das Kloster so zeitig als möglich erreichen wollten. $9\frac{3}{4}$ Uhr kamen wir auf der Höhe der Ebene an, welche von Felsen eingeschlossen ist, die zwei förmliche Halbkreise beschreiben und über welche sich ein schwarzer Granitstrich, wie ein Band, hinwegzieht; den rechten dieser Felsen nannten unsere Führer Dschebel Der, den linken Monthöi. Nachdem wir von dieser Stelle noch einen Blick auf den herrlichen Serbal hinter uns geworfen hatten, gingen wir eine schiefe Ebene von bedeutender Ausdehnung, welche die Beduinen ebenfalls mit dem Namen Sebed belegten, hinab, und langten $11\frac{1}{4}$ Uhr am Fuße des Passes Hawy an, dessen schmaler Grund mit großen Felsenmassen angefüllt war, während sich graue, zerrissene Granitfelsenwände mindestens 860 Fuß hoch über denselben erheben. Wir stiegen von unseren Dromedaren und begannen den schmalen Pfad, welcher am Abhange der rechten Felsenwand zwischen ungeheuren, von der Höhe des Kammes herabgestürzten Felsenblöcken hindurch, mittelst Zusammenlegung großer Platten, gebahnt worden ist, mühsam emporzuklimmen. Nach beinah zweistündigem Steigen erreichten wir die Höhe des Passes, von wo sich der Pfad in das trockne Bett des mit Triebsand angefüllten Gießbachs hinabsenkte, in welchem wir weiter gingen und $12\frac{3}{4}$ Uhr auf einige Palmenbüsche stießen, hinter denen ein kleiner, östlich herabhängender Nebenwady nach der Quelle Nauduss führt. Ich begleitete unseren Hamed nach derselben, und labte mich an ihrem frischen und klaren Wasser, welches wir seit Cairo entbehrt hatten. $1\frac{1}{2}$ Uhr stiegen wir aus dem Thale eine Anhöhe hinauf, von der wir vor uns den steil emporgehenden Sussafah oder Horeb erblickten, während der Wady Tlah und Dschebel Somme et-Tinieh zu unserer Rechten lagen. Um 2 Uhr betraten wir die weite Ebene er-Rachah, die Wüste Sinai der Bibel, welche ringsum von erhabenen Granitmassen umgeben ist, und bekamen auf derselben bald das Kloster zu Gesicht, welches hinter Cypressen- und Olivenbäumen, die im jungen Grün prangten, am Ende eines Sackthales liegt, das von steilen Felsenmauern, westlich von dem Horeb, östlich von dem Dschebel ed-Dair eingeschlossen ist, und von den Arabern Wady Schnaib oder ed-Dair genannt wird. Als wir das südliche Ende der Ebene erreichten, öffnete sich östlich die Felsenkette, durch welche der Wady Schech, der als ein tiefes Wasserbett seinen Anfang am Fuße des Horeb nimmt, ausläuft, während westlich aus einem am Auslauf des Wady el-Leja gelegenen Garten sich schlanke Cypressen und Fruchtbäume erheben. $2\frac{3}{4}$ Uhr betraten wir Wady Schnaib und hielten bald nach drei Uhr unter der Thüre des Klosters, die beinahe 30 Fuß über der Erde in dessen östlicher Mauer angebracht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Unternehmung zur Aufsuchung Franklins. Während man von keiner Regierungsunternehmung zur Aufsuchung Franklins mehr hört — und die Hoffnungen sind auch in der That sehr gesunken — so will doch seine Gattin noch einen Versuch machen. Ein Schiff, der Prinz Albert, soll jenen Theil des arktischen Meeres untersuchen, in den es im vorigen Sommer nicht einzudringen vermochte. Ein Hr. Kennedy, Beamter der Hudsonsbaycampagnie, ist mit der Führung des Schiffes beauftragt. (Athen. 15 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 74. 27 März 1851.

Die Indianer an den Gränzen Neu-Mexico's.

Neu-Mexico ist in einer kläglichen Lage in Folge der Einbrüche der Wilden. Die Bewohner petitioniren gegenwärtig (nach einem Bericht im Newyork Herald vom 5 März 1851) beim Congreß um Schutz gegen die zahlreichen Stämme der wilden Indianer, wovon ihr Gebiet umgeben ist. Nach allen Nachrichten ist der Zustand jenes Theils der Vereinigten Staaten wahrhaft jammervoll. Durch die so schnelle Vernichtung des Jagdwildes in den Prairien sind die wandernden Indianer durch ihre Bedürfnisse getrieben worden, ihren Unterhalt von Auswanderern und vorüberziehenden Karawanen und den gelegensten weißen Siedelungen zu erpressen, und so sind denn die Niederlassungen der Weißen im Thal des Rio Grande in Folge der örtlichen Lage und Natur des Landes völlig umlagert von diesen halb verhungerten Wilden. Von den wüsten Ebenen gegen Osten und Norden kommen die Comanches auf die Heerden der armen Pueblos herab und führen dieselben zu Tausenden hinweg. Von ihren fast unzugänglichen Bergvesten im Westen machen die Navajoes ihre nie versiegenden Einbrüche, und rauben Pferde, Maulthiere, Rinder, Schafe und Güter, und oft alle Weiber und Kinder, die sie antreffen. Von den wilden Bergen gen Süden am Rio Grande senden die kriegerischen Apaches ihre plündernden Horden auf die hülflosen Dörfer Neu-Mexico's hinunter, eine Staubwolke zeigt sich in der Ferne, ein Trupp von wohlberittenen, aber halbnackten Wilden ist in der Colonie, und nach einer Stunde ist alles wie weggefegt. Diese Wilden, scheint es, schlachten nicht ohne Unterschied die weißen Siedler, auch die Pueblo-Indianer nicht, es sey denn daß sie Widerstand leisten. Wären die Hirten vernichtet, so würden ihre Heerden bald ausgerottet seyn, doch die Raubgier jener „Outside Barbarians“ in Folge der immer größeren Abnahme der Büffel an Zahl wird Jahr für Jahr unerträglicher für die Neu-Mexicaner, welche erklären, daß die Indianer, von denen sie in solchem Grade beunruhigt und nach feindlicher und nachtheiliger heimgesucht werden, als die Cap- und Natal-Colonisten von den Kaffirn, entweder in eine andere Gegend entfernt oder ausgerottet werden müssen. Das letzte wird wohl nicht lange ausbleiben. Ungeachtet des Vertagtseyns der Gesetzgebung im Congreß wird hoffentlich der Präsident der Vereinigten Staaten eine hinreichende Truppenmacht zu Santa Fé aufstellen, um die Indianer mindestens in respectvoller Ferne zu halten und einigermaßen das Leben und Eigenthum der Bewohner vor jenen räuberischen Arabern der Südwestgränzen der großen Republik sicher zu stellen.

Das Sanitätswesen in Niederländisch-Ostindien.

(Schluß.)

Was die Examina betrifft, diese dürften unsers Dafürhaltens nur da zur allgemeinen Zufriedenheit ausfallen, wo wirklich Freiheit und Recht gesetzlich anerkannt sind, nämlich wo der Examinator und Examinandus gleiche Achtung vor den bestehenden Vorschriften haben und sich darauf berufen können, nämlich in Niederland selbst; in Niederland allein ist von einer Examinationscommission Unparteilichkeit zu erwarten, denn hier gewährt die Freiheit der Presse den Vorzug, das geschmälerte Recht zu suchen und zu erhalten. Der großartige Gedanke, die niederländischen Officiere ebenso wie die englischen abwechselnd in den Colonien und in dem Mutterlande dienen zu lassen, dürfte sich zwar kaum je realisiren, aber für Sanitätsofficiere könnte man folgende Einrichtung treffen:

Das Examen für den Rang dritter und zweiter Classe könnte vor der Abreise nach Indien und Holland abgenommen werden; da jeder Beamte das Recht hat, nach einer gewissen Anzahl Jahre mit Urlaub nach Europa zu gehen, so könnte man den Sanitätsofficieren zweiter Classe diesen Urlaub zu dem Zeitpunkte gestatten, wenn sie an der Reihe sind, dieses Examen abzulegen, ebenso jenen dritter Classe, welche bei ihrer Abreise nach Indien nicht fähig für die zweite Classe geachtet worden sind, den Urlaub zur Ablegung des Examens für die zweite Classe, wobei sie sich zugleich vorbereiten könnten, auch das Examen erster Classe abzulegen. Zur Erreichung dieses Zweckes möchte man diesen Candidaten den vollen Gehalt lassen, denn der niederländisch-ostindische Haushalt würde durch diese Ausgabe nicht viel ärmer (England, Rußland und Oesterreich sind in dieser Beziehung so wie bei Ausbezahlung der Pension und bei der Erlaubniß, diese im Ausland zu verzehren, viel liberaler als Holland).

In holländischen Journalen konnte man seit einigen Jahren viel von „leemten en gebreken“ des geneeskundigen Dienstes in Ostindien lesen, aber wollte man nach jenem Geschreibe das hiesige Sanitätspersonal beurtheilen, so würde man nur falsche Schlüsse ziehen. Das Medicinalwesen läßt freilich viel zu wünschen übrig, z. B. eine geregelte medicinische Polizei, daß keine Gifte auf den Märkten mehr verkauft werden dürften, daß zweifelhafte Todesfälle genauer untersucht werden, daß öffentliche Häuser, Hospitäler und Gefängnisse besser eingerichtet werden, daß man den inländischen Hebammen eine Idee von Geburtshülfe beizubringen sucht etc.; wir brauchen es hier nicht auszusprechen, wessen Schuld es ist, wenn das alles nicht so ist, wie es seyn soll: das genees-

kundige Personal ist darin kein Haar breit schlimmer oder besser als das holländische in Europa selbst. Wenn das Corps in der allgemeinen Achtung gesunken war, so lag dieses an den Chefs und nicht an den Subalternen, worunter ganz tüchtige Leute sind. Wirklich empörend aber waren die rohen Ausfälle gegen die Deutschen: obgleich bei allen Holländern in Indien das geheime Bewußtseyn vorliegt, daß die deutschen Aerzte von jeher der bessere Theil des geneeskundigen Corps gewesen sind, und wenn gleich, besonders in neuerer Zeit, tüchtige Holländer sich darunter befinden, man doch unter diesen selten die allgemeine Bildung und das reifere Urtheil antrifft, welche den auf deutschen Schulen gebildeten Arzt auszeichnen, denn bei den Holländern ist das in verbis jurare magistri auch jetzt noch an der Tagesordnung.

Betrachten wir nun den Zustand des neu angekommenen Sanitätsofficiers dritter Classe, dann ist dieser eben nicht beneidenswerth. Bei seiner Ankunft zu Batavia weist man ihm in der „Messe"[1] sein Quartier an. Aber welche Messe! keine solche wie sie Warren bei der englischen Armee schildert, wo Comfort, Luxus und Ueberfluß herrschen, nein, eine Wohnung, deren grandioses Aeußere ein Inneres sehen läßt, welches den Ankömmling mit allem Elend und mit allen Unannehmlichkeiten des indischen Lebens bis zum Ekel überfüllt. Schmutzige Gänge und Unrath auf allen Seiten, stark vergitterte Fenster, alte Thüren mit ungeheuern gebrechlichen Schlössern, steingeplattete, gefängnißähnliche Spelunken voll Ungeziefer, und dann noch eine Nachbarschaft, welche die Feder zu beschreiben sich weigert; rechts wohnt z. B. ein entlassener, generversellger Lieutenant mit einem Haufen schwarzer, lumpigter Kinder und mit einer dunkeln Xanthippe, welche den ganzen Tag ihren Amadis mit dem Pantoffel bearbeitet, links eine Art von Schreiber auf halbem Solde, der in Erwartung einer möglichen Anstellung ebenfalls geistige Unterhaltung liebt, weßhalb aus seiner Kammer eine etwas gröbere Alkoholluft (als aus der rechten) sich ergießt, über seinem Haupte hört er Tag und Nacht das Gepolter der Militärzöglinge, welche brutal an ihm vorbeirennen; von diesem obern Stock dringt zuweilen eine Flüssigkeit durch, welche einen ammoniakalischen Geruch verbreitet. Im Hofe sieht er an einem Brunnen braune Frauen die Mysterien von ihrem Leibe spülen, auch zuweilen Gruppen von Bedienten mit dem Gelde, was sie in der Messe gestohlen, mit Hazardspiel beschäftigt. Des Nachts erhebt sich Hundegeheul, Affengekrächze, Katzenjammer mit Trommel- und Trompetenschall untermengt, und wenn das Gegeige der Muskiten ihn gegen Tagesanbruch einen kurzen Halbschlummer genießen läßt, weckt ihn doch um 5 Uhr der infernalische Lärm der Reveille. Mit ihm ist als Passagier ein junger Mensch ausgekommen, den er per Renommée flüchtig kennen gelernt hat: ein Mauvais Sujet, das liederlich gelebt, nichts gelernt und viel Geld durchgebracht hat. Den Tag nach seiner Ankunft erhält er von diesem Reisegefährten einen Besuch. Ihn, den er an Bord kaum eines Wortes gewürdigt hatte, grüßt er beinahe herzlich als eine menschliche Erscheinung bei so viel Bestialität. Einige Zeit nachher sieht er ihn wieder in einem Wagen, während er aus ökonomischen Gründen zu Fuße geht und ist frappirt, beinahe erstaunt, von dem Roué kaum mit einem protectorartigen Blick begrüßt zu werden; in der Messe läßt dieser sich aber nicht mehr sehen. Auch ein Domine ist mit ihm hergekommen. Der junge Doctor sucht ihn auf, er wird mit christlicher Bescheidenheit und Mäßigkeit empfangen. Auf Befragen nach seiner Wohnung bedauert der Domine, ihm keine Gegenvisite machen zu können, weil er in solch ein Haus nicht gehe! Nach Jahr und Tag trifft er den Roué auf einem Außenposten, dieser ist Magistrat und Fiscal, also eine importante Person, welche vornehm auf ihn herniedersieht, und er — noch stets subalterner Sanitätsofficier, der aus ökonomischen Rücksichten zu Fuße geht, während die importante Person in einem prächtigen Wagen mit Livreebedienten vorn und hinten und einem goldenen Schirm über sich — an ihm vorbeirollt. Den Domine trifft er auch wieder. Dieser bewohnt mit einer zahlreichen Familie ein prächtig meublirtes Haus und hat ein sehr reichliches Auskommen, denn sein Gehalt hat sich seit der Zeit um etliche hundert Gulden monatlich vermehrt; die Domine erhalten hier zu Lande mit jedem Kinde, das ihnen geboren wird, Zulage von Tractement — den Subalternofficieren erschwert man das Heurathen, und läßt ihnen die Wahl zwischen Concubinat und Bastardbildung, schrecklichen Krankheiten oder einem ascetischen Leben, welches man an dem katholischen Clerus tadelt, obgleich man es selbst zu observiren genöthigt ist.

Nach langen Dienstjahren auf Außenposten, wo er von militärischen Gewalthabern wacker gemeistert worden ist, hat er endlich das Glück, von solch einer unglückseligen öden Station nach Batavia zum Examen eines höhern Ranges aufgerufen zu werden. Wohl ihm, wenn er dann nicht ohne Geld und ohne hohe Gönner ankommt. Hat er keines von beiden, dann mag er zusehen wie er zurecht kommt. Doch zuletzt hat er das Glück als „plaatzlicher Geneesheer" in einer Residenz angestellt zu werden, ein Posten, sehr gewünscht und beneidet, weil er doch eine erträgliche Existenz verspricht.

Alle Lebensbedürfnisse sind seit dem letzten Jahrzehent auf Java im Preise gestiegen, die Verdienste haben sich aber nicht vermehrt. Ein neuer Residenzarzt ist also in Verlegenheit, auf welchem Fuße er leben soll; um sich seines Einkommens zu vergewissern, bietet er den Einwohnern der Residenz eine Abonnementsliste an, worauf zu zeichnen man jedoch nicht für gut findet. Das erste Jahr geht es mit der Praxis recht gut, man erhebt den neuen Doctor bis in die Wolken. Mit Neujahr sendet er seine Rechnungen umher, schwierige Bezahlung allenthalben, auch wohl unverschämte Zumuthung um die Rechnung zu feilschen. Der Doctor, in der Ueberzeugung, jeden nach Recht und Billigkeit behandelt zu haben, wird endlich unwillig und sein Unwille wird laut. Jetzt Zusammenstecken der Köpfe, man vernachlässigt ihn eben so sehr als man ihn früher ehrte, man intriguirt gegen ihn und sucht ihn vom Platze wegzubringen, man zieht einen obscuren Chirurgen aus irgend einem Winkel hervor und vertraut sich diesem an. Curirt der einen Kranken, dann Wunder über Wunder! Verliert er ihn, dann war ihm doch nicht mehr zu helfen und man hat die Rechnung des Doctors erspart, denn der Chirurg begnügt sich mit einem Sacke Reis oder sonst etwas, was man ihm nach Hause sendet. Jetzt gelangt der Doctor zur Erkenntniß, daß die aurea praxis eine Chimäre ist und will weg. — Aber er ist abhängig — das Reisen kostet Geld, seine Einrichtung, für ihn so kostbar, muß er für einen Spottpreis verkaufen und dann auf einem Hauptplatze bei dem erschöpfenden Hospitaldienste — wie die Holländer sagen — krumm liegen.

So geht unter guten Aussichten und schlechtem Einkommen die Dienstzeit allmählich vorüber. Wird dem deutschen Doctor nur das mäßige Glück zu Theil, als Sanitätsofficier zweiter Classe pensionirt zu werden (und dieses widerfährt jetzt der Mehrzahl),

[1] Das Haus, wo die gemeinschaftlichen Zusammenkünfte der Officiere stattfinden.

so erhält er, wenn er volle zwanzig Jahre gedient hat, in Indien eilfhundert Gulden; will er diese Pension in Europa verzehren, so erhält er 900 fl., und geht er nach der Heimath zurück, dann zieht man ihm noch einen Drittheil ab, bleibt 600 fl.; für verschiedene Zwecke kürzt man auch von diesem noch ein ansehnliches, so daß zuletzt ihm kaum 500 fl. in Händen bleiben; und dafür hat er Jugend, Gesundheit, Freunde, Bekannte, Eltern, Geschwister, Heimath und Vaterland aufgeopfert! — ihn den blühenden jungen Mann, der mit Kenntnissen ausgestattet voll Hoffnung und Zuversicht in die Welt gegangen war, sehen wir dünnschultrig, engbrüstig, dickbäuchig, hohlwangig, kahlköpfig, ausgedörrt und abgelebt in die Heimath zurückkehren. Fremd ist er uns geworden und fremd sind wir ihm! — So an Geist und Körper zu Grunde gerichtet, freuden- und hoffnungslos, schleppt er noch ein paar Jahre zwischen Furcht vor Mangel und Verdruß über verfehlten Lebenszweck seine Invalidenexistenz dahin, bis er sein müdes Haupt darniederlegt und allein den Trost genießt, welchen der einzige Schönlein so wahr erkannt hat, nicht in der Fremde sterben zu müssen. — Das Elend aber, in einem fremden Lande zu sterben, ist minder traurig als in einem solchen leben zu müssen, denn das letzte ist der Tod bei lebendigem Leibe.

Zuweilen geschieht es noch, daß ein deutscher Doctor als Nabob mit dicken Epauletten und mit voller Börse aus holländisch Indien zurückkommt. Wir erinnern an den seligen Pritsch, einen geborenen Badenser, welcher, nachdem er es in Indien bis zum Chef gebracht, in glücklichen Umständen nach Europa zurückgekehrt war und noch zwei Jahre gelebt hat. Ihn nennen jetzt noch selbst die Holländer mit Achtung, denn er war ein ehrenhafter Chef. Aber die gloriosen Zeiten, in welchen man eine solche Carriere machte, sind vorüber und die Examina werden nicht mehr wie früher bei einer Tasse Thee abgenommen. Wenn je ein subalterner Doctor als Nabob nach Europa zurückgekehrt ist, dann hat er gewiß nicht durch Praxis seine Reichthümer erworben.

So ist der Zustand des Sanitätspersonales in holländisch Ostindien. Ist die Sucht, fremde Länder zu sehen oder die Liebe zur Wissenschaft, welche beide als die edleren Beweggründe so manchen nach diesen Ländern ziehen, stärker als die Liebe zum Vaterlande, die Zuneigung zu Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden, so mag der unternehmende Mann immerhin seinen Weg nach diesen Regionen verfolgen, stets wird er durch die traurige Erfahrung belehrt werden, daß selbst ein mäßiges Loos in der Heimath einem glänzenden in der Fremde weit vorzuziehen ist. Die kosmopolitischen Ideen, daß alle Menschen Brüder sind, sich also lieben müssen, daß alle gleiche Rechte haben, und daß Nationalvorurtheile in unserer aufgeklärten Zeit als obsolet aus der Mode gekommen sind, werden ihn schon in Holland im Stiche lassen, wo die Maxime noch gilt, daß der Fremde ein Feind ist.[1]

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Erster Abschnitt. Reise zum Sinaikloster.

(Fortsetzung.)

Sobald wir unsere Ankunft gemeldet hatten, wurde die Thüre geöffnet und ein Mönch mit grauem Barte, der ihm bis zum Gürtel reichte, fragte, ob wir mit Briefen versehen wären. Da wir bejahten, so wurde alsbald ein Seil herabgelassen, an welchem wir den vom Filialkloster zu Cairo für 40 Piaster erkauften Empfehlungsbrief hinaufschickten. Da er für genügend befunden wurde, so kam das Seil wieder herab und wie wir uns in die an dessen Ende befindlichen Schlinge setzten, wurden wir einer nach dem andern bis zu der Thür emporgewunden und dann von den Mönchen mit den Händen hereingeholt. Sobald wir im Innern des Klosters glücklich angekommen waren, führte man uns über einen kleinen Hof mehrere Treppen hinauf nach einer bedeckten Galerie, an welcher die Eingänge zu den Fremdenzimmern sich befinden. Ein Mönch, welcher gebrochen deutsch, sehr geläufig englisch und französisch sprach, bewillkommte uns hier und wies uns ein nettes, mit einem großen Diwan, drei Stühlen und einem einfachen Tische versehenes Zimmer an. Man brachte uns Dattelwein und Mandeln, später auch Kaffee, und nachdem wir von letzterem genommen, ersuchten wir den Mönch, uns im Kloster herumzuführen.

Dasselbe liegt, wie schon oben erwähnt, in der Richtung von NO nach SW an dem schmalen Ende des Thales Schuaib, welches von einem nicht sehr hohen Berge eingeschlossen ist, während die Felsenmauern, welche es östlich und westlich begränzen, zu einer Höhe von mindestens 1000 Fuß über das Thal sich erheben. Das Kloster enthält eine Kirche (in der Richtung von West nach Ost), eine nahe bei dieser gelegene Moschee, die jedoch außer Gebrauch gekommen ist, da jetzt nur selten Bekenner des Islam als Pilger ihren Fuß in das Kloster setzen; 24 Capellen, mehrere Höfe mit schlanken Cypressen und eine Masse kleiner Gebäude, nach denen ein Labyrinth auf- und absteigender, bedeckter und offener Gänge führt. Der gesprächige Bruder öffnete uns zuerst einige der Capellen, die über das ganze Kloster vertheilt sind und meistens alte, werthlose Gemälde enthalten, führte uns dann nach dem Glockenhause, wo sich drei Glocken, ein Geschenk des jetzigen Kaisers von Rußland, befinden, nach dem mit einem Altare und einer Kanzel versehenen Refectorium, vor welchem ein bedeckter Gang mit Sitzen angebracht ist, wo die Mönche ihren Kaffee nehmen, nach der Tretmühle, den Brunnen Mose's und Jethro's, und im Vorbeigehen in seine eigene Zelle, welche mit einem Bett, Tisch und Stuhl ausgestattet war. Er bot uns silberne Ringe, in welche das Symbol der heiligen Katharine, deren Gebeine in der Klosterkirche ruhen, eingeschnitten war, zum Kaufe an, und da wir ihm acht Stück davon abnahmen, erwarben wir uns seine Zufriedenheit in hohem Grade. Er wollte uns nun, nach seiner Versicherung, etwas sehr Merkwürdiges zeigen und brachte uns nach dem in der südöstlichen Mauerecke sich erhebenden Thurm, wo er eine kleine Zelle öffnete, in der wir einen nackten Mann mit langem Barte erblickten, der vor einer Tafel stand und Kleidungsstücke zuschnitt. Er wurde bei unserem Eintritt durchaus nicht verlegen, stierte uns einigemal an und fuhr dann ruhig in seiner Arbeit fort. Nachdem wir die Zelle wieder verlassen hatten, erzählte uns unser Führer, daß dieser Sonderling ein Russe von Geburt sey, der in Folge eines Gelübdes sich schon mehrere Jahre hindurch aller Bekleidung enthalte und bis vor kurzem, wo es ihm verboten worden sey, auch die Kirche in dieser Tracht besucht habe. Wir besichtigten hierauf noch den Theil der westlichen Mauer, welcher aus der Zeit Justinians, des Stifters des Klosters, herrühren soll, und aus Sandsteinquadern besteht, während die übrige Mauer neu aus Granitstücken errichtet worden ist, und begaben uns dann nach unserem Zimmer, in welches bald nach uns der Prior trat, um uns zu begrüßen, da er bei unserer Ankunft in der Kirche beschäftigt gewesen war. Da wir uns mit ihm, weil er bloß neugriechisch sprach, nur durch Vermittlung unseres Führers unterhalten konnten, so entfernte er sich bald wieder, und nachdem sich auch der Mönch verabschiedet hatte, schüttelten wir den Wüstensand von uns und eilten nach dem von unserer Stube durch einige dazwischen liegende Gemächer getrennten Speisezimmern, um, da die Mönche fasteten und uns nur magere Kost zu bieten vermochten, die von unserem Koche zubereiteten Speisen mit großem Appetite zu verzehren. Als wir beim Nachtisch saßen, erschien der Mönch, der uns im Kloster herumgeführt hatte, setzte sich mit an den Tisch und nahm ohne weiteres ein Glas Wein an, obschon er uns selbst erzählt hatte, daß jetzt Fastenzeit sey, welche sehr

[1] Die Härte dieses Urtheils mögen manche herbe Erfahrungen entschuldigen. A. d. R.

streng gehalten werde. Wir hoben deßhalb die Tafel bald auf, wünschten ihm eine gute Nacht und zogen uns auf unser Zimmer zurück. Unser Gepäck war zwei Stunden nach unserer Ankunft vor dem Kloster eingetroffen.

Sonnabend, den 23 März. Besteigung des Dschebel Musa und des Ras es-Suffsafah. Von einem Mönch, unserem Dragoman und einigen von dem Kloster gestellten Beduinen, welche die nöthigen Mundvorräthe trugen, begleitet, verließen wir das Kloster 9½ Uhr durch die in der westlichen Mauer zwischen dem Klostergebäude und den Gärten befindliche Thüre, wandten uns links an der Mauer hin und stiegen südlich vom Kloster eine Schlucht hinauf, die sich schräg durch die senkrechte Felsenwand nach dem Gipfel des Berges zieht. Der Pfad führt theils über Felsentrümmer, theils über stufenähnlich aufeinander gelegte Steine, so daß das Aufsteigen nicht sehr mühsam ist. Wir verweilten einige Zeit an einer unter einem hervorragenden Felsenblocke entspringenden kühlen Quelle, wo sich zu den fünf arabischen Jungen, die uns freiwillig begleiteten, ein sechster gesellte, ein kräftiger Bursche von kaum fünfzehn Jahren, mit feurigen, schwarzen Augen, der sich auch durch seine Tracht und Bewaffnung vortheilhaft vor den anderen auszeichnete. Er bot uns einen Stein von dem Berge Musa zum Kaufe an, und als unser Dragoman, ohne von uns dazu aufgefordert zu seyn, ihm sich zu entfernen hieß, fragte er ihn, indem er seine stechenden Augen auf ihn richtete, enty Hawadsche, „bist du der Herr?“ und zwar in einem so entschiedenen Tone, daß unser François ganz verblüfft stand. Uns gefiel das kecke Wesen des Burschen, und wir behielten ihn deßhalb bei uns, was wir in keiner Weise zu bereuen hatten, da er sich als ein guter, mit der Umgegend wohl bekannter Führer erwies. Zehn Uhr 10 Minuten betraten wir das Innere der dicht am Wege gelegenen Capelle der Jungfrau des Akonomas, ein einfaches aus Granitsteinen aufgeführtes Gebäude, welches nach der Erzählung des uns begleitenden Mönches der genannten Jungfrau aus Dankbarkeit errichtet worden ist, weil sie die von Flöhen so arg gequälten Mönche, daß sie das Kloster deßhalb verlassen wollten, von dieser Plage vollständig befreit hat. Oberhalb dieser Capelle befinden sich zwei Portale, an welchen in früheren Zeiten Priester standen, welche den Pilgern auf ihrem Wege nach dem Gipfel des Berges hier die Beichte abnahmen; durch dieselben gelangt man in ein Becken, in dessen Mitte ein hoher Cypressenbaum steht, von welchem nordwestlich eine Cisterne gelegen ist, die mit Regenwasser angefüllt war. Links oder in südlicher Richtung von der Cypresse erhebt sich die hohe Spitze des Dschebel Musa, von hier aus mindestens noch ½ Stunde entfernt. Nach kurzer Rast am Fuße der schlanken Cypresse stiegen wir weiter, besichtigten die nicht weit davon gelegene Capelle der Propheten Elias und Elisa, so wie weiter hinauf die Fußspur des Kameles des Propheten Mohammed, und langten kurz nach 11 Uhr auf der Bergspitze an. Auf diesem Gipfel, der nach den von Rüppell angestellten Beobachtungen 7035 Pariser Fuß über dem Meere und 1670 Fuß über dem Kloster der 40 Märtyrer im Wady el-Leja liegen soll, stehen eine Capelle, die früher zwischen den Lateinern und Griechen getheilt war und eine Moschee, welche beide in Ruinen verfallen. Von hier erblickten wir südwestlich die tausend Fuß höhere Spitze des Katharinenberges, hinter welchem der Dschebel Sebnr liegt, westlich den Dschebel Höme und nordwestlich die höchste Spitze des Horeb, Ras es-Suffsafah genannt. Ein Blick von dem Gipfel des Berges herab lehrt, daß der heutige Dschebel Musa nicht der Sinai der Bibel seyn kann. Von der Ebene er-Rachah, wo allein die Israeliten ihr Lager hätten aufschlagen können, ist dieser Berg beinahe zwei Stunden entfernt und durch den dazwischen liegenden Horeb getrennt. Er ist überall von Bergen und Hügeln eingeschlossen, so daß man kein Ende von der Ebene aus weder berühren, noch letztere von dem Gipfel aus erblicken kann. Die einzige Stelle, wo er nicht von höheren Felsen umgeben ist, befindet sich südöstlich, wo er senkrecht auf Kieshügel herabsteigt.

Nachdem wir gefrühstückt hatten, brachen wir kurz vor 1 Uhr auf und langten nach 20 Minuten in dem Becken bei der Cypresse an. Von da wandten wir uns in eine nordwestlich sich öffnende, mit großen Felsenblöcken angefüllte Schlucht und kamen 1½ Uhr in ein von Felsen eingeschlossenes Bett, wo die längst verlassene Klause eines Einsiedlers und eine Cisterne, welche mit Wasser angefüllt war, gelegen sind. Wir gingen ohne Aufenthalt die Schlucht weiter hinab und gelangten 2 Uhr 7 Minuten in den Wady Suffsafah, der, nach der Angabe des Mönchs, von einer strauchähnlichen Pflanze, welche in diesem Thale wächst, seinen Namen erhalten hat. Hier steht eine der Jungfrau vom Gürtel geweihte Capelle, welche das Aussehen eines Stalles hat und als solcher von den Bedawin benutzt wird. Wir begannen nun eine steile, mit großen Granitblöcken angefüllte Schlucht hinaufzusteigen, wobei wir mit großer Vorsicht zu Werke gehen mußten, da die Felsenstücke oft unter unseren Füßen nachgaben und mit großem Geräusch in den Wady hinabrollten. 2½ Uhr erreichten wir die Spitze des Suffsafah, von welcher wir auf die Ebene er-Rachah, die Thäler esch-Schech und el-Leja eine weite Aussicht hatten. Gerade unter uns am Fuße der fast senkrecht hinabsteigenden Felsenwand lag ein zum Kloster gehöriger Garten mit seinen schlanken, dunkelgrünen Cypressen — eine freundliche Oase in dieser großartigen Einöde. Als wir zuerst die Ebene er-Rachah herabkamen, hielten wir diesen Berg für den Sinai, und wir haben durch dessen Besteigung die Ueberzeugung gewonnen, daß auf diesem Felsen die in der Bibel erzählten Ereignisse vorgegangen seyn können. Nach seiner Lage und Umgebung ist es der Berg, gegen welchen sich die Israeliten in der Wüste lagern konnten, denn der Wady Schech und die Ebene er-Rachah gewähren hinlänglichen Raum zum Lager für ein großes Heer, um seinen Fuß kann man ein Gehege anlegen, und das unten versammelte Volk hatte den Schall einer starken Posaune von dem Gipfel des Berges herab vernehmen können. Nur bleibt es räthselhaft, wenn man nicht ein Wunder statuiren will, wie Moses es angefangen hat, um an der steilen Felsenwand hinab in die Ebene zu gelangen.

Von diesem Plateau aus erstiegen wir eine noch höhere Spitze, von welcher wir gegen Süden eine dritte erblickten, die wir anfänglich für unbesteigbar hielten; doch wir konnten dem Verlangen, sie zu erklimmen, nicht widerstehen und kletterten hinauf, obgleich der Mönch und die Beduinen uns dringend baten, davon abzustehen und den Jungen, die wie Gazellen voranskletterten, harte Vorwürfe machten. Wir kamen glücklich auf der Felsenspitze an, und es war ein belohnendes Gefühl auf derselben zu stehen, da sie, wie uns der Mönch nachher versicherte, kein Reisender, so lange er zurückdenken könne, vor uns bestiegen habe. Wir erblickten von hier aus den Garten, welcher ungefähr in der Mitte des Wady el-Leja liegt.

Um wieder hinabzugelangen, mußten wir uns auf den Rücken legen, und indem wir uns an den Lücken, welche durch das Wetter in den Granit gebrochen worden waren, festklammerten, langsam an der Felsenwand hinabrutschen; diese Rutschpartie war nicht ohne Gefahr, und wir fühlten uns deßhalb erleichtert, als wir glücklich bei unseren Führern angekommen waren. Wir stiegen nun in den Wady Suffsafah hinab, verfolgten eine Zeitlang dieselbe Schlucht, durch welche wir von dem Dschebel Musa in den Wady gekommen waren und bogen 3½ Uhr links in die Schlucht Schuaib ein, die sich nach dem Thale gleichen Namens hinabsenkt; sie war ganz mit Felsentrümmern angefüllt, die das Hinabsteigen äußerst beschwerlich machten. 4 Uhr 4 Minuten stießen wir in derselben auf eine Cisterne, unterhalb welcher sich früher ein Garten befunden hat, und 4½ Uhr erreichten wir das Klosterthal, in welchem nahe bei dem Auslauf der Schlucht eine Abtheilung ägyptischer Soldaten, die vor kurzem angekommen waren, ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Zehn Minuten später waren wir im Kloster.

(Schluß folgt.)

Die Kriegsmarine Dänemarks zählt jetzt 5 Linienschiffe, 1 Schiff, zur Fregatte restaurirt, 8 Fregatten (wovon 1 auf dem Stapel), 5 Corvetten (wovon 1 auf dem Stapel), 4 Briggs, 1 Bark, drei Schooner, 2 Kutter, 7 Dampfer (wovon 1 auf dem Stapel), und eine Ruderflottille von 86 Fahrzeugen, zusammen 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 75. 26 März 1851.

Penang.[1]

Die Schauspielkunst bei den indo-chinesischen Völkerschaften.

In dem chinesischen Quartier von Penang liegt selbstverständlich ihre Pagode, ein weitläuftiges Gebäude mit mehreren Höfen, die durch verschiedene Tempel getrennt waren, in denen die grotesken Götzenbilder aufgestellt sind. Der Eingang wird durch zwei in Granit ausgebauene, ziemlich phantastisch gebildete Löwen bewacht. Für diese gewiß in hohem Grade demoralisirten, jedenfalls sehr wenig religiösen Menschen dient die Pagode eben so sehr zu irdischem Nutzen, als zur geistigen Erhebung. Hier hatte man gerade in diesen Tagen, der Pagode gerade gegenüber, ein Theater unter freiem Himmel errichtet — denn es war um die Zeit eines der vielen chinesischen Feste — und hier konnte man denn des Abends unter dem bunten Gewühl herumspazieren, das auf dem geräumigen Platze hin- und herwogte, theils um sich an den theatralischen Leistungen zu ergötzen, die zum Besten gegeben wurden, theils um der mehr materiellen Genüsse theilhaftig zu werden, die in großer Mannichfaltigkeit in eine Art Restauration, welche in der Vorhalle der Pagode, auf Tischen, die man vor den Götzenbildern aufgestellt hatte, eingerichtet war, feilgeboten wurden. Der Rauch einer Menge Rauchfässer, die zwischen den Speisewaaren aufgestellt waren, erfüllte die Luft. Es war nicht leicht daraus klug zu werden, was hier eigentlich vor sich ging; der Uneingeweihte kannte leicht das Ganze für eine Art Pickenik halten, wo ein jeder etwas zu dem gemeinschaftlichen Mahl mitbrachte; denn die guten Chinesen ermangelten nicht, ihre Opfer und Gaben zu bringen, aber nahmen denn auch ihren Theil von den Herrlichkeiten, welche die Götzentafel darbot.

Was in diesem chinesischen volksthümlichen Thalien-Tempel zum Besten gegeben ward, war beinahe noch schwerer zu erklären. Fürs erste war es schwierig, die Mimen und den Zuschauer von einander zu unterscheiden: denn so wie der allgemeine Zuschauerplatz für alle offen stand, die sich unter Gottes freiem Himmel bewegten, so hatten die Privilegirten (ich vermuthe die Bezahlenden) keine andere Zuflucht, als auf der Bühne selbst zu sitzen, und da diese ziemlich klein und die Anzahl der Spielenden ziemlich groß war, so war eine bedeutende Verwirrung unvermeidlich. Diese stieg auf das äußerste, als Thee servirt ward, der für alle, Schauspieler und Zuschauer, gemeinsam war; ob aber dieses Tractament zum Stuck gehörte, oder bloß als Erfrischung für die Privilegirten zu betrachten, das war ich zu entdecken nicht im Stande.

Man wird begreifen, daß es unter solchen Verhältnissen schwer ward, viel von dem Inhalt oder der Bedeutung der Vorstellung aufzufassen. Eine Prinzessin schmachtete in Fesseln, ein Ritter wollte sie befreien, und sang in dieser Veranlassung eine herz- und ohrenzerreißende Arie, ein Gefängnißwärter warf die Gefangene in ein noch schlimmeres Gefängniß wie zuvor — das war ungefähr alles, was ich aufzufassen vermochte. Ich bin es der Wahrheit schuldig, zu gestehen daß ich lange nach dem Anfang der Vorstellung kam und lange vor ihrem Ende wieder mich entfernte.

Die Chinesen lieben leidenschaftlich jedes Schauspiel, und ihre Literatur bietet einen außerordentlichen Reichthum an dramatischen Werken dar: denn ein einziger Theaterdichter, Kuan-han-king hat uns nicht weniger als 60 Stücke hinterlassen. Die Komödie ist bei ihnen nicht streng von der Tragödie geschieden; doch bewegt sich die erste gern im Alltagsleben und in der niedern Sphäre der Gesellschaft, während die Tragödie nicht bloß ihrem Stoff nach historisch — sie stellt am öftersten Dynastiekämpfe aus der vortatarischen Zeit vor — oder mythologisch ist, sondern auch in ihrem Dialog zu einem höhern Ernst und Pathos sich erhebt. Die aristotelischen Einheiten werden auf das Rücksichtsloseste übertreten: der Dialog wird oft von lyrischen Partien unterbrochen, die als Recitativ vorgetragen werden; einige Stücke bieten eine Analogie zu dem griechischen Chor dar. Eintheilung in Acte existirt auf dem Papier, aber es scheint, daß bei der Aufführung nicht viel Gewicht darauf gelegt wird; denn Low erzählt z. B. daß er sechs Stunden lang ein chinesisches Schauspiel angesehen habe, ohne daß eine einzige Pause gemacht, und ohne daß es vorbei gewesen wäre, als er sich entfernte. Es geht eine strenge Moral durch die chinesischen Dramen; dazu zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie mit einem treuen, sorgfältigen und feinen Pinsel sowohl das menschliche Herz im allgemeinen, als ihres eigenen Landes Sitten und Gebräuche, namentlich ihr häusliches Leben im besondern schildern. Prémare, Stanislas Julien, John Davis und andere französische und englische Gelehrte haben uns mehrere der bemerkenswerthesten chinesischen Schauspiele in Uebersetzungen geliefert, so z. B. den „Vater- und Mutterlosen" (schon vor Voltaire benutzt), „der Kreidestrich" (ein Stoff der an Salomons Urtheil erinnert); „Ein Mann, der in seinen alten Tagen eine Erbschaft erhält," „der Geizige," „die vollendete Kammerjungfer" u. s. w. Sie stehen an Charakterzeichnung über dem größten Theil der modernen Theaterliteratur und haben ein eige-

[1] Aus dem nächstens in deutscher Bearbeitung von W. v. Rosen erscheinenden Bericht über die Weltumsegelungs-Expedition der dänischen Corvette Galathea in den Jahren 1845—47, unter dem Commandeur Bille.

nes Interesse durch ihr starkes, locales Colorit. Was die theatralische Ausführung betrifft, so ist nicht blaß das Theater stets eine ärmliche Bretterbude — die meisten chinesischen Schauspielergesellschaften sind Wandertruppen — sondern auch Maschinerie und Decorationsveränderungen sind etwas durchaus Unbekanntes. Die Scene stellt einen Saal mit zwei Seitenthüren und einer Art Thore im Hintergrunde vor; zu beiden Seiten des Thores hängen verschiedene Blas- und Streichinstrumente, als Symbole der dramatischen Kunst. Dieser Saal, so einfach er ist, wird nie verändert, und stellt nach Umständen einen Palast oder eine Hütte, einen Kerker, einen Wald, einen Garten, einen Wohlplatz, eine unterirdische Höhle, oder was man sonst will, vor. Indem man somit der Phantasie den weitesten Spielraum gibt, und von aller Illusion Abstand nimmt, sind dahingegen die Costüme um so prunkvoller, und oft von solcher Pracht und solchem Reichthum, daß die Trachten einer wandernden Gesellschaft nach Capit. Law bis zu 3000 Lst. kosten. Das Spiel, namentlich die Mimik, wird von allen Europäern, die Gelegenheit gehabt haben sich näher damit bekannt zu machen, als vollendet bis in die geringsten Nuancirungen gerühmt, nur schade daß, wie früher auch in Europa, die Damenrollen von halberwachsenen Knaben (zuweilen von Eunuchen) gegeben werden. Die Andacht der Chinesen ist größer im Theater als im Tempel; ihren Beifall geben sie nicht, wie bei uns, auf lärmende Weise zu erkennen, sondern nur durch halbstöhnende Bewunderungs- und Begeisterungsseufzer.

Alle indo-chinesischen Völker lieben die dramatische Kunst, aber es ist selbstverständlich, daß diese, deren Cultivirung schon eine politische und sociale Entwicklung beim Volk voraussetzt, nirgend im Orient eine so hohe Stufe erreicht hat, als in dem 5000jährigen chinesischen Reich. Epp erzählt, auf Banka die sogenannten „Dondak"-Partien, mimische Tänze mit den wunderbarsten Verrenkungen aller Glieder gesehen zu haben; sie stellen Liebesabenteuer und Zweikämpfe vor, und geben, wie er sagt, die ganze Wollüstigkeit, Schlauheit und Verstellungsgabe des malayischen Charakters wieder. Capitän Low nennt einen mit Gesang vermischten Tanz, den er auf Penang sah, und der „Wayang-Jager" genannt wird; er wird von Frauenzimmern oder von Knaben in Trauerkleidern getanzt.

Eine andere Art theatralischer Vorstellung, eine serio-komische Oper, die in Patani zu Hause gehört, aber auch auf Penang gegeben wird, ist der „Mayang." Er hat gewöhnlich vier Hauptpersonen, die romantische, siamesische oder javanische Legenden singen, und dazu von voller Musik accompagnirt werden; ein Bajazzo fällt gelegentlich mit plumpen Witzen ein. Aehnlich ist auch das siamesische „Lakhoa", eine Dramatisirung ihrer Volkssagen. Die Musik der Siamesen ist ausdrucksvoll, und steht im Ganzen viel höher als die birmesische, malayische oder chinesische. Die Musik wie die Volkspoesie ist bei jenem Volke in so hohem Ansehen, daß keine Familie aus den höhern Ständen eine Reise macht, ohne sich von ihren Barden oder Troubadours begleiten zu lassen.

„Huun" ist ein großartiges Marionettentheater, auf dem 50 bis 150 hölzerne Puppen tanzen. Der javanische, auch bei den Birmesen sehr beliebte „Wayang-Kulit" ist ein Schattenspiel, das mit Hülfe großer, gelenkiger Puppen gegeben wird. Sie figuriren hinter einem dünnen Vorhang und werden von dem „Dalang" in Bewegung gesetzt, der natürlich auch zugleich das Wort für sie führt. Es sind gewöhnlich alte hinduische Sagen, die in diesem Wayang-Kulit behandelt werden, und sie dauern 7—8 Tage. Dr. Selberg spricht noch von einem andern auf Java vorkommenden Drama, das meistens seinen Stoff der traditionellen javanischen Geschichte entnehmen soll. Es ist der „Topang," der von einem Dalong (hier eine Art Chor), 6 maskirten Schauspielern, deren Vorstellungen eigentlich nur mimische sind, und von mehreren Musikanten ausgeführt wird. Dieses Schauspiel scheint am meisten dem siamesischen „Manoro" zu gleichen, welches des Sri (König) Rama und seiner Affen-Armee Heldenthaten vorstellt. Der „Manaru" ist in einem weit großartigeren Styl angelegt als der „Topang", und das Schauspielpersonal, wie das Orchester weit zahlreicher; die Vorstellung desselben dauert 5 bis 6 Tage, und es scheint zusammenzufallen mit dem in Vorder-Indien im Anfang des Octobermonats gefeierten Ramlilafest, ein Fest zur Erinnerung an Wischnu's sechste und berühmteste Incarnation. Geboren unter dem Namen Rama von der Königin in Siam, geht er nämlich, 15 Jahre alt, mit seiner Gemahlin Sento nach Hindostan, um umherzuwandern und die Seelenwanderung zu predigen. Als er auf dieser Reise nach der Insel Ceylon kommt, raubt ihm der dortige König Ravanu sein Weib, und Rama muß nun, um sie zurückzuerobern, eine förmliche trojanische Belagerung anfangen, die erst mit der Einnahme der Hauptstadt endet, nachdem die Affen-Armee, mit dem berühmten Affen-General Hanumane an der Spitze, zu seinem Erfolg herangerückt. Um diese Begebenheit darzustellen, wird ein großes Fort errichtet, das mit immer colossaleren und barockeren Stroh- und Thonfiguren von Menschen, Pferden, Elephanten u. s. w. angefüllt wird, und das des Abends gegen Sonnenuntergang auf ungeheuern Rädern vom Volk dahin geschleppt wird. Den letzten Zug kommt Ravanu selbst, als Riese, 30 bis 40 Fuß hoch, mit 8 bis 9 Köpfen und vielen bewaffneten Armen. Die Belagerer stürmen mehreremale, aber werden jedesmal wieder zurückgeschlagen, da dringen endlich mehrere hundert Affen unter ungeheurem Heulen und Brüllen vorwärts, der König Ravanu und seine Mannen springen in die Luft unter einer ungeheuren Explosion, und das Ganze endet mit einem großen Feuerwerk.

Die Mohammedaner in Vorder-Indien haben ebenfalls ein Fest, das in seinem Charakter vollkommen dramatisch ist; es heißt „Maharrun", und wird zur Erinnerung daran abgehalten, daß Hussein und seine kleine Reiterschaar auf Kerbelas Ebenen angefallen und ermordet wurden. Hussein und sein Bruder Hassan werden bei diesem Fest in ihrem Sarkophag umhergetragen in einer großartigen Procession, der selbst die Reichsten auf ihren Kamelen oder Elephanten folgen, und die von einer rauschenden Musik begleitet wird, die unaufhörlich der Ruf „Hussein" und „Hassan" unterbricht. Von Zeit zu Zeit wird der Zug aufgehalten durch die vielen Feuer, die auf den Plätzen und in den Straßen angezündet sind, und nun singt ein Priester aus der Seidkaste[1] die berühmtesten Stellen aus der persischen „Dadan Mahpalis" ab. Sein Gesang wird von den heftigsten Gebärden begleitet, welche die ganze umstehende Menge nachahmt, und klappernde Instrumente ahmen den Lärmen von Reiterregimentern nach, während das ganze Volk zuletzt in wild fanatischer Raserei um die Feuer tanzt.

Außer diesen großen religiösen Festlichkeiten gibt es noch in Vorder-Indien eine andere, mehr eigentlich dramatische Kunst,

[1] Die Seidkaste stammt in gerader Linie von Mohammed ab, und ist die einzige Kaste, in die niemand aufgenommen werden kann, während unter den Moguls, Patans und Scheikhs nicht selten frühere Hindusklaven gefunden werden, die, von ihren Herren dazu überredet, zum Mohammedanismus übergegangen sind.

die bei den Hindus und Mohammedanern verschieden ist. Es ist vorher an einer andern Stelle bemerkt worden, daß die Bajadere Tempeltänzerin ist, und daß die Mädchen ihrer Abkunft in den Stand der Mutter übergeben, während die Knaben zu Musikanten und Schauspielern erzogen werden. Eine falsche Schauspielertruppe gehört der Pagode an, und wird von dieser an vornehme Leute ausgeliehen, um diese während der Hindufeste mit ihren mythologischen Schauspielen zu unterhalten. Nach beendeten Festlichkeiten kehrt die Truppe nach ihrem Tempel zurück.

Eine ganz andere Art von Künstlern sind die zu der mohammedanischen Patankaste gehörenden, und stets bei eingebornen Cavallerie-Regimentern engagirten „Bha-ans“, die wiederum unter sich verschieden sind, theils sind es nämlich Sänger (Kurkbris, ihre Gesänge heißen Kurkha), die dem Regiment in der Hitze des Gefechtes folgen und durch ihre begeisternden Gesänge Wunder verrichten, theils sind es mehr Schauspieler in des Wortes eigentlichem Sinne. Diese sollen sich durch ein vorzügliches Spiel auszeichnen; sie improvisiren ihre Rollen, wie in der alten italienischen Pantomime, und Stücke, die sich im gewöhnlichen Leben bewegen, sollen, obgleich zuweilen voll Zweideutigkeiten und Plattitüden, reich an Witz und beißender Satyre seyn. Nicht selten haben die mohammedanischen Familien Privattheater; hier werden gern kleine Lustspiele aufgeführt, und hier sind es die weiblichen Dienerinnen, welche die Rollen ausführen. Da diese Stücke in der „Zenana“ (dem Weibergemach) aufgeführt werden, wohnen ihnen, außer dem wirklichen Personal, natürlich nur die Herren des Hauses bei, und höchstens der eine oder andere ältere Bekannte.

Rangun.

(Nach einem Schreiben vom 29 Januar 1851.)

Rangun ist nicht mehr! Gestern um 11 Uhr Vormittags brach im Herzen der Stadt ein furchtbares Feuer aus, und alle Mittel, die man anwandte, um seinen Fortschritt zu hemmen, waren völlig vergebens. Das Zollhaus, das Haupt-Werft, die armenische Kirche und die ersten Kaufhäuser sind gänzlich zerstört, ganze Straßen von großer Länge bieten dem Auge nur Aschenhaufen dar, und so vernichtend sind die Wirkungen des Brandes gewesen, daß alle Einwohner Noth haben die Stelle zu finden wo ihre Wohnungen gestanden. Nach einem ungefähren Ueberschlag sind mindestens 2000 Häuser ganz und gar vernichtet, und der Verlust an Eigenthum beträgt nach der niedrigsten Schätzung 30 Lacs Rupien, während der Verlust an Leben nicht zu berechnen ist. Das Feuer erstreckte sich 2 (engl.) Meilen in der Länge und 1 (engl.) Meile in der Breite, und fürchterlich schnell um sich reißend theilte es sich vom Lande einer Anzahl Lastboote mit, welche mit zündbaren Waaren von bedeutendem Werth vollgepackt lagen. Von diesen aus erweiterte die Flamme bis zu den Schiffen auf dem Strom, und neun derselben, wovon fünf die volle Ladung inne hatten, verbrannten bis ans Wasser. Die übrigen retteten sich nur dadurch, daß sie ihre Kabeltaue kappten und an der andern Seite des Flusses ankerten. In der Nähe der armenischen Kirche wüthete das Feuer mit unbegreiflicher Heftigkeit. Kaum irgend etwas, was es auch war, konnte gerettet werden. Eine große Menge Eingebornen, um sich vor dem Verderben zu retten, stürzte in den Fluß und blieb da, hörte auch auf keine Bitten, die man an sie that, den Fortschritt des verschlingenden Elements hemmen zu helfen. Abends um 10 Uhr flog das Zollhaus, wo eine große Masse Schießpulver aufgespeichert war, mit einer fürchterlichen Explosion in die Luft, nah und fern Tod und Zerstörung bringend. In der That, mit Ausnahme weniger geringer Hütten in der Vorstadt, ist kaum ein einzelnes Haus von der einstigen großen, in besonderm Wachsthum und Gedeihen begriffenen Stadt Rangun mehr übrig. Es werden viele Jahre vergehen, ehe Rangun wieder zu seiner vorigen Bedeutung als Handelshafen gelangt seyn wird.

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Erster Abschnitt. Reise zum Sinaikloster.

(Schluß.)

Samstag, den 24 März beschlossen wir im Kloster zuzubringen. Nachdem uns früh das Geläute der Glocken geweckt hatte, begaben wir uns gegen 7 Uhr nach der Kirche, aus welcher uns die Mönche, mit brennenden Wachskerzen in den Händen, in Procession entgegenkamen, um das Bild der heiligen Katharina in den Höfen des Klosters umherzutragen. Man forderte uns auf, an der Procession Theil zu nehmen, und nachdem wir Kerzen erhalten hatten, schlossen wir uns dem Zuge an, welcher von einigen zwanzig Mönchen, uns beiden, unserem Dragoman und Koch gebildet wurde, und während zwei Mönche Stellen aus Evangelien vorlasen, langsamen Schrittes sich durch mehrere Höfe bewegte und nach kurzer Zeit in die Kirche zurückkehrte. Hier fragte man nach unseren Namen, um uns in das Kirchengebet einzuschließen, und wies uns Plätze an, von denen wir einige Zeit dem Ablesen von Homilien zuhören mußten, ehe wir das Innere der Kirche näher betrachten konnten. Sie stammt aus der Zeit Justinians, und ist massiv restaurirt worden; die Decke wird von acht Säulen getragen, zwischen denen die Kirchenstühle angebracht sind, und der Fußboden ist mit buntem, zu Figuren zusammengesetztem Marmor belegt. Sie ist mit Heiligenbildern, Kronleuchtern, Lampen und Weihkesseln reichlich ausgestattet und enthält mehrere Nebencapellen, in deren einer hinter dem Altare, über welchem in einer Nische ein Mosaikstück die Verklärung darstellt, sich die mit einer Silberplatte belegte Stelle befindet, auf welcher der feurige Busch gestanden haben soll, die wir erst, nachdem wir unsere Schuhe abgelegt hatten, betreten durften. Nahe bei derselben ist das Grab der heiligen Katharina, an welchem ein blinder Mönch saß, der sich schon seit drei Monaten fortwährend in der Kirche aufhielt, in der Hoffnung, dadurch das Licht der Augen wieder zu erhalten.

Im Laufe des Nachmittags stiegen wir durch einen schmalen, dunkeln Gang nach dem Garten hinab, wo unter schlanken Cypressen, Oliven-, Mandel-, Aepfel-, Birnen- und Aprikosenbäumen, auch einige Blumen, Kraut und Gerste standen; die Weinstöcke an den Mauern waren noch kahl, die Mandel- und Aprikosenbäume dagegen in voller Blüthe. Hierauf statteten wir dem Prior einen Besuch ab, welcher uns mit einer aus Mandeln und Datteln bereiteten Mischung, so wie mit dem im Kloster sehr beliebten Dattelbranntwein bewirthete, und uns dann durch die Zimmer des Erzbischofs, welcher jedoch das Kloster nie besucht, nach der kleinen Bibliothek führte, die außer einigen alten Handschriften wenig Werthvolles enthalten soll.

Von der Bibliothek begaben wir uns nach dem fast in der Mitte des Gartens gelegenen Beinhause. Wir traten zuerst in eine Capelle ein, wo der uns führende Mönch einen Räucherkessel anzündete, und gelangten dann in das Haus des Todes. Es ist ein halbunterirdisches Gebäude und besteht aus zwei Gemächern, in denen Schädel, Arme, Beine, Rippen u. s. w. von einander gesondert und in regelmäßigen Reihen aufgeschichtet liegen. Während die Schädel der Verstorbenen ohne Unterschied zusammengelegt werden, befinden sich in dem ersten Gemache die Knochen der Laienbrüder, in dem zweiten die der Mönche, wo auch die Gebeine der Erzbischöfe in kleinen hölzernen Kästen, so wie die einiger Asceten, welche Cilicium und Ketten getragen haben, mit letzteren aufbewahrt werden.

Montag, den 25 März. Besteigung des Katharinenberges. Um 7 Uhr 5 Minuten verließen wir das Kloster, erreichten nach 20 Minuten das Ende des Klosterthales, gingen an der nördlichen Wand des Horeb hin und bogen in den Wady el-Leza ein, welcher nach Süden zu parallel mit dem Wady ed-Dair oder Schuaib läuft, und vor welchem rechts

und links auf der Ebene er-Rachah zwei dem Kloster gehörige Gärten liegen. In diesem Thale kamen wir gegen 2 Uhr an ein kleines Bächlein, bei welchem wir einige Steine mit sinaitischen Inschriften bemerkten, und nachdem wir an einem Garten vorübergegangen waren, bezeichnete der uns begleitende Mönch einen von der östlichen Felsenwand herabgefallenen rothen Granitblock, welcher dicht am Wege lag, als den Felsen, welchen Moses geschlagen, so daß Wasser herausgelaufen, welches das Volk getrunken. Dieses Felsenstück enthält auf der Vorder- und Rückseite gegen zwanzig theils natürliche, theils durch künstliche Mittel geschaffene Einschnitte von 10—12 Zoll Breite, ähnlich den Vertiefungen, welche sich zuweilen in Felsen vorfinden, über welche Wasser herabrieselt. Wegen der in diesem Felsenblocke von Natur vorhandenen Spalten mag er von den Mönchen als derjenige, an welchem das in der Bibel erzählte Wunder geschehen, auserwählt worden seyn. 8 Uhr 26 Minuten erreichten wir das Kloster el-Erbain, „die Vierzig," gewöhnlich das Kloster der vierzig Märtyrer genannt, weil nach einer alten Ueberlieferung bei einem Ueberfalle der Araber die vierzig Mönche, welche darin waren, getödtet worden seyn sollen; dasselbe ist jetzt von den Mönchen verlassen und nur von einer Familie der Dschebliveh, der Leibeigenen des Klosters, bewohnt, der die Besorgung des Gartens, welcher das Gebäude umgibt, obliegt. Derselbe enthielt eine große Oelbaumpflanzung und verschiedene andere Fruchtbäume, zwischen welchen sich eine einzelne Cypresse erhob, die wegen ihrer ungewöhnlichen Höhe unsere Bewunderung erregte. Auch fließt darin ein kleiner Quell, der jedoch nach kurzem Lauf wieder in den Erdboden verschwindet. Da wir das Innere des Klosters uns nach unserer Rückkehr von dem Katharinenberge besichtigen wollten, so verließen wir den Garten nach kurzem Aufenthalte und gingen in der Richtung Südost gegen Süd zwischen zwei mit sinaitischen Inschriften bedeckten Felsen hindurch, eine Schlucht hinauf, welche den Namen der Spalte Moses, Schek Musa, trägt; diese Schlucht wurde bald eng und steil, und der ungebahnte Pfad führte über große Felsblöcke hinweg. 9 Uhr 5 Minuten kamen wir zu einer an der linken Felsenwand gelegenen Quelle mit klarem kühlem Wasser, welche durch das Aufflattern eines Rebhuhns entdeckt worden seyn soll, und deßhalb Moyr esch-Schinnar, Rebhuhnquelle heißt. Von derselben gelangten wir durch eine enge, senkrecht emporgehende Spalte nach dem von der Spitze des Berges sich abdachenden Rücken, welcher mit Kräutern und Gesträuch angefüllt war. Wir hielten uns, indem wir diesen Rücken in südsüdwestlicher Richtung hinaufgingen, auf dessen westlicher Seite, und hatten bis zum Fuß der höchsten Kuppe einen bequemen Weg, während wir die Kuppe selbst, welche aus einem Haufen übereinander aufgethürmter Granitblöcke besteht, nur mit großer Mühe bestiegen. Wir kamen auf deren Höhe 10¾ Uhr an; sie besteht aus zwei Höckern, auf deren östlichem eine kleine aus rothen Granitstücken aufgeführte Capelle steht, welche der heiligen Katharina geweiht ist, deren Gebeine der Legende zufolge nach ihrem Märtyrertode von Engeln hierher getragen und dann von den Mönchen nach dem Kloster im Wady Schuaib geschafft worden seyn sollen. Wir gingen nach dem westlichen Plateau hinüber, von wo wir auf das die Halbinsel umgebende Meer und die Masse der zackigen Felsen, die sich auf ihr erheben, eine weite, fast unbegränzte Aussicht hatten, die nur von dem Um Schaumer, dem höchsten Berge der Halbinsel, welcher gegen Nordwesten lag, unterbrochen wurde; der Dschebel Musa lag nordöstlich tief unter uns und erschien von hier als ein unbedeutender Berg. Nach Rüppells Beobachtungen beträgt die Höhe des Katharinenberges 5063 Pariser Fuß über dem Meere oder 2700 Fuß über dem Kloster der vierzig Märtyrer, welches letztere 3566 Pariser Fuß über dem Meer gelegen ist. Um 12 Uhr verließen wir den Gipfel und langten kurz vor 1 Uhr an der Rebhuhnquelle an, wo wir uns lagerten und Kaffee tranken, den unsere Führer bereiteten. Der Knabe Suleiman, der uns auch heute begleitete, fand hier ein großes Stück Eis, welches wir in das Kloster mitnahmen und zu Abkühlung einer Flasche Champagner verwendeten. Nach einhalbstündigem Aufenthalte brachen wir von der Quelle auf und erreichten um 2 Uhr das Kloster el-Erbain, dessen einfache Kirche wir flüchtig besichtigten und dann den Rückweg nach dem Kloster antraten. Auf demselben zeigte man uns noch an der nördlichen Wand des Horeb in einem in den Boden versenkten Granitstücke ein Loch, in welchem Aaron das goldne Kalb gegossen haben soll. Als wir im Wady Schuaib an dem Lager der ägyptischen Soldaten vorübergingen, ließ uns deren Oberst in sein Zelt einladen; wir folgten seiner Einladung und wurden von ihm sehr zuvorkommend aufgenommen. Er bewirthete uns mit Pfeife, Kaffee und Scherbet, und drückte seine Verwunderung aus, daß wir freiwillig in diese unwirthbare Gegend gekommen wären, aus der er sich recht bald wieder in seinen Harem zurückwünschte. Da wir von der heutigen Tour ziemlich ermüdet waren, so verabschiedeten wir uns bald von ihm und trafen gegen 4 Uhr im Kloster ein, wo wir unsere arabischen Führer selbst bezahlten, zum großen Verdruß des hinzugekommenen Economos, der, um einen kleinen Gewinn dabei zu machen, dieß durchaus für unsere Rechnung besorgen wollte.

Dienstag, den 26 März hatten wir zu unserer Weiterreise festgesetzt. Während die Kamele beladen wurden und wir in dem kleinen Speisezimmer noch beim Kaffee saßen, erschien der Prior, um das übliche Geldgeschenk, welches wir ihm noch beim Abschied übergeben wollten, für das Kloster zu holen. Da wir uns und unsere Leute selbst beköstigt, auch bereits an die bei der Besteigung des Dschebel Musa und des Katharinenberges uns vom Kloster kraft eines demselben angeblich zustehenden Rechtes mitgegebenen Führer, nicht minder an den Economos und den Thorwächter, so wie für andere wirklich oder angeblich uns geleistete Dienste, selbst für das Heraufwinden unserer Personen und unseres Gepäcks eine nicht unbedeutende Summe bezahlt hatten, so übergaben wir ihm noch sechs Ghazi im Gesammtbetrag von ungefähr 120 Piastern, welche Summe jedoch hinter der Erwartung des guten Priors zurückgeblieben zu seyn schien, da er nach deren Empfang sogleich aufstand und das Zimmer ohne ein Wort des Dankes verließ. Unsere Vermuthung war nicht ungegründet, denn als wir bereits auf den Kamelen saßen und im Begriff waren aufzubrechen, erschien der Prior an der hohen Thüre und bat unseren Dragoman, noch einmal hinaufzukommen; derselbe entsprach seiner Bitte und wurde hinaufgezogen. Als er wieder herabkam, erzählte er uns, daß ihn der Prior ersucht habe, er möge uns veranlassen, unserem Geschenke noch einige Ghazi hinzuzufügen, daß er jedoch dieses Ansinnen als unpassend zurückgewiesen habe.

Das Polizei-Korps in London. Am 5 März d. J. ist auf Befehl des Unterhauses der die Polizeimannschaft der Hauptstadt für das Jahr 1850 betreffende Bericht gedruckt erschienen. Es stellt sich heraus, daß die Bilanz beim Beginn des erwähnten Jahres 68,878 Pfd. St. 19 Sh., und am Schluß desselben 66,243 Pfd. St. 14 Sh. 6 d betrug. Der in dem Jahr für das Corps gezahlte Belauf war 385,744 Pfd. St. 6 Sh. 3 d. Die Gebühren, Brüchen, und Confiscirungen beliefen sich in den verschiedenen Polizeigerichten in dem J. auf 10,702 Pfd. St. 12 Sh. 6 d. Die Kosten der Polizeigerichte, einschließlich der Gehalte an Magistrate, Secretäre und andre betrugen 45,045 Pfd. St. 1 Sh. 5 d. Die Zahl des Polizeicorps der Hauptstadt war am 1 Januar 1850, 5525 Mann; es war 1 inspicirender Oberaufseher mit 600 Pfd. St. jährlich, außerdem 18 Aufseher mit 200—340 Pfd. St. das Jahr angestellt. Von 124 Inspectoren war die niedrigste Besoldung 81 Pfd. St. 18 Sh., und die höchste 200 Pfd. St. das Jahr. Die Gehalte von 585 Sergeanten wechseln von 63 Pfd. St. 14 Sh. zu 109 Pfd. St. 4 Sh. jährlich. Es sind 4797 Constables in dem Corps, nämlich 1228 in der 1sten, 2358 in der 2ten, und 1162 in der 3ten Classe (in diesen Zahlen, wie die Times vom 6 März sie hat, ist ein Irrthum). Die höchste Besoldung der Constables ist 81 Pfd. St. 18 Sh., und die niedrigste 44 Pfd. St. 4 Sh. Es sind jedem verheuratheten Sergeanten und Constable Kleider, und für das ganze Jahr wöchentlich 40 Pfd. Kohlen bewilligt, jedem, der ledig ist, wöchentlich während 6 Monate 40 Pfd. Kohlen und in den übrigen Monaten des Jahrs 20 Pfd. Diese polizeiliche Mannschaft Londons wird in kurzem bis zu mehr als 6000 Mann vermehrt werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 76. 29 März 1851.

Ungarn.

Die Schriften über Ungarn mehren sich gegenwärtig wieder in ziemlich auffallender Weise. Wir haben in diesem Augenblick nicht weniger als vier auf unserem Tische liegen und glauben uns noch einiger andern in Zeitschriften angezeigten zu erinnern. Das erste der vorliegenden ist von Chowanez „Handbuch zur Kenntniß Ungarns"; er will denen, welche in späterer Zeit nach Ungarn auswandern wollen, jedoch keineswegs bloß diesen, sondern „jedermann der sich aus wissenschaftlichen, industriellen, mercantillischen und andern Gründen eine sachgemäße Kenntniß von Ungarn erwerben will, in möglich gründlicher Weise belehrender Rathgeber seyn." Der Verfasser gehört zu denen, welche eine Auswanderung nach Ungarn befördern, glaubt aber, daß der Zeitpunkt dazu noch nicht gekommen sey; die kaiserliche Regierung habe sich in der Sache das letzte Wort vorbehalten, und ehe dieses nicht gesprochen sey, könne von Auswanderung dahin keine Rede seyn. Das heißt so viel als: „erst wenn die Regierung ihre Centralisationsidee kraftvoll durchführt, und die Erscheinung des ungarischen Landesstatuts gezeigt hat, daß die k. Regierung darauf beharrt, in ziemlich unbeschränkter Weise über die innern Angelegenheiten jenes Landes zu verfügen, kann man in der That die Auswanderung in größerm Umfang wagen." Er betrachtet augenscheinlich die Sache mehr von der utilitarischen Seite. Einen vollkommenen Gegensatz zu diesem Buch, wenn gleich im Inhalt mannichfach übereinstimmend, bildet ein neu erschienenes Werk von dem bekannten ungarischen Statistiker Alex. Fenyes: „Ungarn im Vormärz." Der Zweck dieses Buches ist: Ungarn zu schildern wie es unter seiner alten Verfassung war, und gleichsam den Leser selbst den Schluß daraus ziehen zu lassen, daß diese alte, mit allen Verhältnissen verwachsene Verfassung nicht so leicht wegzustreichen ist als manche meinen. Der Uebersetzer spricht dieß in seiner Vorrede geradezu aus, wenn er sagt: „die vormärzlichen Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse sind weder durch die ungarische Revolution noch durch deren Untergang factisch aufgehoben worden; sie bestehen noch heute großentheils fort, so weit dieß unter dem Martialgesetz möglich. „Aufheben oder Fortbestehenlassen" bildet seit zwei Jahren die lebhaftest discutirte Frage im österreichischen Cabinet, und sie ist heute ihrer Entscheidung noch um keinen Schritt näher gerückt als am 13 August 1849." An diesem Tag fiel Ungarn zurück unter die Herrschaft Oesterreichs, der es sich zu entziehen gesucht hatte, und die österreichischen Kriegsbefehlshaber schalteten nun darin nach Kriegsrecht. Wäre Ungarn ein Land wie Deutschland oder Frankreich, wo das factische Uebergewicht des dritten Standes dem utilitarischen Princip eine entschiedene Uebermacht gegeben hat, und diese Uebermacht noch durch das dem Adel feindliche buralistische System verstärkt wurde, so wäre Ungarn seit jener Zeit bereits wesentlich umgewandelt worden, indem ein Land wo der Mittelstand zur Uebermacht gelangt ist, eine starke Dosis „Dispotismo ilustrado" vertragen kann, denn es kümmert sich wenig um Formen, und hält sich an die Sache; ein Land auf der Stufe der ökonomischen Entwicklung Ungarns, wo der Ackerbau noch, man kann sagen 99 Hunderttheile der Bevölkerung beschäftigt, und eine weit größere Anzahl Arme beschäftigen könnte, ein solches Land hängt starr und zäh an den alten Formen, die bis zu einem hohen Grade auch wirklich das Wesen und den Kern seiner Freiheit und Unabhängigkeit enthalten, und da ist es dann kein Wunder, daß „ein großer Theil der Nation für die Institutionen, welche die Regierung heute mit Einem Schlage vernichten will, einen stillen, aber entschiedenen Kampf führt." Ungarn war seit 300 Jahren öfter in der Lage, in welcher es sich jetzt befindet, es hat unter Joseph II eine lange Periode bureaukratischer Herrschaft durchgemacht, und doch am Ende seine alten Institutionen wieder erhalten. So hofft es denn auch jetzt, wenn nicht alsbald, doch in nicht ferner Zukunft wieder in den Besitz seiner alten Stellung zu Oesterreich zu gelangen, eine Hoffnung, die vielfach chimärisch scheint, solches jedoch vielleicht in minderem Grade ist, als es den Anschein hat. Die allbereiten Redensarten, „Oesterreich müsse seine Kräfte möglichst concentriren und könne Ungarn die alte Ausnahmsstellung nicht mehr gewähren", sind leicht hingesagt, aber die zähe Wirklichkeit spricht vielleicht anders.

Ehe diese Fragen entschieden sind, sind Auswanderungen und Niederlassungen in Ungarn eine mißliche Sache. Die Hauptfrage ist also vorerst eine durchaus politische. Wie soll sie gelöst werden? Hier stößt uns vorerst die Schrift von Boldenyi, „das Magyarenthum oder der Krieg der Nationalitäten in Ungarn"[1] auf, demselben Boldenyi, der früher, im Jahre 1848, in Paris eine Zeitschrift im Interesse Ungarns begann, und seitdem sich in Frankreich aufgehalten zu haben scheint. Hier treten die Ideen der ungarischen Revolution in ungeschwächter Kraft auf, und wir können den Charakter der Schrift, in dieser Beziehung wenigstens, nicht besser bezeichnen, als indem wir anführen, daß er sie mit den bekannten Worten schließt: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Mit seinen ziemlich schwachen Auseinandersetzungen „über die Urbevölkerungen Ungarns", womit er später umständlicher sich zu befassen gedenkt, haben wir es hier nicht zu thun, und bemerken bloß, daß wir ihm dazu nicht genug gelehrte

[1] Leipzig bei Costenoble und Remmelmann.

historische Kenntniß zutrauen. Das soll kein Vorwurf gegen ihn seyn, denn in diesem Punkte liegt die Bedeutung seines Buches nicht, und die Frage hat auch zu sehr ein bloß gelehrtes Interesse, was Hr. Boldenyi wohl selbst zugestehen wird, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß die Urbevölkerung Ungarns weder magyarisch, was sich schon von selbst versteht, noch slawisch oder deutsch war. Die Bevölkerung Ungarns wurde zu dem was sie jetzt ist, durch die Ereignisse der großen Völkerwanderung zwischen dem 5ten und 9ten Jahrhundert. Die Darstellung Boldenyi's über die Verhältnisse Ungarns seit Einwanderung der Magyaren ist dieselbe, wie wir sie gewöhnlich aus magyarischer Feder vernehmen, und wir wollen sie weder bestreiten noch vertheidigen, da wir uns in keiner Weise versucht fühlen, einen Richterspruch zwischen den magyarischen und slawischen Ansprüchen zu wagen.

Was uns hier angeht, sind die neuern und neuesten Verhältnisse in der Art, wie Boldenyi sie auffaßt. Daß er dabei auf Oesterreich und seinen Bestand keine Rücksicht nimmt, kann man dem Magyaren zu gute halten, eine andere Frage ist aber, ob das was er aufstellt und erstrebt, eine im jetzigen Zustande Europa's haltbare Stellung gibt? Der erste Satz ist, daß der Panslavismus, wie ihn Kollar, Gaj und andere gepredigt hätten, direct zur russischen Herrschaft führe, und in dieser Beziehung tadelt er streng die Ansichten der Franzosen Cyprien Robert, Bourgoing und Desprez, von denen der erste und der letzte unsern Lesern aus unserer Zeitschrift selbst mehrfach bekannt geworden sind. Hrn. Cyprien Robert bezeichnet Boldenyi ziemlich deutlich (p. 113) als erkauften Russenfreund, und Hr. Desprez hat in seinen Schriften über die ungarischen Verhältnisse, namentlich in der Revue des deux Mondes, ganz dieselben Saiten angeschlagen. Hat Herr Boldenyi gegen den ersten Recht, so kann er auch gegen den zweiten Recht haben. Indeß gibt Hr. Boldenyi hier eigentlich den Einzelnen Schuld, was die Sache der französischen Regierung war und wohl noch ist: die französische Regierung war nie der russischen, welche unter gewissen Verhältnissen ihr nothwendiger Bundesgenosse ist, principiell abgeneigt, und hat ihr mannichfach in die Hände gearbeitet. Wenn deßhalb Boldenyi als den Charakter der Nationalbewegung Ungarns den eines „europäischen Widerstandes gegen Rußland" bezeichnet, so ist es sehr die Frage, ob Frankreich eine solche Bewegung unbedingt unterstützen würde. Die von Boldenyi hervorgehobene Nothwendigkeit „die Slawen des Nordens und Südens durch ein nicht slawisches Reich auseinander zu halten," wird Frankreich nicht sonderlich dringend erscheinen, denn augenscheinlich hat es nicht mehr, wie unter Ludwig XIV, wo man Rußland noch nicht kannte, das Interesse, den Aufstand in Ungarn zu nähren, um die „Macht des Hauses Habsburg im Zaume zu halten;" dazu reicht jetzt Rußland vollkommen aus, und Frankreich hat sogar ein Interesse Oesterreich gegen Rußland nicht zu schwach werden zu lassen, wofür das eine Zeitlang sehr freundliche Entgegenkommen und selbst sehr wohlwollende Schilderungen des Kampfes in Ungarn als Probe dienen mögen. In dem ereignißreichen Jahr 1848 wäre es vielleicht durch eine kräftige Unterstützung Italiens von französischer Seite nicht unmöglich gewesen, dieses so wie Ungarn von Oesterreich loszureißen; und hätte in Frankreich noch die traditionelle Politik Richelieu's vorgeherrscht, so wäre dieß auch vielleicht geschehen, dann aber wurde das Italiens und Ungarns beraubte Oesterreich gewaltsam zu Deutschland hingedrängt, und die engste Vereinigung beider wäre die nothwendige Folge gewesen. Aber die ehemalige Politik Frankreichs war nicht eigentlich gegen das Haus Habsburg, sondern gegen die vereinigte deutsche Macht gerichtet, und eine Unterstützung Italiens und Ungarns hätte gerade die Vereinigung in Deutschland zu Einer Macht herbeigeführt, die Bekämpfung des Hauses Habsburg hätte also dem Hauptzweck geradezu entgegengearbeitet.

Das scheint Boldenyi bei den Hoffnungen die er auf Frankreich setzt, nicht in Erwägung gezogen zu haben, deßhalb drückt er sich auch über die von Frankreich in den letzten drei Jahren beobachtete scheinbare Unthätigkeit sehr verwundert aus, und meint, „in der neuen Weltstellung scheine Frankreich mit einer speciellen Aufgabe bekleidet worden zu seyn, derjenigen der Versöhnung, der ruhigen Vernunft und des Rechts." Das soll wohl nur ein Compliment für die französische Nation seyn, für welche er vorzugsweise schrieb, denn er bemerkt gleich darauf mit sauersüßer Miene, „wie unbetheiligt scheinbar auch Frankreich bei diesen Völkerkämpfen sey, so habe es doch die Pflicht, sie nicht unbeachtet zu lassen und im Nothfall zu interveniren." Das wird Frankreich sicherlich thun, ob aber gerade im Sinne Boldenyi's, möchten wir bezweifeln. Die Stellung Frankreichs in Europa ist gänzlich verändert, seine mehr als 300jährige Politik so ziemlich ausgelaufen. Diese ging zuerst auf Schwächung der spanisch-österreichischen Macht in Italien, sie machte den ersten großen Schritt zu ihrem wichtigsten Ziele mit der Erwerbung des Elsasses, den letzten und bedeutendsten im Rheinbund. Deutschland war vor allem das Opfer dieser Politik, und ist es müde die europäischen Kriege mit seinem Gelde und seinem Blute länger zu bezahlen, es will deßhalb selbständig werden. Diese Stimmung in Deutschland und die Existenz einer Republik in Frankreich läßt keinen dauernden, festen Bund zwischen den Fürsten Westdeutschlands und Frankreich mehr zu, wenn man auch von Seite der Fürsten dazu geneigt wäre; eine Verbindung Westdeutschlands mit Frankreich wäre nur noch auf revolutionärem Wege denkbar, und die radikale Partei in Frankreich hat auch den Plan des Directoriums wieder hervorgesucht, eine cis- und transpadanische Republik in Italien, eine schwäbische, fränkische u. s. w. in Deutschland aufzustellen. Gegen ein solches Unternehmen würden sich aber, abgesehen von sehr vielen Elementen in Südwestdeutschland selbst, der ganze Osten, Norden und Nordwesten Deutschlands, mit Rußland im Rückhalt und England zur Seite, waffnen. Der Plan ist gänzlich unausführbar geworden, Frankreich somit in eine beobachtende Stellung verwiesen, und sein altes Verhältniß zum südwestlichen Deutschland zeigt sich nur noch in einer negativen Wirkung, darin daß Frankreich dasselbe nicht durch den Osten und Norden gewaltsam unterwerfen läßt. Wenn also Boldenyi von Frankreich ein thätiges Eingreifen in seinem Sinn erwartet, so ist er völlig im Irrthum, um so mehr als Frankreich durch ein voreiliges Auftreten gerade den Nationalgeist in Deutschland reizen, und das herbeiführen würde was es in seinem politischen Interesse vermieden sehen muß, eine engere Vereinigung Deutschlands.

Nicht klüger, ja noch um ein gut Theil unbesonnener erscheinen Boldenyi's Ansichten in Bezug auf die Stellung Ungarns zum östlichen Europa und zu Deutschland, ja er hat in der bittern Stimmung, welche das Unglück seines Vaterlandes in ihm erzeugt hat, geradezu die Erklärungen des ungarischen Reichstags im J. 1848 vergessen: Ungarn wollte möglichst unabhängig von Oesterreich, aber aufs engste vereinigt mit Deutschland, ein vorgeschobener Posten seiner Civilisation gegen Osten seyn. Dieser Gedanke ward mehrfach im Reichstag ausgesprochen, und er ist auch ganz der Lage der Sache angemessen, denn

wie soll Ungarn ohne Deutschland die ihm von Boldenyi angewiesene Stellung eines Zwischenreiches zwischen den Slawen des Nordens und des Südens mit seiner in sich so mannichfach gespaltenen Bevölkerung ausfüllen? Die Abneigung, welche Boldenyi gegen Deutschland zeigt, ist deßhalb, wenn auch ziemlich erklärlich, doch ein wenig lächerlich. Was soll man zu nachstehender Expectoration sagen? „Deutschlands Macht zu vergrößern kann aber nicht in der Absicht Frankreichs und Englands liegen, denn auch die Deutschen denken nur die Einheit ihres Vaterlandes zu verstärken, und dieses ist schon groß genug, als daß man es durch die Incorporation einer andern Race noch mehr verstärken sollte. Wenn aber die 15 Millionen, welche Ungarn und Siebenbürgen bewohnen, in der deutschen Nationalität aufgehen müßten, so wird diese so furchtbar, daß sie das Gleichgewicht Europa's bedroht. Die magyarische Nation ist aber nicht bestimmt unterzugehen oder einem andern Volksstamm das Uebergewicht zu geben, indem sie sich mit ihm vermischt; ihre Aufgabe ist im Gegentheil zu leben, um die Idee der Freiheit und Nationalität zu entwickeln, und eines der sichersten Pfänder des europäischen Gleichgewichts zu seyn.“ Als Deutsche hätten wir vor allem Lust und Recht gegen die Idee des Gleichgewichts zu remonstriren, die nur ein anderer Ausdruck für die Spaltung und Ohnmacht Deutschlands ist; von englischem Standpunkt aus mag Hr. Boldenyi Recht haben, vom französischen kaum, denn eine Losreißung Ungarns von Oesterreich, wie solche der Verfasser im Auge hat, wäre das sicherste Mittel Deutschland zur engsten Vereinigung zu bringen; am meisten Unrecht aber hat Boldenyi vom magyarischen Standpunkt. Wenn B. Ungarn so, wie er es versteht, von Oesterreich losreißt, und dadurch Oesterreichs engste Vereinigung mit Deutschland erzwingt, so würde dieß vereinte Reich dem neuen unabhängigen Magyarenreich trotz England und Frankreich sein Uebergewicht fühlbar zu lassen geben, und letzteres würde trotz aller nominellen Unabhängigkeit in eine empfindliche Abhängigkeit von Deutschland kommen, der es sich nur entziehen könnte durch — eine Unterwerfung unter Rußland. In die Mitte gepreßt zwischen beiden, kann es seine völlige Unabhängigkeit nicht bewahren, und die Frage ist nur, welche Abhängigkeit, ob die von Rußland oder von Deutschland, vorzuziehen ist. Wir sagen mit Bedacht — von Deutschland, denn der Eintritt Oesterreichs mit allen seinen Staaten in den Bund hat unter anderm zuverlässig auch den Zweck, die Abhängigkeit Ungarns und Italiens zu sichern durch das Gewicht Deutschlands.

Als Ungarn in der furchtbaren Schlacht von Mohacs vor den Türken erlegen war, wandte es sich auch an Deutschland, d. h. an dessen Repräsentanten, den Kaiser. Nach langem Schwanken bezahlte es seine Rettung vom Türkenjoche mit seiner politischen Selbständigkeit. Als zwei Jahrhunderte später Polen auf dem Punkte stand von Rußland verschlungen zu werden, war Deutschland vergleichsweise politisch viel schwächer geworden: es konnte nicht mehr, wie einst Ungarn gegen die Türken, so jetzt Polen gegen Rußland schützen, es konnte sich nur noch mit letzterem in die Beute theilen. Wir haben nichts dagegen, daß die Polen von Galizien und Posen sich über ihr Schicksal, einem fremden Herrscher gehorchen zu müssen, beklagen, aber wollen sie mit dem sogenannten Königreich Polen, dem jetzigen Neurußland, tauschen? So viel wir immer wissen, keineswegs. So wird auch Ungarn, wenn es die Wahl hätte, in Abhängigkeit von Rußland oder von Oesterreich zu fallen, zuverlässig das letztere wählen, und zwar nicht bloß darum, weil seine materiellen Interessen es von Oesterreich abhängiger machen als von Rußland. Eine enge Verbindung zwischen Oesterreich und Ungarn wird also immer bestehen bleiben, so groß auch die Abneigung gegen ersteres jetzt seyn mag, es fragt sich aber freilich welcher Art diese Verbindung seyn soll. Boldenyi hat die Idee des Jahres 1848 sublimirt, ohne zu bedenken, daß sie, so rein dastehend, ganz in der Luft hängt. Sein Aufenthalt in Paris ist ihm vollends nachtheilig gewesen: indem er seine Träume für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes an die französische Politik anknüpfte, hat er nicht erwogen, daß die französische Politik durch den Umschwung der Dinge eine ganz andere Wendung genommen hat, daß nur der extremste Radicalismus in Frankreich die Idee verfolgen kann, das Werk des Directoriums in vergrößertem Maaßstab wieder durchzuführen, daß alle vernünftigen, mit dem Gang der europäischen Politik vertrauten Männer von einem solchen Beginnen abrathen, und daß die Zärtlichkeit für die polnischen und ungarischen Emigranten in Frankreich bedeutend abgenommen hat, weil eine Erfüllung ihrer Hoffnungen mit einer Revolution in Deutschland gepaart gehen müßte, einer Revolution die Frankreich nur verderblich werden könnte.

(Schluß folgt.)

Wanderungen an der untern Donau. IV. [1]

(Aus der Nordischen Biene vom 26 Februar und 1 März.)

Von Carlowitz beschloß ich, mich nach dem Schauplatz des serbisch-ungarischen Kriegs zu begeben. Die Nacht trat ein, und am folgenden Morgen wollte ich meine Wanderung antreten nach den durch die Ereignisse der neuesten Geschichte berühmt gewordenen Orten, inzwischen aber war es mir noch nicht gelungen einen Führer zu finden. Plötzlich als ich eben nach Hause ging, entschlossen im Nothfall allein zu wandern, klopfte mich jemand auf die Schulter. „Sie wollen die Schlachtfelder in der Bacska sehen?“ fragte mich ein junger Officier, den ich in letzter Zeit zu Wien getroffen hatte, „ich gehe eben dahin, und es wird mich freuen, wenn ich Ihnen durch meine Kenntniß der Localität und der Begebenheiten dienen kann. Ich heiße ***“, sagte er, und nannte einen Namen, der mit den Begebenheiten des letzten serbischen Aufstandes eng verbunden war; „ich bin ein Sohn jenes Landes und sehne mich, obgleich seit der Zeit noch nicht ein Jahr verflossen ist, sehr, die Orte wieder zu sehen, wo ich an vielen hitzigen Gefechten Theil nahm.“ Der Leser wird ohne Zweifel einsehen, daß mir dieser unerwartete Vorschlag ungemein angenehm war. Am folgenden Morgen, noch vor der bestimmten Stunde befand ich mich auf der Straße von Grosswardein, [2] vor einem Häuschen, in welchem der Officier wohnte. Zwei Pferde standen gesattelt da, und nach einigen Minuten saßen wir zu Pferde, ritten am Hause des Patriarchen vorbei und näherten uns der Donau. Hier erwartete uns ein Kahn, der uns nach dem gegenüberliegenden Ufer hinüberführen sollte, das schon zum Tschaikisten-Distriet gehört. „Heute,“ sagte der Officier zu mir, als wir durch die öden und stillen Straßen von Carlowitz hinritten, „heute übernachtete ich in einem Zimmer, an das sich die für die serbische Nation wichtigsten Erinnerungen knüpfen.“

„Wie so?“ fragte ich.

„In diesem Zimmer liefen alle Fäden des serbischen Aufstandes zusammen; hier an den Tisch des jungen Stratimirowitsch, des Vorsitzers der provisorischen Regierung, kamen von allen Seiten die Depeschen und Nachrichten von den Gefechten; von hier wurden die Befehle an alle Localbehörden, nach allen Lagern gesendet; mit ihm standen die Ministerien mehr als Einer Regierung in Verbindung. In nächtlicher Stille kamen hieher drei kecke Männer, und beriethen sich über das künftige Schicksal der Slawen im südlichen Oesterreich, falls der Kampf in Italien und Ungarn und die Bemühungen des Frankfurter Parlaments eine für Oesterreich ungünstige Wendung nehmen sollten. Die spätern

[1] Nr. 269, 270 und 272 v. vor. Jahr.

[2] Soll wohl Peterwardein heißen. A. d. R.

Ereignisse machten diese Frag überflüssig, aber jeder begreift, daß sie aufgeworfen werden konnte."

Wir erreichten den Punkt am Ufer, wo der Kahn uns erwartete, und setzten uns unverweilt ein. Dieser Kahn hatte nach Aussage der beiden Ruderer, ächter Tschaikisten, dem hochheiligen Patriarchen im Laufe des letzten Kriegs mehr als einmal gedient. Der Officier blickte schweigend stromabwärts auf die kaum bewegte Wasserfläche — eine lange Reihe lebhafter Erinnerungen schien ihm durch den Kopf zu gehen. Inzwischen sangen die Ruderer zum Tact ihrer muntern Ruderschläge ein trauriges Lied ohne Harmonie und hinreichenden Tact, aber voll von dem Ausdruck des Kummers und Herzeleids. Es war eine Narizanie, d. h. ein Grablied, das die Südslawen gewöhnlich über der Leiche singen.

„Um wen klagt Ihr?" fragte ich einen der Ruderer.

„Seht Ihr nicht den Menschenkopf dort über dem Wasser?" entgegnete er, und deutete mit dem Ruder auf eine Stelle hin, wo wirklich etwas weißes über dem Wasser hervorschaute. „Das ist ein magyarischer Officier, ein rechtes Muttersöhnchen, voriges Frühjahr kam er hieher, ganz verwundet. Eine gute serbische Frau nahm ihn bei sich auf, pflegte ihn wie einen Sohn, und that was sie konnte, um ihn zu retten, aber nach drei Tagen starb er. Wir begruben ihn auf der Wiese neben dem Ufer der Donau. Im Frühjahr trat der Strom aus, und bis jetzt ist das Wasser auf der Wiese stehen geblieben. So hat der arme Magyar ein nasses Grab erhalten, wie aber, wenn wir an der Stelle vorüberfahren, singen ihm die Narizanie, weil weder Mutter noch Schwester sie über ihm singen können und sogar nicht wissen, daß er hier im Wasser und Schlamm liegt. Wirklich war auch in der Nähe des Ufers, in dem schlammigen Wasser etwas einer menschlichen Leiche ähnliches zu bemerken. Statt des Kopfes war nur noch ein Schädel übrig, die Wellen bespülten Knochenhände und die Strahlen der Sonne beleuchteten die auf dem Wasser schwimmenden Fetzen eines grauen Soldatenrocks.

Das rechte uns zugebogene Ufer der Donau ist noch ziemlich bergig, aber der Strom strebt sichtlich schon sich auszubreiten, wie man an den Gedichten sieht, die von den hohen Ufern hineinstürzen, und die Uferränder nehmen hier, wie auf dem ganzen Lauf der Donau durch Mittelungarn, die Form durchschnittener Berge an. Die Wellen bespülen jetzt ein Haus, das noch vor wenigen Jahren in ziemlicher Entfernung vom Ufer stand. Das linke Ufer, dem wir uns näherten, ist flach mit Gebüsch bedeckt und bildet die Südgränze des Tschaikisten-Districtes. Nach einer Fahrt von einer halben Stunde erblickten wir das Dach des Klosters Kowil, welches das Ziel unserer Reise war. Ein trübseliges Schauspiel entrollte sich vor unsern Augen. Unter dem Schatten von Pappeln und Weiden erheben sich steil über dem Ufer die Ruinen des serbischen Klosters und spiegeln sich in der Oberfläche des Stroms, der hier ruhig und durchsichtig, wie ein stiller See dahinfließt. Rechts und Links gehen Bäume und Gebüsch in die unvermeidliche Einförmigkeit endlosen Schilfs über; weithin ist weder ein Hügel noch Wald zu sehen, es ist ein unbegränzter Horizont, der sich über 20 Ortschaften des armen sumpfigen Districts der Tschaikisten ausdehnt. In diesem Lande liegt das Kloster Kowil, das aus dem Strome selbst emporzusteigen scheint. Die umgebende Stille wird nur hie und da durch einen Kranich oder eine wilde Ente unterbrochen, die von dem Geheul des Sturmes erschreckt aus dem Geröhricht oder dem Sumpfe aufsteigt. Zahllose Wasserpflanzen erheben ihre grünen Stengel und Köpfe aus dem Wasser, je näher dem Kloster, desto dichter, und da und dort sieht man im Strome die Kiele umgestürzter Nachen. Still schwamm der unsrige zwischen denselben hindurch und näherte sich dem Lande.

Wir traten ans Ufer, wo keine Seele die öden Umgebungen des Klosters belebte, banden die Pferde an einen Baum in der Nähe des Thors und traten ein. Das Kloster Kowil ist eines der ältesten, von den ehemaligen Serbenkönigen erbauten Gebäude. Sein Alter und seine Lage, die denen vieler serbischen Klöster in Syrmien gleichen, beweisen, daß Serben seit undenklicher Zeit am linken Ufer der Save und Donau hausen, und ihre Wohnsitze in diesen Ländern nicht der Gastfreiheit der Ungarn zu denken haben. Dieß Kloster, obwohl das reichste unter allen Serbenklöstern, die größtentheils aus einem einstöckigen Hause mit einer Umschließungsmauer bestehen, unterscheidet sich scharf von den römisch-katholischen durch den Mangel an allem überflüssigen Luxus, so wie des mächtigen Einflusses der Kirchengewalt auf alle Stände der Gesellschaft, wie dieß bei den Katholiken stattfand. Beim Anblick eines solchen Klosters begreift man alsbald, daß die Herrschaft der Kirche, der es angehört, eine eigenthümlich friedliche ist, und daß ihr Einfluß aufs Volk sich auf die Befriedigung seiner geistlichen Bedürfnisse beschränkt. Alles was wir hier sehen, ist ein Ueberrest vergangener Macht; alles was jetzt noch besteht, wird durch den Eifer der Kirchspielgenossen ärmlich unterhalten. Hier gibt es keine solche Gärten, solche üppige Tafeln, solche gedeckte Galerien, welche die römisch-katholischen Klöster in so freundliche, angenehme Wohnungen umwandeln. Das Kloster von Kowil besteht aus Einem Hause: im obern Stockwerk wohnte der Archimandrit, bis die sengenden Schaaren Perczels das Dach verbrannten; im untern sind die Cellen der Mönche. Jetzt ist das Haus nur eine Trümmerstätte, in der sechs Mönche und die Familie eines armen Klosterdieners leben. Das Leben der Mönche ist einsam und einförmig, die Tage verlaufen in Gebet, gelehrten Beschäftigungen und wirthschaftlichen Arbeiten. Mitten in dem von hohen Mauern umgebenen und mit dichtem Gras bewachsenen Hofe erheben sich die beiden Kirchen von Kowil, die eine gehört einer ältern, die andere einer neuern Bauart an; beide wurden von Perczel in Trümmer verwandelt.

Wir gingen schon einigemal und zwar ziemlich lange Zeit und in verschiedenen Richtungen im Hofe umher, ohne auch nur eine Seele zu erblicken. Endlich erschien in der Allee, an einer der nach den Cellen der Mönche führenden Thüre, eine ärmlich gekleidete Frau.

„Was suchen Sie hier, meine Herren?" fragte das Weib, das sich uns zugleich als die Frau des Klosterdieners darstellte.

„Ist einer von den Mönchen da?" erwiederte der Officier.

„Nur Einer ist zu Hause, der Kalnger Vater Nikanor, hier ist seine Celle." Wir traten in den Gang, und gingen nach der bezeichneten Thüre. Wer die Cellen in den prächtigen Klöstern Böhmens, Oesterreichs und Steiermarks gesehen hat, dem kann es nicht einfallen, sie mit den Cellen von Kowil oder irgend einem andern serbischen Kloster zu vergleichen. In den ersten findet man Luxus, Ueberfluß, mindestens reichliche Ausstattung, in den letztern größtentheils Aermlichkeit, oft Armuth und Mangel. Bett, Stuhl, Tisch aus gewöhnlichem Holze und ein kupfernes Crucifix bildeten die ganze Ausstattung der kleinen dunkeln Kammer, die der Vater Nikanor seine Celle nannte. Der Mönch, der auf seinem Bette saß, hielt einen alten Kirchenfolianten vor sich in welchem er sehr vertieft war.

(Schluß folgt.)

Nachrichten von der Expedition nach Centralafrika bringt das Athenäum vom 22 März, sie enthalten indeß wenig neues; nach den letzten Briefen Dr. Barthes vom 2 October wollten sie nach Aghades, der Hauptstadt von Ahir, aufbrechen, und der Sohn des Fürsten Ennur, Sultans der Kelves, sollte sie geleiten. Sie hatten den Schutz dieses Fürsten gewonnen, der ihnen indeß nicht über Tin-Tellus hinaus von Nutzen seyn konnte, weßhalb sie geraume Zeit in diesem Lande blieben und so viel wie möglich mündliche Nachrichten zu erlangen bemüht waren. Was sie erfuhren bezieht sich hauptsächlich auf den Landstrich westlich und südwestlich von Ghat: dieser Landstrich soll keineswegs eine monotone Wüste, sondern von vielen fruchtbaren Wadis mit reichlichem Wasser durchschnitten seyn. Interessant ist die Angabe, daß zwischen Ghat und Tuat sich ein See befinden soll, in welchem Krocodile hausen. — Die Breite von Tin-Tellus ist 18° 34' N., die Länge war noch nicht genau bestimmt. Die Regenzeit dauert bis September und Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr traten täglich Gewitter mit Westwind ein, während zu andern Zeiten Ostwind weht. Wann die Expedition nach dem Tschadsee aufbrechen wird, ist noch ungewiß

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 77. 31 März 1851.

Ein uraltes heidnisches Grab auf der frisischen Insel Helgoland.

(Von Dr. K. J. Clement.)

Der leider zu früh gestorbene Schiffsbauer und Schriftsteller Jacob Andresen Siemens, der sich auch durch drei kleine praktische Schriften über die deutsche Marine ausgezeichnet hat, entdeckte unlängst auf seiner Geburtsinsel Helgoland eine sehr merkwürdige Grabstätte aus dem hohen Alterthum, worüber er mir die folgenden Einzelnheiten zur Veröffentlichung mitgetheilt.

Dieses Grab mag, nach den Lendenknochen zu urtheilen, das eines hochgewachsenen und schlanken Mannes von 6½ Fuß Länge hamb. Maaß gewesen seyn. Die Sargsteine — weißes helgolander Felsgestein — waren meist pulverisirt oder zu Gebröckel geworden, nur eine ziemliche Platte davon behielt der Finder. Das Ganze war platt zusammengesunken. Die erwähnten Lendenknochen und diese und jene Knochentheile waren noch gut erhalten, wie auch Backenzähne. Am Kopfende fand sich ein kupfernes Waffenstück, wovon das eine Ende wie ein Meißel gestaltet, ¾ Zoll dick und mit einem Absatz versehen, das andere aber ausgehöhlt und spitz zulaufend war. Die Arbeit daran schien sehr gut zu seyn. Dann fanden sich in der Gegend der Hüften oder der Hände, und nicht sehr nach den Seiten hin, zwei zum Theil spiralförmig gewundene Golddräthe. Die Spiralform betrug etwa 1 Zoll im Durchmesser, und ich vermuthe, der Spathen hat die Dräthe auseinandergerissen, so daß man nicht weiß was daraus zu machen. Hr. Andresen Siemens hatte, als er nach London ging, wo er im vorigen Herbst an der Cholera starb, noch die Dräthe in seinem Besitz; wo sie geblieben, habe ich nicht erfahren. Sie sind doppelt, und ihre Länge beträgt gut 1 Hamb. Fuß einzeln, also 4 Fuß zusammen. Nach Ducatengold geschätzt ist ihr Gewicht gegen 20 fl. Rheinisch werth. Beide Dräthe wiegen ganz gleich, was von genauer Arbeit zeugt, und daß sie, als sie gefunden wurden, gleich blank waren, ist ein Beweis von der Reinheit ihrer Masse. In der Gegend des ausgehöhlten Endes der Waffe, das etwa als Spitze im Heft eingelassen gewesen, fanden sich platte zerbrochene Stücklein Kupfer, so daß die Form wohl messerförmig gewesen. Die Richtung des Grabes in dem Todtenhügel war SW gen W. und NO gen Ost. Der Schädel war zerkrümelt, und es fanden sich einige Kohlen und schwärzliche Erde vor. An einem Erdstreifen, der sichtbare Spuren vermoderten Eisens trug, war an der linken Seiten fast die Lage eines Schwertes zu erkennen.

Vier Jahre früher fand er in demselben Hügel, aber in einem andern Grabe, eine hellblaue Koralle von der Größe einer Schweinsbohne und zwei kleine metallene Knöpfe, der eine mit eingefaßtem blauen Glas, der andere mit aufgelegtem blauen Glas. In diesem Hügel soll auch schon ein schwedischer Graf eine Grabstätte oder Urne, nebst einigen Korallen und einem kupfernen Waffenstück gefunden haben. Auch auf den andern nordfrisischen Inseln trifft man oft in heidnischen Todtenbrandstätten, wo Urnen stehen, ziemlich große blaue Glaskorallen mit einem Loch darin an. Viele Urnen mit verbrannten Knochenüberresten finden sich dort in ebenem Boden.

Die Todtenhügel Nordfrislands stehen alle auf erhöhten sandigen Strecken, kein einziger in Marschebene. Einige sind bedeutend weit und hoch, mehrere haben Spuren einer Vertiefung oder eines Grabens rings um ihren Fuß, sie sind fast immer kegelförmig gestaltet und unten im Umfang kreisförmig. Die Erde, woraus sie gebaut, ist nie von dem Platz genommen, wo sie stehen, sondern herzugebracht. Dasselbe ist mit den Todtenhügeln Englands der Fall, die eben so wie die Urnen, eine auffallende Aehnlichkeit mit den frisischen haben, auch am Fuß oft mit einer ähnlichen Vertiefung versehen sind und nie in Marschstrecken angetroffen werden. Die Todtenhügel Südenglands aber haben häufig von ihrer kalkartigen Erde ein seltsam weißes Aussehen. Die nordfrisischen auf den Inseln stehen manchmal gruppenweise nahe bei einander, als wären es Kirchhofe gewesen. Solche trifft man noch auf Amram, Föhr und Silt an. Der größte Kirchhof dieser Art auf Amram zählt gegen hundert Hügel, worunter einer besonders groß ist. Nie habe ich einen größern gesehen als unweit Dorchester auf den Hohen zwischen dort und Lyme Regis. Von unsern nordfrisischen Heidengräbern sind bisher nur noch wenige geöffnet worden. Scheu und Ehrfurcht hält die Menschen davon zurück. Manche dieser Hügel sind nicht so alt als gewöhnlich geglaubt wird, denn man muß wissen, daß das Heidenthum mit seinen Gebräuchen auf den nordfrisischen Inseln in das 13te Jahrhundert hinein gedauert hat. Für früheres Aufhören ist kein einziger Beweis vorhanden. Vergleichungsweise finden sich mehr Urnen in flacher Erde eingegraben als in Hügeln beigesetzt. Ihre Zahl ist groß und sie sind von größerer und kleiner Gestalt, denn der Todtenbrand war für alle ohne Unterschied, Jung und Alt, Klein und Groß. Die einfach in flachem Boden beigesetzten sind ohne Zweifel die der Aermeren, die in Todtenhügeln die der wohlhabenderen Geschlechter und einzelner Helden und Anführer. An adelige oder fürstliche Auszeichnung, d. i. aristokratischen Rang, ist bei den Frisen und ihren alten Gräbern nicht zu denken. Die nordfrisischen Todtenhügel tragen — was charakteristisch ist und das Nachdenken leitet — sehr oft Eigen- oder Personennamen als Präfixe an das Wort „Huug" (Hügel). Viele

liegen schon unter den Sanddünen begraben, noch mehr in der tiefen See. Unter den letzteren weiß ich von einem, der hart am brausenden Mere am Rande des Gestades stand und längst von den Sturmfluthen zerrissen ist. Als die Außenseite abbröckelte, fiel eine Urne heraus mit einem vollständigen Handwerksgeräth in Meissing, einem Schwert und einigen Münzen. Der Fund ward wie jeder andere von dem Finder an den Meistbietenden verkauft und die Untersuchung dieser Alterthumsdinge unterblieb. In einem andern Hügel derselben Insel, meiner Heimath, ward beim Nachgraben eine irdene Urne gefunden, nebst silbernen Löffeln und mehreren andern Sachen verschiedener Art. Zur Zeit des Krieges gegen Napoleon öffnete man einen der erwähnten 100 Hügel, der einer der kleinsten war, und fand unten gerade im Mittelpunkt ein aus vier ungeheuer großen Granitblöcken gebautes Grab mit einigen Urnen darin, und ein ähnlicher Stein von eben so ungeheurer Größe lag oben darauf als Deckel. Beim Oeffnen und Ebnen eines Todtenhügels eben oberhalb eines Dorfs derselben Insel bin ich selbst gegenwärtig gewesen. Nach langem Graben kam man endlich an die Brandstätte, wo der Todte verbrannt worden, und hier lag zwischen klebriger schwarzer Erde und Asche und kleinen verbrannten Knochentheilen eine Lanze von Mischmetall, etwa 1 Schuh lang, die in meinem Besitz ist. Ungefähr ein Fuß tiefer kam die eigentliche Grabstätte im Mittelpunkt des Hügels, doch etwas mehr gegen Osten, eine kreisförmig mit ziemlich großen Feldsteinen ummauerte Höhle, in deren Innerem sich nichts fand außer etwas kohlschwarzer, feuchter und klebriger Erde oder eigentlich Asche. Dieses runde Grab bedeckte ein platter Stein. Noch ein Grab anderer Gattung aus der Zeit des Todtenbrandes ist hier der Erwähnung werth. Ich habe es selbst gesehen. Man fand es zufällig am Rande eines Wegegrabens, als dieser ausgebessert und etwas weiter gemacht ward. Die Stelle war auf ebener Erde und der obere Theil des Grabes war nur ½ Fuß von der Oberfläche. Zwei ziemlich große, schmucklose und aus gewöhnlichem Thon gemachte Töpfe oder Urnen mit Ueberresten verbrannter Leichen standen neben einander auf einer dicken Lage von weißen Seemuscheln. Diese Art Beisetzung scheint seltener zu seyn. Auf den drei nordfriesischen Inseln Silt, Föhr und Amrum zusammen gibt es noch gegen 600 Todtenhügel. Unter diesen gibt es einzelne, die auf jeder dieser drei Inseln einen und denselben Namen führen.

Ungarn.

(Schluß.)

Wenn wir Baldenyi's Auffassung der auswärtigen Verhältnisse Ungarns für geradezu verfehlt halten müssen, wenn eine fortdauernde Verbindung Ungarns mit Oesterreich und Deutschland eine unvermeidliche ist, so haben wir damit über das Maaß und die Art dieser Verbindung noch keine Ansicht ausgesprochen. Hierüber muß der innere Zustand Ungarns Aufschluß geben, und in dieser Beziehung können wir nicht umhin einer kleinen, bei Hallberger in Stuttgart erschienenen Schrift: „Betrachtungen über die dermalige Lage und die Zukunft Ungarns“ ein nicht unbedeutendes Gewicht beizulegen. Der ungenannte Verfasser gibt sich für einen Deutschen aus, der, kurze Unterbrechungen abgerechnet, die letzten dreißig Jahre in Ungarn zubrachte, er wird uns aber erlauben in ihm einen kernhaften Magyaren zu sehen, zu welcher Behauptung uns sowohl die Art der Darstellung als eine ganz undeutsche Unbehülflichkeit und Mangelhaftigkeit des Styls veranlassen. Wie dem indeß auch seyn mag, die Schrift trägt einen gewissen Stempel von Wahrheit und Aufrichtigkeit an sich, der Beachtung verdient, namentlich die p. 7—32 aufgezählten großentheils ökonomischen und nur zum Theil moralischen Gründe der öffentlichen und sehr allgemein verbreiteten Unzufriedenheit. Diese lassen sich kurz zusammenfassen: die Revolution hat der ganzen Nation ungeheure Verluste zugefügt, am meisten dem wichtigsten und einflußreichsten Theil, dem mittlern Adel, der niedrige Adel ist in seinem Stolz und Selbstgefühl aufs tiefste verletzt, der Bauer fast aller verschiedenen Völker glaubt in Folge des ungeschickten Verfahrens der Regierung seine Befreiung von Feudallasten nur Kossuth zu danken und verehrt ihn abgöttisch; die neue Eröffnung des Verkehrs mit Oesterreich konnte nicht auf einmal einen sehr vermehrten Absatz der Landesproducte zur Folge haben, und somit auch keine Entschädigung bieten für die neuen schweren Steuern, und das rasche Einströmen von österreichischen und böhmischen Manufacten ohne genügende Gegenausfuhr kann nur die Geldarmuth vermehren. Daraus zieht der Verfasser den Schluß, daß die österreichische Regierung zwar für den Augenblick keinen Aufstand in Ungarn zu besorgen habe, daß aber, wenn Oesterreich anderweitig in Verlegenheit gerathe, „plötzlich“ die Lage der Dinge in Ungarn eine andere Wendung nehmen könne. „Polizeiberichte nach Wien,“ so sagt er am Schluß, „mögen wohl in vielem anders lauten, aber es sind eben — Polizeiberichte!“

Hier wird also für den Fall, daß die österreichische Regierung gegen außen beschäftigt würde, mit dürren Worten ein allgemeiner Aufstand Ungarns in Aussicht gestellt, und in Bezug auf die Plane Oesterreichs in Deutschland geradezu erklärt, sie würden daran scheitern, daß sich Oesterreich in einem solchen Falle nicht auf die Liebe und Anhänglichkeit seiner eigenen Völker verlassen könne. Die Frage ist freilich: hat der Verfasser Recht? Das wird man auf der einen Seite eben so bestimmt verneinen, als auf der andern bejahen, und in wie weit die Wahrheit in der Mitte liegt, vermögen wir nicht zu bestimmen. Daß Oesterreich in Italien auf einem Vulcan steht, dessen hat man gar keinen Hehl, alle Maaßregeln deuten darauf hin; sollte dasselbe in Ungarn der Fall seyn, so hat dieß ohne allen Vergleich mehr zu bedeuten, und Oesterreich muß zu seiner Erhaltung eine enge, sehr enge Verbindung mit Deutschland eingehen. Ob dazu der Eintritt mit allen seinen Staaten in den deutschen Bund das geeignetste Mittel ist, möchten wir bezweifeln, denn der Eintritt von Gesammtösterreich in den Bund schließt eine parlamentarische Verfassung aus, und erfordert bloß einen Fürstenbund, der nothwendig so lockerer Art, daß Oesterreich daran für seine Besitzungen in Italien, so wie für Ungarn keinen Gewinn ziehen kann. Niemand wird Lust haben, Geld und Menschen für speciell österreichische Zwecke zu verwenden; das bloß diplomatische Gesammtauftreten aber, wenn nicht eine wirkliche Macht und der Wille sie zu gebrauchen dahinter stehen, hilft nichts in einer Zeit wie die unsrige, wo man die politischen Verhältnisse so splitternackt darzustellen gelernt hat, daß man „jegliche Rippe zählt.“ Oesterreich muß eines Theils Ungarn in vollem Maaß befriedigen, was nach allem was geschehen, eine halbe Unmöglichkeit seyn dürfte, und es muß Deutschland zu einem Ganzen vereinen, um seine Kräfte ausschließlich Ungarn und Italien widmen zu können. Ist eines von beiden nicht möglich, so ist Oesterreich gelähmt, und was dieß heißt, wird man leicht erkennen, wenn man sich genau vergegenwärtigt, weßhalb Oesterreich der Eckstein der jetzigen europäischen Ordnung ist. Oesterreich darf nicht bloß einen Raum ausfüllen, wie es zwischen

1816 und 1848 gethan hat: die widersprechenden Verhältnisse, wie sie der Wiener Congreß geschaffen, und die Unbeweglichkeit Metternichs mit Eisesbanden zusammengehalten hat, sind durch die Hitze des Jahres 1848 in Fluß gerathen und werden gegeneinander stoßen; Oesterreich muß jetzt handeln und in dem Widerstreit Partei ergreifen. Dieß ist der wesentliche Unterschied seiner Stellung vor und nach dem März 1848.

Centralisation oder Föderalismus? das ist noch immer in Oesterreich die Frage, und es stellt sich, wir mögen die Vorsprecher Ungarns, welcher Art sie seyn mögen, befragen, immer das Eine heraus, daß sie die gemeinsame Verfassung Gesammtösterreichs für ein Unding erklären. Diese gemeinsame Verfassung und gleiche Verwaltung betrachten sie als den Untergang ihrer Nationalität. Hoch und Nieder scheint diese Ansicht zu theilen und bei der Regierung die Absicht einer Vernichtung dieser Nationalität vorauszusetzen. Darum findet die Regierung in der bessern Classe der Magyaren keine Beamte, und die welche sich doch dazu hergeben, scheinen nach den Angaben der vorliegenden Schrift der Regierung nicht eben in die Hände zu arbeiten. Nimmt man zu allen diesen übeln Umständen die zahlreichen neuen Steuern und namentlich das höchst unbeliebte Tabaksmonopol, das der Verfasser für ziemlich undurchführbar erklärt (p. 59), so darf man sich über den Schluß, zu dem derselbe kommt, nicht gerade wundern. Schon der Umstand, daß bei dem aufgenommenen Census eine unmäßige Zahl Nichtmagyaren sich als Magyaren einzeichnen ließ, ist ein Act der Opposition gegen die Regierung, dessen Tragweite nicht zu verkennen ist.

Die lange Verzögerung des Landesstatuts für Ungarn läßt deutlich die Verlegenheit erkennen, in welcher sich die Regierung befindet, und zudem kann sie auch kaum definitive Maaßregeln ergreifen, ehe sie weiß, ob sie mit allen oder nur mit den frühern Besitzungen in den neu zu gestaltenden deutschen Bund tritt. Die Lage des Landes aber macht einen baldigen Entschluß durchaus nöthig, und die bevorstehende Berufung des Reichsraths scheint anzudeuten, daß man ans Werk schreiten will: die am 4 März 1849 aufgestellten Grundsätze werden eine wesentliche Veränderung erleiden müssen, und zwar nicht zum Vortheil einer strengen Centralisation; die Debatten über die famosen Paragraphen 2 und 3 der deutschen Reichsverfassung spinnen sich jetzt in ihren praktischen Schwierigkeiten ab, und die daraus herfließenden Fragen sind bis jetzt von den Regierungen so wenig endgültig entschieden, als sie von dem Frankfurter Parlament endgültig entschieden wurden. Der Verfasser der „Betrachtungen ꝛc." erklärt sich in seinen Auseinandersetzungen entschieden für die deutsche Reichsverfassung, ohne sie zu nennen, vielleicht ohne an sie gedacht zu haben, aber dieser Theil ist wohl der schwächste seiner sonst sehr inhaltreichen Schrift, und nirgends paßt so sehr das bedeutsame Wort:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Antiquarische Forschungen in der Provinz Constantine.

Die französische Regierung hat kürzlich einen Hrn. Rennie nach Algier geschickt, um die Ruinen der früher schon entdeckten römischen Stadt Lambesis (nicht Lambösa, wie man früher glaubte) näher zu untersuchen. Rennie sollte namentlich die zahlreichen Inschriften copiren, da Lambesis das Hauptquartier der großen militärischen Colonisation der Römer in diesem Theile Afrika's war; die Erforschung dieser Alterthümer hat also auch zugleich einen praktischen Zweck. Hr. Rennie hat, wie der Moniteur in der Berichterstattung über die neuen Sitzungen der Akademie (s. Nr. 68 vom 20 März) meldet, alle Materialien zu einem großen topographischen und archäologischen Werk über das Land und seine zahlreichen architektonischen Denkmäler gesammelt. Auch hat er die Reste einer bisher unbekannten Stadt Verecunda an einem von den Eingebornen Marcuna genannten Orte aufgefunden. Die Gründung derselben reicht wenigstens bis auf Antoninus Pius hinauf, und die meisten Denkmäler sind zu Ehren der Familie von Septimus Severus. Von hier begab sich Hr. Rennie der römischen Straße folgend nach Thamugadis, und hofft auch Lamdasudis aufzufinden, das nach der Peutingerschen Karte zwischen Thamugadis und Lambesis lag.

Wanderungen an der untern Donau. IV.

(Schluß.)

Der Kaluger, Vater Nikanor, ein kleiner, kränklicher, vom Alter gebeugter Mann, glich jenen alten Mönchen, wie man sie nur in den Abbildungen von Einsiedeleien oder auf dem Athosberge findet. Seine schon weißen Haare fielen auf die Schultern herab, der lange silberweiße Bart lag auf seiner Brust.

„Guten Morgen, Vater Nikanor," sagte der Officier beim Eintreten.

„Wie? Ihr seyd's?" rief der Mönch mit dem Ausdruck tiefen Erstaunens. „Ich glaubte, Ihr seyd längst als Opfer irgend eines ungarischen Blutgerichts gefallen oder irgendwo auf einem Schlachtfeld verscharrt."

„Noch lebe ich, wie Ihr seht."

„Dank sey dem Höchsten, daß er meinen alten Augen gestattet hat, Euch noch einmal zu sehen. Ach! wir haben seit der Zeit, wo Ihr die Leiche der armen jungen Frau herbrachtet, schreckliche Dinge erlebt."

„Die Ungarn haben sie doch nicht gefunden?"

„Ein Wunder rettete vor Entweihung ihr Grab und das des würdigen Archimandriten Raitsch, der Zierde unseres Klosters und des ganzen serbischen Volks."

„Führt mich zu ihrem Grab; ich will es sehen. Ich will mich mit meinen eigenen Augen überzeugen!" rief der Officier sichtbar erschüttert.

„Sogleich!" entgegnete der Mönch; „erlaubt mir nur mich anzukleiden. Sie sehen die furchtbare Verwüstung im Kloster und in der Kirche", fuhr er fort, indem er seinen schwarzen Rock anzog. „Alle Gräber auf dem Kirchhof sind aufgewühlt. Perczels Herz war dem Gefühl der Achtung für das Heiligthum unzugänglich, als er im April 1849 nach der Schlacht bei Moschorin[1] über Kowil gegen Peterwardein entwich. Wir hatten uns alle entfernt und das Kloster blieb leer stehen. Als wir zurückkehrten, fanden wir nur eine Brandstätte, selbst die Gräber waren aufgegraben, die Knochen durch einander geworfen, die halbverwesten Leichen in Brunnen geworfen, und halb verbrannte Särge lagen noch an den Stellen, wo die Kirchenschänder ihre Betwachtfeuer angezündet hatten. Wir sammelten die Knochen und begruben sie."

„Ihr seyd zum erstenmal hier, wie es scheint?" fragte mich der Mönch, als er uns über den Hof führte und uns die aufgewühlten Gräber zeigte. „Ihr habt wahrscheinlich in vielen prächtigen, auf dem ungarischen Reichstag gesprochenen Reden gelesen, daß die Magyaren von Gott berufen sind, die Aufklärung und Bildung nach dem östlichen Europa zu tragen. Hier vor den aufgewühlten Gräbern der vor 100 Jahren verstorbenen Mönche bleibt stehen, und fragt Euch, ob die Aufklärung sich verbreiten kann auf dem Weg über Gräber, verfaulte Särge und Knochen? Vielleicht! — der Wille der Vorsehung verbirgt sich auch in dem Dunkel menschlicher Verirrungen und Leidenschaften, und darum kann das Licht dieser Bildung, welche die Ungarn uns, den „wilden Raitzen" versprachen, durch die Nacht der Gräber dringen. Wenn Ihr aber zurückkehrt in Eure Heimath, so erzählt wenigstens, was Ihr gesehen habt. Wir erreichten an den Säulen vorübergehend, an denen für jetzt die Glocke hing, den Eingang in die neuere, größere Kirche; die Thüre war aus den Angeln gerissen und verbrannt. Ein aus der Erde gerissener Grabstein von rothem Marmor versperrte den Eingang, und wir mußten über ihn wegspringen, um in die einst prächtige Kirche

[1] Hier wurde er von Stratimirowitsch geschlagen

zu gelangen. Was war von dieser Pracht übrig geblieben? Nichts als die nackten Wände. Schwarze, vom Rauch herrührende Streifen zieren statt der heiligen Kostbarkeiten die Wände, und zahllose Spuren von Gewehrschüssen zeugen von den kriegerischen Belustigungen, denen die Plünderer gelegentlich sich überließen. Hier ist auch der Boden aufgegraben, die Marmorplatten, die ihn bildeten, aufgerissen und zerbrochen, und die Gräber darunter eröffnet.

„Wo ist ihr Grab?“ fragte der Officier schon zu wiederholtenmalen.

„Hier rechts, neben dem Eingang, ruht Maria Stratimirowitsch, die junge Gattin des jungen serbischen Helden, die am 4 August 1848 in Folge heftiger Erschütterungen, der Frucht trauriger Ereignisse, der Trennung von ihrem geliebten Gatten und der häuslichen politischen Feindschaft zwischen ihrem Vater, einem eifrigen Serben, und ihrem Bruder, einem ebenso eifrigen Magyaren starb. Die Soldaten Perczels suchten namentlich sie, und wühlten zu diesem Ende alle Gräber im Kloster auf. Indeß wurde sie, wie schon erwähnt, durch ein Wunder gerettet: ihr Grab fanden sie nicht. Hier ruht auch der erste serbische Geschichtschreiber, der Archimandrit dieses Klosters, Raitsch. In den aufgewühlten Gräbern ruhten die Befehlshaber der Tschaikisten.“

Von der neuen Kirche gingen wir nach der alten: der Eingang in diese ist niedrig, halb zerstört, und führt durch tiefe, dunkle, mit Schutt angefüllte Gänge, Galerien und Gewölbe, die zu verschiedenen Zeiten aufgeführt wurden. Das Innere der Kirche ist vielleicht sehr interessant für den Forscher slawischer Alterthümer. Sie zerfällt, wie alle Kirchen des orientalisch-griechischen Bekenntnisses, in zwei Theile, in einen vordern, in welchen alle Betenden eintreten, und in einen zweiten hinter dem Bilderschrein, in welchem der Geistliche sich befindet. Beide sind nicht groß; die Kirche ist in einem plumpen Styl gebaut. Die Mauern sind stellenweise mit Fresken bedeckt, welche heilige Gegenstände darstellen: an den Seiten des Altars finden sich die Abbildungen der zwölf Apostel, an den Wänden des Schiffs die anderer Heiligen in Profil und in betender Stellung. Griechische Inschriften, weiß auf schwarzem Grunde, umgeben den Kopf eines jeden Heiligen, und die Form der Buchstaben deutet auf ein hohes Alter der Malerei; in der neuern Kirche finden sich nur slawische Inschriften. Friesen und Kuppeln sind mit Verzierungen und kirchlichen Bildern geschmückt, an denen nicht nur die Schönheit der Form, sondern auch die Lebhaftigkeit der Farben bemerkenswerth ist.

„Die Türken haben auch dieß Land mit Feuer und Schwert verheert,“ sagte mir der Mönch, „sie waren auch in Kowil, und man findet noch Spuren ihrer Anwesenheit, Buchstaben, die sie mit der Dolchspitze in die Mauern eingruben. Auch sie verübten Unthaten, deren Gedächtniß sich beim serbischen Volk in tausend Liedern erhalten hat, aber sie achteten das Heiligthum der Leichen und Gräber, wofür die noch in Syrmien vorhandenen Kirchen und Klöster Zeugniß ablegen. Was die Ungläubigen auf ihren siegreichen Zügen verschonten, das haben die christlichen Schaaren Perczels verwüstet. Die Nachfolger Mohammeds zeigten mehr Achtung für Kirchen und Gräber als die Christen.“

Wir verließen die halb zerstörte Kirche. Der Mönch führte uns ans Thor, und wir entfernten uns von diesen traurigen Trümmern, um auf dem Laufe unserer Wanderung durch den Kriegsschauplatz manchen noch furchtbaren Anblick zu treffen, denn kaum kann man in der neuen Kriegsgeschichte Beispiele von Zerstörungs- und Vernichtungswuth auffinden, wie in dem Bürgerkrieg, der vor einem Jahr in diesen Ländern wüthete.

Nicht weit von dem Kloster Kowil liegt ein gleichnamiges Dorf der Tschaikisten, durch das unser Weg uns führte. Auch hier hatte die Schaar Perczels in Folge ihres Rückzugs von Moschorin eine Brandstätte hinterlassen. Kein Haus, keine Hütte ward verschont, obwohl das Dorf so verödet war, daß selbst die Greise sich im Schilf des benachbarten Sumpfs versteckt hatten, und also nicht ein Schatten von Widerstand da war.

„Wie gehts bei Euch, Jungen?“ fragte der Officier die Tschaikisten, die sich ihm näherten, als wir eben unsere Pferde tränkten.

„Schlecht, sehr schlecht, Herr!“ entgegnete aus ihrer Mitte ein alter Mann mit weißen Haaren und Bart. „Ich habe in meinem Leben viel schwere Jahre durchgemacht, aber ein solches, wie das heurige, haben wir armen Tschaikisten noch nicht erlebt! Seht unser Dorf an! Wie viel tapfere junge Leute waren darin, als Ihr vor drei Jahren durchkamt, und jetzt ist es öde: von fünfen sind vier getödtet und liegen auf dem Schlachtfelde. Im Dorfe wohnen nur Kinder und Weiber. Von den alten bin ich allein übrig, die andern sind im Kriege umgekommen oder gehängt oder verbrannt . . .“

„Gott schenkt wieder eine friedliche Zeit und ein reiches Jahr, dann wird sich alles wieder herstellen,“ sagte der Officier, um sie zu trösten. „Ihr baut neue Häuser und . . . .“ — „Zur Ernte braucht man arbeitende Hände, sagte mein Vater,“ entgegnete der Alte, „und woher sollen wir Hände nehmen, da das Dorf verödet ist. Zehn- und zwölfjährige Jungen gehen schon an die Arbeit, und Vorrath ist keiner da; der beste Theil unserer Felder ist unbebaut!“

„Wie wir Tschaikisten,“ fügte ein dritter hinzu, „unsre Leben und unser Vermögen aufgeopfert haben, so hat es keiner in ganz Oesterreich gethan. Unsere dreizehn Dörfer haben mehr Leute verloren, als manches Land. Aber wer denkt an uns?“

„Man hat Euch eine Geldunterstützung zugesagt,“ entgegnete der Officier.

So? wißt Ihr, wie viel auf den Mann kam? — Dreißig Kreuzer. Wozu soll uns das helfen? Für diese dreißig Kreuzer bauen wir kein Haus, können uns nicht vor dem Hungertod schützen, oder mit etwas tüchtigem dem Ganzen auf einmal helfen. Der Krieg hat zwei Jahre gedauert, und zur Ernte ist es noch lange!“

Eine Frau in schwarzen Lumpen näherte sich uns und bat um ein Almosen. „Seht,“ fuhr der Mann fort, der vorher das Wort geführt; „ist das je im Tschaikistenbataillon geschehen; wir sind ein armes Volk, aber von uns hat nie jemand gebettelt.“

„Herr!“ sagte die Frau mit bittendem Blick, „schon zwei Tage lang kann ich für meine Kinder kein Brod kaufen. Mein Mann fiel bei Katscha, und auch Ihr habt dort gefochten. Gebt mir Brod, mein Mann wird im Himmel für Euch zu Gott beten!“

„Belästigt die Herren nicht!“ bemerkte der alte Tschaikiste; „wir haben auch keine Pasteten.“

„Um so besser; die Herren kennen unsere gegenwärtige Lage,“ unterbrach ihn der jüngere. „Wer spricht mit dem Kaiser von unserer Lage? die, welche es können, thun es nicht; wir, die sie am besten zu schildern vermöchten, können nicht zu ihm gehen, und doch muß irgend jemand für uns sprechen.“

„Still, still!“ entgegnete der Alte beschwichtigend, „das geht nicht so leicht, wie du meinst, und vielleicht können wir mit Gottes Beistand uns selbst helfen.“

„Uns selbst helfen!“ rief der jüngere, der die Gelegenheit, alles was er auf dem Herzen hatte, auszuschütten, nicht verlieren wollte, „uns selbst helfen . . .“

Die Tschaikisten ließen ihn nicht ausreden, und zogen ihn bei Seite. Der Alte hatte inzwischen den uns gemachten Vorschlag, dem Kaiser die unglückliche Lage der Tschaikisten vorzustellen, nicht unbeachtet gelassen, wandte sich an meinen Gefährten, und bat ihn diese Bitte nicht zu vergessen, wenn er nach der Hauptstadt zurückkehre.

Das Vagabundenwesen in London. Aus einem am 28sten Februar 1851 gedruckt erschienenen Parlamentsbericht entlehnen wir die folgenden Data über die Zahl der Landstreicher in der Hauptstadt Englands. In den letzten 10 Jahren sind in dem Metropolitandistrict von London 52,107 Vagabunden verhaftet worden; davon wurden 28,873 des Verbrechens überwiesen und 23,234 entlassen. Wie es scheint, war die größte Zahl im Jahre 1849, als 6515 und die kleinste 1846, als nur 3758 in Haft kamen. Im J. 1850 betrug die Zahl der verhafteten Vagabunden 3810, wovon 2406 überwiesen und 1404 freigelassen wurden. In den drei Monaten November, December und Januar (1851) wurden 1022 eingesteckt, wovon 660 verurtheilt wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 3 und Umschlag zum Monat März.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 78. 1 April 1851.

Scenen aus dem Feldzuge der Amerikaner in Mexico.

Die arabische Stute.

Ein Paar Monate waren bereits seit dem Einzuge unsers Heers in die Hauptstadt Mexico's verflossen, als das unter dem Namen der „Schützen von Texas" (The Texan Rangers) bekannte Regiment dorthin kam. Fast glaube ich, daß ihr Einmarsch, obwohl durchaus friedlich, größern Schrecken unter den Einwohnern erregte, als unser Einzug mit dem Schwerte in der Hand vor Monaten ihnen gemacht hatte. Denn der Name „Tejano" klingt in des Mexicaners Ohren eben so fürchterlich, als der Name Gothe dem Römer der Vorzeit geklungen haben mag, und viele glaubten, daß sie jetzt zur Rechenschaft gezogen werden sollten für Santa Anna's Sünden, für die Eroberung von Santa Fé und die Metzeleien von Alamo und Goliad. Unterdessen waren die Texaner ruhig auf den Hauptplatz der Stadt gerückt, von wo sie schwadronsweise in ihre Quartiere zogen, und in wenigen Stunden hatten die Mexicaner sich wieder beruhigt, denn an Plünderung wurde gar nicht gedacht. Ich werde das Aussehen der „Schützen von Texas", als sie auf dem Platze hielten, niemals vergessen, und vielleicht später den Versuch machen es zu schildern, obwohl nur der Pinsel eines Hogarth dazu im Stande seyn würde. Doch darüber hier kein Wort, sondern nur von ihren Pferden, weil das zur Sache gehört, denn die „Schützen" waren berittene, wie man wissen muß. Aber statt der großen Cavalleriepferde, worauf die Regierung sechs Monate zuvor sie gesetzt hatte, klepperte jetzt jeder Schütze auf einem dürren Mustang (wildem Pferde der Prairien) einher, der so klein war, daß der Stiefelabsatz des Reiters sammt dem rostigen Sporn auf dem Erdboden hinschleifte. Die Frage: was aus den gelieferten Pferden geworden? ließ sich leicht beantworten. Das Regiment hatte auf seinem Marsche von etlichen hundert spanischen Meilen durch Feindesland an verschiedenen Orten gerastet, und dort hatten die reichen „Haciendados", lüstern nach den hübschen Pferden aus Kentucky, welche im Vergleich zu ihren feurigen kleinen Kleppern wahre Kolosse waren, jenen ansehnliche Gebote gemacht, und dadurch war ein Tauschhandel entstanden, wobei der Texaner, ein so pfiffiger Roßhändler wie einer in der Welt, jedes Thier, das nur einen Sattel tragen konnte, angenommen hatte, wenn er einen guten Haufen Piaster dazu bekam. Daher stammten alle die magern Klepper, auf welchen sie ihren Einzug in die Hauptstadt hielten. Aber wunderbarerweise wurden die Klepper in sehr kurzer Zeit dick und fett, trotz dem daß die Schützen beständig auf Patrouillen und Kundschaften aus waren und selten so viel Zeit hatten, um nur ihre Kleider zu trocknen. Sie hatten „keine Ruh' bei Tag und Nacht", denn die eine Woche mußten sie 50 spanische Meilen reiten, um Santa Anna gefangen zu nehmen, die andere um Paredes oder den Räubern des Cerro nachzujagen, und die dritte, um der Spur des Paters Jarauta zu folgen; aber trotz aller dieser Ritte und Anstrengungen bemerkte das ganze Heer, daß die Pferde der Schützen, obgleich nur Mustangs, so dick und fett wurden, als wenn sie während der ganzen Zeit nichts gethan hätten als ihren Kopf in die Krippe zu stecken. Es war jedem wunderbar, wie Pferde bei so schwerer Arbeit gedeihen konnten. Das komme daher, meinten einige Leute, weil es andere Thiere seyen als mit welchen das Regiment einmarschirt sey, während andere vermutheten, daß der Tauschhandel mit Pferden auf ihren jetzigen Zügen noch im Gange sey, und zwar sehr häufig der Tausch einseitig ohne Zustimmung des andern Contrahenten gemacht werde. Ob diese Vermuthungen Verleumdung waren oder nicht, will ich nicht entscheiden, sondern dahin gestellt seyn lassen.

Unterdessen hatte ich von einer wunderschönen Stute gehört, welche einer der Schützen von Texas besitze, und die, das versteht sich, zu verkaufen war. Da ich ein solches Pferd gern haben wollte, so ließ ich mir meinen dreimonatlichen Sold, etwa 300 Dollars, zahlen, und ritt nach den Quartieren der Texaner, um auf die Stute zu bieten, wenn sie mir gefiele. Als das Pferd vorgeführt war, fand ich es ganz vortrefflich; es war ein großer brauner Araber mit kohlschwarzen Beinen und langem Schweif, dessen Kopf und Hals zierlich wie die einer Antelope waren. Bei der Untersuchung des Pferdes bemerkte ich auf dessen linkem Hinterschenkel ein kleines Brandzeichen und zugleich, daß man sich einige Mühe gegeben hatte, solches unkenntlich zu machen. Nachdem ich aber das Haar ein bißchen glattgestrichen hatte, fand sich der Buchstabe C eingebrannt.

„Was ist denn das?" fragte ich.

„Es ist ein Brandzeichen: das könnt ihr doch wohl sehen, nicht wahr?"

„Freilich, aber die Stute ist kein Mustang."

„Ist auch kein Mustang", erwiederte der Schütze, während er an einem Lederstreifen mit einem Messer eifrig schnitzelte und gänzlich gleichgültig gegen alles andere erschien.

„Weßhalb ist sie denn gebrannt? fragte ich jenen; „es ist bei den Amerikanern nicht gewöhnlich ihre Pferde zu brennen, und es geschieht nur bei den Pferden, welche der Regierung gehören, und zwar dann stets mit den Buchstaben U. S. (United States). Dieses Brandzeichen ist aber ein C.

„Ja, Fremder; wenn ihr denn alles wissen müßt, so will ich euch sagen, daß die Stute am Rio Grande unsern Leuten

von dem schlauen Fuchs, dem Canales, genommen wurde, der braunte das C ein, und C soll Canales bedeuten, denke ich."

„Das kann seyn, und viele andere Namen kann es auch bedeuten. Aber wie bekamet ihr denn das Thier wieder?"

„Bah! wir überfielen den Canales und seine gelben Bursche, und nahmen ihm die Stute wieder ab, als das versengte Haar noch dampfte. Seyd ihr nun im Klaren?"

Das war ich gar nicht; die Geschichte hatte zwar ziemlich viele Wahrscheinlichkeit, das mußte ich mir gestehen, aber die Stute war offenbar keine mexicanische, denn das mexicanische Pferd ist von einer ganz eigenthümlichen Race, und von einem englischen oder americanischen Pferde arabischer Race eben so leicht zu unterscheiden wie ein Schaf von einer Ziege. Da aber dieses Pferd ein mexicanisches Brandzeichen hatte, so mußte ein Mexicaner es besessen haben; es konnte freilich, wie der Schütze behauptete, ein an der Gränze von Texas genommenes und wiedergenommenes Pferd eines Americaners seyn, indeß hatte ich bei dem Einzuge der Texaner in Mexico es gar nicht bemerkt, und fürchtete, daß es eines von den Vollblutpferden sey, welche von reichen Mexicanern aus England oder den Vereinigten Staaten zuweilen eingeführt werden. Diese Betrachtungen wurden durch des Texaners Worte unterbrochen:

„Das Thier ist aus Kentucky, ächt Kentucky; als der Spectakel hier losbrach, brachte es ein Lieutenant an den Rio Grande, und es ist überall mit gewesen bei Palos Altos, bei Monterey und bei Buena Vista. Es ist aus dem alten Kentucky, weiter nichts; ich glaube, daß sie solche Thiere hier nicht züchten. Heda, alte Dirne, halt mal das Maul hoch, es wird Geld für dich geboten!"

Am Schlusse dieses curiosen Monologs streckte die Stute den Kopf in die Höhe und wieherte anhaltend und laut.

„Hört mal, Mann", sagte ich, „was soll das bedeuten?" denn das Wiehern war ganz eigenthümlich, und dem Wiehern der Stute ähnlich, welche vor kurzem von ihrem Füllen getrennt worden ist.

„Sie wiehert nach einem Pferde, das hört ihr wohl", antwortete der Schütze; „von dem ist sie seit länger als einem Jahre noch keine halbe Stunde getrennt gewesen, rechne ich. Nicht wahr, Bill?"

„Das ist wahr", sprach einer aus dem uns umringenden Haufen Texaner.

„Sie sind zusammen in derselben Compagnie und stehen in demselben Gliede", fuhr der Besitzer der Stute fort; „sie will den andern kleinen Gaul nicht eine Minute aus den Augen verlieren, und jetzt hat einer von den Burschen ihn zur Tränke geführt. Deßhalb wiehert sie; ist es nicht so, Bill?"

„Freilich ist es so", erwiederte der Camerad.

„Aber", sagte ich, „sonderbar ist es doch, daß ich diese Stute bei eurem Einzuge nicht sah; ich war auf dem Platze und beobachtete eure Pferde, und ich denke mir, solch ein schönes Thier würde ich gewiß darunter bemerkt haben."

„Hört, Fremder", entgegnete der Texaner etwas verstimmt durch meine Kreuz- und Querfragen", ich brachte diese Stute auf offener Heerstraße mit dem Regimente hieher; wenn ihr sie kaufen wollt, so ist es gut, wenn ihr den gehörigen Preis dafür zahlt, und wenn ihr das nicht thut, so ist das mir einerlei und ich schеer mich den Teufel darum. Wenn ich sie nur auf den großen Platz bringe, so kann ich jeden Augenblick den geforderten Preis von den Mexicanern kriegen; nicht wahr, Bill?"

„Ja, gewiß."

„Ihr sagtet, Ihr hättet die Stute bei unserm Einzuge nicht gesehen, das ist gar nicht auffallend; sie war zollhoch mit Schweiß und Staub bedeckt und damals so mager wie ein alter Büffel im Winter; sie ist auch noch nicht fett, aber schon wieder im Stande; ist sie das nicht, Bill?"

„Ganz bedeutend", sagte Bill geschwind. Ich war nun von dem schönen Thiere so entzückt, daß ich auf alle Gefahr es zu kaufen beschloß; vielleicht mußte ich die Stute dem wahren Eigenthümer zurückgeben, aber dann, dachte ich, kann ich mein Geld leicht von dem Schützen wieder erhalten, der es lieber bezahlen, als im Arrest sitzen wird.

„Wie theuer?" fragte ich den Verkäufer.

„Die volle Summe."

„Und die volle Summe ist?"

„Zweihundert und fünfzig; billig genug, denke ich; was sagt ihr dazu, Bill?"

„Spottwohlfeil," war die laconische Antwort. Ich bot nun zweihundert, aber vergebens, dann 225 Dollars, aber der Schütze hielt an seinem Preise fest, weil er sah daß ich das Thier durchaus haben wollte

„Nehme nicht einen Cent weniger als 250 und das ist entsetzlich wohlfeil; es ist die schönste Stute in ganz Mexico, das ist gewiß."

Da ich sah daß der Schütze nichts ablassen wollte, so zählte ich ihm die 250 Dollars auf; dann unterzeichnete er, nebst seinem Cameraden Bill als Zeugen des Handels, einen Kaufcontract über die Stute und ich ließ diese nach meinem Quartiere führen. Hier wurde sie unter der Striegel und dem Kamm meines mexicanischen Reitknechts Vicente bald das am meisten bewunderte Pferd, welches auf dem Paseo erschien. Etwa 10 Tage nach dem Ankauf des Pferdes beschloß ich mit mehreren meiner Cameraden Real del Monte, eine reiche Silbergrube in dem Gebirge, welches das Thal von Mexico nordöstlich umgibt, zu besuchen; dort lag eine Division unserer Armee und einige alte Cameraden hatten uns eingeladen die Gruben zu besehen, auch bemerkt, daß einige sehr gastfreundliche englische Haciendados (Gutsbesitzer) in der Nähe wohnten. Da wir keinen Dienst hatten, so erhielten wir, unserer 8 oder 10, den erbetenen Urlaub ohne Schwierigkeit und eine Escorte von 10 Dragonern, weil wir zugleich die alte Stadt Tezcuco und die Pyramiden von Teotihuacan besuchen wollten, in deren Nachbarschaft mexicanische Guerillas umherstreiften. Auf dieser Tour wollte ich mein neues Pferd probiren und war am Morgen unserer Abreise eben im Begriff mich in den Sattel zu schwingen, als ein kleiner magerer Mann mich mit den Worten: Buenas dias, Capitan! begrüßte. Das war an sich nicht ungewöhnlich oder auffallend, aber das ganze Wesen des Mannes zeigte, daß er etwas von mir wollte und deßhalb fragte ich ihn: „was soll es seyn, Señor?" Der Fremde erwiederte nach kurzer Zögerung und indem er das Pferd ansah: La yegua (die Stute), Capitan. „Die Stute! nun, was soll's damit?" fragte ich mit einigem Herzklopfen.

„Es thut mir leid Ihnen sagen zu müssen, Capitan, daß Sie ein gestohlenes Pferd gekauft haben," erwiederte der kleine Mann mit einer höflichen Verbeugung. Wenn er mir statt dessen einen Befehl des Obergenerals verkündet hätte, daß ich augenblicklich in Arrest gehen sollte, so hätte es mir weniger Kummer gemacht als jene Worte; ich hatte das Thier so lieb gewonnen, daß ich gern noch ein Mal 250 Dollars bezahlt haben würde, um es zu behalten, aber daß das nicht möglich war, sah ich gleich ein.

„Gestohlen!" war mein Ausruf.

„Ja, Capitän, das ist wahr."

„Und wem? Ihnen, Señor?"

„Nein, Capitän, dem Don Miguel Castro."

„Und wer sind Sie?"

„Ich bin sein Agent, sein Mayoral (Verwalter) und nichts mehr."

Don Miguel Castro, dachte ich, ja C. bedeutet Castro, mir bleibt kein Zweifel an seinen Worten, ich muß das Pferd wieder herausgeben.

„Schön, lieber Herr, aber wie kann ich wissen ob Ihre Angabe richtig ist?" sagte ich nach einer Pause.

„Hier ist eine Bescheinigung vom Señor Smith Capitan," erwiederte der kleine Mann, indem er mir ein zusammengefaltetes Papier reichte; es war der Kaufcontract, laut welchem Joe Smith, der bekannte Roßkamm in Mexico, meine auf ein Haar richtig beschriebene Stute verkauft hatte.

„Das scheint ganz richtig zu seyn," bemerkte ich, indem ich das Document zurückgab, „aber es wird nöthig seyn, daß Sie die Sache vor dem Gouverneur beweisen, und wenn das geschehen ist, so werde ich Ihnen die Stute zurückgeben. Adios, Caballero!" und damit sprengte ich fort um meine Reisegefährten einzuholen, denn erst wollte ich das Thier tüchtig reiten, bevor ich mich davon trennen mußte.

Wir verlebten nun eine Woche im Gebirge, wo unsere Freunde alles was in ihren Kräften stand, thaten um uns zu unterhalten, und wo wir die Gastlichkeit der englischen Haciendados des vorangegangenen Rufes vollkommen würdig fanden. Aber unser Urlaub nahete seinem Ende, und wir mußten zum Dienst zurück in die Hauptstadt; wir sagten also Lebewohl, mußten versprechen wieder zu kommen, schwangen uns in den Sattel und ritten nach Mexico zu. Wir hatten zwar ursprünglich die Absicht gehabt die Rückreise in einem Tage zu machen, aber der Abschiedstrunk hatte uns etwas lange aufgehalten, und so überfiel uns der Abend und zwar ein sehr finsterer Abend, als wir zwischen den Seen von Tezcuco und San Cristobal waren. Der Weg war sehr tief und kothig, an beiden Seiten waren unergründliche Sumpflachen, das kleine Dorf San Cristobal lag etwas entfernter am See und dorthin ritten wir um bis zum Morgen dort zu bleiben. Als wir das Dörflein erreicht hatten, banden wir unsere Pferde mit des Alcalden Erlaubniß auf einem offenen Platze an Pfähle und erhielten zum Nachtquartier die leere Wache (cuarto), worin aber Millionen Flöhe residirten. So vieles Geld wir auch boten, so war ein Abendessen nicht aufzutreiben, und wir wußten aus Erfahrung, daß nun wirklich nichts da war. Alles was wir endlich erhalten konnten, war eine Schüssel Bohnen mit Speck gekocht, Maiskuchen und ein Krug voll saurem Pulque; als wir damit fertig waren, zündeten wir eine Cigarre an, breiteten unsere Satteldecken auf dem Fußboden zwischen den Flöhen aus und rüsteten uns zum Schlaf. — Zufällig war ich der einzige der Reisegesellschaft, welcher geläufig Spanisch sprechen konnte, deßhalb richtete der Alcalde seine Worte nur an mich, und er, ein alter j[illegible]visier Bursche, hatte dadurch mich lieb gewonnen. Er verweilte bei uns bis spät am Abend und war ganz vergnüglich bei einer Havanacigarre die ich ihm gegeben hatte. Als ich nun eben meine Decke ausbreiten wollte, um mich zur Ruhe zu begeben, zupfte der alte Jose Maria, so hieß der Alcalde, mich leise am Aermel und flisterte mir zu: „sein Haus stehe zu meiner Disposition." Nun übersetzte ich mir zwar diese italienische und spanische Höflichkeitsph[illegible]rase nach ihrer wahren Bedeutung; als er aber solche dringender wi[illegible]derholte, nahm ich ihn beim Wort und folgte ihm willig aus der Wache über den Platz wo sein Haus lag. Dort wurden wir von einer dicken, kräftig aussehenden alten Dame, Don Jose's Ehehälfte bewillkommnet, und darauf erschien eine Dame die weder so alt, noch so dick, noch so kräftig war als die Hausfrau, aber ein paar höchst gefährliche schwarze Augen hatte. Diese war, wie ich erfuhr, der einzige Sprößling aus Don Jose's Ehe und zwar ein recht hübscher Sprößling. Nach kurzer Bewillkommnung schnalzte Jose Maria mit den Fingern, und im Augenblicke stand ein Truthuhnragout, nebst andern guten Gerichten, alles mit spanischem Pfeffer gewürzt, dampfend auf dem Tische. Wie ich nun so ganz behaglich in des Alcalde kleinem Familienkreise saß, mußte ich innerlich über meine Reisegefährten lachen, die nichts gutes zum Abendessen gehabt und auch eine schlaflose Nacht in Aussicht hatten, und mein Wohlbehagen verminderte sich wahrlich nicht, als der alte Jose Maria am Schlusse des Soupers aus einem Alkoven eine kuriose alte Flasche mit einem Lacksiegel hervorholte, worin ganz vortrefflicher alter Portwein war. Glücklicherweise konnte ich aus meiner Cigarrentasche zu dem Feste etwas beitragen, und so saß ich dann mit meinem Wirthe noch eine Stunde lang, nachdem die Damen sich entfernt hatten, rauchend und trinkend, wobei dann das Gespräch auch auf die „Schützen von Texas" kam, von welchen der würdige Alcalde jedoch eine ziemlich schlechte Meinung hatte; ich erfuhr dabei von ihm, daß sie vor nicht langer Zeit der Nachbarschaft einen Besuch abgestattet und dabei sich eben nicht sehr lobenswerth betragen hatten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil Russisch-Polens.

Es wae im Spätsommee, als wie, mit einem Regierungspaß versehen, die Gränze jenseits Tarnawitz übeeschritten. Obgleich die vollständige Absperrung Polens von den angränzenden Ländern erst seit dem 1 Januar d. J. vom Kaisee eingeführt ist, so waeen voehee die Belästigungen füe den Reisenden wahrlich nicht gering, und er konnte sie nue duech eine stets offene Tasche etwas veemindern. Wagte sich z. B. jemand auf einem andern, als dem übee ein Amt voegeschriebenen Wege in das Land hinein, so wurde er sehr bald arretirt, in die nächste Bezirksstadt transpoetirt und besteaft — was einem angesehenen Manne begegnete, der eine nue eine Stunde von dee Gränze wohnende, befreundete polnische Familie besuchen und von seinem nahen Gute aus den weiten Umweg über das Amt, so wie die Quäleeeien und Teinkgeldee veemeiden wollte.

Wie wählten die Steaße zu dem Amte Niesbaea, und stießen schon gleich an dee Gränzlinie, welche die Peinza doet bildet, auf einen Kosakenposten, dee uns mit eingelegter Lanze und dem Zuruf: „Stoy!" (Steh!) entgegentritt. Wee diese kleinen gedrungenen, in dunkles Blau gekleideten Gestalten mit den stumpfen und doch verschmitzten Gesichtern noch nicht gesehen, dem sind sie immerhin eine inteeessante Erscheinung. Wie bedeuteten ihm duech Pantomimen, daß wir einen Paß hätten und ihn voezeigen wollten, veespeachen ihm auch ein Trinkgeld — sonst läßt ein solchee Buesche die Reisenden so lange waeten, bis die Ablösung ankömmt — und ee beachte uns nun 6—800 Schritte weitee zu seinem Piket, bei welchem stets ein Officiee ist. Diesee hier veestand auch polnisch und wae in seinen Manieeen ziemlich fein, was jedoch nicht verhinderte, daß ee sich täglich in Branntwein betrank und dann während des Rausches alleeband Zerstreuungen voenahm, etwa einen Kosaken durchprügeln ließ oder deegleichen eohe Belustigungen mehe. Unser Kosak erhielt das Versprochene, $\frac{1}{2}$ Zloty (Gulden), $2\frac{1}{2}$ sgr., und dee Paß wurde dem Officier untee Begleitung einigee Zlotys voegezeigt; veesäumte man diese Begleitung, so würde man sich vielen Umständen und Aufhaltungen aussetzen. Nun ging es in Begleitung

einer Ordonnanz zu dem weiter zurückgelegenen polnischen — jetzt wohl russischen — Einnehmer, dem wieder einige Zlottys und der Paß zum Visiren übergeben wurden. Nachdem dieß geschehen, kam der Einnehmer mit dem Ober-Strasnik (Steuerofficiant) an unseren Wagen heran, und da das Heranbringen russischer Pferde bei einer Strafe von dreihundert Rubeln streng untersagt ist, so wurde mit unserem Gespann eine scharfe Besichtigung vorgenommen: Größe, Farbe, Geschlecht, Alter und sonstige Kennzeichen der Thiere wurden genau aufgezeichnet und dieß Signalement dem Passe beigegeben, um bei der Rückreise mit den zurückkehrenden Pferden wieder verglichen werden zu können. Auf diese Weise würde es natürlich sehr schwer werden, andere Pferde über ein Amt herauszubringen; indeß wenn man an der Gränze bekannt ist, macht man sich die Sache leichter: man läßt nämlich die einzupaschenden Pferde einem Kosaken übergeben, der sie dann während der Nacht für ein paar Rubel herüber transportirt — was selbst jetzt noch, trotz des dreifachen Cordons, häufig geschieht.

Nach der Besichtigung unserer Pferde ging der Einnehmer in die Expedition zurück, und der Ober-Strasnik begann die Untersuchung unseres Wagens nach Verbotenem, z. B. Drucksachen — auf die man in Polen ein ungemein scharfes Auge hat — Tabak u. dgl., und würde unsere Sachen unbarmherzig durchwühlt und herumgeworfen haben, wenn wir uns nicht beeilt hätten ihm einige Zlottys in die Hand zu stecken; diese Zlottys üben in Polen eine zauberhafte Wirkung und machen oft das schärfste Auge blind. Wir erhielten endlich unsern Paß zurück und fuhren in das einst so reiche schöne Land hinein; doch indem wir nun allen Chikanen entgangen zu seyn glaubten, irrten wir sehr. Fast in allen kleinen Städten und großen Dörfern sind die oben erwähnten Strasniks — Steueraufseher — beritten und zu Fuß stationirt, und sie durchstreifen unaufhörlich die Straßen, so daß man selten eine halbe Meile reist, ohne einem solchen zu begegnen, der mit wichtiger Miene dem Reisenden sein „Stoy" entgegenruft, und mit gleicher Strenge den Wagen nach verbotener Waare — worunter vorzüglich Tabak — durchsucht, wenn man diesen Diensteifer nicht eilig mit einigen Zlottys dämpft.

Auf wüsten Waldwegen ging es nun weiter; wir hatten statt einer Chaise eine sogenannte Kibitke (ein länglicher, ziemlich bequemer Wagen mit halbem Verdeck, aber ohne Federn) genommen, da die Wege, besonders durch die Wälder, meist von der Art sind, daß jede Feder bald brechen würde — und erreichten nach zurückgelegten zwei Meilen, die uns aber drei zu seyn schienen, das kleine elende, nur aus hölzernen Häusern bestehende Städtchen Koziegłow. Wir traten in die Judenschenke und befanden uns bald in einer geräumigen, von Rauch geschwärzten Stube, worin eine Gesellschaft, meistens Frauenzimmer, ziemlich laut war und sich durch unsere Dazwischenkunft durchaus nicht stören ließ; die Weiber trugen alle Mützen und darüber bunte Tücher in der Form von Halsbinden geknüpft, oft über der Stirn mit großen Schleifen; roth und gelb schienen sie am meisten zu lieben. Ihre langen Röcke und Schürzen hatten nichts Graziöses, ihre schwarzblauen oder bunten Tuchmieder waren mit Bleiknöpfen geschlossen, und ihre langen, bis auf die Hände reichenden Hemdärmel waren weißer und feiner als man sie sonst bei Leuten dieses Standes anzutreffen pflegt. (Im Winter tragen sie kurze Tuchjacken oder auch welche von Pelz). Anstatt an den Tischen zu sitzen, standen sie mit den Männern in der Nähe des Schenktisches und tranken den Branntwein in solchen Massen, daß die Damen unserer Gesellschaft sie mit starrem Erstaunen betrachteten. Wir zogen es vor, unsere mitgebrachte kalte Küche im Wagen zu verzehren, und nachdem die Pferde etwas geruht, fuhren wir auf der Straße nach Czenstochau weiter, welches wir nach zurückgelegten fünf Meilen und einigen kleinen Quälereien der Strasniks endlich glücklich erreichten.

Hier existirt, wie in den meisten polnischen Städten, Branntwein-Monopol; auch wir wurden am Thore durchsucht und uns zwei Flaschen mit Wein und Rum, da sie kein volles Quart (Maaß) mehr enthielten, abgenommen. Man sagte uns dabei, daß die Flaschen nebst Inhalt uns beim Hinausfahren am andern Thore wieder zugestellt werden würden; indeß wenn man auch in der nächsten Stunde wieder abreist, findet man doch den Inhalt bei der Rücknahme in der Regel bedeutend vermindert, was auch uns am andern Tage mit unseren Flaschen begegnete, in denen jeder kaum mehr $^1/_2$ Flüssigkeit vorhanden war.

Czenstochau ist ein in der Geschichte Polens von jeher merkwürdiger und wichtiger Ort gewesen, und schon allein eine Reise dahin werth. Die sogenannte alte Stadt ist schlecht gebaut und enthält ein Kloster mit etwa 20 Mönchen; von hier aus sind aber zwei Straßen unter der Regierung Kaiser Alexanders nach dem äußeren großen Kloster hin, in einer Entfernung von einer starken Viertelstunde, abgesteckt worden, wovon aber nur die eine ganz fertig und mit großartigen Gebäuden bebaut ist; diese Straße ist so breit wie die Linden in Berlin, hat auch in der Mitte eine ähnliche Promenade mit Barrieren, und auf jeder Seite befindet sich ein doppelter Fahrweg mit drei Reihen Bäumen eingefaßt, was einen herrlichen Anblick gewährt. Die andere Straße, welche mit der ersten parallel nach dem Kloster hin laufen sollte, wurde leider nur abgesteckt und die Baustellen daran abgemessen; der Ausbruch der Revolution von 1830 unterbrach aber das Unternehmen, und so blieb es liegen bis auf die neueste Zeit, wo jetzt Aussicht zur Vollendung auch dieser schönen Straße vorhanden ist. Ob sie aber so prächtig wie die erste werden wird, bezweifle ich sehr, da Rußland in den letzten Jahren für andere Zwecke große Ausgaben hat machen müssen, und noch machen muß.

Hat man nun auf der erst erwähnten schönen Straße den Weg von einer Viertelstunde zurückgelegt, so ist man bei einer Merkwürdigkeit nicht nur des Orts, sondern auch ganz Polens, dem großen Kloster, angelangt. Es liegt auf einer Anhöhe, ist stark befestigt, hat sogar casematteirte Wälle und hielt früher eine Besatzung. Majestätisch blickt es auf den Fremdling herab, der es nicht ohne einige Anstrengung erklimmt und mit eigenthümlicher Empfindung durch die doppelten hochgewölbten Thore in den innern Hofraum eintritt. Schon in der Halle zwischen beiden Thoren findet man einen kleinen Markt: nämlich Tischchen mit Heiligenbildern, geweihten Wachslichtern u. dgl., von denen jeder Reisende, auch wenn er nicht Katholik ist, gern etwas kauft, um den ärmlich aussehenden Verkäufern einen Erlös zuzuwenden. Viele Arme und Krüppel an Krücken liegen da auf der Erde und betteln um eine Gabe. Unter ihnen war mir besonders ein Greis interessant, der nahe an hundert Jahre zählte, wie uns vom Factor — dem uns als Cicerone begleitenden Juden — versichert wurde, unter Kosziusko tapfer gefochten hatte und vielfach verwundet worden war, seit vielen Jahren sich nun vom Almosen des Klosters und der dasselbe besuchenden Fremden ernährte. Er trug nichts als ein Hemd von grober ungebleichter Leinwand und eine Art Sandalen an den Füßen; schneeweißes Haar fiel bis auf die Schultern, und der ebenso weiße reiche Bart wallte über die nackte gebräunte Brust bis auf den Gürtel herab. So lag er auf der feuchten Erde neben seiner Krücke, die er nur des Morgens brauchte, um den Berg hinaufzuklimmen — und des Abends, um wieder hinab in seine elende Hütte zu steigen. In seiner Hand hielt er einen großen Rosenkranz, dessen braune Perlen er eifrig durch die abgemagerten Hände gleiten ließ, während seine Lippen unaufhörlich Gebete murmelten. Sein schmalgeschlitztes blaßblaues Auge war wie in Verzückung zum Himmel emporgerichtet, und kaum schien er es wahrzunehmen, daß wir ihn lange betrachteten und beim Weitergehen eine Gabe in seinen Schooß legten.

(Fortsetzung folgt.)

Vegetabilischer Theer zur Einbalsamirung der Mumien. Nach den Berichten eines Oberst Holt, der sich geraume Zeit am Ufer des rothen Meers aufgehalten, ist es bei den dortigen Arabern die herrschende Ansicht, daß der daselbst gewonnene „vegetabilische Theer" das Hauptingrediens bei der Einbalsamirung in Aegypten war. Kampher, Myrrhen, Aloe und Weihrauch sollen gleichfalls in bedeutender Menge genommen worden, aber nicht gerade nöthig seyn, da der Theer allein schon den Knochen durchdringt und entfärbt. (Edinburgh Philos. Journ. Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 79. 2 April 1851.

Alterthumsforschungen auf der Halbinsel Sinai.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 180) einige Nachrichten über Lattin de Lavals Reise auf drr Halbinsel Sinai mitgetheilt, und fügen jetzt nach dem Moniteur vom 20 März einige specielle Forschungen über Alterthümer derselben bei, um so mehr als die von uns kürzlich mitgetheilte Reise von Cairo nach dem Sinaikloster auch einiger Alterthümer und namentlich einiger ägyptischen erwähnt, die von Lottin de Laval genauer bezeichnet sind. Hr. Lattin de Laval hat eine eigene Methode der Abbildung von Inschriften u. s. w. erfunden, und davon auf einer frühern, großentheils auf eigene Kosten unternommenen Reise nach Ninive, Babylon, Schahpur, Persepolis u. s. w. ausgedehnten Gebrauch gemacht. Seine Abbildungen, die ächte Facsimiles sind, hat er dem Staat abgetreten, und sie bereichern jetzt die assyrische Galerie des Louvre; als Entschädigung trug man ihm eine neue Reise nach der sinaitischen Halbinsel auf, wo er die unvollständigen Mittheilungen und Abzeichnungrn seiner Vorgänger durch sein eigenthümliches Verfahren vervollständigen sollte. Seine Mittheilungen bereichern die Geschichte der Niederlassungen, deren Sitz die Hauptwadis der Halbinsel seit undenklichen Zeiten waren. Im Wadi Magara z. B. waren die berühmten Kupferminen, die von den Aegyptiern von der vierten bis zur 23sten Dynastie ununterbrochen ausgebeutet wurden, wie dieß nicht nur die mit Basreliefs und hieroglyphischen Inschriften bedeckten Stelen, sondern auch ein Tempel der Göttin Hathor und eine ägyptische Nekropole beweisen, deren Ueberreste auf dem Serbut el Kadem, einem fast unzugänglichen Felsen, sich befinden. Einige dieser unschätzbaren Ueberreste, dieser authentischen Urkunden der langen Pharaonenherrschaft, reichen bis zu den Erbauern der großen Pyramiden hinauf, steigen herab zu den Sesostris, den Thutmes, den Ramses bis zu Sesonch und Osorchon. Außer diesen zur Vervollständigung der Geschichte des alten Aegyptens so wichtigen Uebrerresten hat Hr. Lottin de Laval auch eine bedeutende Reihe sinaitischer, palmyrenischer, syrischer, samaritanischer, arabischer, griechischer, armenischer u. a. Inschriften mitgebracht, die er auf den verschiedenen Punkten der Halbinsel entdeckte.

Scenen aus dem Feldzuge der Amerikaner in Merico.

Die arabische Stute.

(Schluß.)

Es war schon sehr spät, oder eigentlich zu sagen etwas früh am Tage, als der Alcalde mir das letzte Glas aus der Flasche einschenkte und mit einem Händedruck und den Worten: Pasa Usté buena noche! (Bringen Eure Gnaden eine gute Nacht zu!) mich in eine Kammer wies, wo ein Bett mit reinen Tüchern versehen — in Merico ein großer und selten vorkommender Luxus — stand, in welchem ich nach fünf Minuten fest eingeschlafen war. Als ich am Morgen erwachte, bemerkte ich meine Cameraden auf dem Platze vor meinem Fenster im Begriff wegzureiten; es dämmerte erst, aber da sie von Flöhen arg gequält warrn und in San Christobal nichts zu essen bekommen konnten, so hatten sie beschlossen so früh wegzureiten und in Guadalupe zu frühstücken. Schon war ich fertig sie zu begleiten, als der Alcalde mir zuflüsterte, daß das Frühstück in fünf Minuten fertig seyn werde und ich noch etwas warten möge. Das war sehr verführerisch, zumal da ich einen guten Appetit hatte, der durch die frische Morgenluft noch geschärft war. „Wenn das Frühstück," dachte ich, „nach dem gestrigen Abendessen zu beurtheilen ist, so kann ich mir wohl die Mühe machen darauf zu warten, und es wird jedenfalls besser seyn als das was wir in Guadalupe bekommen; auch sagt ein altes Sprüchwort: besser ein Sperling in der Hand u. s. w." Kurz, ich dachte meine Cameraden auf meiner schönen Stute bald wieder einholen, und antwortete, dem freundlichen Wirthe ein Con gusto! zuflüsternd, worauf er mit einem Esta buena (es ist gut) wieder in sein Haus schlüpfte. In demselben Augenblicke waren meine Gefährten weggeritten, und hatten in dem trüben Zwielichte wohl schwerlich bemerkt daß ich zurückblieb; hatten sie es bemerkt, so wußten sie ja daß ich alt genug war, um für mich selbst sorgen zu können. Mein Wirth machte seiner Einladung Ehre, denn in weniger als fünf Minuten dampfte ein Frühstück auf seinem Mahagonitische, welches dem Abendessen nicht nachstand. Dort standen aufgetragen Schinken und Eier, Hühnerfricassé, Ommelette, Gerichte mit grünen oder reifen Pfefferschooten stark gewürzt, nebst gutem Bordeaurwein und dann kam ein Kaffee, wie ihn nur Spanier verfertigen können, begleitet von einem Glase ächten alten Maraschino. Das Frühstück wurde mit einer Cigarre beschlossen, und als ich vom Tische aufstand war es schon heller Morgen. Nachdem ich der Señora und der Señorita die Hände gedrückt, ging ich unter einem Strome ihrer Segenswünsche begleitet von dem Alcalden aus dem Hause, wo mein Pferd gesattelt stand. Indem ich den Fuß in den Steigbügel setzte, um es zu besteigen, faßt mein Wirth mich leise am linken Arme und und hält mir mit verschämten Lächeln ein Stückchen Papier vor und sagt ganz höflich: La cuenta chiquita, Capitan (die kleine Rechnung, Capitän.) „Eine Rechnung!" rief ich ganz verwundert.

Chiquititita (ganz winzig klein) antwortete er ruhig. Ich faltete nun die „ganz winzig kleine" Rechnung auseinander und

las darauf: „ein Piaster für das Abendessen, ein Piaster für das Zimmer, ein Piaster für das Frühstück, drei Piaster für Wein, Summa: sechs Piaster.“ Ich dachte der alte Bursche will sich einen Spaß mit dir machen; ich sah erst den Alcalden, dann die Rechnung an, darauf wieder den Alcalden und lächelte pfiffig, als wenn ich den Spaß errathen habe, aber in des Mexicaners Gesichte zuckte eben so wenig eine Muskel als in dem Gesichte der Bronzestatue Carls V, welche in der Hauptstadt stand. Da begriff ich dann, daß hier von einem Scherze durchaus nicht die Rede war, und hatte in der ersten Aufwallung Lust dem würdigen Alcalden zu sagen, er möge seine Rechnung verspeisen, und dann davonzujagen; allein bei besserer Ueberlegung fand ich daß ich dann erbärmlich handelte. Ich hatte zwar vortrefflich gegessen und getrunken, aber ärgerlich blieb es immer sich auf eine so scandalöse Weise anführen zu lassen. Doch das ließ sich nicht mehr ändern, und mit dem Vorsatze mexicanischer Gastfreundschaft in meinem Leben nicht wieder zu trauen, zog ich den Beutel und zahlte die sechs Dollars. Dann wünschte ich leise und laut den Alcalden zur Hölle und jagte im Galopp aus dem Dorfe und wohl eine halbe Stunde weiter ohne anzuhalten, so ärgerlich war ich über den mir gespielten Streich. Endlich hörte ich auf zu galoppiren, ließ mein feuriges Pferd einen schlanken Trab gehen und lachte nun so heftig, daß ich fast heiser wurde; ich ritt in der geradesten Richtung auf Guadalupe zu, wo ich meine Freunde beim Frühstück anzutreffen dachte, denen ich aber die „ganz winzig kleine Rechnung“ nicht zeigen wollte; denn ehe ich das gethan, hätte ich lieber noch sechs Dollars bezahlt. Mit solchen Betrachtungen und zuweilen laut auflachend, hatte ich San Cristobal wohl 2 Stunden verlassen, als plötzlich meine Stute laut wiehernd einen Seitenweg einschlug, und bevor ich die Zügel, welche ich lose auf ihren Hals gelegt, wieder gefaßt hatte, jagte sie in Carriere auf diesem Wege fort wie rasend. Ich zog mit aller Kraft den Zaum an, aber er war nicht scharf genug und dabei riß zu meinem Aerger eine Schnalle ab, so daß ich nun nur den einen Zügel in der Gewalt hatte. Damit hätte ich das Pferd im offenen Lande wohl noch regieren können, aber hier jagte ich durch eine enge Gasse die an beiden Seiten mit dreifachen Reihen Aloes bepflanzt war, welche ein undurchdringliches Verhack bildeten, das mich gespießt haben würde, wenn ich den Gaul zur Seite und hineingerissen hätte. Mir blieb also nichts übrig als im Sattel festzusitzen und den Gaul fortrennen zu lassen, und das konnte nicht lange dauern, weil er so schnell jagte wie der beste Wettrenner. Bei diesem tollen Jagen warf nun das Thier zuweilen den Kopf in die Höhe und wieherte dann ebenso eigenthümlich als ich beim Kaufe gehört hatte. So flogen wir durch die Reihen hochstämmiger Aloes, an mehreren Gehöften (ranchos) vorüber, wo die vor der Thür sich müßig umhertreibenden Menschen den Hut in die Höhe warfen und „Viva“ schrieen, als sie mich gewahrten; dann bemerkte ich ein großes Haus, eine Hacienda, dicht vor mir und schöne Frauen an dessen Fenstern, und ehe ich mich recht besinnen konnte, jagte mein Pferd so scharf linksum, daß ich fast aus dem Sattel kam und gerade in den auf das Haus zuführenden Thorweg. In drei Sätzen war es im Hofe, stand plötzlich still, warf mit lautem Wiehern den Kopf in die Höhe und sah mit wildem Blick, von Schweiß überströmt und schwerkeuchend, um sich. Sogleich antwortete das Wiehern eines andern Pferdes, und nun lief ein halberwachsenes Füllen auf meine Stute zu. Ich hatte von meinem Erstaunen über das ganze Abenteuer mich noch nicht erholt, als ein wunderschönes Mädchen aus dem Portale trat und über den Hof lief. Ohne mich im geringsten zu beachten, stürzte das Mädchen auf mein Pferd zu, umschlang mit beiden Armen dessen Hals und küßte es; dann drückte sie ihre Lippen auf die sammetweiche Schnauze des Arabers und rief dabei immer: „Ah! mia yegua buenita! Mora, Morita, digame de donde vienes, Morita? (Ah, meine hübsche kleine Stute! Mora, kleine Mora, sag' mir woher kommst du, kleine Mora?) Das Pferd beantwortete ihre Liebkosungen mit leisem Wiehern und wandte sich von dem Mädchen zu dem Füllen und von dem Füllen zu dem Mädchen, anscheinend ungewiß, wem es die meiste Aufmerksamkeit schenken solle. Unterdessen saß ich stumm im Sattel, die wunderbare Scene betrachtend, und schaute auf das schöne Mädchen, dessen glänzend schwarzes Haar wohl 3 Fuß lang lose die entblößten weißen Schultern umwallte, auf ihre dunkelglühenden Augen, ihre Wangen, worauf Gesundheit und Zufriedenheit sich malten, und wie sie ihre Rosenlippen auf des Arabers Atlashaut drückte.

„Ich bin im Traume,“ war mein erster Gedanke, ich befinde mich noch in des alten Jose Maria behaglichem Bette. Das alles kommt von dem alten Portwein und die „ganz winzig kleine Rechnung“ ist am Ende nur ein Scherz. Ha, ich habe jenem würdigen Alcalden gar keine Rechnung bezahlt — er war ein gastfreundlicher alter Bursche — alles ist ein Traum, alles.“ Hier wurden meine Betrachtungen dadurch unterbrochen, daß mehrere Herren und Damen im Portale des Hauses erschienen, und daß das Lumpengesindel, welches mich bei meinem Ritt durch das Dorf verhöhnt hatte, in Masse in den Hof drang. Ich war also doch nicht im Traume gewesen, und wußte jetzt, daß ich eine Rechnung bezahlt hatte und bald noch eine zweite bezahlen müsse. Glücklicherweise waren jetzt die von des alten Jose Maraschino in meinem Kopfe erzeugten Nebel verflogen und ich begriff wie die Sache lag: es war klar, daß meine Stute hier zu Haus gehörte, auch daß der alte Herr mit dem weißen Schnurrbart und den starken schwarzen Augenbrauen Don Miguel Castro war; beides erschien mir so klar wie das Sonnenlicht. Aber eben so klar wurde es mir, daß ich in eine unangenehme Geschichte verwickelt war, oder daß vielmehr die Stute mich darin verwickelt hatte, und wie ich aus der Sache herauskommen sollte, das war mir gar nicht klar. Sollte ich den Vorgang erzählen wie er wirklich ist? das konnte mich in Unannehmlichkeiten bringen und ich wollte es nicht erzählen. Aber der zerbrochene Zügel muß mir heraushelfen; ha, jetzt habe ich meinen Plan gemacht; komm nur heran, alter Freund! Während ich mir dieses überlegte, waren die Herren, den alten Don an der Spitze, in den Hof und zu der Stute herangetreten, auf deren Rücken ich noch immer saß. Sie schienen etwas beunruhigt zu seyn und mochten glauben, daß eine Schwadron der „Schützen von Texas“ mir nachfolgen werde, und erst als sie von den Bauern erfahren hatten, daß ich ganz allein sey, umringten sie mich mit ernsten, fragelustigen Blicken. Jetzt war keine Zeit für mich zu verlieren, damit sie nicht zu viele Reflexionen über den zerrissenen Zügel und mein Alleinkommen anstellten, und ohne länger zu zögern, stieg ich von dem Pferde mit derselben Ruhe ab, als wenn es vor meinem eigenen Stalle gewesen wäre. Dann ging ich mit aller mir jetzt zu Gebote stehenden Kaltblütigkeit auf den alten Herrn mit den grauen Haaren zu, machte ihm eine höfliche Verbeugung und sagte im fragenden Tone: „Don Miguel Castro?“

„Ja, Señor“, erwiederte er rasch, aber anscheinend etwas ärgerlich.

„Dieses ist Ihre Stute?“

„Ja, Señor“, in demselben Tone wie zuerst.

„Sie wurde Ihnen vor kurzem gestohlen.“

„Ja, Señor.“

„Von einem Texaner Schützen?“

„Ja, von einem Diebe“, entgegnete der Mexicaner mit zornigen Blicken und Geberden, die ich ebenfalls in den braunen Gesichtern deutlich bemerkte, welche mich umringt hatten.

„Ein ehrlicher Mann war es gewiß nicht“, antwortete ich lächelnd. „Sie haben einen Agenten in Merico, der dieses Pferd in Ihrem Namen von mir reclamirt hat?“

„Ja, Señor.“

„Ich hatte die Stute von einem Texaner gekauft, der mir darüber etwas vorgelogen hat.“

„Ich weiß alles“, lautete die rasche Antwort.

„Ihrem Agenten, den ich nicht kannte, sagte ich, ich könne das Pferd nicht eher herausgeben als bis er das Eigenthum vor dem Gouverneur nachgewiesen oder bis ich die Ehre haben werde Sie selbst zu sehen.“

„Gut!“

„Ich machte eine Tour hier in der Nähe mit einigen Freunden, und ließ sie weiter reiten, während ich den nach Ihrer Wohnung zuführenden Weg einschlug, und wie Sie sehen, so bin ich hier glücklich angelangt. Ich sollte mich eigentlich wegen der Art und Weise, wie ich vor Ihr Haus kam, entschuldigen. Das Pferd voll Freude daß ich nach seiner Heimath reiten wollte, ging geradezu mit mir durch und hat die Zügelschnalle abgerissen, wie Sie bemerken werden.“

Das war nur eine kleine Nothlüge, aber ich hatte einige, nicht ganz grundlose Besorgniß, daß mein Leben hier in Gefahr sey. Die Schützen von Texas hatten vor etlichen Wochen in der dortigen Gegend geplündert, und bei dieser Gelegenheit die besagte Stute mitgehen heißen; dabei waren mehrere Leute ums Leben gekommen, und deßhalb die Einwohner so heftig erbittert gegen die Amerikaner, daß sie sich wohl nicht viele Gewissensbisse machen würden, mich als ein Sühnopfer an den nächsten Baum aufzuknüpfen. Aus diesen Gründen wird, wie ich glaube, meine kleine Lügenerzählung hinlänglich gerechtfertigt seyn.

Don Miguel stand wohl eine Minute lang wie verwirrt von meinen Worten, bis ich, um die stumme Scene zu unterbrechen, fortfuhr:

„Sie sagen also, daß die Stute Ihnen gehört?“

„Ja, Señor, sie gehört mir,“ war seine Antwort.

„Wollen Sie wohl die Güte haben einem Ihrer Diener zu sagen, daß er den Sattel und Zaum abnimmt.“

Das geschah.

„Darf ich Sie bitten, diese Dinge so lange aufzubewahren, bis ich Gelegenheit habe, solche abholen zu lassen.“

„Gewiß, Señor“, sagte der Mexicaner mit vergnügtem Gesichte.

„Und darf ich Sie nun ersuchen, mir eine Bescheinigung auszustellen, daß Sie Ihre Stute wieder erhalten haben, weil solche mir nöthig seyn wird, um wieder zu meinem Gelde zu kommen?“

Jetzt war Don Miguel Castro und seine Gesellschaft besiegt von meinem erstaunenswerthen Edelmuthe; die finstern Blicke waren gänzlich verschwunden, das Dorfgesindel wurde aus dem Hofe gejagt, und wenige Minuten später saß ich am Mittagstische der Familie und stand mit allen Anwesenden auf dem besten Fuße, namentlich auch mit dem oben erwähnten schönen kleinen Mädchen, welches die eigentliche Herrin meines Arabers war; ein Glück für mich, daß ich nicht in der Nähe mein Standquartier hatte, denn sonst wäre sie wohl auch die Herrin meines Herzens geworden. So kam ich, nur wenig verwundet von ihren strahlenden Augen, davon, und diese Unempfindlichkeit will ich größtentheils dem ganz vorzüglichen alten Bordeauxwein zuschreiben, welcher aus dem entferntesten Winkel in Don Miguel Castro's Keller zum Vorschein kam.

Wie ich von dort wegkam, weiß ich nicht ganz genau mehr; so viel erinnere ich mich, daß ich in eine ungeheure gelbe Kutsche stieg, daß ich auf einem ebenen Wege fuhr und daß Reiter mir entgegen kamen, welche sagten, sie seyen ausgeschickt worden, mich zu suchen.

Zwei Tage nachher suchte ich den Schützen von Texas auf, der mich mit der Stute angeführt hatte, mußte aber zu meinem Kummer hören, daß er fort sey; seine Compagnie war als Escorte eines Wagenzuges nach Veracruz geschickt, wo sie entlassen werden sollte, um in ihre Heimath zu gehen, und ich war um meine 250 Dollars geprellt. Als ich indeß von Merico im Junius 1848 zurückmarschirend, zufällig in das Lager zu Encerro kam, traf ich dort meinen guten Freund, den Schützen; er hatte aber nicht einen Dollar in der Tasche, denn die Fandangotänzerinnen in Jalapa hatten sie gänzlich ausgeleert. Ich muß ihm jedoch zum Ruhm nachsagen, daß er alles that, was in seinen Kräften stand, um mich schadlos zu halten. Denn nachdem er mich einen Augenblick verlassen hatte, führte er hinter den Zelten einen großen, hübschen Falben hervor und übergab mir solchen mit gehöriger Formalität und mit den Worten: „Solch ein Gaul ist hier nicht im ganzen Lager, und, Capitän, ich sage Euch, daß die Stute mit diesem Thier gar nicht zu vergleichen ist.“

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil Russisch-Polens.

(Fortsetzung.)

Es war fünf Uhr und viele Andächtige eilten an uns vorüber nach der Klosterkirche, in welcher jeden Nachmittag um diese Stunde von einem der Mönche der Segen in der Mariencapelle ertheilt wird. Auch wir traten ein und fühlten uns wohlthuend angeweht durch die Stille, welche in dem heiligen, nur von der Abendsonne erleuchteten Raume herrschte. Es ist eine schöne majestätische Kirche, voll Schmuck und werthvoller Altargemälde; das Schiff derselben wird auf jeder Seite durch zwölf Säulen von schwarzem Marmor getragen, was den Ernst des Ganzen noch erhöht. In schweigender Bewunderung gingen wir weiter; niemand war zu sehen. Da plötzlich ertönte am obern Gange der Silberklang einer Glocke, und mit donnerähnlichem Geschmetter fielen Pauken und Posaunen ein. Wir eilten dahin und traten durch eine an der linken Seite des Hochaltars sich öffnende Thür in eine große Capelle, aus welcher uns Wolken von Weihrauch entgegenströmten. Es war die Mariencapelle und der Segen so eben darin ertheilt worden. Ein junger, sehr schöner Paulinermönch in langem weißem Gewande stand betend an den Stufen des Altars, dessen Hauptzierde das wunderthätige Bild der sogenannten „schwarzen Maria von Czenstochau“ war. Für diejenigen meiner Leser, welche eine Copie dieses Bildes noch nicht gesehen, will ich es hier näher beschreiben. Es ist nur Bruchstück; das Gesicht dieser Madonna hat nichts Liebliches, sondern vielmehr einen strengen Ausdruck, der durch den dunkelbraunen Teint noch vermehrt wird; auch das Kind auf ihrem Arm ist schwarz; beide Köpfe sind mit Kronen von Edelsteinen geziert, ebenso eine Art Mantel um Mutter und Kind von Goldstoff und Perlen. Auf der linken Seite des Gesichts der Maria befindet sich eine Schmarre, fast zwei blutigen Fingern ähnlich. Unser Gastwirth, ein Franzose, erzählte uns die Legende mit vielem Eifer, machte aus den Schweden, die dort gehaust, 12,000 Türken, die dahin gekommen wären, um das Bild zu entführen; aber die Pferde hätten schon eine halbe Stunde vom Kloster nicht mehr ziehen

wollen — und der Türke wüthend darüber, habe der Madonna mit der Peitsche ins Gesicht gehauen. (Eine andere Sage erzählt: er habe ihr mit zwei Fingern ins Gesicht geschlagen, worauf die Spuren derselben sichtbar geblieben). Darüber erzürnte sich aber Gott aufs höchste: ein gräßliches Gewitter mit Blitz und Donner drohte der Welt den Untergang, es öffnet sich rings um die zwölftausend die Erde und „tout à à fait ils étaient tous écrasés!“ schrie er triumphirend. Später wurde auf dieser Stelle zum Andenken an jenes Wunder eine Capelle erbaut.

Wir hatten diese Erzählung gleich in der ersten Stunde unseres Aufenthalts gehört, und waren daher um so gespannter auf den Anblick des Bildes und seiner Umgebung geworden. Gern hätten wir unbemerkt auf einem der Bänke uns niedergelassen; doch es war nicht so leicht, dahin zu kommen: denn der ganze Fußboden der Capelle war mit Betenden bedeckt, die platt ausgestreckt, lebendige Kreuze bildend, auf den kalten Steinen lagen und in ihrer religiösen Inbrunst laut stöhnten. Behutsam kletterten wir über sie hinweg und nahmen Platz in einem der leeren Bänke. Vor uns saßen zwei Damen in Trauer (was der weiße Saum an den schwarzen Kleidern verrieth), und betrachteten uns mit unverhalenem Mißtrauen. Wir dagegen bewunderten den kolossalen Reichthum dieser Capelle: die silbernen Wände — von denen sie auch den Namen „Silbercapelle“ hat — sind behängt mit vielen großen und kleinen goldenen und vergoldeten Schüsseln, die fast wie Barbierbecken aussehen und wohl Geschenke von den, hier durch das wunderthätige Bild Geheilten seyn mochten. Mit dem Verstummen der Musik hatte auch der Gottesdienst geendet, und nachdem der Mönch die kostbare Monstranz wieder verschlossen hatte, trat er von den Stufen des Altars zurück und an die Barriere herum, welche denselben einige Schritte davon im Halbkreis umgibt. Hier warteten mehrere Personen, unter ihnen ein schönes junges Mädchen, die mit ihm ein Gespräch anknüpften und wie es uns schien, einen Reliquienhandel eingingen, denn sie überreichten ihm Geld und er ihnen kleine verpackte Gegenstände. Die Unterredung mit der hübschen Polin, an welche er zuletzt herantrat, währte noch als wir bereits die Capelle verließen. Noch einen Rückblick gönnte ich mir und sah nun erst, daß aus dem Hintergrund zwei breite Treppen in die Höhe führten, auf denen so eben mehrere Mönche hinaufstiegen, welche dem Gottesdienst beigewohnt hatten und nun ihre einsamen Zellen aufsuchten. Es waren lauter junge schlanke Gestalten, die — wie es meiner Phantasie schien — sehnsüchtig herabblickten unter die Menge — und ihre weißen Gewänder sonderten sich schärfer von den Schatten der Abenddämmerung ab, je höher sie stiegen. Unwillkürlich beschlich mich der Gedanke: was wohl diese jungen lebensfrischen Männer vermocht haben möge, den Genüssen der Welt Lebewohl zu sagen? Doch ihr blühendes Aussehen scheint anzudeuten, daß sie hier nicht die Regel von La Trappe zu befolgen haben.

Dieses Kloster hatte einst enorme Schätze, die sich durch Schenkungen frommer Könige und anderer immer noch mehrten, bis endlich Rußland dieselben einzog. Es besaß sogar Güter und Filialklöster bis nach Oppeln und Ober-Glogau in Schlesien hin, zählte damals dreihundert Mönche und hielt, wie schon gesagt, in seinen Wällen eine Besatzung. Im Jahr 1813 warfen die Franzosen bei ihrem Rückzug ebenfalls eine Besatzung hinein, die sich aber ergeben mußte, nachdem es von den Preußen beschossen wurde. Noch jetzt sieht man daher preußische Kanonenkugeln in den Klostermauern. Die Wallfahrten nach demselben aus Oesterreich, Nieder- und Oberschlesien, und aus Polen selbst, waren zahllos und sind jetzt noch sehr häufig, obgleich die Gränzsperre sie sehr erschwert. Von jeder Trauung im Königreich Polen wurde dem Kloster früher ein goldener Ring geschenkt, und trotz der Plünderungen seiner Eroberer war es noch immer so reich, daß es bei der Revolution 1830 aus diesen Ringen und andern Schmucksachen Ducaten prägen ließ zur Besoldung der Truppen. Es ist mir damals durch Verbindungen in Polen gelungen, dergleichen Ducaten zu acquiriren und ich hebe sie als ein werthvolles Andenken auf; sie unterscheiden sich dadurch von andern, daß sie am obern Rande den polnischen Adler haben — und so wurden damals auch alle Silbermünzen und die Ducaten geprägt, zu denen die patriotischen Polinnen — wie bekannt — ihre Ketten und Trauringe hergaben.

Ich hielt mich kurze Zeit vor dem Ausbruch jener Revolution, einige Tage bei einem Gutsbesitzer in dieser Gegend auf, und da man meine Sympathie für die Polen kannte, so erhielt ich viele deutliche Winke — und als ich fragte, woher sie denn die Waffen nehmen würden? wurden mir mehrere ansehnliche Depots angegeben, von denen nur die Eingeweihten Kenntniß hatten. Damals — wie hoffnungsreich blickten alle? und jetzt — wie verändert sah ich sie wieder: halb gedrückt und halb erbittert gehen sie gesenkten Hauptes daher, und nur an den Orten, wo russisches Militär liegt, wird der innere Schmerz durch die Furcht vor Angeberei zurückgedrängt: denn nirgends herrscht wohl die Spionerie so sehr, wie jetzt in Polen, wo — wie man mir versicherte — in jedem Hause unter dem Dienstpersonal ein Spion ist, so daß man auch bei Erzählungen der einfachsten Thatsachen sehr vorsichtig seyn muß.

Von Czenstochau ging unsere Reise nach Gidel (polnisch, Gidle), einem kleinen erbärmlichen Städtchen, zwei Meilen von dem erstern entfernt, das nur durch seine Kirche und das darin enthaltene Marienbild ausgezeichnet ist; dasselbe ist nämlich ein Meisterwerk der Kunst und die Madonna mit dem Kinde weiß und schön, mit so lieblichen Zügen, daß der Beschauer von Bewunderung hingerissen wird. Auch ein Kloster, gleichfalls des Pauliner-Ordens, und wahrscheinlich Filial des Czenstochauer ist hier. Nun herrscht zwischen beiden eine merkwürdige Sitte, die ich hier nicht übergehen darf. Am 15 August nämlich, dem Maria Himmelfahrtstage, macht die „schwarze Maria von Czenstochau“ dieser weißen Maria in Gidel einen Besuch. Das Bild befindet sich auf einem prächtigen Wagen mit acht Pferden bespannt, und die höchste Pracht wird dabei entfaltet. Sämmtliche Mönche mit Kreuz und Kerzen, Fahnen und Blumenkränzen folgen in Procession dem Wagen, und Tausende frommer Gläubigen schließen sich dem Zuge an, um an dem, für diesen Tag verheißenen Ablaße Theil zu haben. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes geht die Procession wieder nach Hause, doch von den Wallfahrern bleibt mancher auf der Landstraße zurück, weil er zu oft seiner Branntweinflasche zugesprochen hat.

An solchen Tagen thut man einen klaren Blick in die Sitten jenes Volkes und fühlt sich doch herzlich froh, nicht auch wie dieses auf so geringer geistiger Stufe zu stehen. Selbst im Aeußern ist diese Stufe ausgeprägt, rohe Sinnlichkeit mit Stumpfheit gemischt — und der gemeine Mann ist hauptsächlich das Werkzeug in der Hand des Höherstehenden. Doch sprechen sich hier im eigentlichen Polen zwei Gesichtstypen aus: der eine voll Schönheit und Adel, wie sie z. B. das überall in Deutschland bekannte Bild des unglücklichen Fürsten Poniatowsky, welcher 1813 bei der Schlacht von Leipzig seinen Tod in den Fluthen fand — zeigt; der zweite in der Kopfbildung Kosziusko's, mit gedrückter Stirn, tiefliegenden Augen, aufgestülpter Nase und Lippen — ein Typus, welcher wohl schon eine Verschmelzung der Slawen und Mongolen anzudeuten scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Veränderung des Wetters durch Erdbeben. Das Edinburgh Philosoph. Journal vom Januar enthält den Auszug eines Schreibens von Dr. Monro aus Neuseeland, worin es heißt: „es ist hier fast allgemein herrschende Ansicht, daß seit dem letzten heftigen Erdbeben eine bedeutende Aenderung im Klima vorgegangen ist. Man sieht zwar nicht gleich die Verbindung zwischen Erdbeben und dem Wetter ein, wenn aber die Elektricität bei beiden thätig ist, so wird die Verbindung vielleicht klarer werden. Dem sey indeß, wie ihm wolle, das Wetter ist angenehmer geworden als es vor dem Erdbeben gewöhnlich war. Dabei ergibt sich indeß der sonderbare Umstand, daß in eben dem Maaße, als das Wetter der Vegetation günstiger wurde, es der Gesundheit nachtheiliger geworden ist, denn seit dieser Zeit herrschen Erkältungen, Influenzas und leichte Fieberanfälle; in den ersten fünf Monaten nach meiner Ankunft hörte ich selten jemand husten, im vorigen Sommer aber war es ein ganz gewöhnliches Uebel.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 80. 3 April 1851.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

8. Bolivia.

In dem Nationalmuseum zu La Paz befinden sich zwei Gefäße von gebrannter Erde, welche unter die merkwürdigsten Denkmäler der alten aymarischen Civilisation gezählt werden dürfen. Das Land, welches ehemals Aymara genannt wurde, begann jenseits Puño; die Aymaries, ein tapferes und unabhängiges Volk, bewohnten die Ebenen zwischen Puño und Oruro. Dieses Gebiet, in welchem zahlreiche Reste von Tempeln und Gräbern noch heut zu Tage seine Macht bezeugen, macht gegenwärtig einen Theil von Bolivia aus. Woher kamen diese Aymarier? Die Antwort auf diese Frage steht auf den beiden Vasen des Museums von La Paz in deutlichen Zügen geschrieben. Sie sind nämlich beide mit Elephanten in schwarzer Farbe bemalt, deren jeglicher ein kleines Gebäude trägt, das einem Thurme oder Palankin gleicht. Da es nun in dem kalten Klima der Cordilleren niemals Elephanten gab, so ist es augenscheinlich, daß die Aymarier aus Asien kamen. In das Land, welches diese asiatische Völkerschaft bewohnt hatte, wollte ich mich von Puño aus begeben. Zuerst kam ich nach dem Flecken Chucuito, der ehemals eine bedeutende Stadt gewesen und Münzrecht besessen hatte. Die Heere des Königs von Spanien und die der Republik haben lange Zeit diesen Landstrich besetzt gehalten, und ihn gänzlich verwüstet: drei Viertheile der Häuser jener Stadt liegen in Trümmer. Einige Ruinen von Palästen oder peruanischen Tempeln trifft man noch da und dort wohlerhalten. Von Chucuito nach Acora dehnt sich eine niedrige sumpfige Ebene aus, die früher zum See von Titicaca gehört zu haben scheint. Der Gouverneur von Acora führte mich in ein großes leeres Gemach, das für die Aufnahme der Reisenden bestimmt ist. Der Pfarrer des Orts, welcher mich besuchte, konnte nicht begreifen, warum ich Peru bereisen wollte, und sagte: „welches Vergnügen findet Ihr dabei, die Cordilleren zu übersteigen und auf den eisigen Hochebenen der Sierra hinzureiten?" Ich war neugierig, erwiderte ich ihm, das alte Reich der Incas zu besuchen. — Der Pfarrer blieb überzeugt, daß wenn ich übers Meer gekommen sey, es nur geschah um verborgene (tapados) Schätze zu suchen, deren nach der Sage die meisten peruanischen Denkmale einschließen.

Zwei Tagereisen durch die Ebenen, welche mit seltsamen Trümmern und alten Gräbern, Resten der Incaherrschaft übersäet sind, führten mich von Acora nach July, einem andern peruanischen Flecken, der durch seine vier großen aus gehauenen Steinen erbauten Kirchen bemerkenswerth ist.

Die Jesuiten haben hier wie im übrigen Amerika ihr Verweilen durch gewaltige Bauten und ausgedehnte Unternehmungen bezeichnet. Zu July beuteten sie reiche Silberwerke aus, und nach dem bezeichnenden spanischen Ausdrucke beherrschten sie das Land: segnoravan el pais. Ganz nahe bei July stößt man auf den Desaguadero, ein Gewässer, das durch die Ueberwässerung des Titicacasee's gebildet wird und sich zwanzig Stunden weiter hin im Sande verliert. Der Desaguadero, den man auf einer Brücke von Schilfrohr überschreitet, bezeichnet die südliche Gränze von Peru. Auf der andern Seite beginnt die Republik Bolivia, wo man von Zollwächtern angehalten wird, welche mein Gepäck mit großer Gewissenhaftigkeit durchsuchten.

Bolivia besteht aus den sechs Provinzen Potosi, La Paz, Chicas, Cochabamba, Charchas und Santa-Cruz, welche in den Cordilleren liegen und durch eine Wüste von der Küste getrennt sind. Als ich Bolivia durchreiste, genoß die von Bolivar gegründete Republik einen der ruhigen Zeiträume, welche allzuselten das fieberhafte Daseyn der kleinen Staaten des spanischen Amerika unterbrechen. Der Augenblick war günstig, um die Sitten in dem zu beobachten, was sie ursprüngliches und bleibendes haben. Die eigentliche Hauptstadt von Bolivia ist Chuquisaca; aber die wichtigste als Handelsniederlassung und welche die meisten wohlhabenden Familien zählt, ist La Paz. Diese Stadt liegt unregelmäßig an den beiden Abhängen eines Bergstromes zerstreut, welcher ehedem Gold mit sich führte, und ihre steinernen Häuser mit rothen Ziegeldächern erheben sich ohne Symmetrie eines über dem andern. Der Name des ursprünglichen Indianerdorfes war Chuquiapo, Goldboden. Die spanische Stadt wurde 1548 durch Don Alonzo de Mendoza gegründet und ihre ersten Bewohner waren Bergleute. Das Bett des Bergstromes ergab ehedem jährlich eine beträchtliche Menge Gold. Gegenwärtig ist es größtentheils erschöpft, und die kühnsten Goldwäscher haben die ärmliche Ausbeutung, die in der Nähe der Stadt fortgesetzt wird, verlassen und ihre Hauen und Siebe sechzig Stunden weiter ins Innere mitten in die Urwälder getragen. Die einträglichste Goldwäscherei ist gegenwärtig die von Tipuano, welche alljährlich ihren Besitzern 200,000 Piaster abwirft. Den schönsten Anblick zu La Paz bietet der Illimani, der, ein Berg von 3,753' Kl. (22,518') Höhe, mit seinen Granitfelsen senkrecht emporsteigt und mit ewigem Schnee bedeckt ist. Er gehört zu der großen Cordillere, welche die Hochebene von den Thälern scheidet, wo die ungeheuren Wälder beginnen, die sich bis an die Mündungen des Amazonenstromes hinziehen.

Bei meiner Ankunft zu La Paz hatte ich mich geradenwegs nach dem Tambo der Stadt begeben, wo ich meine Maulthiere abladen ließ, und nachher erst hatte ich meine verschiedenen Empfehlungsbriefe abgeben lassen. Der General B., ein Deutscher

von Geburt in bolivischen Diensten, war so gütig, mir Wohnung und Tisch anzubieten, aber ich hatte mich schon in dem Tambo eingerichtet, und nahm von seinem Erbieten nur letzteres an, da die Stadt durchaus keine Speisewirthschaft besaß. Der Tambo von La Paz ist ein wahres morgenländisches Karawanserai mit seinem von kleinen Gemächern umgebenen Hofraum und seinem ersten Stockwerk, das auf maurischen Bogen ruht. Die Familie des Eigenthümers hatte denselben inne, und so mußte ich mich mit zwei dunkeln Zimmern begnügen, die allein durch die Thüre nach dem Hofe zu erleuchtet waren. Man sandte mir Teppiche und einiges Geräthe, das sie wohnlicher machte. Diese Einrichtung ließ mir volle Freiheit in der Stadt umherzuschlendern, was wegen der steilen Straßen eher eine Mühe als ein Vergnügen ist. Das Weihnachtsfest hatte die Bevölkerung in Bewegung gesetzt, und die Menge strömte nach den Häusern, wo kleine Krippen zu andächtiger Bewunderung des Publicums aufgestellt waren. Die Padrona des Tambo hatte auf einem großen Tische eine Menge Nürnberger Spielwaaren, englisches Steingut, Blumentöpfe, kleine Braseros von Silberfiligran, 8 bis 10 Kirchenlichter und eine kleine Krippe mit vier Figuren, darunter ein Esel, die alle vergoldet waren, zusammengestellt. Eine Menge Besucher wurden durch diese Schaustellung herbeigezogen und die Padrona erhielt die übertriebensten Lobsprüche, die sie mit unverhehlter Eitelkeit hinnahm. Dieses dauerte ungefähr acht Tage, so lange die Wachskerzen vorhielten. Ich vergaß einer Vogelorgel zu erwähnen, welche „partant pour la Syrie" und andere Melodien jener Zeit spielte. Die Padrona, welche eine Spanierin war, erzählte viel von dem guten Leben, das man in ihrem Lande führe, sie sprach auch von mehrern Wundern in Frankreich und England, die mir alle unbekannt waren. Ihre Zuhörer horchten mit offenem Munde und begleiteten den Schluß jeder Erzählung mit einem Jesus' der Bewunderung.

In dieser Stadt von dreißigtausend Seelen gibt es sehr wenig Gesellschaft; die Elemente dazu sind vorhanden, aber um zehn Frauen zu sehen, muß man zehn verschiedene Häuser besuchen. Die große Entfernung von der Küste erschwert den Transport von Fortepianos, ja sogar von Büchern. In Beziehung auf ausländische Literatur beschränkten sich die Männer auf Voltaire, Rousseau, Montesquieu. Die Frauen beschäftigen sich mit ihren Kindern und ihrem Haushalt, und geben zu, daß sie sich viel langweilen. La Paz ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo in einem so rauhen Lande — die mittlere Temperatur beträgt 8—9° R. — man weder Kamine noch Oefen kennt. Der Mangel an Bequemlichkeit in den Häusern ist weit mehr als man denkt, ein Hinderniß geselliger Vereinigung. Um in einem kalten Lande zusammen zu seyn, bedarf man eines wohlgeheizten Gesellschaftszimmers, gepolsterter Stühle, dichter Teppiche. Während meines Aufenthalts zu La Paz war ich neugierig, einem Empfang des Präsidenten der Republik anzuwohnen. Der General Santa-Cruz, zur Zeit meiner Reise Staatsoberhaupt von Bolivia, war ein Mann von etwa vierzig Jahren, von gewöhnlicher Größe; seine Züge waren stark und der Ausdruck seines Gesichts verrieth eher einen Civilbeamten als einen Kriegsmann. Alles ging sehr ernst und würdevoll vor sich. Die Civil- und Militärbeamten waren die einen in Uniform, die andern schwarz gekleidet, den dreieckigen Hut unter dem Arm. Jede Gruppe von Angestellten näherte sich dem Canape des Präsidenten, welcher sitzen blieb, und machte dann einer andern Abtheilung Platz. Die Abendgesellschaften des Präsidenten waren übrigens sehr einfach und wurden nur von einigen Vertrauten besucht, welche in Ueberrock und Stiefeln erschienen. Man sprach wenig, und der Präsident selber hörte lieber zu, als daß er selbst redete. In den bolivischen Salons wurde von dem politischen Zustande des Landes kaum anders, als mit einem Gefühl der Trauer und Besorgniß für die Zukunft gesprochen. Dieses selbe Gefühl findet man beinahe in allen Republiken Südamerika's, zu welcher Zeit man sie auch besucht.

Die bolivische Regierung hat den Code Napoleon übersetzen lassen und angenommen. Um diese Münze aus unserem Europa in Bolivia in Umlauf zu setzen, hat man sie Code Santa-Cruz betitelt. Die Administration ist gleichfalls auf französische Weise eingerichtet, dieselben Minister, Präfecten und Maires (Alcalden), dieselben Tribunale. Die Gesetzgebung besteht aus zwei gewählten Kammern, der der Deputirten und der Senatoren, aber die Wahl hat zwei Stufen. Die Wähler der Pfarrsprengel, welche Indianer sind, vereint mit den Mestizen und kleinen Grundbesitzern, ernennen die Wähler des Districts aus einer gewissen Anzahl Meistbesteuerten, und diese begeben sich an den Hauptort des Departements, wo sie aus 60,000 Einwohnern einen Deputirten erwählen.

Als ich La Paz verließ, blieb mir die Straße von Tiahuanaco links liegen, und ich begab mich dann durch das Gebirge nach den Ufern des großen Sees von Titicaca. Mein erster Halt war Aigachi, ein großes Indianerdorf, wo ich wie gewöhnlich bei dem Pfarrer abstieg. Dieser ließ mich eine gute Viertelstunde warten, bis er dem Empfehlungsbriefe nachkam, der mir für ihn gegeben worden war. Endlich erschien er und führte mich murrend in sein Haus. Man war am Ende des Mittagsmahls, und drei lustige Gäste tranken Branntwein und stützten sich mit den Ellenbogen auf einen großen Tisch, worauf mehrere verlassene Gedecke lagen. Ich sah, daß ich im ungünstigen Augenblick angekommen war, daß meine Gegenwart den weiblichen Theil der Gesellschaft verscheucht hatte. Zwei oder drei Köpfe mit Lockenhaaren, welche zu einer halb offenen Thüre einer über dem andern hereinguckten, machten mir die Sache deutlicher, und der Pfarrer erhielt erst seine gute Laune wieder, als ich, mit der Weigerung meine Maulthiere absatteln zu lassen, einen Führer von ihm verlangte, um mich nach der Hacienda von Cumana zu geleiten, wo ich sicher war, zahlreiche Chulpas (Gräber) zu finden. Der Pfarrer bat mich, ihm die Geschichte meines Lebens zu erzählen, und da mir dieses nicht genehm war, erzählte er mir die seinige. Er hatte den Unabhängigkeitskrieg mitgemacht und war beim Ende der Feindseligkeiten Hauptmann; sein Bruder, der zum Deputirten ernannt wurde, gab ihm zu verstehen, daß er nicht mehr jung sey und seine Zukunft bedenken müsse; der Capitän fand die Bemerkung richtig, und sein Bruder verschaffte ihm die Pfarre von Aigachi, „wo ich vegetire wie ein Bauer", setzte er hinzu, „aber wo ich mir jedes Jahr ein Einkommen von 5 bis 6000 Piaster mache."

Ich wollte in der Meierei von Cumana übernachten. Die Besitzer derselben waren abwesend, und man wies mir einen mit Wolle gefüllten Speicher zum Schlafgemach an, auf der ich weicher ruhte, als ich es in drei Monaten gethan. Es gibt in diesem Lande einen allgemein verbreiteten Glauben, daß man über den Stellen wo Schätze vergraben liegen, Flammen sehe. Als ich den Verwalter der Hacienda fragte, welche der Chulpas in der Nähe noch nicht geöffnet worden, antwortete er mir, daß er mir diejenigen zeigen werde, auf denen Flammen flackerten, und mir Indianer verschaffen wolle, um die Ausgrabungen zu veranstalten. Des Morgens begann ich damit. Zwischen den Ge-

birgen und dem See auf einem Raum von 600′ ist die Ebene mit Grabhügeln übersäet; diese bestehen aus aufgehäufter Erde und Steinen, haben 15 bis 20′ Länge auf eine Breite von 10 bis 15′ und eine Höhe von 5 bis 10.′ Die Steine oben auf dem Hügel sind ohne alle Ordnung aufgeschichtet, aber darunter befindet sich festes, regelmäßiges Mauerwerk, das eine Höhlung von 3 bis 4 Fuß Tiefe auf 2 bis 3′ im Durchmesser bedeckt. In einer derselben fand ich eine Kindermumie mit Ligamenten von Stroh statt der Baumwollkleider, die ich im Museum zu La Paz gesehen, umwickelt. Es blieb mir wenig Zeit dieselbe zu untersuchen, denn sobald die kleine Mumie einige Augenblicke der Luft ausgesetzt war, zerfiel sie in Staub. Sie war von Gefäßen umgeben, die der Form nach etruskischen Thränenfläschchen glichen. Ich fand auch eine große Anzahl Topos, lange Nadeln, womit die Frauen des Landes noch heutzutage das viereckige Stück Wollenzeug, das sie um die Schultern tragen, auf der Brust befestigen. Zwei andere Grabhöhlen, die noch geöffnet wurden, enthielten nur nackte Gebeine, ärmliche und gemeine Gefäße und einige Topos in Kupfern.

Sey es aus abergläubischer Furcht oder Verehrung für die Reste ihrer Vorfahren, die Indianer wollten niemals in diese Gräber hinabsteigen, ich mußte es selbst thun und die Knochen wegräumen, welche die Gefäße und Topos bedeckten. Dann sammelten die armen Bursche die Gebeine wieder und legten sie sorgfältig an der Stelle nieder, wo ich sie weggenommen hatte, und verfehlten nicht eine Handvoll gerösteten Mais und Cocablätter darüber zu streuen. Die Indianer tragen stets eine Tasche mit Mais und Coca angefüllt bei sich. Meine Arbeiter waren sehr erstaunt, als ich ihnen begreiflich machte, daß ich diesen Cultus des Andenkens ihrer Vorfahren ehrte. Ich muß gestehen, als ich die armen Indianer diese Gebeine mit Verehrung zusammenlesen sah, stellte ich mir die Frage, ob ich wohl ein Recht dazu habe, diese Gräber durch die Abkömmlinge dieser selben Todten, die rechtmäßigen Besitzer des Landes, öffnen zu lassen und ihre Asche zu entweihen, um nur allein meine Neugierde zu befriedigen: da ich nicht viel darauf zu erwiedern wußte, begann ich zu rauchen und vor mich hinzuschauen. Ich hatte ein sehr schönes Landschaftsbild vor Augen: diese kleine Ebene ist nach drei Seiten von Bergen umschlossen und ein Arm des Sees begränzt sie gegen Osten. Der schneeige Gipfel des 23,686′ hohen Sorata beherrscht und vervollständigt diese großartige Ansicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Conscription in Aegypten.

(Aus einem Briefe im Athenäum vom 29 März.)

Die Regierung, welche ihr Heer verstärken will, ist dießmal auf eine regelmäßige Conscription verfallen, und es soll von 180 Seelen Ein Mann ausgehoben werden, wobei aber merkwürdigerweise Cairo und Alexandrien, vielleicht auch Damiat und Raschid (Rosette) ausgenommen sind, denn von diesen Städten wird häufig nach Europa geschrieben, und man will vor Europa nicht in einem tyrannischen Licht erscheinen. Früher wenn man Soldaten brauchte, nahm man in einem Distrikt alle waffenfähige Mannschaft ohne Unterschied weg, und der Plan wurde mit solcher Raschheit und Rücksichtslosigkeit ausgeführt, daß es gewöhnlich ohne sonderliche Störung ablief. Dießmal wurde die Ausführung des Befehls den Scheich el Beled (Schulzen) übergeben, die nöthigenfalls die irreguläre türkische Reiterei, aber nicht die regulären Truppen, zu ihrem Beistand herbeirufen sollten. Die Bestürzung war allgemein, denn der Fellah haßt instinctmäßig den Militärdienst, da er nur einen halben Piaster (3 — 4 kr.) Sold und diesen nicht immer erhält, seinen nöthigen Unterhalt durch Stricken und ähnliche Beschäftigungen erwerben muß und keine Aussicht hat, je wieder loszukommen. Die Folge war, daß fast im ganzen Nilthal die junge Mannschaft in die Berge floh, und dort, wenn man sie nicht völlig aushungerte, auszuhalten beschloß. Alle Schluchten, Höhlen, Grotten und Gräber sind mit ungewohnten Besuchern angefüllt, und die Reisenden dadurch in ihren Wanderungen sehr belästigt; einmal wurden wir mit Schleudern zurückgetrieben. Der Widerstand gegen die Behörden ist natürlich noch heftiger und mehrere Menschen fielen im Kampfe. Doch war er meistens nur passiver Art.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil Russisch-Polens.

(Fortsetzung.)

Man denke sich übrigens den polnischen Bauer gar nicht in so gedrücktem Zustande, denn er ist nicht so leibeigen wie man es sich gewöhnlich vorstellt. Er erhält z. B. vom Dominio Haus und Hof, Aecker, lebendes und todtes Inventarium, die angemessene Saat und das benöthigte Bau- und Brennholz. Brennt das Haus ab, so muß ihm die Herrschaft ein neues bauen; fällt ihm ein Stück Vieh, ersetzt es der Herr; ist Mißwachs eingetreten, so gibt gleichfalls der Herr das mangelnde Futter oder Brodkorn. Da nun der Bauer diese Vortheile und Acquisitionen nicht durch ein Capital vergüten, und ebenso wenig mit Geld verzinsen kann, so thut er dieß durch Dienstleistungen, theils durch Hand- theils durch Spanndienste. Dadurch ist aber immer noch keine Leibeigenschaft gebildet; denn wenn er nicht länger in diesem Verhältniß bleiben will, so kündigt er ein halb Jahr vorher und zieht dann zu Jakobi (25 Julius) ab, nachdem er das erhaltene Inventarium retradirt hat. War er ein ordentlicher fleißiger Wirth, so erhält er sehr leicht bei einem andern, ihm vielleicht mehr convenirenden Gutsbesitzer wieder ein Haus mit Zubehör.

Uebrigens findet man in Polen sehr viele Colonien von Ausländern, die sich ganz wohl dort befinden. Sonst erhielten sie stets und erhalten auch wohl jetzt noch oft eine Baustelle nebst mehr oder weniger Morgen Land, das dazu benöthigte Bauholz, freies Brennholz und Hütung für ein paar Stück Vieh. Sie sind dann verpflichtet in einer bestimmten Zeit ihre Häuser auf den ausgesteckten Baustellen aufzurichten, so daß dadurch in der Regel ganz gerade und hübsch aussehende Straßen entstehen. Für diese Gewährungen haben sie dann dem Dominio jährliche, in der Regel recht billige Silberzinsen von circa 12—20 Rthlr. zu entrichten; um ihnen aber das Herstellen solcher Etablissements zu erleichtern, werden ihnen für die ersten 2—3 Jahre die Zinsenzahlungen erlassen: denn es ist Plan der russischen Regierung, so viel wie möglich industrielle Arbeiter ins Land zu ziehen und demselben einzuverleiben. Die meisten dieser Einwanderer bestehen aus Deutschen und sind Handarbeiter, wie z. B. Weber, Töpfer, Brettschneider, Schindelmacher, Hüttenarbeiter u. dgl. Vor allem aber machen deutsche Aerzte dort gute Geschäfte, besonders bei dem immer noch reichen Adel — und mir ist ein Fall bekannt geworden, wo ein Chirurgus zweiter Classe aus Schlesien nach Polen ging, weil ihm in seiner Heimath kein Verdienst zu Theil wurde, sich dort in einer kleinen Stadt niederließ und binnen wenig Jahren eine schöne Besitzung ankaufen konnte. Dieser Mann hatte wenig Kenntnisse, dagegen aber die Manier zu imponiren — worauf bei dem Polen vieles ankommt — und so sicherte er sich bald den Ruf eines großen Arztes. Ostentation ist, dem Polen gegenüber, jedem Fremden zu empfehlen; denn wollte er mit Bescheidenheit auftreten, so würde er bald von dem nur zu leicht übermüthigen Aristokraten mit Geringschätzung behandelt werden. Leider kann ich auch nicht verschweigen, daß der hochgestellteste Edelmann da wo es sein Vortheil erheischt, freundlich bis zur Kriecherei werden kann, und daß man überhaupt bei Geschäften mit ihm vorsichtig seyn muß. Ausnahmen von dieser Regel finden natürlich auch wohl statt; doch im allgemeinen kann man durch seine große Liebenswürdigkeit leicht getäuscht werden.

Nach dieser Abschweifung komme ich noch einmal auf das kirchliche Leben zurück, um zu berichten, daß die sogenannte „weiße Maria" von

Gidel noch einige Zeit der schwarzen Maria in Czenstochau einen Gegenbesuch abstattet. Das schöne Bild, gleichfalls mit dem Jesuskinde auf dem Arme, aber ohne Schmuck von Perlen und Edelsteinen, wird auf einen einfachen Wagen gestellt, der nur mit zwei Ochsen bespannt ist und zieht so, gefolgt von den Mönchen des Klosters zu Gidel, ohne allen Prunk nach Czenstochau, wo man den Besuch sehr festlich empfängt und feierlichen Gottesdienst abhält. Nach demselben geht die Procession wieder so demüthig zurück als sie gekommen, und hat somit ihrer Verpflichtung gegen die hochgefeierte „schwarze Maria" genügt. Vergebens bemühte ich mich, nähere Notizen über den Ursprung dieser sonderbaren Sitte zu erlangen; sie besteht seit Jahrhunderten und wird wohl noch lange so fortbestehen.

Von Gidel ging unsere Reise nach Radomsk, einem kleinen ganz unbedeutenden Städtchen, wo wir nur anhielten, um den Pferden einige Ruhe zu gönnen und uns — in Ermanglung von etwas besserem — Eier kochen ließen. Eine Kaffeemaschine führten wir bei uns und konnten uns dieß Getränk selbst bereiten; denn obgleich man dergleichen wohl bei den Wirthen, die in der Regel Juden sind, erhält, so thut man besser, die Bereitung selbst zu übernehmen. Der polnische Edelmann führt deßhalb auf Reisen in seinem Lande eine kleine Wirthschaft mit sich; der Bediente ist häufig auch zugleich Koch und schlägt seine Feldküche überall leicht auf. Auf weiteren Touren nimmt man auch die nöthigen Betten mit sich, weil man sie unterwegs nirgends brauchbar oder wohl gar keine finden würde; denn da der Pole im Innern seines Hauses trotz äußerer Unscheinbarkeit großen Glanz entwickelt, so sind auch seine Lagerstätten kostbar eingerichtet, die Betten von Seide mit Eiderdunen gefüllt und die Wäsche darüber vom feinsten Linnen, wovon ich sie häufig das Stück (Schock Ellen) mit 30—40 Rthlr. bezahlen sah. Was mir besonders gefiel, waren die Kopfkissen, welche auf drei Seiten zwischen den Nähten breite Spitzeneinsätze hatten, durch welche die rothe Seide des Bettes durchschimmerte und auf jeder Ecke mit einer großen Schleife von rothseidenem Bande geziert waren; das Deckbett ist in der Regel zu den Füßen des Bettes mit rothen Bändern wie eine Rolle zusammengebunden, da man sich, wenn die Kälte nicht groß ist, meist zweier Decken bedient, wovon die erste von weißem Pique mit Spitzen verziert, die andere von rothem Sammet, Damast oder Atlas ist. Da ich diese Art Betten fast überall in feinern Häusern antraf, so glaube ich, daß man mit diesem Roth und Weiß die Landesfarben bezeichnen will. Nicht weit von Radomsk liegt das Dorf Sielnice, wo ich bei dem Besitzer desselben, dem Grafen S., Geschäfte hatte. Wir fuhren in den geräumigen Hof hinein und ich hatte Mühe, meine Begleiter zu überzeugen, daß das vor uns stehende, nur zweistöckige und mit Schindeln gedeckte Haus das Schloß sey. Der Bau der Häuser in Polen besteht — die großen Städte ausgenommen — fast durchgängig, die ältern aus übereinander gelegten und an den Ecken verbundenen geraden Holzstämmen, die neuen aber aus an den Ecken zusammengefügten drei- bis vierzölligen Bohlen; die Bedachung ist von Schindeln. Selbst die meisten Wohnhäuser der Herrschaften — sogenannte Schlösser — bestehen aus solchem Material, welches dann aber behobelt und oft mit Oelfarbe angestrichen ist. Häufig bringt man noch an der Front Säulen an, was einen recht guten Anblick gewährt; außerdem sind aber auch solche Häuser sehr trocken und warm, ja selbst wärmer als eine mit steinernen Wänden versehene Wohnung. Holz hat hier, wenn es nicht an schiffbaren Flüssen gelegen ist, beinahe gar keinen Geldwerth. Ein Freund von mir, der in der Gegend von Radomsk und Petrikau über bedeutende Forsten zu verfügen bekam, fand bei dem Antritt seiner Verwaltung mehrere Contracte vor, wonach das Dominium sich verbindlich gemacht hatte, Tausende von Klaftern, à 108 Kubikfuß, die Klafter zu einem, mitunter $1\frac{1}{2}$ polnische Gulden — also 5—$7\frac{1}{2}$ sgr. — dem Käufer, exclusive Schlägerlohn, zu liefern, und als es ihm späterhin gelang, Contracte zu zwei poln. Gulden 10 sgr. — abzuschließen, wurde er von den benachbarten Gutsbesitzern sehr beneidet. Wenn nun bei diesem geringen Preise des Holzes der Holzschläger dasselbe fällt, so gibt er sich durchaus nicht etwa die Mühe, sich dabei zu bücken; sondern er haut oder sägt die Bäume geradestehend ab, so daß die stehenbleibenden Stämme mindestens mehrere Fuß über der Erde emporragen. Auf unseren Wegen durch die Wälder sahen wir oft die schönsten Stämme vom Winde umgestürzt liegen, und niemand dachte daran sie wegzuräumen und zu benutzen. Uebrigens thut man jetzt in neuerer Zeit sehr viel zur Verbesserung der Straßen, was auch gar sehr noth that, besonders auf denen, die nicht von Stadt zu Stadt führen.

Das Schloß zu Sielnice, welches meine Reisegesellschaft durchaus nicht für ein solches gelten lassen wollte, da es mit unseren deutschen Schlössern allerdings nichts ähnliches hat, war im Innern desto ansprechender. Wir wurden mit der in Polen bekannten Gastfreundschaft empfangen, in das Besuchzimmer geleitet und bald von der Frau des Hauses begrüßt; sie war eine ächte Repräsentantin ihres Vaterlandes und mir schon aus früherem Aufenthalt in ihrem Hause bekannt. Da es noch vor Tische war, so erschien sie im Negligée: ein Ueberwurf von Lilaseide auf einem weißen, reich mit Spitzen garnirten Unterkleide, ein kleines Spitzenhäubchen auf den gewickelten Haaren, seidene Schuhe und Handschuhe. Meine Begleiterinnen waren erstaunt, in diesem äußerlich schlichten Hause eine solche Eleganz zu finden; denn nicht nur die Toilette der Dame, sondern auch die Einrichtung des Zimmers zeugte vom feinsten Geschmack. Den Fußboden deckte ein kostbarer Sammetteppich; an den Wänden prangten sehr schöne Kupferstiche und Oelgemälde, unter denen einige vortreffliche Jagdstücke, dann der Abschied eines Polen von seinen Eltern und das Bildniß der Gräfin Plater — dieser schönen und edlen Kämpferin für ihr Vaterland — uns ganz besonders anzogen. Ein Flügel mit dem deutschen Namen seines Erbauers auf dem kleinen Schilde stand aufgeschlagen, und auf seinem Pult lag neben dem Klavierauszug des Fidelio eine beliebte Composition von Thalberg aus den Hugenotten. Also Beethoven und Meyerbeer in polnischer Abgeschiedenheit — dachte ich — welch ein tröstlicher Anblick!

Man darf nur kurze Zeit in einem solchen Hause zugebracht haben, um zu wissen, welch großen Einfluß die Damen in Polen ausüben; sie sind die eigentlichen Gebieterinnen und stets eingeweiht in die wichtigsten Pläne ihrer Männer; ja sie leiten dieselben oft mit größter Geschicklichkeit und Umsicht, was die letzten Ereignisse in diesem Lande bewiesen haben, da die Frauen sich nicht nur an den Opfern, sondern auch an den Kämpfen ihres Vaterlandes lebhaft betheiligten und keine Gefahr scheuten; daher haben auch die Geistlichen eine mächtige Stütze an ihnen, und versichern sich bei allen ihren wichtigen Vorhaben stets erst der Genehmigung der Damen. Die liebenswürdige Gräfin, in deren Hause wir uns befanden, sprach ziemlich deutsch, und obgleich diese Sprache den Polen im allgemeinen sehr unangenehm ist, so war sie doch so artig, sich nur in dieser mit uns zu unterhalten. Sehr schön klingt aber im Munde der Polen und besonders der Polinnen das Französische, und hierin werden sie nur noch von den Russen übertroffen. Die Einladung zum Mittagbrod mußten wir ablehnen, da unsere Reiseroute für diesen Tag bis nach Petrikau vorgeschrieben war, und wir wegen der Kürze des Passes keinen unnützen Aufenthalt eingehen durften; doch daß wir damit ein Opfer brachten, wußte ich aus der Erinnerung, da ich vor Jahren, nicht lange nach Beendigung der Revolution, bei einer Reise in dieser Gegend hier zu einem Diner geladen worden war, das mir sehr genußreiche Stunden gewährt hatte. Es waren damals etwa zwanzig Gäste anwesend, und unter ihnen der Prior eines Klosters nebst vier andern Geistlichen, alle in Pontificalibus. Imponirend war die Erscheinung des Priors. Die männlichen Gäste wurden in ein Zimmer geführt, in welchem ein Tisch mit einem Aufsatz kalter pikanter Speisen und mehreren Flaschen voll Branntwein stand; jeder von den Herren trank davon ein Glas. Bald darauf lud man uns in das Tafelzimmer, und hier begann ein wahrhaft lucullisches Mahl.

(Schluß folgt.)

Ein verlorenes Werk von Origenes in 10 Büchern wurde kürzlich zu Paris unter den vor 10 Jahren von Mynas zurückgebrachten griechischen Manuskripten entdeckt. Es soll eine Widerlegung der Ketzereien seyn. (Athen. 29 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 81. 4 April 1851.

Der Zauberfelsen.

Etwa vier Meilen West-Nord-West vom Cap Clear Insel und Leuchtbaak, an der Südwestküste Irlands, ragt steil und senkrecht ein seltsam gestalteter Felsen, Fastnett genannt, 90 Fuß über die Oberfläche des atlantischen Meeres, ungefähr 9 Meilen vom Festlande; das Landvolk behauptet, daß er 9 Meilen von jedem Theile des Strandes entfernt liege.

Der Fastnett war seit Jahren ungestörter Besitz des Meerraben, der Rothgans und anderer Geschlechter von Seevögeln, auch wegen Aal und Brasen bekannt. Aber selten fischte der Schiffer dort, aus abergläubischer Angst vor der Stätte. Bei trüber Witterung, und wenn der Felsen halb in Nebel gehüllt steht, hat er viel Aehnlichkeit mit einem Schiffe, das unter Segel ist. Daher zweifelsohne alle die Wundergeschichten und Sagen vom Zauberwesen des Fastnett. Die alten Leute längs dem ganzen Seegestade glauben, daß der Fastnett alljährlich am ersten Mai vor Sonnenaufgang die Segel aufzieht und eine Fahrt nach den Durfey-Inseln antennimmt, welche einige 40 Meilen weit am nördlichen Eingange der Bantry-Bay liegen, und nachdem er zu verschiedenenmalen die den Seemännern als „Ochs", „Kuh" und „Kalb" bekannten Felsen umkreist hat, den Lauf wieder heimwärts wendet, auf dem Platze von wo er abgesegelt, Anker wirft und das ganze Jahr über regungslos bleibt.

Es scheint jedoch, daß der Fastnett nicht die einzige verzauberte Stelle in der Gegend ist, denn neun Meilen nördlich vom Felsen, auf dem Gipfel des 1400 Fuß hohen Berges Gabriel, liegt ein berühmter See, von welchem die Leute sagen, daß er unergründlich. Auch wird erzählt, daß ein Herr seinen Spazierstock in die Fluth warf und diesen ein Fischer beim Fastnett fand. Ferner von einer Frau, welche aus dem See Wasser schöpfen wollte zu einer Wundercur für eine Gefährtin, und ihren irdenen Krug in die Wellen fallen ließ, der nach mehreren Monaten — man konnte über die Identität sich nicht täuschen, da ein Stückchen am Schnabel fehlte — beim Fastnett aufgefangen ward. Aus diesen Gründen vermuthet das Volk einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen Felsen und See. Zwar untersuchte der Capitän Wolfe bei seiner Besichtigung der Küste im Jahre 1848 den räthselhaften Teich mit dem Senkblei und fand ihn sieben Fuß tief; aber die Leute schütteln den Kopf und sagen, das wäre alles Freimaurerei von Seiten des Capitäns.

Der Fastnett wird aber nicht mehr die Segel ausspannen zu seiner Walpurgisfahrt, denn er ist jetzt „festgeankert." Während der fürchterlichen Schiffbrüche in den Wintern 1846 und 1847 verlieh das Licht vom Cap Clear, das zu hoch und oft gänzlich umwölkt ist, nur wenig Beistand. Die Aufmerksamkeit lenkte sich nach dem Fastnett, als geeigneter zur Errichtung eines Pharos, da dieser Felsen unmittelbar auf dem Wege aller aus- und heimsegelnden Schiffe liegt. Aber die große Schwierigkeit bestand darin, eine Landung ins Werk zu setzen.

Endlich gelang es dem Capitän Wolfe, und nach seiner günstig erfolgten Besichtigung beschloß man sofort einen Leuchtthurm aufzuführen. Die Arbeiten begannen im Sommer 1847, indem man einen kreisförmigen Schaft ungefähr zwölf Fuß tief in den Felsen keilte, dann Löcher bohrte, in die man eiserne Stäbe zum Gerüste des Gebäudes einschlug, welches die Maurer zu errichten anfingen. Die Arbeitsleute fanden es im Sommer und Herbst 1847 vergnüglich genug, wohnten in Zelten auf der Kuppe des Felsens und schauten mit dem Fernglas über das feste Land hinaus, wie so mancher ihrer Vorgänger gethan — die Seeraben.

Als man jedoch im Frühling 1848 nach einer Unterbrechung über den Winter die Arbeiten wieder aufnahm, veränderte sich die Scene. Scharf blies es von Nordwest, und die Leute sicherten ihr Bauwerk, das sich um mehrere Fuß über dem Gestein erhob, so gut sie vermochten, bedeckten es mit schweren Zimmerbalken, ließen nur eine kleine Oeffnung zum Ein- und Ausgange, und erwarteten schweigend was da kommen würde. Während der Nacht stieg der Sturm, und die See überfluthete mit solcher Wuth den ganzen Felsen, daß die Männer meinten, jede nächste Woge müsse sie in den Abgrund reißen. Es ward ihnen indeß nur ihr Feuer verlöscht und das meiste ihrer Vorräthe entführt, nebst einigen gewichtigen Stücken Eisen, einem großen Ambos und dem Krahn, mit welchem man das Baumaterial hinaufzog. Der Orkan währte eine ganze Woche hindurch, und kein Fahrzeug konnte sich nahen; die Mannschaft dieses Inselschiffes war ganz durchnäßt und kam beinahe vor Hunger und Kälte um, in einer dunkeln Höhle, ohne andere Nahrung als feuchten Zwieback. Endlich hörte der Wind plötzlich auf, die See mäßigte sich, und sie konnten den Versuch wagen aus der Höhle hervorzukriechen, mehr todt als lebendig. Nach wenig Tagen kam ein Boot so nahe als möglich, und mit Hülfe von Seilen, welche sie sich um den Leib schnürten, zog man einen nach dem andern vom Felsen durch die siedende Brandung. Die Leute erholten sich bald und haben seitdem das Gebäude einige 20 Fuß über den Grund erhöht; vollendet soll es 60 Fuß in der Höhe betragen. Dieß ist das letzte Abenteuer des Zauberfelsens. Aber eine glänzende Geschichte liegt vor ihm: statt seine Kraft in müßigen Fahrten zu vergeuden, mag er weithin segensvoll wirken und den Menschen Leben und Eigenthum erhalten.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

3. Bolivia.

(Fortsetzung.)

Als die Sonne untergegangen war, kehrte ich nach der Hacienda zurück, nach einem Tage der mir äußerst kurz erschienen war. Die Indianer hatten beständig fortgearbeitet und doch nur wenig zu Stande gebracht; ihr Werkzeug zum Ausgraben der Erde bestand in einer Hacke mit hölzernem Stiel, an den das ein Fuß lange Eisen mit einem Riemen festgebunden war; derselben Hacke bedienen sie sich auch, um ihre Felder zu bestellen.

Auf dieser ausgedehnten Hochebene weht beständig ein eisiger Wind, der oft die Ernten zerstört, bevor sie zur Reife gelangt sind. Der Pflug kann in den schmalen Erdstreifen, die in Terrassen an der Südseite der Berge angelegt sind, nicht gebraucht werden, und diese müssen deßhalb mit der Hand bearbeitet werden um Kartoffel und einige Gerste hervorzubringen. Von Cumana bis Guabaya, einem Dörfchen am Ufer des Sees, fand ich viele Chulpas, welche in Gruppen zu zehn und zwölfe zerstreut waren. Zu Guabaya sah ich zum erstenmal das seltsamste, kühnste und wohlfeilste Fahrzeug, das man sich denken kann; es sind kleine Nachen, Balzas genannt, die ganz aus Schilfrohr zusammengefügt werden. Man denke sich zwei Bündel Schilfrohr die in der Mitte dicker sind und sich in eine Spitze endigen; diese beiden Büschel werden jedes einzeln mit gespaltenem Schilf zusammengebunden, dann aneinander gefügt und an beiden Enden mit denselben Schilfbanden befestigt. Man setzt sich mitten auf diese eigenthümliche Art von Floß, ein Indianer kniet hinten und rudert nach beiden Seiten mit hölzernen Stangen. Wenn der Wind günstig ist, steckt er eine dritte Stange auf, die vier oder fünf Fuß lang ist, an welcher eine Schilfmatte statt des Segels hängt, und die Fahrt geht ganz sanft aber langsam von statten. Sobald der Wind etwas frisch wird, rollen die Wellen mächtig über die Balza ohne sie umzustoßen und netzen die Schiffenden bis auf die Haut; sobald er stark wird, schlägt das Fahrzeug um, was den Indianer wenig kümmert, der durch die Armuth und das Elend zum vollständigsten Fatalismus gelangt ist, dem Lustfahrer aber zum Abscheu wird, der sich seines Vergnügens willen auf dem Titicaca herumtreibt, wie er es auf den Seen der Schweiz und Italiens gethan hat.

Die Balza, auf der ich mich zu Guabaya eingeschifft hatte, führte mich zu einem Dörfchen ohne Namen, auf einer Insel, die sich auf keiner einzigen Karte findet. Die Indianer, voll Schrecken über den Anblick zweier Weißen, die sich so weit von allen gangbaren Straßen verirrt hatten, gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß in ihren elenden Hütten nichts zu finden sey, und daß am andern Ende der Insel ein großes Dorf stehe, wo wir Lebensmittel und Herberge finden würden. Zu gleicher Zeit bemächtigten sie sich unsers Gepäckes und liefen eilig davon, in der Furcht daß wir bei ihnen bleiben möchten. Wir mußten ihnen nothgedrungen folgen, und nach dreiviertelstündigem Marsche gelangten wir nach Pacco, dem besagten Dorfe. Die Träger verlangten zwei Realen und ein wenig Coca, und gingen dann entzückt über die Freigebigkeit der Weißen, welche ihnen den Werth von einem Franken dafür zukommen ließen, daß sie schwere Koffer und die Sättel von sechs Maulthieren eine Stunde rauhen Weges getragen hatten, nach ihrer Heimath zurück. Pacco ist ein hübsches Fischerdorf, das zwischen dem See und dem Berge liegt, den wir überstiegen hatten. Zu beiden Seiten dehnten sich Gersten- und Kartoffelfelder hin, und einige Stunden weit übersah man grüne Inselgruppen und Halbinseln, welche sich in den See hinaus erstreckten. Die Einwohner sammelten sich um uns her, und wir begannen ihnen deutlich zu machen was wir bedurften, das heißt unsere Lust etwas zu essen, zu schlafen und alsdann uns nach Copacabana einzuschiffen. Von all diesem, obwohl in gutem Spanisch vorgebracht, verstanden sie nur das einzige, daß wir uns einschiffen wollten, und bereiteten in großer Eile drei Balzas, eine für mich, die andere für meinen Diener, und eine für das Gepäck. Ich aber meinerseits weigerte mich ihre Sprache zu verstehen, und nachdem ich viel auf spanisch geschrieen und die Indianer hartnäckig ihrerseits geantwortet hatten, drang ich in den Alcalden, im Namen der Präsidenten der Republiken von Peru und Bolivia mir ein Nachtlager zu geben, natürlich gegen Bezahlung, und zeigte einen Piaster. Der Alcalde machte sich aus dem Staube, um nichts zu schaffen zu haben mit diesen beiden mächtigen Herren, von denen er nur einen sehr unvollkommenen Begriff hatte. Ich war in Unterhandlung mit der flüchtigen Amtsperson, die sich in einem Hause verschanzt hatte, dessen Thüre mir vor der Nase zugeschlagen wurde, als das Geschrei von Weibern und Kindern mich nach dem Platze zurücktrieb, den ich so eben verlassen, und ich sah meinen Diener, der, minder geduldig als ich, vom Leder gezogen hatte, und mit seinem Jagdmesser den hölzernen Riegel eines Hauses entzweihieb, das eine Stange mit einem Maiskolben uns mit Recht für ein Gasthaus ansehen ließ. Da es so weit gekommen war, konnten wir nicht zurück und traten in das Haus. Alsbald änderte sich das Betragen der Indianer wie durch Zauberei; sie kamen von allen Seiten, trugen Eier, Fische, Mais, Kartoffel herbei, und kaum willigten sie ein, den Werth dieser Dinge anzunehmen. Ich erzähle das, nicht als etwas Lobenswerthes, denn es ist wenig schicklich mit Gewalt in eine Hütte zu dringen, selbst um nicht Hungers zu sterben, sondern nur um den gegenwärtigen Charakter der Indianer und die Weise kennen zu lehren, wie sie behandelt werden; im allgemeinen thun alle Reisende im Lande dasselbe, nur bezahlen sie nicht immer.

Des Morgens, statt mich nach Copacabana zu bringen, legten die Balzas an der Insel Taquiri, gegenüber von Pacco, an. Der Alcade erklärte, daß, weil die Indianer die Bedingnisse der Uebereinkunft nicht gehalten hätten, sie auch die vier Realen für die Ueberfahrt nicht ansprechen dürften, die er alsofort in die eigene Tasche steckte. Die Indianer machten nicht den geringsten Einwurf, sie blieben an dem Ufer gekauert sitzen, kauten ihren Coca und warteten günstigen Wind ab, um nach Pacco zurückzukehren. Balzas kamen vom Fischfang zurück, der Alcade stellte drei zu meiner Verfügung, um mich nach Oche, einer Halbinsel drei Stunden von Taquiri, zu bringen. Er versicherte mich, daß ich zu Oche Leute genug finden würde, um mich und mein Gepäck nach Copacabana zu befördern, das nur zwei Büchsenschüsse entfernt sey. Ich machte mich auf und dankte dem Zufall, der mich einem Alcaden begegnen ließ, der spanisch redete und so bewundernswerth gefällig war. Wir spannten unser viereckiges Segel aus, aber die Fahrt ging darum nicht schneller, denn wir legten in der Stunde nur zwei Meilen zurück, und erst als die Nacht herbeikam, wurde ich die Langsamkeit unsers Schiffens gewahr. Der Tag war herrlich, dieser Arm des Sees von Titicaca, der kleine See genannt, ist von Stunde zu Stunde von Inseln und Halbinseln durchschnitten, welche mit Heerden bedeckt sind. Flüge wilder Enten, Taucher und Möven schwammen friedlich auf den ruhigen Gewässern und rückten kaum auf die Seite, um unsre Balza durchzulassen. Zu diesen träumerischen Umgebungen kam noch die Stille ringsum und die unmerkliche Bewegung des Fahr-

zeuges, und so ist es leicht begreiflich, daß mir so lange Stunden hingehen konnten, ohne daß ich es gewahr wurde. Müde länger um mich herzublicken, öffnete ich meine Alforjas, ein Quersack, worin die Gegenstände aufbewahrt werden, die man stets zur Hand haben will, und zog ein Buch hervor. Das erste, das mir in die Hände fiel, war der Code Civil von Santa-Cruz. Der General hatte mir seine drei Gesetzbücher am Tage meiner Abreise von La Paz zugeschickt; meine Koffer waren verschlossen und man hatte die drei Bände daher in die Alforjas gesteckt. Ich durchlief eine gute Anzahl Seiten, und sah daraus, wie bürgerliches und politisches Recht für jeden Bürger der Republik darin festgestellt ist, und jeder öffentliche Act seines Lebens weislich durch die Gesetze überwacht wird. Am Ende des Buches fand ich als Anhang Verordnungen und Vorschriften für die Polizei der Heerstraßen, der Fahrt an den Küsten und auf den Binnenseen, das Vermiethen der Wagen, Pferde und Maulthiere u. s. w. Indeß hatte der Wind aufgehört, und der Kahn bewegte sich nicht mehr; mein Fährmann hatte sich wie ein Affe hinten in seine Balsa gekauert und kaute seine Coca, bevor er wieder nach der Ruderstange griff. Sein Anblick erinnerte mich daran, daß auf eine Million Einwohner die bolivische Republik 900,000 Bürger seines gleichen zähle. Ich machte das Buch zu, und begann den Muth mancher Menschen zu bewundern, welche mit allen Wohlthaten der Civilisation bekannt, unternommen haben, sie der unthätigen Masse ihrer Mitbürger aufzubürden, die solche weder zu begreifen noch zu benützen fähig ist.

Zu Oche wurde das Gepäck ausgeschifft und 200 Schritte vom Ufer niedergelegt. „Der Herr Pfarrer?" — Kein Pfarrer. — „Der Alcade?" eben so wenig. Endlich kam ein Mestize oder Dreiviertels-Indianer auf uns zu, um einige Cigarren zu erhaschen. „Können wir diesen Abend noch nach Copacabana gelangen? Dieser Ort ist sieben Stunden von hier entfernt! O du Verräther von Alcaden zu Taquiri! O du falsche Gutmüthigkeit, die auf solche Weise der Weißen los werden wollte! Doch was ist zu beginnen?

„Er", sagte der Mestize, „Ihr dürft ja nur mit denselben Balsas, die Euch hergebracht haben, drei Stunden weiter fahren nach Quicachi, dort übernachten und Morgen zu Lande den Rest des Weges zurücklegen." Der Mestize übernahm es, für mich mit den Bootsleuten von Taquiri zu unterhandeln, welche aber nicht antworteten, sondern in den See hinausfuhren und rasch davon segelten. Er verschaffte uns nun zwei Esel und zwei Indianer, welche alle vier mit unserm Gepäck beladen wurden, und ich machte mich auf den Weg und folgte trübselig meinen Kaffern, deren Schicksal ich beneidete, zu Fuß. Vier Wegstunden in finsterer Nacht! Es war 10 Uhr, als wir nach Carana kamen. Der Eigenthümer der Esel, welcher seine Thiere begleitet hatte, verlangte einiges Geld, um ihnen Mais und sich selber etwas zum Nachtessen zu kaufen. Ich war so müde, daß ich alles that was man von mir wollte, um so mehr als der Alcade von Corona auf seinen ins andächtige Kreuz gelegten Daumen mir schwor, daß wir für den folgenden Tag Esel in Menge haben sollten und daß er sie alsbald bestellen wolle.

(Schluß folgt.)

Der Prophet Ganneau.

Das Athenäum vom 29 März meldet den Tod dieses Mannes, dessen Prophetenthum unsern Lesern wahrscheinlich so unbekannt ist, als uns selbst, obgleich er vor einigen Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit in Paris vielfach auf sich gezogen haben soll. Ganneau glaubte sich zu großen Dingen berufen, und bewies wenigstens, daß es unter den praktischen Franzosen gerade so gut religiöse Erznarren gibt, als unter Amerikanern, Engländern und Deutschen. Er war der Entdecker einer neuen Religion, des Evadaismus, und er selbst war dessen „Mapah" oder Hoherpriester. Das Wort „Evadaismus" ist aus den Namen Adam und Eva zusammengesetzt, und „Mapah," wahrscheinlich eine Zusammensetzung von „Papa" und „Mama." Von Zeit zu Zeit erließ Ganneau, den ganz Paris an seinem langen Bart und seinem grünen Mantel kannte, Proclamationen, in welchen er dem Publicum den nahen Eintritt der evadischen Aera verkündigte. In der Geschichte der Menschheit, meinte er, habe es drei Epochen gegeben, die der Mineralität, Animalität und Hominalität, jetzt stehe eine neue, glänzendere Umwandlung bevor. Ungeschreckt durch die Lächerlichkeit und allen Mangel an Erfolg blieb Ganneau bis zum Ende seinen abgeschmackten Glaubensansichten treu, deren Prophet, Hoherpriester und einziger Anhänger er war, und opferte denselben seine ganze Zeit und seine freilich ziemlich schwachen Mittel. In den späteren Jahren seines Lebens trieb er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, einen Handel mit Gemälden, der ihm aber auch nicht sonderlich gut ausgeschlagen zu haben scheint.

Chronik der Reisen.

Reise durch einen Theil Russisch-Polens.

(Schluß.)

In Polen hält sich nicht nur jeder Gutsbesitzer, sondern auch jeder mittelmäßig Wohlhabende einen Koch, und man findet dort auf den Tischen außer den Nationalgerichten auch die seltensten Delicatessen fremder Länder. So auch hier: die Speisen waren vortrefflich und in verschwenderischer Menge vorhanden, ebenso auch die ausgesuchtesten Weine, trotzdem, daß man sie dort sehr theuer bezahlen muß. Die Polen sind außerordentliche Trinker und thaten es darin einander zuvor; dessen ungeachtet wurden am Ende der Mahlzeit noch Massen von Champagner consumirt. Die dort allgemein herrschende Sitte: die Gesundheit der Frau vom Hause aus einem ihrer Schuhe zu trinken, fand auch hier statt. Es wurde zu diesem Zweck ein zierlicher neuer Schuh gebracht, und jeder der Gäste trank daraus im edelsten Ungar ihre Gesundheit; der Prior, als hoher Geistlicher der erste im Range, machte den Anfang. Man sprach viel über die unlängst beendigte Revolution, und als ich den Grafen S. fragte: was die Polen wohl begonnen hätten, wenn sie gesiegt? antwortete er mir sehr naiv: „dann hätten wir uns unter einander bei den Köpfen genommen!" — Dieser ächt polnische Edelmann, voll Adel und Liebenswürdigkeit, aber dennoch nicht frei von den Fehlern seiner Nation, hatte selbst ein Bataillon geführt und ich weiß nicht, wie es ihm gelungen war frei auszugehen. Früher hatte er unter Napoleon gedient und war sogar mit ihm auf Elba gewesen; seine Begeisterung für diesen war noch in voller Lebendigkeit. Jetzt vermied der Graf jede Andeutung über Politik.

Mit Bedauern schieden wir von den liebenswürdigen Bewohnern dieses gastfreien Hauses, und gelangten nicht ohne einige Mühseligkeiten auf den holprichten Waldwegen nach Petrikau. Die Gegend bis dahin hat trotz der Flachheit manches Interessante; auch sieht man hier und da neugebaute Dörfer und Fabriken, deren Gebäude mit den rothen Dächern und hohen Schornsteinen hier schon das beginnende Leben einer Industrie andeuten, die vielleicht später zu großer Ausdehnung gelangen könnte, wenn die Regierung dieses Landes das Gränzsperrungs-System nicht in so strenger Consequenz durchführte.

Kaum hatten wir am Thore von Petrikau allen Formalitäten genügt, als unser Wagen von mehreren Juden umringt wurde, die sich zu Führern und Commissionären anboten und einander mit gränzenlosem Eifer den Rang streitig zu machen suchten. Jeder wollte der Factor der „gnädigen Herrschaft" werden und pries seine Geschicklichkeit mit einem Schwall von Worten; jeder wußte das beste Absteigquartier — und zuletzt zankten sie sich alle so laut, daß die Damen ängstlich wurden. Ich beruhigte sie jedoch, da ich die ungefährliche Manier dieser Leute aus Erfahrung kannte und beendigte den Streit, indem ich gerade demjenigen den Vorzug gab, welcher allein still unserem Wagen gefolgt war. Es

war ein junger Mann von großer Schönheit, der einem Maler zum Modell für einen Christuskopf hätte dienen können; dazu die Tracht dieser Juden: der lange schwarze Talar mit dem Gürtel und die hohe Mütze, gleichfalls schwarz, gaben dem bleichen Gesicht und den großen braunen Augen einen noch schwärmerischern Ausdruck; auch war sein ganzes Wesen sanft und bescheiden, und unwillkürlich behandelten wir ihn mit mehr Rücksicht als man dieß sonst in Polen mit den Juden thut. Als ich ihn aber mit „Du" anredete, kamen dennoch die Damen in Verlegenheit, da es wirklich schwer war, sich in diesem Jüngling ein dienendes Subject vorzustellen. Dadurch, daß wir ihn für die Dauer unseres Aufenthalts engagirt, waren wir der Zudringlichkeiten der andern überhoben, die in den Städten oft so lästig werden, daß man sie sich mit Fußtritten abwehren muß. Aber nicht bloß unter den Männern sieht man diese schönen patriarchalischen Gestalten; die Frauen sind es im Durchschnitt noch weit mehr, und ich sah dort Jüdinnen, welche vollendete Schönheiten waren, zu deren Erhöhung die beinahe morgenländische Tracht derselben viel beiträgt.

Wir hatten alle Ursach, mit unserem Factor zufrieden zu seyn; das Absteigquartier war besser als wir es hier erwartet, auch muß ich erwähnen, daß man, sobald ein Factor für alles gut sagt, seine Sachen ohne Sorge in der unverschlossenen Wohnung lassen kann, auch wenn man sich auf Stunden entfernt; denn diese Leute sind trotz ihrer großen Verschmitztheit, dennoch ehrlich — ob aus moralischem Gefühl oder aus Speculation — wage ich nicht zu entscheiden: kurz, sie sind für den Reisenden in Polen ein unentbehrliches Hülfsmittel und ihre Gewandtheit weiß für alles Rath. Da der nächste Tag ein Sonnabend war, so mußten wir unsere Einkäufe vor Sonnenuntergang abmachen; denn die Verkäufer sind hier überall Juden und halten streng an ihren Gebeten. Unser Factor machte den Führer, und mancher Glaubensgenosse blickte ihm neidisch nach, und berechnete laut seinen Verdienst bei der „fremden Herrschaft." Es ist unglaublich, wie viele Mühe sich die Juden in Polen geben, einige Zlottys zu verdienen und sich dafür die größten Demüthigungen gefallen lassen. Auch kauft man hier für wenig Geld viel Waare, die großen Städte ausgenommen, wo alles viel theurer ist, weil Frequenz und Luxus daselbst herrschen. Wir sahen hier schöne russische Lichter mit $\frac{1}{3}$ Zlotty — $2\frac{1}{2}$ sgr. — das Pfd. verkaufen; auch nahmen wir ein Kistchen davon mit, und fanden sie beim Gebrauch viel besser als unsere Talgkerzen, von denen die geringsten 6 sgr. das Pfd. kosten. Der Markt ist hier sehr belebt und fragt man bei den Juden auch nach was man immer will, sie haben oder verschaffen es. Für die Damen waren besonders die Schuhe ein Artikel, der sie interessirte, und man hat davon eine reiche Auswahl; sie sind von feinem Leder, bunt und schwarz, äußerst zierlich gearbeitet und dennoch sehr bequem, da sie durchaus keine Steife in sich haben. Außerdem halten sie sehr gut und kosten nur das Paar 2 Zlotty — 10 sgr. — Wir nahmen ein Dutzend Paar mit und machten damit in der Heimath viel Freude, da man sie allgemein für besser und schöner erklärte als unsere Schuhe, von denen gewöhnlich das Paar 1 Rthlr. (also 6 Zlottys) kostet. Bei weitem schöner aber sind die Warschauer Schuhe, doch diese kosten das Paar 6—8 Zlotty, da in der Hauptstadt Polens alle Gegenstände enorm theuer sind.

Vor mehr als 200 Jahren war auch Petrikau öfter der Tummelplatz stürmischer Wahlen und blutiger Schlägereien; jetzt ist es ziemlich unbedeutend geworden, doch sein Handelsverkehr immer noch lebhaft geblieben, was besonders bei Gelegenheit der Jahrmärkte deutlich wird. Auch hat es in neuerer Zeit als Station der Warschau-Myslowitzer Eisenbahn viel gewonnen und wird sich noch mehr heben, wenn — wie zu erwarten steht — bald zahlreichere Ausländer sich hier niederlassen werden, da für alle Fabrikunternehmen die Gegend so sehr geeignet ist und sich durch die Aufhebung der Zoll-Linie zwischen Alt- und Neu-Rußland — wie Polen jetzt heißt — ein weites Feld des Absatzes öffnet.

Interessant für den Fremden ist das Judenviertel, eine Vorstadt von Petrikau, wo der Philosoph und Physiognom Studien machen könnte. Wir besuchten es am andern Morgen noch kurz vor der Abreise; es war Sabbath und wir befanden uns inmitten einer morgenländischen Welt. Schaaren von Männern, Frauen und Kindern zeigten sich hier in Festkleidern; die erstern alle in schwarzen Talaren mit Gürteln von sechs- und mehr Zoll Breite, und hohen Mützen. Das lange schwarze Haar hing vielen in kleinen geflochtenen Zöpfen um den Kopf herum, und die ältern Männer schienen ihrem langen Barte besondere Pflege zu widmen. Doch den merkwürdigsten Anblick gewährten die Frauen in ihren langen Sammet- oder Seidengewändern mit dem Reichthum von ächten Spitzen, und den Mützen und Schleiern von Goldstoff; die ältern unter ihnen hatten etwas Steifes, Feierliches, und ihre Gesichter zeigten einen strengen Ausdruck; unter den jüngern aber sahen wir viele, von deren Anblick sich loszureißen wahrlich schwer wurde. Elastische schlanke Gestalten, gehoben durch die anliegenden und doch faltigen Gewänder; das edle Oval des Gesichts mit dem zarten und doch blühenden Teint, Purpurlippen und herrlichen Zähnen, und vor allem die dunkeln Augensterne unter den fein gezeichneten Brauen — so sieht man dort ganze Gruppen stehen oder lustwandeln. Nur selten tragen sie ihr schönes Haar in Zöpfen mit Perlen durchflochten; die meisten haben es unter einer Art Mütze oder Turban verborgen, der von theurem Stoff nicht nur mit Perlen bedeckt ist, sondern von dem auch auf jeder Seite der Schläfe 5—10 Schnüre ächter Perlen herabgehen, die wie ein lockeres Band das Gesicht einfassen und den Reiz desselben noch erhöhen. Verheurathete Frauen sind am Sabbath meist verschleiert, doch sind auch sie mit Schmuck bedeckt. Wenn man an die unermeßlichen Reichthümer denkt, welche einst die Starosten dieses Landes besaßen und bei feierlichen Gelegenheiten zur Schau trugen, und die längst mit ihren Besitzern spurlos verschwunden sind, und man betrachtet an Sonn- und Festtagen diese Schaaren von jüdischen Frauen mit Gold und Edelsteinen beladen, so glaubt man die Antwort auf die Frage: wohin diese einstigen Reichthümer gekommen sind? gefunden zu haben; denn es ist nicht zu läugnen, daß unter den Juden Polens, trotz des scheinbaren Druckes unter dem sie leben, ungeheure Schätze vertheilt sind, die ihnen nicht nur den oft geldbedürftigen Adel in die Hände liefern, sondern ihnen auch die Mittel gewähren, sich von manchen Beschränkungen oder Verpflichtungen frei zu machen, was sich bei den letzten Militäraushebungen deutlich zeigte.

In meinem nächsten Bericht „die Reise nach Kalisch und der Aufenthalt daselbst" werde ich Gelegenheit haben, über polnische Zustände mehr zu sagen.

Die Verbreitung der Pocken in älterer Zeit. In der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft las Prof. Wilson eine Fortsetzung seiner Abhandlungen über die indischen Feste vor. Unter diesen ist eines, das etwa am 20 März der Göttin Sita oder Sitala zu Ehren gefeiert wird, um die Kinder gegen die Pocken und andere ähnliche Krankheiten zu bewahren. Das Fest wird hauptsächlich von verheuratheten Frauen gefeiert, und die Göttin erscheint dabei als eine auf einem Esel reitende Frau mit Wassertopf und Besen, oder sie wird auch durch einen Wassertopf allein dargestellt. Ein besonderes Gebet, das aus der Skanda Purana entnommen seyn soll, wird dabei gesprochen. Die Sache hat ein historisches Interesse. Die herrschende Ansicht der Aerzte ist, daß die Krankheit in alten Zeiten in Europa nicht bekannt gewesen sey. Die erste bestimmte Nachricht über sie gibt Al Rhazi (Rhazes), ein arabischer Arzt aus dem Anfang des 10ten Jahrhunderts. Man nahm an, sie sey in Aegypten um die Mitte des 6ten Jahrhunderts ausgebrochen, vor Al Rhazi hat man aber keine sichere Nachricht über ihr Auftreten, und doch muß solches ziemlich lange vorher geschehen seyn, da die Krankheit so genau bekannt war. Die Araber trieben sicherlich im 8ten und 9ten Jahrhundert Handelsverkehr nach Indien, und man nimmt an, daß die Pocken auf diesem Wege nach Syrien und Aegypten kamen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie lange in Indien unter verschiedenen Benennungen bekannt war. Dennoch findet sich in den ältesten medicinischen Schriften der Hindus keine Nachricht darüber. Die Hymne ist wahrscheinlich aus dem achten. Die Inoculirung scheint in Indien einheimisch zu seyn. (Athen. 29 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 82. 5 April 1851.

Californische Skizzen.

(Von Fr. Gerstäcker.)

1. Die französische Revolution.

Murphys neue Minen, oder Murphys New Diggins, wie sie von Amerikanern wie Deutschen, Franzosen und Spaniern genannt wurden, obgleich sie auch manchmal sogar den allerdings noch nicht verdienten der „reichen" bekamen, liegen an Angelscreek — der sich weiter unten in den Stanislaus ergießt, und bestehen theils aus kleinen Bergbächen, die von den Hügeln kommend in den größeren Bach oder Creek fließen, theils und hauptsächlich in der sogenannten Flat oder Baere, die durch eine Biegung von Angelscreek gebildet wurde und über deren Reichthum die fabelhaftesten Gerüchte verbreitet wurden. In der Zeit wo unsere kleine Erzählung spielt, Mitte Mai, war aber noch zu viel Wasser in den Quellen wie Bächen, als daß man schon tief in den Grund der Erde hätte hineingraben können, für jetzt ließen sich also nur Vorbereitungen treffen, die Arbeit, wenn die rechte Zeit, d. h. der Spätsommer, einmal kam, gleich mit Kraft und Energie zu beginnen. Solche Vorbereitungen waren aber Pumpen bauen, Wasserrinnen ausschlagen, die abgesteckten Gruben bis auf das Wasser hinunterzugraben, u. s. w.

Während aber die Miner oder Goldwäscher selber diesen Beschäftigungen oblagen, gab es noch eine andere Menschenclasse in „Murphys", die nicht weniger eifrig ihren eigenen, von diesen aber verschiedenen Interessen oblag. Es waren dieß die in den Minen nur unter dem Namen „Store Keeper" bekannten Händler oder Kaufleute, die Zelt nach Zelt in der Nähe des Flats bauten, Provisionen und Getränke einlegten und, den täglich mehr hinzuströmenden Arbeitern nach, hoffen durften, ein recht einträgliches Geschäft den Sommer hindurch zu machen. Ein unternehmender Yankee stellte sogar eine Kegelbahn auf, Kosthäuser wurden errichtet, und die Spieler, diese Aasgeier des Geldes, kamen von allen Seiten herbei, um gleich an Ort und Stelle zu seyn, wenn die erste Ausbeute beginnen würde.

Unmassen von Franzosen, und zum großen Theil Basken, hatten sich ebenfalls in Murphys eingefunden, und eine Menge französischer Läden sprangen zwischen den amerikanischen auf. In diesen figurirten besonders einige Grisetten — jedoch sämmtlich aus dem Mittelalter — und eine von ihnen, die Jüngste, ging sehr zum Ergötzen der eben aus dem Innern Nordamerika's kommenden Backwoodsburschen, denen bis dahin noch nicht einmal der Gedanke in den Kopf gekommen war, daß ein Frauenzimmer auch Mannskleider tragen könne, in kurzer Jacke, weiter Hose und weißem keck auf die Seite gestülptem Filzhut umher.

Auch Deutsche, Spanier und Engländer befanden sich in Murphys, die Franzosen waren ihnen aber an Zahl weit überlegen, und bildeten jedenfalls drei Viertheil der totalen Bevölkerung dieses kleinen Minenstädtchens.

Gerade zu demselben Zeitraum, und zwar in den letzten Tagen des April oder ersten des Mai, war ein Gesetz von der Californischen Legislatur erlassen worden, daß sämmtliche fremde Goldwäscher in den Minen Californiens mit einem monatlichen Taxe von 20 Dollars belastet werden, und falls sie das nicht bezahlen wollten, oder nicht im Stande seyen es zu entrichten, ohne weiteres die Minen verlassen sollten. Würden sie hiernach aber dennoch wieder an einer andern Mine, ebenfalls mit Goldwaschen beschäftigt betroffen, so sollte dieß als ein Vergehen gegen den Staat angesehen und als solches bestraft werden" rc.

Man kann sich denken welchen Eindruck die Bekanntmachung dieses Gesetzes auf die „fremden Goldwäscher" machte, und selbst die Vernünftigen unter den Amerikanern schüttelten darüber den Kopf, und meinten das sey ein unsinniges Gesetz und würde viel unnöthigen Spectakel und Unfrieden machen. Die Franzosen besonders schimpften und raisonnirten auf das freisinnigste, erklärten das Gesetz für infam und beschlossen nicht einen Cent zu zahlen. Unter den Deutschen waren einige Elsasser, die ihnen besonders beistimmten, und die Basken holten gleich ohne weiteres ihre Musketen und Flinten vor, und meinten, es sey das Beste, sich gleich von vornherein in Vertheidigungszustand zu setzen, daß die Amerikaner Respect bekämen.

Die Amerikaner kümmerten sich aber gar nicht um sie, bis jetzt war die ganze Sache überhaupt auch noch viel zu neu, um schon ernstere Maaßregeln im entferntesten nöthig zu machen. Dem Gesetze nach sollten gewisse Collectoren die verschiedenen Minen bereisen, und bis diese, oder einer von diesen nicht nach Murphys selber kam, war noch gar nichts bei der Sache zu machen.

Es war ein wundervoller Abend in der letzten Hälfte des Mai, die Sonne sank eben hinter die stattlichen Fichtenstämme, die Murphys sämmtliche Hügel bedeckten, so daß der ganze freundliche Platz in einem wirklich reizenden Thale lag. Die Leute kamen von ihrer Arbeit zurück, hie und da stieg vor den Zelten der blaue Rauch des Feuers auf, an denen die Goldwäscher ihr frugales Abendbrod kochten. Aus verschiedenen Seiten der Stadt (denn eines solchen Namens erfreute sich die kleine Zeltgruppe wirklich, und zwar als Stadt Stoutenburg) tönten zugleich die wunderbarsten Klänge — Klänge wie von alten zusammengeschlagenen eisernen Kochtöpfen, ein chinesischer Gong, eine kleine blecherne Kindertrompete u. s. w. herüber — es waren die Zeichen

der verschiedenen Kosthäuser, daß das Abendessen fertig sey und der „Boarder“ harre. Dahinein mischten wieder eine Menge von frei herumlaufenden Eseln, die von den Minern gehalten wurden, ihre lieblichen Y-ahs, und mit dem Schlagen der Holzärte, die Feuerholz auf den nächsten Morgen hieben, mit den einzelnen Fragmenten französischer Lieder, die aus Zelt und Busch hervorschallten, den lebendigen Gruppen die in der breiten, durch die Kaufläden gebildeten Straße standen und lachten und sangen und gestikulirten, mit der auf der langen über des Sheriffs Zelt errichteten Stange fröhlich wehenden amerikanischen Flagge, dem immer dunkler sich schattirenden Nadelholz und dem herrlichen, nur von leisen goldenen Wölkchen bestreuten Abendhimmel gab es ein Bild, das einem armen Teufel wohl in seiner Lieblichkeit auf kurze Zeit all die Strapazen und Mühen konnte vergessen machen, die er den langen Tag über in der heißen Sonnenhitze und bei der schweren, ungewohnten Arbeit ausgestanden.

Das Abendessen in den meisten Häusern hatte schon lange begonnen — was standen die Leute da nach so eifrig vor den Thüren und gestikulirten so lebhaft mitsammen?

Die Franzosen haben's heute recht eifrig mit einander“, sagte ein langer Texaner zu einem eben so langen „Down Easter“ (der amerikanische Scherzname für die ächten Yankees, oder Bewohner der nordöstlichen Staaten der Union), mit dem er zusammen die Straße hinunterschlenderte und selbstgefällig vor sich hinlächelte — „könnt Ihr nicht verstehen, was sie zusammen schwatzen?“

„Ich,“ sagte der Yankee erstaunt — daß sein Begleiter ihn auch nur im Verdacht hatte er verstände französisch oder irgend eine andere Sprache der Welt, außer „amerikanisch“ — „wie soll ich das Gedschebber verstehen? s'wird nichts Wichtiges seyn.“

„Und wie sie dabei mit den Händen herum agiren“ meinte der Texaner, und sah sich noch einmal nach der letztverlassenen Gruppe um — „ohne das geht es aber auch nicht, denn bind' einem Franzosen die Hände auf dem Rücken zusammen, und er bringt kein Wort über die Zunge.“

Die beiden Männer traten gleich darauf in ein amerikanisches Spielhaus, und dort, wo sie nur Landsleute von sich fanden, hatte das Spiel zu viel Interesse für sie, sich noch um etwas anderes zu bekümmern.

Gar verschieden sah es dagegen in einem, diesem schräg gegenüber liegenden französischen Zelt aus, das ein gewisser Louis mit einer Grisette — die man anstandshalber Madame Louis nannte — hielt. Hier wogten Franzosen, und besonders die Basken und Deutsche bunt durcheinander, und vermischte Ausbrüche des Zornes, wie mechant, au secours, à bas les Américains etc. etc. ließen nur eine sehr unbestimmte Ahnung in dem eben Hinzutretenden aufkommen, um was es sich eigentlich handle und was vorgefallen sey.

Die Unterhaltung wurde hauptsächlich französisch, doch auch hie und da spanisch, natürlich mit den verschiedenen bunt durcheinander gewürfelten Dialekten geführt, und die hauptsächlichste und hervorragendste Gruppe waren ein Deutscher, Namens Fuchs, mit großem rothem Bart, ein kleiner Baske, pockennarbig mit hämischen scharf ausgeprägten Gesichtszügen, ein Schweizer, eine hohe stattliche Gestalt, einen argentinischen Poncho über die Schulter geworfen und ein eben solches Messer hinten im Gürtel, und ein vierschrötiger Baske, der eben den magern lovalen Wirth des Hauses, Mr. Louis, an der Schulter herbeischleppte, und zum Beweis dessen, was er wahrscheinlich gesagt, gegen den Tisch stellte.

„Hier, Louis“, rief er dann in allem Eifer, „zeige ihnen einmal den Brief, den wir heute bekommen — sie wollens noch nicht glauben.“

„Ja es ist wahr“, bestätigte eben der kleine Mann, nur vermuthend von was bis dahin die Rede gewesen — „meine Frau hat den Brief.“

„Und was steht darin?“ fragte der Schweizer.

„O es ist scheußlich, niederträchtig!“ rief Fuchs.

„Nur ruhig Blut“, meinte eben der Schweizer — „erst einmal genau hören — die ganze Geschichte kann auch übertrieben seyn.“

„Uebertrieben?“ zürnte der Baske — „Madame Louis, wären Sie wohl so gut uns einmal auf einen Augenblick den Brief zu geben?“

„Thut mir leid, Monsieur“, antwortete ihm die Frau, eine etwas magere, schlanke, schwarzäugige Gestalt von ungefähr 26 Jahren, indem sie hinter dem Schenktisch vorkam und zu der Gruppe trat. „Die beiden Männer eben, die ihn brachten, haben ihn, ihrem Auftrag zufolge, weiter nach Angels Camp hinunter genommen.“

„Und der Inhalt?“

„War kurz folgender. In Sonora haben die Amerikaner an Franzosen, die sich weigerten die Taxe zu zahlen, gewaltsam Hand angelegt. Zwei von ihnen und ein Deutscher liegen im Gefängniß, und man erwartet, daß gegen Recht und Gesetz das Lynch law an ihnen vollzogen werden wird, noch dazu, da auch der Sheriff von Sonora, ein Amerikaner, gestern von einem Spanier erstochen wurde. Die Franzosen in Sonora fordern nun in diesem Brief eben ihre sämmtlichen Landsleute in den Minen auf, ihnen ohne weiteres Säumen bewaffnet zu Hülfe zu eilen, wenn sie nicht die scheußlichste Gewaltthat vor ihren Augen wollen verübt sehen. Das ist der Inhalt des Briefes, und unterzeichnet hat sich ein sehr achtbarer Franzose, der ein Geschäft dort hat, ein gewisser Ledrav. Machen Sie sich übrigens fertig, denn es wird spät“, fuhr die junge Dame etwas lebhafter fort, „und in einer Stunde etwa brechen wir alle auf.“

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

3. Bolivia.

(Schluß.)

Um 8 Uhr Morgens war noch nichts erschienen. Ich schickte nach dem Alcaden, er war aufs Feld gegangen. Wir wanderten von Thüre zu Thüre und baten um einen armseligen Esel, um uns nach Copacabana zu tragen, indem wir versprachen alles zu bezahlen, was man fordern würde; vergebliches Bitten, man antwortete demüthig, daß es auf zwei Meilen in der Runde kein einziges Eselsohr gebe. Da galt es, sich an das treffliche Mittel von Puña zu besinnen, und da wir eine Eselin, deren Stimme man vergebens zu ersticken versuchte, schreien hörten, bemächtigte ich mich ihrer wie auch eines Füllens, das ich für stark genug hielt seinen Reiter zu tragen. Die beiden Thiere wurden gesattelt und wir ritten, unser ganzes Gepäck zurücklassend, weiter.

Nun kamen Weiber und Kinder aus ihren Hütten und folgten uns bittend, weinend und heulend; aber wir blieben unempfindlich gegen diese Klagen, die in aymarischer Sprache, dem gräulichsten Kauderwälsch in Doppellauten, das mir je die Ohren zerrissen, hervorgestoßen wurden. Mehr als 20 Männer auf den Anhöhen sahen dem Streite zu, ohne daß sie wagten, daran Theil zu nehmen. Wir trabten weiter, stets gefolgt und

umgeben von der trostlosen Schaar, als ein Arriero, dem wir begegneten, ihnen erklärte, daß wir ehrliche Viracochas (Reisende) seyen und bezahlen würden was man von uns forderte, aber daß wir Esel haben müßten, um nach Copacabana zu gelangen. Der Tumult legte sich. Zwei alte Megären — die Besitzerinnen der Eselin und des Füllens — versprachen uns, daß wenn wir ihnen Mutter und Kind zurückgeben wollten, sie uns in Corann selber ein Dutzend Maulthiere und Esel verschaffen würden, die man uns zu Ehren versteckt hatte. Der Vorschlag wurde angenommen und wir kehrten ins Dorf zurück; aber, o der Verwegenheit! Indianer hatten sich vor dem Hause versammelt, wo wir über Nacht geruhen, und mit dem Alcaden an der Spitze warfen sie unser Gepäck auf die Straße. Als der Alcade uns erblickte, waffnete er sich mit dem freundlichsten Lächeln, theilte den Indianern, welche sich erfrechten die Effecten meiner Herrlichkeit auf den Boden fallen zu lassen, einige Stockschläge aus, und fünf Minuten später standen zehn Esel zu unsern Befehlen, und der Alcade selber beeilte sich sie zu beladen. Wir verließen das Dorf, begleitet von den Segenswünschen der gesammten Bevölkerung.

Diese seltsamen Zwischenfälle vermögen den Charakter und die Lage der Indianer besser kennen zu lehren, als viele Seiten moralischer Betrachtungen. — Der Alcade von Taquiri log, um die Weißen loszuwerden, bei denen, wie er wohl wußte, nichts zu gewinnen war, die indianischen Bootsleute entflohen, ohne ihren Lohn abzuwarten, um nicht gezwungen zu werden, zwei Stunden weiter zu fahren; der Alcade von Carana verhieß am Abend Lastthiere, und verschwand des Morgens anstatt irgendwie sich zu entschuldigen. Die Entführung der Eselin mit ihrem Füllen angesichts des ganzen Dorfes, die Eigensucht der alten Indianerinnen, welche die versteckten Thiere angaben, um ihrer eigenen wieder habhaft zu werden, der erschrockene Alcade mitten unter seinen Untergebenen, und auch nicht ein Indianer, der uns unsers Weges weiter geschickt hätte, sind das nicht seltsame und bezeichnende Charakterzüge?

Die Spanier haben diesem armen Volke eine übernatürliche Furcht eingepflanzt, die es nicht zu überwinden vermag. Es ist in dem Lande allgemein angenommen, daß ein Weißer sich gegen zehn Indianer wehren kann, und dennoch wenn man einen Indianer zum Soldaten macht, ihm eine Flinte in die Hand und den Befehl sich zu schlagen gibt, so wird er sich bis zum Tode vertheidigen. Diese Tapferkeit des Gehorsams und diese übernatürliche Scheu vor den Weißen sind mir stets eine unerklärliche Erscheinung geblieben.

Copacabana ist ein großes Dorf, das am Ufer des Sees liegt. Die Kirche, von hübscher Bauart, macht den Stolz der Einwohner aus. Die Madonna, welcher sie geweiht, ist berühmt in ganz Amerika, und ihr zu Ehren wurde das Chorstift mit vier Canonikern, die gute Pfründen haben, errichtet. Zur Zeit der Spanier war der Kirchenschatz reich an Silber und Edelgestein, aber der General Sucre und die Bolivier geriethen darüber her und alles wurde por la Patria in Besitz genommen. Man ließ der betrübten Madonna nur den alten Sammetrock, den sie jenes Tages trug. Gegenwärtig wird wohl noch von Zeit zu Zeit eine Pilgerschaft zu Nuestra Señora de Copacabana unternommen, allein man opfert ihr nur kleine Herzen von Silberschaum und andere Kleinigkeiten, die kaum einige Realen werth sind. Nur einmal des Jahrs, an ihrem Festtage, strömt die Menge von allen Seiten herbei, aber nur um zu tanzen.

Bis unsere Maulthiere ankamen, welche den See umgeben mußten, unternahm ich einen Ausflug nach der Insel Titicaca oder Challa. Ich verwandte zwei Tage darauf die peruanischen Alterthümer zu besuchen, welche sie enthält, und die von Humboldt beschrieben und gezeichnet wurden. Die Incas wählten gewöhnlich zu ihren Ansiedlungen die schönsten Gegenden; ihre Unterthanen ahmten ihnen hierin nach, und wo sich ein hübscher Punkt findet, darf man sicher seyn, Ruinen von peruanischen Gebäuden zu finden. Während der Zeit meines Ausfluges auf der Insel war ich zu Gast in einer großen Meierei, deren Verwalter mir als Dolmetscher sehr gefällig war, um von den Indianern Nachweisungen über die Bauwerke auf Titicaca zu erhalten. Ich benützte die Gelegenheit um zu erfahren, wie sich die Verhältnisse der ackerbauenden Indianer in den Haciendas gestalten, und erfuhr folgendes: die Indianer entrichten dem Staat nicht mehr als 5 Piaster Abgabe. Sie arbeiten für den Besitzer je die andere Woche, dieser dagegen bezahlt 4 Piaster an ihren Abgaben und gibt jedem Feldarbeiter ein Stück Boden ab, das 24 Varas lang und 20 breit ist, die Vara beträgt ungefähr 3 franz. Fuß., was 72′ Länge und 60′ Breite ausmacht. Diese Bezahlungsweise erscheint im ersten Ueberblick ganz billig, besonders wenn man den Grundsatz der Eroberung gelten läßt, nach welchem der Boden dem Staate oder denen angehört, welchem dieser ihn zutheilt; aber unglücklicherweise ist die Anwendung in den Händen der Eigenthümer, welche die 4 Piaster bezahlen oder nicht bezahlen, oder sie in Waaren von geringerem Werthe entrichten; dabei behalten sie auch die besten Grundstücke für sich und geben den indianischen Ackerleuten nur diejenigen, welche keinen Ertrag bieten. Ich habe viele Haciendas gesehen, alle sind schlecht angebaut, die Pflugschaar ist von Holz und ritzt kaum den Boden auf. Die Landwirthe verschmähen den Dünger des Hornviehs, den sie für schlecht halten, und wenden nur den des Wollviehs, der Schafe und Lamas an. Künstliche Wiesenanlagen sind kaum gekannt, und die Bodencultur steht auf demselben Punkt, wie sie mit der Eroberung 1530 eingeführt wurde.

Von Titicaca fuhr ich nach der Insel Coati, drei Stunden vom Ufer hinüber. Diese Insel wurde ehedem für heilig gehalten, weil sie zu dem Gebiete gehörte, welches für die Kosten des Sonnendienstes vorbehalten war. Ihre Erzeugnisse wurden in dem ganzen Reich verkauft, als ob sie besondere Eigenschaften enthielten. Gegenwärtig erzeugt der Boden ganz vorzügliche Kartoffeln. Die Insel kann eine halbe Stunde in der Länge betragen; sie hatte einem Engländer gehört, welcher bei einem Erdbeben zu Arequipa von einem Balcon zerschmettert wurde. Als meine Ausflüge nach dem See beendigt waren, kehrte ich nach Copacabana zurück, um mich auszuruhen. Eine Dame des Orts ließ mich nach dem Gebrauche benachrichtigen, daß ihr Haus zu meiner Verfügung stehe. Ich ging hin ihr dafür zu danken, und sie bat mich, den Abend bei ihr zuzubringen. Um 8 Uhr Abends brachte man ein Theebrett mit Tassen Thee, Sahne und Butterbrod herein. Die Frau des Hauses hatte einige literarische Kenntnisse, die Chorherren lasen aus Mangel an Beschäftigung außer dem Leben und den „Milagros de Nuestra Señora de Copacabana“ was ihnen am meisten zusagte, und das waren französische Romane ins Spanische übersetzt. „Und was wurde aus Corinna, nachdem Lord Oswald sie verlassen hatte, um nach England zurückzukehren?“ fragte mich die Dame mit geziertem Wesen. Ich antwortete, wie man zu thun pflegt, wenn man den Sinn einer Frage nicht wohl erfaßt. „Aber Señora ..., sicherlich .... Damit war aber niemand zufrieden, weder die Chorherren noch die Dame; man drang in mich zu antworten, und ich ließ mir die Frage deutlicher wiederholen: man wollte wissen, ob Oswald die Corinna

oder die Inglesa geheurathet habe. Ich sagte alsdann, daß es männiglich bekannt sey, daß er seine Base in England geheurathet habe und la Corinna zu Rom gestorben sey ꝛc. Nun gab es in dem Saale ein allgemeines Zettergeschrei über die geringe Charakterstärke des Lord Melvil und Thränen für die arme Corinna. Das Räthsel löste sich dadurch, daß die spanische Uebersetzung, die nach Copacabana sich verirrte, des letzten Bandes ermangelte. Das Werk der Frau von Staël war sehr beliebt, und wo es hingelangte, machte es auf dieses Volk mit energischen Gefühlen den tiefsten Eindruck.

An dem Tage, der zu meiner Abreise bestimmt war, wurde ein junger Priester geweiht; man verhieß mir große Festlichkeiten, die gewiß Interesse für mich haben würden, und so entschloß ich mich zu bleiben. Um 10 Uhr war feierliches Hochamt, und die Weihe so, wie es allenthalben gebräuchlich ist; darauf folgte ein ungeheures Frühmahl, zu welchem kam wer da wollte, um sich auf Kosten des jungen Priesters mit Backwerk, Süßigkeiten und Branntwein vollzustopfen, des Abends war großes Diner und Ball. Wir saßen unsrer fünfundzwanzig bei Tisch, alle sehr gedrängt. Die vier Chorherren, der Pfarrer, ein Halbduzend Frauen und ich hatten eiserne Gabeln, die übrigen aßen mit den Fingern oder mit silbernen Löffeln, deren viele und von allen Formen vorhanden waren. Hinter unsern Stühlen, über unsere Schultern gelehnt, stand eine dreifache Reihe geringerer Gäste, welche anfangs ehrerbietig warteten, bis man ihnen ihren Antheil zukommen ließ, aber gegen das Ende des Mahls, begeistert durch die guten Speisen und den Branntwein, welcher reichlich herumging, reckten sie sich über uns herein, um von der Tafel die Gerichte zu harpuniren, welche ihnen besonders zusagten. Diese bestanden in Geflügel, Hammelfleisch, Schweinebraten auf hunderterlei Arten zubereitet, worin aber immer der rothe Pfeffer vorschlug, welcher den Mund versengt, wenn man ihn nicht besonders liebt. Es gab auch Berge von Gebackenem und Schüsseln mit Cremen, da die Milch von den nahgelegenen Weiden besonders köstlich ist. Endlich wurde die Tafel aufgehoben und die Reste des Mahls patriarchalisch an alle vertheilt, die etwas zu holen kamen. Die Männer rauchten ihre Cigarren und die Frauen setzten sich rings auf die gemauerte Estrade, welche mit Teppichen belegt an den Wänden des Saales hinlief. Man begann mit indianischen Tänzen, von der Guitarre begleitet. Diese Gesänge und Tänze, welche man Llantas und Yaravis nennt, sind sehr trübselig. So anmuthig und hübsch der Lundan und Miémis von Arequipa sich ausnehmen, so traurig und langweilig sind diese Indianertänze, welche mir indeß ihrer Ursprünglichkeit wegen merkwürdig waren.

Der Ball wurde durch den jungen Gesalbten des Herrn eröffnet, welcher seinen nagelneuen Priesterrock um den Gürtel rollte und ein Taschentuch in der Hand sehr lustig eine Samacueca, von dem Händeklatschen und Anda! Anda! der Gesellschaft begleitet, tanzte. Ich ließ mir einen dieser Yaravis in aymarischer Sprache dictiren, dessen wörtliche Uebersetzung folgt:

Von Blume zu Blume,
Ein Vöglein flog und sang:
— Warum hast du mich gefangen?
Sag mirs, die mein Herz mir geraubt?
Mit den falschen Banden deiner Augen
Hast an dein Herz mich gefesselt.
Gib mich frei! daß ich fliege wie zuvor
Von Blume zu Blume.
Wie so steinern ist dein Herze,
Das Mitleid nicht kennt
Und mich einschließt in den Käfig?
Sagt' das Vöglein, welches flog.
Als du mich sahst in deinen Händen,
Hast an dein Herze mich gebunden,
Mir solche Leiden zu bereiten,
Warum hast du mich gefangen?
— Komm schnell herbei,
Da der die Leute weinen macht,
Und was ich dir schulde
Sag mirs, du Räuber meines Herzens.

Der Ball durch solche Gesänge belebt und von dem jungen Priester eröffnet, wurde bald sehr geräuschvoll. Ich dachte der Augenblick sey günstig mich fortzuschleichen, und kehrte mit Süßigkeiten und Pfeffer vollgestopft in meine Wohnung zurück. Zwei Tage nach diesem bolivischen Feste war ich wieder in Puño und brachte von meinem Ausfluge in das Land der Aymarier einige Aufschlüsse und neue Ansichten über ein Volk mit, das mit den Peruanern verschwistert, dessen Denkmäler aber minder bekannt und vielleicht noch merkwürdiger sind als die der Incas.

Nachrichten von den Südseeinseln.

Die englische Admiralität theilte der Londoner geographischen Gesellschaft in der Versammlung vom 17 März nachstehende von einem Capitän J. E. Erskine eingelaufene Nachrichten von einer Fahrt mit, welche über die Samoagruppe, die Freundschafts- und Fidschi-Inseln, die Neuhebriden, Neucaledonien u. s. w. ging. Auf der Samoagruppe dauerte ein (von Wilkes in seiner amerikanischen Expedition schon erwähnter) Kampf zwischen zwei feindlichen Parteien fort. Fremde wurden aber von beiden Theilen gut aufgenommen. Die einheimische Bevölkerung war in der Abnahme begriffen, namentlich in Folge des Keuchhustens, der von Tahaiti her eingeschleppt worden seyn sollte. Auf den Freundschaftsinseln übten die wesleyanischen Missionäre großen Einfluß aus. Capitän Erskine klagt über die Ungenauigkeit der Karten, welche die Schifffahrt zwischen den zahlreichen Riffen der Samoa-Gruppe ohne einen eingebornen Lootsen unmöglich mache; Sandbänke waren kürzlich durch Erdbeben emporgehoben worden. Die Fidschi-Inseln, obgleich doppelt so groß wie die Samoagruppe, und achtmal stärker bevölkert, wird von englischen Kriegsschiffen selten besucht. Die Einwohner gelten für verrätherisch und grausam, und sind allerdings dem Cannibalismus in einem bis jetzt nicht allgemein bekannten und geglaubten Grade ergeben; Menschenfleisch gilt für die angenehmste Speise.[1] Die Neuhebriden sind in commercieller Beziehung für die australischen Colonien sehr wichtig; ihre Bewohner sind eine Mischung verschiedener Racen und meistens Cannibalen. Die französischen Aufnahmen dieser Inseln durch die Astrolabe und Zelée ist sehr fehlerhaft, und die Schifffahrt deßhalb gefährlich. — Hinsichtlich der außerordentlichen Sterblichkeit, welche auf einige dieser Inseln der Keuchhusten erzeugt, bemerkte Sir W. Parish, daß dasselbe in Südamerika der Fall sey, und daß die Heftigkeit des Uebels durch Vaccination wesentlich gemindert werde; in Buenos Ayres habe man dieselbe geraume Zeit für ein Specificum gegen den Keuchhusten sowohl als gegen die Pocken gehalten. Hr. Catlin bestätigte dasselbe aus seiner eigenen Erfahrung bei den Indianerstämmen des fernen Westens in Amerika. (Athen. 29 März.)

[1] Wie weit dieser Cannibalismus gehe, davon haben wir eine Probe aus Wilkes Werk (Uebersetzung im Cotta'schen Verlage) schon in Nr. 9 vom Jahr 1845 gegeben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

N^r. 83. 7 April 1851.

Der Kafferkrieg.

Die Times vom 31 März bringen die Ankündigung Lord John Russells, der den Kafferkrieg zu einem Gegenstand parlamentarischer Untersuchung machen will, um theils aus ihren eigenen Correspondenzen, theils aus den Bekanntmachungen des Ministeriums eine Darstellung der Sachlage oder eigentlich der Gründe des Kriegs zu geben, und wir entnehmen daraus mit einigen eigenen Zusätzen aus den vor drei Jahren kundgewordenen Streitfragen das Wesentlichste, um den Stand der Dinge zu erklären.

Der Keiskamma, welcher vor dem letzten Kriege die Gränze zwischen der Colonie und den Kaffern bildete, fließt durch eine mit Gestrüpp und Wald bewachsene Landschaft, in welcher die kaffrischen Räuber ihren Raub sehr leicht in Sicherheit bringen und sich selbst verstecken konnten: Verfolgung derselben wurde dadurch fast unmöglich, und wenn man sie auch verfolgte, unnütz, wenn man nicht die Spur des geraubten Viehes — denn um solches handelte es sich gewöhnlich — bis zu einem bestimmten Kraal verfolgen konnte. Deßhalb wurde bei dem Frieden im Jahre 1848 das Land zwischen Kei und Keiskamma unter dem Namen „British Caffraria" mit der Colonie verbunden, doch wurde den Kaffern das Land nicht entrissen, sondern nur ihre Häuptlinge gehalten, ihre Streitigkeiten vor den englischen Befehlshaber zu bringen; zugleich wurde eine Anzahl „Forts", die freilich höchstens einem Angriff von Wilden widerstehen konnten, in dem District errichtet, und dadurch eine wirksame Aufsicht über Raubzügler gehalten, da sie in dem offenen Lande der Aufmerksamkeit der Engländer und ihrer Polizei, die zum Theil aus Eingebornen bestand, nicht entgehen konnten. In die innern Angelegenheiten der Kafferstämme mischten sich die englischen Befehlshaber und Beamten nicht. Der Landstrich hatte für die Engländer auch noch den Vortheil, daß er von dem Büffelfluß durchströmt ist, der mit dem Kei- und Keiskamma parallel läuft und bei einem Hafen, East London genannt, in das Meer fällt, von wo man in vier Tagen nach dem Cap gelangen kann.

So standen die Sachen im vorigen Sommer, als eine furchtbare Dürre das Land heimsuchte, die Viehzucht treibenden Kaffern in große Noth brachte, und Viehdiebstähle in Menge hervorrief. Zu den daraus hervorgehenden Streitigkeiten und Verfolgungen kam noch ein seltsamer Umstand, auf welchen der bekannte Nimrod, Gordon Cumming, aufmerksam gemacht hat. Die französische Revolution und andere damit zusammenhängende Ereignisse haben den Hoffestlichkeiten Europa's großen Eintrag gethan, und dadurch den Verbrauch der Straußenfedern vermindert; darunter litten Hottentotten und Buschmänner, die sie bisher geliefert hatten, sehr, und eine allgemeine Unzufriedenheit ging durch die einheimische Bevölkerung. Wie unter solchen Umständen häufig, so traten auch hier Propheten auf, namentlich ein gewisser Umlanjeni, und die Aufregung stieg: man bemerkte, daß Kaffern, die als Knechte in der Colonie dienten, sich nach ihrer Heimath begaben, und die europäischen Landleute, dieser Zeichen wohl kundig, zogen sich von der Gränze weg. Unter diesen Umständen fand es der Gouverneur angemessen, sich an Ort und Stelle zu begeben, und traf auch am 10 Oct. ein, berief sogleich eine Versammlung der Kafferhäuptlinge, auf welcher aber Sandilli, das Oberhaupt der Kaffern in diesem District, nicht erschien, und als widerspenstig von Sir Harry Smith abgesetzt wurde. Die andern Häuptlinge zeigten sich so unterwürfig, daß er die Sache damit abgethan glaubte, und am 24 Nov. nach dem Cap zurückkehrte. Zehn Tage später brach der Aufstand aus, und es war augenscheinlich, daß er unter den scheinbar so unterwürfigen Häuptlingen verabredet war. Als Hauptgrund des Ausbruchs kann man die durch die Oberherrschaft der Engländer in ihrem Wesen gebrochene Herrschaft der Häuptlinge ansehen, so wie die Unmöglichkeit das lange gewohnte Räuberleben eines Theils ihrer Unterthanen fortzusetzen, denn die Bewachung des Landes, welche durch die Kette von Forts im flachen Lande möglich wurde, hielt dergleichen Unternehmungen wirksam im Zaum. Der Krieg kann vielleicht ziemlich lange dauern und blutig werden, da die Kaffern im Besitz des ganzen obgenannten „British Caffraria", und die verschiedenen Posten der Engländer abgeschnitten sind. Daß freilich die Kaffern unterliegen werden und die englische Herrschaft sich allmählich über ihr ganzes Land ausdehnen muß, leidet keinen Zweifel.

Californische Skizzen.

I. Die französische Revolution.

(Fortsetzung.)

„Und wollen Sie denn auch mit?" — sagte der Schweizer verwundert.

„Certainement, ma vie pour mes paysans."

„Wer wird denn da zurückbleiben", schrie Fuchs, kirschroth vor Eifer, „das ist ja eine niederträchtige Scheußlichkeit, die nur mit Blut ausgewaschen werden kann."

„Erst sehen und dann glauben", brummte, aber immer noch ungläubig, der Schweizer; „es haben in letzter Zeit hier so viele Lügen circulirt und überall gleich Aufnahme gefunden, daß man wohl Ursache hat, ein wenig mißtrauisch zu werden. Kaltes Blut ist bei solchen Dingen die Hauptsache."

„Kaltes Blut? Fischblut!“ zürnte, aber in kampflustigem Eifer, Fuchs, und goß ein Glas Claret die durstige Kehle hinab, „wer kann bei solcher Nachricht noch an Ueberlegen denken, und liegt denn Sonora etwa am andern Ende der Welt, daß „falsche Gerüchte“ so leicht zu uns herüber kommen könnten? Sonora ist kaum 25 Meilen von hier entfernt, und die beiden Männer, die sich dort auf ihre Pferde geworfen und uns die Nachricht gebracht haben, sind uns Bürge genug.“

„Wie wär's, wenn ich mich heute Abend einmal herüber machte“ sagte da ein anderer Deutscher auf spanisch, denn er war der französischen Sprache nicht mächtig — „bis morgen früh kann ich drüben seyn, genaue Erkundigung über die Sache einziehen, und verhält sich dann alles so, wies in dem Briefe steht, so kann ich die Bestätigung bis morgen gegen Mittag hieher gebracht haben. Nachher brechen wir alle auf, und dann wollen wir schon sehen, ob eine Bande gesetzloser Amerikaner ihrem eigenen Gesetz zum Trotz thun können, was sie eben wollen, mit den verachteten Fremden.“

Fuchs wollte hiergegen eben wieder eine grimmige Erwiederung machen, Madame schnitt ihm aber mit einer graciösen Bewegung der Hand, die gewissermaßen als Entschuldigung dienen sollte, hier aber etwa so viel sagte als: nachher, dann kannst du reden so viel du willst, das Wort ab, indem sie sich ohne weiteres zwischen die Männer drängte und besonders den letzten Sprecher anredete.

„Monsieur Fisher“, sagte sie in ziemlich geläufigem Spanisch — „weitere Erkundigungen sind gar nicht nöthig; der Brief, den wir fast alle gelesen haben, wie das mündliche Zeugniß der Ueberbringer verbürgt uns die Thatsachen, also, wem noch ein muthiges Herz in der Brust schlägt, der reihe sich unserer Fahne an — Allons enfans de la patrie; le jour de gloire est arrivé!“

Fuchs fiel mit ein paar Umstehenden augenblicklich in das Lied ein, ein Gedränge nach dem Schenktisch entstand zugleich, und das Gespräch wurde jetzt allgemein, lief aber auch in allen Richtungen auf den einen Punkt hinaus, daß sich sämmtliche Franzosen rüsten wollten, noch an dem nämlichen Abend nach Sonora, daß sie dann am nächsten Morgen mit der Morgendämmerung erreichen konnten, aufzubrechen.

Fischer, von dem Schlachtenmuth der übrigen angesteckt, traf ebenfalls alle nöthigen Vorbereitungen, kaufte sich in aller Eile eine Doppelflinte und Pulverhorn für 40 Dollars, womit ihn ein Landsmann aus reiner Gefälligkeit, eben so in Eile, übers Ohr hieb, schaffte sich noch Pulver und Blei genug an, im schlimmsten Fall eine Belagerung von drei Wochen auszuhalten, und fand sich zur bestimmten Zeit pünktlich in Louis Zelt zum Aufbruch ein.

Dort ging es indessen bunt genug her; ein großer Theil hatte des Guten in Wein und Brandy schon weit mehr gethan, als sich mit seinen sonstigen Bedürfnissen und Gewohnheiten vertrug; Deutsche, Spanier und Franzosen waren dabei wild durcheinander gemischt, alle möglichen Sprachen wurden gesprochen, denn selbst Englisch mußte manchmal zwischen einzelnen, und nicht selten gemißhandelt genug, zur Aushülfe dienen.

Unter den Deutschen zeichnete sich jetzt besonders — denn Fuchs war seit der letzten halben Stunde, und als es wirklich zum Aufbruch kam, merkwürdig ruhig geworden — ein langer Barbier, Namens Frei, alias ... alias ... aus, der diesen Abend gelegentlich benutzt hatte die Zähigkeit seines bis dahin schon etwas sehr ausgedehnten Credits bis auf das Aeußerste zu versuchen, und der jetzt mit geborgter Flinte, geborgtem Messer, geborgtem Hut und geborgten Schuhen in die Schlacht zog.

„Brüder!“ sagte er dabei, denn der geborgte Wein lag ihm schwer auf Herzen und Zunge, „wenn ich bleibe, so seyd überzeugt — ich bin — ich bin für Deutsche geblieben — mein Blut mein ganzer Körper schlägt nur für Deutsche — und ein Hundsfott, wer kein ächter Deutscher ist.“

Diese letzte Redensart wäre nun allerdings etwas umfassend zu deuten gewesen, hätte sich überhaupt Jemand um ihn oder seine Reden bekümmert, so, als er sah daß die übrigen mit ihren eigenen Vorbereitungen beschäftigt waren, trank er, in seinen tiefen Schmerz versenkt, sämmtliche im Bereich seines Armes stehende Gläser aus, drückte einem kleinen Negerjungen, der neugierig hereingekommen war, zu sehen was alle die bewaffneten Männer wollten, die Hand mit solcher Wärme, daß der kleine Kerl laut aufschrie, steckte dann noch einen Genickfänger, der auf dem Tisch lag, und der, wie er vielleicht fürchten mochte, hätte verloren gehen können, in seine eigene Tasche, und verschwand in der draußen jetzt vollkommen eingebrochenen Dunkelheit — und seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, er blieb wirklich — d. h. er blieb fort, d. h. in jenem Minenstrich hat ihn Niemand wieder gesehen, und etwas später erkundigten sich noch mit einiger Theilnahme Wirthe und sonstige Händler nach ihm, doch vergebens. Wie er gesagt, er war für Deutsche geblieben.

Der Plan des Zuges lag aber nicht darin, en masse von Mr. Louis Schenkzelt, der dadurch leicht hätte später in Unannehmlichkeiten verwickelt werden können, aufzubrechen, der Sammelplatz war deßhalb im Freien, etwa eine halbe Meile vom „Camp“ weg, an einen bestimmten Pfad verlegt worden, wohin man sich einzeln oder in kleinen Gruppen begeben, und von dort dann vereint den Marsch antreten wollte.

Die meisten Männer waren schon voraus und Louis Zelt hatte sich fast ganz geleert, so daß nur noch Herr und Madame Louis und unser alter Bekannter Fuchs darin zurückblieben, und diese drei Personen hielten eben einen ernsten, entscheidungsvollen Kriegsrath. Madame Louis stand dabei schon in Amazonentracht, in dunkler Hose, roth wollenem Hemd und dunklem breitrandigen Filzhut, an dem keck eine schwarze Straußenfeder stack, eine Doppelflinte über der Schulter, zwei Pistolen und ein Messer im Gürtel und einen kleinen gestickten Arbeitsbeutel — den Fouragesack — in der Hand. Ihr Mann dagegen schien mehr zum „schweren Getränk“ zu gehören. Er hatte nämlich nur eine Flinte, dafür aber drei Feldflaschen umhängen, und überwachte zugleich auch das Aufschnallen eines zwölf gallonigen Fäßchens Brandy, was dicht vor der Zeltthür zwei andere Franzosen besorgten.

Der Kriegsrath in Louis Zelt handelte sich aber um nichts geringeres als ein an Fuchs gestelltes Verlangen seine sämmtlichen Ansprüche an Ruhm und Heldentod für diesen Zug aufzugeben, und, während Herr und Madame Louis Abwesenheit, statt Blut aus den Adern der Amerikaner die Korke aus den Flaschen zu ziehen, d. h. indessen an Madame Louis Stelle die Schenke zu versehen und etwa einsprechende Kunden zu bedienen. Ihre Grausamkeit erstreckte sich nicht so weit, die auswärtigen Amerikaner zu vernichten und die zurückbleibenden verdursten zu lassen, nein das konnten sie nicht übers Herz bringen und Fuchs war ausersehen diese gute Absicht ins Leben treten zu lassen. Madame Louis hatte hierbei, und daß sie diesen gerade wählte, einen tieferen Grund — „einen andern müßten wir besonders bezahlen, flüsterte sie ihrem „Gatten“ leise zu, „und der ist uns doch noch genug schuldig.“

Herrn Louis leuchtete das vollkammen ein, abgleich er allem Anscheine nach am allerliebsten selber gebtieben wäre, seine Frau konnte er aber unmöglich dem Schutz eines anderen anvertrauen, und da sich Fuchs auch nach einigem Zureden nur schwach sträubte, hatten sie das bald geordnet. Fuchs stellte seine Flinte in die Ecke und war eben im Begriff seine Aermel aufzustreifen, ein nöthig gewordenes Gläserspülen vorzunehmen, als Pferdegetrampel vor der Thür gehört wurde, gleich darauf der Kopf eines Pferdes und dicht darübrr ein Frauenkapf, ebenfalls mit schwarzem Filzhut und breitem rothem Band geschmückt, sichtbar wurde, und eine seine, aber resalut genug klingende Stimme rief.

Traversons la „creek", ma chère, traversons la creek, ah parbien nons sommes les dernières — et Monsicur Fuchs? à quoi vons occupez vous? — wa ist Ihr Gewehr — wir haben keinen Augenblick Zeit mehr zu verlieren."

„Im Augenblick, ma chère, im Augenblick" antwortete die Amazone, für den etwas verlegen dastehenden Stellvertrrter — Monsieur Fuchs will indessen die Güte haben unser Haus zu bewachen — und ich wollte uur" —

Ai quelle galanterie „lachte die Dame zu Pferd, mais montez, montez, es wird wahrhaftig zu spät, und wir können doch nicht allein nachreiten."

Madame Louis steckte nur in der Eile noch etwas Eau de Cologne, Heftpflaster und Leinwand in ihren Arbeitsbeutel, warf einen flüchtigen Blick in den kleinen, am mittleren Pfosten hängenden Spiegel, einen flüchtigeren Gruß dem verlassenen Kellner zu, bückte sich dann rasch unter dem noch immer zum Zelt hereinschauenden Pferdekapf weg, wabei sie diesen mit der auf der Schulter hängenden Flinte dermaßen an die Nüstern stieß, daß es schnaubend zurückfuhr und seine schwere Last bald sehr unceremoniös abgeladen hätte, trat an ihr eigenes Thier hinan, schwang sich dort, von dem herbeieilenden Louis unterstützt, leicht in den Sattel, und die beiden Amazonen galopirten lachend und singend die Straße hinunter, während Mr. Louis sein eigenes Pferd lasband, die verschobene Brille wieder zurechtrückte, noch einmal ein: bon soir, monsieur Fuchs in das Zelt hineinrief, das van da aus mit einer Art Knurren beantwortet wurde, und dann in einem ungemein harten Trab den Damen nachfolgte, wobei er alle Hände voll zu thun hatte, die Flaschen und das Gewehr an seinem auf und niederfliegenden Körper fest zu halten.

„Well, if I ever" — sagte ein kleiner dünner Amerikaner, der bis dahin ganz erstaunt und stumm, im Schatten der gegenüberliegenden Zelte gestanden und die Damen hatte abreiten sehen, what the devil is the matter with the French? haben denn die heute alle den Teufel im Leib? die wollen wohl Californien stürmen?

„Californien nicht, aber Sanora", sagte eine andere Stimme neben ihm, und als sich der Kleine nach ihm umschaute, stand der Aelteste der dort in der Flat arbeitenden Texaner Campagnie, ein Mann Namens Fletcher, wahl sechs Fuß hach in seinen Schuhen, und höchstens 33—34 Jahr alt, aber mit etwas vorwärts gebücktem Gang, was ihn jedenfalls sechs acht Jahr älter erscheinen machte.

„Sanora? — zum Henker auch, rief der Kleine", woher wißt Ihr denn das —

„Oh Kurael der Canadier da drüben, hat mirs gesagt, der spricht französisch."

„Aber was ist denn da drüben vorgefallen? „sagte der kleine Mann etwas ängstlich, da müßte man ja lieber gleich eine Meeting zusammenrufen und Gegenmittel ergreifen. Wenn sie nur —

„Ah was" brummte der Texaner phlegmatisch — „die ganze Sache wird auf einen Unsinn hinauslaufen — wirds aber ernsthaft, und brauchen sie uns drüben, so werden sie's uns schon wissen lassen?"

„Hallo Fletcher, wißt Ih'rs schon?" schrieen diesen jetzt ein paar junge 19 oder 20jährige Burschen an, die einen Fleischerladen in Campagnie hielten, und sich außerdem in dieser Compagnie noch täglich ein- bis zweimal prügelten — der eine von ihnen trug eine mexicanische, an den Außennäthen offene Hose und eine sechsläufige Pistole im Gürtel. Die Franzosen sind ausgezogen und wollen Sonora stürmen — jetzt nur alle unsere Jungen zusammengetrommelt und nach, nachher bekommen wir sie zwischen zwei Feuer."

„Unsinn" entgegnete ihm hierauf aber der andere, ein dickes rathbäckiges Gesicht mit glanzlosen nichtssagenden blauen Augen — „unsere Jungen werden dort schon allein mit ihnen ferlig werden, aber ein amerikanisches Lager wollen wir hier indessen machen, eine Verschanzung schnell aufwerfen, und keinen von den gottverdammten Franzusen wieder hereinlassen."

„Unsinn?" rief aber erzürnt sein Campagnon — „Du Holzkopf weißt wohl was Unsinn ist — nein zu feige bist Du, mit auszurücken, und willst Dich lieber hier hinter einem Duzend Baumstämme verschanzen.

„Zu feige?" entgegnete jetzt aber auch ingrimmig der mit den blauen Augen und der mexicanischen Hose — Du verdammter —

„Ruhig, Boys, ruhig!" mischte sich hier aber Fletcher, der bis dahin den beiderseitigen Ansichten und dem späteren Wortwechsel, ahne eine Miene zu verziehen, zugehärt hatte, in das zu drahend werdende Gespräch — „seyd vernünftig und geht ruhig zu Hause — Morgen wird die Sache ganz anders aussehen. Wer weiß auf was für einen blinden Lärm hin die ausgezagen sind, und morgen kommen sie dann wie die begossenen Pudel wieder heim."

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron.

Um 8 Uhr zogen wir vom Kloster ab den Wady Schuaib entlang, und bogen aus demselben, nachdem wir zuvor dem ägyptischen Oberst Lebewohl gesagt hattin, in den Wady Schech ein. In dem breiten Grunde diesen zur Linken vom Dschebet Furea, vom Dschebel Hammam oder ed-Dair zur Rechten eingeschlossenen Thales gingen wir in der Richtung ONO hinauf und kamen $10\frac{1}{2}$ Uhr in das oberhalb der Mündung des rechts herabkommenden Wadys Machlawah gelegene Grab des Schech Mirawat, des Stammvaters der Tawarah-Beduinen. Es ist ein einfaches steinernes Gebäube, worin in einem hölzernen Verschlage der Sarg des Heiligen beigesetzt ist. Unmittelbae hinter diesem Grabe verließen wir den Wady Schech und betraten, nachdem wir über einige niedrige Hügel gekommen waeen, den von NO herabkommenden Wady Suär oder Suäriyeh, in welchem die Kamele an der Quelle Abu Suärah, in deren Nähe sich zwei kleine, von Mauern umgebene Gärten befinden, getränkt wurden. Der Weg ging nue durch eine schmale Schlucht einer Anhöhe hinauf, welche die Wasserscheide zwischen den Gewässern bilden, die in den Meerbusen von Suez und in den von Akabah abfließen. Wir hatten von derselben einen schönen Blick auf die Spitzen des Katharinenberges, auf den Sinai und die anderen diese Berge umgebenden Granitmassen. Nach 12 Uhe betraten wir den Wady Sahl, welcher in der Richtung Süd gen SO läuft und anfänglich von

bedeutender Breite ist. Gegen 2 Uhr zog sich jedoch das Thal zusammen, und der Weg wand sich nun in großen Krümmungen zwischen düsteren Felsenwänden hindurch, die aus Thonschiefer, Grün- und Sandstein bestanden. Indem wir sorglos unseren Pfad verfolgten, setzte der Dromedar meines Freundes plötzlich über einen im Wege liegenden Felsenblock, so daß derselbe aus dem Sattel emporgeworfen wurde, und während der Dromedar unter ihm wegsprang, von einer Höhe von mindestens 8 Fuß der Länge nach in den Sand fiel; der Fall hatte indeß glücklicherweise keine üblen Folgen. Es ergab sich, daß sich das Dromedar einen Stein in den Fuß getreten hatte, und jedenfalls durch den dadurch verursachten Schmerz zu dem ungewöhnlichen Sprunge veranlaßt worden war. Um fünf Uhr schlugen wir in dem Wady Sahl unsere Zelte auf.

Mittwoch, den 27 März. Da Hamed vom Sinai aus zum Theil andere Beduinen engagirt hatte, so entstand heute Morgen bei der Beladung der Thiere großer Streit, da von den neu Hinzugekommenen ein jeder die leichteste Last für sein Thier beanspruchte. Hauptsächlich stritt man sich um die Wassertonnen, da sich deren Gewicht mit jedem Tage verringerte. Endlich einigten sie sich und wir brachen bald nach 7 Uhr auf. Wir zogen in dem Wady Sahl weiter und kamen nach 8 Uhr an dem von Süden her einlaufenden Wady Amahra vorüber, oberhalb dessen wir ein Volk Rebhühner bemerkten, das sich bei unserem Herannahen, ehe wir zum Schusse kommen konnten, die Berge hinauf rettete. Gegen 9 Uhr betraten wir einen weiten Platz, auf welchem eine große Anzahl Syal oder Tulh-Bäume standen, die mit spärlichem Laube und vielen Dornen bekleidet waren. Man sammelt von ihnen Gummi Arabicum. Von diesem Platze, der nördlich von dem hohen Dschebel em-Maeah eingeschlossen ist, erblickten wir vor uns die südliche Kette des Dschebel et-Tih. Um 9½ Uhr verließen wir den Wady Sahl, welcher in südwestlicher Richtung dem Meere zuläuft, und gelangten in den Wady Merrah, ein breites Thal, welches mit Syal-Bäumen und duftenden Kräutern angefüllt war. Ihm folgte Wady Kaback, aus dem wir gegen 11 Uhr in den Wady Kinach kamen. Eine halbe Stunde später begannen wir in nordöstlicher Richtung ein Wasserbett hinaufzugehen, welches zwischen einer Masse kleiner Sandsteinhügel herabkam und von unseren Führern el-Berk genannt wurde. Von dessen Höhe hatten wir einen Rückblick auf die umschleierten Spitzen des Katharinenberges. Um 12½ Uhr betraten wir die Ebene Redhahn esch-Schkah, die sich zwischen dem Dschebel et-Tih und einer kleinen Hügelreihe hinzieht, und von vielen Wasserbetten, die vom Fuße des Tih auslaufen, durchschnitten wird. An deren Ende angelangt, stiegen wir bergab und durchschnitten den Wady Sjaideh in der Richtung Ost gegen Norden, und darauf eine Anzahl sich durchkreuzender, mit vielem Sande angefüllte Wadys, Marawid el-Hêbrah genannt, aus denen wir nach einer Ebene emporstiegen, an welche sich der Wady Hêbrah anschloß. Gegen 5 Uhr wandten wir uns um einen mit rohen Figuren und arabischer Schrift bedeckten Felsenvorsprung, hinter welchem sich der Weg in ostnordöstlicher Richtung in einen Engpaß hinabsenkte. Wir durchschnitten noch diese enge, von weißen Sandsteinfelsen eingeschlossene und mit feinem weißen Sande angefüllte Schlucht, und schlugen an deren Ende unser Lager auf. Aus unserem Zelte, das am Fuße eines weißen Sandsteinfelsens aufgeschlagen war, hatten wir einen herrlichen Blick auf eine vor uns liegende, im hellen Mondlicht schimmernde Ebene.

Donnerstag, den 28 März. Wir brachen wenige Minuten vor 7 Uhr auf und zogen über die weite Ebene, an deren Ende, eine Stunde von unserer gestrigen Lagerstätte, sich das düstere Antlitz des Dschebel Sahde erhob. Von dieser Ebene ritten wir in den Wady Ghôsaleh ein, dem wir in nordöstlicher Richtung folgten. Seine zerrissenen und in zackige Spitzen auslaufenden Mauern erhoben sich fast senkrecht gegen 800 Fuß, und schoben an den vielen Krümmungen, welche das Thal bildete, ihre Ausläufer so weit vor, daß oft von weitem der Weg durch sie geschlossen zu seyn schien. Die Felsen bestanden aus Granit, Sand- und Grünstein, durch welchen letzteren ihr düsterer Anstrich gemildert wurde. Es war ein herrlicher Morgen, ein leichter Wind wehte uns Kühlung zu, und hin und wieder trafen wir auf einen grünenden Baum oder Strauch, von dessen Zweigen einzelne Vögel, die sich in diese Wildniß verirrt hatten, ihren lieblichen Gesang ertönen ließen. In dieses große Thal liefen mehrere Wadys ein, deren Namen jedoch unsere Führer, die überhaupt vom Sinai aus wenig mit der Gegend bekannt zu seyn schienen, nicht anzugeben vermochten. 9½ Uhr kamen wir in einem Kessel an, in welchen mehrere Thäler einmündeten. Wir wandten uns östlich in den Wady Weitr, welcher von noch höheren Felsenwänden als Wady Ghôsaleh eingeschlossen ist. Gegen 3 Uhr erreichten wir Wady el-Ain, ein liebliches Thal, das von Osten herkommend zwischen 1000—1500 Fuß hohen Felsenketten nach dem Meerbusen von Akabah zuläuft. An seinem Anfange entspringt eine Quelle, die mit Palmen und Tamarisken umgeben ist, und deren Wasser in mehreren kleinen Armen den Wady hinabläuft, wo es in Cisternen aufgefangen wird. Wir stiegen von unseren Kamelen, die getränkt wurden, und wandelten zwischen erhabenen Felsenmassen an dem klaren Quellwasser hin, welches in dem grünen Bette schnell dahinrieselte, und die Palmen, Tamarisken und Gräser, die hier in großer Anzahl standen, mit Nahrung versorgte. Wir waren eine kurze Strecke in diesem Thale hinabgegangen, als der Sohn unseres Hamed, ein Knabe von ungefähr 10—11 Jahren — er selbst wußte sein Alter nicht, denn als ich ihn einst durch den Dragoman danach fragen ließ, antwortete er „min arif," wer kann das wissen! auf uns zugelaufen kam und uns freudig verkündigte, daß er auf dem Abhange eines Felsens ein Volk Rebhühner entdeckt habe. Wir gaben ihm eine Flinte und es gewährte einen hübschen Anblick, wie der flinke Bursche die steile Felsenwand behend hinaufkletterte, auf deren halber Höhe auf einem Vorsprunge ein Knie beugte und unter die nichts ahnenden Hühner schoß, er erlegte eins und wurde, als er mit seiner Beute herabkam, von den seinigen als Musa Gheta, Musa der Geschickte, freudig begrüßt. Bald nach 4 Uhr erblickten wir den Spiegel des Meeres und erreichten gegen 5 Uhr das Ende des Wadys, wo wir unsere Lagerstätte wählten. Obgleich das Ufer des Meerbusens von derselben noch ziemlich entfernt war, so eilten wir doch, sobald wir von den Kameelen gestiegen waren, demselben zu, um uns durch ein lang entbehrtes Bad zu erfrischen. Wir brauchten ziemlich eine Stunde, ehe wir das Ufer erreichten. An demselben standen Palmen und Tamarisken, und unter diesen ein einzelner Dom-Baum (Fächerpalme). Während wir noch in der See herumschwammen, sank die Sonne hinter den westlichen Bergen hinab und wir gelangten erst, nachdem es bereits Dunkel geworden war, wieder bei den Zelten an.

Freitag, den 29 März. Um 7 Uhr verließen wir unseren Lagerplatz und erreichten nach 45 Minuten den auf dem Gebiete der Terabin-Araber gelegenen Brunnen Nuwebia, welcher von Palmen, Tamarisken und einigen Syalen umgeben war und in dessen Nähe sich eine Anzahl offener Hütten befanden, die aber aus Steinen ohne Mörtel oder ein sonstiges Verbindungsmittel aufgebaut waren. Von dieser Quelle aus zogen wir den ganzen Tag bald näher, bald entfernter an dem Strande des Meerbusens hin, während wir zu unserer Linken hohe Granit- und Sandsteinfelsen hatten, welche letztere abwechselnd aus rothen, gelben und weißen Schichten bestanden. An manchen Stellen näherten sie sich den bläulichen Fluthen so weit, daß die Kamele kaum trocknen Fußes passiren konnten. Nachdem wir die vorhergegangenen Tage in den engen Felsenthälern den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt gewesen waren, athmeten wir jetzt mit Wonne die frische Seeluft und gingen Stunden lang am Strande hin, Schalen und Muscheln auflesend, welche die See auswarf. Gegen 10 Uhr kamen wir an einem Steine vorüber, welcher nach der Erzählung unserer Führer die Stelle bezeichnete, wo ein mächtiger Schech der Vorzeit, Nuaiwih Saleh mit Namen, dem die ganze Umgegend unterthan war, begraben liegt. Um 2 Uhr 35 Minuten zogen wir über einen freien, mit einigen Bäumen und Sträuchen besetzten Platz, wo sich eine von Palmen umgebene Quelle befindet, die Abu Suweerah heißt. Um 5 Uhr erreichten wir an der Stelle, wo der Wady Mehaich aus den Felsenklippen heraustritt, ein ungeheures mit Kies angefülltes Wasserbett, in welchem wir ganz nahe am Meere unsere Zelte aufschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 84. 8 April 1851.

Tagumadi.

Die Entdeckung der Alterthümer in Afrika schreitet fort; die Revue Archeol. vom 15 März enthält den Auszug eines Schreibens von dem bekannten alterthumforschenden Officier de la Mare, datirt aus den Ruinen von Tagumadi (Thamugadis?[1]) vom 15 Dec. vor. Jahres, aus dem wir nachstehendes mittheilen: „Tagumadi, eine ehemalige Stadt Algeriens, ist verlassen und wenig bekannt; die Araber nennen sie noch jetzt Bordsch Timiga. Sie liegt 7 Lieues nordöstlich von Lambesis, und ist wie diese Stadt von hohen, in diesem Augenblick mit Schnee bedeckten Bergen umgeben; darum schützt mich auch das Zelt, das ich bewohne, nicht sonderlich gegen die Kälte. Lambesis, meine Hauptstadt, ist 25 Lieues südlich von Constantine, und dennoch ist es in dem erstern viel kälter als im letztern, das selbst 20 Lieues südlich von Philippeville liegt, und eine in jenem Seehafen unbekannte Kälte zu befahren hat. Es ist in diesem sonderbaren Lande zu bemerken, daß, je weiter man, natürlich innerhalb gewisser Gränzen, nach Süden kommt, es desto kälter wird. Doch ich komme auf Tagumadi zurück, wo ich nach einem Ausgraben von drei Metres Tiefe ein fast ganz erhaltenes Theater fand. Ich zeichnete einen Tempel (nach einer Inschrift das Capitol), der mit geriefften corinthischen Säulen geschmückt ist, welche am Sockel fast zwei Metres im Durchmesser haben. Das schönste und am besten erhaltene Denkmal der Stadt ist ein prächtiger Triumphbogen mit drei Thoren, die mit corinthischen, mit vieler Zartheit sculpirten Marmorsäulen geschmückt sind, die meist noch aufrecht stehen. Man findet zu Tagumadi auch viele Mosaiks und umgestürzte Denkmäler, die ich aus Mangel an Zeit und Geld nicht ausgraben lassen konnte; auch sind die drei Monate, die ich Urlaub erhalten, beinahe abgelaufen, und ich muß deßhalb um Verlängerung der Erlaubniß bitten, mich in diesem Lande aufzuhalten."

Californische Skizzen.

1. Die französische Revolution.

(Fortsetzung.)

Einige andere wollten noch dagegen anstreiten, sprachen von amerikanischer Flagge aufpflanzen und darunter sterben, von Beispiel geben und Undankbarkeit der Fremden, die man je eher je besser ganz aus dem Lande jagen müsse. Die Vernünftigeren gewannen aber doch endlich die Oberhand, und erwirkten, daß die Uebrigen ruhig zu Hause gingen und der Sache, für heut Abend wenigstens, ihren Lauf ließen.

Die Franzosen sammelten sich indessen unverdrossen an dem bestimmten Ort, und die beiden Amazonen kamen gerade noch zeitig genug, sich „an die Spitze der Bewegung zu stellen."

Unter der Zeit waren aber auch die beiden, von Sonora ausgesandten Emissäre nicht müßig gewesen — und hatten die Nachricht auch, theils selber, theils durch andere Gelegenheiten an den Calaveres hinüber, nach Angels und Carsons und Douglas Flat geschickt, und von allen Seiten kamen in der That die ganze Nacht hindurch Franzosen, ihre Decken und Flinten, mit ein paar spärlichen Provisionen zusammengepackt, auf dem Rücken, anmarschirt, verlangten in Murphys die Bestätigung des Gehörten, und wanderten dann rasch, der ungewissen Gefahr entgegen, weiter.

So wenig das Ganze auch in seinem Erfolg dem entsprach, was man davon erwartet hatte, so gaben die Franzosen in dieser Zeit den Amerikanern doch eine ganz heilsame Lehre, wie sie, wenn wirklich einmal Noth seyn sollte, zusammenhielten; und mehrere Amerikaner meinten später auch wirklich erstaunt, sie hätten nie geglaubt, daß so viele Franzosen noch einzeln in den Minen stäcken, denn wie aus dem Boden seyen sie von allen Seiten und Ecken in der Nacht und am nächsten Tage, ja nach zwei Tagen noch, aufgetaucht.

Dieser, von Murphys ausgehende erste Zug war übrigens abenteuerlich und romantisch genug. Lauter kräftige, wild aussehende Gestalten, meistens in rothe wollene Hemden und eben solche Mützen, oder schwarze oder graue Filzhüte gekleidet, dabei bewaffnet mit jeder möglichen Wehr, die sie im Augenblick hatten auftreiben können, die meisten jedoch mit Doppelflinten, andere mit Büchsen oder auch bloßen ordinären Musketen, viele noch mit ihren französischen Seitengewehren, theils auch mit Säbeln, Dolchen und Pistolen.

Viele dieser Waffen waren nun gar nicht im Stand; aus allen Winkeln, wo sie bis dahin in Staub und Rost unbeachtet gelegen, hatte man sie heute Abend vorgesucht. Zeit, sie zu reinigen, wurde dabei gar nicht gegeben, viele nahmen sich nicht einmal die Mühe zu untersuchen, ob das alte Feuereisen, mit dem sie jetzt in den Kampf eilten, geladen gewesen oder nicht, sondern pflanzten ruhig noch eine andere Patrone oben auf und eilten dann weiter.

Der pockennarbige Bäcker hatte übrigens die meiste Noth mit seiner Waffe. Eine ordentliche Ladung war von ihm selber, ehe er aus Murphys wegging, in den Lauf hinuntergeschoben, und mit dem Ladestock gehörig festgepfropft worden, das war aber

[1] So ist sie auch von Renier (nicht Rennie, wie in N. 77 der Name heißt) bei seinen Forschungen in der Provinz Constantine genannt, auch stimmt dieser Name mehr zu dem jetzigen arabischen.

auch alles, und so gut sie hineingegangen, wollte sie nun unter keiner Bedingung wieder heraus, denn er versuchte, vorsichtig genug, seine alte Muskete erst einmal abzuschießen, ehe er etwas Ernstes unternahm, da er, gewiß nicht ohne Grund, meinte, das sey doch das wenigste, was man von einem Gewehe verlangen könne, daß es losgehe.

Er ging dabei, wie mit nur wenigen Ausnahmen fast alle seine Cameraden, zu Fuß, und um nicht hinter den übrigen zu weit zurückzubleiben (da man ja auch gar nicht wissen konnte, was die Amerikaner hinter ihnen unternahmen, blieb ihm immer nur kurze Zeit frei, die er aber dann auch mit ganzer Hingebung seiner Musk.te schenkte, und nachher dann, wenn er die gelassene Distanz weit genug glaubte, spornstreichs wieder hinter den Seinigen herstob. In diesen Zwischenräumen schüttete er dann gewöhnlich zwei oder dreimal Pulver auf die Pfanne, nachdem er jedesmal vorher das Zündloch wohl aufgerühet hatte, blitzte dann ab, versuchte einen anderen Ladestock mit einem Krätzer daran, den er sich geborgt, der aber, wie er recht gut wußte, zu kurz war, immer wieder von neuem, bis er ihn endlich abbrach, und blies dann endlich, als letzten verzweifelten Versuch, in den Lauf hinein, daß ihm das Gesicht dick und roth aufschwoll. Dieß war denn auch für solche Pausen die Schlußoperation, hiernach stieß er nur noch einen kräftigen Fluch aus, und eilte dann, schon durch das Blasen athemlos gemacht, keuchend hinter den Seinigen her.

Allerdings war es von Anfang an der Plan der Ausrückenden gewesen, nicht eher zu rasten, bis sie in Sonora selber wären, durch die ungewohnte Anstrengung aber ermüdet und, da sie weiter fast gar keine Provisionen mitgenommen und sich dafür desto mehr an den Brandy gehalten hatten, auch dadurch mehr als gewöhnlich erschlafft, machte der Zug um eilf Uhr etwa Halt, lagerte sich um mehrere, rasch entzündete, gewaltige Feuer und campirte im Freien.

Toll genug ging es dabei her, die Flaschen kreisten, und muntere Lieder verscheuchten alle trüben Gedanken, nur der pockennarbige Bäcker war mürrisch. Endlich hatte er sein widerspenstiges Gewehr zum Losgehen bewogen, dabei aber auch den Hahn vom Schloß verloren — den eigenen geschundenen Backen rechnete er gar nicht — und konnte ihn auch nun in der Dunkelheit nicht wieder finden.

Kaum besser ging es Mr. Louis mit seiner Frau; sie war ihm, oder er ihr plötzlich abhanden gekommen, und der arme kurzsichtige Teufel hatte jetzt nicht wenig Last, unter all den roth wollenen Hemden das herauszufinden, was seine zweite Hälfte umschloß. Durch das halbe Lager forschte er den Leuten dicht unter die großen Hüte und in die bärtigen, verdutzt nach ihm umschauenden Gesichter, bis er Madame endlich an der Seite ihrer Freundinnen unter einem Baume ausgestreckt fand, und sich nun ebenfalls, über die dort Umhergestreuten erbarmungslos hinüber stolpernd, zu Ruhe begab.

Am nächsten Morgen brach der ganze Zug mit der ersten Dämmerung, und zwar ohne Frühstück, nur wieder durch einen Brandy gestärkt, auf, und selbst in der Nacht waren noch mehrere ihrer Landsleute aus den benachbarten Minen zu ihnen gestoßen. Keine Stunde waren sie aber noch marschirt, als ihnen plötzlich ein ganzer Trupp Mexicaner begegnete.

„Donde vais, amigos“, riefen ihnen die ersten Franzosen erstaunt entgegen, „wo wollt Ihr hin und wo kommt Ihr her? Wißt Ihr nicht, daß wir Euch zu Hülfe ziehen gegen die Amerikaner? Wir wollen einmal sehen, ob sie Euch wegtreiben sollen?“

Die Spanier schienen betreten und wollten nicht recht mit der Sprache heraus. So viel ließ sich übrigens endlich verstehen, man hatte sie noch nicht förmlich vertrieben, sondern sie waren mehr gutwillig gegangen.

Die Franzosen redeten ihnen jetzt ernstlich zu, wieder mit ihnen umzukehren, und ihre eigene Sache nicht auf schmähliche Art im Stich zu lassen, nur bei sehr wenigen half aber dieses Zureden, die meisten meinten, sie wären nicht der Unruhen, sondern der Minen wegen fortgegangen; die Sonora-Minen seyen doch meistens ausgearbeitet und nicht mehr der Mühe werth, noch viel Zeit darauf zu verschwenden.

Unter dem Fluchen und Schimpfen der entrüsteten Franzosen kehrten sie sich endlich ab, und zogen nach Murphys zu, durch den Wald, während den wenigen, die wieder mit umkehrten, die Rolle die sie jetzt als heldenmüthige Vertheidiger ihrer Rechte zu spielen hatten, keineswegs zu behagen schien. Viele davon wußten es auch noch wirklich unterwegs möglich zu machen, seitab in die Büsche zu verschwinden, und nur sehr wenige hielten wirklich bis Sonora aus.

Noch begegnete der Zug mehreren kleinen Trupps, wie vielen einzelnen Spaniern, Mexicanern wie Chilenen; diese ließen sich aber auf gar keine weitern Demonstrationen ein, und die einzelnen drückten sich gewöhnlich gleich seitab, irgend einen kleinen Abhang herunter oder hinter die dichten Rothholzbüsche.

Um 10 Uhr etwa erreichten sie den Stanislausfluß, über den ein alter Amerikaner die Fähre hatte, und dieser war, wie man leicht denken kann, nicht wenig erstaunt und auch bestürzt, so viele Bewaffnete in jedenfalls feindlicher Absicht gegen Sonora rücken zu sehen.

„Um Gottes Willen, Kinder“, sagte er gutmüthig, „macht keinen Unsinn, bedenkt was Ihr thut, und gerade im Begriff seyd zu unternehmen. Noch wißt Ihr nicht einmal, ob das was Ihr über Sonora gehört habt, wirklich alles so wahr ist, und wenn es wirklich der Fall wäre, so bedenkt, daß immer auch nur einzelne wieder daran die Schuld tragen. Rückt Ihr aber jetzt, wie Ihr da seyd, in Sonora ein, so kann es nicht ohne Blutvergießen abgehen, und erst wenn Blut vergossen worden ist, wer steht denn für das Uebrige? Handelt also nicht gleich so leichtsinnig, sondern prüft vorher, und haltet Euer Gewissen frei, daß Ihr Euch nicht später Euer ganzes Leben hindurch bittere Vorwürfe über die Folgen machen müßt, die ein einziger unüberlegter Schritt herbeigeführt.“

Gestern Abend hätte der alte Mann jedenfalls in den Wind gesprochen, heute Morgen hatte sich das schnell erregte Blut aber schon bedeutend abgekühlt, wozu denn auch der nüchterne Magen nicht wenig beitragen mochte. Sie versicherten den Alten, sie wollten seinem Rath folgen, und ehe sie nach Sonora einzögen und Gewalt brauchten, vorher einen Parlamentär hineinschicken, der sich innen nach allen nähern Verhältnissen noch einmal genau erkundigte. Der alte Amerikaner wollte nun freilich, daß die andern so lange an dieser Seite des Flusses bleiben sollten, dagegen waren aber alle, damit sie, im Fall sie wirklich gebraucht würden, gleich bei der Hand wären.

Noch während des Uebersetzens stießen die beiden Franzosen wieder zu ihnen, die gestern Brief und Nachricht von Sonora nach Murphys und der dortigen Gegend gebracht hatten. Als diese die Absicht ihrer Landsleute hörten, erboten sie sich augenblicklich vorauszureiten und ihnen bestimmte Nachricht wie die

Sachen jetzt ständen, unverweilt zu bringen. Hiergegen opponirten allerdings einige, und besonders Deutsche, und meinten es wäre besser, dießmals andere hineinzusenden, da man der beiden Männer Urtheil über Sonora schon gehört habe, sie wurden aber überstimmt; die zwei Franzosen gaben ihren Pferden die Sporen und sprengten voraus, und der Zug rückte bis auf 1½ Meilen von Sonora, als dem mit den Abgesandten verabredeten Sammelplatz vor, und lagerte dort, die Rückkehr dieser zu erwarten. Alle unter der Zeit noch nachfolgenden Franzosen zogen sie indessen an sich heran, und es mochten damals wohl auf solche Art 4 bis 500 Bewaffnete vor Sonora versammelt liegen, von denen jedenfalls drei Viertheile Franzosen waren.

Die beiden Ausgesandten hätten etwa wieder zurück seyn können, noch immer aber ließ sich nichts von ihnen sehen. Einzelne gingen den halben Weg ihnen entgegen, doch umsonst, sie mußten ohne sie getroffen zu haben, wieder umkehren. Was war aus ihnen geworden? Freiwillige meldeten sich jetzt, das feindliche Terrain zu recognosciren, unter ihnen Fischer, der an demselben Morgen von einem der ihnen begegnenden Spanier ein Pferd mit Sattel und Zaum gekauft hatte. Rasch schwangen sie sich in die Sättel und galoppirten auf Sonora zu, erwarteten auch dabei nichts weniger, als die Stadt in Vertheidigungszustand und alle Punkte von amerikanischen Scharfschützen besetzt zu finden. Im Anfang erstaunten sie nun bloß, daß man sie so weit und ungehindert in die Stadt hineinließ, ihr Erstaunen wuchs aber, als sie Sonora endlich, den letzten Hügel übersteigend, ansichtig wurden und auch nicht das geringste Auffällige darin bemerkten. Allerdings standen hie und da Gruppen von Menschen zusammen, denn es war in Sonora kein Geheimniß geblieben, wie eine bewaffnete Macht im Anzug dagegen sey, man schien aber weiter gar keine Notiz davon zu nehmen, und die Abgesandten ritten, etwas verdutzt darüber, die Hauptstraße hinunter, um allen Dingen einmal ihre ersten beiden Boten aufzusuchen, und dann bei ihren Landsleuten anzufragen, wie es mit den Gefangenen stünde.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über die in alten brittischen Begräbnißplätzen gefundenen Schädel.

Dieß ist der Titel einer Abhandlung, welche Dr. Thurnam am 19 März in der Londoner ethnologischen Gesellschaft vorlas. Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß die Form des Schädels das wichtigste physische Kennzeichen der Varietät der Menschen ist, und obgleich es unmöglich geworden, unter der gemischten Bevölkerung des neuen Europa die Nachkommen der verschiedenen Völker zu unterscheiden, so verhält sich die Sache in den früheren Zeiten doch wesentlich anders. Im Westen und Norden Europa's finden wir Ueberreste von Völkerschaften, die einst eine weit größere Verbreitung hatten, und von den früheren Zeiten an rein und unvermischt blieben, wie die Basken in den Pyrenäen, die Bevölkerung der Bretagne, von Wales, einigen Theilen Irlands, der schottischen Hochlande und Lapplands. Auf den brittischen Inseln haben wir die Gräberreste vieler Völker, die der Britten verschiedener Stämme, der Römer und ihrer Hülfsvölker, der Angelsachsen, Normänner und Dänen. Daher die Wichtigkeit der Unterscheidung der verschiedenen Grabhügel, um die darin gefundenen Schädel richtig zu classificiren. Die ersten oder die Grabhügel der celtischen oder vorrömischen Periode zerfallen in die drei Unterperioden der Stein-, Erz- und Eisenwaffen. Man vermuthet, daß die Ankunft der Celten in England 1500 Jahre vor Chr. fällt. Die Einführung von Bronzewaffen ist Dr. Thurnam geneigt nur 5—7 Jahrhunderte vor Chr., die der Eisenwaffen nur 1—2 Jahrhunderte vor Chr. zu setzen. Dr. Thurnam legte Schädel, so wie Abgüsse und Zeichnungen von Schädeln vor, die in Grabhügeln von verschiedenen Perioden gefunden wurden, und kündigte an, daß er in diesem Studium der physischen Ethnographie Großbritanniens fortfahren werde. (Athen. 29 März.)

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron.

(Fortsetzung.)

Sonnabend, 30 März. Wir standen vor Sonnenaufgang auf, nahmen ein Bad und setzten um 7 Uhr unsere Reise weiter fort. Es war ein düsterer Morgen, der Wind stürmte heftig aus Norden und nur mitunter brachen sich einzelne Sonnenstrahlen durch die schwarzen Wolken Bahn. Wir gingen wie gestern, lange Zeit am Strande hin und sammelten die bunten Muscheln, welche das tosende Meer auswarf. Fast in allen größeren fanden sich Eindringlinge, eine Art weißer Krebse vor, die nur mit großer Anstrengung aus ihrer Festung zu vertreiben waren. Höchst komisch sah es aus, wie diese Thiere behend am Strande hinliefen und die Muscheln, mit denen sie förmlich verwachsen zu seyn schienen, nach sich zogen. 8 Uhr 20 Minuten zogen wir über den breiten Kiesabhang, der sich vor der Mündung des Wady Mellebeleh ausbreitet und ritten dann über ein Bergebirge, welches von den schäumenden Wellen bespült wurde. Sobald wir diesen schwierigen Weg überwunden hatten, verließen wir das Meer, da die vor uns liegenden Vorgebirge uns nöthigten einen Umweg zu nehmen, und höher oben die Rücken derselben zu übersteigen. Wir gingen in nordnordwestlicher Richtung den Wady Im-Ghebat hinauf, wandten uns nach 10 Minuten nordöstlich in einen Neben-Wady, der uns bald an den Fuß eines steilen Passes brachte, welchen die Kamele nur mit großer Anstrengung erstiegen. Von dessen Höhe führte eine schmale Schlucht in den Wady el Merach, den wir um 11 Uhr betraten und in der Richtung ONO dem Meere zu hinabgingen. Als wir uns letzterem näherten, erblickten wir am entgegengesetzten Ufer die Palmenhaine, welche die Veste Akabah umgeben, und bald darauf die kleine Insel Dschesiret Faron, der wir uns um 12 Uhr gegenüber befanden; diese Insel, welche unsere Führer Badr'ah nannten, liegt ¼ Stunde vom Ufer entfernt und wird von zwei abgerundeten Granitfelsen gebildet, die durch eine flache Erdzunge mit einander verbunden sind und sich von NW nach SO erstrecken. Auf derselben liegen die Ruinen einer arabischen Festung, von einer massiven Mauer umschlossen, welche letztere zwei Thore mit Spitzbögen enthält und an deren Winkeln sich viereckige Thürme erheben. Eine genaue Beschreibung dieser Ruinen hat der Engländer J. O. Wellsted in seinen Reisen in Arabien (Bd. 2. S. 117 ff.) geliefert, dem es möglich war, die Insel zu besuchen, da er den Capitän Moresby begleitete, welcher im Jahre 1833 mit dem Palinurus längere Zeit im Golf von Akabah stationirte.

1½ Uhr durchzogen wir Wady Taba, in welchem wir unter hohen Palmenbäumen einige vortreffliche Exemplare des Dom-Baumes fanden. Die Granitfelsen zu unserer Linken verschwanden allmählich und an ihre Stelle traten kleine Sandhügel, die sich bis zum nordwestlichen Winkel des Meerbusens hinzogen. Um 3¾ Uhr kamen wir an einen dicht am Meere gelegenen und mit kleinen Steinen bedeckten Felsenblock vorüber, auf den auch mehrere unserer Führer einige Kiesel legten, indem sie uns erzählten, daß dieser Stein Hayr (Hadschr?) el-Alawy genannt, die frühere Gränze zwischen dem Gebiet der Tawarah und dem der Alawy-Beduinen bezeichne, und das Auflegen der Steine an die Zeiten erinnern solle, wo die Alawy von Menschen und Thieren, ehe sie ihr Gebiet betreten durften, eine Abgabe verlangten. Unweit von diesem Steine erreichten wir den nordwestlichen Winkel des Golfs und betraten die Pilgerstraße von Cairo nach Mekka, die hier von den westlichen Bergen herabkommt und längs dem Meere an Akabah vorüber bis nach Hakl, der zehnten Hadsch-Station von Cairo aus, dahinläuft. Um 5 Uhr langten wir vor der Veste Akabah an, wo wir zwischen den Palmenpflanzungen

und den vor dem Thore der Veste gelegnen niederen Hütten unseren Lagerplatz wählten. Wir kamen an diesem Punkt unserer Reise mit großer Spannung an, da wir hier mit dem Oberhaupte der Alawy-Beduinen, dem durch seine Habsucht berüchtigten Schech Hussein, von dessen Willkür gegen die Reisenden man uns schon zu Cairo beunruhigende Mittheilungen gemacht hatte, wegen der zu unserer Weiterreise erforderlichen Kamele in Unterhandlung treten mußten; denn unsere bisherigen Führer konnten uns nicht auf diesem Wege nach Petra bringen, weil die Alawy, wie jeder anderer Beduinenstamm, das Recht beanspruchen, dem Reisenden, der ihr Gebiet durchzieht, die ihm nöthigen Kamele zu stellen.

Unsere Leute waren noch mit dem Aufschlagen der Zelte beschäftigt, als aus der Veste und den davor liegenden Hütten eine Masse Neugieriger herbeikam, denen alsbald Schech Hussein mit einigen Begleitern folgte; der Schech war ein Mann von mittlerer Statur, scharfen Gesichtszügen und ungefähr 55—60 Jahre alt. Sein Anzug war höchst malerisch. Ueber den Tarbusch hatte er einen feinen, schwarz und weiß gewürfelten Shawl geworfen, der jedoch das verbrannte Gesicht mit den stechenden Augen und spärlichem grauem Barte frei ließ, und unter dem langen dunkelblauen Mantel, der von den Schultern in reichen Falten herabhing, trug er einen scharlachrothen Kaftan, wie er uns später wiederholt erzählte, ein Geschenk von Abbas Pascha. Um die Hüften hatte er einen schmalen Riemen geschlungen, an dessen Ende zwei Schlüssel hingen, die, wenn er ging, fortwährend zusammenschlugen. Die ehrerbietigen Grüße unserer Führer erwiederte er kalt und gemessen, und nachdem er auch uns begrüßt, wollte er sofort die Unterhandlungen wegen der Kamele beginnen. Wir ließen ihn jedoch warten, bis das Zelt eingerichtet sey und wir aus dem Bade, welches wir nehmen wollten, zurückgekehrt seyn würden. Als wir zurückkamen, saß er, seine Pfeife rauchend, mit seinen Begleitern, dem Vicegouverneur von Akabah und dessen Schreiber, an einer der niederen Mauern, welche die verschiedenen Palmenanpflanzungen umgaben, und folgte uns unter dem Nachtritt der beiden anderen in das Zelt. Wir ließen Tabak und Kaffee bringen, und nachdem der Schreiber ersteren zu unserem großen Erstaunen ohne weiters in den Beutel des Schech geborgen hatte, fragten wir, ob und unter welchen Bedingungen wir Kamele erhalten könnten. Der Vicegouverneur ergriff das Wort und eröffnete uns, daß die Kamele zwei Tagreisen weit von Akabah auf der Weide wären, daß man jedoch die uns nöthige Zahl, zwölf Stück, durch einen reitenden Boten, für welchen wir 200 Piaster zu zahlen hätten, bis übermorgen herbeiholen lassen wolle; der Miethlohn für jedes Kamel bis Hebron betrage 240 Piaster.

Wie übertrieben auch diese Forderungen waren, so beschlossen wir doch uns denselben zu fügen, da wir uns zwar unter billigeren Bedingungen von unseren Tawarah nach Nakleh, und von da nach Petra hätten bringen lassen können, aber durch diesen Umweg mindestens sechs Tage verloren haben würden. Wir machten nur noch einen Versuch von der geforderten Summe Etwas abzuhandeln, da uns jedoch der Schech versicherte, daß er eigentlich berechtigt sey, für jedes Kamel 250 Piaster zu beanspruchen und nur, weil er besonderes Wohlgefallen an uns gefunden, 10 Piaster weniger gefordert habe, aber auch keinen Para weiter nachlassen werde, so hießen wir ihn die Kamele herbeischaffen und zahlten für den danach auszusendenden Boten abschläglich 100 Piaster, welche der Vicegouverneur als Gratification an sich nahm, da man natürlich keinen reitenden Boten, sondern einen Knecht des Schechs zu Fuß nach dem Weideplatze abfertigte.

Samstag, den 31 März. Da wir mit Schech Hussein vollständig abgeschlossen zu haben glaubten, so war heute unser erstes Geschäft unsere bisherigen Führer zu entlassen, und sie für die Tour vom Sinai bis Akabah zu bezahlen; dabei erhob sich, wie wir vorausgesehen hatten, zwischen uns und Hamed eine kleine Differenz. Er hatte sich nämlich bei Abschluß des Contractes ausbedungen, daß wir dem bestehenden Herkommen gemäß für das Kamel, welches er als Schech reiten würde, ebenso viel Miethe als wie für eins der von uns benutzten bezahlen sollten. Obschon er dieses Kamel auf der Tour von Cairo bis zum Sinaikloster nicht zum Reiten, sondern zum Transport des in Cairo für seinen Haushalt eingekauften Getreides benutzt hatte, so hatten wir ihm doch den bis zum Sinai 150 Piaster betragenden Miethlohn dafür ausgezahlt, da das Kamel wenigstens vorhanden gewesen war und es uns gleichgültig seyn konnte, welchen Gebrauch er davon gemacht hatte. Da er aber am Morgen des zweiten Tages nach unserer Abreise vom Kloster dieses höchst überflüssige Dromedar, und zwar ohne uns darum zu fragen, in das Lager zurückgeschickt hatte, so weigerten wir uns jetzt dafür zu bezahlen, und blieben auch bei unserem Entschlusse stehen, obgleich er alle Mittel der Ueberredung anwendete, um eine Sinnesänderung bei uns herbeizuführen. Wir bezahlten ihm für 12 Kamele vom Kloster bis hieher 1200 Piaster, und fügten dieser Summe noch einige Ghazi als Geschenk für ihn und zur Vertheilung an seine Leute bei, da wir im allgemeinen Ursache hatten, mit ihnen vollkommen zufrieden zu seyn. Nachdem wir unseren Hamed los geworden waren, begaben wir uns nach der Veste; dieselbe besteht eigentlich nur aus starken Mauern, welche ein längliches Viereck bilden und an jeder Ecke mit einem Thurme versehen sind. An der inneren Seite der Mauer liegen kleine, einstöckige Gebäude mit einem flachen Dache, auf welchem hie und da leichte, mit Palmenzweigen bedeckte Hütten errichtet sind; diese Gemächer schienen theils als Wohnungen von der Garnison, theils als Magazine benutzt zu werden. Die Besatzung besteht aus fünfzig irregulären Soldaten unter dem Commando eines türkischen Gouverneurs, dessen Aufgabe es ist, die umwohnenden Beduinen im Zaume zu halten und der Hadsch-Karawane, die in der Veste, als der neunten Station von Cairo aus, einige Rasttage hält, in jeder Beziehung Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen.

Wir passirten das Thor der Veste, unter welchem einige wild aussehende Soldaten auf einer Matte am Erdboden lagen und theils schliefen, theils rauchten, ohne angehalten zu werden, schritten über den weiten Hof, in welchem eine Kanone aufgefahren war, und begaben uns nach dem Gemach des Vicegouverneurs, welches eine Treppe hoch in dem an der südwestlichen Mauerecke sich erhebenden Thurme gelegen war. Es war ein niedriges dunkles Loch ohne Ameublement, in welchem eine mäßige Erhöhung des Fußbodens, über welche ein alter Teppich ausgebreitet war, die Stelle des Diwans vertrat. Wir fanden den Vicegouverneur, welcher Effendi betitelt wurde, den Schreiber und den Schech Hussein mit seinem Sohne Mahhbuhl darin. Man wies uns den Ehrenplatz auf dem Diwan an, während die anderen sich auf den Fußboden niederließen, und nachdem man uns Pfeifen und Kaffee gereicht hatte, ließ uns der Effendi fragen, ob wir in Geschäften gekommen wären oder nur einen Besuch abstatten wollten. Wir erwiderten, daß wir nur zum Besuch gekommen wären, da wir die Geschäfte abgethan glaubten: sollte jedoch letzteres nicht der Fall seyn, so möchten sie sagen, was sie uns noch mitzutheilen hätten. Sie machten hievon sofort Gebrauch und wir erfuhren überraschende Neuigkeiten.

Ihr selbst, hieß es, habt zwölf Kamele nöthig, wir werden euch aber zu eurer Sicherheit von einem Schech begleiten lassen, für dessen Kamel ihr ebenfalls 240 Piaster bezahlen müßt. Neben der 3120 P. betragenden Miethe sind dem Schech Hussein noch für jedes der dreizehn Kamele 41 P. (zusammen 520 P.) als Tribut zu entrichten, und es erwartet derselbe außerdem von eurer Güte noch ein besonderes Geschenk. Dem Schech von Wady Musa muß jeder von euch beiden, damit euch der Aufenthalt daselbst gestattet wird, 100 P. Schutzgeld bezahlen, auch steht diesem Schech das Recht zu, euch auf zwei Tage eine Bedeckung von acht bis zehn Mann mitzugeben, deren jeder für den Tag 20 P. zu erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Regenfall. In der Versammlung der meteorologischen Gesellschaft am 25 März wurde ein Regenfall erwähnt, der am 15 März in der Nähe von London stattfand, um 1 Uhr Morgens begann und schon um 9 Uhr Morgens einen Zoll, Nachmittags 4 Uhr 1,725 Zoll betrug, ein zu allen Zeiten, im März aber besonders ungewöhnliches Vorkommniß.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 85. 9 April 1851.

Die frühern Veränderungen der Alpen.

(Nach einer Mittheilung Sir R. Murchisons in der Royal Instit. am 7 März.)

Der complicirte Bau der Alpen hat der scharfen Beobachtungsgabe de Saussure's so sehr getrotzt, daß er, der erste große Geschichtschreiber dieses Gebirgs, nach einem Leben voll mühseliger Untersuchungen erklärte, „es sey nichts constantes darin, als ihre Mannichfaltigkeit." Indeß haben die auf die Reihenfolge organischer Ueberreste gegründeten Studien neuerer Geologen diese Dunkelheit allmählich aufgehellt, und die Veränderungen erklärt, welche sie seit der Urzeit, aus der die ersten erkennbaren Thiere stammen, bis zur ersten Eisperiode in der Geschichte unsers Planeten erfahren haben. Da Sir R. Murchisons Absicht war in populärer Weise einen klaren Begriff von dem Zustande dieses Gebirgs in den verschiedenen Perioden zu geben, so entrollte er drei zu diesem Ende entworfene Gemälde, welche einen Theil der Kette in drei verschiedenen Epochen darstellen. Das erste zeigt dieselbe als einen langen, niedrigen, größtentheils aus silurischen und alten Niederschlägen gebildeten Archipel, der zu einer Zeit über das Meer erhoben wurde, wo das Land mit der tropischen Vegetation der Kohlenperiode bedeckt war. In dem zweiten Gemälde sind die Alpen als ein Gebirgsrücken dargestellt, in welchem alle die unterseeischen Bildungen von der mittlern bis zur ältern tertiären oder eocenischen Periode an den Seiten des Urgesteins emporgerichtet sind; jede Gesteinsart ist durch eine besondere Farbe unterschieden und die Art der darin enthaltenen Thiere kurz angedeutet. Zwischen der jüngsten unter den Urformationen und den ältesten des mittlern oder secundären Gesteins findet sich in ganz Europa auch nicht eine Art von Thieren, die beiden gemeinsam wäre, indem „eine ganz neue Schöpfung dem allgemeinen Verfall und Tod folgte." Allenthalben im südlichen Europa, wie in den Alpen, wurde das Nummulitengestein mit dem sogenannten „Flysch" der Schweizer und dem „Macigno" der Italiener zu Gebirgen emporgehoben mit der Kreide, auf der sie ruhen, und daher setzte man früher gewöhnlich das Nummulitengestein in die Secundärepoche; aber die Fossilien unterscheiden sich ganz von denen der Kreide, so wie von denen der darüber liegenden Schichten, und daher gehört dieß Nummulitengestein zu den untern Tertiär- oder Lyells eocenischen Schichten. Lager aus dieser Epoche, obwohl ursprünglich nur dunkelgefärbter Schlamm, wurden z. B. in die harten Schiefer von Glarus mit ihren fossilen Fischen verwandelt, andere Schichten aus derselben Zeit enthalten die wohlbekannten Fische von Monte Bolca, und noch andere sind zwischen den Alpengipfeln so krystallinisch geworden, daß sie dem Urgestein ähnlich sind, so mächtig waren die Metamorphosen! Sir R. Murchison machte nun auf die atmosphärischen Verhältnisse aufmerksam, welche nach Erhebung der ältern Tertiärschichten vorherrschten, und zog daraus den Schluß, daß ein mediterraneisches, warmes Klima in der ganzen langen Periode geherrscht haben müsse, während welcher die Lager von Sand (Molasse) und Kiesel (Nagelflue) unter dem Wasser der Seen und des Meeres sich anhäuften. Die unter dem Meere gebildeten Theile der Molasse und Nagelflue, enthalten die Ueberreste vieler Muschelarten, die noch jetzt im Mittelmeer leben, während in den abwechselnden und darüber liegenden Schichten, die ausschließlich Land- und Süßwasserthiere enthalten, unter vielen hundert Arten, worunter zahlreiche Insecten, nicht Eine mit den jetzt lebenden identisch ist. Dieß spricht sehr dafür, daß das Leben der Landthiere weit minder im Stande ist, den physischen Veränderungen der Oberfläche zu widerstehen, als das der Seethiere. Eine Unzahl Thiere, die während der jüngern Tertiärepoche lebten, wie das Rhinoceros und andere große Vierfüßler, der fossile, viverrenartige Fuchs, der große Salamander (Andrias Scheuchzeri) und eine Chelydra, so wie eine Menge Pflanzen, worunter kleine Palmen, deuten alle auf ein warmes Klima, und darum stellt das zweite Bild die Alpen dar, bedeckt mit einer entsprechenden Vegetation und mehreren der oben erwähnten Thiere im Vordergrund.

In Uebereinstimmung mit Studer, Escher und all den Geologen, welche die Alpen genau erforschten, überzeugte sich Sir R. Murchison, daß allenthalben längs der Nordseite der Kette eine furchtbare Zerwerfung stattfand, die an manchen Orten bis zu einer gänzlichen Umkehrung der Berge ging. Ehe diese große Revolution eingetreten war, weiß man nichts von Wanderblöcken, nachher aber wurden sie sehr gewöhnlich, und waren die nothwendige Folge des ausnehmend kalten Klima's, das dann in den Alpen herrschte, eine Veränderung, deren deutliche Spuren ihre Oberfläche noch an sich trägt. Während derselben Periode war das niedrige Land Nord-Europa's mit einem arktischen Meere bedeckt; wenn solches Gewässer sich bis zum Jura und den Alpen erstreckte, so mußten Eisberge und Holzmassen (ealts) sich von den letztern losmachen und Steinblöcke nordwärts führen, gerade wie es erwiesen ist, daß skandinavische Blöcke in Preußen, Polen und dem nördlichen Rußland liegen blieben, als alle diese Gegenden von einem arktischen Meer bedeckt waren. Bayern auf der einen, so wie die niedrigen Theile von Waadt, Neufchatel und Bern andererseits waren von den Wassern bedeckt, welche den Fuß der Alpen bespülten. Daß der Uebergang von dem frühern warmen Klima zu der ersten Periode des kalten ein plötzlicher war, wird noch durch den Umstand bestätigt, daß die geneigten Schichten, in

denen die mediterraneischen Thiere begraben sind, mit Einemmal in der Quere und auf eine Weise, die keine engere Verbindung zuließ (transgressively and unconformably) durch andere Lagen von Kiesschutt, kleinen Steinen und Schlamm bedeckt wurden, deren Ueberreste von Pflanzen und Thieren einem kalten Klima angehören. Das dritte Bild zeigt deßhalb den Sand und Kies der warmen Periode zu Bergen aufgeworfen an den Seiten der Kette, deren Gipfel zum erstenmal mit Schnee bedeckt sind, und aus deren Oeffnungen Gletscher und deren Wälle gegen das Meer vorrücken, und Eisberge und Holzstöße eine lange Periode hindurch fortgeschwemmt werden.

Californische Skizzen.

1. Die französische Revolution.

(Schluß.)

Die Nachrichten, die sie hier erhielten, waren indessen wohl geeignet, sie den friedlichen Schritt, den sie zuerst versucht, nicht bereuen zu lassen. Die Geschichte mit den gefangenen und gefährdeten Franzosen war rein aus der Luft gegriffen, einen Deutschen hatte man allerdings vorgestern aufgegriffen, aber auch gleich wieder losgelassen, da ihn mehrere dort kannten, und er nur im Trunk etwas gegen einen Amerikaner angeritten seyn sollte, und ihn hatte vom Pferd werfen wollen. Der Angegriffene brachte das im Anfang mit den in letzterer Zeit häufig vorgefallenen Räubereien in Verbindung, und klagte deßhalb, zog aber seine Klage augenblicklich zurück, als er erfuhr, wer der Mann und in welchem Zustand er gewesen sey. Die in Sonora zahlreich wohnenden Franzosen wußten dabei gar nichts von dem Brief und der ausgesandten Botschaft, und waren aufs äußerste entrüstet darüber; eben so wenig konnten die beiden Boten wieder gefunden werden, sie blieben trotz der genauesten Nachforschungen spurlos verschwunden, und es unterlag gar keinem Zweifel mehr, daß dieß Gerücht boshafter oder doch wenigstens unkluger und vielleicht selbstsüchtiger Ursachen wegen verbreitet war.

Allerdings hatte vor zwei Tagen eine Demonstration zwischen Mexicanern und Amerikanern stattgefunden, und die ersteren ihre Flagge aufgepflanzt und erklärt, sie würden die ihnen an Zahl weit unterlegenen Amerikaner aus den Minen treiben wenn sie die Taxgesetze in Kraft wollten treten lassen. Wie es aber gewöhnlich mit den Mexicanern ist, so hörten sie sich gerne reden, und als es zur That kam, wollte Niemand bei der einmal erfaßten Sache, bei der sie übrigens auch, wie sie recht gut wußten, im Unrecht waren, Stand halten. Die Amerikaner rückten mit ihrer Flagge und klingendem Spiel gegen die Mexicaner an, und diese gingen ruhig auseinander, und ließen ohne Widerstand geschehen, daß ihre Flagge gestrichen und die amerikanische dafür aufgezogen wurde. Es fiel kein Schuß bei der ganzen Sache, ebensowenig war der Sheriff, wie das Gerücht gegangen, erstochen, oder auch nur bedroht worden; die ganze Sache lief auf einen großen Humbug aus, und Amerikaner und Fremde kamen dadurch in Gefahr, sich ganz ohne hinreichenden Grund feindlich gegenüber zu stehen.

Die von dem Zug zum zweitenmal abgesandten Männer beschlossen jetzt, da sich die Boten aus dem Staub gemacht hatten, und sie den Ihrigen doch bestimmte Nachricht zurückbringen mußten, wenigstens den unberufenen Briefschreiber mit heraus zu nehmen, damit dieser sich dort selber vertheidigen und eine Erklärung seines Betragens abgeben könne. Dieser zeigte sich allerdings nichts weniger als geneigt der Aufforderung Folge zu leisten, weder Ausreden noch Sträuben halfen ihm aber, denn indessen hatten sich auch die meisten seiner Landsleute und eine Menge Amerikaner, welche die Ursache des Zusammenlaufs erfuhren, vor und in dem Zelte versammelt, und man drohte ihn, wenn er nicht gutwillig ginge, zu binden und gewaltsam herauszuschaffen. Der arme Teufel war durch diese Alternative nichts weniger als beruhigt, und suchte nach allerlei Ausflüchten, man erkannte diese aber auch gleich als solche, kurz er mußte, wohl oder übel, seinen Führern folgen, und diese brachten ihn nun, von vielen der Sonorier gefolgt, hinaus zu den Ihrigen.

Seinen Empfang dort kann man sich denken. In der ersten halben Stunde war allerdings kein Wort, weder von der einen noch andern Partei zu verstehen, alles schrie und gesticulirte wild durcheinander, und man bekümmerte sich fast gar nicht um den Gefangenen. Ich glaube, er hätte in diesem Gewirr, wenn er dazu überhaupt Geistesgegenwart genug behalten, sogar entwischen können. Nach und nach regelte sich aber das Getöse etwas mehr, einzelne Stimmen drangen schon hie und da durch, und es bildete sich zuletzt, durch im Gespräch selbst aufgerufene Wahl, eine Art Jury, die über den Beklagten zu Gericht sitzen sollte.

So manche komische Seite die ganze Sache auch vom ersten Anfang bis zuletzt gehabt haben mochte, so ernsthaft wurde sie jetzt, denn es handelte sich in diesem Augenblick um nichts weniger als ein Menschenleben. Dem Gefangenen hielt man sein Vergehen vor, wie er, durch einen lügenhaften Brief, dessen nähere Gründe sie gar nicht weiter untersuchen wollten, da sie in der Hauptsache nichts ändern konnten, das ganze Land in Aufruhr gebracht, und seine zu vermeinter Hülfe eilenden Landsleute und andere Freunde nicht allein lächerlich gemacht, sondern auch beinahe Blutvergießen herbeigeführt, und jetzt jedenfalls nach diesem Schritt Mißtrauen zwischen Amerikanern und Fremden ausgesäet hätte. Vergebens entschuldigte er sich dagegen, daß er die ganze Sache mit zu schwarzen Farben gesehen, daß es nur übereilter Eifer gerade für seine Landsleute gewesen sey, der ihn dazu getrieben, daß man ihm selber die Nachricht gebracht, zwei Franzosen seyen wirklich grundlos verhaftet worden, und er gleich in der ersten Aufregung darüber Brief und Boten abgesandt habe — es half ihm nichts, die Jury sprach ihr Schuldig über ihn aus, und er wurde einstimmig zum Strange verurtheilt, und zwar sollte das Urtheil gleich an Ort und Stelle vollzogen werden.

Stumm und regungslos standen die Männer um den Verurtheilten her und sahen starr vor sich nieder — vergebens suchte sein ängstlicher Blick Mitleiden in einem der rauhen bärtigen Gesichter — Todtenstille herrschte, und nur außerhalb des Kreises stand der Bäcker und wickelte einen Lasso vom Halse des nächsten Pferdes los. Der Mann trug noch den gestrigen Aerger mit sich herum, und schien jetzt eine Art von Genugthuung darin zu finden, denselben an irgend etwas, das ihn mit hervorgerufen, auslassen zu können.

„Ihr wollt mich doch nicht mit kaltem Blute morden?“ sagte der Gefangene endlich mit leiser, heiserer Stimme zu den ihm nächst Stehenden, „ich habe Frau und Kind daheim.“

Keiner antwortete ihm, manchem mochte es wohl ins Herz schneiden, aber sie fühlten auch, wie strafbar er sey und wollten dem gethanenen Spruche nicht entgegenstehen.

„Dieß ist ein guter Baum“, sagte jetzt der Bäcker, der sich indessen den benachbarten Holzwuchs angeschaut hatte, „über den Ast dort können wir den Lasso leicht hinüberwerfen.“

Die beiden Männer, die nächst dem Verurtheilten standen, und deren Bewachung er anvertraut war, nahmen jetzt seine Hände und banden ihm die Ellbogen auf dem Rücken zusammen.

„Landsleute, Freunde, Ihr wollt mich doch nicht morden?“ rief jetzt der Unglückliche zum erstenmal mit lauter, aber immer noch heiserer Stimme, sein Antlitz hatte Leichenblässe überzogen, und wie Fieberfrost schüttelte es seine Glieder.

Der Kreis öffnete sich indeß nach dem Baume geräuschlos, der geschäftige Bäcker hatte das kleine mitgenommene Brandyfaß als Springbrett unter den vorragenden Ast einer Eiche, über dem der Lasso hing, gestellt, die Schlinge wehte, von dem leichten Luftzug bewegt, hin und her.

„O Gott!“ stöhnte der Mann, und zum erstenmal trat eine Thräne in seine Augen.

Da trat plötzlich aus der Schaar der umstehenden Männer ein Franzose, ein schlanker Gesell mit gutmüthigem Gesicht und braunem Bart hervor. Er streckte die linke Hand gegen den Gefangenen aus und sagte mit herzlicher Stimme:

„Laßt den Mann gehen, Freunde, der arme Teufel hat jetzt Angst genug ausgestanden, und die ganze Sache doch eigentlich keinenfalls so bös gemeint, den Tod zu verdienen, laßt ihn gehen, er wird in Zukunft vorsichtiger seyn, und mit seinem Tode wär' doch nichts weiter gut gemacht.“

„Allerdings wird damit gut gemacht“, riefen indessen einige Stimmen von verschiedenen Seiten her; „die Folgen seines Leichtsinns hätten zu furchtbar seyn können und deßhalb verdient er die Strafe.“

„Er“, sagte der freiwillige Vertheidiger hier wieder mit ruhiger Stimme; „aber straft Ihr dadurch, daß Ihr ihn richtet, nicht seine unschuldige Frau und Kinder weit mehr als ihn?“

„Und haben wir nicht auch Frau und Kinder?“ riefen andere, aber schon weniger als vorher, „und war er nicht auf dem besten Weg unser aller Leben zu riskiren?“

Der Gefangene sagte kein Wort mehr, aber sein Auge fuhr mit neu auflebender Hoffnung im Kreise umher, er wagte kaum zu athmen. Hie und da wurden jetzt noch Einwürfe gegen eine Begnadigung gemacht, der erste Zorn war aber einmal gebrochen, der ersten Rachlust Genüge geschehen, und die in den meisten vorherrschende Gutmüthigkeit, die zwar in dem hitzigen Blut leicht einmal untergehen konnte, aber doch zuletzt immer wieder oben schwamm, siegte endlich. Die Wächter des Gefangenen selber schnitten seine Bande entzwei, und kaum fühlte er seine Arme frei, als er die Hände der ihm nächststehenden griff und sie drückte, und einzelne der wilden Gestalten sogar an die Brust zog und im Uebermaaß seines Gefühls des neugeschenkten Lebens küßte.

Hiemit hatte aber auch die ganze Revolution ein Ende; einzelne beschlossen zwar nun, da sie doch einmal so nahe bei Sonora wären, hineinzugehen und den Ort zu besuchen, jetzt aber in allerdings freundlicherer Absicht, als sie gestern Abend gedacht, viele mochte auch wohl der Hunger hineintreiben. Die meisten schämten sich aber doch den Ort, wo sie auf so verzweifelte Art angekündigt waren, zu betreten, und entschlossen sich lieber mit leerem Magen den weiten Weg nach Murphys zurückzulegen. Dort mußte übrigens das Gerücht, daß alles Humburg gewesen, wie sie recht gutwußten, schon vor ihnen eingetroffen seyn, und je stiller sie wieder in ihre alte Heimath einrückten, und mit je weniger Aufsehen, desto besser war es.

Sie machten sich also ohne weiteres auf den Rückweg, und kamen nach einem tüchtigen Marsch fast sämmtlich noch an dem nämlichen Abend, oder doch vor Tagesanbruch am nächsten Morgen wieder nach Murphys.

Die Franzosen sandten später den Amerikanern eine Art brieflicher Entschuldigung über ihr allerdings gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten verstoßendes „bewaffnetes Ausrücken“, und die Amerikaner hatten ein paar „Meetings“, worin über diesen Gegenstand eine Masse von Anträgen gestellt und nicht ein einziger angenommen wurde, dabei blieb es aber auch; später lachte man darüber, und der Zug selber erhielt den Namen der „französischen Revolution.“

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron

(Fortsetzung.)

Wie empört wir auch über diese maßlosen Forderungen waren, so blieb doch zuletzt nichts anderes übrig als uns denselben zu unterwerfen, da wir die Reise nach Petra nicht aufgeben, auch keinen Umweg von 6—8 Tagen machen wollten. Nach langem Hin- und Herreden erlangten wir nur so viel, daß ein Theil der dem Schech zukommenden Summe vor unserer Abreise von Akabah, der Rest nach unserer Ankunft in Hebron bezahlt werden solle, während der Schech anfänglich auf Bezahlung des ganzen Betrages vor unserer Abreise drang. Auch machte er sich ausdrücklich verbindlich, uns für jeden Schaden, der uns auf der Reise durch Raub oder Diebstahl zugefügt werden würde, aufzukommen. Als ich schließlich fragte, warum man uns bei der gestrigen Unterredung so vieles verschwiegen habe, entschuldigte man sich damit, daß diese Forderungen auf einer mit dem englischen Consul zu Cairo getroffenen Vereinbarung beruhten, von der man vorausgesetzt hatte, daß sie uns bekannt wäre, zeigte uns auch ein mit arabischen Lettern beschriebenes Blatt, welches mit der Unterschrift des englischen Consuls zu Cairo versehen war und angeblich jener Contract seyn sollte. Ich fragte nach einer englischen Uebersetzung, doch man verneinte eine solche zu besitzen.

Wir begaben uns nun nach unserem Zelte, wo alsbald der Schreiber und später der Schech mit seinem Sohne erschien; der Alte warf seine Augen forschend umher, um unter unseren Sachen einen Gegenstand herauszufinden, den wir nach seiner Meinung entbehren und ihm als Geschenk überlassen könnten. Wie wir später von unserem François erfuhren, hatte er, sobald er uns verlassen, diesen ersucht, uns für ihn um einen der Teppiche oder ein Gewehr zu bitten.

Um uns abzukühlen, gingen wir nach dem Meer, um ein Bad zu nehmen. Als wir an dem östlichen Ufer hinabgingen, stießen wir auf einen Beduinen, der hart am Meere in den Sand ein 2—3' tiefes Loch grub, welches sich alsbald mit süßem Wasser füllte; auch sahen wir einen Fischer mit einem kleinen Wurfnetze über dem linken Arme auf dem flachen Felsensaume, welcher mehrere Ellen in das Meer hervorspringt und nur mit 3—4' tiefem Wasser bedeckt ist, behutsam herumschleichen und mehreremale sein Netz auswerfen, ohne daß es ihm jedoch gelang einen Fang zu thun. Auf diese Art suchen die Beduinen hier ihre Fische zu fangen, da kein Fahrzeug irgend einer Art bei Akabah vorhanden ist.

Als wir nach Sonnenuntergang in das Zelt zurückkehrten, begannen die Quälereien unserer Tawarah, welche sich zur Abreise rüsteten, noch um ein Bakschisch zum Abschiede. Einer nach dem andern erschien im Zelte, um uns an die Dienste zu erinnern, die er geleistet habe und wofür er sich entweder Geld, Pulver oder Schrot ausbat. Hamed brachte auch den Tarbusch in Erinnerung, doch jagten wir ihn ohne weiteres zum Zelte hinaus, da unsere Geduld vollständig erschöpft war. Zu unserer großen Freude brachen sie gegen 8 Uhr bei hellem Mondschein auf, und so erhielten wir wenigstens von dieser Seite Ruhe.

Montag, den 1 April. Nach dem Frühstück begaben wir uns in die Wohnung des Vicegouverneurs, wo sämmtliche Harpyen versammelt waren, um das Geld in Empfang zu nehmen. Ehe wir dasselbe zahl-

ten, verlangten wir eine Quittung, unterzeichnet von dem Schech und dem Gouverneur, in der sie nicht bloß den Empfang der Summe bekennen, sondern auch angeben sollten, wofür sie dieselbe beansprucht hätten. Man erwiderte, dieß sey nicht gebräuchlich, ein kurzes Empfangsbekenntniß genüge. Als wir ihnen jedoch erklären ließen, daß sie die Quittung wörtlich, wie wir es verlangten, ausstellen müßten, wenn wir nicht glauben sollten, daß man uns betrogen habe, so erklärten sie sich endlich bereit, unserem Verlangen zu entsprechen, jedoch mit sichtlichem Widerwillen seitens des Schechs; der Schreiber fertigte nun eine Quittung aus, welche von ihm vorgelesen, dann von dem Vicegouverneur unterschrieben und mit einem Abdruck des Petschafts des Schechs versehen wurde. Wir bestanden auf dieser Ausfertigung der Quittung in der schwachen Hoffnung, dieselbe vielleicht in Hebron gegen den Schech benützen zu können. Sobald man uns die Quittung mit der Versicherung ausgefertigt hatte, daß die Kamele vielleicht noch im Laufe des Nachmittags, spätestens morgen früh eintreffen würden, zahlten wir und empfahlen uns.

Dienstag, den 2 April. Da die Kamele gestern Abend noch nicht angekommen waren, so begannen sich schon bei uns Zweifel zu regen, ob der Schech Wort halten werde. Wir waren jedoch heute morgen kaum aufgestanden, als Hussein mit der Nachricht vor dem Zelte erschien, daß sämmtliche Kamele eingetroffen seyen und unserer sofortigen Abreise nichts im Wege stehe. Wir kleideten uns eiligst an und riefen den Schech sammt dem Gouverneur ins Zelt, wo uns ersterer eröffnete, daß sein Sohn Makhbuhl uns begleiten werde. Er versicherte, daß es ihm schwer falle, sich von seinem Sohne, der noch nie Reisende geführt habe, zu trennen, daß er sich nur aus besonderer Zuneigung zu uns dazu entschlossen habe, und bat uns schließlich, in der Befürchtung, daß wir vielleicht dem Sohne entgelten lassen möchten, was uns der Vater zugefügt, wiederholt und dringend, denselben unterwegs freundlich und gut zu behandeln. Nach dieser Rede, welche hauptsächlich bezweckte, den Bakschisch zu vergrößern, drückten wir dem Schech 6 Stück à 20 P., dem Effendi vier dergleichen in die Hand und packten dann unsere Effecten mit großer Hast zusammen und auf die Kamele. Nachdem der Schech uns seinen Sohn nochmals empfohlen und meinen Freund sogar gebeten hatte, Vaterstelle an demselben zu vertreten, brachen wir gegen 8 Uhr auf, höchst erfreut, die Veste mit ihren Bewohnern hinter uns zu lassen. Wir zogen in nordöstlicher Richtung den breiten Wady el-Arabah hinauf und bogen gegen 11 Uhr in den östlich einmündenden Wady el-Jthm ab, an dessen Mündung wir die Ueberreste einer Mauer, von unseren Führern Beni Hilal genannt, vorfanden, welche von einem Schech der Vorzeit errichtet worden seyn soll, um das das Thal herabströmende Regenwasser aufzuhalten. Wir zogen den ganzen Berg anfänglich in östlicher, dann in nordnordöstlicher Richtung in diesem Thale weiter, welches von hohen, mit Granitadern durchzogenen Felsenmauern eingeschlossen und dessen Grund furchtbar zerrissen und mit großen Steinen angefüllt war. Um 4 Uhr machten wir Halt und waren nicht wenig überrascht, als Makhbuhl, der schon auf dem Marsche sich sehr freundlich und zuvorkommend gegen uns bezeigt hatte, beim Aufschlagen der Zelte und Betten hülfreiche Hand leistete und durchaus nicht dulden wollte, daß wir selbst mit zugriffen, was wohl hauptsächlich seinen Grund darin haben mochte, daß er eben das erstemal Reisende begleitete. Unser Dragoman lud ihn zum Abendessen ein, und bot ihm auch einen Platz unter dem Zelte zum Nachtlager an, doch dankte er für letzteren, da er als Sohn eines Schechs mit seinen Leuten im Freien schlafen müsse; letztere waren meist trotzige, wild aussehende Gesellen. Sie waren, wie die Tawarah, mit Luntenflinten und krummen Messern bewaffnet, trugen aber als Kopfbedeckung das Keffyeh, ein Tuch von heller, meistens gelber Farbe, welches in Form eines gedoppelten Dreiecks über den Kopf geworfen wird, so daß die Zipfel bis auf die Schultern herabhängen, und mit einem Strick oder mit wollenen Garnfäden festgebunden zu werden pflegt.

Mittwoch, den 3 April. Unser Aufbruch wurde heute sehr verzögert, da geraume Zeit verstrich, ehe die in den Bergen zerstreuten Kamele aufgefunden wurden. Erst gegen 8 Uhr setzten wir uns in Bewegung, hatten jedoch nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als sich ein Kamel seiner Last entledigte. Da sich unter den abgeworfenen Gegenständen auch die Weinkiste befand, so nahm dieser Unfall unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; es ergab sich jedoch, daß der sehr zusammengeschmolzene Inhalt der Kiste zum Glück unversehrt geblieben war. Wady el-Jthm erweiterte sich allmählich, um $8\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir aus demselben in eine weite, mit grünen Kräutern bedeckte Ebene, auf welcher die Alawy am Fuße der östlichen Berge in Zwischenräumen ihre schwarzen Zelte aufgeschlagen hatten, um welche Kamele, Ziegen, Schafe, Esel und wenige Pferde weideten; diese Ebene, el-Hismeh genannt, bietet nach starkem Regen besonders gute Weide dar, indem dann auch die Berge theilweis mit grünen Kräutern und saftigen Pflanzen bedeckt sind. Für die Fruchtbarkeit des Bodens spricht noch, daß wir an mehreren Gerstenstücken vorüberkamen.

Gegen Mittag umwölkte sich der bis dahin heitere Himmel, schwere Gewitterwolken zogen heran und wir vernahmen das erstemal seitdem wir uns im Orient befanden, aus der Ferne dumpfen Donner. Nach 1 Uhr kamen wir zu dem unweit vom Dschebel Al Ghömer gelegenen Felsen Kuwerreh, wo sich die spärlichen Ueberreste eines römischen Forts befinden. Sie bestehen nur aus den Grundmauern, die ein Quadrat bilden, und aus einer Masse an der westlichen Mauerseite aufgehäufter Steine. Oestlich von diesen Ruinen hinter der nördlichen Wand des Felsens hatte Schech Hussein zeitweilig sein Lager aufgeschlagen. Wir hielten deßhalb bei der Ruine an, während Makhbuhl zu den Zelten hinüberritt, in und vor welchen reges Leben entstand, sobald man unsere Ankunft bemerkt hatte; der älteste Sohn Hussein's, Schech Mahmud kam auf einer schönen Schimmelstute, der ein kaum 20 Tage altes Füllen in munteren Sprüngen folgte, zu uns herangeritten. Es war ein junger, kräftiger Mann von imposanter Erscheinung. Er trug ein gelbseidnes Keffyeh, welches auf dem Kopfe von einer aus Kamelgarn geflochtenen Binde festgehalten wurde, und über den rothen Kaftan hatte er einen weißen, mit seidnen Schnüren besetzten Mantel geworfen. An seiner Linken hing ein guter Säbel, und auf der rechten Schulter trug er einen ungewöhnlich langen Speer, dessen Spitze mit einem Busch von schwarzen Straußfedern geziert war. Er reichte uns die Hand zum Gruße und bedauerte, uns nicht begleiten zu können, da er erst vor kurzem eine Karawane nach Hebron geleitet habe. Sobald Makhbuhl, der einen frischen Dromedar bestiegen hatte, zurückgekommen war, setzten wir unsere Reise in Gesellschaft Machmuds fort, der uns eine Stunde Weges begleitete. Unterdessen war das Wetter immer näher herangezogen, und bald, nachdem Machmud uns verlassen hatte, fielen starke Regentropfen, denen Hagelkörner folgten. Wir machten Halt, um schnell die Zelte zu errichten, doch ehe die Kamele abgeladen waren, fielen so große Hagelstücke, daß niemand mehr an das Abladen dachte, sondern jeder unter einem Kamele sich vor den Schlägen zu retten suchte. Glücklicherweise hielt das Wetter nur einige Minuten an, sonst würden wir übel zugerichtet worden seyn, da einzelne Hagelkörner die Größe von Taubeneiern hatten. Ehe es mir gelang, unter einem Kamele Schutz zu finden, erhielt ich einige Schläge auf Kopf und Rücken, deren Spuren sich erst nach mehreren Tagen verloren. Nachdem sich die Kamele, welche sämmtlich blutig geschlagen worden waren, beruhigt hatten, setzten wir uns wieder auf, machten jedoch schon $3\frac{1}{2}$ Uhr Halt. Um von dem Hagel einen Nutzen zu haben, ließen wir ein Gefäß voll sammeln und kühlten darin eine Flasche Sauterne ab.

(Fortsetzung folgt.)

Flachs-Baumwolle. Der Bau von Flachs zum Spinnen in derselben Art, wie Baumwolle und zu allen ähnlichen Zwecken, scheint mehr und mehr eine Sache von großer Wichtigkeit für den Ackerbau zu werden. In Irland werden bereits viele tausend Acres dazu verwendet, und zwei große Spinnereien, eine in der Nähe von Cork und eine andere im nördlichen England, verweben den Ertrag von 5000 Acres in derselben Weise, wie sie Baumwollentwist verweben. (Liter. Gaz. 29 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 86. 10 April 1851.

Das Gastmahl zu Ehren Lord Stanley's am 2 April.

Daß dieß Gastmahl nur als eine politische Demonstration zu betrachten ist, wird wohl niemand bezweifeln, mancher aber mag glauben, wir legten ein zu großes Gewicht auf eine solche einzelne Demonstration, daß wir sie besonders zum Gegenstand der Besprechung machen, allein die Verhältnisse Englands sind gegenwärtig so sonderbar verschlungen, und es steht augenblicklich eine so bedeutende Entscheidung auf der Spitze, daß wir nicht umbin können, diesen Punkt speciell herauszuheben. Es handelt sich um nichts geringeres, als um die Herrschaft des großen Adels in England. Die Times, dieß kluge, mit scharfer Auffassung der Dinge und Verhältnisse geschriebene Blatt, hat schon seit dem Beginn der noch immer andauernden Ministerkrise deutliche Winke über das Streben der Whigs gegeben, „neuen Menschen" den Pfad in die Regierungsgewalt zu sperren, und am 31 März, unmittelbar vor dem Ehrenbankett, das mehr als 80 Pairs und über 200 Mitglieder des Unterhauses dem Führer der Tories gaben, spricht sie diesen Gedanken mit großer Schärfe und selbst mit Härte aus: „Lord John scheint zu sagen: ihr sollt ons haben, wie wir sind, und auf unsere Bedingungen hin, oder ihr habt Lord Stanley; das Cabinet, das ganze Cabinet, und nichts als das Cabinet, oder etwas das eine protectionistische Verwaltung ist, wenn es dazu den Muth hat. Lord John Russell wird nicht bloß seine eigene Politik, sondern auch die Lage, in der er uns läßt, und die Alternative, zu der er uns verdammt, zu verantworten haben. Wenn es in seiner Macht steht, die Grundlage seines Ministeriums zu erweitern, indem er neue Maaßregeln oder neue Menschen darin aufnimmt; wenn er für den Augenblick sich eine Stütze sichern kann, indem er für die Zukunft eine kühnere Bahn in Aussicht stellt, dann ist er sicherlich dafür verantwortlich, wenn er uns durch Unterlassung dieser Sicherheitsmittel an Stanley verkauft. Auch wird niemand Sr. Herrlichkeit glauben, daß er dieß nicht mit offenen Augen thut. Es ist eine sehr alte und sehr wahre, wenn auch etwas leichtfertig ausgedrückte Bemerkung, daß England zwischen Tories und Whigs gekreuzigt ist, und Cobbett sprach sich mit seiner gewöhnlichen Energie über diese von ihm als politisches Schaukelspiel bezeichnete Verschwörung der Parteien aus, wonach Whigs und Tories mit allen ihren gegenseitigen Antipathien doch ein gemeinsames Interesse haben, alle übrige Welt auszuschließen. Spielt etwa gegenwärtig Lord John Russell dem Lord Stanley in die Hände?" Diese letztere Bemerkung gibt einen Fingerzeig in Betreff eines alten Argwohns, daß das jetzige Ministerium durch die Art, wie es sich in den Thronreden der letzten Jahre anfangs schwach, dann immer stärker über die Noth der ackerbauenden Classen aussprach, mit den Tories unter der Decke gespielt habe, um die parlamentarische Minorität der Protectionisten von Jahr zu Jahr zu steigern, und so endlich durch eine Auflösung den Sieg der Protectionisten vorzubereiten. Daß die Fortsetzung des Freihandels in seinem jetzigen Umfang das aristokratische Güterverhältniß zerstören und die ausschließliche Macht des Adels brechen muß, haben wir schon wiederholt angedeutet, und die Sache ist auch in England das offene Geheimniß; daß also in dieser Beziehung Whigs und Tories einerlei Interesse haben, so sehr sie auch durch Parteispaltungen getrennt seyn mögen, leidet keinen Zweifel. Wenn zwischen Whigs und Tories der Kampf besteht um den Besitz der Macht, so wird die Masse der beiderseitigen Anhänger, so weit sie nicht durch frühere Meinungsäußerungen gebunden sind, sich demjenigen der beiden Theile zuneigen, dessen Herrschaft die sicherste Aussicht auf Erhaltung der vorherrschenden Stellung des Adels bietet. Dieß ist gegenwärtig die Torypartei mit Stanley an der Spitze, und daher die Ovation, welche man diesem Führer darbringt.

Lord Johns oft von uns erwähnte Mittelstellung ist nicht mehr haltbar, sie ist durch die bedeutende Minorität der Protectionistenpartei und durch die widerholten Schläge, welche ihm die Reformpartei selbst, namentlich in der ersten Abstimmung über Locke Kings Wahlerweiterungsbill versetzten, unrettbar erschüttert. Er könnte sich nur noch halten, wenn er ernstlich sich den Reformern in die Arme würfe, das ist aber nicht wohl möglich, denn seine eigene, jetzt noch bei ihm aushaltende Partei würde ihm schwerlich folgen. Doch scheint eine Uebereinkunft dieser Art getroffen worden zu seyn, denn Locke Kings Bill, welche vor drei Wochen mit einem Mehr von 2:1 in der ersten Lesung angenommen wurde, ist am 2 April in der zweiten Lesung mit 299 gegen 83 verworfen worden, indem viele Reformer darauf drangen, daß man sich des Ministeriums zu einer gedeihlichen Durchführung einer solchen Maaßregel versichere, und daß alle Reformer zu dem Ende zusammenhalten müßten. Lord John hatte versprochen, in der nächsten Session eine umfassende Bill über Ausdehnung des Wahlrechts einzubringen, es fragt sich aber nur, ob sein ministerielles Leben sich über die jetzige Session hinaus verlängert. Zudem werden die Tories nicht selbst die Waffe zu ihrer Vernichtung noch vor dem Rücktritt des jetzigen Ministeriums schmieden lassen, und demselben früher das Lebenslicht ausblasen, wenn sie es irgend vermögen, man darf also wohl die Frage aufwerfen, ob nicht Lord John wirklich ihnen selbst in die Hände arbeitet, indem er die Reformfrage auf die nächste Session vertagt, die er nach der ziemlich allgemein herrschenden Meinung nicht erlebt.

Unter diesen Umständen ist die Freihandelsfrage nicht nur fast in die zweite Linie gerückt, sondern auch für die Tories eine wahre Verlegenheit geworden. Freund und Feind stimmen zusammen, daß die bevorstehende Parlamentswahl eine der heftigsten und bestrittensten seit langer Zeit seyn wird, und daß gar wohl die Anticorngesetzliga in neuerer und erweiterter Ferne wieder erstehen kann. Die Furcht vor einem Protectionistenministerium wird Cobden und seinen Freunden Anlaß geben die Massen in Aufregung zu bringen, und den ganzen Kampf gegen die „Lords, die sich vom Schweiße des Volks mästen," wieder aufzuregen. Das ist die Achillesferse der Tories, so viel sich auch von einem allgemeinen Gesichtspunkt aus für Auflegung eines fixen Kornzolls sagen läßt. Sind in dieser Beziehung die Tories durch die herrschende Stimmung der mittlern und untern Classen im Nachtheil, so stehen sie in Folge des „päpstlichen Uebergriffs" in bedeutendem Vortheil. Daß sie als die Vertheidiger der Nationalkirche auftreten werden, glaubt man ihnen aufs Wort, und sie haben gar nicht nöthig es erst zu versichern; im Gegentheil, sie können mit Maaßregeln zögern und sparsamer seyn als die Whigs, welche ihre politisch religiöse Rechtgläubigkeit erst beweisen müssen. Lord Stanley hat überdieß auf eine Weise, die hinsichtlich der Parteitaktik ebensowohl berechnet, als dem eigentlichen Streitpunkt angemessen ist, darauf hingewiesen, daß die vorliegende Bill gegen den „päpstlichen Uebergriff" ein Schlag ins Wasser ist, daß man genau zwischen bürgerlichen und religiösen Verhältnissen unterscheiden, in den letztern strenge Toleranz üben, aber eben so sehr darauf achten müsse, daß der Einfluß der römischen Hierarchie nicht ins Gebiet der bürgerlichen Rechte übergreife. Diesen Punkt haben die Peeliten, wie Sir J. Graham, übersehen: sie haben gegen die Russelsche Bill gesprochen und gestimmt, da sie solche als erfolglos und wegen des Vorwurfs der Intoleranz für positiv schädlich erachteten. Aber sie haben eben dadurch das Gefühl der großen Masse des englischen Volks schwer verletzt, und sich den Eintritt ins Ministerium vorläufig gänzlich abgeschnitten. Die Peeliten sind die eigentliche Regierungspartei im continentalen Sinn des Worts, leidenschaftslos, man kann sagen indifferent, und nur abwägend, was unter den vorliegenden Umständen zweckmäßig und möglich ist, noch hat sich aber der öffentliche Geist Englands nicht zu dieser Höhe, wo es etwas an Lebensluft fehlt, erhoben, und wie die Partei Peels schon zu Lebzeiten dieses letztern auseinander zu laufen begonn, so hat sie sich im Laufe der Zeit immer mehr zersplittert, und ist seit der Debatte über die „Titelbill" völlig machtlos und unbedeutend geworden. Die Regierungshoffnungen, die sie hegen konnte und durfte, sind nicht auf die Whigs, sondern auf ihren großen Gegner, Lord Stanley, übergegangen, und in dem Augenblick, wo Lord John Russell einen vielleicht nicht sehr ehrlich gemeinten Pact mit den Reformern abschließt, schaart sich die Tory- oder, wie sie sich lieber nennt, die conservative Partei um ihren Führer, Lord Stanley.

Man wird gestehen, daß unter diesen Umständen eine solche Demonstration mehr als gewöhnliche Bedeutung hat. Lord John Russell ist jedenfalls verloren: stünde nicht die Eröffnung der Weltausstellung bevor, so wäre wohl das Parlament bereits aufgelöst, und die Frage ist immer noch, ob es sich bis ans Ende der Session zusammenhalten läßt. Sehr ungern möchte man den Fremden, die in ungeheuren Massen zuströmen werden, das nicht immer sehr angenehme Schauspiel einer englischen Wahl geben, und die Sache hat auch in der That ihre großen Unannehmlichkeiten. Lord John Russell möchte — das erkennt man aus allen seinen Bewegungen — gerne mit guter Art davonkommen, d. h. über einem Punkte geschlagen werden, der nicht die Principien seines Ministeriums betrifft; zu dem Ende sucht er fast die Niederlagen auf — he courts defeats, wie die Times sich ausdrückt — aber seine Gegner thun ihm den Gefallen nicht, er muß die Bürde der Regierung danklos fortschleppen, fortwährend in der öffentlichen Achtung sinken, so daß man endlich froh wird, ihn nur auf irgend eine Art los zu werden. Dadurch wird seinen Gegnern der Weg gebahnt, und ihnen alle Maaßregeln erleichtert. Wenn dieß die Stellung der Parteien ist, so wird man um so mehr gespannt seyn zu wissen, wie Lord Stanley unter diesen Umständen sich ausspricht und welche Aussichten er in die Zukunft eröffnet; seine Aeußerungen geben manchen unerwarteten Aufschluß.

Die Rede Stanley's läßt sich in wenigen Worten charakterisiren: sie ist eine männliche Erklärung ohne Rückhalt wie ohne Trotz gegen die Grundsätze des Freihandels, eine Erklärung, welcher der Freihändler den Glauben, aber nicht die Achtung versagen kann; was die Frage über den „päpstlichen Uebergriff" betrifft, so ist die Rede im wesentlichen nur eine Paraphrase derjenigen, welche Lord Stanley im Oberhause zur Zeit der Ministerkrise hielt. Insofern enthält die Rede nichts neues, aber die Erklärung Stanley's gegen alle „revolutionären Veränderungen" ist sehr bezeichnend; er läßt sich nicht weiter darüber aus, die Stellung der Parteien und die Forderungen mancher Reformer aber lassen keinen Zweifel darüber, was er unter „revolutionären Veränderungen" meint. Er versteht darunter eine solche Veränderung des Wahlrechts, welche die parlamentarische Macht mehr in die großen Städte, als in die Grafschaften legt. Das ist unverkennbar, daß Lord Stanley und seine Partei durch die alten Sünden der Aristokratie in einer sehr ungünstigen Stellung sind. Die aristokratisch geschlossene Güterwirthschaft hat den größten Theil der kleinen Pächter und Freisassen [1] vernichtet, das Landvolk besteht aus 128,000 Pächterfamilien = 640,000 Seelen, aus 900,000 Taglöhnerfamilien = 4,500,000, und aus etwa 60,000 Familien von Gutsbesitzern = 300,000, zusammen etwa 5,400,000 oder ungefähr die Hälfte der Städtebevölkerung Englands. Dennoch hat diese Landbevölkerung bei den Wahlen das Uebergewicht; man kann dieß monströs finden, wir wollen nicht darum streiten, wird aber dieser Classe das Uebergewicht entrissen, und in die Hände der Städte gelegt, so ist die Macht der Aristokratie gebrochen, England ist mehr oder minder amerikanisirt und der Freihandel auf eine Reihe von Jahren hinaus gesichert. Daran würden allerdings viele keinen Anstoß nehmen, wir wollen auch hierüber gar nicht streiten, aber der Freihandel, der die englischen Erzeugnisse und den englischen Gewerbefleiß jeder Concurrenz aussetzt, steigert den Werth des Geldes, und macht die Herbeischaffung der Mittel zur Bezahlung der Zinsen der Nationalschuld immer schwieriger; die Klagen über die Last der Steuern sind gegenwärtig viel größer als vor sechs Jahren. Lord Stanley sucht zu beweisen, und führt starke Gründe dafür an, daß der seit einigen Jahren gesteigerte Handel keinen sonderlichen Vortheil gebracht, sondern daß die Nation mehr von ihrem Capital gelebt habe.

Wir sind durchaus nicht geneigt, hier auf eine Untersuchung dieses Sachverhalts einzugehen, noch weniger einen Streit mit den Freihändlern über Principien auszufechten; wir lassen die

[1] Die oben erwähnte Bill Locke Kings will eben dem Rest dieser kleinen Freisassen das Wahlrecht zuwenden, als ein Gegengewicht gegen die großen, aber von den Grundbesitzern abhängigen Pächter.

Principien ganz bei Seite, weil wir der Ansicht sind, daß abstracte Grundsätze sich auf einen so verwickelten Gesellschaftszustand nicht ohne weiteres anwenden lassen. Mit der Ueberzeugung, wie Lord Stanley sie ausspricht, ist er völlig gerechtfertigt, wenn er eine Veränderung im Wahlgesetz des Landes, wodurch das Gewicht vom Land auf die Städte übertragen würde, für rein revolutionär erklärt und bekämpft, so sehr man es auch der natürlichen Billigkeit zuwider finden mag, daß ein Drittheil der Bewohner — und zwar ein Drittheil, von welchem $^9/_{10}$, nämlich die 900,000 Taglöhner, vom Wahlrecht ausgeschlossen sind — mehr Abgeordnete liefern soll, als die zwei in den Städten wohnenden Drittel. Die Stellung Lord Stanley's in dieser Frage ist sehr ungünstig, er kann aber, wie die Sachen stehen, unmöglich anders handeln. Die Frage ist nur: wird er durchdringen? Die Antwort hierauf liegt in der zweiten Frage: hat das System des Freihandels seine Folgen schon in hinreichendem Maaße entfaltet, daß Lord Stanley auf eine bedeutende Reaction in der öffentlichen Meinung und auf eine Mehrzahl in dem bald zu wählenden neuen Pariament zählen kann, eine Mehrheit, die nicht bloß aus Grafschaftsabgeordneten besteht, sondern durch Abgeordnete des Handels und selbst bis zu einem Grade der Fabrikstädte verstärkt wird? Lord Stanley hofft es, er hat sich wenigstens sehr erwartungsvoll in dieser Beziehung ausgesprochen. Seine Gegner, Times und Daily News z. B., erwarten selbst eine Majorität von Protectionisten, wenn auch eine schwache.

Stanley's Rede hat diese Gegner augenscheinlich in Verlegenheit gesetzt: sie werfen ihr vor, daß sie nicht deutlich genug sey, daß sie keine Maaßregeln in Aussicht stelle u. dgl., wir dagegen finden, daß Lord Stanley seine Grundsätze mit ungewöhnlicher Klarheit und Bestimmtheit entwickelt, und nur die Folgerungen, d. h. die Anwendung seiner Grundsätze wegließ; wie billig, denn Zeit und Umstände müssen die Anwendung bestimmen. Die Bestimmtheit, mit welcher Lord Stanley sich aussprach, erachten wir für einen großen Gewinn in allgemeiner Beziehung: ein Mann in Lord Stanley's Stellung, der wahrscheinlich in kurzer Zeit berufen ist, das Steuer des mächtigsten Landes der Welt zu führen, findet es nicht nur nothwendig, sondern auch zweckmäßig, über die Grundsätze von denen er sich leiten lassen wird und denen er sein ganzes politisches Leben hindurch treu blieb, sich offen und ohne Rückhalt auszusprechen, und gibt dadurch einen neuen Beweis, daß man die Nationen nicht als Kinder, sondern als Männer behandeln muß, denen man über sein Betragen Rede steht. Dieß ist um so bedeutsamer, als Stanley in einer Stellung ist, die man auf dem Continent als eine reactionäre bezeichnen würde: es ist möglich daß er an seinem Werke erliegt und der letzte Minister ist, der Alt-England mit seinen aristokratischen Vorzügen und Fehlern leitet und in der alten Richtung zu erhalten sucht, aber wenigstens zeigt er, daß in diesem Alt-England, auch wenn es von der neuen Bewegung mit fortgerissen werden sollte, noch ein tüchtiges Theil Lebenskraft liegt, und daß er nicht zu erröthen braucht, sich auf diese Lebenskraft zu stützen, daß er keck dem Gegner den Handschuh hinwerfen kann, sicher in der Ueberzeugung, daß seine Partei an dem Ruhm und der Größe Englands mehr als jede andere gearbeitet hat. Englands Zukunft ist umdüstert, denn der Sieg wie die Niederlage Lord Stanley's drohen mit großen Gefahren.

Die Zerstörung der Denkmale Aegyptens

geht einem Schreiben aus Aegypten im Athenäum (29 März) zufolge mit raschen Schritten vorwärts. „Obgleich ich, heißt es in dem Schreiben, den abergläubischen Alterthümerenthusiasmus mancher Leute nicht theile, so sehe ich doch mit innerer Bewegung, welche Zerstörung von den Pyramiden bis zu den Katarakten vor sich geht. Es wäre unmöglich jede Stelle zu bezeichnen, wo die vandalische Arbeit betrieben wird, doch will ich einige Fälle erwähnen, um die Neugierigen aufmerksam zu machen, daß sie sich beeilen müssen, wenn sie noch etwas mehr als Sagen von den kleineren Merkwürdigkeiten, und die großen anders als sehr beschädigt sehen wollen. Die nördliche Pyramide von Daschur wird gegenwärtig in einen Steinbruch verwandelt, um einen neuen Palast oder Villa zu bauen, die Gräber von Sakkara werden zu demselben Zweck benützt, die Hügel von Abydus werden geplündert, um Baumaterialien zu finden, ebenso der Tempel von Erment, und zwei andere Tempel, die dem Reisenden ganz unbekannt waren, sind in den letzten sechs Jahren niedergerissen und die Materialien fortgeschafft worden; erst durch die Nachricht vom Niederreißen hatten die Reisenden ihre frühere Existenz erfahren."

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, den 4 April. $6^1/_2$ Uhr setzten wir unsere Reise weiter fort. Es war ein kalter, unfreundlicher Morgen, die Sonne konnte die dichten Wolken nicht durchbrechen. Wir zogen auf der Ebene weiter, deren üppige Kräuter und Gräser in Folge des gestrigen Regens angenehm dufteten. Nicht weit von unserem Lagerplatze sprang ein Hase auf, den einer unserer Führer vergeblich verfolgte. Gegen 10 Uhr kamen wir an den ziemlich am Ende der Ebene gelegenen Ruinen einer Wasserleitung vorüber, die wahrscheinlich mit dem Fort beim Felsen Kuwerreh in Verbindung gestanden hat. Bald hinter der Wasserleitung verließen wir die Ebene und zogen nun den übrigen Theil des Tages aus einem Thal in das andere. Der Weg war für uns und die Thiere äußerst beschwerlich, denn er ging bergauf, bergab oder durch mit großen Steinen angefüllte Wasserbetten; aber in den Gründen sowohl als auf den Hügeln standen grüne Gräser, Sträucher und zierliche Blumen, und der Gesang der Lerche, der Schlag des Rebhuhns drang häufiger zu unserem Ohr. Als gegen Mittag die Sonne durch die Wolken brach, hatten wir von Zeit zu Zeit von den Anhöhen einen schönen Blick auf das Hügelmeer, welches wir, so lange wir über die Ebene Hismeh gezogen waren, zu unserer Rechten (östlich) gehabt hatten. Den schmalen Pfad, den wir von der Ebene aus zogen, nannten unsere Führer Ghemis; derselbe war mit einer Unzahl Heuschrecken (Scheeak) bedeckt, von denen ein alter Beduine erzählte, daß sie nicht nur den Thieren das Futter, sondern auch die Kleidung der Menschen wegfräßen. $12^1/_2$ Uhr kamen wir an dem links von unserem Wege gelegenen Bir Seeghra, der nach der Angabe unserer Führer schlechtes Wasser enthalten sollte, vorüber, unweit dessen wir plötzlich einiger bewaffneten Beduinen hinter einem Felsenvorsprunge ansichtig wurden, die uns keines Grußes würdigten und unsere Begleiter zur Rede setzten, warum man ihnen nichts von dem Transporte der Fremden zukommen lasse. Gegen 3 Uhr kamen wir an einer Anzahl verlassener Hütten vorbei, die hinsichtlich ihrer Bauart denen, welche wir in der Nähe der Quelle Nuwebia am westlichen Ufer des Golfs von Akabah getroffen hatten, vollständig glichen, und eine Stunde später erreichten wir den zwischen großen, übereinander gethürmten Felsenblöcken herabkommenden Bach Dilagha, an dessen grünem Ufer wir $4^1/_2$ Uhr unser Lager aufschlugen. Kaum hatten unsere Führer sich um das Feuer gelagert, so kamen drei Reiter mit langen Speeren bewaffnet von den Bergen herab, welche sich nach den gewöhnlichen herzlichen Begrüßungen mit an das Feuer setzten, und erst, nachdem sie mehrere Stunden verplaudert hatten, ihren Weg weiter fortsetzten.

Freitag, den 5 April. Als wir aus dem Zelte traten, wehte ein kalter Morgenwind, der unseren leicht gekleideten Bedawin viel zu schaffen machte. Sie waren anfänglich kaum von dem erlöschenden

Feuer wegzubringen, und schlichen dann klappernd und gebengt auf dem Lagerplatze umher, um die Effecten zusammenzutragen und die Kamele allmählich zu beladen. $6\frac{1}{2}$ Uhr brachen wir auf und zogen eine Zeit lang über die Trümmer der Römerstraße dahin, welche sich von der Quelle Dilogha an zu zeigen begannen. Gegen 7 Uhr kamen wir an der Quelle Rifeis vorüber, in deren Nähe ein Theil der Alawy campirte, deren Heerden auf den Abhängen der Berge und auf dem die Quelle umziehenden Rasenteppiche vertheilt waren. Oberhalb der Zelte waren große Strecken mit junger Saat bedeckt. Um 9 Uhr erreichten wir die Höhe des Dschebel Scherach, von der wir vor uns die zackigen Spitzen von Wady Musa, so wie die Berge Hor und Ate erblickten, und zogen 20 Minuten lang auf der Höhe des Berges hin, bis wir eine große mit Sandsteinquadern ausgelegte Cisterne, Arabschiff genannt, erreichten, in welche von Osten her frisches Quellwasser einfloß. Von dieser Cisterne aus führte der Weg am Abhange des Gebirges hin, den wir sorglos verfolgten, als $10\frac{3}{4}$ Uhr, wo wir uns in einer Art Becken befanden, mehrere zum Theil mit Schaffellen bekleidete Beduinen, welche mit Flinten, Messern und Keulen bewaffnet waren, von der Höhe des Kammes herabkamen und uns und unsere Führer freundlich grüßten. Wir erwiderten ihren Gruß, ohne sie sonderlich zu beachten, waren jedoch nicht wenig überrascht, als ihre Zahl sich fortwährend vermehrte und mit großer Schnelligkeit auf 30—40 Bewaffnete anwuchs, die unseren Makhbuhl mit großem Geschrei umringten und verlangten, daß er aber ihnen 200 Piaster bezahlen sollte. Da die tobende Schaar die Karawane weiter ziehen ließ, so hielten auch wir es für das Beste unseren Weg fortzusetzen, waren indeß nicht weit gekommen, als einige der Angreifenden uns nachgefolgt kamen, uns anhalten hießen und sich der Zügel zu bemächtigen suchten. Wir ließen jedoch die Halftern nicht los und kehrten nach dem Becken zurück; der Lärm, welcher hier herrschte, war gränzenlos. Während Makhbuhl mit dem Scheich der Bande, Namens Suleiman, einem langen, starken Manne, dessen äußere Erscheinung der eines Räuberhauptmanns vollkommen entsprach, unter lebhaften Gesticulationen unterhandelte und ihm das Recht, die beanspruchte Summe zu fordern bestritt, stießen sich die Alawy, ungefähr zehn an der Zahl, mit den Angreifenden herum, ohne jedoch von den langen Messern, die sie gezogen hatten, ernstlichen Gebrauch zu machen. Wir selbst, von 10—12 Beduinen bewacht, saßen als müßige Zuschauer ruhig auf unseren Kamelen und waren begierig, wie sich die Sache entwickeln werde. Wir mochten etwa 25 Minuten auf dieser Stelle gehalten haben, als Suleiman seine Leute um sich rief, während Makhbuhl uns verkündete, daß er den Suleiman mit 20 Piastern abgefunden habe und uns zum raschen Aufbruch aufforderte. Wir entsprachen seinem Wunsche gern und eilig, hatten jedoch kaum 200 Schritte zurückgelegt, als der ganze Troß uns nachgestürzt kam und abermals Halt gebot. Ich ritt an der Spitze und wollte weiter reiten, doch fünf Kerle verrannten mir den Weg und griffen nach dem Zügel. Ich gab meinem Dromedar einen Hieb, so daß es vorwärts sprang und ihre Reihe durchbrach, worauf sie mich umliefen und sowohl mir als meinem Thiere die Mündungen ihrer Flinten unter wüthendem Geschrei vorhielten. Ich hielt zwar an, lachte sie aber aus und hieß sie ihre Flinten herabnehmen, da ich recht wohl wußte, daß sie von ihren Waffen keinen Gebrauch machen würden. Die Scene von vorhin wiederholte sich nun, und während Suleiman mit Makhbuhl die Unterhandlungen erneuerte, war ein jeder von uns beiden von den rohen Gesellen umringt, die, als sie sahen, daß wir uns nicht einschüchtern ließen, um Bakschisch und Pulver zu betteln begonnen. Da wir jedoch ihre Bitten beharrlich zurückwiesen, so erregten wir ihren Aerger in hohem Grade, dem sie durch allerhand schlechte Witze Luft zu machen suchten. Auf unser Verlangen, die Sache auf die eine oder andere Weise zu beenden, erhöhte Makhbuhl endlich die Summe auf 40 Piaster, womit die Bande zufrieden war. $11\frac{1}{2}$ Uhr ritten wir weiter auf dem schmalen Pfade am Abhang des Berges hin, von welchem wir zuweilen einen Blick auf Wady Musa hatten. $12\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir Ain Gäsall, die Gazellenquelle mit klarem Wasser, von welcher aus wir wieder steil emporstiegen. Auf der Höhe angelangt, wo in mehreren Beeten junge Saat stand, hatten wir nach Westen zu einen prächtigen Blick in das Felsenthal, und auf die sich dahinter ausbreitende Ebene. Hier bot uns ein Beduine eine kleine Schildkröte zum Kauf an, die er wahrscheinlich bei der Gazellenquelle gefunden hatte. Nachdem wir $2\frac{1}{2}$ Uhr an der Quelle Raimuhn vorüber gekommen waren, erblickten wir eine halbe Stunde später südöstlich das von Saatfeldern und Gärten umgebene Dorf Elschy, und stiegen dann allmählich in das Thal hinab, welches von dem mit zahlreichen Oleanderbüschen umgebenen Bache Musa durchschnitten wird.

Wo wir das Thal erreichten, vielleicht $\frac{3}{4}$ Stunde unterhalb Elschy, war es ziemlich breit, sein östlicher Abhang terrassenförmig abgebaut und mit aufsprossendem Getreide bedeckt. Einige 100 Schritte weiter hin verengt es sich jedoch und die Felsen nähern sich von beiden Seiten so sehr, daß zwischen ihnen nur ein Raum von ungefähr 150—60 Fuß übrig bleibt. Wir ließen die Karawane thalabwärts ziehen und begaben uns nach einem Grabe, welches wir dem Pfade, der uns in das Thal geführt hatte, gegenüber in einem weißen Sandsteinfelsen erblickten; dasselbe besteht aus einem viereckigen, in den Felsen eingehauenen Hof, dessen drei Seiten nach Art eines Porticus von dorischen Säulen eingeschlossen sind, während die vierte und zwar die östliche Front von einer niedrigen Mauer, mit einem Löwen zu jeder Seite, begränzt wird. Das Innere zerfällt in eine Kammer mit mehreren Nischen, an welche sich ein kleineres Gemach anschließt, und hat augenscheinlich als Begräbnißplatz für mehrere Personen gedient. Nahe bei diesem Grabe führen einige in die Felsenwand eingelegte Stufen nach einem in die obere Fläche des Felsens ausgehöhlten, einfachen Grabe, welches keinen anderen Eingang als den von oben her hat. Wir wollten von hier aus der Karawane folgen, allein unsere Führer, ein Alawy und einer von den Beduinen, zu deren Gebiet Wady Musa gehört, veranlaßten uns ihnen in nördlicher Richtung zu folgen.

Wir kletterten über eine Masse hinter den erwähnten Gräbern sich erhebender Felsen, und gelangten nach einem kurzen Aufenthalte auf einem Plateau, wo unsere Führer heftig an einander geriethen, sich aber schließlich wieder versöhnten, ohne von den gezogenen Messern Gebrauch gemacht zu haben, nach ungefähr 15 Minuten in eine schmale Schlucht, die sich in der Richtung von NW zwischen 60—80 Fuß hohen Felsenwänden in vielen Biegungen hinzieht. Die Wände bestehen aus Sandstein, welcher in verschiedenen Farben, Blaßroth, Blau, Orange und Weiß spielte, und durch die Gewalt des Regens die verschiedenartigste, oft höchst merkwürdige Gestaltung erhalten hatte. An vielen Stellen wurden verschiedene Sculpturen, besonders Nischen und kleine Obelisken sichtbar, und am Fuß der Wände zogen sich die Ueberreste kleiner ausgehauener Canäle hin, die zum Auffangen des von den Wänden herabströmenden Regenwassers gedient haben mögen. Im Grunde der Schlucht, welcher wasserleer war, standen Oleanderbüsche, Tamarisken und Feigenbäume in großer Anzahl; der Weg ward oft von tiefen Senkungen unterbrochen, in deren Abhänge zur Erleichterung des Ueberganges schmale Stufen eingehauen waren. Nachdem wir beiläufig 30 Minuten in dieser wunderbaren Kluft, die unsere Führer el-Kis nannten, vorwärts gegangen waren, traten die Felsen zur Rechten etwas zurück und ließen eine Plattform frei, von welcher wir gen Osten hoch in der Luft einen kühnen, über zwei schroff emporragende Klippen sich ziehenden Brückenbogen erblickten, der durch den Machtspruch eines Zauberers hervorgerufen zu seyn schien, denn wir konnten in unserer Umgebung nirgends einen Zugang zu demselben entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Wichtigkeit eines Beefsteaks. Der Exmaharadscha Dhalip Sing hat (s. Indian News vom 2 April) zur großen Verwunderung der Calcuttaer zum Frühstück ein Beefsteak gegessen, woraus man, und nicht ohne Grund, schließt, daß er zum christlichen Glauben übergehen werde, da er durch solche Frevelthat jedenfalls seinem Hinduglauben entsagt hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 87. 11 April 1851.

Californische Skizzen.

(Von Fr. Gerstäcker.)

2. Gerichtsscenen.

Stockton, am San Joaquim, ist nach San Francisco und Sacramentocity die bedeutendste Stadt Alta California's, und rivalisirt besonders mit Sacramento. In letzter Zeit hat sich auch sein Umfang sehr bedeutend vergrößert, der Handel ist blühend, und zweigt von dort überall in die südlichen Minen aus. Seit lange schon war es dabei der Sitz eines Districts Court, und Judge Reynolds präsidirte über diese als „Richter in Frieden und Unfrieden."

Um diese Zeit, und zwar im Sommer des jetzigen Jahres (1850), begab es sich, daß ein Deutscher, Namens Kadisch, Waaren in die Minen zu versenden hatte, zu gleicher Zeit aber sein Aufenthalt in San Francisco zum Empfang anderer Güter nöthig war. Er accordirte also mit einem dort ansässigen Spanier, ihm die schon bereitliegenden Güter auf seinen eigenen (Kadisch) Maulthieren in die Minen zu schaffen, die Thiere dann wieder zurückzubringen, und, sollte Kadisch um diese Zeit noch nicht zurück seyn, eine neue Ladung zu besorgen.

Das geschah; José der Spanier reiste mit den Gütern ab, holte aber weder neue Waaren ab, noch lieferte er selber die Thiere wieder aus, und gab, als ihn Kadisch später dafür zur Rede stellte, vor, sie seyen ihm unterwegs gestohlen worden. Das war übrigens eine offenbare Lüge, denn in der nämlichen Zeit befand sich sogar ein Theil derselben Maulthiere in José's Besitz in Stockton, und Kadisch hatte Zeugen genug, welche die Maulthiere kannten und das Recht zu sehr auf seiner Seite, es dießmal nicht zu „riskiren", Gerechtigkeit vor dem Richter zu suchen; dennoch fühlte er sich nicht ganz sicher, ging aber doch zu Judge Reynolds, und brachte seine Sache vor.

Er fand den Richter in ziemlich guter Laune auf seinem Sopha liegend, ein Bein über der Lehne desselben, ein Bein auf einem davorgerückten Stuhl. Er that für diesen Augenblick eigentlich gar nichts, als daß er sich vielleicht seinen angenehmen Gedanken überließ, dabei wälzte er ein nicht unbedeutendes Priemchen Tabak im Munde herum, und drehte nur manchmal den Kopf nach der Kammerecke herum in ein dort stehendes, etwa fünf Schritt entferntes Spuckkästchen mit ungemeiner Fertigkeit den Tabakssaft hineinzusenden.

„Guten Morgen, Judge" — sagte der Kläger, als er zu ihm in die Stube trat, und die Thür hinter sich zumachte.

„How d'y do" lautete die kurze Antwort, der Judge drehte den Kopf ein klein wenig herum, zu sehen wer der Kommende wäre, und fiel dann in seine alte Lage zurück.

„Judge, ich bin hier, um den Spanier José Tonguras zu verklagen, der mir meine sämmtlichen Maulthiere vorenthält, während ich beweisen kann, daß sie sich zu gleicher Zeit, wenigstens die meisten davon, in seiner eigenen Fenz befinden."

Der Richter drehte hier wieder den Kopf, visirte das Spuckkästchen, nach dessen Richtung hin Kadisch stand, und spritzte den gelben Saft zwischen seinen Zähnen durch so dicht an dem Knie seines Besuchs vorbei, daß dieser erschreckt davor zurückfuhr. Es war aber nicht die mindeste Gefahr, und das Kästchen richtig getroffen worden. Der Richter schien aber die Befürchtung, die er erregt, gar nicht zu achten, sondern benutzte nur die günstige Gelegenheit, da er seinen Mund gerade von Tabakssaft frei hatte, und frug den Kläger.

„Hat José — wie heißt der Kerl?

„José Tonguras —

„Aben — hat er Geld?"

„Er ist ansässig hier und wohl 10,000 Dollar werth", lautete die befriedigende Antwort.

Der Richter blieb jetzt eine Weile, ohne fernere Antwort zu ertheilen, in nachdenkender Stellung auf dem Sopha liegen, zielte dann wieder nach dem Spucknapf, während dießmal der Deutsche aber aus dem Weg trat, da er doch nicht wußte, ob der Schütze jedesmal schwarz treffen würde, klingelte dann, und sagte zu dem eintretenden Constable.

„Bitte, Mr. Brown, rufen Sie mir doch einmal den Sherif herüber."

Als sich der Constable entfernt hatte, ließ sich der Richter die ganze Sache mit den Maulthieren ausführlich von dem Kläger erzählen, der ihm das so kurz wie möglich, aber klar und deutlich auseinandersetzte.

„Gut, gut!" sagte der Richter, als er zu Schluß kam, und schien mit dem Gehörten vollkommen zufrieden — „sehr gut, den Burschen wollen wir schon kriegen — er ist ein Mexicaner, nicht wahr?"

„Ich glaube wohl — er trägt wenigstens die mexicanische Tracht."

„Desto besser — ah Jenkins", wandte er sich dann zu dem eintretenden Sheriff — „komme einmal einen Augenblick hierher — setzen Sie sich so lange, Kadisch — wir wollen das bald in Ordnung bringen, ich habe doch gerade Zeit, heute Morgen."

Er unterhielt sich jetzt eine Zeitlang leise mit dem Sheriff, dieser verließ dann das Zimmer, und wohl eine volle Stunde blieben die beiden Männer nun allein im Zimmer, ohne auch nur ein Wort mit einander zu wechseln. Die geheimnißvolle

Stille unterbrach nur dann und wann der Tabaksaft des Richters, aus dessen Bereich sich Kadisch wohlweislich begeben hatte.

Endlich klopfte Jemand an die Thüre.

„Walk in“ sagte der Richter.

Die Thür ging auf und der Mexicaner José Longuras trat ein, während der hinter ihm stehende Constable seinen Namen laut ankündigte.

„All right“ sagte der Richter, ohne aber auch nur einmal aufzusehen — take a seat, José.“ [1]

Der Mexicaner war eine kurze gedrängte, sonnverbrannte Gestalt, mit glänzend schwarzen gelockten Haaren, einer buntgestreiften Sarape, einem Wachstuch überzogenen breitrandigem Hut, an den Seiten bis an die Hüftknochen aufgeschlitzten braun sammetnen Ober- und schneeweißen baumwollenen Unterhosen, weißem Hemde und schwarzgewichsten Schnürstiefeln. Als er ins Zimmer trat, machte er eine halbe Verbeugung gegen den Richter und seinen Ankläger und sagte artig, während er den glänzend blanken Hut mit beiden Händen vom Kopfe nahm:

„Buenos dias, Senores.“

Kadisch machte eine leichte Verbeugung gegen ihn, der Richter sagte aber gar nichts weiter, und da der Mexicaner die vorherige Einladung sich zu setzen wahrscheinlich nicht verstanden oder vielleicht nicht einmal gehört hatte, wiederholte sie der Deutsche noch einmal auf Spanisch.

José dankte schweigend, rückte sich dann einen der Rohrstühle heran und ließ sich langsam darauf nieder. Die dunklen verschmitzten Augen liefen aber indessen rasch von einem Gegenstand im Zimmer zum anderen, und hafteten auf nichts; nur dann und wann suchte er dem Blick des Richters zu begegnen, wenn dieser zu seinen regelmäßigen Expectorationen den Kopf wandte, dieser aber hatte vielleicht schon ganz wieder vergessen, daß Jemand anders mit ihm im Zimmer war, oder nahm doch wenigstens nicht die mindeste Notiz, weder vom Kläger noch Beklagten.

So verging eine Viertelstunde nach der andern, und Kadisch, der andere Geschäfte zu besorgen hatte, stand schon einmal auf und bat den Richter ihn zu entschuldigen, er wolle lieber in einer Stunde etwa, oder zu jeder andern Zeit die er ihm bestimmen möchte, wieder kommen, denn er habe zu Hause nothwendige Geschäfte.

„Never mind, Kadish“, sagte aber der Richter, und winkte ihm mit der Hand sitzen zu bleiben; „der Sheriff muß den Augenblick hier seyn, und wir machen Ihre Sache dann ohne weiteres ab, Sie treffens vielleicht nicht allemal so günstig.“

Der Deutsche sah, daß der Richter guter Laune schien, und war klug genug zu bleiben, der Mexicaner aber, der von den gewechselten Worten nichts verstand, schaute mißtrauisch bald den einen, bald den andern an und mochte aus der Freundlichkeit des Richters gegen seinen Ankläger, nicht ohne Grund, keine der besten Folgerungen für sich ziehen.

So verging wieder noch etwa eine Viertelstunde, als die Thür aufging und der Sheriff hereintrat.

„Alles in Ordnung, Jenkins?“ frug ihn der Richter.

„Alles“, lautete die bündige Antwort des Schwertes der öffentlichen Gerechtigkeit.

„Alles so gewesen?“ frug aber der Richter noch einmal, der in dieser Sache wohl seine guten Gründe haben mochte, ganz sicher zu gehen.

„Alles“, klang aber wiederum das bestimmt abgegebene Echo aus seines Merkurs Munde.

[1] Setzt Euch José.

„Gut, dann können wir die Court eröffnen“, erwiderte der Richter, erhob sich aus seiner liegenden Stellung, setzte sich aufrecht an den Tisch und rückte einige Bücher in Ordnung, „ruft den Dolmetscher herein.“

Jenkins öffnete die Thür, winkte hinaus und gleich darauf trat eine der wunderlichsten Figuren herein, die man sich nur auf der Welt denken kann. Es war eine breitschultrig gedrungene, grobknochige Gestalt, mit rothen, krausen Haaren, Pockennarben und die Hände dicht mit Sommersprossen bedeckt. In der Hand hielt der Mann einen alten, in die unbestimmteste Form hineingedrückten, weißen Filzhut, an dem nur Rand und Deckel fehlte, über den Schultern hing ihm ein kleiner blauer, an den Rändern grün und roth gestreifter chilenischer Poncho, die Beine bedeckten auch eine Art mexicanischer Hosen, aber die Unterbeinkleider waren beschmutzt und von höchst zweifelhafter Farbe, und die Füße stacken in groben, stark genähten und ungeschwärzten Schuhen. Die Figur hatte allerdings nicht viel Empfehlendes, aus den kleinen grünen Augen blitzte aber ein eigener wilder Humor, und der Blick, den er bei seinem Eintritt nur einmal, aber rasch und entschieden über die ganze Gruppe sandte, wie die zuversichtliche Art, mit der er überhaupt auftrat, verriethen, daß er nicht das erstemal zu diesem Amt berufen sey und es liebe vorher zu wissen, mit welchen Leuten er hier zu thun habe. Sein nachheriges aber ganz gleichgültiges Wesen, wobei er weder nach der einen noch andern der Parteien auch nur den Kopf wandte, sollte anzeigen, wie gänzlich unparteiisch er beide Theile höre und nur darauf denke ihre geäußerte Meinung Wort für Wort dem Richter treu wiederzugeben.

Dieser schien aber mit seinem Dolmetscher auf einem ganz freundschaftlichen Fuß zu stehen, rückte ihm, als er die Thür hinter sich zugemacht hatte, einen Stuhl dicht neben sich hin, nahm dann die neben ihm liegende Bibel in die Höhe, und sagte nach der ersten Begrüßung gleich in die aufzugebende Schwurformel einfallend:

„Wie gehts, Patrick? Ihr schwört hiermit feierlich die zwischen beiden Parteien vorkommenden Aussagen und Antworten treu und wörtlich zu übersetzen, so helfe Euch Gott.“

„Dank Euch. Sir, Yes“, sagte Patrick mit ächt irischer Brogue und ungemeiner Feierlichkeit, ebenfalls Morgengruß und Schwur zu gleicher Zeit beantwortend, dann küßte er mit vieler äußerer Andacht die ihm vorgehaltene Bibel, und ließ sich, seinen kurzen Poncho unnöthigerweise etwas weiter noch heraufschlagend, auf den ihm hingerückten Stuhl nieder. Den Hut drückte er, rücksichtslos gegen jede Façon, zwischen die Knie.

(Schluß folgt.)

Die Pfeife der Königin.

(Revue britannique. Mai.)

Wenn man einen Begriff von den Wundern Londons, von der Macht und dem Reichthum Englands haben will, so muß man die Docks besuchen. Vom Tower bis Blackwall, d. h. auf einer Strecke von 4 Meilen ist man in einer Unzahl von Docks; in der ganzen Welt sieht man nichts, was diesen Massen von Schiffen, diesen unermeßlichen Magazinen gleicht, von denen einige sieben Stockwerke haben. Die St. Catharine Docks, London Docks, East und West India Docks haben eine Oberfläche von 10 bis 11 Acres und können 1200 Schiffe und 539,000 Tonnen Waaren fassen. Und dieß sind nur die Docks des linken Ufers, auf dem rechten dehnen sich eine Menge anderer aus. Wir bleiben indeß auf dem linken, in den London Docks, weil sich hier

die „Pfeife der Königin" findet, und zwar in den Kellern, wo die mächtigen Weinniederlagen sind. Im Mittelpunkt des großen östlichen Kellers kommt man an einen runden Bau, der keinen Eingang hat, dieß ist die Grundmauer der „Pfeife der Königin." Steigt man in das Magazin hinauf, das über diesem Keller ist, so befindet man sich in der großen Tabaksniederlage, die man das Entrepot der Königin nennt, weil die Regierung es um jährliche 14,000 Pf. St. gemiethet hat. Dieß Entrepot hat seines Gleichen nicht auf Welt: es umfaßt einen Raum von 5 Acres; die Pfeiler, welche die Eisenbalken stützen, über denen das Dach aufgeführt ist, sind so leicht, daß das Dach gleichsam auf nichts zu ruhen scheint. Eine ungeheure Masse Tabak, gegen 30,000 Tonnen, ist hier in mächtigen Fässern verschlossen, die in zwei Reihen übereinander liegen. Hier liegen manchmal für 4 bis 5 Mill. Pf. St. Tabak, und es gibt noch ein fast eben so großes Magazin, wo die feineren Tabake liegen, so wie ein specielles für Cigarren, wo man nicht selten 1500 Kisten, jede zu 1500 Pf. St. Werth beisammen findet.

Im Entrepot der Königin wandert man zwischen Mauern von Tabakfässern und befindet sich in einer vollständigen Tabaksatmosphäre. Bald stößt man auf einen Pfahl, wo mit großen Lettern angeschrieben steht: „Zum Ofen!" Folgt man der angegebenen Richtung, so gelangt man in die Mitte des Magazins und zur „Pfeife der Königin."

Man tritt durch ein Thor ein, über dem die Königskrone und die Anfangsbuchstaben V. R. roh gemalt sind. Man befindet sich nun in einem mächtigen Zimmer, in dessen Mitte ein koaischer Ofen nach Art der Porcellanöfen sich befindet. Ein großes Feuer brennt auf dem Herd, und rings herum sind Haufen beschädigten Tabaks und Thees nebst andern für das Feuer bestimmten Waaren. Dieß Feuer erlischt das ganze Jahr hindurch niemals, weder Tag noch Nacht Ein Beamter ist beauftragt es zu unterhalten, und während des Tages bringen andere Angestellte unaufhörlich Ladungen von Tabak, Cigarren und andern für das Feuer bestimmten Waaren herbei. Alle confiscirten oder unverkäuflichen Waaren, welcher Art sie seyn mögen, wandern diesen Weg. In den andern Docks werden die beschädigten Waaren, so viel man uns versicherte, in die Erde vergraben, bis sie zum Theil verfault sind, und dann als Düngungsmittel verkauft. Hier verwandelt die „Pfeife der Königin" alles in Rauch, mit Ausnahme des größern Theils des Thees, den man seltener jetzt verbrennt, da bei einem solchen Autodafé einst das Kamin des Ofens in Brand gerieth. Seltsame Waaren unterhalten manchmal diesen Ofen. Der mit der Aufsicht über das Verbrennen beauftragte Mann berichtete uns, er habe einmal 900 Hammelskeulen aus Australien zu verbrennen gehabt. Man hatte sie vor Aufhebung des Zolls ins Magazin gebracht, in der Hoffnung daß dieser Zoll bald aufgehoben würde; als dieß nicht geschah, kümmerte sich der Eigenthümer nicht mehr darum, sie blieben im Magazin, und fingen an zu verderben und unverkäuflich zu werden. Es waren aber noch sehr gute darunter und der Mann gestand, er habe mehr als einmal zu seinem Frühstück eine Schnitte des saftigen Fleisches geholt, das vor seinen Augen gebraten wurde. Ein andermal hatte er 13000 Paar weggenommene französische Handschuhe verbrannt.

Die Asche aus der „Pfeife der Königin" wird an Gärtner und Pächter, an Seifenfabrikanten u. s. w. verkauft. Man findet in einem Hof Karren voll Nägel und Eisenstücke, die vom Fegen der Magazine stammen oder in den Trümmern der Kisten blieben, die in den Ofen geworfen wurden. Die welche man beim Sieben der Asche findet, werden von den Waffenschmieden sehr gesucht, und bei der Fabrication eiserner Kanonen angewendet; sie besitzen auch in der That eine besondere Elasticität, welche macht, daß die aus solchem Eisen gefertigten Kanonen weniger dem Springen ausgesetzt sind. Manchmal findet man sogar Gold und Silber unter der Asche, denn viele Artikel, die sich nicht verkaufen lassen, werden zerbrochen und ins Feuer geworfen. So wurde einmal eine große Anzahl fremder Uhren, die von Gold seyn sollten, aber aus einem geringeren Metall waren, in einer Mühle zermalmt und dann in den Ofen geworfen.

Das ist die „Pfeife der Königin", welche in ihrer Art und durch die Masse der Gegenstände, die sie verzehrt, wohl einzig ist.

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron.

(Fortsetzung.)

Von der Platform begaben wir uns wieder auf den vorigen Pfad und gelangten bald an eine Treppe, die mehr in die Tiefe führte. Die Schlucht erweiterte sich nun allmählich, und gegen das Ende hin füllten sich die Wände zu beiden Seiten mit Geädern und Grotten an, deren Inneres nur kahle Wände bot, während die niedrigen Façaden mit Säulen, die meistens der corinthischen Ordnung angehören, geziert waren. Aus dieser Kluft, welche, so viel mir bekannt, noch von keinem Reisenden erwähnt worden ist, kamen wir auf das nordöstliche Ende eines weiten freien Platzes, welcher im Osten und Westen von hohen Sandsteinwänden eingeschlossen ist. Wir schritten über denselben in südwestlicher Richtung und fanden ihn an vielen Stellen mit Haufen behauener Steine, so wie mit den Ueberresten von Grundmauern bedeckt. Nach 20 Minuten näherten wir uns einem 6—8 Fuß tiefen, wasserleeren Wady, der von der östlichen Felsenkette her nach der Mitte des freien Platzes zu lief und sich dann gegen Süd dem Strombette des Musa zuwandte. Indem wir an dessen rechtem Rande, wo sich gleichfalls Trümmer von ehemaligen Häusern vorfanden, hinabgingen, hingen unsere Blicke voll Bewunderung an den großartigen Façaden mehrerer Monumente, die sich palastartig an der östlichen Felsenwand erhoben. Wie mächtig es uns auch nach ihnen hinüberzog, so verschoben wir doch ihre Besichtigung bis auf den anderen Tag, da wir vor allem unsere Zelte aufsuchen wollten. Wir folgten dem Laufe des Wady und erreichten bald das Strombett des Musa — der gen Westen läuft — an der Stelle, wo dessen linkes Ufer von dem Ausläufer einer von Süden her sich vorstreckenden Klippe begränzt wird. Hinter der westlichen Wand dieser Klippe, östlich von den Ruinen eines Triumphbogens, standen unsere Zelte, die wir von dem erhöhten rechten Ufer aus erblickten. An letzterem, noch mehr aber an dem linken Ufer, nach welchem wir nun hinüberschritten, zeigten sich zahlreiche Spuren früherer Wohnungen und wir mußten unseren Weg über Haufen behauener Steine, Säulentrümmer und niedergestürzte Grundmauern nehmen.

Um unsere Zelte hatten sich 30—40 bewaffnete Beduinen geschaart, unter denen sich auch mehrere von der Bande, die uns im Laufe des Nachmittags angehalten hatte, befanden. Sie vollführten einen gränzenlosen Lärm und bemächtigten sich eines Stücks unseres Gepäcks nach dem andern, angeblich um ihre Wißbegierde durch nähere Untersuchung zu befriedigen, und es gelang uns nur mit großer Anstrengung alles unter die Zelte zu bringen. Allein dadurch ward ihrer Neugierde und Zudringlichkeit kein Damm gesetzt, denn kaum hatten wir uns selbst unter das Zelt begeben, so pflanzten sie sich dicht vor dessen Thür auf, so daß ihnen nichts entgehen konnte, was wir vornahmen. Wir waren natürlich höchst entrüstet über dieses Benehmen und versuchten sie von der Thüre wegzubringen, doch blieben alle Bemühungen vergeblich, und wir sahen uns endlich genöthigt, die Zeltthüre zu schließen, obschon der Abend noch nicht herringebrochen war. Um die Zeit zu benützen, woll-

ten wir nach kurzem Aufenthalte unter dem Zelte noch einige Monumente besuchen, und waren eben im Begriff aufzubrechen, als der Schech der Bedun, angeblich ein Sohn des berüchtigten Abu Zeitun, sich anmelden ließ, um das von Schech Hussein für ihn ausbedungene Schutzgeld (Ghafe) in Empfang zu nehmen. In der Hoffnung nach Auszahlung des Geldes weiteren Belästigungen überhoben zu bleiben, beschieden wir ihn sofort in das Zelt und händigten ihm die bedungenen 200 P. ein, ohne jedoch seinem Gesuche um ein Extra-Bakschisch zu entsprechen. Er brachte gleichzeitig die Bedeckung, welche wir wegen Unsicherheit der Straße bis zum Fuße des Passes es-Sufah mitzunehmen genöthigt wären, zur Sprache und äußerte, daß 15—20 Mann eine angemessene Zahl seyn würden. Wir protestirten anfänglich gegen jede Begleitung, deren Nothwendigkeit er jedoch unter dem Vorgeben, daß er dem Pascha (?) für unsere Sicherheit verantwortlich sey, beharrlich behauptete. Schließlich erklärten wir, daß wir höchstens 10 Mann bezahlen würden, womit er einverstanden zu seyn schien und sich entfernte. Leider war darüber der Abend hereingebrochen und wir mußten von dem beabsichtigten Ausfluge abstehen.

Sonnabend, den 6 April. Wir verließen das Zelt zeitig und schlugen in Begleitung unseres Dragomans und mehrerer Bedun, die sich durchaus nicht zurückweisen ließen, zunächst den Weg nach den südöstlich gelegenen Monumenten ein. Wir gingen anfänglich auf die Grabmäler los, deren prachtvolle Façaden schon gestern bei unserer Ankunft unsere Blicke gefesselt hatten, und wandten uns dann rechts oder südlich in ein hinter diesen Monumenten sich öffnendes Thal, dessen Wände ungefähr 150 Fuß von einander entfernt und mit größeren und kleineren Gräbern angefüllt sind; der erste Gegenstand, welcher in diesem Thale unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war das rechter Hand gelegene, aus der Felsenmasse gehauene Theater. Der Durchmesser des Podiums beträgt nach Irby und Mangles 120 Fuß, und von demselben erheben sich in der dahinter liegenden Klippe 35 Bänke, zu welchen zwei Treppen führen; die Bänke sind ziemlich gut erhalten, und nur einzelne Stücke durch die Gewalt des Regens, welcher zu Zeiten von der Höhe der Felsenkette herab darüber hinwegströmt, ausgebrochen worden. Eine jede Reihe Sitze mag durchschnittlich mehr als 100 Zuschauer aufnehmen können, so daß das ganze Theater bequem gegen 3500 Personen fassen konnte. Die Scene war gemauert und ist jetzt mit Steinen und Kies bedeckt; nur die Ueberreste von alter Säulen finden sich bei den Enden der untersten Bank vor. Oberhalb der Bänke sind in der geglätteten Felsenwand eine Reihe kleiner Kammern angebracht, von denen man auf die Bühne schaut und die als Logen benützt worden seyn mögen. Von dem südlichen Ende der obersten Bänke hat man auf die wunderbaren Monumente Petra's eine umfassende Aussicht. Wohin sich auch das Auge lenkt, überall trifft es auf Grotten und Façaden von Gräbern, deren man von hier aus mindestens gegen 100 erblickt. Auch jene großartigen Grabmäler, die später genauer beschrieben werden sollen, sind sichtbar, jedoch nur theilweis, da sie oberhalb der dem Theater gegenüber befindlichen Klippe etwas weiter zurückliegen.

In den Felsenvorsprung linker Hand vom Theater sind Stufen eingehauen, die nach verschiedenen Grotten, so wie nach einem Fort führen. Während unsere Begleiter dieselben hinaufkletterten und auf den schroffen Klippen ihre Gewehre nach Rebhühnern abfeuerten, gingen wir thalabwärts weiter. Unterhalb des Theaters rücken die Wände näher zusammen, sie werden höher und sind ebenfalls mit unzähligen Gräbern angefüllt. Oft liegen zwei, sogar drei über einander, ohne daß sich dem Auge ein Weg zeigt, auf welchem man nach dem obersten gelangen könnte. Wir betraten das Innere mehrerer Gräber und fanden, daß dasselbe in ein Gemach mit Seitenkammern und Nischen, auch Aushöhlungen zur Aufnahme der Särge bestimmt, zerfällt. Die inneren Wände sind durchgängig ohne architektonische Ausschmückung, die Façaden dagegen auf so mannichfaltige Art verziert, daß in Bezug auf äußere Ausstattung kaum ein Grabmal dem andern völlig gleicht. Die gewöhnlichste Form der Façaden in diesem Theile des Thales ist die einer abgestumpften Pyramide mit einem oder zwei Pfeilern auf jeder Seite, und einem verzierten Portal in der Mitte; die Façade ist gewöhnlich höher und breiter als der innere Raum. Die Capitäler der Pfeiler und Säulen gehören theils der ionischen, theils der corinthischen oder attischen Ordnung an, und stehen entweder senkrecht oder in einer geringen Neigung zu einander. Wenn eben gesagt ist, daß kaum eine Verzierung sich an mehreren Gräbern wieder finde, so ist doch eine davon auszunehmen, welche der Architektur von Petra eigenthümlich zu seyn scheint, und sich in derselben Form über den Eingängen mehrerer Grabmäler vorfindet. Sie besteht aus zwei Reihen von Stufen in erhabener Arbeit, welche durch eine zwischen den obersten Stufen gezogene horizontale Linie verbunden sind und nach entgegengesetzten Richtungen auslaufen. Eine jede Reihe enthält zwischen vier und sechs Stufen. Manche Gräber haben keinen oder wenigstens keinen sichtbaren Eingang, nur zwei Pfeiler mit einem Gesims darüber, dagegen haben auch einige schmale Eingänge, die ohne Verzierung gelassen worden sind. Die Façaden sind fast durchgängig in erhabener Arbeit aus der Felsenwand gearbeitet, aber es fehlt auch nicht an Beispielen, daß Säulen, Giebel und Thorgewände, kurz die ganze Verzierung aus einzelnen Stücken bestehen, welche mit Nieten auf die glatte Felsenwand aufgesetzt sind. An manchen Stellen sind diese Verzierungen herabgefallen und nur die Nietenhaften geblieben. Der Styl aller dieser Gräber ist der römisch-griechische, zuweilen entspricht er auch dem ägyptischen. Außer den Gräbern finden sich an diesen Felsenwänden noch eine Anzahl Nischen, so wie einzelne Obelisken und Pyramiden vor, auch erblickt man hie und da Altäre, deren einer von zwei Palmen umgeben ist.

Wir waren zwischen diesen Klippen mehrere 100 Schritte hingegangen, als plötzlich die prächtige Façade der Khözneh in der westlichen Felsenwand uns in die Augen sprang. Keine Abbildung hatte uns auf dieses Kunstwerk vorbereitet, aber desto größer war auch der Eindruck, den seine Schönheit und romantische Lage auf uns hervorbrachte. Lange Zeit standen wir in seinem herrlichen Anblick verloren, ehe wir uns mit dem Gedanken vertraut machen konnten, daß dieß ein Werk vergangener Jahrhunderte sey, da seine Formen so unversehrt geblieben sind, als wenn es erst vor kurzem durch den Meißel des Künstlers geschaffen worden wäre. Die Araber nennen es el-Khözne „Schatz,“ da sie glauben, daß in einem so wunderbaren Werke der Schatz eines Königs verborgen liegen müsse; ich entsinne mich nicht, daß irgend etwas von dem, was wir im Nilthale gesehen haben, gleich beim ersten Anblick einen so gewaltigen Eindruck auf mich hervorgebracht hätte.

Die Façade ist ungefähr 100 Fuß hoch und zerfällt in zwei Stockwerke; das Hauptstück des untersten bildet der Porticus mit vier Säulen, welche mit corinthischen Capitälern geziert sind. Während das ganze Monument aus der weißen Felsenmasse herausgearbeitet ist, sind die beiden mittleren dieser Säulen aus je drei Stücken zusammengesetzt, und eine davon südwärts ist zusammengestürzt, ohne daß die dadurch entstandene Lücke den Gesammteindruck stört; die Höhe der Colonnade beträgt 50 Fuß, der Durchmesser der Säulen 3—4 Fuß. Auf den Säulen ruht ein Architrav mit einem Gesims in Gestalt eines stumpfwinklichen Dreiecks, dessen Spitzen mit Aufsätzen verziert sind. Das Feld des Gesimses, welches in der Mitte einen römischen Adler zeigt, ist mit Bildhauerwerk ausgefüllt und der Architrav mit Vasen geschmückt, deren Henkel durch Guirlanden mit einander verbunden sind. Zu jeder Seite der Colonnade ist ein Pfeiler, gleichfalls mit corinthischem Capitäl angebracht, auf welchem sich ein Giebel bis zu den Ecken des Gesimses erhebt. Auf jedem dieser Giebel steht, wenn wir recht erkannt haben, ein Löwe oder Leopard. In den Feldern zwischen den Pilastern und den äußeren Säulen des Porticus stellt sich in erhabener Arbeit eine Gruppe von einem Menschen und Centauren dar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahn von Panama ist begonnen: am 22 Februar, dem Geburtstag Washingtons, wurde eine Locomotive und ein Tender gelandet, zwei Tage später die ersten Schienen gelegt. Leider haben Hitze und Fieber den Arbeitsleuten arg zugesetzt. (Athen. 5 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 88. 12 April 1851.

Canton.[1]

... Am nächsten Morgen ging ich nach Canton hinauf in einem großen chinesischen Boot. Unser Landsmann, der Consul Burd, war in diesem Fahrzeug von Hongkong gekommen, um uns nützlich zu seyn während unsers Aufenthalts in Canton, einem Platz, mit dem er als alter China-Capitän gut bekannt war. Ein solches „Fast-Boat", das 14 bis 16 Mann Besatzung hat, ist ein großes, vorn spitzes, aber hinten breites, viereckiges Boot, in dessen Mitte ein geräumiges Ruff steht; außen läuft eine Galerie um dieses herum, welche Vor- und Hintertheil des Bootes verbindet. Im Ruff findet man vorn eine sehr geräumige Cajüte, und hinten eine kleinere, in welcher die Dienerschaft sich aufhält und wo Provisionen u. s. w. aufbewahrt werden. Das Hintertheil des Fahrzeugs ist für den Mann am Steuer, und außen auf der Hecke, die über das Wasser hinaushängt, steht eine Kabüse, die der Hauptsammelplatz für die unbeschäftigte Mannschaft ist. Hier ist also gerade das Gegentheil von dem, was auf europäischen Schiffen Brauch ist, wo die Cajüte hinten und Kabüse nebst Zubehör vorn ist. Aber dieß wird nicht das letztemal seyn solchen Gegensatz gegen alles Europäische hervorzuheben, sowohl in den materiellen Bedürfnissen des täglichen Lebens, als in Sitten und Gebräuchen, in den Begriffen von Höflichkeit und Gastfreiheit gegen andere, wie in Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten für sich selbst. Der Niedergang zur Cajüte war auf der Vorderseite des Ruffs. Hier befand sich eine kleine Galerie, wo man, wie auch von dem Ruff des Daches, die frische Luft genießen konnte, so wie die hübsche Aussicht. Auf jeder Seite der Hütte stand eine kleine Kanone, und zwischen diesen mehrere Kästen mit Steinen angefüllt, und vier große Haufen Bambusspieße. Alles für den Fall eines möglichen Ueberfalls durch Seeräuber. Die Spieße waren mit eisernen Spitzen versehen, und damit der Feind sie nicht zu fassen bekommen könnte, hatte man den vordersten Theil mit Seife gehörig eingeschmiert. Der vorderste Theil des Bootes war erhöht, und von hier wurden zum größten Theil die Segel gehandhabt. Das Fahrzeug hatte zwei Maste mit zwei schweren Winkelsegeln von Matten. Die Segel wurden von unten gereffet und mit vieler Mühe vermittelst eines Spills aufgehißt. Wollte ein Matrose nach oben, da ließ er sich an dem Tauwerk in die Höhe, Hände und Füße gebrauchend, dasselbe zu umfassen, indem er es zwischen seinen großen und dem zweiten Zehen gleiten ließ. Da wir auf der Tour von einem Regenschauer überfallen wurden, warfen die Matrosen sehr charakteristische Regenmäntel über sich, die aus nichts anderem als einem dicken Grasgeflecht bestanden.

Ich habe dieses Fahrzeug so genau besprochen, weil damit so ziemlich alle ihre Fahrzeuge beschrieben sind, immer mit gehöriger Berücksichtigung ihrer Größe. Selbst die kleinen Eierboote (so genannt, weil ihre Form wirklich ganz genau einem der Länge nach durchschnittenen Ei gleicht, die wir schon auf Macao gesehen hatten, und die zur Beförderung von einem Punkt zum andern auf dem Flusse in der Nähe der Stadt dienen) haben ihre kleinen Cajüten, wovon die vorderste mit ihren hübschen Matten auf dem Fußboden und den schneeweißen Bänken zum Aufenthalt für die Passagiere dienen, die hinterste die tägliche Wohnung der im Boote wohnenden Familie ist. Hinten steht dann die alte Matrone, das älteste Mitglied der Familie, und handhabt das große Ruder, das statt des Steuers dient; vorn, ganz auf der Spitze des Bootes, sitzt die jüngste, fast immer ein schönes, junges Mädchen; sie führt zwei Ruder und zwar mit zwei kräftigen, aber keineswegs ungraciösen Armen, während sie ihre schwarzen schielenden Augen scharfe, stechende Strahlen aussenden läßt, und ihre kleinen nackten, wohlgeformten Füße[1] und runden, eben so wohl geformten Beine weit hinaus ins Boot streckt: alles dieses um die möglichst große Bresche in das Herz der Passagiere zu schießen, in der Hoffnung, daß Geldbeutel und Herz in einander laufen sollen. In allen diesen Fahrzeugen findet sich an der Stelle, welche die vordere Cajüte von der hintern scheidet, ein Schrank an jeder Seite der Thür, wovon das eine für Porcellan und anderes Hausgeräth, das andere einen kleinen Götzentempel enthält, der zur Hausandacht dient, und will man diesen öffnen, so findet man ihn stets mit einigen halb niedergebrannten Räucherkerzen versehen, mit denen die alte Matrone ihre Gebete begleitet hat. Wirft man aber einen Blick durch die Thür, die zu der hintersten Cajüte führt, da sieht man oft drei, vier, fünf kleine Chinesenkinder auf der Fußmatte umherkriechen, mit einem dünnen Hemde als einzige Bekleidung, mit einem aber oft mehrern angehenden Zöpfen auf dem sonst kahlen Kopf. Die ganz kleinen haben eine kleine Tonne auf dem

---

[1] Aus dem nächstens in deutscher Bearbeitung von W. v. Rosen erscheinenden Bericht über die Weltumsegelungs-Expedition der dänischen Corvette Galathea in den Jahren 1845–47, unter dem Commandeur Steen-Bille.

[1] Man verwechsele nicht diese kleinen chinesischen Füße, die so aussehen, wie der liebe Gott sie geschaffen hat, mit denen welche die Chinesen sich selbst schaffen, indem sie sie in einen Schnürleib einzwängen. Von diesen wird an einer andern Stelle die Rede seyn. Hier will ich nur so viel bemerkt haben, daß die chinesischen Frauenzimmer um so mehr Unrecht haben, diese Sitte zu befolgen, da sie von der Natur in dieser Beziehung sehr begünstigt zu seyn scheinen.

Rücken, um oben zu bleiben, wenn sie ins Wasser fallen sollten, und zwischen den Schultern der Mutter hängt oft das Kleinste in ein Taschentuch eingeknüpft, damit sie die Arme frei hat, um ihr Ruder zu steuern, eine Arbeit, die oft sehr beschwerlich fällt, namentlich bei der Stadt Canton selbst, aber die sie stets mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit und Leichtigkeit ausführt.

Auf der ganzen Fahrt von Wampoa nach Canton begegnet man Myriaden von Fahrzeugen, großen und kleinen, oft bis an die Mitte des Mastes hinauf mit Holz beladen, oder mit Baumwollwaaren, Kisten und Kasten, Gemüse und lebendigem Vieh. Sie treiben mit dem Strom, sie segeln gegen denselben, sie durchkreuzen sich einander den Cours hunderte Male in der Stunde; stets wissen sie einander auszuweichen, selten aber nie hört man von Unglücksfällen. Sowohl auf dieser meiner ersten Tour auf dem Cantonfluß, wie später, mochten da Fahrzeuge nur von Männern oder Frauenzimmern bedient werden, stets mußte ich die Tüchtigkeit bewundern, womit sie die Strömung berechneten, und die Behendigkeit, einander auszuweichen. Ich sehe die Bootsleute auf dem Cantonfluß als in ihrem Fach zu den tüchtigsten auf der Welt gehärend an.

Es würde eine ebenso vergebliche, als ermüdende und weitläufige Arbeit seyn, alles zu beschreiben was wir auf dieser vier Meilen langen Fahrt den Cantonfluß hinauf sahen. Der Hauptcharakter der Küste auf dem linken Ufer ist stets der nämliche: niedrig, flach, sehr gut angebaut und stark bevölkert. Orange- und Bananabäume bilden den Vordergrund zu den Reis- und Zuckerfeldern, während sich in dem entfernten Hintergrund hohe Berge erheben. Das eine Dorf löst das andere ab, und je näher man Canton kömmt, desto dichter rücken sie zusammen, so daß sie zuletzt eine lange Fortsetzung bilden, die dann zu Cantons Vorstadt gegen Osten wird. Auf dem rechten Ufer hat man erst die Insel Wampoa mit der Stadt gleiches Namens. Hier steht ein Pagodenthurm, der acht Stockwerke hoch ist, und so alt seyn soll, daß Niemand seinen Ursprung kennt. Weiterhin passirt man noch mehrere dieser obeliskförmigen Thürme. Nicht eine einzige chinesische Dschonke entdeckt man zwischen dem Wald von Masten, der sich längs der Insel Wampoa erstreckt, da hingegen fällt das Auge gleich auf zwei kleine abgetakelte, grasgrüne Fahrzeuge, die nämlich mit Fleiß so kenntlich gemacht sind unter ihren viel größeren Cameraden; das eine ist ein Doctor-, das andere ein Proviantschiff. In dem ersten hat ein englischer Arzt seinen Wohnsitz genommen, um zur Disposition der vielen europäischen Schiffe zu seyn, die auf der Rhede von Wampoa liegen, und die einen zu weiten Weg haben würden, um ärztliche Hülfe aus Canton zu holen. Das Proviantschiff ist ein Depot, sowohl für gesalzene als für frische Provisionen, wo die Schiffe sich versorgen können, und so den langen und oft gefahrvollen Weg für ihre Fahrzeuge sparen.

(Fortsetzung folgt.)

Californische Skizzen.

2. Gerichtsscenen.

(Schluß.)

Der Richter hatte indessen einen reinen Bogen Papier hergenommen, und schrieb jetzt sehr emsig die Anklage des Deutschen nieder, die er diesem dann gar nicht erst weiter zeigte, sondern sich damit, als er sie beendet, gleich unmittelbar an den Verklagten — durch den Dolmetscher natürlich — wandte.

Der Mexicaner, der übrigens mehr Englisch verstehen mochte, als er zu zeigen für räthlich hielt, hatte der vorstehenden Schwurscene sehr aufmerksam zugeschaut, und ein leises verstohlenes Lächeln spielte dabei um seine Mundwinkel, das sich auch kaum verlor, während der Richter dem Dolmetscher die Klage auf englisch vorlas. Er wußte recht gut, daß seine Sache, ging sie den gewöhnlichen Gang Rechtens, noch lange nicht verloren zu seyn brauchte, war aber freilich nicht auf das gleich folgende summarische Verfahren vorbereitet.

Als der Dolmetscher alles angehört hatte, wandte er sich, die Augen dabei fest auf das Blatt Papier gerichtet, gegen den Verklagten, der jetzt seinerseits ebenfalls mit der ernsthaftesten Miene und größten Aufmerksamkeit dasaß, und übersetzte ihm lesend, wessen er beschuldigt sey, und ob er die Wahrheit der Sache zugestehe.

Der Mexicaner sah hierauf erst ein paar Secunden, wie in tiefem Nachdenken, still vor sich nieder, und erwiederte dann in der eigenen singenden Weise der Spanier:

„Si, Señor, ich habe die Maulthiere von dem Manne mit den Waaren bekommen, und die Waaren an der bestimmten Stelle abgeliefert, ist dem nicht so?"

Die Frage wurde dem Kläger gestellt, und dieser bejahte sie, fügte aber hinzu, „daß er wegen der Waare nicht geklagt habe, sondern nur wegen der zurückgehaltenen Thiere."

Der Deutsche hatte diese Antwort ebenfalls in Spanisch gesprochen, und Don Jose wollte gerade darauf erwiedern, als ihn der Richter unterbrach:

„Stop" sagte er, „ich möchte auch gern wissen, was Ihr da zusammen verhandelt, God damn it, Ihr verlangt doch nicht, daß ich Euer verwünschtes Espagnole auch noch verstehen soll, Patrick, wie war die Geschichte?"

Patrick übersetzte dem Richter das was beide Parteien gesagt, und dieser frug dann weiter:

„Aber wo sind jetzt die Maulthiere? Habt Ihr die auch nachher ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben, oder was ist mit ihnen geschehen?"

Der Mexicaner ließ sich die Frage erst übersetzen, dann sagte er achselzuckend:

„Quien sabe? — als ich nach Stockton zurückkam, war der Mann noch immer nicht zurück, ich mußte die Thiere einem andern zur Aufsicht übergeben, was ich aus meiner eigenen Tasche bezahlt habe, der wurde aber krank, und Amerikaner oder meine eigenen Landsleute haben die Maulthiere indessen gestohlen. Mein Bruder ist aber nach, und wenn er sie wieder findet, soll der Mann ebenfalls keinen Schaden leiden."

Patrick übersetzte das und der Richter frug hierauf schnell:

„Also er läugnet nicht, daß sie, während sie ihm übergeben waren, abhanden gekommen sind."

„No, no, es verdad", sagte Jose, „pero...."

„Well, well, all eight", unterbrach ihn der Richter, und als er sah, daß der Mexicaner noch Einwendungen machen wollte, sagte er zu Patrick: „stop him, Pat', laß ihn mich nicht weiter unterbrechen, ich weiß jetzt alles was ich wissen will. Kadisch, wie viel Maulthiere waren es, sagt Ihr, daß Ihr ihm übergeben habt."

„Vierzehn, Sir, mit Packsätteln."

„Jenkins, was sind Maulthiere wohl jetzt durchschnittlich werth, der Sattel macht da weiter keinen großen Unterschied."

Der Sheriff besann sich eine kleine Weile, und sagte dann, sich das Kinn streichend:

„Hm, ich weiß nicht genau, ich denke so etwa von 80 bis 90 Dollar durchschnittlich, vielleicht mehr."

„Nun gut, wir wollen durchschnittlich 90 Dollars annehmen, seyd Ihr damit zufrieden, Kadisch?“ Dieser bejahte es, etwas verdutzt, und der Richter fuhr fort: „Das sind also vierzehnmal neunzig, viermal neun ist sechsunddreißig, einmal neun ist neun und drei sind zwölf — gerade 1260 Dollar — außerdem für die Court 50, und für Warrant und Verhör 50 D., macht 1360, für Sheriff 50, sind 1410 — und dann — ja so Patrick, wie viel bekommt Ihr für Euer Dolmetschen?“

„Ih nun, ich weiß nicht“, sagte Patrick etwas verlegen, „ich denke etwa zwei Unzen.“

„Ah was, sagt drei“, meinte der Richter mit etwas leiserer Stimme und einem vertrauten Nicken des rechten Augenlieds.

„Oh, meinetwegen auch drei, schmunzelte Patrick, und der Mann des Gesetzes nahm seine Rechnung wieder auf:

„Also 1410, und 50 D. für Dolmetschen, sind gerade zusammen 1460 D., Patrick, sagt einmal dem Jose Tansuras oder Tonsuras, wie er heißt, daß ihn die Court zu 1460 Dollars Strafe verurtheilt hat, und zwar 1260 für den Kläger, 100 für Courtgebühren, 50 für Sheriff und 50 für Dolmetschen — 1660 zusammen.“

„1460“ erinnerte Patrick.

„1460? — ja das ist recht, 1460 — nun es kommt auf eine Kleinigkeit nicht an. Die Summe ist übrigens in Zeit von drei Stunden zu entrichten.“

Jose war leichenblaß geworden, und konnte kaum die Zeit abwarten, daß ihm der Spruch übersetzt war, als er aufstand und dagegen protestiren wollte, Judge Reynolds war aber nicht der Mann, der sich in einem einmal gethanenen Spruch irre machen ließ.

„Patrick“, rief er diesem zu, „sagt dem Mann einmal, daß er, wenn ihm sein Geldbeutel lieb ist, sein Maul halten soll; herunter disputiren kann er gar nichts mehr, nur nach hinauf, und ich glaube kaum daß ihm daran viel gelegen ist. Macht ihm übrigens auch noch nebenbei bemerklich, daß der Sheriff seine sämmtlichen Maulthiere hinter dem Hause hat — wie Sheriff?“ — Dieser nickte bejahend, und der Richter fuhr fort, „und daß die, wenn das Geld nicht in drei Stunden hier ist, heut Nachmittag vom Sheriff verkauft werden — verstanden? wer nachher dabei zu kurz kommt, wird Jose schon wissen — ein Nicken ist gerade so gut wie ein Wink für ein blind Pferd.“

Jose erbat sich jetzt in letzter Verzweiflung, denn er sah wohl, daß er hier vollständig in der Falle saß, bis in acht Tagen wenigstens die Mehrzahl der Maulthiere wieder an Ort und Stelle zu liefern. Judge Reynolds sagte aber nur kurz zu Patrick:

„Habt Ihr dem Mann alles ordentlich verspanischt, was er wissen soll?“

„Alles, your honor.“

„All right then, in drei Stunden die landesübliche Münzsorte oder — Auction — und damit stand er auf, machte eine graziöse Bewegung mit der Hand gegen Kläger und Verklagten, und sagte: „die Court ist aufgehoben. Jenkins, kommen Sie, wir wollen einmal gegenüber gehen und einen nehmen, ich bin ganz trocken im Halse geworden.“

Drei Stunden später stand Jose Tansuras mit vollem Geldbeutel und betrübtem Gesicht am Tische des Richters und zahlte diesem die ihm auferlegte Summe; er wußte recht gut, daß ihm weiter gar kein Mittel blieb, der Richter hätte ihm das letzte Maulthier aus der Fenz verauctioniren lassen, und Maulthiere hatten gerade in dem Augenblick keinen besonders guten Preis. Judge Reynolds strich aber, jetzt ohne Dolmetscher, das Geld mit sehr wohlgefälligem Antlitz ein und sagte, als der Spanier etwas niedergeschlagen Abschied nahm, indem er das Geld in seinen Tischkasten einschloß, das einzige spanische Wort, was er wahrscheinlich wußte, „Mucho gracias.“ (Muchas gracias!)

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron

(Fortsetzung.)

Das zweite Stockwerk scheidet sich in drei Abtheilungen, wovon sich das mittelste in Form eines Tempels erhebt; der innere Raum dieses Tempels wird von einer starken Säule ausgefüllt, welche in gleichen Zwischenräumen vier Säulen mit korinthischen Capitälern umschließen, über welche sich eine mit einem Capitäl gezierte Kuppel wölbt, auf welcher eine Urne angebracht ist; diese Urne trägt die Spuren von Flintenkugeln, welche die Beduinen in der Hoffnung, sie zu zerstören und den vermeintlichen Schatz darin zu finden, danach abgeschossen haben. In den vier Feldern zwischen den Säulen stehen auf Podien kolossale weibliche Figuren, die im Centrum die Hauptfigur, doch sind ihre Attribute zu sehr verstümmelt, als daß man erkennen könnte, welche Gottheit sie darstellen soll. In den beiden Feldern an der Wand, zwischen dem Tempel und den Seitenabtheilungen, erblickt man weibliche Statuen mit ausgebreiteten Flügeln. Eine jede Seitenabtheilung ist an der Front mit zwei Pilastern geziert, zwischen denen man, ebenfalls in erhabener Arbeit, eine Statue erblickt, welche mit einer Toga bekleidet ist, den Oberkörper mit dem Schilde deckt und über das Haupt die geschwungene Streitaxt hält. Die halben Gesimse dieser Seitenabtheilungen sind mit römischen Adlern geziert.

Dem prachtvollen Aeußern entspricht das Innere nicht. Man betritt zuerst einen transversen Corridor, an dessen nördlicher und südlicher Seite sich Eingänge zu kleinen Gemächern finden, deren Decke und Wände ganz kahl sind und jeder Verzierung entbehren; dagegen sind die Eingänge mit Pfeilern und Simsen reich ausgestattet, auch ist mehrere Fuß hoch über den Simsen eine runde Oeffnung mit Verzierungen angebracht. Beide Gemächer sind sich an Umfang und Einrichtung vollständig gleich, und nur in dem Gemache rechter Hand findet sich noch in der nordöstlichen Ecke eine schmale Aushöhlung des Bodens vor. Von dem Corridor führen vier breite Stufen nach dem Hauptgemache, dessen imposantes Portal mit Bildhauerwerk aller Art in edlem Style verziert ist. Dieser Saal, in welchem nicht die geringste Verzierung angebracht ist, mag gegen 60—70 Fuß hoch seyn. Zu beiden Seiten desselben liegen kleine Gemächer, und in der Mitte der hinteren Wand öffnete sich ein Eingang zu einem dem Adytum der ägyptischen Tempel ähnlichen Raume.

Wir verließen nun die Khözne und wandten uns der Schlucht zu, welche sich ihr gegenüber in der östlichen Felsenwand öffnet und es-Sik genannt wird; diese ist so schmal, daß kaum zwei Reiter neben einander passiren können, und windet sich in der Richtung von West nach Ost in beständigen Krümmungen zwischen erhabenen Felsenwänden dahin, die in wechselnder Höhe von 100, 150 und 200 Fuß aufsteigen, und an manchen Stellen so übereinander hängen, daß nur spärliches Licht auf den Grund herabfällt. Als wir diese großartig wilde Schlucht betraten, waren die äußersten Spitzen der Klippen von der Morgensonne prächtig geröthet und dieser glänzende Schimmer bildete einen wirksamen Contrast zu dem ewigen Schatten, welcher sich über die ganze Schlucht gelagert hat. Der Grund, welcher, wie die noch vorhandenen Spuren beweisen, einst gepflastert war, ist jetzt mit Triebsand und großen Felsenblöcken angefüllt, zwischen welchen der Bach Musa über den ganzen Weg seinen Lauf nimmt, ein Dickicht von Tamarisken, Feigenbäumen und Oleanderbüschen, die in voller Blüthe standen, reichlich bewässernd. Aber nicht bloß im vom Strome durchwühlten Grunde, auch auf den Felsenvorsprüngen haben diese Bäume Wurzel gefaßt, und mildern den düstern Anstrich der starren Wände im Verein mit grünen Schlingpflan-

zen, welche in langen Gehängen aus den Spalten der Klippen hervorwachsen. Auch an diesen Wänden, welche aus rothem Sandstein bestehen und hie und da durch Klüfte, welche von den Seiten her in das Sik einlaufen, zertrennt sind, nimmt man die schaffende Hand des Künstlers wahr, denn überall sind Nischen, Altäre, Tafeln zu Inschriften bestimmt, Obelisken und Pyramiden ausgehauen, und zwar mitunter in einer Höhe, daß sie mit unbewaffnetem Auge kaum zu entdecken sind.

Wir mochten ungefähr 30 Minuten in dem Sik vorwärts gegangen seyn, als uns ein Brückenbogen in die Augen fiel, der sich in einer Höhe von beiläufig 100 Fuß von einer Klippe zur andern zog und vollständig dem Bogen glich, den wir gestern in der Schlucht el-Kis gesehen hatten. Unter dem Bogen, dessen Zweck dem Beschauer räthselhaft bleibt, sind in beide Wände Nischen ausgehauen, die mit Pfeilern eingefaßt sind und vielleicht zur Aufnahme von Statuen bestimmt waren. An dieser Stelle bemerkten wir auch die Ueberreste eines am Fuße der linken Felsenwand ausgehauenen Canals, welcher weiter oben in der Richtung, von welcher wir kamen, nach der rechten Felsenwand übergeht. Fünfzig Schritte oberhalb des Bogens öffnete sich das Sik. Wir setzten über den Bach, der hier sehr schmal war, gingen, indem wir uns allmählich nordwärts wendeten, an dessen rechtem Rande hin und befanden uns nach 8 Minuten, nachdem wir an einer Masse kleinerer Gräber vorübergekommen waren, zwei aus der westlichen Wand herausgearbeiteten, über einanderliegenden Gräbern gegenüber. Die weiße Façade des unteren ist von niedriger Proportion und mit sechs jonischen Säulen geschmückt, zwischen denen sich drei Eingänge öffnen; das obere Grabmal, dessen Centrum mit dem des unteren nicht correspondirt, ist mit einer niedrigen Thüre versehen, über welcher in einem Einsprunge vier schlanke Pyramiden ausgehauen sind, die zwar beim ersten Blick eine überraschende Wirkung hervorbringen, jedoch mit der übrigen Ausführung der Façade in keiner Uebereinstimmung stehen. Diesen Grabmälern gegenüber befindet sich eine Grotte mit einer griechischen Inschrift, die jedoch ziemlich verwischt ist. Das Thal weiter hinauf liegen linker Hand drei eigenthümliche Gräber; sie sind in Felsenmassen ausgehöhlt, welche man von der dahinter liegenden Felsenkette losgetrennt hat, so daß zwischen ihnen und der Felsenwand ein Zwischenraum von 5—6 Fuß Breite entstanden ist. Da sich an diese Gräber in einiger Entfernung diejenigen anschlossen, welche wir bereits gestern bei unserer Ankunft besichtigt hatten, so kehrten wir längs einer, zu Bewässerung eines schmalen Strichs bebauten Landes von den Beduinen oberhalb des rechten Ufers des Baches angelegten Wasserleitung nach dem Sik zurück. Als wir dessen Ende erreichten, drang allmählich helleres Licht durch die schmale Oeffnung, und wir bekamen von der Khözne zuerst nur eine der Statuen mit ausgebreiteten Flügeln zu Gesicht, welche hoch in der Luft zu schweben schien. Mit jedem Schritt wurden nun Säulen, Statuen und prächtige Simse sichtbar, und endlich entfaltete sich das ganze durch den Reflex der benachbarten röthlichen Klippen mit einem blaßrothen Colorit überzogene Monument — ein Effect, der nicht zu schildern ist. Jedem Reisenden ist zu rathen, seinen Einzug durch das Sik zu halten, damit er von da aus den ersten Blick auf die Khözne werfen kann.

Vor derselben stehen eine Anzahl hoher Oleanderbüsche und links davon zeigt sich in einem Felsenvorsprunge eine Treppe, welche nach einigen auf der Höhe der Klippe befindlichen Monumenten führen soll. Wir begaben uns jedoch thalaufwärts nach den großen Grabmälern in der östlichen Klippe oberhalb des Theaters.

Das erste davon, rechts am Wege, ist ein Werk von unermeßlicher Arbeit, da tief in die abschüssige Felsenwand hineingearbeitet werden mußte, um die entsprechende Fläche für die beabsichtigte Höhe der Façade zu gewinnen; dieselbe ist gegen 150 Fuß hoch und scheint eine verfehlte Nachahmung des Porticus der Khözne zu seyn. Vier aus dem Felsen herausgearbeitete und mit der Wand verbundene dorische Säulen tragen Fries und Gesims, auf welchem letzteren sich eine große Urne erhebt, die der auf der Khözne vollständig gleicht. Der Eingang, welcher sich zwischen den mittleren Säulen befindet, ist schmal und ohne alle Verzierung. Ueber demselben erblickt man eine Fensteröffnung und etwas höher sind in den Feldern zwischen den Säulen drei dergleichen, sämmtlich in Gestalt eines länglichen Vierecks angebracht. Das Innere besteht aus einem Gemach von 80 Fuß ins Gevierte, mit drei Nischen in Form eines Quadrats in der hinteren Wand. Wände und Decke entbehren jeder architektonischen Verzierung, doch hat die Decke durch das Eindringen des Regens eine so eigenthümliche Färbung erhalten, daß sie mit bunt gemustertem Stoffe überzogen zu seyn scheint. Vor dem Mausoleum liegt ein freier, jetzt mit Rasen überzogener Platz, der von einem Unterbau mit verschiedenen Bögen, die theilweis zerfallen sind, getragen wird. Zu beiden Seiten dieser Area sind von der Façade aus Colonnaden errichtet, eine jede ursprünglich mit sechs Säulen, wovon links eine, rechts fünf erhalten sind.

Neben diesem Grabmal erhebt sich ein anderes mit zwei Stockwerken, wovon das obere eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit dem der Khözne hat; denn es besteht ebenfalls aus drei Abtheilungen, die jedoch hinsichtlich des Styls und der Ausstattung weit hinter der Khözne zurückstehen. Das untere Stockwerk ist mit sechs Säulen mit corinthischen Capitälen und zwei Pilastern geziert. Drei Eingänge führten zu ebenso viel von einander getrennten Gemächern; durch das theilweis zerstörte Thor im Centrum gelangt man in ein 66 Fuß ins Gevierte fassendes Gemach ohne jede Verzierung, an dessen hinterer Wand sich drei Kammern öffnen, während an der rechten Seite drei an Umfang verschiedene Gemächer liegen; die beiden übrigen Thore liegen links oder nordwärts vom Centrum, und führen ein jedes zu Kammern, welche kleiner als das Hauptgemach sind und keine Nebengrotten haben. Das ganze Monument, dessen Höhe 80—100 Fuß betragen mag, ist mit Moos und Schlingpflanzen überzogen, und Brombeersträuche gedeihen darauf in üppiger Fülle.

In gleicher Linie mit den beiden vorhergehenden befindet sich noch ein drittes Grabmal mit drei Stockwerken, dessen niedrigstes vier Portale hat, wovon die beiden mittleren und die beiden äußeren hinsichtlich der Simse und Säulen, welche der jonischen Ordnung angehören, correspondiren. Die Felder zwischen den Portalen, ausgenommen das ziemlich schmale zwischen den mittleren, sind, so wie die Ecken der Façade selbst, mit Pilastern geziert. Das zweite Stockwerk bildet eine Reihe von 18 jonischen Säulen, welche mit der Façade verbunden sind und zwischen welchen man mehrere Fensteröffnungen erblickt. Von einer gleichen Reihe Säulen wurde auch das dritte Stockwerk gebildet, da jedoch hier der Felsen nicht ausreichte, so mußte ein Theil gemauert werden, welcher jetzt herabgefallen ist, so daß nur 8—9 Säulen übrig geblieben sind. Die vier Portale bilden die Eingänge zu ebenso viel Gemächern, welche in keiner Verbindung mit einander stehen und augenscheinlich zu Gräbern benützt worden sind. An denselben finden sich auch einige Spuren von architektonischen Verzierungen vor. Trotz des mangelhaften Styles bringt diese Façade, besonders von weitem aus gesehen, wo die Säulen der einzelnen Reihen in eine große Linie zusammenlaufen, einen mächtigen Eindruck hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Kautschuk liefernde Pflanzen. Ein Hr. Brockedon zählt in einem vor der Roy. Instit. am 21 März verlesenen Abhandlung „über einige besondere Eigenschaften des Kautschuks und dessen Verwendungen" nachfolgende Bäume als diejenigen auf, welche dessen am meisten liefern, nämlich Siphonia caoutchouc, Urceola elastica und Ficus elastica. Der erstere Baum erstreckt sich über einen ungeheuren District in Centralamerika, und das aus diesem Baum gewonnene Kautschuk taugt am besten für die Manufacturen. Die Ficus elastica ist in Assam über mehr als 10,000 Quadratmeilen in Menge verbreitet. Die Urceola elastica, welche das Gintawan der Malayen erzeugt, ist auf den Inseln des indischen Archipels reichlich vorhanden. Man beschreibt sie als eine Kriechpflanze von so raschem Wachsthum, daß sie in fünf Jahren 200 Fuß lang und über 20 bis 30 Zoll im Umkreis wird. Diese Pflanze kann ohne Nachtheile in Einer Saftzeit durch Anzapfen 50—60 Pfd. Kautschuk liefern, während der Baum, der das Gutta Percha liefert, bis zu seiner vollen Größe 80—120 Jahre braucht und dann gefällt werden muß. (Athen. 5 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 89. 14 April 1851.

Californische Skizzen.

(Von Fr. Gerstäcker.)

3. Michel in den Minen.

Am Macalome waren reiche Goldlager entdeckt, und der Fluß nicht allein, sondern auch die benachbarten Abhänge lieferten die beste Ausbeute. Der Zufall muß aber bei solchen Sachen fast stets die Hand bieten, und wer ist es denn, dessen er sich bedient, seinen Zweck zu erreichen? — Die Liederlichsten die er gerade in der Nachbarschaft finden kann, ordentlich als ob er wisse, daß ihm die Subjecte doch nicht verloren gehen, sondern seine Gaben in möglichst kurzer Zeit durchbringen und ihm dann nach wie vor wieder zu Diensten stehen.

So wurde der ergiebigste Gulch am ganzen Macalome, der sogenannten Steep oder steile Gulch auf folgende Art entdeckt.

Ein Sohn der grünen Insel, des „glücklichen Irland“, hatte den Tag über besonderes Glück gehabt, und war an dem nämlichen Abend natürlich emsig bemüht, seine Casse wieder durch eine außergewöhnlich große Anzahl von heißem „Whiskey Toddy“ auf den alten Fuß zu bringen; während ihm das aber vollkommen gelang, brachte er sich selber von den Füßen, und er behielt nur noch, bis Mitternacht etwa, eben so viel Besinnung, zu wissen, daß er dort, wo er sich gerade befand, nicht zu Hause sey, und es ungefähr Zeit seyn möchte an den Heimweg zu denken. Gesagt, gethan, er brach wirklich auf, war es aber seine Absicht gewesen, sein Bett aufzusuchen, so verfehlte er diese total, denn er schlug auch gleich vom Schenkzelt aus eine andere Richtung ein und taumelte gerade in den Wald hinein.

Der Wirth sah allerdings, wie er seine Schwelle verließ, daß der Mann auf diese Art nie zu Hause finden würde, da er aber kein besonderes Interesse dabei hatte, wo jener die Nacht zubrachte, ließ er ihn ruhig gehen, völlig zufrieden, daß er ihn jetzt nur aus seinem eigenen Zelt los war, und band dieses zu.

Patrick taumelte indessen in aller Seelenruhe und Sicherheit gerade auf den, gar nicht sehr entfernten, „steilen Gulch“ zu und machte es auch wirklich möglich an einer der schroffsten Stellen auszugleiten und hinunter zu stürzen. Daß er unten glücklich gelandet war, erfuhr er aber erst am nächsten Morgen, denn die Wahrscheinlichkeit ist da, daß er schon unterwegs einschlief, und auch nicht eher wieder erwachte, bis die Sonne, was etwa um 10 Uhr geschieht, in den Gulch hinein schien. Die warmen Strahlen brachten ihn endlich wieder zu sich, und da ihm, begreiflicher Weise, alle Glieder am Leib wie zerschlagen waren, und der Kopf auch noch mehr als gewöhnlich summte, verharrte er noch in seiner Stellung, und überlegte sich nun, wo und in welcher Gegend er wohl ungefähr seyn könnte. Welche Richtung er gestern Abend genommen und wie weit er ungefähr gewandert seyn könnte, davon hatte er keine Idee, und das einzige was ihn beunruhigte, war, ob er wohl nicht zu weit von dem nächsten Trinkzelt entfernt wäre, denn die Kehle schien ihm, der jetzt so lange trocken gelegen, wie förmlich ausgedörrt.

Doch das zu untersuchen blieb ihm noch später Zeit, jetzt mußte er erst vor allen Dingen seinen müden Gliedern noch etwas Ruhe gönnen, und stier und gedankenlos schaute er, während er sich in der immer wärmer heraufsteigenden Sonne streckte und dehnte, die steilen lehmigen Wände an, die schroff und eng zur rechten und linken von ihm wohl 20 Fuß emporstiegen, und oben von kleinen Rothholzbüschen und ein paar einzelnen Eichen überragt wurden.

Aus langer Weile fing er endlich mit seinem Messer, das alle Goldwäscher in einer Scheide gewöhnlich am Gürtel tragen, an der trocken Erde die er gerade, ohne sich emporzurichten, erreichen konnte, an zu bröckeln und loszustoßen, und hatte sich auf diese Art etwa ein 4 bis 5 Zoll tiefes Loch ausgegraben, als ihm von dort aus etwas Glänzendes entgegen funkelte.

„Gold bei Jäsus!“ rief er, plötzlich wieder munter und belebt, und arbeitete sich da in aller Gemüthsruhe ein Stück von etwa vier Unzen heraus.

Jetzt vollkommen nüchtern wußte er recht gut seinen Fund zu benutzen, hielt den Platz so heimlich als möglich, sagte keinem was er verdiente und schlug sich in kurzer Zeit hier zwischen fünf und sechs Tausend Dollar heraus, mit denen er nach San Francisco ging, jeden Cent verspielte, und dann wieder zurück in die Minen kam, wo indessen sein guter Platz auch von andern aufgefunden und schon vollkommen ausgearbeitet war.

Doch das hier Mitgetheilte ist eigentlich nicht das, was ich dem Leser erzählen wollte, und soll auch nur gewissermaßen zeigen, wie das, was Einer an einem Ort gefunden, gar noch nicht Andere berechtigt zu glauben, sie würden auch etwas antreffen.

In ganz derselben Gegend hatten drei Deutsche Woche aus und Woche ein gegraben und gesucht, und kaum ihren Lebensunterhalt gemacht. Ihre Kleider waren dabei abgerissen und sie besaßen nicht einmal die Mittel sich neue zu kaufen. Borgen wollten sie auch nicht — es war auch sehr die Frage, wie und wann sie es wieder bezahlen konnten, und zum Betrügen waren sie zu ehrlich. Da kam ihnen denn das Anerbieten bei einer amerikanischen Compagnie, die mit mehreren Quecksilbermaschinen wusch, ganz regelmäßig Arbeit zu nehmen für 5 Dollars den Tag; wenn sie sparsam lebten, konnten sie mit acht oder neun Dollars

die Woche ihre Kost bezahlen, und behielten dann noch immer eine ganz hübsche Summe übrig.

Einer von ihnen sprach etwas englisch und sollte die Sache für sie ausmachen, aber als unerläßliche Bedingung wurde aufgegeben einen Contract zwischen beiden Parteien festzustellen, „denn etwas Schriftliches“, wie sie sich ausdrückten, mußten sie unter jeder Bedingung haben — es mußte wenigstens da seyn. Vergebens stellten ihnen andere Deutsche, die mit dem Land schon besser bekannt waren, vor, daß ihnen das wenig oder gar nichts helfen würde. Verdient die Quecksilbermaschine Geld, so war schon ihr Taglohn auch sicher genug — und die Stelle wo sie stand, hatte sich bis jetzt als sehr ergiebig gezeigt, und machte die Gesellschaft bankerott, so half ihnen auch ihr Papier gar nichts. Sie ließen es sich aber nicht ausreden — der alte Zopf hing ihnen noch zu sehr hinten, und sie hätten am allerliebsten einen deutschen Ur-Actuar hier gehabt, der ihnen eine rechte polizeiübliche Schrift im alten lieben Kanzleistyl aufgesetzt hätte.

Da dieß nun leider hier nicht stattfinden konnte, und sie selbst des Englischen nicht genug mächtig waren es zu schreiben, gingen sie zu dem Amerikaner selber, und forderten einen solchen Contract. Dieser wollte ihnen das im Anfang auch ausreden, sagte ihnen, sie könnten jede Woche, ja jeden Abend ihr Geld haben, wenn sie es haben wollten, aber das half alles nicht, ein Contract mußte es seyn, und der Amerikaner schrieb ihnen einen. Dieser lautete etwa folgendermaßen:

„Die Unterzeichneten, Bernhard — Ludwig — und Christoph — verpflichten sich hiemit an der Quecksilbermaschine der amerikanischen „Rover Campagnie“ drei Monate zu arbeiten, wofür sie jeder täglich 5 Dollars — ohne weitere Kost — erhalten. Regentage ausgenommen.

Macalome den — .... 1850.

Diesen Contract gab der Amerikaner lachend den drei biedern Preußen — denn sie erfreuten sich dieses Vaterlandes — diese lasen ihn aufmerksam durch; der eine übersetzte dem andern den Inhalt, dann riefen sie noch zwei andere herein, die als Zeugen mit unterschreiben sollten, setzten dann sauber, in großer deutscher Schrift, ihre Namen unter das Datum und waren nun, als der Amerikaner hiernach den Contract genommen und in seine Tasche gesteckt hatte, auf das vollkommenste befriedigt.

Am nächsten Morgen gingen sie mit frohem Muth an ihr beschwerliches Tagewerk, und der eine meinte dabei: „es arbeite sich ja doch noch einmal so gut und sicher, wenn man die Sache schwarz auf weiß habe — nur immer alles schriftlich.“

Canton.

(Fortsetzung.)

Ein Blick auf die Insel überzeugt einen gleich von ihrer starken Bevölkerung; die chinesischen Läden, auf Pfählen gebaut, in einer langen Reihe längs dem Ufer des Flusses, und einzelne Wohnhäuser wechseln hier, wie auch weiter westwärts, mit ganzen Dörfern; sie kamen zum Vorschein oder blieben dem Auge verborgen, je nachdem man an den vielen kleinern und größern Grasinseln vorüberfährt, die an dieser Seite des Flusses liegen, und durch die Canäle führen, die alle schiffbar sind, natürlich nach dem Tiefgange des Schiffes, aber ohne die geringste verborgene Gefahr, selbst wenn man auf den Grund gerathen sollte.

Was mich im höchsten Grade auf dieser Fahrt interessirte, war, die Ueberreste von Stackaden und Batterien zu sehen, welche die Chinesen im vorigen Kriege in der Absicht errichtet hatten, den Fluß zu sperren. Starke Bäume, schwer verthäut mit Anker und Ketten an beiden Ufern, beschützt von Batterien auf beiden Seiten, lagen quer über dem Fluß. Aber das Dampfschiff „Nemesis“ unter dem kecken Capitän Hall, näherte sich denselben, richtete congrevische Raketen gegen die von Chinesen dicht besetzten schwimmenden Batterien, warf mitten unter dem feindlichen Feuer eine eiserne Kette um die Bäume, und dampfte dann mit der Ebbe wieder herunter, die Bäume mit sich führend und der englischen Escadre auf diese Weise den Weg öffnend. Jetzt haben die Chinesen neue und weit schwerere Batterien angelegt auf dieser außerordentlich engen Stelle des Flusses, so lange sie es aber nicht lernen, bessere Artilleristen zu werden, wird es ihnen kaum gelingen, diese große Straße zu ihrer wichtigsten Handelsstadt abzusperren.

Es ist schwer den Eindruck zu schildern, den das Gemälde macht, das sich vor den Augen ausbreitet, wenn man an der langen, schmalen Insel vorbei ist, die westlich von Wampoa liegt, und nun auf einmal den ganzen Fluß und die Stadt Canton vor sich hat. Man muß es gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, und wenn man es gesehen hat, begreift man es doch nicht. Ohne es zu merken, aber pfeilschnell, gleitet man mit dem Strom dahin, man glaubt stille zu liegen, und sieht die abwechselndsten Bilder vorbei eilen; das erste verschwindet, schnell abgelöst durch ein zweites, ein drittes, und keines von ihnen bekommt man Zeit aufzufassen. Myriaden von Booten, Kriegs- und Handelsdschonken, Prahmen, Häuser auf dem Wasser und Schiffe auf dem Lande, Brücken, Pfähle, schwimmende Restaurationen und Läden, Pagoden und Badehäuser. Namentlich am südlichen Ufer finden sich diese wunderlichen Doppelschöpfungen, Häuser von oben und Schiffe von unten, mit einer hohen, breiten Treppe nach dem Flusse; auf der Treppe wimmelt es von kleinen nackten Kindern, jedes mit einem Fächer in der Hand, und in der offenen Thür zeigen sich des Hauses weibliche Schönheiten, die durch ihre Gebärden deutlich genug zu verstehen geben, daß man drinnen nicht die Wohnungen der Tugend zu finden hoffen darf. Die kleine Nußschale von Boot, die nur einen Menschen trägt, in welcher der arme Chinese langsam seine Früchte und Lebensmittel nach dem andern Ufer hinüber rudert, wird pfeilschnell gekreuzt von dem schlanken, vieljährigen Opiumschmuggler, und von dem unglaublich langen, schmalen Wettläufergig der Europäer; Thee- und Salzschiffe, große, schwerfällige, schwarzbraune Kasten, treiben den Fluß hinab an der Seite der zierlichen Mandarinboote und den vielleicht noch zierlichern, hellgrünen und reichlich vergoldeten „flower boats.“ Und alles dieses wird belebt von einer unzähligen Volksmasse beiden Geschlechts und jeden Alters, die die Luft erfüllen mit Schreien und Rufen, Ausruf ihrer Waaren, Lärm der Gong-Gongs, je nachdem sie in rastlosem Streben, von Strom oder Wind geführt einander vorbeieilen. Denn habe ich oben der chinesischen Bootsleute als ganz vorzüglich gelobt wegen ihrer Tüchtigkeit, so kann ich dieß keineswegs hinsichtlich ihrer Schweigsamkeit thun — diese so große Tugend eines Seemanns in unseren Augen; — denn hinsichtlich des Lärmmachens laufen sie sogar den Griechen und Provençalen den Rang ab: bei diesen sind es doch nur Männer, die den Spectakel machen, hier in Canton sind es zugleich Weiber und Kinder, welche die Luft mit Schreien und Kreischen erfüllen.

Man muß indessen keineswegs annehmen, daß alle diese schwimmenden Wohnungen beweglich sind. Nein! — ein großer Theil liegt ganz still, an Pfählen verthäut oder vor ihren Ankern, ja bald befindet man sich in förmlichen Straßen von schwimmenden Häusern, durch die man passiren muß, und die vermuthlich ihre

eigenen Namen haben. Es ist sehr schwierig, oft ganz unmöglich, die Gränze zu unterscheiden, die Land und Wasser trennt, denn oft hat man Häuser auf Pfählen und Brücken, weit hinaus ins Wasser gebaut, und oft wiederum hat man Schiffe und Prahmen aufs Land gezogen und darin seine Wohnung aufgeschlagen.

Aber fragt man mich, ob der Totaleindruck, den ich bei der Einfahrt nach China empfand, eine angenehme Erinnerung bei mir zurückgelassen hat, da muß ich mit einem entschiedenen Nein antworten. Die Bilder, die man vor Augen hat, während man vorüber gleitet, sind die merkwürdigsten, die man je gesehen, sie gleichen keinen andern, sie lassen sich nicht beschreiben, aber sie erfüllen den Geist nicht mit angenehmen Ahnungen von allem, was man erwarten darf, so wie, wenn man den Rhein, die Donau, oder Frankreichs herrliche Loire hinabschifft und bei einer Umbiegung plötzlich eine große Stadt mit allen ihren Umgebungen vor sich liegen sieht — kurzum! diese Bilder sind häßlich. Und weßhalb sind sie häßlich? — Ich glaube der Grund hievon muß zuerst in dem totalen Mangel an Farbenwechsel gefunden werden. Alles ist schmutzig grau — so wie ungemaltes Holz, das lang der Luft ausgesetzt gewesen ist — Häuser, Boote, Prahmen, so der Fluß selbst mit seinem ekeligen, gelbgrauen, stets trüben Wasser. Man irrt sehr, wenn man annimmt, daß alles in dem himmlischen Reiche glänzende chinesische Farben trägt, — Nein! die bewahren sie auf für das Innere ihrer Häuser und Pagoden, für ihre Firmen und Läden u. a. Vielleicht sieht es auch anders aus, oben im Innern der Stadt; aber hier auf dem Fluß ist alles Grau in Grau; kaum so viel, als einen Baum, geschweige denn einen Garten, sieht man auf der ganzen Strecke als eine wohlthätige Abwechselung in diesem dunklen Bilde. Und dann gibt es hier keine hübsche Quais mit schnurgeraden Reihen von freundlichen Häusern, keine Prachtgebäude, keine offenen Plätze, keinen Kirchthurm, kurz nichts von allem dem, das eine europäische Stadt an einem großen Fluß für den ankommenden Reisenden so erfreulich erscheinen läßt. Alles ist mit hölzernen Bauwerken überlastet; alles zeugt von geschäftiger, materieller Thätigkeit; nichts von erhabenen Gedanken, um geistige Genüsse zu schaffen, kein Denkmal von Größe der Vorzeit, kein äußeres Zeichen von Wohlstand der Jetztzeit.

Man bemerkt, wenn man von Norden einsegelt, die zwei kleine Holme „french“ und „dutch folly“, die jetzt stark bebaut und zugleich befestigt sind. Man sagte mir, daß sie ihren Namen davon erhalten hätten, daß die betreffenden Factoreien sie seiner Zeit in Besitz gehabt und in aller Stille versucht hätten, sie auf ihre Rechnung zu befestigen, was denn die chinesische Regierung augenblicklich erfuhr, und zur Strafe die Inseln den Fremden wieder abnahm.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als wir mit unserm großen Boote vor dem Quartier der europäischen Factoreien ankamen, wo wir ankerten. In einem Nu waren wir von einer zahllosen Menge der oben beschriebenen Eierboote umringt, deren weibliche Besatzung uns auf alle mögliche Weise aufforderte, sie in unsern Dienst zu nehmen. In einem derselben ward ich in wenigen Augenblicken ans Land gesetzt, auf chinesischem Grund und Boden auf dem Hong, wo Herr Jardine, Associé des Herrn Mathiesen wohnte und sein Geschäft hatte.

Die europäischen Factoreien liegen in dem Thale von Cantons Vorstädten, die sich südwestlich von der eigentlichen Stadt hin erstrecken. Kaum 300 Schritt vom Ufer stößt man auf die mit dem Fluß parallel laufende Mauer, die den für Europäer factisch unzugänglichen Theil Cantons begränzt, nämlich die alte, tatarische Stadt. Ein Flächenraum von ungefähr 10,000 Quadratellen ist das ganze Territorium, wo den Europäern und Amerikanern sich anzubauen gestattet ist. Hier haben die verschiedenen handeltreibenden Nationen ihre Wohnungen aufgeschlagen, unter denen sich jetzt — nachdem, nach dem Friedensschluß mit England, ihnen ein bestimmtes Stück Land zugesichert worden, das unter dem unmittelbaren Schutz des englischen Consuls steht — prächtige Gebäude befinden, die theils schon fertig und bewohnt, theils noch im Bau begriffen sind. So waren z. B. zwei wahrhafte Paläste noch im Bau, der eine für das englische General-Consulat, der andere für Rechnung des Hauses Jardine-Mathiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron

(Fortsetzung.)

Von hier aus kehrten wir nach unserem Zelte zurück. Da wir den Belästigungen und Zudringlichkeiten der Beduinen fortwährend ausgesetzt waren, so beschlossen wir die noch übrigen hauptsächlichsten Monumente zu besuchen und gegen 1 Uhr aufzubrechen. Wir verließen deßhalb das Zelt nach kurzem Aufenthalte gegen 11 Uhr wieder, und gingen in nordwestlicher Richtung durch das Wasserbett des Musa und über den mit Trümmern angefüllten Platz den westlichen Klippen zu, durch deren Klüfte der Weg nach dem Dair führt; derselbe geht in vielen Krümmungen sehr steil aufwärts und ist nur dadurch gangbar gemacht worden, daß an den schwierigsten Stellen in die schroffen Absätze der Felsen 5—6 Fuß breite Stufen, welche oft Treppen von ziemlicher Ausdehnung bilden und durchschnittlich noch im guten Zustande sich befinden, ausgehauen worden sind. Längs des Weges standen Oleanderbüsche und Tamarisken, besonders üppig aber gedieh ein Zwiebelgewächs, von unseren Führern El Salan genannt. Wunderbar war der Farbenwechsel der Felsenmasse; rothe, gelbe, blaßrothe und weiße Stellen reihten sich an einander in buntem Gemisch, in noch auffallenderer Weise als wir es im Kis bemerkt hatten. Wir schritten eilig zu und langten 11¾ Uhr auf der geebneten Area vor dem Dair an; dieses Monument steht zwar hinsichtlich des Styls und der Ausführung der Khözne nach, aber man ist nichtsdestoweniger überrascht, auf dieser Höhe, umgeben von wild aufsteigenden Felsenspitzen, ein Werk zu erblicken, dessen Dimensionen die aller übrigen Denkmäler Petra's an Größe übertreffen. Die Façade, welche vollständig unversehrt ist, sieht nach WSW und ist, in einer Höhe von 100—120 Fuß, wie das ganze übrige Werk aus dem lebendigen Felsen herausgearbeitet. Sie zerfällt in zwei Stockwerke; das untere ist mit sechs Säulen und zwei Eckpfeilern geziert, die mit der Wand verbunden sind. Im Centrum befindet sich ein einfaches Portal, zu welchem von der Area aus vier schmale Stufen hinaufführen, und am rechten und linken Flügel sind zwischen dem Eckpfeiler und einer Säule Nischen angebracht, die zur Aufnahme von Statuen bestimmt gewesen zu seyn scheinen. Das zweite Stockwerk zerfällt in fünf Abtheilungen, von welchen die drei mittleren dem obern Stockwerk der Khözne entsprechen, während die beiden äußeren durch einen Pfeiler mit einem hohen Giebel gebildet werden. Auf der gewölbten Kuppel des Mittelstücks erhebt sich eine kolossale Urne, die an Umfang die der Khözne weit übertrifft. Die 16 Säulen dieses Stockwerks sind mit jonischen Capitälern geziert, und man erblickt zwischen denselben mehrere Nischen, die ebenfalls für Statuen bestimmt gewesen seyn mögen. Das Innere bildet ein weites, 60—80 Fuß ins Gevierte fassendes Gemach ohne Verzierung, in welchem in der Wand dem Eingange gegenüber einige Fuß vom Boden sich eine breite, gewölbte Nische vorfindet, nach welcher an jeder Seite vier Stufen führen. Diese Nische, wovon Beispiele in ägyptischen Tempeln häufig

vorkommen, war vielleicht zur Aufnahme von Götterstatuen bestimmt, da das ganze Gebäude einen Tempel vorzustellen scheint.

Dem Monument gegenüber ist in den hohen Felsen eine Treppe gehauen, die nach dessen geebnetem Gipfel führt, wo sich nach der Beschreibung Laborde's die Ueberreste einer Säulenreihe, so wie ein unterirdisches Gemach vorfinden sollen.

Auf dem Rückwege brachten uns unsere Führer zu einer, links vom Wege, unter einem Felsenvorsprunge vorsprudelnden kühlen Quelle und schlugen, nachdem wir die Schlucht ziemlich zur Hälfte hinabgestiegen waren, einen höchst gefahrvollen Weg über abschüssige Klippen ein, der uns in das Thal, welches nach NW zu läuft, hinabbrachte. Die Wände desselben steigen zu einer Höhe von 2—300 Fuß empor und sind ebenfalls mit Façaden, Grotten, Treppen und allerlei Sculpturen bedeckt. Unter der Masse von Gräbern, welche meistens bloße Aushöhlungen in der Felsenwand sind und deren Inneres nichts bemerkenswerthes darbietet, fiel uns eins auf, welches unvollendet geblieben ist. Nur vier Capitäler sind aus den Felsen herausgearbeitet, welche auf einer geglätteten Wand ruhen, in welcher sich in der linken Ecke ein niedriger Eingang öffnet. Hieraus geht hervor, daß erst die Felsenwand geglättet und dann die Façade von oben herab bearbeitet wurde.

Vor dem Eingange dieses Thales, am linken Ufer des Baches Musa erheben sich die Ruinen eines von Quadern und Balken aufgeführten Gebäudes, dessen Mauern zum Theil vollständig erhalten sind, während das Innere, welches in mehrere Zimmer und Stockwerke abgetheilt war, zerfallen ist. Der Eingang befindet sich in der nördlichen Fronte, vor welcher ein Porticus mit vier Säulen angebracht war, wovon nur spärliche Ueberreste noch vorhanden sind. Die Araber nennen dieses Gebäude Kösr Faron, Palast des Pharao. Von demselben führt ein gepflasterter Weg nach den Ruinen des am jenseitigen Ufer gelegenen Triumphbogens, welcher ehemals den Zugang zu dem Palaste gebildet zu haben scheint. Von diesem Bogen ist ein einzelner Pfeiler erhalten, dessen Felder mit Blätterwerk reich verziert sind. Südlich vom Kösr steht auf der Anhöhe eine einzelne Säule — Zub Faron — welche aus mehreren Stücken besteht und von gebrochenen Säulenschaften umgeben ist

Von diesen Ruinen schritten wir an zwei ausgemauerten Brunnen vorüber unserem Lagerplatze zu, von welchem das Geschrei der Beduinen schon von weitem zu unseren Ohren drang. Die Zelte waren bereits abgebrochen und die Kamele beladen, so daß wir sofort hätten abreisen können, wenn nicht die Quälereien um Bakschisch auf die zudringlichste Weise begonnen hätten. Nachdem wir einigen gegeben, andere zurückgewiesen hatten, führte man noch einen greisen Bedawi mit weißem Barte herbei, welcher Miethzins für den Platz, auf welchem unsere Zelte gestanden hatten, beanspruchte, da dieser sein Eigenthum sey. Wir warfen ihm einige Piaster vor die Füße, welche er gelassen aufhob, und brachen endlich nach 1 Uhr auf, von 30—40 Bewaffneten umschwärmt, die uns alle als Beschützer, natürlich gegen Bezahlung, begleiten wollten; da wir indeß wiederholt erklärten, daß wir ihnen zwar nicht wehren könnten uns zu folgen, aber sicherlich höchstens 10 Mann bezahlen würden, so verliefen sich die übrigen und es folgten uns nur 10, unter denen sich einige befanden, die uns den Tag vorher mit angehalten hatten.

Wir schlugen den Weg nach dem Wady Akabah ein, welcher südlich aus Petra an der Säule Zub Faron vorüber führt und zogen die Straße sehr verstimmt dahin, oft nach dem wunderbaren Ort zurückschauend, an dem wir gern wenigstens noch einen Tag geblieben wären, wenn wir uns der Untersuchung seiner Denkmäler ungestört hätten hingeben können.

Von Petra aus wand sich der Weg anfänglich längs einer hohen mit Grotten angefüllten Felsenwand zwischen Klippen hindurch, welche sich durch dieselbe Mannichfaltigkeit der Farben auszeichneten, die wir schon im Kis und auf dem Wege nach dem Dair bewundert hatten. Wir begannen bald sehr steil bergan zu steigen und kamen später zwischen niedrige Hügel, die sich westwärts bis nach dem Hor hin erstrecken und deren Abhänge terrassenartig absteigen, ein Zeichen, daß sie früher bebaut worden sind. $3^1/_2$ Uhr machten wir am südlichen Fuße des Hor (Dschebel Harun) Halt, und begannen von hier aus auf unbetretenen und beschwerlichen Pfaden, auf denen wir oft von Füßen und Händen zugleich Gebrauch machen mußten, nach dessen Gipfel emporzusteigen. Erst nach einer Stunde kamen wir auf dem breiten, mit vielen blühenden Pflanzen bedeckten Bergrücken an, auf welchem sich ein felsiger Kulm mit dem Waliy Neby Harun schroff erhebt. An einer Spalte an der südwestlichen Seite dieses Kulms stand ein eiserner Kessel frei da, um welchen sich die Beduinen aus der ganzen Umgegend alljährlich zu einem Opfer versammeln. Nachdem wir hier kurze Zeit gerastet hatten, gelangten wir, an einer Cisterne vorüber, in fünf Minuten auf den Gipfel, nach welchem in den Felsen gehauene Stufen führen. Hier steht das kleine Gebäude, welches Aarons Grab umschließt; dasselbe ist in der ganzen Umgegend sichtbar und weicht in seiner äußeren Gestalt in nichts von den übrigen arabischen Heiligengräbern ab. An der südwestlichen Ecke befindet sich die Thür, hinter welcher sich gleich beim Eintritt das mit einem Leichentuche bedeckte Grab zeigt. Auf demselben sind Kamelhalftern, Muscheln, sogenannte Schlangenköpfe, Armringe, Glasperlen, Fünfpara-Stücke u. s. w. als Opfergaben niedergelegt und von der Decke hängen Straußeneier herab. Die Decke ist gewölbt und wird von einem starken Pfeiler getragen, der mit ähnlichen Weihgeschenken behangen ist. Der Boden war mit buntem, zu verschiedenen Figuren zusammengesetztem Marmor belegt, wovon nur wenig übrig geblieben ist. In der nordwestlichen Ecke führen einige schmale Stufen nach einem unterirdischen Gewölbe, in welches wir mit einer in dem Gebäude vorgefundenen Lampe, die unsere Begleiter in Stand gesetzt hatten, hinabstiegen; dieses Gewölbe schien aus dem Felsen gehauen zu seyn, und wir fanden darin zwei an Ketten aufgehangene Flügel eines eisernen Gitters.

Die Aussicht von dem Kulm des Hor ist nach Nord und West fast unbegränzt, und gibt einen vortrefflichen Begriff von dem Charakter und der allgemeinen Gestalt des Landes. Im Norden erblickt man den bläulichen Spiegel des todten Meeres, von dessen südlicher Spitze sich el-Gher und als dessen Fortsetzung der breite Wady Arabah bis zum Meerbusen von Akabah erstreckt. Der Hor selbst ist von einem Meere zackiger Spitzen umgeben, die sich in den verschiedensten Formen und Gestalten erheben. Am meisten wird das Auge durch die wilden Schluchten und zerrissenen Klippen von Wady Musa angezogen, zwischen welchen letzteren in der Richtung gen NO das obere Stockwerk des Dair sichtbar wird.

Da der Himmel sich furchtbar umzog, so beschleunigten wir unsere Rückkehr. Ehe wir noch den Fuß des Hor erreichten, fielen einzelne schwere Regentropfen, und kaum waren wir gegen 6 Uhr unter dem Zelte angekommen, so brach ein Regenwetter los, wie ich es zuvor noch nicht erlebt hatte. Von dem Hor und den Abhängen der benachbarten Hügel rann das Wasser in Strömen herab, und sämmtliche Wasserbetten füllten sich alsbald bis zum Rande. Um uns einigermaßen vor dem Eindringen des Regens zu schützen, zogen wir um das Zelt herum einen Graben, in welchem sich das Wasser sammelte und seitwärts ablief; so blieb der Boden des Zeltes trocken, da sich dasselbe vortrefflich bewährte und nur an einigen Stellen das Wasser durchließ. Nichtsdestoweniger befanden wir uns in einer höchst unangenehmen Lage, denn das Wetter wüthete die ganze Nacht, und mit kurzen Unterbrechungen auch den folgenden Tag über, so daß an die Weiterreise nicht zu denken war. Auch in der Nacht vom 7—8 April dauerte der Regen fort, und erst am Morgen des achten klärte sich der Himmel auf. Unsere Führer und die Bedeckung aus Wady Musa, welche sich in eine nahe gelegene Höhle geflüchtet hatten, fanden sich allmählich wieder ein, und nachdem auch die Kamele zusammengebracht worden waren, brachen wir endlich $6^1/_2$ Uhr auf.

(Schluß folgt.)

Indische Alterthümer. Die Regierung von Bombay hat einen Maler Namens Fallon, auf ein Jahr lang angestellt, um in Gemäßheit der Wünsche des Directoriums Zeichnungen der Höhlentempel des westlichen Indiens zu fertigen. Auch sind 840 Pfd. ausgesetzt für Zeichnungen der zerstörten Stadt Bidschapur, es hat sich aber dazu noch kein Künstler gefunden. (Athen. 5 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 90. 15 April 1851.

Bemerkungen über Sir Ch. Woods Budget.

Das englische Budget hat unter den augenblicklichen Verhältnissen, wo es eine Veränderung nicht bloß des Ministeriums, sondern der ganzen Handels- und Finanzpolitik Englands gilt, ein besonderes Interesse. Bis zu einem gewissen Grade kann man sagen, hat Sir Ch. Wood einen Theatercoup gemacht, indem er seine financielle Auseinandersetzung auf den 4 April und die Debatte auf den 7. ansetzte, während die Veröffentlichung des Standes der Finanzen am 5. geschah, und wie er wohl wußte, ziemlich günstig ausfiel. Sir Ch. Woods und der jetzigen Regierung Finanzpolitik, wie sie in des erstern langer Rede ausgesprochen ist, läuft darauf hinaus: „durch die Auflegung der Einkommensteuer ist die Veränderung des Handelssystems möglich geworden, indem sie gegen augenblickliche Ausfälle ein Sicherungsmittel bot; inzwischen hat die Aufhebung des Protectionssystems die Consumtionsfähigkeit des Volks vermehrt, wie sich trotz der Verminderung der Accise und Zölle in einer steigenden Vermehrung der mäßiger versteuerten Artikel zeigt." Daraus wird der Schluß gezogen, daß man in diesem so wohlthätigen System fortfahren müsse, nur erhebt sich dabei die nicht unwichtige Frage, wie weit das System die Leute über 150 Pf. St. Einkommen in dieser ausschließlichen Weise zu besteuern fortgesetzt werden soll und kann, oder wie die Times sich ausdrückt, „wann die Ansprüche der arbeitenden Classen unter 150 Pf. St. Einkommen für so weit befriedigt zu erachten sind, daß arbeitende Leute mit mehr als 150 Pf. St. Einkommen nicht mehr statt derer mit geringerem Einkommen allein belastet werden." Die Schedula der Einkommensteuer, welche die Gewerbe und den Handelsgewinn, kurz die eigentliche Erwerbsteuer umfaßt, welche wie bekannt nicht geringer als die Steuer aus sicherm Eigenthum ist, hat seit dem Jahre 1843 um nicht weniger als 8 Mill. abgenommen, d. h. das Steuerobject, der Erwerb, ist von 63 Mill. Pfd. auf 55 gesunken. Die Whigregierung will sich durchaus auf keine Aenderung der allgemein gleichen Besteuerung, sey es aus Erwerb oder aus Renten von reellem Eigenthum, einlassen: dieß hat aber schon sehr böses Blut gemacht, und wenn auch der Vorschlag des Hrn. Herries, des voraussichtlichen toryistischen Finanzministers, auf wesentliche Ermäßigung der Einkommensteuer vorerst mit 278 bis 230 verworfen wurde, so ist es damit noch nicht ausgemacht, ob die jetzige Form der Einkommensteuer abermals auf drei Jahre angenommen wird. Die Tories wollen die Einkommensteuer nach und nach abschaffen, um sie nur als außerordentliche Kriegssteuer wieder gelten zu lassen, die Whigs wollen sie behalten, um ferner noch die Zölle und Accise zu vermindern. Die Tendenz der Whigs haben wir oben in möglichster Kürze ausgedrückt, ob sie aber mit derselben durchdringen, ist die Frage, denn, wenn sie mit diesem System, das den Freihandel als ersten Grundsatz an die Spitze stellt, dauernd durchdringen wollen, so müssen sie, wie wir früher schon bemerkt, das Wahlsystem wesentlich ändern, und die Macht des Parlaments, statt wie bisher in die Grafschaften, so jetzt in die Städte werfen. Das werden sie nicht thun, wenigstens spricht ihr bisheriges Verfahren dafür, daß sie es nicht thun wollen, denn sie wollen das Land nicht amerikanisiren; weigern sie sich aber, die nothwendigen Elemente zur fernern Durchführung ihrer Handels- und Finanzpolitik zu liefern, so stehen sie unaufhörlich auf dem Punkte, durch eine Coalition der Tories mit den Reformers oder auch nur mit denen, welche mit der Einkommensteuer unzufrieden sind, geworfen zu werden. Mit Einem Worte, das Ministerium würde sich zu einer unaufhörlichen Schaukelpolitik verurtheilen. Diese Schaukelpolitik ist aber nahezu ausgelaufen, und niemand in England glaubt ernstlich daran, daß das jetzige Parlament noch über dieß Jahr hinaus beisammen bleiben werde. Das neue aber bringt eine Protectionistenmajorität.

Aus dieser Gewißheit erklärt sich der ganze Ton der Rede Sir Ch. Woods: er ist durchaus polemisch gegen das ministerielle Programm Stanley's, und der Vorschlag von Herries wird namentlich als solcher bekämpft, der die Finanzpolitik Lord Stanley's einleiten wolle. So betrachtet anticipirt die Rede des Finanzministers einen oppositionellen Ton gegen ein künftiges Ministerium Stanley. Abgesehen hievon zeichnet sich aber diese Rede noch durch einen beachtenswerthen Umstand aus: Sir Ch. Wood declamirt sehr entschieden gegen diejenigen, welche jeden gelegentlichen Ueberschuß im Budget alsbald zur Abschaffung oder Verminderung einer Steuer verwenden, und niemals eine Tilgung von Schulden zulassen wollen, ja er geht so weit, daß er gewissermaaßen dem alten Sinking Fond Pitts eine Lobrede hält; dieß ist eine auffallende Erscheinung, nachdem man so lange an dem Satz festgehalten, nur gelegentliche Ueberschüsse zur Abtragung von Schulden zu verwenden. Sir Ch. Wood ebnet gleichsam selbst wider seinen Willen denen den Weg, welche einen fixen Kornzoll einführen wollen, nicht etwa um die Einkommensteuer ganz abzuschaffen, denn dieß möchte auch Lord Stanley zu schwer finden, sondern um den Ertrag dieses von der Korneinfuhr erhobenen Zolls fortlaufend zur Abzahlung von Schulden zu verwenden. Es ist dieß vielleicht der einzige Weg, um das Princip des freien Kornhandels zu retten, denn nicht der Zoll an sich, sondern die von allen Parteien aufgegebene Scala hat die Nachtheile des alten Kornhandels hervorgerufen. Setzt man einen mäßig fixen

Zoll fest, der etwa 2 Mill. Pf. St. eintragen würde, so könnte nach einem Jahrzehend, wo auch etwa 3 Mill. Annuitäten erlöschen, so viel Zinsen durch Rückkauf erspart seyn, daß man die Malztaxe aufheben kann, eine Erleichterung, welche die Pächter für die Kornzölle fast entschädigen würde. Was wir früher schon bemerkt, daß die Freihandelsfrage in den Credit der Nation eingreifen werde, findet in der Rede Sir Ch. Woods seine Bestätigung.

Canton.

(Fortsetzung.)

Am Ufer des Flusses, umgeben von einer Mauer an den drei Seiten, begränzt vom Wasser an der vierten, liegt ein kleiner Garten; er ist ungefähr hundert Schritte lang und nicht völlig so breit. Die amerikanische Flagge weht hier auf einer hohen Flaggenstange, gerade vor dem im Hintergrunde liegenden amerikanischen Consulat, und der Garten wird deßwegen der amerikanische Garten genannt. Es sind in denselben Spaziergänge angelegt, und einige Bäume und Sträucher stehen in den dazwischen liegenden Beeten. Dieß ist der einzige Spaziergang der Europäer; hier können sie ein wenig frische Luft schöpfen und Schutz vor den Strahlen der Sonne finden, nachdem sie den ganzen Tag mühevoll am Schreibpult im dumpfen Comptoir zugebracht. Die frühere dänische, schwedische und französische Factorei ist nicht wieder aufgebaut, nachdem sie schon unter dem Pöbelaufstand von 1842 abbrannten; die amerikanische Factorei stand schon wieder in ihrer vollen Pracht da, die englische war, wie gesagt, noch im Bau begriffen. Bis diese Wohnungen fertig wurden, wohnten während meines Aufenthalts in Canton, sowohl der englische General-Consul Mac-Gregor — in Dänemark wohl bekannt durch seinen langen Aufenthalt als britischer Generalconsul in Helsingör — als Hr. Jardine in eigenen chinesischen Hongs in der Nähe der europäischen Factoreien. „Hong“ ist der Name eines Handelshauses mit dazu gehörenden Comptoirs, Waarenlager und Packhäusern. Sie pflegen nach der See hin zu liegen und nehmen demgemäß einen tiefen, schmalen Raum ein, der durch mehrere in die Queere laufende Gebäude abgetheilt ist, die wiederum unter einander durch Galerien und Passagen verbunden sind. In den Quergebäuden finden sich die Wohnungen und Comptoire, die Länge des Hongs bilden die großen Packhäuser. Unten, auf beiden Seiten der verschiedenen Höfe, finden sich Schuppen, die theils zu Waarenlagern, theils zur Wohnung für die niedere Dienerschaft des Hongs, Kulis u. s. w. dienen. Unten am Wasser ist ein Landungsplatz und hier wimmelt es von großen und kleinen Fahrzeugen, und eine rastlose Thätigkeit bei dem Ein- und Ausschiffen, Hin- und Herschleppen der Waaren zeugt genugsam von dem außerordentlich umfangreichen Handel, der an diesem Platz getrieben wird.

Obgleich Hr. Jardine mit wahrhaft britischer Gastfreiheit mir sein Schlafzimmer einräumte und alles that, was er vermochte, um es mir so comfortabel wie möglich zu machen, so muß ich doch gestehen, daß ich sehr schlecht, wenigstens sehr beschränkt wohnte, und von gewöhnlichem Comfort vieles vermißte. Was mich namentlich sehr genirte, war der Rauch und Geruch aus den chinesischen Küchen der niedrigen Häuser, die dicht unter meinem Fenster lagen, und wo vom frühen Morgen bis zum späten Abend gebraten und gekocht wurde. Die Chinesen sind die größten Esser, die mir jemals vorgekommen, aber sie sind freilich auch die arbeitsamsten Menschen, und man soll dem Ochsen der da drischt, das Maul nicht verbinden.

Canton hat nur ein kleines Hotel, in dem sogenannten dänischen Hong, und da es eben so schlecht wie beschränkt war, sahen sich meine Officiere genöthigt, sich ganz in ihrem Flußfahrzeuge einzulogiren, und waren daher noch schlimmer daran als ich. Die erste Nacht hatte Herr Mathiesen ihnen Logis an Bord eines Schooners angeboten, den er vor einer der Factoreien liegen hatte, und sie fanden hier eine geräumige Cajüte und vier gute Sophas. Aber hierbei ließ der hinduische Factor es auch beruhen. Auf alles, was sie sich sonst ausbaten: Kopfkissen, Betttücher, Licht und am Morgen Thee oder Kaffee hatte er nur immer die eine Antwort: „No, Sir!“ und nachdem sie noch einer halb durchwachten Nacht kaum in die Kleider und aufs Deck gekommen waren, wurden sie gebeten möglichst schnell ihre Effecten zusammen zu suchen und von Bord zu gehen, da der Schooner den Fluß hinablaufen sollte mit 250,000 Piaster, eine Expedition, die ganz unvorbereitet kam, um die Ladung nicht der Plünderung durch chinesische Piraten auszusetzen.

In den Factoreien, mögen es nun neue, mit europäischen Façaden, oder chinesische Hongs seyn, wohnen denn die Fremden, die auf kürzere oder längere Zeit von Amtswegen oder um sich durch den Handel ein Vermögen zu sammeln, sich in Canton niedergelassen haben. Mit dem Anbruch des Tages das Lager verlassend, bringen sie den Morgen zu, wie sie es selbst nennen, „enjoying their china dresses“, in der allerleichtesten Kleidung, aus den allerleichtesten Stoffen, an dem offenen Balcon mit der Aussicht auf den vorbeiströmenden Fluß und dessen geschäftige Rührigkeit, lesend und die feine Cheruta rauchend. Um 8 Uhr gehen sie aufs Comptoir, wo sie, nur mit einer kurzen Unterbrechung, um Frühstück zu sich zu nehmen, ununterbrochen bis 4 Uhr Nachmittags bleiben, meist beschäftigt, theils am Schreibpult, theils bei Geldzählen oder bei Wägen, oder andern mit dem Handel verbundenen Beschäftigungen. Von 4 bis 6 Uhr ist die Zeit der Muße und Erholung. Aber wie genießen sie diese? Sie haben keinen Spaziergang, als den im amerikanischen Garten, der auf die Länge etwas einförmig wird — denn aufs Land dürfen sie sich nicht wagen, namentlich des Abends; sie können nicht reiten oder fahren, denn sie haben weder Pferde oder Wagen — wo sollten sie die halten? und wenn sie sie hätten, wohin sollten sie denn fahren? Sie dürfen nicht aus der Stadt heraus, und da gibt es auch gar keine fahrbaren Wege; sie können ihre Freunde nicht besuchen, denn sobald das Comptoir geschlossen ist, eilen alle ins Freie hinaus, um Geist und Körper zu stärken; sie können keine Damenvisiten machen, denn es gibt hier keine, oder doch nur ganz wenige Damen; — wohin sollen sie denn nun ihren Weg nehmen? und doch, es gibt eine Zufluchtsstelle, und das ist der Cantonfluß selbst. Hierhin eilen sie, hier haben sie einigermaßen Freiheit sich zu bewegen, und hier können sie einigermaßen frische Luft schöpfen und den Geist auffrischen bei der Betrachtung des bunten Schauspiels, das sich hier in unendlichem Wechsel ihren Augen darbietet. Die ältern setzen sich dann in ein chinesisches Boot, sie nehmen ein Paar Stühle auf das Dach des Boots hinauf, und lassen sich dann auf den Strom hinaus, in die Straßen der schwimmenden Wohnungen rudern, oder etwas weiter hinauf, wo aus dem Fluß ein Canal südwärts geht, der um das Land Macao sich zieht, und diese große fruchtbare Insel umfaßt. An dieser Stelle ist der Fluß sehr breit und bildet ein ziemlich freies Fahrwasser. Hier trifft man denn um diese Zeit des Nachmittags eine große Menge niedlicher europäischer Segelboote, als Kutter, Schooner u. dgl. ausgetakelt hin- und herkreuzen, aber auch andere leichte,

fast allzu fein gebaute Ruderboote, so dünn und schmächtig, daß man bei dem Besteigen derselben die größte Vorsicht gebrauchen muß, sie werden von 2 bis 6 Mann gerudert, und die Hecke ist so lang, daß der Steuernde fast in der Mitte des Fahrzeuges sitzt. In diesen Booten, die mit geübten Leuten in einer Stunde acht bis zehn Meilen zurücklegen, rudern die jungen Engländer selbst, gekleidet in leichte Trachten, und befriedigen die ihnen angeborene Lust zum Wettlauf und Wetten durch Wettrudern. Sollte das Gig kentern, da können sie sicher seyn, daß die Chinesen, statt ihnen zu helfen, ihnen auf die Finger schlagen werden, sobald sie, um sich zu retten, sich an einem vorbeifahrenden Fahrzeug festhalten wollten, und kommen sie wohlbehalten davon, da betreten sie das Land von Schweiß triefend, durchnäßt von dem stets truben Wasser des Flusses, aber befriedigt durch die augenblickliche Aufheiterung und Kräftigung, wenn auch von Anstrengung ermattet.

Um 6 Uhr ward zu Mittag gespeist. Dumont d'Urville spricht in seiner „Voyage autour du monde" von dem großen Luxus, den die Europäer in China in Servirung, Anrichtung ꝛc. an ihrer Tafel entwickeln. Er läßt einen in Canton wohnenden Engländer auseinandersetzen, wie sie keinen andern Genuß kennen, und daher ihre einzige Zerstreuung in den Freuden der Tafel suchen. Ich will mich wohl hüten die Aussage dieses Verfassers in Zweifel zu ziehen, muß jedoch bemerken, daß ich nichts der Art bemerkt habe. Ich habe einen sehr guten, nach englischer Art servirten Tisch gefunden, aber nichts Luxuriöses, und besonders keine Pracht in dem Arrangement der Tafel. Keine silbernen Glocken bedeckten die Gerichte, wie das in Ostindien so allgemein ist, und eben so wenig kam der Wein in kostbaren geschliffenen Krystallflaschen. Was ich dahingegen verspürte, das war ein hoher Grad von Mangel an geselligem Zusammenleben, und eine wahrscheinlich durch stillschweigendes Uebereinkommen und Gewohnheit eingeführte Entledigung aller Formen, wie sie sonst eine unerläßliche Bedingung für die Gesellschaft des täglichen Lebens sind. Allerdings kam ein jeder in veränderter Kleidung zu Tische, d. h. in reiner Wäsche und in der uns von Ostindien her bekannten weißen Jacke — und das war denn gewöhnlich eine Folge von dem Zustand, in den sie die Ruderpartie versetzt hatte — im übrigen war „sans gène" der Wahlspruch, der über die Speisezimmer der Bewohner der Factoreien geschrieben stehen müßte, selbst bei einem sehr höflichen, aber wenig formellen Wirth. Auf mich und einzelne eingeladene Gäste wartete man, sonst aber ging man zu Tisch, wenn das Essen servirt war, und die meisten der eingeladenen Gäste, das zahlreiche Comptoirpersonal, kamen wenn sie konnten, und gingen, wenn sie wollten, aßen nach Belieben, sprachen sehr wenig oder gar nicht, und eilten dann wieder an ihr Pult, um noch einige Stunden für den allen gemeinsamen Zweck, Geld zu verdienen, zu arbeiten.

Die kurze Abendzeit, die noch übrig ist, bringen die guten Leute, insofern die Comptoirarbeit sie nicht ans Pult fesselt, in einem chinesischen Lehnstuhl zu, die Beine weit von sich gestreckt auf dem Roßschemel, der einen integrirenden Theil eines solchen Möbels ausmacht, mit einer Cheruta im Munde, am offenen Fenster unter einer höchst magern, für den Uneingeweihten sehr uninteressanten Conversation, die sich um Theepreise, Ankunft der Dampfschiffe und höchstens über die letzten aus England angekommenen politischen Neuigkeiten dreht, und die dann gewöhnlich immer schläfriger wird und endlich ganz hinstirbt. Um 10 Uhr geht jeder zur Ruhe, und so bringen die Europäer in China ihren Tag Jahr aus Jahr ein hin, wenn nicht ganz außerordentliche Ereignisse einen Wechsel hierin hervorbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Inseln im Aralsee.

Fürst Galitzin theilt in dem Bulletin de la Soc. de géogr. (Januar 1851) einige Nachrichten über diese Inseln mit, die zuerst im J. 1848 entdeckt wurden und vorher selbst den Uferanwohnern, deren elende Fahrzeuge keine Schifffahrt in die Mitte des Sees gestatten, gänzlich unbekannt gewesen waren. Im J. 1847 ließ man zur Untersuchung des Aralsees einen Kriegsschooner und einige kleinere Fahrzeuge zu Orenburg bauen, dann auseinander nehmen, und 1000 Kilometres (etwa 2030 deutsche Meilen) weit nach Raim (etwa 60 Kilometres oder 8 Meilen von der Mündung des Syr Darja) schaffen, wo sie wieder zusammengesetzt wurden. In den Jahren 1848 und 49 wurden die Inseln nach einander entdeckt. Die Insel Nicolas, die größte, hat 200 Quadrat-Kilometres, und zerfällt in zwei verschiedene Theile: der östliche ist hoch, flach, besteht aus Kalksteinen, ist von Norden nach Süden 12 Kilometres lang und 5 Kilometres breit, der westliche ist 10 Kilometres lang, 6 breit, und bildet zwei Halbinseln. Jenseits des Ufers, wo Schilf wächst, entdeckt man drei Streifen sandiger Hügel, hinter denen ein sandiger, niedriger und flacher Grund, auf dem hie und da kleine, aus einem von Salz durchdrungenen Thon bestehende Plateaux sich finden. Namentlich auf dem niedern Grunde findet man Büsche von Saksauls (Salzweiden) und Tamarisken von ungewöhnlicher Dicke. Die Insel enthält viele Saigas, deren Fleisch sehr saftig ist, und Igel; auch hat man Spuren von Füchsen und Schlangen, so wie Schildkröten bemerkt. — Außer dieser großen Insel finden sich noch drei kleinere.

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850.

Zweiter Abschnitt. Reise vom Sinaikloster nach Hebron (Schluß.)

Wir stiegen bergan und erreichten in einer halben Stunde die Höhe des Passes er-Rebay, von welcher wir eine weite Aussicht nach dem großen Wady Arabah, dessen Grund und Hügel von den Strahlen der eben aus den dunkeln Wolken hervorbrechenden Sonne beleuchtet wurden, so wie auf die sich vor uns nach Westen zu erhebenden Bergspitzen hatten. Von hier führte der steil abfallende und in Folge des heftigen Regens höchst schlüpfrig gewordene Weg in einen schmalen Wady, welcher sich zwischen niedrigen Sandhügeln in vielen Biegungen dahin wand und von unseren Führern Keschaibeh genannt wurde. In demselben traf uns ein Regenschauer, auch stürzte ein Kamel, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Gegen Mittag kamen wir in den Wady el-Abyad, ein breites Thal, an dessen Anfange sich links vom Wege ein hoher Berg, der Dschebel Tewibeh erhob, und in welchem eine Masse blühender Tamariskensträuche stand; dasselbe mündet in den großen Wady el Arabah, den wir $12^{3}/_{4}$ Uhr betraten und in nordwestlicher Richtung schräg durchschnitten. $1^{1}/_{2}$ Uhr kamen wir an einem, rechts vom Wege, in Ruinen liegenden Grabe, Khamirda genannt, vorüber, und machten $4^{1}/_{2}$ Uhr mitten in der Arabah hinter einem Hügel Halt.

Dienstag, den 9 April. $6^{1}/_{2}$ Uhr setzten wir unsere Reise weiter fort und erreichten $8^{3}/_{4}$ Uhr Ain el Waibih, den bedeutendsten Wasserplatz der Arabah, welcher bereits außerhalb dieses Thales gelegen ist. Es entspringen hier am Fuße einer niedrigen Bodenerhebung, wenige Schritte auseinander, drei Quellen, welche in kleinen Bächen hervorfließen und von einigen Palmenbäumen und Schilfgras umgeben sind. Von weitem glich der Ort einer grünen Oase, doch überzeugten wir uns in der Nähe, daß das Ganze nur ein sumpfiger Morast war, in dessen Schilfe sich viele Wasserhühner fanden. $9^{1}/_{2}$ Uhr kamen wir an Ain el-Kheouf von blühenden Spalen umgeben, vorüber, in den Wady Miezabah, aus welchem wir über den Rücken von Sandhügeln $10^{1}/_{2}$ Uhr

in den Wady el-Meheileh gelangten. In diesen Wadys, welche sich nach der Araba, mit welcher unser Weg parallel lief, hinablenkten, standen viele Seyalen, darunter einige von auffallender Größe; in dem letzterwähnten auch ein Sidrbaum, reich mit kleinen Aepfeln beladen, die von unseren Begleitern mit großem Appetit verzehrt wurden. Wir versuchten diese Frucht, fanden sie aber ohne Geschmack. Gegen 12 Uhr durchschnitten wir den Wady Mereidhah, wo sich eine kleine, von Rohrgebüsch umgebene Quelle findet. Wir wandten uns nun mehr nordwestlich und kamen 1½ Uhr in den Wady Kefasfeh, ein großes mit Seyalen angefülltes Thal. Auf dasselbe folgte Wady el-Kherar, in welchem wir 50—60 Beduinen erblickten, die mit ihren Kameelen, Ziegen und Schafen eben den vor uns liegenden steilen Paß Kherar erstiegen. Wir kamen an dessen Fuße 2½ Uhr an, und nachdem wir den Rücken mit Mühe erstiegen hatten, lag die sich von ONO nach SW erstreckende hohe Gebirgskette mit dem Passe es-Sufah, in einer Entfernung von mehreren Stunden vor uns. Wir erwarteten unsere Packkamele und stiegen dann in ein wildes Thal, dessen Name unseren Führern unbekannt war, hinab, in welchem wir die wandernden Beduinen, welche zu dem Zweige der Ma'azi gehörten, überholten; den wenigen Weibern, welche sich bei dem Zuge befanden, schien hauptsächlich die Sorge für das Zusammenhalten der Heerden obzuliegen, während die Männer ziemlich unbekümmert darum vorauszogen. Auch sie trugen das Keffieh und waren theils mit Flinten und langen Messern, theils mit Keulen bewaffnet; doch war ihre Erscheinung weniger wild als die unserer Begleiter von Wady Musa. 3¾ Uhr kamen wir in den Wady Akhdeify, in welchem uns in ziemlicher Entfernung links vom Wege ein vereinzelter Kreideberg, Madurha genannt, auffiel. 4½ Uhr durchschnitten wir den großen Wady el-Fikreh, von welchem die Gewässer durch die Ebene el-Ghor in das todte Meer abfließen, passirten 5¼ Uhr rechts am Wege gelegene Steinhaufen, Ueberreste eines Forts und machten eine Viertelstunde später am Fuße des Passes es-Sufah Halt. Bevor die Packkamele nachkamen, fiel noch ein kurzer, aber sehr starker Regenschauer.

Mittwoch, den 10 April. Nachdem wir zuvor unsere Bedeckung, welche uns in den zwei Tagen hinlänglich Anlaß zu Verdruß und Aerger gegeben, verabschiedet hatten, verließen wir 6¼ Uhr unseren Lagerplatz und begannen sofort die steile Wand des ungefähr 1000 Fuß hohen Passes hinaufzusteigen. Unter allen schwierigen Wegen, die wir bisher überwunden hatten, war dieser noch der schwierigste, da die Felsenwand äußerst steil und glatt ist, und nur an einigen Stellen einige Stufen ausgehauen sind. Der Weg zieht sich anfänglich in Krümmungen an dem rechten Rande einer steilen Schlucht hin, wendet sich dann aber in gerader Richtung über die Oberfläche des Felsens nach der Höhe. Da die Kamele öfters ausglitten und nur langsam vorwärts kamen, so stiegen wir ab und kletterten den Paß zu Fuß hinan. Um 7 Uhr 45 Minuten kamen wir auf der Höhe des Gebirgskammes an, von der wir die ganze Strecke Landes, durch welche wir gestern Nachmittag gezogen waren, überfahen, auch gen NO das todte Meer erblickten. Wir setzten unseren Weg in nordnordwestlicher Richtung über den Bergrücken fort und kamen 8½ Uhr bei drei Felsenerhöhungen an, auf denen sich die umfänglichen Ruinen ehemaliger Castelle vorfinden. Hier erwarteten wir die Karawane, und nachdem sich dieselbe gegen 9 Uhr gesammelt hatte, stiegen wir in einen breiten, westlich von kleinen Sandhügeln eingeschlossenen Wady hinab, aus dem wir um 11 Uhr 40 Minuten, nachdem wir einen Theil des Wady el-Yemen durchschnitten hatten, in den Wady M'rekah gelangten, wo wir gegen Mittag zu unserer Linken die Ruinen der Stadt Kurnub erblickten. In den breiten, mit blühenden Blumen, duftigen Kräutern und üppigem Grase angefüllten Grunde dieses Wady weideten zahlreiche, den Tiyahah zugehörige Schaf- und Ziegenheerden, dazwischen auch einige Kamele mit ihren Füllen. 12 Uhr 40 Minuten betraten wir Wady Budraisch, wo eine Heerde von einem Neger und fünf Frauen gehütet wurde, die sich auf einem Felsenvorsprunge zusammenkauerten und uns durch die vor das Gesicht gehaltenen Finger betrachteten. Wir kamen nun nach 1 Uhr auf eine große Ebene, von unseren Führern Kobbet el Bohr genannt, in der stellenweis junge Saat und so üppiges Gras stand, daß sie einer schönen Wiese glich. Auf derselben spazierten viele Störche umher, auch flog hie und da eine Lerche auf, die ihren Gesang lustig erschallen ließ. Wir sprangen von unseren Dromedaren und gingen in heiterer Stimmung in dem Grase dahin, dessen herrliches Grün unseren an Steine und wilde Felsen gewöhnten Augen so wohl that. Um 2 Uhr kamen wir an einer mit Regenwasser angefüllten Grube vorüber, in deren Nähe sich die Ueberreste von Wasserleitungen vorfanden, und zogen dann auf der Ebene bis 5¼ Uhr weiter, wo wir in einer Niederung unsere Zelte aufschlugen.

Donnerstag, den 17 April. 6¼ Uhr bestiegen wir unsere Dromedare und ritten auf der Ebene weiter, an deren Grashalmen die Thautröpfchen im Glanze der aufgehenden Sonne wie Perlen glänzten. Zu unserer Rechten sahen wir bald zwei kleine in Ruinen gehende Gebäude, von unseren Führern El-Kbab genannt, die wir für Gräber hielten. Um 7½ Uhr kamen wir an zwei runde, mit Sandsteinen ausgemauerte Brunnen von etwa 30 Fuß Tiefe, um welche herum mehrere Tränksteine aufgestellt sind. Am Rande der Brunnen, deren Durchmesser zwischen 5—7 Fuß beträgt, bemerkten wir tiefe Einschnitte, welche von den Stricken herrühren, an denen die Schöpfgefäße hinabgelassen werden; diese Brunnen, von unseren Führern el-Melekh, auch el-Milh genannt, liegen nahe bei einem schmalen Wasserbett, welches von NO nach SW sich erstreckt und in ihrer Nähe befinden sich einige große Schutthaufen, die vielleicht die Lage eines früheren Dorfes bezeichnen. In der Nähe der Brunnen ergingen sich Schaaren von Störchen, und weiter hinauf weideten Ziegen, Schafe, Kamele und Pferde, die den Dhukams gehörten, deren Lager uns gegen 8 Uhr zu Gesicht kam. Eine Stunde später hatten wir den nordöstlich von el-Milh gelegenen Berg, Tell Arad zu unserer Rechten, an dessen Fuße einige Familien der Tiyahah ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Um 10 Uhr zogen wir in nicht allzu großer Entfernung an dem Dschebel Beiruth, nordöstlich vom Tell Arad, vorüber, und kamen dann zwischen zwei Hügelreihen, die angebautes Land begränzten. Gegen 11 Uhr verschwanden die Hügel zu beiden Seiten und wir betraten einen mit zerstreut liegenden Quadern bedeckten Platz, die sich bis zum Fuße des Dschebel el-Khêlil erstreckten; diesen Berg stiegen wir nun an der südwestlichen Seite hinauf. Da die Karawane zurückgeblieben war, so breiteten wir auf dem grünen Rasen des Bergrückens einen Teppich aus und schauten bis zu ihrer Ankunft hinab auf das lachende Thal, das wir so eben verlassen hatten. Von der Höhe des Khêlil gelangten wir in ein Thal, wo fellahische Bauern mit der Feldbestellung beschäftigt waren. Wir folgten nun zwischen Saatfeldern einem schmalen Pfade bald bergan, bald bergab, und kamen um 2½ Uhr an den in Ruinen liegenden und von Steinhaufen umgebenen Thurm von Kermel vorüber, bei welchem sich ein kleiner Teich befindet. Um 4 Uhr zogen wir über den Abhang des Tell Ziff, und eine Stunde später erblickten wir endlich die mit Oelbäumen bepflanzten Hügel, welche die Stadt Hebron, el-Khôlil, umschließen. Unser Weg führte an Olivenhainen, Wein- und Obstgärten, in denen Feigen-, Aprikosen- und Quittenbäume in schönster Blüthe standen, vorüber, und gegen 6 Uhr bekamen wir die Stadt selbst zu Gesicht, deren aus Stein gebaute und mit kleinen Kuppeln gezierte Häuser in einem anmuthigen, von NNW nach SSO laufenden Thale sich eins über das andere erheben. Dieses Thal erreichten wir 6½ Uhr. Hier wurden wir von einem berittenen Quarantäne-Beamten in Empfang genommen, der uns nach dem am südwestlichen Ende des Gottesackers gelegenen Lazareth geleitete, in dessen dumpfen Gemächern wir drei volle Tage zubringen mußten, ehe wir unsere Reise nach Jerusalem weiter fortsetzen durften.

Vermehrte Anwendung von Glas beim Bauen. Der glücklich gelungene Bau des Glashauses für die Industrieausstellung soll bereits Veranlassung zu mehrern Aufträgen für Landhäuser geworden seyn, um Glas dabei in ähnlicher Weise zu benützen. Auch will man wissen, daß das ungeheure Viereck im brittischen Museum mit einem Glasdach bedeckt werden soll, um hier Bruchstücke alter Kunst aufzustellen. (Athen. 5 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 91. 16 April 1851.

Charakteristik der französischen Provinzen.

Ein Hr. Ch. Louandre stattet in der Revue des deux Mondes vom 1 Februar Bericht über ein Werk ab, das ein gewisser Guilbert über die Städte Frankreichs, namentlich auch in ihrem Verhältniß zu Paris, geschrieben. Das Werk scheint in dem Geiste der wachsenden Eifersucht der Provinzen gegen Paris entstanden zu seyn; Louandre verkennt dieß nicht, und spricht sich sogar in nachfolgender Weise darüber aus: „die Frage über die Verlegung der Hauptstadt wurde unter der alten Monarchie oft besprochen, und in der Revolution von 1789 abermals in Anregung gebracht. Die föderalistischen Tendenzen, die in jener Zeit sich kundgaben, waren in der That nichts als, wie in den Zeiten der Ligue, eine Protestation gegen die Obergewalt der Hauptstadt, deren Clubs in der Schreckenszeit die wahre Regierung bildeten, wie im 16ten Jahrhundert unter dem Namen des „Raths der heiligen Union.“ Diese Tendenzen zeigen sich jedesmal, wenn eine heftige Krise ausbricht, sie sind nie lebhafter vorgetreten als in den letzten Jahren, und in den Junitagen (1848) hat sich ein Beispiel ohne Beispiel in den Annalen nicht bloß Frankreichs, sondern auch anderer Völker ergeben, das Beispiel einer Nation, die gegen ihre eigene Hauptstadt marschirt.“ Die Symptome des Widerstandes gegen dieß herrschende Paris werden immer deutlicher, sind aber aus der Ferne nicht leicht aufzufassen, und die Franzosen, deren ganze Geschichte in den letzten drei Jahrhunderten wesentlich mit der Centralisation alles französischen Lebens in Paris zusammenhängt, scheinen selbst nur mit einer gewissen Scheu davon zu sprechen. Indeß haben doch manche Schriftsteller z. B. Beyle in seinen „Memoires d'un Touriste“ und Bazin in der „Epoque sans nom,“ es an Satyren und beißenden Ausfällen auf Paris nicht fehlen lassen, Nodier spricht sich in mehreren seiner Bücher mit einer Art von Zorn gegen die Lockungen und Lügen des künstlichen, fieberhaften Pariser Lebens aus, und man findet unter anderm nachfolgenden strengen Ausfall von ihm: „Sobald eine ungeheure Stadt in sich alle Verirrungen des Menschengeistes, alle Thorheiten der falschen Politik, die Verachtung der heiligen Wahrheiten, die Wuth schimmernder Neuerungen, den nackten Egoismus und mehr Sophisten, Dichter und Seiltänzer in sich vereinigt als für zehn verdorbene Generationen hinreichte, dann wird sie nothwendig die unbedingte Königin der Städte. Rom hatte bei den häufigen Einbrüchen des Nordens seine Consuln, seinen Senat, seine Redner, seine Krieger nicht mehr, es stellte den Barbaren nur noch Schauspieler, Freudenmädchen und Gladiatoren entgegen, die schmachvollen Reste einer übertriebenen und entsittlichten Civilisation, die aus allen Mistpfützen hervortrat, und Rom blieb die Hauptstadt der Welt.“ Es mag dieß als Beispiel dienen, wie man allmählich in Frankreich urtheilt. Doch wir kehren zur Sache zurück, und theilen das Bruchstück mit, in welchem die Provinzen kurz charakterisirt sind.

„Wie alle großen Städte, so hat auch Paris in Bezug auf seine Sitten, Gewohnheiten, Begriffe und selbst Gefühle ein ganz exceptionelles Leben, aber in keinem Lande Europa's ist diese Ausnahme so weit getrieben, und man kann, obgleich die gegentheilige Ansicht ziemlich allgemein angenommen ist, behaupten, daß dieselbe Verschiedenheit, welche zwischen Paris und den Provinzen besteht, auch zwischen den Städten und dem Lande, zwischen den verschiedenen Städten selbst und zwischen den Departements besteht. Versuchen wir einmal beispielsweise für einige der wichtigsten unserer alten Territorialabtheilungen eine rasche Uebersicht ihrer Anlagen und Charakterzüge. Beginnen wir mit dem äußersten Norden, so finden wir in Flandern zwei verschiedene Racen, eine deutsche und die andere galloromischen Ursprungs, die zwei verschiedene Sprachen reden, flamändisch und französisch, phlegmatische Racen, beide gleich tauglich zum Handel, zu den Arbeiten des Ackerbaues und des Kriegs, hartnäckig und vorsichtig in allen Unternehmungen, mit tiefer Anhänglichkeit an den Boden, an die Stadt, an die Familie, aber positiv, ohne Ideal, ohne Poesie, starke Esser und eben so starke Trinker. Im Artois ist der Charakter offener, aber minder lebenskräftig, und die Einwohner, arbeitsam, eifrige Katholiken, eifersüchtig auf ihre politischen Rechte, wie ehemals auf die Privilegien ihrer Stände, und fest wie die Flamänder, haben doch nicht mehr in gleichem Grade den Geist der Industrie und des Ackerbaues. In der Picardie wechselt die Schattirung abermals: in diesem Lande, wo der Feudalismus und der Municipalgeist im Mittelalter zugleich so tiefe Wurzeln geschlagen hatten, sind die verschiedenen Classen noch jetzt durch sehr merkliche Unterschiede getrennt, und man findet hier den sogenannten Adel, die reiche Burgerschaft (la bonne bourgeoisie), die Kleinbürger und die kleinen Leute (petites gens); positiv, ohne innige Verbindungen wie ohne Feindschaft unter einander lebend, den alten Gewohnheiten wie den alten Ansichten treu, weit minder eifrig in ihrem Glauben als die Artesier, ja ziemlich gleichgültig in der Religion, gute Soldaten aber ohne Aufschwung, Freunde der Ordnung in der Politik, wie im Privatleben, bilden die Picarden unter den sie umgebenden Provinzen eine Art Colonie aus dem Ende des 17ten Jahrhunderts; wie ihre Nachbarn die Flamänder und Artesier zeichnen sie sich durch gesunden Hausverstand in der gemeinsten Bedeutung des Wortes aus, weit mehr als durch Geist und Einbildungskraft, und wie diese sind sie etwas rauh in

ihrem Benehmen, und zeigen eine gewisse Zurückhaltung, die einigermaaßen an die der Engländer streift.

„Isle de France, das Orleanais, die Touraine, die Champagne, Maine, welche für das ganze Land das sind, was Latium für Italien war, repräsentiren dagegen den wahren französischen Geist, und diese Provinzen spiegeln in den ausgezeichneten Männern, die sie hervorbrachten, wie Rabelais, Gerson, La Fontaine, Mignard, Colbert, Turenne, Diderot und Mabillon die mannichfachsten Schattirungen desselben, sowie auch deren vorgeschrittenste Civilisation in ihrer Geschliffenheit, Sinnlichkeit, Sorglosigkeit und Egoismus. In der Normandie ist eine ganz andere Race, voll Lebenskraft, thätig, gewinnsüchtig, wie Cheruel ganz richtig bemerkt, in den Zeiten wo man nur durch das Schwert gewann, erobernd, und handeltreibend in denen wo man nur durch den Handel gewinnt, streitsüchtig zu allen Zeiten, aber auch immer zu großen, selbst unbesonnenen Unternehmungen geneigt, thätig und ausdauernd, neben einem starken Schwung, der sie treibt Gefahren zu trotzen und Schwierigkeiten zu überwinden. In der Bretagne ist die Bevölkerung nicht minder kraftvoll, aber in physischer, wie in moralischer Hinsicht nach einem ganz andern Muster zugeschnitten. So thätig, forschend, zu allen Fortschritten bereit die Normannen sind, so apathisch und dem Schlendrian anklebend sind die Bretagner, die einen könnten „auri sacra fames", die andern „parvo contentus" auf ihre Wappen schreiben. „Enthalte dich, und der Himmel wird dir helfen", das ist, wie Guilbert bemerkt, der Wahrspruch der bretagnischen Bauern; „ist er arm, so erträgt er mit Gleichgültigkeit alle Entbehrungen; ist er krank, so braucht er kein Mittel dagegen, und noch im Sterben erwartet er die letzte Stunde ohne Klagen. Unter allen Leiden und aller Noth findet man ihn gleich resignirt. Die Bretagner sind verständig, stolz ohne Härte, religiös, den bestehenden Gewalten in einem Gefühl von Unterordnung oder hierarchischer Ergebenheit gehorsam, ausdauernd, gutmüthig, gastfrei und redlich in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens; ihre sprüchwörtliche Tapferkeit geht bis zum Heroismus, und die Trägheitskraft, die sie allen Prüfungen entgegensetzen, macht sie tauglich zu Ertragung der größten Beschwerden. Ihre Zuneigungen sind lebhaft, und man erkennt sie an der Liebe zum Heimathlande, die sich bei ihnen mit der Energie einer Leidenschaft kundgibt. Jeder Nichtbretagner, selbst der Franzose oder Gallo, wie sie ihn nennen, ist ihnen ein Fremder. Mit Einem Wort, diese alte bretagnische Nationalität, für welche sie so lange gekämpft, ist für sie ein moralischer Instinct geworden, dem sie stets folgen, oft ohne sich dessen bewußt zu seyn. Dieß Gefühl geht auch in ihre religiösen Gebräuche über, denn wenn das Fest des großen Ablasses sich nähert, bekleiden sie die Statuen der Heiligen mit den Nationalkleidern."

„Was wir von den Provinzen des Nordens, Westens und der Mitte diesseits der Loire gesagt haben, gilt auch vom Osten und Süden. Eingeschlossen von den Gaskognern und eine eigene Sprache redend, die seit 3000 Jahren nichts von andern Sprachen entlehnt hat, setzen die Basken eine Ehre darein, andern Stammes zu seyn als ihre Nachbarn. Der Bewohner von Roussillon hat alle großen Eigenschaften des spanischen Charakters: er ist ernst, ausdauernd, nüchtern und entschlossen. Die Provence bietet eine Menge Typen dar, die an die mannichfaltigen Racen erinnern, welche die Milde des Himmels und die Fruchtbarkeit des Bodens in dieß schöne Land gelockt haben, und unter französischem Kleid findet man hier Römer, Griechen, Deutsche, Ibero-Ligurer, Iberer und Mauern. Der Bordelese der Thäler ist frisch, wie die Luft, die er athmet, geistvoll und spöttisch, der Bewohner der Heiden schweigsam und finster. Der Lothringer, unter der Regierung seiner Herzoge genöthigt, unaufhörlich gegen mächtige Nachbarn zu kämpfen, hat mit dem Blut seiner Vorfahren auch die Gewohnheiten der Vorsicht und Zurückhaltung bewahrt. Der limousinische Bauer ist hart und ausdauernd bei der Arbeit, sparsam, ein Feind selbst des bescheidensten Luxus, während der von Berry träge, für alles Glänzende eingenommen und stets bereit ist sein Localsprüchwort: habit de velours et ventre de son, zu rechtfertigen. Diese unendliche Mannichfaltigkeit findet sich allenthalben, in dem Typus der Provinzen wie in dem der Städte, und nicht allein gleichen sich die Städte nicht in geistiger Beziehung, sondern sie stehen auch oft nicht sonderlich gut mit einander. Interesse, Eigenliebe, alte Erinnerungen, Verschiedenheit politischer Ansichten, der Ehrgeiz kleiner Städte, Hauptort eines Avertissements zu werden, alles dieß unterhält auf allen Punkten eine Menge Rivalitäten: Montbrison stellt sich weit über St. Etienne, und St. Etienne spottet über Montbrison; Dinan und St. Malo sind stets im Streit; Rennes und Nantes, die sich Jahrhunderte lang um das Parlament und die Herzoge der Bretagne stritten, streiten sich noch um den Titel einer Hauptstadt, ja, was noch seltsamer ist, Josselin und Ploermel boxen sich noch zum Andenken an den Kampf der dreißig Ritter. Alles dieß schwächt aber die Verbindung der verschiedenen Theile unter einander nicht: der Elsässer, der diejenigen, welche nicht sein deutsches Patois sprechen, als „Wälsche" behandelt, ist eben so gut Franzose als der Bauer aus den Städtchen von Isle de France. Der limousinische Recrut, der sich verstümmelt, um nicht sein schwarzes Brod und seine Kastanien zu verlassen, ist, einmal unter den Fahnen, ein eben so guter Soldat als der Freiwillige aus der Picardie oder Flandern; im Roussillon, wie im Artois, in der Bretagne wie in der Franche Comté beklagt man sich mit Recht über die Auflagen, aber man zahlt sie. Wenn die Provinzen sich manchmal ihrer alten Individualitäten erinnern, wenn sie manchmal das Wort „Trennung" fallen lassen, so ist dieser Unwille nicht gegen Frankreich, sondern gegen Paris gerichtet, und wenn die Staatseinheit mit der Zeit ernstlich gefährdet seyn sollte, so geschähe dieß weder aus Municipal- noch aus Provincialgeist, sondern einzig in Folge der Ausschweifungen des Pariser Geistes."

Canton.

(Fortsetzung.)

Hinter den Factoreien, parallel mit dem Fluß, zieht sich eine lange, schmale Gasse, welche die Engländer „Hog-Lane" nennen, zu deutsch „Schweinegasse", ein Name, den dieselbe mit vollkommenem Recht trägt. Vor dem englischen Kriege war diese Gasse berüchtigt wegen der Menge kleiner Branntwein- und Tabaksläden, die man hier fand, wo die armen europäischen Matrosen sehr oft ausgeplündert und gemißhandelt wurden, nachdem sie sich in den verschiedenen Sorten der abscheulichsten Spirituosen berauscht hatten, die man hier feilbot. Dieses Unwesen ist wohl noch nicht ganz ausgerottet, aber hat doch bedeutend abgenommen, die Gasse ist von ihren übelsten Bewohnern gesäubert, aber es ist noch genug da zurückgeblieben; Kaufläden aller Art finden sich hier in Ueberfluß. Speisen und Getränke, sowohl europäische wie chinesische, erhält man hier vollständig zubereitet, und endlich gibt es hier eine Menge jener Detailhändler, welche chinesische Schnurrpfeifereien, sowie Nankin und Sei-

zeug, zu sehr billigen Preisen, aber natürlich auch von der leichtesten Qualität, verkaufen.

Eine jede Factorei kann wie eine Straße betrachtet werden, die vom Strande durch eine Hinterpforte in jene Hog-lane führt, aber durch die Factoreien laufen die zwei wichtigsten Straßen dieses Quartiers, nämlich die alte und die neue China-Straße. In diesen Straßen, die nach chinesischem Maßstab ganz ansehnlich sind — sie haben eine Breite von 10—12 Schritt — findet man lauter Läden mit den Waaren, welche die Europäer einkaufen, und im Ganzen genommen beschränken sich die Wanderungen der Europäer in Canton auf „Old-and New-Chinastreet". Sie sind mit Fliesen gepflastert und oben mit Zelten von Segeltuch oder Matten bedeckt, so daß man ganz bequem darin spaziert, nicht sehr genirt von der Sonnenhitze, und von einem Laden zum andern gehen kann, ungefähr wie in den Pariser Passagen. Die Häuser sind alle dunkelgrün angestrichen, was der Straße ein etwas tristes Aussehen gibt; sie sind nicht nach vorne offen, aber haben innerhalb eines kleinen Stakets im Rez de chaussée eine Thür, die man zuzuschieben pflegt, um die neugierige Menge fern zu halten, sobald ein Europäer an den Ladentisch getreten ist. Der Laden geht durch beide Etagen und bekömmt sein spärliches Licht meistens von oben; in dem Hintergrund desselben etwas erhöht sieht man oft den Hausaltar. Uebrigens halten die Kaufleute sich hier nur bei Tage auf, die eigentliche Wohnung für sie und ihre Familie liegt in der für die Europäer verschlossenen Altstadt.

Was man an den chinesischen Läden vor allem bewundern muß, das ist der Geschmack und die Ordnung, womit sie ihre Waaren zur Schau stellen. Mag man nun eintreten in einen „curiosity-shop", mit allen den in Elfenbein, Ebenholz, Sandelholz oder Bambus ausgeschnittenen, modernen oder antiken Kleinigkeiten; oder man besucht einen Seidewaaren-Laden, die Boutique eines Porcelanhändlers, oder andere mit lakirten Waaren, kurz alle diese unzähligen, theils kostbaren, theils billigen Verkaufsstellen, deren Inhalt in Europa so sehr geschätzt wird; — man kann stets versichert seyn, daß alles mit der größten Eleganz aufgestellt ist, umgeben von bunten chinesischen Ornamenten, mit mystischen Inschriften, in goldenen cabbalistischen Charakteren, auf rothen oder schwarzen, blank lakirten Tafeln. Und kauft man etwas, da ist es unfehlbar, daß man es auf das sorgfältigste verpackt in dem feinsten Papier oder Kästen zugeschickt bekommt, in die die Stoffe so gelegt sind, daß sie keiner weitern Verpackung bedürfen. Alles dieses ist wirklich dazu geeignet, die Kauflustigen zu verlocken, sich geben zu lassen und tief in den Sack zu greifen.

Die Handelsleute in diesen Buden haben eine ganz eigene Rechenmethode, indem sie nämlich die sogenannte „Suah-pan" zu Hülfe nehmen. Dieses ist eine Tafel, über die eine Anzahl Messingdrähte gezogen ist, und auf diesem läuft wiederum eine Anzahl Kugeln von Ebenholz, die einen verschiedenen Werth haben je nach dem Platz, den sie einnehmen. Diese schieben sie nun hin und her und machen danach ihr Facit aus, stets richtig und oft schneller, als wir Europäer im Kopf oder auf dem Papier rechnen können. Sie haben sich auch eine Art lingua franca geschaffen, um sich den Europäern verständlich zu machen, die aus sieben Theilen Chinesisch, zwei Theilen Englisch und einem Theil Portugiesisch besteht. „Can" oder „no can" ist gewöhnlich die Antwort, die man bekommt, wenn man weniger bietet, als sie, gewöhnlich weit über den wirklichen Preis, zuerst gefordert haben; ein anderes Mal suchen sie durch ein „truly," „true price" einem glauben zu machen, daß sie nicht mehr verlangen, als was der wirkliche Preis sey. Natürlich kann sich der Fremde ziemlich sicher darauf verlassen, daß er gehörig betrogen wird, wenn er so kühn ist, allein in die Läden zu gehen, man wird ihm stets Waaren von der allerschlechtesten Qualität zeigen, und erst wenn er, trotz des Kaufmanns unaufhörlichen Versicherungen, daß es „Number one" sey, fünf bis sechs Packen bei Seite geschoben hat, beinahe ohne sie eines Blicks zu würdigen, kann er gewärtig seyn, daß ihm das wirklich Gute vorgelegt wird. Das klingende Metall hat für den Chinesen etwas Verlockendes, dem er nur schwer widerstehen kann, und es kommt nicht selten vor, daß er, nachdem man lange mit ihm gefeilscht hat, endlich plötzlich nachgibt, wenn man die blanken Thaler aus der Tasche holt. Uebrigens haben die chinesischen Kaufleute eine ganz eigenthümliche Art, auf ihren Waaren abzuschlagen, die sie namentlich in Anwendung bringen, wenn sie ihren Kunden für einen Mann ansehen, der bezahlen kann. Sie fordern nämlich das Doppelte von dem Werth der verlangten Waare, und halten wirklich an diesem Preise fest; aber erlauben dann, daß verschiedene andere Gegenstände mit in den Kauf gehen, die sie mit großer Geschäftigkeit vorzeigen, und die man eigentlich gar nicht kaufen wollte, aber nun doch mitnimmt, indem man sich einbildet, daß man sie für nichts bekam. Selbst wenn man mit einem ehrlichen Kaufmann zu thun hat, ist fast immer ein Mißverhältniß in seinen verschiedenen Preisen, das höchst auffällig ist und den Europäern stets unbegreiflich bleibt.

In „new Chinastreet" hat ein Chinese einen erst in der letzten Zeit dort bekannt gewordenen Industriezweig eröffnet, nämlich — einen Malerladen. Alle Menschen haben chinesische Malereien gesehen: diese schmalen, hohen Stücke, ohne Perspective, ohne Schatten und Licht, die man auf Tapeten und Schirmtafeln, auf Fächern und Theetassen findet, wo eine große bunte Dschanke in die Luft springt, oder eine unglückliche Chinesin mit ihren kleinen eingeschnürten Füßen oben über einer Pagode oder einem Lusthaus schwebt, wobei niemand es begreift, daß sie nicht erst um, und dann aufs Dach fällt. Aber dieser Maler — dessen Namen ich leider nicht aufgezeichnet habe — hat das Eis gebrochen, und die europäische Malerkunst mit Perspective, Schatten und Licht nachzuahmen angefangen; dabei ist er Portraitmaler, ich sah bei ihm verschiedene Portraits, sowohl von Chinesen als von Europäern, alle in Lebensgröße, die wirklich sehr getroffen waren. Das Atelier dieses Mannes war in des Wortes eigentlicher Bedeutung ein Malereiladen, oder eine Fabrik; man fand Landschaften und Genrestücke derselben Zeichnung zu Duzenden, indem er seine Eleven copiren ließ und selbst nur die letzte Hand ans Werk legte. Der Preis war außerordentlich billig, 4 bis 6 Piaster bezahlte ich für das Stück. Eine Anzahl davon habe ich für das ethnographische Museum in Kopenhagen mitgebracht.

Mit Ausnahme der Portraits ermangeln alle diese Kunstproducte gänzlich der Originalität; man sieht es deutlich, daß dieser Zweig der Malerkunst ihnen fremd und nur entstanden ist aus ihrer Lust und ihrem Talent zum Nachahmen. Anders ist es mit ihren niedlichen Malereien auf Reispapier[1], eine Art, die wohl kaum in Europa nachgemacht werden kann. Diese zeichnen sich durch eine Feinheit und einen Reichthum an Colorit aus, der sie zu wahrhaften Meisterwerken macht; auch sind sie,

[1] Eben so wie die Chinesen von Reis Papier verfertigen, so bereiten sie auch durch Verbrennen von Reisstroh ein grünes, durchsichtiges Glas, das zu den niedlichen Fabricaten, kleinen Flacons, Döschen u. dgl. verarbeitet wird.

wenn sie gut ausgeführt, wie z. B. bei dem oben erwähnten Meister, sehr kostbar, während man jedoch, wenn man vorlieb nehmen will, sie fast umsonst bekömmt. Ich habe eine Sammlung von zwölf Reismalereien, welche die traurige Geschichte eines Opiumrauchers darstellen, eben so theuer bezahlt, wie drei von seinen Oelmalereien zusammen. „Aber", sagte er mir, als ich ihn hierauf aufmerksam machte, „das eine ist meine Kunst, das andere mein Handwerk" — was er in seiner Sprache so ausdrückte: „Dis my head, dat my hand."

Eben so originell als kunst- und geschmacklos sind einerseits die Karrikaturbilder, auf denen die Europäer, oder vielmehr die Engländer (namentlich die unglücklichen Seeofficiere) dargestellt werden — alle mit brandrothem Haar und versoffenen Gesichtern — welche Karrikaturen wohl ihren Ursprung aus dem englisch-chinesischen Kriege haben, aber noch stets in den Straßen Cantons feilgeboten werden; andrerseits die Abbildungen ihrer Götter und Halbgötter, die zu den verbreitetsten Industriegegenständen gehören, da kein chinesisches Haus ohne dieselben seyn kann. Die Farben an diesen letztern sind sehr glänzend, und Vergoldung ist massenweise angebracht, aber die Figuren sind auf das Fürchterlichste verzeichnet. Die Gesichter der meisten sind ächt chinesisch, andere sind tatarisch und haben ein grimmiges Gesicht, namentlich schielende Augen und starke Knebelbärte. Den chinesischen Zopf sieht man selten auf diesen Bildern, dahingegen einen starken Hocker auf jeder Seite des ganz kahlen Kopfes; die Nägel sind nicht immer lang; einige haben außer ihren gewöhnlichen zwei Augen noch ein drittes, das in der Mitte der Stirn sitzt. Als Attribut halten sie in ihrer Hand bald ein Schwert, bald einen Drachen, eine Lotosblume, ein Stück Bambuswurzel oder dergleichen. Einige reiten auf phantastisch gestalteten Tigern, Büffeln, Pferden, Hirschen, andere sitzen auf einem wunderbar ausstaffirten und mißgestalteten Hahn. Kurzum, man weiß nicht worüber man sich am meisten wundern soll, über die geschmacklose Zeichnung oder die lächerliche, ungeregelte Phantasie, welche diese Bilder geschaffen hat. Es gibt eine Zeichnung, die man oft wiederholt findet, sowohl auf Papier, als auf Seidenzeug oder Nankin, welche eine Gruppe darstellt, die Kraft, Weisheit, hohes Alter, weibliche Schönheit und vornehme Abkunft bedeuten soll. Auch diese Figuren sind verzeichnet, aber reich drapirt, und die übermäßig langen Nägel, die zu den unerläßlichen Zeichen chinesischer Vornehmheit gehören, mangeln hier niemals. Solche Abbildungen gebraucht man beim Empfang vornehmer Fremden, indem sie ihnen auf ihrem Wege durch das Haus, oder vor den Platz, den sie einnehmen, geworfen werden, und die Wünsche ausdrücken sollen, die der Wirth für seine hochgeehrten Gäste hegt. Ich erhielt in Amoy ein solches Bild geschenkt, welches das Merkwürdige hatte, daß es nicht auf das Zeug gemalt, sondern gewebt und gestochten ist. Der Stoff ist von Papier; nur Gesichter, Hände, Füße und Bärte sind auf der Rückseite gemalt, aber die Draperien sind auf eine Weise hineingewebt, welche es zu einem wahren Kunstwerk machen. Es möchte ein schwer zu lösendes Räthsel seyn, wie es eigentlich verfertigt ist. Der, welcher es mir schenkte, sagte mir, es sey in Ning-po gemalt worden, wo nur eine einzige Familie das Geheimniß dieser Fabrication besitze. Die Wahrheit dieser Behauptung muß ich dahin gestellt lassen.

In den Quartieren, welche den Factoreien zunächst liegen, findet man, wie in den meisten orientalischen Städten, das Zunftwesen straßenweise repräsentirt, indem jedes Handwerk seine Straße für sich hat. Jede solche Straße hat ein Thor an jedem Ende, wodurch sie jeden Abend geschlossen werden kann, und der Senior in der Straße ist dann verantwortlich für die Ruhe und Ordnung bei ihren Bewohnern. Die Straßen sind alle sehr schmal, die Häuser regelmäßig von zwei Stockwerken, so daß die unterste, die mit der Straße gleich ist, den Laden, die oberste die Wohnung bildet. In einem Hinterhause, das in directer Verbindung mit dem obersten Stock des Hauses steht, wohnen die Weiber, die man jedoch nie zu sehen bekommt.

In diesen Straßen ist den Tag über ein Leben und eine Geschäftigkeit, von der man sich nur schwer einen Begriff macht. Obgleich es hier keine Pferde und Wagen gibt, um Geräusch zu machen, so ist hier doch ein Lärmen, ein Rufen und Schreien, ein Hämmern, Klopfen und Klappern, ein Singen und Lachen, ein Schelten und Fluchen, das alles vereint vollständig betäubend auf Geist und Sinnen einwirkt, und alles übertrifft, was man in den bevölkertsten Quartieren europäischer Hauptstädte finden kann. Aus jedem Laden wird man angerufen dieses oder jenes zu kaufen, und sieht man sich um, da kann man ziemlich sicher seyn, einen Stoß vor den Leib zu bekommen von einem Wassereimer, den ein Kuli an einer Trage über der Achsel trägt, oder in den Rücken von einer Portechaisenstange; denn diese Art Menschen gehen vor sich hin, wie bei einem „steeple-chase" — desto schlimmer für den, der ihnen im Wege steht. Dort läuft ein Chinese quer über die Straße mit einem gebratenen Ferkel oder einer Ente, eben vom Spieß genommen, triefend von dem geschmolzenen Fett. Er kommt aus dem nahe gelegenen Bratenladen; in seiner Hast tritt er in den Rinnstein, und bespritzt sich selbst und sein Ferkel und uns mit, die wir so unglücklich sind, uns in der Nähe zu befinden. Hier ist die ganze Straße von Leuten gesperrt, die schreien und lärmen: es ist eine wandernde Restauration, aus einem cylinderförmigen Rechaud bestehend, das ein Mann an einer Trage trägt. Es verdient aber beschrieben zu werden, denn es ist sehr compendiös eingerichtet: es ist Feuer darin angemacht, sein Camerad trägt einen Korb mit dem, was das Haus vermag. Stößt ein hungriger Chinese auf ein solches wanderndes Speisehaus, da läßt er es Halt machen, besieht sich den Speisezettel, und wählt was ihn anspricht. Wenige Augenblicke darauf ist es aufgewärmt und in einer hölzernen Schale mit zwei Stöckchen ihm vorgesetzt. In einem Nu ist die Sache abgemacht; hat er das Gericht verzehrt, seine Schuld bezahlt, so geht er seiner Wege, singend oder vielmehr eine Melodie in einem falschen, aber sehr hohen Discant ableiernd. Einem Europäer würde ich rathen, sich mit dem Geruch zu begnügen, denn das Essen mit den Stöckchen würde ihm zu viel Zeit nehmen, und die Hälfte seines Gerichtes würde dann auf die Straße fallen.

(Schluß folgt.)

Copirender elektrischer Telegraph. Interessante Proben mit Bakewells copirendem Telegraph wurden am 2 April zu Brighton angestellt. Vollständige Botschaften mit allen Abwechslungen der Punktationen wurden zu beinahe 150 Buchstaben in der Minute berichtet, und man kann sich leicht denken, welche Beschleunigung bei kurzhändigen Zeichen möglich ist. Wenn Geheimhaltung erfordert wird, werden die Botschaften in einer Art mitgetheilt, daß sie erst nach dem Abwaschen mit einer chemischen Auflösung lesbar sind. (Liter. Gaz. 5 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 92. 17 April 1851.

Antiquarische Forschungen bei Kertsch.

(Russ. Journal der Volksaufklärung. Febr.)

Am Ende des verflossenen Jahres wurde in den Kurganen um Kertsch eine Entdeckung gemacht, die besondere Aufmerksamkeit verdient; die Untersuchungen wurden von Dr. Arpa geleitet, da der Director des Museums, Hr. Aschik, abwesend war. Eine Werst nordostwärts von Kertsch findet sich ein kleines Dorf, Glinischtsche genannt, das mitten unter einigen hundert Kurganen liegt, die nach Hr. Aschiks Ansicht der römischen Periode von Panticapäum angehören. Unter diesen Kurganen befinden sich namentlich zwei, die gleichsam die andern beherrschen, und schon mehrmals, aber ohne Erfolg, aufgegraben worden waren. Hr. Arpa wollte die Sache aufs neue unternehmen, als ein Bauer Erlaubniß verlangte, zur Erweiterung seines hart an den künstlichen Hügel stoßenden Hauses ein Fundament graben zu dürfen. Dieß wurde ihm gewährt, und kaum hatte man angefangen zu graben, als man auf Bausteine stieß, ein sicheres Zeichen, daß hier das Grab sey. Man grub weiter und fand in der Tiefe von zwei Klaftern eine Statue, die einen Mann von 30 bis 35 Jahren in einer Tunika und Mantel (pallium) darstellte. Die rechte Hand lag von dem Mantel bedeckt auf der Brust, in der Linken befand sich einst, nach ihrer Stellung zu schließen, wahrscheinlich eine Papyrusrolle. Die Haare auf dem Kopf waren kurz und kraus, das Kinn ohne Bart, der Ausdruck des Gesichts edel und sanft. Die Füße waren mit dem Kothurn bekleidet, und daneben sah man viele Papyrusrollen und ein Kästchen (scrinium) mit einem Schloß. Die Statue war etwas über 2 Meters hoch, und stand augenscheinlich auf einem Piedestal. Die vermuthete Papyrusrolle in der Linken, und die welche am Fuße liegen, lassen vermuthen, daß hier ein Dichter oder Civilbeamter abgebildet ist. Seit man sich in Kertsch mit Aufgraben von Gräbern beschäftigt, hat man einige hundert beachtenswerthe Gräber, aber noch nie eine Marmorstatue gefunden. Die Arbeit ist großartig und zeigt einen kecken Bildhauer, der Styl ist rein und frei; kurz es ist ein schönes Erzeugniß der griechisch-römischen Bildhauerkunst, das die Aufmerksamkeit durch die schöne Verhältnißmäßigkeit seiner Theile auf sich zieht.

Diese interessante Entdeckung steigerte den Eifer der Suchenden. Hr. Arpa setzte die Aufgrabung unermüdlich fort, und bei seiner Sachkenntniß stieß er bald auf eine Mauer, die aus Steinen von mehr als 1 Meter Länge und 1¼ Fuß Breite aufgeführt war. Diese Mauer gehört augenscheinlich zu einem nach dem Grabgewölbe führenden Corridor. Die zweite Mauer wurde gleichfalls aufgegraben, war aber gänzlich zerstört, unter den Bruchstücken fand man Steine mit Fresken, ein Beweis, daß das Grabgewölbe selbst mit Malereien verziert war. Hr. Arpa setzte die Ausgrabung in der Richtung des Corridors fort und stieß auf eine zweite weibliche Bildsäule, die etwas kleiner als die erstere war, sie aber in der Bildhauerarbeit noch weit übertrifft. Die Frau war sichtlich von demselben Alter, wie der Mann; sie trug eine lange sehr feine Tunika (tunica talaris), die ihr vom Hals bis auf die Füße niederfiel, und einen breiten „Peplos", der Kopf und Schultern bedeckt. Dieß ist gewöhnlich die Darstellung einer Frau im Grabgewand, wie es für eine zur Aufstellung im Grabe bestimmte Statue paßt. Der schöne Kopf der Frauenstatue war mit leicht geringelten Haaren in griechisch etrurischem Styl geziert; die Zartheit der Haare, die Form des Mundes, die reinen Umrisse und der lebendige Ausdruck deuten auf einen bedeutenden Künstler. Die rechte Hand ist, wie bei der männlichen Statue, von dem Oberkleid bedeckt, dessen leichte, wellenförmige Falten der Drapirung Reiz und Adel verleihen. Die Füße sind mit dem griechischen weiblichen Kothurn bekleidet. Interessant wäre es die Zeit dieser Statuen zu kennen, aber es fanden sich im Grabgewölbe weder Gemälde noch Münzen, nichts das den mindesten Fingerzeig geben könnte. Hr. Aschik hält sie für Römerarbeit, theils wegen des Orts, wo sie gefunden wurden, theils wegen des gelblichen Marmors.

Canton.

(Schluß.)

Geht man von dem amerikanischen Garten in die Old Chinastreet, da kommt man auf einen kleinen, offenen Platz, wo der bunte Verkehr sich natürlich noch mehr entfaltet, als in den engen, überfüllten Gassen. Hier wimmelt es nicht bloß von den gewöhnlichen Lastträgern, Verkäuferinnen und Straßenjungen, sondern auch chinesische Commissionäre schnappen den Fremden auf, der ans Land kommt, um Einkäufe zu machen; der Bettler hämmert auf seinem Gong-gong, und verfolgt den Vorübergehenden, bis dieser es vorzieht, sich durch einige Kupfercash frei zu kaufen; ein Duzend von den 7000 Barbieren Cantons steht eifrig damit beschäftigt, die Köpfe ihrer Landsleute mit einem außerordentlich breiten, plumpen Messer zu rasiren; an seinem kleinen Tisch sitzt ein Greis, dessen Gesicht fast ganz hinter seinen großen Brillen verschwindet, auf dem Tisch sieht man Papier und Pinsel, aufgeschlagene Folianten, kleine Götzenbilder, Spielkassen, zuweilen auch eine Schildkröte, einen lebendigen Vogel oder ähnliches, das er theils zu seinen Taschenspielerkünsten ge-

braucht, theils um damit zu Rathe zu gehen, wenn er dem einen oder andern aus der neugierigen Menge die ihn umgibt, wahrsagen soll; hier sieht man endlich auch den höchst ekelhaften Markt von Lebensmitteln, indem Hunde, Katzen, Ratten und Federvieh durcheinander in Körben aufgehängt sind und feil geboten werden.

Wird man aber durch alle diese Straßenscenen, diesen Lärm und mehr wie geräuschvollen Verkehr nur zu bald ermüdet, so wird man es nicht minder, nicht bloß durch der Menschen, sondern auch der Gebäude einförmiges Aeußere. Schon bei der Einfahrt in den Fluß ist die Rede gewesen von dem totalen Mangel an architektonischer Schönheit, an größern Gebäuden, Thürmen, Plätzen u. s. w. Ich muß diese Klage hier wiederholen. Es ist China's Uebervölkerung, die in diesem Mangel an Platz sich zu bewegen, materiell dargestellt ist, wie in dieser jetzigen Verwendung von jedem Zoll Erde zu irgend einem praktischen Zweck.

Man wird sich daher nicht darüber wundern, daß der eben Angekommene sehr bald seinen Eifer abgekühlt, seine Lust umher zu gehen und alles zu sehen, zufrieden gestellt haben wird, namentlich wenn man bedenkt, in welchem Klima er lebt und in welcher Wärme er sich bewegt.

Doch auch diese Unannehmlichkeiten würde man überwinden, wenn man seine Wanderungen weiter erstrecken könnte, wie gerade in das oben beschriebene Quartier. Aber das läßt sich nicht ausführen. Wohl haben einige meiner Mitreisenden einen Spaziergang um die ganze Stadt Canton herum gemacht, aber man wird aus der folgenden Beschreibung, die einer der Herren mir mitzutheilen die Güte hatte, ersehen, daß man dieß nicht zur täglichen Gewohnheit werden lassen kann.

„Um 3 Uhr Nachmittags verließen wir, begleitet von einem amerikanischen Missionär, der etwas Chinesisch sprechen konnte, das europäische Quartier. Jeder von uns war mit einem chinesischen Parapluie versehen, aber wir hatten weder Geld, Uhren oder sonstige Kostbarkeiten bei uns, um, wie unser Begleiter sagte, die Raublust der Chinesen nicht in Versuchung zu führen. Wir erreichten bald die Mauer um den innern Theil der Stadt, und diese diente uns nun zum Wegweiser, indem wir ihr nach Westen zu folgten. Schon hier merkten wir, daß wir ungewohnte Gäste waren, denn jeder Vorübergehende blieb stehen und betrachtete uns, zum Abschied uns mit ihrem gewöhnlichen Schimpfwort „Fan-Quai" grüßend, was ungefähr so viel bedeutet, als „fremde Teufel", aus jedem Hause sandte man uns denselben Gruß, aber die meisten blieben ruhig bei ihrer Arbeit sitzen, hoben bloß den Kopf in die Höhe, betrachteten uns, riefen „Fan-Quai" und arbeiteten weiter. Die Bevölkerung war in jener Gegend nur gering und die Zahl der Häuser klein, und bald hatten wir an unserer Seite nur die neun Ellen hohe Mauer, von der die Strahlen der brennenden Sonne reflectirten und die Hitze unerträglich machten, zur Linken einen schmalen Bach; außerdem lag nur hin und wieder ein einzelnes Haus, und der Boden war unbebaut! Diese Oede bildete einen merkwürdigen Contrast mit dem geschäftigen Verkehr innerhalb der Mauern. Erst am nordwestlichen Theil von dieser Mauer stießen wir auf ein Bauergut, umgeben von einigen Bäumen; hier begegneten wir auch einigen Kindern, mit denen der Missionär sich in ein Gespräch einließ und denen er mehrere geistliche Bücher mit Bildern von Christus und den Aposteln schenkte. Als wir sie verließen, verirrten wir uns und kamen auf einen Weg, der zu einem Stadtthor führte; sobald wir uns jedoch diesem näherten, kam ein Chinese heraus, der uns mit so eifrigen Gebärden verjagte, als ob wir wirklich böse Geister wären. Wir fanden bald unsern rechten Weg wieder, der uns nun weiter von der Mauer wegführte. Dieß war das einzige Thor, das wir nach der Landseite hin entdeckten. Nach der nordöstlichen Seite hin war das Terrain mehr hügelig. Einer der Hügel diente zum Begräbnißplatz, die Gräber waren nur wenig eingefriedigt; hin und wieder sah man ein Denkmal; ein frisch aufgeworfenes Grab war sehr tief, die Todtengräber wohnten in einem Zelt inmitten der Gräber. Wir bestiegen den höchsten Hügel östlich von der Stadt, von welchem aus diese während des Kriegs von den Batterien der Engländer bedroht worden war; von hier konnte man über die Mauer in die Stadt hinein sehen. Sie schien nicht so dicht bebaut und bevölkert zu seyn, wie die Vorstadt. Die Häuser waren von Bäumen und Gärten umgeben, man sah mehrere offene Plätze und breite Straßen. Hier erholen sich auch die chinesischen Kaufleute, ihrer eigenen Aussage nach, nach beendeten Geschäften in der stinkenden Vorstadt mit ihren schmalen Gassen und ihrer Ueberfülle an Menschen. Nun war man in der Stadt aufmerksam auf uns geworden, und man begrüßte uns von der Mauer aus weiter Entfernung mit Steinwürfen und dem gewöhnlichen „fan-quai." Unser Weg führte uns dann wieder dicht unter die Mauer, hier befanden wir uns nun im Schutz, sowohl gegen die Strahlen der Sonne, als gegen die Augen der Chinesen in der Stadt. Wir erreichten einen Brunnen, der von Wasserträgern umgeben war, mit denen der Missionär sich in ein Gespräch einließ, worauf sie uns das klarste Wasser mit der größten Bereitwilligkeit reichten. Inzwischen waren wir wieder in die Vorstadt gekommen und zwar in den weit mehr bevölkerten Theil derselben; hier wurden wir unaufhörlich von einem Haufen Jungen verfolgt, die hinter uns her schrien und schimpften. Aber unser Begleiter wandte sich häufig um zu ihnen und hielt ihnen das Unpassende ihres Benehmens vor; zugleich appellirte er an die Eltern und bat sie, die Kinder zurückzuhalten. Dieses war nie vergebens, und wir wurden, wenigstens auf einige Zeit, von diesem unruhigen Gefolge, befreit. Obgleich die Eltern sich selten in das Geschrei der Jungen mischten, hörten wir doch hin und wieder den unbehaglichen Ruf: „Schittau!" („Schneid ihnen den Hals ab!"), auch traf ein Stein unsern Prediger im Nacken, ohne jedoch Schaden zuzufügen. Die Vorstadt war hier von Canälen und fließenden Wassern durchschnitten, wir mußten uns über ein solches vermittelst einer Fähre übersetzen lassen, bezahlten die Taxe, ein paar Kupferstücke, und hiermit war der Fährmann zufrieden. Wir kauften einige Melonen bei einem Fruchthändler, und dieser amusirte sich, zugleich mit den Umstehenden, ganz außerordentlich darüber, die englischen Benennungen der verschiedenen Früchte zu hören. Gedränge und Geschäftigkeit in dem östlichen Theil der Vorstadt waren außerordentlich groß, aber obgleich man oft große Armuth und Elend sah, scheinen diese hier doch geringer zu seyn, als in den Städten, die wir später nördlich in China besuchten. Um 6 Uhr kamen wir nach dem chinesischen Quartier zurück, da wir sehr schnell gegangen waren, hatten wir gewiß an zwei dänische Meilen zurückgelegt."

Man wird hieraus ersehen, daß die Ausbeute, welche diese Herren von ihrer Tour davon trugen, nicht eben bedeutend war, und daß sie mehr oder minder großen Insulten nicht entgingen. Aber in der Stadt selbst, innerhalb der alten Stadtmauer, ist keiner von uns gewesen, so wenig wie überhaupt die Europäer im Allgemeinen sich hinein wagen mögen oder können. Obgleich bei dem letzten Friedensschluß bestimmt worden war, daß Canton einer der fünf Handelsplätze seyn sollte, die man den

Europäern zu freier Niederlassung einräumen würde, und obgleich von Seiten der chinesischen Autoritäten diesen kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, so ist es doch für einen Europäer faktisch unmöglich, sich in die tatarische Stadt hinein zu wagen, geschweige denn sich dort anzusiedeln. Die Macht der chinesischen Autoritäten in dieser Beziehung war so gering, daß nicht bloß ihre an die Straßenecken angeschlagenen Bekanntmachungen, daß man den Europäern, welche die Stadt besuchten, keine Hindernisse in den Weg legen solle, abgerissen und besudelt, sondern daß auch andere Placate, die zu Mord und Verfolgung der Europäer aufforderten, angeschlagen wurden, so daß die Autoritäten selbst zu dem verzweifelten Mittel sich gezwungen sahen, Wachen an die Stadtthore zu stellen, welche die Europäer warnten, sich den Beleidigungen des Pöbels nicht auszusetzen. Diese gereizte Stimmung bei der niedern Bevölkerung, die wahrscheinlich durch versteckte Agitatoren noch erhöht wird, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie denselben Feind, den sie vor wenigen Jahren vor Cantons Mauern bereit sahen, Tod und Verderben über die Stadt zu verbreiten, jetzt täglich unter sich sehen und Zeugen sein müssen, wie er in kurzer Zeit Schätze bei ihnen zusammenrafft, um dann wieder heimzukehren. Es ist eine allgemeine unter der Bevölkerung verbreitete Sage, daß die Engländer es nicht wagten, ihre Stadt anzugreifen, oder auch, daß sie sich mit Gold abkaufen ließen, um dem Kampf zu entgehen, und andere derartige Ungereimtheiten, die ihren Ursprung und Nahrung in den bombastischen Berichten fanden, welche die damaligen chinesischen Militärbehörden an die Regierung in Peking einsandten. Daraus ist der besondere Umstand hervorgegangen, daß, obgleich Canton der Ort ist, zu dem die Europäer seit Jahrhunderten Zutritt gehabt haben, und wo man daher die Einwohner für den Umgang mit ihnen am zugänglichsten halten sollte, gerade dieser unter den fünf Häfen der Ort ist, wo sie am wenigsten gelitten sind.[1] Die Engländer behaupten, es liege darin, daß gerade in den nördlichen Häfen die Einwohner mehr ernstlich das Gewicht der britischen Waffenmacht gefühlt haben. Das ist möglich, aber zur Ehre der chinesischen Nation bin ich doch geneigt anzunehmen, diesen Unterschied mehr auf Rechnung des ungleichartigen Charakters unter den Einwohnern zu schreiben. Es scheint nämlich nach allem, was bisher über China geschrieben ist, ziemlich abgemacht, daß die Einwohner in den Provinzen Kuang-tong und Kuang-tsee — die südwestlichsten des großen himmlischen Reichs — die rohesten, ungebildetsten, kriegerischsten und streitsüchtigsten der ganzen Nation sind. Die Küstenbewohner sind sämmtlich Seeleute und treiben den Fischfang und die damit nahe verbundene Piraterie im weitesten Umfange. Dahingegen sind die Bewohner der nördlichen Provinzen, die ihren Unterhalt durch Ackerbau, Seidenzucht, innern Handel und Industrie suchen, selbstverständlich mehr civilisirt und bei weitem mehr friedlich gesinnt und verträglich im Umgang. Wer, wie ich, während meines Aufenthalts in Canton diesen liebenswürdigen Pöbel in besonders aufgeregtem Zustand kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, muß zugeben, daß man ihm nur sehr mit Vorbehalt den Namen Menschen beilegen darf.

[1] Wir wollen die hier angeführten Erklärungen des Hasses gegen die Engländer und Fremden überhaupt nicht bestreiten, auffallend aber ist, daß der Verfasser eine der wirksamsten nicht erwähnt, die, daß die Engländer allen Cantonesen durch die Eröffnung der nördlichen Häfen einen positiven Nachtheil zugefügt haben, ein Nachtheil, der sich mit der steigenden Ausfuhr aus Schanghai immer mehr steigern muß. A. d. R.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico

Der Soldat Cureño.

Die Straße von Guadalaxara nach Tepic durchschneidet die Sierra-Madre. Auch hier in dieser kahlen Gebirgskette, deren Gipfel bald steil emporragen, bald zu Felspässen zusammenrücken, hat der Unabhängigkeitskrieg unauslöschliche Erinnerungen zurückgelassen. Ich war ungeduldig diesen merkwürdigen Theil von Mexico zu durchstreifen, und auch Don Ruperto hatte große Eile nach den Hochebenen der Sierra zu gelangen, welche ihm so viele Tage und Nächte voll Abenteuer aus seinem Jugendleben ins Gedächtniß zurückriefen; aber erst nachdem wir auf die Ebene von Santa Isabel, zwei Tagmärsche von dem Dorfe Ahuacatlan hinausgekommen, erblickten wir endlich am Horizont die blauen Zacken der Cordilleren. Von diesem Augenblick an trabten wir einmüthig rascher vorwärts, und nach einigen Stunden Reitens in dem hohen Grase hielten wir unfern des Gebirges vor einer Bambushütte, welche Don Ruperto zum voraus als einen Haltpunkt bezeichnet hatte.

Heda, Cureño, rief der Capitän, indem er sein Pferd anhielt, lebst du oder bist du todt?

Wer ruft mich? antwortete eine schwache Stimme aus dem Innern der Hütte.

Der Capitän Castaños, con mil diablos! erwiederte der Guerrillero, und zwar jener, der die Kanone abfeuerte, deren Cureña[1] Ihr gewesen seyd.

Eine widerliche Gestalt kroch aus der Hütte hervor; es war ein entsetzlich mißgeschaffner Greis, dessen Rückgrat gebrochen und verrenkt schien. Der Unglückliche konnte sich nur auf allen Vieren weiter schleppen; durch Alter und Krankheit verzerrt hatten seine Züge dennoch einen Ausdruck von Adel und Stolz bewahrt, der mich überraschte. Ueber seiner zur Erde gebeugten Stirne, die von tiefen Runzeln gefurcht war, hingen lange Büschel weißer Haare nieder. Um seine nackten Arme schlangen sich dicke Adern wie Zweige des Epheus, der an dem Stamm einer Eiche gewuchert hat; dieser seltsame Alte, mit seinem Faltengesicht, halb unter dem dichten Haarwuchs verborgen, der wie eine Mähne herabhing, glich einem kranken Löwen, der zur Zeit seiner Kraft durch die Kugel des Jägers verstümmelt wurde.

Sieh da, mein wackrer Cureño, sagte der Guerrillero, es freut mich, noch Einen der Alten aus vergangener Zeit am Leben zu finden.

Unsere Reihen lichten sich, erwiederte der Greis, das ist wahr; einige Jahre noch, und man wird vergebens die ersten Soldaten der Unabhängigkeitsarmee aufsuchen.

Die Guanajuateña ist nicht zu Hause? fragte Castaños.

Ich bin allein, antwortete Cureño; seit einem Jahre schläft sie dort drüben. Und er zeigte auf eine Tamariske, die einige Schritte von der Hütte stand.

Gott sey ihrer Seele gnädig! sagte der Capitän; aber gesteht es nur, mein Tapferer, eure Verdienste wurden euch übel genug gelohnt.

Was braucht man mehr als ein Flecken Erde darauf zu leben und sich begraben zu lassen? versetzte der Greis. Ließen wir uns denn in Hoffnung auf einen Lohn uns ehedem die Knochen zerschlagen? Die Nachwelt wird sich an Cureños Namen erinnern, und das genügt.

Diese Reden ließen mich errathen, daß ich einen jener Männer vor mir hatte, welche ein unheilvolles Geschick zur Vergessenheit zu verdammen scheint, nachdem es sie zum Opfer geweiht hat. Aber welchen unbekannten Helden ich da sah, das wußte ich nicht. Wir stiegen an der Hütte ab und traten einen Augenblick hinein. Hier hörte ich ohne etwas davon zu verstehen, ein Wechselgespräch, das sich ausschließlich über die Ereignisse des Krieges gegen die Spanier verbreitete. Es fehlte mir unglücklicherweise der Schlüssel der Begebenheiten, welche die beiden Redenden sich ins Gedächtniß zurückriefen. Nach einer halben Stunde, ungefähr, da wir noch eine weite Strecke bis zur Venta am Fuß der Sierra-Madre zurückzulegen hatten, schickten wir uns an, unsern Weg fortzusetzen.

[1] Lafette, daher „Cureño" der Soldat, welcher im Unabhängigkeitskriege die seltsame Rolle eines in eine Lafette verwandelten Menschen spielte.

Ihr habt da einen kräftigen Renner, sagte der Alte, indem er sich meinem Pferde näherte, als ich eben den Fuß in den Bügel setzte. Beim Anblick dieser Mißgestalt, welche sich halb kriechend nahte, scheute das Thier und wollte sich bäumen; aber im selben Augenblick streckte Cureño seinen Arm aus, und das Pferd stand zitternd vor Angst und schnaubend da.

Was gibt es? rief ich.

Es ist nichts, antwortete der Alte mit seiner schwachen erloschenen Stimme; ich halte nur das Pferd unter euch fest.

Ich bog mich über den Sattel und sah mit großen Staunen, wie die nervigten Finger Cureños einen Fuß des Pferdes erfaßt und wie mit eisernen Banden an den Boden genietet hielten.

Soll ich es loslassen? sagte er lachend.

Wenn es euch gefällig ist, antwortete ich diesem Milo von Kroton, denn ich sehe, daß ihr stärker seyd als mein Pferd.

Kaum von diesem furchtbaren Umfassen befreit, warf sich das Thier voll Schreck auf die Seite, und ich hatte große Mühe es wieder nach der Hütte zu lenken.

Ach, sagte der Greis seufzend, seit jenem Kanonenschuß, den Don Ruperto abgefeuert hat, werde ich alle Tage schwächer.

Was waret ihr dann in eurer Jugendzeit, Herr Cureño? versetzte ich.

Castaños wird es euch sagen, erwiederte der alte Soldat, von dem wir Abschied nahmen, sobald der Capitän ihm zugesagt hatte, bei der Rückkehr einen ganzen Tag in seiner Hütte zuzubringen.

Nachdem wir diesen seltsamen Einsiedler verlassen hatten, setzten wir unsern Weg gegen die Sierra Madre fort, deren Joche, Felsen und steile Spitzen aus dem Nebel aufsteigend ihre Felsensteige, ihre zerrissenen Abhänge, die tiefen Abgründe unsern Blicken darboten. Bald hüllten uns die Schatten dieser Riesenwälle ein, während weit hinter uns die Gipfel von Tequila von den letzten Sonnenstrahlen vergoldet wurden. Nun wies der Capitän mir mit dem Finger auf einer Hochfläche der Sierra, um die leichtes Gewölke wogte, ein kleines viereckiges Gebäude, welches einem herabgerollten Felsstück glich; diese Art von Veste war die Venta, wo wir die Nacht zubringen sollten.

Bald warf der Mond seine bleichen Strahlen auf den Gebirgssteig, dem wir nun folgten, und der sich in vielfachen Windungen um die Felswände und Abgründe aufwärts schlang. Zwei Stunden eines beschwerlichen Marsches genügten um nach der Hochfläche zu gelangen, die von ferne so schmal erschien, und in der Nähe sich zu einer ungeheuren Ebene ausdehnte, welche ein Gürtel von Bergen beherrschte. Die Venta war, wie alle übrigen in Mexico, ein weißes Haus mit einem von Säulen gestützten Vorplatz und rothem Ziegeldache. Am Rand der Ebene stehend, überschaut sie den ganzen Weg, den wir heraufgekommen und überdieß eine ungeheure Landschaft, wie ein Adler, der über den Gebirgen kreist.

Maulthiertreiber waren vor uns angekommen: ihre Nachtfeuer brannten und die Maulthiere weideten auf der Koppel. Unter dem Vordach der Venta schliefen ein Duzend Indianer neben einem großen Wagenkasten, der von den Rädern abgehoben war; denn nur so, und von Menschen getragen, können Reisewagen über die Sierra Madre gebracht werden; diese Wagentheile und die Indianer kündeten die Anwesenheit von Reisenden in der Venta an, und wir erfuhren bald, daß einer der Deputirten aus dem Staate Sinaloa beim Congreß von Mexico mit seiner Familie da war, der von Tepic kam, wohin der Capitän und ich uns begaben.

Während Don Ruperto das Abendessen besorgte, hatte ich mich unter dem Vordach niedergelassen, wo das Auge in alle Schluchten der Sierra schweifen konnte. Das Mondlicht erhellte die zerrissenen Tiefen, aus denen langsam die Abendnebel aufstiegen. Ringsum sah man nur Gipfel über Gipfel sich thürmen, und die Felsen tausendfältig zerspaltet und zerklüftet, und dazwischen hin verlor sich der Blick in weite Ebenen, in denen sich die Ausläufer der Sierra ins Unendliche verzweigten. Der Capitän, welcher mich zum Abendessen rief, entzog mich der Betrachtung dieser wundervollen Fernsicht. Nach unserm frugalen Mahle, dem wir beide alle Ehre angethan, schlug mir Don Ruperto vor, noch ein Bischen ins Freie hinauszugehen, was mir sehr willkommen war. Auf einem Fußpfade, der durch das hohe Gras hinführte, blieb der Capitän plötzlich stehen und wies auf den Boden; zu unsern Füßen lag halb durch ihre Schwere in die Erde versunken eine der Kanonen, welche die Insurgenten von den Ufern des stillen Meeres bis an die äußersten Gränzen des Staates Jalisco geschleppt hatten. Der Guerrillero setzte sich auf den Lauf, und bot mir einen Platz neben sich an. Der dunkelblaue Himmel war mit unzähligen Sternen besäet, die Luft lau; vor der Venta sangen die Maulthiertreiber um ihre Feuer gelagert, ihre einfachen Weisen; das Geklingel der Schellen der Maulthiere mischte sich mit dem Klimpern der Guitarre; die Wächterhunde antworteten mit kläglichem Gebell auf die fernen unbestimmten Laute, welche der Abendwind herauftrug. Indem er mich an diesen abgelegenen Ort führte, meinte der Capitän es sey jetzt die rechte Stunde, um die Erzählung seiner Soldatenabenteuer fortzusetzen, und er begann alsbald in folgender Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Judenstamm im Innern China's. Die Revue de l'Orient vom März berichtet nach dem North China Herald, daß die Missionäre der Londoner Gesellschaft im Innern des Landes, 350 Meilen von Peking, einen Judenstamm entdeckt hätten.

•

Gletscher in Nordwales. Professor Ramsay stellte vor kurzem in einer Versammlung der geologischen Gesellschaft als seine Meinung auf, daß vor den historischen Zeiten Nordwales in Folge seiner die jetzige bedeutend übertreffenden Höhe und aus andern minder bedeutenden Ursachen eine Gebirgsgruppe gewesen sey, deren nach verschiedenen Seiten auslaufende Thäler von Gletschern eingenommen waren. Diese Höhen verliefen in ein weites Plateau, dessen Stelle jetzt das irische, das deutsche Meer und ein gutes Stück des atlantischen einnehmen. Später sank dieser ganze District zugleich mit dem Norden Europa's in die Tiefe und wurde von einer See bedeckt, in der die Eisberge von Norden her schwammen, welche bei ihrem Schmelzen Kies und Rollsteine absetzten. Das Land um den Snowdon erschien damals als eine Gruppe niedriger Inseln, während die jetzigen Berge von Schottland und Cumberland etwas höher über das Meer aufragten. Nach einem längern Zeitverlauf wurde das Land abermals emporgehoben, und wiederum entstanden Gletscher in den Thälern des Snowdon, Gletscher, deren Spuren noch jetzt sichtbar sind, und sich von denen der ältern Gletscher unterscheiden. (Liter. Gaz. 5 April.)

•

Der vielschreibende Lamartine. Man erinnert sich, welchen Haß und Verachtung Alexander Dumas durch die fabrikmäßige Art, wie er den Journalen Romane lieferte, auf sich lud. Es ist noch jetzt in der literarischen Welt ein stehender Spaß, zu bemerken, daß er damals ein Duzend reitender Boten unterhielt, um den Setzern sein (!) Manuscript zu überbringen, und daß er in einigen dringenden Fällen auf der St. Germain-Eisenbahn Extrazüge miethete. Jetzt scheint Lamartine in seine Fußstapfen zu treten: der große Dichter, Historiker und Gesetzgeber schreibt monatlich ganz allein ein politisches Pamphlet von 30—40 Seiten unter dem Titel: Conseiller du peuple; auch gibt er eine Monatsschrift heraus unter dem Titel „les Foyers du peuple", worin er Berichte von seinen Reisen gibt, und Erzählungen, so wie Poesien einmischt. Ferner schreibt er einen Roman für das Feuilleton des Siècle, und gibt hie und da Feuilletons für einige andere Journale: er schreibt eine Geschichte der Restauration und eine Geschichte der Türkei, und zum Ueberfluß hat er jetzt auch noch ganz Paris verdutzt gemacht, durch die Ankündigung daß er die Redaction eines täglichen Blattes übernimmt. Um seine politischen Ansichten und Plane bekümmert man sich wenig, aber sein literarisches Treiben bezeichnen die Franzosen als einen vollständigen Scandal. (Liter. Gaz. 12 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 93. 18 April 1851.

Ueber den Einfluß der californischen Goldminen.

Nachstehender Aufsatz, den die Revue britann. (Febr.) dem Blackwoods Edinburgh Magazine entnommen, ist wahrscheinlich von dem bekannten Historiker Alison und zwar in etwas protectionistischem Sinne geschrieben. Wir legen hierauf im Augenblick nicht den mindesten politischen Werth und führen den Artikel namentlich nur darum auf, um zu zeigen welchen Einfluß ein geistvoller Geschichtschreiber den Veränderungen der Geldverhältnisse zuschreibt. Ist man auch nicht mit allem was er sagt, einverstanden, so eröffnet er doch eine weit umfassende Aussicht in ein Gebiet, dessen Bedeutung man in Deutschland nur zu häufig nicht erkennt.

*

Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichtsbücher der Völker durchlaufen hat, muß erkannt haben, daß die ausgedehntesten und wichtigsten Revolutionen der Menschengeschichte ihren Grund in den Veränderungen hatten, welche die Erzeugung der edlen Metalle periodisch erfahren hat. Da sie in der ganzen Welt als Tauschmittel und Werthmesser gelten, übt ihr Ueberfluß oder ihre Seltenheit in allen Ländern einen alsbaldigen und mächtigen Einfluß auf die Industrie und Thätigkeit der arbeitenden Classen aus. Keine menschliche Gewalt, keine Anstrengung des Patriotismus kann lange das Schicksal einer Nation aufrecht erhalten, und in den Massen allgemeine und dauernde Wohlfahrt sichern, wenn die vorhandenen Tauschmittel den Anforderungen der Entwicklung der Bevölkerung und der Thätigkeit des Verkehrs nicht entsprechen, denn die Preise sinken, der Credit erfährt periodisch heftige Krisen, und im Lauf der Jahre findet dann die Industrie den ihr nothwendigen Lohn nicht mehr. Kein Unglück dagegen, keine Gefahr ist unüberwindlich, wenn die umlaufenden Zahlungsmittel den Bedürfnissen entsprechen, und sich im Verhältniß zu den Bedürfnissen steigern, weil dann die Preise steigen oder mindestens hinreichend belohnend sind, die Arbeit des Einzelnen also, gestachelt durch die Aussicht auf einen billigen Lohn, allgemein wird, und kraftvoll auf den Wohlstand der Gesellschaft, ja wie auf die Besserung der Staatsfinanzen einwirkt.

Die beiden größten Revolutionen, welche sich in der Geschichte der Zahlmittel ergaben und eine unauslöschliche Spur in den Geschicken der Menschen zurückgelassen haben, wurden durch die Vermehrung und Verminderung der im Umlauf befindlichen edlen Metalle erzeugt. Man kann nicht mehr zweifeln, daß Sinken und der Fall des römischen Reichs, die so lange und so fälschlich der Vergrößerung seines Gebiets, der Sklaverei der Plebejer und der Verdorbenheit der Patricier zugeschrieben wurden, hatten in der Wirklichkeit ihren Hauptgrund in der mangelnden Production der Minen Spaniens und Griechenlands, aus denen in alter Zeit der größte Theil der kostbaren Metalle gezogen wurde. Der Mangel an baarem Geld fiel zusammen mit der unmäßigen Einfuhr von Korn aus Aegypten und Lybien, entwerthete vollständig die Ernten Italiens und Griechenlands, und zerstörte den Ackerbau dieser beiden Provinzen, während er zugleich die Industrie lähmte und die Last der Abgaben unerträglich machte. Wir wissen jetzt, welcher Ursache wir das Aufhören des Ertrags der Minen, das so furchtbare Folgen hatte, zuschreiben müssen. Dieß war, nach Jahrhunderte langer Ausbeutung, in Spanien wie in Griechenland, die Erschöpfung der der Oberfläche zunächst liegenden Goldadern und die außerordentliche Härte des Gesteins, wo das Mineral in den untern Schichten sich eingelagert findet. Letzteres scheint ein allgemeines Gesetz zu seyn, welches in allen Theilen der Erde das Suchen nach Gold unvortheilhaft macht, sobald die Ausbeutung in eine gewisse Tiefe hinabreicht. Man weiß andrerseits vollkommen, daß der fabelhafte Aufschwung Europa's im 16ten und 17ten Jahrhundert der Entdeckung der Minen von Peru und Mexico und dem unaufhörlichen Steigen der Preise zuzuschreiben ist, welches fast 200 Jahre lang als Folge der fortdauernden und steigenden Einfuhr edler Metalle stattfand, die man dem unerschöpflichen Boden Amerika's entriß.

Der Ausgang der größten, an Erfolgen fruchtbarsten Kriege, die zwischen Nationen stattfanden, wurde häufig bestimmt durch die Entdeckung oder die Anwendung eines Umlaufsmittels, das dem Gegner fehlte. Der denkwürdigste Kampf der alten Zeit, der, wo es sich darum handelte, ob Europa oder Afrika über die gebildete Welt herrschen sollte, ward entschieden durch eine ungeheure Ausdehnung, die man während des zweiten punischen Kriegs dem italischen Gelde gab, und dieser schreckliche Kampf wurde zu einem glücklichen Ende geführt, weit weniger durch die Festigkeit des Senats und das Schwert Scipio's, als durch ein Decret, das im entscheidenden Augenblick die Geldkräfte der römischen Republik verdoppelte.[1] Eine ähnliche Maaßregel rettete die amerikanische Revolution, denn die Schaffung eines Papiergeldes unterstützte die Anstrengungen der Insurgenten, als ihnen kein anderes Hülfsmittel mehr übrig blieb, um den Widerstand

[1] Es ergibt sich aus einer Stelle des Livius XXIV. 18. daß die Censoren alle Gelder von Minderjährigen und Wittwen zu Gunsten des Staats einzogen und mit Anweisungen auf den Schatz bezahlten; ein Gleiches geschah mit den Ankäufen, die der Staat zu machen hatte, sie wurden mit solchen Anweisungen bezahlt. Diese Ausgabe von Papiergeld rettete wahrscheinlich nach der Schlacht von Cannä die Republik.

fortzusetzen, und that mehr für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten als die Schwäche Englands oder die Geschicklichkeit der amerikanischen Generale. Durch die Assignaten wurde es, wie allbekannt, in der Schreckenszeit bei dem allgemeinen Sturz des Privatvermögens möglich die ungeheuren Armeen auf die Beine zu bringen, in denen Frankreich die Kraft fand, den Angriff aller europäischen Staaten zurückzuweisen. Die Coalition endlich, deren Anstrengungen das Reich Napoleons stürzten, war gleichfalls durch ein ungeheures System von Papiergeld unterstützt, das im Jahre 1813 in Deutschland geschaffen und von den vier großen europäischen Mächten garantirt, von der Nordsee bis nach Rußland hinein gleich dem Golde umlief und ganz Europa bewaffnet an die Ufer des Rheins führte. Man kann die unberechenbare Nützlichkeit dieses Hülfsmittels beurtheilen, wenn man sich erinnert, zu welchen furchtbaren Schritten Wellington bei dem Mangel desselben sich genöthigt sah. Wenn England siegreich aus dem Kampfe hervorging, dankte es diesen Erfolg hauptsächlich dem energischen Gebrauch dieser allgewaltigen Maaßregel: die Ausdauer Pitts, das Genie Nelsons und die Klugheit Wellingtons wären vergeblich gewesen, wenn das im J. 1797 geschaffene Papiergeld nicht der Nation den Nerv des Kriegs und die Hülfsquellen einer unermeßlichen Industrie geliefert hätte, als der Continent ihrem Handel verschlossen war, und alles Metallgeld durch die Nothwendigkeit des europäischen Kampfes nach außen abgezogen war. Die Wirkungen des entgegengesetzten, seit dem Frieden angenommenen Systems waren nicht minder bemerkenswerth, nicht minder wichtig, denn die Herabsetzung der Umlaufsmittel[1] in England auf die Hälfte, welche durch die Bills von 1819 und 1844 bewirkt wurde, hat durch die Herabdrückung der Preise und die daraus entspringenden Leiden die furchtbaren Creditereschütterungen von 1825, 1837 und 1847 hervorgerufen. Die Revolution, welche in England im J. 1832 vorging, gab die Gewalt ausschließlich den Städtebewohnern in die Hand,[1] und verbreitete ein solches Elend unter der Ackerbaubevölkerung, daß seitdem jedes Jahr 300,000 Auswanderer den Boden der britischen Inseln verlassen, um nach Amerika und Australien zu gehen.

Wie die Verminderung oder Ausdehnung des Geldumlaufs sich als ein mächtiges, ja unwiderstehliches Agens in Bezug auf die Vermögensverhältnisse der einzelnen Staaten, wie des allgemeinen Fortschrittes erweist, so zeigt auch eine aufmerksame Untersuchung, daß die Vorsehung selbst aufs unmittelbarste und kraftvollste in die menschlichen Angelegenheiten eingreift, indem sie diesen befruchtenden Strom bald zurückhält, bald frei fließen läßt. Wenn eine Nation ihre Sendung vollendet hat, wenn sie andern Schauspielern auf dem Welttheater den Platz räumen soll, wenn die ihr noch übrige Macht ihre Niederlage durch einen fremden Feind unmöglich macht, so lähmt eine Verminderung ihrer Geldmittel ihre Lebenskraft, und macht ihre Auflösung in einer bestimmten Zukunft unvermeidlich. Bereitet sich dagegen ein großer Fortschritt für die menschliche Industrie vor, öffnen sich ihrer Thatkraft neue Continente, soll durch die Entwicklung der socialen und demokratischen Leidenschaften ihrer Thätigkeit ein außerordentlicher Aufschwung gegeben werden, dann wird ihr plötzlich ein reichlicher Zufluß von Metall gewährt; die Bevölkerung welche zu gleicher Zeit an Zahl, wie ihre Bemühungen an Energie zunehmen, finden sich mächtig unterstützt durch die Verbreitung der neuen Schätze, mit denen die Natur bisher zurückgehalten hatte. Rom, das den undisciplinirten Barbaren unbesiegbar widerstand, unterlag, als seine Stunde gekommen war, durch die Erschöpfung seiner Geldhülfsquellen, welche ihm die Unterhaltung der zur Vertheidigung des Reichs nöthigen Rüstungen unmöglich machte. Und als zwei Entdeckungen, die des Compasses und der Druckerei, mit der Entdeckung einer neuen Welt zusammenfielen und der europäischen Thätigkeit einen ungeheuren Aufschwung gaben, als sie ihrem Unternehmungsgeiste ein neues unbegränztes Feld dargeboten hatten, da eröffnete die Natur plötzlich die Minen von Mexico und Potosi, und sicherte durch ein fortdauerndes Steigen der Preise der unermeßlichen Arbeit einen billigen Lohn.

Es ist ein Gedanke, mit dem sich die denkenden Köpfe seit geraumer Zeit vertraut gemacht haben, daß eine nicht minder große, vielleicht größere Thätigkeitsperiode als die, welche auf die Entdeckung von Amerika folgte, aus dem Ausbruch der socialen Leidenschaften in der französischen Revolution hervorgehen muß; man kann auch in der That die unzweideutigen Zeichen einer mächtigen Veränderung bemerken. Nicht genugsam aber hat man die ungeheure Aufmunterung beachtet, welche die erweckte geistige Energie in dem leichten Gebrauch der mechanischen Erfindungen der letzten fünfzig Jahre gefunden hat. Diese Erfindungen sind der Art, daß sie alle Entdeckungen der frühern Zeit hinter sich lassen, und der menschlichen Gesellschaft eine Bewegung geben, wie sie solche nie erhalten hat, seit die Menschen sich theilten zwischen der dauernden Wohnung in Städten und dem nomadischen Leben. Der Dampf hat diese Wunder bewirkt, und der elektrische Telegraph wird sie noch vergrößern; zugleich haben sich in Amerika, Australien und Asien neue Felder für die menschliche Thätigkeit eröffnet.

Aber alle diese Vortheile, so groß, so ungeheuer sie auch sind, wurden bis auf die neueste Zeit aufgewogen, ja mehr als aufgewogen durch die bedeutende und fortdauernde Verminderung in den auf der ganzen Erde umlaufenden Geldmitteln. Die südamerikanische Revolution hat die Minen Peru's und Mexica's, welche vor 1810 jährlich über 10 Mill. Pf. St. lieferten, großentheils vernichtet, denn der Ertrag ist auf 3 Mill. Pfd. St. gefallen. Das durch diese Revolution erzeugte Deficit beträgt in den 30 Jahren von 1810 bis 1840 sicherlich nicht unter 150 Mill. Pf. St. Zu gleicher Zeit ging die große Reduction des Papiergeldes in England vor sich, das durch die Bill des Jahres 1819 von 60 Mill. Pf. auf wenig mehr als 30 Mill. reducirt wurde. Diese beiden großen Ursachen der Verminderung des Geldumlaufs, die in einer Periode allgemeinen Friedens, großer industrieller Thätigkeit und rasch anwachsender Bevölkerung in Europa und Amerika zusammenwirkten, führten eine eben so allgemeine als unvorhergesehene Erniedrigung der Preise herbei, welche allenthalben auf die Industrie entmuthigend wirkte und sie nirgends so hart traf, als in dem schwer besteuerten und tief verschuldeten England. Es war genau die Kehrseite jener allgemeinen und langen Wohlfahrt, welche durch das allgemeine Steigen der Preise nach der Entdeckung Südamerika's im 16ten und 17ten Jahrhundert erzeugt wurde. Es ist bloß wahrscheinlich auch der Anfang einer langen und unseligen Periode des steigenden Geldwerthes und der Ermäßigung der Preise aller Producte, ähnlich der, welche in den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die Industrie vernichtete, die Kraft des römischen Reichs lähmte, und endlich die alte Ueberlegenheit der Legionen den undisciplinirten Horden der Barbaren gegenüber brach.

Es ist jetzt durch die Erfahrung, den einzigen Führer, dem

[1] Dieß ist bei weitem nicht richtig, im Gegentheil beschweren sich die Städte, daß sie im Verhältniß zu den Grafschaften noch bei weitem nicht hinreichend mit Repräsentanten bedacht sind. A. d. U.

man in der Staatswissenschaft mit Sicherheit folgen kann, bewiesen, daß wenn das auf der Erde circulirende Geld keine Vermehrung erfahren hätte, als die Bevölkerung und der Verkehr des thätigsten Theils der civilisirten Welt eine so ungeheure Vermehrung erfuhren, so wären unfehlbar die unseligsten Folgen für die Thätigkeit und das Glück des Menschengeschlechts eingetreten. Wenn die Vereinigten Staaten ihre Bevölkerung von 25 Mill. in 25 Jahren verdoppeln, wenn die 66 Mill. Rußlands und die 29 Mill. Englands in 40 Jahren dasselbe thun, während die Ein- und Ausfuhr in 30 Jahren sich verdreifachen, so ließe sich, wenn die circulirende Goldmasse nicht anwüchse, gar nicht berechnen, wie weit Noth und Elend auf der Welt sich steigern würden. Wenn einer so staunenswerthen Bewegung der Bevölkerung und der Geschäfte gegenüber der Geldvorrath stationär geblieben wäre, oder nur die gewöhnliche Vermehrung erfahren hätte, so würde ein allgemeines und fortschreitendes Sinken der Preise sich ergeben haben, die Taglöhne der Industrie wären auf die Hälfte gesunken, und die Last der Abgaben hätte sich verdoppelt. Das schädliche Uebermaaß des Metallwerthes und die Macht der individuellen Reichthümer, das in den letzten Zeiten des römischen Reichs so schwer empfunden und so laut beklagt wurde, wäre allenthalben wieder eingetreten. Eine Geldnoth hätte allgemeine Nachtheile herbeigeführt, und, so parador auch die Lehre klingen mag, eine jedenfalls theuer erkaufte Erfahrung belehrt uns, daß eine solche Noth größere, umfassendere und unvermeidlichere Uebel in ihrem Gefolge hat als ein Mangel an Nahrungsmitteln. Um einer solchen zu begegnen, genügen eine größere Ackerbauthätigkeit und eine einzige gute Ernte, aber das erstere Uebel weicht so gewöhnlichen Mitteln nicht. Im Gegentheil, die allgemeinen und tiefen Leiden, welche durch eine Geldnoth hervorgerufen werden, entwickeln eine Thätigkeit, die das Uebel nur vermehrt, weil bei Vermehrung des Verkehrs der Mangel an Geld nur noch empfindlicher wird, da das Bedürfniß sich häufiger fühlbar macht.

Noch eine andere sehr wichtige, durch die Seltenheit der kostbaren Metalle hervorgerufene Ursache hat seit dem Frieden von 1815 noch beigetragen, Metallgeld dem Umlauf zu entziehen; dieß ist die Vermehrung der großen Privatvermögen durch den immer mehr steigenden relativen Werth. Dieß Uebermaß des Reichthums war so groß, daß es rasch eine sehr bedeutende Vermehrung des Verbrauchs von Gold und Silber in Luxusgegenständen hervorrief. Silbergeschirr und Goldzierrathen erschienen in einer Fülle, wie man es seit dem Sturze des Römerreichs nicht mehr gesehen hatte. Der Gebrauch der Vergoldung von Meubeln, Bilderrahmen, Zimmervertäfelungen, Wagen, kurz bei allen Artikeln der Eleganz und des Luxus stieg so hoch, daß eine große Menge Gold dem Umlauf entzogen wurde. Aehnliche Erscheinungen hatten sich in den letzten Zeiten des alten Roms kundgegeben: während die Legionen allmählich zu einfachen Cohorten heruntersanken, in Folge der Unmöglichkeit das nöthige Geld zum Sold einer zahlreichen Armee zu finden, während die Felder Italiens unfruchtbar wurden, weil ihre Erzeugnisse keinen hinreichend lohnenden Preis mehr fanden, häuften sich die Gold- und Silbergefäße, die Statuen und das Geschmeide in den Händen der reichen Patricier von Rom, Konstantinopel, Alexandrien und den andern großen Städten des Reichs in einem so staunenswerthen Verhältniß an, daß ihr Werth den des umlaufenden Geldes weit überstieg und von Gibbon auf die unglaubliche Summe von 350 Mill. Pf. St. geschätzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über das Königreich Ahir in Mittelafrika.

Hr. Aug. Petermann theilt abermals im Athenäum (12 April) Nachrichten aus Briefen von Dr. Overweg mit, die aus Tintellus vom 27 October vor. J. datirt sind. Die Reisenden sollten in wenigen Tagen nach dem Süden aufbrechen, und erwarteten nur die Rückkehr Dr. Barths von einem Ausflug nach Aghades. Die Nachrichten über das Königreich Ahir sind folgende:

Der Anblick und die Fruchtbarkeit des Landes um Tintellus, die Residenz des Fürsten Ennur, sind nicht der Art, wie sich die Reisenden es beim Ueberschreiten der nördlichen Gränze erwartet hatten. Die Wadys waren daselbst mit grüner Vegetation bedeckt, und boten zahlreichen Schafen, Ziegen, Ochsen und Eseln reichliche Nahrung. Selufiet, im nördlichen Theil des Landes, liegt in einem breiten fruchtbaren Wady, und hat Palmpflanzungen sowohl als Gärten, in denen Gemüse, Mais und Weizen gebaut werden. Weiter gegen Süden aber nehmen die Wadys an Fruchtbarkeit ab, Gärten, Kornfelder und Palmen verschwinden, und nur Ziegen, Esel und einige Schafe finden genügende Nahrung. Die Bevölkerung ist aber viel zahlreicher im südlichen als im nördlichen Theil, und um Tintellus her trifft man jede halbe Stunde ein Dorf. Die Einwohner, welche nicht sonderlich gut genährt scheinen, leben ganz von den Erzeugnissen des Sudan, dem sie dagegen Salz liefern. Ennur ist ein mächtiger Fürst, da er der größte Salzhändler ist. Jedes Jahr führt er 2—3000 mit Salz beladene Kameele nach dem Sudan und kehrt mit Sklaven und Lebensmitteln zurück. Diese großen jährlichen Karawanen werden fast von der ganzen männlichen Bevölkerung begleitet, welche andere Weiber im Sudan in besondern Dörfern haben, so daß diese weiblichen Colonien abwechselnd ohne Ehemänner sind.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Soldat Cureño.

(Fortsetzung.)

Die Hinrichtung Hidalgo's und seiner Waffengefährten schließt die eigentliche erste Periode des Unabhängigkeitskrieges ab. Von diesem Augenblick an wechselte das Schauspiel vollkommen; anstatt wirrer Haufen nahmen gut eingeübte Schaaren den Kriegsschauplatz ein, der sich näher zusammenzog. Von einer kleinen Anzahl kriegskundiger Soldaten unterstützt, waren die neuen Anführer des Aufstandes nicht mehr, wie Hidalgo und Allende, durch ganze Völkerschaften in ihren Bewegungen gehemmt. Man hörte auf die Städte zu plündern, die Ernten zu verwüsten; man schonte die Heerden, ließ den Verkehr wieder aufleben, und bald zählte die Sache der Freiheit, Dank der klugen Haltung ihrer neuen Vorkämpfer, die reichen Grundbesitzer, die Handeltreibenden und großen Hacienderos unter ihre Anhänger. Diese militärische Organisation des Aufstandes war der erste Schritt zu der politischen Verfassung. Zeitungen wurden gegründet, um unter der mexicanischen Bevölkerung die freisinnigen Ansichten und gesellschaftlichen Principien zu verbreiten, welche das 18te Jahrhundert in der alten Welt siegreich eingeführt hatte; dieses war mit eine der furchtbarsten Waffen, welche seit der Erhebung von 1810 bis zur Verkündigung der Unabhängigkeit die Herrschaft der Vicekönige bekämpften.

Don Ignacio Rayon ist der Vertreter dieser zweiten Phase der Insurrection, wie Hidalgo die erste vertrat. Nach der Gefangennehmung des Pfarrers zu Bajan ergriff Don Ignacio Rayon den Oberbefehl der Schaaren, welche zu Saltillo zurückgeblieben waren, zu denen noch diejenige Mannschaft aus Hidalgo's Schutzwache stieß, welche den Soldaten Elizondo's entrinnen konnte. Obgleich seine Erziehung im Collegium von San Ildefonso ihn eher zur Rechtswissenschaft als zu einer militärischen Laufbahn vorbereitet hatte, erhob sich Don Ignacio dennoch rasch zu der Höhe seiner neuen Aufgabe, und als er sich an der Spitze von 4000 Mann sah, zögerte er nicht, mit seinem kleinen Heere ins Feld zu rücken. Seine erste Sorge war, sich nach Zacatecas zurückzuziehen; um diese Stadt zu erreichen, mußte man 150 Stunden in einem dürren wasserarmen Lande unter feindlicher Bevölkerung zurücklegen. Man mußte sich alsdann Zacatecas bemächtigen, und diesen

wichtigen Platz in einen militärischen Mittelpunkt für den Aufstand verwandeln. Dieses große Unternehmen, mit tapferem Muthe und hoher Einsicht durch General Rayon ausgeführt, wird noch heutzutage unter die schönsten Waffenthaten seines Soldatenlebens und des Freiheitskrieges gezählt. Ich war unter der Zahl dieser ergebenen Parteigänger, welche dem General auf seinem langen und beschwerlichen Marsche von Saltillo nach Zacatecas folgten. Nachdem ich, wie ihr wißt, den Hauptbegebenheiten des Trauerspiels zu Bajan angewohnt hatte, begab ich mich nach Saltillo, wo ich den General Rayon traf, der eben seinen Rückzug beginnen wollte. Er brach den 26 März 1810 auf, fünf Tage nachdem Hidalgo mit seinen Gefährten gefangen worden war. Kaum hatten wir Saltillo verlassen, als wir gegen spanische Guerrillas plänkeln mußten. Während vier Tagen war es eine Reihenfolge kleiner Gefechte, die uns unablässig beunruhigten. Endlich am Paß von Piñones angelangt, fanden wir uns der Division des Generals Ochoa gegenüber. Unsere Truppen, durch viertägigen Marsch erschöpft, hätten ohne die Ankunft eines unserer Anführer, des Generals Torres, dem heftigen Angriff des Feindes weichen müssen. Der Zusammenstoß war so gewaltig, daß nun die Spanier ihrerseits sich zurückzogen, und uns nebst unserem Gepäck und unsern Kanonen, deren sie sich schon bemächtigt hatten, dreihundert der Ihrigen auf dem Schlachtfeld zurückließen. Unglücklicherweise waren unsere Schläuche aufgerissen und die Wasserfässer in dem Getümmel eingestoßen worden, und wir hatten noch mehr als hundert Stunden in der Wüste ohne Quellen und Bäche zurückzulegen. Zugleich schleppten wir uns mit einer großen Menge Frauen. Jeder von uns, der fast plötzlich zum Soldaten geworden war, hatte die seine mitgebracht. Ihr könnt euch keine Vorstellung machen von den herben Qualen, welche wir auf diesem langen Marsche unter einem wolkenlosen Himmel und auf dem dürren Boden, den nicht einmal der Nachtthau erfrischte, erduldeten.

Der Wassermangel dehnte seine grausamen Wirkungen nicht allein auf Menschen und Thiere aus, er machte auch unsere furchtbarsten Waffen unnütz. Kaum waren die Geschütze ein oder zweimal abgefeuert worden, so glühten sie unter dem Sonnenbrand und konnten nicht mehr gebraucht werden. Aber selbst in diesem schwachen hülflosen Zustande mußten wir beständig noch gegen die spanischen Truppen kämpfen. Zum Glück war die moralische Kraft unseres Heeres nicht gewichen; selbst unsere Frauen gaben uns das Beispiel des Heldenmuths, und die Veteranen haben den Namen einer derselben nicht vergessen; es war die Guanajuateña, das Weib des verstümmelten Soldaten, den wir diesen Morgen getroffen haben.

Ruhmvolle Waffenthaten unterbrachen indeß bald die Scharmützel, welche in den ersten Tagen unsers Rückzugs sich gefolgt waren, und wir machten Halt an einem Orte, den man „Las Animas" nannte. Es war ein trauriges Schauspiel, das jenen Tages unser Lager darbot. Keuchend vor Durst und Ermattung lagen wir auf dem Boden neben den Leichen unserer Pferde und Maulthiere. Ein finsteres Schweigen herrschte um die Zelte, das nur von Zeit zu Zeit durch das Wehgeschrei der Verwundeten unterbrochen wurde, welche in der Qual des Durstes um einen Tropfen Wassers flehten, um ihren vom Fieber entzündeten Gaumen anzufeuchten. Einige Soldaten liefen wie Gespenster zwischen diesen Sterbenden und Todten umher. Die Schildwachen, die um das Lager standen, hatten kaum mehr die Kraft ihre Musketen zu halten. Ich selber war wie zernichtet und um den Durst zu täuschen, hatte ich die Lippen an meinen Säbelgriff gepreßt. Nicht weit von mir betete die Frau, welcher Albino Gonde die Pflege seines Sohnes anvertraut, und die ich nach dem letzten Willen meines alten Waffengenossen in meine Dienste genommen hatte, weinend ihren Rosenkranz und flehte zu allen Heiligen, sie möchten uns eine Regenwolke zusenden; die Heiligen aber waren leider nicht in der Laune, uns diesen Abend noch zu erhören, denn die Sonne ging strahlend an völlig klarem Himmel unter. Ich aber betete zu Gott, daß einige Nachzügler meines Trupps, welche ausgezogen waren, irgend verborgene Quellen aufzusuchen, bei ihrem Unternehmen glücklich seyn und besonders ihren Capitän nicht vergessen möchten, und in der That sah ich bald darauf einen derselben heranschleichen. Es war der Mann, den ich euch gezeigt habe, Guanajuateñas Gatte. Um diese Zeit hatte er seinen Namen Valdivia noch nicht mit dem des Cureño vertauscht. Er war auch noch nicht so verstümmelt, wie ihr ihn gesehen habt; der Stamm einer Fichte war nicht gerader und kräftiger als sein Wuchs. Ihr habt seine Riesenstärke erprobt; deßhalb will ich davon schweigen und euch nur sagen, wie bei ihm Muth und Verstand der Körperkraft gleichkamen. Unter allen Umständen, so schwierig sie auch waren, wußte Valdivia Rath zu schaffen.

Herr Capitän, sagte er, während er sich mir in einen spanischen Dragonermantel gehüllt, den er auf irgend einem Schlachtfelde aufgelesen hatte, geheimnißvoll nahte; ich bringe euch einen Schlauch mit einigen Tropfen Wassers für euch, das Kind und seine Wärterin; aber ich möchte, daß uns niemand sehen würde.

Wasser! rief ich, in diesem Augenblick allzu bewegt, um mich seinen klugen Anweisungen zu fügen.

Still doch! versetzte er; wollt ihr mir folgen, so wartet mit dem Trinken bis die Nacht gekommen ist, und wenn ihr getrunken habt, werde ich euch sagen, wo es Wasser in Ueberfluß gibt und euch einen Vorschlag machen, der euch gefallen wird.

Ich streckte gierig die Hand aus, um den Schlauch zu fassen: Halt, um Gottes Willen! sagte ich ihm, der Durst verzehrt mich, wie könnte ich warten, bis es Nacht ist?

In zehn Minuten wird es dunkel seyn. Es ist wohl am klügsten ich behalte den Schlauch; denn ich will nicht, daß die wüthenden Soldaten euch umbringen, um ihn euch zu entreißen. Indeß laßt euer Pferd satteln und folgt mir unter den Mesquite, wo das meine bereit steht. Wir werden alsogleich aufsitzen müssen; wir haben ungefähr noch hundert Reiter; gebt ihnen den Befehl uns dort unten in der Ebene zu erwarten. Wir werden den Schildwachen sagen, daß wir Wasser suchen wollen, und so können wir passiren, ohne daß der General benachrichtigt wird.

Valdivia entfernte sich ungeachtet meiner Bitten und nahm den Schlauch mit; ich beeilte mich seinen Anweisungen nachzukommen, und mit einbrechender Nacht erwarteten uns unsere Reiter, zum Aufbruch bereit, am bestimmten Orte. Ich führte mein Pferd am Zaume, nahm die Frau und das Kind mit und war bald bei Valdivia. Anstatt einiger Tropfen Wasser, die er mir verheißen hatte, reichte er mir einen vollen Schlauch hin. Ich mußte mich zurückhalten, so sehr quälte mich der Durst, um nicht allein den Inhalt desselben zu leeren; ich ließ indeß einen hinreichenden Antheil für die Frau und den kleinen Albino übrig, und als der Schlauch leer war, sagte ich zu Valdivia: Wohlan, was habt ihr mir vorzuschlagen?

Auszuziehen, erwiederte er, und mit euren hundert Reitern eine Hacienda einzunehmen, die zwei Stunden entfernt liegt, wo es Wasser im Ueberfluß gibt, die aber von einer Abtheilung Spanier besetzt ist.

Machen wir uns auf! rief ich aus; aber wenn die Sache sich so verhält, warum dem General nichts davon melden, und ihn um ein tausend Mann angehen?

Warum? versetzte Valdivia, weil der General nicht mehr Herr seiner Truppen ist, und weil ein Befehl, den er in diesem Augenblicke gäbe, den Ausbruch einer Verschwörung beschleunigen würde, welche die Armee in die Hände der Spanier bringen soll. Ja, Herr Capitän, wenn wir nicht alsbald die Hacienda von San-Eustaquio einnehmen, wo ich allein hineinschlich und diesen Schlauch füllte, wird der General Rayon morgen nicht Einen Soldaten mehr haben. Es ist ein Verräther unter uns, und dieser ist kein anderer als der General Ponce.

(Fortsetzung folgt.)

Neue bewegende Kraft. Professor Salomon von Harrodsburgh in Kentucky soll die Anwendung der Expansivkraft des kohlensauren Gases als Triebkraft entdeckt haben. Er behauptet, die Kraft mit vollkommener Sicherheit beherrschen zu können, und sie soll die gleiche Stärke wie der Dampf in $^1/_{50}$ des Raums und mit $^1/_{100}$ der Kosten ergeben. (Lit. Gaz. 12 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 94. 19 April 1851.

Der Zustand der ägyptischen Denkmäler.

Das Athenäum vom 12 April enthält eine Zuschrift aus Alexandrien vom 18 März, aus dem wir nachstehende für Alterthumsforscher interessante, aber nicht sehr erfreuliche Nachrichten ausheben.

„Wenn man Aegypten durchreist hat, so bleibt nur Ein Gefühl vorherrschend, nämlich das Bedauern daß die Zeit herannaht, wo nichts übrig bleibt, als die Ruinen von Ruinen, die ärmlichen zu Staub zerriebenen Fragmente der einst staunenswerthen Reste des Alterthums. Daß Mauern stürzen, Thürme wanken, Säulen zusammenbrechen, und selbst Pyramiden unbemerkbar zerbröckeln, das liegt in der Natur der Dinge, wo man aber in Aegypten hingeht, findet man den Reif des Alters, wo er sich hatte sammeln können, mit rauher Hand hinweggewischt. Jede Ruine scheint beinahe ein neu begonnener Steinbruch zu seyn. Dieß bezieht sich namentlich auf die Tempel von Theben und die Gräber in der Nähe. Es ist nicht leicht die Zerstörung zu erklären: an einem Orte waren sicherlich die Türken an der Arbeit, an andern die Alterthumsforscher, in manchen Fällen ist es aber ganz räthselhaft, wie eine so große Zerstörung vor sich gehen konnte, ohne daß man irgend etwas davon erfuhr. Indeß dem ist also, und so lange noch etwas der Erhaltung Werthes vorhanden ist, kann ich nicht umhin die Nachlässigkeit der großen Classe von Personen zu beklagen, welche angeblich ein Interesse an den ägyptischen Alterthümern nehmen. Das beste wäre meiner Ansicht nach, dahin zu wirken, daß ein Comité aus den vornehmsten Consuln und sonstigen im Lande sich aufhaltenden Europäern zusammengesetzt würde, das mit der Aufsicht über die Erhaltung der Denkmale des Landes betraut, und natürlich mit den Mitteln zur Bezahlung von Wächtern und Inspectoren ausgerüstet wäre. Ein solches Comité, das natürlich mit Gutheißung der Regierung eingesetzt werden müßte, könnte viel Gutes wirken, um so mehr, als manche Europäer in Aegypten gern sich zur Mitwirkung herbeilassen würden, um ihr monotones Leben etwas aufzufrischen. Einige derselben würden jährlich das Land hinauf reisen, sich mit allen Reisenden in Verbindung setzen, und ihre übernommenen Pflichten mit Leichtigkeit und gewiß mit Vortheil für die Welt erfüllen.

„Man wird vielleicht sagen, warum bilden sie nicht freiwillig ein solches Comité? Die Antwort ist, weil zu großer Muth dazu gehören würde; sie müßten gegen Reisende einschreiten, und diese würden heimgehen und Bücher voll der schrecklichsten Anklagen gegen sie schreiben. Indeß ist es augenscheinlich, daß wenn wir wollen daß die Eingebornen die Denkmäler achten, wir den Anfang damit machen müssen sie selbst zu achten. Wenn wir die Araber verhindern wollen wunderliche Boote und Caricaturen auf die Wände zu malen, z. B. auf das Grab von Beni Hassan, so müssen wir berühmten Ingenieurs und andern Leuten verbieten, eine halbe Decke mit ihren Namen in riesenhaften Buchstaben vermittelst des Theerpinsels zu beschmieren, und uns das Vergnügen versagen, ein munteres Mitglied des Parlaments in einem modernen mißgestalteten Königsrahmen auf den Säulen von Carnac seinen Namen verewigen zu lassen. Wie können wir mit Erfolg den Türken verbieten ein Propylon zu zerstören, um Pulvermühlen daraus zu machen, wenn wir andere Barbaren nicht abhalten können eine ganze Kammer zu zertrümmern, um einen historischen Bericht mit fortzunehmen, der seinen Werth und seine Authenticität nur durch sein Vorhandenseyn in dieser Kammer hat? Um die Denkmale Aegyptens noch zu retten, muß man sie mit einer Art von abergläubischer Achtung umgeben, und dieß kann nur geschehen durch eine Körperschaft, welche die Sanction der Gelehrten Europa's und die Unterstützung der europäischen Regierungen zur Seite hat."

Der Verfasser hat im weitern Verlaufe seines Schreibens einige starke Anklagen gegen Lepsius — bekanntlich nicht die erste — aber auch gegen andere; einer hatte geglaubt, aus der Inschrift eines Grabes zu Theben einige merkwürdige Thatsachen entnommen zu haben, er nahm Abschriften, verstümmelte aber dann die Inschrift an 20 verschiedenen Stellen, so daß niemand mehr seine Behauptungen bestreiten oder bestätigen kann. Das ist eine gemeine Barbarei, die man nicht zu strenge tadeln kann, und so lange sich die Europäer dergleichen zu schulden kommen lassen, können sie sich mit Recht über Araber und Türken nicht beklagen.

Ueber den Einfluß der californischen Goldminen.

(Fortsetzung.)

Die Wechsel und das Papiergeld, welche nur von dem neuen Europa gekannt und allgemein angewendet wurden, hätten in manchen Ländern eine ähnliche Desorganisation hindern, selbst ihr zuvorkommen können, wenn der Gebrauch mit Klugheit geleitet und mit Vorsicht bemessen gewesen wäre. Da aber das als Münze dienende Papier ein neues Element ist, das erst seit sehr kurzer Zeit in den Geschäftsverkehr der Menschen eingeführt wurde; da seine Kraft und Wirksamkeit alles übersteigen, was man bis jetzt kannte, so sind die Grundsätze die den Gebrauch leiten müssen, noch keineswegs allgemein begriffen. Und selbst wo sie begriffen sind, erfordert ihre Anwendung eine Kunst und

eine Selbstverläugnung, die man bei den zur Regierung berufenen Personen nur selten vereint findet. Die berühmtesten und aufgeklärtesten Nationen der Welt haben abwechselnd die Grundregeln verkannt, die man beim Gebrauch des Papiergeldes beobachten muß: sie haben nicht gewußt (oder nicht beachtet), daß das als Geld verwendete Papier ein Pfand irgend einer Art, das einen reellen Werth hat und dessen Sicherheit garantirt ist, zur Grundlage haben muß, daß seine Ausdehnung sich nach der Vermehrung der Bevölkerung und der Geschäfte oder der Verminderung des Metallgeldes richten und seine Ausgabe angemessen beschränkt und vor allem Uebermaaß bewahrt werden muß.

Die Assignaten, die während der revolutionären Hitze, im Augenblick der europäischen Invasion, mit maaßloser Verschwendung verbreitet wurden, und eines hinreichenden Pfandes ermangelten, erzeugten durch das Schwanken der Preise eine ungeheure Verwirrung in allen Verhältnissen und Verträgen, sie zerstörten bei einem großen Volke in wenigen Jahren das ganze Capital, das die Sparsamkeit mehrerer Jahrhunderte aufgehäuft hatte. Das Papiergeld Englands, das unter dem Einfluß ganz entgegengesetzter Interessen nach dem Frieden auf eine ebenso rasche Weise vermindert wurde, zerstörte auch hier den Reichthum und veranlaßte ein eben so tiefes und allgemeines Elend, als die Assignaten und die Confiscationen des Convents.[1] Auch in Amerika, wo das Papiergeld anfangs mit unvorsichtigem Eifer ergriffen, dann mit fast eben so übereilter Strenge verpönt wurde, machte es vier Fünftheile des Reichthums der Vereinigten Staaten zu nichte in Folge der entsetzlichen durch so gewaltsame Aenderungen hervorgerufenen Preisschwankungen. Obwohl Sachkenntniß und Klugheit sicherlich ein System von Papiergeld hätte ausmitteln können, das, auf einem Pfand von reellem Werth beruhend, im Verhältniß zum Anwachsen der Bevölkerung und der Geschäfte und zu den örtlichen und zeitlichen Verminderungen des baaren Geldes hätte ausgegeben werden können, so ließ sich doch augenscheinlich keine weise Maaßregel hoffen, ehe nicht tiefe und allgemeine Leiden die Frage für die Mehrzahl des Publicums aufgeklärt hatten. Namentlich ließ sich dieß nicht in England hoffen, wo die Vermehrung und der Einfluß der aufgesammelten Capitalien den Entschluß nach sich zog, den Werth des Geldes ohne alle Rücksicht auf die Folgen für den lohnenden Ertrag der Industrie zu erhöhen, und welche dadurch so mächtig geworden waren, daß kein anderes Interesse im Lande, selbst keine Verbindung der übrigen Interessen ihnen zu widerstehen im Stande war.

Das künftige Geschick des Menschengeschlechts und namentlich das unseres Landes, schien somit in finstere Wolken gehüllt; kein in den Gränzen der Möglichkeit liegendes Mittel schien im Stande, die Schwierigkeiten, welche auf der Industrie lasteten und deren Zukunft bedrohten, zu beseitigen. Je größer die Anstrengungen dieser Industrie seyn mußten, desto größer wurde auch natürlicherweise die Noth, die ihrer wartete, weil die zahlreicher gewordenen Geschäfte eine Vermehrung der Tauschmittel erforderten, während die seltener werdende oder auch nur in gleicher Menge vorhandene Münze fortwährend alle Preise herunterdrückte. Die Staatsmänner und Gesetzgeber in England wie in Amerika gingen am Ende nur darauf aus, die Preise aller Dinge herabzusetzen und den verhältnißmäßigen Werth des Geldes durch Verminderung der in Umlauf gebrachten Münze zu erhöhen. Sie erschwerten somit die ausschließlich aus der Unzulänglichkeit der Tauschmittel entspringende Noth statt sie zu erleichtern. Das Uebel schien alle menschliche Kraft zu übersteigen, denn in dem einzigen Lande, wo die Hülfsmittel wirksam hätten angewendet werden können, waren die Capitalien so mächtig geworden, daß die Regierung, von Privatinteressen beherrscht, sich zu den schädlichsten Maaßregeln fortreißen ließ. Aber die Vorsehung kommt meist denen zu Hülfe, welche durch die Fehler anderer leiden. Einige Schaaren amerikanischer Glücksritter hatten Texas überzogen, ein von den Vereinigten Staaten unternommener Angriffskrieg führte zu einer festen Niederlassung, ein ernster Kampf mit Mexico folgte, die angelsächsische Race entfaltete ihre alte Ueberlegenheit über die castilianische, Californien wurde erobert, und — diese Eroberung wird einige der größten Uebel erleichtern, welche jemals der Egoismus und die Thorheit der Menschen hervorgerufen haben; sie wird das Schicksal der Welt ändern.

Man kann nicht mit Genauigkeit auf einige Dauer hinaus die Menge Metall berechnen, die in diesem neuen Goldlande gewonnen werden wird, aber nach einem mäßigen Anschlag hat das Jahr 1850 nicht weniger als 15 Mill. Pf. St. ertragen, und man rechnet auf eine noch größere Ausbeute in diesem Jahr. Bestätigt sich dieß, so ist die Ausbeute an kostbaren Metallen, die man in der ganzen Welt jährlich auf 16 bis 17 Mill. Pfd. St. berechnete, verdoppelt. Macculloch bemerkt in seinem Handelslexikon, daß wenn die Erzeugung der edlen Metalle jährlich nur um 8 bis 10 Mill. stiege, daraus eine Veränderung der Preise entspringen würde, ähnlich der, welche vor drei Jahrhunderten auf die Entdeckung der Minen von Mexico und Peru folgte. An der Richtigkeit dieser Bemerkung ist nicht zu zweifeln; wenn aber 8 bis 10 Mill. schon eine solche Wirkung äußerten, welche Erfolge sind nicht von einer Vermehrung um 16 bis 18 Mill. zu erwarten. Die Capitalisten, erschreckt durch eine so ungeheure Vermehrung ihres geliebten Metalls, und das Sinken seines Werthes voraussehend, bemühen sich die vorgehende Veränderung vor den Augen des Publicums hernbzuziehen. Sie behaupten, die Natur habe auch in Bezug auf den Umlauf des Geldes ihre beschränkenden Gesetze erlassen, das Gold aus dem Auswaschen der Alluvionen werde sich bald erschöpfen, und wenn man zu Ausgrabungen im Gebirge schreiten müsse, so werde die Ausbeutung wegen Härte des Gesteins nicht mehr vortheilhaft seyn. Diese Art Einwendungen zu machen ist sehr bemerkenswerth: die Erscheinung derselben in einem sehr geachteten Journal und die Abfassung von einem ausgezeichneten Geologen machen sie doppelt interessant. Es zeigt sich daraus, in welch außerordentlichem Grade während der letzten dreißig Jahren die Manie, den verhältnißmäßigen Werth des Geldes zu steigern, sich der einflußreichen Classen in England bemächtigt hat, und wie groß ihr Schrecken ist, seit sie sehen daß alle ihre Maaßregeln durch den von Californien unablässig gelieferten Ueberfluß von Gold mit gänzlicher Nichtigkeit bedroht sind.

Die Annahme, daß die Natur selbst dem Geldumlauf gewisse Gränzen gesetzt habe, ist nicht wenig sonderbar. Ihr eigentliches Gesetz ist ein Gesetz der Ausdehnung, und um zu zeigen, wie chimärisch die Annahme eines Naturgesetzes ist, das die Entwicklung der Erzeugung kostbarer Metalle beschränken soll, darf man sich nur erinnern, daß die Ebene, wo das Gold sich in den Alluvionen findet, sich auf 3 bis 400 (engl.) Meilen Länge und 30 bis 40 Meilen Breite ausdehnt. Was wollen die Nachgrabungen von 60 bis 80,000 Menschen auf einer solchen Ober-

[1] An dieser Behauptung ist, wie man leicht einsieht, viel Uebertriebenes, und man muß nur dem grundsätzlichen Gegner der Peels Bill, die allerdings sehr tief in die Verhältnisse einschnitt, dieß Uebermaaß einigermaßen zu Gute halten. Wahr ist die Sache dennoch, wenn auch nicht in dem hier geschilderten Umfang. A. d. R.

fläche heißen? Eine englische Quadratmeile enthält mehr als 3 Mill. Quadrat-Yards; nimmt man nun an, daß ein Arbeiter täglich eine Quadrat-Yard in gehöriger Tiefe aufgräbt, so brauchen 60.000 Arbeiter 50 Tage, um eine Meile auszubeuten, und da das goldführende Land 9000 Quadratmeilen enthält, so können 60,000 Arbeiter in 300 Arbeitstagen nur 6 Quadratmeilen aufgraben. Es können also Hunderte von Jahren verlaufen, ehe dieß Goldland ausgebeutet ist. Was will aber das Gebiet der Alluvionen heißen in Vergleich mit den Gebiegen, denen das Gold durch die Regen und Wildbäche von tausend Wintern in so großer Menge entrissen wurde! Wenn man in der Ebene einen Detritus von gewisser Art, gemischt mit Sand und Kieseln, findet, so kann man mit großer Sicherheit auf die Nähe von Bergen und Felsen gleicher Formation schließen, von denen diese Trümmer herabgekommen sind. Was muß der innere Reichthum dieser Gipfel seyn, wenn die an ihrem Fuß hingerollten Steine mit einem so reichlichen Mineral gemischt sind? Spricht man aber von der Härte des Gesteins, in welchem die goldhaltigen Adern sich finden, so muß man fragen, ob der Arm des Arbeiters nicht dieselbe Kraft haben wird, wie die Stürme des Winters, die eine so große Masse Gold in die Schluchten herabgeschleudert haben? Wenn die ausdehnende Kraft eines raschen Thauwetters, das auf einen langen heftigen Frost folgt, die Felsen, welche das Metall bergen, spalten konnte, sollten Dampf und Pulver nicht eine eben so große Kraft entwickeln! Bereits hat sich um die Reichthümer der Felsengebirge auszubeuten, eine Gesellschaft englischer Capitalisten gebildet, und wenn sie auch nicht in jedem Berge ein Eldorado findet, wenn sie manche vergebliche Versuche machen wird, so ist es doch moralisch gewiß, daß sie mit der Zeit die Quelle der Goldströme finden wird, welche die Ebenen überfluthet haben.

Wir haben bis jetzt nur von den Goldlagern in Amerika gesprochen, aber die vorsorgende Natur hat den zahlreichen Bedürfnissen unseres Zeitalters, welches das wahre Zeitalter der Umgestaltung ist, auch die des Ural und Altai geöffnet, welche die Entwicklung der slawischen Race in der alten Welt so mächtig unterstützen, wie das Gold Californiens die Fortschritte der angelsächsischen Race in Amerika. Seit 20 Jahren haben sich die Reichthümer Rußlands allmählich enthüllt, und ihr fortdauerndes Steigen hat die Noth des westlichen Europa wirksamer gemildert und dessen Industrie mächtiger unterstützt als alle menschliche Weisheit der alten Monarchien hätte thun können. Die durch die Verminderung des Papiergeldes in England und den Ruin der Minen Südamerika's erzeugte Noth wäre doppelt verderblich geworden, wenn nicht in derselben Zeit der Ural und Altai begonnen hätten ihr Gold zu verbreiten, und so zum Theil wenigstens das Deficit der alten Production zu decken. Der Einfluß der russischen Minen machte sich in Europa lange vorher fühlbar, ehe man die Größe ihres Erzeugnisses ahnte, und selbst jetzt noch läßt die Klugheit oder die Furchtsamkeit der russischen Regierung die Wahrheit nicht ganz bekannt werden. Man nimmt indeß einen Ertrag von 5 bis 6 Mill. Pf. St.[1] an, und dieser läßt sich noch jährlich steigern, wie in Californien, so lange nicht das Uebersteigen des amerikanischen Goldes den Werth des Metalls so weit erniedrigt, daß die Ausbeutungen Asiens nicht mehr lohnen.

(Schluß folgt.)

[1] Gewöhnlich nur 3, es müßte denn seyn, daß die russische Regierung absichtlich den Ertrag geringer ansetzte. A. d. U.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Soldat Cureño.

(Fortsetzung.)

Plötzlich ließ sich am andern Ende des Lagers ein großes Getümmel hören, das immer zunahm. Fackeln bewegten sich nach allen Seiten und beleuchteten Gruppen von Soldaten, deren Geschrei bis zu uns drang. Beim Scheine der Fackeln sahen wir den General Raven aus seinem Zelt treten, und allein mit bloßem Kopf den Wüthendsten entgegengehen; aber seine Stimme, sonst so gefürchtet, schien keinen Eindruck zu machen.

Ich hatte mich um einen Tag verrechnet, begann Valdivia aufs neue; indeß wird der General wahrscheinlich bis zu Sonnenaufgang die Unzufriedenen bemeistern können; machen wir uns auf, es ist keine Zeit zu verlieren, denn wir müssen noch diese Nacht dem General ankünden, daß seine Truppen morgen Wasser erhalten werden.

Der Tumult dauerte fort, obgleich minder lärmend, und die Stimme des Generals beherrschte mehr und mehr die der Meuterer; ich stieg zu Pferde und bat Valdivia ein Gleiches zu thun. Ich muß zuvor, erwiederte er mir, euch eine feindliche Schildwache herbeiführen, mit der ich mich versehen habe.

Und ohne mir diese räthselhaften Worte weiter zu erklären, entfernte er sich; aber bald sah ich ihn zurückkehren, indem er eine dunkle lebende Masse im Arme trug. Als er in meiner Nähe war, erkannte ich, daß es ein Mann in der spanischen Lanzenreiteruniform war. Valdivia stellte ihn auf den Boden, band seine Stricke los, und ließ ihn hinter sich aufs Pferd sitzen. Mein rüstiger Gefährte hatte gefunden, daß es das kürzeste Mittel sey nach dem Brunnen der Hacienda zu gelangen, wenn er die Schildwache knebelte, die neben der Cisterne stand, um sie als nöthigen Führer an unserm nächtlichen Streifzuge theilnehmen zu lassen. Wie er diesen Handstreich ausgeführt, und den spanischen Lanzenreiter vom Boden aufgehoben und auf sein Pferd gebunden hatte, durfte er mir nicht sagen, denn seine nervigen Arme belehrten mich darüber besser als seine Worte. Im Lager war es indeß wieder ruhiger geworden, und wir hatten nun nichts weiter zu thun als das so glücklich begonnene Unternehmen fortzusetzen. Wir stießen daher ohne Zeitverlust zu den Reitern, die in der Ebene unserer warteten, und an der Spitze dieser kleinen Schaar ritten wir nach der Hacienda, indem wir unsere müden Pferde aufs beste antrieben. Während des Ritts fragten wir den Gefangenen über den Zustand und die Stärke der spanischen Besatzung in der Hacienda aus. Wie er uns sagte, bestand dieselbe aus ungefähr 500 Mann, unter dem Befehle des Obersten Larrainzar, eines stolzen rohen Mannes, der von seinen Soldaten verabscheut wurde. Wir erhielten noch andere Nachweisungen über die Lage der Truppen und die am wenigsten gut vertheidigten Orte. Wir konnten indeß nicht ohne große Schwierigkeiten auf den entsetzlichen Wegen mit erschöpften Pferden die zwei oder drei Stunden zurücklegen, welche die Hacienda von unserm Lager trennten. Warum diese Straße so unwegsam war, werdet ihr aus folgendem leicht begreifen. Nicht weit von Zacatecas, das der General Raven zu erreichen suchte, obgleich er es von dem Feinde besetzt wußte, theilt sich die Sierra Madre in zwei Ketten; die erstere, auf welcher wir uns gegenwärtig befinden, zieht sich von Norden nach Süden, gleichlaufend mit den Gestaden des stillen Meeres; die andere läuft von Norden nach Osten und folgt den Krümmungen des Golfs von Mexico. Auf einem der höchsten Punkte dieser letztern liegt die Hacienda, deren wir uns bemächtigen wollten; sie nahm den Rand einer der weitesten Hochebenen der Cordilleren ein.

Nachdem wir, Dank der Dunkelheit der Nacht, unbemerkt bis an die Hacienda gelangt waren, hielten wir unter hohen Bäumen in einiger Entfernung von dem Gebäude, und ich verließ den Trupp um zu recognosciren. Die Hacienda, so viel ich durch die Bäume sehen konnte, bildete ein großes, festes, längliches Viereck, das ringsum durch ungeheure steinerne Pfeiler gestützt wurde, und nur gegen die Sierra hin von wenigen schmalen Fensteröffnungen, welche Schießscharten glichen, und mit starken Eisengittern verwahrt wurden, durchbrochen war. Eine hohe breite Umfassungsmauer mit Zinnen, die sich auf einer Seite des Paral-

lelogramme hinzog, umschloß den Hof, die Ställe, Schuppen und Scheunen. Die spanische Besatzung wohnte und lagerte in diesem Hofraum. An der mir entgegengesetzten Ecke der Hacienda erhob sich über dem terrassirten Dache ein viereckiger Thurm mit drei Stockwerken, der die Capelle bezeichnete. Rückwärts war die Hacienda noch besser geschützt durch einen bodenlosen Abgrund. Längs dieser Schlucht hingen die Mauern derselben beinahe mit einer natürlichen Felswand zusammen, die sich aus der Tiefe erhob, aus der beständig bläulichte Dunstwolken aufstiegen, die verhinderten auf den Grund zu sehen. Im Lande war dieser Ort unter dem Namen Voladero (der Abgrund) bekannt.

Ich hatte das Gebäude nach allen Seiten untersucht, außer nach dieser hin; ich weiß nicht, welche Bedenklichkeit mein Soldatenehrgefühl dahin trieb, meinen Weg längs der Schlucht hinter der Hacienda fortzusetzen. Zwischen der Mauer und dem Abgrund zog sich ein schmaler Fußpfad hin; bei Tage war es nicht gefährlich hinüberzugelangen, desto bedenklicher war das Unternehmen aber bei Nacht. Demungeachtet zögerte ich nicht, und trieb mein Pferd zwischen die Mauer und den Rand der Schlucht hinein. Ich hatte die Hälfte Weges ohne Hinderniß zurückgelegt, als mein Pferd plötzlich wieherte. Dieses Gewieher machte mich erbeben; ich war an eine Stelle gelangt, wo der Raum gerade breit genug war, für die vier Füße meines Pferdes; umzukehren wäre unmöglich gewesen.

Hida! rief ich mit lauter Stimme auf die Gefahr hin mich zu verrathen, was minder bedenklich war, als einem Reiter auf solchem Wege zu begegnen; irgend ein Christ reitet längs der Schlucht hin; geht nicht weiter.

Es war zu spät; ein Mann zu Pferde kam hinter einem der steinernen Strebepfeiler hervor, welche hier und dort diesen verfluchten Weg verschmälerten; er nahte sich mir; ich schwankte in meinem Sattel und kalter Schweiß troff von meiner Stirne.

Könnt ihr denn um Gotteswillen nicht zurück! rief ich erschreckt von der entsetzlichen Gefahr, die uns beiden bedrohte.

Unmöglich, antwortete der Reiter mit rauher Stimme.

Ich befahl Gott meine Seele. Das Pferd umzuwenden, es den ganzen Weg rückwärts gehen zu lassen oder abzusteigen, waren drei Unmöglichkeiten, welche Einen von uns einem sichern Tode Preis gaben; zwischen zwei Reitern, die sich auf diesem halsbrechenden Pfade begegneten, und wären es Vater und Sohn gewesen, mußte augenscheinlich einer dem Abgrund zur Beute werden. Einige Secunden waren indeß verflossen und wir standen, der unbekannte Reiter und ich, einander gegenüber; die Köpfe unserer Pferde berührten sich beinahe und ihre vor Schrecken bebenden Nüstern vermischten ihren röchelnden Hauch. Wir hielten beide in tiefem Schweigen; über uns starrte die glatte dichte Mauer der Hacienda empor, neben uns gähnte der Abgrund. War es ein Feind, den ich vor Augen hatte? Die Liebe zum Vaterlande, welche damals in meinem jugendlichen Herzen glühte, ließ mich es hoffen.

Seyd ihr für Mexico und die Insurgenten? rief ich in einem Augenblick der Aufregung und bereit auf den Unbekannten zu stürzen, wenn er es verneinte.

Mexico y insurgentes, ist mein Wahlspruch, erwiederte der Reiter; ich bin der Oberst Garduño.

Und ich der Capitän Castaños!

Wir kannten uns seit langem, und ohne die Verwirrung, in der wir beide waren, wäre es nicht nöthig gewesen, unsre Namen auszuwechseln. Der Oberst war seit zwei Tagen an der Spitze einer Abtheilung ausgezogen, welche wir gefangen oder zersprengt glaubten, denn man hatte ihn nicht ins Lager zurückkehren sehen.

Sieh da, Oberst, sagte ich, es thut mir leid daß ihr kein Spanier seyd, denn ihr seht wohl, daß einer von uns dem andern weichen muß. Ich ließ die Zügel fallen, und schickte mich an die Pistolen aus meinen Satteltaschen zu ziehen.

Ich seh es sehr wohl ein, versetzte der Oberst mit einer erschreckenden Kaltblütigkeit, daß ich schon eurem Pferde eine Kugel vor den Kopf geschossen hätte, wenn ich nicht fürchten müßte, daß das meinige in einem Anfall von Angst mich mit euch in den Abgrund stürzen könnte.

Ich wurde gewahr daß der Oberst seine Pistolen in der Hand hielt. Wir schwiegen beide. Unsere Pferde fühlten die Gefahr, so gut wie wir selber, und blieben ruhig stehen als wären sie am Boden festgenagelt gewesen. Meine Aufregung war gänzlich gewichen. Was sollen wir beginnen? fragte ich den Oberst.

Das Loos ziehen, wer sich in den Abgrund stürzen muß.

Dieses war in der That die einzige Art die Schwierigkeit zu lösen. Wir müssen indeß einige Vorsichtsmaßregeln ergreifen, fuhr der Oberst fort; derjenige, den das Loos trifft, treibt sein Pferd rückwärts. Dieß wird zwar nur ein Ausweg seyn, bei dem ihm geringe Hoffnung bleibt; allein es ist doch einer, und besonders für den Gewinnenden ein günstiger.

Es ist euch also nichts an eurem Leben gelegen? rief ich erschreckt von dem Gleichmuthe, womit er mir diesen Vorschlag machte.

Es ist mir mehr daran gelegen als euch, erwiederte der Oberst barsch, denn ich habe eine tödliche Beleidigung zu rächen; aber die Zeit vergeht. Wollt ihr so gefällig seyn und das Loos entscheiden lassen, wer von uns übrig bleiben soll?

Wie sollten wir es aber angehen? Mit dem nassen Finger wie die Kinder, mit Schrift oder Bild wie Studenten? Es war nicht zu machen. Eine Hand unvorsichtigerweise über den Kopf unserer scheuen Pferde ausgestreckt, könnte sie zu einem Seitensprung veranlassen. Ein Geldstück in die Luft werfen? Die Nacht war zu finster um zu unterscheiden, welche Seite es zeigte. Der Oberst besann sich endlich auf etwas, woran ich nicht dachte.

Hört, Herr Capitän, sagte er, ich hab ein anderes Mittel gefunden. Die Angst unserer Pferde macht sie von Minute zu Minute schnauben; der erste von uns beiden, dessen Pferd gepustet hat . . . . . .

Wird gewinnen? rief ich.

Nein, er wird verlieren. Ich weiß, daß ihr ein Campesino seyd, und ihresgleichen können mit ihren Pferden machen was sie wollen; ich aber, der noch letztes Jahr den Priesterrock eines Studenten der Theologie trug, traue euren Reiterkünsten nicht ganz. Ihr könnt euer Pferd schnauben lassen nach Willkür, es aber nicht daran verhindern.

Wir warteten in ängstlichem Schweigen bis das Pusten eines unserer Pferde sich hören ließ. Diese Pause dauerte eine Minute, ein Jahrhundert; mein Pferd wieherte zuerst. Der Oberst zeigte seine Freude durch kein äußerliches Zeichen, aber dankte ohne Zweifel Gott in tiefster Seele.

Ihr werdet mir eine Minute Zeit lassen, um meine Seele dem Himmel zu befehlen? sagte ich mit ersterbener Stimme.

Genügen euch fünf Minuten?

Ja, antwortete ich. Der Oberst zog seine Uhr aus der Tasche; ich sandte ein warmes und letztes Gebet zu dem glänzenden Sternenhimmel, den ich zum letztenmale anzuschauen glaubte.

Jetzt ist's Zeit, sagte der Oberst.

Ich erwiederte nichts, und mit unsicherer Hand faßte ich nach dem Zügel meines Pferdes, den ich krampfhaft zwischen die Finger preßte.

Noch eine Minute, sagte ich zu dem Oberst, denn ich bedarf meiner ganzen Fassung um das entsetzliche Manöver auszuführen, das ich beginnen soll.

Zugestanden, antwortete Garduño.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahn in Aegypten. Abbas Pascha hat officiell seine Absicht angekündigt, eine Eisenbahn zwischen Cairo und Alexandrien anzulegen, und so die beiden Hauptstädte Aegyptens in nahe Verbindung zu bringen, eine unschätzbare Wohlthat für das Land, und eine große Erleichterung für den Verkehr mit Indien. Man erwartet zuversichtlich, daß die Arbeiten noch im Laufe dieses Jahrs beginnen werden, und zwar unter der Leitung Hrn. Rob. Stephensons. (Athen. 12 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 95. 21 April 1851.

Ueber den Einfluß der californischen Goldminen.

(Schluß.)

Wir können also hoffen, daß die Metallproduction jedenfalls während mehrerer Generationen eine sehr bedeutende Vermehrung erfahren wird, und es ist von der höchsten Wichtigkeit für Ackerbau, Handel und Manufacturen, zu wissen welche Folgen daraus hervorgehen, welche Wohlthaten sie dem Menschengeschlecht bringen, welche Gefahren sie beschwören soll. Es braucht für unparteiische und uninteressirte Köpfe keines langen Besinnens, um dieß zu begreifen, und einerseits chimärischen Hoffnungen wie einer unentschuldbaren Entmuthigung entgegenzutreten. Glücklicher Weise sind wir weder auf die Theorie, noch auf die Speculation hingewiesen: die Erfahrung, dieser sichere Führer in den Staatswissenschaften, belehrt uns mit unwandelbarer Gewißheit, daß die große Geldbewegung des 16ten Jahrhunderts, der Vorläufer der Revolution, die in unsern Tagen sich erfüllt, als Vorbild dienen muß.

Die erste Wirkung einer starken Vermehrung des Goldes ist das unmittelbare Sinken seines Tauschwerths in Vergleich mit andern Metallen und allen andern Gegenständen des Verbrauchs. Das Silber ist bereits um 3 Proc. mehr werth als vor einem Jahre, und diese Veränderung des Tauschwerths wird ohne Zweifel fortdauern. Die Vermehrung des Goldes ist eine wahre Wohlthat, denn sie wird die Verwendung der Capitalien erleichtern, die Handelsbewegungen und die Unternehmungen der Industrie begünstigen. Dieß ist aber keineswegs der einzige oder auch nur der bedeutendste Vortheil. Viel wichtiger und fruchtbringender ist das allmähliche und sichere Steigen aller Preise, nach Metallgeld oder Papier gemessen. Diese Bewegung hat sich während des lezten Krieges durch die große Ausgabe von Papiergeld im J. 1797 mit so großer Stärke kundgegeben: der Weizen z. B. stieg von 55 Sch. auf 110; dieß war das Resultat der Emissionen der englischen Bank, die von 12 auf 28 Mill. Pf. St. stieg. Ein ganz ähnliches Ergebniß wird die fortdauernde Vermehrung der Metallmasse in der ganzen Welt liefern. Man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß diese Preissteigerung sich auf die Länder beschranken würde, wo, wie in England, das Gold der Werthmesser ist; sie wird sich auch ganz zuverläsig wenn gleich minder direct, auf Länder wie Frankreich erstrecken, wo Silber das gesezmäßige Austauschmittel ist.

Außer diesen allgemeinen Wirkungen aber gibt es auch andere, die für Handel treibende reiche Länder besonders wichtig sind, Länder wo die meisten Unternehmungen mit Hülfe von Geld zur Ausführung kommen, das in Bankscheinen und unter der Garantie gewisser Werthe oder Handelsobligationen vorgeschossen wird. Hier wird eine merkliche Vermehrung der umlaufenden Masse von Gold und Silber noch größere Folgen hervorrufen: sie vermindert den großen Fehler des Papiergeldes, das dem mehr oder minder reichlichen Vorrath an kostbaren Metallen untergeordnet ist, und, wenn diese sich entfernen, zurückgezogen werden kann.[1] Ein dem Umwechseln nicht unterworfenes Papiergeld, dessen Ausgabe vor jeder Uebertreibung bewahrt bleibt, und dessen Werth durch reelle Pfänder sicher gestellt wird, würde den beabsichtigten Zweck viel besser erreichen, und gewiß die erschreckenden Unfälle hindern, welche der Wechsel von Ueberfluß und Mangel an Metallgeld nothwendig erzeugt. Aber die Erfahrung hat noch nicht gelehrt, welches wirksame und leichte Heilmittel dieß einfache Verfahren gewähren kann, und ehe man es anwendet, werden noch mehrere Generationen ins Grab sinken oder zahlungsunfähig werden, so groß ist die Macht des Capitals, welches den Vortheil dieser kläglichen Lage ausbeutet. Wie dem auch seyn mag, die Vermehrung des Metallgeldes auf der Erde wird wohl die Gefahr nicht gänzlich entfernen, sie aber doch wesentlich vermindern; sie erhöht das Vertrauen der Capitalisten, vermindert ihre stete Besorgniß, daß das Geld sich verschließen möge, eine Besorgniß die, wenn sie sich ihrer bemächtigt, sogleich zahllose Unfälle im Gefolge hat. Auch das Papier wird zahlreicher, weil das Metall, dessen Pfand es ist, sich in den Koffern der Banquiers angehäuft hat. Bei einer Handel- und Gewerbe treibenden Nation haben solche Wirkungen eine unglaubliche Tragweite. Wir können sie übrigens nach einer traurigen Erfahrung sehr klar auffassen, denn sie sind das vollkommene Widerspiel der Ergebnisse der Maaßregeln Sir R. Peels.

Die Revolution, die wir hiemit ankündigen, wird, wie alle die Veränderungen, welche die Natur selbst herbeigeführt, ziemlich langsam fortschreiten, so daß sie von der großen Mehrzahl der Menschen ganz unbemerkt bleibt. Das Einströmen der edlen Metalle wird in keiner bestimmten Zeit eine bedeutende oder auch nur sehr merkbare Veränderung in den Preisen verursachen, aber

[1] Dieß bezieht sich auf die neueste Bankgesezgebung Englands, namentlich auf Peels Bankgesez vom J. 1844: vor diesem Zeitpunkt vermehrte die englische Bank ihre Papierausgabe, wenn durch irgend eine ungünstige Stellung des Curses das baare Geld aus dem Lande ging, und ersezte dadurch wenigstens theilweise den Abgang. Nach dem Gesez von 1844 muß die Bank, in dem Maaße, als das Geld aus ihren Koffern abzieht, auch die Zahl ihrer Noten vermindern: sie handelt also in solchem Falle nur als eine Depositenbank. Gegen dieß Gesez machte eine Anzahl der ersten Banquierhäuser gleich bei, ja noch vor seinem Erscheinen sehr gegründete Gegenvorstellungen, die aber unbeachtet blieben, bis die Krise des Jahres 1847 die Wahrheit der Befürchtungen kundgab. Indeß ist die Herrschaft der sogenannten „Bullionisten“ noch so groß, daß man troz jener Erfahrung, deren schlimmsten Folgen nur durch einen Gesezesbruch vorgebeugt wurde, das Gesez noch nicht geändert hat. A. v. U.

die Veränderung wird fortdauern, und in wenigen Jahren werden die Folgen eben so bedeutend seyn, als klar hervortreten. Die erste Folge wird seyn, daß das Sinken der Preise aufhört, das schon so lange andauert, und dessen Fortdauer der Zweck aller unserer legislativen Maaßregeln war. Bald wird dem aufgehaltenen Sinken ein Steigen folgen, das einen langen Zeitverlauf hindurch stark und dauernd genug seyn wird, um eine große Vermehrung des Lohns der arbeitenden Classen und eine bedeutende Verbesserung ihrer Lage hervorzurufen. Dieß ist keine bloße Vermuthung, sondern wir nehmen nur an, daß das Gold Californiens dieselben Folgen haben wird, wie vor drei Jahrhunderten das Silber aus den Minen Südamerika's.

Ein noch wohlthätigeres, noch merkwürdigeres Ergebniß dieser Geldrevolution wird die Erleichterung der Last der Staatsschulden und Abgaben seyn. Unter den zahlreichen Uebeln, welche die Erhöhung des Geldwerthes herbeiführte, ist vielleicht keines so allgemein und so drückend in seinen Folgen, als die Erschwerung der Last der Abgaben, welche die Kraft der erwerbenden Classen, auf deren Arbeit die Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft beruht, gelähmt hat. Dieß war die Hauptursache der langen Agonie der letzten dreißig Jahre, die nur durch einige rasche Ausflüge von Wohlfahrt unterbrochen wurde, eben so wie die plötzlichen Wechsel im Geldumlauf die furchtbaren Schwankungen erzeugten, welche wir erfahren haben. Die jetzt von der Nation bezahlten Abgaben sind gegenwärtig, wenn man sie nach dem Preise des Getreides bemißt, nach 35jährigem Frieden zweimal stärker, als sie im J. 1815 nach 20jährigem verderblichem Kriege waren, und diese Bemessung ist das sicherste. Dieß macht es der Regierung so schwer die der politischen Lage angemessenen Streitkräfte zur See und zu Lande zu unterhalten; dieß schwächt unsern Einfluß und verdammt uns zu einem Zustand von Ohnmacht den Gefahren eines fremden Angriffs gegenüber. Die Regierung erkennt die Gefahr, kann aber die geeigneten Gegenmaßregeln nicht ergreifen, weil das Parlament, in Erkenntniß der Leiden des Volks, welches durch das Sinken der Preise in beständiger Verlegenheit ist, die nöthigen Ausgaben nicht zu votiren mag. So ist es auch mit den Schulden und Verpflichtungen jeder Art. Das Gewicht derselben ist seit der Bill des Jahres 1819, welche den Geldumlauf reducirt hat, verdoppelt. Daher für alle Classen der Gesellschaft die Schwierigkeiten, aus denen sie sich nicht herauswinden können, die Capitalisten ausgenommen, deren Vermögen durch dieselbe Ursache, welche einen allgemeinen Ruin umher verbreitet, von Tage zu Tage gewachsen ist.

Wenn man erklärt, daß das Gold Californiens alles dieß vernichten, und ehe 25 Jahre vergehen, das lastende Gewicht der Schulden und Steuern wahrscheinlich um die Hälfte vermindert haben wird, so schreibt man ihm zum voraus die größte Wohlthat zu, welche die Vorsehung einem Volke gewähren kann. Alles was die Anhänger des Capitals und der unbeschränkten Handelsfreiheit in den letzten 30 Jahren gethan haben, wird nach und nach niedergerissen, die Mehrzahl der unglücklichen Folgen der Geldmaaßregeln Peels werden beseitigt, das von einer egoistischen Gesetzgebung angerichtete Unheil großentheils gut gemacht werden, wenn die Zölle revidirt und ein mäßiger Finanzzoll auf alle im Lande eingeführten fremden Waaren gelegt werden wird. In Frankreich wird das erschreckende Sinken des Taglohns, das seit dem Frieden durch dieselben Ursachen, wie in England, unaufhörlich abnahm, innehalten, das verhaßte Monopol der Capitalien wenigstens auf lange Zeit hinaus geschwächt werden; die unbilligen Leiden, zu denen die Industrie durch das lange Sinken der Preise verurtheilt war, werden ihr Ende finden, aber der Wechsel wird so allmählich vor sich gehen, daß selbst denjenigen Classen, die den größten Vortheil daraus ziehen, die Ursache der Verbesserung ihrer Lage unbekannt bleiben wird.

Bereits haben sich die wohlthätigen Folgen des californischen Goldes fühlbar gemacht, namentlich in England; die Preise aller Waaren, Weizen und Zucker ausgenommen, haben sich um 20—30 Proc. gehoben, und mit Unrecht schreiben die Anhänger der unbeschränkten Handelsfreiheit dieß Ergebniß ihren Maaßregeln zu. Wäre dieß richtig, wie sollte man sich mitten in dem allgemeinen Steigen der Preise die einzige Ausnahme des Weizens und Zuckers erklären, da die unbedingte Handelsfreiheit ihre Anstrengungen seit dem J. 1846 hauptsächlich auf diese beiden Waaren gerichtet hat. Auf das Steigen unserer Ausfuhr im J. 1850 dürfen sie sich gleichfalls nicht berufen: sie hat im J. 1848 in Folge der Erschütterungen des Continents abgenommen und ist mit der Rückkehr der Ruhe wieder stärker geworden. In Bezug auf Amerika ist die Vermehrung der Ausfuhr eben so groß, und eben so wenig der unbedingten Handelsfreiheit zuzuschreiben. Unsere Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, welche in den Jahren 1837 bis 1842 durchschnittlich 6 Mill. betrug, hat im Jahre 1850 zwölf betragen. Dieß kommt von dem allgemeinen Steigen der Preise und von der Ausdehnung des Credits her, die man den Schätzen Californiens verdankt. Dieß Gold hat nicht nur der Ausfuhr einen neuen Markt jenseits der Felsengebirge eröffnet, sondern auch alle Theile der Union so bereichert und die Thätigkeit geweckt, daß sie die Erzeugnisse der englischen Manufacturen in viel größerer Menge kaufen konnten, wie in frühern Jahren.

Das Ergebniß aber, das alle andern wie an Wichtigkeit, so an Nützlichkeit übersteigt, ist die Ausdehnung des Credits und der seit der Entdeckung der Minen Californiens sehr erleichterte Gebrauch der Capitalien. Dieß Ergebniß ist eben so augenscheinlich als bedeutend. Die Scheine der englischen Bank, welche bis auf 16½ Mill. Pfd. St. gesunken waren, sind im vorigen Jahr auf 20 bis 21 Mill. gestiegen, und der Umlauf der Scheine der Privatbanken hat sich in demselben Verhältniß vermehrt. Was hat diese große Entwicklung hervorgerufen? das Einströmen des Goldes, das die Metallreserve der Bank auf mehr als 16 Mill. brachte. Das ist das Geheimniß der ganzen Bewegung, der Thätigkeit unserer Manufacturdistricte und des allgemeinen Steigens der Preise. Es ist nicht zu verwundern, wenn die bis jetzt noch schwache Vermehrung des umlaufenden Metallgeldes in einem einzigen Jahre eine so bedeutende Wirkung äußern konnte. Zwei Millionen vergessener Billete, die man eines Tages in einem alten Meubel der Bank entdeckte, thaten dem Schrecken von 1825 Einhalt, und die einfache Bekanntmachung eines Schreibens Lord John Russells, welches den temporären Widerruf des Bankfreibriefs von 1844 verkündete, setzte der viel ernstern Krise des Jahres 1847 ein Ziel. Eine Vermehrung des Geldumlaufs um fünf Millionen wird also wohl hinreichen die verschiedenen Zweige der Industrie zu beleben, denn sie wird an Bankscheinen und Handelspapieren fünfzig Millionen in Umlauf bringen.

Da das Gold Californiens für die civilisirte Welt ein neues Element von so hoher Wichtigkeit geworden ist, so müssen wir sorgfältig untersuchen, welche socialen Uebel dadurch erleichtert oder geheilt werden können; wir müssen dieß um so mehr thun, da sein wohlthätiger Einfluß geeignet ist, die schädlichen Folgen gewisser Maaßregeln zu verbergen, gegen welche es nicht als Abhülfsmittel dienen und deren Gefahr es nicht einmal vermindern kann. Das Einströmen des Goldes führt einen alsbaldigen

Wohlstand durch Ausdehnung des Credits und die daraus entspringende Erhöhung der Preise herbei, aber es kann die Uebel einer unbeschränkten Handelsfreiheit oder eines Geldsystems, das einzig auf der vorhandenen Menge kostbarer Metalle beruhe, nicht vermindern, vielmehr unter der Einwirkung besonderer Umstände diese Uebel noch wesentlich vermehren. Da die Wirkungen der Entwicklung des Metallreichthums allgemein sind, so müssen sie auch die Preise in allen Gegenden der Erde treffen. Freilich wird der größte Theil des Goldes nach den reichsten Ländern gebracht, welche es am ehesten kaufen können, und für ihren umfassenden Geschäftsverkehr dessen am meisten bedürfen, aber der Ueberrest wird sich allenthalben hin verbreiten. Allenthalben werden die Preise steigen, und ihr relatives Verhältniß in den verschiedenen Ländern wird nicht geändert, vielleicht den reichen Staaten ungünstiger werden. Angenommen das Gold nehme so stark zu, daß ein Sovereign statt 20 nur 10 Sh. gilt, und der Preis des Weizens von 40 auf 60 steigt, so wird dadurch die Lage des englischen Landmanns gegenuber dem russischen oder amerikanischen keine Veränderung erfahren. Der Preis des Weizens kann wohl an den Ufern der Weichsel oder des Mississipi von 15 auf 25 steigen, aber für den Ackerbauer dieser Länder wird die Möglichkeit ihre Waaren zu ermäßigten Preisen zu verkaufen, dieselbe bleiben oder vielmehr noch größer werden. Bei den Völkern, wo der Reichthum alt und die Abgaben groß sind, wo der größte Theil der Metallgeldcirculation absorbirt wird, werden die Preise immer verhältnißmäßig viel höher seyn als in neuen und armen Ländern, wo das Abgabensystem noch nicht entwickelt ist, denn in der Erzeugung der Früchte der Erde, wo die Maschinen nie in großem Umfange anwendbar seyn werden, wird sich die Unmöglichkeit für reichere Nationen, die Concurrenz auszuhalten, um so mehr zeigen, als der Unterschied der Preise stärker wird, oder wenigstens sich nicht vermindert.

Solange das jetzige System unseres Papiergeldes besteht, werden die Geldkrisen, die periodisch alle fünf oder sechs Jahre unter unsern industriellen Classen die Zerstörung verbreiten, immer wieder auftauchen, wie stark auch das Sinken des Goldpreises durch die Zunahme seiner Masse seyn mag. Jede bedeutende Goldausfuhr, welche durch einen äußern Krieg, durch einen ungünstigen Curs, durch eine übergroße Einfuhr, oder endlich durch eine ungenügende Ernte herbeigeführt wird, muß plötzlich den Umlauf vermindern, und die Hälfte der in industriellen Unternehmungen begriffenen Personen ruiniren. Die unbegreifliche Thorheit, den Umlauf des Papiergeldes von dem Vorhandenseyn des edlen Metalls abhängig zu machen; der ungeheure Irrthum, für jede fünf Sovereigns, die aus England hinausgehen, ein Bankbillet von gleichem Werth aus dem Umlauf zu ziehen; der blinde Selbstmord, den kostbarsten Vortheil des Papiergeldes zu läugnen, den Vortheil, einen zufälligen Mangel des Metallgeldes zu ersetzen, diese Fehler haben in Wahrheit die Uebel erzeugt, an denen wir seit 1819 so grausam gelitten haben. Das reichlichere Zuströmen des Goldes wird diese Gefahr nicht vermindern, eher vermehren, denn durch die Entwicklung des Credits treibt es die Nation zu mannichfachen Unternehmungen, deren Ausführung unmöglich wird, wenn ungünstige Umstände plötzlich den Umlauf und den Credit einschränken. Die Anhänger der unbeschränkten Handelsfreiheit dürfen also nicht die schmeichlerische Hoffnung nähren, daß das Gold Californiens sie von aller Verlegenheit befreien kann. Dieß wohlthätige Geschenk der Vorsehung wird das unglückliche Sinken der Preise aufhalten, woran die Anhänger der Handelsfreiheit so emsig gearbeitet haben, es wird die Last der Schulden und Steuern vermindern, und insoweit die industriellen Classen erleichtern, aber es kann nicht das Unmögliche thun. Es wird alle unsere Industrien der verderblichen Concurrenz der Fremden blosgestellt lassen, die immer, was auch der Werth des Goldes seyn mag, wohlfeiler arbeiten werden als wir, weil sie ärmer und weniger mit Steuern belastet sind, und die Handeltreibenden werden unaufhörlich den periodischen Geldkrisen ausgesetzt seyn, welche durch die plötzlichen Contractionen eines nur auf Metallgeld basirten Credits veranlaßt werden.

Angeblicher Fund griechischer Manuscripte.

Das Athenäum vom 12 April erzählt nach dem Risorgimento von einem Fund griechischer Manuscripte unter Umständen, welche die Nachricht etwas verdächtig machen. Sie steht zuerst in einem Brief an ein sardinisches Journal aus Konstantinopel vom 15 März, und besagt, daß ein Grieche, Namens Simonides, Manuscripte in einer der Höhlen am Fuße des Berges Athos gefunden habe. Daß diese Höhlen in sehr frühen Zeiten von gelehrten Anachoreten bewohnt wurden, ist wohl bekannt. Die angeblich so spät darin entdeckten Schätze sollen Abschriften vieler Werke enthalten, die von alten Schriftstellern citirt wurden, aber seit langer Zeit für gänzlich verloren galten. Sie sollen auf sehr dünnes Pergament geschrieben seyn und einige darunter den Schlüssel zur Erklärung der Hieroglyphen enthalten. Simonides habe, wenn man dem Journal, dem diese Nachricht entnommen ist, glauben darf, durch diese Andeutungen geleitet eine Erklärung der Hieroglyphen auf dem Obelisk des Atmeidan zu Konstantinopel mit Glück versucht. Diese Höhlen könnten indeß schon lange nach literarischen Schätzen durchforscht seyn. Ob an der Sache etwas wahres ist, muß sich bald zeigen.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Soldat Cureña.

(Fortsetzung.)

Meine Erziehung war, wie ich euch gesagt, auf dem Lande vollendet worden. Meine Kindheit, einen Theil meiner ersten Jugend hatte ich fast gänzlich zu Pferde zugebracht; ich kann wohl sagen, daß, wenn irgend jemand in der Welt fähig war diese Reiterthat auszuführen, ich es vermochte. Mit fast übernatürlicher Anstrengung faßte ich mich, und es gelang mir Angesichts des Todes meine ganze Kaltblütigkeit wieder zu erlangen. Auch hatte ich ihm schon allzuoft getrotzt, als daß ich mich länger hätte ängstigen mögen.

Als mein Pferd zum erstenmal seit meinem Begegnen mit dem Oberst wieder das Gebiß fühlte, wurde ich gewahr, wie es unter mir zusammenfuhr. Ich setzte mich fest in die Bügel, um dem erschreckten Thier begreiflich zu machen, daß sein Herr nicht mehr bebte. Ich hielt es fest im Zaum und Schuß, wie jeder gute Reiter auf gefährlichem Pfade, und mit Zaum, Körper und Sporn gelang es mir endlich, es einige Schritte zurückzutreiben. Schon war es von dem des Obersten entfernter, und er rief mir Muth zu. Als dieß geschehen, ließ ich das arme Thier ein wenig ausruhen, das mir gehorchte ungeachtet seiner Angst, und begann alsdann dasselbe Verfahren aufs neue. Plötzlich fühlte ich seine Hinterbeine unter mir weichen; ein kalter Schauer überlief mich, ich schloß die Augen als rollte ich schon in den Abgrund, und gab meinem Körper einen heftigen Ruck gegen die Mauerseite der Hacienda, deren Oberfläche mir keinen Vorsprung, keinen Grashalm darbot, um mich daran festzuhalten. Diese heftige Bewegung rettete mir nächst der verzweifelten Anstrengung des Pferdes das Leben. Es hatte sich wieder auf seine Füße gehoben, die jeden Augenblick zusammenzubrechen drohten.

Es war mir gelungen einen etwas breitern Raum zwischen der Mauer und dem Rande der Schlucht zu gewinnen. Einige Handbreit Boden weiter hätten mir vielleicht gestattet umzuwenden, aber der Versuch konnte tödlich werden, und so wagte ich es nicht. Ich wollte abermals rückwärts zu gehen versuchen; aber zweimal erhob sich das Pferd auf seinen Hinterbeinen und fiel auf dieselbe Stelle zurück. Was ich auch thun mochte es anzutreiben, das Thier weigerte sich hartnäckig

einen Schritt weiter rückwärts zu thun. Ich fühlte daß mein Muth noch nicht zu Ende war, denn ich hatte keine Lust zu sterben. Ein letzter und einziger Rettungsweg erschien mir plötzlich wie ein Lichtstrahl; ich beschloß ihn einzuschlagen. In dem Riemen meines Stiefels, im Bereiche meiner Hand, steckte ein spitzes scharfes Messer; ich zog es aus seiner Scheide. Mit der linken Hand begann ich den Hals des Pferdes zu streicheln, indem ich es durch meine Stimme beruhigte. Das arme Thier antwortete auf meine Liebkosungen durch ein klägliches Wiehern, dann, um es nicht zu schrecken, glitt meine Hand allmählich an den Krümmungen seines nervigen Halses hin, bis zu der Stelle wo die letzte Pulsader sich mit dem Schädel verbindet. Das Pferd bebte, aber ich beruhigte es durch Schmeichelworte, als ich unter meinen Fingern gleichsam sein Leben zucken fühlte, lehnte ich mich gegen die Mauerseite, meine Füße zogen sich sachte aus den Bügeln, und ich senkte mit einem kräftigen Stoß die spitze Klinge meines Messers in den Sitz des Lebens. Das Thier fiel wie vom Blitz getroffen nieder, ohne sich zu regen, und ich, die Knie fast in der Höhe meines Kinns, saß rittlings auf einer Leiche. Ich war gerettet und stieß ein Siegesgeschrei aus, dem der Oberst antwortete, und das aus dem Abgrund wieder tönte. Ich kroch aus dem Sattel, drängte mich zwischen die Mauer und die Leiche meines Pferdes, und stieß nun an erstere gelehnt mit beiden Füßen den Körper des armen Thieres in die Tiefe. Ich erhob mich, setzte in einigen Sprüngen über die ganze Strecke weg, die mich von der Ebene trennte und unter der unwiderstehlichen Einwirkung der Angst, die ich so lange unterdrückt hatte, fiel ich ohnmächtig auf den Boden nieder. Als ich die Augen wieder aufschlug, war der Oberst an meiner Seite.

Nachdem Garduño mich über meine Gewandtheit und Fassung beglückwünscht hatte, fragte er mich, durch welchen Zufall ich zu dieser Stunde der Nacht in die Nähe eines Gebäudes gerathen sey, worin spanische Besatzung liege. Ich theilte ihm das Unternehmen mit, das meine Leute und mich herbeigeführt hatte.

Wie viele Soldaten habt ihr unter euren Befehlen? fragte er mich.

Hundert ungefähr, alle entschlossen zu trinken oder zu sterben.

Bei dieser Nachricht sah ich die Augen des Officiers von einer fast wilden Freude funkeln.

Ihr seyd wohl auch sehr durstig? versetzte ich.

Nach Rache! erwiederte er, und seht, deßhalb irre ich ungeachtet der beinahe gänzlichen Aufreibung meiner Abtheilung Tag und Nacht in dieser Gegend umher, um Gelegenheit zu finden, mich zu rächen

Weßwegen denn, Oberst?

Wegen einer Beschimpfung, die ich nicht überleben werde, wenn ich sie nicht mit Blut abwaschen, oder mindestens Schmach mit Schmach vergelten kann. Ich habe noch ungefähr 50 Mann in der Nähe, fuhr der Oberst fort, der sich nicht weiter erklären wollte, und werde sie mit den eurigen vereinigen.

Ich bezeichnete ihm den Ort, wo er uns treffen würde, und beeilte mich zu meiner Schaar zurückzukehren, die mich ungeduldig erwartete. Ich hatte Valdivia kaum mein Abenteuer erzählt, als Garduño mit seinen 50 Mann zu uns stieß, wie er es angekündigt hatte. Wir vernahmen von ihm, daß er Abends zuvor schon vergeblich die Hacienda angegriffen hatte, und mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen worden war. Wir begannen nun uns zu berathschlagen, und der Oberst unterwarf den spanischen Gefangenen einem scharfen Verhör. Er gab sodann Marschbefehl, und als wir nahe an der Hacienda waren, fragte er den Spanier, ob wohl eine Schildwache in dem Glockenthurm sey.

Dieser erwiederte: Es ist bei Nacht immer eine darin; aber es kann seyn, daß ihr sie auf ihrem Posten schlafend findet, weil sie dort niemand visitirt. Während der Spanier dieß sagte, ertönte der Ruf: „Alerta sentinela“ rings um die Hacienda; es waren die Wachposten, welche sich anriefen. Wir folgten aufmerksam den verschiedenen Stimmen, welche sich antworteten und in der Ferne verklangen. Kein Laut kam aus dem Steingehäuse des Thurmes. Die Schildwache war also eingeschlafen.

Wenn wir nur ein einziges Stück Geschütz hätten! rief Valdivia, so könnten wir, während 50 Mann mit Hülfe ihrer Lazos die Terrassen des Gebäudes erkletterten, das Thor in Trümmer schießen, und diese Hunde von Gachupines zwischen zwei Feuer nehmen.

Wir haben eine Kanone unter dem Gebüsche nicht weit von hier zurückgelassen, sagte der Oberst; aber wir können sie nicht gebrauchen, ihre Laffette ist zerbrochen und deßhalb ist sie ein unnützes Stück Metall.

Habt ihr Schießbedarf? fragte ich meinerseits.

Die Kanone liegt neben dem Protzkarren, der mit Schießbedarf gefüllt ist, versetzte Garduño: aber wie ich euch sage, sie ist wie eine Flinte ohne Schloß.

Ich warf einen Blick auf Valdivia's sehnigte Arme; dieser verstand mich.

Ich werde einige Mann mit mir nehmen und sie holen, sagte Valdivia. Meine Herren, wir werden diesen Abend noch nach Herzenslust trinken.

Nach einer Viertelstunde kehrte die Mannschaft zurück. Sie hatten ihre Pferde mittelst Stricken vor das demontirte Geschütz gespannt, und schleppten es so herbei. Bisweilen hielt eine Unebenheit des Bodens die Kanone auf; dann beugte sich Valdivia darüber hin, rückte sie zurecht und es ging wieder weiter. Ich stellte nun in aller Stille meine Leute 300 Schritt etwa vor der Hacienda auf.

Nun meine Kinder, sagte ich zu ihnen, haben wir zweierlei Wege zum Angriff: der erste ist, alle zusammen unsern Kriegsruf nach Weise der Indianer auszustoßen; der zweite über die Mauern zu klettern, während wir das Thor einschießen; der Gefangene wird mit euch hinaufklettern, um euch unter Todesstrafe getreulich als Führer zu dienen, und während wir durch die Bresche eindringen, kömmt ihr über die Terrassen herein; aber dieser zweite Weg kann nur für den Fall eingeschlagen werden, wenn sich 50 Mann finden würden, die tapfer, gewandt und entschlossen genug wären eine Mauer zu erklimmen, die an einem Abgrund steht, dessen Tiefe man nicht erblicken kann. Uebrigens, sobald man in eine gewisse Höhe gelangt ist, setzte ich hinzu, bekümmert sich der, welcher hinabstürzt, nichts mehr darum.

Ich werde der Erste seyn, rief der Oberst, welcher meine Rede angehört hatte, und vielleicht, zum Preis unserer Kühnheit, werden wir so glücklich seyn, die Hand an den Commandanten selber zu legen.

Ihr seyd sehr erzürnt über ihn, wie es scheint? sagte ich.

Bis zum Tode! wie man es seyn kann über einen Mann, der uns eine tödtliche Beleidigung zugefügt hat.

Das Beispiel des Obersten ermuthigte die Guerilleros, und bald konnte dieser unter denen, die sich erboten, die stärksten und gewandtesten auswählen, um ihn zu begleiten. Unter diesem ganzen Trupp schien der spanische Gefangene am mindesten begeistert, dem das Erklettern einer Mauer von 25 Fuß Höhe steil über dem Abgrund gar nicht gefallen wollte.

Die von dem Obersten bezeichneten 50 Mann machten ihre Vorbereitungen zum Hinaufsteigen. Das feste Gebäude war in sehr engen Zwischenräumen mit Almenas (einer Art Zinnen) verziert, welche den Adel des Besitzers anzeigten. Jeder Soldat war mit seinem Lazo ausgerüstet, dessen laufenden Knoten ein eiserner Ring binden half. In einer Minute hing an jeder Zinne ein flatterndes Seil, das um die Steinvorsprünge geschlungen war. Bevor das Zeichen zum Hinaufklettern gegeben war, verabredete ich mit Garduño, daß seine Soldaten erst beim dritten Kanonenschuß die feindliche Besatzung angreifen sollen; drei Kugeln schienen uns mehr als hinreichend um das Thor des Pachthofes zu zerschmettern. Als dieß beschlossen war, ergriff der Oberst mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit als der Erste die flatternde Leine, welche ihm als Leiter dienen sollte, und legte sie in die Hand des Gefangenen, indem er ihm befahl, ihm voranzugehen. Als der Spanier einige Fuß über dem Boden war, faßte Garduño seinen Dolch zwischen die Zähne und stieg seinerseits hinauf. Die Guerilleros thaten ein Gleiches, und bald sahen wir die 50 Mann, wie sie mit den Händen das Seil faßten und die Füße gegen die Mauer stemmten, wie ebenso viele dem Abgrunde entstiegene Dämonen über dem Abgrund schwanken.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 96. 22 April 1851.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Moriz Willkomm.)

8. Orozco und die Peña Gorbeya.

Zwischen den zahlreichen Gebirgskuppen, welche das anmuthige warme Hügelland des östlichen Vizcaya von dem kalten einförmigen Plateau von Alava trennen, erheben sich mehrere steile Felsenberge von auffallender Form. Unter diesen Felsenbergen, die sämmtlich aus einem hellfarbigen zur Kreideformation gehörigen Kalkstein bestehen, nimmt die zwischen dem Thale von Orozco und der Ebene von Victoria gelegene Peña Gorbeya sowohl wegen ihrer bedeutenden Höhe als wegen ihres enormen Umfangs den ersten Platz ein. Es ist der genannte Berg in ganz Vizcaya berühmt, theils weil er der Schauplatz einer der blutigsten Kämpfe des vergangenen Bürgerkrieges war, theils wegen des Höhlen- und Felsenlabyrinths, das er in seinem Innern birgt und an welches sich manche schaurige Sage knüpft, theils wegen seines außerordentlichen Kräuterreichthums, wegen seiner fetten Weideplätze, auf denen zahlreiche Heerden der beiden Baskenländer, die er von einander scheidet, drei Theile des Jahres hindurch Nahrung finden. Der letztere Umstand erregte vorzüglich mein Interesse und ich gelobte mir, Vizcaya nicht zu verlassen, ohne der Peña Gorbeya einen Besuch abgestattet zu haben. Ich benutzte meine Rückreise von Bilbao nach Irun, um diesen Plan auszuführen und bereue es nicht, denn meine Erwartungen wurden in jeder Beziehung weit übertroffen. Die Peña Gorbeya ist eines der größten Naturwunder Spaniens und ich bedaure nur, kein Maler zu seyn, um mit dem Pinsel ein getreues Gemälde von derselben zu entwerfen, oder kein Dichter, um in lieblichen Idyllen die erhabene Romantik, die geheimnißvollen Reize dieses Gebirges würdig zu feiern' — Möge die nachstehende einfache Schilderung wenigstens dazu dienen, die Aufmerksamkeit des reisenden Publicums auf diesen außerhalb Spaniens völlig unbekannten Zauberberg Vizcaya's hinzulenken.

Man besucht die Peña Gorbeya am bequemsten von Orozco aus, einem fünf Leguas von Bilbao am Rio Arnaudi, Zuflusse des Ansa, gelegenen Landstädtchen. Die Thäler der beiden genannten Flüsse sind überaus reizend, weßhalb schon die Reise nach der Peña Gorbeya sehr belohnend ist. Man folgt anfangs der Straße nach Orduña und Burgos, welche durch das Thal des Ansa emporführt, bis zum Flecken Aterra, woselbst der von Südosten herabströmende Arnaudi in den Ansa mündet. In Aterra scheiden sich die Straßen nach Burgos und Vitoria. Letztere geht durch das Thal des Arnaudi und der erste Ort, den sie berührt, ist Orozco. Es war am Mittwoch des 25 Mai, als ich diesen Ausflug zu Pferde in Begleitung eines Basken, den ich zum Bedienten angenommen hatte, unternahm. Die schwüle Luft, der trübe Himmel verkündeten ein Gewitter, welches auch nicht lange auf sich warten ließ und uns zwang, noch bevor wir die Mündung des Rio de Duranga, durch dessen Thal die Straße von Tolosa herabkommt, erreicht hatten, beinahe eine Stunde in einer einzeln stehenden Taberna (Weinkneipe) zu rasten. Von hier an ist das Thal des Ansa ungemein malerisch. In unzähligen Krümmungen windet sich der wilde Bergfluß, dessen Ufer von Mühlen, Fabriken und Eisenhütten wimmeln, zwischen den schön geformten Bergen hin, deren steile Abhänge, wo es nur irgend das Terrain erlaubte, mit Weinreben bepflanzt, mit von Nuß- und Aepfelbäumen umkränzten Caserios geschmückt, und wo keine Cultur möglich war, mit Eichen- und Kastanienhainen oder mit Gebüsch bedeckt sind. An manchen Stellen rücken die Berge nahe an einander und verengen das Thal in felsige Schluchten, an deren schroffen Wänden die Straße durch das Gestein gesprengt werden mußte. Solche Stellen pflegt eine unendlich üppige Baum- und Strauchvegetation auszukleiden, indem hier die Luft fortwährend mit den Wasserdämpfen des in der Tiefe schäumenden gewaltsam eingeengten Flusses erfüllt ist. Namentlich schmücken Epheu und Farren die feuchten Felswände und Baumstämme in reizendster Fülle auf die malerischste Weise. An andern Stellen erweitert sich das Thal plötzlich zu runden geräumigen Bergkesseln, durch deren meist ganz ebene Sohle der Fluß sanft murmelnd sich zwischen fetten Saaten, Wiesen und Kleefeldern hinschlängelt. Dergleichen Ausweitungen werden gewöhnlich von Ortschaften eingenommen, welche häufig wie in den Encartaciones aus zerstreuten Barrios bestehen und sämmtlich, wie fast alle Ortschaften der baskischen Provinzen, stattliche die übrigen Gebäude hoch überragende Kirchen von alterthümlicher Bauart und wappengeschmückte Rathhäuser — casas de villa — von ritterlichem Ansehen besitzen. Die bedeutendsten Ortschaften des Ansathales sind Arrigorria und Miravalles. Ersteres liegt in einem tiefen Kessel am Fuße konischer Felsenhügel von rother Farbe, denen der Ort seinen Namen verdankt (zu deutsch „Rothstein“ von den baskischen Wörtern arri, Stein, Berg, und gorriá, roth). Miravalles ist ein freundliches Städtchen mit großem von Ulmen beschattetem Marktplatze. Es befindet sich hier das Contraregistro oder die zweite Zolllinie von Vizcaya. Bald darauf verengt sich das Thal wieder zu einem felsigen Grunde, der sich in kurzem in eine von waldigern Bergen umschlossene Ebene öffnet, woselbst der Flecken Aterra am Zusammenfluß des Ansa und Arnaudi liegt. Da die Sonne bereits untergegangen war, so beschloß ich, die Nacht in dem genannten Orte zuzubringen.

Wie nirgends im Baskenlande, so auch hier fehlte es nicht an einer guten reinlichen Posade mit bequemen, wenn auch altfränkisch meublirten Zimmern und freundlichen gefälligen Leuten. Es war ein wunderschöner südlich milder Abend. Lange saß ich vor dem Hause auf einer roh gezimmerten eichenen Bank unter dem frischgrünen Blätterdache eines alten Nußbaums am Ufer des rauschenden Flusses und ergötzte mich an dem Anblick der vom silbernen Glanze des Vollmonds hell beleuchteten Landschaft, bis mich die hübsche Tochter der Wirthin zum Abendessen rief, das ich in Gesellschaft einiger Fuhrleute aus Alt-Castilien einnahm, mit denen ich sodann nach am traulichen Heerdfeuer sitzend und den blaurothen Riojowein trinkend, den uns unsere Hebe in irdenen Krügen kredenzte, bis tief in die Nacht hin plauderte.

Den folgenden Tag, einen Sonntag, war ebenfalls herrliche Witterung. Ein anderthalbstündiger Ritt brachte mich zeitig nach Orozco, woselbst ich mich in einem dicht an dem Arnaudi gelegenen Privathause einquartierte, an dessen Bewohner ich empfohlen war. Das Thal des Arnaudi ist bis Orozco eng, waldig und bis auf wenige Stellen, wo einzelne Gehöfte liegen, unbewohnt. Die ziemlich hohen Berge sind weit hinauf mit Eichen- und Buchenwaldung bedeckt, aus deren hellem Grün hie und da malerische Felspartien hervorschauen. Bald zeigt sich im Hintergrunde zur Linken über der Thalwand die Peña Gorvevo, ein, so weit man hier sehen kann, kahler, schroffer, tafelförmig abgeplatteter Felsenberg von weißgrauer Farbe. Kurz vor Orozco erweitert sich das Thal beträchtlich, weil hier mehrere Seitenthäler in dasselbe münden. In dem dadurch gebildeten Bergkessel liegt Orozco, am Zusammenflusse der Flüsse Arnaudi und Gorveya, welche beide durch einen Theil des offenen alterthümlich gebauten, im Innern finstern Ortes hindurchströmen. Die Gegend ist wahrhaft paradiesisch. Das ganze weite Thalbecken ist übersät von zahllosen Caserios, welche sich hie und da zu kleinen Ortschaften zusammendrängen, die einzelne zu Orozco gehörige Barrios bilden. Diese sowohl als der Hauptort des Thales sind von Baum-, Wein- und Gemüsegärten umgeben, zwischen denen sich Weizenfluren und Wiesen hinziehen. Allenthalben stand der rothe Klee (Trifolium incarnatum) in voller Blüthe, und verlieh der Landschaft ein ungemein buntes und belebtes Aussehen. Hohe Nußbäume und Kastanien erheben sich an den Ufern der Flüsse, selbst mitten in der Stadt, welche dadurch ein ländliches Ansehen gewinnt. Das Thal von Orozco ist rings von hohen Bergen umschlossen, welche mit Ausnahme ihrer sanft geschwungenen Kämme mit schönen Eichen und Buchen bewachsen sind. Einer der reizendsten Punkte dieses Berggürtels ist die Hermita de Santa Marina. Diese Capelle liegt auf einem hohen, eichenbewaldeten Hügel von conischer Form westlich von Orozco, und bietet einen prächtigen Ueberblick des weiten Thales und seiner Seitengründe so wie des ganzen umliegenden wilden Berglandes dar. Gerade gegenüber jenseits des tiefen Beckens, aus dessen grünem Schooße die hellrothen Ziegeldächer von Orozco und seiner Caserios munter hervorlachen, öffnet sich die romantische Schlucht, welche der Rio Gorveya durchrauscht. Am Anfange derselben blinkt auf einem sanftgerundeten Hügel die Hermita de S. Miguel, überragt von hochgewölbten Waldbergen; im Thale selbst gucken die Dächer und Thürme verschiedener zu Orozco gehörender Barrios aus dem düstern Waldesgrün hervor, und im Hintergrunde thront majestätisch die senkrecht abgeschnittene, von tiefen, dunkeln Schluchten zerrissene Peña Gorveya auf breitem Fuße, an dessen Abhang, entfernt von den übrigen tiefer gelegenen Ortschaften, noch die weißen Gemäuer einer einsamen Capelle aus dunkeln Buchenhainen hervorschimmern. Bei untergehender Sonne ist dieses Bild zauberhaft schön!

Noch denselben Morgen, nachdem ich mich durch ein frugales Frühstück gestärkt hatte, unternahm ich, geleitet von einem Führer, einem geborenen Navarrer, die Besteigung der Peña. Ein guter Fahrweg geht durch das Thal des gleichnamigen Flusses bis an den Fuß des Berges, bis wohin man von Orozco aus anderthalb Stunden zu gehen hat. Während das Thal von Orozco durch seine liebliche Anmuth bezaubert, imponirt das des Gorreya durch seine Romantik. Die Thalwände sind nämlich, so weit man sehen kann, mit alten prächtigen Kastanien und Buchen dicht bekleidet, und die Ufer des wilden, klaren, forellenreichen Baches zieren hohe Eichen, Erlen, Aborne, Eichen, Ulmen, Pappeln und Kastanien in buntester Abwechslung. Einzelne Eisenhütten und Mühlen mit bemoosten Wänden und Dächern ruhen im Schatten dieses üppigen Baumwuchses an dem zwischen zahllosen Felsblöcken brausenden Bache, über den mehrere alte, halbverfallene Brücken führen, welche unter Epheu fast vergraben zu seyn pflegen. Anmuthig contrastiren gegen dieses reiche verschieden gefärbte Grün die weißen zackigen Kalkfelsen der Peña Gorreya, die fort und fort den Hintergrund des Thales bildet, und allmählich immer gewaltiger und majestätischer sich emporhebt. In Salora, dem letzten am Fuße der Peña gelegenen Barrio von Orozco, verließen wir den erwähnten Fahrweg, der bis zu einem eine Viertelstunde weiter aufwärts gelegenen Nonnenkloster geht, und schlugen einen äußerst schlechten und beschwerlichen Saumpfad ein, welcher den Fuß der Peña übersteigt und das Thal von Orozco mit Villaro und Durango verbindet. Nachdem man eine Zeit lang zwischen Geröllehaufen und lebenden Hecken emporgeklettert ist, gelangt man auf kurz begraste Triften, welche den obern Theil des breiten sanft gewölbten Fußes überziehen, auf dem die Peña thront. Schon hier eröffnet sich eine weite Fernsicht über einen großen Theil von Vizcaya und das Meer, indem man sich bereits höher befindet, als alle zwischen der Peña Gorreya und der Küste sich erhebenden Gebirge.

Es war schon hoch am Tage, als wir an den Fuß der gegen 800 Fuß hohen Felsenmauer gelangten, welche die Peña Gorreya auf drei Seiten, nämlich gegen Norden, Osten und Südosten umgürtet. Zahllose herabgestürzte Felstrümmer sind längs ihres Fußes zu gewaltigen Geröllemassen gleich Gletschermoränen aufgehäuft. Dunkle, feuchte Schluchten, deren Boden entweder aus wild durcheinander gewürfelten Felsblöcken oder steilen quelligen, mit großblumigen Alpenpflanzen bunt geschmückten Grasmatten besteht, ziehen tief einschneidende Furchen durch den fast senkrecht emporstrebenden Felsenwall, aus dessen unzähligen Spalten und Klüften üppige Büsche, verkrüppelte Eichen, Buchen, Taxusbäume u. dgl. hervorwachsen, bieten aber nirgends einen Aufweg zu der obern Fläche der Peña dar. So weit der Felsengürtel reicht, dessen bizarr zerklüftete Massen eine Reihe der malerischsten Ansichten gewähren, ist die Peña bloß an einer einzigen Stelle der Ostseite zugänglich, woselbst die Mauer nur unbedeutende Höhe besitzt und durch ein natürliches Thor durchbrochen ist. Ein schlechter jäh ansteigender Saumpfad führt zwischen Buchen- und Eichengebüsch über eine schroffe Geröllebene zu diesem Felsenthor empor, das ungefähr 15 par. Fuß hoch und 7 Fuß breit ist. Ohne zu ahnen, welch ein Anblick meiner harre, durchschritt ich das imposante hochgewölbte Thor, dessen Wände zum Theil so glatt sind, als wären sie gemeißelt. Ich glaubte auf eine ebene Fläche zu gelangen; — wie war ich aber überrascht, als ich mich auf allen Seiten von pyramidalen Hü-

geln umringt sah, welche aus lauter spitzen zahnartigen Felszacken zusammengesetzt zu seyn schienen. Ich erstieg eine dieser Felspyramiden und konnte nun einigermaßen die eigenthümliche Structur des Berges studieren. Es ist kaum möglich, den mährchenhaften Anblick, der sich mir darbat, zu schildern. Man denke sich ein wüstes Durcheinander von zahllosen trichterförmigen Thälerchen, deren steile Wände durchgängig aus zungen- oder zahnförmigen Felszacken gebildet sind; man denke sich diese kraterartigen Vertiefungen durch pyramidale Felshügel von derselben Structur geschieden, man denke sich ferner dieses Felsenchaos umringt von einer hohen, phantastisch ausgezackten Felsenmauer, man denke sich endlich alle Schluchten, Klüfte und Gründe des Labyrinths mit Kräutern, Stauden und Strauchwerk auf das malerischste austapeziert, und man wird einen ungefähren Begriff von diesem Wunderwerk der Schöpfung haben! — Dieser seltsame Bau des Gebirges erklärt sich aus seinen geologischen Verhältnissen. Die Felsmasse der Peña Gorreya ist nämlich aus dünnen, höchstens 5 Fuß dicken Schichten zusammengesetzt, welche so sehr nach Westen zu aufgerichtet sind, daß sie beinahe auf dem Kopfe stehen, wie der Bergmann zu sagen pflegt. Sie streichen von NNO. nach SSW. und fallen unter 65° nach Osten ein. Die Oberfläche der Peña muß folglich aus dem Ausgehenden der Schichten, aus den Schichtenköpfen gebildet seyn. Da nun das Gestein wenig Härte besitzt und die einzelnen Schichten durch dünne Mergellagen von einander geschieden sind, so haben die Regenwasser im Laufe der Jahrtausende sowohl die Schichtenköpfe selbst auf das Mannichfachste ausgewaschen und zerfressen, als auch die zwischen den Schichten befindlichen Mergellagen weggespült, und so ist es gekommen, daß jetzt die Schichtenköpfe phantastisch zerzackt und getrennt von einander durch schmale Klüfte oder wie an einander geleimt gleich riesigen Leichensteinen dastehen.

Aus dieser eigenthümlichen Structur erklärt sich auch die große Menge von Schluchten, Schlünden und Höhlen, welche das Gestein der Peña Gorreya durchziehen und zum Theil tief in die Eingeweide des Berges eindringen. Unter den Höhlen ist die größte und erwähnenswertheste die Cueva de Sopolaor. Ich war sehr begierig diese Höhle, welche der Sage nach sich meilenweit unter dem Gebirge hin erstrecken und die Wiege aller Gewässer seyn soll, die am Fuße der Peña entspringen, kennen zu lernen: allein da es bereits 4 Uhr vorüber war, als ich an den Eingang derselben gelangte, mir auch alle Vorrichtungen zu künstlicher Beleuchtung fehlten, so mußte ich für diesen Tag auf eine genaue Erforschung der Höhle verzichten und mich mit der Untersuchung der Eingangshalle, welche vom Tageslicht hinlänglich erhellt wird, begnügen. Der Eingang zur Cueva de Sopolaor befindet sich im nördlichen Theile des Felsenlabyrinths an einer steilen Felswand, bildet einen ziemlich regelmäßigen Bogen von 24 par. Fuß Breite und 15 par. Fuß Höhe und ist gegen SW. gerichtet. Durch dieses gewaltige Thor tritt man in eine Halle von 30 Schritt Länge, deren aus feuchter Dammerde bestehender Boden sich gegen den Hintergrund hin allmählich abwärts senkt. Am höchsten und weitesten ist diese Halle, welche während des Bürgerkriegs der auf der Peña Gorreya stationirten Besatzung als Hauptwache diente und jetzt häufig von den Hirten als Lagerstätte benutzt wird, unmittelbar hinter der Eingangsöffnung, weiterhin senkt sich das Gewölbe ziemlich rasch. Dieses sowohl als die Wände sind von einer Tropfsteinkruste überzogen, die vom Rauche der Hirtenfeuer geschwärzt ist. Wirkliche Stalaktiten habe ich in dieser Halle nicht beobachtet. An vielen Stellen sickert Wasser aus den Spalten hervor, und verwandelt den lockern Humusboden in einen breiartigen Schlamm. Unregelmäßige Oeffnungen, von denen manche so niedrig sind, daß man sich niederstrecken muß, um hindurchzukommen, führen zu beiden Seiten dieser Halle, deren Längenachse von SW nach NO gerichtet ist, in Nebenhöhlen, welche aus kleinen Hallen und niedrigen krummen Gängen bestehen und bald aufhören. Im tiefsten Hintergrunde dagegen verwandelt sich die Halle, nach Norden umbiegend, in eine schmale Galerie, welche sich bald in mehrere Gänge spaltet, die mit den tiefer gelegenen Höhlungen in Verbindung stehen. Mein Führer, der sich noch nie über die erste Halle hinausgewagt hatte, erzählte mir, daß mit Ausnahme einiger waghalsiger Hirten noch niemand sehr weit in die Höhle vorgedrungen sey, daß mehrere jener Waghälse nicht zurückgekehrt, nie mehr gesehen worden seyen und die wenigen, welche glücklicher gewesen wären, ausgesagt hätten, daß sie nach stundenlangem Umherirren in dem Labyrinth an unterirdische Flüsse und Wasserfälle gekommen seyen, welche jedes weitere Vordringen unmöglich gemacht hätten. Auch habe sich einmal ein Hund in der Höhle verlaufen, dessen Gerippe nach mehreren Monaten im Rio Gorreya gefunden worden sey. Es thut mir leid, daß meine Zeit mir nicht gestattete, den Ursprung des genannten Flusses zu besuchen. Wie mir mein Führer erzählte, strömt derselbe am Fuße der nördlichen Felsenmauer aus einem Loche hervor, welches wohl ein Ausgang jenes vielfach verzweigten Hohlenlabyrinths seyn kann. Diese Erzählungen erregten meine Wißbegierde dergestalt, daß ich beschloß noch einen ganzen Tag auf die Untersuchung der Peña Gorreya zu verwenden und dabei so tief als möglich in die Cueva de Sopolaor einzudringen.

(Schluß folgt.)

Nachricht von den Fidschi-Inseln und den neuen Hebriden.

Der Church Missionary Intelligencer vom J. 1849 enthält folgendes: „die Fidschi-Gruppe liegt etwa sieben Tage Schifffahrt vom Nordcap von Neuseeland. Die beiden Hauptinseln sind so groß, wie Devonshire mit hohen Bergen und schönen Flüssen: ihre Bevölkerung mag 150,000 Seelen betragen und die der andern Inseln zusammengenommen ungefähr ebenso viel. Die Vorsehung scheint alle ihre Segnungen über dieß Land verbreitet zu haben, das alle für den Unterhalt der Menschen nothwendigen Hülfsquellen in Fülle liefert. Das Evangelium fängt an einzudringen und bekämpft mit Erfolg den unter diesen wilden Völkern noch herrschenden Cannibalismus. Mit den neuen Hebriden ist es anders: die Wildheit der Eingebornen scheint mit jedem Tag zu wachsen; sie haben den Weißen einen unversöhnlichen Haß geschworen und schonen niemand. Zu Erromanga, wo der ehrwürdige John Williams erschlagen wurde, strandete die mit Sandelholz beladene Brick Elisabeth, und die welche der Wuth des Meeres entgingen, fielen bald unter den Keulen der Wilden. Das englische Fahrzeug British Soverrign scheiterte an der Schicksalsinsel, der Capitän und ein Theil seiner Leute landeten in der Nähe von Olatapu und wurden bald die Opfer der schwärzesten Hinterlist; unter dem Vorwand, sie nach einem der besuchtesten Häfen im Südwesten zu führen, ließ sie der Häuptling einen hinter dem andern marschiren und jedem Fremden einen Eingebornen zur Seite gehen; auf ein gegebenes Zeichen erhielten die unglücklichen Schiffbrüchigen den Todesstreich, und ihre Leichen waren bald gebraten und verzehrt. Nur zwei Leute entkamen dieser Schlächterei, indem sie ins Gebüsch hinein flüchteten. Trotz dieser Beispiele von Barbarei haben drei neue Missionäre nach diesem unwirthlichen Lande sich eingeschifft.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Soldat Cureño.

(Fortsetzung.)

So gefährlich auch an sich selber, denn ein plötzlicher Schwindel oder das Reißen eines Lazos konnte einen Mann in die Ewigkeit senden, so war doch dieses Hinaufklettern noch leichter als das Unternehmen, womit ich mich befaßt hatte. Selbst wenn sie wach gewesen wäre, hätte die Schildwache im Thurm die Angreifer, die hinter der Mauer verborgen waren, nicht sehen können; aber der Posten den wir erwählt hatten, bot eine Gefahr anderer Art dar; wir mußten unter den Augen der Schildwachen den Schutz der Bäume verlassen, welche unsere Anwesenheit verbargen, um in freiem Felde, durch ein Geschütz gehindert, das wir auf unsern Armen fortschleppten, den Angriff zu beginnen. Zum Glück wurde dieß ohne schlimmen Zufall bewerkstelligt, und als wir die letzten der Unsern auf der Terrasse der Hacienda festen Fuß fassen sahen, dachten Valdivia und ich daran die Aufgabe zu erfüllen, die uns vorbehalten war. Bevor wir uns blosstellten, ertheilte ich den Befehl die Kanone zu laden. Wir spannten aufs neue die Pferde davor und näherten uns; aber kaum hatten wir einige Schritte vorwärts gethan, als eine der Schildwachen auf einem Schuppen im Hofraum Lärm machte und ihre Muskete gegen uns abfeuerte. Die Kugel traf zum Glück niemanden, und wir verdoppelten unsere Anstrengungen um die Kanone bis an den Ort zu schleppen, wo wir das Eingangsthor vermutheten, das wir sprengen wollten. Andere Flintenschüsse knallten bald in unsre Ohren, und wir hörten in den Höfen der Hacienda die Trommeln schlagen und die Trompeten schmettern. Wir durften nun nicht mehr hoffen die Besatzung zu überrumpeln, und ich ließ von Reihe zu Reihe an meine Reiter den Befehl ergehen, lautes Geschrei auszustoßen, indem sie bei jedem Ruf ihre Stimme veränderten. Dank dieser List, schienen 500 Mann fast zugleich zu heulen. Der Donner der Kanone, welche ich losbrannte, erweckte ringsum den Widerhall.

Bald war die Mauer mit spanischen Soldaten besetzt, und das Gewehrfeuer zeigte sich rasch. Obgleich sie tüchtig feuerten, wich dennoch keiner unserer Soldaten. Wir erwiederten das Feuer des Feindes. Die Reiter, welche die Kanone zogen, strengten sich aufs äußerste an; aber im Augenblick als sie um eine Ecke der Umfassungsmauer biegen wollten, um sich gegen den Haupteingang zu wenden, wurden sie durch einen breiten tiefen Graben aufgehalten. Ohne eine fliegende Brücke war es unmöglich das Geschütz hinüberzubringen.

Wir wollen ein Stück Mauer einreißen, sagte Valdivia; diese Backsteine werden weniger Widerstand leisten als eine eisenbeschlagene Eichenthüre.

Es ist wahr, rief ich, und stieg ab um das Geschütz zu richten, bevor ich es lud; aber im Augenblick als ich meinen Zielpunkt nehmen wollte, stieß ich einen Ausruf des Unwillens aus; wegen der Höhe der Mauer und der Unebenheit des Bodens konnte die Kugel nur die Böschung erreichen, auf welcher sich die Backsteinlagen erhoben. Alle unsere Mühe war vergebens. Wie konnte man auch die Mündung eines Geschützes senken oder heben, das keine Laffette hatte? Indeß regnete ein Kugelhagel auf uns nieder; die Lage wurde gefährlich. Wie konnten ohne Leitern die durch ein wohlunterhaltenes Feuer geschützten Mauern nicht erklettern, und die 50 Mann, welche ihren Angriff mit dem unsern verbinden sollten, liefen Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, ohne uns etwas zu nützen.

Wie viel fehlt daran, damit die Kanone die Mauer trifft? fragte mich Valdivia.

Anderthalb Fuß ungefähr, antwortete ich, indem ich von neuem den Boden maß und vom Aug eine Linie bis zum Grund der Mauer zog.

Und wenn ihr eine Laffette hättet, die anderthalb Fuß hoch wäre, könntet ihr eine Bresche eröffnen?

Ohne Zweifel.

Wohlan, mein Rücken soll euch als Laffette dienen, erwiederte Valdivia.

Ihr scherzt?

Nein, es ist mein Ernst.

Jedermann kannte die außerordentliche Körperkraft des Valdivia, aber niemand erwartete einen solchen Vorschlag. Valdivia redete in der That im Ernst, denn er kniete nieder, stemmte seine beiden Hände auf den Boden, und bot seine breiten Schultern dar, um die Kanone zu stützen.

Versuchen wir es, sagte er; ich habe versprochen, daß wir diese Nacht zu trinken bekommen werden, und daß ich die Armee des Generals retten wolle. Rasch ans Werk!

Sechs Mann hatten große Mühe die Kanone zu heben, und sie endlich auf dem Rücken Valdivia's ins Gleichgewicht zu bringen. Der Riese trug die ungeheure Last ohne sich zu regen. Ein paar Lazos um die Kanone und den Leib des kühnen Soldaten geschlungen, dienten sie so zu befestigen wie ein Stückgeschütz auf einem Schiffe.

Ladet sie bis an die Mündung, rief Valdivia. Die Kugeln regneten beständig fort und Einer der Leute welcher die Kanone lud, fiel todt daneben nieder.

Bückt euch ein wenig, sagte ich zu Valdivia, so — es ist gut, jetzt haltet fest.

Die lebende Laffette blieb unbeweglich, wie wenn sie von Eisen gewesen wäre; ich nahm die Lunte aus der Hand eines Soldaten und brachte sie an das Zündloch. Der Schuß brannte ab: ein großes Loch wurde in die Mauer geschlagen.

Wie steht's? rief Valdivia, indem er sich auf seinen gewaltigen Händen halb aufrichtete um nach der Wirkung der Kugel zu sehen.

Alles steht gut, mein Freund; die Kugel hat gut getroffen. Er nahm seine Stellung wieder ein; man lud das Geschütz abermals; der zweite Schuß prallte an die Mauer, daß Staubwolken aufflogen.

Auch dießmal richtete sich Valdivia wieder auf. O, es war schön, Herr Cavalier, diesen Mann, der stark war wie zwanzig andere zusammen, sich aufrichten zu sehen nach jedem Schuß, indem er die ungeheure Masse in die Höhe hob, die an seine Lenden befestigt war. Die Adern an seiner Stirne schwollen, sein Gesicht glühte, und so folgte sein Auge der Kugel die er lenken half. Unsere Lanzern, die bis dahin vor Durst gebrüllt hatten, thaten es jetzt vor Bewunderung.

Noch ein Schuß, rief der Athlete, aber zielt mehr nach Links.

Ich that wie Valdivia mir geheißen. Man lud die Kanone zum drittenmal, und zum drittenmal donnerte der Schuß. Dießmal glaubte ich einen dumpfen Schrei von Valdivia zu hören, der es versuchte sich ein wenig aufzurichten, ohne daß es ihm gelang; ich band nun die Kanone los. Er stieß einen Seufzer aus und wollte sich erheben; aber vergebens; seine Beine versagten ihm den Dienst, und dieser so starke kräftige Mann sank zusammen wie eine leblose Masse.

Ohne indeß zu ahnen, daß dieses Wunder von Stärke, diese sehnigen Arme fortan gelähmt seyn würden, lief ich nach der Bresche die wir eröffnet hatten. Während dieser Zeit waren die von dem Oberst befehligten 50 Mann aus ihrem Versteck hervorgestürzt, und das Geschrei welches sie ausstießen, wendete die Aufmerksamkeit zu unsern Gunsten ab; in einem Augenblick waren die Reihen der Spanier durchbrochen.

Durch die Bresche hatten unsre verdursteten Soldaten im Hofe der Hacienda die Noria erblickt, welche in der Mitte stand, und keine menschliche Macht hätte dem Ungestüm ihres Angriffes widerstehen können. Bald gab es in dem Hofe ein furchtbares und entsetzliches Handgemenge wie beim Entern eines Schiffes. Die Dunkelheit verbarg unsere kleine Zahl den Augen der überraschten Spanier, während wir ungefähr ihre Stärke kannten. Das wüthende Geschrei von: Hurrah, Mexico! Independencia! ertönte von allen Seiten, und bisweilen hörte ich den Oberst rufen: auf den Commandanten los, fangt ihn, aber lebendig ohne ihm ein Haar zu krümmen!

(Schluß folgt.)

Ein Exemplar des Upasbaums wurde von einem Lieutenant der nordamerikanischen Marine aus Java mitgenommen und dem Nationalinstitut zu Washington zum Geschenke gemacht. (Liter. Gaz. 12 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 97. 23 April 1851.

Erforschung der Uralkette.

Das Bulletin de la Societé de Géogr. (Februar) enthält einen von Hr. de la Roquette nach russischen Mittheilungen verfaßten Aufsatz, dem wir nachfolgende Angaben entnehmen.

Die k. russische geographische Gesellschaft beschloß im Jahre 1847 die Erforschung des Ural von den Quellen des Woikar bis zum Eismeer, und vertraute die Ausführung Hrn. Hoffmann, Oberst im Corps der Mineningenieure, an. Während der Jahre 1847 und 1848 führte Hoffmann die Untersuchung aus von 60° N. B. bis zum Eismeer, löste dadurch die bisher zweifelhafte Frage über die Existenz des nördlichen Ural, und stellte dadurch die wahre Richtung dieser natürlichen Gränze des europäischen Rußlands auf einem Raume von 20° fest. Kawalewski, der Astronom der Expedition, begab sich dann auf den Weg nach Obdarsk, bestimmte die Lage des Cap Talstoi, folgte dem Ufer, umging das Nordende des Ural und erreichte endlich die Mündung des Flusses Biderian. Hier erhielt er die Gewißheit, daß die auf der Karte Reguly's verzeichnete Ostkette das Ural nicht existirt. Nachdem er den Biderian überschritten, ging er bis zum Schtschutschia, den er bis zum Ob hinabfuhr, auf welchem er am 17/29 Sept. Obdarsk erreichte. Nachdem er hier die wichtigsten Punkte astronomisch bestimmt hatte, kehrte er auf dem Westabhang des Ural nach Ticherdyn im Gouv. Perm zurück, das er erst am 23 Februar 1849 verließ, um nach Petersburg zu reisen. Er hatte während seines zweijährigen Aufenthalts im Ural und den anstoßenden Ländern 167 Punkte im Gebirge selbst und 49 im Flachlande bestimmt, auch 40 Berge gemessen und eine Menge barometrischer Nivellirungen vorgenommen.

Inzwischen hatte der Major Starshewsky seine Erforschung des Ostabhangs des Urals nicht vollenden können in Folge einer Krankheit, die alle seine Rennthiere hinraffte. Doch ist gerade diese Strecke zwischen dem Berg Kwasm Nyar und dem Defilé von Koppolow, etwa 200 Werste, eine der zugänglichsten, und ohne die Rennthierkrankheit wäre die Sache in zwei Monaten abgemacht gewesen. Es sollte deßhalb eine neue nur aus drei Personen, einem Geognosten, einem Topographen und einem Gehülfen bestehende Expedition abgehen, zu welchem Ende mit den Syrjänen an der Ishma ein Uebereinkommen getroffen wurde, demzufolge sie die nöthige Anzahl Rennthiere für die Expedition stellen sollten.

Am 10/22 Junius 1850 verließ diese Expedition die Ufer der Petschara, und fuhr den Schtschugor hinauf, um die Sablia-Kette zu erreichen; nach achttägiger Fahrt stieß man auf die von den Syrjänen herbeigeführten Rennthiere, und stieg nun die Berge hinan bis zu den Quellen der Synia. Hier hielt sie ein sonderbarer Umstand zwei Tage auf. Der Führer kannte die Gegend vollkommen, war aber Samojede, während im J. 1847 ein Ostiake als Führer gedient hatte, beide Völker bezeichnen aber Berge und Flüsse mit ganz andern Namen, so daß der samojedische Führer keinen der Namen, die man ihm nannte, nicht einmal den des Berges Kwosm Nyar, der als Verbindungspunkt der alten Aufnahme mit der neuen dienen sollte, erkannte. Glücklich fand sich endlich ein Samojede, der beide Sprachen kannte und die Reisenden auf die rechte Spur führte, nämlich nach dem Berg Chadam Boy, wie der Kwosm Nyar in samojedischer Sprache heißt; sie bestimmten seine Lage astronomisch.

Vom 8/20 Julius erforschte die Expedition nicht ohne große Anstrengungen den hohen, dürren Gebiegsknoten zwischen 64° 30′ und 65° 30′. Trotz der großen Menge Rennthierleichen, die von der Krankheit des Jahres 1848 hier noch lagen, wurde die Heerde der Expedition nicht ergriffen. Die Hitze war drückend, man marschirte deßhalb in den klaren Nächten und blieb während des Tages liegen. Sie gelangten endlich an die Ufer des Koichem, des Hauptzuflusses der Kosva, wo der Charakter des Ural sich ändert und er so schmal wird, daß man keine Querthäler mehr findet. Endlich kamen sie nach den Kappalow-Bergen, wo die Expedition des Oberst Hoffmann und des Major Starshewsky im J. 1848 sich getrennt hatte. Weiter nordwärts zu gehen war unnöthig. Führer und Rennthiere wurden also zurückgeschickt, und die Expedition fuhr den Scharutafluß auf einem Floß hinab. Am Lemwa fanden sie ihre Barke, und am 16/28 August war die Expedition wieder in Ticherdyn.

Die wichtigen und zahlreichen Materialien der Hauptexpedition sind in allem was Geographie überhaupt, dann Zoologie, Botanik und Geognosie betrifft, bereits in Ordnung gebracht und werden bald der gelehrten Welt vorgelegt werden.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

8. Orozco und die Peña Gorveya.

(Schluß.)

Ich unternahm diese zweite aber etwas gefährliche Expedition am 28 Mai, wo ich Orozco bei Tagesanbruch verließ und schon um 6 Uhr am Felsenthor der Peña war. Nachdem ich daselbst meine Pferde unter der Aufsicht eines Hirtenknaben auf einem fetten Weideplatze zurückgelassen hatte, begab ich mich, begleitet von meinem Bedienten, dem Navarrer und einem Hirten, sogleich nach der Höhle. Wir hatten uns dießmal in Salova mit Wachskerzen und Stricken versehen und uns

sämmtlich mit Schießgewehren bewaffnet, weil die Höhle bisweilen Wölfen und Bären als Schlupfwinkel dienen soll. Spätern Besuchern rathe ich Kienfackeln mitzunehmen, oder wenigstens Oellampen, denn die Wachskerzen verbreiten zu wenig Licht. Der Gang, in den sich die Eingangshalle verlängert, senkt sich bald jäh abwärts, zugleich wird der Boden schlüpfrig, was das Gehen sehr erschwert. An mehrern Stellen befinden sich zur Seite mit Wasser erfüllte Löcher und Ausweitungen, die ziemliche Tiefe zu besitzen scheinen, weßhalb auf diesem Wege große Vorsicht zu empfehlen ist. Mehr als einmal wurden unsere Kerzen durch das herabträufelnde Wasser ausgelöscht und wir hatten nicht geringe Mühe, dieselben wieder in Brand zu setzen; doch hörte diese nasse Partie bald auf, und wir gelangten in trockenere Regionen. Die Galerie theilte sich bald in mehrere Gänge. Ich wählte einen der hauptsächlichsten, der sich in kurzem zu geräumigen Hallen erweiterte, deren Gewölbe hie und da auf dicken Säulen von Tropfstein ruhte. An mehrern Stellen waren die Wandungen mit schönen Stalaktiten von weißem, wachsgelbem und fleischrothem alabasterartigem Tropfstein geschmückt. Wie in allen Tropfsteinhöhlen war auch hier die Zapfenform die vorherrschende. In einer Höhle bestand die Decke ganz und gar aus lauter kleinen durchbohrten Zapfen oder Nadeln, an deren jeder ein heller Wassertropfen hing, weßhalb die dunkle Wölbung im Scheine der Kerzen wie mit Tausenden von Brillanten übersäet zu seyn schien. An einer Stelle, wo das Dach der Höhle durch eine schachtartige Schlucht durchbrochen war, fielen die Sonnenstrahlen blendend hell in den düstern Raum, erleuchteten jedoch die Höhle nur eine kurze Strecke weit. Nach ziemlich langem Umherwandern fing der Boden sich wieder zu erheben an, und ehe wir es dachten, befanden wir uns wieder in der Eingangsgalerie. Ich war mit dieser ersten Wanderung nicht zufrieden gestellt, und schickte mich daher trotz der Widerreden meiner Begleiter, denen es in dem feuchten, schwarzen Labyrinth unheimlich geworden zu seyn schien, und welche mir viel von wilden Thieren, bösen Geistern, Falschmünzern und von was weiß ich allem vorschwatzten, sofort zu einer zweiten Expedition an. Es entschlossen sich jedoch bloß mein Bedienter und der Hirte, zum zweitenmal mit mir in die Höhle einzudringen; der Navarrer war durch nichts zu bewegen uns zu begleiten und blieb in der Eingangshalle zurück. Ich schlug dießmal eine andere Galerie ein, welche in mehr nordöstlicher Richtung in den Berg eindrang und sich bald steil abwärts senkte. An mehrern Stellen verengte sich dieselbe so beträchtlich, daß wir auf allen Vieren kriechen mußten. Bald hörten wir in der Ferne ein dumpfes Getöse, das allmählich immer stärker wurde und sich endlich unzweideutig als das Rauschen des fließenden Wassers zu erkennen gab. Noch wenige Schritte und der Gang öffnete sich in eine niedrige, aber sehr geräumige Halle von bedeutender Längenausdehnung, über deren stark nach NW geneigten Boden ein breiter, wasserreicher Bach dahinbrauste. Jenseits des Baches schien sich die Höhle noch weiter fortzusetzen, allein an der Stelle wo wir uns befanden, wagten wir nicht den äußerst reißenden und eiskalten Höhlenstrom zu durchwaten, auch konnten wir trotz allen Suchens keine passendere Stelle auffinden. Nach oben wie nach unten hin verengte sich die Höhle in einen engen und niedrigen Schlund, welcher bald von den eingezwängten Wogen des wilden schäumenden Baches fast gänzlich ausgefüllt wurde. Allem Anschein nach ist dieser unterirdische Bach der Rio Gorveya. Nach fruchtlosen Versuchen ihn zu überschreiten entschloß ich mich zur Rückkehr. Unterwegs versuchte ich noch durch einen Seitengang gegen den unterirdischen Fluß hin vorzudringen, doch vergeblich, denn der Gang endete bald mit einem fast senkrechten schachtartigen Schlund von unerkennbarer Tiefe. Einen hinabgeworfenen Stein hörten wir, nachdem er mehrmals an beiden Seiten des Schachtes angeschlagen hatte, lange fortrollen, woraus wir schlossen, daß der Schacht sich in eine lange sanft geneigte Galerie verwandeln müsse. Schon war ich entschlossen, mich an einem Seile in den engen Schlund hinabsenken zu lassen, als mir zum Glück noch einfiel, vorher die darin enthaltene Luft zu prüfen. Ich ließ deßhalb eine brennende Kerze an einem Bindfaden hinab, und siehe da, kaum war dieselbe einige Klafter tief gekommen, als sie plötzlich auslöschte. Möglich, daß ein Wassertropfen sie getroffen hat; doch waren die Wände des Schachtes keineswegs feucht, und ich vermuthe deßhalb, daß derselbe in der Tiefe mit Stickluft erfüllt war. Wenigstens mochte ich es nicht mehr wagen hinabzusteigen, und kehrte nach der Eingangshalle zurück, wo der Navarrer unser ängstlich harrte.

Es war bereits 10 Uhr vorüber, als ich wieder an das Tageslicht kam. Nachdem wir uns sämmtlich durch ein kräftiges Frühstück gestärkt hatten, kehrten wir zu dem Felsenthore zurück, um die Pferde zu holen, und drangen sodann auf einem fast gar nicht betretenen für Pferde halsbrecherischen Wege von neuem in südwestlicher Richtung in das verwickelte Felsenlabyrinth der Peña ein. Unser nächstes Ziel war die „Nevera" oder Schneegrube von Orazco, eine tiefe Schlucht, in welcher der Schnee das ganze Jahr hindurch liegen bleibt und die deßhalb zur Aufbewahrung des zur Bereitung der Eislimonade und anderer im Süden unentbehrlichen Erfrischungen nöthigen Schnees benutzt und vom Rathe von Orazco förmlich verpachtet wird. Die Nevera von Orazco liegt im südwestlichsten Theile und an der wildesten Stelle des Felsenlabyrinths. Sie ist ein schauerlicher Schlund von bedeutender Tiefe und Weite, dessen Wände aus scharfen Felszacken bestehen, zwischen denen eine üppige Kräuter- und Strauchvegetation wuchert. Einzelne verkrüppelte Buchen, die aus den Spalten hervorgewachsen sind, beschatten mit ihren weit ausgebreiteten dicht belaubten Aesten den düstern schneeerfüllten Abgrund, welcher sich auf der einen Seite in eine schmale das Gestein senkrecht durchsetzende Kluft verengt. Diese Kluft hat man brückenartig überwölbt und über diesem Gewölbe am schwindelnden Rande der Nevera ein Häuschen erbaut, das zwei Thüren besitzt, deren eine sich gerade über dem Abgrunde befindet. Vor derselben ist eine Winde angebracht, welche dazu dient, den Schnee vermittelst eines Eimers aus der schauerlichen Tiefe heraufzuziehen. Die andere Thüre, durch welche allein man in das Häuschen und zu der Winde gelangen kann, ist verschlossen und der Schlüssel dazu in den Händen des Pächters der Nevera zu Orazco. Es war in den heißesten Nachmittagsstunden, als wir zu dieser wildromantischen und äußerst pflanzenreichen Stelle gelangten. Da wir sämmtlich bedeutenden Durst empfanden, kein Wasser in der Nähe und der Wein in unserm Schlauche warm geworden war, so hatte der uns begleitende Hirtenknabe die Kühnheit, durch eine dem Häuschen gegenüber befindliche Schlucht in den grausigen Abgrund hinabzusteigen, um Schnee zur Abkühlung des Weines heraufzuholen. Ich zitterte, als ich den Jungen an den glatten Felszacken hinabrutschen und bald in der dunkeln Tiefe verschwinden sah; es dauerte aber gar nicht lange, so kam er wohlbehalten, die schneegefüllte Bogna in den Zähnen, wieder herauf.

Ich hatte mir als Hauptaufgabe dieses Tages gestellt den höchsten Gipfel der Peña Gorveya zu erklimmen. Derselbe be-

findet sich am südlichen Rande des Gebirges und ist noch über eine Stunde von der Nevera entfernt. In südlicher Richtung unsere Wanderung fortsetzend kamen wir bald an das Ende des Felsenlabyrinths, welches die nordöstliche Hälfte des Gebirges einnimmt, und betraten nun geräumige kurzbegraste Weiden, welche die langen von flachen Thaleinschnitten durchfurchten Abhänge der hohen sanft gewölbten Sandsteinkämme, aus denen die südwestliche Hälfte der Peña besteht, fast gänzlich überziehen. Zahlreiche Rinder- und Schafheerden, wohl auch wilde Stiere, weiden auf diesen gewaltigen Bergwiesen, durch deren sammetnes Grün sich hier und da ein kleiner silberklarer Bach hinschlängelt, unter der Aufsicht weniger Hirten, welche hier in rohen aus losen Steinen errichteten und mit Aesten und Strauchwerk bedeckten Hütten fast den ganzen Sommer hindurch in wilder Abgeschiedenheit von der gesitteten Welt leben. Den höchsten Gipfel des Gorveyagebirges, den ich gegen 6 Uhr Nachmittags nach langem ermüdendem Emporsteigen auf dem moorigen nachgiebigen Grasboden erreichte, bildet die stumpfe Spitze einer hohen pyramidalen Kuppe, welche die übrigen Kämme und das Felsenlabyrinth hoch überragt und gegen Süden unmittelbar in einer langen ziemlich steil geneigten Lehne zu der Hochebene von Alava abfällt. Mehrere Schneegruben, die aber sowohl an Tiefe und Weite als an Romantik der Nevera von Orozco weit nachstehen und der Commune von Vitoria gehören, befinden sich an den Abhängen dieser hochgewölbten Kuppe, welche an mehreren Stellen noch mit Schnee bedeckt war und deren absolute Höhe gegen 5000 par. Fuß betragen mag.[1]

Das Panorama, welches der höchste Punkt der Peña Gorveya darbietet, umfaßt eine gewaltige Länderstrecke, ist aber wie die Ansichten fast aller hohen Berggipfel mehr großartig als schön zu nennen, weil die Contouren der niedrigen Partien zu sehr verschwimmen und die Ebenen und Thäler zu tief liegen, um die Reize derselben mit bloßen Augen deutlich wahrnehmen zu können. Ein solches Panorama gleicht immer mehr einer Landkarte als einem Landschaftsgemälde. Daher sind die Aussichten von dem Felsenthor und andern niedriger gelegenen Punkten der Peña Gorveya, obwohl dieselben verhältnißmäßig nur eine geringe Landstrecke umfassen, viel anziehender und malerischer, als das gewaltige Panorama von deren höchstem Gipfel; nichtsdestoweniger verlohnt es sich der Mühe letztern zu besteigen, da er jedenfalls einer der geeignetsten Punkte ist, um sich einen klaren Ueberblick über die orographischen Verhältnisse des cantabrischen Gebirges und der angränzenden Gegenden zu verschaffen. Am anmuthigsten ist die Aussicht gegen Süden und Südwest über die weiten, grünen, mit Dörfern übersäeten Thäler und Ebenen von Alava, hinter denen die blauen Gebirgsketten emporsteigen, welche das Plateau von Alava, von Navarra und das obere Ebrobassin von der Ebene Alt-Castiliens scheiden: am wildesten gegen NO, wo sich das Felsenlabyrinth der Peña Gorveya gleich einer steinigen Wüste ausbreitet, am großartigsten gegen Osten, wo die imposante Sierra von Durango mit ihren schroffen, grotesk geformten Felsenbergen, unter denen die pyramidale, dem Gorveyagebirge an Höhe gleichkommende oder wenig nachstehende Peña Amboto und die in mehrere Zacken zerspaltene Peña Mañaria den ersten Platz einnehmen, den Horizont in großer Nähe begränzt; am interessantesten endlich nach Norden zu, woselbst der blaue Spiegel des Oceans in einer Ausdehnung von mindestens 15 Meilen über den zerrissenen Felsgestaden der cantabrischen Küste, die man von der Gegend von Bermeo an bis in die von Santoña wie auf einer Landkarte überschaut, hoch in die Luft emporsteigt. Die fernsten Punkte des Gorveya-Panorama sind die Centralpyrenäen, welche man bei hellem Wetter deutlich sehen soll, die Sierra de Oca bei Burgos und die Gebirge von Santander, die damals noch tief hinab mit Schnee bedeckt waren.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als wir wieder an den Rand des Felsenlabyrinths gelangten. Wir ließen dasselbe rechts und stiegen durch einen mit üppiger Buchenwaldung erfüllten Grund in das Thal des Gorveya hinab, wo wir bei einer romantisch gelegenen Mühle rasteten, um ein frugales Abendbrod einzunehmen. Noch an keiner Stelle war mir die Peña Gorveya in so imposanter Weise, das ganze Gorveyathal so reizend und erhaben erschienen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne tauchten die gewaltige Felsmasse, die gleich einem versteinerten Riesenschlosse aus dem saftigen Waldesgrün emporstieg, in rosiges Licht: goldige Strahlen zitterten durch das hellgrüne Laubdach der Buchen und durch die glänzenden Blätter der Kastanien, und warfen dunkle Schlagschatten auf die zahllosen Gründe und Schluchten; ein wahrer Gottesfriede war über das einsame Bergthal ausgegossen, dessen Stille nur durch das Rauschen des ungestümen Flusses und durch die feierlichen Klänge der Glocken, die im benachbarten Nonnenkloster zum Ave Maria riefen, unterbrochen wurde. Schon erglommen einzelne Sterne am wolkenlosen Himmel, als wir die Mühle verließen, und bald erglänzten Gebirg und Thal im milden silbernen Schimmer des Mondes.

[1] Da mir mein Barometer auf einer früheren Excursion zerbrochen worden war, so konnte ich leider keinen Punkt der Peña Gorveya hypsometrisch bestimmen.

Die Gletscher der Rhone und das Aostathal.

Die HH. Martins und Gastaldi haben der französisch-geologischen Gesellschaft nachstehendes mitgetheilt. Der Gletscher des Aostathals war der größte unter denen, die ins Pothal ausliefen; er bildete den Pendant zum Rhonegletscher, dem mächtigsten derer, die sich zwischen Alpen und Jura erstrecken. Beide gehen vom Montblanc und Monterosa aus, aber der erstere enthält die Zuflüsse des Montcervin und der Berge von Cogne, der zweite die des St. Gotthard und der Berner Alpen. Ein einfacher Blick auf die Karte zeigt, daß der Rhonegletscher, der aus den vier höchsten Bergmassen der Alpen hervorgeht, dem Montblanc, Monte Rosa, den Berner Alpen und St. Gotthard, größer sein mußte als der des Aostathals. Der Rhonegletscher bedeckte in der Schweizer Ebene zur Zeit seiner größten Ausdehnung den ganzen Raum zwischen Alpen und Jura, vom Fort de l'Ecluse bis Zofingen, auf eine Länge von 20 Myriametern, während die größte Breite des Gletschers im Aostathal zwischen Strambinello und Saluzzola nicht 27 Kilometres übersteigt. (Bull. de la Soc. de geogr. Februar.)

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico.

Der Soldat Cureño.

(Schluß.)

Ich bedauerte nun Valdivia's Abwesenheit, dessen mächtiger Arm uns so nützlich gewesen wäre. Während ich mich vergeblich anstrengte bis zu dem Commandanten zu dringen, den ich an seiner Uniform erkannte, kreiste ein großer laufender Knoten einen Augenblick über ihm, und fiel auf ihn nieder. Ich sah ihn wanken und stürzen, und dann sah und hörte ich nichts mehr; ein Gewehrkolbenschlag, der mich auf den Kopf traf, warf mich ohne Besinnung unter die Füße der Kämpfenden. Als ich wieder zu mir selber kam, war es ruhig im Hofe der Hacienda; der heldenmüthige Valdivia lag neben mir. Brennende Fackeln, deren Träger im Kreise standen, erleuchteten lebhaft jeden Gegenstand, und auf einer freien Stelle in der Mitte war man beschäftigt vier Pfosten einzuschlagen.

Wo bin ich? rief ich, als ich Valdivia erkannte.

Daheim, sagte er, zum Henker! Wir sind Sieger, ich hab es euch wohl vorausgesagt. Freilich . . . .

Und was soll es da geben? unterbrach ich ihn.

Es ist eine Rache, die der Oberst Garduño nimmt, antwortete Valdivia.

Als die vier Pfösten in gleichen Entfernungen eingerammt waren, führte man einen Mann herbei, ohne Uniform, bleich und mit hohlen Augen. Ich erkannte den spanischen Commandanten, den ich im Getümmel fallen gesehen hatte.

Commandant, sagte der Oberst, welcher mitten in den Lichtkreis trat, ihr habt muthwillig einen Feind beschimpft, den ihr mit den Waffen in der Hand gefangen genommen hattet, und müßt nun denselben Schimpf erdulden.

Auf eine Bewegung Garduño's legte man den Commandanten mit dem Gesicht gegen die Erde nieder; seine Füße und Hände wurden an die vier Pfösten gebunden und die Geißelung begann. Ich wandte die Augen ab, um dieses traurige Schauspiel nicht zu sehen, welches mir deutlich genug die Schmach erklärte, welche der Oberst selber auf Befehl des spanischen Commandanten hatte erdulden müssen.

Geht jetzt, begann der Oberst, als die Strafe vollzogen war, und bedenkt euch wohl, bevor ihr euren Namen entehrt, indem ihr die Kriegsgesetze verletzet.

Der Commandant entfernte sich mitten unter dem Hohngelächter der Soldaten, indem er Thränen der Wuth unterdrückte.

Und ihr, mein Tapferer, sagte ich zu Valdivia, der neben mir lag, was ist euch geschehen?

Ich habe mein Versprechen erfüllt, versetzte er gleichmüthig. Ein Eilbote, den ich an General Rayon abgeschickt habe, wird ihn von unserm Sieg benachrichtigen; seine Armee wird nicht zum Feinde übergehen, und der Krieg sich unter seinem Befehle fortsetzen. Ich aber, fuhr er fort, werde nicht mehr zu vielem nütze seyn, denn meine Lenden sind halb gebrochen.

Zweimal hatte diese Riesengestalt ohne zu wanken, das Zurückprallen der Kanone ausgehalten; der dritte Schuß war ihr verderblich gewesen. Indeß hatte die nicht zu berechnende Gewalt des Pulvers seinen eisernen Rückgrat nur zu verrenken, nicht zu zerbrechen vermocht, und deßhalb war er nicht gestorben.

Dank der heldenmüthigen Hingebung dieses Mannes, der seitdem Cureño (Laffette) genannt wurde, konnte der General Rayon seinen Marsch nach Zacatecas fortsetzen. Er hatte indeß die Hindernisse noch nicht alle bewältigt, welche dumpfe Meuterei unter seinen Schritten vervielfältigte. Der General Ponce, Anstifter derselben, erinnerte sich, daß Rayon des Abends zuvor die Schwäche gehabt hatte, mit den Unzufriedenen zu unterhandeln. Um sich ihrer zu entledigen, hatte der General in der That ihnen Hoffnung gemacht, daß er des andern Tages ihren Wünschen nachgeben und ihnen erlauben wolle, die Waffen niederzulegen, um des Indulto's des Vicekönigs theilhaftig werden zu können. Ponce sprach die Erfüllung des gegebenen Wortes an. Obgleich diese Forderung eine beinahe allgemeine Entrüstung hervorrief, gelang es Ponce dennoch etwa 200 Mann abtrünnig zu machen, mit denen er einige Tage später zum Feinde überging. Diese Defection, gefolgt von vielen andern, schmelz Rayons kleines Heer auf eine Handvoll Soldaten zusammen. Mit dieser Schaar vermochte jedoch der General bis in die Nähe von Zacatecas vorzudringen. Einem Guerrillero, dessen Namen durch die Geschichte aufbewahrt wurde, Sotomayor, der von dem General nach den Bergwerken von Fresnillo abgesendet worden war, gelang es nach unerhörter Mühsal sich dieser Stellung zu bemächtigen. Fresnillo ist ganz nahe bei Zacatecas; der General Torres seinerseits war bis zu dem Lager des Grillo gelangt, so genannt von dem Berg der sich Zacatecas gegenüber erhebt. Dieses Lager enthielt die Hauptarmee der Spanier, welche die Stadt vertheidigte; aber um es anzugreifen fehlte es Torres an allem, an Mundvorrath wie an Schießbedarf; er beschloß daher bei dem Feinde zu holen was ihm mangelte, und durch einen der kühnen Handstreiche, welche der Erfolg allein rechtfertigen kann, wurde es ihm möglich sich des Lagers zu bemächtigen, worin Vorräthe aller Art aufgehäuft waren, und außerdem noch 600 Flinten und 500 Barren Silbers. Zacatecas mußte sich ergeben; 1600 Mann verließen die Stadt, und am 15 April 1811, zwanzig Tage nach seinem Aufbruch von Saltillo, sah sich Rayon als Gebieter einer der wichtigsten Städte Mexico's.

Die Einnahme des Lagers am Grillo und die von Zacatecas erfüllten die spanische Regierung mit Staunen, und die Namen von Rayon und Torres, bis dahin unbekannt, wurden plötzlich berühmt. Die feindlichen Anführer begannen von diesem Augenblick an mit den beiden Insurgentengeneralen zu unterhandeln. Unglücklicherweise schienen der Rückzug von Saltillo nach Zacatecas und die Einnahme letzterer Stadt alles erschöpft zu haben, was der General Rayon an moralischer Kraft und militärischem Wissen besaß. Von diesem Augenblick an machte er Mißgriffe über Mißgriffe, welche mit seltenen Ausnahmen ihn fast beständig bei jeglichem Zusammentreffen mit den spanischen Truppen im Nachtheil ließen. Von nun an zweifelte Rayon, obgleich von einer unantastbaren Tapferkeit, an seinem Glücke. Beim geringsten Mißlingen beim Anfang eines Gefechts hielt sich der entmuthigte General für geschlagen, und wich zurück ohne zu versuchen den für den Augenblick verlornen Vortheil wieder zu erringen. Bald sah Rayon bei der Einnahme von Zitacuaro unter der Last wiederholter Niederlagen den Zauber und Ruhm seines Namens schwinden. Seit jenem unheilvollen Tage war er, den sein Stern verlassen hatte, leider nur noch ein Hinderniß für das Fortschreiten der Unabhängigkeit. Jener Seelengröße bar, deren es bedurfte, um freiwillig von der hohen Stellung herabzusteigen, zu der er gelangt war, wandte er alle seine Geistesthätigkeit dazu an, dem Vorrücken glücklicherer oder einsichtsvollerer Generale Hindernisse entgegenzusetzen. Seine Ansprüche einen Oberbefehl zu behalten, dessen Gewicht ihn erdrückte, wurden der Sache des Aufstandes verderblich und verbreiteten zahllose Keime der Zwietracht unter den Anführern des Revolutionsheeres. Zum Glück für die mexicanische Sache wuchs fern von Rayon ein neues militärisches Genie auf. Es war der Mann, welchem die Geschichte ohne Zweifel den ersten Rang unter den Generalen anweisen wird, welche das neue mexicanische Banner unterstützten, und dessen Untergang am Ende dennoch durch Rayons Prätensionen herbeigeführt wurde; es war der hochberühmte General Morelos.

Die Geschichte des Cureño war auch die des Generals Rayon, und hatte mir eine der seltsamsten Episoden dieses Krieges ins Gedächtniß zurückgeführt. Die Nacht um uns war finsterer geworden, die Feuer der Maulthiertreiber erloschen, und die erhabenen Laute der Einsamkeit drangen allein noch zu unserm Ohr, das kurz zuvor das wirre Getöse von der Venta her erfüllt hatte. Es war Zeit unser Nachtlager aufzusuchen, und uns durch einige Stunden Schlafes auf den morgenden Ritt vorzubereiten. Dennoch lag mir daran vor der Rückkehr in die Venta noch einen Zweifel aufzuklären, den mir die Erzählung des Capitäns erregt hatte. Und Cureño, sagte ich zu ihm, hat sich sein Vaterland wenigstens seiner erinnert? Wird sein Name nicht fortleben in dem Gedächtniß der Mexicaner neben dem des Generals, den er durch seine heldenmüthige Aufopferung gerettet hat?

Ach! erwiederte Don Ruperto, einige Zeilen dem alten Soldaten in den Geschichten des Unabhängigkeitskrieges geweiht, waren sein ganzer Lohn, und wenn das kräftige Geschlecht, wovon er eines der edelsten Gebilde war, dereinst in Mexico verschwunden seyn wird, kann euch wohl niemand im Lande mehr sagen, was der General Rayon Valdivia Cureño zu verdanken hatte.

Unterirdischer Wald in Frankreich. Bei Villeneuve sur Yonne wurde im vorigen Jahr ein unterirdischer Wald entdeckt. Kastanienbäume und Fichten waren in Masse über einander gehäuft. Der untere Theil ist in den Zustand von Lignit übergegangen, der obere aber so gut erhalten, daß die Bäume noch unversehrt sind und das Holz wie gewöhnliches bearbeitet werden kann. (Bull. de la Soc. de geogr. Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 98. 24 April 1851.

Devon und Cornwall.

(Aus dem Edinburgh Review. Januar 1851.)

In den letzten fünfzig Jahren ist die Südküste von England, früher eine nackte Oede, in einen Lustgarten umgewandelt worden, und wenn man einige Meilen rauhen Felsgestades in Dorsetshire ausnimmt, bietet der ganze Küstenstrich vom North Foreland bis nach Berry Head dem Auge eine fortgesetzte Reihe der freundlichsten Wohnsitze und der gedeihlichsten Fluren dar. Man wandert bequem von einem Seebad zum andern, und in den Zwischenräumen verweilt der Blick fast bei jedem Schritte auf einer anmuthigen Behausung, von den königlichen und adeligen Villen an der See bis zu den kleinen, weißen geschmückten Cottages, die in den Schatten der Tamarisken fast verhüllt, von den kühlen Seewinden in regelmäßigen Stunden besucht werden. Die Bevölkerung ist fast eben so „parkartig" wie die Landschaft. Sie besteht, wie es scheint, fast überall aus Gentlemen in Seemannstracht, jungen Damen mit kleinen Sonnenschirmen, geputzten Lakaien und anständig gekleideten Küstenwächtern, während selbst die Matrosen, Schmuggler und Fischer durch den Verkehr mit den höhern Ständen eine Art äußerer Bildung erlangt zu haben scheinen und sich der allgemeinen städtischen Haltung und Färbung des Ganzen fügen lernen müssen. Wenn man aber an Berry Head vorüber ist, ändert sich die Scene plötzlich und zwar gerade da, wo die ersten Felsen der Schieferbildung an die See stoßen. Wie man von hier weiter nach Westen kommt, sind die kühnen Umrisse und vorspringenden Theile der Küste überall zerrissen, rasch abfallend, nackt und öde — der Tummelplatz von Alken und Mewen. Auch läuft die Küste bald nach Westen aus und gibt sich den langen Wellen des atlantischen Meeres preis, mit dem sich nicht spielen läßt, wie mit dem eingehegten Gewässer des Canals — die Bevölkerung zieht sich landeinwärts oder sucht wenigstens die geschützten Ufer der Buchten auf. Nur da und dort, im Schirme eines Felsen oder auf einer passenden Strandplane ist ein Fischerdorf zu sehen. Im Ganzen bietet die Küste kaum mehr Spuren menschlichen Lebens dar als in jenen Tagen, wo die Phönizier ihr entlang schifften, um ihre noch heute in Frage stehende Ictis zu erreichen.

Hier also, nämlich bei Berry Head, endigen die Sand- und Thonlager von Mitteleuropa und der Felsenkranz beginnt, welcher nun jene Inseln gegen das Meer gürtet und von Lands End aus bis in die tiefe Bucht von Severn Sea, die Westküste von Irland und die westlichen Hochlande entlang und weiter, „wo die See heult und ihre Wellenberge rollt", verfolgt werden kann, bis er an dem Gestade von Norwegen in größern Massen wieder aus dem Gewässer steigt. Vielleicht findet sich nirgends in den gemäßigten Zonen eine so große Einförmigkeit in Hinsicht auf Boden, Erzeugnisse und Klima als das atlantische Meer entlang von der Küste der Bretagne an bis zu den shetländischen Inseln — fast zwölf Breitegrade und dieselbe Entfernung, welche Neapel von Berlin, Konstantinopel von Warschau trennt. Die mittlere Temperatur von Penzance ist 54° F., die von Sandwick auf Orkney 46°. Die große Ausdehnung der nahen See in den südlichen Theilen und weiter nach Norden der Golfstrom, welcher der Küste entgegenstreicht und den Strand von Sutherland und das Felsgestade der Orkneys mit Dunst und feuchtem Nebel sättigt, erklären diese Erscheinung hinreichend. Selbst auf den Hebriden bieten See, Wolken und Strand sich dem Auge kaum anders dar als in Cornwall. Letzteres hat sich nur eines etwas längern und wärmern Sommers und folglich einer größern Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse des Bodens zu erfreuen, welche Zeit finden um zu reifen; was aber die Flora dieser Gegenden betrifft, so wird bei Land's End alles fortkommen, was auf der Insel Skye fortkommt.

Aber die eigenthümliche anmuthige Inland-Scenerie dieses Landstrichs ist, wenn sie auch nicht zur Bewunderung hinreißt, auf die Länge geeigneter das Herz zu fesseln, als die stolze Einförmigkeit von Klippen und Wogen. Drei Viertheile der Oberfläche von Devon und Cornwall ruhen auf Schieferfelsen oder den verwandten Formationen, welche die Geologen in der neuern Zeit von jener zu unterscheiden versucht haben. Das Charakteristische der „Grauwacke-Districte" findet sich im allgemeinen hier wieder. Sie bestehen größtentheils aus einer ununterbrochenen Folge von Hügel und Thälern. Die Hügel, weder isolirt sich erhebend, noch sogenannte Hochebenen oder lange Kämme bildend, sondern eher wie Wellen einer leichtbewegten See sich über die ganze Oberfläche ausbreitend: ihre untern Abhänge sind gewöhnlich steiler als die obern, und daher felsig und besonders auf ihrer Nordseite mit Wald bedeckt, während die höhern Theile, seyen sie nun abgerundet oder kammförmig, mehr Erdreich haben und oft bis zu ihrem Gipfel bebaut werden. Die Thäler sind überaus gewunden und enge, obgleich sie nicht zu tief sind und daher den Einfluß der Sonne zulassen. Sie sind nicht immer wasserreich, denn es fehlt diesen Gegenden die schwammartige Unterlage der Granitdistricte und mehr noch jene tiefen Behälter, aus welchen die Bäche der Kalksteingebirge in Fülle hervorbrechen; obgleich daher ihre Bäche nicht sehr gefüllt sind, so sind sie doch ungemein zahlreich und alle gleich klar und rein; jedes Thal hat sein Plauderbächlein und das ganze Land ist mit einem Labyrinth kleiner, sprudelnder Wasser bedeckt. Dieß sind die Cha-

rakterzüge der mildern Theile des nördlichen Wales, der südlichen Striche des untern Schottlands, eines Theils der Bretagne, der Vendée, des südlichen Belgiens u. s. w. Alle diese Gegenden sind reich an Schönheiten, nirgends aber findet sich der eigenthümliche Reiz, welcher die hier in Frage stehenden Landschaften auszeichnet.

Allerdings hat diese Art Scenerie etwas einförmiges. Ein Thal gleicht dem andern und man möchte zuweilen mehr Abwechslung wünschen; nichts aber gleicht der völligen Ruhe und der einfachen ländlichen Schönheit eines jeden, das sich als ein Bild für sich darstellt. Jeder, der durch diese Thäler wanderte, wird den Besuch eines der Devonshirer Glens zu seinen freundlichsten Erinnerungen zählen und als das Ideal idyllischer Anmuth in seiner Seele tragen. Was ließe sich auch vergleichen mit seinen Bächen, welche aus den engern smaragdnen Wiesengründen hervorsprudeln und bald die Räder einer malerischen alten Mühle treiben, bald an eine Felsreihe anprallen und schäumen und toben, bald von üppigem Eichenlaub überwölbt in dem grünen Schatten zu schlafen scheinen — mit seinen Pachterwohnungen, die sich in Obstbäume eingehüllt haben — mit seinen Cottages, welche in der Fülle des blühenden Gebüsches ihrer Gärten halb begraben sind — mit seinen steil anlaufenden Getreidefeldern, welche die Hügelseiten bald mit wehenden Halmen bald mit dem glänzenden Grün der jungen Saat schmücken? die Wege sind schmal und steil und laufen an dichten Hecken hin, welche oft dreißig Fuß hoch sind und häufig als Schirme gegen die strengen Winde dienen. In den tiefen schattigen Thälern haben sich die Dörfler ihre Nester gebaut, deren röthliche Lehmwände und Strohdächer selten weit von einem jener Krystallbäche liegen, die jedes Thal dieser felsigen Gegend beleben. Wenn das Gemüth des Reisenden im Einklang mit diesen ziemlich stillen Scenen ist, kann er sich derselben hier in endloser Aufeinanderfolge erfreuen. Aber der Laubvorhang, welcher sein Auge fast überall auf dieses Idyll beschränkt, darf ihn nicht ungeduldig machen. Ohne jenen würde die Scenerie den ihr eigenthümlichen Reiz verlieren; auch ist die Gegend im allgemeinen der Art, daß der Beobachter auch ohne den Vorhang selten eine ausgedehntere Aussicht finden würde, welche jenen Verlust ausgleichen könnte. Er muß sich begnügen, gelegentlich einen Blick auf einen Streifen des blauen Meeres oder bei der plötzlichen Wendung des Weges auf einen im Glanz der Sonne liegenden Wiesenplan zu erhaschen. Alles athmet hier Ruhe und Frieden; „die Träume, welche vor dem halbgeschlossenen Auge gaukeln", sind hier heimisch; die laute Bewunderung, das Jagen nach stetem Wechsel finden hier keinen Wiederhall. Nach dem Zusammenhange, welcher sich überall zwischen der äußern Natur und dem menschlichen Leben kundgibt, kann man wohl sagen, man möchte lieber inmitten einer kühnern, freiern Scenerie, die auch dem Geist einen ausgedehnteren Aufschwung zuläßt, leben, während man es gewiß vorzöge, die letzten Tage seines Erdenwallens an einem so anmuthigen Fleck schwinden zu sehen.

Man hat, wie es scheint, kaum beachtet, wie vieles Eigenthümliche, das sich in diesen westlichen Gegenden dem Auge aufdringt, dem alten, merkwürdigen Unterschiede zwischen den Sitten ihrer ländlichen Bevölkerung und denen, welche dieselbe Menschenclasse in andern Theilen der Insel auszeichnen, beizumessen ist. Die geringere Zahl der Bewohner hat sich in Dörfern gesammelt, die größere lebt in kleinen Weilern und einzelnen Häusern zerstreut. Dieß findet sich in keinem ausschließlich ackerbautreibenden Districte in derselben Ausdehnung, und je weiter wir nach Westen gehen, desto mehr tritt dieser Umstand hervor. Die Kirchspiele in Cornwall bestehen — mit Ausnahme solcher Orte, wo Kohlengruben oder Fischfang eine zahlreichere Bevölkerung vereinigen — gewöhnlich nur aus wenigen Häusern, die sich unter den Schutz des zierlichen, aber kahl aussehenden Kirchthurms geflüchtet haben. Die Bebauer des Bodens wohnen entweder auf den „Town-Places", d. h. den Pachthäusern selbst, oder in sehr kleinen Weilern an der Straße. Dasselbe war der Fall, als Carew unter der Regierung der Königin Elisabeth seine Schilderung von Cornwall schrieb. Die Bevölkerung mochte zu jener Zeit kaum 70,000 Seelen betragen und der größte Theil des Shire's war, wie er sagt, durch Umzäunungen geschieden, in denen man von Viertelmeile zu Viertelmeile eine Hütte fand. Und das Umzäunungssystem — die Scheidung des ganzen angebauten Landes durch hohe Zäune in kleine Ackerstücke — ist in beiden Grafschaften uralt. Es ist sehr merkwürdig, daß man in diesen Shires durchaus keine Spur von sogenanntem „Gemeinde- oder Pfarrei-Land" findet. Unumzäunter Gemeindeboden findet sich überall und war früher in noch größerer Ausdehnung zu finden als jetzt. Von der Galerie des Cowsand-Leuchtthurms, welcher lange als der höchste Punkt in Devonshire galt, hat man einen weiten Streif nackt aussehender Felder vor sich, wo die Umrisse der Zäune dem Auge noch eckiger und winklichter erscheinen, als in dem übrigen großen Netzwerk, welches das Land in Gestalt lebendiger Hecken umschließt. Dieß sind die Umzäunungen um Sampford Courtenay, welche den Aufstand von 1549 hervorriefen, als William Underhill, ein Schneider, und Segar, ein Ackersmann, die Beschwerden wegen Beeinträchtigung der religiösen Freiheit und wegen Umwandlung der Weideplätze in Ackerboden, wie Cobbett später gethan, logisch mit einander verbanden, ihre Pfarreigenossen und die Umgegend aufriefen, den Pfarrer zwangen Messe zu lesen, und „von zehntausend Gleichgesinnten gedeckt" verlangten, daß die „sechs Artikel" wieder in Kraft träten, der lateinische Gottesdienst hergestellt, den entlassenen Geistlichen ihre Besoldung gesichert und den „Gentlemen" verboten werden solle mehr als eine Stimme zu haben, sofern sie nicht über ein hundert Mark jährlich zu verzehren hätten — Forderungen, welche mit der Belagerung von Exeter, der Schlacht auf Clist-Heide und einigen Todesurtheilen endigten. Die umhegten Felder aber, welche so erworben wurden, waren wüstes Land oder dienten nur als rauhe Weideplätze. Nun war der gemeinsame Anbau oder das sogenannte „Pfarreifeldsystem" von Alters her ein hervorstechender Zug in der englischen Landwirthschaft, und es leben noch Leute, welche sich erinnern, daß man meilenweit reisen konnte, ohne andere als Pfarreifelder zu sehen. Bis auf den heutigen Tag ist die alte Stadt Dorchester von einem der schönsten „offenen Felder", wie man ehedem überall fand, umgeben. In den Gebieten aber, von welchen wir hier sprechen, scheint man eine solche Einrichtung nie gekannt zu haben, ohne daß man dafür einen hinreichenden Grund angeben könnte.

In Devonshire und Cornwall findet man, wie in dem Norden von England, noch große Strecken wüsten Landes; hier aber sind die Townships fast durchgehends sehr ausgedehnt, und ein beträchtlicher Theil der Oeden ist bereits in ergiebiges Land umgewandelt worden und die Seelenzahl hat sich bedeutend gesteigert. In dem Westen von England fand ein solcher Wechsel nicht statt. Die Kirchspiele sind zahlreich und klein, und mit Ausnahme der noch nicht angebauten Landstriche gewahrt man überall das hohe Alter der Urbarmachung. Eine bedeutsame

Ausdehnung des Anbaues zeigt sich hier nicht, und was bei der Abtheilung in Kirchspiele bebaut war, ist es noch, wie das ehedem öde Land noch heute wüst liegt. Wir wollen damit nicht sagen, daß der Flächenraum des ergiebigen Landes in der neuern Zeit sich im Ganzen nicht ausgedehnt habe, sondern daß dieß nur theilweise der Fall gewesen, und daß große Striche nicht urbar gemacht wurden. Der Fortschritt war nicht in allen Districten derselbe; in dem felsigen, seichtern Boden des Südens und Ostens war er größer, in den Thongegenden des nördlichen und mittlern Devon — den bevorzugten Gefilden frühern Anbaues — geringer. Und dieß hat ohne Frage in Bezug auf die verhältnißmäßige Bedeutsamkeit so wie selbst auf die Bevölkerung der verschiedenen Theile des Landes eine große Veränderung zur Folge gehabt.

Der Leser wird, mit einer guten, besonders mit einer geologischen Karte vor sich, sogleich einen großen Landstrich bemerken, welcher das nordwestliche Devon und das nordöstliche Cornwall umfaßt und südlich von einem auffallend hervorstechenden Streifen Hochland begränzt ist, der sich von der Brücke zu Exeter bis zu den hohen Kuppen von Boscastle volle sechzig Meilen hinzieht und nur durch den Tamar durchbrochen wird. Dieser District, nördlich von dem erwähnten Höhenzug und westlich vom Ex begränzt, zählt 150 bis 200 Kirchspiele und ist wahrscheinlich einer der ältesten, unverändertsten Theile des Königreichs. Er wird von keiner Hauptstraße, von keinem schiffbaren Wasser durchschnitten; man hat hier, das schwärmerische Jahr 1846 ausgenommen, nie an eine Eisenbahn gedacht; der Herrenstand ist nur wenig vertreten, obgleich dieß früher anders war, und große Pachtgüter sind eine Seltenheit. Der Reisende erschrickt vor dem unschönen Bilde, das sich ihm auf seinem Wege nach dem geträumten Arcadien, welches er besuchen wollte, darbietet. Das Klima ist feucht, der Boden lehmig, die Bevölkerung arm und unreinlich. Hier walten noch die alten Danmonischen Sitten, der Glaube an Geister und Gespenster. Wenn sich irgendwo noch Spuren von den „Pixies,“ wie man in Devonshire die Feen und Elfen nennt, vorfinden — wenn das Zugvieh durch „böse Wünsche“ noch gelähmt oder ein Kind verunstaltet wird — wenn Geister wandeln und Menschen, welche dem Tode geweiht sind, durch gewisse Vorzeichen davon benachrichtigt werden, so ist dieß hier und nicht in den Thälern des malerischen südlichen Devon zu suchen. Hier gelten auch noch die Sitten des alten ländlichen Haushalts, die strenge Gesindezucht, Mißbräuche und selbst Grausamkeiten mancher Art, welche die Presse in der letzten Zeit vielfach zu enthüllen und zu züchtigen begonnen hat. Wie aber der „Wald“ von Sussex und Kent, in welchen man sich hier zuweilen versetzt glaubt, war auch dieser Landstrich einst von weit größerer Bedeutsamkeit, als jetzt: er war nicht ausschließlich von einem derben Stamme Freisassen bevölkert; vielfache Verbindungswege durchschnitten ihn und der Handelsverkehr war nicht unbedeutend. Mag der Spruch: Crediton was a market town — when Exeter was a furzy down wahr seyn oder nicht — gewiß ist es, daß Crediton vor Exeter die kirchliche Hauptstadt des Westen war — ein ziemlich sicheres Zeichen von der vergleichsweisen Bedeutsamkeit des umliegenden Theils des Landes.

(Schluß folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Dritter Theil.

Zur Zeit der schwarzen Reaction im J. 1844 begab sich der Bandit Acaau barfüßig, in eine Art von Packtuch gekleidet und einen kleinen Strohhut auf dem Kopfe, nach dem Kreuzhügel seines Kirchspieles und that dort öffentlich das Gelübde, die Kleider so lange nicht mehr zu wechseln, bis die Befehle der „göttlichen Vorsehung“ ausgeführt seyen. Sodann wandte sich Acaau an die Neger-Bauern, welche auf den Schall des Lambis [1] sich versammelt, und erklärte ihnen, daß die „göttliche Vorsehung“ dem armen Volke befehle, erstens die Mulatten zu verjagen, und zweitens das Eigenthum der Mulatten zu vertheilen. So unpassend diese Forderung von oben her erschien, so konnten doch die Leute solche umsoweniger in Zweifel ziehen, als sie von einem Gendarmerie-Lieutenant vertreten wurde; diese Stelle bekleidete nämlich Acaau, als er sich zum „Obergeneral *der Forderungen* seiner Mitbürger“ aufwarf. Ein Murren der Mißbilligung lief gleichwohl durch die Gruppen, während die Blicke von einigen gut gekleideten Schwarzen auf etliche zerlumpte Mulatten schweiften, welche sich in der Menge verloren. Acaau mußte denken, er habe zu sehr im allgemeinen gesprochen und fuhr daher fort: „Jeder Neger, welcher reich ist und lesen und schreiben kann, ist *Mulatte*; jeder Mulatte, welcher arm ist und weder lesen noch schreiben kann, ist *Neger*.“

Ein junger Schwarzer von etwa dreißig Jahren, welcher als Arbeiter in einer nahegelegenen Rumfabrik angestellt war, trat hervor und sagte seinerseits zu der Menge: „Acaau hat Recht, denn die Jungfrau hat gesagt: *reicher Neger, der lesen kann und schreiben, ist Mulatte; armer Mulatte, der nicht kann lesen und schreiben, ist Neger.*“ Sodann reihte er brünstig seine Gebete denen Acaau's an. Dieser junge Schwarze hieß Joseph; von diesem Tage an ließ er sich *Bruder Joseph* nennen. Ein weißes Tuch um den Kopf, in weißem Hemde und ditto Beinkleidern schritt er, eine Kerze in der Hand, mitten durch die Banden von Acaau, welche er durch seine Neuntagsandachten für die Jungfrau erbaute, durch seinen bekannten Credit bei dem Gotte Vaudoux beherrschte und bei denen er zur Stunde der Plünderung seltene Fälle von Gewissenhaftigkeit, mit den Worten abschnitt: *reicher Neger, der lesen kann und schreiben, ist Mulatte* u. s. f.

Der Neger-Communismus war, wie man sieht, gegründet, und es fehlte demselben weder jene unparteiische Proscription, welche das richtige Gleichgewicht zwischen den Aristokraten von Geburt und denen von Erziehung oder Vermögen hält — noch die mystische Religiosität der Enkel Vaudeux's, noch selbst ihre friedliche und brüderliche Heuchelei; hiefür spricht das Bulletin, worin Acaau seine Expedition gegen die reformistischen Krämer von Cayes erzählt. „Es lag entfernt nicht in unserer Absicht, eine Schlacht zu liefern, sagte der gemüthliche Räuber; wir wollten nur unsere Forderungen *in einer Haltung* geltend machen, *welche zeigte, daß es uns Ernst sey ...*“ Was gibt es natürlicheres! Entstand ein Conflict, so hatte die Reaction allein ihn gesucht. In der That nahm auch, wie anderwärts so zu Cayes, die unverbesserliche Bourgeoisie, welche man bat, sich gefälligst davon zu machen, diese Forderung sehr übel auf; hören wir Acaau selbst: „.... Ich unterrichtete den Gemeinderath schriftlich von dem Grunde unserer Bewaffnung. Eine mündliche Antwort stützte sich auf die Charwoche, welche jedes ernste Geschäft verbiete, und es war dieß die *einzige Ehre*, welche man uns erwies: noch an demselben Tage Morgens 11 Uhr marschirten drei Colonnen gegen uns ... Nach einem einstündigen Kampfe war der Sieg unser. Wir hatten *in den feindlichen Reihen den Tod vieler unserer Brüder zu beklagen*. Gott wollte, daß wir nur einen Todten und drei Verwundete hatten. Ich hätte den Vortheil benützen, die feindliche Armee verfolgen und mit ihr in die Stadt eindringen können; allein *das brüderliche Gefühl hielt uns zurück*.“ Bei so viel Mäßigung wäre es gewiß ungerecht, wenn man läugnen wollte: Acaau sey das Glück der Mulatten am Herzen gelegen. Doch seine Brüderlichkeit hielt ihn gerade so lange auf als nöthig war, daß die erschreckten Mulatten ihre Magazine und Häuser im Stiche ließen und sich auf die Schiffe auf der Rhede flüchten konnten. Nachdem dieß geschehen, beschloß er, in zwei Colonnen gegen Cayes vorzurücken. „Sie waren um 10 Uhr in der Stadt,

[1] Große Muschel, deren sich die aufrührerischen Sklaven als Trompete bedienten.

da alles vor uns geschehen war," sagt mit bescheidener Einfachheit das Bulletin. „Die Rechtmäßigkeit unserer Forderungen ist anerkannt und das Eigenthum wird geachtet." Welche Salbung... welche Liebe und besonders welche Gewissenhaftigkeit! Wie verblüfft werden diejenigen dastehen, welche in dem Neger-Communismus beharrlich nichts anderes sehen wollten, als ein pedantisches System der Plünderung und Räuberei! Nach Anerkennung der Rechtmäßigkeit seiner Forderungen hatte Acaau nur noch eine Frage: Sicherung des Eigenthums. Nur haben die Eigenthümer gewechselt.[1] So spielt auch zum Beispiele „die unglückliche Unschuld" in Acaau's Proclamationen dieselbe Rolle, wie „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" in gewissen anderen. Die „Eventualität der nationalen Erziehung," diese weitere Saite auf der Humanitätslyra von Acaau entspricht offenbar „dem unentgeldlichen Unterrichte," und als er im Namen der Landbauer „Verminderung des Preises ausländischer Waaren und Erhöhung des Werthes ihrer Lebensmittel" verlangte, hatte der socialistische Neger gewiß die deutlichste und greifbarste Formel für jenes berühmte Problem der Weißen Acaau's gefunden: „Verminderung der Arbeit und Vermehrung des Lohnes."

Wie der Communismus der Weißen, so scheiterte auch der Neger-Communismus an der äußersten Zerstücklung des Eigenthumes. Nachdem die erste Ueberraschung vorüber, war Acaau's Heer auf eine Handvoll heimathloser Leute zusammengeschmolzen, welche Guerrier leicht zur Vernunft brachte, welche aber die Schwäche oder die Mitschuld Pierrots wieder auf den Schauplatz rief, und Riché endlich zerstörte. Unaufhörlich gehetzt, tief bekümmert über die Aufnahme, welche die neue Wissenschaft bei seinen Mitbürgern fand, faßte Acaau den Entschluß, diese Gesellschaft, welche ihn nicht verstand, zu verlassen, und schiffte sich eines schönen Morgens mit einem Pistolenlaufe im Munde nach jenem Ikarien ein, von wo man nicht wiederkehrt. Bruder Joseph verzichtete seinerseits auf die Casuistik und ergriff, wie gesagt, das Gewerb eines Zauberers. Bald nach der Angelegenheit Courtois ließ Soulouque den Vaudourpriester, den er drei Jahre zuvor so schlimm behandelte, in der Stille rufen, und dieser entwickelte eine solche Gewandtheit in seinen Beschwörungen, welche dem so gefürchteten Jahreswechsel am 1 März 1848 vorangingen, daß seine Gunst bald für niemand mehr ein Geheimniß war. Die Scene des Mordens und der Verwirrung, inmitten deren wir den Leser aufgehalten, waren nur der Rückschlag dieser plötzlichen Gunst des Bruder Joseph.

Als die Piquets (man nannte so die alten Soldaten Acaau's wegen der spitzigen Pfähle, womit sie gewöhnlich bewaffnet waren) ihren Propheten bei Hofe so gut angeschrieben sahen, hielten sie den rechten Augenblick für gekommen, um sich für die Ungerechtigkeit der Polizei zu rächen. Sie versammelten sich in der Umgegend von Cayes, dem Schauplatze ihrer früheren Heldenthaten, und erklärten, sie würden nicht eher die Waffen niederlegen, als bis der General Dugué Zamor, der Commandant des Süd-Departements, welcher in dieser Eigenschaft früher Jagd auf sie gemacht, als des Verrathes an der Regierung schuldig zurückberufen sey. Ein Palastofficier wurde an Ort und Stelle gesandt. Als dieser in beiden Lagern rufen hörte: Es lebe Soulouque! hielt er den Fall für sehr kitzlich, und veranlaßte den General, mündliche Verhaltungsbefehle bei dem Präsidenten einzuholen. Ohne jede Form des Processes beschränkten sich diese auf die Weisung an den General, sich in das Gefängniß zu begeben. Die Verhaftung des Herrn David Troy begab sich auf denselben Vorfall. Die Erinnerungen an die unselige Angelegenheit Courtois und die Eile, mit welcher Soulouque den Launen der Piquets nachgab, hatten in dem Süd-Departement, dem Hauptsitze der Mulattenbevölkerung, Schrecken verbreitet. Am 9 April 1848 erhoben sich drei Gemeinden in dem Arrondissement Aquin, und erklärten durch das Organ ihrer militärischen Vorgesetzten, daß sie sich erst unterwerfen würden, wenn der General Dugué Zamor in Freiheit gesetzt sey. Es handelte sich, wie man sieht, keineswegs darum, Soulouque zu stürzen; man wünschte von ihm nur eine indirecte Verläugnung der Drohungen mit Plünderung und Mord, welche die durch ihr früheres Glück ermuthigten Banditen bereits gegen die Farbigen ausstießen. Ich weiß nicht, was in dem Inneren des Präsidenten vorging; allein obwohl er seit dem 11ten oder 12ten von der Bewegung Nachricht haben konnte, erließ er doch erst am 15ten seine erste Proclamation gegen die Bittsteller, oder besser gegen die Rebellen, und erst nach einem abermaligen Verzuge von 24 Stunden entschloß er sich, die Lärm-Kanone lösen zu lassen. Bei ihrer Ankunft in dem Hofe des Palastes erfuhren die Civilbeamten, daß ein empörtes Corps gegen Port-au-Prince marschire. Diese Nachricht entbehrte jeden Grundes: war sie ein von Soulouque benützter Vorwand? war es nicht ein Griff von Similien und Consorten, um seinen letzten Zweifel zu besiegen?

Der frühere Minister des Inneren, Herr Céligny Ardouin, welcher persönlich nach dem Palaste beschieden worden, war einer der ersten, welche bei dem Präsidenten erschienen. Dieser überhäufte ihn gleich beim Eintreten mit Vorwürfen, nannte ihn die Seele der Mulatten-Verschwörung und befahl ihm, sich in Arrest zu verfügen. In dem Zustande von Wuth, in welchem Soulouque sich befand, wurde jede Aufklärung unmöglich, und der General überreichte schweigend seinen Degen dem G. Bellegarde, dem er folgte. Als er aus den Gemächern Soulouque's trat, wurde er von einigen Subalternofficieren angefallen, welche ihm die Epauletten abreißen wollten. Bei diesem kurzen Kampfe wurden ganz in der Nähe des Generals, jedoch ohne ihn zu treffen, zwei Carabiner auf denselben abgeschossen; er erreichte aber unter einem Hagel von Säbelhieben das Schlafgemach des Präsidenten, wo wir ihn, bedeckt mit fürchterlichen Wunden, der Wuth Soulouque's überlassen haben.

Dieß war nur das Vorspiel. Auf den doppelten, von Innen kommenden Knall hatten die am Eingange aufgestellten Truppen schnell Rechtsumkehrt gemacht und auf die Menge von Generalen, Officieren und Civilbeamten, welche den Peristyl füllten, angeschlagen. Die Soldaten glaubten, wie man nachher sagte, man gehe dem Präsidenten an das Leben; wie kam es aber, daß an diesem Tage außergewöhnlich ihre Gewehre geladen waren? die Wahrscheinlichkeit eines meuchelmörderischen Ueberfalles geht noch deutlicher aus dem sonderbaren Umstand hervor, daß geheimen Befehlen zufolge das Thor verschlossen wurde, um den Flüchtlingen den Rückzug abzuschneiden. Wenn sich unter den Todten und Verwundeten, welche den Peristyl bedeckten, Schwarze und Mulatten befanden, so ist dieß für den Beobachter der Beweis, daß Similien hinsichtlich des Wortes „Mulatte" sich der Auslegung von Bruder Joseph angeschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der rothe Syenit Aegyptens, im Handel unter dem Namen „rother orientalischer Granit" bekannt, wurde von den Altägyptiern zum Bau ihrer beachtenswerthesten Denkmale, der Obelisken, Sphinxe, Sarkophage, der Pompejussäule und der Nadeln der Cleopatra, des Innern der großen Pyramide des Cheops und namentlich des aus Einem Stein bestehenden Heiligthums von Sais verwendet. Aus einer in der geologischen Gesellschaft vorgelesenen Mittheilung des Hrn. Delesse geht hervor, daß dieser Stein sich eine halbe Lieue nördlich von Syene (Assuan) findet, und bis südwärts von der Katarakte und Insel Philoe in Nubien fortsetzt. Man findet ihn auch zu Elephantine und auf den zwischenliegenden Inseln, ferner im Dschebel Gareb (westlichen Berg) und Dschebel Elzede (Oelberg) zwischen Kosseir und Suez. (Bull. de la Soc. de géogr. Februar.)

Geodätische Arbeiten in Algier. Der französische Kriegsminister hat Befehl gegeben, die früher in den Provinzen Algier, Oran und Constantine unternommenen geodätischen Arbeiten jetzt unter einander zu verbinden, so daß man bald eine möglichst vollständige Karte Algeriens haben wird. (ibid.)

[1] Acaau rühmte sich nicht umsonst. Nachdem er sich in der Stadt festgesetzt, ließ er einen oder zwei der Seinigen erschießen, weil sie geplündert hatten. In seiner Achtung für das Princip des Eigenthumes ließ er zu derselben Zeit einen Officier erschießen, welcher in dem Verdachte des Einverständnisses mit den nach Jamaica entflohenen Eigenthümern stand; diese waren in Acaau's Augen offenbar nur Räuber.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 99. 25 April 1851.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Moritz Willkomm.)

1. Wanderungen durch Navarra.

Es gibt zwei Wege, um aus der Landschaft Guipuzcoa nach Navarra zu gelangen. Der eine, welcher gewöhnlich von den Reisenden eingeschlagen wird, ist die schöne Straße, die von Tolosa über den Paß von Orriti und über Aroca nach Pamplona und Zaragoza führt; der andere weniger frequentirte geht von Irun durch das Thal der Bidassoa in das Thal von Baztan, wo er sich mit der von Bayonne über Elizondo nach Pamplona laufenden Straße vereinigt. Ich wählte den letztern, theils weil er weniger bekannt ist, theils weil er das ganze Gebirgsland des nördlichen Navarra durchkreuzt und mir deßhalb eine reichere botanische und geognostische Ausbeute versprach, als die oft besuchte Straße von Tolosa.

Bei heißem schwülem Wetter ritt ich gegen Mittag des 12 Junius von dem lieblichen Irun fort. Nahe bei der Brücke von Behobie, welche über die Bidassoa nach Frankreich hinüberführt, beginnt der schon oben von mir erwähnte Weg, ein schlechter Saumpfad, der bis an die wenige Stunden entfernte Gränze von Navarra fortwährend am linken Ufer der Bidassoa emporläuft. Dieser Fluß tritt bei der Brücke von Behobie, wo er für kleine Fahrzeuge schiffbar wird, aus einem tiefen, romantischen Thale hervor, welches das drittehalb Meilen breite Gebirge, in das sich die Pyrenäen von Navarra gegen Westen zu verlängern, in nordwestlicher Richtung vielfach gekrümmt durchschneidet. Anfangs ist das Thal ziemlich weit: hochbegraste Wiesen, Saatfelder und Obstgärten ziehen sich zu beiden Seiten des breiten ruhig strömenden Flusses hin, dessen Ufer kleine Gehölze von Eichen, Erlen, Aborne, Eschen und Weiden bezeichnen; freundliche, von Kastanien und Nußbäumen beschattete Bauernhäuser schmücken hüben und drüben die Abhänge der anmuthigen bebuschten Sandsteinberge, und mannshohe Hecken, durchrankt von duftendem Geisblatt, fassen den äußerst schlechten Weg ein, auf dem Pferde und Karren nur mühsam vorwärts kommen. Die Scenerie ändert sich aber, sobald man tiefer in das Gebirge eindringt und der Granit dasselbe zusammenzusetzen anfängt. Die Cultur und die Häuser verschwinden, die Berge schwellen mächtig empor und verengen das Thal schnell zu einer tiefen, wilden Waldschlucht. Niedrige Felsenbänke setzen hie und da durch das bedeutend verschmälerte Flußbett, und zwingen die Bidassoa tiefe Bassins und schäumende Wasserstürze zu bilden. Der Weg ist sehr einsam: man begegnet fast nur den längs des Flusses in wenig von einander entfernten Häuschen stationirten Carabineros (Zollsoldaten), welche die Schmuggelei über den Fluß verhüten sollen. Bis zur Gränze von Navarra gehört nämlich das rechte Ufer der Bidassoa zu Frankreich, weiterhin verläßt die Gränze diesen Fluß, indem sie nach Osten umbiegt. An der Gränze Navarra's, die gerade durch die wildeste Bergeinsamkeit läuft und eine Strecke weit von der Bidassoa gebildet wird, hört der Saumpfad auf, und es beginnt am jenseitigen Ufer eine recht gute, neugebaute Chaussee, welche bis Berruela im Baztanthale geht. Es ist schade, daß diese Straße nicht weiter nordwärts bis zur Brücke von Behobie fortgeführt worden ist, wie es projectirt war. Die Navarrer wünschten dieß, weil diese Route für den Gütertransport aus Navarra nach Frankreich und umgekehrt viel gerader und bequemer ist als die Route über Tolosa, und haben deßhalb jene Straße bis an die Gränze von Guipuzcoa gebaut, von wo aus sie auf Kosten dieser Landschaft weiter fortgeführt werden sollte. Daß letzteres bisher noch nicht geschehen ist, daran ist nichts Schuld, als die Sonderinteressen der Kaufleute von Irun und Tolosa. Würde nämlich die Straße unmittelbar bis zur Brücke von Behobie fortgebaut, so würde das Hauptzollamt, welches sich gegenwärtig in Irun befindet, nach der Bidassoa verlegt werden müssen, dadurch aber der Handel von Irun, besonders das Speditionsgeschäft, unendlich verlieren, weil dann die spanische Douane dicht an die französische Gränze gerückt und nach dem französischen, am jenseitigen Ufer gelegenen Zollamt Behobie keine Spedition mehr nöthig wäre. Deßgleichen würde Tolosa viel verlieren, weil, wenn jene Straße zu Stande käme, der Güterstrom von Frankreich nach Spanien, und umgekehrt, der bis jetzt einzig und allein über Tolosa geht, sich theilen dürfte, indem alle nach Navarra und Arragonien bestimmten Güter jedenfalls den geradern Weg durch das Bidassoathal wählen würden. Die Kaufmannschaft von Irun wünscht nichtsdestoweniger die Vollendung dieser Straße, will sie aber nicht durch das Thal der Bidassoa, sondern quer durch das Gebirge nach Irun gelegt wissen, um die Douane in Irun zu behalten, und dadurch alle nach Navarra und Arragonien gehenden oder aus diesen Landschaften kommenden Güter zur Verladung in Irun zu zwingen. Käme dieses Project zur Ausführung, so würde Irun nicht nur nichts verlieren, sondern bedeutend gewinnen; allein dagegen sträuben sich wieder die Navarrer aus allen Kräften, weil sie dann nichts gebessert wären, indem sie ihre Güter, ebensowenig als wie jetzt, direct nach Frankreich senden könnten und ein beinahe ebenso breites und schwieriges Gebirge zu übersteigen hätten, wie die zwischen dem Baztanthale und dem Thale der Nive gelegenen Pyrenäen, welche die Straße von Pamplona nach Bayonne übersteigt. Zuletzt wird wohl die

Staatsregierung in dieser Sache die Entscheidung sprechen müssen, welche zweifelsohne zu Gunsten der Navarrer ausfallen dürfte, da es unsinnig wäre, eine Straße durch ein breites, tausend Schwierigkeiten darbietendes Gebirge zu legen, wo die Natur selbst den Weg in einem tiefen und hinlänglich breiten Flußthale gebahnt hat.

Dicht an der Gränze Navarra's liegt an der Bidassoa ein einsames Wirthshaus, woselbst der Hauptposten der Carabinerolinie gegen Frankreich stationirt ist. Wir rasteten hier eine Stunde, um uns abzukühlen und zu erfrischen, da die Hitze mittlerweile in dem engen Thale einen ermattenden Grad erreicht hatte (mein Thermometer zeigte im Schatten 27° C.). Am jenseitigen Ufer, wohin man in Ermangelung einer Brücke auf einer schlechten Fähre gelangt, befindet sich ebenfalls ein Carabineroposten, der die aus Guipuzcoa kommenden Reisenden nach Salz und Tabak durchsucht, welche Artikel in jener Landschaft und in Vizcaya frei verkauft werden dürfen, während sie in Navarra wie im gesammten übrigen Spanien Monopol der Regierung sind. Glücklicherweise entdeckte mein Bedienter, der früher selbst Carabinero gewesen war, in dem drüben stationirten Cabo (Unteroffizier) einen ehemaligen Cameraden, und so entging mein Gepäck der lästigen Durchsuchung, welche mir Unannehmlichkeiten oder wenigstens Geldkosten hätte bereiten können, da ich mich in Irun reichlich mit Zigarren versehen hatte, die dort wohlfeiler und besser sind als in den königlichen „Estancos" von Navarra. Anstatt uns zu durchsuchen, holte der Cabo seine mit feurigem „Peralta" (einem schweren dunkelrothen navarrischen Wein) wohlgefüllte „Bota", und nöthigte uns mit ihm zu trinken und zu plaudern, während er und seine Begleiter die von mir mitgebrachten baskischen Zigarren ohne Scrupel rauchten.

Bald nachdem man die navarrische Gränze überschritten hat, beginnt das Thal weiter zu werden und große, fruchtbare Becken zu bilden, in denen Dörfer und zerstreute Gehöfte liegen. Das Gebirge besteht abwechselnd aus Grauwackenschiefer, Kalk und Sandstein. Das Laubholz ist hier nicht mehr so gemein, die Abhänge sind meist nur mit Buxbaum und anderm Gebüsch bekleidet. Längs der Bidassoa jedoch, die ruhig in sanften Windungen durch den fetten Boden der Thalsohle fließt, erheben sich stattliche Bäume, besonders Nußbäume und Kastanien. Der erste navarrische Ort, den die Straße berührt, ist der unfreundliche und schmutzige Flecken Vera. Bald darauf verengt sich das Thal wieder sehr bedeutend, indem es eine zweite Bergkette durchschneidet. Die Straße führt hoch an der rechten Thalwand hin, wo sie oft durch das Gestein gesprengt werden mußte: in der Tiefe schimmert hie und da der Spiegel der rauschenden Bidassoa zwischen ehrwürdigen Kastanien und Eichen durch. Ich hatte beabsichtigt, die Nacht im Baztanthale zuzubringen, allein ein nicht berechneter Aufenthalt nöthigte mich, bereits in dem noch im Bidassoathale gelegenen Flecken Zumbilla, wo ich erst bei einbrechender Nacht eintraf, zu bleiben. Ich begegnete nämlich zufällig einem Gutsbesitzer, dessen Bekanntschaft mein Bedienter in Irun gemacht hatte, und der es sich nun nicht nehmen ließ, uns in sein nahegelegenes Bauerngut zu führen und mit Brod, Käse und Wein zu bewirthen. So unangenehm mir dieser Aufenthalt war, so freute mich doch auch die uneigennützige Gastfreiheit des ehrlichen Navarrers, die mir zugleich die Gelegenheit verschaffte, den navarrischen Landmann in seiner Häuslichkeit zu belauschen. Das Gut unsers Freundes lag ziemlich nahe beim linken Ufer der Bidassoa neben einer ihm ebenfalls zugehörigen Mühle, und war ganz im Style der baskischen Bauernhäuser erbaut. Letzterer findet sich auch noch im Baztanthale wieder und verschwindet erst in der Gegend von Pamplona. Ueberhaupt gleicht die Bevölkerung des nördlichen Navarra in Charakter, Tracht, Sitten und Gebräuchen der von Guipuzcoa noch sehr, was ganz natürlich ist, da sie größtentheils aus Basken besteht. Ich fand in jenem Bauer einen gebildetern Mann als sein Aussehen erwarten ließ, weßhalb es mir leid that, daß meine Zeit mir nicht erlaubte länger bei ihm zu verweilen. Er war carlistischer Offizier gewesen, hatte längere Zeit in Frankreich gelebt und versieht jetzt das Amt eines Dorfschulzen. Seine funkelnden Augen, sein lebhaftes Mienenspiel, seine raschen sarkastischen Urtheile beurkundeten ein heftiges Temperament, einen wenig Widerspruch ertragenden Geist, einen scharfen Verstand, Eigenschaften, die dem navarresischen Volksstamme überhaupt eigen seyn sollen. Er schien sich sehr für Politik zu interessiren, denn er hielt mehrere politische Zeitungen, darunter sogar eine französische, auf eigene Kosten.

Der Flecken Zumbilla, wo ich in dem Hause des Dorfchirurgen, welcher Gasthofsgerechtigkeit besaß und mich mit seiner Neugierde sehr plagte, ein leidliches Unterkommen fand, liegt in einem fruchtbaren ziemlich weiten Thalkessel, der von zackigen spärlich bewaldeten Felsenbergen von Buntsandstein umschlossen ist. Letzterer, meist von schön braunrother Farbe, bricht in großen dünnen Platten, die man allgemein zum Umfriedigen der Felder verwendet, indem man sie aufrecht reihenweis neben einander in den Boden steckt. Ueberall, im Thal wie an den hoch hinauf bebauten Abhängen der Berge sieht man diese röthlichen Plattenzäune, die einen ganz seltsamen Anblick gewähren. Eine Viertelstunde hinter Zumbilla durchbricht die Bidassoa diese Buntsandsteinberge, welche die südlichste Kette des cantabrischen Gebirges bilden. Dieser Durchbruch ist jedenfalls einer der malerischsten Punkte, welche Navarra aufzuweisen hat. Die mehrere hundert Fuß hohen Felsenberge sind durch eine schmale Kluft durchspalten, die in der Tiefe von den ungestümen Wogen des gewaltsam eingezwängten Flusses, deren Schaum von dem aufgelösten Gestein fortwährend rosaroth gefärbt erscheint, gänzlich ausgefüllt wird. Eine üppige Vegetation schmückt alle Risse und Spalten der hohen steilen Felswände, welche, da der Durchbruch gerade senkrecht auf die Streichungslinie des Gebirges geschehen ist, die regelvolle Schichtung des Sandsteins ungemein schön und deutlich erkennen lassen. Jenseits dieser Schlucht erweitert sich das Thal bald sehr bedeutend. Man tritt in ein sehr geräumiges, von hohen Bergketten umschlossenes, mit fetten Saaten, Wiesen und Obstbäumen erfülltes Thalbecken, welches sich vielfach geschlängelt nach der im Osten liegenden dicht bewaldeten Kette der Pyrenäen hinzieht und eine Menge Ortschaften in seinem Schooße und in seinen zahlreichen Seitenthälern hegt. Dieses weite Bassin ist das ebenso durch seine Fruchtbarkeit als durch seine ehemalige eigenthümliche, fast republikanisch zu nennende Regierung und Verfassung berühmt gewordene Valle de Baztan, zu welchem vierzehn Ortschaften gehören, unter denen die kleine Stadt Elizondo, der Hauptort des Thales und der ehemalige Sitz seiner Regierung, die bedeutendste ist. Das Baztanthal liegt zwischen den Pyrenäen, die es gegen Norden und Osten begränzen, dem Sandsteingebirge von Zumbilla und einer hohen Bergkette, welche eine westliche Verlängerung der zu den Pyrenäen gehörenden Montes Alduides ist und das Thal von Baztan von den Thälern von Lanz und Aroca scheidet.

(Fortsetzung folgt.)

Devon und Cornwall.

(Schluß.)

Die westliche Hälfte des erwähnten Höhenstrichs, von dem Tamar bis zur See bei Schloß Tintagel, der Wiege des Königs Arthur, ist in ethnographischer Hinsicht sehr merkwürdig, da sie die unbestreitbare Gränze zwischen der celtischen und sächsischen Bevölkerung abgibt, wie unter andern die Ortsnamen beweisen. Bekanntlich nehmen viele den Tamar selbst als diese Gränze an, allein mit Unrecht. Die Namen aller Dörfer und Weiler an den Ufern des Tamar, von seiner Quelle bis zu seinem Ausflusse in die See, sind englisch, während südwestlich von jenem Höhenzug die meisten Ortsnamen Cornisch sind. Ohne Zweifel wurden die Celten von Cornwall schon in früher Zeit von den Sachsen in die felsigen, heidebedeckten Landstriche zurückgeworfen und gezwungen, den Nacken vor ihren Ueberwindern zu beugen. Die Unterwerfung der Celten von Cornwall und Devonshire fällt zuverlässig in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts; ihrer Sprache aber blieben sie noch Jahrhunderte treu, denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie noch zu den Zeiten der Königin Elisabeth und selbst später gesprochen wurde, jedoch nur von den untersten Classen der Bevölkerung und in den entlegensten Districten. Das fast gänzliche Verschwinden der Ueberbleibsel der cornischen Sprache bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst ist vorzugsweise dem gesunden Verstande des Volks, seinem betriebsamen Geiste und dem Umstand beizumessen, daß es sich gewisse Volksfreunde fern hielt, welche, wie in Wales, die Gespenster untergegangener Nationalitäten stets wieder heraufzubeschwören bemüht sind.

Die Bewohner von Cornwall trösten sich jedoch leicht über den Verlust ihrer Nationalsprache, so wie über das beinahe gänzliche Verbleichen einer sagenreichen Vergangenheit. Die Mischung des celtischen Bluts mit dem teutonischen hat eine Menschenrace erzeugt, welche geeignet ist, die höchsten Zwecke der Gesittung zu verwirklichen. Das geübte Auge des Beobachters wird unter der rauhen, uneinnehmenden Hülle leicht den kühnen Unternehmungsgeist, die Ordnungsliebe, die nüchternen Sitten, die Selbstverläugnung gewahren, welche den Eingebornen dieses Landstriches eigenthümlich sind. Der Bergwerker, der Fischer, der Gewerbs- und Handelsmann von West-Cornwall muß sich von früher Jugend auf an geistige Thätigkeit gewöhnen und sucht die Mittel seines Unterhaltes nicht in bloßem Taglohn oder dem Ertrage eines Stückchen Landes, sondern in Zweigen thätiger Industrie, wo er Verantwortlichkeit, Gewinn und Verlust theilt, und durch tägliche Uebung sich gewöhnt, nach den gewagtesten Unternehmungen zu greifen und zugleich mit vorsichtiger Berechnung vorzuschreiten. Die Bildung gewinnt stets mehr Raum, und Verbrechen sind ungewöhnlich selten, obgleich man zugeben muß, daß unter den vorkommenden Verbrechen die Neigung zu Gewaltthätigkeiten, welche von dem celtischen Charakter unzertrennlich zu seyn scheint, zu oft in düstern Farben hervortritt. Den religiösen Geist dieses Völkchens betreffend, so wollen wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß die Lehre Wesley's fast allum tiefe Wurzel gefaßt hat, und daß ihr Ernst, ihre Kraft, ihre Strenge nicht wenig dazu beitragen, den Muth und die Begeisterung so wie die moralischen Grundsätze der Bewohner in bewunderungswürdiger Weise zu stärken und zu heben. Ihre Fischer bestreichen die ganze Südküste von England und haben jetzt auch die Gewässer von Irland, welche die Söhne der grünen Insel vernachlässigen, zu ihrem Tummelplatz gemacht, ihre Bergwerker legen die unterirdischen Schätze Brasiliens und Australiens bloß. Und doch wird der Frieden dieses volkreichen Districtes, welcher von einer unruhigen Menschenrace wimmelt, deren Beschäftigungen das Wogen der Leidenschaften in so hohem Grade begünstigen, durch eine Abtheilung von dreißig Soldaten zu Falmouth aufrecht erhalten.

Annäherung zwischen England und Amerika.

Der Versuch England und die Vereinigten Staaten einander physisch wie moralisch näher zu rücken, ist für die alte Welt so wichtig, wie für die neue, und es ist erfreulich, daß die Stimmung für diese Annäherung auf der einen Seite des atlantischen Meeres so günstig ist, wie auf der andern. Während man englischerseits einen geeigneten Hafen am westlichsten Punkte Irlands sucht, sind die Amerikaner bemüht, Neuyork und die südlicher gelegenen Städte mit Halifax in Verbindung zu bringen. Wenn diese Anordnungen vollendet sind, so wird die Verbindung zwischen London und Neuyork um vier Tage beschleunigt werden. Die solchergestalt verbundenen Häfen und Linien würden bald zu großer Wichtigkeit gelangen. Um die Bedeutung dieser allgemeinen Bewegung zu zeigen, brauchen wir bloß zu bemerken, daß vor zehn Jahren monatlich nur Ein Dampfpacketboot von England nach Amerika ging, jetzt zwei in der Woche. Man ersieht aus den Neubraunschweiger Blättern, daß der Plan, eine Telegraphenlinie durch die ganze Ausdehnung dieser Provinz zu ziehen, viel Aufmerksamkeit erregt. Der Plan Irland mit Neuschottland durch einen elektrischen Draht zu verbinden, ruht gegenwärtig, und wird wahrscheinlich ruhen, bis der elektrische Telegraph über den Canal sicher gelegt und das Beispiel der Möglichkeit einer Führung unter dem Meere gegeben ist. (Athen. 19 April.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Dritter Theil.

(Fortsetzung.)

Das Gros der Horde war, wie gesagt, in den Palast eingebrochen. Nach wenigen Augenblicken faßte der Präsident, sey es nun, daß er das Blutbad beendigt glaubte, oder daß er bei dem immer näher kommenden Lärm von Tritten und Stimmen dieser Meute von Menschen den Eingang zu seinem Zimmer eingesprengt zu sehen fürchtete, den Entschluß, sich den Soldaten zu zeigen, was ihm aber nur durch unerhörte Anstrengungen und mit Hülfe einiger schwarzen Generale gelang. Herr Celigny Ardouin verdankte für den Augenblick sein Leben dieser raschen Wendung: Soulouque ließ ihn nur ins Gefängniß werfen. Diejenigen farbigen Generale, welche sich in den Zimmern hatten verbergen können, wurden in den Palast consignirt, wo sie in stummem Schrecken und ohne jede Nachricht von außen, als das Knallen des unregelmäßigen Feuerns, welches eine Fortdauer des Gemetzels anzeigte, abwarteten, was über ihr Schicksal beschlossen würde. Unter denen, welchen es gelungen, durch den Garten zu entkommen, befanden sich der General Dupuy, zuletzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der General Paul Decayet, der letzte Platzcommandant, der, obwohl ein Schwarzer, doch für einen Anhänger der farbigen Classe galt. Diese Gruppe von Flüchtlingen hatte eine Reihe von acht Leichnamen hinter sich gelassen, welche man, wohl zu merken, in dem durch die abergläubischen Nachgrabungen Soulouque's frisch aufgebrochenen Boden begrub. Soulouque kümmerte sich, wie die Folge zeigen wird, sehr wenig darum, ob die Spur seiner Rache geheim blieb; warum nun dieses ungewöhnliche Begräbniß? war es die mysteriöse Ergänzung irgend einer Vaudoux-Beschwörung, und beschwichtigte dieses Menschenopfer den Zorn des besiegten Fetisch?

Betrachten wir nun, was in der Stadt vorging. Auf das Alarmsignal hatten sich die Nationalgarden, welche für den Augenblick ohne Obersten waren, nach dem Platzstab begeben, um dort Befehle einzuholen und Patronen zu bekommen. Die Mulatten, welche als Verdächtige noch mehr Interesse daran hatten, ihren Eifer an den Tag zu legen

waren zuerst gekommen, und das unbestimmte Vorgefühl einer gemeinschaftlichen Gefahr hatte von selbst ihre Gruppen einander näher gebracht. Eben dadurch versielen sie noch mehr dem Mißtrauen und der Platzcommandant Vil Lubin fuhr sie barsch an. „Ihr habt nichts hier zu thun, entfernt Euch." Unter so bewandten Umständen hatte diese Ausnahme nicht eben etwas Beruhigendes. Die Mulatten konnten glauben, man befehle ihnen nur aus einander zu gehen, um sie einzeln festzunehmen, vielleicht zu morden, und die Schrecken erregenden Auftritte, welche sich jetzt in den Umgebungen des Palastes zutrugen, bestärkten sie in diesen Vermuthungen. Ohne irgend welche vorangegangene Verabredung versammelten sich alle bewaffneten Farbige auf dem Platze Vallière. Von hier zogen sie über die Quai und hofften, von da aus sich nach den auf der Rhede befindlichen Schiffen flüchten zu können; der größte Theil hatte keine Munition. Der Polizeichef Dessalines, ein Sohn des so schauerlich berühmten Mannes, fragte sie genau und in der Stille aus. Sie riefen: „Es lebe der Präsident! es lebe die Constitution von 1846!"

Der zweite Ruf that der Wirkung des ersteren einigen Eintrag, und wenige Augenblicke darauf rückte aus zwei parallel auf dem Quai führenden Straßen ein Detaschement der Garde, Infanterie, Reiterei und Artillerie unter den Befehlen der Generale Souffrant, Bellegarde und Similien an. Der Commandant der Danaide, Herr Jannin, den eine von Herrn Raybaud in der Eile abgefertigte Botschaft unterwegs getroffen hatte, kam so eben an und hielt sich mit vier Fahrzeugen, welche mit Haubitzen und Mörsern ausgerüstet und mit dem disponiblen Personal der Corvette bemannt waren, einige Ankertaue vom Strande. In dem Augenblicke, wo Herr Raybaud die zum Schutze nicht nur der Geflüchteten des französischen, sondern auch des englischen Consulates (Herr Ussher hatte darum gebeten) zu treffenden Maaßregeln mit demselben besprach, stellte sich der Hafencommandant mit der Bitte von Seiten des Präsidenten vor, man möge sich nicht ausschiffen, und fügte die bestimmteste Versicherung bei, daß augenblicklich zum Schutze der Consulate, wie der Fremden, energische Vorkehrungen würden getroffen werden.

Similien forderte die Farbigen auf, die Waffen abzulegen und sich zurückzuziehen. Ein Schuß fiel aus ihren Reihen, den, wie man uns sagte, ein junger Mulatte von der Partei Hérard abgefeuert. Das Feuer wurde alsbald allgemein, allein nach den ersten Geschützsalven zerstreuten sich die Mulatten; sie ließen 15 Todte auf dem Platze und unter diesen Herrn Laudun, den früheren Minister. Die Nacht, welche unter dieser Breite beinahe plötzlich eintritt, ließ viele Verwundete entkommen und ihre Wohnungen erreichen; die übrigen wurden vollends getödtet. Der Hauptknäuel der Flüchtlinge hatte sich ins Meer gestürzt; viele ertranken oder wurden von den schwarzen Fischern mit Ruderstangen todt geschlagen; andere, welche man zwischen den am Ufer befestigten Barken fand, wurden den Soldaten ausgeliefert und ohne Widerstand niedergemacht. Der General Souffrant hatte diese neue Gelegenheit, um sich bei Soulouque von jedem Verdachte des Einverständnisses mit „diesen kleinen Mulatten" zu reinigen, nicht unbenützt vorbeigehen lassen wollen. Er zeigte bei diesem Gemetzel von Gefangenen und Verwundeten mehr Wuth und Erbitterung als Similien und Bellegarde. In dem Augenblicke, wo das Feuern begann, hatte der Commandant Jannin, welcher seine Leute nicht unnöthig aussetzen wollte, seine Fahrzeuge mitten unter die Kauffahrteischiffe gebracht; allein mit diesen waren sie zeitig genug wieder bei der Hand gewesen, um 50 Flüchtige aus dem Wasser zu ziehen. Unter diesen befanden sich die HH. Ferry und Detré, frühere Minister, und der Senator August Elie. Alle wurden an Bord dreier französischer Kauffahrteischiffe und der Corvette gebracht. Während der französische Consul, so schnell sein Pferd ihn trug, nach den Fahrzeugen eilte, welche er bei dem Toben des Feuers angegriffen glaubte, wurden zwei Schüsse auf ihn abgefeuert, da man ihn in der Dunkelheit der Nacht nicht erkannt hatte.

Die Nacht verstrich unter tödtlicher Angst. Die Consulate, besonders das französische, wohin sich die größte Zahl von Flüchtigen geworfen, tönten wieder von Seufzern; neue Geächtete kamen mit jedem Augenblicke, und Frauen, Mütter und Schwestern erfuhren hier den Verlust, welchen sie erlitten. Die Ueberfüllung wurde so groß, daß Herr Raybaud einen Durchgang öffnen lassen mußte, welcher in das anstoßende Haus führte; die beiden Häuser bildeten zum Glück von außen nur ein einziges Gebäude und waren somit durch die Flagge gleich beschützt.

Am 17ten setzte mit Tagesanbruch schwaches, unterbrochenes Gewehrfeuer die Bevölkerung noch in weit größeren Schrecken, als das am vorhergehenden Tage unterhaltene Geschütz- und Kleingewehrfeuer; die Hinrichtungen nahmen ihren Anfang: Bellegarde hatte sie angeordnet. Die Opfer waren Professoren des Lyceums, Kaufleute, Aerzte u. s. w., welche man während der Nacht festgenommen, theils weil sie wegen ihrer Wunden nicht hatten fliehen können, theils weil sie, die an den Ereignissen keinerlei Antheil genommen, eine Flucht für überflüssig gehalten hatten; alle starben muthig. Diese Hinrichtungen fanden am äußersten Ende einer Straße, wo das englische Consulat sich befindet, sieben bis acht Schritte von dessen Flagge, unter den Augen des Consuls und derjenigen, welche sich zu ihm geflüchtet, statt. Von denen, welche hier umkamen, wurde am meisten der Doctor Merlet bedauert, einer der ehrenwerthesten und unterrichtetsten Männer der Republik. Er floh verwundet bis an die Thüre des schwedischen Consulates, welche zum Unglücke geschlossen war, und wurde auf der Schwelle auf die schrecklichste Weise ermordet. Diese Thüre wurde von unzähligen Kugeln durchbohrt; einen Diener des Consuls, welcher hinter derselben stand, trafen mehrere Schüsse. Einem andern jungen Mann war es gelungen, sich in das englische Consulat zu flüchten, und die Soldaten wollten mit Gewalt eindringen, um ihn herauszureißen. Der Consul begab sich sofort in Uniform zu dem General Bellegarde, um sich auf das Asylrecht seiner Flagge zu berufen; Bellegarde ließ sagen, er sey ausgegangen. Herr Ussher kam nun in unaussprechlicher Besorgniß zu Herrn Raybaud, um denselben um Rath zu fragen; dieser veranlaßte ihn, sein möglichstes zu thun, um zu dem Präsidenten zu gelangen, und zögerte auf dessen Bitte, ihn zu begleiten, keinen Augenblick; war er doch bei der Frage selbst interessirt!

Eine andere treulose Scene fiel an dem Eingange des Palastes vor. Unglückliche Frauen aus den wohlhabendsten Familien der Stadt flehten unter Thränen um die traurige Gunst, die Leichen ihrer Väter, Männer und Söhne wegbringen lassen zu dürfen. Mitleidlos verweigerte man ihnen diese, alle wurden am folgenden Tage auf Karren fortgeschafft und unter einander in eine gemeinschaftliche Grube an dem Orte geworfen, wo man die Hingerichteten begräbt. So gehässig uns diese unnütze, gesuchte Grausamkeit erscheint, so war sie dieß doch noch weit mehr von dem Gesichtspunkte der dortigen Sitten und der Idee, welche der Haitier mit einem anständigen Begräbnisse verbindet. Während neun Zehntheile der Bevölkerung in elenden Hütten leben, während die von französischen Colonisten hinterlassenen Gebäude in Trümmer gehen, und ihr sorgloses Leben philosophisch Bananen auf den Vorplätzen der alten Herrschaftsgebäude pflanzend fristen, sind die Kirchhöfe mit Denkmälern übersäet, um welche sie manche europäische Stadt beneiden würde. Schwarz oder gelb, die reichsten Familien haben sich oft buchstäblich für die Verstorbenen zu Grunde gerichtet. Es gibt Negerinnen, welche ihr ganzes Leben damit zubringen, ihr Sterbgewand sehr reichlich herzurichten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Thätigkeit in der Champagne. Wer das Sprüchwort kennt: quatre vingts dix neuf moutons et un Champenois font cent bêtes, wird nicht wenig erstaunt seyn, daß diese Provinz seit einiger Zeit sich durch ihre literarhistorischen Forschungen auszeichnet. So wurden kürzlich die Chansons von Graf Thibault, Herrn von Champagne und Brie, neu und vollständig herausgegeben. Thibault ist einer der berühmtesten altfranzösischen Dichter, und dichtete, obgleich ein tapferer Krieger, meist Liebeslieder; er war im J. 1201 geboren. (Liter. Gaz. 19 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 100. 26 April 1851.

Die Moplahs in Indien.

Wir haben im vorigen Jahr (s. Nr. 2) einiges aus den Indian News über diesen merkwürdigen Stamm entlehnt, finden aber jetzt eine genauere Schilderung in Rich. F. Burtons: Goa and the blue Mountains, und entnehmen daraus folgende Skizze.

„Die moslemitischen Geschichtschreiber benachrichtigen uns, daß ihr Glaube in den südlichen Theilen des westlichen Indiens namentlich durch die starke Einwanderung von Arabern sich weit verbreitete und tiefe Wurzeln schlug. Dieselbe Ursache, welche die Hindus mit Sklaven versorgte, lieferte den Fremden Proselyten: ein Radschah verkaufte oft, wenn er in Geldverlegenheit war, die aus der Kaste gestoßenen an die Gläubigen, welche diese Sklaven meist zum Islam bekehrten. Die Moplahs oder Mapillahs, die moslemitischen Bewohner von Malabar, sind eine gemischte Race, die aus der Vermischung der ersten arabischen Ansiedler mit den Frauen des Landes entsprang. Noch bis auf den heutigen Tag zeigen diese Moplahs an Geist und Körper nicht unbedeutende Spuren ihres gemischten Ursprungs. Sie sind ein hellfarbiger, gut aussehender Menschenschlag, mit den starken Zügen, dem stolzen Ausdruck und den sehnigen Formen der Nachkömmlinge Ismaels; ihre zarten Hände und Füße und ihre langen buschigen Bärte zeigen, daß nicht wenig Hindublut in ihren Adern fließt. Sie rasiren ihr Haar und drehen ihren Schnurrbart nach der Sunnat, und tragen statt des Turbans eine kleine eigenthümlich gestaltete Mütze von Seide oder Tuch auf dem Kopfe. Brust und Schultern sind bloß, und ein weißes oder gefärbtes Stück Linnen, das in Schnitt und Farbe dem „Lung“ oder Badetuch Centralasiens gleicht, ist um die Hüften gebunden. Das von den Männern getragene Kleidungsstück, wenn man es ja nennen darf, reicht nicht bis unter die Waden, während das schöne Geschlecht es lang bis an die Knöchel trägt. Unähnlich den Hindufrauen in Malabar ist der obere Theil der weiblichen Gestalt durch eine um den Hals geknüpfte Tunika mit weiten Aermeln und der Oeffnung nach vorn bedeckt, und nach der Sitte der Gläubigen wird stets ein Schleier über den Kopf geworfen. Die einzige Eigenthümlichkeit in dem Costüme der Moplah-Damen ist die entsetzliche Verzierung des Ohrs. In frühem Alter wird das Läppchen durchbohrt, und ein Stück Blei oder Scholaholz hineingeschoben, um die Oeffnung zu erweitern. Mit der Zeit erhält das Läppchen die Größe eines Kronenthalers und ein Streif von Gold, Silber oder Palmblatt, weiß, gelb oder roth bemalt, wird hineingefügt, in der Art, daß die ausgedehnte Haut des Läppchens den Ring einschließt. Für einen Fremden hat der Anblick, namentlich bei alten Frauen, etwas abscheuliches.

Das Gesicht des Moplah zeigt, namentlich wenn er den Ausdruck annimmt, mit dem er gewöhnlich Ungläubige und Ketzer betrachtet, seine wilde fanatische Gemüthsart auf eine stark hervortretende Weise an. Seine Priester nähren und stärken den tiefen, unsterblichen Haß gegen den Kafir. Diese brauchen, wie die Hierarchie der Moslems überhaupt, ihren Schülern nur das Versprechen des Paradieses vorzuhalten, und die schauderhaftesten Verbrechen werden begangen. In Malabar hat man sie in Verdacht, daß sie zu furchtbaren Gewaltthaten angetrieben haben. Der Moplah ist ein höchst trotziger Bursche. Man kennt Fälle, wo er dem Richter ins Gesicht spie, als ihm das Todesurtheil vorgelesen wurde. Ihre Lieblingswaffe ist das lange Messer, das gewöhnlich von der Hüfte herabhängt; wenn sie in die Schlacht ziehen, haben sie gewöhnlich zwei, eins in der Hand, das andere zwischen den Zähnen. Sie bereiten sich zum Kampf unwandelbar durch eine mächtige Dosis Hanf oder Opium vor, fechten mit wüthender Hartnäckigkeit bis aufs Aeußerste trotz der schrecklichsten Wunden, bei denen ein Europäer völlig kampfunfähig wäre, eine Eigenthümlichkeit, die sie wahrscheinlich von ihren arabischen Ahnen geerbt haben. Gleich dem Malayen, wenn er Amok rennt, denken sie nie daran, Pardon zu geben oder zu nehmen, sind vielmehr entschlossen Märtyrer zu werden, und suchen nur einen hohen Rang in dieser Schaar zu gewinnen, indem sie so viel Ungläubige als möglich erschlagen.“

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

4. Wanderungen durch Navarra.

(Fortsetzung.)

Bis zu dem großen wohlhabend aussehenden und ganz eben gelegenen Flecken Esteban folgt die Straße der Bidassoa, welche von Norden her aus den Pyrenäen herabkommt und der Hauptfluß des Baztanthales ist; eine halbe Stunde später aber verläßt sie diesen Fluß auf immer und mündet bald darauf in dem mit zwei artigen Schlössern geschmückten Flecken Berrueta auf die von Elizondo herabkommende und nach Pamplona führende Straße. Wir schlugen die letztere ein, welche bald das Hauptbecken des Baztanthales verläßt und durch ein sich schnell in einen tiefen Gebirgsgrund verengendes Seitenthal jenem hohen oben erwähnten Pyrenäenzweige entgegenläuft, den sie auf dem Puerto de Velate überschreitet. Am kahlen felsigen Abhange des ziemlich schroff sich erhebenden Bergwalles, dessen Gipfel von schweren Regenwolken verhüllt waren, klebt der elende, fast nur aus einer steil ansteigenden Gasse bestehende, vom Rauch geschwärzte Flecken Almansos, in dessen schmutziger Posada, die nach meinen Beobach-

tungen in einer Höhe von 1293 per Fuß über dem Spiegel des Ocean's liegt, wie einkehrten, um unsere Pferde etwas ausruhen und neue Kräfte zur Uebersteigung des hohen Bergpasses sammeln zu lassen. Während wir die Güte unserer Zähne in den Resten einer alten schlecht gebratenen Schöpsenkeule erprobten, die von dem Abendessen bei dem Chirurgen von Zumbilla übrig geblieben waren, begann es stark zu regnen und nöthigte uns, länger, als wir beabsichtigt hatten, in der schlechten Herberge zu bleiben. Es war Mittag vorüber, als wir endlich wieder aufbrechen konnten. Die Straße führt nun in endlosen Schneckenwindungen an dem steilen Abhange empor. Es dauerte nicht lange, so umhüllte uns der feuchte Wolkenmantel, welcher jetzt die ganze obere Hälfte des Gebirges bedeckte. Es fing an empfindlich kühl zu werden und bald verdichtete sich der nässende Nebel zu einem feinen durchdringenden Regen, der mit Schnee untermengt war. Dieser fatale Umstand verhinderte mich, sowohl die Höhe des Puerto de Velate zu messen, welche nicht unbedeutend seyn kann, als auch die Aussicht zu genießen. Letztere muß prachtvoll seyn, da man sich hoch genug erhebt, um sowohl die im Rücken und zur Seite liegenden Pyrenäen als einen großen Theil des zu den Füßen sich ausbreitenden Centralplateau's von Navarra überschauen zu können. Der obere Theil des Gebirges ist gänzlich dicht mit schönen alten Buchen bekleidet, zwischen deren bemoosten Stämmen hie und da die weiße Rinde unserer Birke hervorschimmert. Tiefe steilrandige Waldschluchten gähnen fortwährend zur Rechten der Straße, welche deßhalb stellenweise mit gemauerten Barrieren versehen ist, während zur Linken dann und wann zackige Kalkfelsen der steil emporstrebenden Berglehne fast über sie herüberhängen. An einer der höchsten Stellen des Passes steht die Venta de Velate, ein einsames von hohen Buchen beschattetes Wirthshaus, woselbst wir kurze Zeit rasteten, um uns ein Bischen zu erwärmen und abzutrocknen. Ich war froh, als ich dieses schmutzige Loch, wo außer schlechtem Wein und steinhartem Brod nichts zu haben war, wieder verlassen konnte, da das mit nassem Buchenholz unterhaltene Feuer das ganze Haus mit beizendem Rauche anfüllte.

Der Regen hatte mittlerweile nachgelassen und nach kurzem Bergabsteigen zerriß die Wolkendecke und zeigte uns zu unsern Füßen ein anmuthiges, hell von der Sonne beschienenes Thal, aus dessen grünem Saatenschooße hier und da das schmale Silberband eines kleinen Flusses hervorblitzte. Dieß ist das Valle de Lanz, welches vom Rio Arga bewässert wird, der den Montes Alduides entquillt und die Wälle der Hauptstadt Navarra's bespült. Die Buchenwaldung hörte bald auf und wenige Straßenwindungen brachten uns in das genannte Thal hinab. Hier gewinnt die Landschaft plötzlich ein ganz anderes Aussehen. Anstatt der schönen Laubwaldung, an welche ich von den baskischen Provinzen her gewöhnt war und die noch im Valle de Baztan die Kämme und Abhänge der Berge schmückt, traten auf den langgestreckten, aus Kalk zusammengesetzten Bergrücken, die das Thal zu beiden Seiten einschließen, Kieferngehölze auf; ein großer Theil der Abhänge und Kämme ist kahl oder mit Gebüsch von Burbaum bedeckt, welcher von hier an das Strauchwerk fast ausschließlich zu bilden anfängt. Bald zeigten sich einzelne früher nicht gesehene, der brillanten Flora der Mediterrangegenden angehörende Pflanzen; die hochbegrasten Wiesen, die mich noch im Baztanthale an meine nordische Heimath erinnert hatten, waren verschwunden und erschienen durch mit aromatischen Halbsträuchern bestreute Weiden ersetzt: kurz, die Vegetation hatte einen südeuropäischen Charakter angenommen und rief mir zu, daß ich an dem südlichen Rande des pyrenäischen Gebirgssystems angekommen war. Uebrigens verdankt die Gegend diesen südlichen Vegetationscharakter bloß ihrer Exposition, d. h. dem Umstande, daß die hohen Gebirge sich nicht mehr im Süden sondern im Norden befinden, und keineswegs einer um ein Bedeutendes geringeren Seehöhe, als die der bisher durchwanderten Thäler. Im Gegentheile liegt die Sohle des Argathales, ja selbst das Centralplateau von Navarra um mehrere hundert Fuß höher als der Spiegel der Bidassoa im Valle de Baztan. Diese Niveauverschiedenheit hatte sich mir von selbst aufgedrängt, da der nach dem Argathale gerichtete Abhang des Puerto de Velate viel kürzer und trotzdem viel sanfter ist, als der entgegengesetzte nach dem Thal von Baztan schauende, und die später gemachten Barometerbeobachtungen bewiesen unwiderleglich die Richtigkeit meiner Bemerkung. Aber nicht allein die Vegetation hatte ihr Aussehen verändert, sondern auch die Wohnungen der Menschen. Die einzeln stehenden Gehöfte, welche noch im Thale von Baztan, wiewohl in geringer Menge, vorhanden sind, waren verschwunden, mit ihnen der baskische Baustyl der Häuser. Das Land ist wenig bevölkert, aber hier und da klebt an den Thalgehängen ein kleines Dorf mit ärmlichen, eng an einander gereihten Häusern, deren Wände und Ziegeldächer eine erdfahle Farbe besitzen. Im Vergleich zu den malerischen üppiggrünen mit freundlichen Ortschaften und Häusern besäeten Thälern von Guipuzcoa und Vizcaya ist diese Gegend beinahe öde zu nennen.

Die Straße, welche von nun an fortwährend im Thale des Arga hinabläuft, berührt bis Pamplona bloß die beiden Städtchen Lanz und Villaba und das elende, zwischen beiden gelegene Dorf Olave. Ich hatte noch denselben Abend die Hauptstadt Navarra's erreichen zu können gehofft, allein da bereits hinter Lanz die Sonne unterging und die Thore der noch mehrere Stunden entfernten Stadt schon um 8 Uhr geschlossen werden, so war ich gezwungen, in der Venta de Olave, die einen Büchsenschuß von dem gleichnamigen Orte entfernt ist, zu übernachten. Man wies mir hier ein kleines finsteres Gemach zu ebener Erde, das einzige Zimmer, welches im Hause existirt, zum Quartiere an; die ganze Venta war unfreundlich und schmutzig, wie fast alle Wirthshäuser Navarra's, in denen ich eingekehrt bin. Nichtsdestoweniger entschloß ich mich, hier zwei Tage zu rasten, da ich in den vergangenen Tagen sehr viele Pflanzen gesammelt hatte, die des Trocknens bedurften und auch die Umgebungen der dicht am rauschenden Arga recht anmuthig gelegenen Venta eine reiche Ausbeute versprachen. Den folgenden Nachmittag machte ich in Begleitung des Wirthes, der wie die meisten Navarrer seinem politischen Glaubensbekenntnisse nach Carlist war, einen Ausflug auf die kieferbewaldeten Kalkberge, welche das Thal von Lanz von dem parallel mit ihm laufenden, aber östlicher gelegenen Valle de Estribar scheiden, das ebenfalls von dem Alduidesgebirge herabsteigt und dessen Wasser unterhalb Villaba in den Arga fällt. Jene Berge besitzen zwar bloß unbedeutende Höhe, sind aber nichtsdestoweniger ein günstiger Standpunkt, um die Gliederung der navarrischen Pyrenäen zu überschauen. Dieselbe ist sehr einfach: die Hauptkette, welche Spanien von Frankreich trennt, sendet eine Menge parallel gehender, von Norden nach Süden sich erstreckender Bergketten aus, deren Streichungslinie fast senkrecht auf der der Hauptkette steht. Diese Ketten nehmen rasch an Höhe ab und enden bald mit kahlen, steilen Vorsprüngen auf dem Centralplateau von Navarra. Sie sind meist nur spärlich mit Nadelholz bewaldet, während die Hauptkette, so weit ich sie verfolgen konnte, bis zu den höchsten Kuppen hinauf mit

dichter Buchenwaldung bedeckt ist. Uebrigens nehmen sich die Pyrenäen von Navarra durchaus nicht großartig aus. Sie erheben sich in sanft geschwungenen Linien und übersteigen wohl kaum eine Höhe von 5000 Fuß. Von Schnee war nirgends eine Spur zu sehen. Trotzdem war die Ansicht der Pyrenäen bei Sonnenuntergang recht imponirend wegen der vielen in dunkeln Schatten begrabenen Thäler, die das rosig beleuchtete Waldgebirge durchfurchten. Sehr anmuthig nahm sich das friedliche zu meinen Füßen ruhende Thal von Estribar aus, welches gut bebaut zu seyn scheint. Durch dasselbe kommt die Straße herab, die von St. Jean-Pied-de-Port über die berühmte Abtei Roncesvalles nach Pamplona führt.

Am späten Nachmittag des 15 Junius verließ ich endlich die Venta de Olave, die nach meinen Beobachtungen 1479 par. Fuß über dem Spiegel des Oceans, folglich beinahe 200 Fuß höher liegt, als das scheinbar so hoch gelegene Dorf Almanios am Puerto de Velate. Die Ebene von Pamplona mag eine gegen hundert Fuß geringere Seehöhe besitzen; die Höhe von Pamplona selbst dagegen differirt, da diese Stadt auf einem Hügel steht, nur wenig von der Höhe der Venta de Olave.[1] Bald unterhalb Olave beginnen Weinpflanzungen die breite Sohle und die niedrigen Abhänge des Thales zu schmücken, welches hier eine bassinartige Form annimmt, indem die beiden Hügelreihen gegen Süden zu schnell zusammenrücken. Da, wo der Arga sich zwischen beiden hindurchdrängt, liegt Villaba, ein freundliches lebhaftes Städtchen mit stattlichen Häusern und hübschen Gärten. Hier befindet sich das Contraregistro von Navarra, welches mich eine halbe Stunde aufhielt, da die Zollbeamten meinen Versicherungen, daß ich aus Spanien käme, nicht glauben mochten und deßhalb mein Gepäck einer sehr gründlichen Visitation unterwarfen. Sehr überraschend ist der Anblick, der sich dem Reisenden am Ausgange Villaba's darbietet. Es eröffnet sich hier nämlich ganz plötzlich die weite rings von einem malerischen Gebirgskreise umschlossene Ebene, in deren Mitte die stolzen wallumgürteten, von den beiden Thürmen der Kathedrale hoch überragten Häuserreihen der Hauptstadt Navarras auf einem steilen lang hingestreckten Hügel über dem linken Ufer des Arga thronen. Ein halbstündiger Ritt brachte mich rasch an das Thor von Frankreich, wo ein neuer Aufenthalt meiner wartete. Da nämlich Pamplona Festung ist, so wollte mich die Wache nicht einlassen, weil ich bewaffnet war. Diese Schwierigkeit war jedoch bald beseitigt, nachdem der wachthabende Officier Einsicht von meiner vom Gouverneur von Vizcaya ausgestellten „Licencia para usar armas“ genommen und ich meine am Sattelknopf hängende Flinte abgefeuert hatte. Das Komischste dabei war, daß die Schildwache auch mein Barometer, welches mein Bedienter trug, in der Meinung, es sey ebenfalls ein Schießgewehr, abfeuern lassen wollte. Kaum hatten wir das Thor passirt, so hielt uns die städtische Accise an und wollte mein Gepäck einer abermaligen Visitation unterwerfen, und zu guter Letzt kam noch ein Polizeisergeant und forderte die Pässe ab. Ich war froh, als endlich alle diese Förmlichkeiten beseitigt waren, ich den dicht gedrängten Kreis müßiger und sich über uns lustig machender Zuschauer, der sich bald um uns geschaart hatte, verlassen und mich in eine finstere winklige Posada flüchten konnte, die mir eben keine sehr vortheilhafte Meinung von dem Culturzustande einflößte.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Die Plaza de la Constitucion liegt nach meinen Beobachtungen 1411 par. Fuß über dem Spiegel des Meeres.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Dritter Theil.

(Fortsetzung.)

Die Garde versperrte, auf die Gewehre gestützt und im Blute stehend, den Hof des Palastes. Sie hatte bei dem Angriffe vom vorigen Abend siebzehn der Ihrigen verloren, und die Leichenreden, welche diesen zu Ehren gehalten wurden, waren durch Form und Inhalt gleich beunruhigend. Heftiges Murren begrüßte die beiden Consuln. In dem Augenblicke, wo sie über die Freitreppe gehen wollten, verließ ein Capitän seine Compagnie, wandte sich besonders an Herrn Raybaud und wollte wissen, ob er sich wieder „eine Gnade ausbitten“ wolle. Herr Raybaud würdigte ihn keiner Antwort. Bei ihrer Ankunft in dem Empfangssaale sandte ihnen der Präsident die provisorischen Staatssecretäre entgegen, ließ sich entschuldigen, daß er sie nicht empfangen könne, und erkundigte sich nach dem Grunde ihres Besuches. Durch das Ab- und Zugehen der Minister entspann sich zwischen ihm und den Consuln eine mühselige Unterredung aus der Entfernung. Herr Raybaud beanspruchte für die Consular-Flaggen lebhaft das Asylrecht und bestand auf der Nothwendigkeit, dieses Recht in der möglichst umfassenden Bedeutung anzuerkennen. Der Präsident wollte es nur auf die Frauen und Kinder bezogen wissen und verlangte in befehlendem Tone die Auslieferung des jungen Mannes, der sich nach dem englischen Consulat geflüchtet. Endlich bestand er nur noch für den Fall darauf, daß der Flüchtige ein von ihm bezeichnetes Individuum sey. Dieser letztere Punkt, in welchen der Präsident gleichfalls noch willigte, gab zu der lebhaftesten Erörterung Veranlassung: Bellegarde hatte aber zum voraus und ohne daß sie es wußten, die beiden Parteien vereinigt: das fragliche Individuum war bereits erschossen. Ehe der Consul die Minister verließ, konnte er nicht umhin, ihnen zu bemerken, daß es zu Beendigung dieser schrecklichen Tragödie hohe Zeit sey, und nachdem er ihnen noch vorgestellt, welchen harten Stoß die materiellen Interessen des Landes sowohl, als diejenigen des auswärtigen Handels erlitten, dessen Schuldner entweder todt oder flüchtig seyen, nachdem er sie wiederholt auf die Achtung aufmerksam gemacht, welche nicht nur den Consulaten, sondern auch dem Eigenthume der Europäer gebühre, sagte ihnen Herr Raybaud, daß er, weil er irgend einen Irrthum befürchte, die französischen Einwohner ermächtigen werde, an einem Fenster ihrer Häuser eine dreifarbige Fahne auszuhängen. Nachdem der Präsident auch in diesen Punkt gewilligt, wurden die von den Franzosen bewohnten Häuser ebenso viele neue Freistätten. Der Consul erinnerte überdieß daran, daß eine große Anzahl von Läden, welche Eingebornen gehören, noch nicht bezahlte französische Waaren enthielten und daß aus deren Verlust nothwendig Entschädigungsansprüche entstünden. Das Wort „Entschädigung“ that seine gewöhnliche Wirkung, und die Minister machten sich schleunigst verbindlich, darüber zu wachen. Diese letztere Garantie war von um so größerem Werthe, als in Port-au-Prince alles Kaufladen oder Waarenlager ist, daß es beinahe keinen Laden oder keine Waarenlager gibt, wo nicht einige französische Manufacturproducte verkauft werden, und daß wegen Mangels an Vorschüssen und vornehmlich an Credit des Einzelnen beinahe alle Kaufleute eigentlich nur Depositare ausländischer Waaren sind, auf welche sie speculiren.[1] Kurz, ohne daß er seine Befugniß als Consul irgend überschritten, hatte Herr Raybaud das Geheimniß gefunden, beinahe den ganzen bedrohten Theil der Stadt durch die französische Flagge zu schützen.

Diese ersten Bemühungen des französischen Consuls hatten übrigens die Bourgeoisie noch lange nicht beruhigt. Die Magazine und Laden, selbst die der Schwarzen, blieben geschlossen. Auf den öden Straßen gingen nur Patrouillen, einzelne Soldaten, die Pistole oder den Säbel in der Hand, und wenige Europäer, denen ihre Haut als Sicherheitskarte diente. Man las und hörte Proclamationen über Proclamationen, welche mit dem Worte anfingen: Wer, und ohne Ausnahme endigten:

[1] Das Geld ist auf Haiti so selten, daß man um Zinsen borgt, welche von Zwanzig vom Hundert bis zu Eins vom Hundert für den Tag wechseln. Credit erscheint dort nicht einmal dem Namen nach. Wechsel sind in dem Geschäftsverkehr etwas unbekanntes.

wird erschossen. Die Schwierigkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen war überdieß auch für die Consulate sehr groß, denn es wurde nichts mehr von dem Lande hereingebracht, und trotz dieser Aussicht auf eine Hungersnoth fürchtete man das Kommen der Landbewohner weit mehr als man es wünschte. Das Lambis hatte an mehreren Punkten auf dem flachen Lande ertönt, und einige farbige Grundbesitzer waren in ihren Wohnungen ermordet worden. Gegen vier Uhr Abends war der Schrecken so begründet, daß der französische Consul bei ihm niedergelegten Gelder von der Kanzlei auf die Corvette bringen ließ. Die Schwarzen aus der Umgegend strömten in die Stadt, und man konnte eine allgemeine Feuersbrunst für die Nacht voraussehen; allein ein Regen, der von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in Strömen floß, verscheuchte diese Schrecknisse.

Am 18ten verkündete mit Tagesanbruch das Krachen des Kleingewehrfeuers, daß Bellegarde sein Geschäft fortsetze. Eine dieser neuen Hinrichtungen fand abermals in der Nähe der Flagge des englischen Consuls, unter dessen Augen und trotz seiner Fürbitte statt. Ein Oberst des Generalstabes, Mulatte, wurde in dem Hofe des Palastes selbst ermordet. Die letzten Bande der Disciplin lösten sich sichtlich, und man wartete stündlich darauf, daß die Soldateska, nicht mehr auf die Stimme ihrer Führer hörend, sich in die Stadt stürzen werde. Eine wüste Masse, die gewöhnlichen Zuhörer Similiens, forderte sie durch ihr Geschrei und ihre Gebärden hinter den Gittern des Palastes dazu heraus. Die größte Besorgniß bestand augenblicklich darin, Soulouque möchte, überstürzt von den wilden Leidenschaften, welche er entfesselt, selbst ein Opfer derselben werden. In dem allgemeinen Blutbade schätzte man sich beinahe noch glücklich, sich vor dem Dolche der Mörder unter das Beil des Henkers zu flüchten. Man erfuhr indeß bald, daß der Präsident diese Besorgnisse um sein Leben schlecht lohnte. Auf die Kunde von der Niger-Vesper in der Hauptstadt war der vergebliche Aufstand im Süden zu einem wirklichen geworden und gewann festen Fuß. Ein Courier überbrachte Soulouque die Nachricht, und dieser, der wie gewöhnlich die Wirkung für die Ursache nahm, sah hierin nur einen weiteren Beweis der „Mulatten-Verschwörung von Port-au-Prince.“ Der Unglückliche begriff nicht, daß die Mulatten schrieen, weil er sie bluten ließ. Er hatte beschlossen, sich mit dem größeren Theile seiner Streitkräfte selbst nach dem Schauplatze der Empörung zu begeben, und mit fürchterlich bedeutungsvoller Kürze erklärt, daß er „weder einen Feind, noch sonst etwas Beunruhigendes“ hinter sich lassen werde. Ausrottung der gelben, Plünderung der schwarzen Bourgeoisie, dieß war die doppelte Aussicht für den folgenden Tag. Herr Raybaud wurde bei seinen zahlreichen Gängen vor jeder Thüre von den schwarzen Freunden der Ordnung angehalten und um seine Fürsprache gebeten. Er allein konnte in der That eine letzte Anstrengung versuchen. Der Schrecken hatte einigen angesehenen Personen, welche sich noch in der Umgebung Soulouque's befanden, die Stimme geraubt. Der Geruch des Blutes hatte, wie wir gesehen, Herrn Usher krank gemacht, und die Consuln der anderen Länder genossen in ihrer Eigenschaft als Kaufleute, wo sie beständig von der Local-Administration abhängen, keinerlei Einfluß.

Wie aber zum Präsidenten gelangen? Ein für die Haitier glücklicher Zufall unterstützte Herrn Raybaud. Die Kunde von der Februar-Revolution war seit fünf oder sechs Tagen nach Port-au-Prince gedrungen, und der Consul schrieb an den Präsidenten, daß er sobald als möglich eine Audienz zu haben wünsche, um ihm hievon officielle Mittheilung zu machen. Der Vorwand war entscheidend, und Soulouque, welcher den Fremden und namentlich den Franzosen gegenüber die Convenienz streng beobachtete, ließ dem Consul antworten, daß er ihn am anderen Tage, den 19ten, Morgens acht Uhr empfangen werde, wurde mit großem militärischem Gepränge empfangen. Die in Schlachtordnung aufgestellten Truppen präsentirten das Gewehr, und der Präsident kam ihm, von seinen Ministern und den schwarzen Generalen seines Stabes umgeben, in großer Uniform bis zu dem Haupteingange entgegen.

Soulouque, der von Natur nicht sehr gesprächig, ergriff besonders Fremden gegenüber selten zuerst das Wort. An jenem Tage dagegen begann Seine Excellenz ein Lauffeuer von Fragen nach den Ereignissen in Paris und verfiel bisweilen in sonderbare Mißverständnisse. Es war Soulouque offenbar darum zu thun, die Unterhaltung zu verrücken, und deutlich malte sich der Zwang auf seinen Zügen, als Herr Raybaud auf den wahren Zweck seines Besuches kam. Der Streit wurde heftig, bisweilen gereizt, und blieb lange unentschieden. Soulouque zählte geläufig seine wirklichen oder vergeblichen Beschwerden gegen die Farbigen auf, und bei mehreren Wiederholungen, wie bei der Angelegenheit Courtois, füllten sich seine Augen mit Thränen des Zornes. Oft hielt er auch inne, die Stimme versagte ihm; sodann wiederholte er nach jeder Pause mit der ihm eigenen unerbittlichen Beharrlichkeit: „diese Leute haben mir einen Kampf angeboten, ihren Kopf gegen den meinigen; sie haben verloren; es ist sehr gemein von ihnen, daß sie Sie belästigen und so viel Umstände machen, mich zu bezahlen. Ist das nicht sehr gemein, Consul? . . .“ Aber Herr Raybaud blieb seinerseits standhaft und verlangte mit gleicher Hartnäckigkeit nicht nur die alsbaldige Einstellung der Hinrichtungen, sondern auch vollständige Amnestie, da bereits Blut genug vergossen sey. Soulouque gab endlich bezüglich des ersteren Punktes nach; allein das Versprechen der Amnestie ließ er sich nur mit Vorbehalt von zwölf Namen, welche ihm zu bezeichnen frei stehen sollte, abnehmen. In dem Augenblicke, als der Consul sich verabschieden wollte, stürzte der General Souffrant keuchend in den Saal und sagte dem Präsidenten, die Franzosen nähmen Partei für die Rebellen, eine Schaluppe der Corvette habe die ganze Nacht in den Lagunen gekreuzt, um diejenigen von ihnen aufzunehmen, denen es gelungen, sich in dem Dickicht zu verstecken; alle Haitier seyen darüber entrüstet. Der Staatssecretär des Inneren, Vaval, ein niederträchtiger, blutdürstiger Mensch, der, während der Consul die Sache so vieler Unglücklichen vertrat, mehreremale seine Ungeduld hatte durchblicken lassen, übertrieb noch seine servile Entrüstung. Soulouque's Gesicht verzerrte sich furchtbar; alles war verloren. Der Consul antwortete mit einer Mischung von Verachtung und Zorn diesen beiden unseligen Zwischenrednern und besonders Souffrant, wenn die französischen Seeleute wirklich das Glück gehabt, einige Unglückliche zu retten, welche seit 36 Stunden im Schlamme geschmachtet, so könne er ihnen dazu nur Glück wünschen; in der Politik sey der Sieger von heute morgen oft der Geächtete, und er selbst, Souffrant, könnte gar bald in die Lage kommen, wo er bitten würde, daß man ihm die Hand reiche. Vaval und Souffrant wurden dadurch sehr verblüfft und zwar letzterer umsomehr, als diese Worte des Herrn Raybaud Soulouque durchaus nicht zu mißfallen schienen. „Präsident“, fuhr Herr Raybaud fort, „von allen hier Anwesenden bin ich der Einzige, der nicht von Ihnen abhängt, und so muß Ihnen meine Ansicht wenigstens als die uneigennützigste erscheinen. Viele von diesen Herren schmeicheln, um Ihnen einen Beweis ihrer Ergebenheit zu liefern, um jeden Preis Ihrem Rachegefühle und veranlassen Sie zu blutigen Thaten, ohne sich im Geringsten um das Urtheil zu kümmern, welches außerhalb dieser Insel über Sie gefällt wird. Ich nehme das mir gegebene Wort und gehe, um die Nachricht in der Stadt zu verbreiten.“ Soulouque's Züge gewannen endlich ihr gewöhnliches Aussehen wieder; diese Berufung auf die europäische Meinung hatte auf ihn die gewöhnliche Wirkung gehabt. Gerade deßhalb, weil ein nicht zu besiegendes Mißtrauen den Grundzug dieses Charakters bildet, macht jeder auch noch so ungestüme Rath, an dessen Aufrichtigkeit er nicht zweifeln kann, einen sehr tiefen Eindruck auf ihn. Der Präsident drückte Herrn Raybaud herzlich die Hand und bat ihn nur, die französischen Fahrzeuge zurückzuziehen; dieser versprach, der gewünschte Rückzug werde alsbald nach Veröffentlichung der Amnestie erfolgen, und bemerkte, die Anwesenheit der französischen Fahrzeuge dürfe niemanden verletzen; er, der Consul, hätte sich durch Vernachlässigung einer durch das Interesse seiner Landsleute gebotenen Maßregel die schwerste Verantwortung zugezogen. Mit augenscheinlicher Dankbarkeit nahm Soulouque diese Erklärung entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 101. 28 April 1851.

Zwei Schlösser im Herzen von Frankreich: Castelnau und Montal.

(Revue des deux Mondes 1 Febr.)

In keiner Provinz Frankreichs findet man so viele Ueberreste vom Mittelalter als in Limousin und Quercy, dessen Gränze Castelnau bewacht, die großartigste Burgruine, welche diese Gipfel krönt. Ueber einem unabsehbaren Thale, durch welches die Dordogne majestätisch zwischen Blumenwiesen und von der Sonne vergoldeten Saaten wallt, denke man sich auf hoher Felsenzinne zwischen Himmel und Erde ein Schloß so groß wie eine ganze Stadt, von rothen Steinen gebaut; mit ungeheuern Thürmen, welche ihre düstern, von der Zeit ausgezackten Umrisse in die Luft erheben. Mauern, aus welchen dicke Eichen sprossen, Schwärme von Raben und Raubgevögel durch die Lüfte kreisend; Todesschweigen über der Landschaft schwebend: das ist Castelnau. Es zeigt sich besser erhalten als alle andern Vesten. Nicht nur das Zimmerwerk und Dach stehen noch, sondern auch im Innern die Schnitzereien, die Fußböden, Vergoldungen, Malereien sogar, alles befindet sich an seinem Platze. Die ausgedehnten Höfe sind mit Schlingpflanzen, Nesseln, Hollunder, wilder Münze überwuchert, und diese trübe Vegetation verbreitet einen scharfen Geruch, der sich dem Wanderer aufdrängt und ihn wehmüthig stimmt. Die Flora der Kirchhöfe und Ruinen ist die gleiche, und nichts sieht einem Grabe ähnlicher als ein verödetes Haus. Und doch scheinen die Bewohner diese Wände erst verlassen zu haben: in der prächtigen Galerie, welche das Schloß in seiner ganzen Länge durchschneidet und an einen steinernen Balkon stößt, von welchem man eines der lachendsten Thalgebiete Frankreichs überblickt, fehlt gar nichts, ausgenommen Gemälde. Die klugen Patrioten von 93 raubten dieselben und — ließen sie aussieden, um sich Hemden daraus zu fertigen! Man könnte täglich diese vergoldeten Gemächer beziehen, in welchen man unversehens die Sitten eines andern Jahrhunderts überrascht, und sich versucht fühlt, im Staube die frische Spur der letzten Bewohner zu suchen, oder zu lauschen, ob ihre Schritte nicht aus dem nächsten Zimmer schallen.

Obschon der Grundbau des Schlosses in das eilfte Jahrhundert zurückreicht, findet man nirgends das Gepräge dieser Zeit, die naiven Fresken der Capelle abgerechnet; alles übrige ward später umgestaltet oder neu aufgeführt. Alles verräth jene unbestimmten Tage Ludwigs XIII, wo die Architektur zugleich die gewaltigen Verhältnisse des Mittelalters verloren und die zarte Kunst der Renaissance vergessen hatte. Jedoch ist alles groß, weit und stark: hundert Pferde fänden bequem Raum in den gewölbten Ställen, ganze Bataillone könnten in den Höfen manövriren, sich im Gemäuer bergen: die Brunnen sind unergründlich, die Keller endlos, und in den langen Galerien denkt man sich die Schloßdamen, wie sie während des Waffenstillstandes mit ihren Spitzen von Mecheln, und ihrem bebänderten Pagenschwarm sich ergingen, und in den venetianischen Spiegeln ihre schönen stolzen Köpfe beschauten, ihre geringelten Haare und ihr Siegeslächeln, wofür man in jenen Tagen erlöschenden Ritterthums noch zu kämpfen und zu sterben wußte. Das 17te Jahrhundert war das letzte für die Frauen.

Die Stände von Quercy versammelten sich im 15ten Jahrhundert zu Castelnau. Es gehörte der Familie Caylus, deren Abkömmlinge sich Clermont-Lodève nannten. Nachmals erbten es die Herzoge von Luynes, welche vor einigen Jahren den Fehler begingen, dieß mächtige Denkmal um einige Tausend Franken zu verkaufen. Der jetzige Besitzer, Hr. von Teissien, hat weniger Veranlassung diese Trümmer auszubessern und zu erhalten; er beabsichtigt leider sie niederzureißen, wofern die Commission für geschichtliche Monumente sich weigert, wie es wahrscheinlich geschehen dürfte, die Burg anzukaufen. Schon pfeift der Wind durch die Spalten des Thurmes, tropft der Regen in die vergoldeten Gemächer; die riesigen Mauern werden einstürzen, und mit Castelnau verschwindet die düsterste und erhabenste Ruine im Centrum von Frankreich.

Drei Stunden von Castelnau, unfern der Stadt Saint-Céré, ragt aus grünem Thale, mitten unter Auen und Pappeln, ein anderes Schloß, viel bescheidener in seinen Verhältnissen, aber vom künstlerischen Standpunkte weit vorzüglicher: Montal, ein seltenes und unbekanntes Kleinod der Renaissance. Es ist von oben bis unten, von außen und innen voll Netzwerk, gleich der Alhambra. Zu größerer Aehnlichkeit hat die Zeit, statt diese mit Thürmchen eingefaßten Mauern zu schwärzen, sie mit einem rosenrothen Anfluge bekleidet, der an die Färbung erinnern mag, welcher der Sand des Jenil dem Stukk der Mohrenritter lieh. Dieses Schloß ward um 1523 errichtet. Ueber den Medaillons, welche in Halbrelief sich von der Mauer scheiden, läuft ein breites Fries von schmuckster Zeichnung und feinster Vollendung, und in diesem Fries gewahrt man in verschiedenen Zwischenräumen wiederholt die verschlungenen Buchstaben R. J., welche zu aller Zeit die einheimischen Archäologen beschäftigten. Sonnete und Romane sind auf die räthselvolle Inschrift gemacht worden. Es bedeutet aber einfach Robert und Jeanne, Robert von Montal und Jeanne von Balzac, die Erbauer des Schlosses.

Die zwei Worte „plus d'espoir!" welche man unter dem höchsten Fensterbogen zu Montal eingegraben sieht, mögen wohl

die romantische Neugierde reizen. Auch winkt ihr hier eine rührende Legende, die man sich in der ganzen Umgegend gläubig erzählt: Rosa von Montal liebte den Sire von Castelnau und der Sire von Castelnau liebte Rosa von Montal; aber er ging zum Heere, und bei der Heimkehr schien die Zärtlichkeit des schönen Sire erkaltet, seltner wurden seine Besuche auf Montal. Trauernd den Arm auf das höchste Fenster vom Schlosse ihrer Väter gelehnt, gerbrochte die holde Rosa ihre Tage damit, schwermuthsvoll nach der Straße von Castelnau zu schauen. Bald erfuhr sie, daß der Geliebte ihr die Treue gebrochen. Sie wollte nicht daran glauben, aber ach! eines Morgens, als sie auf ihrem Söller stand, sah sie in der Ferne gegen Bretenour einen glänzenden Zug reiten: der Sire von Castelnau vermählte sich mit Laura von Montmirail, er führte seine junge Braut zum Altare. „Plus d'espoir!" schrie Rosa und sprang aus dem Fenster. Man grub andächtig die letzten Worte der Unglücklichen in den Stein, und noch immer lebt das Andenken ihrer Liebe in den Träumen der jungen Töchter des Landes fort. Schade, daß die Geschichte nicht wahr ist, denn Rosa starb 80 Jahr alt, umgeben von Kindern und Enkeln, ruhig in ihrem Bette. Die unzähligen Inschriften mit Bleistift oder Federmesser, welche die Wände von Montal emailliren, könnten noch manches zarte Geheimniß der Jugend von Saint-Céré verrathen. Auf allen Seiten liest man: Que j'aime Ferdinand! oder Pierre, oder Leonard, oder Joseph! unterzeichnet Julie, Mariette oder Euphrosine, illustrirt von verschlungenen Herzen oder seligen Daten.

Nicht ohne Schmerz sieht man ein Meisterwerk, wie Montal, verfallen. Es begreift sich, daß der Herzog von Luynes Castelnau zusammenbrechen läßt; solche feudalistische Größe paßt nicht mehr zu den gegenwärtigen Glücksgütern, und der reiche Besitzer von Dompierre würde sich zu Grunde richten, wenn er dieses Ritterschloß restauriren wollte. Montal aber ist klein und vollständig; außer den Geräthen mangelt nichts. Ein bescheidener Republikaner würde die Burg nicht zu ausgedehnt für sich finden. Dieses Schloß endlich, das sicher eine Million zum Erbauen kostete, ward vor wenig Jahren für 45,000 Fr. erstanden, die daran hängenden Ländereien einbegriffen, welche wie man versichert, 12 bis 1500 Fr. tragen. Es ist noch zum Verkaufe ausgesetzt, was denen zum Fingerzeig dienen möge, welche um eine Villeggiatura verlegen sind.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

4. Wanderungen durch Navarra.

(Fortsetzung.)

Pamplona, der Sage nach von Pompejus gegründet, weßhalb es ursprünglich Pompejopolis geheißen haben soll, ist eine Stadt von recht nobiem Aussehen. Obwohl unregelmäßig gebaut, wie alle alten Städte, sind die Gassen doch nicht so winklich krumm und enge, wie in andern großen Städten Spaniens. Man sieht es der Stadt an, daß sie nicht von den Arabern angelegt noch lange von ihnen beherrscht worden ist; doch erinnern noch immer einige hufeisenförmig gestaltete Thorwege in den ältern Stadttheilen an die einstige Herrschaft des Halbmondes. Die Gassen sind, obwohl sie ein sehr schlechtes Pflaster besitzen, ziemlich reinlich, aber mit Ausnahme weniger sehr todt, da die Bevölkerung von Pamplona bedeutend abgenommen hat. Während dieselbe nämlich der Größe der Stadt nach zu urtheilen mindestens 30000 Seelen zählen müßte, beläuft sie sich in Wahrheit bloß auf 16,000. Das Sehenswertheste von Pamplona sind die Kathedrale, der Constitutionsplatz, die Promenaden und die Citadelle. Erstere steht an der höchsten Stelle der Stadt und ist eine äußerlich in florentinischem Styl erbaute Kreuzkirche mit einer schönen, mit zwei ganz gleichen Glockenthürmen geschmückten Façade. Das Frontispiz d e s Kirchhauses schmücken zwei kolossale betende Engel von weißem Marmor. Durch einen von acht korinthischen Säulen getragenen Porticus tritt man in das Innere, welches aus drei Schiffen von gothischer Bauart besteht. Die Kirche ist nicht sehr groß und bietet im Innern wenig Sehenswerthes dar. Doch sind zwei Kunstdenkmäler, die mich fesselten, der Beachtung werth. Dieß sind das sehr schöne, in weißem Marmor ausgeführte und mit prächtigen Basreliefs verzierte Grabmonument eines italienischen Grafen, eines Generals des Königs Karl III von Spanien, und das einen Heiligen darstellende Altargemälde in der Seitencapelle links vom Hochaltar, dessen Autor man mir nicht zu nennen wußte. Außer jenem Krieger liegen in diesem Dome auch noch der König Karl III von Navarra, dessen Urgroßvater Johann von Frankreich und des letztern Gemahlin, Leonora von Castilien, begraben. Die Erbauung der Kathedrale stammt allem Anschein nach aus sehr verschiedenen Epochen. Aeußerlich sieht sie ziemlich neu aus, während das Innere ein hohes Alter verräth, denn die kleinen gothischen Fenster bewahren noch einige sehr unvollkommene, offenbar aus der ersten Zeit der Glasmalerei herrührende Glasgemälde. Wahrscheinlich mag ursprünglich die ganze Kirche gothisch gewesen und im 9ten Jahrhundert nach der Vertreibung der Mauren erbaut worden seyn, wo der Bischofsitz von Pamplona, der aus einer viel frühern Zeit datirt, wieder hergestellt wurde. Pamplona rühmt sich nämlich die erste Stadt Spaniens gewesen zu seyn, welche das Licht des Evangeliums empfing. Ihr erster Bischof soll der heilige Fermin, ein Schüler des heiligen Saturninus, der wohl in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung gelebt haben mag, gewesen seyn. Aus diesem Grunde ist Fermin ein sehr gewöhnlicher Mannsvorname in Pamplona, ja in ganz Navarra, und es wird am Tage des Heiligen ein großer Jahrmarkt gehalten, der zu den wichtigsten und besuchtesten Messen Spaniens gehört.

Nächst der Kathedrale ist das bemerkenswertheste Bauwerk von Pamplona der neue Gouvernementspalast, ein sehr schönes, imposantes, in römischem Styl ausgeführtes Gebäude, welches seiner Vollendung noch entgegensieht und an derselben Stelle stehen soll, wo sich einst die Zwingburg der alten Könige von Navarra erhob. In diesem Palast befindet sich auch das Theater, welches ziemlich geräumig und recht elegant decorirt ist. Der Gouvernementspalast bildet die östliche Seite der Plaza de la Constitucion, eines ziemlich regelmäßigen Vierecks von enormer Größe, das rings von stattlichen, mit mehrern Balconreihen gezierten Häusern umschlossen und in seiner Mitte mit einem hübschen Brunnen geschmückt ist. Nahe dabei befindet sich die Esplanade, woselbst die Promenade beginnt, die sich innerhalb der Wälle um den östlichen, südlichen und westlichen Rand der Stadt herum bis zur Puerto de Francia erstreckt. An dieser Promenade liegen die hübschesten und modernsten Häuser von Pamplona, die Plaza de Toros und die beiden Hotels, wo die Diligencen zu halten pflegen. Den anmuthigsten Theil der Promenade bildet die am westlichen Rande der Stadt gelegene Taconera. Dieß ist ein großer, mit schattigen Ulmenalleen und steinernen Ruhebänken geschmückter Platz, in dessen Mitte sich ein recht hübscher, wiewohl in steifem, altväterischem Geschmack angelegter, mit Fontainen, chinesischen Pavillons, Vogelhäusern u. dgl. m. gezierter

Blumengarten befindet. Hier ergeht sich die elegante Welt von Pamplona in den Morgenstunden, um sich an der Frische des Baumschattens zu erlaben und die Aussicht zu genießen, während in den spätern Nachmittagsstunden bis zum Beginne des Theaters der östliche in der Nähe des Constitutionspalastes befindliche Theil der Promenade der Hauptturmmelplatz der „guten Gesellschaft" zu seyn pflegt. Da meine Anwesenheit in Pamplona gerade auf einen Sonntag fiel, so waren beide Promenaden sehr zahlreich besucht, und ich bemerkte daselbst manch liebliches, vom schwarzen Schleier der Mantille graziös umrahmtes Oval, welches den schlechten Eindruck, den mein Entrée in Pamplona und besonders mein Quartier auf mich gemacht hatte, wieder etwas verwischte. Die Promenaden von Pamplona sind namentlich der schönen Aussicht wegen anziehend. Am schönsten ist die Aussicht von den westlichsten Partien, wo man den größten und fruchtbarsten Theil der Ebene von Pamplona überschaut. Diese Aussicht muß man in den Morgenstunden genießen, weil dann die hohen, zackigen Gebirge, welche die Ebene gegen Westen und Norden begränzen und sich zwischen Navarra, Alava und Guipuzcoa erheben, am malerischsten beleuchtet sind. Von den Wällen der entgegengesetzten Seite, wo es leider keinen Spaziergang gibt, hat man ebenfalls eine sehr schöne Aussicht über das anmuthige, mit Mühlen und Gehöften besäete Argathal und auf die Vorberge der Pyrenäen: doch bieten letztere bei weitem kein so großartiges Bild dar, wie die steilen bizarr geformten Felsenberge des cantabrischen Gebirges. Hätte übrigens Pamplona nicht diese Gebirgsansichten, so wäre die Aussicht von seinen Promenaden und Wällen keineswegs sehr anmuthig, denn die Ebene, ja selbst die nächsten Umgebungen der Stadt sind, das flache Thal des Arga ausgenommen, nichts weniger als schön zu nennen. Es fehlen nämlich der Ebene von Pamplona zwei landschaftliche Hauptreize, nämlich Bäume und freundliche Ortschaften: die Bäume sind nur sehr spärlich vorhanden und die Ortschaften haben ein so fahles Ansehen, daß sie die Landschaft eher entstellen als zieren. Wenn die Saaten grün sind, wie es bei meiner Anwesenheit noch der Fall war, mag es gehen, nach der Ernte dagegen muß die Ebene von Pamplona einen sehr düstern Anblick darbieten.

Pamplona ist, wie ich schon erwähnt habe, eine Festung. Die Werke, welche die Stadt selbst umgeben, bestehen zum Theil bloß aus alten Mauern, und haben deßhalb nicht viel zu bedeuten. Sehr fest dagegen ist die an der südlichen Seite der Stadt auf einer flachen Anhöhe gelegene Citadelle, welche zu den Hauptschlüsseln Spaniens gehört. Sie wurde unter Philipp II erbaut, bildet ein regelmäßiges Fünfeck und soll viele Sehenswürdigkeiten enthalten. Ich habe sie nicht besuchen können, da mir meine beschränkte Zeit nicht erlaubte, mir einen Erlaubnißschein vom Generalcommandanten der Provinz zu verschaffen, ohne welchen keine Civilperson eingelassen wird.

(Schluß folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Dritter Theil.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am folgenden Morgen wurde die Amnestie unter Begleitung von Militärmusik in den Straßen verkündet. Die Consulate leerten sich beinahe gänzlich; allein keiner der auf die Schiffe Geflüchteten wagte es, vor drei bis vier Tagen ans Land zu kommen, und sie thaten dieß erst, nachdem sie gewissenhaft mit sich darüber zu Rathe gegangen, daß sie sich in den letzten zehn Monaten weder durch Gedanken, noch Worte, noch Handlungen, noch im Versäumniß gegen Soulouque vergangen; dieser hatte es in der That so verstanden, daß die Amnestie sich auf Port-au-Prince und einzig auf die Ereignisse des Sonntag beschränke. Um seine Rechte in dieser Beziehung genau festzustellen, hatte er unverzüglich nach seiner Unterredung mit Herrn Raybaud den Befehl gegeben, den früheren Minister und Senator David Troy und mehrere zu derselben Zeit mit ihm festgenommene andere Notabilitäten zu richten, das heißt, sie zum Tode zu verurtheilen. Die Familie und die Freunde des Herrn David Troy beschworen Herrn Raybaud, für denselben um Gnade zu bitten; die schwache Saite der Sanftmuth, welche Herrn Raybaud schon zweimal anzuschlagen gelungen, war so gewaltig gespannt worden, daß eine abermalige Zumuthung ihr Reißen zur Folge gehabt hätte. Zeitgewinn war die einzige sich darbietende Möglichkeit. Herr Raybaud ließ sofort den obersten Geistlichen kommen und veranlaßte ihn, dem Präsidenten, bei welchem er leicht Zutritt hatte, begreiflich zu machen, wie es bei den christlichen, bei den civilisirten Nationen nicht Gebrauch sey, die Verurtheilten während der Charwoche, oder gar am Freitag hinzurichten; dieser Tag war nämlich hiezu bestimmt. Dieß hieß noch einmal die empfindliche Saite berühren: Seine Excellenz versprach, David Troy erst nach Ostern hinrichten zu lassen, damit man, wie er sich ausdrückte, sehe, daß Hayti eine civilisirte Nation sey.

Einer der Geächteten auf der Ausnahmeliste, der frühere Minister Féry, war von den französischen Matrosen aufgenommen worden. Sieben andere erreichten allmählich die Corvette. Den acht übrigen, den HH. Preston, früherem Präsidenten der Repräsentantenkammer, Banse, Senator, einer der ehrenwerthesten Charaktere des Landes, dem Kaufmann Margron, wohlbekannt wegen des blinden Hasses, den er bisher bei jeder Gelegenheit gegen den französischen Namen bewiesen, und endlich Blackhurst, dem Gründer und Director der Posten der Republik, war es gelungen, unter verschiedenen Verkleidungen nach dem französischen Consulate zu gelangen. Einer von ihnen war verfolgt worden, und das Consulat wurde auf Bellegarde's Befehl in anständiger Entfernung eingeschlossen; auf die erste Bitte des Consuls befreite ihn der Präsident von dieser wenigstens lästigen Anordnung. Obwohl das Hotel bei Nacht fortwährend durch beträchtliche Streitkräfte beobachtet wurde, konnten die vier Geächteten, Dank der Aufopferung des Capitän Galland von dem Schiffe Triton, welcher sie Nachts mitten in den Sümpfen erwartete, doch die Danaide erreichen.

Alles dieß wäre indeß beinahe noch in Frage gestellt worden. Am 21sten brach in dem Hofe des Palastes eine wahre Militärmeute aus; die, wie man sagte, von Similien heimlich bearbeiteten Truppen der Garde zogen über die Amnestie los und verlangten als Lohn die Plünderung. Der Präsident wurde nicht mehr Herr darüber, und bald hatte der panische Schrecken seinen Höhepunkt erreicht. Die Corvette warf mehr in der Nähe Anker, eine Maaßregel, welche man kluger Weise für die äußerste Noth aufgeschoben, und der französische Consul ließ seine Archive und seine Flagge nach einem einzelnstehenden, vor Feuersbrunst gesicherten und nahe an dem Meere gelegenen Hause bringen. Als Soulouque dieß erfuhr, sandte er augenblicklich den Platzcommandanten zu Herrn Raybaud, um diesen zu benachrichtigen, daß zu Beruhigung der Gemüther Maaßregeln getroffen werden sollten, und kurz darauf wurde eine Proclamation verkündigt, welche jedem das Recht gab, denjenigen auf der Stelle zu tödten, der beim Plündern oder dem Anlegen von Feuer betroffen würde. Der Präsident ging drei Tage später nach dem Süden ab und ließ die Stadt unter dem wenig versprechenden Schutze von Bellegarde und Similien. Die ersten Tage vergingen unter tödlicher Angst, dann folgte Staunen auf den Schrecken und zuletzt war Dankbarkeit das herrschende Gefühl. Eine ganze Woche war ohne Mord, ohne Plünderung, ohne Feuersbrunst verstrichen! Sey es, daß Similien, dem ein großer Theil der von Soulouque mitgenommenen Garde fehlte, den Schritt nicht wagte, sey es in Folge eines Gegenschlages der geheimen Eifersucht, welche schon zwischen dem früheren und dem neuen Günstlinge eingetreten war, Port-au-Prince genoß gerade zu derselben Zeit, wie Paris, die Wohlthaten der Ordnung durch die Unordnung. Bellegarde, welcher acht Tage zuvor der Schrecken der Bürger gewesen, war ihr Liebling geworden. Man wußte ihm unendlichen Dank für

das Unheil, das er nicht angerichtet und nicht hatte anrichten lassen, und am 3 Mai dankte ihm hiefür eine warme Adresse von Notabeln.

Soulouque, nicht zufrieden, daß er von dem Geist des Propheten Acaau erbte, wollte auch seine Armee erben. Ehe er Port-au-Prince verließ, war es Soulouque eingefallen, obwohl er drei- bis viermal so viel Streitkräfte mit sich führte, als er zu Unterwerfung der Rebellen nöthig hatte, einen Aufruf an die Piquets ergehen zu lassen. Ihre Führer waren ein früher zu einer Zuchthausstrafe verurtheilter Jean Denis, einer der wildesten Plünderer, welche das Vaterland von Jeannot und Biassou geboren, und ein gewisser Pierre Noir, ein philosophischer Räuber, der, nachdem er Städte erobert und ihnen ein Lösegeld auferlegt, es verschmähte, den selbst angenommenen Titel „Capitän“ gegen die höchsten Stellen in der Armee einzutauschen. Im Jahre 1847 drohte der Commandant einer englischen Fregatte, die Stadt Cayes zu beschießen, wenn man ihm für die einem seiner Officiere durch die Bande von Pierre Noir angethane Beschimpfung Genugthuung verweigere. Pierre Noir setzte sich direct mit ihm in Verbindung und sagte: „Sie wollen die Stadt in Brand stecken? Auf welcher Seite werden Sie beginnen, ich kann sodann auf der anderen anfangen?“ Die Sache ist schneller abgethan.“

Pierre Noir begann damit, daß er die Stadt Cayes, welche sich sehr ruhig verhielt, besetzte, die Missethäter in den Gefängnissen frei ließ und statt ihrer die vornehmsten Mulatten einsperrte. Jean Denis zog nach Aquin und Cavaillon, welche von dem 5—600 Mann starken Gros der Rebellen besetzt waren, und schlug diese bei dem ersten Zusammentreffen in die Flucht; der größere Theil der Besiegten floh in die Berge, wo viele später umkamen. Einhundert neun und achtzig Schwarze aus der wohlhabenden Classe, welche Partei für die Mulatten genommen hatten und nunmehr in der Hoffnung die Waffen streckten, ihre Farbe würde ihnen wenigstens das Leben retten, wurden geknebelt und in diesem Zustande bis auf den letzten Mann ermordet, damit das Wort Acaau's und seines Propheten erfüllt würde: reicher Neger, Mulatte. Voltaire Castor erdolchte deren siebzig mit eigener Hand; diese Vorsicht der Piquets war wenigstens überflüssig, denn die in den verdächtigen Gemeinden niedergesetzten Militärcommissionen tödteten ebenso schnell und ebenso sicher. Zu Miragoane, seiner ersten Station, fing der Präsident damit an, daß er nebst einigen andern seinen eigenen Adjutanten, den Oberst Desbrosses, Verwalter dieser Stadt, erschießen ließ. An demselben Tage waren zu Aquin der Divisionsgeneral Lelièvre, zwei Obersten und zwei Capitäne, zu Cavaillon der Abgeordnete Lamarre und der Oberst Suire hingerichtet worden; dreißig anderen Verurtheilten war es gelungen sich durch die Flucht zu retten. Der General Lelièvre, den man im Todesurtheil als das Haupt der Insurrection bezeichnet, war ein gelähmter Greis; er mußte durch Krüken sich aufrecht halten, um erschossen werden zu können. Zu gleicher Zeit waren zu Cayes ein anderer beinahe achtzigjähriger Greis, der Oberst Dandlas, früher Maire und Chef des ersten Handlungshauses der Stadt, der Senator Edouard Hall und ein Dutzend höherer Officiere verurtheilt worden, von denen wenigstens einer, der Oberst Saint-Surin, thätigen Antheil an der Leitung der Bewegung genommen hatte. Der Präsident gab den Befehl, die Hinrichtung bis zu seiner am 9ten erfolgenden Ankunft aufzuschieben; Dandlas aber und zwei seiner Gefährten wurden den Tag zuvor von den Piquets ermordet. Soulouque schien bei seiner Ankunft sehr verletzt, nicht wegen dieses Mordes, sondern wegen des Ungehorsams der Piquets, und um diese nach seiner Art zu bestrafen, schenkte er den übrigen Verurtheilten das Leben. Ihre Strafe wurde in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt, und am anderen Tage sah man sie mit vierzig andern Unglücklichen, zwei und zwei zusammengekettet, durch die Straßen von Cayes gehen, wo sie unter dem Stocke der Schwarzen den Koth wegschafften. Die Opfer dieses gräßlichen Machtspruches waren weder direct noch indirect bei dem Aufstande betheiligt gewesen. Die Klage der Schwarzen, welche entweder ihre persönlichen Feinde oder ihre Schuldner waren, hatte sie einzig und allein in diese Lage gebracht.

Nicht zufrieden, daß er einen Act der Autorität der Bande von Pierre Noir gegenüber durch die Verweigerung von sechzig Köpfen ausgeübt, wollte Soulouque sie abdanken. Er richtete daher an die Nationalgarde (officieller Euphemismus für die Piquets) eine Proclamation, worin er ihnen sagte: „Ihr habt Euch des Vaterlandes würdig gezeigt! Nachdem jetzt der Frieden wieder hergestellt ist, kehret zurück zu Eurem Herde, überlasset Euch dort edlen und nützlichen Beschäftigungen und ruht aus von Eueren Strapatzen.“ Hierauf antworteten die Piquets, sie wünschen nichts sehnlicher als von ihren Strapazen auszuruhen, man bezahle aber die Leute, wenn man sie fortschicke. Soulouque glaubte, mit noch einigen Danksagungen sich ihrer entledigen zu können; die Piquets waren nicht zufrieden. Soulouque zog nun den Schluß, die Ehre sey ihnen theurer als Geld, und so fiel zum großen Mißfallen der Armee, welche dadurch zurückgesetzt wurde, ein wahrer Platzregen von Beförderungen auf die Banditen. Die afrikanische Eitelkeit der Piquets begnügte sich mit dieser Lockspeise trotz des Mißbrauches, den Perrot und selbst Acaau damit getrieben. Acht Tage lang sah man in den Straßen von Cayes nichts als Hahnenfedern, worauf die Banditen, dießmal in drohendem Tone, riefen: N'a pas nous, non, ya prend dans piège cilala encore! (Uns fängt man nicht mehr in dieser Falle!) Man muß sagen, daß seit ihrem Siege von Cavaillon ihre Zahl sich bedeutend vermehrt hatte. Zuletzt erklärten sie, sie wollten erstens für jeden fünf Stücke[1] gut angebautes Feld, welche man von dem Eigenthume der Mulatten nehme; zweitens verlangten sie Häuser in der Stadt für ihre Officiere.

Als die Rädelsführer in Port-au-Prince erfuhren, daß Soulouque über diese Forderungen berathen ließ, statt daß er mit Kanonenschüssen darauf antwortete, stellten sie, welche durch Bellegarde kurze Zeit in Respect erhalten wurden, ihr Ultimatum vom 9 April auf und fügten von Zeit zu Zeit einige Artikel hinzu, neben welchen die Forderungen der Piquets die reine Mäßigung waren. In ihrem Programm, an dessen Annahme sie die Rückkehr Soulouque's in seine Hauptstadt knüpften, forderten Similien's Freunde (außer der Dictatur, der einfarbigen Fahne und der Absetzung der letzten angestellten Mulatten): die Plünderung der Magazine der Mulatten, die Confiscation jedes in deren Besitze befindlichen zweiten Hauses, dreißig von ihren Köpfen, die Verbannung der großen Mehrzahl und, wohl zu beachten, die von vierzig schwarzen Generalen, unter welchen der Name ihres alten Freundes Bellegarde figurirte, der entschieden reactionär geworden war. Similiens Freunde verlangten noch weiter, daß der Staat, d. h. Soulouque, sich des Monopols der Ausfuhr von Erzeugnissen bemächtige und die Schuld gegen die zu entschädigenden Franzosen für nichtig erkläre, „in Betracht, sagten sie, daß diese Schuld von Mulatten eingegangen worden, welche seither entweder verbannt, oder für Verräther an dem Vaterlande erklärt worden seyen, und die mit Agenten eines Königes unterhandelt, welcher nicht mehr existire.“ Erinnert man sich, daß dieß im Frühjahre 1848 vorging, und daß Similien's Freunde nicht lesen konnten, was gewiß jeden Verdacht der Nachahmung entfernt, so möchte es schwer seyn, die Allgegenwart der demokratischen und socialen Cholera in Abrede zu ziehen.

Zeugniß für die Wahrhaftigkeit Mungo Parks. Der Missionär Fox hat kürzlich einen Abriß der Geschichte der Missionen am Gambia herausgegeben und bemerkt darin unter anderem: „ich kenne die meisten Orten am Gambia, welche M. Park beschrieben hat, so gut als ein Handelsreisender die Städte Englands, und ich sehe es als einen Act der Gerechtigkeit gegen diesen großen Reisenden an, zu erklären, daß seine Beschreibung von Städten und Dörfern, von Königen und Königreichen, Eingebornen und ihren Sitten so wunderbar richtig sind, daß, wie ich glaube, niemals eine treuere Schilderung dieses Landes gegeben wurde, als sich in den wohlbekannten Reisen des Schotten Mungo Park findet.“

[1] Carreaux: so viel als 16 Arpens

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 102 29 April 1851.

Ibrahim der Jude von Tunis.[1]

Im Jahre 1836 starb ein Jude in Algier und hinterließ seine Familie, die aus der Mutter, einem Sohne und zwei Töchtern bestand, in großer Armuth. Nach dem Leichenbegängnisse verkaufte der Sohn, welcher Ibrahim (Abraham) hieß, die geringen Habseligkeiten des Vaters, übergab den Erlös derselben seiner Mutter und seinen Schwestern und empfahl sie der Mildthätigkeit eines entfernten Verwandten. Er selbst verließ Algier und begab sich nach Tunis, in der Hoffnung hier sein Glück zu machen, oder wenigstens seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Dort ging er mit seinem Heimathsscheine und Passe zu dem französischen Consul und bat diesen um Erlaubniß unter seinem Schutze als Eseltreiber sich beschäftigen zu dürfen. Diese Erlaubniß erhielt Ibrahim ohne Schwierigkeit und er trat nun in den Dienst eines Mannes, welcher Esel zum Wassertragen oder Reiten vermiethete. Ibrahim war zwar ein sehr hübscher junger Mann und von feinem Benehmen, aber er wurde fast nur zu den allergröbsten Arbeiten im Stalle gebraucht, weil seine Kleider so zerlumpt waren, daß er sich nicht gut sehen lassen konnte, so arm war er. Indeß wurde er zuweilen mit den Wasserschläuchen in die ärmlichsten Stadttheile geschickt, und als er nun eines Tages seinen mit Wasser beladenen Esel durch eine enge Gasse trieb, kam ihm eine Schaar Frauen entgegen, die, wie in Tunis gewöhnlich, auf Eseln mit prachtvollen Schabracken bedeckt ritten. Er drängte sich an die Seite um sie vorbei reiten zu lassen, aber in demselben Augenblicke kam ein Zug Kameele ihnen entgegen und es entstand Gedränge und Verwirrung, dabei verschob sich der Schleier einer der Frauen und Ibrahim erblickte ihr reizendes Gesicht. Bald hatte er ausgeforscht, daß die Schöne eines reichen Juden Tochter war und Rebecka hieß. Jetzt wurde Ibrahim nur von dem einzigen Gedanken beherrscht so reich zu werden, daß er Rebecka zur Frau erhalten könne. Kaum hatte er ein bißchen Geld erspart, so kaufte er sich dafür bessere Kleider, und nun wurde er zuweilen ausgeschickt um die Reitesel zu vermiethen. Zufällig war Rebecka eine der ersten, welche seinen Esel miethete um mit ihren Dienerinnen nach dem Laden eines Kaufmanns zu reiten; bei dieser Gelegenheit verschob sich Rebecka's Schleier wiederum aus Zufall oder Koketterie; so hatte Ibrahim wieder Gelegenheit das himmlische Gesicht zu sehen, und Ibrahims Figur, sowie sein leidenschaftlich glühender Liebesblick mißfielen ihr keineswegs. Von da an begleitete er sie häufig bei ihren Ritten, und ihm wurde gar oft gestattet unter ihren Schleier zu sehen. Ibrahim entzog sich jetzt fast die nöthigste Nahrung und ersparte dadurch nach einiger Zeit so viel Geld, um sich einen Esel anzuschaffen. Nach und nach war er im Stande deren mehrere zu kaufen und Knechte zu halten, und als er endlich glaubte wohlhabend genug zu seyn, suchte er Rebecka's Vater auf und bat, ihm die Tochter zur Frau zu geben. Allein der Vater und die Familie, welche ihn nicht für reich und angesehen genug hielten, wiesen ihn mit Verachtung zurück, und nur Rebecka ließ durch ihre alte Amme ihm sagen, daß sie die Meinung der Familie nicht theile. Dadurch wurde Ibrahim immer mehr in seinem Entschlusse gestärkt sie zu heurathen. Er zog nun einen Zauberer zu Rath und der befahl ihm nach Algier zurückzukehren, und dort das erste Anerbieten, sey es was es wolle, anzunehmen, welches ihm gemacht werde, nachdem er dorthin gekommen sey, weil er dadurch Reichthum und seines Herzens Wunsch erlangen werde. Ohne Zeitverlust verkaufte Ibrahim seine Esel und reiste nach Algier, wo er bis zum späten Abend in den Straßen auf und abging und das ihm prophezeihete geheimnißvolle Anerbieten erwartete, welches aber nicht kommen wollte.

Indeß hatte eine etwas ältliche, aber reiche Wittwe eines französischen Ingenieurofficiers ihn bemerkt und eine ihrer Dienerinnen ausgesandt um zu erfahren wer er sey und wo er wohne. Diese ließ nun Tags darauf ihn ersuchen zu ihr zu kommen, und wurde von seinem Anstande und Benehmen noch mehr als von seiner Schönheit entzückt. Kurz, die Französin machte ihm den Vorschlag sie zu heurathen, worauf sie ihm einen bedeutenden Theil ihres Vermögens schenken wolle. Das war nun freilich nicht die Art und Weise, wie Ibrahim gehofft hatte sein Glück zu machen, aber ihm fiel die Prophezeihung des Zauberers ein, und er nahm das Anerbieten an. Ein Jahr lang lebte Ibrahim mit seiner Frau in großem Glanz und anscheinend glücklich, dann gab er vor wegen nothwendiger Geschäfte nach Tunis reisen und dort einige Zeit sich aufhalten zu müssen. Die Frau war ihm darin nicht zuwider, und hatte nur den Wunsch ihn zu begleiten, um nicht allein zu seyn; aber dem widersetzte er sich, und mit einer hübschen Summe Geldes versehen, reiste er allein fort.

In Tunis ging er wieder zu dem französischen Consul, der über seine jetzige, so sehr veränderte Erscheinung nicht wenig überrascht war. Der arme zerlumpte Jude trug jetzt eine Jacke von geblümter Seide mit Gold durchwirkt, eine Schärpe von kostbarem Seidenstoff als Gürtel, weite Beinkleider von feinem Tuch, Stiefel von rothem Saffian und einen Caschmirshawl von bunten Farben um den Kopf gewickelt; sein Bart hing sorgfältig gepflegt

[1] Diese an die Abenteuer in „Tausend und Eine Nacht" erinnernde kleine Erzählung ist nach der Versicherung des französischen Consuls Gaspari in Tunis, welcher solche einem Freunde mitgetheilt hat, durchaus wahr.

bis auf die Brust herab, ein Dolch mit Edelsteinen besetzt, baumelte am Gürtel, und ein übergeworfener feiner Burnus drapirte malerisch seine hübsche Figur, während dadurch die kostbare Tracht verhüllt wurde, welche den Vorschriften in Tunis zuwiderlief, die den Juden nur dunkle Gewänder erlauben.

Ohne Zeitverlust begab er sich nach Rebecka's Hause und brachte wieder seinen Heurathsvorschlag vor, denn er fand sie unverheurathet, und diessmal mit besserem Erfolge als früher, denn er sah jetzt aus wie ein reicher und bedeutender Mann, und der nachlässige Prunk mit seinen Kostbarkeiten that seine gehörige Wirkung. Da er früher in Tunis eines guten Rufes sich erfreut hatte, so nahm man an, daß er diesen auch jetzt noch habe, und fragte nicht auf welche Weise er seinen Reichthum erworben habe, sondern verheurathete ihn mit Rebecka. Es vergingen sechs Monate, da kamen aus Algier Nachfragen nach Ibrahim zu dem französischen Consul, weil seine Frau über die längere Abwesenheit ihres Mannes beunruhigt war. Der Consul ließ Ibrahim zu sich rufen und theilte ihm mit, was er vernommen hatte. Zuerst wurde Ibrahim verlegen, dann heftig und läugnete in den stärksten Ausdrücken, daß er eine andere Frau habe, als Rebecka, er räumte jedoch ein, daß die Französin in Algier sich in ihn verliebt, ohne gesetzliche Ansprüche an ihn zu haben. Der Consul wußte nicht was er dazu sagen sollte, denn Ibrahims Papiere waren in bester Ordnung, er hatte früher in Tunis sich musterhaft betragen, und für die von ihm geläugnete Heurath in Algier lag gar kein Beweis vor. Hätte Ibrahim nur etwas Geistesgegenwart gehabt, so würde er ohne Schaden weggekommen seyn, denn in diesem Lande der Vielweiberei hätten seine zwei Frauen keinen großen Scandal verursacht, obgleich die eine sogar eine Europäerin war. Seine Lage war nur etwas verwickelt und schwierig, aber keineswegs desperat; indeß schien er, nachdem er das Haus des Consuls verlassen hatte, von einer unerklärlichen panischen Furcht ergriffen und fast verrückt geworden zu seyn. Ihn beherrschte von jetzt an die fixe Idee, daß er vom Schicksal getrieben werde, die arme Rebecka zu ermorden. Um dieses auszuführen, traf er mit großer Ueberlegung alle seine Vorbereitungen; dabei aber veranlaßten Fanatismus und Aberglaube, welche in seinem Charakter ebenso wie bei vielen ähnlichen Charakteren des Orients vorherrschend erscheinen, daß er beschloß dem Zufall anzuvertrauen ihr Leben zu retten, denn in seiner geistigen Verwirrung scheint er den Gedanken nicht verloren zu haben: es könne der Wille der Vorsehung seyn sie am Leben zu erhalten. Er vertraute seinen Plan dem Capitän eines griechischen Schiffs, und brachte durch reiche Geschenke diesen dahin ihm Beistand zu leisten; zugleich erzählte er daß er nach Algier reisen wolle, um dem lächerlichen Gerüchte, welches über ihn verbreitet und den Ansprüchen seiner dortigen angeblichen Frau ein Ende zu machen. Er schiffte sich auch wirklich mit Rebecka, aber ohne alle Dienerschaft, auf dem griechischen Schiffe nach Algier ein. Als Rebecka in die Cajüte trat, fiel ihr Blick auf einen sonderbar aussehenden schwarzen Kasten der dort aufrecht stand und sie wurde sehr neugierig was solcher enthalte. Der schwarze Kasten war so hoch und groß daß ein Mensch darin sitzen konnte, und da die Thür desselben offen stand, so sah sie, daß der Kasten inwendig mit dickem Baumwollenzeuge ausgefüttert war und ein kleiner kupferner Krug mit Wasser gefüllt und ein großes Brod darin stand. Indem sie diese Dinge verwundert betrachtete, trat Ibrahim mit dem Capitän in die Cajüte; ohne ein Wort zu sagen, stand Ibrahim hinter ihr, hielt mit der einen Hand ihren Mund zu, wickelte mit der andern ihren Kopf fest in ihren Schleier und schob sie mit Hülfe des Capitäns in den Kasten, dessen Thür dann rasch zugemacht und fest verschlossen wurde. Dann hoben beide den Kasten auf, trugen ihn auf das Verdeck und ließen ihn über die Schiffswand in das Meer gleiten. Der Kasten, in dessen Thür Löcher gebohrt waren, war stark und wasserdicht und so gemacht, daß er schwamm wie ein Kahn. Unterdessen setzte das Griechenschiff seinen Lauf nach Algier fort, und die Mannschaft hatte entweder nicht bemerkt was Ibrahim und der Capitän vorgenommen, oder, was wohl das Wahrscheinlichste ist, sie waren für ihr Stillschweigen bezahlt; so viel ist gewiß, die Matrosen hatten sich um die Sache gar nicht bekümmert. Am folgenden Morgen bemerkte man auf dem französischen Dampfschiff Panama, welches nach Tunis fuhr, daß vor ihm etwas, einem kleinen Kahne ähnliches umher treibe; diesen Gegenstand zogen sie aus dem Meere, als solcher an die Spitze ihres Fahrzeugs antrieb, und hörten zu ihrem Schrecken ein leises Gewimmer daraus ertönen. Sogleich wurde der Kasten aufgebrochen und darin fand man die unglückliche Rebecka halb todt vor Angst und Erschöpfung. Als sie sich so weit wieder erholt hatte, daß sie sprechen konnte, erzählte sie dem Capitän des Dampfers, wie sie in diese schreckliche Lage gekommen sey, und dieser eilte nun raschen Laufs nach Tunis. Dort schickte der französische Consul ohne Zeitverlust Rebecka mit ihren Eltern und Verwandten auf einem schnellfahrenden Dampfboote nach Algier, und übergab ihnen eine Depesche an den Gouverneur, welche einen kurzen Bericht über die ganze Begebenheit enthielt. Das Dampfboot kam vor dem griechischen Schiffe nach Algier, und als letzteres in den Hafen fuhr, befahl der wachhabende Officier dem Capitän und Ibrahim ihm zu folgen. Ein paar Minuten später stand Ibrahim vor seinem Schlachtopfer, und um die Verwicklung noch zu vergrößern, erschien seine französische Frau gleich darauf im Hause des Gouverneurs, weil sie vernommen hatte, daß ein Dampfboot mit Nachrichten aus Tunis vor kurzem angekommen sey. Im ersten Augenblicke war Ibrahim wie vernichtet, bald aber gewann seine fixe Idee die Oberhand in ihm und er gestand sein Verbrechen offen ein. Dann wandte er sich an Rebecka mit den Worten: „Ich übergab dich dem Meere, denn ich dachte es könne der Wille der Vorsehung seyn daß du gerettet werden solltest. Wärst du gestorben, so war es die Bestimmung deines Geschicks, aber du bist gerettet und ich bin verloren."

Beide Frauen vergossen heftige Thränen, und ihre natürliche Eifersucht gegeneinander verschmolz jetzt in dem Wunsch, den Geliebten vor den unausbleiblichen Folgen seiner wahnsinnigen That zu schützen. Rebecka versuchte ihre frühere Angabe zurückzunehmen und flehete ihre Eltern und Verwandten an ihrer Rache zu entsagen. Die Französin bemühete sich, die Behörden von Algier zur Begnadigung Ibrahims zu bewegen; alles aber vergebens, denn die unversöhnlichen Verwandten Rebecka's verlangten Bestrafung. Ibrahim wurde zu 20jähriger Galeerenstrafe verurtheilt, und ist jetzt im Bagno zu Toulon, wo auch der griechische Capitän seine Strafe verbüßt. Nur der Zauberer in Tunis treibt ungestört sein früheres Handwerk noch immer fort, wie wir fürchten müssen.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

4. Wanderungen durch Navarra.

(Schluß.)

Schon am Morgen des 17 Junius verließ ich die Hauptstadt Navarra's wieder, da mir daran gelegen war, möglichst

rasch nach Hocharagonien zu kommen, wo ich längere Zeit zu verweilen beabsichtigte. Ich folgte anfangs der nach Zaragozo führenden aragonesischen Heerstraße, vertauschte sie aber bald mit einer andern Chaussee, welche bis an die Gränze Hocharagoniens geht und das südöstliche Navarra durchschneidet. Die Gegend ist ziemlich öde und wüst. Gleich hinter der Citadelle beginnen nämlich unabsehbare sumpfige kurzbegraste Weiden, die von fern gesehen fast schwärzlich gefärbt erscheinen. Diese Weiden, welche der Bäume und mit Ausnahme einiger niedrigen Dornensträucher auch des Gebüsches gänzlich entbehren, bedecken beinahe den ganzen südöstlichen Theil des Plateau's von Pamplona und ziehen sich, allmählich sanft emporsteigend, zwischen zwei kahle Bergketten hinein, welche das Plateau gegen Osten und Süden begränzen, und endlich oberhalb des Dorfes Monreal mit einander verschmelzen. Das Gebirge besteht aus Mergel und Sandstein, der Boden ist dürr und der Vegetation nicht günstig. Das Land liegt daher meist brach und wüst, und ist wie man sich denken kann, nur sehr spärlich bevölkert. Einige wenige elende und kahle Dörfchen, die hie und da an den dürren Abhängen der Berge liegen, von deren grauem Boden sie sich kaum unterscheiden, und zwei bis drei armselige Ventas sind von Pamplona bis Monreal auf eine Strecke von fünf Stunden Weges alles, was man vom Daseyn des Menschen bemerkt. Bevor man in jenes öde Thal eintritt, durch welches die Straße nach Monreal emporsteigt, zeigt sich zur Rechten am Fuße der Berge ein langer, von 97 Bogen getragener Aquäduct, dessen Bestimmung mir unbekannt ist.

Es war schon gegen Mittag, als wir halb verschmachtet vor Hitze und Durst zu einer Venta gelangten. Pferde wie Menschen bedurften der Erholung und Erfrischung, hatten sich aber umsonst gefreut, denn das schon von außen jämmerlich aussehende Wirthshaus, dessen Thüre verschlossen war und erst nach längerem Klopfen von einer schmutzigen Magd geöffnet wurde, die mürrisch nach unserm Begehren fragte, enthielt in seinem Innern nicht einmal Futter für die Pferde, geschweige denn Lebensmittel für die Menschen. Der Wirth befand sich, wie die Magd erzählte, die mit ein paar kleinen Kindern das Haus allein bewohnte, in Frankreich, wahrscheinlich als Contrabandist, seine Frau war nach Pamplona geritten. Da es nicht einmal Wasser gab, um die Pferde zu tränken, so setzte ich trotz der sengenden Mittagsgluth meine Reise sogleich weiter fort. Glücklicherweise traf ich in dem nahe gelegenen Hause eines „Cadenero“ — Chausseegeldeinnehmers[1] — sowohl Wasser und Gerste für meine Pferde, als auch Wein und ein paar Eier zu einem spärlichen Mittagsbrod für mich und meinen Bedienten. Während die Frau des Einnehmers unsere lucullische Mahlzeit bereitete, gab die rothe Boyna meines Bedienten dem Navarrer, welcher neben seinem Amte auch das Zimmermannshandwerk betrieb, Veranlassung, sich über die Königin Christine und deren Anhang lustig zu machen.[2] Es ergab sich bald, daß er während des Bürgerkriegs auf der Seite des Prätendenten gefochten, ja sich sogar noch bei der letzten carlistischen Insurrection im Jahre 1848 betheiligt hatte. Da er mit Enthusiasmus von Cabrera sprach, so theilte ich ihm die Nachricht von der vor kurzem erfolgten Verehelichung jenes berühmten Carlistengenerals mit einer reichen Engländerin mit, die ich in Irun in spanischen Blättern gelesen hatte. Bei dieser Kunde erheiterten sich die wettergebräunten, von mehrern tiefen Narben entstellten Züge des Einnehmers, er rief frohlockend: „Nun kommt Cabrera gewiß wieder nach Spanien, da er Geld hat, und fängt den Krieg von neuem an!“ — und erzählte mir hierauf, daß er Cabrera's „Assistente“ (Officiersbediente) gewesen sey und denselben auf allen seinen Expeditionen begleitet habe. Der Jubel des Mannes kannte keine Gränzen, es fehlte wenig so hätte er mich umarmt, weil ich ihm eine so frohe Kunde von seinem geliebten General, der ihn wahrscheinlich reichlich belohnt haben mochte, überbracht hatte. An ein so baldiges Fortkommen war nun nicht zu denken, denn der eingefleischte Rebell machte, da er sich einem unparteiischen Fremden gegenübersah, seinem Herzen Luft, holte seinen besten Wein herbei, und nöthigte mich und meinen Bedienten auf das Wohl Cabrera's und seiner jungen Frau zu trinken.

Erst als die Zeit der größten Hitze vorbei war, ließ mich der ehemalige Assistente Cabrera's weiter ziehen. Nach einer Viertelstunde erreichten wir Monreal, einen schlecht gebauten Flecken, woselbst die Berge nahe an einander zu rücken und sich mit Eichengebüsch und einzelnen Bäumen zu bedecken anfangen. Die Straße windet sich nun ungefähr drei Stunden lang, einige kleine Ortschaften berührend und mehrere lichte Eichengehölze kreuzend, zwischen zwei allmählich immer niedriger werdenden Bergketten aufwärts, worauf sie in einen kurzen Einschnitt einbiegt, an dessen Ausgang man durch den plötzlichen Anblick einer reizenden Landschaft höchst angenehm überrascht wird. Man steht am Rande eines felsigen üppig bebuschten Abhanges von ziemlicher Länge; zu den Füßen breitet sich links ein weites, grünes Thal aus, welches sich nordwärts zwischen immer höher anschwellenden Bergen nach den Pyrenäen hineinzieht. Ein breiter, wasserreicher Fluß schlingt sich in anmuthigen Krümmungen durch den fruchtbaren, schön angebauten, mit Laubholz reich geschmückten Schooß dieses malerischen Thales, welches durch einen gerade gegenüber schroff emporsteigenden Felsenberg von tafelartiger Form wie abgesperrt zu seyn scheint. Am Fuße dieses Felskolosses ruht eine kleine, von alten Mauern umgürtete und von mehrern Thürmen überragte Stadt auf einem dicht am linken Ufer des erwähnten Flusses sich erhebenden Hügel. Rechts von dem Felsenberge, mit dessen Fuß der Abhang, auf dem man sich befindet, zusammenhängt, öffnet sich ein zweites, noch weiteres Thal, welches in der Ferne von hohen, ebenfalls tafelartig abgeplatteten Bergen begränzt erscheint. Großartig wird dieses reizende Landschaftsbild durch den imposanten Anblick der nicht mehr fernen Centralpyrenäen, welche hoch hinter den andern Bergen emporsteigend den östlichen Horizont in weiter Ausdehnung umwallen und deren zackige Schneepyramiden damals im Scheine der Abendsonne gleich silbernen Kronen am dunkelblauen Himmel erglänzten.

Wir befanden uns am Eingange des Valle de Aiba, welches vom Rio Irati, der stärksten Wasserader, die den Pyrenäen von Navarra entquillt, und später von dem Rio Aragon, in den der Irati fällt, durchströmt wird. Bei Lumbier, jener malerisch gelegenen ummauerten Stadt, öffnet sich auch das Valle de Salazar, ein weiter ostwärts gelegenes Thal der navarrischen Pyrenäen, da das Thal des Irati, dessen breites Silberband am nördlichen Fuße jenes schon mehrfach erwähnten Tafelberges plötzlich verschwindet. Ich hatte mir schon während der Betrachtung der

[1] In Spanien bedient man sich, um die Straße bei den Chausseegeldeinnahmen abzusperren, nicht der Schlagbäume, sondern eiserner Ketten, die man quer über die Straße spannt. Deshalb führen die Einnehmer, welche von der Regierung nicht besoldet werden, sondern die Einnahme in Pacht haben, schlechtweg den Namen „Cadeneros“, d. h. Kettenleute.

[2] Die rothe Boyna war zur Zeit des Bürgerkrieges das Parteizeichen der „Liberalen“ d. h. der Christinos.

Aussicht den Kopf zerbrochen, wie der Irati in das zur Rechten sich eröffnende Thal von Aiba gelangen möchte, und glaubte nicht anders, als daß derselbe hinter dem sich trotzig vor uns emporthürmenden Felsenberge weggehen müsse. Wie sehr war ich aber überrascht, als ich von einem tiefer gelegenen Vorsprunge aus zu meiner Linken hart am südlichen Fuße des hier senkrecht abstürzenden Berges ein fast kreisrundes Wasserbecken erblickte, aus dem ein breiter Fluß hervorströmte, und gleich darauf sich ein finstrer enger Felsenschlund eröffnete, der sich gleich einer tiefen Spalte in das Innere jenes Berges hineinzog. Der Fluß zu meinen Füßen war kein anderer als der Irati, der hier — man sollte es kaum glauben — jenen gewaltigen Felskoloß, welcher eine natürliche Mauer zwischen den Thälern von Lumbier und Aiba bildet, mitten durchgespalten hat. Ich ließ meine Pferde unter der Obhut meines Bedienten auf der Straße zurück und eilte den Abhang hinab, um diese merkwürdige Stelle in der Nähe zu besehen. Dieselbe gehört jedenfalls zu den in geognostischer Hinsicht interessantesten Punkten der pyrenäischen Halbinsel. Die Schlucht sieht aus, als wäre der Berg mitten von einander geborsten, denn sie ist in fast geradliniger Richtung hindurchgebrochen, so daß man durch den Berg hindurchsehen kann, ist dabei kaum zwei Klafter breit und von fast senkrechten Wänden eingeschlossen. Letztere mögen gegen 200 Fuß hoch seyn und sind zum Theil so glatt, als wären sie von Menschenhänden behauen worden. Man kann es wirklich nicht begreifen, weßhalb der Irati, oder richtiger der ehemalige See, welcher hier seinen Damm gesprengt hat, gerade diesen Felsenberg durchbrochen und sich nicht lieber den viel bequemeren Weg um den westlichen Fuß des Berges, wo die Thäler von Lumbier und Aiba nur durch niedrige Hügel getrennt sind, gewählt hat, und möchte deßhalb beinahe glauben, daß jene Spalte das Product einer vulcanischen Erschütterung sey. Dieß ist jedoch durchaus nicht wahrscheinlich, da man nirgends eine Spur von Vulcanismus entdecken kann, und auch das in jener Schlucht völlig bloßgelegte Schichtensystem des Berges nicht die geringste Störung erkennen läßt. Der eingeengte Fluß schleicht langsam durch die Spalte hindurch, die er natürlich vollkommen ausfüllt, und hat, obwohl sein Wasser krystallhell ist, eine grünlichblaue Farbe, ein Zeichen von der bedeutenden Tiefe dieses natürlichen Canals. Dieselbe Farbe besitzt das gewaltige Bassin, das sich der Fluß bei seinem Austritte gegraben hat, weßhalb dasselbe einem Alpensee gleicht. Dicht am Ausgange der Schlucht, woselbst das Senkblei für den Fluß eine Tiefe von 44 par. Fuß ergab, ragen zu beiden Seiten zwei niedrige Felsleisten vor, die man benutzt hat, um eine Brücke über den Fluß zu schlagen. Diese Brücke, welche während des Bürgerkrieges zerstört worden ist, hieß früher die Teufelsbrücke — puente de diablo — jetzt wird sie, seltsam genug, die Jesusbrücke genannt. Auf dem abgeplatteten Gipfel des Berges, dessen Name mir entfallen ist, und welcher von der Straße aus da, wo man sich der Schlucht gerade gegenüber befindet, aussieht, als wäre er mit einem Messer senkrecht durchgeschnitten worden, steht nahe am schwindelnden Rande des Abgrunds eine einsame Capelle.

Nach kurzem Aufenthalte bei der Teufelsbrücke setzte ich meine Reise weiter fort. Die Straße steigt in sanften Krümmungen in das Thal von Aiba hinab und gelangt bald an den befreiten Irati, welcher sich hier nach SO wendet und etwa eine Stunde weiter in den noch stärkern von Osten herkommenden Rio Aragon mündet. Wer nach den Pyrenäengegenden Aragoniens reist und nicht einen mehrstündigen Umweg machen will, muß hier die Straße, die am rechten Ufer des Irati abwärts bis zu der dicht an der Gränze Aragoniens gelegenen Stadt Sanguesa führt, verlassen und den breiten Fluß in einer Fähre überschreiten. Ich wollte erst in der bei der Fähre befindlichen Venta übernachten, da jedoch in derselben weder ein Bett noch Lebensmittel zu haben waren, so beschloß ich, mich sogleich übersetzen zu lassen und noch weiter zu eilen. Unterdessen hatte sich bei Sonnenuntergang ein starker Wind erhoben, welcher die tiefen und reißenden Fluthen des Irati heftig aufwühlte und die Ueberschreitung desselben in dem nicht eben sehr geräumigen Kahne etwas gefährlich machte. Doch kamen wir mit Gottes Hülfe glücklich, obwohl von den überschlagenden Wellen etwas durchnäßt, an das jenseitige Ufer. Früher, als die Teufelsbrücke noch existirte, über welche der Saumpfad nach Hocharagonien führte, waren die Reisenden der Gefahr des Ertrinkens nicht ausgesetzt. Es dunkelte schon, als wir nach mühsamem Emporsteigen auf einem steilen und holprigen Pfade nach dem am östlichen Abhange des zerspaltenen Berges gelegenen Flecken Liedena gelangten, in dessen Umgebungen ich die ersten Oelbäume bemerkte. In Ermangelung einer wohnlichen Posada quartierten wir uns in dem Hause des Richters (Regidor de justicia) ein, wo mir eine sehr freundliche Aufnahme zu Theil wurde. Schon den folgenden Morgen eilt ich von Liedena, das meinen Beobachtungen zufolge eine Seehöhe von 1146 par. Fuß besitzt, wieder fort und betrat wenige Stunden später zum Erstenmale den Boden Aragoniens.

Miscellen.

Herausgabe von Staatsschriften in Frankreich. Die Regierung fährt fort in der Nationaldruckerei Documente verschiedener Art, die in ihren Archiven sich finden und die Geschichte Frankreichs aufklären, drucken zu lassen. Neuerlich ist ein Band erschienen, der eine Masse von geheimen und vertraulichen Briefen enthält, welche Ludwig XIV mit seinen Ministern, den Kanzlern von Frankreich, den Gouverneuren der Provinzen, den Bischöfen, Richtern und andern officiellen Personen wechselte. Diese Correspondenz wirft ein bedeutendes Licht auf die geheimen Bewegungen der Regierung und die verborgenen Ursachen gewisser Ereignisse. Die Herausgabe solcher Staatspapiere ist nun seit geraumer Zeit fortgegangen, der Vorrath ist aber bei weitem noch nicht erschöpft. Wenn alles gedruckt ist, werden die Franzosen eine Sammlung besitzen, die keiner ähnlichen in irgend einem Lande Europa's nachsteht. (Liter. Gaz. 12 April.)

Indische Baumwolle. Die Frage über die Zufuhr indischer Baumwolle wird gegenwärtig wieder stärker als je besprochen, und ein Hr. John Chapman hat über „die Baumwolle und den Handel Indiens in Bezug auf die Interessen Großbritanniens“ eine sehr interessante Schrift herausgegeben. Der Hauptinhalt derselben ist, daß Nordindien keine oder nur wenige brauchbare Baumwolle für den englischen Markt liefern kann, denn sie ist, wie in trockenen Ländern gewöhnlich, kurz, meist grob und schmutzig. Das Land, welches eine brauchbare Baumwolle liefert, muß man in der südlichen Halbinsel suchen, und Hr. Chapman findet, daß sich dazu dort mindestens eine Fläche von 67,500 englischen Quadratmeilen oder 43,200,000 Acres ergebe. Ein Zehntheil dieses Raums würde für den Verbrauch Englands genügen. Die große Schwierigkeit liegt in dem Transport, der gegenwärtig auf Ochsen geschieht, deren zur Fortschaffung von 18,000 Tonnen Baumwolle nach Bombay 180,000 nöthig sind. Diese 18,000 T. sind aber nur etwa der zehnte Theil des Handels, der aus dem Innern des Deccan nach Indien geht, es sind also dazu 1,800,000 Ochsen erforderlich, und diese Zahl läßt sich schon wegen der zeitweise eintretenden Erschöpfung von Wasser und Futter auf diesen Straßen nicht vermehren. Es bleibt also nichts als die Herstellung von Eisenbahnen übrig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 103. 30 April 1851.

Zeitbetrachtungen.

Wer der Politik zu seiner Unterhaltung bedarf — und deren sind leider mehr als genug — wem die Zeitung sein tägliches Leiefutter liefern muß, wer die Dinge nur in ihrer äußern Erscheinung auffaßt, und nicht die tiefern Strömungen erkennt, der vermag sich in der jetzigen Zeit nicht zurecht zu finden, und wird jedenfalls nicht recht begreifen, wie nach den Stürmen der letzten Jahre eine solche Windstille eintreten könne. Und doch ist diese Windstille derselbe verdächtige Umstand, und aus denselben Ursachen entsprungen, wie der Friede in den letzten dreißig Jahren, der, so oft man ihn auch ernstlich bedroht glaubte, immer wieder das Uebergewicht über einzelne Kriegsgelüste und Kriegsgefahren errang. Oberflächliche Köpfe mögen sich schmeicheln, alles sey wieder im alten Geleise, berechnende Köpfe mögen die alten Formen wieder anlegen und die alten Menschen zurückführen, um die Menge glauben zu machen, daß alles Vergangene nur ein wirrer Traum gewesen sey, die eigene Unentschlossenheit und Unsicherheit im Handeln straft sie Lügen. Was dreißig Jahre lang wesentlich dazu beitrug, den Frieden zu erhalten, nämlich die Besorgniß, was aus dem zähen Klumpen von Deutschland werden möge, falls Leben in ihn käme, das erzeugt jetzt hauptsächlich die Windstille, nur ist bereits etwas Leben in den Klumpen gekommen, und die Besorgniß nicht völlig ungegründet, daß die Million Soldaten in Deutschland, die jetzt einander gegenseitig bewachen, sich vereint gegen das übrige Europa wenden könnten. Ist man vor 1848 in Deutschland aufmerksam den Ereignissen in fremden Ländern gefolgt, da der Impuls für den trägen Klumpen durch eine europäische Verwicklung jeden Augenblick von außen kommen konnte, so folgt man jetzt, da Leben in die träge Masse gedrungen, auswärts mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang und der Entwicklung der Dinge in Deutschland.

Diese Umkehrung des Verhältnisses fällt freilich nicht sonderlich in die Augen, ist aber doch bei genauerer Betrachtung sehr erkennbar. Von den vier Völkern, mit denen wir vorzugsweise in Berührung kommen, Russen, Italiener, Engländer und Franzosen, dürfen die beiden erstern aus leicht begreiflichen Gründen sich nicht aussprechen, und in Italien verdüstert der Haß gegen die „Tedeschi" vollends den Blick, die Franzosen sind in der Mehrzahl, wie ihnen jetzt ihre wenigen besser unterrichteten Landsleute selbst vorwerfen, zu ununterrichtet in auswärtigen Dingen, um den scheinbar endlosen Verwicklungen der deutschen Sache zu folgen, [1] und nur in England stößt man in den Journalen auf solidere, von Sachkenntniß und richtigerer Auffassung der Verhältnisse zeugende Urtheile. Was wir hier von den Journalen der Russen, Italiener und Franzosen gesagt haben, gilt nicht von den Regierungen, und wenn gleich keine die umfassende genaue Kenntniß hat, wie die russische, so sind sie doch hinlänglich unterrichtet, um den Gang der Verhältnisse richtig zu beurtheilen. Leider sind alle dabei betheiligt, den Status quo aufrecht zu erhalten, und dieser Status quo ist es eben, der je länger je unerträglicher wird, so daß die Menschen unwillkürlich nach den Möglichkeiten suchen, welche das Mittel werden können, um auf irgend eine Art aus demselben herauszukommen. Als eine solche Möglichkeit stellt sich vielen das Jahr 1852 in Frankreich dar, ja ist schon gewissermaßen officiell als solche präconisirt worden, um Maaßregeln hervorzurufen und zu beschönigen, die der gewöhnliche Lauf der Dinge nicht mit sich führen würde; allein eine Sache, die man so lange voraussieht, deren mögliche Wendungen so lange voraus berechnet werden, ist am wenigsten geeignet, sich auf die gefürchtete oder gehoffte blutige und gewaltsame Weise zu entwickeln.

In das Wirrsal der französischen und namentlich der Pariser Intriguen uns zu vertiefen, haben wir nicht die mindeste Lust, denn wie oft reißt der leitende Faden ab oder wird abgerissen! Im wesentlichen ist die Stellung der Parteien, wenn sie auch dringender geworden, noch dieselbe, wie früher. Hr. Ludwig Bonaparte bietet alles auf, um die Verlängerung seiner Gewalt durchzusetzen, und nicht in seine ursprüngliche und wahrscheinlich schuldenbelastete Unbedeutendheit zurückzusinken; ein Theil der Monarchisten wäre nicht sonderlich abgeneigt seine Gewalt zu verlängern, um eine neue Präsidentenwahl zu vermeiden und kein Präjudiz für die Fortdauer der Republik eintreten zu lassen, aber der Wortlaut des Gesetzes ist diesen Bestrebungen durchaus entgegen, und ob der Präsident zu einer gewaltsamen Durchführung seiner Wünsche die Handlanger, ob die specifisch monarchische Partei für einen sehr zweifelhaften Zweck den nöthigen Muth und die Kraft in sich findet, das ist mehr als zweifelhaft. Daß beides, die Handlanger und der Muth, bis jetzt fehlt, zeigt sich schon aus den zahllosen „Lösungen", womit journalistische und nichtjournalistische Schriftsteller die Lesewelt bedenken, und von denen die eine immer unausführbarer als die andere sich zeigt. Der legale Weg, die Revision der Verfassung, scheint eben so unausführbar, da es einer Mehrheit von drei Viertheilen der Versammlung bedarf, um sie herbeizuführen, die Republikaner aber mindestens auf 200 anzuschlagen sind, und bloß „Nein" zu sagen brauchen, um ihren Zweck, die Fortsetzung der Republik, zu erreichen. Sind auch die Republikaner in der Nation selbst

[1] Natürlich mit Ausnahme des Journal des Debats, obgleich auch dieß manchmal sehr unberufene Leute einreden läßt.

in entschiedener Minderheit, so sind doch die Monarchisten unter sich und mit dem Elysée nichts weniger als einig, und in dem durch und durch zerrütteten Frankreich besteht keine genügende, hinreichend kraftvolle Vorliebe für eine besondere Person oder Dynastie, um auf die Gefahr einer Revolution hin einen gewaltsamen Restaurationsversuch zu wagen.

Diesen Stand der öffentlichen Stimmung wohl erkennend, scheint die orleanistische Partei sich bis zu einem gewissen Grade zu den Republikanern hinzuneigen. Sie hat, und wohl nicht ohne sehr triftige Gründe, die vielleicht ihre Hauptwurzel in den auswärtigen Verhältnissen haben, ein eingewurzeltes Mißtrauen gegen L. Bonaparte und seinen Cäsarismus, sie hat sich darüber vollkommen klar und unzweideutig ausgesprochen, und wenn sie die Möglichkeit einer Restauration der alten Bourbonenlinie sehr bezweifelt, so hat sie bezüglich dieser Ansicht die ganze Geschichte Frankreichs seit den letzten dreißig Jahren für sich. Es geht der alten Bourbonenlinie ziemlich wie der Republik, von der ein geistreicher Spötter schon vor zwölf Jahren sagte: „ich hätte gar nichts gegen die Republik, wenn nur — die Republikaner nicht wären"; so ist es wohl auch mit der Legitimität: „Frankreich hätte gar nichts dawider, wenn nur — die Legitimisten nicht wären." Dieser Stand der Dinge macht es Thiers und den eigentlichen Orleanisten so schwer ihre rechte Stellung zu finden. Kein Zweifel daß, wenn sie bloß zwischen Republik und der Rückkehr der Orleans zu wählen hätten, sie unbedingt für letztere wären, da diese Rückkehr aber den Legitimisten, dem Elysée und den Republikanern gegenüber nicht möglich ist, was bleibt ihnen übrig? Man hat kürzlich Hrn. Thiers die Worte in den Mund gelegt: „wenn wir einmal mit Sack und Pack ins republikanische Lager übergehen, so hat es mit allen Prätendenten ein Ende." Darin spricht sich der Aerger über die Schwierigkeiten, welche ihm die Legitimisten bereiten, wie die Verlegenheit seiner Lage aus. Daß er kein Erzrepublikaner ist, wird man auch ohne seine Versicherung glauben, daß er eine friedliche Restauration der alten Bourbonen nicht für möglich hält, ist gewiß eine verzeihliche Sünde, und daß er dem jetzigen Präsidenten und noch mehr seinem „Schweife" mißtraut, ist vollends das erklärlichste von allen. Thiers hat unter der Monarchie mehr als einmal die Geschicke des Landes geleitet, und seine Ehre gestattet ihm nicht, wie ein Ausreißer sich davon zu machen, und die Dinge gehen zu lassen wie sie mögen; er ist einmal an die Staatsgeschäfte gebannt, und muß in den Gang der Dinge eingreifen. Was man auch von seinem Charakter halten mag, Verstand und Scharfsinn wird ihm niemand absprechen, seine Ansichten, die Linie, die er inne hält, sind also von hoher Bedeutung. Kann er bei den Umgestaltungen, die sich in dem ganzen politischen Zustand Europa's vorbereiten, sein Land mit Vertrauen in den Händen eines Mannes sehen, der notorisch — und wie Thiers ohne Zweifel aus den zuverlässigsten Quellen weiß — neben den offiziellen Unterhandlungen Frankreichs andere auf eigene Rechnung treibt! Thiers muß sich der Verlängerung der Gewalt Ludwig Bonaparte's widersetzen, auch auf die Gefahr hin, dadurch der Republik Vorschub zu thun.

Widersetzt sich Thiers der Revision der Verfassung, so wird sie zuverlässig nicht vorgenommen, die Republik bleibt fürs erste auf weitere vier Jahre bestehen, und dieß Ergebniß kann nicht ohne die weitgreifendsten Folgen für Europa bleiben. Rußlands Plane und Wünsche, mit Oesterreich und Preußen im Bunde gegen Frankreich zu marschiren, wird, auch wenn sich die beiden letzteren Mächte willig dazu finden sollten und England keine Einsprache erhöbe, vollkommen zum Unding, und Oesterreich und Preußen genöthigt, eine Mittelstellung zwischen Frankreich und Rußland einzunehmen, weil sie den Gefahren eines Kriegs mit Frankreich ohne und selbst gegen die Zustimmung Englands sich nicht aussetzen dürfen. Ein Angriff Frankreichs gegen Preußen und Oesterreich ist unter des erstern jetzigen Verhältnissen nicht denkbar, und man wird nur suchen, den Einfluß derselben in Italien und in Deutschland zu schwächen, d. h. den alle Kräfte aufzehrenden status quo zu erhalten, der in sich zusammenbrechen muß, wenn Oesterreich und Preußen nicht verstehen, einen haltbaren Zustand in Deutschland und Italien auf andern als den bisher versuchten Grundlagen herbeizuführen.

Trotz der Unterstützung, welche L. Bonaparte's Präsidentschaft und der Plan ihrer Verlängerung aus sehr begreiflichen Gründen von der fremden Diplomatie erhält, läßt sich indeß nicht verkennen, daß die allgemeinen politischen Interessen Frankreichs dennoch, trotz mancher Willfährigkeit gegen die fremden Mächte, sich Bahn brechen. Oesterreich ist genöthigt, Italien wo möglich einem gleichen Einfluß zu unterwerfen, und die Stellung Piemonts wie die Anwesenheit der Franzosen in Rom sind diesen Bestrebungen durchaus hinderlich: der Papst, der Großherzog von Toscana, der König von Neapel werden, so viel an ihnen ist, den Bestrebungen Oesterreichs entgegenkommen, weil sie nur dadurch sich die Revolution vom Halse halten zu können vermeinen, und Lavalette's mißglückte und darum in Abrede gestellte Mission an den Papst ist sehr erklärlich. Aber England wie Frankreich können der Befestigung des österreichischen Einflusses in Italien, das eine in commercieller, das andere in politischer Beziehung, nicht ruhig zusehen, und da nicht daran zu denken ist, daß sich Oesterreich in Italien durch irgend eine Maßregel — das Aufgeben seiner Herrschaft ausgenommen — die öffentliche Zuneigung erwerbe, so bleibt es in Italien auf dem Kriegsfuß, der seine Kräfte aufzehrt. Es scheint sich gegenwärtig darum zu handeln, Oesterreich aus Mittelitalien und Toscana zu entfernen, in derselben Weise wie England im J. 1847 gegen ein Ueberschreiten des Po sein Veto einlegte, und wenn diplomatische Unterhandlungen nicht zum Ziele führen, so gehen vielleicht in Piemont und in Rom Dinge vor, welche Oesterreich nöthigen einzuschreiten oder zurückzugehen. Wenn, was gar nicht unmöglich ist, und wozu allem Anschein noch die Anstalten getroffen werden, in Piemont ein republikanischer Aufstand ausbricht, so wird Frankreich — natürlich zum Schutze des Papstes — seine Truppen im Kirchenstaat vermehren, und die wächserne Nase liberaler Concessionen spielen lassen, um sich Anhänger, Oesterreich aber Feinde zu erwerben. Der König von Neapel mit seinen nicht sehr kriegerischen Schaaren ist leicht abzuhalten, und eine neue Schaar Garibaldi's im Süden des Kirchenstaats, eine Schaar, die sich auf dem von den Franzosen beanspruchten Schutzgebiete bildete, wäre jedenfalls für Oesterreich ein Pfahl im Fleische, weil es der Sache nicht durch einen entscheidenden Streich ein Ende machen könnte, ohne einen Krieg zu riskiren, der, mit Frankreich begonnen, auf Oesterreich in anderer Weise als der gegen Piemont zurückwirken würde.

Ein ähnlicher Einfluß Frankreichs und Englands auf die nicht unter preußischer und österreichischer Herrschaft stehenden deutschen Staaten ist zwar in keiner Weise anzunehmen, man braucht aber auch nur negativ zu verfahren und eine unbedingte Unterwerfung dieser Staaten unter das Machtgebot Preußens und Oesterreichs oder des Bundestags nicht zuzugeben, und derselbe Zweck ist erreicht, d. h. Oesterreich wie Preußen ist gelähmt: die Union ist Null und das österreichische Project der

gesammten deutschen Zolleinigung wird aus innern und äußern Gründen, so viel sich auch dafür anführen läßt, nicht zu Stande kommen. Man wird endlich wohl oder übel einsehen müssen, daß das Revolutionsprincip in Deutschland die Vereinigung der verschiedenen Stämme unter Einer Centralregierung ist, welche Deutschland als Ganzes den fremden Staaten gegenüber stellt; man mag mit diesem Revolutionsprincip „brechen," so viel man will, man schafft es darum doch nicht hinaus, und wird zur Erkenntniß kommen, daß es im Interesse der großen, wie der kleinen Regierungen ist, sich damit zu versöhnen und zwar je eher je lieber, denn die Kräfte des Particularismus zehren sich in dem nutzlosen Kampfe auf, und die Bedingungen, unter denen die endliche Einigung stattfindet, werden sich just nach der wahren Stärke des Particularismus bemessen.

Eben darin, daß die Kräfte des Particularismus in dem nutzlosen Kampfe sich vergeuden, und die auswärtigen Mächte nichts thun können, als den Status quo erhalten, liegt das Gefährliche der jetzigen Lage für ganz Europa. Noch sieht man nicht ab, wie der Status quo lange dauern kann, aber eben so wenig, wo und wie er brechen soll; manche Journale, namentlich die englischen, und diese vielleicht aus guten Gründen, sind der Ansicht Italien werde die Losung geben. Das ist möglich, wenn es aber geschieht, geht die Bewegung nicht ganz von ihm aus, sondern die Kraft dazu muß ihm von außen kommen. Diese eben ist es, die sich nicht berechnen läßt; in Frankreich, wenigstens in einem großen Theile der thätigen jüngeren Bevölkerung herrscht ein tiefer Ingrimm, daß Frankreich das Seinige dazu beigetragen, Italien wieder dem Joch Oesterreichs zu unterwerfen; man schiebt auf die römische Expedition, was Schuld der provisorischen Regierung war, welche in Italien den Bestrebungen Carl Alberts alle möglichen republikanischen Hindernisse in den Weg legte. Viele aber glauben, den Fehler Frankreichs durch Unterstützung eines Aufstandes in Italien sühnen zu müssen. Was hieraus entspringt muß man abwarten, aber niemand wird verkennen, daß Europa auf einem Vulcan steht, der sich jeden Augenblick entladen kann, und daß man eigentlich nur die Wahl zwischen einer heftigen Krise und einem schleichenden Fieber hat; letzteres ist gewiß, erstere vielleicht verderblich.

Frankreich und Rußland suchen dem drohenden Sturme durch einen europäischen Congreß zu begegnen, bekanntlich ein beliebtes Mittel der Feuerlöschordnung seit dem Jahre 1814. Die Congresse begannen mit den Concilien des 15ten Jahrhunderts, d. h. seit der Zeit, als die Kaisermacht der Papstmacht nicht mehr wie in den frühern Jahrhunderten die Spitze bot, und sie auf ihr eigentliches Gebiet beschränkte. Zweihundert Jahre später ward die Vernichtung Deutschlands auf dem Osnabrücker Congreß unterzeichnet, und den Fremden, zuerst Frankreich, Thür und Thor zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten eröffnet. Der Wiener Congreß war der würdige Nachfolger des osnabrückischen, nur mit dem Unterschied, daß hier Deutschland nach einem glücklichen Kriege der gesammten Nation aus seinem Leder Riemen schneiden lassen mußte. Was jetzt ein Congreß erreichen soll und kann, ist nicht abzusehen, wie schon der halbe Congreß in Warschau zeigt, der die Sachen nur in rathloserer Verwirrung als vorher gelassen hat, denn wenn etwas erreicht werden sollte, so müßte es am Ende mit Gewalt durchgesetzt werden, und das ist es eben was man vermeiden will, weil die Folgen nicht zu berechnen sind, es müßte denn seyn, daß Oesterreich und Preußen sich dem Machtgebote der Fremden unbedingt unterwerfen, was weder ihrem Interesse, noch ihrer Stellung entspricht.

So bleibt alles in der Schwebe, während der Bestand Frankreichs als Republik die alten Zustände in Europa eben so unmöglich macht, wie die Bedürfnisse und Forderungen des deutschen Volks, der immer unerträglichern Lage Italiens gar nicht zu gedenken. So dürre deßhalb jetzt die Journale auch erscheinen, so dürften dieselben in nicht sehr ferner Zeit den Lesebegierigen über Wunsch und Willen Stoff liefern. Das chaotische Durcheinanderwogen des Jahres 1848 hat sich durch Anwendung eines scharfen Niederschlagsmittel gesetzt, aber auch geklärt, und ein abermaliger Bruch der feindlichen Elemente wird viel entschiedener zu einem bestimmten Zwecke führen.

Zur Criminalstatistik von England und Wales im Jahre 1849.

Ueber die im Laufe des Jahrs 1849 in England und Wales verübten Verbrechen, und die Zahl der deßhalb zur Untersuchung gezogenen Personen hat der brittische Staatssecretär des Innern, der bekanntlich zugleich Minister der Justiz ist, einen ausführlichen und tabellarischen Bericht, betitelt: Tables showing the Number of Criminal Offenders in England and Wales in the year 1849 dem Parliamente im Junius 1850 vorgelegt, welcher in den Buchhandel nicht gekommen und nur von dem brittischen Ministerium auswärtigen Regierungen mitgetheilt ist. Aus diesem Berichte wollen wir nachfolgende Notizen entnehmen:

In den 15 Jahren von 1835 bis 1849 einschließlich wurden in England und Wales wegen Verbrechen und criminelle Vergehen zur Untersuchung gezogen:

1835	—	20,731.	1840	—	27,187.	1845	—	24,303.
1836	—	20,984.	1841	—	27,760.	1846	—	25,107.
1837	—	23,612.	1842	—	31,309.	1847	—	28,833.
1838	—	23,094	1843	—	29,591.	1848	—	30,349.
1839	—	24,443.	1844	—	26,542.	1849	—	27,816.
		112,864.			142,389.			136,408

zusammen: 421,661 Personen, also in jedem dieser Jahre durchschnittlich $28,110^{11}/_{15}$.

Da nun die letzte uns bekannt gewordene Volkszählung vom Jahre 1840 die Bevölkerung von England und Wales auf etwa 15,000,000 Seelen angibt, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß solche im Jahre 1849 16,000,000 betragen hat, wovon auf Wales etwa 1,000,000 kommt; demnach würde die Zahl der Verbrecher im Verhältniß zu der Bevölkerung nicht gestiegen seyn, vielmehr mit selbiger etwa gleichen Schritt halten und im Jahre 1849 auf 1000 Einwohner etwa $1^{1}/_{2}$ zur Untersuchung gezogene Verbrecher kommen.

Von diesen waren	22,415	Männer,
und	5401	Frauen,
	= 27,816	

also kommen auf 100 Männer 24 Frauen.

Es wurden nun von dieser Zahl Angeklagter:

1) Freigesprochen			6786
2) Begnadigt vor dem Erkenntnisse			6
3) Als Wahnsinnige straflos entlassen			29
4) Verurtheilt:			
a) zur Todesstrafe .		66	20,995
b) zur Deportation . .		2844	
lebenslänglich	60		
über 15 Jahre	31		
über 10 Jahre	255		
über 7 Jahre	833		
zu 7 Jahren	1565		
c) zu Gefängniß von 1 Monat bis zu 2 Jahre		17,761	
d) zu Schlägen und Geldstrafen . .		324	
		Summa:	27,816

Davon kommen auf die Grafschaft Middlesex einschließlich London 3861 und auf die Grafschaft Lancaster, worin u. a. Liverpool und Manchester liegen, 3290, also zusammen mehr als ein Viertheil obiger Summen, während die Bevölkerung dieser beiden Grafschaften zusammen auf etwa 3,000,000 angeschlagen, etwas über $^{1}/_{5}$ der Gesammtbevölkerung von ganz England und Wales beträgt; in Wales mit 1,000,000 Einwohner wurden 852 Individuen zur Untersuchung gezogen, also verhältnißmäßig viel weniger als in jenen beiden Districten.

In den 15 Jahren von 1835 bis 1849 einschließlich wurden in England und Wales wegen Mordes zur Untersuchung gezogen:

von 1835 bis 1839	—	223 Männer	92	Frauen
von 1840 bis 1844	—	211 „	126	„
von 1845 bis 1849	—	205 „	160	„
		649	378	

zusammen also 1027 Individuen oder durchschnittlich in jedem Jahre $68^{7}/_{15}$ und davon $43^{3}/_{15}$ Männer und $25^{3}/_{15}$ Frauen. In den 5 Jahren von 1845 bis 1849 stellte sich dieses Verhältniß hinsichtlich der Frauen viel ungünstiger heraus, indem wegen Mordes zur Untersuchung kamen:

1845	—	41 Männer.	24	Frauen.
1846	—	42 „	26	„
1847	—	38 „	34	„
1848	—	42 „	34	„
1849	—	42 „	42	„
		205 „	160	„

also im Durchschnitt jedes Jahr 40 Männer und 30 Frauen.

In den 8 Jahren von 1842 bis 1849 einschließlich fanden in England und Wales 91 Hinrichtungen statt, also in jedem Jahre durchschnittlich $11^{3}/_{8}$, und zwar nur wegen Mordes und nicht wegen anderer Verbrechen. Von den im Jahre 1849 erkannten 66 Todesstrafen wurden nur 15 vollzogen.

Die Zahl der Deportirten verhält sich wie 1 zu 8 der sämmtlichen Verurtheilten und die Zahl der geringer Bestraften beträgt 18 von 21 derselben.

So viel nun die im Jahre 1849 in England und Wales verübten Verbrechen, welche zur Untersuchung gekommen sind, betrifft, so sind solche in dem ministeriellen Berichte in folgende, nicht sehr logisch geordnete sechs Kategorien eingetheilt:

	Angeklagte.
1) Verbrechen gegen Personen	1846.
Mord 84 (davon in Middlesex 4 und in Lancaster 7).	
Tödtung 178.	
Verwundung 233.	
Bigamie 83 (davon in Middlesex 9 u. in Lancaster 19).	
Kinderdiebstahl 6 (davon in Middlesex 2).	
Entführung junger Mädchen.	
Unnatürliche Wollust 99 (davon in Middlesex 23 und in Lancaster 3.)	
Fleischesverbrechen.	
Mißhandlungen von Constablern im Dienste 293 u. a. m.	
2) Verbrechen gegen das Eigenthum mit Anwendung von Gewalt	2076.
Kirchenraub (Sacrilege) 11.	
Raub 376 (davon in Middlesex 25 u. in Lancaster 20).	
Diebstahl mit Einbruch oder Einsteigen 1626 (davon in Middlesex 151 und in Lancaster 219).	
Seeräuberei (Piracy) 2 (und zwar in Lancaster).	
Erpressung, gefährliche Drohungen.	
Drohbriefe 5 (davon in Middlesex 3) u. a. m.	
3) Verbrechen gegen das Eigenthum ohne Anwendung von Gewalt	22,653
Einfacher Diebstahl, Viehdiebstahl, Diebshehlerei, Betrug u. a. m. (davon in Middlesex 9089 und in Lancaster 2511).	
4) Boshafte Beschädigung fremden Eigenthums . .	293.
Brandstiftung 220.	
Tödten und Verstümmeln des Viehs 42.	
Zerstörung von Maschinen, Gebäuden und Anlagen 10, u. a. m.	
5) Fälschung und Münzverbrechen	676.
Fälschung von Banknoten 16 (davon in Middlesex 2 und in Lancaster 2).	
Fälschung anderer Documente 158 (davon in Middlesex 2 und in Lancaster 25).	
Falschmünzerei 9 (davon in Middlesex 1).	
Besitz und Ausgeben falscher Münzen 476 (davon in Middlesex 83 und in Lancaster 69) u. a. m.	
6) Andere zu obigen Kategorien nicht gehörige Verbrechen und Vergehen	872.
Wilddiebstahl und Versuch desselben 208.	
Fischdiebstahl 9.	
Meineid und Verleitung dazu 52 (davon in Middlesex 13 und in Lancaster 9).	
Ausbrechen aus Gefängnissen und Beihülfe dazu 18.	
Tumult (sedition) 3.	
Widersetzlichkeit gegen Constabler 283.	
Straßenunfug (riot) und Störung der öffentlichen Ruhe 274.	
Liederliche Wirthschaft (keeping disorderly houses) 148 (davon in Middlesex 78 und in Lancaster 42).	
Unanständiges Betragen (indecently exposing the person) 3.	
Kleine Vergehen, die unter den obigen nicht begriffen sind (Felonies and Misdemeanors) 135.	
Summa Angeklagte:	27,816.

Schließlich wollen wir bemerken, daß nach Angabe der dem Berichte beigefügten Tabellen die in den Jahren 1845 bis 1849 einschließlich in England und Wales zur Untersuchung gekommenen Verbrechen gegen die Jahre 1840 bis 1844 einschließlich im Verhältniß der steigenden Bevölkerung im allgemeinen eher ab- als zugenommen haben, namentlich die (in der ersten Classe erwähnten) Verbrechen gegen Personen, und daß nur eine nicht unbeträchtliche Zunahme der in der sechsten Classe aufgeführten kleinern Verbrechen und Vergehen stattgefunden hat, nämlich von etwa 20 Procent.

Jacques Compagnon wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Herzog von Choiseul nach dem Gambia geschickt, um von da aus ins Innere zu dringen. Er vergewisserte sich zuerst einiger Entdeckungen, die sein Bruder einige Jahre zuvor gemacht hatte, verließ dann den Senegal gegen Ende des Jahres 1758, besuchte alle Stämme im Norden und Osten Senegambiens, drang bis zur Wüste Simboni vor, und verschwand dann. Alle Bemühungen, die der Gouverneur von St. Louis anwandte, um Nachricht über sein Schicksal zu erhalten, waren erfolglos. Kürzlich fand Herr v. Gensa, ein geborner Magyar, im Lande der Kommenis, eines kleinen Stammes in Senegambien, ein steinernes Denkmal von konischer Form mit einer hieroglyphenartigen Inschrift. Nachdem er unter den ältern Leuten Nachfrage gehalten, überzeugte er sich, daß dieß das Grab Jacques Compagnons seyn müsse. Die Kommenis hatten ihn aufgehalten, er gewöhnte sich nach und nach an seine Lage, und unterrichtete die Einwohner in den nützlichen Künsten. Im Jahr 1775 starb er mit dem Rufe eines Weisen oder eines guten Geistes. Die allenfallsigen Zweifel, die Herr v. Gensa allenfalls noch hegte, wurden gehoben, als man ihm einige Gegenstände, die Compagnon hinterlassen, darunter einen Quadranten mit seinem Namen, zeigte. Die Eingebornen hatten alles wie Reliquien aufbewahrt. (Athen. 26 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 4 und Umschlag zum Monat April.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 104. 1 Mai 1851.

Der kaukasische Kriegsgefangene.

(Dem Tagebuche eines russischen Offiziers nacherzählt von Feitz von Fr.)

Es war im October des Jahres 18 . ., als wir von einem Streifzuge zurückkehrten, den wir bis hinter den Kuban gegen die Gebirgsbewohner unternommen hatten. Die Natur fing bereits an, sich ihrer Schönheiten zu entkleiden und sich in den Schleier der Trauer zu hüllen; sie war in diesem Augenblicke eine Blume, die der erste Frost mit rauher Hand berührt, ein schönes Mädchen, das für den reizenden Sommer den entsagenden Herbst eintauschen muß. In hohlem Klageton heulte der Wind durch die engen Schluchten und entriß den Bäumen ihren letzten falben Schmuck. Schwere Wolken waren am Himmel aufgethürmt und ließen nur dann und wann das bleiche Licht der Sonne durchscheinen. Ich war einer Abtheilung zugetheilt, welche sich 15 Werst vom linken Ufer des Kuban an den Saum eines Waldes anlehnte, und stand mit einem Bataillon des . . . ck'schen Infanterie-Regiments und zwei Geschützen bei der Arriere-Garde. Meine Stimmung war damals ganz besonders der Natur um mich her entsprechend; der Gedanke, hier an dem reißenden Strome weilen zu müssen, und so weit von der lieben Heimath entfernt zu seyn, hatte für mich etwas höchst niederschlagendes.

Unsere Colonne bewegte sich nur langsam vorwärts und hielt von Zeit zu Zeit still, um sich nach den Tscherkessen, unsern Verfolgern, umzusehen, welche uns umschwärmten und durch lauttönendes Kriegsgeschrei und manche sausende Kugel, an die wir schon so ziemlich gewöhnt waren, Kunde von ihrer Nähe gaben. Mit eigenen Gefühlen betrachtete ich die mehr und mehr in den Hintergrund tretenden dunkelblauen Berge der Kaukasuskette; es schien als wenn sie zornig ihre altersgrauen Häupter schüttelten und mit Mißfallen auf uns herabblickten. Sie hatten auch wirklich alle Ursache dazu, wenn sie die Verwüstung betrachteten, welche die menschliche Hand um sie her geschaffen hatte. Wie manches unter dem Schutze dieser Riesen sich bergende liebliche Thal war zur grausen Oede geworden, wie viele Wälder hundertjähriger Eichen, deren Stämme üppige Reben umschlangen und die durch die lustigen Gewinde des traulichen Epheus mit einander verbunden waren, boten heute das traurige Bild einer kahlen Brandstätte, aus der die verkohlten Stümpfe gespenstisch hervorragten; wie mancher in einen Trümmerhaufen verwandelte Aul mahnte an die wilden Bewohner, welchen er zum Wohnsitz gedient hatte. Ja, es war traurig, und doch auch wieder fröhlich von dieser zauberischen und zugleich furchtbaren Natur zu scheiden; wehmüthig blickte das Auge hinter sich auf die Stätte der Zerstörung, doch freudig vorwärts auf das uns näher und näher rückende Vaterland. Wem hätte wohl der Anblick der heimathlichen Erde die lange Weile, den Trübsinn, nicht vertrieben.

In der erhobenen Stimmung, in welcher ich mich befand, und welche die Brust mit frohen Hoffnungen schwellte, drängte es mich, meinen Gefühlen Worte zu geben und mich auszusprechen. Mein Blick suchte in der Abtheilung nach einem Zuhörer und blieb bald an einem der Cameraden des Bivouaks, dem Lieutenant B. haften. Ueber seinem Gesichte lag der Schleier tiefer Trauer, doch zugleich auch eine seltene Ruhe und Gleichmuth; in seinen Augen spiegelte sich eine herzgewinnende Gutmüthigkeit.

Längst schon hatte ich den Wunsch, mit diesem meinem Kriegsgefährten näher bekannt zu werden, mit ihm zu plaudern und auf diese Weise etwas genaueres über seine Gefangenschaft zu erfahren, über die im Corps die verschiedensten Gerüchte in Umlauf waren. Die Gelegenheit schien mir günstig, ich wollte sie deßhalb nicht ungenützt vorüber gehen lassen und ritt an den Cameraden heran. Die erste Einleitung zum Gespräch mußte, wie das so auf dem Marsche zu gehen pflegt, das Pferd des Reiters geben. Ihr habt da ein schönes Pferd, redete ich den Cameraden an, wo stammt es her?

Aus der Kabarda, erwiderte B, indem er ihm den Hals streichelte. Es dient mir schon lange, hat mich mehr als einmal gerettet, und wenn es nicht wäre . . .

Hier schwieg er plötzlich und seiner Brust entwand sich ein tiefer Seufzer. Sein Gemüth schien in heftige Bewegung zu gerathen, ich setzte deßhalb das angeknüpfte Gespräch nicht weiter fort und schweigend ritten wir neben einander unseres Weges. Es gibt Augenblicke, wo unerklärliche Schwermuth die Seele befällt, und uns alles lästig, unerträglich ist. Wir fliehen dann die Nähe der Menschen und finden nur Trost und Genugthuung in uns selbst und in unserer Traurigkeit. Es gibt aber auch solche, wo der Mensch lebhafter als gewöhnlich an vergangene Leiden erinnert wird, und das Bedürfniß fühlt, sich über das, was sein Inneres bewegt, mitzutheilen. In ähnlicher Lage schien mir gegenwärtig mein Gefährte zu seyn, ich schwieg daher, um ihm Zeit zu lassen, sich zu erholen und zu sammeln, und erst als ich sah, daß sich sein Blick etwas erheiterte, erst nachdem sich seine Brust durch einige tiefe Seufzer erleichtert hatte, nahm ich das Gespräch wieder auf und sagte:

Der Gedanke an die Vergangenheit ist wohl sehr drückend für Euch, Camerad? versüßt ihn durch die Gegenwart und die Zukunft, die beide Euch jetzt zulächeln.

Für mich ist die Gegenwart freudenleer, erwiderte er, ich bin für alles erkaltet. Sie kann keinen Einfluß auf mich ausüben, denn ich habe nichts mehr zu wünschen. Was sollte ich

auch noch verlangen? Meine Aufgabe kann fortan nur die seyn, Gott zu danken, daß er mir zum zweitenmale das Leben geschenkt hat, und ihn zu preisen, so oft ich in die Vergangenheit zurückschaue. Von der Zukunft fordere ich nichts, als ein enges Bretterhaus und ein Kreuz auf den Hügel, der sich über mir wölben wird.

Ich hörte von Euern Leiden, sagte ich. Seid Ihr schon lange der Gefangenschaft entronnen? fragte ich mit Theilnahme, um das angeknüpfte Gespräch nicht sinken zu lassen, und dadurch vielleicht die Niedergeschlagenheit meines Cameraden in eine tröstlichere Stimmung umzuwandeln.

Ja, entgegnete der Gefragte in gepreßtem Tone, ich war in Kriegsgefangenschaft, noch im Jahre 18 . . , doch auch jetzt noch, nachdem ich frei bin, liegt es mir wie eine schwere Last auf der Seele.

Verzeiht meiner Neugierde, wenn sie über die näheren Umstände dieser für Euch gewiß schrecklichen Zeit gern genauer belehrt wäre und schlagt mir daher die Bitte einer kurzen Erzählung nicht ab.

Es wird mir zwar immer schwer, an diese Begebenheit auch nur zu denken, doch sey's darum. Ich mache dabei nur eine Bedingung, die Euch vielleicht wunderlich erscheinen wird: Ihr dürft mich während meiner Erzählung nicht ansehen. Es ist mir peinlich, wenn jemand auf meinem Gesichte diejenigen Empfindungen liest, welche die Vergangenheit auf ihm hervorruft und die ich nicht zu verbergen vermag. Kein Mensch soll die Thränen sehen, welche meine blassen Wangen benetzen, und die ich nicht die Kraft habe zurückzuhalten, wenn ich das Gemälde meiner Leiden aufrolle. Wozu auch? Das innigste Mitgefühl vermag es ja doch nicht zu erfassen was ich gelitten habe, und ich würde versucht seyn, oft für verletzende Gleichgültigkeit zu halten, was natürlich ist. Nun hört!

Unweit des Terek, eines, wie Ihr wißt, nicht breiten, doch sehr reißenden Stromes, der in den Schneegipfeln des Kaukasus entspringt, um sich nach kurzem Laufe ins kaspische Meer zu stürzen, hatten wir vor nicht gar langer Zeit eine neue Festung errichtet, und diese als Garnison ein Commando des K—schen Regiments, zu dem auch ich gehörte, erhalten. Ihr kennt unsere Befestigungen in den Bergen und wißt, daß sie sich alle einander ähnlich sind. Ebenso ist es auch mit den in ihnen liegenden Besatzungen, welche auf fortwährende strenge Vorsicht und Wachsamkeit angewiesen sind, und eingekerkert zwischen ihre Erdwälle mit der Außenwelt in keinerlei Berührung kommen und in dem einförmigen Leben von der tödlichsten Langeweile geplagt werden. Wie natürlich, theilten auch wir das allgemeine Geschick; es war wahrlich kein beneidenswerthes, doch der Mensch gewöhnt sich am Ende an alles, und der Geist ist nicht so schnell gebeugt. Unter der Zahl meiner Soldaten befanden sich hundert Linienkosaken, entschlossene Fischer, welche sich freiwillig gemeldet hatten und im Charakter den Bergbewohnern sehr glichen; umringt von ihnen kannte ich keine Furcht und spottete der Gefahr. Oft trug mich dieß edle Roß hier an ihrer Spitze in die Reihen der räuberischen Feinde, und die scharfen Klingen meiner Kosaken hielten dann immer reiche Ernte. Mit der Zeit wurde ich im Gebirge bekannter, und es traf sich nicht selten, daß von den vornehmern Einwohnern einer und der andere mich besuchte, sey es nun um mir irgend einen Vorschlag zu machen, Gefangene auszuwechseln, oder wie das meistens der Fall war, aus reiner Neugierde. Auch ich meinerseits begab mich zuweilen in die nahe gelegenen und Friedens-Aule genannten Gebirgswohnungen, und wurde dann von meinen Bekannten aufs reichlichste mit Busa, einem Gebräu von feinerm Mehl, Hafermehl und Wasser, und dem bekannten Tschurek bewirthet.

Zu der Zeit nun war der Name Chamursin ein sehr oft gehörter, und bei den Bergbewohnern in hohem Ansehen stehender. Der Träger desselben, ein sogenannter Abrek, d. h. Wagehals, war ein berüchtigter Freibeuter, dessen Handwerk der Raub war. Nachdem er sich aus Gesellen von gleicher Denkungsart ein Gefolge gebildet hatte, zog er an ihrer Spitze in den Bergen umher und machte oft Ausfälle über den Terek. Seine verzweifelte Kühnheit und Tapferkeit verschafften ihm oft reiche Beute, vermehrten zugleich aber auch seine Gier. Chamursin war ein hoher, schöner und breitschultriger Mann, wie es gewöhnlich die Bergbewohner sind, sein ungewöhnlich funkelndes Auge sprühte von Wildheit, und war von starken, buschigen, schwarzen Brauen beschattet, welche einen regelmäßigen Bogen bildeten und sich auf der edel geformten, etwas gekrümmten Nase begegneten. Die scharf geschnittenen Gesichtszüge und der dunkle Ton der Hautfarbe gab der ganzen Figur etwas so unheimliches, beängstigendes, daß man es dem Bösen selbst nicht übel genommen hätte, wenn er vor ihr erschrocken wäre. Schlimm erging es stets den unachtsamen, nogaischen Kaufleuten, wenn sie sich ohne hinreichende Bedeckung auf den Weg gemacht hatten, und Chamursin in die Hände fielen; in einem Augenblick waren sie ihres Eigenthums beraubt und Gefangene, ein Spielwerk der Laune des Freibeuters. Ebenso übel kamen auch die Kosaken-Colonien weg, wenn sie in ihrer Wachsamkeit im Geringsten nachließen. Mitten in finsterer Nacht schlich Chamursin gleich einer Schlange mit seiner Bande heran und stürzte sich auf die Sorglosen. Schrecklich wüthete dann das Schwert der Angreifer, Mord und Plünderung waren in ihrem Gefolge. Der Ueberfall war stets ein reißender, und Blut und Vernichtung bezeichneten die Spur, welche die Gefürchteten zurückließen.

Nach dem Gesagten ist es Euch wohl einleuchtend, daß ich mich nicht ausschließlich auf die Tapferkeit der Garnison verließ, sondern selbst im höchsten Grade wachsam und vorsichtig war. Während der Nacht wurden alle Wachen verdoppelt und bis zum Tagesanbruch niemand Fremdes in die Festung eingelassen. Wie Ihr wißt, führt die Straße nach Tiflis von Jekaterinodar aus längs dem nördlichen Abhange des Gebirgs bis nach der Festung Wladikawkas, von wo aus es dann quer über den Kamm geht. Längs des Weges zwischen genannten beiden Oertern, oder vielmehr vom schwarzen Meere bis zum kaspischen, liegt an den Ufern des Kuban und Terek eine Reihe fester Plätze, welche den Reisenden die militärische Bedeckung liefern, die sie zu ihrer Sicherheit nöthig haben. Zur Zahl der letztern gehörte auch diejenige Festung, in welcher ich stand, doch selten nur sah sie fremde Gäste in ihrer Umfriedigung, und traf sich das je einmal, so wich die dadurch hervorgerufene Rührigkeit bald wieder der vorigen Stille und Einförmigkeit. Der Winter hatte sich bereits gemeldet, und eine dünne Schneeschichte breitete ihr Leichentuch über die Gegend. Die Ufer des Stromes waren mit einem Saume von Eis eingefaßt, gegen den die schäumenden Wogen anschlugen und ihn hie und da zersprengten. An den Bäumen zitterten die letzten gelben stark bereiften Blätter und warfen das Licht der Sonne gleich Diamanten zurück. Schauerlich heulte der Wind in den Klüften und umpfiff in gellenden Tönen die Festung, so daß der Stundenwächter oft erschreckt die Besatzung allarmirte. Alle Reize, womit die Natur diese Gegend so verschwenderisch ausgestattet hatte, waren verschwunden, und mit

der Trauer, die sich nun über Berg und Thal lagerte, kam auch Schwermuth und Niedergeschlagenheit über den Menschen. Alles nahm eine andere Gestalt an, nur der majestätisch sich erhebende, über 14,000 Fuß hohe Granitfels des Kasbek bewahrte seine unveränderliche Schönheit. Während sein eisbedeckter Gipfel in die Wolken ragte, lockte der winterliche Sonnenstrahl nach hie und da ein Blümchen aus dem schneefreien Abhang, oder gab den Wäldern das ursprüngliche Grün zurück, und erfreute dadurch das Auge des Beschauers mit dem lieblichsten Farbenwechsel. Wie oft habe ich den Blick zu diesem Riesen erhoben, wenn die Langeweile mit ihrem Bleigewicht auf meine Seele fiel und mir in dem sich darbietenden Gemälde Trost und frischen Lebensmuth gab.

Der Winter, nirgends ein angenehmer Gast, lastete besonders drückend auf uns. In unsere Pelze eingehüllt, saßen wir in der eisig kalten Stube um den glühenden Ofen und waren in dumpfem Hinbrüten versunken; traurig kreischte die Thür in den vom Froste weißen Angeln, und unheimlich ächzte der Wind durch die zerbrochenen beblümten Fensterscheiben. Ueberall das Bild des Todes und der Erstarrung, und in unserer Seele eine trübe Oede. Es war wohl nichts natürlicher, als daß wir die träg dahin schleichende Zeit auf jede Art und Weise uns zu verkürzen suchten; wir plauderten über unser Campagneleben, versetzten uns in der Erinnerung nach der Heimath und zu unsern Lieben oder bauten Luftschlösser für die Zukunft. Doch nicht immer wollte das Gespräch in gehörigen Fluß kommen, wie das eines Abends der Fall war, als ich mit meinem Freunde Tich. beim warmen Ofen saß. Die bläuliche Flamme der Kohlen flackerte zuweilen auf und warf einen ungewissen Schein um sich her, dann sank sie wieder in die Gluth zurück und verschwand gleich des Menschen Hoffnung. Die Unterhaltung wurde immer matter, bis sie endlich ganz aufhörte und wir beide uns in uns selbst versenkten. Ich war damals jünger, lebensfroher als jetzt, und keineswegs zur Schwermuth geschaffen; um so peinlicher war mir der Gedanke, hier gewissermaßen vom Leben Abschied nehmen zu müssen und nach langem Herumirren vielleicht in der rauhen Savanne des Winters mein Grab zu finden. War es zu verwundern, wenn bei Gedanken der Art das Wort im Munde stecken blieb und das Gespräch stockte? Eine eintretende Ordonnanz unterbrach die Stille.

„Euer Wohlgeboren! Vor der Festung hält ein Mensch zu Pferde, der ein Anliegen an Euch hat", rapportirte sie, die Finger militärisch an die Mütze legend.

„Wer mag es seyn", fragte ich.

„Wie es scheint, einer von den nogaischen Kaufleuten", erwiederte der Soldat. „Dem Ansehen nach muß er verfolgt worden seyn."

„Verfolgt?" fragte ich; „das deutet auf nichts Gutes. Geben wir schnell!"

Wir zogen unsere Säbel und begaben uns an das Thor der Festung.

Obgleich die Dämmerung bereits eingetreten, und es deßhalb nicht mehr erlaubt war jemanden einzulassen, so bestimmte uns doch das Außerordentliche der Umstände, dießmal von der strengen Vorschrift abzuweichen. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sich nur ein einziger Mensch vor dem Thore befinde, ließ ich öffnen, und erkannte in dem Eintretenden wirklich einen der Nogaier, die den Morgen uns verlassen hatten. Es waren Handelsleute, welche einige Heerden Pferde verkauft hatten, und nun mit den eingetauschten Waaren zurückkehrten. Das Gerücht, der gefürchtete Chamursin sey in der Nähe, bewog mich, sie ohne Bedeckung ziehen zu lassen, was ich auch um so leichter thun konnte, als die ganze Karawane gut bewaffnet war und nur darauf drang, recht schnell expedirt zu werden, indem sie sagte, sie werde für ihre Sicherheit schon selbst Sorge tragen. Gott, welch schreckliche Nachricht mußten wir nun vernehmen!"

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach dem Djeng auf Java.

Die Anstellung als Residenzarzt zu Pekalongan versprach die Befriedigung des Wunsches, den Gunong Prahu zu ersteigen und die Wunder des Djeng mit eignen Augen zu schauen. Der Resident H. vertröstete meine ungeduldige Sehnsucht nach dem Prahu, der von der Morgensonne beleuchtet und von der Abendsonne umstrahlt in unserm Gesichtskreis lag, und mir ewig nah und ewig fern blieb — auf den Monat August, in welchem er mit seiner Familie für einige Wochen nach dem Passangrahan Kebaturan ziehen wolle, als wann ich als Gast bei ihm logiren und in den Ausflügen nach dem Tagal-Djenggebirge ihn begleiten solle. Leider wurde der gute Mann von einer tödlichen Krankheit ergriffen, die seinen Planen und Aussichten auf dieser Welt ein Ende gemacht hat. Die Reise nach dem Djeng brachte ich deßhalb erst unter dem Residenten Sch. zu Stande, welcher mir die nöthigen Transportmittel, indem ich den Zweck der Inspection der Vaccine mit dieser Reise verband, bereitwillig zugestand. Auf dem Weg nach dem Djeng betritt man das Gebiet von drei Residenzen, nämlich Pekalongan, Banjumas und Bagelen, während früher das ganze Territorium zu erster Residenz gerechnet wurde.

Donnerstag, den 19 März 1846, stand schon in der Frühe mein Wagen mit dem Sechsgespann der Regentenpferde und etlichen Vorreitern vor der Thür. Herr Sch., ein Creole von B., welcher der javanischen Sprache mächtig war, begleitete mich. Bald flogen wir unter dem Knallen des Kutschers, dem Halloh der Läufer im Galopp durch die Bambus- und Fruchtbaummassen der pekalonganischen Campongs, welche schon von Menschen belebt waren, nach Massen; der Himmel war trübe und versprach wenig Sonnenschein. Das üppige Grün der Indigofelder duftete den stark süßlichen, Katzenurin ähnlichen Geruch aus, und bald erfreuten uns auf ansteigendem Boden die amphitheatralisch angelegten Reisfelder, welche eine gesegnete Ernte verhießen. Ein brausender Waldstrom in der Tiefe des Thales wälzte seine Silberfluthen über Lava- und Trachytblöcke, und schneeweiße Reiher wiegten sich auf den dichten Zweigen der herrlichen Teepenbäume, welche an Bodenvorsprüngen über die Fluthen des Baches hingen.

Ketjapi, in dem District Massen, ist reich an Indigofabriken, sein fruchtbarer Boden scheint aber zur Zeit der ersten Cultur den auf den Höhen des Gebirges hausenden Hindu-Colonisten als Vorrathskammer des Reises gedient zu haben. Zur Zeit des mythischen Reiches Agastina, welches zu Pekalongan, nach andern gar nicht auf Java bestanden haben soll (was übrigens weniger wahrscheinlich ist, da ein Reich dieses Namens hier wie in Indien ebenso gut bestanden haben kann, wie eine Neustadt in Deutschland und ein Neapel in Italien), in jener mythisch-heroischen Zeit soll der räthselhafte Tunnel, von welchem man noch bei Bandar-Sidaju Spuren weißt, und der vom Djeng durch das Gebirge nach der Ebene führte, bis Massen sich erstreckt haben. Die Sage läßt selbst Romo (Rama) und Ardjuno am Eingang dieses Tunnels sich einander bekämpfen. Wenn nicht Wasser von dem Gebirge in diesem unterirdischen Gange abgeleitet wurde, kann nur die Furcht vor räuberischen Ueberfällen die Hindu-Colonisten zu solch einem Riesenwerke veranlaßt haben, dessen Reste, sowie die reichen Sagen dieser Gegend bei der heutigen Indifferenz der Landesherren für dergleichen Denkmale, bald spurlos verschwunden seyn werden. Selbst der eifrige Naturforscher Junghuhn trug keine Kenntniß von diesem Gange, und als ich zufällig davon Kunde erhielt, habe ich den Widono von Sidaju nur mit Widerstreben dahin gebracht, daß er mir den Eingang zeigen ließ. Bei den unter-

irdischen Gängen des Djeng werde ich auf diesen Tunnel zurückkommen.

Wir nahmen unsern Weg über Macon, das Kaffeeland des Herrn von Barnemann, der früher Page des Königs von Dänemark, dann Capitän des zwischen Batavia und Samarang fahrenden Dampfschiffes Baron van der Capellen, und jetzt Landherr war. Er wohnte zwischen Fruchtbäumen und Rosenbüschen, umgeben von einer sanften Bevölkerung, von zahmen Viehheerden und von Wild, das die Kaffeepflanzung heimsuchte, und von dem sich nächtlicher Weile Tiger bis vor die Thür seines Hauses verirrten. Der Ertrag des Kaffeelandes war noch nicht glänzend.

Der Plan in dieser Pflanzung Waldhühner, Pfauen, Rehe, Schweine oder Tiger zu jagen, wurde durch Regenwetter vereitelt; den folgenden Morgen setzten wir die Reise fort. Wir ritten zu Pferde durch die Thalschlucht und den angeschwellenen Waldstrom, wechselten bei dem Wideno zu Sidaju die Reitpferde und verfolgten südlich, langsam uns erhebend, den Weg. Zu Gembaogan ist die erste Theefabrik; der rothe, aus verwittertem Trachyt bestehende Boden scheint aber noch nicht für die Theecultur geschickt; vielleicht würde an dem nördlichen Abhang dieses Gebirges der Weinstock besser gedeihen. Zu Ketonganjer ist die zweite Theefabrik, zu Kebatuean die dritte, zu Tauuan die vierte. Aber erst zu Bator wurde auf einer Höhe von 5000 Fuß guter Thee gewonnen; man sprach schon damals davon, die am nördlichen Abhang liegenden Theefabriken eingehen zu lassen. Von dem Passangrahan zu Kebatuean hat man eine entzückende Aussicht auf eine weite Landschaft voll dichtbewachsener Höhen, reicher Ebenen und die unendliche See, welche in blauer Fläche nördlich den Horizont begränzt. Der Resident Doornik hat hier Rosen, Pfirsiche und Pflaumen pflanzen lassen; letztere sind aber nur blaßgelb und nicht zum besten. Hier endigt die Cocospalme und der Kaffee, und beginnt die Orangepalme und der wilde Zimmet (Cassia), der Grund wird ein gelber, vulcanischer Lehm; der Weg steil und steinigt. Bald war nur noch ein abschüssiger Hohlweg mit Felsblöcken vor uns, welchen die Pferde keuchend und schweißtriefend erstiegen; ich konnte die armen Thiere nicht leiden sehen und ging deßhalb zu Fuß, was für mich weniger anstrengend war, als es hier schon bedeutend kühl wurde, die Wolken uns näher rückten, ja bald ganz einhüllten und kalte Regenschauer uns durchnäßten. Wir passirten die Theefabrik Kalitanga auf etwa 4000 und Tauuan auf 4500 Fuß Höhe. Der Weg an der nördlichen Abdachung des Gebirges läuft über die scharfen Kämme der divergierenden Zweigrippen des Hauptstockes und bildet jähe Abgründe mit tiefen Thälern, in welche ich nicht ohne Schwindel hinabsehen konnte. So steil auch die Wände sind, zeigen sie sich doch bewachsen mit Baumfarren und wilden Pisangs; überall brausen Bergwasser und der Wasserfall von Kamulan stürzt donnernd in die Tiefe waldbewachsener Schluchten. So steil auch der Weg ist, wird er doch viel begangen von Lastträgern, welche Tabak, Kartoffeln und Gemüse nach Pekalongan bringen. Bei der Dessa Kembang Langit (Himmelsblume) machten wir vor einem Warong (Marktkram) Halt, um uns an seinem Inhalte, der in Queque (Süßigkeiten) und Reiskuchen bestand, zu erfrischen, welche Leckerbissen eine Bergnymphe feilbot, die einer nähern Betrachtung werth schien. Ihr Teint war heller als gewöhnlich und auf den Wangen lag selbst ein Anflug von Röthe; sie hatte goldne Krabu (Zierrathen) in den Ohren und einen rothseidenen Slendang graciös um ihre Lenden geschlungen, weßhalb ich sie zwar nicht für eine Widadari aus der Himmelsblume (die Javanen denken sich die Engel als weibliche Wesen), wohl aber für eine Ronggeng (öffentliche Tänzerin) hielt, und von ihr einen Fehlschuß auf die Schönheiten von Bator that, welche ich nachher unter der Erwartung gefunden habe. Die Javanen sind, obgleich Bekenner des Islam, dennoch den Einrichtungen des frühern Gottesdienstes in vieler Hinsicht treu geblieben. Hierzu gehört der Stand der Ronggeng. Man weiß, daß in Hindostan die Bajaderen zu den brahmanischen Tempeln gehören und von den Braminen zur Verherrlichung des öffentlichen Cultus gehalten werden. Auf Java kann jede Jungfrau, welche die Tanzkunst versteht und Talent zum Singen besitzt, Ronggeng werden. Als solche ist sie frei von öffentlichen Lasten und Arbeiten, erscheint nur bei Festen, wo sie durch Tanz und Gesang die Feier verherrlicht, bei Tag als Prima Donna glänzt und des Nachts sich als Hetäre preisgibt; obgleich von niederm Stande, genießt sie doch eine Art Ehre, und selbst Häuptlinge und Regenten tanzen (taubaken) mit ihr, erheben sie wohl auch zur Kebsfrau. Verheurathet sie sich, so ist jede Schmach der frühern Prostitution damit gründlich ausgetilgt. Weder der Tanz mit seinen widernatürlichen Verdrehungen der Gelenke, noch der Gesang, indem die Ronggeng aus Leibeskräften in ihren Slendang, den sie vor den Mund hält, hineinschreit, kann uns behagen und selbst die Umarmung, wozu ein freundschaftlicher Häuptling aufmuntern mag, ist gefährlich, indem sie nicht selten peinliche Spuren zurückläßt.

Wir waren jetzt in Wolken verhüllt, so daß wir kaum zwei Schritte vor uns sehen konnten, und erreichten beinahe erschöpft die Firste des 6500 Fuß hohen Gunong Gelang, wo ein elendes Gehöft die Gränze bildet, und eher einem Kosakenbivouak in der Ukraine als einem Campong auf dem siebenten Grad südlicher Breite in dem gepriesenen Java ähnlich sieht. Bebend von Kälte suchten wir das rauchige Feuer, das uns nicht erwärmte, weßhalb wir alsbald den noch $^3/_4$ Stunden weiten Weg nach Bator verfolgten. Der Regen fiel in Strömen; von unserm Gefolge blieb einer um den andern zurück, und bald suchten wir allein auf unsern erschöpften Pferden, bald auf den Füßen weiter zu kommen; der vulcanische Lehm war entweder so erweicht, daß wir bis ans Knie einsanken, oder so glatt, daß wir beständig ausglitschten. Ueber tausend Fuß mußten wir wieder hinabsteigen, und die Lust den Djeng zu besuchen, war mir so ziemlich vergangen, als ich zuletzt das Hochland von Bator vor mir liegen sah.

Wolken und Nebelmassen hemmten die weite Aussicht, und wir waren froh, als wir bis auf die Haut durchnäßt das Haus des Widono erreicht hatten, wo ein rauchiges Feuer uns vollends hoffnungslos machte, aus welcher Lage aber der Aufseher der Theegärten, Herr Gorden uns befreite, der uns mit in sein Haus nahm, wo bald ein hochloderndes Feuer, das mit trockenem Glagarohr unterhalten, in einer großen Theepfanne prasselte, die erstarrten Glieder wieder aufthaute und den gesunkenen Muth durch warmen Thee und ein Glas Glühwein wieder auffrischte. Ein kräftiges Mahl von saftigen Gemüsen, frischer Ochsenzunge, fetten Capaunen, duftenden Kartoffeln und schäumendem Ale versetzte uns selbst auf dieser Höhe in ungemeine Heiterkeit. Gegen Abend kehrten die Theeprinzessinnen und das Werkvolk aus den Plantagen zurück, und hatten sich wie Schildkröten ausstaffirt, denn zum Schutze gegen das Wetter trugen die Männer ungeheure Hüte von Bambusrinde, die Frauen capuzförmige Schilde von ähnlichem Flechtwerk auf Kopf und Nacken, wodurch sie wie jene Amphibien völlig geschützt waren; der Wind trieb uns übrigens bald zwischen die vier Wände, durch welche er mit solcher Heftigkeit pfiff, daß wir trotz doppelter Decken im Bette uns nicht erwärmen konnten, und ziemlich schlaflos die Nacht zubrachten, was jedem erklärlich seyn wird, der bedenkt, daß wir aus dem sonnenverbrannten Uferland in einem Tage in den reinen Alpenäther uns erhoben hatten, und uns aus Kaffernland nach Lappland versetzt wähnten. Das Wasser schien so eisig kalt, daß wir es kaum berühren durften; Herr Gorden war jedoch bereits an diese Temperatur gewöhnt und nahm zu unserm Erstaunen das gewöhnliche Sturzbad.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Reisende Mariette hat in Aegypten einige interessante Entdeckungen, unter anderen die eines Granit-Sphinx, gemacht. (Athen. 26 April.)

Einige merkwürdige druidische (?) Denkmale soll Capitän M. Taylor im Dekkan in der Nähe von Scholapur gefunden haben. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 105. 2 Mai 1851.

Guanolager.

Die Ansammlung von Guano ist nur an Orten möglich, wo Seevögel sich in großer Anzahl sammeln um zu brüten, und wo die Trockenheit der Atmosphäre das Hinwegschwemmen des angesammelten Stoffs durch Regen verhindert. Geraume Zeit hat man dieß für den Ackerbau in England, wie für die Schifffahrt wichtige Erzeugniß nur aus Peru oder eigentlich aus den benachbarten Chincha-Inseln geholt, wo es an den dürren Küsten seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden in fast unerschöpflichen Massen sich ansammelte. Die peruanische Regierung zieht einen bedeutenden Vortheil aus der Concession Guano zu holen, nach der Angabe eines Correspondenten in den Times nicht weniger als 400,000 Pf. St. oder 40 Proc. ihres Gesammteinkommens, man schlägt den Ausfuhrzoll, den sie darauf legt, auf 6 Pf. St. für die Tonne an, wonach also etwa 66,000 Tonnen ausgeführt würden. Früher scheint sie noch einen höhern Ausfuhrzoll darauf gelegt zu haben, denn der Preis des Guano ist durch die Entdeckung eines ähnlichen, aber nicht so ausgedehnten und reichen Lagers auf der Insel Ichaboe an der Westküste Südafrika's sehr bedeutend gefallen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß wenn die Regierung den Ausfuhrzoll ermäßigte, die Ausfuhr sich heben würde. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat in seiner letzten Botschaft bemerkt, Guano sey für die amerikanischen Landbauer ein so wichtiger Gegenstand geworden, daß er es für nöthig gehalten habe, mit der peruanischen Regierung in Unterhandlung zu treten, um denselben zu günstigeren Bedingungen zu erhalten. Bis dieß geschieht, ist man nun darauf angewiesen, wo möglich in andern Gegenden, die in gleichen Naturverhältnissen sich befinden, ebenfalls Guano aufzufinden.

Schon im December 1843 machte eine Correspondenz der Times darauf aufmerksam, daß mehrere Inseln in der Nähe des Caps der guten Hoffnung mit den Namen verschiedener Vögel bezeichnet seyen, daß diese Inseln unter derselben Breite mit Peru lägen, und daß bei dem dürren Zustande des Landes mit Zuverlässigkeit sich erwarten lasse, daß sich irgendwo Guano finde. Die Folge dieser Andeutung war die Auffindung des Guanolagers auf der Insel Ichaboe. Aehnliche Andeutungen haben kürzlich zur Entdeckung eines ähnlichen Lagers auf der Westküste von Australien ungefähr unter derselben Breite mit Ichaboe und den Chincha-Inseln geführt. Es ist ein sehr merkwürdiger Umstand, daß Guano bis jetzt in drei sehr entlegenen Gegenden der Welt, in Südamerika, Afrika und Australien, aber unter gleicher Breite, allenthalben auf Inseln in regenlosen oder fast regenlosen Strichen und in der Nähe einer öden Küste gefunden wurde. Es wirft sich nun von selbst die Frage auf, ob man nicht in ähnlich gelegenen Strichen noch weitere Lager entdecken kann? Bisher hat man die Guanolager nur auf Inseln in der Nähe der Küsten entdeckt, können sie sich nicht auch auf Inseln finden die tiefer im Ocean liegen, z. B. auf der Insel San Felix im südlichen stillen Meer, oder auf den Inseln Salas y Gomas, wo zahllose Vögel nisten sollen? Es ist kaum zu bezweifeln, daß allenthalben, wo Seevögel in großer Zahl vorhanden sind, und wenig Regen fällt, Guano sich finden muß, da es die Gewohnheit dieser Vögel ist, an einzelnen Stellen zum Behufe des Brütens in großen Massen sich zu sammeln. Eine weitere für Naturforscher interessante Frage ist die: sollte sich Guano nur unter dem südlichen Wendekreise finden, und nicht auch unter den regenlosen Strichen des nördlichen? Existirt es hier nicht, oder hat man es nur nicht entdeckt? Capit. Haines erwähnt in seiner „Aufnahme der arabischen Küste" zweier ganz weißer Inseln, was das gewöhnliche Aussehen von Guanoinseln ist. Auf der Westküste Afrika's, in der Nähe des Cap Blanco, wo man oft die Luft von Vögeln verfinstert sieht, und manche noch ganz ununtersuchte Inseln sich finden, dürften wohl einige seyn, die gleichfalls mit Guano bedeckt sind. Die Sache hat nicht nur in ökonomischer, sondern auch in naturhistorischer Beziehung ein großes Interesse.

Der kaukasische Kriegsgefangene.

(Fortsetzung.)

Nach einem Ritt von ungefähr 10 Werst beschlossen die Reisenden in einem Friedensaul Halt zu machen. Sie schürten ein Feuer an, und nahmen Waaren und Baarschaft hervor, um sie zu zählen. Wie sie in der besten Arbeit waren, trat ein Tscherkesse ein, grüßte und bat um die Erlaubniß, seine Pfeife anzünden zu dürfen. Nach einigen Fragen, wer sie seyen, wohin sie reisen u. s. w., entfernte sich der Fremde, und die Nogaier machten sich aufs neue auf den Weg; doch kaum waren sie fünf Werst geritten, als sie Hufschlag hinter sich hörten und bemerkten, daß sie von zehn Tscherkessen verfolgt würden. Ein Armenier, der die Kaufleute begleitete, hielt diesen Umstand für gefährlich und die Nacheilenden für verdächtig; er rieth daher die Waffen zur Hand zu nehmen, was denn auch alle thaten, worauf die Karawane vorsichtig ihren Weg fortsetzte. Bald hatten die Tscherkessen sie eingeholt, und die Nogaier erkannten in einem derselben den Fremden, der des Morgens an sie herangetreten war, um sie um Feuer zu bitten. Schnell beruhigten sich die Erschreckten und waren überzeugt, die neu Hinzugekommenen ge-

härten zu den Friedens-Tscherkessen, und es sey deßhalb nichts zu fürchten. Es entwickelte sich bald zwischen beiden Parteien ein lebhaftes Gespräch, das so harmloser Natur war, daß die sicher gemachten Kaufleute, bis auf den Armenier, ihre Flinten wieder in die Futterale steckten und sie über den Rücken hingen. Die Rede drehte sich um Pferde, Waffen u. dgl., und kam endlich auch auf den berüchtigten Chamursin, der, wie das Gerücht ging, jetzt wieder die Gegend unsicher machen sollte. Die Tscherkessen bestätigten das Gesagte und mahnten zur Vorsicht; doch die Nogaier glaubten jetzt um so ruhiger seyn zu können, als sie an sich selbst schon stark an Zahl, nun noch die Friedens-Tscherkessen bei sich hatten und auf diese im Fall der Noth rechnen zu können vermeinten. Doch nur zu bald sollten die Armen enttäuscht werden. Der Bekannte aus dem Aul war allmählich bis an die Spitze des Zugs gekommen; da warf er plötzlich sein Pferd herum, zog den Säbel und stürzte sich auf die nichts ahnenden Kaufleute. Die Gefährten thaten Gleiches, und in einem Augenblicke waren die bestürzten Nogaier von den Pferden gerissen und ausgeplündert. Der Armenier, welcher, vorsichtiger als die Uebrigen, sein Gewehr in der Hand behalten hatte, feuerte, doch wurde er dafür auch auf der Stelle zusammengehauen. Zu spät erkannten die Unglücklichen die Falle, in welche sie ihre Sorglosigkeit gelockt hatte, so wie in ihrem Bekannten von diesem Morgen den gefürchteten Chamursin; einem einzigen war es gelungen zu entkommen, und dieser nun brachte die traurige Nachricht in die Festung. Ich befahl meinen Kosaken sofort aufzusitzen und die Räuber zu verfolgen; doch sey es, daß ihre Pferde nicht genug ausgriffen oder sie überhaupt keine Lust hatten mit den Wegelagerern zusammenzutreffen, genug, sie verloren bald jede Spur und kehrten endlich mit den Ausgeplünderten in die Festung zurück.

Der einförmige Winter mit seinem Gefolge von Schnee und Frost brachte doch zuweilen auch einen Sonnenblick, und wie, gleich freigewordenen Vögeln, denen ein guter Genius den Käfig geöffnet hat, suchten dann das Freie und erquickten uns an dem belebenden Himmelslichte. An einem solchen Tage — es war Anfangs März — erblickten wir eines Morgens von den Wällen aus einen sich gegen uns bewegenden Trupp Soldaten, und hörten bald darauf den Freudenruf: die Unsrigen! die Unsrigen! Es war die aus Grusien nach Rußland gehende Post, welche sich näherte und von einer Abtheilung Militär begleitet wurde. Ich gab sogleich die nöthigen Befehle die Bedeckung abzulösen, und meine Kosaken und die Infanterie machten sich fertig, die Post weiter zu führen. In Betracht der großen Unsicherheit der Straße und des Umstandes, daß Chamursin keinenfalls weit seyn und ein Gelüste auf die Post haben könne, gab ich ein ganz besonders starkes Geleite, und behielt mir nur zehn Kosaken und etwa hundert Mann Fußvolk, nicht gerade die Besten, zurück.

Das ungewöhnliche Ereigniß — denn als ein solches mußte die Ankunft eines Postzuges betrachtet werden — brachte auch außergewöhnliches Leben in die Festung, doch kaum war die Expedition zum Thore hinaus, so trat die vorige Stille wieder ein und die Langeweile in ihre Rechte.

Kurz nach Abgang der Post rief mich der Dienst in eine der benachbarten Festungen. Mit dem frühesten Morgen machte ich mich dahin auf und nahm als Bedeckung zwei Begleitwagen und in ihnen zwölf Bewaffnete mit. Die Reise und mein Geschäft gingen nach Wunsch von statten, und ehe es Abend wurde, war ich bereits auf dem Rückwege.

Mit seltener Pracht ging an diesem Tage die Sonne unter, der Kasbek glühte gleich einem riesigen Juwel im magischen Scheine der Abendröthe, und warf dunkle, lange Schatten auf die ihn umgebenden tiefen Schlünde. Lautlose Stille lag über der winterlichen Natur und lustig knarrten die Räder der schnell dahinrollenden Wagen über den festgefrorenen Schnee. Die dampfenden Pferde schnaubten, denn mehr als gewöhnlich fühlten sie die Peitsche des Kutschers, dem die schnell sich aufthürmenden Wolken Schneegestöber weissagten, und der deßhalb eilte, den heimischen Heerd zu erreichen.

Wir passirten einen kleinen Fluß und kamen am jenseitigen Ufer auf einen freien, mit Hügeln besäeten Platz, wie man deren dort zu Lande so viele antrifft. Man hält sie gewöhnlich für alte Grabhügel, ohne zu wissen wer sie aufgeworfen hat. Kaum daselbst angelangt, wendet sich einer meiner Leute mit Schrecken zu mir und ruft: Ach Gott, die Tscherkessen .... und wie viele, seht nur dorthin, hinter jedem Hügel ragen ihre abscheulichen Köpfe hervor!

Ich stand auf, um mich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, als plötzlich ein Schuß fiel und einen meiner Soldaten niederstreckte. „Ergreift die Waffen", rief ich, indem ich aus dem Wagen sprang und den Degen zog, und in einem Augenblick war die Mannschaft auf den Füßen und unter dem Gewehr. Vor allem dachten wir daran, eine zur Vertheidigung günstige Stellung zu gewinnen, und deckten uns zu diesem Zwecke mit unsern Wagen oder durch Sträucher und Steine, die wir schnell aufhäuften. Es entwickelte sich bald ein gegenseitiges Feuern, das jedenfalls zu unserm Nachtheil ausfallen mußte, indem die Gegner an Zahl uns vierfach überlegen waren, und Ihr selbst recht gut wißt, wie sicher bei ihnen jeder Schuß trifft. Zu meiner Bestürzung überzeugte ich mich auch bald, daß ich nur noch über sechs Mann zu verfügen hatte; vier waren bereits gefallen, und zwei schwer verwundet. Nicht der Tod war es der uns schreckte, wohl aber die Gefangenschaft; meine Soldaten thaten Wunder der Tapferkeit, und auch ich gab die Rettung noch nicht auf, da ich mir einbildete, man würde das Schießen in der Festung hören, und die nach meiner Berechnung bereits zurückgekehrte Mannschaft uns zu Hülfe eilen. Vergebliche Hoffnung! Die Munition fing an uns auszugehen, und in dem Maaße als unsere Schüsse seltener wurden, mehrte sich die Kühnheit des Feindes. Drei meiner Gefährten hatte das tödliche Blei noch niedergeworfen, da stürzten sich die Tscherkessen, Chamursin an der Spitze, mit geschwungenem Säbel auf uns. Umringt von allen Seiten, kämpften wir mit dem Muthe der Verzweiflung, und unsere letzten Kugeln legten noch mehrere der Feinde nieder; doch dieß vermehrte nur die Wuth der Gegner. Mit schrecklichem Geheul fielen sie über uns her, gleich Geiern über ihre Beute, und bald fühlten wir auch die Krallen dieser Raubvögel in unserm Fleische.

Die Pferde unserer Wagen waren ausgespannt und angekoppelt; auf sie nun wurden wir Unglücklichen festgebunden, und fort gings im gestreckten Galopp in die Berge, die den Freudenruf der Sieger in vielfachem Echo wiederhallten.

Das Blut troff an mir herunter und mein Herz war zerrissen; ich zitterte vor Wuth und Verzweiflung, wenn ich daran dachte was meiner wartete. An ein Entspringen war nicht zu denken, denn daran hinderten mich schon meine fest zusammengeknebelten Hände und der rasende Lauf des Pferdes, der mir fast den Athem benahm. Der Zorn kochte in meinen Adern und ich glich dem tobenden Terek, der, eingezwängt in sein schmales

Reue, wühlet und schäumt, um die Bande zu sprengen, die ihn einengen. Eitles Mühen! Eine unerschütterliche Mauer stellt sich seiner Kraft entgegen und lächelt ob der vergeblichen Anstrengung.

Während des Ritts war es vollkommen finster geworden. Am Himmel hingen schwere Wetterwolken, und der Wind stöhnte schaurig in den fernen Schluchten. Ein feiner Schnee fing an zu fallen und stach gleich Nadeln in das erhitzte Gesicht; allmählich wurde er zum dichten Gestöber und der Wind zum heftigen Sturm, der den Schnee in dicken Wolken aufwirbelte und dadurch oft jede Spur eines Weges verdeckte. Und mitten in diesen aufgescheuchten Elementen, in diesem heulenden Orkane, rasten die Pferde gleich einer Windsbraut dahin und bliesen den heißen Dampf aus den weit geöffneten Nüstern. Wahrlich, ein unheimliches Gemälde für den Beschauer, doch ich sah nichts davon.

Wir standen bald an den steilen Ufern des Terek. Der Uebergang schien ein schwieriger, doch der kühne Bergbewohner ist blind für die Gefahr und kennt kein Hinderniß. Ein durchdringender Schrei — und hinab stürzten sich Roß und Reiter in den jähen Abgrund; die Wogen des hoch aufschäumenden Stroms theilten sich und der wilde Terek schien unwillig zu grollen . . . Mich ergriff ein Schwindel, ich fühlte etwas, wie einen heftigen Schlag, und mit ihm schwand das Bewußtseyn . . .

Als ich wieder zur Besinnung kam, befanden wir uns noch auf dem Wege, doch gings jetzt Schritt. Die Tscherkessen waren zu Fuße, und führten die ermüdeten und von Schweiß triefenden Pferde, welche in eine Wolke von Dampf eingehüllt waren, am Zügel. Mich unterstützte einer aus dem Haufen, und seinen Stößen hatte ich es zu danken, daß ich aus meiner Ohnmacht erwacht war. Der Sturm hatte ausgetobt, es war nicht mehr so eisig kalt, und ferne im Osten fing der Himmel an, sich zu röthen. Ich seufzte schwer auf, als ich meiner Sinne wieder mächtig war, und mein Begleiter schien sich über dieses Lebenszeichen zu freuen. Auf einen Ruf von ihm kamen seine Gefährten herbei, und auch sie schienen vergnügt darüber, mich noch am Leben zu finden. Man hatte mich also für todt gehalten.

Eine Viertelstunde mochte sich der Zug im Schritt bewegt haben, als die Tscherkessen wieder aufsaßen und die Pferde aufs neue im Gallopp davonjagten. Bald hatten wir eine tiefe Schlucht hinter uns und standen vor einem rings von hohen, steilen Felsen umgebenen dichten Walde, aus dem hie und da die elenden Hütten der Bergbewohner hervorschauten. Es war Dramursins Lagerstätte. Der von einem Ende zum andern mit schweren, dunkeln Wolken umzogene Himmel, in der Tiefe ein reißender Bergstrom, der entlaubte Forst und die ringsum herrschende unheimliche Stille machten diesen Ort recht eigentlich zum Schlupfwinkel eines Räubers.

Kaum waren wir in der Nähe des Auls, als uns mit lautem Gebell ein Rudel Hunde entgegenstürzte, ihnen folgte bald ein Haufen Weiber und Kinder mit dem Freudenrufe: ein Russe, ein Giaur, ein Giaur! Die Frauen schienen alles Schamgefühls baar zu seyn, denn ihnen fehlte selbst die nothwendigste Bekleidung; der Jugend war unsere Ankunft ein Fest und wir Gefangene ihr ein ersehntes Opfer, ohne Aufhören neckten und höhnten uns die bösen Buben, zerrten an unsern Mänteln und bewarfen uns mit Schnee und Koth.

(Fortsetzung folgt.)

Die Städte Assyriens.

In der Londoner geographischen Gesellschaft las Oberst Rawlinson eine Abhandlung vor „über die Identification der biblischen Städte Assyriens und die Geographie des untern Tigris;" er erklärte, auf die Autorität der Keilinschriften gestützt, daß die Stadt Ninive einen großen Strich Landes am Tigris Mossul gegenüber eingenommen habe; die Hügel und Ruinen zu Kujundschik, Nebbi Junus, Karmolez und Khorsabad bezeichneten Vorstädte und Paläste die zu dieser Hauptstadt gehörten. Nimrud, in den Inschriften Rebekha genannt, sey dasselbe mit dem biblischen Rehoboth und eine Vorstadt der benachbarten großen Stadt Resen oder Alassar (bei Xenophon Larissa) gewesen, wie Kujundschik und Khorsabad Vorstädte von Ninive. Galat versetzte er, auf den Grund syrischer und talmudischer Angaben, nach Holea, einer Stadt am Tigris, an der äußersten Südgränze Assyriens. Kileh Schiegat, die einzige weitere assyrische Ruine am Strome, war ein bloßes Schloß oder Palast, und kann deßhalb in der biblischen Aufzählung der Hauptstädte nicht eingeschlossen gewesen seyn. Rawlinson gab sodann eine kurze Beschreibung des Nohewan-Kanals, eines prachtvollen von Nuschirwan ausgeführten Werks, wodurch einige tausend Quadratmeilen bewässert und einigen Millionen Menschen der Lebensunterhalt gesichert wurde. Er ist jetzt vollkommen trocken. Der Schal-i-Nimrud, von dem man gewöhnlich glaubt, daß er die sogenannte medische Mauer Xenophons bezeichne, ist nach Rawlinson nichts als ein künstlicher Damm, um das Wasser der Wüste zusammenzuhalten, und durch Schleußen die benachbarten Ländereien zu bewässern. Er hält ihn für das Werk Nebukadnezars und glaubt Eratosthenes habe seiner unter dem Namen des „Diateichisma" der Semiramis erwähnt; die medische Mauer Xenophons war vermuthlich ein Theil der Ummallung Babylons.

Chronik der Reisen.

Reise nach dem Djeng auf Java.

(Fortsetzung.)

Wir ließen dem batavischen Thee Gerechtigkeit widerfahren, obgleich das Aroma sich erst nach jahrelangem Liegen kräftig entwickeln soll und es zuerst wie frisches Heu riecht, wohl auch schmeckt; doch soll dieses bei dem Thee in China auch der Fall seyn. Die Bevölkerung schien von dieser Cultur nicht sehr eingenommen, obgleich die Arbeit nicht schwer ist. Aber der Aufenthalt in einem so rauhen Klima, wie auf diesem Gebirge, sagt dem Javanen nicht zu.

Der folgende Tag war zum Besuche des Djeng bestimmt; das Tagaldieng-Gebirge läuft von Westen nach Osten und endigt in dem Gunongprahu mit einer starken bogenförmigen Umbiegung nach Südosten. Bei Batoe beginnt die Reihe der Kraterberge dieses Vulcansystems, und der Gunong Budak und Ptarangan, an dessen südlichem Fuße Batoe im Hochlande 5000 Fuß über dem Meere liegt, sind die ersten Repräsentanten des Hauptvulcans. Batoe selbst ist der volkreichste Ort dieses Hochlandes und größtentheils von Chinesen bewohnt, die nicht säen und doch ernten, deren Häuser von Holz sind und welche eine frischere Gesichtsfarbe als ihre Brüder im Tieflande, ja selbst rothe Wangen haben. Zwar ist die Bevölkerung nicht von Krankheiten verschont, und leider hat auch hier die Lustseuche Verheerung angerichtet, ja die Sitten sind in diesem Marktflecken nicht die besten, aber die Chinesen wohnen und kleiden sich zweckmäßiger als die Bewohner des Hochlandes, und genießen auch eine reichere, kräftigere Nahrung, in Folge welcher sie groß und stark sind; sie pflanzen Obst (Pfirsiche) und Gemüse, und treiben einen starken Handel mit Tabak, welchen sie auf die bekannte Wucherermanier den Bergbewohnern um eine Kleinigkeit, die als Vorschuß auf die künftige Ernte gegeben wird, abnehmen und damit nach Pekalongan handeln, von wo er durch den ganzen Archipel versendet wird. Die Javanen genießen hier mehr Djagon (Welschkorn) als Reis, und kleiden sich leicht und dem rauhen Klima nicht angemessen. Ihre elenden Hütten von Glagarohr theilen sie mit dem Vieh und speichern auch den grünen Tabak darin auf, so daß bei dessen Trocknung die Hütte nicht selten in Brand geräth. Der sorglose Javane wird hier wie überall erst durch Schaden klug. Auch das Gemüse, welches er zieht, genießt er nicht selbst, sondern bringt es zu Markte, und die Kartoffeln von hier sind weit und breit gesucht und berühmt. Es wächst und gedeiht alles in diesem fruchtbaren Boden, und ist es sehr zu beklagen, daß die Regierung eine

europäische Colonisation hier nicht begünstigt. Eine ängstliche Politik weiß mancherlei Scheingründe dagegen geltend zu machen, die sich alle auf die Furcht vor Unabhängigkeitsgelüsten reduciren lassen; damit würde jedoch manches Menschenalter hingehen und vielleicht dürfte gerade eine europäische Colonie eine kräftigere Stütze für das Mutterland seyn als die kostbaren Festungen und zusammengestoppelten, ausgemergelten Miethtruppen. Doch solange das Prohibitivsystem herrschend ist, wird man schwerlich zu einem solchen Versuch übergehen. Die erste Merkwürdigkeit auf dem Wege von Bator nach dem Djeng ist am südöstlichen Abhang des Telaga Dringo, die Solfatara Kawa Dringo oder Segorowedi, die zweite der Kessel Pakaraman oder das Todtenthal. Verfolgen wir von Bator östlich uns wendend diesen Weg, und werfen zugleich einen Blick in diese merkwürdige Gebirgslandschaft.

Das Hochland von Bator ist ein wellenförmiges Gebirgsterrain, das sich nach Süden zu senkt und vielfach zerklüftet zeigt. Bator selbst liegt auf einer solchen Höhe, und von der Straße dieses Ortes sieht man westlich das Hochland von Karang-Kobar, mit dem 6500 Fuß hohen Rogo-Djampangan, südlich das labyrinthische Gewirre des Hochlandes, östlich den Prahu und Regesari, nördlich die Gebirgsmauer des Tagaldjeng. Am Fuße der letztern zieht sich der Weg hin, welcher wohl unterhalten ist und von Bator bis zum Djeng selbst mit Wagen befahren werden könnte. Vielfach zerklüftet ist dieses ganze Land von zahlreichen Bächen durchströmt, während die Oberfläche von allem Baumwuchs entblößt sich zeigt, welcher nur in den Thälern und Schluchten zum Vorschein kommt. Die Felsenpforte von Gunong Labet scheint der eigentliche Eingang zum Hochlande von Süden her zu seyn.

Samstag, den 21 März, Morgens um 7 Uhr verließen wir in Begleitung des Hrn. Gorden, welcher für alle Bedürfnisse mit edler Gastfreundschaft gesorgt hatte, und des Ortvorstehers nebst seinem Gefolge Bator bei schönem klarem Wetter; der über 20 Fuß breite Weg war kürzlich erneuert, mit Abzugscanälen zu beiden Seiten und von Abstand zu Abstand mit neuen Wachthäusern versehen worden, welche Sorgfalt der nahe bevorstehenden Ankunft des General-Gouverneurs zuzuschreiben war. Wenige Palen östlich von Bator verließen wir den Weg und stiegen nördlich den Abhang des Dringo hinan, wo ein donnerndes Getöse und ein weißer Dampf den nahen Geyser verkündete.

Der Kessel, aus dessen Tiefe die Solfatara emporsteigt, öffnet sich plötzlich vor den erstaunten Blicken des Besuchers, unter dessen Füßen der Boden erzittert und er nimmt wahr, daß er sich an einer der großartigen Werkstätten der Natur befindet. Auf dem Gipfel des Berges, an dessen Abhang dieser Geyser zum Vorschein tritt, liegt 500 Fuß über ihr ein Kratersee, und es ist wahrscheinlich, daß sein Wasser im Durchsickern auf heiße Dämpfe stößt, wodurch es aufwallt und mit donnerndem Zischen hier sich einen Ausweg bahnt. Die Temperatur des Wassers ist zwischen 181—184° Fahrenheit; der Absatz der Quelle ist weißgelb wie Schwefelmilch und scheint viel Alaunerde zu enthalten. Südlich fließt es in einer mit Baumfarren dichtbewachsenen Kluft ab, aus der noch an einigen Stellen warme Wellen mit weißen Dämpfen ausgestoßen werden. Die Vegetation ist hier üppig und der überliegende Boden eine fruchtbare, braune Dammerde; der durch diese Quelle genährte Bach fließt in den Kali Dolok und über ihn führt die dritte, hölzerne Brücke von Bator. Wir kehrten wieder auf den großen Weg zurück, verfolgten eine kurze Strecke die östliche Richtung, wendeten uns dann wieder auf einem Fußpfad nordwärts und standen nun vor dem weltberüchtigten Todtenthal.

Ueber diese Stelle ist so viel geschrieben und gefabelt worden, daß ich mich glücklich schätzte, sie selbst besuchen zu können. Der Berg dieses Namens fällt hier in einem steilen Grat nach Süden ab, und in diesem Grat öffnet sich eine kesselförmige Schlucht; diese ist das sogenannte Todtenthal. Die trichterförmige Oeffnung mag an ihrem obern Rande 100 Fuß im Durchmesser haben; auf dem Boden ist sie nur 60 Fuß breit. Der nördliche Rand ist 200 Fuß höher als der südliche, von welchem der Boden 100 Fuß tief liegt; dieser Boden ist ungefähr 23 Fuß im Vierkant von aller Vegetation entblößt, und gerade an dieser Stelle erfolgt zeitweise die Gasentwicklung; ich sage zeitweise, denn viele Besucher sind hier gewesen ohne die geringste Gasentwicklung wahrzunehmen; selbst Junghuhn meint, das Gas erhebe sich nie höher als zwei Fuß vom Boden, und doch habe ich bei meinem ersten Besuche eine Gasentwicklung beobachtet, die sich über mehr als Manneshöhe vom Boden erhob, aber nur etwa eine starke Stunde anhielt, worauf allmählich das Gas wieder verschwand. Die Abhänge des Trichters sind von einer reichen Vegetation bedeckt; Gesträuch, Baumfarren, selbst hohe Bäume, die aber ein verdorrtes, verbranntes Ansehen haben, erheben sich in wildem Dickicht, durch welches man sich an der Südseite nur mit Mühe einen Weg bahnt. Auf dem Boden geht das Gesträuch in kurzes Gras über, bis auch dieses gänzlich verschwindet und man nur ein paar abgestorbene Baumstämme, mehrere Lavablöcke und zuletzt einen Sandboden bemerkt, auf welchem hin und wieder Gerippe von Schweinen, Rehen und Hunden, früher auch von Menschen lagen. Man hat an dem Südrande ein Geländer aufgestellt und keinen Weg bis auf den Boden geführt, um unwissende, unvorsichtige Besucher abzuhalten bis auf den Boden hinabzusteigen. Hier ließen wir uns nieder, gleich besorgt vor einem etwaigen Schlangenbiß als vor dem drohenden Gase. Herr Gorden und ein Javane folgten mir; ich wollte eben von einem großen Stein auf den Boden steigen, als ich den stechenden, betäubenden Einfluß des Gases gewahr wurde und zugleich eine heftige Brustbeklemmung fühlte. Erschreckt glitschte ich aus und nur die schnell gereichte Hand Hrn. Gordens rettete mich vor einem verhängnißvollen Falle. An meiner Hand versuchte jetzt Herr Gorden dasselbe Experiment, hatte aber mit der ersten Nase voll genug. Wir blieben auf dem Steine stehen, und konnten deutlich die starke Gasentwicklung bemerken, indem die von den Sonnenstrahlen beschienene Luft, wie die heiße Luft über einem Ofen, oscillirend in die Höhe stieg. Es war 9 Uhr, der Morgen sonnig, während es Tags zuvor stark geregnet hatte. Wir hielten mehrmals eine brennende Cigarre in die Tiefe, welche sichtbar erlosch; wir warfen ein gesundes lebendes Huhn hinein; es überschlug sich, zuckte einigemal, und lag alsbald leblos am Boden. Dieses Huhn hat eine Stunde später ein Javane ungefährdet von dem Boden des Pakaraman aufgehoben, zubereitet und gegessen. Unsre eigne Empfindung, das Verlöschen der Cigarre, das Sterben des Huhnes gleich nach dem Hineinwerfen, sind so sichere Luftgütemesser, daß Herr Junghuhn wohl keinen weitern Beweis verlangen kann. Wohl will der tapfere Münnich selbst auf den Boden sich niedergelegt haben, ohne irgend etwas zu bemerken; ich melde aber diese vereinzelte Thatsache, weil ich nicht zweifle, daß bei leichterer Zugänglichkeit des Gebirges diese Stelle mehr besucht und öftere Beobachtungen angestellt werden. Dann wird man finden, daß zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten die Gasentwicklung sehr verschieden seyn wird; möglicherweise kann man die Ursache davon entdecken; möglich, daß aber mit der Zeit diese Gasentwicklung ganz aufhört, und der Ort dann nur noch historisch merkwürdig seyn wird. Die ungeheuer Ausdehnung, welche man früher dem sogenannten Todtenthal beilegte, fand wahrscheinlich ihren Grund darin, daß noch an andern Stellen des gefürchteten, wenig besuchten Djeng solche Gasentwicklung stattfand, und nur so wird die Sage von den tödtlichen Gua Upas erklärlich. Uebrigens wurde in alten Zeiten dieser Ort wirklich, wie noch ein andrer in dem Hochlande, zur Tödtung von Menschen gebraucht. Man ließ mißliebige Personen und Verbrecher hineinlaufen, stürzte sie wohl gar hinein, und so fanden die Unglücklichen einen verhältnißmäßig leichten Tod, wenn man einen Vergleich mit der barbarischen Strafweise der javanischen Vorzeit anstellt.

Das aus diesem Boden aufsteigende Gas ist schwerer als die atmosphärische Luft, und verhält sich wie Kohlenoxydgas. Chemisch ist es übrigens noch nicht untersucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tiefe des südatlantischen Oceans wurde unter 25° 21′ S. B. und 29° 17 W. L. v. G. gemessen, und 3100 Faden oder etwa dreiviertel deutsche Meilen gefunden. (Athen. 26 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 106. 3 Mai 1851.

Der Landansatz im Euphratdelta.

Als Anhang zu unserer gestrigen Mittheilung über die Identification der biblischen Städte Assyriens wurde von Rawlinson und Murchison folgendes über das Fortschreiten des festen Bodens im Euphratdelta mitgetheilt. Oberst Rawlinson wies nach, daß allmählich, wie das Meer sich von dem neuen Lande zurückzog, vier Städte erbaut wurden, um als Handelsemporien zu dienen. Diese Städte waren das Havilah der Genesis, Beth Jokina der assyrischen Inschriften, Teredon Nebukadnezars, und Obillah der Sassaniden. Das Anwachsen des Landes im Delta läßt sich chronologisch verfolgen, und scheint seit dem Beginn der christlichen Aera in dem außerordentlichen Verhältniß von einer englischen Meile in dreißig Jahren fortgeschritten zu seyn. An dem jetzt sogenannten Haffar-Canal lagen zwei Städte, die oft verwechselt wurden, in Wahrheit aber verschiedene Orte waren. Der eine hieß früher Perath oder Perat di Misan, in späterer Zeit Bahmen Ardschir, ist aber jetzt in Bahmischir verdorben. Eine andere Stadt hieß Spasinä Charax, wurde zuerst von Alexander befestigt, war dann unter der parthischen Dynastie die Hauptstadt eines unabhängigen Staats, hieß Kerkhi Misan (Charax von Mesene), bei den Sassaniden Asterabad, bei den Arabern Maherzi, und wird jetzt durch den Hafen von Mohammera repräsentirt, der ein so langer Gegenstand des Streits zwischen der türkischen und persischen Regierung war. Sir R. Murchison bemerkte zu diesen archäologischen Forschungen in geologischer Beziehung, daß die fortschreitende Ausdehnung des Delta's, die durch die Angaben der Bibel, durch griechische, lateinische und arabische Schriftsteller, so wie durch die im vorigen und in diesem Jahrhundert vorgenommenen Aufnahmen der Küste erwiesen sey, eine sehr wichtige geologische Thatsache enthalte. Das von Oberst Rawlinson historisch erwiesene Wachsthum des Delta's um 1 englische Meile in 30 Jahren übertreffe wahrscheinlich das Wachsthum jedes andern Delta's, selbst das des Mississippi, ums Doppelte. Diese Erscheinung sey wohl theils dem Umstand zuzuschreiben, daß Schlamm und Sand von dem Euphrat und seinen Nebenflüssen aus den nur schwach zusammenhaltenden Tertiärformationen, durch welche diese Gewässer auf sehr großen Strecken fließen, in ungeheurer Masse fortgerissen wurden; andrerseits sey zu bemerken, daß die herabgeschwemmten Theile in einer so vom Land umschlossenen Wassermasse, wie der persische Golf abgelagert wurden, wo durch die eindringende Fluth die abgelagerten Stoffe zurückgeworfen, statt auf eine stürmische offene See hinausgerissen werden. Bei dem berechneten Wachsthum des Delta müsse sich im Groben ungefähr die Zeit angeben lassen, wo der persische Meerbusen ausgefüllt seyn würde.

Der kaukasische Kriegsgefangene.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Neugier der Herzugekommenen befriedigt war, führte man uns in eine Hütte, wo mir und meinem Gefährten Ketten angelegt wurden, die anderen Gefangenen kamen als Sklaven zu den vornehmeren Tscherkessen in Dienst, blieben jedoch nicht lange in dieser drückenden Lage, denn es gelang ihnen bald, zu entspringen und den heimathlichen Boden glücklich zu erreichen. Uns beiden sollte es schlimmer gehen, es war uns vorbehalten den Leidenskelch bis auf die Hefen zu leeren.

Mit uns nahmen sechs Tscherkessen und Chamursins jüngerer Bruder von der Hütte Besitz. Sie war weiter nichts als ein erbärmlicher Schuppen von trockenem Flechtwerk, das man mit einem Gemenge von Koth und Mist beworfen hatte, ohne alle Fenster und mit einem Dache überdeckt, welches überall Löcher hatte, und Regen, Schnee und Wind freien Eingang gestattete. Im Innern stand ein noch nicht vollendeter, doch schon den Einsturz drohender Kamin, auf einem Fußboden, in welchen man beim Auftreten bis über die Knöchel einsank, und als Mobiliar einige roh gearbeitete hölzerne Schemel. An zwei Balken, welche dazu dienten, das morsche Dach zu stützen, wurde das eine Ende unsrer Kette befestigt, und nur so viel Spielraum gelassen, daß wir uns niederlegen konnten. Von Müdigkeit und den schrecklichen Eindrücken der letzten Stunden überwältigt, thaten wir dieß auch alsobald und fielen erschöpft auf das nasse, faule Stroh, welches um die Pfeiler herumlag. Vergebens hüllten wir uns dicht in unsre Mäntel, es schüttelte uns wie im Fieber und die erstarrten Glieder wollten nicht erwarmen.

Unsere Gefährten hatten auf dem verfallenen Herde ein Feuer angezündet und sich behaglich darum gelagert, um nochmals die Erlebnisse des heutigen Tages durchzugehen und sich ihres Sieges zu freuen. Der rothe Schein der Flamme beleuchtete die gebräunten Gesichter und spiegelte sich in den schwarzen, blitzenden Augen, rings um sie her herrschte ein ungewisses Halbdunkel und das ganze Gemach war so von Rauch erfüllt und die Luft dermaßen verpestet, daß ich nur mit Mühe athmete. Dieß waren die ersten Reize unserer Gefangenschaft! Doch was waren alle Leiden des Körpers im Vergleich zu den Qualen, welche unsere Seele folterten? Von Verzweiflung zerrissen blickte sie sehnsuchtsvoll in die Vergangenheit, liebliche Bilder aus dem Vaterlande zogen an ihr vorüber, und in den lockendsten Gestalten trat ihr die verlorne Freiheit entgegen und machte das Gefühl der Sklaverei doppelt erschrecklich. Und hier, nahe bei ihr diejenigen, welche sie dieses köstlichen Guts beraubt hatten, ausgelassen vor Freude über das gelungene Abenteuer und im leuch-

tenden Auge Durst nach Blut, im Ausdrucke des ganzen Gesichts das Verlangen, seinen Nebenmenschen unglücklich zu machen! Es ist unmöglich, auch nur annähernd meinen damaligen Zustand zu beschreiben, denn die Sprache hat für solche Marter keine Worte!

Lange wollte ich nicht an mein Schicksal glauben, es schien mir alles, was ich sah und fühlte, ein schwerer Traum zu seyn, aus dem ich endlich erwachen müsse, doch bald schwand auch diese Täuschung. Ich spürte die drückende Kette um meinen Hals und konnte mir nicht verhehlen, daß nun auch eine Kette von Leiden für mich beginnen werde. Langsam schlich die Zeit an mir vorüber und allmählich fing auch der Hunger an, mich zu quälen.

Gegen Abend trat ein kleiner Knabe in unser Gefängniß und brachte uns Wasser und Brod. Er war gleich uns Russe, schon lange in tscherkessischer Gefangenschaft und uns jetzt zur Dienstleistung bestimmt. Herzlich freuten wir uns über den kleinen Iwan und seine unserm Ohr so wohlklingende Sprache, nicht weniger aber auch über seine Gabe, nach der wir, so dürftig sie auch war, uns sehr gesehnt hatten. Das Wasser war dick und trübe, nichtsdestoweniger schmeckte es uns trefflich, und stillte wenigstens einigermaßen den brennenden Durst, der uns quälte, gierig griffen wir nach dem Tschurek, diesem fadenharten Fladen von Weizenmehl und führten ihn zum Munde, denn der Hunger hatte sich längst schon wie ein ungestümer Gläubiger gemeldet. Nach der kärglichen Mahlzeit, die uns Mittag- und Abendbrod ersetzen mußte, wickelten wir uns wiederum in unsre Mäntel und warfen uns zurück auf das dumpfige Stroh, auf dem wir denn auch, erschöpft an Leib und Seele, bald einschliefen.

Die erregte Phantasie gaukelte mir in buntem Gemisch allerlei Bilder vor. Es war mir, als stürze ich in einen Abgrund. Vergebens suchte ich die hervorstehenden Felsenzacken zu erfassen, ich fiel tiefer und tiefer, bis ich plötzlich erwachte, und über mir ein funkelndes Lichtchen erblickte. Es war ein Stern, der in der stillen Nacht durch das löcherige Dach auf mich herabschaute und mir zuzulächeln schien. Verlangend streckte ich nach ihm die Hand aus, da klirrten meine Fesseln und mit einem schweren Seufzer sank ich auf mein Lager zurück. Wie Blei lag es mir in allen Gliedern, und Centnerlast drückte die blutende Seele, wild jagten die Gedanken durch den Kopf und brachten das Blut in fieberhafte Wallung, doch die Ermattung war zu groß; allmählich verschwammen alle Bilder ins Ungewisse, und der Schlaf, diese Wohlthat der Unglücklichen, schloß mich aufs neue in seine weichen Arme.

Jeder Tag begann Seitens der bei uns hausenden Tscherkessen sehr geräuschvoll: sobald es nur helle wurde, sprangen sie vom Lager auf, putzten ihre Waffen, rüsteten sich zum Auszuge und verließen uns, indem sie eine Wache bei uns ließen. Später fanden sich dann die zurückgebliebenen Bewohner des Auls bei uns ein, die neugierig waren „die Russen" zu betrachten, und die erst dann wieder weggingen, nachdem sie uns weidlich verhöhnt und uns die Zähne gewiesen hatten. Litten wir am Tage von der gefühllosen Unverschämtheit dieser rohen Horde, so quälte uns des Nachts grimmiger Frost, so daß wir auch nicht eine Stunde Ruhe hatten. Es war eine erschreckliche Lage, doch was half's, sie mußte ertragen werden.

Einer unserer schlimmsten Peiniger war die gezwungene Unthätigkeit und die dadurch hervorgerufene Langeweile. Auf meinen Gefährten übte sie einen so gräßlichen Einfluß aus, daß sie manchmal seine Sinne verwirrte. In solchen Augenblicken suchte seine Hand an der Wand herum nach einer Mordwaffe, um das unerträgliche Daseyn zu enden, und es bedurfte oft meiner ganzen Beredsamkeit, um den Verrückten zu besänftigen und ihn auf andere Gedanken zu bringen. Am besten glückte mir dieß immer, wenn ich seinen Sinn zum Allmächtigen lenkte und ihm zu Herzen führte, daß es ja nur in seiner Macht stehe, uns zu retten, und daß er auch uns ein guter Vater seyn werde, wenn wir im Glauben an ihn nicht wankten. Guter Gott, ich tröstete den Freund mit Hoffnungen, die ich nicht theilte.

Ganz unvermuthet bewilligte man mir, was ich schon längst so sehnlichst gewünscht hatte, ich durfte an die Cameraden in der Festung schreiben. Man versah mich mit dem Nothwendigen, d. h. mit einigen Fetzen schmutzigen Papiers, in Wasser aufgelöstem Schießpulver, welches die Stelle der Tinte vertreten mußte und einem zugespitzten Stückchen Holz anstatt einer Feder. Es ist unmöglich Euch das Entzücken zu beschreiben, mit welchem ich an die Arbeit ging; ich benutzte jeden weißen Fleck des spärlichen Papiers, und übergab endlich die Ergießungen meines Herzens einem Kundschafter, deren es unter den Tscherkessen sehr viele gibt, zur Besorgung. Nicht lange darauf hielt ich die Antwort in Händen; die Freunde sandten mir Trost und die Aussicht auf baldigen Loskauf.

Ich wußte zu gut, daß eine Befreiung der Art von mancherlei Zufälligkeiten abhängt und immer höchst unsicher ist, aber dennoch gab ich mich der süßen Hoffnung hin, und spann den beseligenden Gedanken bis in die kleinsten Einzelnheiten aus. Er war mein Spielzeug, und wie das Mädchen seine Puppe, so schmückte ich ihn aus, liebkoste ihn und legte ihm die süßesten Namen bei. Rief auch zuweilen eine Stimme im Innern: es ist vergeblich, so suchte ich den lästigen Mahner zu beseitigen, um dem Glücke einer baldigen heitern Zukunft ungestört leben zu können.

Drei unendlich lange Wochen waren verstrichen und hatten viel von unserer Lebenskraft mit fortgerissen. Der fortwährende Tschurek und das trübe Wasser widerstanden mir endlich so sehr, daß es mich schüttelte, wenn ich nur daran dachte. Drei Tage schon hatte ich die ekelhafte Nahrung von mir gewiesen und war dabei zum Gerippe abgemagert, als mein schrecklicher Zustand Chamursin aufzufallen schien. Ich bemerkte, wie er eifrig mit einem seiner Gefährten sprach, und aus seinen Mienen errieth ich, daß ich der Gegenstand des Gesprächs seyn müsse. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn bald hörte ich daß er sagte: der Russe ist halsstarrig, er will nicht essen, wird sterben, man muß ihm einen Hammel schlachten. Wirklich hatten wir auch Tags darauf Fleisch, über welches wir wie hungrige Wölfe herfielen; doch die Freude sollte nicht von langer Dauer seyn. Ihr müßt wissen, daß die Tscherkessen im allgemeinen sehr mäßig leben und sich vorzugsweise von Milch, Früchten und dem fatalen Tschurek nähren; Fleisch ist bei ihnen eine zwar beliebte doch seltene Speise, weil es zu theuer ist. Der Geruch des geschlachteten Thiers lockte den ganzen Aul herbei, jeder griff zu und in einem Augenblick war alles bis auf die Knochen verzehrt, und wir bald wieder auf die alte Kost gewiesen.

Wenn uns Gefangene die Unthätigkeit und mit ihr die Langeweile plagte, so war sie dem rastlosen Chamursin erst recht ein Gräuel. Es dauerte auch gar nicht lange, so wetzte er seinen Säbel, setzte die Waffen in Stand und schickte sich zu einem neuen Raubzug an.

Eines Morgens mit dem ersten Frühroth wurde es ungewöhnlich lebhaft im Aul; alles schrie durcheinander und dazwischen hörte man den Hufschlag der Rosse. Allmählich verlor sich der

Lärm in der Ferne und die vorige Stille herrschte wieder rings umher; Chamursin war wiederum zum blutigen Waffentanz, auf Raub und Mord ausgezogen.

Es würde mir schwer fallen, Rechnung von dem abzulegen, was während der Zeit der Abwesenheit des Anführers mein Inneres durchströmte. Flucht und Freiheit waren immer der Grund jedes Gedankens, doch nahmen die Bilder, welche an meiner Seele vorüberzogen, oft die wunderbarsten Formen an und wechselten unaufhörlich wie die Erscheinungen in einem Kaleidoscope. Meine Lebenskraft, das fühlte ich, war tief erschüttert, ja vielleicht gebrochen, und glich der Abenddämmerung, welche mehr und mehr der sie bewältigenden Nacht weichen muß.

Eine angenehme Zerstreuung war es mir, wenn ich Gelegenheit hatte, mit dem armen, kleinen Iwan zu plaudern; gerne wollte ich auch die Geschichte seiner Gefangenschaft erfahren, und bat ihn daher einst mir solche zu erzählen. Der beklagenswerthe Knabe konnte sich fast auf nichts mehr besinnen. Er war zehn Jahre alt und bereits drei Jahre unter den Tscherkessen. Ich erinnere mich nur so viel, sagte er, daß meine Mutter sehr weinte, als der Schwarze, der jetzt fort ist, eines Abends in unsere Stube eindrang, dem Vater mit dem Säbel einen Hieb über den Kopf versetzte, daß er zur Erde fiel und mich und die Mutter ergriff und fortschleppte. Im Dorfe entstand ein furchtbares Geschrei, gerade als ob es brenne, mir schaudert noch, wenn ich daran denke. Der häßliche Tscherkesse warf mich einem andern aufs Pferd, was mich so schmerzte, daß ich laut aufschrie, er selbst setzte meine Mutter vor sich auf den Sattel; doch da sie nicht reiten konnte, so fiel sie herab und blieb liegen, wir andern jagten fort. Ich weinte und bat, mich zur Mutter zurückzubringen, doch vergebens, ich mußte mit in die Berge. Seit der Zeit nun bin ich hier und habe viel zu leiden, die Kinder sind sehr böse und schimpfen und schlagen mich immer, obgleich ich ihnen nie etwas zu Leide thue. Ich werde fast täglich geprügelt, ohne daß ich je weiß warum.

Die einfache, rührende Erzählung des Knaben hatte für mich etwas überaus tröstliches. Wenn die Unschuld, dachte ich, unverdient so viel leiden muß, so wäre es Frevel, wenn ich, der ich gewiß von Sünden nicht frei bin, gegen die Vorsehung murren wollte. Hatte Gott es in seiner hohen Weisheit beschlossen mich zu prüfen, so mußte ich das, was er mir auferlegt hatte, geduldig tragen und stets bedenken, daß der himmlische Vater dem Menschen nie so viel aufbürdet, daß er unter der Last erliegt.

Es war ein Monat herum und Chamursin von seinem Zuge noch nicht zurück. Da er gewöhnlich nicht so lange wegblieb, so fing man im Aul an, über seine so sehr verlängerte Abwesenheit unruhig zu werden. Merkwürdigerweise machte sie auch auf mich einen ähnlichen Eindruck, ja es schien mir oft in letzter Zeit, als wenn mein Geschick zu demjenigen des Anführers in gewisser Beziehung stände. Solltet Ihr es wohl glauben, ich sehnte mich so zu sagen nach meinem Peiniger; vielleicht hoffte ich durch ihn auf Nachrichten von den fernen Freunden, vielleicht sogar, ich läugne es nicht, auf einen neuen Leidensgefährten, genug, auch ich wünschte Chamursin zurück.

Da kam endlich ein Tscherkesse athemlos in den Aul gesprengt; es war einer von denjenigen, welche Chamursin bei seinem letzten Auszuge begleitet hatten. Alles drängte sich neugierig um den Angekommenen, und harrte in banger Erwartung auf seine Worte; auch ich blickte durch die angelehnte Thüre und ein dunkles Gefühl sagte mir, es müsse dem Zuge irgend etwas Widerwärtiges begegnet seyn. Der Tscherkesse blickte langsam in dem ihn umgebenden Kreise umher, als schien er jemand zu suchen. Endlich gewahrte er Chamursins jüngeren Bruder; er winkte ihn zu sich heran, nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf die Seite. Es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, und aus meinem Versteck sah ich deutlich, wie des Hauptmanns Bruder plötzlich erblaßte, wie seine Augen funkelten und die geballte Faust sich zum Himmel hob, wie er endlich einen durchdringenden Schrei ausstieß und zur Erde stürzte. Er hatte den Tod seines Bruders vernommen.

Eine geraume Zeit nach dem Auszuge trieb sich der kühne Chamursin in den Steppen am linken Ufer des Terek umher, oder lauerte gleich einem Raubthiere mit seiner Bande in den Schluchten der Berge auf Beute. Doch das Glück war ihm dießmal weniger günstig als gewöhnlich, sey es aus dem Grunde, daß sein Auge weniger emsig spähte und ihm der Raub dadurch entwischte, oder daß, zeigte sich je einmal eine Karawane, die Bedeckung sich so tapfer wehrte, daß er seine Beute fahren lassen mußte. Dieses fortwährende Mißgeschick reizte Chamursins Gier immer mehr; er wagte sich weiter vor als er sonst gewöhnlich zu thun pflegte, und lief dadurch seinem Verhängniß in den Rachen. Da es auf dem Wege nicht gelingen wollte, so entschloß sich der Hauptmann, unsern Kosakencolonien einen Besuch zu machen. Er fühlte das Bedürfniß, seine Klinge wieder einmal in russisches Blut zu tauchen, und den Lauf seines Gewehrs auf eine christliche Brust zu richten. Nach gepflogener Berathschlagung brach die ganze Rotte auf, verließ ihre bisherigen Schlupfwinkel und bald dröhnte der Boden unserer Steppen von dem Fußtritt der feindlichen Rosse.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Entdeckung in den Keilinschriften.

Die Entdeckung, daß die assyrische Schrift mit der ägyptischen Hieroglyphenschrift zusammenhängt, und zum Theil nur durch diese erklärt werden kann, ist noch nicht genug, eine neue Erscheinung zeigt sich, und wird den Erklärern Mühe genug machen. In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London am 5 April las Oberst Rawlinson Auszüge aus Briefen vor, die von den bei der türkischen Gränzcommission angestellten Herren eingelaufen sind. Diese befinden sich jetzt zu Susa, und haben von dem König von Persien die Erlaubniß erhalten, den großen Ruinenhügel aufzugraben, der an das neue, unter dem Namen „Daniels Grab“ bekannte Denkmal stößt. Ein Papierabdruck einer Inschrift, die sich bald nach der Eröffnung des Hügels fand, wurde vorgelegt. Sie war in der assyrischen oder babylonischen Keilschrift und fast jeder Buchstabe war zu erkennen, aber die Sprache war unglücklicherweise von jeder der bisher entzifferten vollständig verschieden (also auch nicht semitisch). Die Briefe sind ganz kurz nach dem Beginn der Ausgrabung geschrieben, und man hegte die größten Hoffnungen für einen günstigen Erfolg derselben. (Athen. 26 April.)

Chronik der Reisen.

Reise nach dem Djeng auf Java.

(Fortsetzung.)

Von der nächsten Brücke an läuft der Weg am nördlichen Fuß des Gunong Regosari hin; bei Karang Tenga überschreitet man den aus dem Telaga Wurdedo im Krater des Gunong Pangonang entspringenden Bach und sieht dann zu beiden Seiten des Weges einen Weihre, zur rechten den mit Brunnenkresse beinahe überwachsenen Telaga Wibi, zur linken in einem Thale zwischen dem Gunong Gadjamunkur und Gunong Paggerkentang den Telaga Leri.

Dieser Name bedeutet so viel als trübes Reiswasser, und diese Schwefelquellen stellen ein ovales Becken dar mit weißgelbem Wasser

gefüllt, das ungefähr 100° Fahrenheit besitzt und die ganze Umgebung mit dem Geruch nach Schwefelwasserstoffgas erfüllt, welches sich aus allen warmen Quellen entwickelt. Dieser Weiher ist umgeben von Gebüsch von Thibaudia, Elaeocarpus und Litsaeasträuchen. Einige warme Quellen, die von dem Pagger-Kentang entspringen, fließen hinein, und selbst aus seinem Boden strömt aus vielen Spalten und Löchern warmes Wasser, das eine viel höhere Temperatur hat; dieses Schwefelwasser wird zu Bädern benutzt und hat eine vortreffliche Wirkung gegen Hautkrankheiten und rheumatische Leiden. Bis jetzt besteht zwar keine besondere Badeinrichtung, obgleich Junghuhn und ich auf die warmen Mineralwasser des Togaldieng-Gebirges zu geneskundigen Zwecken aufmerksam gemacht haben; das Gestein in dem Wasser ist weiß gebleicht und verwittert. Zwei Dörfchen liegen über dem Thalkessel: Gadjamunkue und Pandjed. Der Weg führt nun am nördlichen Fuße des G. Pangonang an dem Dörfchen Dolok vorbei auf das Djengplateau

Die Hochebene des Djeng ist eine ovale Fläche, umgeben westlich von den Bergen Paggerkentang und Pangonang, südlich vom Rentit, Srodjo und Pakkurdja, östlich und nördlich von dem Prahu, welche Berge als ebenso viele Kraterwände zu betrachten sind, die den alten, verschütteten Krater des Djengplateau umgeben. Letzteres liegt 6286 Fuß über dem Meere und wird von der Kratermauer des Prahu, der sich 7873' über das Meer erhebt, um beinahe 1600 Fuß überragt. Zwei andre, kleinere Hochebenen bildeten mit dieser den früheren Kraterboden, nämlich das an den steilen Prahu sich lehnende Thal von Badak Banteng, das 250 Fuß tiefer liegt als Djeng und dann die Fläche, welche sich zwischen dem Dorfe Kali-Tengra und Telaga Leri befindet, und 500 Fuß tiefer liegt als Djeng. Der Paggar Kentang, Pangonan und Pakkurdjo-Kendil sind als drei Eruptionskegel zu betrachten, deren Krater noch theilweise erkennbar sind. Der Pangonang hat zwei durch ein schmales Joch geschiedene Krater, deren höchster Rand 360 Fuß über dem Plateau sich findet. Hochwald bedeckt seine Wände, Gras den Boden. In dem nordwestlichen befindet sich der See Wurdodo, dessen Wasser nach der Kawe Kidang durchsickert und, von heißen Dämpfen emporgetrieben, zischend zum Vorschein kommt. Der Pakkurdjo-Kendil ist durch einen furchtbaren Ausbruch eingestürzt; jetzt kommt an dem Nordostabhang des Kendil nur noch eine Solfatara hervor.

Die ganze Vulcanruine des Gunong Prahu ist also heute noch von Solfataren, Fumarolen, Mofetten und thätigen Kratern umgeben, und obgleich der eigentliche Herd des unterirdischen Feuers seit Jahrtausenden ausgelöscht und verschüttet ist, und Jahrhunderte lang der Sitz menschlicher Cultur war, so kann doch einmal diese Gegend durch Feuersgewalt verändert werden und der Vulcan seine furchtbare Thätigkeit erneuern. Der Eintritt in die Djengebene von der Westseite ist imponirend. Steil und drohend erheben sich die noch stehenden Reste der Kratermauer, kahl und öde liegt die weite Fläche, nur hie und da durch die dunkelgrauen Grabmälern ähnlichen Tempel unterbrochen. Tiefe Stille herrscht ringsum, und nur beim Losbrennen eines Gewehres erschallt das Geschrei der Pfauen und Waldhähne oder das Aufschwirren der in den Kraterseen schwimmenden Enten. Die gewaltigen Trümmer der Vorwelt, die verödeten Denkmale früherer Gottesverehrung, die öde Stille an diesem Orte des Schreckens und der ungebändigten Naturkraft erfüllen unser Gemüth mit Grauen und Beklommenheit. Bevor man durch den Paß an der Westseite, der hier wie ein Wall die Ebene schließt, eintritt, verkünden an dem Abhange des Pangonang zur Seite des Weges die überall zerstreuten gehauenen Steine die Nähe merkwürdiger Ruinen. Auch der Kali Dolok kommt hier aus einem unterirdischen Canal, der ein Werk von Menschenhand ist. Der Blick fällt zunächst auf die östliche Kraterwand, den G. Prahu, an dessen Fuße das Dörfchen Djeng und das Rasthaus (der Passangrahan) sich erhebt. Inmitten der weiten Ebene stehen die vier Tempel Ardjuno mit dem Häuschen des einst dienstthuenden Priesters, und an den Abhängen der umliegenden Höhen die Ruinen vieler anderen Tempel. Unsere Pferde setzten in scharfem Trab und bald im Galopp durch die Ebene, und bald stiegen wir vor dem Passangrahan ab und begaben uns in das Innere dieses Rasthauses, dessen Fundament aus den alten Quadern der Ruinen zusammengesetzt ist, und sich vier Fuß über den Boden erhebt, während die Wände von Brettern, das Dach von Stroh ist. Was man sehr vermißt, ist ein guter Kamin. Man unterhielt in der Mittelgalerie ein großes Feuer, dessen Rauch das ganze Haus erfüllt und das den Gast wenig erquickt. Man sollte hier ein massives Gebäude mit gutschließenden Thüren und Fenstern, und mit einem gehörigen Kamine errichten, dann würden die Besucher, welche jetzt die unfreundliche Kälte forttreibt, gerne längere Zeit hier verweilen. Der ganze Passangrahan hat aber sein Daseyn dem Besuche eines General-Gouverneurs zu danken, und es ist nicht zu zweifeln, daß er bald durch ein massiv gebautes Haus mit gutschließenden Glasfenstern und Thüren ersetzt werden wird. Der Wille eines Residenten ist hinreichend solches zu vollbringen. Auch die Pferde der Reisenden stehen jetzt noch in offenen Ställen, was für die an eine so warme Luft gewöhnten Thiere in dieser Höhe, wo Nachts empfindliche Kälte, selbst Reif eintritt, nachtheilig ist; Pferde und Hornvieh sollten in diesem Hochlande gut verwahrte Ställe haben, dann könnte man die Viehzucht mit besserem Erfolg betreiben. Schafe und Schweine gedeihen gut, und auch Lama und Vicunna würden hier leicht heimisch werden, so wie die Höhen des Djeng eine gute Pflanzstätte für Chinabäume bieten, worüber ich schon in verschiedenen Zeitschriften geschrieben habe. Zu einer Gesundheitsanstalt würde der Ort aber ganz besonders einzurichten seyn, da hier viele Kranke sowohl in der frischen reinen Luft wieder besser werden und durch die kräftige Nahrung, welche sie hier genießen können, erstarken als in den nahen Heilquellen selbst eingewurzelte Leiden curiren können. Man kann hier Stahl-, Schwefel-, Dampf-, Schlamm- und Kaltwasserbäder einrichten, da im Umkreis weniger Meilen die Natur alles selbst darbietet und die Kunst nur hülfreiche Hand leisten darf; ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß auf dem Djeng die Centralanstalt und an den verschiedenen Badstellen Filialkrankenanstalten sich befinden sollten, daß der Vorsteher der Hauptanstalt zugleich die Oberaufsicht über die Ruinen führe und gute meteorologische Beobachtungen anstellen könne, so wie solche über die Wirksamkeit der Solfataren, Fumarolen, Mofetten u. s. w. Eine Meierei würde Nahrung im Ueberfluß liefern, sowohl thierische als vegetabilische. Auf solche Weise könnte der Djeng seine Auferstehung feiern. Dieß waren die Gedanken, welchen ich mich überließ, als wir in der Vorgalerie des Passangrahan einige Erfrischungen einnahmen und dann rüstig an die Betrachtung der Oertlichkeit gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Gesundheits-Verhältnisse Londons. Aus einigen von Hrn. R. J. Jopling in der statistischen Gesellschaft mitgetheilten Nachrichten geht hervor, daß in London die Zahl der Todesfälle um 15 Procent größer ist, als im übrigen England und Wales. Die dem Leben nachtheiligste Periode in der Hauptstadt ist die in den ersten fünf Jahren. Im ersten ist die Sterblichkeit 15 Procent, im zweiten erreicht sie den ungeheuren Belauf von 57, oder etwa $^3/_4$ mehr als für England und Wales. Zwischen dem zweiten und dritten Jahr ist die Sterblichkeit nicht viel geringer, nämlich durchschnittlich 49 Procent, im dritten Jahr ist sie noch höher nämlich 53, und erst zwischen dem 4ten und 5ten nimmt sie bis auf 47 ab. Von 10 bis 25 Jahren tritt eine bemerkenswerthe Veränderung in den Sterblichkeitsverhältnissen in London und dem übrigen Lande ein, denn sie wird um 10 Procent geringer. Nach dem Alter von 25 Jahren wächst die Sterblichkeit wieder bis zur Periode von 55 bis 65, wo sie um 45 Procent stärker wird als in England und Wales. Vom 95sten Jahre zeigt sich derselbe Fall, wie zwischen dem 10ten und 25sten, die Sterblichkeit wird wieder geringer, und zwar um 13 Procent. Auch bemerkt man im allgemeinen, daß die Frauen in London älter werden als die Männer. Die Bevölkerung Londons steigt gegenwärtig jährlich um 1,51 Procent, und wenn es in diesem Verhältniß bis zum Ende des 19ten Jahrhunderts fortgeht, so wird dann die Bevölkerung 4,816,062 betragen, welche einen Raum von 160,535 Acres und 650,819 Häuser braucht. (Athen. 26 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 107. 5 Mai 1851.

Die Polen im Rußnenlande.

Vor einigen Jahren, als man in Oesterreich ernstlich einen Aufstand der Polen befürchtete, war die österreichische Regierung sehr bemüht, die Nationalität der Rußnen gegen die Polen geltend zu machen. Es ist damals von solchen Bemühungen in diesem Streit viel in deutschen Blättern die Rede gewesen, während jetzt die Sache bald verschollen ist. Der Grund hievon liegt darin, daß die Losscheidung des polnischen Elements vom rußnischen ziemlich zum Unding geworden ist, jedenfalls eine längere Zeit erfodert als die wenigen Jahre, die bis jetzt darauf verwendet wurden, um so mehr, als der Eifer der österreichischen Regierung in dieser Zeit aus augenfälligen Gründen ziemlich erloschen scheint. Eine Darstellung des Verhältnisses beider Theile vom historischen (freilich auch polnischen) Standpunkt findet sich im Czas (Nr. 37 v. d. J.), und wir heben nachstehendes Bruchstück „über den Beginn und die Verbreitung des polnischen Elements im Rußnenlande" aus.

„Mehr als durch die besondere Mundart der slawischen Sprache unterscheiden sich die Ruthenen oder Rußnen durch die Religionsform und das Glaubensbekenntniß von den Polen. Die Polen haben das Christenthum von Westen her nach dem lateinischen oder römischen Ritus angenommen, die Rußnen nach dem griechischen oder konstantinopolitanisch-slawischen. Seit vier Jahrhunderten, d. h. seit der Besetzung Lembergs und des ganzen Rußnenlandes durch Kasimir den Großen, haben sich die Spuren nicht nur der Unabhängigkeit, sondern allmählich auch der besondern Nationalität der Rußnen verwischt. Von den Theilfürsten, den Nachkommen und Nachfolgern Wladimirs des Großen, Fürsten von Kiew, ist keine Spur übrig geblieben. Polnische Sprache und polnische Sitten haben allmählich alle Stände, alle Classen der Bevölkerung durchdrungen, selbst die griechisch-slawische Priesterschaft hat ihre Mundart vergessen, selbst im vertrautesten und gewöhnlichsten Gespräch bedient man sich der polnischen Sprache, und so ist der rußnische Dialekt nur das Eigenthum des ungebildeten Landvolks geblieben. Die Sprache hat also aufgehört im Rußnenland das Merkmal einer abgesonderten Nationalität zu seyn, denn sonst wären alle rußnischen Geistlichen Polen, da sie besser polnisch als ruthenisch verstehen; das einzige und ausschließliche Merkmal des Unterschieds bildet gegenwärtig der Ritus. In ganz Ostgalizien nennt sich der Katholik vom griechischen Ritus einen Rußnen, und der Katholik von lateinischem Ritus heißt ein Pole oder Lache. Wer gestern noch Rußne war, wird heute zum Polen, wenn er den lateinischen Ritus annimmt, und umgekehrt wird der Pole zum Rußnen, wenn er sich zum griechischen Ritus wendet. Aus dem Vergessen dieser allgemein im Rußnenlande bekannten Stellung entsprang das ganze Mißverständniß hinsichtlich der gesonderten Nationalität in den letzten Jahren. Das rußnische Volk meinte, man wolle ihm seinen schönen, erbaulichen griechisch-slawischen Ritus entreißen, der ihm so theuer ist wie das Leben. Dagegen haben sich einige Polen unbillig über diejenigen ereifert, welche die vergessene und verkannte schöne rußnische Sprache neuerdings zu beleben und zu pflegen sich bemühen. Erwägt man ferner, wer im Rußnenland ein Pole, und wer ein Rußne heißt, so begreift man leicht, woher das polnische Element, das trotz aller Bemühungen moralisch und intellectuell im Rußnenlande überwiegt, seinen Ursprung und seine Ausbreitung gewonnen hat. Ohne Vergleich der größte Theil der im Rußnenlande wohnenden Polen sind eigentlich Rußnen, deren Vorfahren vom griechisch-slawischen zum römisch-lateinischen Ritus übergingen, und dadurch alle Spuren ihrer besondern Nationalität verwischten. Nicht nur gibt es Polen, d. h. Leute vom lateinischen Ritus in einigen Dörfern, welche sich nicht einmal polnisch auszudrücken verstehen, und ruthenisch sprechen, sondern unter dem jetzt polnischen Adel sind Verwandte ehemaliger angesehener Bischöfe von griechischem Ritus. Allerdings haben sich außerdem auch in den vier Jahrhunderten eine Menge Polen aus eigentlich polnischen Ländern nach dem Rußnenlande gezogen und dort angesiedelt. Namentlich in Podolien haben sich nach der Entvölkerung dieses schönen und fruchtbaren Landes durch die wiederholten Einfälle der krymischen Tataren viele der gegen sie kämpfenden Krieger angesiedelt, den Adel erhalten, und ihre Nachkommen bilden, in großer Anzahl auf den dortigen Gütern zerstreut, den sogenannten grauen oder Kriegsadel.[1] Auch sind ganze polnische Dörfer in Podolien angelegt worden, z. B. das halb polnische, halb rußnische Czernelow zeigt seinen Ursprung durch seinen Namen. Bei Sambor ist eine Colonie von Masuren (wie die Rußnen die Kleinpolen von der Weichsel nennen), welche sich über eine Meile weit hinzieht.

„Die Frage erhebt sich hier, wozu wurde so eifrig an der Bekehrung der Rußnen zur römischen Kirche gearbeitet, und wer that es? Die römische Kirche that es schon seit alten Zeiten, wie sie jetzt an der Bekehrung der Griechen in Kleinasien, so wie an der der Bulgaren und Bosniaken arbeitet. Schon vor Kasimir dem Großen, also vor Einverleibung des Rußnenlandes in Polen, haben Dominicaner und Franciskaner, sobald sie sich nur im

[1] Grau wahrscheinlich von ihren Röcken, szaraczek, graues Tuch; was wir mit Kriegsadel übersehen, bedeutete in früherer Zeit wohl die Mannschaft, die man plötzlich zu einem Streifzug (zagon) auffordern konnte. A. d. U.

polnischen Lande festgesetzt hatten, alle ihre Aufmerksamkeit und ihre Bestrebungen auf die Bekehrung der Rusinen gerichtet. Nach der Einführung der Jesuiten in Polen und im Rusinenlande, und der Gründung zahlreicher Schulen durch dieselben, in denen die Kinder des rusinischen Adels unterrichtet wurden, mehrten sich diese Bekehrungen, namentlich unter dem Adel ungemein. Diesen Bekehrungen setzte indeß der Uebertritt sämmtlicher Rusinen und ihrer Bischöfe zur Union, d. h. zur katholischen Kirche mit vollständiger Beibehaltung aller Eigenthümlichkeiten ihres griechisch-slawischen Ritus einen gewissen Damm entgegen. Indeß trat dieser Uebertritt ziemlich spät ein; denn während andere russische, zur polnischen Republik gehörige Diöcesen seit der Synode von Brzesc im Jahre 1592 die Union mit der römischen Kirche annahmen, waren die Diöcesen von Lemberg und Przemysl erst ums Jahr 1702 zur Vereinigung der römischen Kirche zu bewegen. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß namentlich in diesen beiden Diöcesen die lateinische Kirche über die ruthenische und damit auch die polnische Nationalität über die ruthenische ein immer größeres Uebergewicht erhielt."

Der kaukasische Kriegsgefangene.

(Fortsetzung.)

Der Frühling war bereits im Anzuge und über die Steppe breitete das junge Grün seinen smaragdenen Teppich. Ein kräftiger Wind fegte die Luft und der herabströmende Regen weckte die noch schlummernde Pflanzenwelt. An einem dieser unfreundlichen regnerischen Tage hatten die Kosaken der Colonie N. den Platz am warmen Ofen gesucht, und sich, nachdem sie mit gewohnter Vorsicht das Hofthor verrammelt hatten, den friedlichen Beschäftigungen der Häuslichkeit ergeben. Der Tag neigte sich bereits und es begann jene schauerliche, undurchdringliche Finsterniß, von der der Bewohner des Nordens sich keine Vorstellung zu machen vermag. Mochte das Auge noch so scharf seyn, so war es ihm doch unmöglich, auf zehn Schritte Entfernung irgend einen Gegenstand zu erkennen, selbst die blendend weißen Blumen nicht, die hie und da am Boden hervorsproßten. Freundlich blickten die durch die Flamme des Kamins erleuchteten Fenster der Colonie in die dunkle Nacht hinaus, und drinnen in den Häusern entschädigte man sich nach Möglichkeit für die Unbill der Natur. Froher Gesang erschallte aus dem Munde der Kosaken, begleitet von dem gegen die Scheiben anschlagenden Regen und dem Heulen des Windes, und lustig drehte sich die Spindel in der Hand der fleißigen Frauen.

Ihr wißt, daß unsere regulären Kosaken im Allgemeinen sehr gut und ordentlich leben, und eben so tüchtige Wirthe sind, als sie den Säbel zu führen wissen; sie sind zugleich Landbauer und Soldaten. Außerdem treiben sie aber auch noch mit einer ihnen angebornen Geschicklichkeit manche Künste und Handwerke, und haben dadurch vollkommen die Mittel in der Hand, sich ein behagliches Daseyn zu verschaffen. Der größte Theil der Colonisten besteht aus Ansiedlern aus unsern südlichen Gubernien, und wenn auch das unruhige, kriegerische Leben nicht ohne Einfluß auf ihren Charakter geblieben ist, so erkennt man doch leicht in ihnen den Russen. Es sind Sterne von Nebel umhüllt, aber deßhalb immer noch Sterne; schwindet das was sie umgibt, so treten sie wieder glänzend und klar hervor.

Der Regen hatte allmählich nachgelassen und nur der Wind heulte noch unheimlich in den Schornsteinen, als die rabenschwarze Nacht plötzlich durch einen grellen, rothen Schein erleuchtet wurde. An einem Ende der Colonie war Feuer ausgebrochen, und der Sturm trug die glimmenden Halme eines in Flammen stehenden Strohdachs über die ganze Ansiedlung. Eine mächtige Feuersäule wirbelte ihr verheerendes Element gen Himmel und erfüllte die Luft umher mit stickendem, heißem Qualm. In einem Augenblicke war alles zur Rettung auf den Beinen und alle Hände in Bewegung, um die gefräßige Flamme zu bändigen. Aengstlicher Wehruf mischte sich in das Prasseln der Lohe und feuerte die Löschenden zu erhöhter Thätigkeit an, denn sie glaubten in den Jammertönen den Hülferuf der in den Häusern Zurückgebliebenen oder durch die herabstürzenden Balken Beschädigten zu vernehmen. Doch bald sollten sie aus ihrem Irrthum gerissen werden. Mit allen Zeichen des Schreckens kamen vom entgegengesetzten Ende der Colonie die Frauen herbeigelaufen und schrien: Rettet, rettet . . . die Tscherkessen . . . sie morden!

Die Bestürzung war eine allgemeine, und sprachlos starrte einer den andern an, man wußte nicht was man beginnen, wohin man sich zuerst wenden sollte, hier wüthete die Flamme, und dort der Feind im theuren Eigenthume. Doch die Unentschlossenheit der tapfern Kosaken dauerte nicht lange, schnell trennte sich ein beherzter Trupp von den Löschenden und eilte den Feinden entgegen nach der Stätte zu, wo das Verderben seine Ernte hielt und ein schauderhafter Anblick ihrer harrte. Chamursin hatte lange auf einen günstigen Augenblick zum Ueberfall gelauert, die finstere, stürmische Nacht schien ihm zu seinem Plane günstig, er schleuderte die Brandfackel in die friedliche Wohnung und gab damit das Zeichen zum Angriff. Die allgemeine Verwirrung, welche das Feuer in der Colonie hervorrief, kam seinem Vorhaben trefflich zu statten, und noch ehe Hülfe anlangen konnte, hatte die Bande bereits die Häuser geplündert, Frauen, Kinder, überhaupt alles was sich zur Wehr setzte, niedergemacht, das vorgefundene Vieh in die Steppe getrieben, und war dann verschwunden.

Groß war das Herzeleid, als die Herzugeeilten vor ihren leeren Wohnungen standen, schrecklich ihre Wuth beim Anblick der Gemordeten, aber staunen mußten sie zugleich über die Kühnheit und Gewandtheit derjenigen, welche so viel Jammer über sie gebracht hatten. Rache, Rache tönte aus jedem Munde, und kaum zeigte sich der junge Tag, so saß schon eine Abtheilung Kosaken gerüstet zu Pferde, um die Missethäter zu verfolgen und zu strafen. Sie nahm die Richtung nach den Bergen, doch vergebens spähte ihr Auge nach dem entschwundenen Feinde; erst am Morgen des andern Tages erblickten sie in der Ferne etwas wie den Schein einer Flamme und ungewisse Schatten, welche sich an ihr vorüber zu bewegen schienen. Sie schlossen, es müßten dort Menschen gelagert seyn, und wirklich hatte sie auch ihre Ahnung nicht betrogen. Chamursin, ermattet vom gestrigen Ritt und der blutigen Arbeit, hatte hier Halt gemacht und beschlossen im Walde auszuruhen. In einem Hohlwege hatten die Räuber ein großes Feuer angezündet und wollten hier offne Tafel halten. Auf den ausgebreiteten Mänteln lagen die Tscherkessen im Kreise, und die Flamme beleuchtete ihre gebräunten Gesichter; das Knistern des Feuers, an welchem der Schischlik zubereitet wurde, mischte sich in dieß verworrene Geräusch der Erzählung, welche vorzugsweise den gestrigen Sieg zum Gegenstande hatte, und überall sah man Ruhe und Geschäftigkeit gepaart. Während einige der Bande die Pferde besorgten, oder sich mit den geschlachteten Thieren zu schaffen machten, reinigten andere die von Blut gerötheten Waffen oder theilten die gemachte Beute. In einiger Entfernung standen die Wachen, welche das geraubte Gut zu hüten hatten, doch waren diese heute weniger

wachsam, als gewöhnlich, und blickten oft sehnsüchtig nach dem Feuer, wo der leckere Schischlik bereitet wurde. Die Versuchung war auch zu groß, um ihr auf die Dauer zu widerstehen, und so schlich sich dann allmählich einer nach dem andern an die so angenehm wärmende Gluth heran, um bei dem Mahle nicht zu kurz zu kommen. Damit hatten sie aber auch das verderbenschwangere Wetter heraufbeschworen, welches sich bald über ihren Köpfen entladen sollte.

Die Kosaken hatten sich nicht sobald von der Wahrheit ihrer Muthmaßung überzeugt, als sie von den Pferden abstiegen und sich vorsichtig dem Orte näherten, wo die Bande im besten Schmausen begriffen war. Es gehörte der eiserne Wille des Anführenden dazu, um die wüthenden Kosaken zurückzuhalten, sich sofort auf ihre Beute zu stürzen; zum Glück fand kluger Rath bei ihnen Eingang, die Bande wurde umzingelt und eine Gewehrsalve und Hurrah gaben das Zeichen zum Angriff.

Groß war der Schreck der jetzt in die Horde fuhr, alle waren von dem unerwarteten Schlage so betäubt, daß sie wie angewurzelt auf einer und derselben Stelle blieben. Noch ehe sie wieder zu sich gekommen waren und nach den Waffen griffen, hatten die Kugeln der Kosaken schon Manchem das Lebenslicht ausgeblasen. Widerstand war unmöglich, das sah selbst der tollkühne Chamursin ein und in der Flucht die einzige Rettung. Auf diese dachten dann auch alle, mit den übrigen schwang sich auch der Anführer aufs Pferd, und zog seinen Säbel, um die Stränge zu zerhauen, womit dessen Vorderfüße zusammengebunden waren. Doch der Hieb ging in die Beine des Thiers, es bäumte sich, warf seinen Reiter ab, und versetzte ihm einen Schlag auf die Brust. Nochmals wollte sich Chamursin erheben, da traf ihn eine Kugel und todt stürzte er zur Erde nieder. Furchtbar wüthete das Schwert der Kosaken in den Reihen der Feinde und nur einem gelang es zu entkommen, um die Trauerbotschaft nach dem Aul zu bringen.

Sobald die Nachricht von Chamursin's Tode bekannt wurde, brachen die Weiber in ein furchtbares Wehgeheul, und die Männer in Flüche und Verwünschungen aus; die Verzweiflung ging von Haus zu Haus. Der Fall des Hauptmanns verlangte Sühne, und ich sollte das Opfer seyn, das ihre Wuth sich ausersehen hatte. „Der verfluchte Giaur hat nach Haus geschrieben und die Russen vom Auszuge des Anführers benachrichtigt; schlagt ihn todt," schrieen sie und wollten über mich herfallen, doch so oft dieß der Fall war, stellte sich Chamursin's Bruder den Racheschnaubenden in den Weg und hielt sie zurück. Ich bewunderte die Großherzigkeit desjenigen, der am meisten Ursache hatte uns zu grollen; ach, nur zu bald sollte ich den wahren Beweggrund kennen lernen, der ihn bei dieser Verfahrungsweise geleitet hatte.

Der kleine Iwan hatte die Sprache der Eingebornen vollkommen in seiner Gewalt, und erzählte mir oft, was er erlauscht hatte, besonders wenn es etwas war, was uns betraf. Auch ich verstand schon manches Wort und hatte bald so viel erfahren, daß ein schreckliches Unglück meiner und des Gefährten warte.

Dem vierzehntägigen Fasten des Ramasan folgte das Bairamsfest, an welchem sich die Tscherkessen, gleich allen Mohammedanern, vorzugsweise gerne der gestorbenen oder gefallenen Verwandten und Freunde erinnern, und ihr Andenken durch Opfer ehren. Zur Sühne des erschlagenen Chamursin's war ich ausersehen, doch wollte man mich, den man als die Ursache des Todes des Betrauerten betrachtete, bis zum festgesetzten Zeitpunkt noch alle Qualen eines Missethäters fühlen lassen. Meine Zukunft barg schmachvollen Tod, die Gegenwart war eine unausgesetzte Folter. Jeden Tag versammelte sich ein Trupp Tscherkessen in oder vor unserer Hütte und erzählte von Chamursin's Tod, indem dabei die schrecklichsten Verwünschungen gegen uns ausgestoßen wurden. Die Wache in unserm Kerker wurde verschärft, und uns jeden Abend noch eine Kette um den Hals gelegt, die so schwer war, daß ihre Last uns zu Boden drückte. An Ruhe war nicht zu denken, denn des Nachts schnürte uns das eng anliegende Halsband, welches mit einem Schlüssel verschlossen wurde, fast die Kehle zu, und des Tags über mußten wir die Erzählungen der Räuber anhören, in denen Brand, Mord, Blut, Folter, stehende Ausdrücke waren. Dazu wurde die Kost von Tag zu Tag kärglicher und schlechter, und bestand nicht selten aus den Eingeweiden von Thieren, die schon in Verwesung übergegangen waren.

Ihr könnt Euch einen Begriff davon machen, wie elend wir damals ausgesehen haben müssen; mein Gefährte besonders war das leibhaftige Bild des Jammers. Bleich wie der Tod und zusammengeschrumpft gleich einer Mumie, hatte er einen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte; die langen Haare hingen wirr um den Kopf herum, und aus den tiefen veränderten Höhlen blitzten die von verzehrender Fiebergluth funkelnden Augen gleich feurigen Kohlen. Die Stimme war heiser und unverständlich, und die Beine so schwach, daß sie den welken Körper nur mit Mühe trugen. Was mich betrifft, so war ich weniger mitgenommen, was jedenfalls seinen Grund in meinem kräftigen Körperbau hatte. Doch es dauerte nicht lange, so wurde auch ich zusehends hinfälliger und hatte oft den düstern Gedanken, mich mit meiner Kette zu erdrosseln. Doch Gottlob, der Gedanke an die Vorsehung hielt immer noch zu rechter Zeit die selbstmörderische Hand zurück und erfüllte die zagende Seele mit Trost und frischem Muthe. Wenn ich jemals die wunderbar heilsamen Folgen eines brünstigen Gebets erkannte, so war es zu jener Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach dem Djeng auf Java.

(Fortsetzung.)

Vor dem Passangrahan lagen an der Treppe einige aus Lava gehauene Alterthümer, heilige Stiere, und der Kopf eines Drachen oder einer großen Schlange. Zu dem Röhrbrunnen im Hofe hatte man ein altes Bassin benutzt, und gleich hinter dem Hause lehnte sich an den Vorhügel eine Quadermauer, welche von der Ostseite das ganze Plateau eingefaßt zu haben scheint und auf welche eine Treppe führte, deren Stufen, zu zwei oder drei aus einem Stein gehauen, theilweise noch vorhanden sind. Auf der Spitze dieses Hügels stehen drei kleine Tempel in Pyramidenform, zum Theil stark verfallen und inwendig selbst ausgegraben, indem man unter den Altären Schätze vermuthete, diese herauswarf und tief unter die Fundamente grub. Diese Plünderungen sollen früher reiche Beute zur Folge gehabt haben, und es ist bekannt, daß in Sultanszeiten die Bewohner des Districtes, zu welchem der Djeng gehörte, ihre Abgaben theilweise in Erz, Silber, Gold und Waffen entrichteten, welche sie hier fanden; ja selbst kostbare Kleidungsstücke und Geschmeide will man früher auf der Djengebene gefunden haben, was zu beweisen scheint, daß der Djeng nicht so sehr durch feindlichen Ueberfall oder die fanatische Wuth der neuen Bekenner des Islam als durch Naturkatastrophen, vulcanische Ausbrüche und Erdbeben zerstört worden sey. Die Ausdehnung, Pracht und Herrlichkeit dieser Hindustätte muß aber auch außerordentlich gewesen seyn, wie die Betrachtung der Ruinen zeigen wird. Auch liegt darin ein Beweis, daß der Djeng nicht erst kurz vor der Einführung des Islam auf Java, wie Junghuhn meint, seine Glanzperiode gehabt habe, sondern daß schon

weit früher hier eine reiche Niederlassung bestanden haben müsse. Die Sage nennt ein Reich des Ngamerto, welches schon im 6ten Jahrhundert hier geblüht haben soll. Kurz vor der Einführung des Islam im 15ten Jahrhundert erwähnt die Geschichte eines Prinzen von Purwetjarito (Banjumas), welcher hier als Büßer lebte; der auf der Ostseite der Ebene hinlaufende Hügel ist eine Rippe des G. Prahu, der wie ein Wall sich auf dessen Gipfel hinaufzieht, und wo er sich mit dessen scharfem Kamme verbindet, befinden sich die zwei Tempel, welche nach jezigen Forschungen wohl die höchst gelegenen auf Java sind, und welche dafür sprechen, daß der G. Prahu durch die alten Gottesverehrer fleißig bestiegen wurde, welche der Meinung zu huldigen schienen, ihr Gebet werde um so eher erhört, je mehr sie sich dem Allerhöchsten selbst auf den steilsten Bergen zu nähern suchten. Man weiß ja, daß heute noch fromme Pilger auf Ceylon bis zum Gipfel des Adamspik auf den Knieen hinaufrutschen.

Von diesem Hügel genießt man eine lehrreiche Aussicht auf das Djengplateau. Man sieht in dessen Mitte den See Balimkampang, aus welchem der Kali Tulis, welcher am Abhang des Prahu entspringt, in den See Telaga Trus fließt, vor welchem auf einer Anhöhe am Fuße des Pragonang der schöne Tempel Bimo oder Werkudoro steht. An diesem Fuße sieht man weiterhin noch mehrere Tempel, welche, so wie die in der Mitte der Ebene stehenden Ardjunotempel, meist die Pyramidenform gehabt zu haben scheinen, während nördlich von dem Passangrahan hinter dem Dörfchen Djeng auch ein runder, kuppelförmiger gestanden hat. Das ganze Plateau, so wie die nächsten Umgebungen sind besäet mit zugehauenen Quadern, Säulen, Capitälern und allen zu Prachtgebäuden erforderlichen Stücken, welche diese Tempelstadt einmal geziert haben. Die Bildhauerarbeit ist an den meisten Steinen so wohl erhalten, daß sie eben erst aus der Hand des Meisters gekommen zu seyn scheinen. Alle Steine sind sehr genau bearbeitet und waren ohne Cement übereinander gelegt, weßhalb manche Schlußsteine zu größerer Festigkeit mit Schwalbenschwänzen versehen sind. Der Styl und die Verzierungen deuten auf einen gemischten Cultus hin; die Darstellung des Lingam und der Yoni ist häufig, ja die kleinen Säulchen mit halbkugeliger Spitze hält man für Petape, auf welche sich früher die Frauen gesezt haben sollen, um schwanger zu werden. Die Zeichen an den wenigen vorhandenen Altären sollen ebenfalls ein Sinnbild der Yoni seyn. In den Bildwerken ist die Vorstellung des Siwa die häufigste. Seitdem der Djeng den Europäern bekannt wurde, ist eine wahre Wuth unter diese gefahren, Bilder und Alterthümer vom Djeng wegzuschleppen; die schönsten Stücke sind schon lange verschwunden, über ganz Java, ja bis nach Europa zerstreut und der Eifer sie wegzutransportieren ist an dem Untergang vieler Schuld. So stürzten die Javanen, welche mit diesem Transport geplagt waren, ein herrliches Quadrijugum in einen Abgrund, wo es zerschmettert ist und zerstörten viele Bildwerke absichtlich. Der Paroxysmus dieser Plünderungssucht ist zwar jezt vorüber, aber das Schönste, was die Kunst bot, ist auch verschwunden. Einige kleinere Statuen, welche ursprünglich in Tempelnischen gestanden zu haben scheinen, und jezt vor dem Residenzhaus zu Pekalongan unter den Tamarindenbäumen der Verwitterung preisgegeben sind, habe ich in meine Wohnung tragen lassen und abgezeichnet. Es sind bekannte Vorstellungen, meistens schon stark beschädigte Figuren in sitzender Stellung, deren Attribute noch ziemlich gut erkannt werden können. Alle sind wie die Bauwerke auf dem Djeng aus der grauen porösen Lava gearbeitet.

Auf dem Djeng geht selten ein Tag ganz heiter vorüber, und wenn auch Morgens die Sonne scheint, so jagen doch bald dichte Wolken gleich Nebelgeistern über die Berge herein durch die Ebene, und fallen entweder als feiner Nebel oder als Plazregen nieder. Ein solcher Regenschauer trieb uns in den Passangrahan, wo ein tüchtiges Mahl uns erquickte und für die Mittagstour stärkte. Es bestand aus rothem Bergreis, starkem Kardlauchkerri, Kartoffeln, Ochsenzunge, gesalzenem Fleisch und gebratenen Hühnern nebst Bier und einigen Tassen warmen Thee; man sieht also, daß wir nicht wie Junghuhn nöthig hatten mit Tabaksblättern Vorlieb zu nehmen.

Hierauf begaben wir uns nach den Ardjunotempeln inmitten des Plateau's, welches erst ziemlich trocken und üppig bewachsen ist mit Gras, Ranunkeln, Plantago, Thalictrum und Violen, während südlicher gegen die Seen hin die Ebene morastiger und mit Restiaceen, Cyperus, Scirpus, Juncus und Calamusarten bewachsen ist. In der Nähe der Tempel wurde der Boden feuchter, stand selbst fußtief unter Wasser, so daß wir nur auf den Quadersteinen, welche hier einen schmalen Pfad bilden, uns nähern konnten. Bevor man an die Tempel gelangt, erheben sich zwei kleine Hügel ähnlich den Tumulis germanischer Gräber, mit Gras bewachsen, von welchen es ungewiß ist, ob sie ein Werk der Kunst oder der Natur sind. So viel ich wahrnehmen konnte, bestehen sie aus rothgelber Erde und Steingerölle, und sind mit Gras überwachsen.

Die vier Tempel selbst sind genau in der Richtung von Norden nach Süden gebaut, und haben den Eingang an der Westseite; dem nördlichsten gegenüber ist ein steinernes Häuschen, dessen Bestimmung die Aufsicht des wachhabenden Brahmanen über die Tempel und den Dienst darin zu seyn schien. Sein Eingang ist zu ebener Erde auf der Ostseite. In seinen Wänden sind einige halbkreisförmige Löcher, welche als Fenster dienen, die Decke ist ebenfalls pyramidenförmig von Stein; die Tempel sind viereckige Häuschen mit vorspringenden Pfeilern und Leisten; die Thür ist schmal und klein, und einige Treppen führen in das Innere, dessen Wände außer einigen Nischen, worin früher Götzenbilder gestanden, leer sind. In den Tempeln standen früher Altäre, welche man aber ausgegraben hat, ja in einem wühlte man den Boden fünf Fuß tief aus, indem man Schätze zu finden hoffte, welches Loch jezt beständig mit Wasser erfüllt ist. Die Decke bildet sich durch Näherrücken der Wände zu einer hohlen Pyramide, und ist noch ziemlich wohl erhalten. Die Felder in der äußern Wand enthalten schöne Bildhauerarbeit, Darstellungen aus der Mythologie, besonders Siwabilder. Aus Mangel an Zeit konnte ich dieselben nicht abzeichnen. So reich die Wände auch verziert sind, geht doch eine edle Einfachheit durch das Ganze und erregt den angenehmen Eindruck der Schönheit. Die Tempel haben kein tiefes Fundament und sind nur 25 Fuß hoch, aus denselben würfelförmigen Steinen von grauer poröser Lava gebaut und ohne Cement zusammengefügt. Die Wände sind zum Theil zerrissen, die Spitze eingestürzt und üppig wuchernde Pflanzen dringen mit ihren Wurzeln in die Spalten und sezen das Werk der Zerstörung fort, das wahrscheinlich durch Erdbeben begonnen und durch Sorglosigkeit bei mangelndem Unterhalt der Gebäude sich fortgesezt hat. Von Menschenhänden scheinen die Tempel nicht beschädigt worden zu seyn.

Junghuhn wirft die Frage auf, ob wohl diese Tempel auf trocknem Boden oder in einen Sumpf gebaut worden seyen und weist mit vielem Scharfsinn nach, daß durch den raschen Strom des Kali Tulis die Ebene von dem Alluvium welches derselbe herbeiführt, um mehrere Fuß erhöht, als auch durch den gehinderten Abfluß seines Wassers, welches sich träge durch die Ebene und die Seen schleicht, der Boden morastig geworden wäre.

(Fortsezung folgt.)

Tarie Schdyack, ein Assyrier, befindet sich gegenwärtig in Paris, wohin er sich von London begab, wo er für eine religiöse Gesellschaft die Bibel ins Arabische übersezt hat. Er trat in Paris auf mit einem Mudh oder Gedicht an Paris, worin er die Orientalen noch an übertriebenen Complimenten und pomphaften Bildern übertrifft. Paris, erklärte er unter anderem, ist das „irdische Paradies“, der „Aufenthalt der Houris“, das „Eden“ und seine Bewohner sind par excellence die „Starken, die Edelmüthigen, die Tapfern, die Aufrichtigen und ohne Fehler welche diese Tugenden beeinträchtigen könnten.“ Sein complimentenvoller „Mudh“ hat die Eigenliebe der Pariser nicht wenig gekizelt, und wenn er nach einiger Zeit abermals mit einem ähnlichen Gedichte auftritt, so wird er, wie der Correspondent der Liter. Gaz. (vom 28 April) meint, zuverlässig seinen Weg machen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 108. 6 Mai 1851.

Etwas über den litthauischen Stamm.

Das neunte Heft des russischen Journals des Ministeriums der innern Angelegenheiten (April) enthält einen Artikel über die Zahl und Wohnsitze des litthauischen Stammes. Die Zahl desselben wird auf 2,046,000 S. angegeben, wovon in Rußland 1,589,000, in Polen 184,000, und in Preußen 253,000. Sie zerfallen in eigentliche Litthauer oder Shmuk, die man jedoch gleichfalls wieder nach Dialektverschiedenheiten scheidet, und in Latwischen oder Letten: die erstern sind 1,154,000, die Zahl der letztern, die hauptsächlich in Livland und Kurland aber auch in Witebsk und den Gouv. Pskow und Kowno wohnen, beträgt demnach nicht ganz 900,000. Das ist alles, was von dem früher zuverläßig viel größern und auf einem weitern Umfang wohnenden Volke übrig geblieben. Am Schlusse fügt das Journal einige ethnographische Bemerkungen bei, welche wir vollständig mittheilen.

„Die ethnographische Einleitung in die gewöhnlich dem Mönch Nestor zugeschriebene Chronik führt Preußen, Prusen, Litthauer, Litwa, und Latwischen, Letgola auf: zwischen diesen beiden letztern nennt sie die Simgola und Kors und nach den Letgola die Liw oder Lib. Die Reste der letztern, die dem jetzigen Livland den Namen gaben, hausen, etwas über 2000 Köpfe stark, in Kurland noch jetzt: nach ihnen zu schließen waren die Lib zu Nestors Zeiten ein Volk finnischen Stammes. Es fragt sich nun, welchem Stamm, dem finnischen oder litthauischen, man die „Kors“ zuzählen muß, welche dem jetzigen Kurland den Namen gaben, und die bei den andern mittelalterlichen Schriftsteller Korti, Kvel, Kuri und Curones heißen, so wie den „Simgola“ Nestors, den „Sangali“ das Saxo Grammaticus und „Semigalli“ Heinrichs Latwischs. Simgola muß in der ethnographischen Nomenclatur Nestors dasselbe Volk seyn, welches in der Folge unter dem Namen Shmuk bekannt wurde, d. h. reine Litthauer, denn ohne diese Voraussetzung muß man annehmen, in der Aufzählung der litthauischen Völker sey gerade das bedeutendste weggelassen, was doch nicht wohl anzunehmen ist: zudem ist auch die Form dieses Namens litthauisch, nicht finnisch. Was aber die Kors oder Kuronen betrifft, ein Volk, das der allgemeinen Annahme nach spurlos verschwunden ist [1], so glauben wir, daß es ein Volk finnischen Stammes war, und ausstarb, oder richtiger gesagt, von einem stärkern Stamm absorbirt wurde. Dieser stärkere, an dem Unterlauf der Düna herrschende Stamm ist und war, so weit die Geschichte zurückgeht, der litthauische: die Aboriginer waren ein Volk finnischen Stammes, wie sich unter anderm noch aus der Geschichte der Liven und den Ueberlieferungen der Esthen ergibt. Uebrigens sind auch die Kors wahrscheinlich nicht spurlos verschwunden, sondern von den Letten absorbirt worden, welche, nach der Bemerkung Sjögrens, namentlich in dem westlichen Theil der kurischen Halbinsel so viel Tschudisches (d. h. Finnisches) an sich haben, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, das Zusammenfließen der Letten mit diesen und andern Völkern finnischen Stammes sey in nicht sehr alter Zeit vor sich gegangen. Uebrigens kommen unter der lettischen Bevölkerung Kurlands da und dort noch kleine Gruppen von Leuten finnischen Stammes vor, die von den Gelehrten gewöhnlich Esthen genannt werden, aber wer kann versichern, ob nicht diese, wenigstens zum Theil, Reste der alten Kuronen sind?“

[1] Possart ist in seiner „Statistik und Geogr. des Gouv. Kurland“ nicht in dieser Ansicht, und spricht von sogenannten „kurischen Königen“ die im Kreise Goldingen leben sollen: diese sollen eine besondere Classe freier Landbauern seyn, und schlecht „kurisch“ sprechen. Köppen, der sich speciell und mit allen Mitteln der Regierungsgewalt ausgerüstet, mit dieser Sache beschäftigt, weiß nichts davon, und die Bemerkung, daß diese Leute „schlecht kurisch“ sprechen, macht die Nachricht verdächtig; was ist das für eine Sprache? ihre Untersuchung mußte augenblicklich die Abstammung des Volks darthun.

Der kaukasische Kriegsgefangene.

(Fortsetzung.)

Iwan hatte mir jetzt oft etwas zu erzählen, was er von ungefähr im Aul gehört hatte. Herr, sagte er mir eines Tages mit Thränen im Auge, man hat es schlimm mit Euch vor; hier bleibt Ihr nicht mehr lange, doch wenn Ihr hinausgeht, so macht Euch auf das Aergste gefaßt. Ein Schauder fuhr mir bei diesen Worten durch die Glieder, meine Knie zitterten, denn ich ahnte, wie ich des Knaben Rede zu deuten hatte; doch bald ermannte ich mich und wartete mit Ergebung auf mein Verhängniß. Unwillkürlich falteten sich die magern Hände zum Gebete: es wurde ruhiger in meinem Innern, und — glaubt Ihrs wohl — die Hoffnung auf Rettung gewann mehr und mehr in meiner Seele Raum. Es schien mir, irgend ein Unbekannter müsse kommen und meine Fesseln lösen. Puschkins Gemälde des kaukasischen Kriegsgefangenen stand mir öfter als je vor den Sinnen, und die Worte des begeisterten Dichters erfüllten auch mich jetzt mit Trost und zeigten mir den Stern der Erlösung. In solchen Augenblicken fühlt man am deutlichsten das Erhabene der Poesie, denn sie richtet im Unglück auf und macht das Unmögliche wahrscheinlich. Ich, zum Beispiel, war fest überzeugt, der Retter weile schon in meiner Nähe, bald werde er sich mir in der Glorie eines Engels oder in der lieblichen Gestalt eines Mädchens zeigen und mich von hinnen führen. Ich erwartete jeden Augenblick den Hurrarus der Freunde, welche gekommen seyn mußten, mich zu befreien.

Je mehr mich das schwere Halsband beengte, desto sehnlicher wurde in mir der Wunsch rege, mich davon loszumachen. Das leichteste Mittel dazu war der Schlüssel, und diesen mir zu verschaffen, legte ich dem treuen Iwan ans Herz. Es war keine leichte Aufgabe, denn er hing den Tag über an dem Gürtel von Chamurfins Bruder, und des Nachts lag er unter seinem Kopfe, doch ich rechnete auf die Schlauheit meines kleinen Landsmanns und auf meinen Glücksstern. Hatte ich erst den Schlüssel, so wollte ich meine und des Freundes Fesseln lösen, die uns zur Wache beigegebenen Tscherkessen ermorden und entfliehen. Bei klarem, ruhigem Verstande hätte ich den Plan gewiß als unausführbar sofort aufgegeben, allein in meiner Lage, wo der Sinkende nach einem Strohhalm greift, schien er mir höchst vernünftig. So ist der Mensch, das Leben wird ihm erst dann recht theuer, wenn er die Gefahr sieht, es bald zu verlieren!

Alle meine Gedanken drehten sich jetzt um Habhaftwerdung des Schlüssels, und brünstig flehte ich zum Himmel, er möge dem Kleinen bei seinem Unternehmen beistehen. Doch, der Tag neigte sich, und Iwan war noch nicht erschienen; die Finsterniß brach herein und von dem Kleinen noch keine Spur. Die schrecklichste Unruhe bemächtigte sich meiner, und ermattet von dem innern Kampfe fiel ich auf mein Lager zurück und sank in einen dumpfen Schlaf. Wider Vermuthen kam Iwan des folgenden Morgens nicht zu mir, und ich habe ihn von da an auch nicht weiter gesehen. Wie mir später berichtet worden ist, hatten die Tscherkessen Argwohn geschöpft und den Knaben im Einverständniß mit mir vermuthet; sie bewachten deßhalb jeden seiner Tritte, drohten ihm fortwährend mit furchtbarer Strafe, und Iwan, in seiner Angst, wußte keinen bessern Rath, als das Weite zu suchen.

Unterdessen dauerten die Erinnerungsfeierlichkeiten im Aul ununterbrochen fort. Jeden Morgen versammelten sich die Bewohner, um für den gefallenen Hauptmann zu beten; der Mullah stand dann in der Mitte und las aus dem Koran, während die ihn Umstehenden laut und feierlich seine Worte wiederholten. Oft folgte dem Gebete wildes Geschrei, und alle wendeten sich nach meinem Kerker, indem sie mir unverständliche Worte ausstießen; der Ausdruck in ihren Gesichtern bekundete jedoch sattsam die feindseligen Gesinnungen, von denen sie in Betreff meiner erfüllt seyn mußten.

Auch die Frauen des Auls betheiligten sich an der allgemeinen Feierlichkeit; sie begaben sich zu Chamurfins Wittwe, und beklagten vereint mit ihr in schrecklichem Geheul den Tod des Erschlagenen. Dieß fortwährende Wehklagen schnitt mir tief in die Seele, denn der Mensch ist ja nicht weniger empfänglich für fremdes Leiden, als er es für die Freuden seines Nebenmenschen ist. Bei mir weckten die Klagetöne stets die Erinnerung an die Vergangenheit wach, und waren mir eine Vorhersagung für die Zukunft. Ich war vollkommen gebeugt, meine Seele in dumpfer Trauer, und gleichgültig erwartete ich mein Schicksal. Ich hatte keine Hoffnung mehr.

Eines Sonntags verbreitete sich plötzlich im Aul die Nachricht, die Russen seyen im Anzuge, um uns zu befreien. Alles kam in Bewegung und beeilte sich, die sichern Schlupfwinkel in den Bergen zu erreichen. Die Männer schwangen sich auf ihre Rosse und die Frauen bestiegen sammt den Kindern die zweirädrigen, mit einem Pferde bespannten Karren. Wir beide wurden auf den Pferden festgebunden und einem stämmigen Tscherkessen unsere Bewachung übertragen. Es war derselbe, der uns zu Gefangenen gemacht hatte, sein Name Ila, und er der stete Begleiter Chamurfins auf dessen Raubzügen. Grausam und blutdürstig wie der Anführer, hatte er gleich diesem nicht gesäumt, als bei dem Ueberfalle der Kosaken Flucht die einzige Rettung war; von allen war er der einzige, dem es gelungen war zu entkommen, um so der Trauerbote im Aul zu werden.

Nach äußerst beschwerlichem Wege durch die Schluchten und dem oft lebensgefährlichen Uebergange über den Kamm des Gebirges, kamen wir gegen Abend in das Gebiet der Tschetschenzen, eines eben so grausamen als kriegerischen Stammes der Bergbewohner. Eine leerstehende Erdhütte wurde uns hier zum Aufenthalt angewiesen, und wir abermals mit Ketten belastet. Das fortwährende Geschrei der Männer untermischt mit dem Geheul der Weiber brachte mich fast außer mir; der Hunger wühlte in meinen Eingeweiden, kurz, ich war in einem Zustande, der das Leben wie eine drückende Bürde erscheinen ließ. Der Tod wäre hier gewiß manchem eine willkommene Erlösung gewesen, doch ich, der ich mich nur mit Mühe auf den schwachen Füßen erhalten, kaum mehr sprechen konnte, ich widerstand dem Gedanken an eine Trennung von dieser Erde. Die Wahrscheinlichkeit einer Rettung war schwächer als je, und doch hoffte ich noch fortwährend auf Befreiung, erinnerte mich häufiger als sonst an Puschkins herrlicher Dichtungen.

„Mache dich fertig, Russe, morgen ist deine Zeit um", rief mir Ila mit rauher Stimme zu, als er mit Chamurfins Bruder eines Abends zu mir hereintrat, um mir die Kette anzulegen, von der ich den Tag über verschont geblieben war. „Hast Du verstanden? Du sollst Dich bereit halten", wiederholte er mit höhnischer Miene, erhob die geballte Faust gegen mich und verließ darauf mit seinem Gefährten das Gemach.

Durch die offene Thür der Hütte erblickte ich den nächtlichen Himmel; er war heiter, und freundlich schauten die Sterne auf die Erde herab. Hingerissen von diesem Anblick und zerknirscht wie ich war, sank ich auf die Knie und streckte in heißem Gebete die Arme zu dem aus, auf den ich allein noch bauen durfte. Die Hoffnung zog wieder in meine Brust ein, ich fühlte mich wunderbar leicht und erhaben, und liebliche Bilder fingen an mich zu umgaukeln und mich von der Erde weg in ein unbekanntes, zauberisches Land zu führen. Doch nicht lange sollte dieser süße Zustand des Vergessens dauern; das Gerassel der schweren Kette riß mich aus meinen Traumgebilden, die Thüre war verschlossen und tiefe Finsterniß umgab mich ringsum. Es lag bereits eine Scheidewand zwischen mir und der Welt, und eine Bangigkeit, wie ich sie noch nie gefühlt, bemächtigte sich meiner. Mein Ohr vernahm ein schreckliches Winseln und Stöhnen; ich horchte auf und erkannte die Stimme meines Gefährten, welcher betete. Ob bete auch für meine Seele, rief ich ihm zu, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen, bitte Gott, er möge mir gnädig seyn. Sage mir ein Wort des Trostes, auf daß es mir zum morgenden Tage nicht an Muth fehle.

Mühsam kroch der Freund zu mir heran und suchte nach meiner Hand, ich that ihm meinen letzten Willen kund, trug ihm auf, die Cameraden zu grüßen, wenn er je so glücklich seyn sollte, sie wieder zu sehen, nahm Abschied von dem Gefährten meiner Leiden, und indem ich mich mit dem Zeichen des Kreuzes segnete, fiel ich erschöpft zurück. Der Schlaf schloß meine müden Augen, oder vielmehr ich versank in jenen Zustand, wo die Träume ihr phantastisches Spiel treiben, ohne daß damit das Erquickliche des Schlafs verbunden ist.

Nach manchen verworrenen Bildern und Gesichtern fürchterlicher Art, die alle, so viel ich mich noch dunkel zu erinnern vermag, in Bezug zu meinem nahen Tode standen, erschien mir auf einmal eine weibliche Gestalt in einem blendend weißen Gewande. Ihr goldnes Haar fiel in langen Locken herab und diente einem Antlitz zum Rahmen, in dem sich himmlische Sanftmuth malte. Das Haupt schmückte eine Krone von Sternen, die einen magischen Schimmer verbreiteten, und das sanfte blaue Auge ruhte mitleidsvoll auf mir. Langsamen Schrittes kam die Erscheinung auf mich zu, indem sie mir die Hand entgegen streckte. Begierig ergriff ich sie, doch jetzt war es nicht mehr eine Hand, die ich in den Meinigen hielt, sondern das vom Rumpf getrennte Haupt der Gestalt. Ich drückte einen Kuß auf den geschlossenen Mund, da öffneten sich dessen purpurne Lippen, zwei Perlenreihen schöner Zähne wurden sichtbar und die Züge des herrlichen Gesichts belebte ein holdseliges Lächeln. „Fliehe und verzeihe“ sprach der süße Mund und die Stimme klang wie eine Aeolsharfe. Ich drückte das theure Haupt an meinen Busen und fing an heftig zu weinen. Vergebens strengte ich mich an, die Augen zu öffnen, das Bleigewicht des Schlafs hielt sie verschlossen, auf meiner Brust fühlte ich eine schwere Last, die mich nur mit großer Anstrengung athmen ließ und mich zu ersticken drohte. Mechanisch fuhr ich mit der Hand nach der beklemmten Stelle, und berührte den Kopf, der mir die süßen Worte zugeflüstert hatte. Doch verschwunden waren seine himmlisch schönen Züge, eine scheußliche Fratze grinzte mich an und fletschte die Zähne gegen mich. Voll Abscheu zog ich die Hand zurück, das Gesicht folgte ihr und näherte sich dem meinigen, indem es zu riesenhafter Größe anwuchs. Aus den gleich Rädern sich drehenden Augen flossen Thränen, aber diese Thränen waren Tropfen Blutes, welche gleich siedendem Erz auf meine Wangen fielen. Endlich berührten die blauen Lippen der fürchterlichen Maske meinen Mund, ich fühlte einen Kuß, oder vielmehr einen stechenden Biß — und erwachte.

Meine Brust hob sich gleich einem Blasebalge, der Kopf brannte wie Feuer, der Mund war vertrocknet und die Zunge klebte gleich einem Stück Holz am Gaumen fest. Kalter Schweiß bedeckte meine Stirn und noch fühlte ich den Schmerz von dem Kusse, den ich am Ende des gräßlichen Traumes empfangen hatte. Je mehr ich zu mir kam, desto deutlicher fühlte ich, wie Eiseskälte durch meine Glieder rieselte und wie sich das Blut durch den in das Eisen gezwängten Hals nach dem Kopfe gedrängt hatte. Es herrschte eine grimmige Kälte in dem Loche, in das man uns geworfen hatte, und Hände und Füße waren vom Frost so erstarrt, daß ich sie nicht zu bewegen vermochte. Ich wußte, daß ich mich den Abend in meinen Mantel gehüllt hatte, fühlte aber auch, daß er mich jetzt nicht mehr bedecken müsse; mit unglaublicher Anstrengung tappte die erstarrte Hand nach ihm, und erfaßte endlich einen seiner Zipfel, damit zugleich aber auch etwas hartes. Verwundert betastete ich, was mir zwischen die Finger gekommen war, und erkannte — einen Schlüssel! Es war derselbe, der meine Kette schloß!

(Fortsetzung folgt.)

Oregon.

(Nach den neuesten Nachrichten aus Oregon vom 15 Januar 1850.)

Dieses Territorium ist ein außerordentlich fruchtbares Land und eine Zuflucht für in Californien enttäuscht gewordenen Menschen. Es ziehen jetzt Schaaren solcher „Belehrten“ hinüber, und die Siedelplätze erheben sich rasch und zahlreich an den vielen schiffbaren Flüssen. So entstand z. B. Lafayette in Jamhille-County, das gerade jetzt vor einem Jahr ein Flecken von sechs bis acht Hütten war, gegenwärtig aber schon ein gewerbs- und handelsthätiger Ort von 300 bis 400 Einwohnern ist. Die besten Ackerbaudistricte Oregons sind die der Counties Jamhille, Polk, Benton, Lind und Marion. Ein anderer Ort, der sich rasch emporgeschwungen hat, ist Lexington, einige (engl.) Meilen unterhalb Astoria. Hier finden sich die Clatsop-Ebenen, die sich von der Mündung des Columbia ungefähr 30 (engl.) Meilen in der Länge mit einer durchschnittlichen Breite von 6 bis 15 (engl.) Meilen hin erstrecken. Die Ufer des Columbia sind sehr hügelig und heben sich oft bis zu 1000 Fuß. Fortwährend werden Flußfahrzeuge und Dampfer gebaut, neuerdings wieder ein solcher von 160 Fuß Länge, um den Fluß Wilhamette zu befahren. Der erste in Oregon gebaute Dampfer lief den 25 December 1850 zu Milwaukie ab. Das erste Schiff, das von Oregon nach China ausklarirte, war die Brigg Emma Preston, die den 21 December 1850 von Portland am Wilhamette segeln sollte, bestimmt nach Canton. Mehrere schwimmende Docks und Kaien sind im Bau begriffen in Portland. Ueber die North-Fork von Jamhille River ist eine Brücke von 405 Fuß Länge und 30 Fuß über niedrig Wasser-Mark geschlagen und ganz fertig. Bürger von Portland haben den Dampfer Goldhunter angekauft, um regelmäßig zweimal monatlich zwischen Portland und San Francisco zu laufen. Die wichtige Nachricht von der Entdeckung reicher, ja unerschöpflicher Steinkohlenlager von vorzüglicher Güte in Admiralty Inlet, in amerikanischem Gebiet, bestätigt sich.

Chronik der Reisen.

Reise nach dem Djeng auf Java.

(Fortsetzung.)

Daß die Bewohner der Djengebene es in ihrer Macht hatten, dieselbe trocken zu legen oder unter Wasser zu setzen, scheint ihm entgangen zu seyn. Und doch war es so. Nördlich von den Tempeln findet man den Eingang in den Tunnel, der im nordwestlichen Winkel des Djeng aus der Ebene heraus in die Wasserscheide führt, aus welcher der Kali Dolok entspringt. Die Quelle dieses Baches ist also das durch Kunst abgeleitete Wasser der Djengebene; der Tunnel ist höchst merkwürdig gegraben. Es ist nämlich ein sanft sich neigender Stollen, aus welchem von Abstand zu Abstand senkrechte Schachte niedergehen. Vielleicht hat man aus diesen durch Winden die ausgegrabene Erde zu Tage gefördert; möglich auch benutzte man den Stollen zum Durchgang und dann wären die Schachte ebenso viele Oeffnungen gewesen, durch welche Luft und Licht in den unterirdischen Gang fiel. Es hat sich eine Sage erhalten, die Priester hätten, bevor sie sich selbst hindurchgewagt, jedesmal ein Thier vorangehen lassen und dieß deßhalb, weil in dem Gange Kohlenoxydgas und andere irrespirable Gasarten sich entwickelt hätten. Es ist ungewiß, ob solche Sage auf diesen Abzugscanal oder auf andre unterirdische Gänge Bezug hat, da sowohl auf dem Djeng selbst noch solche sich befanden als auch außerhalb, wie denn der von Bator selbst durch das Gebirge in das nördliche flache Land bei Bandar Sidaju geführt haben soll. Zur Zeit meiner Ankunft zu Bator kannten verschiedene Personen dieses Ortes noch ganz bestimmt die Stelle, wo die Eingänge zu diesen unterirdischen Wegen sich befanden. Auf der vortrefflichen Karte des Djeng deutet Junghuhn wohl den Canal des Kali Dolok an, er spricht aber, indem er über die Versumpfung der Ebene schreibt, nicht davon, was wohl befremden mag.

Unser nächster Besuch galt nun der Kawa Tjendro di Muka, und um zu ihr zu gelangen, mußten wir umkehren und einen andern Weg einschlagen, der uns über die Ebene zum See Trus und dem Tempel Bima führte; dießmal nahmen wir unsere Jagdgewehre mit, weil wir unterwegs einiges Wild zu erlegen hofften. Die Entfernung, der nasse Boden und einzelne Regenschauer machten diese Tour etwas ermüdend.

Auf dem vorspringenden Rücken des Pangonang im Südwesten des Djeng erhebt sich der altersgraue und doch wohl erhaltene Tempel Bima oder Werkudoro, einer der schönsten bis jetzt auf Java angetroffenen. Er ist der höchste unter den Tempeln des Djeng und läuft wie die

übrigen in eine pyramidenförmige Spitze aus. Die Wände sind durch viele Einschnitte außen getheilt und reich verziert, das Dach stufenweise mit Nischen versehen, in welchen Köpfe und Brustbilder sich befinden von schöner, edler Physiognomie. Schade daß die Abbildung, welche Junghuhn von diesem Tempel gibt, von einer Seite genommen ist, welche wohl viel Verzierungen, aber wenig Köpfe hat. Wäre mir ein Gerüst zu Gebote gestanden, so hätte ich gerne eine treue Copie davon entwerfen wollen. Jetzt mußte ich mich mit dem Genuß der Betrachtung begnügen. Im Innern hat der Tempel ein längliches einfaches Gewölbe ohne Fenster und Verzierungen, dessen Längendurchmesser von Süden nach Norden gerichtet ist; der Eingang befindet sich an der Ostseite. In diesem Tempel wollen die Javanen zuweilen einen Klang vernommen haben, der von einem Geiste herrühren soll: vielleicht ist der Wind vermöge der Bauart im Stande im Tempel einen Klang hervorzubringen. Am Fuße der Anhöhe breitet sich der See Telaga Leus aus von dichtem Schilf umgeben; sieben wilde Enten schwammen darauf umher und schienen wenig Notiz von uns zu nehmen. Vielleicht waren es sieben Braminenseelen in Enten verkörpert, welche in stolzem Selbstbewußtseyn es nicht der Mühe werth hielten, uns zu beachten, weßhalb ich mein Gewehr auf sie losdrückte; zwei von ihnen plätscherten im Wasser, die übrigen flogen auf; die Beute ging uns aber verloren, denn niemand wagte sich in den See, in dessen Schlamm man auf immer versinken konnte. Von hier östlich erblickt man die beiden Seen Telaga Warna und Pengilang, beide im südöstlichen Winkel des Djeng; die schöne grüne und braune Farbe ihrer Wasserspiegel rührt von der Beschaffenheit ihres Bodens her. Diese Seen sind die Ueberbleibsel des früheren Djengkraters und werden genährt durch die atmosphärischen Wasser, welche sich in ihnen versammeln; die Frösche und deren Larven, so wie eine kleine Fischart, auf welche von wilden Enten gejagt wird, bewohnen die Tiefe.

Der Telaga Tjebang und Menjer liegen außerhalb der Djengfläche. Letzterer ist der größte am südlichen Abhang des Seedjo (Paktutjo), steile Felswände von 200 Fuß Höhe umringen ihn, dessen Wasser selbst mehrere hundert Fuß tief ist.

Der Weg zieht jetzt um den See Leus über den südöstlichen Abhang des Panggonang durch Wald an Stellen vorbei, deren weißes gebleichtes Ansehen verräth, daß hier ebenfalls das unterirdische Feuer wirksam war, in ein kleines Thal, durch welches der Kali Tulis strömt, bald sehen wir weißen Dampf aufsteigen und das zischende Brausen verkündet die Nähe der Kawa Djandor di Muka.

Zwischen dem Panggonan und Praggertopis liegt ein von Wald umringter Thalboden; dieser Boden ist ein weiß gebleichter Schlamm, aus welchem kochend Schlammwellen und weiße Schwefeldämpfe sich erheben. Die Pteris und Merrensia-Arten wachsen dazwischen, wohl auch Thibaudias und Melastomen: die Steine sind verwittert, aus den Spalten sublimirt der Schwefel in schönen gelben Krystallen. Der Kali Tulis stürzt brausend über Felsblöcke, dazu das Zischen und Kochen der heißen Wasser und Schlammwellen in dieser Einsamkeit — alles dieß stellt ein Bild dar, dem man wohl den Namen des Teufels Garküche geben könnte. Es bemeistert sich unserer ein Gefühl, als ob wir die dunkeln Mächte der Tiefe vor unsern Augen wirken sehen, und als ob der Geist des Abgrunds aus dem Boden stiege und hinter uns so sich vernehmen ließ:

„Ich war dabei, wie noch da unten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug;
Wie Molochs Hammer Fels an Felsen schmiedend,
Gebirgestrümmer in die Ferne schlug.

Die Teufel fingen sämmtlich an zu husten,
Von oben und von unten auszupusten,
Die Hölle schwoll von Schwefelstank und Säure,
Das war ein Dampf! es ging ins Ungeheure,
So daß zuletzt der Erde schwache Kruste,
So als sie war zerkrachend bersten mußte,
Und aufgefordert ward zu dieser Stelle,
Was vormals war der tiefste Grund der Hölle."

Ein wilder Eber, welcher in den Fumarolen umherlief, bildete dießmal die Staffage; durch uns aufgescheucht, sah er uns drohend an und entfernte sich langsam wie der böse Genius dieser Stelle. Im Schlamm stack noch der Stock, welcher bei dem furchtbaren Unglück, das hier den Controleur Brünnekamp traf, indem er unvorsichtig auf dem trügerischen Boden zu weit sich wagte, einsank und jämmerlich verbrannte, als warnendes Wahrzeichen für allzu kühne Waghälse gepflanzt wurde. Mit dem Besuch der Kawa Kidang schlossen wir unsere heutige Untersuchungsreise, die so vieles Schöne, Merkwürdige und Erhabene unserer Anschauung geboten, und die stärksten Eindrücke auf unser Gemüth erweckt hatte. Die deutlichen Beweise von dem gewaltigen Wirken der Natur, von dem sinnigen Schaffen längst verschwundener Menschen und von dem so verschiedenen Treiben der Gegenwart bewegten unser Gemüth. Nachdenkend kehrten wir zurück.

Mit Sonnenuntergang saßen wir in der Pergaleere des Passangrahan und richteten ernste Blicke auf die kahlen Höhen des Panggonan, an dessen Fuß die alten Tempel sich gespenstig in den schwarzen Schatten der Nacht hüllten; die Sterne sahen vom tiefblauen Himmelszelt auf die weite mit Trümmern gefallener Größe besäete Fläche, über deren Kraterseen einige Enten und Schnepfen kreischend hinflogen. Welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft spricht in diesem beschränkten Horizont zu uns! Was wir mit dem Untergang der Sonne fühlten, das hat Junghuhn bei Sonnenaufgang gedacht und ausgesprochen wie folgt:

„Dort, wo die Sonne jene Grasflächen bescheint, wogte einst die glühende Lavasee von dem Kraterboden auf; die Lava erstarrte und der Boden des Kraters bedeckte sich nach Jahrtausenden mit Pflanzen und Bäumen. Es kamen Menschen; sie bauten Tempel von der Lava und das Lob des Allerhöchsten stieg empor aus dem Vulcan, dem alten Sitz der Vernichtung. Tausend Hände rührten Hammer und Meißel, tausend Kehlen priesen hier den Urschöpfer; aber gleichwie vordem die Lava erstarrt und das Feuermeer in eine grüne Weide verändert war, so auch verschwand wieder diese Menschengeneration. Nach wieder tausend Jahren war ihre Stimme verstummt, und nur ihrer Hände Werk steht dort verwittert und verfallen vor uns als ein Räthsel, ein Traum — von Stein!

„Unbekannt mit dem Schicksal dieser Tempel beschauen sie die gegenwärtigen Bewohner mit Staunen; sie verwenden ihre Kräfte zum Anbau des Bodens und tausendjährige Wälder fallen (zum zweitenmal auf Djeng!) unter den Schlägen der Axt. Aber die Kräfte der Natur sehen, nun der Menschen Hoffnung erhebend, dann ihrer spottend, lächelnd diesem Treiben zu; auch sie ruhen nimmer von ihrer Arbeit oft lange zum Heile jener, bis einmal der Tag neuer Umwälzungen anbricht."

(Fortsetzung folgt.)

Die zerstörte Stadt Vamilapura in dem östlichen Theile von Kattiawar weist auf ein sehr hohes Alter hinauf; zwar sind mehrere Gebäude da, die augenscheinlich neuern Ursprungs sind, aber auch ebenso augenscheinlich aus älteren Materialien erbaut, und eine Granitfigur von Nandi, dem Stiere Siwas, weist ebenfalls nicht auf hohes Alter hin, aber die ganze Strecke ist von einer Vegetation von Salvadora Persica überwuchert, deren ungeheure Größe bei ihrem langsamen Wachsthum auf ein viel höheres Alter hinweist. Der Boden ist stellenweis übersäet mit Bruchstücken von Backsteinen, ähnlich denen wie man sie am Euphrat findet. Vamilapura selbst scheint aus den Trümmern einer Stadt erbaut worden zu seyn, welche etwas nördlich liegt und Tschimarwarra heißt. Aus der sonst ganz flachen Ebene steigen Granitgipfel auf, welche Inseln gleich aus der, wie es scheint durch die Wirkung des Wassers ausgeflachten Ebene hervorstehen. Dr. Nicholson, der eine Mittheilung hierüber in der asiatischen Gesellschaft vom 5 April machte, ist der Ansicht, die Ebene sey gebildet worden durch das Einbrechen des Wassers in Folge einer Erhebung des Golfs von Cambay, wo die Geißenz und die Schichtung der Insel Perim deutlich für eine solche Erhebung sprechen. Wahrscheinlich wurde Vamilapura durch den Einbruch des Wassers zerstört, aber in welche Zeit Tschimarwarra hinaufreicht, läßt sich durchaus nicht angeben. (Athen. 26 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 109. 7 Mai 1851.

Das Chartistenprogramm.

Am 10 April, dem Jahrestag, wo im J. 1848 London mit einem Chartistenaufstand bedroht war, der aber nicht eintrat, weil eine ungeheure Menge Menschen sich als Constabler einschreiben ließ, erschien ein neues, ziemlich weitläufiges Programm über die Plane und Wünsche der Chartisten. Die englischen Blätter haben mit großem Phlegma das Document wieder gegeben, ohne es einer sonderlichen Aufmerksamkeit zu würdigen, denn eine so kräftig konstituirte, an die rauhe Luft der Freiheit gewöhnte Gesellschaft ist nicht so nervenreizbar, um vor solchen lustigen Demonstrationen in Schrecken zu gerathen. Indeß findet sich darin eine Stelle, die, wenn auch nicht wegen möglicher Folgen, so doch wegen der allgemeinen Zustände Englands ein interessantes Symptom ist. Diese Stelle besagt nichts weniger, als daß der Staat die gesammte Gütermasse Englands an sich nehmen, die Eigenthümer entschädigen und den Boden in kleinen Antheilen an das Volk vertheilen solle. Es ist kaum in Frankreich ein so positiver und umfassender Vorschlag von den Socialisten gemacht worden, die Wahrheit zu gestehen, hat man aber auch in Frankreich nicht dieselbe Veranlassung dazu; denn was dort dem Socialismus, insofern er eine agrarische Gütertheilung erstrebt, unvermeidlich den Hals gebrochen hat und brechen muß, ist die große Zertheilung der Güter, denn wo der Grund und Boden unter 3—4 Millionen Eigenthümer, die mit ihren Familien etwa 20 Mill. Menschen ausmachen, zertheilt ist, wird der Gedanke einer Theilung, um eine größere Menschenmasse an dem Grundbesitz Theil nehmen zu lassen, von selbst zum Unsinn. Anders aber steht es mit dem aristokratisch geschlossenen Grundbesitz in England aus, wo das Eigenthum sich nur unter etwa 60,000 Familien getheilt findet, die neben dem Besitz des Bodens auch die Herrschaft im Lande ausüben.

Was der Chartismus gewaltsam mit Einem Schlage erreichen will, das haben auf mannichfache Weise Cobden, Feargus O'Connor und andere durch Ankauf und Zersplitterung von Gütern versucht, indem sie theils wie Feargus O'Connor aus Speculation handelten, theils wie Cobden die Absicht hatten, die Zahl der Freeholders und dadurch die Zahl der unabhängigen Stimmberechtigten in den Grafschaften zu vermehren. Diese Mittel können ihrer Natur nach nur langsam wirken, und solange das aristokratische Erbfolgegesetz herrscht, überhaupt nicht von Bedeutung seyn. Wichtiger ist aber, daß der Freihandel die Folge haben muß, den aristokratischen Güterbesitz zu sprengen, indem es dadurch unmöglich wird, die großen Güter mit all den darauf haftenden Lasten von Zehnten, Armensteuern, Grafschaftstaxen u. s. w., der Staatssteuern nicht zu gedenken, so zu bewirthschaften, daß sie einen angemessenen Ertrag liefern, durch welchen Pächter, Gutsherr und — Hypothekargläubiger sich entschädigt finden. Man darf nur eine Zeitlang das wichtigste Organ des Freihandels, den Economist von G. Wilson, durchlesen, um sich mit unfehlbarer Sicherheit zu überzeugen, daß er diese Sprengung des aristokratischen Güterbesitzes für unvermeidlich und für wünschenswerth hält.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist die Protectionistenbewegung ganz natürlich: Altengland rafft seine letzten Kräfte zusammen, um den alten Staat zu retten, aber die amerikanische Partei — so nennen wir diejenige, welche auf Zertrümmerung der aristokratischen Gesellschaftsverfassung lossteuert — wird nicht müßig seyn. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Programm der Chartisten absichtlich zu der Zeit hervortritt, wo das jetzige Juste-Milieu-Ministerium fallen muß;[1] so wie dieß geschehen, wird eine große Umgestaltung der Parteien vor sich gehen. Der seit geraumer Zeit wesenlose Unterschied der Whigs und Tories muß mehr und mehr verschwinden, und diejenigen sich zusammenschaaren, welche den alten Staat erhalten wollen: der Name Conservative bezeichnet diese Stellung ganz richtig. Auf der andern Seite werden aber auch die Chartisten sich spalten, die brauchbaren Grundsätze derselben werden sich von dem Wust unpraktischer Bestrebungen scheiden, und es ist sehr charakteristisch, daß die Chartisten in ihrem neuen Programm namentlich dahin zu wirken suchen, die Gewalt in den Gemeinden in die Hände zu bekommen, und somit die Localverwaltung, die bisher hauptsächlich in den Händen der höhern Classen war, allmählich in die der mittlern und untern Classen zu bringen. Man muß gestehen, daß, so ausschweifend auch der oben aufgestellte Satz des allgemeinen Güterankaufs und der Vertheilung an die untern Classen erscheint und erscheinen muß, sie doch sehr methodisch zu Werke gehen, und daß vielleicht die schroffe Aufstellung dieser Sätze nur auf die Menge berechnet ist, um dieser ein greifbares Ziel vorzustecken. Indeß wird diesen Gefahren gegenüber die conservative Partei ihre äußersten Kräfte anstrengen, und gewiß

[1] Es ist merkwürdig, daß Hume den Antrag gestellt hat, die Einkommensteuer nur auf Ein Jahr zu verwilligen, ein Antrag, der bekanntlich am 2 Mai mit einer Mehrheit von 244 gegen 230 Stimmen durchging und dem Ministerium Russell den Todesstoß versetzt. Hume, der entschiedene Freihandelsmann, führt den Streich gegen das Ministerium des Freihandels! Das ist nur erklärlich wenn man annimmt, daß Hume den Argwohn gegen das jetzige Ministerium theilt, daß es den Freihandel wegen seiner unvermeidlichen Folgen für den aristokratischen Grundbesitz nur noch scheinbar vertheidige, in der That aber den Protectionisten das Heft in die Hand geben wolle. In dieser Voraussetzung hat es einen Sinn, wenn er der „Mummerei“ ein Ende macht, und zu diesem Ende sich mit den übrigen selbst protectionistischen Gegnern der Einkommensteuer vereinigt.

nicht wohlfeilen Kaufs vom Platze weichen; so fatal für sie die Vergangenheit des Protectionismus ist, so ist er doch gegenwärtig ein vortrefflicher Bundesgenosse, denn in den ökonomischen Verhältnissen Englands, wie sie einmal sind, wird sich ein gewisses Protectionssystem, wenn gleich nicht dasselbe wie früher, gar nicht vermeiden lassen, und so erhält die conservative Partei aus den mittlern und untern Ständen einen Zuwachs von Macht, der sie der amerikanischen Partei gegenüber gewaltig stärkt.

Der kaukasische Kriegsgefangene.

(Fortsetzung.)

Erschreckt fuhr ich zusammen, ich wollte es nicht glauben, daß ich das Mittel zu meiner Befreiung in Händen hielt und dachte, ein neuer, böser Traum äffe mich. Alle Gesichte der Nacht schwirrten an mir vorüber, auch die liebliche Frauengestalt, das schöne Haupt mit seinen Trostesworten tauchten empor, und überzeugten mich mehr und mehr, Gott habe mir einen seiner Engel als Retter gesandt. Doch wer konnte es gewesen seyn, der mir diesen Liebesdienst erwiesen hatte? Ich sann hin und her, und blieb endlich bei Fatme, einem Mädchen aus dem Aul stehen, die manchmal in unsre Nähe gekommen war, und mich dann immer mit besonderer Theilnahme angeblickt hatte.

„Dank, Dank Dir, unbekannter guter Geist“ rief ich im Uebermaaße des Entzückens; . . . Gefährte, Freund, Bruder, wir sind gerettet. Denke, ich habe den Schlüssel zu unsern Fesseln in der Hand . . . Stille, um Gottes willen, kein lautes Wort,“ war alles, was ich dem betroffenen Tsch. zuflüstern konnte. Der Arme glaubte, ich habe den Verstand verloren, und redete mir zu, um mich zu beruhigen; als er jedoch hörte, wie der Schlüssel im Schlosse knarrte, und meine Kette zur Erde fiel, übermannte ihn das Unglaubliche und er fiel in Ohnmacht. Schnell löste ich jetzt auch des Freundes Fessel und besprengte sein Gesicht mit Wasser aus einer Schale, welche man uns glücklicherweise neben das Lager gestellt hatte. Der Betäubte kam allmählich zu sich und erhob sich von dem feuchten Strohlager, um mir an die Brust zu sinken. Sprachlos hielten wir uns umarmt, und die dem Auge entströmenden Thränen vermischten sich auf unsern Wangen.

Die Zeit war kostbar und jeder Augenblick Verzögerung konnte neue Gefahr bringen, und die Rettung, die jetzt in unsre Hand gegeben war, zu nichte machen. Vor allen Dingen mußten wir aus unserm Kerker hinaus, und trotz unserer großen Erschöpfung trafen wir dazu sofort Anstalten. Die Hütten der herumziehenden Völker sind gewöhnlich sehr schlecht und leicht gebaut, und die unsrige machte davon keine Ausnahme; dessen ungeachtet widerstand die Thüre unsern Anstrengungen, und es blieb uns kein andrer Ausweg, als sie mit den Händen zu untergraben, und so das Freie zu gewinnen. Wir strengten alle unsere Kräfte an und sahen denn auch bald unsre Maulwurfsarbeit von Erfolg gekrönt. Majestätisch wölbte sich der weite Nachthimmel über uns, und begierig sogen wir die zwar kalte, aber frische und reine Luft ein. Trunken vom Gefühl der wieder erlangten Freiheit, beugte ich mich zur Erde und berührte sie mit meinen Lippen, das Auge wurde feucht und die Brust mir voll; ich wollte mit den Worten unseres großen Dichters

> Die Welt vom Aufgang bis zum Niedergang
> Gleich einem Bruder an den Busen drücken.

Der plötzliche Uebergang aus der dumpfen Kerkerluft in die reine belebende, die wir jetzt einathmeten, wirkte so stark auf uns, daß wir uns vollständig entkräftet fühlten und kaum aufrecht erhalten konnten; doch die Hand, welche uns bisher beschirmt hatte, ließ uns auch jetzt nicht sinken, nach einer kurzen Ruhe fühlten wir uns wieder so stark, daß wir an weitere Schritte zur Flucht denken konnten. Wunderbarerweise war nirgends ein Wächter zu spüren, der Weg also sicher, ich schlug den Pfad ein, der uns in diese Gegend geführt, und den ich mir wohl gemerkt hatte, Tsch. folgte mir auf dem Fuße.

Da ich wußte, wie sehr die Tscherkessen aufs Geld versessen sind, so hielt ich es für das Gerathenste, in den ersten mir aufstoßenden Aul einzutreten und gegen gutes Lösegeld daselbst Aufnahme und Schutz zu suchen. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß man uns sofort nachsetzen werde, sobald man von unsrer Flucht Kenntniß habe; wir eilten daher, was wir konnten, um irgend einen Wald oder Hohlweg zu erreichen, der uns für den ersten Augenblick ein sicheres Versteck zu bieten im Stande war, mit Anbruch des Tages wollten wir uns dann nach einem Aul der Tschetschenzen umsehen.

Anfangs gingen wir zusammen, doch bald erinnerten wir uns, der Feind könne in dem bereiften Grase unsre Spur entdecken und beschlossen deßhalb uns zu trennen. In dem in der Ferne sich hinziehenden Walde wollten wir uns dann wieder treffen. Mein Weg bog bald in eine tiefe Schlucht ein, doch da sie mir nicht hinlänglich sicher schien, so zog ich weiter, freilich nur sehr langsam, denn ich war kraftlos und todmüde. Als es endlich gar nicht mehr gehen wollte, setzte ich mich auf einen Abhang am Wege, um ein wenig zu ruhen und meine Augen spähten nach dem Gefährten. Doch umsonst, er war meinen Blicken entschwunden, da er sich im Gesträuch verborgen hatte. Bei der Gelegenheit sah ich, wie äußerst kenntlich die Spur sey, welche meine Tritte zurückließen, und Todesangst überfiel mich, als ich daran dachte, wie gefahrbringend dieß für mich werden könne. Um meinen Verfolgern von hier aus wenigstens die Fährte abzuschneiden, suchte ich so viel als möglich auf trockenes Gestrüpp oder am Wege liegende Baumstämme zu treten, und als ich später an einem fließenden Wasser angelangt war, watete ich nicht quer durch, sondern ich ging erst eine Zeit lang am Ufer entlang und suchte dann vorsichtig jeden hervorragenden Stein heraus, um durch mein Auftreten das klare Wasser nicht zu trüben und mich zu verrathen. Auf diese Art verschwand denn auch meine Spur vollständig und ich glaubte von der Seite wenigstens sicher seyn zu können.

Bisher hatte ich mich noch mühsam fortgeschleppt und die fortwährende Angst, abermals gefangen zu werden, die fehlenden Kräfte ersetzt, doch endlich war es mir unmöglich, noch einen Schritt weiter zu gehen, und ich fiel erschöpft zur Erde. Ungeachtet der großen Anstrengung war ich völlig erstarrt, denn ich hatte keine andere Bekleidung als ein Hemde und Unterbeinkleider, alles übrige, selbst die Mütze, hatten mir die Tscherkessen, wie sie es bei jedem Gefangenen thun, abgenommen. Meine Füße waren wund und blutrünstig von dem spitzigen Gestrüpp, worauf ich fortwährend zu treten gezwungen war und vor meinen Augen drehte sich alles wie ein Kreisel.

In diesem jammervollen Zustande mochte ich ungefähr eine halbe Stunde gelegen haben, als ich in der Ferne Geschrei vernahm und deutlich die Stimmen der Tscherkessen, sowie zu meinem großen Schrecken auch Hundegebell unterschied. Die Bergbewohner halten nämlich viele Hunde, die äußerst gut abgerichtet sind, und sowohl zur Bewachung des Auls als auch zur Aufspürung des Feindes verwendet werden, und ihren Herren ein

wahrer Schatz sind. In unsern Festungen hat man hierin den Tscherkessen nachgeahmt und besitzt in diesen nützlichen Thieren die treusten und unverdrossensten Wächter. Des Abends werden sie zum Thore hinaus gelassen, und umkreisen dann die ganze Nacht die Wälle, bei dem geringsten Geräusch schlagen sie an und machen dadurch die Schildwache aufmerksam, die dann sofort allarmirt; auf diese Weise ist es dem Bergbewohner trotz aller Schlauheit unmöglich, unsere festen Plätze zu überrumpeln.

Ich konnte nicht daran zweifeln, daß meine Flucht Schuld an dem Lärm sey, und eben so wenig, daß man meine Spur gefunden haben müsse, da das Geschrei immer näher kam. Ich war auch Angesichts des kaum überschrittenen Baches und daher leicht zu entdecken, ich mußte fort, wollte ich meinen Peinigern nicht abermals in die Hände gerathen, allein so oft ich es auch versuchte mich zu erheben, so oft fiel ich kraftlos zurück. Ich sah ein, für meine Rettung sey nichts mehr zu thun, ich müsse meinem traurigen Verhängniß erliegen. In schlimmerer Lage und bei geringerer Wahrscheinlichkeit hatte ich noch immer einen Gedanken für die Freiheit, einen Funken von Hoffnung, der mich belebte und aufrichtete, jetzt war es vollkommen öde in meinem Innern und ich gleichgültig gegen alles.

Ich war an einem verbrannten Baumstamm niedergesunken und lag auf dessen hervorstehenden Wurzeln, dieß schmerzte mich bald so heftig, daß ich versuchte, von der Stelle wegzukommen und auf Händen und Füßen weiter kroch. Ich sah in der Nähe einen dicken, gefällten Baumstamm, und schleppte mich mit unsäglicher Mühe zu ihm heran, um mich darauf zu setzen, doch auch dieß war mir unmöglich, ich fiel auf der andern Seite herab, und lag so — ein neues Wunder — zwischen zwei Stämmen, welche mich vollkommen verbargen, und auf einem Rasen, der so weich war, wie das schönste Bette. Die Hoffnung, welche mich schon ganz verlassen hatte, zog wieder bei mir ein, und mein von Schmerz fast gebrochenes Auge hob sich dankbar zum Himmel.

Der lärmende Haufe hatte bald den Bach überschritten und machte in der Nähe meines Lagers Halt. Die Einen warfen sich auf die Erde, die andern setzten sich auf die herumliegenden Baumstämme, alle aber waren in eifrigem Gespräch begriffen und blickten oft umher. Die Hunde umliefen den Platz in weiten Kreisen, mieden jedoch unbegreiflicherweise den Ort, wo ich versteckt war, und in dessen unmittelbarer Nähe sich die Frauen gelagert hatten. Der Ruf eines Tscherkessen setzte der Rast ein Ziel, und alle erhoben sich, um ihren Weg und ihre Forschungen fortzusetzen. Ungern nur trennten die Frauen sich von dem angenehm wärmenden Feuer, welches sie in der Geschwindigkeit angezündet hatten, um ihre erstarrten Glieder aufzuthauen, doch auch sie folgten der Stimme des Führers, als sie wiederholt zum Aufbruch mahnte.

Eine einzige von ihnen war zurückgeblieben, und der bei ihr befindliche kleine Knabe fortwährend beschäftigt, dürres Reisig herbeizutragen, um das Feuer zu unterhalten. Auch an mein Versteck kam er heran und war eben im Begriff, ein Stück Rinde von einem der Stämme abzureißen, als ihm die Mütze vom Kopfe und auf mich fiel. Er bückte sich nach ihr, um sie aufzuheben, fuhr jedoch bei meinem Anblick erschrocken zurück, und schrie aus Leibeskräften: der Capitän, der Capitän! Unter diesem Namen kannte man mich nämlich im Aul. Das Tscherkessenweib hatte nicht sobald diese Neuigkeit vernommen, als auch sie in den Ruf einstimmte und sammt dem Kleinen in der Richtung, welche die Uebrigen genommen hatten, davoneilte.

Ich war zu oft schon und auf wunderbare Weise der Gefahr entgangen, um nicht auch dießmal auf Gleiches zu hoffen. War es die Ruhe, welche mir neue Kraft gegeben hatte, oder die Angst in so augenscheinlicher Fährniß, genug, ich war im Stande mich zu erheben und zu gehen. Ich wendete meine Schritte rückwärts nach einem dichten Buschwerk zu, indem ich mich fortwährend rechts hielt, plötzlich fühlte ich den Boden unter meinen Füßen nachgeben, und fiel in ein tiefes Loch, welches leicht mit Reisig bedeckt war und wahrscheinlich als Falle für wilde Thiere diente. Mir schwand abermals die Besinnung.

Unterdessen war die Nachricht von meiner Anwesenheit bis zu dem mich verfolgenden Haufen gelangt, und dieser sofort umgekehrt, um mich einzufangen. In schnellen Schritten kam er geraden Weges auf mein kaum verlassenes Versteck zu, da er mich jedoch daselbst nicht mehr fand, so ging er wieder vorwärts, indem er muthmaßte, ich habe diese Richtung eingeschlagen. Ich hatte dieß vorausgesehen, und mich auch in meiner Vermuthung nicht getäuscht; es mußte nach meiner Berechnung als das Unwahrscheinlichste erscheinen, daß ich den Weg eingeschlagen haben sollte, der nach meinem Kerker zurückführte. Zu verwundern nur war es, daß die sonst den kleinsten Umstand beachtenden Tscherkessen nicht daran dachten, meine Spur zu verfolgen, jedenfalls war daran der große Wirrwarr schuld, der jetzt in dem Haufen herrschte und der mich abermals rettete.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach dem Djeng auf Java.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte schweigt über das Schicksal der frühern Bewohner des Djeng. Nur in Sagen tönt dunkel und doch bedeutungsvoll so manche Thatsache zu uns herüber. Entspräche der Eifer so mancher Großen den Wünschen des Geschichtsforschers, dann wäre jetzt noch Gelegenheit vorhanden vieles zu sammeln was im Zeitenlauf unwiederbringlich verloren geht; denn manche Sage ist noch im Munde des Volkes und manche Nachrichten sind vom Vater auf den Sohn übergegangen, welche der gebildete Javane bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Gleichwie der Djeng schon in sehr frühen Zeiten bewohnt gewesen ist, so sind auch seine Bauwerke allmählich erstanden und nicht erst im Jahre 1300 unserer Zeitrechnung wie Junghuhn will. Eine genaue Untersuchung der noch vorhandenen Ruinen und Trümmer wird nachweisen, daß diese aus sehr verschiedenen Zeiten herstammen. Um die von Junghuhn angenommene Zeit war die Glanzperiode javanischer Architektur schon vorüber, man fing schon an mit Ziegeln zu bauen, wovon hier noch keine Spur. Man wich von den edlen Zügen der Götterbilder ab und brachte Fratzen, malayische und mongolische Gesichter, zum Vorschein, wie die Bilder von Ostjava beweisen. Hier aber bewegt sich die Bildhauerkunst noch in ihren edelsten Formen. Man copire die Bilder auf den Wänden der Tempel, die Köpfe am Werkudoro und man wird sich hievon überzeugen; aber auch die Geschichte setzt die Gründung des Djeng in das sechste Jahrhundert, und nennt hier das Reich des Ngamerto.

Von jener Zeit bis zur Einführung des Islam auf Java ist der Djeng der Sitz der Gottesverehrung geblieben, und scheint sowohl durch die Lauheit in Ausübung der Religion bei Verschlimmerung der Sitten als auch durch furchtbare vulcanische Ausbrüche und Erdbeben zerstört und in Vergessenheit gerathen zu seyn.

Es ist die Frage aufgeworfen worden: von welchem Volke und zu welchem Zwecke die Tempel gestiftet worden seyen; der Djeng war Bromo (Brahma) d. h. Zeus, Jupiter, dem großen Gott geweiht von jenen Javanen, welche ihn durch die Hindu-Brahmanen fürchten, verehren und lieben gelernt. Warum aber wurde auf solcher Höhe in so rauher Luft, umgeben von so furchtbaren Feuerschlünden, dem Schöpfer

gehuldigt von Menschen, die in den warmen Gefilden der tropischen Zone geboren waren und gelebt hatten? Gewiß ist es sonderbar, daß die alten Bewohner des Djeng die reichen Niederungen verlassen, und in diesen rauhen, unwirthbaren Höhen, wo der Reis nur mit Mühe erzielt wird, sich angesiedelt haben. Der Kohl, das Welschkorn, die Kartoffel, der Tabak sind eingebrachte Erzeugnisse, welche damals diesem Boden noch fremd waren, und es ist ungewiß, welche Getreidearten und Nährpflanzen von den alten Bewohnern des Djeng gebaut wurden, wenn man nicht annehmen will, daß alle Lebensbedürfnisse von dem Flachlande heraufgeschleppt wurden, was für eine zahlreiche Bevölkerung nicht wohl thunlich war. Ueber diesen Punkt sind die Verehrer des Djeng allzu flüchtig hingegangen, ja einige haben ihn unberührt gelassen. Den zahlreichen mit so vieler Kunst gearbeiteten Denkmälern zufolge muß aber die Bevölkerung beträchtlich gewesen seyn. Bis jetzt hat man keine Gebäude nachgewiesen, die eine andere als religiöse Bestimmung gehabt hätten; es scheint daher, daß nur diese von Stein, die Wohnungen aber von Bambus oder Holz gewesen sind. Wahrscheinlich haben die Bewohner des Djeng nicht nur Ackerbau und Viehzucht, sondern auch Künste und Gewerbe getrieben. Ein Volk, das solche Gebäude aufführt, muß sich eines hohen Grades von Civilisation und Bildung erfreuen. Man sorgt erst für die Noth, dann für die Bequemlichkeit, zuletzt für das Vergnügen. Die Gottesverehrung war bei den alten Völkern ein Gegenstand des Vergnügens, der Freude, der Erheiterung des Gemüthes, der Erhebung der Seele. Wie der Körper von der Noth und den Bedürfnissen des Bodens, der Scholle sich frei macht, so wendet sich der Geist zu dem Schöpfer des Weltalls und erhebt sich über das Irdische auch in seinen Schöpfungen, den Erzeugnissen der Kunst. „Der Staub wird wieder zur Erde kommen, von der er genommen ist, der Geist aber schwingt sich zu Gott empor, der ihn gegeben hat.“ Dieser Gedanke bewegte schon vor Jahrtausenden die Seher des alten Bundes und auch die Verehrer des Brama. Wo aber war ein Ort würdiger die Gottheit anzubeten als auf dieser Höhe, wo der Schöpfer des Weltalls täglich in befruchtenden Wolken sich niederließ und das Wunder der Schöpfung, die zeugende Kraft in den brennenden Kratern und siedenden Schwefelpfuhlen, vor den irdischen Augen wirkte und sich kundthat? Und nicht allein in den Schrecken der Tiefe und der Höhe that er sich in lautem Donner kund, sondern auch in den wohlthätigen Wirkungen dieser erfrischenden, neubelebenden Bergluft, der Fumarolen, Solfataren und Heilwasser. Er, der Unnennbare, Unerforschliche war hier nicht allein der Erhabene, Schreckliche; er war auch der unendlich Gütige, Barmherzige, Weise — Allvater.

Wie mancher mag hieher krank, gebrechlich, elend gekommen seyn und fühlte sich neubelebt, gestärkt, geheilt! Wie mancher, der diese Höhen niedergedrückt, beschwert, trostlos erstiegen, mag hier alle irdischen Sorgen abgestreift, Trost und Ruhe der Seele gefunden haben. Wie der Druck der Luft auf diesen Höhen abnimmt, so mag auch der Druck des Despotismus minder hart gewesen seyn, und eine väterliche Herrschaft die Unterthanen beglückt haben. Unter der Hierarchie der Brahmanen hat sich das Sprüchwort bewährt:

„Unter der Pfaffen Hut
Wohnt man gut.“

Dieses stille Thal kehrte den denkenden Menschen in sich selbst und stimmte zur Andacht, zum Frieden. Auch andere vulkanische Höhen auf Java beweisen durch die Ruinen von Tempeln, daß ähnliche Gründe der Menschen bewogen haben, sie zum Sitze der Gottesverehrung zu machen und sich auf ihnen niederzulassen. Aehnlich handelten nicht allein die Indier, Aegyptier, Syrer, Griechen und Römer, auch unsre germanischen Voreltern glaubten auf Bergen sich der Gottheit zu nähern, und Noah und Abraham haben auf Bergen geopfert. Der Djeng, dieser Lieblingssitz des Urwesens, wurde ein Wallfahrtsort. Heilige wollten hier heiliger, gereinigte Fakire reiner, Gott ähnlicher werden; selbst Fürsten verließen ihre Throne und lebten hier als Büßer; fromme Brahmanen wollten hier nicht nur leben, sie wollten hier sterben, ruhen. Fernher gereiste Pilger lösten hier Gelübde und sandten ihre Gebete zum Himmel empor. Man baute Tempel, weihte Altäre, rechnete es zum guten Werke arme Pilgrime zu unterstützen, zur himmlischen Gnade, die Tempeldiener zu unterhalten und zur Beseligung mit den Reichthümern die man erworben, die Tempel zu schmücken. Solche religiöse Triebe haben im Alterthum Wunder gewirkt in jeder Religion. Sie haben den Indier zum Ganges, den Juden und Christen nach Jerusalem, den Moslem nach Mekka getrieben; sie haben ganze Berge in Tempel verwandelt, die heilige Kaaba und jene wundervollen Dome unserer Vorzeit errichtet; der Glaube macht selig und versetzt Berge; warum nicht auch Menschen auf Berge und mit ihnen Kunst und Wissenschaft?

Daher die vielen Tempel auf dem Djeng, wo weit und breit kein Kalk ist und man sich mit Steinen ohne Mörtel behelfen mußte. Mit diesen Steinen führte man Gebäude auf, die nach den Gesetzen der Schwere den Schwerpunkt in ihrer Mitte fanden, sich selbst stützten und deßhalb für die Ewigkeit gebaut schienen; darum sind sie im Geschmack der Cyklopen und Troglodyten aufgeführt, und dennoch kostbar verziert und dem Auge gefällig. Die alten Völker begnügten sich mit kleinen Privatwohnungen, die einfach und nicht so reich verziert waren als ihre öffentlichen Gebäude und Tempel, auch die frühern Bewohner des Djeng mögen sich mit einfachen Hütten begnügt haben, welche nur darin von denen der heutigen Javanen unterschieden gewesen seyn dürften, daß sie reinlicher waren, denn Reinlichkeit war ein Vorzug der alten Völker vor den neuern. Kaum glaublich scheint es, daß die reinen Brahmanen so unreine Kinder hervorgebracht haben wie die heutigen Javanen, deren Häuptlinge vom eignen Kopfe nicht selten jene Thiere essen, welche den Herodes aufgefressen haben, und sich den Unrath über den Kopf wachsen lassen, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein holländischer Herkules ihren Augiasstall ausfegt. Auch die heutigen Perser, Syrer, Aegyptier, Griechen und Italiener sind traurige Repräsentanten ihrer Vorfahren. Auch die heutigen Strohhütten des Djeng sind ein trauriger Contrast von ehemals und jetzt; der halbnackte Javane, welcher nach Sonnenuntergang vom Schüttelfroste bebt und sich mit seinem Hornvieh in Ein Gemach bettet, ist gewiß nicht der ächte Nachkomme jener Hindu, welche so viele Sorgfalt auf die Zatten der Altäre, die Brunnenröhren und Badewannen verwendet haben. Den heutigen Bewohnern möchte man vor allen Dingen eine dem Klima des Djeng angemessene Kleidung wünschen. Und doch schlummern nur in diesen Menschen die Keime besserer Bildung, welche der starre Islam wohl unterdrücken, aber nicht vernichten konnte. Die Kunst in dem Schnitzwerk an Balken und Schiffen beweist, daß der Javane für bildende Kunst vortreffliche Anlagen besitzt. Man werfe nicht ein, daß die heutigen Javanen so täppisch, so kindisch sind, daß jetzt erst die Holländer anfangen müssen, sie zu „beschaven.“[1] Die edlen Keime dürfen nur gehegt und gepflegt werden, um sich auf das herrlichste zu entfalten und selbst um mehr zu leisten, als sie schon einmal geleistet haben. Ja, der Islam war nothwendig, um bei der Verdrehtheit der alten Sitten und Religion neue Moral und Religion einzuimpfen, aber er hat seine Aufgabe vollbracht und an das Christenthum ist die nächste Sendung für Java übergegangen. Aber der Djeng war nicht allein der Sitz einer Hierarchie, auch eine Monarchie wurzelte hier, und es ist nur kleinliche Eifersucht des Hofes von Solo, wenn in der Geschichte von Java auf den Djeng als auf eine untergeordnete Herrschaft hingewiesen wird. Freilich finden wir keinen Palast wie den des Bokko (Baka) zu Brambanan, aber vielleicht wohnten die Fürsten, wie noch heute die auf Bali in mobilen Pondoppos; der ganze Djeng war mit einer Ringmauer gleichsam umschlossen, und selbst außerhalb erstreckte sich die Architektur, wie die Riesentreppe beweist, deren Horsfield erwähnt.

(Schluß folgt.)

Die blinden Fische der Mammuthhöhle in Nordamerika. Prof. Agassiz stellt die Wahrscheinlichkeit, daß diese Fische ohne Sehwerkzeuge geboren seyen, durchaus in Abrede, und meint unter günstigen Umständen würde sich jedenfalls die Sehkraft entwickeln. (Edinb. Phil. Mag. April.)

[1] D. h.: ihnen Cultur einzupflanzen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 110. 8 Mai 1851.

Californische Skizzen.

(Von Fr. Gerstäcker.)

4. Das Osterfest auf der Mission Dolores.

Ostern rückte heran, und allerlei außergewöhnliche Vorbereitungen auf der Mission, wozu besonders ein total Reinigen und Lüften der Kirche gehörte, ließen ahnen, daß auch etwas Außergewöhnliches im Werke sey. Der Charfreitag ging jedoch noch sehr still vorüber, das vielleicht ausgenommen, daß die Glocken nicht geläutet werden durften, und an dessen Statt alle aufzutreibenden kleinern Jungen, wobei noch außerdem alle größern volontirten, mit einer Art von Castagnette durch die Straßen geschickt wurden, den frommen Gläubigen zu sagen, daß es Zeit zur Kirche sey, und den Unfrommen anzudeuten, es würde ihnen auch nichts schaden, wenn sie einmal in das Gotteshaus gingen.

Der nächste Morgen sollte aber die Verhältnisse bedeutend ändern; schon mit Tagesanbruch hörte ich Musik und Lärmen, und ein alter Ansiedler von Californien, der gerade hereinkam, erzählte mir auf meine Frage, „heute werde die Auferstehung des Heilands gefeiert, und Judas Ischarioth gebührendermaßen gezüchtigt werden."

Der Tag selber versprach jedenfalls ein feierlicher zu werden, selbst die Indianer schienen davon erfüllt, denn sie gingen, heute einmal, als etwas wirklich sehr Außerordentliches, rein gewaschen umher und hatten sämmtlich Kränze von den in Unmasse dort herumwachsenden blauen Wasserlilien gemacht, die ihnen auf dem schwarzen, glänzenden Haar und den kupferfarbenen Gesichtern gar nicht übel standen. Mit diesen hielten sie auch eine Art Aufzug, und ein alter Indianer ging dabei voran und mißhandelte eine Geige — „Quäle nie ein Thier zum Scherz."

Dieser Zug bewegte sich nach der Kirche, und als ich ihm folgte, hörte ich, wie es dort jedenfalls noch viel lustiger hergehen müsse als hier draußen, denn eine Masse Menschen standen vor der Thüre, und von innen heraus schallte die schönste Tanzmusik. Natürlich beeilte ich meinen Schritt etwas, vor dem indianischen Zug dort einzutreffen, der jedenfalls den Raum dann gänzlich angefüllt haben würde, und kam eben noch zur rechten Zeit, den Schluß eines wirklichen, leibhaftigen Fandango, der bei Violin und Clarinettmusik von jungen Männern und Mädchen in der Kirche aufgeführt wurde, mit anzusehen:

„denn sie feiern die Auferstehung des Herrn."

Es fragt sich übrigens, ob der alte David damals so graciös „vor dem Herrn" getanzt hat, ob er ihm auf solche Weise seine Ehrerbietung zu erkennen gab, als die jungen Californierinnen hier, die mit ihren kleinen Füßen den Steinboden des alten Gebäudes kaum zu berühren schienen. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese jungen frischen Gesichter zwischen den modrigen Wänden des feuchten Adobe[1]-Gebäudes, das durch den vielen Flitterkram, mit dem es im Innern behangen, einer alten geschminkten Betschwester nicht unähnlich sah.

Doch der Uebergang vom Tanz zu frommer hingegossener Andacht war blitzesschnell. Eben noch spielten die Violinen, eben betraten die ersten des indianischen Zuges das Portal, und die freundlichen Gesichter, mit dem sie den außergewöhnlichen Zustand der Kirchengebräuche bemerkten, verrieth wie sehr zufrieden sie mit dieser Aenderung seyen, als auf ein Zeichen des Priesters die Musik verstummte, eine kleine silberhelle Glocke tönte, und alles, fast wo es stand, auf die Knie nieder fiel und betete still und brünstig.

Die Kirche dauerte hiernach wohl noch eine gute Stunde, während ich aber noch drinnen im feierlichen Schweigen der Betenden stand, fiel draußen, dicht vor der Thür, ein Schuß.

„Unvorsichtige Menschen", dachte ich bei mir selber, „da ist einem der Spanier, die mit keiner Schießwaffe umzugehen wissen, das Gewehr losgegangen — wie leicht hätte da in der Menschenmenge ein Unglück passiren können. Meine Befürchtung war ungegründet gewesen.

Piff — paff — piff — gingen draußen jetzt plötzlich noch eine ganze Menge von Schüssen, und gleich nachher begann ein ordentliches Pelotonfeuer, wobei sich die Männer nach und nach aus der Thüre stahlen. Ich hatte erst die Andacht nicht stören wollen, da ich aber so viele gute Katholiken hinausschleichen sah, glaubte auch ich ebenfalls keine Sünde zu thun, wenn ich ihnen folgte.

Draußen ging es lebendig zu.

Vor der Kirchthür standen eine ganze Masse von Californiern und schossen, zum ungemeinen Entzücken der Indianer, die sich fast alle um sie versammelt hatten und sich bei jedem Knall wegduckten, Pistolen, Musketen, Jagdflinten, Revolvers und Schlüsselbüchsen, oder was ihnen sonst schießbares in die Hand gekommen war, ab. Sie hatten aber natürlich nur blind geladen, denn sie zielten, wie ich im Anfang glaubte, alle auf das gegenüberliegende, vielleicht 60 Schritt entfernte Gebäude, bis ich etwas genauer hinsah, und jetzt den Gegenstand erkannte, auf den sie sämmtlich ihre unschuldigen Waffen abdrückten.

Auf einem dort hingefahrenen Karren stand eine schauerliche, lebensgroße Puppe, erst ordentlich angezogen, und dann

[1] Adobe-Häuser werden hier alle von ungebrannten Lehmsteinen errichteten Gebäude genannt, die altspanischen Städte sind fast nur aus solchen aufgebaut.

nach von mehrern übergehangenen Mänteln und Schlafröcken umflottert. Mir kam ihr Anzug sogar bekannt vor, und als ich etwas genauer hinsah, fand ich daß sie des Brauers Hosen und von Witzlebens Schlafrock anhatte. Außerdem trug die Gestalt noch einen sehr kühn vorstehenden, schwarzen, etwas mitgenommenen Seidenhut, eine steife schwarze Halsbinde, ein Halstuch von mir, einen alten Mantel — auch jedenfalls europäischen Ursprungs, und Zeugstiefel, die ihr aber unbequem sitzen mußten, denn sie waren beide auf den rechten Fuß.

Im Anfang begriff ich nicht wie all unser Zeug — denn das interessirte mich für den Augenblick mehr als Judas Ischariath — dort hingekommen seyn könnte, später erfuhr ich aber, daß die californische Jugend natürlich nicht gleichgültig ansehen konnte, wenn ein solcher Verräther, wie Judas Ischariath, Zeug von guten katholischen Christen auf dem höchst unchristlichen Körper trüge. Sie war deßhalb eifrig bemüht, zu dieser feierlichen Gelegenheit Kleidungsstücke von Ketzern, aber was eben so gut war, von Estranjeros in genügender Anzahl herbeizuschaffen, denn unangezogen hatte selbst Judas zu viel Schamgefühl, sich sehen zu lassen.

Auf dem Schauplatz erschien aber jetzt noch eine andere, fast interessantere Persönlichkeit als Judas selber, und zwar Valentin, der Indianer — der beste Pferdebändiger und Fänger der ganzen Gegend, der an dem nämlichen Morgen mit einem Theil seines „christlichen" Stammes ausgezogen war, eine Partie wilder Stuten zu der heutigen Feierlichkeit einzubringen. Die Californier reiten nämlich nie Stuten, eben so wenig thun dieß die Bewohner Südamerika's, und ich möchte es selbst keinem Fremden rathen, auf einer Stute durch die Straßen von Buenos Ayres zu reiten. Diese Thiere bleiben sich also auch hier dem eigenen Vergnügen überlassen, und zeigen sich natürlich desto ungebärdiger, wenn sie einmal eingetrieben und der bis dahin stets genossenen Freiheit auf kurze Zeit beraubt werden.

Wie die wilde Jagd kam Valentin plötzlich mit seinen tollen Reitern, die schlagenden und bäumenden, schnaubenden und wiehernden Stuten zwischen sich an Lassos fest, die breite Missionsstraße von den Bergen herunter, sprang, vor der Kirche angelangt, mit einem Satz aus dem Sattel, und riß das Thier das er hielt, mit so geschickter und starker Hand zurück, daß es gählings auf seine Hinterbeine zu sitzen kam, desto toller aber gleich nachher sich wieder emporbäumte und sein möglichstes versuchte, den Lasso zu brechen. Doch aller Zorn und Ingrimm war jetzt vergebens, Valentin hatte den Lasso schon um einen Baumstumpf geschlungen, und den hätten alle Pferde der Mission nicht aus dem Boden gerissen. Der übrigen Thiere versicherte er sich auch bald, band diese aber etwas weiter von dem Orte entfernt und mehr aus dem Wege an, und versuchte jetzt mit Schmeicheln und Locken die wilde, rabenschwarze Stute, die er eingebracht, dahin zu bewegen, daß sie ihn herankommen und sich die Binde um die Augen legen ließ.

(Schluß folgt.)

Der kaukasische Kriegsgefangene.

(Schluß.)

Allmählich war ich wieder zu mir gekommen, hatte mich in der Grube aufgerichtet und lauschte nun, ob ich nichts von meinen Verfolgern vernähme. Wirklich hörte ich auch ihr verworrenes Geschrei, doch es wurde schwächer und schwächer, und ließ mich schließen, der Feind sey im Abzuge. Mit Mühe kletterte ich aus meiner Grube heraus, und beeilte mich, über eine offne Wiese wegzukommen, hinter welcher sich ein Gehölz ausbreitete, dort wollte ich mich bis zum Abend verbergen, und dann einen Tscherschengen-Aul aufsuchen, der, wie ich mich erinnerte, in dieser Gegend seyn mußte. Wirklich war er auch nur zwei Werste entfernt, doch der Weg bis zu ihm eine mit unsäglichen Mühen verbundene Reise, ich war bis zum Tode erschöpft und legte ihn größtentheils auf Händen und Füßen kriechend und nur in langen Pausen zurück.

Endlich war ich angelangt, es galt nun zu überlegen, wo ich anklopfen sollte, denn davon hing meine Rettung ab. Traf ich in irgend einer Hütte auf Gäste, so war ich gewiß, meinen Feinden abermals in die Hände zu fallen, denn schon der Neid, leer auszugehen, würde sie veranlaßt haben mich auszuliefern. Ebenso wünschenswerth war es, auf einen Wirth zu treffen, der Söhne oder nahe Verwandte hatte, denn nur bei einem solchen konnte ich annehmen, ich werde in seinem Hause den nöthigen Schutz finden, während er aber einer der Seinigen sich auf den Weg nach der Festung mache, um das von mir versprochene Lösegeld in Empfang zu nehmen.

Lange war ich unschlüssig, wo ich eintreten sollte, endlich fiel mir eine neue und etwas besser als die übrigen aussehende Hütte auf; ich schleppte mich bis zu ihr heran, überschritt ihre Schwelle und stand endlich auf dem finstern Hausflur, von dem aus zu beiden Seiten eine Thür in die Stube führte. Die auf der linken Seite war knapp angelehnt; ich schaute durch den Zwischenraum und erblickte mehrere Tscherkessen, welche um ein Feuer saßen und ihre Pfeifen rauchten. Sie waren im Gespräch begriffen, und die Flamme spiegelte sich in den Klingen der blanken Säbel, welche sie in der Hand hielten, und die wahrscheinlich den Stoff zur Unterhaltung abgaben. In den Gesichtszügen dieser Gruppe lag so viel wildes und unheimliches, daß ich fürchtete einzutreten. Schon wollte ich umkehren, als sich die Thüre rechts öffnete und ein hoher, starker, schon etwas ältlicher Mann heraustrat. Verwundert blieb er stehen, maß mich mit durchdringendem Blick, als ich ihn grüßte, und schien bald aus meinen Gebärden zu errathen, was mich bisher geführt hatte und was ich wünsche. Er legte mir die Hand auf den Mund, mit der andern ergriff er die meinige und führte mich in seine Wohnung. So gut ich es vermochte, suchte ich ihm begreiflich zu machen, ich wolle nach der Festung zurück und erbete mir dazu seine Mithülfe. Der Alte — es war der Wirth selbst — zeigte sich auch willfährig und verlangte als Lohn die bei den Tscherkessen gewöhnliche Mütze voll Silber; ich ging auf die Forderung ein, die Sache war abgemacht und ich fand ein Versteck in einem Kohlenhaufen nahe dem Kamin.

Der in einem Winkel der Stube sitzenden, nicht mehr jungen Frau schien meine Lage zu Herzen zu gehen und mein jammervolles Aussehen ihr Mitleid rege zu machen. Sie kam zu mir heran und reichte mir einen Fladen aus Weizenmehl und Wasser gemacht, in welchen ich, obgleich er nicht gar gebacken war, mit Heißhunger hineinbiß. Doch die fade Speise widerstand mir trotz des mich marternden Hungers; mit bittender Gebärde reichte ich sie der Frau hin, und diese brachte mir denn auch bald ein besseres, gut ausgebackenes Brod, welches ich bis auf den letzten Bissen verzehrte. Der Spenderinn schien mein Appetit Freude zu machen; sie nickte mir mehrmals beifällig zu, und ich las in ihren Mienen wirkliche Theilnahme für mich. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, auch bei den Tscherkessen findet man alle Tugenden, welche diejenigen Naturvölker zieren, die wir Barbaren nennen, und das Mitleiden, welches

meine erbärmliche Gestalt sofort bei der guten Frau erweckte, war mir dafür ein neuer Beweis. Daß wir bei den Bergbewohnern ausschließlich schlimme Eigenschaften kennen lernen, und sie als grausame, blutgierige Menschen verabscheuen müssen, hat wohl seinen Grund darin, daß sie den Russen als ihren Feind betrachten. Gegen einen solchen ist aber der Mensch im Naturzustande immer grausam.

Die angenehme Wärme in meinem Versteck that mir ungemein wohl, und es dauerte nicht lange, so fiel ich in festen, erquickenden Schlaf. Auch jetzt rollte der Traum seine bunten Bilder vor meinem innern Auge auf, allein sie waren nicht mehr so schrecklicher Natur wie ehedem, und überall schimmerte gleich dem jungen Tage die Freiheit hindurch.

So wie der Mensch im Unglück der Hoffnung nicht entsagt, so wenig kann er sich von einer gewissen Art von Mißtrauen, von Beängstigung frei machen, wenn nach langem Leiden sein Schicksal plötzlich eine günstige Wendung nimmt. Das wieder erworbene Gut ist ihm noch zu neu, und er fürchtet fortwährend es abermals zu verlieren. Bei mir wäre das letztere beinahe der Fall gewesen.

Das erste, was mein Wirth den folgenden Tag mit mir vornahm, war, mich auszufragen ob ich Officier oder nur gemeiner Soldat sey. In der Furcht, man werde das Lösegeld verdoppeln, wenn man meinen Rang erfahre, gab ich mich für einen gewöhnlichen Soldaten aus; ich bemerkte jedoch bald, daß man meinen Worten nicht Glauben schenkte. Um hinter die Wahrheit zu kommen, erbot sich einer der Söhne einen Tscherkessen herbeizurufen, der mit den Russen schon vielfach in Berührung gekommen sey und mich wohl auch kennen werde. Seine Vermuthung war nur zu gegründet, denn derjenige, dem man mich vorstellen wollte, war kein anderer als — Ika! Todesschreck überfiel mich, als ich diesen Namen hörte, denn ich war gewiß, daß ich nicht nur sofort erkannt werden, sondern daß auch Ika seine Rechte an mich geltend machen würde. Flucht war abermals das einzige, was mich retten konnte, doch wie sollte ich sie bei der strengen Bewachung, der ich unterworfen war, bewerkstelligen? Ich verlebte wiederum Stunden der schrecklichsten Angst, doch auch dießmal sollte ich erkennen, daß wo die Noth am größten, auch die Hülfe am nächsten ist.

Der Sohn meines Wirths war wirklich weggegangen, um Ika aufzusuchen, doch nicht lange dauerte es, so kam er zurück, und zwar — man denke sich meine Freude — ohne ihn. Auf die Frage, wo der Erwartete sey, nahm er den Vater bei Seite und setzte ihm auseinander, er habe unterwegs nochmals die Sache reiflich überlegt und gefunden, es sey höchst unklug gehandelt, irgend jemand etwas von mir wissen zu lassen. Man könne leicht des Lösegeldes verlustig gehen oder wenigstens gezwungen seyn, dasselbe mit andern zu theilen, und dazu habe er keine Lust.

Die Gründe des Sohnes schienen beim Vater Eingang zu finden, denn er nickte mehrmals bejahend mit dem Kopfe. Es dauerte auch nicht lange, so brachte er mir ein Stück Papier und eine Kohle und hieß mich schreiben; ich that dieß auch sofort, und der Sohn machte sich nebst seinem jüngern Bruder mit meinem Briefe auf den Weg, während der Alte zu meiner Bewachung zurückblieb. Gegen Abend schon kehrte der ältere Bruder mit der Hälfte des Lösegeldes zurück, die zweite sollte bei meiner Zurückkunft entrichtet, und dann auch der jüngere Bruder, den man als Geisel behalten hatte, ausgeliefert werden. Ungeduldig und voller Sehnsucht wie ich war, wollte ich nicht erst den nächsten Morgen abwarten, sondern machte mich sofort mit meinem Begleiter auf den Weg. Auf nur den Bergbewohnern bekannten Pfaden gingen wir die Nacht durch, und mit dem ersten Frühroth lag ich in den Armen der treuen Kameraden! Tsch. war der erste, der mir um den Hals fiel. Er war, weniger glücklich als ich, den Tscherkessen nochmals in die Hände gerathen, doch dann nicht besonders strenge bewacht, und auch nicht so unmenschlich behandelt worden. Vergebens forderte man ihn mehrmals auf nach Hause zu schreiben; er that es nicht, und kam so mit geringem Lösegeld frei. Mich glaubte er längst im Reiche der Todten suchen zu müssen . . . .

Hier schwieg B., und ich war von seiner Erzählung tief bewegt. Unser Inneres war zu sehr beschäftigt, als daß wir Sinn für die wildromantische Gegend gehabt hätten, durch welche der Weg uns führte. Erst als wir am Ufer des Kuban angelangt waren und gegenüber den russischen Bivouak erblickten, brachen wir unser seitheriges Schweigen, und sandten den Freunden, die nur noch eine schmale Brücke von uns trennte, ein lautes, freudiges Hurrah. Noch wenige Schritte, und unser Fuß berührte den heiligen Boden des Vaterlandes, noch einige Minuten und wir befanden uns wieder unter Menschen, die mit uns gleich sprachen und fühlten!

Der Dienst trennte mich bald von B. Ob ich ihn noch einmal wieder sehe? Gott allein kann es wissen; vergessen jedoch werde ich ihn nie'

Chronik der Reisen.

Reise nach dem Djeng auf Java.

(Schluß.)

Wenn wir diese mit Sorgfalt gemeißelten Steine, diese mit Sauberkeit vollendeten Sculpturen, diese schönen Bilder der seligen Götter betrachten, und wir dünken uns dann noch allein weise, groß, und sehen mit Stolz auf die alten Völker zurück, müssen wir bei dem Vergleich von Ehemals und Jetzt dann nicht bekennen, daß Wahrheit ein Vorzug der Alten, Irrthum Gemeingut der Neuen ist? Einst war alles solid, ächt, wie die plastische Kunst an diesen Steinen; jetzt ist alles nur Schein, hohler Gyps wie am Maison dorée. Unsre Service sind versilbert, unsre Preciosen von Rauschgold, unsre Juwelen sind böhmische Steine; selbst das Prunkjuwel, die Schönheit, ist unächt, selbst der Sinn für diese ist erloschen. Oder sind diese Pariser Grazien mit dem Buckel auf dem Hintern schön? welchem Ideal entsprechen sie? der hottentottischen Venus, dem Bizonochsen, Kamele oder den Schafen mit Fettschwänzen? Hat doch die Eitelkeit selbst die Giraffe zum Ideal erhoben. Eure Grazien sind in der That weibliche Hottentotten, nur mit dem Unterschied, das Fettpolster jener ist ächt und das von diesen ist unächt. Java's Schönheiten verunstalten wenigstens in ihrer Jugendfrische die Natur nicht, wenn auch ihre Gewohnheiten uns nicht behagen wie das Betelkauen und Betakschminken. Wohnt einer javanischen Hochzeit bei, und ihr sehet Braut und Bräutigam noch im Costüm altindischer Tracht; der Kopfputz mit Blumen und goldnen Ohrgehängen gleicht jener altindischen Krone, die Armspangen, Fußringe und Leibgürtel sind von eben solcher Form und Gehalt wie vor tausend Jahren, der nackte Oberkörper ist mit Borèh eingeschmiert und gelb gefärbt; so ziehen sie einher im Festzuge und sitzen im Brautgemache feierlich und regungslos wie die Buddhabilder auf dem Borobudor, und wenn der Gamelang ertönt, der Wayang oder Topeng beginnt, dann ist der Javane zurückversetzt in seine Urzeit, und sieht seine Halbgötter und Helden leibhaftig vor sich. So ungebildet und einfältig der gemeine Javane aussieht, trägt er doch das Bewußtseyn der früheren Glanzperiode in sich, und glaubt zu seinem Glücke an die Wiederkehr einer bessern Zeit, die ohne Zweifel für ihn erscheinen wird, wenn auch nicht unter den durch Wollust entnervten weibischen Prinzen des Hofes von Solo. Auch der Djeng

wird seine Auferstehung feiern, wenn auch nicht unter den frühern Verhältnissen, doch unter solchen, die für den Javanen beglückender sind — unter den Verhältnissen veredelter Humanität, an welcher die ganze Menschheit Theil nehmen wird.

Das Gefolge hatte sich um ein großes Feuer im Passangrahan gelagert; wir suchten aber bald die Ruhe, welche wir, obgleich Herr Gordon auch für Betten gesorgt hatte, wegen der nächtlichen Kälte nicht finden konnten. Auch die Thiere in den Ställen waren unruhig, und so verließen wir Tags darauf frühzeitig den Djeng und trabten nach dem zwei Stunden entfernten, über tausend Fuß niedriger liegenden Bator zurück.

Hier war gerade Markt, der stark besucht wurde; ich sah dort das Welschkorn geschrotet und das Cocosnußöl fast wie Butter, so daß mein Begleiter, Herr Sch., erstaunt ein Stück in Papier wickelte und es in die Tasche steckte, um es seinen Freunden zu Pekalongan als eine Merkwürdigkeit zu zeigen. Natürlich brachte er nichts nach Hause als einen tüchtigen Oelfleck. Wir besuchten die Theegärten, die Fabrik und dann den Garten des Herrn Gordon, worin er aus Liebhaberei selbst arbeitete und außer einem guten Stück Land mit Kartoffeln in Beeten die herrlichsten Gemüse zog, selbst Artischocken; da europäische Gemüse in den Tropen nur mit Mühe gewonnen werden können, so erfreute uns der Anblick dieses Gartens sehr. Ein Chinese, der von der Lustseuche stark ergriffen war, consultirte mich. Sein Dukon (Arzt) ließ ihn eine Tisane trinken, worin ein Mixtum Compositum, selbst kleine Eidechsen, Schlangen und Käfer abgekocht waren, dabei eine merkwürdige Diät halten, indem der Kranke täglich einen Kapaun aufessen mußte. Mittelst dieser Cur hatte die Krankheit schon bedeutende Fortschritte gemacht und Knochenauswüchse den Schädel des Patienten verunstaltet, was vielleicht auch daher rührte, daß die Chinesen mit dem Gebrauch von Sublimat nicht karg zu seyn scheinen. Auf Bator als einem Handelsplatze treibt sich allerlei Volk herum, und die wandernden Doktoren tragen dazu bei, die Einwohner zu ruiniren. Manche nehmen zu den Heilquellen des Gebirges ihre Zuflucht — aber nicht immer zu den rechten. So hatte ein Herr an dem Eisensäuerling Kaliarget Hülfe gesucht, der besser nach den Jodbädern von Pelatungan und Assinan gegangen wäre.

Der Tagaldjeng ist reich an Heilquellen und er wird schon deßhalb zukünftig stark besucht werden; außer den schon genannten sind besonders die am nördlichen Abhang des Prahugebirges bekannten Gebangan, Assinan und Pelatungan als jodhaltige Wasser zu Bädern eingerichtet worden. Die Bevölkerung von Bator, Djeng, ja von dem ganzen Hochlande ist zu Ende dieses Jahres von bösartigen Fiebern heimgesucht worden, die (von 1846—1849) mehrere Jahre epidemisch grassirten und eine Menge Menschen hinweggerafft haben. Eine erhöhte Activität der Vulcane von Centraljava war die Hauptursache davon, Theuerung und schlechte Lebensmittel kamen hinzu, das Uebel zu verschlimmern; die elende Wohnung und Kleidung mag auch das ihrige zur großen Sterblichkeit beigetragen haben. Schon früher habe ich den Vorschlag gemacht, statt Medicamente auszutheilen, welche die einfältigen Bergbewohner doch nicht einnehmen, lieber rothwollene Matrosenhemden und Mützen auszutheilen, denn wenn auch über Tag die Luft mild, ja warm ist, so kann die nächtliche Feuchtigkeit und Kälte auf den unzureichend gekleideten Bergbewohner nur nachtheilig wirken; daher die katarrhalisch rheumatischen Fieber, welche hier endemisch sind. Sonst ist das Klima gesund und die Einwohner stärker als die der Ebene, was sie beweisen, indem sie bedeutende Lasten bis Pekalongan schleppen und beladen wieder über das Gebirge zurückkehren. Auch die Hunde sind hier etwas kräftiger und langhaarig, während sie im Flachlande kurzhaarig sind.

Der Kartoffel- und Getreidebau sollte hier mehr ausgebreitet werden; auch Hanf, Flachs und die ein starkes Garn liefernde Ramirpflanze könnten mit Nutzen gebaut und verarbeitet werden; die wilde Pisang liefert ebenfalls ein schönes, dauerhaftes Gewebe. Man hat der Gründung einer Colonie durch Europäer entgegengestellt, daß die Colonisten hier keine Subsistenzmittel finden könnten, da doch der Boden alles liefert, was zur Nahrung und Kleidung nothwendig ist, und selbst viele Ausfuhrartikel erzeugt werden können. Aber man hält europäische Colonisten gefährlich für die Ruhe der inländischen Bevölkerung, indem die Europäer sich zuviel gegen die Inländer herausnehmen würden. Bei billigen Gesetzen unter einer wachsamen Regierung kann dieses kaum stattfinden, und man hält die Europäer für schlimmer als sie wirklich sind, während man die Chinesen, diese gewissenlosen Blutigel, den armen Bergbewohner ungestört aussaugen läßt. Weder Klima, noch Mangel an Subsistenzmitteln, noch die vergebliche Herrschsucht sind Hindernisse, welche die europäische Ansiedlung unmöglich machen, sondern einzig die ängstliche Scheu vor einer Bevölkerung, welche nicht so willenlos als die Javanen, jedenfalls anders regiert werden müßte als diese. Mit einer absoluten Despotie kann sich der europäische Ansiedler freilich nicht vertragen. Unter einer liberalen Regierung dagegen möchte er eine tüchtige Schutzwehr in diesem Gebirge bilden, welche vielleicht dereinst die Festungen im Tieflande überflüssig machen würden. Das zahlreiche Proletariat in den niederländischen Städten, welches jetzt schon eine furchtbare Last für den Staatsbürger ist, könnte hier mit Vortheil untergebracht und in die Gelegenheit gestellt werden, sein jetzt noch trauriges Loos in jeder Hinsicht zu verbessern. Allein in diesem Hochlande können noch viele Tausende ein Bestehen finden. Ueber die vulcanischen Ausbrüche des Prahugebirges aus früherer Zeit fehlen uns alle geschichtlichen Nachrichten. Daß sie gewaltig gewesen seyn müssen, zeigt der Augenschein; auch war der Djeng bis 1828 unbewohnt und mit Wald bedeckt. Horsfield ist nicht einmal bis auf das Plateau gekommen; die Dörfer (Bator ausgenommen) sind also alle sehr neuen Ursprungs. Noch fortwährend werden die Wälder gelichtet und neue Dörfer gestiftet. Horsfield erwähnt eines Ausbruchs des G. Butak bei Bator in 1786, der einige Monate hinter einander sich wiederholte und wobei 35 Menschen das Leben verloren. Im Jahre 1826 vom 11—13 October erfolgten Ausbrüche aus dem Pakuodjo; der Ausbruch, durch welchen dieser Berg zur Hälfte eingestürzt ist, hat wahrscheinlich im 15ten Jahrhundert stattgefunden und den Djeng unbewohnbar gemacht. Den 4 December 1847 fiel ein Aschenregen, mit Schwefel vermengt in der Regentschaft Kendal; der nächste Vulcan von dieser ist aber der Djeng. Wir sehen also, daß das unterirdische Feuer nicht erloschen ist, sondern nur zeitweise ruht, daß aber wieder eine Thätigkeit in dem Vulcan eintreten kann, die den gegenwärtigen Zustand verändern wird.

Mit dankbaren Gefühlen nahmen wir von unserm freundlichen Gastherrn Abschied; das schönste Wetter begünstigte unsere Rückkehr, welche wir in derselben Zeit bewerkstelligten, die wir zur Reise nach Bator nöthig gehabt hatten. Die Blüthen einer herrlichen Flora, die vollen Stauden der Rubusarten, die balsamische Luft, welche wir in vollen Zügen einsogen, die entzückende Aussicht, welche man auf dem Bergpaß genießt, der das batorsche vom pekalonganschen Gebiet scheidet, alles versetzte uns in eine heitere Stimmung, und erst als wir in die Ebene herabgestiegen, Pekalongan uns näherten, war es uns, wie dem Jäger, der aus dem herbstlichen Froste in die schwüle, geheizte Stube tritt. Selbst die starke Eßlust verlor sich, und wir unterlagen von neuem einer Acclimatisation. F. Epp.

Ein Kopf der Astarte. Der französische Consul Delaporte, der sich bekanntlich lange in verschiedenen Theilen Nordafrika's aufgehalten und Sprachen und Alterthümer studiert hat, schenkte kürzlich dem Museum des Louvre einen Kopf von Marmor, den er von dem Bey von Tunis erhalten hatte, und der in den Fundamenten der Citadelle dieser Stadt gefunden worden war. Dieser Kopf stellt Astarte dar, und ist für Kunst und Archäologie von großem Interesse. Seine Verhältnisse sind kolossal, denn er ist über 2 Meters hoch. Er ist vortrefflich erhalten. Dieses Denkmal des Alterthums befindet sich gegenwärtig in dem Garten der Kirche St. Louis in Tunis, welche bekanntlich das Eigenthum Frankreichs ist, und man trifft Anstalt, dasselbe von dort nach Frankreich bringen zu lassen. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 111. 9 Mai 1851.

Zwei Tage in Cadix.

Unser Weg führte von Chiclana über den Fluß Santi Petri, welcher nebst dem atlantischen Ocean und der Bucht von Cadix bei der Brücke von Suazo die Insel Leon bildet; in der Nähe von San Fernando, dem Hauptort dieser Insel, standen kegelförmige Haufen von Seesalz umher, die in der Entfernung wie ein Lager von weißen Zelten aussahen. Dann geht es weiter auf der schmalen Landzunge, welche die Halbinsel, worauf Cadix erbaut ist, mit dem Festlande verbindet, und durch das starke Fort Cortadura geschützt wird. Nachdem wir wohl viermal von den Zollbeamten angehalten waren und ihnen das in Spanien stets erwartete Trinkgeld gereicht hatten, welches alle Schwierigkeiten beseitigt, fanden wir uns plötzlich aus der Einöde unsers heutigen Weges in das Leben und den Lärm versetzt, welche die Nähe einer großen Stadt verkünden. Reihen von Maulthieren oder Esein, beladen mit Kohlen, Lebensmitteln und Waaren zogen langsam uns vorauf, und die Glöcklein am Halse der vordersten Thiere jedes Zuges ertönten melancholisch, aber nicht unangenehm, während die Treiber zu Fuß oder sitzend auf den schweren Lasten ein Liedchen sangen oder Scherze mit den Vorübergehenden austauschten. Muntere „Caballeros" auf Rossen, deren Schweife bis zur Erde herabhingen, Fußgänger von beiden Geschlechtern in malerischen Trachten, und Wagen verschiedener Art eilten neben uns hin und her, bis wir durch das Landthor, wo die Douaniers wieder, aber nur eine Minute, uns aufhielten, in die engen Straßen von Cadix kamen, und vergnügt, unsern beschwerlichen Ritt beendigt zu haben, Walls gutes Hotel erreichten.

In Cadix gibt es für den Fremden nicht gar viele Sehenswürdigkeiten, und deßhalb beschlossen wir die Mauern der Stadt in Augenschein zu nehmen. Wir gingen zuvörderst längs der Hafenmauer bis zu dem Leuchtthurme, der am Ende eines Felsenriffs zwischen den Forts San Sebastian und Santa Catalina steht, und dann um die Mauern, welche die Stadt umgeben. Diese scheinen im Durchschnitt 30 bis 40 Fuß hoch zu seyn und eine Ausdehnung von 3000 bis 4000 Schritt Länge zu haben; am Hafen bilden sie reguläre Festungswerke, welche stark mit Geschützen versehen sind, während sie nach dem Meere zu den Unregelmäßigkeiten des Terrains angemessen erbaut sind. Die den Spaniern angeborene Trägheit und Liebe zur Zögerung war auch hier deutlich genug zu sehen, indem die Mauern, auf deren gehöriger Instandhaltung der Schutz der Stadt gegen die Angriffe des Meeres und des Feindes beruht, an vielen Stellen sehr verfallen waren und keine Anstalt gemacht zu seyn schien sie auszubessern. So, wie wie die Mauern sahen, mußte ein entschlossener Angriff und Sturm einer feindlichen Macht in wenigen Stunden mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt seyn; machte man aber gegen einen Spanier eine Bemerkung über diesen gefährlichen Zustand der Stadt, so war ein Achselzucken, begleitet von den bei jeder Gelegenheit zu hörenden: Cosas de Espanna! „So ist es in Spanien!" (oder wörtlich: spanische Dinge') die Antwort. Nach diesem langen Spaziergange wandten wir uns in das Innere der Stadt zurück, besahen flüchtig das große, schön gebaute Hospital, worin 100 Knaben, 100 Mädchen, 100 Greise, 100 Greisinnen und 70 Wahnsinnige unterhalten und verpflegt werden. Die Einrichtung und Verpflegung in diesem Hospitale schienen vortrefflich zu seyn, und wir wurden von den Beamten desselben mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. Dann besuchten wir das Kloster San Francisco, berühmt durch seinen Garten voll Palmen und zwei Gemälde von Murillo, das eine den heiligen Franziskus und das andere die Vermählung der heiligen Katharina darstellend; das letztere ist jedoch nur Skizze, denn Murillo starb vor dessen Ausführung zu Sevilla an den Verletzungen, die ein Fall vom Gerüste ihm zugefügt hatte. Die Stadt besitzt zwei Kathedralen, und davon ist das Innere der sogenannten neuen Kathedrale — die indeß schon vor länger als 120 Jahren begonnen und erst vor kurzem vollendet ist — aus polirtem Marmor; übrigens ist diese Kirche ein massenhaftes Gebäude von verschnörkelter Architektur.

Die Straßen von Cadix sind außerordentlich reinlich und gerade, aber schmal wie in allen Städten heißer Klimate, um die Sonne daraus abzuhalten. Dem Fremden, welcher an das Geräusch in großen Städten gewöhnt ist, fällt die große Ruhe und das seltene Umherfahren von Wagen in den Straßen auf. Hier wohnen 50,000 bis 60,000 Menschen in einem verhältnißmäßig sehr engen Raume zusammengedrängt, und doch kommt es jedem Fremden hier immer still vor, besonders zur Zeit der Siesta. Die Calesas oder Fiaker halten sich am Landthor auf, und sind selten in den Straßen der Stadt zu sehen, und fast die einzigen Töne, die man hier vernimmt, sind das Geklingel der Maulthierglöckchen, das Läuten der Kirchenglocken und der melancholisch klagende Ruf des Wasserverkäufers, der unermüdlich umherzieht. „Agua fresca" ist ein Lebensbedürfniß für den Spanier, und an jeder Straßenecke findet er den Verkäufer, der Wasser in porösen Krügen, um es kühl zu erhalten, und ein Brett mit Gläsern und süßem Zwieback trägt. Während der Siesta, welche von 2 bis 4 oder 5 Uhr Nachmittags dauert, werden die Läden geschlossen, die Fenster mit Gardinen verhängt, die Leute der untern Classen liegen im Schatten in Gesellschaft

ihrer Maulthiere und Esel, alle schnarchend, und „Engländer und Hunde sind die einzigen umherziehenden Geschöpfe", wie der Spanier sagt. Ist die Siesta zu Ende, so lebt die Stadt wieder auf; dann sieht man Schaaren von Männern in Mäntel gehüllt, mit der nie fehlenden Papiercigarre im Munde, langsam hin und her wandeln. Der Mantel gehört als ein nothwendiger Theil zu dem ächten Spanier, und man sieht diesen auch selten ohne Mantel gehen; den untern Volksschichten dient der Mantel auch als eine Schutzwehr, denn wenn beim Streit Messer gezogen werden, so wickelt er sogleich den Mantel um den linken Arm als einen Schild, um damit die gegen ihn gerichteten Stiche aufzufangen oder zu pariren."

Es war heute angenehmes Wetter, sonnig und warm, aber nicht heiß und der Abend war köstlich, als wir zwischen 7 und 8 Uhr auf die Alameda kamen. Die Sonne war im Untergehen und vergoldete mit ihren Strahlen die Segel der fernen Schiffe auf dem ruhigen Ocean, sowie Rota Puerto und die Küste gegenüber. Unbeweglich lagen die Schiffe am Anker und spiegelten sich in der krystallhellen Bucht; Fischer in malerischen Costümen rüsteten sich gemächlich zur Fahrt, leise plätscherten die Ruder der vorüberfahrenden Boote und dazwischen hörte man das Summen einer fernen Menschenmenge. Leben und Munterkeit herrschte auf der Alameda, die mit Schaaren von Spaziergängern beider Geschlechter gefüllt war, welche die Abendkühle genießen wollten. Es liegt etwas wirklich Bezauberndes in der Spanierin, und zwar nicht etwa darin, daß sie außerordentlich schön ist, denn eigentliche Schönheiten sieht man selten in Spanien, sondern das Anziehende liegt in ihrer Gestalt, in ihrem dunkeln Auge und schönen Haar, in ihrem Gange, in ihrer weichen wohlthuenden Sprache, und auch in der Mantilla, von allem Kopfputz der kleidsamste und eleganteste. Die Spanierin hält mit einer Hand die Mantilla zusammen und hat in der andern den unentbehrlichen Fächer, welcher unaufhörlich in Bewegung ist und wie bekannt ihre Herzensgeheimnisse so deutlich wie mit Worten verkündet. Der Fächer, ihr Zauberstab, bringt im Augenblick einen Bewunderer zu ihren Füßen oder scheucht den andern fort; die Zeichensprache des Fächers erzählt, ob sie verheurathet ist oder nicht, ob sie Freude oder Kummer empfindet, kurz der Fächer verräth alle Regungen in ihrem Herzen, und die Caballeros sind sehr erfahren in der Deutung aller solcher magischen Zeichen. Der Gang der Andalusierin ist von allen Reisenden bewundert und manche haben versucht ihn zu beschreiben; ich glaube ihr Gang ist aber unmöglich zu beschreiben, denn ich wüßte keine Worte zu finden, um die Grazie ihrer symmetrischen Gestalt und das Schwebende ihres Schritts zu schildern. Ein Maler würde auf der Alameda Stoff genug gefunden haben um sein Skizzenbuch mit interessanten Gruppen in den verschiedensten, oft sehr pittoresken Trachten zu füllen. Hier schlenderten Grenadiere und Caçadores (Jäger) neben Weltgeistlichen und Mönchen umher, catalonische Seeleute mit langen rothen wollnen Mützen, hellblauen Jacken und Pantalons, mit rother Schärpe umgürtet, dann Bürger von Cadix und Landleute in spitzem Hut, Jacke von Schaffell, dunkeln Beinkleidern, schwarzen Gamaschen und gelben Schuhen, oder englische Matrosen welche mit den spanischen Mädchen sehr schön thaten, und „Majas" aus Xeres in ihrem bunten, aber malerischen Costüme. Von der Alameda gingen wir nach dem Platze San Antonio, der ebenfalls stark besucht war; es war jetzt dunkel und die Tausende von brennenden Cigarren erschienen wie Leuchtkäfer. Als wir später, gegen 11 Uhr, aus einer Abendgesellschaft bei einem Landsmanne nach unserm Wirthshause gingen, fanden wir uns plötzlich von zwei mit langen Hellebarden bewaffneten Nachtwächtern escortirt, welche auf unsere Frage, weßhalb sie uns begleiteten? ganz höflich erwiderten: „um zu sorgen, daß Sie nicht belästigt werden," oder mit andern Worten: um von uns ein Trinkgeld zu erhalten, denn als wir ihnen das gereicht hatten, verließen sie uns.

Den folgenden Morgen verbrachten wir mit der Besichtigung der trefflichen Gemäldesammlung des englischen Consuls Herrn Brackenburg und mit Besuchmachen: die Häuser haben durchgängig doppelte Thüren, von welchen die innere zuweilen ein Gitterloch hat um die Kommenden beschauen zu können. Sowie man an die Thür geklopft oder die Hausglocke gezogen hat, ertönt von Innen der Ruf: „Quien es? (Wer ist es?") und die herkömmliche Antwort ist: Gente de paz (friedliche Leute), darauf öffnet sich die Thür, häufig dadurch, daß Jemand im zweiten Stockwerk mittelst eines Stricks den Riegel wegzieht, und nun steht der Gast in einem gepflasterten Hofe, in dessen Mitte gewöhnlich eine Fontäne ist, und um den Hof laufen zwei von Pfeilern getragene Galerien übereinander, welche durch Thüren in die Zimmer führen.

Nachdem wir am Abend die Alameda wieder besucht hatten, gingen wir zum Theater und hörten fast aus jedem Hause, welches wir passirten, Gesang mit Guitarrebegleitung ertönen; einige der Lieder waren recht hübsch, andere aber für unser Ohr sehr kreischend und unharmonisch; dabei wollen wir bemerken, daß die besten Guitarren von Spanien in Cadix verfertigt werden. Die Darstellung im Theater war nur mittelmäßig, aber der Bolero wurde von einem als „Majo" und „Maja" gekleideten Paar vortrefflich getanzt.

Californische Skizzen.

4. Das Osterfest auf der Mission Dolores.

(Schluß.)

Daran war aber gar nicht zu denken, das Thier zeigte sich wie rasend und schlug und hieb nach dem auf es Zukommenden, sobald er sich nur etwas zu nahe hinan wagte, ja es erforderte alle Geschicklichkeit und Behendigkeit des Indianers, den gut gezielten und noch besser gemeinten Angriffen des Thieres zu entgehen. Höchst interessant war dabei der Indianer selber, wie er sich geduldig bemühte, den Grimm und die Sprödigkeit der wilden Stute durch Sanftmuth allmählich zu mildern. Valentin ist einer der schönsten Indianer, die ich noch in Californien, sowohl unter den südlichen als nördlichen Stämmen gesehen habe. Er mag vielleicht fünf Fuß sechs Zoll hoch seyn, schlank und kräftig gebaut mit feurigen, lebendigen, kohlschwarzen Augen. Seine Tracht hatte nichts eigenthümliches mehr, sondern war ganz die californische, stand ihm aber ungemein gut. Der breiträndige, wachstuchüberzogene Hut wurde unter dem Kinn durch ein dunkles Band auf dem vollen glänzend schwarzen Haarwuchs festgehalten. Eine blaue kurze Jacke schloß ihm dicht und eng auf den schlanken Hüften an, die Beine staken in blauen mexicanischen, an den Außennäthen offenen Hosen, unter denen er dunkle Unterkleider trug, und an den Füßen hatte er heute ein paar feine glanzlederne Halbstiefeln.

Das kupferbraune gutmüthige, aber doch verschmitzte Gesicht war dabei, als er das wilde Pferd zu überlisten suchte, der interessanteste Gegenstand, den ich in dem ganzen Cirkel von Menschen, die ihn, jedoch in ziemlich rücksichtsvoller Entfernung, umstanden, erkennen konnte (ich will übrigens so galant seyn hier

zu bemerken daß keine Damen dabei waren), die Augen blitzten förmlich von Lust und keckem Muth, und der allerdings etwas dicke Mund wurde ordentlich schön durch das feine sarkastische Lächeln was ihn umspielte, wenn das Thier einmal wieder einen vergeblichen tollen Angriff auf ihn gemacht. Er zeigte dabei zwei Reihen Zähne, wie sie ein Neger nicht schöner aufweisen konnte, und das will viel sagen, und jede Muskel seines Gesichts lebte und arbeitete.

Endlich aber als die schwarze Stute gar keine Vernunft annehmen, und sich von der schmeichelndsten Bewegung des wilden Sohnes ihrer eigenen Berge nicht beruhigen lassen wollte, verlor selbst der Indianer die Geduld und sprang, während das Thier gerade einen neuen Angriff auf ihn mit den Vorderhufen versuchte, mit einem hoch und fast komisch ausgestoßenen „Carajo" zurück, griff den dort liegenden Lasso, schwang ihn zweimal um den Kopf, und noch ehe die Stute mit den Vorderfüßen wieder die Erde berührte, hatte er die Schlinge über beide hingeworfen, kam mit zwei Sätzen hinter das Thier und riß es mit einem einzigen Ruck zu Boden.

Noch lag es nicht ganz, so hatte er sich auch schon darüber hergeworfen, und als er wieder gleich darauf, durch das neue Schlagen des Thieres bedroht, wie ich glaubte, zurückfuhr, schallte sein fröhliches Lachen triumphirend über das Bravorufen der ihn Umstehenden hin. In dem Augenblick hatte er dem Pferd die Binde um die Augen befestigt.

Also geblendet, wagte es keinen Sprung mehr zu thun, denn es begriff die Dunkelheit nicht, in der es sich plötzlich befand, Valentin ging jetzt auch ohne weiters darauf zu, und legte ihm die Hand auf die Schulter — es zitterte, stand aber regungslos.

Vorsichtig warf er dem Thier nun erst einen Gurt über, zog ihn leise in die Schnalle, und als er auch das bewerkstelligt, schnallte er ihn mit einem plötzlichen Ruck fest; ein neuer Wuthanfall mußte jetzt folgen und er entging demselben durch einen raschen Seitensprung; die Stute fühlte nämlich kaum den Zwang, der ihren Körper rings umgab, als sie mit einem förmlichen Angstschrei in die Höhe sprang, sich dann auf den Boden warf, und durch Wälzen, Ueberrollen und Treten die vermeinte Last loszuwerden suchte. Doch vergebens, der Gurt hielt fest, und das arme Geschöpf konnte sich nur in nutzlosen Anstrengungen quälen und abmatten.

Indessen waren die Umstehenden alle auch nicht ganz müßig. Judas Ischarioth wurde nämlich jetzt von ihnen herbeigeschafft, das Ende eines Lasso um eines der Beine geschlagen, und alles fertig gemacht, um auf dem Rücken des Pferdes gleich befestigt werden zu können. Dieses sprang endlich wieder auf und Valentin ließ den günstigen Moment auch nicht unbenutzt vorübergehen, rasch trat er dicht an seine Seite, streichelte ihm Nacken und Hals leise, und hob nun die ihm von anderen ziemlich vorsichtig — um in möglichst weiter Entfernung bleiben zu können, gereichte Puppe auf dem Rücken des zwar erschreckt zusammenfahrenden aber doch für den Augenblick keinen weiteren gewaltsamen Versuch mehr wagenden Thieres.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich all die kleinen Finessen beschreiben, deren er sich noch bediente bald den wieder ausbrechenden Zorn der Stute zu besänftigen, bald ihn zu brechen; kurz nach einer halben Stunde etwa hatte er die Figur, die jetzt auf höchst komische Weise mit dem Kopfe nickte und mit den Armen schlenkerte und einem Betrunkenen gar nicht unähnlich sah, fest und sicher angebracht, und das wilde Pferd schnaubte nur und blies die Nüstern auf, und schien in voller Ungeduld seine Erlösung von dieser Qual zu erwarten, oder vielleicht etwas noch weit ärgeres zu befürchten.

Jetzt war auch die Kirche aus, die Frauen und Mädchen kamen in langer Reihe daraus hervor, flüchteten aber, als sie sahen daß Judas schon firm und fest im Sattel saß, rasch in die Verandah des nächsten Hauses, von dort aus das nachfolgende Schauspiel aus sicherer Nähe zu betrachten.

Sie sollten nicht lange darauf warten, der Indianer hatte die Schlinge um den Hals des Pferdes gelöst, und warf nur noch einmal den Blick zurück, um zu sehen, ob die Bahn nach seinem eigenen an der Fenz stehenden Thiere frei sey, um die übrigen kümmerte er sich nicht, hatte auch das nicht nöthig, denn die gaben schon auf ihre eigene Haut acht, und stoben nach allen Richtungen hin auseinander.

Jetzt stand das wilde zitternde Thier frei und ledig — nur die Binde hielt seine Augen noch geschlossen. Valentins Hand lag darauf — im nächsten Moment fiel sie vor ihm nieder, und als der Indianer von ihm weg glitt und in seinen Sattel sprang — was nicht die Hälfte der Zeit erforderte, als ich brauchte es zu erwähnen, starrte das erschreckte, durch den plötzlichen Lichtstrahl geblendete Thier wild um sich, stieß dann ein gellendes Wiehern aus, das mehr fast einem Angstschrei glich, und brach zusammen. In dieser Bewegung fühlte es aber noch, außerdem jetzt frei und unbehindert, die schwankende Figur auf seinem Rücken; wie von einem Blitz berührt, sprang es wieder empor und flog jetzt, seinem vermeinten Peiniger zu entgehen, von dem gellenden Jubelgekreisch der jetzt fast sämmtlich berittenen Spanier gefolgt, die Straße hinunter, den Bergen wieder zu.

Der neue, aber anständig gekleidete, Mazeppa saß mit ungemein graziöser Haltung im Sattel, bald bog er sich majestätisch, Zügel oder sonstigen Anhaltspunkt verschmähend, vorn über, bald hing er, in einer liebenswürdigen nonchalance, eine unbestimmte Anzahl von Graden hintenüber, die Arme dabei dermaßen schlenkernd, daß sie die Nähte seines Anzugs in Verzweiflung brachten. Bald schien die Gestalt dabei nach dem rechten, bald nach dem linken Steigbügel hinunter zu sehen, ob sich dort auch noch alles in gehöriger Ordnung befände, und das Schütteln, was jeder solchen Bewegung folgte, glich einem innerlichen Lachen und wilder ingrimmiger Zufriedenheit.

Wie ein toller Kobold hing die Figur auf dem Rücken des schnaubenden Thieres, und der wilden Jagd gleich stürmten jetzt die andern Reiter, die sämmtlich ihre Pferde in der Nähe gehabt, hinterdrein. Man war nämlich keineswegs gesonnen, den in der Verandah harrenden Damen das schöne Schauspiel so rasch wieder zu entziehen, und Valentin flog auch schon eben an der Seite des davonstürmenden Thieres vorüber und ihm in den Weg, es von den Bergen abzuschneiden. Dieses aber schoß um ihn herum und wollte wieder vorbei. Valentin war aber nicht gesonnen, sich so rasch zuwider handeln zu lassen; gerade als die Stute blitzschnell an ihm vorbeifahren wollte, ergriff er sie hinten beim Schwanz und riß sie so gewaltig herum, daß sie zu Boden stürzte. Dadurch bekam sie aber nicht allein eine andere Richtung, sondern ihre übrigen Verfolger hatten indessen ebenfalls Zeit gewonnen ihr vorauszukommen, und mit einem Gebrüll, als ob eben so viele Teufel losgebrochen wären, schreckten sie das arme Thier wieder in die Bahn, die es gekommen, zurück.

Die Damen genossen jetzt mit innigem Vergnügen den vollen Anblick des Schauspiels. Die mehr und mehr ermattende Stute, sowohl durch Angst als Anstrengung fast schon ihrer Kräfte beraubt, stürzte mehrmals mit ihrer herüber und hinüber

schwankenden Last zusammen, und wollte schon nicht mehr aufstehen, das Gejell und Gekreisch der Reiter, wobei die guten kalifornischen Christen den Indianer natürlich noch an Wildheit zu übertreffen suchten, ließen ihr aber keine Ruhe. Auf und weiter, die Straße hinunter und wieder zurück, die bewegliche Puppe schlenkernd auf dem Rücken.

Endlich konnte das arme gequälte Thier nicht weiter, es stürzte nieder, und weder Stöße noch Mißhandlungen mochten einen weitern Eindruck auf das schon halb todte Geschöpf.

Doch der Spaß durfte so schnell noch nicht aus seyn, und zu dem Zweck waren noch einige andere Stuten in Vorrath mit eingefangen. Man nahm diesem die Puppe ab und brachte sie zu einem andern. Dieses bezeigte sich aber lange nicht so wild und unbändig als das vorige, der Spaß war auch deßhalb weit geringer, und da sich das Publicum schon bei dem ersten Aufzug vollkommen satt gelacht hatte, fand man hier kein weiteres Vergnügen mehr daran. Nach ein oder zweimaligem die Straße Hinunterhetzen zogen sich die Frauen zurück, und die Männer trieben das Thier jetzt zu ihrem eigenen Spaß, aber schwerlich zu dem des armen Geschöpfes, in die Berge.

Am Abend war Fandango, und die Auferstehung des Herrn wurde, außer diesem kleinen Intermezzo, durch den muntern spanischen Tanz, den Fandango, beschlossen.

Valentin hatte aber seinerseits diesem Tanze und seiner Feierlichkeit ein ganz besonderes Opfer gebracht: er war bis gegen Abend, als etwas sehr außerordentliches, nüchtern geblieben, und mußte nun jetzt freilich das Versäumte wieder doppelt nachholen. Draußen vor dem „Ballsaal" (der von einem Amerikaner in dem eigentlichen Hauptmissionsgebäude eingerichtet war, lag er unter einem dortstehenden Wagen auf dem Rücken, beide Füße hatte er gegen die Achse der Vorderräder gestemmt und der Kopf ruhte auf einem dort zufällig untergeschobenen Ochsenjoch. Neben ihm zu seiner Linken lag eine leere Brandyflasche, und die rechte hielt eine noch halbvolle, aus der er aber schon mehr verschüttet als getrunken zu haben schien.

„Dice que me quieres, Caramba"

lallte er mit schwerer Zunge und versuchte dabei einen Blick nach der Flasche zu werfen — der Schaum stand ihm vor dem Munde —

Dice que me quieres, Caramba,
Con el corazon —
Dice que — huzza cavallito — huzza — corajo

— huzza, huzza — guarde se, huzza", und die wilden Ausrufungen brachen plötzlich in einem unartikulirten Schrei ab, dem eine rasch herausgesprudelte zornige Rede in indianischer Sprache folgte. Er wollte dann die Flasche noch einmal an den Mund setzen, vermochte es aber nicht mehr, und während ihm der scharfe Brandy über Hals und Gesicht lief, schloß er die gläsernen Augen und lag bald in tiefem Schlaf versunken da.

Der Isthmus von Panama

wird wahrscheinlich in kurzer Zeit eine unblutige Revolution erfahren; indem er sich von der Republik Neugranada losschält und sich als unabhängigen Staat constituirt. Falls derselbe seinen vollen Antheil an der neugranadischen Staatsschuld übernimmt, werden die Regierungen von England, Frankreich und Amerika wahrscheinlich nicht die mindeste Einsprache dagegen erheben. Alles was mit der Gesetzgebung dieses Districts zusammenhängt, wird dann besser eingerichtet werden, denn die Entfernung von Bogota ist so groß, daß alle Regierungsgeschäfte sehr verzögert werden. Die einflußreichen Leute in und um Panama wünschen die Veränderung und man spricht ganz offen davon. Die einzige Frage ist nur noch über die Zeit. Die Trennung des Staats Neugranada könnte vermieden werden, wenn man Panama zur Hauptstadt und zum Regierungssitze macht, aber zu Bogota, wo jetzt alle Beamten ihren Sitz haben, würde dieß große Schwierigkeiten darbieten, und eine radicale Änderung ist deßhalb wahrscheinlicher und wünschenswerther.

Panama ist mit Dampfbooten von allen Punkten der Südseeküste aus zugänglich, von Valparaiso im Süden bis Californien und Oregon im Norden, und es ist ein angenehmer Winteraufenthalt, um von hier aus Ausflüge zu machen. Lima, Quito und die Anden, so wie Mexico sind alle nicht weit. Chagres ist nur eine dreitägige Dampfschifffahrt von Jamaica entfernt, und in wenigen Monaten werden die Dampfboote in 20 Tagen von Southampton nach dem Isthmus gehen. Diese steht keinem Theil der Welt an Interesse und Schönheit der Landschaft nach. Für den Skizzenmaler und Freund großartiger Landschaften bietet der Isthmus und die naheliegenden Theile Südamerika's ein reiches Feld, ebenso für den Jäger, denn das Land wimmelt von Wild, da die Eingebornen schlechte Jäger sind und das Wild wenig gestört ist.

Das Reisen in diesen Gegenden ist gerade jetzt noch eine sehr kostspielige Sache, dieß wird aber aufhören und sich mehr ausgleichen, wenn die Eisenbahn an die Stelle der 4000 Maulthiere tritt, die jetzt bei dem Transithandel beschäftigt sind. Ein gutes Packmaulthier kostet 16, ein Reitmaulthier 20 Dollars des Tags. Kost und Wohnung zu Panama sind sehr theuer: der englische Consul zahlt für seine weder große, noch bequeme Wohnung 600 Pfd. St. des Jahres und baut sich deßhalb auf einem angekauften Grundstück jetzt ein schönes neues Haus. Alles andere ist im Verhältniß, und gute Diener sehr selten. Aber der Isthmus ist in einem Uebergangszustand, und durch die Eisenbahn wird manches besser werden. In zwei Jahren ist sie hoffentlich fertig, und wird den Erwartungen der Erbauer und Eigenthümer entsprechen, d. h. sich gut rentiren und der Welt zum Nutzen gereichen. Ein Canal durch den Isthmus von Panama ist ausführbar, fast so gut, wie einer über Nicaragua, denn der Chagres, der Trinidad, der Caymito und Rio Grande würden ihn reichlich speisen, die Anlegung der Schleußen würde nicht allzu schwierig seyn, und die Häfen an beiden Enden, die Navy Bay und Panama, sind besser als die andern Ausgangspunkte anderer Linien, wie San Juan de Nicaragua, Realejo, Tabasco u. s. w. Aber ein Schiffscanal ist, was die Kosten betrifft, ein solches Ungeheuer, daß, wie groß auch die Ergebnisse seiner Ausführung seyn mögen, man vorerst darauf rechnen muß, daß die Eisenbahn einen Verkehr erzeugt, der im Laufe der Zeit so anwächst, daß endlich ein Schiffscanal nöthig wird, er mag kosten was er will.

Anhang. Einer Nachricht im New York Herald zufolge wird der neue Weg nach Californien über den San Juan am 1 Julius d. J. eröffnet werden. Eine Linie von Dampfschiffen erster Classe wird zwischen New York und San Juan de Nicaragua laufen, eine zweite von San Juan del Sur am stillen Meer nach San Francisco. Der San Juan-Fluß wird mit kleinen zu diesem Endzweck erbauten Dampfschiffen befahren werden, und von der Virgen-Bay am Nicaragua-See wird gegenwärtig eine neue Straße nach San Juan del Sur angelegt. Die Landreise auf diesem Wege wird etwas über 12 Meilen betragen. — Wahrscheinlich werden in weniger als fünf Jahren ein halbes Dutzend sicherer und brauchbarer Straßen über den Isthmus vorhanden seyn. (Athen. 3 Mai.)

Neuentdeckte Inselgruppe. Ein Capitän Guesden, der kürzlich zu Havre von einem langandauernden Wallfischfang zurückkehrte, will eine noch nicht auf den Karten angemerkte Inselgruppe unter 172° 56' W. L. v. P. und 9° 38' S. B. gefunden haben. Der Inseln sollen 25 bis 30 seyn, darunter drei ziemlich große, und alle mit Cocosnußbäumen bedeckt. (Journ. du Comm. d'Anvers. 26 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 112. 10 Mai 1851.

Deutscher Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

Das war noch vor einigen Jahren ein Capitel, bei dessen Erwähnung die Kaufleute in Neuyork und Philadelphia in Gelächter ausbrachen und die Verleger in Deutschland an die Verluste dachten, welche ihnen die Büchersendungen dorthin eingebracht hatten. Die deutschen Großhändler in jenen Städten erklärten überall und geradezu ein solches Unternehmen für Unsinn; je länger sie in Amerika eingebürgert gewesen waren, desto entschiedener riethen sie davon ab. Im Auftrage deutscher Buchhändler hatte Garrigue die Vereinigten Staaten im Jahre 1845 bereist, und auch er fand die Aussichten so trübe, daß er für deutsche Bücher sich hauptsächlich nur bei den nichtdeutschen Amerikanern Absatz versprach. In der That waren alle bisherigen Erfahrungen niederschlagend gewesen. Wesselhöft in Philadelphia hatte in den dreißiger Jahren mit persönlicher Aufopferung und rastlosem Eifer dem deutschen Buchhandel den Eingang in die Vereinigten Staaten gleichsam zu erzwingen versucht, aber er mußte zuletzt seine Hoffnungen aufgeben. Seitdem machte hie und da ein Buchhändler seinen kleinen Laden auf und schloß ihn bald darauf wieder zu. Nur Radde in Neuyork hielt sich, er betrieb die Sache vorsichtig als Kleinhandel; sein Lager war mit einigen wenigen gangbaren Artikeln versehen, wer außer diesen ein Buch bestellte, konnte froh seyn, wenn er es nach einem halben Jahre zu hohem Preise erhielt.

Das änderte sich bereits im Jahre 1846. Drei neue Buchhandlungen wurden von wirklichen Buchhändlern errichtet, welche regelmäßig Bücher aus Deutschland einführten, und der Erfolg war anfangs nicht ungünstig. In Neuyork begann mit außerordentlicher Thätigkeit die Buchhandlung Helmich und Com., und bemühte sich, die neuere deutsche Literatur dortselbst zugänglich und bekannt zu machen; Ursachen, welche nicht im Buchhandel selbst lagen, nöthigten Helmich, seine Thätigkeit später wieder einzustellen. Garrigue gründete sein Geschäft hauptsächlich auf den Geschmack der englischen Amerikaner. In Cincinnati eröffnete Eggers eine Buchhandlung, aus der zugleich die kleinern Händler in Ohio und Kentucky sich versorgten, und unternahm auch sofort einen selbständigen Verlag. Wesselhöft hatte unterdessen mit Franksen in St. Louis eine Buchhandlung wieder angefangen. Nach und nach entstanden auch in den übrigen größern Städten, in welchen zwischen 5000 und 15,000 Deutsche wohnen, als Neuorleans, Pittsburg, Boston, Charleston, Buffalo, Milwaukee, Detroit, Louisville, Cleveland, Reading und an einigen andern Plätzen kleine deutsche Buchhandlungen, aber nur in Krämerweise, und gewöhnlich mit andern Erwerbszweigen verbunden. Auch manche Zeitungsherausgeber drucken und verlegen einige Bücher. Deutsche Schriften werden bereits ziemlich schön in Cincinnati, Neuyork und Philadelphia gegossen und stereotypirt. An Länderbeschreibungen, Geschichtsbüchern, Schulbüchern, Bibeln und einzelnen religiösen und politischen Schriften, namentlich an allerlei populären Sammelwerken wurde manches verlegt.

Seit 1849 hat der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten einen stärkern Aufschwung genommen. So sehr viele der edelsten geistigen Kräfte haben Deutschland verlassen und in Amerika eine Zufluchtsstätte suchen müssen. Sie sind verbreitet durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten, und in die verschiedensten und ungewohntesten Lagen hineingeworfen, ein ansehnlicher Theil hat sich dem literarischen Gewerbe zugewendet. Aber unter täglichen Mühen und Kämpfen haben sie ihr altes Vaterland nicht vergessen, obwohl sie das Härteste darin erfahren haben; am schwersten fällt ihnen, daß sie jene Art von geistigem Verkehr entbehren, an dessen reiche Fülle sie in Deutschland gewohnt waren. Auf der andern Seite hat diese Menge von rüstigen und gebildeten Deutschen, welche in den beiden letzten Jahren durch ganz Amerika zerstreut sind, in mancher Beziehung ein erhöhteres, geistiges Leben unter einem großen Theile der dortigen deutschen Bevölkerung hervorgerufen, und die unmittelbare Folge davon ist, daß auch die Nachfrage nach deutscher Literatur sich dort vermehrt hat. Es sind deßhalb auch mehrere deutsche Buchhandlungen zu den frühern hinzugekommen.

Der deutsche Buchhandel hat jetzt in den Vereinigten Staaten bereits so viel Grundlage gewonnen, daß er, beharrlich und gescheidt fortgeführt, wohl auf eine Zukunft rechnen kann.

Auf einen sichern, wenn auch nicht bedeutenden Absatz kann er bei den englischen Amerikanern rechnen. Unter den Gebildetern derselben, namentlich vom gelehrten Fache, ist die Kenntniß deutscher Sprache und Literatur nicht selten. Bei jungen Damen ist es Modesache, deutsch zu lernen. Anwälte, Aerzte, Kaufleute haben mannichfach Geschäftsvortheile, wenn sie des Deutschen mächtig sind. Deutsche Classiker, wissenschaftliche Werke, insbesondere theologische, ärztliche, naturwissenschaftliche, pädagogische Werke finden daher auch bei den Nichtdeutschen ihre Abnehmer, seltener philologische, weniger oder gar nicht philosophische und historische Werke.

Ohne allen Vergleich bedeutender ist das Bedürfniß nach deutscher Literatur bei den deutschen Amerikanern. Die wissenschaftlich Gebildeten, deren unter fünftehalb Millionen Deutscher doch schon eine beträchtliche Anzahl ist, verlangen dieselben eben bezeichneten Werke. Obenan steht hier die Literatur in den verschiedenen Zweigen der Heilkunde, und in der Theologie jeder

Farbe. Juristische Werke werden gar nicht verlangt, wohl aber hin und wieder geschichtliche und die neuern philosophischen. Von der Unzahl der in Deutschland erscheinenden Broschüren werden in Amerika nur wenige der bedeutendsten gelesen. — Diejenigen Familien, welche man in Deutschland mit dem Namen Mittelstand bezeichnet — als Kunsthandwerker, Apotheker, Juweliere, Gastwirthe, wohlhabende Handwerker — hegen noch vielen deutschen Sinn, daher auch Verlangen nach deutschen Classikern, Jugendschriften, Geschichtsbüchern, Sammelwerken, Schriften über Maschinenwesen und Technologie; von Romanen und ähnlicher leichten Literatur wird wenig verlangt. — Reichlich drei Fünftel der deutschen Bevölkerung besteht aber aus Landwirthen, ärmeren Handwerkern und Tagearbeitern. Diese fordern gegenwärtig von deutschen Schriften kaum etwas anderes als Volksschriften, Schul- und kirchliche Bücher, und auch solche in nicht sehr großer Anzahl. — Die Nachkommen der früheren deutschen Einwanderer in den Staaten von Pennsylvanien, Neuyork, Virginien, beiden Carolinas, Ohio, Kentucky, Obercanada kennen von deutschen Büchern nicht viel mehr als Kalender, Noth- und Hülfsbücher, und andere der Art zum Schul- und Kirchengebrauch, sind entweder bereits englisch geworden oder im Uebergange dazu begriffen.

Im Verhältniß zu ihrer Anzahl braucht im Ganzen die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten noch wenig deutsche Bücher. Man darf daher buchhändlerische Hoffnungen keineswegs hoch spannen. Die deutschen Einwanderer, mit Ausnahme der politischen Flüchtlinge, fallen in der Regel, wie auch natürlich, Hals über Kopf in das amerikanische Geschäftstreiben, sie arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und das Bißchen Zeit, welches ihnen übrig bleibt, wird zum Zeitungslesen, zur Erholung und zu politischen und religiösen Versammlungen benutzt. Für Bücher hat man kein Geld übrig, und will man einmal etwas dafür ausgeben, so bieten sich überall die wohlfeilen englischen Schriften dar; jedes bedeutendere Werk wird sofort in kleinen Ausgaben auf schlechtem Papier und mit engem Druck für einen sehr geringen Preis verbreitet. Je mehr die Deutschen in das amerikanische Leben hinein kommen, desto fremder und entlegener wird ihnen die deutsche Literatur. Man findet häufig bei Deutschen, welche nach längerem Aufenthalt in Amerika zu Vermögen und Ansehen gekommen, eine ziemlich vollständige Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur seit Herder's und Schiller's Zeiten. Ueberhaupt läßt in den Vereinigten Staaten das heiße geschäftliche Treiben, das energische politische Leben, die Richtung auf das rein Praktische, Geldbringende und Gemeinnützige weniger den behaglichen Genuß der schönen und wissenschaftlichen Literatur aufkommen. Wir haben noch keine Zeit dazu, heißt es. Mit Ausnahme politischer, religiöser, landwirthschaftlicher und gewerblicher Angelegenheiten, deren Erörterung zudem hauptsächlich durch Zeitungen und Flugschriften und zwar in einer in Europa gar nicht gekannten Fülle und Mannichfaltigkeit vor sich geht, wurden in den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig wenige größere selbständige Werke geschrieben.

An einen so geordneten und raschen buchhändlerischen Verkehr, wie ihn Deutschland besitzt, ist in Amerika noch nicht zu denken, wenn er sich auch später vielleicht wenigstens theilweise einstellen wird. Will dort jemand durch seine Schriften öffentlich etwas bewirken, so geht er am sichersten und billigsten, wenn er Flugschriften schreibt, welche mit der Post überallhin verschickt werden und sehr wenig Porto kosten. Will man aber mit der Schriftstellerei Geld erwerben, so macht man größere Werke zurecht, die möglichst auf Leser aller Bildungsclassen berechnet und durch eigene Unterhändler auf dem Lande und in den Städten vertrieben werden. Nur wenige berühmtere Schriftsteller finden für ihre Werke sofort Verleger, die ein anständiges Honorar zahlen. Was von den neuen Schriften zur bestimmten Zeit nicht abgesetzt wird, kommt nebst den einmal bekannten und überall geforderten Werken, als Bibeln, Classikern, Reisebeschreibungen, Geographien, Geschichtbüchern und dgl. unter den Hammer. In den meisten Buchläden finden nämlich einige Abende in der Woche öffentliche Versteigerungen von Büchern statt, und bei dieser Gelegenheit versehen sich dann auch wohl die Buchhändler im Innern des Landes, wenn sie im Herbst und Frühjahr nach den großen Seestädten kommen, zum großen Theile mit ihrem Bedarf. Die regelmäßige Zusendung von Verlagsartikeln, wie sie bei einigen Buchhändlern jetzt versucht wird, hat die Gefahren und Unkosten der unsichern, langsamen und dennoch theuren Expedition zu bestehen. Sind dann auch die Bücher glücklich an den Zwischenhändler angelangt, so sind erst noch die Abnehmer aufzusuchen, von denen nicht wenige viele Meilen in die Runde auf den Farmen oder in den kleinen Orten zerstreut wohnen. Ist nun schon, was den Betrieb der Bücher betrifft, der einzelne Unternehmer, weil der Buchhandel noch nicht in einander greift, vorerst hauptsächlich darauf angewiesen, sein eigenes Geschick und seine eigene Thätigkeit auf eine weitgedehnte Bevölkerung spielen zu lassen, wenn er einen goldenen Fischzug daraus thun will, so ist ihm noch hinderlicher die Unsicherheit und der Leichtsinn, mit dem dort so vielfach die Geschäfte betrieben werden. Der Buchhändler muß sich ebenfalls zu sehr auf den persönlichen Credit verlassen und es darauf ankommen lassen, ob er für alle seine Artikel, welche in den Händen der Agenten oder schon bei den Abnehmern untergebracht sind, zur rechten Zeit Zahlung erhält. Bei manchen wartet er auch vergebens darauf.

Für den Bezug der Bücher aus Deutschland treten nun noch besondere Erschwerungen ein. Abgesehen von der theureren Fracht und größeren Gefahr bei so weiter Entfernung, welche eine ziemliche Preiserhöhung nothwendig macht, hat der amerikanische Buchhändler für seine Geschäfte in Deutschland auch den Nachtheil, daß er sein Geld nicht so schnell umschlagen kann, ja meist an seinen Verkäufer früher bezahlen muß, ehe er selbst von seinem Käufer die Auslage wieder erhält. Außerdem gehen ihm noch bei Anschaffung von Wechseln durch Cursdifferenzen und Provisionen Summen verloren, welche gar nicht unbedeutend sind. Bei dem durch die directe Dampfschifffahrt nach und von Deutschland jetzt geregelteren Verkehr werden diese Uebelstände gehoben werden. Als ein sehr unbequemes Hinderniß legte sich auch bisher der Eingangszoll dazwischen. Früher betrug dieser Zoll nur 5 Procent, später das doppelte, berechnet nach dem Werthe der Bücher. Der preußische Gesandte, v. Gerolt, gab sich viele Mühe, für die deutschen Bücher einen niedrigeren Eingangszoll zu erwirken. Die Amerikaner haben aber auf solche Anforderungen die gewöhnliche Antwort: alle Völker müßten von ihnen auf gleichem Fuß behandelt werden.

Trotz dieser Uebelstände ist es möglich, dem deutschen Buchhandel in den Vereinigten Staaten nach und nach einen ausgedehnten Markt zu verschaffen. Er muß aber gleichsam erst erobert werden, das angeregte Bedürfniß nach deutscher Literatur muß die Nachfrage und den Preis steigern.

Die Buchhändler in Amerika werden durch größern Rabatt zu unterstützen seyn. Die Preise sind netto auszuwerfen und die Bücher brochirt, aber vollständig zu senden. Die möglichst schnelle

und gewisse Zusendung der verlangten Werke wird die Amerikaner befriedigen, welche früher gerade dadurch, daß sie so lange auf die Bücher warten mußten, vom Bestellen abgehalten wurden. Eine ununterbrochene und reichhaltige Versorgung mit Verlagskatalogen, Placaten, Prospecten, Wahlzetteln, Circulairen und Anzeigen von Preisherabsetzungen wird den Buchhändlern in Amerika sehr dienlich seyn. Der regelmäßigen Zusendung von Neuigkeiten stehen, so lange die Rücksendung zu kostspielig, noch zu viele Hindernisse im Wege. Den als reell bekannten Buchhändlern in Amerika dürften mehr Verleger in Deutschland ein Conto eröffnen und ihre Firma auf die Leipziger Auslieferungsliste setzen. Vielleicht einigt man sich auch dahin, in Neuyork ein beständiges, wohlversehenes Lager zu unterhalten, in welchem sich die einzelnen Buchhändler mit den nöthigen Artikeln bekannt machen und versorgen können.

Aus dem Bisherigen ergibt sich auch, daß ein deutscher Buchhändler, wenn er sich in amerikanischen Städten niederläßt, wo noch keine deutsche Buchhandlung ist, für den Anfang nicht auf glänzende Geschäfte rechnen kann. Er wird genöthigt seyn, in seinem Laden auch andere Waaren, als Schreibsachen, goldene und silberne Schreibfedern, Bilder, kleine Porcellan- und Schmucksachen, Uhren, vielleicht auch Flinten u. dgl. feil zu halten. Der Buchhändler ist dort wie jeder andere Kaufmann, er kann verkaufen was er will. Der Laden selbst muß wo möglich an der Hauptstraße liegen und durch glänzende Schaufenster ins Auge fallen. Durch rastlose Thätigkeit in der Verbreitung der deutschen Literatur, Zuschicken von Büchern zur Ansicht, möglichst laute Ankündigungen und Placate, persönliche Empfehlungen bei den englischen Amerikanern, welche deutsch lesen, namentlich bei den Predigern, Vorzeigen der hübschen Miniaturausgaben der deutschen Classiker, insbesondere durch ein artiges amerikanisches Benehmen gegen die Damen, wenn sie zu besehen und zu kaufen kommen, und durch Vorzeigen der schön und festgebundenen Bücher bei den Farmern der Umgegend; durch alle dergleichen Dinge muß er der deutschen Literatur erst die Bekanntschaft eröffnen. Kurz, der Buchhandel in Amerika will für den Anfang nicht bloß nach deutscher Weise, sondern als ein rechtes amerikanisches Geschäft betrieben seyn.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Vierter Theil.

Wir haben es nicht mehr mit dem armen, schwarzen Unentschlossenen zu thun, den ein fieberhaftes Verlangen nach den Sympathien der aufgeklärten Classe, ohne daß er es weiß, an dem Abhange der Barberei festhält: der Haufen von Leichnamen, der sich zwischen dieser Classe und ihm aufthürmt, hat die Anziehungskraft gebrochen. Von den zweierlei Menschen, welche wir bisher in Soulouque gesehen, bleibt für uns fortan nur noch der Wilde, der plötzlich seine Kraft erkannt, und der, trunken vor Freude, daß er sich von den unsichtbaren Banden befreit fühlt, in welchen ihn die Intriguen von Menschen und Fetischen festgehalten, und überzeugt von der Rechtmäßigkeit seiner Beschwerden, sich bei der ersten Gelegenheit auf die Befriedigung seiner Begierden des Hasses und der Tyrannei stürzt.

In der Forderung der Piquets lag gewiß nichts, was den Begriffen von natürlichem Rechte, welche in dem Gehirn eines Negertyrannen Wurzel gefaßt, zuwiderlief! Den Mulatten, welche seiner Ueberzeugung gemäß darnach getrachtet hatten, ihm sein Eigenthum, die Macht, einen Theil ihres Eigenthumes nehmen, zu entreißen, war in Soulouque's Augen beinahe noch mild. Die Forderung nahm er gleichwohl sehr übel auf. Um jedoch alle nach seiner Art zu versöhnen, verweigerte er den Piquets das Eigenthum der Mulatten, die Eigenthümer aber gab er ihnen Preis. Die Begnadigten vom 9 Mai, der Senator Stuard Hall und seine Unglücksgefährten wurden die ersten Opfer dieses stillschweigenden Vertrages: Soulouque ließ zu, daß sie am 1 Junius ermordet wurden. Nachdem dieß geschehen, machten die Piquets Jagd auf die Mulatten des flachen Landes, sengten, mordeten und plünderten unter den Augen der schwarzen Obrigkeiten, welche dazu schwiegen oder ihre Zufriedenheit zu erkennen gaben.

Trotz ihres Hasses gegen die Ausländer hatten doch die Piquets diese, und besonders die Franzosen, geschont; ein spanischer Priester, welcher sich unter den Gefangenen von Cavaillon befand, war sogar der Ermordung dadurch entgangen, daß er sich für einen französischen Unterthanen ausgab; als aber die Bande von Pierre Noir Soulouque so willfährig in einem Punkte fand, schloß sie, daß er auch in anderen nachgeben werde, und die Europäer, selbst die Franzosen, wurden mißhandelt und nur gegen Lösegeld freigegeben, ohne daß mit dem französischen Consular-Agenten zu Cayes eine Ausnahme gemacht worden wäre, dessen Besitzthum die Banditen in Brand steckten. Soulouque, dessen Briefe an Bellegarde immer mit der Ermahnung endigten: *Machet uns nichts mit den Franzosen zu schaffen*, wurde bei dieser Nachricht beinahe ohnmächtig vor Wuth und Schrecken. Jetzt oder niemals mußte mit den Piquets gebrochen werden; zu Torbeck, Port-Salut, Cavaillon, Anse-d'Hainault, Acquin, Saint-Louis, wo sie gleichfalls ihre Gräuel verübt, wartete die Bevölkerung nur auf ein stummes Zeichen des Präsidenten, um ihm diese Handvoll Elender aus dem Wege zu schaffen. Zu Jacmel hatten die schwarze Garnison und die Mulatten-Bourgeoisie von selbst den Widerstand begonnen; eine Bande, welche den Eintritt in die Stadt mit Gewalt zu erzwingen versucht, wurde mit Hinterlassung von vierzig Gefangenen kräftig zurückgeworfen, und man zweifelte nicht, daß der Präsident die Erlaubniß geben werde, an den Gefangenen ein Beispiel zu statuiren; Soulouque hatte sich jedoch die Sache inzwischen überlegt, und um mit den Piquets nicht uneins zu werden, gab er den Befehl, den Ausländern durch Schadloshaltung bei ihrem Verluste, den Piquets dadurch Genugthuung zu verschaffen, daß man die vornehmen farbigen Einwohner von Jacmel in das Gefängniß warf, deren schwarze Obrigkeiten überdieß abgesetzt wurden; das weitere läßt sich errathen: die Piquets quälten fortwährend die Ausländer zum großen Aergernisse Soulouque's, der sich in Genugthuungen und Entschuldigungen verwirrte, den sie aber durch neue Gewaltthätigkeiten gegen die Mulattenverschwörer sicher entwaffnen konnten.

Weit entfernt, den Auswanderungen der gelben Classe ein Hinderniß in den Weg zu legen, schien man von oben dieselbe anfänglich gerne zu sehen: da aber der größte Theil der Auswanderer Krämer waren, deren Flucht die fremden Kaufleute in Schaden brachte, so beklagten sich die letzteren bitter. Soulouque wurde darüber um so unruhiger, als sein Haupteinkommen aus den Zöllen, aus dem Handel mit Ausländern erwuchs. Die Auswanderung wurde daher streng verboten; ein Decret traf die Ausgewanderten mit bürgerlichem Tode und ewiger Verbannung. Diese Strenge war von guter Vorbedeutung, weil sie bei Soulouque für den entschiedenen Entschluß zu sprechen schien, durch eine Belebung des Handels diesem Schreckenssystem ein Ende zu machen, welches die Gewölbe der Kaufleute leerte, um die Gefängnisse und Kirchhöfe zu füllen. Soulouque zog unglücklicherweise den Schluß, dessen Vordersätze man nicht bestreiten kann, daß, wenn die Auswanderung aufhöre, die Mulatten im Lande bleiben, daß sie, wenn sie da blieben, zu Verschwörungen nur um so geneigter seyn würden, und daß diese Vermehrung von Gefahren nur durch eine Vermehrung der Vorsichtsmaßregeln aufgewogen werden könne. Der erste Schritt in dieser Beziehung war der Befehl Soulouque's zu Port-au-Prince und an einigen anderen größeren Punkten alle gesunden Mulatten ins Militär einzureihen, um sie leichter beaufsichtigen zu können; dieses Mulattenpressen nöthigte viele Kaufläden, welche weder die Auswanderung, noch der Henker hatte leeren können, zum Feiern. Aus Mangel an Schreibern mußten auch mehrere öffentliche Verwaltungen ihre Geschäfte einstellen. Zweite Maßregel war, daß Soulouque, obwohl das Gespenst der Insurrection, das ihn nach dem Süden gerufen, völlig verschwunden war, seinen Ingrimm gegen die Mulatten verdoppelte. Es kam von

diesem Theile der Insel kein einziger Courier mehr, der nicht die Nachricht von einigen Hinrichtungen brachte, und von einem Ende der Republik zum anderen waren die Gefängnisse gedrängt voll, obwohl der Tod bedeutend in denselben lichtete. Ueber fünfhundert Verdächtige (was für die Bevölkerung von Haiti so viel ist, wie etwa vierzigtausend für Frankreich) waren überdieß von den verschiedenen Departements nach dem Gefängnisse von Port-au-Prince gebracht worden, an dessen Erweiterung man arbeitete. Es ist leicht begreiflich, daß der Handel dabei nicht aufblühte. Die wenigen Farbigen, welche die dreifache Geißel: gezwungener Königsdienst, Piquets und Militärcommissionen, noch nicht aus ihren Magazinen vertrieben, beeilten sich, ihr letztes Heil in heimlicher Auswanderung zu suchen, und die Auswanderung beschränkte sich nicht mehr auf die Männer; die Schiffe, welche diesem schon beinahe von allen Flaggen verlassenen, verwünschten Lande entlang fuhren, begegneten alle Tage auf der See elenden Fahrzeugen mit Frauen und Kindern, welche Jamaica zu erreichen suchten. Aeußerst aufgebracht über so viel übeln Willen, gerieth Soulouque in neue Wuthanfälle gegen die Mulatten, welche in seinen Augen umsoweniger zu entschuldigen waren, als er unaufhörlich Vertrauen predigte in seinen Tagsbefehlen.

„. . . Haitier, eine neue Aera geht für die Republik auf! Das der Hemmnisse und aller heterogenen Elemente, welche sein Fortschreiten hinderten, entledigte Land wird glücklich werden! Die Mehrzahl der Verräther ist in fremde Länder gezogen . . . Bürger von Cayes, ich verlasse bald Eure Stadt, um den noch übrigen Theil des Süddepartements auszukundschaften! Mein Aufenthalt hat dort wieder Ruhe in die Gemüther der Bevölkerung gebracht, und ich fühle mich glücklich, sagen zu können, daß diese Ruhe und die Sicherheit auf allen Punkten der Republik sich offenbaren, u. s. f. u. s. f."

Er reiste wirklich am 2 Julius von Cayes nach Jérémie, einer seit vielen Jahren sehr ruhigen Stadt, ab, welche sich umsonst geschmeichelt, diesem schrecklichen Besuche zu entgehen. Außer einem Theile seiner Garde und drei bis vier Linienregimentern nahm er noch eine Bande von Piquets mit sich, welche auf dem ganzen Wege Raub und Mord übten, und ebenso dreißig Generale, welche er aus Mißtrauen in ihre Stimmung bei der Hand haben wollte; ferner eine Militärcommission, welcher er von Zeit zu Zeit unterwegs einen dieser Generale übergab, und endlich eine Masse von zerlumpten Denuncianten, welche bei jedem Anhalten des Präsidenten die Rolle des Volkes spielten; ein Tagsbefehl vom 16 Julius schildert eine solche Scene: „Haitier, die Bevölkerung von Jérémie, welche die Ankunft des Staatsoberhauptes erwartete, um demselben ihre Bitten und Beschwerden vorzutragen, hat sich am 13ten dieses Monates in dieser Stadt versammelt. Laut hat sie für Verräther am Vaterlande erklärt . . . ." (Folgen die Namen von 57 vornehmen Einwohnern: dieß waren entweder Beamte, nach deren Stellen es den Generalstab der Piquets gelüstete, oder Kaufleute, die zu ihrem Unglücke mit den Freunden der Piquets in laufender Rechnung standen. Bei seiner krankhaften Stimmung, welche ihn an die Aufrichtigkeit und Hingebung aller derer glauben ließ welche seinem Argwohn zu schmeicheln wußten, untersuchte Soulouque nicht sehr genau). „Haitier," sprach sodann das Staatsoberhaupt in seiner väterlichen Besorgniß, „die Bewohner von Jérémie, welche, wie alle übrigen auf den anderen Punkten der Republik, die zum Glücke führende Ruhe wünschen, verlangen Gerechtigkeit gegen diese Angeschuldigten, welche sie für die einzigen Hindernisse des öffentlichen Friedens in Grande-Anse erklären . . . Ihr bedürft der Ruhe, Ihr sollt sie haben; ich verspreche und schwöre es Euch bei diesem Degen, mit dem Ihr mich umgürtet, damit ich über das Glück und den Ruhm von Haiti wachen soll. Ich werde diesen Degen erst in die Scheide stecken, wenn keiner der Meineidigen mehr am Leben ist, welche sich zum Untergange des Landes verschworen!" Und wirklich wurden auch die fraglichen Meineidigen festgenommen, verurtheilt und hingerichtet.

Man könnte sich vielleicht verwundern, daß Soulouque, welchem die Piquets zur Seite standen, ein gerichtliches Verfahren einleitete; allein es hieße dieß den Mann sehr verkennen. Das Gesetz gestand ihm Militärcommissionen zu, und er hätte sich eines seiner Vorrechte für beraubt angesehen, wenn man von ihm verlangt hätte, er solle sich derselben entledigen; es war überdieß für ihn ein Mittel, die verdächtigen Officiere seiner Umgebung auf die Probe zu stellen; er befehligte sie in die Commissionen, wenn zufällig der Angeschuldigte zu ihren Freunden gehörte. Das Urtheil zeichnete sich in solchen Fällen durch eine düstere Kürze aus; zur Mitschuld des Mordes genöthigt, wollten die Commissäre sich wenigstens den bitteren Spott einer juridischen Parodie ersparen. Dagegen erhöhten die der ultra-schwarzen Partei entnommenen Militärcommissionen durch den Luxus der Formen die naive Unverschämtheit des Ganzen. Wir haben mehrere Protokolle dieser Commissionen vor uns; man liest dort beinahe immer die Phrase: „der Kläger hat die Anklage vorgetragen und keinen Zeugen beigebracht," oder folgende: „der Präsident hat den Vertheidigern befohlen, sie sollen nichts gegen ihr Gewissen und gegen die dem Gesetze schuldige Achtung sagen, sich mit Anstand und Mäßigung ausdrücken; jeder Zuwiderhandelnde würde zu einer Strafe verurtheilt, welche das Gesetz bestimmen werde." Die Vertheidiger verflehen mit wenigen Worten, und um nicht dem in Zukunft zu erlassenden, rückwirkenden Gesetze, womit man sie bedroht, zu verfallen, fingen sie mit beklommener Stimme in Form einer Vertheidigungsrede das Lob des Staatsoberhauptes. Nachdem diese Formalität vorüber, beharrt der Kläger auf seinem Anklageact, bringt aber (nicht zu vergessen) keinen Belastungszeugen bei. Man schreitet zu der Abstimmung, und der Rath, im Hinblicke auf die Artikel u. s. f. u. s. f. verurtheilt stets die benannten Angeklagten zur Todesstrafe wegen Störung der öffentlichen Ordnung. Unter diesen Formen wurde zum Beispiele der Senator Eduard Hall verurtheilt. Noch manches Beispiel dieser sonderbaren Rechtspflege wäre anzuführen.

Diese ungeheure Blutsteuer wurde zuerst ausschließlich von der farbigen Bourgeoisie erhoben; Senatoren, Deputirte, Generale und Oberofficiere, Magistratspersonen, Geschäftsleute und Grundbesitzer stellten ihr Contingent mit Ergebenheit, bis endlich ein schwarzer Divisionsgeneral, welcher das Arrondissement von Cayes befehligte und Mitleid gefühlt hatte mit so vielem Unglück, seinerseits mit allen Oberofficieren seines Generalstabes vor Gericht gestellt wurde. Da die Militärcommission keinen Schatten von Schuld fand, so wagte sie es, alle freizusprechen. Soulouque gab augenblicklich Befehl, ein nochmaliges Verfahren einzuleiten und dießmal ein Ende damit zu machen. Man gehorchte: der General und sein Stab wurden mit großem Gepränge auf einem freien Platze der Stadt ermordet.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Eindrücke von Regentropfen in alten und neuen Schichten. Ein neuer Beweis, daß eine große Anzahl bedeutender Aenderungen der Erdoberfläche in möglichst ruhigem Zustande vor sich ging, liegt in dem Umstand, daß man nicht nur die Fußspuren von Reptilien und Vögeln, sondern selbst die Eindrücke von Regentropfen auf der Oberfläche mehrerer alten Schichten entdeckt hat, zuweilen begleitet von Rissen, die der Schlamm beim Zusammenziehen durch das Austrocknen erhalten hat. Man schließt daraus, daß das Gestein, welches diese Spuren trägt, sich an einem Ufer zwischen der hohen und niedern Wassermarke gebildet haben muß. Dieselben Umstände, welche die Eindrücke von Füßen verschiedener Thiere erhalten konnten, mußten auch solche Spuren von Regentropfen, die auf weichen Schlamm fielen, erhalten. Sir Ch. Lyell legte in der Versammlung der geologischen Gesellschaft zu London am 4 April eine Sammlung von solchen Regentropfenspuren vor, die Hr. Redfield aus New-York in dem neuen rothen Sandstein von Neujersey gemacht hatte, so wie andere noch ältere, von Hrn. R. Brown in Neuschottland aus den grünen Platten der Kohlenformation gesammelt. Außerdem wurden noch mehrere Geologen angeführt, welche ähnliche Entdeckungen in andern Theilen Nordamerika's, so wie selbst in England gemacht hatten. (Athen. 26 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 113. 12 Mai 1851.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

4. Ober-Peru.

Wenn man Südamerika durchreist, muß man sich an Contraste gewöhnen; ich hatte Peru im Zustande der Anarchie verlassen, und fand es mitten im Bürgerkriege wieder. Wie sollte ich meine Reise fortsetzen? Diese Frage stellte ich an einen meiner Freunde zu Puño, einen Officier in der peruanischen Armee, den Obersten Salat-R . . .: er antwortete mir durch eine ins Einzelne gehende Schilderung der Ereignisse, die sich während meiner Reise in Bolivia zugetragen hatten.

Im Augenblicke meiner damaligen Abreise begann für Peru die unheilvolle Periode der Präsidentenwahl. Der General Gamarra, dessen Vollmacht zu Ende ging, wollte wieder erwählt werden. Er hatte einen Theil des Heeres für sich, sowie einige Mitglieder des Convents, welche sich erinnerten, daß sie sehr oft Bajonnette in den Berathungssaal eindringen gesehen hatten und fürchteten, daß dasselbe Schauspiel noch einmal auf ihre Kosten zum Besten Gamarra's aufgeführt werde. Dem General zu sagen, man werde ihn nicht zum zweiten Mal zum Präsidenten ernennen, hätte ihn in Versuchung geführt, nach der Gewohnheit peruanischer Staatsmänner die Armee zum Partner zu nehmen. Auch hatten die einflußreichsten Mitglieder des Convents Gamarra verheißen, auf seine Wiedererwählung hinzuarbeiten, aber als die Kugelung vorüber war, fand es sich, daß ihre Hoffnung getäuscht wurde: der Erwählte der Nation war der General Orbegoso. Gamarra hatte sogleich die Armee aufgerufen, die sich um ihn schaarte. Der Convent war aufgelöst worden, die hartnäckigsten Deputirten und Senatoren ins Gefängniß geworfen, und General Bermudes, der Freund Gamarra's, als Präsident ausgerufen worden.

Die Aufregung, welche dieser Staatsstreich Gamarra's hervorbrachte, war noch lange nicht beschwichtigt, als ich in Puño anlangte. Der Bürgerkrieg war dem Militäraufstande, den der Expräsident hervorgerufen, auf dem Fuße gefolgt. Gamarra hatte Lima verlassen um nach dem Serro de Pasco, der reichsten Mine Peru's, zu marschieren, indem er darauf zählte sich zur Stelle, freiwillig oder durch Gewalt, die nöthigen Geldmittel zu verschaffen, um den Erfolg seines Unternehmens zu sichern. Er hatte nur dreihundert Mann zu Lima zurückgelassen, weil er der Meinung war, diese schwache Besatzung werde hinreichen, um eine wegen ihrer Fügsamkeit bekannte Bevölkerung im Zaume zu halten, aber er hatte sich getäuscht. Lima zählt 50,000 Einwohner, die Limener hatten ihre Macht gezählt und sie für fähig erachtet, mit den dreihundert Mann Gamarra's fertig zu werden. Durch den neuen Präsidenten Orbegoso ermuthigt, war es nach einem lächerlichen Barrikadenversuch ihnen gelungen, nicht die dreihundert Soldaten gefangen zu nehmen, sondern sie zu bewegen die Stadt zu verlassen, was diese, ungeduldig zu ihrem General am Serro de Pasco zu gelangen, eiligst thaten. Nach dieser glänzenden Heldenthat war die Stadt beleuchtet worden; drei volle Tage hatte man mit allen Glocken geläutet, sich vielfach umarmt und eine Menge Lundus und Mismis getanzt, um diesen großen vollständigen Sieg zu feiern; vollständig in der That: denn während die Leute Gamarra's Lima verließen, hatte Orbegoso die Veste von Callao eigentlich ohne große Mühe eingenommen. Es war in dieser Festung gerade nur so viel Mannschaft geblieben, um die Thore zu schließen. Von dem Ausbruch der Unruhen an waren fünf oder sechs Generale von verschiedenen Parteien zu Pferde gestiegen, jeder von fünf oder sechs Adjutanten gefolgt, und mit verhängten Zügeln nach Callao gesprengt, um im Namen irgend einer Fahne davon Besitz zu nehmen; Orbegoso war bei diesem Kirchthurmrennen der erste am Ziele gewesen, und hatte sich beeilt das Thor vor der Nase seiner Collegen zuzuwerfen, welche minder behende gewesen als er. Einmal Herr von Callao und von Lima, hatte Orbegoso darauf hingearbeitet, eine Art von legaler Regierung aus den Trümmern des Convents, welche in Lima zurückgeblieben waren, zu errichten, und seine erste Sorge war, Soldaten zu berufen, indem er die Hülfsmittel, welche ihm die Conscription, wie man sie in Peru ausübt, aufs ausgedehnteste benützte.[1]

Auf der einen Seite beutete, der Expräsident Gamarra die Minen aus, bis die Stunde kam ins Feld zu ziehen, auf der andern beschwor der Präsident Orbegoso ein Gespenst von Convent herauf, um sich auf rechtlichem Wege eine Armee zu schaffen; dieses Schauspiel bot mir Peru bei meiner Rückkehr aus Bolivia dar, ein Schauspiel, das seltsam mit der Ruhe contrastirte, in welcher ich die nachbarliche Provinz verlassen hatte. Mein Freund, Oberst St. R., war ein warmer Anhänger Ga-

[1] Ich konnte zu Puño selber beurtheilen, welche Mittel hiebei die Parteigänger Gamarra's, hinter denen die Anhänger Orbegosos nicht zurückbleiben durften, anwendeten. Die Soldaten eines dem Expräsidenten sehr ergebenen Regimentes umzingelten bei Nacht die Dörfer in der Nähe der Stadt. Des Morgens drangen die Rekrutirer in die Häuser der Bauern, suchten die tauglichen Männer heraus, banden sie mit Stricken und führten sie nach Puño. Hier schnitt man ihnen die Haare ab und durchstach ihnen die Ohren, um sie wieder zu erkennen und im Fall des Ausreißens zu erschießen. Die Ausgehobenen waren in eine Kirche eingeschlossen, die in eine Caserne verwandelt wurde, aus der sie nur herauskamen, um zweimal des Tages zu exerzieren. Einige Tage dieser Behandlung genügten, um in einem Lande, wo man in der Kriegszucht nicht so genau hinsieht, einen Soldaten zu bilden.

macra's; er erwartete dessen Befehle, um zu ihm zu stehen und auf Arequipa zu marschiren. Die Districte des Uferlandes, Truxilla, Lima, Arequipa hatten sich für Orbegosa und den Convent erklärt; die in den Gebirgen, Ayacucha, Cusca, Puña hielten zu Gamarra und der Bewegung. Ich beharrte demungeachtet auf meiner Reise. Der Oberst gab mir einen Geleitsbrief der mich für „Muy Caballera" erklärte, und mir bei den Truppen beider Heere Achtung verschaffen sollte, ausgenammen, wenn ich in die Hände eines gewissen Obersten S . . . fallen würde, eines wahren Picara, welcher Saint-R. haßte und sehr erfreut wäre, ihm zuwider zu handeln, wenn er irgend einen Streich in seiner Weise an mir ausüben könnte. Ich ließ es mir gesagt seyn, und brach nach Cusco auf, indem ich mich dem Himmel empfahl.

Sabald ich auf der grasen Heerstraße war, vergaß ich die traurigen Zänkereien, welche man sich zu Puña bemühte, mir als politische Ereignisse darzustellen. Ich hatte in Balivia Geschmack an dem Studium amerikanischer Alterthümer gefunden; längst bezeichnete man mir Cusco als die an Denkmälern der Incas reichste Stadt in Peru, und deßhalb beeilte ich mich sie zu erreichen.

Attuncalla, Lampa, Tinta, Pucuta, Urcos, Piquillacta sind die Namen der Flecken und größern Dörfer, auf welche ich während der Reise van zwanzig Tagen zwischen Puña und Cusca traf. Am 8 Februar kam ich nach Attuncalla, nachdem ich die Augen auf das prächtige Amphitheater der großen Cordilleren gerichtet, die durch den Winterregen überschwemmte Ebene durchzogen hatte. Während dieser Winterzeit, welche in Peru vier Manate dauert, vam December bis zum April, regnet es fast täglich van vier Uhr Abends bis zum Margen. Attuncolla ist ein Pfarrdarf von 1200 Einwohnern und liegt eine Stunde von den berühmten Ruinen entfernt, welche die Kuppe eines hahen Berges bedecken, der den hübschen See van Celustana überragt. Zahlreiche Chulpas, mehrere runde und viereckige Thürme von vallkammener Bauart, gestalten die Ruinen van Attuneolla, die überdieß von einer entzückenden Landschaft eingerahmt sind, zu einer der merkwürdigsten Gruppen van Alterthümern. Dieser mit Gräbern überdeckte Berg berechtigt zu der Vermuthung, daß eine blühende Stadt in seiner Nähe stand. Allein nirgends wird man Spuren einer salchen gewahr, die ihre Todten in diesen prächtigen Grabstätten beigesetzt hätte. Die Sage läßt an den Ufern des Celustanasees einen mächtigen Fürsten herrschen, welcher aus Ueberzeugung die Religian und Oberherrschaft der Incas annahm; sie berichtet auch, daß der See den Palast dieses Fürsten verschlungen habe und gegenwärtig seine Stätte bedeckte.

Es ist etwas seltsames um eine Reise in Peru in der Regenzeit. Man denke sich einen See, durch den man zu Pferde, das Wasser bis an die Sattelgurt und aft bis über den Sattel, setzen muß. Van Attuneolla bis Lampa gibt es drei Flüsse zu überschreiten. Als wir an den Rand eines dieser Gewässer kamen, lud man die Maulthiere ab, und trieb sie mit graßem Geschrei in die Fluth. Sie gelangten, sa gut es gehen wallte, an das jenseitige Ufer, wonach auch wir auf elenden Balzas übersetzten. In den Dörfern durch welche wir kamen, bemerkte ich, daß die Indianer Feiertage hatten, und erinnerte mich daß es Faschingdonnerstag war. Die Indianer feiern diesen Tag mit Chicha und Branntweintrinken, sie schlagen auf ihre Trommeln, und blasen in ihre Rohrflöten ahne das mindeste musikalische Verständniß. Tücher und Fetzen am Ende einer Stange wehen über allen Hütten. Das Haupt der Familie mit Trommel und Pfeife wandelt um die Behausung. Seine Verwandten, sein Weib, seine Kinder folgen ihm, graß und klein ein Tuch in der Hand. Von Zeit zu Zeit dreht sich jedes im Kreise und stößt ein gellendes Geschrei aus. Diese Wanderung dauert drei Tage. Während derselben bläst er beständig in seine Flöte und trommelt; die Familie dreht sich und schreit, und dieß ist des Indianers größtes Carnevalsvergnügen.

Lampa ist eine kleine Stadt im Gebirge, wo ich sehr überrascht war, ein wohnliches Haus zu finden. Es gehört freilich einem Fremden; ein Engländer, Feldarzt in dem Unabhängigkeitsheer, fand sich hier mitten unter Indianern und Mestizen versprengt. Er genießt gegenwärtig eines bedeutenden Einkommens, indem er den Bergleuten in der Umgegend Werkzeuge, Quecksilber und andere Artikel verschafft. Er ist in der Provinz sehr beliebt und geachtet. Ich war um so erfreuter über die behagliche und herzliche Gastlichkeit, welche ich bei ihm fand, als ich kurz vor meiner Ankunft in Lampa zum erstenmal ein Gewitter in den Cordilleren durchgemacht hatte. Ungeheure Hagelkörner, ein Schlagregen und fast unablässiger Donner zeigten mir diesen Wettersturm der Anden in seiner ganzen furchtbaren Gewalt, aber auch in seiner ganzen düstern Schönheit.

Im Augenblick, als ich zu Lampa eintraf, hatte ein Corps, das zu der Division des Obersten St. R. stoßen sollte, die Gegend seit mehrern Tagen besetzt. Die Soldaten gebärdeten sich wie in Feindes Land. Pferde, Maulthiere, Hornvieh, Futterbedarf, Lebensmittel, alles forderten und eigneten sie sich zu im Namen des Vaterlandes. Im Namen welchen Vaterlandes? hätte man erst wissen sollen; aber die Frage wäre schwer zu beantworten gewesen in einem Lande, das unter drei Präsidenten, einem Convent, einem Generalcongreß und drei oder vier Armeecorps vertheilt war. Der Tag nach meiner Ankunft zu Lampa war ein Dienstag, der letzte Faschingstag, und die politischen Interessen mußten einen Augenblick den herkömmlichen Belustigungen weichen. Von früh Morgens an war auf dem Platze des Städtchens die Nationalgarde, die aus allen Punkten des Bezirks herbeigerufen war, versammelt. Es handelte sich darum, Nationalgardisten in Masse einzureihen; den Officieren bot man den Sergeantengrad und die verführerische Aussicht auf dreitägige Plünderung beim Einzug der muthmaßlich siegreichen Armee in Arequipa. Diejenigen, welchen dieser Vorschlag nicht einleuchten wollte, wurden abgedankt und auf Urlaub geschickt, nachdem sie zuvor nothgedrungen ihr Pferd mit seiner Ausrüstung, den Poncho und andere Kleidungsstücke, die einem eifrigen Officier dienen konnten, abgegeben hatten. Dann wurden die Eingereihten durch Abschneiden der Haare und Durchstechen der Ohren gezeichnet, was nicht ohne Gesichterziehen und Klagen abging.

Als dieß geschehen war, verließ die Truppe des Obersten mit ihren neuen Recruten Lampa, und die Carnevalsfreuden, welche die Anwesenheit der Soldaten gehemmt hatte, begannen alsbald aufs neue. Alles kennt sich in einer kleinen Stadt; auch war die ganze Bevölkerung, Weiße und Mestizen, auf dem Platze vor der Kirche versammelt, und führte einen Tanz auf, bei dem sich alle an den Händen faßten. Ein Halbdutzend Geigen, Harfen und Tamburins spielten dazu auf. Runden von Frauen und jungen Mädchen suchten irgend einen der unthätigen Zuschauer des Festes einzuschließen, und man gewährte ihm erst seine Freiheit, nachdem er ein Glas Branntwein verschluckt hatte und er mit Mehl bestreut worden war. Des Abends tanzte man in mehrern Häusern Liantos und Yaravis. Da man zu gleicher Zeit reichlich trank und die Tänze immer lebhafter und die Zu-

schauer begeisterter wurden, so dachte ich ein Fremder könnte lästig fallen, und überließ die wackern Leute ihrer mehr als tollen Lust.

Zu Ainta führt eine hölzerne Brücke über den Vilcanota. Von da bis nach Guarypata zieht sich die Straße längs der Flußufer hin. Die Gegend ist malerisch, der Pflanzenwuchs kräftig und Dörfer und Wohnungen zahlreich. Auf dem rechten Flußufer ist ebenfalls ein Weg, welchem gerade Truppen folgten, die in das Hauptquartier des Obersten St. R. zogen. Diese beständigen Truppenzüge gaben den Cordillerenpässen eine Lebendigkeit, die ihnen sonst mangelt. Unter den Ansiedlungen verdient in dieser Gegend die Hacienda von Guarypata erwähnt zu werden; man zeigt daselbst mit Stolz eine französische Gartenanlage mit geraden Laubgängen, Kieswegen, Mauern und Lauben von Hainbuchen. Urcos, das ein wenig weiter hin liegt, ist ein Dörfchen, an das sich eine Sage aus der Incazeit knüpft. In den nahen See wurde beim Herannahen der Spanier die wunderbare Kette von massivem Gold versenkt, welche unter den Incas den Hauptplatz von Cusco schmückte. Auch hat man schon mehrmals den See auszutrocknen versucht, aber es wollte nie gelingen.

Zu Pacuta, einige Meilen von Urcos, konnte ich das Leben eines Landedelmanns in Peru in seiner Einfachheit und patriarchalischen Würde beobachten. Ich wurde von einem alten spanischen Hidalgo aufs freundlichste aufgenommen. Eine zahlreiche, wohl abgerichtete Dienerschaft, Ueberfluß an Wasser und silbernen Waschgeräthen, ein Himmelbett mit rothem Damast bezogen, massives Silbergeschirr mit Wappenschildern, alte Weine in Flaschen, kurz es fand sich hier all der Luxus von ächtem Gehalte, den man noch in einigen alten Herrenhäusern in Frankreich tief in der Auvergne oder Perigord findet. Der Hidalgo sah nicht gut zu der neuen Ordnung der Dinge. Er konnte sich nicht daran gewöhnen, seine Söhne zum Heere, seine Maulthiere und seine Pferde für die Mannschaft, und seine Piaster den Generalen zu geben. „Cha p.... esta patria!" sagte er mir mit komischer übler Laune, „um sie zu erhalten, bedarf sie unsers reinsten Blutes, und um ihren langen, dürren Leib zu bedecken, nimmt sie unsere Gelder und die Einkünfte unserer Ländereien." Da ich ihm mit Interesse zuhörte, sprach er auch von dem Unabhängigkeitskriege und den Ursachen, die ihn herbeigeführt hatten. „Wir amerikanischen Spanier waren stets weit eifersüchtiger auf unsere individuelle Freiheit als auf die politische, an die wir nicht gewöhnt waren und mit der wir nichts anzufangen wußten. Zur Zeit der Vicekönige lebte jeder wie er es verstand: die Abgaben waren gering und wurden ohne Strenge erhoben; die Corregidores mußten sich mit einem Schein von Ansehen begnügen, unter Strafe, von allem was sich an Caballeros im Lande befand, und den Cholos, ihrem Anhange, in den Bann gethan zu werden. Wenn der Vicekönig einen Oidor sandte, um die Präsidien zu besichtigen und ihre Mißbräuche aufzuzeichnen, wurde er bei seinem Eintritt in die Provinz sogleich durch eine Deputation der Einflußreichsten begrüßt, welche ihm einige hundert Goldunzen anboten, um die angeblichen Kosten seiner mühsamen Rundreise zu bestreiten. Wenn der Oidor, was sehr selten war, auf diesem Ohre nicht hörte, schrie man ihm ins andere, daß er sich wohl hüten solle, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen, und wenn er sich auf allen beiden taub zeigte, verschwand er während seiner Reise durch irgend einen Zufall. Gewiß war das alles nicht in der Ordnung, aber sicherte uns unsere wahre persönliche Freiheit, oder ich müßte nichts davon verstehen. Als Eure Freiheit aus Europa uns durch die Pampas von Buenos-Ayres und die Cordilleren von Chili zukam, wurde sie empfangen wie eine fremde Gottheit, welche Goldströme ins Land leiten sollte. Man nahm sie mit Begeisterung auf, und alles tanzte wie besessen um ihr Bild. Jeder schmückte sie auf seine Weise: der Adel machte sie zum Hidalgo, die Priester zum Heiligen, die Creolen zierten sie mit Lappen und Flittern. Unsere Häfen waren dem fremden Handel geöffnet, wir bestellten französische Moden, portugiesische Weine, englische Baumwollwaaren und amerikanische Constitutionen. Wir glaubten die höchste Stufe der Civilisation erreicht zu haben, weil wir nach der Mode gekleidet waren, und nannten uns Republikaner, weil wir die Constitutionen Amerika's zusammengestoppelt hatten. Ihr seht mein Herr, welche sonderbare Republikaner wir vorstellen!"

Es ist nicht gewöhnlich, in Peru so gut gehaltene Haciendas zu treffen, wie die des Don R.... Im allgemeinen sind es nur Meierhöfe, und auch die Vertheilung der Wohngemächer und der Wirthschaftsgebäude ist äußerst übel angeordnet. Es geschieht oft mitten unter einer glänzenden Mahlzeit, daß man von Hühnern in die Beine gepickt oder von Schafen angeschnobert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung der Comorn-Inseln.

Die Comorn-Inseln, vier an der Zahl, nämlich Anjouan, Groß-Comorn, Moheli und Mayotte, wurden von Familien bevölkert, die aus Arabien und vom persischen Golf auswanderten, vielleicht auch aus den arabischen Colonien an der Küste von Afrika. Ihre Bewohner haben deßhalb stets Verbindungen nicht bloß mit den verwandten Suahelis auf der afrikanischen Küste, und mit den Antalaots auf Madagascar, welche die Mäkler im ganzen indischen Ocean machen, sondern auch mit den Küsten Arabiens unterhalten, dem Vaterland ihrer Vorfahren und der Wiege ihres Glaubens. Die Bevölkerung der Comorn-Inseln hat seit 50 Jahren durch die Angriffe von Madagascar her, so wie durch innere Kriege sich stark vermindert, aber die Bewohner arabischen und Suaheli-Ursprungs sind noch immer stark genug, um einen lebhaften Verkehr mit der afrikanischen Küste zu unterhalten, und dieser Verkehr ist um so leichter, als hier eine große Anzahl islamitischer Familien haust, welche von den Mauren abstammen, die einst Sofala und Mozambique in Besitz hatten, und deren Ursprung derselbe ist, wie der der Bewohner von Kilna, Zanzibar, Melinda u. dgl. (Revue de l'Orient. April.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Vierter Theil.

(Fortsetzung.)

Da sich aus dieser halb verlassenen, halb zu einem Kirchhofe umgeschaffenen weiten Einöde kein verdächtiges Murren mehr erhob — der Schrecken hatte auch die Seufzer erstickt — so glaubte Soulouque, die Ordnung sey so ziemlich hergestellt, und trat den Marsch nach Port-au-Prince (15 August) wieder an. Er zog mit seinen Truppen durch eine Reihe von Triumphbögen, welche mit enthusiastischen Inschriften geschmückt waren, die Seine Excellenz bisweilen mit einem Kennerblicke zu betrachten geruhte und sagte, „das ist gut!" Das Gerücht, daß der Präsident lesen gelernt,[1] lief umher, und das tobende Freudengeschrei des „schwarzen Volkes" wurde nur um so größer. Nicht mehr das unter den Genossen des Vaudoux übliche gegenseitige Wohlwollen, sondern eine Mischung von Neugierde und Stolz trieb dem angewandelten Soulouque diese Gehorsam athmende Menge entgegen, für welche die Achtung im Schrecken liegt und das Scepter ein Beil ist. Man hatte zuerst irgend

[1] Soulouque bemüht sich in der That insgeheim lesen zu lernen, und man hat uns die Versicherung gegeben, für die wir aber nicht einstehen — der gedruckte Buchstabe sey schon keine Hexerei mehr für Seine kaiserliche Majestät. Auch schreibt er seinen Namen wenigstens ebenso deutlich, wie der Kaiser Dessalines.

ein Schauspiel des Mordes gefürchtet, und viele farbige Familien hatten eine neue Freistätte in den Consulaten nachgesucht; allein die zwei bis dreihundert Schufte, welche sich zwei Monate lang gerühmt, sie würden Soulouque nur unter gewissen Bedingungen zurückkehren lassen, gaben dem neuen, alles um sie her durchdringenden Eindrucke nach und versteckten sich so viel wie möglich. Die Stadt wurde an drei Abenden beleuchtet, und man erkannte an den Guirlanden von Palmen und Laubwerk, womit sie außerdem noch geschmückt waren, unter allen heraus die Häuser, welche die Proscription oder der Mord heimgesucht, die der Mulatten.

An der sichtlichen Kälte, welche der Präsident Similien bewies, konnte man zu erkennen glauben, der erstere sey milder als sonst gesinnt; allein die Illusion währte nicht lange. Von den unzähligen Verdächtigen, die, weil sie diesem Lande der Trauer nicht hatten entfliehen können, das Gefängniß von Port-au-Prince anfüllten, waren vier — der Divisionsgeneral Desmarêt, zwei Obersten und ein Civilbeamter — zum Tode verurtheilt worden. Einige Personen wagten einen Schritt bei dem Präsidenten, um diesen wenigstens das Leben zu erhalten, allein sie versetzten ihn dadurch nur in einen erschrecklichen Zustand nervöser Aufregung. Man bat Herrn Raybaud, er möge einen letzten Versuch machen — alle Vorstellungen waren vergebens. Das wilde Element trug in Soulouque den Sieg davon, und er feierte seinen Triumph nach Art der Wilden, indem er bald in Lachen, bald in Wuth ausbrach. Indeß muß man sagen, daß diese formelle Auflehnung, in welcher Soulouque dem Manne gegenüber beharrte, der in seinen Augen die französische Civilisation repräsentirt, nur eine umgekehrte, aber logische Folge des Gefühls war, welches ihn zweimal zum Nachgeben veranlaßt hatte. Es war gegen das Ende des August; man kannte somit schon in den Antillen alle Einzelnheiten des europäischen Melodrama's, welches mit dem Juniussieg endigte. Soulouque, der sich begierig die Zeitungen aus Frankreich und den Vereinigten Staaten vorlesen ließ, gerieth in Entzücken über die Beweise von Charakter, welche Demokraten und Reactionäre von Madrid bis Berlin gaben, und schon daraus, daß der Präsident Ideen und Gebräuche dem civilisirten Europa entnimmt, ersieht man, welche neue Richtung seine Stimmung genommen. Als Herr Raybaud ihm Milde, d. h. eine Mode des verflossenen Jahres einreden wollte, wurde er offenbar in seinen Augen ein wenig verdächtig und er sagte in seinem gebrochenen Französisch: „die Weißen können sich über die Neger nur lustig machen.“ Man darf hierin durchaus keinen müßigen Scherz sehen, der unabsichtlich in diese Trauerscenen hineingeworfen werden. Dieser instinctmäßigen, beinahe automatischen Verehrung für die Gesetze und Gebräuche der Civilisation, welche einen Hauptzug in Soulouque's Charakter bildete, glaubten wir neben seiner Grausamkeit erwähnen zu sollen. Man erzählt sich, Soulouque habe, um den betrübenden Eindruck, den sein Jähzorn bei dem Consul hervorgebracht haben könnte, zu beschwichtigen, diesem im Verlaufe des Tages schreiben lassen, es thue ihm sehr leid, daß er für Desmarêt und seine drei Gefährten die Gnade verweigern müsse, und er werde entzückt seyn, ihm dieß bei einer andern Gelegenheit beweisen zu können. Wir wollen hier bemerken, daß der Präsident sich seines Wortes entledigte. Einige Wochen später wurden ein General von Dominica, einige Officiere und zwanzig Soldaten gefangen genommen, und da sie fürchteten hingerichtet zu werden, baten sie um die Vermittlung des General-Consuls. Herr Raybaud, der sich, gleich dem französischen Agenten zu St. Domingo, bemühte, dem Kriege zwischen den beiden Republiken seinen wilden Charakter zu benehmen, machte dem Präsidenten verständlich, es wäre von ihm politisch gehandelt, wenn er diese Gelegenheit ergriffe, um die ungünstige Meinung zu mildern, welche die Dominikaner seit den blutigen Aprilscenen nothwendig von ihm hegen müßten. Obwohl Soulouque schon bei dem Namen derer, welche er die rebellischen Mulatten des Ostens nennt, in Wuth gerieth, so zögerte er doch nicht mit seiner Einwilligung, und dieß beweist bei ihm abermals eine gewisse Gewandtheit zum Regieren. Er that nichts halb, und so begnügte er sich auch nicht damit, die Gefangenen zurückzuschicken, sondern er kleidete sie neu.

Indeß sollten die vier Verurtheilten von Port-au-Prince das Leben noch nicht verlieren; das ist Negerphysiologie. Seit der ersten Revolution wollte der Commissär Sonthonax, um die neuen Freien vollends zu sansculottisiren, die Guillotine in Port-au-Prince einführen. Ein Weißer, Namens Pelou, aus Rouen gebürtig, sollte die erste Probe an sich machen lassen, und eine ungeheure Menge von Schwarzen, welche Biassou, Lapointe, Augustin Rigaud, Romaine, die Prophetin, für alle menschlichen Scheußlichkeiten abgestumpft hatten, umstand den Richtplatz; allein, mag nun der Wind an diesem Tage einen besonderen Einfluß auf das afrikanische Nervensystem gehabt haben, oder sey es, daß die zerschmetternde Wirkung der Maschine die Begriffe dieser einfachen Menschen, welche Weiße nur allmählich hatten sterben sehen, verwirrte — kaum war der Kopf gefallen, so lief ein langes Geheul des Schmerzes und der Angst von den ersten Zuschauerreihen bis zurück zu jenen, welche nichts gesehen hatten. Nach einigen Secunden wurde die Guillotine in Stücke geschlagen und auf Haiti nie wieder aufgerichtet. Fünfzig Jahre später sollte Port-au-Prince ein ähnliches Schauspiel sehen. Soulouque hatte befohlen, die Todesstrafe solle zu Las-Cahobas, einem von der dominicanischen Gränze zwei Tagreisen entfernten Dorfe, vollzogen werden. Unter Bedeckung von 150 Polizeisoldaten und einem ganzen Infanterie-Regimente machten sich die vier Verurtheilten auf den Weg nach dem Orte ihrer Bestimmung; während sie nun durch die Stadt gingen, erregte ihre traurige und ergebene Haltung unter den Frauen ein solches Mitgefühl, einen solchen Strom von Thränen und Klagerufen, daß dessen Wirkung auch für die Schwarzen ansteckend wurde. Ungeachtet der Anstrengungen der Soldaten stürzte jedermann zu den Verurtheilten, um sie zu umarmen und ihnen die Hand zu drücken. Die Soldaten und Officiere konnten zuletzt nicht mehr widerstehen, und bald wurde in den Reihen der Begleitungsmannschaft selbst das lauteste Murren über solche Grausamkeit vernehmbar. Der Leichenzug verließ indeß die Stadt und legte vier Stunden auf dem Wege gegen Las-Cahobas zurück; allein nun schickte der Präsident den Befehl nach, man solle die Gefangenen in das Gefängniß zurückbringen; mögen nun seine Nerven selbst erschüttert gewesen seyn, oder mag er wegen des allgemeinen ihn unerwartet treffenden Tadels Zeit zum Ueberlegen gewünscht haben.

Mit Einbruch der Nacht schritten sie daher abermals durch die Stadt, von allen Seiten von einer gedrängten Masse Menschen von allen Farben umgeben, welche freudetrunken riefen: es lebe der Präsident! Man konnte die Bemerkung machen, daß die Schwarzen aus den Vierteln Morne-à-Tuf und Bel-Air, d. h. aus den gegen die Mulatten am aufgebrachtesten und feindseligst gesinnten, mehr als die anderen schrieen, lachten und weinten, und daß bei der freiwillig statthabenden Beleuchtung der Stadt abermals diese Stadttheile am glänzendsten erhellt wurden. Alles war gerettet. Das Papiergeld stieg augenblicklich um mehr als ein Viertel; die Redner von Morne-à-Tuf verkündeten, daß die Mulatten nicht so schlimm seyen und viel gelitten hätten. Soulouque selbst schien die Ansteckung entschieden zu theilen, denn was seit Beginn der Schreckensregierung nicht vorgekommen: er ließ von den 5—600 Gefangenen, welche die Kerker von Port-au-Prince füllten, allmählich fünfzehn der weniger Gravirten auf freien Fuß setzen; allein drei Wochen später hörte dieß auf, Verhaftungen wurden wieder vorgenommen, und der Präsident ließ acht vornehme farbige Einwohner von Jacmel erschießen, weil die Piquets sich über sie beklagten. Die Bevölkerung von Port-au-Prince beschimpfte und bedrohte fortan nicht nur die Mulatten, sondern auch die schwarze Bourgeoisie, und auf dem Lande sprach man mehr als je davon, man wolle nach der Stadt ziehen und dieselbe plündern; dieß war eine financielle Erfahrung Soulouque's.

(Fortsetzung folgt.)

Die Diebe auf der Ausstellung in London. Das Journal du Comm. d'Anvers. vom 7 Mai enthält eine Mittheilung aus London, wonach dort die Taschendiebe ihr Handwerk mit einer Keckheit und Feinheit treiben, die aller Polizei trotzt. Ein belgischer Fabrikant wurde gleich nach dem Auspacken auf eine unbegreifliche Weise hart bestohlen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 114. 13 Mai 1851.

Die russische geographische Gesellschaft,

welche sich nach dem Muster der englischen gebildet, und hauptsächlich zum Zweck hat, die Materialien zur Kenntniß Rußlands und der angränzenden Länder Asiens zu sammeln,[1] hielt am 24 März (5 April) ihre Jahresversammlung, in welcher die zwei ausgesetzten Preise, eine Medaille von dem Großfürst Constantin, und eine Prämie von dem Commercienrath Shukoff für speciell statistische Werke vertheilt, und der Jahresbericht vorgelegt werden sollte. Den ersten Preis erhielt der Astronom des militärisch-astronomischen Depots, Oberstlieutenant Burkhardt Lemm, für seine seit einer Reihe von Jahren fortgesetzte astronomische Bestimmung von Oertlichkeiten in Rußland und den anstoßenden asiatischen Ländern bis nach Mesched in Persien. Die Zahl der von ihm bestimmten Orte beläuft sich auf 400, und namentlich die letztere Hälfte derselben, nämlich 99 Punkte zwischen der Veste Orsk und dem Syr Darja, die im J. 1846, und 70 andere im Lande der donischen Kosaken, welche im J. 1847, nebst einer bedeutenden Anzahl von Punkten in den Gouv. Nishegorod und Wladimir aufgenommen wurden, sollen sich durch ganz besondere Genauigkeit auszeichnen, die frühern in Persien, in der Kalmükensteppe und am Aralsee sollen zwar nicht die gleiche Genauigkeit zeigen, doch das beste seyn, was man bis jetzt besitzt und als Grundlage für die Kartographie gebrauchen kann. Den zweiten, statistischen Preis — jedoch weil die Arbeit noch unvollendet, nur zur Hälfte — erhielt ein Herr Woronoff für eine „historisch statistische Uebersicht der Unterrichtsanstalten im Unterrichtskreise von Petersburg vom Jahre 1715 bis 1828." Die Arbeit umfaßt also den für diesen Gegenstand wichtigsten Theil der Regierung Peters des Großen, und begreift namentlich die planmäßigen Einrichtungen in den Jahren 1786 und 1804, d. h. unter Catharina II und Alexander. Es ist also eine Culturgeschichte dieser westlichen Erwerbungen Rußlands, in denen die Hauptstadt Petersburg gefestigt wurde.

Hierauf wurde der Bericht über den „Bestand, die Hülfsmittel und die gelehrte Thätigkeit der Gesellschaft im J. 1850" ertheilt, da derselbe aber sehr weitläufig ist, so wurde Hr. Chanykoff, wahrscheinlich der Verfasser derselben, bekannt durch ein Werk über Buchara, angegangen, mündlich eine Uebersicht zu geben. Aus dieser Uebersicht, welche die Nordische Biene mittheilt (s. Nr. 84 f. vom 17 und 18 April), heben wir nachstehendes als von allgemeinerem Interesse aus.. Ein Hauptpunkt der Aufmerksamkeit ist die Herausgabe einer Specialkarte der einzelnen Gouvernements und man hat mit dem Gouv. Twer begonnen, das in 154 Blättern erscheinen soll. Eine andere Arbeit ist die geognostische von Oberst Helmersen, der den devonischen Gürtel, welcher von Livland nach Woronesh läuft, untersuchte und im Laufe des vorigen Jahres nicht weniger als 6mal diesen langen Weg machte. Die Untersuchung soll in diesem Jahre vom Gouv. Woronesh durch die G. Tamboff und Pensa hindurch nach dem rechten Wolgaufer fortgesetzt werden. Die von uns schon mehrfach erwähnte (s. Nr. 97) Ural-Expedition unter Oberst Hoffmann ging gleichfalls hauptsächlich von dieser Gesellschaft aus. Nebolsin machte das Orenburger Land und die Striche am caspischen Meer zum Gegenstand seiner Forschungen, und in Transkaukasien war Chodzko thätig, der schon im J. 1847 eine Triangulation dieses Landes durchgeführt hatte und im J. 1850 den Ararat erstieg, und vom 3 bis 18 August auf dem Gipfel verweilte, um sein trigonometrisches Netz zu vollenden. Tschichatscheff, über dessen Reisen und Forschungen von Kleinasien wir im Jahre 1848 eine Anzahl Briefe mitgetheilt, will die Schilderung derselben herausgeben, und hat sich an ein Mitglied der Gesellschaft, den Oberst Bolotoff gewandt, der die Karte dazu entwarf, welche auch bereits zum Graviren nach Paris geschickt wurde. Chanykoff entwarf in Auftrag des Raths der Gesellschaft eine Generalkarte des caspischen Meeres und der Uferländer, und die nördliche Hälfte ist auch bereits vollendet; auch ist er mit einer Karte Asiens zwischen 35 und 40° N. B. und 61 bis 81° O. L. beschäftigt. Zur Vervollständigung der Arbeiten Chanykoffs stellten die HH. Butakoff und Pospieloff astronomische Beobachtungen an sämmtlichen Ufern des aralischen Meeres an.

Das Land um Kokand und namentlich das Gebiet der Stein-Kirgisen mit Einschluß der westlichen chinesischen Mongolei ist noch immer einer der unbekanntesten Striche Mittelasiens. Im Jahre 1847 erklärten einige Häupter der Kara-Kirgisen ihre Bereitwilligkeit, sich Rußland zu unterwerfen. Dieß gab Veranlassung, den Topographen Infantieff dahin zu senden, und dieser nahm unter anderm eine ziemlich genaue Karte des Sees Issyk-kul und der ihn einschließenden Berge auf, was Chanykoff zugleich mit andern bekannten Materialien benützte, um eine Karte des Landes zwischen 40° u. 48° N. B. u. 86° bis 102° O. L., d. h. von dem Land der sibirischen Kirgisen, Kokand, dem nordöstlichen Theil des Chanats Buchara, dem nördlichen Theil des chinesischen Turkestan, dem Gebiet der Buruten und einem Theil der östlichen Mongolei zu entwerfen; diese Karte soll

[1] Die allgemeine Geographie ist sogar geradezu ausgemerzt, und die Thätigkeit auf Rußland beschränkt; die Gesellschaft zerfällt in vier Abtheilung, mathematische und physikalische Geographie, Ethnographie und Statistik. Auch sollen auf verschiedenen Punkten des Reichs Filialgesellschaften gegründet werden, eine in Tiflis ist bereits gegründet, und eine andere zu Irkutsk ist im Werke.

herausgegeben werden, und der Rath der Gesellschaft hat die HH. Balotaff und Chanykoff beauftragt, einen allgemeinen Atlas von Asien zwischen 33° u. 56° N. B. u. 65—100° O. L. zu entwerfen. Ein Hr. Golubkoff hat im J. 1848 12,000 R. ausgesetzt, um die Geographie Ritters russisch herauszugeben; der Rath scheute vor der Arbeit — es sind 920 gedruckte Bogen — zurück und will fürs erste nur diejenigen Länder behandeln und dabei Ritters Arbeiten durch Material, das diesem nicht zugänglich war, vervollständigen lassen, welche für Rußland besonders merkwürdig sind; diese sind Südsibirien, Nordchina, Turan, Afghanistan, Charasan und Persien, welche zusammen doch 284 Bogen umfassen; Iran soll von Hrn. Gregorieff und Turan von Hrn. Chanykoff bearbeitet werden, und bei den mannichfachen Hülfsmitteln, die diesen zu Gebot stehen, läßt sich allerdings manche Bereicherung erwarten.

Unter den für die Zukunft berechneten Arbeiten führen wir nur zwei an, nämlich eine mit großen Opfern von Privatpersonen ausgerüstete Expedition nach der Halbinsel Kamtschatka, und eine Bearbeitung zahlreicher Einsendungen, welche an die Gesellschaft auf ihre Aufforderungen gelangt sind, und die Ethnographie Rußlands zum besondern Gegenstand haben. Man scheint von diesen Einsendungen nicht unbedeutende Erwartungen zu hegen.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

4. Ober-Peru.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich die Hacienda von Pacuta verlassen hatte, betrat ich ein wohlangebautes Land. Die Haciendas und Dörfer wurden immer häufiger; ich erkannte die Nähe einer großen Stadt. Die Ruinen von Piquillacta, unfern des hübschen Dorfes Andaguaylas, bereiten den Reisenden auf die großartigen Ansichten vor, die ihn in der Stadt Cusco erwarten. Eine lange Mauer, welche das Thal zuschließt und d rch die ein großes steinernes Thor führt, scheint zu den Befestigungen gehört zu haben, welche die Zugänge von Cusco vertheidigen. Die Sage gibt dieser Mauer, hinter der sich die zertrümmerte Stadt Piquillacta ehedem erhob, einen ganz andern Ursprung. Die Tochter eines Kaziken wurde von allen jungen Männern der Gegend umworben. Zwei Kaziken, gleich ausgezeichnet durch Reichthum und Vornehmheit, entfernten die übrigen Nebenbuhler. Die Schöne mußte nun unter den Beiden wählen, allein sie legte ihnen weder einen Zweikampf, eine Pilgerschaft, noch einen Kreuzzug auf, sondern sagte ihnen: „Ich nehme den zu meinem Diener an, welcher in Zeit von acht Tagen das Wasser jenes Baches vor meiner Thüre vorüber leitet.“ Piquillacta lag auf einer Anhöhe, und man mußte das Wasser aus dem Thale heraufholen, was sehr schwierig war. Die beiden Caziken rufen ihre Verwandten und Freunde zusammen, und machen sich ans Werk, der eine suchte das Wasser zu tief, und es kam nicht; der andere wählte sein Niveau besser, und am bestimmten Tage floß ein breiter Wasserstrom vor der Thüre der Dame vorüber, welche ihn zu ihrem Diener annahm.

Von Piquillacta nach Cusco dehnt sich ein Thal aus, das bald breit, bald schmal wird, aber allenthalben grün und sehr bevölkert ist. Endlich gelangt man an eine Stelle, wo die Berge zusammenrücken und eine Art von Krone bilden, welche nach drei Seiten die Sonnenstadt umschließt. Von hier aus muß man den Anblick von Cusco genießen mit seinen zahllosen Glockenthürmen und den großen Häusergruppen. Nicht ohne Rührung betrat ich diese alte Hauptstadt der Incas, das Heiligthum eines erobernden und religiösen Volkes, dessen Ursprung unbekannt, dessen Geschichte vergessen und dessen gegenwärtige Lage bemitleidenswerth ist.

Gegen das 12te Jahrhundert, ungefähr 400 Jahre vor der spanischen Eroberung, war dieses ausgedehnte Land, das später Peru genannt wurde, in kleine Fürstenthümer eingetheilt, welche nach dem Feudalrecht beherrscht waren. Die Häuptlinge besaßen Vesten, aus denen sie hervorbrachen, um ihre Nachbarn zu plündern. Zwei Brüder, kühn und mächtig, suchten zu ihrem Vortheil den gegenseitigen Haß der übrigen Fürsten des Landes auszubeuten. Die Ueberlieferung hat den Namen des einen, Manco Capac, Manco der Reiche aufbewahrt. Manco Capac sammelte seine Vasallen um sich, lenkte zuerst ihre Schritte zur Gesittung und gab ihnen Gesetze. Eine andere Sage macht aus Manco Capac einen weißen bärtigen Mann, welcher von seinem Weibe, Mama Oello, begleitet, in Cusco erschien, die in der Umgegend zerstreuten Einwohner, welche noch in wildem Zustande lebten, sammelte, und sie Häuser bauen, Wollstoffe weben und den Boden anpflanzen lehrte.

Eine dritte Sage läßt Manco Capac vom Titicacasee herkommen; aber wenn er zu dem aymarischen Volke gehört hätte, wie hätte er sich den Völkern, die eine andere Sprache hatten, verständlich machen können? Manco Capac lehrte das Daseyn eines höhern Wesens, des Schöpfers und Belebers aller Dinge, des Pachacamac, von Pacha, das All, und camac, beleben. Er nannte den menschlichen Körper Allpacamasca, belebten Staub, sah in der Sonne das schönste Urbild Gottes auf Erden, und weihte ihr den äußerlichen Cultus seiner Religion. Der Gründer des peruanischen Gesellschaftverbandes setzte eine theokratische Regierung ein und nannte sich als Abkömmling der Sonne das religiöse und politische Oberhaupt des Staates. Um seinem Willen auch noch für künftige Zeiten Geltung zu verschaffen, legte er jedem seiner Nachfolger die Pflicht auf, seine Gesetze und seine Religion durch Ueberredung oder Gewalt zu verbreiten. Der erste Inca starb und hinterließ seinen Kindern nichts als die Herrschaft über Cusco, welches kaum einen Umkreis von sieben Stunden hatte, aber er hinterließ ihnen auch seine Gesetze und seine ehrgeizigen Plane. Nach eilf Generationen von Königen hatte das Reich der Incas eine Ausdehnung von 1300 Stunden.

Manco Capac hatte erkannt, daß sein Volk einen weichen und beweglichen Charakter habe, und er dachte, daß sein mächtiger Willen ihm für immerdar zur Richtschnur dienen müsse. Die Gesetze, welche er gab, waren unumschränkt und ins Einzelne gehend; sie bemächtigten sich des Menschen bei seiner Geburt, und vertraten die Stelle von Anlagen, Neigungen, seine innerste Natur bei ihm. Aller Boden gehörte dem Inca, der ihn folgenderweise vertheilte: ein Drittheil für die Sonne und ihren Cultus, eines für den Inca und seine Familie, und der letzte für das übrige Volk, Adelige und Gemeine: die Curacas oder Adeligen arbeiteten nicht. Alle drei Antheile wurden durch das Volk bearbeitet. Sobald der Antheil der Sonne, der Incas und des Adels erhaben war, vertheilten die Kaziken das Uebrige unter das Volk, nach dem Bedürfnisse jeder Familie und der Zahl und dem Alter ihrer Angehörigen. Alljährlich wurden auf Befehl des Inca die Mädchen und Jünglinge über dem zwanzigsten Jahre gezählt und in Masse verheurathet. Die Leute aus demselben Dorfe mußten unter sich heurathen, und durften kein Weib anderswo holen, noch sich daraus entfernen, ohne den

Befehl der Regierung. Die Ausstattung der Neuvermählten lag der Gemeinde ob. Das Volk war in Decurien und Centurien abgetheilt und durch Aufseher überwacht, welche die Arbeit ihrer Untergebenen leiten und betreiben mußten. Wittwen und Waisen, die Familien abwesender Krieger hatten gleichfalls ihren Antheil an den Früchten der Arbeit, der Gemeinschaft. Hunderttausende von Indianern waren alljährlich mit öffentlichen Bauwerken beschäftigt; die Gemeinschaft bearbeitete ihren Bodenantheil und ärntete für sie und ihre Familie. Greise, Schwache, Weiber und Kinder, alle wurden zum Vortheil der Gemeinschaft beschäftigt; sie spannen und webten Woll- und Baumwollstoffe, machten Lanzenschäfte und Schleudern, die als Waffen dienten. Aus dieser Vertheilung der Arbeit, und der Unmöglichkeit für sich selber etwas zu erwerben, entsprang ein völliger Mangel an aller Nacheiferung. Es ging daraus auch die Unmöglichkeit erblicher Güter hervor, außer für die Söhne der Curacas, welche das Recht ihrer Väter überkamen, einen beträchtlichen Theil der Erzeugnisse der Gemeinschaft für sich zu erheben.

Das Volk blieb daher auf derselben Stufe stehen, und die höhern Classen, welche allein die Civilisation befördern konnten, ermangelten sittlicher Begriffe und rechtlicher Grundsätze und beuteten die Massen zu ihrem Vortheile aus. Als zur Zeit der Eroberung Pizaro sich des Oberhauptes dieses Ameisenhaufens entledigt hatte, liefen die Leute eiligst herbei und warfen sich den Spaniern zu Füßen, damit sie ihnen Gesetze und einen Gott geben sollten. Dieß ist das Ende, welches diese wunderliche peruanische Civilisation nahm, von welcher Cusco noch gegenwärtig die unwiderleglichsten und tiefsten Spuren trägt.

Cusco, oder besser Coscco, bedeutet in der Quichuasprache Nabel. Diese Stadt war für die Peruaner der Nabel oder Mittelpunkt der Erde; es war die heilige, kaiserliche Stadt, die Stadt der Tempel und Paläste. Die Spanier waren erstaunt über die Größe und Schönheit ihrer Bauwerke; der Besitz ihrer Paläste erzeugte Eifersucht, und blutige Kämpfe erfolgten daraus, denen Pizarro nur dadurch ein Ziel setzte, daß er sich durch Karl V als den einzigen Adelantado der Länder ernennen ließ, die er entdecken würde. Einmal Herr von Peru vertheilte er die Gebäude, Ländereien und Einwohner an die Spanier. Die erste Sorge der neuen Besitzer war, die Mauern, welche bewundernswerth aus gehauenen Steinen aufgeführt waren, mit Kalk übertünchen zu lassen, allenthalben breite Fenster einzusetzen, wie zu Sevilla und Cadix, große Balcone von Stein in die Straßen hinauszubauen und ein zweites Stockwerk auf den festen Erdgeschossen der indianischen Häuser, die keines hatten, zu errichten. Gute Arbeiter waren sehr gewöhnlich; sobald die Spanier ihnen die große Kunst des Wölbens gelehrt hatten, konnten sie nach ihrem Gefallen Paläste, denen des Adels in Spanien ähnlich, aufbauen.

Der Marquis del Charcas verschmähte es, den Palast der Incas zu bewohnen; er ließ sich ein großes Haus auf spanische Weise aufführen, mit einem Hof und einer maurischen Rotunde, welche eine geräumige Veranda stützte und einen Springbrunnen hatte. Die reichsten seiner Gefährten ahmten ihm bald nach, und Cusco gewann in einigen Jahren eher ein spanisches als indianisches Aussehen. Gegenwärtig, seit das europäische Mauerwerk durch den Lauf der Jahre verschwindet, und die Kalktünche durch den Regen abgewaschen ist, tritt das alte Cusco nach allen Seiten mit seinem bunten Steinbau und seiner schweren, festen Architektur wieder hervor.

Die erste Kirche, die zu Cusco geweiht wurde, war die von Santo Domingo, der die Mauern des Sonnentempels als Grundlage dienten. Der Altar des Herrn wurde nach dem Worte des Evangeliums auf dem der Götzen errichtet.[1] Diesen Gedanken voll religiösen Stolzes verdankt man die Erhaltung eines halbrunden Vorbaues von trefflicher Steinmetzarbeit. Darunter dehnt sich ein terrassirter Garten aus, der gegenwärtig zum Kloster Santo Domingo gehört. Zur Zeit der Incas waren Früchte und Blumen desselben von Gold, und der Sand in den Gängen eine reiche Ernte für die Spanier! Die Mauern des Klosters, das mit der Kirche zusammenhängt, sind ebenfalls alt, die Steine geglättet und trefflich zusammengefügt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Salzwüste in Persien.

Ernst Cloquet, Arzt des Schah von Persien, gibt[2] nachstehende Schilderung, die einige neue Ansichten gewährt: Auf der Straße von Teheran nach Gum (23 Farsangen) ist alles Wasser mehr oder minder salzig, einiges so stark, daß es durchaus untrinkbar ist. 13 Farsangs von Teheran beginnt die Salzwüste, die hier nur 3 bis 5 Farsangs breit ist, aber von Westen nach Osten sich bis zu den Gränzen Indiens erstreckt. Westlich, nördlich und südlich ist sie durch Sand- und Thonhügel begränzt, welche vollkommen den Dünen an den französischen Küsten gleichen. Der schmutzig gelbe Boden besteht gleichfalls aus Thon und Sand, und sieht gerade aus wie Schlamm im Grunde eines ausgetrockneten Bassins. Im Sommer ist er fest, aber zur Zeit der Frühlingsregen oft ganz ungangbar. An manchen Stellen soll sogar Pferd und Reiter verschwinden, so daß man sie nicht wieder auffinden könne. Der Boden ist allenthalben mit einer Mischung von Salz und Salpeter geschwängert, die sich theils in unregelmäßigen Platten, theils in seidenartige Nadeln, welche in der Ferne frisch gefallenem Schnee gleichen, krystallisiren. Gräbt man einige Zoll tief, so findet man sehr brackisches Wasser. Nach der allgemeinen Meinung, soll diese Wüste einst ein Meer gewesen seyn, das in der Nacht der Geburt Mohammeds plötzlich verschwand; jedenfalls aber mußte dieß Binnenmeer schon zuvor von seiner Größe bedeutend verloren haben. Das plötzliche Verschwinden ist nicht unmöglich, denn man hat in unseren Tagen, vor 19 Jahren, den Salzsee von Urmiah, während 24 Stunden völlig verschwinden sehen; allerdings kamen später die Gewässer aus ihrem unterirdischen Behälter wieder hervor. In sehr alter Zeit muß dieß Binnenmeer mit dem kaspischen zusammengehangen haben, und nur durch das Erscheinen der Elbruzkette davon getrennt worden seyn; als es dann nur noch schwache Wasserzuflüsse bekam, verlor es an Umfang, bis es endlich fast ganz austrocknete, indem nur zwei Seen zurückblieben, der See Sarrah, der im siebenten Jahrhundert verschwand, und der See von Sedschestan, der noch besteht, und mehrere bedeutende Flüsse Afghanistans aufnimmt. (Revue de l'Orient. April.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Vierter Theil.

(Fortsetzung.)

Die schwarze Republik zeigt uns ein Wunder von Credit in einem Papiergelde, welches durch kein Unterpfand in Metall oder Gütern garantirt ist, ein Papiergeld, welches die Regierung nach Belieben ausgibt, das sie einlöst, wann und zu welchem Curse es ihr gefällt, das sie überdieß für falsches Geld erklärt und dessen Annahme an Zahlungsstatt bei dem Eingangszoll sie verweigert, das indeß nach Verfluß von zwanzig Jahren noch bei der Thronbesteigung Soulouque's zu einem Fünftheile seines Nominalwerthes curstrte. Mit anderen Worten, man brauchte im Jahre 1847 72 Gourden Papier (die wirkliche

[1] „Das Kreuz wird sich erheben auf dem Altare der falschen Götter."

[2] Durch Vermittlung seines Oheims in der Akademie der medicinischen Wissenschaften mitgetheilt.

Gourde gilt 5 Franken und einige Centimes) zu einer Doublone, dem spanischen Goldstücke von 83 Franken Werth. Die wenigen Metallmünzen, welche bisher im Lande in Umlauf waren, hatten die Gourde in doppelter Weise aufrecht erhalten; sie gingen entweder zu einem vorher bestimmten Werthe im Handelsverkehr, oder sie dienten dem Kaufmann als Zuschuß beim Mangel kleinerer Stücke als Zahlung. Ueberdieß wußten die Geächteten und die Flüchtlinge gar gut, daß haitisches Papier auswärts eben Papier war, und hatten vor ihrer Abreise beinahe alles Metallgeld zusammengerafft. Da ihm diese doppelte Stütze fehlte, war die Gourde plötzlich um mehr als ein Drittheil ihres Werthes gefallen.

Der Einfuhrzoll ist die Hauptquelle des haitischen Schatzes; da aber eine große Zahl von Einführern beim Landen erfuhr, daß der Mulattenkaufmann, an welchen sie Waaren absetzen wollten, und der Mulattenproducent, welcher ihnen gegen das für ihre Waaren eingegangene Papiergeld Bodenerzeugnisse liefern sollte, entweder gestorben oder gefänglich eingezogen, oder auf der Flucht begriffen waren, so kehrten diese natürlich wieder um. Die fremden Depositare hatten aus denselben Gründen bereits einen Theil ihrer Geschäfte eingestellt; die Einnahmen bei den Zollämtern verminderten sich um drei Viertheile. Da diese Verminderung der Einnahmen mit der Expedition nach dem Süden und dem Aufstand in Masse, somit auch mit einer ungeheuren Vermehrung der Ausgaben zusammentraf, so sahen sich die Minister bald genöthigt, Soulouque unter Zittern die Anzeige zu machen, daß die Fonds erschöpft seyen. So muß man welche schaffen! erwiderte ruhig das Staatsoberhaupt. Und die bisher nur spärlich vorgenommene Fabrication des Papiergeldes wurde rasch auf eine tägliche Ausgabe von fünfzehn bis zwanzigtausend Gourden gesteigert, was, wie ich glaube, noch fortdauert. Die Assignaten haben aber zum Unglücke das Eigenthümliche, daß die Menge den Werth nicht nur nicht ersetzt, sondern demselben noch schadet. In dem wenigen auswärtigen Handel, welcher für die tägliche [1] Consumtion sorgte, und in Folge hievon von den haitischen Krämern, welche Zwischenhandel trieben, wurde die Papier-Gourde nur noch zu einhundert und fünfundachtzig auf die Doublone (etwa ein Zwölftheil ihres Nominalwerthes) angenommen.

Das „schwarze Volk“ hat den Gebrauch des Silbers eigentlich so verlernt, es ist so sehr gewöhnt, sich der Assignaten als der normalen Münze zu bedienen, daß dasselbe, wiederum Wirkung und Ursache verwechselnd, das Sinken des Werthes der Gourde für ein wirkliches Steigen des Werthes der Lebensmittel ansah. Zwei Thatsachen unterstützten dieses Mißverständniß. Zunächst bezahlte die Regierung, welche eine so rasche Entwerthung noch nicht füglich sanctioniren konnte, Angestellte und Militär nach dem Nominalwerthe der Gourde. Da zweitens natürlich der Lohn im Verhältnisse zu der Verminderung des Handels und zu der Auswanderung der wohlhabenden Consumenten sank, so erhielt der Taglöhner eben in Folge dieses Sinkens fortwährend ebenso viele Assignaten für dieselbe Arbeit, und da er nicht begreifen konnte, daß seine Arbeit weniger werth sey, so schloß er, daß, nach dem Bekenntnisse der Capitalisten selbst, der wirkliche Werth der Assignaten keine Veränderung erlitten habe. Es bestand somit ein Complott zwischen den fremden Geschäftsleuten und den Einzelverkäufern, um das arme Volk auszuhungern und dasselbe die unumgänglich nöthigen Lebensmittel zwei und ein halbmal so theuer bezahlen zu lassen, wie im Jahre 1847; das unredliche Capital sollte jedoch eine Lection erhalten. Dieß Capital wurde jedoch immer scheuer, und das „schwarze Volk“ erkannte in diesem gesteigerten Mißtrauen nur einen neuen Beweis für das fragliche Complott. Das financielle Programm von Similien's Anhängern, nämlich die mit dem industriellen und commerciellen Monopol des Staates in Verbindung gebrachte Plünderung, entsprach dieser doppelten vorgefaßten Meinung.

[1] Dieses reichste Land der Welt muß die nothwendigsten Gegenstände, als Mehl, Fleisch, gesalzene Fische, Seife und alle Kleidungsgegenstände vom Auslande beziehen.

Der Schimmer von Sicherheit, welchen die Begnadigung des Generals Desmaret und seiner Genossen zur Folge gehabt, äußerte seine Wirkung auch auf die Gourde, welche von 185 für die Doublone rasch auf 150 herunterging; allein dieß war immer noch eine Entwerthung von fünfzig Procent bezüglich des Werthes derselben im J. 1847, und nachdem der erste Erguß afrikanischer Empfindlichkeit vorüber war, murrte das niedere Volk von neuem gegen die Verschwörung der Kaufleute. Da übrigens die französischen, englischen und amerikanischen Güterversender in der Zwischenzeit von den Vorgängen auf Haiti in Kenntniß gesetzt werden konnten, so kam es, daß alle Einfuhr von außen gerade in dem Augenblicke aufhörte (im September hatte die Rhede von Port-au-Prince ein einziges fremdes Schiff), wo die wenigen noch übrigen Vorräthe vollends aufgingen. Daher kam dießmal eine sehr wirkliche Vertheuerung der Lebensmittel, ein neuer Grund zu einer Volksgährung und zu panischem Schrecken unter den Kaufleuten, welcher die Gourde auf 185 trieb. Die Armee, welche in Folge dieses Sinkens sich genöthigt sah, sich für ihre sechs Centimes auf den Mann täglich zu ernähren, für Wohnung, Waffen und Ausrüstung zu sorgen, die Subalternofficiere, welche mit ihren hundert Franken jährlich darauf angewiesen waren, zu betteln, wenn sie sich nicht als Handarbeiter verdingen konnten, die unzähligen Beamten, welche wegen der harten Zeit sich nicht einmal mehr an Erpressungen halten konnten, diese ganze Welt in Tressen und Lumpen schrie über Hungersnoth ebenso, wie das niedere Volk. Die Regierung gerieth darüber in Schrecken und fand es, um den Sturm abzuwenden, ganz einfach, Vorurtheile zu nähren, die sie nur hätte beseitigen können, wenn sie sich selbst als die Urheberin alles Uebels bekannt hätte. Sie verkündigte deßhalb zweimal, sie werde es sich angelegen seyn lassen, dem, wie sie sagte, von den Feinden des Volkes herrührenden übertriebenen Steigen aller Consumtionsgegenstände ein Ziel zu setzen. Als das „schwarze Volk“ sah, daß die Regierung auf seine Ansichten vollständig einging, begriff es immer weniger, daß man das Werkzeug der Verschwörung in den Händen der Feinde des Gemeinwohles lasse, und daß die Magazine noch nicht geplündert seyen. Der Schrecken stieg aufs höchste. Glücklicherweise verstanden sich Soulouque und der Staatssecretär der Finanzen, Herr Salomon, nur zu der Annahme des zweiten Theiles von Similien's Finanzprogramm. Herr Salomon nährte selbst diesen Gedanken seit langer Zeit, und deßhalb hatte die Partei Similien ihm am 9 April das Portefeuille der Finanzen verschafft.

Die Regierung monopolisirte hiernach vorerst nur die beiden Hauptausfuhrartikel: Baumwolle und Kaffee. Sie behielt sich das Recht vor, diese beiden Artikel zu bestimmten Preisen aufzukaufen und sie unter die Kaufleute zu vertheilen. Schon die Nachricht von einem Systeme, welches thatsächlich der Gourde einen festen, bestimmten Curs geben sollte, hatte, gestehen wir es, eines der Resultate zur Folge, welche Herr Salomon davon erwartete: von 185 Gourden auf die Doublone ging dießmal das Papier bis auf 110 zurück; wir wollen aber jetzt eine Reihe von Versuchen aufzählen, wobei eine Täuschung auf die andere folgt.

(Schluß folgt.)

Ein eigenthümliches Georama. Die Börse von Antwerpen soll mit einem Dome von Glas und Eisen gedeckt werden und die Karte der Erde darstellen. Rheder und Kaufleute können, wenn sie nur die Augen erheben, dem Lauf ihrer Schiffe auf der Karte folgen. Die Meridiane und Breitengrade sollen durch die Eisenstäbe, zwischen denen das Glas eingerahmt wird, dargestellt und die Karte auf das Glas von doppelter Dicke gemalt und dieß im Glasofen gebrannt werden. Vom Aequator an sind die Meridiane perpendiculär, wodurch aber die Darstellung kaum leiden wird, da die bekannten Länder der Erde nicht in gar zu große südliche Breite hinaufreichen. Die Glasplatten haben keine Biegung nöthig, und das Ganze wird ein leicht auszuführendes Vieleck darstellen. (Journal du Comm. d'Anvers. 8 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 115. 14 Mai 1851.

Eine neue siamesische Grammatik.

Kürzlich gelangte nach Europa ein Werk unter dem Titel: **Grammatica linguae Thai; Auctore D. J. Bapt. Pallegoix, Episcopo Mallensi, Vicario Apostolico Siamensi. Ex Typographia Collegii Assumptionis B. M. V. in civitate regia Krung Theph maha nakhon si Ayuthaya, vulgo Bangkok. A. D. 1850.** Ein protestantischer Missionär Hr. Taylor Jones stattet darüber in dem **Journal of the Indian Archipelago** (Jan.) einen kurzen Bericht ab, der manches Interessante enthält. Das Buch ist ein Quartband von 246 S., und mehr als irgend ein anderes bisher erschienenes Werk geeignet, die Aufmerksamkeit auf die eigenthümliche Sprache dieses Landes zu richten. Die vor mehreren Jahren erschienene Grammatik des Oberst Low steht demselben sehr nach. Der Bischof wohnt bereits seit etwa 20 Jahren in Siam und steht in ununterbrochenem Verkehr mit den verschiedenen Classen seiner Bewohner; er besitzt nicht nur ungewöhnlichen Eifer und Beobachtungsgabe, sondern hat auch den Vortheil, daß er die seit zwei Jahrhunderten aufgezeichneten Forschungen seiner Vorgänger benützen kann. Viele derselben waren sehr gewandte Männer, und haben zu verschiedenen Zeiten der Literatur von Siam große Aufmerksamkeit geschenkt. Abgesehen hievon wurde auch das Werk unter der unmittelbaren Aufsicht des Bischofs gedruckt.

Dasselbe behandelt den Ursprung und Geist der siamesischen Sprache, die verschiedenen Arten von Buchstaben, Accente, Betonung u. s. w., so wie Beispiele der verschiedenen Dialekte, Stylarten und andere speciell zur Grammatik gehörige Gegenstände. Außerdem sind aber noch eine Menge andere Dinge zum Verständniß der Sprache nöthig, welche in irgend einer Weise behandelt werden müssen, und doch eigentlich weder in die Lexikographie, noch in die Grammatik passen. Dazu gehören die Bezeichnung der Zeit, des Geldes, der Maaße und Gewichte, sowie Chronologie, Literatur und Religion, welche die Ideen und somit auch alle Verzweigungen der Bedeutung in allen Ausdrücken der Sprache modificiren. In Siam, wie in Birma und andern Ländern des Orients, findet sich beim Sprechen und Schreiben in den Ausdrücken der Anrede ein ungemeiner Unterschied je nach dem Rang und der Stellung der Anredenden und der Angeredeten. Dieß entspringt aus der Ansicht, daß ein ungeheurer Unterschied in dem Stoff, aus dem die Menschen zusammengesetzt sind, bestehe, indem derselbe bei einigen so fein sey, daß man sie nur wie Götter anreden dürfe, bei andern so grob, daß man sie nur wie Thiere betrachtet. Dieß bewirkt einen Unterschied, daß man fast glaubt, zwei Sprachen vor sich zu haben. Die einfachsten Handlungen der verschiedenen Classen, wie Essen, Trinken und Schlafen werden mit ganz verschiedenen Worten bezeichnet, eben so die Glieder des Körpers. Man sollte glauben, dieß gehöre in ein Wörterbuch, hier würde man sie aber nur mit großer Mühe finden, und es erfordert schon eine ziemliche Kenntniß, sie auch nur zu suchen. Daher hat der Verfasser sehr verständigerweise den Gegenstand unter den einheimischen Benennungen „Saphanam" (besondere Namen) und „Radscha Sabh" (Ausdrücke von königlichem Gebrauch) abgehandelt.

Die acht oder zehn Seiten, welche der Chronologie gewidmet sind, geben eine klarere und richtigere Einsicht in die ältere Geschichte Siams, als man sie bis jetzt in irgend einem andern in Europa bekannten Werke findet. Die Aufzählung der siamesischen Bücher, obgleich bei weitem nicht vollständig, zeigt doch, daß die siamesische Literatur nicht so arm ist als man zuweilen glaubte. Die gemischte Liste zählt etwa 150 verschiedene Werke über Grammatik, Arithmetik, Astronomie, Astrologie und Geschichte auf. Auch gibt es viel poetische Werke, namentlich Romane. Die verschiedenen kriegerischen Romane China's sind sehr getreu und vollständig übersetzt, und ziemlich allgemein verbreitet. Ihre Größe ist sehr verschieden: wenige beschränken sich auf Einen Band, manche haben 2. 4. 5 bis 10 Bände, viele aber steigen auf 20, 30, ja bis 90 Bände. Die übersetzten Annalen Pegus machen 20 Bände aus, die historischen Berichte über Siam etwa 40, ihr Gesetzcoder 55, und die Gesammtliste der heiligen buddhistischen Bücher macht 3683 Bände aus. Für ein Volk, das nie die Buchdruckerkunst kannte, übersteigt die Masse von Lesestoff weit den der meisten andern Völker.

Das System des Buddhismus, wie es in dem „Traipham" entwickelt ist, von dem der Bischof einen Auszug in seiner Grammatik gegeben hat, ist die allgemeine Ansicht, wie sie in Siam, Birma, Laas und Cambodscha herrschend ist; sie unterscheidet sich sehr wenig von der in Ceylon, aber bedeutend von der in China, Tibet und Nepal herrschenden. Auch in Siam ist seit den letzten 15 oder 20 Jahren eine große, gelehrte Körperschaft entstanden, welche alles Wunderbare in den buddhistischen Darstellungen verwirft und sich bloß an die sittlichen Lehren hält. Fast die Hälfte der Worte entlehnt von dem Buddhismus irgend eine Färbung in ihrer Bedeutung, und eine ziemlich genaue Kenntniß des buddhistischen Systems ist deßhalb zum richtigen Verständniß der Sprache unentbehrlich. Erfreulich ist, daß der Bischof demnächst auch die Herausgabe eines Wörterbuchs beginnen wird, woran es sehr fehlt.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

4. Ober-Peru.

(Fortsetzung.)

Bei meiner Ankunft in Cusco ging ich geradezu nach dem Hause eines reichen Caballero, Don An..., für welchen ich mehrere Empfehlungsbriefe hatte. Er war so freundlich mich zu versichern, daß er, von meiner Ankunft benachrichtigt, alles für mich längst habe in Stand setzen lassen. So fand ich mich denn nach viermonatlicher Reise mit einemmal in ein Haus versetzt, worin es an nichts mangelte, ausgenommen an Kaminen und Oefen; auch brachte ich die meiste Zeit, wie man in der Schule thut, damit hin in die Hände zu hauchen und die Fußsohlen an einander zu reiben. Ungeachtet der Kälte verweilte ich manche Stunden auf dem Balkon meiner Wohnung, welche auf den Platz von San Francesco hinausging. Es belustigte mich, das Getümmel auf dem Obst- und Gemüsemarkt zu sehen, der auf diesem Platze gehalten wird, wo auch Trödler aller Art ihre Waaren auslegen. Ich sah Lamazüge sich Bahn brechen zwischen den umherkauernden Indianern und ihrem aufgehäuften Kram, ohne irgend etwas zu beschädigen. Im Hintergrunde des Platzes wurden die Rekruten por la patria durch Peitschenschläge eingeübt, und vervollständigten dieses peruanische Genrebild.

Die beiden ersten Tage meiner Ankunft erhielt ich mehrere Besuche, welche ich alsbald erwiederte und wobei mein Gastfreund mir als Führer und Begleiter diente; bei diesen Vorstellungen ging es sehr langweilig zu. Die Frauen waren in ungeheure wollene Tücher gehüllt, um sich vor der Kälte zu verwahren, die Männer in schwarze Röcke. „Behaltet doch Euern Mantel um", sagte man mir, was ich mir gern gefallen ließ, und steif und fest wie ein Waarenballen auf meinem Stuhle sitzen blieb. Die Männer waren höflich und boten mir ihre Dienste an; die meisten waren durch ihr Alter und ihre Laufbahn ernst, und ihre Unterhaltung war mir anziehend. Die Geschichte ihres Landes, seiner frühern Bewohner und ihre Sitten und Gebräuche waren ihrem Gedächtniß geläufig, und sie theilten mir manches davon mit. Unter der „amerikanischen" Partei finden sich wenige, die nicht etwas indisches Blut in den Adern haben, was man jetzt willig, ja mit Stolz zugesteht, während man es vor 20 Jahren als Beleidigung betrachtet hatte, die man mit dem Degen oder dem Dolch rächte; dabei hegen sie eine liebevolle Erinnerung an die alte peruanische Dynastie, als wären seit ihrem Sturze nur wenige Generationen verflossen.

Sie beschäftigen sich indeß auch viel mit den Ereignissen in Europa, und unsere friedlichen Revolutionen waren für sie ein Gegenstand des Erstaunens. Sie sagten mir, wie ihr Bürgerkrieg für die Unabhängigkeit entsetzlich gewesen sey, wie nach einer Schlacht die Gefangenen in eine Reihe gestellt, durch einen einzigen Priester gesegnet und dann von der Reiterei zusammengehauen wurden, weil das Pulver so selten war!.... „Wie findet Ihr unser Amerika?" fragte mich ein bejahrter Mann, welcher viel wußte, ohne je seine Heimath verlassen zu haben, und eine wichtige Stelle in der Stadt Cusco bekleidete, „es muß in der Meinung Eures großen Europa sehr geringfügig erscheinen. Was gehen Euch unsere Kriege an, um einer unitarischen oder Föderalregierung das Uebergewicht zu geben, unsere Schlachten, worin Armeen von 3000 Mann über das Schicksal von Provinzen entscheiden, welche so groß sind, wie ganz Frankreich oder Oesterreich. Wir werden von Europa vergessen bleiben, bis zu dem Augenblick, wo wir so groß geworden sind wie Nordamerika" — „Alsdann aber", sagte ich ihm, „werdet Ihr auch Eure Ursprünglichkeit eingebüßt haben; alsdann wird es keinen Indianer mehr geben, der schirmend seinen Lamazügen folgt, keine Tropas von Maulthieren mit ihrem Arriero in altspanischer Tracht, mit maurischem Sattel und silbernen Bügeln; keinen Tragsessel auf den Heerstraßen! Das Kloster Santo Domingo wird in ein Hospital, eine Caserne, eine Fabrik verwandelt werden. Eure Frauen werden die Basquina, die Mantille, die Blumen im Haar abgelegt haben, unsere weiten Roben und die häßlichen Hüte tragen, welche die Kopfform verbergen." — „Bah!" versetzte er, „wir werden reich und glücklich werden, und das wird gewiß mehr werth seyn." — „Das wünsch ich Euch von Herzen."

Die Einwohner von Cusco gleichen allen Bewohnern der Gebirgsstädte: ihr Wesen ist etwas schwerfällig und ernsthaft, ihr Verständniß nicht rasch, aber ihr Urtheil gesund und ihr Geist gewandt; sie sind, besonders wenn es ihren Vortheil gilt, sehr scharfsichtig und auf der Hut. Die Familien zu Cusco besuchen sich wenig, und wenn sie es thun, geschieht es mit Umständlichkeit und Feierlichkeit. Bei solchen Gelegenheiten tragen die Frauen die Basquina und die spanische Mantille. Des Abends kleiden sie sich in Wolle oder Seide, nach französischem Schnitt, der aber immer etwas veraltet ist. Man weiß zu Cusco nichts von großen Bällen, aber alle Festtage sind Gelegenheiten zur Vereinigung der Familien und ihrer Freunde. Eine Harfe, zwei Guitarren, und einige kreischende Violinen bilden das gewöhnliche Orchester, das während des Mittagsmahls und Abends zum Tanze aufspielt. Die Mahlzeiten sind reichlich und alle Speisen so zubereitet, daß sie mit dem Löffel gegessen werden können. Da es im Lande an Holz fehlt, so wird mit Torf, trockenem Hammels- und Lamadünger und etwas Holzkohle gekocht, die auf Maulthieren zehn bis fünfzehn Stunden weit hergebracht wird. Aus diesem Grunde müssen die Kochgeschirre fest verschlossen werden, da die Speisen von den übelriechenden Gasen, welche sich aus dieser Feuerung entwickeln, einen unangenehmen Beigeschmack erhalten würden. Auch gibt es weder Rostbeef, noch Cotelletten, noch Braten irgend einer Art. Alles schwimmt in fetten Brühen mit vielen Gewürzen, und besonders dem beliebten rothen Pfeffer, an den man sich nur schwer gewöhnt. Man trinkt zweierlei Wein, der trockene ist stark und geistig wie die Rhoneweine, der süße gleicht den spanischen und mehr noch dem gewöhnlichen Lacrymae Christi von Neapel. Er wird zu Moquegua und in andern Küstenthälern erzeugt, und von da in bocksledernen Schläuchen in die Sierra gebracht. Branntwein ist das Hauptfabricat jener Thäler, man versendet ihn in irdenen Krügen, weil er durch die Schläuche sickert, und verkauft ihn zu Cusco zu zwei bis vier Realen die Flasche. In der Sierra wird sehr viel Branntwein getrunken, von den Indianern mit Leidenschaft, von den Weißen und Cholos mit auffallendem Behagen. — Die Gesellschaften an Geburts- oder Namenstagen bestehen selten aus mehr als dreißig Personen, Männer und Frauen. Anfänglich herrscht außerordentliche Gravität, die Frauen bleiben in ihre Bayeta, die Männer in ihre Mäntel gewickelt, bald kömmt el Punche, der schaumige Sambayo aus Branntwein, Eiweiß und Zucker. Sobald einige Gläser getrunken sind, verschwindet der Ernst allmählich; Tücher und Mäntel werden abgeworfen, bald singen die Zuschauer den Estribillo (Refrain) des Tanzes und begleiten den Tact mit Händeklatschen; dieses wird immer rascher, die Bewegungen der Tänzer lebendiger und in kurzem herrscht allgemeine Fröhlichkeit.

Wie die Einwohner von La Paz und anderen Städten in den Cordilleren lieben die Bewohner von Cusco die Anwohner der

Käfte nicht, und geben ihre Verachtung gegen dieselben kund, welche diese reichlich erwiedern. Die Bergbewohner sagen, die Limener und Arequipaner seyen leichtfertig und verläugnen die vaterländischen Sitten, um die der Fremden schlecht nachzuahmen; die letztern halten die Leute im Gebirge für rauh und ungesellig, in ihrem gemeinen Wesen verrostet, und aus Eifersucht und Eigenliebe die guten Neuerungen aus Europa von sich stoßend.

Die Kirchen von Cusco haben wenig Merkwürdiges, mit Ausnahme derer der Jesuiten und der Kathedrale, welche von guter und reicher Bauart sind. Eine kleine Capelle welche mit letzterer zusammenhängt, El Triunfo, wurde zu Ehren einer Waffenthat erbaut, welche selbst den Spaniern so außerordentlich erschien, daß sie solche sich nur durch Dazwischenkunft einer höhern Macht zu erklären vermochten. Als sie von dem Inca Manco Capac, dem Sohne des Inca Huascar, hier belagert waren, und dieser sie mit 200,000 Indianern von Haus zu Haus bis nach dieser Stelle zurückgedrängt hatte, schlossen sie sich in einen weiten Pallast ein, von dem sie die Belagerer durch ein beständiges Feuer aus ihren Feldschlangen und Büchsen fern hielten. Indeß waren viele der ihrigen umgekommen und sie sahen mit Schrecken den Augenblick herannahen, wo ihr Schießbedarf zu Ende gehen und sie ohne Erbarmen niedergemetzelt werden sollten. Man erfuhr durch Späher, daß die Indianer einen neuen Angriff bereiteten, während dessen sie den Palast anzünden wollten. Nun beichteten die Spanier, umarmten sich, und vergaben sich in der Gewißheit, daß sie selben Tages noch umkommen würden, gegenseitig ihre Sünden. Die Reiter stoben durch die engen Straßen von Cusco, und das Fußvolk folgte ihnen eilig, indem es die Nachhut deckte und mit Löwenmuth kämpfte; die Indianer wichen, und die Spanier blieben Meister der Stadt. Dieser Sieg schien letztern ganz übermenschlich, und nach dem Kampfe zweifelten sie an sich selber und gaben San-Yago die Ehre, den man die Ungläubigen unter den Hufen seines Pferdes zerschmettern sah, und der heiligen Jungfrau, welcher ihnen Staub in die Augen streute. Entmuthigt durch diesen Unglückstag, an dem zweihundert Spanier 200,000 Indianer geschlagen hatten, erkannte der Inca seufzend daß die Sonne, sein Vater, ergrimmt sey; er hob die Belagerung auf, sandte die Indianer heim, und zog sich mit seinen ergebensten Unterthanen in das Gebirge von Vilcabamba zurück. An der Stelle wo die heilige Jungfrau erschienen und den Indianern Staub in die Augen gestreut hatte, erbaute man diese Capelle del Triunfo.

Die Charwoche wird in Cusco wie in allen Ländern der Christenheit mit Predigten, Bußübungen, Processionen gefeiert, auch die Fußwaschung an zwölf Armen, das Miserere wird abgehalten, und man stellt heilige Gräber in den schwarzbehängten Kirchen auf. Die Procession am Montag dieser Woche ist sehr seltsam; man trägt in großer Feierlichkeit ein ungeheures hölzernes Bild des Gekreuzigten umher, das nuestro Señor de los temblores (unser Heiland der Erdbeben) genannt wird, auf welches die Einwohner von Cusco großes Vertrauen setzen, um ihre Stadt vor der Verheerung zu schützen, wie sie die Küstenorte so häufig trifft. Siebenundzwanzig Männer haben Mühe es zu tragen, und diese schätzen es sich zu großer Ehre, so daß man während des ganzen Umzuges sich deßhalb um die Tragbahre stößt und schlägt, da die meisten der Gläubigen von Branntwein und Chicha berauscht sind.

Wenn der Zug vor der Kathedrale angelangt ist, wird heftig an das Hauptportal gepocht, die Kirche thut sich auf, und die Kreuzträger geberden sich als wollten sie eintreten. Nun stößt aber die Menge auf dem Platze Geschrei und Wehklagen aus: „Gekreuzigter, Du willst uns verlassen! O bleibe bei Deinen Kindern. Ihr Judasse von Priestern, Ihr Elenden, die Ihr ihm die Thüre der Kirche öffnet, schließt sie, daß unser Christus bei uns bleibe!" Das Portal schließt sich wieder, Freuden- und Jubelgeschrei für die Priester, die ihnen ihren Heiland zurückgaben. Abermaliges Klopfen an der Thüre, die sich zum zweitenmale öffnet, das Kreuz kömmt näher, dasselbe Toben, dasselbe Zuschließen. Erst beim drittenmal dringt er hinein und das Geschrei der Verzweiflung, welches die Menge ausstößt, macht den Platz erbeben. Die Balcone der Straßen, durch welche der Zug kömmt, sind mit Damen angefüllt, welche Blumen und Rosenblätter auf den Weg unseres Herrn de los Temblores herabstreuen.

(Schluß folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Vierter Theil.

(Schluß.)

Erste Täuschung. Sobald sich die Regierung den Verlegenheiten der Durchführung gegenübersah, begriff sie wohl oder übel, daß, da Haiti nicht das einzige Land in Amerika ist, welches Baumwolle und Kaffee verkauft, und Mehl, eingesalzenes Fleisch, Seife und Gewebe einkauft, jede Besteuerung des einen oder andern Productes, welche dem auswärtigen Handel lästig wäre, eine Entfernung der Fremden von dem Markte der Nation nach sich ziehen würde. Man mußte daher den Preis so stellen, daß die fremden Kaufleute sich nicht darüber beklagten, und es fanden in der That auch keine Einsprüche statt — ein Beweis, daß die genannten Kaufleute nichts dabei verloren, und daß dagegen aber auch die nationalen Producenten und Consumenten nichts dabei gewannen. Somit wurden die beiden Vordersätze des Monopolsystemes, — Verminderung des Preises der ausländischen Waaren und Erhöhung des Preises der nationalen Verzehrungsgegenstände, aufgegeben, ehe das System nur ins Leben trat. Ferner mußte in jedem von den elf der Einfuhr offenstehenden Häfen eine Monopolverwaltung errichtet werden. Da die Kosten, welche diese neue Behörde verursachte, aus bereits angeführten Gründen nicht auf dem auswärtigen Handel lasten konnten, von jemanden aber getragen werden mußten, so fielen sie direct oder indirect auf die inländischen Verkäufer und Käufer zurück, deren Stellung folglich drückender wurde.

Zweite Täuschung. Die Kaffeeernte war in diesem Jahre zufällig sehr gering; der Socialismus gibt keine Versicherungen gegen derartige Zufälle. Bei freier Concurrenz mußte eine Preiserhöhung den Grundeigenthümer für die geringere Production entschädigen; da aber einer der Zwecke des Gesetzes gerade der war, durch die Unveränderlichkeit des Preises die Gourde zu fixiren, und da auf der anderen Seite die Regierung, nachdem sie dem auswärtigen Handel die Vortheile der freien Concurrenz genommen, bei Gefahr, denselben zu vertreiben, ihm nicht die Lasten durch einen übertriebenen hohen Ansatz der fixirten Preise aufbürden konnte, wurde an dem Tarif nichts geändert. Das Deficit der Kaffeeernte traf daher den Landmann, was man hatte vermeiden wollen.

Dritte Täuschung. Bei der freien Concurrenz wäre es einigen Schiffscapitänen wegen ihrer älteren oder ausgebreiteteren Verbindungen gelungen, trotz der Mißernte ihre Schiffsladungen vollständig zu machen. Viele andere Schiffe hätten allerdings leer zurückfahren müssen; allein deren Capitäne oder Rheder hätten sich deßhalb nur eines Mangels an Thätigkeit anklagen können. Dagegen konnte die Regierung von dem Augenblicke an, wo sie den Verkauf von Kaffee monopolisirte, wenn sie sich nicht einen Vorwurf der Parteilichkeit zuziehen und die abgewiesenen Einführer für immer von dem Markte auf Haiti ferne halten wollte, kein einziges Schiff von der Vertheilung ausschließen. Bei diesem Vertheilen bekam ein Schiff, welches einen Werth von 50 bis 60,000 Franken eingeführt, kaum und erst nach langer Verzögerung einen Gegenwerth von 5 bis 6000 Franken. Alle waren gleich unzufrieden. Die-

jenigen Capitäne, welche bei dieser Neuerung die Wohlthat eines langgewohnten Marktes auf Haiti verloren, d. h. gerade diejenigen, welche man am wenigsten hätte vor den Kopf stoßen sollen, kehrten um und schworen, daß man sie in diesem Socialistennest nicht wieder treffen solle. Aus demselben Grunde schrieben viele fremde Depositare an ihre Häuser, man solle alle Sendungen einstellen. Die Einnahmen der Douane, welche in Folge der aufgehobenen Auswanderung wieder ein wenig zugenommen hatten, fielen bald wieder. Um diesem commerciellen Zerfalle Einhalt zu thun, ermächtigte die Regierung die fremden Schiffe, ihre Kaffeeladungen in allen offenen Häfen einzunehmen, selbst in solchen, welche bis jetzt ausschließlich der haitischen Küstenfahrt aufbehalten waren, was das Verderben der inländischen Marine herbeiführte. Die amerikanischen Fahrzeuge welche Mehl brachten, drohten gar nicht auszuladen, wenn man ihnen nicht volle Ladung gewähre; diese mußte man, da Hungersnoth drohte, befriedigen; diejenigen fremden Einführer, welche vermöge des Wesens ihrer Handelsartikel Haiti nicht durch Hunger zwingen konnten, beschränkten ihre Geschäfte immer mehr.

Bestechungen blieben nicht aus. Die ausländische Einfuhr verweigerte die Annahme der Gourdes. Schwierigkeiten aller Art häuften sich. Das schwarze Volk brachte natürlich wieder seine Drohungen gegen die Verschwörung des Capitals vor; besonders die Einzelverkäufer als Haitier wurden jeden Tag von der Bevölkerung beschimpft und mißhandelt. Die Gourde gewann bei all dem nicht, und während Herr Salomon die Krisis aufhalten wollte, beschleunigte er dieselbe nur.

Er fing damit an, daß er von der Vertheilung der monopolisirten Producte diejenigen Commissionäre ausschloß, welche sich weigerten, nach dem Kaufpreise, d. h. unter dem selbst kostenden Preise zu verkaufen, und um dieses Verbot nicht durch Betrug umgehen zu lassen, wollte er die Geschäftsleute zwingen, beim Austritte aus der Douane ihre Waaren in einem gemeinschaftlichen, dem Staate gehörigen Locale aufzustellen, ohne daß die Regierung eine Garantie in Beziehung auf Feuersgefahr, Diebstahl oder den Ausbruch eines Aufstandes übernommen hätte. Verschiedene andere Maßregeln, welche ihren Zweck ebenso verfehlten, hatten endlich den Preis der Doublone auf 262 gesteigert, während er in Zeiten der Auswanderung, der Verhaftungen und Hinrichtungen nicht über 185 gestanden hatte. Die Taxispreise waren aber nur erträglich, wenn die Dublone 110 Gourden galt. Gegenwärtig wäre Seine Majestät Faustin I wahrscheinlich genöthigt, sich mit dem Blatte einer Fächerpalme zu kleiden und bei seinem Finanzminister zu speisen, wenn dieser nicht sein Land und seinen Kaiser zu einer vernünftigen, nationalökonomischen Staatsverwaltung gebracht hätte. [1]

In dem Augenblicke, wo Soulouque den socialistischen Versuch decretiren wollte, fiel ihm bei, daß es Kammern gebe, um die Gesetze zu protocolliren, und die unlängst so redseligen Kammern hießen durch ihr stummes, einstimmiges Votum die Ansichten des Herrn Salomon gut. Soulouque hatte, wie gewöhnlich, in Person die Sitzung eröffnet; ein unwillkürlicher Schauer lief durch alle Bänke, als man in dem Gefolge des Präsidenten jenen Voltaire Castor bemerkte, welcher mit eigener Hand siebenzig geknebelte Gefangene aus Cavaillon erdolcht hatte. Seine Excellenz verkündigte dem Parlament, daß, nachdem die Verkehrten beinahe besiegt seyen, Haiti endlich auf diejenige Stufe der Größe und des Glückes gelangen werde, welche die göttliche Vorsehung ihm angewiesen. Der Chor von Vivats, welcher die Anrede des Präsidenten empfing, war weniger rauschend als gewöhnlich, aber aus einem sehr einfachen Grunde: der dritte Theil der Senatoren und ein Theil der Repräsentanten fehlte, weil sie entweder geächtet oder todt waren. Um zu beweisen, daß dieser Umstand weder einer Unzufriedenheit, noch Kälte von ihrer Seite zuzuschreiben sey, dankte die Kammer der Abgeordneten zwei Tage später (Moniteur von Haiti vom 2 December 1848) dem Präsidenten in warmen Ausdrücken dafür, daß er das Vaterland und die Constitution gerettet. Jede Seite dieser Constitution hatte den Gewehren, vor denen Deputirte und Senatoren zu Dutzenden fielen, als Propf gedient. In einer der nächstfolgenden Sitzungen machte ein Repräsentant, in Betracht, daß der Präsident von Haiti sich durch seine beständigen Bemühungen zu Aufrechthaltung der Ordnung und der Institutionen wohl um das Vaterland verdient gemacht, den Vorschlag, ihm als Dank der Nation ein in der Stadt gelegenes Haus nach seiner Wahl zu schenken, und die beiden Kammern erhoben sich schweigend in Masse zum Zeichen der Beistimmung. Drei Monate vergehen sofort unter stillschweigenden Abstimmungen; bald aber fürchtet die zufriedengestellte und gezehntete Majorität, man möchte ihr Schweigen für eine versteckte Protestation halten, und sie verbrennt von neuem einigen Weihrauch zu den Füßen des Negertyrannen. Der Sprecher im Senat sagte: „Wir haben den wohlthuenden Einfluß Ihrer weisen und gemäßigten Regierung bereits gerühmt, Präsident. Auf Ihr Geheiß sind die Leidenschaften verstummt (er hatte ihnen die Kehle abgeschnitten!), und die Herrschaft der Institutionen ist zur Wahrheit unter uns geworden .... Die Umstände waren Ihnen günstig, um ihren schönen, zu allem Guten und Edeln geneigten Charakter hervortreten zu lassen. Fahren Sie fort, Präsident, lassen Sie sich nicht aufhalten ...." Der Sprecher der Kammer der Abgeordneten rief: „Wie groß ist die Liebe der Nation für Eure Excellenz! wie sehr fühlt sie sich geehrt durch Ihre väterliche Regierung, durch die edeln Gefühle der Brüderlichkeit, der Eintracht und der Sanftmuth, welche Sie beseelen und die sie oft zur Begeisterung hingerissen!" (Moniteur von Haiti vom 6 Januar 1849).

Toussaint, Dessalines und Christoph hatten eine ebenso harte Tyrannei ausüben können, nie aber fand sie die freundliche Aufnahme, wie diese erschreckliche Memme, die vor jedem Schatten erschrack. Und es war nicht die Betäubung des ersten Augenblicks, welche jeden Willen um ihn her erstarren machte. Aus diesem von mörderischen Eingriffen in seine Unverletzlichkeit blutenden Parlamente, welches sich das Blut aus dem Gesichte wischte, um ein frömmelndes Lächeln sehen zu lassen, aus den Ueberbleibseln der Mulattenbevölkerung, aus den Gefängnissen, deren schlecht verschlossene und schlecht bewachte Mauern genug Verdächtige bargen, um daraus eine Rächerarmee zu bilden, hat sich bis zu dieser Stunde kein Laut vernehmen lassen, der nicht ein Bekenntniß knechtischer Unterwerfung gewesen wäre. Man darf sich nicht darüber beklagen; gerade weil die ultra-schwarze Faction inmitten der allgemeinen Demüthigung allein sich aufrecht hielt, mußte sie früher oder später jenen verdachtvollen Blick auf sich ziehen, welchen alles, was nicht vor ihm im Staube liegt, beleidigt. Und wir werden in der That hinter einander drei der Hauptpersonen dieser Partei den Rückstoß eines durch sie erweckten unerbittlichen Mißtrauens erfahren sehen. Diese zweite Reaction wird, obwohl deren Opfer wenig Mitleid verdienen, glücklicherweise weit weniger traurig seyn als die erste. Die eine ist einem Traume der Vertilgung entsprungen, die andere wird aus einer Flasche Rum hervorgehen. Der Rum wird uns natürlich zu dem General Similien zurückführen.

Der Handel mit dem Orient. Ein Hr. Subtil, Mitglied der französischen orientalischen Gesellschaft, hat mehrere Broschüren herausgegeben, um die Aufmerksamkeit des Handelsstandes auf die großen Hülfsquellen zu lenken, welche der Markt in der Levante bieten kann. Er berechnet nach officiellen Angaben den Aus- und Einfuhrhandel der Länder an der Nordküste Afrika's, Syrien, Kleinasien, europäischen Türkei und Griechenland auf 546⅔ Mill. Fr., welche mit Hinzurechnung des Handels einiger kleineren Häfen wohl auf 630 Mill. steigen dürften. Diese Berechnung gilt vom J. 1846, wo die Angaben vollständig vorliegen; die folgenden Jahre sollen ziemlich regelmäßig eine Vermehrung von 10 bis 15 Mill. Fr. ausweisen. Um den Handel in größerem Maaße auszubeuten, haben sich die vereinzelten Comptoire zu einer allgemeinen Compagnie der levantinischen Comptoire vereinigt. (Revue de l'Orient. Februar.)

[1] Das Monopol wurde zu Anfang des Jahres 1830 abgeschafft, und alsbald zeigten sich die materiellen Vortheile.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 116. 15 Mai 1851.

Die „kurske Konningk" (kurischen Könige).

Zu dem Artikel: Etwas über den litthauischen Stamm. Nr. 108.

Bei Gelegenheit der Erwähnung der Kors oder Kuronen wird in dem oben angeführten Artikel der Streitfrage erwähnt, ob noch Reste der Kuronen existiren, oder ob der gesammte Stamm von mächtigern Stämmen absorbirt wurde, speciell ob die kurischen Könige ihm angehören? Indem wir die erstern Fragen zunächst unberührt lassen, wollen wir nur die letzte ins Auge fassen.

Die „Kurske Konningk" heißen die Bewohner eines gewissen Landstriches im goldingenschen Kreise, welcher sieben sogenannte Dörfer (d. h. zerstreute Bauernhöfe „Gesinde") umfaßt: Kohninu-Zeems (Königsdorf), Plikku-Zeems (Plickendorf), Dragguhn, Kallein-Zeems (Kalleien), Sermein-Zeems (Semeln), Sausgallen und Weesalgu-Zeems (Weesalgen). Diese sieben Dörfer sind das freie Besitzthum von etwa 25 bis 30 Bauernfamilien, welche sämmtlich unter einander verwandt sind. Unter ihnen selbst besteht die Sage, daß sie sämmtlich aus einer Familie stammen, und dieß ist mit der keineswegs so dunkeln Entstehungsgeschichte ihrer politischen und socialen Sonderstellung ganz wohl vereinbar.[1] Der von Possart erwähnte Brief des Pastors Heinsius kennt nur den Freibrief Walthers von Plettenberg, worin allerdings Andreas Pennek (oder Pannyken) zuerst als „Curske Konningk" bezeichnet wird. Dieser Brief ist aber vier Jahre jünger, als die erste Schenkungsurkunde, welche von Heinrich von Galen, Komthur zu Goldingen, ausgestellt war, und ist nur deren Bestätigung und Erweiterung. Heinrich von Galen schenkte dem Pannyke ein Stück Landes gerade in der Gegend, wo bekanntlich die Kämpfe zwischen den Rittern und Ureinwohnern am längsten gewährt hatten, und es mag wohl seyn, daß Pannykens Vorfahren eine Art erblicher Heerführer oder Häuptlinge eines Stammes der Ureinwohner waren: indessen Letten gewiß, so gut wie Koupe, der die Burg Terweeten (wahrscheinlich das heutige Hoff-zum-Berge im Kirchspiel Gränzhof) so lang vertheidigte und von der illüstern Familie der Lieven als Stammvater betrachtet wird. Daß im Goldingenschen und namentlich längs der Windau diese Kämpfe sich am längsten hinzogen, erklärt das Terrain und bestätigt der Umstand, daß sich fast ausschließlich in diesem und dem geographisch genau damit zusammenhängenden Hasenpothschen Kreise Ruinen alter fester Orte vorfinden. Hier also waren die gestrengen Schwertritter wohl auch ausnahmsweise einmal dankbar gegen einen Verbündeten aus dem Geschlecht der Ureinwohner. Die Furcht und Unsicherheit machte sie erkenntlich. Sehr wahrscheinlich waren Pannykens Voreltern schon Freisassen, und nur weil er (wie später Walthers von Plettenberg Freibrief ausdrücklich bemerkt: umme synes trewen Denstes willen, den he uns unnd unsem orde Im latesten vorgangen orlege unnd veyden In Ruslandth gedaen heft) auch im russischen Kriege des Ordens sich treu erwies, wurde ihm noch ein Stück Landes mit allerlei Gerechtsamen zugetheilt. Der Galensche Brief sagt nämlich: „Wi Broder Hinrich van Galen Kummprthur tho Goldinge dutsches ordens Bekennen unde bethugen openbor doth wi andres pannyken unde sinen rechten Erven eyn stücke Landes in dem Gebede tho Goldinge unschedelik gehont (eingehändigt) unde gegeven hebben ꝛc. Plettenbergs Freibrief besagt dann: „Dat Wi mit Rade mede weten und vulborth unser Ersamen medegebetigern Andres pennek..... ohme (ihm) und sinen rechten waren erven gegonen und vorleent hebben eenen haken Landes ꝛc. Er enthält also nur die Gutheißung der Schenkung und die Verlehnung des neuen Stückes Land. Zugleich zeigt die Angabe „ein Haken Landes" ein viel kleineres Stück Land an, als die Kurske Konningk innehaben, während für eine spätere Erweiterung ihres Territoriums weder die Wahrscheinlichkeit, noch irgend eine Urkunde spricht.

Was die eigene Tracht der Kurske Konningk anbelangt, so ist diese auch ein Irrthum. Sie tragen, Männer wie Frauen, die alte lettische schöne Tracht, die freilich den übrigen Letten durch ihre jammervollen Lebensverhältnisse fast durchaus verloren gegangen ist. Doch finden sich gerade im Goldingenschen an den Feierkleidern der Frauen Aehnlichkeiten mit der Frauenkleidung der Kurske Konningk. Ja die sehr sparsam gewordene Wenteneeken oder Tahmeneeken (längs des rechten Windau-Ufers von Goldingen thalabwärts in den Wäldern verstreut), unterscheiden sich nur durch schlechtere Stoffe und hellere Farben von den Kurske Konningk. Gerade diese Wenteneeken hält man jedoch für die reinsten, am wenigsten durch Litthauer, Polen, Schweden und Russen entarteten Letten, da sie den reinsten lettischen Dialekt sprechen (so weit sich dieser beurtheilen läßt) und Gebräuche wie Sitten, auch ein sehr heidnisches Christenthum, am längsten bewahrt haben.[1]

---

[1] Es stimmt auch mit den lettischen Sitten überein, die einen sehr umfassenden Verwandtschaftskreis anerkennen. Die sonst arme lettische Sprache hat Worte für Verwandtschaftsgrade, die wir durchaus nicht mehr bezeichnen.

[1] In dieser Gegend scheint auch der Sitz der Krivaiten gewesen zu seyn, durch welche der unsichtbare Oberpriester des Perkohns Lettland theokratisch regierte. Von dem Eichenwald stehen noch Reste zwischen vielen Birken, und die heilige Eiche wurde erst im Anfang dieses Jahrhunderts vernichtet.

Was schließlich die „schlechte kurische" Sprache der Kurs Kanningk anbelangt, so ists wahr, daß sie nicht schön lettisch reden, wenn ein „Herr" sie anredet. Aber desto eifriger bemühen sie sich deutsch zu radebrechen, was überhaupt unter den Letten für ein Zeichen besonders feiner Bildung und persönlicher Vornehmheit gilt. Die deutschen „Herrn" handhaben das Deutsch, als wenn es eben ein Adelsprivilegium wäre und radebrechen das entsetzlichste Lettisch, wenn sie mit ihren „Menschen" reden, obgleich und wenn und weil jene deutsch verstehen. Es käme ihnen vielleicht wie eine Familiarität vor, wenn der Lette glauben möchte, die Herrensprache sey auch zum Gespräch zwischen ihm und dem Herrn vorhanden. Ists nun ein Wunder, daß alte Freisassen mit eigenem Wappen, lettische Barone, „Kanningke" genannt und sich nennend, wohlhabend und unabhängig, die Sklavensprache ebenfalls nicht cultivirten, sondern mit deutschen Worten und Anklängen verquickten? Aber lettisch sprechen sie alle, sind allen umwohnenden Stammesbrüdern weit verständlicher als z. B. der Schwabe dem Friesen oder umgekehrt.

Waren wirklich die Kors oder Kuronen ein von den Letten verschiedenes Volk, so sind ihre Reste nicht unwahrscheinlich die heut sogenannten und bis auf vielleicht 100 Familien zusammengeschmolzenen Liven auf der äußersten Nordspitze von Kurland (Herrschaft Dondangen mit dem Cap Domesnäs). Diese sprechen eine ringsum unverstandene Sprache untereinander, welche dem Finnischen nicht unähnlich klingt, jedenfalls viel ähnlicher als dem Lettischen. Im Verkehr mit den Letten sprechen sie lettisch, doch mit einer ungelenken Betonung der diesem eigenthümlichen Auseinanderhaltung aller Doppelvocale. Der Schnitt ihrer Kleidung ist vollkommen lettisch, doch dunkel, während das „Wadmal" des Letten immer grau, des Tahmeneeken fast weiß ist. Anstatt der Sandalen („Pasteln") oder Schuhe tragen sie Wasserstiefeln, sind aber freilich auch durchgängig Fischer und Küstenschiffer. Der Gang der Eroberung Lettlands durch die Ritter spricht auch ganz dafür, daß die Reste der Kuren hier oben, wo ringsum hinter ihnen das Meer, zusammengedrängt worden seyn könnten. Denn der Eroberungszug beschrieb einen südwärts gewendeten Bogen, der von Riga ausging, an der Düna hinab und an der Windau wieder herauf. Hier oben auf der Nordspitze Kurlands sind aber noch heute einzelne Stellen wirklichen Urwaldes vorhanden, und ein breites Sumpfterrain, oberhalb der Windaumündung, streicht noch heute ziemlich ununterbrochen quer durch die Landspitze gegen das Nordende des Angern'schen Sees

A. B.

Wanderungen in den Republiken von Südamerika.

4. Ober-Peru.

(Schluß.)

Indeß holten mich die politischen Wirren, welchen ich in Cusco zu entgehen glaubte, bald ein. Eines Morgens gerieth die friedsame Bevölkerung in Aufregung; der General Gamarra, Großmarschall von Peru, Expräsident der Republik und jetzt Oberhaupt der militärischen Partei, hielt seinen Einzug, begleitet von der Generalin Doña Panchita Gamarra. Der Expräsident erschien mir als ein abgelebter Mann, aber Doña Panchita war voll Feuer und Muth, sie sprach von dem Aufstand in Lima nur mit zusammengekniffenen Lippen und rühmte sich den Limanerinnen bald ein Ballfest geben zu wollen, an das sie lange Zeit gedenken würden; freilich war man in jener Stadt nicht sehr glimpflich mit ihr verfahren, seit ihr Gemahl nicht mehr zu fürchten war, und die leichtfertigsten Beinamen waren bis an ihr Ohr gedrungen, bevor sie die Hauptstadt verließ, um sich zur Armee in der Sierra zu begeben. Bald strömte die ganze Stadt zu Gamarra, es war eine wahre Aufwartung in schwarzen Fräcken. Der General drang auf die Aushebung neuer Truppen, und halb freiwillig, halb mit Gewalt erhielt er Geldbeiträge von den Behörden und den großen Gutsbesitzern und Bewohnern des Departements Cusco. Die Schnelligkeit, mit der die Indianer zu Soldaten werden, ist auffallend. In ihrer indianischen Kleidung die Muskete wie eine Schäferschippe tragend, auf den Exercierplatz gelangt, konnten sie sechs Wochen später allen verschiedenen Commandos nachkommen, wußten ihre Flinte geschickt zu laden und marschieren ganz gut. Freilich werden bei jeder Ungeschicklichkeit die Schläge nicht gespart, welche die Instructoren mit ledernen Riemen austheilen. Einige Tage nach der Ankunft Gamarra's wurde ich durch Zusammenläuten aller Glocken geweckt, „Sieg für Gamarra! Arequipa ist unser!"

Wie? Arequipa, die hübsche Stadt mit ihren niedlichen Damen, welche den Lundu tanzen, und mit ihren Caballeros, die Cigaretten rauchen und Guitarre spielen, Arequipa sollte in die Gewalt dieser häßlichen Serranos, dieser mürrischen rauhen Leute die so viel trinken, aber sich gut schlagen, gefallen seyn! Es war nur allzu wahr. Das Armeecorps, welches zu Vilque stand, hatte sich nach der Umgegend von Arequipa gezogen. Der General Nieta, welcher seit der feindseligen Erklärung Gamarra's sich des Oberbefehls von Arequipa bemächtigt hatte, sammelte seinerseits alles, was er von waffenfähiger Mannschaft vorfinden konnte; aber die Wege nach der Sierra waren ihm versperrt, er konnte nur Leute von der Küste anwerben, welche minder abgehärtet und muthig sind, als die Serranos. Die Jugend von Arequipa bildete ein Elitencorps, welches das heilige Bataillon genannt wurde, und man zog ganz muthig aus den nicht befestigten Mauern der Stadt dem Obersten Saint R... und seiner Armee entgegen. Es gab zuerst ein kleines Gefecht, dann in einigen Tagen eine wahre Schlacht, in deren Folge die Truppen in Arequipa eindrangen. Von dem hübschen Obersten hatte man keine Kunde, man glaubte ihn todt, und dennoch hatte man seine Leiche nicht auf dem Schlacht gefunden. Auf die Siegesnachricht weihte Gamarra dem Andenken des jungen Kriegers Thränen und warme Lobsprüche.[1]

Ich befand mich bei der Dame Gamarra und plauderte mit ihr, als der Galopp eines Pferdes vom Hofe heraufscholl. Die Dame erhob sich und eilte nach der Thüre; ein Courier trat ein: „Welche Nachrichten, Sanchez?" — „Wir sind Gammaristas", antwortete dieser, „und Arequipa ist es auch." — Sie rief ein gellendes Jesus! und warf sich dem Officier um den Hals, der mit Schmutz und Staub bedeckt war. Die Depeschen, welche er überbrachte, wurden eröffnet, rasch durchlaufen und dann laut vorgelesen. Die Präsidentin erzählte den Damen, welche ihr ehrerbietigst aufwarteten, daß die Lanzenreiter des Saint R... vorerst über den Widerstand sehr überrascht gewesen seyen, auf welchen ihre Waffen trafen, wenn sie ihren Feinden vom heiligen Bataillon auf die Brust stießen, daß sie aber bald gewahr worden seyen, daß diese Herren Brustharnische unter der Uniform trugen, worauf sie ihre Lanzenspitzen auf Hals und Unterleib richteten. Doña Gamarra und die Damen von Cusco lachten sehr über dieses Auskunftsmittel der Lanciers. In dieser Frau

[1] Der Oberst Saint R... wurde wieder aufgefunden. Es scheint, daß der Sieg einen Augenblick zweifelhaft war, und er deßhalb sich auf 40 Stunden von Arequipa entfernt hatte. Ein getreuer Adjutant fand endlich seinen Chef auf, und meldete ihm, daß er gesiegt habe.

fand sich Stoff zu zwei Generalen, aber es mußte eine furchtbare Gefährtin für einen ehrlichen Gatten seyn. Doña Panchita war damals 30 bis 35 Jahre alt, aber ihre Gluthaugen schienen viel jünger.

Als Gamarra endlich abgezogen war, nahm Cusco sein gewohntes Aussehen wieder an, und ich konnte meine archäologischen Wanderungen fortsetzen. Die Stadt wird von der alten Citadelle der Incas beherrscht, welche gewöhnlich Rodadero oder Rutschbahn genannt wird. Diesen Namen verdankt sie einer großen geneigten Steinplatte, die in der Mitte etwas ausgehöhlt ist, und über welche die Kinder hinabgleiten. Dieß soll auch eine Hauptbelustigung der Incas gewesen seyn. Der Rodadero ist so steil, daß ein Stein, der von da geschleudert würde, auf den großen Platz mitten in der Stadt niederfallen müßte. Man ersteigt ihn durch eine lange Vorstadt, deren Straßen wahre Treppen sind. Dieses Denkmal, eines der merkwürdigsten der Macht der indianischen Race, besteht aus drei Umfassungsmauern, welche in vorspringenden und zurückweichenden Winkeln eine große Bergkuppe umziehen, die über der Stadt sich erhebt. Diese Mauern bestehen aus ungeheuren Steinblöcken, welche mit derselben Sorgfalt behauen sind, wie das Gemäuer an den Tempeln und Palästen der Incas. Am merkwürdigsten ist, daß diese Steine nicht regelmäßig behauen sind, sondern manche in seltsamer Gestalt, meist sternförmig, in welche sich dann die nebenliegenden einfügen, um so dem Bau mehr Festigkeit zu geben. Diese Constructionen erinnern vollkommen an die cyklopischen. Wenn man diese Festung besichtigt, deren drei Umfassungsmauern 10,000 Mann Raum gewähren, wenn der Blick sich auf die Stadt Cusco niedersenkt, welche auf ein Drittheil ihres frühern Umfangs herabgesunken ist, und noch 45,000 Einwohner enthält, wenn man bedenkt, daß gegen Norden dieser Stadt das Reich der Incas sich bis zu dem Königreich Quito, dieses mit eingeschlossen, und gegen Süden bis an die Gränzen von Chili ausdehnte, so fragt man sich unwillkürlich, durch welches Wunder 168 Soldaten, ihren Anführer, Franz Pizarro, mit eingerechnet, diese Stadt und das große Reich sich unterwerfen konnten. Die spanischen Chroniken erwiedern, daß Gott diese acht Millionen Ungläubigen zum katholischen Glauben bekehren wollte, und in der That läßt sich die Verblendung und Feigherzigkeit, welche sich der letzten Abkömmlinge dieses Incastammes, der vordem so fest, so weise und kunstfertig gewesen, nicht anders erklären.

Zwei Hügel überragen den Rodadero, was seinen Vertheidigern stets hinderlich gewesen seyn muß. Zum Beweis, daß zur Zeit der Eroberung keinerlei Befestigung zum Schutze der Zugänge derselben vorhanden war, diene, daß Juan Pizarro, welcher sich bei einem Aufstand der Indianer in den Rodadero geflüchtet hatte, durch einen Steinwurf getödtet wurde, der von einem der Hügel, der kaum 20 Schritte von dem Hauptgebäude der Veste liegt, mit einer Schleuder herabgeworfen wurde.

Man findet an den meisten Gebäuden von Cusco dieselbe Art, die Steine in einander zu fügen. Die Siegesstraße (calle del Triunfo) ist auf einer Seite von den Umfassungsmauern des Palastes der Acllas, Sonnenjungfrauen, begränzt. Jeder Stein daran ist gleichsam in Facetten, wie ein Diamant geschnitten. Dieser Palast, oder vielmehr dieses Kloster, wurde heilig gehalten, und jeder profane Eindringling mit dem Tode bestraft. Nur der Inca und die Seinen, als Söhne der Sonne, hatten das Recht ihn zu betreten.

Während ich zu Cusco meine Zeit damit hinbrachte, sowohl Besuche bei den Einwohnern zu machen, als auch in den Straßen der alten Stadt umherzuwandern, nahte sich die Regenzeit ihrem Ende; die Wege begannen wieder gangbar zu werden, und ich mußte meine Reise nach Lima, der Stadt der Könige, fortsetzen, und der Sonnenstadt Lebewohl sagen. Als die Stunde der Abreise gekommen war, gaben mir mehrere Einwohner, mit denen ich während meines Aufenthalts näher bekannt geworden war, das Geleite bis auf eine halbe Meile von der Stadt. Hier veranstalteten sie die Despedida, ein Frühstück, während welchem einige Harfen- und Guitarrenspieler aus allen Kräften auf ihren Instrumenten klimperten, und die landesüblichen Yaravis und Tristes hören ließen. So lange die Musik fortdauerte, lachten und plauderten wir, aber als die letzten Töne verschollen, erlosch die erzwungene Lustigkeit, die uns alle belebte. Das Haupt der Familie, in welcher ich Gastfreundschaft genossen hatte, reichte mir die Hand, seine Frau umarmte mich weinend, die übrigen wünschten mir glückliche Reise. Einige Momente später ritt ich gegen das Gebirge, das mich von Nieder-Peru trennte.

Wanderungen in Aegypten. [1]

2. Das Städtchen Atfeh. — Der Canal Mahmudieh. — Die Stadt Fue, ihre Fruchtgärten, Fabriken, Begräbnißplatz und Schule. — Aegyptische Weiber. — Die Städtchen Sendiun und Deirut. — Rückkehr nach Atfeh und Reise nach Raschid (Rosette).

Am 21 Januar brachen wir früh Morgens auf, um das Städtchen und die Schleußen des Canals zu sehen. Die letztern sind doppelt, und wurden im J. 1843 von meinem Reisegefährten, Hrn. d'Arnaud, gebaut; sie kosteten dem Schatz etwa 180,000 Thlr. Anderthalb tausend Mann Soldaten arbeiteten daran 130 Tage lang, und ihre Eröffnung zeigte sich für den Handel sehr nützlich. Früher warf man quer über die Mündung des Canals jährlich einen mit Pfählen befestigten Erddamm auf, den man einriß, wenn der Nil die angemessene Höhe erreicht hatte; darum mußten Waaren, die auf dem Strom nach Alexandrien gingen, an dem Damm aus den Nilbarken in andere Schiffe umgeladen werden und umgekehrt, was immer mit bedeutenden Kosten und Zeitverlust verbunden war. Durch die Schleußen sind diese Unbequemlichkeiten beseitigt; da aber der Grund im Bette des Canals, zur Zeit des niedrigen Wasserstandes im Nil, höher als das Wasser im letztern steht, so ergießt der Mahmudieh-Canal in den ersten Frühlingsmonaten sein Wasser in den Nil, statt es von ihm zu empfangen, und dann werden die Schleußen auf eine Zeitlang geschlossen. Im laufenden Jahre leiteten die Arbeiten am großen Nildamm vor der Deltaspitze das Wasser aus dem Raschidcanal in den freiern Damiatcanal; der erstere wurde frühzeitig seicht, und dieß war die Veranlassung der auch uns treffenden frühzeitigen Schließung der Schleußen.

Der Mahmudiehcanal, ohne den Alexandrien gar nicht bestehen könnte, weil er es mit süßem Wasser versieht, wurde schon im hohen Alterthum ausgegraben, und hatte damals eine etwas andere Richtung als jetzt. Die Geschichtschreiber haben indeß keine bestimmten Nachrichten über die Zeit seiner Ausgrabung; unter den arabischen Schriftstellern spricht nur Makrizi von Arbeiten, die durch Chalifen und andere Herrscher Aegyptens unternommen wurden, um stets die Schifffahrt im Canal zu unterhalten; Abulfeda, der diesen Canal in der Mitte des 14ten Jahrhunderts sah, hinterließ eine Beschreibung seiner Pracht. Im Jahre 1550 fand ihn Belon noch in ziemlich gutem Zustande, seit der Zeit aber wurde er vernachlässigt, sein Bett mehr und mehr verschlammt, so daß im Anfang des jetzigen Jahrhunderts, zur Zeit der französischen Expedition, die kleinsten Barken nur 20 oder 25 Tage des Jahrs auf demselben nach Alexandria gelangen konnten, und er eigentlich nur noch dazu diente, um Alexandrien mit Nilwasser zu versorgen, womit man um diese Zeit die öffentlichen und Privatcisternen für das ganze Jahr

[1] S. Nr. 9 ff.

anfüllte. Da Mehemed Ali den Handel des Landes mit Europa entwickeln wollte, so überzeugte er sich von der Nothwendigkeit eine regelmäßige Schifffahrt auf dem Canal wiederherzustellen. Er verlegte die Mündung oder eigentlich gesagt, den Ausgangspunkt desselben von dem Dorfe Rachmanieh, wo er zu den Zeiten der Franzosen gewesen war, nach dem Städtchen Atfeh, das etwas weiter gegen Norden liegt, und erweiterte und vertiefte das Bett bedeutend. Die Arbeiten, welche leider einem ungeschickten einheimischen Ingenieur übertragen wurden, der die Oertlichkeit nicht zu benützen verstand, wurden im J. 1819 begonnen, und in wenig mehr als 10 Monaten beendigt. Die Länge des jetzigen Canals, der zu Ehren des verstorbenen Sultan Mahmud den Namen Mahmudieh erhielt, beträgt etwa 12 deutsche Meilen, obwohl die gerade Entfernung von Atfeh nach Alexandrien nur etwa 10 beträgt; die Breite des Canals beträgt fast allenthalben nicht weniger als 90 Fuß, die Tiefe 6 Fuß bei vollem, und nur 2 Fuß bei niedrigem Wasserstand. Daran arbeiteten 313,000 Fellahs, von denen 12,000 aus Erschöpfung und wegen schlechter, ungenügender Nahrung gestorben seyn sollen; ihre Knochen liegen unter den hohen Erdaufwürfen am Canal. Der Schatz setzte die Bezahlung für die Arbeiter fest zu 400 Piaster für jede Kassabe (ein Längenmaaß von etwa $3^{85}/_{100}$ Metres), zahlte sie aber nicht in Geld aus, sondern rechnete sie, nach Vollendung der Arbeit, welche sich auf eine Summe von 8,795,200 Piaster belief, von den Steuern derjenigen Provinzen Unterägyptens ab, zu denen die arbeitenden Fellahs gehörten, so daß die letztern eigentlich gar keine Bezahlung erhielten. Alle Ausgaben für den Canal, mit Einschluß des Ankaufs der Materialien, des Soldes der Beamten, der officiellen Geschenke an die Scheich-el-Beled u. s. w., machten eine Summe von 35,000 Beuteln aus.

Durch seine Lage am Beginn des Canals ist Atfeh, wo jetzt mindestens 6000 Menschen wohnen, ein Ort von ziemlich bedeutender Handelsthätigkeit geworden; die Gebäude daselbst wurden auf beiden Seiten des Canals errichtet, und es finden sich darunter einige ganz hübsche Häuschen, die von Europäern, den Commissionären alexandrinischer Häuser, bewohnt sind, so wie einige Garküchen und Kaffeehäuser von Maltesern, große Staatsmagazine (Schune) zur Niederlegung der Producte, welche dem Pascha gehören u. s. w. Die Hütten der Fellahs sind im Amphitheater am Abhang der hohen Erdaufwürfe erbaut, die am Ufer des Canals seit dem ersten Aufgraben liegen, und durch die spätern Ausräumungen noch erhöht wurden. Diese Hütten sind sehr schlecht, unreinlich und eng, und die Zwischenräume zwischen denselben so schmal, daß wir oft aus Mangel an einem bequemen Wege über die flachen Dächer hinabsteigen mußten, wobei uns Heerden hagerer, hungriger Hunde, deren es hier mehr als irgend wo in Aegypten gibt, mit furchtbarem Bellen verfolgten. Die in diesen Hütten lebende Bevölkerung ist augenscheinlich kränklich, ausgemergelt, zerlumpt und überhaupt sehr unglücklich. Südwärts vom Canal breiten sich weite Ebenen aus, welche das Tschiftlik (Privatgut) Mehemed Ali's, Senabadi, bilden, das ein Engländer, Namens Teeben, in Pacht hat.

Zu der Zeit, wo wir an den Schleußen hielten, öffneten sie sich plötzlich, um zwei große, mit Getreide beladene Barken, welche Said Pascha gehörten, vom Nil her durch zu lassen. Die Verwandten und höheren Beamten des Vicekönigs, denen jetzt der größte Theil der Dörfer Aegyptens gehört, treiben Handel, und benutzen ihren Einfluß, um für ihre nach Alexandrien gesendeten Producte Vortheile zu erlangen, welche den übrigen Kaufleuten nicht zu Gebote stehen. Als ich einigemal auf dem obern breiten Rand der dicken Schleußenthore von einem Ufer des Canals zum andern ging, bemerkte ich nicht ohne Erstaunen, daß die hier mit Stöcken in den Händen stehenden Soldaten die Fellahs diesen Weg nicht gehen ließen; diese mußten in einem von dem Pächter unterhaltenen Nachen über den Mahmudieh Canal setzen.

Zu Atfeh hatten wir nichts zu thun, wir mietheten deßhalb um zwei Uhr Nachmittags eine Schaluppe und fuhren nach Fue hinüber, einer fast Atfeh gegenüber auf dem rechten Nilufer erbauten Stadt in der Provinz Garbie, welche die ganze Grundlinie des Deltas einnimmt; die Ländereien auf dem linken Ufer des Raschidarms gehören zur Provinz Behere.[1] Fue gegenüber liegt eine kleine, mit Apfelsinen und Limonadenbäumen bedeckte Insel, die sich wie ein mit Buschwerk und Früchten gefüllter Korb aus den Wellen erhebt. Fue ist eine sehr alte Stadt und trieb vor anderthalb Jahrhunderten einen ziemlich bedeutenden Handel; damals kamen große Schiffe vom Meere her bis an die Stadt, welche als Niederlagsort für die aus Aegypten ausgeführten Waaren diente. Die Gelehrten vermuthen, Fue sey das alte Meletis; die Kopten nannten es Messil, und die ältern Aegyptier Melef oder Meletsch. Im 16ten Jahrhundert, als der Alexandrien mit dem Nil verbindende Canal noch schiffbar war, galt Fue nach Cairo für die zweitwichtigste Stadt des Landes, jetzt ist sie vollständig in Verfall, obgleich sie nach den officiellen Berichten noch 12,280 Einwohner zählt, wahrscheinlich eine übertriebene Angabe. Die Bazare sind verödet, der Handel verschwunden, die Häuser stürzen ein. Die letztern sind aus einem vortrefflichen rothen Backstein aufgeführt, der so fest an einander gefügt ist, daß man das die Backsteine verbindende Cement kaum bemerkt; die Thore der Häuser sind mit Schnitzwerk und langen schönen kufischen Inschriften auf dem Holze geziert; aber die obern Stockwerke fast aller Häuser sind eingefallen, und die verarmte, nur mit Hemden bedeckte Bevölkerung lebt in den untern Stockwerken, die gewöhnlich feucht und überhaupt in diesem nördlichen Theile Aegyptens der Gesundheit nachtheilig sind. Wir gingen durch den Bazar der Goldarbeiter, der sich in einem großen gewölbten Backsteingebäude befindet, und durch dicke Thore geschützt ist; alle Buden darin sind jetzt bis auf eine einzige leer; aber auch in dieser einzigen schmelz man nicht Gold und Silber, sondern ein bescheidener Schmied schmiedete einsam eiserne Nägel und besserte alte Hufeisen aus. Die andern weitläufigen Bazars sind gleichfalls verödet; auf den Straßen stießen uns nur Bettler auf, oder Greise, Blinde und kleine Kinder. Alle zur Arbeit tauglichen Leute sind zusammengetrieben in die hier bestehenden zwei Staatsfabriken, oder aus der Stadt geflüchtet, um nicht wider Willen in diese Anstalten treten zu müssen, wo der Arbeit viel und die Bezahlung gering ist. So erzeugt, was in andern Ländern zur Vermehrung des Wohlstands und Reichthums der Bevölkerung dient, das Vorhandenseyn großer Fabriken, hier unter türkischem Regiment vergrößerte Armuth und Elend. Kleine, an den Anblick von Europäern nicht gewöhnte Knaben verfolgten uns mit Scheltworten und dem Geschrei: „**Nusrani, kelb, awani!**" (Christ, Hund, bell mich an!)[2] Die Moscheen, welche sich durch eine schöne Architektur und hohe schlanke Minarets auszeichnen, nehmen an dem allgemeinen Verfall der Stadt Theil. Bei einer derselben (Dschami Sultan Abu Radscha) die am Südende der Stadt hart am Nil erbaut ist, bemerkte ich auf der zweiten Stufe einer steinernen von der Moschee nach dem Fluß führenden Treppe eine $3^1/_2$ Fuß lange mit zum Theil verlöschten Hieroglyphen bedeckte Fliese. Unter den Hieroglyphen waren zwei Königsrahmen, die ich abzeichnete. Der Wächter der Moschee konnte mir nicht sagen, woher dieser Stein genommen sey, versicherte aber, daß in der Nähe keine anderen „beschriebenen Steine" (**hadschar mektub**) sich finden, mit Ausnahme eines einzigen, der in der äußern Mauer der Moschee eingefügt sey; die Inschrift darauf war aber, wie sich zeigte, eine kufische.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Unterägypten theilt sich in folgende 7 Provinzen: 1) Dschizeh, welche Cairo gegenüber beginnt und am linken Ufer des Raschidarms bis nach Dschezair hinabläuft; 2) Galiubie auf dem rechten Ufer des Damiatarms, und am Dorfe Bench el Assal endend; 3) Scharkie, welches sich gegen Norden von Galiubie bis zum See Menzaleh erstreckt; 4) Dakalie oder Mansurah gegen Westen von Scharkie; 5) Behere auf der linken Seite des Raschidarms von Dschezair angefangen; 6) Menufieh zwischen den beiden Nilarmen an der Spitze des Delta's, und endlich 7) Garbieh, die den größten Theil des Delta's umfaßt, dessen Grundlinie sie bildet. Die Städte Alexandria, Raschid, Damiat und die ihnen benachbarten Dörfer haben eine abgesonderte Verwaltung.

[2] Zu diesem Compliment setzte die Jugend auch noch hinzu: „**challapd el lodschma min dschadami**" (nimm mir vorher noch das Brod!) Das Wort „Nusrani," in der Mehrzahl „Nassara," bedeutet zwar im allgemeinen einen Christen, das Volk aber bezeichnet damit vorzugsweise die einheimischen Christen, die Rajahs, jeder, der einen runden Hut trägt, ist ein „Afrangi" (Franke, Europäer,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 117. 16 Mai 1851.

Zeitbetrachtungen.

Man hat vielfach auf dem Continente die Whigs als die Anhänger freier Institutionen, die Tories als die Verbündeten der Reactionspartei angesehen. Wir haben nicht mehr nöthig, das Schiefe und vielfach Falsche dieser Ansicht mit dem Satz zu widerlegen, daß England, ohne continentale „Tendenzpolitik," denjenigen Weg einschlägt, welchen es seinen Interessen am gemäßesten findet. Gegen Napoleon und die französische Gewaltherrschaft in Europa, die, wer Lust hat, allenfalls noch als die Repräsentanten der neuen Ideen betrachten mag, weil — die heilige Allianz auf sie folgte, ist allerdings die englische Aristokratie im Bunde mit der restaurationssüchtigen Aristokratie des Continents aufgetreten, allein sie hat den Vertrag der heiligen Allianz nicht unterzeichnet, und ist bald genug gegen eine Verbindung aufgetreten, welche die Keime einer neuen möglicher Weise gegen Englands Interesse zu richtenden Continentalpolitik in sich trug. Es ist völlig unrichtig, wenn ein englisches Blatt (Blackwoods Magazine) bei Gelegenheit der Parlamentsdebatten über Lord Stanley's Motion hinsichtlich Lord Palmerstons Verfahren gegen Griechenland die neue „revolutionäre" Politik Englands als eine whiggische und als eine Folge der Reform des Unterhauses bezeichnet: Canning und der Herzog von Wellington selbst hatten sich schon ganz bestimmt von der Politik der heiligen Allianz mehr als bloß losgesagt, sie waren ihr gegenübergetreten. England kann sehr vieles auf dem Continent mit Gleichgültigkeit betrachten, nur Eins niemals: das Uebergewicht Einer Macht oder Eines Systems auf demselben; dagegen wird es immer auftreten, wie die Macht oder das System auch heißen möge. Diejenige Macht, welche England seit 25 Jahren am meisten Sorge gemacht durch ihr Vordringen gegen die Türkei, wie gegen Persien und Centralasien, Rußland, hat durch die Ereignisse des Jahres 1848 neuen und erhöhten Einfluß gewonnen, ja es ist in manchen Beziehungen der Schiedsrichter über Mitteleuropa geworden, während Frankreich, im Jahre 1847 wie im Jahre 1829 mit Rußland verbunden, sich immer nur so lange an England hält, als es eine auf die Grundsätze der Legitimität basirte Invasion zu befürchten hat; so wie seine Regierung sich fest im Sattel fühlt, fällt sie von dem englischen Bündniß ab, um sich Rußland zuzuwenden.

Ist es unter diesen Umständen zu verwundern, wenn England eine Bahn einschlägt, die man im Gegensatz gegen Rußlands „conservative" Politik eine „revolutionäre" nennt? Diese Bahn ist im vorigen Jahr bei Gelegenheit der Parlamentsdebatte ein System der Propaganda und des Angriffs genannt worden. Der Verfasser des oben bezeichneten Artikels im Blackwoods Magazin weist als praktischer Engländer die Rechtsfrage geradezu von sich, und erklärt: „wir rathen unserer Regierung nicht, ihr System der Propaganda und des Angriffs aufzugeben, sondern im Gegentheil, wenn sie solches für recht und vortheilhaft hält, es kräftig in Ausübung zu bringen. Das muß geschehen, wenn das System den Bestand unserer Monarchie stärkt, wenn es unsern Einfluß im Auslande vermehrt, wenn es unserer Industrie neue Märkte eröffnet. In diesem Falle aber sagen wir ihnen: Haltet Euch bereit den natürlichen, unvermeidlichen Folgen einer solchen Politik zu begegnen. Erwartet, daß die despotischen Regierungen eben so rasch, energisch und rücksichtslos gegen die revolutionären Mächte verfahren, wie diese gegen sie. Und wenn die Stunde der Gefahr kömmt, so setzt die nationale Unabhängigkeit nicht der Gefahr aus, sondern haltet Euch zum voraus darauf gefaßt, daß diejenigen, deren Existenz Ihr gefährdet, gleichfalls nothwendig alle Mittel hervorsuchen, um Euch zu vernichten."

Wir untersuchen hier nicht mit welchem Recht oder Unrecht hier das Blackwood Magazine, so wie manche continentale Zeitschriften, der englischen Regierung eine revolutionäre Politik zuschreiben, sondern entnehmen daraus nur, daß man in gar vielen Kreisen das Verhältniß zwischen England und den östlichen Continentalmächten für ein fast geradezu feindliches ansieht, woraus sich denn auch die neuerlich vielfach besprochene Controverse über das Zureichende oder Nichtzureichende der Vertheidigungsmittel Englands erklärt. Die Geschichte Europa's seit dem Jahre 1820 ist erst noch zu schreiben, die zwei Hauptelemente derselben sind die Furcht vor einem allgemeinen Krieg, dessen Chancen nicht zu berechnen sind, und der bald geheime, bald offen hervortretende Kampf Englands und Rußlands, der unter den verschiedensten Formen sich wiederholt. Dieser Kampf theilt sich in zwei Hauptepochen, in die bis zur Julirevolution und in die vom J. 1830 bis 1848. In der ersten ist Oesterreich der bedeutendste Verbündete Englands, der dem Umsichgreifen Rußlands oft mit größerem Geschick als England selbst entgegenarbeitet, während Frankreich dessen entschiedener Verbündeter ist; in der zweiten neigt sich Oesterreich, durch die Folgen der Julirevolution zum Theil genöthigt, mehr und mehr auf die Seite Rußlands, während Frankreich, in den ersten acht Jahren mit England verbunden, seit 1840 gegen dasselbe auftritt, immer sichtlicher zum Kriege rüstet, und endlich im Jahre 1847 den Bund mit Rußland wieder abschließt, den die Julirevolution auf eine Reihe von Jahren zerrissen hatte. Wenn man will, beginnt die „revolutionäre" Politik Englands von dem Augenblick an, wo Frankreich und Oesterreich mit Rußland nach gemeinsamem Plane

handeln. Sein Auftreten zu jener Zeit in Italien und der Schweiz ist zur Genüge bekannt.

Das Jahr 1848 brachte eine neue Wendung. Rußland mußte fürchten, daß die Entwicklung der Dinge in Deutschland einen raschen Verlauf nehme und ihm Verlegenheiten, wo nicht Gefahren bereite. Seine dreißigjährigen Bemühungen zur Untergrabung der Türkei konnten mit einemmal vergeblich seyn, namentlich wenn es den Ungarn gelang, ihre Plane ins Werk zu setzen; in dem romanischen Volke an der untern Donau begann sich ein Geist zu regen, der Rußland nichts gutes weissagte; deßhalb schickte es sehr frühzeitig Truppen nach der untern Donau, und benützte, erschuf auch wohl die erste Gelegenheit zum Einmarsch, bei welcher Gelegenheit die Türkei auf eine Art beleidigt wurde, daß ein Krieg bevorstand, der wahrscheinlich lange gehegte Plane zur Reife gebracht hätte. Da trat der ungarische Krieg dazwischen, der, falls er glücklich für die Magyaren ausging, sich über Polen und Volhynien verbreiten mußte und alle Aussichten Rußlands auf die Türkei für lange Zeit vernichtete. Der moralische Beistand, den England dem Aufstand der Magyaren leistete, und die Anstrengungen Rußlands ihn zu unterdrücken, sind folglich Erscheinungen, die keiner Erklärung bedürfen. Als Ungarn unterlegen war, wurden an die Türkei Forderungen gestellt, welche sich mit deren Unabhängigkeit nicht vertrugen, und nur die Erscheinung einer englischen Flotte innerhalb der Dardanellen setzte die türkische Regierung in den Stand, die Forderungen abzuschlagen. War aber durch das Auftreten Englands Rußland gehindert seine Plane über die Dardanellen hinaus zu verfolgen, so stand ihm in den innern Provinzen der europäischen wie der asiatischen Türkei nichts entgegen, und fast ungehemmt konnte es seinen Einfluß vom schwarzen Meer nach dem adriatischen wie nach dem jonischen ausbreiten. Von diesem Augenblick an sehen wir England eine fast drohende Haltung gegen Rußland annehmen.

Daß der Schlag, den England gegen Griechenland führte, Rußland galt, läugnet wohl kaum jemand länger; daß die gewaltsamen Maaßregeln gegen das armselige Königreich selbst in England manchen Tadel erfuhren, haben wir aus den Parlamentsverhandlungen des vorigen Jahres, wie aus dem oben citirten Artikel in Blackwoods Magazine gesehen; auf der andern Seite hat es aber auch an den eifrigsten Verfechtern der englischen und speciell Palmerston'ischen Politik nicht gefehlt. Unter diesen müssen wir Einen herausheben, der sich zwar nicht mit Namen genannt hat, aber mit einer so schneidenden Polemik auftritt, daß wir ihm eine besondere Aufmerksamkeit schenken müssen. Es ist dieß ein Mitarbeiter des United Service Magazine, welches bekanntlich sonst eben nicht durch eine besondere Vorliebe für die Whigs sich ausgezeichnet, in der griechischen Sache aber mit Einemmale äußerst schroff für Lord Palmerston Partei nahm (s. Nr. vom Mai 1850); im Julihest werden die „unterbrochenen Unterhandlungen mit Frankreich“ in Bezug auf die griechische Angelegenheit, mit großem Lobe für Lord Palmerston und schon mit herben Seitenblicken auf die russische und österreichische Politik abgehandelt; daß „Griechenland gestützt auf Rußland Genugthuung verweigert habe, in der Ansicht, England werde auf die Gefahr eines allgemeinen Kriegs hin nicht wagen sein Recht zu behaupten,“ wird mit dürren Worten hervorgehoben. Im Augustheft wird nicht nur Lord Palmerstons Ansicht über die Rechte der Engländer in fremden Ländern und den Schutz, den sie von ihrer Regierung zu gewärtigen haben, verfochten, sondern es beginnt auch schon ein Artikel betitelt, „Kampf liberaler und despotischer Grundsätze,“ worin die wärmste Sympathie für alle Freiheitsbestrebungen und selbst für die russischen Verschworenen des Jahres 1849 ausgesprochen, ja was manchem noch auffallender erscheinen mag, die „Mäßigung der deutschen Patrioten des Jahres 1848“ bitter getadelt wird. Im Septemberheft wird bereits näher eingegangen auf die „Bevölkerung des östlichen Europa,“ und zur Orientirung unserer Leser wollen wir eine für die Ansichten des Verfassers bezeichnende Stelle ausheben: „die Deutschen zusammengenommen würden eine achtungswerthe Nation bilden, minder zahlreich als die Franzosen, doch immer hinreichend mächtig; die 20 Mill. Polen, jetzt niederträchtiger Weise zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland getheilt, würden eine schöne Republik bilden, ausgezeichnet durch Lebendigkeit und Einsicht. Und die Südslawen mit den Ungarn als Kern könnten zusammengeschmolzen werden zu einer mächtigen Republik voll kriegerischer Energie und fähig jeder Zeit allein einen Kampf mit Rußland zu beginnen. Eine solche Einrichtung wäre weit besser als das jetzige Verfahren der Diplomatie, welche Oesterreich in seinen unbilligen Uebergriffen und Herrschaftsbestrebungen stützt und mit Gewalt von der Türkei das Schicksal abzuwehren sucht, das in kurzer Zeit doch unvermeidlich sie erreicht. Viele Schriftsteller in England suchen die Ansicht zu verbreiten, solche Betrachtungen seyen unsern Interessen ganz fremd, und wir brauchten uns um das Schicksal der großen Bevölkerungen an der Donau oder selbst des ottomanischen Reichs nicht zu kümmern. Das heißt aber die Stellung Großbritanniens und der Welt gänzlich mißkennen. Eigentlich zu reden sind nur zwei Mächte im Kampf begriffen um die Obergewalt über die übrige Menschheit, und diese Mächte sind Großbritannien und Rußland.“ Es ist, gelegentlich bemerkt, sehr erfreulich und erhebend für die übrigen Völker und Staaten, daß sie nur als Steine auf dem Schachbrette zwischen Rußland und England gelten, doch das wollen wir hier außer Acht lassen, und nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß der Kampf gegen Rußland den Verfasser ganz ausschließlich beschäftigt.

Indeß sind wir mit der Aufzählung der Artikel noch nicht fertig. Der unermüdliche Verfasser — denn die ganze Darstellungsart und der Gedankengang ist so ähnlich in allen diesen Artikeln, daß wir wohl nicht mit Unrecht voraussetzen, daß diese sämmtlichen Artikel von einer und derselben Person herrühren — tritt schon im Octoberheft mit einer neuen Abhandlung „Pax et Bellum“ hervor, die an Hrn. Richard Cobden und die Friedensgesellschaft addressirt ist, und worin die Bestrebungen der letztern als lächerlich und durchaus unhaltbar geschildert werden. Der Ausfall ist nicht unverdient und auch sehr am Platze, denn die quäcker- und krämerhafte Auffassung der Verhältnisse, die hohlen Declamationen gegen die Nothwendigkeit einer Kriegsverfassung haben in England sehr starken Boden gewonnen und sind mit der Stellung Englands, die nur mit dem Schwert und durch stete Kriegsbereitschaft aufrecht erhalten werden kann, in schroffem Widerspruch. Daß derjenige, welcher einen großen allgemeinen Krieg in sichere und nahe Aussicht stellt, diese Ansichten bekämpfen muß, ist sehr natürlich.

Wir übergehen mehrere, in dasselbe Capitel einschlagende Aufsätze, um auf die neuen, speciell auf den vorliegenden Zweck gerichteten zu kommen. Diese finden sich im Januar- und Aprilheft dieses Jahres. Im ersten, betitelt „die militärische Krisis in Europa“ werden Italien, Deutschland und Ungarn als auf einem Vulcan stehend geschildert, dessen Ausbruch nur für den Augenblick, aber sicher nicht auf lange Zeit durch die bewaffnete Macht niedergehalten werde, „aber der Punkt, auf den wir na-

mentlich die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken wünschen, ist die Politik Rußlands, das seine Heere hauptsächlich längs seiner europäischen Gränze vertheilt hat, außerhalb des Bereichs revolutionärer Einflüsse, wie es hofft, doch hinreichend nahe, um in kurzer Zeit auf irgend einem gegebenen Punkte zur Unterdrückung eines Ausbruchs concentrirt werden zu können. Mit diesem mächtigen Phantom im Rücken mischen sich die russischen Diplomaten keck in die Angelegenheiten des mittlern und westlichen Europa, in der Absicht eine Macht durch die andere zu zerstören." Selbst die Möglichkeit, daß die deutschen Mächte mit Rußland gegen Frankreich marschiren, um die Freiheit auf dem Continent in ihrer Wiege zu zerstören, ist in Aussicht genommen, und die Sympathien Englands für die Freiheit gegen die Macht des Despotismus herausgehoben. Im Aprilheft endlich ist dieser Ton noch geschärft, für alle revolutionären Kräfte, für Mazzini, wie für den Berg in Frankreich — den der Verfasser die conservative Partei nennt, weil er die bestehende Constitution erhalten will — wird Partei genommen, und in sehr naher Zukunft ein entscheidender Kampf in Aussicht gestellt.

Wir sind weit entfernt, die Ansichten des Verfassers widerlegen oder vertheidigen zu wollen, finden aber in einem englischen Journal, und zwar in einem solchen, das durch alle seine Verbindungen mehr der Toryschule, als den Radicalen angehört, diese Reihe von Aufsätzen höchst seltsam und beachtenswerth. Zufällig sind sie nicht, es liegt eine deutliche Absicht darin, die durch das Bekenntniß [1], daß er „keinen Einfluß auf Downingstreet ausüben, sondern bloß der Presse einen Impuls geben wolle", nur zum Theil erklärt wird. Etwas deutlicher wird die Sache, wenn der Verfasser eben daselbst bemerkt, „das erste Erforderniß ist, eine klare Einsicht in den Stand der Dinge im östlichen Europa zu geben; große Bücher werden diesen Zweck nicht erreichen; was das Publicum bedarf, ist eine Reihe kurzer Artikel, klar und kräftig geschrieben, mit einer passenden Mischung von Geschichte, Geographie und Politik. Für Militärs ist die ganze Angelegenheit vom tiefsten Interesse, da die Ufer der Donau aller Wahrscheinlichkeit nach für Jahrhunderte hinaus eines der größten Schlachtfelder der Welt seyn werden. Ein anderes, und vielleicht das größte, liegt jenseits des kaspischen Meeres auf den Ebenen Centralasiens. Aber was die Steppen Turkestans für Indien sind, das müssen die Ufer der Donau für Frankreich, Deutschland und die andern Staaten des westlichen Europa seyn." Daraus geht zweierlei hervor, daß die Artikel über die Nomadenvölker Asiens und über Afghanistan (Nov. 1850 und Febr. 1851) von demselben Verfasser herrühren, und daß der ganze Kampf von dem Standpunkt eines Streits zwischen England und Rußland über Asien aufgefaßt wird. Von dem Augenblick an, wo England im Spätjahr 1849 bei dem Zerwürfniß zwischen Rußland und Oesterreich mit der Türkei über die ungarischen und polnischen Flüchtlinge seinen Zweck, nach dem eigenen Geständniß Palmerstons im Parlament, nicht vollkommen erreichte, tritt es schroffer und immer schroffer gegen Rußland und dessen Verbündete auf. Die „Reihe von Artikeln" soll das Publicum auf ernste Ereignisse und große Kämpfe vorbereiten. „C'est le ton qui fait la musique;", man darf diese Artikel nur lesen, um sich zu überzeugen, wie der Ton immer heftiger, drohender wird, und wie nach der Ansicht des Verfassers der Ausbruch näher und immer näher heranrückt.

[1] S. Septemberheft vor. J. p. 29. in dem schon erwähnten Artikel über die „Bevölkerungen des östlichen Europa."

Wir berichten bloß und sprechen kein eigenes Urtheil aus, werden aber wohl kaum irren, wenn wir dieser englischen Auffassung eine größere Bedeutung zulegen als sonst Journalartikeln gebühren mag. Ein allgemeiner Krieg ist ein Würfelspiel, dessen Ausgang niemand, weder Rußland noch England, berechnen können, Oesterreich und Preußen aber, welche nur als Steine im Schachbrett behandelt sind, mögen erwägen, was für sie auf dem Spiele steht, ob der „Bruch mit der Revolution" und der interminable provisorische Zustand dem Andrang der Zeit gewachsen ist. England wagt, wenigstens in Europa, höchstens sein Geld und seine Schiffsmunition, den Blutkampf wird es durch andere ausfechten. Soll Deutschland abermals den Klopffechter machen für russische oder englische Interessen? Um diesem Schicksal zu entgehen bedarf es von Seite der Nation nichts, als daß sie die kleinen Rücksichten und Verhältnisse bei Seite läßt, um die großen und allgemeinen aufzufassen; das Verständniß dessen, was zu thun ist, und das Gefühl der Nothwendigkeit, in Bälde zu handeln, werden dann nicht ausbleiben.

Radschah Brooke und das Kopfgeld in England.

In England herrscht noch die ziemlich barbarische Sitte den Theilhabern eines Gefechts gegen Seeräuber eine bestimmte Summe für den Kopf jedes Gefallenen zu bezahlen. Bekanntlich zog Radschah Brooke wiederholt gegen die Piraten von Borneo und den benachbarten Inseln aus, und in der Nacht des 31 Julius 1849 fiel ein Kampf vor, in welchem etwa 500 Menschen theils erschossen, theils ertränkt wurden. Die Urtheile in England über diesen Vorfall sind sehr getheilt, und während viele darin nichts als eine Züchtigung von Seeräubergesindel sehen, sind andere geneigt jenen Vorfall als eine muthwillige Schlächterei zu betrachten. Jetzt soll an Radschah Brooke und seine Leute das Kopfgeld für die erschlagenen Seeräuber bezahlt werden, und dieß muß vor das Unterhaus kommen; die Summe, die bezahlt werden soll, beträgt 20,700 Pfd. Das Athenäum vom 10 Mai berichtet darüber: „die öffentliche Meinung ist nicht befriedigt, und wird es nicht seyn, bis klar bewiesen ist, daß die Gefallenen wirklich Seeräuber und auf einem Raubzug begriffen waren. Nur dieser Beweis, wenn überhaupt irgend etwas, kann die massenhafte Schlächterei rechtfertigen. Inzwischen ist es augenscheinlich, daß das barbarische System des Kopfgelds eine directe Tendenz hat, den moralischen Sinn der Seeleute in so entfernten Weltgegenden zu verwirren. Die Aussicht, für das Todtschießen von etlichen hundert Malayen oder Dajaks binnen wenigen Stunden 20,000 Pfd. zu gewinnen, ist zu lockend, als daß man sie Leuten vorhalten dürfte, die so weit von der unmittelbaren Aufsicht der öffentlichen Meinung sind."

Wanderungen in Aegypten.

2. Das Städtchen Atfeh. — Der Canal Mahmudieh. — Die Stadt Fue, ihre Fruchtgärten, Fabriken u. s. w.

(Fortsetzung.)

Mit uns kam aus Atfeh ein arabischer Kaufmann, ein reinlich gekleideter Greis mit einem kleinen Teppich und dem Tschibuk in den Händen; er übernahm es uns die Bazare zu zeigen, und führte uns dann in den großen nordwärts von der Stadt am Ufer gelegenen Garten. Hier erstaunte ich über die große Menge von Limonen- und Apfelsinenbäumen, die unter der Last der goldenen Früchte, die ihre Zweige bedeckten, sich bogen. Nie sah ich früher eine solche Menge dieser edeln Bäume; die Luft war rings umher von ihrem Wohlgeruch erfüllt. Indeß waren die Bäume schlecht gehalten, sie standen zu gedrängt neben einander. Die süßen Apfelsinen (Bertudschan) kann man, ohne sie zu kosten, von den bittern an der Form der Blätter unterscheiden; das Flügelblättchen, das sich an beiden Seiten des Blattstengels befindet, ist an den Bäumen, welche bittere Früchte geben, viel breiter als an den andern, wo es kaum bemerklich ist. Uebrigens sind die Apfelsinen von Fue

bei weitem nicht so gut wie die von Raschid, welche für die besten in Aegypten gelten, und auch in der That vortrefflich sind. Die Hälfte des Gartens nimmt eine Pflanzung von Aprikosenbäumen (myschmysch) ein; auch gibt es viele Granatapfelbäume (rumân), welche hier in dieser Jahreszeit vollständig die Blätter abwerfen; ferner Bananen (mus) und Hennabüsche (Lawsonia inermis oder Kypros bei den Alten). Die blaßgrünen, zarten, lanzettförmigen Blätter der Hennapflanze dienen allenthalben im Orient den Frauen aller Stände und Glaubensbekenntnisse dazu, die Nägel und Handflächen dunkelorange zu färben.[1] Diese Blätter bilden einen sehr bedeutenden Artikel des Ausfuhrhandels Aegyptens, indem nach der Versicherung Mengins jährlich gegen 40,000 Ctr. Hennablätter erzeugt werden, von denen man 5000 im Lande verbraucht. Die weißen Hennablüthen, welche in Traubenform wachsen und Tamar-Henna genannt werden, haben einen sehr durchdringenden Geruch, welcher dem nicht daran gewöhnten Europäer unangenehm erscheint, aber die Orientalen lieben diesen Duft ungemein und ziehen ihn jedem andern vor; die einheimischen Frauen tragen gewöhnlich ein Bouquet von Tamarhenna im Busen. Savary, welcher alle Gegenstände durch das rosenfarbige Prisma seiner poetischen Einbildungskraft betrachtete, sagt die Finger der Frauen erhielten vom Henna die Aurora-Farbe.

Aus dem Garten gingen wir mit unserem freundlichen Führer nach den Staatsfabriken, deren in Fue zwei sind. In einer derselben, welche Ibrahim Pascha gehört, werden Tarbusche gefertigt, rothe Wollmützen, die im Orient von den Männern, und zum Theil auch von den Weibern, aller Stände getragen werden. Der Besuch dieser Fabrik interessirte mich umsomehr, da ich vorher keinen rechten Begriff von der Bereitung dieser Tarbusche gehabt hatte. Die Anstalt befindet sich in einem weitläufigen Gebäude in der Nähe des Nilufers, und es sind, wie ich glaube, 4—500 Arbeiter darin beschäftigt. Man nimmt weiße spanische Wolle von bester Qualität, kämmt sie sorgfältig und spinnt sie; hierauf stricken etwa 150 Weiber, die in einem großen Saale am Boden sitzen, mit dicken Stahlnadeln die so ziemlich den Nachthauben gleichenden Mützen, welche in dieser Form fast das Doppelte des Umfangs haben, den sie durch die letzte Bearbeitung erhalten. Die Mützen werden dann paarweise an den untern Enden zusammengenäht, und in große hölzerne Kisten gelegt, auf deren Boden zerbröckelte Seife sich befindet, und in die man einen dünnen Strahl siedenden Wassers hineinläßt. Hier werden sie gewalkt, wodurch die Maschen sich allmählich verengen, und endlich ganz verschwinden: hierauf werden die Mützen herausgenommen, von einander getrennt und an der Luft getrocknet, dann das Haar mit kleinen Bürsten aus Kardendisteln aufgekratzt, mit kleinen breiten Messerchen geschoren und endlich die Mützen in einer Auflösung von Cochenille gefärbt. Die letzte Operation sahen wir nicht, weil die Färberei gerade geschlossen war. Die gefärbten Tarbusche werden noch einmal geschoren, und unter einer Presse zwischen polirten Kupferplatten gepreßt, um ihnen die letzte Appretur zu geben; wenn sie dann ganz fertig sind, näht man eine lange blaue Quaste von gezwirnter oder gedehnter Seide daran. Die Tarbusche sind ziemlich gut, obwohl sie sich weder hinsichtlich der Dauerhaftigkeit, noch der Schönheit der Farben mit den tunesischen messen können; die letztern gelten für die bessern im Orient, und danken diesen Vorzug zum Theil dem beim Färben angewendeten Wasser; übrigens hat Ibrahim Pascha bei der Eröffnung der Fabrik in Fue Arbeiter aus Tunis verschrieben. Der Preis eines Tarbusche aus dieser Fabrik ist 33½ Piaster; in 24 Stunden macht man etwa sechzig Dutzend, von denen der größte Theil für die Armee bestimmt ist, denn jeder Soldat erhält jährlich zwei Tarbusche. Die Arbeiter bezahlt man nicht in Geld, sondern in Tarbuschen, die sie aus Armuth mit Verlust verkaufen müssen; ich hörte, daß selbst Agenten Ibrahim Pascha's sie unter der Hand von den unglücklichen Leuten zusammenkaufen. Die Hauptmaschinen der Fabrik, die Spinn- und Walkmaschinen, werden vermittelst eines besondern Mechanismus durch Maulthiere in Bewegung gesetzt.

Nicht weit von dieser Fabrik, in einem andern weitläufigen Gebäude, befindet sich eine Baumwollenspinnerei Mehemed Ali's, wo die Maschinen durch Ochsen in Bewegung gesetzt werden. Das hier gewonnene Garn wird im letzten Saale auf 60 Webstühlen zu mittelfeinen Zeugen verwoben. Das gemeine Volk nennt diese „Ochsenzeuge" (Dschumasch el Tor), weil die Maschinerie von Ochsen getrieben wird, und zieht sie den in Dampffabriken gewobenen Zeugen vor, in der Ansicht, daß letztere nicht so fest und stark seyen. Die Aufseher (nasyr) beider Fabriken zeigten mir willig die ganze Einrichtung, aber niemals kann man von ihnen zuverlässige Nachrichten über die Zahl der Arbeiter, über deren Bezahlung oder die Menge der monatlich gefertigten Zeuge erhalten; aus irgend einer seltsamen Besorgniß verheimlichen die Einheimischen stets solche Nachrichten sorgfältig vor den Fremden.

Als wir auf dem Rückweg nach der Stadt an einem Kaffeehaus vorübergingen, sahen wir in demselben einen greisen Araber mit untergeschlagenen Beinen sitzen und seine Pfeife rauchen; er grüßte uns mit einem ziemlich rein französischen: bon soir, Messieurs! Hr. d'Arnaud sagte mir, es sey dieß der leibliche Bruder des Mameluken Rustan, den Napoleon aus Aegypten nach Frankreich mitgebracht hatte. Wir versprachen ihm, auf der Rückkehr von der Excursion zu ihm ins Kaffeehaus zu treten, allein es war schon fünf Uhr vorüber und bei der im Süden so kurzen Dämmerung trat die Dunkelheit so schnell ein, daß wir diesen merkwürdigen Greis nicht mehr aufsuchen konnten. Lange und vergebens suchten wir an dem verödeten Ufer nach einer Segelschaluppe, um nach Atfeh zurückzukehren, wo unsere Barke sich befand. Endlich trafen wir mit Noth einen kleinen wurmstichigen Kahn, dessen Besitzer sich geneigt zeigte, uns mittelst Rudern nach dem entgegengesetzten Ufer des Nils zu bringen. Von da nach Atfeh war es aber fast noch eine Stunde über unebenes, von Canälen und Gräben durchschnittenes Schuttland, das in der Dunkelheit sehr unangenehm zu passiren war. Wir kamen aufs äußerste ermüdet endlich nach unserer Barke, speisten aber dafür auch mit einem unmäßigen Appetit, welcher überhaupt, so lange Reisende auf dem Nil sich aufhalten, ungewöhnlich gut zu seyn pflegt. Unsere Mannschaft, welche über die lange Ruhe, der höchste Genuß für den Orientalen, sehr erfreut war, belustigte sich an dem Gesang und Tanz eines jungen Nubiers M'hammed, was bis in die späte Nacht fortdauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Missionsinstitut der schottischen Kirche. Abends den 5 Mai 1851 war die Jahresfeier desselben in Exeter Hall. Es stellte sich heraus, daß in den von den Missionen unterstützten Schulen daheim die Zahl der Zöglinge 12,000 beträgt; doch sind in Betreff der Erziehung in vielen Theilen Schottlands die Mängel noch immer sehr groß. So gibt es namentlich auf der Insel Skye, deren Volkszahl sich gegenwärtig auf 27,000 Seelen beläuft, nach der Angabe des Vorsitzenden in der besagten Versammlung nur 3166 Personen, welche lesen, und 1254, welche schreiben können. Während des abgelaufenen Jahres ward für die Missionen daheim, das ist in den Hochlanden und Eilanden, und andern bedürftigen Oertlichkeiten Schottlands, die Summe von 12,671 Pfd. St. verwendet. Der Betrag für ausländische Missionen einschließlich der colonialen und indischen Missionen, war 11,467 Pfd. St. und der für die jüdischen Missionen 3232 Pfd. S. — im Ganzen 27,470 Pfd. St. Zu diesen Summen kommt noch eine andere, die gesammelt worden zu dem Zweck, einen permanenten Fond zur Unterhaltung einer Anzahl Kirchen, welche die Mission daheim hat erbauen lassen, zu bilden, und diese betrug im Lauf des letzten Jahrs 25,000 Pfd. St. In den Schulen der Association zu Bombay, Madras und Calcutta erhalten jetzt 27,000 junge Leute Unterricht, welcher von 26 eingebornen Lehrern ertheilt wird.

[1] Mit den Hennablättern färbt man auch die Mähnen und Schweifenden der weißen Pferde; selbst Esel, Kamele und Büffel werden von ihren Eigenthümern nicht selten dieser Ehre gewürdigt. Man sagt die Eifersucht der Männer sey die Ursache dieser bei den Weibern des Orients allgemeinen Sitte die Nägel, Handflächen und Fingerspitzen zu färben, man glaube dadurch fremden Männern es unmöglich zu machen, die weiße Haut einer Frau zu beurtheilen, wenn sie mit verhülltem Gesicht auf die Straße geht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 118. 17 Mai 1851.

Scenen aus dem Feldzuge der Amerikaner in Mexico.

Gurley der Räuber.

Erst wenige Wochen waren verflossen, seit das Heer der Amerikaner die Hauptstadt Mexico besetzt hatte, als der Oberbefehlshaber jenes Heeres einen großartigen Finanzplan bekannt machte, nach welchem die Steuern und andern Einnahmen des Landes ihm eingezahlt werden sollten, und zwar, wie angeführt wurde, um dem Feinde fühlbar zu machen was ein Krieg sey. Indeß war der viel wahrscheinlichere Grund: Geld zur Bezahlung der Truppen zu haben, und das mangelte uns häufig. Das Heer „zu einer sich selbst ernährenden Maschine zu machen“ — wie die officielle Redensart lautete — war nämlich eine Zeitlang die Lieblingsidee unsers Generals. Das alles nahm sich nun auf dem Papiere sehr schön aus, aber es blieb immer eine originelle Idee, daß eine kleine Armee, die kaum Vorposten genug abgeben konnte, im Feindeslande weit und breit Steuern eintreiben sollte, und kurz, die Originalität war das Beste an diesem ganzen Plane, denn im Uebrigen zeigte er sich bald als fast unmöglich in der Ausführung.

Toluca ist eine Stadt 30 englische Meilen von Mexico in südwestlicher Richtung hinter den Bergen belegen, die Hauptstadt der Bundesrepublik Mexico, worin der Schatten einer Bundesregierung sich noch befand, als wir das Thal von Anahuar schon lange besetzt hatten. Dort wurden die Steuern, namentlich die Tabakssteuer, an die mexicanischen Behörden bezahlt, und der amerikanische General beschloß eine Brigade dorthin zu schicken, um diese Gelder für ihn zu erheben. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß mein Regiment mit verurtheilt sey den dortigen Steuererheberdienst zu übernehmen, und leider mußte ich von dem Generalstabe hören, daß das Gerücht wahr sey. Also, Adieu du schöner Klub Gran Sociedad mit deinem französischen Koch, Adieu ihr vielen schönen Bekanntschaften in der Hauptstadt! und nach wenigen Tagen befand ich mich mit vielen ebenso mißvergnügten Cameraden zwischen den Aloëpflanzungen von Toluca einquartiert. Der Contrast mit unserm bisherigen Leben in Mexico war zu stark, manchen sehnsüchtigen Blick richteten wir über die rauhen Berge nach unsern schönen schwarzaugigen Freundinnen in der Hauptstadt, und hatten für die Schönheiten von Toluca kein Auge. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals und mit mehr Glück den Hößling gespielt habe als in Toluca, und zwar war es mein Oberst, dem ich meine Aufmerksamkeiten und Complimente zuwandte; so besaß ich ein Paar hübsche kleine Beutestücke, welche ich ihm zum Geschenk machte, weil er sie bewundert hatte. Ich strengte nun meinen ganzen Scharfsinn an, um Gründe zu finden weßhalb ich die Hauptstadt wieder besuchen müsse, und diese wußte ich ihm auf gehörige Weise einleuchtend zu machen. Jetzt wurde plötzlich meine Gesundheit schlecht, ich hinkte in Folge einer alten Beinwunde, und es war zu besorgen, daß die rauhe Gebirgsluft mich wahrscheinlich ins Grab, gewiß aber ins Bett bringen würde. „Kurz, Herr Oberst, ich bin so gut wie überzeugt daß ein Aufenthalt von 8 oder 14 Tagen in der Hauptstadt meine Gesundheit vollkommen wieder herstellen würde.“

„Ja, wenn Sie das glauben, Capitän,“ erwiderte der Oberst mit einem kaum bemerkbaren schalkhaften Blick, „so will ich Ihr Urlaubsgesuch dem General empfehlen, obgleich ich nur sehr ungern Ihre angenehme Gesellschaft entbehre. Ich reise heute zum Hauptquartier und denke daß der General keine Einwendung machen wird.“

Noch denselben Abend übergab eine berittene Ordonnanz mir ein Schreiben aus der Generaladjutantur, welches mir einen Urlaub von einem Monat verkündete. „Bravo!“ rief ich aus und warf in meinem Quartiere vor Freude alle Feldstühle um, die mir im Wege standen.

„Holla! was ist denn das? ich dachte du wärst lahm,“ rief ein Camerad.

„Lahm! ja gestern, sieh mal her!“ und damit hielt ich ihm das Papier vor.

„Du willst nach Mexico gehen?“

„Freilich, das versteht sich, auf geradem Wege.“

„Wie willst du das anfangen? vor nächster Woche geht ja keine Escorte dahin?“

„Ich denke im Eilwagen zu reisen.“

„Das ist eine gefährliche Sache, Camerad; der Eilwagen wurde auf dem Wege erst gestern beraubt und ein Engländer, ein Bergmann, der darin war, ist ganz barbarisch mißhandelt, weil er für einen von unsern Leuten gehalten wurde.“

„Ich kanns nicht ändern, ich muß es auf die Gefahr ankommen lassen. Ich bliebe nicht 24 Stunden länger hier und wenn ich auch Major würde. Uebrigens glaube ich an alle diese Räubergeschichten nicht, es sind lauter feige Schurken, die im Augenblick ausreißen wenn man ihnen eine Pistole vorhält.“

„Das möchte ich so gewiß nicht behaupten,“ erwiederte mein Freund. „Von den mexicanischen Banditen mag das richtig seyn, aber so viel ich weiß, sind auch einige von unsern Leuten, Deserteure, unter der Bande. Der Engländer erzählt, daß einige darunter Masken getragen hätten, und er glaubt englische Worte von ihnen gehört zu haben. Es wäre doch eine garstige Geschichte, wenn du mit Deserteuren von deiner Compagnie zusam-

mengeriethest, denn die könnten die Strafdienste, welche du ihnen zuerkannt hast, mit dir abrechnen wollen."

Die Richtigkeit dieser Thatsachen und Vermuthungen konnte ich nicht wegläugnen. Der Eilwagen war schon mehrere Male angefallen worden, wenn er über die „Sierra" fuhr, welche die Ebene von Toluca von dem Thale von Mexico trennt. In einem Falle war der Eilwagen von einer Bande, die über 100 Köpfe zählte, angefallen, und diese hatten die Passagiere nicht nur ausgeplündert, sondern sämmtlich bis auf die Haut ausgezogen, und in den kalten Bergen stehen lassen, nachdem sie die Pferde vom Wagen losgeschnitten und darauf weggeritten waren. Bei einem andern Raubanfalle war einer unserer Soldaten, der sich im Eilwagen befand, gräßlich verstümmelt auf dem Wege liegen geblieben; die Räuber hatten lange Einschnitte in seine Fußsohlen gemacht und die Buchstaben: U. S. (United States) ihm vor die Stirn gebrannt. Diese abscheuliche Mißhandlung hatte die Aufmerksamkeit des amerikanischen Generals erregt, und sogleich ward von ihm eine Schwadron Dragoner zur Verfolgung der Räuber beordert. Diese hatte die Räuber durch das Land gejagt und, wie man vermuthete, nach entferntern Punkten getrieben, seitdem zeigten sich die Schurken nicht wieder bis zum Tage vor meiner Abreise, als der Engländer überfallen wurde. Indeß konnte man ihr Verschwinden auch dem Umstande zuschreiben, daß mehrere Tage nach der erwähnten barbarischen Mißhandlung des Soldaten, der Eilwagen nach Mexico hin und zurück von einer Escorte begleitet wurde, die bald aus amerikanischen Dragonern, bald aus berittenen mexikanischen Gendarmen bestand. Da aber die Escorte Kosten und Mühe verursachte und man auch glaubte, daß die Räuber diesen Weg aufgegeben hätten, so zog man die Escorte ein und ließ den Eilwagen wieder allein über das Gebirge fahren.

Die Vorstellungen meines Freundes hatten Eindruck auf mich gemacht; ich schwankte in meinen Entschlüssen, und quälte mich mit dem Gedanken herum, ob ich eine Woche meiner Urlaubszeit in Toluca verschwenden sollte, um auf eine Escorte zu warten. „Was ist das Beste, daß ich thue?" war mein Gedanke; „soll ich mein Dokument zurückgeben und unter einem pfiffigen Vorwande das Datum des Urlaubs ändern lassen, damit ich einen vollen Monat in der Hauptstadt zubringen kann? Die Zwischenzeit wird hier schon vergehen." Dieser Entschluß stand beinahe in mir fest, als ich vor meinem Quartiere zwei Leute sprechen hörte und an der Stimme des einen meinen Sergeanten erkannte; die andere Stimme war mir fremd.

„Sie wollen Morgen nach der Stadt reisen?" fragte der Sergeant.

„Ja, Sergeant; haben Sie vielleicht etwas in der Stadt zu besorgen; ein kleines Packet oder einen Brief an einen alten Cameraden oder an ihr Schätzchen; ich will es gern mitnehmen."

„Nein, nichts, ich danke Ihnen. Aber wie wollen Sie reisen? mit dem Eilwagen?"

„Ja wohl, das ist das Beste."

„Fürchten Sie nicht daß Sie von den Räubern angefallen werden?"

„Hol' der Henker die Räuber! die Räubergeschichten sind bloße Märchen und Unsinn; ich habe die Reise wohl ein Duzendmal gemacht, und bis jetzt haben sie mich noch nicht belästigt."

„Darum kann es doch einmal geschehen. Sie kennen das Sprüchwort von dem Kruge, der oft genug zum Brunnen ging, aber zuletzt doch zerbrach."

„Recht gut, Sergeant, ich muß sagen, Sie sind ein gescheidter Mann; aber mit den Räubern können Sie mich nicht in Angst setzen; hier sehen Sie meine Beschützer."

Aus der jetzt im Dialoge entstehenden Pause konnte ich vermuthen, daß der Fremde seine Schutzwaffen dem Sergeanten zeigte; ich trat nun in die Hausthür und sah, daß ich richtig vermuthet hatte. Der Fremde hatte seinen Rock aufgeknöpft und zeigte ein Paar daruntersteckende sechsläufige Pistolen (revolvers) und ein langes „Bowiemesser." Den Menschen hatte ich schon gesehen und wußte, daß er Gurley hieß; ich hatte über ihn und seinen tollkühnen abenteuerlichen Charakter manche merkwürdige Geschichte gehört. Er war das was man bei uns technisch: campfollower, Lagerbegleiter, nennt, indeß war er weder Marketender, noch Schlächter oder Angestellter bei der Armee, sondern er zog ohne Geschäfte mit den Truppen umher; solcher Leute gab es viele im Lager, und wie sie es anfingen um zu leben, war für mich und meine Cameraden ein Geheimniß. Einige waren Spieler von Profession und machten Geschäfte in Fara und Monte, während andere zu jeder Zeit ein gutes Pferd oder eine goldene Uhr zu verkaufen hatten, oder den Sold des Monats auch vorschießen konnten. Gurley gab sich besonders mit dem Pferdehandel ab, und hatte an einige Officiere meines Regiments Pferde verkauft; dabei wurde dann nicht gefragt, wo er die Thiere gekauft habe, und es herrschte ein dringender Verdacht gegen ihn, daß er solche ohne Bezahlung erhalten. Gurley wollte aus Texas seyn, aber die andern Texaner, von welchen viele auf ähnliche mysteriöse Weise ihren Unterhalt fanden, kannten ihn nicht, und er war erst zu unserer Armee gekommen, als wir in das Thal eingerückt waren. Er war ein kräftig gebauter Mann mit einem widerwärtigen Gesichte, worin außer Pockengruben viele Narben von Schnittwunden sich zeigten. Die ganze Haltung des Menschen hatte indeß ein Ansehen von tolldreister Kühnheit, und dadurch wurde der Abscheu vor seinem Gesichte in etwas gemindert. Deßhalb stieg in mir die Idee auf, ihn zu meinen Reisegefährten zu machen, und, wie ich ursprünglich beabsichtigt hatte, unverweilt mit dem Eilwagen abzureisen. Ich redete ihn also an:

„Sie denken mit dem Eilwagen zu reisen?"

„Jo, Capitão."

„Glauben Sie, daß es sicher seyn wird?"

„Für mich sicher genug", erwiederte er lachend. „Ich habe nicht viel zu verlieren, und außerdem fürchte ich mich nicht sehr vor solchen Schurken. Sie bekommen gewöhnlich viel mehr als sie austheilen, wenn sie mit solch' einem Wilden wie ich anbinden."

„Sie sind also schon mit ihnen zusammengekommen?"

„O, freilich, ja!" entgegnete er mit einem schallenden Gelächter, welches die Absicht zu haben schien, mir seine Gleichgültigkeit und Furchtlosigkeit gegen die besprochene Gefahr zu beweisen.

„Ich will ebenfalls Morgen nach der Hauptstadt reisen."

„Sie auch?" sagte jener, und die Nachricht schien ihn zu interessiren.

„Ja wohl", erwiederte ich, „da Sie nicht anstehen allein es zu wagen; sind wir beide zusammen, so ist die Gefahr geringer."

„O, zu fürchten ist gar nichts; nehmen Sie nur ihre sechsläufigen Pistolen mit. Wenn wir beide so gut bewaffnet sind, so werden die Räuber gar nicht einmal daran denken, uns zu incommodiren; es ist nicht die geringste Gefahr zu besorgen.

Ich wünschte mir, ich hätte nur so viel Geld, als ich sicher hinbringen wollte."

„Gut, ich denke Sie im Eilwagen wieder zu sehen; es freut mich daß Sie mitreisen", und damit ging ich in mein Quartier zurück, um Anstalten zur Reise zu machen. Bald hatte ich meine Sachen eingepackt, dann nahm ich ein Passagierbillet in der Casa de Diligencias (der Poststation) und erfuhr, daß der Wagen mit Tagesanbruch abfahren würde, um bei hellen Tage die Sierra passiren zu können.

Der Tag brach eben an, als ich im Eilwagen auf einem Rücksitze saß und Gurley neben mir; vier Mexicaner saßen auf den Vordersitzen uns gegenüber, und so fuhren wir im blassen Morgenlichte auf dem nach der Hauptstadt führenden Wege entlang. Ich hatte meine Pistolen, weil sie mich belästigten, zwischen meinem Rücken und das Kissen, woran ich mich lehnte, gelegt, um sie bei einem etwaigen Angriffe leicht zur Hand zu haben. Nach einer Stunde etwa hatten wir Lerma erreicht, dann uns durch die Sümpfe am Fuße des Gebirges geschleppt, und nun begannen wir aufzusteigen. Da ich den Abend zuvor bei einem sehr muntern Abschiedsbankett mit meinen Cameraden zugebracht hatte, so war ich ziemlich schläfrig, und nahm es wahr, als der Wagen die Berghöhen hinanfuhr, in meinen Mantel gehüllt ein bißchen zu schlafen. Allein ich schlummerte nur pausenweise, denn ich wurde alle Paar Minuten aus meinen Träumereien sehr unsanft geweckt, wenn der Wagen bald über Felsenblöcke stolperte, bald bis an die Achse in tiefe Gleisen versank. Während meiner wachen Augenblicke bemerkte ich, daß wir durch eine wilde, aber malerische Gegend fuhren, umgeben von hohen, steilen Bergspitzen und tiefen Abgründen, deren Wände mit zackigen Felsenmassen bestreut und mit Pinien- und Cedernwäldern am Rande besetzt waren; hie und da starrten stachelige Nopalgebüsche aus den Felsen hervor, und hohe Aloegruppen erhoben sich längs unsers Weges. Allein diese großartige schöne Landschaft interessirte mich jetzt gar nicht, denn ich war so schläfrig, daß meine Augen gleich wieder zufielen. Es kam mir vor, wie wenn wir schon Tagelang den Berg hinanführen — und solche Illusion entsteht leicht, wenn man nur eine Stunde im Fahren schlummert — als ich wohl zum zwanzigstenmal wieder erwachte, weil der Wagen stillstand, damit die keuchenden Pferde einen Augenblick verschnaufen könnten. So wie der Wagen hielt, steckte Gurley den Kopf aus dem Fenster und fragte unsern mexicanischen Postillon, ob er bei ihm auf dem Bocke sitzen könne, weil er die Gebirgslandschaft gern beschauen wolle; damit war der Postillon zufrieden, und sogleich verließ mich mein Reisegefährte und kletterte auf den Bock. Das war mir ganz recht, weil ich dadurch einen bequemern Platz hatte, allein es fiel mir doch auf, daß ein so roher, nichts weniger als sentimentaler Mensch, wofür ich ihn halten mußte, so vielen Sinn für Poesie habe. Mit diesem Gedanken beschäftigte ich mich freilich nur sehr kurze Zeit, sondern bediente mich meines geräumigen Platzes, indem ich die Beine auf dem Sitze ausstreckte und meinen Kopf an das Seitenkissen lehnend bald und fester als vorher einschlief. Wie lange ich schlief, weiß ich nicht, aber ich wurde wieder dadurch geweckt, daß der Wagen anhielt, und daß einer der Mexicaner mich am Arme schüttelte und dann, als ich die Augen offen hatte, mir sagte: er glaube daß Räuber in unserer Nähe seyen; seine Gefährten schienen sehr aufgeregt und ängstlich zu seyn, und das Wort: Ladrones, ging von Munde zu Munde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Census in Irland.

Derselbe wird ein allarmirendes Resultat liefern. Noch vor kurzem hatte dieses unglückliche Land über 8 Millionen Bewohner, und jetzt wird seine Volkszahl wenig über 6 betragen. Man weiß mit Bestimmtheit, daß im Lauf des ersten Drittheils dieses Jahres über 15,000 Menschen allein aus dem nordwestlichsten Winkel der Insel nach Amerika gewandert sind. Tagtäglich sind die Kaien von Dublin, Cork, Waterford, Limerick, Londonderry, Dundalk, Drogheda und manchen andern Städten gedrängt voll von Auswanderern, und dazu noch alle Landstraßen von Karren und Menschen, die im Begriff sind die Heimath zu verlassen „als ob sie flöhen vor der Pest," sagt ein irisches Blatt. Mitte April verließen innerhalb 8 Tagen 11 Schiffe den Hafen von Cork mit 1568 Emigranten an Bord, die meisten nach den Vereinigten Staaten, und am 22 April gingen 5 Schiffe von Waterford ab mit 2000 Auswanderern an Bord. Die Renagh-Zeitung meldet, daß der einst volkreiche und fruchtbare District von Thurles sammt mehreren andern Theilen Tipperary's fast ganz von Bewohnern entblößt sind und folglich die Kirchen leer stehen, da das Landvolk die Heimath verlassen. Ein schlagendes Beispiel gibt die Baronie Slivemaragne in Queens-County, einem Inland-District mitten auf der Insel, wo die Volkszahl furchtbar abgenommen. Ihre Bevölkerung betrug im Jahre 1841 17,014 Seelen und 1851 ungefähr 11,500; sie ist demnach um mehr als $^1/_3$ zusammengeschwunden.

Wanderungen in Aegypten.

2. Das Städtchen Atfeh. — Der Canal Mahmudieh. — Die Stadt Fue, ihre Fruchtgärten, Fabriken u. s. w.

(Fortsetzung.)

Am 22 Januar Morgens trat ein Regen ein, der sich gegen Mittag mit Heftigkeit wiederholte, ich blieb deßhalb bis zum Abend auf meiner Barke, und beschäftigte mich mit der Ordnung meiner Reisenotizen; den folgenden Tag, den 23sten streifte ich, dem nördlichen Ufer des Canals folgend, in den Umgebungen von Atfeh umher. Die weit umher sich ausbreitenden, völlig flachen Ebenen sind vorzugsweise mit Bersim (trifolium alexandrinum) bepflanzt, welcher das hauptsächliche Viehfutter im hiesigen Lande bildet, wo es weder Wiesen, noch Gras gibt. In Unterägypten pflanzt man Bersim im October, und verwendet etwa einen Ardeb Samen auf den Feddan Landes;[1] zwei Monate nach der Aussaat schneidet man ihn zum erstenmal, 30 Tage später zum zweiten- und im nördlichen Theile des Delta, wo die Bewässerung leicht ist, in den darauf folgenden 40 Tagen zum dritten- und zum viertenmal. Bei einer schwachen Anschwellung des Nils schneidet man ihn nur zweimal. Zwei Drittheile alles in Aegypten gebauten Bersims frißt das Vieh noch grün auf den Feldern, nur ein Drittel wird für den Sommer gedörrt; im Delta miethen die Viehbesitzer gewöhnlich die mit Bersim bepflanzten Felder, und lassen zwei Monate nach der Aussaat das Vieh darauf laufen; in Menufie rechnet man, daß zwei Ochsen in 24 Stunden etwa $^1/_{21}$ Feddan abweiden. Um Tanta baut man ihn auch auf den mit Mais bepflanzten Feldern einen Monat vor der letzten Ernte, so daß der Bersim anfänglich die für den Mais nöthige Bewässerung genießt, und dann unter dem Schatten der hohen Stengel desselben heranwächst; hier weiden zwei Ochsen vier Monate lang auf $1^1/_2$ Feddan Bersim; für ein Paar der hier zur Feldarbeit benützten Büffel bedarf man in derselben Zeit zweier Feddans.

Gegen Nordwesten von Atfeh, mitten in den Feldern findet sich ein breiter und ziemlich hoher aufgeworfener Hügel, der mit zahllosen Scherben zerschlagener Thongefäße und Bruchstücken rother Backsteine bedeckt ist. Hier stand einst augenscheinlich eine Stadt, aber welche, darüber scheint man auch nicht einmal eine Vermuthung zu hegen. Der Fuß des Hügels ist von den Fellahs in allen Richtungen aufgegraben,

[1] Der normalmäßige Ardeb in Cairo hält 195 französische Litres, oder 20 alte römische Maaße, von denen eines = $^1/_3$ Kubikfuß ist. Der Feddan, die Einheit des Landmaaßes, hielt früher 5929 Quadratmeters, Mehemed Ali setzte ihn um fast ein $^1/_4$ herunter, und jetzt hat der Feddan nur noch $4416^2/_3$ Meters; die Steuern blieben aber die vorigen. Wir gebrauchen hier immer den alten Feddan.

um die behauenen Steine und ganz gebliebenen Backsteine herauszuholen; kürzlich fand man hier auch, so viel ich hörte, gut erhaltene alte Vasen, die nach Alexandria geschickt wurden. Von der Höhe des Berges umfaßt das Auge einen unbeschränkten Horizont und folgt weithin dem Laufe des Canals, der gegen WSW ein großes Knie nach Damanhur hin macht, von wo er dann gegen NW sich wendet. Auf dem Rückweg sah ich auf dem Bazar zu Atfeh kleine Apparate, in denen man Indigo für den Hausbedarf bereitet. Diese Pflanze, Nilr genannt, wird in Aegypten in großer Menge gezogen, und damit fast alle Leinwand gefärbt, welche von dem gemeinen Volke hier zu Kleidungen verwendet wird. Ein bedeutender Theil wird auch nach Europa geschickt; im Jahr 1836 gingen 1223 Kisten Indigo zu einem Werth von etwa 360,000 Thlr. aus dem Hafen von Alexandrien ab. Neben diesen Apparaten zur Farbebereitung befand sich die Werkstatt eines Zimmermanns, welcher Schlösser verfertigte; ich sage eines Zimmermanns, weil die Schlösser in Aegypten stets von Holz sind, sehr einfach, aber darum nicht minder künstlich; auch die Schlüssel sind von Holz. Diese Schlösser sind von verschiedener Größe: von den riesenhaften, vier Fuß langen, mit denen man nicht nur die Häuser, sondern auch die hiesigen Vesten sperrt, bis zu den kleinsten, die man an Kisten und Kästen anlegt. Die in den altägyptischen Gräbern aufgefundenen Kistchen beweisen, daß diese Schlösser gerade in derselben Form auch schon unter den Pharaonen im Gebrauch waren.

An den Abhängen der hohen Canalaufwürfe, um die Hütten der Fellahs her, treiben sich muthwillige Kinder, denen ich eine Menge kupferner Chamse schenkte; andere saßen mit ihren Müttern auf dem Boden und frühstückten frische Rüben, die im Delta, wie der größte Theil der Gartengewächse dieses Landes, sehr wässerig und fast ohne alle Süßigkeit sind. Die in zerrissene blaue Hemden gekleideten Weiber saßen mit unbedeckten Gesichtern da; sie waren fast alle sehr unschön und im höchsten Grade unreinlich. Die Aegyptierinnen, namentlich der untern Stände, werden sehr früh alt und häßlich, namentlich in Folge übermäßiger Arbeit bei schlechter Nahrung, allzufrühen Eintritts in die Ehe und häufiger Geburten. Die Mädchen, mager und eingefallen vor ihrer Mannbarkeit (welche hier sehr früh, im zwölften oder dreizehnten Jahre eintritt), entwickeln sich dann sehr rasch und gleichsam plötzlich, wachsen und werden voll, die Formen runden sich, und es tritt die Periode ihres blühenden Zustandes ein. Aber in Folge der obenerwähnten schädlichen Einflüsse hält sich dieser Zustand nicht lange: mit 20 oder 22 Jahren verschwindet die Frische der Frauen merklich, das Zellengewebe unter der Haut verliert seine Spannkraft, die Brüste werden hängend, die Gesichtszüge grob, die Haut, von den Einwirkungen der sengenden Sonne verbrannt, wird dunkel und runzelig, und mit 30 Jahren wird aus der hübschen Aegyptierin eine sehr unschöne alte Frau, auf deren Gesicht in kurzem fast alle Spuren der Weiblichkeit erlöschen. Die Hautfarbe bei den Kindern und überhaupt bei den jungen Leuten ist bräunlich bleich, ohne alle Röthe auf den Wangen, welche diesem Stamme nicht eigen ist; bei Frauen höhern Standes, welche sich selten dem Einfluß von Luft und Sonne aussetzen, hat das Gesicht einen matten oder sogar grünlichen Schimmer und den Ausdruck der sogenannten „Morbidezza," den die Fremden auch bei unsern Petersburger Damen finden. Bei den Fellahs beiderlei Geschlechts ist die Hautfarbe gelbgrau, ziemlich ähnlich der Farbe von Pfefferkuchen oder der dem Nilwasser eigenthümlichen Erdfarbe. Man kann nach unsern Begriffen von Schönheit nicht sagen, daß die Aegyptier hübsch seyen. Eine niedrige Stirne, schmale, an den Schläfen etwas aufwärts gezogene, aber kohlschwarze Augen, dicke Lippen, die den Mund, welcher dadurch wie abgerundet erscheint, nicht vollkommen schließen, können dem Europäer, der an diese Physiognomie nicht gewohnt ist, nicht gefallen. Das Gesicht ist bei ihnen etwas länglich, die Nase gerade und schön, das Kinn klein und zart gerundet, die schwarzen aber glanzlosen Haare erinnern an die matte Farbe der Holzkohlen, die obern Augenbrauen sind immer dick, gewölbt, treten wulstartig hervor, und durch dieß Kennzeichen unterscheiden sich stets die Aegyptier von den eigentlichen Arabern, sowohl den afrikanischen als den asiatischen und nicht minder von den Kopten, deren Augen gewöhnlich groß sind.

Bei den Männern ist der Bart spärlich, kurz, wächst in Büscheln, und man trifft deßhalb nie unter ihnen Greise mit schönen, frischen Gesichtern, die durch einen dichten weißen Bart beschattet sind, und unwillkürlich Ehrfurcht einflößen, Greise, wie man sie unter den Türken in Constantinopel so häufig trifft, und die man mit Vergnügen betrachtet. Die ausgetrockneten, faltenreichen Gesichtszüge der greisen Aegyptier haben etwas Unruhiges an sich, etwas Verschmitztes, was Achtung und Zutrauen fern hält. Dafür aber sind die Aegyptier, und namentlich die Weiber, bei aller Hagerkeit ausnehmend gut gebaut; die Hagerkeit liegt im Stamme und ein dicker Fellah ist eine große Seltenheit. Finger, Hände, Füße, Hüften zeichnen sich durch eine wahrhaft kunstgerechte Vollkommenheit der osteologischen Contouren aus, die Gestalt ist ungewöhnlich geschmeidig und wahrhaft zierlich gebaut, der Gang außerordentlich leicht, frei und graciös. Betrachtet man die Frauen, wenn sie in ihren langen blauen Hemden mit sehr weiten Aermeln, einen hohen Ballaß mit Wasser auf dem Kopfe von den Ufern des Nils nach dem Dorfe zurückkehren, so könnte man glauben, es seyen Gruppen von plötzlich belebten alten Bronzestatuen. Die schlanken Formen kommen den Männern nicht weniger als den Weibern zu, und später bei meiner Reise in Syrien erkannte ich in Jaffa, St. Jean d'Acre und Beirut übergesiedelte Aegyptier schon in der Ferne an Gang und Gestalt, noch ehe ich ihre Physiognomien unterscheiden konnte. Ihr Wuchs ist Mittelgröße, oder etwas darüber, selten darunter; bucklige, verkrümmte Gestalten sieht man sehr selten. Die Männer scheeren die Haare auf dem Kopf und lassen nur einen Büschel (schusche) auf dem Wirbel stehen; die Weiber flechten sie in Zöpfe; mit Hülfe von Scheermesser, Salbe aus Operment oder klebrigen Stoffen, Kandiszucker u. s. w. vernichten beide Geschlechter sorgfältig die Haare, welche auf verschiedenen Theilen des Körpers wachsen, eine Operation, die ziemlich häufig und stets im Bade vorgenommen wird. Die untern Classen in Aegypten und Syrien verzieren außerdem ihren Körper mit allerlei Figuren, die sie mit einer Nadel in die Haut stechen, worauf sie Indigo einreiben. Diese Tättowirung, welche hier Dogga heißt, lieben namentlich die Frauen, sie bringen sie auf der Stirne, am obern Theil der Nase, auf den Wangen, der Brust, den untern Theilen des Bauchs, an den Knieen, Händen und Ellenbogen an; die Weiber der Fellahs tättowiren auch unwandelbar die Mitte des Kinns von der Unterlippe angefangen. Sehr verbreitet ist auch die Gewohnheit die Augenbrauen zu schwärzen: ein feines schwarzes Antimoniumpulver in Essig aufgelöst, führt hier den Namen el Kohhl,[1] und vermittelst eines feinen Pinsels wird es auf die feinen Ränder der obern und untern Augenlieder nach ihrer ganzen Länge aufgetragen; der Blick erhält dadurch einen ganz eigenthümlichen Ausdruck. Eine Sammlung verschiedener Gläschen (mukhele) zur Bereitung und Aufbewahrung dieses Pulvers bildet eine unerläßliche Zubehör bei der Aussteuer der Aegyptierinnen aller Stände. Es gibt auch Männer, die den Kohhl anwenden, doch nicht viele. Die in den alten Gräbern und Grabstätten zu Theben gefundenen Gläschen von verschiedener Größe und Form, die kleinen Alabastervasen u. s. w. mit Antimoniumpulver beweisen, daß diese Sitte schon im hohen Alterthum in Aegypten bestand.[2] Vielleicht war die Kokettkerie und der Wunsch zu gefallen nicht die einzige Ursache des so allgemeinen Gebrauchs des Kohhls in diesem Lande; bei dem häufigen Vorkommen heftiger Augenentzündungen mochte das Antimonium vielleicht ein Mittel der Vorsicht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Arktische Landexpedition. Comm. Pullen, welcher im Sommer vor. Jahrs vom Mackenzie aus nach Cap Bathurst und von da nordwärts von Banksland vordringen wollte, mußte wegen massenhaften Eises unverrichteter Dinge nach dem Mackenzie umkehren. (Athen. 10 May.)

[1] Im Spanischen hat das Wort Alcohol dieselbe Bedeutung behalten.
[2] Aus Juvenal und andern Schriftstellern ersehen wir, daß die römischen Damen gleichfalls die Augenlieder mit Antimonium schwärzten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 119. 19 Mai 1851.

Woycechowsky.

Dieser Mann wird unsern Lesern so fremd seyn als er uns gewesen; wir können uns indeß nicht enthalten, aus dem Leben desselben einige Nachrichten mitzutheilen, die wir dem im russischen Journal des Ministeriums der Volksaufklärung (März) enthaltenen Nekrologe entnehmen, denn Woycechowsky starb, wohl in Folge übermäßig angestrengter Kräfte, im November vorigen Jahrs im 57sten Jahre seines Lebens. Er wurde im Jahre 1793 im Gouvernement Kiew geboren, erhielt auf der dortigen geistlichen Akademie seine erste Bildung und trat dann in die medicinisch chirurgische Akademie zu Petersburg, wo er im J. 1819 seinen Curs glänzend vollendete. Damals wurde in Petersburg die nach Peking bestimmte geistliche Mission gebildet, und Woycechowsky erbot sich sie als Arzt zu begleiten, getrieben von dem Wunsche, das den Fremden so wenig zugängliche Land kennen zu lernen. Die ersten Jahre seines Aufenthalts widmete er der Erlernung der chinesischen und mandschurischen Sprache, so wie dem Studium der chinesischen Medicin. In letzterer fand er manches brauchbare, aber auch viel auf alte Vorurtheile und Irrthümer gegründetes. Die Chinesen hegten eine große Abneigung, ja Verachtung gegen die europäische Wissenschaft, bis die Heilung eines von den chinesischen Aerzten aufgegebenen Mannes, eines Laienbruders bei dem römisch-katholischen Bischof Castan Pires, zuerst den Unglauben der Chinesen erschütterte. Allmählich kamen Kranke zu ihm, und die Genesung eines Prinzen von Geblüt, den Woycechowsky herstellte, gründete nun vollends seinen Ruf. Nicht nur suchten jetzt Reiche und Arme seine Hülfe, sondern die angesehensten Häuser der Hauptstadt öffneten sich jetzt ihm und seinen Missionsgenossen: selbst ein Kutuchtu, der zweite in diesem Rang, ein Mann, dem selbst Fürsten nur auf den Knien sich nahen, würdigte ihn eines vertrauten Umgangs, wozu seine Uneigennützigkeit auch das ihrige beigetragen haben mag, denn er schlug jede Belohnung für die Behandlung des Prinzen aus, und der kaiserliche Hof ehrte ihn deßhalb durch Ueberreichung eines Denkzeichens, eine Ehre, wie sie wohl kaum je einem Fremden in China widerfuhr. Am 19 Nov. 1829 wurde in einer kaiserlichen Sänfte, unter pomphaften Ceremonien und unter Begleitung der angesehensten Beamten des Reichs und einer zahllosen Menge Volks dieß Denkzeichen feierlich nach der Behausung der Russen gebracht und im Saale des Gesandtenhauses aufgestellt. Es war dieß eine dicke Holzplatte $8\frac{1}{2}$ Fuß lang und vier Fuß breit; in der Mitte und auf den Seiten war eine chinesische Inschrift, worin Woycechowsky über einen der berühmtesten chinesischen Aerzte gesetzt wird, oben und unten aber die nachfolgende lateinische Inschrift:

Magni Peincipis Choscho Ly ein Wang junioe fratee Civau Czany
Medico Josepho Woycechowsky 1829 Anno November 14.

Kurze Zeit darauf verließ er Peking, arm, wie er es betreten, obgleich er durch seine ausgedehnte Praxis sich große Reichthümer hätte erwerben können. Nach seiner Rückkehr erhielt er im asiatischen Departement eine Anstellung als Arzt, eine halbe Sinecure, die ihm Muße ließ, ein schon in Peking angefangenes chinesisch-mandschurisch-russisches Wörterbuch zu vollenden. Im April 1844 wurde er als Professor der chinesischen und mandschurischen Litteratur nach Kasan geschickt, begann aber auch dort, namentlich bei dem Auftreten der Cholera, zu practiciren, und die Anstrengung, die damit verbunden war, machte seinem Leben am 7 Nov. 1850 ein Ende.

Scenen aus dem Feldzuge der Amerikaner in Mexico.

Gurley der Räuber.

(Fortsetzung.)

Ich schaute nun aus dem Wagenfenster; wir befanden uns in einer finstern Waldgegend, aber Räuber sah ich nicht. Indeß konnte ich nicht begreifen, weßhalb der Eilwagen hier so plötzlich stillhielt. Ich warf meinen Mantel ab, um meinen Kopf besser durch den Vorhang des Fensters stecken zu können, und sah nun deutlich, daß der Weg mit Bäumen und Strauchwerk barricadirt war; jetzt bemühte ich mich am Wagen hinaufzublicken, um Gurley oder den Postillon zu befragen, und hörte den letztern: Carajos' fluchen, anscheinend ungewiß, was er in dieser Lage thun solle. Dabei aber sah ich zugleich, wie Gurley irgend einem, mir unsichtbaren Menschen Zeichen machte, indem er die rechte Hand mit vier ausgestreckten Fingern emporhob. „Das soll heißen: es sind ihrer vier", dachte ich, und gleich darauf hob er beide Hände offen in die Höhe, ein Zeichen, daß wir unbewaffnet seyen. Ich drehte mich nun rasch um, um nach meinen Pistolen zu fühlen, und faßte gleich die eine. Indem ich sie hervorzog und mit dem Daumen den Hahn spannte, versuchten meine muthlosen Wagengefährten mich davon abzuhalten und schrien: No, poe su vida, Senhor! nos mataran los ladrones! (Nicht um euer Leben, Herr! die Räuber würden uns umbringen!) Eben hatte ich ihnen mit den Worten: Afuera, quitate cobardes! (Fort, laßt los ihr Memmen!) geantwortet, als ich über uns: Dios y Mexico! rufen hörte und an der Stimme Gurley erkannte. „Dios y Mexico!" ertönte es zurück aus mehr als einem Dutzend Kehlen unter verworrenem Geschrei und rasch nahenden Huftritten. Ich lehnte mich wieder weit vor

aus dem Wagenfenster, und in die Höhe blickend, zielte ich mit meiner Pistale auf Gurley, und zwar nach seinem Hinterkopfe. Ich drückte ab, der Lauf versagte, ich hörte nur den Hahnen auf das Eisen der Pfanne schlagen; die Pistolen waren sechsläufige Drehpistolen und sanst vartrefflich, also drehe ich rasch den Cylinder herum, und zu meinem Entsetzen versagt der zweite Lauf. Jetzt ziehe ich die Pistale zu mir in den Wagen, um sie zu untersuchen, und siehe! nicht ein einziges Zündhütchen sitzt mehr daran. Da ergreife ich meine andere Pistole und gewahre, indem ich mich wieder aus dem Fenster hinauslehne, den Wagen umringt van dunkelbraunen Kerlen, welche ihre Karabiner auf mich und meine Gefährten gerichtet hatten. „Abajo sus armas!“ (Werft eure Waffen fort!) brüllte ein Räuber; ich sah meine zweite Pistole nach, auch von dieser waren sämmtliche Zündhütchen verschwunden; valler Verzweiflung warf ich die unbrauchbare Waffe auf den Fußboden des Wagens, und mußte mich in meine Gefangenschaft ergeben. Safort wurden wir aus dem Wagen gerissen und an Händen und Füßen gebunden. Während das vorging, sehe ich zu meinem größten Erstaunen Gurley mitten in einem Haufen von Räubern, die ihm zu Leibe gehen, wie er wacker sich diesen widersetzt und mit seinen Pistolen auf sie schießt. Er wurde aber bald überwältigt, wabei ich denn so viel bemerken konnte, daß er niemanden getödtet hatte und selbst nicht verwundet zu seyn schien. Nachdem die Räuber ihn eben sa rasch wie uns übrige gebunden hatten, begannen sie den Eilwagen zu plündern; bald lagen die Kisten und Packete meiner Unglücksgefährten umhergestreut auf dem Wege, und meine Bagage, bestehend aus einem kleinen Feldkoffer, worin meine beste Unifarm und etliche andere Luxusartikel steckten, die ich in der Hauptstadt zu gebrauchen dachte, wurde gleichfalls darthin geworfen. Das Gepäck wurde aber nicht auf der Stelle von den Räubern geöffnet, wie ich erwartet hatte, sondern auf mehrere van ihnen herbeigeführte Maulthiere geschnürt; dann ging es an unsere Taschen, und mein vortrefflicher Mantel, meine Uhr und etwa 12 Dublonen, die ich bei dem billigen Leben in Taluca von meinem Salde mühsam erspart hatte, wurden von den Gaunern mit der größten Höflichkeit und Geschicklichkeit mir abgenommen; dieses Schicksal theilte mein Degen sammt Pistalen, und bald hatte ich wenig mehr am Leibe als mein Hemde, denn einem der Räuber hatte mein Ueberrock gar zu gut gefallen. In diesem Zustande wurde ich mit meinen Reisegefährten in dem Walde auf einem schmalen Pfade fortgeschleppt, bis wir zu einem alten Gebäude, den Trümmern einer Hacienda oder eines Klosters, kamen. Hier trennte man mich van den andern und brachte mich in das Haus, wa man mich in einem Gemache allein ließ, dessen Wände stark genug schienen, daß ich nicht entwischen konnte; was aus Gurley und den Mexicanern wurde, wußte ich nicht. Das Gemach hatte ein kleines Fenster, zu welchem ich aber nicht kommen konnte, weil ich an Händen und Füßen geknebelt, mich nicht von der Stelle bewegen kannte, wohin man mich gelegt hatte. Ich kannte aber hören, wie die Schurken draußen im Hafe den Inhalt meines Koffers untersuchten und glaubte ein oder zweimal Gurley's Stimme zu unterscheiden, wie er laut und in befehlendem Tane etwas anordnete. Wahl eine Stunde lang hatte ich horchend gelegen, als plötzlich draußen ein verworrenes Geräusch entstand, als wenn ein Haufen Menschen hin- und herlief und rasch sich entfernte. Darauf schwiegen Menschenstimmen und andere Laute, und ich hörte den Schall von Hufschlägen in der Ferne verschwinden. „Gütiger Gott!“ rief ich aus, „sie haben mich hier gelassen, damit ich umkammen soll!“ und die Gefühle, welche bei diesem Gedanken mich überkamen, kann ich nicht beschreiben. Ich wußte, daß diese Banditen, da ich keinen van ihnen getädtet hatte, wohl nicht sa grausam seyn würden mich umzubringen, aber ich wußte auch eben sa gut, daß sie sich keine Mühe geben würden, mich am Leben zu erhalten, indem sie mich vor ihrem Abzuge von meinen Banden befreiten, und fart waren sie alle, daran konnte ich nicht zweifeln, denn ich hatte lange Zeit gespannt aufgehorcht und nicht einen Laut wieder gehört. In der Hoffnung, daß einige meiner Reisegefährten in oder neben dem Gebäude geblieben seyn möchten, rief ich so laut ich konnte, aber ich bekam nur Antwort von dem Echo, das aus den zerstörten Gemächern wiederhallte. Ich rollte mich auf dem Boden umher, ich suchte meine Banden durch Zerren und Reißen zu lockern, aber es half nicht, ich war zu fest geknebelt. Unter diesen qualvollen Anstrengungen traf ein Laut aus der Ferne mein Ohr, der bald deutlicher wurde; dann hörte ich kräftige Fußtritte und den Hufschlag eines Pferdes auf dem Steinpflaster des Hofes vor dem Hause, bald mehrere Tritte, als wenn der Hof voller Menschen sey; ich hörte Thüren aufreißen, Männer, deren Sporen und Säbel auf dem Pflaster klirrten, laut sprachen und jemanden in schlechtem Spanisch fragen: „Ihr wißt also gewiß, daß sie ihn hieher gebracht haben?“

„Heda!“ schrie ich so laut ich konnte.

„Hallah!“ antwortete es und in demselben Augenblick öffnete sich die Thür meiner Celle und ein amerikanischer Officier, ein Lieutenant vom dritten Dragonerregimente trat herein.

„Ei, Capitän,“ rief er indem er zu mir trat und meine Stricke durchschnitt, „wir fürchteten schon die Schurken hätten euch in die Berge mitgeschleppt. Wie kam es daß sie euch zurückließen? Nicht wahr, ihr seyd doch nicht verletzt?“

„Ich glaube nicht,“ war meine Antwort, indem ich aufstand und meine Glieder schüttelte; „aber wenn Sie mir einen alten Rock leihen können, so werde ich dafür sehr dankbar seyn.“ Ich war von der kalten Luft in den Bergen, sa wie von dem feuchtkalten Fußboden durchfroren und zitterte var Frost als ich sprach.

„Was Teufel' auch Ihren Rock haben sie mitgenammen?“ sagte der Lieutenant lachend, und im nächsten Augenblicke war ich in einen weiten Mantel van oben bis unten eingehüllt.

„Aber wie kamen Sie hierher? wodurch fanden Sie uns auf?“ fragte ich ihn.

„Wir befanden uns bei einigen Wagen des Commissariats auf dem Wege nach Taluca, und da begegnete uns der Eilwagen worin diese Herren saßen.“

„Der Eilwagen worin diese Herren saßen,“ sagte ich und bemerkte nun erst, daß meine mexicanischen Reisegefährten im Zimmer waren.

„Ja, freilich; sie erzählten uns die ganze Geschichte und wir nahmen sie mit um uns als Führer zu dienen.“

„Und der Eilwagen war auf dem Wege nach Mexico.“

„Gewiß, es scheint mir daß die Räuber nur Sie, mein Verehrtester, behalten wollten, denn als jene diese Herren van ihrem Gepäck erleichtert hatten, ließ man sie weiter reisen und dafür können Sie den Räubern dankbar seyn, sanst hätten wir Sie an diesem abgelegenen Orte nicht aufsuchen können.“

„Und der Mensch, der Gurley?“

„Wer ist Gurley?“

„Der andere Passagier.“

„Wie, noch ein Passagier?“

„Ja, und wenn ich nicht sehr irre, Capitän,“ sprach einer

der Mexicaner mich unterbrechend, so ist El hombre guero esta el gefe de los bandidos" (der blonde Mann ist der Anführer der Räuber.)

„Ha! das dachte ich auch und irrte mich nicht."

„Nun, wohin wollen Sie reisen?" fragte mich der Officier. „Wollen Sie nach Mexico oder mit uns nach Toluca zurück?"

„Nach Mexico, da werden wohl ein paar Tage vergehen ehe ich mich sehen lassen kann, denn ich habe nichts mehr, aber ich denke es läßt sich alles in der Calle Plateros ersetzen."

„Dann kommen Sie! der Eilwagen hält auf dem Wege, ich will Sie von einem halben Dutzend Dragoner durch die Berge escortiren lassen und jenseits sind Sie ganz sicher."

Mit diesen Worten verließen wir die Ruinen und fanden den Eilwagen, sammt Pferden und Postillon auf der Heerstraße. Der letztere läugnete allen Antheil an dem Raubanfalle, aber er räumte ja viel ein, daß Gurley's Benehmen auf dem Bocke muy estranno (sehr sonderbar) gewesen sey. Damit mußten wir uns begnügen, und nach dem Scheiden von dem Lieutenant fuhr der Wagen im kurzen Trabe, von etlichen Dragonern escortirt, den Berg hinab. Nach etwa zwei Stunden sahen wir Tacubaya vor uns, dort schickte ich die Escorte zurück, und noch vor Untergang der Sonne fuhren wir in Mexico ein und durch die Calle Carreo, wo wir vor der „Fonda de Diligencias" hielten und ich meinen Unglücksgefährten ein Lebewohl sagte. Bald war ich wieder neu equipirt, obgleich ich manches nicht ersetzen konnte — namentlich war der Verlust meiner ersparten Dublonen sehr unangenehm — und nun suchte ich ein paar Wochen lang mich für die Entbehrungen während meines Aufenthalts in Toluca nach Möglichkeit zu entschädigen. Allein trotz meiner vielen Zerstreuungen in Mexico war mir Herr Gurley immer im Gedächtnisse geblieben. Ich hatte mein Abenteuer ausführlich nach Toluca geschrieben und spähete in Mexico scharf nach ihm umher, weil ich hoffte er würde vielleicht dort sich sehen lassen. Aber alles war vergebens, er mußte sich sagen, daß er trotz aller seiner Pfiffigkeit stark compromittirt sey, und deßhalb hütete er sich gewiß sein Angesicht in der Nähe unserer Armee erblicken zu lassen. Unterdessen wurde der Eilwagen regelmäßig jede Woche zwei- oder dreimal von Räubern angefallen, obgleich Amerikaner darin nicht anders fuhren, als wenn ihrer ein halbes Dutzend und gut bewaffnet zusammen reiseten, denn dann kamen sie ungefährdet über das Gebirge. Die mexicanischen Behörden waren zu kraftlos, um eine Gendarmenescorte zu geben, und der amerikanische General kümmerte sich um die Unsicherheit jener Straße gar nicht, weil er dachte, daß wir alsbald das Land wieder verlassen würden. Dabei, das muß ich wiederholen, vergaß ich Gurley keinen Augenblick, und wenn ich mechanisch die Hand in meine Brusttasche steckte um meine Uhrkette zu fassen, so überfiel mich stets von neuem die sehr unangenehme Erinnerung an diesen Menschen. Ohne ihn wäre ich wohl nicht mit dem Eilwagen gefahren, und obendrein hatte er mich so tüchtig angeführt, indem er während meines Schlummers alle Zündhütchen von meinen Pistolen gezogen, und dann die Scene seines heftigen Widerstands gegen die Räuber so gut gespielt hatte.

Der Tag kam endlich heran wo ich das angenehme Leben in Mexico verlassen und wieder zu meinem Regimente zurückkehren mußte. Außer mir wollten noch drei Officier und drei Angestellte beim Quartiermeisteramte nach Toluca reisen. Da in dieser Zeit eine Abtheilung unserer Truppen dorthin nicht marschirte, so beschlossen wir sieben die Reise zusammen zu Pferde zu machen. Unter den Vorbereitungen zur Abreise wurde ich von einer großartigen Idee ergriffen oder von einem herrlichen Plane, wie wir es damals nannten, welcher bald von uns allen gehörig geprüft und überlegt war. Dieser Plan bestand nämlich darin, daß wir sieben, oder besser unserer neun — da wir noch zwei Theilnehmer leicht finden konnten — anstatt nach Toluca zu reiten, wie unsere erste Absicht gewesen war, vollständig wie Mexicaner gekleidet und daneben bis an die Zähne bewaffnet, im Eilwagen dorthin reisen wollten. „Vortrefflich!" riefen meine Reisegefährten sammt und sonders, als ich diesen Plan entwickelt hatte, „nur keinem Menschen davon ein Wort gesagt," warnte ich sie und damit trennten wir uns um uns zu dem Abenteuer zu rüsten. Schon nach einer Stunde hatte ich ein paar tolle Gesellen — es waren Texaner, die sich bei unserer Armee umhertrieben — angeworben, und ich hätte solcher Bursche noch leicht ein Dutzend haben können, aber neun war die richtige Zahl, weil der Eilwagen nicht mehr Passagiere aufnehmen konnte. Hierauf begab ich mich in das Bureau des Empresario de Diligencias (des Eilwagenunternehmers) und theilte diesem unsern Plan mit, indem ich ihm sagte, daß wir am folgenden Tage den ganzen Eilwagen in Beschlag nehmen wollten. Der Unternehmer war begreiflicherweise darüber sehr erfreut, weil er am meisten durch die Räuber verlor, und er versprach unsern Plan auf jede Weise zu fördern. Er wollte uns seinen amerikanischen Postillon, den besten Kutscher in Mexico, mitgeben, er wollte gar kein Passagiergeld von uns haben, indeß müsse er dabei bemerken, daß ein Passagier bereits einen Platz nach Lerma belegt habe und gern morgen dahin reisen wolle, daß dieser aber uns nicht belästigen werde, weil er kein Gepäck habe.

„Das macht gar nichts aus," erwiederte ich, „er mag mitreisen, einer von uns kann auf dem Bocke sitzen und dann sind wir um einen Mann stärker. Wer ist er denn? ist er gut bewaffnet?"

„Das weiß ich nicht, ich habe ihn nicht gesehen, er hat sein Billet in meiner Abwesenheit genommen."

„Es ist auch einerlei. Sie können sagen, wir wären Mexicaner, die in Tacubaya einsteigen wollten, oder sagen Sie ihm gar nichts von uns, und wie sich von selbst versteht, überhaupt keinem Menschen etwas. Wir wollen jenseits Tacubaya in den Eilwagen steigen, denn, wie mir erzählt ist, so lassen die Räuber gewöhnlich einen ihrer Spione dem Wagen voraus galoppiren, und deßhalb würde es nicht rathsam seyn, wenn unserer so viele durch die Straßen von Mexico darin fahren."

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

2. Das Städtchen Atfeh. — Der Canal Mahmudieh. — Die Stadt Fue, ihre Fruchtgärten, Fabriken u. s. w.

(Fortsetzung.)

Schon waren wir den vierten Tag in Atfeh und alles versicherte uns, daß jede Minute der Befehl zur Eröffnung der Schleuße eintreten könne. Indeß wollten die Eigenthümer und die Schiffer der Barken nicht länger warten, und eine Menge Arbeiter waren mit dem Umladen der Waaren aus den im Nil stehenden Schiffen in die auf dem Canale wartenden Barken beschäftigt; durch diesen Zusammenlauf von Menschen belebte sich das Städtchen bedeutend. Am Morgen kam aus Alexandrien der griechische General-Consul, Hr. T., ein reicher Kaufmann und Liebling Mehemed Ali's an; er erklärte meinem Reisegefährten, daß die Schleußen für die jetzige Schifffahrt sicherlich nicht geöffnet werden würden, und rieth ihm seine Zeit hier nicht vergebens zu verlieren, aber gegen Abend erhielt der Mudir (Ortsbefehlshaber) aus Cairo den Auftrag die Schleußen für fünf Tage zu öffnen. Hr. d'Arnaud, der durch-

aus nach Alexandrien gehen mußte, wollte doch nicht mit seiner Dahabie[1] in den Canal einlaufen. Bei dem Gegenwind und der ungewöhnlichen Anhäufung der beladenen Barken, welche die Fahrt auf dem Mahmudieh-Canal sehr beschwerlich machten, fürchtete er, nicht zur bestimmten Zeit nach dem Nil zurückkehren zu können, und in diesem Falle hätte seine Dahabie möglicherweise einige Monate in dem Canal liegen bleiben müssen. Deßhalb schlug er mir vor, mit derselben in Atfeh zu bleiben, und er selbst ging am nächsten Tage, den 25 Januar, nach Alexandrien ab auf dem kleinen Dampfboot der „Transitgesellschaft," welche die englischen Passagiere aus Alexandrien nach Suez und zurück befördert; dieß Dampfboot macht seine Reisen nur bis Atfeh, und gibt dann seine Passagiere in größere Dampfboote ab, die nach Cairo gehen. Hr. d'Arnaud versprach, nach drei oder vier Tagen zurück zu seyn, ich aber befahl gleich nach seiner Abreise der Mannschaft vom Ufer bei Atfeh abzustoßen, wo die zahlreichen Barken einen unerträglichen Lärm verursachten, und außerdem ihre Nähe uns mit einem Einbruch der Ratten bedrohte, von denen man sich nur sehr schwer wieder befreien kann, sobald sie einmal in dem innern Raum sich eingenistet haben. Um 2 Uhr Nachmittags fuhren wir zum zweitenmal nach Fue, und ich ging sogleich aus um die Stadt und ihre Umgebungen zu besichtigen, allenthalben fand ich dieselbe Armuth der Bewohner und denselben Verfall der von ihnen bewohnten Häuser.

Am nördlichen Saum der Stadt, nahe bei den obenbeschriebenen Fabriken, ist ein großer Begräbnißplatz angelegt; die Gräber sind hier in langen, parallelen Reihen geordnet, befinden sich über der Oberfläche und haben die Form von Backöfen. Sie bestehen aus länglichen und flachen, halb abgerundeten Gewölben von Backstein, sind 8' bis 10' lang, 4' bis 5' breit und 3' bis 4' hoch. An einem Ende eines jeden Gewölbes ist eine halbrunde Oeffnung gelassen, durch welche man die Leichen, ins Sterbhemd eingewickelt und ohne Särge, ins Grab hineinschiebt; die Oeffnung wird dann mit Backsteinen verschlossen oder bloß mit Thon verklebt und nur geöffnet, um neue Leichen hineinzuschieben, denn die Gräber sind Familiengräber. Auch gibt es allgemeine Gräber — für die Armen, und diese sind oft größer, aber von derselben Bauart wie die übrigen. Grabsteine oder Inschriften, wie auf den türkischen Begräbnißplätzen, bemerkte ich hier nirgends. Der größte Theil dieser Gräber stürzt zusammen, und die gebleichten Knochen liegen offen da; in einem der Gewölbe zählte ich etwa 20 Schädel; die klägliche Lage der gegenwärtigen Aegyptier hat bei ihnen sogar die Achtung für die Reste der Todten zerstört, die doch sonst in der Seele des Moslems so stark ist! Dieser Begräbnißplatz stößt unmittelbar an die Stadt, und ist, wie auch der zweite, am Südende von Fue neben der Moschee des Sultans Abu Nedscha gelegene mit einer Mauer eingefaßt. Ostwärts ist die Stadt von großen Gruben (birke) mit stehendem Wasser umgeben, deren die Bewohner sich zum Trinken und zu den Waschungen bedienen, obgleich die Canäle aus den Abtritten der benachbarten Moscheen dahin geleitet sind. Um diese Gruben her ist der Boden mit einem weißlichen Anflug von Salz und Salpeter bedeckt, womit überall in Unterägypten der Boden gesättigt ist.

In der Stadt hielt ich neben einer Schule (mekteb) an, in welcher kleine Knaben unter Anleitung eines erblindeten Lehrers im Lesen und im Gebetehersagen unterrichtet werden. Der Lehrer beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit Flechten langer und breiter Bänder aus Dattelpalmenblättern; diese Bänder werden dann an den Rändern mit Fasern von Palmblättern an einander genäht, und bilden sehr feste Säcke (sembil) von verschiedener Größe, in denen man Reis, Datteln u. s. w. transportirt. Lehrer und Schüler saßen mit unterschlagenen Beinen auf dem Boden in einer niedrigen, finstern Hütte; nach orientalischer Sitte wiegten die Kleinen beim Lesen unaufhörlich mit dem Kopf und Obertheil des Körpers nach vorn und hinten oder nach den Seiten, und alle wiederholten zu gleicher Zeit ihre Aufgabe nach dem Gehör, so daß man die Nähe einer solchen Schule schon von weitem und in großer Entfernung hören kann; übrigens ist der dadurch erzeugte Lärm fast der einzige, der jetzt in Fue die trübselige Todtenstille, die in den übrigen Theilen der Stadt herrscht, unterbricht. In den Kaffeehäusern hört man nicht die beliebten Musikanten und Sänger, welche die Besucher unterhalten; der muntere Klang der kupfernen Castagnetten (saggat), mit denen die Almes beim Singen und Tanzen den Tact schlagen, trifft hier nicht das Ohr, weil selbst die Almes, deren es zur Zeit der Franzosen noch sehr viele in Fue gab, sich jetzt entfernt haben und verschwunden sind.

Diese ägyptischen Bajaderen, Alme (in der Mehrzahl Awalim) sind jetzt so ziemlich dahin, in Folge der Bedrückungen und Verfolgungen, denen sie von Seite der Polizei ausgesetzt waren. Sie zerfallen in zwei Classen, die sich beide vorzugsweise mit Tanz und Gesang beschäftigen. Die höhere Classe, oder die eigentlichen Almes, halten sich ziemlich sittsam, und werden gewöhnlich zu Soirées und Familienfesten in reiche Häuser gerufen, wo sie reichlich bezahlt werden: Usta Salne, die beste Alme in Cairo, welche die Europäer die ägyptische Malibran nannten, und die ich in einer levantinischen Familie gleichfalls zu hören Gelegenheit hatte, erhielt für den Abend vom Hausherrn 500 Piaster, und sammelte noch außerdem ebenso viel von den Gästen, zu denen sie verschiedenemale mit dem Tamburin trat.[1] Die Künstlerinnen geringern Ranges, welche nicht bloß mit der Stimme sich Geld verdienen, heißen gewöhnlich Gauasi. Sie bildeten früher einen besondern, sehr zahlreichen Stand in Aegypten und standen unter Verwaltung eines Unternehmers, der von ihnen eine Abgabe erhob, und jährlich eine bedeutende Summe für das ausschließende Recht, sie zu unterhalten, an den Schatz bezahlte. Der letzte Unternehmer oder Pächter dieser Gauasi, ein gewisser Maalem Antunios Tuma, ein Kopte, mußte vor 20 Jahren an den Vicekönig gegen 6000 Beutel (etwa 200,000 Thlr.) zahlen; um aus den Einkünften seines Pachtes diese Summe herauszuschlagen, erlaubte er sich die größten Mißbräuche: er ließ auf den Straßen verheirathete, reiche und achtbare Frauen wegfangen, unter dem Vorwand, daß sie der Wollust fröhnten, folglich bei ihm eingeschrieben seyn und ihm Steuer zahlen müßten; er schickte seine Spione in Privathäuser u. s. w. Endlich kam es so weit, daß die Geistlichkeit sich an Mehemed Ali mit der dringenden Bitte wandte, diese unsittliche Einkommensquelle aufzuheben, und ihm vorschlug, die von den Aegyptiern bezahlte Grundsteuer (fyrde) um die jährlich von dem Pächter der Tänzerinnen bezahlte Summe zu erhöhen. Der Pascha willigte ein: er schlug einige Procente auf den Fyrde, und schickte die Gauasi nach Oberägypten in die Stadt Esneh in die Verbannung. Uebrigens findet sich noch jetzt eine gute Anzahl an andern Orten, aber zu Cairo und Alexandrien verfolgt die Polizei sie streng, und schickt sie, wenn sie ihrer habhaft wird, sogleich nach Esneh. Der Tanz der Almes und Gauasi, unter denen sich manchmal recht hübsche Gesichter finden, ist im höchsten Grade unanständig, und besteht vorzugsweise in einer sehr ausdrucksvollen Pantomime, die von einer zitternden Bewegung der untern Theile des Körpers begleitet ist, wobei die Füße gar nicht von der Stelle kommen. Europäern kann dieser Tanz nicht gefallen, und er fällt ihnen nur auf durch seinen Cynismus und seine Seltsamkeit. Nur die abgestumpften Sinne der Orientalen können ein Vergnügen finden an diesen nicht üblichen Zuckungen, welche, nach einigen Stellen im Juvenal, Martial, Horaz u. s. w. zu urtheilen, auch den Alten nicht unbekannt waren. Vor einigen Jahren traf man auf dem Platze Esbekieh in Cairo einen alten Kopten, der bei den vorübergehenden Franken um Almosen bat; dieß war der Maalem Antunios, der letzte Pächter der verschwundenen Classe der Almes.

(Fortsetzung folgt.)

Die assyrische Galerie im brittischen Museum ist den Besuchenden am 5 Mai geöffnet worden; welcher Reichthum von Alterthumsgegenständen dort aufgestellt ist, kann man sich denken.

[1] Dahabie nennt man hier die Nilbarken, welche nur zur Beförderung der Reisenden, aber nicht zum Transport der Producte und Reisenden verwendet werden.

[1] Usta Salne geht zum Gesang und Tanz in Privathäuser nur mit einer jedesmaligen besondern Erlaubniß der Polizei.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 120. 20 Mai 1851.

Scenen aus dem Feldzuge der Amerikaner in Mexico.

Gurley der Räuber.

(Schluß.)

Als wir nun unsere neun Fahrbillette auf Namen wie José Antonio Sanchez, Juan Garcia, José Maria Alvarez u. s. w. erhalten hatten, schüttelte ich dem Empresario die Hand und ging zu meinen Freunden zurück. Am andern Morgen um 3 Uhr versammelten wir uns und gingen den Weg nach Tacubaya um den Eilwagen jenseit dieses Dorfs zu erwarten, wie wir versprochen hatten. Wir waren sämmtlich in vollständiger mexicanischer Tracht, mit breitkrempigen Hüten und „Serapes" (Mäntel) versehen, auch gut bewaffnet — denn das war unsere Hauptsorge gewesen — und jeder hatte ein paar sechsläufige Pistolen und ein Messer bei sich, wir konnten also zusammen 108 Schüsse geben und zwar in weniger als zwei Minuten. Außerdem sollte der Postillon, ein Amerikaner und als muthig bekannt, gleichfalls tüchtig bewaffnet seyn, und so waren mit dem unbekannten Passagier unserer eilf. Das war nach unserer Meinung hinreichend einer dreifachen Zahl mexicanischer Räuber übel mitzuspielen.

Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang hatten wir unsern Haltplatz erreicht, bald darauf kam der Eilwagen heran, und hielt, um uns aufzunehmen. Da wir später anhalten wollten, wenn es hell seyn würde, um dann schließlich unsere Anordnungen zu besprechen, so stiegen wir ohne weiteres in den Wagen. Einer der Texaner setzte sich auf den Bock, um unsern unbekannten Reisegefährten nicht zu stören, der im Mantel eingehüllt in einer Ecke saß und aus seinem Gruße: Buenas noches, caballeros (Gute Nacht, meine Herrn) zu schließen, ein Spanier oder Mexicaner seyn mußte. Unterwegs unterhielten wir uns nur von gleichgültigen Dingen, da wir unserm Gefährten das Geheimniß nicht eher mittheilen wollten, als bis wir anhielten. Endlich brach der Tag an, und ein Officier, ein Irländer, welcher dem Unbekannten gegenüber saß, fragte diesen was es an der Zeit sey? um eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Der Fremde zog ganz höflich seine Uhr unter den Falten seines „Serape" hervor und hielt das Zifferblatt gegen das Licht. Ich saß zufällig so, daß er die Uhr dicht vor meine Augen hielt; das Gesicht des Menschen konnte ich nicht sehen, aber sogleich erinnerte ich mich, daß ich die Uhr früher gesehen haben mußte. Ich bog mich nun über den quer durch den Wagen befestigten breiten Lederriemen, um das Gesicht des Fremden erblicken zu können; es herrschte noch trübes Zwielicht und der Mensch war bis an die Nase in seinen Serape vermummt, während ein breiter, niedergekrempter Filzhut seine Stirn bis an die Augen bedeckte. Trotz dieser Hindernisse sollte ich in meinen Bemühungen doch nicht getäuscht werden, denn plötzlich wurde die Luft bedeutend heller — so rasch ist in tropischen Ländern der Wechsel von Nacht und Tag — und als ich nun immer schärfer hinschaute, sah ich das narbenbedeckte, pockengrubige Gesicht des Räubers Gurley dicht vor meiner Nase. Er hatte mich gewiß in demselben Augenblicke auch erkannt, und da er nicht wissen konnte, ob ich ihn bemerkt, so drehte er seinen Kopf zur Seite und drückte sich den Hut noch tiefer ins Gesicht. Aber das war zu spät, solche Manöver halfen ihm nicht mehr, denn ich hatte ihn ganz genau erkannt und sein Gesicht nie wieder vergessen.

„Wie geht es?" sagte ich ihm zunickend; er antwortete nicht darauf, als wenn er mich nicht verstehe. „Ich glaube wir waren schon einmal Reisegefährten, und zwar zufällig in diesem Wagen", fuhr ich dann fort.

„No entiendo, Senhor" (ich verstehe nicht) erwiederte er jetzt.

„Lassen Sie das gut seyn, sprechen Sie doch Ihre Muttersprache, mein Freund", sagte ich zu ihm, Sie kommen mit Ihren dicken Lippen damit besser zu Stande."

Meine übrigen Gefährten sahen, voll Erstaunen über diesen curiosen Dialog, zuerst auf mich, dann scharf auf den Fremden; der Räuber, welcher jetzt wohl einsehen mochte, welche Leute um ihn waren, und daß das immer heller werdende Tageslicht seine Vermummung nutzlos mache, ließ seinen „Serape" vom Gesicht herabgleiten, indem er zu mir gewendet mit einer Miene voll affectirter Gleichgültigkeit sprach: „Ganz gut, Herr, ich kann auch englisch sprechen, wenn Sie wollen."

„Das weiß ich wohl", erwiederte ich, „denn ich habe ja noch vor kurzem mich mit Ihnen in dieser Sprache unterhalten."

„Wann war das, wenn ich fragen darf?"

„Wissen Sie es nicht mehr? Als wir beide miteinander reisten und zusammen hier im Gebirge von Räubern zu Gefangenen gemacht wurden."

„Ach, ja! So das waren Sie?"

„Freilich, ich."

„Auf mein Wort, Herr, ich habe Ursache genug mich des Tages zu erinnern. Ich wurde von den Räubern in das Gebirge geschleppt, während man Sie und die Uebrigen laufen ließ. Wirklich!"

„Sie scheinen wohl nicht zu wissen, daß unsere Reisegefährten mir erzählt haben, welche Rolle Sie spielten, als ich eingesperrt war; außerdem habe ich Ihre recht geschickten Pantomimen auf dem Bocke selbst gesehen, und auch mit eigenen Ohren gehört, wie Sie sehr pfiffig und patriotisch: Gott und Mexico! ausriefen. Sie scheinen übrigens von den Räubern

gar nicht schlecht behandelt zu seyn, denn diese haben Ihnen den besten Theil der uns abgenommenen Beute gegeben; ich werde mir meine Uhr jetzt von Ihnen ausbitten, Herr Gurley."

So wie meine Gefährten, welche, wie man glauben kann, unser Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit angehört, den Namen des Räubers vernommen hatten, erhoben sie sich sämmtlich und wandten sich in drohender Haltung zu ihm. Unter diesen Umständen mußte dem Menschen klar werden, daß es unnütz sey sich länger zu verläugnen, er zog deßhalb die Uhrkette über den Kopf und gab mir diese mit der Uhr.

Ich glaube aber auch, daß ich außerdem Geld von Ihnen zu fordern habe, eine Kleinigkeit von etwa zwölf Dublonen. Können Sie mir die nicht jetzt gefälligst bezahlen?"

„Ich habe kein Geld", antwortete der Räuber trotzig. „Heraus mit der Börse!" rief einer meiner Gefährten, die sämmtlich hocherfreut waren, daß wir den Menschen, welchen wir suchten so rein zufällig gefangen hatten.

Zögernd gab der Räuber nun seine Börse her, die nach seiner Angabe nicht viel enthalte, und es fanden sich auch wirklich nur wenige Dollars darin. „Gebt uns eure Pistolen!" verlangte einer, und nur mit dem größten Widerstreben gehorchte der Räuber. Jetzt waren wir am Fuße des Berges, worauf Jesus del Monte steht und wo die Heerstraße in die Engpässe der Sierra führt; jetzt war es Zeit unsere Anordnungen zum Empfang der Räuber zu treffen, denn jeden Augenblick konnten wir ihnen begegnen. Ich befahl dem Postillon hier anzuhalten, wir sprangen aus dem Wagen und hießen Gurley herauszukommen; er that es, aber offenbar in Todesangst, denn sein benarbtes Gesicht wurde abwechselnd weiß und dunkelroth und seine Lippen bebten. „Sie wollen mich doch nicht ermorden?" stammelte er mit heiserer, dumpfer Stimme.

„Noch nicht", war meine Antwort, „obgleich Ihr verdient wie ein Hund zu sterben." — „Kommen Sie vom Bock herunter", sagte ich zu dem Texaner, „und nehmen Sie meinen Platz im Wagen ein! Und nun, Herr Gurley, steigen Sie gefälligst auf den Bock." Ein halbes Dutzend vorgehaltene Pistolenläufe ließen den Räuber rasch auf den Bock klettern, wo ich mit Hülfe des Postillons seine Füße über den Knöcheln fest zusammenschnürte und diese an das Fußbrett band; darauf befestigten wir mit einem Gurt seinen Leib an die Eisenstangen des Bocks und ließen ihm nur die Arme frei. Dann stieg ich herab zu meinen Gefährten und ertheilte als Commandeur der Expedition ihnen die nöthigen Instructionen. In dem Wagen sollten unserer sieben sitzen, obgleich sechs besser darin sich bewegen konnten, allein wir hielten es für rathsam, nicht zu viele oben auf dem Wagen zu zeigen; diese sollten die meisten ledernen Vorhänge der Wagenfenster herablassen, aber nicht anknöpfen und zwischen den flatternden Vorhängen hindurch Feuer geben, so wie sie einen Schuß vom Bock hörten, den ich thun wollte. Der achte von uns sollte sich zwischen das Gepäck auf die Imperiale des Wagens legen und in demselben Augenblicke schießen, wenn ich meine Pistole in die Höhe heben würde. Auf diese Weise gaben wir dem Feinde die erste Salve, und die mußte nach unserer Ueberzeugung das Gefecht zu unsern Gunsten entscheiden. Wir erwogen indeß dabei, daß wenn die Räuber Argwohn gegen uns gefaßt hätten und aus einiger Entfernung in den Eilwagen schießen sollten, wir starken Verlust erleiden und doch ihnen nichts anhaben könnten, da sie stets beritten und wir nur zu Fuß waren. Deßhalb lag uns alles daran, sie nahe an den Wagen zu locken, und zu diesem Zweck stieg ich auf den Bock zu Gurley und dem Postillon; der letztere saß in der Mitte und hatte den Gurley zur rechten, während ich mich an seine linke Seite setzte, um meinen rechten Arm frei zu haben. So vorbereitet und gerüstet fuhren wir durch Jesus del Monte, und näherten uns dem Rancho (Gehöfte) von Tranquilla. Mir war es klar, daß man uns anfallen werde, und das vermuthete ich schon, als ich Gurley im Wagen erkannt hatte, denn nun wußte ich so gut wie gewiß, daß er sich dort befand, um sein früheres Spiel wieder zu spielen. Als wir aber jetzt den gefährlichen Engpässen näher kamen, bemerkte ich auf dem weichen Rasen mehrere frische Hufspuren, die sämmtlich auf unserm Wege weiter liefen. Die Hufspuren zeigten deutlich, daß Reiter auf den Pferden gesessen hatten und zwar nach meiner Meinung die Räuber, welche nach ihrem Sammelplatze ritten.

Indem wir langsam die Berghöhe hinanfuhren, konnte ich nicht umhin auf das reizende Thal von Mexiko zurückzublicken; prachtvoll erhob sich die Sonne jenseits der schneebedeckten Spitze des hohen Popocatepetl und vergoldete den Kamm seiner Zwillingsschwester; es war ein wunderschöner sonnenheller Morgen, und gar nicht geschaffen für solche Scenen, wie wir sie bald erleben sollten. Aber schon im nächsten Augenblicke hatten wir einen der Vorberge der Sierra umfahren, die schöne Landschaft hinter uns war verschwunden, und wir drangen in die finstern Gebirgsschluchten. Wohl klopften Herz und Pulse immer rascher in uns, je weiter wir fuhren, denn wir waren in lebhafter Aufregung und gedachten der Gefahr, welche der herannahende Kampf uns bringen konnte. Die Räuber konnten an Zahl stärker seyn als wir, aber das achteten wir nicht, wenn sie Mexicaner waren; allein konnten nicht mehrere solcher Gesellen wie Gurley unter ihnen seyn? Im amerikanischen Heere war immer Desertion gewesen, und diese hatte in der letzten Zeit bedeutend zugenommen. Und wo sollten die Deserteure sich anders aufhalten als in solcher Gesellschaft? Außerdem konnte ein einziger Schuß in den vollgedrängten Wagen abgefeuert, sein Opfer nicht verfehlen, und wir waren offenbar im Nachtheil, nachdem wir die erste Salve gegeben hatten. Solche Gedanken mußten in uns einige Besorgniß hervorrufen, aber gewiß dachte keiner von uns daran, jetzt das Unternehmen aufzugeben. Es lag ein Ruhm darin, daß wir dem Lande des Feindes und dessen Bewohnern mit eigener Aufopferung eine Wohlthat erzeigen wollten, und von diesem Gedanken gestärkt fuhren wir von Muth und Selbstvertrauen beseelt immer vorwärts. „Sehen Sie dort, Capitän!" flüsterte der Postillon mir zu, indem er mich leise mit seinem Ellenbogen anstieß, und in demselben Augenblick sah ich ein Stück von einem Serape, nebst Schweif und Hinterschenkel eines Pferdes hinter einem schwarzen Felsenblocke am Wege verschwinden. Gleich darauf war ein entblößter Kopf und ein schwärzliches Gesicht über dem Felsen sichtbar, aber fast augenblicklich wieder verschwunden.

„Fahre ganz ruhig weiter, spanne deine Pistole und führe die Pferde mit einer Hand", sagte ich leise zum Postillon. „Gurley", so wandte ich mich mit deutlicher und fester Stimme zu ihm, „eure Bande ist in der Höhle vor uns; ihr sehet sie so gut wie ich. Wenn ihr nur ein Wort sprecht oder das geringste Zeichen macht, um sie von eurer Situation zu unterrichten, so jage ich euch im nächsten Momente eine Kugel durch den Kopf." Und zugleich spannte ich meine Pistole, damit der Räuber das Aufziehen des Hahns hören und wissen sollte daß ich mich fertig gemacht hatte meine Drohung auszuführen. „Ihr werdet das thun was ich euch sage und zwar rasch", so fuhr ich fort, „denn

wie ihr es nicht thut oder nur eine Secunde zögert, so schieße ich euch auf dem Flecke nieder! Fertig!" rief ich dann meinen Gefährten im Wagen zu und bog mich etwas herab, den Räuber immer fest im Auge behaltend. Indem wir jetzt in eine Krümmung des Weges einbogen, bemerkte ich an beiden Seiten verschiedene Gegenstände die sich bewegten, dann Köpfe die hinter Felsen und Cactusgebüschen sich duckten und Pferdeschweife im Gesträuche schimmernd. Dort war, wie ich vermuthet hatte, eine Barrikade und hinter derselben erschien zwischen dem Laubwerke ein Gesicht welches sich zu verstecken keine große Mühe gab. Das war der Mann, welchen ich haben mußte, der Vorposten der Räuber. „Fahre bis an die Barrikade und halte," flüsterte ich und der Wagen fuhr im gemächlichen Schritte weiter. Unablässig hatte ich meine Augen fest auf Gurley gerichtet, ich bewachte jeden seiner Blicke, jede Bewegung seiner Muskeln, die von schrecklicher Aufregung zitterten, bis der Wagen stillstand. „Haltet vier eurer Finger in die Höhe," sagte ich mit leiser, aber eindringlicher Stimme zu ihm," ein Finger mehr und ich schieße euch todt. „Er gehorchte, indem er wie das Erstemal vier Finger hoch und deutlich zeigte." „Jetzt haltet beide Hände ausgestreckt in die Höhe!" Er that es, und nun, „fuhr ich in demselben leisen Tone fort," ruft laut aus: „Dios y Mexico!"

Dios y Mexico! rief der Räuber mit lauter, aber heiserer und zitternder Stimme, und kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, so widerhallten sie wie ein Echo von jedem Baume, und das Unterholz schien von Menschen und Pferden zu wimmeln, welche heransprengend den Eilwagen umringten. Nur ein paar der Räuber hatten ihre Gewehre zum Schuß bereit, weil sie uns für Mexicaner hielten die keinen Widerstand zu leisten pflegen. Ich nahm einen aufs Korn, der mit dem Carabiner auf der Schulter heranritt, der Texaner oben auf dem Wagen hatte sich einen zweiten unterfehen und der Postillon zielte nach dem dritten, welcher den Pferden in die Zügel gefallen war. Das alles war das Werk einer Secunde, und ehe die erstaunten Räuber zur Besinnung kommen konnten, hatten wir geschossen und jeder hatte seinen Mann getroffen. In demselben Augenblicke krachten Salven von Pistolenschüssen aus beiden Seiten des Wagens hervor, als wenn ein Kriegsschiff zugleich von Backbord und Steuerbord volle Lagen gibt. Reiter stürzten aus dem Sattel zur Erde, Pferde bäumten sich wiehernd, wildes wüstes Geschrei, Flüche und Verwünschungen auf Englisch und Spanisch erschallten durcheinander, unaufhörlich knallte ein Schuß nach dem andern aus dem Wagen, während dazwischen der stärkere Krach eines Carabiners und das Pfeifen einer Büchsenkugel sich hören ließ, und dunkle Gestalten, wahnsinnig schreiend, wie Nebelgebilde im dichten, fast erstickenden Pulverdampfe erschienen, der nur auf Augenblicke von den aufblitzenden Schüssen sich erhellte. Während dieses wilden Scharmützels merkte ich, daß der Postillon mit Gurley sich balgte, welcher ihn mit kräftigen Armen umklammert hielt; Gurley versuchte zu entwischen und hatte seine Hände von den Stricken zu lösen gewußt. Da packte ich ihn bei der Gurgel und wir stürzten zusammen vom Bocke herab, ich fiel unsanft genug auf die Erde, aber er, dessen Füße an den Bock gebunden waren, blieb mit dem Kopfe nach unten daran hängen, wobei er die gräßlichsten Flüche ausstieß. Rasch sprang ich auf und dann zur Seite um aus dem Pulverdampfe zu kommen. Hier sah ich, daß die Räuber den Angriff aufgaben, und daß die unverwundet gebliebenen so schnell wie ihre Pferde laufen konnten davon jagten. Nun schrie ich meinen Cameraden zu, das Feuer einzustellen — denn sie schossen noch immer ins Blaue hinein — und bald waren sie aus dem Wagen gesprungen bei mir. Die Dampfwolke um uns her zertheilte sich nach wenigen Augenblicken, und nun lagen vor uns auf dem Wege sechs Räuber todt oder sterbend, auch ein paar Pferde, etliche andere Pferde liefen mit ledigem Sattel in der Nähe umher. Von uns waren nicht weniger als drei verwundet, einer von einem Lanzenstich und die beiden andern, ein Officier und ein Texaner, von den Büchsenkugeln der Räuber; der letztere war sehr schwer verwundet, indem die Kugel durch seine rechte Schulter bis nahe an das Rückgrat eingedrungen war. Die Räuber hatten diesesmal heftigern Widerstand als sonst gewöhnlich geleistet und unsere Vermuthung fand sich bestätigt, daß Amerikaner oder vielmehr Gelzen bei ihnen gewesen, denn einer der Getödteten wurde als ein Irländer erkannt, welcher von unserer Armee desertirt war. Von den sechs Räubern waren zwei verwundet und lagen stöhnend am Boden unter den Pferden. Da sie aber gehörig abgestraft waren, so versprachen wir ihnen Hülfe vom nächsten Dorfe zu schicken. Nachdem wir Gurley wieder festgebunden und die Barrikade weggeräumt hatten, stiegen wir wieder in den Eilwagen und fuhren nach Taiura. Der Erfolg unsers Abenteuers war für uns sehr erfreulich, denn damit verschwand jene Räuberbande gänzlich aus der Sierra, und so lange wir noch in Mexico blieben, wurde auf diesem Wege kein einziger Eilwagen mehr angefallen.

Was aus Herrn Gurley geworden ist, habe ich nicht genau erfahren. Wir überlieferten ihn mit den vollständigen Beweisen seiner Schuld den mexicanischen Behörden, und er wurde von diesen zur Strafe der Garote (Erdrosselung) verurtheilt, jedoch war zur Zeit unsers Abmarsches die Strafe noch nicht vollstreckt.

Die neuentdeckte weite Grotte zu Manchester in Vermont.

Am 7 März 1851, wie der „Manchester Union Whig" (März 19) meldet, ward in Manchester von einigen jungen Leuten, die auf der Jagd waren, eine große und seltsame schöne Grotte entdeckt. Einer von ihnen hat die folgende Mittheilung darüber geliefert. Die Grotte findet sich am äußersten Südende der Equinox Mountains, ungefähr in der Mitte zwischen dem Fuß und Gipfel. Die Person, welche zuerst die Entdeckung machte, verfolgte gerade in dem Augenblick ein verwundetes Rebhuhn und gerieth in der Eile, ohne es zu merken, in den ungesehenen Eingang hinein. Bei Untersuchung der Passage, in welche einer ihrer Genossen so ohne alle Umstände gelockt worden, fand die Gesellschaft, daß dieselbe mittelst einer stufenweisen Senkung von etwa 30 Fuß zu einem geräumigen Gemach von 36 Fuß Länge, 27 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe führte, mit einem Fußboden, der so eben und fast so glatt wie ein Estrich war. Aus diesem Zimmer brachte ein enger Gang die Jäger, welche sich mit großer Mühe und nicht ohne Stöße und Verletzungen ihren Weg hindurch bahnten, in ein Gemach, welches das erstere sowohl an Größe als an Pracht noch weit übertraf. Die am meisten in die Augen fallenden Gegenstände, welche in dieser zweiten Räumlichkeit ihren Blicken begegneten, waren drei kolossale Pfeiler von 20 Fuß Höhe, 15 Fuß im Umfang und gespensterhafter Weiße, und so glatt wie polirter Marmor. Im dritten Zimmer fanden sie bedeutende Massen Eisen und Blei, nebst einer Art von silberähnlichem Erz. Sie verfolgten ihren Weg ungefähr 3/4 (engl.) Meile und kamen durch nicht weniger als neun Zimmer, bis sie sich endlich am Rande eines Abgrundes befanden. Sie warfen einen großen Stein hinab und hörten nach einem Zwischenraum von mehreren Secunden einen schwachen Platsch, woraus sie das Daseyn eines kleinen Sees am Fuß des Abgrundes folgerten. Die Erforschung der Grotte ist bisher nicht weiter fortgesetzt worden. Der ganze unterirdische Raum ist mit Ausnahme des erwähnten Wassers vollkommen trocken.

Wanderungen in Aegypten.

2. Das Städtchen Atfeh. — Der Canal Mahmudieh. — Die Stadt Fue, ihre Fruchtgärten, Fabriken u. s. w.

(Fortsetzung.)

Bei meiner Rückkehr nach der Barke war die Sonne bereits hinter dem Horizont hinabgesunken, und der Abend trat unvergleichlich schön ein; der helle Mond goß seine silbernen Strahlen auf die zitternde Oberfläche des Nils, in den Wipfeln der hohen Palmen säuselte ein lauer Südwind; die Luft war bis zum Uebermaaß angefüllt vom Wohlgeruch der Apfelsinen und Limonen, in deren Nähe die Dachabie stand, zahlreiche beladene Barken fuhren langsam unter Segeln den Stromlauf hinab, und zogen wie weiße Traumgestalten vor meinen Cajütenfenstern vorüber. Die Matrosen setzten sich auf dem Verdeck im Kreise umher, und horchten mit Begierde auf die Erzählungen eines alten Schiffers von dem Helden Antar, von der Leidenschaft der Nachtigall, die sich in die Rose verliebt, von den Erlebnissen Abu-Seids, von den weisen Sprüchen des Chalifen Harun Erraschid, von der Eifersucht seiner Gattin Zobeide, und den Erlebnissen vieler anderer Personen, die auch uns aus Tausend und Einer Nacht bekannt sind. Der Mensch gewöhnt sich so schnell an den raschen Wechsel und an alle möglichen Lagen im Leben, daß ich schon nichts Sonderbares und Ungewöhnliches bei dem Gedanken fand, daß ich auf dem Nil, weit von aller gebildeten Gesellschaft mitten unter Nubiern lebte, und mit ihnen arabisch sprach, während ich noch das Jahr zuvor im Schlitten auf den mit tiefem Schnee bedeckten Petersburger Straßen dahin fuhr. An diesem Abend in Fue begriff ich den Sinn und die ganze Annehmlichkeit des orientalischen Keif; meine innere Stimmung entsprach völlig der zauberischen Ruhe der äußern Natur; die Seele stand im Gleichgewicht mit der mich umgebenden Welt, und ich fühlte eine gewisse unaussprechliche Ruhe und die unbestimmte Ueberzeugung, daß jetzt in dieser Minute, in dieser Nacht nichts die Harmonie der äußern mit meiner innern geistigen Welt störe. Selbst die Erinnerung an frühere Unwetter und Stürme, und der Gedanke an die, welche mir noch in der Zukunft bevorstehen mochten, waren nicht im Stande den Horizont der klaren, sturmlosen Gegenwart zu umdunkeln. Diesen Abend, den ich auf dem Nil in völliger Einsamkeit zubrachte, rechne ich unter die angenehmsten in meinem Leben, und der geneigte Leser wird verzeihen, wenn ich mich durch diese Erinnerung gerückt fühlte.

Am 26 Januar Morgens wollte ich nach Atfeh zurückkehren, da man in Fue gar keine Lebensmittel haben konnte, nicht einmal Hammelfleisch, das einzige, das man jetzt in Aegypten bekommt, da es verboten ist Ochsen zu schlachten, von denen der größte Theil durch die in den letzten Jahren wüthende Viehseuche umgekommen ist. Ein starker Nordostwind, der vom frühen Morgen an wehte, erlaubte uns jedoch den ganzen Tag nicht vom Ufer abzustoßen; dann fiel dreimal ein starker Regen, der auch in der ganzen folgenden Nacht anhielt. Es ist unbegreiflich, wie bei der großen Anzahl Fremder, welche jährlich die Nilufer besuchen, bis jetzt sich noch die Meinung erhalten konnte, daß es in Aegypten nicht regne; in Cairo und den südlich davon gelegenen Gegenden sind die Regen allerdings selten, aber in Alexandrien, Raschid, Damiat und im ganzen Delta ist der Regen in den Wintermonaten vom December bis Februar sehr häufig und wiederholt sich fast täglich.

Am 27 Januar war die Luft Morgens empfindlich kalt; um zehn Uhr erhob sich ein ziemlich starker Südwestwind, mit dem wir nach Atfeh unter Segel gingen, um dort Lebensmittel zu kaufen. Nachdem ich mich eine Zeitlang an dem Schauspiel der durch die erfolgte Eröffnung der Schleußen des Canals ungewöhnlich lebhaften Bewegung der Barken ergötzt hatte, fuhr ich mit demselben günstigen Winde den Strom hinab, und kam in einer Stunde nach Sendiun, einem, wenn man dem Namen trauen darf, von Christen erbauten Stadt. Sendiun liegt am rechten Ufer des Nils, auf einem ziemlich hohen Aufwurf, und gehört zu den Privatbesitzungen Mehemed Ali's. Dem äußern Ansehen nach ist es noch öder und ärmer als Fue; die Häuser, aus hübschen rothen Backsteinen in zwei oder drei Stockwerken aufgeführt, fallen allenthalben ein, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich auch fast kein einziges vollständig erhaltenes Gebäude sah; Dächer und Wände der obern Stockwerke waren zusammengebrochen, und die Bewohner hausten nur in dem Erdgeschoß. Eingang und Boden der letztern waren weit unter dem Niveau der Straßen, welche durch die Anhäufung von Schmutz, Asche und andern Unreinigkeiten, die man aus den Häusern auf die Straße wirft, bedeutend erhöht waren; an jeder Schwelle der äußern Thore errichteten die Einwohner Erddämme, um das Regenwasser aus den tiefen, in den Straßen stehenden Pfützen nicht ins Innere der Häuser laufen zu lassen. Allenthalben, wo ich mit Kindern zusammentraf, flohen diese; die ausgemergelten und nur mit Hemden bedeckten Weiber versteckten sich oder verhüllten ihr Gesicht mit den Aermeln, die Männer blickten mit unruhigem Staunen auf den Franken. Der Bazar war vollkommen öde, und ich fand darin auch nicht Eine besetzte Bude; einige Thätigkeit kann man nur in den vier oder fünf Mühlen von sehr unvollkommener, wahrhaft urthümlicher Bauart bemerken; die Steine werden darin durch ein Pferd oder einen Ochsen in Bewegung gesetzt. Wassermühlen kann man nach den topographischen Verhältnissen des Landes nicht haben, und die Windmühlen, welche man in den Umgebungen von Cairo, Alexandrien und Damiat trifft, gehören ohne Ausnahme dem Staat; Privatleute denken bis jetzt noch nicht daran, welche zu errichten. Die hiesigen Mühlsteine bestehen entweder aus dicken Granitfließen, die man erhält, indem man alte Säulen quer durchsägt, oder aus schwarzer poröser Lava aus der Wüste Hauran in Syrien; sie werden von Beduinen nach Jaffa und Sue gebracht, und da zur See nach Damiat gesendet. Diese Mühlsteine haben vier bis fünf Fuß im Durchmesser bei 1' Dicke; auf dem obern Mühlstein befindet sich in der Mitte ein aus der Masse des Steins selbst gehauener cylindrischer Fortsatz, der ganz der Nabe unserer Räder gleicht: durch diesen geht die Achse, um den sich der Mühlstein dreht. In Sue kostet ein solcher Mühlstein 150 bis 300, in Damiat 4 bis 500 Piaster. Mit einem Pferd kann man in 24 Stunden etwa einen Ardeb Weizen (= 2,77 französische Hektolitres) mahlen. In den Städten haben wohlhabende Leute häufig in ihrem Haus eine besondere Mühle für den häuslichen Bedarf: die Armen tragen das Korn in die öffentliche Mühle, wo man es zu einem bestimmten Preis in Mehl verwandelt; die Fellahs bedienen sich nicht selten der Handmühlen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Krater-Grab zu Rotumah in der Südsee. Der Verfasser der „Rovings in the Pacific" (Streifereien in der Südsee), theilt folgendes mit über ein seltsames indianisches Begräbniß zu Rotumah. Auf dieser Insel gibt es mehrere erloschene Krater, über deren Eruptionen aber die geschichtlichen Nachrichten fehlen. Am Schlund des größten Kraters wachsen Bäume, die allem Anschein nach Jahrhunderte hier gewurzelt gewesen sind. Wir suchten uns einen Begriff von seiner Tiefe zu machen, indem wir Steine und Felsstücke hinabwarfen, allein es war als ob wir in eine unendliche Leere hineinwürfen, denn kein wiederhallender Laut kam aus dem finstern Vacuum zurück. Vor einigen Jahren begab es sich, daß eine Gesellschaft Neu-Seeländer auf dieser Insel landete und einer aus ihrer Zahl gerade starb. Seine Cameraden brachten seinen Leichnam nach der Mündung dieses Kraters, sangen ihm seinen Grabgesang, feuerten eine Salve ab zur letzten Ehre des Todten und warfen ihn darauf in die unermeßliche Tiefe, wohl in der Meinung, ihn auf solche Weise desto eher mit den Schatten seiner Vorväter zu vereinigen.

Ein Haus ohne Kamin wurde kürzlich zu Osmaston in der Nähe von Derby gebaut. Der Rauch wird abwärts geleitet durch Röhren in den Wänden und durch eine horizontallaufende Röhre nach einem großen 150 Fuß hohen Rauchableiter im Garten in beträchtlicher Entfernung vom Hause. (Athen. 10 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 121. 21 Mai 1851.

Socialistische und agrarische Bestrebungen in den Vereinigten Staaten.

(Von Franz Löher.)

Es ist die Ansicht vielfach verbreitet, daß in den Vereinigten Staaten alles, was einen socialistischen Anstrich habe, keinen Boden finden könne. Man glaubt einerseits, die Amerikaner seyen selbst zu praktisch und zu sehr auf den Geldgewinn erpicht, und andererseits, bei ihnen finde jeder der arbeiten wolle, hinreichend Verdienst und könne sich mit leichter Mühe ein Besitzthum erwerben, welches ihn und seine Familie anständig ernähre. Diese Ansicht ist indessen nur theilweise begründet. Gerade weil in Amerika die Industrie und das Capital schrankenlos und herrisch auftritt, weil dort der Reichthum für sich allein mächtiger ist als anderswo, deßhalb werden dort entgegengesetzte Bestrebungen um so heftiger hervorgerufen. Der Verdienst aber ist in den Städten, wenn auch leichter, doch auch unsicherer, weil die Speculationen sich rastlos über einander wälzen und ihren Eingriffen sich auch das kleine Vermögen schwerer als in Europa entzieht. Außerhalb der Städte ist ferner schon seit längern Zeiten sichtbar die Ausbeutung des Fleißes der Anbauer durch die großen Landbesitzer, deren Voreltern einst weitgestreckte Landstrecken um ein Spottgeld erworben haben, und die sie jetzt auf die schlaueste und unverschämteste Weise auf Kosten der neuen Ansiedler verwerthen. Amerika ist ja außerdem das Land, wo alle alten und neuen Ideen und Projecte der Menschen wieder aufschießen und ihre Lebensfähigkeit erproben; dort wo keine starren Institutionen die schöpferische Lust beengen, wo unermeßliche Strecken noch der bildenden Hand des Menschen warten, dort konnte es nicht fehlen, daß auch der große Zauber, welcher in den socialistischen Ideen liegt, von jeher viele Gemüther anzog.

So gibt es in den Vereinigten Staaten jetzt in der That keine größere Stadt mehr, in welcher nicht bereits socialistische Vereine thätig sind. In ihren zahlreichen Versammlungen hört man mit allem Schwunge, mit allem lebhaften Geberdenspiel die Ideen erörtern, welche in den Büchern der französischen, englischen und deutschen Socialisten und Communisten ausgesprochen sind. Die Zeitschriften dieser Vereine vermehren sich mit jedem Monat, fliegen über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten, greifen in einander und heben sich gegenseitig. Aus der großen Menge der gebildeten jungen Handwerker und Fabrikarbeiter wachsen solchen Vereinen und Zeitschriften fort und fort frische Talente und massenhaftere Kräfte zu. Insbesondere sind es die jungen deutschen Handwerker, welche sich dieser Richtung anschließen, und es ist oft wahrhaft rührend zu sehen, wie sie ihren Arbeitsverdienst und ihre stylistischen Versuche zusammenthun, um ihre Gedanken und Forderungen durch eine Flugschrift oder ein eigenes periodisches Blatt auszusprechen. Denn ein eigenes Blatt zu besitzen und damit auf dem großen Markte der Politik sich vernehmen zu lassen und mitzukämpfen, das ist in Amerika das erste wohin eine Partei streben muß, wenn sie Ansehen und praktischen Erfolg haben will.

Schon früh wurde nun auch versucht, Ansiedlungen nach den Grundsätzen der gemeinsamen Arbeit in Gruppen und des gemeinsamen Eigenthums mit gewählten Verwaltern anzulegen. Die That sollte den Beweis führen, welche Fülle von Lebensglück und Frieden sich die Menschen durch Annahme solcher Grundsätze verschaffen könnten. Diese socialistischen Ansiedlungen scheiden sich in zwei Classen.

Die erste Classe hat bis jetzt noch überall Fiasko gemacht. Sie begreift die Ansiedlungen, welche zwar auf Bruderliebe und Erkenntniß des gemeinsamen Vortheils gegründet waren, jedoch des streng religiösen Verbandes entbehrten. Ihrer wurden mehrere im Westen des Staates Pennsylvanien und in den neuen weiter westlich gelegenen Staaten angefangen, und noch fortwährend werden dort einzelne Versuche gemacht. Aber sie alle zerfielen und verschwanden sehr bald. Die Bruderliebe hielt nicht Stich unter den Mühen und Drangsalen, welche die erste Einrichtung in wilder Gegend fordert, und der gemeinsame Vortheil löste sich auf in eine Menge kleiner Selbstsuchten und Hetzereien, an denen das Ganze regelmäßig zu Grunde ging. Es scheint wirklich für den Menschen der bisherigen Gesellschaft zu schwer, den alten Adam auszuziehen und in einer Lebens- und Denkungsweise praktisch zu verharren, welche seinen anerzogenen Gewohnheiten widerspricht. Die berühmteste jener Ansiedlungen war die von Owen, welche die Colonie der deutschen Rappisten am Wabash in Illinois im Jahre 1824 für 200,000 Dollars kaufte. Von allen Seiten strömten ihm Männer und Frauen aus den gebildeteren Ständen zu, mit frischer Thatkraft, mit Herzen voll Liebe und Aufopferung; aber die Einöde, das Hacken und Pflügen, das Melken und Waschen, und vor allem die Unmöglichkeit, sich an allerlei Menschen brüderlich zu gewöhnen, führten bald zur Auflösung. Der Prinz von Sachsen-Weimar, welcher damals diese Colonie besuchte, hat in ergötzlicher Weise den Beginn ihres Zerfallens geschildert. Daß nun gar Cabet kein Ikarien gründen werde, wurde von allen vorausgesagt, welche die Arbeiten und Leiden einer ersten Ansiedlung und die Natur der Franzosen kannten; die Franzosen haben ja noch überall eine ausnehmende Ungeschicklichkeit im Colonisiren an den Tag gelegt.

Gedeihen hatte dagegen die zweite Classe der socialistischen

Colonien, nämlich diejenigen, welche auf der Grundlage eines religiösen Sonderglaubens und unter der Autorität eines von den Ansiedlern verehrten Sectengründers errichtet wurden. Ansiedlungen dieser Art haben die Shaker und die Mormonen in größerer Anzahl zu Stande gebracht, und man kann nicht verkennen, daß trotz ihrer religiösen Verrücktheiten — bekanntlich leben die einen in eheloser Absperrung, die andern in lustiger Weibergemeinschaft — durch das Princip der Gütergemeinschaft von ihnen bedeutendes geleistet ist. Die Shaker hatten sonst ihre Hauptstätte in Newhampshire; ihre seltsamen gottesdienstlichen Tänze aber und die Folgen ihrer Ehelosigkeit haben ihnen dort so viele Feinde und Spötter auf den Hals gezogen, daß sie es im vorigen Jahre gerathener fanden, ebenfalls nach Ohio überzusiedeln, wo bereits ihre Genossen bei Lebanon wohnen. Die Mormonen, nebenbei auch die größten Spitzbuben in Amerika, mußten bereits im Jahre 1846, durch eine blutige Schlacht mit Kanonen und Häuserstürmen gezwungen, ihre weitgedehnte Stadt Nauvoo mit dem prächtigen Tempel verlassen und hofften in Ober-Californien im Utahthale und am großen Salzsee ein weit genug entlegenes Land zu finden, wo sie ihr neues himmlisches Jerusalem aufführen könnten; bald darauf wurden aber die Goldländer entdeckt und der Strom der Auswanderung nach Californien geht jetzt zu der Mormonen bitterstem Leidwesen ohne Aufhören mitten durch ihre Ansiedlungen. — Am vortheilhaftesten haben sich die deutschen Ansiedlungen gezeigt, welche nach den Grundsätzen des gemeinschaftlichen Erwerbes angelegt sind, wie die Colonien der Rappisten, der preußischen Separatisten in Ebenezer bei Buffalo, und der schwäbischen in Zoar im Staate Ohio.

Da die Geschichte und Einrichtung dieser deutschen Ansiedlungen einander überaus ähnlich sind, so möge hier nur die letztgenannte näher beschrieben werden, um zugleich zu zeigen, wie einfach und natürlich diese deutschen Bauern und Weber ohne Bücher auf den Communismus kommen, und wie vernünftig sie ihn durchführen. Bekanntlich ist in den alten schwäbischen Dörfern in Würtemberg viel religiöser Eigensinn zu Hause; macht die Polizei es den Leuten zu bunt, so wandern sie aus. So verließ auch im Frühjahr 1817 eine Gesellschaft von etwa 150 Köpfen ihr Vaterland, und kam im August in Philadelphia an. Joseph Bäumler, ein junger Mensch, hatte auf der Reise durch sein kluges und sanftes Benehmen das Vertrauen seiner Reisegefährten erworben; er war erst Weber, dann Lehrer gewesen, und nun erst entwickelte sich sein ungemeines Organisationstalent. Als Agent der Gesellschaft kaufte er im damals noch sehr spärlich besiedelten Staate Ohio am Tuscarawasflusse 5500 Acker, auf welchen seine Reisegefährten mitten im Winter anlangten. Sie waren arm, von allen Mitteln entblößt, um sich das Leben nur einigermaßen erträglich zu machen, Vieh und Geräthschaften waren gleich dürftig. In den elendesten Hütten suchten sie vorerst ein Unterkommen, von Hunger und Kälte und Nässe hatten sie zu leiden, die Fieber richteten unter ihnen Verheerungen an. Aber die religiöse Gemeinschaft hielt sie zusammen. Nachdem sie über ein Jahr lang einzeln gewirthschaftet hatten, hielten sie es für besser, sich zu gemeinschaftlichem Eigenthum und Erwerb zu verbinden, um durch gemeinschaftliche Arbeiten die Hindernisse zu bekämpfen. Bäumler entwarf die Verfassung, und mit kleinen Abänderungen haben sie dieselbe bis jetzt als gut und bewährt beibehalten. Die Cholera des Jahres 1832 führte noch einmal den verheerenden Tod in ihre Mitte. Von da ab aber hatten sie in jedem Jahre mehr Gedeihen. Sie sind jetzt, nachdem bereits von Zeit zu Zeit manche von ihnen abgegangen, noch immer fünfhundert Köpfe stark. Sie wohnen in 25 großen und netten Häusern, in welchen an eben so vielen Herden für alle gekocht wird. Ihre schwäbische Tracht haben sie noch jetzt beibehalten. Ihr Vermögen beläuft sich weit über eine Million, sie besitzen 9000 Acker in einem Stücke, die vortrefflichsten Viehheerden, Oel-, Säge- und Mahlmühlen, zwei Schmieden, eine Tuchfabrik, treiben bedeutenden Handel mit ihren Erzeugnissen und haben erkleckliche Summen in den Banken verwahrt. Alle drei Jahre wählen sämmtliche Großjährige — auch die Frauen wählen mit — einen Vorsteher und drei Aufseher. Der Vorsteher hat die Verwaltung des Ganzen, der erste Aufseher leitet Handel und Gewerbe, der zweite das Bauwesen, der dritte die Feldarbeiten. Diese entscheiden auch die etwa vorkommenden Streitigkeiten und leiten die Versammlungen, in welchen die Arbeit in Gruppen vertheilt und berathen wird. Das Horn ruft zur Arbeit und zum Essen alle zusammen. Des Morgens ist gemeinschaftlicher Gottesdienst mit Gesang und Clavierbegleitung. Die Frauen helfen den Männern bei der Feldarbeit und dem Warten des Viehs, und besorgen die gemeinschaftliche Bäckerei, Wäscherei u. dgl. Die Kinder sind sämmtlich von ihrem dritten Jahre an in zwei Erziehungshäusern, denen Frauen vorstehen. Nachmittags haben sie Katechismus, dem auch viele Erwachsene beiwohnen. Des Winters ist englische und deutsche Schule. Prediger ist jeder, welcher sich dazu angetrieben fühlt. In der ganzen Ansiedlung herrscht übrigens eine strenge Zucht. Viele junge Leute, welche damit nicht einverstanden sind, wandern aus ihr weg und erhalten dann zu ihrer eigenen Ansiedlung eine hinreichende Ausstattung aus dem gemeinschaftlichen Vermögen. Bäumler, jetzt ein ehrwürdiger Greis, war bisher immer Vorsteher des Ganzen, und wie ein Patriarch des Alterthums vereinigt er in seiner Person die Eigenschaften des Predigers, Richters und Arztes. Früher sehr thätig, läßt er jetzt die Arbeiten langsamer gehen, weil alle doch übergenug hätten. Der angesehenste nach ihm ist Kreuzner, ebenfalls ein alter Mann und weit berühmt als Thierarzt; er hat seine Kunst durch Natur und Erfahrung gelernt. Ob die Colonie übrigens in ihrer gegenwärtigen Einrichtung und Stärke bestehen bleibt, wenn die Alten einmal weggestorben sind, kann man jetzt noch nicht voraussagen.

Socialistische Ansiedlungen dieser Art stehen bis jetzt noch vereinzelt für sich. Die socialistische Partei in den Vereinigten Staaten richtet dagegen ihre Thätigkeit zunächst darauf, durch die Gesetzgebung einige ihrer Grundsätze anerkannt und durchgeführt zu sehen. Sie stellt die Forderung in den Vordergrund, daß jeder Mann eine gesicherte Heimstätte haben müsse, die ihm weder durch Schulden noch durch Speculationen anderer vertheuert oder verkümmert werden soll.

„Es ist", sagt ein in Syracusa, im Staate Newyork, erscheinendes Organ dieser Partei, „jedem Menschen auf der Erde eine Heimstätte zu gewähren, auf der er eine Familie erziehen und sich alles des Glückes erfreuen kann, welches nur der kennt, der eine Heimstätte besitzt. Wer kann den Fleiß, die Intelligenz, das Wohlbefinden, die Erhebung der Charaktere berechnen, die auf dem Boden dieses Landes aufleuchten werden, wenn die Regierung es als ihre erste Pflicht ansehen wird, jeder Familie eine Heimstätte zuzusichern? Ein Mensch, der keine Heimstätte zu lieben hat, hat kein Vaterland zu lieben. Die Landreform muß jedem Menschen eine Heimstätte als ein unveräußerliches, unzerstörbares Recht sichern; sie muß auch die Gränze der Ländermenge festsetzen, die irgend ein Mann besitzen darf, damit Alle Heimstätten haben können. Der Betrag, den einer haben darf,

soll seine Heimstätte bilden und durch keinerlei Gesetz dem Zwangsverkauf unterworfen seyn. Die Landreform wird die unbebauten Ländereien den Landlosen geben und wird den Preis der bebauten Ländereien auf ihren wahren Werth zurückführen. Der hohe Preis, der auf den nackten Boden gelegt ist, ist ein künstlich erzwungener Preis. Die Landreform wird solchem Boden keinen höhern Marktpreis geben, als Licht und Luft haben; weil er unentbehrlich ist zur Existenz, kann er kein Handelsartikel seyn. Er muß so wohlfeil als das Sonnenlicht seyn, das zur Existenz ebenso unentbehrlich ist."

Die zu diesen Grundsätzen halten, nennen sich die Partei der Nationalreformer, jetzt auch Landreformer. Freesoil! freier Boden! ist ihr Kampfruf, weßhalb sie auch Freesoilers genannt werden. Sie haben vorerst ihre Forderungen in den drei Sätzen formulirt:

1) Von dem noch unverkauften Lande soll unentgeldlich jedem Manne, der es wirklich bebauen kann und will, ein hinlängliches Stück, höchstens 160 Acker, gegeben werden.

2) Der Landbesitz soll auf eine bestimmte Ackerzahl eingeschränkt w   erd

3) Keines Mannes Grundbesitz soll für mehr Schulden, als der halbe Werth des Grundbesitzes beträgt, in Anspruch genommen werden.

Durch die beiden ersten Gesetze soll insbesondere die in Amerika so gewöhnliche Art, auf Unkosten der wirklichen Bebauer des Bodens reich zu werden, verhindert werden. Noch immer ist eine Menge des vorzüglichsten und wohlgelegensten Landes in den Händen solcher Männer, auf die es von jener Zeit her, als die Gegend noch unbekannt war, für so gut wie gar keinen Preis gekommen ist. Mit jedem neuen Anbauer, der ihnen ein Stückchen abkauft, steigt der Rest des übrigen im Werthe, und da die Einwanderung und Volksvermehrung fortwährend im raschen Zunehmen begriffen ist, so ist abzusehen, daß die Besitzer solcher weiten Landstrecken außerordentliche Reichthümer gewinnen müssen, ohne Hand und Kopf dabei anzustrengen. Uebrigens wurde durch den zweiten Satz nur das zum ausgesprochenen Gesetz erhoben, was factisch schon von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag in den neubesiedelten Gegenden als Recht bestanden hat. Wer zuerst Hütte und Herd auf einem noch nicht in Besitz genommenen Lande aufschlägt, der hat nicht nur, wenn jemand dieß Land von der Regierung kaufen will, gesetzlich das Vorkaufsrecht, sondern es wird auch sein Besitzrecht von allen seinen Nachbarn anerkannt. Wehe dem Käufer, der einen solchen Hocker (Squatter) vertreiben wollte, ohne ihm seinen Anspruch (Claim) abgekauft zu haben, er würde bald mit den Umwohnenden in so viele Händel verwickelt werden, daß er gern wieder auf und davon zöge, wenn er nur gleich wieder einen guten Käufer fände.

Wie blutig die Squatters die Eingriffe in ihre Besitzrechte rächen, erfuhr man noch im vorigen Jahre in Californien, als sie, in ganzen Horden zusammengeschaart, mit Brand und Mord das Land verheerten. Ueber die reichen Ländereien in Californien waren aber auch die Landkäufer wie die Geier hergestürzt, weil sie mit Gewißheit berechneten, wie theuer das Land in der Nähe der Häfen und Flüsse werden müsse. Der Minister des Innern nannte auf dem letzten Congreß in Washington jene furchtbaren Mißverhältnisse in Californien „eine große Inconvenienz", und beantragte zur Untersuchung derselben durch Congreßacte eine Commission zu ernennen.

Aufstände verwandter Art wiederholten sich in den letzten Jahren noch im Hauptstaate, in Neuyork. Dort hatten vor 100 und vor 150 Jahren die großen Landbesitzer an die Ansiedler Ländereien für einen Erbzins ausgethan. Die jetzigen Nachkommen jener Ansiedler weigerten sich, den Erbzins zu bezahlen; jedes Jahr, wenn er wirklich eingefordert wurde, kam es zu offener Widersetzlichkeit, und im Jahre 1847 zum förmlichen bewaffneten Aufstande, der kaum mit Hülfe der Landmiliz gedämpft werden konnte. Die Partei der Zinsweigerer bekam, weil sie mehrere Scheunen in Brand gesteckt hatten, den Namen Barnburners, Scheunenbrenner. Die regelmäßige Folge solcher Aufstände ist, daß die Zinsberechtigten sich in irgend einer Weise mit den Pflichtigen abfinden, und dadurch das Land völlig von europäischen Lasten frei wird, welche der Boden Amerika's nicht mehr duldet.

(Schluß folgt.)

Die Reisespesen des Generalgouverneurs von Indien.

Der Englishman enthält nachstehende Angabe über die (natürlich von der ostindischen Compagnie zu tragenden) Reiseausgaben des Generalgouverneurs. Diese Kosten betrugen 1845/6 750,500 R., 1846/7 461,000, 1847/8 273,000, 1848/9 409,000, 1849/50 556,000, 1850/51 in runder Summe 400,000. Im ersten Jahr sind die Geschenke an einheimische Fürsten mit einbegriffen. Diese Ausgaben sind indeß kein neuer Artikel, schon Warren Hastings verausgabte durchschnittlich 1000 R. des Tages oder 365,000 Rup. für seine Reisen, im J. 1802/3 kommen für den Besuch des Generalgouverneurs Lord Wellesley in den obern Provinzen 281,000 R. vor, und der Rath der Directoren zeigt sich auch über diese Ausgaben mehr als einmal sehr erbittert, namentlich über die des Lord Wellesley, an den er einen amtlichen sehr scharfen Brief richtete, dem aber der Board of Control die Zustimmung versagte. (Indian News. 5 Mai.)

Wanderungen in Aegypten.

2. Das Städtchen Atfeh. — Der Canal Mahmudieh. — Die Stadt Fue, ihre Fruchtgärten, Fabriken u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die Straßen von Sendiun sind ziemlich breit, und es hat sogar einen Platz von anständiger Größe; das hübsche Schnitzwerk in dem Holz der Thüren und gedeckten Balcone (muscharabie), welche an den Vorderseiten der obern Stockwerke vorstehen, die Verzierungen aus dünnen schwarzen und rothen Backsteinen, welche die Wölbung über den Thüren der Häuser bilden, und ähnliches äußeres Schmuckwerk beweisen, mit welcher Sorgfalt und Geschmack die Einwohner früher ihre Häuser ausstaffirten, und zeugen für den entschwundenen Wohlstand. Gegen Norden, folglich auf der Seite über dem Wind und in der unmittelbaren Nähe befindet sich der Begräbnißplatz, dessen backsteinerne Gräber, in drei oder vier parallele Reihen geordnet, völlig den oben beschriebenen in Fue gleichen; mindestens drei Viertheile derselben sind eingestürzt, und alle voll von Menschenknochen. Am Saume des Begräbnißplatzes hart am Strom steht eine kleine Capelle über dem Grab des Scheichs Nyfreddin; so nannte ihn ein Fellah, der gekommen war, um vor dem Fenster der Capelle zu beten, durch deren Gitter man das mit einem verblichenen grünen Stoffe bedeckte Grab oder den Katafalk des Scheichs erblickt; ein daneben stehender Knabe nannte ihn Sid Maaruf. Die Capelle ist am Ufer erbaut, und der Grund zuvor gesichert worden durch einen festen Backsteinkai, der jetzt, von den Wellen des Nil unterwaschen, eingestürzt ist, so daß Theile davon ganz umgestürzt im Wasser liegen. Hinter der Capelle, an der Mauer eines benachbarten Gebäudes, ist ein Bruchstück einer Säule aus rosenfarbigem Syenit eingefügt; dieß ist der einzige Rest des Alterthums, der mir in Sendiun aufstieß. Am entgegengesetzten Ende des Begräbnißplatzes befindet sich eine Moschee, die leer und zerfallen ist, mit einem hohen Minaret, dessen Spitze eingefallen; eine andere, gleichfalls in sehr verfallenem und trübseligem

Zustand, jedoch noch zum Gottesdienst dienende Moschee steht in der Mitte des Städtchens. Eine dritte stand früher am Südende der Stadt hart am Strome, der sie wegschwemmte, so daß keine Spur übrig geblieben ist; das etwas weiter weg befindliche hohe Minaret steht jetzt einsam, wie verwaist, und erhebt sich traurig in der Luft, wo der Rost den die Spitze zierenden bronzenen Halbmond anfrißt. Die Minarete (muedne) sind hohe schlanke Thürme von sehr hübscher Bauart, und entsprechen ihrer Bestimmung nach unsern Glockenthürmen. Etwas unterhalb der Spitze sind sie mit einer oder zwei Galerien umgeben, von deren Höhe der Muedin, welcher bei der Moschee dient, fünfmal am Tage die Gläubigen zum Gebete ruft;[1] der Ruf (edan) wird wiederholt Morgens früh vor Sonnenaufgang (el fachr), um Mittag (el duchr), um 3 Uhr Nachmittags (el assr), bei Sonnenuntergang (el megreb), und anderthalb Stunden später (el esche). Zu Muedins wählt man gewöhnlich blinde Leute, wie man sagt, daß sie nicht von der Höhe der Minarete herab die auf den offenen Terrassen sitzenden und im Sommer dort schlafenden Frauen sehen können. Ihr Ruf dient auch dem gemeinen Volke, das keine Uhren hat, als Zeitbestimmung. Hiebei ist zu bemerken, daß die Aegyptier, wie alle mosleminischen Völker, den Abend und die Nacht zum folgenden Tag zählen, so daß zum Beispiel ein Festtag den Abend zuvor mit Sonnenuntergang beginnt. Dieser Sitte entspricht bei ihnen auch die von der unsrigen verschiedene Eintheilung der Zeit: sie stellen den Uhrzeiger im Augenblick des Sonnenuntergangs, und nicht wie wir um Mittag oder um Mitternacht auf 12; dann zählen sie 12 Stunden bis zum andern Morgen, wo der Zeiger wieder auf 12 trifft, so daß, wenn z. B. die Sonne Sommers um 8 Uhr untergeht, der Zeiger bei den Arabern am andern Morgen wieder um 8 Uhr (nach unserer Rechnung) auf 12 steht. Die Unbequemlichkeit dieser Einrichtung beruht darin, daß man, je nachdem die Tage länger oder kürzer werden, die Uhren unaufhörlich verrücken muß.

Vor Mehemed Ali waren die Moscheen in allen Städten Aegyptens ausnehmend zahlreich, und besaßen große Ländereien, Häuser und überhaupt unbewegliches Eigenthum, das ihnen unter dem Namen Wakuf von Privatpersonen aus Frömmigkeit oder noch häufiger aus Berechnung vermacht wurde. Der Erblasser vermachte in solchen Fällen der Moschee sein Vermögen nur unter dem Beding, daß sie erst dann in den Besitz trete, wenn seine Nachkommenschaft vollkommen ausgestorben sey, und bis dahin verwalteten die directen Nachfolger des Erblassers das Vermögen und bezogen dessen Einkünfte. Inzwischen galten solche Wakufs dadurch schon als Eigenthum der Moscheen, und waren in dieser Eigenschaft frei von Confiscation und andern Bedrückungen, denen das Privateigenthum in Aegypten unter allen Regenten des Landes ausgesetzt war. Wenn endlich im Verlauf der Zeit das vermachte Eigenthum wirklich in den Besitz der Moscheen überging, so wurden die Einkünfte verwendet, um die Gebäude in gehöriger Ordnung und Ausschmückung zu erhalten, um die dabei angestellte Geistlichkeit zu versorgen, und gewöhnlich auch um Schulen und andere wohlthätige Anstalten zu unterhalten. Die den Moscheen gehörigen Gebäude waren bekannt unter dem Namen Resal und von der Bezahlung des Miri und anderer Staatssteuern befreit. Dieß Recht bestätigte Sultan Selim bei der Eroberung Aegyptens im Anfang des 16ten Jahrhunderts, und weder die Mamelukenbeys, noch auch die Franzosen während ihrer dreijährigen Besetzung des Landes, wagten es dasselbe abzuschaffen: die Wakufs galten stets als ein heiliges und unantastbares Eigenthum. Aber im Junius 1809 forderte Mehemed Ali, der zum Kampf gegen die Beys, welche sich noch auf einigen Punkten Aegyptens hielten, so wie zu den Vorbereitungen des Feldzugs gegen die Wahabiten in Arabien des Geldes sehr bedurfte, von den Moscheen und wohlthätigen Anstalten die Urkunden über die ihnen gehörigen Ländereien, unter dem Vorwand sie zu bestätigen. Sodann befahl er dem Defterdar (einer Würde, die einigermaßen unserem Finanzminister entspricht) die Urkunden zu vernichten, die Ländereien für den Schatz einzuziehen, und den Moscheen zu erklären, daß der Pascha die Erhaltung der Gebäude und Schulen, so wie die Bezahlung der Pensionen und Gehalte der Geistlichkeit und der Nachkommen der Erblasser über sich nehme. Wie Mehemed Ali dieß Versprechen hielt, ergibt sich aus dem kläglichen Zustand der Moscheen, sowohl der obengeschilderten, als auch derer, die ich an vielen andern Orten Aegyptens sah, selbst Cairo nicht ausgenommen, wo die schönsten Denkmäler arabischer Baukunst jetzt in vollständigem Verfall sind, und allmählich ganz verschwinden.

Sendiun ist von weitläufigen Feldern umgeben, aber Bäume sieht man in der Umgegend fast gar keine. Eine einzige Dattelpalme steht neben der Capelle des Scheich und einige Feigenbäume wachsen unter den Schöpfrädern der Sakies, deren hier fünf oder sechs in einer Reihe hinter dem Begräbnißplatz errichtet sind.

Am 28 Januar fuhr ich Morgens mit der Barke aus Sendiun nach dem linken Ufer des Nils, wo das Städtchen Deirut gerade gegenüberliegt; es ist noch verödeter als Sendiun, und gleicht einem Orte, der gerade einen furchtbaren feindlichen Anfall erfahren hat; die vollständig zusammenstürzenden Häuser waren auch hier zu zwei oder drei Stockwerken aus schönen rothen Backsteinen aufgebaut, und zwar in derselben Bauart wie in Fue. Durch die öden mit Schmutz, Dünger und andern Unreinigkeiten überfüllten Straßen ging ich nach dem südwärts vom Städtchen gelegenen Begräbnißplatz, der nicht mehr als etwa 100 Schritte entfernt ist; die Gräber waren hier 150 bis 200, in Form von Backöfen gebaut, wie die früher beschriebenen; die Gewölbe waren größtentheils eingestürzt. In einem Grabe lagen neun Schädel; ich wollte einen derselben mitnehmen, aber die Anwesenheit einiger in der Nähe arbeitenden Fellahs hielt mich von dem Versuche ab. Als ich von da nach dem Städtchen zurückkehrte, bemerkte ich mitten auf der Straße, halb in Dünger vergraben, eine 4' lange und 1½' breite Steinfliese; die eine Seite war mit Hieroglyphen bedeckt, von denen ein Theil durch die Zeit verwischt, ein anderer aber augenscheinlich absichtlich mit dem Meisel ausgehauen war; eine solche schon im Alterthum vorgenommene Vernichtung der Inschriften, aber auch nur der Namen auf denselben, trifft man zuweilen auf ägyptischen Denkmälern, Tempeln, Sarkophagen u. s. w., und darum wäre es interessant, die auf der besagten Fliese in Deirut noch erhaltenen Zeichen zu untersuchen. In der Nähe stand ein Minaret, das dem Einfallen nahe war, und sich schon stark auf die Seite neigte; in einer Ecke desselben war eine alte Säule von weißem Marmor eingefügt. Weiterhin, hart am Ufer des Flusses, steht eine noch ziemlich gut erhaltene größere Moschee mit einem hohen, hübschen Minaret und zwei Eingängen, von denen der eine gegen den Nil, der andere gegen die Landseite gerichtet ist. Der letztere stand offen, niemand war darin, ich trat deßhalb ein und konnte den Bau ungehindert betrachten. Wie alle Gebäude dieser Art besteht er aus Säulengängen, welche einen weiten viereckigen Raum auf allen Seiten umgeben. Die Spitzbögen dieser Porticos stützten sich auf 45 oder 50 Säulen von rosenrothem Syenit oder weißem und grauem Marmor, mit Capitälern, die den corinthischen gleichen, aber von sehr roher Arbeit sind; an einigen ist das Capitäl unten und der Sockel oben. Alle diese Säulen sind sehr dünn, unregelmäßig und ihre unebene Oberfläche zeigt deutlich, daß sie irgendwo von Arabern aus Bruchstücken älterer größern Säulen ausgehauen wurden. In der Mauer des westlichen Porticus innerhalb der Moschee, links an der Thüre, ist eine viereckige Säule aus Kieselsandstein, die mit gut erhaltenen Hieroglyphen verziert ist; auf der entgegengesetzten Seite ist eine ähnliche Säule eingefügt, auf der aber die Inschrift etwas abgerieben ist. In dem benachbarten, an die Moschee stoßenden Höfchen befindet sich zu den Waschungen der Gläubigen, die hieher zum Gebet kommen, ein Bassin, das sein Wasser aus dem Nil erhält. Ueber dem Bassin ist ein von Weinreben umranktes und von einigen dünnen weißen Marmorsäulen unterstütztes hölzernes Gitterdach.

(Schluß folgt.)

[1] Der Morgenruf endet mit den Worten el sella chale min el num (das Gebet ist besser als der Schlaf), was zweimal wiederholt wird.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 122. 22 Mai 1851.

Altslawische Studien in Rußland.

In Rußland hat geraume Zeit das wunderliche Vorurtheil geherrscht, daß die andern slawischen Sprachen gleichsam das Russische gar nichts angingen, jetzt ist man von dieser Wunderlichkeit und Abgeschlossenheit zurückgekommen, und mehrere tüchtige Philologen beschäftigen sich namentlich mit der altslawischen Literatur. Das neueste (März) Heft des russischen Journals des Ministeriums der Volksaufklärung enthält eine Anzahl recensirender Anzeigen solcher Werke von Sresnewski, Dawydoff und Schewyreff. Der erstere hat „Memoiren über die neuen Arbeiten zur philologischen Erforschung der altslawischen Sprache," und „Gedanken über die Geschichte der russischen Sprache" herausgegeben, Dawydoff einen „Versuch einer allgemeinen vergleichenden Grammatik der russischen Sprache," und Schewyreff eine „Reise nach dem Kloster Kirillo-Bjeloserßk," ein archäographisches Werk, das als ein Muster in seiner Art von der Recension geschildert wird; Schewyreff ist indeß bekanntlich ein sehr gebildeter und kenntnißreicher Mann, mit den philologischen Studien im Westen wohl vertraut, und die literarische Cameraderie, welche in den obigen Recensionen vorherrscht, thut ihm deßhalb keinen Eintrag.

Eine nähere Schilderung dieser Werke nach den vorliegenden Recensionen würde unsere mit den Einzelnheiten dieses Studiums nicht bekannten Leser wenig interessiren, und wir machen deßhalb hier nur auf die allgemeine Thatsache aufmerksam, daß Rußland immer mehr auch in gelehrter Hinsicht in gleiche Reihe mit dem Westen zu treten sucht, und die Stammesverwandtschaften vielfach in Betracht zieht. Eine allgemeine, jedoch nur gelegentlich erwähnte Arbeit dürfen wir indeß hier nicht ungenannt lassen; dieß ist eine vollständige Grammatik der altslawischen Sprache und ein Wörterbuch derselben von Wostokoff. Beide Werke sind ganz oder beinahe vollendet und dürften demnächst zum Druck kommen. Es leidet keinen Zweifel, daß Wostokoff alle Fortschritte, welche die slawische Philologie seit Dobrowsky gemacht hat, reichlich benützt haben wird, denn der Kreis dieser altslawischen Philologie hat sich, seit dieser Veteran auftrat, unglaublich erweitert, und namentlich hat Kopitar in einer bis jetzt in Deutschland nicht genug gewürdigten Weise das Werk weiter gefördert. Das Studium der altslawischen Sprache und Literatur hat noch ein weit allgemeineres als ein bloß philologisches Interesse: es muß über die so verworrene Geschichte des östlichen Europa vom 6ten bis 9ten Jahrhundert wesentlich Licht verbreiten, ein Licht, dessen diese Geschichte auch nach Schaffariks slawischen Alterthümern noch sehr bedarf.

Socialistische und agrarische Bestrebungen in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Merkwürdig in dieser Beziehung ist es, wie schnell und spurlos alles das in Amerika verschwunden ist, was von feudalen Einrichtungen von Europa herüber gepflanzt wurde. Die englischen Könige verliehen ganze Landstriche in den amerikanischen Colonien an ihre Günstlinge mit vollständigen herrschaftlichen Titeln und Würden, die Söhne der englischen Barone kamen zahlreich herüber, der Philosoph Locke dachte sogar für Nordcarolina eine ständische Musterverfassung aus mit Ober- und Unterhaus. Nichts von allem dem fand in Amerika eine Lebensbedingung; das freie Land, der selbständige Sinn seiner Bewohner stieß gar bald wieder aus, was als unamerikanisch an Privilegien sich festsetzen wollte. Dieser selbe Geist ist es, der in den Landreformern lebt und treibt; sie fühlen es und wissen es, daß der Boden des Landes dem gehören soll der ihn bebaut, und daß kein Fremder ihn von demselben vertreiben soll, so lange er selbst noch im Schweiße seines Angesichts sich bemüht, der Erde die Früchte abzugewinnen, welche ihn und seine Familie ernähren.

In diesem Sinne haben sie auch den dritten der obigen Sätze aufgestellt. Durch denselben soll die Ueberbürdung des Bodens mit Schulden und das Austreiben seiner Bewohner Schulden halber verhütet werden. Der Geldreiche, welcher dem kleinen Grundbesitzer ein Capital vorstreckt oder ihn in Speculationen verlockt, soll dadurch keine Macht über ihn bekommen.

Zeigt nun schon das Aufstellen dieser drei Sätze den praktischen Geist der Amerikaner, welche ihre Ideen nicht erst lange durch dicke Bücher hindurch verfolgen und systemmäßig ausbauen, sondern sofort praktische und erreichbare Consequenzen ziehen, so ist noch mehr das gescheidte Verfahren anzuerkennen, welches die Partei einhält, um jenen Grundsätzen die Kraft und Weihe des Gesetzes zu verschaffen.

Anfangs war die Partei klein und wenig beachtet. Aber sie hielt fest zusammen als eine selbstständige Partei, stellte bei allen Wahlen ihre eigene Candidatenliste auf, obwohl an einen Sieg derselben nicht zu denken war, und ließ nicht nach, ihre Forderungen immer bestimmter zu formuliren und möglichst bekannt zu machen. Sie erklärte dabei zugleich, daß sie den Candidaten der andern politischen Parteien dann ihre Stimmen geben wolle, wenn sie sich zuvor verpflichteten, jene Forderungen zu ihren eigenen zu machen. Ein so consequentes Verfahren mußte endlich den Erfolg haben, daß es die öffentliche Aufmerksamkeit

auf sich zog und bei dem gegenwärtigen Stande der Parteien Einfluß und Gewicht erhielt.

Nach und nach gaben immer mehr Bürger ihre Stimmen den Candidaten der Nationalreformer, einige aus Ueberzeugung, die meisten aus Unzufriedenheit mit ihrer bisherigen Partei. Das geschah nicht allein von Seiten der ärmern Bürger, sondern auch anderer, namentlich der gebildetern Deutschen, welche das selbstsüchtige Treiben der jetzigen demokratischen Partei anwiderte. Unter den letztern sind allmählich dieselben Uebel eingerissen, welche sie früher der Whigpartei vorwarf; die Stellenjägerei, das unverschämte Ausbeuten des Parteisiegs zum Reichwerden, das Stimmenkapern, das Ummodeln und Hinanbverdrehen der alten demokratischen Grundsätze je nach der Aussicht auf Gewinn. Der Ueberdruß an diesem Treiben, die morsche Organisation der beiden großen politischen Parteien war eine Hauptursache, welche den humanern Grundsätzen der jungen Partei der Nationalreformer bei den öffentlichen Wahlen eine Menge Stimmen verschaffte, die an sich nicht zur eigentlichen Partei zählten.

Nun sahen sich die Whigs sowohl wie die Demokraten genöthigt, mit den Nationalreformern einen Vertrag einzugehen, um eine solche Anzahl Stimmen für ihre eigenen Candidaten zu gewinnen. Angesehene Führer beider Parteien hielten es für wohlgethan, öffentlich Grundsätze der Nationalreformer zu adoptiren. Letztere waren nun auch klug genug nicht zu warten, bis sie für sich allein stark genug wären, denn das hätte doch noch lange dauern können. Sie begnügten sich damit, daß vorläufig einige ihrer Candidaten für die gesetzgebenden Versammlungen, Stadträthe und Landesbehörden auf die Liste der Partei, mit der sie sich nun einigten, genommen wurden, und daß ferner einige Candidaten der letztern sich verpflichteten, gewisse Forderungen der Nationalreformer geltend zu machen. So hatte sich z. B. bei der letzten Gouverneurswahl im Staate Newyork, dessen Politik für die Union unter allen Staaten am meisten Gewicht hat, auch die demokratische Partei sich gespalten in Hunkers (Knicker) und Freesoilers oder Barnburners (Scheunenbrenner). Wie unter die Demokraten die Bodenfrage, so hatte zwischen die Whigs die Sklavenfrage einen Keil getrieben, der sie in Silvergreys (Silbergraue), die ein Compromiß eingehen wollen, und Woollyheads (Wollköpfe) schied, letztere strenge Abolitionisten zu Gunsten der wolligen Negerhäupter. Die Barnburners einigten sich nun, da die Hunkers ihnen nicht zu Willen waren, großentheils mit den Woollyheads und verholfen diesen zum Siege.

Durch solche Taktik haben die Nationalreformer es erreicht, daß Anträge in ihrem Sinne in den gesetzgebenden Versammlungen gestellt, erörtert und theilweise angenommen wurden. Jeder solche Antrag hatte, wenn er auch vorerst verworfen wurde, zur Folge, daß die ganze ungeheure Macht der Presse sich über ihn herwarf und ihn für das Volk verarbeitete; das allein ist schon ein Gewinn für eine Partei, welche auf keine leichtere Weise ihre Ansichten dem ganzen Volke mittheilen kann.

Der erste Satz — daß kein Mann über eine bestimmte Morgenzahl Landes besitzen solle — hat bis jetzt noch am wenigsten Anklang gefunden. Viele finden darin eine schädliche Beschränkung des Verkehrs, andere der natürlichen Freiheit. Praktisch ist er aber in den westlichen Staaten schon lange dadurch ins Leben getreten, daß jedem Yankee, der herkommt um in Landkäufen zu speculiren, so viele Streiche gespielt, auch Umständen nach wohl so viel Schläge aufgezählt werden, daß sich die Ansicht verbreitet hat, die Landkäuferei sey ein häßliches Geschäft geworden.

Der zweite Satz mußte im Congresse verfochten werden, weil das im Westen noch nicht verkaufte Land der Union gehört, welche aus den Kaufpreisen einen Theil ihrer Einkünfte bezieht. Nach der Erklärung des Finanzministers auf dem letzten Congresse hatten die Landverkäufe in den letztern Jahren durchschnittlich jährlich nach Abzug aller Unkosten 1⅛ Million Dollars Reinertrag in die Schatzkammer der Union gebracht. Gleichwohl haben so berühmte Staatsmänner, wie Douglas, Webster und Houston, Anträge im Sinne der Landreform eingebracht.

Der erste Antrag war der des Senators Douglas. Er verlangt eine Viertelsection Landes (160 Acker), welche jeder Person, die 18 Jahre alt ist, gleichviel ob verheurathet oder nicht, ob Mann oder Frau, unentgeltlich übergeben werden soll, wenn sie eine deßfallsige bestimmte Erklärung im betreffenden Landamte niederlegt, und ihr freies Eigenthum bleiben soll, wenn sie binnen 6 Monaten nach der Uebergabe ein Haus darauf gebaut, einen Theil als Ackerland eingehegt und 4 Jahre lang darauf gewohnt hat. — Senator Webster von Massachusetts beantragte, daß jeder männliche Bürger der Vereinigten Staaten, sowie jeder Einwanderer der die Absicht erklärt hat, Bürger zu werden, und 21 Jahre alt ist, Anspruch auf 160 Acker Landes habe, sobald er 3 Jahre darauf gewohnt und einen Theil davon angebaut habe, auch den Eigenthumsbrief darüber erhalten solle; stirbt er in den 3 Jahren, so sollen seine Wittwe, Kinder oder Erben denselben Anspruch haben, wenn sie den Anbau fortsetzen. Damit solches Land nicht wieder in die Hände der Speculanten falle, soll es weder veräußert noch verpachtet werden dürfen, sondern nur als Erbgut nach Testament oder Intestaterbrecht an andere übergehen. — Endlich beantragte der frühere Gouverneur von Texas, Senator Houston, wie Webster Candidat zur Präsidentschaft, daß jeder Bürger der Vereinigten Staaten, der nicht 1500 Dollars im Vermögen habe, sowie jeder Einwanderer, der vor dem 4 März einwandere, ein Recht haben solle, 100 Acker unentgeltlich in Besitz zu nehmen; wenn er 3 Jahre darauf wohne, ein Blockhaus baue und 10 Acker während jenes Zeitraums anbaue, so solle er den Eigenthumsbrief darüber kostenfrei zugefertigt erhalten.

Es ist vorauszusehen, daß ein Gesetz dieser Art allgemeine Gültigkeit erhalten wird.

Der dritte der obigen Sätze ist — nachdem in Wisconsin, Iowa und andern Staaten Gesetze in ähnlicher Richtung bereits durchgegangen und z. B. in Ohio die Schuldhaft, welche ohnedem schwierig durchzuführen, abgeschafft ist — nun auch im Staate Newyork durch ein „Heimstättefreiheit-Gesetz" zur Geltung gebracht, welches folgenden Inhalt hat: Haus- und Grundeigenthum sollen bis zum Werthe von 1000 Dollars von aller Execution frei seyn, wenn der Kauf- oder Uebernahme-Vertrag ausdrücklich die Bemerkung enthält, daß das Grundstück zur Heimstätte bestimmt ist, oder, wenn die Uebernahme desselben schon vor Erlaß des Gesetzes statt gefunden, jene Bemerkung in das Hypothekenbuch eingetragen wird. Die Subhastation ist jedoch zuläßig wegen rückständiger Steuern, Kaufgelder oder schon früher eingetragener Hypotheken. Wegen aller übrigen Schulden geht die Befreiung des Grundstücks auch nach dem Tode des Schuldners auf seine Familie so lange fort, als noch einer aus der Familie das Haus bewohnt und das jüngste Kind noch nicht 21 Jahre alt ist. Jede Verzichtleistung auf diese Gesetzeswohlthat muß schriftlich, eigenhändig und gerichtlich geschehen, sonst ist sie ungültig. Glaubt der Gerichtsvollzieher, daß die Heimstätte eines Schuldners mehr als 1000 Dollars werth ist, so soll er zuvor sechs Geschworne aus dem betreffenden Bezirke zuziehen, diese

sollen das Grundstück abschätzen und denjenigen Theil, welcher ohne Schaden des übrigen abgetrennt werden kann, zum gerichtlichen Verkaufe abschneiden. Kann bei oberflächlicher Schätzung die Theilung nicht ohne Schaden erfolgen, so sollen sie eine genaue Schätzung vornehmen, und das Resultat derselben schriftlich dem Gerichtsvollzieher einreichen, dieser eine Abschrift davon an den Schuldner unter der Androhung geben, daß das Grundstück verkauft werde, wenn er nicht binnen 60 Tagen das, was er mehr als 1000 Dollars schuldig ist, bezahlt habe. In jedem Falle aber, wo ein Grundstück gerichtlich verkauft wird, soll der bisherige Eigenthümer 1000 Dollars von den Kaufgeldern erhalten; werden nicht mehr als 1000 Dollars darauf geboten, so findet kein Zuschlag statt, sondern der Gerichtsvollzieher hat das Executionsmandat als unvollziehbar wegen Mangels an Pfändungsobjecten zurückzugeben.

Ein so bündiges Gesetz muß schon in wenigen Jahren in die Verkehrsverhältnisse weit eingreifen und dem Grundbesitz eine Festigkeit verleihen, welche früher in Amerika unbekannt war.

Die Nationalreformer stellen in zweiter Linie noch andere Forderungen auf, mit denen sie indessen noch lange nicht durchgedrungen sind. Sie wollen 1) gleiche Schulen für alle auf Staatskosten, 2) Abschaffung der Banken und aller ähnlichen Monopole, 3) Einführung directer Steuern unter Aufhebung aller indirecten, 4) Abschaffung der Schutzzölle und vollständige Durchführung des Freihandels. Hinsichtlich der Elementarschulen hat das Freischulsystem, ursprünglich eine pennsylvanisch-deutsche Einrichtung, auch in andern Staaten bereits Fortschritte gemacht.

Es hat sich aber in der neuern Zeit aus den Nationalreformern eine andere Partei herausgeschieden und selbstständig organisirt, welche über die Forderungen der ersteren hinausgeht und sich zum Unterschiede die Socialreformer nennt.

Die Nationalreformer wollen für jede Familie ein freies sicheres Eigenthum, dessen Werth und Erzeugnisse auf keine Weise verkümmert werden sollen durch die Speculationen der Geldreichen und durch das, was die Reformer Monopole der letztern nennen, als Banken, Schutzzölle, indirecte Steuern. Neben dem wohlbegründeten Eigenthum wollen sie die Möglichkeit für jedermann, sich durch freie Schulen jede Art niederer und höherer Bildung zu verschaffen. Da die „Freiheit“ bereits Gemeingut der Bewohner der Vereinigten Staaten sey, so halten sie, sobald jene beiden andern Forderungen gewährt seyen, auch „Wohlstand“ und „Bildung“ für jedermann gewährleistet. Weiter, glauben sie, dürfen politische Gesetze nicht greifen, das Uebrige müsse der Arbeit und Klugheit jedes Einzelnen überlassen bleiben.

Anders dagegen die Socialreformer. Sie stimmen in der Boden- und Schulfrage mit den Nationalreformern überein, deren übrige Forderungen aber halten sie für unpraktisch, weil sie doch nicht zum Ziele führten. Sie wollen statt dessen der Sache auf den Grund gehen und die Bedingungen zum Reichwerden des einen und zum Verarmen des andern abschneiden. Sie verlangen deßhalb 1) Organisation der Arbeit, 2) Tauschassociationen. Die Arbeiter sollen sich zusammen thun, Werkstätten errichten, Maschinen ankaufen und für sich arbeiten lassen, Magazine und Läden gemeinschaftlich halten, ihre eigenen Banken anlegen, und sich mit Krämern, Wirthen, Ackerbauern associren, um ihren Geldmarken Credit und ihren Erzeugnissen Abnehmer zu verschaffen. Dadurch soll die bestehende Uebermacht des Capitals gebrochen werden. Zugleich soll vermittelst der Tauschassociationen und Tauschbanken ein unmittelbarer Verkehr zwischen Producenten und Consumenten hergestellt und dadurch aller Zwischenhandel, weil dieser nur auf Kosten des Arbeiters vor sich gehe, brach gelegt werden.

Diese Partei zählt bis jetzt hauptsächlich nur unter den jungen Handwerkern und Fabrikarbeitern, namentlich unter den deutschen, ihre Mitglieder. Sie ist thätig und rührig in der Verbreitung ihrer Principien; von ihren Führern werden nicht selten die Redner der Nationalreformer zu öffentlichen Wortkämpfen herausgefordert, welche dann stundenlang unter lebhafter Theilnahme der Zuhörer statthaben. Auch praktische Versuche sind von den Socialreformern bereits vielfach gemacht. In den meisten größern Städten hat sich hie und da eine Schaar junger Handwerker zu gemeinschaftlichen Werkstätten und zum Verkauf ihrer Erzeugnisse auf gemeinschaftliche Kosten vereinigt. Es können aber solche Unternehmungen nicht recht aufkommen, theils weil der Mangel an Capital nicht sobald zu ersetzen ist, theils weil sie bei ihrer eigenen Schwerfälligkeit von dem raschern Umschwung des großen Verkehrs wieder erdrückt werden. Die große Masse der amerikanischen Bürger wendet sich noch mit mehr oder weniger Unwillen oder Unverstand von den Socialreformern ab, und ist der Ansicht, daß deren Grundsätze den Nerv des amerikanischen Lebens, den Handel, gefährdeten, daß sie aber niemals Macht gewinnen würden, weil der eigene Grundbesitz regelmäßig auf andere Gedanken führe. Die junge Partei läßt sich aber nicht irre machen, sie findet trotz arger Hindernisse in Amerika wenigstens freien Raum, um die Erfolge ihrer Grundsätze praktisch darzuthun, und letzteres ist ihre Hoffnung

---

Das Elephanten-Junge in den zoologischen Gärten in London.

(Aus den Times vom 21 April.)

Der von der zoologischen Gesellschaft zu London letzten Sonnabend den 19ten April zum erstenmal ausgestellte Elephant ward von den Eingebornen in Ostindien für den Markt zu Cawnpore Ende August 1850 gefangen und war gerade der Zeit des Werfens nahe. Auf diesem Markt kaufte ihn Mr. Wallace, ein Pferdehändler von Calcutta, welcher mehrere Jahre hindurch in seinem Geschäftsbetrieb die Märkte der Eingebornen Bengalens besucht hat. Auf der Landreise nach Calcutta (700 engl. Meilen Weges) machte Mr. Wallace im Monat September auf drei Wochen Halt, und der Elephant gebar währenddeß das kleine gesunde Junge, das nun an seiner Seite ist. Einige Minuten nach diesem Vorfall stand der Kleine, der, wie es heißt, damals ungefähr $1/2$ Centner wog, auf und begann zu saugen; diese Verrichtung geschieht in einer ganz seltsamen Weise. Das Euter des Elephanten sitzt zwischen den vier Beinen, und das Junge behilft sich mit seinem Rüssel, wenn es die Warze in seine Lippen nimmt an der Seite seines Mauls. Es sog den Tag über verschiedenemale während der Reise nach Calcutta hinunter, da denn der Treiber in der Regel zwei bis dreimal auf jedem Morgenmarsch Halt machte, damit es Nahrung zu sich nehmen könnte. In der Zeit konnte das Junge nicht mehr als 1 (engl.) Meile jeden Marsch gehen und ward daher in einem Karren gefahren. Die Mutter kam dicht hinter ihm her und liebkoste ihr Kleines mit ihrem Rüssel, so wie sie ihres Weges fortwandelten, gleich als ob sie zusehen wollte, ob es in völliger Sicherheit sey. Die Mühe und Beschwerde auf dem Marsch verminderte wahrscheinlich die Muttermilch, weßhalb der Treiber es nothwendig fand dem Kleinen seine Nahrung mit einem Theil Büffelmilch zu vermehren, welche das Thierchen gerne nahm und die ihm ganz gut bekam. Zu Calcutta angelangt, wurden die Elephanten verkauft und sofort an Bord des Schiffes Wellesley, Capitän Parish, gebracht, wo der Kleine schnell zunahm ungeachtet der Unbequemlichkeiten, denen Vieh von solcher Größe nothwendigerweise zur See ausgesetzt ist. Die Mutter litt körperlich bedeutend in Folge der ausgestandenen Mühseligkeit, wird aber jetzt immer besser bei nahrhafterer Kost und wird

vermuthlich in einigen Wochen so glatt und wohl versehen mit Fleisch seyn, als ob sie nie das Bambuschgebüsch verlassen hätte. Die Eingebornen, die das Junge auf seinem Marsch nach Calcutta sahen, betrachteten es mit großer Theilnahme, da es kein neuerliches Beispiel gibt, vielleicht nie eines gab, daß diese Thiere in der Zähmungszeit gebären, und folglich ein Elephanten-Säugling ein fast ebenso seltener Anblick in der Nähe Calcutta's ist, als das Nilpferd den Alexandriern war. Das gegenwärtige Beispiel ist sicherlich das erste, daß ein so junges Thier von dieser Gattung nach Europa gekommen.

Wanderungen in Aegypten.

3. Das Städtchen Atfeh. — Der Canal Mahmudieh. — Die Stadt Fue, ihre Fruchtgärten, Fabriken u. s. w.

(Schluß.)

Beim Ausgang aus der Moschee traf ich den Scheich-el-Beled, einen bejahrten, ziemlich wohlbeleibten Araber von hohem Wuchs und angenehmem Gesichtsausdruck. Er lud mich zum Kaffee ein, und führte mich zu seinem Hause, das nebst zwei oder drei andern in dem allgemeinen Zerfall des Städtchens noch erhalten geblieben war. Wir setzten uns am Eingang auf eine thönerne Bank (mastabe) nieder, auf welche etwas Stroh gelegt und eine Matte ausgebreitet wurde; dann reichte man uns Pfeifen, und der Scheich stellte mich einigen Arabern, die sich um uns gesammelt hatten, als einen Reisenden vor; einer nach dem andern kam herbei, um mir die Hand zu drücken, und mich mit den Worten zu begrüßen: sabach bil cheir, ja chawagu.[1] (Guten Morgen, Chawaga). Ein schwarzer Sklave brachte uns Kaffee ohne Zucker und ein Teller mit Weizenbrezeln (kiachk), mit Datteleingemachtem und Sesamsamen darinnen; ihr Geschmack war nicht sonderlich gut, aber der Scheich bestand darauf, daß ich einige mit mir nehmen solle, und gab die andern meinem Neger, Ali. Jetzt kam auch schüchtern ein Mann mit grauem Barte in schwarzem Turban und einem Bündel Papier unter dem Arme herzu, setzte sich neben mich, reichte mir die Hand und sagte, er sey ein Nusrani (Christ): er war ein koptischer Schreiber aus Menuf. Es entspann sich ein allgemeines Gespräch über den Zweck meines Aufenthalts in Deirut, und warum ich mit solcher Aufmerksamkeit die „beschriebenen Steine" besichtige. Ich bemühte mich möglichst, die Gesellschaft zu überzeugen, daß es durchaus nicht darum geschehe, um Schätze zu suchen, sondern zu meinem Vergnügen und um das Land kennen zu lernen. Nach den Angaben des Scheich gibt es jetzt in Deirut nur 150 bis 200 Familien, die in äußerster Armuth leben; der größte Theil der Bewohner ist gestorben oder hat sich nach andern Städten übergesiedelt, und der Eigenthümer des Orts, Said Pascha, bricht die leeren Häuser ab, und schafft die Backsteine nach Alexandrien, wo sie zu den Bauten in seinem dortigen Garten, Gaberi, an der Mündung des Mahmudieh-Canals ins Meer, verwendet werden. Auf den Feldern um das Städtchen her baut man auf Rechnung Said Pascha's Reis, der zum Verkauf nach Raschid geschickt wird, und Weizen. Letzteren säet man um die Mitte Octobers, gleich nach der Ueberschwemmung, auf gepflügten oder auch nur durch das darauf stehen gebliebene Wasser erweichten Feldern, und für jeden Feddan braucht man $^1/_2$ bis $^2/_3$ Ardeb Saatkorn. Die Ernte wird im Anfang Aprils eingethan, indem man das Korn mit kleinen Sicheln schneidet; in guten Jahren trägt der Boden zehnfach, manchmal aber auch nur sechs- bis siebenfach. Die Felder werden 60 Tage nach der Besamung zum erstenmal bewässert, und dann nach 30 Tagen abermals; eine Sakie bewässert in zwei Tagen mindestens einen ganzen Feddan, und um diesen abzuernten müssen acht bis zehn Menschen einen Tag lang vom Morgen bis zum Abend arbeiten; man bezahlt sie gewöhnlich nicht in Geld, sondern mit einer bestimmten Anzahl Garben. Den Weizen drischt man in Aegypten nicht, sondern zerschneidet das Stroh mit einer besondern, einem Schlitten ähnlichen Maschine (noreg); daran ist ein paar Ochsen gespannt, und innen drehen sich scharfe eiserne Reife. Wenn man das Korn durch Hacken von der Spreu getrennt hat, so verwendet man das letztere zum Viehfutter.

Der Scheich und die Araber von Deirut sprachen zu mir mit einem offenkundigen Ausdruck von Wohlwollen, was ich hier nicht immer bemerkt hatte, und der erstere drang sogar in mich bis zum andern Tage bei ihm zu bleiben, worein ich nicht willigen konnte. Ich gab ihm zehn Cigarren und ging nach meiner Barke zurück in Begleitung des Kopten, der mir auf dem Wege in der Mauer eines Hauses noch einen mit Hieroglyphen bedeckten Stein zeigte. Ich bewirthete den Kopten mit einer Pfeife und Kaffee, und er betrachtete mit der größten Neugierde verschiedene in der Cajüte befindliche Gegenstände, als Waffen und andere Erzeugnisse der europäischen Industrie; als er bei mir ein Christusbild von Email und ein goldenes Kreuz sah, küßte er sie inbrünstig und setzte, entzückt über die Arbeit, hinzu: „ihr Franken wisset alles weit besser als wir; wir sind unwissend, weil wir arm sind; Effendina, der große Pascha, hat uns alles genommen, und uns ist nichts übrig geblieben." Als er sich verabschiedete, küßte er mir die Hand, und sobald er fortgegangen, stießen wir vom Ufer, um nach Atfeh zurückzukehren. Ein starker SSW gestattete anfangs uns der Segel zu bedienen, bald aber veränderte er seine Richtung, und wir mußten das langsame Ziehen Nilaufwärts längs dem linken Ufer beginnen. Die Matrosen spannten sich an ein langes Tau (leban), das an den Mast der Dachabie geknüpft wurde, und zogen das Schiff langsam längs dem hohen, steilen, von den Wellen des Flusses unterwaschenen Ufer fort. Diese Arbeit ist um so mühseliger und lästiger für die Barabra, als sie bei ihrer ärmlichen Pflanzennahrung sehr schwach sind; außerdem sind die Uferdämme ausnehmend uneben, und bei jedem Schritte von Gruben, Canälen und Brunnenadern durchschnitten, die man umgehen muß; nicht selten müssen die Matrosen durch Wasser und Schlamm bis an die Brust waten; endlich verursachen Barken, die an verschiedenen Stellen am Ufer stehen, oder gleichfalls stromaufwärts gezogen werden, unaufhörlich Aufenthalt, und geben häufig Veranlassung zu Streit und Zank unter den Mannschaften. Um dieser Langeweile los zu werden, ging ich zu Fuße voraus längs der fruchtbaren flachen Ebenen, die sich mit frischer, saftiger Vegetation bedeckt gegen Westen ausbreiten. Die Einförmigkeit wird nur durch die Erdaufwürfe der Canäle und die nicht sehr zahlreichen Sakies unterbrochen, deren Räder sich mit furchtbarem Krächzen und Pfeifen unter dem Schatten von Feigenbäumen oder Weiden umdrehen; Dattelpalmen sieht man hier fast gar nicht. Um 1 Uhr Nachmittags kam ich zum drittenmal nach Atfeh, und beschloß hier zu übernachten; für den folgenden Morgen erwartete man das Dampfboot aus Alexandrien; die Schleußen des Canals waren bereits geschlossen. Am Tag fiel Regen, der sich gegen Abend unter Donner und Blitz erneuerte, aber nur wenige Minuten anhielt.

Am 29 Januar um 9 Uhr Morgens kam Hr. d'Arnaud aus Alexandrien zurück, und brachte mir Briefe, die für mich aus Rußland angelangt waren, einen Thermometer und fremde Journale. Um Mittag machten wir uns bei starkem WSW Wind auf den Weg; der Thermometer zeigte im Schatten $12^2/_3{}^\circ$ R. Um 2 Uhr Nachmittags mußten wir in der Nähe von Deirut anhalten, da wir gegen den heftiger gewordenen Wind unmöglich weiter fahren konnten, so daß wir erst am andern Tage den 30 Januar Morgens, gerade zwei Wochen nach unserer Abreise aus Cairo, nach Raschid (Rosette) gelangten.

[1] Die Araber reden sich unter einander „ja Sidi" an, den Europäern ohne Unterschied geben sie den Titel „Chawaga" (in Syrien Chawadscha), was eigentlich „Kaufmann" bedeutet, wahrscheinlich weil früher alle nach dem Orient gekommenen Franken sich mit dem Handel beschäftigten. Seit einiger Zeit gibt man in Aegypten und Syrien den mit Fermans und Bujuruldus reisenden Europäern den Titel „Musju" (monsieur), der für höher angesehen wird, wie der nicht sonderlich geachtete Ausdruck „Chawaga." In Algier und Tunis nennen die Moslems die Franken im Verkehr: ja arfi (Meister).

Slawische Journale in Wien. Vor der Revolution bestand zu Wien nicht ein einziges slawisches Journal; während des Jahres 1848 kaum unter dem Schwall von deutschen nur eines auf kurze Zeit auf, jetzt gibt es deren fünf, drei böhmische, ein russinisches und ein bulgarisches. (Vesna. 13 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 123. 23 Mai 1851.

Ueber Alt- und Neuarmenien.

(Nach Flandin. Revue des deux Mondes. 15 Mai.)

So weit man auch in der Geschichte hinauf geht, Armenien hat sich stets mächtig und tapfer gezeigt; noch im Heidenthum hat es die römischen Adler zurückgewiesen; [1] als es christlich geworden, vertheidigte es seinen Glauben gegen die Chalifen, manchmal siegreich, oft besiegt, erhob es sich immer wieder, um seine Unabhängigkeit zu rächen, und sich von seinen ohne Unterlaß wieder erstehenden Feinden zu befreien. Diese Feinde ließen ihm jedoch keine Ruhe: im Westen waren kaum die Römer zurückgewiesen, als die Parther von Osten her eindrangen; als Griechen und Araber nicht mehr von Süden her das Land beunruhigten, brachen die Bergstämme des Caucasus oder die Tataren von Norden herein. Die Armenier hatten 20 Jahrhunderte lang mit ihren Nachbarn ruhmreiche Kämpfe zu bestehen, die endlich mit einer völligen Unterjochung endeten. Gegenwärtig sucht man diese Nation umsonst, man sieht sie nicht, und die Geschichte der neuern Zeit schweigt von ihr: Armenien ist geräuschlos gesunken. Der Reisende trifft hie und da zerstreute Trümmer ihrer Bevölkerung, welche etwas von ihren Sitten und ihrer Sprache erhalten haben, von Unabhängigkeit darf man nicht mehr reden: sie haben das Gefühl für ihre Heimath verloren, und beugen das Knie vor den türkischen Paschas oder den russischen Officieren. Armenien ist, wie Polen im vorigen Jahrhundert, zerstückt, zertheilt unter der Türkei, Persien und Rußland. Wie ehemals die Juden wurden die Armenier, flüchtig oder von ihren Eroberern fortgeschleppt, nach andern Gegenden verpflanzt, und irren von Norden nach Süden, von Asien nach Europa hin und her.

Armenien zerfiel in Groß- und Kleinarmenien; das eine war das ursprüngliche eigentliche Armenien, das andere eine Eroberung. Diese Eintheilung besteht noch heutigen Tags, und noch jetzt unterscheidet man das Land am Euphrat und Araxes von dem, was sich westlich von dem erstern dieser Flüsse ausdehnt. Zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere dehnt sich ein ausnehmend hohes Land aus, in welchem sich die Wurzeln des Caucasus im Norden und des Taurus im Süden nach allen Richtungen kreuzen. Diese beiden ungeheuren Ketten, deren Verzweigungen unter einander verbunden sind, bilden gleichsam ein ungeheures Netz von Bergen und Thälern. Ein langer Winter und eine strenge Kälte machen die Berge dürr und rauh; das Schmelzen des Schnees und die zahlreichen Flüsse, die auf den Gipfeln der Berge entspringen, geben den Thälern eine kurze aber kräftige Fruchtbarkeit.

Ueber die älteste Zeit des armenischen Volks herrscht eine Dunkelheit, die man vergebens zu durchdringen sucht, man glaubt, daß es mannichfach mit den Völkern Babyloniens verbunden gewesen, kann aber nicht sagen wie. Die Beherrscher Armeniens scheinen im Kriege mit Assyrien gewesen zu seyn, und es ist auch in der That sehr wahrscheinlich, daß, bei der Nähe Assyriens und Mediens, dieß Volk den Revolutionen, welche das Land der Semiramis bewegten und umgestalteten, nicht fremd bleiben konnte. Als ein Ninive unterworfenes Land erkennt man Armenien, wenn auch nur verworren, in der großen Verschwörung von Arbaces und Belesis, welche den Scheiterhaufen von Sardanapal in Brand steckte. In diesem Chaos, wo die Ueberlieferungen auf eine unentwirrbare Weise sich verschlingen, leitet den Forscher kein Faden, kein Lichtstrahl. Der erste Schimmer geht nicht über das 6te Jahrhundert vor Chr. hinauf. Die Regierung Tigranes I dient als Ausgangspunkt, um sich mit einiger Sicherheit in dem Wirrsal der armenischen Geschichte zurecht zu finden; von dieser Epoche an aber beginnt eine Reihe von Wechselfällen, wo die Unfälle häufiger als die Siege, die Unterjochung länger als die Unabhängigkeit ist, und welche endlich den Staat zu dem Zustand von Erniedrigung führten, in den er für immer gestürzt scheint.

Nach Tigranes, der mit Cyrus verbündet war, werden die armenischen Fürsten Vasallen Persiens. Alexander hielt es nicht der Mühe werth sie persönlich zu bekämpfen, sondern schickte einen seiner Unterfeldherrn aus, und das macedonische Schwert siegte leicht über ihre schwachen Waffen. Während der Uneinigkeit der Nachfolger Alexanders gewann Armenien einen Augenblick seine Unabhängigkeit wieder, fiel aber bald unter das Joch der Könige von Syrien. Antiochus wird von den Römern geschlagen, und die Armenier benützen dieß, um sein Joch abzuwerfen. Die Macht der Griechen sank immer mehr, und jedes Volk war bemüht sich derselben zu entziehen. Arschak erhob zuerst die Fahne des Aufstands, und die Parther wurden unabhängig; ihrem Beispiel folgten die Armenier, aber da sie nicht mehr auf die Seleuciden sich stützen konnten, gegen welche sie die Waffen ergriffen hatten, sanken sie unter der aufstrebenden Macht der Arsaciden. Mithridates bemächtigte sich Armeniens und gründete eine neue Dynastie, mit deren Emporkommen eine ruhmreiche Zeit für dieses Land beginnt: er erweiterte die Gränzen des Landes, und soll nach der Angabe der nationalen Geschichtschreiber bis ans ägäische Meer vorgerückt seyn. Später bemächtigte sich ein gewisser Tigranes Westpersiens, Syriens, und reiht selbst mehrere Provinzen Klein-

[1] Auch in den Zeiten der Kajaniden scheint es viel mit den Persern gekämpft zu haben, wenigstens deutet der Umstand darauf hin, daß das Wort „Div", das im Persischen bekanntlich eine schlimme Bedeutung hat, im Armenischen „Di" einen Helden bezeichnet. A. d. U.

asiens unter seinen Scepter. Damit hatte Armenien den Gipfel seines Ruhms erreicht, und sein Beherrscher trug den stolzen Titel eines Königs der Könige.

Aber der römische Adler, der so lange Zeit über Asien geschwebt, kam in raschem Fluge zurück; Marcus Antonius schickte den Sohn von Tigranes an Cleopatra, die ihm den Kopf abschlagen ließ. Dieser Schlag war der schlimmste für Armenien, denn von nun an diente es Parthern und Römern als Kriegsschauplatz, und die entwürdigte Krone ging von Hand zu Hand. Alle kleinen Fürsten Armeniens theilten sich in den Boden, und bedienten sich seiner Gebirge und Flüsse als Schutzwehren für ihre schwache Macht. Die südlichen Provinzen, Edessa, Nisibis und Mesopotamien gingen verloren, und auf den nördlichen Theil, das Land um den Ararat und längs dem Araxes beschränkt, gab es für das Reich nur noch wenige und schwache Schimmer des Ruhms. Die geographische Lage des Landes hatte nicht bloß auf sein politisches Geschick einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, sondern dasselbe auch religiös gespalten. Das griechische Heidenthum bestand neben dem persischen Cultus, und Altäre, wie für Ormuzd und Mithra, so für Jupiter und Venus, wurden errichtet. Allmählich aber wurde es Licht und das Blut der Märtyrer konnte es nicht mehr ersticken. Am Ende des dritten Jahrhunderts waren viele Syrier ins Land gekommen, um das Christenthum zu predigen, die Magier ihrerseits suchten, auf die Macht der Sassaniden gestützt, die Armenier zum Feuercultus herüber zu ziehen, und hatten auch schon, namentlich im Norden, eine große Anzahl Proselyten gemacht, als aber Tiridates den König der Perser besiegt hatte, verloren die Dogmen Zoroasters ihre Hauptstütze. Da geschah es, daß der heilige Gregor den Fürsten zum Christenthum bekehrte und ihn taufte. Unter dem Namen des Erleuchters wurde Gregor der Apostel seines Vaterlandes und sein erster Patriarch. Auf seinen Betrieb ließ Tiridat aus dem längst christlichen Syrien Priester kommen, welche in seinem Reiche allenthalben die Lehre des Evangeliums verbreiteten, und Mönche gründeten auf den Ruinen der heidnischen Tempel zahlreiche Klöster. Dieß ist der Grund der Gleichartigkeit der religiösen Begriffe, welche noch jetzt zwischen der syrischen und armenischen Kirche besteht. Das Bündniß erstreckte sich indeß gleich von Anfang an nur auf die Glaubenslehren, denn die syrischen Bischöfe strebten nach einer theokratischen Herrschaft, und die Armenier faßten deßhalb einen tiefen Haß gegen sie, einen Haß, der noch jetzt nicht erloschen ist. Das arme Armenien mußte stets die Zielscheibe der feindseligen Gesinnung seiner Nachbarn seyn. Die religiöse Umgestaltung hatte das Land dem gleichfalls christlich gewordenen Römerreich genähert, was die Perser nicht verzeihen konnten, und die wüthendsten Verfolgungen begannen. Diese gaben zuerst das Zeichen zu einer Auswanderung, welche später, durch eine noch intolerantere Religion veranlaßt, zur Entvölkerung Armeniens führte. Die unzugänglichen Gebirge der Kurden dienten den verfolgten Christen zuerst als Zuflucht, später zog eine große Zahl nach Kleinasien und bis zu den Ufern des Bosporus.

Bis zum Ende des fünften Jahrhunderts war Armenien den Grundlehren der christlichen Orthodoxie treu geblieben, um diese Zeit aber begann der große Streit über die doppelte Natur Christi. Eutyches und Nestorius, obwohl beide von den Concilien von Chalcedon und Ephesus verdammt, beharrten doch in ihren Irrlehren. Die Schriften der Nestorianer drangen in Armenien ein, und es erfolgte die Spaltung von Rom und Konstantinopel, die damals noch im Glauben vereint waren. Diese Spaltung wurde für Armenien verderblich. Es schwankte lange zwischen dem zerrütteten, erschütterten Reich zu Konstantinopel, und dem neuerstehenden unter den Chalifen. Später als die Griechen die Armenier mit ihrer Kirche vereinigen wollten, stellten letztere lieber sich unter moslemitische Fürsten, als daß sie dem Kaiser von Byzanz gehorcht hätten. Zwischen den Angriffen der einen und den Plackereien der andern in die Mitte gestellt, wurde ihr Land zum Schlachtfeld, um das sich Griechen und Araber stritten. Die erstern straften Armenien wegen seiner Folgsamkeit gegen moslemitische Fürsten, die letztern mordeten, um sich für die Untreue zu rächen, und um ihres Glaubens willen. In diesen Zeiten des fanatischen und blutgierigen Proselytismus gab es Apostaten unter den Armeniern, aber noch mehr heldenmüthige Opfer für den christlichen Glauben.

Gegen das zehnte Jahrhundert verdiente der größte Theil Armeniens kaum mehr diesen Namen. Alle die kleinen Fürsten, unter welchen das Land getheilt war, bekämpften und verschworen sich unter einander, und ergaben sich lieber den Moslems, als daß sie die Oberherrlichkeit eines der ihrigen anerkannt hätten. Ein so zerrissenes Land konnte nicht bestehen: es wurde leicht von den Chalifen unterjocht und vom Islam überwältigt. Einige Trümmer der armenischen Nation hatten sich nordwärts zurückgezogen gegen Kars und Ani. Dieß Land bildete eine Zeitlang unter dem Schutze eines moslemitischen Fürsten ein kleines Königreich, das letzte, das den Namen Armeniens trug. Ani wurde die Hauptstadt und verbreitete einigen Glanz, es war aber nur ein vorübergehender Schimmer, denn das Königreich Ani hatte kaum ein Jahrhundert gedauert, als die Mongolen es verheerten und sich seiner bemächtigten. Die ihrem Schwert entronnenen Fürsten flüchteten sich in unzugängliche Schlösser, wo sie fortfuhren den eitlen Namen von Meliks oder Königen zu führen, wie dieß jetzt noch der Fall ist. Auf der allgemeinen Flucht der Häupter der armenischen Nation nahmen einige eine entgegengesetzte Richtung und flüchteten sich bis nach Cilicien. Sie hatten zu Tarsus einen kleinen Staat gegründet, der sich mitten unter den Griechen, den Sultanen von Iconium und Syrien kräftig behauptete. Als die Kreuzfahrer in Kleinasien erschienen, erinnerten sich die Fürsten von Tarsus des gemeinsamen Glaubens, der sie mit ihnen verband, und dienten der christlichen Sache. Einige kämpften sogar ruhmvoll unter der Fahne des Fürsten von Antiochia.

Im 14ten Jahrhundert verlangte der letzte König von Tarsus, als er von den Türken hart bedrängt wurde, Hülfe von den Lateinern und dem Papst, die aber auf den Ruf der Ketzer stumm blieben. Den Küsten Ciliciens gegenüber hatte sich ein fränkisches Königreich gebildet, und die Familie Lusignan herrschte in Cypern. Die Armenier, welche ihren König verloren hatten, ohne daß er Erben seiner Krone hinterließ, setzten diese auf das Haupt eines Lusignan; aber trotz der Stütze, welche dieser Bund mit den Franken Tarsus geben konnte, war dieser Staat doch zu schwach, um dem mächtigen Sultan von Cairo einen Damm entgegenzusetzen. Die Rhodiser Ritter thaten alles, um ihn aufzuhalten, aber umsonst, die Fahne Mohammeds wurde auf den Mauern von Tarsus aufgepflanzt. Der letzte König, Leo VI aus dem Hause Lusignan, wurde anfangs zu Jerusalem, dann zu Cairo gefangen gehalten und starb zu Paris im Jahre 1391.

Dieß war der letzte Todesseufzer Armeniens; seitdem hat kein auch noch so kleines Land diesen Namen zugleich mit der Unabhängigkeit behauptet. Von diesem Augenblick an vermischt sich die Geschichte dieses Volkes mit der der Türkei. Die glän-

zenden Thaten der Kreuzfahrer hatten die muselmännischen Schaaren, die sich immer zahlreicher erneuerten, nicht zurückdrängen können. Nicht nur Jerusalem, auch alle andern Eroberungen der Lateiner gingen verloren, und die Mohammedaner blieben Meister Asiens. Selbst den Bosporus überschritten sie, Konstantinopel ward der Sitz des mächtigen Osmanenreichs, der heldenmüthige Villiers konnte Rhodus nicht retten, und aus allen diesen mit Christenblut getränkten Ländern mußte das Kreuz vor dem Halbmond weichen. Wenn die Rhodiser Ritter trotz ihres Muthes mit Soliman capituliren mußten, was konnte aus den Griechen und Armeniern werden? Sklaven oder Flüchtlinge, sie wurden vernichtet oder zerstreut. Man fragt sich namentlich, wo denn jetzt die Nachkommen der ehemaligen römischen Unterthanen, aller der in Kleinasien zerstreuten Bevölkerungen seyen; mit Ausnahme der Fanarioten von Konstantinopel sind sie fast ganz verschwunden. Die wenigen Christen griechischen Glaubens, die man in Anatolien trifft, befinden sich in einem so verworfenen Zustande, daß man sich solcher Religionsgenossen in der That schämt.

Die Armenier, durch die Einbrüche der Perser, Araber und Tataren genöthigt ihre Thäler zu verlassen, haben sich zerstreut und bilden keine Nation mehr. Das alte Gebiet Armeniens zählt kaum mehr einige Tausende auf seiner ungeheuren Oberfläche und diese sind untermischt mit turkomanischen oder kurdischen Völkerschaften, welche die Stelle der Ausgewanderten eingenommen haben. Diese selbst sind nach Rußland, Persien und bis nach Indien gezogen, aber die größte Zahl befindet sich in den bedeutendern Städten Kleinasiens oder zu Konstantinopel. Sie haben das Hirtenleben ihrer Vorfahren vergessen, und beschäftigen sich mit Gewerbe und Handel, deren Monopol ihnen die Trägheit und der Kriegsstolz der Ottomanen überläßt. So haben sie eine gewisse Fertigkeit in den Künsten und Handwerken erlangt, und die meisten in der Türkei fabricirten Gegenstände, deren Zierlichkeit und Geschmack wir häufig bewundern, sind von armenischen Handwerkern gefertigt. Einige haben sich auch höhere Kenntnisse erworben und sind Baumeister, Maler und Bildhauer geworden. Die Türken lassen ihre Wohnungen, ihre Harems, selbst ihre Moscheen, an denen der Reisende die Kühnheit der Verhältnisse oder die Originalität der Umrisse bewundert, von ihnen ausschmücken. Diese Auswanderer und deren Nachkommen ergeben sich auch dem Geldhandel, und alle Bankiers oder Serrafs des Orients sind Armenier. Mit einer Geschicklichkeit, die der der Juden, mit denen sie auch dieß gemein haben, nicht nachsteht, verbinden sie, was man zu ihrer Ehre hinzusetzen muß, einen nicht gewöhnlichen Grad von Ehrlichkeit. Alle Geschäfte, wozu financielle Kenntnisse erforderlich sind, werden in der Türkei fast ausschließlich von Armeniern betrieben, doch sieht man auch viele den Kleinhandel im Bazar treiben. Einige sind auch Ackerbauer, und bauen den Boden etwas besser als die moslemitischen Bevölkerungen, unter deren Händen der reiche Boden Asiens mehr und mehr verarmt. Alle arbeiten, Trägheit ist unbekannt unter ihnen, und man kann sagen daß die Armenier den Türken behülflich sind zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Fünfter Theil.

Ich habe schon die Ungnade angedeutet, in welche der Günstling Similien verfallen, und wenn man die moralische Stufe, auf welcher dieser entsetzliche Mensch stand, nicht ganz aus den Augen verloren, so wird man nicht staunen, wenn man ihn als Opfer seiner Empfindlichkeit fallen sieht.

Wenige Tage nach dem Blutbade vom April 1848 empfing Bellegarde, wie wir gesehen, eine warme Dankadresse der Bürger von Port-au-Prince. Das einzige Verdienst des neuen Günstlinges und seines Beistandes, des Platzcommandanten, bestand darin, daß sie Similien im Schach gehalten. Nach dem Beispiele jener Betschwester, die, um sich keinerlei Feinde zu machen, sorglich in ihren Gebeten den Teufel nicht vergoß, hielt es die Bourgeoisie für klug, in dem officiellen Ausdrucke ihres Dankes Similien nebst den beiden Männern zu nennen, welchen derselbe eigentlich galt. Diese unerwartete Spendung von Weihrauch überraschte ihn gerade in dem Augenblicke, als er zwischen zwei Flaschen Rum sich seinen täglichen Betrachtungen über die Undankbarkeit der Mulatten überließ; umsomehr durch eine dergestalt wiederkehrende Sympathie gerührt, die er, wie ihm sein eigenes Gefühl sagte, nicht verdient, faßte er noch während der Sitzung eine ungemeine Zärtlichkeit für eben die farbige Bevölkerung, welche er noch vor kurzem dem Morde, der Plünderung und der Feuersbrunst preisgegeben. Während er aber den Mulatten seine Gnade erzeigte, vermochte er es nie über sich, sich mit ihren Feinden zu überwerfen, und zwar umsoweniger als diese in ihrem Aerger über die Hindernisse, welche Bellegarde ihren Plünderungsprojecten in den Weg gelegt, die natürlichen Verbündeten des gestürzten Günstlinges waren. Folglich hatte Similien sein Leben in zwei Theile getheilt, deren einen er, um seine Schuld abzutragen, dem Trunke mit den Mulatten, den andern dem Trunke mit den ultra-schwarzen Führern widmete, um ihre Erbitterung gegen die Mulatten-Tendenzen seines Nebenbuhlers zu unterhalten. Dieser Zickzack des Trunkenboldes hatte zweierlei Folgen. Nicht damit zufrieden, daß die plünderungssüchtige Koterie es noch weiter trieb als das communistische Programm der Piquets, verlangte sie, wie gesagt, auch die Verbannung Bellegarde's. Da die Höflichkeit der Farbigen sich nach dem größeren Schrecken richtete, welchen Similien einflößte, so erwiderten sie mit einer täglich schmeichelhafteren Geschäftigkeit die bacchantischen Zuvorkommenheiten des abscheulichen Trunkgenossen; dieser schloß daraus, er sey zugleich der Abgott der Mulatten — und der ultra-schwarzen Partei; der Kopf schwindelte ihm, und da nach seiner Ansicht der bedeutungslose Name, den er bis auf diesen Tag getragen, nicht zu seiner hohen Bestimmung paßte, so unterzeichnete Similien nur noch Maximilian.

Bis der gesetzliche oder revolutionäre Ablauf der Präsidentengewalt es ihm möglich machen würde, diesem wohlklingenden Namen den Titel beizusetzen, welchen er in Gedanken schon begrüßte, hielt es Similien für unerläßlich, daß er wenigstens der zweite Mann im Staate sey. Zu diesem Zwecke mußte man Bellegarde vertreiben, und da die Gunst, in welche Bellegarde als einfacher Oberst so schnell gelangte, sich nur durch den Einfluß des Vaudoux erklären ließ, zu dessen wüthendsten Anhängern er zählte, so faßte Similien den kühnen Plan, das Gebäude an seinem Fundamente zu untergraben und den Vaudoux in Mißcredit zu bringen. Da Soulouque noch abwesend war, machte sich der ungläubige Schneider bezüglich dieses Capitels an Madame Soulouque und stellte ihr in väterlichem Tone vor, daß Bruder Joseph das nicht sey was das Volk glaube, daß es streng genommen erlaubt sey, dem höchsten Wesen die Huldigung eines reinen Herzens darzubringen, daß aber er, Similien, erröthe, wenn er, das Oberhaupt eines freien Landes, seinen Palast nichtswürdigen Menschen und liederlichen Dirnen öffnen sehe, welche Wachskerzen verbrennen, Karten schlagen, oder um Geld Schlangen reden lassen. Die Präsidentin, welche während dieser Rede mehreremale beinahe ohnmächtig geworden wäre, konnte die Entrüstung nicht verbergen, welche dieser monströse Skepticismus Similien's in ihr erweckte. Verletzt durch die seinen Freundes-Rathschlägen zu Theil gewordene Aufnahme wurde dieser nunmehr hitzig und man sparte gegenseitig keine Ausdrücke. Ich werde es „Präsidenten“ schreiben, schrie Madame Soulouque. Gut! versetzte majestätisch der Befehlshaber der Garde, sagen Sie von mir aus „Präsidenten“, daß er ebenso einfältig sey, wie „Präsidentin,“ daß er es mit mir zu thun habe und daß er, wolle er nach Port-au-Prince zurückkehren, in meine Bedingungen zu willigen habe

Similien bedachte, wie man mich versicherte, damals nicht alles was er im Zorne sagte; da er sich aber über die Undankbarkeit der Frauen, wie früher über diejenige der Männer, durch eine Verdoppelung des Getränkes trösten zu müssen glaubte, so konnte er vor der Rückkehr des Präsidenten die lichte Viertelstunde nicht mehr finden, welche genügt hätte, seine unklugen Drohungen zu widerrufen. Die ultra-schwarze Partei hatte dieselben aufgefaßt und noch vergrößert, und man mag sich selbst denken, ob die Präsidentin, Bellegarde und Bruder Joseph in ihren täglichen Berichten, welche sie Soulouque schickten, des Umstandes Erwähnung gethan. Daher kam der kalte Empfang, welchen Similien von Seiner Excellenz erfahren; um ihn über seine Ungnade nicht im Zweifel zu lassen, gab ihm Soulouque wegen jeder unbedeutenden Kleinigkeit im Dienst offenbar gesucht strenge Verweise. Der Ex-Günstling glaubte Soulouque durch die Erinnerung an die alte Cameradschaft wieder zu besänftigen; so antwortete er als Camerad, d. h. mit einer Familiarität, welche seinem despotischen Freunde Runzeln auf die Stirne zog. Similien zog daraus den Schluß, die freundschaftliche Schattirung, welche er seinen Worten habe geben wollen, sey noch nicht kräftig genug aufgetragen, und er ging so weit, daß seine Familiarität in Unverschämtheit ausartete, was seine Angelegenheit vollends verdarb. Es war schon seine Bestimmung, immer mißverstanden zu werden! Zuletzt erinnerte sich der sentimentale Trunkenbold, daß er in ähnlichen Fällen, um die Zuneigung der Mulatten wieder zu gewinnen, nur habe fühlen lassen dürfen, wie theuer ein Bruch mit ihm zu stehen komme, und er bildete sich ein, ein ähnliches Verfahren werde ihm Soulouque's Herz wieder zuwenden. Mit anderen Worten, Similien zettelte eine Verschwörung an, die vermöge des Rums bald für niemanden mehr ein Geheimniß war. Der Präsident verstellte sich mehrere Monate, eines Morgens aber sagte er auf der Parade der Garde in gemessenem Tone zu dem gewesenen Günstlinge: „General Similien, ich entziehe Ihnen Ihr Commando. Gehen Sie nach Hause und bleiben Sie dort bis auf weiteren Befehl in Arrest!"

Als er sich inmitten derselben Garde, deren fanatische Hingebung er so oft erprobt, so scharf anreden hörte, glaubte Similien zuversichtlich, der Präsident sey toll geworden; er glaubte aber zu träumen, als der vertrauensvolle, spöttische Blick, den er rasch um sich geworfen, nur gleichgültige Gesichter sah, und kein Mund sich aufthat. Kein Mann hatte sich gerührt. Nachdem Similien schon mehrere Tage gefangen saß, wagten es drei bis vier Officiere zuerst, einige Worte in dieser Richtung fallen zu lassen; diese wurden nächtlicher Weile aufgehoben, zur See in die Gefängnisse des Hafens St. Nicolas gebracht, und kein Mensch sprach mehr von der Sache.

Nach reiflichem Ueberlegen fand Similien den Schlüssel zu dem Räthsel. Volk und Heer warteten offenbar, um sich zu seinen Gunsten zu erheben, bis Soulouque seine nächste Expedition gegen St. Domingo angetreten; sie hatten Gleichgültigkeit nur geheuchelt, um ihr Spiel besser zu verbergen. Soulouque begann in der That am 5 März den Feldzug, und von diesem Tage an gab sich Similien, in der gewissen Ueberzeugung, daß seine Freunde, die Mulatten und die ultra-schwarzen Führer, stündlich Arm in Arm kommen würden, um ihn um Uebernahme der Präsidentschaft zu bitten, gar nicht mehr die Mühe, seine legitime Hoffnung zu verbergen. Sechs Wochen waren indessen in dieser fieberhaften Erwartung verstrichen, und der zukünftige Präsident fing schon an, unruhig zu werden, als sich endlich eine ungewöhnliche Bewegung um das Haus kundgab.

Wegen der Hitze befand sich Similien bezüglich der Kleidung gerade in einem Zustande, welcher mehr an den Aufzug eines Mandingo-Chefs erinnerte, als an den eines Präsidenten von Haiti. Da er die Majestät seines Auftretens durch sein Erscheinen zu verletzen fürchtete, so sprang er eilig in seine Uniform und rief der zahlreichen Menge, welche er schon eindringen hörte, zu, man möge noch ein wenig warten; die Ungeduld seiner Besucher aber war so groß, daß diese die Thüre einstießen, sich Similien's bemächtigten, ihn in einem Augenblicke auf die Straße trugen und ihn nun mit Kolbenstößen nicht nach dem Palaste, sondern nach dem Gefängnisse trieben. Halb nackt warf man ihn in denselben Kerker, welchen David Troy, sein erstes Opfer, einige Zeit vorher verlassen hatte, um zum Tode zu gehen, und, sonderbares Zusammentreffen, all das begab sich am 16 April 1849, d. h. gerade ein Jahr nach dem blutigen Schauspiele, welches Similien's Programm veranlaßt. Durch ein nicht weniger sonderbares Zusammentreffen erfuhr Similien hier den Gegenstoß desselben Mißtrauens, das er hauptsächlich angestiftet hatte. Als er sich des ultra-schwarzen Elementes wirklich sicher glaubte, hatte er sich in den letzten Monaten ausschließlich der farbigen Classe zugewendet, deren Verzweiflung er zu benützen beabsichtigte, so daß Soulouque endlich in ihm nichts weiter als einen „Mulatten-Verschwörer" sah. Die Rufe einiger Frauen, welche mehr durch das Erstaunen als durch das Mitleid veranlaßt schienen, ließen sich auf dem Wege hören, welchen die Escorte mit dem früheren Günstlinge machte; das war aber alles. Der männliche Theil der Bevölkerung, welcher vor kurzem die Stadt in Brand gesteckt haben würde, um Similien ein Vergnügen zu machen, rührte sich ebenso wenig als zuvor die Garde. Die „Philosophen" (Schönredner) aus den Quartieren von Bel-Air und Morne-à-Tuf zeigten nur mit dem Finger nach den entgegengesetzten Punkten des Horizontes und sagten in ihrem französischen Jargon: Solé lévé là, li couché là (da geht die Sonne auf, und dort geht sie unter), ein Negersprüchwort zu Bezeichnung der Veränderlichkeit menschlicher Größe.

Die gewaltige Achtung und der Schrecken, welche Soulouque, wenn auch abwesend, einflößte, erklärten nicht allein die neue Haltung von Similien's Freunden. Indem er den Vaudoux-Glauben zu untergraben suchte, grub dieser seit zehn Monaten die Mine, welche seine Popularität verschlingen sollte. Soulouque hatte mit seinem Einschreiten zugewartet, bis die heimliche Arbeit, welche seine Spionen Schritt für Schritt verfolgten, zu Resultaten geführt hatte. Der Gegenstoß war mit einem Worte vollständig: der Vaudoux, die erste Ursache des ultra-schwarzen Aufstandes, wurde das Hauptwerkzeug der Reaction.

Um mit Similien fertig zu werden, wollen wir nur noch sagen, daß er nicht erschossen wurde, daß es ihm aber nicht viel besser erging. Gelegentlich der Proclamation des Kaiserthumes machte man einen Versuch zu seinen Gunsten: „Er das Gefängniß verlassen!" schrie Seine kaiserliche Majestät, „eher wird er verschimmeln!" Similien machte geltend, daß seine durch den Druck des Eisens angeschwollenen Beine durch den Brand abfallen würden: „Er soll nicht sorgen; sind sie abgefallen, so fesselt man ihn am Halse!" sagte Faustin I.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Museum praktischer Geologie wurde am 12 Mai zu London von Prinz Albert eröffnet. Begründet wurde es in Verbindung mit der geologischen Aufnahme des ganzen Königreichs, um die mineralischen Schätze des Landes auf wissenschaftlichem Wege zu erforschen. Früher wurden oft ungeheure Summen verschwendet, indem man aus mangelhafter wissenschaftlicher Kenntniß nach eingebildeten Kohlen- und Metalllagern grub. Der Hauptzweck des Instituts ist, durch die Entwicklung der geologischen und chemischen Verhältnisse nachzuweisen, wo solche Schätze liegen müssen und wie sie am besten zu heben sind. Die angestellten Beamten und Lehrer sind meist sehr bekannte Namen: Henry de la Beche und Ramsay sollen über praktische Geologie lesen; Prof. Forbes, der namentlich als Paläontologe für die Untersuchung der Fossilien angestellt ist, wird Naturgeschichte und die Art ihrer Anwendung behandeln; unter den übrigen Lehrern ist namentlich noch Dr. Playfair bekannt. Daß es an geologischen Sammlungen und einer entsprechenden Bibliothek nicht fehlt, versteht sich von selbst, aber die Sache geht noch weiter: es ist eine vollständige Sammlung da, welche die Geschichte der englischen Töpferkunst von ihren Anfängen bis auf die jetzige Zeit darstellt. Die Geschichte der Glasmanufactur alter und neuer Zeit ist ebenfalls in zahlreichen Proben dargestellt. Auch eine schöne Sammlung chinesischer Bronze zeigt, welche Richtung man der ganzen Anstalt geben will, welche durchaus für praktische Zwecke berechnet ist, ohne daß man den wissenschaftlichen Standpunkt außer Augen läßt. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 124. 24 Mai 1851.

Ein Abend in einer englischen Seestadt.

Wer das stolze England bloß den Tag über gesehen hat, seine prachtvollen Paläste, seine breiten Straßen, in denen eine wohlhäbige Bevölkerung vorherrscht, seine ungeheuren Waarenlager, seine Docks mit den Mastenwäldern, seine riesenhaften Fabriken und Anlagen, und wer dann des Abends nur in die strahlenden Theater oder in die mit allem Comfort ausgestatteten Clubs und Privatgesellschaften geht, — der kennt das jetzige englische Volk nur zur Hälfte. Man durchstreife dagegen ein paar Abende die Straßen vom Beginn der Dämmerung bis zur Mitternacht, man sehe jeden Abend, in jeder Stadt, dieselben Scenen, dieselben Gruppen sich massenhaft wiederholen, und man wird eine andere Einsicht in das englische Volksleben bekommen.

Sowie die Dämmerung die ersten Schatten in die Straßen wirft, schließen sich die Geschäftszimmer. Ihre Bewohner erscheinen in sauberer Kleidung zum Lustwandeln. Reichgeschmückte Frauen grüßen einander und treten hier und da ein zum Kaufen. Alles auf der Straße hat das Ansehen des Wohlanständigen, ja Würdigen. Aber schon mischt sich zerstreut ein Streifen anderen Volks darunter, nach und nach wird es dichter; andere Kleider, andere Manieren und Gesichter, andere Sprache, man sollte glauben, es wäre ein ganz anderer Volksstamm. Das sind die Arbeiter aus den Docks, aus den Fabriken, aus den Kellern und Dachstuben, wo sie die langen Stunden des Tages sich in schwerer dumpfer Arbeit abgemüht haben.

Es wird dunkler, die Gaslampen entzünden sich, alle Läden strahlen im hellsten Glanze. Nun ist die lebhafteste Zeit auf der Straße: da zeigt sich Pracht, Anmuth, Heiterkeit vermischt mit schreiendem Elend. Prunkende Carrossen, stattliche Reiter, tobende Jungen, lustige Matrosen, ehrenfeste Bürger und Frauen ziehen vorüber. Aber sehr bald ändert sich die Scene. Die Vornehmen sind auf einmal verschwunden, sie sind fort zu Theater, Gesellschaft und Familie, nur hie und da eilt noch einer schnellen und leisen Schrittes hindurch, mit zugeknöpftem Rocke, als fürchte er einen Griff in die Brusttasche. Die großen Luxusläden schließen sich nach und nach, nur die kleinen bleiben offen und erhellt, um die minder Reichen anzuziehen.

Die Straße wimmelt jetzt von jener dunklern Bevölkerung. Sie ist vermehrt durch zahllose hübsche Mädchen, denen die freche Begehrlichkeit aus allen Mienen sieht, durch furchtbar häßliche alte Weiber, durch verheurathete Frauen, welche schüchtern und bekümmert, mit bleichen Gesichtern, in ärmlicher aber anständiger Kleidung sich an den Seiten der Häuser durchdrängen. Die letztern sind die Frauen der Arbeiter, welche den Abend vielleicht von den Männern etwas Geld erhalten haben, und jetzt zum Bazar eilen, um einige Lebensmittel einzukaufen. Man folge ihnen zum Bazar. Wie glänzt da alles, wie sind die Waaren ausgeputzt und locken den Käufer an, und die armen Frauen stehen davor mit verlangenden Blicken und wenden die Groschen in der Hand hin und her, bis sie endlich ein schlechtes Stück Fleisch gefunden haben, um welches sie nun zu feilschen wagen.

Man tritt wieder zum Bazar heraus. Welches Gewühl, welches Treiben überall! Man muß sich erst hineinfinden und die einzelnen Gruppen unterscheiden lernen. Da stehen zerlumpte, aber fröhlich lärmende Irländer an den hell erleuchteten Schnapspalästen, welche die Straßenecken einnehmen, da kommt ein Zug jauchzender und hüteschwingender Matrosen, da steht ein Straßenprediger, und betet und singt und ruft vor einer Schaar, die ihn mit finstern oder ungläubigen Mienen umgibt, da singt ein Weib zur Drehorgel und bietet in den derbsten Ausdrücken ihre Balladen an, da drängt sich das Volk vor den schimmernden Läden mit Eßwaaren, Gingerbeer, Biscuits, da umlagern hungernde Kinder den Kessel, in welchem warme Speisen gesotten werden, lauert an den Ecken im Dunkeln ein Haufen alter Weiber mit schmutzigen Körben, lehnt hie und da ein einzelner Mann in zerrissener Kleidung an einem Hause und starrt wie blödsinnig zum Himmel. Die Gruppen ziehen, wechseln und drängen sich weiter. Durch all das Treiben schlüpfen fortwährend die Mädchen, welche auf die zudringlichste Weise Verdienst suchen, die Knaben, welche ihren kleinen Kram von Orangen, Nüssen, Backwerk, Feuerzeug u. s. w. vor sich hertragen und ausrufen, die Bettelweiber, welche ungestaltete Kinder zeigen, die Polizeidiener, welche leise und behende überall gegenwärtig sind. Das Ganze macht niemals den Eindruck eines Volks, das sich harmlos vergnügt und einen guten Abend macht, es ist eine wilde, freche Lust, als wollten die armen Menschen mit Gewalt ihr Elend vergessen.

Die Nacht nähert sich, die Männerrotten werden dichter, die Schnapspaläste zahlreicher umlagert, die Frauen und Mädchen schlagen und stoßen sich dazwischen umher. Man biegt in eine Nebenstraße ein, dort ist es finsterer; der ungesunde Qualm schlägt einem entgegen, im Kothe balgen sich halbnackte Buben, aus den Tanzstuben schallt Musik, Gekreisch und Gelächter. Der Schnaps wirkt. Halbtrunkene ziehen umher, es entsteht Schlägerei; die flinken Polizeidiener sind bei der Hand und schleppen einen Gefesselten zur Wache. An den Straßenecken liegt eine alte Frau am Boden, sie wird aufgerichtet und erzählt, seit wie vielen Tagen sie hungere, und die Mädchen treiben sich lachend und schreiend vorbei, sie denken nicht daran, daß sie ihr einstiges Loos vor sich sehen.

Nach und nach verliert sich das Volk in die finstern Gassen und Winkel hinein, die Hauptstraßen werden stiller, die Nacht und der Schlaf lassen all den Wirrwarr und Jammer verstummen. Nur die Schnapspaläste strahlen noch ihre Lichter durch die Straßen, nur alte, zerlumpte Frauen suchen noch von einzelnen Schaaren junger Leute, welche von Gelagen heimkehren, etwas Betteibrod zu gewinnen, und weichen mit den spärlichen Nachtwanderern den Carrassen aus, welche hin und wieder über die Straßen donnern, um Englands Reichthum und Schönheit von Fest zu Fest zu bringen.

Ueber Alt- und Neuarmenien.

(Fortsetzung.)

Die Städte des ottomanischen Reichs, wo die Armenier sich am meisten niederzulassen scheinen, sind Konstantinopel, Angora, Kaisarieh, Tokat, Sivas und Diarbekr; in jeder derselben finden sich einige Tausende. Dann kommen die Städte zweiten Rangs, wo man sie minder zahlreich, aber auf dem Boden des Vaterlandes findet, denn wenn auch diese Städte türkischen Paschas gehorchen, oder unter der Gewalt unabhängiger Kurdenhäupter stehen, so sind sie darum nicht minder alte armenische Städte. Außerdem gibt es viele Dörfer, die gleichfalls eine armenische Bevölkerung haben. Die welche auf dem alten Gebiet ihrer Väter geblieben sind, stehen in ganz andern Verhältnissen als die, welche vor der harten Eroberung oder der religiösen Verfolgung geflohen sind. Den letztern erging es, wie allen Auswanderern, welche nach einem alten Lande ziehen, und im Schooße einer alten Gesellschaft sich niederlassen: sie werden Handwerker, treiben ein kleines Geschäft und dehnen dieß nach Maaßgabe ihrer Hülfsmittel immer mehr aus. So haben es auch die flüchtigen Armenier gemacht; die aber welche geblieben sind, und alles erduldet haben, um unter dem vaterländischen Himmel zu bleiben, diese beharrten bei den Sitten ihrer Väter und den nationalen Ueberlieferungen: sie blieben Hirten. Die Natur des Landes, und die Flußläufe, die es allenthalben bewässern, haben zahlreiche und fette Weiden geschaffen, daher waren und sind die Armenier vorzugsweise Hirten. Alle armenischen Bevölkerungen, die man zerstreut unter Türken und Kurden trifft, und die Ackerbau treiben, unterhalten dabei immer auch zahlreiche Heerden.

Groß- oder Hocharmenien theilt sich gegenwärtig in drei Paschaliks, Kars, Erzerum und Wan, die in mehrere Sandschaks zerfallen, von denen die Mehrzahl türkische Behörden hat, einige aber stehen unter kurdischen Häuptlingen, die, obwohl Vasallen der Pforte, sich unabhängig erklären, sobald sie eine günstige Gelegenheit finden. Die bedeutendsten Städte dieses Sandschaks sind Erfindscham, Musch, Dschulamerk, Wan, Erzerum, Kars und Ani. Diese beiden letztern haben in den letzten Zeiten der armenischen Monarchie eine Rolle gespielt. Kars war 130 Jahre lang eine königliche Stadt; dieß war genug, um ihm eine Bedeutung zu geben, die den Sturz der armenischen Fürsten überdauerte, und ihm die Ehre verschaffte, Residenz eines Pascha zu seyn. Seine Nachbarin Ani hatte fast dasselbe Schicksal, war auch eine Hauptstadt Armeniens, aber eines bereits durch den großen Einbruch der blutigen Apostel des Islam sehr verkleinerten Reiches. Es war eine feste Stadt, und hinter ihren Wällen brachten die Könige ihre Schätze in Sicherheit, was nicht wenig dazu beitrug sie zum Gegenstand der Begierde für alle ihre Nachbarn zu machen. Daher hatte sie mehrere Belagerungen der Türken, Perser und Griechen auszustehen, und ergab sich endlich den letztern, um den andern zu entgehen, aber Byzanz war gesunken, und Ani wurde ihm, wie so manche andere Besitzung, entrissen. Die Stadt ging von einer Hand in die andere, und erfuhr wie natürlich manche seiner Erhaltung sehr nachtheilige Wechselfälle, bis es im J. 1319 durch ein Erdbeben ganz zerstört wurde. Die in tiefes Elend versunkene, der Revolutionen müde und durch das Kriegsunglück vollends entmuthigte Bevölkerung hielt es nicht mehr der Mühe werth die Stadt wieder aufzubauen, sondern zerstreute sich nach allen Richtungen. So erhob sich Ani nie wieder und man sieht nur noch Trümmer. Die Ueberreste seiner starken Mauern, seiner Kirchen und Paläste bezeugen noch die entschwundene Größe; die Stadt scheint das materielle Bild der einst mächtigen, jetzt niedergeworfenen, zerstörten Nation zu seyn, deren zerstreute Reste sich noch lange auf dem asiatischen Boden erhalten werden. Erzerum ist eine der alten Städte dieses Landes, die eine zahlreiche armenische Bevölkerung erhalten hat. Zu Wan, das nicht minder alt ist, findet man noch die Erinnerung der alten Verbindung zwischen Assyrien und Armenien. Diese Stadt, welche die Kurden, ihre jetzigen Besitzer, Schamiramagherd, Stadt der Semiramis, nennen, trägt auch in der That die Spuren der Herrschaft dieser Fürstin. Gegen Süden finden sich die Erinnerungen der armenischen Herrschaft noch zu Diarbekr, Suwerik, Bir, Mardin und Nisibin, was eine der Residenzen des Tigranes war.

In den Dörfern bekennen sich gewöhnlich sämmtliche Einwohner zu denselben Glaubenslehren, in den Städten aber ist die Bevölkerung in zwei sehr scharf geschiedene Classen, in Schismatiker und Katholiken getheilt. Die Zahl der erstern ist bei weitem die bedeutendere, und es werden alle möglichen Mittel der List und der Gewalt angewendet, um sie durch Bekehrungen zu vermehren. Die Schismatiker sind sehr hartnäckig in ihren Ansichten, namentlich aus zwei Gründen: sie wollen sich dem Papst nicht unterwerfen, und die Priesterehe beibehalten. Die Geistlichkeit zerfällt in zwei Kategorien, in die Derbers, welche nur einfache Pfarrer sind, sich verheurathen, eine Profession ausüben, und nur sehr unregelmäßig ihre geistlichen Pflichten ausüben. Sie leben in völliger Abhängigkeit von den Wartabeds, welche die zweite Kategorie bilden und die eigentlichen Priester sind: diese beobachten das Cölibat und aus ihnen werden die Bischöfe und Patriarchen genommen. Indeß sind auch sie im Allgemeinen sehr wenig unterrichtet, und ihre Sitten nicht die besten; die Art, wie sie ihr Priesteramt ausüben, macht dasselbe in sittlich religiöser Hinsicht ganz unfruchtbar; selten erhebt sich einer aus der Mittelmäßigkeit, und die Führer kirchlicher Würden werden deßhalb auch gewöhnlich an den Meistbietenden vergeben.

Bei der Vertheilung Armeniens hatte Persien ein viel größeres Stück erhalten, als es jetzt noch besitzt. In seinen Kriegen mit Rußland hat es fast alle seine armenischen Besitzungen verloren, und diese beschränken sich jetzt auf ein kleines Gebiet zwischen dem Araxes, den Bergen östlich von Wan und dem Urmiahsee; doch sind etwa 25,000 Armenier in seinen übrigen Provinzen zerstreut und unter das übrige Volk gemischt. Rußland seiner Seits hat durch seine neuen Eroberungen einen schönen Theil von Armenien an sich gebracht, indem es Persien erst durch die Waffen, dann durch einen Vertrag die Provinzen Eriwan und Nachitschiwan entriß; jetzt hat es den ganzen Theil des alten Gebiets zwischen dem Araxes und Kur. Um diese neue Eroberung zu vervollständigen, haben die Russen in den Feldzügen von 1827,29 auf vielen Punkten selbst in türkischen Städten die ganze

armenische Einwohnerschaft fortgeführt und auf dem neueroberten Boden angesiedelt.

Außer der Gebietsvergrößerung wollte die russische Regierung auch über die ganze armenische Nation, selbst über die zerstreuten Gruppen, die nur der Glaube zusammenhält, einen religiösen Einfluß ausüben. Zu dem Ende mußte es den Sitz des Patriarchats inne haben, und konnte hoffen, durch diesen Hirtenstab die zerstreute Heerde zu leiten. Diesem großen politischen Grunde muß man die Einnahme der Stadt Eriwan zuschreiben, in deren Nähe sich das Kloster Etschmiadsin befindet. Rußland war zu klug, um sich in seiner Voraussicht zu täuschen: was Gewalt und Ueberredung nicht vermocht hatten, die der russischen Gränze nahen Armenier ihrem heimischen Boden zu entreißen, das that die Frömmigkeit, und der Patriarch, der ein Unterthan des Czaars geworden, sah bald eine bedeutende Anzahl Auswanderer, darunter auch Katholiken, um seinen Sitz her sich gruppiren. In der Hoffnung, in einem christlichen Reiche mehr Schutz und Wohlwollen zu finden als bei den Türken und Persern, gingen sie über den Araxes, aber die russische Regierung, den Schismatikern geneigt, auf die sie leichter einwirken zu können hoffte als auf die Katholiken, wandte alle in ihrer Macht stehenden Mittel an, um sie zur Abschwörung ihres Glaubens zu vermögen. Abgesehen von Plackereien aller Art, trieben die russischen Behörden die Strenge auch noch so weit, sie der Priester zu berauben und den katholischen Missionären den Eintritt ins russische Gebiet zu untersagen. Einige Bekehrungen waren die Folge dieser Gewaltthätigkeiten, und diese Bevölkerungen, ohne Diener ihrer Religion, ohne Stützen ihres Glaubens müssen unfehlbar weichen, und die Zahl der russischen Unterthanen, die durch gemeinsame Feindschaft gegen die geistliche Obergewalt Roms verbunden sind, vermehren.

Indeß übt der Patriarchensitz von Etschmiadsin seine Anziehungskraft nicht mit gleicher Stärke in der ganzen Türkei aus. Als der armenische Patriarch russischer Unterthan wurde, konnten die in der Türkei verbliebenen schismatischen Armenier nicht ohne Bedauern das Oberhaupt der Kirche in einer Abhängigkeit sehen, von der sie selbst freigeblieben waren; sie wollten deßhalb einen andern Patriarchen, der mit ihnen auf armenischem Boden hausle, und errichteten einen neuen Sitz dieser Würde. Sie wählten zu diesem Ende eine Insel mitten im Wansee, einen trübseligen Felsen, auf dem das Kloster Aktamar sich erhebt. Auf diesem einsamen, fast unzugänglichen Orte haben sie einen ihrer Bischöfe eingesetzt und mit dem pomphaften Namen eines Patriarchen geschmückt. Derjenige, welcher jetzt sich daselbst aufhält, lebt aber nicht nur in einem Zustande von Noth, der seiner Heerde Schande macht, und seine Würde erniedrigt, sondern auch in einer Vereinzelung und einem Mißcredit, die seinem Nebenbuhler in Etschmiadsin keine Eifersucht einflößen können. Rußland kann es nicht unterlassen, in der religiösen Politik, womit es seinen Einfluß über die Armenier bedeckt, zugleich seine Eitelkeit zu zeigen, was die Folge hat, daß die Armenier die Knechtschaft, in welcher selbst die höchste Würde ihrer Kirche sich befindet, gar wohl fühlen; denn über dem Patriarchenthron ist die Taube, das Symbol des heiligen Geistes, durch den schwarzen Adler ersetzt, das Symbol der unumschränkten Gewalt, unter deren Druck der Patriarch lebt und handelt.

(Schluß folgt.)

Fischzucht.

Das Morning Chronicle enthält in einer Correspondenz aus Frankreich folgende Nachricht über das Saonethal: „Ein charakteristischer Zug dieses Theils von Frankreich ist die große Menge von Seen und Teichen. In Einem Departement, dem der Saone und Loire, liegen hauptsächlich auf der Ostseite der erstern über 2000, und vor hundert Jahren soll die Zahl doppelt so groß gewesen seyn, aber seit dieser Zeit sind viele in Kornfelder und Wiesen umgewandelt worden. Diese Gewässer, welche von bloßen Teichen bis zu Seen von 50 und 100 Acres im Umfang vorhanden sind, spielen eine merkwürdige Rolle im Anbau dieser Gegend; denn sie werden abwechselnd trocken gelegt und angebaut, und dann wieder mit Wasser gefüllt. Die kleinen Teiche dienen namentlich für die kaum ausgekrochenen Fischchen, die dann erst in den größeren Wasserflächen ihre volle Größe erreichen. Das Verfahren ist folgendes: am Anfang des Winters läßt man 10 bis 15 Karpfen in jeden kleinen Teich, und sorgt dafür, daß ja kein Hecht mit hineinschlüpft. Das nächste Jahr werden diese Teiche abgelassen und Tausende kleiner Fische springen in dem seichten Wasser. Diese kleinen Fische nennt man la feuille, und läßt sie, etwa 1200 Stück auf den Acre, aus der kleinen Wasserfläche in einen größern Teich hineinschwimmen. Hier bringen sie das zweite Jahr ihres Lebens zu, und werden etwa 4 bis 5 Zoll lang. In diesem Zustand nennt man sie carpilions oder alvins, läßt endlich das Wasser dieser Teiche gleichfalls ab und leitet die Fischchen, etwa 180 Carpillons auf den Acre Wasserfläche, nach größeren Teichen. In diesen erhalten sie ihre vollständige Größe. Merkwürdig ist, daß man in diese dritten Teiche auch einige Dutzend kleiner Hechte hineinläßt; diese sollen das Aufkommen einer jungen Karpfenbrut hindern, damit die großen Fische die möglichst beste Nahrung haben. Der Fang findet dann im Frühjahr statt und die größeren Teiche geben 4 bis 6000 Karpfen jährlich, welche alsbald an Händler aus Paris und Lyon verkauft werden. Hat man einen solchen Teich drei Jahre nach einander ausgefischt, so läßt man ihn ganz ablaufen, legt ihn trocken, und sät Mais oder Hafer ebenso viele Jahr lang, als der Boden unter Wasser lag. (Economist. 17 Mai.)

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Fünfter Theil.

(Fortsetzung.)

In der Zeit, welche zwischen Similien's Verhaftung und seiner Uebersiedlung in das Gefängniß verfloß, hatte auch der oberste Führer der Piquets, Pierre Noir, seinen Tribut dem argwöhnischen Despotismus bezahlt, zu dessen fürchterlichsten Werkzeugen er gehört hatte. Getreu seinen bescheidenen Ansprüchen, hatte der Capitän Pierre Noir beharrlich den Titel General verweigert, der ihm bei dem Regen von Beförderungen, welche seine Bande im Jahre 1848 trafen, zugefallen war. Er wollte nur den Gehalt dieser Stelle, und da er es für eine Schande hielt, zu empfangen was man sich selbst nehmen konnte, so nahm er diesen Gehalt selbst zum voraus aus der Börse der Reisenden und hielt sich dabei besonders an Ausländer. Der französische General-Consul erschöpfte sich in Entschädigungsforderungen, die stets angehört wurden, aber immer wieder erneuert werden mußten. Nachdem er endlich die Geduld verloren, forderte Herr Raybaud die Regierung auf, Pierre Noir ein für allemal unschädlich zu machen, und fügte bei, die Schonung, welche man gegen diesen elenden Taugenichts obwalten lasse, gebe der Vermuthung Raum, derselbe flöße dem Präsidenten wirklich Furcht ein, wie er sich dessen rühme. Soulouque, der, um einen Beweis von Charakter zu geben, sechs Monate lang Menschenblut in Strömen hatte fließen lassen, war, wie sich denken läßt, bezüglich dieses Verdachtes sehr empfindlich: ein Courier überbrachte Pierre Noir unverzüglich den Befehl, sich nach Port-au-Prince zu verfügen.

Da Pierre Noir glaubte, diese Reise könnte seiner Gesundheit schaden, so gehorchte er nicht, sondern berief eine ganze Schaar Piquets ein; allein die Anordnungen waren so gut getroffen, daß derselbe, ehe er seine Leute hatte sammeln können, in Cayes, wohin er sich mit dreißig seiner Freunde gewagt hatte, festgenommen wurde. Als man ihn mit zwei seiner Lieutenants nach dem Richtplatze führte, wo er erschossen werden sollte, machte der Bandit dem die Escorte commandirenden Officiere das Anerbieten, er wolle ihn zu seinem Premier-Minister

machen, wenn er ihn entwischen lasse; und, etwas seltenes auf Haiti, der Officier schlug das Anerbieten aus, obwohl Pierre Noir eintretenden Falles vollkommen in der Lage gewesen wäre, sein Wort zu halten. In der Meinung, daß er nur Gerechtigkeit gegen einen gemeinen Straßenräuber verlangte, hatte Herr Raymund Soulouque eines Verschwörers entledigt, der ihm weit gefährlicher hätte werden können als Similien. Es wurde erwiesen, daß der bescheidene Pierre Noir nur den Augenblick abwarten wollte, wo Soulouque mit den Dominicanern handgemein würde, um sich ein kleines afrikanisches Königreich mit Ausschluß aller heterogenen Elemente in dem Süden zu bilden, d. h. mit Ausschluß der Mulatten, welche gleichzeitig auf der ganzen Insel ermordet worden wären; und mit Ausschluß der Weißen, an welche die Reihe nach den Mulatten gekommen wäre, wo man sodann mit dem französischen und dem englischen Agenten den Anfang gemacht haben würde. Die Hinrichtung dieses verwegenen Schuftes, der, sechs Monate lang ungestraft, beinahe eine unbegränzte Gewalt errungen, machte auf die schwarze Bevölkerung des Südens den Eindruck abergläubischen Schreckens, welchen Soulouque schon den Plünderern von Port-au-Prince einflößte. Die Piquets begnügten sich damit, ihren Kummer durch einen Luxus von Trauer darzuthun, welcher dem Präsidenten endlich lästig wurde. Das wird zu toll (ça vini trop bête), sagte eines Morgens Seine Excellenz, und drei neue Hinrichtungen machten dem Schluchzen der Banditen ein Ende.

Als Partei sind die Piquets auf dem Schauplatz erst ganz neuerlich wieder aufgetreten. Man erinnert sich, daß als eine ihrer Banden im Jahre 1848 von Jacmel zurückgeschlagen wurde, wo sie 40 Gefangene ließ, Soulouque für diese Partei nahm, die schwarzen Magistrate der Stadt absetzte und die vornehmen Farbigen erschießen ließ. Die natürliche Folgerung aus einer so augenscheinlichen Parteinahme war, daß Soulouque den Zweck der Expedition der Piquets billige; allein Tage, Monate, ja selbst zwei Jahre vergingen, ohne daß er in die Plünderung von Jacmel gewilligt. Die Plünderer murrten endlich über diese Wortbrüchigkeit und sagten in drohendem Tone, die retrograden Tendenzen des neuen Kaisers hätten nichts Ueberraschendes, da er sich mit Mulatten umgebe. In der That hat Soulouque als zoologische Merkwürdigkeit in seiner Galerie der Großwürdenträger einige wenige Muster der farbigen Race beibehalten. Die niederen Verwaltungsstellen sind häufig mit Mulatten besetzt, weil es schwer ist, zu verwalten ohne zu schreiben, und weil die farbige Classe beinahe das Monopol des sprechenden Papieres (papier parlé) hat. Die Piquets von Jacmel beabsichtigten zuletzt nichts mehr und nichts weniger, als Faustin I durch einen social-demokratischen Kaiser nach ihrem Geschmacke zu ersetzen, und die verunglückte Verschwörung von Pierre Noir war auf dem Wege ihrer Neugestaltung; Soulouque ließ aber klugerweise vier bis fünf der Hauptanführer festnehmen und erschießen, so daß die anderen zum Schweigen gebracht waren, und heute genießt der südliche Theil der Insel dieselbe tiefe, oder vielmehr gewöhnliche Ruhe, wie das ganze übrige Reich.

Nach Similien und den Piquets, d. h. nach dem militärischen und dem Banditen-Elemente der ultra-schwarzen Trilogie, kam nun das Element Vaudoux an die Reihe. Vor einigen Monaten litt Soulouque an einer Geschwulst am Bein; Bruder Joseph, der Oberst und Baron geworden, d. h. der mehr in Gunst stand als je, rieth zu Beschwörungen, der Arzt aber verordnete Blutegel und der erlauchte Kranke entschied sich für die letzteren. Der aufs höchste verletzte Bruder Joseph beging die Unklugheit und sagte, weil man seine Vorschrift verschmähe, so wasche er seine Hände in Unschuld, der „Kaiser“ aber werde zur Strafe für seinen Unglauben sicher an seinem Uebel sterben. Als Soulouque, der seine Zauberer dafür bezahlte, daß sie schlimme Vorbedeutungen abwenden, nicht welche heraufbeschwören sollten, dieß erfuhr, ließ er Bruder Joseph in ein Gefängniß des Hafens St. Nicolas abführen, aus welchem er voraussichtlich nicht mehr herauskommen wird. Man muß übrigens diesen an den Tag gelegten Voltairianismus Seiner kaiserlichen Majestät nicht zu genau nehmen. Das schwarze Oberhaupt ist von seiner Prädestination überzeugt, und wenn man den Gott Vaudoux in der Tasche hat, so kann man seine Heiligen wohlfeil geben; daneben haben übrigens die Vaudouxpriester mit den Alchymisten gemein, daß diese Beschwörungen vorzunehmen und jene Gold zu machen nur mittelst bestimmter Ingredienzien im Stande sind, und so trug man Sorge, daß man Wachskerzen, Halsbänder, Puppen und Schlangen nicht in die Nähe von Bruder Joseph ließ.

Kurz etwas Gutes entsprang schon aus so vielem Uebel; die Furcht, wegen seines Vaudoux-Glaubens verspottet zu werden, das krankhafte Bestreben dem Verdacht der Schwäche zu entgehen, endlich die Furcht vor Bezauberungen, wodurch Soulouque immer wieder zu der ultra-afrikanischen Partei gedrängt wurde, sind nach einander die Triebfedern der Reaction geworden, welche die drei Taugenichtse verschlang, in welchen sich diese Partei personificirte. Zum Unglücke fehlte viel dazu, daß diese Reaction eine systematische war. Soulouque, der seinen Verdacht und seinen Groll gegen die Mulatten so schnell zu einem allgemeinen werden ließ, scheint hier die Gefahr nicht in dem Maaße zu sehen, wie sie vorhanden ist, da er die ultra-schwarzen Verschwörer, welche er auf frischer That ertappt, ohne lange zu überlegen, einsperren und erschießen läßt, ohne daß er sein Vertrauen dem übrigen Theile entzöge, der die Pflanzschule der Herzoge, Grafen und Barone geworden, auf welche jetzt das mächtige Reich Faustin's stolz ist. Es ist wahr, daß um Soulouque herum Haß und Furcht wetteiferten, um seinen Vorurtheilen gegen die unterdrückte Classe zu schmeicheln, während die ultra-schwarze Partei gerade durch seine übertriebenen Vorurtheile bei ihm geschützt ist. Wie konnte er gegen die Piquets auftreten, ohne sich mehr oder weniger als Freund ihrer Opfer zu bekennen? Nicht Einer von den sieben bis acht ehrlichen Männern, welche sich noch in der Umgebung Soulouque's befinden, würde eine solche Auslegung wagen. Indessen setzen die Piquets und ihre Freunde das Schreckenssystem fort, welches sie im Jahre 1848 auf offener Straße trieben. Entweder aus Fanatismus der Dankbarkeit gegen den Mann, ohne welchen sie noch Zuckerrohr stehlen oder betteln gehen müßten, oder weil der größere Theil bezüglich der Verschwörung, welche Pierre Noir das Leben gekostet, kein reines Gewissen hat, strengen sich alle diese Generale an, einen Beweis von Ergebenheit nach ihrer Art zu liefern, indem sie nämlich in jedem Bürger einen Verdächtigen erblicken. Unter der Herrschaft dieser Einflüsse, gegen welche sich niemand auflehnt, nahmen die Anfälle wilden Argwohnes, welchen Soulouque bisweilen gegen die wahren Verdächtigen zu hegen scheint, wieder ihre frühere Richtung. Kerker und Gefängnisse geben keinen ihrer Gefangenen heraus, außer diejenigen, welche Krankheit und Hunger liefern, und wenn Verhaftungen und Hinrichtungen seltener geworden sind, so liegt der Grund nur darin, daß der Stoff auszugehen anfängt.

(Fortsetzung folgt.)

Lo-Ma (Cannabis gigantea). Diese in China viel angebaute Pflanze ist eine von gewöhnlichem Hanf sehr verschiedene Varietät. Man sucht sie gegenwärtig in Frankreich gleichfalls anzubauen, nur spricht der Umstand dagegen, daß die Pflanze zwar in diesem Klima in Stengel schießt, aber nur in Gegenden, wo auch die Olive wächst, in Samen treibt. Dieß ist indeß kein wesentliches Hinderniß, indem viele Länder, in denen die Oliven gedeihen, fortdauernden Samen liefern können, wie es jetzt auch mit dem Samen des Luzerner Klees der Fall ist, und wie mit dem Flachs in Irland, welches den Samen dazu seit Jahren aus Nordamerika bezieht. Ein für die Zucht des Samens der Lo-Ma brauchbares Land wäre Algerien, und für diese Colonie könnte er ein sehr bedeutender Ausfuhrgegenstand werden. Der Lo-Ma trotzt in Ländern, wo er Samen treibt, da man ihn zu diesem Ende acht Monate lang auf dem Felde stehen lassen muß, den späten Frösten am Ende März, und in Frankreich würde er den Frösten der zweiten Hälfte des April trotzen. Man müßte ihn also in den Ländern, wo der Olivenbaum wächst, am Ende März säen, und in Frankreich gegen die Mitte Aprils. Gegen Ende Octobers gibt er schöne, starke Fasern, und man könnte bei der Länge derselben annehmen, daß der Ertrag das Doppelte dessen, was der gewöhnliche Hanf liefert, seyn würde. (Revue de l'Orient. April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 125. 26 Mai 1851.

Ein Saladero in Südamerika.

(Revue britannique. April.)

Die bedeutendsten Anstalten dieser Art liegen auf beiden Ufern des Platastroms in der Nähe von Buenos-Ayres und Montevideo. Die Manufacturen und der Handel der letztern Stadt haben sich in Folge der langen Belagerung nach der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul geflüchtet. Die Saladeros von Buenos-Ayres, welche der Krieg nicht gestört hat, haben ihre gewöhnlichen Arbeiten fortgesetzt; man zählt deren etwa 24, die meisten auf beiden Seiten des kleinen Flusses, Riachuelo de Barracas, etwa drei englische Meilen von Buenos-Ayres. Um sie her ist eine kleine Stadt entstanden, deren Einwohnerzahl mit der Wichtigkeit und Bedeutung der Saladeros zunimmt.

Die Anstalt, welche ich besuchte, gehört dem spanischen Hause Santa Maria, Llambi und Cambaceres, und nimmt einen Raum von etwa 400 Yards in der Länge und 250 in der Breite ein; eine der langen Seiten ist von dem Flüßchen bespült, die andern sind von einer Zanja oder Graben umgeben, welcher das Blut der geschlachteten Thiere aufnimmt und nach dem Wasser ableitet. Mitten im Viereck erhebt sich ein kleines Haus mit einer Terrasse und einem Garten daneben. Hier hat der Majordomo, der Verwalter der Anstalt, seine Wohnung und seine Geschäftszimmer. Tritt man von der Südseite ein, so befindet man sich in einem großen Hofe, der von einem Gebäude mit zwei Seitenflügeln gebildet wird. Links ist der Corral, der von der Straße durch ein großes zum Durchgang für das Vieh bestimmtes Thor getrennt wird; im Innern ist ein Brete oder kleiner Corral, völlig rund und mit Holz gepflastert. Diese sind mit sehr nahe an einander gestellten Pappelstämmen eingefriedigt. Vom November bis April ist der Corral stets voll von fettem, brüllendem Vieh, das die Acarreadores oder Rezeros mit großer Mühe und oft mit großem Verlust aus den Estancias des Innern herbeiführen, theils für eigene Rechnung, theils für Rechnung des Hauses Santa Maria.

Ist eine Heerde im großen Corral angelangt, um in den kleinen überzugehen, dessen Eingang am Ende eines schmalen von in die Erde eingeschlagenen Baumstämmen geschlossenen Ganges sich befindet, so treiben die Rezeros mit aller Gewalt ihrer Arme und ihrer Lungen die armen Thiere an, bis sie sich an dem Thor des Brete zusammengedrängt haben; alsbald hebt sich das Thor, wie ein Fallgatter, um die Thiere hineinzulassen, indeß der Anblick und der Geruch, die ihnen ihr nahes Loos nur allzu deutlich ankündigen, treiben sie wieder zurück, aber es ist zu spät, die Hintern drängen, alles muß vorwärts, und kaum ist das letzte Opfer hinein, so fällt das Thor wieder zu, und die armen Opfer sind wie in einer Mäusefalle.

Es ist drei Uhr Morgens. Eine Glocke ruft die Arbeiter, und es erschienen Leute rauhen Ansehens, mit Cigarren im Munde, lustig unter einander scherzend. Blutspuren besudeln ihre Calicohemden, ihre Calzoncillos oder weiten Beinkleider, ihre Chiripas (Schürze), ihre Gürtel, wie das Tuch, das sie um den Kopf binden. Am Gürtel hängen auf der einen Seite zwei furchtbare Messer, und auf der andern Seite ein Wetzstahl, um sie jeden Augenblick wieder zu schärfen. Dieß ist der Aufzug der Desolladores (Schinder). Sie begeben sich nach der Playa, einem großen mit Holz gepflasterten Schuppen, dessen Dach von dicken Baumstämmen getragen wird. In einer Ecke dieser Playa läuft über das nach dem Brete führende Thor eine dicke Stange, die an ein kleines Rad befestigt ist, um welche ein langes und starkes Seil sich wickelt; das eine Ende dieses Seils läuft nach dem Brete hin in Form eines Laso, das andere Ende nach dem Galpon, wo es an das Geschirr zweier Pferde befestigt ist. Unter der Stange liegt ein vierrädriger, niedriger Karren, der das geschlachtete Thier aufnehmen und fortschaffen soll. Der Capataz de los Corrales begibt sich jetzt mit etwa 6 Peons zu Pferde in den Brete, galoppirt umher und treibt die Thiere nach der Thüre. Ein Enlazador hält sich neben dem Rad, in einer Art kurzer Galerie; mit sicherer Hand wirft er den Knoten des Laso über die Hörner des ihm zunächst kommenden Thiers und ruft dann den Pferden zu: „délé“ (vorwärts). In einem Augenblick rennen diese vorwärts, das Rad dreht sich, wickelt den Laso auf, der Ochse wird nahe an den Wagen geschleppt, den Kopf gesenkt, ohne sich vertheidigen zu können, in der bequemsten Lage, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Der Enlazador zieht nun aus dem Gürtel einen kurzen Dolch und stößt ihn dem Thiere zwischen den zwei ersten Halswirbeln in den Nacken. Der Tod erfolgt augenblicklich; das Opfer zuckt und fällt wie vom Blitz getroffen. In demselben Augenblick hebt sich die Stange, der Karren, der das Thier aufgenommen hat, rutscht und rollt in das Innere des Galpon, überliefert seine Last den Desolladores und kehrt zurück nach dem Rade, um ein neues Opfer aufzunehmen. Mit Ausnahme einer halbstündigen Ruhe dauert das Geschäft den ganzen Tag fort, und geht so rasch daß in Zeit von 12 Stunden 4—500 Ochsen getödtet sind.

Die Desolladores machen sich sogleich ans Zerschneiden der verschiedenen Theile des Körpers. Mit einem einzigen Schnitt fällt der Kopf, rasch wird die Haut abgestreift, dann geht es ans Zerstücken des Fleisches, von dem nur sechs Theile zum Einsalzen bestimmt sind, die beiden Schultern, die beiden Schlegel und zwei

Stücke des Magens. Der Rest des Fleisches wird bei Seite geschafft, und nun geht es an ein zweites Thier. Ist das Fleisch gewaschen, getrocknet und aus den Knochen gelöst, so kommt es zum Einsalzen: es wird hier in viereckige Stücken geschnitten und diese durch Salzlagen von einander getrennt. Die aus einem Schlachttage sich ergebenden Haufen werden dann getrocknet und zur Ausfuhr hergerichtet; ist der Begehr groß, so wird die Austrocknung auf künstlichem Wege vorgenommen binnen drei oder vier Tagen; das Trocknen an der Luft ist vortheilhafter, dauert aber mehrere Wochen.

Während man das Fleisch einsalzt und aufstapelt, werden Knochen, Fett und Eingeweide in aller Eile nach der Fabrica geschafft, dem Orte zum Schmelzen, dessen Gebrauch zwei hohe Kamine deutlich genug angeben. Neben zwei Oefen stehen zwei ungeheure Kessel, jeder mit vier kupfernen Röhren, welche mächtige Dampfsäulen in den Grund von acht Tinas, oder Kufen aus dichten Fichtenbohlen mit Reifen, die 14 bis 18 Fuß hoch sind, schleudern. Diese Kufen können den Abfall von 100 bis 150 Ochsen aufnehmen, es braucht also mehrere Stunden um sie zu füllen. Ist dieß geschehen, so läßt man den Dampf drei bis vier Tage nach einander darauf einwirken, und nimmt dann die entfleischten und gebleichten Knochen heraus; das reine Unschlitt wird in flache Gefäße gegossen, und dann zur Ausfuhr in Fässer gepackt. Was in den Kufen übrig bleibt, ist so völlig ausgetrocknet, daß es ein vortreffliches Brennmaterial zum Heizen der Oefen ist, ein kostbares Hülfsmittel in einem Lande, wo es wenig Holz und gar keine Kohlen gibt. Man gibt diesem Brennmaterial den Namen Carne cocida (gekochtes Fleisch) und schickt, was man nicht zum Heizen der Kessel braucht, nach Buenos Ayres zum Verkauf, oder verwandelt es in Asche, um die Straße zu unterhalten, denn auf dieser Seite des Plataströms sind die Steine so selten als das Holz. Die allmähliche Aufschichtung dieser Asche hat die Ufer des Flüßchens so erhöht, daß die Saladeros gegen eine Ueberschwemmung gesichert sind.

Der große Werth des Viehs besteht indeß in den Häuten, die man vor der Ausfuhr einsalzt oder trocknet. Während man die nackte Thierleiche zerstückt, bemächtigen sich die Descarnadores (wörtlich: Entfleischer) der Häute, halten sie mit der linken Faust in die Höhe und lösen das Fleisch und Fett ab, das noch daran haftet; dann werden sie zwischen in die Erde geschlagene Pfähle ausgesteckt, um zu trocknen, oder zwischen Salzschichten aufeinander gehäuft. Ehe man die Köpfe nach der Fabrica bringt, schneidet man die Zungen aus, die gleichfalls eingesalzen werden, eine etwas mühselige Arbeit, da man die Wurzeln der Zunge mit dem Hammer zerschlagen muß, damit das Salz überall eindringe. Ebenso werden vom Kopf die Hörner mit dem Stirnknochen abgelöst; setzt man diese, namentlich in feuchter Jahreszeit, einige Tage der Luft aus, so kann man die Hörner ohne Mühe losmachen. Man führt deren jährlich eine ungeheure Menge aus. Der Abfall, den die Descarnadores liegen lassen, dient zum Leimfabriciren; selbst die Schweife werden ein Gegenstand des Handels, denn wenn sie gehörig getrocknet sind, schickt man sie in Ballen fort; ob sie zum Essen dienen, weiß ich nicht. Aus den abgeschlagenen Hufen wird Oel gepreßt.

Der Taglohn ist ungeheuer, ein gewandter Arbeiter soll wöchentlich 6 bis 7 Pfd. St. ersparen können. Die Leitung dieser großen Anstalten ist meist in den Händen von Fremden aus guten Familien; überhaupt sind die Fremden in alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter eingedrungen, und namentlich Basken und Jelönder vermehren sich mit jedem Jahr. Die einheimischen Arbeiter haben dadurch sehr gewonnen, und leben, obwohl sie sonst sehr unruhiger Natur sind, mit den Fremden auf gutem Fuße.

Ueber Alt- und Neuarmenien.

(Schluß.)

Das Kloster Etschmiadsin scheint auf der Stelle einer ehemaligen Stadt zu liegen, und nach den griechischen Inschriften auf den Mauern zu urtheilen, rührte das Gebäude aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung her. Um den armenischen Papst, der mit Einstimmung des Zaars durch Wahl zu dieser Stelle erhoben wird, gruppiren sich einige Bischöfe und Wartabeds, die hier fast wie Religiose leben. Hier findet sich eine Druckerei und eine Bibliothek, die 5—6000 Bände hat, ein unbestreitbarer Beweis von einer Literatur, die einst fast alle Zweige des menschlichen Wissens umfaßte; diese Literatur reicht ins vierte Jahrhundert hinauf, zu welcher Zeit die Armenier eine nationale Schrift erhielten; bis dahin waren die griechische oder syrische Sprache, die durch die Missionspriester unter diesen verbreitet wurden, allein in Büchern üblich gewesen; aber gegen das Jahr 380, als die Bekehrung Armeniens in engern Verband mit den Griechen gebracht hatte, erhielt es allmählich von diesen einen Begriff von ihrer Wissenschaft. Nun wurde eine Schule gegründet, aus der die vorzüglichern Schüler nach Edessa, Antiochien, Konstantinopel, Athen und Rom geschickt wurden, um in den dortigen berühmten Schulen einen umfassendern Unterricht zu erhalten. Einige griechische Werke wurden anfangs ins Armenische übersetzt; so findet man in dieser Sprache die Uebersetzung der philosophischen Lehren von Plato und Aristoteles, die Abhandlungen von Hippokrates und Galenus; aus der bedeutenden Anzahl theologischer Bücher, die aus einer Menge von Kirchenschriftstellern aller Länder übersetzt wurden, erkennt man, daß der literarische Geschmack der Armenier vorzugsweise zur religiösen Literatur neigte. Ein längerer und eindringenderer Besuch der Schulen in Rom und Griechenland erzeugte indeß doch auch einige Schriftsteller, deren einziger Antrieb nicht die Religion war. Der berühmteste derselben ist Moses von Chorene, dem man die beste Geschichte seines Landes verdankt. Auch andere haben interessante Werke zurückgelassen, theils über die Geographie Armeniens, theils über die Chronologie oder die politischen Ereignisse, deren Zeugen sie waren, aber alle diese Schriften sind sehr alt, denn mit der Demüthigung der armenischen Nation sank auch ihr Geist und ihre Bildung. Gegenwärtig und seit langer Zeit geben aus der Druckerei von Etschmiadsin nur liturgische Bücher hervor, und diejenigen abgerechnet, welche bloß eine sehr beschränkte Anzahl Priester verstehen kann, finden sich keine andern in den Händen der Armenier.

So steht es aber nicht mit dem berühmten Kloster der Mechitaristen in Venedig. Dieses hat stets die Verbreitung der Kenntnisse der civilisirten Welt unter der armenischen Nation zum Gegenstand seiner Bemühungen gehabt. Dieß Kloster wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch einen Priester, Namens Mechitar, was der „Tröster" bedeutet, gegründet. Er hatte sich zur Aufgabe gesetzt, seine Landsleute in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen, und dieser Zweck hatte ihm manche Verfolgungen zugezogen, denen er endlich weichen mußte. Er ging nach Morea, welches damals der Republik St. Marcus gehörte; von da begab er sich nach Venedig selbst, um auf der Insel San Lazaro ein Kloster zu gründen, dessen Religiosen den Namen Mechitaristen annahmen. Diese erste, von der venetianischen

Regierung unterstützte armenische Congregation gab einer zweiten Gesellschaft von Priestern desselben Landes, welche im J. 1773 zu Triest zusammentrat, ihre Entstehung. Diese Stadt nahm damals unter Begünstigung von Maria Theresia den Aufschwung, der sie später zur Rivalin Venedigs machen sollte, und zählte unter den Kaufleuten, die sich daselbst niederließen, eine große Anzahl Armenier. Die vom Kloster San Lazaro ausgegangenen Mechitaristen fanden natürlich in ihren Landsleuten und Religionsgenossen eine mächtige Stütze, so wie sie solche auch bereits von Seite der Kaiserin erhalten hatten. Diese Succursale des großen Klosters in Venedig existirt seit etwa 40 Jahren nicht mehr. Die Kriege des Kaiserreichs haben die Ruhe des Klosters gewaltsam gestört, und die Mönche daraus verbannt. Nach tausenderlei Plackereien vereinigten sie sich endlich auf einem andern Punkte Oesterreichs, sie näherten sich ihren Brüdern in Siebenbürgen, die dort sehr zahlreich sind, und gründeten so ein neues Haus, das noch zu Wien besteht.

Der eigentliche armenische Mittelpunkt, der Sitz der zur Verbreitung im Orient passenden Kenntnisse ist jedoch immer das Kloster der Mechitaristen in den Lagunen Venedigs. Diese erziehen die jungen Leute, welche ihnen von den verschiedenen Trümmern der in Asien zerstreuten Nation zugeschickt werden, machen daraus gute Priester, unterrichtete Wartabeds, und indem sie solche nach den Orten, woher sie gekommen, wieder zurückschicken, üben sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Gegenden aus, wo armenische katholische Gemeinden vereinigt sind. Der Kreis, in welchem diese Mönche thätig sind, ist so ausgedehnt, daß aus ihrer Druckerei zur Verbreitung in Asien nicht bloß armenische, türkische und arabische Bücher hervorgehen, sondern selbst persische, syrische, hebräische, sogar chinesische. Leider werden diese Bücher, die aus vorzüglichen Quellen geschöpft sind, wenig gelesen, und machen wenig Glück unter den zerstreuten Kindern der armenischen Nation, für welche sie namentlich geschrieben sind. Es ist dieß eine um so befremdendere Thatsache, als die Armenier dem Einfluß der europäischen Civilisation sehr zugänglich sind. Die Orthodoxen, welche unter ihnen die Nationalpartei bilden, hegen eine lebhafte Sympathie für Europa und verbinden damit eine große Liebe zu ihrem alten Heimathlande, dessen Sprache sie reden, und dessen Ueberlieferungen sie heilig bewahren. Sie kennen selbst ihre Geschichte, die den Schismatikern ziemlich unbekannt ist, denn die Wartabeds derselben beschäftigen sich sehr wenig mit der Cultur des Geistes, den sie in dem engen Kreise rein theologischer Kenntnisse gefangen halten. Darum betrachten sich auch die Katholiken als die Aristokratie der armenischen Nation, und beeifern sich mehr und mehr, Kenntnisse und Aufklärung zu verbreiten.

Unter der rohen und dumm fanatischen Umgebung, in welcher sich die Mehrzahl der Armenier befindet, d. h. gemischt unter die türkische Bevölkerung, können sie aus der Unwissenheit und Barbarei nicht heraus, aber in Konstantinopel, in der Frankenstadt Pera, wo sie unaufhörlich im Verkehr mit Europäern sind, zeigen sie ihre Vorliebe für europäische Wissenschaft und Künste. Durch diese Stimmung und die Fähigkeit, die Eindrücke der Civilisation zu empfangen und zu bewahren, machen sie auch, daß die Türken sie vorziehen und ihnen Stellen anvertrauen. In der Münze, im Arsenal, in den Gießereien von Konstantinopel, überhaupt in der Mehrzahl der kaiserlichen Werkstätten befinden sich Armenier als Arbeiter und als Leiter. Man kann sagen, daß die armenische Nation das Räderwerk in der großen türkischen, etwas veraltetrn Maschine ist, die ohne ihre Hülfe gar nicht ginge. Dabei gewinnen auch die Armenier selbst, und mehrere haben große Reichthümer erworben.

Und nicht der Großherr allein befindet sich gut bei der Verwendung der Armenier; auch Mehemed Ali wußte sie recht gut zu benützen. Durch ihre Mitwirkung hat der Vicekönig das todte Land wieder belebt, und ihm Bewegung zurückgegeben; er hat trotz des türkischen Fanatismus Armenier zu Vorstehern der großen Anstalten genommen und selbst zu Ministern gemacht, denen er die Leitung des Landes anvertraute. Es scheint zu allen Zeiten das Schicksal des armenischen Volks gewesen zu seyn, dem Ruhm und der Wohlfahrt seiner Nachbarn als Werkzeug zu dienen, denn im 16ten Jahrhundert sehen wir Schah Abbas, den größten Fürsten der Sophidynastie, eine ganze Bevölkerung von den Ufern des Araxes nach denen des Zenderud versetzen, und sie unter den Mauern Ispahans ansiedeln, damit sie durch ihren Verstand, ihre Thätigkeit und Industrie den Glanz einer der schönsten Regierungen Persiens verherrlichen möchten. Die Armenier von Dschulfa haben auch den Erwartungen des Perserkönigs vollkommen entsprochen, und die Mittel, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden, ihrem königlichen Beschützer und ihrem neuen Vaterlande hundertfach zurückgegeben. Wenn jetzt auch die Armenier keine Nation mehr bilden, so sind sie doch noch eine der intelligentesten Bevölkerungen des Orients, und ein kostbarer Stützpunkt für jede Macht, welche den Einfluß des Westens in der Türkei und in Persien ausbreiten wollte, nicht in ausschließlichen Vergrößerungsabsichten, sondern im Interesse der Bevölkerungen beider Länder und der europäischen Civilisation, die allein ihre Wiedergeburt herbeiführen kann.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Fünfter Theil.

(Fortsetzung.)

Der Impuls kann hier nur von den Consuln kommen, und an Veranlassung fehlt es ihnen nicht. Da der Haß gegen die Mulatten nur eine Schattirung desjenigen gegen die Weißen ist, so gibt es keine Plackereien und Erpressungen, welche diesen erspart blieben. Eines Tages wurden Europäer, und darunter der französische Consularagent von Cayes, beim Heraustreten aus dem Friedensgerichte, wohin sie als Zeugen vorgeladen und vernommen worden waren, insultirt und geschlagen, und die Localautorität verweigerte ihnen barsch den Schutz. Ein andermal stellt man den Schiffscapitänen, welche unter Segel gehen wollen, eine Falle, um sie bei dem Vergehen des Schmuggels auf frischer That zu ertappen, und da die Sache nicht gelungen, so hält die Obrigkeit gleichwohl die Schiffe zurück und macht den Capitänen das Anerbieten, gegen baares Geld ihnen die verderbliche Verzögerung einer gerichtlichen Untersuchung zu ersparen. Unter dem geringfügigsten Vorwande werden auswärtige Kaufleute festgenommen und vor die Gerichte geschleppt. Hier einige Beispiele. Im verflossenen Jahre fiel es einem jungen fünfzehnjährigen Schwarzen aus langer Weile ein, einen Franzosen, der die Pflanzung verwaltete, auf welcher der erstere arbeitete, dadurch zu vergiften, daß er ihm in die irdene Flasche, aus welcher er gewöhnlich trank, Bambusflaum und Wurzeln von Rosenäpfeln brachte. Kaum hatte der Franzose etwas von dem Getränk gekostet, so blickte er mißtrauisch den kleinen Schwarzen an, welcher ihm dasselbe dargereicht; dieser floh, was ihn die Beine trugen, wurde zurückgebracht und vor den Platzcommandanten von Cayes geführt, welchem er eingestand, daß er den Franzosen wirklich habe vergiften wollen, allein nur weil dieser Weiße aufrührerische Anschläge gegen die Regirung gemacht habe. Die politische Frühreife des kleinen Schelmen entlockte dem Vertreter der Obrigkeit ein beifälliges Lächeln; er ließ den Franzosen kommen, nachdem er ihn tüchtig gescholten, ihn ins Gefängniß werfen und einen Criminalproceß gegen ihn einleiten. Dieser

Platzcommandant ist ein Trunkenbold, Namens Sanon, der vor kurzem Trompeter war und jetzt Graf von Port-à-Piment ist. Der Statthalter der Provinz, der frühere Befehlshaber der Piquets, Jean-Claude (alias Herzog von Cayes), hatte einige Tage zuvor aus ebenso sonderbaren Gründen einen anderen Franzosen, einen friedlichen Kaufmann, einsperren lassen, der seit dreißig Jahren in dem Lande ansässig war. Ein außer Activität gesetzter Capitän, welcher von diesem Kaufmann, bei welchem er als Taglöhner arbeitete, fortgeschickt worden war, beschuldigte ihn, daß er gesagt habe, es gebe zu viele Generale und nicht genug Arme in den Kaffeepflanzungen. Durch die Zeugenaussagen wurde erwiesen, daß nur die Hälfte dieser Aeußerung wirklich geschehen sey und daß der Angeber den weit weniger unschuldigen Satz aufgestellt habe: wenn die Dinge nicht anders würden, so werde man alle Weißen umbringen. Der Franzose wurde nichtsdestoweniger verurtheilt, denn in solchen Fällen läßt der Herr Herzog von Cayes den Audienzsaal durch bewaffnete Macht umstellen, und dieß verfehlt seine Wirkung nie auf die Richter. Hat sich der Fremde durch die Intervention seines Consuls aus derartigen Verlegenheiten gezogen, so ist er noch nicht sicher. Der Vorstand des ersten englischen Hauses in Cayes hat in dieser Beziehung vor kurzem eine traurige Erfahrung gemacht; der unglückliche Engländer erreichte seine Wohnung einige Minuten nach der von dem fürchterlichen Herzoge, seinem Verfolger, beliebten Stunde, zu welcher jedermann zu Hause seyn soll, wurde von einer Patrouille, welche ihn an der Thüre des Hauses, in welchem er den Abend zugebracht, erwartete, aufgegriffen und unter Fußtritten und Faußstößen auf die Wache gebracht; insultirt und bis zum Morgen schimpflich behandelt, brachte er hier die Nacht unter Dieben und Landstreichern zu.

Die Kriegsflotte des Auslandes ist nicht einmal sicher vor ähnlichen Plackereien. Gegen das Ende des Jahres 1849 machten Officiere eines englischen Dampfers, welcher bei Cayes vor Anker lag, am Ufer des Meeres hydrographische Beobachtungen; sie wurden von der Wache ergriffen und mit unglaublicher Rohheit unter dem Geschrei des Volkes zu dem unvermeidlichen Herzog Jean-Claude gebracht, der sie mit der größten Ungeschliffenheit empfing. Endlich entließ er sie, allein erst, nachdem er mit verdächtiger Beobachtung einen ihnen abgenommenen Barometer in seinen Händen hin- und hergedreht, wobei er sagte, man trage nicht umsonst Quecksilber in einer Glasröhre herum, und das Quecksilber sey der materielle Beweis, daß die Herren nach vergrabenen Schätzen gesucht haben. Ich stehe nicht gut dafür, daß nicht der Herzog von Cayes auf seine Rechnung Nachgrabungen an dem verdächtigen Orte anstellen ließ.

Etwas später hatten sich die Commandanten zweier spanischen Kriegsschiffe, welche in der Flamänder Bucht still lagen, an das Land gewagt; ein gewisser General Labrueur, Graf von Asile genannt, ließ sie festnehmen und einer von ihnen mußte als Geisel zurückbleiben. Während Herr Raybaud und der französische Consularagent zu Cayes[1] die der spanischen Flagge schuldige Genugthuung betrieben, die, beiläufig gesagt, so eclatant als möglich ausfiel, wurde die Mannschaft eines dritten Schiffes dieser Nation, welche zu Arcahay Lebensmittel einnehmen wollte, bei ihrer Landung so feindselig behandelt, daß das Schiff mit Zurücklassung des commandirenden Fähndrichs die hohe See wieder suchen mußte. Der Capitän begab sich am anderen Tage allein ans Land und ließ sich zu dem commandirenden General führen, von welchem er energisch die spanischen Seeleuten schuldige Achtung forderte. Bei dem Worte „Spanier“[2] gerieth der General in wüthenden Zorn und sprach von nichts weniger, als daß er den verwegenen Rebellen augenblicklich werde erschießen lassen. Dieses Quiproquo, welches die Gränzen des Lächerlichen hätte überschreiten können, löste sich zuletzt. Der Capitän bewies durch alle Arten unverwerflicher Zeugnisse, daß es auf der Welt und zwar ganz nahe bei Haiti (Cuba und Puerto-Rico) andere Spanier gebe als von der dominicanischen Partei; der General wurde schwankend, aber nicht überzeugt, und um die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, schickte er den Fähndrich nach Port-au-Prince, wo dieser zu Fuße, wie ein transportirter Verbrecher ankam, nachdem er auf dem ganzen Wege Seeräuber und Spion geschimpft worden war. In Port-au-Prince gab man die thatsächliche Existenz Spaniens willig zu, und eine dritte Genugthuung gesellte sich zu den beiden früher geforderten.

Bei jedem schlimmen Handel dieser Art, in welchen ihn die Ex-Piquets verwickeln, zeigt sich Soulouque je nach den Umständen geärgert, gereizt, bestürzt. Ist die Beeinträchtigung begründet, so beeilt er sich, dieselbe anzuerkennen; er läßt nöthigen Falles die subalternen Beamten dieses Erpressungs- und Beleidigungssystems festnehmen, er zwingt selbst in ernsten Fällen die obersten Behörden, öffentliche Entschuldigungen unter Begleitung von Artilleriesalven und allgemeiner Beleuchtung ergehen zu lassen; das ist aber alles. Jean-Claude und Consorten kranzen weder mit Entschuldigungen, noch mit Pulver und Lampen, und einige Tage darauf fangen sie von neuem an, weil sie der Nachsicht Soulouque's gewiß sind. Das englische Consulat unterstützt bei solchen Genugthuungsforderungen nicht immer gehörig die energische Beharrlichkeit des französischen Consuls. Englische Seeleute und Residenten haben sich oft über unzeitige Rücksichten beklagt, und wir glauben zu wissen, daß Lord Palmerston selbst gerne seine Agenten diesem schwankenden System entgegentreten sehen würde. Die französische Regierung hat sich ihrerseits neuerdings über die unaufhörlich wiederkehrenden Beschwerden ihrer Landesangehörigen in Ausdrücken ausgesprochen, welche die bestimmte Absicht erkennen lassen, denselben ein für allemal ein Ende zu machen. Die wirksamste Repressivmaßregel bestünde nach unserer Ansicht darin, daß man die Regierung von Haiti an ihrer schwachen Seite, d. h. am Gelde faßte und für jede an Europäern verübte Plackerei nicht nur Entschädigung für ihren materiellen Verlust, sondern noch weitere Schadloshaltung für die erlittenen Plackereien verlangte; dieß überschritte keineswegs das gemeine Recht. Führte dieses Mittel nicht zum Zwecke, zöge es Faustin I vor, jeden Tag die Geldstrafe zu bezahlen, so sehen wir nicht ein, warum Frankreich und England zögern sollten, das Uebel an der Wurzel anzugreifen und in befehlender Weise die Entlassung der officiellen Banditen, welchen Soulouque die ganze Südprovinz überliefert hat, in Masse zu fordern.

Im alleräußersten Falle endlich dürfte Frankreich nur sein Gläubigerrecht geltend machen. Nach dem Wortlaut der Verträge werden die wenigen Krümlein der erbärmlich festgesetzten Schadloshaltung für die alten französischen Colonisten zum voraus von den Einnahmen bei der Einfuhr abgezogen. Seit Soulouque den Piquets die Hälfte der Regierung überlassen, haben Handel und folglich die Einnahmen aus der Einfuhr eine solche Reduction erlitten, daß Frankreich aus den Jahrgängen 1849 und 1850 einen Rückstand von anderthalb Mill. Franken zu fordern hat. Nachdem man in eine ungeheure Reduction dieser Schuld gewilligt, nachdem man die unerhörtesten Verletzungen des eingegangenen Vertrages geduldig hingenommen, nachdem Frankreich selbst Aufschub um Aufschub bewilligt, sollte es dem letzteren denn doch erlaubt seyn, daß die factischen Ursachen, welchen die neuen Rückstände zuzuschreiben sind, entfernt werden und daß der schimpfliche Einfluß, welcher die Quellen der Regierung versiegen macht, aufhöre. Die Franzosen konnten mehr als zwanzig Jahre ihre Interessen opfern, um nicht in die freie Entwicklung eines Civilisationsversuches der Schwarzen auf dem alten St. Domingo einzugreifen, allein dieß wäre nur ein weiterer Grund, eine Schonung nicht ferner eintreten zu lassen, welche unter so bewandten Umständen der Barbarei nur Vorschub leistet.

(Fortsetzung folgt.)

Banken in den Vereinigten Staaten. In den Vereinigten Staaten gibt es gegenwärtig, wie das „Banker's Magazine“ meldet, 855 Banken mit zusammen 226,902,222 Dollars Capital. Davon hat New-York 195 mit 48,975,868 Dollars Capitalfonds, Massachusetts 130 mit 36,260,000 Dollars, und Ohio 50 mit 7,420,171 Dollars, Mississippi, Wisconsin, Iowa und Texas haben jeder 1 Bank, Florida, Arkansas und Illinois noch keine.

[1] Spanien hat keinen Consul auf Haiti, welches es nicht anerkennt.

[2] So nennt man gewöhnlich die Bewohner des ehemals spanischen Antheils, die sogenannten Dominicaner.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 126. 27 Mai 1851.

Die Dichterinnen in Nordamerika.

(Nach der Revue des deux Mondes 15 Mai.)

Es ist eine ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, daß die Amerikaner sich nur mit materiellen Dingen, mit Handel und Industrie beschäftigen. Ein Werk von R. W. Griswold „the female poets of America“ scheint geeignet diese Ansicht zu berichtigen; es enthält 400 Seiten, ist fast ein Quartband, und führt die Namen von 90 der berühmtesten Dichterinnen Nordamerika's auf. Neunzig Dichterinnen! und, mit Ausnahme von ganz wenigen, alle noch lebend. Fügen wir noch hinzu, daß diese voluminöse poetische Flora nur weibliche Namen enthält, und daß der Verfasser, Hr. R. Griswold, zwei gleich umfangreiche Bände, den einen den männlichen Dichtern, den andern den Prosaisten beider Geschlechter gewidmet hat, so kann man wohl kaum mehr an die literarische Unfruchtbarkeit der Vereinigten Staaten glauben. Warum haben aber von diesen 3—400 Schriftstellern kaum drei bis vier Namen den Ocean überschritten? Der Grund liegt darin, daß eine Literatur nicht bloß auf harmonischen Träumereien, zierlichen Nachbildungen und angenehmen Phantasien beruht, und daß die Poesie nicht bloß in der Musik des Reims, nicht in dem gewählten Ausdruck, in der vollkommenen Kenntniß der Sprache besteht; die Poesie, so wie alle möglichen Formen der Inspiration und des Gedankens, kommt aus den Tiefen des Lebens, sie ist nur der äußere Ausdruck des nationalen Geistes, der Wünsche, Strebungen und des Glaubens der eigenen Landsleute. Der Dichter ist der Dolmetscher des moralischen Charakters, der Inbegriff der Sitten und Lebensansichten seiner Zeit und seines Landes. Jede Poesie, welche nicht diese Bedingungen erfüllt, ist keine Poesie; jeder Mensch der Verse schreibt, aber nicht in seinem Innern lebendiger die Wünsche fühlt, welche seine Zeitgenossen wie ein umherschleichendes Fieber quälen, der nicht weiß, daß seine einzige Mission darin besteht, in harmonischen klaren Worten die verworrenen, aus diesen Wünschen entstammenden Töne auszusprechen, — ist kein Dichter.

Wenn dieß die moralischen Nothwendigkeiten sind, welche der Poesie ihre Entstehung geben, wie kommt es daß Nordamerika keine originale Literatur hat? wie kommt es, daß keine großen Künstler bis jetzt noch aus diesem Lande hervorgingen, und daß gerade drei oder vier Prosaisten Fennimore Cooper, Channing und Emerson seine Tendenzen und seinen Geist noch am besten aussprechen? Keine der großen moralischen Eigenschaften, welche zum Dichten nothwendig sind, fehlt den Nordamerikanern: sie haben den Nationalstolz bis zur Empfindlichkeit getrieben, sie haben kräftige und freie Glaubensansichten, das Leben ist dort energisch und verbreitet sich in vollem Strome nach allen Seiten. Wie kommt es also, müssen wir nochmals fragen, daß unter ihnen kein Mann von Genie auftritt, um die Wunder des Anbaues und der Colonisation, die industriellen Wagnisse, die glühenden Kundgebungen der menschlichen Thätigkeit zu erzählen, um alle die abenteuernden Helden der Industrie und des Handels, und diese staunenswerthe Verbindung der Tugenden des häuslichen und ansässigen Lebens mit dem Nomadengeiste zu besingen, diese Liebe zur Heimath, die unwandelbar besteht mitten unter den ewigen Veränderungen der Wohnung, die man auf- und abschlägt, wie einst die Zelte der Patriarchen? hat dieß alles nicht auch seine Poesie? hier stoßen wir auf eine der merkwürdigsten Erscheinungen und auf eines der mindest erkannten Gesetze der Literärgeschichte.

Dürfen wir die Amerikaner für unglücklich halten, weil sie keine eigentliche Literatur haben? Das wäre vielmehr, von einem gewissen Gesichtspunkt betrachtet, ein Grund für uns ihre Lage zu beneiden. Wenn die Poesie bei einem Volke erscheint, so ist dieß nicht immer ein prophetisches Zeichen künftiger Größe, sondern öfter noch ein Reflex des Vergangenen; sie kündigt kein neues Geschick an, sondern erzählt eine verschwundene oder nahezu verschwundene Geschichte. Jedesmal, wenn ein großer Dichter erscheint, kann man sicher seyn, daß die Sitte, der Glaube, den er besingt, dem Verschwinden nahe sind. Shakespeare, der treueste Spiegel des Mittelalters und des Feudallebens, kommt mit der Reformation und dem 16ten Jahrhundert, Calderon mit dem Sinken des spanischen Katholicismus. Damit Glaubensansichten und Sitten zur Poesie werden, müssen sie schon angefangen haben zur Fabel zu werden, damit ihr Ideal erscheine, müssen sie aufhören zu existiren. Man hat einst, nicht ohne Grund, gesagt: glücklich die Völker, die Geschichte haben; wir möchten sagen: glücklich die Völker, die keinen großen Dichter haben! Es ist dieß ein Beweis, daß sie die Fülle ihres Lebens genießen, daß sie nichts zurückzuwünschen haben, daß sie noch in der ganzen natürlichen Energie ihres Wesens sind. Es ist überdieß eine auffallende Bemerkung, daß die von einem heroischen Glauben beseelten Menschen wenig daran denken, daß in diesem Glauben selbst und in den Handlungen, die er einflößt, Poesie und Idealismus ist. Die ersten Puritaner, die sich mittellos auf einem schwachen Fahrzeug einschifften, um in Amerika frei ihrem Glauben zu leben, scheinen uns jetzt sehr poetisch. Walter Scott hat Tausende von originellen Gestalten aus der Geschichte der Kriege zwischen den Cavaliers und Rundköpfen gezogen; was war aber die Literatur dieser vom Geist der Bibel erfüllten Menschen? Was war der Charakter der ersten poetischen Versuche, die in Amerika er-

schienen sind? Ich eröffne den Band von R. Griswald, und der erste Name, den ich lese, ist der von Anna Bradstreet, die mit ihrem Vater, einem eifrigen Puritaner, nach Neuengland gekommen war. Der Titel, unter dem ihre Gedichte im J. 1640 zu Boston gedruckt wurden, lautet: „Einige Gedichte, mit einer großen Mannichfaltigkeit an Geist und Wissenschaft, voll Reiz und namentlich mit einer vollständigen Untersuchung und Beschreibung der vier Elemente, der verschiedenen Alter des Menschen, der Jahreszeiten, mit einem genauen Abriß der drei ersten Monarchien, der assyrischen, persischen und griechischen, des Beginns der römischen Gesellschaft bis zum Tode ihres letzten Königs, so wie andere angenehme und ernsthafte Gedichte von einer Dame Neuenglands." Diese Mistreß Anna Bradstreet, welche von den Amerikanern jener Zeit den Beinamen der zehnten Muse erhielt, und wahrscheinlich eine sehr gute Presbyterianerin war, rief den Phoebus an, und ahmte Dubartas nach! Gewiß dachten die amerikanischen Auswanderer, sicherlich die eifrigsten aller Protestanten, nicht an die düstere Poesie, die in ihrem Protestantismus lag, eine Poesie, die wir jetzt wohl erkennen. Ebenso ist es mit dem jetzigen amerikanischen Leben. Der Mangel an großer und wahrer Poesie ist keineswegs ein schlimmes Zeichen, sondern im Gegentheil, ein Beweis von Stärke und Energie.

Wir verlangen von den amerikanischen Dichtern keine Meisterwerke; wir suchen vielmehr in ihnen die Spuren des moralischen Zustandes ihres Landes, wir suchen historische Berichte, oder philosophische Andeutungen, als geschickt erbaute und beredt erzählte poetische Fabeln. Z. B. diese nordamerikanischen Dichterinnen regen eine für Europäer sehr merkwürdige Frage an. Alle diese Misses und Mistrisses, welche Gedichte, Dramen und Sonnette, ja sogar Journalartikel schreiben, haben sie irgend eine Aehnlichkeit mit unsern Schriftstellerinnen, und hat Amerika, dessen Sitten man als so roh schildert, die Laster unserer Gesellschaften in einem so hohen Grade geerbt, daß das weibliche Ungeheuer, das man bei uns einen Blaustrumpf nennt, schon hervorgerufen ist? Wir haben sorgsamst in dem dicken Bande nach Spuren der Aehnlichkeit zwischen unsern Schriftstellerinnen und den amerikanischen Dichterinnen gesucht, und nicht Eine gefunden. Alle diese Mädchen und Frauen von amerikanischen Kaufleuten, Banquiers, Magistraten, Doctoren der Theologie schreiben nicht wie unsere Schriftstellerinnen aus Eitelkeit oder Scandalsucht, oder auch, was bei uns häufig genug ist, aus Reue über den Scandal, den sie gemacht haben; sie schreiben wie bei uns die jungen Mädchen zeichnen oder singen. Die Poesie ist für sie eine angenehme Kunst, weiter nichts. Uebrigens erklärt sich die große Anzahl von Dichterinnen in Amerika auch aus der viel sorgsamern, freiern und namentlich mehr litterarischen Erziehung, welche die Frauen englischen Stammes und protestantischer Religion erhalten. Man kann zuverlässig bessere Dichtungen finden, als die dieser nordamerikanischen Frauen, aber nichts gleicht dem Anstand und der Zurückhaltung, die darin herrschen. Wir haben aufmerksam geforscht, welche Gefühle diese amerikanischen Frauen am häufigsten in ihren Versen aussprechen, und fanden nur ein einziges, das frei und energisch ausgesprochen ist, die Mutterliebe. Alle andern Gefühle, alle andern Tugenden sind sorgsam verschleiert und verhüllt, wie Gegenstände, die zu zart oder zu anstößig sind, um dabei zu verweilen. Alle diese Verse sind voll Rücksichten, und dieß ist es gerade, worin unserer Ansicht nach ihr größter Reiz liegt. Die Liebe, dieß Gefühl, worüber es einer Frau so schwer wird sich laut auszusprechen, die leidenschaftlichen Offenherzigkeiten, die so leicht dem Spotte Stoff bieten, und die fast immer widerlich sind, wenn ein Frauenmund sie ausspricht, kommen gar nicht vor; hier gibt es keine stark ausgedrückten individuellen Leidenschaften; hier glänzen allein die unbestimmten gegenstandlosen Wünsche, die kalten Flammen und wärmelosen Lichter der Träumerei; hie und da tritt eine Klage, eine schmerzliche Rückerinnerung auf, geht aber bald wieder verloren in einem allgemeinen, nicht erfüllten Sehnen nach Glück. Wir haben neugierig geforscht, ob das Gefühl der ehelichen Liebe hier geschildert sey, haben aber nichts der Art gefunden. Für uns Europäer, die wir mit Romanen gesättigt sind, in denen dieß keusche Gefühl in einer Art analysirt und geschildert ist, um einem den Magen umzudrehen, wir wissen nicht mehr, wie viel Zurückhaltung und keusche äußere Kälte diese Liebe einhüllen muß, um nicht alle zarten Töne der Seele und allen Anstand zu verletzen. In diesen Gedichten findet sich nichts, das nicht rein, zurückhaltend und sittlich wäre, das Talent dieser Damen übt sich nur an erlaubten Gegenständen, statt, wie nur allzu oft bei unsern Damen, über unerlaubte oder mindestens sehr häkliche Punkte sich zu ergehen.

Diese Tugendhaftigkeit und vollkommene Zurückhaltung führt nothwendig eine große Monotonie mit sich, das kümmert uns aber hier wenig, wir hätten das Buch gar nicht berührt, wenn wir darin wahre literarische Schönheiten hätten entdecken wollen, wir suchen darin vor allem andern Reflexe des amerikanischen Charakters. Wir benützen alle diese Elegien, Träumereien und Monadien nur als Mittel, um die Spuren der Tugenden zu entdecken, die sie mit ihrem etwas blassen oder allzu gleichförmig gefärbten Schleier bedecken. Das Leben aller dieser Frauen, wenigstens, wie es uns von ihren Geschichtschreibern geschildert ist, hat nichts abentheuerliches, excentrisches oder leidenschaftliches: es besteht gewöhnlich nur aus drei Ereignissen, Geburt, Heurath und Tod. Was zwischen diesen drei feierlichen Begebenheiten liegt, davon sagt uns der Biograph meistens gar nichts, und wir können annehmen, daß diese Zwischenräume angefüllt sind mit allen den kräftigen edeln Tugenden und mit der Erfüllung aller der Pflichten, welche göttliche und menschliche Gesetze den Frauen auferlegen. Indeß treten aus dem einförmigen Grunde dieses Buches drei Frauen durch ihre Stellung oder ihr Talent hervor, und diese sind die einzigen Besonderheiten, die das Buch herausbebt.

Die Dichtungen sind, wie schon bemerkt, alle von Frauen oder Töchtern reicher Kaufleute, Magistrate oder Doctoren der Theologie geschrieben: zwei dieser Dichterinnen aber sind aus der dienenden Classe, eine Negerin, Philis Wheatley Peters, und eine Magd Maria James. Die Negerin gehört dem Ende des 18ten Jahrhunderts an, und scheint gerade zu rechter Zeit geboren, um den Pamphleten Franklins über die Sklaverei und den Forderungen der Philanthropen Recht zu geben. Die Tochter des „schwarzen Senegal," wie sie einer ihrer Kritiker nennt, hat durch ihre Geburt und ihre Lage eine Art historischer Rolle gespielt. Mit sechs Jahren auf dem Sklavenmarkt zu Boston zum Verkauf ausgesetzt, wurde sie von Mistriß Wheatley, einer achtungswerthen Frau gekauft, welche ihr eine Erziehung gab, und sie später ihren eigenen Namen tragen ließ. Diese jetzt sehr unbekannte Negerin hatte doch ihren Augenblick in der Geschichte: sie reiste nach London, wo sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. Georg Washington verschmähte es nicht mit ihr zu correspondiren; der Abbé Gregoire erklärte sie in seiner „Abhandlung über die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten der Neger" für eine große Dichterin. Die Feinde der Sklaverei bewunderten enthusiastisch ihre Verse, die Anhänger der Sklaverei setzten sie herunter. Diese schwarze Sklavin war eine Zeitlang

in den Augen der Welt der höchste Typus ihrer Race, sie galt als die Repräsentantin aller ihrer Brüder, und übte somit auf die damalige Weltbewegung zu Gunsten der Negersklaven einen nicht ganz unbedeutenden Einfluß aus. Maria James dagegen ist eine arme Magd, die Tochter von Auswanderern aus Wales. Sie hat, wie begreiflich, sehr wenig Unterricht genossen, und ihre ganze Bildung aus der Bibel, aus dem „Pilgrims Progreß" und aus Miß Hannah More, einer Art von Mdme. de Genlis des Puritanismus, geschöpft, und doch hat dieß arme Mädchen die vollständigste, reinste und selbst vom literarischen Standpunkt aus am besten geschriebene lyrische Dichtung verfaßt, die sich in der ganzen Sammlung findet; denn diese Poesien sind meist schlecht abgefaßt, die Gedanken sind unbestimmt, die Bilder verwirren sich unter einander, und das vorherrschende Gefühl hebt sich nicht deutlich genug heraus.

Unter allen diesen Dichterinnen ist aber zuverlässig die bedeutendste Maria Brooks, von den Amerikanern Maria del Occidente genannt, welche im J. 1845 starb; sie ist die Verfasserin eines seltsamen Gedichts, Zophiel, das Southey bewunderte und Ch. Lamb für zu außerordentlich erklärte, als daß ein Weiberkopf es hätte auffassen können. Leider finden sich in dem Bande von Griswold nur eine ziemlich unvollständige Analyse und allzu kurze Bruchstücke dieses Gedichts; dennoch fühlt man auch hierin ein mächtiges Weben und eine eigenthümliche Einbildungskraft. Es findet sich in diesem Gedicht eine staunenswerthe Verbindung von Thomas Moore und Shelley; man stelle sich die Boskets von Lalla Rookh vor, durch welche Shelley's Adler bräche und die Rosen knickte. Die Oden „an Cuba", „an den Schatten ihres Kindes", kurz alle die lyrischen Stücke haben einen merkwürdigen Schwung und sind voll mysteriöser Unruhe und unerklärlichen Dranges; man stößt allenthalben auf kühne Gedanken und kecke Gefühle, die unvollständig ausgedrückt sind, als erschräcke die Verfasserin selbst vor der Kühnheit ihres Herzens. Indeß fallen Gefühle und Ideen doch allzu oft ins Metaphysische und Abstracte. Die Liebe zu ihrem Kind hat Maria Brooks vielleicht die schönsten Verse, die sie verfaßt hat, eingeflößt. Die Spiele dieses kleinen Wesens, das sie nicht mehr sehen wird, verbunden mit den Erinnerungen an die Wälder, die unermeßlichen Ebenen, die Wasserfälle, geben dieser Liebe die Großartigkeit und das Unendliche der amerikanischen Natur. Maria Brooks scheint von allen Dichterinnen der neuen Welt diejenige, welche am meisten von sibyllinischem Geiste, von den Inspirationen der berühmten Frauen des jetzigen Europa in sich hat. Indeß findet sich bei ihr keine Spur des byronischen Geistes, der bei den meisten unter den europäischen Schriftstellerinnen herrscht, und wenn wir die europäische Schule, zu der sie gehört, bezeichnen sollten, so würden wir eher Southey, ihren Bewunderer, Coleridge u. s. w., als Byron nennen.

(Schluß folgt.)

Eine gemeinsame Schriftsprache für alle Slawen in Oesterreich.

Der Czas vom 19 Mai spricht abermals von einer Aufforderung, welche die Matice Ilirska (zu Agram) an alle slawischen Literargesellschaften ergehen ließ, daß sie Abgeordnete zu einer allgemeinen Versammlung in Belgrad oder in Warschau erwählen möchten, um zu einem gemeinsamen Alphabet und einer gemeinsamen Schriftart für alle Dialekte des Slawischen — wie es scheint mit Ausnahme des russischen zu gelangen. Wer auch polnisch, böhmisch, illyrisch und serbisch nur oberflächlich kennt, muß erkennen, daß eine Verschmelzung der Schriftsprache dieser Völker ein bares Unding ist, der Czas weist auch den Plan als gänzlich unthunlich zurück, und bemerkt, die gelehrte Gesellschaft scheine gar nicht zu bedenken, wie Sprachen in der Wiege eines Volks und im Laufe der Jahrhunderte sich bilden und gestalten. Es ist in der That unbegreiflich, wie Leute, welche doch die slawische Sprache genau kennen, einem solchen Traumbild nachjagen können.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Fünfter Theil.

(Fortsetzung.)

Wir fahren mit den Ereignissen fort, durch die Haiti sich für die Aera der Faustine reif machte. Das Kaiserreich setzt ein Marengo voraus, und Soulouque, der, wie wir gesehen, die französischen Moden zum Muster nimmt, wollte auch sein Marengo haben. Die Dominicaner, oder die Mulatten-Rebellen, wie er sie nannte, sollten die Kosten bezahlen, und es war dieß ein doppelter Schlag: denn Soulouque beabsichtigte, sich bei derselben Gelegenheit auch der nichtrebellischen Mulatten zu entledigen, von denen er, in der Absicht sie dem ersten Feuer auszusetzen, eine größtmögliche Anzahl ausgehoben hatte. Seit den sechs Jahren, seit welchen die spanische Partei sich für unabhängig erklärte, waren derartige Expeditionen Vorläufer von Verschwörungen und Revolutionen auf Haiti; allein dafür hatte Soulouque Vorsorge getroffen, indem er wie gewöhnlich die zahlreichen Generale, welche er im Verdachte hatte, daß sie mehr oder weniger nach seiner Nachfolge strebten, gleichsam als Geiseln mit sich nahm.

Dieser Krieg ist neunzehn Zwanzigtheilen der Haitianer ganz zuwider, und so gewiß eine feindliche Kugel, welche den Tagen Soulouque's ein Ende machte, die unzähligen Familien, in welchen er Verheerungen angerichtet, nicht trostlos machen würde, so haben doch nie aufrichtigere und glühendere Wünsche ein Unternehmen begleitet, und der Gedanke, Soulouque könnte geschlagen und in Verzweiflung zurückkehren, verursachten der schwarzen und farbigen Bourgeoisie, namentlich aber der letzteren, einen wahren Todesschrecken. Die ersten Nachrichten von der Expedition beruhigten die Besorgnisse glücklicherweise ein wenig. Am 19 März 1849 hatten die Dominicaner, durch ein Corps vom Cap bei Las-Matas umgangen, während der Präsident sie in der Front angriff, ihre Artillerie verloren, und am folgenden Tage schlug Soulouque stolz sein Lager bei Saint Jean, beinahe dem Mittelpunkte der Insel, auf.

Wie man aber nie an alles denkt, so bemerkte jetzt Soulouque erst, daß er keine Lebensmittel mitgenommen. Man mußte daher Courier auf Courier nach Port-au-Prince schicken, um solche zu verlangen, und die Armee von Haiti mußte zehn Tage lang mit Gewehr im Arm und leerem Magen auf dieselben warten. Dieser Verlust von zehn Tagen schien übrigens nicht die gefürchteten Folgen zu haben, denn nach mehreren glücklichen Erfolgen, deren einer hauptsächlich entscheidend war, kam Soulouque am 14 April zu Bani, etwa zwanzig Meilen von der Hauptstadt der Dominicaner, an. Dieses unglückliche kleine Volk war unrettbar verloren; die wohlhabenden Familien von St. Domingo schifften sich eiligst ein, und als der Congreß die Unmöglichkeit der Vertheidigung einsah, nahm er es auf sich, die französische Fahne aufzupflanzen. All' das wußte man Tag für Tag zu Port-au-Prince, und die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, um eine triumphähnliche Aufnahme für den Sieger von St. Domingo vorzubereiten, als plötzlich am 30 April sich trotz des strengen Verbotes der Polizei eine düstere Nachricht in der Stadt verbreitete. Von Bani hatte sich die haitische Armee rasch bis Saint-Jean zurückgezogen und diese Entfernung von 45 Meilen in weniger als vier Tagen zurückgelegt. Während die Haitianer auf Lebensmittel warteten, hatten die Dominicaner Zeit gehabt, Santana zu Hülfe zu rufen, und dieser hatte seinem Bewunderer Soulouque eine neue Probe von Charakter dadurch gegeben, daß er denselben in zwei Treffen vollständig schlug, in welchen die Haitianer sechs Kanonen, zwei Fahnen, 300 Pferde, mehr als 1000 Gewehre, eine Menge Gepäck und Hunderte von Todten, worunter mehrere Generale, verloren. Santana hatte sodann die haitische Armee bis an die Meeresküste gedrängt, wo dieselbe von der zu ihrem Empfange hier postirten dominicanischen Flotille grausam zusammengeschossen wurde.

Nachdem der erste Augenblick der Bestürzung vorüber war, suchte man mühsam nach einem Grunde zu der Niederlage, welche man unmöglich voraussehen konnte. Sie der Unvorsichtigkeit des Präsidenten zur Last legen, hieß seinen Kopf riskiren, und da die Bürger sich gerade zu rechter Zeit erinnerten, daß ihnen seit 40 Jahren in allen Fällen, wo sie eine Schlappe von der Wuth der ultraschwarzen Partei zu fürchten hatten, Frankreich als Schutzmittel gedient, so setzten sie diese Niederlage eilig auf dessen Rechnung. Obwohl der französische General-Consul seit einem Jahre nichts versäumt hatte, Soulouque von seinen Eroberungsgedanken abzubringen, so fand man doch schnell, daß die Rathschläge, die Bitten, das Drängen des Herrn Raybaud allein den Präsidenten in ein Unternehmen hätten verwickeln können, zu welchem er noch nicht gerüstet war. Der treulose Herr Raybaud wußte zum voraus, daß er denselben in eine Mördergrube schicke, denn die angebliche dominicanische Flottille war nichts anderes als zwei, dann sieben, endlich vierzehn und zuletzt neunzehn französische Kriegsschiffe. Die schwarzen Behörden glaubten diesen doch nur von der Furcht eingegebenen Roman. Schon wurden die Franzosen Gegenstand der Drohungen; der Consul selbst erhielt im Interesse seiner eigenen Sicherheit dienstfertige Rathschläge. Durch die ganze Stadt ritten Ordonnanzen, und man bewaffnete zuletzt die Forts, um die auf der Station liegende französische Corvette, welche in weiter Entfernung von dem Strande Anker geworfen, welcher man aber Zurüstungen zu einer Beschießung der Stadt zuschrieb, in den Grund zu bohren.

Herr Raybaud, dessen Nerven ziemlich abgehärtet waren, schien sich bei all' dem Lärm sehr wenig zu beunruhigen. Indessen hatte er doch zu Beruhigung seiner Landsleute einige Maßregeln getroffen, als zwei Proclamationen rasch Begeisterung und Freude wieder auf die Tagesordnung brachten und die Unruhe der unglücklichen Bürger, indem sie ihr eine andere Richtung gaben, verdoppelten, da sie, weil sie ihren vorübergehenden Franzosenhaß zu sehr hatten bethätigen wollen, sich zu Hehlern einer jetzt in Abrede gezogenen Niederlage gemacht hatten. In einer dieser Proclamationen sagte der Präsident: „Soldaten! von Triumph zu Triumph seyd Ihr bis an die Ufer des Flusses Ocoa gelangt. Ihr habt hier eine Stellung inne gehabt, deren Vortheile mir erlaubten, Euch noch weiter zu führen; allein ich glaubte keinen Mißbrauch von Eurem Muthe machen zu sollen ... In Eurer Heimath angekommen, werdet Ihr jenen viel zu erzählen haben, welche nicht auf den Schlachtfeldern waren, die an den Ruhm unserer Vorfahren erinnerten ... Soldaten, ich bin zufrieden mit Euch!“ In der zweiten an das Volk und an die Armee gerichteten Proclamation sagte Soulouque, nachdem er seine Triumphe aufgezählt: „So günstig auch die Umstände waren, hieß mich doch die Klugheit nach der Hauptstadt zurückkehren ... Die Regierung will ihren verirrten Söhnen noch Zeit zum Nachdenken und zur Reue lassen.“ Man ließ es sich gesagt seyn: die Guirlanden von Palmen und Laubwerk, welche man einen Augenblick entfernt, zierten am andern Tage die Häuser auf dem Wege des hochherzigen „Besiegers des Ostens,“ der unter dem Donner langer Artilleriesalven in die Stadt zurückkehrte und diese kecke Prahlerei dadurch voll machte, daß er ein Te Deum für seine Siege singen ließ. Man erwartete Verhaftungen und Hinrichtungen; die Verwandten und Freunde der Verdächtigen waren sehr in Verlegenheit hinsichtlich ihres Betragens: zeigten sie sich traurig, so fürchteten sie gegen die officielle Freude zu verstoßen, zeigten sie sich freudig, so schienen sie die schmerzliche Wirklichkeit zu verhöhnen. Soulouque versäumte seinerseits nichts, um die öffentliche Meinung zu stimmen. Jeden Empfang in dem Palaste begleiteten Scenen, wie die folgende, von der ich jedoch wegen der Unmöglichkeit, die Zierrathen creolischer Rhetorik und Mimik auf das Papier zu übertragen, nur den Sinn wieder geben kann.

Nachdem Soulouque sein Mißfallen über lächerliche Gerüchte bezüglich der vergeblichen Intervention eines französischen Geschwaders zu erkennen gegeben, wiederholte er den Notabilitäten aus dem Civil- und Militärstande, welche ihm aufmerksam zuhörten, daß er keineswegs in eine definitive Expedition sich habe einlassen wollen. Die Gelegenheit, das zarte Gras und die überraschenden Triumphe, welche jeden seiner Schritte auf dominicanischem Gebiete bezeichneten, hatten ihn allein bis vor die Thore von St. Domingo geführt; da aber die Rebellen, seit sie auf die Wohlthaten nationaler Einheit verzichtet, sich in dem beklagenswerthesten Elende befanden, so hatten seine eigenen Soldaten seit mehreren Tagen zu ihrem Unterhalte nur noch einen Kolben Mais auf vier Mann, was ihn bestimmt habe, eine thatsächlich schon vollendete Eroberung zu verschieben. Und wer sollte es glauben, rief der Präsident aus, diese ruhmreiche Expedition kostete die haitische Armee nur fünfzig Todte!

Einer unterbricht ihn: achtunddreißig, Präsident!

Soulouque: also achtunddreißig ... Dagegen hat dieser herrliche Feldzug, der uns den Tod von nur siebenunddreißig Tapferen gekostet, den Rebellen gräuliche Andenken hinterlassen. Sie haben so viele Leute verloren, daß man mehrere Meilen weit durch den Gestank ihrer Leichen belästigt wurde. Wurde man nicht dadurch belästigt?

Die Generale: Ja, Präsident! (allgemeines Zusammenziehen der Nasenlöcher. Ein zukünftiger Herzog thut als ob er ein nicht vorhandenes Taschentuch suchte).

Soulouque, lächelnd: Es ist nicht ihre Schuld, denn die feigen Schurken dachten nicht daran, mir Stand zu halten. Liefen sie, die Elenden! liefen sie! ... Eben recht; sprach man nicht von angeblichen Kanonenschüssen, welche uns die Rebellenflottille nachgeschickt? (Stirnrunzeln:) Ich wäre neugierig, zu erfahren, ob die hiesigen Mulatten dieses Gerücht in Umlauf gesetzt ...

Ein General aus der letzten Beförderung: Ja, Präsident!

Soulouque: Ich glaube, ich werde mich entschließen, diesen Herren Mulatten endlich Stillschweigen aufzuerlegen. Man hat auch von verlorenen Kanonen gesprochen ...

Viele Stimmen: Nein, Präsident, Sie haben keine Kanonen verloren!

Soulouque (trocken): Sie irren sich; ich habe welche verloren und ich wußte, was ich that. Da wir in sechs Monaten das aufrührerische Gebiet definitiv besetzen, werden wir sie nicht wieder finden?

Bei dieser Ankündigung eines neuen Feldzuges, den sie im Grunde ihres Herzens verwünschten, kam einer von den Generalen um den anderen und bat den Präsidenten um die Gunst, daran Theil nehmen zu dürfen. „Ja, sagte der Präsident, der allmählich wieder lebendiger wurde, Ihr und alle anderen, Alt und Jung, wer marschiren kann ... auch die Piquets! Ich werde, wenn es nöthig, alle meine Kräfte, meine ganze Existenz daran setzen, denn ich habe geschworen, diese Rebellen zu unterwerfen. Man muß bei ihnen nichts am Leben lassen ... Ich werde sie bis tief in ihre Wälder, bis auf den Gipfel des Cibao [1] mitleidlos verfolgen, wie wilde Schweine!“

Chor der Generale: „Wie wilde Schweine!“

Ein sehr heftiges Schluchzen des Zornes unterbrach gewöhnlich diesen Schluß Seiner Excellenz; seine Augen wurden blutunterlaufen, seine Lippen weißlich. Der Präsident wurde erst wieder heiter, als er erzählte, welches Uebel er auf seinem kecken Rückzuge noch Zeit gehabt, den Dominicanern zuzufügen: das Anzünden des Flecken Azua, aller Wohnungen und Brennereien in einem Umkreise von zwei Meilen, der Mahagoniwälder, der Zuckerrohrfelder; die Zerstörung von Saint-Jean und Las-Matas, und endlich diejenige aller Bananen-Anlagen, ohne die Hinrichtung der Gefangenen zu zählen, deren es zum Glücke sehr wenige waren.

(Fortsetzung folgt.)

Verbesserung der Zuckerbereitung. Man meldet aus Surinam (Surin. Courant 27 März) daß es gelungen ist um 50 Procent mehr Zucker aus dem Rohr zu gewinnen, nämlich statt $6\frac{1}{2}$ jetzt $9\frac{3}{5}$ von den 18 Procent Zucker, welche das Rohr enthält.

[1] Sehr erhabene Spitze einer Bergkette.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 127. 28 Mai 1851.

Die deutsche Colonie Petropolis in Brasilien.

Unter allen Auswanderern, welche durch Armuth, Unglück oder Liebe zu Veränderung und Abenteuern getrieben in jährlichen Schwärmen ihre Heimath in der alten Welt verlassen um in der neuen ein besseres Loos zu finden, sind die Deutschen als die fleißigsten, sparsamsten und nüchternsten mit Recht bekannt. Jede Woche setzen Schiffe von Bremen, Hamburg und Antwerpen Schaaren deutscher Auswanderer in Neuyork, Boston, Philadelphia oder Neuorleans an das Land, während nur wenige derselben nach dem ungeheuren Continente Südamerika's sich wenden. Zwar findet man nicht ganz selten in einigen Provinzen der argentinischen Republik Deutsche, von welchen gar manche die Lebensweise und Sitten der „Gauchos" oder Bewohner der „Pampas" angenommen haben, und man kann diese deutschen Gauchos in blutrothen „Ponchos" (Mantel), weiten baumwollnen Beinkleidern und spitzen Hüten, mit Sandalen von Roßleder bekleidet, woran Sporen 8 Zoll lang geschnallt sind, fast jeden Tag durch Buenos-Ayres nach ihren Weideplätzen galoppiren sehen. Aber diese Deutschen leben zerstreut und vereinzelt in den unendlichen Ebenen, wo Naturbeschaffenheit und Lebensweise jede eigentliche Colonisation nicht bloß nutzlos, sondern durchaus unpraktisch machen. Die brasilianische Regierung hat bekanntlich seit etwa 25 Jahren Versuche gemacht Colonien von Deutschen und Schweizern, wie man sie am Hudson oder Mississippi findet, anzulegen. Die neueste deutsche Colonie in Brasilien, wovon wir hier erzählen wollen, heißt Petropolis, zu Ehren des Kaisers Dom Pedro II, und man kann sie von der Hauptstadt Rio Janeiro aus in einem Tage erreichen; die neueste Schweizercolonie Morro Queimado genannt, liegt drei Tagereisen entfernt von Rio Janeiro. Die Nähe der Colonie Petropolis, die dortige kühlere und angenehmere Temperatur des Klimas hat viele Brasilianer, so wie fremde, namentlich englische Kaufleute aus Rio Janeiro veranlaßt in den Sommermonaten dort sich aufzuhalten, und da auch der Kaiser in jedem Jahre dort verweilt, so müssen die Minister und höchsten Staatsbeamten häufig nach Petropolis kommen. Deßhalb sind regelmäßige Verbindungen zwischen der Hauptstadt und dieser Colonie angelegt — und das ist in Brasilien nicht oft anzutreffen — und überhaupt scheint die Regierung sich Mühe zu geben das Gedeihen der Colonie, wenigstens als einen modischen Sommeraufenthalt, zu befördern.

Man macht den ersten Theil der Reise dorthin zu Wasser auf einem kleinen, schlechtgebaueten Dampfboote, welches jeden Mittag von Rio Janeiro abfährt. In diesem Boote werden Menschen und Thiere zusammengedrängt, umgeben von einem beständig plappernden und heftig gesticulirenden Haufen Neger, die sich bemühen dem Reisenden zu helfen, um ein paar „Vintems" (Kreuzer) von ihm zu erhalten, während andere Schwarze in ihren Kähnen liegen oder auf dem sonnigen Quai umherlungern und mit trägen Blicken die Reisenden begaffen, von welchen keiner ihrer Kritik entgeht, wenn gleich sie aus instinctmäßiger Furcht vor jedem Weißen ihre Bemerkungen mehr in Geberden als Worten ausdrücken. Da drängt sich ein dicker Priester, mit breitem Filzhut und langem weitem schwarzem Gewande bekleidet, schweißtriefend zur Landungstreppe, dann ein Pariser „Coiffeur" oder eine hübschgekleidete „Modistin" oder eine kleine muntere Grisette aus der Rua do Ouvidor, einer der Hauptstraßen von Rio Janeiro, wo fast nur Pariser Läden zu finden sind; dann kommt ein kräftig aussehender englischer Kaufmann in schneeweißer Leinenjacke und Stiefeln von Hirschleder, neben ihm ein langer klapperdürrer Mulatte oder ein dicker Bürger der Hauptstadt mit gelbbleichem Gesicht, den Sonntagsrock bis an den Hals zugeknöpft, nebst seiner Ehehälfte die in Seide und Atlas von den grellsten Farben prangt, und einem halben Dutzend heulender Kinder mit käseweißen Gesichtern, begleitet von einer Schaar Sklaven, die ein Brasilianer, der nicht zu den ärmsten Classen gehört, beständig um sich haben muß. Diesen folgt ein deutscher Colonist, welcher in der Stadt gewesen ist um Werkzeuge oder Lebensbedürfnisse einzukaufen, dann kommen englische oder amerikanische Marineofficiere, die auf ein paar Tage Urlaub von ihren in der Bucht von Rio Janeiro geankerten Schiffen erhalten haben oder gar ein brasilianischer Minister oder ein paar fremde Diplomaten. Aus solchen Elementen besteht gewöhnlich die Masse, welche auf dem Verdeck des Dampfers unter einem schmalen Zelte mitten zwischen magern Pferden und Maulthieren und unzähligen Ballen, Kisten und Fässern sich zusammendrängt. Da das kleine Fahrzeug möglichst flach gehen muß, so ist unter dem Deck kein Raum für Waaren, und selbst die Maschine befindet sich in der Mitte des Schiffs in einer Art von Schilderhaus. Der Steuermann, ein Neger, steht auf einer kleinen Erhöhung und steckt seinen Kopf durch eine Oeffnung im Zelte heraus, unbekümmert um die Gluth der Sonnenstrahlen; zu seinen Füßen steht ein großer Krug von porösem Thon mit Wasser gefüllt, für die Passagiere bestimmt, welche auch beständig ihren Trunk in einem daneben liegenden Zinnbecher aus dem Kruge schöpfen.

Man kann sich kaum eine schönere Landschaft denken, als die ist welche man um sich sieht, wenn der Dampfer sich in Bewegung setzt. An der einen Seite die große unregelmäßig gebaute Stadt Rio Janeiro, welche, von dem Rande des krystallhellen Meeres aufsteigend, den Fuß der steilen Höhen von Gavia, Tejuca und Corcovado bedeckt, die fast bis zu ihren Spitzen

einen Hintergrund von frischem Grün zeigen; die Gloriakirche auf einem vorspringenden Felsen, der spitze „Zuckerhutberg" zur Seite des schmalen Eingangs in die Bota Fogo, der von der großen Bucht eingeschlossenen kleinern Hafenbucht, und an der andern Seite die Stadt Nitherohy, einst die Hauptstadt des Reichs, mit ihren zierlichen kleinen Landhäusern und der freundlichen Vorstadt San Dominga, so wie die blendend weiße Kirche von Boa Viage auf isolirtem Felsen, der durch eine hölzerne Brücke mit dem Ufer verbunden ist. In der Ferne erblickt man die schmale Mündung der Bucht, durch Forts von Geschützen starrend flankirt, welche der weiße Schaum der donnernden Wellen des Oceans unaufhörlich bespritzt, und die Insel Raza mit ihrem Leuchtthurm. Längs der Stadt liegen viele Kriegsschiffe und Kauffahrer verschiedener Nationen vor Anker, während kleine Dampfboote und unzählige „Faluas" (plumpe Boote mit Lateinersegeln), beständig von einem Ufer der Bucht zum andern fliegend, der Landschaft noch mehr Leben verleihen. Nicht selten sieht man hier und dicht unter den Kanonen der Festung kleine Bricks von schlanker, symmetrischer Bauart, mit ungewöhnlich hohen Masten und sehr breiten Raaen ruhig geankert, welche dem Maler als Studie, dem Schiffsbaumeister als Modell dienen könnten. Aber wir wollen ihr „Logbuch" nicht einsehen und ihre Ladung nicht untersuchen, denn in ihrem nur vier Fuß hohen Zwischendeck sind Hunderte von menschlichen Wesen, Lebende mit Kranken und Sterbenden zusammengeschichtet, und das Gebäude des Schiffs und der Schnitt seiner Segel zeigt uns deutlich, daß es ein Clipper (schnellsegelnde Brick) aus Baltimore ist, der zu dem scheußlichen Sklavenhandel gebaut worden und eben aus der Bucht von Benin an der Guineaküste kommend, hier angelegt hat. Nein, lieber wollen wir unsern Blick auf das nicht fern davon ankernde, häßliche, alte Blockschiff „Crescent" richten, welches, aus der brittischen Marine ausrangirt, einen zwiefachen nützlichen Zweck erfüllt: nämlich theils die den Menschenhändlern abgenommenen Neger vorläufig zu beherbergen, theils als Hospital für die darunter Erblindeten zu dienen, denn sehr oft ist Blindheit die Folge der schrecklichen Qualen, welche diese Unglücklichen auf dem Sklavenschiffe haben erdulden müssen.

Nach zweistündiger Fahrt läuft unser Dampfboot in den kleinen, gekrümmten Fluß Estrella ein, welcher etwa 7 Stunden entfernt von der Hauptstadt, in die Bucht sich ergießt und nach kaum Dreiviertelstunden haben wir Porto Estrella, ein elendes Dörfchen, erreicht. Hier werden die Passagiere an das Land gesetzt, welche nun zu Pferde oder Maulthier, oder in leichten Wagen, die bis zum Fuß der Gebirge fahren können, ihre Reise fortsetzen. Eine gute Chaussee, etwa eine Meile lang, führt durch flaches Land, woran hin und wieder lange, schmale und an den Seiten offene Schoppen, „Ranchos" genannt, stehen, die als Rastörter für die Maulthierzüge erbaut sind, welche allein die Verbindung mit dem Innern des Landes unterhalten. Da von hier der Weg in die Provinz Minas Geraes führt und die Ausbeute der dortigen reichen Gold- und Diamantengruben nur auf Maulthieren bis zur Küste transportirt wird, von wo sie dann mit den Bedürfnissen, welche die spärliche Bevölkerung der Bergwerksdistricte gebraucht, beladen zurückkehren, so sieht man auf diesem Wege beständig Züge dieser Saumthiere hin- und hergehen. Die Rast eines Maulthierzuges ist stets eine malerische und lebendige Scene; die zierlich gepackten Säcke und Ballen werden in der Mitte in einen Haufen zusammen gelegt, während einige der Treiber, muntere, schwarzäugige und schwärzliche Bursche mit breitkrempigem Strohhut, gesteifter Kattunjacke und weiten, auf die Knöchel herabfallenden Stiefeln von Hirschleder, beschäftigt sind, Sättel und Geschirr unter der Anleitung ihres „Capataz" oder Anführers auszubessern, der für die Sicherheit der ihm anvertrauten werthvollen Waaren verantwortlich ist; andere Treiber um ein Feuer gelagert kochen das Abendessen, bestehend aus Carne Secca, dünnen Streifen von Rindfleisch, die an der Sonne und Luft gedörrt sind, nebst schwarzen Bohnen, und wieder andere sind fleißig bemüht, Hufeisen und Nägel auf einem kleinen Amboß zu schmieden, welcher mit dem übrigen Schmiedegeräth von dem letzten Thiere des Zuges getragen wird. Die Maulthiere, welche in eine an den Schoppen gränzende Umzäunung getrieben sind, suchen in dem gewöhnlich kahlen Boden ihr spärliches Futter, und müssen oft an Wassermangel leiden, ja zuweilen kommen viele derselben vor Durst um. Am Fuße der Sierra, neben einem Bache, steht auf Rasenboden eine Schießpulverfabrik der Regierung, worin etliche Zimmer zum Aufenthalt für den Kaiser eingerichtet sind, der hier oft übernachtet. Von dieser Fabrik bis nach Petropolis, das etwa anderthalb Stunden entfernt, ist vor einigen Jahren ein Weg über das Orgelgebirge angelegt, welches den Namen von seinen schmalen, gezahnten Spitzen erhalten hat, die einige Aehnlichkeit mit einer Reihe Orgelpfeifen haben. Diese neue Straße, an Schwierigkeiten allen höhern Bergstraßen Europa's vollkommen zu vergleichen, ist ein merkwürdiges Werk, und wurde unter Leitung eines deutschen Ingenieurofficiers, des Majors Koeler, begonnen, welcher mit der Bildung der Colonie Petropolis von der brasilianischen Regierung beauftragt war und bald nachher durch einen unglücklichen Zufall erschossen wurde. Die Straße wurde dann unter Leitung eines Franzosen vollendet, und jede deutsche Meile derselben soll die ungeheure Summe von 1,200,000 Gulden gekostet haben, wie man mir erzählte. Unser Weg führt in Schlangenwindungen den steilen Berg hinauf durch den Urwald, unter drohend überhängenden Felsenmassen oder über Brücken, die auf hohen Steinpfeilern ruhen, über gähnende schwarze Schlünde, dann durch einen schmalen Riß in dem Berge, von wo man die Stadt Rio Janeiro sammt ihrer Bucht und großartigen Umgebung in der Vogelperspective überschaut, und endlich gelinde absteigend nach Petropolis, das zwischen einer Reihe von wilden, felsigen Bergen, in einem Thale, aber doch sehr hoch, nämlich 4200 Fuß über der Meeresfläche erhaben liegt.

(Schluß folgt.)

Die Dichterinnen in Nordamerika.

(Schluß.)

Maria Brooks ist die einzige auffallende Ausnahme, die man in der Sammlung von Griswold trifft. Alle ihre poetischen Genossinnen finden die Quelle ihrer Inspirationen nicht in ihrem individuellen Leben, sondern in dem Unterricht, den sie erhalten haben, und da dieser Unterricht ziemlich für alle derselbe war, so darf man sich über die Einförmigkeit und Monotonie in ihren Werken nicht wundern. Wir wollen uns aber auch nicht darüber beklagen, denn eben durch diese Einförmigkeit können wir einige Schattirungen des amerikanischen Charakters weit leichter auffassen, als wenn ein origineller Geist eine jede dieser Dichterinnen beseelte. Das religiöse Gefühl z. B. ist allgemein darin verbreitet, aber,— soll man es sagen? Es ist derselbe Charakter, den man auch in den amerikanischen Prosaisten stets antrifft, nämlich ein christlicher Theismus, der mehr und mehr den Charakter des Protestantismus in Amerika bezeichnet. Der Geist Christi weht allenthalben, aber die Person erscheint selten; er ist allerdings

immer der Heiland der Welt, aber der gekreuzigte Erlöser ist fast vergessen. Der Sohn Gottes zeigt sich, wie er seinen Schülern sich zeigte, als sie ihn auf dem Thaborberge im Lichtglanze mit Moses und Elias, den Propheten des alten Gesetzes, sich besprechend erblickten. Man setze an die Stelle der Schüler und der vor Erstaunen stummen Menge am Fuße des Berges die niederknieende Menschheit, und man hat einen Begriff von dem Geist, den der religiöse Glaube mehr und mehr in Amerika annimmt. Aber die Leiden des Todes, das Kreuz auf Golgatha, dieser ganze tragische Theil der Geschichte des Heilands auf Erden, welchen die Christen des Mittelalters und der ältern Zeit stets im Geiste vor sich hatten, ist beinahe vergessen. Wir bezeichnen diese Thatsache als eine von denen, welche den religiösen und philosophischen Geistern unserer Zeit am meisten Stoff zum Nachdenken geben können; es ist dieß das Symptom einer im Protestantismus bevorstehenden Krise, die früh oder spät zum Ausbruch kommen muß. Dieß theistische Gefühl, was den Grundton in den Schriften von Channing, von Th. Parker u. s. w. ausmacht, gibt sich fortdauernd in allen Versen dieser Sammlung kund, welche durch Form oder Inhalt die Religion berühren.

Die Naturschilderungen machen nicht, wie man erwarten sollte, einen Eindruck durch ihre Neuheit. Man hört wohl da und dort von Palmen, Baumwollenbäumen, sowie die Namen einer uns unbekannten Flora, aber fast ist man geneigt, alle diese exotischen Bäume und Pflanzen für Pappeln, Eichen und Birken, für die bescheidenen Pflanzen unseres Europa zu halten. Man hat in allen diesen Poesien sehr wenig die Empfindung einer originellen Natur: mitten in diesen Wäldern und Forsten der neuen Welt glaubt man sich fast in einem europäischen Wald zu befinden, nur bemerkt man eine lebendigere Schilderung des Grünen und der Gewässer, die Bäume sind blätterreicher, das Grün dichter, die Sonne glühender, das Wasser wärmer, aber eine wahrhaft originelle Malerei, Schilderungen in großen und starken Zügen finden sich nicht.

Das Gefühl des Schönen oder Idealen ist unbestimmt ausgedrückt in diesen Poesien, auf eine abstrakte, metaphysische, farblose Art, man weiß nicht, ob alle diese Frauen die schönen Künste und namentlich die plastischen lieben und begreifen; die einzige aller schönen Künste, die sie lebendig fühlen und vorzuziehen scheinen, ist die Musik. Diese Vorliebe der neuen Völker für Musik ist ein merkwürdiger Umstand; der Vorzug, den sie ihr vor der Malerei und Sculptur geben, hat eine Ursache, und diese liegt darin, daß die Musik mehr mit ihren Instincten zusammenstimmt. Die Musik ist in Wahrheit und vorzugsweise die Kunst des 19ten Jahrhunderts; es ist die Kunst, welche seine unermeßlichen Strebungen am besten ausdrückt, es ist eine in ihrem Wesen demokratische Kunst. Von allen lebenden Wesen, selbst von den Thieren begriffen, erfordert die Musik, um begriffen zu werden, weder Wissenschaft noch lange Studien; sie befriedigt alle Welt und wiegt jeden in seine Träume. Um Bildhauer, Dichter und Maler zu erzeugen, bedarf ein Land langer Jahrhunderte, einer Geschichte, einer langen Reihe von Ueberlieferungen, feststehender Gewohnheiten, und was weiß ich noch, aber die neuern Völker, die Amerikaner namentlich, schreiten ihrer Zeit voraus, handeln mit Ueberstürzung und haben nicht die Muße, Ueberlieferungen und Geschichte abzuwarten. Daher diese außerordentliche Vorliebe für Musik, die übrigens auch die wohlfeilste aller Künste ist. Man liebt die Musik, wie man das Gespräch am Abend und den Schlummer nach einer langen Tagesarbeit liebt. Die Musik ist also, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Kunst der Völker, die nicht Zeit haben nachzudenken und zu überlegen, die Kunst der feurigen, fieberhaft strebenden Völker, denn um sie zu verstehen, braucht der Mensch nur Gefühl und Wünsche zu haben.

Das Gefühl des amerikanischen Stolzes, der Nationalempfindlichkeit klingt hie und da in diesen Poesien an, aber allzu selten. Die Erinnerung an die ersten Auswanderer, die Beschreibung Amerika's, als es noch von wilden Horden bewohnt war, und die Vergleichung dieses alten barbarischen Zustandes mit den industriellen Wundern des 19ten Jahrhunderts sind selten Gegenstände der Dichtungen, doch finden sie sich zuweilen. Wir haben selbst einige Fälle gefunden, über die man zu lächeln geneigt ist, wo die Schatten der alten indischen Satschems erscheinen, um die neue Civilisation zu segnen, und gleichsam dem Himmel zu danken, daß er ihren Stamm ausrotten, aus seinen Wäldern und Prairien verjagen ließ. Uebrigens finden sich in dem ganzen Bande sehr wenige Dichtungen über historische Gegenstände, — nur einige Eigennamen, einiges über G. Washington und Napoleon, das ist alles. Das übrige besteht aus Träumereien, Phantasien, Elegien, und drückt kein wirklich deutliches und bestimmtes Gefühl aus.

Was liegt aber am Ende an der relativen Schwäche dieser Dichtungen? wir wollen uns auf einen höhern Standpunkt, als auf den rein literarischen stellen. Der moralische Charakter und die Tugenden, die diesen Poesien zu Grunde liegen, gelten mehr als diese Poesien selbst. Wer kann sagen, wie viel Gutes diese vagen, musikalischen Träumereien, diese unschuldigen Spiele erschaffen haben. Diese Verse wurden verfaßt im Schooße der vollkommensten Ruhe, am häuslichen Herde, in der Nähe von Eltern und Freunden, die das eigentliche Publicum derselben bildeten, das Publicum, das sie bewunderte, und ohne Mühe das Gute und Edle was sie enthalten, daraus entnahm. Wie viel keusche Zärtlichkeit mag sich in den kleinen klaren Quellen gespiegelt, wie viel Ohren an diesen Harmonien ergötzt haben; mancher Kaufmann, der von der Tagesarbeit ermüdet, die Verse seiner Tochter oder seiner Frau vernahm, mochte einen Schimmer von idealen Dingen erhalten und von Schönheiten träumen, die er bisher nur schwach empfunden. In diesem Lande des Nützlichen machten auf diese Weise viele poetische Keime Wurzel schlagen; es liegt darum wenig daran, ob diese Poesien originell sind oder nicht: sie hatten ihren nützlichen Zweck, und haben auch ihre Dienste geleistet, darum wollen wir statt einer harten Kritik diesen dichterischen Frauen Dank zollen für alle die Keime von Frömmigkeit, Tugend und Adel, die sie in ihrem Lande ausgestreut. Auch sie haben ohne Lärm und Anstrengung ihre civilisirende Mission erfüllt.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Fünfter Theil.

(Fortsetzung.)

Nun blieb noch zu wissen übrig, welche andere Opfer für den Sieg der Dominirante fallen sollten, denn man zweifelte nicht, daß es zu Stillung dieses Racheburstes noch des Blutes bedürfe. Bruder Joseph, damals noch nicht verhaftet, nahm es über sich, dem Zögern des Präsidenten ein Ende zu machen, der eine Verlegenheit in der Wahl unter den in den Kerkern von Port-au-Prince befindlichen fünf- bis sechshundert Gefangenen zeigte.

Der Freund eines dieser Gefangenen hatte, um denselben zu retten, den Gedanken gefaßt, den ungeheuern Credit zu benützen, dessen sich Bruder Joseph noch immer bei dem Präsidenten erfreute. Er suchte

daher den Zauberer auf, spielte die Rolle des Gläubigen und bat ihn um seinen wohlbekannten Einfluß bei dem Gotte Vaudoux zu Gunsten des Gefangenen. Bruder Joseph erwiderte, die Schlange habe allerdings Gefälligkeiten für ihn, er mache sich verbindlich, Fürbitte bei ihr einzulegen, und was noch mehr ist, umsonst; um die Beschwörung aber zu unterstützen, brauche man unerläßlich Wachskerzen, neuntägige Andacht und Messen, und all' das koste „Geld, viel Geld.“ Auf dieses Wort wartete derjenige, welcher mit ihm sprach, und es wurde dem Zauberer eine ziemlich runde Summe gegeben, der, plötzlich von einer herrlichen Idee ergriffen, mit dem ihm eigenen geschmeidigen Tone fortfuhr: „Mein Gott, es kostet nicht mehr, für Hunderte und Tausende zu beten, wie für Einen, und wenn man mir die Mittel schaffen wollte, so würde ich mit Masson (so hieß der Gefangene, um den es sich handelte) zugleich auch alle anderen Gefangenen befreien.“

Als Masson dieses Anerbieten erfuhr, beeilte er sich, dasselbe seinen zahlreichen Gefangenschaftsgenossen mitzutheilen, von denen der größte Theil dasselbe freudig aufnahm. Es war in der That zu hoffen, daß Bruder Joseph, um seinen Ruf als Zauberer zu retten, einen geheimen Versuch bei Soulouque wagen werde. Die Gefangenen, welche, was sie an Geld oder Geldeswerth besaßen, zusammenschossen (der General Desmarêt zum Beispiele gab seine Epauletten her), brachten endlich mit Hülfe ihrer Freunde einen Werth von etwa zweitausend Gourdes zusammen, welche Bruder Joseph einsteckte und Stillschweigen empfahl. Einige andere waren dagegen so unklug gewesen und hatten den Mummenschanz dieses Taugenichts zu nähren verweigert. Der Zauberer ließ ihnen einen Rabatt vorschlagen, und um deßhalb keine Beschämung auf sich zu laden, bot er ihnen zuletzt sogar an, er wolle sich mit einer reinen Formalität begnügen, welche darin bestehe, daß sie ein Collier von einer gewissen Form um den Hals trügen. Sie schickten ihn zum Teufel, Bruder Joseph aber schwur, sie dem Henker zu überliefern.

Der Zauberer begab sich sodann in den Palast, in der doppelten Absicht, die wenigen Gefangenen, welche er zu keinem Lösegeld zu bringen vermochte, anzugeben, als hätten sie ihn für Zaubereien zum Nachtheile des Präsidenten bezahlen wollen, und dagegen für diejenigen um Freiheit zu bitten, welche sich gutwillig ein Lösegeld hatten auferlegen lassen; unterwegs aber fiel Bruder Joseph bei, daß nur der erstere Theil seines Planes Aussicht auf Gelingen habe, und in der Besorgniß, die Gefangenen könnten nach dem Fehlschlagen des zweiten Theiles ihr Geld zurückverlangen, oder ihn wenigstens als Betrüger behandeln, so hielt er es für das kürzeste, ihnen den Mund zu verschließen. Er denuncirte folglich auf einmal die Gefangenen, welche seinen Einfluß bei dem Gotte Vaudoux verschmäht, und einige von denen, welche diesem Einflusse ihren Tribut bezahlt, in der gewissen Ueberzeugung, daß die übrigen Unterzeichner gewiß zum Schweigen sich veranlaßt sehen würden.[1]

Unter den Unglücklichen war auch der General Céligny Ardouin, welcher seit fünfzehn Monaten gefesselt in dem Gefängnisse lag, wohin man ihn, von Säbelhieben ganz zerfetzt, geworfen hatte. Soulouque hatte ihn noch nicht verurtheilen lassen, und man wußte nicht recht warum; denn so oft man diesen Namen nannte, gerieth er in die fürchterlichsten Wuthanfälle, an welchen jeder Rath zur Besänftigung zerschellte. Die Denunciation des Bruder Joseph schmeichelte daher dem abergläubischen Hasse Soulouque's doppelt. Der General wurde augenblicklich mit neun seiner Gefährten vor Gericht gestellt (Julius 1849); der einzige Belastungszeuge, welcher gehört wurde, verweigerte die Eidesleistung und führte zu seiner Entschuldigung an, es sey nicht festgesetzt, daß man auf Christus schwören müsse. Die Richter hielten sich bei diesem geringfügigen Umstande nicht auf, und die Entscheidungsgründe, deren Text wir uns nicht zu verschaffen wußten, deckten gewandt die von dem Zeugen angegebene Thatsache aus, daß er nämlich Geld zu Beschwörungen und Neuntagsandachten gegeben, welche entweder den Untergang des Präsidenten herbeiführen oder ihn wahnsinnig machen sollten. Nachdem sie der allgemeinen Feigherzigkeit diesen Tribut bezahlt, hatten jetzt die Richter den Muth (in diesem Falle war es wirklich Muth), die Todesstrafe nur gegen drei Angeklagte auszusprechen; drei andere wurden zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, die vier übrigen wurden frei gesprochen, allein in Folge einer letzten Uebereinkunft dem Präsidenten zur Verfügung gestellt. Unter diesen letzteren war der General Céligny Ardouin.

Als der Präsident dieses Ergebniß erfuhr, zerriß er in der höchsten Wuth das Urtheil und rief, zur Todesstrafe habe man gerade diejenigen verurtheilt, deren Tod ihm gleichgültig sey. Die Richter, welche vor Schrecken außer sich waren, entschuldigten sich mit der Aengstlichkeit des Zeugen, der in ein Kerkerloch geworfen wurde. Obgleich die drei zum Tode Verurtheilten bei Gericht um nochmalige Untersuchung eingekommen waren, so wurde doch das Gesammturtheil cassirt, und die zehn Angeschuldigten wurden vor ein neues Kriegsgericht gestellt, welches in dem drei Stunden von Port-au-Prince entfernten Croix-des-Bouquets seinen Sitz hatte.

Soulouque hatte aber für diesen Tag auf eine großartige Hinrichtung gerechnet. Er erinnerte sich nun, daß er vier zum Tode verurtheilte Unglückliche seit länger als einem Jahre zur Hand habe, und da die große Hinrichtung fehlgeschlagen, so war dieß für seine gierige Mordlust ein erwünschter Fall. Diese Unglücklichen waren der General Desmarêt und seine drei Gefährten, dieselben, welche im Jahre 1848 nach Beendigung der Süd-Expedition auf die Bitte der ganzen Bevölkerung begnadigt worden waren. Man richtete sie unverzüglich hin, aber es war dieß eigentlich weniger eine Hinrichtung als ein Gemetzel, denn keiner war auf den ersten Schuß todt. Sey es, daß Soulouque als Besiegter mehr Schrecken einflößte denn als Sieger, oder daß die mit der Sache verbundene Zauberfrage dem Henker alle Vaudoux-Sympathien der Stadt zugewendet, die Bevölkerung murrte nicht einmal über die feige und grausame Zurücknahme der den vier Gerichteten zugestandenen Gnade. Die Hinrichtung ging ohne einen anderen Zwischenfall vor sich, als daß das Staatsoberhaupt mit einem zahlreichen Generalstabe und mit Musik kam, um die Hinrichtung zu besehen und die rothen Flecken auf diesen menschlichen Scheiben zu zählen. Der General Céligny Ardouin und seine neun Mitangeschuldigten wurden zu Fuße und gefesselt nach Croix-des-Bouquets gebracht. Der Weg war durch die Regen so ungangbar geworden, daß sie sieben Stunden brauchten, um die Strecke von drei Meilen zurückzulegen, obwohl die Begleitungsmannschaft sie mit Stockschlägen vorwärts trieb. Fräulein Céligny Ardouin hatte ihren Vater begleiten wollen.

Der französische General-Consul, an welchen sich der momentan das brittische Consulat führende Vice-Consul anschloß, wollte einen letzten Gang zu Gunsten des unglücklichen Generals versuchen. Der gewöhnliche Auftritt wiederholte sich; die äußerste Erschöpfung unterbrach nur von Zeit zu Zeit Soulouque's Wuthausbrüche, die immer mit dem Refrain endigten: „Ich muß sein Blut haben.“ — „Aber warten Sie wenigstens, sagte Herr Raybaud zu ihm, bis er endgültig verurtheilt ist, und wenn er dieß ist, so bleibt ihm ja noch die Berufung an eine nochmalige Untersuchung.“ — „Nein! nein! erwiderte Soulouque, das würde kein Ende nehmen . . . Ich sage Ihnen, daß ich sein Blut haben muß! . . . Er wird unverzüglich erschossen, und wie ein Hund!“ — „Haben Sie wenigstens Mitleiden mit seiner Frau und mit seinen unglücklichen Kindern!“ — „Ich . . .! sie sollen alle crepiren! alle!“ der englische Vice-Consul sagte ihm noch, als er schon an der Sache verzweifelte, „werfen Sie ihn in einen ihrer abscheulichen Kerker des Hafens St. Nicolas, aber lassen Sie ihm wenigstens das Leben!“ — „Ich werde mich wohl hüten! Er geht in den Kerker, aus welchem niemand zurückkommt! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

[1] Man hat mich versichert, daß geheimer Haß dem Bruder Joseph die Gefangenen bezeichnete, welche er vorzüglich denunciren sollte, und daß dieß für den Papa Boudoux eine ebenso lucrative Speculation wurde, wie die beiden anderen.

Französische Sendung nach den Klöstern der Thebais. Die große Bereicherung, welche einzelne englische Privatmänner aus diesen Klöstern gezogen haben, hat die französische Regierung veranlaßt, einen besondern Abgeordneten hinzusenden, den von uns schon früher erwähnten (s. Nr. 104) Mariette. (Arch. des Miss. Juill. 1850.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 128. 29 Mai 1851.

Die Seeräuberei der Suluresen.

(Aus der Tydschrift voor Neerlands Indie. 1850. August.) [1]

Es ist ganz unbestreitbar, daß bei der Ankunft der Niederländer im indischen Archipel weniger Seeräubereien statt fanden, als gegenwärtig. Die Ursache davon ist, daß ein sehr lebendiger und blühender Handel bestand, durch den die Bevölkerung die Erzeugnisse des Landes und des Meeres in reichem Maaße einerntete und vortheilhaft absetzte. Ueberall waren mächtige und reiche Fürsten, so zu Malakka, Atjin, Palembang, Bantam, Jakatra, Sulu, Sukkadana, Banjermassin, dem eigentlichen Borneo u. s. w. Ein lebendiger Handel durch Hunderte chinesischer Dschonken betrieben führte die Erzeugnisse nach China, und tauschte sie gegen Waaren dieses Landes aus. Die Festsetzung der ostindischen Compagnie in diesen Ländern veränderte diesen Stand der Sachen gänzlich, denn dieser Handelskörper suchte sich durch Verträge die ausschließliche Lieferung der gesuchtesten Artikel gegen ganz unbedeutende Preise zu sichern, wodurch der Wohlstand der Fürsten langsam sich verminderte, und die directe Fahrt nach China mit Dschonken dieser Nation nach und nach aufhörte. Der Verlust dieses Eigenhandels brachte einen großen Stillstand im Handel hervor. Die früher stark begehrten Erzeugnisse, wie Agar-agar, Tripang, Vogelnester, Perlen, Perlmutter, Wachs, Kamphir, Rottang u. s. w., die sie mit der größten Mühe und Sorgfalt gesammelt hatten, blieben unverkauft liegen, falls sie solche nicht nach Batavia bringen wollten, wo sie einen viel geringern Preis als früher erhielten. Dieß wirkte sehr nachtheilig auf die bisherige Betriebsamkeit zurück; die Armuth riß ein, die Trägheit nahm zu, der Ackerbau ward vernachläßigt, und nun begannen die Raub- und Plünderungszüge, die allmählich so in Fleisch und Blut übergingen daß der Sinn für das Unehrliche des Gewerbs gänzlich entschwunden ist.

Die wohlhabenden Einwohner des Hauptorts Soog im Suluarchipel liefern denen, die Raubzüge unternehmen wollen, Waffen, Pulver, Lebensmittel, Opium, und selbst nöthigenfalls einen Theil der Mannschaft. Auch wird der Seeraub von den Illanuns getrieben, die von Magindanao auswanderten, und sich auf verschiedenen Inseln des Suluarchipels niederließen. An der Spitze derjenigen, welche die Seeräuberfahrzeuge ausrüsten, steht der Sultan von Sulu, Mohammed Poalon, und die verschiedenen Datus der Insel. Besondere Bestimmungen regeln den Antheil, der von der gemachten Beute an die Ruma Bitjara (Regierung von Sulu) abgetreten werden muß, und der ein Viertel beträgt; andere Bestimmungen setzen den Antheil fest, der den Ausrüstern zufällt. Bewiesen ist aber, daß die Seeräuber durch den Sultan und die Großen von Sulu vollständig unterstützt und mit allem Nöthigen versehen werden, zu welchem Ende dieselben bestimmte Abgaben an letztere zahlen müssen. Diese Abgaben, zu denen noch manche Nebenerpressungen kommen, die durch den Datu Molok Bandarassa, unter dessen Aufsicht alle diese Seeräuber stehen, geübt werden, sind so groß, daß an diese selbst nur wenig kommt.

Es ist eine bekannte und beklagenswerthe Thatsache, daß der Seeraub in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat, und daß derselbe zu einem wahren System geworden ist, das von der Bevölkerung von Sulu mit großer Berechnung getrieben wird. Der Hauptartikel des daraus entspringenden Handels sind Sklaven, die zu Tausenden jährlich durch die Räuber aufgebracht und zu Sulu, als dem großen Sklavenmarkt des indischen Archipels, verkauft werden. Man kann mit Zuverläßigkeit behaupten, daß Sulu das Nest ist, wo der Seeraub genährt und bis nach den größten Entfernungen betrieben wird. Indeß gibt sich der Sultan von Sulu das Ansehen, als habe er mit all dem Seeraub nichts zu schaffen, selbst nicht mit dem, den die Badjos treiben, die ihm unmittelbar unterworfen sind und alle Inseln des Suluarchipels bewohnen. Ihr Hauptsammelplatz ist Balanginie, eine kleine, sehr niedrige Insel, einige Meilen östlich von Sulu gelegen. Diese Insel hat fast keinen trockenen Boden, und man muß das Wasser aus einem benachbarten Inselchen, Pa-adul, holen; dennoch wohnen in zehn Negerien gegen 10,000 Seelen; die Spanier haben im März 1848 den Platz verwüstet, die Fahrzeuge verbrannt, einen Theil der Einwohner niedergemacht, andere fortgeschleppt; dennoch behauptet man, es seyen noch gegen 100 Praauen da, um den Seeraub fortzusetzen. Illanun ist eine stark bevölkerte Negerie auf Magindanao, die sich der Regierung des Sultans dieses Landes entzogen und unter den Befehl des Sultans von Sulu gestellt hat. Ueber 2000 Mann fahren auf 60 bis 70 Praauen auf Seeraub aus. Tontolie, auf der Nordküste von Celebes, ist gleichfalls ein Sammelplatz der Suluschen Räuber; 2 bis 3000 Mann halten sich zeitweise hier auf, und genießen bei dem Fürsten allen möglichen Schutz. Noch andere Plätze ließen sich aufzählen, doch mag das Obige hinreichen, um zu beweisen, daß die ganze Bevölkerung des Suluarchipels zum Seeraub geneigt ist, sobald sich irgend Gelegenheit dazu zeigt. Zu erwähnen sind nur noch die Badjos oder das Wasservolk,

[1] Wir entnehmen aus dieser uns zufällig erst vor wenig Wochen zugekommenen Lieferung nachstehende Schilderung der Ursachen der Seeräuberei im indischen Archipel; der Artikel ist um so interessanter, als er ein halbes Jahr vor dem Zuge der Spanier gegen Sulu niedergeschrieben wurde. Daß er aus holländischen Quellen kommt, gibt ihm natürlich einen besondern Werth.

das seit undenklichen Zeiten gewohnt ist, die Erzeugnisse des Meeres, als Tripang, Agar-agar, Perlen, Bernstein, Haifischflossen, Vogelnester u. s. w. zu suchen, das aber seit dem Verfall des Handels sich wesentlich dem Seeraub ergeben hat. Dieser Stamm mag im Suluarchipel gegen 20,000 Seelen betragen. Sie rauben mit kleinen Fahrzeugen, die sie sehr schnell rudern, sind bewaffnet wie die Ilanuns, und fürchten die europäischen Kreuzer nicht, da sie denselben leicht durch Rudern außerhalb Schußweite bleiben. Furcht erwecken ihnen nur die inländischen bewaffneten Fahrzeuge, durch die sie in ihre Verstecke verfolgt werden können. Die Art, wie sie den Raub treiben, richtet sich nach den Umständen. Oft kommen sie mit Kauffahrteischiffen an die Küste von Celebes, fahren mit kleinen Prauen an derselben hinab, und überfallen die Bewohner der entlegenen Negerien, die sie fortschleppen um sie als Sklaven auf Sulu zu verkaufen. Unglaublich ist die Zahl der geraubten Menschen, die jährlich dahin gebracht werden; viele sind den größten Mißhandlungen Preis gegeben, und keinen Augenblick ihres Lebens sicher, da jeder Herr seinen Sklaven ungestraft ermorden kann. Andere werden nach der Küste von Borneo gebracht und an die Dajaks verkauft, von denen sie als Sühnopfer an den Gräbern ihrer verstorbenen Blutsverwandten geschlachtet werden.

Man sieht, Anlaß genug zu Gewaltschritten gegen Sulu ist gegeben, ob aber ein solcher Rachezug wie ihn die Spanier kürzlich unternommen, der Sache Genüge thut, möchten wir sehr bezweifeln. Nur Festsetzung von Europäern an den schlimmsten Orten, Belebung des Handels und fortgesetzte Verfolgung der Räuber kann allmählich dem Unwesen Einhalt thun.

Die deutsche Colonie Petropolis in Brasilien.

(Schluß.)

Vor etlichen Jahren ließ der Kaiser das Land, worauf das Städtchen erbaut wurde, für etwa 36,000 Gulden ankaufen und im Jahre 1845 an Colonisten vertheilen, deren Ueberfahrt nach Brasilien von der Provinz Rio Janeiro bezahlt wurde; die Wahl der Colonisten und die Leitung des ganzen Geschäfts war dem erwähnten Major Koeler übertragen. Dieser veranlaßte gegen 1500 Deutsche, hauptsächlich aus Kurhessen, Nassau und den Rheinprovinzen, außer einigen Schweizern aus Basel und einigen Lothringern fast alle der ärmsten Classe von Landleuten angehörend, nach Brasilien auszuwandern. Seit Gründung der Colonie durch diese Auswanderer haben sich viele Brasilianer, auch manche Portugiesen und etliche freie Neger dort niedergelassen, so daß Petropolis jetzt 3000 Einwohner enthält. Diese rasche Zunahme der Bevölkerung könnte zu der Meinung verleiten, daß die Colonie in einem blühenden Zustande sich befinde, allein dieß ist im allgemeinen keineswegs der Fall, und die Klagen der fremden Ansiedler sind nicht unbegründet. Die Lage der Colonie ist sehr schlecht gewählt, denn die sie umgebenden Bergabhänge sind steil, der Boden ist sehr mager, und dicht unter der Oberfläche desselben liegen überall Felsen. Man hat die Berechnung gemacht, daß 30 Morgen bedeckt mit einem einheimischen Gewächse, Taquarah genannt — es ist eine Art von breitblättrigem Bambusrohr — erforderlich sind, um einer einzigen Kuh genügendes Futter zu geben; deßhalb hat man es in den meisten Fällen für vortheilhafter gehalten, dieses Gewächs auszurotten und das Land mit einer afrikanischen Grasart, Capim d'Angola genannt, zu bestellen. Dieses hat aber nur theilweise eine günstige Ernte geliefert, und die Mehrzahl der Colonisten, welche vom Ackerbau lebt, befindet sich in einer höchst elenden Lage, obgleich sie in einer gewissen Reihe von Jahren nicht die geringste Pacht oder andere Abgabe von ihren Ländereien geben. Nur diejenigen Colonisten, welche ein Handwerk verstehen, verdienen jetzt ziemlich viel Geld, indem sie fortwährende Arbeit bei den zahlreichen dort erbaut werdenden Landhäusern finden, die zur Aufnahme gelegentlicher Besucher oder als Sommeraufenthalt für einige reiche Kaufleute und Sklavenhändler der Hauptstadt dienen sollen. Viele dieser Landhäuser sind aber bereits vollendet, und so wird die Arbeit der Handwerker nach und nach sich verringern, während der Ertrag des Ackerbaues von Tag zu Tag zur Ernährung der Ansiedler immer weniger ausreicht.

In Petropolis wird zuerst einem jeden der Sommerpalast des Kaisers ins Auge fallen, wovon jedoch nur ein einstöckiger Flügel vollendet ist; das Gebäude hat keine architektonische Schönheit, und es soll in der Mitte zwei Stockwerk hoch werden. Dieser Palast steht auf einem hohen Hügel, im Mittelpunkte des Thals, und wird den Hügel gänzlich bedecken, so daß ein Park oder Garten daneben nicht angelegt werden kann. Am Fuß des Hügels zieht sich ein kleiner, seichter Bach umher und bildet an zwei Seiten desselben Sumpflachen; da der Bach nun häufig fast ganz austrocknet, so nannten die ersten Ansiedler ihn Corgo Secco oder den „trockenen Fluß." Unter den vollendeten Häusern des Orts ist das größte und bedeutendste dasjenige, welches der verstorbene Major Koeler besaß und jetzt als jährliche Sommerresidenz von dem Kaiser und der Kaiserin benutzt wird. Ein Schweizer hat hier ein kleines Hotel angelegt, ein englischer Jude (der auch beträchtlichen Ackerbau treibt) hält ein Logir- und Kosthaus (boarding-house), dann steht da eine lutherische Capelle, ein Hospital und eine katholische Kirche, letztere beide sind aber noch unvollendet. An jedem Ufer des Bachs ist eine Reihe Häuser aufgeführt, die meisten sind fertig und gewöhnlich auf brasilianische Weise erbaut, d. h. aus drei oder vier Stockwerken bestehend und mit rothem oder weißem Stucco bekleidet; die Fenster darin sind nahe an einander und deren obere Hälfte kann nicht geöffnet werden; das Innere enthält eine Menge kleiner, nicht sehr luftiger Gemächer, eine sehr schmale und dabei dunkle Treppe nebst eben so engen Vorplätzen, alles für das schwülheiße Klima Brasiliens sehr unpassend angelegt. Dieser Theil der Stadt allein kann Anspruch auf den Namen einer Straße machen, und hier wohnt die Mehrzahl der brasilianischen und portugiesischen Ansiedler, von welchen einige Läden mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken haben, die sie auf Maulthieren von Rio Janeiro erhalten. Nur ein Paar Deutsche machen sich als Krämer oder Handwerker bemerklich durch hölzerne Schilder vor ihren Häusern, worauf man die deutschen Worte „Waarenhandlung", oder „Tischlermeister", oder „Schreiner" liest; indeß fürchten wir, daß diese Krämer von ihren brasilianischen und portugiesischen Concurrenten bald aus dem Felde geschlagen werden, die schon sprüchwörtlich als die schlauesten aller Handelsleute bekannt sind.

Einen angenehmen Contrast mit diesen unschönen Häusern machen die schlichtgebauten kleinen Hütten der europäischen Ackerbauer, welche in allen Richtungen zerstreut, zwischen Felsen und Gebüschen stehen und durch ihre sauber gehaltenen und gut cultivirten Gärten, worin ein Beet halbverdorrter Kartoffeln oder eine Reihe verkrüppelter Kohlköpfe an die Heimath des Eigenthümers erinnern. Die Luft, welche man hier einathmet, ist so kühl und kräftigend im Vergleich mit der schwülen Atmosphäre der Hauptstadt und deren nächster Umgebung, daß man fast nicht glauben kann, man befinde sich nur wenige Meilen davon ent-

fernt, und eben so gut wie dort unter den Feuerstrahlen der tropischen Sonne. Durch diesen wohlthuenden Zweifel werden Tausende von Ideenassociationen in Beziehung auf die „alte Welt“ in euch rege und scheinen mit jedem Schritte immer mehr zur Wahrheit zu werden. Wohin unser Blick fällt, gewahren wir ein wohlbekanntes Ackerbau- oder Haushaltungsinstrument, während blauäugige Mädchen unter dem Strohdache und der vorragenden Dachtraufe aus einem Fensterchen schauen und lächelnd euch nachgucken; überall begrüßt euch ein „guter Tag“ oder „guten Abend!“ aus dem Munde des ehrlichen, schläfrig aussehenden „Bauern,“ der auf dem beladenen „Leiterwagen“ — welcher aus der Heimath mitgebracht ist — nach Hause fährt, während Schaaren kleiner rosenwangiger Kinder in Lumpen euch verfolgen mit dem oft gehörten Ausruf: „nur einen Pfennig!“ so daß ihr nicht umhin könnt, die kleine Münze in eurer Tasche unter sie zu vertheilen, bis etwa ein rüstiger Handwerker die kleine Beut fortjagt um euch zu erklären, daß „Feijaus“ (schwarze Bohnen) gar kein Essen für einen Deutschen sind, und über die schlechte Verwaltung und die Erpressungen der brasilianischen Beamten zu klagen, damit ihr ihm einen guten Rath gebt, während ihr ihm doch nichts als eure Theilnahme schenken könnt, die ihm wenig hilft.

Nachdem die Straße von Porto Estrella die Colonie durchzogen hat, wird sie bald nachher ein bloßer Maulthierpfad, der über eine Einsattelung in der Bergkette zum Flusse Parahyba und nach den etwa fünf Tagereisen davon entfernten Bergwerksdistricten führt. Um die Colonie her hat man viele bequeme Pfade durch den Wald am Fuße der Berge für die im Sommer dort sich aufhaltenden fremden Gäste angelegt, deren einzige Unterhaltung darin besteht, zu Fuß oder Maulthier die Gegend zu durchstreifen. Der beliebteste Ausflug ist nach einem Wasserfalle, welcher den alten indianischen Namen „Tamarati“ noch jetzt führt. Dort stürzt eine Wassermasse von einer beträchtlichen Höhe herab und strömt in das Thal durch einen schmalen Felsenschlund, dessen Wände mit Gebüschen und Gewächsen der verschiedensten Art und Form bedeckt sind, die von Myriaden von Schmetterlingen, Käfern und Insecten, alle mit den glänzendsten Farben bekleidet, bevölkert werden. Während man in dieser Berggegend alle Insecten antrifft, welche in den übrigen Theilen Brasiliens sich vorfinden, sieht man die Vögel von grellbuntem Gefieder wie Papageyen, Flamingos und Colibris hier selten, und letztere, so häufig in den Gärten und Wäldern der Nachbarschaft der Hauptstadt, sind überhaupt in allen höher liegenden Gegenden fast niemals anzutreffen. Schlangen gibt es hier genug und zwei der giftigsten, die mit den indianischen Namen „Jacarraca“ und „Cucu“ genannt werden, zeigen sich in der unmittelbaren Umgebung der Colonie. In den Wäldern findet man das „Paca“, ein kleines Thier dem Schweine sehr ähnlich, dessen Fleisch von den Negern für einen Leckerbissen gehalten wird und das ebenso wie der einheimische Fasan, „Jacu“ genannt, oft von den fremden Gästen geschossen wird.

Es erscheint mir klar, daß die Colonie Petropolis wegen ihrer unpaßlich gewählten Lage und ihres schlechten Bodens ein durchaus verfehlter Versuch einer ackerbauenden Colonie ist; dabei bleibt es aber möglich, daß die Begünstigung des kaiserlichen Hofes und die vielen zu allen Jahreszeiten dorthin kommenden Fremden, welche dort Gesundheit oder Erholung suchen, denjenigen Ansiedlern genügende Vortheile bringen, welche das nöthige Capital besitzen, um die Bedürfnisse dieser Gäste befriedigen zu können. Aber wie die ärmern Ansiedler, welche, wie oben bemerkt, die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, sich mit ihrer Familie von dem Ertrage des Ackerbaues unterhalten können, was die Regierung von Anfang an vorausgesetzt hat, das bleibt ein schwierig zu lösendes Problem. Wird die brasilianische Regierung ihnen größern Grundbesitz unentgeldlich oder längere Abgabenfreiheit einräumen, oder wird sie ihnen die Wahl lassen auf ihre, der Regierung, Kosten in ihre Heimath zurückzukehren und damit anerkennen, daß der ganze Colonisationsplan unüberlegt und unausführbar war? Eine andere Alternative kann ich nicht finden, die Regierung müßte denn diese armen Colonisten dahin bringen, daß sie Dienste nähmen in den deutschen Regimentern, welche jetzt aus den unglücklichen Soldaten des aufgelösten schleswig-holsteinischen Heers in Hamburg geworben werden, und welchem Loose gehen sie dann entgegen!

Herr Sauley am todten Meer.

Die Archives des missions scientifiques et littér. vom Januar d. J. enthalten einen Bericht Sauley's über seinen Ausflug von Jerusalem nach dem todten Meer. Diesem Bericht nach scheint es gegenwärtig dort sehr unsicher durch die Araber, mit denen Sauley mehrfach in Zerwürfnisse kam, und gefangen gehalten wurde; nur durch bedeutende Lösegelder scheint er sich losgemacht zu haben. Die Reise dauerte 21 Tage (vom 5 bis 25 Januar d. J.), und scheint viel neues geboten zu haben, das den Archäologen sehr in Anspruch nahm; er fand bis jetzt unbekannte Alterthümer aus der Zeit der Kreuzfahrer, der Römer, und der Moabiten, unter andern im Gebiet der letztern einen Sonnentempel, „durch seine Pracht und seine Größe dem von Baalbek zu vergleichen.“ Außerdem glaubt Hr. Sauley alle fünf durch das vulcanische Ereigniß, dem das todte Meer seine Entstehung verdankt, zerstörten fünf Städte gefunden zu haben, zuletzt Adama. Auch bemerkt er, daß alle Karten, auch die von den Gelehrten so sehr geschätzte von Ritter, vielfach (horriblement) falsch seyen, und geändert werden müßten.“

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Fünfter Theil.

(Fortsetzung.

Um zwei Uhr Morgens zum Tode verurtheilt, wurde der unglückliche General, trotz dem daß er appellirte, um neun Uhr hingerichtet. Er starb, wie alle anderen, mit bewunderenswerther Kaltblütigkeit. Die Verhaftung einiger anderer angesehenen Männer, worunter auch der General Vetter sich befand, füllte alsbald die Gefängnisse wieder, welche durch die Speculation von Bruder Joseph leer geworden.

Soulouque hatte den Plan, sich nach der Rückkehr von der Eroberung des Ostens in der Kirche des Gonaïves zum Kaiser ausrufen zu lassen, wo auch Dessalines ausgerufen worden; da aber der Osten sich nicht hatte erobern lassen wollen, so schien diese Fastnachtsidee auf unbestimmte Zeit verschoben; allein der neue, glänzende Sieg, welchen der Präsident über die Zauber-Intriguen errungen, hatte plötzlich das Gefühl seiner Vorbestimmung wieder in ihm erweckt, und er ließ sich durch das halbe Dutzend Schelme, welche ihn seit 1847 mit dieser Idee belagerten, gerne Gewalt anthun.

Am 21 August 1849 fing man zu Port au Prince an, von Haus zu Haus, von Laden zu Laden eine Petition an die Kammern herumzutragen, durch welche das Volk von Haiti, um die geheiligten Principien seiner Freiheit unangetastet zu bewahren.... in Würdigung der unaussprechlichen Wohlthaten, womit der Präsident Faustin Soulouque das Land überschüttet, ... in Anerkennung der unaufhörlichen, heldenmüthigen Bestrebungen zu Befestigung der Institutionen, ihm ohne weiteres den Kaisertitel übertrug; niemanden war, wohlverstanden, sein Leben so entleidet, daß er seine Unterschrift verweigerte. Am 25sten wurde die Petition bei der Kammer der Abgeordneten eingebracht, welche sich mit dem doppelten Ergusse der Begeisterung und des Schreckens dem Wunsche des Volkes an-

schloß, und am anderen Tage sanctionirte der Senat den Beschluß der Abgeordnetenkammer.

An demselben Tage begaben sich die Senatoren zu Pferd insgesammt nach dem Palaste. Der Senatspräsident hatte eine während der Nacht verfertigte Krone von vergoldetem Pappendeckel in der Hand; mit gemessener Vorsicht setzte er sie auf das geheiligte Haupt Soulouque's, dessen Gesicht bei dieser ersehnten Berührung strahlte. Der Senatspräsident heftete sofort eine große Decoration unbekannten Ursprunges an die Brust des Kaisers, hing eine Kette um den Hals der Kaiserin und hielt seine Rede, auf welche Seine Majestät Faustin lebhaft antwortete: Es lebe die Freiheit! es lebe die Gleichheit! Unter dem Schall der fürchterlichsten Musik, welche man sich vorstellen kann, die sich aber glücklicherweise in dem Crescendo der Vivats und dem betäubenden Donner der beinahe ununterbrochen den ganzen Tag hindurch währenden Artilleriesalven verloren, begaben sich der Kaiser und sein Gefolge sofort in die Kirche. Nach derselben ritt Seine Majestät durch die Stadt, und ich erspare mir die Beschreibung des Uebermaßes von Guirlanden, Triumphbögen, Zierrathen und Inschriften. Nach Verfluß von acht Tagen dauerten die Beleuchtungen auf Befehl noch fort, und die Polizei wachte mit argwöhnischem Auge über die Frische des Laubwerkes, womit jedes Haus (besonders die Wohnungen der Mulatten) auf Befehl fortwährend geschmückt werden mußte.

Inzwischen hielt sich Faustin I in seinen Gemächern eingeschlossen und brachte ganze Stunden mit Betrachtung einer Reihe von Kupferstichen zu, welche die Ceremonien der Krönung Napoleons vorstellten. Sodann berief er eines Morgens den ersten Kaufmann von Port-au-Prince und befahl ihm, unverzüglich von Paris einen Anzug kommen zu lassen, der in allen Stücken demjenigen ähnlich sey, welchen er auf diesen Kupferstichen bewunderte. Außerdem bestellte Faustin I eine Krone für sich, eine solche für die Kaiserin, ein Scepter, eine Kugel, eine Hand der Gerechtigkeit, einen Thron und anderes Zugehör, stets nach Art der Krönung Napoleons. Die Finanzen des Kaiserreiches werden sich davon lange nicht erholen, denn alle diese Gegenstände sind schon geliefert und bezahlt, und nur die durch die Maurer und Zimmerleute so sehr verzögerte Construction des Thronsaales hat die Krönungsfeierlichkeit hinausgeschoben, welche jetzt endlich, Weihnachten 1850, stattgefunden hat.

Während Seine Majestät über den Preis seines Thrones, seines Scepters, seines mit goldenen Bienen besäeten Mantels und über vieles andere debattirte, beeilten sich die Departements, welche durch Gerüchte (denn um ihre Meinung hatte man sie nie befragt), gehört, daß sie einen Kaiser hätten, Adressen über Adressen einzusenden. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß die ersten Unterschriften und die übertriebensten Namensschnörkel verdächtigen Farbigen und Schwarzen angehörten. Diese Steigerung des allgemeinen Enthusiasmus zeigte sich unter allen Gestalten: die wohl angeschriebenen Orte begnügten sich zu Ehren Faustins I mit einundzwanzig Kanonenschüssen, während die weniger beliebten deren bis zu zweihundert und fünfundzwanzig abfeuerten. Die ultraschwarze Partei trug übrigens in Beziehung auf äußeres Gepränge den Sieg davon. Der Titel Sire oder Kaiser schienen ihr zu unbedeutend; er führte statt ihrer großmüthiger Held, oder erlauchter Souverain, oder erhabener Großsouverain ein. In den Predigten, welche die als Priester verkleideten Abenteurer, aus welchen der größte Theil der sogenannten haitischen Geistlichkeit besteht, bei dieser Veranlassung hielten, wurde Soulouque der sehr christliche Kaiser, oder Seine allerchristlichste Majestät genannt.

Die Constitution des Reiches ist vom 20 September. Die kaiserliche Gewalt ist dort für erblich und im Mannsstamme übertragbar erklärt, mit dem Rechtsvorbehalt für den Kaiser, welcher zufällig keine directen Erben haben sollte (dieß ist bei Soulouque der Fall, der nur zwei Töchter hat), einen seiner Neffen an Kindesstatt anzunehmen oder seinen Nachfolger zu ernennen. Die Formel der Gesetzesverkündigung ist folgende: „Im Namen der Nation . . wie durch die Gnade Gottes und die Constitution des Reiches," was die Anhänger des republikanischen Rechtes, diejenigen des göttlichen und diejenigen des constitutionellen Rechtes zumal zufrieden stellt. Die Person des Kaisers ist unverletzlich und heilig, und die Souveränetät liegt in der Allgemeinheit der Bürger. Der Kaiser ernennt den Senat. Man sieht, daß die Constitution von Haiti bezüglich der Abgeschmacktheiten manche andere Constitutionen nicht zu beneiden hat. Die Praxis verbessert wenigstens hier die Widersprüche der Theorie, denn es versteht sich von selbst, daß jeder Senator oder Abgeordnete, der anders denken wollte als die Executivgewalt, augenblicklich erschossen würde, wodurch die vielen Conflicte vermieden werden. Was die Haitier betrifft, so hätten sie in Beziehung auf politische und bürgerliche Rechte nichts zu wünschen, wenn ihnen die Verfassung nur ein letztes Recht verbürgen könnte, nämlich das, eines natürlichen Todes zu sterben.

Die Besoldung der Senatoren und Deputirten beläuft sich auf 200 Gourdes monatlich, was nach dem gegenwärtigen Preise der Gourde etwa tausend Franken jährlich beträgt. Als sie sich eines Tages erkühnten, eine Erhöhung zu verlangen, hätte nicht viel gefehlt, daß Seine kaiserliche Majestät sie hätte erschießen lassen. Die Civilliste beträgt 150,000 Gourdes, was für jeden anderen so viel wäre als 50,000 Franken, was aber für Faustin I 150,000 spanische Gourdes, oder beinahe 800,000 Franken sind; dieß ist eine Rechnungsauslegung, welche noch nicht öffentlich erprobt worden ist. Bei gleichen Populationsverhältnissen hätte Louis Philipp, um dem Glanze Faustin I gleichzukommen, eine Civilliste von beinahe 58 Millionen haben müssen. Die Kaiserin bezieht eine Apanage von 50,000 Gourdes. Eine jährliche Summe von 30,000 Gourdes, deren Vertheilung der Kaiser selbst vornimmt, ist den nächsten Verwandten Seiner Majestät zugestanden. Soulouque hat diese Liste von Verwandten noch nicht genau festgestellt, denn das kaiserliche Familienstatut wird durch die Worte eingeleitet: „haben beschlossen, wie folgt: Artikel I. Die kaiserliche Familie besteht gegenwärtig u. s. w.," was ein Trost für die vergessenen Vettern ist. Schon in ihrem gegenwärtigen Zustande hat die Liste eine ansehnliche Länge. Außer dem Bruder des Kaisers, dem Vater und der Mutter der Kaiserin Adelina, sieht man noch eilf Neveux oder Nièces des Kaisers, fünf Brüder, fünf Schwestern und fünf Tanten der Kaiserin, im Ganzen siebenundzwanzig Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt darauf figuriren, welche darüber sehr erfreut sind, denn sie werden jetzt ihr ganzes Leben hindurch Schuhe tragen können. Von den Tanten der Kaiserin ist eine Herzogin, die vier übrigen sind Gräfinnen; ebenso sind ihre Brüder und Schwestern Grafen und Gräfinnen. Durchlauchtigste Hoheit kommt nur dem Prinzen Décival Lévêque und der Prinzessin Marie Michael, Vater und Mutter Ihrer Majestät Adelina, zu. Kaiserliche Hoheit sind der Bruder und die Neffen oder Nièces des Kaisers; der erstere hat den Titel Durchlaucht, während die Neffen nur einfach Herren Prinzen von Haiti sind. Die Nièces heißen ganz kurz Madame; die beiden Töchter des Kaisers, von denen die eine zwölf, die andere acht Jahre alt ist, sind kaiserliche Prinzessinnen von Haiti. Sollte der neue Hof ausschließlich militärisch werden, wie der von Dessalines, oder feudalistisch, wie derjenige von Christoph? Alles, was man von dieser Frage vorläufig sagen konnte, war, daß sie in dem abenteuerlichsten Sinne werde gelöst werden. Die Hoffnung, welche Freunde des Lachens hieran knüpften, wurde noch weit übertroffen

(Schluß folgt.)

* Die englische Auswanderung in den letzten 26 Jahren. Nach Berichten, die eben von den Colonialland- und Auswanderungs-Commissären in England veröffentlicht werden, beträgt die Gesammtzahl der aus dem Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland vom Jahre 1825 bis 1850 inclusive ausgewanderten Personen 2,566,033. Davon gingen nach den nordamerikanischen Colonien 841,701, nach den Vereinigten Staaten 1,483,325, nach den australischen Colonien und Neu-Seeland 201,323, und nach allen übrigen Orten 39,684.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 129.

30 Mai 1851.

Ein paar Tage am Susquehannah.

(Von Franz Löher.)

Von Washington fuhr ich über Baltimore nach Pennsylvanien hinein. Bis nach Baltimore war eine angenehme Abwechselung von Acker und Waldgrund und dazwischen mancher hübsche Blick in ein kleines helles Flußthal. Die Fahrt auf der Eisenbahn in das lebendige Baltimore hinein und sofort wieder hinaus hatte ihren eigenen Reiz. Wie voll Gewühl und Geräusch zeigten sich die Straßen dieser Stadt des Großhandels im Abstich gegen das stille Washington, der Stadt der Diplomatie nach großem Zuschnitt.

Auffallend aber ändert sich der Charakter des Landes, sowie man ins Pennsylvanische fährt: man glaubt in ein neugesiedeltes Deutschland zu kommen. Die Häuser sind zwar nach amerikanischer Art weiß und nett, einige auch lustig gebaut mit Säulchen und kleinen Vorhallen; aber der zierliche Holzbau ist verschwunden, die Gebäude sind fest und steinern. Die Aecker sind auf das sorgfältigste angebaut, Wald scheint nur noch des Nutzens wegen gezogen, der Urwald ist hier lange bemeistert. Wagen, Ackergeschirr, Pferde, Rindvieh wird tüchtiger, massiver; auch die Kleidung der Leute verliert das nette und saubere Aussehen. Selbst in den langen Wagen der Eisenbahn merkt man ein ruhigeres gesetztes Wesen und kräftigere volle Gestalten. Die englische Sprache herrscht vor, aber nicht wenige sprechen Pennsylvanisch-Deutsch, und von den übrigen, welche Englisch sprechen, mußten viele von deutscher Abkunft seyn, weil sie mit den alten Leuten, welche nur Deutsch redeten, sich unterhielten.

Es ging in eines der unzähligen amerikanischen Flußthäler hinauf, welche sich recht angenehm ausnehmen, aber überall einförmig sind. Der Mond stieg auf und glänzte über den stillen Floß und die fruchtschimmernden Anhöhen. Dabei wehte, obwohl im November, eine milde und würzige Luft. Von den Bauereien hörte man Hähne und Gänse, was mir in Amerika lange nicht vorgekommen war.

Die Nacht blieb ich in York. Am andern Tage war es Sonntag, ich fuhr auf der Eisenbahn die zwölf Meilen bis Columbia. Die Wege zwischen den Feldern waren von lautsprechenden Leuten im Sonntagsputze belebt, auf den Straßen und Plätzen der Städtchen und vor den Gehöften standen oder schlenderten junge und alte Leute in kurzen Jacken oder langen ehrbaren Röcken, die kurze Pfeife im Munde. Kam ein hübsches Mädchen vorbei, so wurde lustig gegrüßt und angerufen. Pralle Jungen mit Zipfelmützen riefen dem Wagenzuge nach. Unwillkürlich wurde man an den Sonntag auf den Dörfern in Deutschland erinnert.

Die Eisenbahn war aber wieder recht amerikanisch. Ich stand auf dem Vorplatze bei den Heizern. Der Zug brausete auf und ab, bald hing der Wagen auf der einen, bald auf der andern Seite; ob eine losgesprungene Schiene an einem Ende etwas in die Höhe stand, kümmerte nicht, es ging flott darüber weg. Man muß sich wundern, daß dennoch so wenig Unglück geschieht. Von Bahnbeamten sieht man wenig, denselben eine Uniform zu geben, würde der Amerikaner gar zu lächerlich finden. Große Bahnhöfe sucht man auch vergebens. Wozu der Luxus? fragt der Amerikaner, ein paar wohlfeile Holzschoppen thun dieselben Dienste. Er will rasch voran, alles übrige ist ganz und gar Nebensache. Uebrigens kann man in Amerika leicht Eisenbahnen anlegen, der Bau kostet nicht viel, der Boden wird gern umsonst hergegeben, Holz und Eisen sind wohlfeil, des meist ebnen Landes wegen sind keine große Kunstbauten nöthig, zur Erhaltung der Bahn brauchts geringe Ausgaben.

Am Susquehannah hielt der Zug. Auf der andern Seite des Flusses lag Columbia. Ueber eine unendlich lange bedeckte Holzbrücke wurden die Wagen von Pferden gezogen. Als ich endlich aus der Brücke heraus kam, staunte ich entzückt über die prachtvollste Flußlandschaft. Das weite blinkende Gewässer des Susquehannah fluthet aus hohem Thale heran und ergießt sich dann breit hinein zwischen die blauen Berge. Canäle mit Booten münden ein und aus. Man ist wie in einer Wasserwelt.

Die majestätische Schönheit der Gegend hielt mich fest. Ich war zudem im Herzen des pennsylvanisch-deutschen Landes, in den Nursery-Counties (Mutterbezirken) von Lancaster und Lebanon, von welchen aus die Pennsylvanier-Deutschen sich über so weite Strecken ausgedehnt haben. Ich beschloß daher, ein paar Tage zu verweilen. Man hatte mir von Dr. Bittner gesagt, der viele Bücher habe und die alten pennsylvanischen Geschichten wisse. Da ich mir einmal vorgesetzt hatte, mit letztern mich bekannt zu machen, so schlug ich den Weg nach seiner Wohnung ein, zum Städtchen Washington, welches drei Meilen weiter im Flußthale lag. In der vortrefflichsten Reiselaune ging ich den donnernden und schäumenden Susquehannah entlang, er schlägt seine Wogen um zahllose Felseninseln, und muß noch in seiner halben Breite über ein Wehr hinabschäumen, welches sein Wasser den Canälen zuführen soll.

Bei Bittners wurde ich freundlich aufgenommen, und auf ihr Zureden blieb ich ein paar Tage in dem gastlichen Hause. Der Doctor war ein kerniger und gebildeter Mann, wohlhabend dazu und wohlbekannt mit den Geschichten und Zuständen seines Landes. Auch ein welterfahrner Frankfurter mit einer Frau von seltener Schönheit war auf einige Zeit hieher verschlagen und

kam des Abends zum Whist. Eines Nachmittags fand sich auch größere junge Gesellschaft ein, und wir tanzten und spielten, bis Mitternacht vorbei war. Der amerikanische Contretanz wird auf dem Lande mit einer eigenthümlich freien Grazie von den Damen mehr gegangen als getanzt, es sieht curios aus, man findet sich aber leicht hinein. Sonst verging die Zeit mir schnell mit Studien über die deutsch-amerikanische Geschichte und mit Ausflügen in die nächste Umgegend.

Das herrlichste blieb immer der Susquehannah. Nicht zehn Schritte vom Hause fluthete er dahin, breit, stolz und glänzend. Drüben gipfelte sich das Gestade wolkenartig in die Höhe. Trat man vor die Hausthür, so übersah man das weite helllichte Flußthal; riesige weiße Sykomoren standen das Ufer entlang und klatschten mit ihren lang herabhängenden Zweigen ins Wasser; Steinbrocken, modernde Baumstämme und Gestrüpp zogen einen Wall gegen die Felsen. Dann und wann plätscherte ein Kahn herüber, so lang, schmal und spitz wie ein Indianerkanoe; ein Mann steht hinten im Fahrzeug und stößt es fort, es ist leicht, daß die kleinste Welle es hebt. Wer darin nicht das genaueste Gleichgewicht einzuhalten versteht, schlägt unfehlbar mit dem Kahne um. Hinter dem Hause war eine Anhöhe, von dieser herab erschien das Flußthal wie ein See zwischen hohen Bergen ausgebreitet. Ein paar Schuß Wegs weiter ragte in den Strom hinein der berühmte Treatiefelsen, auch Blue Rock genannt, eine lange Felsenplatte, von welcher aus sich auf und ab die lichte Aussicht über den Fluß darbot. Auf diesem Felsen wurden vor Alters die Treaties (Verträge) mit den Indianern geschlossen, dort rauchten die Häuptlinge die Friedenspfeife mit den Weißen und verkauften ihnen das schöne Land.

Ich wurde nicht müde, an dem Flusse hin- und herzustreifen. Das unaufhörlich sich umsetzende Wetter, die hastigen Wolkenzüge, die sich auf der weiten blanken Wasserfläche spiegelten, der sich immer wiederholende Wechsel von hellster Landschaft und dunkeln Stürmen, des Abends wieder der ganze Himmel in brennender rother Gluth, welche Fluß und Gestade mit Purpur übergoß, — dieß Wetter- und Farbenspiel gab immer neue Schönheit. Es war Ende Novembers, am Sonntag war Sonnenhitze, am Montag dunkles, kaltes Regenwetter, am Dienstag Vormittags lachender Sonnenschein, Mittags plötzlich eisiger Sturm, und am Abend Schnee, am Mittwoch arger Schneesturm, am Donnerstag helles Januarwetter, die folgenden beiden Tage war es wieder mild und freundlich. Lebhaft in der Erinnerung ist mir noch ein Abend. Ich ritt die Anhöhen hinter dem Hause herauf und befand mich bald in einem Gewinde von Hügeln und Thälern, dazwischen anmuthige Schluchten und Waldplätzchen. Ueberall ragten die geräumigen Gehöfte der Pennsylvanier-Deutschen durch die Bäume, und besonders merkbar die hohen, steinernen Scheunen. Es war heimathlich wie bei uns in Westphalen, wenn der Winterabend herein dunkelt und das Herdfeuer freundlich in Nacht und Kälte hinausleuchtet, sobald hie und da eine Thür sich öffnet. Dann ritt ich den Fluß hinab, der Weg hörte auf bei einer Waldecke; eine Weile ging es noch am Strande hin über die bespülten Felsen, bis die natürlichen Verhaue von Baumstämmen und der Sturm und das Schneegestöber, welches Fluß und Berge mit grauem wallendem Mantel überhing, mir die Rückkehr aufnöthigten. Der Sturm wurde bald so furchtbar, daß er mir das Gesicht zerfetzte und das Gewässer hochauf schleuderte.

Um das Wesen der Pennsylvanier-Deutschen, dieser Nachkommen der ältesten deutschen Einwanderer, mich kennen zu lehren, machte der Doctor mit mir tagelange Ausflüge zu den reichen Landwirthschaften der Umgegend. Dörfer gibt es nicht, jeder Bauer hat seinen ganzen Besitz rings um sein Haus. Ueberall wurden wir gastlich empfangen, und den Frauen gefiel nichts mehr, als wenn ihrem vortrefflichen Himbeer- und Johannisbeerwein Ehre angethan wurde, andere gute Rebenweine, welche über das Meer herübergekommen, nicht zu vergessen. Auf einer einzigen dieser großen Bauereien kann man sich stundenlang mit Vergnügen umsehen; was man zum Leben braucht, ist in Hülle und Fülle da, und eine beharrliche und gedeihliche Thätigkeit an allen Enden sichtbar. Das Wohnhaus ist behaglich, aber nicht glänzend eingerichtet, und gewöhnlich viel schlechter behandelt als die dreimal größere Scheune, welche sich vor dem Hause erhebt. Diese ist häufig aus bloßem Luxus farbig bemalt und durch zierliche Fenster erhellt. Im untern Raume der Scheune sind die wohleingerichteten Ställe für drei oder vier Gespann Pferde und einige Dutzend Stück Rindvieh; über den Ställen ist die gepflasterte Tenne, auf welche der Wagen von der Erde her seine Auffahrt hat. Rings auf dem Hofe stehen die Ställe für Schafe, Federvieh und zahllose Schweine, die Cyderpressen, die Schmiede- und Radmacherwerkstätten, und die Schuppen für das Trocknen und Packen des Tabaks. Der Tabaksbau ist jetzt im raschen Steigen, seitdem der Seidenbau und darauf der Weinbau wieder abkamen. Auch die Branntweinbrennereien werden durch die Thätigkeit der Mäßigkeitsprediger nach und nach brach gelegt. Allerlei Maschinen zum Dreschen, Aufwinden, Futterschneiden, Pflügen, Säen u. s. w. sieht man auf diesen Bauereien in Menge und Auswahl.

(Schluß folgt.)

Schreiben aus Aegypten.

(Athenäum 24 Mai.)

Obwohl antiquarische Forschungen mit großem Erfolge fortgesetzt werden könnten, wurden doch in neuerer Zeit sehr wenig Ausgrabungen unternommen. Manche Gründe wirken zusammen, um die Unthätigkeit hervorzubringen und zu rechtfertigen, die bedeutendste darunter ist aber die Furcht, daß alles was entdeckt werden möchte, so fern man es nicht ganz fortschaffen kann, alsbald zerstört oder mindestens verstümmelt werden würde. Die Ueberreste eines großen, kürzlich durch Franzosen zu Sakkara enthüllten Tempels wurden verstümmelt, ehe der Ausgraber, der bloß die Absicht hatte sie zu zeichnen, Zeit hatte dieß auszuführen und die Ruinen wieder mit Erde zu bedecken. Es ist nicht leicht die Verstümmelungen, welche gewöhnlich von Arabern der Nachbarschaft geübt werden, zu erklären; sie entspringen sicherlich nicht aus einer muthwilligen Zerstörungssucht, sondern wahrscheinlich aus Beweggründen, welche Aberglauben und Eigennutz eingeben, und die sich unter Umständen entwickeln, die wir kaum begreifen können. Man könnte eine sehr merkwürdige Sammlung der Ansichten anlegen, welche die Aegyptier über die alten Denkmale ihres Landes hegen; sie betrachten sie als das Werk von Geistern und Gewalten, die vor zahllosen Jahrhunderten, vor Suleiman ibn Daud, bestanden, und glauben an wunderbare Geschichten von deren Erbauung und Zerstörung. Während Alterthumsforscher bemüht sind, sich zu erklären, wie Steine von so ungeheurer Größe auf ihre jetzigen Lagen in Tempeln und Pyramiden emporgehoben werden konnten, glauben die Araber an die Wirksamkeit eines Zauberstabs, und diese ihre Ansicht, daß nur übernatürliche Kraft so staunenswerthe Gebäude habe hervorbringen können, gibt vielleicht besser als irgend eine umständliche

Beschreibung einen Begriff von ihrer Großartigkeit. In manchen Fällen glaubt man, daß der Einfluß der „Dschins“ noch bestehe, und der Aberglaube verbietet dann die Zerstörung, während er sonst dazu antreibt. Das ganze Land ist voll von Plätzen, wo verborgene Schätze liegen sollen, aber niemand macht sich daran, denn schützende Geister streifen umher, und würden jeden, der ohne Erlaubniß versuchen würde, sich an dem Reichthum der verfluchten alten Herrscherfamilien zu vergreifen, mit Tod oder Wahnsinn strafen. Da und dort werden allerdings zufällig Entdeckungen gemacht, aber die Regierung macht die Nachsicht der Dschins wieder gut, und die Behauptung der Rechte des Grundherren bringt über den unglücklichen Schatzfinder genugsame Noth. Bekanntlich glaubt man von den Europäern häufig, daß die Lust verborgenes Gold zu entdecken sie zum Besuch der Ruinen antreibe, und dieß ist der Grund, weßhalb man sie so selten allein gehen läßt. Man hat mir mehr als einmal die Stelle eines Kiß, d. h. eines verborgenen Schatzes, gezeigt, aber die Umstände haben nie gestattet Ausgrabungen zu machen, obwohl solche vage Gerüchte sich mehr als einmal richtig erwiesen haben.

Die Furcht scheint in neun Fällen unter zehn mächtiger als die Begierde. Indeß kommen Fälle vor, wo einzelne den Schrecken der übernatürlichen Welt trotz bieten. Vor kurzem wurden drei junge Levantiner aus Alexandrien mit einem Maghrebi — für die Aegyptier das Land des Geheimnißvollen, wie für uns der Orient — bekannt. Sie sprachen oft von Gold und von der Aussicht verborgene Schätze zu finden. Der Maghrebi sprach mit einiger Verachtung von den ärmlichen Goldtöpfen, von denen die Araber träumten, und gestand endlich er habe ein magisches Geheimniß, wodurch er unermeßliche Reichthümer andern, aber nicht sich selbst verschaffen könne. Die gierigen Jünglinge gingen darauf ein, und erklärten sich bereit, einer tüchtigen Ladung göttlichen Zorns zu trotzen, wenn sie nur recht reich würden, sich in ihren Wagen wiegen und den Consuln und reichen Kaufleuten es gleich thun könnten. Man kam über die Bedingungen überein, und machte sich in folgender Weise ans Werk: man miethete in einem entlegenen Quartier ein Haus, und brachte dahin 90 Balasse oder große irdene Töpfe, welche das Gold enthalten sollten. Es war bloß nöthig, 40 Tage und 40 Nächte in dem Hauptzimmer des Hauses bei magerer Kost verschlossen zu bleiben, während der Maghrebi in bestimmten Zwischenräumen Weihrauch verbrennen und Beschwörungsformeln sprechen würde. Er verlangte einen Vorschuß von 3000 Piastern (300 fl. C. M.) um die bei einer gewissen Moschee befindlichen Armen zu speisen, und sollte die mäßige Summe von 10,000 weiteren Piastern erhalten, wenn die Balasse mit Gold gefüllt wären. Die vorgeschriebenen Tage gingen in der beschriebenen Weise vorüber, und die Jünglinge erhielten endlich die Weisung hinabzugehen und nach ihren Schätzen zu sehen. Sie gingen hinab in die untern Zimmer und — sahen die Balasse voll mit seltsam aussehenden Münzen. Wie man sich leicht denken kann, umarmten sie einander vor Freude, und als der Maghrebi bescheiden seine 10000 Piaster verlangte, hießen sie ihn ein, zwei oder, wenn er wolle, noch mehr von den Balassen nehmen; er erklärte aber es sey ihm durchaus verboten, bei Strafe seine magische Gewalt zu verlieren, dieß Gold in die Hand oder sonst mehr zu nehmen als er verlangt hätte. Die Jünglinge begaben sich fort, um das Geld aufzutreiben, und da dieß nicht sehr leicht ging, so wandten sie sich an einen Levantiner, dem sie die Wahrheit enthüllten, und welcher unter der Bedingung am Gewinn Theil zu nehmen, das Geld vorzuschießen versprach. Er ging nach dem Hause, sah die Balasse an, brach in ein Gelächter aus, und erklärte sie seyen leer. Die Jünglinge aber, noch immer unter dem Einfluß einer seltsamen Verblendung, behaupteten sie seyen voll und der Maghrebi forderte nun ungestüm sein Geld. Ein Streit erfolgte, die Sache wurde ruchtbar, und die ganze Gesellschaft wurde ins Gefängniß abgeführt. Wahrscheinlich wird der weise Mann aus dem Westen sich in einer nicht geringen Verlegenheit befinden, da die Verwandten der jungen Leute erklärten, er habe schädliche Kräuter verbrannt, Beschwörungen gebraucht, und eine Lebensweise vorgeschrieben, die darauf berechnet gewesen, Wahnsinn herbeizuführen. Er gilt allgemein für einen sehr mächtigen Magier, der in der That durch den Glauben der jungen Leute Gold entdeckte, während sie aber hingingen, um das Geld zu holen, alles Gold fortschaffte, und den nur seinen drei Betrogenen sichtbaren Schein zurückließ.

Wie ich oben schon bemerkte, so liegt der große Einwurf der Eingebornen gegen den Besuch der Ruinen durch Fremde in der Furcht, daß diese die verborgenen Schätze entdecken und fortführen möchten, obgleich man nicht einsieht, welchen Nutzen sie gewähren sollen, wenn sie in der Erde vergraben liegen, und welcher Schaden aus ihrer Fortschaffung entspringen kann. Antiken, die hinsichtlich des Stoffs ganz roh und werthlos sind, gelten bei vielen als Talismane. Das so lang bestandene Verbot gegen die Ausfuhr von Alterthümern scheint ziemlich allgemein gebilligt zu werden, außer von denen, welche sich mit dem Verkauf dieser Artikel beschäftigen, und es ist möglich daß die Bevölkerung sich einbildet, es könne ein Tag kommen, wo es ihnen gestattet sey, mit Sicherheit die magischen Schätze zu holen, die ihrer Ansicht nach allenthalben sich finden.

Dieß veranlaßt mich einer großen Ausnahme von dem Verbot der Ausfuhr zu erwähnen, die dem Dr. Abbott von der ägyptischen Regierung sehr freigebig gewährt wurde. Als man Abbas Pascha vorstellte, daß ein brittischer Unterthan über 20 Jahre lang mit großen Kosten eine Sammlung angelegt, und daß all seine Zeit und sein Geld weggeworfen sey, wenn er sie nicht aus Cairo fortschaffen dürfe, gewährte er mit großer Bereitwilligkeit die Erlaubniß, und ein Theil des Museums wird demnächst in mehr als 100 großen Kisten nach England abgeben: ob sie von da nach Amerika geht, ist noch nicht gewiß, aber wahrscheinlich.

Fossiler Baum im Steinkohlengebirg bei Greensburg, Westmoreland County im Staat Pennsylvanien.

(Aus dem National Intellig. Vol. II. Nr. 7. p. 331 übersetzt von Arthur Schott.)

Richard Mc. Grand, jun., entdeckte einen fossilen Baum von mächtiger Größe in festem Kohlensandstein etwa vier Fuß über der Pittsburger Kohlenscheidung und 30 Fuß unter der Oberfläche. Der zu Tag gelegte Theil maß 28 Fuß Länge unten mit einem Umfang von 2 Fuß 10 Zoll. Nach zwei Hauptästen einerseits in festes Gestein verlaufend, zu urtheilen, dürfte des Baumes ganze Länge ungefähr 40—50 Fuß seyn. Der Strunk war unten durch das aufgelagerte Gewicht flach gepreßt, während die Zweige durchaus cylindrische Form behalten hatten.

Der ganze Baum war von reinem und schön krystallisirtem Kohlbitumen völlig und $^{1}/_{2}$—1 Zoll dick überkleidet. Sein Inneres war mit Sand, gemischt mit kohlen- und schwefelsaurem Eisen, angefüllt, jedoch waren keine Merkmale vegetabiler Structur wahrzunehmen; die Rinde, welche sich allein erhalten hatte, war in reine, aber leicht zerreibliche Kohle verwandelt. Sie dürfte einen Inhalt von mehr verwitterbarem Wesen umgeben haben, welche als der Baum durch die Gewalt der Wasser seinem ursprünglichen Standpunkt entrissen ward, sich schnell zersetzte, während Stamm und Zweige, vielleicht in den Wellen untergetaucht, mehr geschützt blieben.

Das hohle Innere wurde natürlich mit Sand, schieferigem Gebröckel und anderem Sediment ausgefüllt, welches große Ströme in das stürmische Wasserbecken führten, dessen Grund schneller und schneller hinabsank.

Diese Ansicht bestätigt sich durch das Gestein in welches dieses Fossil eingebettet ward; jenes unterscheidet sich auch besonders durch Farbe und oryktognostischen Charakter gänzlich von der Masse, welche den innern Raum des Baumes ausfüllte.

Obwohl die gewöhnlichen Längengefäße, dieser Pflanzenfamilie so eigenthümlich zugehörend, an den Zweigen und dem Hauptstamm sichtbar waren, ließen sich doch nur wenige Narben wahrnehmen, welche die Punkte bezeichnen, wo die Blattstiele an den Stamm geheftet waren.

Für die Wissenschaft ist dieser Fund von höchstem Interesse, und es läßt sich vielleicht durch ihn die viel und oft besprochene Gelehrtenfrage über das Geschlecht jener Pflanze, welche der Kohlenformation in so reichem Maaße eigen ist, mag sie nun den baumartigen Farren, den riesigen Palmen oder den mächtigen Nadelhölzern angehören.

Washington, D. C. 26 März 1851.

Kaiser Soulouque und sein Reich.

Fünfter Theil.

(Schluß.)

Christoph hatte während einer vierjährigen Regierung nur drei Prinzen, acht Herzoge, neunzehn Grafen, sechsunddreißig Barone und eilf Ritter, im Ganzen siebenundsiebenzig Adelige ernannt. Soulouque machte gleich bei der ersten Ernennung vier Prinzen des Kaiserreiches, 59 Herzoge, zwei Marquisinnen (marquises), neunzig Grafen, 215 Barone und dreißig Ritterinnen (chevalières), im Ganzen vierhundert Adelige, beinahe sechsmal mehr als Christoph, im Verhältnisse wie wenn man in Frankreich etwa neunundzwanzigtausend Personen in den Adelstand erhöbe. Die Prinzen und Herzoge wurden unter den Divisionsgeneralen, die Grafen unter den Brigadegeneralen, die Baronen unter den General-Adjutanten und Obersten, und die Ritter unter den Oberstlieutenanten ausgewählt. Die Civilbeamten kamen bei einer zweiten Schaffung von Adeligen an die Reihe, wodurch deren Zahl sehr vergrößert ward. Die Senatoren und Abgeordnete sind zum Beispiele alle Barone, d. h. sie stehen den Obersten gleich. Diese Titel sind erblich; Soulouque hat aber nicht, wie Christoph, territoriale Privilegien daran geknüpft, obwohl dis einschließlich der Barone dem Titel eine Lehenbezeichnung anhängt. Das von wurde, wie unter Christoph, nicht nur vor alle Namen, sondern selber vor die Vornamen gesetzt, so daß man zum Beispiele statt „der Herr Baron Louis von Lévaillé" schrieb: der Herr Baron von Louis Lévaillé.

Die vier Prinzen des Reiches führen den Titel Durchlauchtigste Hoheit. An ihrer Spitze steht Seine Durchlaucht von Louis Pierrot, mit anderen Worten der Expräsident Pierrot, der, seit seinem Sturze in das Innere verwiesen, an eine solche Erhöhung nicht dachte. Seine Durchlaucht von Louis Pierrot führt ausnahmsweise keinen territorialen Titel; er ist der Prinz par excellence. Seine drei Collegen sind die Generale Lazare und Souffrant, und Herr von Bobo. Bobo war es, welcher Soulouque zuerst den Titel Erlauchter Großsouverän zuerkannt hatte. Eine so zarte Aufmerksamkeit war eine andere werth, und Seine Majestät ernannte ihn zum Prinzen von Cap Haiti, einer Stadt, für welche Bobo Durchlaucht wirklich eine alte Leidenschaft hatte. Er liebte diese Stadt so sehr, daß er sie beinahe in seinen Taschen davongetragen hätte. Dieser Elende war in dem Augenblicke von Boyer's Sturz wegen Plünderungen und anderer Abscheulichkeiten, die er bei dem Erdbeben, welches die Capstadt verschüttete, begangen, eingesperrt worden.

Jeder Herzog nennt sich Seine gnädige Durchlaucht von N.... Die Excellenz gehört den Grafen, und die Barone werden einfach nur Herren genannt. Die Titel der Herzoge von Marmelade und von Limonade sind wieder auferstanden. Die Ernennung dieser letzteren heiterte die besorgtesten Gesichter auf, denn was Limonade betrifft, hatte er nie etwas anderes als Rum gekannt. Nachdem Durchlaucht von Limonade noch überdieß zum Oberbrodmeister ernannt worden war, irrte er, wie eine Seele im Fegfeuer, von Thüre zu Thüre und fragte umsonst nach der Art seiner Dienstleistungen; darüber in Verzweiflung, wandten sich Seine Gnaden an den Kaiser, der, da er selbst nichts wußte, sich mit der Antwort begnügte: „das ist etwas Gutes." Es gibt ferner die sonderbarsten Namen und Bezeichnungen, einen Herzog von Loch (trou) und von Loch-Bondon, einen Graf von Groß-Kehle (Grand-gosier) und einen Grafen von Numero Zwei, Namen, die in der Geographie ihre Entschuldigung finden.

Manche dieser Würdenträger sind im Bagno gewesen, andere sollten dort seyn; der Piquet Jean Denis wurde zum Herzog von Aquin ernannt, welches der Hauptschauplatz seiner Räubereien war. Voltaire Castor wurde Excellenz von Voltaire Castor, Graf von Ile-à-Vache. Da und dort tauchen dagegen einige Herzoge, Grafen und Barone auf, welche wirklich eine Auszeichnung verdienen würden und sich unter ihren Standesgenossen keineswegs behaglich fühlen.

Das High-Life auf Haiti ist nicht sehr exclusiv; die Prinzessinnen und Herzoginnen verschließen fortwährend Rum, Tabak, Lichter, Fische oder andere Eßwaaren, wie eben die kaiserliche Majestät auch vor der Erhebung ihres Gatten. Ohne diese gewinnbringende Industrie könnten die Herzoge mit ihren achtzig Franken monatlich die Höhe ihres Ranges kaum behaupten. Viele sind auch der Last erlegen und verschmähen es nicht, einfachen Bürgern von Zeit zu Zeit einen Besuch abzustatten und von ihnen einige Gourden zu leihen, um entweder Fische, oder ein Beinkleid oder andere Kleinigkeiten aristokratischer Toilette zu kaufen. Sie verlangen von Zeit zu Zeit eine Gehaltserhöhung, allein Seine Majestät haben kein Herz für diese erlauchten Unglücklichen.

Nicht zufrieden, daß er einen Adel hatte, schuf Faustin I einen kaiserlichen militärischen Orden von St Faustin mit Rittern, Commandeuren und allem was dahin gehört, sodann einen kaiserlich-bürgerlichen Orden der Ehrenlegion. Das Band der Ehrenlegion sollte gewöhnlich roth seyn; in Folge einer Aufmerksamkeit, für welche wir Seiner Majestät Dank wissen müssen, hat man auf diese Farbe verzichtet, was ich mit Bedauern den vielen französischen Demokraten anzeige, welche, durch die Aehnlichkeit des Namens gelödert, Faustin I als Negrophilen (einige selbst mit Geldanerbieten) um dieses eitle Spielwerk baten, welches nur noch blau ist; ich erfinde hier nichts. Die Bitten dieser Art sind so zahlreich gewesen, daß Soulouque zuletzt selbst eine hohe Meinung von seinen beiden Ritterorden bekam und sein Bedauern ausdrückte, daß er nach deren Gründung sie zu verschwenderisch ausgetheilt habe. Bis zum Capitän einschließlich ist in der That jedermann Inhaber dieser Orden.

Die Organisation des Hauses ist bei dem Kaiser und der Kaiserin dieselbe wie unter Christoph, welcher das Ceremoniell vom Hofe Ludwig XIV mit demjenigen des englischen Hofes vereinigt hatte. Nur hat Soulouque ungleich mehr Gouverneure von Schlössern, Kammerherren, Ceremonienmeister, Jäger, Intendanten u. s. w. als Christoph, und ich glaube selbst als Ludwig XIV. Die Tradition aus den Salons von Toussaint und Christoph ist auf Haiti beinahe verloren gegangen, so daß Etiquettefehler an dem neuen Hofe nichts seltenes sind; Soulouque selbst ist nicht hievon ausgenommen, obwohl er anfängt sich zu bilden. Man thut was man kann. Indessen haben wir hier einen Kaiser, und wir müssen nur noch sehen, welchen Nutzen wir aus diesem Kaiser und seinem Reiche ziehen können.

Theebau in Indien. Es zeigt sich jetzt erst, weßhalb der Botaniker Fortune so kurz nach seiner ersten Reise wieder nach China ging: er sollte dort im Auftrag der Directoren der ostindischen Compagnie die Theepflanze in allen ihren Varietäten sammeln, und in solcher Menge nach Indien bringen, daß der Anbau des Thees in den nordwestlichen Provinzen nur noch eine Sache der gewöhnlichen Arbeit wäre. Hr. R. Fortune ist jetzt mit seinen Pflanzen von Hongkong nach Calcutta abgereist. (Athen. 24 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 130. 31 Mai 1851.

Die Weltindustrieausstellung in London.

Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Ew'ge Gott, das Geld.

So prosaisch manchem eine Industrieausstellung erscheinen mag, so ist doch die Londoner so großartig, daß die Myriaden von Schilderungen zum Theil ins Dithyrambische sich versteigen. Ein Glück, daß des tapfern Oberst Sibthorpe frommer Wunsch, daß doch ein tüchtiges Hagelwetter den ganzen Industriepalast zusammenschlagen möge, nicht in Erfüllung gegangen ist, wenn gleich manche Engländer — wohlgemerkt im Stillen — diesem Wunsche sich angeschlossen haben mögen, und Tausende jetzt aus London fortziehen, um nicht durch die wachsende Masse von Fremden in ihrer „Exclusiveneß“ bedroht zu werden. Daß die lächerlichsten Besorgnisse hinsichtlich des 1 Mai obwalteten — wurde ja sogar darüber gepredigt — ersieht man aus dem reichlichen Spott, der jetzt über die Häupter derer ausgegossen wird, welche in irgend einer Weise Besorgnisse verrathen hatten. Das „großartigste Schauspiel, das je sterbliche Augen geschaut haben,“ hat die harten Herzen des Decans und Capitels von St. Paul und die einiger großen Galerienbesitzer schmelzen gemacht, wie Wachs: die ersten haben auf ihre „zwei Pence Eintrittsgeld“ verzichtet, die andern ihre Galerien den Fremden und dem Publicum geöffnet, dem sie bis jetzt ein Buch mit sieben Siegeln gewesen, und ihre Vertheidiger haben rund heraus behauptet, es sey ihnen gar nie eingefallen, „das Licht ihrer Kunstschätze unter den Scheffel zu stellen.“

Die Tendenz dieser Spöttereien, deren Liste sich fast ins Unendliche vermehren ließe, geht augenscheinlich dahin, daß die Engländer selbst die etwas hochmüthige Abgeschlossenheit ihrer Landsleute lächerlich zu finden anfangen, und es datirt vielleicht von dieser Industrieausstellung ein nicht unbedeutender Umschwung in den Sitten Englands, ein Näherrücken der Stände, das ohnehin durch die Macht der Industrie und der neuen Erfindungen gefördert wird. Die Kleidungsstoffe aus Baumwolle, Wolle und Seide sind sehr mäßigen Vermögensumständen so zugänglich als den reichsten Personen, und die Eisenbahn, dieß schnellste aller Beförderungsmittel, ist für den Armen wie den Reichen. Der neue Grundsatz des Handels, das Kind der Concurrenz, die Wohlfeilheit, hat die Folge, daß die Industriellen jeder Art die große Masse als ihre Kunden betrachten müssen. Von diesem Fortschritte zu einer gleichmäßigern Vertheilung der Genüsse ist diese große Industrieausstellung ein Zeuge und ein Beweis. Das mächtige Zusammenströmen von Menschen aus allen Ländern, ein Zusammenströmen, das immer stärker wird, kann nicht ohne bedeutenden, jetzt noch gar nicht zu berechnenden Einfluß auf nationale Sitten und Denkungsart bleiben. Die Erscheinung hat etwas ungemein verlockendes, und es ist sicherlich nicht bloß die Pracht und Mannichfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände, was alle andern Interessen neben sich erdrückt.

Vor allem leidet darunter das Parlament, das einmal ums andere hinausgezählt wird, selbst bei ziemlich interessanten und wichtigen Gegenständen, wozu wir übrigens die Titelbill nicht rechnen, die, ohnehin todtgeboren, von einigen rüstigen Kämpen, auf welche der Geist Ehren-Philpotts und Mac Hales, des Löwen von Juda, heruntergestiegen scheint, tüchtig hin- und hergezerrt wird. Die mangelnde Aufmerksamkeit im Parlament ist freilich sehr erklärlich, denn das Interesse der dießjährigen Sitzung ist ohnehin vorüber, und jedermann weiß, daß die jetzige Regierung, namentlich „little John,“ der sich so klein als möglich macht, nicht über diese Parlamentssitzung hinaus am Ruder bleibt, höchstens allenfalls noch bis nach den Wahlen, denn das jetzige Parlament, das rechtlich erst nach der Sitzung des folgenden Jahres erlösche, kann selbst höchstens noch diese Session sich hinschleppen. Das scheint, man darf nicht sagen, beiderseitig, sondern allseitig, stillschweigend oder nach einer bestimmten geheimen Verabredung zugestanden, und wäre die Ausstellung nicht gewesen, so würde auch die Auflösung bereits erfolgt seyn; man mag aber den Fremden nicht das Schauspiel einer englischen Wahl geben, noch die eigenen Leute, statt sie in London zu erhalten, hinaussenden in ihre Grafschaften, um die Wahlen einzuleiten. So ist die Ausstellung selbst auf die Politik von nicht geringem Einfluß gewesen, und scheint es aus einem besondern Grunde noch mehr werden zu sollen, als man es sich anfangs hatte träumen lassen.

In den zahlreichen Reunkreden bei den Festmahlen, die man jetzt den fremden Diplomaten, jetzt den fremden Commissarien u. s. w. gibt, ist immer mit einer gewissen Emphase auf die Ruhe und die steigende Wohlfahrt Englands, seine geregelten Verhältnisse, die solide Grundlage der Parteiabscheidungen rc. hingewiesen; rechnet man hinzu, daß bereits der Gedanke aufgetaucht ist, den Industriepalast nach vollendeter Ausstellung nicht abzureißen, sondern fortbestehen zu lassen, ja daß man sogar an den allgemeinen Ankauf der aufgehäuften Kunst- und Naturschätze gedacht hat — was denn doch wohl an den ungeheuren Kosten scheitern möchte [1] — so tritt die Absicht deutlich

[1] Man rechnet den Inhalt auf einen Werth von mindestens 12 Mill. Pfd.; andere Schätzungen gehen noch viel höher. Die dauernde Erhaltung des Industriepalastes scheint indeß gesichert. durch Subscription wurden bekanntlich 65,000 Pfd. zusammengebracht, die Billete für die Gesammt-

hervor, daß man die Ausstellung fortsetzen und zu einer ständigen machen möchte. England soll in immer höherem Grade das Weltemporium und so viel immer möglich die „Werkstatt der Welt" (workshop of the world) werden, ein Ausdruck, der seit Jahren den Engländern sehr geläufig geworden ist. Die Aussicht ist namentlich für London lockend, das in den fünf Monaten der Ausstellung nach mäßigem Anschlag 10 bis 20 Mill. Pfd. St. einnehmen wird, und wenn der Gedanke einer ständigen Weltindustrieausstellung durchgeführt werden sollte, jährlich doch wenigstens einige Millionen einnehmen kann. Ob freilich die andern Völker einwilligen, bis zu diesem Grade freiwillig zur Erweiterung des bereits riesenhaften Handels mitzuwirken, steht sehr dahin; hat doch Liverpool selbst allerlei Einwendungen gegen die bis jetzt bloß als ganz temporär betrachtete Ausstellung gemacht und geht mit dem Plane um, selbst eine solche für ihren Hafen zu gründen, wobei namentlich auf die Rohstoffe in allen ihren Schattirungen und Zweigen Rücksicht genommen werden soll. Wahrscheinlich ist es, daß alle großen Hafenplätze Amerika's und Europa's nach und nach bleibende Ausstellungen für Gewerbserzeugnisse und Rohstoffe errichten, und dadurch dem Handel einen unglaublichen Vorschub thun werden, denn wenn Fremde in den Seestädten stets die wichtigsten Muster der Industrie eines Landes finden, so werden sie sich schnell über die Industrieverhältnisse des mit dem Hafen vorzugsweise in Verbindung stehenden Landes orientiren, und der Industrielle selbst eine lehrreiche Uebersicht über die Leistungen seines Landes und den Begehr von außen gewinnen. Wir können somit die Londoner Industrieausstellung nur als den Ausgangspunkt einer mächtigen Bewegung betrachten, deren Ziel und Ausdehnung noch nicht zu berechnen sind.

Darum können wir als gewiß annehmen, daß London nicht lange das Monopol solcher Ausstellungen haben wird, wenn gleich seine ungeheuren Hülfsmittel und der Vorsprung, den es gewonnen, geraume Zeit ihm den Vorrang sichern werden. Aber auch dieser Vorrang ist nicht ohne einen gewissen Nachtheil: die Weltausstellung ist, das haben die Freihändler offen ausgesprochen, die Verherrlichung und in gewisser Beziehung auch die Verwirklichung des Freihandels. Ist dieser durchführbar in England? Gewiß nicht ohne eine mächtige Revolution, so unblutig vielleicht auch diese verlaufen mag. Man kann die gegen den Freihandel begonnene Bewegung nicht gering anschlagen, und die Zuversicht der Freihändler ist sichtlich erschüttert. Daß der Versuch, vom Freihandel wieder abzugehen, gemacht werden wird, leidet kaum einen Zweifel mehr, ob er auf die Dauer gelingt, ist freilich eine andere Frage. Die Industrieausstellung mit ihren gesellschaftlichen Folgen ist eine mächtige Hülfe für den Freihandel, denn nur durch die freieste Bewegung kann die englische Industrie hoffen, ihre Nebenbuhler auf die Dauer zu besiegen. Aber mit welchem Rechte werden zahlreiche Schutzzölle für die Industrie beibehalten, während man dem Ackerbau allen Schutz nimmt? Der Freihandel und die Hungerjahre haben Irland um ein Viertel, ja vielleicht um ein Drittheil seiner Bevölkerung gebracht, wie der neueste Census ausweisen wird. Man kann vortreffliche Gründe anführen, daß man dem arbeitenden Volk das Brod nicht vertheuern soll,[1] aber der Ackerbauer wird sagen: dann nehmt mir auch meine Lasten ab. Der Gewinn aller Beschäftigungen muß nothwendig sinken, aber die Lasten sind vorerst nicht abzuwälzen. Gewinnen wird bei dem Proceß vorzugsweise das Capital, aber die Schuldner verlieren; das ist seit dreißig Jahren mehr und mehr der Fall, und darum ist eine Einkommensteuer, oder richtiger eine Eigenthumssteuer, eine Nothwendigkeit, der man sich vorerst nicht erwehren wird. Der Kampf zwischen Capital und Arbeit, zwischen beweglichem und festem Vermögen, zwischen Industrie und Landbau, zwischen Stadt und Land wird immer tiefer greifen, und die Industrieausstellung ist geeignet denselben noch schroffer zu machen. Die Ausstellung ist die wahrhafte Incarnation der Concurrenz, nur müssen, um die Concurrenz nicht verderblich zu machen, die Verhältnisse auf beiden Seiten gleich seyn. Der Lohn des Arbeiters muß folgerecht auf den Stand des Continents kommen, und wenn dieß auf die Länge gut thun soll, müssen die Lasten ermäßigt werden. Der Glanz der Industrieausstellung deckt einen düstern, verhängnißvollen Kampf, und wohl mag das Gefühl dieses immer drohendern Kampfes den jetzigen Premierminister antreiben, sich außerhalb der Bewegung zu halten; seine jetzige Zurückgezogenheit ist nur der Vorläufer seines Rücktritts, vielleicht nicht bloß vom Ministerium, sondern vom politischen Schauplatz überhaupt.

Ein paar Tage am Susquehannah.

(Schluß.)

In ihren Sitten haben die Pennsylvanier-Deutschen noch ziemlich viel behalten, was nur an die Heimath ihrer Vorvordern erinnert. Merkwürdig in Amerika ist oder war vielmehr der Starrsinn, mit dem sie am Alten festhingen; von den Nichtdeutschen werden sie daher Geizhälse und harte Köpfe gescholten. Auffallend war mir auch die Nachbildung des westfälischen Heuerlings- oder Kötterwesens. Die Bauern errichten Taglöhnern und Handwerkern auf den Gränzen ihrer Gemarkung Häuser und versehen sie mit Lebensmitteln, Land und Vieh, dafür arbeiten sie ihm bestimmte Tage für den üblichen Lohn, der ihnen auf das Empfangene angerechnet wird. Familienstolz ist sehr gewöhnlich, die Tochter vom großen Hofe heurathet nicht auf den kleinen. Die Alten übergeben noch häufig ihr Gut an einen ihrer Söhne und ziehen selbst auf die Leibzucht; viele haben auch auf ihrer eigenen Besitzung die Grabstätte der Familie.

Uebrigens sind seit den letzten zwanzig Jahren die deutschen Sitten mit der deutschen Sprache im schnellen Abnehmen begriffen; das zeigte sich mir besonders, als ich einige Schulen besuchte. Die Kinder wurden darin halb deutsch, halb englisch unterrichtet, der Schullehrer selbst sprach ein schändliches Deutsch, und die Kinder lasen lieber in den englischen als in den deutschen Büchern, von den letztern kommt ihnen freilich nur das schlechteste Zeug in die Hände. Mehrere Knaben sprachen indessen besseres Deutsch als ihr Schulmeister, und antworteten auf die ihnen vorgelegten Fragen gescheidt und aufgeweckt. Das System, nach welchem der Staat alle Schulkosten trägt, welches anfangs bei nicht wenigen heftigen Widerspruch fand, verbreitet sich jetzt schnell durch das ganze Land.

zeit der Industrieausstellung haben 65,490 Pfd. ertragen, die Einnahme an den Thüren bis zum 22 Mai Abends 37,702 Pfd., zusammen also 168,188 Pfd. Um die Gesammtkosten der Ausstellung zu decken, und das Gebäude als dauernden Palast für das Volk zu kaufen, sind 300,000 Pfd. nöthig, und da man rechnet, daß in den nächsten 100 Tagen wenigstens jährlich 1500 Pfd. fallen, so ergibt dieß eine Summe von 150,000 Pfd., welche in Verbindung mit den obigen 168,000 Pfd. die Ausgabe mehr als decken. Das Unternehmen zeigt sich somit auch als gute Speculation.

[1] Das alte System hat eine Menge Mißbräuche groß gezogen, und die Times haben kürzlich wieder einen aufs Tapet gebracht: in London ist das Brod noch fast um 50 Proc. theurer als in Paris, wahrscheinlich weil Bäcker und Müller, gestützt auf altes Herkommen, einen höhern Gewinn nehmen. Die Müller ereilt schon das Schicksal, sie können mit dem amerikanischen und französischen Mehl nicht concurriren; die Bäcker sind der Natur der Sache nach keiner solchen Concurrenz ausgesetzt, aber die Reihe wird auch an sie kommen, auf die eine oder andere Weise.

Als eine Merkwürdigkeit zeigte man mir das älteste Haus, welches noch in der Gegend stand, es trug die Jahrzahl 1741. Anziehender war mir ein steinalter, immer noch aufgeräumter Greis, den ich aufsuchte, weil er noch lebhaft die Gefechte und Gräuel in den Indianerkriegen schilderte. Er deutete mir die Wahlstätten und viele Plätze an, auf denen die Indianer in seiner Kindheit die Bauereien niedergebrannt hatten. Nebenbei war er einer der ärgsten Rumtrinker, und noch jetzt vor einem Fäßchen Rum nicht bange. Uebrigens war der Mann in seinem ganzen Leben noch nicht nach Philadelphia gekommen.

Auch Lancaster, welches wir ebenfalls besuchten, wurde eine sehr alte Stadt genannt, obgleich sie im Vergleich zu einer europäischen Stadt frisch und weiß aussieht. Lancaster ist nach demselben Plane angelegt, wie die Menge der übrigen pennsylvanischen Städtchen. Die Stadt liegt von allen Seiten offen, in der Mitte ist ein freier Platz, auf oder an welchem die Grafschaftshäuser, Wiesen und Gasthäuser stehen. Auf diesen Platz münden die vier Hauptstraßen, welche sich rechtwinklich durchschneiden und in weiterer Entfernung dann regelrecht von andern Straßen gekreuzt werden. Die Straßen sind wohlgepflastert, die Häuser hübsch und von Stein, Holzbau ist selten. An den Enden der Stadt rauchen die hohen Schlote der Dampfmaschinen, welche in den Fabriken arbeiten. Wir besahen in Lancaster ansehnliche Tuchfabriken und Eisengießereien. Die außerordentliche Zierlichkeit der Neuengland-Städte ist im Innern Pennsylvaniens nicht zu finden, noch weniger die Feinheit und Weiße der Tracht; dagegen sieht alles hier dauerhafter und behaglicher aus. Der Grundton des Lebens bleibt deutsch, sein äußerer Anstrich wird täglich mehr englisch-amerikanisch. Die früher so lebhaften Jahrmärkte mit Musik und Tanz hören auf, die vielen Wirthshäuser bleiben. Die pennsylvanisch-deutsche Sprache ist gegenwärtig das barockste Gemisch von deutschen und englischen Worten, aus welchen zusammen wieder ganz neue Wort- und Satzbildungen gemacht sind. In Lancaster hatte eine Kurzwaarenhandlung folgendes Schild: „Neuer Verschiedenheits-Store" und darunter „New Variety Store." Der Herausgeber der deutschen Zeitung war zugleich der Buchhändler, sein ganzes Lager bestand aber nur aus einigen hundert Gesangbüchern, Kalendern, Schulbüchern, Rath- und Hülfsbüchlein u. dgl.

Im Städtchen Washington trieben gerade die Methodisten ihr Wesen. Seit drei Wochen ward jeden Abend im Bethaus gepredigt, gebeten und gesungen. Ich ging eines Abends ebenfalls hin. Die Prediger thaten ihr Bestes, und declamirten und schrien in allen Tönen, aber umsonst fragten sie ein über das anderemal: „Ist denn keine Seele bekehrt, will gar keine Seele zu uns kommen, daß die Gnade auf sie herabkomme?" Aber nein, keine arme Seele fand sich diesen Abend, obgleich ein Prediger während des letzten Gesanges eine Frau ganz insbesondere aufs Korn genommen hatte und ihr nicht wenig zusetzte, um die gehoffte öffentliche Wirkung hervorzubringen. Auch sie wollte nicht auf das Armensünderbänkchen, um ein öffentliches Sündenbekenntniß abzulegen und den Durchbruch der Gnade zu verkunden. Wem aber dieses Heil widerfährt, dessen Ansehen steigt sofort, und zugleich mit die Kundschaft in seinem Gewerbe. So weit ist das Methodistenwesen der Yankees bereits eingedrungen. Dem Texte der kirchlichen Gesänge waren die lustigsten deutschen Studentenmelodien untergelegt. Die jungen Mädchen lachten und liebäugelten, während sie niederknieten, und einige Burschen betrugen sich keineswegs schamhaft. Während im obern Theile des Bethauses die gräßlichsten Beschwörungen wiederhallten, schien das Halbdunkel des untern Theils den Platz zu Stelldicheins abzugeben.

Der Susquehannah war mir so lieb geworden, daß ich beim Abschiede von meinen freundlichen Wirthen vorzog, statt auf der Eisenbahn, zu Wasser in einem Canalboote weiter zu reisen. Das Boot geht auf dem Canale dicht am Rande des Flusses hin. Es wurde Winter, die Boote waren selten, und die Bootsführer riefen sich zu: „Wann gehts zu Haus — ich komme morgen an!" Die Flußlandschaft war wirklich unserm Rheine zu vergleichen. Felsen, wie der Lurley, ließen sich von der Fluth umströmen. Das Thal weitete sich ab und zu, und der Fluß schäumte bald über Sandbänke und Felsblöcke, bald floß er wieder glatt und ruhig. Tags über war helles Frostwetter, der Abend mild und duftig, und ging über in die reinste Mondnacht. Ich hatte ein wenig geschlummert, als wir anlandeten; als ich nun aus dem Boote trat, war ich befangen von der stillen Erhabenheit dieser Mondlandschaft. Weithin glänzte das Gewässer, von einem hellgrauen Bergkranze umzogen; man wußte nicht, ob am Himmel oder im Wasser die Sterne mehr funkelten.

Am andern Morgen brachen wir vor dem Frühstück auf, als alles noch vom Monde beschienen war. Aber es pfiff ein so eisiger Wind, daß ich nur dann und wann den Kopf aus der Cajüte hervorsteckte, um die prächtigen Felsenpartien mit den breiten schönen Thalkrümmungen abwechseln zu sehen. Der Fluß war lebendig von wilden Enten, welche flatterten, untertauchten und hin und her schossen. In Middletown fanden wir endlich ein warmes Frühstück. Das Städtchen scheint wie Columbia zwischen lauter Wasserwege hingesetzt. Die Gegend an diesem pennsylvanischen Canal ist tausendmal schöner als am Eriecanal, auch sind die Häuser hier stattlicher und die Waldungen schon lange in Ackergärten verwandelt, während der Eriecanal noch abwechselnd durch Wildniß zieht. Aber schon lange hat der Neuyorker Canal dem pennsylvanischen, welcher früher neben dem Mississippi und den Seen die Hauptwasserstraße von Westen war, den Vorrang abgewonnen. Am letztern muß man die Laden und Rasthäuser in den größern Ortschaften suchen, am Eriecanal stehen sie bei jeder Schleuße, umgeben von einem Getümmel von Booten, Pferden und Reisenden.

Nachmittags kamen wir nach Harrisburg, einer hübschen Stadt, die noch viel werden kann. Auch hier führte wieder eine ewig lange und von allen Seiten bedeckte Brücke über den Susquehannah; die Leute hätten wenigstens ein paar große Fenster in den Wänden der Brücke anbringen sollen, damit man den Strom von der Mitte aus übersehen könnte. Die Aussicht vom jenseitigen Ufer war großartig. Eine hohe, steile Gebirgswand, in tiefes Blau getaucht, legte sich vor den Strom, dieser ergießt sich in schimmernder Breite und wellt seine stillen Wogen um kleine, hübsche Inseln, bis er einen schmalen Paß durch die Berge findet. Drüben zieht sich das freundliche Harrisburg hin mit seinem weitblickenden Staatenhause.

Gern hätte ich die Wasserstraße weiter verfolgt, aber es ging kein Boot mehr, weil der December nahe war; ich mußte daher den südlichen Weg über die Alleghannies mit der Eisenbahn und Postkutsche einschlagen.

Einschiffung von Elephanten in Calcutta.

Wir mußten um 10 Uhr am Strome seyn, um die Einschiffung zu sehen; der große männliche Elephant weigerte sich den Fuß auf die Planken zu setzen, auf welchen er noch dem Dampfer gehen sollte, den

man so nah herangezogen hatte, daß man erwarten durfte. Ein Zug der dort errichteten Winde konnte das mächtige Thier gerade über den Hauptflügel heben, wenn dieser augenblicklich in seine Ankerstelle würde hinabgelassen seyn. Als wir es gewahrten, lag es ungefähr zum zwanzigstenmale auf seinen Knieen zum Zeichen, daß es dem auf seinem Nacken thronenden Mohaut den Gehorsam versagte. Oft konnte ihn die Hacke langsam aufzustehen, bis sein breiter Rücken sich über der umringenden Menge thürmte, sein Haupt nach dem Schiffe gewandt, aber ohne einen Schritt vorwärts thun zu wollen; so kniete er wieder hin. Wenn er stand, sah er zweimal so hoch aus wie der längste Mann; der weibliche Elephant, seit länger gezähmt und besser abgerichtet, war verschiedenemale bis zum Ende der Planken und wieder zurückgegangen, um den Weg zu zeigen. Allein er schien an seine größere Schwere zu denken, unter deren Last das weichen könne, was leichteres trug; denn nachdem sein Fuß einmal die hallenden Bretter berührt hatte, konnte keine Gewalt ihn bewegen diese Brücke zu betreten. Nach einigen Stunden eitler Versuche mußte der ganze Operationsplan geändert werden. Das Schiff ward vom Anker befreit und einige 20 Yards stromaufwärts gezogen, und die Elephanten mußten nebenher schwimmen, die zwei ungeheuren Geschöpfe kehrten um auf das Gebot ihrer Führer, schritten gemächlich längs dem Damme und gingen in das Wasser zurück mit einer Art von stattlichem Gehorsam, der ihrer ungelenken Häßlichkeit eine gewisse Würde verlieh. Sie steckten beide in einem Ueberzug aus Binden von starkem Kanevas, und der größere trug mehrere, mit Oehren der an diesem Ueberzuge hängenden Stricke betraute Männer, auf seinem Rücken. Die Mohauts wahrten sich feste Sitze, indem sie mit ihren Beinen die Nacken der Thiere fest umschlossen. Ein dickes Schlammbett dehnt sich am Ufersande hin, durch welches sie dringen mußten, bevor sie das tiefere Wasser erreichten. Als letzteres geschah, ließen sich die Leute heruntergleiten, und indem sie den weiblichen Elephanten ruhig führten, folgte der männliche, beide mit jedem Schritte bis über die Knie einsinkend und ihre gigantischen Glieder mit sichtlicher Anstrengung wieder zum nächsten Ringen emporreißend. Wenn sie den Boden verloren, wälzten sie sich wie ungeheure Meerschweine und schwammen, der eisernen Hacke gehorchend in der begehrten Richtung. Sie näherten sich bald dem Schiffe, aber dicht heran wollte der größte Elephant nicht gehen: kein Treiben, kein Stacheln konnte seinen eigensinnigen Entschluß, entfernt zu bleiben, erschüttern. Zuletzt umkreiste er das Schiff und begann zurückzuschwimmen zum Strande; der Mohaut brachte ihn wieder zum Umkehren und noch einmal an die Schiffsseite, aber da umkreiste er es wieder, und so setzte sich das Spiel fort. An Bord zeigte sich jetzt viel Berathschlagung. Eine Winde war auf dem Verdecke aufgestellt worden, beim Flügelweg, behufs der Ausschiffung in Suez, und jene schien man in der gegenwärtigen Verlegenheit benützen zu wollen. Die Oeffnung des Hauptflügels hatte man bedeutend erweitert um die riesigen Thierleiber einzulassen, und an dieser Oeffnung, gerade bei der Winde, stand jetzt die berathende Partei.

Zuletzt ließ man ein Boot von dem Dampfer herunter; Männer mit langen Seilen, an deren Ende eiserne Haken befestigt waren, stiegen hinein und ruderten so nahe sie es wagen durften an den armen erschreckten Elephanten heran. Zwei bis drei sprangen in den Fluß, und auf jenen zuschwimmend, kletterten sie tapfer auf seinen mächtigen Rücken, indeß er mürrisch im Wasser lag. Sie befestigten ihre Hacken in den rund um seinen Ueberzug angebrachten Ringen, schlüpften dann wieder herunter ohne von dem Koloß im geringsten behelligt zu werden, und behielten die an die Haken befestigten Stricke in der Hand; der eine Theil dieser Stricke hing demnach zu beiden Seiten des Elephanten, von Männern auf dem Damme und auf dem Schiffe gelenkt, und lief auf Rollen, welche sich in Verbindung mit der Seilwinde befanden. Jetzt öffnete sich eine erregende Scene. Eine unermeßliche Menge bedeckte den Strand, unzählige Boote breiteten sich über das Wasser, und eine große Gesellschaft stand auf dem Verdecke. Als alle Vorkehrungen durch Signal-Meister auf dem Damme und bei der Ankerseilwinde vervollständigt waren, begann das riesige Geschöpf sich zu bewegen; da sein massenhafter Körper hülflos sich in die Luft hob, brach der ganze Menschenhaufe in einen nervösen, halberstickten Schrei aus. Das Thier selbst war äußerst erschreckt, was man an dem convulsivischen Zucken von Haupt und Beinen gewahren konnte, obschon es sich ganz still verhielt bei diesem erstaunlichen Transportmittel. Die Seile vom Schiffe zogen den Elephanten prächtig gegen dasselbe, die vom Ufer hielten ihn ebenso herzhaft an, daß kein Stoß ihn verletzen konnte; die an den Seilen arbeitenden Männer hielten ihr Auge fest auf die Signal-Meister geheftet, welche mit verschiedenen Armschwingungen die Richtung ertheilten.

Regelmäßig schafften die Seile, sich verlängernd am Gestade, sich verkürzend auf der Schiffseite, bis der Elephant langsam über das Verdeck schwebte vor dem offnen Flügelweg, den Mohaut noch auf dem Rücken, wacker sich im Sitze haltend und während der ganzen Operation seinen riesigen Träger anspornend und liebkosend. Langsam ließen sie sich nieder, der Mann und der Elephant — der Elephant mit leichtem Sträuben in den Abgrund sinkend, der Mann — gerade im kritischen Augenblicke wo ein ungewöhnlich nervöser Ruck den Reiter gegen die Seilwinde schleudern konnte — leicht aus seiner gefährlichen Lage herabgleitend und unversehrt auf dem Verdecke stehend. Da zerriß ein Freudengeschrei die Luft; Weben der Hüte und Taschentücher begleitete die wilden Huzzas-Rufe: es war für den Augenblick eine Art Delirium. Noch nie zuvor hatte man in Calcutta versucht einen Elephanten an Bord eines Schiffes zu bringen, kein Eingeborner hielt ein solches Unternehmen für möglich. Sie erwarteten, daß die englische Maschinerie zu Schanden würde; doppelt groß daher beim Erfolge des Staunens, unbegränzt die Bewunderung. Man hatte den Flügelweg kaum hinreichend erweitert — er ließ knapp den Kolossen durch; ein ungeheurer Fuß, einem schlaffen Seile entschlüpft, beschädigte die Körbe des Federviehs. Einer derselben ward von dem Schlage zerschmettert und alle seine gefangenen Bewohner flatterten umher, mehr erschrocken als vergnügt über ihre plötzliche Freiheit.

Ein anderer Unfall ereignete sich später, welcher ernsthafter hätte ausfallen können; der weibliche Elephant, obschon leichter auf das Schiff gebracht, war weniger fügsam beim Hinunterlassen auf seinen Platz, und im Sträuben warf er einen Officier von sich hinab, ein Fall von bedeutender Tiefe durch beide Verdecke. Der Mann ward betäubt, jedoch nicht verletzt, obwohl mehrere Stunden vergingen, ehe er wieder völlig zur Besinnung kam. Sobald man die Thiere unten in Sicherheit hatte, bewirthete man sie mit Zuckerrohr, was sie sehr gierig verschlangen nach aller Anstrengung des Morgens; der männliche Elephant ist 11 Fuß hoch und 15 Fuß lang, also sehr groß für das hiesige Land, wo die Gattung viel kleiner als zu Ceylon oder Bombay. Nachdem der größere Elephant sein Zuckerrohr verzehrt hatte, ward er sehr heftig, zerbrach seinen ganzen Stall zu Stücken und erwies sich zornig, daß man ihm nicht ohne Gefahr nahen konnte, und es nur mit Schwierigkeit gelang, ihn auf geeignete Weise anzuketten. In der That möchte er kein angenehmer Schiffsgefährte seyn. Wahrscheinlich theilten viele Leute diese Meinung, denn fast alle Passagiere, welche beabsichtigt hatten in diesem Dampfer nach Suez zu reisen, haben lieber ihr Fahrgeld hingegeben als Gefahr gelaufen in solche Gesellschaft eingeführt zu werden.

Das Land Gosen. Bei Gelegenheit einer Debatte über die Ausführbarkeit eines Canals vom Mittelmeer oder vom Nil nach dem rothen Meer im Institut der Civil-Ingenieure am 20 Mai kam eine Bemerkung zur Sprache, die, wenn sie sich bewährt, eine gewisse historische Wichtigkeit hat. Es wurde nämlich wahrscheinlich gemacht, daß in der historischen Zeit in der Nähe des rothen Meeres eine Erhebung des Bodens stattgefunden habe, und daß ursprünglich die jetzigen Natronseen die Spitze des rothen Meeres gebildet hätten; die Ruinen von Serapeum und andern bedeutenden Städten zeigt an, daß der District ehemals sehr fruchtbar, durch den großen Canal des Sesostris, der hauptsächlich den See Temsah mit süßem Wasser gefüllt, bewässert und vermuthlich das Land Gosen gewesen sey. (Athen. 24 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 5 und Umschlag zum Monat Mai.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 131. 2 Junius 1851.

Frankreich.

Mit dem 28sten vorigen Monats ist der Termin eingetreten, nach welchem es erlaubt ist, auf die Revision der Verfassung anzutragen, und die fieberhafte Ungeduld der Parteien hat diesen Zeitpunkt kaum erwarten können. Was wird in Betreff der Revisionsfrage der Monat Junius bringen? das ist eine für Frankreich und das übrige Europa fast gleich wichtige Frage. Wird dem Präsidenten Ludwig Bonaparte seine Stellung auf eine gewisse Anzahl Jahre hinaus verlängert? kommt es zu einer Entscheidung über Monarchie und Republik, und wird sich die Mehrzahl für erstere aussprechen um sie wenigstens anzubahnen? oder wird endlich einfach der jetzige Stand der Dinge trotz seiner unläugbaren Mängel forterhalten werden? Das sind die Fragen, die sich aufthun, und deren Entscheidung schwerlich im Junius, vielleicht erst im September oder Januar 1852 folgt. Wir nehmen es als keines Beweises bedürfend an, daß Ludwig Bonaparte fortwährend die Verlängerung seiner Präsidentschaft wünscht, und — trotz seines augenblicklich sehr ruhigen Verhaltens — mit allen Kräften erstrebt; hat doch, wie man behauptet, selbst einer seiner entschiedensten Anhänger es ausgesprochen, daß seine Vermögensverhältnisse ihm dieß Streben nach einer Verlängerung der Präsidentschaft zur Nothwendigkeit machen. Daß auf der andern Seite die Republikaner, eben darum weil ein Theil der Legitimisten die Frage über Republik oder Monarchie aufwerfen will, jeder Aenderung widerstrebt, ist eben so unzweifelhaft, und die Erklärung der Republikaner in dieser Beziehung soll schon über 230 Unterschriften zählen, bei weitem mehr als das nöthige Viertheil, um eine jede Veränderung zurückzuweisen. Zwischen dem Präsidenten und den Republikanern steht jedoch eine Majorität der Nationalversammlung, die, *wenn* sie fest vereint wäre, und nach Einem Ziele handelte, sehr viel erreichen könnte, allein sie ist in sich aufs tiefste gespalten; abgesehen von dem rein bonapartischen Theil der Versammlung, der seinen Hauptsitz in dem Club der Pyramidenstraße hat, soll eine beträchtliche Zahl der Legitimisten, vorausgesetzt daß sich L. Napoleon Bonaparte auf Bedingungen einläßt, geneigt seyn, für die Verlängerung zu wirken, da er doch nicht als ein eigentlich republikanisches Haupt betrachtet werden kann, während eine durch Geist und Einfluß bedeutende Zahl von Mitgliedern der Nationalversammlung — hauptsächlich, doch nicht ausschließlich Orleanisten — in keiner Weise von einer Verlängerung der Präsidentschaft hören wollen, und eher zur Republik schwören.

Die Argumentation dieser Partei ist sehr einfach: hat der Bonapartismus einen hinreichenden Halt im französischen Boden, um eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Repräsentativverfassung zu bilden? Wenn man die napoleonische Periode als eine vorübergehende, auf den gewaltigen Eigenschaften eines einzelnen Mannes beruhende Epoche betrachten muß, so konnte man diese Frage nur mit Nein beantworten, und die Zeichen, daß alles nur auf einen bureaukratisch-militärischen Despotismus berechnet sey, waren allzu vollzählig und vollgültig, als daß man sich über die Möglichkeit eines längern Bestandes einer so schmählichen Epigonenherrschaft hätte täuschen können. Die Ansicht aber, sich Hrn. Bonaparte's als eines pis aller zu bedienen, ist eine vollkommene Täuschung, denn noch ist die in den Händen der Regierung streng concentrirte Beamten- und Militärherrschaft in Frankreich so überwiegend, daß wenn man dem Präsidenten eine Verlängerung gewährt, diese sicherlich dazu benützt würde, die legitimistischen und orleanistischen Elemente aus der Verwaltung auszumerzen, und sie durch gefügige Werkzeuge zu ersetzen, mit denen sich bei einer auch nur vierjährigen Verlängerung sehr viel erreichen ließe, um so mehr, da die allmähliche Gewöhnung an seine Regierung ihm mehr und mehr zu statten kommen mußte. Der Plan dazu war, wie man recht gut wußte, vor dem 18 Januar — dem Tage, wo das Mißtrauensvotum gegen das Ministerium fiel — von dem Minister Baroche entworfen, und man erklärt sich deßhalb leicht, warum die am 24 Januar durch eine Botschaft des Präsidenten verkündigte Einsetzung eines transitorischen, d. h. eines nicht aus der Nationalversammlung gewählten Ministeriums auf so allgemeine Mißbilligung stieß, daß sie mit einem kalten Schweigen ohne das leiseste Zeichen des Beifalls aufgenommen wurde.

Wem hätte sie auch behagen sollen? Gegen Legitimisten und Orleanisten war sie direct gerichtet, und daß die Republikaner im günstigsten Falle nur die Fußschemel für das Emporsteigen des Präsidenten werden sollten, konnten sie sich ohne Mühe selbst sagen; sie legten deßhalb darauf, daß bei der Ministerkrise republikanische Namen genannt worden waren, so wie auf den Umstand, daß in den Berathungen des neuen Ministeriums schon am 29 Januar die mögliche Revision, resp. Abschaffung des Wahlgesetzes vom 31 Mai 1850 zur Sprache kam, nicht den mindesten Werth. Vielmehr war gerade bei den gemäßigten Republikanern die Stimmung über die Botschaft und das neue Ministerium sehr ungünstig, sie betrachteten das transitorische Ministerium als den officiellen Bruch mit der Nationalversammlung, und es war stark davon die Rede mit einer ernsten Manifestation gegen dasselbe aufzutreten. Es erforderte den ganzen Einfluß und die ganze Ueberredungsgabe der angesehensten Mitglieder der Versammlung von einem solchen Schritte Abstand zu

nehmen, denn was auch der Botschaft und dem Ministerium für eine Absicht zu Grunde liegen mochte, jedenfalls war der Präsident in seinem vollen Rechte, und so war, auch wenn eine Majorität gegen das Ministerium auftrat, durchaus nichts erreicht. Diese Achtung vor der Legalität, wenn sie gleich auf dem Gefühl der Unmacht mehr als auf dem des Rechts beruhen mochte, ist eine Erscheinung, die man nicht außer Acht lassen darf, und welche in den bevorstehenden Kämpfen die bedeutendste Rolle spielen wird.

Das transitorische Ministerium stand also da; der in andern Ländern, namentlich in England, übliche Gebrauch, nach den innern und äußern Gründen einer Ministerveränderung zu fragen, wurde umgangen, weil keine Partei sich über ihre Plane vollkommen aussprechen konnte und wollte. Daß indeß das Ministerium sich keiner freundlichen Zuvorkommenheit in der Versammlung erfreuen werde, war nach dem Vorangegangenen mit allem Fuge vorauszusagen; war es doch nur die Verkörperung der alten Ansprüche des Präsidenten. Die erste Probe ward abgelegt in der Dotationsfrage: schon die Ernennung der Präsidenten und Secretäre der verschiedenen Abtheilungen der Versammlung war dem Project entschieden ungünstig, noch mehr die Zusammensetzung der Commission, unter deren 15 Mitgliedern nur zwei sich für die Dotation aussprachen, und der Bericht des Herrn Piscatory lautete völlig entgegen. Am 10 Februar ward die Verhandlung eröffnet, man glaubte anfangs, sie würde ziemlich lange fortdauern, und alle die Versammlung spaltenden Streitigkeiten zu Tage kommen; nichts der Art: der Präsident der Republik ward auf seine republikanische Stellung verwiesen, die ihn nicht zum Haupte des Staats, sondern nur zum Haupte der Executivgewalt mache; die Burggrafen, d. h. die einflußreichsten Mitglieder der Majorität nahmen gar nicht das Wort, [1] und der Antrag ward mit 396 gegen 294 verworfen. Das war eine abermalige gegen den Präsidenten und sein Streben völlig feindselige Handlung, und die erbittertsten Elyseer schoben sie namentlich dem Herrn Thiers in die Schuhe, vielleicht nicht mit Unrecht, denn derselbe Geist, der das Votum vom 18 Jan. bestimmt hatte, leitete auch das vom 10 Februar. Die Besorgniß, daß der Präsident es auf eine Nationalsubscription ankommen lassen werde, war eitel, und er verzichtete kluger Weise auf einen Versuch, der mit einer schmählichen Niederlage enden konnte. Es bestanden indeß, wie sich auch bei dieser Gelegenheit zeigte, zwei Parteien im Elysée und im Ministerium, eine heftige und eine gemäßigte; letztere trug, nach hitzigen Debatten, den Sieg davon, da im glücklichsten Falle ein solches Unternehmen das Land in Aufregung versetzt und den Präsidenten gewissermaßen moralisch genöthigt hätte immer weiter zu gehen, und es am Ende selbst auf die Gewalt ankommen zu lassen. Auf die Frage, ob es von Seite der Versammlung klug war, die Dotation zu verwerfen, läßt sich kaum eingehen: das Journal des Debats war gegen die Verwerfung, die den Präsidenten eher stärken als schwächen würde; zugleich hängte es aber die Bemerkung an, das Kaiserreich habe nie eine Aussicht gehabt, und werde nie eine haben, zu welchem Ende

[1] Die ganze Verhandlung dauerte wenig über 2 Stunden, und diese wurden großentheils durch eine heftige Philippika Montalemberts gegen die republikanischen Tendenzen ausgefüllt; seine Parteinahme für den Präsidenten war indeß eher schädlich als nützlich, und wurde von der Presse nicht wenig ausgebeutet. Am auffallendsten aber ist Montalemberts Trennung von den eigentlichen Legitimisten. Vergebens hatten Männer wie Broglie, Molé und andere die Herbheit des Schritts zu brechen gesucht, indem sie auf Vertagung der Frage bis nach der Wahl eines parlamentarischen Ministeriums hinarbeiteten, der Vorschlag fand zu schwachen Anklang, und wurde deßhalb gar nicht gestellt.

aber dann die Dotation? Faßt man die Sache von dieser Seite, so läßt sich nur sagen, daß die Verwerfung, abgesehen davon daß sie eine Warnung für den Präsidenten war, zugleich ihm auch die Mittel nehmen sollte, seine Anhänger zu bezahlen. An Friede mit ihm war und ist nach dieser Entscheidung nicht mehr zu denken.

Auf die durch die Dotationsfrage erzeugte Aufregung folgte natürlich eine Abspannung, und eine Zeitlang blieb alles ruhig; eine namenlose, aber mit kaiserlichem Luxus gedruckte Broschüre, worin bewiesen wurde, daß „nur die kaiserlichen Institutionen Frankreich retten könnten,“ machte in dem Schwalle anderer Preßerzeugnisse nur vorübergehendes Aufsehen. Die damalige Lage der Sachen schildert die Union, ein legitimistisches Blatt, mit kurzen aber wahren Worten also: „dem Socialismus und der Demagogie gegenüber gibt es immer eine compacte Majorität; den persönlichen Ansprüchen des Präsidenten gegenüber steht die Nationalversammlung da, doppeltes Hinderniß, welches Frankreich gegen zwei Gefahren schützt. Vermittelst dieser Vertheidigungsstellung werden wir bis zum Mai dieses Jahres gelangen, dem bedeutsamen Augenblick, wo die Systeme, die Ansprüche und die Rechte öffentlich besprochen werden können. Würde auch die Lösung abgeschlagen oder verschoben, so würde der Waffenstillstand fortdauern bis zum Mai 1852. Wenn man uns sagt, daß dieser Waffenstillstand in eine Sackgasse führt, so läugnen wir das nicht, da aber Gewaltschritte nicht möglich sind, so bleibt Frankreich Meister seines Geschicks.“ Schlimm war es nur, daß unter diesem Waffenstillstand die Gesetzgebung und Verwaltung litt: über das höchst nöthige und dringende Gemeindegesetz konnte man sich so wenig verständigen, wie über die demnächstige Regierungsform. Ein Theil der Legitimisten und ein Theil der Linken waren für Ausdehnung des Wahlrechts in den Gemeinden, für Wahl der Maires durch die Gemeinden und für Erweiterung der Rechte der Departementalräthe, wodurch die übermäßige Centralisation und das drückende Uebergewicht der Stadt Paris gemindert worden wären, aber die ganze orleanistische Rechte, die Bonapartisten und ein großer Theil der Linken waren allen diesen Decentralisationsbestrebungen entgegen, und der ganze Gesetzentwurf hat deßhalb auch bis jetzt keinen wesentlichen Schritt vorwärts gethan: die Hauptfrage über Seyn und Nichtseyn muß zuerst entschieden werden.

Wie zerrissen aber über dieser Frage alles ist, zeigt am deutlichsten der Ausgang der Debatte über die „Proposition Creton“, d. h. über den Antrag den Prinzen der vertriebenen königlichen Familien die Rückkehr zu gestatten. Berryer sprach für Henry V und erklärte, dieser könne nur als König zurückkehren, und somit könne seine Partei auch nicht einwilligen, daß die Prinzen des jüngern Hauses unter solchen Bedingungen zurückkehrten. Als seine streng legitimistischen Ansichten eine wüthende Replik von Seiten eines Mitglieds des Berges hervorriefen, benützte Berryer die dadurch entstandene Aufregung, um auf Vertagung anzutragen. [1] Diese wurde ausgesprochen von der Mehr-

[1] Berryer hat nur auf drei Monate Vertagung angetragen, der Justizminister auf 6, über letzteren Antrag, als den auf längere Zeit lautenden, mußte zuerst abgestimmt werden, und im Tumult über die wüthende Rede des Hrn. Marc Dufraisse wurde diese Vertagung ohne weiteres ausgesprochen. Die Sache ist nicht ganz gleichgültig: der Patrie (elyseeisches Organ) behauptete, und die Union (Berryers Organ) wiederholte, Thiers sey mit Berryer über die Vertagung einverstanden gewesen; wurde die dreimonatliche Vertagung angenommen, so fiel die Möglichkeit den Antrag zu wiederholen gerade mit der Möglichkeit die Revisionsfrage aufzunehmen zusammen, nämlich in den Anfang Junius. Dieß wird noch auffallender, wenn man den amendirten Antrag Marius erwägt, dem zu-

zahl der Legitimisten, den Bonapartisten und der äußersten Linken, nach andern stimmte auch ein Theil der Orleanisten dafür; genau ließ sich nicht sagen, wer für die Vertagung gestimmt, da der Geschäftsordnung gemäß bei einem Antrag auf Vertagung nur durch Aufstehen und Sitzenbleiben, nicht persönlich abgestimmt wird. Der Grund, weßhalb der Antrag die bezeichneten Gegner fand, ist leicht erklärlich: es soll keinem Zweifel unterworfen seyn, daß Prinz Joinville in einem solchen Fall nach Frankreich zurückgekehrt wäre und eingewilligt hätte, als Candidat für die Präsidentschaft aufzutreten. Das hätte die Aussichten des Grafen Chambord wie des Prinzen Louis Bonaparte zerstört, und den Republikanern vom reinsten Wasser konnte die Erhebung eines Prinzen auf den Präsidentenstuhl nicht willkommen seyn, obgleich vielleicht nicht Ein Mittel ausfindig gemacht werden könnte, das geeigneter wäre die Republik zu erhalten. So fiel der Antrag durch, was als sicherer Beweis angesehen wurde, daß an eine ernstliche Fusion der Orleanisten und Legitimisten nicht zu denken sey. Indeß ist der Antrag nur vertagt, d. h. er kann nach 6 Monaten, also im September — die Debatte über den ersten Antrag fand am 1 März statt — erneuert werden, und sollte bis dahin L. Napoleons Benehmen Besorgnisse erwecken, so wäre es nicht unmöglich, daß die Orleanisten, in Verbindung mit einem Theil der Legitimisten und der gemäßigten Republikaner, dennoch die Rückkehr der Prinzen durchsetzten, und dadurch die Candidatur Joinville's möglich machten. Darauf deutet vielleicht auch der Umstand hin, daß L. Napoleon sich seit geraumer Zeit viel stiller und bei weitem minder vorlaut verhält als in früherer Zeit; das offenkundige und selbstverschuldete Mißgeschick, das ihn bisher in allen seinen Planen getroffen, scheint ihn Vorsicht gelehrt zu haben, indeß ist das Mißtrauen durch sein früheres Verhalten so rege geworden, seine Absichten sind so augenfällig, und seine Gegner in der Parteitaktik und im Gang der Geschäfte so gewandt und erfahren, daß er auch nicht den leisesten Schritt thun kann, den seine Gegner nicht durchschauen und ans Licht ziehen; seine Vorsicht gilt also nur noch der großen Masse gegenüber, der er sich jetzt besonnener als früher darstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Erster Abschnitt. Reise bis an die Gränze von Ukambani.

Schon im Jahr 1847 hatten die Missionäre von Rabbai Mpia den Plan gefaßt zu einer Reise in das Binnenland der Uakamba-Stämme,[1] allein ihre Arbeiten an der Küste und ihre Ausflüge in andere westlich und südlich von Rabbai Mpia gelegene Länder hatten die Verwirklichung eines Planes, der sie unablässig beschäftigt hatte, beständig verzögert. Die Missionäre kannten die wichtige Stellung der Uakamba-Stämme in Ostafrika, in Folge der Handelsverbindungen derselben mit fast allen andern Völkern, mit Ausnahme der Galla, der Uakuafi und der Masai, die zwischen der Küste von Mombas, Uniamesi im Westen und dem südlichen Abyssinien wohnen. Die Uakamba hatten daher ein ganz besonderes Recht auf die Aufmerksamkeit der afrikanischen Mission. Freilich waren die Begriffe, die man sich von ihnen machte, wenn man wenigstens von den auf dem Gebiet der Uanika wohnenden auf die Uakamba des Innern schließen sollte, keineswegs ermunternder Art, denn die Uanika waren wohl die unverschämtesten und unerträglichsten Bettler die man sich denken kann. Dennoch durfte uns dieser leidige Eindruck nicht von dem Besuche ihres Hauptwohnplatzes im Innern abbringen, da wir überzeugt waren daß unsere erste Pflicht die sey: allen den Stämmen die uns umgeben, wie wild und für uns entmuthigend auch ihre Gemüthsart seyn mochte, das heilige Wort des Evangeliums zu predigen. Ueberall wo sich ein Weg vor uns aufthut, ist auch ein Feld der Arbeit für die Sendboten des Evangeliums.

Demgemäß beschlossen wir, nach der Verstärkung welche die Ankunft des Hrn. J. J. Erhardt unserer Mission gebracht hatte, und nachdem auch Hr. Rebmann von Dschagga zurückgekehrt war, einstimmig, daß ich mich zu den binnenländischen Uakamba begeben sollte, um unter ihnen den Namen Jesu Christi, den sie noch nie gehört hatten, zu verkündigen, und um gleichzeitig eine genauere Kenntniß ihres Landes und der entlegensten Theile Centralafrika's, namentlich der Gegenden, welche an die Nilquellen gränzen möchten, und der Gebiete derjenigen Ueberreste von Christen zu erlangen, von denen man mir in Schoa gesprochen hatte. Wenn diese erste Reise gelänge, so sollte ich, nach einem Uebereinkommen unter uns, mich sofort dahin begeben, und entweder die Westküste Afrika's oder die Gränzen Abyssiniens zu erreichen suchen — jenes Landes, das in unserm Herzen stets eine der ersten Stellen eingenommen, obschon diejenigen welche es regieren, sich unserm Werke feindlich gezeigt hatten.

In voller Erkenntniß der Pflicht die mir oblag, ging ich daher im Monat September an die Vorbereitungen zu einer Reise, an welche die Eingebornen nicht denken konnten, ohne ihre Furcht vor den Gefahren zu äußern, die von Seiten der Galla, der Masai, der Uakuafi und anderer Stämme, durch die mich mein Weg führen sollte, drohten. Mit einer kleinen Truppe Uanika und Suaheli traf ich ein Uebereinkommen wegen der Beförderung meines Gepäcks, und wegen des Geleites, das sie mir bis an den Dana-Fluß geben sollten, der, wie wir wußten, nördlich und nordöstlich die Gränze von Ukambani bildet.

Als die Träger einmal gedungen waren — was sich indeß nach der Gewohnheit der Eingebornen nicht ohne viel Worte und Lärm bewirken ließ — sahen wir auf unserer Station eine Abordnung der Häuptlinge von Teruma, einem Uanika-Stamme ankommen, der an das Gebiet Rabbai gränzt, und durch dessen Mitte mich mein Weg führen mußte. Der Zweck ihrer Ankunft war, mich in Kenntniß zu setzen, daß es mir nicht gestattet sey meinen Weg durch Teruma zu nehmen, wofern ich nicht einige Männer ihres Stammes in meinen Dienst nähme, da alle meine Träger aus Rabbai gebürtig seyen. Ich dingte daher zwei Männer von Teruma, die ich schon früher im Dienst gehabt hatte, die ich aber, weil sie mir übertriebene Ansprüche zu machen schienen, hatte abdanken müssen. Da hiemit die Sache schließlich abgemacht war, so setzten wir den Tag unserer Abreise auf 1 November fest.

1 November 1849. Hr. Rebmann begleitete mich bis zum Maierhofe Mana Tzahu, wo ich meine erste Nacht zubringen sollte. Bald nach unserer Ankunft daselbst erschienen die Häuptlinge von Nzekara — ein Bezirk des Teruma-Stammes der an das Rabbaigebiet gränzt — die nach vielen Complimenten den Wunsch äußerten, ich möchte ihnen ihr Heschima oder Geschenk geben. Ich bot ihnen drei Dollars, und war gesonnen die gleiche Summe der andern Abtheilung des Teruma-Stammes zu geben, durch deren Gebiet wir am folgenden Tage kommen sollten. Die Häuptlinge erklärten mir kalt, aber bestimmt, das Geschenk müsse fünf, nicht drei Dollars betragen. Da ich sah, daß alle meine Vorstellungen unnütz waren, so gab ich ihrem Verlangen nach, unter der Bedingung, daß ich von jeder weitern Steuer an die Häuptlinge der andern Abtheilung des Terumagebiets befreit seyn sollte. Sie traten meiner Forderung ohne Umstände bei, was ihnen um so leichter war, als sie keinerlei Verpflichtungen übernahmen. Bald aber mußte ich

folge die im Anfang Junius zurückgewiesene Revision nach drei Monaten wiederholt werden kann; dieß fällt, wie die Möglichkeit den Creton'schen Antrag zu wiederholen, in den Anfang Septembers. Wir ziehen keinen Schluß daraus, sondern machen nur auf das Zusammentreffen aufmerksam.

[1] Hr. Krapf macht die Bemerkung daß der Vorbuchstabe m, wenn er vor einem Eigennamen steht, die Einzahl, die Vorsylbe ua aber die Mehrzahl anzeige. Die Vorsylbe ki zeigt das Beschaffenheitswort an, und u bildet den Namen des Landes. Sonach ist Ukamba das Land der Uakamba; Mkamba ein einzelner Mensch des Landes; Uakamba die Gesammtheit des Volkes. Kikamba bildet die beschaffenheitswörtliche Form davon, z. B. die kikambische Sprache, die Kikamba-Sprache. Msunga ist ein Europäer; Uasungu die Europäer; Usungu Europa, das Land der Europäer; kisunga was europäischen Ursprung hat, europäisch.

mich von neuem überzeugen, daß bei rohen Völkern ein Uebereinkommen nur insoweit Werth hat, als es mit ihrer ungezügelten Habgier im Einklang steht. Sie wissen nicht was Achtung vor dem gegebenen Worte ist.

2 November. Hr. Rebmann verließ mich früh Morgens, um nach Rabbai Mpia zurückzukehren; gleichzeitig ließ ich alles für die Abreise meiner kleinen Karawane herrichten. Als wir die Gränzlinie zwischen Rabbai und Teruma erreicht hatten, machten meine Gepäckträger plötzlich Halt auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe des die beiden Stämme trennenden Flusses Muadsche. Nach der Ursache hievon fragend, antworteten sie mir, sie wünschten den Flug gewisser Vögel zu beobachten, um zu erfahren ob die Reise glücklich von Statten gehen werde oder nicht. Nachdem ich ihnen einige Bemerkungen über die Sünde und die Dummheit eines solchen Aberglaubens gemacht, setzten sie sich wieder in Marsch. Der Muadsch-Fluß hatte zu dieser Jahreszeit nur sehr wenig Wasser. Wir durchwateten ihn daher, und kamen dann durch eine minder fruchtbare und minder bewohnte Strecke Landes. Im allgemeinen scheint Teruma an vielen Stellen weniger culturfähig als Rabbai. Hieraus folgt, daß die Wanika von Teruma einer größeren Landfläche bedürfen als die meisten andern Wanika-Stämme, weil sie nur gewisse Stellen bebauen können. Der Boden ist zu sandig und zu steinig, und oft ganz von Acazien überwachsen.

Abends machten wir bei Abbé Gome, einem der Häuptlinge von Teruma-Ku (Groß-Teruma) Halt. Ich fühlte mich sehr ermüdet, was mir am ersten und zweiten Tag einer Reise gewöhnlich begegnet, bis sich mein Körper wieder an die Strapazen eines Fußmarsches gewöhnt hat; denn in diesen Himmelsstrichen kennen die Eingebornen den Gebrauch der Saumthiere nicht, die an vielen Stellen der Wüste des verbreiteten Holzwuchses halber für einen Europäer sogar fast unnütz wären. Der Reisende muß daher genau wissen ob er auf seine Beine zählen kann oder nicht.

3 November. Heute sah ich frühzeitig die Häuptlinge von Teruma-Ku ankommen. Sie verlangten ohne weiteres ein Geschenk. Ich hielt ihnen entgegen, daß ich den Häuptlingen von Ntzokara bereits eines gemacht, und daß diese mir erlaubt hätten das Gebiet des ganzen Stammes ohne weitere Belästigung zu durchreisen. Sie antworteten mir, sie hätten von den fünf Dollars, die ich den Häuptlingen von Ntzokara gegeben, nichts erhalten, und ich sey daher verpflichtet einige Dollars für sie beizufügen. Nach langem Hin- und Herreden gab ich endlich nach, und händigte ihnen zwei Dollars ein, womit sie sich begnügten und mich nun von jedem weitern Zoll auf meiner Reise frei erklärten. Hierauf ließ ich mich mit einigen unter ihnen, die uns in Rabbai Mpia gesehen, in ein Gespräch ein, und nahm mit Vergnügen wahr, daß sie uns von unserer früheren Bekanntschaft her in gutem Andenken behalten hatten — ein Umstand, der Zeugniß gibt von der Wichtigkeit unserer Station an der Küste. Die Eingebornen aus dem Innern erhalten hier einige Eindrücke, von denen wir zwar nicht sogleich etwas wahrnehmen, die sich aber später, wenn wir sie wieder bei uns sehen, kundthun.

4 November. Als ich heute früh erwachte, fühlte ich ein wenig Fieber. Meine Träger drückten mir sehr lebhaft den Wunsch aus, ich möchte ihnen hier eine Kuh kaufen; ohne ihrer unbescheidenen Forderung Gehör zu schenken, befahl ich ihnen sich nach dem Dorfe Abbé-Gome in Marsch zu setzen. Sie thaten's wirklich, hielten aber bei einem andern Dorfe abermals an, und erneuerten ihr Begehren nach einer Kuh.

Hier fanden wir außerdem noch ein andres unerwartetes Hinderniß. Der Ton eines Kriegshorns schallte plötzlich in unsere Ohren, und gleich darauf sahen wir einen Trupp von zwanzig bis dreißig Männern auf unser Lager zukommen. In der Entfernung von etwa hundert Schritten nahmen sie unserm Lager gegenüber Stellung. Ich begriff die Bedeutung ihrer sonderbaren Demonstration erst als ich sah, wie meine Träger zu ihren Bogen und Flinten griffen, und sich zu einem Kampf auf Leben und Tod gegen die Angreifer rüsteten. Da ich die mehr als friedliche Gemüthsart der Wanika kannte, so setzte ich mich ruhig zu Boden, und erwartete den Ausgang der Schlacht. Mein Führer ging als Dolmetsch voran. Ein großes Wortgelärm folgte, dessen Zweck ich nicht sogleich verstand; man sagte mir später der kriegerische Trupp sey ganz einfach gekommen, um ein Heschima von mir zu erpressen.

Da alle Vorstellungen meines Führers fruchtlos waren, so schritt ich ganz allein, ohne alle Waffen, mitten unter sie hinein, und sagte ihnen ruhig, ich sey in den besten Absichten in ihr Land gekommen, habe den Häuptlingen von Ntzokara und Teruma-Ku ein Geschenk gemacht, und diese hätten mir erlaubt das Land ohne weitere Behelligung zu durchziehen. Als ich so zu ihnen gesprochen, legte sich ihr Zorn plötzlich; nichtsdestoweniger aber bestanden sie auf einem Geschenk auch für sie, widrigenfalls sie mir die Fortsetzung meiner Reise nicht gestatten würden. Ich erklärte daher, ich werde auf der Stelle nach Rabbai zurückkehren und meine Reise aufgeben, sie aber seyen verantwortlich für die feindlichen Gesinnungen, die sie gegen einen friedlichen Reisenden an den Tag gelegt. Ich befahl dann meinen Trägern ihre Lasten wieder aufzunehmen, um mit mir nach Rabbai zurückzukehren. Als die Leute sahen daß ich mich entfernte, gingen sie unter sich zu Rathe. Gleichzeitig kamen die Einwohner des Dorfes, bei welchem wir unser Lager aufgeschlagen, herbeigelaufen und baten mich inständig nicht eher wegzugehen, als bis ich mit den in diesem Augenblick aus dem Dorfe abwesenden Häuptlingen gesprochen. Endlich kam einer der Männer der feindlichen Partei in unser Lager, und erklärte mir, sie würden sich mit einem Stück amerikanischen Baumwollenzeuges von ungefähr dem Werthe eines Dollars begnügen. Ich gab ihrem Verlangen, das mich nur ein geringes Opfer kostete, nach. Die Teruma-Krieger zeigten nun die freundschaftlichsten Gesinnungen, und entfernten sich friedlich.

5 November. Da das Fieber an welchem ich gestern litt, mich großentheils verlassen hatte, so war ich im Stande meine Reise fortzusetzen. Allein meine Träger wiederholten ihre Forderung wegen einer Kuh, die ich ihnen endlich kaufte. Das Thier ward sofort geschlachtet und vertheilt, worauf wir uns wieder in Marsch setzten. Ein beträchtlicher Theil des Fleisches ward auch an ihre Freunde und andere Teruma-Bettler, die von allen Seiten herbeiströmten, um ihr Scherflein in Anspruch zu nehmen, vertheilt. Es ist sehr zu bedauern, daß die Häuptlinge des Rabbai-Stammes vor fünfzehn Jahren die Thorheit begangen hatten, den Leuten von Teruma und Keriama denjenigen Theil ihres Gebiets zu überlassen, der unmittelbar in die große Wüste und in die Binnenländer führt. Sie haben auf diese Art den Schlüssel von Teita, Dschagga, Ukambani und andern Gegenden aus der Hand gegeben; denn es liegt jetzt in der Gewalt der Häuptlinge von Teruma und Keriama, den Leuten von Rabbai den Weg nach jedem beliebigen Land zu versperren.

(Fortsetzung folgt.)

Walckenaers Karte von Frankreich. Walckenaer, beständiger Secretär der französischen Akademie der Inschriften, hat schon vor langer Zeit zu seiner „Geographie des cisalpinischen und transalpinischen Galliens" eine auf gründliche Studien beruhende Karte des alten Galliens herausgegeben. Er wollte nun eine dieser entsprechende Karte des neuen Frankreichs herausgeben, und dann die Uebereinstimmung der alten und neuen Ortschaften nachweisen. Indeß hat er sich veranlaßt gefunden, dieser Karte eine allgemeinere Bestimmung zu geben, und so ist jetzt die Karte entstanden, welche den Titel führt „Generalkarte Frankreichs und der angränzenden Länder, nach dem Plan der Karte des cisalpinischen und transalpinischen Galliens entworfen, mit den wichtigsten neuen Ortschaften und allen denen, welche den in alten Schriftstellern erwähnten Orten entsprechen, nebst den Gränzen der Staaten, den Straßen, den Eisenbahnen und Canälen." Die Karte soll hinsichtlich der Genauigkeit, wie der künstlerischen Ausführung ein Meisterstück seyn, und namentlich sollen alle Eisenbahnen — die Gränzen der Karte umfassen London, Amsterdam, Berlin, Wien, Neapel und die Pyrenäen — mit der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit bis zum Februar d. J. herab, aufgenommen seyn. (Nouv. Ann. des Voyages, April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 132. 3 Junius 1851.

Ein Abend auf dem Missouri.

(Von Franz Löher.)

Mit einigen Freunden aus St. Louis hatte ich das vorzugsweise deutsche Hermann am Missouri besucht, welches jetzt im schnellen Aufblühen begriffen ist. Zu Gesellschaft herzlicher Landsleute hatten wir uns hier ein paar Tage unter den grünen Hügeln und an den hellen einsamen Flüssen mit Jagd und Fischfang vergnügt, aber auch viel von den Leiden und Mühen gehört, mit denen hier wie überall die Ansiedler in den ersten Jahren zu kämpfen hatten. Wir warteten nun des Nachmittags an der Werfte auf ein thalwärts kommendes Dampfboot, indem wir noch schnell ein paar Flaschen vom Hermanner Catawbawein ausstachen, dessen Reben erst vor ein paar Jahren gepflanzt waren. Der Hermanner Wein wird sich ohne Zweifel noch einen Namen erwerben, so gedeihlich schwellen hier die Reben, so kräftig und würzig ist ihr Saft. Endlich rauschte die „Rowena" heran.

Die Hermanner kannten dieß Boot und warnten uns vor ihm; indessen wir hatten keine Zeit mehr und fuhren mit. Wir merkten bald, wie sehr unsere Freunde Recht gehabt. Die Rowena stand bereits in der Rangclasse der amerikanischen Dampfboote ganz unten: sie hatte ihre sechs Jahre gedient, war jetzt leck und schwerfällig und auf einen schlechten Capitän und niedrigen Fahrpreis heruntergekommen. Sie hatte gerade das Alter erreicht, wo der Capitän ein Dampfboot eines schönen Morgens auflrennen und sinken läßt und lachend die letzten Versicherungsgelder dafür in Empfang nimmt. Die Schiffstafel war mit halbrohen Speisen besetzt, ein erträgliches Getränk nicht zu bekommen; wie lange wird das noch dauern, bis man in den Vereinigten Staaten überall aus einem guten Glase Wein einen tiefen kühlen Zug thun kann. Die Amerikaner tranken freilich mit Leidenschaft ihr schlammiges Missouriwasser; es war nicht möglich, durch ein Glas dieser dicken trüben Fluth hindurchzusehen, wohl aber war viel anderes darin zu bemerken. Die Amerikaner halten das Missouriwasser aber für besonders heilsam, wahrscheinlich aus Verehrung für „den Vater der Ströme", dieser großen Lebensader der Vereinigten Staaten. Jede halbe Stunde rannte sich das Schiff in eine Untiefe hinein: dann kostete es harte Arbeit, bis die Bootsleute es wieder in Gang brachten. Sie setzten starke Bäume ins Wasser und wandten mühsam das Boot daran wieder in die Höhe. Waren wir endlich wieder flott, so hatte der Steuermann seine liebe Noth, die Snags und Sawyers zu vermeiden. Stemmen die Bäume sich fest und starr in die Höhe, so nennt man sie Snags, Spießer; sitzt bloß die Wurzel fest und bewegen sich die Aeste vor der Gewalt des Wassers auf und ab, so heißen sie Sawyers, Säger. Unsere arme Rowena wurde so oft von ihnen erschüttert, daß alle Hoffnung vorhanden war, nach noch ein paar Fahrten werde ihr glücklich der Bauch aufgerissen.

Das Wetter aber war schön; die Sonne strahlte prächtig über die Wasserfläche und die bebuschten Uferhöhen und die mit haushohem Schilf bewachsenen Inseln, aus denen, wenn das Dampfboot heranfeuchte, Züge von Reihern und andern Wasservögeln aufstiegen. Die amerikanischen Flüsse behalten noch lange Zeiten den Zauber einer großartigen, wilden Natur. Die spärlichen Häuser und Schiffe der Menschen verschwinden in dieser Größe. Die Wasser fluthen so gewaltig, die Inseln, die Sandbänke, die versallenen Bäume im und am Flusse, die endlosen Wälder und Prairien, alles das sieht aus, als wäre es sich noch ganz selbst überlassen. Begegnet man einer Farm am Ufer oder einem Boote, so wird die Landschaft auf einige Augenblicke freundlicher, weil die Menschennähe immer wohlthut; sind sie wieder verschwunden, so ist alles wieder so wild und einsam als wäre man auf dem ersten Fahrzeug, mit welchem der Mensch diese weiten Fluthen und Wälder zu durchmessen wagt.

Der milde helle Abend lockte auch ein Sträußlein ächter amerikanischer Landveilchen oben aufs Verdeck, Farmerstöchter, lauter feine Gesichtchen und geputzt wie Schmetterlinge. Erst hatten sie in der abgesperrten Damencajüte lange still und steif gesessen, wie es Amerikanerinnen so häufig thun; nachdem sich ihnen aber mehrere Herren vom Capitän hatten vorstellen lassen und die Frostdecke einmal gefallen war, da sprangen sie flugs in die lauteste Lustigkeit um. Sie saßen jetzt im Kreise und sangen zur Guitarre englische Liedchen nach deutschen Volksmelodien; letztere waren zwar arg verzimpert, aber es wunderte mich denn doch, hier oben auf dem Missouri schon die Melodie unsers „schöner grüner Jungfernkranz" und „du, du liegst mir im Herzen" eingebürgert zu finden. Auch die Herren mußten singen, und als die Reihe an mich kam, ließ ich einige unserer tollsten Studentenlieder erschallen. Die Deutschen, welche den Text verstanden, konnten das Lachen nicht lassen, die Amerikanerinnen aber, denen die Melodie gefiel, fanden die Lieder gar schön und erwiederten ihrerseits mit so vielen andern, daß mir zuletzt die Ohren schrillten, als sänge eine Schaar von großen Heimchen. Nach dem Gesange flatterten sie auf dem Dampfboote umher, bald waren sie hier, bald da, überall hörte man ihr Reden und Lachen, das ganze Schiff gehörte ihnen und alle Leute dienten ihnen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie die Debatte und Abstimmung über den Cretonschen Vorschlag ausfiel, läßt auf eine entschieden feindselige Haltung der Legitimisten und Orleanisten schließen, allein bei dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs ist nichts absolut, und der Anknüpfungspunkte finden sich mehrere. Die oben erwähnte wüthende Rede des Bergmanns Marc Dufraisse hatte z. B. gleich die Folge, daß die alte Majorität, Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten sich zusammenschaarten und bei der Wahl der Präsidenten und Secretäre in den Abtheilungen alle Mitglieder des Bergs streng ausschieden. Ein anderer Vorfall, der seine Schlaglichter bis in die jetzige Zeit hereinwirft, brachte Legitimisten und Orleanisten gegen die Minister und Bonapartisten zusammen. Erstere, nämlich die Minister, welche seit ihrer Ernennung in den politischen Kämpfen eine gänzliche Nebenrolle gespielt, und mit studirter Nichtachtung behandelt worden waren, wollten sich endlich auch einmal auf dem politischen Felde zeigen, es war jedoch sehr schlecht gewählt, und sie mußten sich kläglich geschlagen zurückziehen. Schon seit Monaten war da und dort die Frage angeregt worden, ob denn das Wahlgesetz vom 31 Mai 1850 auch für den Präsidenten gelte, die Sache kam zwar nie recht zur Sprache, blieb jedoch als ein mögliches Auskunftsmittel dahingestellt. Da nach dem Gesetze Ludwig Napoleon bei der nächsten Präsidentenwahl — falls nicht die Constitution zuvor revidirt wird — gar nicht als Candidat auftreten darf, der Plan, die unbeschränkte Wahl ausnahmsweise für den Präsidenten gelten zu lassen, ihm also keinen Vortheil bringen konnte, und man doch auf der andern Seite mit der Linken liebäugeln wollte, so kam ein anderer Vorschlag aufs Tapet. Die allgemeinen Wahlen der Officiere der Nationalgarde standen auf den 25 März bevor. Bis dahin aber konnte das organische Gesetz über die Bildung der Nationalgarde, ein Gesetz das bekanntlich erst Ende Mai zur Berathung kam, nicht fertig seyn, und darum war zwischen der Commission, die es in Händen hatte, und den Ministern die ausdrückliche Uebereinkunft getroffen worden, daß die Regierung ein Uebergangsgesetz vorlegen solle, um die Wahlen bis nach der Zustimmung zu dem organischen Gesetze zu vertagen. Unter den Artikeln dieses Gesetzes fand sich auch die Bestimmung, daß auf die Wahlen der Nationalgarde das Wahlgesetz vom 31 Mai 1850 angewendet werden sollte. Die Commission erwartete von Tage zu Tage das Uebergangsgesetz, und als dieß immer noch nicht kommen wollte, fragte eines der Mitglieder der Commission, General Lauriston, den Minister Baroche, wann dasselbe vorgelegt werden solle. Zu seinem nicht geringen Erstaunen erfuhr er, die Regierung habe die Sache reiflich erwogen, und sich entschlossen die allgemeinen Wahlen der Nationalgarde in Gemäßheit des Decrets der provisorischen Regierung, d. h. nach dem unbeschränkten allgemeinen Stimmrecht vornehmen zu lassen. Die Commission, nicht weniger erstaunt, als der General Lauriston, lud den Minister in ihre Mitte ein. Dieser wiederholte hier die bereits gegebene Erklärung, beharrte darauf, obgleich man ihn an die bestimmte Zusicherung der Regierung erinnerte, und mußte von einem sonst durch seine Ergebenheit für das Elysée bekannten Commissionsmitglied die Erklärung hören, wenn Ludwig Bonaparte der Nationalversammlung diesen gerechten Grund zum Mißtrauen gebe, so könne derselbe auch nicht mehr auf die Zustimmung seiner Fraction [1] der Majorität, die ihn bisher unterstützt habe, rechnen.

[1] Der sonst sehr ergebene Club der Pyramidenstraße, der übrigens nur noch etwa 40 Mitglieder zählt.

Die Doppelzüngigkeit und die Hinterlist lag offen da, das Bestreben sich auf diese Weise mit der entschiedenen Linken günstig zu stellen, war nicht zu bezweifeln, und die Commission erklärte deßhalb dem Minister, sie lasse der Regierung noch eine bestimmte Frist, um von ihrem Entschluß zurückzukommen, wenn aber diese Frist verstrichen sey, so werde sie hinsichtlich des Uebergangsgesetzes, das die Regierung versprochen, selbst die Initiative ergreifen, und der Nationalversammlung die Vertagung der allgemeinen Wahlen der Nationalgarde vorschlagen. Das Ministerium fügte sich, um aber nicht ganz Unrecht zu haben, behauptete es, es sey gar kein Uebergangsgesetz nöthig, eine Ansicht, welche die Commission nicht theilte, weßhalb sie, als die Regierung trotz wiederholter Anforderung auf ihrer Ansicht beharrte, selbst ein solches vorschlug. Dieß versteckte Bestreben, das Wahlgesetz vom 31 Mai 1850, das die Ordnungspartei nicht ganz mit Unrecht als den Rettungsanker betrachtet, der das Staatsschiff halten soll, damit es nicht ohne Boussole aufs weite Meer hinausgeschleudert werde, zu umgehen und eine Stütze bei der extremen Partei zu suchen, ist so oft und so deutlich hervorgetreten, daß nothwendig das tiefste Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Präsidenten, und die Ueberzeugung, daß ihm jedes Mittel recht sey, wenn es nur zum Ziele führe, die Folge seyn mußte, und als vor wenig Wochen der Constitutionnel, einst der stärkste Vorkämpfer des Gesetzes vom 31 Mai 1850, zum allgemeinen Erstaunen gegen dasselbe auftrat, wie man nicht ohne Grund vermuthet, in geheimem Einverständniß mit dem Präsidenten, da warf der Messager de l'Assemblée (das Organ von Thiers) das schneidende aber wahre Wort hin, das sey eine „Abenteurerpolitik.“

Das klägliche Auftreten der Minister in der Angelegenheit der Nationalgarde scheint den Präsidenten überzeugt zu haben, daß seine Autorität nothwendig mit dem Ansehen der Minister schwinden müsse, [1] und nun dachte er wieder an ein definitives, parlamentarisches Ministerium. Geraume Zeit wollte es nicht gehen, allein bald trat ein Unfall ein, der zu raschen Schritten nöthigte. Die wiederholten Bemühungen eines Theils der elysëischen Presse und die zweideutigen Aeußerungen der Anhänger des Präsidenten über die Tragweite des Gesetzes vom 31 Mai 1850 hatten endlich die Geduld der Majorität der Nationalversammlung erschöpft; selbst der Club der Pyramidenstraße, wo Baroche und Faucher saßen, hatte sich einstimmig für die allgemeine Gültigkeit des Gesetzes erklärt, und endlich trat Desmars (Legit.) mit dem formellen Vorschlag auf, daß das Gesetz vom 31 Mai 1850 auch für die Präsidentenwahl gelte. Der Vorschlag war zur Berathung zugelassen, und sobald dieß geschehen, traten die Mitglieder der Linken, unter denen Arnaud gleichfalls einen Vorschlag gegen das Gesetz vom 31 Mai 1850 gemacht hatte, vor der Berathung des Desmars'schen Vorschlags zusammen, und beschlossen den Antrag Arnauds zurückzunehmen. Es läßt sich dieser Schritt kaum anders als dadurch erklären, daß die Linke auch nicht entfernt mit dem Elysée sich einlassen oder auch nur den Schein haben wollte.

[1] Eine geheime aber nicht minder empfindliche Niederlage soll das transitorische Ministerium durch Berryer erlitten haben. Dieser schlug bekanntlich zum allgemeinen Erstaunen die Rückzahlung der 45 Cts Zuschsteuer vor, welche Garnier Pagès im März 1848 decretirt hatte, um sich aus der bittersten Verlegenheit zu helfen, und welche namentlich den Namen der Republik unter dem Landvolk verhaßt gemacht. Niemand begriff das Verfahren Berryers, besonders da die Rückzahlung durch eine Erhöhung der vier Hauptsteuern und der Salzsteuer gedeckt werden sollte. Später aber erfuhr man, daß die Minister im Begriff standen mit einem ähnlichen Vorschlag, den sie seit längerer Zeit berathen, hervorzutreten. Berryers Vorschlag entriß ihnen dieß Verdienst, und als der Zweck erreicht war, zog Berryer seinen Vorschlag zurück.

Als am 28 März Desmars Vorschlag zur Berathung kam, mußte das Ministerium mit der Sprache offen heraus, und da es nicht gerathen war, sich mit der großen Majorität, welche das Gesetz unverkümmert erhalten wollte, in offenen Widerspruch zu setzen, so erklärte Hr. Vaïsse, es verstehe sich von selbst, daß dieß Gesetz für die Präsidentenwahl so gut als für die Abgeordnetenwahl zu gelten habe. Nach dieser Erklärung ging man bald zur Tagesordnung über. Die Hauptfrage freilich, ob das Gesetz überhaupt nur transitorisch sey, und in kürzerer oder späterer Zeit von der Regierung angefochten werden würde, ward in der Schwebe gelassen. Das transitorische Ministerium hatte sich durch diesen Vorfall den letzten Rest gegeben, denn nachdem es ohne alle Winkelzüge eine solche Concession hatte machen müssen, trennte den Präsidenten nichts mehr von Hrn. Leon Faucher, der immer hartnäckig auf dem Gesetz vom 31 Mai 1850 bestanden hatte, während Odillon Barrot geneigt war, in demselben Aenderungen vorzunehmen, im Uebrigen aber für sich eine selbstständigere Macht als Premierminister verlangt hatte, welche sich mit den Absichten L. Bonaparte's nicht vertrug; namentlich soll er das bestimmte Versprechen verlangt haben, daß der Präsident, im Falle die Revision nicht auf dem gesetzlichen Wege durchzuführen sey, ruhig im J. 1852 abtrete.

So dringend auch das Bedürfniß eines parlamentarischen und handelnden Ministers war, so dauerte es doch noch bis zum 10 April, bis es zu Stande gebracht werden konnte. Die Hauptpersonen waren Baroche, Fould und Rouher, denen sich L. Faucher als Minister des Innern angeschlossen hatte. Vorher hatte man bei allen Parteien, selbst bei den Freunden von Thiers angefragt, niemand aber hatte von Baroche, den das Tadelsvotum vom 18 Januar ganz speciell betroffen hatte, hören wollen. Auch ist der Verdacht nicht unbegründet und wurde offen ausgesprochen, daß alle die Unterhandlungen, um zu einem definitiven Ministerium zu gelangen, nur zum Schein geführt worden seyen, um die Nationalversammlung zu ermüden und ihr ein fast rein bonapartisches Cabinet annehmbar zu machen. Dieser Zweck wurde in so weit erreicht, als die Versammlung es schweigend aufnahm. Vielen erschien es aber als eine Provocation, als ein Zeichen, daß der Präsident sich zu Gewaltschritten rüste. Der einzige Mann, der Berücksichtigung und Achtung verdiente, war Leon Faucher, trotz seiner rauhen schroffen Formen hatte er einen politischen Charakter zu wahren, und die Rechte, der er angehört hatte, behandelte ihn deßhalb bloß mit großer Kälte. Da wie es scheint, alle Parteien, an welche man sich gewandt, den friedlichen Rücktritt des Präsidenten, falls nicht die gesetzliche Revision der Constitution ihm die Wiederwahl in Aussicht stellte, begehrt hatten, so nahm man an, daß das Cabinet auf andere, somit inconstitutionelle Grundlagen gebaut sey. Nur gab der starre, aber sonst redliche Charakter Fauchers keine Veranlassung, von ihm eine Handlungsweise zu erwarten, die mit politischer Redlichkeit im Widerspruch stünde. Es fragt sich also nur, ob Leon Faucher lange im Ministerium bleiben werde; sein unabhängiger Charakter ließ dieß als nicht sehr wahrscheinlich erscheinen, trat er aber aus, so war der Nachtheil auf der Seite des Präsidenten, weil seine ame damnée, Baroche, dessen Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ohnehin großen Anstoß gegeben, dann factisch Ministerpräsident war und der Nationalversammlung vollkommen feindselig gegenüber stand. In diesem Betracht kann Faucher auch als der Mandatar der Führer der Majorität gelten: er ist Mann genug, energisch die Ordnung in der Verwaltung zu erhalten, wirkt also in diesem Sinne den Socialisten entgegen, und da er seiner ganzen Vergangenheit nach sich nicht wohl zu illegalen Schritten verleiten läßt, so ist er zugleich ein Zügel, der der heftigern elyséeischen Partei angelegt ist. Ein Mißtrauensvotum, das gleich beim ersten Auftreten gestellt wurde, fand nur 275 Stimmen gegen 327, ein Resultat, das jedenfalls nur L. Fauchers Anwesenheit im Ministerium zu denken war.

Die Abstimmung prophezeihte allerdings wenig Gutes, und bewies nur so viel, daß man nicht von vorn herein feindselig gegen das Ministerium auftreten wolle. Das schlimmste Zeichen war, daß die bedeutendsten Männer, Thiers, Berryer, Changarnier, Dufaure, Malleville u. s. w. gar nicht stimmten. Die ganze Haltung aller der angesehensten Männer bewies das entschiedenste Mißtrauen. L. Faucher ließ sich nicht stören, kündigte den Sieg durch den Telegraphen in den Departements an, und machte sich alsobald an die Arbeit, schrieb den Präfecten die größte Energie gegen alle Versuche der socialistischen Partei vor, setzte einige Präfecten wieder ein, die Vaïsse abgesetzt hatte, und sogar einige, die von Dufaure ernannt und nach dessen Austritte allmählich entfernt worden waren, sollten wieder eingesetzt werden. Kurz an seinem Entschlusse, energisch in die Leitung der innern Angelegenheiten einzugreifen, ließ sich nicht zweifeln.

(Schluß folgt.)

Lazaristenschulen in Alexandrien.

(Aus den Archives des Miss. scient et litt. Januar 1850.)

Seit dem Jahre 1843 haben die Lazaristen, namentlich unter Peter Reygasse, christliche französische Schulen in Aegypten zu gründen angefangen. Bis jetzt haben sie noch keine höhern Schulen, wie zu Antura (bei Beirut), Smyrna und Konstantinopel gegründet, sondern bloß Volksschulen, in denen die barmherzigen Schwestern und die Brüder der christlichen Lehre Unterricht geben. Mehemed Ali schenkte ihnen den Boden mit einem alten Thurm, dessen Material zum Bau eines Hauses fast ausreichte, und die Propaganda steuerte das übrige bei. Im J. 1845 kamen die barmherzigen Schwestern an, und hatten im J. 1847 schon über 200 Schülerinnen, darunter 15 Waisen, die sie von dem Schulgeld der Pensionäre mit unterhalten. Auch haben sie eine Art Spital gegründet, wo christliche Kranke aller Confessionen und selbst Fellahs sich ärztlichen Rath erholen können, namentlich bei den zahlreichen in Aegypten herrschenden Augenkrankheiten und Geschwüren. Die Brüder der christlichen Lehre sind erst seit dem Frühjahr 1847 da, und hatten schon nach wenig Monaten über 160 Schüler. Sie lehren Lesen, Schreiben, Rechnen, Grammatik nebst etwas Geschichte und Geographie. Die Schüler bestehen aus Franzosen aus allen Seestädten der Levante, aus Italienern, Portugiesen, Spaniern, Syriern, Armeniern beider Culte, katholischen und schismatischen Griechen, arabischen Kopten, und selbst ein moslemitischer Knabe ist darunter, dessen Schwester auch in der Mädchenschule ist.

Chronik der Reisen.

Reise von Mambas nach Ukambani.

Erster Abschnitt. Reise bis an die Gränze von Ukambani.

(Fortsetzung.)

Wir marschirten ungefähr fünf Meilen, und lagerten dann in dem Walde von Kumbulu, in der Nähe der Höhen von Rnungunt.[1] Der Bezirk von Teruma, den wir durchzogen hatten um nach Kumbulu zu kommen, heißt Ngoni[2] — ein Name, den man leicht mit dem des Berges selbst verwechseln kann. Dieser Berg bildet die Westgränze des eigentlichen Teruma, und deckt den Eingang der weiten Einöden Ostafrika's.

[1] Endangani auf der Karte von 1848.

[2] Engoni ebendaselbst.

6 November. Bei Tagesanbruch waren meine Träger in außerordentlicher Bewegung; sie sprachen sehr lärmend und lachten aus vollem Halse. Als ich nach der Ursache all dieses Lärms fragte, antwortete man mir, daß sie in Kumbulu schwatzen und lachen könnten nach Herzenslust, daß aber in der Wüste, die wir heute betreten würden, der herumschweifenden Galla wegen jedermann genöthigt sey tiefes Stillschweigen zu beobachten.

Der Führer einer kleinen Karawane von Uakamba, der bei uns war, sang lange vor Tagesanbruch aus voller Kehle. Den Inhalt seines Liedes bildete das Lob seines Geburtslandes im Innern, so wie ein Gebet um den Schutz des Mulungu (Himmels, Gottes) für ihn, seine Glaswaaren, seinen Messingdrath und andre Dinge die er bei sich hatte. Ich erfuhr von den Uanika, daß die Uakamba allmorgendlich, ehe sie sich auf den Weg machen, diese Feierlichkeit verrichten. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Galla sie gewöhnlich Morgens angreifen, da dann die Aufmerksamkeit der Uakamba einzig und allein auf ihren Gesang und ihr heidnisches Gebet, so wie auch auf die Beobachtung des Vögelfluges gerichtet ist.

Meine Träger verlangten, die Uakamba sollten die Spitze unserer Karawane bilden. Der Grund dieser Forderung, sagten sie, sey der, daß die Uakamba sich die Füße mit einer gewissen Salbe schmierten, welche bewirke daß die Uanika, wenn sie hinten seyen, böse Beine bekämen; was aber nicht der Fall, wenn sie vorausgingen. Ich sah auf der Stelle, daß der wahre Grund in der Furchtsamkeit der Uanika lag. Sie wollten, daß im Fall eines Angriffs die Uakamba den ersten Stoß der Galla zu bestehen hätten, um Zeit zur Rettung zu gewinnen. Ich tadelte sie ob ihrer Lügen, wollte sie aber zugleich ihrer Furchtsamkeit wegen beschämen, und setzte mich daher selbst an die Spitze der Karawane, nichts andres bei mir tragend als meinen Sonnenschirm. Als sie mich so voransmarschieren sahen, kam ihnen der Muth wieder, und sie ließen die Uakamba hinterher gehen. Sie sind alle, die einen wie die andern, große Schwätzer, wenn sie in einem sichern Lande reisen; aber die größten Feiglinge von der Welt, wenn nur die geringste Gefahr droht.

Gegen acht Uhr machten wir Halt an den Höhen von Ndunguni, deren Kette südlich vom Lande der Uadigo beginnt, sich nordöstlich über die ganze Länge der Wüste erstreckt, und gewissermaßen eine Schranke zwischen dem Innern Afrika's und den Küstengegenden bildet. Ich werde später wieder von diesem Berggürtel sprechen.

Von Ndunguni aus hatten wir eine schöne Aussicht der Wüste und der Berggruppen, die sich in derselben da und dort vorfinden. Nordwestlich bemerkt man den Berg Daru — in der Kikamba-Sprache Toadi genannt — wo die Hauptmasse der Ariangulo, eine Art Sklaven wohnt, die zu den Galla gehören. Diese Menschen streifen auf Jagdausflügen beständig in der Wüste umher. Auch müssen sie die Galla von der Annäherung von Karawanen, die darin ankommen, in Kenntniß setzen. Die Arianguln greifen selten eine Kafila an; sie überlassen dieses Zerstörungsgeschäft ihren wilderen Herren. An dem Punkte, wo wir von Ndunguni in die wüste Ebene hinabstiegen, kann der Berg etwa 150 bis 200 Fuß Höhe haben.

Die Taruma haben kürzlich den bei Ndunguni liegenden Wald zu lichten versucht, um den Boden desselben urbar zu machen, aus Furcht vor den Galla und Masai aber wieder darauf verzichtet. Wenn sie bei ihrem Unternehmen beharrten, so würde der ganze Binnenhandel in ihre Hände fallen, weil die Karawanen nothwendigerweise diese Richtung einschlagen müssen.

Gegen Mittag kamen wir an einen Ort, Namens Ngeranga ja Mlala, wo wir Wasser zu finden hofften; unsere Hoffnung schlug indeß gänzlich fehl, und wir waren sonach genöthigt unsern Marsch bis Abends fortzusetzen, wo wir die Station Mtekano erreichten. An letztern Orte hatten wir Ueberfluß an Wasser, das aus Felslöchern hervorsprudelt die das Werk der Natur, nicht der Menschen sind.

7 November. Heute waren wir mehrmals durch eine Tsakka, d. h. einen mit Akazien, Euphorbien und andern Bäumen so dicht bewachsenen Wald marschirt, daß die Aeste dem Weiterkommen fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, und der Reisende, der oft genöthigt ist sich kriechend einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen, nur mit zerfetzten Kleidern durchzudringen vermag. An Stellen wie diese wäre ein Saumthier unnütz. Abends lagerten wir in Kinagoni, einer Karawanen-Station, wo wir fanden, daß das Wasser einen starken Geruch von den Pflanzen hatte, die darin wachsen. Ueberhaupt zeigt das Wasser dieser Wüste nach der Regenzeit die gleiche Eigenschaft, es ist sonach in den Brunnen stagnirend.

8 November. Wir reisten diesen Morgen frühzeitig von Kinagoni ab, und hatten gegen Mittag die Ebene von Kadidsa erreicht, die von den Eingebornen sehr gefürchtet ist wegen der Galla, die sich darin oft in Hinterhalten verstecken um auf die Karawanen zu lauern. Die Ebene mag drei bis vier Meilen lang und ebenso breit seyn; sie ist sandig und nur mit sehr kurzem Grase bedeckt. Man sieht hier keine großen Bäume, nur hie und da einige dornichte Strünke von 15 bis 20 Fuß Höhe. Da der Weg mitten durch die Ebene hindurchgeht, so können die Galla, wenn sie sich im anstoßenden Walde verbergen, die ankommenden Reisenden vollkommen sehen, ohne selbst von ihnen bemerkt zu werden. Das ganze umliegende Land wird Mriano genannt; die Ebene von Kadidsa bildet auf dieser Seite die äußerste Gränze desselben. Wir sahen hier einen großen Trupp wilder Esel.

Nachdem wir ohne Unfall die Ebene von Kadidsa im Rücken hatten, kamen wir in einen Wald, in welchem wir bald Elephantenspuren entdeckten. Abends lagerten wir an einem Orte mit Namen Muangheni. Ich fühlte mich außerordentlich ermüdet von dem langen Marsche des heutigen Tages, an welchem wir ungefähr 33 Meilen in brennender Sonnenhitze zurückgelegt hatten. In einiger Beziehung freute es mich ungemein, daß ich weder Esel noch Pferd bei mir hatte, weil der Weg häufig gar zu sehr mit Holz überwachsen und Wasser sehr selten war. Wirklich hatten wir nicht ein einzigesmal welches gefunden, und besaßen nur dasjenige, das einer meiner Träger in seiner Kalebasse hatte, und das für ein vom Durst gepeinigtes Thier unzureichend gewesen wäre. Es ist daher, ich wiederhole es, meine vollste Ueberzeugung, daß sich kein Reisender ins Innere begeben sollte, der nicht auf seine eigenen Beine rechnen kann, denn sonst sieht er sich einem gänzlichen Fehlschlagen seines Unternehmens aus. Das schlechte und überdieß nur spärlich vorhandene Wasser, die Hitze, die holzüberwachsenen, dornenbesäeten Wege, die Furcht vor den Feinden — kurz, alles vereinigt sich um die Geduld des erschöpften Reisenden auf die Probe zu setzen. Eine Reise in diesem Theile Afrika's ist wahrlich kein Kinderspiel, kein Vergnügen, besonders wenn man, zur Fortbringung seines Gepäcks, sich mit Suaheli und Uanika umgeben muß; denn dieß ist wohl das lärmendste, geschwätzigste, krächzendste, habgierigste und unangenehmste Volk das man sich denken kann.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Anwerbung französischer Arbeiter durch die Engländer. Es befindet sich gegenwärtig eine Anzahl englischer Industriellen zu Paris, wo sie viele französische Arbeiter und Contremaîtres unter sehr vortheilhaften Bedingungen anwerben. Diese Arbeiter gehören meist zu der speciell sogenannten Pariser-Industrie. So meldet das Journ. du Comm. d'Anvers vom 27 Mai nach französischen Berichten. Gegenwärtig stocken mehrere Geschäfte in Paris, und die Engländer benützen die Gelegenheit, wie im J. 1848.

Verpflanzung von Quinquinabäumen nach Algier. Kürzlich sind eine Anzahl Schößlinge von Quinquinabäumen aus Peru in Frankreich angekommen und nach Algier bestimmt, wo man den Anbau dieses kostbaren Baums versuchen will. Die Proben sollen in der von dem bekannten Jesuiten, Pater Brumaud, geleiteten Ackerbau-Anstalt vorgenommen werden. (Monit. 21 Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 133. 4 Junius 1851.

Die Stadt der Mormonen (Mormon City.)

(An Excursion to California. By Will. Kelly.)

Die Häuser sind klein, vorzugsweise von Backsteinen, bloß als einstweilige Wohnungen erbaut, weil auf die dringenderen und wichtigeren Gegenstände der Einzäunung und des Anbaues Sorge verwendet wird, doch niemals habe ich etwas gesehen, was die erfinderische Einrichtung womit sie ausgestattet sind, und die ängstliche Reinlichkeit womit sie unterhalten werden, überträfe. Es fanden sich Handelsleute und Handwerker von allen Gattungen, aber keine besondern Läden und Werkstätten, ausgenommen von Schmieden. Und doch war vom Beschlagen eines Wagens bis zum Ausbessern einer Uhr keine Schwierigkeit vorhanden, es eben so gut and eben so wohlfeil gearbeitet zu bekommen, als in jeder andern Stadt in Amerika. Ungeachtet der drückenden Temperatur waren doch alle hart an der Arbeit bei ihren Gewerben und draußen auf den Feldern beim Jäten, Zubereiten und Wässern, und es spricht gewiß außerordentlich für ihre Energie und Strebsamkeit, die Masse Landes zu sehen, die sie eingehägt, und den Umfang, der unter Anbau ist, wenn man die sehr kurze Zeit seit 1847 bedenkt, als sie diese Niederlassung gründeten. Es war die beste Aussicht auf eine reiche Ernte an Weizen, Mais, Kartoffeln und jeder Art von Gartengemüse, was alles Bewässerung verlangt, da wenig oder kein Regen in dieser Gegend ist und Canäle alles leisten müssen. Sie haben zahlreiche Heerden des schönsten Viehs, vortreffliche Heerden Schafe und Pferde und Maulthiere in Menge, aber sehr wenig Schweine, und solche Leute, welche Schweine halten, sind verpflichtet, dieselben anzubinden, da die Zäune nicht dicht genug sind um zu verhüten, daß sie die Saatfelder beschädigen. Außerdem haben sie Legionen von vorzüglichem Federvieh, so daß sie im möglich größten Ueberfluß leben. Hr. Kelly schätzt die Colonie der Mormonen am großen Salzsee auf 12.000 Bewohner, sie hat aber jetzt, nachdem Schwärme von Mormonen Englands und Amerika's dahin ausgewandert sind, wohl mehr.

Frankreich.

(Schluß.)

Fauchers festes Auftreten gab viel zu reden, und die Journale wiederhallten von Gerüchten, daß er nothwendig demnächst austreten müsse, in welcher Beziehung namentlich seine wiederholte entschiedene Erklärung für das Wahlgesetz vom 31 Mai 1850 als Grund angeführt wurde; er ließ in dem Abendmoniteur ein Dementi gegen den Constitutionnel einrucken, dessen Artikel zu Gunsten der Abschaffung des genannten Gesetzes so ungeheures Aufsehen erregt hatte: eine Einrückung in den Moniteur soll ihm verweigert worden seyn. Es ist indeß zu bemerken, daß Baroche sich schon im März in einer Versammlung der Pyramidenstraße gleichfalls für Beibehaltung dieses Gesetzes ausgesprochen hatte, somit in dieser Beziehung mit Faucher nicht in Conflict kam. Wenn dennoch Hr. Veron nicht ohne Vorwissen des Präsidenten die Abschaffung des Gesetzes betrieb, so war nur der Schluß möglich, daß letzterer doppeltes Spiel spiele, eine Thatsache, die keinenfalls die Achtung vor ihm vergrößern konnte. Wenn er indeß Hrn. Faucher bloß als sein Werkzeug brauchen zu können hoffte, so mochte ihn die Geschichte mit dem Generalgouverneur von Algier, General d'Hautpoul, enttäuschen. Dieser, der für einen entschiedenen Anhänger des Präsidenten galt, hatte sich eines großen Disciplinarfehlers schuldig gemacht: er hätte gerne den Krieg gegen die „große Kabylie", wie die Franzosen sagen, d. h. gegen die Kabylen im Gebirg Dschurdschura, nach einem bedeutenden Maaßstabe begonnen; dieß verweigerte die Regierung, weil sie dazu das Geld von der Nationalversammlung hätte in Anspruch nehmen müssen, und gar nicht sicher war, ob sie solches erhalte. D'Hautpoul tadelte dieß in einem Tagsbefehl öffentlich, worauf L. Faucher gleichfalls eine öffentliche Zurechtweisung desselben im Ministerrath forderte, und, wie man erzählt, nach vieler Mühe und nur durch die Drohung, auszutreten und die Gründe seines Verfahrens der Nationalversammlung mitzutheilen, durchsetzte. Ein solcher Minister konnte, nach allen gemachten Erfahrungen zu schließen, dem Präsidenten nicht sonderlich genehm seyn, aber derselbe hatte sich einmal festgesetzt, und ihn cavaliérement zu entlassen, schien nicht räthlich. Die Journalgerüchte von Spaltungen im Ministerium und von Zerwürfnissen Fauchers mit dem Präsidenten standen jedoch geraume Zeit in besonderer Blüthe, und die Ansicht wurde ausgesprochen, der Präsident werde ihn nur so lange beibehalten, bis die Revision der Verfassung wiederholt verworfen und die öffentliche Entmuthigung ihn in den Stand setzen werde, durch einen Vorschlag für Aufhebung oder wenigstens Modification des Gesetzes vom 31 Mai 1850 eine große Popularität für sich zu gewinnen. In diesem Falle müßte freilich Faucher abtreten, aber bis dahin ist es noch weit, und gar manche Zwischenfälle können eintreten.

Faucher, wie oben erwähnt, längere Zeit von der Majorität mit großer Kälte behandelt, erhielt endlich am 23 Mai, bei Gelegenheit der Debatten über das Nationalgardengesetz, einen wahren oratorischen Triumph. General Grammont hatte bekanntlich sich über die Unbrauchbarkeit und Unzuverläßigkeit der Nationalgarde in Fällen wirklicher Gefahr in sehr heftiger Weise ausgelassen. Leon Faucher trat auf, nahm die Nationalgarde in

Schutz, und erinnerte an die Dienste, welche dieselbe namentlich in den schrecklichen Juniustagen geleistet habe; zugleich ergriff er auch die Gelegenheit, mit einem Hinblick auf die bevorstehende Krise die Versammlung zu erinnern, daß das Land in der Lage sey, die Frage über sein Geschick gesetzlich und friedlich zu lösen; im feierlichen Augenblick einer solchen Entscheidung sollte der Parteihaß schweigen, die Versammlung über persönliche Interessen von altem oder neuem Datum sich erheben, und nur die Lage der Nation in Betracht ziehen, wodurch allein das Land gerettet werden könne. Diese vielsagende Erklärung wurde von einem donnernden Zuruf aufgenommen, denn damit sprach der Minister aus, daß er zu keiner „ungesetzlichen" Lösung die Hand bieten werde. Wollte also der Präsident ihn in unceremoniöser Weise, wie schon mehrere seiner Minister, entlassen, so gab er dadurch zu erkennen, daß er auf eine „ungesetzliche" Lösung lossteuere. Diese Erklärung Fauchers hatte unter den vorliegenden Umständen noch eine besondere Bedeutung: der Messager de l'Assemblée, den man als das specielle Blatt von Thiers oder nach andern von Changarnier betrachtet, hatte vor kurzem eine Nachricht gebracht, die ungeheures Aufsehen erregte: vierzehn Cavallerieregimenter sollten geheime Befehle erhalten haben, unter gewissen Umständen auf Paris zu marschiren. Das Aufsehen, welches die Nachricht hervorgebracht, hatte die Folge, daß der Staatsanwalt das Blatt mit Beschlag belegen ließ und eine Klage einleitete; dieses aber, dadurch keineswegs geschreckt, erklärte, die Nachricht sey dennoch wahr, und es werde dafür authentische, für die Ankläger niederschmetternde Beweise vorzubringen wissen. Man ersieht hieraus, daß der Verdacht von Staatsstreichen immer noch geschäftig war.

Dieser Verdacht war es wohl hauptsächlich, der die Blätter der Majorität, wie Journal des Debats, Ordre, Union u. s. w. u. s. w. veranlaßte, sich energisch und ohne alle Umschweife für ein legales Verfahren auszusprechen, während die republikanischen Blätter ohne Umstände mit Aufstand drohten, wenn der Versuch zu einer extralegalen Lösung gemacht würde. Die Parteien halten auch einander dermaaßen im Schach, und die öffentliche Meinung, so weit sie von der ruheliebenden und ruhebedürftigen Classe der Geschäftswelt repräsentirt wird, ist auch jeder gewaltsamen Umwälzung dermaßen abgeneigt, daß eine solche, werde sie nun versucht von wem sie wolle, durchaus keine Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich hat, und Blätter, die nicht im Verdacht eines übertriebenen Republikanismus stehen, haben auch wiederholt die Ansicht ausgesprochen, das ganze Ende von all dem Lärmen werde seyn, daß im Anfang Mai nächsten Jahrs der jetzige Präsident vom Stuhle herab und ein neugewählter hinaufsteige. Dabei ist freilich nicht gesagt, welchen Calibers der neugewählte Präsident seyn werde, ob ein reinrepublikanischer, der die Republik aus allen Kräften zu befestigen strebt, oder ein solcher, der den Uebergang vorbereitet zur Wiederherstellung der Monarchie. Darin scheint auch der wesentliche Streit zu liegen; denn wenn die Legitimisten in ihrem Rivoli-Club sich für die totale Revision aussprechen, d. h. für einen Kampf zwischen Monarchie und Republik, so kann ihre wahre Absicht nur seyn, durch eine unzweifelhafte Majorität, welche sich für die Revision ausspricht, zu constatiren, daß die Mehrheit der Franzosen für die Monarchie und nicht für die Republik sey.

Wir haben im obigen noch nicht ein Wort von allen den zahlreichen Fusionsplanen gesagt, und halten es, redlich gestanden, auch nicht der Mühe werth viel darüber zu sagen, weil wir die wahre und wirkliche Fusion für ein Unding halten. Wollen die Legitimisten ihrem Princip treu bleiben, so können sie die Orleanisten nur als reuig Zurückkehrende aufnehmen; würden aber auch die Prinzen von Orleans hierein willigen, so müßten sie nicht nur die ganze Vergangenheit ihres Hauses verläugnen, sondern dieß Opfer wäre auch nutzlos und selbst positiv schädlich. Abgesehen von den wenigen, welche Zufall, gesellschaftliche und politische Verhältnisse in die eine oder die andere Partei geworfen haben, so besteht die große Masse der Legitimisten aus dem ehemaligen hohen und mittlern landbegüterten Adel, dem die zu Reichthum und durch die Revolution auch zu politischer Macht gelangte Bürgerschaft schroff entgegensteht. Für letztere war und ist der Monarchismus keine Gefühls- und Ehrensache, sondern eine Forderung des Interesses: sie wollte durch ein quasilegitimes Haupt sich gegen die Ansprüche des alten Königthums und seiner Anhänger schützen, und durch die Erblichkeit der Macht zugleich einen Damm gegen die Revolution haben. Diese beiden Parteien sind also in Wahrheit nicht zu verschmelzen, und wenn die Häupter des Orleanismus, namentlich die Prinzen selbst, sich auch dem alten Königthum unterwerfen wollten, so würde die Partei nicht folgen und eher der Republik, wenigstens noch auf eine geraume Zeit hinaus, sich in die Arme werfen.

Was auch die untergeordneten Politiker thun und treiben mögen — Männern, wie Molé, Guizot, Broglie, kann dieser Sachverhalt nicht entgehen; wenn man nur nicht ein gar zu kurzes Gedärm hat, und zurückdenkt, was Guizot mit der schon seit dritthalb Jahren von ihm mit Eifer betriebenen großen Ordnungspartei wollte, wie er sie nur als schützenden Damm gegen unbesonnene gewaltsame Neuerungen ansah, und gerade die dynastischen Streitigkeiten vermieden zu sehen wünschte, so kann man nicht umhin den Schluß daraus zu ziehen, daß die Fusion nur der Schein und nicht die Wirklichkeit ist. Den Altrepublikanern ist, obwohl sie die ganze Staatsgewalt in ihren Händen hatten, das Steuer bald entsunken, und jetzt führen dasselbe monarchische Männer, wenn auch im Namen des nur als ephemere Erscheinung betrachteten Bonapartismus. Allerdings müssen Legitimisten und Orleanisten, so wie sie von der Negative zu positivem Handeln übergehen wollen, sich scheiden, allein die erprobte Klugheit der beiderseitigen Führer ist Bürge dafür, daß sie die Scheidung nicht so weit treiben, daß sie sich selbst und das Land an einen Abgrund führen. Ueber welches Auskunftsmittel die Führer sich geeinigt haben oder einigen werden, das wissen wir allerdings nicht zu sagen, daß sie aber auf keinen raschen Umschwung zu Gunsten der Monarchie zählen, das deutet ein neulicher Artikel des Journal des Debats an, wo die Revision zu Gunsten der Monarchie oder zur Verbesserung der republikanischen Institutionen, etwa durch Erschaffung eines Senats, neben einander gestellt werden. Das wahrscheinlichste ist, daß die Führer der Majorität sich über die Wahl eines neuen Präsidenten verständigen, daß sie die Sache etwas in die Länge ziehen, um ihre ziemlich undisciplinirten Schaaren — denn die Nationalversammlung ist, obgleich sie nur in vier Hauptparteien zerfällt, maaßlos zersplittert — einigermaaßen zu organisiren, und dann die Auflösung der jetzigen Versammlung zu einer Zeit bestimmen, daß die Wahl derselben nicht mit der Präsidentenwahl zusammentrifft, was dießmal zufällig der Fall wäre und als der gefährlichste Umstand erscheint. Tritt dann kurz vor der Präsidentenwahl die neue Nationalversammlung zusammen, so ist diese in ihrer frischen Kraft mehr als genügend stark, um etwaigen Extravaganzen Louis Napoleons zu widerstreben, denn diesen, den auswärtige Einflüsse mancher Art auf dem Präsidentenstuhl zu behalten suchen, fallen

zu lassen, scheint ein Hauptzweck der Führer zu seyn, welche, so sehr sie immer Parteimänner seyn mögen, doch auch vor allem Franzosen sind, und ihr Land nicht zum Spielzeug fremder Mächte werden lassen wollen.

So stellt sich uns die Lage der Sache in Frankreich dar, und diese Bemerkungen mögen als Einleitung zu dem viel besprochenen Revisionsschauspiel dienen, welches wahrscheinlich vorerst nicht aufgeführt wird.

Ein Abend auf dem Missouri.

(Schluß.)

So sind die amerikanischen Mädchen. Diese hier kamen nur aus Wäldern und Blockhäusern und hatten gewiß nicht eine feine Erziehung genossen, aber sie waren so zierlich gekleidet, so nett und sicher im Benehmen, so umgeben von der Verehrung aller Männer, als befänden sie sich mitten in den gebildetsten Kreisen. Nirgends genießt das Weib so allgemeine Huldigung, nirgends ist es so der Arbeit und Sorge entzogen, als in den Vereinigten Staaten; nirgend gibt es aber auch so viele hübsche Mädchen, d. h. sie sind blendend bis zur Mitte der zwanziger Jahre, und wenn es hoch kommt, bis zu den dreißigen, dann aber schwinden sie schnell zusammen und von all dem blühenden Frühling bleibt nichts zurück als dürres Reisig. Bis dieser Winter kommt, sind sie fast alle schlank und leicht mit allerliebsten Gesichtchen und tiefen feurigen Blicken. Zwei Rollen sind stehend bei ihnen, entweder still herrschend, oder keck und kirr. Sie sehen einem gerade ins Gesicht mit den funkelnden Augen, sie fühlen sich als die Göttinnen der Welt. Ihre häusliche Freiheit kommt dem Europäer anfangs seltsam vor. Sie bestimmen selbst ohne viel Bedenken, was sie thun und lassen wollen. In Boston wollten sie einen Verein bilden, nach dessen Satzung keine einen Mann heurathen solle, der Tabak kaue. Dem Reisenden kann nichts Angenehmeres begegnen, als auf ein paar Stunden unter eine Schaar solcher lebhaften, feinen und glänzenden Wesen zu kommen. Unversehens ist er mit ihnen im fliegenden Gespräch und hört ihnen gern zu. Zwar findet man nicht gerade häufig bei den Amerikanerinnen die höhere Bildung, die ächt weibliche Anmuth, das tiefe Gemüth, welches in der Fremde nach den deutschen Mädchen die Sehnsucht niemals wieder erlöschen läßt. Aber man findet bei den Amerikanerinnen ein lebhaftes Interesse nach allen Dingen zu Land und Meer, und was leider den deutschen Frauen so manchmal fehlt, ein sicheres Selbstgefühl, einen Stolz der Seele, eine glühende Begeisterung für die Ehre und Freiheit ihres Landes, ein Verständniß seiner politischen Institutionen und Bedürfnisse. Diese amerikanischen Mädchen werden als Frauen tüchtige Republikaner erziehen, unsere daheim nur zu oft nichts als gefühlvolle kenntnißreiche Menschen ohne Mannes- und Bürgerstolz. Die amerikanische Frau bemüht sich nicht vom Morgen bis zum Abend um den Haushalt, sie kennt nicht die ewige stille Sorge, ob alles in der Familie sich wohlbefindet, sie genießt ihr Leben und läßt den Mann schaffen und arbeiten. Aber kommt das Unglück in ihr Haus, dann erhebt sie selbst sich mit männlicher Kraft, sie weint und schilt nicht lange, sondern kühn, klaren Blicks und beharrlich schafft und kämpft sie, bis Haus und Familie auf die eine oder andere Weise wieder in Anstand und Ordnung ist. Und träfe ihr Land eine politische Schmach, dann würde alle diese Frauen ein einziger Geist aufstacheln, sie würden den Männern die Waffen schmieden, und deren Herz befeuern, bis des Landes Ehre wieder rein wäre vor ihren Augen. Einmal, in den Freiheitskriegen, da erhuben sich auch die deutschen Frauen gleich hochherzig, namentlich im Norden von Deutschland, das war eine große Zeit, — seitdem ist die Mehrzahl wieder befangen in den Schranken weicher Häuslichkeit. Nicht eher aber wird unser Volk sein schmähliches, letteriges und unpraktisches Wesen abstreifen, als bis unsere Frauen und Mädchen alle es empfinden, daß ihr Vaterland weiter geht, als Küche und Gesellschaftssaal, als bis sie es wagen, so viel Muth und Geist zu haben, um eine feste politische Ueberzeugung zu verstehen und selbst eine zu hegen.

Doch das ist ein trauriges Capitel. Kehren wir lieber zurück an Bord der Rowena auf dem Missouri. Hier begab sich jedoch eine Scene, die man zu dem Obengesagten hinzu nehmen muß. Es war Nacht geworden, das Boot wurde festgelegt, und im Umsehen war die große Cajüte in einen Tanzsaal verwandelt. Von Musik aber ließ sich nichts auftreiben, als ein alter Neger mit einer elenden Geige. Dieser stellte sich auf einen Stuhl und kratzte herzzerreißende Dudelsackweisen, deren eintöniges Geschrei merkwürdig genug bei Wälschen und Slaven, Zigeunern und Negern immer wiederkehrt. Die Tänze waren nun kostbar. Erst kamen die leichtesten Stücke aus den französischen oder vielmehr altenglischen Countrydances (Contredanses) mit bedeutenden Abschweifungen. Unser kleiner Capitän tanzte mit einem ernsten Anstande vor, es war ein Mann, der beim Gehen immer schleifte, was ebenso sicher einen Hasenfuß anzeigt, als das donnernde Auftreten eines Beispornten den Bramarbas. Dann wurden einige Walzer getanzt, jedoch schnell abgefertigt, sie schienen den Leutchen zu schwer. Darauf aber ging es zum Hornpfeifentanz, dem nationalen Farmertanz, einer Ausgabe jener Gegentänze für Kinder. Die Dämchen kamen nun recht in ihr Fach hinein, sie sprangen und jubelten und fielen und stießen sich vor Lust, es war der höchste Grad von Ausgelassenheit. In den kurzen Pausen brachten die Herren ihren Tänzerinnen feurigen Grog und wedelten ihnen dabei mit Tüchern und Mützen Luft zu.

Ich hatte lange genug zugesehen und eilte aus der erstickenden Raserei in der Cajüte auf das hohe Verdeck. Hier war alles still und erhaben. Die dunkeln Gewässer flutheten unaufhaltsam, aus den Uferwäldern brachte der Wind würzige Hauche und jenes tiefe endlose Summen, welches den Urwäldern eigen ist, und in welches sich hier dann und wann die grellen Töne der schreienden Negergeige mischten. Der Wind verstärkte sich gemach zum Sturm. Die Wellen klatschten auf, das Schiff wurde erschüttert, und das Tau, an welchem das Boot befestigt lag, war nahe daran zu zerreißen und uns in den Fluß zu schleudern. Ohne die Wachsamkeit des Steuermanns waren wir verloren, denn die andern waren alle auf das Tanzen versessen. Er ließ schnell den Kahn aussetzen und das Dampfboot mit einem neuen Tau am Ufer festmachen.

In der Cajüte fielen bei dem starken Schwanken des Schiffes die Tanzenden wiederholt durcheinander, aber mit lautem Gelächter erhoben sie sich sogleich wieder und das wilde Tanzen nahm kein Ende, bis Mitternacht vorbei waren. Da jagten die Flüche einiger alten Herren, welche in ihrem Nachtcostüm aus ihren Cajütchen schauten, das Völkchen auf das Verdeck. Hier setzte man sich wieder, sang zur Guitarre und kühlte sich ab. Die Fräulein schienen unermüdlich; als ich schon längst mein Lager gesucht hatte, schallte noch ihr Singen mit dem Rauschen des Sturmes und der Wellen in meine Träume. Am andern Morgen kamen sie aber alle so außerordentlich ernst und sittsam wieder hervor, als kämen sie geraden Weges aus einer Capelle von strengen Bußübungen.

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Erster Abschnitt. Reise bis an die Gränze von Ukambani.

(Fortsetzung.)

9 November. In letzter Nacht ist unsere Ruhe durch Elephanten gestört worden, welche in der Nähe unsers Lagers durch das Herabreißen von Baumästen großen Lärm machten. Dessen ungeachtet verscheuchte sie das Abfeuern eines Gewehrs in einem Augenblick.

Nachdem wir Muaugheni verlassen, geriethen wir auf einen guten Weg, den die Galla für ihre Raubausflüge in die früher von den Wakuafi bewohnte Wüste angelegt hatten. Der breite und gut gebahnte Weg zeigt, daß diese Ausflüge sehr häufig seyn mußten, und daß er oft von dem Vieh welches die Galla den Wakuafi, oder als Wiedervergeltung diese den Galla weggenommen, betreten worden war.

Nachdem wir die Galla-Straße zurückgelegt hatten, begegneten wir einer Bande Wakamba, welche uns die widerwärtige Kunde mittheilten, daß Masairäuber drei Tage zuvor an den Ufern des Tsavo gewesen seyen, daß sie mehrere Wakamba getödtet, und einen Einfall in das Gallaland unternommen hätten. Von meinem Führer erfuhr ich auch die Ursache der Feindschaft zwischen den Bewohnern des Berges Ndara und den Leuten von Wakamba und Teruma. Als vor etwa 15 Jahren eine große Hungersnoth in ganz Ostafrika herrschte, verkauften die Wakamba und die Teruma an der Küste von Mombas halb verhungerte Männer von Ndara zusammt ihren Weibern und Kindern. Diese Grausamkeit war die Quelle der feindseligen Gesinnungen, welche diese Stämme spalten. Daraus folgt, daß weder die Teruma noch die Wakamba die Berge von Ndara und Kilima zu besuchen wagen, aus Furcht gefangen oder getödtet zu werden. Ja sie wagen es nicht einmal diesen Bergen auch nur von ferne sich zu nähern.

Gegen zehn Uhr kamen wir am Fuße des Berges Maungu an, wo wir Wasser einzunehmen und einige Lebensmittel zu kaufen wünschten. Seit wir Teruma verlassen, hatten wir noch keinen von menschlichen Wesen bewohnten Ort gesehen: hier wohnen einige Wakamba- und Ndara-Familien auf dem Maungu. Das Regenwasser wird in Felslöchern auf dem Berggipfel aufbewahrt, wo sich auch hinreichender Boden zum Anbau von indischem Korn und andern zum Unterhalt der kleinen Bergbevölkerung nothwendigen Lebensmitteln findet. Den Ueberschuß verkaufen diese Leute an die Karawanen welche an die Küste gehen oder von da herkommen, wenn man auf dem Friedensfuß lebt. Sie ernähren auf ihrem Berge Ziegen und Schafe, aber keine Kühe.

Vom Gipfel des Berges genoß ich eine sehr weite Aussicht. Im Osten sah ich die Galläländer; im Nordwesten die Region der Ndara- und Bura-Berge; im Süden und Südwesten die des Berges Kadiaro, so wie die Einöden durch welche man nach Usambara und Pare geht. Meine Aussicht dehnte sich sogar bis in die Nähe Dschagga's und überhaupt aller der Länder aus, die Hr. Rebmann, mein Arbeitsgenosse, auf seinen verschiedenen Ausflügen nach dieser letztern Gegend durchwandert hat. Die Richtung des Dschagga-Landes war die west-nordwestliche, die meines eigenen Weges mehr eine nördliche.

Der Häuptling des auf dem Gipfel des Maungu liegenden Dorfes nennt sich Ndenghe. Er ist ein Mkamba von Geburt. Er wanderte vor vielen Jahren aus Ukambani aus und siedelte sich auf dem Maungu an. Er nahm mich herzlich auf, und bot mir Bohnen, indisches Korn und Geflügel, was ich gerne annahm und ihm dafür ein Geschenk machte. Der Berg Maungu ist an gewissen Stellen sehr steil. Ich setzte den Häuptling Ndenghe von dem Zweck meiner Reise in Kenntniß und erklärte ihm in kurzem Umriß die Lehren der heiligen Schrift. Es wäre mir lieb gewesen wenn ich mich geläufiger in der Kikamba-Sprache hätte ausdrücken können.

Maungu ist ein höchst wichtiger Punkt für den Reisenden der sich in das Innere begibt, weil es zwischen der Küste und Ukambani keinen andern Ort gibt wo man seine Lebensmittelvorräthe erneuern kann. Auch möchte ich mich gern auf guten Fuß mit dem Häuptling dieser Bergbewohner setzen.

10 November. Es begegnete mir heut eine neue Widerwärtigkeit. Meine Träger verlangten eine Lohn-Erhöhung, im Widerspruch mit der zu Rabbai und Mombas mit ihnen getroffenen Uebereinkunft. Ihr ganzes Dichten und Trachten ist beständig darauf gerichtet irgend ein neues Mittel ausfindig zu machen, irgend eine neue Schurkerei zu ersinnen, um mir mehr Geld zu erpressen als ihnen rechtmäßigerweise gebührt. Ich brachte sie zum Schweigen, indem ich ihnen sagte, sie könnten nach Rabbai zurückkehren, wenn sie die Bedingungen nicht halten wollten, die sie in Gegenwart ihrer Häuptlinge mit mir eingegangen.

Gegen acht Uhr Morgens bekam ich, unter schöner Ansicht, den Schneeberg Kilimandscharo, in Dschagga, zu sehen. Selbst auf diese große Entfernung hin konnte ich augenblicklich erkennen, daß das Weiße was ich am obern Theil und am Gipfel bemerkte, nur Schnee war, wie Hr. Rebmann auf seiner ersten Reise nach Dschagga mit Recht vermuthet hatte. Dieser Punkt des Schneeberges, den ich sah, beherrscht im Hintergrund die hohen Gebirge von Bura und Ndara — eine Thatsache welche klärlich zeigt, daß der Kilimandscharo durch seine Höhe die Schneeregion erreicht. Dieß habe ich und haben alle meine Leute gesehen, und dieß werden alle Reisenden sehen welche nach uns hieher kommen, vorausgesetzt daß das Wetter hell ist und der Beobachter sich auf der Karawanen-Station nördlich vom Maungu-Berge befindet.

Gegen zwei Uhr Nachmittags reisten wir von Maungu ab. Nachdem wir 4—5 Meilen zurückgelegt hatten, lagerten wir am Fuße eines kleinen Berges Namens Ua, wo wir Wasser fanden. Die steinichten Aushöhlungen, worin man das Wasser auf dieser Straße insgemein findet, sind durch die Natur gebildet, ihr Aussehen aber ist der Art, daß man sie für künstliche halten möchte.

11 November. Wir verließen Ua am folgenden Tage sehr frühzeitig. Nachdem wir etwa drei Meilen lang einen Wald durchwandert hatten, in den wir beim Weggehen von Ua gekommen waren, erkannte einer meiner Leute die Fußspuren des Führers der Wakamba-Karawane, welche wir am Tage zuvor in Maungu gelassen hatten. Ich zweifelte an der Richtigkeit dieser Behauptung, allein der Mann blieb dabei. Eine Meile weiter trafen wir wirklich die Wakamba, die von Maungu aus einen andern Weg eingeschlagen hatten. Im allgemeinen verstehen sich die Eingebornen auf die Kenntniß der Fußstapfen von Menschen und Thieren sehr gut — eine Thatsache die uns an die arabischen Beduinen und die Indianer Amerika's erinnert, welche sich in dieser Beziehung bekanntlich vorzugsweise auszeichnen.

Unser Weg war vollkommen eben, der Boden ein rother Sand. Nur in seltenen Zwischenräumen fanden wir ihn durch Baumäste verlegt, und genossen fast immer die Annehmlichkeit im Schatten gehen zu können. Zu unserer Linken hatten wir den Berg Ndara, der von den Teita-Stämmen bewohnt ist. Die Benennung Teita umfaßt sämmtliche Bewohner des Berges Kadiaro, des Berges Ndara und des Berges Bura; der Name kommt in den Tagebüchern Hrn. Rebmanns häufig vor, der, so viel ich weiß, der erste Europäer ist, welcher Kadiaro und Bura besucht hat. Die Hauptorte des Berges Ndara sind Katschire, Gnonba, Dschumba, Dambitschora, Deeri, Mikuyuni und Tatio. Diese Orte waren früher von einigen meiner Träger besucht worden. Die Bewohner von Ndara lassen die fruchtbare Ebene, welche sich an den Fuß des Berges erstreckt, unbebaut, aus Furcht vor den Galla, den Masai und Wakuafi, welche diese Einöden häufig durchziehen, ohne jedoch irgend wann einen Angriff zu wagen. Die Bewohner von Ndara haben ihr Wasser und ihre Pflanzungen auf dem Berge selbst, den die feindlichen Herumstreifer nie zu erklimmen suchen; denn, eins für allemal sey es gesagt, Feigheit ist ein charakteristischer Zug der ostafrikanischen Völkerstämme.

(Fortsetzung folgt.)

Beförderung der Baumwollencultur in der Türkei. Nach der Mailänder Zeitung vom 22 Mai hat die türkische Regierung Samen von vorzüglichen Baumwollenarten nach Smyrna und Macedonien geschickt, mit dem Auftrag an die Behörden, den Anbau in aller Weise zu befördern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 134. 5 Junius 1851.

Japan und die Japanesen.

(Aus dem Werke. „Japan in zijne staatskundige en burgerlijke inrigtingen, door G. Lauts.“)

(Mitgetheilt von Ed. Ziehen.)

1. Politische Einrichtungen

Gleich den meisten Völkern der Erde knüpfen die Japanesen die fabelhaften Zeiten des Urgeschlechtes an den Himmel. Der Oberherr des Landes ist, wenn nicht von göttlicher, doch wenigstens von übernatürlicher Herkunft und vom Himmel auf die japanischen Inseln herniedergestiegen. Er machte diese urbar und bevölkerte sie, er lehrte das Volk die unentbehrlichsten Künste und nahm die Sorge für die zeitlichen und geistigen Interessen desselben auf sich. Sowohl durch seinen himmlischen Ursprung als auch durch seine höhern Kenntnisse über das Volk erhaben, ward er nicht allein mit der weltlichen, sondern auch mit der religiösen Obermacht bekleidet. Damit dieß überirdische, heilige Geschlecht nicht ausstirbt, muß der Oberherr zwölf rechtmäßige Frauen haben. Der älteste Sohn ist sein Nachfolger in der erhabenen Würde. Mit dieser Heiligkeit des Ursprungs hängt die Sitte zusammen, daß der Oberherr oder Mikado[1] seine Kleider nur ein einzigesmal gebraucht. Die Schüsseln und Gefäße, worin ihm Speise und Trank vorgesetzt wird, dürfen auch nur einmal benutzt werden; dieß gilt sogar auch von den Gefäßen, in welchen man die Speisen bereitet. Deßhalb sind auch diese Geräthe nicht von gefirnißtem Holz, wie es meistens in Japan der Fall ist, sondern von Thon oder Porcellan, denn nach einmaligem Gebrauch werden dieselben zertrümmert. Noch jetzt lebt dasselbe fürstliche Geschlecht, welches bis in das siebente Jahrhundert vor Christi Geburt hinaufreicht und eine Reihe von hundert vier und zwanzig Herrschern zählt.

Der zweite Sohn des Mikado war in frühern Zeiten der Feldherr seines Vaters. Aus Liebe zu seinem dritten Sohn wich später einer der Herrscher davon ab und verordnete, daß der zweite und dritte abwechselnd, und zwar alle drei Jahre, diese Würde bekleiden sollten. Von dieser Zeit an entstand Verwirrung. Die Feldherren machten einander die ihnen anvertraute Gewalt streitig; andere Geschlechter strebten nach derselben Macht, und fähige Heerführer errangen sich den Feldherrnstab. So ging die eigentliche Obergewalt allmählich in die Hand des Feldherrn über und die Macht des Mikado sank mehr und mehr. Die jetzige Bedeutungslosigkeit des Mikado schreibt sich vom Jahre 1586 her, wo Fide-Jost sich nach dem im Kampf gefallenen Feldherrn Tairano-Nobu-Naga die Oberherrschaft angemaaßt und den Titel: Sjagun oder Kron-Feldherr erhalten hatte.

Obgleich aller seiner Macht beraubt, ist der Mikado doch in den Augen der Japanesen stets noch heilig und der alleinige Obergebieter des Reiches. Der Sjogun erscheint deßwegen als der weltliche Statthalter des Oberherrn, in dessen Geschlecht die Würde erblich ist. Er empfängt den Titel: Sei-J-Sjogun, welches Wort man gewöhnlich durch „Kaiser“[1] übersetzt, zeigt sich dafür stets sehr erkenntlich und nimmt denselben mit Feierlichkeiten und Unterthänigkeit an. Auch die vornehmsten Fürsten des Reichs empfangen manchmal und zwar auf Empfehlung des Sjogun, höhere Titel vom Mikado, welche ihnen indessen sehr theuer zu stehen kommen, da sie dann verpflichtet sind, dem Oberhaupte, dem Kaiser und den hohen Staatsbeamten ansehnliche Geschenke zu machen. In wichtigen Angelegenheiten wird das Urtheil des Mikado eingeholt, der jedoch vorsichtig genug ist, keine Meinung zu äußern, welche der des Sjoguns entgegensteht.

Tojodomi Fide-Joki erhob eine Anzahl seiner Freunde zu der Würde der Fürsten oder Groß-Vasallen und theilte ihnen Ländereien zu, welche in der Nähe seiner Residenz lagen und sehr bedeutend waren. Auf diese Weise umgab er sich mit seinen Anhängern; einige der alten Landesherren versetzte er nach minder wichtigen Theilen des Reichs. Die neueren Vasallen unterscheiden sich noch durch ihre Titel von den andern. Zur Befestigung seiner Herrschaft diente noch eine andere Maaßregel. In verschiedenen Landschaften wählte er angesehene handeltreibende oder günstig gelegene Städte aus, und erhob sie zu kaiserlichen Reichsstädten. In Folge davon hat der Kaiser nun im ganzen Reiche befestigte Punkte, deren Befehlshaber direct von ihm ernannt und von ihm abhängig sind. Jede Reichsstadt hat zwei Gouverneure, die einander jährlich ablösen. Sie üben die Criminaljustiz und die höhere Polizei aus. Der nicht im Amt befindliche hat seinen Sitz zu Jeddo und empfängt von seinem Collegen die Mittheilung alles dessen, was auf ihre Verwaltung Bezug hat; bei der allgemeinen Verwaltung bringt er die Sachen zur Entscheidung und theilt das Ergebniß seinem Amtsgenossen mit. So bleiben beide stets mit allen Angelegenheiten ihres Bezirkes vertraut.

---

[1] Mikado, das heißt: „hohe“ oder „erhabene Pforte“, ist der eigentliche Titel dieses Obergebieters; sein Hof oder Palast heißt Dairi (das Schloß), ein Wort, welches zuweilen von europäischen Schriftstellern, obwohl nicht ganz genau, auch als Titel des genannten Oberherrn angewendet wird.

[1] Da die Bezeichnung: „Oberherr“ oder „Oberhaupt“ für den Mikado eine genügende Unterscheidung ist, so wird die Bezeichnungsweise „Kaiser“ für den Sjogun in der Folge beibehalten werden.

Jeder Gouverneur hat zwei Secretäre, welche sich in die verschiedenen Verwaltungszweige theilen; auf diese folgen die Ober-Banjos, von denen jeder als Hauptbeamter in einem bestimmten Fache thätig ist, und welchen die Unter-Banjos zur Seite stehen. Die Secretäre, Ober-Banjos und Finanzbeamten begleiten den Gouverneur nach seinem District und kehren mit ihm nach Jeddo zurück. Dieselben müssen ebenso wie der Letztere ihre Gattinnen und Kinder in Jeddo zurücklassen, damit diese dem Hofe als Bürgen für die gewissenhafte Erfüllung ihrer Amtspflichten dienen. Jede Reichsstadt hat außerdem einen Militärcommandanten, dessen Titel so viel als „Büchsenmeister" bedeutet, und einen Rentmeister der Domänen, deren Amt nicht wechselt und welche deßhalb stets nebst ihrer Familie in der Stadt bleiben.

Die Fürsten haben alle einen Palast innerhalb der Ringmauer des Castells von Jeddo, wo sich auch die Paläste des Sjogun und seiner Verwandten befinden. Sie bringen abwechselnd ein Jahr am Hofe und eins in ihrem Fürstenthum zu, jedoch so, daß die Fürsten von Ländern, die aneinander gränzen, niemals gleichzeitig in ihrem Gebiete sind. Auch sie sind genöthigt, ihre Familie in Jeddo zurückzulassen. Der Secretär, der ihnen vom Hofe beigegeben ist, hat alle Regierungsangelegenheiten zu besorgen und deßhalb ist er die verantwortliche Person. Die Fürsten sowohl als die Gouverneure müssen das Jahr, in welchem sie in der Ausübung ihres Amtes von Jeddo abwesend sind, in der größten Eingezogenheit verleben: sie dürfen keine Frauen bei sich empfangen, wie denn diesen überhaupt das Betreten eines Regierungsgebäudes untersagt ist, und dürfen ihre Wohnung nur zu bestimmten Zeiten und bei gewissen Gelegenheiten verlassen. Alle ihre Geschäfte sind im voraus auch so geordnet und festgestellt, daß sie bei keiner ihrer Handlungen freie Wahl haben — sie bewegen sich ganz und gar wie Drathpuppen oder Maschinen. Ueberdieß sind sie von einer Anzahl öffentlicher und geheimer Aufseher, den sogenannten Me-tske, umgeben, unter welchen Beamten sich häufig Männer von Ansehen und hoher Geburt befinden. Diese müssen allen Handlungen derselben nachspüren und genau nach Jeddo darüber berichten. Solche geheime Aufseher zeigen sich unter allerlei Gestalt, wie ihr Zweck es gerade erheischt; werden sie entdeckt, so sind sie in den fürstlichen Residenzen ihres Lebens nicht sicher, besonders soll dieß zu Satsumo der Fall seyn, wie man meint.

Die innere Verwaltung der Städte, wenigstens zu Nagasaki, einer kaiserlichen Reichsstadt, ist in den Händen von neun Bürgermeistern, deren Amt zugleich erblich ist. Sie können jedoch nur durch Stimmeneinhelligkeit entscheiden. Unter ihnen stehen die Ottonas, welche eine Straße oder ein Viertel, je nachdem die Stadt eingetheilt ist, beaufsichtigen und darin die Polizei ausüben, zugleich aber auch die Friedensrichter in ihrem Bezirke sind. Ihnen stehen die Kashras zur Seite, denen die bestimmte Aufsicht über einzelne Häuser und Familien obliegt.

In Nagasoki und im ganzen Reich hat jede Straße, (oder Viertel) Macht, eine Länge von 60 Ken (114,54 niederländischen Ellen gleich) und ist an jedem Ende mit einem Thor oder Gatter versehen, so daß die Gemeinschaft mit den übrigen Straßen nach Gefallen aufgehoben werden kann. Jede Straße hat — die in dieselbe auslaufenden Gänge und Sackgäßchen nicht gerechnet — hundert oder mehr Häuser. Am Ende derselben befindet sich ein kleines Heiligenhäuschen auf einem steinernen Piedestal, welches die Gestalt einer Handlaterne hat und zwei oder drei Heiligenbilder enthält, an welche die Vorübergehenden häufig ein kurzes Gebet richten oder ihnen ein Opfer von Blumen bringen. Außerdem stehen in jeder Straße noch einige Wachthäuser, welche des Nachts, bei öffentlichen Festlichkeiten, bei ungewöhnlichem Zusammenlauf von Menschen, oder wenn man einen Aufruhr befürchtet, mit einer Wache besetzt werden, die aus den Bewohnern der Straße gebildet ist und der Reihe nach wechselt. Eine solche Wache sehen die Japaner als heilig an, und Widerstand gegen dieselbe oder Beschimpfung dieses Institutes wird einem Capitalverbrechen gleich geachtet und sogar mit dem Tode bestraft. Die Hausväter beziehen die Wache unter dem Kashra, und die Kashras stehen mit ihren Mannschaften unter dem Ottona. In Zeiten der Gefahr stellt jede Familie einen Mann; die Leute aus den fünf nächsten Häusern bilden eine Rotte, und fünfundzwanzig Rotten ziehen unter den Kashras und Ottonas gemeinschaftlich auf.

Auf jede Familie rechnet man sechs oder sieben Seelen. Das Haupt der Familie ist für seine Kinder und Hausgenossen verantwortlich, welcher Art die letztern auch seyn mögen; außerdem sind die Häupter der fünf nächsten Familien gegenseitig für einander verantwortlich. Deßhalb ist es die Pflicht jedes Hausvaters, sich um die Angelegenheiten seines Nachbars zu bekümmern und den Kashra von jedem wichtigen Vorfall zu benachrichtigen. Geschieht eine solche Meldung nicht frühzeitig, so wird der nachlässige Nachbar als Mitschuldiger angesehen und bestraft, sey es mit einer Geldbuße, mit Hausarrest, mit Verbannung oder mit dem Tode.

Diese Verantwortlichkeit verhindert viele Missethaten und verrätherische Anschläge und selbst Straßenlärm, weil auch in letzterer Beziehung gegenseitige Verantwortlichkeit stattfindet. Verurtheilungen und Executionen sind deßwegen selten. Erschwerende oder mildernde Umstände kommen bei dem Richter nicht in Betracht; aber dieser ist äußerst gewissenhaft und straft nur den Uebelthäter, der wissentlich und absichtlich gegen das Gesetz gehandelt hat — obgleich eigentlich jede Verurtheilung auch Unschuldigen Leiden bringt. Aus diesem Grunde entgeht mancher das erste Mal der verdienten Strafe. — Nirgends auf Erden hört man wohl weniger von Straßengerüchten und nirgends findet man größere Sicherheit der Person und des Eigenthums als in Japan. Dieses schlau ersonnene System, auf gegenseitiges Spioniren und gegenseitige Verantwortlichkeit gegründet, welches Fürsten und Gouverneure, Hohe und Niedre wie mit einem Netz umschlingt, kam unter Taiko-Sama nicht vollständig zur Entwicklung, sondern ward unter den Herrschern aus dem Hause Gongen's (der bei seinen Lebzeiten Daifu-Sama hieß) feiner ausgesponnen und gelangte in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zur Vollkommenheit. Von den Arterien des Staatskörpers ist dieß unwürdige Spionirsystem nach und nach bis in die feinsten Haarröhrchen gedrungen.

Der Sjogun hat fünf hohe Staatsbeamte oder Staatsminister (Go-Rotsju). Sie wissen um alle wichtigen Angelegenheiten, und jeder Brief des Sjogun muß von einem andern begleitet seyn, welcher das Siegel eines jeden dieser Minister trägt. Unter ihnen stehen die Staatsräthe und andere hohe Beamte.

Der größte Beweis der Ehre, den der Kaiser einem Großen des Reichs geben kann, ist die Erlaubniß, einen purpurfarbigen Bambusstab zu führen und sich damit im Palaste zu zeigen.

Prinzen von Geblüt sind diejenigen, welche in männlicher Linie von Gongen abstammen, z. B. die Fürsten von Owari, Kii und Mito. Diese und andere hohe Lehnsfürsten, besonders

die von Sa-Tsuma, Kago, Muts, Jetsisen, Omi oder Oßju und einige andere, können vom Sjogun nicht zum Tode verurtheilt werden. Nur auf Veranlassung des Oberherrn können sie gezwungen werden, ihre Macht in die Hände ihres ältesten Sohns zu legen, wodurch sie ihres hohen Ranges verlustig werden. Die weniger angesehenen Lehnsfürsten (Reo Sju) sind von diesem außerordentlichen Vorrecht ausgeschlossen.

Nicht allein in Bezug auf die höhern und niedern Lehnsfürsten, die Staatsminister und andere hohe Beamte, sondern ganz im Allgemeinen kann man sagen, daß die Regel gilt, daß der älteste Sohn dem Vater in seiner Würde, seinem Amte oder Berufe folgt. Wer keinen Sohn hat, kann einen Bruder oder andere Blutsverwandter, oder auch Jemand von niederem Range als Sohn annehmen. Wenn ein Beamter eine entehrende Strafe oder Absetzung einer Missethat oder einer Fahrlässigkeit wegen befürchtet, sichert er seinem Sohne oder Adoptivsohne die Nachfolge im Amte durch die freiwillige Entleibung. Wollen die Fürsten einen Sohn annehmen, so bedürfen sie dazu der Erlaubniß des Kaisers. Ein merkwürdiges Beispiel von Adoption ereignete sich unter Sjogun Josi-Mune. Der Fürst von Figo war an einem festlichen Tage, an welchem die Großen des Reichs zur Audienz zugelassen wurden, im kaiserlichen Palast ermordet worden, ohne daß er einen Sohn oder Adoptivsohn hinterließ. Sobald der Kaiser von diesem Unfall Nachricht erhielt, stellte er sich, als sey der Fürst nur verwundet und ließ die Leiche in dem Tragsessel desselben nach der fürstlichen Wohnung in Figo bringen. Gleich darauf erschien öffentlich ein Staatsrath und fragte im Auftrage des Kaisers angelegentlich nach des Verwundeten Zustande. Am andern Morgen ward das Spiel in gleicher Weise wiederholt, doch mit der Beifügung, daß der Kaiser dem Fürsten von Figo gestatte, in Folge des im verwichenen Jahre geäußerten Wunsches seinen jüngsten Bruder zu adoptiren. Ausdrücklich ward hinzugefügt, daß der angenommene Sohn dem Fürsten folgen solle, selbst wenn auch dieser bereits an der empfangenen Wunde gestorben sey. In der That war so der Fürst von Figo nach japanischer Redeweise „nach innen" todt, während er „nach außen" noch am Leben war. Auf diese Weise lebt ein Beamter wohl zwei oder drei Jahre „nach außen", während er „nach innen" oder in der Wirklichkeit gestorben ist. Dieß ereignet sich besonders dann, wenn er bei seinem Tode Schulden nachgelassen hat. In solchem Falle wird sein Amt durch einen andern verwaltet, der nur einen Theil der Besoldung erhält, den andern aber zur Abbezahlung der Schulden herausgeben muß.

Die kaiserliche Leibwache besteht aus vielen Tausenden und ist in die gewöhnliche oder alte und in die neue Leibwache getheilt. Beide sind in Classen (die unsern Regimentern oder Bataillons gleichkommen) abgetheilt, die sich durch ihre Kleidung von einander unterscheiden. In der alten Leibwache gibt es Leute von sehr vornehmer Geburt und großem Reichthum: manche von ihnen haben gegen vier bis fünf Millionen Gulden jährliches Einkommen. Aus dieser Leibwache werden die Gouverneure der Reichsstädte und andere hohe Officiere und Beamte erwählt. Die neue Leibwache datirt sich von der Regierung Jjemitus her. Dieser Sjogun wollte die Brüder der Frauen, „welche die Ehre genossen, Kebsweiber des Kaisers zu seyn", in die Leibwache aufnehmen. Das Ehrgefühl der Glieder dieser ausgewählten Schaar empörte sich dagegen. Einige von ihnen erklärten, daß die Brüder der kaiserlichen Kebsweiber nicht würdig seyen, ihnen gleichgestellt zu werden. Um eine so zahlreiche und höchst angesehene Kriegerschaar nicht zu beleidigen, bildete der Kaiser die neue Leibwache, in welche die Brüder seiner Kebsweiber und andere Begünstigte aufgenommen wurden.

(Schluß folgt.)

Die Baptisten-Missionsgesellschaft in England.

Am 30 April d. J. ward die 59ste Jahresversammlung dieser Gesellschaft in Exeter Hall zu London gehalten unter dem Vorsitz von Mr. J. Geekman, Mayor von Leeds; die große Halle war gedrängt voll. Der Committeebericht enthielt eine Geschichte der Wirksamkeit der Gesellschaft in Madras, Jamaica, den Bahamas, Trinidad, Haiti und Central-Amerika. Nach dem besagten Bericht besteht die Mission der Baptisten bei den Negern gegenwärtig aus 10 Geistlichen, und selbst mit dieser kleinen Zahl ist der Erfolg ausgezeichnet gewesen. In den Bahamas wurden im Lauf des Jahres 135 Personen getauft, und jetzt sind dort 2758 Bekehrte. In Indien und Ceylon arbeiten 36 Missionäre nebst ihren Frauen, 90 eingebornen Predigern und neunzig Schulmeistern und Katecheten. Diese Leute sind vertheilt über 39 Stationen oder Posten, und überdieß gibt es 24 Predigtplätze oder Capellen in verschiedenen Dörfern. Ihre Bemühungen zur Bekehrung des umnachteten Volks jener Länder sind von dem größten Glück und Gelingen begleitet; das Uebersetzen und Drucken der heiligen Schrift wird mit aller möglichen Eile betrieben. Eine Herausgabe des Hindu-Testaments in 2000 Exemplaren hatte die Presse verlassen, und die Herausgabe der Evangelien und Apostelgeschichte in Hindustani, d. h. in der Sprache der Hindus, war fertig. Auch waren Abtheilungen des Neuen Testaments in persischer Sprache in 15,000 Exemplaren besorgt. Die Vertheilung der heiligen Schriften in den Hauptsprachen Hindostans hatte sich auf 32,000 Exemplare belaufen.

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Erster Abschnitt. Reise bis an die Gränze von Ukambani.

(Fortsetzung.)

Gegen zehn Uhr Morgens kamen wir an einem kleinen Berge Namens Kamlinge an, wo wir uns entscheiden mußten ob wir auf den Berg Ndara zugehen, oder eine andere, östlichere, bewaldete, weniger gerade, dem Gallalande nähere Straße einschlagen wollten. Mein Führer wählte die letztere Richtung, aus Furcht vor der Rache welche die Leute von Ndara etwa darum an den uns begleitenden Uakamba üben möchten, weil ein Mkamba aus Teruma kürzlich einen aus Ndara gebürtigen Mann, der von Ukambani an die Küste von Mombas gereist war, getödtet hatte. Hätten wir keine Uakamba bei uns gehabt, so würden meine Leute von Rabbai nichts gegen den andern Weg einzuwenden gehabt haben; denn der Rabbai-Stamm steht mit den Bergbewohnern von Ndara auf gutem Fuße. Ueberhaupt lebt dieser Stamm mit allen Völkerschaften im Binnenlande in freundschaftlichen Verhältnissen, mit Ausnahme der Stämme östlich und nördlich von Kitima Kibomu, welche nur mit den Uanika des Keriama-Stammes Verbindungen haben.

Wir kamen nun in eine Dschangel, wo wir bald den Weg verloren, theils wegen der Ueberfülle von Gesträuch, theils aber und hauptsächlich wegen der Menge Pfade, welche sich die wilden Thiere geöffnet hatten, deren Spuren wir verfolgten, in der Hoffnung bald den guten Weg zu finden. Die armen Uakamba-Mütter, welche ihre Männer begleiteten, und außer der unter alle vertheilten Waarenlast noch ihre Kinder auf dem Rücken nachschleppten, wurden durch das Geschrei, das die Kleinen aus Durst und Mangel an Nahrung erhoben, sehr gequält. Ein kleines Mädchen von fünf bis sechs Jahren wollte mit aller Gewalt von ihrer Mutter getragen seyn, und als diese sich weigerte, brach das Kind in ein so fürchterliches Geschrei aus, daß, obgleich die Ermattung und Erschöpfung des armen Wesens ein genügender Entschuldigungsgrund dafür hätte seyn sollen, die Karawane sich doch sehr aufgebracht darüber zeigte, weil sie in beständiger Angst schwebte vor einem Hinterhalt der Galla. Gegen Abend geriethen wir

wieder in den guten Weg, allein der Platz wo wir unser Lager aufzuschlagen gedachten, war dergestalt mit Dornen und Gesträuch verwachsen, daß wir ihn, ehe wir von den Anstrengungen des Tages uns erholen konnten, erst abräumen und lichten mußten.

Der Führer der Uakambatruppe, welcher fürchtete, die Galla oder andere Wilde möchten unserm Lager nachspüren, mischte gewisse zu Staub zerriebene Rinden unter einander und streute sie auf das Feuer, damit, wie er sagte, der Feind an unserm Lager vorüberziehe, ohne es zu bemerken. Ich tadelte ihn ob dieses thörichten Aberglaubens, und lenkte sein Gemüth auf den Schöpfer des Himmels und der Erde, auf den allein wir unser Vertrauen setzen sollen. Auf derartigen Reisen kann ein Missionär den wahren Charakter der Eingebornen und die Tiefe der sittlichen Finsterniß, in der sie noch befangen sind, am besten beobachten.

12 November. Die Uakamba-Kinder klagten heute schon frühzeitig wieder über Durst, was natürlich war, da ihre Eltern für die Bedürfnisse der Kleinen keine Vorsorge hatten treffen können. Ich gab ihnen von Zeit zu Zeit, zum großen Mißvergnügen eines Wasserträgers, einige Tropfen meiner eigenen geringen Portion. Der Träger aber erklärte rund heraus, er trage kein Wasser für diejenigen welche ihm seine Mühe nicht bezahlten. Gegen neun Uhr kamen wir an die Ufer des Woi,[1] eines Flusses der in der Regenzeit von dem Bura, dem Ndara und andern Bergen Taita's gespeist wird. Es ist dieß kein laufendes, wohl aber gutes Wasser, das an einigen Stellen unter dem Sande verborgen ist. Der Punkt, wo wir das Flußbett durchschritten, war mit sehr hohem Grase bedeckt; man darf sich daher nicht wundern, daß dieser Ort häufig der Schauplatz der Angriffe der Galla ist, welche sich hier gegen die Uakamba in Hinterhalt legen. Es wäre ihnen nicht schwer gewesen unsere ganze Truppe in Stücke zu hauen, denn in dem Grase und in den bebuschten Vertiefungen des Flusses ist ein Feind vollkommen versteckt. Die Ufer sind etwa fünfzehn Fuß hoch, und das Flußbett kann zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß breit seyn.

Nach Ueberschreitung des Flusses kamen wir in einen Wald von dicken, geradstämmigen Bäumen, in deren Schatten wir unsere müden Glieder ausruhen ließen, während ein Theil der Karawane Wasser suchte. Nach einigen Stunden Marsches längs dem Ufer des Flusses fanden unsere Leute endlich die kostbare Flüssigkeit; auf der Rückkehr aber verirrten sie sich. Sie verloren indeß die Geistesgegenwart nicht, denn sie feuerten mehrere Flintenschüsse ab, deren Knall man in unserm Lager vernahm, und auf die man ihnen sofort antwortete. Wie groß war die Freude unser aller bei der Ankunft des ersehnten Schatzes! Das Klaggeschrei der kleinen Uakamba hörte augenblicklich auf, und ein Lächeln des Glücks leuchtete aus ihren Augen und von ihren noch feuchten Wangen.

Nachdem wir unsern Durst gelöscht und einiges gesottene indische Korn zu uns genommen, setzten wir uns wieder in Marsch; bald aber geriethen wir, bei der Dichtheit der Dschangel, in die wir gewissermaßen begraben waren, in neue Verlegenheit: wir gingen irre. Indessen fanden wir nach einigen Krümmungen den rechten Weg wieder, und wanderten darauf fort, bis die Nacht uns zwang einen passenden Platz für unser Lager zu suchen. In dem Augenblick als ich mich schlafen legte, hörte ich ein Geräusch wie wenn Menschen marschirten: sofort setzte ich meine Leute davon in Kenntniß und forderte sie auf wachsam zu seyn. Augenblicklich griffen sie zu den Waffen, allein umsonst, denn der Lärm hatte sich gleich wieder gelegt. Wahrscheinlich hatte ein wildes Thier in unserer Nähe seinen Lagerplatz genommen.

13 November. Im Augenblick wo meine Träger sich wieder in Marsch setzten, erklärte die Uakamba-Karawane, sie habe keinen genügenden Wasservorrath, und müsse daher einige Leute absenden um im Woi-Flusse Wasser zu holen. Meine Leute wünschten abzureisen, und so ließen wir denn die Uakamba zurück.

Da wir die Nachbarschaft der Taita-Berge vermeiden wollten, so nahmen wir einen Umweg, und kamen abermals in eine dornichte Dschangel. Wir marschirten beinahe den ganzen Tag ohne Aufenthalt, bis in geringe Entfernung vom Berge Kangongo, wo die Führer Wasser zu finden hofften. Ehe wir den Berg erreichten, setzten wir durch das ausgetrocknete Bett eines Wildstroms Namens Mbuiule, der in der Regenzeit sein Wasser vom Bura-Berge erhält.

Wir schlugen unser Lager in einem Gebüsche der Dschangel am andern Ufer des Waldstromes auf; sodann schickte ich eine Abtheilung auf den Berg um Wasser zu holen, ich selbst aber blieb mit fünf unserer Leute im Lager. Da unsere Wasserführer nicht zurückkehrten, so flößte uns dieser Umstand keine geringe Besorgniß für sie ein. Endlich hörten wir den Knall ihrer Gewehre, konnten uns aber die Ursache hievon nicht erklären.

14 November. Unsere zum Wassersuchen abgeschickten Leute kehrten bei Sonnenaufgang zurück, hatten aber keinen Tropfen Wasser gefunden, da die Brunnen gänzlich ausgetrocknet waren. Unsere Verlegenheit ward nun sehr groß, denn unser Vorrath vom Tag zuvor war nahezu erschöpft, und es war zweifelhaft, ob wir den Tsavo-Fluß in einem Tagemarsch erreichen würden. So ermüdet wir uns auch fühlten, machten wir uns doch in aller Eile wieder auf den Weg. Die Sonne ward bald sehr heiß. Unser Weg führte über rothen mit kleinen Kieseln und einigen Felsstücken gemischten Sand. Der Pflanzenwuchs um uns her war ärmlich; wir bemerkten rechts und links nur kleinwüchsige Akazien. Diese ganze Gegend ist ohne Zweifel einstmals vulcanischer Thätigkeit unterworfen gewesen.

Gegen Mittag, als wir eine Viertelstunde im Schatten einer Akazie ausruhten, zeigte sich Abdalla, einer meiner muselmanischen Träger, gereizt über die Strapazen der Reise, und fragte in einem Anfall von Zorn, ob er nur acht Dollars bekomme für seine ganze Reise. Ich erwiderte ihm eindringlich, daß ich mich um seinen Lohn nicht weiter bekümmere, er sey zu Rabbai mit seiner freien Einwilligung geordnet worden. Seine schlechte Laune wuchs dadurch, und da er neben einem meiner Wanika-Träger stand, so schnauzte er diesen mit den Worten an: „Du hast den Msungu (den Europäer) überredet mir nur acht Dollars für diese Reise zu geben.“ Der Mnika zog dieß mit lauter Stimme in Abrede, und Abdalla griff nach seinem Dolch um ihn zu erstechen. Die übrigen Träger stürzten zur Hülfe des bedrohten Mnika herbei, worauf Abdalla sein Gewehr auf die Herbeispringenden anschlug, die ihn aber glücklicherweise noch rechtzeitig umringten und ihm das Gewehr aus den Händen rissen. Hierauf legte sich der Streit rasch und wir setzten uns wieder in Marsch

Gegen zwei Uhr wurde die Hitze fast unerträglich, und unser Wasservorrath war erschöpft. Abdalla erklärte in dem Augenblick wo ich ihn, so wie mehrere andere die sich seinem Murren angeschlossen hatten, ermahnte alle ihre Kräfte aufzubieten um vor Abend den Tsavo-Fluß zu erreichen, er wolle und könne die Reise nicht mehr fortsetzen. Da ich sah daß sie nicht auf mich hörten, rief ich diejenigen zu mir, die sich zum Weitergehen stark genug fühlten. Mit diesen ging ich nun in der Richtung des Flusses voran, und sagte den andern sie möchten sich einen beliebigen Platz aussuchen und solange bleiben, bis einige der Leute der ersten Abtheilung mit wassergefüllten Calebassen zu ihnen zurückgekehrt seyn würden. Nachdem die Sachen solchergestalt geordnet waren, zog ich mit sechs Mann ab, und marschirte so schnell als möglich; allein der Fluß zeigte sich nirgends. Ich war vor Durst und Ermattung beinahe erschöpft, und der Fluß lag noch in ziemlicher Entfernung vor uns. Ich streckte mich mitten auf dem Wege aus, wollte einige Minuten ausruhen und sagte zu mir selbst, was gäbe ich jetzt um ein wenig europäische Behaglichkeit in dieser peinlichen Lage! Nichtsdestoweniger waren diese Betrachtungen unnütz. Ich erhob mich wieder. Vorwärts! rief ich meinen Getreuen zu; wir müssen den Fluß erreichen, wie fern er auch noch sey!

(Fortsetzung folgt.)

Reste der Ureinwohner auf Haiti. Sir R. Schomburgk, der sich gegenwärtig auf einer Reise in der Provinz Cibao befindet, hat ein Idol und einen aus Granitblöcken gebildeten Ring von 2270 Fuß im Umfang und 21' in der Breite entdeckt. (Shipp. Gaz. 30 Mai.)

[1] Die Karte schreibt fälschlich Voi.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr 135. 6 Junius 1851.

Kelly's Zug nach Californien.

(An Excursion to California, over the Prairies, Rocky Mountains, and Great Sierra Nevada; with a Stroll through the Diggings and Ranches of that Country. By Will Kelly. 2 Vols, Chapman et Hall, London 1851.)

Ein sehr anziehendes Werk, eines der besten über Californien und die großen Prärien, die bisher erschienen sind. Mit bedeutender Schilderungsgabe und dramatischem Talent beschreibt der Verfasser, ein Engländer, seine Erfahrungen in Californien und auf der Ueberlandreise, letztere im 1. Bande, der am interessantesten ist. Die Gesellschaft, deren Anführer Mr. Kelly war, bestehend aus 25 jungen Burschen, nämlich 13 Engländern, 8 Americanern oder eigentlich Yankees, 2 Schotten und 2 Irländern, die alle ein halb Militär- und halb Jagdhabit trugen, vom Gürtel bis zum Sattelbogen mit Büchsen, Revolvers, Säbel, Dolchen und Bowie-knives bewaffnet und mit Pulver und Kugeln, Maulthieren, Pferden, Decken u. s. w. wohl versehen waren, ging von Boston aus zuerst nach den Seen und von da nach St. Louis und Independence, an welchem letzteren Ort sie sich gehörig einrichtete zu dem beispiellos langen, mühevollen und gefährlichen Marsch durch unbekannte Wüsten, Berge, Ströme und die weiten Strecken vieler Stämme der Wilden. Sie verließen Independence im Frühling 1849, kein einziger von ihnen kannte die pfadlose und unbereiste Route, und doch ward die Reise glücklich zurückgelegt. Ihr Zug bestand aus 5 kleinen Lastwagen (waggons), mit 45 Maulthieren bespannt und von 15 Pferden für die Reisenden in der Gesellschaft begleitet, und ging von Independence aus nach Fort Laramie, diesem „wehrlosen und lumpigen Handelsposten" (700 engl. Meilen), von da nach dem Pacific Spring (325 engl. M.), Fort Bridget (130 engl. M.), und Great Salt Lake City — Groß Salzsee-Stadt — (112 engl. M.) dann an die Quellen von Humboldt River (329 engl. M.), an den Fall desselben Flusses (200 engl. M.) und bis zum Fuß der Sierra Nevada (157 engl. M.), von dort 115 Miles nach der ersten Lagerstätte in Californien zu Weber-creek, 118 Miles von San Francisco entfernt. Die Aufenthalte mitgerechnet, ward die Reise in 102 Tagen vollendet, und doch hatten sie auf ihrem Marsch öfter Knüppeldämme (corduroy roads) zu schlagen über Moräste, Flußufer wegzugraben und Brücken oder Flöße zu machen, außerdem die Indianer abzuwehren und mit zahllosen andern Schwierigkeiten zu kämpfen, deren solche Züge über Land jetzt überhoben sind. Wie Hr. Kelly die Americaner in den Diggings schildert, ist nichts weniger als empfehlend. Er beklagt sich beißend bitter über ihre List, Betrügerei und brutale Gewaltthätigkeit, die beständig darauf aus sey, die deutschen und englischen Emigranten zum Opfer zu bringen. Aus den vielen malerischen und belehrenden Darstellungen dieses vortrefflichen Reisewerks heben wir vorerst die nachstehende heraus.

*

Eine Prairie (Graswüste) in Brand. Wir bemerkten von dieser Anhöhe aus etwas Dunkles gerade vor uns in der Ferne, waren aber in dem Augenblick nicht vermögend zu entscheiden, ob es Rauch oder eine niedrige, schwarze Wolke sey; als wir aber näher kamen, wurden unsere Zweifel bald gelöst. Es war Rauch, welcher aufstieg von einer brennenden Prairie gerade in unserer Bahn, während die Flammen eilig uns entgegen kamen bei günstigem Winde. Ich ließ sofort die Prairie in Lee von uns (d. h. unter dem Winde) an mehreren Stellen anzünden, die Leit-Stute greifen, welche nebst den losen Thieren Spuren von Furcht verrieth, weßhalb ich besorgt war, daß sie die Flucht nehmen würden. Mittlerweile kam der Brand hart auf uns heran, brausend und knatternd, nach Norden und Süden sich ausdehnend, 3 (engl.) Meilen weit, und bot ein grandioses, aber fürchterliches Schauspiel dar. Was wir zunächst zu thun hatten, war, die Wagen in einen von unserm eigenen Feuer gelichteten Raum zu kriegen und die Mauler und Pferde recht fest an die Räder zu binden. Der Rauch kam, vor den Flammen hergetrieben, in dicken, heißen Wirbeln, als wir die Lariats (Stricke) befestigten, die Thiere schnaubten und zitterten vor Angst, und einige derselben bäumten sich im Schrecken, rissen die Seile ab, woran sie gebunden waren, und flogen wild davon, bis sie von den Flammen hinter ihnen ereilt wurden und nun rasend zurückstürzten, zwischen jene hinein, die geblieben. Die Hitze ward jetzt äußerst unbequem, denn unsere Gränze war nicht mehr als 15 Yards von dem Rande des unverbrannten Grases windwärts entlegen, und wir konnten die Wagen nicht zurückschaffen, ohne die Thiere loszumachen. Als das verschlingende Element lichter herankam, flogen brennende Wische in der Luft, welche unsere Wagendeckel und die Pulverfässer gefährdeten, die Hitze aber ward so stark, daß wir gezwungen wurden dieselben ihrem Schicksal zu überlassen und uns auf den Boden platt niederzuwerfen. Der Rauch klärte sich nun mit einer dunkeln Flamme, bei völlig sengender Temperatur, die ein schweres Athmen verursachte, wodurch Hr. M—n (ein Herr von zarter Lunge) Convulsionen bekam. Doch diese entsetzlichen Augenblicke gingen bald vorüber, noch einige Secunden, und das letzte Grasblättchen war verzehrt, und das Ungeheuer, welches uns in seinen Flammenschlund hineinzulocken drohte, schwand hin mit dem Winde und ließ um uns her eine kahle und geschwärzte Ebene zurück. Ich hatte oft gelesen von Prairien in Brand, und ward so mit

der geeigneten Verfahrungsart bei einem solchen Vorfall bekannt, aber die naturgetreue Feder Washington Irvings oder das sprechende Portrait Coopers sind matt und schwach, verglichen mit der furchtbaren Wirklichkeit.

Japan und die Japanesen.

7. Politische Einrichtungen.

(Schluß.)

Die gewöhnlichen Strafen bestehen in Verbannung, Hausarrest, Enthauptung, Kreuzigung und Bauchaufschlitzung. Die zur Verbannung Verurtheilten werden nach einem oder dem andern wüsten Eiland, nach einem Bergschlosse oder nach den Kupferminen geschickt. Der Hausarrest trifft sowohl Hohe als Niedere und ist durchaus entehrend. Die Thüren und Fenster werden dicht mit Brettern vernagelt, alle Gemeinschaft mit der Straße ist aufgehoben und die Männer dürfen sich nicht rasiren. Diese Strafe dauert durchgehends hundert Tage; Beamte sind während der Zeit außer Dienst gesetzt, Handwerk und Handel ruhen. Die Enthauptung erfordert nur wenig Umstände. Da die Fürsten und andere Große über ihre Diener und Untergebene die Todesstrafe verhängen können, so geschieht dieß wohl einmal auf den freien Plätzen innerhalb der Paläste, ohne daß jemand sonderlich darauf achtet. Die Kreuzigung der Verbrecher geschieht auf zweierlei Weise: entweder mit dem Kopfe nach oben oder mit dem Kopfe nach unten; derjenige, welcher die Strafe der ersten Art erduldet, ruht mit den Füßen auf einem Balken und sitzt auf einem Stützbrette, welches an dem senkrecht stehenden Pfahl angebracht ist. Nachdem der Verurtheilte festgebunden ist, wird er wiederholt mit einer Lanze mit langer, platter Spitze in schräger Richtung von einer Seite bis zur andern durchstochen. Man versichert, daß die Diener der Gerechtigkeit, welche mit dieser Execution beauftragt sind, solches Durchstoßen wohl sechzehnmal wiederholen können, ehe sie den Verurtheilten tödlich treffen. — Diejenigen, welche mit dem Kopfe nach unten ans Kreuz gebunden werden, läßt man in dieser Lage sterben. Manchmal werden kleine Einschnitte in den Kopf gemacht, um die Anhäufung des Blutes, welches dorthin strömt, zu verhindern. Dieß dient nur dazu, die Leiden des Unglücklichen zu verlängern. Eine solche Strafe ist furchtbar; oft dauert die Qual des Unglücklichen an zehn Tage. Viele jedoch werden wahnsinnig, nachdem sie drei oder vier Tage auf diese Weise gelitten haben.

Die „Bauchaufschlitzung" ist ein Vorrecht der vornehmen Stände, und diejenigen, welche diesen angehören, üben sich bereits in ihrer Jugend, dieselbe mit Behendigkeit und den Regeln gemäß auszuführen zu können. Bei dieser Selbstentleibung wird eine besondere Kleidung getragen, welche man nicht mitzunehmen versäumt, wenn man sich auf Reisen begibt. Wird jemand zur Bauchaufschlitzung verurtheilt, was indessen nicht häufig der Fall ist, so müssen Söhne und Brüder, so wie Vater und Oheime dieselbe Strafe an sich vollziehen. Dann erhalten alle den Befehl, so daß sie sich sämmtlich in einer und derselben Stunde das Leben nehmen. Ist jemand zu der Strafe verurtheilt, so ladet er seine vertrauten Freunde zu sich, manchmal in den innern Hof eines Tempels, und vergnügt sich einige Zeit mit ihnen, während der Sake (ein starkes aus Reis bereitetes Getränk, welches in Japan die Stelle des Weins und anderer geistiger Getränke vertritt) in der Gesellschaft herumgereicht wird. Der Verurtheilte hält eine Abschiedsrede, sagt seinen Freunden Lebewohl, läßt sich den kaiserlichen Befehl noch einmal vorlesen, zieht darauf seinen Säbel, beugt sich vornüber und macht sich einen Querschnitt in den Leib. Hinter ihm steht ein vertrauter Diener oder einer seiner Freunde, der ihm unverzüglich den Kopf abschlägt. Auf diese Weise kommt man den Kleinmüthigen bei ihren Bemühungen zu Hülfe. Die sich auf ihren Muth verlassen, machen sich einen tiefen Kreuzschnitt in den Bauch, so daß die Eingeweide zum Vorschein kommen; ja es gibt Beherzte, welche sich nach dem Kreuzschnitt mit ihrem Schwert selbst einen Hieb in den Hals versetzen.

Die freiwillige Bauchaufschlitzung ist keineswegs selten, Große, Beamte und Krieger unterziehen sich derselben, wenn sie wegen muthwillig verübter Frevel, wegen unverschuldeter Vergehen oder wegen eigener Nachlässigkeiten Strafe befürchten, wenn durch ihre Untergebenen eine strafwürdige That verübt oder eine Nachlässigkeit begangen ist, oder wenn innerhalb ihres Geschäftskreises ein Verbrechen vorgefallen ist, welches sie nicht zu verhindern vermocht und dessen Urheber sie nicht angeben können. In allen diesen Fällen zieht der Japanese die freiwillige Bauchaufschlitzung der Strafe vor, welche, wenn sie auch keine Lebensstrafe ist, jedenfalls Schande bringt. Dadurch, daß er sich den Tod gibt, bewahrt er sich und seine Familie vor Entehrung und überdieß sichert er seinem Sohn die Nachfolge im Amt. Mitunter kann auch ein Niederer durch einen solchen freiwilligen Tod einem Höhern das Leben und die Ehre retten. Das Bauchaufschlitzen findet auch wohl statt, wenn jemand vorher aus Rachsucht einen andern ums Leben gebracht hat; mitunter auch in Gegenwart eines Feindes oder einer Person, durch welche man schwer beleidigt oder in seinem Ehrgefühl gekränkt ist. Ein solcher Schimpf kann nur im eigenen Blute abgewaschen werden. In frühern Zeiten war das Bauchaufschlitzen der vertrauten oder begünstigten Diener der Fürsten beim Tode ihrer Herrn nichts Ungewöhnliches, dadurch bewiesen sie öffentlich ihre Anhänglichkeit. Diese Art und Weise, dem verschiedenen Gebieter Liebe und Treue zu zeigen, kam immer mehr in Aufnahme, bis der Kaiser dieselbe im Jahr 1663 verbot.

Obgleich keine eigentliche Kasteneintheilung in Japan besteht, so sind die Stände dennoch scharf von einander geschieden, und es ist äußerst schwer, aus einem niedern in einen höhern Stand zu gelangen, ausgenommen durch Adoption, von der bereits oben gesprochen ist. Der höchste Stand ist der Adel, der sich wiederum in den höhern und niedern Adel theilt. Die Landesherren gehören nebst den höchsten Reichsbeamten und den Gouverneuren der kaiserlichen Reichsstädte zum Fürstenstande, unterscheiden sich durch den Titel Kami, welcher so viel bedeutet als: „Höherr," „Herr," „Fürst," und besitzen unter andern auch das Vorrecht, ein weißes Kleid tragen zu dürfen. Die Landesherren, welche durch das jetzige Kaiserhaus zu diesem Range erhoben sind, haben einen Beisatz zu ihrem Titel, wodurch sie sich von den ältern Fürstenfamilien unterscheiden, die im Range über ihnen stehen. Dann folgt der eigentliche Adel, meistentheils mit kleinern Lehnsgütern begabt, der jedes zweite Jahr in Jeddo wohnen muß. In Hinsicht des Ansehens folgt der Kriegerstand (Buke) auf den Adel. Derselbe führt als Unterscheidungszeichen zwei Säbel im Gürtel. Viele sind mit Afterlehen begabt. Auf diese Weise schließt sich der Kriegerstand an den Adelstand; außerdem können die Glieder des erstern mit solchen Aemtern beschenkt werden, wodurch sie sogar den ersten Rang des Adelstandes erlangen. Demzufolge steht der Kriegerstand in großer Ehre. In Hinsicht auf den Rang aber nimmt die Priesterschaft eine höhere Stelle ein als der Kriegerstand. Die buddhistischen Geistlichen

und Mönche stehen jedoch an Achtung weit unter derselben. Die Sintu-Priester (die der altjapanischen Religion) aber werden als Staatsbeamte betrachtet, sind meistens von vornehmer Abkunft und führen als Auszeichnungsmerkmal zwei Säbel. Aus den beiden ersten Ständen kann man zum Priesterstand übergehen.

Der gebildete Stand besteht größtentheils aus bürgerlichen Beamten, Aerzten und andern Männern der Wissenschaft. Derselbe hat mit dem vorigen das Recht gemein, Säbel und Beinkleid zu tragen, so wie dieß bei den höhern Ständen in Japan gebräuchlich ist. Auch der geringste ihrer Diener darf sich mit dem Säbel im Gürtel zeigen, was die Folge hat, daß die geringern Stände es sich zur Ehre rechnen, unter ihre Diener, häufig nur dem Namen nach, aufgenommen zu werden. Zu den geringern Ständen gehören: der Kaufmann, der Krämer, der Gewerbtreibende und der Handwerker, die Bauern, die Tagelöhner u. s. w. Je nachdem das Geschäft oder das Handwerk edler ist oder für edler gehalten wird, steht der, welcher es treibt, höher oder tiefer in der allgemeinen Achtung. So steht der Künstler und selbst der Landmann, obwohl dieser meistens dürftig ist, in höherer Achtung als der Kaufmann, mag der letztere auch große Reichthümer besitzen und in mehreren Städten des Reichs Geschäftshäuser haben, wie es nicht selten der Fall ist.

Die Bauern und die niedrigsten Stände sind allerlei Unterdrückungen ausgesetzt. Sie leben gewöhnlich im größten Elende und befinden sich in einer beklagenswerthen Lage. Die Lohgerberei und was damit in Verbindung steht, ist das verachtetste Handwerk. Diejenigen, welche es treiben, sind wie ausgeschlossen aus der bürgerlichen Gesellschaft. Sie sind die Abdecker und aus ihnen werden die Henker genommen; deßhalb bilden sie die am meisten verachtete Menschenclasse.

Ueber den Namen Semiramis

hat der bekannte italienische Orientalist Phil. Luzzatto in dem neuesten Hefte des Journal Asiatique (April und Mai) eine Abhandlung geschrieben, worin er es höchst wahrscheinlich macht, daß der Name Semiramis, in der Form Smirama, aus dem Sanskrit zu erklären sey, und ungefähr dasselbe, wie Mithra bedeute. Raoul Rochette hat nämlich schon nachgewiesen, daß auf den assyrischen Denkmälern eine Gottheit vorkomme, welche die Rolle eines Oberhauptes und Vermittlers zwischen dem guten und bösen Princip spiele. Er soll es seyn, der sich in den Kampf zwischen Stier und Löwen, den Symbolen der beiden Principien, mischt, und häufig auch im Kampf mit dem Löwen dargestellt ist. Aus letzterm Umstand geht die Erklärung hervor, weßhalb die Griechen behaupten die Assyrer hätten den Hercules verehrt; sie sahen in dem Löwenbesieger nur letztern. Die Sache hat auch eine historisch geographische Bedeutung, indem Luzzatto aus diesem und andern Namen arischen Ursprungs nachweist, daß ein arisches Volk neben dem semitischen sich hier in Obermesopotamien festgesetzt, und daß wahrscheinlich die sogenannten „weißen Syrer“ dazu gehört hätten.

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Erster Abschnitt. Reise bis an die Gränze von Ukambani.

(Fortsetzung.)

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir endlich eine gewisse Anzahl großer Bäume aus der Familie der Palmen wahrnahmen, die man in Kinika Mikoma nennt. Wir verdoppelten beim Anblick dieser Bäume unsere Schritte, denn wir hatten die Ueberzeugung, daß wir in der Nähe des Flusses seyen. Nach kurzem Marsch befanden wir uns wirklich am Ufer eines schönen Flusses, und somit auch am Ende des Durstes und der Anstrengung. Wir wateten zuerst durch das Bett, und füllten dann unsere Calebassen, um nach Herzenslust zu trinken. Ich selbst trank, um jede traurige Folge zu vermeiden, nur wenig und nach und nach — eine Vorsicht, die mich dem Gespött der Uanika aussetzte.

Nachdem ich meinen Durst gestillt, untersuchte ich die Lage dieses schönen Tsavo-Flusses. Ich fand ihn 20—25 Fuß breit; die Ufer waren 15—18 Fuß hoch. Das Wasser, das sehr kalt war, fließt reißend schnell auf schönem rothem Sandgrund; seine Tiefe betrug in dieser Jahreszeit 2½ Fuß. Ich sah nirgends Felsen im Flußbett, und hörte ebenso wenig das Geräusch eines sich brechenden Wassers — eine Eigenthümlichkeit, die in gänzlichem Widerspruch steht mit den Flüssen, über die ich auf meiner Reise nach Usambara gekommen, wo dieses Geräusch auf weite Entfernungen hin hörbar war. Ja man kann sagen, niemand würde in diesem Landstrich einen Fluß vermuthen, so sanft gleitet der Tsavo über sein Sandbett dahin. Die großen Mikoma-Bäume allein deuten dem Reisenden das Bette eines Flusses an, dessen Richtung von West nach Ost geht. Ich habe diese Bäume in großer Menge an der Küste von Malinde (Melinde) gesehen, in deren Bucht der Tsavo sich zu ergießen scheint. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Fluß — den Aussagen der Eingebornen und meinen eigenen Beobachtungen zufolge — seine Quelle auf dem Schneeberge Kilimandscharo, in Dschagga, hat; daraus geht hervor daß er das ganze Jahr über Wasser besitzt, während alle andern Flüsse, die ihren Ursprung in minder hohen Bergen haben, in dieser Gegend ganz trocken sind. Der Lauf des Tsavo zieht sich längs einer röthlichen Bergkette im Gallaland hin, wo der oben erwähnte Fluß Woi sich mit ihm vereinigt. Ein andrer Fluß, der Adi, von dem bald die Rede seyn wird, fließt, wie man sagt, ebenfalls in den Tsavo. Alle diese Flüsse scheinen den Sabaki zu bilden, der wahrscheinlich seine Mündung in der Bay von Malinde hat. Dennoch möchte ich, bevor nicht der Sabaki selbst bis in eine gewisse Entfernung über Malinde hinaus untersucht worden, dieß nicht mit allzu großer Bestimmtheit behaupten. Es leidet keinen Zweifel daß der Tsavo alle, oder wenigstens den größten Theil der Gewässer aufnimmt, welche vom Ostabhange des Kilimandscharo kommen, während die Flüsse Gona und Lumi die ihrigen dem Pangani zuführen.

Wir bemerkten an den Ufern des Tsavo frische Spuren von Menschen- und Ziegentritten, so wie einige Stellen wo Feuer gebrannt hatten. Meine Leute waren der Meinung, diese Spuren rührten von den Masai-Wilden her, welche kurz vor unserer Ankunft am Ufer in das Gallaland zurückgekehrt seyen. Der durch die Mkamba-Flüchtlinge veranlaßte Zeitverlust (vergl. oben unterm 10 November) scheint von der Vorsehung zu unserm Vortheil gelenkt worden zu seyn, denn wir hätten, wenn wir früher am Tsavo angekommen wären, mit den Masai zusammentreffen können. Wir müssen uns daher geduldig den Umständen unterwerfen, über die wir nicht Herr sind.

Nachdem wir uns vollständig erholt, und die Uanika, welche sich badeten, zwei Männer mit ihren Calebassen den Zurückgebliebenen entgegengeschickt hatten, rückten wir einige hundert Schritte jenseits der Ufer vor und schlugen unser Lager hinter Felsen auf. Die Eingebornen lagern selten bei einem Ort wo es Wasser gibt, weil sich Feinde daselbst versteckt halten könnten — eine Vorsichtsmaßregel, die ich für eine sehr wohl verstandene halte. Meine Seele in Demuth und Dankbarkeit inbrünstig zu Gott erhebend, streckte ich meine ermüdeten Glieder unter einem kleinen Akazienbaum aus, wo ich bald einschlief.

15 November. Um neun Uhr kam das zurückgebliebene Häuflein im erschöpftesten Zustande an, da die gestern abgeschickten Leute, welche ihnen Wasser bringen sollten, sich in einer Dschangel verirrten und sie deßhalb verfehlten. Wir haben keine Nachrichten von der Uakamba-Karawane. Die Kinder müssen sehr durch Wassermangel gelitten haben. Ich bot demjenigen meiner Leute, der diesen armen Menschen ein wenig Wasser bringen wollte, einen Dollar; allein niemand wollte gehen, „auch wenn man, nach ihrem Ausdruck, ihnen zehn Dollars böte.“

Nachdem die neuen Ankömmlinge ausgeruht, den Durst gestillt und sich erholt hatten, brachen wir gegen zehn Uhr wieder auf und marschirten ohne Unterbrechung bis Einbruch der Nacht. Da ich mich dann ermüdet fühlte, ließ ich meine Leute in der Nähe des Weges in einem kleinen Wäldchen lagern. Sie hätten den Marsch gerne bis Mitternacht

fortgesetzt, ich gab es aber nicht zu, weil die Nacht mich gehindert hätte die Physiognomie des Landes zu überblicken.

Fast hätte ich vergessen anzuführen, daß wir nach Ueberschreitung des Tsavo eine schöne Ansicht vom Berg Theuka genossen, der sich zu großer Höhe auf dem westlichen Ufer des Flusses emporhebt. An seinem nördlichen Endpunkt ist der Berg Ngolia, welchen die Uakamba bewohnten, ihn aber vor ungefähr 15 Jahren verließen, weil sie von einem nahen Berge her einen kanonenschußartigen Knall gehört hatten. Da die Eingebornen von der Natur der unterirdischen Thätigkeit der Vulcane keinen Begriff haben, so schreiben sie diese Explosionen der Erscheinung der Europäer zu, welche, wie sie meinten, durch einen unterirdischen Canal von der Küste hergekommen seyen, um ihre Kanonen abzuschießen und Schlachten zu liefern. Auch ergriffen sie in großer Bestürzung die Flucht, und haben sich seitdem nie mehr dem gefürchteten Berge genähert. Ich habe diesen Berg von ferne gesehen, und an dessen Abhang Vertiefungen und Erhöhungen unterscheiden können, welche gleichsam einen abyssinischen Sattel bildeten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das ganze den Tsavo umgebende Land in alten Zeiten durch vulcanische Thätigkeit große Veränderungen erlitten hat. Das Jahr in welchem oben erwähnte Explosion gehört wurde, bildet eine wichtige Epoche in den Jahrbüchern von Ostafrika. Es war eine Zeit tödtlicher Krankheiten, der Hungersnoth und anderer Ereignisse, welche große Veränderungen unter den Eingebornen sowohl an der Küste wie im Innern herbeiführten.

16 November. Wir traten unsere Reise frühzeitig wieder an. Als der Himmel im Westen hell wurde, sah ich ganz deutlich das ganze Land Dschagga. Der Berg Kilimandscharo schien nur vier oder fünf Tagmärsche entfernt zu seyn. Ich sah seine einem Dome ähnliche Stirn mit einer durchsichtig weißen Substanz bekleidet, in der sich der Glanz des Tageslichts abspiegelte. Im Süden des Kilimandscharo bemerkte ich einen minder hohen Berg, dessen Gipfel einen Pic bildet. Zwischen diesem Berg und dem Kilimandscharo ist eine sattelartige Vertiefung, welche sich auf der einen Seite an den Abhang des Kilimandscharo lehnt, den die Bewohner Dschagga's Kibo nennen. Im Osten, Süden und Norden des niedrigern der beiden Berge breitet sich das Gebiet der Stämme von Kilema, Rombo und Useri aus, mit denen uns Hr. Rebmann in dem Bericht über seine 1848 unternommene Reise nach Kilema zuerst bekannt machte. Der Kilimandscharo zeigt an mehreren Punkten tiefe Einschnitte, die ihn gewissermaßen vom Gipfel bis zum Fuße theilen. An andern Stellen beobachtete ich sehr abschüssige zum Gipfel führende Abhänge: von dem Punkt aus wo ich stand, hätte man sagen können es seyen Mauern senkrechter Felsen, die bis zur Stirn des Berges emporsteigen. Hier konnte sich der Schnee natürlich ebenso wenig halten als er sich an der Mauer eines Gebäudes halten würde.

Nachdem wir um das Nordende des Berges Ngolia herum waren, hatten wir die Aussicht auf den Berg Dschulu, der höher ist als der Theuka. Der Dschulu benahm uns den Anblick des Kilimandscharo. Ich erfuhr von meinen Leuten, daß der Gipfel des Dschulu von Uakamba bewohnt werde, die ihren Wasservorrath aus Reif und Thau gewinnen, die beständig auf diesem hohen Gebirge fallen, das sich von Nordwest nach West erstreckt und eine starke Schranke bildet gegen die Einfälle der wilden Stämme der Uakuafi und Masai, welche die zwischen dem Dschulu und dem Nordende des Kilimandscharo gelegenen Ebenen bewohnen. Wahrlich, die Uakamba von Kikumbuliu, welche in den weiten Ebenen östlich und nördlich vom Dschulu ihre Wohnsitze haben, würden, wenn diese Naturfestung nicht vorhanden wäre, von jenen wilden Landstreifern längst weggefegt seyn. Am nordöstlichen Ende des Dschulu ist ein Berg mit Namen Reka, ebenfalls von Uakamba bewohnt, die aber unter ihren Landsleuten in schlechtem Rufe stehen.

Die Uakuafi wohnten einst in einem Theil des schönen Landes, das wir heute durchzogen. Die Uakamba und die Uanika, welche von der Küste kamen, mußten damals ihre Reisen nach Kikumbuliu und dem eigentlichen Ukambani in Haufen von mehreren hundert Personen unternehmen, oder mit Gefahr ihres Lebens bei Nacht reisen. Die große Straße war zu jener Zeit östlicher in der Nähe des Gallalandes. Nachdem jedoch die Uakuafi dieser Ebene von ihren feindlichen Brüdern, den Masai, vernichtet worden, verließen die Uakamba die östliche Straße, auf der sie häufig von den Galla angefallen wurden, und schlugen den Weg ein auf dem wir nach Kikumbuliu gekommen waren.

Gegen Mittag kamen wir an einen Haltort Namens Mtido-na-Andei, wo wir in einem Flußbette trinkbares Wasser fanden. Nachdem wir im Schatten großer Bäume ausgeruht hatten, traten wir unsere Wanderung wieder an. Gegen Abend lagerten wir in der Nähe des Waldes, welcher in den bewohnten Theil von Kikumbuliu führt. Nach dem Abendessen erneuerten meine Gepäckträger mit großem Ungestüm ihr altes Begehren um Lohnerhöhung. Ich erinnerte sie, wie immer, an unsere Mombaser Uebereinkunft, und verlangte überdieß, daß diese Frage bis zu unserer Ankunft im eigentlichen Ukambani-Lande vertagt werde.

17 November. Da gestern Abend unsere in Maungu gekauften Vorräthe zu Ende gegangen waren, so sahen wir uns genöthigt so rasch als möglich zu marschiren, um einige Ortschaften von Kikumbuliu zu erreichen, und, wie wir hofften, uns hier wieder mit Lebensmitteln versehen zu können. Diesen Morgen begegneten wir abermals einer Uakamba-Kafila, welche Elfenbein nach Mombas brachte. Gegen acht Uhr kamen wir in den schönen Wald von Kikumbuliu, der sehr viele geradstämmige, weißdornige, große Bäume enthält. Wir marschirten einige Zeit auf einem Boden von schwarzen, porösen Steinen, denen die Uakamba den Namen Kiwuti beilegen, und die ausgebrannter Lava gleichen. Bald begegneten wir einem Trupp Weiber und Kinder: es waren Uakamba von Kikumbuliu, die einige Stellen des Waldes lichteten, um indisches Korn und andre Dinge darauf zu säen. Der Boden ist fett und scheint sehr schwarz. Den Uakamba, die mich schnell umringten, fiel besonders mein Aeußeres auf, und sie betrachteten mich als wäre ich ein Wesen aus der andern Welt. Meine Haare, mein Hut, meine Schuhe, mein Schirm — alles reizte und fesselte ihre Aufmerksamkeit. Wir kauften ihnen einiges Geflügel, etwas indisches Korn und andre Lebensmittel ab. Diese armen unwissenden Geschöpfe fragten mich häufig, wann es regnen werde, und ob ich den Regen nicht kommen lassen könne oder wolle, weil ich in ihren Augen mundu na mansi manène, d. h. **ein Mann des großen Wassers** war, und niombo ya mbua, d. h. ein Haus des Regens, wie sie meinen Schirm nannten, bei mir trug. Ich sagte ihnen, sie möchten sich an den Allmächtigen wenden, welcher Himmel und Erde erschaffen habe, und der allein den Winden und dem Regen gebiete. Es ist erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit die Eingebornen Ostafrika's an die Macht der Regenmacher glauben, die ihrerseits allem aufbieten, um durch Betrug ihre Landsleute in diesem Aberglauben zu bestärken.

Da wir in der trockenen Jahreszeit ankamen, so hatten wir einige Mühe Wasser zu erhalten in den Brunnen, in denen die Eingebornen es sammeln. Der Hauptort wo man es findet, heißt Ikumbe: es gibt da mehrere Gruben, in denen die Bewohner das von Zeit zu Zeit dem Boden (welcher von kalkartiger Beschaffenheit zu seyn scheint) entquellende Wasser sammeln. Die Uakamba-Frauen, die von weiter Ferne herkamen, hielten sich mehrere Stunden lang bei den Brunnen auf, bis die großen Calebassen, die jede mitgebracht hatte, voll waren. Die Männer versammelten sich hier ebenfalls in zahlreichen Haufen zum Schutze ihrer Familien. Ich schloß dieß daraus, weil wir Fremde vor Mitternacht, um welche Zeit die Eingebornen den Platz gewöhnlich verlassen, nicht viel Wasser bekommen konnten. Das Wasser war meinem Gaumen ganz unerträglich, und wahrscheinlich liegt in diesem Widerlichen, was es an sich hatte auch die Ursache, daß mehrere meiner Leute sich über Störungen ihres körperlichen Wohlbefindens beklagten.

(Schluß folgt.)

Weibergemeinschaft in Amerika. Das Athenäum vom 31 Mai berichtet von einer Gesellschaft Fanatiker in Oneida-County, welche die Ehe für aufgehoben erklären: sie sollen bereits 200 Männer und 60 Weiber zählen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 136. 7 Junius 1851.

Japan und die Japanesen.

(Aus dem Werke: „Japan in zijne staatkundige en burgerlijke inrigtingen, door G. Lauts.“)

(Mitgetheilt von Ed. Ziehen.)

2. Wissenschaften, Industrie und Landbau.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Bildung auf Japan von China herübergekommen ist und sich über die ganze Inselkette verbreitet hat. Auf gleiche Weise hat Japan auch späterhin an der weitern Bildung Theil genommen, die China von Hindostan aus empfangen hat. Der Buddhismus hat seinen Einfluß nicht auf die östlichen Reiche des Festlandes von Asien beschränkt; die Halbinsel Korea und die Inseln haben denselben ebenfalls erfahren. Die Bildung hat auf dem Festlande und auf den Inseln einen verschiedenen Lauf genommen; die chinesischen Häfen waren den Abendländern verschlossen, aber nicht die japanischen. Die Portugiesen, die zu Goa ihren Hauptsitz hatten und sich zu Makao festsetzten, und die Spanier, die von Manilla kamen, wurden zum Handel zugelassen; ebenso die Niederländer und Engländer, sobald sie mit ihren Schiffen erschienen. Als indessen der Beherrscher von China die Abschließungsmaaßregeln nicht so streng mehr beobachtete, hatte Japan das allerschärfste Abschließungssystem angenommen, und Korea wollte die Europäer, denen es bekannt geworden war, eben so wenig zulassen. Da Schrift und Sprache zugleich mit den Wissenschaften und der Religion aus China kamen, so konnte es nicht fehlen, daß die chinesische Sprache und die Wissenschaften in Japan viele Liebhaber fanden. Der Durst nach Kenntnissen hat die Inselbewohner stets charakterisirt und sie haben stets danach getrachtet, von den beiden Nationen zu lernen, mit welchen sie in Verkehr geblieben sind. Chinesische Schriften, auf Betrieb der christlichen Missionäre in China gedruckt, haben den Weg nach Japan gefunden und verschiedene wissenschaftliche, in den Niederlanden erschienene Werke sind ins Japanische übersetzt oder werden auch von einzelnen Gelehrten in der Ursprache gelesen. Seit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts wird sogar die Buchdruckerkunst vermittelst hölzerner Tafeln (die Xylographie) in Japan angewendet und auf diesem Wege vervielfältigt man jetzt noch die Schriften in den beiden Hauptstädten Miako und Jeddo. Für die Naturwissenschaften und die Arzneikunde, für Mathematik und Astronomie zeigen die Japanesen eine große Vorliebe und verrathen viel Befähigung zu denselben. Bei allen Verstandesübungen geben sie Beweise von Geduld und Beharrlichkeit. Der Unterricht im Lesen und Schreiben ist allgemein, was ein günstiges Vorurtheil für die Bildung der japanischen Nation erweckt.

In der Malerei haben sie es zu einer großen Kunstfertigkeit gebracht, wie aus ihren Arbeiten erhellt. Dieselbe scheint eine Lieblingskunst bei ihnen zu seyn und sie legen viel Geschmack in ihrer Anwendung an den Tag; die Zimmerwände und Zimmerdecken sind meistens mit Malerarbeit auf Papier geschmückt. Die Gemälde sind mit lebhaften Farben, wahr und naturgetreu ausgeführt und stellen gewöhnlich Vögel, Blumen, Landschaften, Stillleben oder Vorfälle aus dem täglichen Leben dar. Allein alle ihre Malereien entbehren der Perspective und des Verhältnisses der Dinge in Hinsicht auf ihre verschiedene Größe. Wie prächtig von Farbe und wie richtig gezeichnet jedes Stück an sich auch ist, sobald mehrere Gegenstände in Verbindung gebracht werden, ist keine Spur von Proportion zu entdecken — etwas, das den wirklichen Kunstwerth bedeutend vermindert, da das Auge des Kenners nicht allein nicht befriedigt, sondern durch den Mangel an Verhältniß sogar beleidigt wird.

Die Lackirmethode der Japaner ist mit Recht berühmt; ihr Firniß übertrifft alle übrigen bei weitem. Das japanische Porcellan, so ausgezeichnet durch seine Feinheit und Durchsichtigkeit, stand früher in großem Ruf in Europa. Auch in der Bereitung des Leders sind sie äußerst geschickt. Die Seidenstoffe und Seidenstore mit mannichfaltigem Blumenwerk, die Näh- und Stickseide, alles von den prächtigsten Farben und von ausgezeichneter Feinheit und Gleichmäßigkeit des Fadens, beweisen zu welch hohem Grad der Kunstfertigkeit sie es in der Spinnerei, Weberei und Färberei der Seide gebracht haben. Gleicherweise zeigen die schönen Arbeiten in der Korb- und Mattenflechterei, daß die Japanesen, seitdem sie mit den Europäern bekannt geworden, keineswegs stehen geblieben sind, sondern bedeutende Fortschritte in der Industrie gemacht haben. Es würde zu weit führen, alles das namentlich aufzuführen, was sich in dieser Hinsicht Bemerkenswerthes im japanischen Reich vorfindet; spürt man aber diesen Fortschritten der Industrie nach, so entdeckt man, daß eine Bevölkerung von dreißig Millionen Seelen sich so vielseitig in allen Zweigen des Kunstfleißes ausgebildet hat, daß es nicht befremden kann, wenn die Handelsverbindungen mit den Niederländern und Chinesen in den letzten Jahren nicht zugenommen haben.

Die Minen liefern Gold, Eisen, Kupfer, silberhaltendes Kupfererz; auch Steinkohlen, Arsenik und einige Edelsteine, welche jedoch nicht zu Schmucksachen verwendet werden, da die Japanesen keine kostbaren Ringe, Ohrgehänge und Halsketten tragen. Außerdem findet man Porcellanerde, Alaun und Schwefel, welchen die vielen feuerspeienden Berge liefern. Silber ist nur in geringer Menge, und Zink, Zinn und Blei sind gar nicht vor-

handen. Im Allgemeinen sind die Japanesen im Aufspüren und Bearbeiten der Minen, ja in allem, was das Bergwesen und das Reinigen der Metalle betrifft, im Vergleich mit den Europäern noch weit zurück. Die Kupferbergwerke liefern, wie man meint, jährlich ungefähr 60,000 Centner Kupfer, wovon ein Drittel aus den schönen Kupferbarren besteht, welche die Niederländer und Chinesen ausführen. Das Eisen, welches aus den Minen gewonnen wird, benutzt man in den Stückgießereien, den Gewehr- und Waffenfabriken. Die Waffen, welche die Japanesen verfertigen, sind ganz ausgezeichnet, dürfen aber nicht ausgeführt werden. Uebrigens findet man Handwerker, welche in der Bearbeitung des Goldes, Kupfers und Eisens zu häuslichen und andern Geräthen wohl erfahren sind.

Da die Japanesen stets mit Begierde alle sich ihnen darbietenden Gelegenheiten, im Fabrikwesen Fortschritte zu machen, ergriffen haben, so muß man ihre geringe Kenntniß im Berg- und Hüttenwesen der Unkunde ihrer Lehrmeister, der Niederländer, zuschreiben, welche selbst keine Bergwerke in ihrem Vaterlande besitzen. Indessen haben doch verschiedene Niederländer auf Ansuchen der japanischen Regierung einige Zeit, Monate hinter einander und länger, zu Jeddo sich aufgehalten, um die Japaner im Gebrauch der Feuerwaffen, in der Verfertigung des Schießpulvers und der Stückgießerei und andern Dingen zu unterrichten. Die Wißbegierde der Japanesen ist stets mit unverminderter Kraft thätig gewesen und hat aus allem Vortheil gezogen, was sie vom Kunstfleiß Europa's gelernt, sey es durch unmittelbare Unterweisung oder durch Anschauung schöner und seltener Schöpfungen des menschlichen Geistes. Ihr Scharfsinn und ihre Beharrlichkeit haben sie zum Nutzen ihres Vaterlandes zu ungewöhnlichen Entdeckungen geführt, so daß sie bei der großen Bevölkerung und bei der Verschiedenheit des Klima's und der Producte ohne Nachtheil die Güter zu entbehren vermögen, welche der Fremdling ihnen zuführen kann.

Zu ihren Nahrungsmitteln gehört das Fleisch von zahmem und wildem Geflügel, von Hirschen, zahmen und wilden Schweinen u. dgl.; das Rind dagegen, dem Japaner so äußerst nützlich beim Landbau, wird sehr in Ehren gehalten und niemals zum Schlachtvieh aufgezogen. Es ist sogar verboten Rinder zu schlachten und als Nahrungsmittel zu verwenden, was aus religiösen (buddhistischen) Grundsätzen zu erklären ist. Da das Rind nur zum Landbau und nur sehr selten als Zugthier (z. B. vor den Wagen des Mikado) benutzt wird, so widmet man der Aufziehung dieser Thiere weniger Sorgfalt als in andern Ländern, und gute Weiden sind nur in geringer Zahl vorhanden. Fast alle Producte des Meeres dienen zur Nahrung. Seegras und allerlei andere Gewächse der See kommen auf die Tafel, und bilden mit Schal- und Weichthieren und Fischen die Leckereien einer japanischen Mahlzeit. Fisch ist ein Hauptnahrungsmittel, der Wallfisch nicht ausgenommen. Der Speck desselben wird von den Japanesen eben so wie von unsern Voreltern genossen; sogar das Fischbein wird geraspelt oder auf andere Weise in feine Theile zerlegt und in dieser Gestalt als Nebenspeise gegessen. Reis und Mehlspeisen gehören zur täglichen Nahrung. Im Landbau wird auch das kleinste Stückchen des Erdbodens benutzt, und der fleißige Landmann ist in unausgesetzter Thätigkeit, da in Japan alles zu bestimmten Zeiten geschehen muß, ohne Rücksicht darauf, ob das Wetter günstig ist oder nicht. In der Gemüse- und Blumengärtnerei haben es die Japanesen zu einem Grade der Kunst gebracht, den man in Europa nicht ahnt und für fabelhaft halten könnte. Der Gemüsearten gibt es nicht viele, aber diejenigen, welche man baut, weiß man so zu behandeln, daß dieselben, z. B. die Rettige und die Zwiebel, eine Größe erreichen, wie sie in Europa ganz unerhört ist.

Den Pflaumenbaum, der in Japan sehr beliebt ist, versteht man so zu ziehen, daß die Blüthen oder vielmehr die Blumen desselben mindestens die Größe einer Dahlia erreichen, welche man heutzutage so oft in unsern Gärten antrifft. Auch auf Blumen halten die Japanesen viel. Ihre ganze Kunst des Gartenbaues und der Blumenzucht zielt darauf ab, die Gärten bei den Häusern, die in den Städten meist nur geringen Umfang haben und in denen Grotten und Weiher nicht fehlen dürfen, zugleich mit Bäumen und Pflanzen zu versehen. Zu dem Ende hat man sich darauf gelegt, die Fichten, Pflaumen- und Kirschbäume und den Weinstock zu einer solchen Zwerggestalt hinabzudrücken, daß man sich in Europa kaum eine Idee davon machen kann. Dennoch sind diese Zwergbäume mit frischem Grün bedeckt und viele Blüthen erfreuen das Auge. Diese Kunst, wie nutzlos sie auch dem Europäer erscheinen mag, ist durch die Geduld und Beharrlichkeit der Japanesen so vervollkommnet, daß Gärten einem Gemälde gleichen, in welchem die Natur auf eine höchst künstliche Weise nachgeahmt ist — und doch ist alles lebendige Natur! Ein glaubwürdiger Schriftsteller versichert, daß im Jahre 1826 dem Vorsteher des niederländischen Handels in Japan zu Kauf angeboten worden sey „eine Dose, etwas über einen Zoll im Durchmesser haltend und drei Zoll hoch, in welcher ein Fichtenbäumchen, ein Bambus und ein Pflaumenbäumchen wuchsen, das letztere mit Blüthen bedeckt." Für die Wahrheit dieser Angabe bürgt der Name des Verfassers.[1]

Im Schiffsbau haben die Japanesen, seitdem ihnen verboten worden ist ihr Vaterland zu verlassen, keineswegs Fortschritte gemacht. Früher hatten sie mit Hülfe der Fremdlinge aus dem fernen Westen große Seeschiffe erbaut. Sollte der Kaiser das Verbot, Seereisen zu unternehmen, streng durchführen, so mußte er auf den Schiffsbau ein wachsames Auge haben. In den meist ungestümen Gewässern, welche die japanischen Inseln umgeben, sind kleine Fahrzeuge nicht anzuwenden. Eine genaue Vorschrift wurde erlassen, nach welcher die Schiffsbauer sich zu richten hatten; Länge, Breite und Gestalt der Schiffe wurden aufs genaueste festgesetzt, und die geringste Abweichung von dieser Regel mußte der Schuldige nebst seiner Familie mit dem Tode büßen. Es ist wohl wahrscheinlich, daß die Unterthanen des Fürsten von Tsusima, welche Handel nach Korea treiben, an diese strengen Gesetze gebunden sind, jedoch ist es nicht zu erwarten, daß auch die Unterthanen von Sa-tsuma zur Beobachtung derselben gezwungen seyn sollten. Diese letztern haben ein ganz anderes Fahrwasser, und müssen über die offene See segeln auf ihren Reisen von Kiusiu nach Groß-Lieu-kieu, wohin sie häufig und regelmäßig fahren — besonders nach dem im Südwesten dieser Insel gelegenen Napakiang — und viel Zucker von dort nach Satsuma bringen. Auf sie scheinen die scharfen Gesetze keine Anwendung zu erleiden, da man ihren Dschunken aus besondern Gründen (hauptsächlich weil sie besser auf offener See segeln) vor den chinesischen den Vorzug gibt.

In ihrer Baukunst haben die Japanesen durchaus kein fremdes Vorbild benutzt, und unterscheiden sich darin selbst von den Chinesen. Nur ihre Festungen und Forts sind auf eine dauerhafte Weise gebaut; weder ihre Tempel noch ihre Wohnhäuser sind hohe, majestätische Gebäude von gehauenen oder gebrannten Steinen. Die Sinto-Tempel aber die ihrer ältesten und ur-

[1] G. F. Meylan in seinem Japan. Amsterdam 1830.

sprünglichen Religion sind ganz einfach von Holz errichtet und mit Rohrdächern versehen. Die des Buddhadienstes sind minder einfach; aber alle Tempel, deren Zahl sehr bedeutend ist, stehen außerhalb der Städte inmitten schöner Gärten, und sind aus- und inwendig mit Bildhauerarbeit und Schnitzwerk, mit Lackfarben und Vergoldung geschmückt. Die Häuser sind aus Brettern erbaut und nie höher als 30 Fuß, die wenigsten erreichen auch nur diese Höhe; sie haben meistens nur eine bewohnte und bewohnbare Etage, unter welcher sich Lagerräume, Magazine oder Läden befinden. Gibt es noch einen Oberstock, so dient derselbe dazu, um außerordentliche oder vornehme Gäste zu bewirthen. In den Häusern der Großen wird der obere Stock bewohnt, welches ebenfalls in den Herbergen und Gasthäusern der Fall ist, wo dann der höchste Stock stets zur Aufnahme angesehener Gäste dient. Sind die Außenmauern nicht von Holz, so sind sie von geflochtenem Bambus verfertigt und von außen und innen mit Thon beworfen und glattgestrichen. Solche Mauern werden dann mit Kalk geweißt. Die Dächer bestehen entweder aus Rohr oder aus Lattenwerk, bisweilen aber auch aus gebrannten Dachpfannen; die innern Abtheilungen der Häuser bestehen aus Gitterwerk, welches mit geblümtem Papier beklebt ist; auch hat man zwischen den Zimmern zur beliebigen Vergrößerung oder Verkleinerung derselben verschiebbare, mit Papier beklebte Schirme oder Wände, so daß die Thüren überflüssig sind.

Die Häuser der Vornehmen sind gewöhnlich von einer niedrigen Mauer von behauenen Steinen umgeben. In solchen Gebäuden hat man zwei Reihen Zimmer, von denen die eine ausschließlich für die Frauen bestimmt ist und wo keine männlichen Besucher zugelassen werden. Ueberall herrscht die größte Sauberkeit. An Bequemlichkeiten jeder Art und an Verzierung haben die Zimmer keinen Mangel, aber Stühle und eigentliche Tische, Betten und Bettgestelle würde man vergeblich darin suchen. Schornstein und Feuerherd findet man eben so wenig; mitunter sieht man in der Mitte des Zimmers ein kleines gemauertes Bassin, in welches man bei kaltem Wetter Holzkohlen hineinthut; gemeiniglich aber bedient man sich eines Beckens mit glühenden Holzkohlen in der Weise, wie man im südlichen Europa den Brasero gebraucht. Innerhalb des Hauses gehen die Japanesen ohne Fußbekleidung, deßhalb ist der Boden mit dicken Matten belegt, welche im ganzen Reich dieselbe Größe haben. Dieselben messen nämlich sechs Fuß in der Länge und drei in der Breite; in den Häusern der Reichen finden sich außerdem rauhhaarige Bodendecken oder Teppiche, die häufig kunstreich gearbeitet und prächtig verziert sind.

Derartige Häuser fangen leicht Feuer; die Flammen greifen schnell um sich und legen binnen kurzer Zeit Hunderte derselben in Asche. Um ihre kostbare Habe zu sichern, besitzen Vornehme und Reiche deßhalb ein gemauertes und von außen mit kupfernen Platten bedecktes, feuerfestes Gemach oder Kura, welches meistentheils ganz abgesondert erbaut ist. Hier verwahrt man alle Kostbarkeiten oder seltene, werthvolle Dinge. Nur den vertrautesten Freunden ist es vergönnt, das Innere dieses Schatzzimmers zu sehen.

Brand ist natürlich nichts Ungewöhnliches in Japan, und die Verwüstungen, welche dadurch angerichtet werden, sind manchmal furchtbar. Im verflossenen Jahrhundert wurde Jeddo fünfmal auf eine entsetzliche Weise durch Feuer verheert. Seitdem die Niederländer mit Japan Handel treiben, ist das Dairi oder der Palast des Mikado zu Miako viermal verbrannt, nämlich im J. 1635, 1661, 1733 und 1788.

Das große und kleine Schachspiel.

Der Engländer Bland hat nach orientalischen Quellen die Geschichte des Schachspiels behandelt, worüber Garcin de Tassy im Journ. asiat. (April und Mai) Bericht abstattet. Auf den alten Streit, ob das Schachspiel persischen oder indischen Ursprungs sey, können wir uns hier weiter nicht einlassen, als mit der Bemerkung, daß, obgleich unsere Schachausdrücke „Schach" und „Matt" (pers. todt) persisch sind, die Wahrscheinlichkeit doch für den indischen Ursprung ist. Hier führen wir nur an, daß es außer dem gewöhnlichen Spiel im Orient auch ein großes mit 112 Feldern (in 10 Reihen der Länge, 11 der Breite und noch mit zwei Nebenfeldern) und 56 Figuren gibt, während das gewöhnliche bekanntlich nur 64 Felder und 32 Fig. hat. Die 28 Stücke einer Farbe sind folgende: 1) der König (schah). 2) Der Wesir. 3) Der Farsin (Truppenanführer). 4) 2 Giraffen (sarafa). 5) 2 Dobabahs (Kriegsmaschinen). 6) 2 Tallahs (vorgeschobene Posten) 7) 2 Pferde (asp). 8) 2 Elephanten (pil). 9) 2 Kamele (Dschamal). 10) Zwei Rochs (fabelhafte Thiere) und 11) elf Bauern (pijada).

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Erster Abschnitt. Reise bis an die Gränze von Ukambani.

(Schluß.)

18 November. Heute ruhten wir von unserm Marsche bei den Brunnen von Ibümüo aus. Ich war vor Tagesanbruch bis in die Nacht hinein von einer Menge Leute umringt. Jeder wollte mit mir sprechen. Die Eingebornen waren wie Kinder, und suchten jeden Theil meiner Kleider zu sehen und zu berühren. Die einen setzten meine Brille auf, andre nahmen mir meinen Hut, andre zogen meine Schuhe an u. s. w. Einige forderten uns auf „kü tulédscha ensinga," unsere Gewehre abzufeuern. Ich sprach mehrmals zu einer großen Anzahl von ihnen über die Hauptlehren der heiligen Schrift, und gab ihnen eine kurze Erzählung von der Geschichte Christi.

Während wir zu Ibümüo einiger Ruhe pflegten, erfuhren wir, daß die kleine Uakamba-Kafila, die wir am Woi-Flusse zurückgelassen hatten, in Kikumbuliu angekommen war, und daß ihr Führer schreckliche Gerüchte über mich verbreitet hatte, indem er den Uakamba sagte, es werde kein Tropfen Regen auf das Land fallen, solange man nicht das Blut eines Schafs über den Weg ausgegossen, den der weiße Mann gegangen sey. Die Uakamba nennen diese Verrichtung: „kü piga dama," sicher oder glücklich machen. Demgemäß wurde das Schaf, das wir zu unserm Gebrauch gekauft hatten, geschlachtet und mit seinem Blut die Straße besprengt die wir gekommen waren, um damit den schlimmen Einfluß zu verwischen, welchen die Erscheinung eines Fremden nach der Meinung der Eingebornen für das Land herbeiführen könnte. Die mit meiner Kafila von der Küste gekommenen Uakamba hatten sich in unserer Gesellschaft sehr wohl befunden, was sie aber nicht hinderte Gutes mit Bösem zu vergelten.

Nachmittags belustigten sich die jungen Uakamba mit einem ihrer landesüblichen Tänze. Ihre Bewegungen waren weniger wild und zügellos als die der Uaniko, und die Gesänge, womit sie ihre Tanzbelustigung begleiteten, sind ebenfalls melodischer.

19 November. Meine Uanika waren mit ihrer Abreise nicht sehr beeilt, weil einige von ihnen in Kikumbuliu Freunde hatten, mit denen sie gern geschwatzt, gegessen und getrunken hätten. Mehrere andere waren krank, oder stellten sich so. Während wir unter einem Baume ruhten, bemerkte der Träger meiner Wasser-Calebasse eine Schlange im Grase. Er faßte sie mit den Händen am Halse und nahm ihr die giftige Substanz; dann ergriff er sie am Schwanz, und murmelte einige unverständliche Worte, nach Art der Zauberer. Das Thier gehorchte allen seinen Befehlen. Da ich sah, daß er sich bei den Uakamba, die ihn höchlich bewunderten, wichtig machen wollte, so befahl ich ihm die Schlange zu tödten; allein er behauptete, er könne mir nicht gehorchen, weil er, wie er sagte, mit der Schlange Bruderschaft geschlossen, woraus folge, daß, wenn er eines dieser Thiere tödte, ihm, außerdem daß keine

andre Schlange ihm mehr gehorche, irgend ein großes Unglück zustoßen würde. Da ich sah daß er in seine abergläubischen Ideen ganz verfangen war, so nahm ich ein Gewehr und streckte die Schlange todt an den Boden, worauf er sie wegnahm, um sie in einiger Entfernung an geheimer Stelle einzuscharren. Sodann erklärte ich vor allen Anwesenden, es sey eine Sünde übernatürliche Gewalt denen zuzuschreiben, welche sich von Seite der Schlangen Gehorsam verschafften. Zugleich erzählte ich ihnen bei dieser Gelegenheit die Geschichte des Sündenfalls der ersten Menschen, der veranlaßt worden durch die List des Teufels in Gestalt einer Schlange.

20 November. Im Begriff uns wieder auf den Weg zu machen, wurden wir abermals durch einen meiner Träger, der bei einem seiner Freunde die Mitnahme der Glaswaaren vergessen hatte, aufgehalten. Heute regnete es zum erstenmal in dieser Jahreszeit in Kikumbulin. Dieses Zusammentreffen mit meiner Ankunft setzte mich bei den Ukamba in Gunst. Dessenungeachtet hielt ich es, um allem Aberglauben ihrerseits zuvorzukommen, für nothwendig öffentlich alle Ehre und allen Ruhm Dem allein anheimzugeben, der ein Auge des Mitleids auf das ausgetrocknete Land geworfen. Meine Leute murrten ein wenig darüber, weil sie den Umstand bei den Uanika gern ausgebeutet und ihnen weis gemacht hätten, sie verdankten es ihnen, daß ein Msungu- (europäischer) Regenmacher ins Land gekommen. Zweifelsohne hätte ihnen dieser Betrug ein Schaf oder einiges Elfenbein von Seiten der unwissenden Uakamba eingetragen.

Nach einem Marsch von mehreren Meilen gelangten wir an dem Madschidschi-ma-Kubuku, einen kleinen Fluß der seine Quelle im Lande Ukuafi hat, und sich mit dem Adi vereinigt. Sein Bett ist nie trocken. Nachdem wir in einem Wald voll schönen Bauholzes über diesen Fluß gesetzt, schlugen wir eine Straße ein, die nach Ulu, dem westlichen Theile von Ukambani, führt; da wir jedoch den großen Fehler, den wir hiedurch gemacht, bald wahrnahmen, so kehrten wir wieder über den Fluß zurück, und schlugen eine mehr nördliche Richtung ein, die uns in kurzer Zeit auf den guten Weg nach dem eigentlichen Ukambani brachte. Gegen Ende des Tags begegneten wir noch einmal einer Uakamba-Kafila an einem Orte Namens Maurni, wo wir für die Nacht unsere Lagerstätte aufschlugen.

21 November. Ich habe in letzter Nacht sehr wenig geschlafen, des Regens wegen, der um sechs Uhr anfing und die ganze Nacht über fast ununterbrochen fortdauerte. Ich rollte meine Decken zusammen und wickelte sie in eine Matte, auf die ich mich setzte, den Schirm über meinen Kopf haltend; in dieser Stellung verbrachte ich eine sehr unbequeme Nacht. Meine Leute schützten sich so gut sie konnten, indem sie über ihre Köpfe die Ochsenhäute ausspannten, auf denen sie geschlafen hatten. Unsere Feuer waren natürlich bald ausgelöscht. Wir brachen mit Tagesanbruch wieder auf. Nach einem Marsche von ungefähr 18 Meilen stiegen wir allmählich bergab auf einem sanften Abhang gegen das Bette des Adi hin, eines schönen Flusses der die südwestliche Gränze des eigentlichen Ukambani bildet. Die Ufer des Flusses, zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß hoch, sind mit großen Bäumen, einer schönen Zierde desselben, bedeckt. Das Wasser fließt langsam in seinem Bette, welches, an der Stelle, wo wir durchwateten, eine Breite von 300 Fuß haben kann; der eigentliche Canal des Flusses aber, wo wirklich Wasser fließt, ist kaum mehr als 60 Fuß breit. Die Tiefe des Stromes in dieser trockenen Jahreszeit betrug nur anderthalb Fuß.

Der Regen der letzten Nacht schien diesen Bezirk nicht merklich erreicht zu haben. In der Regenzeit ist der Adi ein ansehnlicher Fluß, den die Eingebornen nicht überschreiten können. Er hat, wie man sagt, seine Hauptquelle in den Gebirgen von Kikuyu, und erhält seine Nebenflüsse aus den hohen Bergen von Kilungo, Iweti, Muka-ku und Nsao-Wi. In Kikumbulin habe ich den letzteren dieser Berge gesehen. In Ukambani zieht sich der Fluß längs der Gebirgswand hin welche sich von Mbunguni nach Ukambani, und selbst nach Kikuyu, längs dem Gallaland, erstreckt. Mein Führer sagte mir, ein Arm des Adi komme vom Kilimandscharo her, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der nördliche Theil des Schneegebirges einen Theil seiner Gewässer nach der Gegend von Ukambani sendet. Schon oben habe ich gesagt, der Adi vereinige sich mit dem Tsavo, und habe seine Mündung wahrscheinlich in der Bai von Melinde.

Nachdem wir am Ufer des Adi unser Mahl bereitet und ein wenig ausgeruht hatten, stiegen wir allmählich langsam die Reihe von Bergen hinan, die sich, wie gesagt, von Kikuyu nach Mbunguni erstreckt. Bei diesem Steigen begegneten wir bald Uakambo, welche die Dschangel in der Nähe des Flusses lichteten. Sie hatten bisher nicht gewagt den Boden so nahe am Flusse zu bebauen, aus Furcht vor den Galla und Uakuafi. Als wir eine Höhe von etwa 1800 Fuß erreicht hatten, befanden wir uns am Eingang in die Ebene von Yata, wo wir eine herrliche Aussicht über das umliegende Land hatten. Wir konnten dem gekrümmten Laufe des Adi nach West und Nordwest hinauf folgen; wir sahen die von den wilden Stämmen der Uakuafi besetzten Berge und Ebenen; wir unterschieden die Gebirge von Roka, Dschulu, Engelia und Thenka, in deren Nähe sich die Straße befindet, auf der wir nach Kikumbulin gekommen waren. Oestlich sahen wir den Berg Mudumoni, der das Gallaland von Ukambani trennt. Im Norden lag das eigentliche Ukambani vor uns. Wäre ich ein einfacher Reisender gewesen, und hätte meine Reise nur einen geographischen Forschungszweck gehabt, ich würde mich bei der Ankunft in der Ebene von Yata als vollständig entschädigt betrachtet haben für alle ausgestandenen Mühseligkeiten und Beschwerden; denn von den Höhen von Yata herab sind sehr viele geographische Probleme sofort gelöst. Als Bote des Evangeliums aber konnte ich nicht ohne tiefen Schmerz die zahlreichen Landschaften betrachten, die sich vor meinen Augen aufthaten, und die von Myriaden unsterblicher Wesen bewohnt sind, welche annoch in tiefster Finsterniß leben, aus der allein die Lehre Jesu Christi sie zu ziehen vermag.

Die Nacht brach rasch herein. Wir lagerten in einem der Flecken von Yata, wie man diesen Theil Ukambani's nennt. Die Bewohner nahmen uns freundlich auf, und boten uns auch bald Lebensmittel zum Kauf an. Da meine Uanika eine Frau trafen, welche ihnen getrocknetes Giraffen- und Elephantenfleisch anbot, so forderten sie etliche gläserne Halsbänder von mir, um einiges kaufen zu können. Ich hatte diese Art Fleisch noch nie verkostet, daher gab ich ihrem Verlangen auf der Stelle nach, und war begierig wie es schmecken werde. Das Fleisch ward am Feuer geröstet, und mir sodann aufgetischt. Ich fand das der Giraffen vortrefflich, das des Elephanten aber ein wenig hart; auch hatte es einen eigenthümlichen Geruch, an den sich indeß ein ausgehungerter Magen nicht stoßen würde.

22 November. Bei Tagesanbruch fanden wir es ziemlich kühl — ein Gefühl, das wir in der Ebene von Kikumbulin nicht gehabt hatten. Die Uakamba von Yata zeigten nicht den kindlichen Charakter der Bewohner von Kikumbulin, die mir vom Morgen bis zum Abend keinen Augenblick Ruhe gönnten. Die Ursache hievon liegt wohl in dem ernstern Wesen der Bergbewohner im allgemeinen. Nach einem Marsch von mehreren Meilen in der Ebene von Yata kamen wir in einen weiten Strich öden Landes herab, den man Tangai nennt. Dieser Landstrich ist sehr eben, ganz unbewohnt und endigt am Fuße der Berge von Mudumoni, welche den Ukambani Schutz gewähren gegen die Einfälle der östlich und südöstlich vom eigentlichen Ukambani wohnenden Galla. In früheren Zeiten führte eine Straße unmittelbar von Tangai ins Uanika-Land, und die Karawanen brauchten den Umweg durch Kikumbulin nicht zu machen; seit jedoch die Uakuafi die Ebene von Kikumbulin verlassen, haben die Galla an den Eingängen in die Mudumoni-Berge Fuß gefaßt. Diese Ausdehnung der Galla hatte die Folge, daß die an die Küste von Mombas sich begebenden binnenländischen Karawanen die Tangai-Straße verließen. Da die plündernden Galla und Uakuafi hauptsächlich durch die Kuh- und Ochsenheerden herbeigezogen werden, so züchten die Bewohner Yata's kein Großvieh, sondern begnügen sich mit Schafen und Ziegen, um die Habgier dieser gefürchteten Wilden weniger zu reizen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 137. 9 Junius 1851.

Die dießjährige Auswanderung aus Irland.

(Nach den neuesten officiellen Berichten, von Dr. K. J. Clement.)

Nie, so lange Irland gewesen, hat ein solches Strömen der Bevölkerung des Landes über den atlantischen Ocean stattgehabt, als eben im Jahre 1851. Nicht von einem Hafen oder einzelnen Häfen und Plätzen Grün Erins, sondern von allen Häfen und aus allen Theilen desselben, aus allen Binnenstrecken, aus allen Küstengebieten, aus Norden, Osten, Westen und Süden wandern die Heimathmüden, die Armen und die Wohlhabenden, die Bauern und die Handwerker, die Unwissenden und die Hochgestellten, die Geschickten und die Ungeschickten, — aber im allgemeinen der Kern der Nation, in unzähligen Schaaren unaufhörlich davon, mit merkwürdiger Eile, wie nie vorher, mit unerhörtem Sehnen nach der neuen Heimath im fernen Westen, jenseits der abendlichen Wasser, wo die Sonne aufgeht, wenn sie bei uns untergeht, in dem gelobten Lande, wo bereits Millionen ihrer Landsleute, Freunde und Verwandten wohnen, wonach sie sich sehnen mit irischer Liebe und irischem Gemüth: sie eilen hinweg, gleich als flögen sie vor der Pest aus Morgenland oder als zögen sie sich zurück vor einem gefährlichen Feinde. Ueberall her, aus Donegal, Derry, Belfast, Monaghan, Dundalk, Drogheda, Dublin, Carlow, New Roß, Waterford, Youghall, Cork, Kerry, Kenmare, Limerick, Galway, Tuam, Mayo, Westport, Castlebar, Sligo, Roscommon, Tipperary, Thurles, Cashel, Leitrim, Queenscounty, Westmeath, fließen die Menschenströme ohn Aufhören auf das Weltmeer, um die unglückliche Insel völlig zu verwüsten und verwaisen, und allenthalben auf den Landstraßen jedes Inselkirchspiels wandern die Karren und Einspänner mit Sachen und Menschen beladen, und die Fußgänger mit ihren Sacken auf dem Rucken den Seehafen zu, um von hier aus, wo die großen Segelschiffe warten auf der Rhede, geradenweges, oder erst mit den Dampfern nach Liverpool und von da ebenfalls in Segelschiffen für weniger Fracht die grandiose Fahrt anzutreten, vorzugsweise nach den Vereinigten Staaten von Amerika, verhältnißmäßig weniger nach Brittisch Amerika.

Im Jahre 1850 landeten nach officiellen Angaben zu Newyork 17,000 Irländer. Während des Monats Januar 1851 landeten zu Newyork 16,929 Auswanderer, größtentheils Irländer. Von dieser Anzahl kamen 11,250 von England, d. h. größtentheils von Liverpool (meist Irländer), 577 von Schottland und 512 direct von Irland. In den Monaten März und April 1851 hat der „rush" direct aus irischen Häfen ungeheuer zugenommen und nimmt noch immer zu. Die dießjährige Wanderung aus Irland wird so zahlreich seyn wie nie zuvor, insbesondere die Emigration direct von irischen Häfen aus. In den vier Monaten Januar, Februar, März und April 1850 betrug die Zahl der Auswanderer von Liverpool aus (natürlich meistens Irländer) 49,463. In denselben vier Monaten 1851 verließen Liverpool 67,130 Auswanderer, also 17,667 mehr als voriges Jahr. „In den beiden letzten Tagen", wird aus Newyork vom 16 April 1851 geschrieben, „sind über 4000 Emigranten in diesem Hafen angelangt, hauptsächlich Irländer." — „Anfang voriger Woche", so heißt es in einem Schreiben aus Dublin vom 8 April 1851, „war das Zuströmen von Auswanderern nach diesem Hafen so groß, daß einige von den Agentschaftshäusern die Fracht für die Reise nach Newyork und nach Neworleans in die Höhe setzten, doch seit Freitag ist sie wieder wie früher. Jeden Tag sind die Kaien gedrängt voll von Pachtbauern und kleinen Handelsleuten mit ihren Familien, die sich Plätze suchen für die Fahrt über die atlantische See. Im allgemeinen sind es Leute in comfortabeln Umständen, die nicht die geringste Spur von Armuth oder den Wirkungen des Hungers zeigen, und es gibt unter ihnen viele gesund und heiter aussehende junge Männer und Frauenzimmer, die sich offenbar der Aussicht freuen, die ihnen eröffnet ist, indem sie ihre Heimath verlassen und nach Amerika gehen. Einer der Hauptagenten für Auswanderung sagte mir, daß die Auswanderer dieses Jahres von besserer Classe wären, als in den vorhergehenden Jahren weggegangen, und daß sich wenige aus der armen oder sehr dürftigen Classe unter ihnen fänden. Die geringste Classe von Auswanderern pflegt mit Dampfern nach Liverpool zu gehen, um sich von hier nach irgend einem amerikanischen Hafen einzuschiffen. Zum Beweise für den großen Umfang der Auswanderung aus Ulster sowohl als den andern Provinzen führt der „Downpatrick Recorder" an, daß nicht weniger als 50 Personen am letzten Donnerstagmorgen von dort nach Belfast gingen auf ihrem Wege nach Amerika." Der „Carlow Sentinel" vom 13 April 1851 enthält folgende Stelle: „Während der beiden letzten Monate ist der Strom der Auswanderung von unserer Stadt und ihrer Nachbarschaft aus nach dem „fernen Westen" sehr stark gewesen. Ungeachtet der großen Anzahl derer, die bereits ausgewandert sind, strömt der Lauf der Emigration noch immer fort mit ungeschwächter Schnelligkeit, und nimmt einige unserer besten Handwerker, Dienstboten und Bauern der Mittelclasse mit sich fort. „Seit Eröffnung der gegenwärtigen Saison", so lautet ein Bericht aus Dublin vom 14 April 1851, „bis vorigen Samstag betrug die Gesammtzahl der Auswanderer welche sich allein im Hafen von Limerick eingeschifft, 2311. Mehrere respectable Familien aus der Stadt und Landschaft Limerick haben sich ihre Plätze genommen in den Schiffen, die

auf dem Shannon liegen und auf ihre volle Ladung warten. Verschiedene von dem irischen Constablercorps, heißt es, haben ihre Entlassung genommen in der Absicht, den Wandererstrom über das atlantische Meer zu verstärken. Vom Hafen von Galway sind 1600 Personen nach demselben Bestimmungsort abgesegelt. In Dublin sind die Kaien fast impassabel. Jeder Eisenbahnzug bringt sein Contingent von sichtbar wohlgestalteten Bauern mit ihren Frauen und artigen Sprößlingen, oder von Mangel und Elend auf die niedrigste Stufe der Menschlichkeit herabgedrückte, halb nackte, kränklich aussehende Geschöpfe, viele davon alt, schwach und sogar verkrüppelt, mit ihrer ganzen irdischen Habe bei sich, zusammengefaßt innerhalb der Falten eines Sacktuchs." Die „Cork Constitution" vom 13 April verweist folgendermaßen auf den „rush" (das Fortstürzen) vom Corker Hafen: „Alle Landstraßen, die in unsere Stadt führen, sind jeden Tag gedrängt voll von Auswanderern mit ihren Fuhren Gepäck, Kisten, Säcken mit Kartoffeln u. s. w. zur Reise nach Amerika. Viele von ihnen sind gut gekleidet, andere sehen sehr ärmlich aus, doch mit kaum einer Ausnahme sind sie alle kräftig von Körper und dem Aussehen nach Feldarbeiter, Dienstboten u. s. w. Samstag war ein ungewöhnlicher „rush" von Emigranten nach Liverpool mit Dampfern von hier, um sich dort nach Amerika einzuschiffen. Man berechnete, daß an dem Tage nicht weniger als 1100 Personen männlichen und weiblichen Geschlechts unsern Hafen verließen. Diese Woche findet ein ähnliches „Rush" statt, da die Auswanderer von hier meist mit Segelschiffen weggehen. Dienstag segelte das Schiff Ralph von Queenstown mit Auswanderern nach Newyork, und an demselben Tage das Schiff John Francis ebenfalls mit Auswanderern nach Quebec. Am Mittwoch wieder ging das Schiff Brilliant mit Auswanderern weg, auch nach Quebec. Noch mehrere andere Auswandererschiffe machen sich segelfertig, um ihnen in kurzem zu folgen, und jedes derselben wird in Folge der Auswanderungsmanie seine volle Zahl Auswanderer haben. Was auch das Land durch ihren Weggang verlieren wird, das Schifffahrtsinteresse wird wohl einigermaßen gewinnen." In der „Waterford Mail" vom selben Datum heißt es: „Wir haben in unserm gewöhnlichen Wochenbericht über Auswanderung heute zu melden, daß der Dampfer Mars gestern Morgen um 8 Uhr von hier nach Liverpool abging mit 300 Passagieren an Bord, bestimmt nach Amerika. Nach Quebec wird das wohlbekannte, schnellsegelnde und schöne Schiff Jenny Lind nächste Woche, heißt es, segeln. Es hat seine volle Ladung Passagiere. Gleichfalls wird um dieselbe Zeit die prächtige Bark Medina mit einer ähnlichen Anzahl Passagiere nach demselben Bestimmungsort abgeben. In einigen Tagen wird ein anderes schönes Schiff, Ann Kenny, mit seiner vollen Anzahl Passagiere nach Newyork absegeln. Unsere Tagesanzeige meldete, daß das Schiff India am 6 April von New Roß mit 130 Cajüten- und Zwischendeckspassagieren nach Quebec abgegangen. Wie wir hören, wird das Schiff Glenlyn in einigen Tagen von Roß nach demselben Bestimmungsort mit völlig so vielen Passagieren abgehen, als das Schiff India hatte." Den 18 April 1851 wird aus Dublin geschrieben: „Der „rush" dauert fort ohne irgend ein Zeichen von Abnahme. Aus allen Enden und Ecken des Reichs fliegt das Landvolk zu Dutzenden und Hunderten davon. Die Mehrzahl derer, die aus der Landschaft Westmeath auswandern, wie wir von Ort und Stelle wissen, sind dazu in den Stand gesetzt in Folge von Rimessen, die sie von ihren Freunden in Amerika erhalten. 50 Familien aus der Nachbarschaft der „Downs" reisten vor einigen Tagen nach den Vereinigten Staaten ab, mit dem Entschluß, bei einander zu bleiben und dort eine Colonie zu gründen. In der Landschaft Leitrim findet eine ähnliche Bewegung statt mit gleicher, wenn nicht noch größerer Eile. Reise wo du willst, auf allen Landstraßen durch das Land, sagt das „Leitrim Journal," und es werden dir Schaaren von Erins derben Söhnen begegnen, welche, von ihren Familien begleitet, ihres Weges nach den Seehäfen wandeln. Mit wenigen Ausnahmen sind es Bauern in guten Umständen, die ihr Geburtsland und die Felder, die sie bauten, zurücklassen, um es in Grasungsland verwandeln zu lassen, während sie auf solche Weise des Grundherrn Tasche schonen beim Zahlen der Armensteuern! Bianconi's Kutsche, welche von hier Morgens um 6 Uhr abzugehen pflegt, ist von der Landstraße genommen und von einer langen „Car" ersetzt worden, in Folge des Zuströmens von Emigranten-Passagieren." Man schreibt ferner aus Dublin vom 22 April 1851: „die Landzeitungen aus allen Enden des Reichs fahren fort die anhaltende Flucht der Bauern über das atlantische Meer zu berichten. Eine Dundalk-Zeitung vergleicht die Bewegung mit der einer Armee, die sich zurückzieht vor dem Feinde. In jedem Hafen, sagt dieselbe, eilt der beste Theil der Bewohner hinweg, und wenn keine Hemmung eintritt, so muß in ein paar Jahren eine fürchterliche Lücke in der Bevölkerung seyn. Dundalk war am Dienstag vollgedrängt von Emigrantenhaufen, von denen die meisten der besseren Classe der kleinen Bauern angehörten, unzweifelhaft der schätzbarste Theil der irischen Bevölkerung. Am Samstag langte noch ein großer Trupp aus dem Binnenlande dort an, um sich nach Liverpool einzuschiffen. Im Hafen zu Waterford gingen vorige Woche über 400 Emigranten an Bord, nach Quebec und den Staaten bestimmt, und ein Schiff mit 141 Passagieren an Bord liegt auf guten Wind wartend zur Beförderung seiner Menschenladung nach demselben Bestimmungsort.

Die Stadt Drogheda bietet eine ähnliche staunenswerthe Scene dar. Fast den ganzen letzten Monat hindurch hat man große „Box Carts" durch die Stadt kommen sehen, deren jeder Einspänner 10 bis 12 Personen enthielt, Männer, Weiber und Kinder, die meisten davon gut gekleidet und augenscheinlich wohlauf. Manchmal pflegen wohl ein Dutzend solcher Karren an einem einzigen Tage anzukommen. Die Abtheilungen, welche dem Vernehmen nach zur Pachtbauerschaft des Marquis von Bath zu Monaghan gehören, kamen per Eisenbahn nach Dublin auf ihrer Route nach Quebec, und ihre Zahl wird bereits auf 400 Seelen geschätzt." Aus Cork vom 23 April 1851 heißt es also: „unsere Kaien sind tagtäglich gedrängt voll von Leuten der arbeitenden Classen, die von hier nach America gehen. In den letzten 8 Tagen haben die folgenden Auswandererschiffe unsern Hafen verlassen: Dominica nach Quebec mit 150 Passagieren, Don nach Newyork mit 160, die Marchioneß of Bute nach Quebec mit 120, Lockwoods nach Newyork mit 280, Sarah nach Boston mit 104, Solway nach Newyork mit 196, Try Again nach Quebec mit 130, Favourite nach Boston mit 120, Clarinda nach Newyork mit 100, Swift nach Boston mit 120 und Fieldmarshal Radetzky nach Newyork mit 88 Passagieren — in allem also 11 Schiffe mit 1586 Auswanderern, von welchen 500 nach Canada und 1068 nach den Vereinigten Staaten gingen. In diese Menge aber sind die Schaaren nicht miteingerechnet, welche alle Tage mit den Dampfern nach Liverpool gehen, um von da aus nach America zu wandern. Außerdem langten gestern 100 gut gekleidete Arme aus dem Werkhaus zu Kenmare hier zu Cork an, die an Bord des Schiffes Hotspur gebracht wurden und heute

nach Quebec abgeben. Dieß ist der zweite Schub, der im Lauf des letzten Monats von den Varstebern des Werkhaus-Vereins expedirt worden." Der „Londonderry Sentinel" vom 26 April 1851 meldet wie folgt. „in keinem früheren Jahe erinnern wir uns, daß die Auswanderung von unserm Hafen eine so starke gewesen, wie in dieser Saison. Wöchentlich gehen Schaaren von hier nach Liverpool, um sich nach Amerika einzuschiffen, während die zahlreichen Schiffe, welche direct von hier nach den Vereinigten Staaten abgehen, alle ihre vollständige Ladung Passagieee einhaben. Wie gewöhnlich, sind die Auswanderer nach den Ver. Staaten in der Regel in guten Umständen, so daß uns auf einmal unser Geld und das Mark und der Nerv der Landes entzogen wird. In einem fremden Lande sucht unsere strebsame Mittelclasse nach jenem Lohn für ihren Fleiß und Mühe, der ihr hier versagt ist in Folge schwerer Besteurung und anderer Ursachen. Gestern clarirten die beiden großen prachtvallen Schiffe Coorier und Mahongo nach Philadelphia aus, mit ihrer vollen Aazahl Passagiere an Boed." Ferner schreibt man aus Dublin vom 28 April 1851: „der „Rush" über die atlantische See dauert fort mit ungeschwächter Gewalt. Ein Nenagh-Blatt berichtet, deß der einst volkreiche District van Thurles und verschiedene andere Theile Tipperary's fast ganz verödet sind. Die die Capelle besuchenden Gemeinden sind, ganz anders als in frühern Jahren, jämmerlich dünn geworden, und das einst „herrlichste Landvolk in der Welt" ist allgemach verschwunden. Während der letzten Woche verließen 400 Auswanderer Thurles und die Nachbaeschaft, und so graß war das Gedeäng auf dem Bahnhofe, daß noch mehr Wagen erforderlich waeen zu ihrem Transpoet nach Dublin. Ein Schreiben ans Waterford meldet, daß am 22 d. M. fünf Auswandererschiffe, mit gut 2000 Personen an Bord, von jenem Hafen nach Amerika abgingen, und am 24 April ging ein anderes ebenfalls mit Auswanderern beladenes geoßes Schiff nach demselben Bestimmungsoete ab. Die Nachrichten aus dem Westen oon Irlaod sind nach erschreckender. Eine obrigkeitliche Person und Landeigenthümer in dee Landschaft Maya spricht in den allaemirendsten Ausdrücken von der Aussicht des Landes, das ohne hinreichende Hände zue Bebauung des Bodens gelassen ist. Aus Westport und Castlebae fliegen Keämee, Bauern und kräftige Tagelöhner davon wie vor der Pest. In vielen Disteicten liegt der Anban des Badens gänzlich veenachlässigt, und die Bevölkerung scheint sich auf die Bewohner dee Werkhäuser zu beschränken. Ein Kerry-Blatt zeigt an, daß die Lords des Schatzes ihre Einwilligung gegeben zum Voeschuß einer Summe van 2000 Pf. St. für den Dingle-Verein, zu dem Zweck, die Armen-Emigration zu fördern. Der „Tuam Herald," verweisend auf die Bewegung in der Landschaft Galway, sagt: „wenn der Strom der Auswanderung mit dee reißenden Schnelligkeit foetfahren sollte, welche seinen Lauf bezeichnet hat während des jetzigen Frühlings, so wied diese Provinz eine Wildniß werden. Wenn wir behaupten, daß es für seine Ausdehnung keine andere Gränze gibt, als die pecuniäre Befähigung das Land zu verlassen, sa haben wir genug gesagt, um das starke Verlangen zu zeigen, wamit das Landvolk sein Ziel nach Ameeika verfolgt. Wir dürfen fast mit Sicherheit die Behauptung aussprechen, daß in diesem Augenblick immer in 9 von 10 Familien in dieser Nachbarschaft Anstalten gemacht werden zur Einschiffung eines oder mehrerer Gliedee derselben, und der schlimmste, wenigstens der am meisten entmuthigende Kennzug bei der Sache ist, daß fast in allen Fällen die Strebsamen und die Besitzer van einigem Capital davon gehen und die Hülflosen zurücklassen, sammt denen, deeen Alter und Dürftigkeit sie in kurzem zu geeigneten Gegenständen füe das Armenhaus machen wird. Wo will das enden?" „Eine ungeheure Menge Menschen," schreibt Jemand aus Deogheda vom 7 Mai 1851, hat das Land verlassen, und ich füechte, noch viel mehr weeden den bereits Gegangenen folgen. Die Zahl derer, die den Kai von Drogheda heute Nachmittag um 2 Uhe verließen auf ihrer Route über England nach Amerika, war ungeheuer groß. Sie haben keinen Begriff van der geoßen Menge, die hinübergehen, Leute oon allen Classen, Ständen und Lagen, von dem wohlgestellten und gut gekleideten Pachtbauer und Handwerker an bis zu dem elenden und verhungernden Tagelöhner, dessen ganze Habe in den paar zusammengesparten Pfund besteht, um auswandern zu können, und in den paar Lumpen, die er auf dem Rücken trägt. Dieß ist ein Zustand der Dinge, welcher, wenn er lange dauern sollte, zur wesentlichen Schwächung und Lähmung unseeer landwirthschaftlichen und commerciellen Stabilität führen wied."

(Schluß folgt.)

Aus Kelly's Zug nach Californien.

Eine Büffeljagd. Da ich eine kleine Heerde Büffel windwärts von uns gewahrte und ein Verlangen hatte, die Veedienste des Büffelpferdes, das wir erhandelt hatten, zu prüfen, theilte ich einem der Indianer meinen Wunsch mit, daß ee dieselben verfolgen und einen schießen möchte. Indem nun die Waffen vor ihm ausgebeeitet wurden, damit er sich eine heraus wählen könnte, fiel seine Wahl auf zwei Holfterpistolen, welche er in seinen Gürtel steckte. Er warf seine Büffelrabe bei Seite, eegriff das kleine Pferd, machte eine Art Schlingzaum aus dem Lariat und sprang splitternackt hinauf. Das Jagdthier wußte ganz gut was im Werke sey, spitzte seine Ohren nach voene und flog oan selbst davon in der Richtung nach dee Heerde, während wir an der Beegwand standen und dem Spiel zusahen. So begab es sich denn, daß die Heeede sich nicht eher auflöste, als bis der Reitee ziemlich dicht bei ihr war, und sonderbae genug, sie schlug alsdann die Richtung ein, woher ee kam. Bald legte er sich längs Seite eines großen Bullen, welcher, so wie er ihm Pistole in der Hand, dichter zu Leibe ging, einen schnellen Ausfall that, dem das Pferd eben so schnell auswich, ohne irgend eine Mahnung van Seiten des Reiters, worauf es sofort wieder aus freien Stücken seine nächste Pasition einnahm. Nachdem nun noch einige Sätze weitee galappirt waarden, neigte sich dee Indianer über, eeckte seinen Arm dee vollen Länge nach aus und gab Feuer. Ein augenblicklichee Anstoß folgte dem Knall, worauf das verwundete Thier von dem Rudel ab auf seinen Feind losflog, allein das wachsame Pferd schwenkte sich blitzschnell herum und galoppirte von seinem Verfolger weg, einen Steigbügelblick, wie Reitknechte sagen, zurückwerfend um seine Bewegungen zu überwachen, und so genau seine Eile einrichtend, daß es eben mit Sicherheit den Bullen hinter sich ließ. Dee blutende Büffel setzte seine Verfolgung eine Vieetelmeile fort und blieb dann stehen, die Erde scharrend vor Pein und Wuth, und in demselben Augenblick stand auch das Pfeed stockstill, als wäre es begabt mit Willensthätigkeit. Es waed jetzt aufs neue der Verfolger, sa wie der Büffel umkehrte, um sich wieder mit der Heerde zu vereinigen. In weniger als einer Minute war es auch einmal Seite an Seite neben dem erliegenden Bullen und foppte ihn mit seinen Angriffen, sa geschickt wie ein Fechtmeister, bis ein zweiter Schuß dem Kampf ein Ende machte. Der

Büffel sank auf die Kniee hin und fiel allgemach auf die Seite, so wie die Lebensebbe seiner Brust entströmte. Der Indianer stieg sogleich ab, um ihm die Kehle abzuschneiden, und während er hiemit beschäftigt war, stand das Pferd ganz still über dem niedergestreckten todten Körper, wie das Windspiel, nachdem es einen Hasen erjagt. Der Instinct jener Thiere ist wirklich zum Erstaunen. Sie lassen die freie Hand zum Gebrauch der Waffen, brauchen keine Leitung vom Zügel, denn instinctmäßig machen sie das Thier ausfindig, das man sich erwählt, nehmen die Gelegenheiten wahr sich zu nähern, und da sie an dem Rollen seines Auges seine beabsichtigten Angriffe erkennen, mißlingt es ihnen nie, denselben auszuweichen.

•

Der Gerichtshof in Californien. Richter sitzen dort auf der Bank, gekleidet wie andere Menschen, und während sie ein Blatt aus Oberrichter Nicolsons Buch nehmen, schmauchen sie ihre Cigarren, und stellen als Grundlage des Gesetzes den aufgeklärten Satz hin „ex fumo dare lucem.“ Auch tragen sie nicht hochmüthig Bedenken, irgend einem vom gelehrten Rath oder von den Anwesenden, der anzuzünden wünscht, mit dem glühenden Ende auszuhelfen. In der That, es findet eine Art reizende republikanische Vertraulichkeit statt zwischen der Bank, den Advokaten und dem Publicum, welche macht, daß man sich eben so leicht und behaglich im Gericht fühlt, als im Wirthshause, und daß man die Menschenwürde hier gehörig respectirt findet. Rechtsstreite unter einem solchen System sind nicht länger trocken und uninteressant, sondern fließen glatt fort, artig geschmiert mit Tabakspeichel und garnirt mit Gesprächsperioden, welche mit ergötzlicher Frische in das Ohr dessen fallen, der vorhin bloß gewohnt gewesen an die drückende Tiefgründlichkeit des Westministerbrauchs.

•

Der Amerikaner und der Indianer. Ich sah drei californische Indianer zu einem Gasthofe, wo ich mich ausruhte, hereinkommen, um sich eine Flasche Branntwein zu kaufen, wovon sie leidenschaftliche Liebhaber sind. Der Wirth füllte eine Flasche mehr als halb voll mit Alkohol und goß den Rest Wasser dazu, wofür er ihnen 3 Dollars abverlangte. Darnach nahm er die Wagschale, um ihren Staub zu wiegen, warf das Viertelunzengewicht hinein, wovon ich wußte, daß es über den Münzfuß war, und behielt diese volle Masse als Zahlung. So plünderte er die unwissenden Geschöpfe in den drei Branchen dieses einfachen Geschäfts, zuerst da er ihnen halb Wasser gab, zweitens ein 4 Dollarsgewicht einwarf, um 3 Dollars zu wägen, und drittens indem das befragte Gewicht 25 Proc. über Pari steht, er ihnen überdieß noch einen höchst gewissenlosen Preis abforderte für einen abscheulichen Mischmasch.

Sobald als sie ausgingen, wandte er sich zu mir und sprach: Ich denke, Sie wunderten, wie ich sie bediente, worauf ich mit dem Kopf nickte. Sie wissen, fuhr er fort, kein Christenmensch ist gehalten, jenen höllischen Rothhäuten vollen Werth zu geben, das sind ächte, unverfälschte Vagabunden, und haben nicht mehr mit Geld zu thun, als ein Maulthier oder ein Wolf; sie haben keine Religion und daher kein Gewissen, und so behandle ich sie demgemäß. Aber, erwiederte ich, während ich keine Lust hatte, mit einem so ruchlosen Menschen in einen ethischen Streit zu gerathen, ich glaube, Eure Missionare haben bereits begonnen sie aufzuklaren, und machen Anstalten nach einem großen Maßstabe, sie zu bekehren und in die Christenheerde zu bringen. Unzweifelhaft haben sie das, versetzte er, aber es ist Zeit genug für Leute in Handel und Geschäft, sie aufzumuntern, wann sie die Wahrheiten des Evangeliums kennen gelernt haben.

Die projectirte Handels-Excursion nach Japan von San-Francisco aus.

Die letzten Nachrichten aus Californien sprechen von einer sehr wichtigen Expedition nach Japan, deren Zweck ist, den Handel mit jenem reichen Lande von 40 Millionen Einwohnern der Welt zu eröffnen, und man beabsichtigt die Anlegung einer Linie von vier Dampfern nach China von San-Francisco aus. Kommende Ereignisse werfen ihre Schatten vor sich her! Die Handelsexpedition nach Japan, sie mag unternommen werden wann sie will, wird muthmaßlich zu der endlichen Eroberung eines Theils jenes Landes führen. Es fragt sich, ob das vulcanische und gebirgige Binnenland der großen Insel Niphon nicht ebenso viel Geld liefern würde als Californien. Wenigstens sind sich die Breitengrade gleich; man achtet es für unermeßlich goldreich. Kohlenvorrath für seine Dampfer auf der Südsee würde Californien reichlich haben, da ganz neuerlich noch wieder zwei bis drei reiche Kohlenlager in Californien entdeckt worden sind, eines davon innerhalb acht (engl.) Meilen von Benicia. Auch hat man auf der Nordseite von Oregon reiche Kohlengruben entdeckt. Alle Entdeckungen dieser Art nebst dem Goldreichthum und den sonstigen großen Befähigungen der beiden großen Erwerbungen der amerikanischen Union am stillen Meer werden nach und nach unfehlbar zur Unterwerfung Japans und Chinas führen müssen.

Miscellen.

Die Bibel im Krystall-Palast. Eine der größten Seltenheiten ihrer Art, wie es niemals eine in der Welt gegeben, ist die Bibel, in 130 gegenwärtig von den verschiedenen Stämmen des Menschengeschlechts gesprochenen Sprachen gedruckt, in der großen Ausstellung zu London. Diesen ausgezeichneten Beitrag hat die „englische und auswärtige Bibelgesellschaft“ (British and Foreign Bible Society) dem Weltmarkt geliefert. Ein solches Werk ist ohne früheres Beispiel und niemals ward ein Buch in $^1/_3$ so viel Sprachen gedruckt.

•

Das Quecksilber von Californien. In einem Briefe aus San-Francisco im „New-York Journal of Commerce,“ April 1851, heißt es: In einem früheren Schreiben habe ich auf die großen hiesigen Empfänge aus den New Almaden-Quecksilberminen hingewiesen, welche in der Bergkette liegen, die den südlichen Theil des fruchtbaren Thals San Clara begränzt. Sie sind etwa 14 (engl.) Meilen von San José, dem gegenwärtigen Sitz der Regierung Californiens, entfernt. Das Erz ist von reichster Qualität, und der durchschnittliche Ertrag ist 40 bis 60 Proc. Man hat 6000 Pfd. reines Quecksilber verschickt, die von der Compagnie an einem einzigen Tage geschmolzen worden; Quecksilber gilt 75 Cents bis 1 Dollar das Pfund.

•

Volkszahl Süd-Australiens. Aus den letzten Zeitungen Süd-Australiens (dessen Hauptstadt Adelaide ist), welche bis Ende Februar 1851 reichen, ergibt sich, daß nach dem eben gehaltenen Census Süd-Australien bis zum 1 Januar 1851 eine Bevölkerung von 62,639 Individuen hatte, nämlich 34,975 männlichen und 27,664 weiblichen Geschlechts, ferner eine gesammte Landoberfläche von 620,266 Acres, wovon 240,195 Acres noch unverkauft waren. Die Zahl der Häuser in der Provinz betrug 11,981. Süd-Australiens Volkzahl betrug im Jahre 1839 10,000 und 1848 ungefähr 39,000.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 138. 10 Junius 1851.

Japan und die Japanesen.

(Aus dem Werke: „Japan in zijne staatskundige en burgerlijke inrigtingen, door G. Lauts.")

(Mitgetheilt von Ed. Ziehen.)

8. Kleidung, Erziehung, Sitten, Charakter.

Die Kleidung des Japanesen zeigt dieselbe Eigenthümlichkeit und Seltsamkeit, welche sein ganzes Seyn und Wesen charakterisirt. Gleichwohl bedienen sich auch die Niederländer des eigentlichen japanischen Oberkleides, welches sie bereits um die Mitte des 17ten Jahrhunderts annahmen, als des gewöhnlichen Hausanzuges zu Batavia, der nach und nach die allgemeine Morgenkleidung in den vornehmsten holländischen Städten geworden ist. Der Name: „Japon" (Nachtkleid, Schlafrock), welchen dieß Kleidungsstück erhalten hat, deutet auf das Land hin, von dem man dasselbe angenommen. Früher sagte man Japon[1] statt Japan, welches Wort zur Bezeichnung des Reiches jetzt allein üblich ist. Das Aufkommen dieses Kleidungsstückes läßt sich leicht erklären, da die Geschenke, welche der Kaiser und die Großen des Reichs den niederländischen Beamten bei der Factorei in Japan machten, gewöhnlich aus solchen Röcken bestanden und noch jetzt bestehen. Der alltägliche Gebrauch des Wortes „Japon" für ein Oberkleid der Frauen in den Niederlanden dient zum Beweise, daß der japanische Rock sowohl von Frauen als von Männern in dem letztern Lande getragen worden ist.

Der vorn offene, aber übereinanderschlagende und mit einer Schärpe oder einem Gürtel zusammengehaltene Japon oder Kabai ist das ausschließliche Kleidungsstück von Männern und Frauen, von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen. Bei dem weiblichen Geschlecht läuft dasselbe hinten in eine Schleppe aus, obwohl diese auch mitunter fehlt; die Männer tragen es überall gleich lang und nicht schleppend. Man verwendet zu diesem Gewande Flor, seidene und kattunene Stoffe; die Frauen wählen gewöhnlich lebendige Farben und geblümte Muster, es sey nun, daß diese gedruckt, gewebt oder gestickt sind, welches letztere meistentheils bei den seidenen Kabai's der Fall ist, die bisweilen mit der kostbarsten Gold- und Silberstickerei versehen sind. Die Frauen tragen noch Verzierungen oder Borten daran und bei feierlichen Gelegenheiten goldene Stickereien; zwischen die Unterfütterung näht man im Winter seidene oder kattunene Watten. Man trägt zugleich zwei oder mehr Japons übereinander, die Frauen manchmal sogar zwölf, welche dann von den allerfeinsten Flor- oder Seidenstoffen gemacht sind. Die Männer tragen in der Regel dunkle Farben. Die Aermel sind sehr weit und theilweise an der Hand zusammengeschnürt oder zugenäht, so daß das Ende des Aermels wie eine Tasche niederhängt und häufig auch als eine solche benutzt wird. Ein Band, Gürtel oder eine Schärpe über dem äußersten Japon hält die Kleidung zusammen. Bei den Männern hat der Gürtel die Breite einer Hand, bei den Frauen geht derselbe nach Art eines Corsetts von der Brust über den Leib, fällt aber auf dem Rücken mit einer großen Schleife und zwei langen Enden nieder. Der Leibband ist meistentheils von kostbaren Stoffen und das theuerste Stück der weiblichen Kleidung.

Ein Hemd gehört nicht zu den Bedürfnissen der Japanesen. Der Mann trägt einen Lendengürtel und die Frau ein Schürzchen, welches sehr breit ist und bis auf die Knie hinabreicht. Diese geringe Bekleidung hält man für genugsam, um anständig mit einander verkehren zu können. Die Männer der höhern Stände tragen über dem Lendengürtel noch ein sogenanntes Beinkleid, welches aber eigentlich nichts anderes ist als zwei breite Schürzen, die oben durch ein Band oder auf eine andere Weise an einander befestigt sind. Ein solches Beinkleid ist stark gesteift und fein gefaltet; über demselben trägt man den Japon. Das Bein und der Fuß sind bloß, und im Hause geht man ohne Schuhwerk. In der kältern Jahreszeit bedient man sich der Strümpfe oder Socken von Kattun oder Leinen, welche bis an die Wade reichen. Die Frauen tragen meistens Socken, welche nur den Fuß bedecken. Die Fußbekleidung, welche man außer dem Hause gebraucht, ist von Stroh, oder auch von glattem oder lackirtem Holz. Quer über den Fuß geht ein Bügel und ein im Schuh befindliches Stiftchen oder Pflöckchen wird zwischen der großen und der folgenden Zehe eingeklemmt. Bei schlechtem Wetter trägt man zwei Querleisten unter der Fußsohle. Bei den geringen Ständen ist der Japon viel kürzer und reicht häufig nur halb bis ans Knie. Dieselben bedienen sich auch wohl eines eigentlichen Beinkleides, welches bis zum Fuß hinabgeht, und eines Schuhwerks von Stroh, welches auf dem Fuße durch Kreuzbänder zusammengehalten wird.

Auf der Straße tragen die Männer fast alle einen Mantel von dunkler Farbe, der mit Aermeln versehen ist und vorn offen steht; die Frauen bedienen sich eines ähnlichen Kleidungsstückes, es hängt bis zum Fuß hinab und hat eine Kapuze, welche über den Kopf gezogen wird. Zu der männlichen Kleidung gehört noch der Prunk- oder Parademantel, der an festlichen Tagen und bei feierlichen Gelegenheiten nicht vergessen werden darf. Dieser Prunkmantel, sonst auch wohl „Complimentmantel" genannt, ist stark gesteift und fein gefaltet, wird am Halse befestigt, bedeckt

[1] Im Lateinischen und Französischen ist heutigen Tages noch das o erhalten.

die Schultern und fällt dann vorn und hinten schräge herab; hinten verlängert er sich in der Weise, wie ein Todtenbitter-Mantel in Holland, vorn fällt er in zwei Zipfeln vom Gürtel ungefähr bis zum Saum des Japons hinunter. Auf diesem Prunkmantel, über welchen der Gürtel läuft, befindet sich vorn in der Höhe der Brust, links und rechts und hinten zwischen den Schultern das Geschlechtswappen des Trägers oder dessen, dem der Träger des Mantels dient. Auf dem gewöhnlichen Japon befindet sich das Wappen auf dem Rücken zwischen den Schultern und auf den beiden Vorärmeln. Jeder Japanese, welchem Stande er auch angehören möge, hat ein Wappen. Die verheurathete Frau führt das Wappen ihres Mannes.

In der Menge und in der Kostbarkeit der Japons besteht der größte Reichthum der Japonesen, denn den Gebrauch der Edelsteine zum Schmuck kennen sie nicht. Der Kaiser trägt jedes Kleid nur einmal, die Fürsten einige Tage hindurch, die minder Vornehmen mehrere Tage und so weiter. Unter den Großen herrscht die Sitte, die Japons, welche sie getragen haben, ihren Günstlingen zu geben; der Umstand, daß es der Geber getragen hat, erhöht den Werth des Geschenks. Andere schenken die abgelegten Kleidungsstücke ihren Dienstboten oder Leuten aus geringerem Stande.

Da man gewöhnlich barhaupt geht, so verwendet man viel Sorgfalt auf das Haar. Der Bart des Mannes ist stets wohl rasirt; das Haar auf dem Scheitel wird weggeschoren, aber das am Hinterkopfe in einen Zopf zusammengebunden und mit einem Kamm nach vorn zu aufgesteckt. Die Frauen streichen das Haar von der Stirn nach dem Scheitel und befestigen es hier wie einen Chignon mit dem Kamm; das Haar des Hinterkopfes wird auf dieselbe Weise behandelt oder fällt in einer Flechte über den Rücken herab, je länger diese ist, desto schöner. Die Kämme und Nadeln, welche zur Befestigung des Haares dienen, sind die einzigen Hauptzierrathen, die, wenn sie schön genannt werden sollen, aus weißem oder gelblichem Schildpatt ohne braune Flecken verfertigt seyn müssen. Die Japaner verstehen die Kunst diese Flecken verschwinden zu machen, wodurch indessen der Preis bedeutend erhöht wird. Die Frauen schminken sich das Gesicht mit weißem Puder; hauptsächlich aber werden die Lippen geschminkt, zuerst mit Carmoisinroth und darauf mit purpurfarbiger Schminke, wodurch die Lippen einen durchsichtigen Glanz erhalten. Verheurathete Frauen schwärzen sich in den meisten Theilen des Landes die Zähne; thut es ein Mädchen, sobald es Braut geworden, so ist dieß sehr schmeichelhaft für den Bräutigam.

(Fortsetzung folgt.)

Die dießjährige Auswanderung aus Irland.

(Schluß.)

Der „Derry Standard" vom 8 Mai 1851 theilt das folgende Factum mit: „wir hören von einem achtbaren Herrn in der Nachbarschaft, daß neuerlich während einer Woche eine Menge Briefe von Freunden in Amerika an ihre Verwandten in Fannet, einem entlegenen Distriet in der Landschaft Donegal, kamen, worin die Zahlung von Passagiergeldern für 133 Personen angewiesen war. Diese Briefe wurden alle entgegen genommen auf dem kleinen Dorfsgasthause zu Tamney. Der Leser mag sich denken, welch eine Lichtung dieß in jenem Distriet machen muß." Noch theilt uns das „Roscommon Journal" vom 18 Mai 1851 Nachstehendes mit: „unsere Landschaft ist beinahe entvölkert. Jeder wohlgestellte Bauer und körperkräftige Arbeiter ist entweder schon nach Amerika abgegangen oder macht Anstalten abzugehen. Tag für Tag passiren Schwärme durch unsere Stadt auf ihrem Wege nach einem Lande, wo sie mindestens im Stande seyn werden sich ihr Brod zu verdienen im Schweiß ihres Angesichts." Die Zahl der Auswanderer, die direct von Galway abgingen, betrug vom 15 Februar bis zum 9 Mai 1851 2039, welche in 16 Schiffen weggingen, alle, mit Ausnahme von einem, nach den Vereinigten Staaten."

Der Strom dieser Auswanderung geht bis auf diesen Tag mit unablässiger Gewalt abendwärts. Die glänzenden Berichte von Arbeit und hohem Tagelohn, die fast täglich nach Irland kommen, wirken wie ein Zauber auf das Landvolk. Aber in Betreff der Armen und Bettler, die hinübergehen, lautet es anders von Amerika selbst her. Sehr viele von des Marquis von Lansdowne irischen Pachtbauern, welche in einem der Pakete von Liverpool weggegangen waren, wurden in einem solchen hülflosen Zustande gefunden, daß die Commissionäre für Auswanderung in Newyork anfangs sich weigerten sie durchzulassen, da dem Gesetz nach Auswanderer wenigstens zeigen müssen, daß sie nicht sofort in dem Lande ihrer Adoption Almosenempfänger werden. Nach längerer Unterhandlung verstanden sich die Commissionäre dazu, die Sache dahin auszugleichen, daß ihnen von den Emigrations-Agenten, von welchen die Leute von Liverpool aus expedirt wurden, 25 Dollars per Kopf gezahlt werde, und zwar als eine Art Provision zu ihrem Unterhalt, im Fall ein solches Ergebniß eintreten sollte, wie die Commissionäre vermuthet hatten. „In mehreren Theilen des Landes," meldet der „Limerick Reporter" vom 24 Mai, „fühlt man den Mangel an tüchtigen Tagelöhnern, und zwar so sehr, daß man an einigen Orten mit Torfstechen nicht vorwärts kommen kann, und das Resultat ist, daß Mangel an Torf befürchtet wird. Wir hören, daß in der Nachbarschaft von Gort keine Arbeitsleute sind. Vor drei Wochen verließen in Einer Nacht 120 Personen das Landgut Loughcooter und gingen nach Limerick und Galway, um sich nach Amerika einzuschiffen. In dem einst volkreichen Dorf Toomevara, welches vor etwa zwei Jahren unter der Aufsicht einer Person Namens Wilson der Erde gleich gemacht ward, ist nach Angabe des dortigen Beamten kaum ein einziger kräftiger Tagelöhner." So wird Irland entvölkert. Und in der Seestadt Waterford, wie die „Waterford News" dieser Tage berichtet, ist die Abnahme der Bevölkerung so bedeutend, daß nach den letzten Census-Angaben, mitgetheilt von einer in solchen Dingen competenten Autorität, die Volkszahl Waterfords in den letzten paar Jahren um 6000 Seelen geringer geworden ist. Dieses Verhältniß ist bloß für die Stadt allein. In welchem Maße aber muß die Volkszahl in der Landschaft Waterford abgenommen haben! Und doch ist in den meisten andern Theilen Irlands der Strom der Auswanderung noch weit stärker. Ich füge noch hinzu, was der „Globe vom 24 Mai mittheilt: „Im Laufe dieser Woche kamen ungefähr 4000 Personen von Irland in Liverpool an, und der Vorsitzende eines der öffentlichen Bureaux behauptete, daß 25 Proc. davon Almosenarme (paupers) und Bettler wären."

Nimmt man zu dieser beispiellosen Auswanderung Hunger und Elend hinzu, ebenfalls allgemein geworden in Irland und furchtbar verheerend inmitten der Bevölkerung, wovon die Armenhäuser und Hospitäler zeugen, so kann man gewiß seyn, daß in kurzem der größte Theil von Irland halb entvölkert seyn wird. Wie fürchterlich die Volkszahl in Irland abnimmt, wird nächstens der geendete Census zeigen, und ich will nur noch zum Schluß ein paar Beispiele hinzufügen

Nach Berichten der gegenwärtigen Volkszählung betrug die Volkszahl im Kirchspiel Annadown in Galway im Jahre 1851 3663 Seelen, im Jahre 1841 aber 7108. Es hat also in 10 Jahren ungefähr die Hälfte seiner Bevölkerung verloren. Dieses Kirchspiel hatte 1841 864 Familien und 1851 nur noch 454. Also die Art der Ausrottung geht dem Baum Grün Erins an die Wurzel. Wenn die Berichte des Census vollständig sind, setzt ein Irländer hinzu, so sind wir gewiß, daß viele andere Districte in Conaught eine noch größere Abnahme aufweisen werden, denn Annadown litt weniger von den Folgen des Hungers, als viele andere Theile der Provinz.

Im Jahre 1841 belief sich die Volkszahl in der Baronie Slievemarague in Queens County auf 17,014 Seelen und 1851 auf ungefähr 11,500. Die Abnahme ist also über ein Drittel. Außerordentlich in einem Binnenlandsdistrict.

Das „Limerick Chronicle“ schätzt den Belauf der Stadtbevölkerung Limericks nach dem jetzigen Census in runder Zahl auf 44,000 Individuen, und zwar 16,000 männlichen und 28,000 weiblichen Geschlechts — ein ganz formidables Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern. Nach dem Census von 1841 hatte die Stadt Limerik 48,391 Einwohner.

Der „Tipperary Vindicator“ sagt mit Beziehung auf den Censusbericht für die uralte Stadt Cashel: 1841 waren 1090 bewohnte Häuser in Cashel, 1851 sind nur 882. 1841 betrug die Zahl der unbewohnten Häuser 87, 1851 171. 1841 waren 11 Häuser im Bau begriffen, 1851 nicht ein einziges. 1841 lebten 1431 Familien in der Stadt, 1851 nur 1077. 1841 belief sich die Volkszahl der Stadt auf 7036, 1851 auf 4,780! Also in 10 Jahren eine Abnahme von 2,256!

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1849, von Capit. Ch. Bocher.

(Revue des deux Mondes. 1 April.)

Der Süden von Algerien ist der interessanteste, aber auch der am wenigsten bekannte Theil der französischen Besitzungen in Afrika. Ein weit ausgedehnter Landstrich unterscheidet sich durch Bodenbeschaffenheit und Charakter der Bewohner bedeutend von dem Berglande und dem Küstenstriche; es ist dieß die algerische Sahara, ein wahrer Ocean von der Sonne verbrannten Landes, in welchem die Oasen die Inseln bilden. Eine parallel mit der Küste laufende Bergkette scheidet die Sahara von dem Tell, dem nebaren Lande Algeriens; dieselbe bildet unter verschiedenen Benennungen eine Reihenfolge von Berggruppen, deren höchste, die Dschebel-Aures, im Osten liegen, und welche sich gegen Westen hin allmählich abdachen. In diesen Gebirgen entspringen zahlreiche Gewässer, welche zum größten Theile von Norden nach Süden laufen und sich in dem wüsten Sande verlieren. Diejenigen unter ihnen, welche der glühende Himmel nicht gänzlich ausgetrocknet hat, treffen unterwegs auf Flecke Landes, welche die Kunst mit Hülfe der Natur von der Sandwüste abgesondert hat; so bilden sich die Oasen, welche in der Nähe des Tell ziemlich häufig sind und desto seltener werden, je weiter man sich von dem Gebirge entfernt.

Diejenige Gegend der Wüste, welche die Südgränze des französischen Afrika bildet, begreift ebenso viele Unterabtheilungen als die französischen Besitzungen Provinzen zählen, welche an die Sahara gränzen; von allen diesen verschiedenen Zonen aber ist diejenige, welche zur Provinz Constantine gehört und welche den Gegenstand unserer Betrachtung bildet, sicher die bedeutendste. Auf keinem anderen Punkte der algerischen Sahara sind die Oasen so häufig und so fruchtbar. Mangelt auch diesem Theile der Sahara der üppige Anbau, so hat er doch manche andere Ansprüche an die Aufmerksamkeit Frankreichs; er war im Jahre 1849 der Schauplatz einer denkwürdigen Episode, welche in einer Zeit, wo unser Vaterland[1] von dem revolutionären Treiben noch schwer heimgesucht wird, zu wenig Beachtung gefunden. Vielleicht steht es einem Militär, der an der Belagerung von Zaatscha Theil genommen, zu, heute über diese große kriegerische That Aufschlüsse zu geben, welche auf ein, ungeachtet der neuen Aussicht die sich der französischen Herrschaft in Afrika zu eröffnen schien, zu wenig gekanntes Land, und auf einen zu sehr vergessenen Kampf einiges Licht werfen werden.

Aus dem Tell der Provinz Constantine führen drei Straßen in die Sahara. Im Osten das Defilé von Ghrzela, im Westen das von Mgaus — und zwischen beiden das von El-Cantara. Die letztere Straße ist die geradeste und diejenige, welche unsere Truppen bei Operationen in der Wüste vorzüglich benützen. Den Namen El-Cantara (die Brücke) hat sie von einer römischen Brücke, welche einige Tagereisen von Constantine gerade da über einen Fluß gebaut ist, wo die Oasen-Straße sich durch Felsenmassen windet, mit einem imposanten Effecte, welcher durch die glühenden Farben des afrikanischen Himmels noch vermehrt wird. Wenn man aus diesem Defilé heraustritt, so hat man eine Schlucht vor sich, deren Thalgrund unter den Gipfeln der ersten Palmbäume verschwindet, welchen man auf dem Marsche nach der Wüste begegnet, und mitten unter diesen Palmbäumen liegt das als militärische Stellung wichtige große Dorf El-Cantara. Von El-Cantara führt ein Tagemarsch durch ein sehr von Schluchten durchschnittenes und mit römischen Mauern bedecktes Land nach der kleinen Stadt El-Utaya, welche der Krieg ihres alten Palmenwaldes beraubte. In einem letzten Tagemarsche endlich kann man, wenn man nicht allzu sehr durch den Wind der Wüste gehindert wird, eine unserer wichtigsten militärischen Stellungen, die Oase Biskara, mit der Stadt gleichen Namens, erreichen, den Hauptpunkt in einem Kreise von Oasen, welche in der Sahara-Sprache Ziban heißen; dann ist man an den Gränzen der Sahara. Verläßt man Biskara, so tritt man in das Land der Ziban (Mehrzahl des Wortes Zab, welches Vereinigung von Oasen bedeutet). Die Ziban bilden drei Hauptgruppen: die Zab Daharavi, oder die nördliche; die Zab Ghebli, oder die südliche; die Zab Scherki, oder die östliche.

Mitten unter dieser Oasengruppe begann im Jahre 1849 die Thätigkeit der zu Bekämpfung des Aufstandes unter den Sahara-Stämmen berufenen Expeditionscolonne; ehe wir aber unseren Soldaten in die Zufälle dieses langen und mühseligen Feldzuges folgen, wollen wir einige Ereignisse dem Gedächtnisse wieder vorführen; es müssen überhaupt zum besseren Verständnisse der ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten eines Krieges in den Ziban und der neuen Stellung, welche die Expedition von 1849 Frankreich an der Gränze der Wüste verschafft, einige der Beschaffenheit des Landes und dem Charakter der Bewohner eigenthümliche Züge angegeben werden.

Von der Moschee von Biskara herab kann man sich schon mit der Beschaffenheit der Sahara vertraut machen; man überblickt ein Land, welches ganz verschieden ist von dem, durch welches man seit Constantine gekommen. Hinter sich, gegen Norden, bemerkt man wohl noch die letzten Ausläufer der Tellgebirge; im Süden, Osten und Westen aber verliert sich der Blick an einem unendlichen Horizonte. Auf diesen drei Seiten entdeckt man in der Ferne nur ein Sandmeer, wo einige mit den vorherrschend röthlichen Tinten gemischte Färbungen allein das Daseyn von Oasen verkünden; die Oase Zaatscha liegt sieben Meilen westlich durch eine Senkung des Bodens verborgen. Alle diese des Anbaues fähigen kleinen Eilande, welche auf einem ausgebrannten Boden zerstreut umherliegen und von ferne nur wie grüne Flecke aussahen, sind ebenso viele kleine Districte, innerhalb deren mehr oder weniger engen Gränzen befestigte Städte oder Dörfer liegen. Wer einen dieser bevölkerten Mittelpunkte gesehen, kennt sie alle. Ueberall findet man wieder Palmenwälder, welche durch mit vieler Kunst angelegte Wässerungsgräben gespeist werden, und wo sich das Wasser entweder aus einem nahe bei der Oase befindlichen Flusse, oder aus natürlichen und Springquellen sammelt. Mitten in diesen Wäldern, in welche man nur auf seltenen Fußpfaden gelangt, liegen auf größerem oder kleinerem

[1] Ich erinnere daran, daß ein Franzose schreibt. D. U.

Raume Dörfer, ja selbst Städte, deren Wohnstätten gewöhnlich aus Luftziegeln gebaut sind; diese kleinen Flecken haben, sie mögen groß oder klein seyn, in der Landessprache die allgemeine Benennung Ksur. Mehrere dieser Ksur haben eine durch einen gefüllten Wassergraben geschützte Umfassungsmauer, und um den ersteren liegt eine große Zahl durch Mauern eingeschlossener Gärten.

Das Land, welches diese Oasen einschließt, ist erschrecklich dürr; es ist die Wüste in aller ihrer Traurigkeit. Wenn man weiter gegen Süden vorwärts geht, kommt man an einen Theil der Sahara, wo das Wasser sehr selten ist und der nie von unseren Colonnen besucht wurde, der aber gänzlich unter unserer Oberherrschaft steht. Tuggurt, die bedeutendste Oase dieser Zone, liegt 80 Meilen von Biskara, und wird von einem Häuptlinge regiert, welcher Frankreich Tribut bezahlt und in sehr gutem Verhältnisse zu uns steht. Diejenige Region der Sahara, die direct unter Frankreich steht, die einzige, welche uns hier beschäftigen wird, wird von dem arabischen Bureau zu Biskara verwaltet, das aus zwei Officieren und einem Dolmetscher gebildet ist. Man möchte schwer ein einfacheres und weniger kostspieliges Verwaltungssystem finden. Das arabische Bureau zu Biskara, welchem eine kleine französische Garnison zur Unterstützung beigegeben ist, genügt indessen seiner Aufgabe, die neben der Verwaltung aller Ziban die für Frankreich sehr gewinnreiche Erhebung der Abgaben umfaßt.[1] Biskara ist der am weitesten vorgeschobene und ausgesetzteste von allen unseren Posten in Algerien. Beinahe alle Befehlshaber, welche dort auf einander gefolgt, haben die Ehre dieses Vertrauenspostens mit ihrem Leben bezahlt.[2]

Die Bevölkerung der Ziban besteht aus zwei verschiedenen Racen: den Nomaden, welche in das Tell auswandern; den seßhaften Bewohnern der Oasen, welche den Boden bebauen und die Dattelernte sammeln. Die Nomaden sind gewissermaßen die Herren der Ksur; sie befehlen dort und verachten den ansäßigen Mann, der meistens nur ihr Pächter ist. Der Araber unter dem Zelte hielte es für eine Erniedrigung, wenn er seine Tochter dem reichsten Stadtbewohner zur Frau geben würde. Die Oasenbewohner erfreuen sich übrigens eines ziemlich bedeutenden Wohlstandes, welchen sie hauptsächlich dem stets sehr ergiebigen Ertrage der Palmbäume, der Verfertigung feiner Haiks, der Burnus und reicher Teppiche verdanken, die man auf den Märkten von Algier, Constantine und Tunis findet. Eine andere Quelle dieses Wohlstandes ist gerade die Lage des Landes Ziban, welches zu Förderung der Beziehungen der Völker aus dem mittleren Afrika mit den Küstenbewohnern so glücklich gelegen ist. Aus diesen verschiedenen Gesichtspunkten begreift man, daß zuerst die Türken und nach ihnen die Franzosen ernsthaft darauf bedacht waren diese unabhängigen Stämme in zinspflichtige Völker zu verwandeln, welche sie ihrer Verwaltung unterwarfen. Das Geheimniß diese Verwaltung auf solide Grundlagen zu bauen, haben die Türken zu finden gewußt; wir suchen es noch. Dieses unsichere Handeln, einige bedauernswerthe Irrthümer, verbunden mit anderen Gründen zu Unordnungen, erklären den Aufstand von Zaatscha, dessen Ursprung man nicht nur in der Lage des Landes der Ziban im Jahr 1849, sondern in dessen Geschichte seit einigen Jahren zu suchen hat.

Unter der türkischen Herrschaft war eine kleine Garnison zu Biskara; fünfzig Mann besetzten das Bordsch (Fort) Ras-el-Ma, das nunmehr zerstört ist, nahe bei der Wasserleitung, welche die Oase speist, und eine gleiche Zahl hielt sich in der Casbah der Stadt. Diese Garnison wurde nach Erhebung der Abgabe, welche etwa den zehnten Theil der Ernte betrug, jedes Jahr gewechselt. Unter ihrem Schutze gingen die großen Convois der mit Datteln und Industrieproducten der Wüste beladenen Kamele. Dieser Schutz erleichterte den Türken die Herrschaft in der Ziban; allein sie hätten ohne einen Repräsentanten ihrer Autorität in der Person eines der mächtigsten Nomadenhäuptlinge, welchem sie die Würde eines Scheich-el-Arab übertrugen, diese Herrschaft nicht behaupten können; dieser Vorgesetzte hatte das Recht in den Oasen zu befehlen, war dagegen für die Ruhe des Landes verantwortlich. Dieß war zuerst Ferhat-ben-Tadschie, aus der Familie Bu-Akkas, auf welchen ein Verwandter des letzten Bey von Constantine, Bu-Aziz-ben-Ganah folgte. Bu-Aziz ist noch heute unter der französischen Herrschaft im Amte. Man bezeichnet ihn mit dem Namen die große Schlange der Wüste. Man sagt, wegen dieser Ernennung, jedoch unter dem stets bequemen Vorwande einer Steuerauflage, sey ein theilweiser Aufruhr im Jahre 1833 ausgebrochen. Der Bey von Constantine sah sich genöthigt, sich an der Spitze einer Colonne von 3—4000 Mann in eigener Person in die Oasen zu begeben, wo er die Mehrzahl der Aufrührer leicht wieder zur Ordnung brachte; Zaatscha allein leistete Widerstand. Die Armee des Bey lagerte an derselben Stelle, wo im Jahre 1849 das französische Lager aufgeschlagen war. Die Vertheidigung von Zaatscha wurde so gewandt und kräftig geführt, daß nach einem Kampfe, welcher einen ganzen Tag gedauert, der Bey sich eilig gegen Biskara zurückziehen und viele der Seinigen erschlagen in den Gärten der Oase, wie auch zwei seither von unseren Truppen nach Biskara gebrachte Geschütze zurücklassen mußte. So hatte sich Zaatscha schon zu jener Zeit in den Augen der Bevölkerung der Ziban ein gewisses Vorurtheil zu seinen Gunsten erworben, und alles war vorbereitet, diesen Glauben noch zu vermehren.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Der Sprengel Biskara trägt dem französischen Schatze jährlich nahezu 100,000 Franken ein.

[2] Hr. Petitgand, im J. 1845 ermordet; Hr. Thomas, nunmehr Oberst im 1sten leichten Regiment; Hr. v. Saint-Germain im letzten Ziban-Kriege gefallen; Hr. Sagde, als Opfer der Cholera im J. 1850 gestorben.

Miscellen.

Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Die Passagier-Ankünfte im Hafen von New-York von fremden Häfen im Monat April 1851 waren folgende:

Von großbritannischen und irischen Häfen	22,924	Auswanderer
Von französischen	4083	"
Von Bremen	2044	"
Von Chagres	1049	"
Von Hamburg	515	"
Von Antwerpen	220	"
Von Amsterdam	238	"
Von andern Häfen	132	"
	31,205	
Im April 1850 landeten in New-York	15,757	
im April 1851	15,448	Auswanderer mehr.

Bevölkerung von Nord-Amerika. Laut der im Jahre 1850 angestellten Volkszählung in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika belief sich die Einwohnerzahl:

in 15 nicht sklavenhaltenden Staaten auf	13,574,797	Freie,
in 16 sklavenhaltenden Staaten auf	6,294,938	"
in den Districten und Territorien auf	187,985	"
zusammen	20,067,720	Freie.
und auf	3,070,734	Sklaven.
Summa der Bevölkerung	23,138,454	Seelen.

Deutsche Auswanderung über Hamburg. Im Jahre 1850 wanderten über Hamburg aus:

nach New-York	5025	Deutsche,
" Neuorleans und Galveston	575	"
" Rio Grande do Sul	126	"
" San-Francisco (Brasilien)	110	"
" Valparaiso	252	"
" Quebec	587	"
" San-Francisco (Californien)	212	"
" Australien	477	"
Summa	7364	Deutsche.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 139. 11 Junius 1851

Lamentationen eines Franzosen über London und die Engländer.

Der Correspondent, den die in Paris erscheinende Patrie nach London zur Berichterstattung über die Ausstellung sandte, läßt sich in seinem vierten Briefe in nachstehender tragikomischer Weise über London und die Engländer aus.

„Als ich nach London ging, hoffte ich das Gegentheil alles dessen, was man über das englische Volk gesagt hat, sagen zu können; mit welcher Freude dachte ich daran, erklären zu können daß der allgemeinen Ansicht entgegen die Engländer das lustigste und höflichste Volk der Welt seyen, daß der Spleen eine eingebildete Krankheit, und daß die Nebel der Themse nicht existiren. Aber que voulez vous? Die Lustigkeit der Engländer erregt Schaudern, ihr Spleen beschleicht einen, ihre Häuser sind mit eisernen Stangen eingeschlossen, wie die Gräber im Pere Lachaise; ein Schleier von schwarzem Krepp erhebt sich jeden Morgen aus der Themse, verbreitet sich über die Stadt, und läßt sich manchmal von einer rothen Kugel durchdringen, die, wie man mich versichert, die Sonne ist. Alles das beweist, daß man die Engländer nicht unrichtig dargestellt hat. Indeß bleibt London immer London, das heißt die größte, bizarrste, merkwürdigste und unbewohnbarste Stadt der Welt. Ja so unbewohnbar ist sie, daß niemand darin wohnt, nicht einmal die Engländer. Die Leute gehen hindurch, machen Geschäfte ab, oder essen und trinken darin, sobald sie aber können, entwischen sie wieder um zu Greenwich oder Richmond reine Luft einzuathmen. Nur die Todten bewohnen London, und ich wette, daß bei Nacht auch sie Westminster oder die Paulskirche verlassen, um ihre Beine in den benachbarten Parks auszustrecken.

„In diesem Augenblick rasselt der Regen gegen meine Fenster gleich als ob er billigte was ich geschrieben; aber dieser nasse Regen ist gar nichts, wir haben ihn zu Paris auch, nur in geringerer Menge, denn zu London theilt sich das Jahr, wie jedermann weiß, in acht Monat Winter und vier Monate schlecht Wetter. Was wir aber nicht besitzen, das ist trockener Regen. In London wird man den ganzen Tag lang von einem feinen schwarzen Staub bedeckt, der an Kleidern, Handschuhen und Händen haftet, und auf dem Gesicht Spuren zurückläßt. Wenn er sich mit dem nassen Regen vermischt, so bildet das Pulver Dinte, und zu London, kann man sagen, regnet es Dinte. Ich fülle meinen Dintenzeug mit Tropfen aus dem Wasserstrahl an meinem Fenster, das ist ökonomisch.

„Da ich bemerkte, daß die Engländer in Paris im Frühling weiße Hüte tragen, so brachte ich einen nach London, aber niemand trägt einen, und gegenwärtig ist der meinige schwarz wie Erebus, obwohl ich ihn nur eine Woche getragen. Da von Hüten die Rede ist, auch ein Wort über englische Höflichkeit, oder vielmehr über das, was an deren Stelle tritt, denn es gibt keine Höflichkeit in England, es gibt entweder Herzlichkeit oder Unverschämtheit. Die Herzlichkeit ist reizend auf Seite der Damen aus guter Gesellschaft, sie reichen einem die Hand mit unendlicher Anmuth und einem sehr verführerischen Wesen. Im allgemeinen aber nähern sich die Engländer den Damen ohne sich zu verbeugen, den Hut hinten auf den Kopf, fast auf den Hals zurückgeschoben, und reichen sehr unceremoniös die Hand hin. Das ist Herzlichkeit und tritt an die Stelle unserer französischen Höflichkeit. Von Seite der Dame ist diese Art der Begegnung sehr artig, von Seite der Männer aber ist sie roh und grob, sie nähern sich einer Dame so, wie sie einem Pferd sich nähern würden. Im Verkehr mit den untern Ständen erniedrigt man sich durch Höflichkeit. Nimmt man beim Eintritt in einen Laden den Hut ab, so wird man zuletzt und schlecht bedient; manchmal sehen sie einen gar für einen Bettler an, weisen einem die Thüre, oder drücken einem einen Penny in die Hand. Das ist mir in einem Handschuhladen in der Regentstreet wirklich passirt!

„Gibt es ein comfortables Leben in England? Das hat man immer behauptet und die Sache ist bei uns so sprüchwörtlich geworden, daß man jeden Engländer für eine Art Sardanapal halten sollte. Das mag von den reichen Classen wahr seyn, die mittlern aber, unter denen ich lebe, scheinen ganz den gepriesenen Comfort zu entbehren. Ich stopfe mich mit Schinken voll, verthiere mich mit Bier, und ersäufe mich in Strömen von Thee, und doch erreiche ich die gerühmte materielle Glückseligkeit nicht, die manche als einen Vorgeschmack des Paradieses darstellen. Ich will gerade nicht sagen, daß ich in der Hölle angekommen bin, das wäre Uebertreibung, aber das englische Leben ist zuverlässig ein ganz artiges kleines Fegefeuer. Allerdings sind die Häuser der Mittelclassen im Innern gut gehalten, am Feuerplatz gibt es stets Kohlen die Fülle, der Kessel siedet immer, und wenn heißes Wasser glücklich machen könnte, wäre ich der glücklichste der Menschen. Aber welche Schlafzimmer! einfache Nägel, um die Kleider aufzuhängen — Leintücher von ich weiß nicht was, die Betten mit Fichtenzapfen ausgestopft, und von der Magd abscheulich schlecht gemacht. London hat ferner keine Commissionäre, und wenn man einen Brief wohin schicken will, muß man ihn, wenn man keinen Bedienten hat, selbst dahin tragen. Keine Commissionäre in einer so ungeheuren Stadt wie London, ist dieß glaublich! Endlich gibt es wenig Bäder, und man darf darin nicht nach Gefallen sich das Bad kalt oder warm

machen, ja bleibt man über eine halbe Stunde darin, so lassen die Diener das Wasser ab, und man bleibt wie ein Fisch auf trockenem Lande. Und doch sprechen die Leute von dem Comfort der englischen Lebensweise!"

Japan und die Japanesen.

3. Kleidung, Erziehung, Sitten, Charakter.

(Fortsetzung.)

Weder Männer noch Frauen bedecken im allgemeinen das Haupt, sowohl auf der Straße als im Hause; daher der häufige Gebrauch der Schirme, die theils gegen Regen, theils gegen die Sonnenstrahlen dienen. Dieselben sind von geöltem Papier, leicht in der Hand, von geschmackvollem Aeußeren und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend; ohne Unterschied des Ranges kann jeder davon Gebrauch machen. Fürsten und vornehme Männer bedienen sich eines Prachtschirms, der sich durch Größe und Feinheit auszeichnet. Dieser wird bei Staatsbesuchen von einem Diener in einem sammtnen Beutel hinter dem Norimono (Tragsessel) des Herrn hergetragen, und am Hofe oder anderswo durch einen nachschreitenden Diener über das Haupt des Herrn gehalten. Manchmal befindet sich das Wappen an diesem Schirm, öfter aber auch nicht. Gleichwohl macht man von einer Kopfbedeckung Gebrauch. Ein Hut, fein oder grob, je nach Rang oder Vermögen, bei den geringern Ständen von Stroh, dient bei der Kälte, bei Schnee oder Regen oder auch bei großer Sonnenhitze. Der aus Holzspänen verfertigte lackirte Hut ist meistens nur auf Reisen gebräuchlich. Eine Mütze oder Kappe wird einzig und allein von alten Männern getragen, welche das ganze Haupt kahlgeschoren haben. Mit diesem Käppchen werden Heilige oder fromme Männer abgebildet. Das Kopftuch oder der Schleier wird von Frauen aller Stände, wenn sie die Straße betreten, zum Schutz gegen Staub, Regen u. dgl. über den Kopfputz geworfen. Die Männer bedienen sich ebenfalls dieses Schleiertuches; sie falten es schmal zusammen und binden es um den Kopf, um die Haare zusammenzuhalten. In ähnlicher Weise gebrauchen es auch mitunter die Frauen, vor allen aber Handwerker, Bauern, Schiffer u. s. w. Dasselbe dient zugleich zum Hand- und Schweißtuche und wird entweder in den Aermel gesteckt oder über die Schulter geworfen.

Es gibt zwei Arten von Tragsesseln: die Norimonas und die Kangos oder Kagos. Dieselben werden auch vermiethet, obwohl jeder Vornehmere einen Norimono als Eigenthum besitzt. Der letztere hat eine gebogene Stange und dient den Angesehenen. Der Kango oder Kago (Korb) ist für die minder Angesehenen und die geringern Stände; er ist von Bambus gemacht, läuft nach oben schräg zu und ist durch eine herabhängende kleine Matte bedeckt. Der Norimono wird von vier, der Kago von zwei Männern getragen. Gepäck und Waaren werden meistentheils auf ähnliche Art fortgeschafft; auf der Reise bedient man sich indessen eben so oft der Pferde, sowohl zum Personen- als zum Gepäcktransport. Außerdem daß der Aermel als Tasche benutzt wird, dient die Bauschung des Japons an der Brust zur Aufbewahrung einer Brieftasche, in welcher sich Geld, Notizen u. dgl. befinden; auch trägt man darin feines, sauberes Papier in zusammengefalzten Stücken, die man als Nas'- und Handtücher gebraucht und nach dem Gebrauche wegwirft. Pfeife und Tabaksbeutel gehören bei Männern und Frauen zu den unentbehrlichen Dingen, bisweilen hat man außerdem noch eine Riechdose. Der Säbel ist das theuerste Stück des Anzuges der Japanesen, welche das Recht haben denselben zu führen. Man trägt die größte Sorge für diese Waffe und legt sie niemals ab. Nicht selten werden große Summen darauf gewendet. Der Griff ragt stets ein wenig aus dem Gürtel hervor. Auch der Fächer, der einen Fuß lang ist, wird in den Gürtel gesteckt und von allen Japanesen, mit Ausnahme der Leute, welche schwere Arbeit verrichten, gebraucht. Derselbe spielt eine große Rolle im täglichen Leben; Männer und Frauen, Krieger und Staatsbeamte bedienen sich des Fächers in Gesellschaften, um einige Beschäftigung zu haben. Dem einen dient er als Notizbüchlein, bei dem andern ist er mit Sprüchen beschrieben, welche Stoff zum Nachdenken geben, bei dem dritten ist er mit Abbildungen von Landschaften oder andern Dingen versehen, an deren Anschauen sich das Auge ergötzen kann.

Das Kind wird nicht gewickelt, sondern von frühester Jugend auf läßt man ihm Freiheit in allen seinen Bewegungen. Da es nun die Sitte mit sich bringt, mit untergeschlagenen Beinen und etwas vornüber gebogen auf dem Boden zu sitzen, so bekommen die Kinder etwas nach einwärts gerichtete Füße und eine gekrümmte Haltung. Die Mädchen werden nach dem Tempel gebracht, um einen Namen zu empfangen, wenn sie dreißig Tage alt sind; bei den Knaben geschieht dieß am einunddreißigsten Tage. Sobald die letztern das fünfzehnte Jahr erreicht haben oder eine unabhängige Stellung einnehmen, legen sie sich einen andern Namen bei. Uebrigens verändert man häufig den Namen. Wird ein neues Oberhaupt oder ein Oberbeamter irgendwohin gesetzt, so müssen alle Untergebenen, welche denselben Namen wie jener führen, diesen ablegen und einen andern annehmen. Auch erhalten wohl die angesehensten Männer vom Staatsoberhaupte (Mikado) einen neuen Namen oder Titel. So oft jemand seinen Stand oder sein Amt wechselt, nimmt er ebenfalls einen andern Namen an. Viele erhalten auch nach ihrem Tode eine neue Benennung. Der Stammvater des gegenwärtigen Kaiserhauses z. B. ist bekannt unter den folgenden Namen: Minamoto Ijejasu oder Ijejas. Der erste ist der Geschlechtsname, Ijejas der besondere Name. Doisu-Somo nannte er sich, als er als Haupt der Regentschaft auftrat. Sjogun war sein Kriegstitel, den er im Jahre 1605 ablegte und fortan nur den Titel Kubo führte. Nach seinem Tode im Jahr 1616 empfing er den Titel: To-Seo-Dai-Gangen, was so viel bedeutet als „die im Osten leuchtende große Offenbarung oder Stellvertretung." Dieser letztere Name wird gewöhnlich in Gongen abgekürzt.

Im Leben des männlichen Geschlechtes sind drei Perioden wichtig. Mit dem dritten Jahr empfängt der Knabe den Gürtel, welcher den Japon zusammenhalten soll; ist er sieben Jahre alt, so wird ihm mit großer Feierlichkeit der Prunkmantel umgehängt und darauf im Tempel der priesterliche Segen ertheilt. Diese Festlichkeit findet stets im eilften Monat des Jahres statt. Hat der Jüngling das fünfzehnte Jahr erreicht, oder nimmt er eine unabhängige Stellung ein, so wird ihm das Haupthaar abgeschnitten und in der Weise geordnet, wie die Männer dasselbe tragen. Dieß ist seine Mündigkeitserklärung.

In den Schulen lernen die Knaben und Mädchen Lesen und Schreiben, sowie manche Sittensprüche. Uebrigens ist die ganze Erziehung sehr milde, und körperliche Züchtigung der Kinder gehört zu den Seltenheiten.

Der Jüngling heurathet gewöhnlich bevor er das achtzehnte, und das Mädchen bevor es das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hat. Der Mann hat nur Eine gesetzmäßige Frau, außerdem kann er so viele Kebsweiber halten, wie er will; der Stand der letztern wird nicht als entehrend betrachtet. Die gesetzmäßige Frau muß

ihrem Gatten an Rang und Stand gleich stehen; deßhalb muß der Rentmeister oder der Commandant von Nagasaki sich an andern Orten eine Gattin für seine Kinder suchen. Die Förmlichkeiten und Höflichkeitsbeweisungen, die stets und überall stattfinden, sind bei der Hochzeit besonders mannichfaltig und weitläuftig. Merkwürdig ist es, daß die Braut, wenn sie das Haus ihres Gatten betritt, in Weiß gekleidet ist, zum Zeichen, daß sie ihrer Verwandtschaft abgestorben ist. Es ist dem Mann gestattet, sich von seiner gesetzmäßigen Frau scheiden zu lassen. Macht sie sich des Ehebruchs schuldig, so wartet ihrer der Tod, der bisweilen ein sehr schmerzlicher und grausamer ist. Sie muß selbst den Schein aufs sorgfältigste vermeiden, denn wenn sie nur mit einem andern Mann allein in einem Zimmer gefunden wird, hat sie schon das Leben verwirkt. Sogar die Verwandten des Ehemanns dürfen sie des Ehebruchs wegen strafen. Im Beiseyn der Frau läßt der Mann auch niemals Fremde bei sich zu. Die Sitten der Hausfrau oder der jungen Tochter unter der Aufsicht der Mutter sind sehr rein. In der ehelichen Wohnung darf nicht die geringste Unzienlichkeit stattfinden.

Keine Frau darf in ein Gouvernements- oder Regierungsgebäude treten, ja sie darf sogar bei einigen Wachtposten nicht vorübergehen. Da übrigens sehr viele Beamte, wenn sie in der Ausübung ihres Berufes abwesend sind, ihre Frauen und Kinder in Jeddo zurücklassen müssen und auf diese Weise längere Zeit des Umgangs mit ihrer Frau beraubt sind, so findet man im ganzen japanischen Reiche viele Bordelle. In den größten Städten gibt es sogar besondere Gassen, welche nur von öffentlichen Mädchen bewohnt sind.

Eine besondere Eigenthümlichkeit Japans sind die „Theehäuser“ oder Theegärten,“ deren es eine große Menge gibt. Gleichwie die Kaffeehäuser Europa's besucht man sie der Erholung und Erheiterung wegen und findet dort mancherlei Erfrischungen. Die Japanesen gehen dort öffentlich ein und aus, obwohl diese Theehäuser zugleich Bordelle sind. Die Mädchen, die man dort findet, sind die Kinder dürftiger Eltern und von diesen schon in frühester Jugend auf eine bestimmte Anzahl Jahre vermiethet. In den Theehäusern werden sie zu Freudenmädchen erzogen und häufig auch für kürzere oder längere Zeit außer dem Hause vermiethet. Dem Mann, welcher sie miethet, dienen sie in allen Stücken mit der größten Treue. Aus solchen Häusern erhalten die Niederländer auf Desima ihre Dienstmädchen oder Haushälterinnen. Das Eigenthümlichste ist, daß ein solches Mädchen, nachdem es die bestimmte Zeit in einem Theegarten zugebracht hat, in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehrt, ohne daß ihr der Beruf, den sie ausgeübt, zur Schande angerechnet wird. Nicht der geringste Flecken haftet deßwegen auf ihr. Die Mädchen führen sich nachher ehrbar auf und schließen nicht selten noch gute Heurathen.

Die Leichen werden in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen und vornübergeneigtem Haupt in eine Kufe oder einen Zuber gethan, welcher als Sarg dient. Beim Begräbniß finden viele Ceremonien statt. Nachdem die Leiche aus dem Hause getragen worden ist, werden alle Räume desselben gekehrt und gesäubert. Bei der Bestattung begleiten viele Blutsverwandte, Freunde und Priester die Leiche nach der Begräbnißstätte, welche stets in der Nähe eines Tempels liegt. Manche Leichen werden auch verbrannt und dieß geschieht ebenfalls außerhalb der Stadt. Die Gebeine werden in diesem Falle in eine Todtenurne gesammelt und aufbewahrt.

Alle Feste, sie mögen religiöser Art seyn oder nicht, werden zu bestimmten Zeiten des Jahrs gefeiert; dieß findet gleicherweise mit den Spielen der Kinder und den Vergnügungen Erwachsener statt. Das „Flaggenfest“ ist für die erstern und das „Laternenfest“ für die letztern besonders wichtig. Das „Drachenfest“ in Japan hat viel Aehnlichkeit mit der Belustigung des Drachenspiels, welche bei den höhern Ständen auf Java in Gebrauch ist. Das Seil des Drachen ist mit einer Masse bestrichen, welche feingestoßenes Glas enthält. Zwei erwachsene Personen machen eine Wette; jeder läßt einen Drachen steigen und trachtet dann mit dem Seil seines Drachen das seines Gegners zu zerschneiden. Derjenige, dessen Seil durchgeschnitten wird, hat die Wette verloren.

Die Priester sind nicht allein sehr dienstfertig den Niederländern das Innere ihrer Tempel zu zeigen, sondern vermiethen auch die zum Tempelgebäude gehörenden Säle zu festlichen Gastmählern. Bei dergleichen Mahlzeiten überlassen sich die Japanesen häufig ohne Bedenken den größten Zügellosigkeiten.

Im täglichen Umgange behandelt man sich gegenseitig mit großer Feinheit und Zartheit. Außerdem sind für alle Beziehungen und Vorfälle des geselligen Lebens mannichfache Ceremonien und Höflichkeitsbeweisungen vorgeschrieben, von welchen Niemand, er sey klein oder groß, vornehm oder gering, reich oder arm, abweichen darf. Die ganze bürgerliche Gesellschaft wird gleichsam durch eine ängstliche Sorge zusammengehalten, in keinem Stücke gegen die Höflichkeitsformen zu verstoßen. Der Europäer, welcher darin und in der Unterthänigkeit, die man sich untereinander erweist, eine Beeinträchtigung der menschlichen Freiheit findet, ist leicht versucht, den Japanesen dem unglücklichsten Sklaven gleich zu stellen, da jede Bewegung desselben gewissermaßen durch einen beengenden Panzer gehindert ist. Um bei feierlichen Gelegenheiten keinen Verstoß zu begehen, haben viele das Höflichkeitsgesetzbuch vor sich. Dasselbe ist überall zu bekommen und befindet sich in aller Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Natal (Cap der guten Hoffnung).

Dieses Landgebiet in Süd-Afrika besteht seit sieben Jahren als eine abgesonderte Provinz. Es ist die östlichste oder eigentliche nordöstlichste der englischen Capbesitzungen und ist von Brittisch Kaffraria durch eine Strecke Landes von 200 (engl.) Meilen Länge geschieden, welche von unabhängigen Stämmen bewohnt ist; Natal ist also ein isolirtes Territorium. Seine Länge beträgt 200 (engl.) Meilen und seine Breite 150 (engl.) Meilen, es gränzt gegen Osten an die See, gegen Westen an die Drachenberge (Drakenberg Mountains), gegen Norden an den Fluß Tugala und gegen Süden an den Fluß Umzimkulu. Die einheimische Bevölkerung innerhalb dieser Gränzen besteht aus 100,000 Seelen. Diese Eingebornen wohnen in abgesonderten Strichen („locations“) unter ihren eignen Häuptlingen oder in gesonderten Familien in „Kraals“ auf den Landstellen der Boeren. Erstere gehören wohl zu den ursprünglichen Stämmen und letztere sind die Flüchtlinge von den umliegenden Gegenden, die sich unter englischen Schutz gestellt. Die Gesammtheit dieser eingebornen Bevölkerung steht unter der Controle eines europäischen Beamten, der von der Natal-Regierung eingesetzt ist und den Namen eines „diplomatischen Agenten“ trägt; derselbe übt die Leitung über sie mittelst ihrer eignen Häuptlinge.

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1840, von Capit. Ch. Bocher.

(Fortsetzung.)

Abd-el-Kader, welcher seit dem Jahre 1838 seine Herrschaft über die Ziban auszudehnen getrachtet, wollte sie später noch mehr an seine

Politik fesseln; im Jahre 1844 ernannte er Bel-Adsch, von Sidi-Okba, einen sehr reichen Mann von vielem Einflusse, zu ihrem Oberhaupte; da aber die Leute von Zab Dabarawi ihn nicht anerkennen wollten und ihm die Abgaben verweigert hatten, sandte ihm Abd-el-Kader Truppen und einen seiner Stellvertreter, El-Ahmed-Ben-Amar, welcher mit 2000 Mann regelmäßiger Truppen, 3000 Irregulären und vier Geschützen zur Belagerung von Zaatscha schritt. Der Widerstand war kräftig; die Belagerer wurden nach beträchtlichen Verlusten zum Rückzuge genöthigt. Bu-Aziz-Ben-Ganah, welcher seit 1839 von den Franzosen in den Ziban mit der Oberherrschaft betraut war, kam bald mit den Nomaden der Wüste aus dem Tell, um den Rückzug des Stellvertreters von Abd-el-Kader zu drängen und Bel-Adsch in der Oase Sidi-Okba, wohin er sich zurückgezogen, zu belagern.

Kurz nach diesen Ereignissen, im Frühjahre 1845, kam der Herzog von Aumale zum erstenmale nach Biskara. Ben-Ganah, der Sidi-Okba nicht bewältigen konnte, hatte sich nach Constantine begeben, um die Unterstützung des jungen Prinzen nachzusuchen. Als Bel-Adsch sah, mit wem er es zu thun habe, zog er sich gegen die Wüste von Tunis nach Suf zurück, von wo er uns stets Verlegenheiten bereitete. Der Herzog von Aumale, welcher nichts besseres thun konnte als die Politik der Türken befolgen, ließ eine schwache Besatzung zu Biskara und erhielt Ben-Ganah, dessen Ergebenheit uns nicht verdächtig erschienen konnte, in allen Rechten seines früheren Commando's.

Nach dem Abmarsche der Truppen, welche die Ordnung in den Ziban wieder hergestellt und unsere Herrschaft geltend gemacht hatten, kam übrigens Bel-Adsch, welcher immer mit dem Lande in Verbindung blieb, auf den Rath der Einwohner selbst wieder nach Biskara und ließ in einer Nacht die kleine französische Besatzung niedermachen. Der Herzog von Aumale war bald wieder in Biskara zurück, nahm dießmal Geiseln, schickte die Haupträdelsführer des Complottes als Gefangene nach Toulon und zog ihre Güter ein. Er ließ die Festungswerke der Casbah verstärken, um eine beträchtliche Besatzung hineinzulegen, und ernannte einen auserwählten Officier, Thomas, zum Obercommandanten, mit dem Auftrage, alle Ziban zu beaufsichtigen. Nach Ernennung des neuen Befehlshabers fand das Land wieder einige Ruhe, und man konnte dort keinerlei Keime des Aufruhres entdecken, bis die Februar-Revolution diese unterworfenen, aber nicht besiegten Völkerschaften mit falschen Hoffnungen belebte.

Jedermann weiß, daß die Februar-Revolution in ganz Algerien einen bedeutenden Gegenstoß zur Folge hatte, der sich ganz besonders in den Ziban fühlbar machte. Viele der Eingebornen dieses Landes wandern nach Algier aus, wo sie unter dem Namen Biskara bekannt sind; sie treiben alle eine Handthierung, namentlich sind sie Lastträger, sammeln sich ein kleines Eigenthum und kehren in das Land zurück, um sich einen Garten zu kaufen. Viele kommen und gehen nur, um mit Datteln zu handeln; sie waren Zeugen der politischen Unruhen, von denen Algier ein betrübendes Schauspiel bot. Jeder hörte sagen, die Franzosen seyen seit der Abreise ihres Sultans gespalten, sie würden Krieg mit ganz Europa haben, und England versperre ihnen schon das Meer mit seinen Schiffen. Sie sahen einen Theil der Armee Afrika verlassen und nach Frankreich zurückkehren, ohne durch andere Truppen ersetzt zu werden. Die Hoffnung, die Fremden eines schönen Tages fortzujagen, eine Hoffnung, welche in den Herzen der Muselmänner erloschen schien, erwachte von neuem; die Leute aus den Ziban kehrten in ihre Heimath zurück, brachten die gute Kunde dahin und verfehlten nicht, dieselbe im Sinne ihres befriedigten Fanatismus zu übertreiben.

Damals hielt der Ex-Bey von Constantine, welcher sich von der Gränze von Tunis zurückgezogen, den Augenblick für günstig, um das Glück des Kampfes von neuem zu versuchen. In dem gebirgigen Lande Aurès, so wie in den Oasen, hatte er sich zahlreiche Anhänger zu verschaffen gewußt, und die allgemeine Stimmung gab ihm einige Hoffnung auf Erfolg. Zum Glücke für uns befehligte zu jener Zeit der Oberst Canrobert den Süden der Provinz Constantine; dieser gewandte Officier wußte die ersten Aufstandsversuche zu unterdrücken; nach einem sehr kühnen Marsche überraschte er eines Morgens in den engen Schluchten von Aures Ahmed selbst, den er mit seiner Smala und seinen obersten Heerführern gefangen nahm.[1] Es bedurfte nichts weniger als die Gefangennahme dieses Mannes sechs Monate nach derjenigen von Abd-el-Kader, um die Folgen der Februar-Revolution zu neutralisiren, welche sonst unserer Herrschaft einen tödlichen Stoß versetzt hätte. Die Krisis war übrigens nur verzögert, und eine neue Gährung beunruhigte sämmtliche Provinzen im Frühjahre 1849. Der heilige Krieg war im Ausbruch, man sprach von nichts als der Erscheinung der Scherifs; mehrere Häuptlinge erklärten offen den Aufruhr, besonders zwei in Kabylien, welche man mit starken Colonnen bekämpfen mußte, und wie gewöhnlich verbreitete sich das Gerücht ihrer vorgeblichen Siege unter den Arabern. Die Aufregung unserer Feinde kannte keine Gränzen mehr.

In diesen kritischen Umständen wurde eine Expedition gegen Ben-Rennen-ben-Azzeddin beschlossen; allein in Folge der allmählichen Reductionen bei der Occupations-Armee mußte man zu Bildung der Colonne Truppen zu Batna nehmen und die Besatzung von Biskara vermindern. Diese Versetzung unserer Truppen und die Abreise des Herrn von Saint Germain, des Oberbefehlshabers in dem Bezirke von Biskara, dessen Anwesenheit im Süden allein Bataillone aufwog, flößte den Arabern ein blindes Vertrauen ein. In eben diesem Augenblicke stand auch in Zaatscha ein Mann auf, welcher mit seinem begeisterten Hauche die ganze enthusiastische und leichtgläubige Bevölkerung aufregte; dieser Mensch berechnete, daß die an der Küste durch den Scherif El-Arusch beschäftigten Franzosen auf eine Erhebung des Südens nicht vorbereitet seyen. Er hieß Bu-Zian und war der einflußreichste und vermöglichste unter den Einwohnern von Zaatscha. Früher Scheich unter der ephemeren Autorität der Kalifas Abd-el-Kaders, hatte man ihm eine seiner Creaturen als Nachfolger gegeben, einen halbblinden Mann ohne Talent, mit Namen Ali-ben-Azzug. Bu-Zian hatte sich stets an die Spitze der kleinen Aufstände gegen die Türken gestellt. Als im Jahre 1833 der Bey Ahmed Zaatscha angriff, zeichnete er sich durch seine Tapferkeit und seinen Eifer bei Vertheidigung der Stadt aus. Bu-Zian vereinigte überdieß mit einem lebhaften Verstande einen energischen Charakter, und seine ausgebreiteten Verbindungen in den Ziban, wie in den an die Sahara gränzenden Bergen, sein Ehrgeiz und seine Verwegenheit machten ihn sehr gefährlich.

Man hat behauptet, die von dem arabischen Bureau zu Biskara falsch verstandene Steuerfrage habe die feindlichen Plane Bu-Zians unterstützt und sey nicht außer Beziehung zu der Insurrection des Landes gestanden; dieß heißt den Vorwand für die Ursache nehmen. Alle Steuern der Ziban waren zu Ende des Monates März 1849, lange vor der Zeit, wo Bu-Zian seine Predigten begann, vollständig und ohne Widerrede bezahlt. Nie war auch die Lage dieser Gegend blühender gewesen. Gerade dieser Zustand der Wohlfahrt gab der Insurrection den Ausschlag, denn er zog den Zabi[2] das eifersüchtige Gespött der nomadischen Araber zu. Verletzt durch ein zu demokratisches System, versäumten diese keine Gelegenheit, ihnen die Ruhe vorzuwerfen, mit welcher sie unsere Herrschaft ertrügen; daher eine dumpfe Aufregung, welche die Steuerfrage als die einzige Waffe wählte, deren sie sich gegen uns bedienen konnte. Als die Predigten von Bu-Zian die Sahara-Stämme aufregten, fanden sie einen wohl vorbereiteten Boden. Gerade diese Ruhe, deren sie sich unter unserer Herrschaft erfreuten, war für sie ein Schimpf, der eine Genugthuung forderte, und diese Genugthuung suchten sie in dem Aufruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Frankreich. Nach officiellen Angaben hat Frankreich gegenwärtig 320 Theater, von denen in Paris allein sich 23 befinden. (Athen. 31 Mai.)

[1] Der Ex-Bey von Constantine ist gegenwärtig in Algier internirt, wo er sehr zurückgezogen mit seiner Familie lebt; die französische Regierung gibt ihm eine Pension und er zeigt sich sehr dankbar für die Rücksichten, welche man für ihn hat.

[2] Verächtlicher Ausdruck im Munde der Araber zu Bezeichnung der Leute in den Ziban.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 140. 12 Junius 1851.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Moriz Willkomm.)

3. Skizzen aus Hocharagonien.

Unter dem Namen „el alto Aragon" verstehen die Spanier das zwischen den Ebenen des mittlern Ebrobassins und der Gränze Frankreichs befindliche Gebirgsland. Hocharagonien umfaßt folglich sowohl den Südabhang der Centralpyrenäen, als das gesammte Gebirge, welches sich zwischen den Pyrenäen und den Ebroebenen erhebt und von mehrern von den Pyrenäen herabströmenden Flüssen durchbrochen ist. Man rechnet dieses Gebirgsland, dessen culminirende Gipfel noch eine bedeutende Höhe erreichen, gewöhnlich zu den unmittelbaren Verzweigungen der Pyrenäen, in der Wirklichkeit ist es aber von letzteren vollkommen geschieden und bildet ein von den Pyrenäen unabhängiges Bergsystem. Es liegt nämlich zwischen jenem Berglande und den Pyrenäen ein breiter Streifen ebenen Landes, welcher sich von der Gränze Navarra's an bis Catalonien hineinerstreckt und an manchen Stellen eine Breite von zwei Stunden und mehr besitzt. Längs des nördlichen Randes dieser streifenartigen Hochebene steigt schroff, ohne irgend Vorberge zu bilden, die imposante Kette der Centralpyrenäen empor, deren Formen sowohl als geologische Verhältnisse von denen des den Südrand der Ebene begränzenden Gebirges völlig verschieden sind. Denn während die Centralpyrenäen einen hohen, mit zahllosen Kegeln und Pyramiden besetzten Wall bilden, erhebt sich das gegenüberliegende Gebirge in Form langgestreckter Kämme mit steil abfallenden, oft senkrecht abgeschnittenen Rändern, die hie und da zu hochgewölbten oder flach pyramidalen Kuppen anschwellen. Und während die Centralpyrenäen vorzugsweise aus Kalk, außerdem aus Sandstein und Thonschiefer, zum Theil auch aus Granit und Diorit bestehen, ist jenes Gebirge aus keinem der genannten Gesteine, sondern aus einer Breccie zusammengesetzt, in der sich kopfgroße Rollstücke der Pyrenäenfelsarten mit Ausnahme des Granits und der übrigen eruptiven Gesteine vorfinden. Da die Schichten dieser enormen Breccienmasse überall unter demselben Winkel nach den Pyrenäen zu aufgerichtet sind, da sich ferner die eruptiven Gesteine der Pyrenäen in derselben nicht vorfinden, sondern bloß die sedimentären, so scheint es sehr wahrscheinlich zu seyn, daß jenes ganze vor den Pyrenäen liegende Gebirge seine Entstehung lang andauernden, durch eruptische Gewalten hervorgebrachten Zerstörungen der sedimentären Formationen der benachbarten Pyrenäen verdankt, und diese seine Massen später, nachdem sie bereits vollkommen gebildet waren, durch plutonische Gewalten emporgehoben und aufgerichtet wurden, was zu jener Zeit geschehen seyn dürfte, als der Granit und die übrigen eruptiven Gesteine, welche man jetzt in den Centralpyrenäen, obwohl in verhältnißmäßig nur geringer Menge vorfindet, aus den Tiefen der Erde emporstiegen und die schon vorhandenen sedimentären Bildungen durchbrachen.

Hocharagonien ist eine der romantischsten Landschaften Spaniens, doch tragen seine Gegenden ein düsteres Gepräge, welches unwillkürlich zur Schwermuth stimmt. Es fehlt dem Lande die Bevölkerung, der Schmuck des Anbaues, seinen Ortschaften das heitere, freundliche Aussehen. Gleich den Flecken in den Umgebungen Pamplona's haben auch die Ortschaften Hocharagoniens eine erdfahle Farbe, weßhalb sie zur Belebung und Verschönerung der Landschaft durchaus nicht beitragen. Oft muß man halbe Tage lang reisen, bevor man ein Dorf, ja ein bebautes Feld erblickt, und so kommt es, daß die Gegenden Hocharagoniens, trotz ihrer großartigen Gebirgsansichten, trotz der rauschenden, wasserreichen Flüsse, trotz der waldgeschmückten Berge dem Wanderer häufig öde und unfreundlich vorkommen und einen ernsten Eindruck hinterlassen. Nichtsdestoweniger verdient dieses Land den Besuch der Reisenden, denn es birgt in seinem wilden Innern ungeahnte Schätze sowohl für den Maler als für den Historiker und Ethnographen, von dem Naturforscher gar nicht zu reden. Deßhalb dürften die folgenden Skizzen, welche die Hauptmomente meines leider zu kurzen Aufenthalts in jenem Lande umfassen, hier wohl nicht am unrechten Orte seyn.

a. Jaca und die Peña de Oroel.

Da, wo der Rio Aragon, dem die Landschaft Aragonien ihren Namen verdankt, seine ungestümen Wogen aus dem dunkeln Pyrenäenthal von Canfranc hervordrängt, liegt auf einem flachen Hügel, drei Viertelstunden vom Fuß der Pyrenäen entfernt, der alte Bischofssitz Jaca, die Hauptstadt Hocharagoniens. Dicke, hohe, zinnengekrönte, von Wetter und Alter geschwärzte Mauern, die in regelmäßigen Distanzen von viereckigen Thürmen flankirt sind und hie und da vorspringende Bastionen bilden, umgürten die fast kreisrunde, der Vorstädte gänzlich entbehrende Stadt, in deren Inneres man durch sechs finstere Thore von gothischer Bauart gelangt. Die stattlichen Kirchen, die hohen alterthümlichen Mauern und Thore lassen eine gut gebaute Stadt von noblem Aussehen vermuthen; wie sehr findet man sich aber getäuscht, wenn man das Innere betritt! Jaca ist eine zwar interessante, aber äußerst häßliche Stadt. Man sieht auf den ersten Blick, daß dieselbe aus der Zeit der arabischen Herrschaft datirt: denn sie besteht aus einem Gewirr enger, krummer Gassen und kleiner unregelmäßiger Plätze, wie man dergleichen in Spanien

bloß in Orten arabischen Ursprungs beobachtet. Auch die Bauart der meist unansehnlichen einfach weiß getünchten Häuser bewahrt einen halb maurischen Charakter. Die Häuser haben nämlich gewöhnlich keine Balcons, sondern bloß Fenster von quadratischer Figur, die häufig von ungleicher Größe und ohne alle Ordnung angebracht, und nicht selten anstatt der Glasscheiben oder Läden mit eigenthümlichen nach der Gasse zu ausgebauchten Holzgittern verschlossen sind. Diese Unansehnlichkeit und Unregelmäßigkeit der Häuser verleiht der Stadt ein armseliges Aussehen. Nichts destoweniger gehört Jaca zu den wohlhabendsten Orten Aragoniens. In früherer Zeit mag die Stadt noch reicher gewesen seyn, denn sie besitzt eine ziemliche Anzahl stattlicher Kirchen und Klöster. Unter denselben verdient jedoch bloß die bischöfliche Domkirche wegen ihres schönen gothischen Portals einer Erwähnung. Ihr Inneres besteht aus drei gothischen Schiffen, ist aber mit geschmacklosen Vergoldungen überladen. Nahe dabei befinden sich der bischöfliche Pallast und das Rathhaus, zwei finstere Gebäude von alterthümlicher halbgothischer Bauart.

Jaca ist im Verhältniß zu seiner Größe viel zu wenig bevölkert. Mit Ausnahme der in der Nähe der Domkirche befindlichen Gassen und Plätze ist die Stadt ziemlich verödet; in vielen Gassen sprießt das Gras zwischen den Steinen des schmutzigen, entsetzlich schlechten Pflasters hervor, und nicht selten bemerkt man unbewohnte, den Einsturz drohende Gebäude. Kurz, Jaca hat eine düstere Physiognomie, welche, verbunden mit dem unfreundlichen Wesen des schmutzigen mürrisch dreinschauenden Volkes, das in den belebten Stadttheilen müßig in den Gassen herumschlendert oder an den Hausthüren lehnt, einen unangenehmen Eindruck auf den Fremden hervorbringt. Wer jedoch nicht zu viel auf Comfort, auf delicate Gerichte und pikante Unterhaltung gibt, Dinge, die freilich in Hocharagonien fast nirgends zu finden sind; wem es, wie einem reisenden Naturforscher, gleichgültig ist, ob er auf weichen Polsterkissen oder auf einem Granitblocke schläft, und ob er in fashionabler Gesellschaft bei einer gut besetzten Table d'Hote speist oder unter rohen Hirten ein Stück hartes Brod mit einer Zwiebel verzehrt: der versöhnt sich mit dem finstern schmutzigen Jaca und seinen uncultivirten Bewohnern schnell wegen der großartigen Scenerie seiner Umgebungen, vor allem wegen der unmittelbaren Nähe der imposanten Schneeberge der Pyrenäen, deren einzelne hie und da drohend über die grauen Ziegeldächer in die engen Gassen hereinschauen. Dieser Anblick wirkte so verlockend auf mich ein, daß ich, wenn mich meine Beschäftigung nicht an meine unfreundliche und höchst uncomfortable Wohnung fesselte, meine Zeit meist außerhalb der Stadt zubrachte.

(Schluß folgt.)

Japan und die Japanesen.

8. Kleidung, Erziehung, Sitten, Charakter.

(Schluß.)

Wie Einige meinen, soll diese übergroße Zahl von Ceremonien erfunden worden seyn, um dem Thätigkeitstriebe des Japanesen fortwährend Befriedigung zu verschaffen. Er darf in äußerer Höflichkeit keinen Verstoß begehen; durch diese Furcht wird er im Zaum gehalten, die Gelegenheiten, andere zu beleidigen, sind ihm abgeschnitten, und der Trotz und die Rachsucht, die in seinem Charakter liegen, behalten weniger Spielraum. Andere meinen, daß sich ein so weitläuftiges Ceremoniell erst in das bürgerliche Leben eingedrängt und dort so maaßlos entwickelt habe, nachdem das Verbot, das Vaterland zu verlassen, gegeben und Japan den fremden Völkern verschlossen worden sey.

Diese Menge von Höflichkeitsformen würde demnach mit dem System des Mißtrauens und Spionirens zusammenhängen, welches die ganze Nation wie mit einem unzerreißbaren Netz umschließt und nirgends Neuerungen duldet als auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften, obwohl auch dieses auf mannichfache Weise beschränkt ist. Jeder Japanese ist von Mißtrauen und Spionen umringt — warum sollte dieß nicht in gleichem oder noch in viel größerem Maaße der Fall seyn bei den wenigen Fremdlingen, welche im Reich geduldet werden? Nur zwei Nationen werden zugelassen und diese nur mit den größten Einschränkungen. Die eine ist die zunächst auf dem festen Lande wohnende, welche in Sprache und Religion viel Uebereinstimmendes hat und mit welcher man zu allen Zeiten in vielfacher Verbindung gewesen ist. Die andere ist aus dem fernen Westen gekommen, hat sich nie Anmaßungen erlaubt und ist in den Künsten und Wissenschaften des Abendlandes wohl erfahren.

Das Mißtrauen beschränkt beide Nationen auf die Reichsstadt Nagasaki, wo die eine in diesem und die andere in jenem Winkel ihren Aufenthaltsort hat. Die Niederländer haben die durch die Kunst geschaffene Insel Desima inne, wo sie von Wachthäusern und Wachtposten umringt sind, und wo jeder ihrer Schritte beobachtet wird; ihre Schiffe werden bei der Ankunft mit den Augen gleichsam durchbohrt, jedes Wort der Schiffsmannschaft wird taxirt und gewogen und verglichen, und das wenige Pulver, welches die Schiffe mitgebracht, wird sorgfältig hinter Schloß und Riegel gelegt, so lange diese vor Desima ankern. Mißtrauen und Späbergeist liegen hier unbezweifelt zu Grunde, und geben daher alle diese Maaßregeln an die Hand. Wie kann sich der Fremdling beklagen, wenn das Schwert des Damokles über dem Haupte eines jeden Japanesen schwebt! Die Frau in ihrem häuslichen Kreise, der Mann als Glied der bürgerlichen Gesellschaft — alle befinden sich in derselben Lage. Sie trifft der Tod, den Fremdling die Verbannung aus dem japanischen Reiche, sobald eine Uebertretung des Gesetzes vorliegt. — Mißtrauen und Spionirsystem erzeugen Geheimnißkrämerei; diese geht wie alles andere in mancher Hinsicht ins Unglaubliche. So ist die Begräbnißstätte des Stammvaters der regierenden Siogune nicht allgemein bekannt; es ist verboten darüber zu sprechen, und noch schärfer darüber zu schreiben.

Bei dem herrschenden System müssen die Gesetze nothwendigerweise grausam seyn. Die Rachsucht und Neigung zur Grausamkeit, welche zu den Charakterzügen der Nation gehören, können durch solche Gesetze nicht verringert und gemildert werden, und Todesverachtung ist die natürliche Folge derselben. Der Hochmuth und die Rachsucht der Japanesen werden dagegen wieder durch Gesetze gezügelt, die mit Blut geschrieben sind. Ein Verbrecher wird entweder mit seinem ganzen Geschlechte oder mit seinen nächsten Nachbarn zum Richtplatz geführt. Derjenige, welcher sich beleidigt wähnt, beeilt sich die Beleidigung im Blut seines Feindes abzuwaschen. Diese Handlungsweise rechtfertigt der Japanese durch den Spruch, daß der Beleidiger und der Beleidigte nicht beide zugleich leben können. Auch ruht die Rachsucht nicht eher, als bis der Gegenstand der Rache gefallen ist; wer sich selbst nicht zu rächen vermag, hinterläßt seinen Kindern die Rache als Erbtheil. Ein solcher Rachedurst ließ sich nur durch fortwährende blutige Executionen zügeln. Der Fürst von Satsuma, dessen Unterthanen höchst streitsüchtig und rachgierig sind, sah, daß es bei Handwerkern, Arbeitern, Matrosen u. dgl. zur Sitte geworden war, denjenigen ihrer Cameraden oder Genossen, der eine ihm zugefügte Beleidigung nicht rächte, ohne weiteres

das Haupt abzuschlagen. Um diesen barbarischen Gebrauch abzuschaffen, blieb ihm nur ein einziges Mittel übrig, wenn er nicht den andern Fürsten unaufhörlich Anlaß zu Streit und Uneinigkeit geben, oder das Blut vieler Menschen vergießen wollte. Er verlieh deßhalb seinen Unterthanen volle Freiheit, eine Beleidigung durch das Blut des Beleidigers zu sühnen, fügte aber hinzu, daß derjenige welcher sich gerächt habe, sich unmittelbar darauf selbst das Leben nehmen solle, damit dem Gesetze genug gethan werde.

Die Todesverachtung, welche sich bei den Japanesen so wie bei den meisten Völkern auf den Inseln im Osten und Südosten von Asien findet, offenbart sich in der frühern Sitte, nach welcher sich bei dem Tode eines Fürsten dessen Günstlinge und Anhänger aus Liebe zu dem Verstorbenen das Leben nahmen. Im Jahre 1662 wurde diese Sitte durch den Sjogun verboten.

Manche halten Todesverachtung und Tapferkeit für identisch. Dieß ist aber unrichtig und der Charakter verschiedener Völker, bei welchen eben so wie bei den Japanesen die Todesverachtung unverkennbar ist, beweist das Gegentheil. Gleichwohl ist es eine Thatsache, daß die Japanesen sich in ihren frühern Kriegen gegen die Chinesen sehr tapfer gezeigt haben. Auch die Japanesen, welche in den ersten 25 Jahren des 17ten Jahrhunderts auf Amboina und an andern Orten des indischen Archipels in niederländischen Diensten standen, waren sowohl wegen ihrer Tapferkeit als auch wegen ihrer Todesverachtung bekannt. Jetzt herrscht seit zwei Jahrhunderten der tiefste Friede in Japan. Hat die Nation in dieser langen Zeit die frühere Tapferkeit nicht verloren? Wir haben Grund dieß zu vermuthen, obgleich der Selbstmord durch Bauchaufschlitzung unserer Ansicht nach keineswegs zum Beweise dafür dienen kann. Daß der Selbstmord noch kein Zeichen von Tapferkeit ist, zeigt die Ansicht, welche man in Europa davon hegt. Die Verständigen sehen denselben eher für ein Zeichen der Feigheit an, während das Christenthum ihn verabscheut. Wie mit dem Duell in Europa, so verhält es sich in mancher Weise in Japan mit der Bauchaufschlitzung. Der Japanese, zu dessen Charaktergrundzug der Hochmuth gehört, wird in der Idee erzogen, daß keine Beleidigung vergeben, sondern durch Blut gerächt werden muß. Ist es nicht möglich diese an dem Beleidiger zu rächen, so muß der Beleidigte sie an sich selbst rächen, wenn er nicht mit Schande überhäuft leben will. Auf der andern Seite bringt die richterliche Verurtheilung eine Schmach, welche größer ist als jedes Verbrechen, eine Schmach, welche das ganze Geschlecht trifft. Je höher der Stand des Japanesen, desto feiner und schärfer ist auch dessen Gefühl für Schande, oder wenn man will der Punkt der Ehre. Es ist eine krankhafte Empfindung geworden, gegen welche gesunde Vernunftgründe nichts auszurichten vermögen.

Drei Dinge sind es, welche den Japanesen hindern seinen Rachedurst zu stillen: einestheils die Höflichkeitsformen, gegen die er nicht fehlen darf, ferner die Gesetze hinsichtlich der Erfüllung der Berufspflichten, welche er nicht zu übertreten wagt, und endlich die Furcht, die männlichen Glieder seines Stammes oder seine nächsten Nachbarn ins Unglück zu stürzen. Diesem allem macht die freiwillige Bauchaufschlitzung ein Ende. Manche sind so von Rachgier erfüllt, daß sie nur dafür leben; dann müssen sie häufig jahrelang den Durst nach Rache im Gemüthe ungestillt mit sich herumtragen, und sich mit Verstellung und Arglist vertraut machen. Schlägt dann endlich die Stunde der Rache, haben sie die ihnen zugefügte Beleidigung im Blut des Feindes abgewaschen, dann kommt die freiwillige Bauchaufschlitzung allen gerichtlichen Nachspürungen, Untersuchungen und Strafen zuvor. Keine Schande trifft den, der sich selbst entleibt, keine Schande klebt den Hinterbliebenen an, und durch seine That hat er seinem ältesten Sohne die Nachfolge im Amt gesichert. Dieser letzte Punkt ist bei der Beurtheilung der freiwilligen Bauchaufschlitzung gewiß nicht unwichtig und gehört vielleicht zu den Ursachen, welche den Selbstmord befördern.

Geht man in der japanischen Geschichte weiter zurück, so möchte man dort auch noch ein anderes Motiv für die freiwillige Bauchaufschlitzung finden. Vielen Todesurtheilen gingen die ausgesuchtesten Grausamkeiten voraus, und die Hinrichtungen selbst wurden auf die qualvollste Weise vollzogen. So ist es leicht zu erklären, daß man einen Selbstmord, der so sehr in Ehren gehalten wird und gegen den keine religiösen Bedenken sprechen, den wochenlangen Martern vorzieht, welche häufig von so barbarischer Art sind, daß etwas Aehnliches nur äußerst selten in Europa gefunden wird.

Gleich wie die Japanesen sich gegenseitig im Umgange mit großer Feinheit und Zartheit behandeln, eben so empfänglich sind sie auch für Edelmuth, für edle Thaten und für erhabene Aufopferung. Bei ältern und neuern Schriftstellern über Japan findet man viele Beispiele dieser Gesinnung gesammelt.

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1840, von Capit. Ch. Bocher.

(Fortsetzung.)

Um zu begreifen, wie wenig dieser Aufstand durch das Benehmen der französischen Verwaltung gerechtfertigt war, muß man auf eine Epoche zurückgehen, welche unserer Herrschaft voranging. Damals waren die Oasenbewohner Gefangene mitten unter ihren Palmbäumen. Der Nomade, der Araber par excellence, durchzog beständig die Ebene und die Straßen, plünderte den Reisenden, oft auch den Oasenbewohner, um ihm nicht selten in seinem Hause das wieder zu verkaufen, was er ihm auf der Straße abgenommen. In den Oasen selbst war der Bewohner den Räubereien des Arabers zu sehr ausgesetzt; er mußte sich nach dem Mittelpunkte, hinter ein arges Labyrinth kleiner Bewässerungscanäle und Mauern flüchten. Alle Jahre kam eine schwache türkische Colonne mit arabischen Reitern im Gefolge, um die Steuer zu erheben. Die armen Oasenbewohner konnten nicht bezahlen; die Araber bezahlten dann für sie, allein sie ließen sich dafür Gärten verpfänden und trafen die Einrichtung, daß sie die Eigenthümer wurden; dieß der Ursprung der zahlreichen Besitzungen der Nomaden in den Oasen. Man sah damals nicht, wie heute, einen Zabi, welcher den Haik des Dscherid trug, oder den Burnus der Beni-Abbes; er war in grobe Wolle gekleidet, ging barfuß, und hätte es nie gewagt sein Haupt mit der Brima (einer runden Schnur von Kamelhaaren) zu bedecken, welche den gewöhnlichen Schmuck des Häuptlinges oder Reiters bildete.

Unter unserem Schutze konnte der Zabi das Costüm des Arabers tragen, der diese Umwandlung mit einer Mischung von Verwunderung und Zorn betrachtete. Der Zabi wurde übermüthig, wie alle an einen langen Druck gewöhnte Leute, welche man das Haupt aufrichten läßt; der Zabi fand alle Straßen frei; er ging nach Algier, nach Constantine, und verhöhnte im Vorübergehen den Mann des Zeltes, der lüstern sein Gewehr betrachtete und an die schönen Zeiten von ehemals dachte; endlich noch die in den Augen des Nomaden ungeheure Umwandlung: Der Zabi beging den Luxus und nahm zwei Frauen; dieß war eine ganze Revolution. Wie kam der Mann der Oasen dazu, sich gegen die Franzosen aufzulehnen, gegen eben diejenigen, welche ihm ein so angenehmes Loos bereitet? Wie gesagt; erbittert durch die Spöttereien der Araber, lieh er das Ohr anti-französischen Einflüsterungen. Die fiskalische Frage mochte von unseren Agenten wohl unvollkommen gelöst worden seyn; bei einer Zählung von mehr als einer Million

Palmbäumen, welche in weniger als zwei Jahren gemacht wurde, waren Irrungen unvermeidlich; allein unsere Verwaltung sammelte alle gerechten Klagen und versprach eine Revision. [1] Vielleicht wäre es klüger gewesen, den besitzenden Arabern, besonders den Ahl-ben-Ali keine Steuern aufzulegen, wie dieß unter der türkischen Herrschaft geschah; allein die Theorie demokratischer Gleichheit überwog die Ideen von Privilegien, welche auch wenig mit unseren Interessen übereinstimmten. Man kann mit Bestimmtheit sagen daß ohne den Groll der Nomaden, ohne ihre übermüthigen Reden, in welchen sie es den Oasenbewohnern zur Schande anrechneten daß sie sich den Franzosen, den Christen, ohne Pulver verbrannt zu haben, unterwarfen, die Ränke von Bu-Zian ihren Zweck nicht hätten erreichen können, besonders wenn nicht noch andere Gründe der Unzufriedenheit sich zu dem Hasse der Araber gesellt hätten, um alle feindseligen Plane zu unterstützen.

Die französische Verwaltung zu Biskara wurde erst sehr spät, als das Unheil schon angerichtet war, von dem Treiben Bu-Zian's unterrichtet. Der dem arabischen Bureau beigegebene Officier, Hr. Seroka, ging alsbald mit dem Auftrage ab, sich von dem Geiste der Bevölkerung zu überzeugen, ihnen gute Worte zu geben und die Lügen zu nichte zu machen. Er fand alle Dörfer ruhig, überall wurde er wie gewöhnlich aufgenommen; nur bemerkte er, daß man viel sprach, daß man für diesen Mann von Zaatscha, der den Propheten gesehen, der alle Tage Leute um sich versammelte, Besuche empfing und Hämmel schlachtete, sehr eingenommen war; dieser mit den Landessitten genau bekannte Officier begriff damals den Ernst der Gefahr. Als er die Keime des Aufruhrs, je mehr er sich Zaatscha näherte, fast augenscheinlich von Stunde zu Stunde größer werden sah, war es nicht möglich Verstärkungen zu verlangen oder Befehle einzuholen; man mußte ohne Verzug Bu-Zian aufheben, der mit jedem Tage die ganze Bevölkerung von Zaatscha gegen uns in Waffen bringen konnte. Der Officier traf mit Ueberlegung seine Maßregeln, ging mit einigen Spahis nach Zaatscha, und nahm Bu-Zian gefangen; allein an eben diesem Morgen war der heilige Krieg von der Moschee herab verkündet worden, und der Marabut, dessen Schuld die ganze Einwohnerschaft theilte, war nur einige Augenblicke in unserer Gewalt.

Diese mißglückte Unternehmung hatte indessen das glückliche Ergebniß, daß sie alle Illusionen zerstreute. Man sah ein, daß die Aufstellung einer imposanten und ständigen Macht zu Biskara nothwendig sey. Eine Colonne von 300 Mann hätte damals genügt, um Zaatscha zu überfallen, Bu-Zian aufzuheben, oder ihn zur Flucht zu nöthigen. Ergriff man ihn, so war alles zu Ende; kam er davon, so verlor er seinen Nimbus, dessen er gerade damals zu Aufregung der Gemüther sehr nothwendig bedurfte. Zudem deckt Biskara Batna, und Batna wiederum Constantine; der Frieden zu Batna hängt von dem Frieden in dem Bezirke Biskara ab.

Nachdem der Versuch, Bu-Zian aufzuheben, mißglückt war, geriethen alle Oasen der Gruppe, zu welcher Zaatscha gehört, das Zab Daharawi in vollen Aufstand; der Oberst Carbuccia befehligte damals zu Batna. Wie alle Heerführer in den Provinzen Algier und Constantine, war er damit beschäftigt, die einzelnen Aufstände unter den Arabern zu unterdrücken. Der Oberst Canrobert operirte bei den Beni-Sala und bei den Beni-Meniköfch an den südlichen Abhängen des Dschurdschura. Der General Blangini hatte so eben nach dem blutigen Kampfe von Bordsch-Bahgni die Guetschula unterworfen. Die Ulad-Feradsch, eine Hauptfraction der Uled-Naila, welche an der Gränze der Sahara, zwischen beiden Provinzen wohnen, leisteten einer von Medeah gekommenen Colonne Widerstand. Der General Herbillon endlich war bei den Zuaghas. Der Oberst Carbuccia befand sich als er die Ereignisse von Ziban erfuhr in dem Hodna, dem Lande der Uled-Sahhun, welche auch in offenem Aufstande begriffen waren. Er ließ das Beispiel einer energischen Bestrafung zurück und schlug die Straße nach Biskara ein, um nach der Oase Zaatscha zu marschiren, wo er gegen Ende Julius ankam. Der Oberst Carbuccia, der sich in kurzer Zeit zu den höchsten Stufen der Armee emporgeschwungen, ist einer jener kühnen, unternehmenden, zu raschem Handeln stets bereiten Officiere, einer jener Männer, welche der Erfolg bei kühnen Unternehmungen begleitet; im Kriege aber gibt es oft unvorhergesehenen Widerstand, welcher das Mißlingen kühner Thaten erklärt. Da, wo später eine mit Artillerie versehene Armee von 5—6000 Mann erst nach einer sechswöchigen Belagerung den Sieg erringen konnte, konnte der Oberst Carbuccia mit den geringen Streitkräften, über welche er zu verfügen hatte, nicht in einem Tage zu Ende kommen. Die Schlappe war ernst und deren moralische Wirkung groß. Bu-Zian schrieb Briefe an die Bewohner des Aurèsgebirgs und in den Zibans, um den Widerstand zu vergrößern und zu den Waffen zu rufen. Ein allgemeiner Aufstand, welcher sich über den ganzen Süden der Provinz Constantine verbreitete, war die Antwort auf den von Zaatscha ausgegangenen Siegesschrei.

Sidi Abd-el-Afsit, welcher seit langer Zeit auf den Augenblick wartete, um uns anzugreifen, war einer der ersten, welche die Offensive ergriffen. Nachdem er nahezu 4000 Mann aus dem Aurès und dem Zab-Scherki (dem östlichen Zab) gesammelt, rückte er bis zu dem Dorfe Seriana vor. Der Befehlshaber, Hr. von Saint-Germain, scheute sich nicht, ihm mit 200 Pferden und mit 300 Mann Infanterie entgegenzugehen. Es war ein fürchterlicher Zusammenstoß: 250 Eingebornen wurden getödtet, die Fahne von Abd-el-Afsit erbeutet, allein der tapfere Saint-Germain fiel, von einer Kugel in den Kopf getroffen, und die Armee erkaufte diesen ersten Erfolg mit einem Trauerfall. Bu-Zian kam Abd-el-Afsit nach Seriana entgegen; auf die Kunde von seiner Niederlage kehrte er eilig nach Zaatscha zurück.

Der General Herbillon, Commandant der Provinz Constantine, war indessen mit einer durch Truppen aus der Provinz Algier verstärkten Colonne aus der Hauptstadt seiner Division aufgebrochen. Er führte einen großen Zug Kamele mit Werkzeugen, Erdsäcken und Artilleriemunition beladen mit sich, um Zaatscha, den Hauptpunkt aller Aufrührer, belagern zu können; Zaatscha mußte er bezwingen, ehe er an Dämpfung des Aufstandes denken konnte, der sich nach allen Seiten hin bis in die Provinzen Algier und Oran immer weiter ausbreitete. Der General Herbillon, welcher mit einer unbestreitbaren militärischen Befähigung eine lange Erfahrung im afrikanischen Kriege in Afrika verband, versäumte nichts, um den Erfolg seiner Operationen zu sichern und zugleich die Gesundheit seiner Mannschaft zu schonen. Seine Expeditionscolonne, welche durch aus Batna und Biskara gezogene Truppen vermehrt worden, mochte sich auf nahezu 4000 Mann von allen Waffengattungen belaufen, als sie am 7 October Morgens vor der Oase ankam. Von diesem Augenblicke an vereinigte sich alles Interesse an dem zwischen den Leuten aus den Ziban und den Franzosen entbrannten Kampfe auf diesem einzigen Punkte. Die Palmbäume, die Gärten von Zaatscha wurden der Hauptschauplatz des grausamen Kampfes, dessen Ursachen wir angegeben, dessen Ereignisse wir noch zu berichten haben. Das Gefecht von Seriana war der Vorläufer einer Reihe von blutigen Kämpfen und Operationen, welche von unserer Seite durch all' den langsamen Gang einer regelmäßigen Belagerung hindurch mit heldenmüthiger Ausdauer fortgeführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Telegraphen-System in den Vereinigten Staaten. Als Beispiel von der Vollkommenheit, wozu das Telegraphenwesen in Amerika bereits gebracht worden ist, können wir anführen, daß neuerlich der wesentliche Stoff der mit der Europa gekommenen Nachrichten von New-York nach New-Orleans — eine Strecke von 2000 (engl.) Meilen — gesandt und zugleich von dort darauf replicirt worden, in der unglaublich kurzen Zeit von 3 Stunden 5 Minuten.

[1] Ein weiblicher Palmbaum trägt jährlich sechs Franken ein; die französische Steuer beträgt 40 Centimes — weniger als der zehnte Theil des Ertrages, welcher verlangt werden könnte. In Tuggurth und in dem Dscherid, welches die Sahara der Regentschaft Tunis bildet, ist der Steuersatz etwas höher als bei den Franzosen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 141. 13 Junius 1851.

Der Reisende Layard.

Austin Henry Layard, von einer seit vielen Jahren in England ansässigen französischen Familie protestantischer Confession abstammend, wurde am 5 März 1817 zu Paris geboren, wo damals seine Eltern temporär sich aufhielten. Sein Vater, welcher in den Jahren 1820 bis 1830 eine angesehene Stelle bei der Civiladministration auf der Insel Ceylon bekleidete, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit und kunstliebend, lebte später etliche Jahre mit dem Sohne in Italien, namentlich in Florenz, wo der junge Layard ältere und neuere Sprachen erlernte und eine tüchtige gelehrte Bildung erhielt; daneben beschäftigte er sich viel mit Kunst und lernte rasch und gut zeichnen. Nachdem Austin Henry Layard 1833 nach England zurückgekehrt war, besuchte er die Universität, um nach dem Wunsche seines Vaters sich dem Rechtsstudium zu widmen; er wurde dann Doctor der Rechte, und begann seine praktische Laufbahn als Jurist. Aber das trockene Jus behagte ihm nicht lange, denn schon im Sommer 1839 gab er es für immer auf, und bereiste, ohne einen bestimmten Zweck vor Augen zu haben, einen Theil von Rußland, Schweden und Dänemark, hielt sich einige Zeit in Deutschland, dann in Siebenbürgen und den Donauländern auf, und erlernte sowohl deutsche, als verschiedene slawische Dialekte. Von Dalmatien ging er nach Montenegro, wo er bei dem damals jungen Wladika mehrere Wochen verweilte und in hohem Ansehen stand. Von dort reiste er unter vielen Abenteuern durch Albanien und Rumelien, und kam im Anfange des Jahres 1840 nach Konstantinopel. Nach kurzem Aufenthalte ging er nach Kleinasien, und durchreiste theils allein, theils mit seinem Freunde W. F. Ainsworth (Verfasser der Reise durch Mesopotamien, Chaldäa und Armenien) dieses so wie verschiedene andere interessante Länder Asiens, wo er, gekleidet und lebend wie ein Araber der Wüste, die Sprache und die Sitten der Eingebornen sich aneignete. Im J. 1841 durchreiste Layard allein Persien, und er verließ Ispahan im September, um Susa und andere interessante Gegenden in den baktyarischen Gebirgen zu untersuchen; begleitet von Schitfir Khan, einem baktyarischen Häuptling, überstieg er die hohe Bergkette von Mungascht, besuchte die beträchtlichen Ruinen von Mandschanik — welche nach seiner Angabe denen anderer sassanidischen Städte sehr ähnlich sind — und ebenfalls die Trümmer in der Ebene von Mei Emir, wo er mehrere Inschriften in Keilschrift copirte. Obgleich er in diesen jedem Fremden sehr gefährlichen Gegenden stets allein reisete, so begegnete ihm doch nur ein einziger Unfall: er wurde in den Bergen von Susa von einem Stamme der Dinarunis ausgeplündert, aber erhielt bald durch den Häuptling alles, was ihm abgenommen war, wieder zurück. Nachdem er die Ruinen von Susa und das sogenannte „Grab Daniels" besucht, aber nicht sehr wichtig befunden hatte, verweilte er 1842 und 1843 in der Provinz Khusistan und lieferte eine ausführliche Beschreibung derselben der königlichen geographischen Gesellschaft in London. Darauf durchzog er in Begleitung eines Freundes von neuem Kleinasien und Syrien in allen Richtungen, so daß schwerlich ein interessanter Fleck dieser Länder ihm unbekannt geblieben ist; trotz mancher Gefahren reiseten sie stets ohne Escorte und wurden durch täglichen Umgang mit den Einwohnern mit deren Sitten und Sprache immer vertrauter. Aber alle diese großen und schwierigen Reisen waren für Layard gewissermaßen nur Vorbereitungen zu dem Zwecke, welchem er schon lange sein Leben und seine Talente gewidmet hatte. Er selbst drückt sich darüber schriftlich so aus: „Ich hatte Kleinasien und Syrien durchreiset, sowohl die Stätten der Civilisation des Alterthums, als die Gegenden besucht, welche durch unsere Religion geheiligt sind. Aber immer fühlte ich in mir einen unwiderstehlichen Drang in die Gegenden jenseits des Euphrat vorzudringen, welche von Geschichte und Sage als die Wiege der Weisheit des Westens bezeichnet werden." Mit solchen Gefühlen erreichte Layard das Ufer des Tigris, denn sein einziges Bestreben war, das über Assyrien und Babylonien schwebende geheimnißvolle Dunkel aufzuhellen. Zu diesem Zwecke kam er nach Mosul und untersuchte mit geringen eigenen Hülfsmitteln die Ruinen von Nimrud und Kojundschik. Darauf begab er sich nach Konstantinopel, um nach England zurückzukehren, dort die Resultate seiner Entdeckungen mitzutheilen und bedeutendere Hülfsmittel, als er besessen, zu umfassendern größern Ausgrabungen zu erwirken. Nachdem er in Konstantinopel den brittischen Gesandten Sir Stratford Canning von seinen bisherigen Leistungen und seinen Planen unterricht hatte, erkannte dieser bald Layards Charakter und Talente, so wie dessen genaue Kenntniß des Orients sammt Sitten und Sprachen, und bewog letztern bei der Gesandtschaft zu bleiben, wo er bei mehrern wichtigen Verhandlungen derselben gebraucht wurde. Da der Gesandte für die von dem französischen Consul Botta in Mosul zuerst angestellten Ausgrabungen sich lebhaft interessirt hatte, so verschaffte er Layard die Mittel seine bereits begonnenen Ausgrabungen assyrischer Denkmäler fortzusetzen. Darauf begab sich Layard im J. 1840 nach England zurück, wo er aber nur einige Monate verweilte, und, obgleich an einem hartnäckigen, intermittirenden Fieber leidend — das er durch seinen Aufenthalt in den feuchten unterirdischen Gemächern von Nimrud sich zugezogen hatte — die Herausgabe seines bekannten, hochwichtigen Werkes: „Niniveh und dessen Trümmer" in zwei Bänden, nebst dazu gehörigen 100 Kupfertafeln leitete, auch einen Band voll Inschriften in Keil-

schrift für das brittische Museum zusammenstellte. Im Herbst 1849 kehrte er mit bedeutenden Hülfsmitteln versehen wieder nach Assyrien zurück und setzte seine begonnenen Ausgrabungen — deren Ausbeute in dem assyrischen Museum zu London aufgestellt ist — bis gegen das Ende des J. 1850 im umfassendern Maaßstabe fort, wie die englischen Zeitungen uns gemeldet haben. Nach den neuesten Nachrichten befindet er sich jetzt wieder in England um die glänzenden Resultate seiner mühevollen, aber für die Wissenschaft so wichtigen Arbeiten zu veröffentlichen.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

5. Skizzen aus Hocharagonien.

(Fortsetzung.)

Rings um die Stadtmauern schlingt sich ein von Ulmen und Eschen spärlich beschatteter Sandweg, der als Promenade dient und namentlich in den spätern Nachmittagsstunden von dem gebildeteren Theile der Bevölkerung, den Beamten, Officieren und dem Klerus, ziemlich frequentirt wird. An Sonn- und Festtagen begegnet man daselbst auch mancher hübschen und elegant gekleideten Dame, ein Beweis, daß das alte Jaca in seinem finstern Schooße mehr Schätze birgt als sein Aussehen vermuthen läßt. Da Jaca hoch liegt und gar keine Vorstädte besitzt, so hat man von der Promenade aus, auf welche hier und da rohe Steinbänke mit an die Stadtmauer gemalten Lehnen zum Ausruhen einladen, überall eine freie Aussicht über das weite Thal und die dasselbe einschließenden Gebirge. Die schönste und imposanteste Aussicht und zugleich Ansicht der Stadt selbst genießt man aber von den Wällen der Citadelle, die nahe am nördlichen Rande der Stadt auf dem nach dem Ufer des Aragon sich hinabsenkenden Vorsprunge des Stadthügels erbaut ist, und wie weiland die Akropolis von Athen durch zwei lange Mauern mit der Stadtmauer in Verbindung steht. Die Citadelle von Jaca stammt aus neuerer Zeit, bildet ein regelmäßiges Fünfeck, ist ganz und gar aus Sandsteinquadern erbaut, besitzt bedeutende Magazine und Casematten und war damals ziemlich vollständig armirt. Da der Wirth der Posada, wo ich wohnte, mit dem Commandanten persönlich bekannt war, so wurde mir der Eintritt in die Citadelle, welche zu den spanischen Festungen zweiten Ranges gehört, ohne Schwierigkeit gestattet. Die Aussicht ist besonders von den nördlichen und westlichen Bastionen aus ungemein reizend, namentlich gegen Sonnenuntergang in jener weichen duftigen und warmen Beleuchtung, die dem Süden Europa's eigenthümlich ist und sich mir auf dieser Reise in Jaca zum erstenmale wieder in ihrer vollen Schönheit zeigte. Gegen Norden sieht man gerade in das tiefe romantische Thal von Canfranc hinein, aus welchem der Aragon hervorströmt und über dessen rechter Wand die Peña Colorada, eine kolossale Schneepyramide von wahrscheinlich mehr als 8000 Fuß Höhe, gleich einem versteinerten Riesen Wache hält. Andere ferner gelegene Schneeberge von noch kühneren Formen bilden den Hintergrund der dunkeln Thalschlucht und ragen auch hier und da über die kahlen Kämme empor, mit denen die Verzweigungen der Pyrenäen am Nordrande der Ebene von Jaca endigen. Gegen Westen überblickt man einen großen Theil des ungeheuern vom Aragon bewässerten Bassins, welches unmittelbar bei Jaca recht gut bebaut und zu beiden Seiten des breiten in mehrere Arme getheilten Flusses mit zerstreuten, von Obst- und Gemüsegärten umkränzten Bauernhäusern recht anmuthig geschmückt ist. Der hochgewölbte mit Nadelwaldung dicht bekleidete Berg von San Juan de la Peña und dessen ebenfalls bewaldete westliche Verlängerungen umwallen gegen Westen jene geräumige Thalebene, die zuletzt in nebliger Ferne von den zackigen Gebirgen Navarra's begränzt erscheint. Wendet man endlich seine Blicke gen Süden, so wird man durch den Anblick der vielthürmigen Stadt angenehm überrascht, der hier äußerst pittoresk ist, theils weil sich die alterthümlichen Gebäude der Stadt gerade hier sehr gut gruppiren, theils und vornehmlich deßhalb, weil hier die gewaltige Felsmasse der Peña de Oroël gerade hinter dem westlichen Theile der Stadt emporsteigt. Dieser Berg, einer der höchsten Gipfel des den Pyrenäen gegenüberliegenden Bréciengebirges, erhebt sich eine gute Stunde von Jaca, von wo aus er beinahe wie eine ruhende Sphinx aussieht. Er bildet nämlich einen hohen von SO nach NW sich erstreckenden Kamm, welcher an seinem westlichen Ende, wo er seine größte Höhe erreicht, wie abgeschnitten ist, indem er hier auf drei Seiten in schroffen weit über tausend Fuß hohen Felsen abstürzt. Diese gewaltigen Felsmassen, welche eine röthlich gelbe Farbe besitzen, sind natürlich kahl, der übrige Theil des Berges dagegen ist fast überall mit schöner Nadelwaldung dicht bekleidet. Der ganze Berg thront majestätisch auf einem breiten, theils mit Gebüsch, theils mit Triften bedeckten Fuße, an den sich kahle von den Regenwässern bizarr zerrissene Mergelhügel von grauweißer Farbe anlehnen.

Die Peña de Oroël oder Uruel, ein in der frühern Geschichte Aragoniens oft genannter Berg, hatte schon von den Gränzen Navarra's an wegen ihrer enormen Höhe und auffallenden Form mein Interesse in hohem Grade erregt. Dort erscheint sie nämlich als ein umgestürzter scharf zugespitzter Kegel, weil man sie en profil sieht. Ich beschloß sofort den Berg zu besteigen, und bereue nicht es gethan zu haben, weil derselbe, abgesehen von seinem reichen und interessanten Pflanzenwuchse, eine Aussicht darbietet, die wegen der unmittelbaren Nähe der Centralpyrenäen, welche man von den waldigen Kämmen Navarra's an bis weit jenseits der kolossalen Schneepyramiden der „drei Schwestern," deren mittelste unter dem französischen Namen des Mont Perdu allgemein bekannt ist, mit einem Blick überschaut, zu den großartigsten gehört welche die Halbinsel aufzuweisen hat. Ich unternahm die Besteigung der Peña de Oroël am 21 Junius. Begünstigt von dem herrlichsten Wetter verließ ich Jaca schon um 4 Uhr Morgens, in Begleitung meines Bedienten und eines Knechtes der Posada, der mir als Führer dienen sollte. Später gesellte sich auch noch der Eremit der am jenseitigen Abhange des Berges befindlichen Hermita de Nuestra Señora de la Cueva hinzu, um uns seine Wohnung, das einzige Obdach, welches man auf dem umfangreichen Berge findet, zu öffnen. Beiläufig will ich hier bemerken, daß man in Spanien unter „Hermita" (Eremitage) und „Hermitaña" (Eremit) keineswegs eine Einsiedelei oder einen Einsiedler versteht. Hermitas nennen die Spanier (deßgleichen die Portugiesen) alle vereinzelten außerhalb der Ortschaften gelegenen Capellen, und Eremit den Mann, welcher mit der Pflege und Beaufsichtigung eines solchen Gotteshauses betraut ist, und häufig das dazu gehörige Grundstück als Pächter bewirthschaftet. Der Eremit gehört daher gar nicht zur Geistlichkeit, und versieht höchstens den Dienst des Glöckners und Sakristans. Er bewohnt entweder einen Theil der Capelle selbst oder ein daneben stehendes Haus; ja wenn kein Feld zu der Hermita gehört, wie es z. B. bei der genannten auf dem Oroël der Fall ist, pflegt der Eremit die Capelle wohl auch gar nicht zu bewohnen, sondern bloß von Zeit zu Zeit nachzusehen ob alles in Ordnung ist. In den mit Grundstücken dotirten Hermitas, die gewöhnlich besuchte Wallfahrtsorte zu seyn pflegen, wohnt der Eremit, welcher natürlich auch verheurathet seyn kann, beständig. In solchen

Hermitas ist gewöhnlich auch ein Weltgeistlicher, doch wird derselbe niemals mit dem Namen Hermitaño belegt.

Wenn man die Peña de Oroël nur einigermaßen genau untersuchen will, so bedarf man eines ganzen Tages. Man unterlasse es daher nicht, sich mit Lebensmitteln und Getränken zu versehen, denn von ersteren ist weit und breit nichts zu haben, und Wasser gibt es auf dem Wege selbst nur bei der Hermita. Da ein leidlicher Saumpfad über den Kamm des Berges bis zu der Eremitage führt, so thut man am besten, die nöthigen Victualien und sonstigen Utensilien auf ein Saumthier zu laden und dasselbe bei dem Eremit zu lassen, während man die verschiedenen sehenswerthen Punkte des Berges besucht. — Der Weg nach der Peña de Oroël ist recht anmuthig. Man tritt bald in einen engen hüben und drüben von malerisch bebuschten Felsenhügeln eingeschlossenen Grund, den ein munterer am Fuße der Peña entspringender Bach durchrauscht. Hier liegen noch einige Mühlen und Gehöfte, weiterhin trifft man keine menschliche Wohnung mehr. Bald hören die Hügel auf, und man steht am Fuße des gewaltigen Sockels, auf dem die Peña selbst ruht. Buxbaum und dornige Ginstersträucher, damals übersäet mit goldgelben Blumen, überziehen den größten Theil der langen Lehne; an andern Stellen, die sich schon von fern durch ihr saftiges Grün auszeichnen, breiten sich quellige kräuterreiche Wiesen aus. Der Weg windet sich nach dem östlichen Ende des Berges zu, und verliert sich bald in der jene Seite des Berges gänzlich bedeckenden Waldung, die größtentheils aus Nadelholz, und zwar vorzugsweise aus der Pyrenäenkiefer besteht. Obwärts sieht man ziemlich viel Tannen, ja selbst Buchen darunter gemischt. Die Waldung ist so dicht, daß der Weg nur selten eine Aussicht gewährt. Bloß an einzelnen Stellen, wo er felsige Vorsprünge berührt oder Schluchten kreuzt, eröffnen sich bezaubernde Blicke auf die weite grüne Ebene des Aragonthales und nach den gegenüber starrenden Eisbergen der Pyrenäenkette, welche sich, je höher man steigt, desto majestätischer und gewaltiger emporthürmt. Es war ein reizender Morgen; — die Vögel sangen so lustig, die laue Luft säuselte so harmonisch zwischen den zarten Nadeln der Kiefern, hie und da fiel ein Sonnenstrahl goldig durch die dunkeln Baumkronen auf den fußhohen blumendurchwirkten Grasteppich, der den Boden des Waldes schmückt, aus den Gründen schollen Axtschläge und Heerdengeläut herauf: kurz, es war mir als wäre ich in meiner gebirgigen Heimath, nahe bei denen, die mir lieb und theuer waren, und nicht in weiter Ferne in den rauhen Gefilden des unwirthlichen Aragoniens!

(Schluß folgt.)

Eine glaubhafte Nachricht über Franklin.

Ein australisches Blatt vom 8 Februar enthält folgende Nachricht über Franklin: „Der Brothers segelte von Honolulu ab, und machte innerhalb 29 Tagen eine der schnellsten Fahrten deren man sich erinnern kann. Capitän Staves gibt an, am Tage vor seiner Abreise habe der brittische Consul Nachricht von zwei Schiffen erhalten, die im St. Georgs Sund Schiffbruch gelitten, und welche, wie man vermuthete, die des Sir John Franklin seyen; zwei brittische Briggs seyen abgeschickt worden, um sich von der Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen."

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1849, von Capit. Ch. Bocher.

(Fortsetzung.)

Die kleine Stadt Zaatscha liegt gegen den nordöstlichen Theil der Oase gleichen Namens. Ein Palmenwald umgibt sie von allen Seiten, so daß man nicht einmal das Minaret der Moschee sehen kann. An dem Saume des Waldes erblickt man eine zur Stadt gehörige Zawia,[1] bei welcher eine Häusergruppe ein vorgeschobenes Werk des Platzes bildet. Verläßt man die Zawia, um in die Oase vorzudringen, so wird man gleich bei den ersten Schritten durch eine Unzahl von Gärten aufgehalten, welche je nach der Art ihrer Cultur mit Mauern von verschiedener Höhe eingeschlossen sind, von Bewässerungscanälen durchschnitten werden und außer Palmen alle Arten Fruchtbäume haben, welche die Aussicht hindern und jede Recognoscirung unmöglich machen. Die wenigen Fußwege, die nach der Stadt führen, sind zwischen den Mauern dieser Gärten eingeschlossen, und erst nach vielen Krümmungen gelangt man an einen sieben Metres breiten, tiefen, sehr steilen Graben, welcher die Veste als ein unüberschreitbares Hinderniß umgibt. Jenseits desselben zeigen sich die bastionirten und krenelirten Befestigungen, die eine verschiedene Höhe haben, um vermehrtes Feuer zu ermöglichen. An diese Mauer lehnt sich ein Theil der Häuser der Stadt, so daß die Vertheidiger, ohne ihre Wohnungen zu verlassen, leicht an dem Kampfe Theil nehmen konnten und sicher vor unseren Schüssen waren. Im Inneren der Stadt sind große viereckige Häuser, welche ihr Licht von innen erhalten und nach außen nur kleine, als Schießscharten dienende Oeffnungen haben, aufs beste zum letzten Hülfsmittel der Vertheidigung geeignet. Endlich bilden schon die am Rande des Grabens erbauten Mauern der ersten Gärten einen äußern Wall, und nach jenseits desselben führt eine Mauer, die so hoch ist, daß man sich darauf stützen kann, um die halbe Stadt, und vermehrt so das hauptsächlichste Hinderniß, die bastionirte und vollkommen krenelirte Mauer. Ein einziges Thor führt in die Stadt, allein dasselbe befindet sich auf derjenigen Seite, wo die Oase am tiefsten ist, somit gerade der dem Saume des Waldes näher gelegenen Angriffsseite gegenüber; überdieß wird sie durch einen großen krenelirten Thurm vertheidigt, dessen Feuer alle Zugänge beherrscht. Nimmt man nun in dieser Veste eine kriegerische und fanatische Bevölkerung an, entschlossen sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, so wird man einen schwachen Begriff von den Schwierigkeiten bekommen, welche unserer warteten. Südlich von Zaatscha, in dem Walde, befindet sich das Dorf Lischana; ein anderes, Farfar, verbirgt sich westlich unter dem Schutze der Palmbäume. Diese Dörfer sandten zur Zeit der Belagerung täglich Verstärkungen nach Zaatscha, das auch beträchtliche Contingente aus den nahegelegenen Oasen Tolga und Buschagrun, wie überhaupt aus allen Ziban und anderen aufständischen Ländern erhielt, so daß die Zahl der von uns zu bekämpfenden Feinde eine ungeheure werden konnte.

Bu-Zian befehligte in Person die Armee der Belagerten: unterstützt von Si-Mussa, seinem Statthalter, übte er über die Araber eine unbegränzte Autorität. Er versäumte kein Mittel zu Unterstützung seiner Prophezeiungen, hatte bedeutende Kriegsvorräthe herbeigeschafft und trieb die Vorsicht so weit, daß er Kugeln aus Dattelsteinen fertigen ließ. Endlich benützte er seine Frau und seine Kinder dazu, allen dasjenige Vertrauen einzuflößen, welches er selbst vor allen andern zeigte; sorgfältig hatte er alle diejenigen entfernt, welche bei dem Kampfe keine wirklichen Dienste leisten konnten, und hatte ihnen die Aufbewahrung des Gesammtvermögens anvertraut.

Das französische Lager wurde an den äußersten Abhängen der Tellgebirge aufgeschlagen. Man war hier beinahe außer dem Bereiche der feindlichen Kugeln. Während die wichtigen Details dieser ersten Festsetzung durch den Obersten Borel de Brétizel überwacht wurden, ließ dieser letztere unter dem Befehle des Obersten Carbuccia eine kleine Angriffscolonne bilden, um sich gleich vom ersten Tage an der Zawia und der zu derselben gehörigen Häuser, so wie einer nahegelegenen Quelle, deren Wasser für das Lager unentbehrlich war, zu bemächtigen. Diese aus zwei Compagnien des 5ten Jägerbataillons, aus einigen Compagnien der Fremdenlegion, aus dem dritten afrikanischen leichten Infanteriebataillon und aus einem Geniedetaschement bestehende Colonne wurde gegen die Zawia dirigirt, deren Vertheidiger durch das Feuer zweier Haubitzen, welche den Angriff eröffneten, schon sehr beunruhigt waren. Der Widerstand war kein langer;

[1] Zawia, eine Art Kloster, welches von gelehrten, frommen und kriegerischen Arabern bewohnt wird.

bald setzte sich ein Theil unserer Mannschaften in diesen vordersten Gebäulichkeiten fest, und der Oberst Carbuccia pflanzte selbst seine Fahne auf dem Minaret der Zawia auf. Unglücklicherweise warfen sich die Chasseurs d'Orléans, ermuthigt durch diesen leichten Erfolg und geführt von einem Officier mit einem Muthe, der alles wagte, zur Verfolgung der Araber in die Gärten. Kein Hinderniß hielt sie auf; die ersten Mauern wurden tapfer überschritten, allein jeder Palmbaum, jeder Stein verbarg einen todesmuthigen Feind, und man konnte nur mit vielem Blutvergießen in diesem Labyrinth vorwärts kommen. Bald mengten sich die Vertheidiger der Stadt unter die sich zurückziehenden Araber, und unsere Jäger, durch ihre Kühnheit bloßgestellt, sahen sich zu einem Rückzuge genöthigt, der noch gefährlicher war als der Angriff. Man sah, wie die Weiber von Zaatscha sich unter die Kämpfenden mengten und diese durch ein scheußliches Geschrei anfeuerten; mehrere derselben führten den Yatagan in der Hand, mit welchem sie unseren unglücklichen Verwundeten, die wegen der Lebhaftigkeit des Gefechtes nicht hinweggebracht werden konnten, vollends den Todesstoß gaben. Bald kamen zwei andere Jägercompagnien, denen endlich zu Hülfe, welche in einem so ernsten Kampfe begriffen waren, begaben sich rasch auf deren linke Flanke und konnten so den Rückzug decken; dieses unglückliche Gefecht kostete uns 20 Todte und 24 Verwundete, darunter mehrere Officiere. Als man am anderen Tage die verlassenen Gärten wieder nahm, bot sich den Augen derer, welche zuerst ankamen, ein gräulicher Anblick; die von den Arabern fortgeschleppten, von ihnen verstümmelten und an Palmbäume gebundenen Verwundeten starben unter den grausamsten Leiden. Vornehmlich hatten sich die Frauen grausam gegen unsere verwundeten Gefangenen gezeigt; dieses Andenken blieb in aller Herzen, und unsere erbitterten Soldaten schonten keine derselben in der Stunde der Rache.

Dank dem glänzenden Muthe der Jäger, welche sich nicht unnütz aufgeopfert, waren wir von dem ersten Tage an Herren des größeren Theiles der die Stadt maskirenden Gärten, und der Oberst Parlset, konnte noch an demselben Abende eine Breschebatterie gegen den Platz errichten lassen. In Folge dieses ersten Jägerangriffes war von Officieren der Specialwaffen eine Recognoscirung der Umgebungen der Zawia vorgenommen worden; diese Officiere wurden auf ihrem Rückwege überfallen. Beinahe alle wurden sie von feindlichen Kugeln getroffen. Jede Waffe, Artillerie, Geniecorps, Infanterie lieferte an diesem Tage so ihr Contingent an Opfern. Am Abende war unser Feldlazareth mit Verwundeten angefüllt, worunter man dreizehn Officiere zählte.

Am folgenden Tage wurde die während der Nacht erbaute Batterie frühzeitig armirt und eröffnete, hinter dicht stehenden Palmbäumen hervor, ihr Feuer gegen die Mauern der Stadt. Um die Wirkung ihres Feuers besser beurtheilen zu können, wurde eine neue Recognoscirung nöthig; sie wurde von General Herbillon dem Commandanten Bourbaki, anvertraut. Dieser Auftrag sagte diesem jungen, muthigen Officier, vollkommen zu. War ein Weg brauchbar, war ein Handstreich auszuführen, so hätte ihn Bourbaki jedenfalls versucht. Unglücklicherweise überstiegen die Schwierigkeiten des Angriffes jede Vorstellung, welche man sich davon gemacht. Ungeachtet eines sehr lebhaften Feuers aus der Veste zog sich der Commandant nicht zurück, nachdem er seinem Auftrage genügt, welcher seinem Bataillon fünf Todte und 40 Verwundete kostete; sechs der Seinigen wurden verwundet, indem sie den Händen der Araber einen Officier vom 8ten Linienregiment und einen Soldaten desselben Corps entrissen, welche ermordet werden sollten.

Während dieses ganzen Tages hielt man sich, nicht ohne Gefahr, in den Tags zuvor von den Jägern genommenen Gärten, und in der Nacht baute die Artillerie unter einem fortgesetzten, mörderischen Feuer eine zweite Batterie 30 Metres vorwärts der ersten. Am folgenden Tage wurde der mit der Leitung der Belagerung betraute Genieoberst Petit in dem Augenblicke tödlich verwundet, wo er die Placirung einer neuen Batterie recognoscirt hatte. Er war von dem Capitän Gambriels und von Hrn. Seroka begleitet. Dieselbe Kugel, welche Hrn. Petit traf, ging Hrn. Seroka durch das Halsband und verwundete ihn bedeutend. An diesem Tage löste man den Arm des unglücklichen Obersten Petit aus, dessen Muth keinen Augenblick wankte. Bis zu seinen letzten Athemzügen leitete er von seinem Zelte aus, wo er sterbend lag, die Belagerungsarbeiten, ließ sich von allem was vorging Bericht erstatten, und erwartete furchtlos den ruhmvollen Tod, diese schöne Zierde eines Soldatenlebens.

Den Tag nach diesem traurigen Ereignisse versuchte es das Bataillon einheimischer Schützen mit dem Verluste vieler Leute vergebens sich einer stark besetzten Position, etwas vorwärts von Zaatscha, zu bemächtigen; dasselbe hatte es mit einem unerschrockenen Feinde zu thun, dessen Muth sich verdoppelte, so oft er die in unserem Dienste befindlichen Eingebornen vor sich hatte, welche die Araber als Verräther und Abtrünnige betrachten. Während dieses Tages feuerte die Artillerie unaufhörlich nach dem Platze; sie errichtete eine neue Batterie, genannt Batterie Petit, die bestimmt war an einer Ecke der Veste, welche die Form eines Viereckes hatte, Bresche zu schießen. Das Geniecorps stellte mit Unterstützung der Infanteristen die Defilements-Arbeiten und die nöthigen Verbindungen her, um die Belagerungsarbeiten und die von uns besetzten Gärten gegen das feindliche Feuer zu schützen. Von diesem Augenblick an wurde ein regelmäßiger Transcheen-Wachdienst organisirt, der beinahe die Hälfte der verfügbaren Truppen erheischte. Unsere Soldaten, welche vor Begierde brannten sich zu schlagen, mußten bis zum letzten Tage der Belagerung dieses beständige Wachleben führen, das dem französischen Charakter so sehr zuwider ist. Nachdem sie in die Gartenmauern, welche sie von dem Feinde trennten, Löcher gemacht, schafften sie sich durch einige auf einander gelegte Steine einen Stützpunkt, worauf sie sich an ihre Schießscharte setzen konnten. Auf diese Weise warteten die meiste Zeit, das Auge auf der Lauer, unsere Schildwachen Tag und Nacht auf einen Feind, der stets zu kommen bereit war. Da wir es mit Arabern zu thun hatten, welche im Kampfe ebenso listig als gewandt im Schießen waren, so hatten wir unaufhörlich trotz tausend Vorsichtsmaßregeln einige Verluste zu beklagen. Der Artillerie-Capitän Besse wurde durch eine Kugel, welche ihn in die Stirne traf, in dem Augenblicke getödtet, wo er ein Geschütz richtete. Man würde sich vergebens eine Vorstellung von der Wuth und Kühnheit des Feindes machen, den wir vor uns hatten; bald warf er sich mit wildem Geschrei auf unsere Sappenarbeiten, um diese zu zerstören, nachdem er deren Vertheidiger getödtet; bald schlich er sich bei Nacht am Fuße einer Mauer hin, um diese zu übersteigen und unsere Soldaten zu überfallen, welche vor Ueberraschung keine Zeit zu ihrer Vertheidigung hatten. Am 11ten und 12ten kamen derartige Kämpfe mitten in den Transcheen vor.

(Fortsetzung folgt.)

Belfast und das übrige Irland. Es gibt nirgends in der Welt einen solchen Contrast als zwischen Irland und seiner eignen Stadt Belfast besteht. Sie ist aber kein irisches Product, sondern rein eine Gründung schottischer Presbyterianer; ihr Wachsthum ist unerhört und nur mit amerikanischen Städten vergleichbar. Irland, das ganze übrige Irland, nimmt reißend schnell ab, Belfast reißend schnell zu, und außer Belfast gibt es nichts in Irland was zunimmt, als etwa Armuth, Hunger und Elend. Nur allein Belfast wird ein von allen übrigen Orten Irlands ganz verschiedenes Census-Resultat liefern. In 30 Jahren hat sich die Volkszahl Belfasts mehr als verdreifacht, und dieses Wachsthumverhältniß übertrifft das einer jeden andern Stadt im Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland weit. Die Zahl der Einwohner Belfasts betrug im Jahre

1821	1831	1841	1851
37,000	53,000	75,000	über 112,000.

Statt dessen meldet die „Castlebar Constitution“ vom 22 Mai 1851, daß diesen Frühling bereits über 600 Familien aus der Gegend von Westport in Mayo an der Westküste Irlands nach dem „fernen Westen“ gewandert sind. Dieses Verhältniß ist enorm und so ist es überall in Irland.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 142. 14 Junius 1851.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

1. Abreise von Bajasid. — Engpaß Khasi-Gök. — Kurdische Räuber. — Der Naturcharakter Persiens und Armeniens. — Die Hochebene von Ga'awa.

Am 2 Julius verließ ich Bajasid unter der Escorte von drei kurdischen Reitern, welche, im Dienste Behlul Pascha's stehend, unter den Räuberhorden dieses Gränzgebirges bekannt waren, und deren Begleitung, wie mir der Pascha versicherte, selbst in geringer Zahl auf so einsamen Wegen hinreichte, da größere raublustige Banden sich gewöhnlich nur in der Nähe der Karawanenstraße versammeln. Dr. Burdorf, der Arzt der Quarantäne von Bajasid, nahm nicht ohne Seufzer Abschied von uns. Damit soll nicht gesagt seyn, daß der wackere Mann für uns eine besonders warme Neigung gewonnen hätte. Aber als der einzige Europäer fühlte er sich in diesem kurdischen Gränznest sehr einsam, sehr verlassen. Reisende von Bildung sind in Bajasid höchst seltene Erscheinungen. Hat man hier doch nicht einmal den Trost von Zeit zu Zeit eine christlich orientalische Karawane zu sehen. Die jetzt gänzlich verödete Stadt zieht nicht leicht einen Wanderer an, die Bevölkerung steht im Rufe ungastlicher Rohheit und spitzbübischen Charakters, die Umgebung ist bis unter die Wölbung der Stadtthore unsicher, und selbst in den Straßen sind des Abends Raubanfälle und Mordversuche mitunter vorgekommen. Die Karawanen ziehen zwei Stunden nördlich von Bajasid über das Gebirge, und finden es selten der Mühe werth mit der Stadt zu verkehren. Der arme Dr. Burdorf klagte mir, daß er manchmal Monate lang völlig abgeschlossen von der civilisirten Welt in diesem düstern Neste sey, ohne selbst Briefe oder Zeitungen empfangen zu können, und daß sein Lebensunterhalt ganz von der Gnade des Pascha abhänge, welcher trotz der Befehle des Seraskiers von Erzerum dem Doctor unregelmäßig und so ungern wie möglich seinen Monatgehalt auszahlte. Der Pascha mußte solchen von den Einkünften seines kleinen und verarmten Paschaliks bestreiten, welche sich von Jahr zu Jahr durch Auswanderung und Steigerung des Elendes der Bevölkerung minderten. Dr. Burdorf war bei längerem Aufenthalt in dieser freudlosen Stadt unter einer so falschen und tückischen Bevölkerung überaus mißtrauischen Sinnes geworden. Er befürchtete unaufhörlich, mit oder ohne Vorwissen des Pascha beraubt oder gar bei Seite geschafft zu werden, und schickte deßhalb von Zeit zu Zeit seine ersparte Baarschaft an ein Consulat in Erzerum, in der Hoffnung, daß der Pascha hievon Kenntniß erhalten und nicht etwa durch die Aussicht auf eine glänzende Hinterlassenschaft des Doctors verleitet werde Plane zu seinem Verderben zu schmieden. Unter diesen Umständen war die Freude dieses Mannes bei jedesmaliger Ankunft eines gebildeten Europäers wohl begreiflich, ebenso die Trauer, so oft er einen solchen scheiden sah, und sich dann wieder recht verlassen fühlte unter raubsüchtigen Kurden, niederträchtigen Armeniern und fanatischen geldgierigen Türken.

Der einsame Weg, welchen uns die kurdischen Reiter führten, ging über steile Kalkfelsen, die auf beiden Seiten in schroffen, wilden, zerrissenen Massen emporstarrten. Hier wie in der nächsten Nähe von Bajasid sieht man viele Stellen, wo der Trachytporphyr mit glasigem Feldspath den Kalk durchbrochen, gehoben, zersprengt und, die Schichtung vernichtend, Sedimentgestein in regellosen Massen übereinander aufgethürmt hat. Spuren von kraterischer Thätigkeit, von geflossenen Laven, habe ich auf dieser Höhe nicht mehr wahrgenommen, aber tief unter uns in der Ebene waren die schwarzen Lavahügel, welche der alte Vulcan Tanturek aus seinen verschiedenen Kratern und Seitenspalten gespieen, deutlich wahrnehmbar.

Auf der Höhe des Engpasses Khasi-Göl, d. i. Fuchsquellen — der Name kommt von der Menge der Füchse und Schakale, welche nach der Versicherung der Eingebornen hier auf dem quellenreichen Gränzgebirge sich aufhalten und, den Heerden nachstellend, das frische Wasser trinken — traf ich im Laufe des Nachmittags unsere Karawane wieder. Sie war hier seit dem frühesten Morgen gelagert und hatte gleich bei ihrer Ankunft ein Abenteuer bestanden, welches unserm buckeligen Kariwan-Baschi Kara-gös bittern Aerger und einigen seiner Gefährten schweren Kummer machte, während wir bei Anhörung der Details des Vorgegangenen einige Mühe hatten das laute Lachen zu unterdrücken.

Im Augenblicke wo die Karawane bei trüber Frühatmosphäre die Paßhöhe erreichte, bemächtigten sich die im Nebel lauernden Kurden trotz der äußersten Wachsamkeit der Kadirtschis und ihrer Knechte einiger Packpferde und entführten sie mit erstaunlicher Flinkheit. Die zunächst des Karawanenzuges reitenden Armenier wagten nicht auf die Kurdenschaar zu feuern, wohl aus Furcht vor der Blutrache. Denn der Tod eines Kurden hätte wahrscheinlich die ganze Horde zum Angriff versammelt. Durch Abfeuern ihrer Gewehre in die Luft gaben die Armenier jedoch Lärmsignale, und sämmtliche bewaffnete Reiter der Karawane waren alsogleich versammelt. Man berieth sich was zu thun sey, dachte aber feigerweise an keine augenblickliche Verfolgung. Endlich entschloß sich Kara-gös, zwei Knechte, welche das Kurdische sprachen, auf das beste beritten, aber unbewaffnet den Räu-

bern nachzusenden, mit dem Auftrage die Kurden durch Drohungen und durch das Versprechen eines Geldgeschenkes zur Rückgabe des Raubes zu bewegen. Die beiden Reiter folgten auf den besten Pferden über die nebelige Halde nach den höchsten Plateaux hinauf, wo sie die Räuber vermutheten. Nach stundelangem bangem Harren sah man sie kleinlaut und niedergeschlagen zu Fuß zurückkehren, fast all ihrer Kleider bis auf das Hemd beraubt. Sie waren unter eine kurdische Bande gerathen, welche auf den Plateaux dieses Gränzgebirges umherspukte und, mehr auf persischem als türkischem Gebiete weidend, um den angedrohten Zorn und die Rache Behlul Pascha's sich wenig kümmerte. Unser Karwan-Baschi, welcher für die ihm anvertrauten Waaren verantwortlich war, schickte noch an demselben Tage einen seiner Leute nach Bajasid den Vorfall zu melden, und behielt sich vor auch bei dem persischen Häuptlinge in Killissa-kent und Ebai klagend aufzutreten. Er hoffte, daß es den vereinten Bemühungen der beiden obersten Gränzwächter gelingen werde die Thäter ausfindig zu machen. War doch Behlul-Pascha selbst geborner Kurde, und Ebul-Khan, der Commandant des persischen Gränzortes Killissa-kent, schien gleichfalls mit der Sippschaft dieser braunen Nomaden nahe verwandt. Zwar hatten beide nur sehr geringe Streitkräfte zur Verfügung. Aber die Häuptlinge der Nomadenhorden dieser Gegend wußten wohl, daß Behlul-Pascha im Nothfalle Verstärkung aus Erzerum herbeirufen konnte, und sie fürchteten die geschulten Nizamsoldaten. Die Kurden sind in der Regel klug genug, die Sache nicht aufs äußerste zu treiben, und wie ich später bei meiner Rückkehr nach Erzerum erfuhr, war's dem Pascha wirklich gelungen die Kurden zur Herausgabe des werthvollsten Theiles jener Beute, nämlich der Waarenballen, zu bewegen. Zwei Pferde aber und die Kleider der ausgezogenen Armenier hatten sie zurückbehalten.

Die Gegend unsers Lagerplatzes war sehr einsam. Der Siedepunkt zeigte eine Höhe des Passes von 7240 Fuß. Von Feldbau war hier keine Spur mehr, selbst der Graswuchs ziemlich dürftig. Doch fand ich selbst in der Dämmerung noch einige interessante Alpenpflanzen. Bei einbrechender Nacht wurde das sorgfältig aufgeschichtete Gepäcke in kurzen Zwischenräumen von bewaffneten Wächtern umstellt. Die Pferde weideten ganz nahe unserem Bivouak und wurden scharf bewacht. Als gegen Abend ein einzelner Kurde auf dem Felsen sichtbar wurde, erregte diese Erscheinung allgemeinen Schrecken, weil man ihn für den ausgeschickten Späher einer größern Räuberbande hielt. Unsere Armenier feuerten die ganze Nacht hindurch ihre Gewehre in die Luft ab, um den Kurden zu zeigen daß sie wachsam seyen, vielleicht auch um sich selber Muth zu machen. Die lasischen Knechte folgten nicht diesem Beispiele und sparten ihr Pulver. Sie schienen überhaupt noch am meisten kaltblütigen Muth zu besitzen, und im Falle eines stärkeren Angriffs hatte ich nur auf die Türken und Lasen einiges Vertrauen. Zu den feigsten Kadirtschis gehörte unser armenischer Karapet Bedachil, welcher sich hinter die Waarenballen als eine solide Schanze verkroch. Indessen ging die Nacht ohne Unfall vorüber und wir setzten mit aufgehender Tageshelle unsere Reise fort.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

5. Skizzen aus Hocharagonien.

(Schluß.)

Nach mehrstündigem Emporsteigen gelangten wir endlich auf den mittlern Theil des Kammes, wo ein kolossales aus Holz gezimmertes Kreuz steht. Während mein Bedienter mit seinem Genossen meine Pferde nach einem passenden Weideplatz brachte, unternahm ich, geleitet von dem ortskundigen Eremit, die Untersuchung des steilen Felsengürtels, welcher die westliche Ecke der Peña umgibt. Derselbe beginnt ungefähr in der Mitte des Kammes mit einer niedrigen Felsenmauer, die bald rasch an Höhe zunimmt und zuletzt bloß noch einen Absatz des enormen Felskolosses ausmacht, mit dem die Peña endigt. Der erwähnte Absatz bildet einen vorspringenden Rand von 4 bis 5 Fuß Breite, und zieht sich fast um die ganze Felsmasse bis nahe an die südwestliche Ecke des Berges herum. Hie und da ist er von vereinzelten, aus den Felsspalten hervorgewachsenen Kiefern beschattet oder mit Graswuchs bedeckt, nicht selten von schmalen Klüften unterbrochen. Wer irgend zum Schwindel geneigt ist, möge es ja unterlassen auf diesem Felsenpfade vorzudringen, denn man hat bald einen Abgrund von nahe an 1000 Fuß Tiefe mit fast senkrechten Wänden neben sich und unter seinen Füßen. Trotzdem fehlt es nicht an Waghälsen, welche noch ein gut Stück an dem steilen Absturz hinabklettern, um die hie und da aus den Spalten hervorgewachsenen Kiefern und Sträucher zu holen. So bemerkte ich an jenem Morgen einen jungen Burschen, welcher, auf einem bogenförmig aus der Felsenwand hervorgewachsenen Kiefernstamme reitend, frei über dem schauerlichen Abgrunde schwebte und mit der rechten Hand gewichtige Axthiebe nach einer benachbarten halb verdorrten Tanne führte, deren einen Ast er mit der Linken ergriffen und zu sich herübergezogen hatte. Bei einem einzigen zu stark gethanen Hiebe konnte der Mensch das Uebergewicht bekommen und in die gräßliche Tiefe hinabstürzen — und was hatte er verdient, wenn er wirklich eine Maulthierladung Brennholz zusammenbringen konnte? — Kaum 3 Realen oder 6 Silbergroschen! Und dennoch gibt es Leute genug, die sich lieber auf diese kümmerliche und lebensgefährliche Weise ihr Daseyn fristen, als in Dienste treten, bloß um ihr eigener Herr seyn zu können. Es dürfte auffallend erscheinen, daß jene Leute ihr Leben wagen, um eine Ladung Brennholz zu holen, da sie dieß doch viel bequemer und ohne alle Gefahr in der den nicht felsigen Theil der Peña bedeckenden Waldung thun könnten. Dieß erklärt sich daraus, daß die wirkliche Waldung Eigenthum der Commune von Jaca, und es daher nicht erlaubt ist in derselben auf eigene Faust Holz zu schlagen, während alles was an jenen schwer zugänglichen Felswänden wächst, jedermann zur beliebigen Benutzung freisteht. Nachdem wir auf dem geschilderten Felsrande, wo man an einer Stelle vor mehrern Jahrzehnten eine Zeitlang unbegreiflicherweise auf Silber gegraben hat, bis nahe an die westliche Ecke des Berges herumgegangen waren, begann der Eremit, mir bedeutend daß weiter vorzudringen nicht rathsam sey, gleich einer Katze auf allen Vieren über den steil geneigten Abhang nach dem Gipfel des Berges emporzuklettern, und ich mußte wohl oder übel folgen, obwohl ich gestehe, daß mir bei dieser Kletterpartie nicht ganz wohl zu Muthe war, denn ein einziges Stolpern oder Ausgleiten hätte uns unfehlbar den Tod gebracht. Glücklicherweise ist die Breccie, aus welcher die Peña de Oroel besteht, eisenfest, so daß man ohne Besorgniß sich an die aus der Masse hervorstehenden Steinbrocken anhalten oder auf dieselben treten kann. Ich hütete mich wohl abwärts zu schauen, und bewahrte mich dadurch vor jeder Anwandlung von Schwindel, welche auf dieser Gemsenbahn denn doch möglich gewesen wäre. Es war die Mittagsstunde herangekommen, als wir endlich furchtbar erhitzt und erschöpft auf den höchsten Gipfel des Berges gelangten, der nach meinen

Beobachtungen beinahe 3000 par. Fuß über dem Thale des Aragon [1] und 5063 Fuß über dem Spiegel des Oceans liegt. Hier traf ich meine beiden andern Begleiter wieder, die unterdessen zwischen zwei Felsblöcken eine Küche improvisirt hatten, und eben beschäftigt waren über dem lustig prasselnden Reisigfeuer das von Jaca mitgenommene Fleisch für unsere Mittagsmahlzeit zu rösten.

Der Kamm der Peña de Oroël ist ziemlich eben, mit Geröll und Blöcken übersäet und besitzt eine nur geringe Breite. Er verschmilzt unmerklich mit dem nach SW gekehrten Abhange, der viel weniger geneigt ist als der nach den Pyrenäen schauende, und eine lange Lehne bildet, die mit Ausnahme der sie durchfurchenden Gründe der Felsmassen fast gänzlich entbehrt. Auch dieser Abhang ist namentlich unterwärts stark bewaldet. Hier liegt 925 Fuß unter dem höchsten Gipfel die schon genannte Eremitage, zu deren Capelle man eine Höhle benutzt hat, in welcher das wunderthätige Marienbild, das in derselben verehrt wird, gefunden worden seyn soll. Daher kommt der Name der Hermita: N. S. de la Cueva. Die Capelle selbst, welche das durch einige in der Felswand befindliche Löcher einfallende Tageslicht nur spärlich erleuchtet, bietet nichts merkwürdiges dar, und ist ein wegen seiner Feuchtigkeit und kühlen Luft unangenehmer Aufenthaltsort; dagegen verdient das neben der Höhle erbaute Haus des Eremiten besucht zu werden, wegen der romantischen Aussicht, welche man aus seinen Zimmern nach dem walderfüllten, zu Füßen sich ausbreitenden Thale des Gallego und den gegenüber sich erhebenden Gebirgen genießt. Das Haus enthält mehrere Zimmer, Küchen und Stallung, indem es als Herberge für die Wallfahrer dient, welche alljährlich in den Tagen, wo die Auffindung des Marienbildes gefeiert wird, in großer Menge aus der ganzen Umgegend hieher strömen. Einige hundert Fuß oberhalb der Hermita befindet sich der brunnenartige Eingang zu einer unterirdischen Galerie, die sich wahrscheinlich, mehrfach verzweigt, tief in die Eingeweide des Berges hinab erstreckt. Das Loch ist gerade so groß, daß ein Mann sich in dasselbe hinablassen kann. In Begleitung des Eremiten stieg ich in die ziemlich steil geneigte und sehr feuchte Galerie hinab, die sich gleich unter dem Eingange hinreichend erweitert, um aufrecht darin gehen zu können, konnte aber, da ich kein anderes Erleuchtungsmittel besaß, als Streichwachslichtchen, leider nicht lange darin bleiben, und gar keine Beobachtungen weder über die Direction des Stollens noch über das an seinen Wandungen bloßgelegte Schichtensystem des Berges machen. Wir stiegen bis zu einer Stelle hinab, wo sich die Galerie in zwei Gänge spaltet, die beide, dem lang andauernden Rollen hinabgeworfener Steine zufolge, eine nicht unbedeutende Länge und ziemlich stark geneigte Sohle besitzen müssen.

Es war bereits 6 Uhr, als wir wieder auf dem Kamme des Berges ankamen. Ich rastete hier nochmals, um die Aussicht zu studiren, welche mittlerweile um vieles besser geworden war als in den Mittagsstunden, wo das blendende Licht der Sonne die Horizonte zu sehr drückte. Das Panorama von dem Gipfel der Peña de Oroël ist ungemein umfassend, doch die Ansicht der Pyrenäen ausgenommen, welche namentlich in der glühenden Abendbeleuchtung einen unbeschreiblich prachtvollen und imposanten Anblick gewähren, kaum schön zu nennen, weil dem weiten Berglande, das man gen Osten, Süden und Westen überschaut, der Schmuck des Anbaues und der menschlichen Wohnungen fast gänzlich fehlt, und man daher nichts sieht als walderfüllte Thäler, sandige wüste Niederungen und kahle, felsige Kämme. Hinter den letzten Vorsprüngen dieses Berglandes, das im allgemeinen in mit den Pyrenäen parallel streichende Ketten gegliedert ist, steigen gleich einem grauen düstern Nebelstreifen die gewaltigen Ebenen des Ebro-Bassins empor, welche im fernsten Südwesten von den ungewissen Umrissen der anderthalb Tagreisen westwärts von Zaragoza auf der Gränze Alt-Castiliens sich erhebenden Sierra de Moncayo begränzt erscheinen.

[1] Die Posada del Esquilador in Jaca besitzt nach wiederholten von mir angestellten Beobachtungen eine Seehöhe von 2273 par. Fuß.

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1840, von Capit. Ch. Bocher.

(Fortsetzung.)

Am 12ten gegen drei Uhr kam der Oberst von Barras von Setif her, um mit einer Colonne von 1500 Mann zu dem General Herbillon zu stoßen, wornach die Stärke des Expeditionscorps sich nach Abzug der seit Beginn der Operationen gehabten Verluste auf 5000 Streiter belief. Dieß war eine Zahl, welche für alle Angriffsarbeiten, für deren Bewachung und Vertheidigung, für die Bewachung des Lagers, für die Bedeckung der zwischen Zaatscha und Biskara täglich gehenden Geleitszüge kaum hinreichte. Die Unzulänglichkeit des Expeditionscorps machte die vollständige Berennung der Oase unmöglich — eine weitere Ursache des energischen Widerstandes und der langen Belagerung.

Am 13ten und die folgenden Tage wurden die Operationen lebhaft fortgesetzt; die Artillerie errichtete neue Breschebatterien, und das Geniecorps rückte seine Arbeiten vor, um am 16ten den Rand des Grabens der Bresche links gegenüber, zu erreichen. Die Truppen, welche zum Angriffe schreiten, müssen Absätze finden, auf denen sie den Graben überschreiten und in die Veste gelangen können; mittelst der Einstürze der Mauerwand in Folge des Einschlagens der Kugeln der Belagerer bilden sich zugleich Breschen und Absätze; das reicht aber nie hin. Das Geniecorps bahnt durch Ausfüllung mit Faschinen und allen zur Hand befindlichen Materialien den Weg. Vom 16ten Abends an konnte das Geniecorps sich mit Fertigung des Laufgrabens in den Graben hinab vor der Bresche links beschäftigen, nicht aber zu gleicher Zeit den Graben vor der Bresche rechts erreichen.

Der General Herbillon, welcher während aller Operationen eine ausnehmende Klugheit an den Tag legte, drang indessen darauf den Sturm trotz der unvollkommenen Geniearbeiten zu unternehmen. Die Insurrection gewann in den Provinzen Constantine und Algier Boden. Si-Abd-el-Afid sammelte zahlreiche Contingente und bedrohte Biskara; Hamed-Bel-Hadsch, unser ewiger Feind, der frühere Khalifa Abd-el-Kaders, marschirte gegen die Oase Sidi-Okba, welche uns treu geblieben. Die Araber aus dem Bezirke Busaba befanden sich in offenem Aufstande, und die Nomaden der Wüste, welche mit den Oasenbewohnern gemeinschaftliche Sache machten, verließen das Tell, um uns anzugreifen. Endlich ging die Artilleriemunition unvorhergesehen schnell auf die Neige, und da die Verbindungen mit Constantine unterbrochen waren und man nur mittelst Convois von Kamelen die Bedürfnisse für die Armee herbeischaffen konnte, so mußte man nothwendig auf eine Beendigung der Belagerung dringen.

Am 20 October wurde der erste Sturm auf Zaatscha versucht. Da man zwei Breschen hatte, bildete man zwei Angriffscolonnen: die durch die Geniearbeiten und die Artillerie besser hergerichtete Bresche links sollte durch die Fremdenlegion, an deren Spitze zwei Elitencompagnien, angegriffen werden; diejenige rechts sollte ein Bataillon des 43sten Linienregimentes nehmen; andere Truppen folgten zur Unterstützung der ersteren. Mit Tagesanbruch marschirten die einheimischen Jäger und drei Compagnien vom 8ten Jägerbataillon unter den Befehlen des Commandanten Bourbaki ab, um die Gärten links zu besetzen, durch welche die Araber wahrscheinlich gekommen wären, um sich gegen die Angreifer zu wenden. Zugleich begann die Artillerie ihr Feuer gegen den Platz und warf Haubitzgranaten, deren Zerspringen die Vertheidiger beunruhigen

und für den beabsichtigten Angriff eine Ableitung bewirken sollte. Als der Commandant Bourbaki in seiner Stellung war, gab der General Herbillon das Zeichen zum Angriffe. Alsbald brachte der kriegerische Lärm des Sturmangriffs beide Colonnen in Bewegung, welche die Sappen verließen und sich in den Graben warfen. Die Ersten an der Spitze der Colonne links, angefeuert durch den tapferen Capitän Padro vom 2ten Regiment der Fremdenlegion, gelangen leicht auf den oberen Theil der Bresche; sie nehmen Stellung auf der Terrasse des vor ihnen befindlichen Hauses .. allein die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg zuckt nur einen Augenblick durch ihre Herzen. Das unterminirte Haus stürzt unter ihren Füßen zusammen und verschlingt sie alle unter fürchterlichem Getöse. Die nachfolgenden halten an, geblendet durch den Staub des Schuttes, und fallen, gezehntet durch einen unsichtbaren Feind, der sicher aus tausend Scharten schießt; diejenigen, welche verschont geblieben, wollen vorwärts gehen, aber sie schrecken vor unübersteiglichen Hindernissen zurück. Mit Muth in der Seele, und in Verzweiflung darüber daß sie ihre unglücklichen Cameraden nicht rächen konnten, ziehen sie sich in die Sappe zurück.

Während dieser Zeit wurde ein Bataillon vom 43sten Regiment rechts fast zu Grunde gerichtet. Wegen Mangels an schnelleren Mitteln, um das Hinabsteigen in den Graben möglich zu machen, hatte das Geniecorps eine Art Floß (Charrette) vorschieben lassen; da es aber schwierig war denselben unter dem feindlichen Feuer wenden zu lassen, schlug er um, als man ihn in das Wasser gehen ließ, und konnte so die erwarteten Dienste nicht leisten. Man hatte eine andere Brücke von leeren Fässern bereitet, allein die Leute, welche sie trugen, wurden getödtet, ehe sie ankamen. Indessen mußte man hinüberkommen, um der Colonne links, die man für glücklicher hielt, die Hand zu reichen. Eine Abtheilung des Geniecorps und die ersten Compagnien des Bataillons vom 43sten Regiment werfen sich ohne alle Vorsicht in den Graben. Mit Mühe gelangen die Soldaten über die Escarpemauer; geführt von dem unglücklichen Bataillonschef Guyot, laufen sie unter einem Kugelregen nach der Bresche, haben jedoch so viele Mühe dieselbe zu erklettern, daß die Araber Zeit erhalten, auf jeden von ihnen einen tödlichen Schuß zu richten. In allem Unglücke kann die kleine Zahl, welche die Bresche endlich erstiegen, ihre vom Wasser verdorbenen Patronen nicht gebrauchen. Da jede Vertheidigung unmöglich, zieht man sich zurück, allein unter einem mörderischen Feuer; wer verwundet ist, fällt in den Graben und ertrinkt. Es ist ein gräßlicher Anblick, wie diese Unglücklichen in einem von ihrem Blute gerötheten Pfuhl sich abarbeiten und endlich in der abscheulichsten Todesqual unterliegen! Auf ihre Klagen, ihre herzzerreißenden Rufe antwortet das wilde Geschrei der triumphirenden Araber. Nie waren unsere Soldaten, die Zeugen dieser Auftritte, stärker und schmerzlicher ergriffen; dieses unglückliche Bataillon des 43sten Regiments, welches nicht ganz ins Feuer gekommen, verlor bei diesem Gefechte seinen Commandanten, Hrn. Guyot, den würdigen Sohn des Divisionsgenerals und Bruder des Capitäns, der, wie er, in Afrika gefallen; seinen Flügeladjutanten, Hrn. Berthe, zwei Capitäne und zwei andere Officiere. Dasselbe hatte mehr als 30 Todte und 90 zum größten Theile tödlich Verwundete; diese große Zahl von Opfern bei so wenigen Kämpfern läßt auf die Hitze des Kampfes schließen.

Ungeachtet dieses Mißlingens behaupteten wir doch unsere Stellungen. Am Abend versuchten die durch das Resultat des Tages ermuthigten Araber einen nächtlichen Angriff auf die ganze Linie, welche wir in den Gärten inne hatten. Der Kampf dauerte zwei Stunden; allein sie konnten unsere alten afrikanischen Truppen nicht zurückwerfen und ließen uns zuletzt die noch übrige Nacht vollends ruhig. Vom 20sten bis zum 30sten nahm man die Transcheearbeiten wieder auf, allein mit weniger Einheit und Leitung. Am 27sten wurde der Geniecapitän Graillet getödtet; von sechs Officieren dieser Waffe, die dem Expeditionscorps beigegeben worden, blieben nur noch zwei übrig. Das feindliche Feuer machte alle Tage gräuliche Lücken in allen Reihen, und man war noch nicht am Ende der Prüfungen aller Art, welche unserer warteten. Disciplinirte und sehr abgehärtete Soldaten allein können ähnliches ertragen.

In dieser Periode der Belagerung wollte der General Herbillon die Oasenbewohner in ihrem Interesse angreifen und ließ Palmbäume umhauen; für Leute, welche von der Dattelernte leben, war der Schaden, den man ihnen zufügte, beträchtlich und mußte ihre Wuth erregen. Auch begannen in den ersten Tagen die Bewohner von Zaatscha mit unseren arbeitenden Soldaten einen erbitterten Kampf. Ihr Feuer wurde so lebhaft, daß man ihnen mehreremale das Feld räumen mußte, so am 25 October, wo der heftigste Ausfall stattfand. Ein Tambour, Geräthschaften, selbst unglückliche Verwundete wurden in den Händen des Feindes gelassen. Dieses Umhauen von Palmbäumen dauerte ununterbrochen bis zu dem letzten Tage der Belagerung; das Getöse von dem Fall dieser ungeheuren Bäume, von denen mehr als 10,000 auf diese Weise gefällt wurden, brachte in die Herzen der Einwohner von Zaatscha mehr Wuth und Schmerz, als das unaufhörliche Feuer unserer Artillerie und Infanterie.

Das französische Lager bot damals einen überaus traurigen Anblick. Zum Theile an der Rückseite eines unfruchtbaren Berges, war es dem in diesen Strichen so heftigen Wind der Wüste ausgesetzt. Ein unaufhörlich in dichten Wirbeln aufgehender feiner Sand belästigte unsere Soldaten und machte die Ruhe in den Zeiten ebenso ermüdend als die Arbeit in dem Laufgraben; dieser Sand mengte sich in alle Nahrungsmittel, welche man nur in freier Luft bereiten konnte, und verdarb sie; das zur Vertheilung kommende Fleisch lieferte eine der Armee in der Wüste nachgeführte Heerde Ochsen, denen man nur ein wenig Gerste geben konnte; zum Schlachten wählte man diejenigen Thiere, welche vor Hunger beinahe starben. Der alte, verschimmelte, von Würmern wimmelnde Zwieback war für die Armee von Paris während der Junius-ereignisse gebacken worden; die Armee der Wüste mußte ihn verzehren, und um ihn nur gebrauchen zu können, mußte man ihn im Wasser aufweichen. Den Officieren erging es nicht besser als den Soldaten; auf einer Expedition sind die Lebensmittel für jedermann dieselben. Die Schwierigkeiten der Communication ließen alles dem Transport des Unentbehrlichen opfern, und unsere Soldaten hatten nach den in den Transcheen zugebrachten Nächten, wo oft Regengüsse ihre vor Hunger schon erstarrten Glieder gefrieren machten, nicht einmal einen Tropfen Wein oder Branntwein, um ihn mit dem Brackwasser der Oasencanäle zu vermengen. Uebrigens beklagte sich keiner; alle schöpften aus dem Gefühle erfüllter Pflicht und dem daraus hervorgehenden gerechten Stolze die nöthige Kraft zum Ertragen so vieler Entbehrungen und Strapazen. Schon waren mehr als 600 Mann erlegen; sobald sie von Fieberhitze oder Krankheit befallen wurden, führte man sie nach Biskara, wo sie aus Mangel an Raum nur unter Zelten aufgenommen werden konnten. Der Oberst Carbuccia, ein Officier von seltener Thätigkeit, wurde dahin geschickt, um den Obersten von Mirbeck zu ersetzen, welchen der General Herbillon mit seiner Reiterei, die durch die neueren Angriffe der Nomaden sehr zweckdienlich wurde, vor Zaatscha berufen. Der Oberst Carbuccia, welcher zugleich alle Dienste zu versehen hatte, die Fremdenlegion und die Communicationen der Armee beaufsichtigen mußte, entledigte sich seines Auftrages zur Zufriedenheit aller.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Skye. Diese gälische Insel von großem Umfang an der schottischen Westküste und mit einer (meist gälischen) Bevölkerung von nur 27,000 Individuen (nach dem diesjährigen Census), von welchen ein sehr großer Theil der Erwachsenen weder lesen noch schreiben kann, diese seit der Vereinigung Schottlands mit England von England stets verwahrloste, verachtete und dem Hunger preisgegebene wunderbare Keltlen-insel hat der englischen Herrschaft seit dem Peninsularkriege nicht weniger als 21 General-Lieutenants und General-Majore, 48 Oberstlieutenants, 600 Majore, Capitäne und Subalternofficiere, 10,000 Mann Fußtruppen, 120 Pfeifer (pipers), 4 Gouverneure englischer Colonien, 1 General-Gouverneur, 1 General-Adjutant, 1 Oberrichter von England (Lord Chief Baron of England) und 1 Richter des Court of Session geliefert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 143. 16 Junius 1851.

Der Club der Hundeliebhaber in London.

Wenn schon seit länger als einem Jahrhundert England „die Hölle der Pferde" genannt ist, so kann man es mit eben so großem Recht das Paradies der Hunde nennen. Kein Land der Welt zählt nach Verhältniß so viele Hunde der verschiedensten theils einheimischen, theils fremden Racen als England, kein Land enthält so viele in ihrer Art schöne Hunde als England, unter keinem Volke gibt es aber auch so viele Freunde und Liebhaber der Hunde oder — wenn man will — Hundenarren, als unter den Briten, und von keinem andern Volke werden die Hunde besser und naturgemäßer behandelt als von ihnen. Deßhalb ist es nicht zu verwundern, daß die schönsten und merkwürdigsten Hunderacen aus der ganzen Welt in England eingeführt sind und sich rein erhalten, denn nur hier bemüht man sich unausgesetzt eine schöne Race zu conserviren, und hier kauft man einen guten Hund nicht anders, als wenn man einen wohlbeglaubigten Stammbaum desselben mitbekommt, wie bei Pferden von Vollblutrace dort allgemein und auch in Deutschland üblich ist. Aber, und es ist nicht übertrieben, in England wird ein vorzüglicher Hund seiner Art nicht selten zu eben so hohem Preise verkauft als ein hübsches Pferd von edler Race. Die Engländer, diese großen Hundekenner und Hundeliebhaber, haben die besten Werke über die Naturgeschichte des Hundes, seine Behandlung, Erziehung oder seine Fähigkeiten geschrieben, und einige dieser Bücher, namentlich Jesse's interessantes Buch über dieses Thier, sind in Großbritannien fast Volksbücher geworden. Schon vor Jahrhunderten waren hübsche Hunde, von kleiner oder zierlicher Art in England, zumal bei den Damen sehr beliebt, und jetzt sind sie es mehr als jemals, weil die Allmacht der Mode s. g. Schooßhunde (dort mit dem unübersetzbaren Worte Fancy pets genannt) seit etlichen Jahren wieder zu Favoriten der Damen, junger und alter, gemacht hat. Nach der in frühern Zeiten die Welt beherrschenden pariser Mode waren auch in England garstige kleine Möpse und Bologneserhündchen die Damenlieblinge; daneben freilich auch die schon seit Carls des I Zeit dort eingeführten zierlichen spanischen Wachtelhündchen, und jetzt sind diese letztern, nebst kleinen italienischen Windspielen, die modischen Schooßhunde der englischen Damen. Von England aus hat die freilich wohl nirgend gänzlich untergegangene Mode unserer Großmütter, mit einem Schooßhunde umherzuspazieren, nach Paris sich verbreitet und von da in die größern Städte Deutschlands, wo man seit etwa zwei Jahren viel mehr kleine Hunde als früher in Begleitung der Damen sieht. Da diese Liebhaberei für hübsche kleine Hunde in England von vielen Männern getheilt wird, so ist dadurch vor kurzer Zeit in London ein Club ganz eigenthümlicher Art ins Leben gerufen, der Fancy pet show club, d. h. der Club für Schooßhund-Ausstellungen, oder frei übersetzt: der Club der Schooßhundeliebhaber, und darüber wollen wir hier einige Worte erzählen.

In dem ziemlich übel berufenen Quartiere der Hauptstadt Großbritanniens, St. Giles genannt, welches die vornehme modische Welt nicht mal dem Namen nach zu kennen vorgibt, und zwar in der Markstreet, steht unter vielen ähnlichen ein nichts weniger als imposant oder anständig aussehendes Haus, das zwar von manchen nicht ganz unzweideutigen Charakteren, aber auch von verschiedenen modischen Sprößlingen hochadligen Geschlechts, und vielleicht jede Woche besucht wird. Das Haus ist eine ordinäre Kneipe, und wenn man an dem offenen Schenkzimmer vorübergegangen ist, so kommt man am Ende der Hausflur zu einem Zimmer, welches Parlour — Besuch- oder Gastzimmer — genannt wird und von dessen Sauberkeit oder Möblirung wir lieber gar nicht reden wollen. Indeß bemerken wir über der Thür dieses Gemachs einen Glaskasten, und darin ausgestopft einen alten Bekannten, nämlich „Billy", weiland der berühmteste Hund (ein rauher Terrier) wegen seiner bis jetzt unübertroffenen Geschicklichkeit im Rattentödten. Denn er hat mehr als einmal, und es standen hohe Summen auf dem Spiele, die Wette gewonnen: in 5½ Minuten 100 Ratten todtzubeißen, während jeder seinen, besonders dazu abgerichteten Hund schon für sehr gut hält, wenn er in 5 Minuten 25 jener Thiere tödtet.

In diesem Hause versammelt sich der vorerwähnte Club, dessen Statuten vorschreiben, daß jedes Mitglied in die Sitzung ein Hündchen mitzubringen hat oder vielmehr, wie wir glauben, mitbringen muß, und zwar nach seinem Gefallen entweder zum Ansehen und Bewundern, oder auch zum Verkauf. Der Club hält seine regelmäßigen Versammlungen jeden Dienstag Abend in einem geräumigen Zimmer des obern Stockwerks, wo man dann eine Auswahl der schönsten Hundeexemplare von kleiner Race sieht, besonders Wachtelhündchen, italienische Windspiele, und seit einiger Zeit kleine rauhe Terrier von der shetländischen Insel Skye herstammend. Dieses Clubzimmer ist einer ordinären Schenkstube ziemlich ähnlich, außer daß in einer Ecke ein großer mit Eisenstäben vergitterter Käfig befindlich ist, worin die Mitglieder ihre Hunde während der Sitzung sicher verwahren können. In diesem Zimmer wird zuweilen, nachdem sämmtliche Möbel ausgeräumt worden, eine 3½ Fuß hohe runde hölzerne Barriere aufgerichtet, welche einen kleinen Circus umschließt, worin das Todtbeißen der Ratten vor sich geht. Diese England durchaus eigenthümliche, aber beliebte Unterhaltung, welche nur dem rohe-

sten Menschen angenehm seyn könnte, wenn nicht ihr Zweck Wetten, und zwar oft zu hohen Summen wären, findet auf verschiedene Weise und unter sehr verschiedenen Bedingungen statt. Es wettet z. B. jemand, daß sein Hund in 5 Minuten 30 Ratten gänzlich todtbeißt oder daß derselbe in eben so kurzer Zeit 25 Ratten tödtet, als ein anderer Hund 20, oder: welcher von zwei Hunden in der kürzesten Zeit die meisten Ratten todtbeißen soll. Zuweilen wird nach der Schwere der Hunde gewettet; z. B. daß ein 15 Pfund wiegender Hund 20 Ratten, aber ein 10 Pfund wiegender Hund 15 Ratten in kürzerer Zeit tödtet als ein 20 Pfund schwerer Hund 25. Dabei wollen wir bemerken, daß die zu diesem blutig grausamen Spiele dienenden und besonders abgerichteten Hunde gewöhnlich Terrier oder Bullboggen kleiner Race sind, und nicht selten mit 10 bis 20 Guineen von Liebhabern oder Wettspeculanten bezahlt werden.

Die Schooßhündchen (Fancy pets), welche in den Sitzungen des Clubs zur Bewunderung oder zum Verkauf ausgestellt sind, werden von den dort versammelten Kennern nur nach den eigenthümlichen Schönheiten der Race, und nicht nach ihren etwaigen Fähigkeiten oder Geschicklichkeiten geschätzt. Die zierlichen Wachtelhündchen von der Race, welche „König Carls Hunde" genannt wird und seit vielen Jahren die beliebtesten Schooßhunde der englischen (auch jetzt der pariser) vornehmen Damen sind, werden geschätzt und steigen im Preise, je nachdem sie folgende Merkmale mehr oder weniger an sich haben: kleine Gestalt, symmetrischen Bau, lange Ohren und schöne Farben. Diese Wachtelhündchen sind durchgängig zweifarbig, häufig kastanienbraun mit weiß, aber am höchsten bewundert und bezahlt werden diejenigen, welche schwarz und gelb sind, denn so will es die jetzige Mode! Bei diesen Hunden kommt vor allem in Betracht, daß ihr Schwarz rein und glänzend, das Gelb von kräftiger, fast Orangefärbung ist, und daß dabei kein weißes Fleckchen oder so wenig Weiß wie möglich an dem Thiere sich findet, denn alles dieses zusammengenommen bestimmt den Preis desselben, und zwar in folgender arithmetischer Progression. Wenn z. B. ein solches Hündchen schwarz und hochgelb, mit weißen Flecken an den Füßen und vor der Brust gezeichnet ist, auch ein weißes Fleckchen auf der Nase hat, so wäre es nur 5 Pfund Sterling (60 Gulden) werth; hätte es kein Weiß auf den Pfoten, so stiege der Preis auf 10 Pfd. St.; wäre es aber ohne Weiß auf dem Halse oder der Brust, und hätte weiße Tüpfel auf den Füßen, so würde es mit 20 Pfd. St. bezahlt, und für ein hübsches schwarz und gelbes Thierchen, das kein weißes Härchen an sich hat, würde der Preis 40 Pfd. St. (480 fl.) seyn. Diese von uns angegebenen Preise sind nur supponirt, um die Steigerung zu zeigen, denn in der Wirklichkeit werden häufig unendlich viel höhere gezahlt. Man sieht in London nicht ganz selten Wachtelhündchen, welche der Eigenthümer, ohne daß er ein sehr reicher oder sehr vornehmer Mann ist, für 150 Pfd. St. (1800 fl.) nicht verkaufen will. So gibt es dort ein solches Hündchen, Namens Prince, das schönste und vollkommenste Thier seiner Art, wofür dem Eigenthümer, der Jeffries heißt, vergebens die ungeheure Summe von 250 Pfd. St. (3000 fl.) geboten seyn soll. Wenn in England zuweilen ähnliche hohe Summen für schöne und geschickte Jagdhunde gezahlt werden, so kann man das bei dem dort herrschenden großen Reichthum und Luxus allenfalls begreifen, aber für ein Wachtelhündchen, welches zu gar nichts anderem als zum Spielen gebraucht werden kann, Hunderte oder Tausende von Gulden zu geben, weil es nach den Begriffen der augenblicklich regierenden Mode schön ist, das muß jeder für eine lächerliche Liebhaberei, für eine Narrheit erklären, wie sie nur bei Engländern sich finden kann. Die größern Arten der Wachtelhunde, selbst die nicht sehr großen von der sogenannten „Blenheimrace", welche jetzt nicht Mode, also auch nicht theuer sind, werden in England zur Jagd, namentlich von kleinerm Geflügel, mit Nutzen gebraucht.

Italienische Windspiele von gelblich brauner, sogenannter Milchkaffeefarbe mit Weiß vor der Brust gezeichnet, paradiren auch in den Ausstellungen des Londoner Hundeliebhaber-Clubs; an diesen bestimmt der symmetrisch zierliche Bau und die Reinheit der Farbe den Preis, und auch sie sind oft entsetzlich theuer. Im allgemeinen sind Windspiele eben so nutzlos als Wachtelhündchen, und dabei dummer als diese und die bei weitem meisten Hunderacen.

Die erst seit kurzem unter den Hundeliebhabern in London in die Mode gekommenen kleinen Terrier von der Insel Skye sind weder schön von Gestalt, noch von Färbung, vielmehr sehr garstige Hunde, aber sehr theuer. Zu der Jagd der Raubthiere, als Füchse, Marder, Iltis u. s. w. sind sie unbrauchbar, obwohl dazu in England Terrier anderer Sorten, namentlich die kleinen, aber starken, rauhen, schottischen Terrier statt unserer dort gänzlich unbekannten Dachshunde mit großem Nutzen verwendet werden.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

1. Abreise von Bajasid. — Engpaß Khasi-Göl. — Kurdische Räuber ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die östliche Halde des Passes Khasi-göl fällt ziemlich steil in das persische Gebiet ab, und erscheint in dieser Jahreszeit eben so frisch grün und fruchtbar als der westliche Abhang auf türkischem Boden. Wohl gibt es hier auf der schmalen Gränzscheide zwischen beiden Reichen fast ausschließlich nur Weideplätze und keinen Feldbau. Aber dieser Umstand ist mehr der bedeutenden Höhe und der Unsicherheit der Gegend beizumessen. Von einer künstlichen Wüstenei wie sie die russische Karte auf der türkisch-persischen Gränze angibt, war keine Spur zu sehen. Auch wäre man wohl bei dem besten Willen, eine unwirthbare Oede zwischen den beiden moslemischen Reichen zu ziehen, welche Jahrhunderte lang um die Herrschaft im westlichen Asien gerungen, um die Mittel der Ausführung verlegen. Allenthalben, wo diesen Berghalden Quellen entspringen ist der Graswuchs zwar niedrig, aber dicht und wegen seiner Frische durch Feuer unvertilgbar. Könnte man aber auch einen Grasbrand im Hochsommer zu Stande bringen wie in den südrussischen Steppen, so würde damit doch die Vegetation nicht vertilgt, und der Frühling würde sie aus der Asche nur um so kräftiger ins Leben rufen. Bekanntlich ist das Feuer in vielen Gegenden, sogar in der Lüneburger Haide, wo man mittelst der Asche des Haidekrautes von Zeit zu Zeit eine magere Ernte erzielt, das Mittel zur Befruchtung des Bodens.

Wir lagerten gegen Mittag unweit Kilissa-Kent in einem Hochthale, welches eine der Vorstufen des armenisch-persischen Hochlandes bildet. Die Landschaft ist durch viele Dörfer und schwarze Kurdenzelte belebt, die Volkstracht wechselt plötzlich. Spitze Lammfellmützen und persische Kaftans mit Hängärmeln erscheinen statt des türkischen Kleiderschnitts. An diesem Tage schoß mein Diener Saremba eine schöne Trappe von der Größe der Otis Tetrax, wahrscheinlich eine noch unbeschriebene Art.

Der Balg ist leider im Laufe der Reise zu Grunde gegangen. Meine botanische und entomologische Ausbeute war hier noch wenig ergiebig.

Am 4 Julius zogen wir durch schmale Längenthäler und schlugen den Bivouak in einer Hochebene auf, welche, minder ausgedehnt und weniger bewässert als die Plateaux im türkischen Armenien, gleichwohl mit vielen Dörfern, Kornfeldern und Wiesen bedeckt war. Der Trockenheit des Bodens ward theilweise durch zahlreiche Bewässerungscanäle abgeholfen. In den Schluchten und Schründen der benachbarten Berge erhält sich der Schnee bis gegen Ende Julius, wo Weizen und Gerste bereits der Reife nahe sind. Der reichere Anbau des Bodens setzte mich hier in einige Verwunderung. Nach den Büchern und Schilderungen europäischer Reisenden soll Persien fast noch mehr verwahrlost, verödet und entvölkert seyn als die asiatische Türkei. Für die Provinz Aserbeidschan und besonders für diese Gränzgegenden scheint diese Annahme nicht zu passen. Mit Ausnahme der südöstlichen Ufer des Urmiasees, wo Sümpfe und Salzboden den Anbau erschweren, fand ich im allgemeinen in den persischen Landschaften, die wir durchwanderten, bei weitem fleißigern und bessern Bodenanbau als auf türkischem Gebiete. Namentlich in diesen Gränzlandschaften kündigt sich Persien vergleichsweise günstig an. Auf türkischer Seite sind die meisten Gränzbezirke, selbst zunächst der Karawanenstraße, entvölkerte Wildnisse, in welchen nur kurdische Nomaden und Räuber mit Pferden und Heerden sich tummeln. In Persien erschienen uns die ersten Dörfer zwar etwas armselig, aber mit munterm Grün, Gärten und Bäumen umgeben. Neben der besseren materiellen Cultur fallen auch sogleich bei dem Verkehr mit den Eingebornen deren höflichere Formen auf. Die Sprache ist noch die türkische, die überhaupt durch ganz Aserbeidschan gesprochen wird. Wir begegneten an diesem Tage einer Karawane von beladenen Dromedaren, welche hier nur zu kleinen Reisen benützt werden und die Gränze nicht überschreiten. Es waren Thiere von auffallend kleinem Wuchse, aber dichter behaart als die Dromedare, die ich anderwärts in wärmern Zonen, z. B. in der Berberei gesehen. Gegen Abend kam ein Hochzeitszug unter starkem Geleite an uns vorüber. Die Reiter trugen keine Feuergewehre, dagegen lange Bambuslanzen, tummelten vor unserem Bivouak ihre schönen Pferde und schienen uns eine Probe ihrer Reitkunst geben zu wollen.

Auch die Sicherheit nimmt auf persischem Boden zu. Obwohl wir auf den Bergabhängen noch einzelne Gruppen schwarzer Kurdenzelte erblickten, schien bei unsern Armeniern doch jede Furcht vor Raubanfällen vorüber zu seyn, seitdem wir uns von der Gränze entfernt hatten, und die nächtliche Bewachung des Lagers wurde wieder etwas nachlässiger. Die Häuptlinge von Choi und Salmas haben zwar kein reguläres Militär, und weniger verlässige Reiter zu ihrer Verfügung als die türkischen Befehlshaber von Bajasid und Diadin, scheinen aber in der Gränznähe doch strengere Polizei zu halten. Mit einem Feuergewehre bewaffnet kann man mit ziemlicher Sicherheit auch einzeln die Gegend durchstreifen. Ich machte Ausflüge nach beiden Seiten des Plateau's. Die nächsten domförmigen Berggipfel bestehen aus Trachyt, die höheren Berge aus Kalk. Man unterscheidet beide Gebirgsarten leicht an der Form der Gipfel, selbst in bedeutender Entfernung. Immer zeigt hier der Kalk eine Tendenz zur Bildung eines ziemlich geradlinigen Kammes, ohne besonders hervorragende Spitzen und Hörner, während der Trachyt dagegen selbstständige Gipfel baute, bald hohe Kuppeln, bald konische Formen. Das jüngste Gebilde ist hier ein horizontalgeschichtetes Conglomerat. Der sehr mächtige Schichtenbau mit thonigem Bindemittel schließt sowohl Kalksteine als Trachyt und Lavablöcke ein. Diese Hochebene befand sich also zur Zeit der Trachyterhebung noch unter Wasser. Offenbar fanden hier wie in den europäischen Alpen die eruptiven Bewegungen heißflüssiger Gesteine zu verschiedenen Perioden und wohl die längste Zeit unter einem Binnenmeere statt.

Am 5 Julius brach die Karawane schon eine Stunde nach Mitternacht auf, da die persische Hitze sich am Tage bereits ziemlich fühlbar machte und die Weide immer magerer wurde. Wir lagerten bald nach Sonnenaufgang in einem Hochthale, welches unsere Leute Akbulak nannten. Wasser und Graswuchs wurden immer sparsamer. Aus trachytischem Gestein rieselte eine dürftige Quelle, deren Temperatur 10° C. zeigte — in dieser trockenen Gegend immerhin eine Wohlthat. Die Bergketten zu beiden Seiten überragten die Thalsohle um wenige tausend Fuß. Das vorherrschendste Gestein der nächsten Berge war ein bunter Marmor von meist rother und weißer Farbe. Auf ihm lagerte hellfarbiger dichter Kalk, dessen petrographischer Charakter mit der Kalkformation bei Bajasid und Topra-Kaleh ziemlich identisch schien. Auch der Marmor ähnelte dem röthlichen Marmor oberhalb Bajasid und war wie dieser von zahllosen krystallinischen Kalkspatadern durchzogen. Vielleicht ist dieser Marmor durch den Einfluß der in diesem Gebirge nie fehlenden plutonischen und vulcanischen Gebilde bearbeiteter und umgewandelter Kalk. Die höheren Kegel und pyramidenförmigen Berggipfel, welche den flachen Grat dieser Kalkbildungen überragen, sind wahrscheinlich Trachyt, denn die mageren Bächlein, welche aus Klüften und Schluchten dieses Gebirges hervortreten, führen unter den Rollsteinen eben so viel Trachyt als Kalk. Leider reichte die Zeit nicht hin, die höheren Spitzen und Hörner, worunter manche ähnliche zerrissene Formen von wilder Unregelmäßigkeit wie die trachytische Centralkette des Kaukasus haben, zu besteigen. In der Nähe unsers Bivouaks lag kein persisches Dorf, und da unser Jagdausflug auch nicht ein Stückchen Wildpret lieferte, mußte ich an diesem Tage mit etwas Reis in Wasser gekocht und mit dem trockenen armenischen Kuchenbrod, welches dem jüdischen Mazen ähnelt, vorlieb nehmen. Alle unsere übrigen Vorräthe waren ausgegangen.

(Schluß folgt.)

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1849, von Capit. Ch. Bocher.

(Fortsetzung.)

Die Belagerungsoperationen sollten nun in eine weniger traurige Periode treten. Der Oberst Canrobert kam von Aumale, um der Expedition kräftige Dienste zu leisten. Er langte am 8ten Abends mit tausend Mann an. Die Cholera war während des beschwerlichen Marsches in seiner Colonne ausgebrochen und hatte ihm den achten Theil seiner Leute hinweggerafft.[1] Ungeachtet dieser weiteren Besorgnisse wurde die Ankunft des jungen Obersten an der Spitze seiner Zuaven freudig als eine glückliche Vorbedeutung für den endlichen Sieg begrüßt. Man betrachtete ihn als den am meisten geeigneten Mann, um dem General Herbillon eine energische und auf Erfahrung gegründete Unterstützung zu leisten. Seit langen Jahren hatte sich der Oberst Canrobert in vielen Gefechten das Vertrauen und die Liebe der afrikanischen Armee zu erwerben gewußt.

In der Nacht vom 11ten auf den 12ten kamen die Araber zweimal

[1] Die Cholera war sonach mitten unter der Armee von Zaatscha, und forderte von diesem Tage an ebenso viele Opfer wie das feindliche Feuer.

und schossen von der Seite von Farfar her aus nächster Nähe nach dem Lager. Um die Wiederholung dieses Angriffes zu verhindern, baute man am Morgen des 11ten 300 Metres von der Gränze der Oase eine Redoute. Der Feind war wüthend, als er seinen Plan vereitelt sah, bemühte sich ungemein die Vollendung dieser Feldbefestigung zu verhindern, und entwickelte in seinen Angriffen eine unglaubliche Kühnheit; die Compagnien des afrikanischen Bataillons, welche den äußersten rechten Flügel der Vertheidigungslinie inne hatten, geriethen etwas in Unordnung, als sie sich fechtend zurückzogen; ein Haufe Araber, welcher aus der Ebene vorrückte, beschoß sie auf 20 Schritte. In diesem erbitterten Kampfe wurden einige der unseigen, getödtet oder verwundet, zurückgelassen, und ohne die Energie des Lieutenants Peyssard wäre das Uebel noch größer geworden. Mit einigen Leuten aus seinem Bataillon stürzte sich dieser Officier auf die Araber, und es gelang ihm denselben mehrere Opfer zu entreißen. Am Abend war die Armee Zeuge eines betrübenden Schauspieles: die auf Picken aufgesteckten Köpfe unserer Soldaten wurden mitten in jeder Bresche ausgestellt; unsere Kanoniere sahen sich auf diese Weise genöthigt sie wegzuschießen. Aehnliche Acte der Barbarei veranlaßten die grausamsten Repressalien.

Am darauffolgenden 12ten versuchte der Feind noch einmal einen Angriff auf uns; dießmal hatte er es auf die Reiterei abgesehen, welche auf Fouragirung begriffen war. Zur Regenzeit schießt in der Nähe der Oasen eine Kräuterart auf, wovon das Kamel sich nährt, und womit sich unsere Pferde in Ermanglung von etwas besserem begnügen mußten; auch verließ alle Tage ein zahlreiches, aus Reiterei und Infanterie bestehendes Detaschement das Lager, um Futter für die Escadronen und die Lastthiere herbeizuschaffen. An dem genannten Tage wurde dieses Detaschement von dem Obersten v. Mirbeck befehligt; er kam ohne Schwierigkeiten an die östliche Spitze der Oase Bu-Schagrun. Am Rande dieser Oase zeigten sich die Araber in beträchtlicher Zahl. In die verwegensten Gruppen sandte man einige Granaten, und die Arbeit konnte ziemlich ruhig vor sich gehen; im Augenblicke des Abmarsches aber stürzten sich 500 Reiter und 12—1500 Fußgänger auf das einheimische Bataillon, welches als Nachhut zurückgeblieben war. Der Commandant Bourbaki formirt alsbald sein Bataillon ins Viereck und zieht sich in der entschlossensten Haltung fechtend zurück. An dem Uebergang über den Wed Bu-Schagrun, welchen die Araber gewählt, um unsere Einheimischen hart zu bedrängen, wird der Kampf sehr erbittert. Mehrere Fußgänger und Reiter fallen auf Seiten des Feindes; die Unordnung beginnt in den Reihen einzureißen, als der mit seiner Reiterei herbeieilende Oberst von Mirbeck diesen Schwarm von Arabern so lebhaft angriff, daß derselbe in Unordnung nach der Oase floh und achtzig Todte auf dem Platze ließ.

An demselben Tage kam der Geniecommandant Lebretevilloi̇s zu dem Belagerungscorps, um den Obersten Petit zu ersetzen; er hatte einen ausgezeichneten Officier bei sich, den Capitän Schönnagel, welcher von Rom kam, und dem so das sehr seltene Vorrecht wurde, in demselben Jahre zwei denkwürdige Belagerungen mitzumachen, bei welchen beiden er sich verdienstvoll auszeichnete. Die Armee gründete große Hoffnungen auf die neue Leitung, welche diese neuen Officiere zuverlässig den Belagerungsarbeiten geben würden. Zugleich erhielten wir das 8te Jägerbataillon, ein Bataillon vom 8ten und eines vom 51sten Linienregimente, so wie zwei Zwölfpfünder und bedeutende Artilleriemunition, welche von neuem zu fehlen anfing. Das Expeditionscorps vor Zaatscha hatte jetzt eine Stärke von 7000 Mann. Von diesem Augenblicke an nahmen die Dinge eine für unsere Waffen durchaus günstige Wendung. Am 16ten marschirte der General Herbillon Morgens zwei Uhr mit einer starken Colonne ab, um die Nomaden mit einer Razzia heimzusuchen, welche nur auf das Eintreffen der letzten Verstärkungen verschoben worden war. Man rückte in der Stille vor; die feindlichen Vortruppen zeigten sich nicht. Bei Tagesanbruch kam man sehr nahe an den Wed Dscheidi, sechs Meilen von unserem Lager. Die Araber hatten ihre Zelte zwischen dem ausgetrockneten Bette des Flusses und der Oase Ouled aufgeschlagen. In einem Augenblicke sprengte die von dem Obersten von Mirbeck geführte Reiterei an, setzte über den Fluß und stürzte sich mitten unter die Zelte. Die in zwei Colonnen unter den Befehlen der HH. Barral und Canrobert formirte Infanterie wirft sich mit dem Bajonette auf die Duars und ihre Vertheidiger. Bald haben wir uns in den Besitz einer Stadt von Zelten und aller Heerden außerhalb der Oase gesetzt; mehr denn 2000 Kamele und Tausende von Ziegen und Hämmeln fallen in unsere Hände. Diese bedeutende Beute mußte eine seltene Freude bei unseren Soldaten hervorbringen; sie sahen das Ende ihrer Entbehrungen und den Ueberfluß in das Lager kehren. Mit Freudengeschrei begrüßten sie diesen ersten Erfolg des Feldzuges, welcher sie weitere hoffen ließ; die Nomaden wagten es nicht uns auf unserem Rückwege zu belästigen. Zwei der Hauptstämme, welche alles verloren, kamen sogar, während der Stunden des Haltes, welche der General Herbillon zum Ausruhen der Colonne zugestanden, um wegen ihrer Unterwerfung zu unterhandeln.

Der Tag wäre vollständig gewesen, wenn vor Zaatscha alles gut gegangen wäre; zum Unglück ließen sich die Truppen, welchen man die Bewachung der Transcheen anvertraut, sich die Gärten zur Linken, die man den Tag vorher erobert, wieder entreißen. In Pyramiden zusammengestellte Gewehre, Handwerkszeuge des Geniecorps und Kleider der Arbeiter wurden weggenommen. Unsere überfallenen Soldaten hatten keinen Widerstand leisten können; der Kampf wurde noch wuthentbrannt fortgesetzt, als die siegreiche Colonne mit ihrer ungeheuren Beute in das Lager zurückkehrte. Die Araber hatten die Abwesenheit eines Theiles unserer Streitkräfte benützt, um eine entscheidende Anstrengung zu versuchen; allein nach deren Mißlingen mußten sie fühlen, daß der verhängnißvolle Augenblick für sie herannahe. Diese Razzia vom 16ten machte einen ungeheuren Eindruck auf die Eingebornen; der langsame Gang der Belagerung hatte die hohen Begriffe von unseren Waffen sehr herabgestimmt. Auf allen Punkten der Provinz Constantine verlangte die Bevölkerung den heiligen Krieg, und überall tauchten untergeordnete Führer auf. Die einflußreichsten Leute, welche unsere Stärke besser kannten, hielten sich noch zurück; allein sie warteten nur einen günstigen Augenblick ab, um sich an die Spitze der Fanatiker zu stellen. Der Kaid der Uled-Sultan, Si-el-Bey, war ermordet worden, weil er sich nicht gegen die Franzosen erklärt; diejenigen unserer Anhänger, welche nicht genug persönlichen Einfluß auf die Bevölkerung hatten, um deren Zorn zu besänftigen, waren nicht mehr sicher. Abd-el-Afid sammelte beträchtliche Streitkräfte gegen uns, und Ahmed-bel-Hadsch war mit einem Contingente von Aurès an dem Tage der Nomadenrazzia angekommen; das Ergebniß der letzteren hatte ihn allein zum Rückzuge bestimmt.

Es war, wie man sieht, dringend nothwendig die Belagerung durch einen raschen Schlag zu beendigen. Uebrigens waren die Operationen seit der geschickten Leitung des Hrn. Lebretevillois rasch vorgeschritten. Am 17ten nahm man die den Tag zuvor aufgegebenen Gärten wieder, und die Artillerie baute rechts eine Batterie für die Zwölfpfünder. Die Sappenarbeiten in den Transcheen hätten einen rascheren Fortgang gehabt, wenn die Erdsäcke nicht zu mangeln angefangen hätten. Man mußte sie durch Stücke von Palmen ersetzen, welche man von diesen Bäumen mit ihren zähen Fasern nur mit vieler Mühe abhieb. An eben diesem Tage kam noch der größere Theil der Nomaden, um ihre Unterwerfung anzuzeigen, Geiseln zu geben und ihre Kamele auszulösen. Ihr Verlust belief sich auf 200 Todte; ein einziger Stamm hatte deren 84. Bu-Zian hatte bei dem Angriffe auf die Transcheen vier seiner Getreuen fallen sehen, und einem seiner Söhne wurde die Schulter zerschmettert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonnenfinsterniß, welche am 28 Julius d. J. eintritt, wird in Großbritannien nur partiell, in einem großen Theil des europäischen Festlands aber total seyn. Die Verfinsterung beginnt 3 Minuten nach 2 Uhr Nachmittags und endet um ⅓ nach 4 Uhr. Größe: acht Zehntel am nördlichen Rande. (Post.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 144. 17 Junius 1851.

Alte Minen im Kupferdistrict am Lake Superior, Staat Michigan.

(Aus dem Report on the Geology and Topography of a portion of the Lake Superior Land District, State of Michigan.)

(Uebersetzt von Arthur Schott.)

Spuren von altem Bergbau, Erdarbeiten und Ausfüllungen. — Deren hohes Alter. — Wem diese Werke muthmaßlich zugeschrieben werden können. — Alte Werke in den Minesota-Minen. — In den Waldminen. — In den Gruben gefundene Knochen. — Erdhügel. — Ausdehnung solcher Werke im Ontonagonbezirk. — Am Keveenaw-Point. — Auf Isle Royale. — Sollte dieß nicht alles Urbewohnern zugeschrieben werden?

Daß in den bezeichneten Bezirken, lange ehe sie der weißen Race bekannt geworden, von einem alten barbarischen Stamm auf Kupfer gebaut wurde, ist durch zahlreiche, auf deren ganzer Ausdehnung vorgefundene Spuren unzweifelhaft gemacht. Ob aber diese alten Bergleute und jene, welche die früher aufgefundenen zahlreichen Wälle und Erdarbeiten am obern Mississippi und dessen Nebenflüssen erbaut, Einem Stamme angehörten und vielleicht gar die Vorväter der heutigen Indianer gewesen, bleibt bis jetzt eine ungelöste Frage.

Werden einst alle Spuren und Ueberbleibsel gesammelt, bekannt und verglichen seyn, so mag das jetzige Dunkel darüber gehörig erhellt werden können. Der Beweis von altem Bergbau beruht auf den vorhandenen zahlreichen Gruben und Aushöhlungen in Erde und festem Gestein, im Aufwurf von Grubenschutt und Erde den Erzadern entlang, in Ueberbleibseln von Kupfergeräthen, wie Messer und Meißel, in steinernen Hämmern, darunter manche sehr groß und gewichtig, in Holzgeschirren zum Wasserschöpfen, und endlich in zahlreichen Holzhebeln, um gewonnenes Erz heraufzuschaffen.

Das hohe Alter dieses rohen Bergbaues läßt sich daraus abnehmen, daß unter den heutigen Indianern keine Tradition zu finden ist, welcher Zeit und welchem Stamm jene Arbeiten etwa angehören könnten; ja die Erzpunkte selber waren gänzlich unbekannt und wurden erst von den Weißen wieder neu entdeckt. Zudem lassen es auch Bäume schließen, welche auf den Schuttaufwürfen stehen und denen in den umgebenden Waldungen so gleich sind, daß keinerlei Unterschied daran wahrzunehmen ist. Auch die vermodernden Holzscheiter und Hebel weisen auf eine längst vergangene Zeit, so wie der feine Lehm (clay), welcher diese Gruben nach und nach ausgefüllt, halb verfaultes Laubwerk und Knochen von Bären, Hirschen und Karibous (eine kleinere Rennthierart (Cervus caribou) einhüllend. Dieses Ausfüllen ist nicht das Werk von vielleicht periodisch wiederkehrenden Ereignissen, sondern es geschah langsam im allmählichen Lauf der Zeit. Reihen von Erdhügeln (tumuli), mathematische Formen zeigend, wurden ebenfalls gefunden, jedoch nicht genügend untersucht, um sie wirklich als durch Kunst geschaffen bezeichnen und erklären zu können, welchen Zwecken sie gedient haben mochten.

Es ist wohl bekannt, daß Kupferringe (Armringe, Bracelets) häufig in den westlichen Wällen gefunden wurden, und wir besitzen selbst dergleichen, wissen aber nicht, ob eben die welche jene Wälle aufgeworfen, auch in der Metallkunde so weit gewesen, daß sie aus Erz Kupfer erzeugen, raffiniren und verarbeiten konnten. Dieß zugegeben, würden wir uns natürlich ihre Werkstätten an diese Kupferdistricte denken, statt sie weiter und entfernter zu suchen. Sollten denn nicht eben jene kupfernen Armringe ein gewichtiges Gelenk in der Beweiskette bilden, welche diesen alten Bergbau mit den Erdarbeiten im Mississippithal in Verbindung bringen?

Gehen wir an die hieher bezüglichen Einzelentdeckungen. — Die ausgedehntesten Gruben finden sich in der Nähe des Ontonagonflusses, und Hrn. Sam. O. Knapp, dem betriebsamen Agenten der Minnesota-Compagnie gebührt die Ehre, deren Wesen und Ausdehnung zuerst zur Offentlichkeit gebracht zu haben. Einen Theil des von dieser Compagnie besetzten Landes begehend, beobachtete er zuerst im Winter 1847/48 fortgesetzte Vertiefungen im Boden, was er richtig schließend für ein angegriffenes Erzstreichen ansah. Eine 3 Fuß tiefe Schneebank war darein gelagert, die, vom Winde unberührt, mit dem Niveau der übrigen Umgebung ganz gleich war. Diese Spur an der Sonnenseite eines Hügels hin verfolgend, wo die Gesellschaft jetzt ihre Werke aufgerichtet, kam er zu einer länglichen Höhle. Er schlüpfte hinein, nachdem er einige Stachelschweine daraus getrieben, welche ihr Winterquartier darin bezogen hatten. Hier fanden sich bald noch klarere Beweise, daß die Höhle eine künstliche war, und er kam deßhalb am folgenden Tage mit zwei bis drei Leuten zu näherer Untersuchung wieder. Beim Abräumen von Schutt fanden sie eine Menge Steinhämmer, deutliche Beweise von Bergbau eines rohen Volksstammes. Auf dem Grund der Höhle fand sich eine Ader mit ausgeschürftem Rohkupfer, welches hier liegen geblieben war. Dieser Punkt befindet sich östlich von den heutigen Werken.

Im Frühling darauf untersuchte er einige Aushöhlungen westlich von diesem, wo sich jetzt ein eingesunkener Schacht befindet. Die Eintiefung war 26 Fuß tief, und ist mit Thon und

moderigem vegetabilem Stoff angefüllt. Hier fand sich in einer Tiefe von 18 Fuß eine Masse natürlichen Kupfers 10 Fuß lang, 3' breit und nahezu 2' dick; das Gewicht betrug über 6 Tonnen (1 Tonne = 20 Ctr.). Beim Um- und Untergraben fand man diesen Block auf eichenen Lagern und Rollen ruhend. Das Holz von letzteren, wovon Stücke aufbewahrt wurden, ist durch sein langes Liegen in der Nässe dunkel gefärbt und hat alle Festigkeit so verloren, daß eine Messerklinge leicht wie in ein Stück Torf darein dringt. Um das Ganze erschien die Erde festgestampft, um den Holzmassen unter dem Kupfer Halt zu geben. Die einstigen Arbeiter schienen indessen die weitere Förderung als zu mühevoll aufgegeben gehabt zu haben. Rundum war jeder Erdvorsprung abgehoben, so daß die ganze Umgebung sorgsam geebnet erschien. Unter dieser liegen gelassenen Kupfermasse setzte sich übrigens die Ader mit einer Erzschichte von 5 Fuß Dicke fort, ohne daß jedoch ihre scheitelrechte Richtung und deren Anhalten näher untersucht worden wäre.

Das Erzstreichen ward einst in Form eines langen, offenen Grabens (Laufgrabens, trench) bearbeitet, und da am tiefsten, wo sich das reichste Erz fand. Dieser Graben hat sich jetzt wieder bis auf ungefähr 1 Fuß Tiefe mit von der Umgebung abgeschwemmtem Grund und zusammengewebtem halbzersetztem Laubwerk zugefüllt. Der in Dammform aufgeworfene Schutt läßt sich leicht von der eigentlichen Bodenoberfläche unterscheiden. Wenige Ruthen westlich davon zeigt sich noch mehr von einstigem Bergbau. Da steht noch in Form einer Säule ein Stück Gestein, um den obern Theil der Gruben zu stützen. Hier ward kein Schutt weggeräumt, weßhalb die Ausdehnung des Ganzen unermittelt geblieben. In diesem Bezirk wurden indessen derartige Spuren bis auf 2½ Meilen (engl.) verfolgt. Auf einem kleinen Hügel (Gruben-Aufwurf) fand sich der in einer Höhe von 15 Fuß abgebrochene Strunk einer Kiefer, welcher 10 Fuß Umfang hatte. Diese mußte also hier gewachsen seyn, gelebt und ihr Ende erreicht haben, nachdem der Grund worauf sie steht, aufgeworfen war. Hr. Knapp zählte an einer auf demselben Grunde nebenstehenden Hemlocktanne, welche gefällt wurde, 395 Jahresringe. Dieß lieferte also den Beweis, daß hier Bergbau betrieben wurde, lang ehe Kolumbus auf seine Entdeckungsreise zu Schiffe ging.

Die in dieser Nachbarschaft gefundenen Hämmer betrugen über 10 Karrenladungen, sie wurden ohne weitere Rücksicht zum Abdämmen einer Quelle verwendet. Sie sind theils aus Grünstein, theils aus Porphyrstücken gemacht, ringsum mit einer einfachen oder auch doppelten Kerbe, in welche ein Weidenband gelegt war. Das Maaß betrug von einigen 12 × 5,5 × 4 Zoll, ihr Gewicht 39,5 Pf., die kleineren wogen 5 — 6 Pfund und wurden im Zweifel mit einer Hand geführt. Außer diesen Hämmern fand sich noch ein Stück Kupfer, an einem Ende wie verklopft, dann ein Meißel vom selben Metall. Letzterer hatte eine Art Oehr, wie um einen Handgriff drein zu stecken. Sobald dieser an Licht und Luft gebracht war, fiel noch ein Stück vermorschtes Holz heraus. In dieser Grube gefundenes Holz zeigte noch die Spuren einer Axt, deren Schneide ungefähr 2 Zoll lang gewesen seyn mußte.

Mr. W. H. Stevens, Agent der Farstwerke, fand im südwestlichen Viertel (Section 30, Township 50, Range 39) andere Minenspuren von ungefähr gleicher Ausdehnung und nicht weniger Interesse. Sie liegen am südlichen Abhang eines Hügels und bestehen in einer Reihe von Gruben, von denen einige untersucht und bis 14 Fuß tief befunden wurden. Sie ziehen sich Erzadern nach und laufen nach vier Richtungen aus. In einer fand sich 10 Fuß tief unter Schutt begraben ein Holzgefäß, Steingries und groben Sand enthaltend. Es mochte im Zweifel zum Wasserschöpfen gedient haben.

Nicht allein hier sondern an mehreren verschiedenen Punkten fanden sich Holzkohlen auf der Oberfläche des Gesteins liegend. Einige nehmen an, daß solche etwa zum Kupferschmelzen gedient haben, doch scheint es wahrscheinlicher, daß damit anstatt des heutigen Sprengens mit Schießpulver, in den Gruben Feuer gesetzt wurde, um Stein und Erz zu trennen. Vor Erfindung des Schießpulvers war dieß das Mittel zum selben Zweck, und noch sollen an zwei alten Bergorten in Europa, auf dem Harz und in Altenberg, diese Art Sprengens in Anwendung seyn, wo sich außerordentlich hartes Gestein vorfindet. Es ist kaum anzunehmen, daß diese einstigen Grubenarbeiter ihre Werke allein nur mit Werkzeug betrieben, wie hier vorgefunden wurde, ohne sich des Feuers dabei zu bedienen.

(Schluß folgt.)

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

1. Abreise von Bajasid. — Engpaß Khasi-Göl. — Kurdische Räuber ꝛc.

(Schluß.)

Tags darauf zogen wir an der großen persischen Ortschaft Gorowa vorüber und lagerten in geringer Entfernung davon an der Südostseite des Thales. Ich kaufte hier einige Hühner und frische Eier. Die Umgebung des Dorfes war schön angebaut, die Bevölkerung aber hatte ein armseliges, gedrücktes Aussehen. Die persischen Bauern sind unstreitig viel arbeitsamer als die türkischen, und verstehen sich besser auf Feldbau und die Cultur der Baumwolle; von ihren Herren aber, an welche sie die Laune des Schahs und die Gunst des Veziers verschenkt, werden sie in der Regel noch ärger gedrückt und ausgesaugt, als die Bauern in der Türkei von ihren Paschas und deren Unterbeamten. Ihr Schicksal ist dem der Fellahs im Nildelta ganz ähnlich. Sie müssen den ganzen Tag oft bei glühender Sonnenhitze arbeiten, und von den Früchten ihres Fleißes genießen sie nur so viel, um kümmerlich ihr Leben zu fristen und ihre Familie zu ernähren. Alles übrige fällt in die Hände des Eigenthümers, welcher in Teheran, in Täbris oder in irgend einer größern Stadt lebt, und aus seinem Besitze so viel tragbare Renten wie möglich zusammenzuscharren sucht, da er selbst keinen Augenblick sicher ist, durch einen Machtspruch des Schahs oder selbst des Sardars sein Besitzthum wieder zu verlieren. Die meisten Eigenthümer waren durch Vermittelung des Großveziers, Hadschi-Mirza-Agassi, des damaligen allmächtigen Günstlings, dessen Gunst sie aber selber durch schwere Summen erkaufen mußten, in den Besitz ihrer Güter gekommen und durften mit ihren Dörfern und Bauern ziemlich nach Willkür schalten und walten, solange sie nur die Steuern pünktlich zahlten und die Bestechungssummen für den allmächtigen Minister in eben so pünktlichen Terminen erneuerten.

Die Berge an der Südseite des großen Thales von Gorowa haben mannichfaltigere und malerischere Formen als an der nördlichen Kette. Gabbro und Serpentinkuppen durchsetzen hier die Kalk- und Mergelformationen. Im Gerölle der Wildbäche bemerkt man von diesen plutonischen Felsarten eben so viel als von ächten Trachytblöcken. Selbst die höchsten Gipfelkuppen trugen wenig Schnee, die üppigen Alpenwiesen waren verschwunden.

Nur auf den Halden längs dem Quellrinnsale war hie und da frischer und kräftiger Graswuchs, doch nur in beschränkter Ausdehnung bemerkbar. Der flache Thalboden selbst war trocken und pflanzenleer. Man kann im allgemeinen als bezeichnenden Naturcharakter dieser persischen Vorstufen des armenischen Alpenlandes sagen, daß die Gebirgsketten niedriger, die Gipfel in weniger kühnen und selbständigen Formen sich über die Kämme erheben, daß die vulkanischen Erscheinungen hier seltener sind und lange nicht denselben großartigen Charakter tragen, daß auch die plutonischen Erhebungen hier nicht in der gleichen mächtigen Intensität wirkten wie im eigentlichen Armenien. Relativ geringere Erhebung der Ketten, weniger malerische Formen, geringere Ausdehnung des Plateau's, die hier meistens durch schmälere Längenthäler ersetzt sind, trockenerer Boden, sparsamerer natürlicher Pflanzenwuchs sind Hauptunterschiede des Naturcharakters zwischen diesem Theile der Provinz Aserbeidschan und dem reichbewässerten, üppig grünen, weidereichen Alpenland des türkischen und russischen Armeniens. Statt der so mannichfaltigen bunten Alpenflora, welche ich am See Goktschai, in der Hochebene von Erzerum und im Muradthale gefunden, sahen wir hier vorherrschend stachlichte, rauh und schmalblättrige Gewächse. Disteln, Euphorbien, Wollkraut, Wermuth und viele niedere Stachelgewächse, worunter Poterium spinosum, bezeichnen den Vegetationscharakter. Der einförmigen und dürftigen Flora entspricht die Insectenfauna, welche meist durch einfärbige, schwarze oder graue Arten repräsentirt ist. Unter den Steinen waren Scorpionen von mittelmäßiger Größe, welche zum zwölfäugigen Genus Androctonus gehörten, sehr gemein. Von Coleopteren waren jene Gattungen, welche bei uns die mittelmeerischen Sanddünen bewohnen, am zahlreichsten vertreten, z. B. Pimelia, Tentyrea, Blaps. Von den Schmetterlingen flog der nie fehlende Papilio Cardui. Die grünen Umgebungen des Dorfes Garawa mit ihren Fruchtgärten, Weiden und Pappelgruppen contrastirten angenehm zu den dürren Halden und den kahlen Rändern der Berge.

Am 7 Julius erreichten wir das östliche Ende des Thales von Garawa, welches durch ein die Hauptkette verbindendes Querjoch vom Plateau von Choi getrennt ist. Wir wanderten mit unsern schellenden Thieren in gemessenem Karawanenschritte über den Paß, der nur von sehr niedrigen Höhen überragt wird. Porphyr, Serpentin, Gabbro und Euphotidfelsen kommen hier neben dem Kalk vor und erzeugen eigenthümliche Reibungsconglomerate. Diese Gesteine sind aber arm an Quellen, und der Mangel an frischem Trinkwasser wurde immer fühlbarer. Nach dreistündigem Marsche erreichten wir am Ende des Passes eine ziemlich schöne Quelle mit gemauerter Einfassung, neben welcher ein steinernes Häuschen, in der Form den Grabtempeln der Marabuts im nördlichen Afrika ganz ähnlich, vielleicht zu früheren Badezwecken erbaut. Wir nahmen hier unsern Lagerplatz. Gegen Mittag brach ein heftiges Donnerwetter mit Hagel und Platzregen los. Trotz der geringen Höhe der Berge zu beiden Seiten stürzten plötzlich brausende Wildbäche in allen Richtungen herab. Das magere Bächlein der Mulde des Passes wurde zum Bache, der Bach zuletzt zum Strome und schäumte über seine Ufer. Obwohl wir ziemlich hoch über den Ufern campirten, wurde unser Lager doch einige Zoll unter Wasser gesetzt und die Waarenballen von eindringender Nässe ernstlich bedroht. Unsere Armenier stürzten trotz des heftigen Platzregens, den sie mehr als Schnee und Kälte fürchten, aus den Zelten, um durch Errichtung improvisirter Steinwälle den Einbruch des Wassers der Wildbäche zu hindern. Kara-göz gab in aller Eile Befehl zum Aufbruch. [Die weidenden Pferde hatten sich aus Schrecken vor dem Donnerwetter in einen dichten Haufen zusammengedrängt, und waren eben so schnell nach dem Lager getrieben als bepackt. Wir marschirten eine halbe Meile weiter und lagerten auf einer Berghalde, wo wir von den Wildbächen nichts zu fürchten hatten, aber auch nur die allermagerste Weide fanden. Unsere armen müden Pferde machten hier zur kargen Speise von Disteln, Wollblumen und Absynth recht trübe Mienen, und nur der Hunger zwang sie an diesen schlechten Gerichten der persischen Floraküche anzubeißen.

Moden in Amerika.

Die Amerikaner sind ein wundervolles Volk. Texas und Californien — die Mormonen und die Rappiten — Sklaverei und Rowdyismus — wird ihre brennende Gier nach Neuem und Aufregendem nicht befriedigen. Obgleich charakteristisch für den rastlosen Geist des Landes, borgt das neueste Wunder nicht, wie so viele seiner Vorgänger, den Hauptreiz von einer monströsen Mischung des Verbrecherischen und Abergläubischen. Die Veränderung eines Kleides ist nichts sehr ernstes — aber die Art der Veränderung kann unseren Lippen vielleicht ein heiteres Lächeln entlocken. Gemüdet, wie es scheint, von den europäischen Moden — zu lange die Sklaven von Paris und London in allem was auf weiblichen Flitter und Staat Bezug hat — wenden die Schönen von Washington und New-York ihre Aufmerksamkeit den grünen und scharlachrothen Jacken, musselinenen Pumphosen und gestickten Halbstiefeln Konstantinopels zu. Einige der kühneren Mitglieder des schönen Geschlechts sind in dieser orientalischen Tracht bereits auf öffentlicher Straße erschienen, was den ziemlich prosaischen Zeilen und Farben der Broadway einen etwas auffallenden und malerischen Anstrich gab. Ob diese neue Mode in den Vereinigten Staaten den Sieg über ihre ältern Schwestern davontragen wird, ist noch ungewiß; allein die Tonangeber in ihren literarischen Städten sollen auf die „Pioniere in diesem sogenannten Reformpfad" mit freundlichem Auge herabsehen. Die Frau und die Töchter eines Dichters sollen öffentliche Versammlungen und Morgenvorlesungen durch den Glanz ihrer neuen Tracht in Erstaunen setzen. Wenn die Frauen zu der eng anschließenden Jacke und den dadurch bedingten Kleidungsstücken greifen, so werden die Männer sich vermuthlich in die fliegenden Gewänder und Mäntel des Ostens hüllen. Die Mode ist sprüchwörtlich unbeständig. Wer aber hätte erwarten können, daß jetzt, wo Türken und Aegyptier, Tunisier und Algierer zu Röcken und Pantalons greifen, die Abkömmlinge der Gothen die glänzenden Draperien des halbbarbarischen Asiens sich aneignen würden? Wie Bruder Jonathan aber dieß durchzuführen vermag, ohne sein ganzes äußeres Leben zu ändern, vermögen wir nicht einzusehen. Und dann — was würde wohl William Penn oder der strenge Bradford dazu sagen, wenn sie, falls sie noch am Leben wären, die jugendlichen Schönheiten der neuen Welt in den Prachtgewändern der Asiaten in die Kirche segeln sähen? (Athenäum 7 Juni.)

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1849, von Capit. Ch. Bocher.

(Fortsetzung.)

Wir unsererseits hatten zu dieser Zeit der Belagerung mit einem Feinde zu kämpfen, der mehr zu fürchten war als die Araber. Die Cholera trat heftig in unseren Reihen auf und raffte uns täglich 30 bis 40 Mann hinweg; die Anhäufung so vieler Menschen auf einem so geringen Raume wie die Transcheen und das Lager, mußte diese grausame Epidemie noch verschlimmern. Der Abfall geschlachteter Thiere, die Nähe so vieler in dem Sande schlecht begrabener und oft von den wilden Thieren wieder herausgescharrter Leichen dünstete die verderblichsten Miasmen aus; die regnerischen Nächte, die man in den

Tranſcheen zubrachte, wurden tödlich. Jeden Augenblick hörte man die Klagen der unglücklichen Soldaten, welche die Plage getroffen. Ihr Rufen, untermiſcht mit dem beſtändigen Feuer und dem dumpfen Aechzen der von den Winden hin und hergetriebenen Palmbäume, erfüllte aller Herzen mit banger Traurigkeit. Welche furchtbaren Nächte haben wir in dieſen Tranſcheen zugebracht! Welche Erinnerung für die Zeugen ähnlicher Auftritte! Auf Seiten der Araber waren die Leiden nicht geringer; die Epidemie wüthete auch in den Mauern von Zaatſcha; allein dieſe Fanatiker ertrugen mit immer gleichem Muthe und der Gleichgültigkeit des Fatalismus die Uebel des Krieges und die Schrecken der Krankheit. Nie haben ſie daran gedacht ſich zu ergeben; noch den Tag vor dem Sturme, wo alles für ſie verloren war, wieſen ſie die Bedingungen des Generals zurück, und zogen es vor ſich bis auf den letzten Mann tödten zu laſſen.

Am 18ten und den darauffolgenden Tagen arbeitete man mit Flatterminen gegen die Mauern des Platzes; die von dem Capitän Schönnagel geleiteten Sappenarbeiten waren ſehr lebhaft betrieben worden. Die Zwölfpfünder waren als Batterie aufgeſtellt; ihr Feuer fügte dem Feinde den größten Schaden zu und zerſtörte die höchſten Theile der Häuſer, welche unſere Werke dominirten. Die Haubitzen leiſteten nicht dieſelben guten Dienſte; ein großer Theil der Haubitzgranaten war zur See beſchädigt worden; ihre Stücke fielen beſtändig in das Innere der Tranſcheen und verwundeten unſere eigene Soldaten. Eine dritte Breſche war gelegt worden; ſie wurde die Breſche rechts; der vor ihr befindliche Graben wurde ausgefüllt. Am 22ſten und 23ſten wurden auch die anderen Grabenzugänge ausgebeſſert; auf den Breſchen ſelbſt angelegte Flatterminen machten den Zugang leicht. Unſere Fortſchritte waren augenſcheinlich; unſere verſchiedenen Angriffsarbeiten bedrängten die Stadt wie eine eiſerne Zange. Die ungeheure Gefahr erbitterte die Vertheidiger von Zaatſcha aufs äußerſte; durch zahlreiche Hülfe ermuthigt, glaubten ſie eine letzte und heldenmüthige Anſtrengung verſuchen zu ſollen; tolles Wageſtück! Nachdem wir ſo weit gekommen, konnte uns nichts mehr zurückſchrecken.

Mit jenem eigenthümlichen Scharfſinn der den einem wilden Zuſtande nicht fernen Völkern natürlich iſt, hatten ſie die zur Stunde der Ablöſung der Wachen unvermeidliche Unordnung in unſeren Tranſcheen bemerkt; dieſen Augenblick wählten ſie am 24ſten, um den heftigſten Angriff auszuführen, welchen wir noch ausgehalten. Nichts konnte uns ihre Plane argwöhnen laſſen. Ihr allmählich ſchwächer gewordenes Feuer antwortete kaum dem unſrigen mehr; dieſes in der Stadt herrſchende Schweigen konnten wir für die Folge der Entmuthigung halten. Die 7te Compagnie des 5ten Jägerbataillons hatte damals die Sappe rechts beſetzt; eine halb zerſtörte kleine Erdmauer ſchloß das Ende gegen die Seite des Feindes hin; 10 Jäger bewachten dieſen Poſten. Dieſe Leute machten ſich fertig, um den Poſten ihren Cameraden vom 8ten Bataillon zu übergeben. Von einem Augenblicke der Zerſtreuung begünſtigt, ſchlichen die Araber am Fuße der Mauer hin, auf ein verabredetes Signal vereinigten ſie ihre Kräfte, warfen dieſelbe ein und ſtürzten ſich durch dieſe Art von Breſche in das Innere der Sappe. Die vier erſten Jäger, welche unter ihre Händen fielen, wurden niedergemacht und ihnen die Köpfe abgehauen. Die Sappe rechts war bald gänzlich weggenommen; die überraſchten Jäger wichen einen Augenblick; in dieſem engen Raume, wo die Zahl der Vertheidiger der Vertheidigung nur ſchadete, entſpann ſich ein Kampf Mann gegen Mann. Kanoniere von der Haubitzenbatterie, um welche der Kampf geführt wurde, ließen ſich bei der Vertheidigung ihrer Geſchütze tödten. Die Araber konnten ſie nicht wegbringen; allein ſie bemächtigten ſich einer großen Anzahl Carabiner, Lagergeräthſchaften, Torniſter und Geräthſchaften des Geniecorps; das war der ganze Gewinn ihres Angriffes. Der Lieutenant Rée Devaux, kaum von einer bedeutenden Verwundung hergeſtellt, die er bei dem Gefechte am 7 October erhalten, ließ durch eine kleine Anzahl Jäger, welche er ſchnell ſammelte, die Araber mit dem Bajonette angreifen. Die Ordnung in dem Kampfe fand ſich unter ſeinem Befehle wieder.

Zu derſelben Zeit hatte einer der lebhafteſten Ausfälle gegen den ganzen rechten Flügel unſerer Angriffslinie ſtatt. Die Weiber, noch wilder wie die Männer, führten alles, was in Zaatſcha fanatiſirt und entſchloſſen war ins Feuer; allein die Jäger hatten Zeit ſich hinter ihre Verſchanzungen zu begeben; ermuthigt durch die Ankunft ihres Bataillonsbefehlshabers, des Commandanten Levaſſer Sorval und ſeines Adjutanten, des Hrn. Dupleſſis, welche beide ſich ſtets dahin begaben, wo die Gefahr war, empfingen ſie die Araber mit jener Sicherheit, welche den kühnſten Angriff in Verwirrung bringt. Mitten in dem Handgemenge angekommen, gaben der General Herbillon und der Oberſt Canrobert ſogleich die nöthigen Befehle, die Araber zu umgehen. Drei Compagnien Zuaven unter dem Befehle von Capitän Larrouy, und die einheimiſchen Schützen unter Bonrbaki's Führung wurden auf den Kampfplatz berufen; während ſie ſich aber dahin bewegten, wurde das Gefecht bei der Sappe rechts immer hitziger, und nur unter ſchweren Verluſten konnten wir die Zaatſchianer dort vertreiben. Von den beiden Jägercompagnien, welche allein im Feuer geweſen, waren mehrere Officiere und Soldaten verwundet; der Artillerielieutenant Guérin, welcher die Sappenbatterie rechts commandirte, war tödlich verwundet, wie auch ſein Fourier; dem wackeren und bedauernswerthen Capitän Delmas war eine Kugel durch das Herz gegangen. Der Capitän Hurvoy vom 8ten Jägerbataillon wurde oberhalb des Auges getroffen, und der Adjutant ſeines Bataillons neben ihm getödtet.

Die Ankunft der Colonne, welche den Feind im Rücken faßte, entſetzte die Tranſchee; die größere Zahl der Araber hatte gerade noch Zeit in die Stadt zurückzukommen, die übrigen flüchteten ſich gegen Liſchana hin; als aber der Commandant Bonrbaki den Befehl erhielt ſich gegen das Lager zurückzuziehen, kamen die Belagerten, welche man entmuthigt glauben mußte, in Menge heraus, und ein ſehr ernſter Kampf entſpann ſich von neuem in den Gärten; man mußte andere Truppen vorrücken laſſen. Der General Herbillon ſelbſt war auf dem Platze und leitete alles, unterſtützt von ſeinem Generalſtabschef. Die Ermattung des Feindes machte dieſem blutigen Tage allein ein Ende. Am Abende hatte das Geniecorps in der Sappe rechts alles wieder in Ordnung gebracht; am anderen Tage war keine weſentliche Spur von dieſem Angriffe, der äußerſten Anſtrengung der Vertheidiger, mehr vorhanden; allein das ſchmerzliche Andenken an unſere letzten Verluſte war in jedermann lebendig.

Der für den 25ſten beſtimmte Sturm mußte um 24 Stunden verſchoben werden. Man mußte für die Ruhe der Truppen und die letzten Anordnungen einen Tag Friſt haben. Die Commandanten der Corps, welche zuerſt insgeheim unterrichtet worden, verſammelten ihre Officiere, um ihnen die Befehle des Generals Herbillon mitzutheilen. Die drei vollkommen practicabeln Breſchen ſollten durch drei Colonnen angegriffen werden; zu deren Bildung hatte man unter den ausgezeichneten Bataillonen der Belagerungsarmee gewählt. Jedes von ihnen lieferte nur 300 Mann, die tapferſten, die entſchloſſenſten. Dieſe Vereinigung von Eliteſoldaten, die durch ſo viele Kämpfe erprobt waren, mußte das kräftigſte und furchtbarſte Ganze geben. Die Führer, welche ſie commandirten, waren ſolcher Truppen würdig; es waren der Oberſt Canrobert, deſſen Benehmen bei dieſem Sturme die Bewunderung der ganzen Armee erregte; der Oberſt von Barral, dem ſpäter ein ſo heroiſches Ende beſchieden war, und der Oberſt von Lourmel, einer unſerer erſten Officiere in Afrika.

(Fortſetzung folgt.)

Die Advocaten in den Vereinigten Staaten. Nach dem Law Regiſter beträgt die Geſammtzahl der Sachwalter in den Vereinigten Staaten 21,979, von denen auf New-York 4374, auf Maſſachuſetts 1040, auf Rhode-Island 112, auf Pennſylvania 1739 kommen. Nach einer muthmaßlichen Schätzung, wobei angenommen wird, daß 979 die Ausübung der Sachwalterſchaft niedergelegt haben, beträgt das Jahreseinkommen jedes einzelnen practizirenden Sachwalters ungefähr 1500 Dollars, das aller zuſammen ſonach 31,500,000 Dollars. (Globe.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 145. 18 Junius 1851.

Die Damen von Havana.

(Travels in the United States etc. during 1849 and 1850. By the Lady Emmeline Stuart Wortley.)

Die Stadt sieht außerordentlich lebhaft aus. Natürlich denkt niemand, der nicht muß, im Lauf des Tages an Ausgehen. Wenn es aber anfängt kühl zu werden, scheint die Stadt fast zu zittern vor dem Erdbeben von Fuhrwerken, die nach verschiedenen Richtungen gehen und deren schöne Inhaberinnen Visiten machen, Läden besuchen wollen und dergleichen, zuletzt aber auf dem Paseo erscheinen. Diese Fuhrwerke sind meistens schön und feenhaft. Sie werden Volantes genannt und sind gemeiniglich mit Maulthieren bespannt, die ein Postillion in glänzender Livree fährt. Wir fuhren neulich aus, und ich ging eine kleine Strecke aufs Land — gewiß eine sehr hübsche Spazierfahrt. Es ging eine breite ebne Landstraße hin (welch eine Wollust für uns nach den Wegen in Mexico!), berändert mit einem lieblichen Saum von Rasen und blühenden Granatbäumen in ihrer größten Schönheit. Darauf gingen wir nach dem Paseo, wo Fuhrwerke, so zahlreich wie Mosquitoes in Havana, in doppelten Reihen schwärmten, und alle schienen wie eine Feenmähr in Thätigkeit. Jene reizenden, luftig aussehenden, zierlich gemalten offnen Volanten, gleich Wagen eingerichtet für Mab die Feenkönigin, und die ätherisch scheinenden Wesen darinnen, mit Blumen bekränzt, und keiner andern Bedeckung auf ihren zierlichen Häuptern, als diesen zarten Blüthen und ihren eigenen massiven Flechten herrlichen schwarzen Haars — denn sehr selten tragen sie selbst die Mantilla, und wenn sie es thaten, erschienen deren ausgezeichnet gefügte Falten wenig anders als der leichte Schatten, den jene vollen Wagen von düstern Seidenlocken warfen — alles war Bezauberung. Wie reizend winkten ihre Fächer, womit sie einander leichte hübsche Grüße zuwinkten! jene gleißenden gefiederten Fächer, Sylphidenschwingen gleich. Und ihre Anzüge! Gewiß Arachne selbst muß sie gesponnen und Iris sie gefärbt haben. Ich will versuchen mit Worten drei dieser Töchter von Cuba zu malen, wie sie sich lehnen in ihren üppigen Volanten. Die eine trägt ein Kleid von dem himmelähnlichsten Azur, die andere eine durchsichtige traumhafte Art von Robe ganz wie ein Sommerfädengeweb und von sanftester, doch prächtigster Rosenfarbe, und die dritte, die nach vorne in der Mitte sitzt, ist in unbeflecktem Lilienweiß, und diese Anzüge schwimmen an ihnen leicht und voll wie wahre Wolken. Sie sind alle decolletirt (an Hals und Brust offen) und mit sehr kurzen Aermeln, und die Gesichter sind schneebleich bei Bildsäulenzügen und prachtvollem Haar. Es scheint Hunderte und Tausende von diesen Fuhrwerken zu geben mit eben so schönen und feengleichen Demoisellen darin, und die gekleidet sind in jedweder Farbe des Regenbogens — Röthlichblau, Smaragdgrün, dem mattesten Strohgelb (was vortrefflich steht zu ihren gewöhnlich pechschwarzen Locken) und verschiedenen feinen Anstrichen und Schattirungen von allerlei Farben. Die Fuhrwerke selbst sehen aus wie enorme Schmetterlinge, schimmernd in den Strahlen der niedergehenden Sonne, bei ihren unzähligen glänzenden Farben mannichfachen Wechsels. Dann, wie wunderschön sind die langen doppelten Reihen Bäume an jeder Seite des Paseo, und die Blumen und der ungemein liebliche Himmel drüber und die prächtigen Fontainen, in sculptirte Marmorbassins fallend, und wie zauberreizend ist die köstliche Temperatur und das sanfte Wehen von der nahen See! Man sieht hier nicht wie in Mexico Hunderte von stolz und prachtvoll daherreitenden Caballeros, welche ihre Hengste paradiren und sich bäumen und schwenken lassen, bis ihre schweren Silberschmucke wie ein Blitzstrahl von ihrem Auge flammen. Hier sind die Herren in der Regel Promenademacher zu Fuß, wenn sie nicht träge sind und in ihren üppigen Volanten selbst ausgestreckt liegen. Sie schritten gemächlich und sacht ihres Weges fort, das wohlriechende Unkraut (Tabak) schmauchend und ihre schönen Habaneras anstierend, die vorüberkommen in ihren Feen-Nachen auf Rädern, und man sagt mir, es sey Mode hier, wenn ein galanter Señor eine besonders liebenswürdige junge Doña sieht, daß er ausrufe: „Wie schön! wie lieblich!" und daß sie ihm dann erwiedere mit einem kleinen huldreichen Nicken ihres hirschähnlichen Köpfchens „Gracias, Caballero." Ich war anfangs nicht wenig erstaunt über die Antwort der Damen auf den allgemein gebräuchlichen Gruß: „A los pies de V. Señorita" (Ich bin zu Ihren Füßen, Madame). „Beso los manos de V. Caballero" (Ich küsse Ihre Hände, mein Herr.) Doch der würdige Anstand, womit sie dieß sagen, schien die offenbar ausgesprochene allzu große Herablassung zu mindern. Er war so stolz graciös wie das Verneigen eines gekrönten Haupts in Anerkennung der Huldigung eines Unterthans.

Die Straßen sind ungemein eng, und die Volanten mit ihren ungeheuer langen Deichseln und enormen Rädern können nur mit der größten Schwierigkeit darin wenden, schlagen aber glücklicherweise nicht leicht um. In der Vorstadt sind die Straßen breiter. Eine einzige haltende Volante wird manchmal eine ganze Calle (Straße) versperren. Der Calesero wird vielleicht von einem Kutscher hinten gedrängt, ihn vorbeizulassen, allein dieß wird nicht immer von den schönen Crealinnen im Wagen eingeräumt, wenigstens sagt La Condesa de Merlin in ihrer unterhaltenden „Viaje a la Habana", daß oft die weibliche Stimme aus den Tiefen der Quitrin oder Volante erschallt mit dem Ruf:

„No te muevas, Juan, no te muevas por nadie!“ In reichen Familien hält man mindestens eine Volante beständig wartend ganz fertig an der Thür, falls irgend eines von den Gliedern der Familie auf den Einfall kommen sollte, eine kleine Spazierfahrt zu machen, und in vielen vermögenden Haushaltungen hat jede Tochter, ja jedes Kind eine eigene Volante! Unter den ärmeren Classen — und arm müssen sie in der That seyn, wenn sie nicht wenigstens Ein Fuhrwerk haben — ist es stehender Brauch aus Mangel an nothwendiger Räumlichkeit einen Winkel des Gesellschaftszimmers in ein Wagenhaus zu verwandeln. Und wirklich ist mir erzählt worden, daß sie eine hübsche Volante (und lieber als keine hübsche zu haben, würden sie halb verhungern bei etwas Chocolate und einer Cigarito) als eine wirklich große Zierde für ihre sonst nicht sehr möblirten Zimmer betrachten. Dieselbe sieht sehr ansehnlich und recht stattlich aus mit ihren gigantischen Rädern und wird, wie ich höre, gelegentlich als eine Art erhabenen und geselligen Armstuhls von zwei oder wohl drei von den Damen des Hauses gebraucht, wenn die Zimmer besonders voll sind, und auf solche Weise gleichsam auf einen Thron von erhabener Silberarbeit über ihre Gäste erhoben, plaudern sie herablassend mit den Anwesenden und besichtigen sie mit Wohlgefallen von einer günstigen Stellung aus.

Alte Minen im Kupferdistrict am Lake Superior, Staat Michigan.

Spuren von altem Bergbau, Erdarbeiten und Anfüllungen. — Deren hohes Alter.

(Schluß.)

In einer andern Grube (Southwestquarter of Section 35, Township 51, Range 38) fanden sich Hirschknochen ziemlich gut erhalten, Bruchstücke von der Hirnschale, der Schulter und einem Geweih, eben im Kolbenzustand (um in der Jägersprache zu reden in the velvet). Die schwächeren Gebeine waren gänzlich vermodert. Sie lagen in Lehm eingebettet 1 Fuß hoch über der Grubensohle, und darüber waren wieder Lehm, Laubwerk, Gries und Sand gegen 19 Fuß hoch aufgelagert. Vielleicht fiel einst das Thier in diese Grube oder es suchte Wasser hier und konnte nicht mehr herauskommen. Diese Gruben, wohl einst mit Wasser gefüllt, waren gewiß nicht der Aufenthalt reißender Thiere, deren Raubsucht diese Knochensammlung zugeschrieben werden könnte.

Im nordöstlichen Viertel der sechzehnten Section (Township 50, Range 39) zunächst einem kleinen Fluß, befindet sich ein kleiner Wall, anscheinend künstlicher Art. Mr. Hill, dessen Aufzeichnungen hierüber aufgenommen sind, war aus Mangel an Werkzeug nicht im Stande sie näher zu untersuchen, und zu sehen ob derselbe vielleicht geschichtet sey oder nicht. Ein anderer Hügel (tumulus) rechts am Ontanaganfluß, 6 Meilen oberhalb dessen Mündung, ist 40 Fuß hoch und fast kreisrund, er scheint ebenfalls künstlicher Art, ward aber auch nicht näher untersucht. Vom Nordostviertel der 31sten Section (Township 49, Range 40) zieht sich in einer Entfernung von nahezu 30 Meilen eine fast ununterbrochene Linie alter Gruben längs einem Trappstreichen hin, obwohl nicht ausschließlich mit demselben gleich fortlaufend.

Am Point Keweenaw ziehen sich dieselben vom Eaglefluß östlich nach Range 28, 12 Meilen weit ebenfalls längs einem Trappstreichen hin. Hier wurde auch eine große Anzahl Hämmer gefunden, welche hier zuerst reiche Erzvorkommen muthmaßen ließen. Aehnliche fanden sich bei den Kupferfallminen und am Phönix, früher Lake Superior Mine. Hier ward auch ein kupfernes Messer gefunden.

Mr. C. G. Shaw bezeichnete uns ähnliche Beweise von altem Bergbau auf Isle Royale. Sie finden sich an Stellen, uns so bekannt wie der Mittelfinger, und sind auf eine Meile weit zu verfolgen. Mr. Shaw gibt an, daß er eine dieser Gruben, mit Erde von nächster Umgebung gefüllt, untersucht habe, und dieselbe 9 Fuß tief in festes Gestein getrieben und die Seitenwände glatt abgearbeitet gefunden habe. Auf der Sohle fand sich eine 18 Zoll dicke Kupfererzader, nebst einem Blatt reinen Kupfers.

Diese Werke scheinen einzig mit Hammer und Schlegel betrieben worden zu seyn, von denen sich überall eine große Anzahl vorfand. Da keinerlei metallenes Werkzeug zu finden ist, welches etwa mit verwendet worden wäre, so ist zu glauben daß neben oben bezeichneten Geräthschaften höchstens Feuer in Anwendung gebracht ward. Die ansehnliche Erzader, sowie die Ausdehnung der Werke selbst lassen hier einen einstigen sehr großartigen Betrieb vermuthen. Mr. Shaw bemühte sich sonst um viele Beweise über das Alter dieser Werke, fand aber nichts, was ihn weiter als zu dem allgemeinen Schluß geführt hätte, daß dieselben sehr alt seyn müßten.

Die vegetabilen Stoffe und die sonstige Masse, mit welcher sich diese alten Grubenwerke bis ins Niveau mit ihrer Umgebung wieder aufgefüllt haben, beweisen bei der sonstigen sehr langsamen Anhäufung auf den Felsen und Bänken von Isle Royale, daß es das Werk von Jahrhunderten seyn müsse. Auf dem Grubenschutt und dem Boden, mit dem sich diese alten Werke wieder auffüllten, fanden sich so starke und mächtige Bäume, als irgendwo in der Nachbarschaft. Alles dieß weist auf eine längst verflossene Zeit, ob aber ein von den heutigen Indianern verschiedener Stamm hier gelebt und gearbeitet, bleibt dunkel, da wohl alle und jede Tradition über deren Ursprung verloren gegangen zu seyn scheint. Ein Stamm, wie die Indianer, dessen Bestehen hauptsächlich nur auf Jagd und Fischfang begründet ist, hätte gewiß wo möglich Metall erzeugt, um Waffen zu bekommen, welche dauerhafter und leichter zu schaffen gewesen wären. Es ließe sich dieß wohl selbst von einem rohesten Volke erwarten.

Zu den ersten Wohlthaten des Zusammenkommens der weißen Race mit der rothen gehört die Einführung von Eisenwerkzeugen, welche den Gebrauch der kupfernen bald verdrängt hätten, und die Indianer hätten so keinen Grund mehr gehabt einiger jagdbaren Thiere wegen oder um der Kenntniß der Kupferplätze willen mit diesen Kupferbezirken fernere Verbindungen einzuhalten. Es wäre denn ein Jahrhundert mehr als genug gewesen, alle mündlichen Ueberlieferungen vergessen zu machen. Wir wissen, daß die ersten Jesuitenmissionarien zuerst im Jahr 1641 an den Ufern des Lake Superior erschienen, und es ist auch anzunehmen daß die Stämme, welche sie dort angetroffen, mit den Weißen zu Quebec und Montreal schon Jahre vorher verkehrt hatten. Wenn wir aus den kargen Berichten der Jesuiten vielleicht ersehen könnten, wie weit jene Wilden etwa in der Kunst Metall zu verarbeiten und derlei Geräthschaften zu gebrauchen damals gewesen, so würde manches Licht auf diesen Gegenstand geworfen.

Schädel z. B. bieten sehr entscheidende Merkmale über die verschiedenen Gruppen der großen Menschenfamilie dar, und könnten solche hier entdeckt werden, so wären bald entscheidende Beweise über den Stamm vorhanden, welcher einst hier Bergbau betrieben.

Anm. des Verf. nach Kalms Reise (Thl. 3 S. 416). M. de Verandier, von Chev. de Beauharnais, damals Gouverneur-General in Canada, im Jahr 1746 auf eine Ueberland-Expedition nach dem stillen Ocean ausgesendet, fand in den Prairien 900 Meilen westlich von Montreal ungeheure Massen von Menschenhänden aufrecht übereinander gestellter Steine. Auf einem derselben war etwas wie eine tatarische Inschrift zu sehen. Sie war auf eine kleine Tafel eingegraben, und als sie gefunden wurde, in eine Art Pfeiler von geschnittenem Stein eingelassen. Einige Jesuiten versicherten Kalm die Tafel selbst gesehen und in Händen gehabt zu haben. Diese Merkwürdigkeit kam nachher in die Hände eines Grafen Maurepas in Frankreich. Humboldt, demzufolge wir diese Anmerkung beifügen (siehe dessen Bilder der Natur, Steppen und Bemerkungen darüber), setzt hinzu: „Ich forderte mehrere meiner Freunde in Frankreich auf, für den Fall daß die Tafel wirklich vorhanden, nach derselben zu fahnden, allein sie fand sich auch in der Maurepas'schen Sammlung nicht vor.“ Sollte diese Inschrift nicht auch vielleicht ein Werk jener Kupfergräber gewesen seyn? Verandier versichert ferner, daß er Tagreisen weit einst gepflügt gewesenen Boden bemerkt habe, aber Humboldt meint darüber: bei der gänzlichen Unkenntniß von Ackerwerkzeugen besonders des Pflugs, bei dem Mangel an Zugvieh und der ungeheuren Ausdehnung jenes vermeintlichen Pfluggrundes, seyen diese Furchen eher der Wirkung des Wassers an der Erdoberfläche zuzuschreiben.

Die Oberfläche der Insel Mackinac, welche auf derselben Linie liegt, bietet eben so das Ansehen eines einst gepflügt gewesenen Feldes. Es scheint dieß durch das Ausreißen und Wegführen eingebetteter Steine durch Wassergewalt während der Diluvialperiode hervorgebracht zu seyn. Der Grund liegt hier nicht gleichmäßig geebnet, sondern erscheint gefurcht, einem Gräbermeer ähnlich, und mag so irrig für den Ueberrest der Arbeit eines Urstammes gehalten worden seyn.

Anm. des Ueb. Bei der Genauigkeit, womit die übrigen Gegenstände beschrieben und angegeben sind, ist zu wundern, daß die Form der Messer und Meißel ganz übergangen ist, um so mehr als es Metallgeräthe sind, wovon sonst nichts anderes gefunden wurde. Das nach den Jahresringen der gefällten Hemlocktanne abgenommene Alter ist jedenfalls die geringste Annahme, wie lang aber der Grubenschutt sammt seiner Umgebung entweder nackt oder unter anderer vegetabiler Bedeckung gelegen, läßt sich ohne weiter aufgefundene Spuren nicht einmal muthmaßen.

Was für einem Volke diese Erdarbeiten angehören dürften, ist natürlich bei dem fast gänzlichen Mangel an geschichtlichen Spuren nicht aufs entfernteste zu errathen, doch läßt sich vielleicht so viel annehmen, daß sie nicht den Vorvätern der heutigen Indianer zugeschrieben werden dürfen, die, so viel man weiß, auf ihren großen Jagdbezirken ewig unstätig umherzogen, und wenn diese nicht mehr ausreichten, andere Länder aufgesucht und andere Stämme darum bekriegt haben. Auch läßt sich glauben, daß diese Werke einem gebildeteren Stamm angehörten, der festere Wohnsitze behauptet haben mußte, was allein den Betrieb solcher Arbeiten zulassen konnte. Um sich darauf festzuhalten, bedurfte es natürlich auch Werke der Vertheidigung, welche die Arbeit des Kriegführens erleichterten, und dahin gehören oben an solche Befestigungen, wie Wälle, Dämme, Gräben u. s. w. Solche zu schaffen, brauchte es auch mehr und besserer Werkzeuge, die nur wieder einem Volke zu Gebot stehen konnten, das Metall erzeugte und verarbeitete, weßhalb immer einiger Grund vorhanden seyn mag, sich die Befestigungswerke im obern Mississippithal (Wisconsin, Ohio und Illinois) mit den Bergarbeiten am Lake Superior in Verbindung zu denken, bis das Gegentheil bewiesen ist. Bis nun wurde mir nicht bekannt, ob in den Metallbezirken der eben genannten Staaten nicht auch Spuren alter Minen aufgefunden wurden, welche dann jedenfalls das häufige Vorkommen alter Befestigungswerkzeuge und deren Wichtigkeit deutlich erklären würden.

Daß noch keinerlei aufgefundene Schädel zur Kenntniß gebracht wurden, mag allerdings seinen nächsten Grund in der Thatsache haben, daß in diesem Lande überhaupt das geheimnißvolle Buch der Geschichte zu durchblättern erst angefangen wurde; noch sind die meisten Blätter mit dem Siegel wüster Wildniß verschlossen. Bis jetzt ist uns durch die Geschichte kein Volk bekannt geworden, dessen Stammwurzeln sich nicht in das Helldunkel der Mythe verlören. Wie überhaupt in der ganzen Schöpfung nirgends ein Anfang und ein Ende wahrzunehmen ist, so auch in der Geschichte des Menschengeschlechts. Wie sich von einer Wasserscheide die Gewässer, dem Gesetz der Schwere folgend, nach allen Seiten hin ergießen, so auch der Zug von Menschengeschlechtern, Völkerstämmen und Nationen. Gewiß drängte sich Masse auf Masse, wie nach Westen so nach Osten, und wie die Bahn am schwarzen Meer und der untern Donau hinauf das Bild von ewigem Schaffen und Zerstören und stets sich mehrenden Ernten öfter wiederholter Völkerwanderungen darbietet, so vielleicht die Länder von Norden nach Süden auf dem amerikanischen Festland. War vielleicht eben das Nibelungenland von unzähligen Seen und unermeßlichen Wäldern bis zu den Quellen des Mississippi und südwärts an diesem Strome herunter einst die große Heerstraße für die aus Asien herüberdrängenden Völker. Um sich in solcher Strömung zu halten, bedurfte es für früher hier festgesessene Nationen, die es wohl zu hoher Gesittung gebracht haben mochten, jene oben bezeichneten Befestigungen, jetzt die stummen Zeugen, daß hier nicht allein flüchtige Jägervölker gewohnt. Vielleicht wurden Gesittung und Cultur eben durch diese mehr und mehr nach Süden hinabgedrängt, während niedriger stehende Völkerschwärme sie unter Raub und Vernichtung begruben, wovon sich jetzt kaum mehr etwas ahnen läßt.

Daß einst Besseres dagewesen als wir den heutigen Indianern zutrauen können, ist den Aztekendenkmälern so wie den großartigen Ueberbleibseln in Mexico und Centralamerika nach nicht zu bezweifeln. Wie groß aber die Summe untergegangener und begrabener Gesittung seyn mag, kann erst die Zeit mit Hülfe gewissenhafter Forschung lehren.

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1840, von Capit. Ch. Bocher.

(Fortsetzung.)

Die erste Colonne (von Canrobert), welche durch die Bresche rechts gehen sollte, die am kräftigsten vertheidigt wurde, bestand aus dem 1sten und 2ten Bataillon Zuaven, dem 5ten Jägerbataillon und hundert ausgewählten Soldaten aus dem 16ten Linienregimente. Die zweite (von Barral) sollte die vor kurzem für das 43ste Bataillon so unselige Bresche angreifen, die jedoch, vollkommen wieder geöffnet, nicht mehr dieselben Schwierigkeiten bieten konnte; die Colonne bestand aus dem 8ten Jägerbataillon, das sich durch den blutigen und tragischen Kampf von Sidi-Brahim für immer bemerklich gemacht, aus einem Bataillon vom 38sten Regimente und aus hundert Zuaven. Die dritte (von Lourmel), bestehend aus zwei Bataillonen vom 8ten und einem Bataillon

vom 43sten Linienregimente, sollte die Bresche links nehmen. Eine Abtheilung Gebirgsartillerie und ein Geniedetaschement waren jeder Colonne beigegeben, die überdieß auch eine Anzahl arabischer Führer hatte, welche man durch Geld für diese großen Gefahren gewonnen. Endlich waren Werkzeuge, Erdsäcke, Kisten, Seile, Pulversäcke am Fuße jeder Bresche bereit gehalten, um den Erfolg der Operation zu sichern.

Auch dem Commandanten Bourbaki war eine wichtige Rolle zugetheilt worden, welche darin bestand, den außer unserem Angriffspunkte gelegenen Theil der Stadt einzuschließen, um die Verbindungen des Feindes abzuschneiden und durch eine Diversion den Angreifern den Eingang in die Stadt zu erleichtern. Er vereinigte unter seinem Commando die eingebornen Schützen, ein Bataillon vom 51sten Linienregimente und 200 Jäger zu Fuß. Dem Obersten Dumontet vom 43sten Linienregimente war die Bewachung der Transcheen und fliegenden Lazarethe, welche man nahe an die Breschen gebracht, anvertraut. Der Oberst Jallivet vom 16ten Linienregimente hatte die Bewachung des Lagers. Vor einem so zahlreichen und unternehmenden Feinde durfte keine Vorsichtsmaßregel vernachlässigt werden. Die Reiterei endlich war unter den Befehlen des Obersten v. Rieheck in Schwadronen rechts und links von dem Lager in der Ebene mit Front gegen die Oase aufgestellt.

Die Infanterietruppen waren seit dem vorhergehenden Tage in den Transcheen versammelt, um zum Beginn des Angriffes am frühen Morgen bei der Hand zu seyn; sie brachten so den ganzen Abend in der Erwartung des Gefechtes zu, das unsere Reihen so sehr lichten, aber auch eine so lange, beschwerliche Belagerung wenigstens durch einen Triumph krönen sollte. Die Vertheidiger von Zaatscha schienen das Schicksal, welches ihrer wartete, nicht zu ahnen; mit Verachtung wiesen sie die Vorschläge zurück, welche der General Herbillon nach Kriegsgebrauch ihnen im letzten Augenblicke machen zu müssen glaubte. Bu-Zian hatte ihnen so oft gesagt, die Franzosen würden sie nie besiegen, daß sie es zuletzt glaubten; dieser in seinem Hasse gegen uns unversöhnliche Krieger leitete alle Vertheidigungsoperationen und verrichtete bis zum Ende alle seine Obliegenheiten als Priester und als Krieger. Noch den Tag vor dem Sturme rief er, wie gewöhnlich, die Muselmänner, seine Getreuen zur Moschee. Innerhalb der Transcheen hörte man bei der ruhigen Nacht, welche dem Sturme voranging, diese Fanatiker, welche vor Gott sich verpflichteten, sich bis auf den letzten Mann tödten zu lassen — ein Schwur, den sie nur zu gut gehalten haben! Nachdem sie die Moschee verlassen, verbreiteten sie sich, wie gewöhnlich jeden Abend, den Mauern der Stadt entlang, um uns mit Flintenschüssen, dem obligaten Accompagnement aller ihrer Demonstrationen, zu überschütten. Die übrige Nacht verstrich in jener düstern Ruhe, wie sie Katastrophen vorangeht. Einige Kanonenschüsse, welche in langen Zwischenräumen aus unseren Batterien kamen, unterbrachen allein das in unseren Transcheen herrschende tiefe Schweigen.

Mit Tagesanbruch erhoben sich unsere Leute ohne Geräusch, und traten still in ihre Glieder. Der Oberst Canrobert, welcher zuerst zum Angriffe schreiten sollte, ließ sich die tapfersten in seiner Colonne bezeichnen, um die Ehre zu haben, neben ihnen zu gehen. Es bildete sich eine kleine Escorte von 16 Mann, mit der er sich ungedeckt den ersten Schüssen aussetzen wollte; außerdem hatte er noch vier Officiere bei sich, um seine Befehle zu überbringen. Alle Anordnungen zum Kampfe waren getroffen: jedermann war auf seinem Posten, man durfte nur auf das gegebene Signal vorwärts gehen; allein der Zuavenoberst wollte vorher alle seine Officiere versammeln, um jedem die Art und die Wichtigkeit seiner Obliegenheiten und die Dringlichkeit des Erfolges auseinanderzusetzen. Am Schlusse seiner Rede wußte er Worte zu finden, welche der Patriotismus eingibt und welche den Entschluß in Aller Herzen zur Reife bringen.

Sobald die Bewegung des Commandanten Bourbaki, welcher den Platz umgehen mußte, weit genug gediehen war, gab man das Zeichen zum Angriff. Es war etwa sieben Uhr Morgens; die Hörner der Zuaven und Jäger, untermengt mit dem Schlagen der Trommeln, verkündeten den Sturmschritt. Der Oberst Canrobert ließ unter der Führung eines tapferen Officieres, Hrn. Toiet, 25 Jäger aus der Sappe gehen, um sich eines Hauses links von der Bresche zu bemächtigen und so den Eingang zu erleichtern; sodann stellte er sich selbst an die Spitze seiner Zuaven. Seine Aufmunterung war so wirksam, daß in wenigen Augenblicken die Bresche überschritten war und seine Colonne mitten in der Stadt sich befand. Die ganz aus der Nähe aus den Häusern fallenden Schüsse, die fürchterlichsten und seit langer Zeit vorbereiteten Hindernisse konnten ihn nicht aufhalten. Der Oberst, welcher seine Colonne in diesem Labyrinth von Gäßchen führte, sah alle um ihn her fallen; von den 16 Zuaven oder Jägern, welche ihn nicht verlassen sollten, waren 12 todt oder verwundet; von seinen vier Ordonnanzofficieren fielen zwei an seiner Seite, die beiden anderen waren verwundet.

Der Bataillonscommandant von Lorencez, ein würdiger Sohn des Generals und ein Enkel des Marschalls Oudinot, befehligte das erste Zuavenbataillon; er marschirte hinter dem Obersten Canrobert. Ganz zu Anfang des Sturmes erhielt er in dem Augenblicke, wo er seinen Soldaten das edelste Beispiel gab, eine Kugel in die Seite. Der Oberst Lourmel riß seine Leute fort und leitete trotz einer Verwundung, welche ihm aus großer Nähe beigebracht wurde, fortwährend den Angriff des linken Flügels. Der Oberst von Barral vereinigte sich, nachdem er einen Augenblick durch einen Einsturz aufgehalten worden, mit den beiden anderen Colonnen. Diese drei Truppenkörper schlossen damals drei Viertheile der Stadt ein, aus denen nicht ein Vertheidiger entwischen konnte; war auch die Hauptaufgabe schon vollendet, so mußte doch noch der Angriff jedes einzelnen Hauses unternommen werden, die alle mit Arabern angefüllt waren, entschlossen ihr Leben theuer zu verkaufen. Jede Soldatengruppe hält sich an das vor ihr stehende Haus, denn sind sie einmal aufgeregt, so nehmen sie in diesen so kritischen Augenblicken keinen Rath mehr an, sondern handeln nach eigenem Gutdünken und zwar so am besten. Zuerst versuchen sie die Terrassen der Häuser zu ersteigen, um von da in deren Inneres zu gelangen, allein sie werden von den Schießscharten aus, von denen alle Mauern voll sind, getroffen; kaum sind sie auf diese Terrassen gelangt, so fallen tausend Schüsse aus dem ersten Stocke entweder aus absichtlich eingeschnittenen Löchern, oder aus der inneren Oeffnung der Häuser. Die ersten, welche das Hinabsteigen wagen, werden sicher erschossen, allein andere dringen endlich ein und fallen über die Vertheidiger mit dem Bajonette her; sie richten ein fürchterliches Blutbad an. Sofort mußte man diejenigen, welche sich in die Keller zurückgezogen, herausdringen, wobei sich in der Dunkelheit alles so unter einander mengte, daß man den wahren Feind nicht mehr erkennen konnte; meistens ließ man die unglücklichen Araber, welche in den unterirdischen Gewölben aufzusuchen doch zu gefährlich gewesen wäre, drinnen, beschränkte sich darauf, sie zu beobachten und bewahrte dieselben so für die letzte Arbeit auf.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Bevölkerung Neapels. Der Zählung vom 1 Januar 1851 zufolge hat Neapel 416,475 Einwohner, worunter 203,483 männliche und 212,992 weibliche. Die Zahl der Geburten im verflossenen Jahr betrug 14,991, nämlich 7006 Knaben und 7385 Mädchen; die Findelhäuser haben aufgenommen 938 Knaben und 1039 Mädchen. Das Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung war wie 1:27,77. Zwillingsgeburten: 192 von zwei Knaben; 80 von zwei Mädchen, 68 von zwei Kindern verschiedenen Geschlechts. Todesfälle: 15,015, nämlich 8133 männliche, 6882 weibliche; 470 Kinder todtgeboren, 309 eines plötzlichen Todes verschiedene, 17 Selbstmorde. Heirathen wurden geschlossen 3051. In den Gefängnissen befanden sich 2290 Personen, nämlich 2162 Männer, 128 Frauen. (Fr. Bl.)

•

Schnee im Junius. Dienstag den 3 Junius fiel auf den Bergen von Devonshire bei einem Sturme Hagel und Schnee. Morgens war es für diese Jahreszeit ungemein kalt, und ein ziemlich heftiger Wind blies aus Nordwest als der Sturm eintrat. (Globe.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 146. 19 Junius 1851.

Fragmente aus dem Wanderbuche eines deutschen Reisenden in Persien.

2. Die Hochebene und die Stadt Choi. — Bazar und Volksleben. — Die nördlichen Ufer des Urmiasee's.

Die Hochebene von Choi verdient diese Bezeichnung. Wir hielten hier am 8 Julius unsern Einzug und fanden eine sehr ausgedehnte Fläche, welche der berühmten Hochebene von Erzerum an geräumiger Größe wenig nachsteht und zwölf bis vierzehn Stunden im Umfange hat. Wohl erweitern sich manche der Längethäler, welche wir von Bajasid bis hieher durchwanderten, dergestalt, daß sie der Form kleiner Plateaux nahe kommen, ohne jedoch wahre Hochebenen zu bilden. In der Richtung von Ost und Südost ist die größte Ausdehnung der Ebene von Choi. Die sie umsäumenden Gebirge erreichen an der West- und Südwestseite ihre bedeutendste Erhebung. Das ansehnlichste Flüßchen, welches sie durchströmt, führt unter den Eingebornen den Namen Cnoturſu. Die Bewässerung ist im Vergleiche mit den obigen Landschaften Armeniens sparsam, ebenso wie die natürliche Vegetation. Aber der Fleiß und die erfinderische Betriebsamkeit der Bevölkerung, welche sich auf Agricultur und Gartenbau so gut versteht wie irgend ein Volk Europa's, mit Ausnahme der Engländer, bietet dafür einigen Ersatz. Allenthalben wird das Wasser durch Bewässerungscanäle abgezapft und nach der Umgebung der zahlreichen Ortschaften geleitet. Mit Hülfe dieser Wasserkünste ist in der sonst ziemlich dürren Ebene eine Menge grüner Oasen entstanden.

Auf dem Hochgebirge im Südwesten bleibt der Schnee bis zum August liegen, gegen Osten waren die höchsten Gipfel bereits frei von Schnee. Trachytische und basaltische Bildungen scheinen hier abzunehmen und durch plutonische Gebilde im engeren Wortsinn ersetzt zu werden. In den Betten der Flüsse und Wildbäche, die ich besuchte, fanden sich Gabbro und verwandte krystallinische Felsarten vorherrschend unter den Geröllsteinen, der Trachyt selten, von Basalt keine Spur. Die zerrissene ausgezackte Form der südwestlichen Gipfel macht jedoch das Vorkommen des Trachyts in den höchsten Regionen wahrscheinlich.

Der Anblick der Hochebene von Choi ist für den deutschen Reisenden, welcher von den baumlosen armenischen Alpenlandschaften und den kahlen Vorstufen der westlichen Gränzgebirge Aserbeidschans herunter steigt, recht freundlich wegen der großen Menge der Gärten und Boskets, welche wie grüne Vorhänge die persischen Ortschaften umwallen und ihre kleinen Häuschen wie mit einer spanischen Wand verdecken. Der Anblick der Bäume und Büsche, durch deren frischgrüne Zweige die Winde säuselten, weckten fast heimathliche Erinnerungen und versetzten uns bei einer durch Gewitter und Regen abgekühlten, milden Atmosphäre in eine frohe Seelenstimmung, welche sich auch unsern Karawanenleuten und sogar den Pferden mitzutheilen schien, denn alles ging im flinken Schritte vorwärts der Stadt entgegen. Außer den Weiden und hochstämmigen Pappeln, welche am Rande der Canäle gepflanzt sind und die Gärten einfassen, hie und da auch große ziemlich dichte Gruppen bilden, fast von der Größe der Buchenhaine an den Ostseeföhrden Schleswig-Holsteins, sah man die mannichfaltigsten Obstbäume, worunter Aepfel-, Birn-, Aprikosen-, Kirschen-, Nuß- und besonders Maulbeerbäume vorherrschend. Letztere waren mit reifen weißen Früchten, welche ich nirgends so süß und wohlschmeckend fand, beladen. Maulbeeren sind das häufigste Obst, welches man in den Städten und Dörfern Aserbeidschans genießt. Minder süß aber größer und saftiger als die weißen Beeren sind die schwarzen, welche nächst der Traube und Aprikose ein Lieblingsgenuß der Städter sind. In Europa, wo derselbe Baum nur kleine und schlechte Früchte hervorbringt, hat man von der Lieblichkeit der persischen Maulbeeren keinen Begriff. Der Unterschied ist mindestens eben so groß wie zwischen den kleinen säuerlichen Orangen von Hyères und den großen süßsaftigen Prachtpomeranzen von Belida, welche die Franzosen erst seit der Eroberung von Algier kennen gelernt. In den Gärten werden auch die meisten Gemüsearten Europa's gepflanzt, dazu in der Nähe der Stadt ein schöner Blumenflor, besonders Rosen, für deren Geruch die reichen Perser eine eben so große Passion haben wie für den Genuß des Gefrorenen. Unter den Kornfeldern sind hier Weizen und Gerste vorherrschend.

Die Stadt Choi ist unter dem grünen Mantel ihrer Gärten fast vergraben und man wird sie erst eigentlich gewahr, wenn man schon darin ist. Schlechte baufällige Erdmauern umgeben die Stadt und würden sie allenfalls gegen kurdische Banden schützen, aber der leichtesten europäischen Feldartillerie nicht widerstehen. Man tritt durch zwei Thore ein, wovon das eine schwach und baufällig ist, das andere aus soliden Quadern besteht. Der Baustyl ist den Städten im russischen Armenien ziemlich analog. Choi hat dieselben niedrigen Häuser von Kothmauern wie Erivan und ist ungepflastert. Das schönste in der Stadt ist der wirklich sehr geräumige Bazar und das große Karawanserai aus zwei umfangreichen Höfen in Viereckform bestehend, wovon der eine mit Obstbäumen bepflanzt ist und einen Springbrunnen in der Mitte hat. Magazin- und Fremdenstuben, welche diesen Hof rings umgeben, sind sauber gehalten und räumlich. Im andern Hofe sieht's minder sauber aus. Hier halten sich die kleineren Han-

delsleute und niederen Gewerbe auf und in der Mitte stehen die Pferde und Maulthiere der verweilenden Karawanen und Reisenden. Der große Bazar, dessen Waarenfülle im Vergleiche zur Größe der Stadt wirklich auffallend ist, zieht sich mitten durch die beiden Karawanseraihöfe hindurch und ist den ganzen Tag voll des persischen Lebens und Lärmens.

Unsere Karawane zog zwar nicht durch die Stadt selber, sondern umging dieselbe und lagerte in der Entfernung einer halben Meile, wo die armen Lastthiere wieder mit sehr dürftiger Weide vorlieb nehmen mußten. Unser Anführer Kara-göß, die meisten Kadirtschis und selbst viele Knechte der Karawane kamen aber mit uns nach Choi, um nach so langer Wanderung sich wieder einmal an dem Anblicke einer Stadt und dem Leben und Drängen einer geschäftigen Volksmasse zu ergötzen und auf dem Bazar ihre kleinen Einkäufe zu machen. Als wir über den offenen Marktplatz, der an den Bazar stößt, durch die dichten gaffenden Volksgruppen ritten, wurden schon unsere voranreitenden Armenier mit lautem Spott und Geschrei empfangen. Und wie nun die Gaffer zuletzt mich und den Polen in unserem halb europäischen halb morgenländischen, etwas grotesken Aufzug mit großen breitrandigen Hüten erblickten, wurden Geschrei und Gelächter unbeschreiblich. Dieser zerlumpte persische Pöbel schien übrigens eben so feige als neugierig, zudringlich und boshaft. Auf eine bloße drohende Bewegung mit meiner Reitpeitsche schlossen die nächsten Lacher, durch deren dichte Reihen sich unsere Pferde bisher etwas mühsam den Weg gebahnt, erschrocken die Mäuler und wichen vor mir und dem Polen, den einzigen gut Bewaffneten des Zuges, ehrerbietig zurück.

Bei näherer Bekanntschaft, die wir mit diesen Persern in dem Karawanseral, wo man uns bereitwillig das beste Zimmer überließ, und in den Verkaufshallen des Bazars machten, zeigten sich dieselben zwar sehr zudringlich, aber sanft höflich, gefällig und zuvorkommend. Geldgierig sind sie selbst nach mehr als Griechen und Armenier, auch betrügerisch und spitzbübisch, sonst im Umgange nicht eben schlimm, wenn man sie ähnlich wie die neapolitanischen Lazaroni behandelt, nämlich mit einer Zurückhaltung und Ruhe, und am rechten Orte auch mit der nöthigen Energie. In einer Garküche des Bazars, wo der einladende Geruch von Lammsbraten und frisch bereiteten Pilaf meinen Appetit erweckte, weigerte sich der Garkoch als ächter Schiite mir Geschirre zu leihen, denn es sollte nicht von den Lippen eines Ungläubigen verunreinigt werden. Dergleichen Fälle kommen unter türkischen und arabischen Sunniten niemals vor. Selbst der fanatische Beduine und Kabyle trinkt seine Kameelsmilch ohne Scrupel aus derselben Schaale, an welcher kurz zuvor christliche Lippen genippt haben. Obwohl mir diese Eigenthümlichkeit des schiitischen Fanatismus nicht unbekannt war, ereiferte ich mich doch und machte dem Garkoch in den stärksten türkischen Sprachausdrücken Vorwürfe; darauf gab mir der Mann ganz erschrocken und demüthig den verlangten Teller. Auch in den persischen Städten, wo die Russen einmal gewesen, ist der frühere Hochmuth, die fanatische Energie der Perser, ziemlich gebrochen. Vor dem letzten siegreichen Feldzuge der Russen wäre es für einen Europäer in Choi schwerlich rathsam gewesen, in fränkischer Tracht mit Pistolen und klirrendem Krummsäbel fast allein durch die dichten Volksgruppen des Bazars zu wandeln. Jetzt ist in diesem Theile Persiens ebenso wie in der asiatischen Türkei der ungläubige Europäer mehr respectirt als der gläubige Asiate. Das Volk kennt die Macht und den Einfluß der europäischen Consuln, und weiß, daß jede Insulte gegen Europäer dann von den Sardars zehnmal strenger geahndet würde, als Beleidigung gegen fremde Gäste seiner eigenen Religion.

Wir hatten unsere kleine Reiseapotheke mit in das Karawanseral genommen. Auf das Gerücht hin, daß ein fremder Hekhim gekommen, wurde sogleich der Eingang der Stube von Kranken belagert. Furchtbar groß ist die Zahl der Augenkranken in Choi wie in den meisten Städten Aserbeidschans. Der graue Staar ist besonders häufig; in dem westlichen Persien und in Choi kann man annehmen, daß der zehnte Mensch an entzündeten Augen leidet. Im Bazar haben auch verschiedene einheimische Aerzte ihre Buden, genießen aber im Vergleich mit den Fremden so wenig Vertrauen, wie Propheten im eigenen Lande, während der Perser jedem reisenden Europäer ärztliche Kenntniß zutraut. Die unheilbarsten Uebel hofft man durch ihren Rath und ihre Pillen in kurzer Zeit zu beseitigen, und die Leichtgläubigkeit der Kranken, welche mich in Choi und später in andern persischen Städten mit Bitten um Heilmittel bestürmten, ist eben so groß wie ihre Zudringlichkeit. Halb lahme abgelebte Leute, welchen ich etwas Pfeffermünzessenz auf Zucker reichte, um sie nur abzufertigen, gingen mit der frohen Hoffnung von dannen, mit diesen Tropfen verjüngte Lebenskraft für ihre müden und incurabeln Körper eingesaugt zu haben. Die einheimischen Doctoren zeigten mir nicht ohne einiges Widerstreben ihre wichtigsten Medicamente von meist vegetabilischen Stoffen. Dieselben machten auch Operationen mit mehr Glück und Geschick als man es gemeiniglich denkt. Einer derselben zeigte mir einen Blasenstein fast von der Größe eines mittelmäßigen Hühnereies, von dem er nach seiner Versicherung einen Leidenden befreit hatte.

Obwohl diese Perser ein verdorbenes Türkisch reden und zum großen Theil türkisch tatarischer Abkunft sind, ist doch sowohl ihr Aeußeres, ihr Benehmen und ganzes Wesen, so wie Gemüthsart und Charakter von dem, wie er sich in Stambul und in den großen Städten Anatoliens zeigt, himmelweit verschieden. Es sind hohe muskulöse plastisch schöne Körper mit ovalen sonngebräunten Gesichtern, in Bildung und Ausdruck jener Nationalität, welche die weiten Salzflächen von Khorosan bewohnt, entschieden ähnlicher als den sprachverwandten Osmanli auf den Alpenhöhen Armeniens. Nur das Idiom erinnert noch an die Türkei. Kleidung, Manieren, Sitten sind in Aserbeidschan ganz persisch. Auch ist das Persische die Schriftsprache der Gebildeten und nur Persisch wird in den Schulen gelehrt. Statt des Phlegmas, der reservirten Haltung und Grandezza des Türken findet man hier ein äußerst bewegliches, lebhaftes, zudringlich höfliches und wißbegieriges Volk. Bei meinem Spaziergang durch die Hallen des Bazars ward ich ein paarmal von Waffenschmieden angerufen, die mich auf das höflichste ersuchten, ihnen zu erlauben, meine Pistolen und Jagdgewehre zu besichtigen. Obwohl ihre Feuerwaffen sehr verschieden von den unsrigen sind, begriffen sie doch sogleich den Mechanismus, und ihr Schraubenzieher zerlegte meine Pistolen mit einer Geschwindigkeit, in der es ihnen ein deutscher Büchsenmacher kaum zuvorthun würde. Obwohl die meisten persischen Waffen im Material und der Verzierung reicher und prächtiger sind, erkannten sie doch sogleich die Vorzüge der europäischen Arbeit. Fehlt diesen Persern auch der europäische Erfindungs- und Verbesserungsgeist, so glaube ich doch, daß sie im Nachahmen bei ihrer erstaunlichen Lernfähigkeit Bedeutendes leisten würden. In Täbris hörte ich in dieser Beziehung später von den dort lebenden Europäern wunderbare Beispiele erzählen.

Choi gehört nicht zu den großen und glänzenden Städten des Orients, hat aber wegen seiner Nähe an den Gränzen Rußlands und der Türkei ziemlich merkantilische Wichtigkeit schon des Schmuggelhandels wegen, welcher von hier aus nach dem russischen Transkaukasien lucrativer Weise betrieben wird, seitdem der russische Zolltarif bis an die Ufer des Araxes seine Linie vorgeschoben und Tiflis und Eriwan den einst so einträglichen Gewinn des westasiatischen Transithandels verloren haben. Zwar ist die Waarenniederlage auf dem hiesigen Bazar lange nicht so groß und mannichfaltig wie in Täbris, doch immerhin weit beträchtlicher, als man im Verhältniß der Bevölkerungszahl der Stadt und Umgegend vermuthen sollte. Neben den gangbarsten europäischen Artikeln waren namentlich persische Seidenzeuge, Shawls, Teppiche, Pelz und Lederwaaren in ziemlicher Auswahl vorhanden. Die Händler, welche sich in den türkischen Bazars selten vom Flecke rühren, riefen mich hier auf das zuvorkommendste heran und baten mich ihre Waaren zu beschauen. In das Karawanserai selbst brachten mir hausirende Verkäufer allerlei Curiositäten, die nach ihrer Meinung für einen Fremden besonderes Interesse hatten. Es waren darunter mehrere alte römische und persische Münzen, auch moderne Münzen mit Heiligenbildern und Kreuzen von falschem Gold, Carniole und Achate, in welchen Talismane gravirt waren u. s. w. Auch geschriebene Talismane, deren manche mit kalligraphischer Meisterschaft, suchte man mir um theures Geld anzuhängen. Persische Geldgier zeigte sich schon überhaupt in recht widerlicher Weise. Von allen Völkern, mit denen ich je in Berührung gekommen, scheint keines von allen in solchem Grade auf den Besitz des Gemünzten versessen wie das persische, und dieser Charakterzug fällt mehr und mehr auf, je näher man gen Osten dem ächt persischen Vollblutstamme kommt. Mag in Aserbeidschan das türkische Element physisch überwiegen, moralisch dominirt bereits der persische Geist.

(Schluß folgt.)

Der unterseeische Telegraph.

Die Gesellschaft zur Anlegung eines unterseeischen Telegraphen über den Canal hat den Vorschlag gemacht, sobald die nöthigen Veranstalten getroffen sind, in das Bett des Canals eine Reihe von Dräthen niederzulegen, welche mit sämmtlichen großen Telegraphen-Linien des Festlandes — den französischen, belgischen, holländischen, deutschen (die preußischen und österreichischen einbegriffen) — in Verbindung stehen, um so London zum Mittelpunkt des ganzen europäischen Telegraphensystems zu machen. Zeigt sich dieser Vorschlag ausführbar, so geschieht allerdings damit etwas besseres als was der frühere Plan mit einem einzigen Drath oder mit einem Satz von Dräthen, welche dieselben Durchschnitts- und Endungspunkte haben, beabsichtigte. Für England liegt bei Anlegung der Telegraphen der Hauptzweck in ihrer politischen Bedeutung, nämlich darin daß die Verbindungen mit denjenigen Häfen des Mittelmeeres, über welche gewöhnlich die indische Post geht, so viel als möglich den Gefahren eines Krieges oder eines andern unglücklichen Ereignisses entrückt bleiben, ohne dadurch jedoch ihre Schnelligkeit und Sicherheit zu vermindern. Mit einem Drath in Calais und einem andern in Ostende hätte man zwei getrennte, unabhängige Linien, welche durch das Herz von Europa gingen, und von denen die eine in Marseille, die andre in Triest endigte. Gegenüber der elektrischen Communication sind die geographischen Vortheile der beiden Häfen merkwürdigerweise gerade verkehrt. Sobald nämlich das Eisenbahnsystem in Süd-Frankreich vollendet ist, wird dieß für Reisende und Waaren die schnellste Straße nach Aegypten seyn; da aber Triest näher bei Alexandrien liegt, so gelangt dann das unwägbare Agens, das von Zeit und Raum gleich unabhängig ist, vom Osten aus früher an diesen Punkt und zeitiger an den Ort seiner Bestimmung. (Athen. 7 Junius.)

Die Belagerung von Zaatscha.

Erinnerungen an die Expedition in die Ziban im Jahre 1849, von Capit. Ch. Bocher.

(Schluß.)

Die Lage von Bu-Zian war nicht mehr haltbar; er hatte sein beinahe im Mittelpunkte der Stadt gelegenes eigenes Haus gewählt, um die Vertheidigung besser leiten zu können, und war jetzt völlig eingeschlossen. Gleichwohl glückte es ihm, mit seiner Familie und einem Theile seiner Getreuen gegen das Thor von Zaatscha, genannt Thor von Farfar, zu entkommen, den einzigen Punkt, welcher noch nicht angegriffen war, und dort schloß er sich in das Haus von Ali-ben-Azuz, unserem ehemaligen Scheich, ein. Dem Commandanten von Lavarande, dem Befehlshaber des 2ten Zuavenbataillons, der eine so glänzende Rolle an diesem Tage spielen sollte, war es vorbehalten, seiner Herr zu werden. Nachdem er die Bresche erstiegen, hielt er sich, statt der Spitze der Colonne zu folgen, rechts und war auf der Seite des Ausganges, dem Walle entlang fortgegangen. In einem der Häuser, deren er sich auf seinem Wege hatte bemächtigen müssen, waren zwei Araber gefangen genommen worden, welche französisch sprachen. Hr. v. Lavarande, welcher vor allem die Wohnung von Bu-Zian sucht, verspricht ihnen die Rettung ihres Lebens, wenn sie ihm als Führer nach dem Schlupfwinkel ihres Häuptlinges dienen wollten. Der erste weigert sich edelmüthig und sagt, er wolle lieber sterben; er wird sogleich von den Zuaven niedergemacht; der zweite willigt ein und zeigte das Haus, wohin Bu-Zian sich hatte zurückziehen müssen; Hr. v. Lavarande führt seine Truppe dahin, welche mit einem fürchterlichen Feuer empfangen wird. Die Wohnung wurde durch zahlreiche und unerschrockene Fanatiker vertheidigt. Die Zuaven begannen zuerst den Angriff, suchten die Terrasse zu erklimmen und benützten die nächstgelegenen Häuser; sie konnten nicht zum Ziele kommen. Man versuchte es, ein Gebirgsgeschütz gegen die Mauer aufzuprotzen; die Kanoniere wurden bei dem Geschäfte getödtet; Schüsse brachten überdieß keine Wirkung hervor. Man nahm zu der Mine seine Zuflucht. Ein stark geladener Pulversack wird durch die Geniesoldaten herbeigeschafft; um denselben aber anzuzünden, war der Tod gewiß. Die ersten, welche die Lunte anzuzünden sich nähern, werden erschossen. Endlich gelang es einem ebenso unerschrockenen und glücklicheren Genie-Unteroffizier; die Mine platzt, reißt unter Getöse einen Theil der Mauer mit in die Höhe und läßt den Schüssen der Belagerer gegenüber ohne Schutz etwa 150 Männer und Frauen! Die Zuaven zögern nicht. Trunken von der Hitze des Kampfes, schießen sie auf diese Unglücklichen, welche wie eine erschreckte Heerde gedrängt beisammen stehen, und dann stürzen sie sich mit dem Bajonette auf dieselben, um ihnen den Tod zu geben.

Plötzlich erscheint ein Araber von einem Aeußeren und einer Haltung, welche den Häuptling verkündeten; er kam aus einem der verborgenen Winkel des Hauses hervor, er war am Beine verwundet und stützt sich auf einen der Seinigen. In der Hand hielt er ein Gewehr, welches er seinen Feinden überreichte. „Das ist Bu-Zian,“ rief der Führer. Sogleich warf sich der Commandant auf ihn und verhinderte die Soldaten, Feuer zu geben. „Ich bin Bu-Zian,“ waren die einzigen Worte des Gefangenen; sodann setzte er sich nach arabischer Sitte nieder und schickte sich zum Gebete an. Hr. v. Lavarande fragte ihn, wo seine Familie sey. Nachdem er geantwortet, gab derselbe Befehl, solche zu retten, allein es war zu spät; schon hatten seine Mutter, seine Frau und seine Tochter den Tod erlitten; sie wurden Opfer der Wuth der Zuaven, welche in alle Zimmer gedrungen waren und deren Bewohner halten über die Klinge springen lassen. Die Tochter Bu-Zian's, welcher ihre Schönheit Schonung hätte verschaffen sollen, konnte nicht gerettet werden, so wenig wie die anderen Frauen, welche, unter die Vertheidiger gemengt, mit ihnen das Geschick der Waffen erfahren mußten. Das ist die Nothwendigkeit, dieses unerbittliche Gesetz des Krieges, welches ähnliche Wuthausbrüche rechtfertigt, und jede mit Sturm genommene Stadt, welche sich geweigert sich zu ergeben, ist dazu verdammt. Hr. v. Lavarande hatte den General Herbillon in Kenntniß setzen lassen, daß Bu-Zian in seinen Händen sey. „Laßt ihn erschießen,“ lautete die

Antwort. Ein zweiter Bote brachte denselben Befehl. Der Commandant ließ vier Zuaven vortreten und gab ihnen den Befehl, auf ein bestimmtes Zeichen nach dem Herzen zu schießen. Sodann wandte er sich gegen Bu-Zian und fragte ihn, was er wünsche und was er zu sagen habe. „Ihr seyd die Stärkeren gewesen, Gott allein ist groß, sein Wille geschehe!“ Das war die Antwort des arabischen Häuptlings. Hr. v. Lavarande nahm ihn sodann bei der Hand, nöthigte ihn aufzustehen und zog sich, nachdem er ihn aufrecht an eine Wand gestellt, schnell zurück. Die vier Zuaven gaben Feuer, und Bu-Zian fiel todt nieder. Man wollte ihm durch den Führer, welcher ihn verrathen, den Kopf abschneiden lassen, allein dieser weigerte sich und bot alsbald den seinigen dar. Ein Zuave übernahm es sofort; er brachte die blutige Trophäe dem Obersten Canrobert und warf sie ihm vor die Füße. Der Kopf des jüngsten Sohnes von Bu-Zian wurde gleichfalls dem Obersten gebracht und rollte zu dem seines Vaters. Auch der Leiche von Si-Musa, welche mitten unter den Todten entdeckt worden, hieb man den Kopf ab.

Indessen dauerte auf anderen Punkten der Stadt in den oberen und unteren Stockwerken der Kampf noch fort; denn es gab bei diesem Gefechte zwei Schlachtfelder: eines oberhalb des Bodens, das andere unterhalb, und das letztere war das schrecklichere. Da, wo unsere Soldaten unmöglich eindringen konnten und wo der Kampf in der Dunkelheit mit angehäuften und unsichtbaren Feinden nur ein unnützes, gefährliches, blutiges Gemetzel gewesen wäre, bediente man sich der Pulversäcke; ihre Explosion stürzte die Mauern auf die versteckten Vertheidiger, und diejenigen, welche durch deren Einsturz nicht umkamen, erstickten in den Kellern, wo sie ihre letzte Zuflucht gesucht. Der rachgierige Soldat durchsuchte alle Winkel der Häuser, drang durch alle Ausgänge und ließ kein Opfer entkommen. Die Araber waren in einen Kreis von Feuer eingeschlossen gewesen, von der Seite unserer so gut geführten Angriffsarbeiten sowohl, als von der Landseite, welche der General Herbillon hatte besetzen lassen; nicht Einer konnte der Vertilgung entgehen!

Wir haben gesagt, daß der Commandant Bourbaki den Auftrag erhalten hatte, die Verbindungen von Zaatscha mit dem inneren Lande abzuschneiden. Den ganzen Morgen hindurch hatte er einen sehr hartnäckigen Kampf gegen 7—800 Mann Hülfstruppen zu bestehen, die, herbeigeeilt zur Unterstützung der Belagerten, Zeugen von deren letztem Widerstande, aufgeregt durch ihr Geschrei und nur durch die dichten Reihen unserer Soldaten von ihnen getrennt, bis um 11 Uhr die verzweifeltsten Anstrengungen machten, um sich einen Weg zu bahnen und ihren Brüdern eine Pforte des Heiles zu öffnen; allein das Bataillon der Eingebornen hütete das Thor und es blieb den letzten Vertheidigern der Stadt verschlossen. Gegen die Mitte des Tages war alles zu Ende. Nur die Sieger und die Ruinen waren noch übrig! Der noch übrige Abend und der folgende Tag wurden dazu verwendet, den Platz zu schleifen. Bei Einbruch der Nacht sprengte man die beiden Moscheen, diejenige der Zawia und die von Zaatscha, in die Luft. Man mußte den Arabern beweisen, daß ihr Gott, den sie gegen uns angerufen, sie ferner in ihrem Aufstande nicht unterstützen könne.

Als das Minaret der Moschee von Zaatscha unter fürchterlichem Krachen in die Luft flog, erhob sich ein langes Freudengeschrei in dem Lager; dieß war die Krönung der so langen, so mühsamen Belagerung, welche uns so viele Anstrengungen, so vieles Blut gekostet. Der Sturm hatte hauptsächlich unsere Ambulancen gefüllt. Von einem Expeditionscorps, dessen Stärke von 4—7000 Mann gewechselt, waren etwa 1500 Mann getödtet oder verwundet; nahezu 80 Officiere, worunter 30 tödlich, zählten zu den letzteren. Das einzige Corps der Zuaven, eine unvergleichliche und dem Andenken des Ruhmes, welche ihnen ihr erster Führer, der General Lamoricière, vermacht, getreue Truppe, zählte beinahe 300 Verwundete. Wenigstens fehlte ihnen in dieser fernen Wüste weder Fürsorge, noch Trost, und ein frommer Geistlicher kam von Constantine, den Opfern der Belagerung die Hülfe der Religion zu bringen.

Die Araber waren bestürzt; diejenigen aus den nahegelegenen Oasen eilten herbei, um sich dem General Herbillon auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nie hatte sich ihren Augen ein Schauspiel dargeboten, das mehr geeignet gewesen wäre Schrecken einzuflößen. Die von Grund aus zerstörte Stadt, die eingestürzten Moscheen, die niedergemetzelten Bewohner, die Köpfe von Bu-Zian, von seinem Sohne und Si-Musa, welche mitten im Lager aufgepflanzt worden, die zerstreuten und beraubten Nomadenstämme, die den Besiegten auferlegten Kriegskosten, alles sagte ihnen, mit welchen Herren fortan die Aufrührer es zu thun haben würden. Am zweiten Tage nach der Einnahme der Stadt ließ der General das Lager abbrechen. Schon machte der Geruch so vieler Leichen die Lage der Armee unerträglich. Mit Beifallrufen wurde der Befehl zum Abmarsche aufgenommen, und die Colonne setzte sich nach Biskara in Marsch, wo sie zwei Tage nachher im Zustande völliger Zerlumptheit ankam. Die Gestalten unserer Soldaten zeugten von den Strapazen und Entbehrungen; die harten Arbeiten dieser langen Belagerung hatten ihre Kleider abgenützt, und größtentheils kamen sie in Kleidern aus Ziegen- und Hammelfellen nach diesem ersten von Frankreich besetzten Posten zurück, wohin sie die Heerden von der Nomaden-Razzia, zahlreiche Geiseln und die Köpfe der Häupter des Aufstandes mitbrachten, welche die Araber aus den Ziban noch lange Zeit zum Zeichen der vollständigen Niederlage der Aufständischen auf dem Marktplatze von Biskara ausgestellt sehen mußten.

Diese denkwürdige Lection war nicht die letzte, welche wir ihnen zuerkennen mußten. Der Aufstand war weit verbreitet; man mußte ihn noch in einem Theile des Tell, der Hodna und in dem Gebirgslande Aurès bestrafen. Der Oberst Canrobert, welcher diesen Auftrag erhielt, traf in Narah auf einen Widerstand, welcher ihm neue Ansprüche auf Ruhm sicherte und ihn nöthigte, die übermüthige Stadt niederzubrennen, nachdem er deren Bewohner mit den Waffen verjagt. Einige Monate später vollendete die Cholera das Werk des Krieges, allein diese Geißel verschonte die Sieger so wenig, wie die Besiegten: sie brachte die Verheerung mitten unter die Stämme und decimirte einen Theil derselben, während sie beinahe unsere ganze Besatzung von Biskara hinwegraffte.

Es wird eine lange Zeit erforderlich seyn, bis all' das Unglück vergessen und wieder ausgeglichen ist. Gleichwohl ist die Pacification der Ziban gegenwärtig vollständig. Ihre durch so grausame Beispiele eingeschüchterten Bewohner unterwarfen sich dem Willen Gottes und dem Joche der Gewalt. Sie können übrigens die Vortheile, welche sie in ihrer Unterwerfung finden, mit dem Unheil vergleichen, welche sie sich durch den Krieg zugezogen. Unsere Oberherrschaft gewährt den Arabern in den Oasen eine Sicherheit der Person, eine Freiheit für ihren Geschäftsverkehr, ein Gedeihen für ihre Industrie, wie sie solche früher nicht gekannt. Man muß sie daran gewöhnen, den glücklichen Einfluß dieser Vortheile einzusehen, denn von allen Gegenden in Afrika, wo unsere Waffen herrschen, ist wohl der in Rede stehende der interessanteste, derjenige, welcher in Zukunft den Opfern und Hoffnungen Frankreichs am meisten entsprechen wird. Wenn man sich vorstellt, was diese Wälder von Palmbäumen, wo man die schönsten Datteln sammelt, was diese arbeitsamen Colonien, wo Industrie und Ackerbau betrieben werden, deren Erzeugnisse europäischer Märkte würdig sind, einbringen können, so begreift man, was wir alles von unseren dereinstigen Beziehungen zu einem Lande erwarten dürfen, dessen Civilisation erst im Beginnen begriffen, das aber endlos ist, wie die Wüste.

Schifffahrt im Hafen von Neapel. Im Laufe des Jahres 1850 sind im Hafen von Neapel 517 fremde Handelsschiffe angekommen; darunter waren 170 französische, 139 englische, 106 sardinische. Die Zahl der Schiffe der übrigen fremden Nationen, die in Neapel vor Anker gingen, betrug nicht über 20. In demselben Jahr segelten 603 fremde Fahrzeuge von Neapel ab. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 147. 20 Junius 1851.

Unter den Jakuten.

Den Notizen eines russischen Verbannten nacherzählt von Fritz von Fr.

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen.“ Dieser Wahlspruch hat oft schon die Touristen in Bewegung gesetzt und dem mangelnden Stoffe nachhelfen müssen, der sich endlich nach ziemlich complicirtem Proceß zum Nutzen und Vergnügen der Lesewelt als Artikel irgend einer Zeitschrift reflectirte. Sie nahmen „Stock und Hut und thaten das Reisen wählen“, steuerten aber gewöhnlich nach dem reizenden Süden, dem eben so lockenden Westen, ja selbst über den Ocean, sahen und hörten was möglich war, ohne dabei des nöthigen Comforts zu entbehren, kehrten mit einer tüchtigen Mappe voller Notizen zurück, und erzählten uns dann in Schlafrock und Pantoffeln, was sie in Italien, Frankreich, England, Spanien, Californien u. s. w. erlebt hatten. Mit mir ist es anders; ich bin zwar auch Tourist, habe eine große Reise gethan und kann viel erzählen, doch ging mein Weg nicht nach dem Abendlande, sondern der Sonne entgegen. Weitläufige Reisepläne zu machen, und dann Stock und Hut und noch einige andere Kleinigkeiten zu nehmen und mich gemächlich in eine Ecke des Waggons zu drücken, war mir gleichfalls nicht vergönnt, trotzdem ich wohl sagen kann, daß meine Abreise wahrhaft per Dampf ging.

Eines schönen Morgens wachte ich früher als gewöhnlich auf und war gerade mitten darin, meinen Gedanken Zaum und Zügel schießen zu lassen und mich an ihren seltsamen Sprüngen zu ergötzen, als die Thüre sich öffnete, ein Mann mit rothem Kragen hereintrat und mich aufforderte, mich schnell anzukleiden und ihm zu folgen. Meine Ueberraschung war eben so groß wie die Ueberzeugung hier nachgeben zu müssen; ich konnte ahnen was mir bevorstehe, und hatte mich in meinen Befürchtungen auch nicht getäuscht; vor dem Hause erwartete mich eine Kibitke mit der nöthigen Bedeckung; ich stieg ein, warf noch einen Blick — den letzten — hinter mich und fuhr nach Osten zu, immer weiter, um an den Ufern der Lena anzuhalten und auszusteigen. Das Schicksal hatte mich unter die Jakuten getrieben.

Aus Neigung hatte ich mich von jeher viel mit dem Studium der Geschichte und deren Hülfswissenschaften beschäftigt, und dabei, gerade als hätte ich mein späteres Loos geahnt, den Blick immer gerne nach Osten, nach Asien, gewendet. Ich war deßhalb kein Fremdling in der Gegend, die mir zum Aufenthaltsorte angewiesen war, und wußte, ich stehe hier unter den Nachkommen eines Stammes, der ehemals den großen Strich vom kaspischen Meere bis zur Mündung der Schilka und Argun bewohnte, und auch auf den weiten Steppen oberhalb des erwähnten und des schwarzen Meeres nomadisirte. Der Name der Uiguren, Naimanen, Dschelairen und Polowzen sank durch Dschingis Chans Vernichtungsschwert in Vergessenheit, und später erst vereinigten sich einige der besiegten Stämme, gingen als Mongolen an andere Orte, vermischten sich allmählich mit ihren Unterjochern und verloren endlich mit ihrer nationalen Eigenthümlichkeit auch den selbständigen Namen.

Die Dschelairen, ein kräftiger Stamm, der in den Niederungen des Onons unweit des Baikalsees herumzog, hatten von dem asiatischen Hordenführer ganz besonders zu leiden. Sie stellten sich ihm mit 10,000 Mann entgegen und schlugen sich wie Verzweifelte, doch vergebens; des Chans Ueberlegenheit trieb die ungeregelten Haufen zu Paaren, und vertilgte sie gleich allen andern Stämmen, die um den genannten See herum hausten. Einer derselben, die Sachi, muß sehr zahlreich gewesen seyn, denn bis heute noch kommt dieser Name unter den Tataren des Krasnojarsker Guberniums vor. Wahrscheinlich ist es, daß er von den im Süden des heutigen Irkutsker Guberniums sich mehr mehr und mehr ausbreitenden Mongolen nach Norden gedrängt wurde, und so das Quellgebiet der Lena erreichte. Hier baute er Flöße, brachte sich und sein Vieh darauf unter und schwamm, sich dem Schicksal überlassend, den Strom hinab. Das Bett der Lena ist auf eine lange Strecke zwischen Felsen eingezwängt, und die Ufer boten den Wandernden eben so wenig einen geeigneten Platz zum Landen, als sie sich vergebens nach einer Insel umsahen, um darauf ihr Vieh weiden zu lassen. Endlich fanden sie eine, und zwar eine recht große, die Insel Krinach oberhalb der Mündung der Olekma, eines rechten Nebenflusses der Lena, doch auch da war ihres Bleibens nicht; die Frühlingswasser überschwemmten sie und trieben die Sachi abermals weiter, bis sie endlich da, wo heute Jakutsk, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, steht, flachere Ufer fanden und ans Land stiegen.

Es war niemand da, der ihnen das Land streitig gemacht hätte; sie nahmen daher ruhig von dem unwirthlichen Uferlande der Lena Besitz und lebten da im tiefsten Frieden. Ab und zu wagte sich wohl ein Tunguse aus den dichten Wäldern, um in dem Strome seine Thiere zu tränken, oder sein Netz zum Fang einer Nelma (Art Lachsforelle) oder eines Muksuns (zum Geschlecht der Stinte gehörig) auszuwerfen, doch hatte dieß weiter keine üblen Folgen für sie; die Ankömmlinge, von den Eingebornen Joko genannt, wurden während vier Jahrhunderten zu einem zahlreichen Stamm und breiteten sich in einem weiten Umkreise aus. Doch endlich hatte auch für sie die Stunde geschlagen, in der sie ihre Unabhängigkeit einbüßen sollten. Die

Jeniseischen Kosaken gingen als ächte Argonauten des Nordens über den Wilui (einen linken Nebenfluß der Lena), hörten da durch die Tungusen von dem weiter abwärts wohnenden zahlreichen Stamm der Joko, deren Namen sie in Jakut verstümmelten, und beschlossen 1620 diesen zum Besten des rechtgläubigen Zaaren von Moskau mit einer Abgabe an Zobeln zu belegen und sie dadurch tributpflichtig zu machen. Ohne Widerstreben bequemten sich die Jakuten zu dem Geforderten; ihr Reichthum an dem Verlangten war ja so groß, daß sie für einen kupfernen Kessel z. B. willig so viel Zobelfelle hingaben als nöthig waren um ihn zu füllen.

Auf solche Art kamen die Leute, unter denen ich leben muß, unter die Fittige des zweiköpfigen russischen Adlers. Man rechnet ihrer jetzt 7000 männlichen Geschlechts, die sich zwar zum Christenthum bekennen, doch noch viel von den Schamanen beibehalten haben. Kirchen haben sie keine; der Pope irgend eines russischen Dorfes fährt in den Ulus (Nomadenlagern) umher, und verrichtet auf seiner Wanderung die kirchlichen Handlungen. Daß er zu dieser Verrichtung lange Zeit brauchen muß, erhellt daraus, daß es an der Lena eine Pfarre gibt, die 400 Werst (über 57 Meilen!) lang ist.

Ich habe mich, so gut es gehen wollte, eingerichtet, die nöthigen Besuche gemacht, und dadurch — ein unschätzbares Glück — einige Bücher erhalten, und verweile nun die meiste Zeit unter freiem Himmel, um die mir neue Welt und ihr Getreibe zu beobachten. Da begegne ich denn dem olivenfarbenen Eingebornen in seinem Winterkleid von Rennthierfellen, oder wenn er dazu nicht reich genug ist, aus Pferde- oder Rinderhaut, das, des Reitens wegen, in Schöße auslaufend, an den Säumen mit schwarzem Pelzwerk besetzt, und auf dem Rücken in seltsamen Schnörkeln nicht ohne Kunst ausgenäht ist. Auf dem Kopfe trägt er die Bergesa, eine bunttuchene Mütze, deren Besatz von Vielfraß die Stirn und einen Theil des Gesichts bedeckt; um seinen Hals windet sich der breite, schlangenähnliche Moltruch aus schwarzen Eichhornschwänzen, der vielleicht der Stammvater der weichen Boa der Pariser Salondamen ist, die Hände stecken in Handschuhen aus Fuchspelz, die Beine und Füße in den trefflichen, wasserdichten Eterbes, oder, wie sie die Russen nennen, Torbasy, die aus dichtem, in saurer Milch getränktem, dann geräuchertem und zuletzt mit Fett und feinem Ruß eingeriebenem Pferdeleder bestehen, sehr biegsam sind, bis über das Knie heraufgehen, und hier und am Knöchel mittelst zweier am Schafte angebrachter Riemen befestigt werden. Die Sohle, an der Fußspitze nach oben gebogen, ist von gleichem Leder und im Innern des Stiefels an den Schaft genäht. Der so ausgeputzte Jakute bringt die schönsten Zobel aus der Gegend von Olekminsk und den Ufern des Aldan, schwarzbraune Füchse von Kolyma und Saschiwersk an der Indigirka, Hermeline aus den Ebenen des Wilui oder von den genannten beiden letztern Orten her, Grauwerk, Eisfüchse, Bisamthiere und Bären nach der Stadt, oder er kommt mit den Erzeugnissen seiner eigenen Industrie, z. B. Butter, einer fetten, angenehm säuerlichen Substanz, die er im Winter in Gefäßen aus Birkenrinde unter der Erde aufbewahrt und sie stückweise im gefrorenen Zustande ohne alle weitere Zugabe ißt.

Die Frauen, denen ich begegne, unterscheiden sich in der Kleidung nicht wesentlich von den Männern, nur daß ihr Rock länger ist; die jungen Mädchen sind auch in der Eisregion ächte Töchter Evens, und tragen zwischen Rock und Beinkleidern eben so gut ihr Lederkissen, wie ihre coquetten Schwestern an der Seine früher den Cul-de-Paris. Eine der ersten die mir in diesem ungraziösen Putz zu Gesicht kam, war seit ihrem zwölften Jahre Braut. Die Aeltern hatten sie durch Vermittlung der Freiwerber für eine Heerde Rinder im Werth von 200 Rubeln losgeschlagen, und die Arme muß nun warten, bis der Bräutigam den Koluim oder Kaufpreis zu erlegen im Stande ist und sie heimführen kann. So lange hat sie sich mit den Besuchen des zukünftigen Eheherrn zu begnügen.

(Schluß folgt.)

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

2. Die Hochebene und die Stadt Choi rc.

(Schluß.)

Ein als Hekim reisender Europäer hat von der persischen Geldsucht wenigstens den Vortheil, daß er sich der Zudringlichkeit seiner Patienten erwehren kann. Für seine Pillen und Mixturen braucht er nur Geld zu verlangen, und die erst so zudringliche Menge, wie groß auch ihr Glaube an die Wunderkraft des fränkischen Hekims und seiner Pillen seyn mag, zieht sich in stiller Resignation zurück. Wenn er auch der Erlösung seines Uebels sicher wäre, Geld würde der Perser dennoch nicht leicht zahlen, er müßte denn schon einen überzähligen Schatz von Tomans in seinem Hause vergraben haben.

Die Karawane legte am 9 Julius theils wegen Hitze und Futtermangels, theils des Stadtbesuches wegen nur einen kleinen Marsch von anderthalb Stunden zurück, und lagerte am Fuße der Gebirgskette, welche die Hochebene von Choi von jener großen Fläche, die der salzreiche Urmiasee mit seinen theilweise so fruchtbaren und gesegneten Landschaften ausfüllt, scheidet. Bei der Sicherheit der Straße fand ich es für besser, auch den folgenden Tag in der persischen Stadt zuzubringen und ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen, die sich freilich für mich zunächst auf sehr wenige Gegenstände, nämlich auf den Bazar und das mir noch so fremdartige persische Volksleben beschränkten. Unter allen orientalischen Städten, die ich bisher gesehen, entsprach das äußere und innere Bild von Eriwan noch am meisten dem Stadtcharakter von Choi, und dieß war früher zur Zeit der persischen Herrschaft im russischen Armenien zweifelsohne in noch höherem Grade der Fall. Der Commandant unserer Karawane, Karagöz, verweilte hier den ganzen Tag, theils um seine Klage wegen des Pferdediebstahls an der Gränze zu betreiben, theils auch um mit den persischen Zollbeamten sich zu verständigen. Der gewöhnliche Zollbetrag für jeden Waarenballen, der in dieser persischen Gränzstadt versteuert werden muß, beträgt 11 türkische Piaster. Unter dem Geleite eines unserer wegkundigen Armenier ritten wir Nachmittags bei schwüler Gewitterluft von Choi in der Richtung des Flüßchens Aiabisu ab. Am erhöhten Ufer desselben lagerten unsere Leute. Die Pferde mußten abermals mit magerem Futter sich begnügen. Gegen Abend entlud sich unter heftigem Donner und Blitz ein gewaltiger Regenschauer, und wir mußten in aller Eile um unsere Zelte Canäle graben, um nicht von den an den Halden herabrieselnden Güssen unter Wasser gesetzt zu werden.

Tags darauf wurde die ziemlich hohe und steile Bergkette überschritten, welche uns vom Urmiasee trennte. Es war die schwierigste Passage, die wir seit dem Ueberschreiten des Hoicha-Bunar-Passes bei Erzerum gefunden. Der Siedepunkt auf der Paßhöhe betrug $94\,{}^{7}/_{10}{}^{\circ}$. Die Gesteinformation bildet hier ein

deutlich geschichtetes, sehr grobes Conglomerat, der schweizerischen Nagelfluе am Rigi und Roßberg ähnlich. Die Schichten sind in der Regel bis 30 Fuß mächtig und fallen sehr steil durchschnittlich in einem Winkel von 65 bis 70° in der Richtung von Süden nach Norden ein. Die erhebende Gewalt scheint hier von den plutonischen Bildungen an der Seeseite ausgegangen zu seyn. Mit den mächtigen Schichten des groben Conglomerats wechsellagern dünnere Schichten von Thon und Mergel. Von Petrefacten bemerkte ich keine Spur.

Als wir die höchste Stelle des Passes erreicht hatten und gegen den südlichen Abhang vorrückten, wurde allmählich die dunkelbläuliche Fläche des großen Sees von Urmia oder Urumia mit seinen sechs Eilanden sichtbar. Wir zogen an den Ortschaften Hanadan, Almaserai und Topdschi vorüber und lagerten zuletzt unweit der Ortschaft Hassan-Köl. Wir hatten hier das äußerste Nordwestende des großen Wasserbeckens erreicht. Der See hat hier eine schmale Verlängerung, ähnlich wie der Wansee auf seiner Nordostseite. Der erste Anblick machte auf mich nicht die Wirkung die ich erwartet hatte, und ich gestehe, daß ich nach den Beschreibungen der Reisenden, die ich gelesen oder gehört, diese persische Landschaft mir großartiger und malerischer vorgestellt als sie wirklich ist. Das flache, nördliche Ufer ragt kaum einen halben Fuß über die Wasserfläche. Sehr sanft und allmählich erhebt sich dann die Ebene bis gegen den Fuß der Berge, die hier eine kleine Stunde vom See entfernt beginnen. Die zahlreichen Ortschaften an der Nordseite waren von Reis- und Weizenfeldern, von Baumwollpflanzungen und Obstgärten in üppig grünen Kränzen umschlungen. Wat- und Schwimmvögel belebten die mit Salzpflanzen bedeckten Ufer. Ich begrüßte zu meiner Verwunderung lauter deutsche Landsleute, vor allen den gemeinen Kibitz und den hochbeinigen Strandreiter (**Himantopus melanopterus**). Unter den schwirrenden Käfern summten am Abende viele Melolanthen um unser Zelt, worunter auch die große deutsche Melolantha Fullo. Ein tiefer Morast, der zwischen unserem Lager und den See lag, hinderte mich bis dicht an das Ufer zu gelangen.

Am 11 Julius rückten wir dem Nordufer des Urmiasees entlang fünf Stunden weiter, und schlugen unsern Lagerplatz eine halbe Stunde vom See entfernt, nahe dem großen Dorfe Kastatschrichmeh auf ziemlich grasreichem Grunde auf. Da hier kein Sumpf das Ufer schmälerte, konnte ich bis dicht an den Rand des Seebeckens gehen. Unserm Bivouak gegenüber lag die große Felsinsel Schachi, welche drittehalb Stunden vom Nordufer entfernt aus dem hier schwärzlich grünen Wasser sich erhebt in durchschnittlicher Höhe von 4 bis 500′ über dem Spiegel des Sees. In besonders trockenen Sommern wird Schachi zur Halbinsel, indem das Niveau des Sees dann um einige Fuß fällt. Die Bewohner können überhaupt bei niedrigem Wasserstande fast das ganze Jahr hindurch nach dem Markt von Täbris reitend gelangen, da der Theil des Sees, der sie vom Ufer trennt, höchstens anderthalb Fuß Tiefe hat. Schachi hat wenig anbaufähigen Boden, meist nacktes Felsgestein mit fünf Ortschaften und einer armen Bevölkerung.

Die Aussicht nach der Südseite, wo der große persische Salzsee seine weiteste Aussicht hat, war uns durch die starre Felsmauer von Schachi theilweise verdeckt. An der offenen Seite konnte man gegen Süden kein Gebirge entdecken, nichts als eine unübersehbare glänzende Fläche, deren Färbung in der Nähe schwärzlich ins dunkelgrün spielend, in der Ferne dunkelblau war, nur Wasser und Himmel bildeten den Hintergrund des Gesichtskreises. In südwestlicher Richtung aber tauchte am fernen Horizonte ein schönes Alpengebirge mit schneeglänzenden Häuptern über dem einförmigen Proscenium empor. Nach den bedeutenden Schneemassen zu urtheilen, welche jene Kette noch in dieser vorgerückter Jahreszeit bei ziemlich anhaltend warmer Witterung deckten, muß dessen Meereshöhe wohl immerhin 10,000′ übersteigen. Auffallende Gipfelformen von spitzen Hörnern, Kuppen oder Pyramiden waren hier nicht zu bemerken. Die Richtung der Kette ist genau von Südost nach Nordwest. Nackte, ziemlich niedrige Felsberge ohne Schnee erheben sich an den westlichen Ufern und streichen mit jener Alpenkette parallel. Gegen Osten konnte man nur die Gipfel einzelner schneebedeckter Berge jenseits der Stadt Täbris erkennen.

Das Nordufer des Urmiasees bildet eine große umfangreiche sehr flache Ebene, welche durchschnittlich eine Stunde breit und 12—14 Stunden lang in weitem Halbbogen von kahler, schneeloser Bergkette umsäumt, sich zwischen Bergen und Seespiegel hinzieht. Das Gebirge scheint den Schnee wenigstens bis in den Juni hinein zu bewahren, und von diesem Umstande allein hängt die Bewohnbarkeit, Fruchtbarkeit und Blüthe dieser salzgeschwängerten Ebene ab. Die Felder bedürfen der Wässerung bis zum Beginne der eigentlichen heißen Jahreszeit, deren brennende Sonne die schnelle Reife befördert. Der Winter in diesen Gegenden ist im Verhältnisse zu ihren Breitegraden sehr strenge und von ziemlich langer Dauer. Viele Dörfer in kurzen Zwischenräumen mit großen Gärten und Boskets umgeben, schmücken als lieblich grüne Oasen die Plaine, welche ohne sie von sehr einförmiger und trauriger Gestalt seyn würde. Die Ebene in einiger Entfernung von den Dörfern ist mit Baumwollpflanzungen und Getreidefeldern, hauptsächlich Weizen, bedeckt, dessen schwere körnerreiche Aehren sich tief von den gelben Stengeln herabbeugten. An vielen Stellen war das Korn bereits geschnitten. Die vorherrschenden gelben Tinten dieser Strohfarbe waren nicht geeignet den im ganzen monotonen Eindruck, welchen das Gemälde der Nordufer des Urmiasees bei so geringer Abwechselung der Farben und Formen macht, zu mildern.

In den fruchtbaren Gegenden der Ebene nähert sich der Anbau den Seeufern bis auf etwa 100—200′. Aber viele wüste Stellen unterbrechen die Cultur. Ueberall wo der Salzgehalt zu stark angehäuft, und die Erde durch eine Salzkruste von ½ Zoll Dicke bedeckt ist, gedeiht keine Culturpflanze mehr. Es ist außer allem Zweifel, daß der See früher eine viel bedeutendere Ausdehnung hatte und bis ziemlich hoch an die Halden der nördlichen Bergen emporreichte. Der Salzgehalt findet sich noch auf ziemlicher Höhe an allen Bergen, welche den Urmiasee und seine verschiedenen Uferebenen in engeren oder weiteren Schranken umgürten. Am Uferrande hat sich wenige Zolle über dem Wasserspiegel ein weicher Thon von bald grauweißer bald bräunlicher Farbe abgesetzt, welcher in lauem Wasser plastisch wird und dergestalt an den Fingern klebt, daß man ihn nur mit Mühe und durch langes Waschen loswerden kann. Nächst dem Thon liegen etwas weiter vom Ufer entfernt niedere Sanddünen aufgeschichtet, welche aus der Zerreibung von Steinen hervorgegangen, die von der Brandung an das Ufer gespült wurden. Weiter landeinwärts bilden größere Rollsteine von halber Faustgröße und darüber einen ziemlich breiten Saum, der mit dem nördlichen Ufer parallel läuft. Kalksteine, Sandsteine und Conglomerate bilden die Mehrzahl dieser Rollsteine, neben ihnen auch Porphyre, Trachyte, Quarze u. s. w. Offenbar deuten diese verschiedenen Ufergebilde die Wirkungen verschiedener Jahreszeiten an. In den

Sammermanuten, wo der große Salzsee gewöhnlich so ruhig ist wie ein Süßwasserteich in einem englischen Parke, schlägt sich bei Verdunstung des Wassers die Thauschicht nieder. Bei höherem Wasserstande und etwas bewegterer Fluth, besonders im Winter, wird der Sand von der Brandung ausgespült und während der Frühlings- und Herbststürme, wo der See nach den Aussagen unserer Armenier manchmal fast wie das schwarze Meer tobt, thürmen die heftig anprallenden Wogen die größeren Rollsteine bis zu einer Entfernung von etwa 50′ am Lande auf. Der See zeigt im allgemeinen eine schwarzblaue Farbe. In größerer Entfernung vom Ufer über die Mitte des großen Beckens hinaus scheint das Wasser heller blau, am äußersten Südhorizont fast wie das sanfte Blau eines deutschen Maihimmels, während in der Nähe des Ufers das Wasser beinahe ganz schwarz hie und da mit grünlichem Ton gefärbt, dabei breiartig dick und durch halb und ganz aufgelöste Stoffe so schwer ist, daß fette Thierkörper, z. B. Mastochsen, Schweine im Wasser nicht untersinken. Neben seinen verschiedenen chemisch aufgelösten Stoffen, welche unsers Wissens bisher nur von dem amerikanischen Geologen Hitchcock analysirt worden, enthält dasselbe eine ungeheure Masse von mechanisch beigemischten Materien, hauptsächlich verfaulte Pflanzentheile. Außer den organischen Resten, welche die verschiedenen Flüsse, Bäche und Wildwasser der umgebenden Gebirge dem Urmiasee zuführen, mögen hier wohl die faulenden Reste eigenthümlicher Sumpf-, Moor- und Wasserpflanzen zur Bildung dieser schwarzen, schlammigen Masse von scharfem, widerwärtigem Geruche beitragen.

An vielen Uferstellen sind die Massen der theils vom See ausgeworfenen, theils im Wasser selbst noch schwimmenden faulen vegetabilischen Stoffe so ungeheuer groß, daß die Brandung, welche beim Abendwinde selbst im Sommer immer bemerkbar seyn soll, plötzlich auf weite Strecken völlig unterbrochen wird. Das leichte Wellengekräusel vermag nicht die schwere breiartige Wassermasse in Bewegung zu setzen, und es scheint hiezu wie am todten Meer eines ziemlichen Sturmes zu bedürfen. An Stellen wo diese Pflanzentheile in geringeren Massen nach dem Ufer geschwemmt werden, wird namentlich beim Südwind der Wellenschlag wieder bemerkbar.

Am ganzen nordwestlichen Ufer des Sees deckt den Grund eine kohlschwarze, weiche, breiartige Erde, welche offenbar aus dem Niederschlag verfaulter Organismen hervorgegangen ist und aus der so abscheulich stinkende Gase sich entwickeln, daß ich es nicht lange in der Nähe aushalten konnte. Derselbe Humus, der sich wahrscheinlich sehr gut zu Felddünger eignet, deckt auch an vielen Stellen die Ufer landeinwärts bis auf mehrere hundert Schritte. Am 12 Julius, wo unser Karawanenzug einen weitern Marsch von vier Stunden der Richtung des Sees folgend in geringer Entfernung vom Ufer zurücklegte, konnte ich aller Bemühungen ungeachtet nicht dicht an den Rand des Wassers gelangen. Das ganze Gestade war mit einer fußhohen Schicht von dem gleichen dichten Schlammbrei bedeckt, dessen erhärtete Kruste unter dem Gewichte meines Körpers einbrach, so daß ich endlich den Versuch ganz aufgeben mußte. Die Flora und die niedere Thierwelt änderte hier plötzlich ihren Charakter. Es kamen eigenthümliche Salzpflanzen so wie Insectenformen vor, die ich in Transkaukasien und Armenien nie gefunden, worunter besonders die Geschlechter Adesmia, Scarabaeus, Oryctes und in vielen Cadavern die schöne Megacephala Euphratica. In den sumpfigen Bewässerungscanälen, welche in den See einmünden fand ich in salzgeschwängertem Wasser große Endsarten, die ich theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres scheußlichen Geruches, nach dem Verlust meines Weingeistvorrathes nicht mit mir nahm.

Wylds Globus.

Dieses interessante Modell der physischen Geographie der Erde ist endlich vollendet und am 2 Junius dem Publicum zur Schau gestellt worden. Das Athenäum, in seiner Nr. vom 7 Junius, sagt darüber: der Globus steht gerade auf seinem Südpol, so daß der Beschauer im antarktischen Ocean eintritt, und die ganze Reihe Land und Wasser auf der innern hohlen Oberfläche abgebildet sieht. Da der Nordpol am obern Ende des Globus ist, so sind Europa, Asien und Nordamerika natürlich sehr hoch an den Dom hinaufgerückt. Zur genauern Prüfung dieser und der mittleren Theile ist ein aus vier Stockwerken oder Galerien bestehendes Schaugerüst errichtet, von dem aus sich das Ganze überblicken läßt. Alle unsere Erwartungen finden bei Prüfung der einzelnen Theile, die überaus belehrend ist, volle Verwirklichung. Man gewinnt dabei von der Oberfläche der Erde eine ganz andre Idee als die ist, welche man früher aus gewöhnlichen Karten sich zu eigen gemacht hatte. Die erste große physische Thatsache, die uns beim Eintritt auffällt — was man natürlich schon längst wußte, nie aber so schlagend vor Augen hatte — ist die ungeheure Ausbreitung des Wassers im Vergleich zum trockenen Lande, welches die Erdoberfläche bildet. Die zweite ist die sehr geringe Erhöhung der Inseln — besonders derjenigen die ihre Erhöhung den Arbeiten der Korallen-Insecten verdanken — über die Gewässer des stillen Meers, was augenscheinlich darauf hindeutet, daß diese Inseln bloß die Gipfel einer Reihe unterseeischer Berge sind, die sich wie ein Gürtel über diesen gewaltigen Ocean erstrecken. Steigen wir die Galerien hinan, so finden wir plötzlich Belehrung über den Wasserablauf, der am auffallendsten in Südamerika vor Augen tritt, wo wegen der Höhe der Anden fast alle Gewässer des nördlichen Centrums dieses großen Continents vom Amazonenstrom aufgenommen werden. Die Höhen der Berge und die Bildungen von Seen und Binnenseen zeigen sich dabei sehr schön. Nichts aber ist auffallender als die physischen Phänomene des Mittelmeers mit seinen charakteristischen Inseln und dem schwarzen und caspischen Meere. Die Oberflächen der Festlande und der Inseln sind aufs getreueste dargestellt mit allen ihren Erhöhungen und Vertiefungen; man sieht die thätigen Vulcane und bemerkt die Gränzen des ewigen Schnees. Bei der Colorirung des Globus hat man, um die Beschaffenheit der Oberfläche so genau als möglich darzustellen, die Schattirungen gewechselt, und die Eindrücke, welche die Eisregionen des Pols, die Waldstriche Amerika's und des tropischen Asiens auf den Beschauer machen, stehen in schönem Gegensatz zu dem brennenden Glanze der großen Wüsten Centralafrika's. Kurz, man wird hier auf so anschauliche und klare Weise in der physischen Geographie unterrichtet, wie kein Lehrer, kein Buch, keine Karte es vermag. Sind einmal Erdgloben wie dieser vorhanden, so wird es ein leichtes seyn Einsicht in eine Menge wichtiger Thatsachen zu gewinnen und die Wirkungen bestimmter Gesetze bei der Hervorbringung großer Naturerscheinungen nachzuweisen.

Entdeckung der Ruinen von Memphis. Endlich sind nicht bloß die genaue Lage, sondern auch die Ruinen dieser berühmten alten Stadt entdeckt. Eine Mittheilung von Hrn. Mariette benachrichtigte die Akademie, daß er Nachgrabungen habe anstellen lassen, und in einer Tiefe von 2 bis 12 Metres mehrere Denkmale griechischer und ägyptischer Baukunst, darunter das von Strabo erwähnte Serapeum, entdeckt habe; auf dem Wege nach letzterem fand sich eine bedeutende Anzahl im Halbkreis aufgestellter Statuen, welche Sphinxe und alle Arten griechischer und ägyptischer Gestalten darstellten. (Liter. Gaz. 7 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 148. 21 Junius 1851.

Ergebnisse und Förderung der babylonischen und assyrischen Keilschriftstudien in England.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft am 17 Mai wurde der Jahresbericht desselben vorgelesen, und wir heben aus demselben nach dem Athenäum vom 14 Junius folgendes aus: „Die babylonischen und assyrischen Keilinschriften sollen jetzt nach Maaßgabe ihrer Entzifferung der Welt durch die Gesellschaft vorgelegt werden. Der babylonische Text der großen Behistun-Inschrift wurde vorgelegt, und in Bezug darauf nach den Angaben Oberst Rawlinsons selbst folgende Uebersicht gegeben: die bereits gelesenen Inschriften erstrecken sich über eine Periode von 1000 Jahren, nämlich von 2000 bis 1000 vor. Chr. (wobei also die Inschriften aus der achämenidischen Zeit nicht mit eingerechnet sind. Rawlinson fand, daß die Religion der alten Babylonier und Assyrier streng astralisch oder sabäisch war, und da er unter den Göttern die Namen Belus, Ninus, Semiramis findet, so vermuthet er, die von Griechen gegebenen Dynastien seyen in Wahrheit nur Listen mythologischer Namen. Die Geographie Westasiens, wie es vor 4000 Jahren war, stellt sich sehr klar heraus. Oberst Rawlinson findet einen König von Kadytis [1] oder Jerusalem, Namens Kanun, einen Vasallen des assyrischen Königs, der den Palast von Khorsabad baute, im Krieg mit einem Pharaoh, dessen Heer er an der Südgränze Palästina's schlägt. Der Meschek und Tubal der Schrift wohnen in Nordsyrien, die Hittiten in der Mitte der Provinz und Tyrus, Sidon, Gaza und Akko blühen an der Küste. Ob. Rawlinson findet die Geographie so genau geschildert, daß er jede in den Inschriften genannte Provinz oder Stadt nachweisen zu können hofft." Es ist also hier eine Fundgrube vorderasiatischer Geschichte entdeckt, die nur angebaut zu werden braucht, um die reichhaltigsten Materialien zu Tage zu fördern. Es ist deßhalb nicht uninteressant, daß die englische Regierung, sonst in Unterstützung literarischer Unternehmungen nicht eben splendid, kürzlich der asiatischen Gesellschaft 1000 Pf. St. anwies, um die Kosten der Herausgabe der von Ob. Rawlinson copirten Keilinschriften zu decken. Da die Gesellschaft sonst namhafte Unterstützungen genießt, so darf man also dem Erscheinen dieser interessanten Denkmale in kurzem entgegensehen.

[1] Sollte die jetzige Bezeichnung „Kods" (von dem althebräischen „Kades" heilig) in dieser Allgemeinheit so hoch hinaufreichen? A. d. R.

Unter den Jakuten.

(Schluß.)

Die Vorschrift verlangt, daß keiner der Verbannten sich aus dem Weichbild der Stadt entferne. Sey es nun mein ehrliches Gesicht oder irgend ein anderer Grund, kurz, man machte bei mir eine Ausnahme und ließ mir freien Lauf. Gewagt war dabei nichts, ich konnte mich dem Garne nicht entwinden, in das ich verwickelt war, hatte aber in der offen vor mir liegenden, wenn gleich reizlosen Welt ein Mittel, mich vor der tödlichen Langeweile und dem Spleen zu schützen. Ich durchstreifte die Umgegend nach allen Richtungen, machte sogar ziemlich weite Ausflüge, und kam selten zurück, ohne etwas Neues gesehen zu haben. Auf einer der ersten Excursionen, die ich machte, hatte ich Gelegenheit die Wohnung der Eingebornen genauer kennen zu lernen und mich dabei zu überzeugen, wie wenig der Mensch zur Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse braucht. Die Jurte, die ich beaugenscheinigen konnte, bestand aus neun in drei Reihen eingerammten Pfosten, von denen die mittleren bedeutend höher, und die äußeren durch Quersprossen verbunden waren, an die sich von allen Seiten in schräger Richtung Bretter anlehnten. Auf den mittleren drei Pfählen ruhte das zu beiden Seiten sehr schräg herabfallende Dach. Sämmtliche Pfosten waren mit einer Mischung von Gras, Lehm und Mist überzogen und die Wände aus dem gleichen Material aufgeführt. Das Licht fiel in das Innere vermittelst kleiner Löcher, die theils mit Oelpapier, theils mit Marienglas verschlossen waren. Als ich in die von einer Art von Einfriedigung umgebene und fast ganz im Schnee steckende Jurte eintrat, und in dem Halbdunkel endlich etwas unterscheiden konnte, sah ich in der Mitte den Herd und darüber den aus senkrechten, inwendig verklebten Stäben bestehenden Rauchfang, an den drei Seiten dagegen Kammern von 3 bis 4 Fuß Breite und ungefähr dreimal so viel Länge, in deren jeder 2 bis 3 Personen ihre Schlafstelle hatten. Einen Fuß hohe Schemeln standen um die gleich hohe Feuerstelle und dienen ausschließlich den Männern; eine längs den Wänden hinlaufende Erhöhung ist der Aufenthalt für Frau und Kinder.

Bei meinem Eintritt setzte sich sofort ein Strohwisch in Bewegung, um zu Ehren des Gastes den Raum in ordentlichen Zustand zu bringen; durch diese Manipulation wurde aber auch ein Schwarm von Ungeziefer aus seinem Stillleben aufgeregt, der mich gleich einer ägyptischen Landplage überfiel, und mich gewiß sofort wieder hinausgetrieben haben würde, hätte nicht ein Gegenstand meine Aufmerksamkeit gefesselt, dessen näherer Bekanntschaft wegen ich dieß Ungemach über mich ergehen lassen

mußte. Es war dieß ein Schamane oder Noyoide, wie er ebenfalls genannt wird, einer jener Opferpriester, Wahrsager und Lehrer des Volkes, Verfertiger der Idole, mit einem Worte, Pfleger des gesammten religiösen Wesens, den ich vor mir hatte, und gerne genauer kennen lernen wollte. Leider war ich der Sprache der Eingebornen noch viel zu wenig mächtig, um aus diesem Zusammentreffen all den Vortheil zu ziehen, der sich mir darbot; ich mußte mich mit dem begnügen, was ich durch das Auge in mich aufnehmen konnte, doch auch dieses war genug, um mich vollauf zu beschäftigen.

Der Mann, den ich vor mir sah, und der einen großen Einfluß auf seine Umgebung auszuüben schien, stack in einer Schamaſt, einem langen, weiten Rocke von sämischem Leder, dessen Aermel mit eisernen Blechen gleich Schienen besetzt waren, und vorn in Handschuhe ausliefen. Um den Hals zog sich ein breiter Kragen, der gleich dem Grudtun oder Brustlatz, und den eisernen Schienen, welche sich über den Rücken zogen, mit einer Masse sogenannter Hanen — Götzen von Blech in Form grotesker Menschen- und Thiergestalten — behangen war. Die Strümpfe waren gleich den Aermeln bepanzert, und auf dem Kopfe saß der ebenfalls mit vielen Hanen verzierte Kuru, eine Art Haube, von der eine Menge seidener ausgestopfter Schlangen und zwar so dicht herabhingen, daß der Schamane kaum durch sie sehen konnte. Auf dem Rücken lag ihm eine große ausgestopfte Schlange von Leder, deren Augen aus Korallen bestanden, und der Ataki oder Knopf, der das Gewand zusammenhielt, hatte die Gestalt einer ungeheuren Spinne. So sah der Mann aus, den die Jakuten als Vermittler zwischen Gott und den Menschen verehren, und der jedenfalls zur Verrichtung irgend einer heiligen Handlung, von der ich jedoch nichts bemerkte, anwesend war.

Zur Erfrischung wurde mir ein Trunk sogenannter Kumis, das Nationalgetränk der Jakuten, gereicht, der von saurem Geschmack ist und schäumt. Von der Trunkenheit, die er bewirken soll, habe ich nichts gespürt, obgleich ich wohl ziemlich ein Quart trank, das mir zwar den Durst löschte, aber auch Magenbeschwerden verursachte. Ich will zugeben, daß der Kumis zu Kopfe steigen kann, aber gewiß nur dann, wenn er in großen Massen genossen wird. Daß er ein gutes Mittel bei der Auszehrung sey, wird allgemein behauptet, doch dürften auch hier Ausnahmen gelten. Eigenthümlich ist es, daß die Jakuten aus ihrer sauern Milch nicht Branntwein zu machen verstehen, während die Buräten und Tataren des Jeniseisker Gouvernements dessen Zubereitung vollkommen gut kennen. Trieben sie ihren Kumis über die Blase, so wäre das auch unter ihnen beliebte Getränk fertig, allein bis zu dieser Höhe haben sie sich noch nicht emporgeschwungen. Dieses Zurückbleiben ist insofern wichtig, als es beweist, daß die Jakuten sich schon früher von ihren Stammgenossen abgesondert haben mußten, ehe diese durch ihre westlichen Nachbarn mit den Geheimnissen der Gewinnung des geistigen Getränks bekannt wurden.

Vielfach schon hatte ich von einer Feier gehört, welche die Jakuten zu der Zeit begehen, wenn die Flüsse ihre Eisdecke abwerfen, und die Wiesen sich mit Gras, die Bäume mit Laub bedecken. Sie nennen sie Isech (vielleicht verwandt dem russischen Such, trocken?) und begrüßen in ihr die Wiederkehr der Wärme nach dem ewig langen oft bis zu 30° steigenden Froste. Der Gedanke eines Festes, dem der neu belebende Strahl der Sonne zu Grunde liegt, und an dem der hier so stiefmütterlich bedachte Mensch sich über die wohlthätige Wärme freut, die sein abgemagertes Vieh wieder feister macht und ihn nicht mehr an den Herd seiner engen, finstern Jurte fesselt, hatte für mich eben so viel natürliches als rührendes, ich hatte Lust, es mitzumachen und eine günstige Verkettung von Umständen krönte meinen Wunsch mit Erfolg.

Im Junius erst hält der Frühling im Jakuterkreis seinen Einzug. Die Sonne leuchtet dann an 20 Stunden, und die Pflanzenwelt eilt, ihren Kreislauf zu erfüllen; die mageren Wiesen bedecken sich mit der blauen Blume des Rittersporns (Delphinium), und auf den Anhöhen röthet sich der Purpur der sibirischen Lilienzwiebel (Lilium martagon). Zu der Zeit rüttelt sich auch der Mensch aus seiner Trägheit auf, und jeder Jakute, der es irgend im Stande ist, verkündet eine Frühlingsfeier. Die frohe Kunde durchläuft schnell den ganzen Ulus, und Männer und Frauen erwarten mit Ungeduld den Tag, an dem sie sich festlich geputzt aufs Pferd setzen und dem Vergnügen entgegeneilen können. Die Abreise geschieht gewöhnlich zwischen 3 und 4 Uhr des Nachmittags.

Die Feier selbst beginnt nach Ankunft aller Gäste früh Morgens mit einem häuslichen Gottesdienst. In der Jurte des Wirths wird als Teppich eine Roßhaut ausgebreitet, auf der alle Platz nehmen, und drei junge Leute von anerkannter Rechtschaffenheit und Sittlichkeit, die im Laufe des verwichenen Monats keinen Todten gesehen haben dürfen, zu Priestern bei der Feierlichkeit erwählt. Sie beginnen die Ceremonie damit, daß sie einen ungeheuren hölzernen, mit Kumis gefüllten Krug in die Hand nehmen und, das Gesicht gen Osten gewendet, vor ein verlöschendes Feuer treten. Eine Zeit lang bleiben sie ohne die geringste Bewegung und in tiefem Schweigen in dieser Stellung, worauf gießen sie in drei Absätzen etwas von ihrem Getränk als Opfer für die Hauptgottheit auf die Erde, und thun, sich etwas nach rechts wendend, ein Gleiches zu Ehren von dessen Frau. Mit einer Schwenkung nach Norden opfern sie alsdann den höllischen Geistern und den Schatten der verstorbenen Schamanen, drehen sich hierauf nach Westen und bringen den Betrügereien 27 Libationen. Das letzte Opfer gilt der alten Inachsit, einer bösen Hexe, die es besonders auf die Kühe zur Zeit des Kalbens abgesehen hat; damit haben sie aber auch den Kreislauf um die Brandstätte vollendet. Nach geendigtem Umzuge liest einer der vorne Sitzenden laut ein Gebet, in welchem er dem höchsten Wesen für die seither erzeigten Wohlthaten dankt und auch für die Folge um dessen Schutz und Schirm bittet, entblößt das Haupt und schreit dreimal „ugui“ (gib, sey so gütig), was dann alle Anwesenden eben so oft wiederholen. Dann ergreift er das Gefäß mit Kumis, trinkt daraus und reicht es seinem Nachbar. Die Frauen als „nicht immer reine Wesen“ (!) dürfen der Feier nicht beiwohnen, und eben so wenig ein Schamane, weil er mit bösen Geistern im Verkehr steht, hier aber einem allgütigen Wesen gehuldigt und ihm für die Erhaltung der Heerden während des langen Winters, für die Wiederkehr der Wärme, des Grases und für den neuen Ueberfluß an Milch gedankt wird.

Vor der Jurte sind drei Pfosten in die Erde gerammt, die durch Querbalken mit einander verbunden und mit frischen Birkenreisern umwunden sind. An dieses Gestell lehnen sich mächtige, mit Kumis gefüllte Schläuche, die oben mit Riemen festgebunden werden, wenn sie sich durch die eigne Schwere aufrecht erhalten können, und es entstehen auf diese Art zwei Wände, von denen die eine den Männern, die andere dagegen den Frauen zugehört. Jene lassen sich nun, das Gesicht gen Aufgang gewendet und abgesondert von dem schönen Geschlechte, in der Nähe der Vorräthe auf die Erde nieder, strecken die Beine von sich

und rüsten sich so zu dem kommenden Gelage. Mit ungeheuern hölzernen Kannen versehen, machen sich einige Männer auf den Weg zu den Schläuchen, woselbst schon ein anderer mit einem hölzernen Löffel wartet und die Gefäße füllt. Nach Empfang gehen sie in östlicher Richtung ab und machen ihren Nachfolgern Platz, bei denen sich dieselbe Ceremonie wiederholt. Auf gleiche Weise holen auch die Frauen sich ihren Festtrunk.

Die bei der religiösen Feier im Gebrauch gewesenen Kannen werden dem Wirthe, der in der Reihe der Gäste sitzt, übergeben. Dieser ergreift darauf den Kufschin, einen irdenen bauchigen Krug mit weiter Oeffnung, spricht einen Dank für das in ihm enthaltene wohlthätige Gut, trinkt sich satt und reicht ihn seinem Nachbar, der in gleicher Weise verfährt. Auf diese Art macht der Kufschin die Runde.

Dem Trunke folgt das Spiel, welches bei den Männern in Kraftentfaltung, bei den Frauen in Tanz besteht. Zwei Kämpfer in kurzen Beinkleidern treten mit ihren Secundanten auf, stellen sich erst einander gegenüber, und beginnen das Spiel, indem sie sich bemühen, einer des andern Hände zu erfassen. Nachdem sie sich weidlich gekniffen haben, gehen sie ohne irgend einen Erfolg auseinander, und man sucht vergebens zu errathen, was der Zweck der ganzen Balgerei gewesen ist. Von Gewandtheit und Lust, den Gegner zu besiegen, was doch gewöhnlich solche Spiele charakterisirt, ist hier keine Spur, eben so wenig von Kunst und Kraft, man zerrt sich herum und hat man's satt, so tritt man ab.

Eine glatte Stange ist für diejenigen aufgerichtet, welche ihre Geschicklichkeit im Klettern zeigen wollen. Hängt einer daran, so bringen die andern den Mast mit den Händen und Fußtritten in Schwingung, damit der Kühne herabfalle. Aber auch dieß alles geschieht auf plumpe, unbeholfene Weise.

Gleiche Zwecklosigkeit zeigt sich beim Rennen zu Fuß und zu Pferde. Einige Reiter jagen im vollen Galopp fort; hat nun einer von ihnen einen Vorsprung erlangt, so suchen ihn die andern keineswegs einzuholen oder auszustechen, sondern reiten ruhig im Schritt dem Ziele zu.

Der Tanz der Frauen, deren Putz sich von dem der Männer heute wesentlich durch die Mütze unterscheidet, von der auf Brust und Rücken mit silbernen Blättchen besetzte Riemen herabfallen, ist eben so einfach als ausdruckslos. Sie halten sich an den Händen, deren Finger in einander geschoben sind, und bewegen sich im Dreischritt nach dem Lauf der Sonne, indem jede von ihnen singt, was ihr gerade in den Kopf kommt. Man glaubt sich unter Schulkindern zu befinden, die ihre Lection aufsagen, solchen Eindruck macht der Gesang ungefähr auf den Zuhörer; von seinem poetischen Werthe kann folgende Probe Zeugniß ablegen:

Nach den Frösten gab Gott uns Wärme;
Unsere Kühe haben gekalbt,
Das Gras hat sich gezeigt,
Unser Vieh ist im Freien und gibt viel Milch;
Wir machen daraus Kumis,
Trinken ihn und sind dabei fröhlich.

Das ist doch wohl das Bescheidenste, was man von der Dichtkunst fordern kann. Von Reim und Versmaaß ist natürlich keine Rede, ebenso wenig von stehenden Volksliedern.

Die Schwelgerei — wenn anders diese Benennung hier passend ist — dauert bis Sonnenuntergang, wo sich ein Gast nach dem andern entfernt, ohne sich die Mühe zu nehmen, sich beim Wirthe oder seinen Freunden zu verabschieden.

Die Frühlingsfeier ist eine der ältesten bei den Völkern türkischer Abkunft. Die Jeniseischen Tataren nennen sie Taïlgan und begehen sie im Sommer auf irgend einer Anhöhe und mit in etwas von den eben beschriebenen abweichenden Gebräuchen. Daß der Isech der Jakuten keine effectvollen Bilder zeigt und für den Europäer nichts verlockendes haben kann, erhellt aus dem bisher Gesagten wohl zur Genüge. Wie wäre dieß auch anders möglich bei einem so schläfrigen, unentschlossenen, gefräßigen und stumpfen Volke, bei dem sich nicht der geringste Trieb sich zu erheben ausspricht.

Hatte gleich das Fest, dessen Beobachter und gewissermaßen Theilnehmer ich war, nichts blendendes, sondern im Gegentheil, etwas drückendes, da es mir den Menschen auf einer seiner Bestimmung so fernen Stufe zeigte, so war es doch andrerseits für mich auch nicht ohne Interesse, und ich wünschte zu erfahren, ob es dem Stamme der Jakuten eigenthümlich sey oder überhaupt von den Völkern türkischer Abkunft begangen werde. Da hörte ich denn von Leuten, die sich viel im nördlichen Asien herumgetrieben haben, die Bestätigung des letztern. Die Burjäten z. B. sollen ihr Fest im Sommer feiern und in ihren Ceremonien dabei hin und wieder abweichen, was wohl in dem sich schon mehr dem Lamaismus nähernden Cultus seinen Grund hat. Die Tungusen sollen es gleichfalls begehen, doch wie? wußte mir niemand zu sagen. Es gehört auch mehr als gewöhnliche Neugierde dazu, eine herumstreichende Nomadenhorde bis in die Schlupfwinkel undurchdringlicher Wälder zu verfolgen, und mit diesen ungeselligen Söhnen der Wildniß Berge und Thäler zu durchstreifen, um ihnen ihre Sitten und Gebräuche abzulauschen. Die, welche den Beruf dazu in sich fühlen, haben vor der Hand noch ein anderes Feld für ihre Forschungen und Beobachtungen, als die unwirthlichen Striche Sibiriens, und ich selbst, bei allem Drang zum Studium des Menschen, würde mir wohl auch einen andern Fleck der Erde ausgesucht haben, wenn mir die Wahl freigestanden hätte.

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Zweiter Abschnitt. Reise im Innern und Rückkehr.

Nach unserer Wanderung durch die Wüste von Tangai bemerkten wir, bald da bald dort zerstreut, Wakamba-Dörfer. Da der Himmel hell war, so konnten wir den Schneegipfel des über alle andern Berge, die ich westlich von unserer Straße gesehen, hoch emporragenden Kilimandscharo genau unterscheiden. Obschon mehrere dieser Berge wenigstens 6000 Fuß Höhe haben, scheinen doch alle, im Verhältniß zum Kilimandscharo, wie Kinder neben einem hochgewachsenen Manne. Unser Weg im eigentlichen Ukambani war frei von jenen dichten Dschangels, durch die wir von der Küste bis nach Kilumbulu gekommen waren; wenigstens ist der Theil des eigentlichen Ukambani, den ich durchreist habe, nicht sehr holzreich, und an vielen Stellen fehlt sogar das Holz ganz und gar. Ebendeßhalb aber ist er vorzugsweise zur Viehzucht und zur Bebauung des Bodens geeigneter als die Einöde der Unkunsi. Nirgends sah ich einen Obstbaum, den Mbuju ausgenommen, den man auch an der Küste trifft, und dessen gewaltiger Stamm von den Uferbewohnern zum Bau großer Fahrzeuge verwendet wird.

Gegen drei Uhr Nachmittags kamen wir an die Ufer des Tiwa — eines Flusses, der, wie man mir sagte, seine Quelle in Mu, einem nordwestlichen Theil von Ukambani, hat. Das Flußbett ist während der heißen Jahreszeit trocken. Nichtsdestoweniger fanden wir zwei Fuß unter dem Sande gutes Wasser. Der Tiwa ergießt sich in den Adi.

23 November. Wir machten um 9 Uhr Morgens Halt an einem Orte Namens Mbo, wo wir ein wenig Wasser fanden. Unser Weg

hatte uns über rothen, manchmal schwärzlichen Boden geführt, der anfänglich von sandiger Beschaffenheit war, später aber thonicht wurde, und auf kurze Entfernung hin beständig wechselte. Bäume und Gebüsche waren äußerst spärlich. Nach vier Stunden lagerten wir in dem Bezirk Mbanbi, unter einem großen Baume. Hier sah ich den Kilimandscharo wieder. Ueberhaupt fiel uns dieser Berg an jedem etwas hochgelegenen Orte in die Augen.

24 November. Einer meiner Uanikaträger, der von Dschagga durch die Wüste der Uakuafi nach Kikuyu gegangen war, sprach mir von einem großen Flusse mit Namen Malana, den er habe überschreiten müssen, und von einem Lande Namens Muhama, vielleicht identisch mit dem des Stammes Kahama in Uniamesi, wo die Bewohner aus Mangel an Holz den Kuhdünger als Brennstoff verwenden. Seiner Aussage nach soll es in diesem Lande ungemein viel Elfenbein geben, das die Bewohner in Kikuyu, wo sie an den Uakamba geneigte Abnehmer finden, verkaufen. Er schilderte mir den Fluß über den er gekommen, als sehr breit, konnte aber nicht sagen wo er entspringe, noch wo er ausmünde. Ohne Zweifel werden künftige Reisende in diesen Breitegegenden wichtige Entdeckungen machen, und die nächste Generation von Geographen wird staunen über die Einfachheit der Verbindungen der mittelafrikanischen Länder untereinander. Ist einmal die Zeit gekommen, wo die Nachkommen Hams die Kenntniß der christlichen Heilslehre empfangen haben und in die große Familie der Kinder Gottes auf Erden eingetreten sind, dann werden auch die großen Straßen Afrika's das Staunen der Beobachter fesseln. Es wird dann offenbar werden, daß die Verkehrswege im Innern des afrikanischen Festlandes an Leichtigkeit denen, welche Europa, Asien und Amerika bieten, nicht nachstehen. Die göttliche Vorsehung hat gewiß die Wege zubereitet zur schnellen Erfüllung ihrer erhabenen Absichten. Der Niger wird die Friedensboten in die verschiedenen Staaten Nigritiens tragen, und gleichzeitig der Tschadda, ein großer Zweig dieses Flusses, sie dem westlichen Mittelpunkt Südafrika's, den nördlichen Stämmen von Uniamesi zuführen. Die verschiedenen Nilarme werden die von Norden und Nordwesten herkommenden Missionäre nach demselben Mittelpunkte leiten, während der Dschob und der Dana sie gen Osten führen; endlich werden sie auf dem Kilimani von Süden her kommen. Die Quellen aller dieser großen Flüsse sind nicht so sehr von einander entfernt als es nach unsern gegenwärtigen geographischen Kenntnissen scheinen möchte. Die Freunde der afrikanischen Missionen haben daher folgende, übrigens ganz einfache, Frage wohl zu erwägen, nämlich: sollen wir den Versatz fassen, oder es wirklich unternehmen, eine Kette von Missionen zu bilden die in fortlaufender Richtung die Ostküste mit der Westküste Afrika's verbindet? oder sollen wir an den Gewässern dieses Continents hinaufziehen und an den Quellen und Mündungen dieser großen Flüsse Missionen gründen? Gewiß wird der, welcher die Quellen des Nils erreicht, die mehr als wahrscheinliche Aussicht haben auch an die Quellen des Tschadda, Kongo und Kilimani zu gelangen. Alle diese Ströme laufen gegen den Aequator, gegen das weite Land der Uniamesi und die umliegenden Gegenden hin zusammen. Der Name Uniamesi hat möglicherweise die Bedeutung „Besitz des Mondes," doch will ich dieß nicht als unzweifelhaft behaupten. Wenn es sich aber findet, daß Uniamesi in der Geographie Afrika's wirklich von der Bedeutung ist, die ich ihm beilege, wirft dann dieser Umstand nicht ein großes Licht auf die meisten afrikanischen Länder? Die afrikanische Halbinsel erhält gewissermaßen ihre Formen von Uniamesi, wo es, wie die Eingebornen behaupten, Wege nach allen vier Himmelsgegenden gibt. Ich bestehe nicht auf diesen metaphorischen Ansichten, sondern will damit nur hervorheben, daß der Tschadda, der Kongo, der Nil und der Kilimani dem großen See von Uniamesi entströmen, oder daß sie wenigstens ihre Quellen sehr nahe bei diesem See haben; daß wir ferner aus dem Tschadda in den Nil gelangen können, und umgekehrt; daß wir aus diesen beiden durch den See von Uniamesi ebenfalls in den Kilimani kommen und auf dem Kilimani in den neulich in Südafrika entdeckten See hinabfahren können. Wenn nun die Verbindungen Mittelafrika's so einfach und so leicht sind, warum sollten wir dann an der schnellen Ausbreitung des Christenthums und der christlichen Gesittung in Afrika Zweifel hegen?

Nachmittags machten wir Halt bei einem Orte Namens Nju, wo wir in Felsenlöchern Wasser fanden. Wir kauften hier auch einen gewissen Vorrath an Lebensmitteln. Ein Mkamba bot uns ein wenig indisches Korn an, unter der Bedingung, daß einer meiner Leute ein Gewehr abfeure. Die Eingebornen waren häufig voll Begierde den Knall unserer Feuerwaffen zu hören. Mehrere Uakamba haben in Mombas Gewehre gekauft, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Volksstamm, in Folge der Einführung der Feuerwaffen, binnen kurzem die Oberherrschaft über alle andern Völker des Innern besitzen wird. Ich sähe diese gefährliche Waffe den Uakamba gern aus den Händen gewunden, weil die Erfahrung zeigt, daß ungebildete Völker selten einen guten Gebrauch davon zu machen wissen. Seit die Uasegua und die Usambara-Stämme, seßhaft in der Nähe der Küste von Zanzibar, Feuerwaffen besitzen, ist das Land in beständige Kriege verwickelt, und die Karawanenstraße unsicherer als je. Diejenigen der Häuptlinge, welche sich die größte Masse Feuerwaffen verschaffen können, sind der Schrecken der benachbarten Stämme geworden, und überdieß stets bereit den Suaheli Sklaven zu liefern.

Gegen Abend kamen wir an einen Ort mit Namen Jlanghilo, wo wir in Löchern gutes Wasser fanden. Das Wasser sah aus wie der Tembo — ein Lieblingsgetränk der Kinika, ein künstlicher Extract des Cocusbaums — und die Beschaffenheit des Bodens, da wo das Wasser hervorsickerte, gab ihm eine weißliche Färbung. Im allgemeinen bot das Land zu Jlanghilo einen schönern Anblick dar, als das in den vorhergehenden Tagen von uns durchwanderte. Die Bäume waren zahlreicher, das Gras frischer, und alles deutete darauf hin, daß wir uns im eigentlichen Ukambani befanden, von dem man mir an der Küste, als von einem sehr angenehmen Lande, so oft gesprochen hatte.

25 November. In letzter Nacht war meine Lage, in Folge der Hartnäckigkeit womit meine Leute, allen Uebereinkommnissen und aller Vernunft zuwider, Erhöhung ihres Lohnes verlangten, eine sehr peinliche gewesen. Da sie wußten, daß wir heute beim Häuptling Kiwoi eintreffen würden, setzten sie alle Mittel in Bewegung, um von mir das Versprechen einer Lohnerhöhung zu erlangen. Keiner von ihnen wollte Morgens mit mir sprechen; keiner selbst näherte sich mir, keiner nahm seine Last wieder auf, keiner hielt es für Pflicht nach Jlanghilo weiter zu gehen. Sie wollten 13 Dollars, statt acht. Ueberdieß verlangten sie alles Elfenbein das Kiwoi mir, als Gegengeschenk für das was ich ihm brachte, geben würde. Und wenn er mir kein Elfenbein gäbe solle jeder meiner Träger dafür eine Summe von 13 Dollars erhalten. Sie erklärten feierlich daß, falls ich diese Forderung abschlüge, sie mich mit meinem Gepäck hier lassen würden. Durch dieses Entweder-Oder ward ich in peinliche Verlegenheit gesetzt. Ich sah daß sie insgesammt in solcher Aufregung waren, daß sie mich, wenn ich ein einziges beleidigendes Wort fallen ließe, aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Stelle getödtet hätten. Auch hatte ich die ganze Nacht über unbedingtes Schweigen beobachtet, obschon weder sie noch ich ein Auge zugethan. Ungewiß über die Stimmung, welche die Eingebornen gegen mich zeigen würden, falls ich meine Träger entließe, und ebenso ungewiß über den Empfang, den ich bei Kiwoi und seinen Verwandten finden würde, hielt ich es der Klugheit angemessen nachzugeben, und versprach ihnen die 13 Dollars. Damit waren sie beschwichtigt, und wir reisten sofort nach Jlanghilo ab.

(Fortsetzung folgt.)

Förderung geographischer Wissenschaft und Entdeckung. Die zu diesem Zweck gegründete königliche Schenkung in England wurde dieses Jahr getheilt zwischen Dr. Georg Wallin, aus Finnland, wegen seinen wichtigen Reisen durch Arabien, und Hrn. Thomas Brunner für seine verdienstlichen Erforschungen im nordwestlichen Theil der mittleren Insel von Neuseeland. (Athen. 14 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 149. 23 Junius 1851.

Die jetzigen Hottentotten.

(Aus: Excursions in Southern Africa by Lt. Colonel E. Elers Napier in 2 Vol. 1850 und Cape Sketches, 1850.)

Als die Holländer um die Mitte des 17ten Jahrhunderts eine Colonie am Cap der guten Hoffnung anlegten, fanden sie dort zahlreiche nomadische, aber kriegerische Ureinwohner, welche sich selbst „Quaiquae“ genannt zu haben scheinen und von den Holländern mit dem Namen: „Hottentotts“ belegt wurden. Die Veranlassung zu dieser Benennung jenes Volks ist unbekannt und wahrscheinlich darin zu finden, daß dessen fast nur aus einsylbigen Worten bestehende unarticulirte rauhe Sprache, welche mit starken Aspirationen der Lunge und tiefen Kehllauten gesprochen wird — „so daß sie wie das Kollern der Truthähne klingt,“ sagt ein alter holländischer Schriftsteller — Worte wie: „Hott“ und „Tott“ häufig hören ließ. Die Holländer unterwarfen nach und nach die innerhalb der Gränzen ihrer Colonie sich aufhaltenden Stämme der Hottentotten und machten sie, wie man zu ihrer Ehre anführen muß, nicht zu Sklaven, sondern nahmen solche als Hausgesinde in ihre Dienste, wie sie es auch noch jetzt, namentlich in der östlichen Provinz, gewöhnlich sind. Als die Engländer am Ende des 18ten Jahrhunderts die Capcolonie eroberten, betrug die Zahl der Hottentotten noch 40,000 bis 50,000, aber seitdem hat sich ihre Zahl fortwährend und auffallend verringert, so daß sie jetzt kaum 20,000 und wahrscheinlich nicht ein Zehntheil der Zahl ihrer Vorfahren in der Mitte des 17ten Jahrhunderts beträgt.

Die Hottentotten existiren als ein Volk schon lange nicht mehr und selbst ihre Sprache ist so gut wie untergegangen; viele derselben können ihre Sprache nicht sprechen und andere solche nicht einmal verstehen. Die jetzigen Hottentotten, welche durchgängig gebrochenes Holländisch oder Englisch sprechen, das sie von ihren Herren gelernt haben, finden sich zerstreut in dem ganzen Gebiete der Capcolonie als Dienstboten, Vagabunden und Taugenichtse, die bei den Missionärstationen müßig sich aufhalten. Nach der Behauptung unserer Philantropen liegen die Ursachen der großen Verminderung der Zahl der Hottentotten darin, daß die Europäer durch Kriege, Tyrannei und Einführung europäischer Krankheiten und Laster, namentlich Völlerei durch Bekanntschaft mit Branntwein erzeugt, sowie überhaupt durch den verderblichen Einfluß europäischer Sitten sie ausgerottet haben. Das ist nur theilweise wahr, größtentheils aber gänzlich falsch, wie wir zu zeigen versuchen wollen. Die Europäer brachten nach Südafrika Krankheiten mit, welche anscheinend früher dort unbekannt waren, namentlich Blattern und Masern, und welche bei den Hottentotten, dem unreinlichsten Volke auf der ganzen Erde, in ihren ekelhaft schmutzigen Hütten, worin sie zusammengedrängt lebten, Tod und Verheerung verbreiteten. „Es ist eine unbezweifelte Thatsache,“ sagt der Naturforscher Thunberg in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, „daß die Blattern, bei den Hottentotten eine neue Krankheit, sehr rasch den größten Theil derselben weggerafft haben, und daß sie die an dieser Epidemie Gestorbenen auf den Feldern oder Wegen unbegraben liegen ließen.“ Da die von Natur indolenten und unreinlichen Hottentotten eben so wenig etwas thaten um die Verbreitung der Ansteckung zu verhüten, als durch Arznei jene schrecklichen Krankheiten zu heilen, die seit 200 Jahren Südafrika wiederholt heimgesucht haben, so ist schon dadurch allein die rasche Verringerung ihrer Anzahl erklärlich, ohne daß man dafür falsche oder halbwahre Gründe aufzusuchen braucht. Daß sie durch Kriege mit den Europäern ausgerottet worden, ist durchaus unwahr, denn so weit unsere Nachrichten reichen, führten die Europäer nur zwei Kriege gegen sie (in den Jahren 1659 und 1673), deren Veranlassungen die von den Hottentotten gegen die Ansiedler verübten Angriffe, Räubereien und Mordthaten waren; indeß war der Verlust an Menschenleben auf beiden Seiten in diesen Kriegen sehr unbedeutend: in dem Kriege von 1659 z. B. wurden nur zwei Holländer und sechs Hottentotten getödtet. Die verschiedenen Stämme der Hottentotten haben aber nicht selten blutige Kriege mit einander geführt (z. B. noch im Jahre 1776) und nicht weniger mit den räuberischen „Bosjesman's“ oder Buschmännern, gegen welche die Holländer den Hottentotten kräftigen Beistand leisteten. Daß Tyrannei und Druck der Europäer die Hottentotten vernichtet haben, würde ebenso schwer zu beweisen seyn. Letztere haben von jeher freiwillig um Lohn bei den Colonisten gedient und sind von diesen niemals als Sklaven angesehen oder behandelt worden, selbst die Negersklaven wurden von ihren holländischen Herren in der Capcolonie durchgängig mit so großer Milde und Menschlichkeit behandelt, daß der Franzose Le Vaillant, welcher gegen die Colonisten sehr eingenommen ist, in seiner Reisebeschreibung B. 1. S. 84 zugesteht: „es gäbe kein Land in der Welt wo die Sklaven mit so vieler Menschlichkeit behandelt würden als am Cap.“ Eben so unwahr ist ferner die Beschuldigung, daß Völlerei durch die Europäer bei den Hottentotten eingeführt sey; denn schon die ältesten Nachrichten über sie ergeben, daß Berauschung durch Rauchen der schädlichen "Dachapflanze" (ähnlich dem „Bang,“ wildem Hanf, in Ostindien) — welches ebenso nachtheilige Wirkungen erzeugt als Opium oder Uebermaaß von Branntwein — unter ihnen allgemein herrschend war und nur später mit Berauschung in Branntwein vertauscht wurde. Le Vaillant, einer ihrer größ-

ten Schutzredner, sagt darüber von den Hottentotten seiner Zeit (vor etwa 80 Jahren): „Rauchen und Trinken sind ihre größten Genüsse und zwar sind sie alle, alte und junge, verheurathete und unverheurathete, beiden Genüssen ergeben. Wenn sie sich die Mühe geben wollen, so bereiten sie ein stark berauschendes Getränk aus Honig und einer gewissen Wurzel, welches sie mit einer gehörigen Menge Wasser zusammen gähren lassen" u. s. w.

Was nun die Moralität der Hottentottenfrauen betrifft, so werden die Nachrichten aller Schriftsteller über sie beweisen, daß wenn die Hottentottinnen der Jetztzeit fast ohne Ausnahme höchst leichtfertig und unkeusch sind — wie sogar ein Sprüchwort in der Capcolonie besagt — sie diese Unsittlichkeit schon von ihren Urgroßmüttern ererbt und nicht erst durch die Bekanntschaft mit Europäern angenommen haben. Wenn übrigens die Moral der Hottentottennation im Laufe der Zeit im Allgemeinen sich eben nicht verändert hat, so hat doch unter ihnen, sowohl Männern als Frauen, mit Hülfe des Gesetzes ihre Ehrlichkeit sich eher verbessert als verschlimmert, falls man sie mit ihren diebischen Vorfahren vergleicht, welche unaufhörlich die Heerden der frühern Colonisten beraubten und selbst den holländischen Matrosen die Knöpfe von den Jacken stahlen.

Aus Obigem wird erhellen daß die wahren Ursachen der außerordentlich raschen Verringerung der Zahl der Hottentotten hauptsächlich in den Wirkungen zufälliger schrecklicher Krankheiten liegen, welche durch angeborne Sorglosigkeit, Schmutz und Unmäßigkeit verschlimmert wurden, auch daß diese schlimmen Folgen vielleicht nicht wenig durch den in diesem Volke liegenden Geist der Indolenz oder vielmehr der absoluten Trägheit erhöht sind, welcher schmachvoller Weise in den meisten Missionärstationen der Colonie nicht nur Unterstützung, sondern sogar Aufmunterung findet. Dort führt der Hottentotte ein Leben des „süßen Nichtsthuns" unter dem Vorwande sich von den Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten und zwar gewöhnlich durch sehr unbrauchbare Lehrer, während auf diese Weise nicht nur seine Arbeit, sondern für ihn auch der Lohn verloren geht, und das müßige Leben, die Quelle der Laster, seine angebornen lasterhaften Neigungen um das Hundertfache verstärkt. Diese Treibhäuser der Trägheit werden daneben so oft die Herbergen von Deserteuren und Vagabunden aller Art, wo die Keime der Unzufriedenheit und des Mißtrauens unverständig gepflegt, die bösen Früchte der Feindschaft gegen die Colonie erzeugt oder Intriguen mit ihren Feinden, ja zuweilen offne Empörung hervorgerufen werden.

Der Hottentotte der Jetztzeit ist in seiner äußern Erscheinung fast derselbe, wie ihn die ersten Nachrichten geschildert haben; nur nehme man dem Hottentotten wie er vor 200 Jahren war, etwas, aber nicht gar viel, von dem Schmutz und Fett, welches seinen Körper so reichlich bedeckte, man gebe ihm eine stark abgetragene und zerlumpte Kattunjacke statt des weiten Fellmantels (Karrß) und kurze, lederne Beinkleider statt der frühern spärlichen Hüftbedeckung; dann setze man einen möglichst schlechten Hut auf seinen Wollenkopf, und man wird ein ziemlich getreues Bild des modernen Hottentotten in Vergleichung mit seinem Ahnen haben. Jetzt trägt die Hottentottin, welche die Liebe zu buntem Putz von ihrer Urgroßmutter ererbt hat, ein Kattunkleid von den grellsten Farben, und um den Kopf gewickelt ein rothes Baumwollentuch statt der frühern nothdürftigen Lederkleidung, die mit Korallen, Amuletten und faulenden Thiereingeweiden geschmückt war.

Die Hottentotten gehören ihrer Gesichtsbildung und Farbe nach ohne Ausnahme zu den garstigsten Völkern des ganzen Menschengeschlechts. Ihre ungesund aussehende braungelbe Farbe, ihre eckigen Gesichter, kleinen blinzelnden Augen, gequetschten Nasen, hervorstehenden Backenknochen, aufgeworfenen Lippen und das Wollenhaar bilden zusammen ein Ganzes, das nichts weniger als angenehm ist und woran europäischer Schönheitssinn nur erst nach langer Zeit sich gewöhnen kann. Rechnet man dazu den garstigen Geruch welchen die jetzigen Hottentotten, eben so wie ihre Vorfahren, um sich verbreiten — weßhalb sie schon von den ersten holländischen Colonisten „schwarze stinkende Hunde" genannt wurden — so muß man gestehen daß der Weiße einen starken Magen haben muß, welcher aus diesem Volke seine Gattin erwählt. Und doch sind eheliche Verbindungen von Weißen mit Hottentottinnen seit den ältesten Zeiten der Colonie häufig genug vorgekommen, und sogar manche Missionäre sind mit der Bibel in der einen und einer Hottentottenfrau an der andern Hand aufgetreten, um die Heiden zu bekehren.

Die Hottentotten, die civilisirtesten aller farbigen Völkerstämme in der Capcolonie, haben mit manchen Lastern der Civilisation nicht sehr viele Tugenden derselben sich angeeignet, aber man muß doch gestehen, daß ihre Sitten und Gewohnheiten im allgemeinen gegen frühere Zeiten sich verbessert haben. Der Hottentotte der alten Zeit war ein grausamer, hinterlistiger, schlauer Wilder ohne alle Kenntniß einer Gottheit, und treulos gegen seine Nebenmenschen. Bei allen seinen rohen und lasterhaften Sitten scheint er jedoch einige gute Eigenschaften gehabt zu haben, namentlich große Uneigennützigkeit und unendliche Liebe zu seinen Verwandten und Freunden, und diese beiden Vorzüge sind auf seine Nachkommen in oller Maaße vererbt. Noch heutigen Tages wird der Hottentotte seinen letzten Groschen, seine letzte Pfeife Tabak oder seinen letzten „Soopje" (Schnaps) bereitwillig mit seinem Cameraden theilen; als Soldat in den Kriegen an der Coloniegränze wird er zwar den Kaffer, seinen alten Erbfeind, ohne Gnade tödten, dessen Heerden rauben und dessen Hütte in Brand stecken, aber er wird stets des Kaffern Frauen und Kinder am Leben lassen, obgleich er sich kein Gewissen daraus macht, diesen ihren Putz und Schmuck als gute Beute abzunehmen. Die Hottentottin der Jetztzeit ist, wie gesagt, eben so wenig hübsch oder moralisch als ihre Aeltermutter war, aber ihr „Baas" oder Herr und Gemahl ist auch eben so liederlich und trunksüchtig als sein Vorfahr. Schlafen, sich übermäßig mit Speisen vollstopfen und zugleich sich total berauschen, am liebsten in Gesellschaft, dieß sind die höchsten Genüsse aller Hottentotten. Völlerei ist ihr Hauptlaster, und jetzt wie vor Alters, rauchen und trinken Männer und Weiber im Uebermaaß, und nur mit dem Unterschiede, daß Tabak und Branntwein an die Stelle ihrer frühern Berauschungsmittel getreten sind. Trotz aller entgegenstehenden Behauptungen der Missionäre scheint die Bekehrung der Hottentotten nicht viel weiter gediehen zu seyn, als daß sie in Wahrheit den Geist anbeten, freilich nur den Geist des Genewers oder Capbranntweins, und daß sie, so viel ihnen möglich, diesem Geiste in seinem Tempel, der Schenke, huldigen, an deren Schwelle man so häufig Scenen der abscheulichsten Völlerei sieht.

Der jetzige Hottentott ist eines der geselligsten und sorglosesten Geschöpfe auf der Erde, und wenn er nach dem längsten, ermüdendsten Tagemarsch in der wasserleeren „Karu" (Wüste) nur seine alte Geige oder Maultrommel, seine „Frouw", nebst etlichen lustigen Kumpanen und eine gehörige Menge Tabak und Branntwein bei sich hat, so hat er im Augenblick die ertragenen Beschwerden so wie seine jetzige Müdigkeit vergessen, und er

denkt an weiter nichts als an den bevorstehenden Genuß. Er zündet rasch ein Feuer an unter einem Baume, und dann raucht, trinkt, schwatzt, singt und tanzt er fast die ganze Nacht hindurch, ohne daß ihm nur ein einzigesmal die Mühen und Entbehrungen einfallen, welche der nächste Tag ihm bringen wird. Aber so sehr er auch die ihm zu Gebote stehenden Lebensgenüsse zu schätzen weiß, so bemüht er sich selten viel, um solche zu erlangen, denn Trägheit ist ihm angeboren. Wenn er nach einer langen Reise halb verhungert seyn sollte, so wird er gewöhnlich lieber den „Hungergürtel" enger schnallen, sich in seine Decke wickeln und die Qual des Hungers zu verschlafen suchen, als sich die Mühe machen, nach einer Colonistenwohnung in der Nähe zu gehen, wo er Nahrungsmittel genug finden kann. Der erwähnte „Hungergürtel" ist ein breiter Lederriemen, welcher von fast allen farbigen Eingebornen Südafrika's um den Leib geschnallt getragen wird, und den sie nach und nach immer enger schnallen, wenn sie Hunger fühlen und keine Mittel zur Stillung desselben haben. Obgleich nun der Hottentotte oder Kaffer in einer Mahlzeit so viel Fleisch verschlingt, wie für ein halbes Dutzend Europäer vollkommen hinreichend seyn würde, so kann er doch, wenn die Noth ihn zwingt, mit Hülfe des Hungergürtels eine außerordentlich lange Zeit ohne alle Nahrung zubringen.

Kurz der Hottentotte jetziger Zeit ist eine Mischung von sonderbaren Anomalien und scheint aus einer Zusammenstellung der größten Widersprüche und Inconsequenzen zu bestehen, welche in der Menschennatur sich finden. So träge, unordentlich und trunkliebend er auch von Natur ist, so kann man ihn doch leicht in Ordnung halten, wenn man seinen Charakter kennt und ihm mit verständiger Festigkeit, verbunden mit Freundlichkeit und guter Behandlung, begegnet. Obgleich man nicht immer auf ihn und seinen Muth sich verlassen darf, zumal bei wichtigen Ereignissen, so wird er doch eben so wie der indische Sipahi unter der Disciplin und der Anführung von Europäern ein guter und tapferer Soldat seyn, wenn er nüchtern ist, wie das „Corps der berittenen Capschützen" beweist, welches aus Hottentotten besteht, und in allen Kriegen mit den Kaffern stets den größten Theil der vielen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren hat tragen müssen.

Von den Hottentotten sagt der unbekannte Verfasser der Cape Sketches: „sie sind ein sehr excentrisches Volk, eine wunderbare Mischung von guten und schlechten Eigenschaften, mit Einem Worte, jeder Hottentotte ist eine lebendige Parodie. Er ist ein Trunkenbold und Dieb, und doch kann er auf das Nüchternste und Enthaltsamste leben und wird seinen Herrn niemals bestehlen; er bedient euch zwei oder drei Monate lang nüchtern und ehrlich, dann wird er ohne irgend eine Veranlassung den Dienst aufkündigen und mit seinem Lohn in der Tasche in die nächste Branntweinsschenke gehen und ein Paar Wochen oder so lange er Geld hat, niemals nüchtern seyn. Während er in eurem Dienste ist, könnt ihr ihm alles anvertrauen, und er wird nie in Versuchung kommen euch zu bestehlen, hat er aber euren Dienst verlassen, so wird er sich kein Gewissen daraus machen, wenn er gelegentlich seinen Nachfolger im Dienste besucht, seine schlechten Schuhe von ungegerbtem Leder mit euern Stiefeln zu vertauschen. Er ist von Natur sehr unreinlich, er wird weder euer Zimmer, noch eure Stiefel, Messer, Gabel u. s. w. rein halten, wenn ihr ihn nicht unablässig dazu antreibt, aber er wird mit der größten Sorgfalt seine Hände waschen, bevor er euer Mittagsessen bereiten soll; er hat eine wahre Scheu, seinen Körper mit reinem Wasser in Berührung zu bringen, und wenn er ein Hemd trägt, so legt er es nicht eher ab, als bis es in Lumpen zerfällt. Man sieht hieraus, daß der Hottentotte nichts weniger als ein angenehmer Diener ist, und die Frauen seines Volks sind als Köchinnen oder Hausmädchen ebenso unangenehm. Wenn eure Geruchsorgane nicht gänzlich abgestumpft sind, so geben wir euch den guten Rath, nicht eher in ein Zimmer zu treten, welches von einem Hottentottenmädchen in Ordnung gebracht ist, als nachdem sie es wenigstens eine halbe Stunde zuvor verlassen hat."

Die neue Zeitung in Teheran.

Ueber diese neue Erscheinung berichtet das Journal des russischen Ministeriums der Volksaufklärung (April) nach dem in Tiflis erscheinenden Kaukas folgendes: „Auf Anordnung des ersten persischen Ministers, Mirza Taghi Chan, erscheint seit Anfang dieses Jahres, unter der Redaction des seit den letzten 10 oder 12 Jahren in Tauris wohlbekannten brittischen Unterthanen Burgeß, in Teheran eine Zeitung. Die erste Nummer erschien am Freitag den 5 Rabbi-ussani (26 Jan.) des laufenden Jahres der Hedschra 1267. Diese Zeitung erscheint jeden Freitag und wird aus zwei Bogen bestehen, welche größtentheils innere Angelegenheiten, einige wichtigere Nachrichten aus Europa und endlich Vermischtes enthalten. In der ersten Nummer findet man Einzelnheiten über die Aufstellung der Wachmannschaften in Teheran, über die Beendigung des Zuges nach der Sekdscha gegen die Anhänger des bekannten Bab,[1] über die Anordnung der persischen Regierung mit dem Beginn des Monats Chut (Februar) 30 Wachtposten in Meschhed aufzustellen, über die Einrichtung der Poststationen in Persien, über die Abgangszeit der Tschaparen (Postillone) in den verschiedenen Richtungen von Teheran aus. Diese Zeitung ist der zweite Versuch dieser Art. Der frühere erste Minister, Hadschi Mirza Aghassi, hatte schon vor sieben Jahren die Absicht eine wöchentliche Zeitung herauszugeben, sie blieb aber im Beginne stecken, obgleich die Redaction dem bekannten persischen Literaten und Diplomaten Mirza Saleh anvertraut worden war."

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Zweiter Abschnitt. Reise im Innern und Rückkehr.

(Fortsetzung.)

26 November. Unser Weg führte uns durch eine große Anzahl Uakamba-Dörfer, denn dieser Theil des Landes ist, in Folge der Fruchtbarkeit des Bodens und der Fülle des Grases für das Vieh, sehr bevölkert. An dem Felsenhügel von Nsambani angekommen, wandten wir uns gerade nach Norden; seit mehreren Tagen schon war die Richtung unseres Weges eine nordöstliche. Nsambani ist sozusagen nur ein inmitten der Ebene liegender vereinzelter Felsen, der von ferne einen Orientirungspunkt bildet. Wir befanden uns nun auf dem Gebiete von Kitui, einem Uakamba-Stamme, dessen Häuptling Kivoi, der Karawanenführer ist, dessen Bekanntschaft ich im Jahr 1848 in Rabbai gemacht. Kivoi war von meiner Ankunft in Uakambani bereits in Kenntniß gesetzt, und kaum hatten wir am Eingang seines Dorfes Halt gemacht, so kam er uns auch schon entgegen. Ehe ich unter dem Baume, wo ich ihn erwartete, mit ihm zusammentraf, entfernten sich meine Uanikaträger, und setzten sich einige hundert Schritte von meinem Gepäcke auf den Boden nieder; nur die muselmännischen Träger blieben bei mir. Ich erfuhr seitdem, daß die Uanika so gehandelt aus Furcht vor Kivoi, den sie als einen gefährlichen Zauberer betrachteten, der ihnen durch Utzai (d. h. seine Zauberkünste) schaden könne. Beim Verlassen des Dorfes war Kivoi von seinem vornehmsten Weibe begleitet, die einen kleinen schwarzbemalten Stock, eine Art Wünschelruthe, in der Hand trug. Der Häuptling redete mich aufs freundlichste an. Er sagte mir,

[1] Ein neuer Religionsstifter, der eine Zeitlang einen ganzen District beherrschte und kriegerisch organisirte. Die Geschichte gehört in das nicht kurze und noch sehr unklare Capitel der neuen religiösen Bewegungen in Persien.

er habe, als ich ihm in Rabbai von dem Plan einer Reise nach Ukambani gesprochen, nicht geglaubt daß ich je dahin komme; jetzt aber erkenne er die Wahrheit meiner Worte, und heiße mich in seinem Lande herzlich willkommen. Nachdem ich am Eingang in sein Dorf eine Zeitlang hatte warten müssen, geleitete er mich in eine seiner besten Hütten, die er von einigen seiner Weiber, welche sie bewohnten, und sich nun in eine andre Wohnung des Dorfes zurückzogen, vorläufig hatte räumen lassen. Die andern Leute, die da und dort herzuliefen um den Msungu (Europäer) zu sehen, erhielten Befehl sich abseits zu halten und meine Ruhe nicht zu stören. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß der Häuptling eine gewisse Ordnung aufrecht hielt, und daß das Volk ihm gehorchte.

Als ich ihn von dem Zweck meiner Reise nach Ukambani, d. h. von meinem Wunsche in Kenntniß gesetzt hatte, zu erfahren ob die Bewohner geneigt seyen christliche Prediger, welche ihnen den Weg ewiger Glückseligkeit zeigen sollten, aufzunehmen; als ich ihm ferner gesagt ich wünschte meine Reise bis an den Dana-Fluß auszudehnen, und bitte ihn, mir hiezu einige Uakamba zu verschaffen, die mich dahin begleiteten, und als ich ihn endlich weder um Elfenbein noch sonst etwas anderes, außer meinem Lebensunterhalt für die Zeit meines Verweilens auf seinem Gebiete, ansprach, antwortete er mir: „ich begreife Eure Absicht sehr wohl. Ihr sollt alles haben was Ihr verlangt. Ihr bleibt bei mir bis zum nächsten Monat, wo ich dann selbst nach Müea — einem Orte des Landes Andulabbe — so wie nach Kikuyu gehe, um das Elfenbein zu holen das ich dort gelassen. Ihr gehet mit mir in alle diese Länder und bin ich wieder zurückgekehrt, so gehe ich mit meiner Kafila nach Mombas, um dort mein Elfenbein zu verkaufen, so daß Ihr in vier oder fünf Monaten mit mir an der Küste zurück seyn könnet. Eure Uanikaträger aber müssen Euch verlassen, denn ich liebe die Uanika nicht, weil sie mir während der Reise durch ihr Land mein Elfenbein gestohlen haben." Nach diesen Worten entfernte er sich um eine Kuh zu holen, die er tödten und unter meine muselmännischen Träger und seine eigene Familie vertheilen ließ. Die Uanika wollte er nicht sehen, besonders als er erfahren, wie sie mich in Itanghito behandelt hatten. Diese ihrerseits fühlten sich bei Kivoi sehr unbehaglich, verließen mich bald darauf, und wollten sich lieber bei ihren benachbarten Freunden aufhalten. Meine muselmännischen Träger dagegen wurden von Kivoi sehr ausgezeichnet, des Statthalters von Mombas wegen, der ein persönlicher Freund des Häuptlings ist und alles Elfenbein kauft, das Kivoi an die Küste bringt. Und in der That genießt Kivoi vor allen andern Uakamba das Vorrecht unbehelligt nach Mombas zu gehen, während die andern im Uanikaland bleiben und hier ihre Waaren losschlagen müssen.

Bei meiner zweiten Zusammenkunft mit Kivoi sprach ich mit ihm über den Schneeberg Kilimandscharo in Dschagga. Kivoi sagte mir, er sey in den meisten Gegenden Dschagga's gewesen und habe den weißen Stoff auf dem Kiima-dscha-Dschen (weißen Berg) gesehen; es gebe aber noch einen zweiten viel höheren Kiima-dscha-Dschen zwischen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu, und der Dana-Fluß entspringe auf diesem zweiten weißen Berge. Da diese Angaben große Wichtigkeit für mich hatten, so stellte ich an Kivoi noch einige andre Fragen: „Ihr könnet die beiden Berge, erwiederte er, in einiger Entfernung von meinem Dorfe sehen, wenn das Wetter hell ist. Es sind zehn Tagmärsche von hier an den weißen Berg Dschagga's, und nur sechs bis zu dem von Kikuyu."

Ich begab mich einige hundert Schritte außerhalb des Dorfes an eine ziemlich hohe Stelle, und sah von hier aus, da der Himmel hell war, wirklich den Kilimandscharo ganz deutlich. Er liegt in südwestlicher Richtung vom Dorf aus. Den andern Schneeberg aber, von dem Kivoi gesprochen, konnte ich nicht sehen, obschon ich in nördlicher Richtung eine Art weißen Flecks bemerkte, auf welchen die Uakamba meine Aufmerksamkeit gelenkt hatten. Der Himmel war übrigens wolkig, weil die zweite Regenzeit im eigentlichen Ukambani bereits eingetreten war und die Regen zumeist von Norden und Nordosten kommen. Nichtsdestoweniger war ich für heute mit meinem ersten Versuch zufrieden, denn ich kannte nun die Richtung in welcher der Berg liegt, und die selbst Kinder mir bezeichneten. Zur Regenzeit sollte man, trotz der angenehmen Luft, des sonnenlosen Himmels und der Wasserfülle, nie reisen, und zwar nicht nur der Unannehmlichkeiten halber, welche in anderer Hinsicht diese Jahreszeit für den Reisenden hat, sondern hauptsächlich der Schwierigkeiten wegen, die ein beständig umwölkter Himmel dem Beobachter bereitet, der unter solchen Umständen von dem ihn umgebenden Lande nicht so viel sehen kann als ihm in der trocknen Jahreszeit möglich ist. Wären wir nur zehn bis vierzehn Tage früher angekommen, so würde die Witterung eine uns günstigere gewesen seyn.

Bei einer andern Unterredung mit Kivoi drückte ich ihm meinen Wunsch aus, der Statthalter von Mombas möchte den Dana-Fluß durch seine Schiffe befahren lassen, die dann das Elfenbein einsammeln und ihm, dem Häuptling Kivoi, die Verlegenheiten ersparen könnten, denen die Kafila beim Durchzug durch das Uanikaland ausgesetzt sey. Auf meine Frage über die Tiefe des Flusses, und ob das Bett durch Felsen versperrt sey, gab er mir zur Antwort: man finde keinen einzigen Felsen darin; in der trockenen Jahreszeit reiche einem Manne das Wasser bis an den Hals, in der Regenzeit aber sey der Fluß nicht durchwatbar. Auch sagte er mir die gewöhnliche Breite des Dana betrage 2—300 Schritte (200 Yards), und die Bewohner Mbe's besäßen das Vorrecht, Fremde, die von Kikuyu und anderswohin gingen, von einem Ufer zum andern überzuführen. Diese Belehrungen machten mir großes Vergnügen, weil ich schon lange den Gedanken gefaßt hatte, mittelst dieses Flusses in das Innere einzudringen. Der Dana führt auf unsern Karten den Namen Quilimancyn — was eigentlich Kilimansi geschrieben werden sollte, von Kilima, Berg, und Mansi, Wasser, und bedeutet sonach „Wasser des Berges," eine Beziehung, die, wie mir dünkt, auf den Schneeberg Kenia in Kikuyu (Kenia ist der Name, unter welchem die Eingebornen den Berg und das Weiße an seinem Gipfel bezeichnen), Bezug haben soll, wohin die Aussagen aller Bewohner dieser Gegend einstimmig die Quelle des Dana verlegen. Noch mehrere andre Flüsse entspringen aus dem Kenia und vereinigen sich mit dem Dana. Die bedeutendsten dieser Zuflüsse sind die Dido, die Kinkadsche und die Ludi. Wir sehen daraus daß der Kenia die fortwährende Quelle einer großen Anzahl Flüsse ist, ebenso wie der Kilimandscharo Dschagga's, und daß unter allen diesen dem Kenia entströmenden Flüssen der Dana der größte zu seyn scheint.

Kivoi sagte mir auch von einem Bahari, das er in den Norden von Kikuyu verlegte; doch fügte er bei, daß er es nicht gesehen und nur die Uakamba, welche ihre Jagdausflüge bis dorthin ausdehnten, davon habe sprechen hören. Ich kann nicht genau angeben, was er unter jenem Ausdruck verstand. Manchmal dachte ich, er wolle von einem See, oder einem breiten Fluß oder wohl auch von einem großen Arme des Oceans sprechen, der sich ins Innere erstrecke, obwohl ich, hinsichtlich dieser letztern Deutung, kaum glauben konnte, daß das Meer sich so weit in das Land hinein erstrecken könne, ohne daß man an der Küste von Lamu und Patta je davon habe reden hören. Ich bin daher geneigt zu glauben, er habe von dem Flusse sprechen wollen, dessen einer meiner Träger bereits gegen mich erwähnt hatte. (Vergl. 24 November.)

(Fortsetzung folgt.)

Zahl der in den vier ersten Monaten des Jahres 1851 in New-York gelandeten Auswanderer. Nach einem Privatbrief aus New-York vom 4 Mai ist der Strom der Einwanderung in diesem Hafen noch nie so stark gewesen als dieses Frühjahr. Bis zum 1 Mai belief sich die Zahl der Emigranten, die hier gelandet, auf 135,600 Individuen, worunter 83,000 Deutsche (?), 28,000 Irländer und 21,000 Franzosen, Italiener, Schweizer und Norweger. Geht die Einwanderung so fort, was allen Anzeichen nach der Fall seyn wird, so werden die Vereinigten Staaten von außen her in ihrer Volkszahl im Jahre 1851 einen Zuwachs von über ½ Million Bewohner erfahren. Die große Mehrzahl der diesjährigen Emigranten sind theils nicht arm, theils sehr wohlhabend, und viele darunter wissenschaftlich hochgebildete Menschen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 150. 24 Junius 1851.

Zeitbetrachtungen.

Das europäische demokratische Centralcomité, d. h. die HH. Ledru Rollin, Mazzini, Darasz und Ruge, scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, der Welt zu beweisen, daß das famose Comité directeur, womit man unsere politische Kindheit wie mit einem Knecht Ruprecht schreckte, wirklich, wahr- und leibhaftig bestanden habe. Sie erlassen ihre Manifeste, haben dazu ihr eigenes Journal, la Voix du Proscrit, können also „vom sichern Port aus“ gemächlich ihre Trommetentöne erschallen lassen. Das Journal des Debats thut ihnen außerdem noch den Gefallen selbst zur Verbreitung derselben beizutragen, freilich in der malitiösen Ansicht, daß das Treiben der Herren in London eine „nicht sehr gefährliche Propaganda“ sey. Damit wollen wir nicht sagen, daß es ein ganz schuldloses Treiben sey, daß aber dem Continent von demselben Gefahr drohe, können wir unmöglich glauben. Mit aller schuldigen Achtung von den vier Herren des Comités gesprochen, so können wir doch, alles wohl erwogen, eine wirkliche Bedeutung nur Hrn. Mazzini, am allerwenigsten aber Hrn. Ruge zuerkennen. Mazzini erscheint uns als eine der seltsamen Naturen, bei denen man nicht weiß, ob Fanatismus oder Schlauheit überwiegen; er hat das Zauberwort der alten Carbonari „libertà ed independenza d'Italia“ bewahrt, und man kann nicht anders sagen, als daß es seit den letzten dreißig Jahren, wo es zum erstenmal laut in Italien ertönte, sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat, trotz aller Niederlagen und Unfälle; darum übt Mazzini noch immer einen großen, eher zu gering als zu hoch angeschlagenen Einfluß aus, da in ihm dieser alte, bekanntlich sehr alte Leitstern der Italiener gleichsam verkörpert ist.

Hr. Ledru Rollin hat sich als ein gewandter Verschwörer gezeigt, aber als Haupt der Republik — denn dieß war er eine Zeit lang — sich nicht halten können, und — einmal auf fatalem politischem Standpunkt — hat er allen Umständen nach Dinge mitmachen und gutheißen müssen, welche vielleicht sein gesunder Verstand verdammte, obgleich er von letzterem in seinem Buch über den Verfall Englands eben keinen besondern Beweis ablegte. In der Verbannung scheint ihm passirt zu seyn, was schon so vielen in ähnlicher Lage passirte, nämlich sich zu „verrennen“, wie man zu sagen pflegt, d. h. sich in einen Zustand von Aufregung hinaufzuschrauben, wo ihm die klare unbewölkte Ansicht der Verhältnisse verloren geht. Der Mann, der eine Zeit lang Frankreich regierte, und sehen mußte, wodurch Volksmassen bewegt werden, dieser Mann spricht jetzt, wie der Philosoph Ruge, vom „Ich“ und „Nicht-Ich“? Ist das Hrn. Ledru Rollin Ernst, ist es Mazzini Ernst, der doch sonst Consequenz und Takt verräth? Und sollte Hr. Ruge über dieß philosophische Kauderwälsch, welches, wie das unhöfliche Journal des Debats bemerkt, nur in „kranken Gehirnen“ entspringen kann, nicht hinaus seyn? In der That wir wissen nicht, was wir von dem seltsamen Machwerk denken sollen: ist dasselbe ernsthaft gemeint, so ist es leidlich abgeschmackt, und soll es ein Blendwerk seyn, so wissen wir in der That nicht, was damit erzweckt werden soll. Die „heilige Allianz der Völker“, die man der „heiligen Allianz der Könige“ gegenüberstellt, ist ein Phrasengeklingel, das allenfalls vor 25 Jahren als die „heilige Allianz“ in aller Kraft und Wirksamkeit sich fast über den ganzen Continent ausbreitete, in ein Beranger'sches Lied passen mochte, welches Frankreich als den Führer und Helden im Kampfe für die Freiheit darstellte, kann man sie aber ernsthaft noch jetzt als etwas wirkliches produciren? Hat Frankreich sich nicht deutlich genug gegen die italienische, wie gegen die deutsche Revolution ausgesprochen? Und meint denn Hr. Ruge, Deutschland werde wieder am Triumphkarren Frankreichs ziehen, wie unter Napoleon! Liegt nicht ein großer Theil der politischen Bedeutung Frankreichs darin, daß die engere Vereinigung Deutschlands und Italiens nicht zu Stande kommt? Wird dieß Verhältniß anders, wenn die HH. Ruge, Mazzini und Ledru Rollin die „Nationalsouveränität jedes einzelnen Volks“ als „gemeinsamen Ausgangspunkt“ annehmen, dessen Auffindung gelegentlich bemerkt, den Herren einige Mühe gekostet zu haben scheint?

Lassen wir aber die Elucubrationen dieses selbst geschaffenen Comité's, welche, wenn nicht so unschuldig, doch so wirkungslos als die der Friedenscongresse sind, und wenden wir uns zu der derben Wirklichkeit, in welcher von der „Brüderlichkeit“ so wenig zu finden ist, wie unter den Verbannten zu London selbst, sogar bloß unter denen der französischen Zunge. Die Zeit, wo Verbannte einen mächtigen Einfluß auf ihre Heimath ausüben konnten, ist vorüber, weil die Gesellschaften mehr und mehr in sich erstarken, und der Einzelne seine Bedeutung verliert. Ein Napoleon konnte von Elba aus landen und nach Paris ziehen, weil er eine außerordentliche Persönlichkeit war, und sich in ihm gleichsam die ganze Kraft der alten Revolution personificirte; andere Verbannte, selbst fürstlicher Abkunft, werden gegen neuemporgekommene Regierungsgewalten nichts vermögen, solche können durch innere Bewegungen gestürzt werden, aber nicht durch äußere Verschwörungen und am wenigsten durch eine gewaltthätige Presse, die von der Masse der Nation unmächtig abprallt. Selbst Mazzini, der sogar nicht unbedeutende Geldsummen zusammengebracht haben soll, kann nur dann etwas ausrichten, wenn Oesterreich

und Frankreich nicht mehr, wie im J. 1850 und im J. 1847, gemeinsam gegen eine nationale Erhebung Italiens wirken. Ohne diese Uebereinstimmung würde Italien alsbald der Schauplatz der gewaltthätigsten Auftritte werden, und Mazzini zuverlässig eine bedeutende Rolle spielen. Aber in Frankreich ist seit drei Jahren die republikanische Propaganda nicht mehr am Ruder, Rom hat französische Besatzung, welche gewiß nicht die Republik aufkommen läßt, wenn sie auch den Papst fast gefangen hält, und in höchst auffallender Weise nach Gutdünken schaltet.

Man darf nur Mazzini als den Herold der Befreiung von der Fremdherrschaft betrachten, und ein wenig Einsicht gewinnen von dem tief verworrenen Zustande in Italien, um die Sehnsucht nach einem geänderten Zustande vollkommen zu begreifen. In Rom gibt ein Theil der Franzosen die blutigen Raufereien zwischen römischen und französischen Soldaten und die Ermordung einiger der letztern der „Priesterpartei" schuld, welche sich der Franzosen auf alle mögliche Weise zu entledigen suche, die römische Regierung klagt deßhalb die demagogische Partei an, und General Gemeau scheint, indem er die Entfernung aller römischen Militärs aus Rom verlangt, und römische Soldaten durch französische Kriegsgerichte, ohne Zuziehung auch nur Eines Römers, zum Tode verurtheilen läßt, dem einen wie dem andern gleich sehr zu mißtrauen, ja er zeigt den Oesterreichern, indem er sie bis Spoleto vorrücken läßt, mehr Vertrauen als der römischen Regierung. Was ist das für ein Zustand, wo die angeblich zur Unterstützung des Papstes herbeigekommenen Franzosen den Papst in höflicher Gefangenschaft halten und seine Regierung factisch zur Null machen? Die Indépendance Belge brachte eine angebliche Note der päpstlichen Regierung an die österreichische, worin letztere gebeten wurde, sie von ihren lästigen Beschützern zu befreien. Die Note trug den Stempel der Unächtheit an der Stirne, weil eine Regierung und vollends eine so vorsichtige, wie die päpstliche, solche Dinge nicht schreibt; daß die Note übrigens den heimlichen Wunsch eines großen Theils des heiligen Collegiums ausspricht, läßt sich wohl nicht bezweifeln.

Kürzlich brachte das Journal des Debats einen Brief aus Neapel, worin die Umtriebe der Mazzinianer und ihre erneuerte Thätigkeit mit sehr starken Farben geschildert werden; in diesem Briefe stand auch die etwas seltsame Aeußerung, daß die piemontesische Regierung, mehr als sie glaube und wünsche, von den Anhängern Mazzini's unterstützt sey. Das halbofficielle Organ der piemontesischen Regierung, il Risorgimento, schlug darüber Lärmen und ereiferte sich heftig, als ob man die piemontesische Regierung der Connivenz gegen Mazzini und eines geheimen Einverständnisses mit ihm beschuldige, das Journal des Debats erinnerte aber ganz kaltblütig an die Ermahnung, welche Mazzini seinen Anhängern im J. 1848 gab: „unser Ziel ist die unitarische italienische Republik, stößt aber diejenigen nicht zurück, deren Wille noch nicht so weit geht, und unterstützt jeden, der euch dem Ziele näher bringen kann." In der jetzigen Lage der Sachen ist Piemont der einzige Staat, der einen Halt gegen Oesterreich darbietet, wenn auch nur mit Hülfe Englands und Frankreichs, folglich muß Mazzini diese Regierung auf alle Weise stützen, falls er nicht die Absicht hat, sie wie im Jahre 1849 zum Kampf gegen Oesterreich zu treiben, was nur geschehen könnte, wenn er das Land revolutionirte; das scheint ihm jedenfalls zu früh, denn die Wunden, welche der Kampf des Jahres 1849 dem Lande schlug, sind noch nicht vernarbt, und die letzte Rate der Kriegscontribution ist kaum oder noch nicht bezahlt. Immerhin aber nöthigt Piemonts Haltung Oesterreich zu stetem Gerüstetseyn, und insofern muß sie Mazzini willkommen erscheinen. Mit Hülfe der 40 oder 50,000 italienischen Emigranten, die sich in Piemont befinden, und — gelegentlich bemerkt — seit einiger Zeit wieder etwas ungebärdiger sich zeigen, möchte es Mazzini vielleicht nicht allzu schwer werden, Piemont in dieselbe Aufregung zu versetzen, wie im J. 1849, aber die Zeit scheint noch nicht gekommen und somit ist der freilich etwas seltsame Ausdruck, Mazzini stütze die piemontesische Regierung mehr als sie wisse, so ziemlich gerechtfertigt. Das Journal des Debats wirft dem Risorgimento kurzweg vor, es täusche sich seltsam, wenn es glaube, daß die Revolution nicht auch in Piemont, so gut wie anderswo, unter der Asche glimme, und die piemontesische Regierung selbst muß sich keineswegs sehr ruhig fühlen, sie würde sonst schwerlich gegen die in ihrem Interesse schreibenden Pariser Journalisten nicht bloß mit Ritter-, sondern selbst mit Commenthurkreuzen so freigebig seyn.

Daß unter solchen Umständen, wie die in Rom und Turin, ein Verbannter wie Mazzini, dem es nicht an Geld zu fehlen scheint, eine sehr bedeutende Rolle spielen kann, besonders wenn es sich mit noch größerer Bestimmtheit herausstellen sollte, daß er bis zu einem gewissen Grade selbst im Einverständniß mit der englischen Regierung handelt, ist sehr natürlich, besonders da noch andere Verhältnisse ihn sehr begünstigen, in Sicilien der alte Groll gegen Neapel, und an letzterem Orte der Umstand, daß ein nicht unbedeutender Theil der untern Geistlichkeit gleichfalls in die Bewegung hineingerissen wurde, und von der Regierung mitleidlos verfolgt wird. Uebrigens erfährt man aus Italien über die eigentlichen Zustände wenig gewisses: die einheimischen Blätter sind theils zu sehr gehemmt, theils zu einseitig, und die französischen haben aus oben berührten Gründen hauptsächlich nur die Aufgabe, die Stellung und das Verhalten der piemontesischen Regierung heraus zu streichen, obgleich die französische Regierung selbst mit der letztern nicht immer zufrieden seyn soll, und die immer weiter greifende Handelsherrschaft der Engländer, namentlich die Errichtung eines englischen Waarendepots zu Genua, sehr lebhafte Unterhandlungen hervorgerufen zu haben scheint und die französische Regierung der österreichischen angenähert hat. So ergibt sich das seltsame Verhältniß, daß Frankreich, das Oesterreich zum Trotz in Rom eingerückt ist und dort eine den Oesterreichern möglicher Weise feindselige Haltung annimmt, andererseits doch wieder manche Annäherungspunkte an Oesterreich hat, zum deutlichen Beweis, daß Frankreich eben so wenig als Oesterreich die „libertà ed indipendenza d'Italia" erstrebt, wie der neugebackene Ideologe, Ledru Rollin, will.

Die Handelsfrage ist und bleibt für den Augenblick die bedeutendste in Italien, denn sie bringt die einander entgegen strebenden Mächte ans Tageslicht hervor. Oesterreich suchte unter Leitung Brucks ganz Ober- und Mittelitalien in einen Handelsbund zu vereinen, was auch — mit alleiniger Ausnahme Piemonts — gelungen ist, in Piemont dagegen setzt sich England täglich fester, gewährt Anlehen für den Bau der Eisenbahnen von Genua nach der Schweiz, wo sie sich an die westdeutschen Bahnen anschließen sollen. Diese Richtung wird mit außerordentlicher Kraft gefördert, während leider die von Triest durch das südliche Deutschland auf immer erneute, fast unbegreifliche Hindernisse stößt. England nimmt an dieser Handelsrichtung darum ein so großes Interesse, weil sie weder unter französischer noch unter österreichischer Herrschaft steht, während es immer noch hofft, daß Preußen, mit dem man auf möglichst gutem Fuße zu bleiben sucht, doch schließlich eine Bahn einschlagen werde, welche

es von Osten weg England zuwendet. Man kann nicht anders sagen, als daß große Methode und Consequenz in diesem Verfahren liegt. Ob man dasselbe von Piemont sagen kann, steht sehr dahin; Cavours Freihandelspredigten und seine Behauptung, der Handelsvertrag mit England habe durchaus nur commercielle und keine politischen Zwecke, möchten, in richtiger Wage gewogen, sehr leicht befunden werden. Piemont braucht Schutz und klammert sich an England an, das die Gelegenheit benützt sein Handelsnetz immer vollständiger und fester zu ziehen. Dabei ergeben sich in der öffentlichen Stimmung die curiosesten Widersprüche: in Toscana fehlt es nicht an Leuten, welche dem neuen piemontesischen Handelssystem das Wort reden, während in Genua sich gewichtige Stimmen für das österreichische vernehmen lassen; die Erklärung ist nicht schwer: die toskanischen Stimmen sind mehr ein Ergebniß der politischen Abneigung gegen Oesterreich und seine Vormundschaft, während die genuesischen sich aus dem Interesse erklären, da ihr Absehen nicht bloß auf Piemont gerichtet ist, sondern sie auch den Absatz nach der reichen Lombardei haben möchten, welche Oesterreich, durch den englischen Schmuggelhandel gezwungen, immer hermetischer zu schließen bemüht ist. Man kann die Geschichte von Nizza, das um seinen Freihafen streitet, für eine reine Localsache halten, allein die Schließung mehrerer industriellen Etablissements und der Rücktritt der Turiner Handelskammer sind deutliche Symptome, daß nicht jedermann, wie mit der Politik, so auch mit den Handelsverträgen einverstanden ist. Leider sind aber diese Handelsverträge für England die Hauptsache und es gewährt die politischen Vortheile nur im Austausch gegen die commerciellen. Daß Piemont in Folge des englischen Vertrages auch mit Belgien, mit Frankreich und dem Zollverein veränderte Handelsverträge abgeschlossen, nimmt dem Vertrag mit England nichts von seiner politischen Bedeutung.

Die starken Mehrheiten, mit denen die Regierung die Verträge und die Veränderung der Zollgesetze in den beiden Kammern durchsetzte, zeugt nicht für die Verträge selbst, sondern für das Vorherrschen der politischen Ansicht in der Mehrzahl der Mitglieder des Senats, wie der Deputirtenkammer. Darauf deutet auch die Aufnahme hin, welche der Vorschlag eines Anlehens von 75 Mill. Lire (3 Mill. Pfd. St.) in der Kammer fand; dasselbe soll namentlich zur Vollendung der Eisenbahnen dienen und auch auf diese — die Eisenbahn von Genua nach Turin ist zu drei Viertheilen fertig — hypothecirt werden; nach französischen und belgischen Blättern ist diese Anleihe bereits abgeschlossen. Ein noch entscheidenderes Symptom ist die Bereitwilligkeit der Kammer das Kriegsbudget ohne Schmälerung zu bewilligen. Die Armee war stets der Stolz der Piemontesen, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die öffentliche Stimme den hohen Budgetansatz (32½ Mill. Lire) mit wenigen Ausnahmen billigte. Der Zudrang zu der Verhandlung, welche am 20 Mai und den folgenden Tagen stattfand, war ungewöhnlich groß, und die allgemeine Discussion wurde nach wenigen Stunden geschlossen, obwohl sonst die Kammer sich etwas karg zeigte; die allgemeine Stellung des Landes und die noch immer ziemlich starke Hoffnung sich früher oder später doch noch an die Spitze eines befreiten Italiens zu stellen, geben dem Heer in den Augen der großen Menge eine falsche Bedeutung, daß wohl in und außer der Kammer niemand im Ernst an eine Verminderung der Armeeausgaben dachte. Daß man einen Krieg in nicht eben sehr ferne Aussicht stellt, gab der Kriegsminister in seiner Rede ziemlich unverblümt zu, und die neulich begonnene Befestigung von Casale, welches auf einer bedeutenden Strecke den Polauf beherrscht und auf der Straße über Mortara nach dem Ticino als Rückhaltspunkt dienen kann, verstärkt noch diese Vermuthung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bergstämme jenseits des Kuban.

Das Journal des russischen Ministeriums der Volksaufklärung (April) entlehnt aus dem Kaukas vom vorigen Jahre einige Angaben über diese Bergstämme, welche etwas Neues enthalten, nämlich die Erwähnung eines Stammes, der eine besondere bis jetzt nicht bekannte Sprache spricht. „Faßt man die Verschiedenheit der Sprachen ins Auge, welche von den Bergstämmen jenseits des Kuban und längs dem schwarzen Meere bis zum Ingur gesprochen werden, so kann man sie in drei (eigentlich vier) Stämme theilen: 1) der Stamm der Abasen, der seine eigene Wurzelsprache hat, welche der tscherkessischen Sprache durchaus nicht gleicht und längs dem Ufer des schwarzen Meeres vom Ingur bis zum Fluß Sascha gesprochen wird, kurz den südwestlichen Abhang der kaukasischen Gebirge und einige Engthäler zwischen dem Urup und dem weißen Flüßchen auf dem Nordabhang einnimmt; 2) der Stamm der Tscherkessen, welcher in mehreren Dialekten die ursprünglich-tscherkessische oder kabardinische Sprache redet, das Ufer des schwarzen Meeres vom Fluß Sascha aufwärts bis Anapa so wie das ganze Land zwischen Kuban und der Hauptkette des Gebirgs bewohnt. 3) Nogaische Tataren wohnen abwärts am Kuban, die Karatschaier, welche mit ihnen gleichen Stammes sind, haben den Oberlauf des Kuban und der Tiberda inne, und sprechen eine tatarische Mundart. Außer diesen drei Stämmen findet sich im Gebirge noch ein Volk, das eine eigenthümliche Sprache hat, die Ubychen, welche den Südwestabhang der kaukasischen Kette zwischen den Flüssen Sasche und Schache inne haben." Daß die Ubychen eine von den Tscherkessen verschiedene Sprache reden, ist unsers Wissens bis jetzt nicht angeführet worden.

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Zweiter Abschnitt. Reise im Innern und Rückkehr.

(Fortsetzung.)

27 November. Kivoi stellte mich diesen Morgen den Vornehmen seines Stammes vor. Sie hatten sich in einem nahen Dorfe versammelt. Meine Anwesenheit war für ihn eine Gelegenheit seine eigene Größe zu zeigen. Er begann seine Anrede mit den Worten: „Habe ich euch nicht angekündigt, daß ich euch einen Msungu (Europäer) bringen werde? Da ist er nun. Bin ich nicht ein großer Häuptling, dieweilen ein Msungu gekommen mich in meinem Lande zu besuchen?" Sie schrieen allesammt mit Einer Stimme: „Ihr seyd wahrhaftig ein großer Häuptling, und Ihr habt Wahrheit gesprochen!" Dann wandten sie sich lachenden Gesichtes zu mir und drückten mir den Wunsch aus meine Schuhe, meine Haare, meine Kleider und meinen Sonnenschirm, den sie mehrmals öffneten und schlossen, besehen zu dürfen. Hierauf brachte man einen reichlichen Vorrath einer Art Zuckerbranntweins, Kikamba, den sich alle herzlich schmecken ließen. Sodann erneuerte Kivoi das mir bereits gegebene Versprechen, mich in alle die Länder zu führen, die er zu besuchen gesonnen sey. Allein schon hatte ich den Entschluß gefaßt sobald als möglich an die Küste zurückzukehren, und zwar einmal weil ich mich bei der Lebensweise, die ich seit meiner Ankunft in Kitumbulin befolgen mußte, nicht wohl befand; sodann weil ich durch den Regen verhindert war mich schon jetzt an den Dana-Fluß zu begeben, insbesondere aber weil ich mich meinen Trägern gegenüber in einer eigenthümlichen Lage befand. Schickte ich sie zurück, so setzte ich mich bezüglich meiner Rückkehr in völlige Abhängigkeit von Kivoi — ein Umstand dem ich mich, trotz all seiner Freundschaftsbetheuerungen, bei einem launenhaften Ukamba-Häuptling nicht aussetzen wollte. Wenn ich sie aber mehrere Monate lang in meinem Dienst behielt, ohne ihnen Beschäftigung geben zu können, so bürdete ich mir eine schwere Last auf, die ich bei meiner Rückkehr nach Rabbai abtragen mußte. Schon forderten sie, neben den 13 Dollars, die sie mir in Jlanghila abgepreßt

hatten, einen neuen Lohn für den Fall, daß ich ihre Dienste zu einem Ausflug an den Dana-Fluß, der, wie ich von Kivoi und anderen wußte, doch nur drei Tagreisen von Kitui entfernt war, in Anspruch nähme. Endlich darf ich nicht daran denken, vier oder fünf Monate in Ukambani zu verweilen, wenn ich im Monat April nächsten Jahrs, dem Zeitpunkt wo die Südwinde beginnen, nach Europa zurückkehren will.

Ich blieb ungefähr eine Viertelstunde bei den Leuten Kivoi's, und zog mich dann zurück, als sich die Trunkenheit und ihre lärmenden Wirkungen einstellten.

In meine Hütte im Dorfe Kivoi's zurückgekommen, übergab ich dem Häuptling einen Theil der überbrachten Geschenke; Kivoi aber wollte in den Besitz aller meiner Waaren gelangen, unter dem Vorwand, er habe mich und mein ganzes Gefolge bis zu meiner Rückkehr nach Rabbai zu ernähren, und er gebe mir überdieß zwei große Stücke Elfenbein. Was letztern Punkt betrifft, so führte er mich natürlich nicht in Versuchung; denn ich wußte sehr wohl, daß meine habgierigen Träger dieses Elfenbein von mir fordern würden, und daß, falls ich es ihnen verweigerte, sie es auch nicht würden tragen wollen, zu geschweigen davon, daß sie mir's unterwegs aller Wahrscheinlichkeit nach gestohlen hätten.

Während des übrigen Tages war ich von Uakamba, jungen und alten, umringt, mit denen ich mich über ihr Seelenheil in ihrer eigenen Mundart, wenn auch leider nicht geläufig genug, unterhielt.

28 November. Diesen Morgen sprach mir Kivoi von einem Vulcan, den er in das Land Uakuafi versetzt, nordwestlich vom Schneeberg Kenia. Er nannte ihn Feuerberg, und fügte bei, die Jäger fürchteten ihn, und näherten sich ihm nicht gerne. Ein Eisberg und ein Feuerberg in solcher Nähe bei einander, wäre, in Mittelafrika wenigstens, eine höchst merkwürdige Erscheinung.

Als die Bewohner von Kikuyu, welche bei Kivoi wohnen, von ihren Pflanzungen zurückkamen, führten sie einen sehr eigenthümlichen Tanz auf. Sie sprangen unablässig so weit in die Höhe als ihre Kräfte es ihnen gestatteten; dann schlugen sie mit dem Fuße auf den Boden, und riefen dabei fortwährend: Nolle, Nolle! — ein Wort dessen Bedeutung ich nicht kenne. Endlich näherten sie sich einander allmählich wieder, so daß sie einen Kreis bildeten, stellten ihre Uebung dann einige Minuten ein, und begannen hierauf den Tanz mit erneuerter Kraft.

Die Gesichtszüge derjenigen Bewohner von Kikuyu, die ich gesehen, sind sehr angenehm; sie haben hierin vor den Küstenbewohnern viel voraus. Ich hege keinen Zweifel daß wir, je weiter ins Innere vordringend, auf Bevölkerungen stoßen werden, die physisch wie moralisch viel höher stehen als die Küstenbewohner. Die Sprache von Kikuyu ist die der Uakuafi, allein die Stämme welche an Ukambani gränzen, und in vielfachen Verbindungen mit letzterm Lande stehen, sprechen, wie gesagt, eine Mischung von Kikamba und Kikuafi. Diese Mischsprache scheint die von Mbe und Uimbu zu seyn, zweien Ländern östlich von Kikuyu. Ich traf bei Kivoi einige aus Mbe gebürtige Leute, die mich in ihre Heimath geleiten wollten. Elfenbein und Tabak scheinen die Hauptartikel zu seyn, die man aus Kikuyu, Mbe, Uimbu und Ukambani bezieht.

Kivoi sagte mir heute, er habe seit 13 Jahren die östlichen Theile Ukambani's, wo die Stämme der Mumoni, Ubetisu, Kauma u. s. w. leben, nicht mehr besucht. Die Bewohner dieser Gegenden gestatteten ihm den Elfenbeinhandel mit den nordöstlich von Ukambani, an den mitternächtlichen Ufern der Dana liegenden Ländern Mbellete und Udaka, nicht. Auch hinderte er seinerseits die Gegner an der Jagd und dem Handel in Uimbu, Mbe, Kikuyu und Andukobbo. Endlich aber kamen beide Parteien überein sich nicht mehr in ihre gegenseitigen Jagd- oder Handelsgeschäfte in den fraglichen Ländern zu mischen, und setzten auch fest, daß sie sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres unbehelligt an die Küste von Mombas begeben könnten. Kivoi wählte den Beginn der großen Regenzeit; die andern begeben sich in der zweiten Zeit dahin. Wenn sie unterwegs einander begegnen, weichen sie sich sorgfältig aus, weil jeder der beiden Theile die Zauberkünste des andern fürchtet. Ich schloß daraus, daß Kivoi keinen Reisenden nach Mbellete, Udaka oder irgend einer andern derjenigen Gegenden führen könnte, welche an die südlichen Theile Abyssiniens zu gränzen scheinen. Ich glaube zuverlässig annehmen zu dürfen, daß das Land Udaka, wovon Kivoi und andre Eingeborne so häufig mit mir gesprochen, eins und dasselbe ist mit dem auf der M'Queen'schen Karte von Afrika den Namen Audak führenden.

29 und 30 November. Es hat vergangene Nacht viel geregnet. Dessen ungeachtet ließ Kivoi durch meine Muselmanen eine Kuh schlachten und vertheilte sie unter seine Familie und meine Leute. Ein Eingeborner aus Kikuyu sagte mir von einem großen Berge, den er Kireikata nannte. Er erkannte auch die Namen mehrerer Stämme von Kikuyu, die ich in Rabbai aus dem Munde eines aus diesem Lande gebürtigen Mannes vernommen und aufgeschrieben hatte. Folgendes sind einige dieser Stammes- und Ortsnamen von Kikuyu: Kirugant, Tuku, Gnaina, Malobai, Mnringa, Dirinsa, Ubighirisi, Ndololt, Kaaundu, Natu, Leibote, Tsiraret, Maramara, Ngaramara, Tanotu, Kiringhiyu, Kabubei. Namen der Berge von Kikuyu: Kirifeta, Kirumonghe, Kawumbu, Dschambidscho, Kianghei, Gnissi, Kiturre, Lomedomu, Dalasau.

1 December. Ein Mkamba sagte mir, der Fluß Adi habe seine Quelle auf dem Berge Ambolvilu, im Lande Kikuyu. Die Rastorte zwischen Kitui und dem Schneeberg Kenia sind Muakini, dann Mambidschi; am dritten Tage lagert der Reisende an den Ufern des Dana; am vierten erreicht er Muta; am fünften ruht er zu Uimbu; am sechsten gelangt er an den Fuß des Kenia, von dem der Dana mit großem Geräusch sich herabstürzt. Erklärlich wird mir jetzt der Bericht der Araber der Küste, welche mir stets betheuerten, daß der Nil, der Dschob, der Osi, der Sabaki und die Pangani eine und dieselbe Quelle hätten. Diese arabische Notiz enthält gewiß einige Wahrheit, aber nicht die Wahrheit. Wir wissen jetzt, daß der Pangani und der Sabaki auf dem Schneeberg Kilimandscharo entspringen, und daß der Dana und der Osi ihre Quelle auf dem Berge Kenia haben. Wir wissen ferner aus dem Berichte Bruce's, daß der weiße Nil seine Quellen in den Schneebergen hat: sonach besitzen alle diese Flüsse in Wirklichkeit eine gemeinschaftliche Quelle, den Schnee. Allein die Araber täuschen sich, was die Lage anbelangt, in dem Breitengrade der Schneegegenden. Bezüglich des gemeinsamen Ursprungs haben sie recht, nicht aber in Bezug auf die respective Entfernung von den Quellen. Ihre Behauptungen besagen nur so viel: die Flüsse verdanken dem Schnee ihr Daseyn.

2 — 3 December. Heute, den 3 December, rüsteten die Weiber Kivoi's einige Vorräthe für meine Rückreise nach Rabbai. Eine gewisse Quantität indischen Korns wurde von dem Häuptling in die verschiedenen Behausungen vertheilt, wo er seine Weiber hat, mit dem gemessenen Befehl die Frucht in aller Eile zu mahlen. Ich bemerkte, daß sich die Weiber zur Reinigung der Frucht keines Siebes bedienten; sie werfen sie aus dem einen Gefäß in ein anderes hinüber, so zwar daß der Wind Staub und Stroh mit wegnimmt. Die Uakamba bedienen sich der bei den Eingebornen des Küstenlandes gebräuchlichen verschiedenen Haarsiebe nicht, aus der abergläubischen Furcht, es werde, wenn sie die Sitten ihrer Väter aufgäben, kein Regen mehr bei ihnen fallen. Dieser selbe Grund hindert sie auch sich bessere Ackerbauwerkzeuge anzuschaffen.

Kivoi sagte mir, in Kitui habe eine Kuh den Werth von drei Doti, d. h. von drei Stücken amerikanischer Baumwollzeuge, deren jedes vier Ellen lang ist. In Kikuyu beträgt der Preis einer Kuh zwei Doti.

(Fortsetzung folgt.)

Bibeln und Testamente in drei englischen Pressen in drei Jahren gedruckt. Ein den Commons vorgelegter Bericht zeigt, daß während des Zeitraums vom 31 December 1847 bis zum 31 December 1850 von dem königlichen Drucker 1,157,500 Bibeln und 752,000 Testamente, in der Oxforder Presse 857,750 Bibeln und 750,000 Testamente und in der Cambridger Presse 138,000 Bibeln und 204,000 Testamente gedruckt worden sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 151. 25 Junius 1851.

Ein Sonntag in Mormon City.

(Aus Kelly's Zug nach Californien.)

Nachdem wir uns gebadet, zogen wir unsre besten Kleider an und machten uns fertig, um dem Gottesdienst der Mormonen beizuwohnen, welcher für jetzt in dem großen Raum neben dem im Bau begriffenen Tempel gehalten wird, welcher nur eben über den Grundlagen sich erhebt, aber ein Gebäude von erstaunlicher Größe und, wenn vollendet, dem Plan nach von großer Schönheit werden wird. Ich ging früh hin und fand ein Rostrum, vor welchem Reihen Bänke und Stühle für das Stadtvolk standen, während die Leute vom Lande, die in großen Schaaren in leichten Wagen auf Stühlen sitzend anlangten, ihre Stationen in ihren Fuhrwerken im Hintergrunde einnahmen, nachdem sie ihre Pferde abgeschirrt. Die versammelte Gemeinde war sehr groß und höchst respectabel, die Damen in reichem und wohl kleidendem Costüm, alle mit Sonnenschirmen, und ich darf, hoffe ich, ohne der Ruchlosigkeit angeklagt zu werden, sagen, daß es selten mein Loos gewesen ist, eine mehr bezaubernde Versammlung des schönen Geschlechts anzuschauen. Ehe die religiöse Feierlichkeit begann, bestiegen fünf Männer die Rednerbühne, welche, wie ich erfuhr, das wöchentliche Inspections-Committee waren. Der Vorsitzende verlas seinen Generalbericht über die Aussichten und Fortschritte der Colonie, und danach eine Liste solcher, welche besonderes Lob wegen ihrer vorzüglicheren Wirthschaftlichkeit, ihrer ausgedehnten Einzäunung und anderer Verbesserungen verdienten, worauf eine schwarze Liste folgte, auf welcher der träge, müßige und keinen Fortschritt machende Theil des Gemeinwesens aufgezählt war, deren Namen öffentlich zur Mißbilligung ausgerufen wurden mit der Drohung, wofern sie gewisse ihnen zugetheilte Arbeiten nicht bis zum nächsten Besuch beendigt hätten, ihrer Loose beraubt und aus der Gemeinschaft gestoßen zu werden. Das Verlesen dieser Listen brachte offenbare Sensation hervor, und ich bin überzeugt, daß es die Strebsamen zu größerer Anstrengung antreibt und die Faulen in Selbstvertheidigung zur Arbeit stachelt. Nachdem dieß geschehen, trat ein anderer auf, „der Herr in Schwarz," und las laut, ohne alle gottesdienstliche Form oder irgend ein vorhergegangenes Gebet, einen Text aus dem Mormon-Buch und begann seine Predigt oder Rede, „de multis rebus et quibusdam aliis," that einen Hieb nach den verschiedenen andern Religionen und führte sie zur Schau auf neben gehässiger Vergleichung mit dem Glauben des Thales. Danach wies er hin auf den Weg, auf dem man gelangen solle zu mormonischer Heiligkeit, worin sich nichts finde, wogegen in Betreff der allgemeinen Moral etwas einzuwenden wäre, und ermahnte die Gemeinde, sofern ihr nicht allein ihre Seligkeit am Herzen läge, sondern auch ihre Ernten, sich demgemäß zu betragen und sich zu bestreben, die Gnade und Schonung des höchsten Wesens sich geneigt zu machen, bedenkend, daß im Jahr der Gerechtigkeit (voriges Jahr, d. i. 1848) der Herr Seemewen (!) sandte, einen Vogel, der so viel man wisse, nie vorher das Thal besucht, um die Crickets (Heimchen) zu verschlingen, welche sonst bei ihrer Menge alles Wachsthum vertilgt haben würden. Hierauf machte er aufmerksam auf die barbarische Behandlung, die sie unter den Händen der Amerikaner erfahren hätten, das Geständniß seiner christlich gesinnten Vergebung dabei vergessend, und äußerte, er habe den Glauben, ihre Habgier werde sie noch dahin bringen, den Mormonen-Besitz in Salt Lake zu begehren, allein er hege die Hoffnung, daß die Mormonen zu der Zeit stark genug seyn würden, ihre Rechte und Unabhängigkeit zu schützen und zu behaupten. Er sprach von dem Golde Californiens, wovon er sagte, daß es entdeckt worden durch Mormonen-Energie, doch sie hätten es freiwillig amerikanischer Begierde überlassen, da sie (die Mormonen) sich solche weltliche Vergrößerung nicht wünschten. Hiemit endete die ganze Ceremonie und begann eine gleichzeitige Folge von Bewillkommungen und Grüßen unter dem Stadt- und Landvolk, welches zu Imbissen und Mittagsmählern und allen Gattungen von Artigkeiten und Tête-à-Têtes führte, bis Abends eine zweite Predigt gehalten ward, welche die religiösen Obliegenheiten des Tages endete. Ich kann nicht sagen, daß die Heiligkeit oder Aufrichtigkeit der Prediger viel Eindruck auf mich machte, auch schien mir nicht aus dem Betragen der Gemeinde zu schließen, daß irgend ein sehr andächtiges Gefühl sie durchdrang, denn bei aller affectirten Verachtung gegen irdischen Reichthum und weltliche Freude, schienen mir die Leute den einen mit einem ebenso emsigen Eifer zu verfolgen und die andere mit ebensowenig Einschränkung zu genießen, als jede andre Secte irgend einer Religion, womit ich je bekannt geworden bin. Die Angelegenheiten von Kirche und Staat gehen hier gänzlich Hand in Hand, die Kirchenältesten sind die Obrigkeiten und Beamten in allen Civil- und Criminalsachen, die Gesetzgeber und die Kanzler der Schatzkammer, und man erwartet, daß bei ihnen jedes Glied des Gemeinwesens alles erworbene Vermögen, was über seine unmittelbaren Bedürfnisse hinausreicht, niederlegen und als Anerkennung Schatzscheine nehmen wird. Dieß ist die strenge Forderung des Gesetzes, bei Strafe der Verbannung und Vermögensverwirkung, allein ich habe mehrere darüber murren hören und weiß, daß es zu zahlreichen Ausscheidungen geführt hat, wenn auch nicht vom Mormonen-Glauben, so doch wenigstens vom Mormonen-Thal, um über mormonische Machtvollkommenheit hinaus zu kommen,

Ein Schotte, der sich, frisch aus dem alten Lande, neuerlich mit seiner Schwester der Secte zugesellte, beklagte sich gegen mich über die Beschwerde und sagte, er habe bei seiner Ankunft eine bedeutende Summe Geldes bei dem Schatzmeister deponirt, wovon er kürzlich einen Theil verlangt, um sein Glück in Californien zu versuchen, was ihm rund abgeschlagen worden mit einem Verweis für seine Gier nach Gewinn. „He did na see what this wad lead to, or how it wad end" (er sähe nicht, wozu dieß führen oder wo das enden würde), allein ungeachtet seines starken breiten Dialekts habe ich doch nach einem so einfältigen Verfahren, dessen er sich für schuldig erklärte, meine Zweifel, ob er wohl von schottischer Zucht sey.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht ohne Interesse, die Lobreden zu verfolgen, mit denen die englische Presse die ganze Haltung der piemontesischen Regierung, sowie das Verfahren des englischen Ministeriums begleitet; keine Journalistik weiß so sehr dem Interesse ihres Landes gemäß Lob und Tadel auszutheilen, und das Verhältniß, in welches Piemont zu England getreten ist, kann den Maaßstab abgeben, zu welchen Bedingungen man sich das zweideutige Lob der englischen Presse erwerben kann. Costa Cabral oder Graf von Thomar hat dieß nicht verstanden, oder vielmehr nicht verstehen wollen, und somit ist er in die Acht und Aberacht der englischen Zeitungen und allerdings auch des englischen Ministeriums gefallen, das ihn mit Reclamationen à la Pacifica peinigte. Die portugiesische Sache hängt mit der italienischen enger zusammen, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Der Einfluß Englands in Portugal ist nöthig, um dem Einfluß Frankreichs in Spanien die Wage zu halten. Die Folgen der von Ludwig Philipp eingeleiteten spanischen Heirathen sind nicht mit seinem Sturze zu Ende gegangen, und Spanien ist so sehr auf die Unterstützung Frankreichs angewiesen, daß seine Regierung, eben so wie die piemontesische, an die Pariser Journalisten Ordenskreuze vertheilt. Mit der Königin Christine und mit Narvaez war der französische Einfluß in die Höhe gekommen, und England machte in den Bemühungen Bulwers einen unglücklichen Versuch, denselben wieder zu brechen. Die England nachtheilige Regelung des Zollwesens[1] wurde von Narvaez durchgesetzt, während England keinen beglaubigten Agenten in Madrid hatte. In Spanien spielen Persönlichkeiten eine große Rolle: Christine, welche man als die eigentliche Königin von Spanien betrachten muß, und Narvaez standen auf sehr schlechtem Fuße mit einander, und letzterer mußte, nachdem mehrere Plane zu seinem Sturz fehlgeschlagen, endlich dennoch weichen; welche Aenderung vorgegangen, kann man daraus abnehmen, daß Espartero, der alte politische Gegner Christinens, die er einst genöthigt hatte Spanien zu verlassen, sich ihr officiell näherte, und daß seine Partei, die sogenannten Exaltados oder Progressistas, beim Ministerium einigermaßen in Gunst kamen.

Man würde ohne Zweifel Hrn. Bravo Murillo, dem jetzigen Premierminister Spaniens, sehr Unrecht thun, wenn man ihn als Anhänger Englands bezeichnete, jedenfalls aber bezeichnet der Sturz des Generals Narvaez, oder wie man ihn jetzt nennt, des Herzogs von Valencia, ein starkes Sinken des französischen Einflusses. Die Art von Palastrevolution, welche den General Narvaez stürzte, scheint dem Herzog von Saldanha gleichfalls den Muth gegeben zu haben, den Grafen von Thomar, oder Costa Cabral, unter welchem Namen er bekannter ist, über Bord zu werfen, um so mehr, als derselbe bei England nicht gut, oder richtiger gesagt sehr schlecht angeschrieben war. In Portugal wie in Spanien braucht man vorzugsweise nur zwei Dinge, Geld und Soldaten; wer die erstern schafft und die letztern in Zucht und Ordnung erhält, der ist der rechte Mann. In Spanien hat Mon die Finanzen und General Narvaez die Soldaten kräftig organisirt, und ein Hauptmittel zu ersterem Ziel war die Umgestaltung des Zollwesens. In Portugal war Costa Cabral emsig beschäftigt dasselbe zu thun, aber auf ganz entgegengesetztem Wege: während in Spanien die Prohibitivzölle herabgesetzt wurden, um dem Schmuggel zu steuern und einen erklecklichen Zoll zu erhalten, erhöhte Costa Cabral den fast nur nominellen Zoll auf fremde, d. h. hauptsächlich auf englische Waaren, und schaffte sich dadurch ein Einkommen, vermöge dessen der Staat allmählich den wucherischen Anlehen und Anticipationen entgehen sollte. War die Verfahrungsweise verschieden, so war der Zweck ganz derselbe; daß sich Costa Cabral dadurch nicht den Beifall der Engländer erwarb, so wenig wie Mon und Narvaez, ist sehr einleuchtend, und wie man durch Intriguen der Königin Christine den Sturz des Ministeriums Narvaez herbeiführte, so sollte Costa Cabral durch den Herzog von Saldanha fallen.

Man muß nie vergessen, daß Portugal und Spanien, wenn sie auch den Franzosen nicht hold sind, doch eine gemeinsame Abneigung gegen England hegen: das tritt in der Zeit der Herrschaft Ferdinand II und Dom Miguels, unter der Herrschaft der Radicalen von 1820 und 1821, und später unter Narvaez und Cabral hervor; eine Annäherung der beiden Regierungen trotz der gegenseitigen Abneigung der Völker ist immer mehr oder minder eingetreten, weßhalb England wiederholt in Portugal eine Partei begünstigte, welche ihren Grundsätzen nach nicht mit der in Spanien herrschenden gehen konnte; darauf scheint es jetzt wieder abgesehen. Der Aufstand im September 1836 zu Lissabon gegen die Königin, von welchem Zeitpunkt an die den Exaltados in Spanien entsprechende Partei den Namen Septembristen erhielt, entsprach und war eine Folge der spanischen Revolution in La Granja. Längere Zeit suchte die Königin umsonst sich wieder in den Besitz ihrer frühern Herrscherrechte zu setzen, mehrere Versuche mißlangen, und erst Costa Cabral, der im J. 1838 zum erstenmal als Justizminister ins Ministerium trat, erreichte endlich den Zweck und stellte im J. 1842 die Carta wieder her. Von dieser Zeit an ist er eigentlich der Atlas des Staats, und führte Ruhe und Ordnung in die Verwaltung und die Finanzen zurück. Wie jetzt Saldanha, so trat im J. 1844 der Septembristenführer Bomfim als Haupt einer Militärverschwörung gegen ihn auf; schon damals war England gegen ihn sehr feindselig, und wenn auch der erste Schlag mißlang, so gelang es doch Palmella, dem alten Freund Englands, und dem Septembristen Bomfim im J. 1846 sich ans Ruder zu schwingen; Cabral mußte weichen, aber auch die beiden Genannten wurden von der erbitterten Königin entlassen, wie man sagt, auf Andringen Frankreichs und Spaniens, weil sie einerseits dem englischen Interesse, andererseits dem der Exaltados in Spanien dienten. Die Unruhen dauerten deßhalb fort, und die Abdankung oder Flucht der Königin wurde damals, wie in neuester Zeit, mehrmals mit Sicherheit erwartet.

Letzteres war für England ein zu schroffer Schritt, und so mußte man endlich zum Ziele kommen: spanische Truppen rückten

[1] Die Zölle wurden sehr ermäßigt, und dadurch der unter dem frühern System allmächtige Schmuggel so vermindert, daß Narvaez die steigenden Einnahmen von den Zöllen gleich in den ersten Jahren auf 40 Mill. Realen anschlug, welche zur Regelung des Schuldenwesens verwendet werden sollten.

ein, und Oporto, in welchem sich der Aufstand concentrirt hatte, unterwarf sich, nicht ohne seine eigenen Bedingungen zu stellen. Alle Verbannten kehrten zurück, auch Costa Cabral, und zwar unter dem Zujauchzen eines großen Theils des Volks, das die Wohlthat erkannte, welche ihm die von 1842 bis 1846 andauernde Ruhe verschafft hatte. Er stellte sich an die Spitze der cartistischen Wahlclubs, und die von ihm vorgeschlagenen Candidaten siegten allenthalben, so daß seine Gegner, die Minister, nicht einmal Wahlmänner wurden. Man glaubte, er würde ohne weiters abermals Minister werden, dieß geschah aber nicht, denn er erkannte zu wohl, daß die Gründe seines Sturzes zum Theil in der Abneigung gegen ihn, den Emporkömmling, zum Theil darin lagen, daß er nicht Militär war. Auf seinen Antrieb ward Saldanha an die Spitze des Ministeriums berufen, erhielt sich aber nicht ganz anderthalb Jahre, und fiel als Opfer seiner gänzlichen politischen Unfähigkeit. So mußte Costa Cabral das Ministerium (Juni 1849) abermals übernehmen. Er hatte wiederum alle die Gegner zu bekämpfen, wie in den Jahren 1842 bis 1846, allein die Noth des Bürgerkriegs, der in den Jahren 1846—1847 das Land heimsuchte, hatte ihren Einfluß im Lande und ihre Bedeutung wesentlich vermindert. Die Miguelisten und Septembristen wären zur Unmacht verurtheilt gewesen, wenn sie nicht, zum allgemeinen Erstaunen, einen Beistand im Herzog von Saldanha gefunden hätten — ein Beistand, der sich durch keinen politischen Grund, sondern nur durch einen psychologischen, die verletzte Eitelkeit, erklären läßt. Er vereinigte sich offen mit den Feinden des Ministers, so daß die Königin kaum mehr Rücksichten gegen ihn beobachten konnte und ihm seine Aemter und Würden entziehen mußte. Die Opposition Saldanha's wäre ohne Belang gewesen, wenn er nicht seit langer Zeit einen großen Einfluß im Heere genossen hätte. Daß der König, ein Fremder, den Oberbefehl führte, hatte viele verletzt, und Saldanha benützte dieß, um eine Militärverschwörung anzuzetteln, die um so leichter gelang, als im portugiesischen Heere noch Leute genug sich finden, die wie früher in Spanien, und jetzt noch im spanischen Amerika, durch ein Pronunciamento sich Avancement zu verschaffen suchen.

Nichts kann einen deutlichern und kläglichern Begriff von dem Zustande geben, in welchem sich das Land noch befindet, als der Gang des Aufstandes selbst. Saldanha, im J. 1846—1849 mit Costa Cabral aufs engste politisch verbunden, hatte nicht die mindeste politische Veranlassung gegen ihn aufzutreten; er entfernte sich am Anfang Aprils mit einigen seiner Adjutanten aus Lissabon, und stellte sich an die Spitze einiger Truppen. Der König eilte nach Santarem, hielt dort die übrigen Truppen zusammen, und Saldanha gerieth dadurch in solche Verlegenheit, daß er sich nach Norden gegen Oporto wenden mußte, wo der Aufstand gleichfalls unter den Truppen angezettelt war; diejenigen Truppen aber, die er an der Ostgränze stehen lassen mußte, trauten ihm so wenig, daß sie seinen Sohn als Geisel bei sich behielten. Am 20 April ging er nach Oporto ab, erhielt aber vor dem Thore die Nachricht, daß der königliche Gouverneur die Obergewalt behaupte und einige der militärischen Verschwörer ins Gefängniß geworfen habe. Alsbald wandte er sich um und eilte der spanischen Gränze zu, seine beiden Adjutanten aber versteckten sich in den Vorstädten von Oporto, und bald gewann die Sache ein anderes Ansehen: der Militäraufstand brach aus, der Gouverneur floh, und nun mußte Saldanha herbeigeschafft werden, weil die andern Befehlshaber nicht Ansehen genug über die Truppen hatten, um sie in Ordnung zu erhalten. Ein Adjutant Saldanha's eilte fort, fand ihn jenseits der spanischen Gränze und brachte ihn am 27 April, also kaum 8 Tage nach seiner Flucht, nach Oporto, dessen Bürger ihn, eben so wie die Soldaten, enthusiastisch aufnahmen, weil er ihnen Sicherheit gegen die meisterlos gewordene Soldateska versprach. Mit dem Besitz Oporto's war das Schicksal des Aufstandes entschieden, denn die Königin hatte keine Marine, um den Hafen zu blokiren, und nicht hinreichend Truppen, um eine Stadt wie das durch den Douro gedeckte Oporto zu belagern. Von diesem Augenblick an war sie die schwächere und alles fiel von ihr ab. Der englische Gesandte drang auf Entlassung Costa Cabrals, und seit dieser Zeit spielt Saldanha den Dictator. Es ist bei seiner vom Januar 1848 bis Junius 1849 bewiesenen politischen Unfähigkeit gar kein Zweifel, daß er, ehe ein halb Jahr vergeht, am Ende seiner Macht und seines Ansehens steht und wahrscheinlich ihm das einzige noch vorhandene Regierungsmittel, das Geld, noch früher ausgehen wird, wo es dann mit der Anhänglichkeit der Truppen auch zu Ende ist, um so mehr, als Costa Cabral sie während seiner Verwaltung allmählich an regelmäßige Zahlung gewöhnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Zweiter Abschnitt. Reise im Innern und Rückkehr.

(Fortsetzung.)

Ich bemerkte daß bei den Uakamba große Nachfrage nach blauem Vitriol herrsche. Sie bedienen sich desselben gegen Geschwüre, Pocken u. s. w. Die Uanika und andere Stämme Ostafrika's kennen diesen Arzneistoff ebenfalls. Der rothe Ocker und der Luahu (ein Erzeugniß Indiens) sind bei den Uakamba gleichfalls sehr gesucht. Wer eine Reise nach Ukambani beabsichtigt, sollte sich mit diesen Artikeln wohl versehen: sie können ihm beim Ankauf von Lebensmitteln als baares Geld dienen. Das was die Uanika Luahu nennen, wird zu Staub zerrieben und mit Ocker oder irgend einem anderen öligen Stoff vermischt, womit sich dann die Eingebornen die Haut reiben. Sind die Uakamba solchergestalt mit rothem Ocker gesalbt, so haben sie ein ganz eigenthümliches Aussehen.

Nachmittags verabschiedeten wir uns von Kivoi, der an mich und meine Träger folgende kleine Anrede hielt: „Ich forderte den Msungu (Europäer) auf hier zu bleiben, und mit mir im nächsten Monat, wenn der Dana durchwatbar seyn wird, nach Kikuyu zu gehen; aber der Msungu wünscht an die Küste zurückzukehren. Ich werde ihn nicht daran hindern. Meine Absicht war ihm ein Geschenk zu machen mit einem Elephantenzahn von vier, und einem andern von drei und einem halben Fuß Länge, denn mein Eigenthum ist das seinige, wie das seine das meinige; aber ich habe jetzt kein Elfenbein bei mir: es ist in Kikuyu. Ich werde es holen; dann will ich an die Küste gehen und dahin zwei Elephantenzähne mitnehmen für den Msungu, und wenn es seinem Bruder von Rabbai genehm dünkt, mit mir nach Ukambani zu gehen, so kann er kommen. Was aber das Elfenbein betrifft, so habe ich jetzt keines. Ich werde im nächsten Monat nach Kikuyu und Ambalobbo gehen, und einiges zurückbringen. Ich bin ein mächtiger Mann; ich habe nicht viele Worte, aber mein Wort — das halte ich. Und ihr andern, Uanika, höret mich, denn ich habe nun ein Wort mit euch zu reden. Beunruhigt unterwegs den Msungu nicht, er ist mein Freund. Führet ihn, wenn ihr mich nicht gegen euch aufbringen wollt, in Sicherheit bis in sein Haus zu Rabbai.

„Und jetzt — da sind 170 Stränge Glasperlen und ein amerikanisches Doti. Dieß wird genügen zum Ankauf von Nahrungsmitteln in Kikumbuliu und zur Erreichung der Küste. Bis Kikumbuliu werdet ihr auskommen mit meinem Mehl und meinem indischen Korn. Jetzt habe ich alles gesagt. Grüßet den Tangai (Befehlshaber des Forts), und den Statthalter von Mombas."

Als Kivoi seine lange Anrede an die Kafila geendigt hatte, verließen wir seine Hütte, und er begleitete uns einige hundert Schritte

vor sein Dorf heraus. Nach einem Marsch von 3 — 4 Meilen kamen wir an einen hochgelegenen Ort, wo wir die große Freude erlebten den Kenia ganz deutlich sehen zu können. Da der Himmel hell war, so hatte ich den vollen Anblick dieses Schneeberges, der, wie Kivoi mir gesagt, zwischen Kikuyu und Uimbu liegt. Seine Richtung geht von Osten nach West-Nord-West. Sie zeigt sich als eine riesenhafte Mauer, an der ich zwei thurmartige, gewaltigen Hörnern ähnliche Erhöhungen wahrnahm. Diese Hörner oder Thürme, die nicht sehr entfernt von einander sind, geben dem Berg ein großes, majestätisches Ansehen. Der Kilimandscharo von Dschagga hat einen domförmigen Gipfel; der Kenia hingegen hat das Ansehen eines riesenhaften Daches, auf dem diese beiden Spitzen wie zwei ungeheure Säulen emporragen, welche gewiß auch von den Bewohnern der Gränzprovinzen nördlich vom Aequator gesehen werden. Noch weniger kann ich zweifeln, daß die Wassermasse welche der Kenia nach Norden hin sendet, sich im Becken des weißen Nil sammelt, der eine große Anzahl an verschiedenen Punkten nördlich und südlich der Linie entspringender Zuflüsse haben muß.

Abends trafen wir bei der Hütte Ndenghe's, eines Verwandten Kivoi's, ein, der mich, als Schutz und Schirm gegen jede schlimme Absicht meiner Träger, nach Rabbai begleiten sollte. Der arme Ndenghe aber war krank und außer Stande die Reise anzutreten; ich mußte mich daher entschließen, komme was da wolle, meinen Weg ohne ihn weiter fortzusetzen.

4 December. Abends lagerten wir bei dem Felsen Nsambani, wo wir die Nacht zubrachten. Wir hatten keinen langen Marsch gemacht, um unsern Zurückgebliebenen Zeit zu lassen sich uns wieder anzuschließen.

5 December. Der in letzter Nacht gefallene Regen beraubte mich während mehrerer Stunden des Schlafs. Nach kurzem Marsch hatten wir Halt gemacht, und lagerten zu Ilanghilo (siehe 24 Novbr.). Die Eingebornen, ziemlich erstaunt über unsere schnelle Rückkehr, zeigten sich argwöhnisch, besonders als sie in den Händen meiner Träger kein Elfenbein sahen. Sie glaubten wir seyen von Kivoi und seinem Stamme zurückgeschickt worden. Es ist Sitte bei den Uakamba, einem Fremden, der einem von ihnen Geschenke gemacht, Elfenbein dafür zu geben, das man dann unterwegs soviel als möglich zur Schau trägt.

6 December. Mitten in der Nacht hörte ich plötzlich ein von den Uakamba des Dorfes Ilanghilo erhobenes Geschrei. Man blies das Kriegshorn, und sah die Bewohner mit großem Lärm zusammenlaufen. Bei Tagesanbruch erfuhren wir, daß die Ochsen eines Mkamba nächtlicherweile verschwunden seyen, und daß ihr Eigenthümer, der vermuthete sie seyen ihm von Uakuafi aus Kikuyu geraubt worden, auf diese Art Lärm gemacht hatte.

Ehe wir Ilanghilo verließen, kam ein Haufe Uakamba, und forderte von uns den Werth eines Schafes, um eine Sadaka, d. h. eine Opferung zu machen. Sie sagten, man müsse ein wenig Blut auf den Weg ausgießen, damit wir den Regen nicht mit fortnähmen. Ich stellte ihnen vergeblich ihre Dummheit vor, und fügte umsonst bei, daß Kivoi für einen solchen Fall keine Vorsorge getroffen habe. Wir mußten ihnen das Kitambi — ein Stück amerikanischen Baumwollenzeugs von zwei Ellen — geben, das wir von Kivoi zum Ankauf von Lebensmitteln in Kikumbulin erhalten hatten. Als sie dieses hatten, konnten wir weiter ziehen. Unterwegs hatten wir heftigen Regen. Abends lagerten wir in Nsu.

7 December. Letzte Nacht vor Mondaufgang gab es wieder ein wenig Regen. Morgens sah ich die Berge Nimi, Kaluka, Unguani und Mbomeni, östlich und südlich von Ulambani. Im allgemeinen ist der östliche Theil dieses Landes gebirgig.

Gegen 10 Uhr Morgens kamen wir über eine große Straße, welche die herumstreifenden Uakuafi vom Westen und Nordwesten Ukambani's an unsicher machten. Das Land, in dem wir heute reisten, bietet in der Beschaffenheit des Bodens eine merkwürdige Verschiedenheit dar. Die Farbe desselben war manchmal schwarz, manchmal sandroth, anderswo lallartig. Nach langem Marsch erreichten wir Mbe, wo wir unter einem großen Akazienbaum unser Lager aufschlugen.

8 December. Diesen Morgen trafen wir auch mit einigen Uakamba zusammen, die, uns für Uakuafi haltend, rasch Reißaus nahmen. Als sie jedoch ihren Irrthum gewahrten, kehrten sie um, und grüßten uns.

Gegen Mittag kamen wir an das Ufer der Tiwa, wo wir ausruhten und unser Mahl bereiteten. Nachdem wir gespeist, machten wir uns wieder auf den Weg, mußten aber bald wieder in einem Dorfe anhalten, weil die Sonne entsetzlich heiß brannte und wir auch unsere Vorräthe erneuern wollten.

9 December. Heute Nacht ward ich von dem Regen, gegen den ich mich nur unvollständig schützen konnte, äußerst belästigt. Die Einwohner des Dorfes Kipoyue, wo wir Halt gemacht, waren hingegen ungemein darüber erfreut. Ich erfuhr, daß sie vorher eine Anzahl Schafe und Ziegen zusammengebracht hatten, um ein für einen Regenmacher bestimmtes Stück Elfenbein zu kaufen, damit durch ihn der Trockniß ein Ende gemacht werde. Meine Träger wollten mich mit aller Gewalt überreden, ich solle diese guten Leute glauben machen, daß ich es sey der das Regnen bewirke. Ich brauche nicht zu sagen wie ich sie abgefertigt.

In Folge dieser Platzregen war unser Weg sehr kothig; dessen ungeachtet eilten die Bewohner der verschiedenen Dörfer, durch die wir kamen, bei meiner Annäherung aus ihren Hütten heraus, und begleiteten mich mehrere Meilen weit. Ich sah mich genöthigt von Zeit zu Zeit Halt zu machen, um ihrem Wunsch, mich zu sehen und mit mir zu sprechen, nachzukommen. Sie hüpften um mich herum wie fröhliche Kinder, und benahmen sich stets auf die achtungsvollste und freundlichste Art.

Gegen 1 Uhr Nachmittags erreichten wir die Hochebene von Yata (vergl. das Datum vom 21 Novbr.), wo meine Träger die Nacht zubringen wollten; allein ich bestand auf Fortsetzung des Marsches, weil ich das Lager westlich des Adi Flusses aufschlagen wollte. Sie zeigten zwar einige Mißlaune darüber, brachen aber doch wieder auf; wir stiegen daher den Abhang hinab, an dessen Fuße dieser schöne Fluß strömt, dessen gekrümmten Lauf ich, vom Berge herab das sich vor mir entfaltende Land betrachtend, weithin überschauen konnte. Seit wir am 21 November den Adi passirt, war das Wasser in Folge der Regen gestiegen, welche in Ulu und in andern Gegenden, welche der Fluß in seinem obern Laufe durchzieht, gefallen waren. Nachdem wir hinübergelangt waren, marschirten wir in großer Eile bis Sonnenuntergang, und errichteten für unser Lager kleine Hütten, um uns gegen den während der Nacht etwa fallenden Regen zu schützen. Diese Hütten waren bald aufgebaut: sie bestanden aus einigen im Boden befestigten Stützen, und einer dichten Grasschichte als Dachbedeckung. So nämlich bereiten sich die Eingebornen, wenn sie während der Regenzeit reisen, ihr Lager; sie führen niemals Zelte bei sich.

10 December. Unsere letzte Nachtruhe ward bloß durch die Annäherung eines Leoparden gestört, der wahrscheinlich herbeigelockt war durch die Schafe und Ziegen, welche einige Uakamba unserer Gesellschaft mitgenommen, um sie in Kikumbulin gegen Elfenbein auszutauschen.

Gegen Mittag kamen wir in den schönen Wald von Kikumbulin, der voll großer geradstämmiger Bäume, einer Art Tekholz, ist. Bald nachher stießen wir auf einen Strich porösen Gesteins von mehreren Meilen Ausdehnung. Die Uanika nennen diese Steine Kivudi. Am Ufer des Baches Madschidschio-ma-Ndugu (vergl. 20 Novbr.) angelangt, machten wir Halt, um hier unser Mahl zu bereiten. Abends gelangten wir nach Nghiloni, dem ersten bewohnten Bezirk von Kikumbulin, denn die zwischen diesem Lande und Adi liegenden Gegenden sind gänzlich verödet. Wir trafen in Nghiloni eine zahlreiche Uanika-Karawane, vom Keriama-Stamme. Sie holte Elfenbein in Kikumbulin.

11 December. Mitten in der Nacht nöthigte mich der Regen Zuflucht zu suchen in einer Kikamba-Hütte, wo mir Rauch, Mücken, Vieh, Hitze eine nicht sehr angenehme Lage bereiteten. Sobald der Tag graute kauften wir unsere Lebensmittel-Vorräthe für die Reise bis Rabbai ein.

(Schluß folgt.)

Die Matice Srbska, d. h. die serbische literarische Gesellschaft in Pesth hat ein Vermögen von 148,000 fl. C. M., und ist die reichste literarische Gesellschaft in Oesterreich. (Czas. 18 Junius)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 152. 26 Junius 1851.

Seltsame Entdeckung in Californien.

(Berichte aus San Francisco vom 1 April. Times vom 28 Mai.)

Ganz kürzlich ist eine wunderbare Entdeckung gemacht worden in einer der Inland-Bergketten in Nappa, etwa 70 (engl.) Meilen von San Francisco. Vor 10 Tagen begab sich eine Gesellschaft von Benicia aus auf eine Forschungs-Expedition, zu welcher Unternehmung sie durch die wunderbaren Berichte einiger Jäger aus den Bergen veranlaßt worden. Als sie ganz in die Nähe eines Berges gekommen, in dessen Richtung sie einen ganzen Tag gereist, hörten sie ein fürchterliches Brausen und Zischen, und fanden, daß dasselbe von Dampf herrührte, der aus einer Menge Oeffnungen in den Bergwänden aufstieg und wie eine große Anzahl abgehender Dampfboote anzuhören war. Die geologische Bildung der Gegend war eine ungewöhnliche. An einem Fleck war eine Quelle, woraus Wasser sprudelte, so heiß, daß es die Hand verbrühte, während nicht weit davon eine andere einen eiskalten Strom entsandte. Alles war voll von Mineralquellen jeder Gattung — Schwefelquellen, Alaunquellen, Quellen mit Kohlenstoff und Quellen mit Eisentheilen. Ein in eine der Quellen gelegtes Stück Holz war bald versteinert. Auch fand man eine Masse Lignite. Vielerlei Mineralien wurden in der Nachbarschaft aufgelesen, die ganze Oberfläche der Gegend war mit Schwefel bedeckt, und die Gesellschaft konnte vor ihren Augen den Kalksteinbildungsproceß in dem Berge vor sich gehen sehen. Auch fanden sie eine kleine Strecke ab einen Salzberg. Ich selbst sah einen Klumpen Steinsalz, der vor einigen Monaten von derselben Landstrecke mitgenommen worden war.

Ein Herr, welcher die Entdeckungstour mitmachte, hat darüber ein Schreiben an eine Zeitung in Sacramento gerichtet, worin er sagt: „Die Quellen legen auf einen Blick die außerordentlichen Operationen unterirdischer Hitze dar, die durch chemische Wirkung anstatt vulcanischen Feuers verursacht wird. Der jetzt vor sich gehende Proceß hat offenbar die benachbarten Bergketten ergriffen, und zwar in sehr beträchtlichem Umfang und seit nicht langer Zeit. An einer Stelle ungefähr 40 (engl.) Meilen von dem zuerst erwähnten Berg brach einer der Gefährten ein Stück harter Muschelkalksteine aus, und fand darin einen vollständigen Haizahn mit gezackten Kanten, genau so wie die Gattung in unsern Gewässern. An einer andern Stelle öffnete er einen Kalkstein von jüngerer Bildung, worin Landschnecken oder Helices mit vollständigen Schalen, nebst Bruchstücken von Holzkohle, eingeschlossen waren. An noch andern Orten fanden sich versteinerte Bäume, verkohltes Holz u. s. w. Ein abgehauener und in eine der Dampfquellen gesteckter grüner Baum ward in weniger als 48 Stunden dermaßen verwandelt, daß derselbe von Eichen-, Eschen- oder Ellernholz nicht zu unterscheiden war. Es gibt Berge, welche augenscheinlich nicht durch vulcanisches Feuer, sondern durch die Wirkung der Geyser gebildet worden sind. In einer der Höhlen wurden Massen von seidenfasrigen Krystallen gefunden, so weiß wie Schnee und aussehend wie der feinste Amianth, und welche mehr aus vegetabilischem Wachsthum als einer Mineralbildung entsprungen schienen. Auch findet man solche Plätze, wo Hügel von Mineralsalzen aufgeworfen sind von vielen tausend Tonnen Gehalt. Das umliegende Land hat Ueberfluß an Bären, Rothwild, Elennthieren, Hasen, Enten, Wachteln u. s. w. Und wirklich alle unbewohnten Theile Californiens sind außerordentlich voll von wilden Thieren." An der Richtigkeit dieses durch sichere Gewähr bestätigten Berichts ist nicht zu zweifeln.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Costa Cabral hat nach seiner Ankunft in England ein offenes Schreiben an den Herzog von Saldanha gerichtet, worin diesem die ganze Inconsequenz und Niederträchtigkeit seines Verfahrens in bittern Worten vorwirft; selbst die Engländer konnten die Wahrheit der Vorwürfe nicht in Abrede ziehen, und bemerkten nur, Costa Cabral habe den Umfang seiner Unpopularität unterschätzt, und der Streit sey kein persönlicher zwischen den zwei Personen, sondern müsse aus einem höhern Gesichtspunkt betrachtet werden. Allerdings: wenn auch nicht aus einem höhern, doch aus einem umfassendern. Wir wollen in der politischen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit zwischen Moderados und Exaltados in Spanien, zwischen Cartisten und Septembristen in Portugal keinen sonderlichen Unterschied machen; wir wollen zugestehen, daß Narvaez und Cabral oft harte Mittel anwandten, zu läugnen ist aber nicht, daß in beiden Ländern das Volk sich zu erholen und der Credit aufzuleben begann, ein sicheres Zeichen, daß das Vertrauen in den Stand der Dinge wuchs. Die Königin Christine fühlt sich für ihre Zänkereien mit Narvaez hart bestraft: kaum hatte sie ihrem Haß gegen letztern freien Lauf gelassen, als der Ausbruch in Portugal sie von den Folgen belehrte; schon Ende April und Anfang Mai, also augenblicklich nach den ersten Erfolgen Saldanha's that sie der Progressisten-Partei einen Schritt entgegen, und suchte einen Bund zwischen dem Ministerium und den Progressistas gegen die „Polacos," wie man, wir wissen nicht warum, die Narvaez'sche Partei nennt, zu Stande zu bringen. Wohl hatte sie Ursache zu dieser Eile. Saldanha hatte sich tief mit den Septembristen eingelassen, und sein Triumph mußte diese

erst halb, dann ganz an die Spitze bringen; zugleich regten sich in Spanien selbst die Gegner des eben mit dem Papst abgeschlossenen Concordats, wodurch der weitere Verkauf der National- d. h. der ehemaligen Kirchen- und Klostergüter verhindert wurde, ein Zusammenwirken beider Parteien in den beiden Ländern konnte nicht ausbleiben, und der spanische Gesandte machte gegen die unbeschränkte Preßfreiheit, wie sie der Dictator Saldanha angeordnet, so wie gegen die bevorstehende Einführung eines fast allgemeinen Wahlrechts die ernstlichsten, wie es scheint von Interventionsdrohungen begleiteten Schritte.

Die französische Regierung drang, wenn wir den englischen Berichten glauben dürfen, eifrigst durch ihren Gesandten in Madrid auf eine Wiedervereinigung der Moderado-Partei, um ein mögliches Emporkommen der Progressisten-Partei und Esparteros zu hindern. Auf ein gleiches Ziel mögen auch die Unterhandlungen des Generals Narvaez in Paris hingewirkt haben. In Madrid stand allerdings das neue Ministerium nicht sonderlich fest, mehrere deutliche Zeichen weisen darauf hin, namentlich die Weigerung mehrerer Mitglieder der Moderado-Partei, die sich mehr zu den „Polacken" hinneigten, von der Regierung Stellen anzunehmen oder ihr beizustehen. In den Cortes versprach sich zwar die Regierung eine Mehrheit von 3 : 1, aber im Senat hielt man eine Ernennung von 25 bis 30 neuen Mitgliedern für nöthig, um die Wage für das Ministerium zu entscheiden. Allein das Wichtigste war die Finanzfrage: Mon, der unter Narvaez die Finanzen in Ordnung gebracht hatte, und die allmählich unvermeidliche Regelung der auswärtigen Schuld selbst zu leiten wünschte, stand bei den Capitalisten Madrids in hohem Ansehen, und ihm, nicht aber seinem Nachfolger, wollten sich die Börsen öffnen; so konnte das Ministerium an Finanzverlegenheiten scheitern. Spätere Nachrichten wollen zwar wissen, die Gefahr welche beiden Parteien durch den Gang der Dinge in Portugal droht, habe eine Annäherung zur Folge gehabt, allein sie scheint jedenfalls sehr vorübergehender Art zu seyn. Die Besorgnisse der Regierung zeigten sich auch bereits in stärkeren Vorsichtsmaaßregeln sowohl in der Hauptstadt, so ruhig diese auch war, als in den Provinzen, wo sich bereits Spuren von Aufregung gezeigt haben sollen. Fügt man zu diesen Umständen die Nachricht hinzu, daß man in Madrid ungemein fürchtete, die französische Regierung werde in kurzem der Königin Christine den von ihr tödlich gehaßten General Narvaez wieder als Premierminister aufdringen, so zeigt sich ganz deutlich, in welchem Dilemma die spanische Regierung sich befand; wollte sie nicht den Progressistos weichen, so mußte sie sich ganz in die Arme Frankreichs werfen; dann war aber jeder Schein von Unabhängkeit verloren, die Progressistos gewannen in der öffentlichen Meinung, und der Gang der Dinge in Portugal, der folgerecht die Septembristen ans Ruder bringen muß, drohte dasselbe in Bezug auf die Progressistas in Spanien zu thun. Daraus erklärt sich das Schwanken der spanischen Regierung in Bezug auf Portugal: ein Theil der Minister, namentlich der neu eingetretene Graf von Miraslores soll entschieden einer bewaffneten Intervention das Wort geredet haben, wogegen andere remonstrirten, da eine Note der englischen Regierung erklärt haben soll, sie werde in den Angelegenheiten Portugals nicht interveniren, außer wenn eine andere Macht intervenire.

Es ist also wieder der Kampf des französischen und englischen Einflusses in der Halbinsel; diese befindet sich in ganz ähnlicher Lage, wie im J. 1847, aber, wie bei jeder solchen Wiederholung, unter erschwerten Umständen. Schon im J. 1847 handelte es sich, wie jetzt, um eine Absetzung oder Abdankung der Königin und Proclamirung einer Regentschaft während der Minderjährigkeit ihres Sohnes: die Wage schwankte, und soll nur dadurch sich zu Gunsten der Königin geneigt haben, daß — ein coburgisches Interesse in den höhern Regionen Englands vorwaltet. Jetzt ist die Königin wo möglich noch weit tiefer als im J. 1847 gedemüthigt; Saldanha verfährt, ohne sie zu fragen, ganz als militärischer Dictator, und, zwar erklärlich aber doch seltsam genug, verquickt mit septembristischen Maaßregeln. Wird dasselbe Interesse, das die Königin im J. 1847 erhielt, sie nochmals erhalten? Dieß ist zum mindesten sehr zweifelhaft, da die Engländer, welche schon damals Costa Cabral mit ihrem entschiedensten Hasse verfolgten, und sogar seinen Wiedereintritt ins Ministerium durch einen Protest gehindert hatten, abermals mit unverminderter Feindseligkeit gegen ihn aufgetreten sind, wobei man freilich bemerken muß, daß auch Cabral sein auf eine größere Unabhängigkeit Portugals von England hinauslaufendes System mit Energie fortgesetzt hatte. Es leidet fast kaum einen Zweifel, daß das jetzige Ministerium in Portugal sich nicht behaupten wird, denn die bedeutendsten Mitglieder der Septembristen-Partei haben kein Ministerium angenommen,[1] wahrscheinlich weil sie mit dem gewaltthätigen und eiteln Herzog von Saldanha nichts zu thun haben wollen; muß aber letzterer in Folge seiner Unfähigkeit weichen, dann wird das Ministerium an die Septembristen übergehen, welche offen auf die Entfernung der Königin losarbeiten werden, weil sie deren entschiedene Abneigung schon zu oft erprobt haben. Die Cartisten kann man kaum als Partei nennen, und man sollte sie eher Cabralisten nennen, was auch schon oft geschehen, denn ihre Kraft und Bedeutung besteht in der Persönlichkeit dieses einzelnen Mannes, gerade wie sich die sogenannte Moderado-Partei in der Persönlichkeit des Generals Narvaez concentrirt, und in ihre losen Bestandtheile sich aufzulösen droht, wenn er sie nicht mehr mit starker Hand zusammenhält. Hiezu kommt noch, daß die National- oder, wie man sich ausdrückt, Municipalgarde in Lissabon dem Herzoge von Saldanha entgegen ist, und wenn es zu einer Entscheidung kommt, sich wahrscheinlich auf die septembristische Seite schlägt, während die Truppen bis jetzt gegen die Ernennung septembristischer Anführer, die Saldanha ihnen geben wollte, remonstrirt haben. Daß letzterer eine Masse Beförderungen im Militär vorgenommen, wodurch er wie gewöhnlich die Zahl der Unzufriedenen nur vermehrte, und daß er nach Entlassung vieler cabralistisch gesinnten Beamten einen Schwarm anderer Beamten einsetzte, das sind in der pyrenäischen Halbinsel zu gewöhnliche Dinge, als daß man sich sonderlich darüber scandalisiren sollte; aber Saldanha hat sich zwischen Cartisten, seiner eigenen ehemaligen Partei, wenn er überhaupt je einer angehörte, zwischen Septembristen und Miguelisten so seltsam gebettet, daß man nur eine unabsehbare Reihe von Verlegenheiten für ihn voraussehen kann, denen er in nicht sehr ferner Zeit unterliegen muß.

Es ist sehr zu vermuthen, daß die englische Regierung durch ihren Haß gegen Cabral, dessen sie auch gar keinen Hehl hat, sich in eine eben so falsche und ungünstige Lage gesetzt hat, wie weiland in Spanien durch ihre Feindseligkeit gegen Espartero; sie hat dadurch wahrscheinlich ihren Einfluß in Portugal für lange Zeit verscherzt, falls sie nicht gesonnen ist, denselben durch Macht-

[1] Ein Hauptgrund mag auch darin liegen, daß er durch ein Decret die von Don Pedro ausgeschlossenen miguelistischen Pairs wieder zur Einnahme ihrer Sitze berief. Dieses Begünstigen miguelistischer und septembristischer Elemente zugleich muß der furchtbare Keim späterer Verwicklungen werden, denn eben diese beiden, dem bisherigen Bestand der Dinge und dem Quadrupelvertrag feindlichen Elemente niederzuhalten, war Cabrals Verwaltung besonders geeignet.

entwicklung aufrecht zu erhalten. In Spanien wirken Frankreich, Rußland, Oesterreich und der Papst zusammen, um den englischen Einfluß zu brechen, und wenn derselbe hier gebrochen ist, so wird er sich, das hat die Erfahrung der letzten 9 Jahre bewiesen, in Portugal nicht lange behaupten, denn die Verbindungen zwischen beiden Regierungen und Ländern werden von Tage zu Tage enger. Will England den Einfluß Frankreichs und der mit ihm verbündeten Mächte brechen, so muß es ganz formell die Progressisten-Partei in beiden Ländern unterstützen; darf man aus den Schilderungen und Behauptungen der Correspondenzen englischer Blätter, namentlich der Times, Schlüsse ziehen, so sind diese einem solchen Plane allerdings günstig, aber die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind sehr groß, da die Partei der Geistlichkeit, welche noch immer einen außerordentlichen Einfluß in beiden Ländern ausübt, einem solchen Plane alle möglichen Hindernisse entgegen setzen wird. Erst vor wenigen Wochen ist das mit dem Papste abgeschlossene Concordat in Spanien angelangt, aber noch nicht publicirt; wahrscheinlich scheut man sich diesen Zankapfel unter den jetzigen häklichen Verhältnissen an die Cortes und zur öffentlichen Discussion zu bringen. Es soll Bestimmungen über die Nationalgüterverkäufe enthalten, die ältern legalisiren, aber weitere Verkäufe verbieten oder nur die Anlegung des Ertrags zu kirchlichen Zwecken gestatten, während die Regelung der Schuld, wenn sie überhaupt jetzt vorgenommen werden soll, einen weitern Zuschuß aus dem Erlös von Nationalgütern fast unerläßlich macht. Dieser Stand der Dinge macht die Nachricht, daß am 30 Junius die kaum zusammengetretenen Cortes wieder und zwar bis zum October vertagt werden sollen, sehr wahrscheinlich. Der Gesetzentwurf über die Regelung der Schuld soll in der Zwischenzeit von einer Commission berathen werden. Inzwischen hofft man in der Angelegenheit Portugals klar zu sehen, und die Concordatsangelegenheit so weit zu vermitteln, daß sie ohne Gefahr zu großer Aufregung auf das Tapet gebracht werden kann. Die Verhältnisse werden somit im Innern der pyrenäischen Halbinsel äußerst schwierig, und die englischen Journale sprechen deßhalb auch von möglichen sehr ernsten Ereignissen. Ludwig Philipps Sturz hat die Engländer ermuthigt, den verlorenen Einfluß in der Halbinsel wieder zu erringen, und dieß wird auf keinen Fall ohne mannichfache Erschütterung ablaufen. Ludwig Bonaparte's Regierung ist zu schwach, um dem Strom Widerstand zu leisten, und der Einfluß, den Frankreich in den letzten dreißig Jahren allmählich errungen hat, kann wohl jetzt wieder verloren gehen. Man sieht, weßhalb die bedeutendsten englischen Zeitungen so sehr für eine Provocation der Gewalt Ludwig Bonaparte's Partei nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mormonen-Conferenz am zweiten Junius.

Das „London Conference Festival" der Latter-Day Saints, deren Gründer und Prophet Joe Smith in den Vereinigten Staaten ermordet ward, fand statt im Freemasons Tavern in Great Queenstreet. Gegen 1100 Personen beiderlei Geschlechts, mit Einschluß einer bedeutenden Anzahl ganz junger Leute, waren gegenwärtig. Die Vorgänge waren von ganz eigenthümlicher Natur und begannen mit einer Procession der „zwölf Apostel" oder „Väter in Israel," die begleitet wurden von „Presidents of Branches," von einer Menge junger in Weiß gekleideter Frauenzimmer und von zwölf jungen Männern mit großen blauen Schärpen, einer Bibel in der rechten und einem Mormon-Buch in der linken Hand. Im Lauf des Nachmittags, während welcher Zeit das Fest gefeiert ward, wurden eine Menge Anreden gehalten und zwischenhinein zur Erholung von den erwähnten jungen Leuten gesungen. Es ward ferner Bericht erstattet von dem Ursprung und Fortschritt der „Heiligen," in welchem unter andern erwähnt ward, daß die Gesammtzahl der Mormonen im Vereinigten Königreich von Großbritannien im letzten Monat Januar 30,747 betrug, und daß in den letzten 14 Jahren mehr als 50,000 in England getauft worden, wovon 17,000 nach Amerika ausgewandert sind.

Chronik der Reisen.

Reise von Mombas nach Ukambani.

Zweiter Abschnitt. Reise im Innern und Rückkehr.

(Schluß.)

12 December. Der Regen hat in letzter Nacht meine Ruhe noch einmal gestört. Sobald er aufgehört, machten wir uns wieder auf den Weg, marschirten mehrere Meilen im Wald und kamen über den Kimudi von Kikumbuliu. Nachdem wir die bewohnten Theile dieses Waldes hinter uns hatten und aus demselben herausgetreten waren, machten wir zu Koka, einem Bache von Kambu, Halt, wo wir Wasser fanden zur Bereitung unseres Mahles.

13 December. Wir hielten zu Mdido-ua-Andei an, um unser Mahl zu bereiten. Gegen Mittag kreuzten wir die Straße, welche die Galla bei ihren Einfällen in das Land der Uakuafi, und umgekehrt die Uakuafi bei ihren Ausflügen auf das Gallagebiet einschlagen. Abends lagerten wir in der Nähe des Berges Reglia, und errichteten kleine Hütten, um uns während der Nacht gegen etwa eintretenden Regen zu schützen.

14 December. Gegen 1 Uhr Nachmittags zogen wir gemächlich den Abhang hinunter, der zum Tsavo-Fluß führt. Von dem Punkt aus an welchem wir hinabzusteigen begonnen, hatte ich eine schöne Aussicht auf die rothen Berge, an denen der Tsavo in das Gallaland tritt. Nordwestlich von diesen Bergen bemerkte ich einen schwärzlichen Pic, dessen Name mir aber niemand angeben konnte. Vielleicht ist es der Berg, den man von der Küste von Melinde aus sieht; doch weiß ich's nicht gewiß. Als ich vor einigen Jahren in Melinde war, sagte mir mein Führer, der Fluß Sabaki (der, wie ich glaube, einer und derselbe ist mit dem Adi und Tsavo) fließe am Fuße dieses dunkeln Berges.

Nachdem wir den Tsavo überschritten und einige Zeit gerastet hatten, brachen wir eiligst wieder auf, um bei Einbruch der Nacht so weit als möglich von den Orten entfernt zu seyn, an denen sich die Galla gewöhnlich in Hinterhalte legen. Wir hatten ungefähr 15 Meilen vom Fluß an zurückgelegt, als ich vorschlug in einer Dschangel das Nachtlager zu nehmen; meine Träger und die bei uns befindlichen Uakamba meinten aber wir seyen noch nicht fern genug vom Tsavo. Nichtsdestoweniger bestand ich darauf, und so gaben sie endlich nach. Ich spottete über ihre Ulito — kleine Hörner, welche die Eingebornen als eine Art Zauber um Hals und Schultern hängen — und fragte sie, warum sie denn, da sie doch dieses Schutzmittel besäßen, so große Furcht vor den Galla und ihren andern Feinden hätten.

15 December. Gottes Schutz behütete uns in dieser Nacht vor den Angriffen der Menschen und der wilden Thiere. Mehrere Uanika sagten, Christos (Jesus Christus) sey es der uns aus der Gefahr errettet. Da der Wasservorrath, den wir am Tsavo mitgenommen, erschöpft war, so war es ein freudiges Ereigniß für uns, in einer steinernen Grube, welche der Regen gefüllt hatte, neues zu finden. Meine Leute, meinend, sie würden von nun an überall Wasser finden, hatten, um es sich so leicht als möglich zu machen, ihre Calebassen ausgeschüttet — eine Unklugheit, welche sie jetzt sehr bedauerten. Sobald wir über einen ziemlich sanften Abhang hinab die die Bura-Berge umringende Ebene — eine Art tiefen, nach dem Gallalande hin verlaufenden Beckens — erreicht hatten, verschwand jede Spur von Regen, und wir fanden den Boden wieder in demselben Zustande der Trockenheit, den er bei unserer Reise nach Ukambani gezeigt. Da wir nichtsdestoweniger hofften, in Kangnngo, wo wir einen Monat zuvor (vergl. 14 Novbr.) in unsern Erwartungen so sehr getäuscht worden, Wasser bekommen zu können, so verdoppelten wir unsere Schritte, fanden aber in den Brunnen nicht Einen Tropfen Wasser, und doch war es fast eine Unmöglichkeit den Voi-Fluß vor dem Morgen des folgenden Tages zu erreichen. Wir ver-

ließen daher den Umweg, den wir auf unserem Marsch nach Ukambani eingeschlagen, und hielten uns so nahe als möglich an den Teita-Bergen. Dieser Weg, der uns durch die Einöde von Mdonde-Nase führte, war eben und frei von Dorngebüschen. Wir marschirten so schnell als möglich; nach Einbruch der Nacht aber war ich dergestalt ermattet, und fühlte in meinem linken Bein einen so heftigen Schmerz, daß ich keinen Schritt mehr machen konnte, und meinen Leuten befahl am Wege ihr Lager aufzuschlagen. Wir schlüpften in ein Gebüsch hinein, zündeten unsere Feuer an, und bereiteten mit dem Bißchen Wasser, das ich für den äußersten Nothfall aufbewahrt hatte, unsern Kaffee.

15 December. Auf dem schönen Sande, der sich in diesem Gebüsch vorfand, fielen wir bald allesammt in tiefen Schlaf. Während der Nacht kamen die Zurückgebliebenen an unserem Lager vorbei, sahen zwar unsere Feuer, getrauten sich aber nicht näher zu treten, weil sie nicht wußten wer da war. Auch wir waren später nicht wenig überrascht sie an den Ufern des Voi, 12 Meilen von unserm Haltplatze, wieder zu finden. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem Felsen vorbei, den man Kidschumbeni nennt, wo die Karawanen der Wakamba häufig anzuhalten pflegen. Vom Kidschumbeni aus ging unser Weg östlich vom Berge Lumba, der in nur geringer Entfernung vom Ndara-Berge liegt. Wir hatten zur Linken den röthlichen Hügel von Magunieeni, wo wir allgemach auf einem sanften Abhang in das öde Thal hinabwanderten, in welchem der Voi fließt. Da uns die Zunge vor Durst am Gaumen klebte, so begrüßten wir mit Freudenrufen die hohen Bäume, die wir jetzt gewahrten, diese lebendigen Zeugen der Nähe eines Flußbettes, und hatten dann nichts eiligeres zu thun als die sandigen Stellen auszutiefen, um das vorhandene Wasser zu erhalten.

Die Stelle, an der wir das Flußbett überschritten, war mit hohem Gras bedeckt, in welchem wilde Thiere und Menschen sich leicht verbergen können, ohne daß der Reisende ihre Anwesenheit auch nur zu ahnen vermöchte. Der Fluß hatte an dieser Stelle etwa 30 Fuß Breite, seine Ufer 10 bis 15 Fuß Höhe. Während der Regenzeit nimmt er das Wasser der Berge Bura und Ndara auf, und fließt, wie ich schon früher erwähnt (vergl. 24 Novbr.), mitten durch das Gallaland. Seine Ufer werden von vielen wilden Thieren, besonders von Elephanten besucht, für welche die Natur diese Gegend ganz eigentlich geschaffen zu haben scheint.

Jetzt hatten wir die Einöde von Ndara, die unsern Weg durchschnitt, gerade vor uns — eine äußerst flache Gegend, ohne Dornen und Bäume, an einigen Stellen sogar ohne allen größeren Pflanzenwuchs. Wir sahen da und dort Löcher in der Erde, welche die Leute von Teita gegraben um wilde Thiere zu fangen. Im weitern Verlaufe unsers Marsches kamen wir wieder an den Weg, den wir bei unserer Reise nach Ukambani eingeschlagen, und bemerkten nun, daß wir eine viel zu westliche, dem Gallalande allzu nahe Richtung genommen hatten. Bald darauf kreuzten wir die große Straße, welche die Masai bei ihren Einfällen in die Gallaländer und hinwiederum die Galla einschlagen, wenn sie einen Angriff auf die Masai und Wakuafi im Schilde führen. Bei Annäherung der Nacht errichteten wir unser Lager in einem Wakamba-Dschengo. Das Wort Dschenga bedeutet in der Kisuaheli-Sprache „Gebäude.“ In der Sprache der Wüste bezeichnen die Worte „in den Dschengo gehen“ die Lagerstellen, an welchen die Kafilas zu rasten pflegen. Die Eingebornen umgeben solche Orte gewöhnlich mit einer aus Dornen und Bäumen bestehenden Umzäunung, um sich während der Nacht gegen Ueberfälle von Thieren und Menschen zu schützen.

12 December. Ich war im Stande bei Tagesanbruch aufzubrechen. Wir schlugen den Weg nach dem unterm 9 Nov. bereits erwähnten Maungu-Berg ein. Einige Leute unserer Karawane gingen nach der Wasser-Station Ua (Datum v. 10 Novbr.), wo sie sich erfrischen wollten; ich und sechs meiner Träger aber konnten uns nicht entschließen sie zu begleiten, weil wir sobald als möglich den Fuß des Maungu zu erreichen, daselbst einige Ruhetage zu machen und unsere Vorräthe für den noch übrigen Weg bis Rabbai Mpia noch einmal zu erneuern wünschten. Bei ihrer Ankunft an der Station Ua begegneten unsere Leute einer von der Küste kommenden zahlreichen Wakamba-Kafila, welche sich schon acht Tage zu Ua aufhielt, theils aus Furcht vor den Wateita, theils aber — und dieß war der Hauptgrund — um die glückverheißenden Vögel zu erwarten, ohne welche die Wakamba keine Reise zu unternehmen wagen.

Bei unserer Ankunft in Maungu hatte ich eine schöne Aussicht über dem westlichen Theil der Gegend, da der Himmel in größter Reinheit strahlte. Mein Führer richtete meine Aufmerksamkeit auf einen Berg mit Namen Kiresu, der, wie er mir sagte, in der Nähe Dschagga's liege. Er fügte bei, der Ibe — in der Kukuafi-Sprache Ariaro genannt — liege am südöstlichen Ende des Kiresu-Berges. Außerdem bemerkte ich noch einige andere Berge, angebliche Zugänge zum Kirima — wie die Dschagga-Stämme den gebirgigen Theil ihres Landes heißen.

Mein Freund Mbenghe, vom Gipfel des Maungu, der von meiner Ankunft Kenntniß erhalten hatte, kam mir sofort in Begleitung seines Weibes entgegen und bot mir einen Sack indischen Kornmehls und für meine Träger einen Sack Bohnen an. Ich nahm dieses Geschenk, das mir ganz gelegen kam, mit großem Dank an, und schenkte ihm dafür die wenigen Gegenstände die ich aus Ukambani mitgebracht hatte, nämlich einen kleinen Spiegel, einen Gürtel, Nadeln, rothen Ocker und schwarzen Pfeffer, womit er sich vollkommen zufrieden bezeigte.

18 December. Wir verließen Maungu frühzeitig. Ich litt sehr an den Lenden, und auch einige meiner muselmännischen Träger beklagten sich über empfindliche Schmerzen in den Beinen. Um 11 Uhr kamen wir durch das enge Thal Kadiza, wo wir viele Strauße und wilde Esel sahen. Auf unserm Weg durch die holzbewachsene Einöde fanden wir Handscho (Utungu, in der Kisuaheli-Sprache), eine Art aromatischen Harzes, das einem äußerst zartholzigen Baum entfließt. An der Küste wird es zu Räucherungen rc. verwendet. Auch soll es bei den Bewohnern Barua's sehr gesucht seyn.

19 December. Da unser Wasservorrath zu Ende ging, beschleunigten wir unsern Marsch. In Kinogoni, einer Station der Wüste, wo es bei unserem erstmaligen Vorbeikommen Wasser in Fülle gegeben hatte, war jetzt kein Tropfen zu finden. Die Hitze war ungemein drückend, und mit jedem Augenblick wurde unser Durst größer. Wir hofften an der folgenden Station Wasser zu finden, sahen uns jedoch abermals getäuscht. Gegen Mittag bedeckte sich der Himmel plötzlich mit Wolken, und bald trat ein so reichlicher Regen ein, daß wir bis an die Knöchel im Wasser standen. Das ganze Land umher schien in einen See verwandelt; da und dort durchwateten wir Stellen an denen uns das Wasser bis an die Hüften ging. In meinem ganzen Leben habe ich keine so schnelle Veränderung im Anblick eines Landes gesehen, als hier. Vor Nacht kamen wir an die Station Nsekani, wo wir nicht ohne Mühe Feuer machten um unsere durchnäßten Kleider zu trocknen. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit beim Regen in einer beholzten Wüste zu reisen.

20 December. Diesen Morgen um 10 Uhr trafen wir auf dem Gipfel der Anhöhen von Mrungunu ein, die sich, wie ich unterm 6 Novbr. bereits angeführt, längs des Gallalandes und Ukambani's bis nach Kikuyu erstrecken. Auf diesen Höhen angelangt, setzten wir uns unter einen Baum, um auf die unter uns liegende unermeßliche Wüsten-Ebene, die wir eben durchzogen, noch einen letzten Scheideblick zu werfen, wir die Strapazen und Entbehrungen die ich seit fünfzig Tagen erfahren noch einmal zu vergegenwärtigen, und Gott für den Schutz zu danken, den er mir in seiner unerschöpflichen Gnade beständig hatte angedeihen lassen.

Nach einigen Minuten der Ruhe brachen wir wieder auf und erreichten ziemlich spät Abends die Wohnung meines Führers Mona Tzahu, wo ich, seinen Bitten willfahrend, die Nacht verweilte. War ich ja nur noch drei Meilen von Rabbai!

21 December. Gestärkt durch Schlaf und Nahrung kam ich heute früh um 8 Uhr in unserm Hause an.

Die Einnahmen der Londoner Ausstellung betrugen bis zum 14 Junius Abends 225,605 Pfd. 14 Sch. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 153. 27 Junius 1851.

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

1. Fahrt von Pesth nach Arad.

Es war im Monat März des Jahres 1843 als ich von Pesth nach Arad und Temeswar und zwar in einem ungarischen Stell- oder Eilwagen reiste. Ein solcher Wagen ist ganz einem Frachtwagen gleich gebaut, hat höchstens für sechs Personen (inclusiv dem Kutscher) Platz, und bietet so wenig Bequemlichkeit, daß nur die äußerste Nothwendigkeit und völlige Resignation den Entschluß, auf diese Art zu reisen, erzeugen und befestigen kann. Man hatte es versucht, bequeme Kutschwagen zu diesen Reisen anzuwenden, konnte es aber, auf den entsetzlichen Wegen, mit denselben nicht durchsetzen, und mußte eben wieder zu diesem Frachtwagen zurückkehren. Auf dem unsrigen wurden, statt sechs Personen, acht aufgeladen, und wie bequem wir da saßen, das kann man sich leicht denken. Zum Ueberflusse waren noch zwei Damen bei der Reisegesellschaft, denen schicklicherweise doch Platz gegeben werden sollte, was indeß die Magyaren wenig zu beachten scheinen. Die eine war die Frau eines in Arad stehenden k. k. Officiers, die andere die eines Kaufmanns aus Pesth. Beide benahmen sich mit außerordentlichem Tacte und ertrugen alle Strapazen mit bewundernswerther Geduld. In Ungarn sind im Allgemeinen die Frauen weniger verzärtelt als in Deutschland, auch beweist dort dieß Geschlecht, daß es sich leichter in das Unvermeidliche fügt als das männliche.

Die Abfahrt geschah früh um 2 Uhr von Pesth aus, und da auf jede drei Meilen frische vier Pferde standen, mit denen es nach kurzem Verweilen immer rasch weiter ging, so machten wir zwölf ungarische (= 14 deutsche) Meilen in 10 Stunden, und hielten in Ketschkemet Mittag, was eine Stunde Zeit weg nahm, nach welcher es wieder weiter ging, und wornach in dem vier Meilen weiter liegenden kumanischen Markte Felegbaza noch eine kurze Rast gehalten wurde, während die Sonne sich schon zum Untergang neigte.

Der Schaffner fing nun an, bedenkliche Aeußerungen darüber zu thun, wie es uns in der Dunkelheit auf der unbeschreiblich schlechten Straße bei Szentes gehen würde. Ich war erfahren genug, einzusehen was es heiße, wenn ein Ungar, der an die gräulichsten Wege gewöhnt ist, von schlechter Straße sprach. Die Nacht brach bereits an, als wir in die Nähe der Theiß kamen, an welcher wir über eine halbe Stunde lang wegfuhren, bevor wir an die Fähre kamen. Hier angelangt, dauerte es eine gute Weile, ehe die Fuhrleute sich in Zug setzten, und es kam mittlerweile eine Kutsche heran, in welcher wir, bei düsterem Mondschein, den wir hatten, ein paar Damen erblickten. Die Pferde vor dem Wagen waren Bauernvorspann, und neben dem Knechte saß ein militärisch gekleideter Mann. Wir waren sämmtlich auf der Ueberfahrt ausgestiegen, während jene beiden Damen ruhig im Wagen sitzen blieben. Die Ueberfahrt ging ohne Unfall vorüber, was ich deßhalb anführe, weil nicht selten Unglücksfälle, besonders bei Nachtzeit, vorkommen, indem die Theiß, trotz ihrem scheinbar schleichenden Gange, reißend ist und die Plätte, obgleich sie an einem quer über den Strom gezogenen Seile befestigt ist, dennoch fortreißt und ihr eine schiefe Richtung gibt.

Endlich gelangten wir ans andere Ufer, und es hatte die Ueberfahrt fast eine Viertelstunde gedauert, denn die Theiß ist hier breiter als die Elbe bei Dresden. Wir männlichen Passagiere stiegen nicht wieder ein, weil wir wußten, daß nunmehr der furchtbare Weg anging, von dem uns der Schaffner gesagt hatte. Die Bestätigung dieser Aussage hatten wir sogleich an den tiefen mit im Mondschein glänzenden Schlamme angefüllten Löchern, welche die ganze Länge des Weges sichtbar wurden. Es währte auch nur wenige Minuten, so saß unser Wagen in einem derselben das erstemal fest. Der ihm folgenden Kutsche ging es nicht besser und es stiegen die Damen beide aus; aber o Himmel! die jüngere stürzte der Länge nach in den Koth, brach aber, als wir voll Bestürzung hinzusprangen, um ihr aufzuhelfen, in ein lautes Lachen und in die Worte aus: das ist ein Hauptspaß, den müssen wir in Wien erzählen!

Zur Zurücklegung der nur eine halbe Meile langen Strecke von der Theiß bis nach Szentes brauchten wir mehr als anderthalb Stunden, denn wir blieben wenigstens zehnmal in den tiefen Löchern stecken. Zum Glück war der Rand der Straße, auf dem wir gingen, schon ziemlich trocken, so daß wir auch bei mäßigem Schritte dem Wagen weit voraus kamen. Als dieser uns endlich einholte, stiegen wir, weil ein Stück Weg kam, der sandig und trocken war, ein und fuhren in raschem Trabe weiter. Die Freude dauerte jedoch nicht lange, denn sowie wir an die ersten Häuser von Szentes kamen, ging auch der Sumpf wieder an und zwar schlimmer als zuvor. Nun aber waren wir noch übler daran, denn hier auszusteigen, war geradezu unmöglich, weil die ganze Straße bis an den Rand im flüssigen Kothe schwamm. Meine ausgestoßenen Seufzer wurden jedesmal vom Lachen der Magyaren begleitet, die durch das Stoßen und Werfen des Wagens nicht aus der Fassung kamen. Endlich langten wir im Gasthofe an, und als wir uns nach den beiden Damen umsahen, so war keine Kutsche zu merken. Sie haben, so hieß es, in einem tiefen Loche umgeworfen. Sofort beorderten wir den Hausknecht,

ihnen zu Hülfe zu eilen und da kamen sie endlich eine Viertelstunde nach uns an.

Nun ward das Abendbrod servirt (es war bereits 10 Uhr), und während desselben berathschlagt, ob weiter gefahren oder hier übernachtet werden solle. Der Schaffner war für das letztere, die männlichen Passagiere aber für das erstere. Die beiden Damen von unsrer Gesellschaft fügten sich dem allgemeinen Beschlusse. Jene beiden aber, die unsre Begleitung von der Theiß her gewesen waren, hatten sich sofort ein Zimmer geben lassen um die Nacht hier zu bleiben. Gegen das Weiterfahren sträubte sich einer aus unsrer Gesellschaft, ein Viehhändler, der, obgleich ein noch junger kräftiger Mann, dennoch unverkennbare Furcht zeigte. Er habe, so führte er zur Unterstützung seines Widerspruchs gegen die Nachtreise an, unterwegs, und zwar schon in Pesth bei der Abreise mehrere Zeichen wahrgenommen, die auf Unglück deuteten, dem wir, wenn wir nicht bis zum Tage warteten, nicht entgehen würden. Man lachte ihn aus und es wurden die Stimmen gesammelt, wobei er der einzige blieb, der nicht für die Nachtreise stimmte. Nun ließ sich auch der Schaffner von seinem Entschlusse abbringen, hier zu bleiben. Man sprach beim Nachtmahle dem Weine, der ziemlich gut war, fleißig zu, und das animirte die Gesellschaft.

Endlich, nachdem es nahe an Mitternacht kam, ward aufgebrochen. Kaum hatten wir jedoch den Ort Szentes hinter uns, als auch die unglücklichen Vorzeichen des Viehhändlers schon eintreffen zu wollen schienen. Der Mond war bereits untergegangen und der Himmel mit Wolken überzogen, so daß man kaum auf sechs Schritte vor sich sah. Der Kutscher war, auf Anrathen des Hausknechts, nicht die gewöhnliche Straße, sondern auf einem Seitenwege zum Orte hinausgefahren, und wir geriethen bald zwischen Hügel und Gruben und waren jeden Augenblick in Gefahr, umzuwerfen. Dazu schimmerten auf allen Seiten Wasserlachen, und wer da weiß, wie gefährlich diese in Ungarn sind, der wird begreifen, daß mir bei der ganzen Fahrt etwas unheimlich wurde. Während ich mich meiner Besorgniß überließ, hielt plötzlich der Wagen still und ein allgemeiner Ruf: „Was gibt es?" schall aus dem Wagen. Der Conducteur stieg ab, weil weder er noch der Kutscher sich über den Weg klar waren. Wir waren auf der weiten Pußta, wo Hunderte von Gleisen in allen Richtungen gingen. Es ward Licht gemacht und mit der Laterne gesucht, wie man recht zu fahren habe. Das dauerte eine ziemliche Weile, und ehe wir noch wieder in Gang kamen, hörten wir von zwei Seiten Reiter ankommen, welche durch die Laternen auf unsre Spur gebracht worden waren. Der Viehhändler, der neben mir saß, flüsterte mir zu, das seyen Räuber und er legte sich seine Flinte zurecht. Die andern Reisenden, unter denen ein paar Juraten, waren mit Säbeln bewaffnet und der Schaffner hatte nebstdem auch noch eine Flinte. Während nun ein Jeder zu seiner Waffe griff, und der Kutscher eben die Pferde weiter treiben wollte, sprengten zwei Reiter vor die Pferde und hielten sie an, während ein dritter an den Wagen ritt. Der Schaffner, ein beherzter Mann, fragte barsch, was das solle, und bekam zur Antwort, wir möchten nur aussteigen. Da rief einer der Juraten: das werden wir nicht, und dabei klirrte er und die übrigen mit den Säbeln. Der Viehhändler nahm seine Flinte auf, was auch der Schaffner that. Nun ward der Reiter artig, erklärte die Sache für einen Scherz und bat bloß um einen Schluck Wein und etwas Tabak. Beides ward willig gegeben, ja der Viehhändler reichte ihm alsbald seine Tschutora (Kürbisflasche) hin und bat sie ihm zum Geschenk an, was auch angenommen wurde. Jetzt gingen die Freibeuter in ihrer Artigkeit so weit, daß sie uns auf den rechten Weg brachten, uns noch ein Stück Weges begleiteten und dann höflich Abschied nahmen. Ich erfuhr später in Arad, daß in unserer Gesellschaft ein Mann war, den ich auch auf der ganzen Reise mit mißtrauischen Augen beobachtete, welcher die Räuber kannte und mit ihnen in Verbindung war, und der ihnen von Gewaltthat abgerathen hatte, weil sie leicht den kürzern hätten ziehen können. — Mit bewundernswerther Ruhe und großem Heldenmuthe benahmen sich unsre beiden Damen bei diesem Auftritte, und zeigten mit keinem Laute Angst und Furcht.

Trotz Dunkelheit und schlechter Straße fuhr jetzt unser Kutscher, nachdem er nur wieder auf dem rechten Wege war, flott darauf los, und wir kamen früh gegen 6 Uhr nach Oroshaza, wo ein gutes Frühstück uns die Drangsale der Nacht vergessen ließ. Am ganzen Körper wie zerschlagen kam ich in Arad an, und erzählte meinen dasigen Freunden, zu ihrer großen Belustigung, meine nächtlichen Abenteuer.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Die Politik, welche die ältere Bourbonenlinie, wie die jüngere, in Bezug auf Spanien befolgte, war, wenn auch mit ganz verschiedenen Mitteln, doch dieselbe bourbonische Familienpolitik, aber sie war in sehr kluger Weise darauf berechnet, zu gleicher Zeit den nationalen Endzweck zu erreichen. Diese Uebereinstimmung der Familien- und nationalen Politik war die Gewähr ihrer Dauer und ist seit dem Sturze Ludwig Philipps nicht mehr wohl möglich, ja sie wird es, je mehr die Rückkehr des ältern oder jüngern bourbonischen Zweigs nach Frankreich sich verzögert, immer weniger. Ludwig Philipp war dazu in seinen Bestrebungen besonders vom Glück begünstigt worden, indem Ferdinand VII nur wenige Jahre nach seiner Thronbesteigung starb, und durch seine Aufhebung des salischen Gesetzes für seine Nachkommenschaft dieselbe Quasilegitimität schuf, wie sie Ludwig Philipp anklebte; zudem war die herrschende Partei Spaniens in einer Lage, wo sie sich an Frankreich anlehnen mußte. Solange Don Carlos im Felde stand, konnte sie dem Kampf mit diesem nur dadurch ein rasches Ende machen, wenn sie der Progressistenpartei, d. h. den Mittelclassen, ein entschiedenes Uebergewicht gab; das that sie nur widerstrebend, und suchte lieber auswärtige, theils englische, theils und noch mehr französische Hülfe. Die Progressistenpartei rächte sich dafür durch den Aufstand von La Granja, der ihr zur Herrschaft verhalf, und die Königin Christine zum Abzug aus Spanien nöthigte. Nur durch französische Hülfe gelang die Contrerevolution, welche Espartero vertrieb und die Progressistenpartei stürzte; von dieser Zeit an datirt also das ausgesprochene Bündniß zwischen der spanischen und französischen Regierung, dem Ludwig Philipp durch die Heurath des Herzogs von Montpensier mit Isabella's Schwester die Krone aufsetzte, um so mehr als alle Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß die Königin Isabella von ihrem Gemahl die Nachkommenschaft haben würde.

Die englische Regierung war über diesen entscheidenden Sieg der verbündeten Familien- und nationalen Politik sehr erbittert, und protestirte dagegen, daß je ein Nachkomme der Familie Orleans auf den Thron komme. Dieser Protest war um so bedeutsamer, als er England auf geraume Zeit hinaus zu einer bestimmten Richtung seiner Politik verpflichtete, worüber doch schließlich nur Spanien und spanische Parteien zu entscheiden hatten. Die große Masse der Moderadopartei, die ihren

Halt hauptsächlich im General Narvaez hatte, war den von England so heftig bekämpften Heurathen geneigt gewesen und hatte sich verpflichtet, die von England bestrittene Erbfolge zu unterstützen; die Mehrzahl der Progressistas dagegen, welche den Grundsätzen der alten spanischen Constitution gemäß die Heurath der Königin von den Cortes abhängig wissen wollte, war den abgeschlossenen Heurathen und der Erbfolge, wie sie dadurch begründet werden sollte, gleichmäßig entgegen. So waren also die Progressistas entschieden zur englischen, die Moderados zur französischen Partei gestempelt, und letztere war im Vertrauen auf die Macht Ludwig Philipps ihres Siegs zum voraus sicher. Da trat die französische Revolution ein, und schreckte die Moderadopartei unsanft aus ihrer Sicherheit auf. Bulwer wollte die Gelegenheit benützen, war aber zu rasch, so daß er sich Blößen gab, welche den General Narvaez berechtigten, ihn aus dem Lande zu schicken, ohne daß die englische Regierung ernstliche Schritte dagegen hätte thun können.

Welches Aufsehen in England dieser Vorfall erregte, ist in gutem Andenken, und es fehlte nicht an Tadlern Lord Palmerstons, welche meinten, mit dem Sturz der französischen Monarchie hätte England nichts mehr von diesem Einfluß in Spanien zu fürchten gehabt, und Palmerston hätte, um nicht einen Sieg der republikanischen Ideen in Spanien möglich zu machen, sich mit den Moderados verbinden sollen. Allein bei der Verwirrung und der Unsicherheit der Zukunft in Frankreich hätte England durch ein plötzliches Aufgeben seiner alten Verbündeten, der Progressistas, wahrscheinlich weder seine eigene Lage noch die Spaniens gut berathen. Im Anfang der französischen Revolution waren nur zwei Dinge möglich, entweder eine rasche Wiederherstellung der Monarchie unter einem orleanischen Prinzen oder die Befestigung der Republik. Im erstern Fall wäre jede temporäre Allianz Englands mit den Moderados schnell wieder aufgelöst gewesen, und England hätte nur seine bisherigen Anhänger sich ohne Noth und Nutzen gänzlich entfremdet; befestigte sich aber die Republik, so hätten sich die Progressistas, erbittert über die Treulosigkeit Englands, um so sicherer an Frankreich angeschlossen. Was man hätte verhindern wollen, das Anwachsen republikanischer Ideen, wäre dadurch geradezu gefördert worden. Die politische Klugheit gebot also eine zuwartende Rolle zu spielen, um so mehr, als die Februarrevolution die Verbindung der spanischen Regierung mit der orleanischen Familie keineswegs gelockert hatte, und der Herzog und die Herzogin von Montpensier alsbald nach Spanien eingeladen worden waren.

Indessen häuften sich die Schwierigkeiten um Narvaez her; er hatte einen carlistischen Aufstand zu bekämpfen, und beging aus Furcht vor Aufständen der Progressistas einige schreiende Gewaltthaten, indem er Leute, wie Olozaga und Escosura, plötzlich und ohne allen Grund verhaften und nach Cadiz führen ließ, von wo sie nach den Philippinen in die Verbannung geschickt werden sollten. Auch unter seiner eigenen Partei hatte ihm sein hochfahrendes Wesen viele Feinde gemacht, und er war nicht Höfling genug, die Herrschaft, die er übte, zu verschleiern. Dadurch war ein Ausweg eröffnet für den englischen Einfluß, denn die Engländer erkannten sehr wohl, daß seine Partei ohne ihn nichts sey. Ob und wie viel Antheil die Engländer an seinem Sturz hatten, läßt sich nicht sagen, aber jedenfalls hat dieser Sturz niemand als dem englischen Einfluß und den Progressistas gedient. Vergessen darf man dabei nicht, daß Königin Isabella vor anderthalb Jahren niedergekommen, und gleichfalls wieder in gesegneten Umständen ist, daß sie also gegen die gehegte Erwartung und philippistische Berechnung, doch Nachkommen haben kann. Dadurch wird die Aussicht, daß ein Sohn des Herzogs von Montpensier auf den spanischen Thron komme, sehr vermindert, und andrerseits begünstigt England in Frankreich die Prorogation der Gewalt Ludwig Napoleons, weil dieser in Spanien unmöglich eine bourbonische Familienpolitik, auf welcher im wesentlichen noch jetzt der Einfluß Frankreichs in Spanien beruht, verfolgen kann. Wenn Frankreich seine Stellung gegen das östliche Europa auch nur einigermaßen behaupten soll, so muß es mit Spanien auf einem sehr intimen Fuß stehen, damit es nicht eintretenden Falls im Westen und Osten zugleich Krieg führen muß. Ein bedeutender Einfluß in Spanien ist demnach eine Lebensfrage für die französische Politik. Ludwig Bonaparte kann diesen Einfluß nicht auf die Dauer behaupten, wenn sich auch im Augenblick die Moderados an ihn anklammern; soll der französische Einfluß dauernd werden, so muß die bourbonische Familie zurückkehren. Daran hängt es, wenn Thiers und seine Freunde so entschieden orleanistisch, auf keinen Fall napoleonisch und nur im äußersten Nothfall republikanisch sind, mit welchem Satze wir übrigens den andern Gründen der Abneigung gegen Ludwig Napoleon nichts von ihrer Stärke nehmen wollen. Wie die Sachen jetzt stehen, arbeitet England mit großem Glück an der Verdrängung des französischen, wesentlich dynastischen Einflusses in Spanien, und Frankreich wird dadurch eine ohne allen Vergleich viel schwächere Macht, als es verhältnißmäßig seit den letzten anderthalbhundert Jahren gewesen.

Man wird ohne Mühe die Gründe der eifrigen Besprechungen des Generals Narvaez mit der französischen Regierung, so wie das Gerücht, daß der Präsident durch verwandtschaftliche Bande mit der königlich spanischen Familie verbunden werden solle, sich aus diesen Verhältnissen erklären; eben so die Rücksichten, welche die orleanischen Prinzen und Ludwig Bonaparte gegen einander beobachten; ferner die Nachrichten, welche zuweilen umliefen, daß die erstern einer Verlängerung der Präsidentschaft nicht abgeneigt seyen, und endlich die speciell aus den internationalen Verhältnissen entspringenden Bestrebungen, wo möglich die orleanischen Prinzen nach Frankreich zurückzurufen und allenfalls den Prinzen von Joinville zum Präsidenten wählen zu lassen — ein Bestreben, das seinen Grund nicht bloß in der Anhänglichkeit an die orleanische Dynastie, sondern auch in den internationalen Verhältnissen Frankreichs hat. Die Zeit ist noch durchaus nicht da, wo die Staaten bloß als moralische Körperschaften einander gegenüberstehen und ihre gegenseitigen Vortheile abwägen, die dynastischen Interessen spielen hier unter und zwischen den nationalen eine so bedeutende Rolle, daß die Rückwirkung auf die innern Zustände unmöglich ausbleiben kann. Faßt man die Sache von dieser Seite auf, so wird man die Bedeutung der Cretonischen Vorschläge, sowohl des ältern in Bezug auf die Rückkehr der bourbonischen Familie, als des neuern Revisionsvorschlags ermessen; man wird namentlich bei Hrn. Thiers, dem ehemaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der in alle auswärtige Verhandlungen der Juliusdynastie vollkommen eingeweiht war, die Gründe seiner Abneigung gegen Ludwig Napoleon hinreichend motivirt finden: der Sieg des letztern ist eine Niederlage für die ganze auswärtige Politik Frankreichs. Auch die Juliusrevolution hatte die Fäden dieser auswärtigen Politik abgerissen, hielt sich aber nur das quasilegitime Regentenhaus der Orleans, so war Aussicht sie auch wieder anzuknüpfen. In der Periode der Schwäche Frankreichs nach der Julius- wie nach der Februarrevolution war Frankreich der Verbündete Englands

und in einer gewissen Abhängigkeit von demselben. Diese Abhängigkeit dauerte, bis der Einfluß Frankreichs in Italien und in Spanien wieder befestigt war; so wie dieß geschehen, trat Frankreich fester auf. Es war die Politik Ludwigs XIV, wie Napoleons, an der Spitze der romanischen Nationen gegen die Militärmonarchien des Ostens, wie gegen die Seemacht Englands aufzutreten; darum betrachtet England alles, was die Marine der pyrenäischen Halbinsel hebt, mit eifersüchtigem Auge,[1] denn man erinnert sich dort sehr wohl an die Zeiten, wo die spanischen und französischen Flotten den Engländern viel zu schaffen machten. Die freundlichen Gesinnungen, welche Palmerston kürzlich für die jetzige französische Regierung zur Schau trug, sind also sehr natürlich. Gelingt es England den französischen Einfluß in Spanien und Portugal ganz zu brechen, so ist Frankreich in einer Lage, wo es entweder ganz mit Rußland oder ganz mit England gehen muß, aber keine selbständige Politik mehr befolgen kann, abgesehen davon, daß seine Macht im Mittelmeere so gut wie gebrochen ist, der Neffe müßte denn die Traditionen des Oheims mit größerem Glück durchführen als dieser, wozu in Deutschland und in Italien die Vorbedingungen durchaus fehlen. Man darf sich also nicht wundern, daß außer England auch Rußland die Prorogation der Macht Ludwig Napoleons mit Vergnügen sehen würde, denn wenn es sich nur noch darum handelt, ob sich Frankreich mit seiner Allianz England oder Rußland zuneigt, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich für Rußland entscheidet, wie es aber schon unter der Restauration und dem Juliuskönigthum einzelne Staatsmänner gab, von denen der eine sich mehr für eine englische, der andere mehr für eine russische Allianz aussprach, so würde es dann eine englische und eine russische Partei geben, wie jetzt in Spanien eine französische und eine englische.

(Fortsetzung folgt.)

Reise durch einen Theil Russisch-Polens.

Zweiter Abschnitt.

(Vergl. Nr. 78—81.)

Der Weg von Petrikau nach Widawa, einem kleinen Städtchen an der Widawka, die in die Warthe fließt, lieferte mir einen Beweis der theilweisen Verwilderung des polnischen Bauers und des ungeordneten Zustandes dasiger Gerichtspflege. Es war noch früh am Morgen, als wir durch ein Dorf kamen, das wie von Menschen verlassen schien. Einzelne Kinderköpfe lugten da oder dort aus den niedrigen Thüren und kleinen Fenstern der Hütten, zogen sich aber bei unserer Annäherung schnell zurück. Etwa in der Mitte des Dorfes fanden wir mehrere Personen vor einem Hause versammelt, durch dessen Fenster sie eifrig hinein schauten, ohne daß ihre Mienen ein Zeichen von Theilnahme verriethen. Neugierig gemacht, ließ ich halten und trat näher; aber man blickte mich von der Seite an und gab auf meine Fragen keine Antwort: ich ging also hinein und fand hier eine Gruppe, die mir noch jetzt bei der Erinnerung das Blut erstarren macht. Auf einem elenden Lager saß eine alte Frau, deren kurzes graues Haar wirr um den Kopf hing; ihre Hände waren gefaltet, ihr Auge gesenkt; doch von Zeit zu Zeit erhob es sich und blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Haß auf einen Mann von etwa dreißig Jahren, der unbeweglich an einem Tische saß und das Gesicht in den Händen verbarg. Bei meinem Eintritt hatte er den Kopf erhoben, mich stumm betrachtet und ihn dann wieder gesenkt. Drei Kinder, von denen das älteste höchstens 7 Jahr zählen mochte, saßen auf der Erde zusammengekauert und schluchzten laut. Der Gegenstand ihres Schmerzes aber war ein junges Weib, ihre Mutter, die bleich und starr auf dem Fußboden lag. Auf ihrer entblößten Brust klaffte eine tiefe Wunde und das bereits geronnene Blut war daraus auf die Diele geströmt. Durch das einzige von den Neugierigen geöffnete Fenster der Stube brachen die Strahlen der Morgensonne und beleuchteten die Todte. — Entsetzt fragte ich den Mann, wer diesen Mord begangen habe? „Ich selbst," sagte er trocken, und verfiel wieder in seine Starrheit. Da richtete sich die Alte hoch im Bette empor und erzählte mit steigender Wuth, wie er, ihr Schwiegersohn, die sanftmüthige Tochter schon längst mißhandelt und oft zu erstechen gedroht; immer sey sie aber dazwischen getreten. Heute früh nun habe er ihren Morgenschlaf benutzt und die Tochter um ihren einzigen Schatz, ein Halsband von Granaten, gebeten, welches er in die Stadt zum Verkauf habe tragen wollen. Diese aber, welche das Geschenk der Mutter ihren Kindern bewahren wollte, verweigerte die Herausgabe —, es kam zum Wortwechsel, und die Mutter, durch einen Schrei erweckt, sieht nur noch wie die sterbende Tochter zu Boden sinkt und der Mann das Messer aus ihrer Brust zieht, auf den Tisch schleudert und höhnisch ruft: „da, nun habe ich doch das Halsband!"

Vergebens suchte ich in dem Gemüth dieses Mannes Abscheu gegen die That oder Reue zu erwecken: stumpfsinnig hörte er die Verwünschungen der Schwiegermutter; auch die weinenden Kinder schien er nicht zu bemerken; eben so gleichgültig ließ ihn das Gaffen der Nachbarn. Zu diesen trat ich hinaus, und fragte, ob denn niemand nach der Stadt gelaufen sey, die Sache anzuzeigen? „O, nein" — sagten sie; „wir warten bis jemand hier durchkommt, das geht uns nichts an." — Als ich nach Widawa kam, machte ich selbst Anzeige von dem Vorfall, man hörte mich jedoch gleichgültig an, versprach zwar Bericht nach Kalisch zu erstatten, allein dort erzählte man mir noch ganz andere Dinge von der Langsamkeit der Gerichte, so daß ich bezweifle, es sey zur Bestrafung des Mörders geschritten worden. Hingegen soll in der Hauptstadt selbst und in deren Nähe ein rascherer Geschäftsgang herrschen. Uebrigens gibt sich die russische Regierung jetzt große Mühe, Leben und Industrie in jene Gegenden zu bringen, und sieht namentlich deutsche Ansiedler sehr gern, weil sie in den unzerstörbaren Antipathien zwischen Deutschen und Polen ein Bollwerk für sich zu errichten hofft, da sie den Letztern immer noch mißtraut. — Je mehr wir uns Kalisch näherten, um so besser wurden die Wege, auch die Gegend ansprechender und belebter. In einiger Entfernung exercirten Abtheilungen russischen Militärs, doch konnte ich die Uniformen nicht erkennen. Wir erreichten Opatowek, ein kleines Städtchen, das wichtige und schöne Anlagen hat. So z. B. befindet sich hier eine berühmte und großartige Brauerei, deren Product weithin verfahren wird; auch kommen täglich die Bewohner von Kalisch, das nur eine Meile entfernt liegt, hierher, theils des guten Biers, theils der reizenden Gartenanlagen willen, welche die Brauerei umgeben und ihr das Ansehen eines Schlosses verleihen. Auch ist hier eine der größten Tuchfabriken Polens, die freilich durch die Revolution von 1830 bedeutend gelitten hatte, sich aber schon nach zwei Jahren zu erholen anfing und jetzt eine großartige Ausdehnung gewonnen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Revolutionärer russischer Katechismus. Das Echo du Mont-Blanc meldet von einem durch ausgewanderte Russen verfaßten und in großer Anzahl verbreiteten revolutionären Katechismus in Rußland, und gibt Auszüge, die freilich nach westlichen Vorbildern riechen

[1] Eine fast drollige Kundgebung dieser Gesinnung liefert der Morning Herald vom 26 Mai in einem Artikel über die Angelegenheiten Portugals, wo es heißt: „die nächsten Reformmaßregeln sollten darin bestehen, die Armee um ein Drittheil zu vermindern und die übermäßigen Ausgaben des Hofes zu bescheiden. Auch in den Ausgaben für die portugiesische Marine sollte eine große Verminderung vorgenommen werden. Wenn man die portugiesischen Werften ganz beseitigte, und den Bau englischen Schiffbauern überließe, könnte der Aufwand um mehr als ein Drittheil, vielleicht um die Hälfte, ermäßigt werden; auch die Manie zu fabriciren sollte aufgegeben, und die Zölle auf fremde Waaren ermäßigt werden. Mit diesen Reformen und der Ermäßigung des Hofstaats nach den Mitteln des Landes könnte die Königin noch auf dem Thron erhalten werden."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 154. 28 Junius 1851.

Die Insel Axholme.

Da es nicht wenige Engländer gibt, welche, obgleich sie ihr Vaterland nach allen Richtungen durchreist hatten, über die Insel Axholme keine Auskunft zu geben vermöchten und sie für eines der Felsennester ansehen zu müssen glauben, welche nach einer schottischen Sage der Teufel in seinem Zorne über den erfolgreichen Bekehrungseifer des h. Fillan von der Westküste Schottlands abgerissen und in die ferne See geschleudert hatte, so sollte es mich nicht wundern, wenn man in Deutschland von dieser Insel keine genauere Kenntniß hätte und neugierig wäre, etwas näheres über sie zu erfahren. Um diese lobenswerthe Wißbegierde zu befriedigen, bemerke ich einleitend, daß sie durchaus zu England und zu dem Theile von Lincolnshire gehört, welcher westlich von dem Trent-Flusse liegt und daß ihre ganze Länge kaum über sechs, die Breite aber knapp zwei Stunden beträgt; ferner, daß sie so flach und eben ist, wie das Flußgebiet des Po da, wo er zaudernd dem Meere entgegentritt. Wenn man auf einem Höhepunkt am Ufer des Trent steht, sieht man stundenweit einen Landstrich vor sich, welcher von unzähligen Canälen und Wassergräben durchschnitten ist, zwischen denen sich eine Fülle von Dörfern mit altmodischen rothen Ziegeldächeen erhebt; da und dort zeigt sich eine Gruppe hoher Pappeln, oder eine Reihe Windmühlen, die sich schläfrig drehen und der Thurm einer alten Kirche mit dem nahen Pfarrhaus und seinem von duftigem Buschwerk umgebenen Garten. Einen weitern Spielraum haben Auge und Phantasie nicht, sie müßten sich denn in den Wolken ergehen wollen.

Man sieht, daß der Umriß dieses Landschaftsbildes eine auffallende Aehnlichkeit mit der holländischen Scenerie hat, und ich war gar nicht erstaunt als ich erfuhr, daß eine holländische Colonie diese Fläche entwässert und angebaut habe. „Die Insel Axholme und ein Theil der angränzenden Bezirke," sagte mir der wohlehrwürdige Hr. Milnes, Prediger einer Dissenter-Gemeinde am östlichen Saume der Insel, hieß einst „The Level of Hatfield Chase." König Karl der Erste überließ dieses Gebiet einem rüstigen Holländer, Cornelius Vermuiden und einer Anzahl seiner Landsleute, welche sich anheischig machten, das Land zu entwässern und anzubauen. Die Holländer hatten in der ersten Zeit manchen harten Strauß mit der ungehobelten und eifersüchtigen Masse der umwohnenden Eingebornen zu bestehen; der „Dutchman" hat aber bekanntlich von dem Himmel eine Ausdauer erhalten, welche jede Probe besteht, und unsre Colonisten machten keine Ausnahme von dieser Regel. Nach Jahr und Tag war „The Level of Hatfield Chase," früher eine öde Sumpf-, Moor- und Haidefläche, in ergiebiges Land umgewandelt. Jene thätigen, umsichtigen „Burghers" haben viele Spuren ihrer Herkunft in den Namen van Dörfern und Familien zurückgelassen, und was mehr ist, sie haben den Bewohnern der Insel Axholme den Fleiß, die Besonnenheit, die Sparsamkeit und die Reinlichkeit vermacht, welche Holland unter fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu seiner Macht und Wohlhabenheit verhalfen."

Der Ackerbau ist der Hauptnahrungszweig auf Axholme, und wie man Lincolnshire den Garten van England zu nennen pflegt, so ist Axholme anerkanntermaßen der Garten von Lincolnshire. Umsicht, rastlose Thätigkeit und gute Märkte haben der Bevölkerung große Vortheile erringen helfen, obgleich die Natur des Bodens nicht so günstig ist wie in vielen andern Theilen Englands. Durch das sogenannte „Warping" oder Unter-Wassersetzen des Bodens, um ihn durch den Rückstand zu düngen, hat man dessen Ergiebigkeit bedeutend gesteigert und der Preis des Landes ist von Jahr zu Jahr höher gegangen. Dieses Verfahren besteht darin, daß man den Trent zu einer Art von künstlichem Nil machte. Das Land, dessen Ertragsfähigkeit man heben will, wird mit einem zeitlichen Damme umgeben; Canäle, welche mit dem Fluß in Verbindung stehen, geben ein sicheres und leichtes Bewässerungsmittel ab; überdieß führt die rasche Strömung einen reichen Niederschlag aus dem Bette des Humber herüber. Die Schleusen werden geschlossen, die Strömung tritt zurück und während das Wasser sich senkt, setzt es den befruchtenden Niederschlag ruhig auf die bezeichnete Fläche ab. Dieses Verfahren, welches ein volles Jahr Tag um Tag wiederholt wird, hebt den Boden, macht ihn ergiebig und regt zu neuee Thätigkeit an. Die Kosten eines solchen Unternehmens werden zu 12 Pfd. St. auf den Morgen angeschlagen, aber die Ertragssumme steigert sich um 1 bis 2 Pfd. St. jährlich — eine in unsern Tagen ganz erkleckliche Rente. Natürlich macht man in dem ganzen Bezirke Gebrauch von den Vortheilen des „Warping," und die ebene Lage des Landes bietet die größte Leichtigkeit dar, es überall in Anwendung zu bringen. Bewässerungsgräben ziehen sich meilenweit in das Land hinein, indem sie in Parallel-Linien fortlaufen, fast wie die Furchen eines Rübenfeldes. Wenn sie ihren eigentlichen Zweck erfüllt haben, werden sie oft zur Bewässerung der Felder benützt und, wenn ich recht verstanden habe, braucht man sie sogar als Canäle für den Transport der Erzeugnisse des Bodens.

Man versteht sich hier besser als in irgend einem Theile dieses Landes auf die Ackerbaukunde; als Sachunverständiger warf ich die Bemerkung hin, die Axholmer seyen im Landbau eben so weit vorgeschritten wie die Bewohner von Berwickshire, sah mich aber streng zurechtgewiesen, indem man behauptete, kein Theil des Nordens sey besser angebaut. Hinsichtlich der mannichfachen Ackerbaugeräthschaften bemerkte ich keinen Unterschied; Weizen

und Kartoffeln werden von dem Landmann am meisten berücksichtigt und man nimmt an, daß beide in demselben Boden gleich gut gedeihen. Ein leichter, stark mit Sand gemischter Lehm soll für den Kartoffelbau nicht günstig seyn, je schwerer der Boden, sagte man mir, desto reicher, gesünder, zeugungskräftiger die Ernte. Im Jahre 1850 war der Ertrag über alle Erwartung günstig ausgefallen und von kranken Knollen war keine Rede. Ein reicher Gutsbesitzer hatte nicht weniger als 300 Morgen Landes mit Kartoffeln bepflanzt und „Sack für Sack," sagte er, muß mir sieben Schilling bringen; demungeachtet eiferte er lebhafter als irgend jemand in dem Districte gegen die Möglichkeit, bei freier Einfuhr mit den „Fremden" concurriren zu können. Ein anderer Gutsbesitzer, mit welchem ich mich unterhielt, hatte schon im Sommer über 400 Säcke zu 5½ Schill. verfügt, und auf Weihnachten die doppelte Anzahl zu 7 Sch. zu liefern versprochen. Er bereute seine Uebereilung, da bald höhere Preise zu erwarten seyen.

(Schluß folgt.)

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Diese Verhältnisse geben der Frage über die Prorogation oder Nicht-Prorogation der Gewalten Ludwig Napoleons, über die Fortdauer der Republik oder die Rückkehr der Monarchie eine sehr umfassende Bedeutung. Es ist nicht bloß der moralische Eindruck, den die Fortdauer der Republik nothwendig machen muß, es handelt sich dabei zugleich um die jetzigen Machtverhältnisse in Europa. Man kann sich deßhalb die ungeheure Spannung in Bezug auf den Ausgang der Revisionsfrage sehr leicht erklären: sie herrscht hauptsächlich in den höhern Classen, welchen die politischen Verhältnisse Europa's geläufig sind; selbst die Frage über die Fortdauer der Republik ist den letztern untergeordnet. Was sind die Aussichten Ludwig Napoleons? Wir haben wiederholt ausgesprochen, daß wir sie nicht für sehr günstig halten: er hat der Lage der Sache zufolge zu bedeutende und zu zahlreiche Feinde. Was aber das schlimmste für ihn, ist sein eigener Charakter: so hartnäckig seine kaiserlichen Prätensionen sind, so schwankend und ungleich ist sein Benehmen, weder die monarchischen Parteien, mit denen er jahrelang gegangen, noch die Republikaner, denen er indirect durch den Constitutionel und die Aussicht auf Abschaffung des Gesetzes vom 31 Mai die Hand reichte, setzen das mindeste Vertrauen in ihn. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, der republikanischen Partei, namentlich Cavaignac und seinen Freunden, liege so viel an dem Gesetz vom 31 Mai; wenn die Republik nur durch dieses Gesetz, das dem flottirenden, unseßhaften Theil der Bevölkerung das Wahlrecht nimmt, sich erhalten ließe, so wäre sie nicht lange zu behaupten; ihre Macht liegt in der Uneinigkeit ihrer Feinde, und diesen Vortheil wollen sie nicht durch ungeschickte Versuche, das Gesetz vom 31 Mai 1850 abzuschaffen, verscherzen. Darum geht das Petitionnement für dessen Abschaffung nur schwach, und die Republikaner haben die ihnen durch Hrn. Veron, der ein unbezahlbares Sujet für das Charivari geworden ist, gebotene Hand zurückgewiesen. Eine Anknüpfung mit den Generalen der Assemblée, welche Persigny durch seinen Besuch bei Gen. Changarnier versuchte, ist noch unglücklicher ausgefallen. Man sieht in allen diesen Schritten ein unsicheres Herumtappen nach einem Ausgangspunkt, der sich nicht finden will.

Der Leser wird sich das Schreiben an Hr. Ed. Ney, der Botschaft vom 31 October und der Rede in Dijon erinnern, die alle drei kurz nach ihrem Erscheinen verläugnet worden sind. Mit solchem Benehmen erwirbt man sich weder Ansehen noch Achtung. Die Rede in Dijon, die bekanntlich in zwei Versionen existirt,[1] hat den ganzen Groll der Assemblée gegen den Präsidenten, einen Groll, in den sich noch überdieß sehr wenig Furcht zu mischen scheint, wieder aufgeregt, und es ist eine anerkannte Sache, daß diese Rede zum Ausfall der Wahlen in den Revisionsausschuß nicht wenig beigetragen. Von Erlangung einer Mehrheit von ¾ der Stimmen ist schon lange keine Rede mehr, es fragt sich aber jetzt sogar, ob auch nur die relative Mehrheit zum Vorschein kommt, denn die Abstimmungen bei der Wahl in den Revisionsausschuß lassen daran zweifeln. In diesem Ausschuß sitzen acht Revisionisten und sieben Antirevisionisten; aber abgesehen, daß fast alle Revisionisten sich ausdrücklich für die legale Revision erklärt haben, und der Präsident nur Einen entschiedenen Anhänger darin hat, Hrn. Dufaure, so kann man namentlich Hrn. Tocqueville, der sich bloß für Verbesserung der republikanischen Institutionen ausgesprochen, und welcher noch überdieß zum Berichterstatter des Ausschusses gewählt wurde, kaum als Revisionisten rechnen; zählt man die 25 Stimmen, die er in seiner Abtheilung erhielt, zu den Antirevisionisten, so haben letztere 300, die Revisionisten nur 288 Stimmen abgegeben. Das Resultat soll im Elysée eine wahre Bestürzung erregt haben. Die Gerüchte von Staatsstreichen sind verstummt, die allzeit fertigen Entdecker von „Lösungen" sind gleichfalls fast alle stumm geworden, und nur Hr. Veron hat noch Eine in Aussicht, allerdings die einzige, die keinen Staatsstreich voraussetzt, oder einen zur Folge haben müßte; diese ist, die Sache ihren Gang gehen zu lassen bis zum Mai 1852, und wenn dann, woran nicht gezweifelt wird, Napoleon Bonaparte eine bedeutende Mehrheit erlange, von dem §. 45 Umgang zu nehmen und im Amte zu bleiben, da die Assemblée nicht wagen würde, einem solchen Ausdruck des allgemeinen Volkswillens ein Veto entgegen zu setzen. Namentlich fragt man die Anhänger des allgemeinen Wahlrechts höhnisch, ob sie dem deutlichen Ausspruch der Massen des Volks, sich zu widersetzen beabsichtigten. Wie viel chimärisches in den Hoffnungen des Elysées liegt, namentlich wenn nicht vorher das Gesetz vom 31 Mai 1850 aufgehoben wird, wollen wir nicht herausheben, und nur bemerken, daß die öffentliche Meinung sich immer mehr zu der Ansicht hinzuneigen scheint, der gefürchtete Mai 1852 werde ganz ungefährdet vorübergehen, der jetzige Präsident von seinem Stuhl herab, und ein anderer auf denselben hinaufsteigen.

Der höhnische Ausfall Changarniers auf den neuen Cäsar, dem keine verführten Prätorianer zu Gebot stehen würden, ist ein Beweis, daß man auf die Person des Präsidenten keine Rücksicht mehr nimmt, und ist ein schlimmeres Zeichen für seine Aussichten als irgend ein anderes. Die Republikaner, die Orleanisten und ganz zuverlässig ein sehr großer Theil der Legitimisten wollen eine Verlängerung der Gewalt des Präsidenten in keinem Falle, und es ist nicht abzusehen, wie die Revisionisten sich über einen bestimmten Plan vereinigen sollten, da die verschiedenen Parteien etwas ganz verschiedenes damit erreichen wollen. Somit haben die Republikaner den Vortheil sagen zu können: „weßhalb

[1] Der Präsident soll sein Manuscript alsbald nach dessen Verlesung beim Gastmahle verbrannt und nach einer in Dijon gepflogenen Berathung den Minister Faucher ermächtigt haben, die Rede nach seinem Gutdünken zugeschnitten in den Moniteur einrücken zu lassen. Der Fall gab Anlaß zu einem ergötzlichen Bild des Charivari, auf dem eine völlig nackte Figur, die Wahrheit, spornstreichs auf das Bureau des Moniteur zuläuft, aber von L. Faucher, der sie hinten an den Haaren anfaßt, eingeholt, und mit der Zurechtweisung zurückgehalten wird, es sey doch gar zu unanständig, so völlig nackt aufzutreten

wollt ihr das Land durch die Revision in Unruhe stürzen, da ihr doch wegen eurer Uneinigkeit keine durchsetzen könnte, auch wenn ihr für den allgemeinen Satz, daß eine Revision nothwendig sey, die nöthige Mehrzahl der Stimmen erhalten solltet." Aber auch in Bezug auf die öffentliche Stimmung ist dieß Gezänk der Revisionsmänner den monarchischen Interessen durchaus nachtheilig, es heißt dem Volke jeden Tag sagen, daß ihm die Entscheidung über die Interessen des Landes, der Frage über Monarchie oder Republik anheimgegeben sey; heißt dieß nicht, selbst wenn die Mehrzahl der Stimmen der Monarchie sich günstig erklärt, die monarchische Grundlage schwächen, ja aufgeben? Der seit zwei Monaten dauernde Streit über die Revision hat dem monarchischen Princip zuverlässig mehr geschadet, als die vier letzten Jahre der Republik. Die Legitimisten haben sich vollends zu Grunde gerichtet, und nur die Orleanisten mit der nöthigen Besonnenheit gehandelt; es ist der Grundsatz dieser Familie, daß Frankreich über sich selbst zu entscheiden habe, man hat aber diesen Grundsatz absichtlich im Wagen gelassen, die Prätensionen sind nicht hervorgetreten, wie von Seite der ältern Linie, die Prinzen wünschen bloß in die ihnen mit Unrecht versagte Heimath zurückzukehren, und hüten sich wohl, die Bemerkung voranzustellen, daß sie doch auch, so wenig als der Graf von Chambord, gewöhnliche Bürger in Frankreich seyn können. Wenn eine Umkehr zur Monarchie in Frankreich eintritt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie zu Gunsten der Orleans, und nicht zu Gunsten der ältern Linie, noch weniger zu Gunsten der Napoleoniden erfolgt. Das Verdienst dieser günstigen Stellung gebührt ohne Zweifel hauptsächlich Hrn. Thiers, der die innern wie die äußern Verhältnisse mit gleich scharfem Auge auffaßt, und, die Schwierigkeiten wohl fühlend, sich so still hält und so unscheinbar macht, wie möglich: least said is soonest mended.

Sehen wir von dem Streit zwischen Monarchie und Republik gänzlich ab, so muß man gestehen, daß die Verlegenheiten, welche die Lage Frankreichs darbietet, jetzt vor die rechte Thüre gelegt sind, vor die der politischen Parteien; die Masse des Volks ist gewiß zu 99 Hunderttheilen gegen die Regierungsform indifferent, und verlangt nur möglichst gut regiert zu werden; zugleich macht das ungeheuer erweiterte Stimmrecht es nothwendig, die öffentliche Meinung aufs äußerste zu schonen, was um so schwerer ist, als die einzelnen Verhältnisse, wenn auch nicht die allgemeineren Beziehungen, völlig durchsichtig werden, und die Träger der Gewalt, wie ihre Werkzeuge dem öffentlichen Urtheil in einem bis jetzt nicht bekannten Grade bloßstehen. Gerade dieser Umstand ist es, welcher die Führer der Parteien außerordentlich vorsichtig macht: wer kann angeben, was die Legitimisten mit ihrer totalen Revision beabsichtigen, was die Orleanisten zunächst für ein Auskunftsmittel erfinnen, um die Rückkehr der Familie Orleans nicht für immer abzuschneiden, und doch, wie es unvermeidlich ist, vorerst mit den Republikanern gemeinsam zu handeln? Ist nicht die Totalrevision, für welche sich der Revisionsausschuß erklärt hat, eine baare Spielerei? Wenn die Revision auch in der Assemblee angenommen würde, was durchaus unwahrscheinlich ist, würde sich die neugewählte Constituante an die etwaigen Vorschriften des Revisionsausschusses kehren? Würde sie nicht vielmehr ihre Machtvollkommenheit geltend machen? Wenn man die letztern Fragen nur bejahen kann, so erscheint die ganze Revisionsgeschichte wie ein großes Trugbild, das dem Volke, vielleicht dem Elysee, und zuverlässig auch den fremden Mächten, die bei dem Ausgang so sehr betheiligt sind, vorgemacht wird. Unsere früher schon gemachte Bemerkung, daß man das Revisionsgeschäft in die Länge zu ziehen und dann zu vereiteln suchen werde, findet darin eine Bestätigung. Gewiß ist nur, daß der Präsident eine Verlängerung seiner Gewalt sucht, und daß sehr mächtige und einflußreiche Personen ihm darin feindlich gegenüberstehen, während ein schwacher Einfluß im Innern und ein mächtiger von außen her ihn auf alle Weise unterstützen.

(Schluß folgt.)

Ein seltsames uraltes Begräbniß in einer christlichen Kirche in Nordengland.

Die uralte Sacristei der Kirche zu Whitburn, jetzt im District von Durham, so meldet der „Sunderland Herald" vom Mai d. J., ist neuerlich weggeschafft worden, und während die Arbeiter die nothwendigen Aushöhlungen zur Legung von Röhren auf dem Fleck, wo sie stand, machten, entdeckten sie das Gerippe eines Mannes und eines Pferdes, aus deren Lage zu ersehen war, daß sie miteinander begraben seyn müssen. Das Skelett des Mannes ward an der Nordseite des Pferdes gefunden, und sein Kopf lag in Stein gefaßt und in der Richtung nach Westen. Aus der Länge der Menschenknochen zu schließen, maß der Mann sieben Fuß lang gewesen seyn; der untere Kinnbacken mißt 13 Zoll und enthält 16 Zähne, die alle vollständig ist. Es fand sich keine Spur eines Sarges oder irgend eines andern Dinges zur Bezeichnung der Zeit, wann diese eigenthümliche Beerdigung stattgefunden. Vermuthlich ist die Annahme der Periode der dänischen Herrschaften in Nord- und Mittelengland vor tausend Jahren und etwas später die richtige. Denn es ist bekannt genug, daß sich die heidnischen Dänen häufig mitsammt ihren Pferden begraben ließen, und als sie mit Schrecken in Nordengland, dem damals sogenannten Northumberland, regierten, wer durfte es ihnen verwehren, wenn jemand sich sammt seinem Pferde in einer christlichen Kirche begraben lassen wollte?

Reise durch einen Theil Russisch-Polens.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Von hier bis Kalisch fährt man auf guter Chaussee, und gern ruht das Auge auf den hübschen Villen und Gärten zur Seite derselben. Auch gibt uns die Einfahrt in die Stadt selbst den günstigen Begriff von derselben, den sie bei näherer Kenntniß rechtfertigt; besonders behaglich ist dieser Umstand für den Fremden, der, wie wir auf unserer Tour, an die kleinen elenden Städtchen gewöhnt, sich nun in einer wahrhaft großen Stadt befindet. Ueberall tritt man in schöne, breite und freundliche Straßen, geschmückt mit palastartigen Gebäuden, unter denen vorzüglich das alte Schloß und das große elegante ehemalige Cadettenhaus hervorzuheben sind. Kirchen gibt es verhältnißmäßig viele, von außen ziemlich unscheinbar, im Innern aber um so prächtiger. Wir fanden sie zahlreich besucht; aber die Haltung der Betenden war eine ernste, würdige, und nirgend sah ich hier Personen mit ausgestreckten Armen auf der Erde liegen, wie in Czenstochau. — Auffallend waren mir die Mönche und Nonnen, welche hier nicht nur in den Kirchen, sondern auch auf den Straßen, letztere unverschleiert, herumgehen; sie besuchen die Wohnungen der Armen und finden gewiß Gelegenheit, mehr Gutes zu thun als wenn sie hinter ihren Mauern eingeschlossen bleiben und das Elend nur vom Hörensagen kennen lernen. Auch werden sie nie durch Neugier oder Zudringlichkeit belästigt, sondern man erzeugt ihnen im Gegentheil überall Achtung. Zur Zeit der Revolution haben sich namentlich die zarten Ordensfrauen rühmlich hervorgethan, indem sie sich muthig auf die Schlachtfelder wagten und mit größter Lebensgefahr die Verwundeten zu verbinden und die Sterbenden zu trösten suchten.

Ich näherte mich einer solchen Nonne, als sie am Eingang zur Kirche Almosen austheilte und bat ihr ein Geschenk zu gleichem Zwecke an. Sie nahm es mit freundlichem Danke, und sagte mir in sehr geläufigem Französisch (da sie an meiner Sprache wohl den Ausländer erkennen mochte), sie sey jeden Morgen um dieselbe Stunde in dieser

Kirche und wolle mir zum Dank einige russische Spitzkugeln mitbringen, die sie damals, kaum in den Orden getreten, auf dem Schlachtfelde von Ostralenka aus den Wunden sterbender Polen geschnitten. Mit jugendlichem Feuer erzählte mir die ehrwürdige Frau von den Heldenthaten ihrer Landsleute — und wie eine Schwester von ihr, welche mit dem Bräutigam in der Uniform des Regiments marschirt, sich — nachdem derselbe gefallen, muthig gegen fünf Feinde vertheidigte und zwei derselben tödtete, bis sie von den drei andern endlich niedergestoßen ward. — Am nächsten Morgen verfügte ich mich wieder in diese Kirche und erhielt drei Spitzkugeln, die ich nicht ohne Wehmuth betrachtete und als Andenken in die Heimath mitbrachte.

Der Zudrang der „Faktors" ist hier, am Zusammenfluß so vieler Fremden, ungeheuer; doch wir waren ja von Petrikau bereits daran gewöhnt, und versorgten uns bald mit einem solchen, der uns eine förmliche Sauve-Garde war, da er uns von der Zudringlichkeit der andern befreite, aber gar oft von den Minderbegünstigten arg geschimpft wurde. Diese Faktors sind bedeutend brauchbarer als unsere Lohnbedienten; mit einem Blick haben sie den Reisenden gemustert, und war diese Musterung günstig, so wird er von dem zerlumpten bärtigen Cicerone in der Regel in ein großartiges neugebautes Hotel, dicht am Thore, welches gegen die preußische Gränze, nach Ostrowo zu, gelegen ist — geleitet, wo man wahrhaft gut untergebracht ist und sogar Betten bekommen kann, was außer Warschau — und selbst da nur in einigen Hotels — in keiner andern polnischen Stadt der Fall ist, da der Pole sich auf seinen Reisen stets eine Matratze, ein Kopfkissen und eine wattirte Decke mitnimmt und im Gasthofe nur eine Bettstelle und einen Strohsack verlangt. Außer den Hotels sind aber auch viele Privatwohnungen zur Aufnahme von Fremden bereit, und man wird dann ebenso gut mit allen Bedürfnissen versorgt, nur muß man stets eine offene Hand haben. — Wir waren mit unserem Hotel sehr zufrieden und fanden auch die Rechnung nicht übertrieben; es war aber auch nicht die Zeit der „Saison," — über die ich mich gleich näher aussprechen will.

Um Kalisch in seinem eigentlichen Glanze zu sehen und ein treues Bild des polnischen Lebens zu erhalten, muß man es eben in dieser „Saison" besuchen. Es ist dieß die Zeit vom 20sten bis etwa 30sten Juni, wo fast sämmtliche Gutsbesitzer selbst aus einer Entfernung von mehr als zwanzig Meilen hinkommen, um ihre Jahresgeschäfte abzumachen; hierzu gehören Güteran- oder Verkäufe, Pachtungen oder Verpachtungen derselben; Einziehung der Interessen von außenstehenden Capitalien oder Aufnahme solcher; Contractsabschlüsse über zu lieferndes Holz, Eisen, Spiritus, Getreide, Wolle und dergleichen. Ferner An- und Verkäufe von Pferden, Schafen, Rind- und Schwarzvieh; endlich aber, um das fürs nächste Jahr nöthige Personal zu miethen, wie: Priester, Lehrer, Secretäre, Gouvernanten, Verwalter, Brenner, Förster, Gärtner, Ackervögte, Knechte und Mägde. — Da es auffallend erscheinen könnte, wenn ich unter den hier Genannten auch Priester aufführe, so muß ich bemerken, daß dem wirklich so ist: denn viele Gutsherren miethen dergleichen auf bestimmte Jahre. So war es z. B. in dem Dorfe Kaczewitz, welches 28 Bauern zählte, ein herrschaftliches Schloß besaß, dessen Besitzer aber abwesend war und es verpachtet hatte, der Fall, daß der Contract mit dem Geistlichen auf sechs Jahre, bei halbjähriger Kündigung von beiden Seiten abgeschlossen wurde; derselbe erhielt vom Dominium an Gehalt jährlich 240 poln. Gulden — circa 41 Rthlr. Pr., — 12 Schäffel Roggen, 4 Schäffel Weizen, 4 Schäffel Erbsen, 24 Schäffel Kartoffeln, 4 Schäffel Heide — Buchweizengrütze — ein Haus mit Stall und Garten, ein paar Kühe und etwa 20—25 Morgen Acker, welchen ihm die Bauern mit ihren Zügen bearbeiten mußten. Von diesen erhielt er ferner die festgesetzten Spesen für Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse, oft auch noch etwas Getreide — vom Dominium eine gewisse Anzahl Klafter Holz, so wie Raff- und Leseholz nebst Streu aus dem Forste, welches alles ihm die Bauern anfahren mußten. Da diese Geistlichen in der Regel größtentheils ganz ungebildet sind, so kommt es häufig vor, daß sie von den Unterthanen in der Schenke freigehalten werden, was leider nicht selten zu Mißbräuchen führen soll.

Wenn man nun bedenkt, daß um diese Zeit die meisten Gutsbesitzer auch noch ihre Frauen und Familien nach Kalisch mitbringen, und die Massen der untergeordneten Personen, so wie der Handelsleute berechnet, welche alle in den wenigen Tagen dort zusammenkommen, um ihren Vortheil wahrzunehmen, so wird man sich nicht wundern, wenn ich sage, daß viele ihr Unterkommen auf den nächsten Dörfern suchen müssen; denn die Stadt ist dann mit Menschen so überfüllt, daß selbst Scheunen und Ställe nicht ausreichen, und anständige Wohnungen schon Wochen vorher bestellt seyn müssen. Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß der gemeine Pole durchaus nicht difficil in Betreff seines Lagers ist, und selbst der Vornehme sich zu behelfen versteht. Es kommt im Winter bei hartgefrornen Wegen öfter vor, daß ein Gutsbesitzer mit seiner Familie mit Bedienten und Kammerjungfer — welche nie auf den kleinsten Touren fehlen darf, sobald Damen daran Theil nehmen — zu einem entfernten Freunde fährt, unterwegs noch einen Bekannten und dessen Familie zur Theilnahme an der Reise beredet und dieß vielleicht auf vier, fünf Gütern wiederholt, bis statt eines Wagens deren wohl sieben bis acht am Ziel anlangen, so daß man, wenn man die Beschränktheit des Raumes der dortigen Schlösser berücksichtigt, erstaunt fragen möchte: wo so viele Menschen untergebracht werden können? Und doch geht die Sache ganz gut. Sobald die Betten nicht mehr ausreichen, lagern sich die Herren alle auf Sophas oder zusammen auf Matratzen von Stroh, die man ohne Umstände auf die Erde legt, und bedecken sich mit Decken und Pelzen, die sie im Wagen mitgebracht; die Dienerschaft liegt, in ihre Pelze gehüllt, in Ställen oder auch auf Hausflur und Treppen, was für den Fremden einen sonderbaren Anblick gewährt. Am Morgen wird rasch alles in Ordnung gebracht und die Gesellschaft bleibt oft eine ganze Woche lang sehr vergnügt beisammen.

Viel Unterhaltung gewährte mir in Kalisch das Gewimmel der Juden auf Straßen und Plätzen, und ihre unzähligen Anpreisungen der Waaren, welche sie zu verkaufen wünschen; die meisten trugen noch ihre Talare, aber Hüte statt der hohen Mützen; doch jetzt werden sie die erstern überall ablegen müssen, was ihnen gewiß schwer ankommt, da eine neue Verordnung ihnen die orientalische Tracht verbietet. Vielleicht will die russische Regierung damit den Grund zu ihrer Emancipation legen. Am ersten Morgen meines Aufenthalts daselbst war ich sehr erstaunt, zu früher Stunde, wo ich noch im Bett lag, die Thür meines Zimmers sich leise öffnen und eine hübsche Jüdin eintreten zu sehen, die mir in einem Glaskasten Schmucksachen zum Verkauf anbot. Ohne die geringste Verlegenheit näherte sie sich meinem Bette; ich wies sie lächelnd in das Nebenzimmer zu meiner Frau und Schwester, die kaum erwacht, nicht weniger verwundert die fremde Erscheinung betrachteten; doch bald entspann sich ein sehr lebhafter Handel zwischen ihnen und der schönen Verkäuferin, die hier ein Dutzend Ringe und Busennadeln absetzte. Wenn ich sage, ein Dutzend, so sollte man denken, das habe viel gekostet; doch dem ist nicht so. Die Sachen waren geschmackvoll gearbeitet, von Geld — sogenanntes Kronengold — und mit großen und kleinen Granaten oder Türkisen, auch Chrysoprasen besetzt, und dennoch kostete z. B. ein Ring mit drei Steinen nur 1½ Zlotys — 7½ sgr. — ein dergl. mit fünf 2—2½ Zlotys und eine Busennadel mit einem allerliebsten Stern von Granaten nur drei Zlotys! Mir erschienen diese Preise fabelhaft, und ich kann mir sie durchaus nicht erklären. An jenem und den übrigen Tagen kamen noch viele Verkäuferinnen der verschiedensten Gegenstände, wie z. B. Bänder, Handschuhe, Parfüms und Seifen, Korallen, von denen man in Polen sehr viele und schöne sieht, — auch Tücher, Shawls und seidene Zeuge, und ich machte die Erfahrung, daß man bei ihnen ebenso gut wie in den elegantesten Läden der Stadt und dabei bedeutend billiger kauft. Auch wissen diese Frauen, daß sie den polnischen Damen stets willkommen sind, deßhalb treten sie überall und zu jeder Zeit unangemeldet in die Zimmer.

(Schluß folgt.)

Das in der französischen Bank angehäufte Geld, nahezu 600 Mill. Fr., soll jetzt eine Verwendung finden, indem vorerst 100 Mill. dem Staat zum Bau der Lyoner Bahn geliehen werden. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 155. 30 Junius 1851.

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Wenn man erwägt, wie schwer bei einer Fortdauer der Republik und noch mehr bei einer Prorogation der Gewalt Ludwig Bonaparte's, dessen Herrschaft immer schwach bleiben würde, die Erhaltung des spanischen Bündnisses wird, wie die Obermacht der Moderados in Spanien hauptsächlich an dieß Bündniß geknüpft ist, und ein Emporkommen der Progressistas jedenfalls eine unabhängigere Stellung Spaniens bedingt; wenn man erwägt, wie sehr die Stellung Frankreichs in Europa von einem intimen Verhältniß zu Spanien abhängt, dann erhalten die monarchischen Bestrebungen der sogenannten reactionären Parteien eine nationale Grundlage, deren Bedeutung nur dadurch geschwächt wird, daß die rohere und unwissende Masse der Republikaner sie nicht erkennt, und Führer, wie Cavaignac, ihrer Partei gegenüber sich kein Dementi geben wollen; ob sie nicht unter der Hand mit dem schlauen Thiers einverstanden sind, ist eine Frage, die wir nicht bejahen wollen, die aber sehr möglicher Weise mit Ja beantwortet werden muß. Zu dieser spanischen Frage, die bekanntlich seit dem Beginn des europäischen Gleichgewichtssystems den Grundton der französischen Politik bildet, kommt die weit jüngere, aber nicht minder dringende Frage über das Schicksal des Orients. Vor elf Jahren hat sie bekanntlich nahezu einen europäischen Krieg herbeigeführt, und wenn auch die französische Regierung damals dem Krieg auswich, so hat sie ihn bekanntlich in den folgenden Jahren bis zum Ausbruch der Revolution sichtlich vorbereitet, und aller Wahrscheinlichkeit nach im engsten Einverständniß mit Rußland, dessen geheime Macht in der europäischen und asiatischen Türkei mit dem zunehmenden Marasmus dieses Reichs in fortdauerndem Steigen war, bis das herbe Auftreten Englands gegen Griechenland derselben einigermaaßen Schranken setzte. Die Gewaltherrschaft, welche England jetzt auf den jonischen Inseln üben muß, wenn es sich behaupten will, die Pläne sich an irgend einem Punkte Albaniens festzusetzen, die Handelsverbindungen, die man von Belgrad aus nach der albanischen Küste einzuleiten strebt, die bald auftauchenden, bald verschwindenden Zänkereien zwischen der Pforte und dem Vicekönig von Aegypten, die vorläufige Vertheilung der Eisenbahn zwischen Cairo und Alexandrien, alles dieß sind bald mehr, bald minder deutliche Symptome des im Geheimen sich fortspinnenden Kampfes um die Herrschaft im Orient. Fügt man die Fortschritte hinzu, welche Rußland in den letzten Jahren gegen den Jaxartes und Oxus hin gemacht hat, ferner die neuliche Sendung des Generals Perowski, desselben, der den Zug gegen Chiwa commandirte, als Generalgouverneur nach Orenburg; erinnert man sich der hitzigen Ausfälle, welche in neuerer Zeit englischer Seits gegen das Vordringen der Russen in Asien gemacht worden sind, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die gewaltsame Entwicklung der orientalischen Frage vielleicht nicht sehr ferne ist, und daß England möglicher Weise zur Entscheidung drängt, da Rußland wegen mancher Eventualitäten in Deutschland und Frankreich immer noch seine Truppen an der Westgränze seines riesenhaften Reichs aufstellen zu müssen glaubt. Den ersten Schlag wird England schwerlich führen, aber es kann Rußland das ewige Gerüstetseyn endlich unerträglich machen, und es dadurch indirect zum Angriff nöthigen.

Die Geschichte der wachsenden Feindseligkeit zwischen England und Rußland in den letzten dreißig Jahren ist noch zu schreiben; Urquhart war bei allem Geist und allem Scharfsinn ein Polterer, sitzt aber jetzt im Parlament, und scheint mit Lord Palmerston, den er einst als einen von Rußland erkauften Verräther schilderte, ziemlich zufrieden, ohne daß er seine Ansichten über „Rußlands Fortschritte im Orient" im mindesten aufgegeben hätte. Schon vor 18 Jahren schrieb der in der englischen Militärliteratur wohlbekannte Major Mitchell seine Abhandlung „über die Nothwendigkeit, Aegypten und Kandia alsbald zu besetzen", und bewies darin nicht nur den Nutzen, welchen diese Unternehmung England gewähren würde, sondern auch dessen Recht dazu, worüber wir nicht mit ihm streiten wollen, begründete es aber hauptsächlich durch das Umsichgreifen Rußlands, das die Türkei bereits so gut wie umklammert habe. Wenn solche Pläne in England auftauchten zu einer Zeit wo der „Ueberlandweg" noch nicht eingerichtet war, und noch niemand an eine Dampffahrt von England nach Alexandrien, und von Indien nach Suez dachte, so kann man sich denken, wie reif solche Ansichten in den letzten Jahren geworden sind, wo man die frühere Ankunft der indischen Post nicht mehr nach Wochen, sondern nach Tagen und selbst Stunden berechnet und allem aufbietet, um einen von Frankreich und Oesterreich unabhängigen Weg durch Piemont, die Schweiz und Westdeutschland einzurichten. Die „Nothwendigkeit, Aegypten zu besetzen", ist in geometrischem Verhältniß gewachsen. So finden wir denn nach $17\frac{1}{2}$ Jahren in demselben Journal [1] denselben Gegenstand in einer noch viel dringendern Weise behandelt, und der Verfasser meint, daß es „aus allen möglichen Gründen, politischen, socialen, moralischen und religiösen, für Großbritannien vortheilhaft wäre, sich zum Herren

[1] Dem United Service Journal, das im Januar 1834 den oben erwähnten Aufsatz enthielt.

Aegyptens zu machen." Wir wollen ihm das aufs Wort glauben, was aber vielen minder glaublich scheint, ist des Verfassers Ansicht, daß die Besetzung Aegyptens Frankreich gar nicht unangenehm seyn könne, „da dessen Erwerbung von Algier dadurch legitimirt würde." Auch die Türkei würde sich gegen eine mäßige Entschädigung zufrieden geben, „da ja Aegypten doch seit geraumer Zeit nur dem Namen nach zu seinem Reich gehört habe, und es somit nur einen leeren Schall aufgeben würde." Das Wunderlichste an diesem Aufsatz steht aber noch aus. Wenn Major Mitchell den seinigen mit den stärksten Invectiven gegen das Umsichgreifen der russischen Macht beginnt, so erwähnt der Verfasser des neuesten Aufsatzes Rußlands kaum mit einer Sylbe, und doch ist es ganz zweifelsohne derselbe, welcher seit den Ereignissen des vorigen Jahrs in Griechenland den Krieg gegen Rußland mit demselben Fanatismus predigt, wie ihn nur immer ein moslemitischer Marabut beim Predigen des Dschad entfalten kann.

Wir heben aus dem genannten Aufsatze nachstehende, den Sinn des Ganzen möglichst kurz zusammenfassende Stelle aus: „man kann sagen, daß der Besitz Indiens derjenigen Nation, die ihn festhält, das politische Uebergewicht sichert. Unsere Nebenbuhler und Feinde blicken daher mit äußerstem Neid auf unsere Herrschaft im Orient, und es ist nicht zu läugnen, daß sobald das Gleichgewicht der Macht in der Christenheit, sey es durch welche Mittel immer, gebrochen wird, Versuche werden gemacht werden, um uns aus Asien zu vertreiben. Aus dieser Ursache ist es vollkommen klar, daß wir die vollkommene Herrschaft über die große Straße nach Indien besitzen sollten, welche jetzt durch das Mittelmeer, Aegypten, das rothe Meer und den indischen Ocean führt. So lange der allgemeine Friede ungestört bleibt, so mag es nöthig seyn, das Nilthal in den Händen seiner jetzigen Herren zu lassen, obwohl das Unheil, das sie sowohl in Bezug auf die Einwohner als auf die alten Denkmale des Landes anrichten, unberechenbar ist." Daraus geht deutlich hervor, daß England, wenigstens auf dieser Seite, nicht angreifend zu Werke gehen wird, daß es aber alles vorbereitet hält, um, wenn die Stunde des Handelns schlägt, sogleich über seine Beute herzufallen. Der Grund dieses Zuwartens ist sehr deutlich und liegt in dem Verhältniß Rußlands zur Türkei: Rußland kann mit noch geringerem Zeitaufwand über Konstantinopel und die Dardanellen herfallen, und diese Position ist wichtiger als die in Aegypten, wenn wir auch gar nicht in Anschlag bringen, daß der englische Handel, der über Konstantinopel mit Persien getrieben wird, mehr als zwei Millionen Pfd. St. beträgt. Im Jahre 1837 veröffentlichte der bekannte Lieutenant Waghorn, der eine wahre Leidenschaft für Aegypten gefaßt hatte, eine Broschüre über die damals bekanntlich sehr drohende orientalische Angelegenheit, und rieth darin, die Frage über Konstantinopel ganz fallen zu lassen, und sich auf Aegypten allein zu beschränken, d. h. ein enges Bündniß mit dem damals noch als sehr mächtig geltenden Mohammed Ali abzuschließen. Die englische Regierung ging nicht darauf ein, denn der Besitz Konstantinopels sichert die Herrschaft nicht bloß über die europäische Türkei, sondern über Kleinasien bis an den Taurus, und wer diese Länder besitzt, ist nicht nur in Nordpersien Herr, sondern kann auch ohne übergroße Anstrengung nach Mesopotamien gehen, und Syrien wie Bagdad bedrohen. Dann erhält der Kampf eine Ausdehnung, welche England, falls nicht Rußland von Westen her in die Enge getrieben wird, nur mit der furchtbarsten Anstrengung seiner Kräfte bewältigen könnte, denn Persien ist bei dem Einfluß, den Rußland über die schiitische Geistlichkeit des Landes errungen hat, eine leichte Beute. England muß also suchen eine solche Ausdehnung des Kampfes wo möglich zu hindern, was nur durch eine Verbindung mit Oesterreich möglich wird. Die Sprache der Journale wird deßhalb gegen Oestreich sichtlich milder, und England scheint sogar bemüht, allmählich eine Annäherung zwischen Sardinien und Oesterreich zu bewirken, dessen Regierung der italienischen Frage gegenüber, welche eine Revolution in sich schließt, immer behutsamer und zurückhaltender zu werden scheint, wodurch sie freilich mit Mazzini und den Flüchtlingen ins Gedränge kommt. Mazzini ist aber in der Hand Englands nur ein Schreckbild, das seine Bedeutung verliert, sobald England ihm den soliden Boden unter den Füßen wegzieht. Möglich wäre nur, daß Frankreich, in Voraussicht eines Kampfes zwischen Rußland und England, seine Position vorerst in Italien verstärken will, worauf die neulich angekündigte Verstärkung der Besatzung von Rom hinzudeuten scheint. Bis jetzt hat man England die revolutionäre Rolle in Italien zugeschrieben, im Verlaufe einer nicht fernen Zeit dürfte aber Frankreich, trotz seines Kampfes gegen Mazzini in Rom, diese Rolle übernehmen, was nicht ohne Einfluß auch auf Spanien bleiben dürfte.

Man ersieht hieraus, wie die innern Verhältnisse dieser Länder mächtig durch die äußern beherrscht werden. Findet eine allmähliche Annäherung zwischen Sardinien und Oesterreich statt, dann muß die Herrschaft des letztern in Italien sich wesentlich umgestalten, denn Sardinien kann nicht mehr auf die alte, im J. 1847 verlassene Bahn zurück, ohne sich einer Revolution auszusetzen, geht aber Sardinien nicht zurück, so muß Oesterreich vorwärts, und ein Verhältniß in Italien herstellen, das nicht bloß auf den Bajonetten beruht. Ob das noch möglich ist, kann nur die Zeit lehren, jedenfalls wird man aber aus dieser Sachlage erkennen, daß die Frage in Europa keineswegs so klar zwischen Freiheit und Despotismus steht, wie manche sich einbilden, and wie das Manifest des demokratischen europäischen Comités in London glauben machen will: europäische Machtfragen der verschiedensten Art spielen dazwischen und lassen vorerst keines der beiden Systeme zu entschiedenem Sieg gelangen. Wie lange dieser schwankende Zustand dauern wird und dauern kann, ist freilich für den Uneingeweihten ein vollkommenes Räthsel, das aber möchte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Machtfrage zuerst, und dann erst, und zwar in Folge der Machtfrage, auch die Principienfrage entschieden werden wird; in wie weit freilich während des Kampfes die Principienfragen die Machtfragen durchkreuzen, ist und bleibt ein Räthsel der Zukunft.

Die Insel Arholme.

(Schluß.)

Ich beabsichtige jedoch nicht, eine statistische Tabelle der Erzeugnisse der Insel Arholme oder des Nutzens zu geben, welche ihre Bewohner durch ihre Thätigkeit erzielen; sondern ich will nur in wenigen Worten auf einen auffallenden Charakterzug der Insel hindeuten — nämlich auf die Vertheilung in kleine unabhängige Güter, freehold peoperties, wie man es hier nennt, deren jedes nur aus wenigen Morgen besteht, und auf den Mangel einer größern Anzahl ausgedehnter Besitzungen. Wir finden hier genau, was die englischen Reformers in ganz Europa gesucht und nur in Belgien und einzelnen Theilen von Deutschland und Frankreich gefunden haben wollen. Das Morning Chronicle enthält eine Reihe von Mittheilungen, in welchen der Zustand des Ackerbaues und der Erfolg des Systems der Vertheilung in kleine

Parzellen in dem Westen von Deutschland, so wie in dem mittlern und nördlichen Frankreich näher erörtert wird. Er schildert die Wohnungen der Landleute im allgemeinen nicht mit den glänzendsten Farben; er nennt sie arm, schmutzig, schlecht eingerichtet, unbehaglich; von den Bewohnern derselben aber sagt er, es fehle ihnen nicht an gutem Essen und Trinken, denn sie verzehrten die Erzeugnisse ihres Bodens und tränken den Wein, welchen ihre Reben ihnen lieferten. Wir wissen, daß es in Deutschland an vielen Orten eben so gehalten wird, obgleich es bei uns an weiten Landesstrichen nicht fehlt, wo man jenes Streben nach Behaglichkeit und Reinlichkeit antrifft, auf welche der englische Landmann mit Recht so stolz ist.

Die Insel Arholme bietet in dieser Hinsicht ein sehr erfreuliches Bild dar. Die Landleute sind unabhängige Eigenthümer des Bodens und bebauen ihn selbst; bequeme Backsteinhäuser von Jasmin und Rosengebüsch umgeben, helle Fenster und schön gescheuerte Haustreppen deuten die Art Geschmack an, welcher hier heimisch ist. Die Nebengebäude sind den Augen entrückt, und obgleich die Arholmer in Dörfern beisammen wohnen, wie so viele unsrer lieben Landsleute am Rhein u. a., können doch Auge und Nase sich an dem Duft von Blumen laben, statt durch minder angenehme Gerüche behelligt zu werden. Nur wenige dieser Dörfler haben über 100 Morgen Land und die von denen ich hier spreche, haben nicht mehr als einen bis vier Morgen; diese bebauen sie mit dem sorgfältigsten Eifer, rühren vom Morgen bis in die Nacht die Hände und kommen durch ihren unermüdlichen Fleiß, wie sie es gewiß verdienen, allmählich zu behaglichem Wohlstand; die, welche weniger Gründe haben als sie bebauen können, nehmen zur Pacht ihre Zuflucht und helfen sich, ihre kleine Habe nach Kräften mehrend und von aller Welt unabhängig, fort, so gut es gehen will. Dieses „sich um niemanden bekümmern" ist vielleicht ihre Erbsünde; ich möchte fast sagen, sie seyen zu unabhängig, und da ihre geistige Bildung mit jener Unabhängigkeit nicht gleichen Schritt hält, sind sie in ihrer Sprache eben nicht sehr wählerisch. Sie glauben jeden Patentuten am Bart zupfen zu können, und geben sich demzufolge auch der Ansicht hin, man würde sie für kriechende Sklaven nehmen, wenn sie nicht stets recht wohlklingende Worte von Selbstständigkeit und Freiheit im Munde führten. Dieser Fehler wird sich jedoch mit der fortschreitenden Bildung abschleifen, denn die rauhe Schale birgt einen gesunden, tüchtigen Kern; die Arholmer sind hochherzige, jeder Aufopferung fähige, ehrenhafte Männer, auf welche England stolz seyn kann, und die jeder Ausländer, der sie näher kennen lernt, achten muß. Sie zeigen einige Theilnahme für Politik, und da John Wesley ein geborner Arholmer war, befassen sie sich alle ein wenig mit theologischer Weisheit. Aber Arbeit — harte, unausgesetzte Arbeit und „Geldmachen" — das ist ihr eigentliches Element und daran knüpft sich die ächt englische Liebe zu einem behaglichen Herd, einem saftigen Rindsbraten, einem Glase selbstgebrauten Biers und einer langen irdenen Pfeife.

Ich habe mich lange mit einem gesunden, rüstigen Manne unterhalten, der sein siebzigstes Jahr bereits hinter sich hat und noch ein unermüdlicher Arbeiter ist. Er hatte eine hübsche, kräftige Nachkommenschaft erzielt und besaß nie mehr als anderthalb Morgen eigenes Land, zu dem er jedoch eine ziemliche Anzahl „Acres" pachtete. Sein Haus war freilich für eine zahlreiche Familie nicht sehr geräumig zu nennen, alles war aber bewundernswürdig rein und ordentlich. Das Wohnzimmer hatte kaum über acht Fuß Länge und sechs Fuß Tiefe; die Geräthschaften zeugten jedoch sogleich von einer gewissen Gehäbigkeit. Tisch und Commode waren mit schönem, glänzendem Wachstuch belegt. Um die Fenster hingen Zitz-Vorhänge, hinter denen weißer Mussellin die Scheiben umwallte: die Stühle waren mit Roßhaar ausgepolstert und der Fußboden von rothen Ziegelsteinen nahm sich ungemein reinlich und behaglich aus; an den Wänden hingen einige mit spiegelhellem Glas bedeckte Kupferstiche; auf der Commode sah ich ein halbes Dutzend blaugebundene Bücher, und den Tisch zierte ein Fayence-Topf mit blühenden Monatsrosen. In ein solches Haus kehrt man am Abend, nach vollbrachter Arbeit, gern zurück.

Zu einer andern Classe gehörte ein stämmiger Farmer, welcher als der beste Schreiber in dem Dorfe in besonderer Achtung stand und Eigenthümer von vier Morgen guten Landes war. Er war verheurathet, hatte aber keine Kinder, und in der That war das innere und äußere Wohlbehagen, dessen er sich erfreute, der Art — daß viele, die eine unendlich bessere Stellung, im Leben einnehmen, ihn darum beneiden dürften. Er war in Bezug auf Wohnung, Lebensweise und Sitten ein ausgezeichnetes Muster jenes durchaus englischen ländlichen Charakters, welchen Cobbet so gern schilderte und in seiner Person darzustellen bemüht war — ein Charakter, welchen man vollkommen ausgeprägt am häufigsten wohl in Yorkshire zu finden pflegt.

Der einzige auffallende Mißstand, welchem ich überall in diesen Arholmer Cottages begegnete, war die mangelhafte Einrichtung der Schlafzimmer. Ich habe zu meinem Leidwesen bemerkt, daß zwei und selbst drei Bettstellen in einer kleinen Stube etwas ganz gewöhnliches sind. Es dürfte schwer seyn hier Abhülfe zu hoffen, da die Arholmer diesen Uebelstand gar nicht als solchen zu betrachten scheinen. Ohne allen Zweifel ist die vernachlässigte Erziehung eine der Ursachen dieses Mangels an Sinn für das, was Gesundheit und gute Sitte fordern. Wenn ein englischer Cottager mit seiner Familie die Annehmlichkeiten eines behaglichen Lebens und gedeihlichen Erwerbs einmal gekostet hat, kann man es als eine seltne Selbstverläugnung ansehen, wenn er sich die geringste Entbehrung auferlegt, um gesunde Söhne und Töchter zu erziehen. Es gibt in Deutschland Gegenden, wo man bis auf den heutigen Tag ähnlichen Ansichten huldigt.

Reise durch einen Theil Russisch-Polens.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Was mir in Kalisch als einer polnischen Stadt besonders angenehm auffiel, war die Sauberkeit der Plätze und Straßen; auch die Blumenpflege schien man fleißig zu üben, denn an den meisten Fenstern sah ich Florens lieblicher Kinder und auf manchem Balcon lauschte hinter blühenden Gewächsen eine anziehende Polin. Die Frauen dieses Landes sind nicht eigentlich schön, aber in der Jugend fast alle hübsch und außerordentlich liebenswürdig; doch sie altern früh, was vielleicht seinen Grund in der auffallenden Lebhaftigkeit ihres Geistes und der bequemen Lebensart, der sie sich unter allen Ständen gern hingeben, haben mag. So z. B. schlafen sie gern am Morgen sehr lange, selbst auf dem Lande und zu der schönsten Jahreszeit — und entbehren auf diese Weise gänzlich der erfrischenden und verjüngenden Luft bald nach dem Aufgang der Sonne, die besonders der Schönheit so vortheilhaft seyn soll. Die ältern Frauen sind in der Regel die herrschenden in ihrer Familie, und man erweist ihnen große Ehrfurcht.

Wir besuchten mehrere Conditoreien und fanden die Einrichtung überall elegant; besonders waren die Zimmer mit schönen Gemälden geschmückt, doch sie waren alle leer, es mußte also nicht die Stunde seyn wo sie besucht zu seyn pflegen. Später erfuhr ich, daß dieß gegen Abend

der Fall sey, wo sie oft nicht Eis genug liefern können, das man hier massenhaft genießt. Eine Hauptzierde der Stadt sind die vortrefflichen Promenaden mitten in derselben und der Park mit dem Theater. Auf den erstern sieht man gegen Abend zahlreiche Spaziergänger und Damen in den elegantesten Toiletten; mehrere kleine Pavillons an den Seiten der Promenade laden zum Eisgenuß ein. Im Theater hörten wir ein Concert, welches theilweise auf deutsche Ohren wie auf deutsche Gemüther einen widerlichen Eindruck hervorbringen mußte. Ein deutsches Künstlerpaar, Bruder und Schwester, er Meister auf der Geige, sie dasselbe auf dem Klavier — war hierhergekommen und hatte im Theater ein Concert arrangirt. Der russische General, welcher vorzugsweise seine Erlaubniß dazu geben mußte, hatte dieß unter der Bedingung gethan, daß sein Musikcorps, das unlängst erst aus dem Innern Rußlands zu seinem Regiment geschickt worden war, auch darin mitwirke, damit das „Geklimper" — wie er sich ausdrückte — durch eine kräftigere Musik verbessert werde. Wir gingen dahin; es war noch früh am Tage und der Saal sehr heiß, doch schon ziemlich gefüllt. Ein unheimliches Schweigen herrschte aber, was mir durch die vielen russischen Uniformen erklärlich wurde. Vor uns, auf der einen Seite von dem aufgeschlagenen Flügel und Notenpult, war das neue Musikcorps aufgestellt, etwa 10—12 Mann, mit ihren Instrumenten; auf der andern Seite standen die Stühle für den General und seinen Stab. Die zum Beginn des Concerts festgesetzte Stunde war lange schon verstrichen, und immer noch war die russische Excellenz nicht erschienen. Die Hitze wurde drückender, man sah deutlich den Unmuth auf den Gesichtern der Polen, doch wagte keiner Unzufriedenheit oder auch nur eine Klage zu äußern. Da endlich erschien der Gewaltige mit geräuschvollen Schritten, und nachdem er mit seinen Officieren die Ehrenplätze eingenommen, gab er mit der Hand das Zeichen zum Anfang. Es war ein Violinconcert mit Flügelbegleitung, und wurde von beiden Theilen sehr zart und gut vorgetragen; doch als der General am Schlusse nur mit dem Kopfe nickte und keiner der Russen applaudirte, erstarrte auch das schüchterne Bravo auf den Lippen der Polen, und es trat wieder eine kurze peinliche Stille ein. Da winkte die Excellenz und die militärischen Künstler begannen sogleich eine ohrzerschneidende Musik mit Trommeln und Pfeifen, und Gott weiß welchen Instrumenten, als wollten sie die Verwirrung des jüngsten Tages darstellen. Zuweilen machten mehrere Instrumente Pausen, und ein Künstler der Gruppe gab ein Pfeifensolo zum Besten; aber dann rauschte die entsetzliche Musik wieder im Tutti — und je toller der Lärm wurde, umsomehr gab der General seine Zufriedenheit zu erkennen. Man denke sich dabei die musikalischen, für zarte Melodien so eingenommenen Polen und namentlich Polinnen — und dennoch, als die schreckliche Musik endlich ihr Ende erreicht hatte, und die russischen Officiere donnernd applaudirten, riefen auch die meisten von ihnen ein recht lautes Bravo. Das konnte unmöglich aufrichtig gemeint seyn, und ich beklagte noch tiefer die moralische Knechtschaft, welche über diese edle Nation von ihren Unterdrückern verhängt ward, als die physische! Doch ich hatte nicht lange Zeit zu diesen traurigen Betrachtungen, denn die junge Künstlerin trat an den Flügel und begann eine von ihr selbst componirte Piece. Wie wohlthuend war dieß zarte und doch so gewandte Spiel nach dem ja eben gehörten betäubenden Lärm; doch die Russen schienen nicht so wie wir zu fühlen, und plauderten sehr laut und ungenirt dazwischen. Als nach Beendigung der Phantasie wieder kein Bravo ertönte, wagte ich es, laut ein solches zu rufen und hatte die Genugthuung, daß mehrere Stimmen in meiner Nähe gleichfalls darin einstimmten; doch die Pointe des Ganzen war uns noch vorbehalten. Statt einer Phantasie auf der Violine, welche nun zum Schluß des ersten Theils kommen sollte und wozu der Künstler schon bereit stand, ließ der russische Befehlshaber sein Musikcorps einige Märsche spielen, die freilich originell genug, aber nichts weniger als schön waren; doch erfolgte zum Schluß derselbe Applaus. Nun kam die Pause, während welcher die Russen den Saal verließen und im Park promenirten. Wir thaten dasselbe, und ich bemerkte manch leises Geflüster unter den Polen und manch grimmigen Blick hinter dem Rücken der Unterdrücker. Das Programm des zweiten Theils verhieß uns noch zwei großartige Genüsse: ein Concert von Hummel — und den Carneval von Venedig; die Einleitung machte die Ouverture zu Egmont von den Geschwistern vierhändig vorgetragen; doch kaum war diese beendigt, als der General sich plötzlich erhob und das Zeichen gab, daß das Concert nun aufhören solle. Zugleich verließ er mit seinen Officieren den Saal, und alles was von Russen noch darin war, folgte ihm sogleich. Wir sahen uns sprachlos an — und ich hoffte immer noch, die Polen würden bleiben und das Concert dennoch seinen Fortgang haben; aber auch sie erhoben sich und verließen langsam den Saal. So blieb auch uns nichts übrig als zu gehen; doch wir beschlossen hier kein Concert mehr zu hören — und das schöne Kalisch mit seinen reichen Bewohnern, seinen Palästen und Promenaden, erschien mir jetzt nur noch wie ein geschmückter Kerker! In Warschau selbst möchte dergleichen indeß jetzt wohl nicht vorkommen, da der Fürst Statthalter von allem genaue Kunde verlangt und Kunst und Wissenschaft beschützt. So z. B. läßt er sich über die in der Hauptstadt bestehenden deutschen Lesecirkel von Zeit zu Zeit nicht nur Bericht erstatten, sondern sieht auch die Namensliste derselben durch, und findet er da keine verdächtigen Persönlichkeiten eingeschrieben, so unterläßt er die Controle der Bibliothek. Nicht so nachsichtig verfährt er in neuester Zeit mit den Gränzüberschreitungen ohne Legitimation; denn seitdem es ihm zu Ohren gekommen, daß trotz des dreifachen Cordons immer noch Personen ohne Paß von drüben herüber und umgekehrt gelangen, hat er von den Kanzeln herab verkündigen lassen: daß jeder, der unbefugterweise sich über die Gränze wagt und auf den ersten Anruf nicht stehen bleibt, niedergeschossen werden kann.

In dem Hotel wo wir wohnten, logirten auch einige polnische Familien, und wir wären ihnen während unseres dreitägigen Aufenthalts gern näher getreten, allein sie wichen uns scheu aus, sobald sie uns als Deutsche erkannt hatten — und obgleich ihre Zimmer nur durch eine Thür von den unsrigen getrennt waren, hörten wir doch selten ein lautes Wort, ein Beweis, wie sehr sie überall den Verrath fürchten.

Bei unserer Ankunft hatte ich den Paß sogleich der Commandantur übergeben müssen, und holte ihn mir nun am Tage vor der Abreise visirt zurück. Noch einmal durchwanderte ich die Straßen und Plätze, um einen Gesammteindruck der schönen Stadt mitzunehmen, der man in ihrem Aeußern die Wunden, an welchen das Vaterland verblutet, so gar nicht ansieht — und mit erleichterter Brust fuhr ich am vierten Morgen mit meiner Begleitung der preußischen Gränze zu, die hier nur drei Meilen entfernt ist. Vor der Stadt erblickte ich auf der weiten Ebene große Massen russischen Militärs, die exercirten — und die Luft wehte mir noch einmal die Töne der Pfeifen und Trommeln herüber, die schon im Concert einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatten.

Noch nie sind mir drei Meilen so lang geworden wie diese, obgleich der Weg chaussirt und die Gegend, besonders in der Nähe von Kalisch, nicht unangenehm ist. Weiterhin kommt man durch viel Wald und endlich — endlich gelangten wir kurz vor Ostrowo an die preußische Gränze, wo der Einnehmer den Paß controvisirte und den Wagen genau untersuchte, ob wir nichts Verbotenes mit ausführten, dieß auf dem Passe bemerkte und ihn dem Kosakenofficier zur Unterschrift übergab. Bei Beiden versäumte ich die übliche Begleitung der Zlotys nicht — die Barriere öffnete sich und rasch fuhren wir hindurch, herzlich froh, das unglückliche Land, welches jetzt unter den Schwingungen der Knute immer mehr russificirt wird, verlassen zu können.

Drollige Censur in der französischen Republik. Das Theatre Français pflegt die Geburtstage von Molière, Racine und Corneille durch Aufführung eines ihrer Stücke, Krönung ihrer Büste und Vorlesung von Versen zu ihrem Lobe zu feiern. Vor kurzem wurde Corneille's Namenstag gefeiert, aber die für die Gelegenheit von Th. Gautier gedichteten Verse wurden, weil sie einen strengen Ausfall gegen Ludwig XIV der Corneille vernachlässigt habe, enthielten, von der Theatercensur gestrichen. (Liter. Gaz. 21 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 6 und Umschlag zum Monat Junius.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 156. 1 Julius 1851.

Skizzen aus Serbien.

(Von Anton von Egel)

1. Das staatliche Leben Serbiens.

Bei einem so bildsamen Charakter eines Volkes, wie das der Serben, welches mit dem Schwerte seine Freiheit errang, ist es natürlich, daß auch die staatliche Entwickelung rasch vor sich geht, sobald erst einmal ein Grund für dieselbe gelegt ist. Dieß zu thun, vergaß Fürst Milosch, dem es nicht abgesprochen werden darf, daß er ein außerordentlicher Mann, von hervorragendem Geist und gewaltiger Kraft ist, oder wenigstens war. In den Octobertagen des Jahres 1813 war er der einzige unter den serbischen Anführern, der nach augenblicklichem Schwanken, durch seine edle Gattin Ljubitza, die zum Wohle des Landes diesesmal ihre Stellung als Weib glaubte vergessen zu dürfen, aufgerichtet und ermuntert, den verlorenen Kopf wieder fand, und so das meiste zur Abwerfung des türkischen Joches beitrug. Hätte er zur Zeit, in der er als Fürst den gerechten Lohn seiner Thaten erntete, es verstanden dem Erstlingsgenusse einer Herrschaft zu widerstehen, und sich selbst vom Eigennutze fern zu halten, hätte er es nicht verschmäht durch eine vernünftige Gesetzgebung seinem Volke einen bürgerlichen Zustand zu begründen, er hätte wohl heut noch das Steuer der Regierung in der Hand.

Von einem Staate Serbien, nach neueren Begriffen, ist eigentlich erst seit dem Regierungsantritt des jetzigen Fürsten zu reden, denn was in der des Fürsten Michael geschehen, war ihm abgerungen und aufgenöthigt von der jetzt herrschenden Partei. Das aber, was in diesen neun Jahren geschah, ist unglaublich.

Unter Milosch glich das Fürstenthum einem einzigen großen Grundbesitze, denn dieser sah sich als Erbe des Landes und Volkes an, dem er das türkische Joch nur abgenommen hatte um darüber selbst verfügen zu können. Da nämlich bei der türkischen Eroberung des Landes das Eigenthumsrecht der Rajas (christliche Unterthanen) verloren erklärt wurde, und dieß Jahrhunderte lang durchgeführt war, betrachtete Milosch auch, nachdem er sich zum Fürsten erhoben sah, alles Land als sein Eigenthum, und gewissermaaßen in den Händen der Besitzer nur als Lehen, die weder verkauft noch an Seitenverwandte vermacht werden durften. Außerdem hatte er durch List und Gewalt allen Handelsverkehr und hauptsächlich den Handel mit Borstenvieh, den wichtigsten Nahrungszweig des ganzen Landes und sowohl Czerni Georgs als auch sein Gewerbe vor Ergreifung der Waffen gegen die Türken, an sich gerissen, und so alle materielle Gewalt neben dem Einfluß eines ungeheuren Reichthums in seine Hände bekommen. Vermöge dieses und des Andenkens an seine großen Verdienste bei dem Kampfe um das Recht und die Freiheit ihrer Väter führte er die Ordnung eines großen Besitzstandes in das Fürstenthum ein, und genoß dadurch so lange die Fülle der Macht, bis blutige Ungerechtigkeiten das kriegerisch tüchtige Volk der Serben einen neuen Schritt auf der Bahn ihrer Entwicklung gewaltsam thun ließen.

Die Grundlage der jetzigen Verfassung Serbiens ist in dem Hattischeriff des Jahres 1838 erhalten, der einen Senat als berathende Behörde dem Fürsten zur Seite setzte, und für außerordentliche Fälle die Zusammenberufung eines Landtages, der Skuptschina, bestimmte, auf welchem das ganze Land vertreten seyn sollte.

Die besondere Eintheilung in Bezug auf die Verwaltung zerfällt in 17 Kreise oder Nahien, mit je einem Kreishauptmann (Okruzny Natschainik) an ihrer Spitze, die ihrerseits wieder in Bezirke zerfallen, deren es im Ganzen 62 gibt, welchen Capitanis vorstehen, und die aus mehreren Gemeinden und Dörfern unter ihren Kmeten (Ortsältesten) bestehen. Sowohl der Kreis- als die Bezirksvorsteher sind gleichzeitig Militär- und Civilbeamte, und haben als solche die Polizei und die Executivgewalt, dürfen jedoch Niemand eigenmächtig länger als 24 Stunden in Haft behalten. Zur Rechtspflege sind dreierlei Gerichte niedergesetzt: erstens die Friedensgerichte, in welche jede Gemeinde Mitglieder, einen als Präses, zwei als Beisitzer, wählt, welche immer Ortsangehörige seyn müssen. Das Verfahren ist summarisch und mündlich.

Die höhere Gerichtsbarkeit, vor welche alles gehört, was ein gewisses Strafmaaß nach sich zieht, liegt in den Händen der Kreisgerichte, deren jede Nahie eins besitzt. Sein Präses und seine drei Beisitzer, von denen jährlich einer neu erwählt werden muß, werden aus dem ganzen Kreise genommen, und müssen mindestens 30 Jahr alt seyn. Es obliegen ihnen die Entscheidungen in Civil-, Handels- und Criminal-Rechtsfällen, und gehen dieselben, wenn 8 Tage nach ihrem Spruche die Apellation angekündigt wird, an die höhere Instanz. Diese bildet das Apellationsgericht zu Belgrad, bestehend aus einem Präses und vier Beisitzern, sämmtlich über 35 Jahr alt. Kein Richter darf abgesetzt werden außer im Rechtswege, keiner darf Mitglied zweier Gerichte seyn. Das Urtheil wird nach einem auf dem Code Napoleon ruhenden Gesetzbuche gesprochen; körperliche Strafen dürfen keinem Staatsdiener zuerkannt werden. Die äußerste Spitze des Rechtsstaats bildet der Minister (Popetschytelj), dem neben der Justiz-Verwaltung, der Ueberwachung der Urtheile und ihrer Vollziehung, auch noch das Ministerium der Volks-Erziehung und Aufklärung übergeben ist. Ihm müssen auch etwaige Beschwerden über die Richter zugehen.

Für den Schulstaat ist noch nicht viel geschehen, doch werden die jungen hervorragenden Leute auf Staatskosten häufig in das Ausland zu ihrer Ausbildung gesendet. Es sollen Vorbereitungsschulen zum Unterricht in den Elementarwissenschaften und ein Gymnasium in Belgrad errichtet werden.

An der Spitze des Kirchenstaats steht als oberste geistliche Behörde der Metropolit, der zu Belgrad seinen Sitz hat und über alles, was sich auf Religion, Gottesdienst und Kirche bezieht, sich mit dem Minister zu benehmen hat. In drei Bisthümern, zu Nagotin, Schabatz und Uschitza, befinden sich etwa 450 Weltgeistliche und 1500 Mönche (griechische Kalogeri) in höchstens 30 Klöstern vertheilt.

Die Staatsunkosten werden durch die Poresa, eine allgemeine Kopfsteuer, gedeckt, welche durch die Familienoberhäupter gezahlt wird; sie beträgt 50 Piaster, circa 7 Thlr. preußisch, für eine jede selbstständige Familie. Die Kmeten des Ortes ziehen sie ein und überliefern sie den Capitäns, diese den Natschalniks, von welchen sie den Popetschitelj der Finanzen zugehen. Außerdem zahlen die Gewerbe eine geringe Steuer und der Handel einen unbedeutenden geringen Aus- und Eingangszoll. Dem Fürsten stehen jährlich 4000 Beutel (à 500 Piaster) 20,000 fl. als Civilliste zu, und daher wird seine Regierung gewiß von den Unzufriedenen aller Nationen vortrefflich gefunden, denn wo wäre das Land, in welchem die Trefflichkeit einer Regierung nicht nach ihrer Wohlfeilheit abgemessen würde?

Die Wehrverfassung des jungen Staates ist der preußischen nachgebildet. Alle Männer sind von ihrem 18 bis zum 50ten Jahre wehrpflichtig und werden dem Alter nach in Aufgebote getheilt, von denen sich das erste immer auf 60,000 Mann beläuft. Es wird diese Miliz nach ihren Wohnsitzen zusammengestellt und bildet gewissermaßen nach den Kreisen 17 Regimenter, deren Führer die Kreishauptleute sind, während die Capitani als Hauptleute und Führer der kleinern Abtheilungen, und die Panduren (mit Ausführung der Polizei beauftragte Leute aus den einzelnen Ortschaften) als Lieutenants und Unterofficiere fungiren. Die höchste Zahl, welche dieses Heer erreichen kann, ist 150,000 Mann; uniformirt ist es nicht, und kommt es zur Thätigkeit, so liefert die Regierung nur die Munition; eine geregelte Verpflegung ist nicht herzustellen, sondern wird jedesmal der Proviant dort requirirt, wo er vorgefunden wird und fällt seine Lieferung den betreffenden Ortschaften zur Last.

Außer diesem Heere gibt es noch eine kleine stehende Truppe aus allen drei Waffengattungen, einmal zur Garde des Fürsten bestimmt, und außerdem namentlich für die Artillerie als Lehrer und Cadre der Feldtruppe aller Aufgebote dienend. Für diese erfolgen bestimmte Aushebungen von Rekruten seitens der Kmeten und Capitani, soweit nicht Freiwillige den Bedarf decken. Die Dienstzeit für diese Truppe ist zwei Jahre bei der Fahne, d. h. die ersten 9 Monate zur Ausbildung und Erlernung des Dienstes ununterbrochen in der Garnison, dann 6 Monat auf Urlaub, 3 Monat im Dienst, 3 Monat wieder Urlaub und nochmals 3 Monat im Dienst, worauf der Mann nach zwei Jahren zu einer Art Reserve dieser stehenden Truppe gehört, und dann erst zu der Miliz des Landes übertritt. Die Uniformirung für die Infanterie, die in 8 Compagnien zu 250 Mann getheilt wird (6 Compagnien stehen in Belgrad, 2 in Kragujewatz), ist ein geschmackvoller grüner Waffenrock mit braunen Litzen und rothen Vorstößen, dunkle Pantalons, Stiefel und der preußische Helm mit dem Landeswappen und dem Namenszuge des Fürsten geschmückt; die Truppe besitzt ein recht gutes Musikcorps und führt Percussionsgewehre mit Bajonetten, die sie in einer Scheide und am Gürtel um den Leib trägt. Die Cavallerie, aus 2 Schwadronen à 200 Pferde bestehend, von denen eine in Belgrad, die andere in Kragujewatz steht, ist eine Art Uhlanen, oder wenigstens Lanzenreiter in dunkelblauer, weiter, kosakenähnlicher Uniform, mit Säbel, Pistole und Lanze bewaffnet. Die Artillerie ist mit acht guten sechspfündigen Geschützen versehen, ihre Uniform ist ein blauer Waffenrock mit weißen Litzen auf blausammtnen Kragen. Der Fürst hat den alleinigen Oberbefehl über diese Truppe und steht ihm die Ernennung der Offiziere zu, wie auch die Verwendung derselben zur Erhaltung der nöthigen Ruhe und Ordnung, während der Senat über ihre Zahl, Besoldung und Dienstvorschriften zu bestimmen hat. Das gültige Exercirreglement ist theils dem russischen, theils dem österreichischen entlehnt, und die Art und Weise, wie der Dienst in seinen verschiedenen Zweigen betrieben wird, zeigt es, daß der Serbe nicht allein ein guter Krieger, sondern auch ein guter Soldat ist.

2. Der Fürst.

Alexander I Czerny Georgewitsch; welches Interesse erregte nicht der Name dieses Fürsten schon, ohne daß seine Persönlichkeit in Anschlag gebracht wurde? Ist er doch der Sohn jenes Helden, der einen bedeutenden Kreis der Poesie des Landes ausfüllt, der eine Personification der Tugenden und Fehler des gesammten Volkes war, und der, als er nach der Befreiung des Landes von der Unterdrückung der Türken, durch Verrath, und lediglich in der Furcht, ein gerechter Sinn der Nation würde ihm auch einen Theil der Ernte zuwenden wollen, die er am thätigsten ausgesäet hatte — nicht nur seines Lohnes und Lebens beraubt, sondern durch eigene Landsleute geschändet wurde, die seine Haut vom Körper lösten und dem Sultan als Geschenk übersendeten. Unwillkürlich erwartet man, daß das Antlitz des jungen Fürsten es zur Schau trägt, daß er der Sohn und Erbe des Schwarzen Georgs ist, um so mehr, da die Aussagen der Anhänger und Freunde seines Vaters, dessen Schlachten und Siege noch im Andenken des Volkes leben, darin übereinstimmen, daß sein Aeußeres dem des Vaters so gleiche, wie je ein Sohn dem Vater glich. Und wirklich verräth dasselbe den Besitz alles dessen, was man von einem Fürsten und Krieger erwarten kann, und läßt nur die Züge vermissen, die man sich zu suchen berechtigt glaubt, wenn man an den Beinamen des Vaters denkt.

Fürst Alexander in dem für Serbien entscheidenden Feldzug von 1806 geboren, ist ein schöner Mann im wahren Sinne des Wortes. Eine hervorragende Größe verbindet sich mit schlankem Wuchse, der edelsten Proportion und einer körperliche Stärke verrathenden Muskelfülle, die durch den gemessensten Gebrauch der Gliedmaßen und dem jederzeit nur gerade der Nothwendigkeit angepaßten Aufwande der Kraftanstrengung auf das angenehmste hervorgehoben wird. Das Antlitz zeigt eine seltene Offenheit, eine Heiterkeit, Milde und Sanftmuth, die einen ungemein wohlthätigen Eindruck auf jedermann hervorruft. Der Hauptzug in dem Charakter des Fürsten ist eine innere Zufriedenheit und Fröhlichkeit, welche sich in stets gutem Muthe, einer gewissen Zuversicht und einem hohen Gottesvertrauen ausspricht.

Nach der Ermordung seines Vaters, der bei dem Woiwoden Wuiza gastliche Aufnahme gefunden, als er, von der Hetärie bewogen, den Aufstand im Jahre 1816 gegen den Rest der türkischen Herrschaft verbreiten wollte (Milosch verrieth dieß Vorhaben nicht nur den Türken, sondern sendete die kurze Aufforderung an Wuiza: „des schwarzen Georgs Kopf oder den deinen“.

worauf Wuiza den Helden meucheln ließ), hielt sich der Fürst bei seiner Mutter in Krajowo in der Walachei auf, bis er nach dem Sturze Milosch's auf Wuiza's Anrathen mit ihr nach Belgrad kam und eine Adjutantenstelle bei dem Fürsten Michael übernahm.

Seine Liebe zu dem Soldatenwesen, in welchem Fache er durch ernste theoretische Studien wie durch praktische Uebungen es zu genügenden Kenntnissen gebracht hat, bewog ihn leider, sich stets in der Uniform seiner stehenden Truppe zu zeigen, statt in der Erhaltung der Nationaltracht seinen Unterthanen ein gutes Beispiel zu geben. Das häusliche Leben des Fürsten weicht in den Grundzügen keineswegs von dem seines Volkes ab, nur durch die eigene höhere Bildung und durch den Umstand, daß er seine Kinder durch eine französische Erzieherin in den Sitten des gebildeten Europa's unterweisen läßt, erhält der äußere Anstrich etwas mehr Abendländisches, was jedoch die Belassung seiner Gattin, Schwägerin und Schwiegermutter, welche auch die serbische Tracht nicht ablegten, in der hergebrachten dienenden Stellung nicht verhindert.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla, Mautla und Jalacingo in den Monaten Mai, Junius, Julius 1850.

Erster Abschnitt.

Am 12 Mai reiste ich von Mexico per Diligence nach Puebla, wo ich des Nachmittags fünf Uhr ankam, ohne nähere Bekanntschaft mit den Herren Ladrones (Räuber) gemacht zu haben, welche gerade auf diesem Wege, der die beiden größten Städte der Republik verbindet, ihr einträgliches Gewerbe treiben. Da ich bei meiner ersten Durchreise von Veracruz nach Mexico Puebla nur bei Nacht gesehen hatte, blieb ich einige Tage dort, um doch etwas von dieser Stadt, welche als die schönste der ganzen Republik gerühmt wird, kennen zu lernen. La Puebla de los Angeles (Stadt der Engel), nächst Guadalajara die größte und volkreichste Stadt außer der Hauptstadt des Landes selbst, ist durchschnittlich weit schöner gebaut als diese: die Straßen sind schnurgerade, breit und ausgezeichnet gut gepflastert, dabei mit einem guten Gefälle für das Wasser, so daß sie immer reinlich gehalten werden können, eine Sache, die zum Schrecken der Geruchsnerven in Mexico gänzlich fehlt; die Häuser, meist groß und geräumig, und dreistöckig, sind entweder mit lebhaften Farben angestrichen oder mit bunten Fliesen bekleidet, wodurch die ganze Stadt ein sehr freundliches Ansehen bekömmt. Desto mehr sticht dagegen das finstere Aussehen der Bewohner ab, die hier mehr als anderswo unter pfäffischem Einfluß stehen, und deßhalb auch den Fremden besonders abgeneigt sind, was einem jeden, auch nur bei flüchtiger Durchreise, bald fühlbar wird. Dabei scheint auch die übergroße Frömmigkeit nicht sehr tief zu gehen, denn nirgends ist so viel Diebsgesindel als da, die Leperos von Puebla sollen verhältnißmäßig an Zahl wie an Diebstalent noch die der Hauptstadt übertreffen, wenigstens birgt Puebla noch stets die gefürchtetsten Straßenräuber. Dagegen genießen die Poblanos (Bewohner von Puebla) noch eines vorzüglichen Rufes ihrer Gewerbsgeschicklichkeit wegen. Nirgends werden so zierliche Figuren aus Wachs geformt oder aus Trapo (Lumpen) gemacht, oder gar aus Kohlen geschnitten, wobei der gewöhnlichste Lepero ein wunderbares Nachahmungstalent entwickelt, und mit der größten Genauigkeit jede Person, jeden Gegenstand abconterfeit; ebenso sind sie äußerst geschickt in der Handweberei und liefern die gesuchtesten Rebozos, d. h. lange schmale baumwollene Shawls mit kleinem Muster, das unentbehrlichste Kleidungsstück für jede Mexicanerin, besonders der untern und mittlern Classen.

Keine Stadt der Republik ist auch so reich an großen und bedeutenden Fabriken aller Art: von den 55 Baumwollenspinnereien mit 114,000 Spindeln, welche sich in der ganzen Republik befinden und circa 2,862,000 Pfd Gespinnst liefern, kommen 20 mit 42,812 Spindeln auf Puebla und liefern circa 286,140 Pfd. Gespinnst; ferner hat Puebla 35 Baumwollenfabriken und ganz in der Nähe ist eine ausgezeichnete Papierfabrik, la Beneficencia, welche ihrem jetzigen Besitzer, einem Deutschen, sicherlich viel einbringen würde, wenn nicht das Papier aus dem Auslande weit billiger käme als er es hier herzustellen im Stande ist, und er nicht das Unglück hätte in einen Proceß verwickelt zu seyn, indem ihm der größte Theil des Wassers, der von seinen Vorgängern unbestritten zum Betrieb der Fabrik benützt worden, durch seine Nachbarn aus Schilane gegen einen Fremden abgeschnitten wird, und diese einfache Frage binnen drei Jahren noch nicht hat entschieden werden können! Von den Sehenswürdigkeiten Puebla's mag ich nur die Kathedrale erwähnen, die an Schönheit wie Reichthum wohl die der Hauptstadt übertrifft; aus Quadern eines dunkel grünlichgrauen Basalts in einfachem dorischen Styl erbaut, bildet sie die Hauptzierde der Plaza Mayor; so einfach schön die Außenseite ist, so imponirend ist auch das Innere: ein herrliches, kühnes, von majestätischen Säulen getragenes Gewölbe; der Hochaltar ist ein colossales Bauwerk, ganz aus Marmor gebaut; seine Spitze berührte fast die Decke, nur ist zu viel Gold und Silber daran verschwendet, wodurch seiner erhabenen Einfachheit zu viel Abbruch gethan wird. So schön ich diese Kirche fand, so mag ich sie doch nicht einem Kölner, einem Magdeburger und Antwerpener Dome zur Seite stellen. Die zwei schönen schlanken, nicht allzu hohen Thürme, von denen man eine entzückende Aussicht über das Thal von Puebla haben soll, habe ich leider nicht besteigen können, da dieselben zu der Zeit von Soldaten besetzt waren und der Aufgang streng untersagt war. Die Stadt befand sich nämlich im Belagerungszustand, indem die Nacht vorher ein Pronunciamientito (ein kleines Revolutiönchen) ausgebrochen war: ein Theil der Nationalgarde hatte sich plötzlich in der Stadt in ihrem Quartier gegen die Fortdauer der Verwaltung des interimistischen Gouverneurs, D. Baltasar Furlong und für Zurückberufung des wirklichen Gouverneurs Mugica erklärt, und diese wichtige Resolution durch einen blinden Kanonenschuß angekündigt, die dem Erstern treuen Truppen beantworteten dieß durch einen ebenfalls unschädlichen Schuß; so wurden bis Tagesanbruch mehr Schüsse gewechselt, ohne daß irgendwo ein Menschenleben gefährdet wurde, und man kam dann freundschaftlichst überein, daß ein jeder der beiden streitenden Theile sein einmal eingenommenes Quartier und das zugehörige Stadtviertel behaupte, man sich aber des Tags über aller feindseligen Handlungen enthalten werde, um nicht die friedlichen Bürger in ihren Geschäften zu stören: in der That verging nun auch der Tag ganz ruhig, aber sobald die Abendglocke geläutet hatte, konnten es die erbitterten Gegner nicht aushalten, und mußten ihrem Herzen durch Schießen in die Luft wenigstens Platz machen. Dieß Spiel wurde zwei Tage und drei Nächte wiederholt, und dann ebenso lächerlich beendet als es angefangen worden; die Pronuncirten verließen die Stadt und zogen sich nach den Punkten in die Umgegend, welche ihnen das Gouvernement anwies; dafür dankte der interimistische Gouverneur Furlong ab und es ward vom Staaten-Congreß ein anderer interimistischer Gouverneur, La Rosa, ernannt. So endete dieß lächerliche Revolutiönchen, welches meist keine übeln Folgen hatte als daß während der Dauer desselben alle Reisenden auf den Landstraßen um Puebla ungestraft ausgeplündert werden konnten, indem alle die Truppen welche die Wege decken sollten, nach Puebla gezogen und mit den Pronuncirten sich vereinigt hatten, wie ich auch die Erfahrung auf dem Wege nach Orizaba machte.

Den 17 Mai früh 4 Uhr reiste ich mit der Diligence nach Orizaba ab: bis Amozoqui, einem ziemlich bedeutenden Flecken, sechs Leguas von Puebla, ist es dieselbe Straße welche von Puebla über Perote und Jalapa nach Veracruz führt; von jenem Orte theilt sich der Weg, der nach Perote zur linken und der nach Orizaba zur rechten. Derselbe ist die ersten zwanzig Leguas entweder sandig oder steinig, ziemlich gleich dem über die Hochebene von Perote; denn angebaute Stellen trifft man ebenfalls nur selten, da der Boden meist steril ist; dabei ist die Luft scharf, kalt und läßt keine üppige Vegetation aufkommen. Das Auge schweift darum gern über die kahle nächste Umgegend hinweg und bleibt

mit um so größerem Entzücken auf dem kühn sich in die Wolken erhebenden schneebedeckten Gipfel des Pic von Orizava haften, den man zuerst gerade vor, dann neben sich und endlich im Rücken hat. Bei Acatzinco, einem ziemlich bedeutenden Dorf, 10 Leguas von Puebla, hatte ich den entzückenden Anblick, die vier schneebedeckten Gipfel des Pic de Orizava, des Malinche, des Popocatepetl und Iztaccihuatl sich über die mit Wolken umlagerte Cordilleren-Kette erheben zu sehen. In jenem Acatzinco, wo wir anhielten, um uns ein wenig durch eine Tasse Chocolade zu erwärmen, ward uns die tröstliche Nachricht zu Theil, daß wir wahrscheinlich ausgeplündert werden würden, indem vor einer halben Stunde 7—8 bewaffnete, als Räuber bekannte Leute (Mala gente) aus dem Dorf hinausgezogen seyen, in der Richtung der Straße nach Orizava, und da die Truppen gerade jetzt alle in Puebla seyen, so könne man auf keine Hülfe rechnen. Zum Schrecken unsrer zwei Mitpassagiere machten ein Franzose, der hier eingestiegen war, und ich unsre Pistolen bereit, um die Herren Wegelagerer doch gleich nöthigenfalls angemessen zu begrüßen, was wir auch sehr gut thun konnten, da wir zusammen 12 Schüsse hatten; ich stellte meinen mexicanischen Reisegefährten ein Paar meiner Pistolen (ich hatte zwei Paar bei mir) zur Verfügung, aber sie lehnten dieß höflich ab, indem sie meinten, es sey doch bei weitem riskanter sich zu vertheidigen als sich ruhig ausplündern zu lassen. Wir beiden, die wir andrer Ansicht waren, setzten uns nun auf die Außenseite, um die Gegend wohl übersehen zu können. Der Weg hinter Acatzinco ist ganz trefflich für räuberische Ueberfälle geeignet, indem theils der Sand so tief liegt, wie nur bei uns in der Mark, so daß die Pferde nur einen wahren Schneckengang gehen und die Räuber den Wagen in dieser menschenleeren Gegend ohne alle Gefahr leicht anhalten können, theils aber auch der Weg durch ganz enge Hohlwege führt, welche von tiefen Barranken (engen Thalschluchten) durchschnitten werden, in welchen Räuber sich trefflich in Hinterhalt legen können, und doch ließen sich keine sehen. Als wir an der nächsten Station, einzeln stehenden Häusern, S. Bartolo, anhielten, um die Pferde zu wechseln, wunderte man sich da sehr, daß wir nicht angefallen worden, indem vor einer halben Stunde zwei Kutschen, eine mit einem Geistlichen, andere mit Damen von acht Räubern vollkommen ausgeplündert worden seyen, welche in der Richtung, die wir nun nehmen sollten, weiter gezogen seyen. Wir verdoppelten nur noch unsre Aufmerksamkeit; die beiden ausgeplünderten Kutschen holten wir bald ein und fanden das Pfäfflein ganz trostlos über die Gottlosigkeit der Welt, vorzüglich aber darüber, daß wir nicht gleiches Schicksal gehabt hätten, und trotz dieser christlichen Wünsche kamen wir unangefochten in St. Augustin del Palmar an, wo wir uns durch ein sehr unschmackhaftes, nur mit spanischem Pfeffer (Chile) und Knoblauch gewürztes Frühstück stärkten, und nur bedauerten, daß wir uns unnütz der rauhen schneidenden Luft auf der Decke der Kutsche ausgesetzt hatten. Einige Leguas hinter St. Augustin ändert sich die Gegend plötzlich: so einförmig und uninteressant sie bis dahin gewesen, so interessant wird sie dann, so viel Abwechselung bietet sie nun dar. Ganz unerwartet befindet man sich auf einmal am Rand der Hochebene und blickt von einer schwindelnden Höhe, von rauhen Winden umweht, in ein liebliches Thal, an dessen üppigem Grün man sehen kann, daß ewiger Frühling dort zu Hause ist: das reizende Thal ist das von Orizaba. Je kahler, je kälter es hier oben ist, desto größer wird das Verlangen bald da unten zu seyn, aber kaum sieht man die Möglichkeit ein, wenn man die steile Bergwand betrachtet, auf deren Spitze man sich befindet und die uns davon scheidet; doch endlich entdeckt man am Fuß derselben einen Weg, darauf einige schwarze Punkte, die wohl ein schärferes Auge als meines als Maulthiere erkennen konnte; das Peitschengeknall, das Fluchen des Kutschers, das Jagen der Maulthiere, die wir anstatt der Pferde an den Wagen bekamen, benahm alle Zweifel, alle Bedenklichkeit über ob und wie: wir jagten pfeilschnell die steile Höhe hinunter auf einem Schneckenwege, der, mit einer Kunst und Mühe ohne Gleichen angelegt, von oben herab gar nicht gesehen werden kann; ehe wir uns nur besinnen konnten, waren wir am Fuße des Berges angekommen, die schnaufenden Maulthiere wurden mit andern gewechselt, und die zehn, die uns bis jetzt gezogen, noch um zwei vermehrt, welche vorangespannt wurden, damit zu größerer Sicherheit nicht bloß der Kutscher vom Bock, sondern noch ein Vorreiter den Wagen lenken konnte. Diese Vorsicht war auch sehr nöthig, indem wir noch zwei steile Berge mit gleichen Curvaolas (Schneckenwegen) hinunterzufahren hatten, wo sehr häufig Seitenwände, und bei den Windungen, die oft ziemlich rasch sind und deren ich an 50 gezählt habe, die Strebepfeiler fehlten. Diese Straße, welche von der Hochebene über die sogenannten Cumbres de Acultzinco (Berge von A.) in das Thal von Orizaba führt, ist fast einem Römerwerk zu vergleichen und macht dem Consulado (Handelsgilde) von Veracruz alle Ehre, welches dieselbe im Anfang dieses Jahrhunderts ausgeführt hat; leider ist sie seit der Independenz-Erklärung bis jetzt verwahrlost geblieben, und erst in den letzten Jahren hat man wieder angefangen sie in Stand zu erhalten, weil man die Absicht hat den Weg von Veracruz nach der Hauptstadt, anstatt über Jalapa über Orizaba zu legen. Der rasche Wechsel den man hier sowohl in der Temperatur als in der Vegetation, in der ganzen Umgebung durchläuft, übertrifft noch den, welchen man empfindet, wenn man von dem paradiesischen Jalapa nach dem sibirischen Perote kommt, denn da braucht man doch wenigstens 5—6 Stunden, während man hier fast in anderthalb Stunden aus einem unwirthbaren rauhen Klima, wo kaum ein dürrer Strauch gedeiht, von einer Höhe, wo Aeolus seinen Wohnsitz aufschlagen könnte, in ein Thal kommt, wo die mildesten Zephyrlüfte uns umwehen, und sich eine Pracht, Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit der Vegetation entwickelt, die da Gewißheit gibt, daß wir uns in den gesegneten Regionen der Tierra Templada befinden; was das Auge und Gemüth besonders entzückt, ist überall Zeichen menschlichen Lebens, menschlicher Thätigkeit zu sehen, etwas, was man besonders hier in Mexico schätzen lernt, da dieser große Reiz sehr oft gerade den schönsten Gegenden fehlt. Da das Thal, in welches man eintritt, sobald man am Fuß des dritten Berges angelangt, nicht sehr breit, sondern von drei Seiten von hohen fast unzugänglichen Bergen umschlossen ist, so hat sich aller Anbau in die Mitte zusammengedrängt, durch welche die Hauptstraße führt, und man fährt nun mehrere Stunden bis Orizaba gleichsam durch einen Garten; im Winde rauschende Maisfelder wechseln da mit zierlichen Kaffeepflanzungen, diese mit Zuckerplantagen und alles das wird wieder umschlossen von duftenden Floripundio-Büschen (Datura arborea), Orangen, Guayava, Limonen-Bäumen, und bei keiner Indianer-Hütte, die längs des Weges zerstreut sind, fehlt der Bananen-Baum, der der Gegend mehr wie alles übrige den tropischen Charakter verleiht. Dieß alles, was sowohl durch seine Neuheit wie durch den schnellen Contrast unsäglich entzückt, die milde liebliche Luft die einen rings umfächelt, die herrlichen Düfte die man einathmet, läßt bald vergessen, daß man schon fast 30 Leguas gemacht hat, und man erträgt mit Gelassenheit sich noch sechs Leguas länger auf einem gepflasterten Wege durchrütteln zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Land- und Küstenaufnahme in Indien. Der Bericht über den Fortschritt der Operationen in Verbindung mit der trigonometrischen Messung Indiens ist gerade veröffentlicht. Diese trigonometrische Messung wird gegenwärtig von sieben Gesellschaften besorgt, die folgendermaßen beschäftigt sind: zwei derselben im Pendschab (dem nördlichsten Theil Hindostans), 1 auf der großen Längenstrecke von Calcutta (an der Ostseite) bis nach Kurratschi in Scinde (an der Westseite Hindostans), 1 auf der Küstenstrecke von Calcutta bis nach Madras (auf der Ostseite des südlichen Theils von Hindostan), wovon die Resultate höchst wichtig seyn werden für die maritime Geographie, 1 auf der Hurelaang-Strecke in Behar, wo möglich auszudehnen bis Nepal (an der Nordgränze) hinein, 1 in Bengalen auf der Parasnathstrecke, 1 in der Präsidentschaft Bombay. Die Beendigung der trigonometrischen Aufnahme kann in 6 bis 7 Jahren erwartet werden. Der Gesammtbetrag des triangulirten Areals beläuft sich auf 477,044 und die Gesammtkosten auf 34,120,787 Rupien oder ungefähr 3,412,078 Pfd. St.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 157. 2 Julius 1851.

Der Census in Irland.

(Von Dr. K. J. Clement.)

Es ist gekommen, wie von mir in diesen Blättern vorausgesagt worden. Der furchtbare Verfall der irischen Volkszahl tritt immer deutlicher vor die Augen, dießmal in dem erschrecklichen Resultat der Zählung, welches ein Richterspruch ist für die Nation und besonders ihre Regierung. Ein Schreiben aus Dublin vom 21 Junius, das der „Standard" bringt, ist die erste Nachricht, die darüber vernommen wird. Ein Auszug der Censusergebnisse Irlands, welcher die Gesammtzahl der Bewohner desselben am 1 Januar 1851 aufweist, ist jetzt in den Händen des Vicekönigs, jedenfalls ein unerfreuliches Document. „Unter Lord Clarendons Lord Lieutenancy oder vicekönigliches Herrschaft, eifert die patriotische Stimme aus Athacliath (Dublin), hat Irland eine Masse von Leiden erduldet, der durchaus beispiellos in der Geschichte Europa's seit Jahrhunderten ist. Sprich nicht von Kriegsgräueln, wenn Noth und Elend Irlands während der Regierung Lord Clarendons im Schloß zu Dublin der Gegenstand der Unterhaltung sind. Nach dem Wachsthumsverhältniß der irischen Bevölkerung während der nächst vorhergegangenen 20 Jahre (1820—1840) hätte Irland jetzt eine Volkszahl von $8\frac{3}{4}$ Millionen Seelen haben müssen, und zwar nach der allerniedrigsten Berechnung, zumal da der Census von 1841 schon reichlich 8 Millionen aufwies. Wenn das noch spätere Fortschrittsverhältniß ununterbrochen fortgedauert hätte bis auf die Gegenwart, so würde die gegenwärtige Bevölkerung Irlands $9\frac{1}{4}$ Mill. betragen. Und sie beträgt nur $6\frac{1}{2}$ Millionen! Haben 5 Kriegsjahre heutiger Zeit einen solchen Ruin in einer Bevölkerung angerichtet, als die 5 letzten unglücklichen Jahre der whiggischen Mißregierung im unglücklichen Irland? Es ist gute Gewähr für die Behauptung vorhanden, daß die neuesten Censusangaben eine Bevölkerung von nur $6\frac{1}{2}$ Millionen Seelen in Irland aufweisen können. Welch eine entsetzliche Geschichte erzählt dieser Bericht! Den Verlust von mindestens $2\frac{1}{2}$ Millionen Volks durch Hunger, Jammer und Elend, Auswanderung und schlechte Regierung, und das innerhalb eines Zeitraums von 5 Jahren. Das ist keine bloße speculative Annahme, sondern Zahlen, die sich auf zugegebene Facten stützen. Der Census in Irland von 1841 wies eine Bevölkerung von 8,178,238 Bewohnern, und in Folge der Unvollkommenheiten in dem zu der Zeit angewendeten Enumerationssystem wußte man allgemein, daß dieser Censusbericht unter der wirklichen Gesammtzahl stand. So viel mit Bezug auf die Vernichtung eines Volks unter einer „milden" Regierung. Was den Ruin des Eigenthums betrifft, so braucht man nur auf die täglichen Vorgänge bei den gerichtlichen Versteigerungen der verschuldeten Landgüter zu verweisen."

Skizzen aus Serbien.

(Fortsetzung.)

3. Wutschitsch und Petroniewitsch.

Nächst dem Fürsten Alexander sind die bedeutendsten Männer Serbiens unbedingt Wutschitsch, der Senatspräsident und Popetschitelj des Innern, und Petroniewitsch, der Predstavnik (Stellvertreter) des Fürsten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, denn diese beiden sind es, welche den Fürsten eigentlich zum Fürsten gemacht, den Milosch stürzten und verbannten, und mit Michael die Obrenowitsche, dem gefürchteten Rußland zum Trotze, des Thrones verlustig erklärten, den sie nicht selbst besteigen mochten, sondern sich statt dessen mit der selbständigen Regierung begnügten, bis sie die Ordnung im Lande so weit hergestellt, daß die Dynastie des würdigsten Volkshelden die Zügel selbst in die Hand nehmen und unter ihrem Rathe das Volk heilsam und friedlich zu lenken vermochte. Mannichfach sind diese beiden Männer angegriffen und getadelt, mit dem Namen „Verräther" bezeichnet und jeder Schandthat fähig erachtet und beschuldigt worden, Wutschitsch z. B. des Mordes seines Schwiegervaters wie der den Tod nach sich ziehenden Mißhandlung seiner Mutter, der Verfolgung seines Sohnes und Verstoßung seines Weibes angeklagt, ohne daß irgendwie die Thatsachen untersucht und gegeneinander abgewogen wären, und ganz davon abgesehen, daß die Zustände des Landes es nicht gestatten, die Kinder desselben mit dem Maaße zu messen, mit dem wir die in die Geschicke europäisch gesitteter Lande eingreifenden Personen zu messen gewohnt sind. Beide sind im wahren Sinne des Wortes Volksmänner, aus dem Volke hervorgegangen; wie ihr Freund, der schwarze Georg, wirkten sie segensreich für das Volk, sehen sich deßhalb von demselben geliebt, wie von dem Fürsten geschätzt und mit seinem Vertrauen beehrt.

Der erstere, Thomas Wutschitsch Peritschitsch, ist ein Mann hoch in den Sechzigen, wenn nicht bereits über die Siebenzig, von imposanter, großer, ächt kriegerischer Gestalt, stets in der reichsten und gewähltesten Nationaltracht, und nicht einen Augenblick, wachend oder schlafend, so weit von seinen prächtigen und glänzenden Waffen getrennt, daß er sie nicht jederzeit durch das Ausstrecken seines Armes erreichen könnte. Mit unglaublichen Körperkräften ausgestattet, führt er durch die lange Gewohnheit

den Säbel als Schnittwaffe [1] eben so geschickt wie der geborene Osmane, und mit der Tschichane (die lange türkische Flinte) wie der Pistole wird ihm der kleinste Gegenstand auf unglaubliche Entfernungen ein nie verfehltes Ziel. Auf seiner edlen Stirn thront hoher Ernst, und aus seinen kleinen stechenden schwarzen Augen schießt ein scharfer, durchdringender Blick. Er ist meist in ernster Stimmung, spricht wenig, selbst nicht von seinen eigenen Thaten, die er jedoch gern erwähnen hört, lacht nie, und selbst das Verziehen der feinen, mit einem starren, schwarzen Schnurrbart gezierten Oberlippe zu heiterm Lächeln ist bei ihm eine Seltenheit. Sein Charakter ist muthvoll, entschlossen, festen Sinnes und unbeugsam in seinem einmal geäußerten Willen. Schulbildung hat er nicht, aber ein richtiger und scharfer Verstand ersetzt ihren Mangel vollkommen. Seine Fehler sind Unbarmherzigkeit, leicht aufbrausender Jähzorn und vielleicht einige Rachsucht.

Sein Leben ist reich an Thaten und hervorragenden Zügen. Zuerst machte er sich als Heiduk (vor den Türken in die Wälder Geflüchtete und dort gegen die Moslims das Räuberhandwerk treibend) unter der Bande des Welika bemerkbar, verrichtete im Czerny Georgischen Befreiungskampfe 1807 einzelne Aufsehen erregende Heldenthaten, und erwarb sich die Achtung der Serben. Als im Spätherbst 1814 aus Veranlassung eines Privatstreites der Woiwode Hadschi Prodan einen Aufstand gegen Milosch einleitete, war Wutschitsch einer der Gegner desselben, und vereinigte sich zum erstenmale und friedlich mit Milosch Obrenowitsch, der diesen unzeitigen Aufstand mit den Türken vereint bekämpfen wollte, wodurch es den letztern auch wirklich gelang, ihn zu unterdrücken. Er trat ganz zum Fürsten Milosch über und wurde sein bevorzugter Momke (eine Stellung zwischen Freund und Diener, etwa dem Verhältniß des Knappen zum Ritter entsprechend), konnte aber bei der großen Aehnlichkeit beider Charaktere nicht öfterer Ungnade entgehen, der jedoch jederzeit baldige Versöhnung und zwar um so eher folgte, als Milosch von Wutschitsch richtig erkannt und damals seiner bessern Eigenschaften halber nach Verdienst geliebt wurde. In dem Aufstande Miloschs 1815 befestigte sich diese Freundschaft, und Wutschitsch wurde nach Begründung seiner Herrschaft zum Knes von Grutscha ernannt. Als solcher leistete er die entschiedensten Dienste in dem Bauernaufstande, den Miloje Djak gegen Milosch und seine Gewalt 1824 organisirt hatte. Denn als Jowan Obrenowitsch, der Bruder Miloschs, bei Poscharewaz geschlagen und die Residenz Kragujewatz schon bedroht war, warf sich Wutschitsch den Flüchtigen entgegen und fragte sie: „Wo habt Ihr Eure Pferde gelassen?“ Und als er die Antwort erhielt: „Wo Du die Deinen morgen haben wirst“, erwiederte er nur: „Vielleicht, wenn ich wie Ihr, die Ihr den Weibern gleicht, den Angriff erwarten wollte.“ Von Milosch hierauf zum Oberbefehlshaber ernannt, führte er zum erstenmale eine bedeutende Macht gegen die Empörer, die in großer Zahl bei Topola lagerten. Er befestigte mit Blitzesschnelle und richtigem Blicke eine Anhöhe ihnen gegenüber, schritt am folgenden Morgen zum Angriffe, schlug die Empörten auf das Haupt, sprengte sie auseinander und machte so dem Aufstande ein Ende, ein um so größeres Glück für Milosch, als bereits im ganzen Lande sich Theilnahme für denselben aussprach und berühmte Namen der Freiheitskämpfe an ihm Theil zu nehmen gesonnen waren.

[1] Die Orientalen hauen nicht mit dem Säbel, sondern schneiden damit, wodurch der Ausdruck Schnittwaffe wohl gerechtfertigt ist.
Der Verf.

Trotz dieses großen Dienstes wurde Wutschitsch vom Fürsten, bei dem sich nach des erstern bei Topola bewiesenem Feldherrentalente Eifersucht zu regen begann, 1827 aus Serbien verbannt, und wer weiß ob nicht eine schlau und schnell vollbrachte Flucht nach der Wallachei ihm allein das Leben gerettet hat. In den Jahren 1828 und 1829 kämpfte er als Freiwilliger in dem russisch-türkischen Kriege und kehrte am Ende des letztern Jahres auf Miloschs Verlangen, bei dem sich Reue zeigte, nach Kragujewatz zurück, und übernahm die Stelle eines Oberserdar im Hause des Fürsten, wurde jedoch bald darauf wieder nach Semendria verwiesen, um von dort, zum Begleiter der Fürstin Ljubitza ernannt, in kürzester Zeit nach Kragujewatz zurückberufen und dann zum Knes von Schabatz befördert zu werden.

Hier in Schabatz war es, wo einst in einer der vielen unberechenbaren Launen des Gewalthabers, Wutschitsch nur seine aufrichtige Ergebenheit, seltene Geistesgegenwart und Entschlossenheit das Leben und die Freiheit erhielten. Ein Lieblingsmomke Milosch's, als kühner und fast mit übermenschlichen Kräften begabter, aber willenloser Anhänger desselben bekannt, trat plötzlich an den Herd des Wutschitsch und hielt dem gastfreien Wirthe, statt des üblichen Grußes, die Pistole mit der Rechten vor, während ihm die Linke eine Kette wies mit der Frage; welches von beiden er vorziehe? Wutschitsch entgegnete ruhig: „von wem kommst Du mir?“ — und auf die Antwort: „vom Herren,“ (Gospodar, Herr, hieß Milosch schlechtweg) streckte er geduldig den Fuß vor, um ihn mit der Hand zusammenschließen zu lassen und setzte hinzu: „so thue mir wie der Herr Dir befahl.“ Vor Milosch gebracht, zerfiel entweder das obwaltende Mißverständniß, oder war dessen üble Laune verraucht, denn Wutschitsch wurde nicht nur seiner Ketten entledigt, sondern auch bei dem obersten Gerichte angestellt, und von Milosch nicht wieder aus seiner Nähe gelassen.

Als in Folge der Verschwörung der Edelsten des Landes, die bei Stojan Simitsch, wo sich mit der Fürstin die Blüthe der serbischen Männer zur Kindtaufe versammelt hatte, viele Tausende im Januar 1835 nach Kragujewatz zogen, um Milosch friedlich zur Ertheilung einer, gewisse persönliche und allgemeine Rechte verleihenden Verfassung zu zwingen, ernannte dieser Wutschitsch zum Oberbefehlshaber seiner stehenden Truppe, die jedoch aus noch nicht so viel Hunderten bestand, als jene Tausende hatten. Die Klugheit des, in so eigenthümlicher Lage befindlichen Feldherren, wie die erhaltene Ordnung unter den aufständischen Knesen, ließ es zu keinem Zusammenstoß, ja selbst zu keiner Demonstration kommen, da Milosch schnell und klug einzuwilligen und sich den Anschein des Verzeihens zu geben wußte, und eine augenblicklich zu berufende Skuptschina zusagte.

Die auf dieser Skuptschina versprochene Verfassung scheiterte an des Fürsten Mangel an Willen und dem Widerstande der drei das Land begränzenden Kaiserreiche, und in der Folge herrschte Milosch mit um so größerer Unbeschränktheit, als er später dieselbe offen unter dem Schutze Rußlands und der Pforte auszusprechen hoffen durfte. Leider benutzte er dieselbe sogleich zum Monopolisiren des Schweinehandels, des Salzes und anderer Gegenstände, die seinem Eigennutz am Besten fröhnen konnten, aber auch des Volkes tiefste Interessen verletzten. Gleichzeitig verfolgte er die Opposition, und verrieth dabei höchst unkluger Weise eine Furcht für die Zukunft, indem er sich in der Wallachei mit großen Summen Geldes ankaufte. Wutschitschs Rathschläge galten ihm nicht nur nichts mehr, sondern er fing an denselben anzufeinden, und zwar nicht allein wie bisher ihn persönlich durch Zornausbrüche bedrohend, sondern ihn heimlich und

durch andere Organe verfolgend. Er wurde bei der Austheilung türkischer Ehrenzeichen, die Milosch überlassen war, übergangen und dadurch empfindlich verletzt. Aber nicht genug hiermit, mit Wort und Schrift ließ die fürstliche Partei offen verkünden, er, Wutschitsch, sey ein Verräther, der, als er Kragujewatz vertheidigen sollte, mit den Aufständischen gemeine Sache gemacht hätte, obgleich es klar zu Tage lag, daß nur Wahnsinn ihn dazu hätte treiben können, mit wenigen Hunderten viele Tausende anzugreifen, welche seiner Aufgabe, Kragujewatz zu vertheidigen nichts zuwider thaten. Als Wutschitschs Anhänger ihm einst entrüstet ein solches Schreiben der Miloschischen Partei vorlasen, erwiderte er kurz aber entschieden, indem er die Hand an den Handschar legte: „ich kann nicht schreiben, wenn es aber einmal Noth wird, so soll dieß die Feder seyn."

Trotz dieses Muthes aber brachte ihn die Rachsucht des nun zu seinem unversöhnlichen Feinde gewordenen Fürsten 1837 dahin zum zweitenmale flüchtig zu werden und bei Nacht und Nebel nach Semlin überzutreten, wohin ihm viele Volksmänner wie Georg Protitsch und selbst Jephrem, des Fürsten Bruder, vorangegangen waren oder nachfolgten. In diese Zeit fällt es, daß er sich mit dem sein Schicksal theilenden Avram Petroniewitsch so eng verbündete, daß sie beide es waren, die fortan Serbiens Schicksal gemeinschaftlich leiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Griechischer Begräbnißplatz auf den marathonischen Feldern.

Eine sehr interessante Entdeckung wurde kürzlich zu Serkem, einem Dorfe Attika's, etwa 30 Kilometres (4 deutsche Meilen) von Athen, auf den marathonischen Feldern gemacht. Diese bestanden zum Theil in Sümpfen, die in neuerer Zeit ausgetrocknet und angebaut wurden. Bei dieser Arbeit wurden Gräben geführt, und in einer Tiefe von etwa 6 Metres (!) stieß man auf einen griechischen ins Alterthum hinaufreichenden Begräbnißplatz, wo mehrere mit noch ziemlich gut erhaltenen Inschriften bedeckte Grabsteine aufgefunden wurden. Man erhielt bald die Gewißheit, daß diese Gräber zu Ehren der in der berühmten Schlacht von Marathon gefallenen Krieger ausgeführt worden seyen. Diese Entdeckung, welche man dem Zufall verdankte, wird nun durch neue Nachgrabungen erweitert, welche ein französischer Archäologe, Hr. Dupeyron anstellt. Bekanntlich ließ Miltiades sein Heer, das große Verluste erlitten hatte, auf dem Schlachtfeld, dessen Meister er geblieben, lagern, um ihm die nöthige Ruhe zu gönnen, und den Gefallenen die letzte Ehre zu erweisen. Zugleich schickte er die Namen nach Athen, wo sie auf Marmortafeln eingegraben wurden, von denen man noch ein Bruchstück besitzt. (Bull. de la soc. de geogr. April.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Distrikte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Misantla u. s. w.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Erst nach Sonnenuntergang kamen wir in Orizaba an und ich konnte nur noch sehr wenig sehen, war aber auch nicht sehr begierig darnach, sondern vielmehr nach einem guten Abendbrod und einem Logis, wo ich meine müden Glieder ausstrecken konnte. Beides fand ich in einer Fonda Francesa (französischem Gasthof), wo ich auch sicher recht gut geschlafen hätte, wenn nicht die französischen Gäste mit einer seltenen Unermüdlichkeit die ganze Nacht hindurch bis Morgens vier Uhr neben meinem Zimmer Billard gespielt hätten. Den andern und den nächstfolgenden Tag benützte ich, um die Stadt selbst und die Umgegend etwas kennen zu lernen, welche mir so wohl gefielen, daß ich bedauerte meinen Aufenthalt nicht verlängern zu können, zumal da mir dieselben die Herren Chateauneuf, ein französischer Kaufmann, und Ehlen, der einzige Deutsche in der ganzen Stadt, durch ihre Gastfreundschaft so angenehm als möglich machten.

Orizaba (19° 2′ 7″ N. Br.) ist eine recht hübsche Stadt, ihre mehr vom O. nach W. als von N. nach S. sich ausdehnenden Straßen sind ziemlich regelmäßig angelegt, doch nur die Hauptstraße hat eine ansehnliche Breite, die übrigen sind schmal, doch alle gut gepflastert, besonders mit sehr guten Trottoirs, die Reinlichkeit habe ich im Vergleich gegen die Hauptstadt ganz ausgezeichnet gefunden; die Häuser, meistens einstöckig, sind durchschnittlich hübsch und regelmäßig gebaut, nur in den Vorstädten gibt es Hütten, aber verfallene Häuser, deren in Mexico selbst so viele gibt, findet man hier fast gar nicht, wie überhaupt der ganze Ort das Gepräge der Wohlhabenheit an sich trägt. Jene Massen zerlumpter herumlungernder Tagediebe, Leperos genannt, welche die Straßenbevölkerung in allen größern Städten der Republik bilden und auf jeden Fremden einen so übeln Eindruck machen, fehlen dort ganz, indem von den circa 20,000 Einwohnern welche Orizaba doch haben mag, fast alle ihre bestimmte Beschäftigung haben: der größte Theil der Bewohner sind Ackerbürger, welche sich vorzüglich mit dem Anbau von Tabak und Mais auf ihren eigenen Ländereien beschäftigen; die übrigen, wenn sie nicht eigene Handwerke treiben, arbeiten entweder als Tagelöhner auf den Feldern der erstern oder in der ½ Legua von der Stadt entfernten, reizend gelegenen Baumwollen-Spinnerei und Manta- (grobe baumwollene Zeug-) Fabrik von Cocolapan — einer der ersten Fabriken dieser Art in der ganzen Republik, welche jährlich circa 228,000 Pfd. Gespunst und 53,000 Stück Mantas liefert. Da der Handel von Orizaba im Ganzen nicht von sehr großer Bedeutung ist, indem er sich fast nur mit Speditions- und Commissions-Geschäften für die umliegenden Gegenden beschäftigt, so ist es natürlich, daß, bei den genannten Beschäftigungsarten der Bewohner, die Straßen in den Wochentagen sehr menschenleer sind und die Stadt sehr todt aussieht; dagegen ist sie des Sonntags um so belebter, wenn die fromme Bevölkerung nach den Kirchen strömt, deren die Stadt gar viele und sehr reich ausgestattete aufzuweisen hat, denn die Orizabeños übertreffen fast die Poblaner an Bigotterie und finsterem Fanatismus, der besonders von einem Kloster aus, das dem Karmeliterorden angehört, genährt wird. Andere Erholungen, andere Zerstreuungen, als Messehören und Kirchenfeste, kennen sie fast nicht; so sind auch die reizenden Promenaden, welche außerhalb der Stadt sind, besonders aber welche die Vorstädte mit ihren allerliebsten Callejones darbieten, meist unbesucht: die Vorstädte (Barrios) sind nämlich zum größten Theil von Indiern bewohnt, welche ihre aus Adobes (ungebrannten Backsteinen) aufgebauten Hütten in ziemlich bedeutender und regelmäßiger Entfernung angelegt, und eine jede dieser Wohnung mit zierlichen Gärtchen umgeben haben, in denen sie Fruchtbäume und blumentragende Strauchgewächse aller Art pflegen; da dabei die Straßen ziemlich gerade und eben angelegt sind, auch ziemlich reinlich gehalten werden, so ist ein Spaziergang durch diese Callejones (kleine Gassen), des Morgens oder des Abends das entzückendste was man sich denken kann, besonders für jemanden, dem die tropische Vegetation noch etwas ganz neues ist, der noch an jedem zu gleicher Zeit blühenden, grüne und reife Früchte tragenden Orangenbaume seine Freude hat, der noch jeden Zapote-, Guayavabaum und andere mit Bewunderung anstaunt, und für den das Rauschen der breiten, lang herabhängenden Bananen-Blätter noch seine eigene Poesie hat, und besonders aber, weil er da die Wunder der tropischen Natur noch mit Zeichen menschlicher Thätigkeit vereinigt sieht.

Außerhalb der Stadt fehlt es auch nicht an angenehmen Spaziergängen, besonders belohnend aber, wenn auch ziemlich beschwerlich ist einer der auf einen ziemlich hohen, ganz nahe an der Stadt gelegenen Berg, el Borego genannt, führt, von dem man eine entzückende Aussicht über die Stadt, ja über das ganze Thal, besonders aber auf den Bergriesen, den Pic de Orizaba hat, welcher durch jenen Zwerg für die Stadt selbst verdeckt wird; denn in dieser sieht man fast gar nichts von jener höchsten Spitze der nordamerikanischen Cordilleren, welche nach ihr den Namen führt; nur von einem Punkte

aus ist es möglich gerade nur den schneebedeckten Gipfel zu erblicken, dessen Höhe dadurch um so grandioser erscheint. Nach allem bisher Gesagten läßt sich denken, daß die Umgebungen von Orizaba reizend sind, und in der That läßt auch ihre Lage wenig zu wünschen übrig, nur daß das Thal ein wenig zu eng ist und dadurch dem Ort eine wohlthätige Ventilation fehlt, ein Umstand, der der Gesundheit nicht ganz zuträglich ist. Das Thal ist von drei Seiten ganz eng von Bergen umschlossen, im NW von den Cumbres de Acultzingo, im SW von den Bergen von Tehuacan, über die der Weg nach dem mexicanischen Paradies, Oajaca, führt, im NO von den Vorbergen des Pic von Orizaba (auch Paloma, oder Volcan de S. Andres oder Citlaltepetl genannt), eingeschlossen, nur gegen SO auf das Meer zu erweitert sich das Thal. Eine Folge dieser Lage muß seyn, daß die Temperatur häufigen raschen und sehr empfindlichen Wechseln unterworfen ist, indem die Sonnenstrahlen, durch das Zurückprallen von den nahen steilen Bergwänden bedeutend verstärkt, kräftiger wirken, aber auch leicht ebenso bedeutend wieder ihre Kraft durch kalte vom schneebedeckten Gipfel des nahen Pics herabwehende Winde vermindert wird; durchschnittlich wechselt die Temperatur zwischen 22° und 10° R., sinkt aber auch bisweilen auf 4°, doch kann man das Mittel 18° annehmen. Auf die Temperatur haben aber hier ganz besonders noch die beiden hier herrschenden Winde einen wesentlichen Einfluß: es sind dieß Süd- oder Nordwinde. Jene fangen in der Regel in der Mitte Januars an und dauern bis Ende März oder Mitte April, wo sie häufig in Orcane ausarten, die dann bedeutende Zerstörungen anrichten; diese Südwinde sind überhaupt von den Bewohnern sehr gefürchtet, da sie die Hitze außerordentlich vermehren und alles austrocknen, dadurch eine Menge Krankheiten erzeugen, so daß man sie fast mit den Sciroccos Unteritaliens vergleichen könnte. Dagegen werden die Nordwinde (Nortes), welche im September anfangen und bis März dauern, Salud del Pueblo genannt, sowohl weil sie die Hitze der Atmosphäre mildern, als auch weil sie immer sanfte Regen bringen, welche die Felder befruchten; oft halten dieselben 8—14 Tage an und dann heißen sie Temporal; in den Monaten November, December und Januar verwandeln sie sich oft in Nebel. Außer der Norderzeit, wo es sehr viel und andauernd regnet, gibt es aber noch eine besondere Regenzeit, welche Mitte Mai oder Anfang Junius anfängt und bis Ende September anhält, und in der fast täglich, ganz regelmäßig, starke, heftige Regengüsse von Donner und Blitz begleitet, fallen. Man kann daher annehmen, daß Orizaba nur $2^1/_2$ Monate (März, April und die Hälfte Mai) trockne Zeit hat; dasselbe ist der Fall mit allen den Gegenden, die an den Abhängen der Hochebenen nach dem atlantischen Meer zu gelegen sind, indem die Nordwinde, welche den mexicanischen Golf zur Winterszeit so gefährlich machen, sich an der hohen Gebirgskette welche die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen bilden, stoßen, und in den niedrigeren sich als Regen niederschlagen, und dieß gibt diesen Gegenden (wozu die Bezirke von Cordova, Jalapa, Mizantla, Papantla, Tuxtla gehören) einen besonderen Vorzug nicht bloß vor der Hochebene selbst, sondern auch vor den auf der andern Seite derselben gelegenen Gegenden, indem diese bloß eine Regenzeit haben und der stille Ocean ihnen keinen wohlthätigen Regenwind sendet, um in der mehr als sechsmonatlichen trocknen Zeit das durstende Erdreich zu erfrischen. Eine natürliche Folge dieser vielen Regen, wie auch der Nähe hoher Berge, ist ferner, daß das Thal von Orizaba keinen Mangel an fließenden Gewässern hat, die, wenn sie auch noch keine bedeutenden Wassermassen haben, doch reichlich genug sind, um, wenn nöthig, die Felder zu bewässern und Mühlwerke zu treiben. Die Stadt Orizaba selbst wird durch einen Fluß Rio de Orizaba, und zwei Bäche, Arroyo Puerco und de los Aguacales durchschnitten, welche, gleich wie die von S. Juan, Jalapilla und Escameta dem Rio Blanco zufließen, welcher seine Quellen auf den Cumbres de Aculzingo hat, die feuchtbarsten Striche der ganzen Republik durchfließt und bei Alvarado in den mexicanischen Golf fällt. Wo sich ein solcher Wasserreichthum mit einem feuchten, warmen Klima vereinigt, da ist wohl auch natürlich, daß der Boden viel hervorbringt, besonders wenn auf ihn nur einiger Fleiß verwandt wird, und dieß ist um Orizaba der Fall. Mehr als in den meisten andern Punkten der Republik ist dort fast jedes Fleckchen benutzt und wohl angebaut; dieß hat vorzüglich seinen Grund darin, daß hier weniger große Besitzungen vorhanden sind, daß hier der Grund und Boden angemessen vertheilt ist, und keiner mehr Land besitzt als er auch Kräfte und Mittel hat dasselbe zu bebauen. Die wohlthätigen Folgen einer so weisen Vertheilung sind auch gleich beim ersten Blick sichtbar: nirgends wüste, unangebaute Landstriche, wie man sie in diesem Lande nur zu häufig sieht, und die der Welt verloren bleiben, bloß weil der Eigenthümer sie nicht bebauen kann, und daher auch nirgends solch Elend und Armuth, wie einem hier fast überall in aller Nacktheit entgegentritt; sondern in dem ganzen Thal sieht man Zeichen menschlichen Fleißes, bemerkt mit Freuden Spuren eines allgemein verbreiteten Wohlstandes, wie ihn nur angemessen vertheilter Grund und Boden gewähren kann. Ohne Zweifel würde es noch besser damit stehen, wenn nicht die Cultur vorzüglich auf einen Zweig, nämlich Tabak, beschränkt wäre. Da nämlich der Tabaksbau nur im District von Orizaba und Cordova gesetzlich erlaubt, also für diese Gegenden wirklich monopolisirt ist, so findet fast jeder, auch noch so kleine Grundbesitzer seine Rechnung am besten dabei, wenn er Tabak baut, wobei er auf sichern Absatz rechnen und auf demselben Stück Feld in demselben Jahre seinen Mais, sein unentbehrliches Lebensmittel ernten kann. Würde dabei der Anbau von Tabak nicht durch fiscalische Gesetze beschränkt und belästigt, würden dabei von den Pächtern des Tabaksmonopols die Tabaksbauer nicht gezwungen ihre Producte zu den niedrigsten Preisen zu verkaufen und durch lockende Vorschüsse an sie für immer gefesselt, dann könnte dieser Culturzweig wohl eine Quelle des Reichthums werden, aber so ist er es nicht, und fast möchte man glauben, daß es für diesen District viel vortheilhafter gewesen wäre, wenn er nicht mit diesem Monopol beschenkt worden, wenn Tabaks-Cultur ein freies Gewerbe wäre, wenn sich die Bewohner auch auf den Anbau andrer Producte, als Kaffee, Zuckerrohr, Vanille, Cacao, Baumwolle, Seidenwürmer und Oliven gelegt hätten, was sicher ihnen mehr einbringen und der ganzen Gegend größere Bedeutung geben würde, als der monopolisirte Tabaksbau; wenn auch bis jetzt der Anbau jener Gewächse nicht ganz unterlassen wird, so wird er doch nur ganz im Kleinen betrieben. Leider fehlen mir genaue Angaben darüber, wie viel Tabak jährlich producirt wird; man nimmt an, daß jährlich an 30,000 Tercios (2 Tercios = 1 Carga) geerntet werden, welche den Pächtern an $1^1/_2$ Mill. Dollars einbringen.

So sehr mir Orizaba an und für sich gefallen hat, und obgleich ich die großen Vorzüge anerkenne, welche jene ganze Gegend bietet, so möchte ich doch schwerlich rathen, daselbst eine deutsche Colonie anzulegen: denn, erstens sind die besten Terrains auf jeden Fall schon occupirt und bebaut, und die, welche es nicht sind, nur zu sehr hohen Preisen zu haben; ferner sind, in Folge der Parcellirung des Grundes und Bodens, nur wenig oder fast gar keine ausgedehnten Territorien zu acquiriren, auf denen eine größere Colonie angelegt werden könnte, und es würden deßhalb die Colonisten genöthigt seyn sich vereinzelt zwischen den Besitzungen der Mexicaner niederzulassen, was aber nie zu rathen wäre, besonders hier wo noch finsterer Fanatismus herrscht und kein Fremder gern gesehen wird, — dieß ist der Hauptgrund, warum sobald noch nicht an eine Colonisation in diesem District gedacht werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von dem Reisenden Saulcy. Die letzten Nachrichten, welche bis zum 7 März gehen, melden, daß er das todte Meer völlig umkreist hat und die Karte desselben aufnahm. Von der Nordspitze desselben ging er nach Nablus, erstieg den Gipfel des Berges Garizim, besuchte den Tempel der Samaritaner, und wies die Existenz einer großen benachbarten Stadt nach, die er für Sichem hält; er bemerkte hier eine Säulenreihe von mehr als einer Viertelmeile Länge. (Bull. de la soc. de geogr. April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 158. 3 Julius 1851.

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

2. Fahrt von Großwardein nach Hunyady in Siebenbürgen.

Im November 1835, in jenem Jahre, wo der Winter schon im October mit Schnee und Kälte einzog, führten mich Geschäfte nach Siebenbürgen. In Pesth wollten mir meine Freunde von einer Reise abrathen, die zu solcher Jahreszeit selbst für die Einheimischen mit so viel Beschwerden und Gefahren verbunden sey, daß sie niemand als im höchsten Nothfalle unternehme. Ich folgte indeß meinem Berufe und vertraute auf die Vorsehung und auf meinen guten Stern. Zur Bequemlichkeit und zum Schutze nahm ich von Pesth aus einen sehr tüchtigen und verläßlichen Bedienten mit, der mir zugleich auch als Dolmetscher dienen sollte, da er mit den verschiedenen Sprachen des Landes vertraut war.

Während ich mich in Pesth aufhielt, fiel harter Frost ein, und da es gerade Markt war, wo alle Straßen bis aus den entferntesten Theilen des Landes mit Fuhrwerk bedeckt sind, so war in wenig Tagen ein so gutes Gleis gefahren, daß ich wie auf einer Eisenbahn dahin rollte, und schon am dritten Tage in Großwardein ankam. Hier verweilte ich einen Tag und stärkte mich in dem sehr comfortablen Gasthofe zur Weiterreise, vor welcher man mir jedoch auch hier bange machte.

Bei den kurzen Tagen war eine Tour von zwölf ungarischen Meilen — obgleich ich sie mit Bauernvorspann machte — etwas Großes, zumal der Weg viel über Berge ging, und ich konnte sie nur zurücklegen, solange das Gleis hart und gut war, mußte aber dennoch einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, zumal es mit dem Wechsel des Vorspanns in dortiger Gegend etwas langweilig hergeht und die Bauern auch nur wenige und schlechte Pferde haben.

Bei der Einfahrt nach Fekete-To (Schwarzthal) war die Sonne bereits schon hinter die Berge gesunken, und ich hätte hier, wo ein sehr gemüthlicher Wirth, eine saubere Kellnerin und ein gut eingerichteter Gasthof war, übernachten sollen, wenn mich nicht meine Ungeduld und die Absicht, am andern Tage an meinem Ziele, zwei Meilen jenseits Thorda (Thorenburg), anzukommen weiter getrieben hätten. Während des Umspannens in Fekete-To hatte ich Zeit genug, meinen guten Kaffee zu nehmen und mich mit dem Wirthe zu unterhalten, der mir Geschichten aus der dortigen Gegend erzählte, die eher geeignet waren mich dahin zu stimmen zu bleiben, als in die Nacht hinein weiter zu fahren. Dennoch blieb ich standhaft in meinem Entschlusse und bezweifelte die Wahrheit der Erzählungen, indem ich diese nur für ein Mittel hielt, welches der Wirth anwandte, um mich da zu behalten.

Endlich ging es weiter. Vier Pferde, die alle zusammen nicht so viel gewogen hätten wie ein einziges großes, waren vor meinen Wagen gespannt, und ein Knecht (ein Wallache) lenkte sie, der wie vom Galgen gefallen aussah, und der mich mit höchst verdächtigen Blicken anglotzte. Mein Diener machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, er wünsche jetzt doch seine Flinte bei sich zu haben. Die Straße war von dem harten Froste sehr glatt geworden und die Pferde glitten fortwährend aus. Da dieß immer schlimmer ward, so hielt mein Wallache, da wir kaum eine Stunde unterwegs waren, ohne weiteres bei einer Schmiede still, und wollte die Pferde scharf machen lassen. Das hätte wenigstens drei Stunden gedauert, und es wäre dann an kein Weiterfahren zu denken gewesen. Das aber gerade wollte der Knecht, denn es war nicht weit von der Schmiede eine Kneipe, die er gut zu kennen schien, und aus welcher er sich alsbald ein Glas Branntwein bringen ließ. Mein Diener mußte ihn nun mit allem Ernste zum Weiterfahren treiben, dem er sich nur mit dem größten Widerwillen fügte. Unterdeß war es Abend geworden, und mein Fuhrmann zeigte sich immer renitenter, so daß er bei jedem elenden Wirthshause, wie sie dort hin und wieder an der Straße stehen, vorfuhr und ohne weiteres bleiben wollte. So ging es eine gute Weile fort, als wir bei einer Biegung des Weges in kleiner Entfernung einen Bivouac erblickten, aus dem mehrere Feuer blinkten, um welche sich dunkle Gestalten bewegten. Da wiederholte mein Diener seinen Wunsch, daß er doch sein Gewehr bei sich haben möchte. Ich war anderer Ansicht, weil ich die Ueberzeugung hatte, daß wenn wir angefallen werden sollten, Gegenwehr vergebens und nur desto gefährlicher seyn würde. Als wir in die Nähe des Bivouacs kamen, standen mehrere Wagen auf der Straße, welche dieselbe so beengten, daß nur mit Mühe dazwischen durchzukommen war. Jetzt hielt der Wallach still, und im Augenblick trat ein großer Mann im härenen Mantel an meinen Wagen und redete den Kutscher an. Ich verstand nicht was er sagte, aber mein Diener dolmetschte mir, daß er frage: wer wir wären und wohin wir führen. Er antwortete ihm sogleich: ich sey ein großer Herr von der Regierung, habe wichtige Sachen in Siebenbürgen vor, und müsse noch diese Nacht in Colosvar (Klausenburg) seyn. Da zog der Mann höflich seine Mütze, gab dem Kutscher Feuer auf seine Tabakspfeife, um welches ihn dieser angeredet, bat noch um etwas Tabak und trat sodann ehrerbietig zurück. Mittlerweile hatte sich eine ganze Gruppe von Männern versammelt,

die, wie wir nun inne wurden, Bauern waren und mit Frucht (Getreide) nach Klausenburg fuhren. Ihrer Gewohnheit gemäß hatten sie hier einen Biwouac bezogen, weil sie da Weide und Wasser für ihre Pferde hatten. Die Feuer wurden mit den im Felde gebliebenen Stumpfen von Maisstroh unterhalten. Sie riefen uns als wir weiter fuhren, jauchzend ein Lebewohl nach, und nun fuhr der Kutscher viel frischer auf sein Ziel los als er dieß zuvor gethan hatte. Der Flecken Hunyady war es, wo Nachtquartier gemacht werden und wo am Morgen mit neuem Vorspann weiter gefahren werden sollte. Wir kamen dort des Abends nach 9 Uhr ohne weitere Gefahr an, als daß von den Pferden noch einigemal eins oder das andere stürzte.

Der Markt Hunyady steht in dasiger Gegend nicht im besten Geruch, was ich jedoch zu meinem Troste nicht wußte. Man sagt, es sey derselbe bei Attila's Zuge von zurückgebliebenen Hunnen bevölkert worden, und es habe von jeher diese Bevölkerung Raufereien und Diebstahl geliebt. Sie Hunnen zu nennen, gilt für einen Schimpf und führt gewöhnlich zu ernsten Auftritten, bei denen Mord und Todschlag vorkommt. Als ich daselbst ankam, war außer einem Nachtwächter fast keine Seele auf der Straße zu sehen, und es war dieser allein den wir nach einem Gasthofe fragen konnten. Er wies uns weiter vorwärts, als wir aber eben zu einem solchen hinlenken wollten, kam ein junger Bursche mit einem Mädchen, wahrscheinlich mit seinem Liebchen, gegangen, und da wir auch ihn fragten, so rieth er uns, wieder umzukehren, weil weiter unten ein besserer Gasthof sey. Wir folgten seinem Rathe um so lieber, als der, in welchem wir eben einkehren wollten, sich von außen sehr schlecht empfahl.

Gleich beim Eintritt in das Quartier konnte ich bemerken, daß es auch hier gar sehr an Comfort fehlen werde. Da jedoch weiter keine Wahl war, so mußte ich mich fügen und forderte ein Zimmer. Die Wirthin, eine Frau in mittleren Jahren, der Sprache nach eine Magyarin, schloß mir ein solches auf, aus dem ich aber, kaum eingetreten, unwillig zurückging, weil außer einem Tische und ein paar Strohstühlen nur eine leere Bettstelle, in welcher etwas Stroh war, darin stand. Die Wirthin war verdutzt über meinen Unwillen, und da wir uns nicht verständigen konnten, so rief ich meinem Diener, und zeigte ihm das mangelhafte Meublement. Er sprach mit der Wirthin und erfuhr nun, daß alsbald gute Betten in das Gestell gebracht werden würden, die man nie am Tage darin lassen könne, weil Herren, die da einkehrten, sich mit Stiefeln und Sporen darein legten und sie verdärben. In der That brachte sie auch bald recht gute, rein überzogene Betten, in denen ich, nach der anstrengenden Tagereise, vortrefflich schlief, nachdem ich zuvor noch ein Abendessen genossen hatte, welches, wenn man das Land, die Nacht und die hiesige Bevölkerung bedachte, als ein ganz vortreffliches gelten konnte. Rostbraten mit gutem Rothweine spielte dabei eine Hauptrolle.

In der Nacht ward ich durch ein furchtbares Halloh im Schlafe gestört, wobei ich nichts anders glaubte, als es habe eine Räuberbande den Ort überfallen. Großes Geschrei, viel Hundegebell und zwischendurch Schüsse machten einen betäubenden Lärm, wovon ich mir keine Erklärung zu machen wußte. Mein Diener schlief entfernt von mir, und als er endlich mein Rufen hörte und zu mir kam, hörte ich, daß einige Wölfe in einem Schafstalle eingebrochen seyen und dort eine Menge Schafe gewürgt hätten, bevor man sie durch den Lärmen verscheucht hatte. Trotz dem Aufgebote des ganzen Ortes waren sie entkommen. Mir that es leid, daß ich nicht bei der Jagd hatte seyn können.

Später als ich gewollt, brach ich am andern Morgen auf, weil ich, bei der gestörten Ruhe, darauf wieder so fest einschlief, daß ich erst erwachte als es schon Tag und bereits sieben Uhr Morgens war.

Skizzen aus Serbien.

3. Wutschitsch und Petroniewitsch.

(Fortsetzung.)

Avram Petroniewitsch ist ein hoher Fünfziger von schönem schlankem Wuchse mit freundlichem Ausdruck in den großen blauen Augen, edlen männlichen Zügen und schwachem blondem Barte. Er ist von außergewöhnlicher Bildung und wohl der aufgeklärteste Mann des gesammten Fürstenthums, da er seine Erziehung im Auslande erlangt hat. Sein Vater war nämlich, von kriegerischem Geiste getrieben, beim Ausbruch des Krieges von 1787 in österreichische Militärdienste getreten und lebte dann später in Oesterreichisch-Orsowa, wo ihm Avram geboren wurde. Er wurde von ihm zum Kaufmann bestimmt, und deßhalb nachdem er den ersten Elementarunterricht erhalten, zu seiner Erziehung nach Wien gesendet. Hier erhielt er seine Ausbildung in dem Sina'schen Hause, in welchem er verblieb bis er sich selbst etablirte. Da sein Geschäft ihm in der bewegten Zeit nicht glückte, wendete er sich nach Serbien zurück und lebte hier bei seinem Vater, der sich nach Abschüttelung des türkischen Joches in der Nähe von Kragujewatz ein Gut gekauft hatte. Bei diesem Aufenthalte lernte ihn Milosch kennen und befreundete sich mit ihm, so weit der überlegene Geist des einen und die unumschränkte Macht und der noch unumschränktere Wille und Sinn des anderen eine Freundschaft aufkommen ließen. Er trat in die fürstliche Kanzlei, und da er türkisch und griechisch verstand, nahm er bald in der bescheidenen Stellung eines Secretärs das thatsächliche Amt eines Rathgebers ein.

Als im Jahre 1820 der Archimandrit Samuel, der Erzpriester Wukaschinovitsch von Jagodina, und drei Knesen Wuiza (der Mörder Czerny Georgs), Ilia Markowitsch und Dmitri als Abgesandte Milosch's und der Nation zur Auslegung des Bucharester Friedens und Feststellung der serbischen Forderungen nach Konstantinopel gesendet wurden, begleitete sie Avram Petroniewitsch im Auftrage des Fürsten als Secretär. Das nach türkischen Begriffen Unerhörte in den Forderungen, wie die gleichzeitige drohende Stimmung des serbischen Volkes, bewog den Großherren der Abgesandten Vollmacht nicht anzuerkennen und sie bewachen und als Geiseln in Stambul behalten zu lassen. Fast sechs volle Jahre brachte Petroniewitsch so von Weib und Kind getrennt, in halber Gefangenschaft, aber unablässig für sein Vaterland wirkend, in Konstantinopel zu. Oft traf ihn das frühe Roth des Ostens noch an demselben Arbeitstisch, wohin die Sonne vom Westen aus ihren letzten Gruß ihm zugesendet hatte.

Die ersten Schritte des Czar Nikolaus nach dem Tode seines hochberühmten Bruders konnten bei der tiefen Ruhe Europa's und der von ihm aufrecht erhaltenen heiligen Allianz nur dem alten Ziele der russischen Kaiser, dem mohammedanischen Süden gelten, und mußten daher dem kleinen Brudervolke nutzen. Die alten, jeder Zeit offen gehaltenen und in genügender Verwicklung, um im rechten Augenblick einen casus belli abzugeben, befindlichen politischen Fragen, wurden wieder aufgenommen, und die serbischen Forderungen in den Vordergrund geschoben. Der Vertrag von Afjermann brachte denselben, im Sommer 1826, öffentliche Anerkennung, und den, wenn auch nicht eingekerkerten, doch in Konstantinopel gefangen gehaltenen Abgesandten ihre Freiheit.

Petroniewitsch kehrte zum Fürsten zurück, blieb in seiner Nähe, nahm die Stelle eines Predstavnik oder Kanzleichefs und Vorstellers, wozu ihm seine Sprachkenntnisse vorzüglich nützlich waren, ein, und duldete mit einer ihm angeborenen Gutmüthigkeit alle Launen desselben. Die Siege der russischen Waffen riefen ihn bald darauf in das Diebitschische Hauptquartier und nach Adrianopel, wo er, von Milosch als Gesandter bevollmächtigt, dem öffentlich anerkannten alten Verlangen endlich factische Geltung verschaffte. Ende 1830 ging er selbst, als Sendbote Miloschs, nach Petersburg, um dort Rechenschaft abzulegen und Aufklärungen über die Unordnungen und partiellen Kämpfe in den streitigen Gränzdistricten, deren Paschas sich ihre alten Rechte trotz des großherrlichen Fermans eben so wenig schmälern lassen wollten, als die Albanesen in dem das empörte Bosnien bekämpfenden Heere daran dachten, die serbischen neuen Rechte anzuerkennen. Erst im folgenden Jahre zurückgekehrt, ging er dennoch 1832 bereits wieder nach Konstantinopel, und nur seinem Eifer gelang es, durch die hohe Achtung, die er überall sich zu erwerben gewußt, und durch den persönlichen Einfluß des Sultan Mahmud, der ihn schätzte und liebte, was er auch durch die Verleihung eines äußerst kostbaren Nischan Iftihar ihm zu beweisen suchte, der für Serbien günstig ausgefallenen Gränzregulirung auf der Conferenz zu Konstantinopel im Mai 1833 Anerkennung zu verschaffen.

Daß ein Mann wie Petroniewitsch am meisten unter der sultanischen Gewalt eines launenhaften, halbrohen Fürsten leiden mußte, der ihm auf seine vernünftigen Vorstellungen nur zu antworten wußte: „Bin ich der Herr, und soll ich nicht thun was ich will?" und der über Leben und Tod so frei und willkürlich schaltete, wie jene Paschen und Wesire, deren Joch er gebrochen, ist natürlich, und so darf es nicht überraschen, daß auch er im Jahre 1834, auf jener Taufe bei Stojan Simitsch, wohin er, die Fürstin Ljubitza begleitend, gekommen, sich mit Milutin Petrowitsch, dem Bruder des berühmten Heiduken Weliko, dem Knes von Ressava, Milosav und dem alten Mileta Radoitowitsch, des Czerni Georgs Fahnenträger, verbündete, für das Volk die von dem Großherrn bewilligten Rechte nun auch dem Milosch abzunöthigen. Mit Milosav und Mileta theilte er dann auf dem spätern Zuge gegen Kragujewatz 1835 die Führung der Bewaffneten, und seiner Klugheit und der Energie Mileta's gelang es, den Zusammenstoß zu vermeiden und die Ordnung zu erhalten, da sie Milosch und seinem auf der Skupschina feierlich gegebenen Versprechen vertrauten. Daß der hiedurch entstandene Bruch desto unheilbarer seyn mußte, ist um so einleuchtender, als es Milosch so gut wie jedermann wußte, daß Petroniewitsch das Haupt aller derer war, die sich durch Gründung einer neuen Regierungsform gegen seine Willkür zu schützen suchten.

(Fortsetzung folgt.)

Oberst Carbuccia's antiquarische Forschungen im alten Numidien.

Oberst Carbuccia, dessen wir zu verschiedenenmalen zu erwähnen Gelegenheit hatten, legte der Pariser geographischen Gesellschaft eine Karte des Districtes von Batna vor, welche in den Jahren 1848 bis 1850 aufgenommen wurde. Man findet hier alle Verschiedenheiten des Bodens, die Höhe der Berge, die Wasserläufe und die Scheidung der Gewässer zwischen der Sahara und dem Mittelmeer. Auch hat er auf der Karte alle römischen Plätze, sowohl die Städte als die einzelnen befestigten Posten, und namentlich die noch vorhandenen römischen Meilensteine, deren man gegen 40 fand, verzeichnet. Man hat allenthalben, wo es nöthig war, Nachgrabungen gemacht, um die alten Denkmäler ans Licht zu bringen. So wurde die Existenz von mehr als 40 römischen Städten constatirt. Mehrere topographische Plane wurden mit der Meßkette aufgenommen, und auf mehreren Punkten trigonometrische Messungen angestellt. Man hat alle Ruinen und alle Reste des Alterthums, die Inschriften mit einbegriffen, verzeichnet. Die römischen Straßen waren der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, namentlich die zwischen Rebessa, Constantine, Setif, Lambésa und Biskra, und man ist mit Hülfe dieser Straßen dahin gelangt, die entdeckten Ruinen mit allen in dem Itinerar Antonins und der Peutingerschen Tafel verzeichneten alten Städten und besonders bezeichneten Punkten zu identificiren. Carbuccia hat endlich, indem er die Entfernungen zwischen den verschiedenen Meilensteinen genau messen ließ, durch Vergleichung constatirt, daß die römische Meile eine Länge von ungefähr 1480 Meters hatte. (Bull. de la soc. de geogr. April.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla, Nautla und Jalacingo in den Monaten Mai, Junius, Julius 1850.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Da meine Absicht war meine Reise auch bis an die Küste auszudehnen, so durfte ich mich nicht zu lange in Orizaba aufhalten, wo ich überhaupt für meine Zwecke wenig fand, und reiste schon den dritten Tag nach Cordova ab. Obgleich in diesem Jahr die Straße zwischen diesen beiden Orten für Fuhrwerke hergestellt war, so geht doch noch keine Diligence dahin, was ich auch gar nicht bedauerte, weil hier das Reisen zu Pferde weit interessanter und angenehmer ist als in der Diligence. Ich miethete mir deßhalb ein Pferd à 1 Doll. per Tag, und einen Mozo (einen Burschen), dem ich $1\frac{1}{2}$ Doll. per Tag und freie Kost für ihn und sein Pferd geben mußte. Cordova ist von Orizaba nur sechs Leguas entfernt; ich ritt deßhalb, weil ich den Morgen noch zur Besichtigung der Baumwollenfabrik von Cocolapan benutzt hatte, erst nach zwei Uhr Nachmittags, wobei ich immer hoffen durfte, mit Sonnenuntergang am Ort meiner Bestimmung anzulangen. Der Weg von Orizaba nach Cordova führt unstreitig durch eine der schönsten Gegenden in der ganzen Republik, ich wenigstens wüßte keine andere, welche ich ihr an Lieblichkeit und angenehmer Abwechselung an die Seite setzen möchte. Das Thal von Orizaba erweitert sich in der Richtung auf Cordova zu, die Berge treten mehr zurück, und so geht der Weg Anfangs über ziemlich ebenes Terrain, das man zu Wiesen benutzt, auf welche das Vieh aus der ganzen Umgegend, um zu weiden, getrieben wird. Nach einem Ritt von ein oder zwei Leguas, wofür ich beiläufig gesagt, vier Reales (20 Sgr.) für jedes meiner Pferde an Wegegeld zahlen mußte — kommt man plötzlich an den Rand einer Anhöhe, an deren Fuß sich ein schmales, liebliches Thal hinzieht und zu dem ein ähnlicher Schneckengang hinunterführt, wie von den Höhen von Acultzinco nach dem Thal von Orizaba, nur mit dem Unterschiede, daß hier nur ein einziger Berg, während dort drei, hinunterzusteigen ist; doch da das Hinabsteigen zu Pferde auf so weiten Umwegen, als ein solcher Schneckengang macht, mir gar zu langweilig gewesen wäre, so schlug ich einen schmalen Seitenpfad zwischen den Gebüschen ein, der schneller zum Ziel führte, doch bald wurde derselbe so steil und abschüssig, daß ich es doch für besser hielt abzusteigen und das Pferd am Zügel zu führen, und als ich endlich unten angekommen und noch einmal nach dem Weg zurückblickte, den ich so eben gehabt, da hätte ich kaum gewagt denselben Pfad noch einmal hinaufzuklimmen, so ganz gerade und steil ging er hinunter. Um so angenehmer überrascht aber ward ich durch die Schönheit des kleinen Thals oder vielmehr dieser weiten Bergschlucht, in der ich mich befand: die Berge die dasselbe einschlossen, von der höchsten Spitze bis am Fuß dicht bewaldet, und dieses dunkle Grün der Waldung ward umsäumt von dem frischen saftigen Grün der Zucker- oder Maisfelder oder der verschiedenartigsten Gebüsche; die Straße, welche mitten durchführte, ist der einzige Strich, der nicht grün ist.

Diese, hier in ausgezeichnet gutem Zustande, führt immer langsam bergab bis zu der Barranca de S. Miguel, welche ein Fluß gleiches Namens durchfließt; die Ufer derselben, so wie die ganze Barranca, geben das schönste Bilderminiatur von einer tropischen Vegetation; ich kann mich kaum erinnern, je etwas reizenderes gesehen zu haben als diese Barranca; nachdem ich die schöne, ziemlich lange steinerne Brücke, welche über jenen Fluß geschlagen, passirt, stieg ich ab, um mich im Schatten eines schönen Zapote-Baums ein wenig abzukühlen, da die Sonne gar gewaltig brannte, und konnte mich nicht satt sehen an der Pracht, dem Reiz, den hier die tropische Natur entfaltete: dieser wundervolle Himmel, dessen Azurglanz kein Maler wieder geben kann, diese Mannichfaltigkeit der Vegetation, wo man hundert Bäume und strauchartige Gewächse sehen kann, jedes in Form, Farbe der Blätter und Blumen ganz verschieden, jene Ueppigkeit, die sich in den unzähligen Schlingpflanzen manifestirt, die jeden Baum, jeden Strauch bis oben hinauf umranken, ihn dafür aber auch aus Dankbarkeit mit den herrlichsten Blumen zieren; dabei das Zwitschern der unzähligen Vögel, die an Farbenpracht fast mit jenen Blumen wetteifern, und dazu endlich das Frische, Belebende, was stets ein über Steine dahinrauschendes, klares Gebiegswasser verbreitet, dieses alles zusammen übte einen so zauberischen Reiz auf mich aus, daß ich gar nicht mehr ans Weiterreisen dachte, und nur die dringenden, natürlich immer sehr höflichen Ermahnungen meines prosaischen Mozo konnten mich vermögen diesen reizenden Punkt zu verlassen, in dessen Erinnerung ich jetzt noch schwärme. Mein armes Pferd mußte aber am meisten meine Schwärmereien bezahlen, indem ich ihm mit Sporen und Peitsche gewaltig zusetzte, um die verlorne Zeit wieder einzuholen, wozu ich um so eher geneigt war, als die Gegend, durch welche der Weg jenseits der Barranca führt, sehr wenig Interessantes darbietet, indem es meist nur Weideland ist; erst in der Nähe von Cordova fängt die Landschaft an wieder lieblicher zu werden.

Cordova selbst sieht man gar nicht, so ist es zwischen Bäumen begraben und fast die ganze letzte Legua reitet man wie durch einen Garten, Alleen von Mango-, Guayaven-, Orangen-, Aguacates-, Chirimoya-Bäumen wechseln untereinander ab, erst wenn man auf die wirkliche Hauptstraße kommt, treten die Häuser vor die Bäume, die aber doch im Hintergrund nur wenigen Häusern von Cordova fehlen. Ich kam bald nach Sonnenuntergang in Cordova an und ritt gleich vor dem Hause eines Herrn Eleos vor, an den ich empfohlen war, traf denselben aber leider nicht zu Hause, und mußte mich deßhalb zu meinem größten Bedauern entschließen, für diese Nacht in einem Meson (Gasthaus) mein Unterkommen zu suchen. Wer nur einmal das Vergnügen gehabt ein mexicanisches Meson kennen zu lernen, wird mit mir gewiß übereinstimmen, daß man einen Aufenthalt in solchem Haus billig sich als Pönitenzzeit anrechnen kann: ein Haus, was recht verwahrlost aussieht, vor dem große Schmutzhaufen aufgethürmt sind, und das sich nur dadurch und durch seinen größern Umfang vor andern Häusern auszeichnet, ist sicher ein Meson, d. h. ein der gastlichen Aufnahme gewidmetes Haus; reitet man ein, so wird man gleich von einer Menge Lumpengesindel umringt, das mit der größten Bereitwilligkeit einen jeder ferneren Mühe für sein Pferd und seiner übrigen Habseligkeiten entheben will; ist es endlich gelungen sich jener aufdringlichen Kerle durch wenige derbe Flüche und Peitschenhiebe zu entledigen, so hat man die größte Mühe nur jemonden aufzutreiben, der Zimmer und den Stall fürs Pferd anweist, da der S. Huesped (Herr Wirth) gewöhnlich mit andern wichtigern Dingen beschäftigt ist; endlich stellt sich ein Individuum so zerlumpt und schmutzig als die andern vor, das sich Mayordomo nennt, und als Ausweis, außer seiner kupferrothen Nase, einen großen Schlüsselbund mit sich führt, denn sonst würde man ihn eher für einen Gaudieb als für einen Mann ansehen, dem man sich anvertrauen darf, und schließt eine der vielen verfallenen Thüren, die auf den Hof oder vielmehr auf den Misthaufen gehen und die man eher für Zugänge zu sonst was, aber nicht zu Wohnzimmern halten möchte, mit der Bemerkung auf, dieß Zimmer werde zur Verfügung gestellt. Das ist nur das Vorspiel der Leiden eines mexicanischen Meson, doch nun gehen sie erst recht an. So war es bei mir wenigstens der Fall. Nachdem ich endlich mit vieler Mühe den Mayordomo aufgetrieben, der mir das Zimmer anwies, wo ich wenigstens vor der Hand meine Sachen deponiren konnte, und endlich der Mozo im Stande war die Pferde zur Abkühlung herumzuführen, wollte ich in mein Zimmer eintreten, mußte aber gleich zurück, da mir eine so dumpfe, stickige Luft entgegenkam, daß sie mir den Athem beschwerte; da nämlich diese Zimmer keine Fenster haben und die Thüren der Sicherheit wegen immer geschlossen bleiben müssen, so muß sich begreiflich darin eine Menge Stickstoff ansammeln, die dem, der nach langer Zeit das Zimmer zum erstenmal betritt, natürlich auf die Brust fallen muß, und so ging es mir. Ich überließ deßhalb die Wache für meine Sachen in jenem Zimmer, dessen Thür offen blieb, meinem Burschen und übernahm die Sorge für die Pferde. Als ich nach einer halben Stunde wieder kam, fand ich die Luft doch einigermaßen besser und konnte nun mein Staatszimmer genauer in Augenschein nehmen: da lag der Staub auf dem Boden fingerdick, die Vigas (Balken in der Decke) waren, so viel ich beim rothen Schein einer langen, schmächtigen Talgkerze erkennen konnte, ganz von Würmern zerfressen und waren unstreitig der Wohnsitz von Alacranes (Scorpionen) u. a. dgl. liebenswürdigen Gästen, an den Wänden war von weißer Farbe keine Spur mehr zu erkennen, dagegen war sie reich an dunkeln Flecken, die man bei näherer Besichtigung als Wanzennester erkannte, zwischen denen hie und da ein Alacranito Muy Guerito (ein blondes Scorpiönchen) — es gibt nämlich große grau-braune, die weniger schlimm sind und kleine gelblich-graue (Gueros, deren Stich sehr gefährlich ist) — seine Abendpromenade hielt. Von Möbeln war nichts weiter da als ein Bett, d. h. eine breite hölzerne Bank (auf die man sich legt, den Sattel zum Kopfkissen und den Sarape [wollene Decke] zur Decke nimmt), welches mein dienstfertiger Mozo hatte hineinbringen und natürlich an eine Wand stellen lassen; doch als ich sah, wie reichlich dieselbe bevölkert war und ermaß, wie mir die nahe Nachbarschaft von Wanzen u. dgl. für die Nacht doch etwas unangenehm werden könnte, ließ ich sie mitten ins Zimmer stellen. Fünf Minuten mochten kaum seit meinem Eintritt ins Zimmer vergangen seyn, als ich auch ein furchtbares Prickeln und Stechen und Jucken am ganzen Körper fühlte und bald inne wurde, daß die unzähligen Pulgas (Flöhe), die hier eingeschlossen gewesen, gleich gierigen Raben über mich armes Opferlamm hergefallen waren; auch machte ich den andern Tag die Entdeckung, daß sich gleich eine Nigua (Sandfloh) freundschaftlichst bei mir eingenistet hatte. Die Nigua ist ein ganz kleines Thierchen, kaum sichtbar, nicht größer als eine Nagelspitze, welches sich unter die Nägel der Fußzehen setzt und dort Eier legt; dadurch bildet sich eine Geschwulst, die, wenn die Brut sich vermehrt, immer größer wird und den Verlust des ganzen Fußes herbeiführen kann; ist man aber gleich zu Anfang vorsichtig, d. h. untersucht man gleich bei dem ersten eigenthümlichen und unaufhörlichen Jucken und Prickeln im Fuß, was besonders des Abends beim Zubettgehen stark ist, die Stelle wo es juckt und sticht den kleinen Beutel, der sich gebildet, auf und nimmt mit Behutsamkeit die Eier, die wie an einem Schnürchen an einander hängen, heraus, so hat es gar nichts zu sagen, wie ich an mir selbst die Probe gemacht habe. Als sich nun noch dazu, durchs Licht herangezogen, einige schwirrende Mosquitos gesellten, machte ich mich eiligst davon, um doch mit dem Herrn Wirth einige freundliche Worte zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenfresser in Nordamerika. New-York den 28 Mai 1851. Im Indian Territory westlich von Mississippi ist es zu einem heftigen Kriege gekommen zwischen einigen Indianerstämmen. Die Kitschies (Keechies) und Osages haben die Tonkways, diese Menschenfresser, angegriffen, um dieselben zu vertilgen, aber statt sie aufzureiben, sind die Angreifer völlig geschlagen worden, und die Sieger haben den gefangenen Sohn des Häuptlings der Kitschies gebraten und beim feierlichen Mahl aufgespeist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 159. 4 Julius 1851.

Skizzen aus Serbien.

(Fortsetzung.)

Die neuesten Revolutionen.

Die Opposition ruhte hierauf bei der Nichterfüllung der Miloschischen Versprechungen nicht lange, handelte aber auf Petroniewitschs Rath, um desto sicherer zu gehen, nicht so gewaltsam, wie es der Jugend und den Verhältnissen des jungen Staates nach zu erwarten war, sondern mit der ganzen Besonnenheit alter, gewiegter Aecht-Constitutioneller. Sie brachte Klagen bei den Schutzmächten vor. Rußland war damit gedient, denn England hatte durch die Sendung eines Consuls nach Belgrad Handelsverbindungen mit Milosch angeknüpft, die ihm einen großen Einfluß sicherten, und solange das Monopolwesen herrschend bleiben konnte, auch materielle Vortheile gewährten. Es sandte deßhalb den Baron Lieven als Commissär nach Belgrad, um sich von der Sachlage zu überzeugen. Die Pforte aber nahm Petroniewitschs Klagen auf das Ernsteste auf, und verlangte ganz entschieden die Absendung einer Deputation nach Konstantinopel, um die vom Fürsten versprochene Verfassung zu regeln, und die Verhältnisse des Volkes zu ordnen. Für die Nation war es ein Glück, und für Petroniewitsch eine wohlverdiente Genugthuung, daß der Großherr ausdrücklich darauf bestand, derselbe müsse der Deputation angehören. Es war diesem Willen nicht auszuweichen, und so zog derselbe mit nach Stambul, und errang dort das Grundgesetz von 1838, worin die Rechte des Fürsten so weit beschränkt wurden, wie es der unvernünftige Gebrauch seiner Macht nöthig machte. Die Hauptsache war die Einsetzung von vier verantwortlichen Ministern und eines Senates, als gesetzgebender Macht mit dem Rechte der Steuerbestimmung. Derselbe sollte aus siebzehn Mitgliedern, für jeden Kreis eins, bestehen, die der Fürst einsetzte, welche aber dann unentsetzbar blieben, wenn die Pforte nicht eine bei ihr eingebrachte Klage über dieselben begründet gefunden hatte. Gleich den Senatoren sollten auch die Richter unabsetzbar bleiben, und die Beamten wie überhaupt das Volk gegen Miloschs Willkür geschützt seyn.

Anfang 1839 brachte Petroniewitsch den von Rußland sanctionirten Hattischerif des Großherren mit, welcher dieß Ustav (Grundgesetz) enthielt und Milosch mußte zu seiner Erfüllung schreiten. Er konnte nicht umhin die erst kürzlich seiner Rache entflohenen Häupter der Opposition, welche nun frohlockend zurückkehrten, in den Senat zu wählen. Wutschitsch und Jephrem Obrenowitsch waren darunter, Petroniewitsch aber und Protitsch wurden zu Ministern der auswärtigen und inneren Angelegenheiten ernannt.

Im Vertrauen darauf, daß die entfernteren Landbewohner und kleinen Besitzer, die doch nicht unmittelbar von ihm zu leiden gehabt hatten, zu ihm halten würden, ließ Milosch im Stillen unter ihnen ausbreiten, wie sie nunmehr 17 Herren statt eines haben würden, und hierdurch einen Aufstand zu Gunsten einer unumschränkten Macht vorbereiten. Als derselbe dem Ausbruch nahe, trat er unerwartet nach Semlin über, und erklärte, er könne sich nicht mehr in Belgrad für sicher halten, und verlange deßhalb die Entfernung Wutschitschs und seines Bruders Jephrem aus dem Senate. Nach kurzer Zeit kehrte er jedoch auf die Vorstellungen des Senates zurück, aber erst in demselben Augenblicke als sein jüngerer Bruder Jovan auf dem Lande und namentlich in Kragujewatz für den unumschränkten Fürsten das Schild erhob. Der Senat, der die Gewißheit hatte, daß Milosch, welcher sich scheinbar erbot die Bewegung zu unterdrücken, dieselbe angeschürt hatte, verlangte, daß Wutschitsch, der Sieger von Topola, mit der Vollmacht zur Bekämpfung der Rebellen bekleidet würde.

Nachdem dieß geschehen, eilte derselbe, dem mehrere Tausende sogleich zuströmten, den regelrechten Truppen Miloschs und seinen ziemlich zahlreichen Anhängern entgegen. Er erreichte sie mit einer Schnelligkeit, welche dieselben nicht erwartet hatten, und überraschte sie daher auf einem kleinen freien Platze, rings von dickem Walde umgeben, in der Nähe von Kragujewatz. Ehe er sich zum Angriffe rüstete, und ehe seine Ankunft nur bemerkt war, hatte er alle zu dem Platze führenden Wege durch stark besetzte Verhaue verlegt, und die Gegner hierdurch gleichsam im Sacke gefangen, da die Stellung, in welche er sie gebracht, ihnen nicht erlaubte ihre Artillerie und Kavallerie, den Stolz des Fürsten, zu benutzen. Der Anführer Jovan Obrenowitsch erkannte seine mißliche Lage sogleich, und ergab sich ohne Widerstand dem Wutschitsch, kein Hehl daraus machend, daß er die Truppen für seinen Bruder gegen die Verfassung ins Feld geführt habe.

Dieß Geständniß wurde darauf in allen Kreisen durch Proclamationen vom Senat bekannt gemacht, und Wutschitsch zog mit den Edelsten des ihm zuströmenden bewaffneten Volkes nach Belgrad und dort im Triumphe ein. Nachdem der Senat darüber einstimmig war, daß Milosch nicht länger ihr Fürst bleiben könne (von einzelnen Mitgliedern, aber nicht von Wutschitsch, war sogar für den Tod desselben gestimmt), begab sich der Sieger mit seinen Momken in das Haus des Fürsten und redete ihn folgendermaßen an: „Milosch, die Nation mag Dich nicht mehr, ich bringe Dir ihre Stimme, glaubst Du mir nicht, so komm und frage sie selbst." Als dieser kurz antwortete: „Will mich das Volk nicht mehr, so will ich nicht bleiben," — rief

jener den Senat herbei, der nun seinerseits den Fürsten ein förmliches Abdankungsprotokoll zu Gunsten seines ältesten Sohnes Milan unterzeichnen ließ; sobald es geschehen, begleitete der Senat in pleno den Fürsten an den Hafen, und als Milosch und seine Umgebung, die ihn nach Semlin führen sollende Tschaike besteigend, heftig weinten, äußerte Wutschitsch kalt und ruhig: „Viele andere, Milosch, machtest Du hier weinend abfahren, und viele andere ließest Du hier weinend zurück."

Der Fürst Milan, zu dessen Gunsten sein Vater abdicirt hatte, war so bedeutend krank, daß er in Wahrheit die Regierung nicht übernehmen konnte. Für ihn leiteten nun Wutschitsch, Petroniewitsch und Jephrem Obrenowitsch das Wohl und Wehe des Landes, und als der unglückliche Jüngling bald darauf starb, traten Parteien für die beiden ersten auf, um ihnen auch die Fürstenwürde für die Fürstensorgen zuzuwenden. Ja die Pforte selbst interessirte sich ungemein für die Wahl eines derselben, die sie als ebenso loyale Unterthanen in allen vernünftigen und rechtlichen Angelegenheiten, als andererseits aufrichtige Freunde der serbischen Nation erkannt hatte. Aber wahrhaft groß und edel erwogen beide Freunde, wie keiner von ihnen die sämmtlichen Eigenschaften besäße, die einen neu zu erwählenden Fürsten, der nur seine Verdienste als Thronrechte mitbrächte, auszeichnen müßten, und vereinigten sich deßhalb zur Wahl des zweiten Sohnes Miloschs, des jungen Michael Obrenowitsch, die dann durch Mileta und Simitsch im Senate auch durchgesetzt wurde.

Nachdem Milosch, der wohl anfangs aus Milans Tode selbst zu ernten suchen mochte, diese Wahl bestätigt und Michael aus der Wallachei nach Konstantinopel und von dort im März 1840 in Begleitung des zu seiner Einsetzung bestimmten Commissärs Nedim Effendi's nach Serbien gesendet hatte, bestätigte die Pforte die Fürstenwahl, setzte aber, aus der Machtvollkommenheit ihrer Oberherrschaft und ebenso, bezüglich der Jugend Fürst Michaels, im Interesse der Nation, als der Gegner der früheren Regierung, Wutschitsch und Petroniewitsch als unabsetzbare Kronräthe dem Fürsten zur Seite. Statt dieses anzuerkennen und den heldenmüthigen und tapferen Geist des von der ganzen Nation bewunderten Heerführers und die reifen Erfahrungen und das gediegenere Wissen Petroniewitschs für sich und das Volk zu nutzen, faßte Michael die Ernennung derselben als eine Beleidigung seiner Person und Würde auf, und fing sogleich an gegen dieselben zu intriguiren.

Er begann mit dem Versuche, den Senat gegen die Ernennung der Kronräthe eifersüchtig zu machen und dieselbe ihm als Eingriff in den längst von der Pforte bewilligten und im Grundgesetze bestätigten Vorzug, neue Stellen nur durch Fürst und Senat vereint schaffen zu können, darzustellen. Gleichzeitig regten die Anhänger Miloschs, die zu einer Art Huldigung am 18 April von Topdschidere, einem schönen Walde, eine halbe Meile von Belgrad, versammelten Dorfältesten durch die Vorspiegelung auf, Wutschitsch und Petroniewitsch seyen für die auf Kosten der Nation der Pforte bereits geleisteten und noch zu leistenden Dienste durch ihre Stellen belohnt. Auf dem Lande wurde gleichfalls agitirt, und der Hebel aller politischen Bewegungen, der Eigennutz, nützlich für die Partei angewendet, indem die alte Vorstellung, daß statt des einen verdienten Fürsten die 17 Mitglieder des Senats am Marke des Landes saugen würden, es wirklich dahin brachte, daß große Haufen Bewaffneter nach Belgrad zogen, die Zurückberufung Miloschs, die Verlegung des Regierungssitzes nach Kragujewatz und die Verhaftung und Aburtheilung Wutschitschs und Petroniewitschs verlangten.

Michael, ehrlich von Protitsch und unehrlich und eigensüchtig von seinem Oheim Jephrem berathen, der es den Kronräthen nicht vergeben konnte, daß er selbst nicht ihnen zugesellt worden, und daß sie zur Zeit ihrer selbständigen Regierung im Landesinteresse neben dem eigenen Gehalte auch das seinige geschmälert hatten, gab sich den Schein, als sey ihm die Bewegung unwillkommen, und als wolle er sie dämpfen. Er sendete Protitsch in die Landesdistricte, um diese zu besänftigen, kaum war aber derselbe dort gefangen, als er jenen Forderungen gegenüber in Bezug auf die Rückberufung seines Vaters auf die Pforte verwies, aber die Verlegung der Regierung nach Kragujewatz und die Verhaftung Wutschitschs und Petroniewitschs bewilligte. Unter diesen Umständen sahen sich denn diese beiden genöthigt, bei der künstlich erregten Mißstimmung gegen sie in die Festung unter den Schutz des gebildeten und den Christen geneigten, aber streng die Rechte des Großherren wahrenden Kiamil Pascha [1] zu fliehen. Von hier aus protestirten sie gegen die Vorgänge und verweigerten die ihnen auf so gewaltsame Weise abgeforderte Rechenschaft.

Hierauf trat eine entsetzliche Verwirrung im Lande ein, indem sich in einigen Kreisen offener Aufruhr zu Gunsten Miloschs zeigte, welcher durch den zur Regulirung des Sawegränzdistricts abgesendeten österreichischen General Hauer auf Metternichs Instruction, dem Michael zu russisch gesinnt erschien, unterstützt wurde, und gegen welchen natürlich der Fürst nunmehr, wo er ihm viel zu weit ging und in Wahrheit gegen seine, Jephrems und Protitschs Person, gerichtet war, entschieden und mit Glück auftrat. Dieses Glück aber machte ihn so übermüthig, daß er in die Fehler seines Vaters verfiel und rachsüchtig die Opposition verfolgte, die nun, erkennend wie mit der neuen Fürstenwahl nur ein Personal-, aber kein Systemwechsel in der Regierung eingetreten sey, den alten Führern zu folgen sich genöthigt sah. Es traten von den Primaten nach und nach Stojan Simitsch, der Bruder Aleta's, des Finanzministers, Ilia Garaschanin, Prota Nenadowitsch, Lasar Theodorowitsch, Stephan Stephanowitsch und viele andere in den Schutz Kiamils, der sie sämmtlich in der Festung mit ächt orientalischer Gastfreiheit aufnahm.

Auf Kiamils Meldung der üblen Zustände des Landes und Petroniewitschs Bitten erschien in der Person Musa Effendis ein Commissär der Pforte in Belgrad, und verlangte Anerkennung der Kronräthe, Sicherstellung der Personen der Geflüchteten und ungesäumte Wiedereinsetzung in ihre Aemter. Sey es, daß an der Begegnung zweier so harter und schroffer Charaktere, wie Musa Effendis und des Ministers Protitsch, und an Michaels durch Unterdrückung des Aufstandes gewachsenem Muthe, oder an andern Ursachen die Absichten Musa's scheiterten, genug, er erreichte nicht nur seine Absichten nicht, sondern fühlte sich bewogen, die Flüchtlinge mit außer Landes zu nehmen. Der größte Theil derselben ging nur bis nach Widdin, Wutschitsch und Petroniewitsch aber begleiteten den Commissär zur bessern Berichterstattung nach Konstantinopel.

Statt ihre augenblickliche Entfernung vom Schauplatze klug zu benutzen, entfremdete Michael sich die Nation immer mehr und mehr, indem er sie nicht nur durch Herbeiziehung und vortheilhafte Anstellung vieler österreichischer Serben beleidigte, sondern sie auch in ihren materiellen Interessen verletzte durch die an Oesterreich verkaufte Erlaubniß, in den Landeswäldern Bo-

[1] Es ist dieß derselbe Kiamil Pascha, der Ende der dreißiger Jahre nach Berlin als Gesandter gekommen und nachmals Schwager des Großherren geworden. D. Verf.

tasche zu brennen, namentlich aber durch die unmotivirte Erhöhung der Poresa (Steuer), welche Petroniewitsch und Wutschitsch nach dem Sturze Miloschs von 6 auf 5 Rthlr. herabgesetzt hatten. Außerdem waren die Minister, und namentlich Protitsch, durch eine eben so große Willkür in ihrem Auftreten, als sie einst Milosch bewiesen hatte, die unnütze Verhängung körperlicher Züchtigungen, Auspfändungen, die als irrthümlich vorgenommen wieder rückgängig gemacht werden mußten und natürlich böses Blut zurückließen, so verhaßt, daß in Folge von Zwistigkeiten in der eigenen Familie im Jahre 1844 eine große Verschwörung gegen Michael und seine Minister sich bildete. An der Spitze derselben standen des Fürsten eigene Mutter, Ljubitza, deren Bruder, Gaja Wukomanowitsch, und sein jüngster Vaterbruder, Jovan Obrenowitsch, der schon früher sich für Milosch gegen die Verfassung erhoben hatte. Nachdem das Vorhaben der Verschwörer entdeckt war, kam der Aufstand nicht zum Ausbruch, und Michael überließ sich wie früher seiner Schwäche und weichlichen, den Serben neuen Vergnügungen, besonders dem Theater in Belgrad, welches durch den Justiz- und Unterrichtsminister Stephan Raditschewitsch, einem österreichischen Serben, errichtet war, und auf dem die türkische Oberherrschaft durch die Wahl der Stücke öffentlich beleidigt wurde.

Dieß alles brachte bald die Ankunft eines neuen türkischen Commissärs, Schekib Effendi's, zuwege, der dießmal die entschiedensten Forderungen auf die Wiederaufnahme aller Flüchtlinge, — einzelne waren bereits im Lande — und auf die Absetzung aller Minister drang. Das erste Verlangen bewilligte Michael sogleich und zögerte nur mit der Erlaubniß für Wutschitsch, bis ihm Kiamil versicherte, daß sich dieser ihm gegenüber ruhig verhalten wolle. Auf das zweite Verlangen aber wollte er erst in einiger Zeit und nur unter dem Scheine freien Entschlusses eingehen. Es wurde auf Jephrems Rath die Regierung um diese Zeit wieder von Kragujewatz nach Belgrad verlegt, wo derselbe sich und die andern Minister gegen die unter den obwaltenden Verhältnissen Milosch zurückwünschenden Bauern gesicherter als in Kragujewatz glaubte. Wochen auf Wochen vergingen in stündlicher Verletzung des Grundgesetzes, und die zurückgekehrten Flüchtlinge erhielten keine Anstellungen von den Ministern, welche sich als ihre und der Nation größten Feinde offenbarten. So regte es sich denn bald in allen Kreisen, und die Unzufriedenen trachteten darnach sich um einen Mittelpunkt zu schaaren. Denselben bildeten aus leicht einzusehenden Gründen die beiden Männer, denen das Staatsgrundgesetz seine Entstehung verdankte, aber beide wollten nicht ihren Namen auf die Fahne der compacten Partei setzen, sondern schrieben den ihres Werkes hinein, und beschlossen sich zur rechten Stunde und am rechten Orte unter dem Namen: Ustavo-Branitelji (Vertheidiger der Verfassung) zu erheben. Wutschitsch selbst verließ Belgrad bis zur Entwicklung, um nicht den Anschein zu geben, als handle er, trotz des durch Kiamil dem Fürsten Michael gegebenen Versprechens, gegen dessen Regierung nichts zu unternehmen, ging nach Semlin, und harrte hier ruhig der kommenden Zeit, während Prota Nenadowitsch, Resawatz, Stephan Stephanowitsch, die Garaschanins und Lasar Theodorowitsch in den Bezirken des Landes die Erhebung verbreiteten und allgemein machten, sich theilweise, zur Verbergung ihrer Absichten die List erlaubend, den Nichteingeweihten gegenüber für im Interesse Miloschs Arbeitende sich auszugeben.

Am 31 August 1842 verließ Wutschitsch mit einem von dem Commandant von Semlin, ausgestellten Paß diese Stadt und brachte den Tag über in Pantschowa zu. Am Abende ließ er sich den Paß zur Rückkehr nach Semlin visiren, zwang aber, bei der inzwischen eingetretenen Dunkelheit, die türkischen Ruderer durch die Lockung reichen Lohns gegenüber der Bedrohung durch Pistole und Haudschar, umzuwenden, und ihn heimlich bei Semendria zu landen. Hier harrete versprochenermaßen Resawatz seiner mit einem vortrefflichen Araberhengst, den Wutschitsch bestieg und auf ihm schleunigst nach Kragujewatz eilte, seinen Anhängern das Zeichen zum Aufstande gebend, dessen erstes Ziel die Erzwingung einer Skuptschina war, auf welcher dem Fürsten die Wünsche über die Principien seiner Regierung vorgetragen werden sollten. In Kragujewatz war bereits ein Theil der Verfassungsvertheidiger angelangt, und sowohl die dortigen Bauern als die geringe Abtheilung der stehenden Truppe, worunter allerdings die Artillerie, schlossen sich sogleich der Bewegung an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande

oder Society for the propagation of the gospel in foreign parts, feierte am 16 Junius d. J. ihr drittes Jubiläum, welches mit einem großartigen Gottesdienst im Dom zu Westminster begonnen ward. Die Abtei war gedrängt voll und es war kaum ein Platz zum Stehen übrig; der Bischof von London hielt bei dieser Gelegenheit eine inhaltreiche Predigt. Die Wirksamkeit dieser Gesellschaft, deren Ziel es ist, das Wort zu verbreiten allenthalben hin so weit als das Scepter Englands herrscht, erstreckt sich also über $^1/_7$ der bewohnten Welt. Die Zahl der Colonial-Bisthümer ist von zwei im Jahre 1801 bis zu 24 im Jahre 1851 angewachsen, und im Lauf dieses halben Jahrhunderts hat sich die General-Ausgabe der Gesellschaft von 2800 bis zu 65,000 Pfd. das Jahr vermehrt, außer den zu besondern Zwecken beigesteuerten und verwendeten Geldern, deren jährliche Durchschnittssumme 20,000 Pfd beträgt. Ihre Missionäre 389 an der Zahl, haben ihre Wirksamkeit ausgedehnt von den Eiszonen bis in die brennendheiße Erdgegend und umringen die Welt mit einer Linie von Bekehrungsposten, auf welcher die Sonne niemals untergeht

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich den Señor Huesped durch die einschmeichelndsten Anreden, wie Caballero und Amigo (Freund), so wie durch einige Cigarritos (Papiercigarren) de Havana glaubte hinlänglich gewonnen zu haben, rückte ich mit der bescheidenen Bitte heraus mir und meinem Mozo doch etwas para cenar (zum Abendessen) zu geben, da ich seit Morgens neun Uhr gar nichts gegessen, worauf er mir mit stolzem Selbstgefühl erwiderte: no hay nada, no tengo nada sino pastura para bestias (es ist nichts da, denn ich habe nichts als Futter für Thiere). Es ist nämlich das Eigenthümliche, daß, während anderswo Gastwirthe ihren Stolz darin suchen, ihren Gästen so viel als möglich anzubieten, glaubt ein mexicanischer Mesonero schon ein übriges gethan zu haben, wenn er seinem Gast außer den kahlen Wänden noch eine Bettbank gegen Zahlung von zwei Reales bewilligt, und hält jede weitere Anforderung, auch für die Bedürfnisse des Magens zu sorgen, für eine ungebührliche Zumuthung, die mit Verachtung zurückgewiesen werden müsse. Als ich dieß traurige Wort Nada (Nichts) vernommen, und auch in der Nähe durchaus kein zartfühlendes weibliches Wesen bemerkte, das sich vielleicht durch einige fein angebrachte Schmeicheleien bewegen ließe, jenem Worte die volle Härte seiner Bedeutung zu nehmen, erlaubte

ich mir nur noch an meinen liebenswürdigen Wirth die Frage zu richten, wo eine Fonda (Speisehaus) sey und ob ich da noch etwas zu essen bekommen könne, worauf ich auch wieder eine sehr tröstliche Antwort, „quien sabe" („wer weiß!") erhielt, eine äußerst beliebte Phrase bei den Mexicanern, wodurch sie der Unannehmlichkeit entgehen, bestimmt mit „Ja" oder mit „Nein" zu antworten, und was einen Fremden oft fast in Verzweiflung bringen kann. Es blieb mir nun nichts anderes übrig als mir eine solche Fonda selbst aufzusuchen; doch ehe ich das that, kaufte ich mir in der im Meson selbst befindlichen Tienda (Laden) einige Biscoches (Zwiebacke), um nur den ersten Hunger zu stillen, und nahm dazu eine Copita (Gläschen Catalan), spanischer Traubenbranntwein, der mir dermaßen die Kehle verbrannte, daß ich gleich einige Gläser trüben Wassers nachstürzen mußte. Meinen trocknen Zwieback kauend, setzte ich mich auf die steinerne Bank vor die Thür und vergaß bald meinen schlotternden Magen, als ich den wundervollen schwarzen, mit Myriaden Sternen besäeten Himmel betrachtete, die milde mit balsamischen Düften geschwängerte Luft einathmete und mich freute über die Tausende von Leuchtkäfern, die mehr Licht in das Dunkel der Nacht verbreiteten als die hie und da aufgestellten Laternen, welche zur Beleuchtung der Stadt dienen sollten. Da sah ich plötzlich um die Ecke zwei junge anständig gekleidete Männer biegen, die stracks auf mich zugingen und mich fragten, ob ich der Herr sey, der bei Herrn Siros vorgefragt habe; auf meine bejahende Antwort luden sie mich sogleich im Namen des Herrn S. ein, zu ihm zu kommen und mein Logis bei ihm zu nehmen. Natürlich ließ ich mich nicht zweimal nöthigen, bezahlte gern meine vier Reales für Nichtbenützung des Wanzennestes und der Flohherberge, und ließ gleich meine Siebensachen durch meinen Mozo in das Haus meines neuen Gastfreundes nachtragen. In demselben lernte ich einen sehr liebenswürdigen Franzosen kennen, der mich mit der zuvorkommendsten Herzlichkeit empfing, und mich bald alle Leiden und Schrecken des Meson vergessen machte, und auch bald auf die angenehmste Weise die Anforderungen meines hungrigen Magens befriedigte: anstatt auf einer harten Pritsche brachte ich nun die Nacht auf einem guten Bett mit Mosquitonetz überspannt, zu, und fand in dem niedlichen Zimmer alles, was nur die verfeinertste Toilette erfordert. Mir war zu Muthe, als wenn ich plötzlich aus einem Bettler ein Fürst geworden wäre, und ich schlief auch wirklich como un principe (wie ein Fürst, d. i. eine Redensart dormir como un principe, d. h. ausgezeichnet gut schlafen).

Den andern Morgen machte ich mit Herrn S. einen Ritt nach jener Hacienda, die einige Leguas von der Stadt liegt, und lernte da gleich einen so reizenden Theil der Umgebungen Córdova's kennen, daß ich ganz davon entzückt wurde; besonders interessant war es für mich, als wir den Rückweg durch einen tropischen Urwald nahmen, wo der Mozo voraneilen und mit dem Machete (langes breites Messer) die herüberhängenden Zweige und Schlingpflanzen auseinanderhauen und uns so den Weg bahnen mußte. Hatte ich früher schon über die Pracht und Ueppigkeit der tropischen Vegetation gestaunt, so war ich jetzt erst von Bewunderung voll; kaum konnte man den hellen blauen Himmel sehen vor dem dunkelgrünen Laubdach, welches die sich verzweigenden Aeste der riesigen Bäume der verschiedensten Art bilden, keinen Stamm kann man erkennen vor den Schlingpflanzen, die jeden Baum von oben bis unten fest umranken; die Blüthen derselben verdunkeln durch ihre Farbenpracht die der Wunder des Waldes selbst, werden aber doch noch übertroffen durch die Gluth und Verschiedenheit der Farben wie Größe der Blumen selbst, von den Blüthen der unzähligen Orchideen, welche, auf den Aesten der Bäume festsitzend oder von denselben herunterhängend, nur von der Luft und den Säften leben die sie aus dem Baum saugen; zwischen den untern Theilen der Stämme ist kein Fleckchen leer, alles ist mit Gesträuch oder Gras bedeckt, das strauchartig emporschießt. Dabei lebt alles: unzählige Vögel erfüllen den Wald mit ihrem Gesang in den verschiedensten Melodien, unter denen ich fast den Nachtigallenschlag herausgehört habe, und werden thätig accompagnirt durch das Gezirp der Grillen, die hier eine bedeutend größere Virtuosität als bei uns entwickeln, oder durch das häßliche Geschrei der Papageien (meist grün mit gelben Köpfen) unterbrochen, auch fehlt natürlich nicht das nichts weniger als angenehme Singen der Mosquitos, die sich auch öfter hörbar machen. Das Gras ist zu hoch und das Gebüsch zu dick, um die darin lagernden Rehe oder Limen u. a. dgl. Thiere zu sehen, die hier zu Hause seyn sollen; von größern Thieren habe ich nur einige Affchen mit langen Schwänzen auf den Bäumen gesehen, die sich amüsirten die dünnen Zweige abzubrechen und herabzuwerfen; aus der Bewegung des Grases dürfte man bisweilen den unangenehmen Schluß machen, daß sich darunter eine Schlange berge. Obgleich ich später noch weit großartigere tropische Urwälder mit einer bedeutend üppigern Vegetation und weit größerem Reichthum und Mannichfaltigkeit der Thierwelt gesehen habe, so hat doch dieser Ritt mir fast die bleibendste Erinnerung zurückgelassen, weil es das erste war was ich der Art gesehen.

Während meines viertägigen Aufenthalts in Córdova habe ich noch mehrere interessante Ritte in der Umgegend gemacht, und habe dadurch, und durch die interessanten Mittheilungen des Herrn S., der, schon mehrere Jahre in Córdova, dasselbe sehr genau kennt, Gelegenheit gehabt mir die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, um wenigstens ein einigermaßen gültiges Urtheil über Córdova und seine nächste Umgegend abgeben zu können.

Córdova ist, so weit es seine Lage auf einem ziemlich unebenen Terrain gestattet, regelmäßig angelegt; es hat die Figur eines länglichten Parallelogramms, dessen Länge von SO nach NW geht und dessen Breite nicht ganz gleich ist wegen der Barrancas, welche die Stadt von S. nach W. durchschneiden; die vier Hauptstraßen, welche nach den vier Weltgegenden gerichtet sind, sind sehr gerade, ziemlich breit und gut gepflastert, und laufen alle im Centrum der Stadt auf einem schönen, sehr weiten, regelmäßigen, von Säulengängen umschlossenen Platze zusammen, auf welchem die Parochialkirche steht. Es gibt einige ausgezeichnet schöne Gebäude, und so wie überhaupt die ganze Stadt Spuren ehemaliger Größe und vergangenen Reichthums an sich trägt. Gras wächst auf den Straßen, die schönsten Häuser stehen verlassen, verödet da, Leben ist nur in den Straßen, wenn Maulthiertreiber durchziehen; die Stadt, die früher 10—12,000 Einwohner gehabt, zählt jetzt kaum 6000. Der Grund dieses Verfalls mag wohl hauptsächlich in folgendem zu suchen seyn: alle die großen Haciendas, welche die Stadt rings umgeben und welche einst die reichsten der ganzen Republik waren, sind durch den Unabhängigkeitskampf ganz ruinirt worden, und haben sich seitdem nicht wieder aufrichten können, theils weil sie ganz auf Sklaven-Arbeit durch Neger basirt waren und diese, seit der Unabhängigkeits-Erklärung frei geworden, nicht mehr arbeiten wollen, ja sogar einige Haciendas zerstörten und nun, in die Gebirge zurückgedrängt, dort ein wüstes ungebundenes Leben führen, das sie binnen kurzem ganz aufreiben wird, theils aber auch weil die Proprietärs zu viel an Capital verloren haben und zu sehr mit Schulden belastet sind, als daß sie die nöthigen Summen für Wiedereinstandsetzung ihrer deteriorirten Grundstücke aufwenden, noch die Indier, die nun die Arbeit der Neger verrichten sollten, gebührend bezahlen könnten; trotzdem aber haben sie bis jetzt noch nicht an Parcellirung ihrer Grundstücke gedacht, so wenig als das Ayuntamiento von Córdova, welches lieber sein ausgezeichnet schönes Terrain von 473,600 Quadrat-Varas unbenutzt liegen läßt, als daß es dasselbe parcellirt, obgleich ihm darin Orizaba mit so gutem Beispiel und mit so trefflichem Erfolg vorangegangen ist. Die natürliche Folge davon ist gewesen, daß sich der größte Theil der weniger bemittelten Leute von Córdova nach Orizaba zog, wo sie Arbeit, sichern Lohn und ein kleines Besitzthum fanden. So ist Orizaba auf Kosten von Córdova gewachsen; diese Stadt ist von jener überflügelt worden, während sie durch ihre Lage, ihr Klima, die Fruchtbarkeit des zugehörigen Bodens mehr als einen Vorzug von Bedeutung hat, und wenigstens ihr gleich seyn müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von der Expedition in Centralafrika. Nach mündlichen Nachrichten, die ein Tuareg nach Murzuk überbrachte, soll die Expedition Ahir verlassen haben und glücklich im Sudan eingetroffen seyn. (Athen. 28 Junius.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 160. 5 Julius 1851.

Bemerkungen über den irischen Census.

Wir haben in einem unserer letzten Blätter (s. Nr. 157) das Ergebniß des irischen Census nach den Mittheilungen eines Correspondenten gegeben, die Sache ist übrigens auch schon am 25 Junius im Parlament zur Sprache gekommen, unter der düren Angabe, daß die Bevölkerung von 9 auf 6 Millionen gesunken sey. Das wahre Zahlenverhältniß ist, daß die Bevölkerung, wenn sie im Verhältniß der frühern Jahre fortgeschritten wäre, $9\frac{1}{2}$ Millionen betragen sollte, aber auf $6\frac{1}{2}$ Mill. gesunken ist. Hunger, Elend und Auswanderung haben dieß erschreckliche Resultat veranlaßt, dessen Ursachen wir in wenigen Zügen hier angeben wollen, wäre es auch nur um zu zeigen, daß der Freihandel seine großen Schattenseiten haben kann, wenn man dessen Grundsätze ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse annimmt. „Ein bloß ackerbauendes Land", sagte die erzfreihändlerische Times vor kurzem, „ist immer ein armes Land." Das war Irland, dessen schwache Industrie im Norden mehr schottischen als irischen Ursprungs ist. Drei Umstände haben, unter Beibehaltung des aristokratischen Besitzrechts, eine große Parcellirung des Bodens zur Folge gehabt, erstens das dringende Bedürfniß das Volk zu nähren, das nicht, wie in England, in der Industrie ein Auskunftsmittel fand, zweitens das Wahlrecht, welches dem Inhaber eines auch nur 40 Sh. ertragenden Grundbesitzes, — wohl gemerkt, nicht Eigenthums, — anklebte; drittens die Entfernung einer sehr bedeutenden Zahl des grundbesitzenden Adels aus dem Lande und die Bewirthschaftung durch Agenten, welche durch Unterpächter den Boden bebauen ließen; die Besitzlosigkeit der großen Menge trieb diese kleinen Pachtbesitzungen zu unmäßigen Pachtschillingen (rack-rents, Tortnrpachtschilling) hinauf.

Seit dem Jahre 1829, wo den Pächtern eines nur 40 Sch. ertragenden Grundbesitzes das Wahlrecht genommen wurde, fiel ein Hauptgrund der Zersplitterung der Pachtungen hinweg, und man fing an, diese kleinen Pächter zu entfernen, das sogenannte Ejectment-System. Wir haben früher (s. Jahrg. 1849 N. 235) nach den Angaben des bekannten officiellen Statistikers Porter mitgetheilt, daß vom J. 1841 bis zum J. 1848 die Anzahl der Pachtungen von 1—5 Acres von 306,915 auf 101,719 gesunken ist. Dieß sind 205,000 Familien oder eine Million Menschen, die ihre Erwerbsmittel ganz oder größtentheils eingebüßt haben, um wie viel die Zahl der kleinen Pächter vom J. 1830—1841 sank, können wir nicht angeben, die Zahl muß aber nicht klein gewesen seyn, denn die Pächter von Gütchen zwischen 15 und 30 Acres stiegen zwischen 1841 und 1848 von 78,954 auf 146,725, die über 30 Acres von 48,312 auf 140,817. Jedenfalls geht aus diesen Angaben hervor, daß das „Hinauswerfungssystem" in einem kaum glaublichen Grade geübt worden seyn muß. Die Art, wie die arme Landbauerbevölkerung in Irland lebte, ist oft geschildert worden, und wir brauchen dieß hier nicht mehr zu erwähnen, nur heben wir die Art heraus, wie diese Kleinleute ihre „Tortnrpachtschillinge" bezahlten: sie bauten Jahr aus Jahr ein Kartoffeln, lebten von diesen, und fütterten von den Abfällen ein oder zwei Schweine, die zum theuersten Hausgenossen wurden, denn it's he, who pays the rint, wie die Irländer sagten; vom Verkauf des Schweins würde der Pacht bezahlt.[1] Auf dem ausgemergelten Boden wüthete die Kartoffelkrankheit furchtbar, und ein paar Millionen waren plötzlich all ihrer Nahrung beraubt. Daß trotz der geleisteten Hülfe Hunderttausende, ja wahrscheinlich anderthalb Millionen, vor Hunger und Elend umkamen, darf nicht verwundern. Nach dieser furchtbaren Heimsuchung, die allerdings hauptsächlich nur die untersten Classen getroffen, kam die dritte Noth, der Freihandel. Irland besaß in England einen privilegirten Markt, wo es Weizen durchschnittlich zu 55 Sch. und andere Feldfrüchte im Verhältniß absetzte, ein sehr großer Theil der Pachtschillinge wurde dadurch berichtigt, daß man den Ertrag von Kornfrüchten nach England schickte, und mit den dafür erhaltenen Wechseln die abwesenden Gutsherren bezahlte. Bei den hoch hinaufgetriebenen Pachtschillingen reichte der Preis zur Noth. Seit Einführung des Freihandels ist der Preis des Weizens erst ziemlich ständig auf 45 Sch., jetzt auf 36 bis 38 gesunken, von denen noch, gelegentlich bemerkt, der Transport bezahlt werden muß, und ging früher die Zahlung der hohen Pachtschillinge schlecht, so wurde sie jetzt nach einem Verlust von 2 Fünftheilen des Bruttoertrags vielfach geradezu unmöglich. Englische Blätter haben dieß Verhältniß mit den Worten ausgedrückt, die Irländer als Nation seyen bankerott. Hiezu kam noch das englische Armengesetz, das nach Irland verpflanzt wurde, und die Gutsbesitzer oder Pächter nöthigte, die Unzahl der irischen Armen, welche England nicht mehr verhalten wollte, zu ernähren. Wenn wir sagen, daß diese Armensteuer in sehr weitem Umfang 25 Proc. des Einkommens betrug, so nennen wir einen sehr mäßigen Anschlag, an vielen Orten stieg die Abgabe auf 40 Proc. und darüber. Jetzt wurde das ganze bisherige System unhaltbar, und die Folgen zeigen sich am allerdeutlichsten in dem Landverkaufe. Wir haben früher schon öfters der „Encumbered Estates Commission" gedacht, welche

[1] Wie weit dieß ging, kann man daraus abnehmen, daß in Folge der Unmöglichkeit die Schweine von dem Kartoffelabfall ferner zu füttern, die Ausfuhr von Schweinen und Schweinefleisch aus Irland sehr merklich abgenommen hat.

durch eine Paiamentsbill eingesetzt wurde, um das Schuldenwesen überbürdeter Güter auseinanderzusetzen, die Güter im Ganzen oder stückweise zu verkaufen, und aus dem Erlös die Gläubiger, so gut es gehen will, zu befriedigen. In der Parlamentssitzung vom 25 Junius gab Hr. Napier an, daß bis zum 31 März d. J. Güter, die im Ganzen mit 4 Mill. Pf. St. Hypothekschulden belastet gewesen, bei dem Verkaufe 1,300,000 Pfd. St. eingetragen haben, so daß der Verlust der Gläubiger sich bereits auf 2,700,000 Pfd. beläuft.

Die durch den Freihandel herbeigeführte Entwerthung der Feldfrüchte mußte zuerst auf den Pächter, dann auf den Grundherrn, und wenn dieser nicht mehr zahlen kann, auf den Capitalisten fallen. Diese Reihenfolge ist ganz unvermeidlich. Die Pachtschillinge müssen in Irland auf eine nicht zu berechnende Weise herunter, namentlich wenn der Pächter die Armensteuer zahlen soll, aber so lange die Concurrenz der Pächter so groß ist, können sie nicht in genügendem Maaße herunter, also — Auswanderung, die nächste Folge. Diese ist, wie wir früher gesehen, bereits zur Epidemie geworden, und zwar gehen namentlich die noch mit einigem Vermögen ausgerüsteten kleinen Pächter fort, die nicht ihr Alles vollends verlieren wollen, und zurück bleibt der Gutsherr und die besitzlose, verarmte, durch Elend entmuthigte Landbevölkerung. Was ferner aus der Sache werden soll, das weiß nur Gott, die englischen Minister aber gewiß eben so wenig als andere Menschenkinder.

Skizzen aus Serbien.

Die neuesten Revolutionen.

(Fortsetzung.)

In den Provinzen glückte die am selben Tage begonnene Erhebung weniger, ja verunglückte fast gänzlich und schlug zu Michaels Gunsten aus, indem Garaschanin getödtet, Stephanowitsch und Jankowitsch zum Uebertritt ins Oesterreichische genöthigt, und Prota und Lasar gefangen und Michael zugeführt wurden. Dieser sah darin eine glückliche Vorbedeutung, und entschloß sich zu augenblicklichem Widerstande gegen Wutschitsch.

Am 1 September rückte er an der Spitze der regulären Belgrader Garnison, die kaum mehr als 500 Mann Infanterie und allerhöchstens 50 Mann Cavallerie betrug, gegen Kragujewatz vor, und vereinigte sich unterwegs mit dem ihm in großen Massen zuströmenden Bauern der nächsten Districte. Vor Kragujewatz angelangt, fand er die Stadt von Wutschitsch besetzt, der sich mit einer Macht von höchstens 2000 Mann auf das vortheilhafteste auf einigen, den Ort umgebenden Höhen postirt hatte. Seine jetzt fast 10,000 Köpfe betragende Macht stellte Michael auf einem vor der Stadt liegenden Berge auf, und wagte mit seiner regulären Truppe einen Angriff, welcher jedoch auf das entschiedenste abgeschlagen wurde. Auf eine Benutzung seines Sieges und Zerstreuung der Anhänger des Fürsten, wozu diese, als die Kugeln der Artillerie Wutschitschs über ihre Köpfe wegsausten, große Neigung verriethen, dachte Letzterer nicht, da er erfahren hatte, daß die Bauern bereits bei dem ersten Anblick des gefürchteten Volkshelden von Michael verlangt hatten, er möge durch eine Deputation den Zweck der Erhebung desselben zu ergründen suchen. Jetzt nach dem ersten Zusammenstoße wurde diese Deputation auf Andringen der Bauern wirklich abgesendet und von Wutschitsch mit Achtung und Offenheit empfangen. In seiner gewohnten kräftigen und bündigen Ausdrucksweise begann er denselben zu erklären: „daß er dem Fürsten nicht feindlich gesinnt sey, sondern sich vor ihm, der aus dem Willen der Nation seine Macht habe, in den Staub werfen wolle, damit er über ihn wegschreite, aber er müsse ihm die Bedingungen stellen, seine Sache in Belgrad vor dem kaiserlichen Commissär aburtheilen zu lassen, da er sich nicht als Aufrührer betrachten könne, indem er eben nur Willens sey, seine Angelegenheit vor den Richter zu bringen, und nur die gesetzliche Entfernung der Minister und Jephrems als Verletzer des Staatsgrundgesetzes, und endlich die Erfüllung des Versprechens der Wiederanstellung der Flüchtlinge und Herabsetzung der Steuer auf die alte Höhe rechtmäßigerweise fordere."

Diese Antwort erregte unter den Anhängern des Fürsten einen solchen Zwiespalt, daß man dreist behaupten kann, mit ihr habe Wutschitsch Michael geschlagen und entthront. Die Bauern in des Letztern Heere begannen einzusehen, daß der Mann, dem, ihrem Glauben und der Erfahrung nach, so wie so nicht gewaltsam zu widerstehen war, nur ihren eigenen Vortheil und nichts gegen den Fürsten wolle, und entfernten sich ohne weiteres mit der Erklärung, nicht fürder kämpfen zu wollen, und selbst in der nächsten Umgebung des Fürsten wurden Stimmen laut, es möge nachgegeben werden.

Während Michael noch schwankte, kam ihm die Nachricht zu, daß eine bedeutende Anzahl Bauern der Districte von Poschega und Rudnik im Begriffe sey, sich mit ihm zu vereinigen, und dieß verstärkte seine Hoffnung durch die Uebermacht zu siegen. Am Abend des 4 Septembers ordnete er seinen Rückzug an, um eine schnellere Vereinigung mit seiner Hülfstruppe zu bewerkstelligen. Es gelang ihm dieß bei dem auf der Belgrader Straße, 6 Stunden von Kragujewatz liegenden Dorfe Habari. Er besetzte das auf dem linken Ufer der Dassenitza liegende, mit einer massiven Kirche versehene Dorf mit seiner jetzt ungefähr 15,000 Mann starken Macht, und hatte insofern eine sehr vortheilhafte Stellung, als das Thal des Flüßchens gegen Kragujewatz eigentlich nur eine enge, dem Angriff seiner Position höchst ungünstige Schlucht bildete.

Am 5ten rückte Wutschitsch, den Resavatz und Kajetan Bogdan ungefähr bis auf 6000 Mann verstärkt hatten, dem Fürsten nach Habari nach. Gleich bei dem ersten geschickt und vorsichtig, aber entschieden geleiteten Angriff des Dorfes riß eine solche Verwirrung unter den fürstlichen Bauern ein, daß sie in wenigen Stunden geschlagen und nach allen Richtungen zerstreut waren. Auch die regelrechten Truppen scheinen ihre Pflicht nicht gethan zu haben, die Infanterie schlug sich nicht, nach einigen Aussagen auf Befehl ihres Commandanten, des Majors Watschkowitsch, nach andern aber aus eigenem Mangel an Muth oder Interesse für die Sache Michaels. Dieser entkam nur an der Spitze weniger seiner Cavalleristen mit genauer Noth den Reitern Wutschitschs; seine Flucht ging bis nach Topdschidere, wo er auf den russischen General-Consul Baron Lieven stieß, der ihn zu bewegen suchte, jetzt seinerseits in die Festung unter den Schutz Kiamils zu fliehen. Statt diesen in Bezug auf seine eigene Zukunft allein richtigen Rath anzunehmen, gab Michael seinem Kleinmuthe nach und verließ, dem ehrenwerthen Charakter des Pascha's wegen seiner Freundschaft mit Wutschitsch mißtrauend, das Land, sich dadurch für die Behaltung der Regentenwürde vorläufig unmöglich machend. Er berührte Belgrad nicht, sondern wendete sich gegen die Save, wo er ein Boot fand, welches ihn am 7ten Morgens 2 Uhr bei Burma, einem österreichischen Cordonsposten, eine Stunde oberhalb Semlin, ans Land setzte. Von hier aus begab er sich sogleich zu dem

General-Major von Ungerhofer in die Commandantschaft von Semlin. Sobald seine Flucht bekannt war, folgten ihm seine vorzüglichsten Anhänger, namentlich Protitsch, Raditschewitsch und Mileta.

Wutschitsch zog unterdessen mit seiner bis auf 8000 Köpfe angewachsenen Macht gegen Belgrad und postirte sich auf dem Berge Wratschar in der Vorstadt, am Morgen des 8 Septembers. Niemand dachte daran, die Partei Michaels zu ergreifen, vielmehr schloß sich alles an Avram Petroniewitsch an, welcher hinaus in das Lager zog und Wutschitsch bewillkommte. Wohl erhoben sich jetzt viele Stimmen, derselbe möge nun, wo er factisch Anführer der Nation sey und alle Macht und Gewalt im Besitz habe, sich zum Fürsten machen, aber er widerstand dem Andringen, und begnügte sich mit der Sache ohne den Namen. Bei der Lage der Dinge war es natürlich, daß Kiamil und der noch in der Festung anwesende Commissär der Pforte, Schekib Effendi, sich im Namen des Großherrn in die serbischen Angelegenheiten mischten und eine interimistische Regentschaft einsetzten, deren Mitglieder Wutschitsch, Petroniewitsch und Alexa Simitsch wurden.

Die ersten Schritte dieser Regierung waren die Freigebung der Eichelmast in den Staatswaldungen, welche die Obrenowitsche monopolisirt und immer als eine Hauptquelle ihres Vermögens betrachtet hatten, und nächstdem die abermalige Herabsetzung der Poreja auf die Summe von 5 Th. Auch stellten sie die Fürstin Ljubitza, welche persönlich mit gegen Wutschitsch nach Kragujewatz gezogen war, ihrem Wunsche gemäß unter den Schutz des Baron Lieven, der sie nach Semlin in die Commandantschaft geleitete.

Ein Protest der dem Fürsten in das Oesterreichische gefolgten Consuln Rußlands, Englands, Frankreichs und Oesterreichs, gegen die Einsetzung einer Regierung und das Verlangen der Paschen, im Namen des Großherrn an den General Ungerhofer gerichtet, „um der Erhaltung des Friedens halber den Fürsten Michael nicht wieder auf serbischen Boden zurückzulassen,“ waren die nächsten, fast gleichzeitig eintretenden politischen Schritte. Die neue Regentschaft aber berief zum 14 September die Primaten der ganzen Nation, Deputirte der Geistlichkeit und aller Districte zu einer Skuptschina und neuen Fürstenwahl auf dem Kali Meidan nach Belgrad, und versendete mit dieser Aufforderung eine Darstellung der Vorgänge nach der Auffassung ihrer Partei. Sie verkündete darin, daß sie nur dem Commissär des Großherrn ihre Beschwerden habe vorbringen wollen, als sie vom Fürsten angegriffen seyen, der, nachdem er besiegt worden, in Feigheit freiwillig das Land verlassen habe.

Trotz einer hierauf vom Fürsten Michael unter Begünstigung des österreichischen General-Consuls Athanaskowitsch an Kiamil Pascha abgesandten Deputation, an deren Spitze Petar Jovanowitsch, der Metropolit von Belgrad, welcher in den Bädern zu Mehadia gewesen war, stand, richtete dieselbe nichts weiter aus, als daß sich Kiamil verpflichtete ein Schreiben Michaels nach Konstantinopel zu befördern. Die übrigen verwies er auf die Vollmacht Schekib Effendi's, der ja abgesendet sey, um die serbischen Angelegenheiten zu ordnen. Auch erhob sich im ganzen Lande nur Ritschitsch, der Knes von Uschitza, mit einem paar tausend Bauern für den vertriebenen Fürsten, sah seine Anhänger jedoch schon auseinanderlaufen, als sie die ungewisse Nachricht erhielten, Wutschitsch wende sich vom Wratschar aus gegen sie.

(Fortsetzung folgt.)

Maaßregeln gegen den belgischen Nachdruck.

Dieser ist bekanntlich der Fluch der französischen Buchhändler geworden, jetzt aber geht man ihm von verschiedenen Seiten hart zu Leibe; Frankreich hat mit Sardinien einen Vertrag abgeschlossen, der den Verkauf belgischen Nachdrucks verbietet, ein ähnlicher ist kürzlich mit Portugal zu Stande gekommen, und wenn wir recht berichtet sind, so ist ein gleicher mit England auf dem Wege. Dieß reicht indeß alles noch nicht aus, man müßte noch Rußland gewinnen, und namentlich Deutschland, mit dessen zahlreichen Regierungen schwer zu unterhandeln ist. Indeß thun die französischen Schriftsteller und Buchhändler selbst Schritte, und zwar kündigt die Revue des deux Mondes in einer dem Heft vom 15 Junius beigefügten Anzeige über das herauszugebende Annuaire an, daß dasselbe zugleich in Frankreich, England, Deutschland, Belgien, Spanien, Italien, und Holland und Rußland erscheinen werde, so daß der Nachdruck in Brüssel nur spät auf die fremden Märkte gelangen könne. Indem soll das Capitel über Belgien merkwürdige Einzelnheiten über den belgischen Nachdruck enthalten, die man in Brüssel gewiß nicht nachdrucken werde. Auch Lamartine's erwartete „Geschichte der Restauration“ soll in derselben Weise publicirt werden, und es scheint, wie die englische Literary Gazette vom 28 Junius meldet, der feste Entschluß des französischen Buchhandels zu seyn, den Markt des belgischen Nachdrucks möglichst zu verringern, wo nicht gar zu vernichten.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Cordova ist nicht wie Orizaba in einem engen Thal gelegen, sondern liegt wohl gegen 1000' niedriger als jenes, in einer Ebene an den Abhängen des Hochgebirges nach dem Golf zu, und wird nur durch den fast 1000' ansteigenden Chiquihuite von der wirklichen Tierra Caliente geschieden. Das Klima ist daher zwar etwas heißer, aber doch gesünder als das von Orizaba, weil es gleichmäßig und nicht so raschen Aenderungen als jenes ausgesetzt ist, indem Cordova nicht so sehr von den Südwinden zu leiden hat, welche für Orizaba so verderblich sind; die Temperatur schwankt zwischen 7°—28°, und ist im Mittel $18\frac{1}{2}$°. Ich war zur heißesten Zeit da, welche Ende Mai ist, und kann durchaus über keine drückende Hitze klagen; natürlich des Mittags war es ziemlich heiß, des Abends und Morgens dagegen eine herrliche Temperatur, weder zu kühl, um den Wechsel unangenehm zu machen, noch zu warm, um sich im Bett unbehaglich zu fühlen. Die Regen- und Norderzeit ist ganz dieselbe wie in Orizaba. Was die Salubrität des Orts betrifft, so wurde mir dieselbe von den Bewohnern sehr gelobt, und mir als Beweis dafür angeführt, daß schon seit mehreren Jahren kein Arzt dort wohnt, weil es an Verdienst fehlt und auch die Apotheke nur als Nebenzweig einer Tienda betrieben wird. Da außerhalb Cordova's fast allgemein behauptet wird, daß in Cordova Fälle von gelbem Fieber vorkommen, so erkundigte ich mich, was es damit für Bewandtniß habe, und erfuhr, daß allerdings früher mitunter vorgekommen sey, daß ein Arriero, der von Veracruz das gelbe Fieber mitgebracht, dort an dieser Krankheit gestorben sey, und daß, wenn das bei mehreren der Fall gewesen, auch die, welche sie gepflegt, davon ergriffen worden seyen. Um dem abzuhelfen, hat man nun schon seit mehrern Jahren außerhalb der Stadt eine Quarantäne- und Pflegeanstalt angelegt, in welche die kranken Arrieros, ehe sie die Stadt betreten, gebracht werden, und seit dieser Zeit, mehr als 10 Jahren, ist auch nicht ein Vomito-Fall mehr in der Stadt vorgekommen.

Der Boden der ganzen Umgegend von Cordova ist vortrefflich und übertrifft bei weitem den in Orizaba; besonders tief liegt der Humus ganz nah um Cordova und ist unübertrefflich für die Zucht feinerer Fruchtsaaten; es wird daher hier auch für die Pflege derselben mehr gethan als in irgend einem andern Ort der Republik. Ich bin kein

Kenner in dieser Beziehung, da ich überhaupt den hiesigen Früchten keinen Geschmack abgewinnen kann, aber von Obst-Feinschmeckern wird der Mango, die Anona, Zapote Mamera, vorzüglich die Piña (Ananas) von Cordova allen andern vorgezogen. Alle diese und noch mehr verschiedene Fruchtbäume werden besonders von den Indiern in den Vorstädten (Barrios) von Cordova gezogen, und ein Spaziergang durch diese Callejones, ähnlich denen um Orizaba, ist darum ein wahrer Genuß, denn nirgends anders kann man eine so herrliche Sammlung fast aller in der Republik einheimischen Fruchtbäume sehen als dort: da steht man neben dem bekannten Orangen-Baum den zierlichen Mango-Baum aus Manila, mit länglich zugespitzten, saftgrünen Blättern und seinen eiförmigen gelblichgrünen Früchten, überschattet von dem majestätischen Zapote mit kleinem dunkelm Laub und schwarzen Früchten (die fast wie Pflaumenmuß schmecken), an diese grenzt der Guayave, mehr Strauch als Baum, mit einem Laub, dem unserer Pflaumenbäume ähnlich, und kleinen grünen Früchten, deren Geruch nur zu deutlich an Wanzen erinnert; daneben wieder ein Chirimayo, dessen schwärzliche innen weiße, sehr weiche Frucht die Größe eines kleinen Kürbisses erreicht, die Aguacate u. a. m., deren Beschreibung ich einem bessern Botaniker als ich bin, überlassen muß. Diese Gärtchen rings um die Stadt geben derselben in der That einen eigenthümlichen Reiz, besonders auch des Abends, wenn sie von den Tausenden von Leuchtkäfern illuminirt werden, die um sie herumfliegen und es nie wirklich Nacht werden lassen; fast nirgends habe ich diese Cucuyos (luciernagas) in solcher Menge und von solcher Größe gesehen als dort; einige hatten fast die Größe von einem kleinen Fingerglied, und diese leuchteten mit einem ganz wundervollen bläulichen Licht.

Außer der Obstzucht ist Mais- und Tabaks-Bau jetzt die Hauptbeschäftigung der Bewohner in und um Cordova, da durch den Verfall der großen Hacienda der Anbau von Zuckerrohr und Kaffee, früher der erste Productionszweig, in den letzten Jahren bedeutend abgenommen hat und jetzt auf Null herabgesunken ist. Bis zum J. 1765 war der Anbau von Zuckerrohr und dessen Verarbeitung zu Zucker oder Branntwein fast der einzige Culturzweig für Cordova: 1757 waren in diesem District allein 32 Zuckermühlen und im J. 1798 22 Zucker-Haciendas, welche jährlich an 114,000 Arrobas (à 25 Pfd. = 3,850,000 Pfd.) Zucker und 616,000 Arrobas Miel (Syrup) machten, der für Bereitung von Branntwein hauptsächlich benutzt wurde. Jetzt ist kaum die Hälfte jener Haciendas noch im Betrieb, und diese producirt kaum den vierten Theil jenes Betrags. Die Ursache davon liegt nicht bloß in den schon einmal berührten Verhältnissen, sondern auch darin, daß man früher fast ohne Concurrenz arbeitete, daher in dem alten Schlendrian verblieb, die Cultur des Zuckerrohrs ebenso betrieb wie vor hundert Jahren, jede künstliche Bewässerung unterließ, auch die alten unvollkommnen Maschinen beibehielt, natürlich also gegen die neue Concurrenz, die um Jalapa, noch mehr aber um Cuernavaca und Cuautla Amilpas auftrat, sich nicht halten konnte. Dazu kam noch, daß, sobald der Tabaks-Bau auch auf diesem District monopolisirt wurde, sich eine Menge Capital- und Arbeitskräfte demselben zuwendeten, zum Nachtheil der Zuckerplantagen und der Kaffeepflanzungen, welche letzteren, wenn sie gehörig gepflegt werden, für Cordova eine Quelle des Reichthums werden könnten; denn die Bohne von Cordova ist von ausgezeichneter Qualität, doch aber habe ich dort ebenso wenig eine wohlgeordnete Kaffeepflanzung gesehen, als eine Zucker-Hacienda in gutem Zustande. Leider fehlen mir noch darüber, wie viel Kaffee und wie viel Tabak jährlich in jenem District geerntet wird, alle genaueren neueren Notizen, obgleich sie mir auf meine dringenden Bitten schon längst versprochen sind. 1826 gab es in jenem District 523,950 Kaffeepflanzen, welche 6000 Arrobas gaben, und glaube daher, daß einige Notizen nicht uninteressant seyn dürften, die Herr Siros die Güte gehabt hat mir mitzutheilen, auf meine Anfrage, ob wohl die Anlegung deutscher Colonien um Cordova thunlich seyen. Derselbe — wohl bemerkt, ein sehr hochgeachteter Mann und der durch längeren Aufenthalt und seine Stellung alle dortigen Verhältnisse sehr genau kennt — schreibt mir darüber: „In dem Umkreis von sechs Leguas um Cordova, unter einem sehr günstigen Klima, würden wohl sehr leicht acht Haciendas — die er mir namentlich aufführt — mit einem Terrain von 140—150 Cavallerias (1 Cavalleria = 1104 Varas lang und 552 Varas breit, 1 Vara = 3 Fuß) à 140—150,000 Doll. zu acquiriren seyn. Alle diese Haciendas befinden sich in Folge des durch die Insurrection herbeigeführten Fallissements ihrer Eigenthümer in den Händen von Depositärs, welche die Gläubiger repräsentiren. Sie sind gänzlich verlassen und in Verfall. Man kann sie deßhalb mit Leichtigkeit acquiriren, wenn man nur die Credite der Gläubiger aufkauft, welche sehr gern in ein Arrangement eingehen würden. Alle diese Haciendas haben die besten und reichsten Terrains in ganz Mexico, auf denen man Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Reis, Mais u. m. a. Agricultur-Producte bauen kann." Der Mais wird zweimal im Jahre auf demselben Grundstück geerntet, auf dem man noch Tabak pflanzt, was also in ein und demselben Jahre drei verschiedene Ernten gibt. Der Mais ist, wie der Reis, einer der wichtigsten Culturzweige, wegen seiner bedeutenden und unausbleiblichen Consumtion. Die Nähe von Cordova, Orizaba und Veracruz, die unaufhörliche Passage aller Arrieros, welche von jenem Hafen nach dem Innern hinaufsteigen oder von da hinuntergehen, eröffnet diesem Product, das sich bis jetzt noch auf einem sehr hohen Preise gehalten hat, einen beträchtlichen Absatz. Nach den genauesten Berechnungen kostet der Mais dem Anbauer an Cultur und an Kosten nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Doll. pro Carga (= $3\frac{1}{2}$ Centner), und in diesem Augenblick gilt diese 9 Doll. und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auf 11 Doll. steigen. Freilich kann man nicht in gewöhnlichen Zeiten auf diesen Preis rechnen, aber mit Sicherheit immer auf den à 3 Doll. zählen, welches der niedrigste Preis dieses Artikels ist. Der Reis gedeiht auf allen diesen Terrains und wird nicht in sumpfigen Strichen gebaut wie in den Vereinigten Staaten; denn, wenn der Regen auch fehlt, so ist doch der nächtliche Thau immer reichlich genug, um dem Boden die nöthige Frische und Feuchtigkeit zu erhalten. Der Reis findet in der ganzen Republik seinen Consum und wird fast nur in den Districten von Cordova gebaut, so daß er einen der wichtigsten Zweige für die dortige Agricultur bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die beabsichtigte Eisenbahn durch Nordamerika nach dem stillen Meer. Die Idee einer Eisenbahn vom atlantischen bis zum stillen Meer über die Prairien und Berge wird in Folge des Charakters der Zeit über kurz oder lang verwirklicht werden. Der Vorschlag von Mr. Whitney — so wird aus Philadelphia vom 10 Junius geschrieben — ist ausführbar, ebenso der von Senator Benton aus Missouri. Aber jetzt ist ein ganz neuer Plan im Werden, der schon öffentlich geworden, die Anlegung einer Eisenbahn, welche ungefähr den halben Weg und den schwierigsten Theil der gesammten Bahnstrecke ausmachen würde. Die Mormonen von Salzsee-Stadt (Great Salt Lake City) beabsichtigen nämlich den Bau einer Eisenbahn vom Salzsee nach San Francisco, welcher Vorschlag von Capitalisten und leitenden Männern in San Francisco begünstigt wird. Das äußerst energische, betriebsame und ausdauernde Volk der Mormonen hat sich bereits zu einer kräftigen Nation im Centrum von lauter wilden Stämmen gebildet und seine Hauptstadt hat schon eine Bevölkerung von 25,000 Seelen. Der Plan wird allem Anschein nach gelingen, und die große Straße, die größte in der Welt, dann mitten durch die Vereinigten Staaten gehen.

*

Abnahme des durchschnittlichen Lebens in Boston und Philadelphia. Nach dem Bericht der Sanitätscommissen hat die durchschnittliche Lebenszeit, welche zu Boston vom J. 1810 bis 1820 27,85 Jahr gewesen war, in den Jahren 1845 bis 50 auf 21,43 J. abgenommen. Zu Philadelphia war die Abnahme von 26,45 Jahren auf 22,01. (Bull. de la soc. de geogr. April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 161. 7 Julius 1851.

Die Bevölkerung von Kordofan.

In der allgemeinen Sitzung der französischen geographischen Gesellschaft am 11 April d. J. verlas ein Hr. Escayrac de Lauture eine „Notiz über Kordofan," aus der wir einige Nachrichten über die Bevölkerung herausheben, die von historischem wie geographischem Interesse sind, aber noch manches zu wünschen lassen. Die Mischung von Ureinwohnern, Arabern und Negern ist, wenn auch im Allgemeinen, doch nicht im Einzelnen aufgeklärt, und namentlich müssen noch philologische Erklärungen hinzukommen, wenn sie als nur einigermaßen vollständig betrachtet werden sollen. Als Ureinwohner werden die Nuba genannt; wer sind aber diese Nuba? Das Wort bedeutet bekanntlich im Aegyptischen „Gold," bezeichnet also das Goldland im Süden, und ging allmählich auf die Einwohner über; was wir gewöhnlich Nubier nennen, bezeichnen die Aegyptier mit dem sehr alten Namen Berbern (Barabra). Escayrac bemerkt, die Züge der Nuba zeigten große Aehnlichkeit mit denen der Bewohner von Dar (Land) Fur und dem Sennaar; zwar fange die Stirne an schmaler zu werden und der Hinterkopf sich zu verlängern, aber Lippe und Nase unterschieden sich wenig von denen der Nubier, und man könne die Nuba als das Mittelglied betrachten, welches die nubische Familie an die verthierten (abruties) Völkerschaften des eigentlichen Sudan anknüpfe. Wohnung und Kleidung der Nubas und der Nubier werden gleichfalls als wesentlich übereinstimmend geschildert. Man kann also diesen Angaben nach die Bewohner des gewöhnlich im engern Sinne verstandenen Nubiens, die Ureinwohner von Dar-Fur, Kordofan und Sennaar, als im Allgemeinen Eines Stammes und wahrscheinlich als die Nachkommen der speciell so genannten Aethiopier ansehen; um zu einer Gewißheit darüber zu gelangen, ist nur noch eine Sprachvergleichung nöthig, die aber mit jedem Jahr schwieriger wird, indem das arabische Element durch seine natürliche Lebenskraft, durch die Religion und die Regierung begünstigt mehr und mehr überwiegt. Wenn Escayrac die Nuba als Mittelglied zwischen den Nubiern und den Sudanstämmen, d. h. den eigentlichen Negern betrachtet, so kann der Grund wohl kein anderer seyn, als daß eine Vermischung mit Negern, wie jetzt so schon in sehr alter Zeit, mehr und mehr vor sich ging. Fügt man hinzu, daß die gewöhnliche Strohhütte der Nubier auch in Sennaar und in Kordofan gebräuchlich ist, aber nur als Schutz gegen die Sonne dient, nicht gegen die Stromregen der südlichern Länder, zu deren Abhaltung Erdhütten gebräuchlich sind, so möchte man daraus schließen, daß die Nubier von Norden her ins Land gekommen sind, und neben den alten herkömmlichen Wohnungen sich auch neue, den klimatischen Verhältnissen angemessene, gebaut haben. Die Raubsucht der jetzigen Regierung hat die Nubas, so wie die ansässigen Araber in einen sehr elenden Zustand versetzt; schlecht genährt und schlecht gekleidet unterliegen sie leicht allen Krankheiten, und ihre Zahl soll nach Escayracs Versicherung entschieden im Abnehmen seyn.

Die Araber dieses ganzen Mittelstrichs zwischen dem eigentlichen Nubien und den Negervölkern nennen sich Arab Abu-Zeit, denn nach einer in diesem Lande allgemein angenommenen Tradition soll dieser Held, zu derselben Zeit, wo Amr-ibn-As sich Alexandriens bemächtigte, von Yemen aus das rothe Meer überschritten haben und an einer Stelle, die noch heutigen Tages Maadiat Abu Zeit (die Furt Abu Zeits) heißt, über den weißen Nil gegangen seyn. Von da aus verbreiteten sie sich über den ganzen Sudan. Die Araber von Bornu, Waday, Darfur u. s. w. sind alle desselben Ursprungs. Wir haben hier somit einen zweiten arabischen Auswanderungsstrom vor uns, der zu derselben Zeit, wo das nördliche Ufer Afrika's überzogen wurde, sich längs dem Fuß der mittelafrikanischen Gebirge gegen Westen ausbreitete. Escayrac schildert sie als ächte unverfälschte Araber, auf welche nicht einmal der Islam einen besonders tiefen Eindruck gemacht hat.

Die Sklaven sind mit Ausnahme derer, welche aus Darfur kommen und den Nubas gleichen, reine Neger, und der Sklavenraub und Sklavenhandel wird auf die oft schon beschriebene Weise getrieben, indeß ist Escayrac der Ansicht, daß derselbe stark im Abnehmen sey, nicht bloß, weil die riesenhaften früher von Mohammed Ali anbefohlenen Ghazziahs, — welches Wort ursprünglich einen Kriegszug gegen die Ungläubigen bedeutet, — aufgehört haben, sondern auch weil die Capitalien, die sonst darauf verwendet wurden, durch die zunehmende Ausfuhr von Landesproducten, namentlich Gummi, absorbirt werden; Mehemed Ali hatte in den letzten Jahren seiner Herrschaft selbst durch eine starke Auflage auf die Menschenwaare den Begehr geschmälert. Es zeigt sich hier, wie an der Westküste, daß in dem Maaße, als der Handel die Naturproducte des reichen afrikanischen Tropenlandes mehr ausführt, der Werth der Menschenkräfte im Innern steigen und somit der Menschenhandel sinken wird. Für Kordofan und die benachbarten Länder, Sennaar, Darfur rc. wäre vermuthlich die verminderte Einfuhr von Sklaven ein Glück, denn diese Sklaven werden jetzt gewöhnlich von der türkischen Regierung zu Soldaten gemacht, vermittelst deren man die Nubier und die Araber im Zaum hält.

Skizzen aus Serbien.

Die neuesten Revolutionen.

(Fortsetzung.)

Am bestimmten Tage, den 14 September kam die Skuptschina wirklich zu Stande. Die Abgesandten der Kreise und Gemeinden waren in Ordnung versammelt, als Wutschitsch in Begleitung des Metropoliten Petar Jovanowitsch, Kiamil Pascha's und Schekib Effendi's unter sie trat. Er redete sie in seiner entschiedenen Art an, schilderte die Ungerechtigkeiten der Regierungen Miloschs und Michaels in vielleicht etwas grellen, aber wahren Farben, und fragte in geschickter und schneller Wendung, ob sie etwa den eben feig gestohenen Michael Obrenowitsch noch ferner zum Fürsten haben wollten? Da die Antwort eine energisch ausgestoßene Verneinung war, und Kiamil Pascha, der sich zu den einzelnen Kreisen begab und sie befragte, immer denselben Bescheid erhielt, redete Wutschitsch weiter und erklärte, „wie wohl kein Zweifel seyn könne, daß der würdigste Held Serbiens der Czerny Georg gewesen sey, dessen kurze Regierung außerdem dem Lande Segen gebracht habe. Ihm würde also die Herrschaft, wenn er noch lebte, gebühren, da er aber durch Verrath und Eifersucht der Obrenowitsche hingemeuchelt sey, könne keinen Augenblick Zweifel darüber obwalten, daß seinen Nachkommen auch diese Gebührniß mit dem väterlichen Erbe überkommen sey, weßhalb er ihnen Alexander Petrowitsch, den Sohn des schwarzen Georgs zum Fürsten vorschlage.“ — Nachdem das Entflammende dieser Rede noch durch die Entfaltung einer bereit gehaltenen, vom Czerny Georg einst selbst geführten Kriegsfahne, die durch ihren Träger Joritsch mühsam gerettet und bis zu diesem Augenblick verborgen gehalten war, erhöht worden, nahm Wutschitsch, den von ihm 1839 in das Land zurückgerufenen zweiten Sohn des schwarzen Georgs, einen kräftig schönen jungen Mann von 36 Jahren, an der Hand, stellte ihn dem versammelten Volke vor und fragte: „wen wollt Ihr nun zu Eurem Fürsten?“ und einstimmig donnerte es von allen Seiten in die Lüfte: „Alexander Czerny Georgiewitsch.“ Hierauf wendete sich Wutschitsch zu dem nunmehr gewählten Fürsten und sagte ihm: „Sey eingedenk, daß das Volk Dich gewählt, damit Du es gut regierest. Wahre seine Rechte und die Verfassung, auf daß es Dir nicht gehe, wie dem Milosch und dem Michael.“ Hierauf wurde die Wahl für beendet erklärt, Kiamil und Schekib versprachen ihr Fürwort in Konstantinopel dem Fürsten zuzuwenden, und eine sogleich abgegebene Protestnote des Baron Lieven und des General-Consuls Athanaskowitsch, der sich die andern Consuln anschlossen, blieb ohne jede weitere Berücksichtigung.

Der neue Fürst machte nun durch Proclamationen die Annahme der Wahl bekannt, nahm Wutschitsch als Rath und Minister des Innern an, und ergänzte die Beamtenstellen von den wenigen noch übrig gebliebenen Anhängern der Obrenowitsche. Am 19 September ging Schekib Effendi, von Simitsch begleitet, nach Konstantinopel ab, um dort die Anerkennung des Fürsten Alexander anszuwirken.

Die nächste Zeit nützte der Exfürst Michael unter Beistand der fremden Consuln, um durch friedliche Schritte die verlorenen Vortheile des factischen Besitzes wieder zu erlangen. Er erließ einen neuen Protest gegen das ihm geschehene Unrecht und die Eingriffe in seine Fürstenrechte und sein Privatvermögen, verkündete eine lange Reihe von Namen, welche ihm den Eid der Treue gebrochen hätten, beschwerte sich über den Pascha, welcher gegen sein Versprechen sein Schreiben an die Pforte zurückgehalten hatte, und erzählte endlich eine Geschichte von einem Vergiftungsversuche, welchen Petar Miloikowitsch, der Schwiegervater des Ressavatz, in Gemeinschaft mit zwei Belgradern in Semlin gegen ihn unternommen habe. Zur selben Zeit ging auch der Baron Lieven nach Wien, um sich mit dem dortigen Gesandten seines Hofes über die weiteren Schritte zu benehmen, und neue Instructionen abzuwarten; der englische Consul aber, ein eifriger Anhänger Miloschs und seiner Familie, der Graf von Fonblanque eilte persönlich nach Konstantinopel, um dort direct und indirect gegen das Auftreten Kiamils und Schekibs zu wirken, und über den ganzen Zustand des Landes zu klagen.

Die erste Rückäußerung der europäischen Mächte war die am 30 October erfolgende Abberufung des österreichischen Consuls Athanaskowitsch, der nach dem Ausspruche des Fürsten Staatskanzler durch Betheiligung an den Protestnoten seine Vollmacht überschritten hatte, indem es Oesterreich gegenüber der Pforte, als Lehnsherrn von Serbien, allein zustand, den eigenen Unterthanen allen völkerrechtlichen Schutz angedeihen zu lassen. Der besonnene und die localen Verhältnisse genau übersehende General-Major von Ungerhofer wurde statt seiner zum Vertreter der österreichischen Interessen ernannt.

Am 7 November 1842 traf der Gesandte der Pforte, Emir Moutelis Effendi von Konstantinopel in Belgrad ein und brachte den großherrlichen Berat mit, welcher Alexander Georgiewitsch als Fürst, und die von ihm inzwischen vorgenommenen Ernennungen der obersten Staatsstellen bestätigte. Derselbe wurde sogleich unter den üblichen Förmlichkeiten proclamirt, und da er überall mit Jubel aufgenommen wurde, entließ Wutschitsch nun auch das bisher noch auf dem Wratschar lagernde Heer.

So bestand demnach verfassungsmäßig jetzt die Regierung aus dem Fürsten, welchem Wutschitsch als Director des Innern und Woiwod von Serbien zur Seite stand. Ferner aus Awram Petroniewitsch als Predstawnik und Minister des Aeußern, Paua Jankowitsch, Director der Justiz und des Cultus, Paul Stanitschitsch Director der Finanzen, ferner Stojan Simitsch (der Bruder des früheren Regierungsmitgliedes Alexa), als Vicesenatspräsidenten. Stojan Stefanowitsch wurde zum Belgrader Stadtpräsidenten ernannt.

Die erste Handlung des bestätigten Fürsten war, die durch den guten Zustand der Cassen ermöglichte Erlassung der bevorstehenden Steuerzahlung für das nächste Jahr. Obgleich dasselbe aber im ganzen Lande für die neue Regierung Herzen gewann, hütete sich diese doch in Schwäche zu verfallen, sondern bereitete sich vielmehr vor, jeden Frevel an ihrer nunmehr vollkommen gesetzlichen Würde streng zu ahnen. Es errichtete der Fürst sich eine stehende auserwählte Truppe, erließ ein umfassendes Wehrgesetz und organisirte eine regelmäßige leicht aufzubietende bewaffnete Landmiliz.

Als unterdeß im Namen des Großherren durch Mustafa Nedschib Effendi, der nach Semlin gesendet wurde, Michael die Insignien als Fürst und Muschir abgenommen, und am 27 November Fürst Alexander feierlichst übergeben waren, regten sich die Anhänger der Obrenowitsche noch einmal in den Waljewaer, Schabatzer und Uschitzaer Kreisen. Nachdem aber der Fürst mit dem einflußreichen Metropoliten Jovanowitsch, Wutschitsch und Petroniewitsch die Regierung inzwischen überlassend, in die unzufriedenen Gegenden reiste, und wo er Noth fand diese lindernd auftrat, legten sich die Bewegungen von selbst, und die Verschwörer verloren in solchem Grade ihre Hoffnungen und den Muth, daß Michael es nicht einmal mehr für nöthig hielt, dem Schau-

platze so nahe als möglich zu bleiben. Er verließ Semlin und begab sich in das Banat nach Temeswar.

Rußland, welches eigentlich durch die Vertreibung der Obrenowitsche nur gewonnen hatte, indem sich der englische Einfluß dadurch wieder fast auf Null reducirt sah, konnte als Schutzmacht des Absolutismus nicht umhin, die aus einer Revolution hervorgegangene Aenderung bitter zu tadeln. Bereits im October ließ der Kaiser Nikolaus der hohen Pforte eine Note überreichen, worin er den Sultan Abdul Medschid aufforderte, in Serbien die Ruhe und alten Verhältnisse herzustellen. Die Pforte, theils durch die mannichfachen Siege ihrer Politik in den europäischen, wie asiatischen und afrikanisch-türkischen Provinzen zu neuem Selbstgefühl erwacht, theils durch fremden Einfluß, den des Sir Stratford Canning, der persönlich derselben zugethan war, gestachelt, antwortete in einem entschiedenen und abweisenden Tone, daß die Verhältnisse in diesem Augenblicke geordnet und anerkannt seyen, übrigens habe sie kraft ihrer Souveränität als alleiniger Oberherr Serbiens auch allein diese Angelegenheit zu beenden, und verwahre sich also entschieden gegen jeden Eingriff in ihre Rechte. Natürlich blieb es nicht bei dieser scharfen Antwort, sondern es erfolgte bald eine ähnlich abgefaßte Rückäußerung des Cabinets von St. Petersburg, und es entwickelten sich daraus diplomatische Verhandlungen, welche einen Augenblick einen so gereizten Ton annahmen, daß es zu ernsten den europäischen Frieden bedrohenden Verwickelungen zu kommen drohte, und die ganze Angelegenheit in die Hände der fünf Mächte übergehen zu schien.

Im December kehrte der Baron Lieven aus Wien nach Belgrad zurück, unterrichtete sich hier bei den Primaten über den Zustand der im Lande herrschte, und gewann die Ueberzeugung, daß die Aenderung der Regierung wirklich ein allgemeiner Wunsch des Volkes gewesen sey, und nahm selbst hierauf bezügliche Nachrichten in Empfang und mit nach Konstantinopel, wohin er sich auf Befehl begab. Nichtsdestoweniger beharrte das Petersburger Cabinet auf der einmal ausgesprochenen Meinung, die Pforte hätte den Fürsten Michael des Verbrechens der Verfassungsverletzung überführen, und nicht ohne ein Einverständniß mit Rußland eine Veränderung im Fürstenthume vornehmen, auf keinen Fall aber das Werk einer Empörung gutheißen sollen, das unter diesen Umständen nie von ihm anerkannt werden würde. Immer noch bestand die Pforte auf ihrer ersten Aeußerung und wurde durch den Umstand in ihrer natürlichen Starrsinnigkeit bestärkt, daß sie England und Frankreich für sich zu haben glauben durfte, falls die Frage in der That ihre definitive Lösung durch die Großmächte erlangen sollte, was jedoch Rußland wie Oesterreich als das europäische Gleichgewicht nicht berührend, durchaus nicht zugeben wollten.

Am 1 April 1843 überreichte endlich der Gesandte des Kaisers, Butenief, dem Minister der äußeren Angelegenheiten Sarim Effendi ein Ultimatum, in Folge dessen ein fünfstündiger Divan im Beiseyn des ersteren abgehalten wurde. Theils wiederum der Einfluß Sir Stratford Cannings, der von seinem Ministerium jetzt die bestimmtesten Instructionen erhalten hatte, Rußland in seinen Forderungen zu unterstützen, theils aber auch der Chosrew Pascha's, welcher durch die Sultanin Valide auf den jungen Großherren gewirkt hatte, stimmten die Pforte zum Nachgeben geneigter, so daß eine Einigung zu Stande kam. Dieselbe ging dahin, daß die Forderung einer Wiedereinsetzung Michaels in die Fürstenwürde von Rußland fallen gelassen, aber von der Pforte zugestanden wurde, daß Fürst Alexander bewogen werden sollte freiwillig zu entsagen, und sich einer neuen regelmäßigeren Wahl in Gegenwart der Consuln zu unterwerfen. Wutschitsch aber und Petroniewitsch, sowie Kiamil Pascha sollten als Urheber der Bewegung sogleich ihrer Stellen entsetzt und aus Serbien entfernt werden; ferner mußten die letzten politischen Gefangenen freigelassen, und den Emigrirten die Rückkehr gestattet werden.

Die getroffene Uebereinkunft wurde durch Mohammed Hafiz Pascha, dem unglücklichen Kämpfer von Nisib, aber einem der aufgeklärtesten und gebildetsten Paschen, welcher an Kiamils Stelle kam, am 9 Mai nach Belgrad gebracht und am 10ten in einer bereits vorher angesetzten Volksversammlung, in Topdschidere mit der Abdankung des Fürsten Alexander zugleich durch Kiamil und Hafiz gemeinschaftlich bekannt gemacht. Sodann wurde eine interimistische Regierung eingesetzt, die von dem Senate unter sich zu wählen sey, um die Zügel in die Hand zu nehmen, bis das Land wieder einen Fürsten habe. Es wurden Lazar Theodorowitsch und Stephan Stephanowitsch genannt Tenka, und Milossav Zdravkowitsch, genannt Ressavatz, die drei neuen Regenten.

Am 11ten verließ Kiamil Belgrad, um nach Bosnien, dessen Vesirat ihm als eine wohlverdiente Belohnung statt einer Strafe, in welchem Sinne Rußland seine Entfernung verlangt hatte, verliehen worden war, zu gehen; Wutschitsch aber und Petroniewitsch begaben sich nach Konstantinopel, wo sie es bald bei dem inzwischen zum auswärtigen Minister ernannten Rifaat Pascha (bisher Gesandter in Wien) durchzusetzen wußten, daß sie nach Belgrad zurückkehren durften, worein der Baron Lieven, nach der Versicherung Hafiz Pascha's, es überwachen zu wollen, daß sie beide während der Wahlzeit in das Innere des Landes gehen sollten, auch aus Furcht vor ernsten Unruhen bei ihrer Entfernung einwilligte. Der Fürst und seine Partei benutzten übrigens die Zeit bis zur Wahl auf das trefflichste, indem sie im Lande umherreisten und auf die Wiederwahl einzuwirken suchten, was ihnen durch die Beistimmung des ganzen Senates und namentlich auch den Einfluß des Metropoliten und der gesammten Geistlichkeit um so mehr gelang, als der Name Czerny Georg noch immer in aller Munde lebte.

Die neue Wahl war auf den 27 Junius 1843 festgesetzt worden, und dieses den noch immer freiwillig Emigrirten angezeigt. Am 25 Junius richteten dieselben dem Baron Lieven und Hafiz Pascha einen Protest gegen die Neuwahl und die Ausschließung des Fürsten Michael, welche die Pforte als Oberherr, wegen seines Unvermögens das Land zu regieren, auf das bestimmteste ausgesprochen hatte, ein, auf welchen der Erstere sogleich nach Semlin ging und dort in der Comandantschaft in Gegenwart des Generals Ungerhofer mit den Emigrirten conferirte, um alle ferneren Protestationen abzuschneiden. Alle seine Auseinandersetzungen über die Rechte der Pforte und die getroffene Uebereinkunft führten zu nichts, die Emigrirten ließen sich nicht bewegen an der bevorstehenden Wahl Theil zu nehmen, und wiesen ihn unter gröblichen Beleidigungen auf das russische Ultimatum vom 1 April.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Tabak ist, ohne Widerrede, das einträglichste aller der Producte welche in diesem District geerntet werden. Der Pflanzer gewinnt

ungefähr 60 Procent in Brutto, und die Ernte gibt noch einen reichlichen Nettogewinn, wenn die Regenzeit ihr günstig ist. Die Personen, welche das Privilegium für diese Cultur haben, vertheilen die Pflanzungen unter die Pflanzer, die sich verpflichten ihnen den Tabak Brutto zum Preis von 2½ Doll. per Arroba (25 Pfd.) zu liefern, und schießen ihnen wöchentlich die Culturkosten vor bis zu 10 Doll. für jede 1000 Pflanzen. Um sich einen Begriff von dem Gewinn zu machen, den diese Cultur den Pflanzern abwerfen kann, muß man nur die elende Lage dieser Leute kennen, welche alle ihre Familie haben und welche, trotzdem sie keinen andern Culturzweig betreiben, doch ihre Familie das ganze Jahr hindurch gut unterhalten und meistens nicht mehr als eine Pflanzung von 30,000 Pflanzen haben, welche ungefähr 100 Arrobas Tabak geben. Man muß dabei alle ihre Indolenz und die Neigung kennen, die sie größtentheils zum Trunk haben. Indessen sind sie nie im Rückstande und kommen wenigstens immer al pari mit den Vorschüssen, die sie empfangen haben. Europäische Familien würden sogleich Beschäftigung bei der Cultur des Tabaks finden, und anstatt sie, wie es bei den eingebornen Arbeitern geschieht, zu beschränken, würde man ihnen alles geben was sie zur ersten Anpflanzung nöthig hätten und was sie nur pflanzen könnten, weil man bei ihnen mehr Thätigkeit und mehr Garantien jeder Art erwarten würde. Darum kann man auch den Colonisten die Betreibung dieses so wichtigen Zweiges empfehlen, welche dabei auch sehr wenig Schwierigkeiten darbietet.

Ich will diese Bemerkungen nur damit schließen, daß ich noch darauf aufmerksam mache, welches der günstigste Zeitpunkt ist, um die Colonisten zu expediren. Die Entfernung von Cordova bis Veracruz beträgt 26 Leguas, die Wege sind gut, man kann sie zu Wagen und in Karren passiren, bis jetzt aber nur in der trocknen Zeit; deßhalb müßten die ersten Familien in Veracruz im Monat Februar ankommen, auch um die Gelbe-Fieberzeit zu vermeiden, und damit sie sich im ganzen Monat Februar und März einrichten, und das Land für eine Mais-Pflanzung vorbereiten können, welche im April gemacht wird, um sie im September oder October zu ernten. In dasselbe Maisfeld pflanzt man im September den Tabak, welcher in den ersten 14 Tagen seines Wachsens vom Mais beschattet wird. Währenddem reift der Mais und wird geerntet; dadurch, daß nun die Pflanzen ausgerissen werden, bekommt der Tabak den zu seiner Entwickelung nöthigen Raum; der Tabak wird darauf im Februar und März geerntet. Während man den Mais pflanzt, macht man den Boden für den Reis zurecht, den man im April säet, und im August und September erntet. Auf diese Art werden diese drei Pflanzungen nicht zu gleicher Zeit gemacht und beschäftigen den Ackerbauer nicht auf einmal. Im September erntet er den Mais und den Reis, im Februar und März den Tabak; dessen Ernte verlangt mehr Sorge und Vorsicht. Die beiden andern werden ohne viel Arbeit gemacht, und sind nicht so sehr den Wechseln der Witterung ausgesetzt als der Tabak. Dazu, daß die Colonisten sich wirklich wohl befinden, trägt die Beschaffenheit der Localität unendlich viel bei; deßhalb müssen die Ansiedler-Familien, auch wenn sie gewohnt sind auf dem Lande zu leben, doch in der Colonie die Möglichkeit finden mit großen Ortschaften in nähere Verbindung zu treten; denn man muß vermeiden, daß die Isolirung ihnen durch den Mangel an Relationen Raum für melancholische Gedanken gebe. Deßhalb empfehlen sich auch noch ganz besonders die oben angegebenen Terrains, weil sie sehr nahe bei Cordova und an der großen Straße von Veracruz gelegen sind, und Herstellung der Communication sehr leicht ist.[1]

Aus dem eben Mitgetheilten geht deutlich hervor, daß deutsche Colonisten um Cordova ohne Zweifel ihr sicheres Auskommen finden würden; doch sollte mich dieß nicht allein bestimmen, die Gegend um Cordova ganz besonders für Anlegung deutscher Colonien zu empfehlen, wenn sich nicht noch andere günstige Umstände dazu vereinigten. Gerade die Verhältnisse, welche nach und nach den Verfall Cordova's herbeigeführt haben, würden einer deutschen Colonisation vortrefflich zu statten kommen. Cordova ist nicht durch eine ungünstige, ungesunde Lage, nicht durch Umstände die unmöglich zu beseitigen wären, so sehr heruntergekommen, sondern, wie schon erwähnt, allein dadurch, daß die Grundstücke in den Händen einzelner Weniger aus Mangel an Capital nicht bearbeitet werden, und, weil Sklavenarbeit nicht mehr angewandt werden kann, unbenutzt liegen bleiben; diesem großen Uebelstand kann allein durch Parcellirung abgeholfen werden. Zu dieser Ansicht sind auch, nach langem Sträuben, jene großen Grundbesitzer, auch selbst die Gläubiger gekommen, in deren Händen sich jetzt der größte Theil des Grundeigenthums um Cordova befindet, und wünschten jetzt gern, um nur einen Theil ihrer Capitalien zu retten, jene großen Grundstücke zu parcelliren und überhaupt zu verkaufen, ja sogar die Municipalität von Cordova möchte jetzt gern ihr ungeheures Territorium, das ihr nur ein Minimum einbringt, vereinzelnen, theils um es in Erbpacht auszugeben, theils um es verkaufen zu können. Aber die Schwierigkeit liegt nur darin, die Käufer selbst für einzelne Parcellen zu finden, da mexicanische Capitalisten ihre Fonds lieber im Handel in Agiotage als auf Güterkauf verwenden, und die Indier um Cordova zum größten Theil zu arm sind, um kaufen zu können, da die Wohlhabenderen, aus den angeführten Gründen, meist nach Orizaba übergesiedelt sind, wo sie leicht ein kleines Gütchen erwerben konnten. Herbeirufung von Colonisten ist daher das einzige Mittel, um Käufer zu haben, die Parcellirung ausführen zu können und sich vor einem gänzlichen Ruin zu retten; das wird wohl jetzt dort eingesehen und Colonisation sehnlichst herbeigewünscht. Colonisten würden deßhalb dort den sehr großen Vortheil haben, erstens daß sie fast mehr als gern gesehen würden, und unter solchen Umständen einige der anerkannt schönsten und fruchtbarsten Terrains in der ganzen Republik für einen wohlfeilen Preis erwerben könnten, Grundstücke, deren Ergiebigkeit keinem Zweifel unterliegen darf, und die nach so langer Ruhe wieder um so reichlicher geben würden. Dazu kommt noch, daß sie auf diesen Haciendas doch mehrere Gebäude, Maschinen u. s. w. vorfinden würden, die ihnen, so verfallen, so veraltet sie auch seyn mögen, anfangs immer von einigem Nutzen seyn können, und falls sie nur die Indier, welche den bisherigen Herren nicht arbeiten wollten, weil diese sie schlecht oder gar nicht bezahlten und wie Sklaven behandelten, regelmäßig bezahlen und menschlich behandeln, so werden diese ihnen schon die nöthige Hülfe leisten, da der dortige Indierschlag im ganzen sehr gutmüthig ist.

Ferner ist noch folgender Umstand zu beachten: Cordova hatte in den letzten Jahren bedeutend dadurch verloren, daß die Straße nach Veracruz wie nach Orizaba durch Vernachlässigung ganz unwegsam geworden war; denn nicht bloß daß nun alle Passagiere wie Waarenzüge den Weg von Veracruz nach der Hauptstadt nur über Jalapa und Perote nehmen, während früher der über Cordova und Orizaba ein sehr beliebter war, kam Cordova auch noch dadurch wieder gegen Orizaba in Nachtheil, daß sich nun auch das ganze Speditions- und Commissionsgeschäft, welches Cordova für die ganzen umliegenden Gegenden hatte, sich mehr nach Orizaba zog, weil dessen Verbindung mit den höher gelegenen Orten sich in gutem Zustande erhielt, während Cordova ganz isolirt wurde. Jetzt ist nun der Weg nach Orizaba wieder ganz hergestellt und der nach Veracruz wird es auch bald so weit seyn, daß die Diligence ihn passiren kann; ist auf diese Weise die Verbindung von Veracruz mit der Hauptstadt wieder eingerichtet, so dürfte diese Straße bald die über Jalapa unnöthig machen, und für Cordova erblüht eine neue Aera; denn dann kann es auch nicht ausbleiben, daß es, wegen seiner geringern Entfernung von Veracruz wieder das Emporium des Handels für jene Gegenden wird, was jetzt Orizaba geworden und wozu es, mehr im Mittelpunkt des Bezirks gelegen, meist geeigneter als jenes ist.

(Schluß folgt.)

Karte von Mexico. Hr. Suarez ist von der mexicanischen Regierung beauftragt, zu Newyork die schöne Karte der Republik stechen zu lassen, die von dem General Almonte und andern mexicanischen Officieren aufgenommen wurde; diese Arbeit begann schon vor fünfzehn Jahren. (Bull. de la soc. de geogr. April)

[1] Auf eine Cavalleria Land geben 50 Cuartillas Aussaat Mais (4 Cuartillas = 1 Fanega (Scheffel), 4 Fanegas = 1 Carga, und 1 Cuartilla Aussaat gibt 20 Cargas Ernte; 600,000 Tabakspflanzen (Matas) nehmen 4 Cuartilla Terrain ein, wenn man dasselbe nach der Aussaat 3 Fanegas berechnet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 162. 8 Julius 1851.

Eine neuere chinesische Geographie.

Das Journal des Missions Evangeliques (vom April d. J.) berichtet von einem Werke, das Seu-ke-ju, ein hoher Beamter des chinesischen Reichs, nämlich der Vicekönig der wichtigen Provinz Foh-kien, am Ende des Jahres 1849 herausgab. Es führt den Titel: „von der Geographie und der Geschichte der fremden Nationen.“ Dieß Werk, das aus zehn Bänden besteht, die jedoch dem Umfang nach nicht mehr ausmachen als einer unserer gewöhnlichen Bände, ist von einer Weltkarte und von andern geographischen Karten begleitet, die mit Rücksicht auf die wenigen Hülfsmittel, welche in dieser Beziehung das Land bietet, wahre Musterwerke der Geduld und Geschicklichkeit seyn sollen. Merkwürdig ist, daß der Generalgouverneur der Provinz dem Buch eine Vorrede gegeben hat, worin er es für besser erklärt, als alle bisher in China erschienenen Werke über die Geographie, und es seinen Landsleuten als vollkommen preis- und vertrauenswürdig schildert. In einer allgemeinen Einleitung, welche die zwei ersten Bände füllt, spricht Seu-ke-ju von den Quellen, aus denen er schöpfte, von den zahlreichen Schwierigkeiten, welche er zu besiegen hatte; er erklärt den Gebrauch der Karten, gibt die ersten Begriffe von der Kugelgestalt, und verbreitet sich namentlich über die Verschiedenheit der Klimate. Nichts kann einen richtigeren Begriff geben von der tiefen Unwissenheit, in welcher die Chinesen sich über diese Gegenstände befanden, und nichts besser den Beweis führen, daß sie nie große Mathematiker und Astronomen gehabt haben können, als nachfolgende Stelle: „ehemals kannten wir nur das Daseyn Eines Eismeers, das im Norden lag, wir hatten aber nie davon sprechen hören, daß es eben so eines im Süden gebe. Als nun die Männer des Westens uns die Karten zeigten, wo dieß zweite Eismeer abgebildet war, glaubten wir, daß sie aus Mangel an Kenntniß der chinesischen Sprache einen Irrthum begangen und in den Süden versetzt hätten, was im Norden seyn solle. Als wir uns aber über diesen Punkt bei einem Amerikaner, Namens Abeel (einem der Missionäre zu Amoy) erkundigten, sagte uns dieser, die Sache sey gewiß, und jetzt scheint sie uns in der That unbestreitbar. Die Provinzen Kwang-tong und Foh-kien sind großentheils unter dem Kwang-tau (Wendekreise) des Nordens gelegen, und wenn man sie hinsichtlich der Hitze mit den Nordprovinzen vergleicht, so ist die Temperatur sehr verschieden. Dieß ließ uns zur Zeit, wo wir noch nicht wußten, daß die Sonne über die Mitte des Erdkörpers hinlaufe, glauben, daß, je weiter man gegen Süden gehe, desto mehr die Hitze zunehme, und daß am Südpol sich die geschmolzenen Steine wie ein Goldstrom verbreiteten. Aber dem ist nicht so; Leute, welche von Kwang-tong oder Foh-kien ausfahren, werden in einer Entfernung von 5 bis 6000 Li die Insel Borneo finden, wovon ein Theil genau unter dem Schih-tau (dem Aequator) liegt, und wo der Winter unserm Sommer gleicht. Fährt man von da nach Südwesten, so gelangt man in den Süden Afrika's, wo Hagel und Schnee bekannt sind; dann noch weiter findet man Patagonien, oder die südlichste Spitze Amerika's, nahe man Hih-tau (Polarkreis) des Südens, wo es fortwährend Eis gibt. Also warm und kalt. Darum spricht man von den Gegenden des Südpols, wie von einem Eismeer. Und warum sollten die Chinesen daran zweifeln, da ihre Schiffe nie so weit gegangen sind, und die Provinz Kwang-tong am Ende ihres Landes liegt. In der That, wir müssen diese Erklärung anhören und aufnehmen u. s. w.“

Nach dieser ersten und naiven Belehrung geht der Verfasser der neuen Geographie zur Beschreibung der westlichen Länder über. Nachstehendes mag als Probe dessen dienen, was er über Europa sagt: „Europa liegt am Nordwestende Asiens, von dem es durch die Uralberge getrennt ist, hat aber nur den vierten Theil seiner Größe. Vor der Dynastie Hia (2469 vor Chr.) lebten die Bewohner dieses Continents von der Jagd und kleideten sich in die Felle der Thiere, die sie getödtet hatten, wie dieß noch die Sitte der Mongolen ist. Aber gegen die Mitte derselben Dynastie (2000 vor Chr.) begannen Civilisation, Ackerbau und Künste in den am Ostende des Continents gelegenen Staaten Griechenlands u. s. w.“ Dann folgt eine sehr kurze Uebersicht der Gründung und des Verfalls des Römerreichs, der Entstehung des Islam, der Eroberungen Tamerlans, dann die besondere Beschreibung jedes einzelnen Staates, seiner Hülfsquellen, seines Heeres, seiner Marine, „lauter Dinge, worüber die Schriftsteller sehr verschiedene Berichte geben, so daß man nicht genau seyn kann, denn die Irrthümer sind nothwendigerweise zahlreich, wo die Beweise mangeln.“ Man erkennt den gewandten Staatsmann in den Bemerkungen über die Staatsschulden, deren Mechanismus Seu-ke-ju, so gut es gehen will, erklärte. „So wird jährlich nur das Interesse des entlehnten Geldes bezahlt, während die Schuld fortdauernd wächst, weil die Einkünfte des Jahres zu den Bedürfnissen der Regierungen nicht hinreichen. Dann werden neue Steuern auf die Völker gelegt, was sie erbittert und rebellisch macht, während die Regierungen schwächer werden und in Verfall gerathen. Die Hälfte Europa's ist gegenwärtig in dieser Lage.“ Uebrigens läßt der Verfasser der geistigen Ueberlegenheit der westlichen Völker und namentlich auch den Amerikanern volle Gerechtigkeit wiederfahren.

So sehr dieß Buch gegen die bisherige Annahme von großer Wissenschaftlichkeit der Chinesen spricht, so ist doch auf der an-

dern Seite nicht zu verkennen, daß sie sehr wißbegierig sind, und einmal aus ihrer vermeintlichen Ueberlegenheit aufgeschreckt sich anstrengen werden, ihre Kenntnisse zu vermehren, wozu die Reisen nach Indien und England nicht wenig beitragen mögen. Außer dem hier erwähnten Buche von Seu-ke-ju sind in neuester Zeit zum Theil auf Betreiben chinesischer Staatsbeamten nach englischen, deutschen und französischen Quellen mehrere geographische Werke erschienen.

Skizzen aus Serbien.

Die neuesten Revolutionen.

(Schluß.)

Einige Tage vor der Wahl waren Wutschitsch und Petroniewitsch, bewacht und geschützt von 300 bewaffneten Gruschanern, vier Geschützen und einem kleinen Theil regulären Militärs, nach Kragujewatz aufgebrochen, um dort von allem Einfluß auf dieselbe isolirt zu werden, der Fürst selbst aber hatte sich mit den regulären Truppen, zwei Kanonen und einem zahlreichen Gefolge seiner Partei in das Kloster Rakowitza, etwa eine halbe Meile von dem Wahlplatze Topdschidere, begeben, um hier deren Ausfall abzuwarten.

Mit Tagesanbruch versammelten sich die Wähler am 27 Junius in sehr großer Anzahl, über 2000 Mann, bei Topdschidere und stellten sich, nach ihren 17 Nahien geordnet, von einander abgesondert auf. Um 8 Uhr begaben sich im feierlichen Zuge die drei interimistischen Regenten, der Metropolit und die Geistlichkeit, der Senat, Hafiz Pascha, Baron Lieven und der außerordentliche russische Wahlcommissär, Generalconsul Watschenko, zu den Wählenden. Stojan Simitsch nahm als Vice-Senats-Präsident das Wort, und verkündete der Versammlung, wie sie zu einer freien, selbständigen Wahl berufen sey, von der nur die Obrenowitsche, die ehemaligen Kronräthe und Minister, die politisch Verurtheilten und die im Auslande Geborenen, wenn sie auch Amt und Besitz an Gütern im Lande hätten, ausgeschlossen seyen. Er schloß mit den Worten: „Milosch hat resignirt, Michael ist abgesetzt, beide dürfen nicht gewählt werden, wen wollt Ihr nun?“ Einstimmig erschall die Antwort aus allen siebzehn Nahien: „Czerny Georgewitsch sey unser Herr“, und dieselben Worte vernahmen Hafiz Pascha, Lieven und Watschenko aus aller Munde, als sie sich unter die einzelnen Wähler mischten, um sie über ihre Meinung zu befragen. Kanonendonner verkündete sogleich das Resultat der Wahl in der Festung, und der wiedererwählte Fürst wurde aus Rakowitza alsbald nach Topdschidere geholt, wo er die Annahme der Wahl erklärte, den Tag unter Festlichkeiten verlebte und am andern Morgen, den 28 Junius, seinen Einzug in Belgrad hielt.

Die meisten der höheren Beamten verblieben in den Stellen, welche sie unter der provisorischen Regierung inne gehabt hatten, jedoch resignirte Stojan Simitsch, und statt seiner nahm Stephan Stephanowitsch (Tenka) den Posten als Senatspräsident ein. Lazar Theodorowitsch löste Alexa Simitsch auf dem Gesandtschaftsposten in Konstantinopel ab, und dieser wurde Chef des Bureau der äußern Angelegenheiten.

Einige Tage darauf ging Baron Lieven nach St. Petersburg, um dort, wie er es der Wahlversammlung versprochen hatte, die Bewilligung für das von ihm gut geheißene Verbleiben Wutschitschs und Petroniewitschs auszuwirken. Seine Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung, denn schon in Warschau traf er einen kaiserlichen Courier, der den Entscheid brachte, daß das Petersburger Cabinet abermals die Entfernung der beiden Bezeichneten verlangt und daß die Pforte eingewilligt habe, sie nach Widdin zu exiliren. Mit dieser Nachricht hielt er es für das Beste sogleich umzukehren, um mit Hafiz Pascha über die nächsten Schritte zu conferiren. Der Senat trat auch augenblicklich zusammen, als sich die Nachricht dieses Entscheides verbreitete, die große Aufregung im Lande erregte, und um so mehr zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gab, als Wutschitsch und Petroniewitsch wohl im ersten Augenblick durch das Zuströmen von bewaffnetem Volke nach Kragujewatz, wo sie sich immer noch aufhielten, zu dem Gedanken gebracht würden, sich der Ausführung des Beschlusses mit Gewalt zu widersetzen, was um so bedenklicher für die Pforte sowohl als Serbien werden konnte, als es in Bosnien und Bulgarien in diesem Augenblicke gährte und sehr unruhig war.

Theils aus dem erwähnten Grunde, gewiß aber auch aus Dankgefühl für die beiden Verwiesenen, entschloß sich der Fürst Alexander persönlich zu versuchen, der unangenehmen Angelegenheit eine günstigere Wendung zu geben. Er berief eine Versammlung von Abgeordneten aller Nahien nach Kragujewatz, und begab sich mit dem ganzen Senate in Begleitung Hafiz Pascha's, des Baron Lieven und Watschenka's zu derselben. Die Versammlung wie der Senat beantworteten die ihnen vorgelegte Frage, ob sich die beiden Verbannten dem Entschlusse fügen und das Land meiden sollten, auf das entschiedenste und einstimmig mit: „Nein.“ Als aber nun Lieven ein neues russisches Ultimatum vorlas, worin der Kaiser mit einer Occupationsarmee von 20,000 Mann, welche mit Bewilligung der Pforte in Serbien einrücken sollte, drohete, da entschlossen sich Wutschitsch und Petroniewitsch, ohne nur einen Augenblick zu zögern, sich dem Wohle des Landes zu opfern: sie erklärten sich beide bereit das Fürstenthum zu verlassen.

Am 19 August 1843 ritt Wutschitsch unter dem Donner der serbischen so wie der türkischen Festungskanonen hinab zum Savehafen, um hier das Fahrzeug zu besteigen, welches ihn nach Widdin bringen sollte, Petroniewitsch folgte ihm fahrend, den öffentlichen Ehrenbezeugungen ausweichend. Jeder von ihnen hatte von Seiten der Regierung 3000 Dukaten Reisegeld und im voraus ein Jahrgehalt von 3500 Thlr. pr. ausgezahlt bekommen, und sie nahmen außerdem des Fürsten Versprechen mit, alles anzuwenden, was in seinen Kräften stände, ihnen die Erlaubniß zur ungefährdeten Rückkehr auszuwirken.

Am 14 September traf der neue Bestätigungsberat für die fürstliche Wahl ein. Er wurde des folgenden Tages dem auf den Kalt Meidan versammelten Volke, in Gegenwart aller fremden Consuln und des Generals Ungerhofer, feierlichst verlesen und darauf in der Kirche von dem Metropoliten ein feierliches Te Deum angestimmt, von welchem sich der Senat und die Behörden zu dem Fürsten zur Gratulation begaben.

Mit diesem Tage waren alle Aussichten für die Obrenowitsche zu Grabe getragen, keineswegs hatten aber dieselben schon jetzt Schiffbruch an ihren Hoffnungen gelitten, wie dieß die später versuchten Intriguen und Anzettelungen von Unruhen bewiesen. Zum Glück schlugen dieselben durch die zum Regierungsprincip erhobene große Wachsamkeit und strenge Polizei zu Gunsten derer, gegen welche sie angezettelt waren, aus, und kamen dem Lande zu gute.[1]

---

[1] In neuerer Zeit soll, wie von österreichischen Blättern ziemlich übereinstimmend berichtet wird, der alte Milosch erneuerte Anstrengungen zu einer Restauration machen; dieß gibt der obigen Darstellung unter den jetzigen Umständen ein besonderes Interesse. A. d. R.

Von dem bei dem Fürstenwechsel betheiligten diplomatischen Corps verblieb nur der Graf Fonblanque in seiner Stelle, Rußland sendete Wutschenko zur Gesandtschaft nach Konstantinopel, und berief Lieven nach Petersburg, wohin denselben der siebzehnjährige Neffe des Fürsten Alexander, ein Enkel des Czerny Georg, von seinem früh verstorbenen erstgebornen Sohn begleitete, um in kaiserlichen Instituten eine höhere Ausbildung zu erlangen, was wohl eine Garantie für den Verbleib der Fürstenwürde bei dieser Familie und wohl auch für die Erhaltung des russischen Einflusses auf das stamm- und glaubensverwandte Land ist. Er verließ Belgrad Ende Novembers, als der neue Consul, Obrist von Danilewsky, eingetroffen war, und ging über Wien nach Petersburg. Oesterreich schickte den Obrist Philippowitsch als Generalconsul ad interim nach Belgrad, der seine Thätigkeit damit begann, mit Danilewsky gemeinschaftlich die Entfernung Wutschitschs und Petroniewitschs von Widdin zu verlangen, da sich von hier aus ihr Einfluß im Lande noch fühlbar mache. In der That gelang es durch den Eifer des letztern, trotz einer entgegenstehenden Bitte des Senates, ihre weitere Verweisung nach Sistow durchzusetzen.

Bereits im folgenden Jahre 1844 zeigte sich jedoch eine günstige Gelegenheit für den Fürsten, seine Dankbarkeit zu beweisen und sein den Verbannten verpfändetes Wort zu lösen. Michael Obrenowitsch hatte durch einen seiner ehemaligen Minister, Raditschewitsch, welchen er dadurch an sich gekettet, daß er ihm durch fürstliche Amnestie das schon gerichtlich abgeurtheilte Leben wiederschenkte, eine Verschwörung zu seinen Gunsten betreiben lassen, bei deren Ausbruch über hundert Theilnehmer verhaftet und 30 der Rädelsführer zum Tode verurtheilt wurden. Diese Gefangenen suchte Rußland zu retten, und verwendete sich für sie; der Fürst aber knüpfte an die Bewilligung seiner Gnade, als conditio sine qua non, die Rückkehr Wutschitschs und Petroniewitschs nach Serbien. Unter solchen Umständen hielt sich Danilewsky für verpflichtet, seinen ganzen Einfluß in Petersburg zu diesem Zwecke aufzuwenden, welchen zu erreichen ihm denn auch gelang, mit der Bedingung, ihnen nur Stellen ohne politischen Einfluß zu gewähren. Von diesem lästigen Zwang befreite ein erneuerter, fast wahnwitzig zu nennender Versuch derselben Partei im November 1844 den Fürsten zum Wohle seiner Regierung. Ein gewisser Juwan Jovanowitsch, glaubte durch bewaffneten Einfall mit 25 Emigrirten, in österreichischen Husarenuniformen steckend das Land in offenen Aufruhr zu versetzen, büßte aber seine Thorheit damit, daß er mit seiner ganzen Mannschaft niedergehauen und ihre Körper auf Räder geflochten wurden, welche längs der Save und Donau einen schauerlichen Point de Vue für Semlin und die Gränze bildeten, von wo der feindliche Einbruch in das Land geschah. Da natürlich das österreichische General-Consulat, welches in dieser Zeit dem Obristlieutenant Maierhofer von Grünbühl [1] übertragen wurde, den Einfall desavouiren mußte, schwieg es zu der nunmehr erfolgten Wiederanstellung Wutschitschs als Senats-Präsident und Petroniewitschs als Minister des Aeußern, welche dießmal auch Rußland stillschweigend mit ansah, und in welchen Stellungen beide bis zum heutigen Tage segensreich für das rasch aufblühende Land und zum Wohle seines Fürsten wirken.

[1] Es ist dieß der jetzige General-Major, welcher im Kriege in Ungarn so treffliche Dienste durch tapfere und umsichtige Führung des Corps im Banate und Südungarn leistete. Ursprünglich Marineoffizier, zeichnete er sich als Soldat und Diplomat gleich aus, und ist ebenfalls ein hochgeschätzter Dichter. D. Verf.

Die Gränze der Tropenregen in Afrika.

Der 17te Breitegrad, welcher für den nördlichen Theil Afrika's die äußerste Gränze der tropischen Regen bezeichnet, bildet die natürliche Gränze der Wüste und des Sudan. Nördlich von dieser Linie und bis zu einer geringen Entfernung vom Mittelmeer erblickt das ermüdete Auge des Reisenden nichts als unermeßliche Sandebenen (Gud [1]), die stets vom Winde bewegt werden, ungeheure Plateaux, wo der nackte Fels zu Tage tritt, untermischt mit Schiefertrümmern von trüber Farbe. Alle Vegetation scheint aus diesem öden Lande geflohen zu seyn, um sich in einigen tiefen Thälern zu bergen, oder am Ufer eines großen Stroms, wie der Nil, oder um die brackischen Quellen her, welche den Oasen ihre Entstehung geben. Kaum hat man aber den 17° nach Süden hin überschritten, so wechselt der Anblick des Bodens: zuerst unterbrechen einige verbuttete Dornbüsche die Monotonie des Bildes, bald zeigt sich der Boden mit dichtem Grase bedeckt, der Horizont verschwindet allenthalben vor einem dichten Wald von Akazien und Gummibäumen, die hie und da von weiten freien Stellen durchschnitten werden; dieser Wald dort ist der Sudan. Mitten in dem unentwirrbaren Netz von Dornen irren die Giraffe und der Strauß umher, der Araber weidet seine Heerden und der Sklave sammelt das Gummi, das sein Herr in den Handel bringt. In den waldlosen, noch von den Regen feuchten Stellen säet der Ackerbauer das Korn, das seine gewöhnliche Nahrung bildet. Der Dattelbaum findet sich noch um einige Dörfer im Sudan, wird bis zum 13° gepflanzt und gibt jährlich zwei Ernten; dann aber beginnt der Baobab (Adansonia digitata), den die Eingebornen Tabaldieb nennen. Dieser Riese der afrikanischen Vegetation ist vorzugsweise der Baum des Sudan, wie der Dattelbaum der der Oasen ist. (Bull. de la soc. de geogr. April.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Für die neu ankommenden Colonisten dürfte es endlich noch nicht unwichtig seyn, daß sie in Cordova eine Menge leerer Häuser vorfinden, die, meistens noch in sehr gutem Zustande, für ein geringes würden gemiethet oder gekauft werden können, denn der Werth der städtischen Grundstücke ist dort ebenso gesunken als der der ländlichen. Da die Ländereien, deren Bearbeitung ihnen obläge, in der Nähe sind, so könnten dann sehr gut ihre Familien so lange in der Stadt leben, bis Wohnung und alles andere dort ordentlich eingerichtet würden; eine Sache, die für die Bequemlichkeit wie besonders für die Gesundheit der neuen Ankömmlinge von der größten Bedeutung ist. Nimmt man zu dem allem noch das herrliche, sichere, auch gesunde Klima, die unübertroffene Fruchtbarkeit des Bodens, die reizende Gegend, und endlich daß die deutschen Elemente hier auf keine finstere Bigotterie, keinen Fremdenhaß wie in Orizaba stoßen, so glaube ich es hinlänglich gerechtfertigt, wenn ich in meinem Colonisationsbericht Cordova ganz besonders der Beachtung empfehle. Ich bedauere nur nicht im Stande zu seyn noch genauere Daten beizubringen, aber theils war mein Aufenthalt dort von zu kurzer Dauer, theils aber ist es gar zu schwierig dergleichen hier aufzutreiben. Doch ehe ich Cordova verlasse, darf ich zwei Dinge nicht unerwähnt lassen, die wohl ein oder die andere Dame interessiren möchten, die vielleicht diese Reiseskizze einer flüchtigen Durchblätterung würdigt; das erste sind die allerliebsten Frauenhemden, die ich dort allgemein gesehen habe; bei der großen Hitze tragen die Frauen der untern und mittlern Classen (alle Indier) nur einen Rock der bis an die Hüften geht, die Brust wird nur durch ein Hemd bedeckt, an diesem ist nur der Latz gestickt, aber vorzüglich schön sind die Kanten, die unten unter dem Rock vorstoßen, und ganz besonders die Aermel gestickt, die fast nur aus Stickerei bestehen; ich bedauerte dabei nur, daß dieselben nur zur

[1] Wahrscheinlich im reinen Arabisch das Wort gudah oder gaudah, was der Komus mit „regio depressa" erklärt. A. d. R.

Zierde für magere, braune Arme dienten, während ich damit viel lieber einen vollen, runden, weißen Arm geschmückt gesehen hätte. Das andere ist, daß ich dort ein ganz neues, sehr schmackhaftes Gericht kennen gelernt habe, Izotl: es ist dieß eine große, weiße Blume, welche auf der Spitze eines palmenartigen Gewächses aufsitzt, und die, gekocht und mit Essig zubereitet, ganz wie Spargel schmeckt und eine angenehme Bitterkeit, wie Endivien, hat.

Schon den 24 Abends nahm ich von meinem freundlichen Wirth Abschied, um den andern Tag noch vor Tagesanbruch fortzureiten, damit ich noch bei guter Zeit in Huatusco, das noch 14 Leguas nordöstlich von Cordova liegt, einem Hauptzielpunkt meiner Reise, ankommen könnte. Es hatte die Nacht ziemlich stark geregnet, desto erquickender war daher der Morgen, desto mehr Leben und Frische in der ganzen Natur. Der Weg führt die ersten sechs Leguas durch einen herrlichen Wald, der aber mehr einer Parkanlage als einem Forst gleicht, indem er fast nur aus zarten niedrigen Bäumen und Gesträuch mit dem verschiedenartigsten Laub besteht; da der Weg fortwährend sanft ansteigt, so hatte ich bald auf einem offenen Platze, wo der Wald sich ein wenig lichtete, den Genuß, den Gipfel des Pic von Orizaba von den Strahlen der aufgehenden Sonne erglühen zu sehen, ein wirklich herrlicher Anblick. Sobald man aus dem Wald herausgetreten, breitet sich eine weite Ebene aus, nichts als Wiesenland, welches der Weg quer durchschneidet; die Umgränzungen dieser Ebenen sind wirklich malerisch, indem dieselben von allen Seiten von Gebirgen, die die verschiedenartigsten Formen darbieten, eingeschlossen wird; mitten über die Gebirge, welche die Nordgränze bildet, erhebt sich majestätisch der Pic von Orizaba, in seiner schönen, fast möchte ich sagen, eleganten Gestalt, stolz auf die an seinem Fuß sich zusammenballenden Wolken herabblickend; die Westwand umschließt die schöne Bergwand, welche das Thal von Orizaba von Oajaca scheidet, und im Süden und Südosten erheben sich die zierlichen Berge von Songolica und Cardona bis an den Gipfel dicht bewaldet, und endet in dem alle überragenden Chiguihuite, der, gleich wie ein unüberwindliches Bollwerk den Zugang von der Tierra Caliente vertheidigt; nur gen Nordosten scheint sich dieser Llano (Ebene) unbegränzt auszudehnen; doch schon nach einem Ritt von zwei Leguas in dieser Richtung kommt man an die Gränze, die durch die tiefe und zugleich breite Barranca de Meacatall gebildet wird.[1]

Da man, ehe man in die wirkliche Barranca gelangt, erst eine kleine Vorbarranca zu passiren hat, so ist das Hinabsteigen von dieser Seite nicht sehr beschwerlich; desto beschwerlicher ist aber das Hinaufsteigen an der andern Seite, da diese nicht nur bedeutend steiler, sondern auch um vieles höher als jener ist, so daß ich, um auf den höchsten Punkt des Berges, der sich hinter ihr erhebt, zu gelangen, fast $1\frac{1}{2}$ Stunde gebrauchte. Daß ich bedeutend gestiegen sey, merkte ich auch bald, wie an der kühleren Luft die mich umwehete, so an der andern Vegetation die mich umgab, und schon mehr der Tierra Fria als der Tierra Templada angehörte. Nach einem Ritt von etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden durch eine herrliche Milpa (Maisfeld), von einer Ausdehnung, wie ich es noch nicht gesehen, kam ich in S. Juan Coscomatepec an, wo ich an den Alcalden des Orts, D. Francisco Vargas, einen Brief abzugeben hatte, den ich leider nicht traf, weßhalb ich mich nur begnügte ein frugales Frühstück, bestehend in Frijoles (Bohnen) und Eiern, einzunehmen und dann gleich weiter ritt. Ich habe später in Huatusco S. Vargas kennen gelernt, welcher mir mittheilte, daß die Municipalität von Coscomatepec das ganze ihr gehörige Terrain, das ganz vorzüglich zum Weizenbau geeignet sey und das die besten Kartoffeln producire — der wilde Kartoffelsamen, den der preuß. Minister Herr Geh. R. Seiffart vor einigen Jahren zur Verbesserung der Kartoffel nach Deutschland gesandt hat, ist aus der Gegend von Coscomatepec — sehr gern an Colonisten zu billigen Preisen ablassen wolle. Ich bemerke nur noch, daß Coscomatepec (19° 4′ 35″ N. Br.), ein ziemlich bedeutender Ort (von etwa 5000 Seelen) ist, und durch die schrägen rothen Ziegeldächer seiner Häuser, etwas hier sehr seltenes, ein fast heimisches Ansehen hat; er liegt auf dem Abhange eines Berges, weßhalb die Straßen sehr steil gehen, demungeachtet aber sind sie ganz gerade und gut gepflastert, wie überhaupt der ganze Ort sehr regelmäßig gebaut ist und sich durch große Reinlichkeit auszeichnet. Die zugehörigen Terrains haben eine sehr gerade Ausdehnung von N. nach S. 9 Leguas, von W. nach O. 3 Leguas, und werden von dem wasserreichen Rio de Jamapa, dem Rio Chiapa und dem Arroyo (Bach) Tlacuapa bewässert. So viel ich von ihnen gesehen habe, müssen sie sehr fruchtbar seyn, nach dem Mais zu urtheilen, der nicht besser stehen kann. Das kältere Klima, eine natürliche Folge der hohen Lage (6000′) und die Nähe des Pic von Orizaba dürfte eine Empfehlung mehr bei deutschen Colonisten seyn.

Von Coscomatepec bis Huatusco sind ungefähr noch sechs Leguas recht angenehmen Weges, doch immer etwas absteigend; ungefähr $\frac{1}{4}$ Wegs ist die Barranca de Jamapa zu passiren, weit tiefer und mit bedeutend steileren Rändern als die von Meacatall, dagegen aber auch weit romantischer (— sie hat mich lebhaft an den Fürstensteiner Grund erinnert —) und mit einer weit üppigeren Vegetation, denn auch nicht ein Stückchen der grauen Felswände ist zu sehen, so dicht ist alles mit Grün übersponnen; der Fluß, der sie durchströmt (Rio de Jamapa) ist auch nicht unbedeutend. Jenseits dieser Barranca wird die Gegend allerliebst, der Weg führt über hügliches Gelände abwechselnd durch Gebüsch und über Wiesen, und immer etwas absteigend bis Huatusco, einem reizend gelegenen kleinen Ort, den man kaum eher bemerkt, als bis man nahe daran ist. Ich ritt hier sogleich bei meinem Landsmann Hrn. Ziehl an, bei dem ich mich schon vorher angemeldet hatte, und fand gleich die freundlichste herzlichste Aufnahme, und — zur Stärkung meines Magens ein ächt deutsches Gericht, Schweinebraten, Sauerkraut und Klöße, und einen ächten Nordheimer Bittern! Bei solcher Pflege blieb ich gern sechs Tage hier, um diesen für meine Zwecke sehr wichtigen Ort näher kennen zu lernen.

Mexico, am 3 November 1850. Dr. v. Boguslawski.

[1] Das Wort „Barranca" ist sehr schwer im Deutschen wiederzugeben, indem weder Ertiefe noch Bergriß u. s. w. das wieder gibt, was man unter „Barranca" versteht, da auch diese eine Eigenthümlichkeit des hiesigen Landes sind. Barranca sind nämlich sehr tiefe und weit hinausgehende Spalten in der Erde, welche eine mehr oder weniger große Breite am Rande haben und deren Grund ein Flußbett bildet; bei der bedeutenden Tiefe die sie gewöhnlich haben und bei den steilen Felswänden, die ihre Ränder einschließen, von denen die schon durch die schmalere Oeffnung concentrirten Sonnenstrahlen mit verdoppelter Kraft zurückprallen, muß die Temperatur in ihnen bedeutend erhöht seyn, und da ihnen nie Wasser fehlt, findet man in ihnen auch die reichste und üppigste Vegetation, welche für die Mühen des beschwerlichen Hinab- und Hinaufsteigens in der Regel reichlich belohnt. Diese Barrancas sind es, welche der Herstellung einer geregelten Communication zwischen den verschiedenen Punkten der Republik die großen Schwierigkeiten entgegenlegen, indem sie unglaublich häufig sind, oft sogar viele Meilen lang sich erstrecken und meist so steile Ränder haben, daß sie nur an sehr wenigen Stellen, und da noch unter Mühen und Gefahren zugänglich sind; wegen zwei Barrancas habe ich, wie ich später erzählen werde, 22 Leguas machen müssen, um nach einem Ort zu gelangen, der nur fünf Leguas directe Entfernung von meinem Abreisepunkt hatte; wie oft glaubt man eine ununterbrochene Fläche zu passiren zu haben, die von mehr als 3 bis 4 St. tiefe Barrancas durchschnitten ist, welche man aber von fern nicht sieht, da ihre beiderseitigen Ränder in gleicher Fläche mit der Ebene selbst liegen.

Slawische Journale im Kaiserthum Oesterreich. Der Czas führt in seinen Nummern vom 13 und 28 Junius eine Liste der slawischen Journale in Oesterreich auf, deren Anzahl nicht weniger als 49 beträgt, ein fünfzigstes, dem Ossolinskischen Museum gewidmetes, hat kürzlich aufgehört, wird aber, da es durch das Statut dieser Anstalt begründet ist, bald wieder auftreten. Die Zahl der böhmisch geschriebenen, die aber nicht bloß in Böhmen, sondern auch in Mähren und dem Slowakenlande Ungarns (1 in Wien) erscheinen, beträgt 22, nämlich sieben politische, 5 religiöse, 3 literarische, 2 wissenschaftliche, 1 landwirthschaftliches und 1 Modejournal. Die Südslawen haben 16 Journale, die Russinnen 2, (1 in Wien und 1 in Lemberg), die Polen 9, darunter oben an der Czas selbst, der in Krakau erscheint und das größte in slawischer Sprache geschriebene Blatt Oesterreichs ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 163. 9 Julius 1851.

Die Bildsäule des Swiatowid.

(Mitgetheilt von Fritz von Fr.)

Seit einiger Zeit ist Krakau, die alte Jagiellonenstadt, im Besitz eines Schatzes, auf den bereits viele slawische und sogar fremde Zeitschriften als auf eine der größten Seltenheiten aufmerksam gemacht haben, und dessen Kenntniß auch für die deutsche Gelehrtenwelt wünschenswerth seyn dürfte. Es ist dieß die Bildsäule des Swiatowid.

Die erste Nachricht von deren Daseyn erhielt die Krakauer Gelehrtengesellschaft, als sie das Alterthum in ihr Bereich gezogen, und durch ein Rundschreiben die Freunde und Beförderer der vaterländischen Archäologie aufgefordert hatte, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen. Damals schickte Mieczyslaw Potocki, wohnhaft in Koczubinczyk unweit Husiatyn, einem Städtchen am Zbrucz (oder — wie die österreichische Regierung diesen linken Nebenfluß des Dniester genannt wissen will — am Podhorcz), die Zeichnung des 1848 aufgefundenen Götzen, sowie eine genaue Beschreibung desselben ein.

Diese so unerwartete als wichtige Entdeckung brachte die archäologische Abtheilung der erwähnten Gesellschaft auf den Gedanken, mit diesem Ueberbleibsel einer grauen Vorzeit das Museum zu bereichern, welches durch sie ins Leben gerufen werden soll. Sie wandte sich demzufolge mit der Bitte an den Besitzer, ihr den kostbaren Fund zu überlassen, und dieser, die Nützlichkeit des Unternehmens wohl erkennend, zeigte sich gerne bereit, dem ausgesprochenen Wunsche zu genügen. Die einzige Bedingung, die er stellte, war diejenige, daß er sich das Eigenthumsrecht vorbehielt, im Falle mit der Sammlung einst eine Aenderung getroffen werden, oder sie in andere Hände übergehen sollte.

Da der Transport eines so schweren Stücks gewisse Vorsicht erheischte, und es auch nöthig war, an Ort und Stelle Erkundigungen über alle Einzelheiten einzuziehen, die Bezug auf die Entdeckung hatten, die Gegend zu durchforschen, wo der Fund geschehen war, und zu hören was sich darüber im Munde des Volks erhalten hatte, so schickte die Gesellschaft Anfangs April d. J. Hrn. Theophil Zebrawski, einen anerkannt tüchtigen Archäologen, nach Koczubinczyk, um dort ihr Interesse wahrzunehmen und den slawischen Götzen unbeschädigt nach Krakau zu bringen. Nach Ankunft desselben wollte sie dann eine genaue, ausführliche Beschreibung und Abbildung veröffentlichen.

Auf dem Territorium des Dorfes Horodnitza steht dicht am Ufer des Zbrucz eine Hütte, Zbiegla genannt, bei welcher 1848, als das Wasser sehr tief gefallen war, die Bildsäule zum Vorschein kam. Schon die Lage des Orts zeigt auf den ersten Blick, hier müsse ein Tempel gestanden haben. Längs der Vertiefung, in welcher der Zbrucz fließt, ziehen sich felsige Anhöhen, die das Volk „Tautry“ nennt, und die den Geographen unter dem Namen der Miodoborer Berge bekannt sind. Auf einer derselben stand nach der Aussage der Einheimischen ein altes Schloß, sogenanntes Horod: Zebrawski bestieg sie, und fand daselbst Reste von Mauern, oder vielmehr aufgehäufte Felsstücke, ohne alle Kalkverbindung, und lebhaft an die Schöpfungen der Cyclopen, oder die sogenannte Heidenmauer erinnernd, die sich über die Gipfel der Vogesen zieht. Sowohl die Lage des Orts, als auch die Bauart ließen hier einen Tempel (Kontyna) vermuthen, der, wenn auch weniger herrlich als der Arkonische, jedenfalls dem Swiatowid geweiht war. Bei weiterer Untersuchung der Gegend stieß Zebrawski auf eine zweite Reihe Felsen, die sich vom Flusse aus längs des Weges nach Postolowka zieht, und erblickte zwischen zwei senkrecht abfallenden Ausläufern derselben eine ziemlich große, theils mit Holz bewachsene, theils als Feld benutzte Ebene, die er „Pochod“ nennen hörte. Dieser Name, so ähnlich dem Boch, (Bog=Gott), läßt allein schon schließen, daß hier ein höheres Wesen verehrt wurde, außerdem spricht aber auch noch die Volkssage von einer großen Stadt, die einst inmitten dieser Klüfte gestanden haben soll. Was ihr Schicksal gewesen ist, ob die Erde sie verschlungen hat, oder auf welche andere Art sie verschwunden ist, darüber konnte niemand Auskunft geben. Die Legende sagt, der in den Sagen des russinischen Volks so berühmte Solowyny Bunio habe sie durch seinen Blick zerstört; ob dieser aber je gelebt hat, und nicht vielmehr eine Schöpfung der sich in schrecklichen Bildern gefallenden Volksphantasie gewesen ist, wer will darüber heute Rechenschaft geben? Die alten Chroniken sprechen zwar alle bei der Beschreibung der ersten Einfälle der Mongolen von einem gewissen Boniak, dem Anführer einer Horde, und es scheint, er muß besonders in dem russinischen Gebiete arg gewirthschaftet haben, da sich sein Andenken bis heute im Volke erhalten hat, und er, der Schrecken der von ihm Heimgesuchten, die furchtbare Gestalt eines Centimanen oder hindostanischen Helden der Mythe annehmen konnte. In ganz Podolien gibt es kein Kind, das nicht von dem schrecklichen Wüthrich zu erzählen wüßte, der durch seinen Blick tödtete, und Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelte. Zum Glück wurde dieser Blick durch die verschlossenen Augenlieder und dichten Branen im Zaume gehalten und unschädlich gemacht, doch wollte man einen Feind vertilgen, oder irgend eine Veste einnehmen, so öffnete man die Augendeckel des Riesen mit mächtigen Heugabeln, und der Sieg war unzweifelhaft. Es gibt in der That kein besseres und zugleich phantastischeres Bild für eine Furie, die Dschengischans

wilde Horden auf das der Civilisation entgegengehende Europa des Mittelalters warf.

Die ganze Gegend, malerisch wie überhaupt alle Schluchten Podoliens, und feierlich ernst, wie jede Stätte, an der die alten Slaven ihre Götter verehrten, enthält nach Spuren von Todtenhügeln in Gestalt von Schanzen, und ganz denen entsprechend, die Grabowski in seiner Beschreibung der Ukraine erwähnt. Es wäre zu wünschen, die archäologische Abtheilung fände die nöthigen Geldmittel, um hier genaue Forschungen anstellen zu lassen; es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Land welches den vierköpfigen Swiatowid zu Tage gefördert hat, noch manch andern, werthvollen Schatz in seinem Innern birgt.

Es könnte von manchem Leser dieser Zeilen die Frage aufgeworfen werden, wodurch man beweisen wolle, daß der aufgefundene Götze wirklich Swiatowid und kein anderer sey; für diese soll in nachfolgenden Zeilen eine Beschreibung des gleichnamigen Arkoner Gottes geliefert, und es dann ihrem Urtheil überlassen werden, zu entscheiden, ob die von uns aufgestellte Hypothese richtig ist.

Helmold, der im 12ten Jahrhundert lebte und die Insel Rügen, diesen Stammsitz der slavischen Mythologie, besucht hatte, ist der erste, dem wir genauere Nachrichten über die Verehrung des Swiatowid verdanken; auch Saxo, der Grammatiker, und viele andere vor und nach ihm haben sich mehrfach mit den Küstenvölkern der Ostsee beschäftigt, und in Sagen und Legenden reiches Material zusammengetragen, aus dem sich ein deutliches Bild der Gottheit sowohl als auch ihres Tempels entwerfen läßt.

Die ungemein fruchtbare Halbinsel Witow, die durch einen schmalen Landstrich mit der Halbinsel Jasmund verbunden ist, läuft im Norden in das aus Mergel und Kreide bestehende 200 Fuß hohe Cap Arkona aus, welches sich allnächtig dem Seefahrer durch ein aus Lampen gebildetes Licht bemerkbar macht, das ihm mehrere Meilen weit entgegenleuchtet, und nach außerdem die Ueberbleibsel eines hohen Walls zeigt, der als Festungsmauer die Kontyna oder den Tempel umgeben hat. Es war unmöglich einen glücklichern und zugleich herrlichern Platz zu wählen, um einen Gott anzubeten: denn von dem erhabenen Vorgebirge aus verlor sich das Auge in die Unendlichkeit des Meeres, und die Brandung der gegen den Felsen anschlagenden Wogen so wie die schrillen Töne des hier herrschenden Nordwinds mußten die Verehrer Swiatowids mit Ehrfurcht und heiligen Schauern erfüllen.

Der Tempel selbst soll zwar nur von Holz, aber von innen und außen so reich verziert gewesen seyn, als es die damalige Zeit vermochte. Außer einer Menge symbolischer Zeichen waren die Wände noch außerdem mit kostbaren Vorhängen und Teppichen bedeckt. Zwei Vorhöfe führten zum Allerheiligsten, das durch einen Vorhang abgetrennt war und das Bild Swiatowids in sich barg. Es soll von ungeheurer Größe gewesen seyn und hatte vier Köpfe auf eben so viel Hälsen, welche die vier Jahreszeiten anzeigten. Der Ausdruck in den Gesichtszügen war Ernst und Tiefsinn, der Bart herabhängend und die Haare nach Art der Wenden geschnitten. In der Rechten hielt er ein Trinkhorn, das alle Jahre mit Wein oder wahrscheinlicher mit Meth gefüllt wurde, und unweit von ihm hingen Sattel, Mundstück und anderes Geschirr so wie auch ein ungeheures Schwert von ausgezeichnet schöner Arbeit, und eine Menge kunstvoll geschnitzter Hörner von verschiedenen Thieren. Unweit des Tempels stand das Roß des Gottes, ein makelloser Schimmel, den er des Nachts bestieg und der auch gegen die Feinde der Slaven zog, um sie die Schärfe seines Schwertes fühlen zu lassen. Dreihundert bewaffnete Reiter bildeten seine Ehrenwache, machten Ausfälle auf den Feind, und hingen die errungene Beute im Tempel ihres Gebieters auf. Die Wenden unternahmen nichts von Wichtigkeit, ohne vorher durch Swiatowids Roß die Zukunft befragt zu haben. Nach feierlichem Gottesdienst führte es der Priester durch drei Reihen Lanzen, und gab Achtung, ob es beim Betreten einer jeden den rechten Fuß aufhob; war dieß nicht der Fall, so unterblieb, was man sich vorgenommen hatte, mochten die Anzeichen auch noch so günstig seyn. Jedes Jahr wurden an großen Festtagen der Gottheit Opfer in Früchten und Thieren dargebracht. Der Tempel barg in seinem Innern noch außerdem die große farbige Staniza, eine Art Oriflamme, deren Entfaltung das Signal zu Unbild jeder Art gab, und unter deren Schutz Städte und Gehöfte in Asche gelegt und die Feinde hingeschlachtet wurden.

Wer heute die letzte Zufluchtstätte der Ostseeslawen besucht, späht vergebens nach den Spuren ihres Daseyns; das Schwert des Bischofs Absalon hat besonders da gewüthet, wohin das Heidenthum in höchster Bedrängniß mit seinen Göttern geflohen war und sich aufs hartnäckigste vertheidigt hatte; dann hat sich auch im Lauf der Zeit der germanische Einfluß so geltend gemacht, daß der slawische Charakter vollständig verschwunden ist und von seinem Daseyn heute nur noch die Ortsnamen des Küstenlandes der Ostsee, besonders Meklenburgs, zeugen.

Ein Mönch des Mittelalters zeichnete in seiner Chronik die Einzelnheiten auf, die ihm über die Slawen zu Ohren kamen, und rettete so manches vor der Vergessenheit; die polnischen Chronikschreiber erwähnen durchaus nichts von Swiatowid, und einem Flusse Galiziens war es vorbehalten, diese Lücke auszufüllen.[1]

---

[1] Die Zerstörung der heidnischen Bilder in Polen und Südrußland begann von der Zeit an, wo Wladimir der Große in Kiew und Mieczyslaw in Polen beim Eindringen des Christenthums die Götterbilder zu zerschlagen und ins Wasser zu versenken befahlen. Dieß geschah ums Jahr 1000, also mehr wie anderthalb Jahrhunderte vor dem Fall Arkona's. Sind von letzteren nur deutsche Nachrichten auf uns gekommen, so darf es nicht verwundern, daß von dem Heiligthum am Zbrucz kaum eine Sage übrig ist; den Deutschen blieb letzteres natürlich unbekannt, und in Polen schrieben nur Mönche in späterer Zeit. Hiebei können wir nicht umhin, eine mythologische Bemerkung hinzuzufügen. Man schreibt jetzt gewöhnlich Swiatowit, während früher der Name Swantewit gebräuchlicher war. Nun mag zwar das slawische Swiety heilig, so wie das Wort Swiat, Welt mit dem Swant ziemlich einerlei Ursprung aus dem Sanskrit haben (s. Lassen indische Alterthümer I. p. 761), allein diese Worte scheinen sich in ihrer Bedeutung früh geschieden zu haben, und Swantewit ist gewiß die ältere Form, und nicht mit swiety, heilig, zu verwechseln. Swantewit ist zuverlässig, so strittig auch die Bedeutung der Endsylbe seyn mag, ein Sonnengott, und seine Verehrung in Arkona an der Ostsee und tief im Slawenlande am Fuße der Karpathen beweist jedenfalls eine größere Uebereinstimmung der Religionsansichten und selbst der Formen, als man in neuerer Zeit oft hat zugestehen wollen. Liebusch wirft in seinem Buch (Skythika oder etymologische und kritische Bemerkungen über alte Bergreligion und spätern Fetischismus. Kamenz 1833) allerdings manches wunderlich durcheinander, der Unterschied aber, den er zwischen Swantewit und Swiatowid macht, ist zuverlässig nicht ohne Grund. Daß Swantewit der Sonnengott ist, leidet keinen Zweifel, denn das „l" in dem slawischen „Slonze", die Sonne, ist nur euphonistisch, und nicht einmal in allen Dialekten vorhanden. Schon die Wahl des ganz reinen Schimmels zu seinem Roß deutet auf den Lichtgott hin, und man wird zur Erklärung des slawischen Gottesdienstes, namentlich der augenscheinlich vorhandenen Geheimlehre auf den Orient zurückgehen müssen.

Die obige aus dem Czas vom 17 Mai entnommene Schilderung ist sehr unvollständig: Swantewit ist keineswegs bloß der Kriegsgott, wie schon das Füllhorn, das er in der Hand hält, zeigt; er ist auch der Spender des Erntesegens, und in dieser Eigenschaft wurden gerade die bedeutendsten Feste zu seiner Ehre gefeiert.



Die aufgefundene Bildsäule (deren Abbildung hierbei anfolgt), ist sehr roh gearbeitet, und beweist, auf welch niedriger Stufe der Civilisation ihr Verfertiger, und das Volk, dem er angehörte, gestanden haben muß, entspricht aber auch zugleich aufs genaueste allem dem, was Helmold und Saxo über den Arkaner Götzen hinterlassen haben. Die Insel Rügen als Hauptsitz der Gottheit bewahrte in ihrem Tempel das reiche Schwert und das kostbare Trinkhorn, und in dessen Nähe das heilige Roß. am Zbrucz mußte man sich begnügen, das, was Arkona in der Wirklichkeit besaß, durch das Bild anzudeuten. Ungeachtet der unvollkommenen Ausführung ist doch diejenige Bildsäule, welche jetzt das Krakauer Museum ziert, sorgfältiger gearbeitet, als manche andere, die sich zufällig noch erhalten hat; die Gesichter haben hier doch wenigstens etwas dem Menschen ähnliches, während anderwärts Augen, Nase, Mund und Schnurrbart eben nur Andeutungen sind.

Der dem Zbrucz entstiegene Götze besteht aus einem Stück Sandstein von vier Wiener Ellen Länge; alle vier Seiten sind gleich und haben eine Breite von 15 Zoll. Die Basis ist etwas ungleich, und scheint wie abgebrochen; vielleicht stand das Ganze auf einer Unterlage von gleichem Material. Die vier Köpfe bedeckt ein gemeinschaftlicher Hut (Klopuk), ähnlich dem, dessen sich heute noch das Landvolk bedient. Auf der einen Seite hält Swiatowid ein Horn, auf der andern etwas einem Ringe gleichendes; die übrigen zeigen die Hände an die Brust gedrückt. Am Gürtel hängt das Schwert, und unter diesem steht das Roß mit dem Sattelgurt. Zu Füßen des Gottes bemerkt man auf allen vier Seiten weibliche Gestalten, die wohl Ziza, die Ernährerin (daher möglicherweise das deutsche „Zitze") oder vielmehr s. v. a. Zywie, die Lebendige vorstellen sollen, und darunter kniende Figuren mit und ohne Schnurrbart und emporgehobenen Armen, die gleich Karyatiden das Ganze tragen und deren Finger auf dem Gesimse liegen. Von einem Schriftzeichen ist nirgends eine Spur, wenn man nicht ein kleines, vielleicht zufällig eingehauenes Kreuzchen dafür nehmen will.

Dieß wäre denn in kurzen Worten das, was über den seltenen Fund zu sagen ist, eines Ueberbleibsels aus einer Zeit, über deren Aufklärung wir uns in Büchern nur selten und auch dann nur mangelhaft Raths erholen können. Das Werk, welches uns auf befriedigende Weise zu belehren vermag, liegt in einzelnen Blättern im Innern der Erde oder auf dem Boden der Flüsse umhergestreut; möchten sich fleißige Hände finden es zu Tage zu fördern!

Wanderungen in Aegypten.

(Aus den „Reisen in Unterägypten und den innern Provinzen des Delta," von Rafalowitsch.

3. Raschid. (Rosette.)

Erster Artikel.

Nach meiner Ankunft in Raschid blieb ich bis zum Mittag auf der Barke, um meine Correspondenz zu beendigen, die ich dann durch die Eselspost nach Alexandrien schickte. Die Entfernung zwischen beiden Städten auf dem Landwege längs dem Meeresufer ist ungefähr 58 Werste, und der Bote, der das Packet hinschafft, erhält nicht mehr als 10 Piaster (1 fl. C. M.). Bald kamen ein junger europäischer Arzt, Hr. Martini, und der Aufseher der hiesigen Quarantäne-Anstalt, Hr. Paolidi, zum Besuch; dann gingen wir mit Hrn. d'Arnaud, um Bey Ch., den Commandanten (mualis), der Stadt, zu begrüßen. Dieser ist arabischer Herkunft, und der Oberstenrang wurde ihm nicht in der Armee, sondern in der Nationalgarde ertheilt, welche Mehemed Ali zur Zeit der syrischen Angelegenheiten in Cairo, Raschid, Damiat und in den Städten am Ufer des mittelländischen Meeres errichtet hatte, auf den Rath einiger Europäer, die sich einbildeten, alles, was bei ihnen bestehe, müsse allenthalben nützlich seyn; die 14 Regimenter dieser Garde beliefen sich auf 47,800 Mann. Wir fanden ihn im Diwan oder wie die Araber das Wort aussprechen, im Dinan, d. h. Geschäftszimmer, wo er in Gegenwart der städtischen Behörden und vieler Dorfscheichs Verwaltungsgeschäfte entschied. Die Mitglieder des Diwans saßen mit untergeschlagenen Beinen auf niedrigen Sophas mit brennenden Pfeifen; der Oberschreiber (Basch Katib) der Provinz, ein Kopte, stand vor dem Bei und trug die laufenden Geschäfte mündlich vor. Beide schienen uns Schelme ersten Ranges: während des Vortrags wechselten beide außerordentlich sprechende Blicke; der Kopte schwieg und blickte dem Commandanten gerade und scharf in die Augen, worauf er nach einigen Secunden wieder fortfuhr; diese Pausen sprachen deutlicher als alle Hefte und Papiere, deren er eine große Menge unter dem Arme hielt. Von da ging ich mit Dr. Martini aus, um die Stadt zu besehen.

Rosette, bei den Arabern Raschid, wurde im J. 860 nach Chr.[1] unter der Regierung des bagdadischen Chalifen el Motuakal ala Allah, dem Enkel Harun Erraschids gegründet, nahe bei den Ruinen der alten ägyptischen Stadt Bolbitin; es liegt auf dem linken Ufer des Nil, der hier eine Art Bucht bildet, welche der Stadt gegenüber 2550 Fuß breit ist; etwas weiter gegen Norden verengt sich der Strom wieder auf 1125 Fuß. Die Entfernung Raschids in gerader Linie von Cairo oder genauer von dem Fuße der großen Pyramide von Ghizeh, beträgt 160 Werst, den Krümmungen des Stroms nach 218; die Nilmündung liegt $12^1/_2$ Werst gegen Norden. Das Ufer ist bei Raschid nur 3 — 4 Fuß über dem niedrigsten Wasserstand; da das Wasser zur Zeit der Ueberschwemmung nur sehr wenig steigt, so ist der Uferrand durch keine künstlichen Arbeiten geschützt, die in andern weiter südwärts gelegenen Städten Aegyptens unerläßlich sind. Um die Bucht her sind viele Staats- und Privatfabriken errichtet, in denen Reis gereinigt und zugerichtet wird, denn dieser bildet den hauptsächlichen und jetzt sogar den einzigen Ausfuhrartikel Raschids. Die Zahl der Einwohner beträgt nicht mehr als 10,000, worunter sich zwei oder drei Europäer, einige hundert Griechen und Malteser, ebenso viel Kopten und syrische Christen nebst drei jüdischen Kaufleuten befinden; alle übrigen sind Moslems und, wie man mir sagte, ziemlich fanatisch und stolz; so z. B. treten sie hier nie in Dienst der Andersgläubigen, während in Alexandrien und Cairo die Dienerschaft in christlichen Häusern fast ausschließlich moslemitisch ist: in Raschid erlaubt man den Giaurs in keinem Fall eine Moschee zu betreten, während in den genannten beiden Städten die Europäer beim Besuch dieser Gebäude durchaus auf kein Hinderniß mehr stoßen. Die Araber Raschids sind von ziemlich hübscher Race, und auch ihre Gesichtszüge gefielen mir viel besser als die der Aegyptier aus andern Theilen

[1] Savary behauptet, mit Bezugnahme auf Elmazin, Raschid sey von dem Chalifen El Motuakel im J. 870 nach Chr. gegründet worden; aber dieser Chalif wurde am 4ten des Monats Schewwal im J. der Hedschra 247 (861 nach Chr.) ermordet.

des Delta's; unter den Kindern beiderlei Geschlechts kommen besonders häufig sehr angenehme Physiognomien vor; die weiße Haut und die großen Augen zeigen eine Mischung mit fremdem Blut. Viele Frauen tragen auf der Straße einen Burkoa (Schleier) von dunkelrother oder dunkelgrüner Farbe; in Alexandrien und Cairo trägt das Volk nur schwarze Burkoas.

Der äußere Anblick der Straßen und die Architektur der Häuser haben etwas merkwürdiges und hübsches. Viele Häuser haben drei, selbst vier Stockwerke, und zeichnen sich vor den Wohnungen anderer ägyptischen Städte durch die ungeheure Zahl in den Façaden angebrachter Säulen von Marmor oder rosenrothem und grauem Granit aus, wahrscheinlich Ueberreste des alten Bolbitin. Die obern Stockwerke stehen immer drei bis vier Fuß über die untern vor, wodurch die Straßen unten breiter als oben sind, eine Einrichtung, die man auch in alten europäischen Städten trifft. Die Façaden der Häuser zeichnen sich, außer den Säulen, auf denen die Beletage ruht, durch elegante gedeckte Balcone aus, die hier dunkelroth angestrichen sind. Die Backsteine, aus denen die Häuser aufgeführt sind, werden nicht mit Stukk beworfen, und dieß gibt den Straßen ein etwas düsteres Ansehen; zwischen die Reihen der Backsteine in den Hauptmauern werden stellenweise in horizontaler Richtung Balken oder dicke Bretter gelegt, um die Mauern fester zu machen, damit sie bei der Weichheit des hiesigen Schlammbodens nicht sinken. Es gibt einige hübsche und ziemlich große Plätze in der Stadt, wovon der in der Nähe des jüdischen Quartiers (chart el jehud) einer der besten ist; er ist länglich und auf einer Seite von hohen großen Häusern eingefaßt. Ich weiß nicht, weßhalb Pococke, der im J. 1738 hier war, behauptete, es gebe nicht mehr als zwei oder drei Straßen; es sind ihrer weit mehr, und ich kann nicht wohl annehmen, daß ein solcher Wechsel im Laufe eines einzigen Jahrhunderts vorgegangen sey. Vor der Beendigung des jetzigen Mahmudieh-Canals im J. 1819 gingen alle Waaren, die aus Aegypten nach Europa oder der Türkei versandt wurden, oder von daher nach Aegypten kamen, über Raschid, welches seit dem 16 Jahrhundert in Bezug auf den Handelsverkehr die Stelle von Fua einnahm. Hier wohnten damals alle europäischen Consuln und Kaufleute, viele türkische Beamte, und Mehemed Ali selbst brachte jährlich einen Theil des Sommers hier zu; in der Stadt herrschte Wohlstand und bedeutende Handelsthätigkeit. Jetzt ist alles dieß gänzlich verschwunden und hat sich nach Alexandrien gezogen. Viele Häuser in Raschid, welche von den übersiedelnden Besitzern verlassen wurden, sind verödet und fallen in Trümmer, andere werden auf den Abbruch verkauft, und Backsteine nebst anderem Material nach Alexandrien geschafft; die Wohnungen sind deßhalb ausnehmend wohlfeil und für 500 oder 1000 Piaster miethet man ein ganzes Haus mit Fontänen, Garten u. s. w. In der Stadt, welche Sonnini die angenehmste von ganz Aegypten nennt, herrschen Langeweile und Stille. Die Bazare, welche lange Straßen bilden, sind sehr eng, niedrig und feucht; viele davon sind auch nach oben mit einer Matte oder einem Bogengewölbe gedeckt. Wie allenthalben im Orient sind die Buden auf beiden Seiten der Bazare in Form kleiner Verschläge oder Nischen angebracht, welche durch zwei Läden geschlossen werden, die horizontal einer über dem andern in Angeln laufen. Wenn man die Bude öffnet, wird der obere Laden hinaufgezogen und mit einem Strick oben festgebunden, den andern läßt man herab, und er dient dem Kaufmann als Tisch oder Diwan; er legt darauf Matte, Teppich und Kissen, setzt sich in Erwartung von Kunden darauf nieder, raucht seine Pfeife, läßt den Rosenkranz durch seine Hände laufen und schwatzt mit seinen Nachbarn. Wenn er sich bei Tage aus seiner Bude entfernt, so schließt er seine Bude nicht, sondern verhängt sie nur mit einem Netze, was vollkommen hinreicht seine Waaren gegen alle Versuche schlechter Leute zu sichern, während in Europa die Diebe kaum durch einen so schwachen Schutz vom Eingriff in fremdes Eigenthum sich abhalten ließen. Freilich enthalten bei der jetzigen Verarmung der Stadt diese Buden nur Gegenstände von sehr geringem Werth, grobe Leinwand, Tabak, Früchte u. dgl.; wir konnten nirgends Glas bekommen, um es in das zerschlagene Fenster meiner Cajüte einzusetzen. Hier, wie allenthalben in Aegypten, sind Holz und Kohlen sehr theuer; letztere kauft man bei den „Bakkalen" in Körbchen, die unter Apfelsinen, Bananen und Datteln stehen, aber viel theurer sind; die Oka (3½ Pfd.) Kohle kostet 30 Fadd, ein kleines Scheit Holz einen Piaster.

Raschid ergab sich in den ersten Tagen des Julius 1797 den Franzosen ohne Widerstand, und erhielt zum Gouverneur den General Menou, den seine vorgeschrittenen Jahre nicht abhielten, sich in eine junge Aegyptierin, die Tochter eines Badinhabers, zu verlieben, und den Islam anzunehmen, um sie heurathen zu können. Die moslemitische Bevölkerung war über dieses Ereigniß entzückt, und jedenfalls mußte es ihr den Unterschied der französischen Sitten von den türkischen zeigen: ein Türke, der Eroberer einer christlichen Stadt, wäre zuverlässig anders verfahren, wenn ihm die Tochter eines geringen Ghaurs gefallen hätte. Menou's Frau ging, obwohl sie die erste Dame in der von ihrem Manne verwalteten Stadt geworden war, wie früher in das öffentliche Bad, um dort mit ihren Bekanntinnen zusammenzukommen. Die letztern nahmen sie mit großer Ehrerbietung und natürlich nicht ohne Neid auf, und fragten sie immer mit der größten Neugierde aus, wie sie mit ihrem Manne lebe? Durch die Berichte von dem achtungs- und rücksichtsvollen Benehmen ihres Gemahls verdrehte Madame Menou ihren Freundinnen dermaßen den Kopf, daß sie beschlossen, im Namen aller an den Sultan Kebir (den großen Sultan, Napoleon) die Bitte zu richten, „er möchte die Araber, ihre Männer, bereden, daß sie gegen ihre Frauen ebenso höflich und artig seyen, wie der General Abdallah Jacques Menou mit seiner Gemahlin."

Auf der West- und Südseite ist Raschid stellenweis von einer Mauer und Bastionen umgeben, auf denen einige alte Kanonen stehen. Die hier den größten Theil des Jahres hindurch wehenden Nordwestwinde treiben aus der Wüste zwischen Alexandrien und Raschid den Sand herbei, welcher allmählich die ganze Umgegend der Stadt bewältigt und bereits eine Menge der hier befindlichen Gärten verschüttet hat, so daß man jetzt nur noch die Gipfel der Dattelpalmen sieht, die vollkommen unter den Sandhügeln begraben sind. Die Regierung ergreift gar keine Maaßregeln gegen diesen furchtbaren Eindruch des Typhon in das „geheimnißvolle Bett der Isis." Ganz in der Nähe befindet sich auch der Begräbnißplatz, wo aber ein bedeutender Theil der Backsteingräber eingestürzt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheure Zahl von Irländern in Glasgow. „Wir finden," heißt es im „Glasgow Citizen," Junius, daß am letzten 31sten März die Gesammtbevölkerung Glasgows und Vorstädte 358,951 Seelen betrug, geordnet nach dem Geburtslande also:

Schotten	283,506
Irländer	64,185
Engländer	8930
Ausländer	1065
Colonisten (von den Colonien	815
Nicht ersehen, woher	450
	358,951.

„Wir bitten ganz besonders zu bedenken, daß die vorstehenden Ziffern das wirkliche Geburtsland repräsentiren, und daß alle diejenigen, welche von irischen Eltern in den irischen Vorstädten Glasgows geboren sind, als Schotten verzeichnet worden, obgleich sie in Gefühl und Gesinnung, Religion, Armuth und Kauderwälsch wirklich so durch und durch irisch sind, als ob sie zuerst in Connemara das Licht der Welt erblickt. Unglücklicherweise sind keine Data vorhanden, woraus die Zahl der irischen Bewohner in dem von uns angegebenen weiteren und wahren Sinn zu erfahren wäre. Während der letzten 20 bis 30 Jahren aber ist der irische Zuwachs von Geburten vielleicht der der Einwanderung gleich gewesen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 164. 10 Julius 1851.

Freihandel und Schutzsystem in der französischen Nationalversammlung.

Es ist gerade ein Jahr her, daß wir uns veranlaßt gesehen, in dem Artikel über „das industrielle Leben und die nationalökonomische Schule in Frankreich" (S. Nr. 161—163 v. vor. J.) nicht den Beginn, wohl aber das Lautwerden dieses Streits zu besprechen; seitdem ist er auf die Rednerbühne der Nationalversammlung vorgedrungen, und das Redeturnier, das darüber abgehalten worden, ist wohl nur das Vorspiel ernsterer, eindringlicherer Besprechungen. Wenn wir die Verhandlung, wie sie am 26 und 27 Junius in der Nationalversammlung gepflogen wurde, ein Redeturnier nennen, so hat dieß nur darauf Bezug, daß wir sehr geneigt sind, den Vorschlag St. Beuve's für einen mit Thiers abgekarteten Handel zu halten, um dem berühmten Redner Gelegenheit zu geben, seine Ueberlegenheit in Behandlung von Staatsgeschäften zu zeigen, und seiner wahrscheinlich bereit gehaltenen Rede über die Revisionsangelegenheit als Folie zu dienen, was um so passender erscheint, da in Frankreich bekanntlich die tonangebenden Parteien sich weit weniger nach materiellen Interessen, wie in England, als nach politischen Ansichten scheiden; der Redner mußte also mit seinen Ansichten auf den verschiedensten Seiten Anklang finden, und noch hat das Schutzsystem theils an betheiligten, theils an unbetheiligten Mitgliedern der Versammlung eine zu große Anzahl Anhänger, als daß er nicht seines Triumphs, ganz abgesehen von seinem außerordentlichen Rednertalent, sicher gewesen seyn sollte. Zudem war die Versammlung durch die lange und mühsame Berathung des Zuckergesetzes für neue Gegenstände der Art zu abgestumpft, und da das Zuckergesetz im allgemeinen mehr in der, durch die Finanzen sowohl als durch die Handelslage gebotenen Richtung des Freihandels als in der des Schutzsystems abgefaßt ist, so kam St. Beuve's Antrag schon darum zu einer für den Erfolg, wenn ein solcher überhaupt beabsichtigt war, sehr unpassenden Zeit. Dieß, so wie die Haltung der Rede, worin gleich anfangs die Revolution von 1789 glorificirt wird, verstärkt die Vermuthung, daß der wahre Grund, weßhalb St. Beuve seinen Vorschlag machte, weit weniger in der Absicht lag, einen freihändlerischen Vorschlag angenommen zu sehen, als in der, Hrn. Thiers Gelegenheit zu einer bedeutsamen Rede zu geben.

Mag indeß diese Annahme gegründet oder ungegründet seyn, so bleibt doch immer die Ansicht eines Mannes, wie Thiers, von großer Bedeutung, und wenn auch manche Einzelnheiten seiner Rede geradezu unrichtig seyn mögen, so ist doch das Ganze, die Gewalt der Ueberzeugung, die sich darin ausspricht, geeignet, den „Theorien der Freihändler" einigen Damm entgegenzusetzen. An Gegnern der Rede hat es nicht gefehlt, und bereits ist ein bedeutender aufgetreten, Hr. Michel Chevalier, der auch in eben dieser Rede sehr deutlich bezeichnet und angegriffen war, denn gelegentlich bemerkt, ist dieselbe weniger eine Antwort auf den Vorschlag des Hrn. St. Beuve, als auf einen Artikel M. Chevaliers in der Revue des deux Mondes vom 15 März. Hr. M. Ch. scheint die Lection, die er und Blanqui im vorigen Jahre von Hr. Benoist d'Azy erhalten, noch nicht verschmerzt zu haben, und ist auch jetzt nicht geneigt die von Hrn. Thiers empfangene einzustecken, denn er ist bereits im Journal des Debats (4 Julius) offen gegen ihn aufgetreten, und nennt seine Argumentation „ein Gewebe von Irrthümern." Hr. Thiers mag sich, worüber wir mit Hr. M. Ch. nicht streiten wollen, manche einzelne Unrichtigkeiten haben zu Schulden kommen lassen, und es ist nicht mehr als billig, wenn ein Mann von den umfassenden Kenntnissen Hrn. M. Ch.'s diese Unrichtigkeiten aufdeckt, aber in des letzteren Tone liegt schon von längerer Zeit her, und nicht bloß in dem Artikel der R. d. d. M., eine Herbheit, der gereizte Professor sieht so sehr daraus hervor, daß er ganz abgesehen von dem übrigen Inhalt, der, wie wir später sehen werden, manches Beherzigenswerthe enthält, nothwendig einen nachtheiligen Eindruck machen muß. Hrn. Thiers Rede ist leicht gehalten und war auf den augenblicklichen Eindruck berechnet, diesen hat sie in vollem Maaße gemacht, und das Knaupern an den Einzelnheiten wird ihn nicht vermindern. Thiers hat den Beweis geliefert, daß eine rasche Aenderung und selbst eine langsame, aber bedeutende Aenderung höchst nachtheilig für Frankreich werden müsse, er ist der Freihandelstheorie mit Schärfe, ja sogar mit Herbheit entgegengetreten, und zwar mit Angabe des Grundes, daß man so gefährliche Lehren nicht ungerügt Boden gewinnen lassen müsse; er hat aufmerksam gemacht, daß trotz alles Geschreis von Handelsfreiheit in England noch sehr stark schützende Zölle bestehen, und daß sie gar nicht bloß, wie Mich. Chevalier behauptet, Finanzzölle, sondern ächte Schutzzölle sind; er hat gezeigt, wie viel Berechnung in dem englischen System der Herabsetzung oder Aufhebung der Zölle auf einzelne Waarengattungen ist, und — die Hauptsache — er hat die Bemerkung gemacht, daß die wichtigste Zollaufhebung, die auf Getreide, mehr ein Ergebniß politischer Leidenschaft ist, und England mit nicht geringen innern und äußern Gefahren bedroht.

Das ist in dem Munde eines Mannes, wie Thiers, gewiß kein leichtsinnig hingeworfenes Wort, und wir wollen versuchen, dasselbe etwas genauer zu motiviren, weil mit der Kornfrage, in England wenigstens, der ganze Streit zwischen Freihandel

und Schutzzoll steht und fällt. England hatte während des Kriegs die Versorgung aller fremden Welttheile mit Manufacten an sich gerissen, und es ist seit lange eine notorische Thatsache, daß es nach dem Kriege durch Ueberschwemmung des Continents mit seinen Waaren die in Folge der Continentalsperre allmählich entstandenen Fabriken zu erdrücken suchte; daher in Frankreich nach dem Kriege die Recrudescenz des Schutzsystems, über welche sich Mich. Chevalier in dem oben citirten Aufsatz beklagt; daher auch das seit 1822 in Rußland begonnene System. Daß in Deutschland nichts geschah, liegt in bekannten Ursachen. Von dieser Zeit an sehen wir England alle Thüren aufstoßen, um seiner massenhaft wachsenden Industrie Absatzwege zu verschaffen, der aristokratisch geschlossene Grundbesitz trieb die Landbevölkerung in die Städte, und die Nothwendigkeit diese Bevölkerung zu beschäftigen, steigerte in Verbindung mit den angewachsenen Capitalien die Industrie zu immer massenhafterer Production. Deutschland dagegen, so wie Rußland, klagten darüber, daß England ihr Getreide nicht annehme, Brasilien beklagte sich, daß man seine Erzeugnisse gar nicht oder nur gegen einen unmäßigen Differentialzoll in England einführen könne; sollten diese beiden Hindernisse weggeräumt werden, so mußte das Colonialsystem und das Korngesetz fallen. Der grundbesitzende Theil des Adels hatte seine legislative Macht mißbraucht, um das Getreide auf einem allzu hohen Stand zu erhalten, und die Fabrikanten verlangten eine Ermäßigung der Lebensmittel, um ihre Arbeiter mit einem niedrigern Lohn abspeisen und die Concurrenz mit andern Ländern aushalten zu können. Wie alles dieß von der Antikorngesetzliga erreicht wurde, ist in frischem Angedenken. Jetzt führt England an verschiedenen Kornarten jährlich 10 bis 12 Millionen Quarter ein, das ist, wenn nicht der dritte, doch der vierte Theil dessen was England verbraucht. Dieß, so wie die steigende Zufuhr von tropischen Producten aus allen Ländern Amerika's und Asiens machte die Aufrechthaltung der alten, auf das Colonialsystem gebauten Schifffahrtsacte, wenn nicht ein bedeutender Theil des Welthandels fast gewaltsam nach Deutschland, Holland und Belgien gedrängt werden sollte, unmöglich, und so fiel auch diese.

Wenden wir uns jetzt zu den Folgen. Der Fall der Getreidepreise in England um 40 Proc., ein Fall der die Erwartungen der meisten Freihändler übertraf, hat die Partei der Fabrikanten und den grundbesitzenden Adel sehr schroff und feindlich einander gegenübergestellt, der Adel und die Pächter, die früher zur Aufrechthaltung der Korngesetze eine gemeinsame politische Richtung eingehalten, fangen an sich zu spalten, denn der Pächter hat, so wie an der Erhaltung des Freihandelssystems nicht zu zweifeln, ein ganz anderes Interesse als der Grundherr: er hat das Interesse, die Pachtschillinge durchschnittlich auf die Hälfte herunter zu setzen, wenn er bestehen will. Ein Theil derselben kann allerdings die Rentabilität der Güter behaupten, indem sie dieselben großentheils in Weideland umwandeln, dann wird aber wiederum ein Theil des Landvolks in die Städte gejagt, denn diese Viehzucht erfordert weit weniger Menschen als der hochgetriebene Landbau, wie er in England gewöhnlich war. Je weiter aber dieß System, das allerdings gewisse enge Gränzen hat, sich ausdehnt, desto mehr ist England hinsichtlich seines Brodbedarfs auf fremde Länder angewiesen. Nehmen wir, was bald sich bewähren wird, die Einfuhr an Getreide auf 12 Mill. Quarter an, so gibt dieß etwa 3 Mill. Tonnen, welche, das Schiff zu 300 Tonnen gerechnet, 10,000 Schiffe erfordern, eine Berechnung, die mit der von Thiers so ziemlich übereinstimmt; nimmt man an, daß jedes Schiff zwei Reisen im Jahre macht, so sind also 5000 Schiffe dazu nöthig, und diese werden mehr und mehr von fremden Völkern, die wohlfeiler fahren als die Engländer, geliefert werden. Die englische Frachtschifffahrt wird wenigstens dadurch sicherlich nicht gewinnen, wie die vielfachen bereits auftauchenden Klagen beweisen,[1] aber die Verlegenheit wird erst kommen, wenn einmal ein Krieg ausbricht, denn die Kriegsdampfschifffahrt macht dann die Segelschifffahrt höchst gefährlich, und die Assecuranzen auf die nach England gehenden Schiffe werden sehr bedeutend steigen. Indeß die Zufuhr ist unerläßlich, denn Englands Ernährung hängt daran ab, man wird sich also den stärksten Forderungen unterwerfen müssen, und mit dem wohlfeilen Brod ist es dann jedenfalls vorbei. Aber, wird man sagen, der Krieg ist ein Ausnahmszustand; allerdings, indeß hat der letzte mit kurzer Unterbrechung 23 Jahre gedauert, und wenn ein neuer Krieg nur den vierten Theil so lang dauert, so ist es immer genug England in Noth und Verwirrung, vielleicht ins Verderben zu stürzen.

Herr Thiers ist sehr zurückhaltend in Bezug auf die Zukunft Englands, und ein Mann in seiner Stellung, der jeden Augenblick berufen seyn kann, die Geschicke seines eigenen Volks zu leiten, muß sich mit Vorsicht ausdrücken, indeß kann er sich doch nicht enthalten, in Bezug auf England folgendes zu sagen: „fern sey von uns der Gedanke, England ein schlimmes Geschick zu prophezeihen, aber da es einmal seine ganze Existenz außerhalb seines eigenen Landes gesetzt hat, so muß es gegen außen sehr mächtig seyn, um das nöthige Getreide zu erhalten, es muß sehr mächtig seyn, um den Ueberschuß seiner Erzeugnisse abzusetzen. Nehme man einmal eine veränderte Weltlage an, eine Veränderung der Politik, der relativen Macht der Marine, was wird dann aus dieser Nation, die ihre ganze Existenz außerhalb ihres Gebiets gesetzt hat, was wird dann aus dem Absatz seiner Erzeugnisse, aus der Zufuhr der nothwendigsten Lebensmittel?“ Mit diesen Aeußerungen schließt sich aber der Kreis der Befürchtungen nicht. Hr. Thiers gibt sehr deutlich zu verstehen, daß mit dem Freihandelssystem der grundbesitzende Adel verarmen und zu Grunde gehen muß, und daß mit dem Verluste des Adels, mit welchem die Freiheit und Macht Englands so eng verwachsen ist, das ganze Staatsschiff scheitern könnte. Fragt man, wie mit der Aussicht auf solche Möglichkeiten das System des Freihandels siegen konnte, so antwortet Thiers: „das war eine politische, eine Parteifrage und man mußte politisch nachgeben.“ Wird man umkehren von diesem Wege? Mit dieser Frage befaßt sich Hr. Thiers, wie natürlich, gar nicht, sondern macht nur auf die Folgen der gänzlichen Abschaffung der Korngesetze, wie der Navigationsacte aufmerksam.

Man wird nach diesen Bemerkungen nicht mehr erstaunt seyn, daß eine Tariffrage gar nicht so ennuyant zu seyn braucht, als man sie gewöhnlich macht, und als die Freihändler ihre Argumentationen machen; Thiers hat in Bezug auf Frankreich in allen wichtigen Fragen über Kohlen, Eisen, Getreide u. s. w. diese politische Seite herausgehoben, wie hier in Bezug auf England; so konnte er ohne Mühe die Versammlung drei Stunden lang fesseln. Nicht umsonst wohnte Lord Normanby der ganzen Verhandlung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bei, denn die Aeußerungen eines Mannes wie Thiers über die wichtigste Frage, die gegenwärtig England beschäftigt, mußten seine Neugierde nicht wenig

[1] Namentlich beklagt man sich über die Gedrücktheit im Küstenhandel, und dieser ist eine Art Barometer. Die Concurrenz drängt die Schiffe aus dem freigegebenen auswärtigen in den reservirten Küstenhandel, der ohnedieß durch die Concurrenz der Dampfschiffe und Eisenbahnen leidet.

reizen, die englischen Journale, die Freihandelsblätter ausgenommen, welche das gewöhnliche Maaß von wegwerfender Verachtung zeigen, schweigen ziemlich stille, denn sie lieben es nicht, daß man in andern Ländern ihnen in solcher Weise das Horoskop stelle. Indeß kann man die besten Commentare und Noten zu Thiers Rede in den englischen Journalen seit Jahr und Tag finden.

Thiers hat gewiß Recht, wenn er gleich im Eingang seiner Rede bemerkt, die Frage bewege gegenwärtig gewissermaßen die ganze Welt. Wenn man dieß Wort auch mit großer Einschränkung nehmen muß, so kann man doch sagen, es bewege alle in der socialen Entwicklung weiter vorgeschrittenen Völker. Auf der Entwicklung des Nationalreichthums beruht gegenwärtig fast alles, das Schicksal der Nationen, selbst ihre geistige Thätigkeit und Spannkraft. Das Athenäum hat kürzlich bei Gelegenheit der englischen und amerikanischen Census die Bemerkung angefügt, die angelsächsische Race zähle jetzt 53 Mill., während sie vor 200 Jahren noch nicht drei gezählt habe, [1] so daß jetzt die magyarische Race eine Million mehr zähle, als vor 200 Jahren die angelsächsische. Was hat der angelsächsischen Race den ungeheuren Aufschwung gegeben? Die Freiheit und die Entwicklung des Nationalreichthums. Freilich sagen die Freihändler, durch ihre Grundsätze würde dieser am meisten und kräftigsten entwickelt, das aber ist es eben, was Thiers bestreitet: die Nationen sind nicht in gleichem Maaße fortgeschritten. England ist zu einer riesenhaften Entwicklung gelangt, und liegt die Befürchtung so ferne, daß es bei einem unvorsichtigen Aufgeben des Schutzsystems die schwächern Völker überschwemme? Thiers hat die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit nachgewiesen und die Erfahrung zu Hülfe genommen, daß bei entstehenden Handelskrisen der mächtigere Nachbar den minder mächtigen überschwemmt, und mit Einemmal die Gewerbsthätigkeit zahlreicher Bevölkerungen wenn nicht für immer, doch für geraume Zeit vernichten kann. Frankreich, Deutschland und England kommen mit Wollen- und Baumwollenwaaren auf den Weltmarkt, sie müssen sich also dem Marktpreis der Welt unterwerfen, und können es auch, warum hält Frankreich dennoch an seinem Schutz-, und in der Baumwollenindustrie seinem halben Prohibitivsystem fest? Weil eine Handelskrise, die in England ausbricht, mit Einemmale ihre Nachwehen aufs empfindlichste für ganze Bevölkerungen eines fremden Landes fühlbar machen kann, wenn der Zugang offen steht.

Ein Hauptgrund, den die Freihändler anführen, ist immer der, daß durch die Schutzzölle nur Treibhauspflanzen gezogen, und die natürliche Thätigkeit auf minder rentable Gegenstände hingelenkt, also der Nationalthätigkeit ein positiver Schaden zugefügt werde. Kann man aber in Frankreich und Deutschland nicht auch Baumwollenwaaren fabriciren, so gut wie in England? Und doch würde nicht bloß die schwache Baumwollenindustrie Deutschlands, sondern auch die ziemlich erstarkte Frankreichs durch Oeffnung des Markts aufs empfindlichste leiden. Was aber der Schutzzoll vermag, davon wollen wir ein Beispiel geben, das Hr. Thiers nur obenhin berührt. Im Anfang der dreißiger Jahre lösten die Engländer das Problem des mechanischen Flachsspinnens, und fingen alsbald an die fremden Märkte mit ihren Erzeugnissen zu überschwemmen; Hr. Thiers erzählt, in welcher Weise ein Hr. Scrives die erste Maschine, deren Ausfuhr die Engländer aufs strengste verboten hatten, zum Lande hinausschmuggelte. Wir haben die officiellen Zahlen über die Einfuhr von Linnengarn aus England nach Frankreich vom Jahr 1831 bis 1850 vor uns liegen. Im Jahre 1831 betrug diese Einfuhr 17,503 Pfd., und niemand kümmerte sich darum, im J. 1834 war sie schon auf fast anderthalb, im J. 1837 auf 7 Mill. Pfd. gestiegen, und die Besorgniß, daß die Engländer die ganze Linnenindustrie an sich reißen und Hunderttausende in Frankreich brodlos machen möchten, stieg. man legte 10, 15, 20, selbst 25 Proc. auf die Einfuhr des Linnengarns, beförderte inzwischen auf alle Weise die mechanische Spinnerei im eigenen Lande, und der Erfolg war, daß die englische Einfuhr, welche bis zum Jahre 1842 allmählich auf 22,2 Mill. Pfd. gestiegen war, gleich im nächsten Jahr auf 13,8 Mill., im J. 1845 auf 9, im J. 1847 auf 1,5 Mill. und im J. 1850 auf die Kleinigkeit von 690,602 Pfd. sank. Das Schutzsystem hat also hier dem Lande einen sehr bedeutenden Industriezweig erhalten, während derselbe in Deutschland, das früher fast das Monopol des Linnenhandels hatte, halb zu Grunde ging. Machtlos ist also das Schutzsystem gewiß nicht.

(Schluß folgt.)

[1] Die letzte Angabe mag etwas zu gering, die erstere, die manche Abzüge erfordert, etwas zu groß seyn.

Seltsame meteorologische Erscheinung.

Wir finden in einem russischen Journal (J. des Minist. der Volksaufklärung Mai 1851) eine Nachricht, die uns in französischen Blättern entgangen, nämlich nachstehende Beobachtung eines Hrn. Bennier, Capitän des französischen Kauffahrers „Lion“. Das Schiff befand sich am 10 Julius 1850 an der Mündung des Laplatastroms; auf dem Verdeck und in einiger Höhe über demselben herrschte vollkommene Windstille, während in der Höhe der Masten ein sehr starker Wind in einzelnen Stößen herrschte. Dieser Wind war so heftig, daß man die Segel einreffen mußte. Dabei sah man keine Wolken, aber in der Luft sah man Dünste ziehen und am Horizont bemerkte man von Zeit zu Zeit eine ungewöhnliche Luftspiegelung. Die Oberfläche des Meeres lag wie ein Spiegel und in den Masten ertönte das scharfe Pfeifen des Sturmes. Diese ungewöhnliche Erscheinung dauerte drei ganze Tage, nämlich am 10, 11 und 12 Julius; in der Nacht vom 12 auf den 13 Julius senkte sich der Wind allmählich bis aufs Verdeck, und dann bis auf die Oberfläche des Meeres. Zehn Tage später trat an der Mündung des Laplata ein heftiger Orkan ein, der großen Schaden anrichtete. Er wiederholte sich in der Nacht vom 16 auf den 17 October. Merkwürdig ist, daß solche Orkane sich periodisch, je nach 15 Jahren, wiederholen, denn sie traten in den Jahren 1790, 1805, 1820 und 1835 ein; jetzt hat sich die Erscheinung im J. 1850 wiederholt. Ohne Zweifel ist diese Periodicität sehr bemerkenswerth, wir sind aber bei dem Stadium der Kindheit, in welchem sich die Meteorologie noch befindet, nicht im Stande irgend eine Erklärung zu geben.

Wanderungen in Aegypten.

3. Raschid. (Rosette.)

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

In Raschid besteht ein Regierungsspital für kranke Civilpersonen, die hier unentgeldlich aufgenommen werden. Die Anstalt befindet sich in einem zweistöckigen Backsteingebäude; enge, niedrige Galerien, die um den viereckigen Hof herumlaufen, führen in kleine, schlecht gebaute Zimmer, in denen drei oder vier hölzerne Bettstellen auf eisernen Füßen stehen, ich fand hier nur Einen Kranken. Nirgends in Aegypten lieben die Araber diese neuen Anstalten, und gehen nur sehr ungern hinein, da sie gar kein Vertrauen zu der sie hier erwartenden Behandlung hegen. Der Arzt des Spitals, ein in der medicinischen Schule zu Kairo erzogener Effendi, ist zugleich auch der Oekonome der Anstalt; ihm ist es also darum zu thun, viele Kranke in Anstalt zu behandeln, und da sie freiwillig sich nicht einstellen, so macht er zuweilen plötzliche Einfälle in die Staatsfabriken, und wählt mit Gewalt die Arbeiter aus, deren

Gesundheit seiner Versicherung nach leidend ist. Seine letzte Expedition dieser Art gab Anlaß zu einer Untersuchung, welche der Commandant dem europäischen Arzt übertrug. Dr. Martini, der die fortgenommenen Arbeiter in Augenschein nahm, schickte die Mehrzahl derselben in die Fabriken zurück, um aber den arabischen Collegen nicht allzu sehr zu kränken und in Verwirrung zu bringen, ließ er ihm sechs Mann, die einige unbedeutende Zeichen gestörter Gesundheit zeigten, im Krankenhaus. Dieß ist das Endergebniß der in den Journalen so gepriesenen neuen, menschenfreundlichen Anstalten in Aegypten; sie werden sich schwerlich erhalten, da ihre Gründer, die Europäer, sich gar nicht gehörig mit den Sitten und dem Volksleben der Aegyptier befreundet haben. Dasselbe Loos steht meiner Ansicht nach noch vielen andern Einrichtungen bevor, die hier nach französischem Zuschnitt ausgeführt wurden. Bei den Schulen, welche die hochklingenden Namen der polytechnischen, medicinischen, Artillerieschulen führen, den Fabriken u. s. w., worauf Mehemed Ali ungeheure Summen verwendet hat, und die Aegypten sehr wenig wahren Vortheil bringen, während sie die Hülfsmittel und die Einkünfte des Landes aufzehren. Das Krankenhaus ist übrigens in einer ziemlich günstigen Lage, an einer freien Stelle und nicht weit vom Ufer des Stroms. Zur Zeit der Besetzung Raschids durch die Franzosen war das Militärspital in einem vielstöckigen, weitläufigen Gebäude, das jetzt unter dem Namen des fränkischen Okels[1] bekannt ist; es gehört einer türkischen Familie, die sich nach Konstantinopel übersiedelte, und es der Moschee vermachte. Hier wohnen unter anderem der französische Consularagent und zwei Franciscanermönche; auch befindet sich eine kleine katholische Hauscapelle darin.

In der Stadt gibt es zwei Casernen; die eine, hart am Nilufer erbaut, bildet ein großes vierseitiges Gebäude mit einem Stockwerk, die andere ist zweistöckig und kleiner; beide waren geschlossen, weil die sonst darin wohnenden Regimenter am Nildamm arbeiteten. Abscheuliche Lehmhütten in der Nähe, in denen nach hiesiger Sitte die Familien der Soldaten hauseten, standen, weil Frauen und Kinder den Soldaten nach dem Nildamm folgten leer, stürzten völlig zusammen, und wurden allmählich dem Erdboden gleich. Der übermäßige Abscheu der Fellahs vor dem Kriegsdienst und der strengen Disciplin, welche man bei der Bildung regelmäßiger Truppen in der Armee einführte, und der Umstand, daß in Aegypten gar keine Zeit festgesetzt ist, nach deren Verlauf der Soldat entlassen wird, veranlaßte Mehemed Ali den Soldaten das Heurathen zu gestatten; diese Maßregel wurde vorgeschlagen, um sie vom Ausreißen abzuhalten und ans Regiment zu fesseln, und sie erreicht auch zum Theil diesen Zweck. Den Soldaten ist gestattet, der Reihe nach eine Nacht um die andere außerhalb der Casernen bei ihrer Familie zuzubringen, und deßhalb erscheinen die Schlafgemächer der letztern für die Zahl der beim Regiment befindlichen Leute immer zu klein. Die Lage dieser Familien ist höchst kläglich, hauptsächlich zur Zeit weiter Märsche, und sie hemmen die Bewegungen, namentlich beim Rückzug, wie sich dieß so schreiend bei der Rückkehr der ägyptischen Armee aus Syrien herausstellte. Um den Unterhalt der Frauen und Kinder der Soldaten kümmerte sich früher der Pascha gar nicht, und erst seit Marschall Marmont Aegypten besuchte und auf seinen Rath ließ Mehemed den jungen Söhnen der Soldaten Brodportionen und einen kleinen Sold (fünf Piaster im Monat) verabfolgen.

Dem europäischen Arzt in Raschid, der von der zweiten Sanitätsbehörde angestellt war, wurde die Vorsorge für den allgemeinen Gesundheitszustand übertragen. Er besichtigt die Lebensmittel, die auf dem Markte verkauft werden, sorgt für die Reinlichhaltung der Straßen, stellt Zeugnisse zur Beerdigung der Todten aus, von denen der weibliche Theil zuvor von einer alten griechischen Hebamme besichtigt wird, u. s. w. Aber alle diese Obliegenheiten werden ohne seine Schuld schwach vollzogen, weil die Bevölkerung, welche den Nutzen nicht begreift, nur sehr widerwillig den Anordnungen und Befehlen des Arztes gehorcht, welcher zudem durchaus keinen Beistand bei den Localbehörden findet, die alle Vorurtheile des Volks theilen. Nach der Versicherung Dr. Martini's kommen schwere Krankheiten sehr selten in Raschid vor, Wechselfieber wenig, und bösartige Fieber, die in Alexandrien so verderblich sind, gar nicht. Im Sommer kommen häufig Dyssenterien vor, durch Verkältung nach stärkerer Ausdünstung und in Folge des Genusses unreifer Früchte. Außerordentlich häufig ist eine Wasseranhäufung in der die Testikeln umgebenden Haut (hydrocele tunicæ vaginalis), bei Männern über 18 bis 20 Jahren; nach der Ansicht des Arztes leidet nicht weniger als der dritte Theil aller Männer in Raschid an diesem Uebel. Sehr häufig ist auch bei Leuten beiderlei Geschlechts die Anschwellung eines, seltener beider Füße, was in der Wissenschaft unter dem Namen Elephantiasis bekannt ist;[1] die Kranken suchen aber keine Heilung. Die Sterblichkeit wird in der Stadt ziemlich genau verzeichnet, und beträgt 45 bis 50 monatlich, was für die ganze Bevölkerung sehr viel ist. Am meisten sterben Säuglinge besonders zur Zeit der Zahnbildung in Folge schlechter Pflege, und schwächliche Greise; unter jungen Leuten und Leuten mittleren Alters ist die Sterblichkeit hier, wie in Alexandrien, bedeutend geringer als in Europa. Eine freie Apotheke gibt es in der Stadt nicht, und der Arzt muß die in seiner Privatpraxis nöthigen Heilmittel aus Alexandrien kommen lassen und selbst bereiten. Noch erwähne ich das Quarantäne-Bureau; der Vorsteher desselben versieht die Barken, die aus dem Nil nach dem Mittelmeer gehen, mit Gesundheitsscheinen.

Nachdem ich einige Stunden diesem ersten Besuch der Stadt gewidmet hatte, ging ich am Abend, schon bei Sonnenuntergang, nach der Barke, um hier zu speisen und nach der ermüdenden Wanderung auszuruhen. Aber ich sollte an diesem Tage nicht essen, und statt dessen noch einmal die Stadt bei Nacht und Fackelschein sehen. Als ich mich mit Hrn. d'Arnaud dem Landungsplatz näherte, wo unsere Barke stand, wurden wir betroffen durch eine starke Helle, welche die benachbarten Straßen beleuchtete; dabei erhob sich ein ungewöhnlicher Lärm und Geschrei, und zwischenhinein krachten Gewehrschüsse. Da wir vermutheten, es sey ein Brand in der Stadt ausgebrochen, kehrten wir von dem Landungsplatz um, in der Richtung nach der Helle hin, und kamen bald auf einen kleinen Platz neben dem öffentlichen Bade heraus, wo sich vor unsern Augen ein höchst seltsames Schauspiel entfaltete. Ein Haufe Männer, Weiber und Kinder erfüllte den Platz; etwa 30 Männer hielten Maschalkas in den Händen, d. h. an langen Stangen befestigte cylindrische eiserne Körbe, die in Aegypten als Laternen gebraucht werden; damit beleuchten sie den Weg vor einigen angesehenen Personen, die bei Nacht zu Fuß oder zu Pferd durch die dunkeln, krummen Straßen der Stadt ziehen. In die Körbe legt man einige Handvoll trockenes, harziges Holz, das beim Brennen ein helles Licht verbreitet, tausend Funken umherstreut und nicht selten Ursache von Bränden wird. Trotz der Anwesenheit einer Abtheilung Soldaten, deren weißleinene Uniformen, rothe Tarbusche und blinkende Bayonette scharf abstachen von der dunkeln Masse der grauen Kaftane von zusammengeströmten Städtern und den blauen Hemden der Fellahs beider Geschlechter, trotz der Anwesenheit, sage ich, dieser Bewahrer des Anstands und der Ordnung wurde letztere doch unaufhörlich gestört, namentlich wenn ungeschickt losgelassene Raketen einen kleinen Bogen beschrieben und auf die Köpfe der Zuschauer niederfielen, oder wenn die unaufhörlich losgehenden Schüsse aus alten Gewehren und Pistolen den sich umherdrängenden Knaben und Mädchen die Haare verbrannten.

(Fortsetzung folgt.)

Thätigkeit der Pariser Post. Die Zahl der Briefe, Journale und Correspondenzen jeder Art beträgt jetzt 154 Mill. (Fr. Bl.)

[1] Okel oder richtiger Okale, heißen in Aegypten Gebäude, die gewöhnlich von fremden Kaufleuten eingenommen sind, die mit einerlei Waaren handeln, oder aus einem und demselben Lande kommen. Es finden sich darin Quartiere für die Kaufleute, und Niederlagsorte für die Waaren. Diese Häuser entsprechen den Hanen türkischer Städte.

[1] Nach den Bemerkungen des gelehrten Doctors Pruner trifft man diese Krankheiten bei Leuten jedes Standes und jedes Stammes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 165. 11 Julius 1851.

Die Heurathen der Cingalesen.

(Nach der Revue britannique. Jun.)

Das Leben der Cingalesen scheint voller Widersprüche. Bekanntlich sind sie mit Ausnahme einiger wilder Stämme im Innern, vielleicht Reste der Ureinwohner, Buddhisten, und zwar sehr eifrige Buddhisten. Obwohl aber Gautama Buddha's Lehre besonders dadurch von der braminischen sich unterscheidet, daß er die Kasten vernichtet, so herrscht doch auf Ceylan ein strenger Kastengeist, der so weit geht, daß manchmal der Vater seine Tochter ermordet, wenn sie mit einem Manne niedrigerer Kaste sich verheurathen will. Ebenso kann ein Herr seine Sklavin nicht zwingen, einen Mann niedrigerer Kaste zu heurathen. Wie in andern tropischen Gegenden heurathet man auch in Ceylon sehr jung; mit 16 Jahren wird der Jüngling für volljährig erklärt und kann heurathen, was man aber in einem so südlichen Klima nicht vermuthen sollte, die Vielmännerei ist sehr häufig. „Ich habe, erzählt Sirr in seinem Buche über Ceylon, eine alte Frau gesehen, die acht Männer hatte, lauter Brüder. Ein Bewohner von Kandy, dem ich meinen Abscheu über eine solche Sitte ausdrückte, entgegnete mir, er könne meine Ansicht nicht verstehen, denn diese Sitte gebe den Reichen den Vortheil ihren Einfluß und ihren Reichthum ungetheilt zusammenzuhalten, und begünstige den Armen, der nicht für sich allein im Stande sey, für den Unterhalt einer Frau zu sorgen. Die Kinder aus diesen Verbindungen geben jedem Gemahl der Mutter den Vaternamen und erben ihr Vermögen zu gleichen Theilen. Obwohl diese Gatten meist aus Einer Familie entnommen sind, kann doch auch ein Fremder unter sie aufgenommen werden, und dieselben Rechte genießen. Einige Schriftsteller behaupten, die Polygamie sey gleichfalls auf Ceylon im Gebrauch; ich habe aber während meines ganzen Aufenthalts auf der Insel nicht Einen Menschen gesehen, der mehrere Frauen hatte, außer den Moslems, die man nicht als Eingeborene betrachten kann." Wenn schon die Vielmännerei auf ein bedeutendes moralisches Uebergewicht der Frauen hindeutet, so ist die doppelte Art von Heurath ein weiterer Beweis: die beiden Heurathsmethoden sind Diga und Binah. Nur bei der ersten Form verläßt die Frau das väterliche Haus, um bei ihrem Manne zu wohnen; die Frau kann, wenn sie will, die Trennung verlangen, aber der Mann muß einwilligen, und dann werden nur die Hochzeitgeschenke zurückgegeben. Bei der Binahheurath aber wohnt der Mann im Hause seiner Schwiegereltern und kann jeden Augenblick fortgeschickt werden, wie er überhaupt mit sehr wenig Rücksicht behandelt wird. Die Cingalesen haben ein Sprüchwort, das die Stellung eines solchen Mannes bezeichnet: „der Binah braucht in die Wohnung seiner Frau nur vier Dinge mit sich zu nehmen, ein Paar Sandalen, um seine Füße zu schützen, ein Talipotblatt, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu verwahren, einen Stab, um sich daran zu halten, wenn er krank ist, und eine Laterne, um sich zu leuchten. Mit diesen Vorsichtsmitteln kann er jede Stunde des Tags oder der Nacht abreisen."

Freihandel und Schutzsystem in der französischen Nationalversammlung.

(Schluß.)

Die Freihändler weisen unaufhörlich auf England hin, und wenig fehlt, daß sie Peel unter die Heiligen versetzen — Hr. M. Chevalier braucht in dem schon citirten Artikel einen Ausdruck, der ziemlich darnach schmeckt — aber wer weiß nicht, daß Peel, früher die Hauptstütze der Protectionisten, im J. 1846 eben so gut aus Furcht der Antikorngesetzliga, welche die Städtebevölkerung repräsentirte, nachgegeben hat, wie er im J. 1829 aus Furcht vor einem irischen Aufstande zurückwich! Man kann die großen Eigenschaften Peels sehr wohl anerkennen, ohne ihn gerade den „größten Staatsmann der neuern Zeiten" zu nennen, wie St. Beuve in seiner Rede gethan hat. Die französischen Freihändler begehen überhaupt mit ihrer Verherrlichung des englischen Beispiels einen groben Fehler. Hat Frankreich eine Aristokratie, deren hunderttausend Mitglieder fast den ganzen Bodenbesitz monopolisirt haben und drei Viertheile der Einwohnerschaft zwingen, übertheures Brod zu kaufen? Nein, die Zahl der Grundbesitzer steigt auf mindestens fünf Millionen, und Frankreich ist, wie sich seit der Aufhebung der englischen Korngesetze gezeigt hat, mehr ein Korn ausführendes als ein einführendes Land; der Kornzoll ist also bei weitem öfter ein todter Buchstabe. Hat Frankreich wichtige Colonien, deren Handel es den Fremden öffnen muß, weil man sonst mit Repressalien droht? Der klägliche Rest seiner Colonien hat allerdings geraume Zeit einen Vorzug auf dem französischen Markt genossen, der dem Handel und der Industrie Frankreichs nachtheilig wurde, allein die neuesten Ereignisse in den Colonien und das Zuckergesetz haben gezeigt, daß man nöthigenfalls sich zu helfen weiß. Der französische Tarif ist keine heilige Lade, an die man nicht rühren darf, und nur die unbesonnene Heftigkeit der Freihändler hat die Industriellen so kopfscheu gemacht, daß sie vielfach gar nicht vorwärts wollen, und auch nicht vorwärts gehen, als bis die Regierung mit ihrem mächtigen Einfluß dazwischen tritt. Letzterer ist aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr schwach, und die Versammlung hat

dadurch daß sie die Debatte gegen den auf die Abwesenheit des Handelsministers gegründeten Widerspruch der Regierung dennoch beginnen ließ, diese Machtlosigkeit der Regierung in den ernstesten Fragen auf eine ziemlich schonungslose Weise zu Tage gelegt.

So lange die Freihändler sich hauptsächlich auf ein fremdes Beispiel stützen oder auf theoretischem Wege eine Sache angreifen, die sich allerdings nicht theoretisch vertheidigen läßt, werden sie wenig ausrichten. So lange die Staaten als Individuen mit sehr verschiedenem Entwicklungsgang einander gegenüber stehen, wird man die individuelle Freiheit im Handel und der Industrie so gut einer Beschränkung unterwerfen müssen, wie die individuelle politische Freiheit der einzelnen durch die Freiheit der andern beschränkt wird. Wenn die Freihändler in Frankreich Eindruck machen wollen, so müssen sie die innere Inconsequenz des bestehenden national-ökonomischen Systems nachweisen, sie müssen aus den vorhandenen Verhältnissen den Beweis führen, daß der beabsichtigte Zweck nicht erreicht wird, oder wenn er erreicht wird, dem übrigen Theil der Nation ein so empfindliches Unrecht zufügt, daß der Vortheil der einzelnen und selbst der dadurch erzielte Vortheil des Staats zur entschiedenen Ungerechtigkeit gegen die Mehrzahl wird. Diesen Beweis sind die französischen Freihändler bisher größtentheils schuldig geblieben, und nur Michel Chevalier hat auf diesem Felde einiges geleistet. Wenn er anführt, daß 113 im Tarif angeführte Artikel im J. 1847 noch nicht 100,000 Fr. eintrugen, 23 andere zusammen noch nicht 90,000, so muß man ihm Recht geben, daß der Tarif, gerade wie der veraltete englische im J. 1842, einer bedeutenden Verbesserung und Vereinfachung fähig ist.

Es mag auf diesem Felde sehr viel zu thun seyn, und M. Chevalier mag Recht haben, sich über die Verstocktheit der Protectionisten zu ärgern, welche jeder Revision des Tarifs entgegen sind, aber Hr. Chevalier greift die Sache auf dem unrechten Ende an, wenn er mit dem Protectionssystem überhaupt beginnen will. Davon kann Frankreich noch auf geraume Zeit nicht lassen, mag man nun darüber urtheilen wie man will. Desto mehr müssen wir ihm Recht geben, wenn er gegen die Höhe der Hypothekenzinse, überhaupt gegen die Concentration der Geldmittel in einigen großen Städten und in wenigen Händen eifert; er hat darin vollkommen Recht, nur muß er einen Schritt weiter gehen, und die administrative Centralisirung des Landes anklagen. Er hat bekanntlich auch das gethan, und das wahre Uebel, an dem Frankreich leidet, sehr genau und richtig geschildert. Warum wirft er nicht seine Kraft auf diesen Punkt? Er mag immerhin auch die Auswüchse des Protectionssystems angreifen, an Stoff dazu fehlt es ihm wahrlich nicht, aber das Protectionssystem an sich muß er, wie die Sachen in Frankreich einmal sind, und auch noch lange seyn werden, stehen lassen, denn es ist unentbehrlich; dieß hat Thiers bewiesen. Der Ackerbau liegt in Frankreich noch sehr darnieder; warum? nicht in Folge des Protectionssystems, sondern weil ihm durch ein schlechtes Hypothekengesetz die Capitalien, und durch die Aufhebung alles Ortsbürgerrechts vielfach selbst die Arme mangeln, da das Landvolk in die Städte strömt, um sich durch anscheinend leichtere Arbeit leichter Geld zu verdienen. Strömt einmal, wozu jetzt durch Veränderung des Hypothekengesetzes die Vorbedingungen geschaffen werden, dem Ackerbau ein reichlicheres und wohlfeileres Capital zu, so wird der größere Grundbesitzer die Mittel zu Verbesserungen gewinnen und einen Arbeitslohn zahlen können, der das Fortziehen der Bevölkerung nach den Städten mehr verhindert. Soll aber irgend etwas dauerndes erreicht werden, so muß man mit der Decentralisation der Verwaltung beginnen, welche die Folge haben muß, daß nicht alle bessern Köpfe und alle größern Capitalien nach Paris strömen. Dazu sehen wir noch wenig Anstalt, so wenig wir noch Anstalt sehen, daß einige monopolistischen Kohlenbergwerksbesitzer und die monopolistischen Canal- und Eisenbahnbesitzer von ihrer Uebermacht ablassen. Thiers weist nach, daß bei mehrern schweren Waaren keineswegs der Zoll, sondern nur die theure Fracht die Concurrenz erschwert, oder die Waaren vertheuert. Dennoch gibt man die Eisenbahnen fort und fort in die Hände von Privaten, welche diese Gewalt nothwendig mißbrauchen müssen.

Man erinnere sich nur, welche Klagen in England ertönten, als noch nicht so viele und concurrirende Eisenbahnen bestanden; in Frankreich sind die Klagen, hauptsächlich von Seite des Handelsstandes, nicht geringer, und es ist sehr charakteristisch, daß Männer, wie Dufaure, trotz des nicht glänzenden Standes der Finanzen, doch auf die Ausführung der Eisenbahn von Paris nach Lyon und Avignon durch den Staat dringen, während das Journal des Debats, trotz seines Freihändlerthums, die Erbauung der Eisenbahn durchaus den Privaten zuschieben will, obgleich der Beweis, daß diese das Privilegium des Transports oft auf eine schnöde Weise mißbrauchen, auf offener Hand liegt. Dufaure streitet auf der einen Seite für die Ertheilung des in den Händen des Staats lästigen und unausführbaren Privilegiums der Postschifffahrt im Mittelmeer an eine Privatgesellschaft, aber die Eisenbahn will er dem Staat erhalten wissen. Der National, obgleich in neuerer Zeit selbst dem Freihandel sich zuneigend, ist viel consequenter, als das Journal des Debats; er hat sich seit dem Jahre 1842 gegen das Bastardsystem des französischen Eisenbahnbaues erklärt, und mit Recht: es war financiell und politisch eine falsche Maaßregel, und man wird nur mit schwerer Mühe und schwerem Gelde davon zurückkommen.

Die Hauptsache in Frankreich ist, den Verkehr von gewissen Monopolen zu befreien, die Aufhebung oder starke Verminderung der Zölle wäre aber nur ein äußerliches, und in manchen Beziehungen gefährliches Mittel. Hr. M. Chevalier hat allerdings Recht, wenn er sagt, daß die Gesetze vom 27 Julius 1822 und 17 Mai 1826, wodurch die Zölle auf Holz und Vieh so sehr erhöht wurden, in die Zeit fielen, wo die französische Regierung bestrebt war einen großen, bevorrechteten Grundadel, wie in England, wieder zu erschaffen, und daß diese Gesetze den Stempel dieses Strebens an sich tragen; wenn man aber dieß zugeben muß, so ist auf der andern Seite nicht minder wahr, daß die stockbürgerliche Einrichtung des Schlächterwesens die Hauptschuld an der Vertheuerung des Fleisches trägt. Die, man kann sagen, republikanische Empörung gegen dieß Monopol hat alles Ernstes begonnen, und so sehr auch vielfache eigennützige Einflüsse bemüht sind, eine Grundveränderung in der Einrichtung des Schlächterwesens, wie es in Paris und allen bedeutenden Städten Frankreichs besteht, zu verhindern, so ist diese Veränderung doch schon so weit gediehen, daß sie bald ins Leben treten muß, wie sie in einzelnen Städten, in Valenciennes z. B. wenn wir nicht irren, bereits ins Leben getreten ist, zum großen Vortheil der mittlern und arbeitenden Classen. Diese bürgerlichen Monopole wirken schädlicher als die Zölle, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß man alsbald beim Angriff des Monopols der Fleischer in Paris vorausgesagt hat, der Fall dieses Monopols werde nur der Vorläufer der Abschaffung mancher andern in die Geschäfte der Huissiers, Notare u. s. w. eingeschlichenen Monopole seyn,

welche hauptsächlich zur Vertheuerung des Justizwesens beitragen. Eine im vorigen Jahre von einem Ungenannten in Berlin erschienene Broschüre „die Erneuerung der Gesellschaft und die Mission der Wissenschaft" äußert sich über die Geldherrschaft in Frankreich folgendermaßen: „Tief wurzelnde Uebel in der wirthschaftlichen Entwicklung Frankreichs haben diese Geldherrschaft erzeugt; die gouvernementale Centralisation und der Luxus des Hofs entfremdete den ehemaligen Feudaladel dem Landbau; die Reichthümer concentrirten sich in den großen Städten, während das platte Land, von Capital entblößt, fast zur Wüste wurde. Die Verpachtung der Steuern desorganisirte und demoralisirte die Staatsfinanzen, die Käuflichkeit der Aemter die ganze Verwaltung. Tiefe Unwissenheit der Massen hielt alle wirthschaftlichen Verbesserungen zurück. Dem Götzen des Ruhms wurden die Nationalkräfte geopfert, während es für die productiven Unternehmungen an Mitteln fehlte. Die Revolution hat diese Zustände der feudalen Form entkleidet; die Sache ist geblieben."

Solche Zustände erfordern eine allmähliche, aber wesentliche Umgestaltung im Staatsorganismus, eine Umgestaltung, deren Grundlage die Decentralisation seyn muß. Mit einer Grundveränderung des Tarifs kämpft man gegen die Symptome des Uebels, nicht gegen die Krankheit selbst, und man würde nur andere, vielleicht noch schmerzlichere Uebel hervorrufen. Die Vernachlässigung im Innern Frankreichs geht oft ins Unglaubliche: vor zwanzig Jahren hörte auf dem vielbefahrenen Wege zwischen Paris und Straßburg die eigentliche Poststraße bei Meaux auf, und man fuhr auf einer Art Vicinalstraße bis ins Departement der Meurthe; wenn dieß in solcher Nähe von Paris und auf einem so frequenten Wege wie von Straßburg nach Paris der Fall war, so kann man sich denken, wie es tiefer im Innern Frankreichs aussah; hat Thiers also Unrecht, wenn er in seiner Rede besonders heraushebt, daß die in neuerer Zeit mit Energie begonnene Verbesserung der Straßen in Frankreich die Preise schwerer Waaren, wie Kohlen, Eisen u. s. w., bereits wohlfeiler gemacht habe, und ferner wohlfeiler machen werde? Die englischen Straßen, alles was man in Frankreich mit dem Ausdruck „viabilité" bezeichnet, waren lang, ehe die Eisenbahnen gebaut wurden, in einem vortrefflichen Zustande, aber die Herstellung derselben ist nicht die Sache eines Jahres, sondern einer langen Reihe von Jahren. Wenn Hr. Thiers nachweist, daß seit der Julirevolution die Preise der Kohlen durch die Verbesserung des Straßenbaues fast um die Hälfte gesunken sind, so kann man dieß in der That keinen geringen Vortheil nennen.

Der Moniteur industriel vom 6 Jul. macht die Bemerkung, daß außer den Repräsentanten einiger Seedepartements und einigen wenigen Anhängern der Adam Smithschen Schule nur die Montagne für den Vorschlag Ste Beuve's gestimmt hatten, und zieht daraus den eben so boshaften als einfältigen Schluß, der Freihandel sey nur eine Waffe, deren sich der Socialismus bediene.[1] Eine Erklärung findet diese Ungeschicklichkeit und Unschicklichkeit nur darin, daß auch die Freihändler den Protectionisten vorwerfen, sie trieben Socialismus, ein Vorwurf, den man in Deutschland, wie in Frankreich gemacht hat. Mit solchen abgeschmackten gegenseitigen Vorwürfen macht man die Sachen nicht besser. Allerdings waren der National, die Réforme, das Atelier u. s. w. vor der Februarrevolution protectionistisch, und neigen sich jetzt zum Freihandel, wir können aber darin nichts sehen, als eine unrichtig angewandte Waffe in dem Kampf gegen die überwiegende Geldherrschaft in Frankreich, eben so wie Proudhons Volksbank eine nicht minder unrichtig angewandte Waffe gegen denselben Feind war, und nur wegen der beweglichen Natur des Geldes rascher zu Grunde ging. Die Parteien, namentlich die literarischen, scheinen sich geradezu zu verbeißen und gegenseitig zu erbittern. Es ist nichts leichter als die Naturgemäßheit des Freihandels theoretisch zu erweisen, und nichts schwerer, als das gleiche für das Schutzsystem zu thun; das Leben steht in der Mitte zwischen zwei Theoremen: das Freihandelssystem ist falsch, weil es auf einer grundfalschen Basis beruht, da eben unsere staatlichen Zustände nicht naturgemäß sind, sondern auf historischen und zum Theil sehr wechselnden Verhältnissen beruhen. Die socialistische Partei meint, der Geldherrschaft, dem Hauptübel, woran Frankreich leidet, mit dem Freihandelssystem zu Leibe gehen zu können, und erwägt nicht, daß, wenn die innern Zustände nicht gebessert sind, durch das Freihandelssystem, abgesehen von den nachtheiligen Folgen für das Ganze, das Volk nur die Herren wechseln würde; wenn jetzt die großen Bankiers und zum Theil die Häupter der großen Industrie einen überwiegenden Einfluß ausüben, so würden nachher nur die Fremdwaarenhändler an die Stelle der letztern treten, und diese Fremdwaarenhändler beständen auch wirklich zum Theil aus Fremden.

Wie dem indeß auch seyn mag, der Streit hat in sehr ernster Weise begonnen und wird sobald nicht enden; mehrere Veränderungen im Tarif werden sich als unvermeidlich zeigen, aber das System wird vorerst stehen bleiben. Der herbe Ton, den beide Parteien gegen einander angenommen, die politischen Vorwürfe, die man nur zu häufig daran knüpft, können die klare Ansicht nur verwirren, und zwar in einer Sache, wo die klarsten Köpfe oft sehr verschiedener Ansicht sind.[1] Im Ganzen aber kann man Frankreich nur Glück wünschen, daß der Streit über diese materiellen Gegenstände eine so ernste Gestalt angenommen hat; dieß wird von vielen unfruchtbaren politischen Streitigkeiten abhalten.

[1] Dafür mag sich das gewiß nicht socialistische Journal des Debats bedanken.

[1] Wir erinnern nur an den Eisenzoll, der hauptsächlich den Waldbesitzern zu gute kommt. Für diesen Vortheil sind sie in der Urbarmachung der Wälder beschränkt; Chevalier ist gegen diese Beschränkung, ebenso Beugnot in seinem Bericht über einen deßhalb eingebrachten Gesetzentwurf, der Handelsminister gleichfalls, dennoch ward der Entwurf von der Nationalversammlung verworfen, und Thiers lobt dieß als eine sehr kluge Handlung.

Wanderungen in Aegypten.

8. Raschid. (Rosette.)

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Vor dem Bade standen einige reinlicher gekleidete Männer mit brennenden gelben Wachskerzen in den Händen. Ihre schwarzen Turbane überzeugten mich sogleich, daß es keine Moslems seyen, und an den finstern, mysteriös strengen Physiognomien konnte man die Kopten nicht verkennen, diesen seltsamen Stamm der Nilufer, dessen Genealogie bis jetzt von den gelehrten Forschern noch gar nicht untersucht worden ist. Als ich nach der Ursache des Zusammenlaufes fragte, sagte man mir, es bereite sich eine Hochzeits-Fantasia vor, mit welchem Namen die Araber jede Art öffentlicher Belustigung bezeichnen; man erwartete den im Bade befindlichen Bräutigam, den Sohn des ehemaligen Baschkiatibs oder obersten Schriftführers des Provincialdiwans, und in dieser Nacht noch sollte er mit der Tochter des ältesten koptischen Kasis (Geistlichen) getraut werden. Raschid wurde in den letzten Jahren sehr selten von Europäern besucht, und darum zog meine Kleidung sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; der alte Kopte ging auf mich zu, wünschte

mir Glück zu meiner Ankunft, und lud mich zu der Hochzeit ein. Man gab mir eine Fackel und stellte mich zugleich mit Hrn. d'Arnaud, den man wegen seiner Nizam-Kleidung [1] und seines schwarzen Barts für einen Türken hielt, unter die am Bade wartenden Verwandten des Bräutigams. Bald erschien der letztere, ein junger Mann von 18 Jahren, mittleren Wuchses, sehr dunkelbraun, mit dichten Brauen, schönen schwarzen Augen und dicken Lippen. Er hatte einen dunkelfarbigen Tuchrock mit weiten Aermeln an, der über ein rothes gestreiftes Seidenkleid gezogen war, das ein vielfarbiger Tarabtusi (seidener Gürtel von Tripolis) zusammenhielt; ein reicher rother Shawl war zierlich um den Kopf gewunden, und an dem Busen stand ein feines weißes Nesseltuch vor, das an den Ecken mit Gold und Seide ausgenäht war. Dieß Tuch spielt bekanntlich bei den Hochzeitsgebräuchen der Kopten, wie der Moslems in Aegypten, eine barbarische, blutige Rolle.

Den Bräutigam begleitete der Schafer, ein junger ihm ähnlich gekleideter Mann, der sich fortdauernd zu seiner Linken hielt. Die Verwandten und Gäste, die mit mir seiner warteten, umgaben ihn alsbald, und wir zogen ohne Verzug nach dem Hause seines Vaters. Der Zug war sehr feierlich: zwanzig Männer mit Maschallahs eröffneten ihn nebst einem Picket Soldaten, welche die Gewehre hoch trugen; dann kamen acht Männer, die jeder acht dicke in Form eines Candelabers verbundene und mit vergoldeten Hähnchen, Blumen u. s. w. verzierte Wachskerzen trugen. Hinter ihnen folgten zwei Knaben mit kleinen silbernen Gluthbecken, in welche sie häufig etwas Weihrauch streuten; zwei andere trugen silberne Fläschchen mit sehr langen, engen Hälsen, aus denen sie unaufhörlich den Bräutigam und dessen Kleider, so wie uns alle mit Rosenwasser besprengten. Hierauf kam das Orchester, bestehend aus zwei Sängern, einigen Trommeln verschiedenen Kalibers, Flöten, Klarinetten, und einem Kanun, [2] einem hölzernen flachen Instrument mit 24 dreifachen Metallsaiten, auf denen man mit den Zeigefingern beider Hände spielt. Zwei junge mit langen weißen Stäben versehene Leute gingen unmittelbar hinter dem Bräutigam, gewissermaßen als Ceremonienmeister, und beaufsichtigten die Ordnung des Zuges, der die übrigen Laternenträger und noch eine Abtheilung Soldaten in sich schloß. Die Musik des Orchesters war in der That höllisch und zerriß gewaltsam die Ohren; auf die Trommeln wurde unbarmherzig von beiden Seiten geschlagen; die Klarinettisten, fast lauter Blinde, wie überall in Aegypten, bliesen mit der vollen Kraft ihres Athems in die Röhren. Aus der hinter ihnen gehenden Menschenmasse erklangen jede Minute Schüsse und flogen Raketen, die dann auf den Terrassen der Häuser zerplatzten oder in die dichte Menge zurückfielen.

Wir kamen nur sehr langsam vorwärts; alle Straßen und Gäßchen durch welche wir zogen, waren angefüllt mit Zuschauern jedes Alters und Geschlechts, welche mit neugierigen Blicken diese prächtige Fantasia, den Bräutigam, den Schafer, und sogar auch mich betrachteten, dessen Anwesenheit hier ihnen natürlich etwas seltsam erscheinen mußte. Im Orient, wo das Leben ausschließlich in der Familie, im Hause, innerlich, fremden Blicken unzugänglich ist, wo es keine Gesellschaft im europäischen Sinne, kein Schauspiel oder öffentliche Vergnügung, Spaziergänge, Theater u. s. w. gibt, ist das Volk nach solchen Hochzeitspromenaden durch die Stadt sehr begierig, und reiche Leute suchen sie stets möglichst pomphaft, bunt und langdauernd zu machen. Unser Zug schleppte sich auch volle anderthalb Stunden fort. Als wir endlich vor dem Hause des Bräutigams ankamen, dessen Vorderseite mit an Stricken hängenden Glaslampen beleuchtet war, traten wir in den Saal des ersten Stockwerks, an dessen Thür der Vater des Bräutigams, ein hoher, hagerer Mann im schwarzen Turban, mich empfing und mir für die Ehre dankte, die ich ihm durch meinen Besuch erzeigte. Den mit Kalk geweißten Saal beleuchteten zwei ziemlich hübsche Krystalllustres von europäischer Arbeit, und ein dritter arabischer, der aus mit Oel gefüllten Glaslampen bestand, welche in drei Reihen an hölzernen, unter einander verbundenen Reifen befestigt waren. Das ganze Ameublement bestand in einem niedrigen, mit Zitz bedeckten Diwan, der im Zimmer an drei Seiten herumlief, und aus einem alten Lhombretischchen, das unter den Lustern in die Mitte gestellt war; an den Ecken des Tischchens brannten trübe, in mißgestalteten kupfernen Leuchtern, vier lange dünne Kerzen aus gelbem Wachs, und darauf standen etwa 20 kleine Karaffen mit verschiedenfarbigem Liqueur (Araki), den die Kopten leidenschaftlich lieben, Kelchgläser und einige kleine Platten mit welschen und griechischen Nüssen ohne Schalen, Rosinen und getrocknete Melonenkernen. Der Fußboden im Saale war mit einer Matte bedeckt, die Gäste, welche ihre rothen Saffianpantoffeln auszogen und an der Thüre stehen ließen, setzten sich auf den Diwan mit unterschlagenen Füßen; mich selbst und Hrn. d'Arnaud placirte man neben den Bräutigam. Dann wurden Pfeifen geraucht, jeder der Gäste hatte die seinige nebst dem Tabaksbeutel mitgenommen, und während der ganzen Zeit des Zuges in den Händen behalten; man reichte dicken schwarzen Kaffee umher ohne Zucker, statt dessen in jede Tasse ein Stück Mastix und der beißende Kern von Ghadd-Bachant [1] (Amomum cardamomum L.) gelegt wurde. Wir saßen so etwa eine Stunde lang, indem wir bald schweigend Kaffee und Tabaksdampf schlürften, bald mit den übrigen Gästen sprachen; der Bräutigam that den ganzen Abend den Mund nicht auf. Nun erschien ein moslemitischer Araber von angenehmer Physiognomie, in welchem man an seinen Manieren alsbald den Barbier erkennen konnte. Er setzte den Bräutigam auf einen Stuhl mitten im Saal, nahm ihm den Turban ab, wusch ihm den Kopf mit Rosenwasser, und rasirte ihn dann ohne Seife ganz säuberlich mit der außerordentlichen Gewandtheit, welche allenthalben im Orient diesen Künstlern eigen ist; auch schnitt er ihm den jugendlichen Schnurrbart zurecht und stutzte ihm die Augenbrauen. Nach Beendigung dieser Operation ging der Bräutigam hinauf zur Mutter, und kehrte bis zum Abendessen nicht mehr zu uns zurück. Hierauf ging ein Diener bei allen Gästen im Kreise herum mit einem kupfernen Becken, in welches jeder eine silberne Münze, selten eine kleine Goldmünze von vier oder fünf Piaster an Werth legte; auf dem Boden des Beckens war ein wenig Wasser, damit der Diener die Münzen, namentlich die Goldmünzen, die durch das Wasser am Boden ankleben, nicht stehlen könne; dieß Geld ist für den Barbier bestimmt, welcher übrigens selbst hinter dem Diener im Saale herumging.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Die von Mehemed Ali für das Militär und alle Bedienstetern eingeführte Uniform gleicht der albanesischen Tracht und ist sehr hübsch, jetzt wird sie allmählich von dem Stambuli-Schnitt verdrängt, der sich von dem europäischen fast nicht unterscheidet.

[2] Um auf dem Kanun zu spielen, steckt der Künstler an die Spitzen der Zeigefinger einen breiten kupfernen Ring, nach Art der Fingerhute unserer Schneider, und schiebt zwischen den Ring und den Finger eine schmale, feine Hornplatte (occhime, plectrum bei den Alten), womit er auf den Saiten klimpert.

[1] Andere schreiben „chabb chamama.“

Der Wucher in Wisconsin („Neuyork, den 11 Junius.“) Bekanntlich führen mehrere der Vereinigten Staaten außer ihrem echten Namen noch einen Beinamen. Es ist Gefahr vorhanden, daß Wisconsin einmal Wucherstaat heißen wird; die Mehrzahl der Staaten hat die Nothwendigkeit erkannt, dem Wucher wenigstens einigermaßen durch gesetzliche Festsetzung des Zinsfußes zu steuern, obgleich die Resultate bisher noch sehr unsicher und ungenügend sind. So hat auch neuerdings die Gesetzung Californiens den Zinsfuß auf 10 Proc. festgesetzt, obwohl sie auch noch Ausnahmsfälle bis zu 18 Proc. gestattet. Der junge Staat Wisconsin aber läßt dem Wucher das freie Spiel, und es existirt durchaus keine gesetzliche Beschränkung des Geldzinses; die Folgen konnten nicht ausbleiben. Aus einer officiellen Abschätzung geht hervor, daß sich die Hälfte des besten Landes in dem Staat unter Hypothek (mortgage) befindet und zwar für lauter Capitalschulden, welche die enorme Summe von 25 Proc. Zinsen tragen. Die Aermeren haben von den Reicheren Geld leihen müssen zu 25 Proc., und da sie so enorme Zinsen nicht aufbringen können, wird ihr Land als Bürgschaft in den Händen der Reichen bleiben müssen. Die Zinsschuld häuft sich an, sie muß bald die Capitalschuld erreichen, und dann? bald Wisconsin gehört den Geldwucherern!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 166. 12 Julius 1851.

Californische Skizzen.

(Von Fr. Gerstäcker)

3. Die Indianer Californiens.

Die Indianer des ganzen nordamerikanischen Continents, die des äußersten Nordens vielleicht ausgenommen, welche ich noch nicht das Vergnügen hatte kennen zu lernen, haben eine gewisse Familienähnlichkeit miteinander, kupferbraune Haut, lange glatte schwarze Haare, weiße schöne Zähne, wie alle nicht civilisirten Stämme, und dunkle Augen. Nur in Größe und Stärke und vielleicht auch am charakteristischen Ausdruck sind sie verschieden, und manche Stämme den andern ungemein überlegen. Das Land selbst, wie es wohl manchmal geschehen mag, hat dabei wie es scheint wenig Einfluß, die Bewohner der Berge, meine ich nämlich, sind vor denen des flachen Landes nicht immer im Vortheil, und die Cumanches und Pawnees der nördlichen Steppen messen sich, nicht selten sehr zu ihrem Vortheil, mit den Blackfeet, den blutdürstigen Panthern der Felsengebirge, während die flüchtigen Pampasstämme an Tapferkeit und kriegerischem Muth, wenn auch vielleicht nicht an geistigen Fähigkeiten, den Araukanern Chiles gleichstehen.

Die californischen Indianer können freilich diesen Stämmen nicht gleich gestellt werden, denn es sind jedenfalls die harmlosesten, friedliebendsten Wilden, die ich bis jetzt gesehen habe. Allerdings werfen ihnen die Amerikaner vor, sie seyen diebisch und dann und wann selbst mordsüchtig, und führen Beispiele an, wie sie einzelne in den Minen arbeitende Leute überfallen und oft schmählich gemordet hätten; wer gab aber dazu stets die erste Veranlassung? nur die Amerikaner selber. Gerade jenes wilde Gesindel, das schon im Westen der Vereinigten Staaten immer nur an den indianischen Gränzen herumlag, dort allerlei Unfug trieb, und die stets ausweichenden Indianer endlich so lange reizte, bis sie Rache nahmen, und das nun Mord und Zeter schreit über neue indianische Gewaltthaten und Ueberfälle, eben diese bilden einen großen Theil der jetzigen Minenarbeiter, denn sie sind alle nach Californien ausgewandert.

Ich sage alle, denn Mangel an Ueberfahrtsgeld konnte bei ihnen kein Hinderniß seyn; betrügerischer Handel mit den halb civilisirten Stämmen des Westens und falsches Spiel hielt ihre Taschen gewöhnlich schon außerdem gefüllt, und waren sie gerade nicht bei Casse, so machte ihnen ihr Gewissen in der Wahl ihrer Mittel, sich wieder Geld zu verschaffen, auch keine großen Schwierigkeiten. Solche Menschen sind es auch jetzt mit zum Theil, die an den Gränzen der indianischen Bevölkerung, und durch das Vorschieben der Minen, oft mitten zwischen ihr leben, Betrügereien, Verfolgung ihrer Weiber und Mißhandlungen, nicht selten Ermordungen selbst, an den Männern verübt haben, und dann manchmal die Flammen zur lichten Gluth anblasen, die schon unter der Asche, durch die gewaltsame Besitznahme und Zerstörung all ihrer Jagdgründe zu gleicher Zeit, genugsam und über genug geschürt war.

Noch täglich werden neue indianische Kriege in Californien geführt, sie alle aber sind durch die Amerikaner selber hervorgerufen — nicht durch die Regierung natürlich, sondern durch einzelne schlechte Subjecte — das Resultat derselben kann auch keinen Augenblick zweifelhaft seyn, die Indianer müssen unterliegen, unterliegen auch selbst in allen Scharmützeln, und der Vernichtungskrieg gegen diese armen Wesen hat nun im Osten und Westen zu gleicher Zeit begonnen — noch ein halbes Jahrhundert, und wie wenige werden übrig geblieben seyn, das Schicksal ihrer Väter zu erzählen.

Doch das sind traurige und — nutzlose Betrachtungen — sie gehen den Weg aller wilden Völker, einige langsam, andere schneller, aber alle unaufhaltsam ihrem gewissen Untergang entgegen. So lange sie aber noch existiren, interessirt es den deutschen Leser vielleicht etwas genaueres über sie zu erfahren, und ich will sie ihm denn, wie ich sie wenigstens gefunden, treulich zu schildern suchen.

Der californische Indianer hat genau die Grundzüge seiner übrigen Brüder im Osten und Süden; kupferfarbene Haut, dunkles langes schwarzes Haar, dunkle Augen. Er ist aber im Allgemeinen ziemlich klein und gedrungen von Gestalt, mit gutmüthigen Gesichtszügen, die Aehnlichkeit mit denen der östlichen Stämme haben. Ihre Gesichtszüge sind oft edel, ja sogar schön zu nennen, eine festgestellte Physiognomie herrscht aber unter ihnen nicht vor, und man findet gerade und römische Nasen — ja unter den Frauen manchmal ganz kecke Stumpfnäschen — hohe wie niedere Stirnen, meistens aber freie offene Gesichter, die weit mehr zutrauliches und gutartiges als boshaftes in sich haben. Und doch suchen die Amerikaner oft — wenn auch fast stets falscher Weise, sie der Falschheit und Grausamkeit zu bezüchtigen. Wo sie ja einmal eine Grausamkeit verübten — und die Fälle selbst sind ungemein selten — waren sie auch sicher vorher dermaßen gereizt, daß ihr Betragen dem Unparteiischen gegenüber nicht allein entschuldigt, sondern sogar oft gerechtfertigt schien.

Ihre Sprache ist ein wunderbares Gemisch von Gaumenlauten, die sie in rascher, höchst eigenthümlich klingender Rede verstoßen. Wie alle Indianer der Südsee, eben so wie die Malayen, verstärken sie irgend einen Begriff durch die Wiederholung

desselben Wortes z. B. valle ist Freund, valle valle sehr guter Freund (zugleich ihre Begrüßungsformel). Ein paar Worte der Sprache der südlichen Stämme geben dem Leser vielleicht einen ungefähren Begriff, nur müssen die einzelnen Sylben scharf, während die Zunge zurückgezogen wird, mehr mit dem Gaumen als den Lippen ausgesprochen werden.

Cutscha Bogen,
toatechi Pfeil,
tschipako Spitze,
hutamu Köcher,
lupugai Schlange,
kutabo lange Eidechsenart,
aschutschu kaluma Taranel,
sakackue sehr großer Käfer,
melungaju Wespe,
kilikilu kleiner Raubvogel,
hunadu Perlenschmuck,
etukilua Hornfrosch,
patuloc Frost,
ucamedo Raupe,
tolude Grashüpfer,
schondo Auge,
wuugudu Arm,
ana Mund,
takatschu Ohr.

Ein r hab' ich in keinem ihrer Wörter gefunden, doch können sie das im Spanischen vorkommende r sehr gut aussprechen. Bemerkenswerth ist übrigens noch, daß sämmtliche Gegenstände, die ihnen von den Fremden gebracht wurden, auch ihre spanischen Namen behalten haben. Sie benannten sie nicht selber, sondern erkundigten sich wahrscheinlich gleich im Anfang nach der Benennung des ihnen fremden Gegenstandes, und behielten diese dann bei — nur hie und da manchmal mit einer kleinen Veränderung, was auch ein Gedächtnißfehler gewesen seyn kann.

Sie haben übrigens eine ziemlich große Fertigkeit ihnen vorgesagte Worte richtig nachzusprechen, und freuen sich dann ungemein darüber, wenn sie es können.

Die Indianer in der Nähe der Missionen, von denen viele dort auch als Kinder aufgezogen wurden, sprechen fertig Spanisch, bei den wilden Stämmen findet man aber nur einzelne, die es etwas verstehen und sehr gebrochen reden. Hie und da fangen auch etliche an Englisch zu lernen, was sie aber von der Sprache im Anfang gewöhnlich am ersten begreifen und behalten, sind die Flüche — die spanische Sprache scheint ihnen auch lieber zu seyn.

Was ihre Kleidung betrifft, so ist die ursprünglich wohl ungemein einfach gewesen. Die Männer trugen gar nichts, und die Frauen nur eine Art Schurzfell, das, nach den verschiedenen Stämmen, oder vielleicht auch nur Gegenden, in denen sie wohnen, auch verschieden gearbeitet ist.

Den zierlichsten Schurz tragen jedenfalls die nördlichsten Indianerinnen, von langgeschnittenen Streifen Hirschfell, jeder einzelne Streifen sehr zierlich mit einer Art Stroh umflochten, und dann auch noch oft mit den Hülsen einer Art braunen Nuß auf wirklich geschmackvolle Art verziert.

Die Indianerinnen am Featherriver tragen Binsenschürzen, die Bündeln Stroh nicht unähnlich sehen, und die Frauen und Mädchen der südlicheren Stämme, am Macalome, Calaveres und Stanislaus (weiter südlich war ich nicht), Schürzen von gegerbten und verzierten Hirschfellen, denen ganz ähnlich wie sie die östlichen Stämme Nordamerika's anfertigen.

In ihren Arbeiten sind diese rohen Kinder der Natur überhaupt keineswegs so ungeschickt; die Männer arbeiten ihre Waffen, Bogen und Pfeile auf sehr zierliche Art, und die Frauen wissen selbst sehr hübsch aussehende Körbe zu flechten, die vollkommen wasserdicht sind. Diese Körbe arbeiten sie meistens (die runden ausgenommen, die sie zu Wassergefäßen benutzen) unten spitz, wie einen großen Trichter, und die Frauen tragen dieselben an einem Bande, das um das weite Ende dieses Trichters und über ihre Stirne geht, auf dem Rücken.

Ebendaselbst und auf eben solche Art transportiren sie auch das junge Californien, in wunderlich gestalteten „Kinderbehältern" — ich weiß wirklich keinen andern Namen dafür — ebenfalls aus Flechtwerk gemacht, in die das junge Indianerkindlein fest hineingebunden ist, und mit dem kleinen dicken, erstaunten und stets sehr schmutzigen Gesichtchen rückwärts in die Welt hineinschaut.

Die neuere Zeit hat das Leben der Indianer aber nun, wie man sich auch wohl leicht denken kann, um ein Wesentliches verändert. Sie sind mit einer Masse von Bedürfnissen bekannt geworden, deren Existenz sie früher nicht einmal ahneten, und das „Feuerwasser" hat denn ebenfalls böse Verheerungen unter ihnen angerichtet. Was Kleidungsstücke anbetrifft, so ist ihre Lage dadurch jedenfalls verbessert worden, denn die wollenen Decken behagen ihnen, besonders in der Regenzeit, und auch in den kalten Sommernächten der Gebirge, ungemein wohl; ob sie diesen Luxus aber nicht zu theuer erkauft haben, mag dahin gestellt bleiben, und überhaupt hatten sie ja nicht einmal das Bedürfniß einer wärmeren Kleidung. Von Kindheit auf gewohnt nackt zu gehen, härtete und dichtete sich auch jedenfalls ihre Haut, und die Befriedigung des Bedürfnisses kam hier wahrscheinlich eher, als das Bedürfniß selber.

„Frierst Du nicht, Indianer?" frogte einst einen nordamerikanischen Wilden, der mit einem dünnen, überall zerrissenen baumwollenen Jagdhemd bekleidet und in einfachen Mocassins über den gefrorenen Boden hinschritt, ein in einen großen warmen Deckenrock fest eingeknüpfter Amerikaner, der an ihm vorüber ritt.

„Frierst Du im Gesicht?" frug ihn die Rothhaut dagegen, in gebrochenem Englisch.

„Nein, im Gesicht nicht!" erwiderte der Weiße.

„Gut", sagte der Indianer still vor sich hinlachend, „ich über und über Gesicht!"

Nie sehen die Indianer aber komischer aus, als wenn sie sich, außer der Decke, auch noch in europäische Kleider stecken, von denen sie nun gar keine Idee haben, in welcher Ordnung sie eigentlich angezogen werden. Erst einen Frack und dann die Hose, dann das Hemd und dann eine Weste, oder erst die Weste und dann das übrige, oder eines dieser vier Kleidungsstücke oder mehrere, und ist es nicht anders, alle viere weggelassen, darauf kommt es ihm nicht an, nur jemehr Kleidungsstücke er im Stande ist anzulegen, desto vornehmer fühlt er sich, und irgend ein Uniformstück ist das Ideal aller seiner Schneiderphantasien. So sah ich nicht selten Indianer, die bei der furchtbarsten Hitze drei jener Beinkleider anhatten, und, nur darum besorgt, daß man sie auch alle drei sehen sollte, die obersten bis über das Knie und die zweiten bis über die Waden heraufstreiften, die untern aber ganz hinunterließen. Cravatten als Strumpfbänder, Vatermörder verkehrt, die Spitzen nach unten umgebunden, Westen nach hinten zugeknöpft und mancherlei Unsinn in gleicher

Art kommt nur zu häufig vor; wie die Kinder lassen sie alles an und über sich hängen, was man ihnen gibt, aber was sie sich manchmal auch um sauer genug erworbenes Geld erkaufen, bis sie es müde werden und bei Seite werfen.

Die Frauen legen jetzt auch schon oft europäische Kleider von buntem Kattun an, da sie dieselben aber nicht nähen können, benützen sie am liebsten ein Stück ungenähten breiten Kattun, den sie nach Art der spanischen Mantilla über die Schultern werfen.

Schmutzig sind sie übrigens alle, auf eine wirkliche niedrige Art.

Ihre Staatsform ist, nach Art der nordamerikanischen Wilden, erbliche Häuptlingsschaft, wobei sich mehrere Stämme mit Unterhäuptlingen oder Capitanos, wie sich dieselben jetzt am liebsten nennen, einem Hauptführer oder Regenten zuwenden, der dann über sie alle unbeschränkte Gerichtsbarkeit ausübt, ihre Streitigkeiten schlichtet und die Schuldigen bestraft.

In den südlichen Minen war dieß Refuß, der die Rajotas, die Wynoats und wie alle die kleineren Stämme am Macalame Calaveres und Stanislaus heißen, unter seinem Scepter vereinte und in nicht geringem Ansehen bei ihnen stand. Doch von diesem später mehr.

Was ihre Religion anbetrifft, so bin ich daraus nie klug geworden. Götzenbilder habe ich übrigens nicht bei ihnen bemerkt, auch keinen gesprochen, der etwas dem Aehnliches bei ihnen gesehen hätte, und es ist wohl zu vermuthen, daß sie, wie ihre Brüder im Osten, sehr vernünftigerweise einen „großen Geist" anbeten. Ihre Todten verbrennen sie und halten Wehklagen darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Urheimath der Finnen

hat Castren in den literarischen Abenden, wie sie in der Universität Helsingfors eingeführt sind, eine Abhandlung vorgelesen. Er hält sie für nahe verwandt mit Samojeden und Türken, und diese drei Stämme bilden seiner Meinung nach eine besondere Gruppe, welche die Mitte einnimmt zwischen den mongolischen und kaukasischen Stämmen. Castren, dem bekanntlich eine umfassende persönliche Bekanntschaft mit diesen Stämmen und Sprachen zu Gebote steht, findet eine besondere Aehnlichkeit in den Glaubensansichten, Ueberlieferungen u. s. w., so wie in dem Charakter der Nationalgesänge. Castren glaubt, daß Finnen, Türken und Samojeden, deren Verwandtschaft auch aus ihrer Sprache ersichtlich sey, einst nahe bei einander und in brüderlichem Verkehr gehaust hätten. Vieljährige Forschungen führten ihn zu dem Schlusse, daß die Samojeden ursprünglich aus den sajanskischen Bergen, oder aus dem Quellenbezirk des Stromsystems des Jenisei kamen. Was die Türken betrifft, so ergibt sich aus den chinesischen Chroniken und den neuesten Forschungen, daß der ursprüngliche Wohnsitz dieses Stammes die Hauptkette des Altai (der große Altai zwischen Ob und Irtysch und dem Tangnu Ola südwärts vom Jenisei in der Nähe der sajanskischen Berge) gewesen sey. Was endlich die Finnen betrifft, so findet er bei einer sorgfältigen Verfolgung ihrer Wanderung, daß die letzten Spuren sich in den sajanskischen und altaischen Bergen verlieren. „Noch jetzt, sagt er, erzählen hier die Tataren von dem hellaugigen Stamm der Aktarak, welcher ehemals in diesen Ländern lebte und wahrscheinlich die Grabhügel aufwarf, die man allenthalben in den hiesigen Steppen trifft. Uebereinstimmend mit diesen Ueberlieferungen berichtet auch die chinesische Geschichte, daß ein hellhaariges Volk einst nordwärts von dem Berge Tangnu Ola wohnte, während südlich davon die Türken heimisch seyn mochten. Unter dem hellhaarigen Volk muß man wahrscheinlich die Finnen verstehen. Bemerkenswerth ist auch, daß am Ufer des Irtysch ein Ort Sumi heißt, eine dem einheimischen Namen Finnlands „Suomi" sehr ähnliche Benennung. Außer diesem kommen in dem bezeichneten Lande auch noch andere Ortsnamen vor, die man auch in Finnland trifft, und welche ihre Erklärung namentlich in der finnischen Sprache finden. Den Jenisei nennen die Tataren Kemj, und mit demselben Namen bezeichnen die Finnen viele Flüsse in Finnland und im russischen Karelien; das Wort kommt in etwas abweichenden Formen Kemj, Kemi und Kjumi vor, und bedeutet auf Finnisch einen „großen Fluß." Zum System des Jenisei gehören die Nebenflüsse Sim, Isa, Jius, Benennungen welche gleich sind den finnischen Flußnamen Simo und Iuoki, welche im nördlichen Osterbottnien vorkommen. Unter den Nebenflüssen des Jenisei verdienen Beachtung die Oja, ein Name, der im Finnischen einen Bach bedeutet, die Jaga, welche dem finnischen Joki und dem lappländischen Jaga (Fluß) entspricht; die Kolwa, welchen Namen man auch in Finnland, in den Gouvernements Perm und Archangel findet, und der auf finnisch „fischreiches Wasser" bedeutet. An den Quellen des Jenisei erheben sich über einander zwei Berghöhen, von denen die höhere bei den Tataren Kiuekiu, die niedrigere Olä heißt, Namen welche unwillkührlich an die finnischen Worte „Korkia" hoch, und „Alä", niedrig, erinnern. Kurz zwischen den finnischen und altaischen Sprachen ist eine Verwandtschaft, welche klar darauf hindeutet, daß die Finnen einst aus dem altaischen Gebirge auszogen. (Russ Journal des Minist. der Volksaufklärung Mai.)

Wanderungen in Aegypten.

3. Raschid. (Rosette.)

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Acht Uhr Abends, oder nach arabischer Zeiteintheilung drei Uhr, war vorüber, und das Abendessen sollte nicht früher als um Mitternacht aufgesetzt werden. Diese ganze Zeit war der Musik und dem Gesang gewidmet, welch letzterer, wie ich schon bemerkte, auch einem europäischen Ohr sehr angenehm klingt, wenn es nur einmal daran gewöhnt ist. Drei moslemitische Araber, der eine mit einem Bart, weiß wie der Mond, saßen an der Thüre auf dem Boden und sangen, indem sie sich mit dem Kanun, kupfernen sehr klangreichen Tellern und dem Tamburin begleiteten. Sehr häufig schickten sie ihren Diener, um der Reihe nach bei einem oder dem andern der Gäste Geld zu erbetteln, indem sie sich zugleich nach dem Namen und Stand erkundigten. Die Gäste zeichneten sich, wie überhaupt die Kopten, nicht durch Freigebigkeit aus, und gaben fast immer kupferne Chamse, womit sich jeder zeitig genug reichlich versehen hatte; sie gaben solche fortwährend mit beiden Händen zugleich, indem sie selbe kreuzweis zusammenlegten, und sie in dieser Lage nach den Händen des Dieners ausstreckten. Hatte dieser eine Gabe erhalten, so kehrte er nach dem Orchester zurück und wandte sich an den ältesten Sänger Achmed, mit den Worten: „bismillah, maschallah, ja sidi Ahmed . . . .," was sehr laut und gedehnt ausgesprochen, und wobei zugleich der Name und die unvergleichlichen Eigenschaften des Gebers verkündet wurden; nachdem er das Geld überliefert, klopfte er jedesmal in die Hände, um zu zeigen, daß nichts mehr darin sey. Zu gleicher Zeit wurden die Gäste unaufhörlich mit Liqueur bewirthet, wovon jeder im Lauf des Abends nicht weniger als 20 oder 25 Gläser austrank; aus den Karaffen eingeschenkt und herumgetragen wurden sie von dem Schafer, dem ein Knabe mit brennender, dünner Kerze und mit einer Platte voll Nüsse und Melonenkernen nachfolgten. Außerdem schickten viele Gäste ihre bei ihnen befindlichen Kinder hinaus, um auf der Straße gekochte Bohnen (ful modemmes) und saure Beeren (chommus makli) zu kaufen, welche bei den Aegyptiern für Leckerbissen gelten. Die Schalen spuckten sie ohne weiters auf die Matte des Bodens.

Die Kopten lieben die Franken gar nicht sonderlich; nichtsdestoweniger gilt die Anwesenheit eines reisenden Europäers stets für ein Ereigniß im Hause eines Eingebornen, und die Maalems kamen unter tiefen Bücklingen und indem sie die rechte Hand an den Mund und dann an Stirne und Brust legten, zu mir, um meine Bekanntschaft

zu machen und mich nach meinem Vaterlande zu fragen. Ueber letzteres hatten sie sehr unklare Begriffe, unter denen jedoch der Gedanke vorherrschte, daß es bei uns erschrecklich kalt sey und außerordentlich viel Schnee gebe. Ein alter Kopte, der lange mit mir über die durch den Pascha geübten Bedrückungen sprach, endigte mit der Bitte, ich möchte darüber in Konstantinopel mit dem Sultan reden, welcher, wie er hinzusetzte, den jetzigen Zustand der Dinge in Aegypten nicht kenne. Trotz aller meiner Versicherungen, daß diese Dienstleistung durchaus unmöglich sey, konnte ich doch den alten Mann nicht überzeugen, daß ich den Einfluß auf den obersten Diwan in Stambul, den er sich einbilde, nicht besitze.

Unsere Gesellschaft bestand, wie sich von selbst versteht, nur aus Männern und vorzugsweise aus Kopten; auch waren einige syrische Christen darunter, die sich auf den ersten Blick von den Söhnen Aegyptens durch weißere Haut, lebhafte, bei den Aegyptiern gar nie vorkommende Röthe der Wangen, regelmäßige Gesichtszüge und auch durch eine besondere Art die koketten weißen Turbane anzulegen, auszeichnen. Mehemed Ali, der jedem religiösen Fanatismus fremd ist, gestattete in seinen Besitzungen den Andersgläubigen weiße Turbane zu tragen, während in den andern moslemitischen Ländern ihnen dieß streng verboten ist. Uebrigens verblieb auch in Aegypten der größere Theil der einheimischen Christen und Juden freiwillig bei der alten Gewohnheit, schwarze oder dunkle Turbane zu tragen. Im Saale erschienen unaufhörlich neue Besucher, welche von den anwesenden Gästen begrüßt wurden, indem sie von ihrer Stelle sich erhoben und mit den Füßen auf dem Diwan standen. So kamen unter anderem der Serraf Baschi (Provinzschatzmeister), ein Türke, den man an den Ehrenplatz, d. h. in die Ecke des Diwans setzte; ein Effendi, der Arzt des städtischen Krankenhauses, der Sohn des Commandanten der Stadt, ein reicher jüdischer Banlier, der seinen fünfjährigen Sohn, einen Knaben von reizender Physiognomie, in goldgestickter Nisamuniform mit sich brachte, und endlich der neue Baschkiatib, ein koptischer Renegat. Die Uebertritte der Kopten zum Islam sind in Aegypten nicht selten, und geschehen fast immer aus eigennützigen Absichten. Die Gleichheit in der Sprache, in den Nahrungsmitteln, der Kleidung, die strenge Abgeschlossenheit der Weiber, die Beschneidung der Knaben und Mädchen [*] und viele andere gleichartige Sitten erleichtern den Kopten den Austritt, der in ihrem äußern und häuslichen Leben wenig ändert, und den ihre vorherigen Glaubensgenossen keineswegs mit sonderlicher Abneigung betrachten. Jeder Besucher brachte einen Diener, einen Neger oder Abyssinier, mit sich, der ihm die Pantoffeln abnahm und sich im Saale an der Thüre hielt, um seinem Herrn die Pfeife geben zu können.

Obwohl ich damals schon vier Monate mich in Aegypten aufgehalten hatte, so interessirte mich doch die Seltsamkeit und Neuheit dieser Sitten außerordentlich; aber Hr. d'Arnaud, ein alter Anwohner des gesegneten Stroms, fand daran weit minder Vergnügen, begab sich bald nach der Barke, um dort zu speisen und ließ mich allein. Um zehn Uhr kehrte er zurück und brachte eine ziemliche Menge detonirender Baumwolle mit sich, von deren wundersamen Wirkung er der versammelten Gesellschaft erzählte. Die Detonation dieser Baumwolle setzte die Kopten in außerordentliches Erstaunen: alle, alte und junge, gingen mehrmals zu meinem Reisegefährten, baten ihn um eine Flocke, die sie dann auf ihre brennenden Pfeifen legten und sich wie Kinder über das Explodiren freuten.

Um Mitternacht gab man jedem Gast eine Serviette und kündigte an, daß das Essen auf dem Tisch stehe. Wir begaben uns mit dem angesehenern Theil der Gesellschaft in große oben offene Räume neben dem Saal. Hier fanden sich auf einem langen, schmalen Tische gegen 100 Fayence- und verzinnte kupferne Teller und Schüsseln, die mit verschiedenen Speisen angefüllt, und neben einander oder auch wegen Mangels an Raum über einander aufgestellt waren. Gedecke waren keine da, aber vor jedem Gaste lag ein flaches, schlecht ausgebackenes Brod (Regiff) in Form eines Pfannenkuchens, und zwei kleine Löffel aus schwarzem Holz, mit denen man die Suppe, alle aus der gemeinsamen Schüssel, aß. Die Suppe, dick von Reis und Limonensaft, war nicht schlecht, und da ich seit dem Morgen nichts gegessen hatte, so fand ich sie um so schmackhafter, mußte aber dem Beispiel der andern folgen, welche sich nach der Sitte des Orients mit sehr wenigen Löffeln begnügten. Alle übrigen Schüsseln schmeckten mir nicht, es waren Hühner und Tauben gekocht und mit einer Brühe, Pasteten mit Fleisch und Rosinen, Hammelfleisch auf verschiedene Weise zubereitet, Klöße von Fleisch und Nüssen; Muchalebije oder eine Art Gelée aus Reismehl, Milch und Zucker nebst einem Dutzend anderer Süßigkeiten, endlich der unvermeidliche Pillau, ein Reisbrei mit Hammelfleisch, den man immer zuletzt ißt. Ich verlor völlig allen Appetit, als ich sah, wie die Gäste ihre ungewaschenen Hände in die Schüssel steckten, dann das Fett oder die Sauce davon ableckten, und dann wieder Stücke Fleisch damit anfaßten. Da man mir eine besondere Ehre erzeigen wollte, nahm ein neben mir sitzender alter Kopte eine Handvoll Pillau, knetete sie in der Hand zu einem Klumpen, und überreichte mir diesen mit freundlichem Lächeln. In solchen Fällen erfordert die orientalische Höflichkeit, den angebotenen Brocken gerade aus der Hand des Gebers in den Mund zu nehmen, ohne ihn mit seinen eigenen Fingern zu berühren; aus Ekel wies ich aber diese Ehre zurück zum großen Erstaunen und zur Bestürzung der Kopten, der nachher auf gleiche Weise, aber mit besserem Erfolge Hrn. d'Arnaud die Ehre anwies. Wir blieben nicht länger als zehn Minuten am Tisch, und kehrten dann in den Saal zurück; unsere Stelle nahmen andere Gäste ein, dann wieder andere und endlich setzten sich auch die Diener an den Tisch. Alle aßen aus denselben Schüsseln, aus denen schon ihre Vorgänger gegessen hatten.

In den Saal brachte ein Neger ein großes Kupfergeschirr (Tyscht) mit doppeltem Boden, Seife und einen mit warmem Wasser angefüllten kupfernen Krug (ibrek) von schöner Form, mit langer dünner Schnauze. Der Neger kniete vor jedem nieder, und goß ihm Wasser zum Waschen über die Hände, die man nachher an der vom Essen her beibehaltenen Serviette abwischte. Besagte Tyschte und Ibreks sind allenthalben im Orient in starkem Gebrauch; fast alle die ich gesehen, sind von merkantischer Arbeit und mit dem russischen Fabrikzeichen versehen, oder in Konstantinopel von russischen Handwerkern gefertigt; in letzterer Stadt kostet ein solcher Krug mit Waschbecken nicht mehr als 7 oder 8 R. S.

Man gab abermals Pfeifen und Kaffee, dann erschien der Bräutigam und ungefähr eine Stunde nach Mitternacht brach die ganze Gesellschaft auf, um die Braut zu holen, in deren Hause eine ähnliche weibliche Abendgesellschaft gewesen war. Wir versahen uns wiederum mit angezündeten Lichtern von weißem Wachs, und das Cortege zog in der frühern Ordnung aus, nur die Zahl der Maschallahträger war merklich, bis zu 50, vermehrt. Eine ganze Stunde lang zogen wir langsamen Schrittes durch die schmalen und krummen Gassen von Raschid, indem wir vor den Häusern der angesehenern Einwohner anhielten, welche unser Orchester mit Serenaden beehrte, fähig die Todten, nicht bloß die Schlafenden zu erwecken. In einem der engen Bazare hätten wir beinahe die alten Mattendächer angezündet, und aufs äußerste ermüdet erreichten wir endlich die Wohnung der Braut. Die Gesellschaft hielt an einem benachbarten Hause, aus dem man zwei Stühle für den Bräutigam und den Sohn, und trübes Zuckerwasser in kleinen Gläsern für die übrigen Gäste herausbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

[*] Das Beschneiden der Mädchen, nymphaeum et clitoridis, ist eine nicht nur bei den Bewohnern Aegyptens, sondern auch Nubiens, Sennaars und anderer Theile Afrika's allgemeine Sitte; es geschieht gewöhnlich im siebenten oder achten Jahre mit dem Schermesser durch die Hand einer besondern Classe alter Frauen. Sonnini behauptet, er sey in Raschid bei einer solchen Operation zugegen gewesen, und ihr Zweck sey die Entfernung eines gewissen den ägyptischen Frauen eigenen Auswuchses, der einigermaßen einer ähnlichen bei den Hottentottinnen vorkommenden Erscheinung entspreche. Wir glauben, daß der Reisende sich in seiner Ansicht irrt, und daß die Operation, die er sah, an einem krankhaften und keineswegs natürlichen Auswuchs gemacht wurde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 167. 14 Julius 1851.

Die Brütungsplätze auf den Falklands-Inseln, an der Küste der La Plata Staaten.

Unter „Brütungsplätzen" verstehen die Navigatoren der südlichen Meere einen von den verschiedenen Seevögeln ausgewählten gemeinschaftlichen Platz, ihre Nester zu bauen, Eier zu legen und die junge Brut heranzuziehen. Hier versammeln sie sich in ungeheuren Massen, und zeigen in Bauart und Anlage dieser Plätze große Umsicht und vielen Scharfsinn und Fleiß.

Wenn sich eine hinreichende Zahl am Ufer versammelt hat, scheinen sie sich erst zu berathen, und dann den großen Zweck für den sie zusammenkamen, auszuführen. Zuerst wählen sie sich einen flachen Platz am Ufer aus, der den hinlänglichen Umfang gewährt, und oftmals 4 — 5 Acker umschließt. Sie vermeiden dabei gern solche Stellen die zu steinig sind, und dadurch ihren Eiern gefährlich werden würden. Ist das geschehen, so berathen sie den Plan ihres künftigen Lagerplatzes, und legen dann ein förmliches und deutliches Parallelogramm aus, was hinlänglichen Raum für die ganze Brüder- und Schwesterschaft — etwa ein bis fünf Acker — gewährte. Eine Seite dieses Brütungsplatzes gränzt an die See und ist stets für den Ein- und Ausgang geöffnet, die anderen drei Seiten sind verschieden geebnet.

Diese fleißigen gefiederten Arbeiter gehen nämlich vor allen Dingen daran, den inneren Raum von allen Hindernissen zu befreien: sie heben die Steine mit ihren Schnäbeln auf und tragen sie vorsichtig an die obenbeschriebenen Gränzen, bis sie auf solche Art oft eine ordentliche kleine Mauer aufwerfen, welche drei Seiten des Brütungsplatzes einschließt. Innerhalb dieses Walls von Steinen und Wurzelwerk bilden sie einen vollkommen glatten und ebenen, etwa sechs bis acht Fuß breiten Fußweg, den sie am Tag zu einem öffentlichen Spaziergang, und Nachts für das Auf- und Abmarschiren der Schildwachen benutzen.

Nachdem sie auf solche Art ihren Schutzdamm an drei Seiten gegen das Land zu beendet haben, legen sie den übrigen innern Raum in kleine Vierecke von gleichem Umfang aus, welche schmale ebenfalls sehr ebene Fußwege, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, von einander trennen. Jedesmal wo sie sich kreuzen, baut ein Albatroß sein Nest, während in dem Mittelpunkt jedes kleinen Vierecks ein Penguin das seinige baut, so daß jedes Albatroß von vier Penguins umgeben ist, und jeder Penguin, nach vier Richtungen hin, ein Albatroß zu seinem Nachbar hat. Auf solche regelmäßige Art ist der ganze Platz in Beschlag genommen, und nur in beliebigen Entfernungen werden Stellen für andere Seevögel, wie den grünen Cormorant und die sogenannte Nelly, freigelassen.

Obgleich nun aber Penguin und Albatroß sich so nahe zusammen einnisten, und so sehr vertraut miteinander scheinen, so bauen sie doch nicht allein ihre Nester auf sehr verschiedene Weise, sondern der Penguin bestiehlt auch seines Freundes Nest, sobald er nur immer Gelegenheit dazu bekommt. Des Penguins Nest ist nur eine einfache Aushöhlung in der Erde, gerade tief genug, sein einzelnes Ei am Hinabrollen zu verhindern, während das Albatroß einen kleinen Hügel von Erde, Gras und Muscheln, wohl acht bis zehn Zoll hoch, und von dem Umfang eines Wassereimers, aufwirft, auf dessen Gipfel er sein Nest bildet, und dann auf seine nächsten Nachbarn und Freunde herabsieht.

Keines dieser Nester in dem ganzen Brütungsplatz wird auch nur für einen einzigen Augenblick leer gelassen, bis die Eier ausgebrütet und die Jungen alt genug sind, selber auf sich Acht zu geben. Das Männchen geht in See nach Beute, bis es seinen Hunger gestillt hat, und kehrt dann rasch zurück, des Weibchens Platz einzunehmen, während dieses ebenfalls nach Futter auszieht. Selbst während sie die Plätze wechseln, wissen sie es so einzurichten, daß sie ihre Eier auch nicht einen Moment unbeschützt lassen. Kommt z. B. das Männchen aus See von seinem Fang zurück, so buschelt es sich dicht bei seinem Weibchen nieder und drängt dieses so lange vorsichtig zur Seite, bis die Eier vollkommen mit seinen eigenen Federn bedeckt sind. Auf solche Art können sie auch nur allein vermeiden, daß ihre Eier nicht von den andern Weibchen gestohlen werden, die so ehrgeizig sind eine große Familie heranzuziehen, daß sie jede Gelegenheit benutzen, einander auf solche Art zu bestehlen. Der königliche Penguin ist bei derlei Betrügereien mit der erste, und versäumt gewiß keine ihm derartig gebotene Gelegenheit. So geschieht es denn nicht selten, daß die junge Brut dieser Thiere, wenn sie endlich heranwächst, aus drei oder vier verschiedenen Geschlechtern von Vögeln besteht. Sicherlich umständlicher Beweis genug, daß die Eltern nicht ehrlicher waren, als ihre Nachbarn.

Nicht allein interessant ist es dabei, in kleiner Entfernung von diesen Brütungsplätzen das Leben und Treiben derselben zu beobachten, sondern auch belehrend, ja selbst rührend. Ihr könnt die Vögel dann beobachten, wie sie auf dem äußern Pfad oder der öffentlichen Promenade in Paaren, ja auch zu vieren, sechsen und achten, spazieren gehen, und promenirenden Officieren am Paradetag ungemein ähnlich sehen.

Zugleich ist der ganze Brütungsplatz in fortwährender Bewegung; ein Theil der Penguins kehrt von seinem Ausflug zurück und watschelt rasch die schmalen Gänge hindurch, sein Weibchen oder Männchen nach der kurzen Trennung wieder zu begrüßen; ein anderer Theil ist eben auf seinem Weg, Nahrung

für sich zu holen oder Beute einzubringen. Zu derselben Zeit wird die Bucht fast durch eine ungeheure Wolke von Albatrossen verdunkelt, die fortwährend über dem Brütungsplatz schweben, und theils sich, von ihren Excursionen zurückkommend, niederlassen, theils aufsteigen, dieselben anzutreten.

Man kann stundenlang diesen Vögeln zuschauen, und wird nicht müde, ihr geselliges, geschäftiges Leben zu betrachten, zu beobachten, zu bewundern.

Californische Skizzen.

5. Die Indianer Californiens.

(Fortsetzung.)

Um die Missionen herum bekennen sich die Indianer allerdings zum christlich katholischen Glauben, die Missionäre haben aber meistens in der jetzt so geldsüchtigen Zeit Californiens ihrem Beruf, einem einträglicheren Geschäfte folgend, entsagt, oder, wo sie wirklich geblieben, sind die Indianer selber gegangen; die Bekehrung derselben ist überall, wo ich selber Gelegenheit hatte es zu beobachten, ganz aufgegeben oder doch so weit vernachlässigt, als es ungefähr der eigene Nutzen des Missionärs verlangt, noch einige „Bekehrte" in seiner Nähe zu behalten.

Amerikanische, protestantische und katholische Geistliche habe ich genug in Californien, selbst weit oben in den Minen, getroffen; in San Francisco, wo es reiche Beisteuern gibt, bauen sie auch Kirchen über Kirchen, selbst in den Minen predigen sie manchmal — sie wollen ja doch einst wieder nach Amerika zurück, und es darf da nicht heißen, daß sie in Californien die Religion ganz an den Nagel gehangen hätten; um die armen heidnischen Indianer bekümmert sich aber keiner von ihnen, und doch leben sie selbst in ihrer Mitte. Dort wäre ein Feld für den Missionär zu zeigen, daß er es wirklich des Seelenheils der Heiden wegen thut, dort könnte er sich in den Augen des christlichen Glaubens ein wirkliches Verdienst erwerben — weiter aber auch nichts. Die Indianer Californiens sind blutarm, haben weder Geld noch Grundeigenthum zu vergeben, und keine Seele bekümmert sich jetzt um sie, was sie glauben oder nicht, und ob sie einst in „Abrahams Schooß" oder „sonstwohin" kommen.

Die Bekehrung der californischen Indianer wäre übrigens ungemein leicht und weder mit großen Gefahren noch zu großen Kosten verknüpft. Für eine wollene Decke könnte man eine ganze Familie zum Christenthume bekehren, ja schon für eine einzige Flasche Brandy den ganzen männlichen Theil derselben, und sie wären nachher eben so gute Christen, wie die Südsee-Insulaner, so wie Tausende in Europa selber.

Ihre Waffen sind so einfach wie nur irgend möglich. Sie führen nur einzig und allein Bogen und Pfeile, die sie jedoch sehr geschickt und zierlich zuzubereiten wissen. Der Bogen ist übrigens klein und selten 2½ Fuß lang, auch haben sie kein passendes zähes Holz dazu, wissen aber dieses durch Auflegen und Ueberspannen von den Rückensehnen der Hirsche zu verbessern und den Bogen eine sehr große Elasticität und Dauerhaftigkeit zu geben. Die Pfeile sind aus Holz gemacht und dünn und glatt geschliffen, am einen Ende befiedert und am andern mit einer Stein-, oder am liebsten sehr zugeschärften Glasspitze versehen. Die an den Seeküsten wohnenden Stämme haben aber auch Metall zu ihren Pfeilspitzen, besonders Kupfer, was sie von gestrandeten Schiffen nehmen.

Waffen für ein Handgemenge, wie der nordamerikanische Indianer Tomahawk, Kriegskeule und Messer hat, führen sie gar nicht. Messer tragen sie jetzt allerdings dann und wann, doch mehr nur zu friedlichem Gebrauch. Hat der Indianer seine Pfeile verschossen, dann flieht er in die Berge, und es gehört dann ein schlauer und schnellerer Feind dazu, ihn wieder einzuholen. Die Pfeile, zehn bis zwölf gewöhnlich — bei deren Befiedern jeder einzelne seine gewisse Farbe und Eigenthümlichkeit hat — trägt er in einem Köcher, mit dem stets gespannten Bogen zusammen in der rechten Hand, einen Pfeil gewöhnlich außerhalb dem Köcher und zum Gebrauch gleich fertig.

Der Köcher besteht aus einem einfachen gegerbten Fell, gewöhnlich das eines Fuchses, Waschbären oder auch Hundes; die Pfeile liegen so, daß die Spitzen vorn in das Maul des Felles kommen, und oben sichtbar sind, während der Schwanz des Thieres unter dem Gefieder herunter hängt.

Die Sehne des Bogens besteht aus einem einfachen Hanfseil, das sie sich von den Weißen eintauschen. Früher benutzten sie wohl die Sehnen der erlegten Thiere dazu, das jetzige ist ihnen aber wahrscheinlich bequemer, also deßhalb auch lieber, denn arbeiten mag der californische Indianer eben so wenig, wie sein östlicher Bruder.

Auf Schmuck, Perlen und dergleichen geben sie nicht viel, und ich habe nie gesehen, daß sie Geld oder Waffen für etwas derartiges ausgetauscht hätten. Früher mag das wohl geschehen seyn, jetzt sind sie aber unstreitig vernünftiger — vielleicht auch nur durch Schaden klug geworden. Ein Schmuck nur ist, auf den sie wirklich etwas halten und den sie mit allem bezahlen was sie nur auftreiben können, und das sind die großen Schalen der californischen Perlmutter, aus denen sie sehr geschickt länglich viereckige, nach unten etwas breiter auslaufende Stücke zu schneiden wissen, und diese dann an Schnuren um den Hals tragen. Frägt man sie, wie hoch sie solchen Putz verkaufen, so fordern sie nie weniger als eine, oft aber auch zwei und drei Unzen dafür, und geben ihn noch nicht einmal gern her.

Durch die Ohren stecken sie sich ebenfalls Stückchen Holz oder verzierte Federspuhlen, auch habe ich einzelne gesehen, die Löcher durch den Nasenknorpel hatten, Schmuck dort zu tragen, scheinen sie aber abgelegt zu haben. In ihren Kleidern lieben sie dagegen, wie alle wilden Stämme, bunte Farben, am liebsten roth, grell gelb, und hell blau, wie sie sich auch bei der Wahl ihrer Decken stets, wenn das irgend möglich ist, gelbe oder rothe aussuchen. Ich werde nie vergessen, wie ich einmal auf der Jagd einen kleinen Hügel überschritt und mich plötzlich von Angesicht zu Angesicht dem schwarzen Jäger gegenüber befand, ganz genau so wie er im „Freischütz" bei dem ihm fatalen „es lebt ein Gott" über die Bühne springt, bei der Beschwörung seine Perrücke in Gefahr setzt und am Schluß Caspers Seele abholt.

Vor mir stand, in rothen Unterhosen, eine rothwollene Decke um sich hergeschlungen, eine rothwollene Mütze auf dem struppigen rabenschwarzen Haar, gerade aus einem kleinen Klippenhang wild umhergestreuten Gesteins auftauchend, eine hohe, fast außergewöhnlich große Gestalt, aus deren grellrothen Umhüllung nur das kupferfarbige Gesicht mit dem pechschwarzen Haarwulst und die dunklen Hände und Füße hervorschauten. Eine lange einläufige Flinte hielt sie in der Hand, und ich konnte das Weiße in ihren Augen blinzen sehen.

„Samiel hilf!" rief ich unwillkürlich, Samuel nahm das aber wahrscheinlich für eine Begrüßung und sagte mit einem gutmüthigen Lächeln, wobei zwei Reihen von Zähnen sichtbar wurden, deren sich kein Wolf hätte zu schämen gebraucht, „walle walle! Er drehte sich dann vor mir total herum und um seine

eigene Achse — wie die Nürnberger Tamboure auf dem kleinen mit grüner glänzender Wasserfarbe angestrichenen Gestell, als ob er sagen wollte, „bin ich nicht ein ausgezeichnetes Exemplar eines schönen Indianers? steht mir die rothe Unterhose und die rothe Decke und die Jacobinermütze nicht ausgezeichnet? paßt diese lebhafte Farbe nicht ganz ungemein zu meinem Teint, und kannst Du Dir füglich einen wohlgestalteteren Indianer denken?"

Als er wahrscheinlich glaubte, daß er den möglichst günstigen Eindruck auf mich gemacht hatte, nickte er mir freundlich zu, schulterte seine Flinte, Kolben nach hinten, und glitt, von einem kleinen spitzartigen Hund, der mich indessen sehr aufmerksam betrachtet und sich meine Atmosphäre genau gemerkt hatte, gefolgt, in die dichten Rothholzbüsche des Berghanges. Ich blieb noch lange stehen und sah ihm nach, wie die brennend rothe Gestalt nach und nach in dem frischen Grün des Waldes verschwand; unwillkürlich kam mir dabei der Gedanke — „wenn dieser junge Indianer sich plötzlich in diesem Aufzug in Berlin, Dresden oder irgend einer andern Hauptstadt Deutschlands, in einer belebten Straße sehen ließe, wie ungemein sich wohl augenblicklich die Straßenjungen für diesen entsetzlichen rothen oder entsetzlich rothen Republikaner interessiren würden, und welchen von seinen eigenen Erwartungen ganz verschiedenen Eindruck er auf sie machen müßte.

Die Nahrungsmittel der Indianer sind allerdings einfach, aber doch mannichfaltiger als man wohl glauben sollte.

Ihr Hauptnahrungsmittel besteht allerdings in Eicheln, die von den Frauen gestampft und zu einem Brei verarbeitet werden. Stampfen thun sie die Eicheln mit länglich runden Steinen in Felsplatten, die sie auf solche Art noch und noch förmlich mörserartig aushöhlen.

Kochgefäße haben sie dabei nicht, sondern sie höhlen nur in der weichen Erde flache runde Gruben aus, die sie ziemlich fest und glatt klopfen und in diese dann den Brei hineinthun. In einem tüchtigen Feuer glühen indessen eine Portion Steine von 2 bis 6 Pfund groß, diese nehmen sie, wenn sie heiß genug sind, auf sehr geschickte Art mit zwei Rucken heraus, tauchen sie in einen daneben stehenden mit Wasser gefüllten Korb, um die Asche abzuwaschen, und legen sie dann vorsichtig in den Brei, der dann bald zu kochen und Blasen zu werfen beginnt. Wollen sie den Brei noch verdünnen, so legen sie Tannenzweige darüber und gießen durch diese — damit durch das zu schwache Einschütten der Boden des allerdings etwas leicht zerstörbaren Gefäßes nicht aufgewühlt wird, vorsichtig das Wasser ein.

Auf ähnliche Weise kochen sie auch in ihren Körben. Diesen Brei verzehren sie übrigens, wenn abgekühlt, mit den Fingern, indem sie die vier Finger der rechten Hand hineinstecken, eine Partie damit aufgreifen, und die Portion dann in den Mund schieben. Die Frauen essen was die Männer übrig gelassen haben, nur Liebesleute scheinen „zweihändig" zu diniren, was in der Ehe aber jedenfalls ein Ende nimmt.

Kinder scheinen das Privilegium zu haben, mit allen fünf Fingern in den Brei zu fahren, was auch die einzige Art ist, auf welche ihre Hände gewaschen werden.

Außer diesem Eichelmuß bereiten sie übrigens auch noch ein sehr wohlschmeckendes und selbst aromatisches Gericht aus den Samen von verschiedenen Blumen und Kräutern, dessen Zubereitung ich schon früher, glaub' ich, einmal beschrieben habe. In einem flachen Korb, der mit einer Futterschwinge Aehnlichkeit hat, werfen sie diesen eingesammelten Samen, mit lebendigen Kohlen vermischt, auf und nieder, wodurch die Körner vollkommen gut und gleichmäßig geröstet werden. Sie essen dieß Gemisch trocken, benutzen es aber auch, wenn ich nicht irre, manchmal zu einer Art Thee.

Ferner bereiten sie noch ein, wahrscheinlich ganz gut schmeckendes Brod aus den Eicheln und einer Art rother sehr süßer Beeren, die sie auch geröstet verzehren. Ein Getränk fabriciren sie gleichfalls aus der wilden Kirsche — einer äußerst wohlschmeckenden Frucht, die unserer sauern Kirsche gleicht, nur etwas kleiner ist, — und außerdem haben sie noch, nach den verschiedenen Gegenden in denen sie leben, eine Menge der verschiedensten Früchte, denen zu Liebe sie auch wohl ihren Lagerplatz auf so lange, als jene in Reife stehen und gerade ihren Hauptnahrungszweig ausmachen, verändern.

Zu diesen Früchten gehören: Haselnüsse, Himbeeren, Stachelbeeren, Kirschen, Rothholzbeeren, eine Art wilden Kaffee, Kiefernüsse, wilder Wein, an manchen Stellen Erdbeeren, und hie und da noch Wurzeln die sie zu finden und zu benutzen verstehen. Besonders große Vorräthe sammeln sie von den Weintrauben ein, die ihnen ein so wohlschmeckendes als gesundes Nahrungsmittel bieten.

Außerdem verzehren sie übrigens auch noch alles andere, was ihnen vorkommt. Fleisch gehört zu ihren Leckerbissen, Rindfleisch ist aber theuer, und sie können es nicht immer kaufen, und die entfernter wohnenden Stämme, die nicht so leicht Entdeckung zu fürchten haben, stehlen auch wohl ein Maulthier zu gutem Braten; Hunde mästen und schlachten sie ebenfalls. Alles von Wild, vom Hirsch herunter bis zur Waldmaus — was sie davon bekommen können, Raubvögel und Krähen, wie Rebhühner und Tauben — was sie sämmtlich mit ihren Pfeilen erlegen — wird verzehrt, und als Delicatessen, gewissermaßen als Dessert, gelten unausgewachsene Wespen, Raupen und Graspferde oder Heuschrecken, von welchen letztern sie, nachdem sie das Gras angezündet und niedergebrannt, ganze Haufen einsammeln und rösten.

Brod essen sie ungemein gern, besonders die Frauen, die, wenn sie nur irgend in die Nähe von Zelten kommen, dort gewiß ein Stück Brod oder Schiffszwieback zu bekommen suchen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß all die verschiedenen Zubereitungen ihrer Speisen, als das Einsammeln und Aufbewahren und Trocknen der Früchte, das Stampfen der Eicheln rc. die Frauen besorgen, der Herr Gemahl liegt indessen ruhig im Grase, alle viere ausgestreckt, und wartet bis er zum Verzehren der für ihn angerichteten Speisen gerufen wird, gerade wie in Deutschland; der einzige Unterschied ist, daß das schöne Geschlecht in Californien in den Wald, und in Deutschland auf den Markt geht.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

3. Raschid. (Rosette.)

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Trotz der späten Zeit standen immer noch die Schaaren der Zuschauer längs den Straßen und umgaben uns. Plötzlich zertheilten sie sich; alles kam in Bewegung, der Bräutigam stand auf, man brachte die Braut, ein hohes, schlankgewachsenes Mädchen, das vom Kopf bis zu den Füßen sorgsam in einen großen rothen Shawl gehüllt war. Ihr Gesicht konnten wir deßhalb nicht sehen, aber ihre üppigen Formen malten sich deutlich genug unter den Falten des Schleiers ab. Auf ihrem Kopfe glänzte außer dem Shawl eine konische Mütze, die mit

farbigen Steinen, Agaten, Smaragden und Perlen geziert war; eine ungeheure Menge auf den Näthen aufgeheftetet Goldmünzen verschiedener Größe, von den derben „Fonduklys“ und „Ser Machbubs“ bis zu den sehr kleinen nur drei Piaster geltenden Münzchen herab, zierten Hals und Brust bis zum Gürtel. Zwei bejahrte Damen in langen, weiten Chabaras (eine Art Mantel aus einem viereckigen Stück schwarzen Taffts), und in schmalen Schleiern, die bis auf die Knie fielen und nur die Augen und den obern Theil der Nase offen ließen, hielten die Braut bei den Händen, und traten zugleich mit ihr unter den Baldachin aus grünem Krepp, der an vier, von vier Knaben getragenen Stangen befestigt war. Hinter ihnen kamen viele andere Frauen in ähnlichen schwarzen Chabaras, aber in baumwollenen blau und weiß gestreiften Tüchern (melaie), die hier von Frauen der mittlern und untern Stände statt der Mäntel getragen werden. Sie alle erfüllten unaufhörlich die Luft mit einem sehr seltsamen laut lärmenden Geschrei, womit hier das schöne Geschlecht bei Hochzeiten und ähnlichen Aufzügen seine Freude, bei Begräbnissen seine Trauer ausdrückt. Dieß Geschrei (segroute, in der Mehrzahl sagarit), hat den Ton „lu-lu-lu-lu-lu“, wird lang und außerordentlich rasch wiederholt, und stets mit feiner Falsettstimme ausgestoßen.

Vier Mann mit den obenbeschriebenen Wachskandelabern und ein Theil der Maschallahträger schritten jetzt von unserer Cortege und stellten sich vor dem Baldachin der Braut auf; auch sie mit den sie begleitenden Damen und Gefolge umgaben zwei Abtheilungen Soldaten, die keine fremden Leute heranließen, und so zogen wir alle mit einander nach der Kirche, wobei wir noch etwa eine Stunde lang in den verschiedenen Theilen der Stadt herumspazierten. Während dieser ganzen Zeit betrachtete ich die Physiognomie des Bräutigams, die mich im höchsten Grad interessirte; im ganzen Verlaufe des Abends suchte ich vergebens ihren Ausdruck zu errathen. Niemals sah ich bei irgend einem Menschen eine so kalte marmorartige Unbeweglichkeit des Gesichts: mit Ausnahme der natürlichen Bewegung der Augenlieder und der Augen bewegte sich an ihm im Laufe mehrerer Stunden, die ich neben ihm zubrachte, auch nicht eine Gesichtsmuskel, auch nicht eine Faser. Er bewahrte die entsetzliche, gleich einer Basaltstatue schweigende Unbeweglichkeit auch nach der Trauung; überhaupt waren alle seine Bewegungen langsam und wie automatisch. Was ging in der Seele dieses jungen Menschen vor, und welchen Eindruck mußten seine Gesichtszüge, die jedenfalls einen entsetzlichen Starrsinn anzeigten, auf seine Braut hervorbringen? Diese Frage ist schwer zu beantworten, so viel ich aber die Bewohner Aegyptens verstehe, kann ich versichern, daß das Herz der letztern nicht jene Gefühle bewegten, unter deren Einfluß eine junge Braut in Europa bebend die geheiligten Stufen des Altars hinanschreitet. In der Folge werde ich noch Gelegenheit haben zu erklären, weßhalb die junge Koptin freilich nicht die schön-freudige Erwartung, nicht die unruhig schwermüthige Neugier, nicht die zarte Furcht und die ungeduldige Beängstigung quälen, welche die Brust eines unschuldigen europäischen Mädchens, das zum Traualtar geht, bewegen und ihren Puls beschleunigen.

Um drei Uhr nach Mitternacht trafen wir endlich an der Thüre der koptischen Kirche ein, ein neues Gebäude, das sich von den benachbarten Häusern in keiner Weise unterschied. Wir traten in eine lange, dunkle gewölbte Galerie, wo wir einige Minuten auf die Ankunft der noch etwas zurückgebliebenen Braut warteten. Ich betrachtete inzwischen die Oertlichkeit, und bemerkte einen an die Wand gelehnten, aus Holz gehauenen Löwen von ungeheurer Größe; man sagte mir, er habe einst das Vordertheil eines türkischen Kriegsschiffs geziert, das in der Nähe von Raschid scheiterte, konnte mir aber nicht erklären, wann und warum er hieher kam. Aus der Galerie traten wir in einen zweiten dunklen Gang, und von da in einen viereckigen, von Säulengängen umgebenen und mit Bäumen bepflanzten Hof. Hier erst öffnet sich der Eingang in die eigentliche Kirche, und der Zweck dieser Einrichtung ist bloß, daß die auf der Straße Gehenden nicht hören können, was in der Kirche zur Zeit des Gottesdienstes vorgeht, weil man vor dem Fanatismus und der Beschimpfung von Seite der Moslims sich scheut. Dieser Fanatismus wagte allerdings unter der eisernen Hand Mehemed Ali's fast nie sich zu zeigen, ist aber noch nicht erloschen, und hat auch seine frühere Stärke nicht verloren, wie die Ereignisse und der qualvolle Tod eines Kopten zu Damiat im J. 1845 zeigten.[1]

In der Vorhalle trat ein alter Geistlicher von hohem Wuchs und ziemlich wohlbeleibt, in der gewöhnlichen Kleidung der weltlichen Kopten, und mit ihm zwei zerlumpte und schmutzige Jungen uns entgegen. Der Geistliche sang, indem er auf große kupferne Teller schlug; die Knaben dagegen hatten eine große, sehr dünne Glocke in den Händen, auf die sie außerhalb mit eisernen Stäbchen schlugen. Der Bräutigam und die Braut standen neben einander, die letztere rechts, und wir alle traten im Gefolge des Geistlichen in die Kirche. Das Innere derselben, wohin zwei Thüren führten, stellte ein längliches Viereck dar; vier Backsteinsäulen stützten die Seitengalerien, welche durch ein dichtes Holzgitter verschlossen waren und von den Thüren gerade nach dem Altar führten. Der letztere war, wie in Rußland, von der übrigen Kirche durch den Bilderschrein getrennt, welcher mit vier Bildern auf Goldgrund geschmückt war, die unten lange arabische Inschriften, schwarz auf weißem Felde, hatten. Eines dieser Bilder stellte die Mutter Gottes dar, welche den Heiland als Kind in den Armen hält; an den in byzantinischem Geschmack gemalten Köpfen waren vergoldete Glorien angebracht, aber ganze Metallbleche an den Bildern, wie sie in Rußland üblich sind,[2] sah ich nicht bei den Kopten. Ein zweites Bild stellte den heil. Georg zu Pferde dar, dessen Abbildung man in allen koptischen Kirchen findet. Der Vorhang vor der heiligen Pforte befand sich außerhalb und nicht innerhalb des Altars, an welchem gar keine Verzierungen waren, kein Bild, und nicht einmal ein Kreuz; auf dem mit einer rothen Decke bedeckten Tisch stand eine einfache hölzerne Lade, welche das Brod enthielt. Rechts und links vom Altar waren kleine Zimmer mit besondern Ausgängen nach der Kirche; in der Kirche selbst auf der linken Seite nahe der Thüre eine nicht sehr hohe, einfache Kanzel ohne Baldachin für den Prediger; vorn an derselben war eine ausgeschnitzte hölzerne Taube befestigt, und an der Wand oberhalb hing eine sehr mittelmäßig gemalte Abbildung des heil. Abendmahls.

In den koptischen Kirchen gibt es keine Bänke und man hört die Liturgie stehend an, aber für den Bräutigam und die Braut waren Schemel hergerichtet, in der Mitte zwischen den beiden Thüren der Wand, die dem Altar gegenüber steht. Die Braut saß rechts und blieb in ihren Schleier völlig verhüllt; neben ihr standen die beiden sie geleitenden Frauen. Einige junge Knaben und Mädchen, mit angezündeten dicken gelben Wachskerzen, saßen in zwei Reihen vor den Schemeln auf dem Boden; etwas weiterhin, fast in der Mitte der überhaupt sehr kleinen Kirche, stand ein Tisch von einfachem Holz, und auf diesem lag das Evangelium in koptischer Sprache in silbernem Futteral, ein kupfernes Crucifix, zwei runde flache silberne Schüsseln mit Abbildungen von Cherubinen in getriebener Arbeit geschmückt, und große breite kupferne Rauchfässer ohne Deckel und mit ziemlich kurzen Ketten. Der Geistliche, der uns in der Vorhalle entgegengetreten war, und ein zweiter, älterer und kleinerer, begannen die Gebete zu singen, und begleiteten ihren Gesang mit den Klängen kupferner Teller; die beiden Knaben mit den Glocken setzten sich auf den Boden und schlugen mit den Eisenstäbchen an dieselben.

(Schluß folgt.)

Der Obelisk, welchen Mehemed Ali England schenkte, während Frankreich den zweiten erhielt, liegt noch auf den Ufern bei Alexandria, während Frankreich den seinen auf dem Place de la Concorde längst hat aufstellen lassen. Das Parlament und die Presse fangen an sich gegen diese Vernachlässigung zu erklären. (S. Liter. Gaz. 5 Julius.)

[1] S. das Capitel über Damiat (Nr. 180 ff. d. vor. J.), welches als Probe der Schrift Rafalowitschs aus einem russischen Journal ins Ausland überging.

[2] Sie werden in Rußland in Form von Meßgewändern über die Heiligenbilder gelegt.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 168. 15 Julius 1851.

Die celtische Poesie in Frankreich.

Ein Hr. Th. Hersart de la Villemarqué hat kürzlich die „Gedichte der Bretagnischen Barden des 6ten Jahrhunderts“ übersezt und commentirt herauszugeben. Es ist dieß eine der Proben, wie sich in Frankreich mehr und mehr der Sinn für die Volksalterthümer wieder ausbildet und verbreitet. Die Revue des deux mondes vom 1 Julius hat das Werk zugleich mit den gegenwärtig erscheinenden „Papillottes de Jasmin,“ von denen der dritte Band jezt unter der Presse ist, besprochen, und darin Zeugniß abgelegt von dieser neu erwachenden Theilnahme an ächter alter sowohl als neuer Volksliteratur. Da wir schon wiederholt über den „Friseur“ Jasmin oder Jansemin, wie er sich in seiner „Sprache von Oc“ nennt, berichtet haben, so heben wir vorerst nur die Bemerkungen über das Werk Villemarqué's aus.

„Es ist nicht, beginnt der Berichterstatter, die philologische Seite, welche in den von Hrn. de la Villemarqué herausgegebenen Bretagnischen Gedichten am meisten Eindruck macht, oder mindestens interessirt diese Seite hauptsächlich den Gelehrten, welcher den ganzen Werth einer verständigen, auf die Wiederherstellung der Texte und das Wiederzusammenfügen manchmal bedeutender Bruchstücke gerichteten Kritik fühlt. Der französische Commentator hatte in dieser Art von Forschungen die „gälische Archäologie“ von Myvyr und die gelehrten Arbeiten Sharon Turners vor sich. Was aber ein allgemeineres Interesse an diesen bardischen Bruchstücken bietet, das ist die immer noch fortdauernde Lebenswärme, das eigentliche Wesen dieser Poesie in ihren Verhältnissen zu der Zeit, wo sie entstand, mit den Sitten, die sie schildert, mit dem Stamm, dessen Gefühle, Leidenschaften und Unglücksfälle sie darstellt. Der celtische Stamm hat bekanntlich verschiedene Zweige, die gälischen Britten Englands und die armorikanischen Britten Frankreichs: beide haben gemeinschaftliche Helden, gemeinschaftliche Ueberlieferungen, gemeinsame historische Erinnerungen, und sie hatten die gleichen Unfälle zu erdulden. Diese bardischen Gedichte führen zum Theil die Nationalerinnerungen des Landes Wales wieder herauf: sie bilden gleichsam eine leidenschaftliche, traurige Iliade, oder wenn man so sagen darf, die Odyssee eines herumirrenden Volks, das von allen hereinbrechenden Feinden geschlagen wird, von Zeit zu Zeit sich umwendet, um heldenmüthig dem Feinde Mann zu stehen, dann unterliegt und sich in seinen Thälern und Bergen einschließt, um wenigstens am heimischen Herd eine Nationalität zu pflegen, der es nicht mehr das Uebergewicht verschaffen kann. Es ist ein seltsames Volk, das in edler Hartnäckigkeit eben so wenig sterben will, als es zum Leben unglücklich organisirt ist, und das noch immer sich nicht als besiegt erkennen will in einem Kampfe, dessen erste Wechselfälle ins sechste Jahrhundert hinaufreichen! Das sechste Jahrhundert ist in der That ein entscheidender Zeitpunkt für das celtische Volk; es ist der Beginn des Falls dieses von allen Seiten gedrängten, von den siegreichen deutschen Stämmen niedergetretenen Volks. Und mitten in der Wuth dieses tragischen Kampfes strömt die Poesie eines Taliesin, eines Liwarc'h, eines Aneurin aus, welche die Helden und die Kämpfe der Unabhängigkeit in celtischer Weise besingen: Gherent, den Helden von Cornwall und die Schlacht von Longport, Urien, das Haupt der Britten von Cumberland, und die Schlacht von Argoed Llwyfein, den Tod Owens, des Sohnes Uriens. Als historische Urkunden haben diese Gedichte der Barden das seltene Verdienst, das in solchen großen Völkerconflicten häufig fehlende Zeugniß der Besiegten beizubringen. Vom literarischen Standpunkt betrachtet sind sie ohne Zweifel die älteste poetische Inspiration in einer neuern Sprache, wie die ersten Proben der Nationalliteraturen, welche durch die Kritik unserer Zeit so sorgsam wieder hergestellt wurden, und wo die scandinavischen Skalden, die deutschen Minnesänger neben den südfranzösischen Troubadours und den celtischen Barden in so verschiedenen Färbungen auftreten.

„Die bretagnische Poesie ist ihrem Inhalt, wie ihrer Sprache nach tief national, sie ist das Werk einiger wenigen, aber die Seele des Volks athmet darin. Die Barden selbst sind nichts als die Helden der Unabhängigkeit, die im Volksgeist mit einer Art Priesterthum bekleidet sind. Die Poesie war diesem Volke keine künstliche Sache, kein eitles Spiel der Einbildungskraft, sondern etwas religiöses, ehrwürdiges. Nach dem bretagnischen Gesetz war der Barde frei, die Harfe des obersten Barden war fünfmal so hoch geschäzt als der Goldschild des Kriegers oder das schönste Schwert mit silbernem Griff, dreißigmal so hoch als die Lanze und eilfmal so hoch als der Pflug. Die Harfe konnte, wie das Buch und das Schwert, vom Richter nicht mit Beschlag belegt werden. Die zu einer mächtigen Hierarchie verbundenen Barden hatten die Ueberlieferungen der Familie und des Volks aufzubewahren; sie verzeichneten in ihren Gedichten die Ereignisse ihrer Zeit, den Ruhm und das Unglück ihres Landes. Am Tage der Schlacht sangen sie das Lied der bretagnischen Herrschaft, und selbst in der Niederlage erhoben sie noch ihre Stimmen, wie Aneurin, der das Leichenbegängniß der 360 bei Kaltraez getödteten bretagnischen Häuptlinge feiert. Die Einbildungskraft des Volks sah in den Barden eine Verkörperung der alten Kämpfe, sie gewährte ihnen einen Platz in den Nationalüberlieferungen, und die Sage schmückt ihr Leben mannichfach aus. So

berichtet sie von Taliesin. Ein Kind ward in einer mit Fellen überzogenen Weidenwiege dem Meer übergeben; die Wellen trieben sie nach dem Fischplatze Elfins, des Sohns Urien: die Wiege wird aufgefangen, und der, welcher zuerst das Kind sieht, ruft: „Taliesin! (im Celtischen: welch strahlende Stirne!) Dieser Name blieb dem Barden. Taliesin scheint in Cumberland geboren; er wurde Barde im Hause Uriens, und wohnte allen Schlachten jener Zeit bei; als Elfin und alle seine Kinder gefallen, zieht er sich von einem Versteck ins andere zurück, und murmelte zuweilen traurig: „ach, ich habe den Zweig und die Blüthen fallen sehen!“ Noch ernster und tragischer ist die Gestalt Liwarc'hs, der gleichsam der König Lear der Bardendichtung ist. Er hatte 24 Söhne, die alle in den Schlachten ihres Landes fielen, er sah einen der bretagnischen Häuptlinge, den er liebte, fallen, er war Zeuge der fortdauernden Niederlagen seines Stammes, und — allein noch übrig nach so vielen Unfällen, in einem Alter von hundert Jahren, blieb ihm nichts übrig als sich zurückzuziehen in die Nähe der Abtei von Lanvar an den Ufern der Dee, wo er seine letzten Tage zubrachte, gekleidet in einen Mantel von Ziegenhaaren. Der christliche Geist scheint bereits über die düstere, männliche Poesie des hundertjährigen Barden hingegangen zu seyn, und man fühlt etwas wie einen celtischen Hiob. In dem Kloster von Lanvar sollte Liwarc'h auch bald ruhen, und ohne Zweifel wurden auch hier ursprünglich seine Lieder aufbewahret und der Vergessenheit entrissen.

„Es ist nicht zu verwundern, daß Traurigkeit die Grundlage der bardischen Dichtungen ist, denn Traurigkeit ist der Hauptzug der besiegten Stämme. Diese unglücklichen Völker wenden ihren letzten Lebensathem an, um ihre Erinnerungen zu bekränzen, um sich selbst ihre Unfälle zu erzählen. Die Gedichte der Barden, wie Taliesin, Liwarc'h, Aneurin, zählen die Todten auf, die in jeder Schlacht gefallen, sie weisen auf den Wiederschein der Flamme, auf die niedergetretenen und verheerten Felder, auf die verödeten Wohnungen, in welche die Häuptlinge nicht mehr zurückkehren, auf die verlassenen Städte, die zusammbrechenden Kirchen hin, an deren Stelle jetzt der Grasboden tritt, wo „der Klee blüht, roth vom Blut der bretagnischen Krieger.“ Dieß ist die heroische und epische Seite dieser Dichtungen, wo nichts gemachtes erscheint; selbst die Monotonie der Klage zeugt für die Aufrichtigkeit der Bewegung. Neben den historischen Ueberlieferungen, die natürlich den größten Platz einnehmen, zeigt sich aber auch eine andere Art von Poesie die La Villemarqué „die gnomischen Gedichte“ Liwarc'hs nennt. Wahrscheinlich am Abend seines stürmischen Lebens, vielleicht zu Lanvar selbst, hat Liwarc'h mit seinen andern Gedichten auch diese kleinen Lieder niedergeschrieben, die gleichsam einen Schatz von poetischer Moral bilden. Man erkennt darin den seltenen, durchdringenden Geist, und oft auch das Herz des kranken, traurigen Greises, wenn er den Menschen mit dem Blatte vergleicht, das je nach dem Winde sich drehen muß, und das „alt ist, obgleich von diesem Jahr.“ Häufig mischen sich moralische Reflexionen in die heroische Inspiration bei dieser Bardenpoesie, die für uns namentlich ein historisches und literarisches Interesse bot, für die Abkömmlinge desselben Stammes aber mehr als bloß eine nationale Ueberlieferung, ein Schatz von heimischen Erinnerungen sind, die allgewaltig auf die Einbildungskraft des Volks wirken.

„Wie konnte diese in einer 13 Jahrhunderte alten Sprache niedergeschriebene Poesie, die meist nur der mündlichen Ueberlieferung anvertraut war, fortleben und sich erhalten? Das ist eine der halb historischen, halb literarischen Fragen, die man in Bezug auf jede Sprache erheben kann, die von dem Rang einer herrschenden Sprache zu der der untern Classen heruntergesunken ist. Wie soll man sich ihre verschiedenen Schicksale erklären? Wann war sie entschieden als literarische Sprache besiegt? Welchen Ursachen verdankt sie es, daß sie noch Gegenstand des Volkscultus ist? In welchem Maaße werden solche Völkerschaften ihre alte Originalität inmitten einer höhern und stärkern Nationalität bewahren? Die Barden hatten lange nicht mehr ihren Platz an den Höfen, in den Versammlungen der Fürsten, aber sie hatten die Volksfeste, den Schemel am Heerde des Armen, wo sie in tiefem Geheimniß die Lieder der Vorzeit wiederholten, was lange als eine schwer verpönte rebellische Handlung galt. Der Name des letzten Barden, dessen die Geschichte erwähnt, ist nicht bekannt: es war ein armer blinder Greis aus Wales, der unter Heinrich **VIII**, während der Verfolgungen der Katholiken, an der Schwelle des Palastes von Windsor erschien, und die Verse von Taliesin sang: „ich will Eurem König sagen, was ihm zustoßen wird; ein außerordentliches Thier wird hervorgehen aus dem Sumpf von Rianez; es wird die Ungerechtigkeit Maelgouns, Königs von Gwened, strafen, dessen Haare, Zähne und Augen werden gelb werden wie Gold; es wird Maelgoun, dem König von Gwened, den Tod geben.“ Der alte Barde wurde geviertheilt.

„Allmählich vergruben sich die bardischen Gedichte in die gälischen Bibliotheken, aber wurden das Eigenthum unbekannter Sänger, die sie von Geschlecht zu Geschlecht unter sich fortpflanzten. Der Mann, dem man sie dankt, war ein armer Bauer aus dem Thale von Myvyr, der die Liebe zu den Ueberlieferungen seines Landes mit der Muttermilch eingesogen hatte. Owen Jones führte ein seltsames Unternehmen durch: er strebte nach Reichthum und gewann ihn auch, aber nur um der celtischen Poesie ein Denkmal errichten zu können. Daher das Werk, welches unter dem Namen „Myvyrian Archaeology of Wales“ bekannt ist, und den Ausgangspunkt der neuen literarischen Arbeiten über die bardischen Gedichte bildet. Es gibt sich noch jetzt in Wales eine gewisse Bewegung in der einheimischen gälischen Literatur kund, wie auch Hr. v. La Villemarqué in einem andern als dem vorliegenden Werk die neuern Volksdichtungen der französischen Bretagner von Treguier und Leon heraushob. Vor einigen Jahren vereinigten sich die beiden Zweige desselben Stammes zu einem Fest im Lande Wales, um gemeinsam in der Nationalsprache das alte bretagne'sche Lied zu wiederholen: „Nein, Arthur ist nicht todt“ .... Die Zähigkeit des alten Stammes gibt sich noch auf die mannichfaltigste Weise kund.“

Californische Skizzen.

5. Die Indianer Californiens.

(Schluß.)

Was die Erwerbszweige der californischen Indianer betrifft, so sind die einfach genug, aber doch nicht mehr so einfach als in früherer Zeit.

Früher ging der Mann nur auf die Jagd oder beschäftigte sich auch mit der Fischerei, welche letztere überhaupt noch fleißig getrieben wird; jetzt haben die Stämme aber größere Bedürfnisse kennen gelernt, das Wild ist ihnen zugleich fast total weggeschossen, oder doch vertrieben, und der Indianer, der stolze Sohn der Wälder, muß jetzt sogar zu Zeiten, ohne seine Verhältnisse auch nur im mindesten verbessert zu haben, die im Gegentheil eher als verschlechtert angesehen werden können, arbeiten.

Das gefällt ihm nun gar nicht, er thut es auch — das muß man ihm lassen — so selten als möglich, zu Zeiten treibt ihn aber doch der Hunger, vielleicht auch die erst kürzlich geweckte Gier nach berauschendem Getränk, dazu, und man sieht sie dann mit ihren Squaws und allen nur aufzutreibenden Kindern (denn darin geht es ihnen wie allen übrigen faulen Leuten, wenn sie einmal arbeiten, dann sind sie auch gar nicht im Stande zu sehen, daß ein anderer müßig steht) nach irgend einem kleinen Gulch, um etwas Gold auszuwaschen. Ein neues Loch graben sie aber zu diesem Zweck nicht gerne, sondern sie visitiren lieber alte Gruben, um hie und da noch zurückgelassene gute oder mittelmäßig gute Stellen nachzukratzen. Nun wissen sie aber auch recht gut, daß sie in einer wieder gegrabenen oder auch nur angefangenen Grube — in die letztern gehen sie aber überdieß nie — sobald irgend ein Stück Handwerksgeräth darin steht, nicht arbeiten dürfen, oder wenn sie es doch beginnen wollten, gleich wieder hinausgejagt würden, deßhalb warten sie nun, falls sie einen solchen Platz ausfänden, den sie für reichhaltig hielten, bis die Arbeiter in der Mittagszeit ihre Gruben verlassen, um ihr Essen sowohl zu kochen, als auch gewöhnlich ein oder zwei Stunden Rast zu halten; dann kommen sie hinter dem Hügel, hinter dem sie bis dahin ruhig gelegen, rasch vor; einer steht Wacht und die andern machen sich dann mit einem Fleiß, den man ihnen kaum zutrauen sollte, über die Grube her, und während die einen, das Werkzeug der Weißen sogleich und ohne viele Umstände benutzend, loshauen, kommen die andern, Frauen und Kinder gewöhnlich, mit ihren Pfannen herbei und waschen aus. Lassen sich die rückkehrenden Miner wieder sehen, so ist auf ein gegebenes und verabredetes Zeichen die ganze Schaar in wenigen Minuten verschwunden, und der, der sich vorher die größte Mühe gegeben hatte, ein Loch vielleicht 8—10 Fuß tief auf die Golderde hinunter zu graben, findet jetzt, daß ihm die besten Stellen schon herausgewaschen sind, aber doch wenigstens ein ganz guter Anfang dazu gemacht ist.

Es ist übrigens wenig genug Gold, das sie auf solche Weise zusammenbringen, sey es aber auch noch so viel, von den Händlern, die in den benachbarten Lagerplätzen Spirituosen, bunte Kattune und Brod feil haben, werden sie doch darum betrogen.

Im Anfang, als die Minen zuerst entdeckt wurden, haben sie allerdings zu ganzen Stämmen für Weiße gearbeitet und wenig genug dafür bekommen, und hie und da, besonders in den nördlichen Minen, geschieht das auch wohl jetzt noch, doch haben die Indianer auch schon nach und nach einen etwas bessern Begriff von dem Werth ihrer Arbeit bekommen, und wenn auch billig, sind sie doch nicht mehr so billig zu miethen als früher. In den südlichen Minen habe ich übrigens gar keine für Weiße nach Gold arbeiten sehen, sie haben keine Ausdauer dazu, dagegen beschäftigen sie sich hie und da in den Kaufzelten der Händler, schleppen Holz und Wasser herbei und kehren den Verkaufsraum aus, wofür sie dann zu Zeiten einen Schluck Whiskey und vielleicht etwas Tabak und Schiffszwieback bekommen.

Eines nur ist, wozu sie sich sehr gut gebrauchen lassen, da dieses auch ihrem müßigen, zwecklosen Leben am besten entspricht, und das ist das Hüten der Rinder und Pferde, die man ihnen, wenn man seinen Mann nur ein klein wenig kennt, recht gut anvertrauen kann. Sie sitzen dabei entweder im Sattel oder liegen unter einem Baum, oder schlendern auch nach ihrer Bequemlichkeit unter den Bäumen herum: ein solches Leben ist gerade wie für sie gemacht, und sie sind dann auch mit ziemlich geringer Vergütung zufrieden.

Auf der Jagd oder bei der Arbeit im Lager oder auf dem Marsch, ist eine eigene Art von Hunden der unzertrennliche Begleiter des Indianers. Er gehört zum Geschlecht der Spitze, oder hat eigentlich ein mehr fuchsartiges Aussehen, aber mit in die Höhe gedrehtem Schwanz. Die Farbe wechselt, aber ist meist schwarz und weiß. Diese Hunde sind dabei ein so inniger Theil des Indianers, und theilen so ganz seine Gefühle, daß sie sich selten oder nie mit einem Weißen befreunden, und einen unbändigen Zorn zeigen, wenn sich einer dieser bleichen Eindringlinge sollte beikommen lassen, ihr eigenes Lager zu besuchen. Auf der Jagd sind sie dem Indianer übrigens, besonders auf Eichhörnchen, viel werth, die sich in Californien meist auf der Erde aufhalten und von den schon darauf abgerichteten Hunden leicht gefangen werden.

Was die Wintervoräthe der Indianer betrifft (zu denen der Hund übrigens ebenfalls mit gehört), so sammeln sie, neben allen andern Früchten die sie bekommen können, meistens doch Eicheln ein, und sowohl die süße Art der Ebenen als die bittern der Berge. Mit ihren Vorrathskammern geben sich aber die südlichen Stämme nicht so viel Mühe als die nördlichen, welche letztere von Schilf ordentlich zierliche, schlanke und hohe, kegelartige Röhren bauen, in denen sie ihre Früchte aufbewahren. Die Indianer des Südens, so weit ich sie beobachten konnte, flechten nur eine Art Nest in niedere Bäume, und schützen dieß, wenn es gefüllt ist, gegen den Regen; auch sammeln sie nicht so viel ein, und nach der Regenzeit, den ganzen Sommer hindurch, bis die jungen Eicheln wieder reif werden, müssen die Frauen mit ihren spitzen Körben hinaus und sammeln was sie bekommen können, wobei sie dann sogar nicht die sorgsam und durch Spechte gehackten Löcher in Fichten und die wohl aufgespeicherten und vollkommen sicher geglaubten Eichelvorräthe der armen Eichhörnchen verschmähen oder schonen.

Hie und da trocknen sie auch Fleisch, aber nur selten.

Ihre Wohnungen sind im Sommer die einfachsten Buschhütten, oft nur in die Erde gesteckte Sträucher, in deren Schatten sie liegen. Im Winter bauen sie sich dagegen, besonders im Norden, feste Erdhütten, fast nach Art der Mandan-Indianer in Nordamerika, nur nicht so geräumig, und hie und da benutzen sie auch nur Kieferrinde dazu, die sie, der durch die Spechte eingehauenen Löcher wegen, doppelt oder dreifach übereinanderlegen und gut befestigen.

Ihre Feuerzeuge, d. h. die der noch mit den Weißen wenig oder gar nicht in Berührung gekommenen Stämme, denn die andern gebrauchen, schon sehr civilisirt, Streichhölzchen — bestehen aus zwei Stücken Holz, die sie rasch an einander reiben und dadurch entzünden. Die Art, wie sie es thun, ist aber von der verschieden, die ich bis dahin beschreiben gehört habe. Sie nehmen vor allen Dingen nicht ein hartes und ein weiches Stück Holz, sondern zwei weiche Stücke, in das eine schneiden sie dann ein kleines, rundes Loch, dem wiederum ein schmaler Einschnitt an irgend einer Seite Luft gibt, und stecken in dieses einen zugespitzten Stock. Das erste Holz legen sie fest auf irgend einen platten Gegenstand auf, das zweite halten sie aufrecht zwischen ihren beiden Händen und drehen dieses letztere nun wie einen Quirl, so scharf und rasch sie können, in der vorher gemachten Oeffnung herum. Bald darauf kohlt das untere Ende des Quirls, und dieser feine, schwarze Staub der sich dadurch absondert, entzündet sich, mit nur einiger Ausdauer, bald darauf, und brennt dann gerade wie Zunder.

Und was wird das Ende dieser Stämme seyn? Fragt die Gebeine der Delawaren und Yamussen, der Mohawks und wie sie alle heißen, die in den atlantischen Ländern modern, während der Fuß ihrer Sieger und Vernichter ihre Gräber schändet.

Von Osten herüber drängt die weiße Bevölkerung in unaufhaltsamem Zug; der Büffel, das einzige Subsistenzmittel der Prairiestämme, wird mit jedem Jahre mehr und mehr ausgerottet, und das Ende dieses stolzen, kriegerischen Geschlechts ist vorauszusehen. Bis jetzt waren sie noch immer auf den Westen angewiesen, von Westen her wälzt sich aber ebenfalls eine neue Schaar tollkühner Abenteurer, und die letzte Zuflucht der armen Indianer werden die unwirthsamen Felsengebirge werden. Und wovon dort leben? — Sorgt Euch nicht, Ihr Vertriebenen, Euer Schicksal ist nicht mehr so weit hinausgeschoben, mit dem letzten Büffel stirbt auch der letzte Indianer, und Amerika ist dann civilisirt.

Wanderungen in Aegypten.

3. Raschid. (Rosette.)

Erster Artikel.

(Schluß.)

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß außer mir, der dem Gang der Ceremonien mit gespannter Neugierde folgte, die ganze übrige Versammlung gar nicht auf den Gottesdienst hörte. Die Kopten verschafften sich da und dorther Stühle, setzten sich mit dem Rücken gegen den Altar und die Geistlichen, schwatzten laut unter einander, gähnten, tranken unaufhörlich Wasser aus den von ihren Dienern mitgebrachten Krügen u. s. w. Die Kasise hielten häufig inne, als sey ihnen die Ordnung des Gottesdienstes nicht ganz bekannt, stritten darüber unter sich, schmälten die Kinder, welche die angezündeten Lichter vor dem Bräutigam und der Braut hielten, und vergebens suchte ich den strengen Anstand von Seite der dienstthuenden Geistlichkeit und die tiefe Andacht von Seiten der Laien, die man bei uns der Kirche zollt, und woran wir gewöhnt sind.

Bald konnte der Bräutigam, der schon lange mit Ermüdung und Schlaf gekämpft hatte, dem letztern nicht mehr widerstehen; er schloß die Augen, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schlummerte ein trotz aller Anstrengungen munter zu bleiben; die Braut, scheint es, wurde ihrerseits gleichfalls schläfrig, aber niemand achtete darauf. Der Bräutigam öffnete mit Gewalt die Augen, als der Geistliche eine große einfache Flasche eröffnete, zu ihm hintrat, und mit dem Zeigefinger das Zeichen des Kreuzes mit dem heil. Oel auf die Stirne und die Handflächen machte; dasselbe that er dann auf die Stirne der Braut, indem er sie vorsichtig entblößte; die Handflächen aber berührte er nicht. Dann wurde auf beider Kopf ein schmaler kupferner Ring in Form eines Diadems gesetzt. Der andere Geistliche setzte inzwischen das Lesen aus einem Buche in zwei Colonnen, nämlich in arabischer und koptischer Sprache, fort, und wiederholte häufig die Worte „Kyrie eleyson," die auch in den koptischen Gottesdienst übergegangen sind.[1] Alles dieß dauerte etwa $2^{1}/_{2}$ Stunde. Hierauf trat der ältere Kasis an den Altar, zog ein weißes, durch die Länge der Zeit dunkel gewordenes seidenes Meßgewand mit kurzen Aermeln an, das der Kleidung der katholischen Geistlichkeit ähnlich und mit vielfarbiger Seide gestickt ist, und nahm den Turban ab, bedeckte statt dessen seinen geschornen Kopf mit einem langen, schmalen, weißseidenen Tuch, und las dann allein am Altar mit leiser Stimme die Frühmesse. Der Vater des Bräutigams und der der Braut standen an den Seiten der geöffneten heiligen Pforte, und beteten etwa eine Viertelstunde lang mit leiser Stimme, während ein Knabe laut das Evangelium in arabischer Sprache las; dieser Augenblick schien mir wahrhaft feierlich und rührend. Nach dem Ende der Liturgie nahm der ältere Geistliche das Abendmahl; hierauf führte man den Bräutigam an den Altar, der dreimal um den Tisch herumging, und das heilige Abendmahl einnahm, worauf es auch die Braut empfing; letztere trat, auf die beiden Frauen gestützt, in die Abtheilung rechts vom Altar und blieb an den Seitenthüren stehen; um ihr das Abendmahl zu reichen, entschleierte der Kasis mit der äußersten Vorsicht den untern Theil des Gesichts. Die Kopten nehmen gesäuertes Brod beim Abendmahl, und den Wein wie in der griechischen Kirche; nach ertheiltem Abendmahl sammelte der Geistliche sorgfältig die auf dem Glasteller zurückgebliebenen Brodkrümchen und verzehrte sie; dann goß der Bräutigam ihm dreimal Wasser in die Hände, welche die Gefäße mit dem Brode und Wein berührt hatten; der Geistliche wusch sich mit diesem Wasser, trank davon, und gab auch dem Bräutigam ein wenig davon zu trinken. Alle kehrten dann vom Altar in die Kirche zurück, welche die beiden Neuvermählten im Kreise umgingen unter dem Vorantritt der beiden Geistlichen und der angezündete Kerzen tragenden Kinder; hinter ihnen wurden Fahnen getragen und zogen die Verwandten. Eine Frau führte auf der rechten Seite des Bräutigams die junge Gattin, welche sich kaum noch auf den Füßen hielt. Auf die Schultern des Bräutigams legte man einen kurzen, nur bis zum Gürtel reichenden Mantel aus Silberstoff mit darauf genähten arabischen und koptischen Inschriften; in beiden Händen hielt er das früher auf dem Tisch gelegene Evangelium, eingewickelt in das Nesseltuch, das er im Busen trug. Alle übrigen Frauen, die bei der Thüre der Kirche zurückgeblieben waren, und unter denen ich auch einige Negerinnen bemerkte, wiederholten während dieser Zeit öfters das oben schon erwähnte Freudengeschrei.[2]

Um fünf Uhr Morgens kehrten wir aus der Kirche zurück nach dem Hause des Neuvermählten. Fantasias und Aufzüge fanden nicht mehr statt; der junge Mann, der sein geheimnißvolles Schweigen bewahrt hatte, schritt allein dahin, wie von allen verlassen, und begab sich, als er nach Hause gelangte, sogleich zu seiner Mutter, wohin bald auch die Braut geführt werden sollte; die Gäste und der Vater versammelten sich wieder im Saale, um zu rauchen und Kaffee zu trinken. Man redete uns zu, bis zum Frühstück (fetyr) zu bleiben, aber wir schlugen entschieden die Einladung aus, verabschiedeten uns endlich zu meiner nicht geringen Freude von der Gesellschaft, und entfernten uns.

[1] Die Kopten nahmen in den ersten Jahrhunderten das Christenthum an, verfielen aber bald in die Irrlehren der Monophysiten und Monotheleten, weßhalb sowohl die orientalische als die occidentalische Kirche sie als Ketzer betrachten. In neuerer Zeit haben die römischen Missionare eine kleine Anzahl Kopten beredet, die Obergewalt des Papstes anzuerkennen. Der koptische Patriarch lebt in Cairo, nennt sich aber den alexandrinischen; er weiht den abyssinischen Patriarchen, der zu diesem Ende aus Gondar nach Cairo kommt.

[2] In einigen Werken werden sogenannte koptische Heurathen erwähnt, die nur auf eine gewisse Zeit abgeschlossen werden, und gewiß hat das Herz mehr als Eines Touristen, der nach den Ufern des Nils zog, stärker geschlagen bei dem Gedanken, die Süßigkeiten solcher temporären Hymensbande zu kosten. Heurathen solcher Art (metua bei den Arabern, alla carta bei den orientalischen Christen genannt) wurden in Aegypten unter dem Chalifen Abdallah el Mamun, dem zweiten Sohn Harun Erraschids (809—832 nach Chr.), eingeführt. Wer nach einem schriftlichen, vom Cadi bestätigten Act in eine solche Ehe trat, war verpflichtet, die bestimmte Zeit mit seiner Frau zu leben, und nach Verfluß dieses Zeitraums ihr eine bestimmte Summe auszuzahlen; die mit einander erzeugten Söhne gehörten dem Vater, die Töchter nahm die Mutter mit sich. Bei den Moslems wurden diese Contracte nicht selten erneuert und endigten mit einem gesetzlichen Ehebündniß; unter den Christen ist diese Sitte jetzt, wie es scheint, abgekommen.

Die Hochlande und Inseln Schottlands scheinen in einen chronischen Zustand der Verarmung übergegangen zu seyn: die neuesten Berichte bringen Trauriges über Hunger und Mangel an Arbeit. Man hat alles versucht, auch Almosen gespendet, aber nichts will helfen, und die gutgemeinten Anstrengungen scheinen nur den Kampf in die Länge zu ziehen. Staatsmänner sollten der Frage auf den Grund gehen: kann der Boden die vermehrte Bevölkerung ernähren oder nicht? (So das Athenäum; die Antwort darauf ist ziemlich bald gegeben: mit den großen Besitzungen des Adels verträgt sich die jetzige Bevölkerung nicht, denn einen Pacht kann man von so geringem Boden nicht zahlen.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 169. 16 Julius 1851.

Die Racenentartung in Amerika.

(Nach dem New Monthly Magaz.)

Als Columbus und seine Gefährten zum erstenmal auf den Inseln und dem Continent der neuen Welt landeten, fanden sie in der Thier- und Pflanzenwelt nichts was genau dem glich, was sie hinter sich gelassen. Bäume, Stauden, Pflanzen, Blumen boten einen eigenthümlichen Anblick; die Fische des Meeres, alles was klettert, kriecht und auf der Erde läuft, selbst die Bewohner der Luft waren verschieden von dem was sie kannten. Vergebens suchten sie Pferde, Ochsen und Schafe; es gab keine. Obwohl aber nichts von dem was sie sahen, genau identisch war mit dem was sie von der alten Welt her kannten, so hatten doch die seltsamen Thiere und Pflanzen eine allgemeine Aehnlichkeit: es gab Affen und Alligators, wenn auch verschieden von den Affen und Krokodilen der alten Welt; Löwen und Tiger waren durch den Puma und Jaguar repräsentirt, der Büffel und der Ochse durch den Bison der Prairien und den Moschusochsen des Nordens, das Kamel durch das Lama und Alpaca, das Schwein durch den Tapir, der braune Bär durch den grauen und das Rennthier durch das Caribu. Der Mensch fand sich gleichfalls in der neuen Welt. Unzweifelhaft unterschied er sich wesentlich von dem Menschen der alten Welt durch die äußere Form, welche stets die unterscheidendsten Racenkennzeichen darbietet; auch unterschied er sich, wie die Wissenschaft später nachgewiesen hat, einigermaßen durch seine Organisation, durch seine moralischen und gesellschaftlichen Verhältnisse; weil aber die allgemeinen Kennzeichen, so wie die Grundlagen der Sprache mit denen der übrigen Stämme der Menschheit zusammentrafen, nahm man, obwohl der Unterschied aller andern lebenden Wesen dieses Theils der Erde von denen der alten Welt ohne Umstände anerkannt wurde, doch beim Menschen die Gleichheit an, und wenige nur wagten den Gedanken, daß der Amerikaner ein anderer Mensch sey als die übrigen. Mit aller Gewalt sollten die Amerikaner Europäer oder Asiaten seyn, die durch Sonne und Wind kupferfarbig geworden, und die gewaltsamsten Conjecturen wurden aufeinander gethürmt, um dieß zu beweisen.

Allmählich mußten aber auch die entschlossensten Vertheidiger der Einheit des Menschengeschlechts, Dr. Prichard z. B., gestehen, daß die Urrace Amerika's sich von den Bewohnern der alten Welt sehr wesentlich unterscheide. Man muß anerkennen, sagen sie, daß es gewisse allen Nationen dieses Erdtheils gemeinsame Charakterzüge gibt, daß starke Gründe, wo nicht Beweise für den gemeinsamen Ursprung oder wenigstens für eine sehr alte Verwandtschaft derselben sprechen, und daß die Gesammtheit dieser Bevölkerung eine eigenthümliche Form der Menschennatur darbietet. Das werthvolle Werk des Dr. Morton, das allen denen bekannt ist, welche sich mit ethnologischen Studien beschäftigen, hat die Kenntniß der Kraniologie der amerikanischen Nationen sehr vermehrt. Aus der Untersuchung einer großen Anzahl Schädel hat dieser Gelehrte ermittelt, daß der runde Kopf, das schwache Hervortreten des Hinterkopfs und die Abplattung der Stirne mehr oder minder stark ausgesprochene Züge aller Stämme vom Feuerlande bis nach Canada hinauf sind. Auch hebt er hervor, daß die geringe Höhe der Stirne zum Theil durch die im Allgemeinen bedeutende Breite aufgewogen wird. Die merkwürdigen Beobachtungen von Dr. Morton erleichtern zwar die Einsicht, daß die sämmtlichen alten Amerikaner zu Einer Gruppe gehören, sie gestatten aber nicht, die Verschiedenheiten unter ihnen festzustellen, und sie nach dem Grad der Verwandtschaft zu classificiren. Dazu sind nur die Arbeiten der großen amerikanischen Philologen, Duponceau, Pickering und Gallatin, geeignet. Der klarste und entscheidendste Beweis der Verwandtschaft dieser Nationen findet sich im Mechanismus ihrer Sprachen. Namentlich Gallatin und Humboldt heben heraus, daß die amerikanischen Sprachen, so verschieden auch ihr Wörterbuch seyn mag, doch in ihrem Bau und ihren grammatischen Formen sich gleichen. Die Verschiedenheiten der amerikanischen Sprachen, die man sehr übertrieben hat, sind augenscheinlich local oder zum mindesten haben sie sich erst nach der Niederlassung des auswandernden Stammes gebildet. Die Anklänge mit asiatischen Sprachen dagegen sind viel zu unbedeutend, um in Betracht zu kommen. Sprachen und physische Eigenthümlichkeiten wirken also zusammen, um den amerikanischen Nationen eine Unabhängigkeit der Abstammung zu sichern, und in dem moralischen, gesellschaftlichen und intellectuellen Zustande dieser Völker finden sich gemeinsame Züge, welche einerseits auf deren enge Verbindung unter einander und ihren Unterschied von den Racen der alten Welt hindeuten, und andererseits beweisen, daß sie keineswegs in urthümlicher Barbarei oder in reinem Naturzustande sich befinden, sondern im Gegentheil die letzten Reste einer einst auf der Stufenleiter der Civilisation und intellectuellen Cultur hochstehenden Gesellschaft sind, welche auf die letzte Stufe der Erniedrigung und Entartung herabsank.

Die noch vorhandenen Baureste der alten Zeit, die aus sehr verschiedenen Perioden stammen, beweisen zur Genüge, daß diese Völker längst im Sinken waren, als Ferdinand Cortez in Mexico landete; sie hatten alle Phasen des Fortschrittes erschöpft, die Bevölkerung war, wie jetzt, sehr vermindert, und wurde leicht von der celtiberischen Masse bewältigt, die damals auf dem Gipfel ihrer Macht stand, und durch einen glühenden Entdeckungstrieb und durch eine unersättliche Habsucht zu Eroberungen getrieben war. Wir wissen aber von Anatomen und

Physiologen, daß die europäischen Racen unter den Tropen nicht leben können ohne einen fortdauernden Zufluß neuen europäischen Bluts. Man sehe nur Ost- und Westindien, wo der unwiderstehliche Angelsachse mühselig sein Leben erkämpft gegen Fieber und Dyssenterie, wo er aller Arbeit unfähig, bleich und schwach als Race sich nur erhält durch den ununterbrochenen Zufluß neuen kräftigen angelsächsischen Bluts. Die Spanier besaßen ehemals Centralamerika, wie die Engländer jetzt Indien, aber man kann nicht sagen, daß sie sich daselbst niederließen, sie konnten in dem tropischen Lande so wenig arbeiten, als jetzt der Angelsachse. Daher die Nothwendigkeit einer schwarzen Bevölkerung. Die bleiche, schwache, kränkliche Nachkommenschaft der Europäer kann sich nicht halten einer kräftigen rothen, schwarzen oder Hinduraçe gegenüber. Die Farbe geht ins Rothe, Schwarze oder Braune über je nach den Umständen, und in dem Maaße als sie dunkler wird, verschwinden auch langsam, aber unfehlbar, Civilisation, Wissenschaft und Literatur.

Die celtoiberische und lusitanische Bevölkerung, eine Mischung mannichfacher Stämme, übte während drei Jahrhunderten eine unbeschränkte Herrschaft über Süd- und Mittelamerika aus, und doch, als die Trennung vom Mutterlande erfolgte, fand sich nur noch eine Handvoll reiner Spanier im Lande, die Masse der Bevölkerung bestand nur noch aus Creolen, aus Mulatten, Menschen von gemischtem indischem, Neger- und Europäerblut, eine buntscheckige Menge, deren Enträthselung wir im Werke Tschudi's finden. Die Trennung unterbrach plötzlich den Zufluß celtoiberischen Bluts, das allein den Stamm gegen das Klima und gegen den fortdauernden Angriff der andern zahlreicheren Racen vertheidigen konnte; darum verschwand sie auch rasch, und wird in einem Jahrhundert völlig erloschen seyn, denn in diesen Klimaten können die Europäer nicht arbeiten, noch sich fortpflanzen.

Canning hat im Parlament das berühmte Wort gesprochen, wenn er den Einfluß und die Schätze des alten Spaniens verloren habe, so könne er sich rühmen, die südamerikanischen Republiken ins Leben gerufen zu haben. Wo sind jetzt diese freien Staaten? Einer ist verschlungen durch die angelsächsische Race, und die andern verdammt, dasselbe Loos zu theilen oder indisch zu werden. Der Mangel an europäischem Blut wird das Verschwinden des Mulatten aller Schattirungen herbeiführen; er kann seine Race nicht fortpflanzen, denn er ist keine Race; für ihn gibt es in der Natur keinen Platz. Sobald das Blut der einen Race ihm fehlt, hört er auf zu existiren, und je nach Umständen schreitet er zum Schwarzen zurück oder zum Weißen vor. Die celtoiberische Bevölkerung Amerika's wird also mit der Zeit die Lebensquelle verlieren, und zurückweichen zum Eingebornen, zu der von der Natur dahin gepflanzten Race, die gemacht ist für den Wald, für das Klima, den Boden, die Luft dieses Landes; eine Race, deren Ursprung man so wenig kennt, als den des Lama oder Tapir, des Cavia oder Condor, als den der ganzen pflanzlichen und thierischen Schöpfung des Continents, dessen Anblick den kühnen Columbus entzückte. Alle Menschen, die er gesehen, waren von dem amerikanischen Menschen verschieden, so verschieden vom übrigen Theil der menschlichen Familie, als der Nandu vom Strauß und das Lama vom Kamel.

Jetzt kommt der Angelsachse heran, mit noch größerer Lust nach Reichthümern, noch eifrigerem Streben nach Ländereien. Wird er glücklicher seyn? Wird er eine Menschenrace vernichten und ihre Stelle einnehmen? Das ist sehr zweifelhaft. Seine Aussichten sind für den Augenblick sehr glänzend, aber sie waren es auch eine Zeitlang für Tataren und Mongolen, für Griechen und Römer, und wo sind jetzt diese Völker, die einst die halbe Welt beherrschten? Der Angelsachse hat auch gegen eine stets wachsende schwarze Bevölkerung zu kämpfen. Von Jahr zu Jahr und fast Tag für Tag strömt das beste Blut Englands, Schottlands und Irlands nach der großen amerikanischen Colonie, von Neuorleans und San Francisco bis Montreal und dem rothen Fluß, und ergießt sich in die große Masse, die es belebt und erfrischt, nicht in magerem Bächlein, wie es einst aus Spanien und Portugal kam, sondern in einem großen Strome, fähig jedes Jahr ein großes Reich zu gründen.[1] Aber wenn der Strom einmal anhält, wie dieß unvermeidlich ist, wenn die Colonie auf ihre eigenen Kräfte angewiesen wird, und nicht mehr neues Blut aus denselben Quellen empfängt, wenn die Trennung der Celten, der Sachsen und anderer germanischen Stämme in Amerika selbst vollendet seyn wird, dann kommt die Zeit, um das wahrscheinliche Ergebniß dieses großen Experiments am Menschen zu berechnen. Alle Experimente dieser Art, die schon gemacht wurden, sind gescheitert, warum sollte dieses gelingen? Betrachtet den Franzosen in Canada mit seinen Seigneurien, seinen Mönchen, Jesuiten, seinem umfangreichen Besitzthum, seiner Indolenz, seiner Trägheit und seiner abergläubischen Anhänglichkeit an vergangene Zustände. Er fängt an dem canadischen Angelsachsen zu weichen, eben so wie die entnervten Mexicaner, Texaner und Californier dem Menschen aus den Vereinigten Staaten gewichen sind.[2] Dr. Knox, der in diesen physiologischen Fragen unsere Autorität ist, schreibt folgendes: „ich glaube in dem raschen Verschwinden der Fettschichte unter der Haut bei dem Amerikaner von sächsischer oder celtischer Race den verderblichen Einfluß eines Klimas zu entdecken, welches das Lebensprincip, das Hauptwahrzeichen der Jugend selbst angreift, und ihm einen Schein von frühzeitigem Alter gibt. Eine Race, welche solchen das wahre Leben zerstörenden physischen Verhältnissen unterworfen ist, kann, wo sie auch sich befinden mag, nicht immer leben und sich erhalten. Andere Symptome der Entartung, wie z. B. das frühe Ausfallen der Zähne, haben dieselbe Bedeutung. Die Meinung, daß der Wuchs des Menschen in Amerika zunehme, ist falsch, wie ich es bewiesen habe. Es fehlt uns indeß noch an guten statistischen Nachweisungen. Wir müßten die Geschichte von einem Tausend seit 200 Jahren in Amerika ansässiger Familien, die nie ihr Blut mit neuem europäischen Blut vermengten, besitzen."

Das neue Amerika mit seiner gemischten Race, die aus so bedeutenden Elementen, wie das angelsächsische und celtische, besteht, kann vielleicht eine Stufe von Größe und Uebermacht erlangen, die, wenn auch wie alle menschlichen Dinge nicht sonderlich dauernd, doch vielleicht die Civilisation des westlichen Europa überragt, wie diese die Civilisation des Orients, Griechenlands und Roms überragt hat. Diese großartigen Aussichten für die Zukunft, diese glänzenden Hoffnungen scheinen gerechtfertigt durch die Fortschritte der großen Städte am Meeresufer und durch den allgemeinen, materiellen und politischen Zustand des Landes, entgegen aber steht die unläugbare Wandlung, welche die Physio-

[1] Die Gesammtauswanderung Großbritanniens, die vor wenigen Jahren noch auf 60.000 geschätzt ward, beträgt jetzt 300,000, und dabei sind Deutsche und andere Stämme noch nicht gerechnet.

[2] Es ist augenscheinlich, daß der canadische Voyageur, dessen Gewandtheit, Stärke und Ausdauer so gerühmt wurden, entartet ist. Dr. Bigsby, der Arzt der Gränzcommission, hat die Bemerkung gemacht, daß selbst die ausgewählte Mannschaft schmächtig und schwach an den Beinen ist, während sie durch ihre bunten Gürtel, ihre Straußenfedern und andere Zierrathen sich dem Geschmack des rothen Mannes nähern.

gnomie, die Sitten, der physische und geistige Charakter dieses Volkes erfahren. Die Entartung der Race, welche sich durch eine Verkleinerung des Körpers, durch die bleiche Gesichtsfarbe, die eckige Magerkeit der Nase und der Gesichtszüge und noch mehr in der veränderten Lebensdauer zeigt, beweist zur Genüge, daß dieß Klima und dieser Boden nicht für die europäischen Racen taugen. Noch fehlen, wie gesagt, gute statistische Nachweisungen. Die Städte, deren Bevölkerung am schnellsten wächst, sind gerade die, wo der größte Zufluß von Fremden stattfindet, ein Umstand, den man viel zu sehr vergißt und übersieht. Läßt man aber die große Thatsache bei Seite, daß die Zeit, welche für die Einzelinge von so großer Wichtigkeit und in den historischen Epochen ein so bedeutendes Element ist, in der Natur, in der Aufeinanderfolge der Racen, Zeitalter und Schöpfungen gar nichts gilt, dann muß ein vorurtheilsfreier, leidenschaftloser Beobachter schon jetzt zu einem nichts weniger als günstigen Schlusse kommen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Distrikte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla, Nautla und Jalacingo im Mai bis Julius 1830.

Zweiter Abschnitt.

Huatusco. Mein Aufenthalt in Huatusco dauerte bedeutend länger als ich es mir anfangs vorgenommen hatte: fast eine Woche blieb ich in dem gastlichen Hause meines lieben Landsmannes, und befand mich unter der Pflege einer liebenswürdigen deutschen Hausfrau und im Kreise munterer blondgelockter Kinderchen so wohl, so heimisch, daß ich nicht gern ans Weiterreisen denken mochte. Dazu kommt noch, daß der ganze Ort etwas sehr Gemüthliches hat: er ist nicht sehr groß, aber sein Umfang steht ganz im Verhältniß zu seiner Bevölkerung, die etwa 4000 Seelen betragen mag, die Hauptstraßen sind ziemlich gerade und regelmäßig, und der Platz auf welchem die Parochialkirche steht, ist recht hübsch: die Häuser sind meist einstöckig und auf die Straße hinaus mit einem Vordach versehen, was sehr zweckmäßig ist, da es hier wohl 300 Tage im Jahr regnet, einen Vorzug den es mit Orizaba und Jalapa theilt: ausgenommen im Mittelpunkt des Städtchens, stehen die Häuser nicht dicht neben einander, sondern werden durch Gärtchen geschieden, welche dem Ganzen ein sehr freundliches Ansehen geben. Besonders reizend sind aber auch hier wieder, wie in Orizaba und Cordova, die sogenannten Callejones (Vorstädte) mit den grauen Lehmhütten und allerliebsten Gärtchen der Indier, welche sich auf der einen Seite des Orts (vorzüglich malerisch) am Abhang eines steilen Berges hinziehen, dessen Fuß von einem schönen klaren Gebirgswasser umsäumt wird. Dieses, der Rio de Huatusco, schlängelt sich an der Nordseite von Huatusco zwischen bald mehr bald weniger steilen, zum größten Theil mit grünen Wiesenmatten überzogenen Bergen hin und bildet in einiger Entfernung von dem Städtchen zwei prächtige Wasserfälle, die ich leider nicht in ihrer ganzen Großartigkeit gesehen habe, weil zu jener Zeit der Wasservorrath nicht bedeutend war. Die Ufer dieses Flüßchens sind besonders des Morgens und Abends sehr belebt, indem, da die Aguadoras (Wasserträgerinnen) hinunterkommen, um das Wasser zu schöpfen, welches sie in großen irdenen großbauchigen Krügen mit dünnem Hals (Cantaros) frei auf dem Kopf den steilen Berg hinauftragen und in die einzelnen Wohnungen bringen, wo ihnen 6 Cantaros mit 1 Medio (½ Real = 3 sgr.) bezahlt werden. Unter diesen Aguadoras habe ich hübschere Indierinnen bemerkt als ich irgend anderswo gesehen; besonders zeichnen sich fast alle durch eine ganz vortreffliche Körperhaltung aus, und die Leichtigkeit und Eleganz mit der sie, den Cantaro auf dem Kopf, ohne ihn nur mit einer Hand zu halten, die steile Anhöhe hinauf- und hinabsteigen, ist wirklich bewundernswürdig; ihre Kleidung ist sehr einfach und dieselbe, wie bei allen Indierinnen der Umgegend: ein brauner oder blauer [1] baumwollener, eng anschließender Rock (seia) um die Hüften bis an die Enkel des Fußes gehend, und um die Hüften durch eine 6'' breite, blaue oder rothe Binde (faja) festgehalten; die Brust bedeckt ein mit Spitzen (encajes) besetztes Hemd, das bis über die Mitte der Schultern geht und dessen sehr kurze Aermel gestickt sind; das Haar ist in einen Zopf geflochten, der mit einem rothen, an Festtagen mit roth-weiß-blauem Bande umwunden, um den Kopf gelegt wird; an Fußbedeckung ist natürlich nicht zu denken. Sehr ergötzlich ist es anzusehen, wenn sich zwei dieser Aguadoras des Morgens zum erstenmal begegnen und sich begrüßen; sie bleiben dann, mag es noch so steil, abschüssig und schlüpfrig seyn, auf dem Platz stehen wo sie sich treffen, machen, den Krug auf dem Kopf, sich gegenseitig ihre Verbeugung und die Jüngere küßt wohl der Aeltern die Hand, und dann gehen die Erkundigungen nach dem Befinden aller Mitglieder der Familien an, wobei auch Hund, Schwein und Geflügel nicht vergessen werden, worauf die Bestellung der Grüße folgt; diese Begrüßung, eine Sitte die man bei allen Indiern findet, und die bei allen in denselben feststehenden Ausdrücken und mit denselben Ceremonien geschieht, dauert wohl mehrere Minuten, und mitunter trennen sich auch die Begrüßenden, ehe alle die nöthigen Fragen und Antworten gegeben, dann aber plappert eine jede die noch fehlenden Phrasen gewissenhaft im Weitergehen vor sich hin. Außer für die Aguadoras ist jener Fluß auch noch ein Sammelplatz für die Lavanderas (Wäscherinnen), welche an den wenigen Stellen, wo die Ufer nicht ganz steil sind, ihren Stand haben, und, wie alle Wäscherinnen in der Welt, viel plaudern, singen und lustig sind, und dadurch den Ufern des Flusses erst das wahre Leben geben; daß es da an Courmachern nicht fehlt, läßt sich leicht denken.

Die Umgegend von Huatusco bietet eine Menge der reizendsten und angenehmsten Spaziergänge dar, die man sowohl zu Pferde als zu Fuß machen kann; da die Luft hier nicht so dünn ist als auf der Hochebene, die Hitze auch nicht zu drückend, so kann man da mit weit mehr Leichtigkeit Fußtouren machen als in den meisten Gegenden dieses Landes, nach der Erfahrung wenigstens die ich an mir selbst gemacht habe, und, so viel es mir der häufige Regen erlaubte, habe ich die ganze Umgegend in den verschiedensten Richtungen durchstreift und kehrte jedesmal wieder neu befriedigt von der Schönheit, Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der ganzen Landschaft zurück. Eine der interessantesten Partien war ein Ritt, den ich mit meinem Freund Z. und einem sehr wackern Spanier, D. Alberto Posado, nach dem Wasserfall von Tenechamache an einem Tage unternahm, wo wenigstens einige Hoffnung war, daß es nicht gar zu stark regnen werde. Wir brachen des Morgens sehr zeitig auf, so daß wir noch des herrlichen Schauspiels genossen den himmelanstrebenden Gipfel des Pics von Orizaba von den Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen und in rosigem Licht erglühen zu sehen, während die ganze übrige Gegend noch in grauer Morgendämmerung verborgen lag. Dieser Genuß, so wie die erfrischende Kühle eines heitern Morgens, der einer finstern Regen- und Gewitternacht folgte, belohnte reichlich so früh das Lager verlassen zu haben; die Gegend, die wir durchritten, bot die angenehmste Abwechslung dar: zuerst das schönste, lieblichste Wiesenland, das mich mit seinem saftigen grünen Schmelz gar lebhaft an die schönen Grasplätze der Insel Wight erinnerte, nur fehlt hier die Pflege und der Anbau rings um, der diesen erst den wahren Reiz verleiht; dann hügliches Land, bedeckt mit einer Menge Fruchtbäume, vorzüglich den unsern Pflaumenbäumen ähnlichen Guayavos (dieser Baum, der nie sehr hoch wird und gestreifte, ein wenig abgestumpfte, dunkelgrüne Blätter hat, trägt eine länglich runde, grünlichgelbe Frucht von der Größe eines kleinen Apfels, deren rosafarbenes Fleisch eine Menge kleiner Samenkörner enthält; sie hat einen sehr starken Geruch, der an Zimmt, ja oft auch an Wanzen erinnert, und ebenfalls einen sehr aromatischen Geschmack hat; man ißt sie am liebsten mit Rothwein und Zucker, doch ziehe ich sie in Zucker eingekocht vor, in welcher Gestalt sie eines der angenehmsten Dulces [eingemachte Sachen] ist, welche man hier bereitet); in solcher Anzahl habe ich sie nir-

[1] Blau ist seit uralten Zeiten die Lieblingsfarbe der Indierinnen.

gends gesehen. Nach und nach wachsen die Hügel auch zu Bergen an, die Fruchtbäume machen den großen Waldbäumen Platz, und der Weg der bis dahin ganz weich und sanft ansteigend gewesen, wird steinig und steil, und bald befindet man sich in einer rauhen wildromantischen Gebirgsgegend, wo man zwischen jähen grauen Felswänden von fern das Brausen eines über Gestein und Gerölle dahinstürzenden Gebirgsstromes vernimmt; ja endlich verlor sich jede Spur von Pfad dermaßen, und der Weg ward so abschüssig, daß wir es für gerathener hielten abzusteigen, die Pferde an einen Baum zu binden und zu Fuß weiter zu gehen. Für diese kleine Mühe, wo wir bergauf, bergab, ja manchmal mit Händen und Füßen klettern mußten, wurden wir aber glänzend belohnt: wir kamen endlich auf einen freien Platz und befanden uns plötzlich einem Wasserfall gegenüber, wie ich seinesgleichen noch nicht gesehen habe; gerade an diesem Punkt vereinigen sich die Gewässer dreier Flüsse (des Rio Tenejapa, de Tlamctoleo und Hualusco), und stürzen ihre Wassermassen von einer Höhe von etwa 500 Fuß steil hinunter, so daß in dem weiten Becken, in dem sie unten aufgefangen werden, sie nur ein blendendweißes Schaummeer bilden; gleich darauf treten die steilen senkrechten Felswände nahe zusammen und zwingen das tobende Element wieder in einen engen Raum zusammen, in welchem es fortbraust, noch wüthend den weißen Gischt an seine Ufer spritzend. So großartig dieser Wasserfall selbst ist, so entsprechend ist auch die ganze Umgebung; die Felsen, so rauh und unwirthbar sie auch auf der einen Seite erscheinen, sind doch auf der andern mit der üppigsten Vegetation bedeckt: hohe Bäume mit einer Unzahl Orchideen beladen, zieren die Gipfel, und den vom Wasser bespülten Fuß schmücken die breitblättrigen saftgrünen Wassergewächse der verschiedensten Art.

Wir lagerten dem Wasserfall gegenüber, unter einem schönen Aguacate-Baum, und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, holten wir aus unsern Taschen das Frühstück hervor, das uns die Damen zu Hause vorsorglich eingepackt hatten, und welches uns das schönste dejeuner à la fourchette auf der Welt dünkte; in der That war es auch nicht zu verachten, indem es aus gebratenem Huhn, Sardines à l'huile und einer Flasche vortrefflichen Xereszweins bestand, der auch nicht wenig beitrug unsere Begeisterung für das herrliche Naturschauspiel, das wir vor uns hatten, zu erhöhen. Wir konnten uns deßhalb nun gar nicht von unserm Plätzchen trennen, und erst als wir zwischen den dichten Zweigen der Bäume nicht mehr den klaren blauen Himmel, sondern graue Wolken bemerkten, und auch von fern leise Donner hörten, dachten wir an die Heimkehr; wir schlugen nun einen andern Weg ein als wir gekommen waren, und besuchten eine höchst romantisch gelegene Vaqueria (Kuh- und Milchwirthschaft), die mir so gut gefiel, daß ich gleich den Plan faßte, dort, wo möglich, eine Niederlassung zu gründen; doch lange hielten wir uns da nicht auf, da sich immer drohendere Regenwolken aufthürmten, und so sehr wir auch unsere Pferde in Eile antrieben, wurden wir doch noch von einem tüchtigen Regen eingeholt, der uns in wenig Minuten bis auf die Haut durchnäßte; da uns das nicht sehr weit von dem Städtchen traf, und man alsobald die Wäsche wechseln konnte, so war es mehr ein Vergnügen als eine Unannehmlichkeit. Uebrigens schadet in dieser Gegend der Regen der Gesundheit nicht, wie in der Tierra Caliente, wo kalte oder hitzige Fieber gleich die Folge sind, wenn man nur einmal durchnäßt wird und sich nicht gleich den ganzen Körper mit Branntwein waschen und die Kleider wechseln kann; dadurch, daß ich es nie unterlassen habe, auch wenn ich nur ganz wenig naß geworden, mich mit Branntwein zu waschen, bin ich glücklich den Fiebern entgangen, die in der Tierra Caliente nur zu leicht den nicht ganz vorsichtigen Reisenden attakiren; ich kann darum jedem, der in jenen Gegenden reist, nicht genug empfehlen, sich jeden Morgen und Abend den ganzen Körper mit Branntwein zu waschen, wodurch er nicht nur leichte Erkältungen vermeidet, sondern auch die Glieder stärkt und weniger von Mosquitos geplagt wird.

Dergleichen Partien, wie die oben beschriebene, habe ich noch einige während meines Aufenthalts in Huatusco gemacht und bin stets von jeder mehr befriedigt zurückgekehrt, und entzückt über das angenehme milde Klima, die Lieblichkeit der Gegend, die Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichthum, die Mannichfaltigkeit, welche die Thier- und Pflanzenwelt in diesem gesegneten Landstrich entwickelt, und von dem Gedanken beseelt, daß hier nur eine zahlreiche thätige, industriöse Population fehlt, um denselben zu einem wahren Paradies zu machen. In der That vereinigt auch die Gegend von Huatusco alles dazu in sich: günstige schöne Lage, angenehmes gesundes Klima, äußerst fruchtbaren Boden und einen großen Reichthum an Wasser.

Die Lage von Huatusco läßt wirklich sehr wenig zu wünschen übrig: 19° 7' 30" N. Br. und 5000' über dem Meeresspiegel gelegen und von drei Seiten von Bergen umgeben, hat es den großen Vortheil vor Orizaba und Cordova voraus, daß es nach der Ostseite hin, aufs Meer zu, nicht auch von Bergen umschlossen ist, sondern eine freie Aussicht über die Tierra Caliente nach der See zu hat, so daß man bei klarem Wetter von den Straßen Huatusco's aus den Osthorizont vom blauen Meeresspiegel umgränzt sieht, und ein scharfes Auge die Schiffsmasten im Hafen von Veracruz erkennen kann; den Westhorizont begränzen die Berge von Tenejapa, über welche sich stolz der Pic von Orizaba erhebt, von der Plaza in Huatusco aus entzückend anzusehen; im Süden scheidet das Gebirge Macuiactlehuahuatl (10 = viele Eichen), das Gebiet von Huatusco von den gesegneten Fluren von Cordova, der Fuß seiner bis oben hinauf mit dichtem Urwald bedeckten Anhöhen, deren höchster Punkt el Chiquihuite, eine Höhe von etwa 6000' erreicht, ist mit herrlichen Wiesenmatten umsäumt, während die Berge, welche die Nordwand umschließen und ziemlich nahe herantreten, vom Flußthal des Rio de Huatusco begränzt werden; ihren Hintergrund bildet die compacte Masse des 13.416' hohen Cofre de Perote (Nauhcampa Tepetl) und ein Theil der Gebirge von Jalapa. In Folge dieser Lage hat Huatusco von 11 Uhr des Morgens bis 4 und 5 Uhr Nachmittags einen erfrischenden Seewind, dann tritt vollkommene Windstille ein, bis um 8 Uhr des Abends ein kalter Westwind vom Gipfel des nahen Vulcan (Pic de Orizaba) herabweht, der bis 8 Uhr des Morgens dauert und die Nächte sehr abkühlt, so daß man in der Winterzeit des Morgens oft eine recht empfindliche Kälte verspüren soll. Die mittlere Temperatur ist 16°—17° R., ihr Maximum 24°, ihr Minimum + 6°, in der Norderzeit fällt der Thermometer mitunter binnen 2 Stunden von 24° auf 12°, was bei einer durchschnittlich so gleichmäßigen Temperatur sehr empfindlich ist. Dieß abgerechnet, ist hier das entzückendste Klima, nie zu heiß, wie am ganzen nordöstlichen Abhange des Pics von Orizaba.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Begräbnißwesen innerhalb der Stadt London. Das Gesundheitsbureau ist zwar durch einen Parlamentsbeschluß eingesetzt, scheint aber auf große Hindernisse zu stoßen, und die Zeitungen (s. Athen. vom 12 Julius), fangen an sich über seine Unthätigkeit zu beklagen. Das Bureau soll jetzt daran seyn, mit den Vorstehern jedes einzelnen Kirchhofs zu unterhandeln, worüber freilich sich die Sache Jahrelang hinausziehen mag. Ueber den Kirchhof des Stadttheils St. Anna in Westminster werden einige Details gegeben. Seit den letzten 160 Jahren wurden in den Gewölben der Kirche 1920 Särge beigesetzt, die alle von Blei seyn müssen; jetzt finden sich nur noch 490, die andern 1430 sind wahrscheinlich des Bleies wegen gestohlen. Auf dem offenen Kirchhof, der nur ¼ Acre enthält, wurden in den letzten 20 Jahren 13,788 Leichen beerdigt.

Goldminen in Bolivia. Schon vor anderthalb Jahren hörte man, daß in den Anden, sieben Tagereisen von Lapaz, reiche Goldminen entdeckt worden seyen; seitdem ist die Sache ziemlich verschollen. Jetzt aber bringt die Times vom 11 Julius einen mit der letzten südamerikanischen Post angelangten Brief aus Curadaya, der die Nachricht vollkommen bestätigt; alle Tage würden neue und ungeheuer reiche Goldminen entdeckt, und zwar im Gestein, während nicht ferne davon, zu Tipuani, das Auswaschen des Sandes viel Gold liefern soll, was aber gegenwärtig wegen der ungeheuer reichen Adern vernachlässigt werde. Schon soll der Strom der Wanderung dahin beginnen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 170. 17 Julius 1851.

Feldzug
von Sennaar nach Taka, Basa und Beni Amer.

Von Ferdinand Werne.

Der Verfasser hat schon die „Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil“ geschrieben, und ist somit als Schriftsteller, dem über jene Gegenden ein Urtheil zukommt, bekannt. Das neue Werkchen erschien in der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart, deren Eigenthümer, Baron J. von Müller, an dem Inhalt derselben ein besonderes Interesse nehmen mochte, obwohl es einer gewissen, für solche dem Gesichtskreis der meisten Leser fremde Länder nothwendigen Wissenschaftlichkeit ermangelt. Darauf machte der Verfasser auch nicht gerade Anspruch,[1] sondern der Werth seines Buchs liegt in der unbefangenen Schilderung einer bereits fast zur Fabel gewordenen Periode. Wir sagen absichtlich „Periode“, denn nicht bloß der Feldzug nach Taka u. s. w., sondern hauptsächlich die damals unter der Regentschaft von Ahmed Pascha Menikli vorgehenden Ereignisse, das seltsame Spiel der Abenteurer durcheinander, welche unter der Regierung des aus Indifferenz und Herrschergeist völlig toleranten Mehemed Ali wie nach Aegypten, so auch nach dem Sennaar strömten, sind der Gegenstand der Schilderungen oft komischen, manchmal aber auch traurigen Inhalts, denn die Zahl und Mannichfaltigkeit der Abenteurer, welche in der Erzählung ganz zufällig, und ohne daß es der Verfasser sucht auftauchen, ist in der That unglaublich; man erhält unwillkürlich eine Einsicht in das damalige keineswegs sehr ansprechende Getriebe, das in mehr als einer Beziehung interessant ist. Der Verfasser hat es gar keinen Hehl — und auch nicht Ursache dazu, da eine vergiftete Kaffeetasse der Sache ein Ende gemacht — daß Ahmed Pascha Menikli mit dem Gedanken umging, sich im Sudan unabhängig zu machen, und meint auch, die Sache hätte wohl gelingen können, wenn nicht Ahmed Pascha die Häuptlinge des Landes durch seine Gewaltthätigkeit und seine Bedrückungen zu sehr vor den Kopf gestoßen hätte. Die Plane, Sennaar und Abyssinien unter seiner Herrschaft zu vereinigen, gingen in Rauch auf, zeigen aber, was unter Umständen dort möglich ist.

Der Zug, den das vorliegende Werk namentlich behandelt, ging anfangs am Atbara, dem alten Astaboras, hinauf, und unter 16½° N. B. auf dessen rechtes Ufer hinüber, um sich dem Gohr el Gasch zu nähern. Beide Flüsse, besonders aber der letztere, entspringen nicht ferne von dem alten Axum, und dem abyssinischen Adoa oder Adaua. Noch östlicher als der Gohr el Gasch fließt der in der Nähe von Massaua entspringende Gohe Bargka, der anfangs, wie der Gohr el Gasch und der Atbara in nordwestlicher Richtung strömt, aber unter 16½° N. B. auf einmal westlich sich wendet, und in den Gohr el Gasch fällt. Das Land, schon innerhalb der tropischen Regen, und, wie der Stromlauf anzeigt, am Nordabhang der abyssinischen Gebirge, ist ziemlich stark bewaldet, und an Wasser fehlt es nicht, ja der Verfasser meint sogar (p. 46, 53, 90) man könne hier eine Anzahl unterirdischer Flüsse oder Gewässer annehmen, auf welche Vermuthung er dadurch kam, daß an mehreren Stellen Brunnenreihen, in der Richtung von SO nach NW, also den oberirdischen Flußläufen analog, angelegt waren. Das Land ist im wesentlichen von Araberstämmen in sehr verschiedenen Verzweigungen und, wie wir späterhin zeigen werden, Vermischungen mit den Eingebornen bewohnt, und mit diesen hatte es der Pascha Ahmed Menikli namentlich zu thun. Ueber die Aussichten des Zuges äußert sich der Verfasser schon nach dem ersten Monat — man hatte von Damer bis nach Gos Radscheb, wo auf das rechte Ufer des Atbara übergesetzt wurde, fast einen ganzen Monat gebraucht, obgleich die directe Entfernung nicht über 30 Meilen, mit den Umwegen freilich vielleicht das doppelte betragen mochte — in einer Weise, die für den endlichen Ausgang nichts gutes weissagte. „Im allgemeinen, sagt er, kann der Pascha gegen diese Leute nichts ausrichten. Straßen und Wege gibt es nicht, schnell laden sie all ihr Hab und Gut auf die Kamele und fliehen mit den Heerden in die Chaba (Waldwüste), wohin mit einem Heere zu folgen unmöglich ist. Wo will der Pascha die Kriegskosten hernehmen, um die Armee zu erhalten, und wo will er sie namentlich während der gefährlichen Regenzeit unterbringen? Dieß und anderes sind Fragen, deren Lösung dem Pascha selbst wohl noch nicht gelungen ist. Seine Absichten hält er sehr geheim, und gewiß sagt er oft das Gegentheil von dem, was er vorhat oder nicht vorhat; aber es wird ihm im Grunde an einem gut motivirten Plane mangeln, und die abweichenden Aussagen der Scheichs können nicht ausreichen, ihm über das Rechts und Links, das Wohin und Wohinaus ins Klare zu setzen. Wie diese letztern, die jetzt so freundlich zum Pascha kommen, und ihn auf seinem Zuge begleiten, im Herzen für das Wohl der Türken gesinnt seyn müssen, läßt sich nicht schwer begreifen: sie die früher unabhängig waren, und ein freies Volk

[1] Er hatte durch den Gebrauch arabisch, und zwar natürlich Vulgär-Arabisch gelernt, aber seine Erklärungen ihm nicht recht verständlicher als arabischer Worte müssen oft ein Lächeln erregen. So erklärte er das Wort „Ghasua“ (eigentlich Ghaswa, ein Kriegszug gegen Ungläubige), das mit Razzia synonym scheine, für corrumpirt aus dem italienischen Caccia, die Jagd. Dieß mag als Maßstab für seine Kenntniß des literärarabischen dienen.

regierten, ihrem Willen gemäß schalten und walten konnten, sind jetzt aller Vorrechte beraubt, und von den dummstolzen Türken selbst mit Verachtung behandelt, ja sogar der Bastonnade unterworfen, außerdem aber mit schweren Abgaben belastet, und kaum im Stande, von ihrem schmalen Einkommen zu leben, während sie sonst Tausende ernährten. Mohammed Din [1] sieht das Loos dieser Herren und scheint deßhalb seine Freiheit so lange als möglich bewahren oder so theuer als möglich verkaufen zu wollen."

Aus diesen Angaben schon kann man die Art des Kriegs ersehen: die schlecht bewaffneten, großentheils nur mit Wurflanzen versehenen Araber trotten sich wenig an die Feuergewehre und das Geschütz, das die türkische Expedition mit sich führte; der Scheich des wichtigen Gos Radscheb war zwar geblieben und empfing die türkische Armee, aber fast alle Einwohner hatten sich mit ihrem Viehstande geflüchtet, und es wird als ein besonderes Glück gemeldet, daß man bei dem Weiterzug mitten zwischen dem Atbara und Gohr el Gasch bedeutende Massen von Durro in Erdlöchern — wahrscheinlich den Silos in Algerien ähnlich — fand; die Haddenda hatten den Anzug des Pascha nicht so schnell erwartet, und sich erst Nachts zuvor mit Mohammed Din geflüchtet. Man ersieht hieraus, daß die Haddenda und andere benachbarte Araber keineswegs bloß nomadische Völker sind, und die Expedition stieß später auch auf unermeßliche noch grüne Durrafelder; sie hatten also ein liegendes Eigenthum zu vertheidigen, darum begannen jetzt nächtliche Angriffe, und die Haddendo suchten die schlecht oder vielmehr gar nicht gedeckten Brunnen zu verschütten. Die Aufzählung solcher und ähnlicher Unterlassungssünden, so wie der herrschenden Unordnung ist in der That ergötzlich; übrigens scheint der Pascha, der trotz seiner Verehrung Napoleons kein sonderlicher Feldherr ist, fast als der einzige gewesen zu seyn, der der Verwirrung, die jeden Augenblick eintritt, zu steuern vermag, der Verfasser nennt ihn aber nicht mit Unrecht einen sehr geplagten Mann, denn für jede Kleinigkeit, wo bei einer europäischen Truppe jeder Major und jeder Hauptmann Rath weiß und Ordnung schaffe, muß der Pascha selbst heraus, der überhaupt sehr beweglich, namentlich ein rascher Reiter ist, obgleich seine nordische Constitution — er war geborner Tscherkesse — sich kaum besser, als die der Europäer mit dem Klima vertrug.

Wenn trotz aller ungünstigen Umstände der Pascha wenigstens in Bezug auf die benachbarten Stämme wirklich zum Ziele gelangt, wenn selbst Mohammed Din endlich eintraf und sämmtliche Scheichs, selbst die noch weiter östlich am Gohr Bargka wohnenden Beni Amer, den Tulba oder Tribut zu liefern versprachen, so kann man dafür hauptsächlich nur Einen Erklärungsgrund finden, die Eifersucht und Feindseligkeiten der Häuptlinge der verschiedenen Stämme, eine Eifersucht, welche bekanntlich die Türken aus alter Erfahrung mit ungewöhnlicher Kunst zu nähren wissen. Das Eintreffen der Schukurie, d. h. der Stämme die hauptsächlich auf dem linken Ufer des Atbara wohnen, scheint hauptsächlich den Scheich der Haddendo zur Unterwerfung gebracht zu haben. Beide Stämme stehen sich sehr feindselig gegenüber, und die im Lager befindlichen Schukurie und Haddenda wurden sogar wiederholt handgemein. Dennoch scheint die Masse des Volks der Unterwerfung ihrer Häuptlinge sich zu fügen, gar keine Lust gehabt zu haben, wenigstens erzählt der Verfasser nicht bloß von fortdauernden Feindseligkeiten der einzelnen Stämme trotz der Anwesenheit ihrer Scheichs im Lager des Pascha, sondern berichtet auch einzelne Züge, die von einer großen innern Erbitterung der Einzelnen zeugen. Namentlich ließen sie ihren Zorn gegen die türkische Expedition dadurch aus, daß sie sich geraume Zeit weigerten, das Geringste, sey es auch nur Fleisch, Milch, Honig u. dgl. zu verkaufen, so daß die Expedition, natürlich mit Ausnahme der Vornehmen, auf Belila, d. h. in Wasser gekochten Durro, angewiesen war. Deßhalb rissen auch die Schwarzen, so viel sie konnten, aus, und nur die ziemlich allgemeine Erschöpfung, die merkwürdig genug bei den Schwarzen noch stärker war, als bei den aus Aegypten mitgenommenen zur weißen Race gehörigen Truppen, und die Wachsamkeit der regulären Reiterei scheint ein allgemeineres Ausreißen verhindert zu haben. Das wußten auch die Scheichs der verschiedenen Stämme sehr wohl, und rechneten auf eine Veränderung der Herrschaft in Aegypten, d. h. auf den Tod Mehemed Ali's; sobald dieser eintrat, war zu erwarten, daß kein so consequentes Regiment in Sennaar mehr werde durchgeführt werden, und dann war es jedenfalls mit den Negerregimentern zu Ende. Diese regulären Negerregimenter mit ihrem weit überlegenen Gewehrfeuer fürchteten sie und beugten sich im Augenblick dem Sturm, sicher unter veränderten Umständen ihre Unabhängigkeit wieder erringen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Racenentartung in Amerika.

(Schluß.)

So weit das New Monthly Magazine. Wir können uns nicht enthalten, einige Stellen aus einer ganz neuen Schrift: **Notes on North America, Agricultural, Economical and Social. By James F. W. Johnston**, anzuführen, die indirect gleichfalls auf denselben Gegenstand Bezug haben. Hr. Johnston bereiste Amerika zu dem Zweck, die Masse Korn, welche Amerika auf den englischen Markt liefern könne, so weit möglich zu erforschen, und äußert sich darüber folgendermaaßen:

„Ich wünschte eine klare Einsicht in das Verhältniß zwischen dem amerikanischen und englischen Verfahren zu gelangen, die Aussichten amerikanischer Landbauer in Vergleich mit denen Englands oder Schottlands kennen zu lernen, so wie den frühern und künftigen Ueberschuß an Feldfrüchten mit Bezug auf den englischen Markt. Ueber einige dieser Punkte, bin ich zu einer bestimmten klaren Ansicht gekommen, nicht übereilt, wenn auch vielleicht nicht in allen Theilen richtig. Was vorerst den Zustand des Ackerbaues als Geschäftsbetrieb angeht, so ist nicht zu läugnen, daß derselbe hier in einem sehr primitiven Zustand ist. Ehe die ersten puritanischen Auswanderer zu Plymouth landeten, pflanzten, hackten und ernteten die Indianer ihr Korn, so ziemlich wie jetzt die weißen Ansiedler thun, und verließen, wie diese, das alte Land, um neues anzubauen, wenn die Ernten zu fehlen begannen. Viele Geschäfte werden allerdings jetzt auf den Landgütern vorgenommen, die den indianischen Stämmen unbekannt waren,

[1] Dieß ist der Name des Großscheichs der Haddenda Araber, der nicht wie die andern sich im Lager des Pascha eingestellt hatte; sein Sohn war zu Gos Radscheb im Lager des Pascha erschienen, mit der Versicherung seines Vaters, daß er das nöthige Vieh und Früchte liefern werde, aber selbst nicht kommen könne. Der Pascha hielt den Sohn nicht, wie der Verfasser erwartet hatte, als Geisel zurückbehalten, sondern mit Aufträgen an seinen Vater geschickt, wahrscheinlich um nicht voreilig mit dem mächtigen Scheich sich offen zu überwerfen und Feindseligkeiten zu beginnen, denn gelang es am obern Atbara sich festzusetzen, so mußte die allmähliche Unterwerfung des Scheichs dennoch erfolgen. Auch kam derselbe etwa 14 Tage später doch ins Lager und unterwarf sich.

aber ein gleicher Mangel an Geschicklichkeit und Voraussicht ist allgemein bemerkbar, sowohl hinsichtlich des Geschäftsbetriebs selbst als dessen spätern Wirkungen auf das Land. Ich will damit nichts Nachtheiliges gegen die länger bebauten Districte sagen, in denen, nun das erste Stadium ihrer Agriculturgeschichte vorüber ist, neues Leben und neue Kräfte auf den Anbau des Bodens verwendet werden; aber die erste praktische oder ökonomische Folge dieser Erschöpfung des Landes ist, daß es allmählich aufhört, lohnende Ernten zu geben, namentlich in denjenigen Gewächsen, welche die unmittelbare Ursache der Erschöpfung waren. In Nordamerika ist dieß im allgemeinen Weizen gewesen, und die Folge war, daß die Weizen ausführenden Gegenden Nordamerika's allmählich landeinwärts und gegen den Westen zurückwichen. Die Flächen am untern St. Lorenz waren die Kornkammer Amerika's zu den Zeiten der französischen Herrschaft, dann kam das westliche Neuyork an die Reihe, hierauf Westcanada, und jetzt wird der Hauptüberschuß, der nach den Märkten Europa's geht, aus den neuangebauten Gegenden jenseits der Seen gezogen. Diese werden, wenn die erste jungfräuliche Frische vorüber ist, aufhören reichlich Weizen zu erzeugen, und Ostamerika muß dann seinen Vorrath entweder in einem bessern Anbau seines erschöpften Bodens suchen, oder ihn aus nach westlichern Gegenden beziehen. Diese natürliche Folge des erschöpfenden Ackerbausystems wurde noch verstärkt und beschleunigt durch andere, nicht minder interessante und lehrreiche Ursachen. Von letzteren will ich vorerst nur eine einzige näher bezeichnen. Sobald der Boden für den Anbau einer Pflanze ungünstig wird, so gedeiht diese, wenn sie dennoch angepflanzt wird, nur schwach und ist Krankheiten und den Angriffen von Insecten und Schmarotzerpflanzen ausgesetzt. Diese und vielleicht andere, noch nicht entdeckte Ursachen haben die wichtige Thatsache zu Tage gefördert, daß die Angriffe der Weizenmotte (midge) in Untercanada seit vielen Jahren dazu beigetragen hat die Weizenernte zu schwächen und verflechen zu machen. Eine allmähliche Revolution ist deßhalb eingetreten, nicht bloß im Ackerbau, sondern auch in der Nahrung des Volkes und in der Art, wie in der Masse des überschüssigen Erzeugnisses, das zu Markte gebracht werden konnte. Ich kenne keine in der Ackerbaugeschichte irgend eines Landes wohl beglaubigte Thatsache, welche in dieser Beziehung auffallender und bezeichnender ist, als den Vergleich der relativen und absoluten Masse der verschiedenen in Untercanada erzeugten Kornarten während der letzten 25 Jahre."

Bis jetzt hat man gewöhnlich nur von der Erschöpfung des Bodens in Virginien und den benachbarten Ländern durch den Tabaksbau gesprochen; daß die Sache sich in den kornerzeugenden nördlichen Ländern eben so verhält, ist, wenigstens unsers Wissens, in diesem Umfang neu, und die Folgen müssen sich erst herausstellen, wenn die Amerikaner nach Erschöpfung des jungfräulichen Bodens denselben durch künstliche Mittel neu zu befruchten versucht haben; in dieser Beziehung kann man sagen tritt Amerika jetzt in ein neues Stadium. Die Einwirkung einer veränderten Nahrung auf den physischen Zustand des Volkes ist begreiflich; in welchem Grade sie stattfinden wird, das läßt sich noch vor Jahrzehnten nicht bestimmen, und die allem Anschein nach immer stärker werdende Einwanderung aus Europa möchte überhaupt in den nördlichen Theilen der Union jede Entartung der Race, falls sie Natur und Klima wirklich mit sich bringt, vorerst durchaus verhindern.

Der Zustand des Museo Borbonico in Neapel.

Das Athenäum vom 5 Julius berichtet aus Neapel, daß dort mit dem Nationalmuseum allerlei Veränderungen vorgegangen sind. Die eisernen Thore, die ehemals den Eingang in die Galerien des Erdgeschosses schlossen, sind jetzt geöffnet, und somit die ausgegrabenen Schätze dieses Landes zugänglich. Dagegen ist der Saal, wo die Marmorstatuen der Venus aus parischem Marmor stehen und der sonst wenigstens den Männern zugänglich war, gänzlich vernagelt; das Zimmer, wo die gemalte Venus, auch die von Titian, sich befinden, zugeschraubt. Wie es mit der Bibliothek aussieht, in einem Lande, wo der Index expurgatorius auch bereits die Fisiologia Umana von Prof. Tomasi (jetzt im Gefängniß) erreicht hat, kann man sich denken. In einem dunkeln Zimmer liegt ein wirrer Haufe Gegenstände, die man in den letzten Jahren zu Pompeji gefunden, und die noch auf Anordnung warten; es soll indeß nichts besonders merkwürdiges darunter seyn, obwohl eine Unzahl von Duplikaten sehr geeignet wäre, das Museum in anderer Weise zu bereichern, aber es geschieht durchaus nichts.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wie in Orizaba und Cordova bringen in der Zeit von November bis März die Norder keinen Sturm, sondern feine fruchtbare Regen; alles in den Zimmern wird feucht, weil die Luft mit Regendünsten geschwängert ist. Diese Regen halten in der Regel nicht länger als drei Tage an, doch dauern sie ausnahmsweise auch 14 Tage; in der Zwischenzeit sind schöne heitere Tage; Mitte März hören die Norder auf und es tritt nun die trockne Zeit ein, aber nicht wie in Orizaba von verheerenden Südwinden begleitet, und dauert bis Mitte Junius. Schon gegen Ende Mai fallen einige Regengüsse, aber erst Mitte Junius beginnt die regelmäßige Regenzeit, welche im letzten Drittel des October mit dem Auftreten der ersten Norder aufhört; in dieser Zeit sind die Morgen ganz heiter, gegen 10 Uhr sammeln sich Wolken, um 12 Uhr ist der ganze Himmel bewölkt, zwischen 1 und 2 Uhr hört man ferne Donner die immer näher und immer stärker rollen, und von 4 bis 5 Uhr fallen dann die Regen in Strömen; darauf hellt es sich wieder gänzlich auf und die Nächte sind immer schön und sternenhell. Da auf diese Zeit, in welcher es regelmäßig alle Tage sehr stark regnet, gleich die Norderzeit mit dem feinen anhaltenden Regen folgt und die Luft gar nicht durch die ausdörrenden Südwinde, wie in Orizaba und Cordova ausgetrocknet wird, so kann man sich vorstellen, welch große Feuchtigkeit da fortwährend in der Atmosphäre angesammelt ist; es sind daher alle Wohnungen feucht und die Wäsche, die Kleider, die man des Morgens anlegt, fühlen sich stets feucht an; ein paar Stiefeln, welche ich einige Tage unbenützt gelassen, hatten gleich Schimmel angesetzt, so wie die stählernen Gestelle meiner Brille gleich rosteten und meine alten, gut abgelagerten Havanna-Cigarren binnen kurzem um den Finger zu wickeln waren; kaum auf der See habe ich die Feuchtigkeit so verspürt als hier. Darum darf man aber nicht glauben, daß das Klima von Huatusco ungesund sey — nein, es ist sicher eines der besten und gesundesten in der ganzen Republik: legt man des Morgens die feuchten, kalten Kleider an, so fühlt man sich vielleicht anfangs etwas unbehaglich, aber üble Folgen hat es weiter nicht, weil man gleich stark transpirirt. Ich habe mich wenigstens auch sehr wohl dabei befunden, lebte in der schönen, milden feuchten Luft wieder auf, da, seit so langer Zeit meine Lungen wieder fast heimathliche Luft einathmen konnten, die Poren sich wieder öffneten und die Haut, die lang unterdrückte Thätigkeit wieder entwickelte: denn bei der scharfen, feinen Luft auf der Hochebene von Mexico hatten wir vom Ende October bis Mitte Mai nicht einen Tropfen Regen gehabt! Eine Folge der Feuchtigkeit in Huatusco ist, daß Fremde, nach einem Aufenthalt von einigen Wochen, sogenannte Granos (Geschwüre) vorzüglich an die Beine bekommen; es ist dieß

sehr lästig, aber durchaus nicht gefährlich; dagegen sind sie andern, bedenklichern Akklimatisations-Krankheiten nicht ausgesetzt, so wie überhaupt Epidemien hier selten stark auftreten; die meisten Klagen hört man noch über Rheumatismen; abgesehen davon, habe ich das dortige Klima von Einheimischen und längere Zeit daselbst ansässigen Ausländern, besonders in Bezug auf die Gesundheit nur rühmen hören.

Wärme und Feuchtigkeit, zwei Hauptbedingungen für ein gedeihliches vegetabilisches Leben, fehlen also nicht um Huatusco, dazu kommt noch ein ergiebiger Boden. Hauptbestandtheil desselben ist Thon, der tief hinuntergeht, die Unterlage Lehm mit decomponirtem Holz und Kräutern, das Grundgestein Tepetate (Urschiefer); die Gebirge bestehen zum Theil aus einem Urkalk, zum Theil sind sie vulkanischen Ursprungs; nach der See zu ist der Boden seichter, $^3/_4$' tief guter Humus-Boden, dann Lehm. Dünger ist gar nicht nothwendig; alle tropischen Producte gedeihen, besonders gut Tabak, Mais, Frijoles (Bohnen), Ricinus, Sarsaparilla, Jalapa, weniger gut das Zuckerrohr. Oelbäume auch nicht, weil diese mehr Sandboden nöthig haben; dagegen ganz vortrefflich alle Arten Gemüse und Früchte, vorzüglich Naranjas (Orangen), Guayavas und alle Sorten Zapotes, außer der kleinen, die nur in der Tierra Caliente vorkömmt.[1] Ganz ausgezeichnet sind die Wiesen um Huatusco: sie bestehen aus kurzem, sehr gutem Gras, dem sogenannten Buffalo-Gras, welches das Vieh rasch fett macht und gute Milch erzeugt; das Fleisch habe ich in Huatusco besser gefunden als in andern Theilen der Republik, die ich durchreist habe; die besten Weiden sind an den Abhängen der Berge. Deßhalb sieht man diese auch überall mit weidendem Vieh bedeckt, denn auch aus den entfernteren Gegenden wird das Vieh dahin auf die Weide geschickt; Viehzucht bildet hier fast den ausgebreitetsten und einträglichsten Erwerbszweig. Die Wälder haben viel Nutzholz, wohl an 22 verschiedene Arten Eichen (encinas, robles), vorzüglich aber den zur Familie der laurus persea gehörigen, sehr geschätzten Tepeacuacuate, dessen schönes, hartes, hellbraunes Holz hier besonders für alle dauerhaften Möbles sehr begehrt wird und dem Cedernholz wenig nachsteht, ferner den Platanus Occidentalis, ein schöner Baum mit weißer Rinde und dunkelgrünem Laub, den Liquidamber Styraciflua, aus dem Harz gewonnen wird, u. a. m. Wenn auch im westlichen Theil etwas Gerste angebaut wird, so will dieß doch wenig sagen, da sie, grün geschnitten, nur zum Pferdefutter gebraucht wird, indem sie bei der hohen Temperatur nur in die Aehre, nicht ins Korn geht.

An fließendem Wasser fehlt es um Huatusco auch nicht; der ganze Landstrich wird, außer von vielen kleinen Bächen, von zwei größeren Flüssen, den schon mehrfach erwähnten Rios de Huatusco und de Tenepaya bewässert; beide haben viel Fall, durchschnittlich auf 100 Varas (300'), 2 Varas, und münden in den Rio de Jamapa, der bei Medellin, nicht weit von Veracruz ins Meer fällt.

Endlich was die Population dieses Districts anbetrifft, so besteht diese nur in dem Ort selbst, zur Hälfte aus Weißen; diese sind fast nur Ackerbürger und beschäftigen sich besonders mit Mais und Tabakbau, so wie mit Viehzucht; sie zeichnen sich durch ihre Biederkeit, ihr freimüthiges offenes Wesen und durch eine freundliche, wirklich herzliche Zuvorkommenheit sehr vortheilhaft vor den meisten übrigen Mexicanern aus; von bigottem Wesen und blindem Fanatismus ist bei ihnen keine Spur; Verbrechen kommen selten, ja Diebstahl fast nie unter ihnen vor. Die Indier, welche die Hälfte der Bevölkerung in Huatusco selbst bilden, und vermischt die umliegenden Dorfschaften bewohnen, sind von einem weit kräftigeren, schöneren und besseren Schlage als ihre Stammgenossen auf der Hochebene; sie sind sehr gutartig, willig zur Arbeit und ehrlich; nur leider hat auch unter ihnen die Neigung zum Branntweingenuß schon eine schreckenerregende Höhe erreicht. Ich habe recht Gelegenheit gehabt dieß zu beobachten, da mein Landsmann, bei dem ich wohnte, eine Tienda (Kramladen) hat, in welche die Indier aus der ganzen Umgegend des Sonnabend Nachmittags und des Sonntags kamen, um ihren wöchentlichen Verdienst anzubringen, der zum größten Theil in Chinguerite (Zuckerbranntwein) draufging; die Ruhe, mit der ein solcher Indier ein Glas des stärksten Feuerwassers nach dem andern hinunterstürzt, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, höchstens nur noch den einzelnen Tropfen von seiner dicken bartlosen Oberlippe abzulecken, die enorme Quantität, die er so binnen kurzer Zeit hinuntersäuft und endlich die Ruhe, mit der er fortgeht, nachdem er vielleicht seinen letzten Tlaco ($^1/_8$ Real) für sein 12tes Glas hingeworfen — alles dieß könnte selbst einen unserer berühmten Schnapstrinker in Verwunderung versetzen, einen so wackern Collegen unter diesen Rothhäuten zu finden, doch das ist das auffallende dabei: mögen noch so viele und diese noch so viel getrunken haben, so wird man in dem Trinklocal selbst nie so viel Lärm hören, noch unanständige Scenen sehen, als dieß bei uns in solchen Orten nur gar zu häufig der Fall ist; das würde gegen ihr Anstandsgefühl seyn, umsomehr aber geben sie dann ihren Gefühlen beim Nachhausegehen Luft, was nur zu oft zu Streit und dann zu tödlichen Messerstichen führt. Das Widerlichste von allem aber ist, daß die Weiber es den Männern im Trinken meist nicht nur gleich, sondern oft zuvor thun. Hiebei mag ich eines Umstandes nicht unerwähnt lassen, der recht zeigt, welche Einfalt und Redlichkeit doch noch unter diesen halben Naturkindern heimisch ist; ich bemerkte mit Erstaunen, daß häufig ganz zerlumpte Indier ihren Verzehr nicht gleich baar bezahlten, sondern sie in einem großen Buch accreditirt wurden, und als ich mein Befremden darüber ausdrückte, wie man solchen versoffenen Lumpenkerls etwas borgen könne, sagte mir Herr Z., daß er lieber diesen sogenannten gente sin razon (Leute ohne Vernunft) Credit gebe, als den feinsten caballeros con razon (Herren mit Vernunft), und theilte mir mit, daß immer je 10 oder 12 der ärmeren Indier für die richtige Bezahlung ihres Borgs einen Fiador (Bürgen) in einem der Indier haben, die zu einer Art Adelsclasse bei ihnen gehören, welche in einem solchen Ansehen bei den übrigen Indiern steht, daß der älteste Mann wohl einem Kind aus jener Classe demüthig die Hand küßt; diese Bürgen sind ganz sicher, da es für einen solchen Indier die größte Ehrensache ist derartigen Verpflichtungen nachzukommen; ebenso ist es aber auch für die, für welche die Bürgschaft geleistet ist, eine Ehrensache ihren Bürgen nicht zu betrügen; daher kommt es sehr selten vor, daß dergleichen Schulden nicht bezahlt werden: hat sich das Debet etwas stark aufsummirt, so bleibt wohl der Schuldner einige Zeit weg, doch kommt er dann wieder, um anzufangen seine Schuld in kleinen Raten abzutragen; aber nie, sagt Hr. Z., wußte er sich zu erinnern, daß ein Indier seine Schuld nicht anerkenne und abläugnen wollte, wie dieß bei den hiesigen Weißen gar manchmal vorkommt. Da nun die meisten dieser Indier kaum spanisch sprechen, viel weniger schreiben und rechnen können, so wird ihre Schuld auf eine sehr faßliche Weise ins Buch getragen, nämlich nicht mit Zahlen, sondern durch Zeichen: X = 10 Doll., 0 = 1 Doll., 1 = 1 R., so daß z. B. 25 Doll. 6 R. heißen würde: XX00000 111111; auf diese Weise dürfen Freunde ihren Bekannten Zeichen zählen, um sicher zu seyn, daß man ihnen nicht zu viel abfordert, umsomehr da sie jeden neuen Strich selbst machen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Es gibt: 1) Zapote Mamey, eine länglich runde Frucht, von der Größe einer mittelgroßen Melone, mit grauer Schale und einem weichen, dunkelrothen Fleisch, das sehr saftig ist und einen aprikosenartigen Geschmack hat; sie hat einen länglichen, glatten, glänzendschwarzen, nierenförmigen Kern, in der Mitte durchgeschnitten und die beiden Hälften auseinander geklappt, macht sie auf den Fruchtmärkten eine Hauptzierde aus; 2) Zapote Prieto (schwarz), eine ganz runde, dunkelgraue Frucht, von der Größe eines großen Apfels, mit dünner Schale, schwarzem mußartigem Fleisch, das, mit Zucker und etwas Wein angemacht, fast wie Pflaumenmuß schmeckt; 3) Zapote Blanco (weiß), eine saftgrüne Frucht, von der Größe einer Birne mit weißem, sehr saftigem Fleisch, das sehr kühlend ist, fast wie unsre Poire Blanche schmeckt, nur nicht so aromatisch; dadurch daß man diese Zapote auf einen Birnbaum gepfropft hat, hat man hier eine ganz vortreffliche Birne, Pera de Gambra erzeugt; 4) Zapote Chico (klein), von gräulichgrauer Farbe, so klein als unsre kleinen Bergamott-Birnen, mit bräunlichem Fleisch und sehr süßem Geschmack, der von Fruchtkennern sehr geschätzt wird.

Die Cholera auf den canarischen Inseln hat so heftig gewüthet, daß auf Großcanaria allein 2000 Menschen unter 20—25,000 hinweggerafft wurden. (Shipp. Gaz. 12 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 171. 18 Julius 1851.

Weihnachten in Hindostan.

Weihnachten, das Christfest in Hindostan! Wahrlich es klingt sonderbar genug vom Christfeste in einem Lande zu reden, wo Millionen die Götzenbilder des Brahma, Schiwa und Vischnu kniend anbeten, und wo Hunderttausende von Anhängern Mohammeds die Verheißungen unsers Erlösers verspotten! Doch ist es so. Wäre Hindostan nur von Hindus und Moslems bewohnt, hätten nicht glaubenseifrige Priester, die Begleiter eines Albuquerque und Vasca de Gama oder der Franzosen Lally Tollendal und Dupleix, das Kreuz aufgepflanzt an den Ufern Indiens, hätten sie nicht eben so unermüdet wie die englischen Missionäre die Wahrheiten des Christenthums dort geoffenbart, dann freilich würde man schwerlich dort eine Stimme vernehmen, welche ungestraft an dem heiligen Geburtsfeste Hymnen zum Preis des „neugebornen Königs der Welt" sänge! Aber die Gewalt europäischer Eroberung oder richtiger: europäischer Civilisation, hat in das unwissende, verblendete Land Kenntnisse und den Geist der Toleranz eingeführt, und jetzt erkennen Tausende und aber Tausende vom Cap Comorin bis zu den fernsten nördlichen Gränzen des Pendschab das Kreuz an als die Burgschaft ihrer Erlösung. Im westlichen Hindostan, sowie in vielen Gegenden der indischen Halbinsel, haben die Landbewohner den katholischen Glauben angenommen, sowie er von den ausgearteten Nachkommen der ersten portugiesischen Ansiedler nur unvollkommen gelehrt und ohne Prunk gefeiert wird. In allen brittischen Präsidentschaften Indiens findet man hübsche katholische Kirchen und einfachere, aber wohl noch schönere Gebäude, welche den Protestanten zur Gottesverehrung nach ihrem Glauben dienen; in den großen Städten kann nicht selten das Auge mit einem Blicke eine Pagode, eine Moschee, eine Kirche der Protestanten und eine Capelle der Katholiken umfassen. Ueber Hindostan zerstreut leben 60,000 Engländer, Schotten und Irländer, und 500,000 dort Geborne, in deren Adern sowohl brittisches als indisches Blut fließt — „Halbkaste" genannt — welche nebst etlichen Hunderten von Hindus zum protestantischen Glauben sich bekennen, deren Anzahl durch die Lehre und das Beispiel frommer Prediger täglich wächst. So liegt die Ideenverbindung des Christenthums mit dem götzendienenden Hindostan nicht so fern, und deßhalb wird man nicht erstaunen, daß das Fest der Geburt Christi dort überall, wo Europäer und die sogenannten Portugiesen wohnen, gefeiert wird. In Hindostan ist Weihnachten ein Tag der Gottesverehrung und der häuslichen Freuden, und besonders interessant in den Hauptstädten der Präsidentschaften.

Es ist früh am Morgen, die Sonne ist noch nicht lange aufgegangen und doch sind die Christen aller Classen schon in Bewegung; die Glocken sämmtlicher christlicher Gotteshäuser läuten zum Gebet und über die „Meidans" (Esplanaden) wandeln eiligen Schritts portugiesische Schreiber und „Ayas" (Mägde und Ammen) in Festkleidern von buntem Kattun zur Messe, um den Christtag zu feiern und das Bild der „Nossa Senhora" (Unserer lieben Frau) in Andacht zu beschauen. Zwar fehlen hier die prächtigen Gemälde, welche die großen Kathedralen in Deutschland, Belgien, Spanien und Portugal schmücken, aber doch gibt es auch hier Bilder, welche ebenso auf den schlichten Sinn der Menge einwirken. Nach der Messe wird in manchen katholischen Kirchen und Capellen Hindostans ein kleines Bett ausgestellt, auf welchem die jungfräuliche Mutter mit dem Jesuskinde im Arme ruht, und die Menge drängt sich heran, um dieses anzubeten, Tausende küssen es, Thränen der Freude und Dankbarkeit vergießend. Hat dann die andächtige Schaar sich mit Weihwasser benetzt, so kehrt sie besser und zufriedener als sie vorher war, von diesem jährlichen Erinnerungsfeste heim. Fern von den Hauptstädten, besonders an der Küste von Malabar, sind die kleinen schmucklosen Capellen vollgedrängt von christlichen Landleuten, welche dem würdigen, aber armen „Padre" ihre Gaben darbringen, bestehend in Weizengarben, Obst, Käsen, Kuchen und was sonst ihre eigne Armuth zu schenken gestattet, ganz eben so wie die irländischen Bauern gegen ihre Priester handeln.

Während nun in den katholischen Kirchen der Frühgottesdienst stattfindet, sind die Diener des protestantischen Hausbesitzers beschäftigt, „Sahib" (dem Herrn) ihren Respect zu bezeugen. Mit Anbruch des Tages ist der Porticus seines Hauses mit Festons von Ringelblumen und „Megni" oder indischem Jasmin behangen, Guirlanden und Zweige von Lorbeer schmücken die Säulen der Verandah und die Thüren der Zimmer. Jetzt hat der „Sahib" sein Frühstück beendet, und der oberste Diener zeigt ihm an, daß seine Dienerschaft um Erlaubniß bitte, ihm ihr Compliment zu machen. Er winkt gnädig, und nun erscheinen die Diener in Procession, so daß man glauben sollte, es würde eine Hochzeit gefeiert. Voran kommt der „Sircar" oder Secretär, welcher des Sahib Rechnungen führt, begleitet von einem „Kuli" oder Lastträger, und er verneigt sich tief und läßt von dem Träger zu den Füßen seines Herrn sein Geschenk niederlegen, das aus einem großen seltenen „Russische", einem Rosinenkuchen, der sehr appetitlich mit Candiszucker überstreut ist, einem kupfernen flachen Gefäße voll Mandeln und Rosinen, zwei Riesenköpfen Blumenkohls und einem Blumenstrauße besteht. Seine Gaben werden huldvoll angenommen und mit einem kleinen Geschenke belohnt. Dann tritt der „Kidmetgar" oder Kammerdiener vor; er bringt eine Hammelskeule, einige Orangen, einen

kleinern Kuchen und eine Menge „Kißmiß“ oder kleine Sultaninrosinen von der persischen Küste, und auch er wird mit einem Geschenke entlassen. Darauf erscheint der Koch, der Bote, der Schneider, der Wäscher und selbst der arme „Metur“ oder Stubenfeger, jeder mit seinem Weihnachtsgeschenke, und jeder erhält von dem Sahib ein angemessenes „Bakschisch“ oder Trinkgeld. Sind zwischen dem Herrn und seinen Dienern die Festtagskomplimente und Segnungen ausgetauscht, so fährt der Wagen vor, um ihn mit seiner Familie nach der Kirche zu bringen, wo der Gottesdienst heute mit besonderer, dem Feste angemessener Feierlichkeit stattfindet. Die Kirche ist mit Guirlanden von Lorbeer und andern immergrünen Bäumen geschmückt; die Predigt enthält eine Aufforderung an die Versammlung, die Hülfsbedürftigen zu unterstützen, und wenn die letzten Töne der Orgel verhallen, so füllt sich der Teller des Kirchenvorstehers mit Banknoten und Silberstücken, um den Armen aller Kasten und Classen Nahrung und Kleidung zu reichen.

Die Familie kehrt zurück nach ihrem Hause, und wird schon vor der Thür begrüßt und beglückwünscht von Besuchern höhern Standes, sowohl Eingebornen als Europäern. Immer mehr Kuchen, Hammelskeulen, Orangen, Mandeln und Rosinen kommen als Geschenke in das Haus, bis endlich Vorplatz und Treppe damit so bedeckt sind, daß kaum ein Raum zum Durchgehen bleibt. Jetzt entsteht die Frage: was man mit diesen vielen, leicht vergänglichen Dingen machen soll? Aber der „Khansumadschi“, der Kellermeister, wird schon dafür sorgen, daß diese Haushaltsbedürfnisse seinen Einkäufen sammt Profit auf dem Basar keinen Eintrag thun. Er hat also in löblicher Voraussicht alle Haushaltsbedürfnisse für diesen Festtag bereits eingekauft, und was die Kinder nicht etwa von den vergänglichen eßbaren Geschenken verzehren, fällt den Armen zu.

So wie der Abend naht, öffnet das Haus jeder anständigen Familie seine Thüre, um die Freunde zu empfangen und Roastbeef, Plumpudding und Fleischpastetchen, sammt Portwein und Champagner bezeugen die Anhänglichkeit der Engländer an ihre alten, in dem Geburtslande hochverehrten Weihnachtsgebräuche. Rasch circulirt die Flasche um den Tisch, Glückwünsche und Toaste erschallen von allen Gästen, gar oft wird der Freunde und Verwandten in der Ferne gedacht, und das Fest schließt hier fast auf ähnliche Weise wie in England.

In Calcutta hat man im December und Januar Feuer im englischen Kamine, und wenn auch Rosenbouquets in den Zimmern der Damen prangen, so hat die äußere Atmosphäre doch etwas winterliches, man rückt jetzt die Sessel dem Kamine näher und trinkt ein Glas guten, warmen Punsch, um so die Weihnachten der geliebten Heimath mit allen dort herkömmlichen Gebräuchen hier vollständig zu feiern.

Feldzug
von Sennaar nach Taka, Basa und Beni Amer.

(Fortsetzung.)

Die erste Unternehmung Mehemed Ali's nach dem Sennaar geschah im J. 1820 nach der Unterwerfung der Wahabiten und der Eroberung des Nedschd: seine Zwecke dabei waren verschiedener Art, und man muß zu seiner Ehre annehmen, daß die Eröffnung des Handels mit dem Sudan einer der vorherrschenden war, dann aber wollte er sich auch eines Theils seiner ziemlich zügellos gewordenen Soldateska entledigen, und hoffte, wie sein Lobredner Mengin sagt, durch das Herbeirufen zahlreicher Neger die Lücken in der Bevölkerung Aegyptens auszufüllen. Die ganze Expedition bestand aus vierthalbtausend Mann Infanterie und 1500 Pferden, wozu noch 500 Ababdeh-Araber kamen. Ismael Pascha befehligte die Truppen, und schlug fünf Tagemärsche südwärts von Dongolah die Schaikieh-Araber, einen zahlreichen Stamm, der nach Mengin 8000 Mann zu Pferde und zu Dromedar haben sollte. Theils die Taktik der ägyptischen Truppen, theils und noch mehr die Feuerwaffen siegten; die Schaikieh unterwarfen sich und sind seitdem die wichtigsten Truppen des ägyptischen Befehlshabers geworden, gerade wie in Algerien die Türken und Kuluglis den Franzosen, nachdem sie besiegt worden, die besten Dienste geleistet haben. Wer sind nun diese Schaikiehs? Sie hatten im ganzen Lande eine ziemlich gewaltthätige Herrschaft ausgeübt, und außer ihnen hatte sich dem Marsch der ägyptischen Expedition niemand widersetzt; vielmehr scheint man froh gewesen zu seyn, der Schaikieh los zu werden. Sie sprechen zwar arabisch, wollen aber selbst keine Araber seyn, vielmehr sehen sie sich mit dieser Bezeichnung als beschimpft an; sie behaupten, so bemerkt Hr. Werne, „daß sie von alten Zeiten her Kinder ihres Bodens und stets ein Kriegsvolk gewesen seyen. Der Name Schaikie oder Schaigie, wie Hr. Werne schreibt, ist wohl arabisch, dieß thut aber so wenig zur Sache, als die arabischen Namen bei vielen andern nichtsemitischen und keineswegs arabischen Stämmen. Hr. Werne geht so weit in denselben einen Theil der „aus Aegypten ausgewanderten Kriegerkaste“ zu sehen, die vom König von Aethiopien gastfrei aufgenommen worden sey. Um eine solche Behauptung zu wagen, müßte man die Geschichte dieses Landes, auf der ein dichter Schleier liegt, genauer kennen. Jedenfalls beweist der Umstand, daß sie arabisch sprechen, dafür, daß sie in sehr langem Verkehr und wohl auch in Vermischung mit Araberstämmen Jahrhunderte lang gelebt haben; wodurch sie zur Kriegerkaste geworden, das ist ein Räthsel. Sie haben einige Sitten, z. B. den Kopf kahl oder wenigstens das Haar sehr kurz abzuscheeren, die weder bei Arabern, Barabra, noch Nubiern gewöhnlich sind; dagegen haben sie die Einschnitte in die Wangen, wie die Nubier, und wenn ihr Gesicht markirter ist als das der Barabra, so mag ihr Handwerk und ihre Vermischung mit Arabern, die aus ziemlich alter Zeit stammen muß, die Ursache davon seyn.

Wir haben vor einigen Tagen (s. die Bevölkerung von Kordofan Nr. 161) nach Escayrac de Lauture erwähnt, wie zugleich mit dem Strom arabischer Eroberung, welcher durch Aegypten und die nördlichsten Theile Afrika's zog, ein zweiter über das rothe Meer, wahrscheinlich nach Sauakin ging, allmählich die Länder am Nordabhang des mittelafrikanischen Hochgebirges theils durchwanderte, theils in Besitz nahm, und bis an den Tschadsee vordrang. In wie weit er die hier wohnenden Urstämme unterwarf, umwandelte oder sich rein erhielt, das ist eine noch nicht gelöste Frage. Indeß hat Hr. Werne in seinem etwas verwirrt durcheinander geschriebenen Tagebuch — denn dieß ist eigentlich das ganze Werkchen — doch manches beigetragen, die Frage aufzuhellen. Merkwürdig ist vor allem, daß diese Stämme, wie die Schaikieh keine Araber seyn wollen, sondern sich selbst mit Stolz als Urstämme betrachten.[1] Woher diese Mißachtung gegen den Namen der Araber, der alten Eroberer des Landes? Es kann doch kaum erst von der neuen türkischen Eroberung herstammen; ob von der, die unter und nach Selim einen Theil dieser Länder besiegte, ist eine andere Frage. Der Verfasser zählt namentlich folgende Völker auf: auf der Ostseite des Atbara und zum Theil über den Gohr el Gasch hinaus die

[1] Indeß wollen sie doch auch keine Nuba seyn (s. p. 207.)

Haddenda, südlich von ihnen die Halenga, weiter gegen Osten die Beni Amer, westwärts vom Atbara die Schukurie; der andern Stämme werden wir nur gelegentlich erwähnen. Die ägyptische Expedition nach Sennaar hat die Völker dort stark unter einander geworfen, wovon hier nur ein Beispiel. Mohammed el Nimr (der Tiger), Malek der Gallihn oder Djalin, eines großen weit ausgebreiteten Stammes zwischen dem weißen und blauen Nil, war von Ismael Pascha hart und grausam behandelt worden, hatte sich aber gerächt, indem er denselben mit sammt seinem Gefolge in Schendy mit seinem Haus verbrannte; zugleich wurden auf der ganzen Dschesirah (d. h. der Halbinsel zwischen dem weißen und blauen Nil) die ägyptischen Truppen angegriffen und ermordet. Als später unter Churschid Pascha ein verstärkter Zug ins innere Land drang, vereinigten sich mehrere Stämme und vernichteten einige Bataillone, so daß die ganze Expedition zurück mußte. Darauf erschien der bekannte, blutgierige Defterdar Bey, der zur Rache dafür sich im Blute des Landes badete, aber Mohammed el Nimr hatte sich, seine Schwäche den ägyptischen Truppen gegenüber fühlend, südostwärts gezogen, am Atbara aufwärts, und dort mit seinem Gefolge, das durch den Druck der Aegyptier immer mehr anwuchs, ein neues Schendy und ein neues Damer erbaut? Hier gründete er einen neuen, für die dortigen Verhältnisse nicht ganz unmächtigen Staat, weil er ziemlich viele Feuergewehre hatte, und da seine Stammgenossen noch immer in großer Zahl bis weit nordwärts wohnen, so erhält er von allem Kundschaft und kann auf die Unterstützung vieler Stämme, die dem ägyptischen Joch nicht minder abhold sind, zählen. Die Djalin sprechen zwar arabisch, gehören aber zum einheimischen Stamme der Fungh, die schon lange auf den Karten neben den Schilluks aufgezählt werden, und gleichen den Barabra in der Gesichtsbildung. Der Name Fungh soll von einem Berg im Lande der Dinka zwischen dem weißen und blauen Nil herkommen, denn von diesem Berg herab, der als Sammelplatz für das Volk diente, soll sich vor 300 Jahren (vielleicht nach dem Einbruch der Türken unter Selims Regierung), ein wahrer Strom ergossen, und nach blutiger Schlacht mit den Arabern ein neues Reich im Lande Sennaar gegründet haben. Dieß wäre also eine nationale Reaction gegen die arabische Einwanderung gewesen. Diese Fungh wollen auch durchaus nicht für Araber gehalten seyn, da noch ein alter Nationalstolz in ihnen lebt, was nach dem Obengesagten erklärlich ist.

Wenn dieß bei solchen Stämmen der Fall ist, welche doch arabisch sprechen, so muß es noch mehr der Fall bei denen seyn, die, gleich den Haddenda, Halenga, Bischari nicht arabisch, sondern Aggem sprechen, wie Hr. Werne sagt. Dieß Wort ist kein anderes, als das was sonst bei Arabern Adschem heißt und „fremd" bedeutet; Mohammed Din selbst sprach nicht arabisch, sondern Aggem, somit seine Untergebenen wohl noch mehr. Dieses Aggem, das auch in Taka herrscht, mit welchem Namen ein sehr großer Theil des Landes ostwärts vom Atbara bezeichnet zu werden scheint, soll (S. 230) die größte Aehnlichkeit mit der Sprache der Bischari haben, und wenn wir von Eécayrac, Pallme u. a. wissen, daß die Sprache der Nuba sich mit dem Arabischen verschmilzt, so haben wir an dem ganzen Nordabhang der abyssinischen Gebirge — in welchem Umfang wissen wir freilich nicht genau anzugeben — die alte Nuba- oder Barabrasprache in sehr verschiedenen Mischungen mit dem Arabischen vor uns.[1] Vielleicht gibt die Nachricht Werne's (p. 129), daß in Taka die Weiber mehr als Sklavinnen behandelt werden, während die Weiber Nubiens und der Dschesirah mehr die Herrinnen im Hause sind, einen Fingerzeig, daß hier im Osten mehr Neger- und arabisches Element herrsche als im Westen, wo sich die Nuba stärker und reiner erhalten haben, wogegen freilich der Umstand zu sprechen scheint, daß die Djalin der Sprache noch völlig zu Arabern wurden. Ueber Einen, freilich ziemlich entscheidenden Punkt, erfahren wir indeß von Hrn. Werne so wenig, wie von andern: ist in dem Aggem die Grundsprache arabisch oder Nuba? sind in der Sprache nur arabische Wörter eingedrungen und der grammatische Bau des Nubischen geblieben, oder hat umgekehrt die arabische Grammatik den Sieg über die der Nubasprache errungen, und hat sich nur eine große Masse Nubawörter erhalten? Ist letzteres der Fall, dann wird freilich bei den mannichfachen Vortheilen, welche die Religion und die Herrschaft mit sich bringen, das Arabische bald mehr und mehr das Uebergewicht behaupten.

(Schluß folgt.)

[1] Hr. Werne führt später noch an, die Haddenda, Halenga, Mitkenah, Bischari, Hommran, Beni Amer und ein Theil der Schukurie hätten eine ihnen eigne Sprache, die er mit dem Wort Rottan bezeichnet, aber auch dieß Wort bedeutet im Arabischen jede lingua peregrina, barbara.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Indier in den umliegenden Dörfern bauen fast nur Mais für ihren eigenen Bedarf, und vielleicht auch ein wenig Tabak, dessen Anbau jetzt noch dort gestattet ist; sie gehen auf die benachbarten Ranchos (Meierhöfe) und Haciendas, um im Felde zu arbeiten, und zuvor muß der, welcher sie haben will, sich deßwegen an den Alcalden (Schultheiß) des Dorfes wenden, und dieser schickt dann, gegen Bezahlung eines Vorschusses — der meist wohl in seiner Tasche bleibt — so viel Leute als ausbedungen sind, in Cuadrillas getheilt und unter bestimmten Gefes (Chefs) und Capitanes; der gewöhnliche Lohn ist in dieser Gegend 3 Realis (15 Sgr.) per Tag.

Der Grund und Boden in diesem District ist zwischen dem Hauptort Huatusco selbst, den Indier-Dörfern und einzelnen Ranchos vertheilt; die einzige Hacienda in der Nähe ist die schöne 6 Leguas entfernte, Deutschen gehörige Hacienda „el Mirador." Das große Areal, das rings um Huatusco sich erstreckt und wohl 14 Sitios de Ganado-Mayor (60.740 Acres; 1 Sitio de Ganado-Mayor = 25 Mill. Quadratvaras = 4338 Acres 1758 Yards 718 Zoll) umfaßt, gehörte bis vor kurzem einem Priester, D. Luis Ugalde; nach seinem Tod wurde es zum Verkauf gestellt, die Stadt hatte das Näherrecht und kaufte das ganze Terrain für 20,500 Doll.; jeder Bürger der Stadt kann darauf 1 Actie à 20 Doll. nehmen, und erhält dafür ein Stück Land, dessen Größe noch näher bestimmt werden soll; Colonisten würde man sehr gern in den Verband eintreten lassen.

Sicher gibt es für Anlegung deutscher Colonien fast keine geeignetere Gegend als die um Huatusco, ja sie ist fast beinahe noch empfehlenswerther als die um Cordova, weil die etwas kühlere Temperatur Deutschen noch mehr zusagen dürfte; ist der Boden auch nicht ganz so fruchtbar, die Vegetation auch nicht ganz so üppig als dort, so wird ihnen dafür das Arbeiten leichter als dort, und sie finden sicherlich auch bei den hiesigen Indiern noch mehr Unterstützung, als bei denen um Cordova; so wohlgeneigt auch die Bewohner um Cordova Fremden sind, so sind es die von Huatusco noch weit mehr, und vorzüglich hat der deutsche Name in jenen Gegenden einen sehr guten Klang, weil daselbst, besonders in der Hacienda el Mirador, seit Jahren Deutsche angesiedelt sind, die durch ihre Intelligenz und ihr anständiges Betragen sich die Achtung wie die Liebe der Mexicaner zu erwerben gewußt haben. Endlich bietet auch Huatusco durch seine vortreffliche Lage den Colonisten ganz besondere Vortheile dar, wenn nur die wenigen Hindernisse, welche dem jetzt noch entgegenstehen, weggeräumt werden, was ohne gar zu

große Schwierigkeiten wohl geschehen könnte. Huatusco liegt 16 Leguas in directer Entfernung vom Meer, und bis zum Hafen von Veracruz sind ungefähr 23 Leguas; der Weg dahin führt über das ziemlich bedeutende Dorf Teluka, die Hacienda el Mirador, und Paso de Ovejas, eine Station, die auf der großen Straße liegt, welche von Veracruz über Jalapa nach der Hauptstadt führt; von diesem Punkt nach dem Mirador ist jetzt schon der Weg gut und in der trocknen Zeit selbst für Karren passirbar; das 6 Leguas lange Stück zwischen Mirador und Huatusco ist zwar durch einige bedeutende Barrancas durchschnitten, aber sicher mit nicht gar zu großen Kosten für Karren herzustellen. Von Orizaba und Cordova liegt Huatusco gleich weit, etwa 14 Leguas entfernt, und ich sehe, so weit ich es beurtheilen kann, keine unübersteigliche Schwierigkeit, einen passirbaren Weg nach beiden Punkten hin anzulegen. Wird auf diese Weise Huatusco mit den drei Hauptorten des Staats Veracruz, der Stadt Veracruz, Cordova und Orizaba, verbunden, so kann Huatusco ein Punkt von großer Bedeutung werden, und die Colonisten können des Absatzes ihrer Producte ganz sicher seyn; das Ayuntamiento von Huatusco soll, wie mir versichert wird, willens seyn, eine nicht unbedeutende Summe für Herstellung dieser Verbindungen auszuwerfen und das Gouvernement des Staats Veracruz sich lebhaft dafür interessiren: möchte es nur nicht bloß damit sein Bewenden haben und schöne Worte endlich einmal zu Thaten werden! Sollte etwa — was aber noch in sehr weitem Felde liegt — noch eine Eisenbahn zwischen Veracruz und der Hauptstadt zu Stande kommen, so dürfte diese nahe bei Huatusco vorbeigehen; denn, nach glaubwürdigen Mittheilungen, die mir geworden sind, würde diese nur möglich seyn, wenn man sie von Veracruz über die Lomas (Vergebenen) bis Hacienda Vera del Monte legte, wo keine Barranca zu überwinden ist, dann nach den Indier-Dörfern Temara, Totutla (3 Leguas von Huatusco) und S. Bartolo, von da durch die Barranca de Quimistlan, wo man jetzt neuerdings eine sehr leichte Passage aufgefunden hat, nach Chalchicomula, das jenseits des Pics von Orizaba auf der Hochebene von Perote liegt. Dann dürften auch die 7 Leguas von Huatusco entfernte Hacienda del Pinillo und das Dorf Quimistlan für Colonisation beachtenswerthe Punkte werden; letzteres hat ein ungeheures, ganz vorzüglich für Weizen und Kartoffelbau, darum ganz besonders für deutsche Colonisten geeignetes Terrain, ist aber bis jetzt durch unpassirbare Wege in den Gebirgen von Achichetla und die tiefste und gefährlichste Barranca des Landes, die von Chichiquila, von aller Welt abgeschnitten. Doch mag eine Eisenbahn zu Stande kommen oder nicht, Huatusco ist immer ein Ort, dem eine gute Zukunft bevorsteht und die mit der Zeit sicher ein Punkt von Bedeutung werden wird!

Gegen Mittag den 30 Mai war ich eben von einem sehr interessanten, aber sehr ermüdenden Spaziergang auf den etwa ½ Legua entfernten Berg von Cuatepec heimgekehrt, der die Form einer abgestumpften Pyramide hat und von dessen Gipfel, in der Mitte mit einer kraterförmigen Vertiefung, man eine entzückende Aussicht genießt, ruhte mich von den Strapazen des Hinaufsteigens und des Hinabrutschens auf lehmigem Boden, nachdem es die Nacht vorher tüchtig geregnet, bei einem Glas Xerez und einem Stück schwarz Brod und Wurst aus, und machte mit Herrn J. und H. Fink, der eben von Cordova angekommen war, Pläne für eine würdige Verbringung des Nachmittags, die endlich dahin festgestellt wurde, daß wir einen Spaziergang nach einem sehr romantisch gelegenen Ausschank, vulgo Kneipe genannt, machen sollten, um dort ein mir sehr gerühmtes, aber von mir noch nicht gekanntes Getränk, Tepache (d. i. ein Bier, das aus der Maische des für Branntweinbereitung angesetzten Safts des Zuckerrohrs bereitet wird, sehr erfrischend ist, aber auch zugleich leicht purgirt), zu kosten — als plötzlich Herr C. Stein, Besitzer des Mirador, den ich erst den andern Tag erwartete, von Orizaba ankam und mich aufforderte, sogleich mit ihm nach dem Mirador fortzureiten. Natürlich wurden augenblicklich die großartigen Tepache-Pläne aufgegeben, schnell meine Siebensachen zusammengepackt und auf eine Mula de Carga (ein für Lasttragen bestimmtes Maulthier) gebunden, darauf ward eiligst noch ein gutes Mittagsbrod eingenommen, und um 3 Uhr ging's im Galopp fort. Wäre die Abreise nicht so unerwartet gekommen, so wäre mir der Abschied von der lieben J'schen Familie recht schwer geworden, da ich sie in den wenigen Tagen sehr lieb gewonnen hatte und mich gar zu wohl und heimisch da fühlte; ich konnte kaum ein wehmüthiges Gefühl unterdrücken, als ich meinem wackern J. die Hand zum Abschied reichte.

Gleich hinter Huatusco steigt der Weg sehr an, bis man auf die Spitze einer Anhöhe gelangt, von welcher man eine entzückende Aussicht auf das liebliche Thal von Huatusco hat; ich hielt dort einen Augenblick an und warf noch einen letzten Blick auf dieß niedliche, gleichsam wie in einem englischen Park gelegene Oertchen, das mir in kurzer Zeit so lieb geworden war. Wir waren kaum ein Stündchen geritten, so überraschte uns ein starker Aguacero (Regenguß), der mich wohl bis auf die Haut durchnäßt hätte, wenn ich nicht einen so ausgezeichneten Sarape[1] gehabt hätte, der so leicht keinen Regen durchläßt; außerdem hatte ich auch noch meine Beine durch Wachsleinwandhosen verpallisadirt, und die Steigbügel der mexicanischen Sättel schützen auch ganz vortrefflich den Fuß vor Naßwerden, indem es eine Art hölzerne Schuhe sind, über welche zu beiden Seiten Lederklappen fallen, die ihre sehr guten Dienste thun, wenn man zwischen Dornsträuchern oder durch Flüsse reiten muß. Zum Glück dauerte der Regen nicht sehr lange, und ich hatte noch den Genuß die wunderschöne romantische Gebirgsgegend, durch welche der Weg zum größten Theil führt, von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet zu sehen, und beim schönsten Sternenhimmel kamen wir gegen 9½ Uhr Abends in Mirador an. Wir hatten längere Zeit zu diesem Ritt gebraucht, als wir geglaubt; eben der Weg, der an und für sich nicht schlecht ist, aber doch fortwährend bergauf, bergab und durch einige Barrancas geht, war durch den Regen in den letzten Tagen und besonders durch den Regenguß, der uns so eben überrascht hatte, so durchgeweicht und bei seinem lehmigen Boden so schlüpfrig geworden, daß die Pferde meist nur sehr langsam und mit großer Vorsicht gehen konnten; als ich die sehr steile Barranquita — nahe bei dem reizend gelegenen Indier-Dorf Totutla — glücklich passirt hatte, mußte ich wirklich die Sicherheit und Geschicklichkeit meines kleinen mexicanischen Pferdes bewundern, welches den schmalen, schlüpfrigen, abschüssigen Weg hinab- und hinaufgeklettert war, ohne auch nur einmal zu straucheln, wo sicher ein deutsches Pferd zehnmal gefallen wäre.

Da ich erst bei Dunkelwerden in der Hacienda el Mirador eintraf, konnte ich nichts mehr von der Umgegend noch von dem Hause selbst erkennen; desto wohler fühlte ich mich gleich in den innern Räumen desselben, da ich mich da vollkommen wie in Deutschland befand; denn hier hat sich deutsche Sitte, deutsche Lebensweise noch ganz rein ohne allen mexicanischen Beigeschmack erhalten, selbst die kleinen Kinder sprechen deutsch, was eine große Seltenheit ist, da alle Kinder deutscher Eltern hier nur spanisch sprechen lernen, und eine deutsche Köchin stand an einem legitimen vaterländischen Kochofen. Am meisten aber freute ich mich von einem kleinen Kreis deutscher Damen empfangen zu werden, indem ich, außer der liebenswürdigen Frau vom Hause, noch ihre zwei Schwestern traf, zwei liebenswürdige junge Damen, welche erst kürzlich von Deutschland angekommen waren und mir darum recht viel von meinem lieben Vaterland erzählen konnten, was mir bisweilen das Herz etwas schwer machte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine geologische Ballade. Die freilich oft sehr widersprechenden Ansichten der Geologen haben einem Witzbold Veranlassung gegeben, eine Ballade zu machen, worin diese Ansichten durchgehechelt werden. Die Ballade soll in Ipswich (auf der dießjährigen Naturforscherversammlung) gefertigt und gesungen worden seyn. Die Liter. Gaz. theilt die drollige Ballade mit.

[1] D. i. eine sehr dicht gewebte wollene Decke, meist mit lebhaften Farben, die ein Loch in der Mitte hat, um den Kopf durchzustecken; sie fällt dann auf beiden Seiten des Körpers bis auf die Fußspitzen herunter und bedeckt so den ganzen Körper ohne zu belästigen; sie ist das Hauptkleidungsstück des Mexicaners der untern Classen, und auf Reisen hier im Lande wirklich unentbehrlich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 172. 19 Julius 1851.

Ethnologische Forschungen auf Hayti.

(Nach einem Schreiben Sir R. Schomburgks an Prinz Albert, mitgetheilt in der Versammlung der Naturforscher zu Ipswich.)

Es ist eine traurige Thatsache, daß von den Millionen, welche bei der Entdeckung die Insel Hayti bevölkerten, jetzt auch nicht Ein reiner Abkömmling mehr existirt, aber ein genauer Beobachter der gemischten Racen, welche großentheils die Bevölkerung der dominikanischen Republik bilden, wird da und dort die charakteristischen Kennzeichen der Ureinwohner auffinden. Einige Zweige des Menschengeschlechts behalten ihre charakteristischen Züge viel hartnäckiger als andere: während die Eigenthümlichkeiten der einen sich in wenigen Generationen verlieren, erhalten sich die der andern durch eine ganze Reihe von Generationen hindurch. Nie habe ich diese Zähigkeit stärker ausgedrückt gefunden, als unter der gemischten Race, die man noch heutiges Tages auf Hayti „Indios“ nannte. Dieß bezieht sich namentlich auf das weibliche Geschlecht dieser sogenannten Indier: ihre symmetrischen Formen, ihre reine Olivenfarbe und welche Haut, ihre großen schwarzen Augen und das äußerst üppige Haar von Ebenholzschwärze bezeichnen mit einander ihre Abstammung aus dem indischen Stamme. Die Geschichtschreiber erzählen uns, daß der letzte Rest der Indier, etwa 3 — 400 Mann, sich unter Enrique, dem letzten Caziken, nach Boya, einem Dorfe 30 (engl.) Meilen von der Stadt zurückzog. Enrique war zum Christenthum bekehrt, und Kaiser Karl V hatte ihm bürgerliche Rechte und den Titel „Don“ verliehen. Dieser klägliche Rest einer einst mächtigen Nation verschwand bald von der Erde, niedergebeugt durch das Unglück und die von den Spaniern ins Land gebrachten Krankheiten. Die Ausrottung des reinen indianischen Stammes hinderte mich an Vergleichungen mit den noch vorhandenen Stämmen Guiana's; ihre Sprache lebt nur noch in den Namen von Ortschaften, Flüssen, Bäumen und Früchten, alle diese Namen aber stimmen darin überein, daß das Volk, welches diese Namen ertheilte, eins war mit den Caraiben und Arawaaks von Guiana.

Ein Ausflug nach den Kalksteinhöhlen von Pommier, etwa 10 Leguas westlich von der Stadt Santo Domingo, gab mir Gelegenheit einige Bilderschriften der Indianer aus der Zeit nach der Ankunft der Spanier zu untersuchen. Diese bemerkenswerthen Höhlen liegen innerhalb des Districts, welchen bei der Landung der Spanier die schöne Indierin Catalina beherrschte. Oviedo berichtet, daß sie den Aragonier Miguel Diaz zu gewinnen wußte. Dieser hatte zu Isabella in einem Streit einen seiner Cameraden verwundet, und glaubte ihn getödtet zu haben; deßhalb floh er und fand in Catalina's Dorf eine Zuflucht. Aus Furcht ihren Geliebten zu verlieren, der nach einigen Monaten sich zu seinen Landsleuten und gewohnten Beschäftigungen zurückzusehnen schien, erzählte sie ihm, daß die benachbarten Berge reiche Minen enthielten, und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Fruchtbarkeit des Bodens, der den, worauf Columbus die Stadt Isabella gegründet, weit übertraf. Diaz kehrte mit dieser Nachricht nach Isabella zurück, fand dort den von ihm Verwundeten geheilt, und erhielt zum Lohne seines Berichts leicht Verzeihung. Der Adelantado Bartholome besuchte den District selbst und ließ im J. 1496 in der Nähe der Minen einen festen Thurm bauen, den er San Cristobal, die Arbeiter aber, die ihn bauten und in dem Stein selbst Gold bemerkten, den goldenen Thurm nannten. Die Minen waren bald erschöpft und das Land umher ward wieder der üppigen Natur überlassen. Die Höhlen, welche früher ein Gegenstand der Verehrung für die Indianer gewesen, wurden jetzt ein Zufluchtsort gegen die Waffen der Spanier und die furchtbaren Bluthunde. Die große Zahl symbolischer Bilder, welche die Indier mit Kohlen auf die weißen, glatten Wände der einen Höhle gemalt hatten, die jetzt den Namen der „gemalten Kammer“ führt, nahmen meine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Am Eingang einer zweiten Höhle nahe der erstern bemerkte ich einige Sculpturen im Felsen, deren Charakter, sowie das Aushauen in dem harten Stein beweisen, daß sie von viel älterem Ursprung sind, als die gemalten Bilder in der ersten Höhle, denn sie zeugen von weit mehr Geschicklichkeit und Geduld, und sprechen für eine rasche Auffassungsgabe, ja sogar für einen gewissen Grad von Civilisation. Hinsichtlich der Zeit, wo diese Bilder in Stein ausgehauen wurden, besteht auch nicht eine Sage. Bemerkenswerth ist, daß sie sich nur finden, wo sichere Beweise vorhanden sind, daß die Caraiben den Ort bewohnten oder besuchten. Ich glaube deßhalb noch nicht, daß sie von den Caraiben herrühren, denn die bei den noch vorhandenen Caraibenstämmen in Guiana sich findenden Werkzeuge und Geräthschaften sprechen nicht dafür. Indeß liegen Beweise vor, daß die Caraiben Hayti bewohnten; unter andern fand ich an der Ostküste der Insel, Punta Engaña genannt, zahlreiche Haufen von Muschelschalen (Strombus gigas), die unwandelbar ein Loch in der Nähe der Schneckenspitze haben, wodurch man das Thier leicht aus der Muschel herausziehen konnte. Eine gewisse Anzahl ähnlicher Haufen traf ich auf der Insel Anegada, welche die Geschichtschreiber der Antillen den Caraiben zutheilen, die auf ihren Zügen von den Lucayen herab gegen die Bewohner von Puerto Rico zuerst zu Anegada anhielten, um sich mit Muscheln für ihren Zug zu versorgen.

Eine weit interessantere Entdeckung als diese Haufen von Muschelschalen ist ein Kreis von Granitsteinen in der Nähe von San Juan de Maguana, welcher ganz der Aufmerksamkeit früherer Geschichtschreiber und Reisenden entgangen zu seyn scheint. Maguana war eines der fünf Königreiche, in welche Hayti bei der Ankunft der Spanier zerfiel. Der Granitkreis ist jetzt in der Nähe unter dem Namen „el Cercado de los Indios“ bekannt, und liegt auf einer von Wäldchen umgebenen und von dem Fluß Maguana begränzten Savanne. Der Kreis besteht meist aus Granitbrocken von 30 bis 50 Pfund im Gewicht, die nach ihrer Glätte zu schließen, am Ufer eines Flusses, wahrscheinlich des Maguana gesammelt seyn müssen, obgleich diese Entfernung ziemlich bedeutend ist. Die Steine sind eng zusammengelegt und geben dem Kreis das Ansehen einer 21′ breiten gepflasterten Straße, die, so weit die dazwischen emporgewachsenen Bäume und Stauden es ermitteln lassen, 2200′ lang ist. Ein großer Granitblock, 5′ 7″ lang, der in stumpfen Ecken endigt, liegt fast in der Mitte des Kreises, zum Theil im Boden vergraben. Wahrscheinlich stand er ursprünglich als Götzenbild in der Mitte, denn er ist augenscheinlich von Menschenhand bearbeitet, und obwohl die Oberfläche durch atmosphärische Einflüsse gelitten hat, sind doch die Höhlungen der Augen und des Mundes noch sichtbar. Dieser Block hat ganz das Aussehen einer von Pater Charlevoix in seiner „Geschichte der Insel Hispaniola“ geschilderten Figur, die er als eine „figure trouvée dans une Sépulture indienne“ bezeichnet. Ein Weg von derselben Breite, wie der Kreis, erstreckt sich gerade westlich, wendet dann im rechten Winkel nach Norden um, und endet an einem Bach. Dieser Weg ist fast auf seiner ganzen Ausdehnung dicht mit Wald überwachsen. Der Kreis umschloß ohne Zweifel das indische Götzenbild, und innerhalb desselben beteten Tausende dasselbe an. Eine andere Frage ist aber noch zu lösen: waren die Bewohner der Insel, welche die Spanier dort trafen, auch die Erbauer des Kreises? Beteten sie diese Gottheit an? — Ich glaube nicht. Unter den bei San Diego, eine Tagreise vom stillen Meer an dem Golf von Californien, entdeckten Alterthümern fanden sich gleichfalls Granitkreise und runde Mauern um ehrwürdige Bäume, Säulen oder Blöcke mit Hieroglyphen. Ich möchte fast glauben, daß der Granitkreis auf Hayti, die Figuren, welche ich im Innern Galana's auf Felsen ausgehauen sah, und die ausgehauenen Figuren in den Höhlen einer Race angehören, welche derjenigen, die Columbus in Hispaniola traf, weit überlegen war, einer Race, die aus den nördlichen Theilen Mexico's, nahe dem alten Landstrich Huasteras, kam, und von den Völkern, welche das Land zur Zeit der Ankunft der Europäer bewohnten, besiegt und ausgerottet worden war.

Feldzug
von Sennaar nach Taka, Basa und Beni Amer.

(Schluß.)

Die Mischung des Arabischen und Nuba scheint auch sehr verschieden und Werne bemerkt z. B. daß Mitkenab eine Stadt, nahe am Gohr el Gasch (unter 16¹/₄° N. B. nach der freilich nicht sehr zuverläßigen, mit dem Text nicht immer übereinstimmenden Karte), von einem andern Volke als die Haddenda, zwischen deren Besitzungen sie liegt, bewohnt sey; der Unterschied, den er macht, kann sich fast nur auf die Sprache beziehen, denn Werne bemerkt selbst daß die Sitten der Bewohner von Mitkenab mit denen der Haddenda gleich seyen, nur scheint die sociale Einrichtung mehr aristokratisch, während sie bei Haddenda und Halenga ziemlich monarchisch ist, was sich auch an einer oft wahrhaft rührenden Anhänglichkeit an das Herrschergeschlecht ausspricht.[1]

Hr. Werne berichtet von einer Sage, die vielleicht eine Andeutung über die Entstehung der dortigen Völker gibt, wenn sie gleich hier nur auf die Halenga bezogen ist. Der Gohr Bargka oder Baraka, an dessen Oberlaufe namentlich die Beni Amer wohnen spaltet sich im tiefern Lande in zwei Arme, die sich abgesondert in den Gohr el Gasch ergießen; auf dieser Insel habe am Fuße des Kassela el Lus eine große Stadt, Namens Fakenda, gestanden, die eine Stunde lang gewesen sey und sich von Kadmin, wo man noch viele Lehmmauern sieht, bis an den einen Arm des Flusses erstreckt habe. Oben auf dem Berge sollen sich noch Ruinen des Schlosses einer Königin befinden. In dieser Stadt habe das ganze Volk der Halenga gewohnt, das aus dem Hedschas herübergekommen sey; vor geraumer Zeit habe sich das Volk, theils wegen der großen Massenanhäufung, theils wegen der Entfernung des Wassers getheilt, und auf diese Art seyen verschiedene andere große Ortschaften entstanden. Das nahe Sabderath, etwas ostwärts gelegen, sey schon früher von Fakenda aus durch die mit Sklavinnen erzeugten Kinder bevölkert worden. Die Sprache der so entstandenen Ortschaften sey Aggem, d. h. die mit Arabisch gemischte Landessprache. Nach der Aussage des Fakirs, der Hrn. Werne diese Sage mittheilte, soll der Hauptstamm rein arabischer Abkunft seyn, eine Behauptung, der jedoch die Sprache, die allgemein Aggem ist, widerspricht.

Bis wohin die Vermengung arabischer und nubischer Völker geht, ist nicht leicht zu ermitteln; in Bezug auf das Land, dessen Schilderung Hr. Werne wenigstens theilweise gibt, nämlich zwischen Gohr el Gasch und Gohr Bargka, findet sich eine ungefähre Angabe. Auf der freilich nicht sehr zuverlässigen Karte steht der Ausdruck „Bergvölker“ ungefähr 15¹/₂° N. B., und (p. 203) ist angegeben, daß dahin ein Raubzug unternommen worden sey, von dem man eine Anzahl gefangener Weiber, Männer und Kinder zurückbrachte; die Männer waren meist verwundet und hatten sich tapfer gewehrt. In Bezug auf dieselben Stämme bemerkt Werne: „gegen Osten auf den Bergen wohnen wilde Völker und Räuber bis Habeich; sie sprechen ihr eigenes Aggem, sind M a g u ß (Heiden), kleiden sich in Felle oder gehen ganz nackt. Den Moslimen sind sie ein Gräuel, da sie nie beten, kein Buch (Koran) und keine Fakiere haben.“ Hier hat also der

---

[1] Es ist dieß ein in mancher Beziehung merkwürdiger Zug. Die alten Moluk (Mehrzahl von Melek, Fürst, König) welche durch die Aegyptier ganz heruntergekommen, und oft auf eine klägliche Pension gesetzt sind, tragen noch die Takhie, eine Mütze mit zwei Hörnern, das uralte Zeichen der Herrschergewalt (was an Jupiter Ammon und den „zweigehörnten“ (deul karnain) Alexander erinnert) und werden trotz ihrer Armuth und Unbedeutendheit von den Vornehmen sehr geachtet und mit Besuchen beehrt (s. p. 160). Eris Woot (für Wolled) Agib, dessen Vater vor den Türken fast die ganze Dschesirah und selbst das Land zwischen dem blauen Fluß und dem Atbara beherrschte, und der jetzt mit spärlicher Pension in Halfaia sitzt, wird hoch verehrt; er ist vom Stamme der Kaugh, leitet seine Abkunft von den Beherrschern Sennaars her, und weiß seine Ahnherrn bis zu einem sehr hohen Alter aufzuzählen. Selbst die wilden Schaikieh verehren noch ihren alten Melek Saad, machen ihm jeden Morgen die Aufwartung und küssen ihm die Hand. Nie stehlen oder rauben sie etwas, ohne für ihn das Beste aufzubewahren, und so sorgen sie in allem für ihn, als wäre er noch in seiner alten Würde, und im Stande sie zu belohnen. „Es ist diese Anhänglichkeit und Ehrfurcht, sagt Werne, um so mehr bei diesen Völkern zu bewundern, als sie sonst den Grad ihrer Unterthänigkeit nach dem zu erwartenden materiellen Gewinn zu berechnen pflegen, oder sich nur aus Furcht freundlich zeigen, und überhaupt unter ihnen ein Geist der Gleichheit herrscht, vermöge dessen sich alle von demselben Stande und derselben Würde erachten.“

Einfluß des Islam und der Araberstämme ein Ende. Neger sind aber diese Völker nicht, denn Werne sagt: „das Volk ist braun und schwärzlich, aber auch roth und ziemlich weiß.“ Dieß scheint darauf zu deuten, daß sie noch zu dem alten rothbraunen Aethiopierstamm gehören, der bekanntlich nicht schwarz war. Werne bemerkt: „woher dieß Gebirgsvolk stammt, welches der Araber in verächtlichem Tone Noos el Gebel Saket (unreine Gebirgsbewohner) nennt, weiß niemand, wahrscheinlich jedoch sind es Ureinwohner, und von den siegreichen Stämmen der Araber und Abyssinier in die Gebirge gedrängt.“ Geht man dagegen weiter ostwärts am Gohr Bargka hinauf, so daß man sich bis auf wenige Meilen dem rothen Meere nähert, so stößt man auf die Kastahn oder Costanis, welche abyssinische Christen sind, also einem andern Einfluß unterworfen waren. Am Oberlauf des Gohr Bargka führt Werne's Karte nach der Angabe eines Eingebornen Ruinen bei Monio und Assoram auf; oberhalb des Gohr el Gasch liegt Axum mit seinen bekannten Ruinen. Aber Hr. Werne weiß so gut wie nichts von Alterthümern. Einiges erwähnt er aus eigener Ansicht bei Herrerem gegenüber von Gos Radscheb unter 16½° auf dem rechten Ufer des Atbora, es scheint aber ziemlich neuen Ursprungs. Andere Ruinen führt die Karte unter 14½° N. B. bei Sofi und Kassaman auf dem linken Atbora-Ufer auf, aber in dem Werke sind sie nicht erwähnt. Da bedeutende Ruinen am blauen und weißen Nil ziemlich weit hinaufreichen, und Axum zuverlässig von der Land- und nicht von der Seeseite her erreicht wurde, so ist wohl zu vermuthen, daß am Atbora und Gohr el Gasch aufwärts mit der Zeit noch mehr Alterthümer zu Tage kommen, und Zeugniß dafür ablegen, welcher Grad von Cultur einst in diesen Gegenden herrschte. Werne sagt zwar: „auch das Urvolk muß wandernd und ohne Cultur gewesen seyn, da in diesem ganzen Landstrich von Atbaro bis zum rothen Meere auch nicht die leiseste Spur einer frühern Cultur oder fester Wohnsitze von zuverlässigen Reisenden aufgewiesen wird, wenn man auch von Pyramiden u. dgl. spricht.“ Die dem Buche beigegebene Karte ist wohl Hrn. Werne, der wahrscheinlich bloß sein Tagebuch einsandte, nicht zu Gesicht gekommen, denn hier sind, wie eben erwähnt, an mehrern Orten Ruinen verzeichnet; übrigens ist es an sich nicht wahrscheinlich, daß in einem Lande, das im Nordwesten Meroe, im Südosten Axum hat, und auf dem ganzen Zwischenraum von Völkern gleicher Sitte und Sprache bewohnt ist (indem Halenga, Hadenda, Bischari, Beni Oberahe, Beni Amer und ein Theil der Schukrue, oder Schukurie, zwischen dem blauen Fluß und Atbara, noch jetzt wenn auch mit dialektischer Verschiedenheit, die wohl in der verschiedenartigen Beimischung des Arabischen beruht, einerlei Sprache sprechen) von der in Meroe und Axum bestandenen Cultur gar nichts eingedrungen seyn sollte. War auch vor dem Islam gewiß schon für diese Länder der Verfall längst eingebrochen, so trat doch erst mit dem Islam und dem Einbruch der Araber die volle Barbarei ein, da der Haß zwischen den moslemitisch gewordenen und mit den Arabern verbundenen Stämmen gegen die heidnisch Gebliebenen eine Scheidewand zog, die den Verkehr und Handel zwischen den durch den Stromlauf so natürlich verbundenen Völker hemmte und den ewigen Kampf unterhielt, der die Barbarei in seinem Gefolg hatte.

Das Buch Hrn. Werne's leidet, wie wir schon Eingangs erwähnt, an einem nicht unerheblichen Mangel an Wissenschaftlichkeit, der Styl ist, ganz im Charakter eines flüchtigen Tagebuchs, oft sehr nachlässig, und einige nicht unbedeutende Stellen finden sich fast wörtlich wiederholt, allein dennoch ist das Buch sehr interessant, es trägt den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit, und gibt ein Bild von dem Leben und Treiben in jenen Gegenden, wie wir uns bis jetzt nicht erinnern ein solches gefunden zu haben. Als literarische Arbeit ist das Buch entschieden schlecht, als Beitrag zu der Geschichte und Geographie jener Länder ist es nicht unbedeutend zu nennen, so viele Lücken es auch läßt. Aber gerade diese Lücken sind ein Beweis mehr für die Wahrheit: der Verfasser hat sich nicht bestrebt diese Lücken mit nichtssagenden Worten auszufüllen, und wo er Nachrichten gibt, die er nicht aus eigener Anschauung kennt, ist sehr deutlich unterschieden. In Bezug auf die damalige Zeit wollen wir am Schlusse noch eine nicht uninteressante Bemerkung anhängen: der Verfasser berichtet mehrmals, daß englische Schiffe im rothen Meer und namentlich an der Westküste erschienen seyen, ja nach den angeführten Aeußerungen einiger Häuptlinge, namentlich Mohammed Dinks, ist anzunehmen, daß die Engländer Verbindungen mit diesen Stämmen gegen die ägyptische Macht angeknüpft hatten. Dieß war im Jahre 1839, also vor der großen Niederlage Mohammed Ali's in Syrien; wie sie sein Vordringen gegen den persischen Meerbusen mit eifersüchtigem Auge beachteten, so auch das Umsichgreifen in Sennaar und nach der Küste des rothen Meeres hin. Daß die Engländer in Abyssinien Verbindungen angeknüpft hatten, war im Lager Ahmed Pascha's bekannt, und hatte vielleicht eben den Häuptling der Hadenda abgeneigt gemacht, mit ihnen anzuknüpfen. Ob Ahmed Pascha Menikli eben so skrupulös gewesen, ist eine andere Frage, der Verfasser meldet aber darüber nichts, obgleich er durch den Pascha selbst halb und halb von dessen Unabhängigkeitsabsichten unterrichtet war.

Geschmack von den Pariser Unterhaltungen

Die Literary Gazette vom 12 Julius bringt eine Threnodie über den Geschmack der Pariser an öffentlichen Spielen und sagt unter anderem: „Wie die alten Griechen und Römer zeigen die Pariser jetzt eine Art Leidenschaft für Circusspiele, Wagenwettrennen, Reiterkunststücke, Ringen u. dgl. In kurzem werden sie Gladiatoren verlangen, und etwas später blutige Kämpfe wilder Thiere. Wir haben bereits ein halb Duzend Hippodrome in Paris oder der unmittelbaren Nähe, und es sind Plane zu Errichtung anderer auf dem Wege, in der That, es herrscht eine wahre Wuth nach solchen Unterhaltungen. Alles dieß wird laut beklagt, als ein unzweifelhafter Beweis eines entarteten Geschmacks, und einige Censoren sagen sogar, dieß zeige schlagender als die häufigen Revolutionen, daß die Nation in voller Entartung sey.“ Das ist etwas hitzig geurtheilt; fürs erste sind die Pariser nicht Frankreich, und fürs zweite ist die Masse des Volks, wenn sie das Geld dazu hatte, immer und allenthalben solchen Schaustücken nachgelaufen. Daraus auf die Entartung der Nation zu schließen, ist ungerecht. Die Theater sinken jetzt in Frankreich, weil die guten alten Stücke einem andern nicht mehr vorhandenen Gesellschaftszustand angehören, und die neuen wenig taugen, außer den Vaudevilles nur auf galvanischen Reiz berechnet sind. Die Herren Literaten haben die Pariser selbst so gezogen, daß sie jetzt nach Schaustücken aller Art rennen

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Distrikte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

El Mirador. Das Wohnhaus liegt auf einem ziemlich steilen Hügel, von welchem man gegen Osten über theils mit Zuckerrohr bepflanzte, theils dicht bewaldete Hügel hinweg, die sich immer mehr abdachen, die See als schmalen lichten Streif erblicken kann; bei ganz

klarer Luft soll man die Schiffe im Hafen von Veracruz erkennen können. Jenseits der tiefen, unzugänglichen, in der üppigsten tropischen Vegetation immergrünenden Barranca, die den Mirador von dem nur sechs bis sieben Leguas entfernten Jalapa scheidet, ziehen sich vom östlichen Horizont gegen Norden die Gebirge von Jalapa, dessen hellgrüne Zuckerfelder man deutlich sehen kann. Der Cofre de Perote bildet das Centrum der den Nord-Horizont begränzenden Gebirgsreihe; im Westen ist es die majestätische Gestalt des Pic de Orizaba, welcher stolz auf seine sich nach beiden Seiten hin ausdehnenden Vorberge herabsieht, die den Westrand des herrlichen Panoramas bilden, während den Süd-Horizont die dicht bewaldeten Gebirge Cordova's umschließen. Die Aussicht, besonders wenn die Sonne aufgeht, ist entzückend schön: man weiß dann nicht wohin man seinen Blick wenden soll, ob nach dem Meer zu, aus dessen glänzendem Spiegel die Feuerkugel auftaucht, oder nach dem erst in rosigem, dann dunkelrothem Licht erglühenden Gipfel des Pic de Orizaba, der schon längst von den wärmenden Strahlen der Sonne beleuchtet ist, wenn noch alles rings um ihn in dunkler Dämmerung begraben liegt. Die nähere Umgebung bilden theils mit Zuckerrohr bepflanzte, theils mit dichter Waldung bedeckte Anhöhen; die ganze Gegend ist recht schön, doch steht sie an Lieblichkeit, Frische und Fruchtbarkeit der um Huatusco nach; letzteres wohl daher, weil Mirador höher als dieses liegt, und wenn auch ziemlich feucht, doch nicht so fruchtbar als Huatusco ist, und besonders in diesem Jahr hat der Regen sehr gefehlt. Auf der Anhöhe, wo das Wohnhaus del Mirador liegt, befindet sich noch ein niedliches Häuschen, in welchem der Tiendero (Inhaber der Tienda [Kramladen], welche mit dem Wohnhaus verbunden ist) wohnt, der ebenfalls ein Deutscher, Herr Haase ist, und dessen Frau, eine kleine zierliche Mexicanerin, allerliebst deutsch spricht. Am Fuß des Hügels, nach der Ostseite hin, liegt ganz unter Platanen und andern Fruchtbäumen begraben, das kleine zur Hacienda gehörige Dörfchen, nur bestehend aus den Hütten der stetigen Arbeiter. Am Ende desselben, ebenfalls auf unebenem Grunde liegen die Wirthschaftsgebäude, die Zuckermühle (Trapiche), das Siedhaus (Calderas), in welchem der von dem Trapiche in Röhren heruntergeleitete Zuckersaft eingekocht wird, ferner die Brennerei (Palania), das Zuckertrockenhaus und endlich das sehr niedlich gelegene Haus für die Beamten und Werkmeister, welche hier alle Deutsche sind. Insofern kann man wohl Mirador eine deutsche Colonie nennen, aber deßhalb darf man nicht glauben, daß die Arbeiter auf dem Felde auch Deutsche seyen, denn die Erfahrung hat auch gelehrt, daß Deutsche in der Arbeit auf den Zuckerfeldern weder so viel leisten noch so viel aushalten können als die Indier, so wie daß sich hier wie in Nordamerika, Fremde nur sehr schwer in eine dienende Lage schicken. Die Indier, so schwer sie auch an die Arbeit herangehen mögen, sind doch, wenn sie einmal daran sind, ziemlich fleißig, willig und gehorsam, und können natürlich Sonnenhitze wie Regen aushalten, wie kein Europäer. Deßhalb werden auch hier nur Indier zur Feldarbeit genommen; doch nur der kleinste Theil von diesen wohnt im Dorfe selbst, die meisten kommen wohl 10—12 Leguas weit her. Dieselben kommen jeden Montag, unter ihren Capitanes, und bringen die nöthigen Werkzeuge mit, als den Chivictoie, d. i. eine dreikantige, nur wenig gekrümmte und an allen drei Seiten scharfe Hacke, womit sie das Unkraut in den Zuckerrohrfeldern umhauen und herausreißen, und den Seneole (Machete), d. i. ein Mittelding zwischen einem großen Messer und einem Degen, mit einer sehr breiten Klinge, zum Abschneiden des Zuckerrohrs; ebenso tragen sie ihre Nahrung für die ganze Woche mit sich, welche in nichts als in den sogenannten Totopos, d. h. getrockneten Tortillas (kuchenförmige, ungesäuerte Maisbrode), höchstens ein wenig Cecina, d. i. an der Luft getrocknetem Fleisch, besteht; ihr Getränk ist während der Arbeit nur Wasser; dafür nehmen sie den Sonnabend, wenn sie gegen Mittag aufgehört und ihre Raya (Ablöhnung) erhalten haben, gehörige Quantitäten Branntwein (Aguardiente) zu sich, und treten dann, meist in einem recht fetigen Zustande, die Wanderung nach ihrem Dorfe an, von dem sie Montags gegen Mittag regelmäßig wieder zurück sind. Sie werden hier nicht nach Tage-Arbeit, sondern nach dem Stück (Tarea) bezahlt, da sich herausgestellt hat, daß sie auf diese Weise weit mehr arbeiten und sie auch sehr zufrieden damit sind, indem sie nun selbst ihre Bezahlung abrechnen und erhalten, während dieß früher nur dem Alcalden überlassen blieb, der sie gesandt hatte; daß dabei seine Taschen nicht leer geblieben sind, läßt sich wohl denken. Der gewöhnliche Preis für eine Tarea ist 3—4 Reales, und diese ist natürlich bei den verschiedenen Arbeiten verschieden bestimmt, so ist z. B. beim Zuckerrohrschneiden 1 Tarea = 49 Manojos (Haufen) à 25 Canna (Rohrstengel), eine Tarea Land ist eine Tabla (abgestecktes Stück Acker) von 30 Quadratvaras. Die Raya (Ablöhnung) erfolgt regelmäßig jeden Sonnabend. Alle Arbeiter versammeln sich in und vor der Tienda, in welcher die Auszahlung des Lohnes vor sich geht; dieselbe erfolgt im Beiseyn des Mayordomo (Oberaufseher), der angibt wie viel Tareas ein jeder gearbeitet, des Alcalden (Schulz), der die etwaigen Gemeindebeiträge, als die für Erhaltung der Schule u. s. w. vorweg einkassirt, und endlich des Tiendero, der mit dem großen Schuldbuch dasitzt und sich von dem Lohn immer ein Quantum zu Abtragung der etwaigen Schuld abzahlen läßt; nach diesen Abzügen erhält erst der Betheiligte sein Geld, wobei die Regel gilt, daß er nie weniger als 1 Doll. ausgezahlt bekommen muß; nur selten trifft sich einer, der gar nichts in der Tienda schuldete, viele stecken oft sehr tief darin, oft bis 40, 50 Doll. Für die Hacienda ist es immer wünschenswerth, daß die Arbeiter einige Schulden haben, indem dieselben dann gehalten sind zur Arbeit zu kommen, und bei der Unzuverlässigkeit des hiesigen Volks und dessen großer Neigung für descansarse (sich von der Arbeit ausruhen), ist das indirecte Zwangsmittel eine Sache von großer Wichtigkeit; dabei verliert oder riskirt auch die Tienda gar nichts, indem sie den Schuldner fortwährend in der Hand hat und natürlich auch die auf Borg verkauften Waaren sich gehörig theuer bezahlen läßt. Dem Mirador bringt die Tienda jährlich an 5—6000 Doll. ein, und doch sind hier die Leute durchaus nicht, wie in andern Haciendas, gezwungen zu kaufen oder gar bestimmte Waaren als Bezahlung zu nehmen, welche natürlich zu den übermäßigsten Preisen angerechnet werden. Daß die Besitzer dieses gräuliche, hier allgemein verbreitete Trucksystem nicht auch angenommen haben, gereicht ihnen wirklich zur Ehre, aber auch zum Vortheil, indem die Indier aus der Umgegend sehr gern dahin auf Arbeit gehen, wo sie nicht in jene künstliche Sklaverei verstrickt werden. Die Quantitäten Branntwein und Cigarren, die nach Auszahlung des Lohns jeden Sonnabend in der Tienda consumirt werden, sind fast unglaublich, noch auffallender aber ist die Ruhe, die gewöhnlich unter jenen Leuten herrscht, auch wenn sie noch so viel getrunken haben; höchstens sammeln sich einige Gruppen auf dem Platz vor der Tienda, um nach dem einförmigen Geklimper auf einer Guitarre, das von einem näselnden Gesange begleitet ist, einen Jarabe (Art Fandango) zu tanzen; es ist dieß der beliebteste Tanz unter den Mexicanern der untern Classen, für einen Fremden wohl interessant zu sehen, aber, nach meinem Geschmack, nichts weniger als schön, besonders da man ihn hier gar zu häufig nur von Männern allein tanzen sieht. Herr und Dame stellen sich einander gegenüber auf und machen mit den Füßen nach dem Tact der Musik so schnelle und so kleine Bewegung als möglich, von der wunderbarsten und künstlichsten Art, doch ohne sich von der Stelle zu bewegen und ohne daß sich die Tanzenden dabei nur einmal berührten; gewöhnlich tanzt sie in den Rebozo und er dicht in den Sarape verhüllt; der Tanz hat den großen Vorzug, daß man ihn auf dem kleinsten Raum aufführen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Feuer- und Lebensversicherungen in England und Frankreich. Das Athen. vom 12 Julius gibt die sonderbare Mittheilung, daß in England viel mehr Lebensversicherungen eingegangen sind als in Frankreich, dagegen auffallend weniger Feuerversicherungen. Die Masse der Feuerversicherungen ist in England nur 803 Mill. Pfd. St., in Frankreich dagegen 1300 Mill., obgleich Häuser und Waaren zuverlässig in England mehr Werth haben als in Frankreich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 173. 21 Julius 1851.

Ein Bivouak im Kaffernkriege.[1]

Wir brauchen den Leser wohl nicht daran zu erinnern, daß in Südafrika die vier Jahrszeiten gerade entgegengesetzt wie auf unserer nördlichen Halbkugel eintreten. Obgleich nun unser Winter die Zeit des Sommers in der Capcolonie ist, so ist doch ihr ausgedehntes Gebiet selbst in dieser günstigen Jahrszeit großen Abwechselungen des Klima's und der Temperatur unterworfen, Abwechselungen welche indeß mehr durch Localbeschaffenheit, als durch verschiedenen Breitegrad entstehen, und auf den Breitegrad wird, bei oberflächlicher Beurtheilung des Thermometerstandes in den verschiedenen Welttheilen, sehr oft mit Unrecht zu vieles Gewicht gelegt. So haben auf das Klima von Südafrika, einer Halbinsel, die periodischen Winde einen sehr großen Einfluß, indem diese, über den stillen Ocean blasend, zu bestimmten Zeiten des Jahrs, aber von entgegengesetzten Richtungen her über ein Land von abwechselnder, zerrissener und bergiger Oberfläche wehen und dadurch an dessen westlichen und östlichen Küsten die entgegengesetzten Wirkungen verursachen. Denn während der im Winter vorherrschende nordwestliche Passatwind den westlichen Küsten Südafrika's Regen und Stürme bringt, so sind die Gränzen des Kafferlandes in den Sommermonaten durch beständigen Südostwind regelmäßig von Regen und Sturm heimgesucht, und erst wenn dieser Wind die Capstadt erreicht, ist er ein austrocknender heißer Wind, weil er dann das letzte Atom von Feuchtigkeit verloren hat.

Deßhalb waren die brittischen Truppen in dem lange dauernden (vierten) Krieg mit den Kaffern, während eines Theils des Sommers 1846, sehr häufig den größten und plötzlichsten Wechseln des Klima's ausgesetzt, und sie litten davon um so mehr, weil sie aus Gründen, die nur den hohen Vorgesetzten bekannt seyn mögen, längere Zeit in vollkommner Unthätigkeit zubrachten. Unsere bedeutende Truppenmacht, welche mit Einschluß der irregulären Schaaren aus fast 10,000 dienstüchtigen Leuten bestand, blieb mehrere Wochen auf denselben Punkten stehen ohne etwas zu thun, aber ihre Lage war nichts weniger als angenehm; den einen Tag wurden sie vom Staube fast erstickt und geschmort in kleinen niedrigen Zelten, worin der Thermometer auf 120 oder 130 Grad F. Wärme stand, während am nächsten Tage einer der furchtbaren Stürme, welche im Sommer in diesem Theile von Afrika ganz gewöhnlich sind, gefolgt von einer Regenfluth, ihre schwachen leinenen Wohnungen umriß, und die durchnäßten, zähneklappernden Bewohner derselben einem plötzlichen Uebergange zu einer durchdringenden Kälte aussetzte. Das waren die angenehmen Abwechselungen, welche die Bewohner der stehenden Lager genossen, die unbezweifelt zu einem sehr weisen Zwecke an der östlichen Gränze aufgeschlagen waren, während man thätig beschäftigt war Waffenstillstand abzuschließen, um mit verrätherischen und grausamen Wilden einen Frieden zu Stande zu bringen. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis gegen das Ende Novembers (1846), und erst als man fand, daß die Unterhandlungen unsers listigen Feindes für ihn nur Mittel waren, um Zeit zu gewinnen, da beschloß man daß der Oberst Somerset, die eigentliche Seele der Armee, angreifen solle. In dieser Absicht wurde ihm eine Verstärkung von der ersten Division des Heers zugesandt, die noch immer zu Block Drift, wenige englische Meilen vom Fort Beaufort entfernt, lagerte. Diese Verstärkung bestand aus einer kleinen Abtheilung regulärer Truppen und einigen Hunderten von den „eingebornen Milizen" (Native Levies). Dieses letztere Corps, welches zusammen 1600 bis 2000 Mann von jeder Farbe, Gestalt und Körperbeschaffenheit zählte, stand unter meinem speciellen Commando. Das Corps bestand aus etwa 200 Colonisten europäischer Abkunft, Burgher Forces genannt, welche gut bewaffnet und beritten ganz wacker aussahen, und dann hauptsächlich aus unsern getreuen Anhängern, den Fingos. Aber solch ein Vagabundencorps, wie meine Fingos, hatte ich noch nie gesehen. Einige dieser schwarzen Krieger waren mit Assegaien (Wurfspießen), andere mit Keulen bewaffnet und nur ein Paar hatten rostige Musketen von der allerschlechtesten Sorte; einige waren mit weiter nichts als einem sehr kurzen gestreiften Matrosenhemde bekleidet, andere trugen bloß Kniehosen, und von Hemde, Jacke oder anderer Bedeckung des Oberkörpers war bei ihnen nichts zu sehen. Das Manövriren dieser Soldaten stand mit ihrer Tracht und Bewaffnung in vollkommnem Einklang.

Da ich von der Hitze und dem Staube des Lagers, von Waffenstillständen und Conferenzen, von Pfaffen, die sich in alles mischen, und intriganten Missionären mehr als genug hatte, so war mir jede Abwechselung willkommen. Deßhalb war ich froh die Verstärkung begleiten zu können und marschirte mit ihr zu dem angewiesenen, zwischen der ersten und zweiten Division vorgeschobenen Posten; letztere hatte seit mehreren Wochen ihr Lager bei Peka gehabt, einer frühern Missionärstation, nicht fern vom Fort Peddie, welche im Anfange des Krieges von den Kaffern niedergebrannt war. Der Vorposten oder das kleine Lager wo wir uns sammeln sollten, zeigte hinlänglich die Freuden, welche den Subalternofficier erwarten, der einen solchen Posten in einem Kaffernkriege commandirt. Die kleinen glockenförmigen Zelte,

[1] Aus: *Excursions in Southern Afrika, by Lt. Colonel E. E. Napier. 2 Vol. 1850.*

welche weder gegen die Sonnenstrahlen, noch gegen den Regen genügenden Schutz geben, waren an einem kahlen Bergabhange aufgeschlagen, wo nicht Baum, noch Gebüsch zu sehen, und wo man den Abwechselungen von Hitze, Wind und Staub hülflos preisgegeben war. Wenn man in diesen leinenen Patentöfen bei Tage von der Hitze gebraten war, so wurde man gar häufig in der Nacht vom Regen so ausgewaschen, daß man vor Kälte zitterte; dabei war man immer ganz allein, ohne alle Gesellschaft oder Unterhaltung, wahrscheinlich auch ohne Bücher bei sich zu haben, und durch die beständige Nähe eines wilden und listigen Feindes verhindert sich nur 100 Schritte weit vom Lager zu entfernen. So ist es wohl nicht zu verwundern, wenn der unglückliche junge Subalternofficier, der wie Ismael in der Wüste verlassen, abgeschnitten von der civilisirten Welt, Wochen und Monate allein für sich über das Traurige seiner einsamen Stellung hinbrütet, endlich seinen einzigen Trost in der Flasche sucht, um dadurch jegliche Erinnerung an sein unglückliches Loos zu betäuben. Mancher junge Officier, wie der Officier des erwähnten Postens, hat solche schwere Prüfung glücklich überstanden, während andere, welche solcher unterlagen, wohl eher unser Mitleid, als Tadel oder Strafe verdienen möchten.

Die Ankunft unserer Schaar wurde mit Freuden begrüßt von dem jungen Lieutenant, welcher das gedachte Lager commandirte, und seiner gastlichen Aufnahme verdankten wir einen vergnügten Tag den wir in seinem kleinen Zelte zubrachten. Aus seinen Vorräthen erhielten unsere Leute ihre Rationen und die Pferde ihr Futter, und als gegen Abend die ganze, zu der Expedition commandirte Truppenabtheilung sich versammelt und erfrischt hatte, „traten wir an," um zu unserer Bestimmung abzumarschiren. Der Leser, uneingeweiht in die Mysterien eines Kaffernkrieges, muß ja nicht denken, daß Truppen die zu einer Expedition in den Wildnissen Südafrika's dienen sollen, nur im allergeringsten der Garde ähnlich sehen, welche vor St. Jamespallast auf die Wache zieht, oder den Truppen welche im Phönixpark gemustert werden. Die „Rade Baschis" unserer Expedition, wie die Kaffern unsere wackern Rothröcke nannten — um sie von den „Amabulä"[1] (Colonisten oder „Boers") und „Umlaou" (Hottentotten) zu unterscheiden — hatten hier alle die altmodischen Uniformstücke abgelegt, welche im Felddienste eigentlich nur dazu dienen um freie Bewegung zu hindern und der bekannten Tapferkeit brittischer Soldaten im Wege zu stehen. Die knappen, schnürenbesetzten Uniformen waren abgelegt und kurze runde Jacken, fast alle mit Leder über und über geflickt, waren an ihre Stelle getreten, der schwere Tornister war im Hauptquartiere zurückgelassen und statt dessen ein kleiner leinener Beutel über die rechte Schulter gehängt; nur ein Paar von den steifen ledernen Hundehalsbändern, welche Cravatten genannt werden, waren zu sehen, und das unbequemste und nutzloseste Stück militärischer Uniformirung, den „Tschako", hatte man weggeworfen und an seine Stelle die viel zweckmäßigere „Feldmütze" aufgesetzt; die reglementsmäßigen langen Hosen waren mit blauen von grobem Baumwollenzeuge vertauscht, und was schrecklich zu erzählen ist, gar viele braungebrannte englische Gesichter, die schon lange mit Rasirmesser und Seifenschaum nicht in die geringste Berührung gekommen waren, schauten wild heraus aus einem buschigen, ungekämmten langen Barte, weil die meisten solchen bequemer fanden, als die vielen Hautrisse und Schwären, womit das glühende Klima die rasirten Stellen der „weißen Gesichter" unausbleiblich bedeckt. So steht hier der brittische Soldat im Felddienste aus, und es beweist nur, wie gänzlich unpassend seine vorschriftsmäßige Uniform und Ausrüstung ist — die für Garden zu Haus ganz gut seyn mag — um die Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen, besonders solcher Feldzüge, die er nach Wahrscheinlichkeit mitzumachen hat, gegen barbarische Wilde, unter einer glühenden Sonne und in Dornendickichten, welche seinen Putz in Fetzen reißen. Wenn unsere Kamaschenhelden, die großen Uniformschneider, welche nur Gold- und Schnürenbesatz im Kopfe haben, sich auch nicht bemühen wollen ein Bißchen mehr über Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit in der gewöhnlichen Armeeuniformirung nachzusinnen, so mögen sie nur dem braven Soldaten, welcher solche Beschwerden, wie die eines Kaffernkrieges ertragen sollen, gestatten, allen seinen unnützen Putz im Magazin zu lassen, und ihn so kleiden, daß er wenigstens etwas Schutz gegen das Klima hat, daß die freie Bewegung seiner Glieder nicht eingezwängt, und daß er Hoffnung hat, ohne Sonnenstich davon zu kommen, wenn er in der glühenden Sonne marschirt, oder daß er etwas von seiner Kleidung am Leibe behält, wenn er durch ein Dornengebüsch sich drängen muß. Wissen meine Leser, was gar oft das Resultat ist, wenn der brittische Soldat in seiner gewöhnlichen Uniform und Ausrüstung mit den Kaffern in einem Dickicht scharmutziren soll? Wenn er sieht, daß sein Waffenbruder, der Hottentotte, in das dichte Dornengebüsch läuft, so will er hinter „den kleinen schwarzen Kerlen" nicht zurückbleiben, und stürzt jenem kühn nach, ohne seine unzweckmäßige Equipirung im Auge zu haben. Bald aber muß er in seinem Laufe innehalten, weil ein Baumast das hohe kegelförmige Ding, welches er so merkwürdig auf der Spitze seines Kopfes balancirt, ihm vom Kopfe geschlagen hat; nun bückt er sich um den verlorenen Schatz aufzunehmen, aber dabei fällt ihm die Patrontasche über den Kopf, aber sein Lederzeug geräth in Unordnug. Um sich her hört er ein rasches Tirailleurfeuer, und dabei möchte er auch gern seyn; er will also vorwärts dringen, aber sonderbarerweise hält ein unerwarteter eingeborner Feind ihn auf der Stelle fest. Der dichte, grüne Strauch, unter welchen sein Tschako gerollt ist, wird von den Holländern „Wacht een Beetje" (Wart ein Bißchen) genannt, und das wird der Soldat jetzt gewahr, denn die zolllangen, krummen Dornen des Strauchs backen sich in seine wollene Kleidung fest, und je mehr er sich quält, davon loszukommen, desto fester packt ihn das Dornengewirre. Jetzt hört er das Signal zum Retiriren an den nahen Felsenwänden wiederhallen, und seine Cameraden, die Hottentotten (oder wie er sie nennt: die „Tottis") laufen neben ihm zurück, indem sie ihm warnend zurufen, daß der Feind, welcher die Hornsignale der Engländer genau kennt, ihnen auf den Fersen folgt. Erschöpft von seinen langen Anstrengungen, sich von den Dornenklauen loszureißen, fast wahnsinnig bei dem Gedanken, einem grausamen Feinde in die Hände zu fallen, macht er noch einen desperaten Versuch von der Stelle zu kommen; dabei überläßt er den Unglückstschako seinem Schicksal und dem „Wacht een Beetje" einen guten Theil von Uniform und Hosen. Indem er endlich frei ist, pfeifen die Kugeln der Kaffern, unter schrecklichem Hahngeschrei, von allen Seiten aus den Gebüschen um ihn her, und indem er über die Ebene seinen Cameraden nachrennt, schlägt die in Unordnung gerathene Patrontasche fortwährend gegen sein Hintertheil. Endlich ist er bei den Seinigen angelangt, und hier wird er außer den ihm nachpfeifenden Kugeln obendrein von dem Spott und Gelächter seiner Cameraden begrüßt, die besser als er sich aus der Affaire gezogen haben. Es sey weit von mir, daß ich da-

[1] Ama bedeutet „Volk" oder „Leute"; Bulä steht für Boers, weil sie in der Regel das r in l umwandeln. A. d. R.

mit die Dienstrüchtigkeit und Tapferkeit unserer wackern Truppen, welche in allen Welttheilen sich hervorgethan haben, verkleinern will, aber ich wollte hier nur andeuten, wie ihre Dienstüchtigkeit noch wirksamer werden möchte, wenn man nur ein Bißchen mehr Vernunft und schlichten Verstand anwendete, sie zweckmäßiger zu equipiren.

Obgleich gar viele von den „eingebornen Milizen", wie meine Fingos und die angeworbenen „befreundeten" Kaffern, erbärmliche, halbnackte und undisciplinirte Banden waren, so machte doch das Corps des Capitän Hogg, woraus der größte Theil der Division bestand, davon eine rühmliche Ausnahme. Dieses Corps, nur aus Hottentotten bestehend, hatte durch die zweckmäßigen und rastlosen Bemühungen seines Anführers einen kaum glaublichen Grad von militärischer Dienstüchtigkeit erlangt, welche der besten britischen leichten Infanterie Ehre gemacht haben würde. Wo aber auch schwierige Dinge auszuführen waren, mußte C. Hoggs Hottentottencorps voran, denn niemand war geschickter als diese abgehärteten kleinen Bursche, um des Feindes Viehheerden zu nehmen oder im Dornendickicht zu tirailliren, und letzteres war ihre Hauptrolle. Ganz anders wie unsere regulären Truppen, waren sie vermöge ihrer zweckmäßigen Kleidung und der freiern Bewegung ihres Körpers am besten im Stande, den Feind zu verfolgen und ihn in den undurchdringlichsten und schwierigsten Wildnissen, seinen natürlichen Verschanzungen, mit Vortheil zu bekämpfen, denn in dem dichtesten Dornengesträuche war der kleine „Totti" durch seine Equipirung und Bewaffnung immer dem riesenhaften, wilden Kaffer weit überlegen.

(Schluß folgt.)

Die Abkunft der Bewohner Formosa's.

In den Verhandelingen van het bataviaasche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (Vol. XXII. in 4°. Batav.) findet sich die Angabe, daß Hr. Hoëvell, der bekannte Herausgeber der Tydschrift voor Neerlands Indie, ein altes handschriftliches Wörterbuch eines der Hauptdialekte von Formosa auffand, dessen Sprache bisher ein Desideratum der europäischen Philologen geblieben war. Dieß Werk wurde, wie es scheint, zu der Zeit verfaßt, wo die Holländer diese Insel besetzt hielten (1624 bis 1661), von einem ihrer Missionäre, Namens Gerardus Happart, der damals mit andern Mitgliedern der niederländischen Geistlichkeit nach Formosa geschickt wurde, um hier das Evangelium auszubreiten. Die Bedürfnisse ihres Amts führten sie zum Studium der Hauptdialekte Formosa's, nämlich die Sprache von Sakam und Favorlang; letzteren studirte Gerardus Happart, und hat ein ziemlich umfangreiches Wörterbuch hinterlassen, in welchem die Worte nach den Wurzeln, von denen sie abgeleitet werden, geordnet sind. Nach dem Studium dieses Dialekts, der eine große Aehnlichkeit mit den Sprachen der Philippinen hat, kann man nicht mehr zweifeln, daß er zu den oceanischen Sprachen gehört, das Volk demnach nicht chinesischen, sondern oceanischen, oder wenn man lieber will, polynesischen Ursprungs ist.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Angabe, daß wohl jede Woche von 4—600 Doll. an Lohn ausgezahlt werden, mag eine Idee von der Größe dieser Hacienda geben. Daß dieselbe eine solche Bedeutung erhalten hat, und daß der Mirador jetzt eine der besten Zucker-Hacienden[1] im Staat Veracruz ist, gibt einen sehr schlagenden Beweis ab, was deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer vermag. Denn das Terrain ist nichts weniger als günstig; es ist ganz uneben und darum schwer zu bearbeiten, und da der Boden zum größten Theil leichter Waldboden ist, so wird er leicht auf dem abschüssigen Terrain weggeschwemmt, und auch das Zuckerrohr saugt ihn nach einigen Jahren so aus, daß er dann wohl 7—10 Jahre wieder ruhen muß. Bei dem großen Umfang aber, den das der Hacienda gehörige Territorium einnimmt, hat dieß nichts zu sagen, und trotz dieser Uebelstände ist, Dank der geregelten und verständigen Bewirthschaftung seiner deutschen Besitzer, aus dem ehemaligen Monte de los Monos (Affen-Wald) doch mit der Zeit der Mirador eine der schönsten und einträglichsten Zuckerplantagen geworden, der sicher noch eine bessere Zukunft bevorsteht, obgleich jetzt wahrscheinlich der Betrieb insofern geändert werden muß, als man sich von nun an mehr auf Zuckerfabrication als Branntweinbrennerei wird verlegen müssen; denn in den letzten Jahren ist der Preis des Branntweins bedeutend gesunken, vorzüglich in diesem Jahr, wo der Cholera wegen der Consum desselben allgemein verboten war, so daß ein Baril (Faß), was früher 40 Doll. gekostet, jetzt kaum für 8 Doll. verkäuflich war; dieß wird sich wieder ändern, doch nie so, daß die Branntweinfabrication wieder denselben Gewinn geben dürfte als früher, wenn auch das Fabricat des Mirador mit Recht eines ausgezeichneten Ruhms genießt, denn sein abgelagerter Zuckerbranntwein gibt nur wenig dem Jamaica-Rum nach; dagegen sind die Chancen für den Zucker desto besser, indem wohl zu erwarten ist, daß, wenn die Zucker-Hacienden des Staats Mexico anfangen werden ihre Producte nach Californien zu versenden, die des Staats Veracruz nicht bloß für den Bedarf dieses, sondern auch für den der Hauptstadt werden arbeiten müssen, da diese bis jetzt ausschließlich der Markt für den im Thal von Cuernavaca und Cuautla Amilpas producirten Zucker gewesen; in diesem Jahr ward dem Mirador die Arroba (25 Pfd.) seines recht schönen weißen Zuckers mit 20 Reales bezahlt.

So wie nun der Mirador den schönsten Beweis liefert, was deutsche Industrie hier in diesem Lande machen kann, so ist er aber auch ein Beweis für einige Behauptungen, welche ich in meinem Colonisationsbericht aufgestellt habe, nämlich daß auch hier erst die Arbeit einiger Jahre Gewinn geben kann und daß, wenn eine Zuckerplantage gedeihen soll, dazu ein großes Terrain, folglich auch großes Capital gehört, daß daher weniger bemittelten Colonisten nicht zu rathen sey sich gerade diesem Culturzweige zuzuwenden. Diese Meinung theilte auch der einsichtsvolle Besitzer des Mirador mit mir, welcher mir wiederholt versicherte, daß es anfangs sehr schwer gewesen wäre auch nur das Geringste zu verdienen, und daß erst, nachdem manche nützliche Erfahrung durch schwere Verluste und Opfer erkauft worden, besonders nachdem man im Stande gewesen mit eigenen Capitalien zu arbeiten, die Plantage in den blühenden und erfreulichen Zustand gekommen sey, in welchem sie sich befindet; bei einem beschränkten Terrain wäre aber auch das nicht möglich gewesen, indem dieß vielleicht eher wäre erschöpft worden, ehe es nur Gewinn gegeben; so aber hat der Mirador einen so bedeutenden Umfang, daß bis jetzt kaum der dritte Theil seines Gebiets bebaut ist, und noch für eine lange Reihe von Jahren frisches Land zu Gebote steht. Jedes Jahr werden auf einigen Tablas Land die Waldungen niedergehauen oder niedergebrannt, und dahinein, nachdem der Acker mit der Hacke zurecht gemacht und Furchen gezogen worden, das Zuckerrohr gepflanzt, was in solchem neu umgebrochenen Boden ganz vorzüglich gedeiht.

Mit dem Mirador ist in neuerer Zeit noch ein angränzendes, ganz herrliches Grundstück, Zacoapan, vereinigt worden, welches tiefer, ja fast schon in Tierra Caliente gelegen, einen ganz ausgezeichneten Boden für alle tropischen Producte hat; es gehörte früher auch einem Deutschen zu, welcher neben dem Wohnhaus einen der schönsten Fruchtgärten angelegt hat, die ich hier in Mexico gesehen. Man findet in demselben die ausgesuchteste und reichhaltigste Sammlung aller der hiesigen Früchte, welche in der Tierra Templada gedeihen, vorzüglich schöne Mangos, Limas (eine Art süßer Citronen), Annonas, Orangen und alle Arten Zapotes ꝛc. und die, da sie mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gepflegt werden, auch von ganz vorzüglicher Güte sind. Nicht weit davon ist eine sehr schöne Kaffeepflanzung, welche auch von einem Deutschen angelegt wor-

[1] Die Felder werden zu nichts als zum Anbau von Zuckerrohr benutzt.

den, und welche diesem nur darum keinen großen Gewinn gegeben, weil er nicht Hände genug gehabt hat, um jedes Jahr die überreiche Ernte zu pflücken, so daß fast immer die Hälfte der kostbaren Früchte auf den Bäumen verdorben ist; die dort erzeugte Bohne ist von ganz ausgezeichneter Qualität. In dem zu Zacoapan gehörigen Wald, der schon einen ächt tropischen Charakter hat, machte ich zuerst die Bekanntschaft mit einem Insect, welches eine der größten Plagen für jeden Reisenden in jenen Gegenden ist, und mich später auch manchmal fast zur Verzweiflung gebracht hat, nämlich der Garrapata: es ist dieß eine Art Zecke," von ganz verschiedener Größe, ohne Flügel, mit einem von einer dichten Schale bedeckten wanzenähnlichen Körper, ganz kleinem Kopf und sechs Füßen, mit denen er sich in den Körper von Menschen und Thieren festhackt, um sich dann nach Art unserer Steinböcke einzusaugen; mit diesen Thieren sind in jenen Gegenden die Gebüsche übersäet, und wenn man vorbeireitet, so bleiben sie gleich an den Kleidern hangen, von wo aus sie sich bald den Weg nach dem Lebendigen suchen; je nach ihrer Größe haben sie hier ganz verschiedene Namen, als Tortenes, Conchudas, Garrapatas, Pinolillos: letztere, die kleineren, oft nicht größer als ein Nadelkopf, von röthlicher Farbe, sind die schlimmsten, indem diese gleich in Schaaren den ganzen Körper überdecken, am schwersten zu finden und herauszuziehen sind, und auch das unerträglichste Brennen und Jucken verursachen, wie wenn einer mit Nesseln gepeitscht wäre; das beste Mittel sie zu vertreiben, ist, wie ich später die Erfahrung gemacht, sich mit Branntwein und Tabak zu waschen. In der Nähe von Zacoapan existiren noch die Ueberreste einer alten indischen Festung, doch habe ich dieselbe leider nicht näher untersuchen können, weil es den Tag, an welchem ich hinreiten wollte, plötzlich sehr stark zu regnen anfing und es von da an alle Tage unausgesetzt regnete.

Wegen dieses anhaltenden Regenwetters reiste ich auch nicht, wie ich bestimmt hatte, den 7 Junius nach Jalapa ab, sondern wartete noch einige Tage, in der Hoffnung, daß es doch einmal nachlassen werde; doch als dieß nicht eintrat und ich mir sagen mußte, daß unter solchen Umständen die Wege nur mit jedem Tage schlechter würden, setzte ich meine Abreise nach Jalapa auf den 10ten fest.

Jalapa mag, wie ich schon einmal bemerkt, von Mirador wohl nicht weiter als 6—7 Leguas entfernt seyn, aber durch die Umwege, welche man einiger Barrancas wegen zu machen genöthigt ist, wächst die Entfernung auf einige 20 Leguas an, so daß mehr als eine Tagereise dazu gehört, um von einem nach dem andern dieser beiden Orte zu gelangen. Sonntags den 11ten Abends nahm ich Abschied von der lieben Familie die mir so lange gastfreundschaftliche Aufnahme gewährt, so wie von allen meinen Landsleuten in jener kleinen Colonie, und brach den andern Morgen ganz zeitig auf. Mein Begleiter, Führer wie Mozo (Bursche), war der Förster im Mirador, Sr. Don José Maria Bustamante, ein wahres Original; er war ein guter, alter, sehr ehrlicher Kerl, nur hatte er den einzigen Fehler, daß er zu sehr die Traguitos (Schlucke Branntwein) liebt, aber nur des Sonnabends, Sonntags und Montags, die anderen Tage ist er der nüchternste Mensch von der Welt. Da meine Abreise gerade auf einen Montag traf, so hatte er natürlich noch seinen Sonnabends- und Sonntagsrausch, doch hielt ihn das nicht ab sich vor der Palanca (Brennerei) als wie vorbeiritten, mit zwei Flaschen Branntwein zu versorgen, die er auch gewissenhaft bis den andern Morgen ausgeleert hat; dabei war er doch der sicherste Führer, den ich mir nur wünschen konnte. Vorzüglich ergötzte es mich aber, wenn er sich seiner Verwandtschaft mit seinem Namensvetter, dem ehemaligen Präsidenten der Republik, General D. Anastasio Bustamante, rühmte, und mir auseinandersetzte, daß, wenn er nur gewollt, er sicher es wenigstens so weit gebracht hätte als dieser, daß er es aber vorgezogen habe in stiller Zurückgezogenheit zu leben, als sich nur einmal mit dem verdammten Santa Aña einzulassen, auf den eine Fluth von Schmähungen und Schimpfworten ausgeschüttet wurde; dabei sprach er immer von einem „Reino" (Königreich) Mexico, und der unüberwindlichen Tapferkeit der Mexicaner, welche sicher alle Amerikaner im letzten Kriege vernichtet haben würden, wenn nicht S. Aña ein nichtswürdiger Verräther gewesen wäre! Diese hirnlose Idee habe ich merkwürdigerweise in jenen Gegenden allgemein verbreitet gefunden, und nichts konnte meinen alten José Maria mehr aufregen und verleiten einige Traguitos mehr zu nehmen, als wenn ich nur ein Wort zur Vertheidigung S. Aña's sagte. Dergleichen Unterhaltungen verkürzten mir etwas den langen Weg.

Derselbe war anfangs sehr schlecht, denn durch den vielen Regen der letzten Tage vorher war der lehmige, fettige Boden so durchgeweicht und schlüpfrig geworden, daß mein Pferd beim Hinaufsteigen fast bei jedem Schritt wieder die Hälfte hinabgleitete und beim Herabsteigen nur so kleine Schritte als möglich machen durfte; ich liebe durchaus nicht auf dem Pferde sitzen zu bleiben, wenn es recht steil hinuntergeht, aber bei diesem Boden mußte ich es wohl thun, weil ich auch nicht einen Schritt hätte gehen können, ohne zu fallen, denn der Lehm ballt sich gleich unter Sohlen und Hacken so fest zusammen, daß man nur wie auf Stelzen gehen kann. Doch mein Pferdchen überwand diese Schwierigkeiten glücklich, obgleich es zu einem Weg, den man sonst leicht in einer Stunde macht, gegen zwei Stunden brauchte. Trotzdem aber machte ich doch vom directen Wege einen kleinen Abstecher nach Consoquitlan. Es ist dieß ein kleiner, ganz im Wald liegender Rancho, der von einem Deutschen, Hrn. Baelcke, dem ehemaligen Besitzer von Zacoapan, erst im letzten Jahre angelegt worden und von dem man daher noch nicht sagen kann was er einbringt; doch läßt sich hoffen, daß er bald einige Bedeutung erlangen wird, indem sein Boden, tiefer als Mirador gelegen, sich gewiß vorzüglich für Anbau von Zuckerrohr und Kaffee eignet. Hrn. B. hatte ich schon mehreremale vom Mirador aus besucht und in ihm einen sehr unterrichteten Mann kennen gelernt, dem ich für so manche interessante Mittheilung welche er mir aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen in diesem Lande gemacht hat, im höchsten Grade verpflichtet bin, und ich hielt es darum für meine Pflicht ihm wie seiner liebenswürdigen Frau (einer sehr fein gebildeten, ausgezeichnet gut deutsch sprechenden Engländerin) noch einen kleinen Abschiedsbesuch zu machen. Hier wurde noch meinem wackern José Maria der Auftrag zu Theil, wenn möglich, auf dem Rückwege eine Moza Buena, d. h. ein gutes Dienstmädchen mitzubringen, wozu ich mich nicht anheischig gemacht hätte, da ich zwar mit dem größten Vergnügen eine Buena Moza, d. h. ein hübsches Mädchen besorgt hätte, aber ich wohl weiß, daß eine Moza Buena hier nur gar zu schwer zu finden ist. Sicher einer der größten Uebelstände, über welche Fremde besonders hier zu klagen haben, ist der Mangel an guten Dienstboten. In der Hauptstadt und in allen größern Städten sind wenigstens noch Domestiken zu haben, so wenig sie auch für das viele Geld was sie bekommen, thun; aber in den kleineren Orten und auf dem Lande ist dieß sehr schwer; so konnte Mad. St. in Mirador nicht einmal eine Wärterin für ihr kleines Kind bekommen, obgleich es wahrlich im Dorfe an Frauen nicht fehlt; aber diese zogen vor in ihrer Hütte zu bleiben und nichts zu thun, als sich durch Arbeiten einiges Geld zu verdienen, und so hat auch mein Freund Bustamante den ihm gewordenen Auftrag nicht erfüllen können, denn, so manche Buena Moza India (hübsche junge Indierin) wir auch unterwegs getroffen haben, so mochte sich doch keine entschließen einen Dienst anzunehmen, obgleich freie Nation und 7 Doll. monatlich angeboten wurden; immer ward uns die Antwort „no quiero" (ich will nicht); ich glaube nicht, daß José Maria auf seinem Rückwege bessere Geschäfte gemacht haben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schiffszimmerleute am Tyne. Es ist bekannt, daß die Schiffszimmerleute am Tyne sonst nie unter 4 Schill., die Londoner Schiffszimmerleute nicht unter 6 Schill. des Tages arbeiteten und sich selbst unter einander verpflichteten, nicht um einen niedrigeren Preis zu arbeiten. Jetzt sind sie am Tynefluß seit Wochen unbeschäftigt, und ein angesehener Schiffbauer hat ihnen nun angeboten, sie zu 3 Schill. täglich sogleich zu beschäftigen. Dieß ist so ziemlich der Lohn, wie man ihn auf der deutschen Nordseeküste gibt. Die Noth bringt, wie es scheint die Schiffszimmerleute zur Nachgiebigkeit und die wohlfeilen Lebensmittel machen es ihnen möglich sich mit diesem Lohn zu begnügen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 174. 22 Julius 185[illegible].

Die Ufer des Manche-Canals.

Granville. — Coutances. — Mont St. Michel.

Einleitung.

Ich will es versuchen, die Syrte des Manchecanals zu beschreiben, die zwischen dem Cap la Hague und den Héaux von Brehat, den zwei am weitesten gegen Norden vorspringenden Spitzen der Normandie und Bretagne liegt. Diese Ufer, obwohl stürmischer und gefahrvoller als die Syrten Afrika's, sind durch den Reichthum ihres Bodens und die Sitten ihrer Bewohner eben so wohnlich als die von Sidra und Cabes es nicht sind. In keiner bewohnten Gegend des Erdkreises zeigen die Erscheinungen der Fluth eine so furchtbare Gewalt, wie hier, nirgends schlagen die empörten Wogen des Oceans an furchtbarere Klippen und setzen die Seelenstärke des Seemanns auf härtere Proben. Vom Cap la Hague nach dem Mont St. Michel läuft die Küste fast in gerader Linie, 126 Kilometres weit von NNW nach SSO. Das Hochwasser ist übersäet mit Gefahren, deren Westgränze die Insel Aurigny (Alderney), die Serebour, Jersey und der Felsenarchipel von Chausey bezeichnen. In diesem Canale geht die Fluth der Küste parallel von Süden nach Norden, die Ebbe von Norden nach Süden; die Strömungen sind zu gewissen Stunden erstaunlich rasch. und wenn die hier sehr launenhaften Winde in verkehrter Richtung wehen, wird das Meer furchtbar, und die kurzen hohen Wellen geben den Schiffen Stöße von unerhörter Gewalt. Wenn dann die Ostwinde stoßweise von dem hohen Lande herabkommen, wird die Aufregung an der Küste entsetzlich, und die Schiffe werden leicht auf die Klippen getrieben, von denen der Canal umsäumt ist. Südwärts wird man hinabgetrieben nach den langen Sandufern der Bay von Mont St. Michel· alle Gefahren, die Meer, Wind und Land dem Seefahrer bringen können, sind hier vereinigt.

Frankreich hat kein reicheres, lachenderes Gebiet als das, welches von diesem gefährlichen Meer bespült wird. Durch die warme Feuchtigkeit der Westwinde unablässig angeregt, zeigt es eine Zeugungskraft, die sich in der Stärke des hier wohnenden Menschenschlags, wie im Luxus der Vegetation, kund gibt. Alles, was auf dem Boden der Normandie lebt, zeigt einen Charakter von Stärke. Seit langer Zeit führt diese Gegend nach England Erzeugnisse aus, und seit den Reformen Sir R. Peels wächst diese Ausfuhr mit jedem Tage. Wenn man über die Keckheit erstaunen darf, mit der man die Grundlagen der Ernährung einer großen Nation gewechselt hat, so darf man nicht vergessen, daß Sir Robert Peel diese Revolution erst durchführte, nachdem er seine Gegner vergebens aufgefordert hatte, auf andere Weise die gebieterischen Bedürfnisse der Arbeiterbevölkerung zu befriedigen, denen das Geschick, vielleicht das böse Geschick des Vereinigten Königreichs eine mit den Hülfsquellen seines Ackerbaues in solchem Mißverhältniß stehende Entwicklung gegeben hat. Sir R. Peel gestand übrigens mit einem gewissen Stolze, daß er sein Land durch die Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse mit der einzigen Waffe ausrüsten wolle, die ihm fehle, um den Handel der Welt zu bezwingen. England kann in dem reißenden Lauf seiner Industrie weder innehalten, noch sich mäßigen. Die freie Einfuhr der Lebensbedürfnisse ist somit unwiderruflich, und der Ackerbau, wie die Schifffahrt der Normandie können darauf die Berechnungen ihrer Zukunft gründen.

Dieser Theil der Küste der Normandie besitzt in dem Sand, den das Meer in unermeßlicher Menge auswirft, ein Mittel zur Verbesserung des Bodens, zur steten Vermehrung der Erzeugnisse und zur Erweiterung der Schifffahrt. Dieser Sand, den die Fluth von Cap Carteret bis zum Ende der Bay von Mont St. Michel zu Millionen Cubik-Metres auswirft, hat die Farbe von Holzasche, und sein specifisches Gewicht im trockenen Zustande ist 1,25. Er enthält durchschnittlich etwa zwei Fünftheile kohlensauren Kalk, und meist noch etwas mehr Glimmer. Aus diesen Bestandtheilen geht hervor, daß der Schiefer und Granit, welche die Küste der Bretagne bilden, und sich unter dem Meere fortsetzen so wie die unermeßlichen Austernbänke das Material liefern; durch die heftige Schwankung der Ebbe und Fluth werden diese Materialien zerbröckelt und rasch in Staub verwandelt. Die Bestandtheile und die Feinheit des Meersandes erklären auch die Art der Einwirkung auf die Vegetation: er trocknet und erwärmt den Boden. Der ganze Strich, dem diese Sandablagerungen zu Gebot stehen, ist granitisch, thonig oder schiefrig, und der Kalk ist für diesen Boden das beste Verbesserungsmittel, das man anwenden kann. Dieser District ist der reichste Frankreichs an Vieh und Viehfutter, und es gibt keinen Bauernhof, der nicht für eine kurze Arbeit hinreichend Pferde hat. Daher die langen Züge, die jeden Herbst die sonst ziemlich einsamen Wege beleben. Wie die Ernte, der Herbst und alle gemeinsamen Feldarbeiten, so ist auch die Versorgung mit Meersand ein Fest. Eines schönen Morgens geht aus jedem Dorfe ein Zug ab, jeder nimmt Lebensmittel und Futter mit, und unabsehbare Wagenzüge schlängeln sich durch die Wiesen auf den mit Apfelbäumen besetzten Feldern. Mittag schlägt, und die Karawane hält auf einmal an, meistens auf denselben Stellen, wo man auch in frühern Jahren angehalten: die Ciderfäßchen werden geöffnet und ein lustiges Mahl beginnt.

Der Raum mangelt nicht für neue Anlagen, wie für Ver-

besserung des Anbaues, worauf die Fortschritte der Schifffahrt sich gründen sollen. Vom Cap la Hogue bis zur Bay von Mont St. Michel liegen 46 Gemeinden am Meeresufer mit 52,448 Hectaren Landes, wovon mehr als 14,000 noch gar nicht angebaut sind. So lange man nur noch dem Innern einen Absatz hatte, war es nicht zum Erstaunen, daß auf 100 Hectaren angebauten Landes 37 H. unangebautes kamen; die dem Meere zunächst liegenden Striche waren am mindesten gut gelagert, jetzt ist ihr Anbau durch den Zustand des Markts am meisten begünstigt. Der größte Theil dieser unangebauten Ländereien ist im Zustand von Mielles; so nennt man die Ablagerungen groben Meersandes, der zu schwer ist, als daß er, wie die Dünen, durch jeden Wind wieder verweht werden könnte. Diese Mielles sind zwei bis drei Metres über der Fluthhöhe. Die Oberfläche ist leicht wellenförmig, und fast immer unter einer Decke von grobem Gras. Sie gleichen den Uferstrichen bei Cherbourg, die früher bis zum Jahr 1811 für unwiederbringlich unfruchtbar erachtet, jetzt zu den fruchtbarsten Theilen des Landes gehören. Fast überall ist der Anbau solchen Bodens eine für den Unternehmer verderbliche Sache; man bepflanzt sie mit Holz und wartet, bis die langsame Anhäufung des Blätterfalls und des Grases eine gewisse Menge Humus in den Boden mischt. Hier hilft der Meerstand aus, und die Mielles, der Haideboden, der damit gedüngt wird, gibt anfangs Wurzelgewächse, dann grünes Futter und endlich Korn, und der Fruchtwechsel, in welchem der durch die Düngung genährte Boden eine steigende Fruchtbarkeit erlangt, stellt sich von selbst her.

Die Schifffahrt dieses Uferstrichs belief sich in den letzten drei Jahren durchschnittlich auf 122,384 Tonnen; das ist für ein so reiches Land noch sehr wenig, aber die Zukunft wird besser seyn, und jedes Schiff, das eine Ladung an der Küste einnimmt, ruft noch eine Urbarmachung hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bivouak im Kafferkriege.

(Schluß.)

Wie es nun auf solchen Expeditionen gewöhnlich ist, so marschirten wir ohne Gepäck, das heißt, jeder Mann hatte außer Waffen nur eine wollene Decke und etwas Schiffszwieback zu tragen, und ein Paar Ochsen zur Nahrung wurden nachgetrieben. Deßhalb kamen wir, da keine Bagagewagen uns aufhielten, rasch vorwärts; indeß konnten die Europäer unter unsern Truppen kaum mit den behenden kleinen Hottentotten gleichen Schritt halten, welche nach dem Beispiel ihres immer rüstigen Anführers ihre vier englischen Meilen in einer Stunde marschirten. Unser Weg führte eine hohe, kahle Hügelkette entlang, die zwischen dem Keiskammo und dem Großen Fischflusse sich erhebend, an vielen Stellen einen Blick auf die dichten Waldungen gewährte, welche ein tiefes, jetzt im dunkeln Schatten liegendes Thal umhüllten, durch welches der letztgenannte Strom sich schlängelt; diese sogenannte „Fischflußwaldung" ist ein ungeheurer Strich von sumpfigen Dornengesträuchen, der sich vom Winterberge bis an das Meeresufer hinzieht, und jetzt der beständige Schlupfwinkel der räuberischen Kaffern ist, während früher dort nur die größten aller jagdbaren Thiere Südafrika's hausten. Vor 50 bis 60 Jahren waren Elephanten, Rhinocerosse, Büffel und Hippopotamus, sammt unzähligem Wilde von andern Arten die einzigen und ungestörten Beherrscher dieser unendlichen grünen Wildniß, und sie haben zuerst Pfade durch diese sonst undurchdringlichen Dickichte gebahnt, so daß der Jäger sie bis zu ihrem Lager verfolgen konnte. Das war in den guten, alten Zeiten, als das Zuurveldt von den holländischen „Boers" in Besitz genommen wurde und die Raubzüge der Kaffern Menschen und Thiere noch nicht von den grasreichen, wellenförmigen Flächen und aus dem dunkeln unendlichen Dickicht vertrieben hatten. Seit jenen patriarchalischen Zeiten ist hier alles ganz anders geworden; nachdem das Eisen und Feuer des Wilden die fleißigen Colonisten der Prairie und die vierfüßigen Bewohner der Dornensümpfe verscheucht hatte, nahm er, der raublustige Kaffer, das Zuurveldt in Besitz, und dieses war manche Jahre lang das beliebteste Jagdgebiet der barbarischen Stämme eines Congo und T'slombi. Endlich vertrieben die Engländer unter dem tapfern Graham die Wilden wieder aus dem usurpirten Lande, und dieses wurde dann bald von einem andern Geschlechte bevölkert, denn im Jahre 1820 landeten auf Veranlassung und mit Unterstützung der Regierung mehrere Tausende englischer Colonisten in der Algoabai, unter deren Händen die Gegend bald ein besseres Ansehen gewann. Einige, aber nur wenige dieser Ansiedler erwarben sich rasch Vermögen, während die meisten durch Mißernten, welche mehrere Jahre ununterbrochen eintraten, gänzlich ruinirt wurden. Indeß ließ brittische Energie sich dadurch nicht abschrecken; viele suchten neue Erwerbszweige auf und beschäftigten sich stark mit dem wechselvollen und gefährlichen Contrebandehandel mit den Kaffern, welcher zu jener Zeit vom Gesetze bei sehr schweren Strafen verboten war; andere vertauschten die Pflugschar mit der Büchse und wurden „gewaltige Jäger" in den Wäldern und sumpfigen Dornengebüschen am Kowie- und Fischflusse, damals noch stark bevölkert von den größern wilden Thieren, besonders von Elephanten, und der Handel mit Elfenbein belohnte diese kühnen Nimrods der östlichen Colonialgränze reichlich für ihre Mühen und Gefahren.

Während wir auf unserm Marsche hinabblickten in die dichtbewaldeten „Kloofs" oder Schluchten unter uns, welche immer dunkler wurden, als die Nacht sie in ihren schwarzen Mantel einhüllte, durchliefen unsere Reihen gar manche Erzählungen von kühnen Jagdabenteuern, die in dem Waldlabyrinthe sich ereignet hatten, und wie man im Kampfe mit dem schwerfälligen Rhinoceros, dem kühnen Büffel oder dem stattlichen Elephanten nur mühsam das eigene Leben gerettet habe. Denn unter unserer Schaar befanden sich ein Paar alte Jäger, welche die Wildnisse zu unsern Füßen einst durchstreift hatten, als diese noch nicht von Thieren so entblößt waren, wie es jetzt der Fall ist, und die dann den Fährten des Wildes jenseits des Orangeflusses, ja bis an den südlichen Wendekreis nachgegangen waren, denn bis in solche Fernen muß jetzt der Jäger sich wagen, um das Wild zu finden, das früher so reichlich in den dunkeln Dickichten anzutreffen war, auf die wir hinabschauten, und wo jetzt nur der Kaffer versteckt lauert. Solche Erzählungen machten uns die Langeweile des Marsches im Finstern vergessen. Einer von unsern Leuten, seit seiner Kindheit ein tüchtiger Jäger, hatte in jenen Wildnissen den letzten Elephanten geschossen, und er erzählte begeistert von seinen Jagdabenteuern vergangener Tage. Lebendig schilderte er, wie er eine Elephantenfährte gefunden, und durch tiefe Felsenthäler und sumpfige Dornendickichte auf dem schmalen Pfade, den das edle Thier gebrochen, dessen Spuren gefolgt sey, bis er die Riesenelephanten gefunden, die wie dunkle Felsen aus dem Ocean, aus einem saftig grünen Meere von Mimosen, Aloes, Euphorbien und andern sonderbaren Gewächsen von phantastischer Gestalt hervorgeragt hätten. Dann erzählte er, wie er leise wie die Schlange näher geschlichen, wie

beim Knall seiner Büchse der größte Patriarch der Heerde zusammengestürzt sey, wie dann die übrigen durch das Dickicht gebrochen, und er nun zu seiner leblosen Beute hervorgetreten sey. Nun kam er zu dem Aushauen der kostbaren Zähne, dem Abschneiden des Schweifs als seines Siegeszeichens, und wie er den Fuß des Thiers abgehauen oder dessen Herz herausgeschnitten und in einen der großen Ohrlappen desselben gewickelt habe, um beim Abendfeuer ihm zur Mahlzeit zu dienen. Darauf schilderte er die Kämpfe mit dem starken Rhinoceros, mit dem wilden wüthenden Büffel, die Jagden auf das stattliche Gnuthier und den „Gemsbock", der grotzen sa von den Holländern genonnten Antelope. Kurz, unsers Kameraden Vorrath von Jagdgeschichten schien unerschöpflich und reichte für mehrere Stunden fortgesetzten Marsches aus, bis endlich ein flackerndes Feuer, welches an der Spitze der Colonne das Dunkel erhellte, uns verkündete, daß wir an unserm Rastorte und Nachtlager angelangt seyen. Die uns umgebende dichte Finsterniß machte es durchaus unmöglich zu sehen wie unser Bivouakplatz beschaffen war, denn man konnte dort nichts weiter unterscheiden als die von den Flammen des Lagerfeuers beleuchteten dunkeln Figuren der Hottentotten, welche um die Gluth her in beständiger Bewegung zu seyn schienen, und zuweilen finstere Massen niedrigen Gehölzes von röthlichen Streiflichtern des Feuers erhellt, die über eine Hochebene zerstreut da lagen. Bald hatte die Schaar, wozu der Geschichtenerzähler gehörte, unter dem dichten Laubdache eines großen Baums und vor dem Winde geschützt behaglich sich niedergelassen, bald flackerte auch hier ein lustiges Feuer, und nach zehn Minuten hatten unsere Hottentottendiener den Kaffee fertig, und ein „Karbonadje," d. h. kleine Fleischstücke an hölzernen Spießen am Lagerfeuer gebraten, dann streckten wir uns dicht nebeneinander auf dem Boden hin um unter dem Blätterdach die Nacht so gut wie möglich hinzubringen. Der Himmel war mit schwärzlichen Wolken behangen, die von dem Nachtwinde getrieben wurden, welcher melancholisch in den Zweigen über unserm Kopfe säuselte. Fortwährend zogen die Wolken in der pechfinstern Nacht über uns so rasch hinweg, als wenn eine die andere verfolgte, und bedrohten unsern Schlummer mit den Wassern des Himmels. Aber Schlaf, süßer Schlaf floh die Augenlieder dieser Schaar kühner Waidmänner, ihn hatten die Bilder und Phantasien so mancher Erzählung aufregender Jagdabenteuer verscheucht. Auf unserm Ruheplätzchen in der Waldeinsamkeit, das zum Lager für Jäger eigens geschaffen zu seyn schien, waren Männer versammelt, welche in allen Theilen der Welt Jahrelang und eifrig das edle Waidwerk getrieben hatten. Da war der kühne Fuchsjäger, der in Altengland so oft im rasenden Galopp über Hecken, Mauern und breite Gräben wegsetzend, den Reinecke gehetzt, und ebenso in den Wildnissen Südafrika's, trotz halsbrechenden tiefen Schluchten, Ameisenhügeln und Löchern den grimmigen Wolf oder den listigen Schakal verfolgt hatte. Hier war der muthige Elephantenjäger aus Ceylons Wäldern, der Waidmann welcher den Tiger und den wilden Eber in den Rohrsümpfen und den dürren Ebenen von Hindostan geschaffen, der Büffeljäger welcher unter vielen Abenteuern die Waldschluchten am Kowie, Keiskamma und dem großen Fischflusse durchstreift, oder kühn über den großen Orangefluß gesetzt hatte, um den Löwen, die Giraffe und den „Gemsbock" zu finden; alle diese waren hier vereint um noch den Mühen des Tages, zur Stärkung für die bevorstehenden Mühen des kommenden Morgens in den Armen des Schlafs auszuruhen. Aber vergebens, der Schlaf floh alle. Endlich sprang einer der Jäger auf, häufte noch mehr Buschwerk auf das glimmende Wachtfeuer und setzte eine Kanne voll trüben Wassers daran, mit den Worten: „Laßt uns jedenfalls diesen vermaledeiten kalten und feuchten Nachtwind durch heißen Grog unschädlich machen. Und da wir doch nicht einschlafen können, so schlage ich ferner vor, daß jeder eine Geschichte erzählt und ich will damit den Anfang machen. Ich habe so ein Büffelabenteuer, das ich mit meinem Freunde dort erlebt, der jetzt seine Augen so fest geschlossen hat, daß er nicht bemerkt wie unser loderndes Wachtfeuer in ein paar Minuten ihm die Spitzen seiner Stiefel versengen muß. „Heda, munter, alter Bursche, gib mir eine Cigarre und die Flasche mit Branntwein, dann sollst du auch die Erzählung deiner unsterblichen Thaten in der Wildniß hören." Nun kam die berühmte Büffelgeschichte und dann folgten andere mit ihren Erlebnissen und merkwürdigen Abenteuern auf den Jagden nach Giraffen, Zebras, Elephanten, Löwen, Straußen, Gnus, Ebern und Antelopen aller Arten, bis ich zuletzt eine endlose Procession hoher Strauße, begleitet von galoppirenden kleinen Zebras zwischen den glimmenden Kohlen des erlöschenden Wachtfeuers hervorkommen sah, während ein Büffel mit zerschmettertem Schädel vorüber jagte und mir ein Stück seines Gehirns in die Augen spritzte. Da erwachte ich plötzlich, denn ich war, Gott weiß wie und wann, bei den Jagdgeschichten eingeschlafen, und jetzt tröpfelte ein heftiger Regen durch das Laubdach mir ins Gesicht. Ich zog meinen wasserdichten Mantel enger um mich und über den Kopf und schlief wieder ein, bis die Morgendämmerung mir nach und nach meine Gefährten und die Gegend umher zeigte. Es regnete nicht mehr, und ich nahm meinen Mantel ab, der mich so gut gegen die Nässe geschützt hatte und schüttelte das Wasser aus seinen Falten. Unter dem Baum zusammengedrängt, in allen möglichen unmalerischen Stellungen, lagen meine Schlafkameraden ausgestreckt und selbst um die feuchte Asche des längst erloschenen Wachtfeuers ruhten dichte Gruppen von Schläfern, umhüllt von ganz durchnäßten wollnen Decken auf dem nassen Grase.

Ein Bivouak, das zu Zeiten gar manche malerische und angenehme Scenen zeigt, gewährt beim Grauen des Tages, wenn die Nacht eben verschwunden ist, einen melancholischen, ja selbst widerwärtigen Anblick. In der ungewissen Morgendämmerung hätte man unser Nachtlager für ein frisches Schlachtfeld, mit Leichnamen dicht bedeckt, halten können, denn die Schläfer lagen dort so starr und steif hingestreckt, als wenn der grimmige Tod sie berührt hätte. Das Gesicht der Hottentotten, welches niemals anziehend ist, erscheint wenn er schläft, als das garstigste Gesicht, das man sich nur erdenken könnte. Doch halt, ein todter Hottentotte sieht noch viel garstiger aus als ein schlafender, und am scheußlichsten ist er, wenn er sinnlos betrunken daliegt, wie nicht selten vorkommt. Als ich erwachte und um mich schaute, schien alles um mich her starr und leblos zu seyn, aber nach kaum fünf Minuten änderte sich die Scene. Jetzt war jeder auf den Beinen und rasch fertig den Marsch anzutreten. Ich ging zu einem trüben Wasserpfuhl in unserer Nähe, tauchte den Zipfel meines Taschentuchs hinein und wusch mir damit die Augen aus. So war meine Toilette gemacht; eine Tasse Kaffee mit einem Stück Schiffszwieback wurde eilig verzehrt, dann das Pferd bestiegen, und ich war zum Marsche gerüstet. Unsere wackern Bursche hatten beim Aufstehen von ihrem durchnäßten Lager sich ein paarmal geschüttelt wie die Wasserhunde, und damit waren sie fertig, den Marsch anzutreten. Bald standen sie lautlos in den Reihen, und ohne Trommelschlag marschirten wir vorwärts.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Distrikte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Von Consoquitlan aus wurde der Weg besser; er blieb ziemlich eben und führt anfangs durch einen hübschen Wald, reich an Garrapatas und Pinolillos, dann über eine Wiesenfläche, die sich zwischen zwei tiefen schroffen Barrancas lang hinzieht. Da wo diese beiden Barrancas beinahe zusammenstoßen, wendet man sich nach der zur linken Hand, welche den Namen Santa Maria führt. Das Hinuntersteigen in diese Barranca ist äußerst beschwerlich; sie ist sehr tief und der Weg, trotz der vielen Windungen die er macht, doch sehr steil und abschüssig, dabei sehr steinig und an einigen Stellen mit ganz losen Steinen bedeckt, die einem unter den Füßen wegrollen; ich stieg deßhalb auch bald vom Pferde ab und führte es am Lazo (einem fest gedrehten Seil, welches dem Pferd um den Hals gelegt wird) hinter mir, an einigen Stellen, wo ich nur auf lockeres Gestein oder schlüpfrigen Boden trat, und auf der einen Seite eine steile Felswand an der andern einen schroffen tiefen Abgrund und dabei nur einen so schmalen Weg hatte, daß ich gerade nur einen Fuß vor den andern setzen konnte, war es kaum möglich einigen Schwindel zu unterdrücken; wohl gern eine halbe Stunde dauerte der Weg so fort, dann wurde er etwas breiter und auch weniger abschüssig, dagegen fing nun die Sonne an furchtbar zu brennen, da ihre Strahlen in dieser engen Felsspalte wie in einen Focus fallen, und an den nahen Felsenwänden mit verdoppelter Kraft zurückprallen, und als ich endlich in dem untern Theil der Barranca, wo sich die tropische Vegetation in all ihrer Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit entwickelt, ankam, und glaubte im Schatten derselben gegen die brennende Hitze Schutz zu finden, mußte ich erst recht davon leiden, denn da dort Bäume, Gesträuche, Schlingpflanzen sich zu beiden Seiten zu einem fast undurchdringlichen Wall verschlingen, so fehlt alle Ventilation und die feuchte Wärme, die von allen Seiten ausgeströmt wird, wirkt fast noch belästigender als die direct herabfallenden Sonnenstrahlen; beinahe eine halbe Stunde mußte ich diese Treibhaustemperatur aushalten; dann erst lichtete sich der Wald, an dessen Ende im tiefsten Grunde der Barranca das Indier-Dörfchen S. Maria liegt. Von Schweiß triefend, matt, von Mosquitos gestochen und mit Pinolillos übersäet, kam ich endlich an dem ersehnten Punkt an, wo ich mich ausruhen konnte, und hielt gleich bei der ersten besten Indier-Hütte an, sprang vom Pferde, das sich auch nicht wenig freute einmal von seiner Last befreit zu seyn, und legte mich unter einen schönen Baum; doch an Schlafen war wegen der Menge Mosquitos nicht zu denken, und bald mahnte mich auch mein knurrender Magen, daß es schon Mittag sey und ich ihm noch nichts gegeben; ich ging nun in die Hütte, in der ich eine recht hübsche Indierin traf und um sie herum ein prächtiges Ensemble von nackten Kindern, Hunden, Schweinen, Geflügel u. s. w., d. h. Hühner und Truthühnern; alles schien gemüthlich zu schlafen, nur ein Hund nicht, der gleich ein fürchterliches Gekläff anfing, wodurch gegen meinen Willen alles aufgeweckt wurde; ich bat um Entschuldigung und zugleich mir etwas zu essen zu geben, worauf mich die Kinder starr anstaunten und die Frauen in unverständlichen Tönen antworteten und mir zu verstehen gaben, daß sie kein Spanisch verstünden, so daß ich ihnen mein Begehr durch Zeichen verständlich machen mußte, und sogleich wurden Frijoles (schwarze Bohnen) ans Feuer gesetzt und Tortillas geklatscht (der ungesäuerte Teig von dem auf dem Metall zerriebenen Maismehl wird nämlich durch Klatschen zwischen beiden Händen in die Form dünner Kuchen gebracht, welche dann am Kohlenfeuer gewärmt werden). Was mir besonders auffiel, war die große Reinlichkeit, die ich hier, so wie in den andern nur aus Rohrstäben aufgebauten und mit Palmblättern überdeckten Hütten bemerkte, trotz der freundlichen Cameradschaft mit Schweinen die in keiner fehlten; so wie in ihren Hütten, so waren die dortigen Indier auch an ihrem Körper reinlich, und die wenige Kleidung, die sie auf dem Leibe hatten (die Frauen hatten nichts als einen dünnen blauen baumwollenen Rock, an dem oben ein Stück Hemd angesetzt ist, und die Männer nichts als ein weißes Hemd, das kaum bis an die Kniee geht), waren wenigstens weiß; es fiel mir dieß umsomehr auf, als man bei den Indiern auf der Hochebene nichts als den gräulichsten Schmutz in ihren Wohnungen mit widerlichster Unreinlichkeit an ihrem Körper zu finden gewohnt ist. Binnen einer halben Stunde wurde mir mein kostbares Dejeuner in einer rohen irdenen Schüssel (Casuela) auf die Bank vor die Hütte gebracht, und so versalzen, so mit Chile verpfeffert diese Bohnen auch waren, so schmeckten sie mir doch bei dem gewaltigen Hunger den ich hatte; doch kam natürlich der größere Theil auf meine Begleiter, da ich es nicht gut verstand die Bohnen mit den Tortillas aufzulöffeln, indem ein solcher Luxusartikel als Löffel sind, nicht zu haben war, und doch mußte ich für dieß Frühstück 4 Reales (20 Sgr.) bezahlen! Leider fand ich, daß die Flasche Wein, die ich mitgenommen, durch die Hitze und das Rütteln einen Stich bekommen, und so mußte ich mich schon bequemen meinen brennenden Durst mit Branntwein und Wasser zu stillen; seitdem habe ich noch mehreremale gefunden, daß es nicht praktisch ist sich in jenen Gegenden Wein mitzunehmen, da derselbe, wenn er nicht ganz gut verpackt ist, und da man fast nur schlechten findet, nur gar zu leicht verdirbt; dagegen ist wohl zu rathen stets eine Bouteille Cognac oder, in Ermangelung dieses, guten Aguardiente de Caña (Zuckerrohr-Branntwein) bei sich zu führen, da man sich in Tierra Caliente vor nichts mehr hüten muß, als reines Wasser zu trinken. Nachdem ich mich nun wieder durch Ruhe Speise und Trank gestärkt, und gerade die heißesten Stunden des Tages einigermaßen im Schatten verbracht, brach ich wieder auf.

Das Dörfchen S. Maria liegt ganz nahe an dem Ufer eines kleinen Flusses, der die ganze Barranca der Länge nach durchfließt; ich ritt durch denselben, wobei das Wasser meinem Pferde doch bis an den Bauch kam; am andern Ufer erhebt sich die andre Felswand der Barranca und gleich begann wieder das Bergsteigen. Dieß war noch langwieriger und mitunter fast noch gefährlicher als es das Hinabsteigen gewesen; denn ich brauchte fast 2 Stunden, bis ich auf die Spitze des Randes gelangte, während ich nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Stunden hinabgestiegen war; dabei war der Weg wo möglich noch steiniger und steiler, und zum Theil durch umgestürzte Baumstämme verlegt und an einigen Stellen bog er sich so rasch um eine vorspringende Felsspitze, daß ich kaum begreifen konnte, wie sich das Pferd zu wenden vermochte, ohne in den tiefen Abgrund auf der andern Seite zu fallen; natürlich nur ein Fehltritt und man ist verloren. Drei Berge, die sich einer über den andern erheben, waren auf diese Weise zu übersteigen, darauf gelangt man in eine schöne große Wiesenebene, die sich zwischen der Barranca, die ich eben verlassen, in eine Bergkette auf der andern Seite hinzieht; in dieser schlugen wir nun gerade eine entgegengesetzte Richtung ein von der, welche wir von Consoquitlan genommen, ehe wir in die Barranca hinabgestiegen, und verfolgten dieselbe wohl 2 Stunden hindurch, bis wir endlich rechts durch einige Waldungen und Hohlwege in eine andere Barranca, die von Chaleomulco einbogen; doch möchte ich dieselbe lieber ein kleines Thal als eine Barranca nennen, indem sie eine ziemliche Breite hat und die Wände, die sie einschließen, nicht schroffe, steile Felswände, sondern wirkliche Bergformationen sind, deren Spitzen, merkwürdigerweise, fast alle kleinen Forts gleichen, so wie diese Berge überhaupt das Ansehen haben, als wären sie durch Menschenhände in ihre jetzige Form gebracht.

(Schluß folgt.)

Tiger in Singapore. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß auf der kleinen Insel Singapore, wo die Engländer jetzt schon seit 30 Jahren sich befinden, die Tiger in neuerer Zeit sich auf eine höchst lästige Weise vermehrt haben, so daß sie eine gute Anzahl Menschen fortschleppten. (Shipp. Gaz. 16 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 175. 23 Julius 1851.

Die neuen Völkerwanderungen.

Das Athenäum vom 12 Julius macht in Bezug auf die irische Auswanderung nachstehende Bemerkungen: die Geschichtschreiber betrachten gewöhnlich die Völkerwanderungen als eine Sache vergangener Zeiten. Dem widersprechen aber die Thatsachen geradezu, denn nie waren die Völkerbewegungen so ungeheuer und so fortdauernd. Mehr Celten bringen jedes Jahr in England ein, als die ganze Normanneneinwanderung betrug. Es ist zweifelhaft, ob in den 400 Jahren der sächsischen Einwanderung eine Viertelmillion Sachsen, Jüten und Angeln nach England kamen, England aber sandte in den Jahren 1841 bis 1851 1,600,000 Menschen nach Amerika. Die Franken, Sachsen und Gothen, welche die römischen Provinzen überzogen, waren nichts in Vergleich mit dieser Schaar, nur geht jetzt der Zug meist nicht in übercultivirte Gegenden, wie Italien, Spanien und Gallien damals waren, sondern in die Wildnisse Australiens und Amerika's. Bis jetzt war diese Bewegung der Racen fast ausschließlich auf Menschen teutonischer Abstammung beschränkt, und die Franzosen haben wenig, die celtischen Provinzen Frankreichs fast gar nichts colonisirt. Aber die celtische Race in Irland ist jetzt die ruheloseste geworden. In 10 Jahren sind 1,100,000 Iren nach Amerika gegangen, und es befinden sich jetzt in den Vereinigten Staaten etwa 3 Mill. Menschen irischer Abkunft, fast halb so viel als jetzt noch in der Heimath geblieben sind. Aber in Amerika ist der Celte ein des Fortschritts fähiges Geschöpf: er ist dort minder faul, minder unwissend, minder zanksüchtig als in seinem Heimathland. In zwei Generationen verliert er seinen unterscheidenden Typus, er hört auf ein Celte zu seyn, und wird ein Amerikaner in Gewohnheiten, Denkungsart und oft auch in der Religion, während er in englischen Städten und Dörfern eine besondere Race bildet, fast wie die Juden und Zigeuner. Der langsam aber stetig fortdauernde Zug bewirkt größere Veränderungen, als die großen Schlachten und Städteverheerungen am Schlusse des Römerreichs.

Die Ufer des Manche-Canals.

(Fortsetzung.)

1. Granville.

Der Hafen von Granville ist der Brennpunkt für drei Viertheile dieser maritimen Bewegung, und dankt diesen Vortheil weit mehr den Arbeiten der Menschen, als den Geschenken der Natur. Im Norden der Bai von Mont St. Michel springt der die Küste bildende Tertiärfelsen plötzlich wie eine Bastion von zwei Kilometers im Durchmesser vor, und von der Spitze sondert sich in der Richtung nach WSW eine schmale und hohe Halbinsel von 1300 Meters Länge ab, welche gegen Norden ganz senkrecht abfällt. Granville nimmt den Gipfel und den Südabhang dieses Felsens ein, die Vorstädte liegen stockwerkartig im Osten der Stadt gegenüber, und der Hafen, gegen das Meer zu durch einen starken, ellenbogenartig gebogenen Damm geschützt, scheint der Kampfplatz dieses von der Natur errichteten Circus zu seyn. Im Anfang des 15ten Jahrhunderts hatte dieser „fast auf allen Seiten vom Meer umgebene Felsen (eoiché) keine Gebäude oder Wohnung, außer bloß eine sehr fromme Pfarrkirche, zu Ehren und zur Verehrung unserer Frau gegründet, woselbst oft schöne und auffallende Wunder vorkamen."[1] die Bevölkerung war in „mehreren Dörfern, Flecken und Weilern, die zur genannten Pfarre gehörten," vertheilt. Seit der Schlacht von Azincourt (1415) hatten „unsere alten Feinde und Gegner, die Engländer, einen großen Theil unseres Landes und Herzogthums Normandie inne," Th. Scales, einer der Feldherrn Heinrichs VI, setzte sich im J. 1437 auf dem Felsen von Granville fest, „als am besten und vortheilhaftesten Platze und Schlüssel des Landes," den man wählen konnte, um besagtes Land der Normandie und der umliegenden Boden in Unterwerfung zu halten; man schreibt ihm den noch jetzt tranchée aux Anglais genannten Durchstich des Isthmus zu, durch den die Halbinsel mit dem festen Lande zusammenhängt. Indeß hatte Louis d'Estouteville, Gouverneur von Mont St. Michel, zu Granville Freunde, die ihm den Eingang in den Platz öffneten, aus dem er die Engländer verjagte. Karl VII ließ es jetzt befestigen, und um eine größere Einwohnerzahl herbeizubringen, gewährte er denen die hinziehen wollten, ausgedehnte Steuerfreiheiten und unentgeltliche Bauplätze. Ohne diese Maaßregeln hätten die Engländer viel länger auf dem französischen Gebiet sich erhalten können. Im folgenden Jahrhundert suchten die Reformirten sich hier festzusetzen, um von hier aus den Engländern die Hand zu bieten, aber die Belagerung von 1562 lief unglücklich für sie ab.

Vauban besuchte Granville in den J. 1681 und 1685. Treu seinem Gedanken, die Macht der Seestädte eben so wohl auf die Entwicklung des Handels und der Schifffahrt, als auf die Anlegung eigentlicher Vertheidigungswerke zu gründen, schlug er vor, den Durchstich des Isthmus bis zur mittleren Meereshöhe zu vertiefen und eine Brücke darüber zu schlagen, hinter dem Landungshafen an der Ausmündung des Thals der Bosq ein

[1] So steht es in einem von Karl VII im März 1445 verliehenen Freibrief.

Bassin zu graben und gegen außen einen Molo zu erbauen. Letztere Arbeit, die jetzt in den neuen Molo aufgenommen ist, wurde allein ausgeführt, und es ist sehr zu bedauern, daß nicht mehr geschah. Zu dem militärischen Vortheil einer nöthigenfalls vollständigen Isolirung wäre für die obere Stadt eine leichte Verbindung mit dem festen Lande gekommen, das in einer tiefen Schlucht gelegene Bassin wäre von der Handelsstadt umgeben worden, und der Fels mit seinem Zugehör hätte gegen das Meer hin als Schild gedient. Im J. 1628, als alle französischen Truppen in Deutschland, in Irland und in Spanien beschäftigt waren, fürchtete Ludwig XIV die Engländer möchten sich Granville's bemächtigen, das er nicht vertheidigen zu können glaubte, und ließ die Befestigungen zerstören, ein Schritt, den Vauban entschieden mißbilligte. Im folgenden Jahr schossen die Engländer gegen die entblößte Stadt 4—500 Bomben ab, von denen kaum einige sie erreichten, diese Mahnung ging aber nicht verloren, und sobald als möglich stellte man die Befestigungen wieder her.

Im J. 1793 war die Stadt in ernster Gefahr: die in ihrem Innern siegreiche Vendee glaubte ungestraft hervorbrechen zu können, und wie im 16ten Jahrhundert brauchte der Bürgerkrieg einen befestigten, den Engländern und ihren Subsidien stets offenen Hafen. Granville liegt nur 12 Meilen von Jersey, und obwohl es zu unvollständig befestigt war um einen langen Widerstand zu leisten, konnte es doch, sobald man sich einmal der Stadt bemächtigt hatte, mit wenigen Kosten unbezwinglich gemacht werden. Das begriff man vollkommen in London, und gleich bei den ersten Eröffnungen verglich man mit Wohlgefälligkeit den Felsen von Granville mit dem von Gibraltar. Ein englisches Corps wurde somit in Jersey versammelt, und am 13 Nov. marschirten 20,000 Vendeer unter Henri de Larochejaquelein von Avranches gegen Granville. Sobald sie zu Fougères angekommen waren, errieth man ihre Absicht, und ein Vertheidigungsausschuß bildete sich in dem bedrohten Platze. Die Besatzung bestand nur aus einer Abtheilung des 31sten Regiments und zwei Batnillonen Freiwilligen, die noch nie im Feuer gewesen waren; hiezu kamen 500 Mann Nationalgarden oder Marinekanoniere aus der Stadt. Der Conventsdeputirte Lecarpantier organisirte kraftvoll die Vertheidigungsmittel, deren Verwendung durch den General Peyre und den Generaladjutanten Vachot geleitet wurde. Man begann damit, außerhalb der Vorstadt das Fort Roche Gautier zu entwaffnen, das von der Landseite her fast unmöglich zu vertheidigen, nach der Einnahme die Gelegenheit geboten hätte, Stadt und Hafen zu beschießen. Inzwischen rückten die Vendeer auf der Straße von Avranches und längs dem Meere her; die Hälfte der Besatzung zog gegen sie aus, wurde aber durch die überlegene Zahl zurückgeworfen und aus der Vorstadt gejagt, so daß sie nur noch mit Mühe sich eilig nach der Stadt werfen konnte. Jetzt begann ein höchst erbitterter Kampf. Die Vorstadt steigt gegen den Hafen hinab und beherrscht ihn; jedes Haus wurde in dem Besitz des Feindes eine Schutzwehr, hinter der ein mörderisches Gewehrfeuer, unterstützt von einigen in die obern Stockwerke hinaufgebrachten Kanonen, hervorkrachte. Der Platz selbst und die an dem Molo ankernden Schiffe antworteten mit gleicher Lebhaftigkeit. Die Vendeer richteten einen wüthenden Angriff gegen das eiserne Thor, das nach dem Isthmus hin den Felsen abschließt; zehnmal suchten sie die Wälle zu ersteigen und ließen nicht ab, als bis sie 600 der ihrigen auf dem Platz gelassen. Jeden Augenblick erwartete man die englischen Segel am Horizont erscheinen zu sehen, und die starke Stellung des Feindes machte die Unmöglichkeit, die Stadt durch die gewöhnlichen Mittel zu retten, augenscheinlich. Ein Auskunftsmittel bleibt noch übrig, die von den Vendeern besetzte Vorstadt zu verbrennen. Um 1 Uhr Morgens wurde sie mit Haubizen und glühenden Kugeln beschossen; da dieß nicht ausreichte, zog der Generaladjutant Vachot mit zwölf Mann aus, von denen jeder ein Reisbündel und eine Fackel trug; unter dem Feuer des Feindes ward die Vorstadt in Brand gesteckt, der, da der Wind umsprang, die Stadt selbst zu ergreifen drohte. Die Vendeer benützten dieß, um einen abermaligen Sturm gegen die Wälle zu versuchen. Die Tapferkeit der Belagerten schlug auch diesen ab, und mit dem Grauen des Tages erkannte man erst, welches ungeheure Glacis durch die Kanonen und den Brand an die Stelle der Vorstadt getreten war. Die Felsenveste konnte jetzt nur noch ohne alle Deckung angegriffen werden, und Belagerer wie Belagerte erkannten die Unmöglichkeit. Die Vendeer begannen deßhalb unverweilt ihren Rückzug, und nach 28stündigem Gefecht konnte die Besatzung Recognoscirungen hinausschicken; die Ruinen der mit halbverkohlten Leichen bedeckten Vorstadt brannten noch ruhig fort, und zahlreiche Todte bezeichneten bis zum Calvarienberg den Weg der Belagerer. Dieser Tag kostete der Vendee 3000 Mann. Die Engländer, welche erst im Falle des Siegs ihrer Alliirten thätig einschreiten wollten, hatten nicht mehr nöthig sich zu incommodiren. Am 13 und 14 Sept. 1803 versuchten die Engländer auf eigene Faust einen Angriff, aber mit schlechtem Erfolg. Dieß ist der letzte Zug aus der Kriegsgeschichte Granville's. Neue Angriffe, wenn die Zukunft sie herbeiführen sollte, werden Granville ausgerüstet finden mit den Befestigungen, wie sie Vauban wünschte, und die Militäringenieure haben durch eine geschickte Anordnung es verstanden, zur Verschönerung der Stadt zu gleicher Zeit, wie zu ihrer Vertheidigung beizutragen.

Der Hafen, ehemals von engen, krummen Kais eingefaßt, und durch einen Damm geschützt, wie ihn vor 400 Jahren einfache Fischer aufwerfen konnten, ist jetzt durch einen 584 Metres langen Molo aus Granit, dessen Stärke eine gute Reihe von Jahrhunderten lang der Wuth des Oceans trotzen kann, gedeckt, die alten Kais verschwinden in den neu angelegten, der Landungsplatz ist vertieft, und ein inneres Bassin ist im Bau, leider an einer Stelle, die nicht so gut wie die von Vauban gewählt ist. Diese unter der Restauration begonnenen Arbeiten wurden ununterbrochen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt.

Die Bevölkerung von Granville ist, wie die von Arles, durch die Schönheit ihrer Frauen berühmt und vor allen benachbarten ausgezeichnet. Ihre physischen Kennzeichen, ihre Sitten und selbst ihr einfaches, zierliches Costüm deuten auf einen verschiedenen Ursprung. Die blauen Augen mit den schwarzen Haaren, und die gerade Nase der Hellenen, welche Züge zu Granville nicht selten sind, scheinen eine Mischung mittelländischen Bluts anzuzeigen, und in der That, von all den dunkeln Sagen, die sich hierauf beziehen, geht die am mindesten unwahrscheinliche dahin, daß die Bevölkerung von Robert Guiscard und den Frauen stamme, die sie aus Großgriechenland und Sicilien mitbrachten. Diese Kreuzung würde erklären, wie der zierliche griechische Typus sich hier oft mit der Vierschrötigkeit des normannischen verbindet. Der leichte Anstand, womit Frauen von Granville aus den niedersten Ständen von einem hohen Rang in der Gesellschaft Besitz nehmen, ist sicherlich noch eine Anzeige ihrer vornehmen Abstammung. Man könnte fragen, wie Orte, die erst im 15ten Jahrhundert bewohnbar wurden, durch Aus-

wanderer im 11ten besetzt werden konnten. Allein die Vorfahren der Bewohner von Granville, selbst Seefahrer, hatten sich wahrscheinlich eine Stunde südwärts vom jetzigen Hafen, um die jetzt ausgefüllte Bucht St. Pair gruppirt. Das Dorf St. Pair, dessen weit verehrte Kirche allem Anschein nach über die Zeit der Kreuzzüge hinaufreicht, gehörte wahrscheinlich zu den bedeutendsten der Dörfer und Flecken, deren Bewohner Karl VII zur Bevölkerung der entstehenden Stadt einlud.

So sehr auch die männliche Eigenliebe darunter leiden mag, so muß man doch anerkennen, daß zu Granville das schöne Geschlecht das männliche an Einsicht und Willensstärke übertrifft. Während die Männer auf dem Meer sind, führen die Frauen das Hauswesen mit einer Selbständigkeit, die auch nach der Rückkehr derselben nicht aufhört. Der Stockfischfang, so wie der der Austern und frischen Fische machen die Hauptbeschäftigung der Marine von Granville aus, aber von allen Handelszweigen ist die Ausfuhr von Lebensmitteln nach England diejenige, welche der größten Ausdehnung fähig ist. Jeden Markttag laden mehrere Küstenschiffe Korn, Gemüse, Früchte, Geflügel und Rindvieh; Schiffe und Ladungen kommen zu bestimmten Stunden einander entgegen, und die gleichzeitige Entwicklung der Bedürfnisse der brittischen Bevölkerung und des Anbaues in Frankreich muß auch auf andere Punkte der Küste eine Regelmäßigkeit der Verbindungen ausdehnen, die eine wesentliche Bedingung des Productenreichthums und der Wohlfeilheit ist.

Von allen unbebauten Ländereien der Küste sind die in der Nähe von Granville ohne Widerspruch am vortheilhaftesten anzubauen; sie stehen in Berührung mit dem besten Markt, und was nicht minder wichtig ist, mit der reichsten Niederlage des landesüblichen Düngungsmittels. Die Fluth, welche den Hafen füllt, besteht aus zweierlei Wellen: die eine, ziemlich klar, kommt direct aus dem Westen, die andere, mit Meeresand beladen, macht die Runde durch die Bay von Mont St. Michel, und lagert denselben hinter den neuen Dämmen ab. Man fragt sich schon mit einiger Unruhe, wie lange dieß dauern wird, bis der Hafen angefüllt und die nahen Austernbänke überlagert sind. Es wäre eine doppelt günstige Operation, die tägliche Ausreinigung des Hafens mit der Befruchtung eines mächtigen Landstrichs zu verbinden. Die eigentliche Stadt würde gleichfalls gewinnen, wenn sie sich auf diesem Wege von ihren Unreinigkeiten säuberte. In Flandern z. B. werden die geringsten Düngmittel in den Städten alsbald für den Ackerbau verwendet; aus Dünkirchen gehen jährlich 40,000 Tonnen Dünger, bestehend aus dem Schlamm des Hafens und der Canäle, dem Straßenkoth und dem Inhalt der Abtritte fort, was die Befruchtung des Landes und die Reinigung der Stadt zugleich befördert. Führten die Bewohner von Granville, was in ihren Straßen zu viel ist, auf ihre Mielles, so könnte ihr Handel mit Ackerbauproducten nach England sich vielleicht verdoppeln; solche Wunder geschehen in den Wateringen Flanderns erst seit die Vervollkommnung der Verbindungen den Transport des Düngers und der Ernten möglichst wohlfeil gemacht hat. Die Holländer und Flamänder haben unter minder günstigen Umständen, als Granville sie bietet, nicht bloß Straßen, sondern auch Canäle eröffnet und sich wohl dabei befunden.

Der gartenartige Anbau paßt für den Boden der Mielles am besten, und es ließe sich auf diesem Wege noch einem andern Uebel abhelfen. Die maritime Bevölkerung Granville's ist zeitenweise zur Unthätigkeit, und dann zu harter Noth verurtheilt. Dann zeigen die Frauen ihre ganze Energie und Aufopferungsfähigkeit: sie scheuen auch vor der härtesten Arbeit nicht zurück, und setzen einen bis ins Thörichte gehenden Stolz darein, den Händen, die nur Segel, Steuer und Netze zu handhaben gewohnt sind, die knechtischen Arbeiten zu ersparen. Der Anbau der Mielles würde die Männer in den am Lande zugebrachten Tagen beschäftigen, namentlich während der vier Monate, wo der Austernfang verboten ist.

Bis jetzt gehören die reichen Küstenfahrer, die zu Granville so viele Ackerbauerzeugnisse laden, ausschließlich den Inseln Jersey und Guernesey an; sie kommen und gehen unter den Augen der Seeleute im Hafen, ohne Neid und Nacheiferung zu erwecken, und was das Seltsame dieser Trägheit noch vermehrt, ist der Umstand, daß die meisten dieser Schiffe von den Frauen Granville's befrachtet sind, die selbst im umliegenden Lande ihre Ankäufe machen, sie aufs Meer begleiten und auf den Märkten von St. Helier und St. Aubin absetzen. Es ist klar, wenn die Männer von Granville eben so viel Gewandtheit und Willenskraft hätten wie die Frauen, so würde diese bedeutende Schifffahrt, welche die Seeleute mit den Gefahren dieser Küste so vertraut macht, bald in französische Hände übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Das Hinabsteigen in diese Barranca ist sehr sanft und bietet gar keine Beschwerden dar; sie selbst ist reizend, zum großen Theil mit Mais bepflanzt, und so wechseln kleine Maisfelder mit Wiesenflächen und diese wieder mit kleinen Waldungen malerisch ab; da es hier nie an Feuchtigkeit fehlt, prangt alles in frischem lieblichem Maigrün. Dabei wird sie in ihrer Mitte durch einen schönen breiten Fluß durchströmt, denselben, der bei Antigua in den Golf fällt. An dem Ufer desselben kam ich ungefähr 4½ Uhr an, und glaubte denselben gleich übersetzen zu können, um noch heute nach der noch 3 Leguas entfernten Hacienda de Tussamayan zu kommen; aber es fand sich, daß man den Fluß unmöglich durchreiten kann, und leider waren die Indier nicht da, welche die Reisenden überzusetzen pflegen; erst nach vielem Schreien und Rufen, und nachdem wir wohl über eine Stunde gewartet, kamen dieselben vom andern Ufer mit ihrer Balsa herüber; es ist dieß eine Art Floß, bestehend aus sechs dünnen neben einander gebundenen Baumstämmen, wohl nicht länger als 10 Fuß, über welche noch vier andere kürzere schräg gelegt sind, auf welche man sich rittlings setzt, darauf stößt ein Indier, schwimmend, den Floß nach dem andern Ufer, während ein anderer Indier die Pferde hinüberbringt, indem er das eine Pferd am Lazo, den er zwischen die Zähne nimmt, hinüberschafft, dem dann das andere nachschwimmt. Da die Balsa nur sehr klein war, so mußte sie, um mich, meinen Gefährten und mein Gepäck hinüberzubringen, zwei Touren machen, und dadurch, so wie durch das lange Warten vorher, war so viel Zeit vergangen, daß, als die Pferde wieder gesattelt waren, die Sonne schon sehr tief stand und ich meinen Entschluß noch bis Tussamayan zu reiten aufgeben und mich darein ergeben mußte, in dem ganz nah gelegenen Dorf Chalcomulco zu übernachten. Es ist dieß ein ganz allerliebstes, ebenfalls nur von Indiern bewohntes Dörfchen, das ganz reizend liegt und dessen Häuschen großentheils am Ufer des Flusses, theils am Abhange eines Berges liegen.[1] Ich fand bald gastliche Aufnahme bei einem gutmüthigen Indier, der noch dazu Compadre (Gevatter — was hier von einem weit größeren Werth ist als bei uns) meines Begleiters war und mich mit Eiern, Frijoles und Tortillas, ja sogar auch mit Kaffee regalirte; mein Nachtlager schlug ich unter dem Vor-

[1] Die Bewohner beschäftigen sich nur mit Fischfang, und, wie in S. Maria, bloß mit dem für ihren Bedarf nöthigen Anbau von Mais; Zuckerrohr, Tabak, Kaffee, welcher so trefflich gedeihen würde, zu bauen, daran denken sie gar nicht.

dach des Hauses auf, indem ich ein Fell zur Unterlage erhielt, meinen Mantelsack und Sattel zum Kopfkissen nahm, und mich mit meiner Sarape zudeckte und, müde wie ich war, ganz vortrefflich schlief; denn die Luft war so schön, so mild, daß ich, obgleich ich doch fast ganz im Freien lag, auch nicht im geringsten fror, und gegen alles Erwarten bin ich auch nur sehr wenig von den Mosquitos gequält worden.

Am Morgen früh 5 Uhr ward wieder aufgebrochen; so beschwerlich mitunter der Weg bis dahin gewesen, so wenig Beschwerden bot er von hier aus bis Jalapa dar. Gleich das Aufsteigen aus der Barranca de Chaleomulco ist sehr bequem, der Weg an und für sich ist ziemlich gut, wenig gebirgig und führt zum großen Theil durch mit Mais bebaute Ebenen bis nach der großen Zucker-Hacienda Tussamapan. Zu meinem großen Bedauern traf ich deren Besitzer D. J. Maria Gorospe nicht zu Hause, so wenig wie den Administrador (Verwalter), so daß ich diese schöne Hacienda nicht habe so kennen gelernt als ich es so gern gewünscht hätte; sie ist nämlich eine der schönsten und am besten eingerichteten Haciendan in dieser Gegend und von einem ungeheuren Umfang; ihre grünen Zuckerfelder sieht man sich meilenweit erstrecken, und es sind die, welche mir in Mirador als die von Jalapa bezeichnet wurden. (Nach einer Reise von mehr als einem Tage fand ich mich nun wieder dem Mirador gerade gegenüber, den man ganz deutlich erkennen konnte; solchen Umweg hatte ich der beiden Barrancas wegen machen müssen!) Die zur Hacienda gehörigen Gebäude sind, so viel ich deren gesehen, sehr schön und in gutem Zustande, und letztere sicherlich auch sehr kostbar; das zur Hacienda gehörige Dorf besteht bloß aus Hütten und ist unbedeutend. Ich hielt mich nun nur so lange Zeit auf als nöthig war, um ein Frühstück, bestehend aus Eiern, Frijoles, Cecina (an der Luft getrocknetes Fleisch, das aber meine Zähne nicht zu kauen vermögen), und Thee einzunehmen, welches der Herr Schulmeister so gütig war mir in der Schulstube serviren zu lassen, wobei er natürlich in seiner Amtsthätigkeit mit aller Strenge fortfuhr, und der indischen Schuljugend das ABC und Einmaleins mit dem Bakel einbläuete; dabei schritt er wie ein ächter Schulmonarch durch Reihen knieender Sträflinge, und ein Junge, ob zur Belohnung oder zur Bestrafung, vermag ich nicht zu sagen, mußte immer mit einem an einem Ende kohlenden Holzscheit in der Nähe seyn, damit er sich sein Cigarelto (Papier-Cigarre) sogleich wieder anzünden könnte, sobald es ihm ausging. Daß in der Stube auch einige verhungerte Hunde nicht fehlten, läßt sich denken, die auch bald mein Unvermögen, die harte Cecina zu zerkauen, bemerkten und mich deßhalb mit gierigen Blicken umlungerten; auch das Schwein, der unentbehrliche Hauscamerad für einen Indier, fehlte nicht, denn, wenn es auch gerade nicht in der Stube selbst war, so befand es sich doch gleich vor der Thür, mit seinem linken Hinterbein an einem kleinen Baum angebunden und accompagnirte das Geschrei der Kinder ganz vortrefflich! Das Ganze gab ein Genrebild, das einen Hosenieverschen Pinsel verdient hätte, wobei ich selbst mit meinem halb europäischen, halb mexicanischen Reiseanzuge und mit meinen vergeblichen Bemühungen das getrocknete Fleisch zu bearbeiten, eine gute Figur hergegeben haben würde.

Von Tussamapan führt der Weg über zum größten Theil für Viehweiden benutzte Bergrücken, an deren Fuß sich die herrlichen Mais- und Zuckerfelder von Tussamapan, Ortuña, Pacho, Manesila hinziehen, bis zu der Barranca, welche den Südwestrand einfaßt und zu den malerischen Gebirgsformen, welche den Nordostrand umschließen. Endlich steigt man einen ziemlich steilen Berg hinan, von dessen Gipfel man eine entzückende Aussicht hat, aber nur nach einer Seite, indem die nach den anderen Seiten durch einen dichten Wald verdeckt wird, in welchen man plötzlich eintritt. Es ist dieser sogenannte Monte de Pacho (Wald von Pacho) eine der schönsten Waldungen, die ich auf meiner Reise gesehen; alles was die Tierra Templada und die nicht zu heiße Zone von kräftigen Bäumen, zierlichen Gesträuchen, üppigen Schlingpflanzen erzeugt, findet man hier in kaum geahnter Pracht und Fülle vereinigt; neben dem schönen hohen dichtbelaubten Tepeguaje und Zapote wächst die schlanke zierliche Mimose mit feinem nadelartigem Laube; die schöne Fächerpalme vermag kaum die Riesenfarren zu beschatten, die an ihrer Wurzel wachsen und sie fast an Höhe übertreffen, daneben Eichen der verschiedensten Art und majestätische Sabinas (Sadebäume) von unten bis oben mit Schlingpflanzen umrankt, die am obersten Gipfel ihre prächtigen Blüthen herunterhängen lassen und an Farbenglanz mit denen der Orchideen wetteifern, von denen manche Bäume ganz überdeckt sind; der Boden ist theils vom Sarsaparille-Strauch und Convolvulus Jalapae überzogen, theils mit schönem hohem Grase bedeckt. Ich vermochte nicht durch diesen herrlichen Tempel der Natur durchzueilen, ohne anzuhalten, ohne mich auf frischem Wiesengrunde im Schatten eines schönen Amberbaumes auszuruhen, um mit vollen Zügen die balsamische Waldluft einzusaugen und mich dem ungestörten Genuß der eigenthümlichen Reize hinzugeben, die ein schöner Wald gewährt; da erfreut man sich der Sonnenstrahlen, die sich Bahn durch das dunkle Laubdach brechen, der blaue Himmel erscheint dann in besonders zauberischem Glanz, wenn er zwischen grünen Zweigen durchschimmert; dazu das Leben in der ganzen Natur, der liebliche Gesang der unzähligen verschiedenartigsten Singvögel, das Gezirp der Grillen, das dort fast melodisch klingt, das Geschrei der kleinen Papageien (Locos, grün mit gelben Köpfen), und das Gekrächze der schönen großen bunten Raben (Guacamayas); dieß alles gibt ein Ensemble, in das man sich wohl einige Zeit mit Entzücken versenken kann. Ich hätte mich demselben gewiß noch lange hingegeben, wäre ich nicht zum Aufbruch durch das leise Rollen eines fernen Donners gemahnt worden, noch mehr aber, da ich bald durch Schaaren der schrecklichen Plagegeister jener Gegenden, der Mosquitos aller Art und Größe, umschwärmt und gräulich zerstochen wurde, als ich aber gar bemerkte, daß meine Kleider über und über mit kleinen Garrapatas bedeckt waren, zu denen sich auch noch einige der großen rothen Ameisen gesellten, und endlich ganz nahe von mir eine gegen 6 Fuß lange graue Schlange vorbeizischte, da sprang ich schnell auf und auf mein Pferd, und vergaß alle meine poetischen Träumereien bei dem unleidlichem Jucken und Brennen, das ich bald am ganzen Körper verspürte. Der Weg führt noch diesen schönen Wald wohl zwei Stunden hindurch, zuerst längs des Bergrückens, dann bergab. So überraschend schön der Eintritt in denselben, ebenso überraschend ist auch der Austritt aus demselben, indem man sich plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, ganz dicht vor Jalapa befindet, welches sich am Abhange einer malerischen Anhöhe terrassenförmig erhebt und mit seinen hellen, meist ganz weißen angestrichenen Gebäuden einen eigenthümlichen Contrast gegen das dunkle Grün seiner Umgebung bildet. Ich wüßte kaum je mehr von dem Anblick einer Stadt frappirt worden zu seyn, als da, wie ich aus dem Walddickicht heraustrat und plötzlich diese schöne, in den Strahlen der Sonne glänzende Häuser-Pyramide vor mir habe, deren breite Grundlinie besonders durch das fortähnliche Kloster S. Francisco hervorgehoben, und deren Spitze durch die malerisch gelegene Calvarienkirche gebildet wird; dazu noch die reizenden Umgebungen. Im Vordergrund eine große, im frischesten Grün prangende und rings von Wasser eingefaßte Wiesenfläche, ringsum wohl angebautes oder dicht bewaldetes Hügelland, und im Hintergrund das majestätische Massengebirge des Cofre de Perote — dieß alles zusammen gibt ein Panorama, das wunderbar schön ist. Weder von der Anhöhe zwischen der Hacienda de las Animas auf der großen Straße von Veracruz, noch von dem am Nordende von Jalapa gelegenen Cerro de Macultepec hat man eine so entzückende Aussicht auf die Stadt selbst, als von jenem Punkt aus, indem man hier die ganze breite Grundlinie der Pyramide vor sich hat, dagegen auf dem Wege von Veracruz man nur die eine Seite desselben sieht, und endlich auf jenem Hügel sich gerade an der Spitze der Pyramide befindet, wodurch der Totaleindruck geschwächt wird.

Die Kopten. Joseph Beldam schätzt in seinem kürzlich erschienenen Reisewerke: Recollections etc. in Italy and the East die Zahl der Kopten auf etwa 150,000 Seelen, von denen ungefähr 10,000 zu Caire in einem besondern Quartier wohnen; eine zweite bedeutende Anzahl haust in dem District Fajum.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 176. 24 Julius 1851.

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

3. Fahrt von Mezöhegyes und Oroshaza aus nach Török Sz. Miklos.

Ich hatte in Mezöhegyes, wo ich mich unendlich wohl fühlte und der freundlichsten Aufnahme, sowie der größten Zuvorkommenheit aller meiner Wünsche bei dem dasigen Personale erfreute, einen sehr glücklichen Morgen verlebt, und reiste nun, nach eingenommenem zweiten Frühstück mit einem ungarischen Freunde weiter. Unser Ziel, was wir noch vor dem späten Abende erreichen wollten, war Török Sz. Miklos, wo wir bei lieben Bekannten einzukehren gedachten. Die Tour betrug über 10 ungarische (= 12 deutsche) Meilen, und obgleich die Wege abgetrocknet (es war im Mai) und gut zu befahren waren, so war sie doch eine sehr große, da wir sie erst nach 10 Uhr früh antraten und keine unterlegten Pferde hatten.

Nachdem wir zwei Stationen, d. i. vier Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir nach Oroshaza, wo wir jedoch im Gasthofe so schlecht aufgehoben waren, so daß wir nur kurze Rast hielten. Von hier aus ging es über weit ausgedehnte Pußten (Steppen) rasch weiter. Das Wagengeleis war auf denselben so glatt abgefahren, daß es wie die Schienen einer Eisenbahn glänzte. Der fette schwarze Boden wird nämlich, wenn er abtrocknet, fast wie Backstein und fährt sich glänzend glatt ab. In weiter Ferne sahen wir rechts und links, sowie gradeaus Thürme von Ortschaften, welche aber so deutlich zu unterscheiden waren, daß mein Begleiter das Bedenken laut werden ließ, wir würden bald Regen haben, der auf diesen Oertlichkeiten gerade nicht wünschenswerth war. Wer nie solche Steppen durchkreuzt hat, der kann sich von den darauf vorkommenden Erscheinungen keinen Begriff machen. Fata Morgana, tanzende Wirbelwinde, das Geschrei von Raubvögeln, weit ausgebreitete Viehheerden und dgl. m., das sind die stets abwechselnden Erscheinungen. Strecken von 2—4 Meilen weit hat man von einer Ortschaft zur andern zu fahren, und es ist ein Glück, daß die behenden ungarischen Pferde diese Räume schnell durchmessen, was sie auf den durch keine Erhöhung unterbrochenen Ebenen leicht können, und wozu sie von Jugend auf abgerichtet sind.

Wir kamen in das hier in einem Winkel von Klein-Kumanien liegende große Dorf Sz. Martony, wo ein schon von außen einladender Gasthof uns hoffen ließ, das in Oroshaza Versäumte nachholen zu können. Unsere Erwartung ward nicht getäuscht. Ein freundlicher Wirth und seine noch freundlichere Haushälterin kamen uns entgegen und führten uns in ein hübsches Zimmer, welches sich ganz besonders durch seine Reinlichkeit empfahl. Es war bereits Nachmittag 3 Uhr. Ein Mittagmahl war bald hergestellt und ein recht guter Wein vermehrte die Opulenz desselben. Mittlerweile fing es an zu regnen und es erhob sich dabei ein starker Sturm. Das machte uns unruhig. Die Haushälterin mehr noch als der Wirth rieth uns nicht weiter zu fahren, sondern hier zu übernachten. Mein Begleiter schien nicht abgeneigt zu seyn und hinter ihn steckte sie sich. Er verhandelte ungarisch mit ihr und dolmetschte mir, daß sie verspreche alle unsere Wünsche zu erfüllen. Wie weit das zu verstehen sey, wußte ich aus dem, daß in Südungarn, ganz besonders aber in Kumanien, so ziemlich orientalische Sitte herrsche. Dennoch blieb ich standhaft bei dem Entschlusse weiter zu fahren, und hielt selbst da noch fest daran, als auch der Wein schon seine Wirkung zeigte und meine Phantasie belebte. Die Kumanierin war übrigens hübsch und nach ihrem Nationalschlage voluptiös. Sturm und Regen nahmen zu, mein Begleiter rieth zum Bleiben, die Haushälterin schien voll Hoffnung und dennoch fuhren wir endlich weiter. Mir lag zu viel daran, noch heute nach Török Sz. Miklos zu kommen, weil ich sonst nach zwei Tagen nicht in Pesth seyn konnte, wohin ich so gern wollte, wozu mich Geschäfte trieben.

Ein wüstes Wetter empfing uns bei der Ausfahrt, und Joschka (Joseph), unser Kutscher, schüttelte den Kopf, denn er wäre viel lieber da geblieben. Der tief umwölkte Himmel ließ den Horizont nur in sehr kurzer Entfernung sehen, auch waren wir dem Uebelstande ausgesetzt, daß uns der Wind fast gerade entgegen blies, die Pferde mithin schweres Gehen hatten. Mein Freund schien etwas verstimmt, was sehr natürlich war, da er die Gefahr, welcher wir uns hier bei einer Nachtfahrt aussetzten, kannte, und sie lieber mit einem angenehmen Nachtquartier in Sz. Martony vertauscht hätte. Ich selbst fing, als die Dämmerung hereinzubrechen begann, an, meinen Entschluß zu bereuen. Zur Rückkehr war es jedoch zu spät, und unterwegs einzukehren gab es, außer einigen Salaschen (vereinzelt auf der Pußte stehenden Häusern) keine Gelegenheit. Den Weg nach Tisza Földvar, welchen mein Freund einzuschlagen rieth, um dort einzukehren, hatten wir verfehlt, was jedoch, wie ich später erfuhr, zu unserm Glück gereichte, weil dieß eine schlechte Ortschaft und das dasige Wirthshaus als eine Diebsherberge berüchtigt war. Endlich ward es völlig dunkel, und nur das Glitzern des Wassers in den Vertiefungen des Weges war unsere Leuchte. Wir kamen mehreremale in die Nähe der Theiß und hörten das Rauschen der Brandung sehr stark, weil der Sturm die Gewässer mit großer Gewalt an die Ufer trieb. Mir ward ein wenig unheimlich, wenn zwischen unserm Fuhrwerk und dem Strome einigemale

kaum noch drei Klafter breit Land war, denn ich wußte, daß die Ufer der Thelß meist aus schwarzer poröser Erde bestehen, die, wenn die Wellen so heftig daran schlagen, sich zuweilen in großen Bänken ablöst.

(Schluß folgt.)

Die Ufer des Manche-Canals

2. Das Cotentin.

Von Granville bis zum Cap Carteret hat das Meer am Fuße der hohen Hügel, deren Unterlage es ehemals bespülte, ein doppeltes Band von feuchtbaren Ländereien und unangebauten Mielles hingeworfen. Ein Streif, dessen Breite manchmal über eine Lieue beträgt, begränzt diesen Raum, und fast allenthalben findet sich Meersand in Menge; aber die Sorglosigkeit der Menschen hat diese Ablagerung eben so nachtheilig für die Schifffahrt werden lassen, als sie dem Ackerbau vortheilhaft seyn kann: alle Buchten, welche die Küste ehemals bot, sind versandet, und der durch das Abrieseln der Gewässer, die aus dem Fuß der Hügel hervordringen, allenthalben ausgerissene Uferrand ermangelt der nöthigen Consistenz, um der Urbarmachung gehörige Sicherheit zu geben. Die Holländer haben auf einen außerordentlich einfachen Grundsatz die Vertheidigung ihres Gebiets gegen das Meer, dessen Fluth höher geht als das Land, und die Anlegung vortrefflicher Häfen an der flachsten Küste der Welt gegründet. Sie haben seit langer Zeit bemerkt, daß, je weniger eine Küste dem ansteigenden Meere Oeffnungen bietet, durch die es eindringen kann, desto minder sie verwundbar ist, und daß, je stärker die Gewässer eines Landes an einem Meeresufer sich ausmünden, desto mehr die Tiefe sich erhält; diese doppelte Beobachtung ist die Grundlage aller ihrer hydraulischen Arbeiten geworden. Statt das aus ihrem schwammigen Boden sickernde Wasser nach Gefallen den Weg nach dem Meere nehmen zu lassen, und an ihren Dämmen dem Meer gewissermaaßen eben so viele Blößen als Wasserabläufe zu bieten, haben sie das Wasser in den innern Canälen gesammelt, und in großen Massen nach den für ihre Marineanlagen gewählten Punkten geleitet. So haben ihre Dämme allenthalben dem Meere gleiche Widerstandskraft entgegengestellt, und zugleich haben sich mitten in den Sandflächen mächtige und sichere Häfen gebildet. Sie haben noch mehr gethan, als die lernäische Schlange erstickt: sie haben sie gezähmt, discipliniert, und aus ihrem Kampf gegen die Ueberschwemmung ist die Größe ihres Vaterlandes hervorgegangen. Auf der Küste der Normandie sind weder so viele Schwierigkeiten zu besiegen, noch so viel Ruhm zu erwerben, aber die wahren und fruchtbaren Grundsätze sind auf die kleinen Dinge, wie auf die großen anwendbar, und wenn das Cotentin von Holland lernte, die innern Gewässer auf eine Art zu leiten, daß die Ablagerungen des Meeres da erfolgen wo der Ackerbau sich ihrer am leichtesten zu seinem Nutzen bedienen kann, und sie von da verdränge werden wo sie die Schifffahrt hindern, so würden durch dasselbe Mittel zwei wichtige Erfolge erzielt werden.

Die Bucht von Regnéville, zehn Seemeilen nördlich von Granville gelegen, ist der erste Punkt, an welchem dieß Verbesserungssystem sich verwirklichen sollte; sie ist der Hafen von Coutances, ist durch die Mündung der Sienne gebildet, öffnet sich durch eine Einbiegung der Küste gerade gegen Süden, und steigt, indem sie einen Halbkreis von 8 Kilometres beschreibt, bis zur Brücke von La Roque hinauf, wo sie die Wasser der Soulle aufnimmt. In ältern Zeiten war sie bei jeder Fluth zugänglich, und der Vortheil einer starken militärischen Stellung in solcher Nähe bestimmte wahrscheinlich die Wahl des Platzes der Castra Constantia von Constantin Chlorus, aber die Erhöhung des Bodens erlaubt jetzt nur noch bei den höchsten Fluthen den Schiffen von 6 bis 9' Tiefgang das Einlaufen, und da mehrere Felsen in der Nähe durch die Fluth bedeckt werden, und das Meer bei den Landwinden sehr unruhig ist, so darf man ohne Lootsen das Einlaufen nicht wohl wagen. Die Soulle ist auf eine Strecke von 6500 Metres von der Mündung bis zum Fuß des Hügelsaums, auf dem Coutances liegt, canalisirt, aber nur für Schiffe, die weniger als anderthalb Metres tief gehen, so daß man meist nur Meersand transportirt, welcher sich bei Regnéville in besonderer Fülle abgelagert findet; man hätte gern die Seeschifffahrt bis Coutances ausgedehnt, aber der Zustand des Hafens ließ dieß nicht zu. Vom Canal steigt man über Terrassen, die durch neu angelegte Boulevards unter einander verbunden sind, nach der Stadt hinauf. Diese besaß noch im 16ten Jahrhundert eine bedeutende Tuchmanufactur, die aber durch die Religionskämpfe, in denen sich bald die eine, bald die andere Partei der Stadt bemächtigte, allmählich unterging, bis das Edict von Nantes ihr den Rest gab. Diese gesunkene Gewerbthätigkeit hat sich nicht wieder gehoben, denn der Schlag, von dem sich eine Industrie am wenigsten erholen kann, ist das Erlöschen einer erfahrenen Arbeiterbevölkerung.

Von den alten Baudenkmalen der Normandie ist die Kathedrale von Coutances den Seefahrern am bekanntesten. Ihre schlanken Thürme erheben sich auf dem Kamm der Hügel, der die Stadt trägt, und sind weit ins Meer hinaus sichtbar; die Zierlichkeit ihrer Formen, ihre Orientation in Bezug auf die schöne durchbrochene Haube über dem Transept dienen, eben sowohl wie ihre Höhe, als Richtpunkt für die Schiffe in diesen gefährlichen Meeren. Abgesehen von den Diensten, welche diese Kathedrale der Schifffahrt leistet, ist sie auch eines der schönsten gothischen Baudenkmale Frankreichs: der Styl ist großartig und einfach, und man möchte nur dem Schiffe etwas mehr Höhe wünschen. Im J. 1026 von dem Bischof Robert und der Gräfin Gonnore begonnen, wurde sie im J. 1056 von Geoffroy de Mondray, dem „guten Bischof von Coutances“, vollendet. Die Canoniker, die Barone, die Gläubigen jeden Rangs hatten Robert eifrig beigestanden, und als Geoffroy im J. 1048 letzterem folgte, that er das Gelübde sein Werk zu vollenden. Er benahm sich dabei ungefähr wie der Abt Gergy zu Paris, um die Kirche St. Sulpice zu beendigen: er unterwarf sich den härtesten Entbehrungen, wohnte in einem an die Mauern der Kirche angelehnten Schuppen, hatte nicht einmal einen Stall für sein Pferd, aber von dieser demüthigen Wohnung aus leitete er die Unternehmungen Robert Guiscards, oft sogar die Plane Wilhelms des Eroberers. Die Beute, welche die 12 Söhne Tancreds von Hauteville einsandten, bildete den Hauptfond für den Bau, der noch jetzt nach 8 Jahrhunderten uns in Erstaunen setzt, und zum Dank für diese Gaben ließ Geoffroy um die Kathedrale her die Statuen Tancreds und seiner Söhne aufstellen. Als er, alt an Jahren, den Tod kommen fühlte, ließ er sich in die sogenannte durchbrochene Haube der Kirche tragen, empfing dort die letzte Oelung und starb am 4 Febr. 1093 mit den Worten Simeons: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“

Seit dem Jahre 1826 ist die Bevölkerung des Arrondissements von Coutances von 145,048 S. auf 132,857 gesunken; diese Abnahme in einer der fruchtbarsten Gegenden Frankreichs ist um so auffallender, als ganz Frankreich in derselben Zeit um viertehalb Millionen Menschen zunahm, und namentlich die Be-

völkerung von Cherbourg und Granville von 17,066 auf 26,949 und von 7,212 auf 12,191 S. gestiegen ist. Das Uebel ist ohne Zweifel nicht von neuem Datum. Der Fortschritt der Alluvianen an der Küste läßt vermuthen, daß die Zeit der Blüthe des Landstrichs von Cotentin, als jene große Kathedrale gebaut wurde, diejenige war, wo der Hafen von Regnéville noch nicht versandet war, und daß die Blüthe abnahm, je weiter die Versandung fortschritt. Wäre aber auch die Vergangenheit stumm, so wäre doch die Verbesserung des Hafens jetzt nicht minder das erste Interesse des Landes. Kostspielige Arbeiten wurden zu diesem Endzwecke vorgeschlagen, aber es ist nicht nöthig Millionen in den Hafen von Regnéville zu stecken, um alle die Vortheile zu erlangen, welche mit der Wiederherstellung desselben verbunden seyn können. Der Hafen ist gegen das Meer geschützt durch den Landvorsprung von Agon, auf welchem Dünen von etwa 250 Hektaren Ausdehnung liegen. Die Seewinde treiben den Sand ins Fahrwasser, und man dürfte die Dünen nur mit Wald bepflanzen, um das Eindringen des Sandes zu verhindern; ein Canal, der hinter den Dünen die Gewässer sammelte, und leicht schiffbar zu machen wäre, würde Ueberfluß und Fruchtbarkeit in die Mielles bringen. Die Cantone von Coutances, St. Malo-la-Lande und Montmartin, die an der Bucht von Regnéville liegen, haben nahezu 2800 Hektaren ungebauten Landes, und die von selbst vor sich gehende Ausfüllung der Lagunen von Lingreville und Blainville würden diese Zahl auf mehr als viertehalb Tausend steigern. Diese Ländereien könnten durch den Meersand befruchtet werden, wie die schönen Erzeugnisse beweisen, die man auf einem Theil der vor etlichen Jahren verkauften Mielles von Agon erntet. Ein gleiches wäre es mit der Bucht von St. Germain an der Ay, deren Wassermasse noch schmächtiger ist, weßhalb die Versandung der Bucht noch rascher fortschritt als bei Regnéville.

Von dem Hafen von St. Germain bis zum Cap Carteret läuft die Küste NNW, und seine Krümmung ist etwa die eines Bogens von 30°. Das Cap schiebt seinen Felsenfuß bis in den Schooß der Fluthen vor, die ihn stets mit weißem Schaume bedecken. Auf seinem Kamm, 95 Metres über der Fluthmark, ist ein drehendes Feuer, das von halber Minute zu halber Minute wieder verschwindet. Die Strahlen der Flamme kreuzen sich im Südwest mit der des Pharus von Chausey, im Norden mit denen des Pharus auf la Hague, von denen der eine ein flackerndes, der andere ein stätiges Feuer hat, so daß die Seefahrer in diesem gefahrvollen Meere stets mindestens durch ein, oft durch zwei Feuer geleitet sind. Auf dem Südabhang des Caps öffnet sich die Bucht von Carteret, vier Seemeilen weiter gegen Süden Port Bail; erstere ist nur eine Stunde während der Fluth, letzterer zwei Stunden lang zugänglich. Port Bail liegt übrigens auf der kürzesten Linie zwischen Paris und Jersey, und die künftige Eisenbahn von Cherbourg wird sich diesem Punkte der Westküste am meisten nähern. Dieser Umstand wird mit der Zeit aus Port Bail den ersten Austernhafen machen, wie er auch der Verschiffungshafen für die Ausfuhr von Rindvieh nach Jersey werden wird. Dieser Viehhandel würde auf die Austrocknung der Sümpfe des Cotentin einen wesentlichen Einfluß üben, und dritthalbtausend Hektaren Mielles könnten zugleich fruchtbar gemacht werden.

Im Norden von Cap Carteret wechselt der Anblick der Küste, die Hügel erhöhen sich, werden abgerundet und nähern sich dem Meer. Der durch die Nordwinde gegen das Cap aufgehäufte Sand fließt darüber hin in das Fahrwasser von Carteret; um dieß zu verhindern, müßten die steilen Dünen von Hattainville mit Bäumen bepflanzt werden. Weiter hin stehen das Cap Flamanville und der Landvorsprung (nez) von Jobourg da, wie Granitsäulen, die man gegen die Stöße des Meeres aufgerichtet hat. Die zwischen ihm gelegene Bucht von Vauville hat 16 Kilometres Oeffnung und 6 Kil. Tiefe; hier warten die Schiffe den günstigen Augenblick ab, um die Strömung (raz) Blanchart zu befahren. Von den Höhen des Cap von Jobourg senkt sich das Land unablässig bis zum schmalen Cap la Hague, das den Landungsplatz bei Cherbourg von dem obengenannten scheidet. Von diesem Cap aus entfaltet sich ein großartiges Schauspiel, wenn nach langer Andauer der Landwinde die Nordostwinde die zahlreichen Schiffe, die in den Canalhäfen warten, in Masse nach dieser Spitze der Normandie treiben; aber wehe denen, die ihren Lauf nicht zu regeln verstanden, zur Ebbezeit in den Bereich des Raz Blanchart kommen, und von dieser unwiderstehlichen Strömung fortgerissen werden. Der Raz Blanchart ist das 18 Kilometres breite Fahrwasser zwischen dem Cap la Hague und der Insel Alderney; die Fluth stürzt sich abwechselnd von Süden und von Norden herein, mit einer Gewalt, wovon der weite Ocean wenige Beispiele darbietet. Diese Strömungen, deren Geschwindigkeit bis auf 20 Kilom. (über 5 Stunden) in der Stunde geht, treten jeden Tag, je nach dem Stande des Mondes, zu verschiedenen Stunden ein. Die mancherlei Vorsprünge der Küste und die Klippenreihen, mit denen das Meer besäet ist, sind Nebensache: die Launenhaftigkeit der Winde trügt jeden Augenblick die Berechnungen des Seefahrers, und selbst ihre Regelmäßigkeit kommt ihm oft nicht besser zu statten; der Wind, der in der Richtung der Strömungen weht, wird ihm contrair, sobald er wenden muß, und erhebt er sich stärker, so wird das Meer grauenhaft. Sobald der Gegenstoß von Wind und Wellen einen gewissen Grad von Heftigkeit erreicht hat, schlagen riesenhafte Wellen in einem unglaublichen Tumult gegen einander; ihre schroffe Höhe scheint allen Gesetzen der Hydrostatik zu trotzen; man möchte sagen, eine entfesselte unterseeische Hölle hebe Wasserberge hervor, und grabe augenblicklich unter ihnen den Abgrund. In dieser Verwirrung hat das Steuern selbst bei den gewaltigsten Schiffen ein Ende, und wie viele andere, deren Verschwinden nie ermittelt wurde, mögen zur Nachtzeit in diesem Getümmel verschlungen worden seyn! Der Anstoß, wenn das Meer steigt, und der Abzug, wenn es fällt, kommen hier von Süden, so daß die furchtbarsten Erscheinungen des Raz sich in verschiedenen Graden von Stärke längs der ganzen Küste wiederholen. Daher hat man dem Fahrwasser, das am Raz beginnt und auf der Höhe von Granville endet, zwischen dem Plateau der Minquiers und den Chausey-Inseln, den unglückweissagenden Namen der „Verwirrung" (déroute) gegeben.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

(Aus den „Reisen in Unterägypten und den innern Provinzen des Delta," von Rafalowitsch.)

4. Raschid. (Zweiter Artikel).

Der Mond erleuchtete trüb mit seinen letzten melancholischen Strahlen die verödeten Straßen Raschids, als wir am 31 Januar um 5 Uhr Morgens (12 Uhr nach arabischer Zählung) auf der Barke ankamen,[1] die schlafende Mannschaft weckten, und ihr befahlen, sogleich den Anker zu lichten, und nach der Mündung (Bogas) des Stroms zu fahren, um die Windstille zu benützen, welche hier gewöhnlich dem Sonnenaufgang vorangeht. Ich war so ermüdet, daß ich fast im Stehen einschlief.

[1] Nach der bei den koptischen Hochzeitsfeierlichkeiten durchwachten Nacht (siehe den ersten Abschnitt von Raschid S. 165 ff.)

und ob ich gleich sehr froh war, die obenbeschriebene Festlichkeit gesehen zu haben, so gab ich mir doch in meinem Innern das Wort, daß man mich zu einer solchen Festlichkeit nicht zum zweitenmal verlocken solle. Um acht Uhr Morgens erwachte ich; die Barke stand am rechten Ufer des hier ziemlich breiten Stroms, der neuen Befestigung (Kalaat el Dschedid) gegenüber, wohin wir auf einer aus Raschid mitgenommenen Schaluppe abfuhren. Diese Befestigung war einige Monate früher erbaut worden von Hrn. d'Renaud, nach den Planen eines gebildeten französischen Ingenieur-Officiers, Gallice, dem Mehemed Ali den Rang als Generalmajor (Mirliwa) und den Titel eines Bey gegeben, und die Befestigung der Stadt Alexandria und verschiedener anderer Punkte am Ufer des mittelländischen Meeres aufgetragen hatte. Die neue Befestigung liegt nahe am Stromufer, 1⅓ Werst von seiner Mündung, und etwa 11 Werste von dieser Stadt in gerader Linie; sie besteht aus einem dreistöckigen, runden Thurme mit Schießscharten und ist inmitten eines viereckigen Hofes aus rothen Backsteinen aufgeführt. Der Hof ist von 6 Fuß dicken Mauern umgeben und von einem breiten äußern Graben, der sein Wasser aus dem Nil erhält. Hinter den Thürmen sind die Magazine für Pulver und Artilleriegeräthschaften angebracht, in dicken, bombenfesten Gewölben; für die Besatzung sind Casernen auf beiden Seiten des Einganges in den Hof gebaut und unter den Thürmen selbst ist eine große Cisterne, welche gegen 1000 Wassersäcke [1] faßt. Diese Befestigung soll mit 20 Kanonen versehen werden, die man aus Belgien verschrieben hat; ihr Feuer kreuzt sich mit dem einer andern Befestigung, welche gegenüber auf dem andern Stromufer liegt, und unter dem Namen Hage Jusef bekannt ist. Letztere wurde vor 18 Jahren aufgeführt, und kürzlich von Hrn. d'Renaud nach dem Muster der ebenbeschriebenen Befestigung erneuert. Hier befinden sich 20 Geschütze sehr großen Kalibers, welche Mehemed Ali am Ende der syrischen Geschichte in England bestellte, da er die Wirkung der großen englischen Kanonen, welche St. Jean d'Acre beschossen hatten, erkannte. Hage Jusef ist auf allen Seiten von einem weichen, sumpfigen Boden umgeben, und daher von der Landseite für einen Feind fast unzugänglich. Die Breite des Nils an dieser Stelle ist 2250', die Entfernung der einen Befestigung von der andern 2700, die Tiefe des Stroms etwa 15 Fuß.

Bei der Mündung fließt der Nil ins Meer unter einem scharfen Winkel, dessen Spitze gegen Osten gerichtet ist; in Bezug auf die Achse des Flusses läuft das Meeresufer in der Richtung einer von Südwest nach Nordost gezogenen Linie, und in Folge dieser Lage tritt das linke Ufer der Mündung wie in einem scharfen Keil ins Meer vor; dieser ist nicht mehr als eine halbe Werst breit und ganz mit Seesand bedeckt. Das rechte Ufer ist dagegen breit, abgerundet und geht noch weiter ins Meer vor. Ganz das gleiche gegenseitige Verhältniß der Ufer bemerkt man an der Mündung des Damiatarms, und dieß hängt ohne Zweifel mit der starken Uferströmung des mittelländischen Meers zusammen, welche die obern Wasserschichten von der Meerenge bei Gibraltar im Westen bis zur Bucht von Jaffa im Osten behalten, und dadurch allen nach dem Meer herabgeführten Schlamm nach dem östlichen Ufer der Nilmündungen treiben. Durch diese Anhäufung des Schlammes wurde das rechte Ufer der Mündung des Damiat- wie des Raschidarms breiter und abgerundeter als das linke und tritt mehr ins Meer vor.

Quer über vor der Mündung des Raschidarms, an der Stelle wo seine Wellen mit denen des Meeres zusammenstoßen, läuft eine breite, aber unsichere Sandbarre. Diese entsteht dadurch, daß auf der einen Seite das Meer den mit dem Nilwasser vermengten Sand und Schlamm nicht hinausläßt, und auf der andern Seite der Strom den Sand zurückhält, den das Meer allerwärts ans Ufer wirft. Auf dieser Untiefe brechen sich die Wellen mit Heftigkeit, und der Nil bahnt sich durch sie hindurch einen nichts weniger als dauernden Weg, der seine Richtung unaufhörlich verändert, zum Theil auch in Folge der vorherrschenden Winde. Die gewöhnliche Tiefe des Fahrwassers ist nicht über vier Fuß, und erreicht zur Zeit der Anschwellung 7'. Die Einfahrt der Schiffe oder Barken vom Meere her in die Mündung ist außerordentlich mühsam und gefährlich. Die Regierung unterhält einen Lootsen, der verpflichtet ist, jeden Tag das Fahrwasser zu untersuchen, und die Barken hindurchzuführen; trotzdem scheitern manche Schiffe, besonders bei Nordwind, und im Durchschnitt geht jede Woche eine Barke zu Grunde. Alle Reisenden, welche in die Mündung einlaufen, erinnern sich mit Schrecken an ihre Gefahren, welche Denon u. a. sehr lebendig geschildert haben. Sonnini erwähnt selbst Leute, die er in Raschid gesehen habe, denen zur Zeit des Einlaufens in die Mündung vor Schrecken der Bart weiß geworden sey. Zur Zeit des niedrigen Wasserstandes, namentlich in den ersten Frühlingsmonaten vor Ende Junius, bricht das Seewasser, das im Nil weniger Widerstand findet, in das Bett desselben ein, so daß man um diese Zeit in Raschid das Nilwasser wegen seines Salzgehalts nicht trinken kann, und die Einwohner das in den Cisternen aufbewahrte Wasser gebrauchen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch noch weiter aufwärts am Nil, fast bis zum Städtchen Beerenbal, das 25 Werst südlich von Raschid liegt; dasselbe findet im Damiatarm in gleichem Maaße statt. Nicht ohne Grund fürchtet man, daß mit der Beendigung des Nildamms an der Deltaspitze — angenommen nämlich, daß das Unternehmen gelingt — die genannte Unbequemlichkeit sich noch verstärke; die Abdämmung des Flusses zur Zeit des niedrigen Wasserstandes muß in wesentlichem Maaße die Wassermasse in beiden Armen unterhalb des Damms vermindern, und somit die Gegenwirkung gegen den Andrang der Meereswellen schwächen. Bei solchem geschwächten Widerstande werden die letztern noch mit größerer Kraft andringen, und in das Hauptbett beider Arme noch viel weiter hinauf einströmen, wodurch die Dörfer und Städtchen am Ufer des zur Bewässerung der Felder und zum Trinken unerläßlichen Elements beraubt werden. Um ein solches Unheil abzuwenden, müßte man die Mündung beider Arme verengern, was, nach der Ansicht unterrichteter Leute, unmäßige Arbeiten und außerordentliche Ausgaben verursachen würde, die nicht einmal durch die Vortheile aufgewogen würden, welche dem Ackerbau aus dem Nildamm erwachsen können.

Auf dem linken Ufer des Nils, acht Werste von der Mündung, sechs von der Stadt, und fast ebenso viel vom Meere entfernt, wenn man nämlich eine gerade Linie von Osten nach Westen zieht, findet sich eine alte Befestigung Kaid Bey, bekannter unter dem Namen Fort Julian, welchen Namen ihm die Franzosen gaben, die hier im April 1801 eine Belagerung der Engländer heroisch aushielten. Es war im vorigen Jahre von meinem Reisegefährten ausgebessert worden, ist sehr weitläufig und kann eine zahlreiche Besatzung aufnehmen; wegen der bedeutenden Entfernung von der Mündung des Stroms aber, wie von der Stadt, ist es fast unnütz und kann vielleicht nur auf einige Zeit als Zufluchtsort für eine Truppenabtheilung dienen, welche das linke, keilförmige Ufer des Meers und des Stroms gegen eine feindliche Landung vertheidigen soll. Die Befestigung Kaid Bey wurde größtentheils aus den Trümmern alter ägyptischer Denkmäler und Gebäude aufgeführt; dieß beweisen die Fließen mit Hieroglyphen-Inschriften, die Bruchstücke von Säulen aus rosenfarbenem und grauem Granit u. s. w., die man an vielen Stellen der Mauern sieht.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Diese Säcke (Kiebe) macht man aus ganzen Hammelfellen, an denen man die Wolle außen läßt; in Aegypten, wo man aus Mangel an Holz gar keine Fässer verwendet, schafft man in solchen Säcken das Wasser fort auf dem Rücken von Menschen, die dasselbe verkaufen (Sakka), oder auf Eseln, deren zu diesem Zweck in Cairo viele Tausende verwendet werden. Außerdem führt man hier, wie in Alexandrien, das Wasser auch auf Kameelen herum in großen viereckigen Säcken aus Ochsen- oder Kameelhaar. Dieser letztern, welche Browne „Rays" nennt, kommen jährlich etwa 4000 Paare durch die Karawanen aus Darfur nach Aegypten; ihr Preis ist in Cairo etwa 25 Franken.

Die Einwanderung in Newyork während des Monats Junius betrug nicht weniger als 24,000 Köpfe. (Times. 18 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 177. 25 Julius 1851.

Ueber das Alter und die Vegetation des Himalaja.

Capitän Strachey, dessen Reisen im Himalaja wir wiederholt, namentlich im vorigen Jahre erwähnten, machte statt der geographischen Gesellschaft, dieß Jahr der Versammlung der Naturforscher zu Grenich seine Mittheilungen, aus denen wir nachstehende Einzelnheiten ausheben.

Die Ebenen Nordindiens längs dem Himalaja erstrecken sich über einen Raum von etwa 500,000 (engl.) Quadratmeilen, und sind nirgends mehr als 1200 Fuß über dem Meere. Vor ihnen steigen die Berge plötzlich und in scharf geschiedenen Linien an. Die äußere Kette, von Dr. Falconer und Oberst Cautley Siwalik genannt, hat wohl nicht über 3000 Fuß Höhe; an ihrem Südfuße sind die sumpfigen und trockenen Wälder (Tarai und Bhobar) zu bemerken, am Nordabhang sind die Längenthäler, Dun genannt, jenseits deren sich die hohen Ketten in einer Breite von mehr als 200 (engl.) Meilen erheben. Die höchsten Gipfel derselben sind über 28,000′ hoch, und finden sich gewöhnlich in einer Linie 80 oder 90 Meilen vom Südrande der Kette, die in Kumaon weder mit der Wasserscheide zusammenfällt, noch eine fortlaufende Kette bildet, sondern in Gruppen gebrochen ist, die durch tiefe Schluchten getrennt, und durch Queerausläufer aus der Wasserscheide verbunden sind, die 20 oder 30 Meilen weiter gegen Norden läuft. Hat man diese Wasserscheide überschritten, welche die Gränze Tibets bildet, so sieht sich der Reisende zu seinem Erstaunen auf einer 150 M. langen und 30 bis 40 Meilen breiten Ebene, deren Höhe von 16,000′ an ihrem Südrande bis 14,500′ in der Mitte, wo das Setledsch-Thal eingeschnitten ist, wechselt. Diese Ebene ist allenthalben von staunenswerthen Schluchten — die des Setledsch ist nahezu 3000 Fuß tief — durchschnitten, welche aus dem Alluvium, aus dem die Ebene besteht, ausgegraben sind.

Die Geologie dieser Gegenden ist folgende: von der Siwalik-Kette an, die man schon früher als aus der Tertiärperiode stammend kannte, sind die Berge aus metamorphischen Felsen gebildet, bis man über die Linie der größten Höhe hinaus kommt. Dann finden sich abermals fossilienhaltige Felsen, die eine regelmäßige Reihenfolge von den untern silurischen bis zu den Tertiärformationen bilden. Fossilien aus allen diesen Schichten hat Cap. Strachey gesammelt; die erwähnte große Ebene besteht aus solchen Tertiärablagerungen, und hier fand man die fossilen Ueberreste des Elephanten und Rhinoceros in einer Höhe von 14 bis 15,000′ über dem Meere. Aus diesen Umständen geht hervor, daß die jetzige wunderbare Entwicklung des Himalaja und der hohen Gegenden in Tibet nicht weiter als in die Tertiärperiode zurückweicht, also eine der neuesten Veränderungen ist, welche die Erdoberfläche erfahren hat.

Bemerkenswerth ist, was Strachey über die Gletscher und den ewigen Schnee sagt. Gletscher sind allenthalben zahlreich, wo die Berge mit ewigem bis auf 11,500′ herabreichendem Schnee bedeckt sind. Die Schneelinie, über welche so viel gestritten wurde, geht auf dem Südabhang des Himalaja auf 15,500′ herab, auf den Bergen an der tibetanischen Ebene aber weicht sie zurück auf 19 bis 20,000′. Diese Erscheinung hängt hauptsächlich mit dem Umstand zusammen, daß die Masse Schnee, welche im Norden der großen Himalajagipfel fällt, weit geringer ist als die auf dem Südabhang. Damit hängt denn auch die Vegetation zusammen. Der Charakter ist ächt tropisch bis zu etwa 4000′, obwohl schon von 3000′ an Formen aus den gemäßigten Klimaten zu erscheinen anfangen. Merkwürdiger noch ist diese Mischung gemäßigter Formen mit denen der heißen Zone in den Thälern der großen Ströme, die in einem sehr niedrigen Niveau tief ins Innere der Gebirge hineinreichen. Ueber 4000′ bilden Eichen, Rhododendrons und Andromeda einen sehr großen Theil der Wälder bis 7000′, obwohl an manchen Orten die Pinus Longifolia die Abhänge der Berge ausschließlich entweder innerhalb derselben Gränzen oder zwischen 3 und 6000′ bedeckt. Wie man weiter ansteigt, mischen sich Arten von blätterabwerfenden Bäumen kälterer Klimate hinein, und diese herrschen, mit andern Fichtenarten, in den obern Theilen des Waldes von 8—11,500′, wo die Baumvegetation gewöhnlich sehr plötzlich zu Ende geht. Weiter hinauf folgt ein offener Landstrich, wo bis 14,000′ die Vegetation meist grasartig mit Einmischung weniger Stauden ist. Weiter gegen Norden, hinter den höhern Gipfeln der Kette, wird das Land plötzlich dürrer, und wenn man die Ebene von Tibet erreicht, ist sie fast wie eine Wüste, auf der sich kaum eine fußhohe Pflanze findet. Die Vegetation, obwohl spärlich, ist aber immer noch höchst interessant durch ihre Aehnlichkeit mit der der arctischen Gegenden, aber unter 17—18000′ Höhe geht sie gänzlich zu Ende.

Die Ufer des Manche-Canals.

2. Das Cotentin.

(Schluß.)

Die Chausey-Inseln wurden bis in die letzten Zeiten in den hydrographischen Schriften nur nachlässig erwähnt. In den Jahren 1831 und 1832 waren sie Gegenstand einer vortrefflichen Arbeit, welche Hr. Beautems-Beaupré geleitet hatte. Sie bilden 3 Lieues WNW von Granville einen ovalen Archipel von 5

Seemeilen Länge und 2 S. Breite, ihr Anblick zur Ebbezeit ist der einer sandigen Küstenfläche, aus welcher zahllose Granitfelsen ihre schwärzlichen Häupter emporheben; die Fluth überdeckt den größten Theil dieser Felsen, und macht daß der übrige Theil nur noch die scharfen Spitzen zeigt. Die größten Inselchen und die Hauptmasse der kleinen sind im Südwesten gruppirt. Die Strömungen sind sehr reißend durch dieß Labyrinth hindurch, das nur zwei Ankerplätze bietet, die alle beide gegen Süden offen sind: der östliche, der von Beauchamp, könnte die größten Schiffe aufnehmen, aber er ist nur mittelmäßig gedeckt, der andere, Sund genannt, kleiner aber viel besser, liegt an der großen Insel, und die Schiffe liegen, aus Mangel an Raum zum Schwenken, an vier Tauen. Dieser Aufenthalt war vor kurzem noch in den Winternächten die Zuflucht der Schiffe, welche die Fluth abwarten mußten, um in Granville einzulaufen; gegenwärtig zieht man, wenn die See nicht sehr stürmisch ist, vor, weiter zu fahren, und sich nach den Feuern von Granville, Carteret, Cap Frehel und dem Sund von Chausey selbst zu richten. Der letztere Leuchtthurm wurde in Folge eines Entschlusses, den Hr. Dufaure, im Jahre 1839 Minister, zum großen Erstaunen seiner an solche Raschheit nicht gewöhnten Bureaux in 24 Stunden faßte, erbaut. Man hatte nämlich erfahren, daß die englische Regierung, die stets da und dort eine Insel zu brittannisiren sucht, Nachforschungen anstellte, ob nicht etwa König Harold ihr einen Rechtsanspruch auf diese Inseln hinterlassen habe; der französische konnte allerdings keinen einfachern und würdigern Ausdruck finden, als einen solchen der Schiffahrt geleisteten Dienst. Die Ankerplätze Sund und Beauchamp wären im Fall eines Seekriegs ein kostbarer Vorposten für die Landungsplätze von Granville und St. Malo.

Die Inseln Chausey hängen, kraft eines Decrets vom 11 Oct. 1793, von der Gemeinde Granville ab, und sind trotz ihres öden Ansehens keine werthlose Besitzung. Die Weide ist daselbst vortrefflich und die Gartenfrüchte ausgezeichnet, doch hat der Eigenthümer nicht durch den Ackerbau sein Glück gemacht. Die Seepflanzen liefern daselbst 150 Tonnen Soda im Jahr, und der Granit des Archipels ist Gegenstand einer bedeutenden Ausbeutung: er ist von schönem Korn, ist in großen Stücken zu gewinnen, und wäre für monumentale Bauwerke gesucht, wenn nicht ein Ueberfluß von Eisenoxyd ihn öfters mit einer Rostfarbe bedeckte. Wenn die Hafenarbeiten von St. Malo, Granville und Jersey zu gleicher Zeit ausgeführt würden, so könnten nicht weniger als 500 Arbeiter bei den Granitbrüchen Beschäftigung finden. Der Eigenthümer der Insel erhebt eine Abgabe von dem gewonnenen Granit, und das Monopol alles dessen, was man in diesem kleinen Reiche ißt und trinkt, ist in seinen Händen. Er wäre dadurch, wenn er wollte, der absoluteste Monarch der Erde, da er aber dabei interessirt ist, daß niemand in seinen Staaten vor Hunger und Durst sterbe, so entschädigt sich sein Despotismus auf Kosten des Mineralreichs, namentlich im Sund, den man ihm zur Beute überläßt: er verkürzt den Hafen, indem er die Felsen wegnehmen läßt, die ihm zur Deckung dienen; er verschüttet ihn, indem er den Abfall der ausgebrochenen Steine am Eingang liegen läßt, wo dann der Anschlag der Wellen ihn ins Innere hineinwirft. Die Ausbesserung des bereits angerichteten Schadens würde mehr kosten als die Inseln werth sind. Das Ufergelände, die Meeranspülungen der Bucht, die Felsen unter der Fluthmark, welche nach dem Code civil Staatseigenthum sind, und nicht in Privatbesitz übergeben können, werden hier der Privatspeculation überlassen. Eine Seestation, ein Militärposten, ein Grundsatz des öffentlichen Rechts werden geopfert, und niemand verlangt von der Marineverwaltung Rechenschaft über die Nachsicht, unter deren Schutze so scandalöse Usurpationen vor sich gehen. Die englische Admiralität versteht ihre Pflichten anders, und der Insel Jersey gegenüber sollte Frankreich nicht das Schauspiel einer solchen Nachlässigkeit geben.

Die große Straße von Granville nach Mont St. Michel geht über Avranches und Pontorson; die gebrochene Linie, die sich beschreibt, hat 55 Kilometer Länge, obwohl die directe Entfernung nur 23 ist. Die Straße zeigt bis Avranches eine Reihenfolge von steilen Stellen, wodurch die Transportkosten zwischen beiden Städten auf das doppelte dessen steigen, was sie bei einer horizontalen Anlage längs des Meeres seyn würden. Alle Straßen um Granville her leiden an demselben Fehler, und die Bewegung des Seehandels empfindet die Theurung des Landtransports, mit dem sie in Wechselwirkung steht.

Avranches, das auf dem hohen Kamm der granitischen Erhebung liegt, welche das Baisin der Sée von dem der Selune trennt, war vor der Vereinigung der Bretagne mit Frankreich ein fester Platz. Unter Ludwig XIV dankte es seinem Bischof, dem gelehrten Huet, eine Art akademischen Glanzes. Dieses Athen der Niedernormandie, wie man es seitdem nannte, unterhielt um den Metropolitensitz der sechs Dignitarien, 20 Kanoniker, 28 Caplane, 6 Vicare, einen Vorsinger und 24 Choristen, und der Canton lieferte den Armeen des Königs mehr Officiere als irgend ein anderer Landstrich von gleicher Ausdehnung. Als man noch Gott und dem König diente, hatte diese Gesellschaft von müßigen Leuten nichts besseres zu thun als den Lebemann zu machen und der heitern Kunst der Lieder zu pflegen. Die Kriegslust hat sich, wie die Kriege der Republik und des Kaiserreichs beweisen, von dem Vater auf den Sohn vererbt, und auch die andern Neigungen sind, wie man versichert, nicht verloren gegangen; man nennt als ein Muster des Charakters der Bewohner von Avranches jenen liebenswürdigen Greis, den ganz Paris als den Erbauer der Pairskammer kannte, und der seine Pachthöfe und Weidegründe verkaufte, um seine Geburtsstadt mit einem Theater zu dotiren. Avranches wird demnach als ein ganz besonderes Land gerühmt in einer Provinz, der man nie nachgesagt hat, daß sich die Leute darin zu Grunde richten, um andern ein Vergnügen zu machen. Es ist zum Mindesten ein Rückzugsplätzchen voll Frische und Heiterkeit; viele englische Familien suchen hier einen Comfort, den sie sich bei ihrem bescheidenen Vermögen auf der andern Seite des Canals nicht verschaffen können. Selbst der einfache Reisende trennt sich nicht gern von der bald prächtigen bald freundlichen Aussicht, welche sich am Horizont von Avranches entfaltet, namentlich nach dem Mont St. Michel hin, mag nun diesen eine ungeheure Sandfläche von dem dunkeln Grün der Küste trennen, oder sein großer Schatten sich ausbreiten über die schimmernden Wellen der steigenden Fluth.

Man steigt durch eine Reihe üppiger Baumgärten und fetter Wiesen nach Pontorson hinab, das keine Spur mehr von einem festen Platze hat, dessen Gouverneur Duguesclin zum Lohne seiner Dienste 17 Jahre lang war. Diese Befestigungen waren im 17ten Jahrhundert zu nichts gut, als die Lust der sehr unruhigen Protestanten der Provinz zu wecken, und der Cardinal Richelieu ließ sie deßhalb kluger Weise rasiren. Pontorson, berühmt durch die Fruchtbarkeit seines Gebiets und seine Viehmärkte ist in der Statistik des Ministers der öffentlichen Arbeiten ein Seehafen. Die Fluthen an Neu- und Vollmonden steigen mit gewaltigem Geräusch das Bett des Couesnon hinan, und

machen sich bis Antrain, 12 Kilometres aufwärts, fühlbar. Die unabwendbaren Schwierigkeiten der Landung aber haben die Einfahrt in diesen Fluß dem Handel untersagt; er trägt nur noch einige mit Meersand beladene Fahrzeuge, und die Schifffahrt könnte erst dann etwas an Thätigkeit gewinnen, wenn die Projecte Vaubans, die noch viel größere Interessen umfassen, zur Ausführung kämen.

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

3. Fahrt von Mezöhegyes und Oroshaza aus nach Török Sz. Miklos.

(Schluß.)

So lange wir indeß noch auf dem Wege waren, welchen der Kutscher kannte, ging es noch, bald aber ward uns auch dieser Trost entrissen. Joschka hielt plötzlich still und erklärte, er kenne den Weg nicht mehr. Mein Begleiter stieg ab und suchte, sah aber alsbald, wir seyen mitten auf einer abgelegenen Pußta, und von einem Wege finde er keine Spur. In der Entfernung erblickten wir jedoch Lichter, die wie lodernde Fackeln auftauchten. Das sind Hirtenfeuer, bemerkte mein Freund, und wenn ich nicht irre, können wir nicht allzuweit von einem Meyerhof seyn, der nach Sz. Miklos gehört, und den ich genau kenne. Unterdeß tobte das Wetter immer heftiger, so daß unsere Pferde unruhig wurden, und trotz der starken Taue, die sie bereits heute gemacht hatten, durchzugehen drohten. Joschka, der sich jetzt nach allen Seiten, so weit es die Dunkelheit gestattete, umgeschaut hatte, versicherte, wir seyen nicht weit von dem Meyerhofe, und er fuhr, nachdem mein Begleiter wieder eingestiegen war, so rasch und keck vorwärts, als wäre er auf der gebahntesten Straße. Dabei ging es aber nicht ohne starke Stöße und Neigungen des Wagens ab, und ich fürchtete jeden Augenblick umgeworfen zu werden. Zuweilen kamen wir durch so tiefe Wasserlachen, daß die Pferde bis über die Knie darin wateten. Kurz die Fahrt war so wenig anmuthig, daß ich anfing, es zu verwünschen, so fest auf meinem Entschlusse verharrt zu haben. Mein Begleiter aber, ein junger jovialer Mann, bewahrte seine gute Laune und sagte scherzend: das ist der Groll und die Rache der paphischen Göttin.

Wir rückten den Lichtern immer näher, die wir nun deutlich als Feuer erkannten, deren man bei Nachtzeit auf den weiten Pußten der niederungarischen Ebenen in allen Richtungen sieht, und die von den in der Nacht im Freien bleibenden Hirten angezündet werden. Jetzt vernahmen wir Hundegebell, und nicht lange, so stürzten einige Hauptpacker auf uns los, verwehrten den Pferden das Weitergehen und würden ohne Zweifel über sie hergefallen seyn, wenn dieselben nicht still gestanden hätten. Wir mußten uns in unser Schicksal fügen und eine gute Weile warten bis Erlösung kam. Diese erschien endlich in zwei grotesken Gestalten. Es waren ein paar Gulyaschen (Rinderhirten), starke Leute, die in ihre Pelzbunda gehüllt in diesem nächtlichen Dunkel furchtbar erschienen. Mein Begleiter redete sie ungarisch an und theilte ihnen mit, daß wir uns verirrt hätten und sie bitten wollten, uns wieder auf den rechten Weg zu bringen. Dazu schienen sie jedoch fürerst nicht Lust zu haben, denn sie sahen uns mißtrauisch an und lispelten leise mit einander. Endlich gaben sie den Bescheid, wir müßten mit ihnen bis zu den andern kommen. Dieß geschah. An einem großen Feuer standen und saßen noch 6 Hirten, die, als die beiden Cameraden mit uns an sie herankamen, alle aufstanden, in einen Kreis zusammentraten und berathschlagten. Mittlerweile hatte ich Zeit, die ganze Scene genau zu mustern. Ueber dem Feuer hing ein Kessel, in welchem es brodelte und kochte. Nicht weit vom Feuer, und zwar in zweiter Linie — die erste war für die Hirten — lagen einige große Wolfshunde, welche kauernd und zähnefletschend nach uns sahen. Daneben lag die frische Haut eines Kalbes, von welchem, wie man sah, das Fleisch im Kessel kochte. Es war dieß eine gute Beute, welche sich die Hirten zugeeignet hatten, bei deren Genuß sie sich aber nicht gern überraschen lassen wollten; was wir, ganz gegen unsere Absicht, so eben gethan hatten. Sicher berathschlagten sie jetzt, was nun mit uns zu thun sey, und aus der Heftigkeit ihrer Gesticulationen konnten wir sehen, daß die Meinungen verschieden waren. Manche schienen grausame Absichten zu haben, die von den andern aber niedergehalten wurden. Endlich stieg mein Begleiter aus und ging auf sie zu; die Hunde schienen ihm wehren zu wollen, wurden aber von den Hirten abgehalten. Mit eindringlicher Beredsamkeit gelang es ihm, dieselben günstig für uns zu stimmen, und als er endlich noch bat, sie möchten uns, da wir hungrig wären, ihre Gäste seyn lassen, da war das Eis gebrochen.

Das Nachtstück, welches sich jetzt darstellte, wäre ein würdiger Gegenstand für einen Rembrandt gewesen. Es wurden die Bunden der Hirten ausgebreitet und dienten der Gesellschaft, zu der wir gehörten, als Divans. Eine große hölzerne Schüssel ward herbeigebracht, das Fleisch aus dem Kessel genommen und darauf gelegt. Einer der Hirten zerlegte es mit einem Messer in große Stücke, und nun langte ein jeder, sich des Messers und der Hände bedienend, zu. Viel schmackhafter als ich mir gedacht, fand ich die Mahlzeit, die durch eine gute Dosis Paprika (türkischen Pfeffer) gewürzt war. Dabei unterhielt man sich lustig, und es flog mancher Witz hinüber und herüber.

Als das Mahl beendigt war, bot mein Freund den Hirten ein Geschenk an, was sie nicht verschmähten; aber mehr noch als an diesem, lag ihnen an unserm Versprechen, von der ganzen Sache nicht zu sprechen, weil sie Verantwortlichkeit wegen des Kalbes fürchteten, was sie ihren Herren als vom Wolfe zerrissen angaben. Sie wiesen uns auf unsern Weg, brauchten aber, wie wir uns hinterher überzeugten, die List, uns mehrere Krümmungen und Umwege machen zu lassen, damit wir nicht genau wissen sollten, wo wir uns eigentlich befunden hatten.

Endlich sahen wir in der Ferne Lichter schimmern, unsere Pferde liefen munterer und freudiger als zuvor, weil ihr Instinct ihnen sagte, daß sie an bekanntere Orte kamen. Wir selbst aber waren noch unsicher, eben weil die Umwege, welche uns die Hirten gewiesen, uns irre machten in der Direction. Als wir nun die ersten Häuser erreichten, da rief Joschka freudig aus, das ist Sz. Miklos, und wir stimmten in seinen Ruf. Es war nahe an Mitternacht, dennoch fanden wir unsere Bekannten noch munter und erzählten ihnen die gehabten Abenteuer.

Wanderungen in Aegypten.

4. Raschid. (Zweiter Artikel.)

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der französischen Expedition fand der Ingenieur-Capitän Bouchard, dem die Herstellung dieser Befestigung aufgetragen war, bei der Führung der Erdarbeiten den berühmten „Stein von Rosette," für die ägyptische Archäologie die werthvollste aller Entdeckungen, denn sie lieferte zuerst eine sichere Grundlage für die Erklärung der Hieroglyphen, über deren Bedeutung man bisher nur sehr dunkle und fabelhafte Begriffe gehabt hatte. Es wird nicht überflüssig seyn, hier einige Worte über diesen Stein zu sagen. Auf demselben befinden sich drei sehr lange Inschriften: eine hieroglyphische, deren erste Zeilen etwas

beschädigt sind, eine demotische oder enchoriale, und eine griechische. Aus der letztern ersieht man, daß der Inhalt dieser drei Inschriften derselbe ist, und daß sie ausgehauen wurden nach einem Decret der Priester, welche bei der Krönung von Ptolemäus Epiphanes als Zeugniß für die von diesem Fürsten empfangenen Wohlthaten und Gnaden in Memphis sich versammelt hatten. Sein Name wiederholt sich mehrmals in der griechischen Inschrift und im hieroglyphischen Text ist er immer mit einem schmalen elliptischen Rahmen (cartouche) umgeben. Die Gelehrten vermutheten alsbald nach der Entdeckung dieses Steins, daß die in dem Rahmen eingeschlossenen Gruppen von Zeichen den im griechischen Text befindlichen Namen Ptolemäus phonetisch, d. h. mit Lauten, Buchstaben, und nicht symbolisch ausdrücken sollten, es vergingen aber beinahe 20 Jahre, ehe diese Vermuthung zur unzweifelhaften Wahrheit wurde. Belzoni fand in der Folge auf der Insel Philä, am ersten Nilkatarakt, eine Säule mit einer griechischen Inschrift, und einen kleinen dazu gehörigen Obelisk mit einer Hieroglyphen-Inschrift, beide zu Ehren von Ptolemäus und Kleopatra. Ihre Namen waren gleichfalls mit Rahmen umgeben; indem man die im ersten dieser Rahmen enthaltenen Zeichen mit denen auf dem Rosettestein und dann die beiden Namen, Ptolemäus und Kleopatra, gemeinsamen Buchstaben (p, t, l) verglich, fand man sie vollkommen gleich, und man vergewisserte sich endlich, daß die alten Aegyptier die Eigennamen der Könige u. s. w. mit Hieroglyphen schrieben, die eine phonetische Bedeutung hatten. Der erste und wichtigste Schritt war somit gethan, und die Wissenschaft verdankt ihn hauptsächlich einem Franzosen, dem jüngern Champollion. Indem er später andere Rahmen untersuchte, die sich so häufig auf den Mauern der ägyptischen Denkmäler finden, und zugleich die koptische Sprache und die Papyrusrollen studierte, gelangte Champollion dahin, daß er im J. 1822 ein Hieroglyphen-Alphabet herausgeben konnte, das jedoch noch nicht vollständig war; im J. 1826 fügte er die zuvor noch fehlenden Zeichen bei, so daß jetzt das Lesen der in Hieroglyphen geschriebenen Eigennamen der Pharaonen, Ptolemäer, der römischen Kaiser u. s. w. keine Schwierigkeiten mehr bietet, und in historischer Beziehung wichtige Data geliefert hat. Der Stein von Rosette wurde von Bouchard nach Frankreich geschickt, das Schiff fiel aber in die Hände der englischen Kreuzer, und dieß unschätzbare Denkmal wird jetzt im Londoner Museum aufbewahrt.

Die Befestigung Kaid Bey ist auf drei Seiten von einem ungeheuren Wald von Fruchtbäumen, namentlich Dattelpalmen, umgeben; gegen Süden geht er bis an die Thore von Raschid, gegen Norden bis zu den der Regierung gehörigen Windmühlen, die zwei Werste von der Befestigung entfernt stehen. Mit wahrem Vergnügen wanderten wir in diesem Walde herum, der über acht Werste Länge hat. Die Vegetation ist höchst üppig, die Zwischenräume zwischen den Bäumen mit Bersim besäet, dessen helles Grün einen sehr angenehmen und besänftigenden Eindruck auf die Sehorgane hervorbrachte; bei der niedrigen Lage der Ufer in diesen Gegenden ist die Bewässerung äußerst leicht, und kleine Canäle fließenden Wassers durchschneiden den Boden in allen Richtungen. Außer Datteln von ziemlich guter Qualität wachsen hier in Fülle süße und bittere Apfelsinen, die besten in Aegypten, saure und süße Limonen, Maulbeerbäume, welche, ebenso wie die Granatäpfelbäume, in dieser Jahreszeit blattlos dastanden, Aprikosen- und Feigenbäume, Tamarisken (etl; tamarix orientalis. Forskal) und viele andere. Die Dattelpalme (nachle) ist derjenige Baum, den man allenthalben in Aegypten am häufigsten findet; nach einer im J. 1820 gemachten Zählung ergaben sich 5 Millionen Palmbäume, nach Marmonts Bemerkung aber war diese Zahl zur Zeit der französischen Expedition viel größer. Mehemed Ali belegte die Datteln mit einer besondern Steuer, welche im J. 1837 6000 Beutel (300,000 fl. C. M.) eintrug, in Oberägypten zahlt der Baum 20, 40 und 50 Fadd, in Unterägypten 40, 60 und 100 Fadd; jeder Palmbaum bringt dem Eigenthümer 15 bis 30 Piaster ein. Alle Theile dieses Baums dienen in verschiedener Art zu den mannichfachsten Bedürfnissen des häuslichen Lebens; abgehauen dienen sie als Balken in Gebäuden (zu Brettern taugen sie nicht); aus den Rippen der Blätter macht man leichte und sehr feste Kisten (kasas), Käfige, Stühle, Gitter u. s. w.; die kleinern Blätter selbst flicht man zu Bändern, aus denen man Säcke (sembil) und Körbe zusammennäht; die dicken Fasern (lif), welche den untern Theil der Rippen umgeben, da wo diese letztern sich von der Spitze des Stammes trennen, dienen zur Bereitung von Stricken; die Stengel der männlichen Blüthen werden in den Bädern als Schwämme gebraucht, um den Leib einzuseifen; die Früchte werden gegessen, auch Branntwein und Essig daraus bereitet, die Kerne gibt man den Kamelen zum Futter u. dgl. Um die Palmen zu ziehen, pflanzt man entweder Kerne in den Boden, und dann kann man nach zehn Jahren Früchte ernten, oder man nimmt Ableger, die gewöhnlich aus den Wurzeln alter Stämme herauswachsen; von diesen erhält man Früchte nach 6 oder 8 Jahren. Die letztere Art wird auch darum vorgezogen, weil man beim Anpflanzen des Kerns nicht wissen kann, ob ein Baum männlichen oder weiblichen Geschlechts emporwächst. Bei diesem Baume finden sich, wie bekannt, die Geschlechtsorgane auf verschiedenen Bäumen, und die männlichen Bäume (dakkar) geben keine Früchte. Die Fellahs befeuchten die Palmen künstlich, indem sie jedes Jahr im Frühling an den Gipfel jedes weiblichen Dattelbaums einen Büschel männlicher Blüthen anbinden. Die Dattelbäume erreichen eine Höhe von 80 Fuß und leben 80 bis 100 Jahre. Die Früchte hängen in Büscheln herab, deren sich auf dem Baume acht bis zehn im Gewicht von 20 Pfd. und darüber finden. In Aegypten gibt es mehr als 20 verschiedene Sorten Datteln; ihre Farbe ist im allgemeinen roth oder gelb; man sammelt sie ein vor der vollkommenen Reife, und dann haben sie einen herben, unangenehmen Geschmack; das gemeine Volk ißt sie indeß gern in diesem Zustande; man läßt sie dann einige Tage an der freien Luft liegen, damit sie auszeitigen. Die Datteln Unterägyptens sind von größerem Umfang, aber schlechterem Geschmack als die welche in Oberägypten wachsen; die einen wie die andern können sich aber nicht mit den aus den libyschen Oasen zugeführten messen, und noch weniger mit den tunesischen. Man ißt sie gewöhnlich roh, manchmal mit Butter oder läßt sie im Ofen trocknen. Ueberdieß drückt man sie auch, wenn die Kerne herausgenommen sind, mit den Händen zusammen, und stampft sie fest in große Säcke; dieser Teig, von dunkler Farbe und widerlichem Ansehen, bildet einen ziemlich bedeutenden Artikel des innern Handels; beim Kleinverkauf zerschneidet man ihn mit Messern.

Neben der Befestigung befindet sich auch eine große Pflanzung von Bananen, die schönste, die ich in Aegypten gesehen. Diese zwei Jahre dauernde Pflanze erreicht hier eine Höhe von 20 bis 25 Fuß, und der Umfang des bräunlichgrünen Stammes am Boden beträgt drei Fuß; die Blätter sind ungeheuer groß, sie haben etwa acht Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Im Anfang des zweiten Jahres wächst aus der Mitte der Krone ein Stengel heraus von etwa 4' Länge, der mit dunkelgrünen Blättchen bedeckt ist; zwischen dem Blätteransatz und dem Stengel finden sich einige kleine weiße Blüthen, deren jede eine Banane von gelber Farbe, von der Gestalt und Größe einer dicken Gurke und von dem zartesten, angenehmsten Geschmack gibt. Die Bananen reifen sehr allmählich, so daß die untern im Anfang des Stengels schon fast reif sind, während oben die Blüthen kaum sich entwickelt haben; darum sammelt man sie in nicht ganz reifem Zustande, wickelt sie in trockne Bananenblätter, und bewahrt sie das ganze Jahr in Sembilen auf. Sind die Früchte abgenommen, so haut man die Pflanze aus, wobei eine ungeheure Menge Wasser herausfließt. Bei dem ungewöhnlich starken und kräftigen Wachsthum erfordert die Pflanze unaufhörliche Bewässerung und saugt den Boden furchtbar aus, so daß man nach je vier oder fünf Jahren einen andern Platz zum Anpflanzen auswählen muß. Letzteres geschieht vermittelst Schößlingen, die aus der Wurzel aufsprießen. In Bezug auf die Bananen finde ich einen seltsamen Irrthum bei Maillet, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts als französischer Consul so viele Jahre in Aegypten lebte; er nimmt diese Pflanze für die alte Papyrusstaude, und führt sogar mehrere Einzelnheiten zur Bestätigung dieser Ansicht auf.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 178. 26 Julius 1851.

Die Ufer des Manche-Canals

3 Mont St. Michel.

Von Pontorson nach Mont St. Michel ist es 10 Kilometres, von denen man drei Viertheile auf einer Departementalstraße zurücklegt, die zum Transport des Meersands angelegt wurde, und man hat nur einen kurzen Weg zu machen über die gefährlichen Uferstrecken, denen der Geschmack der Reisenden für das Wunderbare und die interessirte Furcht der Führer einen so furchtbaren Ruf verschafft haben.

Man kann die Bay von St. Michel bewundern, man kann sie verwünschen, aber man kann nicht behaupten, etwas ähnliches gesehen zu haben. Die Werke des Menschen, wie die der Natur, haben hier einen Charakter wilder Größe, welche allen Erinnerungen und Vergleichungen Trotz bietet. Zu den Zeiten der Tag- und Nachtgleiche erreicht die Fluth, abgesehen von der Zurückdrängung der Gewässer durch den Druck der Nordweststürme, eine verticale Höhe von 15 Metres. Bei der Ebbe zieht sich das Meer 12 Kilometers (über 3 Stunden) von dem Mont St. Michel zurück, und bei der Fluth kommt es wieder, umschlingt ihn mit seinen Gewässern und überschwemmt 12 weitere Kilometres hinter den Bayen der Sée und Selune. Während der Ebbe hat dieser ungeheure, zwischen grünenden Hügeln eingeschlossene Raum das Aussehen eines Lagers von weißer Asche. In der Mitte erhebt sich der schwarze Felsen des Mont St. Michel, immensi tremor Oceani, wie die alten Chroniken sagen, schroff und senkrecht im Norden und Westen, gegen Süden bis zur halben Höhe mit Häuschen geschmückt, die wie Schwalbennester an seine Seiten geklebt sind, und oben steht einer der staunenswerthesten Bauten, die je aus der Hand des Menschen hervorgegangen. Der Berg nimmt auf dem flachen Ufer einen Raum von $6^1/_4$ Hectaren ein, und der Fuß der Leiter des Telegraphen, der sich auf dem Gipfel erhebt, ist $121^1/_2$ Metres über der mittlern Meereshöhe. 2500 Metres gegen Norden steigt der Felsen von Tombelaine empor, granitisch, wie der von Mont St. Michel, fast eben so ausgedehnt, viel minder hoch, aber unbewohnt seit Ludwig XIV die Festungswerke demoliren ließ, mit denen er versehen war. Mag das Meer den Uferstrich bedecken oder sich davon zurückziehen, dieselbe Einsamkeit herrscht um diese beiden Felsen; wäre das Wasser auch tief genug, so bleibt es doch nie hinreichend lang, um sich mit Fahrzeugen dahin zu wagen, und seine Rückkehr ist allzu häufig, um dem Durchzug zu Lande Zeit zu lassen, sich regelmäßig zu stellen. Man darf indeß nicht glauben, daß zwischen dem Mont St. Michel und dem festen Lande die Uferstriche unter den Füßen des Reisenden das Gewirre an Sumpflöchern öffneten, von denen man behauptet, daß sie alles was in ihre Nähe komme, anzögen und verschlängen. Man findet solche Löcher erst weit hinaus gegen das Meer hin, und auch hier, wenn man nicht zur Ebbezeit sehr weit sich hinauswagt, gibt es wenige aus denen man sich nicht, sobald man sich einsinken fühlt, dadurch heraushelfen kann, daß man sich flach niederwirft, und dadurch wieder festen Boden gewinnt. Ernstere Gefahren entstehen durch die Nebel, die sich unerwartet auf dem Uferstrich niedersenken; in wenigen Minuten bilden sich die Dünste, verdichten sich und bedecken den Boden mit einer greifbaren Finsterniß; in diesem Nebelmeer verliert der Wanderer seine Richtung, verirrt sich, eine unaussprechliche Angst bemächtigt sich seiner Sinne, er dreht sich im Kreise statt vorwärts zu gehen, oder schreitet auf das Meer zu, indem er glaubt, nach dem festen Ufer zu eilen, inzwischen drängt und treibt ihn die steigende Fluth, ihre Schnelligkeit wächst, sie umwickelt ihn, sein Rufen wird erstickt in dem Lärm der Wogen, er geht zu Grunde, ohne daß ein Ohr ihn vernimmt, ohne daß ein menschliches Auge ihn erblickt, und die Ebbe trägt schweigend eine Leiche in die Bay. Namentlich in den Tagen des Voll- und Neumonds, wenn man von den hohen Terrassen von Mont St. Michel herab den Gang des steigenden Meeres beobachtet, fühlt man sich vom tiefsten Mitleid ergriffen für die Unglücklichen, welche in diesen verzweifelten Kampf hineingerathen sind. Die Fluth dringt herein gleich ungeheuren Schlangen in die gewundenen Rinnsale, die sich durch den Uferstrich schlängeln; sie schießt vorwärts oft mit der Schnelligkeit eines gallopirenden Pferdes, und schwillt an, indem sie stets neue Verzweigungen vor sich herschickt; diese nähern, verbinden sich, machen die Erdzungen, durch welche sie eine Zeitlang auseinandergehalten waren, zu Inseln, diese Inseln werden ihrerseits kleiner, und verschwinden unter dem Wasser, bis endlich der Ocean wieder von seinem ganzen Gebiet Besitz ergriffen hat. Sobald der Nebel sich zeigt, und solange er dauert, wird die große Glocke auf dem Mont St. Michel geläutet, nur zu oft aber ist ihr Klang bloß das Grabgeläute für die Unglücklichen, denen es als Führer dienen sollte. Wir müssen indeß hier beisetzen, daß diese Gefahren hauptsächlich nur diejenigen erreichen, die sich ein Spiel daraus machen, ihnen zu trotzen; man vermeidet sie, indem man sich nie ohne Compaß auf diese Ufer hinauswagt, und seinen Gang in der Art berechnet, daß man nicht von der Fluthzeit erreicht zu werden Gefahr läuft.

Doch betreten wir den Mont St. Michel. Er ist nur von Süden her zugänglich, und dieser Zugang ist gesperrt durch eine vom heiligen Ludwig erbaute, von Ludwig XI hergestellte und

durch Ludwig XIV wieder ausgebesserte Mauer, die, als der Berg eine Rolle zu spielen hatte zwischen Frankreich, England, der Bretagne und der Normandie, das Hauptvertheidigungsmittel desselben bildete. Ein schmaler Waffenplatz liegt vor dem Dorfe und ist mit zwei ungeheuren Kanonen geschmückt, die man „les Micheletes" nennt, und welche von den Engländern bei ihrem unfruchtbaren Angriff im J. 1423 zurückgelassen wurden. Diese Vairhans-Kanonen aus einer barbarischen Zeit sind hier liegen geblieben, während die unsers Zeitgenossen sich bereits in der ganzen Welt geltend gemacht haben. Das Dorf mag dreihundert Einwohner zählen; diese Bevölkerung stammt eben von der, welche einst ihren Unterhalt in den Allmosen, den Bedürfnissen und den Belustigungen der Mönche des Berges fand; sie baut in den Höhlungen des Felsen einige Fetzen Garten an, sammelt und verkauft Muscheln von einer der Bai eigenthümlichen Art, spannt in der Zwischenzeit zwischen zwei Fluthen auf den Uferstrichen Netze aus, in denen die Ebbe sodann Solen, Barben und Salmen zurückläßt; endlich lebt sie von dem Dienst im Gefängniß und bei den beiden Infanteriecompagnien, die solches bewachen. Der Anblick der Wohnungen ist erbärmlich. Man steigt in die alte Abtei hinauf durch finstere Gäßchen, oder über eine prachtvolle Treppe, die am Rande des Abgrundes hinführt. Dieß schöne Werk datiet aus den Zeiten Ludwigs XIV, und die Abtei, welche es ausführte, besaß 150,000 Livres Einkünfte. Wer soll es nun unterhalten? Die arme Gemeinde von Mont St. Michel, deren Mitglieder die Treppe vermeiden, als wären sie hier nicht am Platze, oder der Staat, der die Abtei geerbt hat? Wie es scheint, niemand, und eines schönen Tages wird die Treppe in den Abgrund stürzen. Die für das Gefängniß nothwendigen Lebensmittel werden auf einer schiefen Fläche emporgehoben, was durch die Verurtheilten geschieht. Sollen wir versuchen, den feierlichen Ernst des Eingangs in die Abtei, die lange Mauer, la Merveille genannt, die seit 9 Jahrhunderten dem Abgrund trotzt, über dem sie sich erhebt, die Terrassen, von denen der Blick über die Uferstriche der Bretagne und das weite Meer hinstreift, das Kloster mit seinen Säulenperistylen, den berühmten Rittersaal, die verständige Anordnung der unterirdischen oder die zierlichen Verhältnisse der gothischen Kirche, die sich von diesem Granitgipfel gegen den Himmel erhebt, zu beschreiben? Nein. Die Zeichnung allein kann einen Begriff von der Kühnheit und imposanten Bizarrerie dieser Bauten geben, in denen sich die Glaubenskraft der Vorzeit noch lebendiger ausspricht als die der Kunst. Die Einzelnheiten stehen mit dem Ganzen in Harmonie. Im dunkelsten Keller, in der entferntesten Ecke stößt man unvermuthet auf Sculpturen, die des vollen Tagslichts würdig sind oder auf Lichteffecte, wie sie nur Rembrandt wieder zu geben wußte.

Die Geschichte des Mont St. Michel steht im Verhältniß zu der Seltsamkeit seiner Architektur und der wilden Großartigkeit der Umgebung. Im Jahre des Herrn 708 erschien der Erzengel Michael dem heiligen Aubert, Bischof von Avranches, und befahl ihm eine Capelle auf dem Berge der Bai zu gründen; der Heilige vernachlässigte die Anmahnung, und der Erzengel machte ihm, als er sie zum drittenmal erneuerte, mit dem Finger ein Loch an die Stirne. Aubert zögerte nicht länger, und um den Dienst in der unter den Schutz des Erzengels gestellten Capelle desto besser zu sichern, zog er sich selbst mit zwölf seiner Canoniker dahin zurück. Die Herzoge der Bretagne und der Normandie, die Könige von Frankreich und England säumten nicht wetteifernd die Kirche mit ihren Gaben zu überhäufen. Im Laufe des 10ten Jahrhunderts bedeckte sich der Berg mit prachtvollen Bauten, von denen die Mehrzahl noch jetzt der neuen Kunst Trotz bietet. Von der Gründung des h. Aubert bis zur Regierung Ludwigs XIV ist die Geschichte des Mont St. Michel eben sowohl militärisch als kirchlich, und von allen Waffenthaten, deren er Zeuge war, ist ohne Widerspruch die Vertheidigung im J. 1423 von 119 bretagnischen und normannischen Edelleuten gegen eine ganze englische Armee die glänzendste.

Unter Ludwig XIV wurde eine Art Correctionshaus für die Söhne guter Familien, deren Betragen die Ruhe der Gesellschaft störte, der Abtei angefügt, und wenn die Stürme des menschlichen Herzens in der Einsamkeit sich beruhigen, so paßte auch hiefür kein Ort besser als der Mont St. Michel; nirgends hin gelangt das Geräusch der Welt in abgeschwächteren Tönen, nirgends führt das Schauspiel der Größe der Schöpfung den Menschen mehr zu Gott. Ein Decret des Jahres 1811 verwandelte den Mont St. Michel in ein Gefängniß. Das großartige Gebäude, wo einst Philipp der Schöne im Jahre 1312, Karl VII im J. 1422, Ludwig XI in den J. 1462 und 1469, Franz I in den J. 1528 und 1532, und Karl IX im J. 1561 aufgenommen wurden, öffnet seine Thore nur noch Neugierigen geringen Standes oder Gefangenen. Man könnte sich darüber beklagen, wenn nicht diese Bestimmung es von einem gänzlichen Ruin gerettet hätte, und wenn unsere Zeit nicht eben so gemeine Bestimmungen für die Paläste suchen müßte, in denen sich ehemals der Glanz Frankreichs entfaltete.

Hinsichtlich der Verwendung der Gefangenen hat sich in neuerer Zeit ein interessanter Streit erhoben: bekanntlich haben die Gewerbe über die Concurrenz, welche die Gefängnißarbeit ihnen mache, Klage geführt; die Klage war, wenn auch übertrieben, dennoch zum Theil gegründet, und auf der andern Seite mußte man sagen, daß die Arbeit, wie sie in den Gefängnissen dem Landvolk, das über ein Drittheil der Gefangenen liefert, geboten wird, nämlich Spulen und Weben, für letzteres physisch und geistig verderblich ist. Noch verderblicher aber ist die seit der Februarrevolution und Hrn. Louis Blancs Experimenten verfügte Unthätigkeit der Gefangenen, und dieser ein Ende zu machen, ist durch die Menschlichkeit wie durch den Vortheil des Staats und die Rücksicht auf das künftige Wohl der Gefangenen dringend geboten. Hier böten sich die Arbeiten am Meeresufer, die Canalisation u. s. w. als ein eben so großartiges und nützliches, wie für die zu solcher Arbeit tauglichen Gefangenen selbst wohlthätiges Unternehmen dar, welches durch die schädliche Unthätigkeit des Gefangenen wie durch den Zustand der Küsten und des ihnen zunächst liegenden innern Landes dringend geboten ist. Man darf, um der Sicherheit des Uferlandes willen das Meer nicht mehr so frei schalten lassen, wie bisher: im Jahr 1792 wurden unter der Einwirkung eines Sturms, der vom 9 bis 12 Sept. dauerte, 5860 Hectaren des besten Landes in den sogenannten „Marais de Dol" überschwemmt, blieben drei Jahre lang unfruchtbar, und die Ausbesserung der zerstörten Arbeiten kosteten 311,000 Fr. Das ist nur Ein Beispiel unter vielen. Am 6 Mai 1817 wurden die Thäler der Umgegend von Avranches verwüstet, wie 25 Jahre früher die Weideplätze von Dol. In diesen beiden Fällen hat die Cultur von den augenblicklich unter Wasser gesetzten Ländereien wieder Besitz ergriffen, aber dieß war nicht immer der Fall. Wenn man einer Sage Glauben schenken darf, die sich in den Chroniken erhalten hat, waren einst die Uferstriche von Mont St. Michel mit dem Eichenwald von Scisse bedeckt: Weiden und angebaute Ländereien sollen sich nicht bloß über den größten Theil der Bai, sondern selbst über die Lan-

dungsplätze von Cancale und St. Malo erstreckt, die Insel Césambre, der Archipel von Chausey sollen zum festen Land gehört haben, und dieß ganze Gebiet im J. 695 oder 709 vom Meer verschlungen worden seyn; die kahlen Klippenhäupter, die jetzt noch über die Wellen hervorragen, seyen die Knotenpunkte ehemaliger Hügel gewesen. An der Sage mag etwas wahres seyn, und sie gibt einen Fingerzeig, unter welchen Verhältnissen auch noch heutzutage die Alluvionen sich bilden und wieder zerstört werden. Noch in neuerer Zeit wurden ganze Kirchspiele in der Bay fortgerissen: das von Tommen wurde im 14ten Jahrhundert verschlungen; im J. 1733 legte ein Orkan die Grundlagen der St. Stephanskirche von Palluel bloß, die im J. 1630 zerstört worden war; die Kirchspiele St. Louis, Mauny, la Feillette standen noch bis zum J. 1664 auf den Synodalregistern des Bisthums von Dol. Von allen diesen Orten ist nur noch der Name geblieben, selbst ihre Lage kennt man jetzt nicht mehr. Von 1817 bis 1848 wurden über 600 Hectaren Weideland oder angebauter Ländereien zwischen la Guintre und dem Hafen von Moidrey Stück um Stück ins Meer geschleudert.

So schafft und zerstört das Meer ohne Unterlaß, den Boden, welchen die Fluth in die Bai hereinführt, nimmt die Ebbe wieder mit, gewöhnlich nach einer Stunde, manchmal nach einer langen Reihe von Jahren, und ohne daß man aus dem Alter der Niederschläge schließen könnte, wie lange Zeit das Meer sie noch verschonen wird; aber das Meer vernichtet niemals nur sein eignes Werk, und man kann aus dem Umfang dessen was es fortreißt, berechnen, welche Reichthümer es dem Lande bringen könnte, wenn es einmal gemeistert wäre. Dahin waren die Plane Vaubans gerichtet. Leider hat man den Text derselben bis jetzt vergeblich gesucht, es ist diese Arbeit den Ständen der Bretagne übergeben worden, und wahrscheinlich verloren gegangen in dem Brande, welcher im J. 1726 ein Drittheil der Stadt Rennes und selbst den Palast der Stände verzehrt hat. Indeß ist der allgemeine Gedanke desselben bekannt, und zahlreiche Denkschriften von Ingenieurs berufen sich darauf. Es wäre Zeit Hand anzulegen, und die Natur selbst bietet in den ungeheuren Massen von Meersand, die sie aufwirft, die Mittel dazu. An der Bucht von Moidrey braucht es oft nur Einen Mondwechsel, um eine Lücke von 3 — 400.000 cubischen Metres Sand, den man weggeführt hat, wieder auszufüllen. Könnte man die Sträflinge von St. Michel zu diesen hydraulischen Arbeiten verwenden, so würde der Nutzen für das ganze Küstenland und somit für den Staat ungeheuer, und die Folgen für den Zustand der Sträflinge nicht minder wohlthätig seyn.

Das Heimathland der Hunnen.

Capitän Strachey gibt ausführliche Nachrichten über die Bewohner des östlichen Himalaya, unter denen die Khassias und Bhotiahs besonders hervortreten. Die ersteren betrachtet man bekanntlich als eine Mischung von tibetanischen und indischen Völkern; dieß mag zum Theil der Fall seyn, in der Hauptsache herrscht aber die indische Abstammung vor. Dagegen sind die Bhotiahs ganz entschieden tibetanischen Ursprungs; ihre Dörfer liegen 7—12,000 Fuß hoch über dem Meer; sie ziehen ihren Hauptunterhalt nicht aus dem Ackerbau, sondern aus dem Frachthandel zwischen Tibet und den cishimalayischen Ländern, der ganz in ihren Händen ist. Das Land nordwärts von ihnen, namentlich das eigentliche Tibet heißt Hundes, das Land der Hunnen, nicht Hiundes, das Schneeland, oder Oondes, das Wollland, wie man es zuweilen genannt hat. Es ist erwiesen, daß das fragliche Land wahrscheinlich vor mehr als 1000 Jahren Huna hieß, und es kann kein Zweifel seyn, daß der in den Puranas oft erwähnte Stamm der Hunas auf dasselbe Land zu beziehen ist. Diese Thatsache scheint die Ansichten Ritter Bunsens und anderer Ethnologen über die Abstammung der Hunnen aus den Ländern an der Nordgränze des Himalaya zu bestätigen

Wanderungen in Aegypten.

4. Raschid. (Zweiter Artikel.)

(Fortsetzung.)

In geringer Entfernung nordwärts von der Befestigung Hage Jusef, am rechten Ufer des Stroms, ist ein zweistöckiges Haus aus Backsteinen, in welchem das Bureau des Aufsehers der Quarantänewache sich befindet. Ihm liegt die Verpflichtung ob, die Patente für die Barken auszufertigen, welche aus dem Nil nach dem Meere gehen; er bemerkt auf diesen Patenten die Passagiere, welche die Barken abermals bei ihrer Ausfahrt von Raschid besteigen, so wie diejenigen, welche dieselben verließen, um den Landweg zu betreten. Bei ihm befinden sich drei Wächter (Guardions) zu Fuß und sechs zu Pferde; von den letzteren gehen drei jeden Morgen in der Nähe des Meeresufers fort nach Edku, halbwegs von Raschid nach Alexandrien, und drei nach Burlos, welches halbwegs von Raschid nach Damiat liegt Hier werden die Regierungspakete und Briefe ausgetauscht mit den Guardions, die jeden Tag aus Alexandrien und Damiat dahinkommen. Im Falle Barken scheitern, müssen sie die gerettete Mannschaft nach der nächsten Quarantäne geleiten, und daselbst auch die ans Ufer geworfenen Waaren und andere Sachen unterbringen; aber nach der Versicherung des Aufsehers selbst, eines alten Italieners, ist die Wacht sehr unzuverlässig und man kann sich auf sie durchaus nicht verlassen; „die Guardions, sagte er mir, brechen für zwanzig Fadd alle Regeln der Quarantäne-Verordnung!“

1 Februar. Wir übernachteten neben dem Fort Julien und kehrten am andern Morgen nach Raschid zurück. Trotz des Süd-Süd-Ost-Windes konnten wir anfangs wegen des geschlängelten Laufes des Nils die Segel gebrauchen, bald aber mußte man wieder zu dem langweiligen und für die Matrosen ermüdenden Ziehen die Zuflucht nehmen. Der Nil, welcher häufige Bogen beschreibt, unterwäscht an der concaven Seite derselben die Ufer stark und veranlaßt sehr bedeutende Erdstürze So kamen wir an einem alten Begräbnißplatz an dem rechten Ufer vorüber, der schon fast ganz von den Wellen weggerissen war, obgleich er auf einem Erdaufwurf von 8 oder 10 Fuß Höhe angelegt gewesen. An dem steil wie eine Mauer abgerissenen Ufer standen Menschenknochen, Schädel, Stücke von Holzsärgen, in denen man hier zuweilen Frauen begräbt, aus der Erde hervor. Ich hielt an, um einige Schädel für meine Sammlung auszugraben, das gefiel aber der Schiffsmannschaft gar nicht, die heftig murrte. Um die Matrosen zu beruhigen, versicherten wir sie, das seyen Gräber von Gjaurs, und nicht von Rechtgläubigen, und zur Bestätigung zeigten wir ihnen einen weiblichen mit Haaren bedeckten Schädel; „gehen vielleicht Moslems mit ungeschorenen Köpfen?“ fragten wir. Es ist anzunehmen, daß dieser Begräbnißplatz nicht seit langer Zeit verlassen war, obwohl man in der Nähe keine Spur von einem Dorfe oder von Wohnungen sah; jedenfalls aber geht das Vermodern darin sehr langsam: an einigen Schädeln waren noch Reste von Haut und von den Augäpfeln; auch waren noch Theile der leinenen Sterbehemden, Fetzen verschiedenfarbiger Stoffe u. s. w. sehr gut erhalten. Etwas weiter gegen Süden liegt der durch die Menge seiner Fruchtbäume sich auszeichnende Garten eines arabischen Landmanns; wir kauften bei ihm für fünf Piaster einen großen Korb mit Apfelsinen, die besten von allen, die wir noch zu essen bekommen hatten, und einen Korb gelber Beeren, die bei den hiesigen Europäern unter dem Namen Groseille de Cap bekannt sind. Diese Beeren haben die Größe einer Süßkirsche, eine Menge kleiner Samenkörner im Innern, und sind von sehr angenehmem säuerlichem Geschmack; jede Beere befindet sich in einem breiten Säckchen, das aus den zusammengewachsenen, den Ansatz der Stengel umgebenden Blätter vorgebildet ist.

Um 1 Uhr Nachmittags kamen wir nach Raschid zurück, wo unsere Bekannten sogleich auf der Barke zum Besuch erschienen, später ging ich mit Hrn. d'Arnaud nach der Stadt, um sie noch einmal zu die

Kreuz und Quere zu besichtigen. Am nächsten Tage, den 2 Februar, besuchte ich die Fabriken zur Reinigung des Reises, von denen die einen Mehemed Ali und Ibrahim Pascha, die andern Privatpersonen gehören. Jährlich gehen aus Raschid etwa 60,000 Ardebs Reis nach verschiedenen Orten der Levante (nach Europa kommt er nicht); davon werden nur 4000 auf den Feldern von Privatbesitzern, einiger Scheich el-Beled erzeugt, alles übrige gehört dem Pascha oder seinen Kindern. Bei meiner Anwesenheit kostete ein Ardeb ungeschälten Reises (riz en orge), der 330 Oka wiegt, 200 Piaster; nach der Reinigung erhält man daraus 150 Oka weißen Reises zum Werth von 245 Piaster. Die Fabrik Mehemed Ali's, von einem amerikanischen Ingenieur gebaut, befindet sich in zwei dreistöckigen Backsteingebäuden, von denen jedes mit einer Dampfmaschine von 36 Pferdekraft versehen ist. Anfangs wird der Reis an freier Luft während 10 bis 12 Tagen getrocknet, dann bringt man ihn in das untere Stockwerk der Fabrik; ein durch Oeffnungen in den Decken nach dem dritten Stockwerk geleiteter breiter Riemen ohne Ende, an welchem kleine Krüge aus weißem Blech befestigt sind, hebt den Reis hinauf, und schüttet ihn daselbst unter die Steine, welche die äußere Schale davon trennen; dann wird der Reis an demselben Riemen wieder hinabgelassen und in hölzerne Mörser, 18 an der Zahl, wo hölzerne Stößel mit gerippten eisernen Enden die Körner zerstoßen, gebracht. Aus den Mörsern kommt der Reis zum zweitenmal in das obere Stockwerk unter die Mühlsteine, und dann läßt man ihn durch Siebe laufen, welche die Theilchen der innern röthlichen, sehr fest anliegenden Haut, von der die Körner erst nach dreimaligem Wiederholen dieser Operation befreit werden, ablösen. Der solchergestalt gereinigte Reis ist schon ziemlich weiß, man bringt ihn abermals in Mörser, und setzt 1/70 des Gewichts an feinigem gut getrocknetem Salze aus dem See Burlos hinzu, worauf er in den Verkauf kommt. Ein junger französischer Officier, Hr. P..., der früher in Algier diente, errichtete zu meiner Zeit hier eine Privatfabrik nach einem eigenen System; er hoffte dem Reis von Damiat, welcher wohlfeiler und röthlicher als der Reis von Raschid ist, dieselbe Weiße wie diesem letztern zu geben, und zwar ohne Zusatz von Salz, der den Preis dieses Products bedeutend erhöht, und meinte dieser Reis müsse sich mit Vortheil selbst in Europa absetzen; in der Folge hörte ich aber, daß das Unternehmen nicht gelungen sey, hauptsächlich in Folge von Hindernissen, die mit der Sache selbst nichts zu thun hatten.

Der Reis (ruz, Oryza sativa L.) wird nur im nördlichen Theile Unterägyptens gebaut, auf einer von Damanhur und Fue im Westen bis Mansurah im Osten laufenden Linie, welche im Norden von den Seen begränzt wird, die sich am Rande des mittelländischen Meeres hin erstrecken. Man säet ihn im Anfang April auf einem sorgfältig zubereiteten und durch eingeleitetes Wasser erweichten Boden. Den Samen versenkt man vorher in Säcken fünf bis sechs Tage lang in den Nil oder in einen Canal, dann breitet man ihn auf Matten aus und bedeckt ihn mit Stroh, unter welchem er sich erhitzt und auswächst; erst dann wird er ausgesäet, ungefähr ein Ardeb Samen auf den Feddan. Von der Aussaat bis zur Ernte bleiben die Felder unaufhörlich zwei bis drei Zoll hoch mit Wasser bedeckt, das immer nach einigen Tagen erneut wird. Am Ende Julius wird die eine Hälfte der aufgegangenen Pflanzen sorgfältig mit den Wurzeln ausgerissen und auf andere Felder gepflanzt, namentlich auf solche, die vorher mit Weizen angesäet gewesen waren. Den Reis erntet man um die Mitte Novembers sieben Monate nach der Aussaat; im Delta und bei Raschid gibt der Feddan sieben bis 8 Ardeb Körner in der Hülse, und der Ertrag ist also ein sechzehnfacher, da die Hälfte der auf einem Feddan stehenden Pflanzen zur Besamung eines zweiten Feddan verwendet wird. In andern Jahren ist die Ernte doppelt so groß, manchmal aber auch um mehr als die Hälfte geringer. Zehn oder zwölf Arbeiter heimsen an Einem Tage den Reis von einem Feddan ein, indem sie ihn mit den Sicheln abschneiden; das Stroh ist dick und stark, und wird nur zum Brennen verwendet.

Ich besichtigte hierauf die dem Staate gehörige Baumwollenspinnerei, die in einem großen Gebäude des ehemaligen Arsenals, das in Raschid bis zur Gründung des alexandrinischen bestand, untergebracht ist. In der Fabrik sind 450 Webstühle; die Zeuge werden in Stücken von 80 Ellen (draa, cubitus, d. h. die Länge vom Ellenbogen bis zur Fingerspitze) zu verschiedenen Preisen je nach der Stärke gefertigt. Bei dem stärksten, zu Segeln auf Kriegsschiffen gebrauchten, sind im Zettel und Einschlag je 4 Fäden; die Zeuge für Barken sind dünner und kosten 45 bis 50 Fadd die Draa. Die Arbeiter erhalten eine sehr geringe Bezahlung, und ihre Lage ist sehr traurig; 40 derselben beschäftigten sich in einer besondern Abtheilung mit der Herrichtung von Werg aus Flachs und Hanf, die vom Delta geliefert werden; dieß Werg wird hier gehechelt und ungesponnen nach Alexandria geschickt. Im Jahr 1837 wurde in Raschid auch eine Gerberei von Seite der Regierung gegründet, die jetzt in den Händen eines französischen Pächters ist; dieser erhält vom Pascha die rohen Felle, die von allen in den Städten geschlachteten Thieren unentgeltlich für den Schatz erhoben werden, und gibt sie dann zu einem bestimmten Preis gegerbt zurück. Zum Gerben benützen die Aegyptier den Samen in den Erbsenschoten der Nilakazie (sunt, Mimosa nilotica. L.), deß schon Plinius (Hist. nat. XIII. 19 und XXIV. 67) erwähnt. Der vollständig entwickelte Baum gibt jährlich etwa einen halben Ardeb Samen, der ungefähr 40 Piaster kostet. Man sagte mir in Raschid, daß man seit einiger Zeit in der Stadt etwas mehr Handelsthätigkeit als früher bemerke, und daß das Elend der Eingebornen abzunehmen beginne. Während meines Aufenthalts baute man auf der städtischen Werfte etwa 20 Barken verschiedener Größe, von denen einige zur Küstenschifffahrt längs der Ufer des Mittelmeeres bestimmt waren. Das Schiffbauholz wird hauptsächlich aus Karamanien und andern Theilen Kleinasiens und des Archipels nach Aegypten gebracht.

3 Februar. Am Morgen ging ich ins Bad, das ich leider so unreinlich fand, wie der größte Theil der Anstalten dieser Art in Aegypten ist, selbst die zu Cairo nicht ausgeschlossen. Uebrigens wascht und „bricht“ man den Badenden tüchtig, und das Benehmen des Badmeisters und der Diener gegen die Gäste ist sehr aufmerksam und artig. Für die Männer ist das Bad hier jeden Tag von Morgens bis Mittag offen, für die Frauen dreimal in der Woche von Mittag bis 3 Uhr; in Cairo gehen die Frauen zu denselben Stunden dahin, Sonntag und Donnerstag ausgenommen; sie werden natürlich von Frauen bedient, welche Maschte heißen. Im Orient dient das Bad dem schönen Geschlecht als Belustigungsort und zu Visiten, die Bekannten versammeln sich hier, bewirthen sich mit Süßigkeiten, beloben einander wegen ihres Putzes, sprechen über eigene und fremde Angelegenheiten, und bringen gar viele Stunden im Gespräch und der Unterhaltung zu. Zur Zeit, wo die Frauen im Bade sich befinden, hängt der Inhaber an den äußern Eingang von der Straße her ein farbiges Tuch oder einen kleinen Teppich, der als Warnungszeichen dient, daß die Männer nicht unversehens hineintreten. Indeß gestattet die Sitte, um diese Zeit blinde alte Musikanten hineinzulassen, welche die Damen mit Gesang und Spiel unterhalten.

Der Inhaber des Bads zu Raschid bezahlt der Regierung jährlich 500 Piaster Pacht, und erhält von den Armen nicht mehr als fünf Fadd für den Kopf, wofür er ihnen freilich auch weder Seife noch Weißzeug gibt; wer letzteres haben will, zahlt zehn Fadd; wohlhabende Leute zahlen gewöhnlich 5 Piaster, Europäer das Doppelte; die Reichen nehmen für sich allein ein ganzes Bad in Anspruch. Ich schickte von da aus zu einem Bader, um mir die Haare schneiden zu lassen; man führte einen jungen Araber herbei, der, ich weiß nicht, ob absichtlich oder aus Unverstand — sie verstehen sich sonst ganz vortrefflich darauf den Kopf zu scheeren — so abscheulich mir die Haare zerschnitt, an den einen Stellen bis auf die Haut, während er sie an den andern so lang stehen ließ, daß ich noch 15 Tage später mich schämte, mich mit unbedecktem Kopfe zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 179. 28 Julius 1851.

Die Revisionsdebatte in Frankreich.

Das Tournier ist zu Ende; es war ein Schimpfspiel, wie man im Mittelalter das Rennen mit stumpfen Lanzen nannte, und hätte nicht Hr. Victor Hugo, der neugebackene Republikaner und alte Sykophant, mit ächter Dichterlaunenhaftigkeit und nutzloser Galle einen ernstlichen Hader zu beginnen gesucht, so wäre das ganze Schauspiel mit seinen von den Franzosen sehr richtig bezeichneten „discours d'apparat" sehr glatt und glimpflich abgelaufen, und noch dazu viel früher als man erwartete: denn statt 10 bis 12 Tage, d. h. zwei ganze Wochen zu dauern, war alles am 19ten, d. h. am 6ten Tage zu Ende; am siebenten mußte man ja doch wohl ausruhen. Das Auffallendste war immer, daß die in ihrem ganzen Wesen und in ihren möglichen Folgen so aufreizende Frage in einer Art behandelt wurde, daß sie am Schlusse der Debatte genau in denselben Verhältnissen stand wie früher; die Hoffnungen sind, wenigstens so weit die Revisionsdebatten selbst gehen, scheinbar weder gesteigert noch gemindert; die Minorität ist weder so klein, daß man von Seite der Elysier besondere Hoffnungen darauf bauen könnte, noch ist sie so groß, um alle Aussicht auf Revision abzuschließen. Dieß negative Resultat — man lebt ja gegenwärtig in der Politik fast nur von Negationen — ist ja vollständig erreicht, daß man kaum umhin kann, dasselbe einer sorgfältigen Berechnung zuzuschreiben. Die Führer wollten kein positives Resultat irgend einer Art, denn ein solches hätte sie zu einer entschiedenen, noch bis zum Mai nächsten Jahrs fortzuführenden, in manchen Beziehungen sehr schwierigen Politik genöthigt, und doch muß inzwischen noch eine längere oder kürzere Vertagung folgen, während welcher das Elysee mehr oder minder freies Spiel hat; wären die Verhältnisse schneidend, hätte die Revisionsdebatte ein alle Hoffnungen abschneidendes Resultat geliefert, so war manches in dieser Zwischenzeit zu besorgen; indem man aber den Präsidenten zwischen Furcht und Hoffnung schweben läßt, hält man ihn von extremen Schritten ab, und wenn ihm auch das Verhalten der Parteien ungeschminkte Beweise geben mag, daß man sich seiner entledigen will, so ist doch von Seite der Nationalversammlung kein officieller Schritt erfolgt, an welchen der Präsident die moralische Berechtigung knüpfen könnte, gegen die Versammlung entschiedener aufzutreten, er müßte denn geradezu angriffsweise verfahren wollen.

Gegen ein solches angreifendes Verfahren haben die Führer — wohl die Burggrafen des Jahres 1850 — gute Vorsorge getroffen. In den Sitzungen des Staatsrathes vom 2 und 8 d. M. wurde der Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Executivgewalt discutirt. Es lagen drei Entwürfe vor, einer von Hr. von Renneville, der ganz dem Geist und Buchstaben der Constitution gemäß entworfen war; der zweite von Rouher, dem Justizminister, der in rein monarchischem Sinne aus dem Präsidenten eine unverantwortliche und unverletzliche Gewalt machte, der dritte, von der Commission ausgearbeitet, stand zwischen beiden, war aber im Ganzen der Constitution gemäß. Man hätte erwarten sollen, der letztere als ein Vermittlungsvorschlag, werde als Grundlage angenommen werden, allein auch dieser Vorschlag scheint mehr eine Kriegslist gewesen zu seyn, um das Elysee einzuschläfern, denn als es zur Berathung kam, wurde der Entwurf des Hrn. von Renneville als Grundlage angenommen. Der Justizminister widersprach heftig, mußte aber von Hrn. Vivien die Replik hören: „wir kennen Eure Plane, aber der Staatsrath wacht, und wird jeder Ungesetzlichkeit Widerstand leisten." Zu allem Ueberfluß wurde auch ein Artikel, worin es sich darum handelte, den Präsidenten in Anklagestand zu setzen, wenn er den Artikel 45 der Constitution (der seine Wiedererwählung ungesetzlich macht) umzustürzen suche (aurait provoqué au renversement de l'article 45), mit 18 Stimmen gegen 9 angenommen. Es mag ein sehr strittiger Punkt seyn, was unter einer solchen „provocation" zu verstehen sey, jedenfalls aber hängt über dem Haupte des Präsidenten, gleich einem Damoklesschwert, eine Anklage, wenn er in zu lautem Maaße versucht, seine durch das Gesetz untersagte Wiedererwählung durch eine von allen Mitteln der Regierungsgewalt unterstützte Volkswahl durchzusetzen. Nimmt man zu diesem Beschlusse des Staatsraths den eigentlichen Kern des Berichts von Tocqueville über die Revisionsfrage, worin er sich aufs stärkste gegen jede Illegalität ausspricht, so kann von dem politischen und juridischen Standpunkt aus die Sache Ludwig Bonaparte's nur in sehr ungünstigem Lichte betrachtet werden.

Was den Beschluß des Staatsraths noch viel bedeutender macht als er es an sich schon ist, das sind die weitern daraus fließenden Debatten über inconstitutionelle Präsidentenwahlen überhaupt. Wenn die Wiedererwählung Ludwig Bonaparte's durch den Artikel 45 der Constitution entschieden als ungesetzlich bezeichnet ist, liegen nicht bei andern Candidaten andere Gründe der Inconstitutionalität vor? Der Name Ledru Rollins wurde genannt, den die ganze Bergpartei begünstigen würde, nach dem Ausspruch des Staatsraths aber kann Ledru Rollin gesetzlich nicht als Candidat auftreten, weil er durch das Urtheil eines Gerichtshofs betroffen ist, der ihn zur Einsperrung verurtheilt, welchem Urtheil er sich durch die Flucht entzog. Der dritte Name war der des Prinzen Joinville, in Bezug auf welchen, nach genauer Erörterung aller einschlägigen Gesetze, der Staatsrath erkannt hat, daß er allerdings in einem Verbannungsdecret

mit begriffen sey, welches seiner Familie den Eintritt ins französische Gebiet untersage, daß aber keine rechtliche Unfähigkeit an ihm hafte, daß er dreißig Jahre alt sey, seine Eigenschaft als Franzose niemals verloren habe, und folglich gesetzlich gewählt werden könne. Vergleicht man damit den Besuch der Legitimistenführer, Berryer, St. Priest und Benoist d'Azy, in Claremont, so sollte man beinahe glauben, der wichtigste Theil der Legitimisten sey für die Candidatur des Prinzen Joinville entschieden. Wie dem auch seyn mag, und ohne auf die Berichte über den Besuch der Legitimisten in Claremont den mindesten Werth zu legen, geht doch aus dem Besuche selbst so viel hervor, daß der stolze Ton, den die Legitimisten vorher gegen die Familie Orleans angestimmt haben, sich bedeutend ermäßigt hat, und die in dem Besuch selbst liegende Huldigung scheint doch wenigstens so viel in sich zu schließen, daß Berryer und seine Freunde nicht mehr, wie im Anfang des März geschah, gegen den Cretonschen Vorschlag, welcher der orleanischen Familie die Rückkehr nach Frankreich eröffnet, stimmen können. Wir haben also im October, und zwar noch vor der möglichen Erneuerung der Revisionsdebatten, eine Erneuerung des Creton'schen Vorschlags zu gewärtigen, und von diesem wird beinahe mehr als von der Revision zu erwarten seyn, die in ihrem jetzigen Standpunkt fast nur die Frage, ob Ludwig Bonaparte abermals gewählt werden könne oder nicht, in sich schließt. Daß der Moniteur die Debatten des Staatsraths über die Verantwortlichkeit der Executivgewalt und die Wiedererwählbarkeit des Präsidenten theils gar nicht, theils sehr verstümmelt mittheilte, mag als Beweis dienen, mit welchen Augen das Elysee dessen Verhandlungen betrachtete, besonders wenn es sie mit den Conclusionen Tocqueville's und den immer allseitigern Erklärungen, daß man an der Gesetzlichkeit festhalten müsse, zusammenhält.

Betrachtet man die Sache von diesem Standpunkt, durchliest man die blinkenden Reden, die sich großentheils sehr wenig mit der Revisionsfrage in ihren nächsten Beziehungen befaßten, sondern auf ein allgemeines Geschwätz über Republik oder Monarchie hinausliefen, erwägt man vollends das nachträgliche Tadelsvotum, das gegen die Regierung wegen ihrer offenkundigen Einmischung in das Petitionnement ausgesprochen wurde, und mehr einer künftigen, als der vergangenen Einmischung galt, so wie endlich daß der Redner der äußersten Linken, Michel de Bourges, mit anerkannter Mäßigung sprach, wie denn überhaupt die Linke eine sonst nicht sehr gewöhnliche Disciplin zeigte, so kann man sich des Gedankens nicht enthalten, daß hier durchaus nur ein Scheingefecht geführt wurde, und daß die Führer der Hauptparteien entschlossen sind, sich Ludwig Napoleons zu entledigen, den man, ob mit Recht oder Unrecht wollen wir ganz dahin gestellt seyn lassen, beschuldigt, von auswärtigen Mächten bezahlt zu seyn; denn niemand begreift, wie er bei seinen bekanntermaaßen zerrütteten Vermögensumständen den Aufwand, den er immer noch, auch nach verweigerter Dotation, macht, bestreiten könne. Wer in einer solchen politischen Stellung sich befindet, und einen Aufwand macht, der über seine bekannten Mittel hinausreicht, setzt sich dem schlimmsten Argwohn aus; dieß hat Ludwig Napoleon Bonaparte in vollem Maaße gethan; wenn also bei allen wahrhaften Parteien Frankreichs der Entschluß reift, sich jedenfalls eines solchen verdächtigen Regenten zu entledigen, selbst um den Preis der Fortdauer der Republik, wenn die Legitimisten nach Claremont wandern, um eine Verbindung anzubahnen, die allein zum Ziele führen kann, wenn Cavaignac und andere Redner der Linken nur im allgemeinen das Recht der Republik vindiciren, und der Staatsrath gewissermaßen officiell den Prinzen von Joinville als Candidaten bezeichnet, ohne daß die Republikaner Feuer und Flammen speien, so darf hierüber niemand erstaunt seyn, vielmehr gereicht es sämmtlichen leitenden Parteien zur Ehre.

Man erwartet den Rücktritt des Ministeriums in Folge des tadelnden Votums über die Einmischung ins Petitioniren, allein daß ein Ministerium schneller entlassen als neu zusammengesetzt ist, hat der Präsident bereits erfahren, da alle Versuche seit dem 18 Januar auf Nichts hinausgelaufen sind, und die einzige Erwerbung Hr. L. Fauchers von einem sehr zweifelhaften Werth für das Elysee ist; sein entschiedenes Festhalten am Wahlgesetz vom 31 Mai 1850 und seine Erklärungen für ein gesetzliches Verfahren machen ihn zu einem sehr unbequemen Minister, der übrigens selbst den Augenblick seines Rücktritts mit Ungeduld erwarten soll. Es gibt Leute, und der famose Dr. Veron gehört dazu, welche glauben, es stehe dem Präsidenten jetzt noch frei, sich zur Politik der Linken zu bekehren, das Gesetz vom 31 Mai aufzuheben, die Freiheit des Unterrichts auszusprechen, den Grundsatz der Decentralisation festzustellen und die Octrois aufzuheben oder wesentlich zu ermäßigen. Alles das sind Chimären; er hat zu sehr gezeigt, daß ihm alle Maaßregeln, mögen sie dem Clerus, den Demokraten, oder den monarchischen Parteien gefallen, gleichgültig sind, wenn sie ihm nur zu einer Verlängerung seiner Macht helfen; so weit ist man aber doch in Frankreich gekommen, daß ein solches Betragen bei allen Verständigen nur Verachtung erweckt, und wenn sich der Präsident heute der Linken in die Arme werfen wollte, so würde man ihm Bedingungen stellen, die er nicht annehmen könnte, ohne seine ganze Zukunft bloßzustellen. Man würde die Entlassung mehrerer Generalofficiere fordern, von denen man glaubt, daß sie die Verlängerung der Präsidentschaftsgewalt selbst mit gewaffneter Hand durchzusetzen geneigt seyen; man würde verlangen, daß er sich verpflichte sein Amt am 2ten Sonntag des Mai 1852 niederzulegen, und man würde eine Berufung ans Volk, selbst mit Herstellung des allgemeinen Stimmrechts, verweigern. Das ist es mindestens, was man allgemein von den Führern der Linken erwartet; wozu sollten sie also ins Ministerium berufen werden?

In dieser Beziehung ist die Rede Dufaure's von entscheidender Wichtigkeit; er antwortete dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baroche, der als einen Hauptgrund für die Revision hervorgehoben, daß die Constitution einen fortdauernden Conflict zwischen der gesetzgebenden und executiven Gewalt herbeiführe. Die Antwort auf diesen Vorwurf war schneidend: „keine Constitution könne alle Fälle vorhersehen, alles im voraus ordnen, in jeder Constitution sey ein gewisser Punkt, wo man an den Verstand und die Redlichkeit der Staatsbürger appelliren müsse; in den fünf Monaten, wo er, Dufaure, mit Odilon Barrot im Ministerium gewesen, habe zwischen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt der schönste Einklang geherrscht, nicht ein einziger Conflict habe sich erhoben, und doch seyen es dieselben Gesetze und derselbe Umfang der Gewalt gewesen; die Conflicte müßten also anderswo herkommen.“ Dieß war sehr klar. Von dem Augenblick an, wo Dufaure und Odilon Barrot so unceremoniös entlassen wurden, wo der Neffe in der Botschaft vom 31 Oct. 1849 mit der Prätension auftrat, selbst zu regieren und die Minister nur gleich seinem Oheim als seine Secretäre und Willensvollstrecker gelten zu lassen, da konnte freilich die Einigkeit zwischen der legislativen und executiven Gewalt

nicht aufrecht erhalten werden. Die Auffrischung dieser Erinnerungen, die schwerlich unabsichtlich geschah, macht es durchaus unmöglich, daß Ludwig Bonaparte sich neuerdings zu der Linken wende, und wenn also sein Ministerium wirklich abdankt, und nicht, zur einen Thüre hinausgeworfen, zur andern wieder hereinkommt, so verengt sich der Kreis, aus welchem der Präsident seine Minister wählen kann — wenn er nicht allenfalls seinen Hoffnungen gänzlich entsagen will — so sehr, daß er nicht mehr weiß, wie er sein Ministerium besetzen soll.

Was mehr als alles andere beweist, daß man es zu keinen ernstern Debatten über den eigentlichen Fragepunkt kommen lassen wollte, das ist das sonderbare Abbrechen der Debatte nach der Rede Odilon Barrots. Die Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben war bekanntlich höchst unsicher, aber der Präsident hielt sich dennoch für ermächtigt den Schluß der Debatte, die aller Wahrscheinlichkeit nach von diesem Augenblick an einen sehr stürmischen Verlauf genommen hätte, auszusprechen. Nachdem die vorhergehenden Redner hauptsächlich nur ihre Ansichten über Republik und Monarchie, so wie über den Gang der innern Geschichte Frankreichs seit 60 Jahren ausgesprochen, erging sich Hr. V. Hugo nicht nur sehr in ultrarepublikanischen Ansichten, sondern wurde auch persönlich sehr heftig gegen den Präsidenten; das Ministerium konnte diese Ausfälle nicht unbeantwortet lassen, und H. Baroche las Hrn. Victor Hugo auf eine zermalmende Weise den Text, wobei er zugleich dessen überspannte Ansichten schroff betonte, und nachwies, wie die Regierung Ludwig Bonaparte's stets in allen wichtigen Fragen in Uebereinstimmung mit der Majorität gehandelt, und daß somit der summarische Tadel, den Hr. Victor Hugo über die Regierung Ludwig Bonaparte's ausgesprochen, eigentlich auf die Majorität zurückfalle. So weit fand Hr. Baroche, namentlich bei dieser Majorität, ungetheilten Beifall, allein unglücklicher Weise ließ er sich auch beigeben, die Entstehung der Constitution von 1848 hart anzugreifen, und wenn auch nicht ihre Inconstitutionalität zu behaupten, so doch zu bemerken, daß die damals herrschenden Einschüchterungen nicht gestatteten, diese Constitution als den wahren Ausdruck Frankreichs zu betrachten. Dieser Satz, so wie die Behauptung, daß die jetzige Constitution Conflicte zwischen der Executive und Legislation herbeiführen müsse, riefen, wie schon erwähnt, Hrn. Dufaure auf die Tribüne. Was er über die Entstehung der Constitution von 1848 sagte, können wir hier füglich übergehen; daß er den Conflict zwischen der Nationalversammlung und der Regierung der letztern, und zwar namentlich dem persönlichen Auftreten Bonaparte's seit dem 31 Oct. 1849 zuschrieb, haben wir schon erwähnt, und wir müssen nur noch herausheben, daß er eben durch diesen Umstand auf den eigentlichen Streitpunkt geführt wurde, der bekanntlich darin besteht, ob Hr. Ludwig Bonaparte soll wieder gewählt werden können oder nicht.

Mit der Berührung dieses Punktes war die Schranke niedergebrochen, welche bisher die Debatte in gewissen anstandsvollen Schranken gehalten hatte. Dufaure selbst überschritt diese Schranken nicht, aber er hob den wahren unwiderleglichen Grund hervor, weßhalb die Constitution die Wiedererwählbarkeit nach vier Jahren verworfen hatte. Dieser liegt einfach darin, daß bei der Centralisation in Frankreich der Präsident eine zu große, bis in die einzelnen Dörfer sich erstreckende Macht besitzt, und diese im Verlauf seiner ersten vier Jahre hauptsächlich nur dazu gebrauchen würde, um seine Wiedererwählung nach Ablauf derselben durchzusetzen. Das Verbot der Wiedererwählung ist also aus den innern Zuständen Frankreichs, aus der Verwaltungsmaschinerie, welche in die Hände eines einzelnen Mannes eine ungeheure Gewalt legt, entnommen, und muß, wie die Verwaltungsmaximen in Frankreich einmal bestehen, aufrecht erhalten werden. In der constitutionellen Monarchie hat der Ministerwechsel keine Schwierigkeit und der Monarch kein Interesse die Verwaltung zum Vortheil bestimmter Persönlichkeiten zu leiten; darauf gründen auch die meisten Monarchisten ihre Ansicht von der Nothwendigkeit der Monarchie in Frankreich. Dufaure aber erklärt, seine Erfahrung über den innern Zustand Frankreichs gebe dahin, daß „Frankreich weder eine monarchische, noch eine republikanische Ueberzeugung habe, und nur verlange gut regiert zu werden; daß nur einzelne Theile wahrhaft für die Monarchie eingenommen, andere aber eben so sehr für die Republik gestimmt seyen. Unter diesen Umständen müsse die Republik fortbestehen, und somit auch die nothwendig mit ihr zusammenhängenden Institutionen. Ludwig Bonaparte könne sich nicht wieder wählen lassen ohne meineidig zu seyn, er breche die Constitution die er beschworen, und somit würde er, wenn er wieder erwählt würde, nur noch ein Despot und kein constitutioneller Präsident mehr seyn, und es hieße die ganze Magistratur und die Nationalversammlung selbst zu Mitschuldigen eines Meineides machen, wenn man annehmen wollte, daß sie eine solche Illegalität duldeten; die Furcht also, daß die Wiedererwählung auf inconstitutionellem Wege vor sich gehen werde, wenn man sie nicht constitutionell möglich mache, sey völlig eitel."

(Schluß folgt.)

Fortschritte Algiers.

Die Revue de l'Orient vom Junius enthält Nachrichten über den Fortschritt des Handels und der Schiffahrt. Im J. 1850 sind 2313 Fahrzeuge von 170,000 Tonnen eingelaufen, 600 Fahrzeuge und 35,000 Tonnen mehr als J. 1849. Die Einfuhr ist gestiegen, aber namentlich auch die Ausfuhren, z. B. die Wolle, von der im J. 1849 nur 344,000 Kil., im J. 1850 891,000 Kil. ausgeführt wurden; das Gesetz, welches die Einfuhren aus Algier nach Frankreich frei gibt, fängt bereits an Früchte zu tragen. Rund um Algier her wachsen die europäischen Niederlassungen sichtlich an Wohlstand und Anzahl der Bewohner, und neue Dörfer werden in immer weiterem Kreise um Algier her angelegt. Die Centralbaumschule hat nicht weniger als 124,461 Bäumen und 23,931 krautartige Gewächse abgegeben. Eine Menge junger Bäume, fast 400,000, sind aus Frankreich nach den verschiedenen Baumschulen abgegangen, und man ist beschäftigt, Baumschulen an den einzelnen Orten anzulegen. Die Verwaltung hat voriges Jahr 230 Unzen Seidenraupeneier abgegeben, das Doppelte von 1849. Die Zucht der Cochenille schreitet bedeutend vorwärts, ein einziger Producent hat im J. 1851 50 Kilos Cochenille verkauft, und die Verwaltung hat 105,000 Nopalsetzlinge abgegeben. Wenn dieser Fortschritt einige Jahre anhält, so muß er bedeutende Resultate liefern.

Wanderungen in Aegypten.

4. Raschid. (Zweiter Artikel).

(Fortsetzung.)

Die orientalischen Bäder sind schon so oft von Reisenden beschrieben worden, daß ich es für durchaus unnöthig halte, in mehrere Einzelnheiten einzugehen. Von allen die ich in der Türkei, Aegypten, Jerusalem, Damaskus, Aleppo, Tunis und Algier besuchte, sind die in Konstantinopel die besten, sowohl hinsichtlich des Umfangs und der Schönheit der Gebäude, als vorzugsweise in Betreff der Reinlichkeit, hinsichtlich deren die ägyptischen Bäder sich mit denselben gar nicht in Vergleich bringen lassen. Die Einrichtung und innern Anlagen sind übrigens allenthalben im Orient nach einem ziemlich gleichförmigen Plane

entwerfen. Von der Straße tritt man gerade in einen großen Saal, der gewöhnlich eine hohe, von Marmorsäulen gestützte Kuppel hat; der Boden ist von Stein oder von Marmor mit verschiedenfarbigen Zierrathen; die Mitte des Saals nimmt ein Brunnen mit einem Becken ein, in welchem man die Wäsche (edde) auswascht, die man an Stricken, die von einer Säule zur andern gezogen werden, aufhängt. Der Raum zwischen den Säulen und den Wänden des Saals ist etwas höher als der übrige Boden, um 4′ bis 6′, und bildet eine Galerie (liwan) mit einem Bretterboden, auf welchem Matten liegen. Hier findet man Matratzen mit Kissen und Betttüchern, um nach dem Austritt aus dem Bade auszuruhen. In diesem ersten Saale sitzt der Badinhaber (maalem) und die Badediener, welche sich in die Gäste theilen; die Kleider bindet man in ein Bündel zusammen, Geld, Uhren u. s. w. händigt man dem Badinhaber ein, der sie in eine Lade verschließt, und dafür verantwortlich ist. Hat man sich auf dem angewiesenen Bette entkleidet, so umwindet der Diener (liwandschi) den Kopf mit zwei weißen Tüchern in Form eines Turbans, legt ein anderes Tuch um die Schultern, und umgürtet den Leib mit einer blauen Schürze (machsam). Hat man die Füße in Holzpantoffeln (kubkab) gesteckt, so tritt man von da in ein anderes kleineres, mäßig geheiztes Zimmer (beit auel), in welchem man einige Minuten bleibt, um sich an die Hitze zu gewöhnen: hier bringt man einem gewöhnlich eine Pfeife oder Narghile.[1] Von hier begibt man sich in einen benachbarten Saal (churarn), der stark geheizt und mit Marmor getäfelt ist, womit auch die Wände bekleidet sind; die Decke besteht in einer niedrigen Kuppel mit vielen runden Oeffnungen, die außen mit gläsernen, weißen oder farbigen Deckeln geschlossen sind, durch welche ein schwaches, den Augen angenehmes Licht dringt. Die Mitte des Churarn nimmt ein runder großer, aber nicht hoher Marmortisch ein, unter welchem man den Saal von untenher heizt; wenn man alle Tücher, mit Ausnahme der Schürze, abgelegt hat, legt man sich rücklings auf diesen Tisch, und dann kommt der Diener (mukei-sati, in Konstantinopel gewöhnlich ganz junge Bursche, in Aegypten erwachsene, nicht selten alte Leute mit weißen Bärten) vollkommen nackt, außer mit einer blauen Schürze, reckt und streckt alle Glieder, knetet die Muskeln u. s. w. Hat dieß einige Zeit gedauert, so legt er einen mit dem Gesicht auf den Boden, stellt sich mit Füßen und Knieen auf den Rücken, fährt mit der geballten Faust am Rückgrat hinab, mit einem Wort er knetet und bearbeitet einen so viel möglich, was dem Ungewohnten nicht allzu angenehm ist. Nach dem Ende dieser ermüdenden Operationen steigt man von dem Tisch herunter, und legt sich auf den Boden an der Wand, in welcher an verschiedenen Stellen kupferne Krahne mit heißem und kaltem Wasser und kleine Marmorbecken (chamlie) angebracht sind. Der Badediener nimmt in die rechte Hand einen schwarzen Handschuh aus grobem Wollstoff, reibt damit die ganze Haut von den Füßen bis zum Kopfe, und nimmt damit eine ganz unglaubliche Menge Schmutz weg, selbst von einem Körper, der völlig rein schien, und bei Personen, welche die gewöhnlichen Bäder nehmen; hierauf bedeckt er den Badenden mit dickem Seifenschaum mit Hülfe eines Büschels getrockneter Dattelfasern, oder mit dem innern schwammigen Theil einer besondern Art Melonen (luf), und endlich übergießt er ihn mehrmals mit heißem Wasser. Zum Schlusse steigt man in das große allgemeine steinerne Becken (Maglas) hinab, wo auch noch andere Badende sich befinden. Im Maglas ergießt sich von oben ein dünner Strahl heißen Wassers, und ein eben solcher Strahl geht nach unten ab, so daß das Wasser immer langsam sich erneuert; übrigens sitzen in einem solchen Becken immer einige Personen zu gleicher Zeit; diese spucken ins Wasser, viele haben auf einem oder beiden Armen offene Fontanelle, von denen die Aegyptier große Freunde sind; andere haben nicht selten venerische Beulen oder Ausschläge, Schorfe auf dem Kopf u. s. w. Die Bäder in Aegypten — in Konstantinopel fand ich keine solche allgemeine Becken — dienen deßhalb als wirksamen Heerd für die Verbreitung verschiedener ansteckender Krankheiten, wozu auch die obenerwähnten Handschuhe stark mitwirken, man schlemmt sie zwar im Wasser vor dem Gebrauch aus, allein so nachlässig, daß in den Zwischenräumen des Gewebes stets Geschwürkrusten und Unreinigkeiten zurückbleiben, von den Matten und Matratzen des Liwans gar nicht zu reden, auf denen verschiedene Insekten hüpfen und springen.

Beim Austritt aus dem Becken wird man in trockene Tücher gewickelt und nach dem ersten Saal geführt, dessen Temperatur um ein ziemliches frischer als die des Charara ist, und namentlich im Winter auf die erwärmte und erweichte Haut einen sehr empfindlichen Eindruck von Kälte hervorbringt. Hier legt man sich auf das vorher beim Eintreten schon angewiesene Bett; zur Stillung des gewöhnlich gefühlten starken Durstes oder der Trockenheit im Mund und in der Kehle reicht man einem ein Glas aromatischen Zuckerwassers (Scherbet) oder Limonade, dann Pfeife und Kaffee, der an Ort und Stelle selbst auf einem kleinen Feuerheerd bereitet wird, und der Diener beginnt wieder die Muskeln und Extremitäten durch die Decke hindurch zu kneten. Um diese Zeit etwa fühlt man eine angenehme Mattigkeit und eine Art mit Wohlbehagen verbundener Kraftlosigkeit; manchmal schläft man auf einige Minuten ein, und nach dem Erwachen scheinen alle Gelenke, alle Theile des Körpers gleichsam fester, geschmeidiger, frischer, sie bewegen sich freier und leichter, und die Haut ist ausnehmend glatt und weich. Man kann deßhalb wirklich die orientalischen Bäder für ausnehmend angenehm und sybaritisch halten, ohne gerade die Ausdrücke des Entzückens einiger Reisenden zu theilen. Aber in Aegypten verbittert die Unreinlichkeit und die Kenntniß der umgebenden Abscheulichkeiten für den Europäer, der auch nur ein wenig ekel ist, jeden Genuß, man geht nur im Nothfall hin, nicht um des Genusses willen, den die Eingebornen des Landes, auf deren Einbildungskraft die aufgezählten Widerwärtigkeiten keinen Eindruck machen, in diesen Bädern finden.

Bei der Rückkehr aus dem Bade fand ich auf der Barke einen syrischen Kaufmann, mit dem ich auf der Hochzeit bekannt geworden war, und einen Mualem, der versprochen hatte, mir eine koptische Bibel zu verschaffen, und mir ein Evangelium in koptischer und arabischer Sprache brachte, aber nicht ein handschriftliches, wie ich gewünscht, sondern ein von der Bibelgesellschaft in London (1829 in 4°) gedrucktes. Ich zahlte ihm 15 Franken, eine sehr bedeutende Summe im hiesigen Lande, bei deren Anblick die Augen des Kopten erglänzten. Dann ging ich mit Hrn. d'Arnaud zu dem Commandanten, der mich gebeten hatte, seinen kranken Sohn zu besuchen. Der Bei war im Diwan, und schickte bei meinem Eintritt sogleich einen Neger ab, um zu Hause unsere Ankunft wissen zu lassen; inzwischen konnte ich der mündlichen Verhandlung eines im Diwan vor sich gehenden Processes beiwohnen. Es erschienen zwei Araber, welche zuerst dem Bei den Saum des Gewandes küßten, und dann anfingen ihre Sache vorzutragen, die in Folgendem bestand: der Kläger, Pächter des Fischfangs in der Nilmündung und den benachbarten Seen, hatte den Beklagten, einen Fellah, auf dem Markte in Alexandrien Fische verkaufen sehen, die, wie er glaubte, in seinen Gewässern gefangen worden waren; der Beklagte behauptete aber, es seyen Seefische gewesen. Beide Parteien schrieen nach arabischer Gewohnheit sehr laut, und schwuren unaufhörlich bei dem allmächtigen Allah und dem Leben des Propheten (wallah el azim, dugei! uhaiet el nebi), daß ihre Aussagen wahr seyen. Nachdem der Bei beide angehört, entschied er, daß der Fellah dem Pächter den Werth der bei ihm gefundenen Fische bezahlen müsse, entband ihn für dießmal von der Strafe, erklärte aber zugleich, daß er unfehlbar einer solchen unterworfen werde, wenn er noch einmal beim Fischverkauf ertappt würde. Nach diesem Ausspruch entfernten sich die processirenden Parteien schweigend.

(Fortsetzung folgt.)

Panama-Eisenbahn. Nachrichten aus Chagres zufolge (siehe Shipp. Gaz. 21 Julius) rückt die Eisenbahn rasch vor, und die Amerikaner haben eine neue Zufuhr von Arbeitern gebracht.

[1] Wasserpfeife, in der Türkei Schlische, in Persien Kallan, in Indien Huka. Der Tabak, den man raucht, ist stets Tabak aus Schiras, bekannt unter dem Namen Tembeke.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 180. 29 Julius 1851

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

4. Tour von Mehadia nach Orsova und an der Donau hinauf.

Schon den Tag vorher, ehe die Nachtscene, welche ich hier beschreiben will, vorkam, hatte ich mit meinem Gastfreunde, einem Baron von J., einige Abenteuer bestanden, die mir hier um so interessanter waren, als die ganze Gegend an Romantik so viel bietet, wie nur wenig andere. Wir hatten die aus Ungarn nach Siebenbürgen führenden Bergschluchten durchreist, waren mit Officieren der Militärgränze zusammen gewesen, die uns unendlich viel von den dasigen Bewohnern erzählten, hatten eine Abendpartie von Mehadia aus in die engen Thäler des Damoclet gemacht und waren so recht eigentlich romantisch gestimmt. Nun fuhren wir am Morgen von Mehadia aus weiter südlich nach Orsova, und kamen dort an, als gerade ein Dampfschiff die Donau herabbrauste und Leben und Geräusch in den Ort brachte.

Die Gegend von Mehadia ist auf eine Strecke von 6 — 8 Meilen (von Caenen bis nach Orsova) eine der reizendsten, die man nur irgend finden kann. Großartig aufgethürmt liegt das ferne Gebirge da, und herrlich gruppirt und aufs bunteste decorirt sind die Vorberge, und zwischen diesen ziehen sich liebliche und fruchtbare Thäler hin. Dazu kommen die an so vielen Stellen noch vorhandenen römischen Alterthümer, die allein der Gegend einen Reiz geben, wie ihn keine andere hat. Und mitten inne zwischen diesen Herrlichkeiten liegt, gleichsam als Solitär, Mehadia selbst mit seinen schönen freundlichen Gebäuden, die da unten um so mehr Eindruck machen, als man dort an den Gränzen der westeuropäischen Civilisation ist. In eine enge Schlucht ist der freundliche Ort gedrängt, so daß er nur zwei kleine freie Plätze, sonst aber schmale und enge Gassen hat. Mit großer Eile rauscht die Czerna an dem Orte vorüber, dieser Fluß, der aus den nahen Bergen kommend nach starken Regengüssen plötzlich anschwillt, seine Ufer übersteigt und den Ort Mehadia zeitweilig von der übrigen Welt abschneidet.

Nur mit wenig Worten will ich der Abenteuer erwähnen, auf die ich im Eingange hindeutete. Wir machten einen Abendspaziergang durch die Herkulesbäder und stiegen hinauf bis zur Räuberhöhle. Hier ergötzten wir uns an dem einzig schönen Bilde, welches der Damoclet bot, als die untergehende Sonne mit ihren Strahlen bunte Streiflichter, die durch die Schatten, in welchen die Rillen des Berges lagen, noch erhöht wurden, darüber hinwarf. Im Schauen versunken, hatten wir nicht bemerkt, daß Menschen in unserer Nähe waren, die von der andern Seite kamen, und die wir nicht eher gewahr wurden, als bis wir ihre Stimmen dicht hinter uns vernahmen. Wir traten hinter ein Gebüsch und konnten aus dem Gespräch, was sie führten, entnehmen, daß sie uns nicht bemerkten. Es war ein Bojar, der eine sehr geputzte Dame am Arme führte, die mein Freund, der mit den hiesigen Verhältnissen genau bekannt war, für eine Hetäre erkannte, die in der Badesaison hier aus allen Heimathsgegenden zusammen treffen. Ihrer Sprache nach war sie eine Oesterreicherin und wahrscheinlich aus der Hauptstadt. So wenig uns nun doch daran lag, Zeuge von der Zärtlichkeit des Paares zu seyn, so wurden wir es doch unfreiwillig. Irgend ein Geräusch, was wir vielleicht gemacht haben mochten, schien uns verrathen zu haben, und es stürzte der Bojar, gleich einer Furie, auf uns los, so daß wir uns kaum erwehrten. Da wir indeß ruhig blieben, so kam es bald zu einer Verständigung, und wir wandelten, die Schöne in der Mitte, hinab in das Thal, wo wir trotz der späten Abendstunde, noch ein sehr geräuschvolles Treiben fanden.

Von Orsova aus hatten wir eine Partie nach dem Islasch, zu den Wasserschnellen der Donau vor, zu welchem Ende wir ein leichtes Fuhrwerk mietheten, dessen Kutscher, ein brauner junger Bursche, höchst gewandt und lustig war, und uns viel Spaß machte. Dicht an der Donau hin geht die Straße, die stellenweise in den überhangenden Felsen gehauen ist und Staunen und Bewunderung erregt. Großartigeres kann man nicht leicht sehen und selbst mit den großen Römerwerken, wovon in hiesiger Gegend so viele Zeichen in den noch vorhandenen Ruinen liegen, hält es den Vergleich aus. Wir waren in Anschauen versunken, konnten aber die Eile unsers Kutschers kaum zähmen, die uns um manches schöne Bild brachte, was sich immer schnell bei den vielen vorkommenden Biegungen des Weges zeigte. Wir hatten dieß- und jenseits zu schauen. Diesseits die kunstvolle Straße, sowie die schroffen Berglehnen mit ihren südlichen Blumen, bei welchen der türkische rothblaue und weiße Flieder, der in großen Büschen wucherte und seinen Duft weit verbreitete, eine Hauptrolle spielte; jenseits die rauhen Berge Serbiens, in denen wir kaum eine Spur von einem lebenden Wesen wahrnahmen. Dennoch aber bewachte man die diesseitige Gränze sorgfältig, wie die in bestimmten Entfernungen stehenden und mit Gränzwächtern besetzten Tschardaken bewiesen, weil man sich gegen den hier getriebenen Schmuggel schützen will.

Colonien von Deutschen, Böhmen, Wallachen und Slaven sind in den hiesigen Gebirgen zerstreut, und da in denselben allerlei Volk haust, so ist die Gegend, besonders zur Nachtzeit, nicht ganz geheuer. Den besten Ruf genießen noch die Deutschen, den

schlechtesten aber die Böhmen. Wir passirten eine von letzteren bewohnte Ortschaft, welche aus meist verfallenen Hütten bestand, um welche zerlumpte, schmutzige Kinder sich tummelten. Die Umgebung der Ortschaft aber war auch eine sterile, mit Steinen bedeckte Fläche, auf welcher wenig Frucht zu gewinnen war, warum sich übrigens auch die Einwohner wenig Mühe zu geben schienen.

Beim Jölasch angelangt, wo die kunstmäßig gebaute Straße ein Ende hatte, suchten wir eine Herberge, wo wir für uns, so wie für unsere Rosse Stärkung haben könnten. Wir fanden endlich eine sehr schlechte, in welcher es schwer hielt, für uns ein Stück Brod und für die Pferde etwas Heu zu bekommen. Da war, wie man sich denken kann, unser Aufenthalt kurz; außerdem trieb uns auch die vorgerückte Tageszeit zur Rückkehr, indem es bereits nur noch zwei Stunden bis zu Sonnenuntergang war, und wir auf dem Rückwege noch die Veteranihöhle besuchen wollten, in die wir, wie ich bald erzählen werde, auf eine sehr wunderbare Weise kamen.

(Schluß folgt.)

Die Revisionsdebatte in Frankreich.

(Schluß.)

Auf Dufaure folgte Odilon Barrot, der in gewissen Beziehungen, was nämlich die Mängel der Verfassung betrifft, vielleicht die beste Rede hielt, aber sein etwas schwankender Charakter ließ ihn die wahre vorhandene Krise mehr vertuschen; indeß sprach er sich für die Verbesserung der republikanischen Institutionen aus, und wenn er in seiner Rede selbst nicht sehr entschieden gegen eine mögliche Wiederwahl sich verwahrte, hat er sich seit dieser Zeit doch, aus Gründen, die vielleicht erst später klar werden,[1] sehr entschieden gegen die Revision ausgesprochen, indem sein Organ, der Ordre, dessen Redacteur, der Repräsentant Chambolle, mit Odilon Barrot für die Revision gestimmt hatte, sich also vernehmen ließ: „wir und mehrere unserer Freunde haben bis jetzt die Revision unterstützt, und glaubten, wenn auch nicht ohne Zagen, dafür stimmen zu müssen; jetzt aber erscheint uns jeder Versuch einer Revision rein und einfach der Versuch einer bonapartistischen Usurpation, wir würden also, weit entfernt uns demselben anzuschließen, ihn mit allen Kräften bekämpfen.“ Diese nachträgliche Erklärung kommt fast einer Zurückweisung möglicher Ministerienanträge gleich, und somit ist die letzte noch mögliche Ministercombination so gut wie entschieden gefallen. Mit den Legitimisten kann Ludwig Bonaparte nicht gehen: wenn auch die Nachricht, daß man ihm den Vorschlag gemacht habe, seine Prorogation zu unterstützen, sofern er sich dagegen anheischig mache, die Rückkehr des Grafen von Chambord während seiner zweiten Präsidentenzeit zu ermöglichen, völlig unwahr ist, so hat doch die Wanderung der Legitimistenhäupter nach Claremont die Bedeutung einer Kriegserklärung gegen ihn; die Orleanisten haben diese Kriegserklärung schon am 17 und 18 Januar unverhohlen ausgesprochen, und ihre Abstimmung gegen die Revision ist der Beweis, daß sie von ihren Ansichten keineswegs zurückgekommen sind; eine Verbindung mit der extremen Linken, wenn sie je möglich wäre, müßte den Präsidenten vollends in den Augen der besitzenden Classen unmöglich machen, und die Neurepublikaner, wie Dufaure und Odilon Barrot, haben sich unzweideutig gegen eine Wiedererwählung ausgesprochen. Steht deßhalb die Revisionsfrage äußerlich scheinbar auf demselben Fleck wie früher, so ist sie im Wesentlichen doch eine andere geworden; der Präsident hat nicht die mindeste Veranlassung etwas gegen die Nationalversammlung zu unternehmen; man hat, um einen geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, ihn vollkommen ablaufen lassen. Die Nationalversammlung tritt nicht gegen ihn auf, sie verhält sich vollkommen passiv: er muß zurücktreten, und seine Ansprüche aufgeben, oder einen offenkundigen durch nichts provocirten Staatsstreich unternehmen. Dazu braucht er Helfershelfer, und wer wird sich zu einem so halsbrechenden Unternehmen hergeben, wenn es eines einzigen Ausspruchs des Staatsraths und der Versammlung bedarf, um Männer wie Changarnier, Leflo, Lamoricière, Bedeau u. s. w. an die Spitze der Militärmacht zu stellen, und jeden, der dem staatsstreichlustigen Präsidenten folgt, als Verräther zu erklären! Wer wird es wagen sich einem Spieler anzuvertrauen, den ein einziger Zug Schach und Matt machen kann?

Die Erklärung, welche Odilon Barrot nachträglich im Ordre gegeben, daß jeder Versuch der Revision nur eine inconstitutionelle Wiederwahl zum Zweck haben könne, ist entscheidend hinsichtlich der Frage der Opportunität, sie widerlegt Odilon Barrots eigene Rede und gibt Dufaure Recht; sie macht alle andern Reden zu Gunsten der Revision zunichte, denn die Opportunität ist die entscheidende Frage, da über die Nothwendigkeit der Revision der jetzt bestehenden Verfassung nicht bloß drei Viertheile, sondern neun Zehntheile der Versammlung einig sind. Was wird jetzt geschehen? was hat die plötzliche Erklärung Odilon Barrots herbeigeführt? Wir wissen es nicht, aber die Nachricht, daß die bonapartistischen Repräsentanten gleich am Montag nach der Abstimmung (den 21sten) zusammentraten und eine Vertagung der Nationalversammlung auf 6 Wochen bevorworteten, scheint auf allerlei Plane zu deuten, denen indeß das Ministerium schwerlich hülfreiche Hand leistet. Seine Entlassung ist vor der Hand nicht angenommen, und wird nicht angenommen werden, weil der Präsident keine andern Minister, welche die Nationalversammlung dulden würde, finden kann, ohne daß er seine Prätensionen definitiv und entschieden aufgibt; er ist also durch friedliche Mittel ziemlich in seine letzten Verschanzungen zurückgeworfen, und wird sich ergeben müssen. Schon der Bericht Tocqueville's hat Bestürzung im elyseeischen Lager verbreitet, und die Debatte, namentlich die Erklärungen Dufaure's und Odilon Barrots, haben die Conclusionen in einer so feierlichen und nachdrucksvollen Weise bestätigt, daß für den Präsident fast jede Möglichkeit eines extralegalen Erfolgs abgeschnitten scheint.

Wir haben nichts gesagt über die Reden, welche der Victor Hugo's vorangingen, denn es ist ganz richtig, wenn die Times über Falloux, Berryer, Cavaignac, Michel de Bourges &c. bemerkt: „diese losen und hohlen Redeübungen sind in einer ernsten politischen Krise nicht am Platze, und dienen eigentlich mehr dazu, die wahren Absichten zu verhüllen, als sie zu entschleiern und darzulegen.“ So wahr dieß ist, so möchte doch der Schreiber der Times sich bedeutend irren, wenn er behauptet, „der einzige Zweck der Majorität bei der Debatte sey der, zeitig zu legalisiren, was sonst sich selbst durch eine Revolution oder einen innern Kampf legalisirt.“ Viele Mitglieder der Majorität haben augenscheinlich gar nicht diese Absicht, wohl ist aber die Bestimmtheit, mit der die Times eine blutige Lösung der Streitfrage in Aussicht stellt, eine nicht unwichtige Thatsache, denn es wird also die

[1] Das Tadelsvotum gegen den scandalösen Einfluß, den die Regierung auf das Revisionspetitionnement übte, kann nicht der Grund seyn, denn der Bericht von Charras, der dieß Tadelsvotum zur Folge hatte, war ja Herrn Odilon Barrot als Mitglied des Revisionsausschusses schon vor seiner Rede bekannt.

Ansicht ausgesprochen, daß es Ludwig Bonaparte aufs Aeußerste ankommen lassen werde. Darauf scheint auch die Ernennung des Generals Magnan zu deuten, der in mehrern Fällen eine sehr zweideutige Rolle spielte, und als er vor dem Pairsgerichtshof als Zeuge in der Sache Ludwig Napoleons wegen der Geschichte von Boulogne vernommen wurde, sich so sehr zum Vortheil desselben aussprach, daß der Präsident ihn ermahnte, seiner Stellung als Militärbefehlshaber der Regierung eingedenk zu seyn. Seine Ernennung erregte deßhalb in der Nationalversammlung nicht geringes Aufsehen; indeß scheint mancher zum Aeußersten entschlossen, wenn die Ausführung noch fern ist, und im Augenblick wo die That geschehen soll, macht sich die kältere Ueberlegung geltend. So hat auch Ludwig Bonaparte selbst, nachdem er wiederholt den Mund sehr voll genommen, in der Ausführung sich viel nachgiebiger und zahmer gezeigt, und auf diese Beobachtung ist wohl auch das wohlbemessene Verfahren der Nationalversammlung berechnet; man macht ihn allmählich matt, und vielleicht liegt im Hintergrund noch ein Mittel, das Schlimmste zu vermeiden. Seine Vermögensverhältnisse sind zerrüttet, aber die Nationalversammlung kann eine nachträgliche Dotation für seine geleisteten Dienste aussprechen, um ihn nicht als Bettler und als Schuldner nach Clichy zu schicken, nachdem er durch die Begeisterung des Volks für den Namen Napoleon doch einmal an der Spitze der Regierung einer großen Nation gestanden hatte, und diese sich selbst einen Schlag ins Gesicht geben würde, wenn ihr gewesener Beherrscher ein solches Ende nehmen sollte. Man wird, wenn immer möglich, dem geschlagenen Feind eine goldene Brücke bauen, und so unbesonnen ist Ludwig Napoleon schwerlich, daß er auf einen tollen Wurf seine ganze künftige Existenz setzt; thut er es, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er verloren ist.

Als es sich um die Wahl Ludwig Napoleons oder Cavaignacs handelte, soll letzterer gesagt haben: avant de fonder la République il faudra passer par Polichinelle I. Es war dieß die Anerkennung, daß der Name Napoleons und die Abneigung gegen die Republik, welche die 45 Cts. Zusatzsteuer ausschrieb, den Sieg davontragen und einen politisch und persönlich unbedeutenden Mann emporheben würde. Eine fast dreijährige Erfahrung hat nothwendig eine Entzauberung bei der Menge bewirkt, schon das von der Regierung mit aller Energie betriebene und doch verhältnißmäßig nicht sehr bedeutende Petitionnement gibt den Beweis, daß sein Ansehen wirklich bei den Massen sehr gesunken ist, und sein Bestreben, sich mit dem streng kirchlich gesinnten Theil zu verbinden, scheint gleichfalls sich nicht zu bewähren. Montalembert ist sehr still geworden, und aus der Rede Falloux's wollte man den Schluß ziehen, daß die Geistlichkeit selbst an dem Triumph Ludwig Bonaparte's verzweifle; ist die Rede vielleicht auch kein Beweis dafür, so spricht sie doch in Verbindung mit andern Erscheinungen hinlänglich für den Bruch der Legitimisten mit dem Elysée. Wäre Ludwig Napoleon persönlich bedeutend gewesen, hätte er seine Lage begriffen, so hätte er seine Stellung unerschütterlich fest machen können, das leidet keinen Zweifel, aber je mehr er in Aeußerlichkeiten sich zu befestigen suchte, statt seine Stellung, die er nur seinem Namen verdankte, allmählich in der That zu verdienen, desto mehr mußte seine Unfähigkeit zu Tage treten. Seine Regierungsperiode wird indeß immer eine der merkwürdigsten in Frankreich bleiben, nicht durch das was er gethan hat, sondern wegen der innern, aber unblutigen Kämpfe, welche Frankreich durchgemacht, und die für die Zukunft vieles vorbereitet haben. Am meisten aber wird sie dadurch merkwürdig bleiben, daß er es war der die Krise in Frankreich verlängert und die Republik vielleicht möglich gemacht hat; sie hat jetzt bereits drei Jahre gedauert, und muß noch fünf Jahre länger dauern, mag nun Joinville oder Cavaignac ans Ruder kommen. Nichts ist geeigneter die Dauer derselben zu sichern, als solche Kämpfe, wie wir sie hinsichtlich der Revision haben vorüber gehen sehen. Die Revisionsfrage hatte lang ehe die Debatte begann, ihre Anziehungskraft für die große Masse des Publicums verloren, aus dem einfachen Grunde, weil alle möglichen Phasen derselben seit Monaten von den Journalen durchgesprochen waren und die Redner große Mühe hatten, etwas neues darüber zu sagen. Die Menge hat gelernt, und lernt immer mehr, „to weigh kings in the balance", wie Byron sagt. Eine Aussicht, umzulenken von der Bahn der Republik, liegt nur noch in der Wahl des Prinzen von Joinville zum Präsidenten. Dieser würde die Hoffnungen der Royalisten aufrecht erhalten, und darum wohl, so wie um der Verhältnisse Frankreichs nach außen willen, scheint Thiers und seine „kleine Kirche", wie man sich vielfach ausdrückt, die Candidatur desselben auf alle Weise zu unterstützen. Bonaparte's Verbleiben würde zu innern Zerrüttungen und äußerer Machtlosigkeit führen, für die wahre und mögliche Monarchie aber wäre damit gar nichts gewonnen. Frankreich ist — darauf hat namentlich Odilon Barrot aufmerksam gemacht — gar nicht so politisch bewegt als die Nationalversammlung selbst und die Politiker von Profession, die sich in der fieberhaften Atmosphäre von Paris bewegen, und wenn ein Bonaparte oder seine Umgebung die Sache auf die Spitze treiben will, so kann leicht ein entschlossener, ehrgeiziger Mann sich der Republikaner und des Ruhebedürfnisses im Lande bedienen, um diesem Spuk, zugleich aber auch allem Prätendententhum ein Ende zu machen.

Wanderungen in Aegypten.

4. Raschid. (Zweiter Artikel.)

(Fortsetzung.)

Der Diwan des Commandanten wird in einem großen Saale abgehalten, der auf drei Seiten von niedrigen breiten, mit rothem Tuch überdeckten Sophas umgeben ist; der Bei saß in der Mitte, der Thüre gegenüber, die übrigen Mitglieder nahmen die Plätze an seinen Seiten ein; vor jedem standen seine Pantoffeln auf dem Boden, und am Eingang warteten Sklaven oder Diener um Pfeifen und Kaffee zu reichen, die man jedesmal beim Erscheinen eines angesehenen Besuchs oder eines Beamten herumreicht. Im Vorzimmer saßen Baltadschis und Tschauschen (Invaliden- und Polizeisoldaten), die mit langen Stöcken ausgerüstet waren; sie traten unaufhörlich in den Saal mit Papieren, die sie dem Bei und den Mitgliedern zum Unterzeichnen übergaben. Im Orient, wo des Schreibens kundige Leute eine Seltenheit sind, wird die Unterschrift durch die Beifügung eines Stempels auf dem Papier ersetzt, den man vermittelst des Zeigefingers mit einer dicken Dinte einschmiert, und dann unten an das Papier aufdrückt, das man mit Speichel benetzt hat. So verfahren hier alle vom letzten Dorfscheich bis zum Vicekönig selbst, wie ich dieß mehreremale sah, als ich mich beim Vicekönig befand; die in Aegypten im Dienste stehenden Europäer müssen bei Urkunden und ähnlichen officiellen Actenstücken dieser Gewohnheit gleichfalls folgen, weil die Unterschrift allein, ohne beigedrucktes Siegel, keine gesetzliche Kraft hat. Dieses Siegel trägt man entweder am Finger in Form eines Ringes, oder läßt es an einer seidenen Schnur auf die Brust herabhängen. Mehemed Ali trug das seinige in einem Beutelchen, auf dessen Grund es angenäht war, und das er stets bei sich in der Tasche führte. Der Name dessen, der den Stempel beigedruckt hat, wird von einem Schreiber zur Seite auf dem Papier bemerkt. Nach dem Tode angesehener Leute, Beamter, reicher

Kaufleute u. dgl. wird ihr Siegel alsbald zerbrochen, um Mißbrauch und Fälschungen zu verhindern. Von den letztern hört man indeß fast nichts, und man kann nicht umhin über die Seltenheit derselben sich zu verwundern, namentlich wenn man sich erinnert, daß es bei den Moslems fast keine Familiennamen [1] gibt, und auf dem Siegel nur der Eigenname und das Jahr, wo es gravirt wurde, angemerkt ist.

Bei der Rückkehr des Negers aus dem Hause schloß der Commandant alsbald den Diwan, und wir begaben uns sogleich mit ihm in sein Quartier. Gh.... Bei wohnt in einem großen und hübschen Hause das erst kürzlich gebaut wurde; von der Thüre aus schritt er voran auf der Treppe, und bat uns ihm zu folgen, oben aber hielt uns ein Eunuch (Tauaschi), noch ein Knabe, auf und ließ uns nicht weiter gehen; die Frauen des Bei saßen bei dem Kranken; als sie unsere Ankunft vernahmen, eilten sie in andere Zimmer, und dann erst ließ man uns in das Schlafzimmer des 13jährigen Patienten, Osman Effendi. Er lag auf dem Boden auf einer Matratze unter einem Baldachin (namusije) von rosenfarbigem Nesseltuch, um ihn gegen die Fliegen zu schützen; er zeigte das letzte Stadium von Schwäche und Erschöpfung; ganz wörtlich waren nur die von einer düeren, harten Haut überzogenen Knochen an ihm übrig, der Puls, dünn wie ein Faden, war kaum bemerklich, die eingesunkenen Augen blickten trübe auf uns, und ein chronischer Durchfall vollendete die Erschöpfung. Seine Krankheit dauerte schon einige Wochen, und in dieser ganzen Zeit hatte die unkluge Familie ihn mit Oel und Schafkäse gefüttert. Ich verschrieb ein Recept, das sogleich durch einen Expressen in die Apotheke nach Alexandrien geschickt wurde, und rieth dringend eine andere der Lage des Kranken mehr entsprechende Diät an; die Gefahr und geringe Aussicht auf Genesung verbarg ich indeß dem Vater nicht.

Von da begab ich mich mit Hrn. d'Renaud außerhalb der Stadt zu der berühmten Moschee Abu Mandur, welche diesen Namen von einem darin begrabenen Scheich erhalten hat, der bei den Bewohnern Raschids als der Beschützer ihrer Stadt gilt. Wir gingen zum südwestlichen Thore hinaus, das durch eine Bastion und kupferne Kanonen vertheidigt ist, gingen etwa eine Viertelstunde weit mühsam durch tiefen Sand, der auf dieser Seite bis hart an die Stadt reicht und mehr und mehr alle Umgebungen derselben anfüllt. Der Sand bildet hohe Dünen, unter denen, wie schon bemerkt, die Palmenbäume bis auf die Spitzen verschwinden und ganze Gärten verschlungen wurden. Am Fuße eines dieser Hügel breitet sich eine weite Pflanzung von Fruchtbäumen aus, unter denen viele Limonen-, Apfelsinen- und Granatäpfelbäume, so wie Weinreben und Cactus (lin-schoke, Cactus opuntia L.) sich befinden. Dieser Garten wird von allen Seiten durch den Andrang des Sands eingeengt, der langsam aber unablässig gegen den Nil vorrückt; die parallelen Reihen von Zäunen aus geflochtenem Schilf, die ich hier bemerkte, bilden ein unmächtiges Hinderniß gegen den Einbruch der Wüste. Etwas weiterhin auf dem Gipfel eines andern, höhern Hügels ist ein runder Backsteinthurm errichtet; dieß ist der Telegraph, welcher zur Uferlinie gehört, die von Alexandrien bis Damiat geführt ist. Die ersten Telegraphen wurden in Aegypten im J. 1821 von Cairo nach Alexandrien errichtet; auf dieser etwa 192 Werste in gerader Richtung betragenden Entfernung befinden sich 19 Stationen oder Thürme, welche die Nachrichten von einer Stadt zur andern in 40 Minuten übertragen. Wir erstiegen den telegraphischen Thurm, wo zwei arabische Aufseher uns das bei Beförderung der Nachrichten gebräuchliche Alphabet zeigten, und gaben uns ein Sehrohr, vermittelst dessen man einen ungeheuren Horizont überblickt. Die von der Höhe dieses Thurms sich eröffnende Aussicht kann man mit Recht wegen ihrer Schönheit rühmen, sie ist eine der schönsten und malerischsten in Aegypten, wo es ihrer überhaupt nicht viele gibt. Gegen Westen in der Ferne zeichnet sich Edku und Abukir nebst den benachbarten Seen ab, noch weiter hin erblickt man die hohen Aufwürfe des Mahmudieh-Canals; gegen Osten auf dem entgegengesetzten Nilufer breitet sich wie ein blauer Spiegel der Burlossee aus, stellenweise, namentlich bei Fue, tritt er fast an den Nil selbst heran, mit dem er übrigens durch einige Canäle in Verbindung steht. Um diese Zeit, welche für die Vegetation in Aegypten die günstigste, ist das Delta mit einem saftigen, üppigen Grün bedeckt, und erscheint wie ein unabsehbarer Teppich, auf dem in zahlreichen Krümmungen der Nil langsam seine gelben Wellen nach dem Meere wälzt; sie trennen sich gleichsam widerwillig von dem gesegneten Boden!

Neben dem Telegraphen, hart am Ufer des Stroms ist die Capelle des Scheichs Abu Mandur erbaut, wohin jährlich im September die Bewohner von Raschid in großer Procession ziehen, mit Musik und den Fahnen der verschiedenen Moscheen. Die Lage der Capelle ist reizend; ihre weißen Mauern und das leichte hohe Minaret heben sich freundlich lächelnd aus dem dichten Grün hundertjähriger Feigenbäume, Palmen und Bananen; Weinreben ranken sich in Festons um die vergitterten Lauben, unter denen die rechtgläubigen Besucher Schatten und Kühle finden, und auf das Geplätscher der Wellen horchen. Ein Kai aus rothem Backstein mit vielen in denselben eingemauerten Bruchstücken von Granit- und Marmorsäulen schützt das Fundament der Capelle gegen den Anstoß des Stroms. Diese Säulen sind ohne allen Zweifel Ueberreste der alten Stadt Bolbitin, deren Trümmer in geringer Entfernung von da unter Hügeln von Sand sich finden, der hier bis ins Bette des Flusses sich eindrängt. Einige Fellahs waren bei uns beschäftigt, ganz erhaltene alte Backsteine aus dem Boden zu graben. Etwas hinter der Capelle liegt eine zweite größere Moschee, mit Wohnungen für die Frommen, welche aus verschiedenen Theilen Aegyptens hieher kommen; unter denselben befinden sich viele Frauen, die am Grabe Abu Mandurs Hülfe gegen die Unfruchtbarkeit, den größten Kummer einer verheiratheten Moslemitin, suchen. Auch ist hier ein Begräbnißplatz angelegt, auf dem die Leichen der reichen und angesehenen Bürger Raschids beerdigt werden.

Wir kehrten nach der Stadt auf einem andern Wege zurück, der am Rande des von prächtigen Bäumen beschatteten Nilufers hinführt; der hierdurch gebildete üppige hellgrüne Saum wird leider mit jedem Jahre enger und enger, und der Sand überwältigt unaufhaltsam den fruchtbaren Grund. Die aus rothem Backstein aufgeführten Mauern der benachbarten Gärten und die gewölbten Backstein-Canäle, welche ihnen einst das zur Bewässerung nöthige Wasser zuführten, sind die Zeugen ihres verschwundenen Wohlstands und der Thätigkeit ihrer Besitzer; jetzt stürzen sie ein und die Durchbrüche der Mauern werden mit elendem Flechtwerk aus Schilf geschlossen. Der schmale Pfad, auf dem wir gingen, windet sich zwischen ungeheuern hundertjährigen Feigenbäumen, und bildet den angenehmsten Ort zum Spazierengehen, den man sich denken kann. Die hier vorkommenden Maulbeerbäume (tutbeledi) werfen in den Wintermonaten gleichfalls ihre Blätter ab, und die kahlen, gleichsam verdorrten Zweige bilden einen seltsamen Gegensatz zu dem frischen Grün der andern Pflanzen.

(Schluß folgt)

Mangel an Arbeitern in Westindien. Die neuesten Nachrichten (s. Shipp. Gaz. 21 Julius) wiederholen die alten Klagen aus Jamaica und Trinidad, daß in vielen Districten keine Arbeiter zu bekommen sind, und daß das Zuckerrohr auf dem Boden faule, während die Felder voll Unkraut sind. Der faule Neger will, auch bei hohem Lohn, nicht arbeiten, da er sich seinen dürftigen Unterhalt durch Arbeit auf einem kleinen Stück Feld erwerben kann. Man fürchtet, daß ein großer Theil der Zuckerpflanzungen aufgegeben werden muß, denn wenn der Lohn ferner gesteigert wird, um die Arbeiter herbeizubringen, so kann der Zucker die Concurrenz des Sklavenzuckers nicht aushalten.

[1] Die Familiennamen, die man bei den Arabern ausnahmsweise trifft, sind fast immer von dem Gewerbe entlehnt, el Fahami, el Damanhuri, Batal, Elsuli u. s. w., zuweilen ist der Stand oder das Handwerk des Vaters oder Großvaters dem Namen dieser Nachkommen beigefügt, el attar (Arzthelfer), el pahlawan, der Gaukler u. s. w. Bei den Türken trifft man in gleicher Weise manchmal Familiennamen, die der Oertlichkeit entnommen sind. Dschezairli, Monastirli, der von Algier, von Monastir. Manchmal dient ein äußerlicher und sichtlicher Mangel als unterscheidende Bezeichnung, endlich kommen auch sehr seltsame Familiennamen vor, wie freilich auch bei allen andern Nationen, einer der Oberste der ägyptischen Armee in Syrien hieß Ahmed Birotus (einunddreißig), der Aga, der sich im Hedschas gegen Mehemed Ali empörte, hieß Turkische Bilmes (der nicht türkisch versteht) u. s. w.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 181. 30 Julius 1851

Centro-Amerika.

Unter diesem Titel hat Hr. C. F. Reichardt ein kleines Buch über das Gebiet zwischen der Landenge von Panama und der Südgränze von Mexico herausgegeben. Mit Recht beklagt er sich in der Vorrede, daß dieß Land früher und selbst jetzt noch eines der unbekanntesten gewesen sey, trotz seiner leichten Zugänglichkeit. Der Grund hievon mag ein gedoppelter seyn: die Westküste war, wie die Westküste Amerika's im Allgemeinen, wenig befahren, und die Ostküste bot alle Nachtheile eines heißen feuchten Tropenlandes. Bis in dieses Jahrhundert hinein war die Eifersucht der Spanier Schuld, daß man weniger ins Innere drang, seit der Trennung sind die innern Kämpfe allzu wenig einladend gewesen. So blieb dieser in vielen Beziehungen merkwürdige und wichtige Landstrich bis zu einem wirklich unglaublichen Grade unbeachtet und unbekannt; jetzt aber, wo die Anlegung einer Eisenbahn von Chagres nach Panama schon im Bau, wo die Fahrt auf dem San Juan nach dem Nicaragua-See und der kurze Landweg von da nach dem stillen Meer schon vielfach eingeschlagen wird, wo man ernstlich an die Anlegung eines Canals durch den Isthmus von Tehuantepec denkt, jetzt wird das bisher so unbeachtete Land auf einmal in die große Bewegung hineingerissen, und die öffentliche Aufmerksamkeit wendet sich demselben zu. Wer selbst schon vielfach Nachrichten über dieß Land vergebens suchte, dem wird die Zusammenstellung des in sehr verschiedenen Werken und Schriften zerstreuten Stoffs und namentlich auch die Anknüpfung desselben an ältere spanische Nachrichten willkommen seyn.

Wie in fast allen amerikanischen Republiken, wo die Spanier und spanischen Creolen das Joch des Mutterlandes abschüttelten, ist die angesehene, reiche und gebildete Classe durch die rohen Massen, die sie zum Kampfe auffordern mußte, nach und nach überwältigt worden, und in Centralamerika kam noch der Umstand hinzu, daß nicht bloß die Mischlingsracen, sondern theilweise selbst die reinen Indianer zur Herrschaft gelangt sind; nur die spanische Herrschaft und der spanisch-europäisch gebildete Theil des Volkes konnte die bunt gewürfelte Bevölkerung der 5 verschiedenen Staaten zusammenhalten; sobald durch den Sturz dieser Creolenpartei die Racenverschiedenheiten der einzelnen Staaten stärker hervortraten, mußte der Bund auseinanderfallen. Die Gründe, weßhalb hier ein bei weitem schwächerer Zusammenhang zwischen den verschiedenen Provinzen und Volksclassen stattfand, wie z. B. in Mexico, sind eben nicht weit zu suchen, und Reichardt führt sie auch mit großer Klarheit auf, wenn er p. 31 sagt: „während des ersten Jahrhunderts der Colonialexistenz Centralamerika's und so lange noch, neben der systematischen Unterdrückung und Aussaugung durch die weltlichen Beamten, wie durch die zahllose Geistlichkeit, das damals mächtige Mutterland durch seinen Schutz, wenigstens indirect, den Handel, den Anbau des Landes und mit dem äußern auch den innern Verkehr der Colonie begünstigte, scheint dieselbe doch nicht geradezu rückwärts gegangen zu seyn. Als jedoch später, bei Fortdauer derselben schmählichen Wirthschaft der Verwaltung, die gänzliche Vernachlässigung der wichtigsten Lebensinteressen der Colonie von Seite des Mutterlandes hinzukam, als die Küstenstriche verlassen, die Häfen geschlossen werden mußten wegen der zunehmenden Piraterie auf beiden Meeren, der sich die armen unbewaffneten Colonien nicht erwehren konnten, also somit der Handel fast gänzlich aufhörte, und in Folge dessen auch Landbau und Industrie sich nicht heben konnten, da bedurfte es kaum noch der beschleunigenden Einwirkungen des bigotten, alle Thatkraft lähmenden und demoralisirenden Pfaffenregiments, um völlige Stagnation eintreten zu lassen und Land und Volk auf lange Zeit hinaus zu Grunde zu richten." Eine Bestätigung dieses Sachverhalts liegt in der Schilderung des Landes, wie sie der Engländer Gage, der vom J. 1625 bis 1637 als Missionsgeistlicher sich in Guatemala aufhielt, entwirft; seinen Angaben nach, die gelegentlich bemerkt der spanischen Verwaltung durchaus nicht günstig sind, war das Land damals noch stark bevölkert und wohlhabend, während Juarros am Ende des 18ten Jahrhunderts die Küste fast ganz verlassen, fast alle Häfen verschlossen, den auswärtigen Handel vernichtet und das Land halb verödet fand; die Eifersucht und Schwäche der spanischen Regierung[1] mehr als ihre Tyrannei haben also das Land so heruntergebracht.

Im Laufe der anderthalb Jahrhunderte von 1650 bis 1800 muß sich die Bevölkerung gebildet haben, wie wir sie jetzt finden. Juarros gibt am Ende des vorigen Jahrhunderts die Gesammtbevölkerung der Staaten Guatemala, Salvador, Nicaragua, Honduras und Costarica auf 800,000 an, darunter 50,000 Weiße (Creolen wie Spanier), 500,000 reine Indianer, 250,000 Ladinos oder Mischlinge von Weißen und Indianern. Für 1850 wird die Gesammtbevölkerung auf 1,500,000 angegeben, und darunter 100,000 Weiße, 800,000 reine Indianer und 600,000 Ladinos. Mit wie viel Fug und Recht diese Verhältnißzahlen angegeben werden, müssen wir freilich dahin gestellt seyn lassen. Die Zahl der Weißen kommt uns verdächtig groß vor, besonders wenn man die Angaben von Juarros nur einige Bedeutung bei-

[1] Namentlich auch mehr als das „bigotte Pfaffenregiment", das Hr. Reichardt allenthalben so hart verklagt und mit etwas zu protestantischem Eifer verfolgt; wie die Sachen stehen, ist die Herrschaft der Geistlichkeit der einzige wohlthätige Zügel der Massen besonders der Indianer.

legen will, da jedenfalls das Einströmen von Weißen, die letzten zwei Jahre ausgenommen, gleich Null seyn mußte, und somit keine solche Vermehrung anzunehmen ist. Welchen geringen Antheil indeß die weiße Bevölkerung an der Gesammtmasse hat, erkennt man am besten, wenn man die Angaben über die Bevölkerung der einzelnen Provinzen vergleicht. Costarica, die südlichste Provinz, wo die Breite des Continents am geringsten, und also wohl von jeher der Zufluß der Weißen am stärksten war, hat 75,000 Weiße, somit drei Viertheile des Ganzen. Da der ganze Staat nur 100,000 Einwohner hat, so kommen also auf die 1,400,000 S. der andern vier Provinzen nur 25,000 Weiße, und sie können also in denselben kaum mehr als bedeutendes Element der Bevölkerung in Betracht kommen: 10,000 Weiße auf 450,000 Indianer und 140,000 Farbige im Staate Guatemala will so gut wie gar nichts heißen.

Wichtiger als die Zahl und das Verhältniß der Weißen ist das der Ladinos, der Mischlingsrace zwischen beiden, denn fremde Elemente, wie Neger u. s. w. kommen, einige Küstenplätze abgerechnet, kaum in Anschlag. Ob die Ansicht Reichardts, „daß sich selbst überlassen, in Centroamerika die vermischte farbige, (d. h. Ladino-) Bevölkerung jedenfalls die beiden andern mit der Zeit ganz in sich aufnehmen würde", so unzweifelhaft ist, wie er annimmt, möchten wir kaum glauben, denn es ist eine allgemeine Bemerkung, daß nur das fortdauernde Zuströmen der fremden, d. h. der weißen Race, die Vermehrung und den Fortschritt der Ladinos bedingt; diese fortdauernde Einströmung von Weißen wird aber der Zahl nach gewiß nicht sehr bedeutend seyn, und eben darum die reine eingeborene Race mehr und mehr wieder das Uebergewicht über die Mischlingsrace erhalten. Für Guatemala sind, wie wir oben angegeben, nur 140,000 Farbige gegen 450,000 Indianer angenommen; durchliest man aber die von Reichardt gegebene Beschreibung, so möchte man eher annehmen, daß auch diese geringe Anzahl von Farbigen noch zu groß ist; zudem scheinen die Ladinos in Sitten und Gewohnheiten mehr und mehr mit der Indianer-Race sich zu verschmelzen, wie denn, wenn wir uns recht erinnern, Carrera, der Dictator von Guatemala, selbst ein Ladino ist, und als der Retter und Rächer der Indianer von vielhundertjährigem Druck angesehen wurde. Für Salvador, Honduras und Nicaragua sind nur 15,000 Weiße, 340,000 Indianer und 445,000 Ladinos angegeben. Ueber die Fruchtbarkeit der Ladinos, sobald sie sich nur unter einander fortpflanzen, wissen wir bis jetzt nichts, im allgemeinen aber kann man die Ansicht festhalten, daß die Mischlingsracen sich gegen die reinen Racen nicht halten, falls nicht fortdauernd frisches Blut die Mischlingsrace belebt. Ueber diese Verhältnisse kann nur der Verlauf der Zeit Aufschluß geben.

Von Panama herauf bis zum Nicaragua-See und von da an der Westküste bis zur Conchaguabay, d. h. bis an die Gränze von Salvador, wird diese weiße Race, gestärkt durch das Einströmen neuer Einwanderer von der angelsächsischen Race, welches durch die zwei Straßen über den Isthmus nothwendig vermittelt werden muß, unfehlbar auf lange Jahre hinaus das Uebergewicht erhalten, wenn nicht der Zahl, doch dem Einfluß nach, aber dieß Gebiet ist zu heiß, als daß der Weiße arbeiten könnte, und so wird er nur gerade so lange, als dieß Einströmen dauert, sich behaupten. Mexico war drei Jahrhunderte lang das gelobte Land der Spanier, die dorthin in einer Anzahl strömten wie es durchaus nach Centroamerika nicht der Fall war, dennoch sind Creolen und Mischlinge in Mexico seit der Unabhängigkeit und durch das damit zusammenhängende Aufhören des Einströmens von Nationalspaniern sichtlich gesunken, und das Emporkommen der Indianer ist unverkennbar, wenn auch sehr langsam. In den Urracen liegt eine zähe Kraft, und eine Vermischung mit der fremden Race ist nur dann dauernd und folgereich, wenn die fremde den Boden bauen kann: wenn dieß der Fall ist, kann die eingeborne Race physisch und geistig unterjocht werden, und endlich in der fremden aufgehen; wo dieß nicht der Fall ist, wird sie, wenn auch etwas umgewandelt, fortbestehen, und allmählich das eingedrungene Element bewältigen. Die Erfahrungen der alten Welt zeigen, daß eine nördliche Race, so wie sie eine gewisse Linie gegen Süden überschreitet, sich nicht mehr in sich selbst fortpflanzt, oder richtiger gesagt, daß ihre Abkömmlinge der Mehrzahl nach in dem fremden Klima sterben: so jetzt die Kinder der Engländer in Indien, wie einst die der Mameluken in Aegypten und Bagdad. Letztere wie die ersten mußten sich unaufhörlich aus der Heimath recrutiren. Eine ähnliche Bemerkung kann man in Bezug auf die schwarze Race machen: so lange sie auch schon aus dem Innern Afrika's nach der Nordküste strömt, so bilden ihre Nachkommen doch nirgends einen bedeutenden Theil der Bevölkerung; sie sind immer wieder untergegangen und haben den eingebornen und von Osten her eingewanderten Stämmen der Berber und Araber das Feld geräumt. In Amerika, wo die großen Gebirge von Süden nach Norden laufen, wie in der alten Welt von Osten nach Westen, werden sich solche scharfe Gränzlinien nicht ziehen lassen, aber das Naturgesetz wird sein Recht behaupten, und es wird eine große Aufgabe der Anthropologen und Ethnographen seyn, den Gang der physischen Entwicklung in der jetzigen so wunderlich zusammengewürfelten Bevölkerung Amerika's zu verfolgen.

(Schluß folgt.)

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

4. Tour von Mehadia nach Orsova und an der Donau hinauf.

(Schluß.)

Diese Höhle hat ihren Namen und ihre Berühmtheit durch den österreichischen General Veterani bekommen, welcher im letzten Türkenkriege in der Gegend von Orsova mit einem kleinen Corps von den Türken abgeschnitten wurde, und keine andere Rettung vor sich sah, als durch unwegsame Schluchten (damals war hier an der Donau noch keine Straße) diese Höhle zu suchen, und sich darin zu verbergen, bis die Feinde abgezogen seyn würden. An Mundprovision konnte er freilich nicht viel mitnehmen, und es würde ihn der Hunger bald herausgetrieben haben, wenn die Feinde sich nicht nach wenigen Tagen entfernt und ihm den Paß frei gemacht hätten. — Uns war in Orsova versichert worden, daß die Höhle jetzt ein Schlupfwinkel für Schmuggler und Räuber sey, was wir aber in Zweifel zogen, da sie auf beiden Seiten von Gränzwächtern beobachtet wird. Sie ist groß und besteht aus mehreren Kammern, von denen die eine ziemlich hoch (wohl 20 bis 24 Fuß) und dabei sehr geräumig ist, so daß leicht in dieser allein ein paar hundert Mann campiren konnten. Der Eingang ist von Gebüsch und Gesträuch so dicht bedeckt, daß ihn nur der Kundige finden kann. Was wir hier erlebten, das erzähle ich jetzt.

Wir fuhren im raschen Trabe dahin. Die Sonne war am Untergange und in dieser engen Schlucht längst nicht mehr zu sehen, so daß sich über sie schon ein magisches Dunkel verbreitete. Als wir eben um eine Felsecke bogen, sahen wir einen Mann auf einem Felsenvorsprunge stehen, den wir für einen Gränzwächter

hielten. Im Nu schoß er von seinem Standpunkte herab, und ehe wir es uns versahen, fiel er unsern Pferden in die Zügel. In demselben Augenblicke waren drei andere zur Stelle, geboten uns — unter Androhung des Todes — Stillschweigen, spannten sodann, nachdem sie uns höflich gebeten hatten, auszusteigen, die Pferde aus, führten sie die Höhe hinauf, schoben den Wagen nach und ein neu Angekommener geleitete uns bis zum Eingange der Höhle, denn sie war es, in welcher die Leute campirten. Alles ging so rasch und so geheimnißvoll, daß wir uns kaum besinnen konnten und eigentlich nicht wußten, was mit uns geschah. Wir kamen an den Eingang, von wo heraus uns Rauch entgegenschlug, der von einem in der Mitte der großen Kammer brennenden Feuer kam. Unser erster Gedanke war der, daß wir unter Räuber gerathen seyen, und wir machten uns schon auf ein hartes Schicksal gefaßt. Die Art der Behandlung aber, die wir erfuhren, machte uns irre und flößte uns wieder Muth ein. Im Hintergrunde der Höhle bemerkten wir ein Paar Männer, die leise mit einander sprachen und uns beobachteten. Als wir nun endlich etwas weiter vortraten und in die Nähe des Feuers kamen, so zeigte der eine Erstaunen, wie über etwas Unerwartetes. Er theilte sich dem andern mit, und sie flüsterten nun noch eifriger mit einander, so zwar, daß wir einzelne Worte verstanden, aus denen wir schließen konnten, daß hier ein Irrthum obwalte.

So mochte wohl schier eine Stunde vergangen seyn, welche wir in Ungewißheit und Besorgniß zugebracht hatten, als der eine von den beiden Bezeichneten an uns heran trat, uns mit großer Artigkeit um Verzeihung bat, daß man uns Ungelegenheit gemacht habe und beifügte, es stehe unser Wagen bereit, uns aufzunehmen. Wir nahmen Abschied, stiegen, geleitet von ein Paar der Männer, die uns hinaufgebracht hatten, die Höhe hinab, fanden unsere Wagen an der Straße und fuhren ohne weiteres nach Orsova zurück, wo wir jedoch erst spät — gegen zehn Uhr — ankamen. Possierlich waren die Aeußerungen unsers launigen Kutschers über das Ereigniß, welches er durchaus einer Räuberbande zuschrieb, trotzdem, daß uns auch nicht einer Stecknadel Werth war geraubt, und trotzdem, daß wir mit aller Artigkeit waren behandelt worden. Uns selbst blieb die Sache ein Räthsel, dessen Auflösung wir erst am andern Tage bekamen.

Diese Auflösung war nun einfach folgende: es war dem Gränzzollamte denuncirt worden, daß an dem Tage eine Hauptdefraudation stattfinden, und daß der Uebergang der Schmuggler in der Nähe der Veteranihöhle seyn würde. Der Unternehmer der Expedition würde (so war angezeigt worden) mit Pferd und Wagen an der Donau heraufkommen, um die Aufmerksamkeit der Gränzwächter auf sich und von den Schmugglern abzulenken. Das Amt entsandte nun zuverlässige Leute in die Höhle, und sie waren es, die uns in Empfang nahmen. — Ohne Zweifel war das Ganze eine Mystification, die sich ein Spaßvogel mit dem Gränzamte erlaubt hatte, oder es war auch möglich, daß dieselbe von Schmugglern ausging, um die Aufmerksamkeit der Gränzwache von einem Punkte abzulenken, über welchen man gehen wollte.

Wanderungen in Aegypten.

4. Raschid. (Zweiter Artikel.)

(Schluß.)

Wir kamen erst gegen Abend nach der Barke zurück, und erfuhren, daß während unserer Abwesenheit auf derselben ein Arnaut von den Delis (irregulären Reitern) erschienen sey, deren einige bei jedem Gouverneur zu Versendungen sich finden. Dieß Volk ist höchst meuterisch, ausschweifend und zügellos, und die Fellahs fürchten sie entsetzlich. Der Arnaut, der die Barke mit seinem Besuch beehrt hatte, war etwas angetrunken, und während er auf dem Verdeck mit unserem Koch saß, fiel es ihm ein, sich auf eine ziemlich originelle Weise zu unterhalten: er schoß aus den langen, an seinem Gürtel befindlichen Pistolen mit Kugeln nach den Thongefäßen, womit in der Nachbarschaft Frauen Wasser aus dem Strom schöpften. Der Bösewicht zielte sehr richtig: wenn er einen Topf getroffen und ihn zerschmettert hatte, freute er sich und lachte laut auf, die armen Weiber aber weinten und gingen mit Geschrei und Klagen hinweg. Auf diesen Lärm sammelte sich ein Volkshaufe um die Barke, die man nur mit Gewalt von diesem unangenehmen Gaste und seinen gefährlichen Scherzen befreien konnte.

Bald darauf erschien bei uns Hr. P . . ., ein junger französischer Officier, dessen ich oben schon erwähnte; er lud uns zum Essen ein, und wir brachten mit ihm und seiner liebenswürdigen Hausfrau einen sehr angenehmen Abend zu. Ihr Leben ist ein wahrhafter Roman, in welchem Frau P . . . eine schöne Rolle der Selbstaufopferung und Anhänglichkeit spielt, eine Rolle deren nur ein weibliches Herz fähig ist. Lange saßen wir am Kamin, und sprachen über Europa und den Petersburger Winter. Vor dem Essen zeigte uns Hr. P . . . einen arabischen Hengst von reiner Nedschd-Race, wie er versicherte. In Alexandrien hatte der Eigenthümer, ein Araber, das Pferd durch rauhe Behandlung vollständig verdorben, und es zur Verwendung unbrauchbar gemacht, so daß Hr. P . . . es um ein Nichts kaufte. Durch ausdauernde Bemühungen — Hr. P . . . hatte, wie es scheint, früher in der Cavallerie in Algier gedient — glückte es ihm, das Pferd wieder zurechtzubringen, jetzt reitet er es in $4^1/_2$ Stunden nach Alexandrien, und man hat ihm 1200 Fr. dafür geboten, während er es für 75 kaufte. Dieser Hengst, acht Jahre alt und von dunkelgrauer Farbe, zeichnete sich durch sehr schöne, regelmäßige Formen aus; der kleine Kopf, mit lebhaften, glühenden Augen zeigte einen ungewöhnlichen Ausdruck von Verstand und Begriffsvermögen, wie dieser den edelsten aller Pferderacen überhaupt eigenthümlich ist. Hr. P . . . bewohnt ein großes Haus mit einem Garten, das dem Commandanten der Stadt gehört, dem er jährlich 1000 P. (100 fl. Conv. M.) Miethe zahlt. Besonders hübsch ist ein niedriger Saal im untern Stockwerk, dessen Fenster gegen den Garten gerichtet sind; er ist mit weißem Marmor gepflastert und hat in der Mitte eine schöne marmorne Fontäne, die einigermaßen einer runden Etagère gleicht; die Decke aus weißem Holze ist mit Schnitzwerk und sehr zarten Arabesken geschmückt. Niedere Backsteinbänke, die man mit Polstern und Teppichen bedeckt, umgeben den Saal, der in der Sommerhitze zum Ausruhen und zum Keif bestimmt ist, und in der That um diese Zeit ein sehr angenehmer Aufenthalt seyn muß, der mitten unter dem Blüthenduft, dem Plätschern der Fontäne und den Wolken von Latakietabak zum Träumen einladen muß.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir einige Bemerkungen beizufügen über die Anordnung und innere Einrichtung der Wohnungen der wohlhabendern Aegyptier. Die Besonderheiten der orientalischen Sitten, die vollkommene Absonderung der Frauen von der Gesellschaft fremder Männer, der Charakter der Moslemin selbst u. s. w. halten einen bedeutenden Einfluß auf die architektonischen Verhältnisse ihrer Wohnungen. Die Häuser sind meist zwei- oder dreistöckig, und fast immer aus rothen Backsteinen aufgeführt; in Cairo baut man aber auch nicht selten aus Luftziegeln, welche außen mit dünnen, viereckigen Fließen von gelbem Kalkstein verkleidet sind, so daß man auf den ersten Anblick die neuen Häuser für sehr fest und ganz aus behauenen Steinen aufgeführt halten sollte. Nach einiger Zeit aber machen sich diese Fließen, welche ziemlich schlecht durch ein Cement von Kalk, Sand oder Erde und eine geringe Menge Laugensalz verbunden sind, von der Wand los, biegen sich scharf heraus und fallen endlich ab. Im allgemeinen sind die Gebäude rund um einen viereckigen Hof (chosch)[1] angelegt, so daß Thüren und Fenster der Zimmer nach einer Galerie gehen, welche diesen Hof

[1] Es ist zu bemerken, daß die Araber keinen reinen o-Laut haben; dieser Vocal wird, namentlich in einsylbigen Worten, fast wie ou ausgesprochen.

umgibt. Auf der gegen die Straße gerichteten Façade sieht man sehr wenig Fenster, aber zwei oder drei gedeckte Balcone (Muscharabie), welche durch ein dichtes Gitter geschützt sind; darin steht ein Sopha, und die Frauen, welche im Orient gewöhnlich mit nichts beschäftigt sind, sitzen hier den ganzen Tag und betrachten die auf den Straßen vorübergehenden Leute, während sie selbst vor den unbescheidenen Blicken verborgen sind. Die Treppe (selalym) welche in die obern Stockwerke führt, ist in Cairo immer von Stein, häufig gewunden, und zeichnet sich durch ungewöhnliche Leichtigkeit bei bedeutender Festigkeit aus. Das Dach (el sottuch) ist flach, als Terrasse angelegt, statt mit einem röthlichen Cement verstrichen, und am Rande von einer kleinen Mauer umgeben, damit man von den benachbarten Dächern nicht die Frauen sehen kann, wenn sie Abends auf diesen Terrassen sitzen, wo auch in den heißen Monaten viele Familien zur Nachtzeit schlafen. Da wo die Treppe durch eine viereckige Oeffnung auf die Terrasse herausführt, ist eine Art Verschlag (melkef) aus Brettern angebracht; dieser öffnet sich stets gegen Norden, und dient zur Unterhaltung des Luftzugs und zur Erneuung der Luft innerhalb der Treppe und der Zimmer selbst.

Vor dem Haus nach der Straße hin ist eine steinerne Bank (mastabe), auf welcher die Diener und die Leute niedrigen Standes, welche Mangel an Raum im Innern haben, sitzen. Die äußere Thüre ist nicht hoch, gewöhnlich mit dicken Nägeln beschlagen, und von innen mit einem hölzernen Riegel verschlossen; von außen ist ein eiserner Ring oder eine Art Hammer angebracht, womit die, welche hereinkommen, an die Thüre klopfen; dann öffnet der Pförtner (bauab), fast immer ein Nubier, nachdem er zuvor an den Klopfenden die Frage: min? (wer?) gerichtet hat. Für den Empfang von Personen, die man nicht in die innern Zimmer führen will, ist ein Gemach (mandara) im untern Stockwerk bestimmt, das sehr einfach ausgerüstet ist; im Sommer empfängt der Hausherr auch in der offenen Galerie (lochlausch) im Hofe, der oft von Bäumen beschattet ist. Wohnzimmer hat man gewöhnlich im untern Stockwerk nicht, hier sind nur die Vorraths- und Aufbewahrungskammern, die Ställe, manchmal auch ein Brunnen oder Cisterne. Angesehene Besuche führt man in den Diuan,[1] das von Sophas umgebene Empfangzimmer in der Beletage; ein Saal, in welchem die Familie sich versammelt, und wo ein Fremder selten zugelassen wird, heißt El-Kaa; er ist mit Sophas aus Seidenstoffen, mit Blumen, Fontänen und vielfarbigen Gläsern in den Fenstern geschmückt, der Boden mit persischen Teppichen belegt; die Wände entweder einfach mit Kalk geweißt oder gemalt, die Decke geschnitzt, manchmal vergoldet; ein hölzernes, bunt bemaltes Getäfel bekleidet einen Theil der Wände, und hinter denselben sind Schränke zur Aufbewahrung verschiedener Sachen.[2] Auf der einen Seite des Saals, drei bis fünf Fuß über dem Boden befindet sich ein breites Marmorkarnieß (el suffeh), auf welchem Kaffeetassen, Tyscht und Ibrik (Schüssel und Kanne) zum Waschen, Nargileh u. s. w. sich finden. Theure und schwer zu transportirende Möbel, wie bei uns in Europa Commoden, Tische, Lehnsessel, Stühle, Spiegel u. s. w. gebrauchen die Eingebornen gar nicht; außer den Diwanen besteht das ganze Ameublement aus einem oder zwei runden Tabureten (kursi), auf die man zur Essenszeit die Trage (sennije) mit den Schüsseln stellt, um welche man sich auf den Boden setzt. Der Saal Elkaa läuft oft durch zwei Stockwerke, und ist oben von einer Galerie umgeben, welche mit einem dichten hölzernen Gitter umschlossen ist, von wo die Frauen, ohne sich zu zeigen, an den Gesprächen und Unterhaltungen der Männer Theil nehmen können; hieher führt man auch die Almea, die man in männliche Gesellschaft beruft; eine besondere Treppe führt aus der Flur auf diese Galerie. In allen Zimmern ist der Fußboden an den Thüren um einige Zoll niedriger als im übrigen Theil des Zimmers; hier ziehen die Ankommenden ihre Pantoffeln aus und lassen sie stehen, denn die orientalische Höflichkeit gestattet nicht, auf den mit Teppichen oder Matten bedeckten und etwas erhöhten Boden (liwan) im übrigen Theil des Zimmers mit Pantoffeln zu treten; diese Stelle an der Thüre heißt Durke. Europäer, deren Fußbekleidung nicht so leicht abgezogen wird, nimmt man daher ungern im Paradezimmer auf. Wo es viele Zimmer gibt, da ist in den an einander anstoßenden der Boden niemals in gleicher Höhe, sondern im einen niedriger, im andern höher, so daß man an der Thüre bald eine oder zwei Stufen hinauf- und bald hinabsteigen muß, so daß der Fremde beim Auftreten zur Vorsicht zu ermahnen ist. Statt der Thüren findet man in den innern Zimmern stets schwere Vorhänge, aus Filz und mit Tuch, meist von Apfelfarbe, oder mit dicker Leinwand überzogen; eine Sklave hebt sie für die Durchgehenden auf. In den Schlafzimmern gibt es keine Betten, denn die Orientalen schlafen auf dem Boden auf Matratzen, die mit Baumwolle ausgestopft sind, und die man Morgens zusammenrollt und wegträgt; wo die Familie groß oder das Haus klein ist, schläft man in allen Zimmern, in denen deßhalb gewöhnlich sehr viele und verschiedenartige, sehr unangenehme Insekten sich finden, selbst in den besten Häusern. Männer und Frauen legen sich stets ganz angekleidet aufs Bette; reiche Leute bedienen sich dazu einer besondern Nachtkleidung, andere bleiben in der täglichen Kleidung. Diese Sitte, welche für uns unerträglich wäre, ist auch in der That sehr schädlich, nicht nur weil sie die Unreinlichkeit unterhält, sondern auch besonders darum, weil im Falle von hitzigen Fiebern und andern schweren Krankheiten die Kleidung, die der Kranke an hat, mit den Ausdünstungen, dem Schweiß u. dgl. getränkt, und im Todesfalle das ungereinigte Kleid verkauft oder an einen Diener verschenkt wird.

In großen Häusern befinden sich die von den Frauen eingenommenen Zimmer — die wir Harem nennen, obwohl die Araber diesen Ausdruck in unserm Sinn nicht gebrauchen, denn bei ihnen bedeutet das Wort charim die Frauen selbst[1] — häufig in einer abgesonderten Wohnung, unterscheiden sich aber in der innern Einrichtung von den oben erwähnten nicht. Für die Diener, Sklaven, Eunuchen sind kleine Zimmer, gewöhnlich auf der Sonnenseite, eingerichtet; die kühlere Nordseite ist für die Herrschaftszimmer bestimmt. In jedem Hause endlich und selbst in den Hütten der Fellahs, findet sich ein Ort, wo der Hausherr Geld, Kostbarkeiten u. dgl. verwahrt. Dieser geheime Ort (Machba) dient dem mißtrauischen Araber besser als unsere eisernen Kisten, und die Sitte der Machba rechtfertigt sich durch die im Orient gewöhnliche Unsicherheit des Privateigenthums, das der habsüchtigen Willkür einheimischer Regierungen ausgesetzt ist. Der in diesem Lande von uralter Zeit her herrschenden Gewohnheit, Geld und ähnliche Dinge zu verstecken oder in die Erde zu vergraben, muß man den bei den Arabern so allgemeinen Aberglauben an, namentlich in Ruinen und alten Gebäuden vorhandene Schätze, einen Aberglauben, der in allen ihren Erzählungen eine so große Rolle spielt, zuschreiben. Und in der That trifft es sich auch sehr häufig, daß ein Hausherr plötzlich durch einen gewaltsamen Tod oder an der Pest stirbt, oder auf einem Feldzug, auf der Pilgerfahrt nach Mecca u. s. w. zu Grunde geht, ohne seine Familie oder seinen Erben enthüllen zu können, wo seine Machba versteckt war, deren Inhalt in der Folge zufälligerweise, manchmal nach Verlauf vieler Jahre einem neuen Hausbesitzer oder einem glücklichen Arbeiter, einem Maurer, der das alte Gebäude abbricht, zufällt. Aus demselben Grunde sind die Araber überzeugt, daß die Europäer die Trümmer alter Denkmäler nur besuchen, die Hieroglyphen abschreiben und die Gräber umwühlen, einzig zu dem Zweck, Schätze zu suchen, deren Vorhandenseyn ihrer Ansicht nach die geheimnißvollen Inschriften aus den pharaonischen Zeilen bestimmt anzeigen.

[1] So, und nicht Diwan, sprechen die ägyptischen Araber das Wort aus.

[2] Durch besondere Pracht und Reichthum zeichnen sich diese Säle in Damascus aus; wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben sie näher zu beschreiben.

[1] Die Wurzel des Wortes ist charam, verboten.

Sammlung orientalischer Classiker. Nach dem Januarheft des Journal Asiatique hat die asiatische Gesellschaft zu Paris beschlossen, demnächst eine Sammlung orientalischer Classiker, bloß Text mit französischer Uebersetzung, herauszugeben. Man wird die für die Mehrzahl der Gelehrten interessanten und hauptsächlich noch unedirten Werke bearbeiten lassen. Dabei hat man den sehr vernünftigen Beschluß gefaßt, das möglichst ökonomische Format zu wählen und die Ausgaben möglichst wohl zu machen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 182. 31 Julius 185[illegible].

Arabische Geographie von Joachim Lelewel.

Der alte Lelewel, der in wissenschaftlichen Arbeiten Trost sucht für den Schmerz um sein Vaterland, hat unter dem Titel „Geographie des Mittelalters" ein Werk herausgegeben, worin er die Fortschritte des geographischen Studiums bei den Arabern schildert, und seine Arbeiten durch 20 Karten erläutert, die er selbst mit bewunderungswerther Geduld gestochen hat. Sedillot, dessen Vater schon in diesem Feld gearbeitet, und das Werk eines gewissen Abul Hassan, der um 1230 lebte, herausgegeben hat, theilt eine kurze Uebersicht der Arbeit Lelewels im neuesten (Juni-) Hefte des Journal asiatique mit, aus welchem wir nachstehendes ausheben.

Abul Hassan aus Marocco scheint der denkendste unter den zahlreichen arabischen Geographen gewesen zu seyn, indeß hatten ihm manche andere, auf der Grundlage der Griechen fortbauend, tüchtig vorgearbeitet. Lelewel macht das Werk Abulfeda's, des bekannten Fürsten von Hama in Syrien, der freilich eigentlich nur compilirte, gewissermaßen zur Grundlage, sich stützend auf die Uebersetzung, welche Reinaud von diesem wichtigen Werke geliefert, und auf die Materialien, die letzterer in seiner Einleitung zusammengestellt hat. Abulfeda benutzte namentlich den Rasm el Ardh (Beschreibung der Erde) von 830 n. Chr., den Canun von 1030, den persischen Anonymus von 1260, und das Buch Harair von 1295. Auf diese und eine große Zahl anderer Schriften und Urkunden gestützt hat Lelewel den Gang und die Fortschritte der geographischen Studien der Araber während 5 Jahrhunderten (833 bis 1295) gezeichnet.

Die Tafeln des Ptolemäus sind stets der Ausgangspunkt der Araber, aber sie entfernen sich von denselben seit der Regierung Almamuns, sie verbessern und vervollständigen die Schriften der Griechen. Der Rasm el Ardh ist für die alte Geographie dasselbe, was die „verificirte Tafel" für den Almagest — so heißt die im J. 827 gefertigte arabische Uebersetzung des astronomischen Werks von Ptolemäus — und eben so wenig das Werk eines einzelnen Mannes, des Mohammed ben Musa el Khawarezmi, wie man gewöhnlich glaubt, als die verificirte Tafel allein das Werk von Habasch, sondern er ist nur einer von den vielen Mitarbeitern, deren Zahl man, wohl mit Hindeutung auf die LXX griechischen Uebersetzer der Bibel, auf 70 angibt. Die nestorianischen Christen und die syrischen Juden entsprachen willig dem Aufruf des Chalifen Almamun, der diese großen Arbeiten beförderte, und verbesserten die geographischen Tafeln sehr wesentlich; diese wurden dann, wahrscheinlich griechisch und arabisch zugleich, unter dem Namen Rasm el Ardh und Ὁρισμὸς τῆς οἰκουμένης herausgegeben.

Es ist gewiß, daß in den letzten Zeiten der alexandrinischen Schule das System des Ptolemäus bereits bedeutende Stöße erlitten hatte. Wenn man sich zurückversetzt in die Zeit Theodosius II, der im J. 435 eine neue Karte der römischen Welt zu entwerfen befahl, und in die Zeit der Schule von Ravenna, welche damals der Sitz der geographischen Studien geworden war, eine Schule, deren Einfluß im Occident man bis auf Karl den Großen und Alfred verfolgen kann, so sieht man, daß die Autorität von Ptolemäus schon lange nicht mehr beachtet wurde; diese Autorität kam in Europa erst mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften abermals empor. Bei den Arabern dagegen war Ptolemäus anfangs der Hauptführer der Kartographen, man nahm indeß seine Tafeln, wie der Rasm el Ardh am deutlichsten zeigt, nur mit großer Vorsicht auf. Abgesehen von den einzelnen Berichtigungen, welche die gelehrten Nestorianer hie und da anbrachten, hatten die Araber im Laufe ihrer Eroberungen eine Menge Itinerarien gesammelt und den Weg zu wichtigen Verbesserungen eröffnet. Indeß bemerkt Lelewel sehr richtig, daß im Rasm el Ardh die Berichtigungen hauptsächlich den mittlern Theil der moslemitischen Staaten, Arabien und die von Euphrat und Tigris bespülten Länder betrafen, ferner den persischen Golf, Persien, die Westküste des kaspischen Meeres und den östlichen Theil des Mittelmeeres, der von Syrien bis zur großen Syrte oder bis Sardinien gerechnet um 10 Grade vermindert wurde. Zugleich gewinnt die beschreibende Geographie ein ungeheures Feld, große Handelsstraßen erleichtern den Verkehr mit den entferntesten Ländern, und man gelangt zu Land und zur See, über Balkh und Indien, wie vom persischen und arabischen Meerbusen aus nach China. Die Reisen einzelner vervielfältigen sich und geben den Arbeiten der Geographen einen starken Aufschwung, aber bis auf Ebn Junis (1007), der zum Rasm el Ardh Bemerkungen machte und einzelne Fehler verbesserte, kann man keine Fortschritte in der eigentlichen Kartographie constatiren, obgleich sich bedeutende Namen finden, wie Albategni, Ibn Haukal, Al Istakhari, Masudi u. s. w.

Erst Albiruni, um 1030, eröffnet eine zweite Epoche durch eine völlig eigenthümliche Arbeit. Sein „Canun" modificirt den Rasm el Ardh bedeutend, und fügt neue Bestimmungen über den östlichen Theil hinzu. Das Land Rum (das griechisch-römische Reich), der Oxus, Mawaralnahar (Transoxana) und Sind haben ein ganz anderes Aussehen als bei Ptolemäus und den Geographen Almamuns. Der Orient, so wie die Mitte, sind also rectificirt, und zwei Jahrhunderte später thut Abul Hassan (1230) für den Occident dasselbe, und vervollständigt dadurch die Umgestaltung der griechischen Karte. Die lange Zwischen-

periode ist ausgefüllt durch nützliche Arbeiten, die aber meist ins Gebiet der beschreibenden Geographie einschlagen, so Albekel (1095), Arzachel (1080) und die „runde Tafel" von Edrisi (1154) der zuerst den Berührungspunkt zwischen der lateinischen und arabischen Geographie aufstellt. In Persien zeichnen sich andere durch zahlreiche Schriften aus, allgemeinere Werke aber liefern Nasireddin aus Tus (1250 — 1274), der persische Anonymus (1260) und der Verfasser des Werks Zidsch el Harair (1290), welche den Höhepunkt der Kenntnisse der Araber über den asiatischen Continent, so wie ihrer Kartographie zeigen. Nach ihnen beginnt eine Periode des Verfalls: Kazwini († 1283) ist weit mehr Naturforscher als Geograph, Al Wardi, der in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts blühte, ist nur ein unwissender Compilator, Ibn Batutah berichtet seine Reisen als unermüdlicher Tourist, und Abulfeda, der uns eine Uebersicht der Arbeiten mehrerer seiner Vorgänger, eine unschätzbare und höchst mannichfaltige Sammlung bietet, vermehrt die Wissenschaft wenig, und nimmt augenscheinliche Irrthümer ohne weiteres an; Olug Bey und Ali Koschdschi, die ein Jahrhundert später kommen, und eine allgemeine Weltkarte entwarfen, vermehren kaum die frühern Entdeckungen.

Dieß ist das Bild, welches Lelewel von diesem bedeutenden Zweig der Geschichte der Wissenschaften entwirft; die Größe der Arbeit entwaffnet die Kritik, und trotz mancher kleinen Fehler ist das Werk ein unermeßlicher, der Wissenschaft geleisteter Dienst, und eines der schönsten Denkmale, das dem wissenschaftlichen Ruhm der Araber errichtet wurde.

Centro-Amerika.

(Schluß.)

Wie ein schwaches Licht in dicker Finsterniß diese nur um so greifbarer macht, so zeigt auch die fleißige Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Angaben über Bevölkerung und innere Zustände, wie sie Reichardt, wiewohl etwas monoton, gibt, nur die große Unwissenheit, in welcher wir uns noch über die bedeutendsten Theile des Landes befinden. Indeß ist die Zusammenstellung darum besonders dankenswerth, weil uns jetzt gar manche freilich nicht gerade von wissenschaftlichen Reisenden gelieferte Nachrichten zuströmen werden, und man doch das Neue dann an das Bekannte anknüpfen kann. Mit welcher reißenden Schnelligkeit die Verhältnisse sich jetzt ändern in Folge der beabsichtigten doppelten Verbindung über den Nicaragua-See und Panama zeigt das Werkchen selbst, indem es mehrere bereits antiquirte Nachrichten mittheilt. So meint der Verfasser noch (p. 134) „die Mosquitofrage werde zu den ernstesten Verwicklungen zwischen den großen Seemächten führen," eine Besorgniß, die bereits beseitigt ist, denn England hat seine exclusiven Ansprüche auf Greytown oder eigentlich San Juan de Nicaragua, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, aufgegeben, und damit auch factisch den Anspruch auf das Land zwischen dem Rio Escondido oder Bluefields River und dem San-Juan-Fluß, welchen Landstrich es bloß in Anspruch nahm, um eine Obergewalt über das linke Ufer des San-Juan-Flusses für sich ansprechen zu können. Solange es England bloß mit dem Staate Nicaragua zu thun hatte, der sich nicht wehren konnte, schienen diese Ansprüche Aussichten auf Gelingen zu haben, schwanden aber kläglich zusammen, als sich Nordamerika der Sache annahm, und durch sein Interesse genöthigt war, die Leerheit dieser Ansprüche nachzuweisen. Nach den neuern Nachrichten zieht sich der Strom der Wanderung nach Californien bereits über den Nicaragua-See, wo eine beschleunigte Verbindung eingerichtet ist. Dieser Auswandererzug, der, wie immer, auch einzelne Tropfen auf dem Gebiet von Nicaragua fallen lassen wird, [1] muß ein neues, ungewöhnliches Leben in diese Gegenden bringen, und bald werden wir theils durch Squier, der neben seinen diplomatischen Geschäften unermüdlich an der Erforschung des Landes und seiner Alterthümer arbeitete, so wie durch andere dahin ziehende Amerikaner, umfassendere Aufschlüsse über das Land im Allgemeinen erhalten. Die Projecte der Verbindung zwischen den beiden Meeren, welche allein diese seit so langer Zeit vernachläßigte Länder aus ihrer Lethargie herausreißen können, sind es, welche die ganze zweite Hälfte des Reichardt'schen Buches einnehmen, und er gibt über die drei Straßen die nöthigen historischen und geographischen Erläuterungen.

Die Senkungen, welche an diesen drei Linien auftreten, sind eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Was die Landenge von Panama betrifft, so zieht sich die Cordillere durch Veraguas in einer sich gleichbleibenden ungefähren Höhe von 5—6000 Fuß ununterbrochen hindurch bis etwa 30 (engl.) Meilen westlich von Panama, wo dieselbe in dem Cerro de Trinidad plötzlich abbricht (p. 152). Von da tritt etwa 25 Meilen weit eine Senkung ein, in der die scharfen Spitzen und Kämme der Cordilleren verschwinden, und nur einzelne abgerundete Kuppen hervortreten. Die niedrigsten Punkte bleiben indeß noch immer 450 bis 350' über dem Meere, die Eisenbahn soll im Thale des Chagres-Flusses bis etwas über Gorgona hinauf laufen, geht dann herab an den Cemigueras, — Hügel, in denen die Cordilleren wieder anzusteigen beginnen, — vorbei, betritt das Thal des Rio Grande und mündet in Panama aus. Der Canal, der nach Garellas Vorschlag 20,000' lang durch einen Tunnel führen müßte, wird wohl vorerst nicht gebaut werden, wie sich auch schon daraus entnehmen läßt, daß mit der Eisenbahn ein tüchtiger Anfang gemacht ist. Eine Wasserverbindung wird nur der Nicaragua-See bieten, wenn gleich die Schiffbarmachung des San Juan auf seiner ganzen Länge große Schwierigkeit hat. Die Senkung des Landes an dieser Stelle bezeichnet Reichardt (p. 100) folgendermaßen: „die beiden durch den Rio Panaloya verbundenen Seen von Managua und Nicaragua, die sich in einer Gesammtlänge von beinahe 200 (engl.) Meilen und in einer mittlern Entfernung von 30 Meilen von der Küste des stillen Oceans durch das Land hinziehen, bilden mit ihrer nächsten Umgebung eine Thalsenkung zwischen der nordöstlich sich parallel mit denselben erstreckenden Hauptcordillere und einer niedrigen, längs des stillen Oceans hinlaufenden von Vulcanen unterbrochenen Hügelkette. Der Abfluß der Seen findet aber nicht in das nahe gelegene stille Meer statt, sondern durch den Desaguadero des über 200 Meilen langen San Juan-Stroms nach dem atlantischen Meere hin. Somit bestände hier der in der ganzen Cordillerenkette Süd- und Mittelamerika's allein stehende Fall einer durch die Gewässer verursachten Durchbrechung der Hauptcordillere. Die 30 Meilen unterhalb des Sees vorkommenden, sich über 20 Meilen seines Laufs erstreckenden kleinen Fälle und Stromschnellen des Flusses San Juan bezeichnen die Stellen des Durchbruchs, und erst spätere Untersuchungen in dem noch gänzlich unbekannten Innern dieses Landstrichs werden ergeben, in welcher Entfernung zu beiden Seiten des Flußthals das Gebirge wieder zu ansehnlicher Höhe sich zu erheben beginnt." Dieß ist also die zweite und weit bedeutendere Senkung der Cordillerenkette, eine Senkung, welche wahrscheinlich dem Einbrechen eines ganzen Kraterkreises ihre Entstehung verdankt.

[1] Einigen Nachrichten zufolge sollen seit zwei Jahren dort auch Chinesen angekommen seyn, und in verschiedenen Bergwerken arbeiten.

Was endlich die Einsenkung am Isthmus von Tehuantepec betrifft, so ist sie allerdings minder bedeutend, als die beiden andern, indeß immer noch auffallend genug. Die Entfernung von der Mündung des Coazacoalco in den mexicanischen Meerbusen bis zur Mündung des Chicapa in eine westlich von Tehuantepec gelegene Lagune, die eine freie Ausfahrt ins Meer hat, geht gerade von Norden nach Süden, von 18° 10′ bis 16° 30′, und macht mit den nothwendigen Krümmungen 138 engl. Meilen aus. Fast zwei Drittheile dieses Weges könnte man auf dem theils schiffbaren, theils canalisirbaren Coazacoalco hinauf fahren. Dort erst, wo das Niveau 132′ über dem Meere ist, begänne die Canallinie; von da an beginnt statt des Gebirges eine Hochfläche, über welche Reichardt (p. 184) folgendes mittheilt: „An der Stelle der geringsten Breite des Landes von Mexico zwischen den beiden Meeren bildet die auch hier dicht am stillen Ocean sich hinziehende Sierra Madre eine auffallende Einsenkung des Bergrückens. Die ganze Breite des Isthmus, von der Boca Barra bei Tehuantepec bis zur Mündung des Coazacoalco am mexicanischen Meerbusen ist nur 138 Meilen, und die Senkung der Sierra zieht sich von Petapa bis San Miguel de Chimalapa in einer Länge von 25 Meilen quer durch. Auf dieser ganzen Entfernung verschwindet der eigentliche Bergrücken, und an seiner Stelle befindet sich ein ausgedehntes Plateau, die Mesa de Tarifa, dessen Abwässerung nach Norden hin stattfindet und das gegen Süden nur durch eine niedrige Hügelreihe begränzt wird. In letzterer, der eigentlichen Wasserscheide, befinden sich dann wieder einige Einschnitte, die Portillos von Chivela und Tarifa. Von dieser Wasserscheide aus fließen nördlich alle Wasser dem Coazacoalco zu, und südlich die meisten durch den Chicapa in die Lagunen an der Küste des stillen Meeres. Das Plateau von Tarifa liegt im Durchschnitte 650′ über dem Meere [1]; die kleine Erhöhung desselben am südlichen Rande ist so gering, daß in dem Portillo von Tarifa z. B. ein Einschnitt von wenigen Fuß Tiefe einen Theil des auf dem Plateau sich ansammelnden Wassers, anstatt nördlich, südlich ableiten würde.“ Was die Senkung der Cordilleren betrifft, so ist also der Weg über den Nicaraguasee am günstigsten, und dieß wird wohl, wenn es sich um eine Wasserstraße handelt, den Ausschlag geben; das ist denn auch Hrn. Reichardts Ansicht (s. p. 192). Für eine Eisenbahn möchte jedenfalls die Straße von Panama nach Chagres wie die kürzeste, so auch in andern Beziehungen die passendste seyn, denn eine Erhebung von 3 bis 400 Fuß auf einem Wege von etwas mehr als 40 (engl.) Meilen ist keine große Schwierigkeit. Diese Bahn wird denn auch bereits gebaut, und die Canalisirung der Linie von Nicaragua ist in Angriff genommen, vorerst durch Flußcorrectionen im San Juan, während auf dem Isthmus von Tehuantepec eine Straße vorerst angelegt werden und der Coazacoalco für kleinere Schiffe fahrbar gemacht werden soll. In dem Maaße als Waaren und Menschen mehr und mehr diese Wege benützen, wird sich dann ausweisen, was weiter zu thun ist.

Ueber diese Anlagen äußert sich nun das vorliegende Buch (p. 194) folgendermaßen: „Die geäußerte Befürchtung, daß die drei Verbindungslinien neben einander nicht gut rentirend bestehen könnten, muß zunächst bei näherer Betrachtung als unbegründet erscheinen, indem im Gegentheil in denjenigen Fällen, in denen eine Concurrenz stattfinden wird, solche für den Verkehr nur wohlthätige Folgen haben kann. Die erste gute Folge, welche im allgemeinen aus der gleichzeitigen Ausführung entstehen kann, wird in einer möglichsten Beschleunigung der Arbeiten bestehen, da anfangs allerdings der Passagierverkehr nach dem stillen Ocean sich dahin wenden wird, wo zuerst Gelegenheit zu rascher und sicherer Beförderung geboten werden wird. Um aber die spätere wahrscheinliche Gestaltung des Verkehrs zu beurtheilen, muß man sich die Linien als vollendet und in Operation denken. In diesem Falle wird der Eisenbahn über den Isthmus von Panama, in Verein mit regelmäßiger Dampfschifffahrtsverbindung auf beiden Oceanen, ohne Zweifel der ganze Passagierverkehr und der Transport leichter Güter zwischen Europa und den südlichen Staaten der Westküste Amerika's sicher verbleiben, während der Isthmus von Tehuantepec den Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Californien wahrscheinlich ganz an sich ziehen wird. Die etwas langsamere Verbindung auf dem schiffbaren Canale durch Nicaragua würde den Hauptwaarentransport nach dem stillen Ocean und den fernen Ländern in den von einem Meere nach dem andern durchzulassenden Schiffen allein behalten, und somit allerdings das einträglichste Unternehmen bleiben. Alle Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß das so lange und in so auffallender Weise vernachlässigte Centralamerika eine bedeutende Rolle in der künftigen Weltgeschichte zu spielen berufen ist.“

Ob letzteres so ohne weiteres wahr ist, ob namentlich die Bevölkerung von Centralamerika, wie Hr. Reichardt meint, so schnell sich verzehnfachen wird, möchten wir stark bezweifeln. Heben wird sich das Land, das den Durchgangspunkt zwischen zwei Weltmeeren bildet, aber wer wird das Land anbauen? Gewiß nicht die einströmenden Fremden; zahlreiche Stationen werden sich gasthofartig erheben, das zunächst liegende Land wird stärker angebaut werden, aber so wenig als die Ueberlandstraße nach Ostindien auf Aegypten bis jetzt einen wesentlichen Einfluß gehabt, so wenig wird dieser neue Strom des Handels und Verkehrs so schnell einen mächtigen Einfluß auf das abseits von den Straßen gelegene Land ausüben. Panama war eine außerordentlich reiche Stadt, so lange es den Verkehr zwischen Spanien und seinen westamerikanischen Besitzungen vermittelte, hat dieser Reichthum auf das benachbarte Land einen so besonders großen Einfluß ausgeübt? Die Geschichte widerspricht. Die Indianer und Ladinos, so wie die spärlich gesäeten Nachkommen der Spanier werden sich so schnell nicht heben, und die Europäer, namentlich die Nordeuropäer und Nordamerikaner, werden den Boden nicht bauen. Eine große rasche Blüthe könnten diese Länder nur erhalten, wenn man Negersklaven dahin versetzte, das ist aber bei dem jetzigen Standpunkt der Sklavenfrage nicht mehr möglich: man muß im Gegentheil Ladinos und reine Indianer langsam heranwachsen lassen. Die Eisenbahn von Chagres nach Panama wird wahrscheinlich zuerst gebaut seyn, aber gerade über die Bewohner dieses Landstrichs lautet das Urtheil (s. p. 202) am ungünstigsten. Was die europäische Colonisation betrifft, so scheint der Verfasser, wenn nicht gerade sanguinischen Hoffnungen sich hinzugeben, doch die Sache für ziemlich ausführbar zu halten, und meint (p. 233) „im fortgesetzten Kampf der Menschen mit den feindlichen Naturkräften werde es gelingen, selbst die im Naturzustande klimatisch ungünstigsten Küstenstriche der Erde mit Hülfe der fortgeschrittenen Wissenschaft und verbessernder Einrichtungen allmählich in cultivirte und bewohnbare umzuschaffen;“ wir können leider diese Ansichten durchaus nicht theilen, und Boguslawski, von dessen Reisen in Mexico wir kürz-

[1] Von dem Punkte wo der Canal beginnen soll, 132′ Fuß Meereshöhe, bis Tarifa, 680′ Meereshöhe, müßten also, und zwar auf einer Strecke von 24 engl. Meilen in gerader Linie oder etwa 36 nach dem Canallaufe, 548′ überstiegen werden, eine starke Aufgabe.

lich Nachrichten mitgetheilt, ist der Meinung, selbst in Mexico in der Tierra Templada sollten die Deutschen nicht als Landarbeiter auftreten. Hr. Reichardt weiß zwar für eine Menge der mißglückten Colonisirungsversuche Gründe anzuführen, nur den bedeutendsten und wahrsten, daß der fremde Mensch sich nicht mit dem Klima vertrug, hat er nicht gehörig gewürdigt. Die belgische Colonie Santo Tomas ist ein neuer Beweis. Daß sich namentlich an der Ostküste Neger- und Mulattenstämme bilden, und daß der rothe Mensch sich von dem heißen Küstenklima selbst zurückgezogen hat, ist eine alte, und für die Behauptung, daß nicht alle Racen auf jedem Boden ausdauern können, sehr bezeichnende Erscheinung. Ob die „Berliner Colonisationsgesellschaft für Centralamerika" die Schwierigkeiten bewältigen, und nicht neuerdings einige tausend Menschen dem Tode opfern wird, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

St. Kilda und seine Bewohner.

(Aus Andersons „Guide to the Highlands.")

Die Insel ist 3 (engl.) Meilen lang und 2 (engl.) Meilen breit und rings von senkrecht steilen Abhängen umgürtet, welche an einer Stelle eine Höhe von 1300 bis 1400 Fuß erreichen und nur einen einzigen Landungsplatz an der Südostseite darbieten, der schwer zugänglich ist, außer bei ganz stillem Wetter, und von wo ein schmaler Pfad nach dem Gipfel der hohen Felsen hinaufführt. Innerhalb ¼ (engl.) Meile) von diesem Einlauf oder Bucht sind die Bewohner, deren Zahl das letzte Jahrhundert hindurch 90 bis 100 betragen, dicht zusammengehäuft in einem unregelmäßigen Klumpen Hütten oder Häuser, die im allgemeinen bei einer Höhe von 5 Fuß aus losen Felssteinen, bestehend aus großen Massen von gewöhnlich 4 bis 6 Fuß Dicke gebaut, und mit Stroh gedeckt sind. Ihre Betten oder lieber Ruhestellen sind für die Winter- und Frühlingsmonate in einem Winkel innerhalb der dicken Mauern, wo eine Menge Moos liegt, ohne irgend eine Bedeckung. Diese Wohnungen sind beinahe plattdachig und sehen in einer kleinen Entfernung einem Hottentotten-Kraal ähnlich, außer daß sie nicht die Regelmäßigkeit haben, die den Kraal auszeichnet. Jede Hütte ist fast unzugänglich vor dem Schmutz, der vor ihrer Thür liegt, und der aus verfaulten Seevögeln und ekelhaftem Auswurf aller Art besteht. Das Innere ist kaum besser und hat gemeiniglich zwei Zimmer, welche durch eine rohe Abscheidung von losen Steinen von einander getrennt sind, innerhalb welcher der Misthaufen ist, zusammengesetzt aus abwechselnden Lagen Federn, Asche, getrockneten Rasen und Erde, welche die Bewohner wässern und zu einem harten Fußboden treten und schlagen, worauf sie ihre Feuer anlegen, während von Zeit zu Zeit neue Lagen hinzugethan werden und das Ganze nach und nach zu einem Düngerhaufen anschwillt, welcher einmal im Jahr auf den anstoßenden Ackergrund geschafft wird; der Gestank sowohl drinnen als draußen, wie man sich wohl denken kann, ist unerträglich. Ihre persönliche Reinlichkeit steht Pari mit der ihrer Häuser. Ihr schmutziger Anzug, schlumpiges Wesen und kleiner Wuchs [1] gibt ihnen ein schlechtes Aussehen, das aber durch einen recht intelligenten Ausdruck im Gesicht etwas wieder gut gemacht, und mit Neugier und Freundlichkeit aufgehellt und erheitert wird.

Sie sind ein aegloses Geschlecht, bei dem sich wenige Quellen der Gemüthsbewegung finden, doch diese Bewegungen selbst sind lebhaft und stark. Die Sterblichkeit unter den ganz kleinen Kindern (infants) ist übermäßig groß, indem von 10 Gebornen nicht mehr als eines den neunten Tag überlebt, was vermuthlich größtentheils der mephitischen Luft (Stickluft oder Stinkluft), welche das neugeborne Kind einathmen muß, nebst der tödlich verderblichen Nahrung, geschmolzener Butter und Milch, womit es zuerst gefüttert wird, zuzuschreiben ist. Das Predigerhaus und die Kirche sind beide respectable Gebäude. Ein grüner Rasen deckt den größten Theil der Insel und macht an den höher belegenen Stellen dem Moos Platz; der Boden ist gut und so weit als derselbe angebaut ist, wird der Grund recht sorgfältig mit dem Spaten, einer Reche oder Egge und einem Schlägel zubereitet, und dabei tüchtig gedüngt und die Ernten sind früh; doch ist der Fang wilder Vögel das Lieblingsgeschäft, das in verschiedener Weise getrieben wird.

Jede Vogeljagdpartie besteht aus vier Personen, und jede solche Partie hat mindestens ein Seil von dreifachen aus starker roher Kuhhaut, oder aus Pferdehaar, eigens zu dem Zweck verfertigten Strängen von 180' Länge, welches mit zubereitetem Schaffell belegt ist, um es vor dem Reiben an den Klippen zu schützen. Ein solches Seil ist das geschätzteste Stück Eigenthum, pflegt zum Gegenstand des letzten Willens gemacht zu werden und bildet eine Mitgift einer Tochter. Der Vogler steigt zu Zeiten die Klippe hinab, an dem Seil festgehalten und schwebend, welches 2 bis 3 Personen oben halten; die Person, welche die Vögel fängt, hat einen hölzernen Stecken oder einen Zweig, der einer gewöhnlichen Angelruthe ähnlich ist und an dessen Ende ein Stück Haarleine von 1 Fuß Länge in Form einer Schnürschlinge angebracht ist, welche er dem Vogel über den Kopf wirft, hierauf zu sich heranzieht, wodurch sie sich an dem Hals des Vogels festzieht, und dann losmacht, um einen andern zu fassen, währenddeß er die gefangenen Vögel paarweise zusammenknüpft. Jeder Vogelfänger hat das Ende des Taues um den Leib fest, und auf solche Weise klettern sie an den Abhängen hin. Wenn einer unten im Gang ist, hat sich der andre oben auf eine starke Klippenkante gesetzt und sieht wohl zu, daß er einen so sichern Halt habe, daß er, wenn sein Abenteurgefährte einen Fehltritt thun sollte, im Stande sey, seinen Sturz leyfüber zu verhindern. Ist einer an einem sichern Landungsplatz angelangt, setzt er sich fest hin, während der andre sich bemüht zu folgen; die Solan-Gänse (schottischen Gänse) [1] werden in großer Menge bei Nachtzeit gefangen, und die Art, wie dieß geschieht, ist eine eigenthümliche. In Folge ihrer täglichen Anstrengungen beim Suchen nach ihrer Fischbeute, während sie, um dieselbe gehörig ins Auge zu fassen, hoch in die Luft steigen, sind sie zu einem festen Schlaf ausgelegt und sitzen und schlafen in großen Schwärmen, worüber eine von ihnen Wache steht. Die Insulaner, die an dem Spiel der Fische im Lauf des Tages merken, wo die Vögel sich zur Ruhe begeben werden, lassen sich in tiefster Stille in ihrer Nähe nieder. Der Vogler hat eine weiße Quehle um seine Brust und gleitet sacht seines Weges fort, bis ihm der Wächter in Sicht kommt, worauf er leise auf Händen und Füßen weiter schreitet und sehr still zur Vogelschildwache herankriecht, von deren Krächzen er weiß, ob er vorrücken oder sich zurückziehen solle. Der Vogler soll nun das eine Bein des Vogels (des Wächters) sehr sanft kitzeln, welches er aufhebt und sich auf die flache Hand stellt, worauf er mit dem andern in gleicher Weise verfährt. Jetzt näherte er sich damit unmerklich dem ersten schlafenden Vogel, den er mit seinem Finger stößt, und der, so grob in seinem Schlummer gestört, sogleich mit dem Wächter in Kampf geräth. Dieß allarmirt die andern, doch anstatt wegzufliegen, kommen sie alle ins Gefecht mit einander, während ihnen der gemeinsame Feind unerwartet in aller Geschwindigkeit den Hals umdreht. Es heißt, daß eine einzige Gesellschaft in Einer Nacht sich auf solchem Wege 1200 von diesen Gänsen verschafft.

Reste von Franklins Gefährten. Ein in Stromneß (Nordschottland) kürzlich eingelaufener Wallfischfänger berichtet (siehe Shipp. Gaz. 20 Julius), daß die Mannschaft desselben am Lancaster Sound den 5 April d. J. nur englische, wahrscheinlich zu Franklins Schiffen gehörige und sichtlich an Entkräftung gestorbene Matrosen unter dem Schnee aufgefunden habe.

[1] Die keltische Race waltet vor bei skandinavischer Mischung. Sie sprechen Gallisch (sehr hell ausgesprochen) und sind protestantischer Religion. E.

[1] Der Gannet (pelecanus bassanus Lin.) hält sich sehr häufig auf den einsamen Seeklippen der Westlichen Orkneys und Shetlands, Irlands und der Hebriden auf. In Orkney und den Hebriden heißt er die Solan oder Soland-Gans. Sie brütet nicht in Orkney, pflegte aber früher auf dem Stack von Sulisterry 9 bis 10 deutsche Meilen westlich von Mainland in Orkney zu brüten, von wo aus sie auf dieser hohen oder unbewohnten Felseninsel gejagt ward, nämlich anfangs August. E.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 7 und Umschlag zum Monat Julius.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 183. 1 August 1851.

Auf dem obern Mississippi.

(Von Franz Löher.)

„Morgen früh bei guter Zeit geht es fort, so gewiß die Sonne am Himmel steht," sagte mir der Capitän des Dampfboots „St. Peter," und setzte noch hinzu, ich könne die Nacht lieber gleich an Bord bleiben. Ich kannte diese Kunden und schlenderte erst am andern Vormittage wieder zum Hafen, das Boot lag noch ganz still und ruhig. Die Augustsonne brannte scharf und glühend herunter, ich fragte den Capitän, ob er sie nicht sehe, er murmelte sein Damned! (Verdammt), und vertröstete mich auf den Nachmittag. Aber es wurde Abend und Nacht und wieder Morgen, das Schiff rührte sich nicht von der Stelle. Am andern Mittag stießen in der That die Dampfschlote von Zeit zu Zeit Rauch aus, als wollte das Boot sofort in die Fluthen eilen, auch die Schiffsglocke ließ sich hören, aber der Capitän saß noch ruhig in der Stadt, und erst am Abend dachte er genug Fracht ergattert zu haben oder keine mehr zu bekommen, weil sich noch mehr Dampfboote zum obern Mississippi meldeten. Die Glocke rief nun wirklich zum letztenmal und das Boot verließ die Werfte von St. Louis mit ihrem Staube, Geschrei und Gewühle. Es war

der 18 August. Frischere Luft wehte auf dem Flusse, man athmete auf. Das Dampfboot strich der Länge nach an St. Louis hinauf. Die Stadt nahm sich mit ihren langen Häuserreihen wirklich großstädtisch aus. Prächtige Quais werden freilich die amerikanischen Städte noch lange nicht bekommen; der Handel und die Schifffahrt brauchen keine schimmernden Gebäude, wohl aber möglichst nahe am Flusse allerlei Wirths-, Waaren- und Handwerkshäuser. Auf der rechten Flußseite streckte sich hier der überreiche American Bottom, ein Strich Landes so üppig und fruchtbar wie das Nilthal. Dort fand eine größere Anzahl der gebildetsten deutschen Männer, denen die Luft im Vaterlande zu drückend wurde, eine neue Heimath, eine Heimath voll Freiheit und Mannesstolz, aber auch voll Fieber, Mühsal und unsäglicher Geistesöde. Sie veredlen den Boden und das Volk, zu dem sie gekommen, unter harter Arbeit und Entbehrung, mögen ihre Kinder den vollen Gewinn davon haben.

Der Mond zog bereits herauf, als wir die kothige Fluth des untern Mississippi verließen und in den obern Mississippi einbogen. Aber der Abstich des reinen Wassers des letztern war so stark, daß sich noch deutlich die Linie abzeichnete, welche eine Weile das Mississippi-Wasser vom Missouri scheidet. Dieser wälzt sich schlammig und ungestüm daher, der klare Mississippi scheut sich seine reine Fluth damit zu vermischen, aber endlich überwältigt ihn die stärkere Woge, und mit gleichem Schmutz und Schlamm gesättigt behält er von seiner früheren Schönheit nichts mehr als den Namen. Der glänzende stolze Jüngling des Nordens, in dessen hellen Augen sich das Blau des Himmels spiegelte, ist gleichsam zum Manne geworden, dem der Erde Kothfluth die frische Klarheit nimmt, der aber mit verdoppelter Stärke seine Lasten trägt, bis er ausströmt und sich verliert im Ocean. Der untere Mississippi, welchen Namen der Vater der Ströme trägt vom Zusammenflusse mit dem Missouri bis zum mexicanischen Meerbusen, hat durchaus den Charakter des breiten hochfluthenden, schmutzig gelben Missouri mit niedrigen Ufern, die er jährlich mehr oder weniger überschwemmt. Der obere Mississippi ist einer der schönsten Ströme, einförmig zwar, wie alle amerikanischen Flüsse auf den ungeheuern Strecken, die sie durchmessen, aber er bleibt fortwährend hell und großartig, von anmuthigen Gestaden umgeben, die hin und wieder sich mit ihm zu den erhabensten Naturdichtungen vereinigen.

Gleich die Einfahrt aus dem trüben wogigen klatschenden Gewässer des untern in den obern Mississippi ist überaus schön. Grünglänzende Uferhöhen (Bluffs), blanke ruhige Fluth mit stillen Inseln, auf den näher gerückten Ufern die Abendfeuer und das goldene Gefunkel der Glühwürmchen winkten uns einladend entgegen. Alton, die Stadt der Voyageurs oder Büffeljäger, sahen wir, als die Lichter darin noch nicht erloschen waren. Hier haben die ehemals in diesen Gegenden so zahlreichen Voyageurs nach ihren letzten Sitz, auf dem sie in größerer Menge zusammen wohnen, die abgehärtetsten, verwegensten Bursche auf der Welt, welche ein böses Wort gleich mit Messer und Pistole rächen. Mit Büchse, Axt und Decke reisen sie alljährlich bis nahe zu den Felsengebirgen durch die unabsehbaren Ebenen, welche zahllose Büffelheerden durchstampfen. Büffelzungen und Büffelhäute sind die Ausbeute, welche sie zurückbringen, um sich neue Mittel zu Soff und Spiel für den Winter zu erkaufen.

Den 19 August. Als ich des Morgens aus der Kajüte trat, lachten mir die entzückendsten Landschaftsbilder entgegen: Spiegelwasser und unzählige grüne Inseln, so anmuthig bebuscht wie Kunsthaine, zur Abwechslung prachtvolle blaue Höhenzüge, welche das Gewässer einschlossen, dann wieder steile Felsen mit lieblichen Wiesenbuchten dazwischen. Auffallend insbesondere ist das Wasser des Flusses, es hat einen eigenthümlichen dunkeln Glanz, wie ich ihn noch in keinem Flusse getroffen. Im Glase ist es durchsichtig wie Krystall, im Flusse scheint es wie ein schwarzer Metallspiegel. Die Ufer sind meist einsam, erst dicht vor den Städten wird es lebhafter am Gestade, und Waldungen und Oede nehmen sogleich wieder überhand, wenn dem Dampfboote die letzten Häuser verschwinden.

Die Städte, groß und klein, in den Uferländern des Flusses führen aber merkwürdige Namen. Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, hat man vor sich das seltsamste Gewimmel von Städtenamen aus allen Ländern und Zeiten. Da paradirt das antike Troja, Carthago und Alexandria, das moderne Montebello und Monticello, Florenz und Milano, Lima und Warschau, Frankfurt und Hamburg, Montpellier und Paris, Baltimore und Philadelphia, das alttestamentliche Gilead und Palästina, das indianische Appanoo, Oquonko und Comanchee, das ächtenglische Bloomington, Burlington und Ashtan, der stolze Atlas und Hannibal, sogar die Muse Clio ist vertreten, und dazwischen liegen die ländlichen Taylors Mill (Schneider-Mühle), Greenhill (Grünhügel), Sweethome (Süßheim), Oakdale (Eichthal), Walnut Point (Wallnußplatz). Sicher findet man nur noch in einem preußischen Kavalleriestall solche barocke Namenmengerei.

Im Abenddunkel legten wir vor Quincy bei. Die Stadt liegt oben auf der Uferhöhe, ist voll von Handel und Leben und wächst mit Riesenschritten. Der obere Mississippi hat nur wenige gute Landungsplätze; Quincy erfreut sich eines solchen, hier war daher etwas zu schaffen und zu gewinnen. Die Kaufleute und Händler aller Arten eilten, sobald die Gegend besiedelt wurde, in Menge herbei, in Quincy ihre Schoppen zu bauen, rasche Verbindungen anzuknüpfen, Handel und Verkehr in die Höhe zu treiben, Quincy zum großen Stapelplatz zu machen. Es gelang, Schiffer und Wirthsleute, Fabrikanten und Handwerker, Aerzte und Prediger sammelten sich ebenfalls, aus dem ersten Häufchen Holzschoppen wurde eine Stadt, die ihre Unternehmungen mit jedem Tage weiter ausdehnt. Man muß frisch aus dem ruhigen Europa in eine solche junge amerikanische Stadt kommen, um ihre außerordentliche Regsamkeit zu merken. Die ganze männliche Bevölkerung ist vom Morgen bis zum Abend auf den Füßen; die Stadt ist nichts als ein unaufhörlicher großer Markt, alles steht und geht zusammen und handelt und rechnet; die Ideen zu neuen Unternehmungen kreuzen sich blitzschnell, die Politik muß die Handhabe abgeben; nur der Sonntag ist still, weil man sich dann aus Anstand und Langeweile mit der Religion gerade so beschäftigt, wie die übrigen sechs Tage mit Schaffen und Markten. Kein anderes Volk gibt es, welches so kurzweg im Fühlen, Denken und Thun ist: wenig Gedanken, aber jeder Gedanke wird zum Werk, wenig Gefühl, aber jedes Gefühl wird zur That. Auf der Quincywerfte flackerten, ich weiß nicht warum, zwei haushohe Feuer; ihr Wiederschein röthete weithin den Fluß, um sie herum stand lachend und lärmend eine Anzahl junger Bursche mit allen möglichen Arten von Hüten und Deckeln auf dem Kopfe. Neger mußten die Feuer anschüren, die derbsten Witzworte jagten sich mit Flüchen und Gelächter. Das sind die jungen Amerikaner, ungenirtes, kühnes Volk; ihre geistige Bildung ist grob zugehauen, aber es brennt ihnen in Kopf und Händen, zu handthieren, zu reisen, zu unternehmen, Fabriken, Mühlen, Straßen, Schiffe zu bauen. Einer mit dem andern, Stadt und Stadt, Staat und Staat, alle wetteifern mit einander. Zu allen Dingen haben sie Lust und Geschick, und wo einem etwas Gescheidtes einfällt, gleich wagt er es, mag er gewinnen oder verlieren. Ich war mit einem Reisegefährten bekannt geworden, der mir beim Zurückgehen aufs Dampfboot von seinen Abenteuern in Quincy erzählte. Er war vor zehn Jahren jung von der Universität aus Deutschland gekommen, hatte sich deßhalb bald in das amerikanische Treiben hineingefunden und frischweg allerlei angefangen. Weil er aber in den Seestädten keinen festen Fuß fassen konnte, wandte er sich sofort nach dem fernen Westen. Er hatte etwa hundert Dollars in der Tasche; sein Plan war sich als Farmer auf Congreßland niederzulassen, oder auch als Prediger oder Arzt sein Glück zu versuchen. Während sein Dampfboot vor Quincy Wasser einnimmt und er auf den Markt schlendert, sieht er zufällig, daß die Zwiebeln theuer verkauft werden. In St. Louis hatte er ebenso zufällig sie gut und billig verkaufen sehen, sogleich reist er mit einem andern Dampfboot zurück, kauft in St. Louis ein paar Tonnen Zwiebeln, setzt sie in Quincy mit Gewinn ab, und treibt das Geschäft den ganzen Herbst durch. Im Winter hat er sich in Quincy bereits eine stattliche Handlung mit Wein, Rum u. dgl. eingerichtet, macht das Jahr darauf bankerott, eine Sache, die nach der Landesmeinung dem Westen erst recht passirt, wird darauf Essigfabrikant und hat jetzt bedeutende Kornmühlen und große Lust, bei der nächsten Wahl ins Staatenhaus zu kommen. Dergleichen fange einmal ein Student in Deutschland an!

Den 20 August. Beim Erwachen hörte ich nicht mehr das gewohnte Geräusch der Wasserräder. Das Dampfboot lag still, um die Tageshelle zu erwarten, denn wir waren bei Keokuk, einer großentheils deutschen Ansiedlung, in die Gegend der Stromschnellen gekommen, deren jetzt mehrere in einer Strecke von zwölf Meilen auf einander folgten. Das felsige Bett des Flusses ist abschüssig, das Wasser schießt mit großer Gewalt auf der schrägen Fläche hin, an mehreren Stellen schäumt es und brodelt es, und hin und wieder braust es um zerstreute Felsen, daß das Schiff seine Noth hat, dazwischen sein Fahrwasser zu finden. Einigemal zog sich auch eine Linie von Schaum und Gebrodel quer über den Fluß, ein Zeichen, daß unten im Felsgrunde eine durchlaufende jähe Senkung war. Unser St. Peter hob sich endlich schwerfällig voran, die Maschine arbeitete und stöhnte was sie konnte; über die erste Stromschnelle brachte sie uns glücklich hinweg, in der zweiten konnte sie den Wasserschwall nicht mehr überwinden. Das Schiff wendete näher zum Ufer, um sich mit Tauen befestigen zu lassen und zu warten bis ein Kielboot kam, ein langes, flaches Fahrzeug. In dieses wurde alle Fracht gebracht und das Schiff erleichtert. Es hob sich allerdings höher aus dem Wasser und ging eine Strecke voran, das Kielboot zur Seite mitschleppend, aber die schlimmen Stellen kamen zu arg. Dann stand das Dampfboot, und hob sich und senkte sich und schütterte, wie ein Roß, das über einen Graben soll. Aber vergebens wurde St. Peter von der Maschine gespornt, er schnaubte, machte Ansätze, sah aber zuletzt ein, daß das Ding doch zu gefährlich sey. Nun wurde Anker und Tau durch ein Ruderboot eine kleine Strecke vorwärts gebracht, und nachdem beides im Flußbette befestigt war, das Schiff mühsam am Tau herangewunden.

Man mußte sich derweilen in der Unterhaltung mit der Reisegesellschaft erholen. Diese war im Ganzen genommen freundlich und anständig. Sonst ist es auf diesen westlichen Flüssen nur zu gewöhnlich, daß sich eine Bande Rowdies, d. h. roher, schweißriechender Tagediebe auf den Dampfbooten einfindet und den ganzen Tag trinkt, Karten spielt, flucht und schwört und den unausstehlichsten Lärm verführt; nebenbei suchen die Herren dann die Koffer und Taschen der Mitreisenden zu leeren. St. Peter aber war ein erklärter Wassermann, ein Temperance-Mann, d. h. das Boot war zu einem Mäßigkeitsverein eingeschworen, es wurde darauf neben ganz gutem Essen nichts verabreicht als Wasser.

Der Capitän war ein langer, dünner Yankee mit Prediger-

manieren, und schien Gewicht darauf zu legen, daß er ein Muster von Nüchternheit, Geduld und Sanftmuth sey. Die gefährliche Röthe seiner Nase indessen und ein leises Stammeln seiner Zunge ließen einen kleinen Verdacht aufsteigen, daß er irgendwo ein heimliches Rumfäßchen an Bord habe, welches er aufsuchte, wenn die langsame Fahrt über die Stromschnellen seine christliche Geduld gar zu sehr in Anspruch nahm. Indessen hatte doch das Mäßigkeitssiegel, welches sein Dampfboot an der Stirne trug, die gute Folge gehabt, daß die Rowdies, jene Geißel der Dampfbootreisenden im Westen, mit St. Peters Nüchternheit nichts zu thun haben wollten; die Cajüte blieb still und sauber und herbergte nur friedliche Menschen. Als ich dem Capitän darüber eine Artigkeit sagte, verbeugte er sich mit einem seligen Lächeln und sprach mit honigfließendem Munde: „die Sterne des Himmels und die Thiere des Feldes wären friedlich und söffen nicht Rum noch Wein; Gott in seiner ewigen Gnade habe dem Menschen die Natur zum Vorbilde gesetzt, die sich nur mit Wasser tränke; alles geistige Getränk müsse von der Erde vertilgt werden, und jeder respectable Mann sey verpflichtet ein Beispiel zu geben; ein Gerechter könne Hunderte vom schlimmen Wege abführen, und das Auge des allmächtigen Vaters ruhe auf ihm mit Wohlgefallen.“ Der Mann war zum Yankee-Prediger geboren, im besten Reden aber wandelte ihn ein leises Schlucken an; er entschuldigte sich, er habe einen Fehler im Magen und müsse einen Löffel voll Medicin nehmen. Bald darauf sah ich ihn wieder aus seiner Cajüte schleichen, lächelnd und milde, das verstärkte Glimmern der Nase und Augen weissagte uns, daß seine Medicin ihm wohl bekommen. Später gab er mir unter den Fuß, da ich ein solcher Freund der Mäßigkeit sey, möge ich sein Boot auf schickliche Weise empfehlen. Als ich ihm darauf von zwei Flaschen Hermanner Wein sagte, welche mir Freunde in St. Louis auf den Weg gegeben, meinte er: das schade nicht, der deutsche Wein sey zu sauer und eigentlich nur Medicin. So sind diese amerikanischen Puritaner und Methodisten: in keinem andern Lande der Welt kann man im Umsehen eine so zahllose Menge der geschicktesten Heuchler zusammenhaben. Sie halten ihre Heuchelei zuletzt für baare, gottgefällige Frömmigkeit, sie ist ihre Religion geworden. Uebrigens habe ich jenes Urtheil über den deutschen Wein von vielen englischen Amerikanern gehört, sie begreifen nicht unsere Vorliebe dafür, und mögen nur süßen Madera oder schnellen Rum und Grog, oder ihren ekelhaften Whiskey.

Den 21 August. Je höher wir den Mississippi hinauf kamen, desto eigenthümlicher wurde die Flußlandschaft. Auf der Karte macht der Fluß eine ziemlich gerade Linie, in der Natur aber ergießt er sich meist in weichen Krümmungen durch eine Folge von Seen. Nahe bei Nauvoo, als wir uns mit Untiefen abzuarbeiten hatten, brach die Welle des einen Rades. Wir trieben zum nächsten Ufer, und es war nun eine Freude zu sehen, wie flink und geschickt Steuerleute und Matrosen sich daran machten, den Bruch auszubessern. In wenigen Augenblicken war die ganze Arbeit geregelt, eine Schmiede hergerichtet, Holzschienen geschnitten, das Rad wieder festgekeilt; kein überflüssiges Wort wurde gesprochen, keiner stand dem andern im Wege. Ich lagerte unterdessen am Ufer, landeinwärts war theils Wald, theils Prairie, der Strom aber nahm sich aus wie der freundlichste See. Gegenüber lag Nauvoo, jetzt von seinen Erbauern verlassen, der Schauplatz so vieler Tollheiten und Verbrechen. Bekanntlich ist Glaube und Denkungsart der Mormonen oder der Bekenner der Kirche des neuen Jerusalems die seltsamste Ausgeburt, welche jemals von der Sectenwirthschaft hervorgetrieben ist. Sie haben sich immer als tüchtige Leute gezeigt, was das Städteanlegen, Bataillonsbilden, Ackerbau und Gewerbe betrifft. Auch was sie von communistischen Grundsätzen haben, ist kräftig und erfolgreich zur That gemacht. Das alles liegt offenbar zu Tage, aber ihr mit dem Religionsmantel bekleideter Wollustdienst, ihr ewiges Diebsgelüst, ihr abenteuerlicher Glaube, die furchtbare Macht ihrer Obern und Propheten, das alles in ein System gebracht und für das jüngste unmittelbare Gotteswort gehalten und praktisch vollständig ausgeführt, erinnerte zu lebhaft an die Sagen von dem Alten vom Berge und seinen Assassinen. Offenbar sind die Scheußlichkeiten, die man von den Mormonen erzählt, weit übertrieben, denn noch keiner, der unter ihnen selbst war, hat etwas erzählt. Das aber ist gewiß, daß sie Proselyten durch ähnliche Mittel in ihre Secte locken, wie Mohammed durch seine Huris die Gläubigen in seinen Himmel. Das umwohnende Volk von Illinois war zuletzt gegen die Mormonen erbittert, schaarte sich zusammen und lieferte ihnen eine mörderische Schlacht, in welcher die Kanonen in bedeutendem Maaße ein Wort mitsprachen. Auf so ungesetzliche Weise angegriffen und überwältigt mußten die Mormonen auf das gütliche Zureden der Staatsregierung endlich versprechen, mit Sack und Pack auszuwandern. Sie haben sich jetzt in den Felsenbergen am Salzsee wieder angebaut und neue ansehnliche Städte sind schon wieder fertig.

Ich bedauerte nichts mehr, als daß keine Fähre da war, mich über den Fluß zu bringen und ihre alte Wohnstätte näher kennen zu lernen. Sie schien ganz verlassen, nur bei einigen Häuschen am Flusse ließ sich aufsteigender Rauch und hie und da ein Mensch blicken. Ihr Gründer und Prophet Joe Smith hatte ihnen einen vortrefflichen Platz ausgesucht. Eine breite Anhöhe erhebt sich prächtig hinter einer weiten Krümmung des Stromes. Oben leuchtet der massenhafte Tempel von schneeweißem Marmor, eines der schönsten Bauwerke, umgeben von den großen Gebäuden, in welchen die Obern wohnten und die Werk- und Lagerhallen waren. Ringsherum ist der ganze Hügel übersäet mit niedlichen Häuschen, jedes mit seinem Gärtchen und Felde, sie sind noch bis weit in die Ebene hinein zu sehen. — Später haben sich französische Ikarier da niedergelassen.

(Schluß folgt.)

Majorca und seine Bewohner.

(Aus The Shores and Islands of the Mediterranean, including a Visit to the Seven Churches of Asia. By the Reverend H. Christmas (3 vlms). Bentley. Mitgetheilt aus dem „Spectator“ vom 28 Junius und mit Zusätzen vermehrt von Dr. K. J. Clement.)

London 1851

Die Bewohner Majorca's, welche das letzte Gelenk zwischen Europa und Afrika bilden, sind im allgemeinen von mittlerem Wuchs und klarer Olivenfarbe. Es ist ungefähr so viel Gemisch maurischen Bluts in ihnen, wie in den Andalusiern, aber in Folge ihrer insularischen Besonderheit und des vergleichsweise kleinen Verkehrs, den sie mit der übrigen Welt haben, ist viel mehr von der alten halbafrikanischen Lebensweise bei ihnen nachgeblieben. Man kann unmöglich die Insel durchstreifen, ohne daß dieß einem auffällt, was in Verbindung mit der Einfachheit und Milde des Volks allem was den Reisenden umgibt, ein eignes Interesse verleiht. Der Palmbaum, die Cactus- und Aloezäune, die Schäfer, mit einer Art Mantel von Ziegenfell bekleidet, die Pagès oder Bauern mit ihren losen, weiten, blau kattunenen, unter dem Knie gebundenen Beinkleidern, mit bloßen Beinen und auf dem Kopf ein gewundenes Halstuch tragend, das weibliche Geschlecht in dem afrikanischen Bornus (einem langen Kleid von blauem Kattun, das Kopf und alles bedeckt), alles dieses spricht eine Sprache, welche uns sagt, daß wir Mittewegs

zwischen Europa und Afrika sind, und daß wir uns umsehen müssen nach den Eigenthümlichkeiten beider.

Das Costüm des Landmanns an Feiertagen ist etwas anders. Er zieht dann einen blauen Tuchmantel an und bedeckt seinen Kopf mit einem Hut, dessen Rand so groß von Umfang ist wie ein gewöhnlicher Luhtisch (Ladete-Tisch Spieltisch). Keine Thür auf der Insel (ausgenommen die Kirchthüren), wird ihm erlauben mit dieser ganz außerordentlichen Erfindung auf dem Kopf hereinzutreten, er nimmt ihn also ab und führt ihn seitwärts ein; mit Recht wird er ein „Sombrero“ genannt, denn er ist größer als die meisten englischen Schirme! Diesen Hut tragen allenthalben in Spanien die Priester, aber sie rollen den Schild von beiden Seiten auf, so daß sie einen ungeheuern Cylinder zum Hut haben, welcher der Länge nach getragen wird und zwei Fuß nach vorne reicht, und eben so weit nach hinten. Der Anzug der Weiber ist entweder der Boenus, welcher alles andre wirksam verbirgt, oder ein weiter und kurzer Unterrock, worüber das Rebozillo kommt; das letzte ist unerläßlich bei Fêten, und die Pagesa würde sich für ganz ungeputzt halten, wenn dieses beliebte nationale Kleidungsstück keinen Theil ihres Anzugs bildete. Sein Stoff ist verschieden je nach den Mitteln und dem Geschmack der Trägerin, aber seine Form ist immer dieselbe. Es ist in der Regel aus weißem Calico gemacht, bedeckt den Kopf, schließt sich dicht um den Hals und fällt dann in Falten mehr oder weniger anmuthig über die Brust hinab. Auf solche Weise ist das Angesicht gleichsam in Weiß eingefaßt, und es hebt einigermaßen vortheilhaft das schwarze Haar und die dunkeln sanften Augen der Dorf-Schönen Majorca's. Es thut Dienste für einen guten Theil Kleidung, welche unten seyn möchte, könnte, würde oder sollte, so daß an festlichen Tagen, wenn das Rebozillo aus feinem durchsichtigem Kammertuch gemacht ist, die jungen Mädchen eher freigebig als karg in Entfaltung ihrer Reize sind.

Die Redlichkeit der Majorcaner ist so merkwürdigte Art, daß Schlösser fast unnütz sind in Majorca; niemand denkt daran, sein Eigenthum vor Dieben sicher zu stellen. Kleine Diebstähle sind beinahe ebenso unbekannt als Straßenraub, und Mord ist ein Ereigniß, welches die ganze Insel mit Schrecken erfüllt. In 12 Jahren waren bloß zwei Fälle von Meuchelmord vorgekommen, und diese waren von catalonischen Seeleuten im Hafen von Palma verübt worden.

Viel rein maurisches in Blut und Sitten schleppt noch immer sein zögerndes Daseyn in den balearischen Inseln hin, deren größte, wie auch schon der Name sagt, Majorca ist. Was die katholische Kirche betrifft, so ist dieselbe in allen Jahrhunderten ihrer Existenz nicht allein in Spanien, sondern auch in allen spanischen Gründungen im Auslande, in einem enorm extravaganten Zustande gewesen, wie die katholische Kirche keines andern Landes, da sie sich durch ein ganz eigenthümliches, wildes, profanes und heidnisches Element auffallend auszeichnet. Den Charakter der Kirche in Yucatan lernt man am besten aus dem vortrefflichen Werke des Amerikaners John L. Stephens: „Incidents of Travels in Yucatan,“ 2 Vol., New-York 1843. Die Stelle bei Mr. Christmas über die balearische Kirche ist wie folget.

„Ich habe gesagt, daß ihre Kirche den Insulanern Feiertage die Fülle gibt, in deren Benützung sie nicht langsam sind, und diese Feiertage werden gelegentlich in einer Weise begangen, welche Protestanten für gar ungeziemend für die Würde und Schicklichkeit religiöser Gebräuche ansehen würden. Einige Proben werden dieß zeigen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Maskenball in der Kirche selbst gehalten wird! Es gibt eine besondere Art Tanz, genannt „el baile dels cocies,“ welcher immer da aufgeführt wird und zwar in folgender Weise. Die Executoren sind neun an der Zahl, zwei davon heißen Diablos, die sich einen so diabolischen Anzug zu verschaffen suchen als sie erdenken können, während Hörner, Klauen und Schwanz nicht vergessen werden, eine wird die Dame „la Dama“ genannt, und Bart, Knebelbart und gebräunte Complexion dienen unzweifelhaft dazu, den weiblichen Anzug zu heben, und die übrigen sechs führen den Namen Cocies. Alle diese gehen in Begleitung des Rests der Schwärmer nach der Kirche, wo Messe gelesen und eine Predigt in Mallorquin-Sprache gehalten wird. Bisher sind die maskirten Leute im Vorhof geblieben, treten aber jetzt in die Kirche und beginnen mitten in derselben einen Tanz, dessen Hauptkennzug der ist, daß er aller Anmuth und Eleganz und, den Ort betreffend, selbst der Schicklichkeit trotz bietet, während jede Art von Taumelei, Fratzen und Possenreißerei abwechselnd stattfindet. Die Diablos und Cocies, mit dicken Stöcken bewaffnet, prügeln alle Herren, wenn sie ihnen nahe kommen können, tüchtig, und obgleich es hier häufig zerschlagene Schädel gibt, hat man doch nie von irgend einem ernsten Friedensbruch gewußt, der aus diesen Luststreichen erfolgt wäre.“

Wie in den meisten abgelegenen, primitiv oder ursprünglich gebliebenen Gegenden, wo das nationale Element nicht systematisch gewaltsam gemordet worden, Familie oder Geschlecht ziemlich viel Geltung hat und behauptet, so gibt es auch besonders auf den balearischen Inseln noch viel heraldische Rangauszeichnung.

„Es findet sich bedeutend viel Nationalstolz auf diesen Inseln — sagt unser Verfasser — und während sie allerdings wohl damit zufrieden sind, eine Provinz der spanischen Monarchie zu bilden, so sehen sie sich doch, und das mit vollem Recht, für ein unterschiedenes Volk an. Ohne die gränzenlose Ahnenschaft der Walliser, gleichen sie ihnen sehr in der Sorge, die sie für ihre Inselstammbäume tragen, und im Frohlocken über dieselben stellen sie diejenigen zur Schau, welche am freiesten von spanischer Untermischung sind. Vor einem halben Jahrhundert gab es Herren in Majorca, welche sich nicht allein des Umstandes rühmten, daß sie niemals Spanien besucht hätten, sondern auch, daß sie sogar nie ein Schreiben dorthin gerichtet gehabt, und doch war dieß mit einer aufrichtigen Achtung vor dem spanischen Charakter und einer innigen Ergebung für die spanische Regierung verbunden.

„Die neun vornehmsten Barone oder Solars, welche Don Jaime[1] begleiteten, als er den balearischen Archipelagus eroberte, gründeten hier Familien, welche noch vorhanden sind und sich gern selbst unter dem Adel für eine gesonderte Classe angesehen wissen wollen. In ihren Verträgen mit einander nehmen sie die Sprache königlicher Häuser an, und schlossen bis vor einigen Jahren keine Heurathen außerhalb ihres eigenen beschränkten Kreises.

„Vor 20 Jahren verweigerte eine von diesen Familien eine Tochter ihres Hauses einem Grand von Spanien und General-Capitän der Provinz wegen Standesungleichheit, und vor 10 Jahren ereignete sich ein noch merkwürdigerer Fall. Ein majorcanischer Edelmann von großem Vermögen und hoher Abkunft, aber nicht innerhalb der vorgeschriebenen Gränzen, machte einer der magischen Prinzessinnen seinen Antrag; der Antrag ward anfangs mit Verachtung behandelt, da aber die Neigungen der Dame gefesselt waren, und überdieß der intendirte Bräutigam jung, liebenswürdig, reich, gebildet und von guter Abkunft war, ließ sich das reichsherrliche Haus herab, insoweit nachzugeben, daß es dem Marquis sagte: „Wir können Ihren Antrag nicht annehmen in Folge Ihres niedrigen Geblüts, doch wenn Ihnen belieben sollte mit der jungen Dame Reißaus zu nehmen, so wollen wir ein Auge zudrücken und Sie früher oder später als unsern Schwiegersohn empfangen.“ Auf diesen anständigen und billigen Vorschlag erwiderte der Marquis mit etwas von dem trotzigen Stolz, der seiner castilischen Abstammung geziemte, sein Wappen wäre so gut wie irgend eines in Majorca, und er hätte gar nicht nöthig eine Frau zu stehlen. Auf die Letzt gaben diese erhabenen Hoheiten ihren sublimen Consens, und der Zauberkreis war gebrochen.“

(Schluß folgt.)

Die Vorbereitungen zur Eisenbahn zwischen Alexandria und Cairo sollen jetzt so weit gediehen seyn, daß Anordnungen getroffen werden, um die Ausführung alsbald zu beginnen. Die Unterhändler waren Nubar Bey von Seiten des Vicekönigs und R. Stephenson von Seiten Englands. (Athen. 26 Julius.)

[1] König Jakob von Aragonien eroberte 1230 Majorca, 1232 Minorca und 1231 Iviza.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 184. 2 August 1851.

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

5. Fahrt von Kapolna nach Szeczeny über Gyöngyös und Aszod.

Orte, welche in dem letzten Insurrectionskriege große Berühmtheit bekommen haben, sind hier genannt. Ich kam von Kaschau, wollte in einem Tage bis nach Miskolz und dann nach Gyöngyös, von wo ich meine Richtung nach Szeczeny zu nehmen gedachte. Eine Bekanntschaft, die ich am ersten Tage machte, veranlaßte mich, einen Abstecher ins Tokayer Gebirge zu machen, das mich um einen halben Tag aufhielt, so daß ich erst am andern Mittag in Miskolz eintraf und froh war, noch vor Abend die Ortschaft Kapolna zu erreichen. Es war im Herbste, und die Weinlese hatte in einigen Gebirgen schon angefangen; nur im Tokayer war noch nicht daran zu denken, weil man dort bekanntlich immer bis zu Ende October, ja bis zu Anfang Novembers verzieht, um die Trauben überreif und zum Theil halb trocken werden zu lassen. Dennoch war der Tag, wo ich dort war, ein sehr genußreicher, und das in zweifacher Hinsicht, einmal in Beziehung auf die romantisch schöne Gegend, zum andern in Rücksicht auf die gemüthlichen und behaglich frohen Menschen.

Es war schon etwas spät, da ich in Kapolna eintraf, glücklicherweise aber war der von Kaschau kommende Eilwagen noch nicht angelangt, weßhalb ich den Gasthof noch leer fand und ein ziemlich gutes Zimmer bekam. Eine halbe Stunde später zogen die Passagiere des Eilwagens wie das wüthende Heer ein und störten mich in der Ruhe, die mir, während ich allein war, so wohl that. Bis gegen Mitternacht dauerte der Lärmen, so daß ich erst spät einschlafen konnte. Kaum mochte ich zwei Stunden geschlafen haben, so ward ich durch ein ganz eigenthümliches Geräusch aufgeweckt, und ich fuhr im Bette hoch in die Höhe; es war heller Mondschein; ich stand auf, trat ans Fenster und schaute über die weite Ebene hin, die sich im Süden von Kapolna ausbreitet. Ich konnte, da meine Augen noch etwas voll Schlaf waren, nicht genau die Gegenstände unterscheiden, obgleich der Vollmond die Gegend ganz klar beleuchtete. Da vernahm ich aufs neue jenes seltsame Geräusch, was von der weiten Ebene herzukommen schien. Es überlief mich ein Schauer, denn es war mir, als hörr ich zwischendurch Geschrei und klagende Stimmen. Obgleich es mich von Innen drängte, mein Bett wieder zu suchen, so war ich doch wie ans Fenster gebannt, und hörte bald darauf zum drittenmale das Geräusch. Jetzt legte ich mich nieder, konnte aber lange nicht schlafen, und war darüber so ermüdet, daß ich die lärmende Abfahrt des Eilwagens nur wie im Traume gewahr wurde. Erst spät, früh nach 8 Uhr, reiste ich ab und vergaß in meinem Taumel einen Bettlaken, deren ich immer ein Paar bei mir führte, um sie über die verdächtigen Betten auszubreiten. Ehe ich jedoch abreiste, nahm ich mein Frühstück in der Wirthsstube, und da mich der Wirth etwas verstört sah, fragte er, ob ich schlecht geschlafen habe, was ich bejahte und auch die Ursache beifügte. Da erklärte er mir, es sey das Wehen des Windes, wenn sich dieser nach Mitternacht erhöbe, und über die Ebene hinfahre, ein so eigenthümliches, daß es jeden scheu machen könne, der die Ursache nicht wisse. Auf der Ebene wächst nämlich eine besondere Art von Disteln, durch welche der Wind fähet, und ein Stöhnen und Seufzen, wie von Menschen ausgestoßen, hervorbringt. Abergläubische Leute, so fügte er noch hinzu, wollen, wenn dieß Stöhnen und Seufzen besonders stark ist, eine Vorbedeutung auf schlimme Zeiten, Krieg, Pest u. dgl. sehen. Das war im Jahre 1845, und vier Jahre später ward hier die blutige Schlacht geschlagen. Ohne einen Zusammenhang finden zu wollen, ward ich doch lebhaft an jene Nacht erinnert, als ich die Nachricht von dieser Schlacht las. Vielleicht haben da noch Lappen von meinen zurückgelassenen Bettlaken zu Binden für die Verwundeten gedient.

In Gyöngyös ward angehalten, um mit dort früher erworbenen Freunden zu kosen. Mehrmals hatte ich mich tagelang dort aufgehalten, war auch an einem landwirthschaftlichen Unternehmen in der Nähe von da betheiligt, und es hatte mich die dasige Casinagesellschaft zu ihrem Mitgliede ernannt. Wer ungarische Art und Sitte kennen lernen will, der kann es in solchen Gesellschaften am besten. Wie es jetzt, bei der neuen Ordnung der Dinge, damit stehen mag, kann ich freilich nicht sagen, da ich seitdem das liebe Ungarn nicht bereist habe. Es ward mir schwer, mich loszureißen, aber es trieb mich der Gedanke, daß ich noch an demselben Tage in Szeczeny seyn wollte, daß ich bis dahin noch acht Meilen hatte, und daß die Gegenden, welche ich passiren mußte, als unsicher verrufen waren.

Nun ging es rasch vorwärts, aber es hinderte, sowie ich über Aszod hinauskam, der sandige Weg die Pferde und machte ihnen das Ziehen schwer. Zudem hatte ich mich auch in Aszod eine gute Weile aufgehalten. Wohl hätte ich einen nähern Weg an der Matra hinfahren können, aber ich hatte in Aszod Besuch zu machen, und scheute überdieß auch den ungebahnten und steinigen Weg dicht am Gebirge hin.

Zwei Meilen von Aszod kam ich in die Vorberge der Matra und das Auf- und Absteigen ermüdete meine Pferde, so daß ich

nur langsam fahren konnte. In einer elenden Ortschaft, deren Namen ich vergessen habe, war ich genöthigt noch einmal anzuhalten und den armen Thieren eine Erquickung zukommen zu lassen. Die Sonne war schon nahe am Untergange und noch Szegzeny hatte ich nach fünf Meilen, also war an ein Hinkommen an diesem Tage nicht mehr zu denken. Zu meinem Troste wußte ich, daß unterwegs dahin noch ein Wirthshaus sey, in welchem ich eine leidliche Unterkunft finden konnte, und auf dieses setzte ich jetzt meine Hoffnung. Ueber Berg und Thal ging es, als die Pferde befriedigt waren, weiter. Die Luft war schwül und die armen Thiere wurden sehr ermattet. Im Westen stiegen Gewitterwolken auf, aus denen rothe Blitze schossen, die — wegen der eintretenden Dunkelheit — je länger desto greller wurden. Meinem Kutscher schien bange zu werden, und, warum sollte ich es nicht gestehen, auch mir fing der Muth an zu sinken.

(Schluß folgt.)

Auf dem obern Mississippi.

(Schluß.)

Hinter Nauvoo nahm die Gegend einen andern Charakter an. Die Ufer wurden eben, man übersah oben vom Sturmdeck endlose Wälder und Prairien, letztere traten oft bis dicht an den Strom. Die Ufergelände waren an vielen Stellen hübsch bebaut, freundlich stellte sich insbesondere das sonnige Städtchen Bloomington dar, es entsprach seinem Blüthenamen. Aber auch hier, wie in Burlington, welches weiter abwärts am Flusse liegt, hausen die Fieber, welche zwar nicht gleich tödten, aber doch das Mark aus den Knochen wegfressen. Man erzählte mir traurige Geschichten davon.

Der anziehendste Punkt auf der ganzen Reise war bei Deavenporth, welches wir gerade erreichten, als die kurze Dämmerung einbrach. Die Sonne warf noch einmal ihre glänzendsten Lichter auf Strom und Gestade, alles prangte in den kräftigsten Farben, dann sank plötzlich die Nacht herunter. Zwei Städte, Deavenporth und Rockislandcity liegen sich hier gegenüber an beiden Ufern, in reichen Bottoms, in der Mitte des Stromes ist Rockisland, eine felsige Insel, hübsch bewaldet und darauf Fort Armstrong umgeben von festungsartigen Werken. Am Ufer hin wandelten ein paar Indianer, malerisch in ihre Decken gehüllt. Das Ganze hatte wirklich etwas Romantisches.

Die Nacht war wunderbar schön und milde. Der Mond goß sein stilles Licht so freundlich über die ganze Schöpfung, daß ich mich vom Verdecke nicht trennen konnte. Es war Mitternacht vorbei, als ich mein Lager suchte, nicht ohne einige Dutzend „Damned!" mitzunehmen, weil ich über die Aufwarte-Neger stolperte, welche bloß in ihre Decke gewickelt in der großen Kajüte auf dem Fußboden schliefen.

Den 22 August. Wir waren wieder in die Stromschnellen gerathen und die Nacht über liegen geblieben, auch am Tage ging es nur langsam vorwärts, ehe man sich's versah, saß das Schiff wieder fest, und dann begann wieder die mühselige Arbeit des Ankervorwärtsbringens und Heranwindens. Die Ufer wurden wieder höher und bewaldeter, die Gegend hatte etwas ungemein Einsames. Wenn man an den vielen und nicht unbedeutenden Flüssen vorüber kommt, welche in den Mississippi einmünden, so meint man, noch keines Menschen Fuß habe ihre Ufer betreten, so wild und jungfräulich sehen sie aus, wenn man in ihre Waldöffnungen einblickt. Diese Flüsse haben in dem reichen Boden gewöhnlich eine tiefe Mulde ausgehöhlt, und der gelbe Schlammrand, welcher von der ebenen Erde breit zum Wasserspiegel hinabgeht, entzieht den Wellen das grüne Ufergebüsch.

Die Niederlassungen scheinen hier oben noch nicht zahlreich zu seyn, oder sie liegen weiter vom Strome zurück, selten ließen sich ein paar ärmliche Blockhütten am Ufer sehen, gewöhnlich waren sie mit Holzklaftern umgeben; Holzhacker wohnen darin, um die Schiffe mit Brennstoff zu versehen, wofür sie gut bezahlt werden. Die einzige Abwechslung, welche die Reisegesellschaft sich machte, war ans Land zu gehen, wenn das Boot anlegte, um Holz einzunehmen. Dann wurden zwei Bohlen an das fast gleich hohe Ufer geschoben und alles trieb sich flüchtig und fröhlich über die schmale Brücke, um sich unter den hohen kühlen Waldbäumen zu ergehen.

Einmal sahen wir auch das Vorspiel von amerikanischer Lynchjustiz. Es hatten sich Pferdediebe in der Gegend bemerklich gemacht, sie sollten sich nach dem Flusse hingezogen haben; zwanzig Farmer zu Pferde waren hinter ihnen her, sie erschienen und verschwanden wie sie durch den Wald jagten, die lange Büchse quer über den Sattel. Horsethief! (Pferdedieb!) ist hier das ärgste Schimpfwort. Man kann ohne Pferde in den Wäldern nichts anfangen, man kann sie aber nicht im Stalle einschließen, deßhalb stehen sie unter jedermanns Schutze. Wehe dem Räuber, wenn er gesehen wird und nicht gleich flieht, er wird niedergeschossen oder gefesselt und mißhandelt zum nächsten Gefängniß gebracht. Diese Farmer üben selbst ihre Polizei; sowie ein Diebstahl ruchbar wird, fliegt die Kunde von Farm zu Farm und im Nu sind die Farmer mit ihren Pferden und Büchsen zusammen und hinter dem Diebe her. Daß gleich Standrecht über ihn gehalten und der nächste Baum sein Galgen wird, mag jetzt wohl nicht mehr vorkommen.

Während dergleichen an die Urzeit erinnerte, fanden auf unserm Dampfboote recht moderne Scenen statt. Eine Schaar deutscher Communisten war aus St. Louis mit heraufgekommen, um weit oben am Mississippi eine Colonie zu gründen. Die Unterhaltung mit ihnen kam immer mehr ins Laute und Feurige. Hier auf dem Mississippi, nahe den letzten Niederlassungen der Weißen, wurden ganz dieselben religiösen und socialen Grundsätze verfochten, welche in Europa nach Gestaltung ringen; nur machte sich dort der Unterschied geltend, daß hier in Amerika nicht ins Blaue hinein idealisirt wurde, wie unter den jungen Männern in Deutschland, sondern die Sache zunächst praktisch angefaßt wurde. Was indessen die Fähigkeit und das Bedürfniß der Menschen betraf, sich zu vervollkommnen und aller noch verborgenen Naturkräfte Meister zu werden, so wurde dieß Capitel hier erst recht ins Unendliche ausgesponnen. Im ärgsten Disputiren überraschte uns diesen Abend ein Nordlicht. Es blieb zwar nicht lange am Himmel, aber es zeigte doch seine rothen Farben und schoß weithin seine Milchstrahlen. Das Wetter hatte sich umgesetzt, es wurde bitter kalt.

Den 23 August. Mit Tagesanbruch fuhren wir gerade in den Fieberfluß hinein. Wie die Nacht in diesen Gegenden ihr Dunkel nicht dämmernd und allmählich, sondern ganz und auf einmal über die Erde wirft, so bricht auch der Tag plötzlich und mit voller Macht herein. Man geht oben auf dem Sturmdeck, der Morgen ist scharf und kalt: über die Waldwipfel kommt ein leises Zittern und Flimmern, sie wittern den Tag, in Schweigen und Erwartung erhebt sich die Natur aus dem nächtlichen Schlummer, ein paar bleiche Lichtschimmer fliegen über Fluß und Wälder, der Osten röthet sich: auf einmal schießen siegreiche Strahlen zahllos hervor, und mit unwiderstehlicher Gewalt bricht

die goldene Lichtfluth von allen Seiten herein, die Natur springt auf und schüttelt den Nachtthau aus dem grünen Waldhaar, wie im Nu ist alles lebendig; die Vögel flattern und schreien, ein Gewirr von Tönen läßt sich hören, die Sonne steigt im reinsten Glanze an der lichtblauen Wölbung empor. So oft man auch einen amerikanischen Morgen gesehen hat, man schaut immer mit neuer Bewunderung dieß helle Licht- und Farbenspiel, diese energische Klarheit, von der jedes Blättchen erfüllt ist, diesen reinen Aether, in welchem jede Baumspitze scharf sich abzeichnet, diese dichten Schlagschatten zwischen dem glänzenden Grün und den schimmernden Erd- und Steinfarben.

Galena, der Hauptort des Bleihandels, liegt ein paar Stunden vom Missisippi an einem schmalen Flusse, welcher Fieberfluß heißt, ein Name, der nur an giftige Dünste, erdfahle Gesichter, schlatternde Glieder, kurz an Noth und Elend mahnt. Der Fluß selbst aber ist außerordentlich hübsch, auf der einen Seite ein Gewinde von netten runden Felshügeln, auf der andern der üppigste Wiesengrund mit kleinen dunkeln Seen, auf welchen bleiche Wasserlilien träumten. Heerden des kräftigsten Viehes weideten in dem hohen Grase, Menschen und Häuser sah man nicht, das Dampfboot brachte das einzige Geräusch in diese Stille und Ruhe. Der Fluß wendete sich, und bald waren wir mitten im ärgsten Marktgewühl, zwischen den Häusern von Galena. Ungeheure Massen Blei lagen am Ufer und warteten auf Schiffe, um an und über das Meer gebracht zu werden. Die Thürme von Tonnen voll Mehl, welche dazwischen standen, waren aber wohl nur da, um die Holzfäger, Wäldler und Ansiedler zu versorgen, welche noch weiter herauf am obern Missisippi zerstreut sind. Die Stadt Galena liegt zusammengekeilt zwischen grünen Hügeln. Ich klimmte einen von diesen hinauf und erfreute mich lange der köstlichsten Aussicht. Nachmittags fuhren wir den lieblichen Fieberfluß wieder hinab; aber so erfreulich für das Auge auch seine geschmückten kleinen Ufergelände sind, so wird es einem doch gleich anders hoch und licht zu Muthe, wenn man wieder in den weiten Missisippi und seinen dunkeln Glanz hineinfährt. Seine Fluth behält immer den eigenthümlichen schwärzlichen Schimmer; ich habe keine gelbe oder grünblaue Welle darin gesehen. Der Strom zeigte uns noch einige prächtige Wald- und Felsengemälde, er blieb, wie fast überall außer der Stromschnellen, eine Reihe von stillen Seen. Dann landeten wir vor Dubuque, der letzten größern Stadt. Die Dampfschiffe können nicht heran, nur ein seichter Flußarm führt zu der Stadt, die sich zierlich vor den Bluffs ausbreitet. Ein Kahn nahm uns und unsere Sachen auf, und landete uns um 9 Uhr Abends vor dem großen Gasthause. Ich lief noch durch einige Straßen, alles war bereits still und in Schlaf vergraben; nur das borstige Vieh wälzte sich noch in den Kothlachen. Aber wundern mußte man sich, hier in so weiter Ferne in ein paar Jahren bereits eine nette Stadt aufgeblüht zu sehen.

Den 24 August. Weil ich noch durch unbewohnte Prairien zu den Winebago-Indianern wollte, so hielten mich die Vorbereitungen zu dieser Fahrt einen Tag in Dubuque fest. Ich sah mich derweilen in der Stadt und Umgegend um. Von den Bluffs hat man herrliche Aussichten auf das Missisippi Thal, welches glänzt von breiten Wasserstreifen und farbigen Inseln. Man übersieht die Stelle, wo die drei Staaten Jowa, Wisconsin und Illinois zusammentreffen. Hinter den Bluffs dehnen sich leichte Anhöhen, auf welchen junger Wald wollig aufsprießt, sie sind sämmtlich von Minirern durchsucht, welche nach Blei hacken, die tiefsten ihrer Löcher waren an 50 Fuß, oben eine Winde, um das Erz herauszuziehen; dieses ist fast ganz rein und enthält 80 Procent klares Metall. Ein Irländer, der mich umherführte, erzählte, daß bei seiner Ankunft vor einigen Jahren an der Stelle, wo jetzt Dubuque sich ausbreitet, erst zwei Blockhäuser standen; er führte mich auch zu einem Erdloche, welches an einem Abhange eingegraben war und mit einigen Holzstämmen vor dem Verschütten bewahrt wurde; es war nichts darin zu sehen als ein Strohlager, eine Decke und ein Zinnbecher. Sein Bewohner ist einer der reichsten Leute in Dubuque und soll neben den ergiebigsten Minenplätzen viele tausend Dollars besitzen, die er vergräbt. Der alte Bursche kann von seinen Gewohnheiten nicht lassen, noch immer schürft er mit Hacke und Schaufel nach Blei und schläft des Nachts wie ein Hund in seinem Erdloche. Die Schmelzhütten sind unten in der Nähe des Flusses roh aufgerichtet, das Waschen und Schmelzen des Erzes geht höchst einfach und verschwenderisch vor sich; es kommt dabei nur darauf an, in möglichst wenig Zeit recht viel zu gewinnen, man sieht nicht auf den Abfall.

Die Stadt Dubuque ist zum dritten Theile von Deutschen bewohnt. Mancher ist hierher verschlagen, den Bildung und Vermögen zu etwas Besserem berechtigten als hier zu versumpfen. Die Stadt ist auch Sitz eines katholischen Bisthums; eine schöne große Kirche und dahinter eine artige Bischofswohnung stehen bereits fertig, aber die deutschen Katholiken, welche den Haupttheil der katholischen Bevölkerung der Diöcese ausmachen, verlangen nach kleinen Capellen und Priestern vergebens, obwohl das Geld zu jenen Prunkbauten hauptsächlich aus Deutschland kommt. Der Bischof war ein Irländer, sein Caplan ein feiner französischer Jesuit. Prächtig eingerichtet waren auch bereits mehrere Amerikaner, welche vor Jahren das jetzt durch seinen Bleireichthum so werthvolle Land in großen Strecken wegkauften und jetzt mühelos jedes Jahr neue Reichthümer aufhäufen. Auch bei ihnen war die ganze häusliche Einrichtung gerade so wie in den Hauptstädten der Union. Möblirung, Küche, Kindererziehung, Sprache, kurz Denken und Handeln sind bei allen englischen Amerikanern im ganzen Lande wie nach der Schnur gerade so wie sie dem Ankömmling auffallen, wenn er von der See zum erstenmal ans Land steigt. Das amerikanische Leben ist in solcher Beziehung wirklich über alles Maß eintönig und einförmig.

Untersuchung von Topen und Indien.

Die Untersuchung der Topen in Afghanistan hat mannichfache Frucht getragen. In einer der neuesten Sitzungen der Londoner asiatischen Gesellschaft (am 5 Julius) berichtet ein Major Cunningham „über die Eröffnung einer Anzahl Topen in Centralindien" bei Santschi. Dreißig wurden eröffnet, und zwar von oben herein, um den äußern Bau unzerstört zu lassen; in zehn derselben fand man Reliquien entweder von Sakyamuni († 543 v. Chr.) selbst oder von seinen Schülern. Die Reliquien befanden sich in zierlich geformten Kästchen von Steatit, die in viereckigen Steinkisten eingeschlossen waren. Man fand im Ganzen 240 Inschriften, alle sehr kurz, in dem Alphabet, das die sogenannten Asoka-Inschriften zeigen und welches von dem bekannten Prinsep entziffert wurde. Ob eine Reliquie von Sakyamuni selbst vorhanden, ist nicht ganz gewiß, aber zwei von seinen „Schülern zur rechten und zur linken Hand," Sariputra und Maha Mogalana, sind zuverlässig, ebenso eine von Mogaliputra, dem Oberpriester, der die Verhandlungen des dritten buddhistischen Concils im J. 247 v. Chr. leitete, wie dieß in der großen, in Pali geschriebenen buddhistischen Chronik Mahavanse angemerkt ist. Auch fanden sich Reliquien mehrerer anderer im Mahavanse erwähnten Personen. Diese Chronik erhält dadurch

eine große Bestätigung, und wird zum werthvollsten historischen Document, das wir über Alt-Indien besitzen. Aus den Inschriften ergeben sich die Namen der Städte und Völker Indiens zur Zeit Alexanders und seiner Nachfolger, und sie beweisen unverkennbar das Vorherrschen der buddhistischen Religion durch die dieser Secte eigenthümlichen Namen.

Majorca und seine Bewohner.

(Schluß.)

Mr. Christmas langte in Palma an in Gesellschaft einer Ladung Bullen und Catalanen, welche die Bestimmung hatten, das edle Spiel des Stierfechtens bei den Majorcanern einzuführen. Der Reisende glaubt nicht an einen Erfolg, obgleich den Leuten gehörig gesagt ward, daß sie es groß achten müßten. Es widerstreitet ihrem milderen Wesen, und das ganze Beginnen war ein Fehlgriff. Weder die Bullen, noch die Zweifüßler kamen von Andalusien, dem Schaustück fehlte die Anwesenheit des Hofes, wie zu Madrid, und die Acteure sowohl als die Thiere waren ärmlich und gering. Dieser Umstand gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einem vergleichenden und kritischen Berichte von Stiergefechten an verschiedenen Orten, denn Mr. Christmas, obwohl ein Gottesgelehrter, scheint ein Liebhaber des Bullenspiels zu seyn und handelt davon mit Geschmack. Es ist wirklich ein Stück Schriftstellerei, so graphisch als kritisch. Des Bullen Tod unter der Hand des ehemaligen großen Meisters ist anführenswerth.

„Aber die Schlußscene naht heran. Ein einzelner Mann zu Fuß bewaffnet mit einem langen graden Schwert, betritt die Arena. Es ist Montes, der große Montes, der „Primera Espada de España," der Matador oder Tödter. Hoch gewachsen und mit dem vollkommnen Ebenmaaß der griechischen Statue geformt, bewegt er sich fort mit einer Anmuth und ruhigen Eleganz, die ganz und gar sein eigen ist, schreitet zur königlichen Loge und bittet, sein Schwert senkend, um Erlaubniß den Stier zu tödten, die erforderliche Vergünstigung wird gewährt und der Matador kehrt in das Centrum des Ringes zurück. Er ist in Schwarz gekleidet, die alte castilische Farbe, und sein eng anschließender Anzug ist wohl geeignet, die außerordentliche Vollendung seiner Figur darzustellen. In der einen Hand sein Schwert haltend und in der andern eine carmoisinrothe Schärpe, steht er da, den Angriff des Bullen erwartend; derselbe geschieht bald und grimmig. Die Schärpe vor den Augen des Thiers schwenkend und ihm einen Hieb über das Gesicht mit der Fläche des Schwerts versetzend, steht Montes unverletzt hinter seinem wüthenden Gegner. Zum zweiten und zum drittenmal wird viehische Gewalt von menschlicher Kunst überwunden, bis die Zeit kommt, die den Kampf beenden soll. Die Ankunft des Thiers erwartend, steht der Matador mit seinem etwas gehobenen Schwert, im Augenblick, wo der Stier seinen Kopf senkt, um sein beabsichtigtes Schlachtopfer zu durchbohren, biegt sich Montes hurtig vorne über und steckt, ohne den geringsten Anschein von Anstrengung, ohne daß dieß den heiteren Gleichmuth seines Verhaltens stört, die Spitze seiner Waffe zwischen das erste und zweite Wirbelbein des Nackens, macht ein Schritt rückwärts, nachdem das Schwert ausgezogen, und die schwere Bullenmasse stürzt wälzend hin, seine Augen werden glasig, und ein kurzes Sträuben kündigt an, daß der Kampf ein Ende hat.

„Der Beifall der Zuschauer erschüttert das Amphitheater. Montes verbeugt sich anmuthsvoll vor der Königin und darauf gegen den Kreis seiner begeisterten Bewunderer, wischt sein Schwert mit seiner Schärpe ab und überreicht es dem vornehmsten anwesenden Herrn, welcher es dem tapfern Eigner zurückgibt.

„Ein paar Worte über die fast übermenschlichen Verrichtungen des Montes mögen nicht unerwünscht kommen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß er noch längere Zeit die Wissenschaft („ciencia!") der Tauromachie (des Stierfechtens) beehren wird. Er ist reich und hat neuerdings einen harten Unfall erfahren. Er ist der Verfasser eines anerkannten Werks über seine Kunst, welches viel studirt wird von solchen, die mit seinem Ruhm wetteifern. Man hat ihn warten sehen, bis der Stier den Kopf gesenkt, um ihn zu durchbohren, wo er dann, seinen einen Fuß auf die Nase des Thiers setzend, sich hin und her hat schütteln lassen und, dem Impetus mit einem Sprung zu Hülfe kommend, hinter dem Bullen herabgekommen ist; manchmal hat er seine Uhr aus der Tasche genommen und angekündigt, daß er die wilde Bestie in einer gewissen Anzahl Minuten (2 oder 3 oder $3^1/_2$, nicht mehr und nicht weniger) zu tödten gedenke, und hat jeden Angriff abparirt, bis zur Ankunft der bestimmten Secunde. Als er noch jünger war und Würde ihn minder kümmerte, weiß man, daß er, wenn mit einem weitgehörnten Bullen beschäftigt, den „Bullen bei den Hörnern genommen" und sich quer über die Nase des Thiers gesetzt, während er dasselbe in eine gewaltige und höchst unbequeme Verwirrung gebracht mit Bezug auf die Frage, was nun zunächst zu thun."

Das Stiergefecht in Portugal will Mr. Christmas nicht gefallen, es ist ihm lange nicht wild genug, es ist etwas halbes und daher nichts. Die Schilderung dieser Halbheit ist etwas beißend, aber hübsch und treffend.

„Eine ganz verschiedene Affaire ist ein Gefecht oder Funcion in Lissabon. Unvergleichlich plump und unwiderstehlich possierlich, ist der Chef der Truppe, eine Art Montes Scapin und das Schauspiel selbst eine komische Parodie auf die in Spanien. Ich wohnte einem bei, welches die Königin mit ihrer Gegenwart beehrte, und die charakteristische Humanität des portugiesischen Volks zeigte sich in seltsamer Weise in seiner Tauromachie. Stiergefechte müssen die Portugiesen haben — „pan y toros" — „panem et Circenses" — „denn auch sie sind in Arcadien," aber sie mögen keinem lebenden Wesen wehe thun, und so tritt der Stier herein mit zwei viereckigen Holzblöcken an den Hornspitzen, und einer Stange zwischen beiden. Die Picadors reiten auf Mäulern, und die Rolle des Matadors wird auf besonderes Verlangen weggelassen. Der Stier darf die Mäuler und ihre Reiter über und über im Staube rollen nach Herzenslust, und sie hinwiederum können ihm Mühe und Arbeit machen mit ihren Stöcken nach ihrer Herzenslust, aber kein Verwunden oder Durchbohren oder Tödten wird geduldet, und wenn das Auditorium oder lieber die Zuschauer genug von der Puffschau gehabt, wird dem Bullen erlaubt, wieder zurück nach seiner Weide zu gehen und seine Quetschwunden sich heilen zu lassen, und er wird ohne Zweifel um so viel zahmer und milder von der Tracht Schläge, die er gekriegt."

Miscellen.

Ein georgisches Literatur-Journal. Unter der Redaction des Fürsten Eristoff soll in Tiflis ein literarisches Journal in Monatsheften erscheinen. Der Inhalt soll seyn: georgische Literatur, Uebersetzungen, Wissenschaften und Künste, und Landwirthschaft. So das Journal des Ministeriums für Volksaufklärung (Junius-Heft). Es ist freilich nicht zu erwarten, daß in einem Lande wie Georgien sich die verschiedenen Züge der Wissenschaften scheiden, und man für Landwirthschaft gleich ein eignes Journal gründe. Ein Theil des georgischen Adels lebt auf dem Lande und für diesen ist die Vereinigung von landwirthschaftlichen Mittheilungen mit literarischen ein Bedürfniß. Langsam aber sicher breitet sich unter den unterworfenen Völkern Rußlands ein literarisches Bedürfniß aus, die natürliche Folge der Ruhe und eines steigenden Wohlstandes. So haben wir vor weniger Zeit (S. Nr. 312 vom vor. J.) die Erscheinung einer neuen armenischen Zeitschrift in Transkaukasien gemeldet, und der reiche Schatz alter georgischen Literatur ist ein Sporn, hinter dem Streben der Armenier nicht zurückzubleiben.

•

Die Akademie der Blumenspiele (jeux floraux) zu Toulouse hat in ihrer letzten Sitzung, der Gazette du Languedoc zufolge Madame Amable Tastu zum **Maitre** ès jeux floraux ernannt. Es ist dieß seit 30 Jahren die erste Frau, welche auf den Listen der „Meister" der Blumenspiele aufgeführt wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 185. 4 August 1851.

Rußland und die Gegenwart.

Erster Artikel.

Unter diesem Titel ist kürzlich in der Weidmannischen Buchhandlung zu Leipzig ein Werk in zwei Bänden erschienen, dem wir eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken uns gemüßigt sehen, affen gestanden nicht immer um des Inhalts selbst willen, als wegen des Gegenstandes. Dieser ist nämlich von so umfassender Art, daß wir eine genügende Behandlung vorerst geradezu für unmöglich halten. Der von dem Verfasser gewählte Titel schon schon deutet, vielleicht ahne daß der Verfasser sich das Verhältniß ganz klar gemacht hat, darauf hin; nach dem ersten Capitel, „der deutsche Umschwung und Rußland“ betitelt, sallte man glauben, der Gegenstand sey das Verhältniß, in welches Rußland zu Deutschland durch das Jahr 1848 und seine Falgen getreten sey; dann hätte aber der Titel etwa „Rußland und die deutsche Revolution“ heißen müssen. Daß der Verfasser seinem Buche diesen Titel nicht gab, beweist schan, daß er sich einen weitern Gesichtskreis gesteckt und eben dieser Gesichtskreis ist sa weit, daß wir die Ausfüllung des Rahmens vorerst für nicht wohl möglich halten, denn dieser Rahmen umfaßt nichts geringeres, als das Verhältniß Rußlands zum übrigen Europa, seit Peter I es mit Gewalt in die eurapäische Entwicklung hineinriß, der es bisher fern, fast ganz fremd gestanden hatte; abgesehen von den höchst verwickelten auswärtigen Verhältnissen, kammen dabei die herrschenden Ansichten über Staatsverwaltung, die Verpflanzung westeuropäischer Verwaltungsformen nach Rußland, die Reaction des nationalen Elements dagegen, der fortdauernde Kampf der Regierungsgewalt mit dieser letztern, ferner die westeuropäische Revolution mit ihren innern und äußern Folgen, und endlich das Heranrücken derselben im J. 1848 in Deutschland zur Sprache, wodurch vollends die ganze russische Politik, wie sie sich seit Peter I entwickelt hat, in Frage gestellt wird. Daß dabei das Schicksal des Länderstrichs, der sich zwischen Rußland und Deutschland vom baltischen nach dem schwarzen Meere hinzieht, in moralischer und politischer Hinsicht zur Sprache kommen muß, erscheint, so wichtig es ist, in dem grassen Ganzen des aufgenommenen Rahmens fast als Nebensache, gehört aber so nothwendig mit herein, daß die Besprechung gar nicht umgangen werden kann.

Man wird nach diesen Angaben nicht mehr in Abrede stellen, daß der Rahmen so groß ist, daß er beinahe nicht, wenigstens für jetzt noch nicht ausgefüllt werden kann, daß der Verfasser es indeß versuchte, können wir nur loben, denn er hat instinctartig gefühlt, daß eine stückweise vorgenommene Behandlung zu Mißverständnissen ohne Zahl Anlaß geben muß. Die Frage ist eben eine Frage der Zukunft, nur diese kann sie lösen und der Verfasser ist der Ansicht, daß eine „nahe Zukunft“ sie lösen werde. Man wird viel an dem Buch zu kritteln haben, und auch wir sind weit entfernt in allem mit demselben zusammenzustimmen, aber man muß selbst an dieser zähen Speise sich abgearbeitet haben, um die Richtigkeit des Gefühls der kommenden Kämpfe zu ermessen, und den Verfasser zu verstehen, auch da wo man nicht mit ihm übereinstimmt. Dieß ist gleich im Eingang der Fall, wo derselbe sich auf den sogenannten „großpreußischen“ oder „kleindeutschen“ Standpunkt stellt, einen Standpunkt den wir nur für eine der mannichfachen Phasen unserer Revolution, freilich aber noch nicht für einen überwundenen Standpunkt halten können. Daß der Verfasser mit dieser Darstellung seiner Ansicht der Parteien in Deutschland begonnen, gibt seinem Buch das Ansehen einer Gelegenheitsschrift, was sie nicht ist, denn seine Bekanntschaft mit Rußland, wo er sich augenscheinlich geraume Zeit aufgehalten haben muß, verräth sich allenthalben, und die Schrift hätte mit Auslassung einiger deutschen Tendenzpolitik var dem Jahre 1848 eben sawahl erscheinen können. Dieß Jahr hat sie auch, wie es scheint, früher gezeitigt, als ursprünglich beabsichtigt war, aber es hat auch die Krise, in der sich die russischen und deutschen Verhältnisse befinden, beschleunigt und eine Entscheidung dringender gemacht.

Nicht ohne Grund hat der Verfasser dem ersten einleitenden Capitel ein zweites beigefügt über „die literarische Beurtheilung Rußlands“, ein Capitel, das auch noch als Einleitung zu betrachten ist, und worin er die Beurtheilung, welche Rußland von Freunden und Feinden erfährt, nicht eben glimpflich behandelt. Er hat meist nicht Unrecht, nur in Bezug auf die von ihm etwas geringschätzig behandelte „tagesläufige Meinung“ hätten wir nicht übel Lust einen bedeutenden Einspruch zu erheben. Allerdings beruht diese öffentliche Meinung nicht „auf wirklicher Kenntniß von den Sachlagen“, und es „schwirren die verwarrensten Begriffe über die rohesten Elemente des russischen Staatslebens allenthalben umher;“ allein mit diesen Vorwürfen schraubt der Verfasser seine Forderungen an eine „tagesläufige“ Meinung etwas zu hoch, und wenn wir selbst bei Engländern und Amerikanern nach einer „wirklichen Kenntniß der Sachlage“ fragen, so werden wir oft eine sehr unbefriedigende Antwart bekommen. Der Fehler liegt hier an dem Verfasser und seiner Ansicht von der „tagesläufigen Meinung“; diese ist größtentheils, und namentlich bei einem in den ersten Stadien einer bedeutenden politischen Umwandlung befindlichen Natian, negativer Natur, d. h. sie weiß sehr wohl, was sie nicht will, und sehr wenig, was sie eigentlich will. Diese negative Stimmung, die sich meist in einem instinctartigen Haß ausspricht, ist die Sache der Massen, die eben da-

durch eine gewisse Entscheidung herbeiführen, daß sie in ihren Gesinnungen so massenhaft auftreten; der positive Wille kann erst durch die Thätigkeit der Klügern, der Besonnenern und Einsichtsvollern durchgesetzt werden. Machen wir gleich die Anwendung auf das specielle Verhältniß zwischen Rußland und Deutschland, so ist es nicht schwer, die Ursache dieses instinctiven Hasses der Massen gegen Rußland aufzufinden. Der Zustand Deutschlands, wie er vor 1848 war und mit aller Gewalt jetzt wieder herbeigeführt werden soll, der Zustand, wo die Völker nur als eine Steuern und Rekruten liefernde Masse betrachtet wurden, und Deutschland als Gesammtnation nicht auftreten konnte — dieser Zustand ist Rußlands Interessen vortheilhaft, und es sucht sich deßhalb mit allen in Deutschland selbst an diesen alten Zustand geknüpften Interessen zu verständigen und sie für seine Zwecke zu gewinnen. Aber dieser alte Zustand, der seit 1816 bis 1848 so schlechte Früchte getragen, und die Völker zur Revolution, die Fürsten an den Rand des Verderbens geführt hat, ist moralisch und financiell nicht auf die Länge zu halten, und wenn er dennoch erhalten werden soll, so muß er dieselben Früchte tragen, wie früher, d. h. es muß zur Revolution kommen. Das erkennen die Einsichtsvollern und dieß fühlen die Massen. Wie sich nun gegen die in Deutschland selbst einer bessern Entwicklung der Dinge entgegenwirkenden Interessen der Haß ansammelt, so auch gegen Rußland, das mit diesen Interessen in Verbindung steht. Der Haß raisonnirt nicht, er findet alles am Gegner verwerflich, und somit wendet sich die „landläufige, öffentliche Meinung" in Deutschland instinctmäßig von allem Russischen ab, während die Besonnenern bemüht sind, in den Regierungen selbst die Erkenntniß zu wecken und wach zu erhalten, daß eine Verbindung mit Rußland ihr eigenes Verderben herbeiführt. Der instinctartige Haß der Massen ist eine ganz natürliche Erscheinung und findet bei der unmäßigen Breite unserer Literatur auch in dieser seine zahlreichen Vertreter. Eine lang gespannene, historische Nachweisung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland, die Nachweisung, daß sich Rußland, eben so wie Deutschland, in einer historischen Nöthigung befindet, diese philosophische Auffassung wird immer nur Sache sehr Weniger seyn, und wenn sie sich mit einer warmen patriotischen Ansicht sehr wohl verträgt, so ist sie doch immerhin nur das Ergebniß einer nicht unbeträchtlichen Summe erworbener Kenntnisse; immerhin ist man aber mit diesem Ergebniß um so weniger geneigt auf den großen Markt hervorzutreten, als bei dem großen Mangel russischer Erkenntnißquellen diese Erkenntniß nur höchst lückenhaft bleiben muß, während der ungestüme Haß rüstig mit seinem Elaborat fertig ist, und auf dem großen Markt Beifall genug findet.

Einen Einwurf haben wir gegen das Buch zu machen, der zwar scheinbar nur die Form betrifft, auf den Inhalt aber nicht wenig zurückgewirkt hat, und dieß ist die Reihenfolge, in der die verschiedenen Punkte der großen Aufgabe behandelt sind. Nach der schon erwähnten doppelten Einleitung in den beiden ersten Capiteln folgen sechs andere, welche die innern Zustände Rußlands zum Gegenstand haben, nämlich der Zaarenabsolutismus, die kirchlichen Verhältnisse, Finanzen, Heerwesen, Volk, Stände und Staat. Erst im zweiten Bande kommt dann eine Uebersicht der äußern politischen Verhältnisse Rußlands zu Europa von Peter dem Großen bis auf die neueste Zeit. Uns däucht, die Ordnung hätte eine umgekehrte seyn sollen: von Peter dem Großen an, der Rußland mit Gewalt auf einmal in die europäischen Verhältnisse hineinriß, bis auf die neueste Zeit beherrschen die äußern Verhältnisse fast durchgängig den Gang der innern: der Staat wird immer mehr nur Mittel zum Zweck. Der Verfasser hat dieß selbst gefühlt, indem er zum Motto des ersten Capitels im zweiten Bande die nachfolgende Stelle aus der „europäischen Pentarchie" macht: „lag dem Eroberungsgeiste wirklich eine innere Nöthigung zum Grunde, so darf dieselbe einzig nur in Rußlands auswärtigen Beziehungen gesucht werden, aus der einfachen Ursache, weil dieser unruhige, rastlos thätige, das nördliche und östliche Europa in fortwährender Spannung und Verlegenheit erhaltende Geist jener russischen Regierung die innern Zustände des Reichs als einer h ö h e r n B e s t i m m u n g und R i c h t u n g u n t e r g e o r d n e t e betrachtete." In diesem Satz liegt viel Wahres, und wenn er auch vollkommen deutlich macht, daß der innere Zustand des Reichs ein ziemlich unnatürlicher ist, was der Verfasser, wie wir später sehen werden, deutlich heraushebt, so ist doch die Gewalt der Dinge nicht zu verkennen.

Will man sich die Richtung Rußlands genau vergegenwärtigen, so muß man etwas weit ausholen, man muß auf die Zeit der Knechtschaft unter dem Tatarenjoche zurückgehen. Noch vor Ende des 14ten Jahrhunderts stand Litthauen als das mächtigste Reich im Nordosten Europa's da, und suchte sich der tatarischen Macht zu erwehren, ward aber (1399) fürchterlich geschlagen, so daß man von jener Zeit an die Macht Litthauens als vernichtet ansehen kann, seine gänzliche Einverleibung in Polen konnte nur noch eine Frage der Zeit seyn. Rußland stand noch so ziemlich unter dem Joch und zahlte Tribut, aber alle Bestrebungen der Großfürsten von Moskau waren dahin gerichtet, sich dieses Jochs vollends zu entledigen. In diesem Kampfe lag die Nothwendigkeit der Alleingewalt des Großfürsten, später des Zaars; es lag darin die Verpflichtung jedes einzelnen Bojaren, einen bedeutenden Theil seines Lebens hindurch im Militär oder Civil zu dienen, [1] und das Wort „Dienst," Staats- oder Monarchendienst, slushba, versteht man in seiner umfassenden Bedeutung ohne diesen Rückblik auf die alte Geschichte kaum, und es begründet den unauflöslichen Gegensatz gegen die alles Maaß übersteigende Adelsfreiheit in Polen; trotz der nahen Verwandtschaft sind beide Völker unter der Herrschaft radical verschiedener Verhältnisse aufgewachsen, und der niedere Adel Rußlands hat für die Freiheit des polnischen Adels so wenig Sinn, als umgekehrt der niedrige polnische Adel für die erbliche Neigung des russischen zum „Dienste." Es wäre allen Erfahrungen der Menschennatur entgegen gewesen, wenn sich aus diesem Kampfesverhältnisse, in welchem Rußland zu den tatarischen Völkern und Staaten stand, nicht die unumschränkte Alleinherrschaft entwickelt hätte. Der Verfasser legt deßhalb dem „Staatsstreiche" Alexei Michailowitschs zu große Wichtigkeit bei; Johann Kalita und Iwan der Schreckliche hatten dem Zaarenabsolutismus schon lange vorgearbeitet, Alexei und Peter führten nur zum Ziel, was längst begonnen und fast gegründet war. Diese Alleinherrschaft mußte sich, sobald die Macht der tatarischen Reiche gebrochen war, gegen Polen wenden, das durch die Berufung Jagello's auf den Thron Litthauen und damit ein gutes Stück des eigentlichen Rußlands an sich gerissen hatte; Mohilew, Witepsk, Smolensk waren in den Händen der Polen, die somit vor den Thoren Moskau's standen, aus dem sie im Anfang des 17ten Jahrhunderts nur durch einen allgemeinen Volksaufstand hinausgeworfen wurden. Das Element dieses Volksaufstandes lag

[1] Peter III wollte nach westeuropäischem Muster diese Verpflichtung dem Adel erlassen; man kam aber nach seinem Tode schnell wieder davon ab: Peter III war ein unkluger Reformator, der seine Unklugheit auch mit dem Tod büßte.

in der griechisch-russischen Kirche, und folgerecht bediente man sich auch ferner dieser Kirche gegen die Polen, zuerst in dem Kampf der Kosaken, denen man behülflich war das Joch der katholischen polnischen Pane abzuschütteln. Zaarenabsolutismus, griechisches Kirchenthum und Eroberungsgeist lagen somit in der historischen Entwicklung Rußlands, 200 Jahre ehe Peter auftrat. Peter verletzte mit seinen hitzigen Reformen nur Aeußerlichkeiten, im innern Wesen der Gesellschaft veränderte er nichts, und darin lag, eben sowohl als in seinem außerordentlichen Geist, die Gewähr seines Erfolgs.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

3. Fahrt von Kapolna nach Szeczeny über Gyöngyös und Aszod.

(Schluß.)

Endlich sahen wir Häuser und waren auch alsbald im Dorfe. Ein Bauer, den ich auf der Straße sah und nach einem Gasthof fragte, zeigte mir denselben ganz in der Nähe. Eine einfache Beschreibung desselben mag zeigen, was ich mir davon versprechen und wie ich die Nacht zuzubringen hoffen durfte. Das Haus war lang, aber nur aus einem Erdgeschoß bestehend. Vor demselben stand eine kleine Wagenremise, zur Seite ein Stall, der aber an allen Seiten durchsichtig war. Ich trat ins Haus und kam auf eine Flur, zu deren Rechten ein Kuhstall, zur Linken eine Küche war; durch letztere gelangte ich ins Gastzimmer, in welches jedoch auch noch ein zweiter Eingang von außen führte. Bis jetzt hatte ich noch kein menschliches Wesen gesehen, bis endlich die Wirthin durch eine Seitenthüre ins Zimmer trat. So wenig der Raum auch diesen Namen verdiente, so behalte ich ihn doch bei, weil er in Ungarn, wie fast überall in Oesterreich, der gebräuchliche ist, indem man dort nur selten den Ausdruck „Stube" hört. Die Wirthin verstand nur wenige deutsche Worte, errieth aber bald mein Begehren, daß ich nämlich für mich und meine Pferde Nahrung wünsche, und sie machte alsbald Anstalt, mir zu genügen. Unterdeß war der Wirth herbeigekommen, und da ich über den schlechten Stall klagte, so ward meinen Pferden ein Platz im Kuhstalle angewiesen, was mir um so lieber war, als ich dadurch auch meinen Kutscher mehr in meine Nähe bekam.

Das Gewitter war nunmehr herangezogen, und unter heftigem Blitz und Donner stürzte ein furchtbarer Regenguß nieder, welcher in wenig Minuten die Straße vor dem Hause so überfluthete, daß sie einem Strome glich. Eben setzte ich mich zu meinem Nachtmahle, als ich Peitschengeknall und Rufen von Menschen hörte. Unter großem Hallo fuhren zwei Wagen vor, und alsbald traten mehrere etwas abenteuerlich aussehende Männer ins Zimmer. Es waren Viehhändler, die zu Markte nach Szeczeny fuhren. Da ein Paar von ihnen deutsch sprachen, so kam ich schnell mit ihnen in Unterhaltung, die bald sehr lebhaft wurde, indem sie mir viel über ihre Fahrten in Ungarn mittheilten, auf denen sie so manches Abenteuer erlebten. Sie bewunderten meinen Muth, daß ich, noch dazu als Fremder, so allein in einem solchen Wirthshause übernachtete und überhaupt gewagt hatte, so spät am Tage in diesen Gegenden zu fahren. Sie waren alle bewaffnet, wie dos in Ungarn überhaupt auf Reisen üblich ist, und versicherten, daß sie schon oft in die Lage gekommen wären, von ihren Waffen Gebrauch machen zu müssen. Uebrigens meinten sie, daß ich sehr wohl gethan habe, nicht noch weiter zu fahren, denn ich würde bei dem Gewitter in die größte Gefahr gekommen seyn, da von hier bis nach Szeczeny mehrere Bäche zu überschreiten wären, die von dem wolkenbruchartigen Regen übervoll seyn müßten. Ich fand am andern Morgen ihre Aussage bestätigt, denn es hatte das Wasser einige Brücken abgerissen, und ich mußte mehrere Umwege machen. Man hat überhaupt in Deutschland kaum einen Begriff davon, mit welcher Schnelligkeit und Stärke in Ungarn die Gewitter hereinbrechen, und man kann sagen, daß in dieser Hinsicht dieß Land den tropischen Gegenden ähnlich ist.

Die Wirthin, welche mit jeder Minute freundlicher und gefälliger wurde, hatte mir in einem Seitengemach ein ziemlich reinliches Nachtlager zubereitet. Das Gemach stand durch eine Thüre mit der Gaststube — in welcher für die Viehhändler eine lange Streue gemacht war — in Verbindung, und da ich mich mit diesen so gut verständigte, so fand ich nicht erst nöthig, die Thüre zu verrammeln, was ich wohl sonst, unter ähnlichen Umständen, in Ungarn stets zu thun pflegte. Da das Gewitter vorüber war, und der Mond hell am Himmel glänzte, so schlief ich ohne Unruhe bald ein, ward aber früh genug durch meine Nachbarn geweckt, die sehr zeitig aufbrachen um zum Anfange des Marktes zurecht zu kommen. Sie verhielten sich indeß sehr ruhig, offenbar um mich nicht zu stören, was mich besonders deßhalb freute, weil sie damit bewiesen, daß ich ihnen zugesagt hatte. Ich fuhr ein paar Stunden später ab, kam aber zu dem Markttrubel in Szeczeny noch zurecht, der übrigens, wie die meisten solcher Märkte in Ungarn, ungeheuer war und den auf deutschen Märkten bei weitem überbot.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla, Nautla und Jalacingo im Mai bis Junius 1850.

Dritter Abschnitt.

Als ich beim Heraustreten aus dem Wald von Pacho Jalapa so dicht vor mir sah, glaubte ich gleich dort zu seyn, doch brauchte ich noch mehr als eine halbe Stunde, indem wegen einer kleinen Barranca einige Umwege zu machen waren, welche zum Theil durch reizende Frucht- und Blumengärten führten, und dadurch ein angemessenes Entrée zu einer der schönsten Städte dieses Landes bildeten. In Jalapa ward ich durch außerordentliche Reinlichkeit der Straßen überrascht, da ich diese bei meinem ersten Besuch nicht so gefunden, so wie auch durch das freundliche Aussehen der Häuser, die alle frisch angestrichen waren; wie ich später erfahren, hatte man diese wohlthätigen Verbesserungen nur der Furcht vor der Cholera zu danken. Ich kam eben in meinem Absteigequartiere, dem Hotel de la Diligence, an, als es furchtbar zu regnen anfing, und war darum desto froher wieder in guter Behausung zu seyn.

Jalapa ist schon so oft und vielfach beschrieben worden, so manche poetische Feder hat sich schon der Schilderung dieses reizenden Ortes gewidmet, daß es wohl ganz überflüssig seyn dürfte, wollte ich auch noch eine genauere Beschreibung davon liefern, und ich erlaube mir darum nur einige kleine Bemerkungen zu machen. Bei meiner ersten Durchreise durch Jalapa vor fünf Jahren hatte ich nur wenig Gelegenheit Stadt und Umgegend kennen zu lernen, weil die zwei Tage meines Aufenthalts daselbst fast ununterbrochen der feine Norder-Regen, hier Chipechipe genannt, fiel, und auch die nächste Umgebung den Blicken entzog. Dießmal hatte ich nun umsomehr Gelegenheit dazu, da ich durch ein sehr heftiges Unwohlseyn genöthigt wurde, fast 14 Tage dazubleiben, dieses aber doch nicht so schlimm gewesen, daß es mich an Bett und Stube gefesselt hätte. Die Stadt an und für sich ließe wirklich wenig zu wünschen übrig, wenn nicht die Straßen gar zu uneben, krumm und kurz wären, und es ist wirklich zu bedauern, daß der höhere, auf dem sogenannten Calvarien-Berge gelegene Theil der Stadt, der ziemlich

eben und weit gesünder als der tiefer gelegene Theil ist, wegen Mangel an gutem Wasser halb erödet ist; im Ganzen trägt die Stadt das Gepräge eines gediegenen Wohlstandes. Dieser war auch früher, besonders in der altspanischen Zeit, hier vorhanden, wo Jalapa das Haupt-Waarendepot von ganz Neuspanien und der Lieblings-Wohnsitz der reichen spanischen Kaufleute war, welche nur die wenigen Wintermonate sich in Veracruz aufhielten; außerdem gewann Jalapa noch bedeutend durch eine große Messe, die alljährlich hier abgehalten wurde; dieß alles hat ganz aufgehört und Jalapa alle Bedeutung für den mexicanischen Handel verloren; denn dieser beschränkt sich jetzt hier nur auf Detailgeschäfte, die jetzt auch sehr wenig Gewinn abwerfen, da sie sich in der letzten Zeit zu sehr über den Bedarf hinaus vermehrt haben. Das gesellige Leben ist natürlich dadurch auch ein anderes geworden, und man findet jetzt nichts mehr von dem Luxus und der großartigen Gastfreundschaft, derentwegen die Bewohner von Jalapa früher eines ausgezeichneten Rufes genossen; doch findet man bei ihnen auch jetzt noch ein freundliches Wesen und herzliche Zuvorkommenheit, so wie eine Bildung und Umgänglichkeit mit Fremden, wie nur in wenigen Städten der Republik, und vorzüglich zeichnen sich die Frauen nicht nur durch Schönheit (besonders eine feine, weiße, zarte, durchsichtige Haut), sondern auch durch angenehmes, liebenswürdiges Wesen vor den meisten ihrer Landsmänninen aus; ich habe wenigstens bei den wenigen, die ich kennen gelernt, nicht den steifen, suffisanten Ton gefunden, der die hiesigen Großstädterinnen charakterisiret, sondern im Gegentheil mehr Lebendigkeit, Natürlichkeit und Bildung als bei diesen. Aber dennoch fehlt auch hier, wie überall in diesem Lande, das gemüthliche, gesellige Leben, und allen Genuß muß man in der schönen Natur suchen, und findet ihn auch in reichlichem Maaße. In der That sind die Umgebungen Jalapa's überaus reizend, und je länger man dort weilt, je mehr wird man von ihnen gefesselt; hier findet sich fast alles vereinigt um die Gegend zu einem wahren Paradies zu machen, wenn dieselbe nur nicht gar zu oft durch dichte tief herabhängende Regenwolken dem Blick entzogen würde; desto reizender aber erscheint sie dann, wenn sie sich einmal ganz enthüllt zeigt, wenn einmal an dem schönen tiefblauen Himmel kein Wölkchen mehr zu sehen ist; dann ist die mit Blumendüften geschwängerte Luft so mild, so weich, daß fast jeder Athemzug ein neuer Genuß ist; die ganze Atmosphäre so durchsichtig, daß die meilenweit entfernte düstre Felsenmasse des Cofre de Perote ganz nah herantritt, und gleichsam ein mächtiges Bollwerk für die Stadt selbst bildet; der Pic von Orizaba, froh, sich einmal von der drückenden Wolkenlast befreit zu sehen, strebt kühn mit seinem schneegelockten Haupt das blaue Himmelsgewölbe zu berühren, während sein Fuß durch dunkle steile Berge verdeckt wird, die nach der Meerseite zu sich immer mehr und mehr abdachen, immer gefälligere Formen und frischeres grüneres Gewand annehmen, bis sie endlich ihren Fuß im Meereswasser zu baden scheinen, dessen Spiegel man von einem Punkt vor der Stadt in den Strahlen der Sonne blitzen sehen kann. Dieß ist nun der Rahmen, welcher eine der lieblichsten Landschaften umschließt, die man sich nur vorstellen kann; da wechseln von duftenden Floripendio-Büschen [1] umschlossene Orangen- und Limonen-Haine mit schönen Wiesenflächen ab, deren frisches Grün lebhaft von dem Dunkel der dichten Waldungen absticht, die sie umschließen, und diese sind wieder überall durch mit Mais oder Zuckerrohr bebaute fruchtbare Strecken unterbrochen, zwischen denen die bescheidenen Häuschen kleiner Dörfchen sich verstecken, oder über die die stolzen Gebäude der vielen reichen Haciendas, die es hier gibt, sich erheben; denn diese Gegend ist nicht bloß eine der schönsten, sondern auch eine der fruchtbarsten und best angebauten des ganzen Landes. Umsomehr bedaure ich damals theils durch die vielen Regen, die unausgesetzt jeden Nachmittag in Strömen fielen, theils durch mein Unwohlseyn verhindert worden zu seyn, dieselbe genauer kennen zu lernen, indem ich nur wagen durfte, ganz kleine Touren zu machen, und doch denke ich an diese noch jetzt immer mit Entzücken zurück; wie belohnend ist nicht der kleine Morgenspaziergang auf dem vor dem Thore an der Straße nach Mexico gelegenen Hügel von Maculetepec, von welchem man die entzückende Aussicht genießt, die ich so eben beschrieben und die Mühlenpfordt in seinem trefflichen Werk mit Recht so hoch preist; [1] wie entzückend ist nicht das Bild von Jalapa, wenn man des Nachmittags auf der Heimkehr von der zwei Leguas entfernten, an der Straße nach Veracruz reizend gelegenen Hacienda de las Animas auf einer Anhöhe ankommt und plötzlich Jalapa vor sich sieht, von den Strahlen der untergehenden Sonne mit rosigem Licht gefärbt! Und mit seinem Paseo (Promenade), los Berros genannt, kann der der Hauptstadt an Schönheit und Eleganz nicht wetteifern. Besondere Erwähnung verdient auch der beliebte, einige Leguas von Jalapa entfernte, höchst romantisch gelegene Badeort Coatepec, nach welchem eine sehr gute, durchweg gepflasterte Straße gleichsam durch Parkanlagen durchführt; so viel daselbst von der Natur geschehen ist, um diesen Platz zu einem der schönsten Badeorte der Welt zu machen, so wenig ist leider von Menschen gethan worden, um den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen, und während dieser Ort, in Europa gelegen, sicher einer der beliebtesten Badeorte seyn würde, nach dem Fremde aus allen Theilen der Welt zuströmten, ist er nur von wenigen Familien aus Jalapa besucht, da auch nicht für die geringste Bequemlichkeit der Badegäste gesorgt ist. Denselben Mangel an Pflege habe ich auch bei einem andern Punkt beklagt, der sicher eine der hübschesten Partien ganz in der Nähe von Jalapa ist, nämlich dem sogenannten Chorro (Strudel) de San Pedro; der Weg dahin ist fast nur für Fußgänger, er führt durch die sogenannten Callejones, die zwar nicht so hübsch und regelmäßig wie die von Orizaba und Cordova, aber doch immer reizend genug sind; die ganze Luft ist da von Wohlgerüchen geschwängert, die elenden Indier-Hütten, aus denen gleich eine Menge nackter brauner Kinder herausstürzen, um den Vorübergehenden mit den großen schwarzen Augen anzustieren, sehen fast idyllisch aus, indem das Elend, das sie bergen, durch die dichten Floripendio-Büsche und die zu gleicher Zeit blühenden und Früchte tragenden Orangen-Bäume verdeckt wird; überall wo sich diese Callejones nur ein wenig öffnen, bietet sich bald auf diesen, bald auf jenen Theil der reizenden Umgebungen Jalapa's eine entzückende Aussicht dar; aus den Callejones steigt man dann einen sehr abschüssigen Berg in eine schöne wildromantische Bergschlucht hinab, an deren einer Seite aus dem Berg schönes klares Wasser hervorspringt, welches in einem gemauerten Becken aufgefangen wird; um dasselbe standen wohl zwanzig hochaufgeschürzte Wäscherinnen, welche theils wuschen, theils die blendendweiße Wäsche auf dem grünen Rasen ausbreiteten, und durch ihren eintönigen Nasengesang doch einiges Leben in diese einsame Gegend brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fall von Meteoren trat am Abend des Ostersonntags zu Bombay, Punah, Solapur und Cawnpur ein; man soll die Meteore selbst zu Schikarpur am Indus gesehen haben, der Fall erstreckte sich über 11° von Norden nach Süden und 10° von Osten nach Westen. (Overl. Bombay Times 25 Junius.)

---

[1] Ein großer zur Gattung der Datura gehöriger Strauch mit einer großen, weißen, trichterförmigen, sehr stark riechenden Blume.

[1] Bei einem meiner Spaziergänge auf diesen Berg traf ich in einem einsam gelegenen Häuschen vor dem Thor, seitwärts von der Straße nach Mexico, einen Franzosen, der mir eine nicht uninteressante Mittheilung machte, nämlich, daß an diesem Platze eine durchschnittlich 3°—4° niedrigere Temperatur sey als in dem 400 Schritt entfernten Thore, was er mir durch regelmäßig gemachte Thermometer-Beobachtungen nachwies, wie auch dadurch, daß alle Versuche Orangen-Bäume und andere Producte der Tierra Templada, die alle um Jalapa so herrlich gedeihen, zu ziehen vergeblich gewesen sind. Er erklärte dieß ganz natürlich dadurch, daß seine Besitzung gerade unter dem kalten Windstrich liegt, der stets vom Cofre de Perote herunterweht, und der sich an dem ganz nahen Cerro de Macultepec stößt, wodurch ein fortwährender Wind auf diesem Punkt wehe; um nun den Contrast recht auffallend zu machen, befindet sich gerade am Ende seines Grundstückes eine kleine, schmale, aber sehr tiefe Barranca, welche die ganze Nord-Ost, Ost- und Südost-Seite Jalapa's umschließt, und in welcher alle Producte der heißern Tierra Caliente gedeihen und sich selbst bisweilen die Krankheiten derselben zeigen; an solchen sich so nah berührenden Contrasten ist wohl kein Landstrich so reich als Mexico.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 186. 5 August 1851.

Die Krisis des Sklavenhandels.

Die Literarische Zeitung vom 26 Julius macht bei Gelegenheit der Besprechung zweier abolitionistischen Schriften nachstehende Bemerkungen, die auf einer solidern Grundlage als der blaß philanthropischen beruhen. „Es hat allen Anschein, daß endlich im Sklavenhandel und in der Geschichte der Civilisation Afrika's eine Krise eingetreten ist. Seit einigen Jahren hat der Verbrauch von Waaren, die hauptsächlich durch Sklavenarbeit erzeugt wurden, die Gränze der möglichen Erzeugung rasch überschritten: die Zufuhr entspricht nicht mehr dem Begehr. Ohne hier in statistische Details einzugehen, können wir in wenigen Sätzen die allgemeinen Verhältnisse der Frage angeben, und das Zusammentreffen von Umständen, durch die der jetzige Stand der Dinge herbeigeführt wurde, bezeichnen. Der erste Artikel ist die Baumwolle. Das jährliche Steigen des Erzeugnisses in den Vereinigten Staaten ist nicht mehr als das ungefähre Wachsthum der Sklavenbevölkerung, nämlich 3 Procent. Der Begehr steigt aber viel rascher. Das vermehrte Erzeugniß wird, in Folge des stärkern Wachsthums der Bevölkerung in freien als in Sklavenstaaten, fast in Amerika selbst verbraucht, und wird in wenigen Jahren durch den Continent Europa's vollends in Anspruch genommen werden. Der brittische Verbrauch steigt aber jährlich um etwa 7 Mill. Pfd. St. oder mehr als ein Fünftheil der als möglich angenommen Zunahme der Erzeugung in Amerika; letzteres wird also England bald seinen Bedarf nicht mehr liefern können. Dabei wächst aber noch mit den steigenden Bedürfnissen der Civilisation in der ganzen Welt auch das Bedürfniß an Baumwolle, und man muß sich also nach andern Ländern, als nach den Vereinigten Staaten umsehen, um sich die nöthige Baumwolle zu verschaffen. Eben so geht es gegenwärtig mit einem andern Haupterzeugniß der Sklavenarbeit, dem Kaffee. Der Verbrauch wächst viel rascher als die Erzeugung in Sklavenländern. Brasilien liefert jetzt mehr als zwei Fünftheile alles consumirten Kaffees, und baut ihn mit um ein Drittel geringern Kosten als andere Länder. Nur durch eine entsprechende Vermehrung der eingeführten Sklaven könnte der vermehrte Verbrauch befriedigt werden. So lange aber der Sklavenhandel durch fremde Intervention im Schach gehalten wird, muß der Weltmarkt von anderer Seite her als von Brasilien mit Kaffee versorgt werden. Bis jetzt wurde eine genügende Einfuhr von Sklaven nur durch desperate Anstrengungen im Gange erhalten, aber dieß wird immer schwerer werden, und das Zurückbleiben der Production hinter dem Verbrauch würde bereits fühlbarer seyn, wenn nicht die in unglaublichem Umfang betriebene Fälschung des Kaffees entgegenwirkte. Jedenfalls werden aber, wenn nicht in der Handelswelt große Veränderungen eintreten, in nicht ferner Zeit zwei der Stapelwaaren, die durch Sklaven erzeugt wurden, nur in unzureichender Menge geliefert werden, und die Folge hievon muß seyn, daß die freie Arbeit dadurch aufgemuntert und die nöthige Menge dieser Waaren in Ländern gewonnen wird, wo jetzt keine Sklaverei eingeführt werden kann." Dann wird erst der wahre Kampf zwischen freier und Sklavenarbeit beginnen, vielleicht aber auch der Kampf der Racen, und der fleißige Hindu möchte über den faulen freien Neger den Sieg davontragen.

Rußland und die Gegenwart.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser meint, die Untersuchung der innern Zustände Rußlands „begründe die Ueberzeugung, daß diejenige Gestaltung des innern Staatslebens, worauf sich die ausgreifende Politik basirte, ihren Gipfelpunkt erreicht habe." Wenn er damit sagen oder vielmehr den Schluß daraus ziehen wollte, daß die ausgreifende Politik nun zu Ende gehen werde, so wäre dieß ganz falsch, denn diese ausgreifende Stellung ist zur Nothwendigkeit geworden und wirkt auf die innere Gestaltung des Staats zurück. Vergleichen wir Rußland und Frankreich, so finden wir hierin eine große Aehnlichkeit: am Ende des 15ten Jahrhunderts, mit dem Kampf gegen das österreichisch-spanische Haus, wird die äußere Politik vorherrschender Staatszweck, und die centralisirende Richtung ist eine Nothwendigkeit, weil alle Kräfte des Staats zur Erreichung der Zwecke der äußern Politik aufgeboten werden sollen. Gerade so ist es mit Rußland: anfangs trieb die Noth und der Drang der Selbsterhaltung zur Concentrirung aller Kräfte in der Hand eines einzigen, dann mußte die geschaffene Kraft in Uebung erhalten und beschäftigt werden, damit sie nicht gegen Innen sich wende. Das Heer und seine Unterhaltung ist der Kern- und Angelpunkt des Staats geworden, weil nur mit Hülfe dieses stets schlagfertigen Heeres die politischen Plane durchzuführen, den politischen Unterhandlungen Nachdruck zu geben ist. Wir sind deßhalb sehr geneigt, die vom Verfasser befolgte Ordnung umzukehren und uns zuerst mit dem zweiten Bande, der die auswärtigen Verhältnisse umfaßt, zu beschäftigen.

Hier tritt der Umstand, daß der Verfasser die innern Verhältnisse Rußlands und nicht die auswärtigen Plane als die bestimmenden ansieht, in ihren Folgen hervor, denn er geht nun mit einem Sprung auf die wirre mitteleuropäische Politik mit

scharfen Seitenhieben auf neuere Zustände über, statt das langsame, consequente Vorschreiten Rußlands gegen Schweden, Polen, die Türkei und die tatarischen Stämme im Süden und Südosten zu zeichnen. So kann es nicht fehlen, daß seine Schrift zur Parteischrift wird, und ihrer Wirkung schadet. Auch erscheint der Kampf gegen Friedrich den Großen schon prospectiv als ein Kampf gegen die Concentrirung der deutschen Macht in Preußen, woran man damals, wo nur dynastische Interessen herrschten, gar nicht dachte, während es eine ganz allgemeine Bemerkung ist, daß in dem verwickelten europäischen Staatensystem, wie es die Auflösung des deutschen Reichs hervorrief, jede neue Macht, die emporstrebte, als Feind betrachtet wurde, weil sie die bisherigen gewohnten Verhältnisse störte. Die ganze neuere Geschichte seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts hängt wesentlich an der Auflösung des deutschen Reichs, denn das ganze Gleichgewichtssystem ist ein Ding, das nur mit der Zerrissenheit Deutschlands fortbestehen kann; in diesen zügellosen Wirrwarr, gerade als er nach dem westphälischen Frieden und durch die Gewaltthätigkeiten Ludwigs XIV am ärgsten war, fiel Rußland durch sein Auftreten mitten hinein, und es war kein Wunder, daß es seinen Vortheil daraus zog; aber nicht Preußen war sein nächster Feind, sondern Schweden, Polen, die Türkei und die tatarischen Stämme und Reiche; die Beseitung dieser Mächte, welche Rußland unterwerfen, oder denen es selbst unterliegen mußte, war sein Ziel, alles andere, namentlich die Einmischungen in Deutschland waren, damals wenigstens, nur Mittel zum Zweck. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er die nächsten Nachfolger Peters des Großen als geistlose Nachbeter seines Systems schildert; es geschah auch vergleichsweise sehr wenig, trotz Münnich und Ostermann, und erst als Katharina II auftrat, sehen wir wiederum Peters Plane mit Consequenz verfolgen. Diese Regierung ist die merkwürdigste in Rußland, weil sich damals die gesammte hohe Aristokratie mit den Tendenzen der Regierung befreundete, und sie zu den ihrigen machte. Aus jener Zeit stammt denn auch die sonst nur in aristokratischen Staaten sich findende außerordentlich zähe Consequenz, die trotz alles Personenwechsels stets nur Ein Ziel verfolgt.

Mit Katharinen entwickelte sich die neuere russische Politik in vollem Maaße: die kluge Frau theilte weder den blinden Haß Elisabeths, noch die blinde Vorliebe Peters III für Friedrich, sie bestätigte den Frieden mit letzterem, weil dessen Erhaltung als Gegengewicht gegen Oesterreich ihr nothwendig erschien. Das nachherige Bündniß Friedrichs mit Rußland, das der Verfasser (II. p. 38) entschuldigen zu müssen glaubt, war nur scheinbar. Friedrich erkannte tiefer als wohl die meisten seiner Zeitgenossen, die Plane Katharina's und Rußlands; gleich nach dem siebenjährigen Kriege begannen seine Unterhandlungen, die mit Polens Theilung endeten. Diese war, wie jetzt entschieden herausgestellt ist, Friedrichs Werk, so sehr aber der Haß der Mit- und Nachwelt an diese Thatsache sich knüpft, so war sie doch von der Stellung Friedrichs und Deutschlands aus nicht nur consequent, sondern selbst nothwendig; Katharina hatte Polen ein Schutz- und Trutzbündniß vorgeschlagen, was ohne die Dazwischenkunft Friedrichs wohl zu Stande gekommen wäre, und im Verlaufe eines Menschenalters Polen ganz und ungetheilt zur russischen Provinz gemacht hätte. Dann wäre Rußland, wie jetzt, und weit mehr noch als jetzt, an den Thoren Deutschlands gestanden, und Friedrichs Verhalten, so wenig es von dem Standpunkt der Privatmoral zu rechtfertigen war und ist, war ihm durch seine und Deutschlands Lage und durch eine vorschauende Politik aufgenöthigt; er hat zu diesem Ende, alle kleinliche Eifersüchtelei bei Seite lassend, Oesterreich die Hand gereicht in wesentlich deutschem Interesse. Daß später Oesterreich und Preußen von diesem Standpunkt wieder abwichen, haben beide theuer genug gebüßt, und werden es vielleicht noch büßen müssen.

Der Verfasser führt (II. p. 52) an, daß Friedrich seine Theilnahme an der Theilung bekannt und nicht beschönigt habe, zeigt auch (p. 54) das Gefährliche des russischen Plans, der ganz Polen in eine russische Provinz umgewandelt hätte, sagt aber doch (p. 55) daß es „Rußland gelungen sey, die beiden Großmächte an der Vernichtung Polens mit zu betheiligen.“ Das ist ganz entschieden unrichtig, denn der Gedanke ging von Friedrich aus, für Preußen und dann auch für Oesterreich war er förderlich, Rußland konnte dabei nur verlieren, weil es bloß einen Theil statt des Ganzen bekam. Der Grundgedanke Friedrichs war, letzteres zu verhindern, und dadurch Rußland ferne zu halten. Dazu war die Theilung das Mittel, nicht der Zweck, wohl ein falsches Mittel, aber vielleicht unter den damaligen Umständen das allein erreichbare. Friedrichs Nachfolger nahmen das Mittel für den Zweck, und theilten aufs Neue, nachdem sie zwei Jahre lang (1790 bis 92) mit Polen, und unterstützt von Holland und England, ein Bündniß gegen Rußland geschlossen hatten, um das weitere Vordringen Rußlands zu hindern. Dieß Abweichen von dem ursprünglichen Zweck des großen Friedrich war das eigentlich verderbliche: Preußen mußte Polen schützen gegen Rußland, das war das einzige Mittel Rußland von der thatsächlichen Einmischung in die innersten Verhältnisse Deutschlands abzuhalten. Seume, der bekanntlich als russischer Officier während des Aufstands von 1793 in Warschau war, und die Verhältnisse sehr genau kannte, bemerkt ausdrücklich, Polen hätte eben sowohl dieselbe Rolle, welche die Russen in Warschau spielten, in Moskau spielen können; mit einem sichern Rückhalt an Preußen wäre, wenn nicht dieß, doch eine Behauptung in dem Lande bis zur Düna möglich gewesen, und die Ostseeprovinzen wären in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Preußen gekommen, zu welchem sie sich ohnehin durch die Gleichheit der Religion, Sprache und Verwandtschaft hingezogen fühlten. Dann hätte Preußen ein gebietendes Wort sprechen können, aber der Geist des großen Friedrich war entwichen; die Stellung des ganzen Landes blieb durch die verkehrten diplomatischen Maaßregeln eine prekäre, und daraus entsprangen dann die zahlreichen, leider noch nicht zu Ende gegangenen Widersprüche in dem Benehmen Preußens. Friedrichs Erfolge im Fürstenbund (s. II. p. 67 f.) zeigen, daß sein Verfahren gegen Polen ihn „nicht den Mittelstaaten verdächtigt hatte,“ sondern daß ein so gestärktes Preußen der Anhalt für alle andern deutschen Länder werden konnte und werden mußte. Wir können nicht umhin zu bemerken, daß wir von den Ansichten des Verfassers über die damalige Stellung Preußens zu Rußland und zu dem übrigen Deutschland radical abweichen, und in der Politik, die in den Jahren 1792 bis 1796 zur Herrschaft kam, den fruchtbaren Keim zu all dem Unheil sehen, das seit jener Zeit über Preußen, und selbst großentheils auch dessen, das über Deutschland hereinbrach.[1] Von jener Zeit an zeigt sich die Haltlosigkeit der preußischen Politik, der alle militärische

[1] Es ist nicht ohne tiefere Bedeutung, daß Rußland in den Verhandlungen, die dem sogenannten bayerischen Erbfolgekrieg vorangingen, auf Seite Oesterreichs trat. Damals lebte noch Friedrich, und Rußland erkannte zu wohl, was Preußen werden könnte. Darum belohnte es auch in der zweiten Theilung Polens Preußen so freigebig, denn es begriff sehr gut, welchen Vortheil der Umschlag der preußischen Politik im J. 1792 ihm verschafft hatte.

Tüchtigkeit nicht abhelfen konnte, und seitdem ist es sprüchwörtlich geworden, in Preußen zu sagen, daß die Feder immer verdorben habe was das Schwert gewonnen. Es ist ein wahrhaft trauriges Schauspiel zu sehen, wie viel Tüchtigkeit im Einzelnen nutzlos vergeudet wird durch die falsche Leitung im Ganzen. Damals, in der unglücklichen Zeit von 1792 bis 1795, wurde der Fehler begangen, den nur ein großer Staatsmann, ein Mann von Friedrichs Geiste, wieder hätte gut machen können, aber eben dieser Staatsmann fehlte, und Preußen leidet noch jetzt unter den Folgen der damaligen Politik.

Der Verfasser geht über diesen Punkt zu leicht hinweg, denn er ist für die ganze Zukunft entscheidend: man darf nur die Geschichte des großen Kurfürsten, sein Verhältniß zu Schweden und zu Polen ins Auge fassen, um zu erkennen, wie sehr es darauf ankam, hier einen Haltpunkt zu schaffen. Das hat Friederich der Große versucht, und seine Nachfolger haben es verfehlt; seitdem ist der nordöstliche Theil Deutschlands trotz der Vereinigung unter Einem Haupt fast so unselbständig geworden, als der nordwestliche und der südwestliche; ist es ein Wunder, wenn sich deßhalb viele in ihrer Verzagtheit an den südöstlichen wenden, wo doch ein gewisser Kern ist? Des Verfassers Schrift ist etwas allzu stark mit moderner Tendenzpolitik durchwoben, und deßwegen fehlt die bestimmte Concentrirung auf den einheitlichen, trotz einiger launenhaften Persönlichkeiten unwandelbaren Gang der russischen Politik. Mit dem Fehler, den Preußen in der polnischen Sache beging, steht erst der Schwerpunkt der russischen Macht fest an der Ostsee, und es steuert mit allen Segeln darauf hin, durch die Beherrschung Dänemarks und des Sunds die Ostsee zu einem russischen See zu machen; geschieht dieß, so ist das Schicksal Norddeutschlands vorerst besiegelt. Ohne den Fehler, den Preußen in den 90er Jahren beging, wäre die Rolle welche Rußland von 1800 bis 1809 spielte, die projectirte Theilung des europäischen Continents mit Frankreich, durchaus unmöglich gewesen, denn die Wandlungen, welche die russische Politik von 1800 bis 1810 erfuhr, wo es bald dem englischen, bald dem französischen Bündnisse huldigte, zeugt für seine damalige Unfähigkeit diese Rolle durchzuführen; ohne Preußens Schuld hätte es sie gar nicht versuchen können. Das spätere Auftreten Rußlands mit Oesterreich und Preußen im Bunde gegen Napoleon ist der alte Plan Pitts vom Januar 1805, und mit dem Fall Napoleons mußte das diplomatische Uebergewicht auf Rußland als dessen scheinbaren Besieger übergehen. Die Frage ist nur, ob nicht Rußland von dem Fall Polens an zu schnell im Vergleich zu seiner innern Entwicklung auf diesen schwindelnd hohen Standpunkt emporgehoben wurde, und ob es diesen Standpunkt behaupten kann; das werden wir erst später in Betracht ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die zweite (medische) Keilschrift.

Oppert hat jetzt in dem Journal Asiatique seine Auseinandersetzungen und Erklärungen der achämenidischen Inschriften begonnen, und wir entheben daraus eine Stelle, welche die Ansicht über den wahren Ursprung der zweiten, gewöhnlich als medisch bezeichneten Keilschrift enthält. Bei der Erwähnung des medischen Empörers Phraortes oder Fravartis, sagt Oppert: „die Namen die hier vorkommen, zeigen, daß die Benennung „medisch" die man von der zweiten Art Keilschrift gebraucht, nicht richtig ist, denn die drei medischen Namen, die (an dieser Stelle) vorkommen, sind rein iranisch. Es ist fast ohne Beispiel, daß ein Volk des Alterthums sich einer fremden Sprache bedient hätte, um seine Namen zu bilden. Wir kennen keinen medischen Namen, der nicht arisch wäre. Zudem sagt Strabo ausdrücklich, daß Perser und Meder Eine Sprache gesprochen hätten. Nun haben aber die neuesten Entzifferungen der zweiten Art Keilinschrift aufs deutlichste dargethan, daß die Sprache dieser Texte eine durchaus von den indoeuropäischen verschiedene ist, weder mit dem Sanskrit, noch Zend zusammenhängt, und wir behaupten deßhalb bestimmt, die Sprache der Inschriften der zweiten Classe ist nicht die Sprache der Meder, sondern vermuthlich die der Scythen, welche, ehe sie durch Cyaxares verjagt wurden, 28 Jahre (nicht 70?) über Medien geherrscht hatten, und gewiß einige Spuren ihrer furchtbaren Herrschaft zurückließen."

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mein Begleiter (General Soto) und ich setzten uns auf eine der steinernen Stufen, welche zu dem dem Chorro gegenüber liegenden Berg hinaufführen, um uns von den Strapazen des Heruntersteigens auf schlüpfrigen Wege ein wenig auszuruhen, aber auch, um uns mehr dem Genuß hinzugeben, den hier die Natur darbietet. An wildromantischer Schönheit ist diese Schlucht durchaus nicht mit der mir immer unvergeßlichen Wolfsschlucht bei Heidelberg, noch mit dem herrlichen Bode-Thal bei Thale im Harz zu vergleichen, dagegen ist sie so lieblich, das Grün hat eine so eigenthümliche Frische, die mannichfaltigen Blumen auf dem Rasen und die Blüthen an Sträuchern und Bäumen erfüllten die weiche, milde Luft mit angenehmen fast betäubenden Wohlgerüchen; diese Nähe, diese Abgeschlossenheit von dem bewegten Stadtleben sprach mich so an, daß ich nicht eher an den Aufbruch dachte, als bis die Nacht plötzlich hereinbrach. Sicher, wäre ein so allerliebster Platz in solcher Nähe einer der größern Städte Europa's, er würde einer der besuchtesten Spaziergänge seyn, und wenn nicht mehr, würde doch wenigstens ein bequemer Weg dahin gemacht werden; so ist aber dieser Chorro nur von wenigen gekannt, und Damen können schwerlich dahin gelangen, weil der Weg dahin gar zu verwahrlost ist, denn mir scheint er bloß von Wäscherinnen und Wasserträgerinnen (Aguadoras) besucht, welche den steilen Berg mit unglaublicher Grazie und Leichtigkeit, den zweihenkeligen Topf (Olla) auf dem Kopf, hinauf- und hinabgingen, ohne je das Gefäß mit einer Hand zu halten; beim Hinuntersteigen haben sie den leeren Topf auf die Seite gelegt, während sie beim Hinaufsteigen den gefüllten auf die Mitte des Kopfwirbels stellen.[1] Ehe ich aus der Bergschlucht herauskam, war es so Nacht geworden, daß ich noch das Vergnügen hatte, dieselbe von Tausenden kleiner und großer Leuchtkäfer illuminirt zu sehen, und bei vollem Mondschein trat ich den Heimweg an.

Jalapa hatte ich weniger deßwegen mit in meine Reisetour aufgenommen, um seine hübsche Umgegend besser als das erstemal kennen zu lernen, als vielmehr darum, weil es der beste Punkt ist, von dem man nach den Küstengegenden zwischen Veracruz und Tampico hinuntersteigen, und fast der einzige, wo man die besten Informatoren und Führer für eine solche Reise finden kann; dann aber auch, weil daselbst der Sitz der Regierung des Staats Veracruz ist, und mir es wünschenswerth seyn mußte die Ansichten derselben über Colonisation kennen zu lernen, so wie das was sie in dieser Sache bereits gethan hat und noch zu thun gedenkt. Zu diesem Behuf suchte ich nun so bald als möglich die Bekanntschaft des ehemaligen Gouverneurs des Staats Veracruz, des Generals D. Juan Soto, zu machen, welcher einer der einflußreich-

[1] Warum die Wäscherinnen mit ihrer Wäsche an diesen abgelegenen Platz so gern gehen, soll seinen Grund darin haben, daß dieß Wasser die Wäsche besonders weiß mache, denn die beiden andern öffentlichen Waschanstalten in Jalapa sind so vortrefflich eingerichtet, daß sie kaum etwas zu wünschen übrig lassen, vorzüglich die große nahe am Thor von Veracruz, welche aus drei langen steinernen überdeckten Waschwannen besteht, in welche aus gemauertem Canal das klarste Wasser fließt, das nach Belieben zu- und abgelassen werden kann; wohl nirgends in der Welt bekommt man die Wäsche so schön gewaschen als in Jalapa, und die Wäscherinnen vom Chorro rühmen sich die besten zu seyn

sten Männer in jenem Staate ist, und sich besonders lebhaft für Colonisation interessirt; ich lernte in demselben nicht nur einen sehr feinen und liebenswürdigen, sondern auch einen durch und durch gebildeten und sehr unterrichteten Mann kennen, der mir über manche Dinge die gewünschten Aufklärungen zu geben im Stande war, und mit der größten Bereitwilligkeit mir seine Mitwirkung für Realisirung deutscher Colonisation im Staat Veracruz zusagte, indem er darin das einzige Mittel sehe denselben in Flor zu bringen. Er war sogleich bereit mich seinem Nachfolger im Amt, dem jetzigen Gouverneur D. Miguel Palacio, vorzustellen; derselbe ist ein einfacher, aber gescheidter und wackerer Mann, und gehört ebenso, wie Herr Soto, zur Partei des Fortschritts, welche im Staat Veracruz mächtiger als in jedem andern ist, und das einzige Mittel für Hebung des Landes in Herbeiführung fremder Emigration sieht; ich konnte mich deßhalb diesen beiden Herren gegenüber mit aller Offenheit über das aussprechen, was mir noch mangelhaft schien, und was, nach meiner Meinung, erst geschehen müsse, wenn eine deutsche Colonisation möglich werden sollte, worauf dieselben mir versicherten, daß sie gewiß allen ihren Einfluß aufbieten würden, um die noch bestehenden Mängel so viel und sobald als möglich aus dem Wege zu räumen; sie waren ferner mit der Art und Weise wie, und mit den Localitäten wo eine Colonisation nach meiner Meinung ausgeführt werden könnte, vollkommen einverstanden, und gaben mir natürlich darüber auch die interessantesten Belehrungen. Nur wünschen sie sehr eine Colonisirung der Küsten und darum lebhaft, daß ich dieselben noch bereisen möchte; da die Regenzeit herannahte, so ward mir gerathen diese Reise so sehr als möglich zu beschleunigen und deßhalb verabredet, daß ich den nächstfolgenden Tag über Jalacingo nach Papantla reisen, und von da über Tuxpan, Nautla und Mizantla wieder nach Jalapa zurückkehren sollte, um dann noch einmal die nöthige Rücksprache zu nehmen und mich über das Nähere zu informiren, was bisher hier für Colonisation gethan worden. Zugleich hatte der Herr Gouverneur Empfehlungsbriefe an alle Präfecten der Distrikte, die ich auf dieser Tour berühren werde, mitzugeben, in welchen denselben aufgetragen wurde, mir die nöthigen Führer, auch, im Fall der Noth, Pferde und Maulthiere für meine Reise zu stellen, so wie mir die möglichst genauen Notizen über ihre resp. Bezirke zu geben; er stellte mir gleich zwei Mann zur Verfügung, welche mich bis Jalacingo begleiten sollten. Leider kam alles ganz anders als wir es damals abgemacht hatten, indem ich dieselbe Nacht plötzlich heftig erkrankte, so daß, wäre die Cholera schon da gewesen, ich geglaubt hätte, ich sey von dieser abscheulichen Krankheit, die in Mexico selbst gerade furchtbar wüthete, befallen; ich mußte zwei Tage das Bett hüten, und ich ward dadurch so geschwächt, daß ich unmöglich daran denken konnte, mich gleich wieder aufs Pferd zu setzen und eine so beschwerliche Reise wie die nach Papantla zu unternehmen, und mußte somit sehr gegen meinen Willen und besonders zum Schaden meines Geldbeutels noch eine ganze Woche in Jalapa bleiben, ohne dabei interessante weitere Ausflüge zu machen, da ich das Reiten durchaus nicht vertragen konnte.

Während dieser Zeit hat sich General Soto wirklich als Freund gegen mich bewiesen, daß ich ihm stets dankbar verpflichtet bleibe. Durch seine Bemühungen ward mir das versprochene Actenstück über Colonisation zur Einsicht gestellt, woraus ich ersah, daß an der Sache wohl einiges vom Gouvernement gethan, dasselbe aber von den untern Behörden noch nicht sehr unterstützt worden.[1] Denn der Gouverneur hatte schon unterm 3 April d. J. (in Folge des Schreibens des Hrn. C. Sartorius in Darmstadt an den General Soto dd. 25 Januar, in welchem dieser Herr, welcher sich das große Verdienst erworben hat, die Aufmerksamkeit Deutschlands auf Mexico als Colonisationspunkt zu lenken, das Gouvernement des Staats Veracruz ersucht, ihm Notizen über die verkäuflichen Terrains zu geben), in einem Circular die Jefes (Präfecten) der Departements aufgefordert, innerhalb zweier Monate eine Notiz über die in ihren resp. Departements befindlichen Terrenos Baldios (unbebaute Ländereien) einzuliefern, mit Angabe darüber, ob sie Staats- oder Privateigenthum sind, so wie ihrer Entfernung von der zugehörigen Ortschaft, ihrer Quadratmeilenzahl, ihrem Klima, ob sie für Ackerbau und Viehzucht geeignet, und ob sie gebirgig, eben oder waldig seyen, so wie von welchen Flüssen oder Bächen sie bewässert werden, oder ob sich deren wenigstens in der Nähe befinden; und endlich eine öffentliche Aufforderung an alle Grundeigenthümer ergehen zu lassen, bei den Behörden anzugeben, ob sie geneigt seyen ihre Ländereien ganz oder zum Theil zu veräußern, und in diesem Falle über deren Ausdehnung, Preis und Bodenbeschaffenheit u. s. w., so genaue Mittheilungen als möglich zu machen. Seitdem waren bis zu dem Datum, an welchem ich das Actenstück in Händen hatte, den 21 Junius, mehr als zwei Monate verflossen, und auch noch keine Präfectur hatte dieser Aufforderung in der gewünschten Art entsprochen. Alle hatten ihre Bereitwilligkeit zugesagt, aber auch nicht mehr; nur die von Veracruz spricht dabei noch die Besorgniß aus, daß wahrscheinlich die Municipalidades (Behörden) der meisten Ortschaften nicht die gewünschten Notizen geben werden, wie es die Erfahrung schon bei andern Gelegenheiten gelehrt habe, und wünscht deßhalb, daß ein Mann mit den gehörigen Kenntnissen beauftragt werde, die nöthigen Notizen für das Gouvernement einzuziehen; in diesen Vorschlag stimmt auch die Präfectur von Acayucan ein, welchen aber das Gouvernement sich genöthigt sieht aus Mangel an Geldmitteln abzuweisen. Daß die Ortsbehörden sich scheuen, dem Gouv. die gewünschten Notizen zu geben, darf man weniger einer Abneigung gegen diese Colonisationspläne, als vielmehr der Besorgniß zuschreiben, daß das Gouv. wahrscheinlich nichts anderes als Erhöhung der Abgaben dabei bezwecke, so wie daß sie den Vortheil des Verkaufs der fraglichen Güter nicht mit demselben theilen möge. Aus demselben Grunde unterlassen auch die einzelnen Grundeigenthümer sich mit ihren Verkaufsofferten bei den Behörden zu präsentiren, so daß ich es fast unmöglich halte durch Vermittlung der Regierung, wie Herr Sartorius geglaubt, zur Kenntniß der käuflichen Terrains zu gelangen, und darum beinahe rathen möchte, sich deßhalb nur in Unterhandlungen mit den einzelnen Ortsbehörden und den Privateigenthümern einzulassen. In dem genannten Actenstück fand ich daher auch nur zwei Verkaufsofferten von Privaten, eine von Hrn. Augustin de la Torre in Veracruz betreffend die Hacienda del Jobo im Departement von Jalacingo, zugleich aber auch eine Protestation von einem Hrn. Rafael Martinez de la Torre in Mexico, welcher sich das Eigenthumsrecht über dieselbe vindicirt; ich werde auf diesen Punkt genauer eingehen, sobald ich über den Jobo, sicher einen für Colonisation zu beachtenden Punkt, das nähere zu besprechen haben werde, da ich denselben auf meiner weiteren Reise berührt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Hagel in Indien. Nach der Overland Bombay Times vom 25 Junius fiel am 22 Mai zu Bangalore ein furchtbarer Hagel, dessen Körner die Größe von Limonen und Orangen gehabt haben sollen, und durch die Dächer der Häuser durchschlugen. Am nächsten Morgen fand man Körner, groß wie Gänseeier, einige so dick wie Kürbisse und in einem trockenen Brunnen einen Eisblock von $3^{1}/_{2}$' Länge, 3' Breite und $1^{1}/_{2}$' Dicke, wahrscheinlich das Resultat einer Zusammenschmelzung verschiedener kleiner Stücke in einen großen Klumpen, wie denn der Fall von solchen Eisstücken in Indien nicht selten seyn soll. Unter der Regierung des Sultans Tippu Sahib fand man ein Stück von der Größe eines Elephanten, das mehrere Tage zum Zerschmelzen brauchte; im J. 1826 fiel in Kandisch ein Stück von ähnlicher Größe, und im J. 1838 fand man in der Nähe von Dharwar einen Eisblock, augenscheinlich eine aus Hagelsteinen zusammengeschmolzene Masse von 20 Fuß im Umkreis. Diese übermäßig großen Erscheinungen zeigen, daß das Coaguliren nicht immer in der Luft stattfindet, sondern manchmal erst durch die plötzlich eintretende Kälte am Boden.

[1] Die gewünschten statistischen Notizen fand ich nicht, und wurde deßhalb auf das verwiesen, in dessen Besitz das statistische Bureau in der Hauptstadt sey, von dem ich, beiläufig gesagt, bis jetzt noch nichts erhalten habe, obwohl man mir Anfangs September alle möglichen Notizen versprochen hatte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 187. 6 August 1851.

Der Schamanismus in China.

(Nach Pater Hyacinth Bitschurin. Nouv. Ann. des Voyages. Junius.)

Erst seit der Eroberung Sibiriens hat man Nachrichten über den Schamanismus erhalten. Die Reisenden, welche später Sibirien zu wissenschaftlichen Zwecken durchzogen, waren erstaunt über das bizarre Schauspiel, welches die Ceremonien der Schamanen beiderlei Geschlechts ihnen darboten. Ohne näher zu untersuchen, nahmen sie an, der Schamanismus sey eigentlich gar keine Religion, er habe weder regelmäßigen Cultus, noch Dogmen, und seine Priester seyen nur unwissende, rohe Charlatane. Diese Ansicht war lange Zeit herrschend, ist indeß grundfalsch. Dieß entdeckte man von der Zeit an, wo seit Peter dem Großen russische Geistliche in der Hauptstadt China's sich ständig aufhielten, und den reglementarischen Coder, der im J. 1747 zu Peking in Mandschusprache erschien, kennen lernten. Der Schamanismus besteht nicht bloß aus unzusammenhängenden Charlatanstückchen, sondern bildet eine Religion, welche gegenwärtig am Hofe zu Peking und in der Mandschurei herrschend ist. Der Coder beschreibt genau die alten Ceremonien. Diese Religion beruht durchaus auf speculativen Begriffen, deren Gesammtheit ein regelmäßiges System bildet. Der sibirische Schamanismus ist freilich durch das Treiben unwissender Priester, die nur einen mündlichen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Unterricht erhielten, bedeutend umgestaltet, und nichtsdestoweniger ist er auch hier in seinen wesentlichen Theilen unwandelbar. Wenn man diese Religion nach der Einfachheit der im Coder des Schamanismus vorgeschriebenen Ceremonien beurtheilt, so findet man, daß sie in eine Zeit hinaufreicht, wo die Menschen noch keine Tempel errichtet hatten, um der Gottheit Opfer darzubringen. Alle religiöse Intoleranz ist ihr völlig fremd; so sieht man die Mandschus neben dem Schamanismus auch die andern von dem chinesischen Gesetze gestatteten Religionen üben, und z. B. bei Begräbnißfeierlichkeiten oft die Priester dreier verschiedener Religionen im Leichenzug in verschiedenen Gruppen daher ziehen.

Das Wort „Schaman," das der tungusischen [1] Sprache entlehnt ist, bedeutet einen Menschen, der die Geschäfte des Opferers, des Arztes und Magiers vereinigt. Die Geschichte Asiens zeigt uns regelmäßige Corporationen solcher Menschen lang vor der christlichen Epoche, leider aber fehlt es uns an genauen Nachweisungen über die Verschiedenheiten des jetzigen und des ursprünglichen Schamanismus. Es ist notorisch, daß die Schamanenpriester, namentlich in der chinesischen Mandschurei keine besondere Classe bilden, und nur wenn man ihren Dienst verlangt, ein angemessenes Costüm anlegen und die Ceremonien des Cultus vornehmen. Die jungen Priesteraspiranten bereiten sich aus eigenem Antrieb vor, und üben die Ceremonien aus ohne besondere Weihe und die Bestätigung der Behörden des Landes. Man trifft in der ganzen chinesischen Mandschurei keinen diesem Cultus geweihten Tempel, und im allgemeinen werden die Ceremonien ganz nach Willkür und nicht an bestimmten Tagen vorgenommen. Ein Ereigniß in einer Familie macht die Anwesenheit eines Schamanen wünschenswerth, und man ruft ihn deßhalb; nur auf solche Veranlassung kann er auftreten. Ganz anders sind die Privilegien, welche nach den Bestimmungen des Coder der Kaiser und die Kaiserin genießen: sie allein haben das Recht in ihrer Hauptstadt Tempel für die Ceremonien des Schamanismus zu haben, und männliche so wie weibliche Schamanen zu halten. Der eine dieser Tempel, „Tkane Tsy" bei den Chinesen, „Tange" bei den Mandschus genannt, liegt südöstlich von dem Fort, das den kaiserlichen Palast deckt, der andere macht einen Theil des Palastes der Kaiserin selbst aus. In dem großen Tempel oder der Pagode der Schamanen sind eigentlich drei Tempel eingeschlossen, zuerst der große, der aus einem mächtigen in drei Schiffe abgetheilten Saal besteht, dann der runde und endlich der kleine Tempel; der letzte sieht aus wie eine Wiege von Gitterwerk. Die größte Einfachheit zeichnet alle aus, sowohl in der äußern architektonischen Verzierung als in der innern Einrichtung. Das Innere des Tempels, der zum Palast der Kaiserin gehört, besteht gleichfalls in einem großen Saal, und die Ceremonien werden hier von wirklichen Schamanen vollzogen, da kein fremder Mann sich der Kaiserin nähern darf. Die Ceremonien bestehen hauptsächlich in der Anrufung der Onghots oder Geister; die Namen derselben sind meist rein tungusisch, doch finden sich auch bei einigen Anrufungen indische Namen, Schakiamuni und Bodisatwo, eingemischt, was man als eine dem weit verbreiteten Buddhismus dargebrachte Huldigung betrachten kann.

[1] Bekanntlich leitete man bisher den Ausdruck aus einem verdorbenen durch die Buddhisten dahin gebrachten Sanskritworte ab.

Rußland und die Gegenwart.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Von dem Augenblick an, wo Preußen es versäumte durch eine entschiedene Unterstützung und Aufrechthaltung Polens seine Stellung im Nordwesten Deutschlands zu befestigen und Rußland fern zu halten, war es gelähmt, und als Napoleon den Rheinbund gründete, der bis und über die Elbe reichte, war es in entschiedener Abhängigkeit von Rußland. Alle die Erbärmlichkeiten, welche

die deutsche Politik vom J. 1801 bis zum Jahr 1808 bezeichneten, sind eine natürliche Folge dieser Stellung, und wenn Rußland diese Dinge benützte, so braucht man eben nicht über alle die Einzelnheiten diplomatischer Doppelzüngigkeit sich zu ereifern, wie es der Verfasser von p. 80 an thut; es verlohnte in der That der Mühe nicht. Der Verfasser bringt die diplomatischen Beweise, daß Rußland die beiden deutschen Großmächte gleichsam als seine Vasallen behandelte; sie waren es, namentlich Preußen, der That nach, und es gehörte der ganze Aufschwung des preußischen Volks im J. 1813 dazu, um unter den ungünstigen politischen Verhältnissen auch nur so viel zu erreichen, als erreicht worden ist. Daß man Preußen im Friedensschluß an den Rhein vorschob, statt ihm, wie es damals suchte, im Nordosten eine concentrirtere Stellung zu geben, lag ganz im Interesse und im Plane des scheinbar so eng und brüderlich mit Preußen verbundenen Rußlands; Preußen blieb also trotz seiner Machtvergrößerung in einer durchaus unhaltbaren Stellung, aus der es nur ein heroischer Entschluß und eine mächtige Kraftanstrengung herausreißen konnte. Auf beide hat man bis jetzt vergeblich gewartet. Wenn in Bezug auf Oesterreich der Verfasser (II. p. 96) bei der Besprechung der Vorgänge des Jahres 1805 auch den Plan einer Theilung Deutschlands „in zwei große durch immerwährende Allianz vereinigte Conföderationen, eine unter der Protection Oesterreichs, die andere unter der Preußens“ bespricht, bekanntlich eine in neuerer Zeit stark wieder in Aufnahme gekommene Idee, so fehlte dem Plane nur der Erfolg; man hätte die Franzosen vorher aus Deutschland hinausjagen müssen, und nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus der Schweiz, da Frankreich nie gutwillig die Besetzung des südwestlichen Deutschlands durch eine der beiden Großmächte dulden wird, weil dadurch seine östlichen Gränzen zu sehr auf ihrer verwundbarsten Seite bloß gestellt würden. Daraus erklärt sich dann sehr folgerichtig das Zusammengehen der russischen und französischen Politik auf dem Wiener Congreß, denn Rußland konnte, so wenig wie Frankreich, eine Gestaltung der Dinge wollen, welche vom Main bis zum Po alles einer einheitlichen Leitung unterstellt hätte. Rußland war einer solchen so entschieden entgegen, wie dem (II. p. 104) erwähnten nordischen Reichsbund im J. 1805. Jede solche Vereinigung im Norden und Süden suchten Rußland und Frankreich principiell zu hindern, weil beide nur in der Zertrümmerung und Zerrissenheit Deutschlands ihr Interesse fanden. Daß von deutscher Seite nichts energisches dagegen geschah, das hat, wie alle Welt weiß, seinen Grund nur darin, weil Oesterreich und Preußen die Sache immer nur in ihren speciellen Interessen versuchten, und eben darum über die Art der Theilung nie einig wurden, und somit auch nicht ihren Plan mit vereinter Waffengewalt gegen Rußland und Frankreich durchsetzen konnten. Das ist die alte und — die neue Geschichte.

Aus der Darstellung der Ereignisse von 1800 bis 1814 wie sie der Verfasser gibt, geht unwidersprechlich hervor, daß Rußland, wie hundert Jahre früher, noch immer die Hauptzwecke hatte, Polen zu unterwerfen, Schweden und die Pforte zu schwächen, und die Verwirrung der westeuropäischen Verhältnisse zu benützen, um ungestört im Osten namentlich gegen Persien vorzuschreiten; darum dreht sich alles. Die Unmasse der Vorwürfe, die man auf Rußlands „doppelzüngige“ und „perfide“ Politik häuft, beweist gar nichts, als daß für Rußland alle diese Wirren in Deutschland und im Westen nur die Mittel zum Zweck wurden, um seine Plane zu verfolgen, daß man also eine consequente, principielle Behandlung der westeuropäischen Fragen gar nicht erwarten und fordern darf. Der Verfasser erneut nur den alten schon von Urquhart gemachten Vorwurf: Russia has ends, no principles, womit freilich sehr viel aber sehr wenig gesagt ist: Rußland hat eben, wie alle andern Staaten auch, die Umstände so viel wie möglich zu seinem Vortheil benützt, und wenn andere Staaten, obgleich sie so wenig als Rußland nach dem Moralprincip handelten, nicht dasselbe thaten, à qui la faute? Wer die neuere Geschichte studirt, der schaffe sich eine Rhinoceroshaut an, die ihn gegen alle Stiche des moralischen Gewissens schützt, die tugendhafte Entrüstung, die unsern Verfasser manchmal überkommt, ist zuweilen in der That spaßhaft, und man sieht wohl, daß er noch kein gehörig „hart gesottener Sünder“ ist. Wäre er das, er hätte das Polemisiren gegen die „europäische Pentarchie“ und ähnliche russische Producte gelassen, da sie auf eine systematische Irreführung der Unkundigen berechnet, Wahres und Falsches auf eine unentwirrbare Weise durcheinander werfen. Das Resultat bleibt: Rußland rückte seinem Ziel mit einer wahrhaft bewundernswerthen Festigkeit und Ausdauer näher.

Wer, der die letzten, scheinbar für Rußland so drohenden Jahre hindurch dem Gang seiner Politik gefolgt ist, kann sich noch darüber täuschen, daß nach der moralischen Niederlage Preußens Rußlands Herrschaft in Dänemark starke Fortschritte macht, daß man selbst die unbequeme Casinopartei, die drei Jahre so gute Dienste geleistet, bricht, und im rechten Augenblick da seyn wird, um den Sund zu sperren, ein Schritt, dem die Besetzung der Dardanellen auf dem Fuße folgen dürfte. Das ist aber eine Kriegserklärung gegen England, das sehr auf seiner Hut ist; deßhalb geht man mit äußerster Vorsicht und Bedacht zu Werke. Die Sachen machen sich alle gleichsam von selbst: nachdem man den Anschluß Schleswig-Holsteins an Deutschland anfangs durch den energischen Widerstand der Casinopartei, dann durch das Einschreiten Oesterreichs und Preußens gehindert, wird man diesen Herzogthümern eine mildere Verwaltung allmählich angedeihen lassen, um sie zu versöhnen, und dagegen die Casinopartei mit dem Königthum in desto schlimmere Mißverhältnisse zu bringen; dann muß man den mit Einverständniß der Großmächte und zur Erhaltung der Einheit des dänischen Staats designirten Thronerben schützen, ihm seine Vollgewalt gegen die dänischen Liberalen, wie gegen die Herzogthümer bewahren; beide Theile der Monarchie werden gegeneinander gehalten, um keine Vereinigung der oppositionellen Elemente möglich zu machen, und wenn dadurch der Staat gehörig mürbe geworden, wird ein einziger unerwarteter Schritt dem wohlgelungenen Werk die Krone aufsetzen. Preußen und Oesterreich, seit dem Pariser Frieden in die Politik der Contrerevolution verstrickt, werden wie man hofft, einem solchen Endabschluß die Zustimmung nicht versagen, und wenn letzteres es wagen sollte, so sind unzufriedene Provinzen genug vorhanden, welche Oesterreich zur Nachgiebigkeit bewegen können, um so mehr da die contrerevolutionäre, dreißig Jahre lang verfolgte Politik Preußen moralisch und Oesterreich financiell, wo nicht völlig ruinirt, doch an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Als Haupt der contrerevolutionären Politik könnte dann Rußland gegen Frankreich auftreten und letzteres seinem Willen fügsam machen, während Rußland, durch die Besetzung des Sundes und der Dardanellen gegen einen Angriff Englands geschützt, ungestört seine Plane gegen den Orient verfolgen könnte.

In diesen Berechnungen liegt die Erklärung der von dem Jahr 1815 an verfolgten russischen Politik, dieser Politik der heiligen Allianz, deren geheime Tendenzen selbst vor dem

hauptsächlich dadurch bedrohten England so lange verborgen gehalten wurden, daß Rußland einen bedeutenden Vorsprung vor England gewann, und es selbst seinen Planen im Orient eine Zeitlang dienstpflichtig machte. Der Verfasser begeht den Fehler, daß er zu sehr bloß aus dem deutschen Standpunkt argumentirt, denn die deutschen Verhältnisse sind von untergeordneter Bedeutung in dem weit wichtigern Kampf gegen England; sie sind nur Mittel zum Zweck, wenigstens so lange als die innern Verhältnisse Deutschlands den russischen Interessen ein entschiedenes Uebergewicht geben.

Der Verfasser unserer vorliegenden Schrift hat sich wohl zu viel mit der heiligen Allianz (II. p. 149—160) beschäftigt, denn die Geschichte hat ihr Urtheil längst über diese Conception abgegeben; der wahre nachwirkende Kern war, daß Rußland hauptsächlich dazu beigetragen, Preußen und Oesterreich eine contrerevolutionäre Politik aufzunöthigen, oder mit andern Worten als Wächter Frankreichs hinzustellen. Das romanische Princip war mit dem Geist der alten Revolution verbündet, und wollten Oesterreich und Preußen ihre Länder am Rhein und in Italien bewahren, so mußten sie, nicht minder als die bourbonische Regierung Frankreichs selbst, jede Regung des französischen National- und Oppositionsgeistes brechen. Wenn indeß der Verfasser (II. p. 159) sagt: „Oesterreich sey durch Metternich den russischen Einflüssen bedingungslos hingegeben" getreten, so ist dieß entschieden falsch, wie Metternichs Auftreten gegen Rußland im J. 1828 gezeigt hat. Ueberhaupt war der Geist der alten heiligen Allianz mit dem Jahre 1824, bald nach dem Congreß von Verona erloschen: sobald es sich nämlich zeigte, daß die Bourbonenregierung eine Armee habe, auf welche sie sich verlassen könne, war die Besorgniß vor einem unmittelbaren, von Krieg gefolgten Ausbruch der Revolution vorüber, und zuerst trat England, dann Oesterreich gegen die Bestrebungen Rußlands[1] auf, während Frankreich sich völlig mit demselben verband. Eine zweite Auflage erfuhr der heilige Bund erst nach der Juliusrevolution, sank aber bald wieder in sich zusammen, als Ludwig Philipp den Kriegsgeist der Revolution in Schranken hielt. Man muß, wenn man sich ein richtiges Bild der damaligen Verhältnisse machen will, durchaus die gegenseitigen Interessebeziehungen der Staaten nicht außer Acht lassen, der Widerstand gegen politische Reformen ist zwar im allgemeinen Regierungsprincip, hindert aber nicht, daß man die eigenen Interessen gegen politisch gleichgesinnte Staaten vertheidigt; das Wichtige bleibt die politisch-militärische Stellung, wie sie die Territorialeintheilung, bekanntlich unter wesentlicher Mitwirkung Rußlands, in den Jahren 1814 und 1815 geschaffen: diese zog die Aufmerksamkeit Oesterreichs und Preußen wesentlich von Osten ab und lenkte sie auf den Westen; je ungünstiger hier durch den Fortgang der Revolution, durch die feindliche Stellung Englands und Frankreichs und endlich durch den Februarausbruch die Stellung beider Staaten wurde, desto abhängiger mußten sie von Rußland werden. Der Verfasser berichtet nur gelegentlich die enge Verbindung Rußlands mit Frankreich im J. 1828, obgleich diese höchst charakteristisch ist, denn sie zeigt, wie das durch die Ruhe erstarkende Deutschland das Bündniß Rußlands mit Frankreich naturgemäß hervorrief; die halbe Gewißheit, daß Rußland für den Fall eines Bruchs im J. 1829 Frankreich das linke Rheinufer garantirt hatte, hätte dem Verfasser zu neuen Verwünschungen russischer Perfidie Gelegenheit bieten können. Solche Vorwürfe werden banal, sobald man die Geschichte der Diplomatie überhaupt im Auge behält.

Indem der Verfasser im vorletzten Capitel des zweiten Bandes, „Beginn der Gegenwart" betitelt, sich der neuern Zeit nähert, stellt er den Satz auf: „wären die innern Staatsverhältnisse Rußlands (von Nikolaus bei seiner Thronbesteigung) geordnet vorgefunden worden, so würde heute die russische Herrschaft über Bosporus und Hellespont eben so eine vollendete Thatsache seyn, wie die Beherrschung des finnischen Meerbusens." Das scheint uns viel zu viel behauptet; eine Besetzung der Dardanellen wäre ein Krieg mit England, und würde zuverlässig auch einen sehr bedeutenden Landkrieg zur Folge haben: wer wollte es auf sich nehmen, die Folgen und Phasen eines solchen europäischen Kampfes zu berechnen? Kaiser Nikolaus hat trotz der hemmenden innern Zustände einen Krieg gegen die Türkei geführt, und dieser Krieg war noch überdieß in seiner ersten Hälfte nichts weniger als glücklich, innere Zustände, etwa die Zerrüttung der Finanzen abgerechnet, haben also den Kaiser gewiß nicht von der Fortführung seiner Plane, die noch überdieß der Armee Beschäftigung versprach, abgehalten, sondern die Wahrscheinlichkeit, daß der energische Widerstand Englands ihm Feinde erwecken werde, deren sich Rußland am Ende nicht mehr erwehren könnte. Die mühselige Bezwingung Polens im J. 1831 und die Nothwendigkeit, den Thronwechsel in Frankreich geschehen lassen zu müssen, hatten den Glauben an seine Macht bedeutend erschüttert: es durfte nicht darauf sündigen; die Entzauberung von dem Glauben der unwiderstehlichen Macht Rußlands hatte schon mit dem ersten Feldzug gegen die Türkei begonnen, man mußte also Schritt vor Schritt gehen. Ohne eine ziemlich gesicherte Obergewalt in Dänemark, und dadurch über den Sund, wird Rußland nicht wagen, den Krieg gegen England zu entfesseln, was durch eine Besetzung der Dardanellen, d. h. Konstantinopels, unwidersprechlich geschehen müßte. Was ein Krieg Englands gegen Rußland heißen würde, mag sich jeder selbst sagen, und man wird daraus sich erklären können, weßhalb wir den deutschen Angelegenheiten, insoweit Rußland sich hineinmischt, schon oben nur eine Wichtigkeit zweiten Grades beilegten. Deutschland wird, wenn es zum Bruch kommt, jedenfalls eine Hauptrolle spielen, daß es aber der ganzen Gestaltung der Dinge nach weder Rußlands Vasall noch Englands Klopffechter in diesem Streit seyn kann und wird, das trägt wesentlich dazu bei, das Schwert in der Scheide zu halten. Das Vergnügen, daß beide auf dem qui vive' stehen müssen, können wir ihnen gönnen; es ist etwas theuer, für Rußland noch theurer als für England.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die zweite Verkaufsofferte geht von einem Hrn. Luis Ruiz in San Andres de Turtla (Departement Acayucam) aus, welcher seine bei genanntem Ort gelegenen und vom Duque de Monte Leone (Nachkommen von Herman Cortes) angekauften Ländereien anbietet, ganz im Einverständniß mit Hrn. Diego Ramon Somera, welcher zu zwei Fünfteln daran betheiligt ist: „es sind gegen 60 Sitios de Ganado Mayor (1 Sitio de Ganado Mayor = 4338 Acres 1759 Yards 118"),[2]

[1] Man lese hierüber nur Pozzo di Borgo's Briefe an Nesselrode im Portfolio; der Ungrund der Beschuldigung, daß sich Oesterreich bedingungslos den russischen Einflüssen hingegeben, geht aus der bittern Sprache dieser Briefe zur Genüge hervor.

[2] Ich glaube in dem ersten Theil meines Reiseberichts das Maaß für 1 Caballeria angegeben zu haben, und bitte das dahin zu berichtigen, daß 1 Caballeria = 105 Acres = 5016 Yards 202 Zoll ist.

der eine Theil ist durch den Rio de Caña und andere Bäche bewässert, und hat durch die Barra de Santiomalpam Verbindung mit dem Meer. Der andere Theil ist nahe an der großen Laguna (Binnensee) de Catemaco; der Hauptort in der Nähe ist Santiago Tuxtla, doch gibt es auch noch andere nicht unbedeutende Flecken; der größte Theil des Terrains ist Urwald und geeignet zum Anbau aller Früchte der Tierra Caliente, als vorzüglich Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak (ganz vortrefflich), Kaffee, Cacao, Mais, Frijoles (Bohnen), Reis. Ebenen für Viehweiden gibt es nur wenige; in den Wäldern wächst Pfefferbaum, Vanilla und Sarsaparilla wild und im Ueberfluß; ebenso gibt es Holz von verschiedenen Classen, viel Jagd und Früchte; die Flüsse und Bäche führen ein schönes Wasser, bilden viele Wasserfälle und sind durch ihr gutes Gefälle wohl geeignet größere Mühlen und Maschinen zu treiben; auch sind sie reich an Fischen, als dem Boba (ein Fisch ohne Schuppen, mit schwarzer Haut und sehr schmackhaftem Fleisch ohne Gräten), Robalo (Perca Labrax, ein Fisch, der eine Länge von 2' erreicht, einen zusammengedrückten Körper und ein großes Maul hat, dessen Unterkiefer länger als der Oberkiefer ist, der Rücken ist schwärzlichblau, dagegen der Bauch weiß; er hat ein sehr zartes und wohlschmeckendes Fleisch), Mojarro u. a. m.; in der Sierra de San Martin, nahe davon, ist die Temperatur gemäßigt, dort gibt es keine Mosquitos, und der Versuch mit Weizen hat gutes Resultat gegeben." Ich bedaure sehr davon nichts gewußt zu haben, als ich in Cordova war, indem ich von da aus sehr leicht nach Tuxtla hinuntergehen und diese Ländereien hätte etwas kennen lernen können, und mag darum keine bestimmte Meinung darüber aussprechen, ob dieselben für Colonisation günstig seyen oder nicht, nur glaube ich, daß sie zu nahe an der Küste liegen, um nicht ungesund zu seyn, und dann sollen sie auch in einige Processe verwickelt seyn.

In Betreff Jalapa's habe ich gar nichts Specielles in den Acten gefunden, und ich bemerke nur, daß allerdings die Umgegend Jalapa's wegen der milden Temperatur, des gesunden Klima's, der großen Fruchtbarkeit des Bodens, der fast alle Producte der heißen und gemäßigten Zone gibt, bei ihrem Reichthum an Wasser wie an herrlichen Waldungen, und endlich durch die Nähe der großen Straße zwischen Veracruz und Mexico für Colonisation ganz vorzüglich geeignet wäre, und die Colonisten sich sicher in dieser paradiesischen Gegend wohl und glücklich fühlen würden. Aber der größte Theil der Ländereien gehört zu den großen Haciendas von Tussamapan, Mauistlan, Orduña, Pacho, deren Besitzer, wenn auch kaum ¼ ihrer ersten Besitzungen bis jetzt angebaut sind, doch nichts davon verkaufen, sondern nur einzelne Stücke zwar zu sehr mäßigen Preisen, aber doch nur auf kurze Zeit — höchstens zehn Jahre, verpachten wollen — und darauf einzugehen würde ich immer für Colonisten etwas bedenklich halten, indem sie dann nur gar zu leicht für fremde Interessen arbeiten dürften. In der Nähe, am Wege nach Veracruz, erstrecken sich auch noch die immensen, dem General Santa Aña gehörigen Ländereien der Enceros, wozu jetzt neuerdings noch die von Boca del Monte gekommen sind, die alle äußerst fruchtbar und ergiebig sind, von denen wohl einige für Colonisten zu acquiriren seyn werden, nur kenne ich ihre Lage und ihre Gesundheitsverhältnisse zu wenig, um sie gerade empfehlen zu können. Was nicht zu diesen Haciendas gehört, ist Eigenthum entweder der Stadt oder der umliegenden Indier-Dörfer, und diese veräußern oder vergeben sicher nichts von ihrem Besitzthum, außer an die Kirche; außerdem muß man sich auch vor derartigen Geschäften mit Indier-Gemeinden hüten, weil man sicher nachher in einen Proceß verwickelt werden würde, denn nichts geht über die Proceßsucht eines Indiers. Außerdem ist bei Jalapa auch noch seine Lage zu beachten; es liegt freilich an der großen Hauptstraße, die von Veracruz nach der Hauptstadt führt, aber ohne Zweifel wäre dieselbe nicht in diese Richtung gelegt worden, hätte Jalapa, das altindische Xalapan — nicht schon existirt, das merkwürdigerweise gerade auf einem Punkte liegt, wohin man von allen Seiten nur mit den größten Schwierigkeiten gelangen kann, wodurch die nächsten Orte ganze Tagereisen weit entfernt werden. Veracruz ist in gerader Linie höchstens 12 Leguas, aber durch die Umwege welche die Straße machen muß, 26 Leguas entfernt, und welche schwierigen Passagen sind bei Puente Nazional und Plan del Rio zu überwinden! von dem höchstens 8 Leguas entfernten Mizantla ist Jalapa durch einen Bergrücken getrennt, der kaum für Saumthiere passirbar ist, und eine Reise von zwei Tagen ist nöthig, um dahin zu gelangen; dasselbe ist der Fall mit Jalacingo und Huatusco, welche beide Orte durch Barrancas von Jalapa abgesondert werden, und endlich der Weg nach der Hochebene von Perote bietet auch keine kleinen Schwierigkeiten dar. Wird der Weg von Veracruz über Cordova und Orizaba nach Mexico wieder benutzt, und ein anderer Weg, von dem ich später sprechen werde, von der Küste nach der Hochebene in Ausführung gebracht, dann verliert Jalapa alle Bedeutung und wird nichts als ein seiner schönen Gegend wegen besuchter Vergnügungsort seyn.

Ich bemerke nur noch, daß, als ich von meinem Unwohlseyn wieder so weit hergestellt war um fortreisen zu können, ich wegen des starken Regens meinen Reiseplan dahin änderte, daß ich Papantla aufgab und in der Gesellschaft eines Franzosen, den 24 Junius, von Jalapa nach der französischen Colonie Jicaltepec, bei Nautla, fortreiste.

Jalapa. In den letzten Tagen meines vierzehntägigen Aufenthalts in Jalapa regnete es fortwährend so stark und so anhaltend, daß mir von allen Seiten gerathen wurde, meine beabsichtigte Reise an die Küste, vorzüglich aber die nach Papantla aufzugeben, weil die Wege gerade dahin über alle Begriffe schlecht seyen und ich mich bei meinem geschwächten Gesundheitszustande nicht dem Regen an der Küste aussetzen dürfe, welcher sich dieß Jahr fast um einen Monat früher als gewöhnlich eingestellt hatte. Zu gleicher Zeit aber lauteten auch die Nachrichten aus der Hauptstadt Mexico, wo die Cholera heftig wüthete, so wenig einladend, daß ich es doch noch vorzog trotz des schlechten Wetters, wenn auch nicht den District von Papantla, doch einen andern nicht minder interessanten Strich an der Küste zu bereisen, umsomehr, da sich mir die Gelegenheit darbot diese Reise in der angenehmen Gesellschaft eines recht liebenswürdigen Franzosen, Mr. Charles Guerdeur, zu machen, welcher im Begriff war nach der nahe an der Küste zwischen Mizantla und Nautla gelegenen französischen Colonie Jicaltepec zurückzureisen. Der directe Weg dahin geht über Mizantla, aber mein neuer Reisegefährte hatte durchaus keine Lust denselben noch einmal zu machen, da ihm auf der Herreise eines seiner Pferde in den Abgrund gestürzt war; zwischen Jalapa und Mizantla ist nämlich ein schmaler, ungeheuer steiler Bergrücken zu passiren, die sogenannte Cuesta de S. Juan, über welchen man sich 3 Leguas weit auf dem Rücken von Indiern tragen lassen muß, während die Pferde auf einer andern Seite über die nicht minder steile und abschüssige Cuesta de Santa Rosa von Indiern geführt werden; diese Passage ist in der letzten Zeit dadurch, daß sich immer mehr Steine losgelöst haben und der feste Boden durch die starken Regengüsse nach und nach weggeschwemmt worden, sehr gefährlich geworden, so daß schon viele Thiere verunglückt sind. Da ich doch nicht gern mein einziges Pferd, welches ich mir für diese Reise so eben für 40 Doll. gekauft hatte, aufs Spiel setzen wollte, so ging ich bald auf den Vorschlag des Hrn. Guerdeur ein, anstatt über Mizantla den 20 Leguas weiteren Weg über Actopan und längs der Küste einzuschlagen, so gern ich, der Neugierde halber, mich auf dem Rücken der Indier hätte tragen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönung Soulouques soll nach Briefen aus Port-au-Prince, in etwa 3 Monaten mit unerhörter Pracht stattfinden. Paris und Lyon sind mit den reichsten Erzeugnissen in Bijouterie und Seidenstoffen in Anspruch genommen. Die Feste sollen acht Tage dauern, und eine allgemeine Amnestie (auch für die Mulatten?) ausgesprochen werden. Eine neue Creirung von Pairs, Herzogen, Grafen ist im Werk, auch sollen vier Marschälle des Reichs geschaffen werden. Die kaiserliche Garde wird man nach dem Muster der Guiden Napoleons neu uniformiren. (Journal du Comm. d'Anvers. 3 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 188. 7 August 1851.

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

6. Fahrt von Käsmark nach Murany.

Gefesselt an die herrliche Gegend von Käsmark, hatte ich in der Nähe dieser Stadt zwei Tage bei einem lieben Freunde zugebracht, durch dessen Vermittlung ich mehrere interessante Bekanntschaften machte und in Familien eingeführt wurde, die mit hoher Bildung tiefe Gemüthlichkeit vereinigten. Die Nähe der höchsten Gipfel der Karpathen, der Lomnitzer und der Eisthaler Spitze, gibt der Gegend einen Reiz, den nur diejenigen kennen, welche die Gebirge der Schweiz gesehen haben. Die Trennung ward mir schwer, und daher kam es, daß ich eine Stunde später abreiste als ich gewollt hatte. Am Abend hatte ich fast Ursache, die Zögerung zu bereuen, die durch einen Besuch in Porrad noch länger geworden war. Ein schöner Morgen erfreute mich, und munter ging es gegen die Kralova Hora (den Königsberg) hin, über dessen einen Arm mein Weg mich führte. Man steigt bis zu bedeutender Höhe empor, genießt aber auch von da herab der reizendsten Aussicht. Ich schwelgte in derselben und war darüber nicht inne geworden, daß mein Kutscher den Weg verfehlte. Zum Glück waren wir noch nicht weit, als uns ein Hüttenmann[1] begegnete, den wir fragen konnten und der uns zurechtwies.

Schon war es hoher Mittag, als ich den höchsten Punkt der Straße erreichte, von wo hinab es nach dem nicht im besten Rufe stehenden Städtchen Telgart ging, wohin ich jedoch noch zwei Meilen hatte. Irgendwo zu bleiben, um die ermüdeten und durstigen Pferde zu erquicken, dazu war keine Möglichkeit, und ich mußte, so leid es mir auch um die armen Thiere that, immer vorwärts. Endlich langten wir an, und ich fand eine viel bessere Herberge als ich mir gedacht hatte. Der Wirth war ein stämmiger, aber gemüthlicher Ungar, die Wirthin eine Deutsche, gebürtig aus Ofen. Ich bekam alles, was ich nur wünschte, Futter für die Pferde und für mich ein gutes Mittagsmahl mit ächtem Oberungarwein.

Zutraulich setzte sich Wirth und Wirthin neben mich, und wir plauderten über dieß und jenes. Sie jammerte über ihre hiesige Lage, wo sie nach ihrer Meinung keinen Tag ihres Lebens sicher sey, weil die Gegend von Diebsgesindel wimmle, und in Telgart selbst dessen in Menge wohne. Hiebei deutete sie auf einen Tisch, der von dem, an welchem wir saßen, etwas entfernt war, und an welchem drei höchst verdächtige Kerle saßen, die uns zu belauschen schienen, von dem aber was wir sprachen, nichts verstanden. Nichts in der Welt, fuhr sie fort, als die Liebe zu ihrem Manne, habe sie bewegen können an einen Ort wie diesen zu gehen. Der Mann bestätigte im allgemeinen die Aussagen seiner Frau, fügte aber bei, es sey im Ganzen das hiesige Volk (Slowaken) leicht zu leiten, und wenn es auch diebisch wäre, so wäre es daneben doch genügsam; auch könne man ihm leicht imponiren, selbst wenn es einen Straßenanfall gelte, weil es eher feig als muthig sey. Dem entgegnete die Frau, daß sie niemand rathen möge, zu später Tageszeit von hier weiter zu reisen, in welcher Richtung es auch immer sey; insbesondere gefährlich aber sey die Strecke von hier nach Murany, wo erst noch vor kurzem eine zahlreiche Räuberbande gehaust und Straßenraub und Mord begangen habe. Sie sey zwar aufgehoben und die eingefangenen Individuen aufgehangen worden, aber der Stamm sey nicht völlig ausgerottet; in der Nähe von Murany würde ich noch welche davon am Galgen hängen sehen. Das waren freilich keine erfreulichen Mittheilungen, und daß sie erdichtet seyen, um mich zum Hierbleiben zu bestimmen, konnte ich unmöglich annehmen, da meine Wirthsleute noch gar nicht wußten, nach welcher Richtung ich weiter reisen wolle.

Endlich brach ich auf. Der Wirth begleitete mich bis an den Wagen und rieth mir zum Abschiede noch so gut es ginge zu eilen, damit ich noch vor der Dunkelheit in Murany ankäme. So ließ ich denn rasch darauf losfahren, kam aber bald wieder an ein steiles Gebirge, wo es nur im Schritt gehen konnte. Um es den Pferden leichter zu machen, stieg ich aus, wobei ich noch die Absicht hatte, mich nach allen Seiten freier umsehen zu können. Telgart lag nun zu meinen Füßen, und als ich darnach blickte, sah ich drei von den verdächtigen Individuen, auf die mich dort im Gasthause die Wirthin aufmerksam gemacht hatte, auf der Straße hinter mir herkommen. Sie waren nur noch einige Tausend Schritte entfernt, und ich konnte sie deutlich erkennen. Das war mir nun gerade keine erfreuliche Erscheinung, noch dazu, da der Weg bald darauf in einen dichten Wald ging. Ihnen entgehen konnte ich nicht, so sehr ich auch meine Pferde anstrengte, denn der Berg war so steil, daß ich nur langsamen Schrittes fahren konnte. So rückten sie mir denn immer näher; als ich jedoch glaubte, sie würden mich sogleich einholen, verschwanden sie auf einem Seitenpfade im Gebüsch. Ich konnte mich darüber um so weniger freuen, als ich fürchten mußte, daß sie denselben einschlugen, um mir zuvorzukommen und mir auf irgend einer passenden Stelle im Walde den Weg zu verrennen.

[1] Es sind am Königsberge viele Berg- und Hüttenwerke, insbesondere auf Kupfer, die ziemlich stark betrieben werden, und es noch mehr seyn würden, wenn die große Höhe, wo die besten Erze gefunden werden, nicht die Ausbeutung zu sehr erschwerte.

Alle drei waren mit Aexten bewaffnet, was mir wohl allenfalls die Beruhigung hätte geben können, daß sie nach Holz gingen. Zur Arbeit im Walde war es aber zu spät, weil bereits die Sonne sich neigte, denn es war nahe an 5 Uhr, als ich von Telgart abfuhr, und da es im September war, so hatte ich nur noch einige Stunden Tag. Bis nach Murany aber waren es von da noch drei Meilen, und der Weg ging meistentheils über hohes Gebirge.

(Schluß folgt.)

Rußland und die Gegenwart.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Der allenthalben sich wirksam zeigenden Thätigkeit des englischen Cabinets ist es wohl zuzuschreiben, wenn sich im Verlauf der 40er Jahre allerhand für Rußland minder günstige Symptome zeigten, und diese entschiedene Feindseligkeit Englands die sich auf die geheimen und offnen Fortschritte Rußlands in Asien gründete, hatte wohl die Annäherung Rußlands an Frankreich, und den so lange officiell gehaßten Ludwig Philipp zur Folge. Der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt auch, daß mehrere, „zwar vereinzelt auftretende, doch von tiefen Gährungen zeugende Aufstände in den verschiedensten bäuerlichen Districten vorkomen, und sich sogar in der Hauptstadt Zeichen einer verstimmten öffentlichen Meinung kundgaben, während im Caucasus die russische Herrschaft um keinen Schritt weiter rückte." Unter diesen Umständen mußte allerdings die Februarrevolution und ihre Folgen in Deutschland einen furchtbaren Eindruck machen. Mit dieser Begebenheit rückte die Revolution an die russischen Gränzen heran, und die Einmischung der Polen in die wichtigsten Revolutionskämpfe Deutschlands mußte die Besorgnisse steigern; denn die Absicht der Polen konnte keine andere seyn, als den Bruch zum Aeußersten zu treiben, die nationale Erbitterung gegen Rußland zu entflammen und dadurch einen allgemeinen Krieg gegen letzteres herbeizuführen, in dessen Folge Polen möglicher Weise wieder erstehen konnte, dann war die Arbeit von anderthalbhundert Jahren vernichtet. Diese keineswegs chimärische Gefahr erklärt es, wenn sich die russische Regierung in der ersten Bestürzung an das religiöse Gefühl ihres Volks wandte, und dieß für einen möglicher Weise bald ausbrechenden Kampf zu entflammen suchte. Die Mäßigung, die in der deutschen Bewegung bald die Oberhand gewann, gab indeß der russischen Regierung zeitig die Besonnenheit zurück.

Das J. 1848 stellt zwei seit langer Zeit fortgeführte Bestrebungen Rußlands in Frage, erstens die dänischen Verhältnisse, zweitens die Lage der zwischen Deutschland und Rußland wohnenden Völker und Stämme. Ward Dänemark durch Deutschland zur Nachgiebigkeit gezwungen, so hatten alle Plane, den Gesammtstaat zu erhalten und sich gelegentlich des Sunds zu bemächtigen, somit die Aussicht auf eine gänzliche Beherrschung der Ostsee ein Ende: nahm das Schicksal der zwischen Deutschland und Rußland wohnenden Völker eine den Interessen Rußlands feindselige Richtung, so waren die Plane gegen die Türkei und Persien zu nichte gemacht. Diesen Eventualitäten galt es zu begegnen. Vor allem wurden in Polen Truppen aufgehäuft, die polnische Nationalität rührte sich in Posen und Galizien gegen Oesterreich und Preußen, und der Verfasser mag wohl Recht haben, wenn er (II. p. 221) sagt, Rußlands Aufstellungen in Polen seyen in einer Weise geschehen, „daß es für Preußen und Oesterreich zweifelhaft bleiben mußte, ob seine Demonstrationen der sarmatischen Revolution einen Nachdruck gegen den Westen geben oder das Königreich Polen gegen die Rückwirkung dieser Bewegungen schützen sollten." Rußland konnte genau den Stand der Dinge in Ungarn, es konnte ihm so wenig als irgend einem aufmerksamen Beobachter entgehen, daß das magyarische Ministerium, trotz der constitutionellen Fiction daß der König von Ungarn in den Verordnungen sprach, mit Oesterreich in Kampf gerathen müsse. Siegten die Ungarn, so war eine Rückwirkung auf Polen und das Land bis zum Dniepr, so wie auf die dakoromanischen Völker im Norden der Donau und die slawischen im Süden unvermeidlich. Unter letztern wurde, wie wir selbst aus russischen Blättern wissen, die Frage lebhaft besprochen, was es dann werden solle, wenn Oesterreich seine Herrschaft in Ungarn nicht behaupten könne. Um seinen Einfluß bei den türkischen Slawen für solche Eventualitäten zu bewahren, um seine unter der Firma der Hospodare und großen Bojaren in den Fürstenthümern geübte Herrschaft zu behalten, um für alle möglichen Fälle in Ungarn gerüstet zu seyn, zog die russische Armee über den Pruth und setzte sich an der Donau fest. Daß es nach leichter Bezwingung des walachischen Aufstandes mit der Türkei anzubinden, und, wie früher immer geschah, die Verwirrung im westlichen Europa zu benützen suchte um im Osten Fortschritte zu machen, ist bekannt. Der Verlauf, den die Dinge schon im Sommer 1848 in Deutschland nahmen, gab ihm die Sicherheit, daß es zu einem großen nationalen Krieg gegen Rußland nicht kommen werde, folglich konnte man die Frist, die dadurch gewährt war, benützen, um gegen die Türkei aufzutreten. Aber das durch die europäischen Wirren sehr wenig berührte England trat ihm entgegen und Rußland mußte abstehen. Die Folgen hievon werden von dem Verfasser sehr scharf hervorgehoben (II. p. 221). „Wenn Rußland 1848 seinen Zweck erreicht hätte, sich in Konstantinopel festzusetzen, so hätte es den Krieg in Ungarn in sich ausbrennen lassen können, weil er ihm jedenfalls doppelten Vortheil gebracht hätte: die Schwächung Oesterreichs und Ungarns; denn eine Bewältigung Ungarns wäre voraussichtlich aus solchem Kampfe nicht hervorgegangen, vielmehr würde beiderseitige Erschöpfung zum Frieden gezwungen haben, und die von Oesterreich verlassenen, vom Magyarenthum abermals gedrückten Slawen hätten ihre Augen nur desto bedingungsloser auf Rußland als ihre letzte Hoffnung gerichtet." Der Zusammenhang der ungarischen mit der türkischen Frage zeigt sich hier deutlich: wer wirklicher Herr der Türkei ist, muß nach dem Besitz Ungarns streben, denn ohne den Besitz Ungarns sind die Provinzen südwärts der Donau, fast bis vor die Thore Konstantinopels, nicht zu halten, und wenn Rußland Konstantinopel besäße, so würde ihm, da es von Norden und Süden her zugleich auf Ungarn drücken könnte, solches ihm als unvermeidliche Beute früher oder später zufallen. Dann wären alle deutschen Aussichten auf Donauhandel und Verkehr mit Kleinasien gründlich vernichtet.

Der Verfasser ist der Ansicht (II. p. 223), Oesterreich sey im J. 1849 eine Zeit lang auf dem Punkt gestanden, Deutschland die Hand zu bieten, und Hülfe von diesem anzusprechen, aber diesen Moment hätten „die Agenten des russischen Interesses am Olmüzer Hofe benützt, um die Annahme der deutschen Vorschläge wie einen selbstzerrüttenden Bund mit der in Italien, Wien, Prag, Krakau und Lemberg so siegreich niedergeworfenen Rebellion zu bezeichnen. Die russische Beredsamkeit siegte, die russische Hülfsintervention wurde nachgesucht." Was es damit für eine Bewandtniß haben mag, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Bekanntlich hat man sich in Oesterreich oft und bitter beklagt, daß dem Kaiserstaat in seiner höchsten Bedrängniß keine Hülfe

von Deutschland aus geworben sey. Was in jenen gefahrvollen Tagen verhandelt worden seyn mag, wird spät oder nie zur Veröffentlichung kommen; daß der alte kaiserliche Stolz jede fremde Hülfe nur mit Widerstreben annahm, ist gewiß, daß Rußland um seiner selbst willen der Fortdauer des Kampfes in Ungarn nicht ruhig zusehen konnte, nicht minder; erfolgte eine deutsche Hülfe, so war der bisher machtlose deutsche Bund auf einmal eine europäische Macht ersten Ranges, von ihm und nicht mehr von Oesterreich allein hing das künftige Verhalten in Italien, Ungarn und Polen ab: die russische Hülfe konnte eine vorübergehende Erscheinung seyn, deren Spuren sich nach einem Jahrzehend verwischten, die deutsche war eine Unterwerfung unter die bis jetzt mit Widerwillen und selbst mit offener Nichtachtung behandelten Einheitsbestrebungen der Nation. Ob eine deutsche Hülfe angeboten worden, wissen wir nicht gewiß, und noch weniger wie sie angeboten worden, und das Wie war hier kaum minder wichtig als das Ob. Daß die russische Hülfe zu einer tiefern Einmischung in die deutschen Angelegenheiten überhaupt führen müsse, war freilich unschwer vorauszusehen.

Der Verfasser schließt das letzte Capitel seines zweiten Bandes, das die auswärtigen Verhältnisse betrifft, mit einer Abhandlung über die innern deutschen Verhältnisse, und kommt erst zum Schluß auf Rußland und dessen künftige Aussichten zurück. Auf die innern deutschen Verhältnisse können und wollen wir hier nicht eingehen, und hängen deßhalb nur noch einige Bemerkungen über Rußlands Verhältnisse zur deutschen Revolution an. Das ist bekanntlich ein sehr verwickelter Handel. Die Wahrheit der Behauptung, daß die deutsche Frage mehr eine Machtfrage als eine Freiheits- und Verfassungsfrage sey, drängt sich hier mit jedem Schritt auf. Die Freiheit, wie sie jetzt in Deutschland besteht, wird Rußland keine großen Sorgen machen, sie ist nur gefährlich, so weit sie sich an die Nationalitätsfrage anhackt und diese fördert; solange aber der Widerstreit zwischen Preußen und Oesterreich nicht gelöst ist, hat es mit der Nationalitätsfrage in Deutschland gute Wege, und die deutschen Journalisten sind keine solche Diplomaten, daß ihre Ergüsse der russischen Diplomatie viel Kopfbrechens machten. Solange in Deutschland keine Centralgewalt ist, die ihre eigenen Beschlüsse rechtskräftig faßt und praktisch durchführen kann, wird es der russischen Diplomatie an Mitteln und Wegen nicht fehlen. In Dänemark, gegenwärtig die Hauptfrage, hat sie alles erreicht, bis auf einen einzigen Punkt: der Bundesbeschluß vom 17 Sept. 1846 besteht noch in Kraft, und es fragt sich ob man von Seite Preußens und Oesterreichs den Forderungen Rußlands auch so weit nachgibt, diesen letzten juridisch diplomatischen Damm gegen die russische Herrschaft an der Ostsee selbst einzureißen; solange dieser Damm noch steht, ist das Verhältniß Schleswig-Holsteins ein temporäres, das mit dem Ableben des jetzigen Königs von Dänemark rechtlich abläuft. Der deutsche Bund hat durch seinen Beschluß vom 17 Sept. 1846 implicite die Garantie für das Erbrecht der augustenburgischen Linie übernommen, und die Scheidung der Herzogthümer erfolgt, sobald der König stirbt, — von Rechtswegen. Um dieses „von Rechtswegen" aus dem Wege zu räumen, hat Rußland den jungen Prinzen Christian von Glücksburg als präsumtiven Thronerben des Gesammtstaats anerkannt, und die Frage ist nur noch ob Oesterreich und Preußen — denn für den Augenblick sind es nur diese, nicht der Bund, an welchen die Sache noch nicht gebracht ist — gleichfalls ihre Einwilligung zur Ausschließung der nach altem deutschem Fürstenrecht und den Verträgen erbberechtigten augustenburgischen Linie geben. Die Entscheidung steht bekanntlich noch aus, und Rußland sucht sie durch Wachhaltung der Revolutionsfurcht und durch Benützung der preußisch-österreichischen Rivalität zu erlangen. Wer auch nur oberflächlich weiß, welchen bedeutenden Einfluß die holsteinische Frage auf den ganzen Norden Deutschlands hat, der wird bekennen müssen, daß von dieser Entscheidung sehr viel, auch für die innern Verhältnisse Deutschlands abhängt.

Was diese letztern betrifft, so darf man den Einfluß Rußlands nicht allzu hoch anschlagen. Wir wissen wohl, daß wir mit dieser Ansicht manchen Anstoß geben werden, allein die Sache ist doch nicht anders. Wer sich an die Nationalversammlung erinnert, der weiß, daß über die wichtigsten Fragen gar kein Resultat erzielt wurde, der positiv gemachte Vorschlag wurde durch die Votanten abgewiesen, und das Gegentheil gleichfalls; die Nationalversammlung befand sich in einer Sackgasse, aus der sie nicht hinaus konnte, außer durch einen Gewaltstreich; diesen konnte und wollte sie nicht führen. In gleicher Lage sind jetzt Oesterreich und Preußen: sie haben ihre Heere gegen einander geschickt, und — wieder zurückgezogen, weil — diese Frage, vorerst wenigstens nicht mit den Waffen zu entscheiden ist, und wer eine solche Entscheidung herbeiführen wollte, würde eine Macht hervorrufen, die er selbst nicht mehr zu bewältigen hoffen könnte. In gleicher Lage ist Rußland: kann es einen Krieg wollen, der jedenfalls das Nationalitätsprincip mit Waffenmacht auf den Kampfplatz rufen müßte? Nein; es ist also dazu verdammt, dazustehen und Wache zu halten. Das hat der Verfasser der vorliegenden Schrift sehr wohl gefühlt (II. p. 246). Wie lange kann das noch dauern? Das wissen wir nicht, und ebenso wenig, wer zuerst wagen wird, irgendwo das Netz zu durchreißen das alle fesselt. Die Frage ist eine allgemein europäische; der Knotenpunkt liegt freilich in Deutschland, aber damit hängt die polnische, die ungarische, die südslawische, die italienische Frage zusammen, ja wir dürfen noch weiter gehen, die orientalische Frage gleichfalls, und noch manches andere. Wenn in Deutschland sich ein fester Kern bildet, stark genug, den Einmischungen Rußlands sich zu widersetzen, dann wird Englands Stellung eine andere; es braucht nicht mehr Rußland und dessen möglichen Bundesgenossen, Frankreich, so ängstlich und mit so ungeheuern Kosten zu überwachen. Erwögen die Friedensnarren diesen Stand der Dinge, sie würden um ein gutes Theil nüchterner. Allerdings wird eine Vereinigung Deutschlands nicht den ewigen Frieden im Gefolge haben, sie wird vielmehr von einem Kriege, wie von heftigen Geburtswehen, begleitet seyn, aber dem unnatürlichen bewaffneten Friedenszustande wird sie allmählich und sicher ein Ende machen. Freilich ist dann die jetzige Staatseinrichtung Rußlands nicht zu halten, sie wird andere Formen annehmen müssen, darauf deutet der Verfasser in seinem zweiten Band wiederholt hin, und verweist auf den ersten, worin die innern Verhältnisse geschildert sind. Diesem werden wir einen besondern Artikel einräumen.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 24 Junius brach ich früh um 5 Uhr von Jalapa auf, außer von Hrn. Guerdoux noch von einem kleinen indischen Mozo (Bursche) von dem Stamm der Totonocas begleitet, der in der That mehr einem Affen als einem Menschen ähnlich sah; außerdem mußten wir auch noch einen

Führer mitnehmen, da niemand von uns den Weg nach Actopan wußte, obgleich es sich hernach herausstellte, daß wir uns füglich die 3 Doll. per Tag hätten ersparen können, indem wir unter seiner Leitung uns gleich den ersten Tag nicht weniger als zweimal verirrten und einen Umweg von mehr als 4 Leguas machten. Diese ganze Cavalcade verließ Jalapa noch ganz in dunkler Dämmerung begraben; doch nicht lange waren wir fortgetrabt als der Morgen anbrach und die ganze Gegend mit rosigem Licht übergoß; es war ein schöner Morgen, so herrlich und erquickend wie er nur in Tropengegenden nach einer finstern Regennacht anbrechen kann. Der Weg, den wir einschlugen, folgt zuerst ganz der Richtung der großen Straße, die nach Veracruz führt, doch immer mehr sich nach Osten zuwendend; er ist zwar uneben, doch ohne sehr bedeutende Steigungen; treffliche Wiesenplätze wechseln ab mit schönen dichten Waldungen, und da wo diese sich öffnen, bieten sich reizende Aussichten auf liebliche, zum Theil recht wohl angebaute Thäler dar, die ringsum von bis an die Spitze bewaldeten Bergen eingeschlossen werden, hinter denen sich dann eine Bergkette über der andern erhebt. Die ersten 4 Leguas war das Terrain so günstig, daß wir, trotzdem es die Nacht vorher sehr stark geregnet hatte, ruhig forttraben konnten, doch bald änderte sich dieß, und der Weg wurde an einigen Stellen so schlecht und abschüssig, daß wir von den Pferden absteigen und dieselben führen mußten. Besonders beschwerlich ist die Passage durch die schöne, aber sehr tiefe Barranca de los Otates, wozu wir mehr als drei Stunden brauchten, indem uns unser Guida (Führer) einen falschen Weg geführt hatte; denn plötzlich kamen wir am Rand einer ganz steilen Felswand an, an der es rein unmöglich war hinunterzuklimmen, und wir mußten uns nun einen Weg quer durch das Gehölz mit unsern Machetes (d. i. eine Art kurzer breiter Säbel) bahnen, bis wir endlich auf den richtigen Pfad trafen, der aber auch um nichts besser war als der, den wir uns nach unserm Gutdünken gesucht hatten; theils war er nichts anderes als eine enge Spalte zwischen zwei steilen Felswänden, in der das Pferd gerade nur einen Fuß vor den andern setzen konnte, und ich meine Beine ganz auf die Gruppe ziehen mußte; da wo der Weg etwas breiter wurde, waren es große glatte, schräg liegende Steinplatten, auf denen das Pferd nicht anders als hinunterrutschen konnte, und endlich unten nahe am Fluß, der diese Barranca durchfließt, versanken die armen Thiere fast bis an die Kniee in loses Sand- und Steingerölle. Unten angekommen, ruhten wir uns etwas aus, theils um ein kleines kaltes Frühstück einzunehmen, theils auch um die Pferde sich etwas ausruhen zu lassen, da ihnen bei dem Hinaufsteigen aus der Barranca wieder ein sehr schlimmes Stück Wegs bevorstand.

Auch hier bewährte sich unser theurer Führer wieder als vollkommen unnütz, so daß wir, als wir endlich nach stundelangem Herumirren im Thale von Actopan ankamen, sogleich in der ersten Hütte die wir trafen, einen Indier zum Führer engagirten und unsern bisherigen mit den besten Wünschen heimschickten. Das hübsche, ziemlich ausgedehnte Thal von Actopan wird durch einen ziemlich breiten Fluß durchströmt, welcher auf den Vorbergen des Cofre de Perote seinen Ursprung hat, die Districte von Jalapa, Almalonga und Actopan berührt, und 5 Leguas vom Meere sich in zwei Arme theilt, von denen der eine, schwächere, die bisherige östliche Richtung beibehaltend, bei dem Dörfchen S. Angelo in den Golf fällt, während der andere, stärkere, sich mehr gegen Süden wendend, bei dem Dorfe S. Carlos sich über die Barra de Chuchalaca in den Golf ergießt. Diesen Fluß hatten wir zu Pferd zu passiren, und gerade nahe an einem Punkt wo derselbe einen Wasserfall bildet, so daß das Wasser den Pferden bis über den Bauch ging und diese sich wohl halten mußten, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden. Nahe am andern Ufer liegt Actopan, ein nicht sehr bedeutender Ort, fast nur von Weißen bewohnt, die sich zum größten Theil nur mit Maisbau beschäftigen, obgleich sich gewiß noch viele andre Producte hier erzeugen ließen, denn der häufig hier vorkommende Zapote Chico ist ein sicheres Zeichen, daß die Temperatur der Tierra Caliente da herrscht. Gegen 5 Uhr Nachmittags kamen wir dort an — hatten also, Dank unserm Führer, zu 14 Leguas wirklich 12 Stunden gebraucht — und fanden in dem Hause des Tendero (Krämer) des Orts, eines Spaniers D. Felix, freundliche Aufnahme, dessen Frau Doña Juliana, die schönste und liebenswürdigste Spanierin ist, die ich bis jetzt auf meinen Reisen im Lande kennen gelernt habe, und die in der That so reizend und zierlich war, wie man sich nur eine feurige Andalusierin in der Phantasie vorstellen kann; ihr kleines allerliebstes blondes Kindchen im Arm, gleicht sie vollkommen einer Raphael'schen Madonna, dabei war sie so schön, so liebenswürdig und unbefangen in ihrem Benehmen, so daß ich wirklich Mühe hatte mein Herz festzuhalten. Die Cena (Abendessen) von so schönen Händen zubereitet, mundete natürlich ganz vortrefflich, indem mir Deutschen zu Gefallen auch deutscher Kartoffelsalat zu dem Hühnerbraten servirt wurde, dafür gab ich Kaffee auf einer Dampf-Kaffeemaschine zum besten, der meiner Schönen so gut schmeckte, daß ich nicht anders konnte als meine Kaffeemaschine ihr zum Präsent zu machen. Den Abend machten wir beim Mondschein einen Spaziergang durchs Dorf, wo überall zu Ehren von S. Juan Bautista (Johannes des Täufers) Feuerwerke losgebrannt wurden, und in einem kleinen Häuschen die Dorf-Dandys und Dorf-Schönen zu einem Jarabe (Art Fandango) vereinigt waren, wobei ein junger Mensch mit einem Arm als Haupttänzer figurirte und mitunter Pas machte, die sicher einen Hoguet in Verlegenheit setzen könnten. Wir traten hinein, wohl nur um zuzusehen, aber bald bekam meine schöne Spanierin auch Lust zum Tanzen, und ich konnte nicht umhin als Caballero mich einmal in einem Jarabito und Palomito zu versuchen. Erst gegen 11 Uhr kehrten wir heim, um uns zur Ruhe zu begeben.

Da wir den andern Morgen sehr zeitig aufbrechen wollten, nahmen wir gleich von unsern freundlichen Wirthen Abschied, obwohl ich gewünscht hätte denselben nicht so schnell nehmen zu dürfen. Unser Nachtlager ward im Vorhof des Hauses aufgeschlagen, wo auf den Boden gelegte Petates (Strohmatten) unsre Matratzen, die Sättel unsre Kopfkissen und die Sarapes unsre Decken waren. So ermüdet ich auch war, konnte ich doch nicht schlafen, theils weil es trotz des luftigen Obdachs doch unleidlich heiß war, theils auch weil die Mosquitos wie gierige Raben über mich herfielen, und mir auch nicht einen Augenblick Ruhe ließen, so daß ich fast frohlockte, als dieselben auch meinem Gefährten zu arg wurden, der zuerst ganz vortrefflich geschlafen hatte, und nun bereitwillig in meinen Wunsch einging aufzubrechen. Es mochte ungefähr 3 Uhr gewesen seyn, als wir uns von unserm harten Lager erhoben, um unsern Pferden Futter und Wasser zu geben und sie zu satteln; und um 4 Uhr ritten wir fort, unter Führung des einarmigen Tänzers vom vorigen Abend, der, obgleich er eben erst vom Ball kam, uns doch 4 Leguas weit zu Fuß begleitete und dabei so rüstig marschirte, daß die Pferde fast Mühe hatten ihm nachzukommen. Der Mond schien so hell, daß, so uneben auch der Weg war, man doch ohne alle Gefährniß frisch forttraben konnte, und wir uns bei Sonnenaufgang auf der Spitze des etwa 3 Leguas von Actopan entfernten Cerro de San Bernardo befanden, von dem man eine wahrhaft entzückende Aussicht genießt. Auf der Westseite sind die Pics von Orizaba und Cofre de Perote, an deren Fuße sich Jalapa hinzieht, welches zu meinem größten Erstaunen plötzlich wieder ganz nah vor uns und wohl 1000' unter uns lag, während der Ost-Fuß des Berges fast von den Wellen des Meers bespült ward, aus dessen glänzendem Spiegel die Sonne auftauchte, die mit ihren Strahlen, so wie sie eben die Silberkuppe des Pics von Orizaba in Feuer vergoldet hatte, nun auch die Spitzen der sich aufthürmenden Wogen erleuchtete; gen N. und S. ziehen sich zum Meer immer mehr abdachend die Küsten-Cordilleren hin, deren scharfer schmaler Kamm mit nadelförmigen Spitzen häufig durch tiefe Barrancas und Flußthäler durchbrochen wird, in denen die tropische Vegetation alle ihre Kraft und Ueppigkeit entfaltet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gerichte und die Eisenbahnen in England. Die Gerichte haben kürzlich eine Eisenbahncompagnie zu einer Entschädigung von 4000 Pfd. an die Wittwe eines durch Fahrlässigkeit getödteten Mannes verurtheilt. (Journ. du Comm. d'Anvers. 3 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 189. 8 August 1851

Die Fingos.

Die englische Colonialregierung in Südafrika hat bekanntlich seit mehrern Jahren die „Boers" oder Colonisten holländischen Ursprungs, durch übereilte und drückende politische Maaßregeln aus natürlichen Freunden zu erbitterten Feinden umgewandelt, und, wie die Zeitungen erzählen, so haben jetzt, während des (5ten) Krieges mit den stets von neuem vordringenden Kaffern, auch die Hottentotten, bisher die zuverlässigsten Anhänger der Engländer unter der farbigen Bevölkerung der Capcolonie und ihre brauchbarsten Soldaten in den Kafferkriegen, aus bislang uns nicht bekannten Gründen das Heer der Engländer verlassen und eine feindliche Stellung gegen diese angenommen. Sollten die Boers, von Rachsucht verblendet, in Verbindung mit den Hottentotten eine freilich unnatürliche, aber von den Engländern nicht ohne Grund befürchtete Allianz mit ihren gemeinschaftlichen Erbfeinden, den Kaffern, eingehen, so würde die geringe Zahl der europäischen Truppen in der Capcolonie sammt den Colonisten englischen Ursprungs und ihren schwachen Verbündeten, den Fingos, den Sturz der Herrschaft Englands in Südafrika schwerlich aufhalten können, und dann den gänzlichen Ruin der Colonie zur Folge haben.

Die Fingos, von welchen bis jetzt nur sehr wenig uns bekannt geworden ist, sind kein eigentliches Volk, sondern die Ueberreste verschiedener, zum größten Theile untergegangener südafrikanischer Völkerstämme, welche zum Schutz gegen die Kaffern sich vereinigt und innerhalb der Gränzen der Capcolonie sich niedergelassen haben. Während vor etwa 50 Jahren die rastlose Ehrsucht Eines Mannes Europa mit Krieg überzog und erschütterte, boten die fernen und fast unbekannten Gegenden Südafrika's dasselbe Schauspiel der Verheerungen mit eben so großem Menschenverlust und nach viel größerem Menschenelend dar, und auch hier entsprangen alle diese Schrecknisse aus derselben Quelle wie dort. Denn zu derselben Zeit, wie Napoleon als Eroberer der Reiche des civilisirten Europa's auftrat, spielte Tschaka, der schreckliche Häuptling der Zulahs, den barbarischen Napoleon unter den schwarzen Völkern der südlichen Halbkugel. Die blutigen Kriege Tschaka's vernichteten oder vertrieben nicht nur ganze Völkerstämme und Nationen, die seinem Gebiete nahe wohnten, sondern die vertriebenen Horden überströmten auf ihrer Flucht die entferntern Gegenden, und suchten diese heim mit allen den Gräueln, welche sie selbst erlitten hatten. Wurden sie auch zuweilen zurückgeschlagen, so waren sie in andern Gegenden glücklicher, und trieben siegreich ganze Schaaren von andern Flüchtlingen vor sich her. Dadurch kam es endlich so weit, daß ungeheure Landstriche so gut wie gänzlich entvölkert wurden, daß Hungersnoth wie ein Gespenst diese Gegenden durchzog, und nicht selten den Menschen zwang, seine Brüder zu verzehren. Daß dieses letztere wirklich der Fall war, darüber finden sich Beispiele in Sir Cornwallis Harris und in Thomsons Reisen in Südafrika. Während der langen Zeit dieser verheerenden Völkerwanderung kamen die Heuschreckenschwärmen ähnlichen Schaaren der Wilden nur zweimal bis an die Gränze der Capcolonie. Das erstemal, im J. 1825, überströmten die Mantatis das Land bis nördlich an den Orangefluß, wo sie von den Griqua's unter ihrem klugen und tapfern Häuptling Waterboer zum Stillstand gebracht und mit blutigem Verlust zurückgeschlagen wurden. Fünf Jahre später baten die Amakosakaffern bei den Engländern um Schutz gegen die Fetcani, eine Horde Wilder, welche, durch ähnliche Veranlassungen fortgeschoben, in ihr Gebiet eingedrungen waren. Diese Bitte wurde sowohl aus Politik, als aus Menschlichkeit gewährt: die Fetcani, von den britischen Truppen geschlagen, wurden auf der Flucht zum größten Theile von den Kaffern niedergemetzelt, und der Rest flüchtete über den Stromberg.

Während dieser großen Umwälzungen in Südafrika, die, wie erwähnt, lediglich aus den blutigen Verheerungskriegen der Zulahs unter Tschaka entsprangen, kamen die Ueberreste mehrerer zu Grunde gerichteter Völkerstämme aus dem Innern, nicht als Feinde, sondern als Bittende in das Land der Amakosa. Dort fand man diese Unglücklichen zuerst im Kaffernkriege von 1835 in der schrecklichsten Sklaverei, und von den Kaffern mit dem Schmähwort „Fingos" benannt, das heißt: Geächtete oder Wanderer; „Paria" in Hindostan bedeutet dasselbe.

Die einzige schriftliche Nachricht über den Ursprung dieses Volks, welches jetzt den größten Theil der Bevölkerung der Ostgränze der Capcolonie bildet, findet sich in Godlontons „Kaffir Irruption of 1834" und ist folgende:

„Die Fingo's sind die Ueberreste von acht mächtigen Nationen oder Völkerstämmen, welche durch die Verheerungskriege unter den Eingebornen des Innern von Südafrika entweder vernichtet oder aus ihrem Lande getrieben wurden. Fünf dieser Nationen wurden von dem grausamen Matiwana vernichtet und die übrigen drei von dem berüchtigten Zulahhäuptling Tschaka. Diese Nationen oder Stämme nannten sich:

1) Die Amalubi, und dieses Wort bezeichnet in ihrem Dialekte, Leute, welche ziehen oder abreisen.

2) Die Amazeze oder das Volk, welches etwas bringt. Diese sind die Reste eines sehr mächtigen Volks, welches noch etwa um das Jahr 1820 die Gegend nordöstlich von Natal bewohnte.

3) Die Amabele oder das Volk der Gnade.

4) Die Amavabezembi oder die Beilschwinger.

5) Die Abasekunene — das Volk der rechten Hand.

6) Die Amantazakwe oder das Volk, dessen Sachen sein Eigenthum sind.

7) Die Amaralidwani, ein Name, der keine bestimmte Bedeutung gehabt zu haben scheint; und

8) die Abaschwawa oder das Volk, welches schmähet.[1]

Nachdem nun diese Völkerschaften zersprengt worden und sich in die nahe umherliegenden Gegenden zerstreut hatten, flohen einzelne Schaaren derselben von Zeit zu Zeit gen Westen, und kamen dadurch mit den Amakosakaffern in Berührung, besonders mit den Stämmen des damaligen Häuptlings Hintza. Von diesen wurden sie aufgenommen als Menschen, die gänzlich von der Gnade und Großmuth des Häuptlings und seiner Unterthanen abhingen, und man erlaubte ihnen zwar zu bleiben, aber nur als Sklaven unter den elendesten Verhältnissen. Ihre gewöhnlichen Arbeiten bestanden im Viehhüten, Holzhauen und Wasserschöpfen, aber daneben wurden sie von ihren grausamen Herren gezwungen für diese das Land zu bebauen. Allein alles dieses genügte ihren Tyrannen noch nicht, und wenn ein Sklave durch die größten Anstrengungen für sich selbst so viel geerntet hatte, daß er für den Erlös ein Paar Stück Vieh anschaffen konnte, so nahm man ihm diese mit Gewalt weg, oder man beschuldigte ihn der Zauberei, und dann wurde er gefoltert und seine geringe Habe confiscirt. Ihre Armuth und Schutzlosigkeit waren es, welche diese Unglücklichen so oft zu den Opfern des unter den Kaffern herrschenden grausamen Aberglaubens machten. Denn wenn eine Seuche oder eine anhaltende Dürre herrschte, wenn Wölfe oder andere Raubthiere die Viehheerden heimsuchten oder Paviane und Affen die Gärten und Felder ihrer Herren plünderten, so wurde das stets den Sklaven zur Last gelegt, weil man ihnen geheime Künste zuschrieb — auch wirklich überzeugt war, daß sie solche besäßen — und das Ende davon war immer, daß sie von ihren Tyrannen gefoltert und zuweilen umgebracht wurden. Kurz, sie konnten weder Leben noch Habe ihr Eigenthum nennen, da beides lediglich von dem Willen launischer, grausamer und habsüchtiger Gebieter abhängig war. Selbst ihre Kinder, besonders Mädchen, wurden ihnen gewaltsam entrissen, und zwar oft schon im zartesten Alter, um zu den scheußlichen Ausschweifungen ihrer Herren zu dienen.

(Schluß folgt.)

Nachtscenen auf Reisen in Ungarn.

6. Fahrt von Käsmark nach Murany.

(Schluß.)

Endlich hatte ich die Höhe erreicht. Die Sonne war schon hinter dem Gipfel des Königberges verschwunden, und im Walde ward es bereits düster. Ich stieg ein und ermunterte meinen Kutscher zum raschen Weiterfahren. Eine Weile ging das, dann kamen wir an eine neue Steigung, und es ging der Weg in Krümmungen vorwärts. Da standen plötzlich die drei Männer rechts und links an der Straße, traten, als ich näher kam, an die Pferde und nöthigten mich mit drohender Gebärde zum Stillstehen. Da ich unbewaffnet war, so konnte ich an keinen Widerstand denken. Sie kamen an mich heran, und ich war auf alles gefaßt. Der eine griff nach dem Kutscher, welcher ihn, da er stark war, zurückstieß; die andern beiden wollten nun über mich herfallen, als ein Schuß fiel und eine Kugel dicht an mir vorübersauste; im Augenblick hörte ich einen Schrei und sah einen von den Räubern niedersinken. Anfangs glaubte ich, es bekämen dieselben Succurs, was ich jedoch mit dem, daß einer getroffen worden war, nur insofern zusammenreimen konnte, als ich glaubte, es habe mir der Schuß gegolten. Doch ich ward bald eines Bessern belehrt. Aus dem Gebüsch traten ein Paar Jäger, die rasch auf mich zukamen um sich zu überzeugen, daß mir noch kein Leides geschehen sey. Sie waren aus dem Revier, und da dasselbe auf die ärgste Weise von Holzdieben mitgenommen wurde, und diese sich gewöhnlich auf Tod und Leben zur Wehre setzten, so gingen die Waldwächter überall nur mit scharf geladenem Gewehr. Diese drei nun waren bekannte Hauptdiebe, von denen man überdieß auch wußte, daß sie zu den in den dasigen Gebirgen hausenden Räubern gehörten, von denen, wie schon erzählt, der größte Theil bereits eingefangen war, und es hatte einer der Jäger sofort von seiner Büchse Gebrauch gemacht, und daß er gut zu treffen verstand, bewies der am Boden liegende Räuber. Die andern beiden wollten nun Reißaus nehmen, standen aber schnell als man auf sie anlegte; ein Jäger pfiff jetzt, und nicht lange, so eilten noch ein Paar andere herbei. Nun wurden die Bösewichter gebunden und nach Murany transportirt. Mich begleitete einer der Jäger, indem er sich zu mir in den Wagen setzte, und brachte mich nach einer Stunde glücklich nach diesem Orte und dort in einen recht guten Gasthof.

Als ich mich hier ein wenig erholt hatte, kam mir das Erlebte wie ein schreckender Traum vor. Ein bequemes Zimmer und ein sehr schnell aufgetragenes Nachtmahl versetzten mich bald wieder in guten Humor, der noch dadurch erhöht wurde, daß mir eine ganz unerwartete Ueberraschung wurde. Ich hatte mich eben zu Tische gesetzt, als sich ein Herr anmelden ließ. Ich konnte mir nicht erklären wie ich dazu kam, dachte aber, es sey vielleicht ein Beamter, der von Seiten der Landespolizei erschiene, und den Thatbestand von meinem nächtlichen Abenteuer aufzunehmen. Wie angenehm aber ward ich überrascht, als derselbe eintrat und mir sogleich erklärte, er käme um meiner Person willen, er habe meinen Namen vernommen, und da er (es war der Oberbeamte der Herrschaft) mich längst als Schriftsteller kenne, so habe er die Gelegenheit nicht auslassen können, mir seine Anhänglichkeit und Achtung zu versichern. — Wie wohl mir dieß, und gerade unter solchen Verhältnissen, that, das darf ich wohl nicht erst versichern. Der angenehme und hochgebildete Mann verweilte länger als eine Stunde bei mir, die mir wie eine Minute verging, und theilte mir so viel Interessantes mit, daß ich ganz ins Hören versunken war, als der Kellner ihm die Nachricht brachte, man habe so eben drei Räuber eingebracht. Es waren die, welche mich angefallen hatten. Er gab Ordre zu ihrer Unterbringung und blieb dann noch eine kurze Zeit bei mir.

Als ich anlangte, war der Himmel noch mit Wolken bedeckt, was die Dunkelheit auf dem Wege vermehrt hatte. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und ich würde, ohne die Begleitung des Jägers, meinen Weg nur schwer gefunden haben und vielleicht noch mancher Fährlichkeit ausgesetzt gewesen seyn. Der Mann war aus Böhmen gebürtig und war schon seit mehreren Jahren hier, auf den herzoglich Coburg-Gotha'schen Gütern angestellt. Daß ich ihm aus seinem Vaterlande, wo ich damals oft mich aufhielt und sehr bekannt war, viele Nachrichten und insbesondere auch aus der Gegend geben konnte, wo er geboren war, das machte ihm große Freude. Meine Mittheilungen ver-

[1] Was es mit diesen Ableitungen für eine Bewandtniß hat, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Das Wort „Ama" bedeutet Volk, und lautet mehr im Westen jenseits der Gebirge „Aba" oder „Ba."

galt er mir durch Erzählungen von mancherlei Abenteuern, die er hier, seit seiner Anstellung, in seinem Wirkungskreise erlebt hatte. Aus denselben konnte ich vieles über die Verhältnisse und das Leben und Treiben des hiesigen Volkes lernen. Er schätzte sich sehr glücklich, mir einen guten Dienst erweisen zu können.

Während nun der Oberbeamte noch bei mir verweilte, klärte sich der Himmel auf und der Mond beleuchtete hell die Landschaft. „Würde es Ihnen nicht vielleicht die Nachtruhe rauben," (so wandte er sich zu mir) „so wollte ich Ihnen noch ein Bild zeigen, was Sie in Ihrem Vaterlande so leicht nicht haben, und was bei der Mondbeleuchtung ganz besonders grotesk ist." Das reizte, wie man sich leicht denken kann, meine Neugierde, und ich bat ihn, mir das Bild nicht vorzuenthalten. Da führte er mich an das Fenster, von wo aus man die alte höchst romantisch gelegene Veste Murany in geisterhaftem Lichte sah. Ich glaubte, es sey nur diese gewesen, auf die ich schauen sollte, da aber zeigte er nach der rechten Seite der Burg und forderte mich auf, einmal recht genau dorthin zu sehen. Anfangs wußte ich nicht, was ich aus dem, was nun vor mein Auge trat, machen sollte, bis ich endlich entdeckte, daß es ein Galgen war, an welchem zwei Menschen hingen, die vom Winde getrieben, hin und her wiegten. Ich entsetzte mich, konnte mich aber lange nicht von dem schrecklichen Anblicke weg wenden, bis er mich beim Arme nahm und mich zum Tische zurück führte. Es waren dieß die aufgefangenen Räuber, von denen die Wirthin in Telgart erzählt hatte. Der Beamte theilte mir mit, daß, wegen der überhandnehmenden Räubereien in diesem Comitate (dem Gömörer), das Standrecht publicirt sey, nach welchem jeder bei der That ertappte Räuber sofort aufgehangen werde, was wahrscheinlich auch die drei, welche mich angefallen hatten, treffen würde. So froh ich nun auch war, glücklich aus ihren Händen gerettet worden zu seyn, so erregte es mir doch ein peinliches Gefühl, daß drei Menschen um meinetwillen ihr Leben verlieren sollten

Nachdem sich der Beamte entfernt hatte, suchte ich mein Bett, konnte aber lange nicht einschlafen, und als mir dieß endlich gelang, erschreckten mich schwere Träume, von denen ich erwachte und mir immerfort einbildete, aus der Gegend des Galgens Geschrei und Stöhnen zu hören.

Weibliche Auswanderung aus Shetland.

(Edinburgh Courant.)

In Folge der zahlreichen Unfälle, denen die männliche Bevölkerung der Shetland-Inseln bei ihrem seemännischen Leben ausgesetzt ist, findet sich dort eine viel größere Zahl von ledigen Frauenspersonen als von Männern, vielleicht in dem Verhältniß von 3 zu 1. Um diesem anomalischen Zustand der Dinge abzuhelfen, ward auf den wohlwollenden Wink der Lady Franklin, welche, während sie eine Expedition zum Aufsuchen ihres wackern Gemahls veranstaltete, die Inseln besucht hatte, ein Auswanderungsplan entworfen und im Frühling 1850 wurden Maßregeln ergriffen, eine kleine weibliche Gesellschaft in den Stand zu setzen, nach Adelaide in Süd-Australien zu gehen. Nachdem das Committee zu Lerwick (in Mainland in Shetland) 19 junge Frauenspersonen und ein verheurathetes Paar ausgewählt hatte, ward ihnen von den Auswanderungs-Commissionären der Königin ein Behülfspassagegeld verwilligt, und 5 Pfd. St. für jede ward aus dem Shetlandsfond gezahlt. Man hat Nachricht erhalten von ihrer glücklichen Ankunft in Süd-Australien, nachdem sie sich auf der Reise aufs allerschicklichste betragen. So groß war die Nachfrage nach ihrem Dienst (da die Mädchen alle waschen, melken und die sonstigen in Bauerhäusern verlangten Arbeiten thun können), daß doppelt so viele als ihrer waren, verlangt wurden und daß alle innerhalb 24 Stunden nach ihrer Landung in der Colonie schon vermiethet waren, und zwar im Durchschnitt zu 5 Schill. die Woche (13 Pfd. St. oder 88 Thaler das Jahr.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Von dem Cerro de San Bernardo steigt man in eines dieser lieblichen Thäler hinab, wo der reizende Rancho de la Pastorilla gelegen ist; wir hielten dort an um ein kleines Frühstück, Eier und Frijoles zu uns zu nehmen und auch, um einen neuen Führer zu engagiren, der uns nach dem nächsten etwa 5 Leguas entfernten Rancho el Limon geleiten sollte. Der Weg dahin führt bergan bergab, aber, zu meiner und besonders meines Pferdchens Freude, durch keine Barranca; gleichwohl ist er an vielen Stellen so schmal, daß man mit der äußersten Vorsicht reiten muß. So kam ich an eine Wendung, wo mein durchaus nicht furchtsames Pferd stutzte und nicht vorwärts wollte, indem gerade da wo es sich um eine scharf hervorspringende Felsspitze biegen mußte, sich die Erde losgelöst und gelockert hatte, so daß man bei dem geringsten Fehltritt in den wohl 1000' tiefen Abgrund hinabgleiten konnte; doch kam ich glücklich darüber, nicht so der kleine indische Mozo, der hinter mir folgte; ich mahnte ihn noch zur Vorsicht, aber schon war es zu spät, eben wie ich mich umdrehe, um ihn auf die gefährlichste Stelle aufmerksam zu machen, sehe ich sein Pferd straucheln, doch, in demselben Augenblick aber auch ihn, mit seltener Geistesgegenwart und Gewandtheit vom Pferd springen, und sich zugleich an einem dicht dabei stehenden Baum festhalten, wodurch er glücklich, nur mit einigen Contusionen davonkam, sein Pferd konnte sich dadurch, daß es, ehe es wirklich gefallen, von einer Last befreit worden, auch bald wieder auf den Beinen halten und vereinigte sich, nachdem es etwa $^1/_2$ Legua seinen eigenen Weg gesucht hatte, wieder mit den andern Pferden. Ohne weiteren Unfall kamen wir gegen 12 Uhr, ziemlich ermattet von Hitze und Schweiß, an dem kleinen Rancho el Limon an, wo wir in der Hütte eines gastfreundlichen Indiers, D. Jose Guevca, einige Stunden Siesta hielten. Als die Sonne hinter die das kleine Thal umschließenden Berge gerückt war, brachen wir wieder auf, um noch vor Sonnenuntergang nach dem etwa 6 Leguas entfernten und am Meeresufer gelegenen Fischerdorf von Laguna Verde zu reiten, und da uns gesagt wurde, daß der Weg dahin durchaus nicht zu verfehlen sey, so nahmen wir keinen Führer mit, verirrten uns aber sehr bald, indem wir den betretensten Pfad einschlugen, der aber nur nach einer einige Leguas entfernten Cerra (ein für Vieh eingehegter Platz) führte, wo aber zu unserm Schrecken alle Möglichkeit aufhörte, weiter vorwärts zu kommen, indem sie fast von allen Seiten von einer unzugänglichen Barranca eingeschlossen war. Wir schlugen nun eine andre Richtung ein, indem wir uns so viel als möglich den zuckerhutartig geformten Berg von Laguna Verde zum Leitpunkt nahmen, und ritten nun mehrere Stunden bald durch dichte Waldungen, wo wir uns mit der Machete erst Luft machen mußten, bald über Wiesenplätze (Potreros), wo das hohe unabgemähte Gras den Pferden fast über den Köpfen zusammenschlug, bald durch ausgetrocknete steinige Flußbetten; aber, so lange wir auch ritten, jenem Berge kamen wir nicht näher und keinen Weg konnten wir finden, so daß es uns endlich noch am räthlichsten schien, wo möglich noch nach Limon wieder zurückzukehren. Nach einigem Herumirren fanden wir den Weg glücklich wieder und kamen schon ganz bei Dunkelheit wieder bei unserm Gastfreund D. Jose an, der nicht wenig verwundert war uns wieder zu sehen und sicher nur aus feinem Anstandsgefühl sein Lachen unterdrückte. Mein erstes war, sobald ich mein Pferd gebadet, ein gleiches zu thun, und mich dann über und über mit Branntwein und Tabak zu waschen, da ich mit Garrapatas und Pinolillos wirklich übersäet war, die mich, einen Neuling in ihrem Revier, ganz besonders mit ihrer Zuneigung beglückt hatten; denn mein Gefährte hatte sich weit weniger zu beklagen. So ermüdet wie ich war, glaubte ich, nachdem ich die Bedürfnisse meines Magens durch Reis und Boh-

nen befriedigt, recht gut schlafen zu können, wenn auch das Lager an und für sich fast noch weniger einladend war als das gestrige, aber es war mir rein unmöglich auch nur ein Auge zuzumachen, da nicht nur Mesquitos und Garrapatas, sondern auch Chruches (Wanzen), Pulgas (Flöhe) und Ameisen sich vereinigten, mir das Leben angenehm zu machen und es auch an Alacranes (Scorpionen) durchaus nicht fehlte. In der Verzweiflung war ich schon Willens mich anstatt unter das Vordach des Hauses, das ganz voll von allerhand Ungeziefer war, unter freiem Himmel hinzulegen, unterließ es aber doch, weil es gerade Vollmond war, dessen Strahlen in diesen Gegenden einen sehr schädlichen Einfluß auf die Gesundheit ausüben, wenn man sich ihnen mit unbedecktem Kopf und Gesicht aussetzt; unser kleiner Mozo, der dieß doch trotz meiner Warnung that und im Freien schlief, hatte den andern Tag ein ganz geschwollenes Gesicht. Da ich durchaus nicht schlafen konnte, wäre ich gar zu gern schon gleich nach Mitternacht wieder fortgeritten, mußte aber doch auf meinem lattenähnlichen Lager bis gegen 4 Uhr Morgens aushalten, weil unser Wirth selbst sich zum Führer angeboten und man diesem doch nicht zumuthen konnte, unsertwegen auf seine Nachtruhe zu verzichten.

Gegen 5 Uhr noch bei schönem Mondschein machten wir uns, in Begleitung unsers Wirthes auf den Weg; dieser Weg führt anfangs über dicht bewaldete Hügel und durch viele, meist ausgetrocknete Flußbetten, dann aber durch eine herrliche Cañada (Weg zwischen zwei Bergen), in welcher sich alle Wunder der Pflanzenwelt der wahren Tierra Caliente dicht zusammengedrängt finden, neben von Schlingpflanzen bis zum Gipfel hinauf umrankten und mit Orchideen gekrönten riesigen Cedern-, Mahagoni-, Tamarinden-Stämmen, die elegante Palme, welche stolz auf das sich am Boden hinziehende Gestrüpp und Gesträuch hinabblickt, worunter sich besonders der wohlthätige Sarsaparilla-Strauch und der Convolvulus Jalapae auszeichnet, und dieß alles belebt und bewohnt von Thieren der mannichfachsten Art, besonders von ganzen Heerden herrlich bunter Papageien; wo nun diese Cañada endet, hört auch gleich diese üppige Vegetation auf und macht einem Wiesenlande Platz, in welchem anfangs das Gras eine erstaunenswerthe Höhe erreicht, aber immer niedriger und niedriger wird und endlich ganz sich im Sand verliert, der vom Meere hinangeschwemmt wird. Um 8 Uhr kamen wir am Ufer des Meeres an, an welchem der Pueblo de Laguna Verde, ein elendes Fischer-Dorf, auf derselben Stelle liegt wo Cortes gelandet und die erste Stadt auf amerikanischem Continent, Villa Rica gegründet; noch sieht man den Felsen im Meere, an welchem er seine Schiffe angelegt und in Grund gebohrt hat, um sich jeden Rückweg abzuschneiden und seinen Genossen den verzweiflungsvollen Muth einzuflößen, der nöthig war um ein solches Unternehmen auszuführen als das war, mit einer Handvoll Leute das mächtige Azteken-Reich zu stürzen.

Die ernsten Gedanken, die wehmüthigen Gefühle, in welche ich mich beim Anblick des Meers versenkte, und deren ich, so sehr ich auch mit mir kämpfte, nicht Herr werden konnte — ja leider bis jetzt, wo ich dieß schreibe, noch nicht habe Herr werden können — hielten mich am Gestade festgebannt, und nur mit Mühe vermochte es mein guter, aber nichts weniger als zu Melancholie geneigter Begleiter über mich, ein kleines Frühstück in einer Fischerhütte einzunehmen und an die Weiterreise zu denken. Das Dörfchen besteht aus höchstens 10 aus Rohrstäben aufgeführten Hütten und hat seinen Namen von einem nahe gelegenen See (Laguna), dessen Wasser eine ganz dunkelgrüne (Verde) Farbe hat und der nur durch eine 30—40' breite Sanddüne vom Meer getrennt ist, dessen hellgrüne Farbe merkwürdig gegen jene absticht. Von Laguna Verde aus geht der Weg fortwährend längs des Meergestades (La Playa) hin, und zwar so dicht an der See, daß die Wellen dem Pferd über die Füße schlagen, weil der Sand, der von der Brandung nicht berührt wird, so glühend heiß ist, daß das Pferd nicht hineintreten kann. Mein Pferdchen nun, welches zum erstenmal in seinem Leben das Meer sah, das Donnern der Brandung hörte, wurde scheu, wenn ihm eine heranstürmende Welle den blendendweißen Gischt über die Beine, oft auch bis an den Bauch spritzte, und die Stelle, welche so eben mit Wasser übergossen, im Nu ganz trocken ließ. Es wollte durchaus nicht gern in das Meer treten, konnte es aber dabei doch nicht aushalten in den weiter oben gelegenen glühend heißen Sand zu schreiten, so daß das arme Thier ganz schweißtriefend und ermattet in dem 5 Leguas entfernten Weiler el Mora ankam, wo wir unsre Siesta halten wollten, um dann noch den Abend bis zu einer andern Station zu reiten. Doch als ich es absattelte und ihm den Zaum abnehmen wollte, merkte ich zu meinem großen Schrecken, daß es Trabado sey, d. h. daß es den Kinnbackenkrampf habe, was, wie ich später hörte, die Pferde an der Küste sehr leicht bekommen, wenn sie sich viel ängstigen; ich badete es sogleich in dem nahen Flusse und überschüttete seinen Kopf fortwährend mit Wasser, aber nichts half, das arme Thier wollte immer trinken und konnte nicht; in der Verzweiflung strich ich ihm darauf recht fest seine Kinnbacken mit beiden Händen, wohl fast eine Stunde lang, wobei ich merkte, daß sich nach und nach die Zähne immer mehr trennten, und plötzlich berührte mir das gute Thier mit seiner Zunge meine Hand gleichsam um sie zu lecken, wieherte dann laut auf und lief eiligst nach dem Fluß, um zu saufen. Welche Freude ich da hatte, kann ich gar nicht sagen, und kann nur der begreifen, der viele Reisen hier im Lande zu Pferde gemacht hat, wo man sehr bald die Gesundheit seines Pferdes höher schätzen lernt als die eigene. Natürlich hatte ich es nun nicht über mich vermögen können, mit dem eben genesenen Pferde gleich wieder weiter zu reisen, und mein Reisegefährte war auch gleich mit einverstanden den ganzen Nachmittag und die halbe Nacht hier auszuruhen, und um Mitternacht aufzubrechen, um noch den andern Tag bis nach dem noch 20 Leguas entfernten Jicaltepec zu kommen.

El Mora ist ein kleines sehr niedlich gelegenes Dörfchen von wenigen Häusern, nicht dicht am Meer gelegen, aber doch mit einem ziemlich guten Hafen, der einige Bedeutung zu der Zeit erlangt hatte, als im Unabhängigkeitskriege Veracruz in den Händen der Spanier war und er, nebst Alvarado, der Hauptdepotplatz der Insurgenten am Golf war. Mein Freund Charles hatte dort einen Compadre (Gevatter), Sr. Sandoval, der uns mit der größten Zuvorkommenheit in seinem Hause aufnahm, und uns mit Huhn und Reis halbtodt füttern wollte, wobei ich bemerken muß, daß eine ganz schmale Bank unser Tisch war, vor dem wir nicht anders als knieend unsre Mahlzeit einnehmen konnten; daß dieß natürlich ohne die luxuriöse Unterstützung von Messern, Gabeln und Löffeln geschehen mußte, bedarf wohl nicht erst der besondern Erwähnung. Als die Hitze des Tages ein wenig nachgelassen, machte ich eine kleine Promenade an das Ufer des Meeres, wo ich, nachdem ich ein erfrischendes Seebad genommen, mich an dem sanften Spiel der Wellen nicht satt genug sehen und mich durchaus nicht von dem erhabenen Anblick trennen konnte, den die spiegelglatte, von den Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtete Meeresfläche darbot. Der Abend war so schön, so mild, daß ich mich gar nicht entschließen mochte mich zur Ruhe zu begeben, umsomehr da schon der Eingang zu dem Schlafgemach nichts weniger als einladend war: dasselbe befand sich nämlich in einem kleinern Nebenhäuschen, dessen schmale Oeffnung für die Thür durch schräg gestellte Balken zur Hälfte versetzt war, so daß ich genöthigt war fast auf Händen und Füßen hineinzukriechen, und das Zimmer selbst war ein ganz kleiner Raum, der von den beiden darin aufgestellten Feldbetten vollkommen ausgefüllt war; das eine derselben wurde von unserm Wirth und seiner Frau, das andere von mir und meinem Gefährten occupirt. Welch erstickende Hitze wir da auszuhalten hatten, wird man demnach wohl begreifen, und in der That war diese auch so unleidlich und die Mosquitos trotz des über uns ausgespannten Mosquitonetzes auch so lästig, daß ich nicht ein Auge schließen konnte, und selbst Mr. Guerdone, der doch schon weit mehr an dergleichen Nachtlager gewöhnt war als ich, vergebliche Versuche zu schlafen machte.

(Schluß folgt.)

Vermehrung und Verminderung der Städtebevölkerung durch die Eisenbahnen. Es sind im letzten Census von England einige auffallende Beispiele von Vermehrung, wie von Verminderung der Städte vorgekommen, so daß die Regierung sich veranlaßt sah Nachfrage anzustellen. Eine der wichtigsten Ursachen ist das Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn der Eisenbahnen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 190. 9 August 1851.

Die Cherokee-Indianer.

(Zum Theil nach der Schilderung eines Amerikaners, von Dr. K. J. Clement.)

Das sogenannte indianische Landgebiet (Indian Territory), welches im Süden und Westen von Texas, im Norden vom Missouri-Territorium und im Osten von den Staaten Missouri und Arkansas begränzt ist, und von dem Strom Arkansas, einem Nebenfluß des Mississippi, mitten durchschnitten wird, ist den Indianern, die innerhalb der Union wohnten, von der Regierung der Vereinigten Staaten zu einem bleibenden Aufenthalt angewiesen worden. Im Laufe der letzten 25 Jahre sind viele Tausende von Cherokees, Creeks, Choctaws, Chikasaws u. s. w. aus den Staaten östlich vom Mississippi dorthinuber gebracht worden unter der Zusicherung, nicht wieder gezwungen zu werden, den eingeräumten Boden zu verlassen. Im südlichen Winkel dieses Indian Territory wohnen die genannten Cherokees, Creeks, Choctaws und Chikasaws, die ersten an beiden Seiten des Arkansas, die letzten, die südlichsten, am Red River, dem nördlichen Gränzfluß von Texas. Sie sind mehr oder weniger civilisirt, während das nördlich vom Indian Territory liegende Missouri Territory, dessen Südgränze der Platte River, Ostgränze der Missouri, Nordgränze Britisch-Amerika und Westgränze das Gebirg der Rocky Mountains ist, noch ausschließlich von wilden Indianern bewohnt wird.

Unter den mancherlei Indianerstämmen, welche westlich vom Mississippi eine Heimath gefunden, sind die Tscherokis (Cherokees) unstreitig die intelligentesten und civilisirtesten. Sie haben ihre Kirchen und Schulen und halten sehr auf Sonntag und Gottesdienst. Die Kirchen sind in der Regel recht voll, die Gemeinde folgt mit großer Theilnahme und Aufmerksamkeit dem Vortrag des Geistlichen und ist offenbar sehr befriedigt und erbaut von der Predigt. Der wohlhabendere Theil der Nation, welcher die Aristokratie bildet, lebt und kleidet sich in jeder Beziehung wie Bürger der Vereinigten Staaten, aber die Mittel- und unteren Classen halten hartnäckig an der alten und pittoresken Tracht, die ihre Väter trugen und welche einfach aus einem Turban um den Kopf, einem wollenen Tuch, Hose, Jagdhemd und Leggins [1] mit manchmal Moccasins [2] an den Füßen, nebst einem Wampum-Gürtel [3] um den Leib besteht. Es gibt unter den Tscherokis einige Leute von ausgezeichneter Bildung und unbezweifeltem Talent, welche jeder Gesellschaft zur Zierde gereichen und jeden Posten ehrenvoll und mit Vertrauen ausfüllen würden, und im starken Contrast mit diesen finden sich andere, deren Charakter stark an Pope's Sprüchwort erinnert: „Ein Bißchen Wissen ist ein gefährlich Ding." Der Zustand der Gesellschaft und Sitten in der Nation der Tscherokis ist vieler Verbesserung fähig. Doch wie läßt sich von dem Indianer erwarten, daß er Tugend, Sittlichkeit und Religion die gehörige Achtung zolle, wenn die Weißen, womit er in Berührung kommt, ihm durch ihr Beispiel lehren, weder auf die eine noch die andere zu achten. Es gibt viele respectable „weiße Männer," wie die Indianer sie nennen, welche tscherokesische Weiber geheurathet haben, wodurch sie zum Bürgerrecht und zum Genuß aller den Eingebornen zustehenden Vorrechte und Freiheiten gelangen. Tahlequah, die Hauptstadt der Cherokis, ganz auf der Ostseite des Landes, reichlich 30 (engl.) M. W. von den beiden unten erwähnten Orten Van Buren und Fort Smith, hat mehrere hübsche Läden, eine Kirche, ein Rathhaus, wo die Legislatur ihre Sitzungen hält, und einige andere Gebäude, welche alle nach dem Markt hinausgehen und einen artigen und gleichförmigen Anblick gewähren, der mindestens von Bequemlichkeit zeugt, wenn auch nicht von Eleganz und Geschmack.

Ganz in der Nähe des Indianer-Territoriums hart am Westrande des Staats Arkansas, am Fluß Arkansas, und nur eine kleine Strecke auseinander liegen zwei blühende Städte, Van Buren und Fort Smith.

Fort Smith war vor nicht vielen Jahren ein unbedeutendes Dorf, gegründet von einigen Geschäftsleuten, deren wandernde Lebensweise sie vielleicht in kurzem bewogen haben würde, den Ort ganz und gar aufzugeben, und hätte nicht die Regierung der Vereinigten Staaten denselben zu einem passenden Platz für ein Gränzfort ausersehen, so würde solches höchst wahrscheinlich der Fall gewesen und Fort Smith gegenwärtig nicht vorhanden seyn. Der Ort hat indeß mit beispielloser Schnelligkeit zugenommen und schreitet noch in demselben Maaße fort, und sollte es keinen von jenen Wechseln zu erleben haben, welche zu oft das eh-

[1] Lange Gamaschen, Indianer-Gamaschen, die auch die weißen Jäger und Trappers des Westens tragen. Sie sind an den Seiten geknöpft und sehen hübsch aus. [2] Moccasins oder Moccasons (sprich Moggasons) sind indianische Schuhe, aus weichem Leder gemacht, ohne steife Sohle und gewöhnlich um die Knöchel herum verziert. [3] Wampum heißt nicht eigentlich Gürtel, sondern ist ein Ausdruck der Indianersprache von Massachusetts, welcher „weiß" bedeutet, die Farbe der in Wampumgürteln häufigsten Muscheln, und bezeichnet Muscheln oder Reihen (Schnüre) Muscheln, welche die amerikanischen Indianer (wie die auf Bali) statt Geld brauchen. Diese Schnüre vereinigt bilden einen breiten Gürtel, welcher zum Putz getragen wird. Zuweilen wird dieser Gürtel Wompompeage oder Wampeage genannt, wie die Encyc. Americana berichtet. In Woods New-England, 1634, heißt es: Ein Sagamore (Häuptling) mit einem Humberd im Ohr zum Gehäng, einem schwarzen Falken auf dem Hinterkopf zum Federbusch, guten Vorrath von Wampompeage zum Gurt seiner Lenden, Bogen in der Hand, Köcher auf dem Rücken, nebst sechs indianischen Spatterlashes an seinen Fersen zum Schutz, dünkt sich ganz so viel zu seyn als König Karl.

liche Ergebniß plötzlichen Wachsthums und Gedeihens sind, so dürfen wir Fort Smith eine glänzende Zukunft vorher verkünden.

In starkem Gegensatz zu diesem Ort steht die Stadt Van Buren, eine der stillsten, sittlichsten und achtbarsten Städte, die man sich denken kann. Was ihr an Geschäftslärm, Belebtheit und Aufregung abgeht, ersetzt sie durch Kraft und Stabilität, und wenn sie nicht so prahlend und prunkend ist, wie ihre glänzendere Nebenbuhlerin ein paar Meilen höher hinauf, so steht sie doch gewiß solider aus und steht auf einer festeren Grundlage. In dieser Stadt werden ausgebreitete Handelsgeschäfte im Großen betrieben, und die Kaufleute aus dem nordwestlichen Theil von Arkansas und von Missouri gehen höher hinauf (nach Indian Territory), um Waaren zu kaufen und ihre Handelsartikel auszutauschen. Ehe ich von hier wegging (im März 1851), kamen Dampfboote von Cincinnati und New-Orleans mit ungeheuren Ladungen aller Art von Gütern hier an, und das Land muß um diese Zeit mit Kaufmannswaaren von jeder Art und Qualität ganz überschwemmt seyn, und dennoch ist Platz für mehr.

Die Fingos.

(Schluß.)

So viel ich über die Geschichte dieses Volks erfahren habe, so scheint das Wort: „Fingo", nicht eine Nation zu bezeichnen, sondern ein Schimpfwort zu seyn, welches einen armen und erbärmlichen Menschen bezeichnet, der keinen Anspruch auf Gerechtigkeit, Gnade oder selbst auf sein Leben hat. Deßhalb hatte der Handelsmann Eccles, ein Engländer, welcher unter Hintzas Stamm zur Zeit des Einfalls der Kaffern sich aufhielt, die schrecklichsten Leiden zu erdulden; obgleich er fast verhungerte und verdurstete, so bedrohte man ihn unaufhörlich mit dem Tode und behandelte ihn als einen Fingo; er mußte, nur mit einem Hemde bekleidet, an der Thür des „Kraals", worin die Kälber waren, warten, um auf Geheiß der Kafferknaben die Kälber herauszulassen, während sie die Kühe melkten, welche eben aus der Colonie geraubt waren und noch das Brandzeichen als Eigenthum von Colonisten trugen. In diesem Zustande wurde Eccles von den Kaffern im Dorfe „der weiße Fingo" genannt, und oft mußte er zu seiner Kränkung hören, daß diese den Vorübergehenden zuriefen: „Siehe unsern weißen Fingo!"

Dieser schrecklichen Lage wurde ein großer Theil des geknechteten und tyrannisirten Volks durch die Menschlichkeit des frühern Gouverneurs, Sir Benjamin d'Urban, entrissen, welcher in seinem trefflichen Rechtfertigungsberichte an den damaligen Minister der Colonien, Lord Glenelg, darüber sagt: „Ich hätte vernünftigerweise wohl hoffen dürfen, daß, da ich 15.000 schwer geknechtete Menschen aus der Sklaverei gerettet habe, Eure Herrlichkeit dieses mit einigem Beifall angesehen haben würde."

Allein diese so wie andere Maaßregeln des Gouverneurs d'Urban fanden die entschiedenste Mißbilligung, obgleich er sehr richtig bemerkt, daß diese Befreiung einer beträchtlichen Anzahl Unglücklicher aus der Sklaverei den Vortheil habe, daß sie auf Kosten des Feindes geschehen sey, während die Kosten der Emancipation der Sklaven in den brittischen Colonien „der Nation und den Eigenthümern der Sklaven zur Last fallen."

Zuerst hatte man die Absicht, die befreiten Fingos in dem den Kaffern benachbarten Distrikte anzusiedeln, weil man glaubte daß ihr Haß gegen die Kaffern die beste Schutzwehr gegen die Einfälle der letztern seyn würde. Als indeß diese von d'Urban vorgeschlagene Maaßregel nicht durchging, so wurden die Fingos in der ganzen Colonie hie und dort angesiedelt, und ließ namentlich Sir George Napier, d'Urbans Nachfolger, eine große Zahl derselben nach einer Niederlassung bringen, die Clarkson heißt, und im Distrikte von Zitzikamma, westlich von der Algoabay liegt; diese Niederlassung soll gut gedeihen, wie man erzählt.

Obgleich die Fingos in Sitten und Gebräuchen den Kaffern sehr ähnlich sind, beide Völker auch dieselbe Sprache haben, so kann man sie doch leicht von einander unterscheiden. Die Fingos sind durchgängig von kleinerer Statur und kräftiger gebaut als die Kaffern, und ihre fast schwarze Hautfarbe zeigt, daß sie aus einer Gegend stammen, welche der heißen Zone näher seyn muß, als die Heimath der letztern. Ein anderes Kennzeichen des Fingo ist, daß er einen Einschnitt im Obertheile des Ohrs hat, und darauf macht er sofort aufmerksam, wenn man ihn beschuldigt, daß er von dem ihm verhaßten Volke der Amakosa sey. Die Frauen der Fingos sind dunkler von Farbe als die Frauen der Kaffern, auch haben sie mehr Fülle als jene, und wenn ihr Gesicht auch keinen Anspruch auf Schönheit machen kann und oft kohlschwarz ist, so habe ich unter ihnen Mädchen von so tadelloser Gestalt gesehen, daß sie dem Bildhauer hätten als Modelle dienen können.

Wenn die Fingos dem Feinde entgegenziehen wollen, wenn ihre Kriegstänze oder andere Feierlichkeiten stattfinden, dann zeigt ihre Tracht und Ausrüstung, wie sehr sie einen barbarischen Putz und Prunk lieben. Jetzt haben Kaffern und Fingos ein früheres Hauptstück ihrer Kriegsrüstung, den Schild, abgelegt, weil er gegen die Wirkungen des Schießpulvers nicht schützt, und Schilde sind bei ihnen so gut wie obsolet geworden. Aber noch zu der Zeit, als sie aus Hintzas Tyrannei erlöst wurden, war der Schild ein unumgänglich nothwendiges und dabei malerisches Stück ihrer Rüstung. Der Fingo, wie er unter dem Schilde, mit der Assagai in der Rechten, und den Kopf mit flatternden Schakal- und Wolfsschwänzen geschmückt auf den Feind eindrang, indem er seinen schrecklichen Schlachtruf mit aller Kraft der Stimme erschallen ließ, muß das vortrefflichste Bild des ächten afrikanischen Wilden geliefert haben.

„Ich sah heute Abend eine schöne Scene", so erzählt ein Officier aus dem Kaffernkriege von 1835 in Godlontons vorerwähntem Buche. „An einer Furth des Flusses trafen wir 47 Fingos in voller Kriegsrüstung mit ihrem Kopfputz, Schilden, Bündeln von Assagaien in der Hand ꝛc., welche ein Kriegslied im Chor sangen, und zwar so harmonisch, daß ich es nie besser gehört habe. Indem sie zu der Furth herantraten, hielten sie ihre Schilde empor über den Kopf, um sich vollständig gegen alle Geschosse zu decken, während sie durch den Fluß wadeten. Dabei schwangen sie eine Assagai in der Rechten, traten zusammen, so daß sie eine dichte Masse bildeten, rückten dann in Linie erst von zwei, dann von drei Mann hoch vor, und bildeten hierauf wieder einen dichten Haufen; dabei tanzten, sangen und pfiffen sie eine Zeitlang ganz sanft und leise, dann endigten sie mit einem lauten Geschrei, indem sie ihre Schilde und Assagaien auf eine solche Weise schwangen, daß es zuletzt klang, als wenn der Wind durch Blätter rauscht, und zuletzt als wenn der Sturmwind durch einen Wald tobt."

Jetzt trifft man „Kraals" oder Dörfer der Fingos in allen Theilen der Ostprovinz der Capcolonie, besonders in der Nachbarschaft der Städte. Die Hütten, woraus ihre Kraals bestehen, sind rund wie eine Halbkugel gestaltet, etwa 5 bis 6 Fuß hoch und im Durchmesser 10 bis 12 Fuß, mit einer einzigen niedrigen Oeffnung welche als Thür, Fenster und Schornstein dient.

Ebenso wie bei den Kaffern, werden diese Hütten von den Frauen aus starken Baumästen errichtet, welche in die Erde gesteckt und oben zusammen gebunden sind; die Zweige werden dann mit Ruthen durchflochten wie ein Korb und die Lücken des Flechtwerks mit Kuhdünger verklebt. Um nun diese Hütten, welche wie große Bienenkörbe aussehen, gegen den Regen undurchdringlich zu machen, werden sie mit einem Rohrdache versehen oder mit Thierhäuten bedeckt. Ebenso wenig wie die Nähe der Civilisation auf den Bau der rohen Wohnungen der Fingos eingewirkt hat, ebenso wenig ist dadurch ihre Lebensweise verändert. Sie scheinen hartnäckig an den Gewohnheiten und Gebräuchen festzuhalten, welche sie aus den fernen Gegenden mitgebracht haben, woraus die Zulahs sie vertrieben, bis sie sich den Kaffern ergeben mußten. „Oftmals," sagt der Obristlieutenant E. E. Napier in seinen Excursions in Southern Afrika, „habe ich in ruhigen schönen Nächten, bei dem strahlenden Mondlichte dieses südlichen Klimas, die sonderbaren Figuren des mystischen Tanzes der Fingos belauscht und ihre ganz harmonischen Gesänge angehört, welche anscheinend Zeichen ihrer Verehrung des leuchtenden Planeten waren, der seine sanften und milden Strahlen über die Landschaft ergoß."

Die Zahl der Fingos in der östlichen Provinz wächst von Tage zu Tage und sehr bedeutend. Obgleich nun wegen der Trägheit der Hottentotten und wegen des Mangels an europäischen Arbeitern ihre Dienstleistungen für die Colonisten jetzt von großer Wichtigkeit geworden sind, so bleibt es doch eine Frage, wie weit man diesem Volke trauen kann, wenn es durch seinen numerischen Wachsthum immer mächtiger wird und seine Kraft fühlt; denn wenn auch der Fingo ein nüchterner und fleißiger Diener ist, so besitzt er doch alle charakteristischen Kennzeichen seiner ächt afrikanischen Abstammung. Oft ist er finster und mürrisch, dabei von Natur hinterlistig, rachsüchtig und grausam; er ist ebenso barbarisch und raublustig wie der Kaffer und das Wort „Dankbarkeit" findet sich in seiner Sprache nicht. Deßhalb müssen die Engländer sich gewiß vorsehen, daß während sie die von außen andringenden Wilden zurückzuschlagen bemüht sind, sie nicht im Innern einen heimlichen Feind hegen, der sie plötzlich überfallen könnte, wenn sie für einen solchen hinterlistigen Angriff am wenigsten vorbereitet sind.

Die Kraft der Wellen.

Ein Hr. Findley hat in der Society of Arts einen Artikel über künstliche Moles vorgelesen, in welchem einige interessante Thatsachen über die Stärke der Meereswellen angegeben sind. Die Kraft der Seewellen ist am stärksten am Kamme der Welle, ehe sie bricht, und die Stärke in der Erhebung wird durch verschiedene Umstände bestimmt. In Wasberg in Norwegen erhob sie sich im J. 1820 auf 400 Fuß, und an der Küste von Cornwall im J. 1843 auf 300 Fuß. Der Verfasser citirt manche andere Fälle, welche zeigen, daß die Wellen manchmal eine Wassersäule emporgehoben haben, die einem Drucke von drei bis fünf Tonnen auf den Quadratfuß entspricht. Auch ist durch Findley's Tabellen erwiesen, daß die Schnelligkeit der Wellen von ihrer Länge abhängt. Wellen von 200 bis 400' Länge von Kamm zu Kamm, ziehen mit einer Schnelligkeit von 20 bis $27\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde, mag ihre Höhe nun 5 oder 54 Fuß seyn. Wellen wandern auf große Strecken, und werden oft durch entfernte Orkane gehoben, da man sie zugleich zu St. Helena oder Ascension bemerkt hat, obgleich diese 600 Meilen von einander entfernt sind; wahrscheinlich entsteht die Grundschwellung am Cap, das 3000 Meilen entfernt ist. Auch üben die Wellen ihre Kraft nicht bloß an der Oberfläche aus. Denn es wird ein Beispiel erwähnt, wo eine Taucherglocke bei ruhigem Wasser in einer Tiefe von 8 Faden 5 Fuß seitwärts geschoben wurde. (Edinb. Philos. Journ. Julius.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Dritter Abschnitt.

(Schluß.)

Wir erhoben uns darum auch schon um $11\frac{1}{2}$ Uhr wieder von unserm schrecklichen Lager, sattelten unsre Pferde, und gegen Mitternacht hatten wir schon el More im Rücken und trabten, bei dem schönsten Mondschein, frisch längs des Meergestades fort. Das Meer war ganz ruhig und erglänzte in der halben Mondbeleuchtung weithin in mattem Silberschein; fast nie habe ich dasselbe so schön, so wahrhaft lieblich gefunden als unter diesem zauberischen Licht des Vollmonds, und ich bedauerte es fast, als endlich die Morgendämmerung heranbrach und derselbe von den flammenden Strahlen der am fernen Horizont aus dem Ocean heraustauchenden Sonne erbleichte, und die Silberspitzen der durch die Morgenbrise haushoch aufgethürmten Wogen gleichsam im Feuer vergoldet wurden. Bei der angenehmen Kühle der Nacht waren unsre Pferde so munter fortgetrabt — das meine scheute sich gar nicht mehr vor den überschlagenden Meereswellen — daß wir schon mit Sonnenaufgang an der Laguna de la Palma ankamen, also in kaum 6 Stunden mehr als 8 Leguas gemacht hatten. Hier mußten die Pferde abgesattelt werden und durch den ziemlich breiten Süßwasser-See — der nur durch eine schmale Sandbank vom Meer getrennt ist — schwimmen, während wir uns in einem kleinen Fischer-Nachen übersetzen ließen. In dem kleinen, am andern Ufer gelegenen Oertchen fanden wir in der Hütte einer armen Fischer-Familie gastfreundliche Aufnahme, und ein so kostbares, ja feines Frühstück, als mir seit langer Zeit nicht mehr zu Theil geworden war, indem wir mit ganz frisch gefangenem Liza (eine Art Kaulkopf), Robalo (perca labrax, ein etwa zwei Fuß langer ziemlich breiter Fisch mit sehr großem Maul; sein Rücken ist schwärzlichblau, sein Bauch weiß mit schwarzen Flecken; er hat sehr gutes, schmackhaftes Fleisch), und Seekrabben (camarones) bewirthet wurden, wofür wir nur mit Mühe den guten Leutchen eine kleine Belohnung aufdrängen konnten. Die 4 Leguas, die wir von diesem Dörfchen bis zur nächsten Station, der Barra del Palmar zu machen hatten, mußten wir ebenfalls längs des Meeresgestades über öde Sanddünen hinreiten, doch fühlten wir die brennende Hitze nicht so stark wie den Tag vorher, weil eine ziemlich scharfe Brise von der See herüberwehte, auch die Pferde gingen viel munterer als gestern, weil sie nun schon an den Wellenschlag gewöhnt waren, und nun recht gern tief im Meerwasser gingen, mochte die Brandung auch noch so weit überschlagen. An der Barra (eine Sandbank, die sich zwischen einen Fluß und das Meer legt) del Palmar setzten wir auf dieselbe Weise, wie über die Laguna de la Palma, über einen ziemlich breiten Fluß, der aus dem Partido von Mizantla herabkommt und dort über jene Barra in den Golf fällt. Von da an ritten wir kaum noch eine Legua längs des Ufers des Meeres und bogen dann zur linken Hand landeinwärts ein, wo ich mich plötzlich wie durch einen Zauberschlag in einen dichten tropischen Urwald versetzt sah. Der Contrast kann kaum stärker seyn, wenn man plötzlich aus Deutschland in eine Tropengegend versetzt würde als dieser: so eben noch nichts als Himmel und Wasser, nirgends ein Punkt auf dem das Auge fest ruhen konnte; denn zu der Seite, wo nicht das Meer sich mit seinem unbegränzten Horizont ausdehnt, waren nur öde Sanddünen zu sehen, auf denen auch nicht eine Spur von Grün zu entdecken war — und plötzlich fand ich mich in einem undurchdringlichen Walddickicht, wo ich kaum mehr als vier Schritt vor und neben mir sehen konnte; nur entfernt hörte ich noch das Brausen des Meers, und der Himmel war nur an wenigen Stellen durch das grüne Laubgewölbe hindurch zu erkennen, das sich über meinem Kopf ausspannte; das stumme Spiel der Fische, das einzige Zeichen von Leben auf dem unwirthbaren Ocean, ward nun ersetzt durch das bunte Spiel der Waldbewohner; das Geschwirr der unzähligen

kleinen Insekten, das Gesumm der mannichfaltigen Käfer, das fast harmonische Gezirp der Grillen, der melodische Gesang und das Gezwitscher der verschiedenen großen und kleinen Singvögel, das unaufhörliche Geschwätz der Loros (grüne Papageien mit gelben Köpfen und ganz weißen Schnäbeln, wegen ihrer Gelehrigkeit sehr geschätzt), und der kleinen Cotorras (kleine grüne Papageien mit rothen Köpfchen), und das widerliche Geschrei der im buntesten Federschmuck prangenden Guacamayos (große Papageien mit bluttrothem Gefieder auf dem Rücken und an dem Schwanz, dagegen dunkelblauen Flügeln, so wie auch die Seitenfedern am Schwanz ganz dunkelblau sind, die Brust ist blau und grün, mehr nach dem Bauch zu gelb, seine Schläfe sind weiß; doch gibt es auch grüne Papageien desselben Namens, mit roth und blauem Kopf, und ganz blauen Schwanzfedern, aber diese gehören mehr der Tierra Fria und Templada an) — das alles vermengte sich so wunderbar, daß man nur schwer die einzelnen Töne in diesem Wald-Concert erkennen konnte, und jeder Baum, jeder Strauch, ja jedes Lüftchen zu leben schien. Ich wußte nicht was ich mehr bewundern sollte: die Mannichfaltigkeit der Thierwelt, von der ich doch nur, außer einigen glänzenden Käfern und großen prachtvollen Schmetterlingen, die befiederten Waldbewohner, als die schönen Papageien, die stolzen kohlschwarzen mit gelben Kronen gezierten Königsfasanen, wilden Truthühner, die in allen Farben schillernden Kolibris u. s. w. erblicken konnte, da die größeren Thiere, als Jaguars, Cuguars, Jabalis (wilde Schweine), Hirsche, Stachelschweine, Beutelthiere, auch Affen u. s. w. sich im Dickicht des Waldes verborgen hielten und bei der Hitze des Tages nicht zum Vorschein kamen, so wie auch die mannichfaltigen Schlangen, deren Zischen bisweilen mein Pferd stutzen machte — oder die Fülle und Ueppigkeit der Pflanzenwelt, von der ich doch auch nur den kleinsten Theil sehen konnte, da mein Auge nicht weiter als 4 bis 5 Schritt durch das Dickicht dringen konnte? und da wußte ich wieder nicht, was ich mehr anstaunen sollte, die riesigen Stämme der Cedern- und Mahagonibäume, der schwarzen Mangle- und der herrlichen Drachenblutbäume, deren Laub so dicht als ihr Stamm fest ist, oder die verschiedenen Arten von Palmen von den stolzen Königspalmen und Cocospalmen bis zu kleinen niedlichen Fächerpalmen, oder die schlanken Stämmchen der zierlichen Mimosen, deren zartes, hellgrünes, nadelförmiges Laub lebhaft gegen das dunkle der sie beschattenden Ebenholz- und Tamarindenbäumen absticht, oder die unzähligen Gesträuche und strauchartigen Gewächse der mannichfaltigsten Art, welche den Boden dicht überziehen und ganz und gar den untern Theil der Baumstämme verdecken, und unter denen sich besonders der Platanus Occidentalis mit seinen großen fächerförmigen Blättern und purpurrothen Blumen auszeichnet — oder endlich die üppigen Schlingpflanzen, welche Stämme, Aeste und Zweige der kleinen wie der großen Bäume bis an die höchsten Gipfel fest umranken, und kaum die Farbe der Rinde erkennen lassen, die sie fest umsponnen halten? Hier sah ich auch zum erstenmal das schöne parasitische Gewächs, dessen Frucht die so hoch geschätzte Vanille ist; der Stengel dieser Pflanze ist ganz glatt und wohl ½ Zoll dick, ihre Blätter, von einem dunklen Grün, sehr dick, fast lederartig anzufühlen, mehr lang als breit, stehen wechselweis und zwar in einer Entfernung von etwa 4—5 Zoll aus einander; da, wo diese einen Winkel mit dem Stengel bilden, setzt sich die schotenförmige Frucht an, die, so lange als sie noch frisch ist und am Stamm hängt, eine saftgrüne Farbe hat und in Gestalt beinahe unsrer Schwertbohne gleicht, die schöne, gelbe, angenehm duftende Blüthe, aus der sich die Vanille entwickelt, habe ich nur an sehr wenigen Stauden gesehen, da die Zeit der Blüthe schon längst vorüber war, die in die Monate April und Mai fällt. Doch nicht bloß diese Pflanze, wie fast jede, war neu für mich, und die Tropenwälder, die ich bei Cordova und Jalapa so sehr bewundert hatte, traten ganz vor der Ueppigkeit und wahrhaftigen Großartigkeit, der nie gesehenen Mannichfaltigkeit dieser Vegetation zurück, und fast möchte ich versucht seyn dieselbe der der Insel Granada gleich zu stellen, die bis jetzt für mich noch immer unübertroffen dagestanden hatte. Der Weg führte in vielfachen Windungen längs des linken Ufers des Rio de Nautla hin und war an vielen Stellen so verwachsen, daß wir uns erst durch unsre Machetes Bahn machen mußten, und oft lange Zeit einen hitzigen Kampf gegen die sogenannten Carrizales zu bestehen hatten, welche mit ihren langen, mit starken Widerhaken versehenen Dornen nicht bloß den Vorbeireitenden die Kleider zerreißen oder die Hüte vom Kopf ziehen, sondern auch erhebliche Verwundungen beibringen können; nicht weniger unangenehm sind noch einige Arten Schlingpflanzen, die, stark und dick, und biegsam wie ein Tau sich von einem Baum zum andern ziehen und oft die Füße der Pferde, öfters auch den Körper des Reiters so umwickeln, daß nur ein schneller kräftiger Hieb vor dem Fall retten kann; da der Weg unzählig viel Biegungen macht, so war es unvermeidlich, daß ich mehr als einmal in diese von der Natur gelegten Fallstricke gerieth, und manchmal dem Schicksal von Absalon sehr nahe war; doch kam ich glücklich nur mit einigen Schrammen im Gesicht weg. Obgleich es gerade Mittag war, und die Sonne ganz hoch und unbedeckt von Wolken am Himmel stand, fühlte man gar nicht die brennenden Strahlen, da sie durch das dichte Laubdach gar nicht durchdringen konnten, und wir kamen daher trotz eines Ritts von 15 Leguas so wenig erschöpft in Nautla an, so daß wir uns kaum eine halbe Stunde dort ausruhten, und noch ganz frisch und munter nach dem noch 5 Leguas entfernten Jicaltepec aufbrachen. Nautla selbst bietet auch wenig Anziehendes dar, es ist ein Dorf von etwa 1—2000 Einwohner, die sich vorzüglich mit Fischfang und Schmuggelhandel beschäftigen; würde die Sandbank weggeschafft, welche sich an der Mündung des Flusses aufgethürmt hat, an dessen rechtem Ufer Nautla gelegen ist, und würde Nautla zu einem Hafenplatz für den auswärtigen Handel erhoben, so könnte und müßte es mit der Zeit ein Ort von großer Bedeutung werden, da der Fluß 8 Leguas von der Mündung hinauf für größere Fahrzeuge schiffbar ist, und es durch seine Lage größere Vortheile als Tuxpan darbietet. Der Weg von Nautla nach Jicaltepec führt die ersten 2 Leguas längs dem rechten Ufer des Rio de Nautla durch einen ebenso schönen Tropenwald als von der Küste bis Nautla; später aber führt er über verschiedene Berge, welche die Pferde, die durch die ziemlich starke Tour schon etwas entkräftet waren, so ermüdeten, daß sie die letzte Legua kaum mehr steigen konnten, umsomehr als der lockere Waldboden durch die vielen Regen so erweicht war, daß sie an mehreren Stellen bis über die Kniee in den Morast sanken. Um 5 Uhr Nachmittags kamen wir endlich in dem erwünschten Ziel, Jicaltepec, an, wo wir von den immer heiteren Franzosen mit großem Jubel empfangen und gleich zu einem feinen Diner eingeladen wurden; doch ich habe nichts davon genossen, denn, sobald ich mein Pferd gebadet und für sein Futter gesorgt, setzte ich mich unter einen Orangenbaum hin, um auszuruhen, ward aber gleich von einem so festen Schlaf übermannt, daß ich bis den andern Morgen um 7 Uhr in einer Tour schlief, und mich dann durchaus nicht erinnern konnte, wie ich in das schöne mit einem feinen Pavillon überspannte Bett gekommen sey; daß mich mein Freund Guerdour dahin mehr getragen als geführt, mußte ich wohl glauben, aber gemerkt hatte ich nichts davon.

Die Goldlagerung in Californien. Gegenwärtig wird eine in geologischer und mineralogischer Beziehung merkwürdige Probe in Californien gemacht. Bekanntlich haben Sir R. Murchison u. a. die Ansicht aufgestellt, das Quarzgestein, welches die Goldadern einschließt, enthalte nur in den obern Schichten mehr Gold, die untern würden allmählich taub. Dagegen haben andere die Ansicht aufgestellt, die englischen Geologen seyen von den reichen Capitalisten Englands influenzirt, welche durch das reiche Ergebniß der californischen Minen den Werth ihres Besitzthums vermindert zu sehen fürchteten. Wie dem nun seyn mag; nach den neuesten Nachrichten aus Sacramento-City vom 14 Junius will eine Gesellschaft, die mit Maschinen arbeitet, den Boden in großer Tiefe aufgraben; sie hat bei 75 Fuß Tiefe einen guten Ertrag gehabt, bei 150 Fuß gab das Erz 15 bis 20 Procent Gold, man hofft aber die Hauptgoldader in einer Tiefe von 250 Fuß zu erreichen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 191. 11 August 1851.

Auswandererbericht aus Südaustralien.

Bahia. — Port Adelaide.

(Der Verfasser des nachstehenden Berichtes, ein junger Kaufmann aus Leipzig, verließ im Mai 1849 die Heimath, um über Hamburg sich nach Australien einzuschiffen. Seine ersten Briefe schildern die weniger interessanten Ereignisse der Reise von Hamburg bis zur Ankunft in Bahia, denen dann der hier gegebene Bericht mit der interessanteren Schilderung der weiteren Reise, der Ankunft in die Colonie und die ersten Anstrengungen des Emigranten um sein Glück zu begründen folgten. Die Reise geschah mit dem von Sloman, Knorr und Janssen in Hamburg ausgerüsteten Schiffe Marie Wilhelmine, Capitän Vorien).

Nachdem wir die Insel St. Antonie passirt hatten, segelte unsere „Marie Wilhelmine" bei dem, auf einem sich weit in das Meer erstreckenden Felsen gebauten, wunderschönen Hafenfort vorbei und ließ ziemlich weit vom Lande entfernt am 13 Junius die Anker fallen. Kaum angekommen bot sich die auf einige Zeit einzige Briefgelegenheit nach Europa durch einen französischen Dampfer dar, und jeder, der Nachricht von sich geben wollte, beeilte sich seine Briefe zu vollenden. Ich mußte den meinigen kurz abbrechen, konnte nicht einmal selbst zusiegeln, was ein an Bord gekommener Landsmann noch am Lande für mich that. — Die Anker berührten noch nicht den Grund, so glaubten die Passagiere, alle nobel geputzt, gleich ans Land gehen zu können, und drängten sich so schnell wie möglich dahin zu kommen, aber nicht ein Boot ließ sich sehen; endlich nahte sich ein kleines Segel. Ein Boot mit zwei feinen, gelbhäutigen Portugiesen, von Negern gerudert, legt bei uns an, und da sie nur portugiesisch redeten, war die Verständigung schwierig. Sie stellten sich endlich durch Uebergabe einer gelben Flagge, die aufgehißt werden sollte, als die Sanitätsbehörde vor und erklärten das Schiff in Quarantaine. Es durfte Niemand bei strengster Strafe an und vom Bord, ehe die Behörde befohlen die gelbe Flagge zu streichen. Alles wurde mißmuthig den schönen Sonntagsstaat umsonst hervorgesucht zu haben, und ihn sammt den blanken Stiefeln, die schon mancher drei Tage vorher blank gewichst hatte, wieder ablegen zu müssen. Trotz der Strenge, mit welcher die Quarantainegesetze hier aufrecht erhalten werden, schlichen sich doch zwei Landsleute aus Leipzig, die Briefbeförderer, am Steuer an Bord und erfrischten die Kajütenpassagiere mit einem Korbe voll köstlicher Apfelsinen und Bananen. Für heute war uns nur der Anblick des Hafens und der Stadt gegönnt, aber auch ein Anblick von unerlöschlichem Eindrucke. Mit Entzücken lagen wir am Bugspriet und schaueten eine Landschaft mit großen Augen an, die einem kunstgerechten Phantasiebilde glich. Die Stadt Bahia ist unmittelbar am Meere terrassenförmig an den Abhängen einer unabsehbaren majestätischen Gebirgskette gebaut. Eine Masse Kirchen, mit Thürmen, die vorzüglich in gothischem Style aufgeführt sind, erheben sich über Tausende meist einstockiger Häuser. Zwischen all den Gebäuden drängen sich Apfelsinen-, Bananen-, Citronen- und hohe Kokosbäume hervor. Die Waarenhäuser an den Kais sind große massive 5stöckige Magazine, umlagert von unterwürfigen Negern, die den Befehlen ihrer Herren sorgsam harren. Im Vordergrunde bietet sich dem Beschauer ein mitten im Hafen rund gebautes, mit Kanonen und Flaggen bepflanztes Fort dar. Heute war ein Feiertag, Gott weiß welchem Heiligen zu Ehren. In sieben Tagen, die wir in Bahia waren, wurden vier Festtage gefeiert. Die Stadt war Abends erleuchtet, fortwährend stiegen Raketen, Bouquets von 50 bis 60 Stück auf, was selbst bei hellem Sonnenschein an Festtagen geschieht; prächtig war der Abend, unser Schiffsorchester mußte tüchtig aufspielen, und nach einem heitern Reigen ging man zur Ruhe, hoffend bald auf einige Tage von der kleinen Bretterwelt erlöst zu werden.

14 Junius Früh 10 Uhr erschien die Sanitätsbehörde, was uns später als eine auffallende Pünktlichkeit gerühmt wurde, denn gewöhnlich müssen die Schiffe 5 — 6 Tage liegen, ehe sich diese Herren bequemen ihr Amt zu verwalten. Die Commission musterte das Schiff, untersuchte die Patienten, deren einige im Zwischendeck lagen und erlaubte dann die gelbe Flagge zu streichen. Alles zog unter Jubel an den Lappen und lief an die Treppen, die ersten sich näher den Boote zur Ueberfahrt abzufangen. Sowie das Quarantainezeichen verschwunden, wimmelte es von Negerbooten mit Früchten, Brod u. s. w.; die See war ziemlich bewegt und nicht ohne Gefahr stiegen namentlich die Damen die schmale Schiffsleiter hinab in die auf- und niederschaukelnden Nußschalen. Bald war das Schiff leer und still.

Wir hatten uns mehrere zusammengesellt um zusammen zu wohnen und zu leben. Wir landeten bald an dem Kai eines Hamburger Kaufmanns, wo uns eine Auswahl von uns zum Theil fremden doch trefflich mundenden Delicatessen erwartete. Der eine gab sich Mühe eine Dosis Sardines à l'huile aufzuspeisen, der andere biß muthig in die herrlichen Apfelsinen, dort standen einige um große Bouteillen der billigen, schönen spanischen Weine u. s. w. Man bedenke, daß wir alle mehr oder weniger durch schlechte Verproviantirung während der vergangenen zwei Monate gelitten hatten, und wird begreifen, daß jeder jetzt suchte seinen Magen als Freund zu behandeln.

Die aufgefundenen beiden Landsleute machten es sich zur

Pflicht, uns während unsers hiesigen Aufenthaltes zu bewirthen, und sparten keine Anstrengung uns zu amüsiren. Es waren brave, gemüthliche Menschen. Durch dichte Reihen schwarzer Sklaven drängten wir uns der Wohnung unserer Führer zu. Nachdem wir einen hohen, ganz steilen gepflasterten Berg erstiegen hatten, befanden wir uns in dem Obertheil, dem nobelsten von Bahia. Dicht an diesem Berge befindet sich das auf einer 100 Fuß tiefen Mauer nett gebaute Teatro St. Joao, in welchem augenblicklich französische Schauspieler gastirten. Dem Theater gegenüber sind die von Franzosen und Deutschen meist besuchten Café's; hier war ein buntes Sprachengewirr, in welchem man sogar schwedische Laute vernehmen konnte. Nach einer halbstündigen Wanderung erreichten wir die in der Nähe des kaiserlichen Gartens gelegene Wohnung unserer Freunde. Das einstöckige Haus bestand aus zwei Wohn-, einem Speisezimmer, Corridor und einem bis unter das Dach reichenden 30 bis 35 Fuß hohen Schlafgemach. alles war nett und dem Klima gemäß kühl eingerichtet. Wir wurden den Mitbewohnern, einem deutschen Schlossermeister und Familie, und einem schweizer Architekten vorgestellt und mit gleicher Liebenswürdigkeit aufgenommen. Sogleich wurde von der aufmerksamen Hausfrau ein feines, deutsches Mittagsessen mit einem Gange brasilianischer Gerichte bereitet. Letztere wollten uns aber gar nicht munden, Brodfrucht, Yams und namentlich die eigenthümliche, starkgewürzte Fleischbereitung wollen dem deutschen Magen nicht behagen, man soll sich aber sehr leicht daran gewöhnen.

Nachmittag wurden wir in den kaiserlichen Garten geführt. Dieser liegt hoch über dem Untertheil der Stadt; auf einem hervorragenden Felsen ist ein Marmorobelisk zum Andenken an die letzte Vertreibung der Portugiesen aufgeführt. Die ächt goldenen Buchstaben der lateinischen Inschriften sind leider meist gestohlen. Der Platz um das Monument herum ist ein aus runden Steinchen kunstreich angefertigtes Mosaik. Der Ausblick von diesem Punkte über Stadt, Meer und Ufer war bezaubernd, und wurde durch den herrlichsten Sonnenuntergang verschönt. Es war jetzt Winter. Die Leute, an warme Luft gewöhnt, klagen über Frost bei einer Hitze von 25° Reaumur. Wie mag es im Sommer seyn; mir läuft jetzt schon der Schweiß übers Gesicht, daß ich das Tuch fast nie aus den Händen brachte. Für deutsche Gemüse ist die Regenzeit, der Winter, die einzige wo sie zu haben sind, und es gab überall frische Gurken, Bohnen, Radise. Wir hatten Glück, Tage des schönsten Wetters in Brasilien zu erleben, da es zu dieser Zeit gewöhnlich in einem fort regnet. Abends streiften wir durch die belebten Straßen, von denen die frequentesten fast durch immerwährendes Feuerwerk erleuchtet wurden. Jeder hat hier Raketen, Schwärmer, Bombenröhren, Feuerräder u. dgl. im Haus, und macht sich ein besonderes Vergnügen daraus, diese vom Fenster aus nach der Straße zu abzubrennen. Man riskirt immer einen Trak (kleine chinesische Schwärmer) auf dem Rücken sich herumtanzen zu lassen, der natürlich den Rock verbrennt; aber lächerlich würde es dem Feuerwerker seyn, wollte man sich darüber beklagen. Kinder, die kaum allein laufen können, schreien statt nach Süßigkeiten, nach Feuerwerk, wie z. B. der kleine Sohn unseres Wirthes, der nur wenige Worte lallte, uns um Traks plagte und sie mit der größten Ruhe abbrannte. Die Brasilianer lieben Feuerwerk leidenschaftlich, und verschwenden Unmassen Geldes darin. Man bedauerte, daß wir nicht am Johannistage (14 Tage später) hier seyn konnten. An diesem Tage soll das Kanoniren und Pulververbrennen förmlich taub machen. Feuersgefahr fürchtet man nicht, und es soll auch selten eine entstehen. Zurückgekehrt in unsere Wohnung. erwartete uns eine Gesellschaft Deutscher, und bei spanischem Weinpunsch tranken wir bis spät in die Nacht unter kräftigem Gesange das Wohl des alten deutschen Vaterlandes und seiner Lieben.

15 Junius. Heute war wieder Festtag und große Militärparade. Militär — dieser Name kann eigentlich hier gar nicht angewendet werden; jeder der wegen Trunkenheit auf der Straße aufgegriffen oder jeder der wegen leichter Vergehen bestraft wird, wird unter die Soldaten gesteckt. Da steht man denn Kerls unter den Soldaten von allen Farben, weiße, braune, gelbe, schwarze und noch alle Schattirungen. Die Uniform besteht aus einer weißen Hose, blauer Jacke und blauer, roth eingefaßter hoher französischer Mütze ohne Schild. Aber in welchem Zustande waren diese Uniformen! zerrissen, schmutzig, der eine hatte die Hose bis ans Knie aufgeschlitzt, den Stiefel halb verloren; der andere klappte mit einem niedergetretenen Schuh wie mit Pantoffeln, das Unterfutter guckte zur Jacke heraus, kurz erbärmliche Soldaten. Die Gewehre sind mit Feuerschloß versehen, was aber sorgfältig durch eine Lederkappe verwahrt ist, nicht etwa um es vor Rost zu schützen, sondern weil es aufs strengste verboten ist in der Stadt ein Gewehr ohne Verband zu tragen. Dieß ist ein merkwürdiges, der freien Feuerwerkerei ziemlich schroff entgegenstehendes Gesetz. Cavallerie mit Maulthieren ist nur sehr wenig vorhanden, Pferde gibt es nicht hinreichend, da sie das Klima nicht vertragen. Die wenigen Pferde sind von kleiner schwächlicher Race, die keine Strapaze aushält. Die Artilleristen müssen ihre 6pfündigen Kanonen selbst ziehen; 20 bis 30 Soldaten sind vor eine Kanone ohne Protzkasten an Stränge gespannt, und so geht es im Trabe los. Nur die Officiere zeichnen sich durch sehr elegante, reich verzierte Uniform aus, was nicht wenig gegen die Lumpen der Soldaten absticht. Das Musikchor war nicht übel und bestand meistens aus Franzosen; nur ließen die Blasinstrumente wenig Liebe zur Ordnung erkennen, denn sie waren mit Grünspan bedeckt.

Wir sahen mehrere sehr geschmackvoll decorirte Kirchen mit schönen italienischen Bildern. In einer derselben baute unser Wirth B. die erste Orgel mit Pedal in Bahia, anstatt der gebräuchlichen Positive. Sie war ziemlich vollendet und von gutem Tone, ich spielte und dieß hörten einige Priester, die mir vorschlugen hier zu bleiben und Organist bei guter Bezahlung zu werden, da ein Spieler fehle und erst aus Europa verschrieben werden müsse. Bedingungen waren, alle Tage die Messe abzuhalten, jedem Gottesdienste beizuwohnen und zum Katholicismus überzugehen. Ich dankte.

18 Junius. Morgen sollten sich alle Passagiere zur Reise fertig machen. Eine viel zu früh uns treffende Nachricht. Wer nur irgend Geld verwenden konnte, kaufte Lebensmittel, um die magere schlechte Schiffskost zu verlassen. Was Wunder daß Wein und Rumflaschen, Früchte, Backwerk und dgl. an Bord geschafft wurden! Alle Kojen und das Zwischendeck waren mit Netzen bezogen, die mit Apfelsinen gefüllt waren. Das Schiff glich anfangs einer Speisekammer. 100 Stück der schönsten Apfelsinen kosteten circa 1 Thl. preuß. Wir besorgten unsere Einkäufe zur weitern langen Reise und verbrachten die Tage mit vielem Vergnügen bis zum 19 Junius Abends, am 20. wurden wieder die Anker gelichtet, um sie nun erst auf australischem Boden fallen zu lassen. Wir gaben nach unsern freundlichen Landsleuten ein Diner mit Tanz am Bord und trennten uns unter herzlichem

Abschiede von ihnen. Abends 5 Uhr segelten wir mit frischer Brise aus Bahia's Hafen.

(Schluß folgt.)

Die Mormonen.

(New-York Tribune.)

Die „Deseret News" vom 8 April 1851 enthält das „Fünfte Generalsendschreiben" (Fifth General Epistle) der „Latter Day-Saints vom Salzseethal (Salt Lake Valley) an die Heiligen, die über die ganze Erde verstreut sind." Dieses Sendschreiben enthält viel statistische Kunde, betreffend das Gelingen und die Wirksamkeit und Fruchtbarkeit dieses Volkes und Landes. Diese Epistel der Heiligen frohlockt über die Ausbreitung des Mormonismus nach allen Ländern, in Europa, Asien, Afrika, Ost- und Westindien und Amerika, und diese Ausbreitung und reißend schnelle Zunahme der Heiligen wird verkündet als ein Zeichen der nahen Ankunft des Messias. Ueberdieß erklären die Heiligen, daß Bürgerkriege, die Cholera, Streit und Hader unter den christlichen Secten, Erdbeben, Wirbelwinde, Orkane, Tornados u. s. w. sichere Anzeichen sind, daß die „Zukunft Christi nahe ist." Die himmlischen Theorien verlassend, kommen die Heiligen zur Erde herab. Sie sagen, der Winter ist sehr mild gewesen, und sehr wenig Schnee, verschiedene Korn- und Sägemühlen sind erbaut, Schindeln gefertigt, Dreschmaschinen in Gang gesetzt worden, das Rathhaus ungefähr fertig, das warme Quellbad ganz fertig, das Zehntenmagazin bereits in Gebrauch, der Bau einer Töpferei beinahe vollendet, die Errichtung einer Sägemühle beschlossen, so wie die Verfertigung von Porcellan- und Messerschmiedswaaren. Im März säeten die Bauern ihren Waizen. Eine Mormonen-Colonie ist gegründet worden in Iron County, 250 (engl.) Meilen im Süden von Salt Lake City. Einige Familien und 130 Mann mit Gespännen, Saat und Arbeitsgeräth wurden am 7 Dec. 1850 abgeschickt, und nach der letzten Nachricht von ihnen hatten sie ein Feld von 1600 Acres, wovon 400 besäet, Wasser die Fülle, Holz, Eisenerz, Alaun und Aussichten auf Kohlen. Das „Quorum der Siebenziger" hat beschlossen, eine große Rotunda in Salt Lake City zu erbauen, die den Namen der „Wissenschafts-Halle der Siebenziger" (Seventies Hall of Science) führen soll. Gouverneur Young ist der Curator und Oberaufseher. Etwa 300 Auswanderer überwinterten bei den Heiligen und brachen im Frühling von da nach den Gold-Diggings auf. Eine Niederlassung soll im südlichen Theil von Californien nicht weit von San Diego angelegt werden, und 150 Wagen unter der Aufsicht der Aeltesten, Lyman Rich und Charles Rich, reisten im März nach dem Ort ab. Eine zusammenhängende Linie von Stationen oder Erfrischungsplätzen bis zum stillen Meer soll auf dieser Route errichtet werden. Die City (d. i. Mormonen-Stadt, sonst Salt Lake City) bildet sich in Gestalt von Blocks,[1] statt Wards, Schattenbäume werden gepflanzt, Schulhäuser gebaut und Maßregeln getroffen zur Abwendung etwaniger Plünderungen von Auswanderern nach Californien. Die Epistel theilt uns mit, daß die „12 Apostel außer Landes sind," ausgenommen 2: Orson Hyde ist in Java, Pratt ist auf dem Wege nach den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln und Chili, Orson Pratt ist in den Staaten,[2] wird aber zurück erwartet, Taylor war zu Boulogne in Frankreich, mit Predigen, Uebersetzen und Herausgabe beschäftigt, Snow hat die italienischen Staaten besucht, und hat sich jetzt in der Schweiz niedergelassen, Erastus Snow ist in Kopenhagen, und das gute Werk gedeiht in Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland und jener ganzen Gegend, Richard steht der „Kirche" (church)[3] in den britischen Inseln vor, und sein Dienstlocal ist in Liverpool, Smith ist Vorsteher in Iron County, und die beiden Richs sind auf der Reise zur Gründung einer Siedelung unweit San Diego. Schließlich ermahnt die Epistel die Heiligen in den Vereinigten Staaten und Canada, „wofern sie wünschen, das Werk des Herrn gelingen zu sehen," aufzustehen wie Ein Mann und nach Deseret zu kommen, „wo sie mehr für Zion thun können in einem Jahre, als sie in vielen Jahren können wo sie jetzt sind." Obgleich die Heiligen in lauten Worten von der Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen glücklichen Lage sprechen, so ist es doch unmöglich, daß ein solches Gemeinwesen ein langes Gedeihen haben kann, und wenn sonst nichts an seiner Zerstörung arbeiten wird, muß Ausschweifung das Werk vollenden. Geistiges Weibthum (spiritual wifedom), welches nichts weniger ist als zügellose Ausschweifung, macht einen Theil ihres Religionssystems aus, obgleich es gute Beispiele der Sittlichkeit geben mag. Doch Fanatismus und Betrügerei muß seine Zeit haben und dann seinen bittern Lohn ernten."

[1] Blocks sind mehrere Häuser, die ein Viereck bilden, Ward ist der gewöhnliche Name für Stadtviertel.

[2] D. i. die Vereinigten Staaten.

Californischer Rachezug gegen ein Indianer-Dorf.

(Aus Kelly's „Excursion to California" etc.)

Ein blutiger, hinterlistig angelegter Mord ward von einem Indianerhaufen verübt, und es ward einmüthiglich beschlossen, daß sofort eine Gesellschaft enrollirt werden sollte, um nach dem Dorf der Indianer zu rücken und ihnen durch Verhängung summarischer Strafe eine Lection zu geben, welche sie von einem neuen Versuch einer That von so blutiger Verrätherei abschrecken würde. 52 schrieben ihren Namen in die Musterrolle für den Marsch am nächsten Morgen, aber nur 27 kamen zum Verlesen, während die andern zu ihrer Entschuldigung die Beschaffenheit des Tages anführten, welcher wahrlich schrecklich war, da indeß die prompte Vergeltung den Effect unsrer Rache vergrößern mußte, so zogen wir fort, weder von dem ungestümen Wetter, noch von dem Abbruch in unsrer Truppenstärke geschreckt; nachdem wir unser Gepäck nach einem so kleinen Maßstabe eingerichtet hatten, daß wir sicher und klüglich es damit wagen konnten, nur ein einziges Blanket (wollene Decke) jeder mitnehmend, nebst knapp gemessenem Proviant auf vier Tage, damit sich unsre Bewegungen so wenig als möglich in Hindernisse verwickelten. Unter großen Anstrengungen gelangten wir die Nacht des zweiten Tages, welche schneidend kalt war, bis innerhalb einer (engl.) Meile von ihrem Dorf, doch lieber als daß wir sie im voraus vor unsrer Nähe warnten, beschlossen wir, auf Behaglichkeit und Vortheile eines Feuers zu verzichten und unser Abendessen und das Frühstück des folgenden Morgens bei Brod, Kaffee und rohem Speck zu halten. Auf solche Weise gelang es uns, etwas vor Sonnenaufgang dem Wohnplatz des Feindes in Sicht zu kommen, welcher auf einem Land-Ellbogen lag, der von einer Krümmung der Bucht gebildet wird, die jetzt so angeschwollen und reißend war, daß ihnen sehr geringe Chancen zum Rückzug übrig blieben und ein hartnäckiger Kampf unvermeidlich geworden. Ihre Mannschaft, wie wir nach der Zahl der Hütten rechneten, muß ganz nahe an 200 stark gewesen seyn — ein sehr großes Mißverhältniß zu unsrer kleinen Bande, und was unsre Lage noch ernster machte, war die Thatsache, daß, wofern wir bei irgend einem Vorgang in der Affaire erschlafften, pausirten oder das geringste Symptom von Schwäche oder Rückweichen zeigten, unser Urtheil unterschrieben seyn würde, denn eingeklemmt wie sie waren, würden sie

[3] Dieser Ausdruck ist englischen Conformisten ein Gräuel, die jede Kirche außer ihrer eine Capelle (chapel) nennen.

sicherlich heranstürzen und uns überwältigen — allein unsre Mission, darin waren wir uns alle und jeder einig — sollte vollführt werden, so viel es an uns läge, selbst wenn Vernichtung die Folge seyn würde. Wir wurden bemerkt, bevor wir innerhalb Büchsenweite gekommen, und alsbald machte ein wildes Geschrei die Wigwams von allen ihren männlichen Bewohnern leer, welche mit ihrem Bogen in der Hand eiligst ihre Röcke um sich schlangen. Wir konnten das summende Getöse ernster Unterredung hören, als ob sie mit einander zu Rathe gingen, auf welche Weise sie zu verfahren hätten, während dessen sie häufig mit Besorgniß auf die Hütten hinzeigten, als ob sie zweifelten, welchen Weg sie einschlagen sollten in Betreff ihrer Squaws (Weiber) und Kinder, deren einzige Art der Flucht über die Bucht seyn würde, wo der Stromlauf zu der Zeit die Kräfte des besten Schwimmers auf die Probe stellen würde. Im Centrum der Horde war ein Wilder von alles überragender Statur zu sehen, den wir uns als den merkten, der die großen Fußspuren bei der Mordscene zurückgelassen. Wir schritten immer langsam und stätig vorwärts unter einem blendenden Schlossenschauer, und als wir unsre Waffen erhoben auf das Wort „Fertig" („Ready"), schossen sie einen vollen Flug Pfeile ab, die jedoch entweder nicht reichten oder so matt geworden waren, daß sie leicht gestoppt und ausgewichen waren, wie man in der That, wenn man wohl Acht gibt, bei den meisten derselben kann, wenn sie 60 bis 70 Yards geflogen. Gleich nach der Salve stürzte der große Indianer nach der Fronte, nahm den Bogen in die linke Hand und schwenkte ein Tomahawk in der andern, wie zur Leitung eines Angriffs, doch eine Salve aus neun Büchsen mit tödlicher Wirkung hemmte sie, eben im Begriff zum Sprung auf seinen Ruf. Wir rückten immer näher und luden wieder, als ein zweiter Pfeilregen uns entgegenflog, dem der große Indianer und ein zahlreicher Haufe folgten; da sie es auf ein Handgemeng abgesehen hatten, kamen sie mit höllischem Geheul heran innerhalb kurzer Pistolenschußweite. Jetzt bekamen sie eine Salve von Kugeln und Schrot von den andern 18 Flinten, die ihren Anmarsch zum Wanken und Weichen brachte. Einmal gewendet, ward die Flucht allgemein und verwirrt, indem alle zurückstürzten zwischen die Wigwams hinein und viele in den Strom sprangen in Begleitung ihrer Weiber, die ihre kleinen Kinder im Arm hielten, die denn bald von seinen wallenden Strudeln verschlungen wurden. Wir thaten noch einige Schüsse in ihre Wohnungen aus Baumrinde, und aus dem erfolgten Heulen zu schließen, mit tödlicher Wirkung; da uns aber däuchte, daß unsre Vergeltungsmaßregel volle Genüge geschehen, hörten wir auf zu schießen und zogen uns in kaltblütiger und besonnener Weise zurück, nachdem wir 23 Leichen auf dem Boden gelassen hatten. Erst jetzt ward es allgemein bekannt, daß zwei von unsern Leuten, William Freeman und Thomas Hoyle, verwundet worden, der erstere im Arm durch den Biceps, der andre in der Lende ein wenig unter der Schamleiste. Bei Freeman war eine Arterie gerissen, und das Bluten war so stark, daß es eine Syncope (Ohnmacht) herbeiführte, ungeachtet aller unserer Bemühungen, dasselbe zu stillen, selbst mit Hülfe eines Tourniquet (Aderpresse), was uns in einem ängstlichen Zustande von Ungewißheit ließ, ob wir im Stande seyn würden, ihn lebendig nach der Niederlassung zu bringen, wo man ärztliche Hülfe, so wie sie war, erhalten konnte. Allerdings war es ein großes Versehen bei der Expedition, ohne einen Arzt wegzugehen, wo aller Grund vorhanden war vorauszusehen, daß seine Dienste vonnöthen wurden, und sich ein so reichliches Maaß dieser Professiion in unserm Gemeinwesen fand. Wir bauten uns einen Schlitten von starken Zweigen und Reisig, legten Freeman darauf, und ein jeder gab seine Decke her, um es ihm so bequem als möglich zu machen. Wir machten Brassen (Stricke) und Brustriemen aus Weinranken, mittelst deren sich sechs zur Zeit vor das rohe Fuhrwerk spannten. Es war ein höchst ermüdendes Unternehmen und ging so langsam, daß man fast ganz dabei entmuthigt ward, während es unbarmherzig schloßte und stürmte. Ich werde nie die jämmerliche Nacht vergessen, die wir verlebten, ohne irgend ein Feuer und ohne Bedeckung, die wir dem armen Dulder gegeben, auch ohne den geringsten Schutz, da das starke Tröpfeln von den Bäumen uns ins Freie trieb, mit ungekochter Speise und knapper Kost für die Reise. Die Pfeife und Cigarre, welche mit Mühe angezündet wurden, schienen die einzige Hülfe und Behaglichkeit zu gewähren, und zum erstenmal in meinem Leben machte ich einen mißlungenen Versuch zu rauchen. Die rauhen durchdringenden Schlossen hemmten fast die Circulation, so wie wir standen knietief im Schlamm, der um den Schlitten herumgehäuft lag, um nach dem Verwundeten zu sehen und eine Gluth animalischer Hitze um ihn her zu concentriren, doch lange vor Anbruch des Tages waren wir bereits jämmerlich durchkältet und erstarret, es war physisch unerträglich, und wir beschlossen daher, uns in Bewegung zu setzen, machten uns auf den Weg, um durch Anstrengung den lähmenden Wirkungen der Kälte entgegenzuwirken, während drei der rüstigsten unter uns voraus nach dem Lager gingen um Hülfe und Proviant; diese schickten uns ein Hülfscorps, das bei uns eintraf, als wir noch früh am Tage Halt gemacht und zwar rein aus Unfähigkeit, den Schlitten irgend weiter zu ziehen, in Folge unsrer Erschöpfung, die hauptsächlich von Mangel an Speise und Kleidung herrührte. Wir waren in der Lage uns den Abend ein Feuer anzuzünden, nachdem Regen und Schlossen aufgehört, und wurden auch mit warmem Kaffee erfreut oder Branntwein für die, die ihn vorzogen, wovon der arme Freeman wieder auflebte, der sehr herunter war, allein er lebte nur noch wenige Tage, nachdem er heim gekommen war, da der kalte Brand sich eingestellt hatte und seinen Leiden bald ein Ende machte. Auch Hoyle, der thörichter Weise darauf bestand, beim Schlitten ziehen zu helfen, fand seine Wunde heftig inflammirt, und da um die Zeit ein schlimmes Fieber dazu getreten, ward er hingerafft, so daß am Ende unser Sieg ziemlich theuer erkauft war.

Miscellen.

Maciejowskis polnische Literaturgeschichte. Maciejowski ist vielfach bekannt durch seine Forschungen über alte slawische, namentlich polnische Volks- und Rechtsgeschichte; besitzt er auch, wie manche ihm vorwarfen, mehr Sammlerfleiß als Geist, so muß doch die lange Beschäftigung mit einem solchen Gegenstand eine Bekanntschaft herbeiführen, die einen ziemlich bedeutenden Erfolg verbürgt. Er hat jetzt, nach dem Bericht der Vesna (Nr. 80 vom 12 Julius), die drei ersten Hefte eines Werks über die „polnische Literatur" von den ältesten Zeiten bis zum J. 1830 herausgegeben. Diese Hefte umfassen viele Artikel, aus deren Ueberschrift schon man ersieht, welchen Gang Hr. Mac. einschlägt. Zuerst kommt ein Artikel über die „historische Entwicklung der Volksliteratur." „Woraus entsprang die Volksliteratur?" „Ihre Vergangenheit und Gegenwart;" „historische Entwicklung der Volkslieder, Sagen, Anekdoten und Sprüchwörter." „Erster Keim des jetzigen Romans." „Uebersicht der Handschriften." „Uebersicht der ersten polnischen Drucke." Der Verfasser ist jetzt an der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Mit dem vierten Heft soll sich der erste Band schließen, und das ganze Werk deren drei erhalten.

•

Die archäologischen und geschichtlichen Arbeiten der Russen verdienen mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: das Studium der Geschichte ist das Studium der Politik, und die Nation kann sich nicht mit der einen bekannt machen, ohne auch mit der andern bekannt zu werden. In diesem Jahr ist bereits (siehe Vesna vom 15 Julius) der fünfte Theil der vollständigen Sammlung russischer Chroniken erschienen, von den Supplementen zu den historischen Actenstücken der vierte Theil von den Acten, die sich auf die Geschichte des westlichen Rußlands (d. h. Litthauens und Wolhyniens) beziehen, gleichfalls der vierte Theil, und endlich ist eine neue Sammlung fremder Geschichtschreiber über Rußland begonnen worden.

•

Eine polnische Nationalbibliothek soll zu Paris in einem besondern Hause gegründet werden. Bis zum Ende Junius waren bereits über 10,000 Fr. beisammen. (Vesna 8 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 192. 12 August 1851.

Die Manguthöhle.

(Nordische Biene vom 30 April und Journal des Ministeriums des Innern vom März.)

Ein Hr. Mordwinoff, Lehrer an der Kreisschule in Nertschinsk reiste an der chinesischen Gränze hin, und hielt sich eine Zeit lang am Onon in der Gränzstation Mangut auf. Hier erzählten ihm die Kosaken, daß 15 Werste davon eine Höhle sich finde, die von Menschenhänden in den steilen Felsen eingehauen sey. Hr. Mordwinoff ging nach dem bezeichneten Orte, und fand auch wirklich in einem malerischen, von hohen Bergen umsäumten Thale einen Felsenabhang, eigentlich die schroffe Seite eines steinigen Berges, an welcher eine Oeffnung zu ersehen war. Der Abhang erhob sich perpendikulär 13 Klafter hoch, und die Höhle nahm den Raum zwischen 5 und 7 Klaftern vom Gipfel ein. Um in dieselbe hinaufzusteigen, waren Stufen in den Felsen eingehauen, jedoch nicht gerade, sondern von der rechten Seite her in der Diagonale. Die Höhle ist gewölbartig ausgehauen, der Boden darin uneben. An der vordern Mauer, gerade dem Eingang gegenüber, ist eine Vertiefung oder Nische angebracht, wie um hier etwas niederzulegen oder auch um ein Feuer anzuzünden. Die Länge der Höhle ist 12, die Breite 6 Schritte. Am Felsenabhang neben der Höhle sieht man einige mit schwarzer und rother Farbe geschriebene Zeilen in chinesischer, tibetanischer und mongolischer Sprache[1]; ein Theil derselben ist verwittert, der andere völlig erhalten. Leider versteht Hr. Mordwinoff keine dieser Sprachen, und war auch allem Orientalischen dermaaßen fremd, daß er sich nicht einmal zu bestimmen getraute, in welcher Sprache die merkwürdigen Zeilen abgefaßt seyen. Er legte indeß die Beschreibung der Höhle in einem russischen Journale, dem Moskowitanin von 1842, nieder. Mehrere Jahre später kam dieser Artikel dem bekannten Sinologen, Pater Hyacinth Bitschurin, vor Augen; dieser forschte in den chinesischen Geschichtschreibern nach, und fand zu seinem Erstaunen zwei Stellen, welche sich seiner Ansicht nach auf diese Höhle beziehen.

In der chinesischen Chronik, Han-mu betitelt, die im 12ten Jahrhundert nach Chr. abgefaßt wurde, heißt es: „Unter der Regierung des Tai-zsun im vierten Regierungsjahre Tschan-huns (443 n. Ch.) kam aus dem Gebiete Uochen ein Gesandter an das Haus Wei. Als diese Familie noch in den nördlichen Steppen wohnte, hieß sie in den Felsen Tempel für ihre Voraltern ausgraben. Ein Tempel findet sich in dem Gebiet Uochen gegen Nordwesten; er hat 70' Höhe, 90 Schritt (jeder zu 5 engl. Fuß) Tiefe. Der Gesandte berichtete, daß dieser Tempel noch jetzt bestehe. Der Herrscher aus dem Hause Wei sandte einen Botschafter ab, um in denselben ein Opfer darzubringen. Der Botschafter ließ an der Wand des Tempels ein Opfergebet aushauen und kehrte zurück. Der Tempel ist von der Stadt Pin-tschen 4000 Li entfernt." In der Geschichte der nördlichen Familien, welche nicht später als im 7ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfaßt wurde, heißt es: „Unter der Herrschaft des Toi-Wu, im vierten Jahre der Regierung Tschen-huns (453 n. Chr.) berichtete man bei einem großen Feldzuge, daß in dem Gebiet Uochen gegen Nordwesten ein steinernes Gebäude der verstorbenen Vorfahren des Hauses Wei sich finde, das von Süden nach Norden 90, von Osten nach Westen 40 Schritte und 70' Höhe habe. Hier wohnt eine Gottheit und viele beten dieselbe an. Toi-Wu schickte dahin einen Beamten, Li-tschan, welcher ein Opfer im Tempel darbrachte, ein Gebet an der Wand aushauen ließ und dann zurückkehrte."

P. Hyacinth fügt folgende historische Erklärung hinzu. Am Ende des 3ten Jahrhunderts vor Chr. verstärkt sich in der Mongolei ein Volk, das die chinesischen Geschichtschreiber Chunnu[2] nennen. Die um dasselbe her nomadisirenden Völker türkischer und mongolischer Abkunft unterwarfen sich theils den Hunnen, theils zogen sie in andere Gegenden. Unter diesen zog der Stamm Toba gegen Nordosten, und nahm die Gegenden an den Flüssen Argun und Onon ein im Süden des jetzigen Gouvernements Irkutsk. Einige Jahrhunderte vergingen, das Volk der Toba mehrte sich, wurde stark und zog, man weiß nicht aus welchen Ursachen, nach seinen ehemaligen Wohnsitzen; es schlug das zahlreiche Heer der Hunnen, besetzte das nördliche China, und gründete seinen Sitz in der Stadt Pin-Tschen. Der Chan der Toba-Jul nahm als die Benennung seiner Dynastie den Namen Wei an. Unter dem dritten Chan aus dieser Dynastie erschien der Gesandte aus dem Gebiet Uochen und berichtete von dem alten Tempel. Auf Grund dieser eben mitgetheilten Auszüge nimmt P. Hyacinth an, die Manguthöhle sey dieser selbe Tempel, von welchem der Gesandte aus dem Gebiet Uochen berichtete. Zu gleicher Zeit drückt er aber seinen Zweifel über die Inschriften aus, ob sie außer der chinesischen in der tangutischen und mongolischen Sprache verfaßt gewesen; er glaubt die tangutische und mongolische Schrift könnte dem Gesandten des Chans Tai-wu

[1] So sagen wenigstens die umwohnenden Lamas, ob auf diese Ansicht viel Gewicht zu legen, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

[2] Das sollen natürlich die Hunnen seyn; diese Nachricht steht aber mit den Forschungen, welche die Hunnen mehr ins Gebiet von Tibet versetzen, in directem Widerspruch, und doch hat letzterer sehr viel für sich. Obgenannte Nachricht ist indeß jedenfalls ein neuer Beweis des ewigen Schwankens der Herrschaft in Nordasien.

im 5ten Jahrhundert nicht bekannt gewesen seyn und die letztere habe damals kaum noch bestanden.[1]

Der von Pater Hyacinth ausgesprochene Zweifel verstärkt sich noch wenn man nach folgende Umstände in Erwägung zieht. 1) an der chinesischen Gränze, in der Nähe des Flusses Argun am Bache Bifusemba, ist an einem steilen Felsen eine mit rother Farbe gezeichnete, von Drachen eingefaßte, und unter dem überhangenden Felsen sehr gut erhaltene Inschrift, die leider noch kein schriftkundiger Mensch in Augenschein genommen hat; der Stamm Toba nomadisirte auch in diesen Gegenden. 2) Nahe am Fluß Argun tritt der Bach Kondui in Felsen ein; nicht weit davon sieht man die Trümmer eines alten Gebäudes; eine Beschreibung derselben entnehmen wir dem sibirischen Anzeiger vom Jahr 1819. Etwa vier Meilen von dem Orte, wo der Bach Kondui sich unter einem Steinhaufen verliert, und in gleicher Entfernung von der Slobade Kondui sieht man die Ruinen eines alten Baues, der im Fundament eine Kreuzgestalt hatte, mit seiner Länge von Norden nach Süden stand, und in dieser Richtung 48 Klafter Länge und 28 Klafter Breite hatte; an der breitesten Stelle des Kreuzes war der Bau aus ungebrannten, in der Form unregelmäßigen, aber aus dichtem Lehm ausgeschnittenen Luftziegeln gebaut. Die Länge eines solchen Lehmstücks betrug 32″ (1 Arschin), die Breite 24″ ($^3/_4$ Arschin). Der Boden war mit Backsteinen ausgelegt auf einem in ungewöhnlicher Weise hergerichteten Grunde, denn er bestand aus übereinander liegenden sehr fest gestampften Schichten von Schutt und Lehm. Die Thonschichte war 24″ die Schuttschichte 8″ dick. Das ganze Fundament bestand aus sechs Schichten von drei Arschinen ($6^2/_3$ rh. Fuß) Dicke. Innen im Gebäude lagen 30 runde Granit-Fußgestelle von 1, $1^1/_2$ und $1^3/_4$ Arschinen im Durchmesser. Diese standen nicht unordentlich durcheinander, fast in zwei Linien, und dienten wahrscheinlich als Unterstock für Säulen, welche die Decke trugen. Hier fand man auch 20 aus Granit ausgehauene Drachenköpfe; sie waren vermuthlich in die Wand eingefügt, und unterstützten das Karnieß oder irgend einen Querbalken; die Größe und Gestalt der Drachen ist nicht gleichförmig und zeigt stark den Styl der chinesischen Sculptur.

Aus der unbedeutenden Menge der noch vorhandenen Backsteine kann man schließen, daß das Gebäude nicht sehr hoch war, vielleicht aber auch, daß viele Backsteine von hier fortgenommen wurden. Ziegel mit weißer, gelber und grüner Glasur beweisen, daß das Gebäude ein Dach hatte; auch auf den Ziegeln sieht man Abbildungen, welche auf China hinweisen. Das hohe Alterthum des Baues geht auch daraus hervor, daß er mit Erde bedeckt und mit Rasen überwachsen ist; er wurde zufälligerweise durch einen neugierigen Schätzesucher entdeckt. Die ungewöhnliche Höhe des Hügels erweckte schon lange die Aufmerksamkeit der Bewohner des Dorfes Kondui, aber an die Aufgrabung wollte sich keiner machen; endlich hob einer den Rasen ab, fing an mit dem Spaten zu graben, und entdeckte die Mauer. Der Kosakenunterofficier Gepaff, der im Dorfe lebte, ließ das Gebäude bis auf den Grund aufgraben, und verwendete die herausgenommenen Backsteine zum Bau einer Kirche. In der Nähe der Trümmer bemerkte man eine Erhöhung und eine Vertiefung, die auf Wälle und Graben zu deuten scheinen.

Von diesen Trümmern wußte Peter Hyacinth nichts, und darum wandte er seine Aufmerksamkeit nur auf die Höhle von Mangut. Wir wollen nun die von ihm aus den chinesischen Geschichtschreibern citirten Stellen kritisch beleuchten. Die Chronik Han-mu wurde im 12ten Jahrhundert geschrieben, und entlehnte ihre Nachrichten aus andern Quellen, darunter wahrscheinlich auch aus der Geschichte der nördlichen Höfe, die viel früher, nämlich im 7ten Jahrhundert n. Chr., geschrieben wurde. Die Chronik Han-mu spricht von Höhlen, aber die Geschichte der nördlichen Höfe weist auf ein steinernes Gebäude hin, das den Herrschern aus dem Hause der Toba gehörte. Ma-tuan-lin, ein Geschichtschreiber des 17ten Jahrhunderts, spricht gleichfalls von einem steinernen Gebäude, das den Chanen des Toba-Volkes gehört habe. Somit gründet sich die Ansicht, daß die Manguthöhle ein Tempel der Ahnherren des Hauses Wei gewesen, einzig auf die Geschichte Han-mu. Mardwinoff sagt ferner, die Manguthöhle sey 12 Schritte lang und 6 breit, der ganze Felsen nicht höher als ungefähr 30 Klafter. Han-mu, die Geschichte der nördlichen Höfe und Ma-tuan-lin schreiben aber einstimmig, daß das Gebäude von Norden nach Süden 90, in der Breite 40 Schritte und in der Höhe 70′ gehabt habe. Ein chinesischer Schritt hat 5 Fuß, die dem englischen Fuß sehr nahe kommen: die Länge des Gebäudes betrug also 450′, die Breite 200′; erstere gibt (mit 7 dividirt) 64, letztere 28 russische Klafter; die 70′ Höhe geben 10 Klafter; diese Zahlen stimmen also mit denen der Manguthöhle gar nicht überein, und die chinesischen Geschichtschreiber schreiben von etwas anderem, größerem. Die Trümmer am Flüßchen Kondui messen 48 Kl. in die Länge und 28 in der Breite; letztere Zahl trifft also genau zu, und nur bei der Länge fehlen 16 Kl.; nimmt man aber an, daß der Gesandte des Volks von Uochen nach den Ausbiegungen und nicht in gerader Linie gemessen habe, so kommen allenfalls auch die fehlenden 16 Kl. noch heraus.

Das Han-mu, die Geschichte der nordischen Höfe und Ma-tuan-lin sagen übereinstimmend, der Gesandte des Chans aus dem Hause Wei habe ein Opfergebet auf der Mauer des Gebäudes ausgehauen, an der Manguthöhle ist sie aber nicht ausgehauen sondern geschrieben. An den Trümmern in der Nähe des Kondui hat sich keine solche ausgehauene Schrift gefunden, aber wer kann sagen, ob nicht dieß merkwürdige Zeugniß noch im Boden liegt oder in die Mauer der Kirche gewandert ist. Es ist somit die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Ruinen am Kondui zu einem Palast gehörten, der von irgend einem Chan des Volks Toba, ungefähr um die Geburt Christi errichtet wurde, und zwar von Arbeitern und Künstlern, die man aus China berief. So machte es auch Chan Ugede, der den Palast in Karakorum baute.

Der Verfasser dieser Betrachtungen, ein Hr. Schtschukin, von dessen Aufsätzen über Sibirien wir schon mehreres mittheilten, tritt also hier, und nicht mit Ungeschick gegen den gelehrten P. Bitschurin auf, letzterer aber ist der Ansicht, die Manguthöhle sey noch vor Chr. Geburt ausgehauen worden, und die Inschriften könnten wohl nicht später als in die Mitte des fünften Jahrhunderts fallen; damals aber bestand die tibetanische und mongolische Schrift noch nicht; er wünscht deßhalb sehr, daß man sich eine sichere Abschrift der Inschriften verschaffen könnte. Hr. Schtschukin ist einer viel nüchternern Ansicht: er meint die Manguthöhle sey nichts als die Wohnung irgend eines lamaitischen Einsiedlers gewesen, wie man denn solche Fanatiker noch jetzt in der Mongolei finden könne; sie leben in Höhlen, nähren sich von Gras und allem möglichen, und wenn sie alt werden, erfrieren sie im ersten kalten Winter.

[1] Die mongolische Schrift ist sichtlich aus der alten steifen syrischen Estrangeloschrift hervorgegangen und durch die Nestorianer dahin gebracht worden, schwerlich vor dem 6ten Jahrhundert. A. d. R.

Auswandererbericht aus Australien.

Bahia. — Port Adelaide.

(Schluß.)

Von jetzt an beginnt eine Reise, die wohl an Langweiligkeit nicht übertroffen werden kann. Der ewige Anblick von Himmel und Wasser wird nur selten durch ein bemerkenswerthes Ereigniß unterbrochen. Das Tagebuch springt in oft weiten Sätzen über die verlebten Tage. Die eingekauften Vorräthe von Bahia waren gar bald aufgezehrt und der Schiffsproviant hatte auch so abgenommen, daß die Kost wahrhaft ekelerregend wurde. Dem Capitän machten die Passagiere den Kopf häßlich warm, ehe er sich entschließen konnte, von dem ebenfalls miserablen Cajütenproviant abzugeben. Ich begreife es nicht wie es mancher bei dieser wahrhaft erbärmlichen Nahrung ausgehalten hat; ich schätzte mich glücklich nicht Zwischendeckspassagier zu seyn, die Cajüte hat doch in diesem Verhältniß etwas Ersatz. Gegen Ende erreichte die Mißstimmung über schlechte Nahrungsmittel den höchsten Grad. Die Passagiere hatten Tag für Tag harte Erbsen mit verdorbenem grünlichem Schweln- und Rindfleich und Abends bläuliche klumpige Mehlsuppe, in tintenähnlichem Wasser gekocht, zu verzehren. Kann ein Körper da gesund bleiben? Unsere Rheder und Ausrüster, Sloman et Knorr und Janssen in Hamburg verdienten . . . . . . zu werden, ein Schiff mit Menschen gepackt mit solchem jämmerlichen Proviant nach Australien zu schicken, eine Reise, die wir zwar glücklich in vier Monaten gemacht haben, die aber leicht auch sechs Monate dauern konnte. Wäre dieß eingetreten, so hätten wir Schuhleder kauen müssen.

29 August. Bei starkem Nebel ließ sich früh 9 Uhr Land erkennen. Die Ankerketten wurden bereit gelegt. Gegen 11 Uhr passirten wir ziemlich nahe die nackten Felsen, Känguruh-Eiland; um 12 Uhr endlich wurde die Küste des Festlandes von Australien sichtbar. Nachmittag schlug der Wind um und wurde so heftig bei Regen und Nebel, daß wir beinahe noch so kurz vor der Ankunft an unserem Ziele Kinder des Todes wurden. Die Segel waren gerefft. Zwei Matrosen sondirten fortwährend mit dem Senkblei nach Grund, der ziemlich flach lag. Der Capitän wollte die bevorstehende Nacht Anker legen und dadurch das höchst gefährliche Laviren bei diesem Wetter in unbekanntem Wasser vermeiden, aber der Wind war so stark, daß wir der noch größern Gefahr von den Ankern gerissen zu werden, ausgesetzt waren. Plötzlich ruft einer der Passagiere seinem Nebenmann zu: „siehst Du da nicht Land?" der Steuermann hört es, fliegt auf, läuft so schnell er kann zum Capitän und mit donnerndem Commando „Ree" wurde das Schiff gewandt. Durch den starken Nebel hatten wir uns der Küste auf einen Büchsenschuß genähert und 5 Minuten später nach dem Commando hätten wir auf dem Grunde gesessen und strandeten. Der Wind hielt an und wir mußten laviren die ganze Nacht durch. Der Capitän lief ängstlich auf dem Deck umher und bemühte sich die Passagiere zu beruhigen und zu ermuthigen. Diese Nacht war wohl die schlimmste der ganzen Reise. Sie verging jedoch ohne Unglück, der Wind wurde schwächer und günstig, so daß wir am 30 August Mittags bei dem Wachtschiffe im Busen von Adelaide Anker warfen. Um 2 Uhr erschien der Lootse mit dem Dampfer, um uns durch die schlechte, gekrümmte Einfahrt in den Hafen zu bugsiren und gegen 4 Uhr langten wir nach 4monatlicher Reise in Port Adelaide an.

Das Entrée dieser Colonie ist durchaus nicht den Erwartungen entsprechend, die man sich von Australien macht. Die Küste ist eine Sandwüste mit wenig und kurzem Gestrüpp bewachsen. Der Anblick war für die neugierigen Einwanderer sehr niederschlagend. Kaum in dem Hafen angekommen, stiegen wir an das Land und machten unwillkürlich die tollsten Bockssprünge, weil wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Die Stadt Adelaide ist 7 Meilen von Port Adelaide entfernt, und bei dem frühen Dunkelwerden blieben wir in einem Wirthshaus sitzen. Es war hier Winter und ein Wetter wie in Deutschland im November, ein Morast daß man bis an die Knie einsank. Wir sprachen mit mehreren Deutschen über die Colonie in Bezug auf Erwerb, wurden aber so entmuthigt, daß wir gar bald traurig an Bord gingen und in die Kojen schlichen. Für Handwerker, außer Tischler, Schuster etc. wenig Aussicht Unterkommen zu finden; Kaufleute, Künstler, Gelehrte ohne Vermögen ohne andere Aussicht als Schäfer, Handarbeiter oder Bullentreiber zu werden. Ein schöner Trost!

Des andern Tages gingen wir in die Stadt, um eine Wohnung zu miethen und Erkundigungen einzuziehen. Leider bestätigte sich das gestern Gehörte, wenn auch manchmal nur theilweise. Wer kein Geld hat, muß Handarbeiter werden. R. mein bester Freund ging, da er in der Stadt keine Beschäftigung finden konnte, in das bewohnte Innere der Provinz, kam aber bald zurück ohne eine Stelle gefunden zu haben. So wenig wie möglich von meinem Capital zu verbrauchen war mein Vorsatz. Dann folgte ich dem Rathe älterer Colonisten, nicht eher ein Geschäft anzufangen, bis ich mit den Verhältnissen bekannt sey. Viel besser ist es zu Anfang hart zu arbeiten, und dann sicher in einer abgepaßten Gelegenheit handelnd auftreten zu können. Ich sah das ein, beschloß meine mitgebrachten Waaren zu veräußern, das Geld zu deponiren, und Arbeit, gleich viel welche, zu suchen. Die Waaren wurde ich meist sehr schlecht los, ja meist mit Verlust. Warnend rufe ich jedem zu: Bringe keine Waaren mit, wenn Du noch unbekannt mit der Colonie bist! Ich habe die Mühe gehabt die Kisten 5000 Meilen weit zu schleppen, Geld zuzusetzen und ausgelacht zu werden. Jeder bringe den Reisebedarf und das Geld in der Tasche mit, das ist das Beste.

Als ich meine Angelegenheiten geordnet hatte, ging ich mit R. wohlgemuth in blauer Blouse, schweren Schuhen, ein Bündel auf dem Rücken, auf unsere Knochen bauend, dem 90 engl. Meilen entfernten großen Kupferbergwerk Burra-Burra zu, wo Nachrichten zufolge Leute gesucht wurden. Wir fanden hier Arbeit bei einem wöchentlichen Lohn von 1 Pf. 1 Sch. (7 Thlr.) und so klopften wir denn tapfer mit tüchtigen Hämmern darauf los, eine schwere aber gesunde Arbeit. Man muß sich in die Colonieverhältnisse fügen. Arbeit ist hier keine Schande, gleichviel ob ich mich heute als ganz gewöhnlicher Arbeitsmann mit schmutzigem Anzug bei demselben Manne sehen lasse, zu dem ich morgen als Gentleman eingeladen bin. Heute gehe ich in Blouse, morgen im Frack, das ist alles einerlei, und dieser Mangel an Standesunterschied ist unser Vortheil. Ich denke noch einige Zeit an der Burra zu bleiben, und gelegentlich eine passendere Existenz zu suchen. Ich meine, wer festen Willen und Lust etwas zu thun hat, außerdem aber auch mit Gesundheit und derben Fäusten beglückt ist, der muß überall sein Brod verdienen können, und dieß bestätigt sich auch bei mir.

Chronik der Reisen.

Reise von Suez nach Java.

(Von einem holländischen Sanitätsbeamten.)

In Suez nahmen wir Passage auf dem Mailboate,[1] welches nach Aden, Ceylon u. s. w. fuhr. Die Passage kostete bis Singapore

[1] Postdampfschiffe

119 Pfd. St., wahrlich viel Geld! Diese Summe beträgt dasselbe, was man von England bis nach Singapore bezahlt, und dieß geschieht, um alle Reisenden zu zwingen, über England und nicht über Triest die Reise zu machen. Die Engländer sind ungehobelte eigensinnige Flegel, und mißbrauchen hier ihre Macht zum Nachtheile der Fremden, denn als wir uns über das eine und andere beklagten, warf man uns vor die Füße, daß wir mit einem englischen Schiffe fuhren, und daß uns ja niemand dazu zwänge! Man muß daher geduldig seyn!

Den 7 Junius Morgens 11 Uhr ließen wir uns in einem kleinen Boote nach dem auf der Rhede liegenden Dampfschiffe „Hindostan" bringen. Es war ein kolossales Schiff von beiläufig 600 Pferdekraft und beiläufig 1200 Tonnen groß; dabei war es sehr schön eingerichtet, vorzüglich der Long-Room oder die allgemeine große Cajüte, an deren Seiten die Cabinette für Damen und Verheurathete waren. Ihr Zahl betrug fünfzehn, jedes mit drei Schlafstellen; außerdem war unter dieser noch eine Untercajüte mit beiläufig zwanzig Kojen, und dann noch oben nach vorne, und auch hier darunter, so viele Kojen, daß man bequem 180 Passagiere bergen konnte; im Eßsaale (long-room) konnten beiläufig 136 Personen essen! Ueberhaupt war das Schiff im allgemeinen sehr schön eingerichtet und mit vielen Bequemlichkeiten versehen, z. B. mit Badezimmern, Canapees u. s. w., und die große Cajüte war sehr luftig; die Tafel war ziemlich gut, jedoch hätte ich eine holländische Schiffstafel [1] vorgezogen, denn man findet auf einer englischen Tafel nur wenig, kein oder schlechtes Gemüse, und dieß ist doch auf einer Seereise ein großes Bedürfniß; Wein und andre Getränke wurden uns in Ueberfluß gereicht. Die Vertheilung war folgendermaßen: Morgens sechs Uhr bekam jeder Passagier eine Tasse Thee oder Kaffee, ohne Milch mit einem Stückchen amerikanischen Schiffszwieback in die Koje gebracht; Schlag 9 Uhr wird in der Cajüte warm gefrühstückt, und dann gab es allerlei Fleischspeisen, Salm, Reis und Kerry, Eier, Butter, frisches Brod, Käse und Thee und Kaffee — früher auch Wein, doch ist dieß jetzt abgeschafft. Ich aß gewöhnlich etwas Reis und Kerry, nebst einem kleinen Stückchen Fleisch und trank ein Glas Wasser oder Milch dazu; man bekam zweimal des Tags, beim Frühstück (breakfast) und Mittags, ein Glas Eiswasser. Um 12 Uhr wurde das zweite Frühstück (Lunch) gebracht, welches nur aus Käse, Butter und Brod bestand, und allerlei Getränke als Bier (pale-ale), rothen Wein, weißen Wein, Porto, Madeira, Sherry und Brandy. Um 4 Uhr wurde zu Mittag gegessen, Suppe, viele Sorten Fleischspeisen, bisweilen wohl zwölf verschiedene, kein Gemüse, als geschmorte oder gedämpfte Zwiebel, gekochte Gurken und anderes nichts; aber beinahe täglich eine große Pastete von Tauben oder Schaffleisch; letzteres als Braten oder Ragout, spielte eine Hauptrolle — der Engländer kann ohne Mutton nicht leben; darnach kamen Kuchen, Backwerk und Tarten, und alle oben genannten Weinsorten auf Tafel, gewöhnlich wurde aber nur rother oder weißer französischer Wein, hier und da einmal Sherry getrunken. Nach dem Kuchen wurde das Tischtuch abgenommen und nun das Desert aufgetragen, welches aus Apfelsinen, Rosinen, Mandeln, Feigen, Käse, Gelées und Brod, weiters Madeira, Portwein und vielem andern besteht. Mittwochs und Sonntags wird auch Champagner getrunken, so viel man will! Aber nach Tisch wird kein Kaffee gesetzt, für mich eine bedeutende Entbehrung! Um $6\frac{1}{2}$ Uhr wurde Thee und Kaffee mit Zwieback präsentirt, und um 9 Uhr Brandy, Limonade, Sherry und Bier; Schlag 10 Uhr mußten alle Lampen in der großen Cajüte, und um $10\frac{1}{2}$ Uhr in allen Kojen ausgelöscht werden — so ging es alle Tage! Die Bedienung war ziemlich gut, aber bei der großen Menge Reisender dauert es bisweilen etwas lange! Einzelne unverheurathete Herren müssen gewöhnlich zu dreien in einer Koje wohnen; aber wir waren nur 65 Passagiere, und so glückte es mir durch einige Intriguen eine Koje für mich allein zu bekommen, auch Herr W. hatte eine allein.

[1] Man findet gewiß auf keinem Schiffe irgend einer Nation eine so gute Schiffstafel, wie auf den holländischen Ostindienfahrern, die sich in dieser Beziehung mit dem besten europäischen Gasthofe messen können.

Im allgemeinen ist mit den Engländern schwer zu verkehren, vorzüglich wenn man ihrer Sprache nicht recht mächtig ist! Glücklicherweise war noch ein Holländer, Herr B., Handlungsdiener auf Java, an Bord, und so hatten wir mit dem Hrn. W. und drei spanischen Officieren, welche französisch sprachen, einen Kreis unter uns, und bekümmerten uns wenig oder nichts um die englischen Flegel!

Wir dampften nun in den $1\frac{1}{2}$ Tagen den Meerbusen und die Meerenge von Suez durch, längs der afrikanischen und asiatischen Küste, ohne etwas merkwürdiges zu sehen; beide Küsten waren dürr und wüst, und boten nichts interessantes dar. Die Hitze war unerträglich: in der Sonne zeigte der Thermometer meist 40° R., und unter dem Zelte auf dem Verdecke, also im Schatten, reichlich 30°, während Nachts in den Cajüten die Hitze nie unter 25° R war! Dieß war denn auch die Ursache, daß es schon viele Kranke an Bord gab. Ich blieb bis jetzt verschont und gesund, hielt aber auch streng Diät und paßte gut auf.

Das rothe Meer bietet nichts merkwürdiges dar; außer dieser gräulichen Hitze hatten wir schönes Wetter und eine stille See, während zu anderen Zeiten die See hier ziemlich unruhig ist, doch nie so, wie am Vorgebirge der guten Hoffnung oder bei Isle de France.

Mittwochs den 12ten näherten wir uns der engen Straße, welche in die arabische See führt, und fuhren an vielen dürren und unfruchtbaren Felseninseln vorbei. Man kann hier deutlich sehen, daß auch hier Asien mit Afrika in frühesten Zeiten zusammenhing! Ich schließe hier; da wir diese Nacht in Aden ankommen sollen, von wo aus wir die Briefe durch die Mail von Bombay schicken können. Adieu! bis weiter! denn von Aden geht es nach Ceylon und von da schreibe ich wieder!

Den 13 Junius Morgens früh lagen wir in der Bay von Aden vor Anker, und hatten bis jetzt eine glückliche Fahrt; in Aden mußte unser Schiff die nöthigen Steinkohlen, circa 600 Tonnen (300 Schiffslast) einnehmen, wozu 24 Stunden nöthig waren. Die meisten Passagiere gingen daher an Land, um dem Steinkohlenschmutze aus dem Wege zu kommen, was ich daher auch that.

Aden, am äußersten Ende des rothen Meeres gelegen, wo diese See einen Bogen bildet, ist ein wüster Platz, überall mit Sand, Klippen und Bergen umgeben; die Stadt liegt in einem kleinen Thale: aber alles rund herum ist dürr und kahl, und nach der Seeseite zu ist alles befestigt; schon bestehen da ein paar Forts, aber jetzt wird noch ein starkes Fort auf einem Felsen in See erbaut. Aden dient den Engländern, um auch hier, wie auf allen Meeren und Seen ein Haltfest, einen festen Punkt zu haben, und hier zwar, um den Eingang in die rothe und arabische See zu beherrschen. Aden selbst liefert nichts, dient aber, außer dem erwähnten Zwecke, auch als Steinkohlendepot für die Dampfschifffahrt. Am Lande ist eine Art Gasthof, wo man für schlechtes Zeug gutes Geld bezahlen muß; sehenswerth ist nichts! Gegen Abend gingen wir wieder an Bord, wo uns die Betten auf dem Verdecke bereitet waren, weil man noch immer mit Steinkohlenladen beschäftigt war. Ich schlief daher auch sehr schlecht und befand mich des andern Tages sehr unwohl; dieß konnte aber auch nicht anders seyn, und beinahe jeder war dieß mehr oder weniger, denn die Hitze war fast unerträglich. Noch nie erlebte ich solch eine Hitze, des Morgens 9 Uhr schon 90° F., und dann Mittags 4 Uhr über die 100° F. im Schatten! Außerdem noch die Hitze der zwei Dampfmaschinen! Glücklicherweise hatten wir bis jetzt etwas Wind gehabt, aber heute war alles still, und wir hatten auf dem Verdecke unter dem Zelte 110° F.; es war um zu ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

Vervollständigung von Jungmanns böhmischem Lexicon. Jeder Freund der allgemeinen Philologie, nicht bloß der slawischen, wird Jungmanns böhmisches Lexicon in fünf dicken Quartbänden kennen; es ist in vielen Beziehungen ein Meisterwerk und für die Geschichte der slawischen Sprachentwicklung von hohem Interesse. Jetzt gibt Celakowsky einen Nachtrag in demselben Format heraus, der die Lücken des ersten Werks ausfüllen soll (Brünn Nr. 90. 5 Rogat.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 193. 13 August 1851.

Rußland und die Gegenwart.

Zweiter Artikel.

Wir haben eben gesehen, wie Rußland durch Peter den Großen auf einmal in die vollen Wirren der europäischen Gleichgewichtspolitik hineingerissen wurde, wie nach kurzer Unterbrechung Katharina II Peters Plane mit einem neuen Eifer fortsetzte und ein Stück Schwedens, Polens und der Pforte nach dem andern an sich riß: wie endlich in neuerer Zeit Finnland erobert wurde, Polen ganz verschwand, und die Nord- und Ostküste des schwarzen Meeres ganz in Rußlands Hände fiel. Indem zugleicher Zeit sein Vorschreiten gegen Centralasien langsam aber sicher geleitet wurde, und Peters Plane einer Verbindung mit Indien durch Centralasien hindurch der Erfüllung entgegenreiften, mußte es mit den Interessen Englands, das gleichfalls, wie durch ein Verhängniß getrieben, jede Zwischenmacht niederriß, endlich hart zusammenstoßen, wie die Ereignisse in Persien und Afghanistan seit zwanzig Jahren deutlich genug herausgestellt haben; Konstantinopel ist nur einer der wichtigsten Knotenpunkte dieses Kampfes, in welchem viele Fäden zusammenlaufen; es ist aber keineswegs der erste Ring in der Kette, den Rußland anfassen will, sondern der letzte, welcher ihm endlich gleichsam als reife Frucht in den Schooß fallen soll, wenn die andern Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, wenn der Sund gesperrt und dadurch England, dem gefährlichsten Feinde, welchem Rußland am wenigsten etwas anhaben kann, der Zugang abgeschnitten ist. England auf dem Meere anzugreifen, kann Rußland trotz seiner Schiffszahl nicht einfallen, es muß ihm also den Zugang sperren. Diese Möglichkeit erkennt England, und es muß deßhalb auf dem Lande einen kriegsmächtigen Verbündeten suchen, der allenfalls den Zugang zu Lande zu eröffnen vermöchte, wenn die Zugänge zur See geschlossen würden. Daß England diesen Verbündeten nicht finde, ist das Streben der russischen Politik; wir haben im ersten Artikel gesehen, wie es Preußen in eine Abhängigkeitsstellung brachte, aus der es jetzt nur durch die gewaltsamsten Anstrengungen sich herausbringen könnte. Oesterreich in dieselbe Lage zu versetzen, ist sein Ziel, und dieß Ziel ist erreicht, sobald es Oesterreich auf seiner Ost-, Nord- und Südseite so umgarnt hat, daß es nur noch nach Westen hin eine freie Bewegung behält. Sind Preußen und Oesterreich in solchen Abhängigkeitsverhältnissen, dann ist es auch das übrige Deutschland und der größte Theil Italiens, und diese vereinte Macht drückt dann dermaßen auf Frankreich, daß dieses gezwungen ist, entweder sich ruhig zu verhalten oder gemeinsame Sache mit Rußland gegen England zu machen: thut es letzteres, so kann man es am Rhein entschädigen, wie allen Umständen nach im J. 1829 und vielleicht eventuell im J. 1847 zugesagt worden. Das linke Rheinufer im Besitz Frankreichs gewährt Rußland den doppelten Vortheil, die deutschen Mächte unselbständig und somit von sich abhängig zu erhalten, und Rußlands Allianz gegen England, welches diesen Besitz, der den Belgiens involviren würde, Frankreich nicht gutwillig zugestehen kann, für letzteres nothwendig zu machen. Rußland könnte in dieser Stellung das Continentalsystem gegen England bis zu einem gewissen Punkte erneuern, letzteres dadurch an seinem Lebensnerv angreifen, und hätte Frankreichs Kriegsflotte mehr oder minder zu seiner Verfügung. In dieser Lage wäre England zu Anstrengungen genöthigt, die ihm bei all seinem Reichthum verderblich werden könnten, und eine wesentliche Entkräftung Englands würde Rußland nothwendig zum Schiedsrichter Europa's und Asiens machen.

Hält man diesen Stand der Dinge im Auge, so wird man Rußlands diplomatische und politische Schritte auf diesem verwickelten Schachbrett sich ohne allzu große Mühe enträthseln, nur muß man sich hüten nach vorgefaßten Meinungen zu urtheilen, man muß stets den Kern und nicht die Schaale zu erforschen suchen, und dabei ist freilich für jeden, dem nicht die ausgedehntesten officiellen Informationen zu Gebot stehen, ein weites Feld des Irrthums geöffnet. Man erhält indeß, wenn man den Faden nicht verliert, dadurch wo nicht gerade Aufschlüsse über Rußlands Inneres, doch wenigstens, was nicht unwichtig ist, einen richtigen Maaßstab der Beurtheilung. Rußland ist im Laufe von anderthalb Jahrhunderten aus einem dem Raume nach zwar nicht unbedeutenden, aber an Menschen- und Geldkraft schwachen Staate, der, an den Gränzen Asiens gelegen, vorher in den europäischen Verhältnissen kaum in Betracht kam, durch einen Zusammenfluß von Umständen rasch zu einer der größten leitenden Mächte Europa's emporgestiegen. Es konnte nicht fehlen, daß die innern Mittel und Kräfte den Anforderungen der äußern Politik nicht immer entsprachen. Diese Kräfte mußten somit aufs Aeußerste angestrengt, und die allenfallsigen Mängel möglichst sorgsam versteckt werden. Rußland war einmal, eben sowohl aus Noth als aus Wahl, in dieser schwindelnd hohen Stellung, und wollte es nicht stark zurückgehen, so mußte es vorwärts. Daraus entsprang nun die Nothwendigkeit, jeden Widerspruch im Innern niederzuhalten, und nach außen eine möglichst schimmernde Hülle um sich zu ziehen. Daraus erklärt sich denn das ausgesuchte System, wie man den Fremden, der von außen hereinkam, zu umgarnen (enguirlander) und ihm alles im rosigsten Lichte darzustellen suchte, und auf der andern Seite das starre Unterordnungssystem, das keinen Widerspruch duldete und dulden durfte.

Wenn man diese Nothwendigkeit außer Acht läßt, so läuft man Gefahr, das innere System Rußlands manchmal unrichtig, und gewiß ungerecht zu beurtheilen: der starre Despotismus ist nicht der Zweck, er ist nur das Mittel, und wenn er auch in vielen Staatseinrichtungen als berechnete Absicht hervortritt, so darf man doch nie aus dem Auge lassen, daß er in der jetzigen Stellung Rußlands eine Nothwendigkeit ist. Tritt diese Nothwendigkeit auch im Einzelnen nicht auf, kann man sie nicht in den einzelnen Einrichtungen und noch weniger in den einzelnen Maßregeln nachweisen, so ist sie doch im ganzen System unabweislich vorhanden, man muß die Nebenübel mit hinnehmen, und dadurch die einzelnen Erscheinungen und Thaten, wenn nicht entschuldigen, doch in ihrer Härte nicht den Einzelnen, nicht der Absichtlichkeit zur Last legen. Man kann das System hassen, aber man soll nicht an den Einzelnheiten mäkeln. Wir wollen zur Erklärung des eben Gesagten eine einfache, aber sprechende Thatsache beifügen. In Petersburg soll sich jetzt bei öffentlichen Festen eine gewisse Stille und Verdrossenheit des Publicums kundgeben, die mit dem sonstigen Charakter der Nation auffallend contrastiet. Treumund Welp, gewiß kein Bewunderer Rußlands, gibt darüber in seinen Petersburger Skizzen folgende Erklärung: „Unter Alexanders Regierung gab sich noch die Bevölkerung der Hauptstadt bei öffentlichen Versammlungen, eben so wie anderswo, jenem lauten fröhlichen Wesen hin, zu welchem die russische Nation sehr geneigt ist; allein schon in den letzten Lebensjahren dieses Monarchen änderte sich dieß in Folge politischer Umtriebe, welche, von Polen ausgehend, polizeiliche Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe in der Hauptstadt hervorriefen, deren Ausübung störend auf die lauten Aeußerungen der Freude im Volke einwirkten. Das Polizeipersonal wurde vermehrt, und mit geschärften Instructionen versehen; daher wohl auch dieser oder jener Mißgriff und manche Einschüchterung harmloser Fröhlichkeit. Später versuchte man alles mögliche, um diese von den Umständen hervorgerufenen Beschränkungen vergessen zu machen, ohne bis jetzt im Stande gewesen zu seyn, den frühern Ton hervorzubringen.“ Also einfache Polizeimaßregeln, wie man sie lange genug in jeder deutschen Hauptstadt beobachten konnte, waren die Folge der auswärtigen Verhältnisse und trieben die Strenge selbst weit über den beabsichtigten Zweck hinaus.

Aus dieser Ansicht daß der autokratischen Härte eine gewisse Nothwendigkeit zu Grunde läge, ging bei dem Verfasser des vorliegenden Werks die umfassende Behandlung der innern Zustände hervor, wie wir sie in den sechs letzten Capiteln des ersten Bandes finden. Wir haben schon im ersten Artikel bemerkt, daß wir die Ordnung der Behandlung umgekehrt, und die äußern Verhältnisse vorangestellt zu sehen gewünscht hätten, weil die äußern Verhältnisse vorzugsweise bestimmend auf die innern zurückwirken. Wir behandeln deßhalb auch die einzelnen Theile des Staatsorganismus in der Ordnung, wie sie speciell durch die Wirkung der äußern Machtentfaltung afficirt werden; so das Heer, das Hauptwerkzeug, auf dem der äußere Einfluß beruht (7. Cap. bei dem Verfasser), zuerst; dann die Mittel, dieß Heer zu unterhalten, die Finanzen (6. Cap. bei dem Verfasser), hierauf die Normen und Formen der Verwaltung als der Maschine, wodurch Finanzen und Heer in Functionsfähigkeit erhalten werden (4. Cap. bei dem Verfasser), und zuletzt erst Volk, Stände (8. Cap.) Zarenabsolutismus (3. Cap.) und Kirche (5. Cap.)

Mit der Unterdrückung der Strelitzen und der Errichtung der preobraschenskischen Garde beginnt das neue Auftreten Rußlands: diese beiden Ereignisse bezeichnen die Unterdrückung der alten nationalen Einrichtungen und die Mittel zu dieser wie zum Auftreten gegen europäische Truppen. „Wenn wir uns auf Peters Standpunkt stellen,“ sagt unser Befasser (I. p. 227) mit Recht, „so waren Eroberungen für diesen selbst in der Ausdehnung, in welcher er sie unternahm, eine absolute Nothwendigkeit. Er konnte kein neues, geschweige ein mächtiges Rußland erschaffen, wenn er nicht die polnischen, schwedischen und türkischen Einflüsse auf russisches Innerleben mit Waffengewalt zurückschlug. Denken wir vollends an die Geschichtsgänge unmittelbar vor seiner Regierung, so waren diese Demüthigungen selbst eine historisch traditionelle Aufgabe.“ Hier haben wir mit wenig Worten die Erklärung des Strebens Peters und selbst seiner Nachfolger: wollte er sein Land und Reich aus der fremden Abhängigkeit retten, so mußte er die Elemente der Schwäche, die in dem unbedingten Einfluß des alten Adels und in dem hartnäckigen Festhalten an alten Einrichtungen lagen, hinwegräumen, und mit europäisch gebildeten Truppen den Feinden gegenübertreten; so wie der erste Schritt auf dieser Bahn gemacht war, so wurden die nächsten zur Nothwendigkeit, denn namentlich Schweden und die Pforte suchten fortwährend den verlornen Einfluß wieder zu erlangen. Rußland war schon vor Peter zu groß, um unbeachtet gelassen zu werden: er hatte nur zwischen zweien zu wählen, Unterwerfung unter fremden Einfluß, oder kriegerisches Auftreten gegen seine drei Hauptfeinde, Schweden, Polen und Türken. Vor Peter bestand die Armee, abgesehen von den Streitzen, aus dem Aufgebot des Adels, der je nach Verhältniß eine Anzahl Leute mit sich führte und selbst unterhielt. Mit solchen Truppen war nichts auszurichten, daher verwandelte Peter dieß Aufgebot in eine Aushebung und stellte den Adel als Officiere an, nach dem Muster anderer europäischen Staaten; schon im J. 1699 hatte er etwa 50,000 Mann in dieser Art zusammengebracht. Der Hauptschritt war damit geschehen, und bei der Härte, womit alle diese Einrichtungen durchgesetzt wurden, mußte man sie eben so gewaltsam gegen innen, als gegen außen aufrecht erhalten.

Ueber die russische Armee existiren bekanntlich die schwankendsten Angaben; bei der Unsicherheit der letztern beschränkt sich der Verfasser (I. p. 241) auf sehr allgemeine, wenn auch nicht unrichtige Angaben, welche wir durch die als ziemlich zuverlässig angesehenen des Oberst Haillot [1] ersetzen, indem dieser als eine Autorität betrachtet wird; wesentlich weichen auch genau betrachtet die Angaben nicht ab, und wenn Haillots Conclusionen keineswegs die überwältigende Macht aufzählen, von der einige fabeln, so zeigen sie auf der andern Seite, daß Rußland doch eine furchtbarere Macht ist als sich manche einbilden; er theilt die Armee folgendermaßen ab.

1. Kaiserliche Garde	41,000	Mann Infanterie
	12,000	Pferde
	120	Geschütze.
2 Das Grenadiercorps	36,000	Mann Infanterie
	5,000	Pferde
	120	Geschütze.

3. Sechs Corps von der Linie, jedes bestehend aus 12 Regimentern Infanterie zu 4 Dienst- und 2 Reservebataillonen, 4 Cavallerieregimentern zu 8 Dienstescadronen und 1 Reserveescadron von 150 — 160 Pferden. Diese zusammen kann man rechnen auf

	288,000	Mann Infanterie
	30,000	Pferde
	720	Geschütze.

[1] In seiner Statistique militaire.

Wegen der 960 Geschütze kann man noch für Artilleriepark, ferner Sappeure und Mineure, Trainsoldaten u. s. w. etwa 24,000 Mann rechnen. Die zwei Reservecorps der Linie kann man auf 80 — 100,000 Mann anschlagen, sie sind aber über den weiten Raum des Reichs zerstreut, und um nur die Hälfte für einen äußern Krieg zu brauchen, wäre nahezu ein halb Jahr erforderlich. Die vier Armeen vom Kaukasus (80—100,000 Mann), Orenburg (25—30,000 Mann), Sibirien (20—25,000 Mann), Finnland (15—20,000 Mann) sind gewissermaßen nur als Localcorps zu betrachten. Das Cavalleriecorps, bestehend aus 8 Regimentern, mag mit der hinzukommenden Artillerie höchstens 10,000 Mann betragen, und die beiden Reserve-Cavalleriecorps zusammen etwa 14,000 Pferde und 64 Geschütze. Es kommt also eine Anzahl von mehr als 700,000 Mann ohne die Kosakenregimenter heraus. Hallot meint, man könne die augenblicklich verfügbare Macht auf 365,000 Mann Infanterie, 95,000 Pferde und 1080 Geschütze oder etwa 520,000 Mann anschlagen, wozu noch die stationirenden Localcorps mit 280,000 Mann, 45,000 Pferde und 100—120 Feldgeschützen kämen; von diesen möchten im Fall eines Kriegs nach Abzug der Reserve und der Mannschaft in den Festungen, außerhalb des Landes etwa 310,000 Mann verfügbar bleiben, immerhin eine mächtige Zahl gut geschulter und mit allem vortrefflich ausgerüsteter Truppen.

Was unser Verfasser über die Militärcolonien und die herrschende Abneigung dagegen, die Ertödtung alles selbstständigen Lebens in denselben sagt, ist nicht gerade neu, eher möchte dieß mit dem Verhältniß zwischen den Gardeofficieren und denen der Linie seyn, das man sich außerhalb Rußlands schwerlich so schroff vorstellt. Uebrigens kann er selbst nicht umhin zu gestehen, daß alle diese Animositäten und Zerwürfnisse bei einem auswärtigen Feldzuge sehr schwach in die Wagschale fallen dürften; ähnliche wenn auch minder schroff ausgesprochene Mißstände finden sich in allen großen Heeren, und ihre Neutralisirung hängt wesentlich von der Charakterfestigkeit des Oberbefehlshabers ab. Eine andere schlimmere Seite der russischen Armee ist ihre große Sterblichkeit: man weiß im allgemeinen, daß die türkischen Feldzüge, sowie der polnische im J. 1831 eine sehr bedeutende Menschenmasse verzehrt haben; der Verfasser gibt an, daß im tiefen Frieden bei der sogenannten europäischen Operationsarmee von 220,000 M. jährlich 120 bis 160,000 schwere Erkrankungen vorkamen, von denen 5 Proc. tödtich abliefen, was eine allgemeine Sterblichkeit von 3 bis 4 Proc. jährlich betragen würde, allerdings ein sehr bedeutendes Item, das aber bei großen raschen Entscheidungen vorerst nicht in Betracht kommt, sondern nur den starken Menschenverlust, den das ganze Reich erleidet, anzeigt. Man muß es dem Verfasser eigentlich zum Dank anrechnen, daß er sich nicht näher in die Recrutirungsverhältnisse, namentlich in die der neuern Zeit eingelassen hat; sie würden Stoff zu Diatriben genug liefern, ohne bei der Mangelhaftigkeit der Bevölkerungsnachweise bestimmten Anhalt zu geben.

Jedenfalls ist, damit stimmen alle Berichte überein, der Menschenverbrauch ungeheuer, indeß in manchen Beziehungen bei den ungeheuern Räumen auch wohl kaum zu vermeiden. Das russische Heerwesen bildet ein fabelhaft großes und mannichfaltiges Ganze; da die Truppen in sehr heißen Klimaten und im sibirischem Eis zerstreut sind, und man die Soldaten kaum noch den für sie angemessenen Klimaten vertheilen kann, so muß wohl der Klimawechsel häufig viele Menschen wegraffen. Daß der Soldat durch die Corruption der Befehlshaber und Lieferanten leidet, ist bekannt, indeß wird allgemein versichert, daß das Uebel wesentlich abgenommen habe, besonders in den letzten Jahren, und daß der Kaiser sich durch diese Sorgfalt für den Soldaten dessen Liebe in einem hohen Grade erworben habe. Wenn unser Verfasser sich etwas ereifert, daß man den Soldatenkindern die Verehrung der Zarengottheit einbläue, so darf man sich darüber in Deutschland nicht eben scandalisiren, wir haben hier ähnliches nur dem Grade, nicht der Sache nach verschiedenes genug erlebt. Daß alles auf blinde Unterordnung gebaut ist, kann man als eine Naturnothwendigkeit ansehen, und wenn man freilich daneben auch methodisch auf Erstickung der Selbstthätigkeit und des Selbstdenkens ausgeht, so liegt dieß im ganzen System; der Stoff ist roher als bei uns und somit auch dessen Behandlung, in der Sache haben wir vor und nachmärzlich ganz dieselben Bestrebungen, sie schlagen nur nicht gleich gut an, weil bei uns zu viel Bildung in die Masse gedrungen, und den Soldaten nicht mehr vorzuenthalten ist. Die Unmasse der Armee ist freilich ein großes Uebel, rechnet man aber, daß davon die Häfte für den Dienst an der Gränze und im Innern nothwendig, und daß die andere Hälfte unentbehrlich ist, wenn man die einmal in Europa übernommene Rolle fortspielen will, so schwindet das Staunen und der Vorwurf. Eine andere Frage ist die, wie lange Rußland ein solches riesenhaftes Militärsystem, das sich zusammen auf vielleicht eine Million Menschen beläuft, die bezahlt seyn wollen, bezahlen und unterhalten kann. Auf dieß als eins der wichtigsten Capitel, die der Verfasser behandelt, wollen wir nun übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckungen von Simonides.

Vor einiger Zeit durchlief die Blätter die seltsame Nachricht, die ächte Originalschrift der Apostelgeschichte existire auf einer griechischen Insel, und ein Hr. Simonides habe sich anheischig gemacht, den Ort anzugeben. Ueber diesen Hr. Simonides theilt uns das Athenäum vom 2 August einen Brief von dem mehrfach genannten G. Finlay aus Athen mit, demzufolge derselbe schon im J. 1848 in Athen auftrat, und von der Entdeckung alter griechischer Manuscripte sprach, von denen er einzelne Proben auf Pergament vorzeigte. Er scheint seine Sache trotz dem, daß mehrfacher Verdacht rege wurde, da er wiederholt eine archäische Orthographie nachzuahmen gesucht und dabei Verstöße begangen hatte, ziemlich lange getrieben zu haben, endlich aber gab Professor Rhangabe, Professor der Archäologie von der Universität Athen, in der Pandora (Nr. 23 vom Februar 1851) eine kritische Untersuchung seiner angeblichen Entdeckungen heraus, und wies darin klärlich nach, daß alle Manuscripte alter Werke, in deren Besitz Hr. Simonides seyn wollte, und die zur Kenntniß anderer gekommen seyen, sich als einer andern Nachahmung erwiesen hätten.

Chronik der Reisen.

Reise von Suez nach Java.

(Fortsetzung.)

Den 14 Junius Morgens 7 Uhr wurde der Anker gelichtet; ich fühlte mich krank und ließ daher den Arzt holen, welcher meinem Wunsche entsprach, und mir eine Dosis Calomel und Rhabarber gab; schon des Abends fühlte ich mich viel besser. Die Hitze war noch dieselbe, aber den fünfzehnten fühlten wir uns schon freier, denn das arabische Meer ist offener als das rothe; wir hatten hier viel Wind, das Schiff kam mehr in Bewegung, und siehe da — ich wurde seekrank! Die Hitze nahm ab, wir hatten jetzt nur 90° F.

Den 16ten passirten wir die Insel Sokotra (woher die beste Aloe kömmt); es ist eine große, aber wenig bebaute Insel, und die Aloe ist ihr Hauptproduct. See und Wind waren ungestüm, und ich wurde natürlich noch seekränker! Ich lag erbärmlich da, und hatte in zwei bis

drei Tagen nichts essen können. Ich habe vergessen, daß auf der Rhede in Aden auch das Dampfschiff „The Queen" lag, welches von unserm Schiffe die Brief-Mail und die Passagiere, die für Bombay bestimmt waren, übernahm, so daß wir 16 Passagiere los wurden, daher auch mehr Platz bekamen. Wir übrigen, welche nach Calcutta, Singapore u. s. w. mußten, blieben noch an Bord; hier muß ich auch noch bemerken, daß ich mich in der Größe unseres Schiffes, des Hindostan, geirrt habe; es war ein Schiff von 600 Pferdedampfkraft und 1900 Tonnen (also 950 Last) Größe, also eines der größten Dampfschiffe der Welt. Das Schiff war auch sehr großartig und schön eingerichtet; aber Tafel, Bedienung u. s. w. wurden täglich schlechter, so daß auch unsre 40 Passagiere eine Klagschrift aufstellten, welche in die Bombay-, Calcutta- und Londonischen Zeitungen eingerückt werden soll. Es ist hier nicht der Platz, darüber weiter zu sprechen, und ich will daher mit unserer Reise weiter fortfahren.

Wir segelten und dampften nun frisch auf Ceylon los! Es fiel nichts neues vor, als daß wir viele Kranke hatten; ich war wieder auf den Beinen und ziemlich wohl, konnte aber kein Essen vertragen. Wir hatten auch nichts als Fleisch und Fleisch, und Fleisch mit Brod; Kartoffeln waren nur wenig und schlecht; Gemüse gar nicht, und von getrockneten Früchten kein Stückchen. Für einen Kranken war also sehr wenig zu bekommen, auch kein Selterwasser, wohl aber schlechtes Soda Wasser.

Den 21sten Morgens 11 Uhr hatten wir die Gruppe der Maldiveninseln neben uns; diese Gruppe besteht aus einer großen Menge Inseln, an deren größten — beiläufig 15 Stücke — wir ganz nahe vorbeifuhren. Die meisten derselben sind bebaut, bewohnt und sehr fruchtbar, man konnte deutlich die große Anzahl Cocoswälder, Pisang-, Brod- und anderer Fruchtbäume sehen, welche aber von der Menge der Cocospalmen beherrscht wurden. In der That wird hier auch sehr viel Cocosöl gemacht, und nach Bengalen, China u. s. w. ausgeführt. Uebrigens bieten diese Inseln nichts merkwürdiges.

Wir näherten uns jetzt Ceylon und hatten von den Maldiveninseln nur noch 42—45 Stunden zu fahren; ich will mich über unsere Abenteuer an Bord nicht weiter auslassen. Wir waren 68 Passagiere, darunter viele junge in Bengalen geborne Jünglinge, welche in England erzogen waren, und auch nur wenig mehr profitirt zu haben schienen als unsere meisten javanischen Blauen! [1] Auch waren ein paar Damen, welche auf Abenteuer nach Ostindien gingen, von welchen Eine ihren Mann und Kinder verlassen hatte. Ihr beiderseitiges Betragen war denn auch an Bord so leichtfertig, daß einer der Schiffsoffiziere wegen allzuvertraulichen Umganges Arrest bekam — nun so etwas fällt wohl einmal leicht an Bord eines Schiffes, wo so viel Menschen sind, vor — denn man denke sich — das Schiff war 230 Fuß lang und 40' breit, und da waren außer 68 Passagieren noch beiläufig 120 Mann Equipage, 16 Eleven, 25 Bediente — also so viel Volk auf einem so engen Raume: wie leicht stolpert oder fällt man da nicht!

Sonntag den 23sten frühe hatten wir Ceylon im Gesichte; die Insel formte in der Ferne eine schöne Küste, schon an der See mit hohen, in dem fernen Binnenland mit majestätischen Bergketten, alle bepflanzt und bebaut, viele Baien, von denen aber nur wenige für Schiffe befahrbar sind, denn die Insel Ceylon ist mit vielen Klippen und Korallenbänken umgränzt, welche das Fahrwasser unsicher und gefährlich machen, und deutlich konnte man an vielen Plätzen die haushohe Brandung der See sehen — diese Brandung, ein sicheres Zeichen der unter der See verborgenen Felsen.

Wir fuhren beiläufig eine Stunde längs der Küste, bis wir den Lootsen an Bord bekamen, welcher uns auf die Rhede von Galle (Point de Galle) bringen mußte, welches mit seinem Hafen, Feuerthurm u. s. w. gerade vor uns lag, und lagen dann unter beiläufig zwölf großen, außer einigen andern kleinen Schiffen, vor Anker. Von hier aus gesehen zeigt sich Ceylon als eine sehr schöne Insel, und seine Küste gleicht sehr viel den schönen Küsten Java's. Herrliche und majestätische Cocoswälder umsäumen den Strand, und unter ihrem Schatten zeigten sich in der Ferne die bescheidenen Hütten der Singalesen zwischen den Landhäusern der Europäer. Das Fort der Stadt Galle war noch das alte von holländischen Klinkern [1] erbaute holländische; auch der Hafen und das Zollamt waren, so wie noch viele andere Gebäude, aus der alten holländischen Zeit.

Diejenigen von uns, welche nach Singapore wollten, mußten hier auf ein anderes Dampfschiff warten, welches noch nicht auf der Rhede war; wir mietheten Boote und gingen an Land, wohin uns dann auch die meisten andern Passagiere folgten.

Point de Galle, früher ein wenig bedeutendes Oertchen, hat jetzt viel gewonnen, weil alle Dampfschiffe der großen ostindischen Route hier anhalten und wechseln müssen. Die Stadt heißt Galle und zählt beiläufig 150 Häuser mit einem Fort, einer Caserne und beiläufig 500 Mann Garnison; man hat hier zwei schöne Gasthöfe, wo man für viel Geld ziemlich schlecht, aber doch viel besser als in Aden, Suez u. s. w. unterkommen kann! Ich war recht froh, wieder einmal eine Nacht am Lande schlafen zu können, obwohl wir die Voraussicht hatten, schwerlich länger als ein bis zwei Tage hier zu bleiben. Nachdem wir unsere Bagage im Entrepot deponirt hatten, zogen wir in den Gasthof „Mansion-House," dessen Besitzerin eine alte holländische Wittwe war; wir hatten uns noch nicht umgekleidet, so kam schon die Nachricht, daß das Dampfschiff von Bombay, welches uns nach Singapore bringen mußte, schon auf der Rhede von Point de Galle vor Anker sey, und wir des andern Tags Mittags 12 Uhr an Bord seyn müßten. Wir hatten daher Zeit, wenn wir noch etwas von Ceylon sehen wollten, wenigstens die Gegend um Galle. Dieß geschah denn auch; wir mietheten unser drei eine Bendy (Tilbury), wovor ein Pferdchen beiläufig $1^1/_2$ Faust höher als unser Bitt, [2] also wohl kleiner als unsere gewöhnlichen javanischen Pferde, gespannt war; aber dieß kleine Pferdchen trabte mit uns drei großen Menschen, bisweilen noch den Läufer dabei, so leicht und schnell dahin, daß es eine Freude war! Auf diese Weise machten wir eine Spazierfahrt von beiläufig 5 englischen Meilen nach einem Zimmetgarten, fuhren an die schönsten Gärten und Gegenden vorüber durch Cocoswälder und Pisangpflanzungen, vermischt mit Manga-, Limonen-, Nanka- und Pumpelmus-Bäumen, unter welchen die bescheidenen Häuser der Eingebornen zerstreut lagen, abgewechselt von Zeit zu Zeit durch schöne europäische Landhäuser. Die Wege waren herrlich (selbst besser als in Bayern); der Zimmetgarten, welchen wir besuchten, gehörte einem Farbigen (Halbeuropäer), war sehr schön gelegen, von Cocosbüschen und vielen Fruchtbäumen umgeben. Ich aß hier zum erstenmale wieder eine Manga und trank etwas Cocoswasser, was mir sehr gut schmeckte. Hier fand ich auch einen Kaffeegarten, wovon ich ein kleines Zweigchen nebst einer Rose pflückte. Es war ein herrlicher Zimmetgarten und die Luft voll von diesem köstlichen Geruche, sowohl der Rinde als der Blätter, welche viel nach Gewürznelken riechen. Wir fuhren weiter und kehrten auf einem andern Wege nach der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seifenpflanze in Californien. Sie wächst im ganzen Lande, auf Hügeln und in Thälern; die Blätter zeigen sich im November, etwa sechs Wochen nach Eintritt der Regenzeit. Die Pflanzen werden 1' hoch, die Blätter und Stengel fallen im März ab, das Mark hält sich den ganzen Sommer hindurch. Man streift nur die Hülse ab, benetzt die Wäsche und überstreicht sie mit dem dicken Saft, wie mit einem Kleister. Sie riecht auf, wie neue braune Seife. Der botanische Name ist Phalangium pomaridianum. (Edinb. New Philos. Journ. Julius.)

[1] Sklaven oder Abkömmlinge, abstammend von Europäern und Malaien u. s. w.

[1] Ausgezeichnet starke und gut ausgebackene Ziegelsteine.

[2] Ein Pferdchen von der kleinsten javanischen Race, von der Größe eines großen Hundes, welches Herr W. ... von Java mitbrachte; ein ähnliches brachte einst ein englischer Schiffscapitän der Königin Victoria zum Geschenke mit, wovon alle Zeitungen voll waren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 194. 14 August 1851.

Der Araber in Algerien Sagen vom Löwen.

(Le Véloce ou Tanger, Alger et Tunis par A. Dumas. T. 3. Paris 1854.)

Die Araber in Algerien, welche durchgängig eine große Hochachtung vor dem Löwen und dessen Charakter hegen, haben mir manche merkwürdige Sagen und Geschichten von diesem „Herrn" der Thiere erzählt, und davon will ich einige hier mittheilen. Die Araber behaupten u. a. daß der Löwe seine Nahrung in jedem Jahre viermal wechsele, und zwar im ersten Vierteljahre Dämonen, im zweiten Menschenfleisch, im dritten Thonerde, und im vierten Thiere fresse. Sie haben die Bemerkung gemacht, daß der Löwe ein Pferd oder ein Kamel mit Leichtigkeit fortschleppt, indem er es über seine Schulter wirft, und daß er mit dieser Last 3 bis 4 Fuß hohe Hecken überspringt, während er ein Schaf nur mühsam forträgt. Da dieser anscheinende Widerspruch eine Ursache haben muß, so haben die Araber solche mit ihrer poetischen Phantasie aufgefunden: „in einer großen Versammlung aller Thiere," so erzählen sie, „rühmte der Löwe seine Stärke und sprach: ich trage auf meiner Schulter den Stier weg, wenn es Gott will, das Kamel, wenn es Gott will, das Pferd, wenn es Gott will und so weiter. Als er nun an das Schaf kam, so fand er die Sache so leicht, daß er es unterließ den Herrn anzurufen. Dafür bestrafte ihn Gott der Herr und der König der Kraft muß seitdem das Schaf auf der Erde fortschleifen, weil er nicht im Stande ist es über seine Schulter zu werfen."

Der Elephant, der Tiger, der Panther und der wilde Eber sind nebst dem Menschen die einzigen Thiere, welche es wagen mit dem Löwen zu kämpfen, und man hat im Gebiete von Morokko neben einander einen todten Eber und einen Löwen, dessen Bauch von den Hauern des Ebers aufgeschlitzt war, gefunden.

Die Araber essen das Fleisch des Löwen, und nach ihrer Behauptung heilen einzelne Theile desselben gewisse Krankheiten, aber später muß diese leckere Speise gebüßt werden, denn die Kinder eines Mannes, der Löwenfleisch verzehrt hat, sterben fast alle beim Zahnen, weil ihre Zähne zu rasch und kräftig hervorkommen.

Sehr viele Marabuts haben Löwen aufgezogen oder gar gezähmt und dadurch meistens den Ruf ihrer Frömmigkeit sehr ausgebreitet.

Die Araber sind große Jäger und jagen den Löwen, den Panther, den Eber, die Hyäne, den wilden Büffel, den Fuchs, den Schakal und die Gazelle, aber mit dem kleinern Wilde, das wir mit Schrot schießen, geben sie sich gar nicht ab. Der Löwe, wie ich nicht hinzuzufügen brauche, ist unter ihren Feinden der wichtigste, gefährlichste und edelste. Sie nennen ihn Sid oder Herr, wenn sie von ihm reden, aber sie tituliren ihn: Sid dschohan-ben-el dschohan (Herr Johann Johanns Sohn) wenn sie mit ihm sprechen. Weßhalb haben sie dem Löwen Menschennamen und Titel gegeben? Weil er, wie sie sagen, die edelsten Eigenschaften des edelsten Menschen besitzt, weil er tapfer und großmüthig ist, weil er die Worte der Menschen versteht, in welcher Sprache man ihn anreden mag, weil er die Tapfern achtet, die Frauen ehrt und schonungslos gegen Memmen ist. Wenn der Araber einem Löwen begegnet, so hält er sein vor Furcht zitterndes Pferd an und spricht zu seinem schrecklichen Gegner: „Ha, du bist es. Herr Johann Johanns Sohn; glaubst du mich in Furcht zu setzen, mich den und den, Sohn des und des? du bist edel, ich bin auch edel, du bist tapfer, auch ich bin tapfer, lasse mich also weiter ziehen wie einen Bruder, denn siehe, ich bin ein Mann des Schießpulvers, ein Mann der schwarzen bösen Tage." Dann legt er die Rechte an seinen Säbel, hebt sich in den Steigbügel und reitet gerade auf den Löwen zu, welcher nun zur Seite schreitet und jenen seines Weges ziehen läßt. Fürchtet der Mann sich aber und kehrt um, so ist er verloren, denn augenblicklich springt der Löwe auf ihn zu und zerreißt ihn. Der Löwe sieht immer scharf in seines Gegners Antlitz und liest in dessen Zügen was er jetzt empfindet; zeigt sich Furcht in des Menschen Gesichte so kommt der Löwe näher, stößt ihn mit der Schulter an und aus dem Wege, indem sein heiseres Gebrüll jenem den Tod verkündet; darauf tritt der Löwe, die Lippen mit Schaum bedeckt, etwas zurück, umschreitet im Kreise sein Schlachtopfer, indem er mit seinem Schweife die jungen Stämme der Gebüsche abschlägt und zuweilen entfernt er sich und verschwindet. Jetzt faßt der Mensch wieder Muth, er denkt dem Löwen zu entkommen und flieht, aber nach 100 Schritten steht der Löwe wieder vor ihm und versperrt ihm den Weg, dann legt das Thier ihm erst die eine Tatze und darauf die andere auf die Schultern und leckt mit seiner scharfen Zunge ihm das Gesicht blutig, und zwar so lange, bis der Mensch strauchelnd oder vor Furcht ohnmächtig niederstürzt. Nun verläßt ihn der Löwe wieder und geht fort um zu trinken, zuweilen eine Viertelstunde weit, denn jetzt ist der Mensch sein und er kann nach seinem Gefallen zurückkehren. Nach dem Trunke kommt er wieder, beleckt den Menschen noch einen Augenblick und dann beginnt er ihn zu fressen. Ist seine Beute ein Mann, so frißt er zuerst dessen Zeugungsorgane, und ist es ein Weib, ihren Busen. Die Reste des Körpers schleppt er weg und später finden sich in einem Dickicht dessen Hände und Füße, denn die verzehrt er niemals. Etliche Araber, wie mein Erzähler sagte, als er mir Obiges mittheilte, haben sich schon in der geschilderten Todesnoth befunden, nämlich ohnmächtig auf der Erde

liegend, während der Löwe um zu trinken sich entfernt hatte, und wurden glücklich gerettet, entweder durch eine Karawane oder durch Jäger oder durch einen Araber, der tapferer als sie und besser mit den Gewohnheiten des Löwen bekannt war. In letzterm Falle hütete sich der tapfere Araber sehr dem Feigen zur Flucht zu verhelfen, weil sie beide dann umgekommen wären, da der Löwe sie einholen würde, sondern er erwartete dessen Rückkehr. Wenn der Löwe nun wieder sich zeigt, so geht der tapfere Araber ihm entgegen und sagt zu ihm: „der welcher dort auf der Erde liegt, Herr Johann Johannes Sohn, ist nur eine Memme, aber ich bin der und der, Sohn des N. N., und ich fürchte dich nicht; indeß bitte ich dich doch um Gnade für jenen erbärmlichen Menschen, der nicht werth ist von dir verspeist zu werden, ich will ihm die Hände binden und ihn fortführen um ihn zum Sklaven zu machen." Nun stößt der Löwe ein heiseres Gebrüll aus und der Tapfere sagt darauf: „O Herr, sey nur ruhig, er soll streng bestraft werden", und bei diesen Worten bindet er jenem die Hände mit seinem Kameelstrick. Damit zufrieden gestellt entfernt sich der Löwe und verschwindet um nicht wiederzukehren.

(Schluß folgt.)

Rußland und die Gegenwart.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Das Capitel über die Finanzen Rußlands, das sechste im ersten Band, ist ohne Vergleich das interessanteste, trotz aller Lückenhaftigkeit, die bei den mangelhaften Hülfsmitteln unvermeidlich ist. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er gleich im Eingang (I. p. 169) erwähnt, „die russischen Finanzzustände seyen eines der tiefsten Räthsel europäischer Staatswissenschaft." Es gehört dieß Capitel zu denen, wo die Kunst der russischen Regierung ihre innern Zustände zu verhüllen, am stärksten in Anwendung kommt, und die „strenge Einhaltung der pecuniären Verpflichtungen nach außen, namentlich seit nun etwa dreißig Jahren", ist nicht bloß ein „charakteristischer Moment der russischen Finanzverwaltung", sondern es ist ein dringend nothwendiges Erforderniß der russischen Gesammtpolitik. Der Staat, welcher seine financiellen Verpflichtungen nicht erfüllt, gesteht seine Schwäche; das darf Rußland nicht, wenn es nicht an seinem politischen Credit mehr einbüßen will, als ihm außerdem die Nachlässigkeit in den Finanzen je bringen könnte. Daß es früher mit den russischen Finanzen schlecht stand, geht, wenn es nicht ohnehin eine notorische Thatsache wäre, schon aus dem Umstand hervor, daß die 600 Mill. R. Assignaten, die seit Katharina II nach und nach ausgegeben wurden, allmählich auf den vierten Theil des Werths herabsanken, und endlich um etwa 170 Mill. neuer Reichsschatzscheine eingetauscht wurden. Rußland hat also, wie Oesterreich, die Periode der großen Kriege mit einem innern Bankerott bezahlt. Wodurch war aber die Einhaltung aller Verpflichtungen gegen Außen trotz der unmäßig hoch gebliebenen Ausgaben für das Heer möglich? Durch eine Manipulation, deren Gefährlichkeit allerdings das billige Maaß überschreitet.

Man begreift nicht gleich, warum der Verfasser seine Abhandlung über die Finanzen mit den Creditanstalten des Reichs beginnt, wird aber bald genug auf den wahren Grund geführt. Die von Katharina II gegründete Reichshypothekenbank ist eine Einrichtung, die von seltener Klugheit und Vorsorge zeugt. Katharina erkannte, wie in einem noch so unentwickelten Lande Capitalien selten seyen und die Erlangung derselben für den Grundbesitzer schwierig seyn müsse: sie gründete deßhalb diese Anstalt, welche berechtigt war, Capitalien zu 4 Proc. aufzunehmen und zu 5 Procent an Grundbesitzer auszuleihen; gewiß ist ein großer Theil des Aufschwungs, welchen Rußland unter Katharina II nahm, dieser Einrichtung zuzuschreiben, und man kann sich leicht die wohlthätigen Folgen vergegenwärtigen, wenn man nur erwägt, welche Masse von Vortheilen den Vereinigten Staaten aus ihren oft so gewissenlos gegründeten und noch gewissenloser verwalteten Banken erwuchs. Die Einlagen in die russischen Reichscreditinstitute beliefen sich im Jahre 1849 auf nicht weniger als $177\frac{1}{2}$ Mill., die Rückzahlungen auf $159\frac{1}{4}$ Mill., die Ausstände an Wechseln und Pfanddarleihen auf 771 Mill. „Man wird sich", sagt unser Verfasser (I. p. 175) verwundert fragen, wie so ungeheure Summen in einem Lande eingelegt werden konnten, wo im Handelsverkehr die Zinsen nicht selten auf 12 und 13 Proc. steigen, und selbst hypothekarische Darleihen sich bisweilen mit 10 bis 12 Proc. verinteressiren, ja wo selbst der Fall noch keineswegs unerhört ist, daß vollkommen sichere Grundbesitzer Aufnahmen für kurze Zeit nur zu 12 Proc. mit Vorausbezahlung der Interessen bewerkstelligen konnten. Diese ungeheure Höhe des Zinsfußes im Privatverkehr bedingt sich nun, wie die Einlagen bei den Creditbanken beweisen, nicht etwa im wirklichen Mangel an Capitalien, sondern im gänzlich unzureichenden Schutze, welche die Hypothekengesetzgebung dem Privatgläubiger gewährt. Solche Schutzlosigkeit des Privatgläubigers steht indessen, wie bei genauerer Betrachtung des kaiserlichen Finanzsystems erhellt, keineswegs isolirt. Sie beruht weit mehr auf dem durchgeführten Grundsatz, den Privatcredit zu Gunsten des Staatscredits aufs Aeußerste zu schwächen. Es wurden damit zwei Zielpunkte der russischen Regierungsmaximen gleichzeitig erstrebt, einerseits die Füllung der öffentlichen Cassen, aus denen der Staat nach Umständen zu schöpfen vermag, andrerseits die immer unmittelbarere Abhängigkeit der Verkehrswelt von der Regierung." Es ist also hier nicht nur die Beschuldigung ausgesprochen, daß der Staat diese, anderswo hauptsächlich als Privat- und somit als unantastbar angesehene Institute für seine jeweiligen Bedürfnisse benützt, sondern auch die noch schwerere Beschuldigung hinzugefügt, daß er, um dieß in größerem Umfang thun zu können, den Privatcredit absichtlich und grundsätzlich schwäche. Letzterer Gedanke ist mehrfach durchgeführt, mit dem Beisatz, daß die Regierung aus dem Wachsthum des Privatcredits Gefahr für sich und ihr System besorge.

Wie dem nun auch seyn mag, daran, daß die russische Regierung die Creditinstitute benützt, um ihre augenblicklichen Bedürfnisse zu befriedigen, ist wohl kein Zweifel. Ueber die Folgen dieses zur „principiellen Gewohnheit" gewordenen Systems kann ebenfalls kein Zweifel seyn, und der Verfasser schildert sie kurz und bündig (I. p. 177) in folgender Hinweisung auf die innern Zustände des Landes: „Im eigentlichen Rußland umfaßt bekanntlich der Grundbesitz nicht nur den Grund und Boden, sondern auch den bei der Scholle angeschriebenen Menschen. Der Leibeigene liefert den größten Theil seiner Arbeit dem Leibherren, welcher ihm dafür die Lebensmöglichkeit gewährleistet. Dieser muß bei Mißwachs eben so gut seinen Verpflichtungen gegen die Krone nachkommen, als aus Klugheitsgründen für die Bauern, welche ja ein Theil seines Reichthums, das Fehlende herbeischaffen. Noch größer ist jedoch das Interesse der Regierung an der guten Verpflegung der Leibeigenen in den Jahren der Mißernte, denn es handelt sich dabei nicht nur um die bedeutendsten Einnahmequellen, die Kopfsteuer und den Branntweinzoll, son-

dern auch um die öffentliche Ordnung und Sicherheit. Jeder Mißwachs erzeugt also unter den Grund- und Leibherren ein sehr großes Bedürfniß nach Capitalien zur Bestreitung ihrer vermehrten Ausgaben bei gleichzeitiger Verminderung der Einnahmen. Da nun die Einlagen der Creditanstalten jeden Augenblick zur Verfügung der Depositare stehen sollen, so erklärt sich leicht, daß jede irgend ausgedehnte Mißernte den Staatsschatz in große Verlegenheit setzen muß. Denn natürlich sind die Banken dann nicht nur von den hülfsbedürftigen Gutsbesitzern um Anlehen, sondern auch von Capitalisten um Rückzahlungen bestürmt; mitten in solchem Tumulte bleibt jenen Instituten nichts übrig als sich an den Staatsschatz zu wenden (der freilich gewöhnlich der stärkste Schuldner ist). Dieser ist plötzlich zu Anlehen im Ausland genöthigt, welche mit den so eben vorhergegangenen Operationen häufig im grellsten Widerspruch stehen, und so ist für uns wieder ein Theil der Räthselhaftigkeit russischer Finanzerscheinungen aufgehellt.“ Wenn Rußland im Jahr 1847 im westlichen Europa nicht weniger als $6^1/_2$ Mill. Pf. St. (50 Mill. Fr. in Frankreich und $4^1/_2$ Mill. Pfd. theils in englischen, theils in holländischen Papieren) anlegen konnte, so lag der Grund hiezu, wie auch der Verfasser ganz richtig auseinander setzt, darin, weil die Bezahlung der ungeheuren Getreidemassen, die in diesem Jahre plötzlich nach dem Westen flossen, den Cours auf Rußland in einer für letzteres sehr nachtheiligen Weise hinaufgetrieben hätte; indem es die Bezahlung des Getreides in England und Frankreich selbst möglich machte, förderte es den Absatz desselben ungemein; aber diese Anlegung von $6^1/_2$ Mill. Pf. St. im J. 1847 hinderte nicht die Nothwendigkeit einer Anleihe von $5^1/_2$ Mill. Pf. St. im Anfang des Jahres 1850. Im J. 1840 hatten die Banken an die verschiedenen Verwaltungszweige und an die Krondomainen 114 Mill. Silberrubel ausgeliehen; wenn dieß ungefähr ein Maaßstab ist, so muß man sagen, daß die Regierung oft sehr rasch in große finanzielle Verlegenheiten gerathen kann, und die wiederholt in den Zeitungen umlaufenden Nachrichten, daß man von den Gutsbesitzern die Anlehen zurückgefordert habe, zeugen dafür, daß die Regierung mehr als einmal nicht im Stande war, die ihr gemachten Vorschüsse zurückzuzahlen.

Freilich hängt die wahre Gefährlichkeit davon ab, wie das Gesammtbudget sich stellt; die Einnahmen werden verschieden, am niedrigsten von Mureav auf $96^1/_2$ Mill. S. R., am höchsten von Schnabel auf 126 Mill. im J. 1840 (s. I. p. 214) gerechnet; nehmen wir die hohe Ziffer von 120 Mill. an, und zugleich die wenn nicht officielle, doch officiöse Angabe von 170 Mill. S. R. Ausgaben, so ergäbe sich ein Deficit von 50 Mill. S. R. jährlich. Da indeß in den officiösen Berichten die Ausgaben für das Landheer auf nur 36 Mill. S. R. berechnet sind, während, wie der Verfasser (I. p. 215) meint, „es sich selbst mit geringen Hülfsmitteln bis zur Evidenz erweisen lasse, daß die jährliche Unterhaltung der Landarmee allein etwa 100 Mill. S. R. erfordere,“ so weiß man in der That nicht, wie hoch sich das Deficit belaufen soll. Ein laufendes Deficit von nur 60 Mill. S. R. oder 33 Proc. der Ausgaben, 50 Proc. von den Einnahmen ist aber, außer wenn man eine fortdauernde Vermehrung der Papiergeldcirculation annimmt, ein Unding, wenigstens ein Zustand, der sich nur eine kurze Anzahl Jahre hinaus fortsetzen läßt. Der Verfasser ist der Ansicht, daß man schon im Jahre 1848 zu sehr harten Mitteln, zur Vermehrung des nach der Zahl der Leibeignen berechneten Grundzinses und der Kaufmannsgildensteuer auf das Doppelte, gegriffen habe. [illegible]

Das Capitel über die Finanzen enthält mehr nur Andeutungen über die Richtung des ganzen Systems, als nähere Ausführung der Verhältnisse, letztere ist bei dem Stande unserer Kenntnisse von diesem Gegenstande rein unmöglich; der Verfasser gibt also nicht mehr als er hat, und dieß ist eben ein Grund der für ihn spricht, wenn er Ansichten äußert, die von den gewöhnlichen mehr oder minder abweichen. Was er namentlich deutlich zu machen strebt, ist der Widerspruch zwischen dem politischen Leben Rußlands, der in dem absolutesten Autokratismus beruht, und den nationalökonomischen Zuständen; wir haben oben gesehen, wie die Regierung mit den Creditinstitutionen und dem Privatcredit der Gutsbesitzer in eine fast unauflösliche Wechselbeziehung gerathen ist; will sie dieß Verhältniß bessern, so muß sie den Privatcredit emancipiren, was sie ohne Gefahr für ihren Einfluß nicht thun kann und schon darum nicht thun wird, weil sich dadurch die Möglichkeit aus den Creditinstituten zu schöpfen, sehr bedeutend verringern würde. Denn in dem Augenblick, wo der Privatcredit eine solide Unterlage erhält, werden die ungeheuren Summen, die jetzt nach den Reichscreditinstitutionen strömen, dem Privatcredit sich zuwenden, der Staatscasse also eine wichtige Hülfsquelle entgehen. Fürst Lubezkoi hat den Vorschlag zu einer russischen Nationalbank ähnlich der polnischen gemacht; der Kaiser hatte ihn gebilligt, der Grundbesitz wäre „in Form eines neuen Papiers in den Verkehr gezogen worden“, allein Kankrin widersprach, indem dadurch Rußland zu einem ganz andern Staate werden würde, zu einem Staat, der nicht mehr von der Alleingewalt des Zaaren abhänge. Der Plan ward bei Seite gelegt, die Folgen für den Staatsschatz wären zu bedeutend gewesen, und die Aufhebung der polnischen Bank im J. 1851 beweist, daß sich der Kaiser die Warnung hinter die Ohren geschrieben; an die Stelle der Nationalbank sind jetzt Filiale der russischen Creditanstalten getreten, und in Folge dessen müssen die Hypothekengesetze Rußlands künftig auch für Polen gelten. Die Unsicherheit des Privatcredits wird und muß die Folge seyn. Lubezkoi's Plan war gut, der Kaiser geneigt, ihn zum Wohle des Grundbesitzes zu genehmigen, allein die Staatsraison, die Lage Rußlands, welche jeden Augenblick die Verwendung mächtiger Summen nothwendig machen kann, überwog.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Suez nach Java.

(Fortsetzung.)

Die Stadt selbst bietet nichts Bemerkenswerthes dar, außer einem Leuchtthurme am äußersten Ende der Insel erbaut. Dieser Thurm ist ein ausgezeichnetes Werk, er ist ganz aus Eisenplatten gebaut, wozu die Platten in die Form eines Halbcylinders gebracht werden, und so an einander fest geschraubt sind. Der Thurm ist beiläufig 100 Fuß hoch und hat einen Diameter von beiläufig 12 Fuß; eine Wendeltreppe führt nach oben bis zu den Laternen, von welchen 13 Stücke da sind, große schöne Astrallampen, welche von vorne nach der See zu mit einem Cylinder von Regenton versehen sind, welche das Licht verstärkt nach vorne werfen und einen großen Reflex befördern. Dreizehn solcher großen Astrallampen geben mit der Reflexion ihrer 13 Tubus ein sehr intensives Licht, welches weit in die See gesehen wird. Auch dient dieser Thurm als Telegraph, denn man sieht von ihm aus mehrere Meilen weit in See, und so wird jedes ankommende Schiff sogleich telegraphirt. So, wie ich schon sagte, ist Ceylon eine der schönsten und reichsten Inseln der Welt, und liefert viele kostbare Producte, worunter der herrliche Zimmet den ersten Platz einnimmt, und wovon Ceylon jährlich einige 100.000 Pfund liefert, abgesehen von dem kostbaren

Zimmetöl und den Zimmetblumen (der Knospen, ehe die Blume sich öffnet). Außer dem Zimmet liefert Ceylon noch jährlich beiläufig 400,000 Säcke Kaffee, der aber viel schlechter als der Java'sche ist; dann wird noch eine große Menge Cocosöl gewonnen und ausgeführt. Zucker ist unbedeutend, aber Ebenholz wird in schöner Qualität und Quantität gewonnen; Elfenbein kömmt viel in den Handel, denn Ceylon hat einen Ueberfluß an Elephanten, worunter viele weiße sind; endlich ist die Insel noch reich an vielen kostbaren Edel- und andern Steinen: man findet nur wenig Diamanten, aber sehr viele Rubinen, Smaragde, auch Granaten, außerdem auch viele Sapphire, Wassersapphire, Bergkrystalle und viele Quarzformationen; weiters Achat und viele andere, welche sich alle meistens im Innern des Reichs Kandy finden. Reis wird in hinreichender Menge gebaut und Früchte im Ueberflusse. Hier findet man auch das Stachelschwein, aus dessen Stacheln auf Ceylon schöne Dosen, Schachteln und andere Toilettestücke gemacht werden. Gold findet man ebenfalls, aber nicht sehr viel!

Der Hauptplatz und Sitz der englischen Regierung ist Colombo, auch an dieser See liegend, hat aber einen schlechten Hafen. Es gibt hier auch einen halb unabhängigen Kaiser — gerade wie auf Java — welcher seine Residenz in Kandy hat, Kaiser von Kandy heißt, und gerade so viel und so wenig zu sagen hat, wie unsere Kaiser auf Java.

Ich habe diese Nacht gut geruht, fühlte mich aber doch etwas durch die Galle geplagt, Folge der ungeheuren Hitze, welche wir bis heute ausstehen mußten; ich nahm daher eine gute Dosis Seidlitzpulver und darnach ein Sturzbad auf javanische Weise. Nachdem wir noch einige Spaziergänge in der Umgegend der Stadt gemacht hatten, bereiteten wir uns, an Bord zu gehen. Auch hier auf Ceylon war es nicht wohlfeil, denn jeder mußte für die 24 Stunden beiläufig 10 Gulden bezahlen, es ist aber doch ein wahrer Genuß einmal wieder einen Tag auf dem Lande zubringen zu können.

Montag den 24 Junius Morgens 11 Uhr waren wir wieder an Bord; das Schiff, mit welchem wir von Suez hieher gekommen waren, war schon wieder gestern Nachmittag nach Madras abgesegelt; unser neues Schiff hieß „The Braganza," war eine Brigg von 700 Tonnen Größe und hatte Dampfmaschinen von 300 Pferdekraft. Wir waren unser 20 Passagiere (worunter einige Malabaren); 12 waren vom Schiffe Hindostan herübergekommen. Für die Passagiere waren nicht viele Kojen, aber dieselben waren geräumiger und luftiger als auf dem Hindostan, in jeder Koje waren drei Passagiere, im Falle der Noth konnten aber fünf darin schlafen. Um 2 Uhr Nachmittags wurde das Schiff durch den Lootsen aus dem Hafen gebracht, und schon um 4 Uhr waren wir in offener See! Wir segelten gerade Ost und längs der Küste von Ceylon; es wehte ein frischer Wind, so daß alle Segel beigesetzt wurden, und wir schnell noch vor Nacht Ceylons Küste aus dem Auge verloren — aber auch ich spürte die Wirkung des Windes bald, denn gegen Nacht wurde ich wieder seekrank, und mußte im Bette bleiben.

Wir waren des andern Tags (den 25sten) Morgens schon vor dem Golf von Bengalen; die See ging sehr hoch, die Wogen warfen das Schiff hin und her, und der heftige Wind that das Seinige dazu, so daß ich mich recht elend befand, und in drei Tagen nichts essen konnte, sondern stocksteif in der Koje oder dem Bette liegen bleiben mußte. Es ist doch eine elende Krankheit, die Seekrankheit, und ich armer Teufel leide immer so sehr daran! Ach, ich dachte an unsere Reise von Java,[1] wo wir alle so unglücklich von dieser Krankheit geplagt wurden. Dabei kamen meine schwermüthigen Gedanken, daß ich so weit von allen meinen Theuren, Geliebten entfernt sey, so daß ich mich während dieser drei Tage sehr unglücklich fühlte — aber jetzt geht es besser. Die Hitze ist auch hier nicht so stark, denn, während wir im rothen Meere und in der arabischen See täglich mehr als 100° F., bisweilen 110° hatten, stand der Thermometer auf Ceylon meistens auf 86° und hier in See selten höher als 83—84° F.

[1] Um das Vorgebirge der guten Hoffnung, von den alten Portugiesen richtiger capo de tormentados genannt.

Die Schiffsordnung war hier auf der Braganza beiläufig dieselbe wie auf dem Hindostan, aber die Ordnung und Bedienung selbst waren besser, und die Schiffsofficiere höflicher und freundlicher. Die See wurde hier schon belebter, denn wir sahen verschiedene Schiffe, wir nährten uns aber auch jetzt schon sehr der Insel Sumatra und der Straße von Malacca, welche ersteres vom festen Lande Asiens scheidet. Das Schiff begann auch wieder ruhiger zu liegen, so daß ich nach einem dreitägigen Krankenlager wieder an Tafel gehen konnte. Sehr gute Dienste hatten ein hundert Apfelsinen und Limonen gethan.

Wir hatten heute Freitag den 28 Junius, und konnten, wenn alles gut ging, noch heute Abend die in der Nähe von Sumatra liegenden Inseln sehen, Pulo Ronda u. s. w.

Ich muß hier noch bemerken, daß unter unsern Passagieren zwei Spanier waren, sehr anständige und gebildete Männer, einer Colonel des Ingenieurcorps, für Manilla bestimmt, der andere ein Marineofficier, welcher die spanische Post nach Manilla bringen muß. Außer diesen hatten wir noch einen jungen Portugiesen, Namens Pinto, welcher als Richter nach Macao ging — aber ich glaube, er war „ein Richter unter den Richtern, wie der — unter den Gesichtern." Dieser junge Mann war sehr streitsüchtig, bei jeder Gelegenheit stritt er bis aufs Blut zu, so daß die zwei ruhigen, anständigen Spanier, Colonel Valdez und der Marineofficier Manuel Bitini de Araigo, welche ihn noch in Schutz nahmen, ihn oft zur Ruhe bringen mußten. Diese drei und Wermuth, welcher auch spanisch spricht, verschafften mir viele Unterhaltung, denn alle sprachen gut französisch und ich ein wenig, also das ging noch! Ueber unsere übrige Gesellschaft will ich lieber schweigen, sonst könnte ich satyrisch werden, wozu hier Stoff genug gegeben war.

Gegen 3 Uhr hatten wir gerade vor uns die Inseln, welche vor Sumatra liegen, unter denen sich die große Insel Waay durch ihre Bergkette auszeichnet. Gegen Osten, gerade vor uns, hatten wir Pulo Rondo (das runde Eiland), mit seinen eigenthümlichen ins Auge fallenden Felsen, an der Südseite von den sonderbarsten Stein- und Felsenstücken umgeben, welche wie Pallisaden 10—50 Fuß hoch über die Oberfläche des Meeres emporragten; diese Felsen waren beinahe nackt. Die Nikobarinseln waren wir nördlich vorbeigesegelt, ohne sie zu sehen; wir segelten und dampften jetzt auf Straße Malacca los, welche hier Sumatra von Malacca trennt. Wir hatten den letzten Abend noch ein herrliches Schauspiel, nämlich die Ansicht eines starken Wald- und Bergbrandes. Es war ein finsterer Abend und der Mond noch nicht sichtbar, und beiläufig 5—6 Meilen von uns ein fürchterlicher, deutlich sichtbarer Brand; die Flamme stieg auf dem Rücken eines hohen Berges nach oben, und erleuchtete weithin den Horizont.

Den 29sten Sonnabend — im frühen Morgen hatten wir Sumatra deutlich südlich vor uns, namentlich das Bergebirge von Atschin.[1] wir waren schon ziemlich weit in der Straße von Malacca. Ich muß hier schließen, weil wir morgen Mittag Prinz-Wales-Eiland erreichen sollen, wo ich die Briefe für Europa auf die Post geben muß, denn das Schiff mit der Post könnte schon von Singapore abgesegelt seyn — ach, wie gerne wollte ich mit diesem Schiffe zurückkehren — aber ich muß noch warten!!

In drei Tagen sollen wir nach Singapore kommen, und dann in 4—5 Tagen nach Java — wir hatten mit Gottes Hülfe bis jetzt eine sehr glückliche Reise!

Ich vergaß noch zu sagen, daß wir auf Ceylon den ersten Regen seit unserer Abreise aus Europa hatten, seitdem und vorzüglich heute haben wir genug!

(Fortsetzung folgt.)

Die Einfuhr von Eis in England aus Norwegen betrug im Monat Junius nicht weniger als 16,000 Tonnen. (Edinb. Phil. Journ. Julius.)

[1] Bekannt wegen seines bedeutenden Pfefferhandels, und vorzüglich von Americanern besucht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 195. 15 August 1851.

Die Diebstähle von Manuscripten und Autographen in Frankreich.

Die Liter. Gaz. vom 9 August enthält ein Schreiben aus Paris, worin es heißt: „So eben ist der erste Theil eines merkwürdigen Werkes erschienen, ein Katalog der Manuscripte und Autographen, die aus den öffentlichen Bibliotheken Frankreichs gestohlen worden. Das Werk wird eine mächtige Ausdehnung erhalten, da die Diebstähle oder, eigentlicher zu reden, die Plünderungen in einem so riesenhaften Maaßstab betrieben wurden, daß es allen Glauben übersteigt. In den letzten Jahren namentlich waren die Diebstähle erschreckend zahlreich, und die Diebe zeigten eine solche Unverschämtheit, daß sie in der That sehr großmüthig zu seyn glaubten, wenn sie nicht alles nahmen. Und das Schlimmste ist, daß sie nicht aus Sammlerleidenschaft, sondern aus den gemeinsten Motiven der Habsucht stahlen, um zu verkaufen. Vor dreißig Jahren waren Verkäufe von Autographen in Frankreich noch eine ganz unbekannte Sache, seit den letzten 14 Jahren haben aber nicht weniger als 95 öffentliche Verkäufe stattgefunden, in denen 58,000 Stücke verkauft wurden, und vielleicht dreimal so viel gingen durch Privatverkäufe in andere Hände über. Es sind indeß Maaßregeln ergriffen worden, um diesem scandalösen System ein Ende zu machen, und es ist zu hoffen, daß die Herausgabe des Katalogs — oder Dictionaires, wie man ihn genannt hat — zu der Wiedergewinnung vieler werthvollen Documente führen wird, die ursprünglich gestohlen wurden, aber durch ehrlichen Kauf in die Hände ihrer jetzigen Besitzer kamen. Arago hat bereits öffentlich angekündigt, daß er zwei werthvolle Briefe, einen von Descartes und einen andern von Huygens besitze, und daß er, obgleich er durch ehrlichen Kauf in ihren Besitz kam, sie herausgeben werde, sobald bewiesen würde, daß sie gestohlen worden seyen."

Rußland und die Gegenwart.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der Finanzen haben wir nur noch wenige Bemerkungen zu machen; die wichtigste darunter ist, daß die Gesammtsumme der Einnahme, hinsichtlich deren der Verfasser (I. p. 214), da nirgends bestimmte Angaben vorliegen, sich auf eine Aufzählung der verschiedenen von Statistikern gemachten Angaben beschränkt, mit den Einnahmen der einzelnen Zweige nicht zusammenstimmt. Er rechnet die Kopfsteuer auf etwa 50 Mill. S. R., die Steuer der Handelsleute auf 6 Mill., das Einkommen von Tabak auf 1 Mill., die Branntweinsteuer auf 32—36 Mill., über Salzsteuer, Stempel- und Einregistrirungsgebühren erlaubt er sich keine bestimmte Angabe, da aber die obigen Summen zusammen schon über 90 Mill. betragen, so würde die Gesammtsumme der letztgenannten Steuern die 100 Mill. mindestens voll machen; da nun die Zolleinnahmen (I. p. 213) ein Drittheil der reinen Staatseinkünfte ausmachen sollen, so kämen über 133 Mill. heraus, und die oben von Schnabel angegebene höchste Summe von 126 Mill. wäre schon überschritten. So viel ist aus dem Ganzen ersichtlich, daß wir hinsichtlich der russischen Finanzen bedeutend im Finstern tappen, und daß jedenfalls das Deficit nicht so groß seyn kann, als man behauptet hat. Nehmen wir die wenn nicht officielle, doch officiöse Angabe, daß in den acht Jahren von 1831 bis 1839 die äußere und innere Schuld um 252,833,000 R. A. oder um etwas mehr als 72 Mill. R. S. anwuchs, so hätten wir ein jährliches Deficit von 9 Mill. R. S., das bei den steigenden Ausgaben der folgenden Jahre immer im Wachsen gewesen wäre, aber an sich groß genug ist, um Besorgnisse zu erwecken. Die strengen Finanzmaaßregeln, welche aller Wahrscheinlichkeit nach ergriffen wurden, zeugen dafür daß man diese Besorgnisse nicht gering anschlug, und auch bei der steigenden Nothwendigkeit, starke Truppenmassen auf den Beinen zu erhalten, nicht gering anschlagen durfte.

Um den schreienden Widerspruch zwischen der officiösen Angabe von 36 Mill. Pf. St. für das Landheer, und der von dem Verfasser als wahrscheinlich berechneten von 100 Mill. einigermaaßen zu heben, dürfen wir nicht vergessen, daß ein großer Theil der Staatseinkünfte von den Krondomänen in Naturalien herein kommt, und daß die Verpflegung der Truppen zum größten Theile aus den Kronsmagazinen bestritten werden dürfte. Bei der jetzt herrschenden Vorneigung für eine reine Geldwirthschaft und der steigenden Nothwendigkeit, diese in unsern Staaten durchzuführen, fehlt uns einigermaaßen der Maaßstab, wie viel durch solche Naturalverpflegung dem directen Staatseinkommen ab, und dem Naturaleinkommen von den Domänen zugewiesen werden muß. Jedenfalls kann dieser Antheil, der solchergestalt auf die Krondomänen fällt, nicht gering angeschlagen werden, und wird wohl den oben angeregten Widerspruch nahezu ausgleichen. Man hat schon vielfach behauptet, die Dislocation der Truppen, namentlich der Reiterei, habe oft keinen andern Zweck, als sie den großen Magazinen der Krondomänen nahe zu bringen. Wenn man erwägt, wie wenig genau in Deutschland die Stände von dem Naturaleinkommen unterrichtet wurden, so darf es bei dem großen Mangel an sichern Anhaltspunkten in Rußland durchaus nicht verwundern, wenn hier die Zahlen weit auseinander laufen. An ein Deficit von 50 bis 100 Mill. ist

wohl auf keinen Fall, besondere Ereignisse abgerechnet, zu denken, denn ein solches Deficit würde sich in seinen Folgen schon geltend gemacht haben.

Eine andere Frage ist, ob diese Naturalwirthschaft nicht die Unordnung in den Finanzen bedeutend vermehrt: dieß ist wohl unläugbar, aber diese Unordnung herrscht gewiß auch in der übrigen Verwaltung. Die Einführung des büreaukratischen Systems, das sich in Deutschland und Frankreich so mannichfach schädlich erwies, aber mit den jetzt herrschenden Ansichten vom Staate, und namentlich mit der Allgewalt der Regierung zu eng zusammenhängt, als daß man so schnell eine Aenderung erwarten dürfte, dieß System mußte in Rußland noch ungleich verderblicher wirken, als in Deutschland, wo es entstand, und hauptsächlich aus der städtischen Verwaltung sich entwickelte. Wenn der Verfasser (I. p. 97) mit einem gewissen Schauder von den 15 Quartbänden der Gesetzsammlung redet, so dürfen wir in Deutschland nur wie der Zöllner im Evangelium an die Brust schlagen, und unsere eigene Sünde bekennen. Wie viel Organisationen und Reorganisationen hat nur jeder von uns in seinem Staat oder Stätchen seit einem halben Jahrhundert erlebt! Und wie viel Corruption und Willkür ist ans Tageslicht gekommen, trotz dem daß der Beamtenstand in Deutschland an Bildung ohne Vergleich höher steht, und durch die größere Bildung des Volkes getragen und beaufsichtigt wird. Die Büreaukratie bleibt, wie sie sich bis jetzt gestaltet hat, ein Schematismus, dem man vergeblich ein selbständiges, gesundes Leben einhauchen wird, eine Einrichtung, die man zehnmal abändern kann, ohne daß die vom Volk losgerissene Masse der Beamten dadurch wesentlich gebessert, die Verwaltung selbst ernstlich anders würde. Wenn dieß in Deutschland, wenn dieß mehr noch von Frankreich gilt, wo die geringere persönliche Sicherheit des Beamtenstandes demselben auch eine mindere moralische Solidität gibt, und den Begriff von Standesehre der Beamten, der neben manchen schlimmen auch sehr gute Früchte getragen, weniger aufkommen ließ, so darf man sich nicht verwundern, wenn dasselbe Uebel, nur in sehr verstärktem Grade, in Rußland auftritt. Eine unumschränkte Regierungsgewalt mit einem Beamtenschematismus als Willensvollstrecker zur Seite ist nichts als die Polizeiwillkür in eine gewisse Regelmäßigkeit gebracht; diese Willkür wird der Charakter der ganzen Regierung bis in ihre einzelnen Theile hinaus. Das Schlimmste bei dieser Einrichtung ist, daß die Entscheidung oft der wichtigsten Fragen nicht denjenigen zufällt, die eigentlich leitend auftreten sollten, sondern, wenn diese nicht sehr energische, durchgreifende Männer sind, was doch nicht immer der Fall seyn kann, meist sehr untergeordneten Personen, welche ihren Einfluß benützen und sich auch denselben möglichst theuer bezahlen lassen. So sagt der Verfasser über den Senat, den man gewöhnlich als die höchste Behörde und Autorität betrachtet: „welche Achtung im Volke die Aussprüche des Senats über Recht und Gesetz genießen, beweist die Thatsache, daß man allerwärts die festen Preise nennt und kennt, welche für Beschleunigung oder Verschleifung einer Rechtssache hier bezahlt werden. Diese Summen kommen nun zwar nicht unmittelbar in die Hände der Senatoren, sondern in die der referirenden Secretäre und Subaltern-Beamte. Aber diese sind auch die eigentlich entscheidenden Potenzen, die Senatorenstellen dagegen reine Ehren- und Ruheposten.“ Bei der durchaus geheimen, schriftlichen Verwaltung sind solche Dinge unvermeidlich, außer wo persönliche Ehrenhaftigkeit und Charakterfestigkeit sie hindert, und dieß muß um so schlimmer werden, da die fast unbeschränkten Befugnisse der Generalgouverneure, die fast immer aus der Militärumgebung des Kaisers genommen werden, militärische Willkür an die Stelle aller Verwaltungsnormen setzen, und der Gouverneur durch das Präsidium im Criminalhof selbst die Justiz von administrativen Rücksichten abhängig macht.

Das Ganze erscheint somit als eine organisirte Willkür, und was man in Deutschland durch dieß System nach und nach mit in den Kauf bekam, hat man in Rußland methodisch ausgebildet, besonders durch die eigentliche Polizeimacht, über welche der Verfasser sich (I. p. 110) folgendermaßen äußert: „In das tägliche Leben der Bevölkerung greift indeß selbst der Gouverneur und seine Regierung bei weitem nicht so tief und unmittelbar ein, als der Polizeimeister (Ispravnik) mit seinem Tribunal. Dieß bestand früher aus einem Collegium von vier Assessoren, deren zwei von den Edelleuten, zwei von den freien Ackerbauern gewählt waren. Seitdem jedoch die Geheimpolizei als integrirendes Institut der Verwaltung organisirt ist — sie datirt in ihrer neuen Organisation aus dem Anfang der jetzigen Regierungsepoche — hat man die freigewählten Assessoren allmählich aus dem Polizeitribunal entfernt, und dem Ispravnik einen vom Adel designirten Adjuncten beigegeben, welcher bei außerordentlichen Gelegenheiten zwei gleichfalls vom Adel gewählte Assessoren zu Rathe zu ziehen befugt ist. Diese Assessoren wohnen jedoch gewöhnlich nicht einmal am Sitze des Polizeitribunals. Die bäuerlichen Beisitzer wurden vollkommen beseitigt, und die natürliche Folge ist nun, daß die Uebung der Polizeiwillkür im Allgemeinen vom Adel abgewendet, dagegen fortwährend auf die nichtadelige Classe hingelenkt wird.“

Der Verfasser macht nun hierüber die Bemerkung: „wo findet sich eine Garantie für den Bestand der Dinge? Wo ein Wahrzeichen dafür, daß Rußland mit Recht der Staat des Bestehenden, die Felsenburg der Conservation genannt wird.“ Uns dünkt, er übertreibt dabei etwas, denn die Frage stellt sich im allgemeinen: ist der Beamten- und Polizeistaat überhaupt haltbar? In Deutschland scheint man diese Frage mehr und mehr zu verneinen, so viel Rückschritte auch zur Polizeiwillkür geschehen sind; denn wenn man in Preußen die Herrschaft des Adels zu befestigen sucht, so geschieht dieß doch nur darum, weil man glaubt, hier ein festes auf sich selbst ruhendes Princip zu haben; auch deutet der Streit, in welchen die Adelspartei mit der Bureaukratie gerathen ist, schon darauf hin, daß selbst diese viel angefochtene Reaction gegen den Polizeistaat auftritt. Mit welchem Erfolg dieß geschieht, geht uns hier nicht an. Wenn man Rußland als den Schirmer der Conservation ansieht, so hat man damit Recht und Unrecht; Unrecht, wenn man es deutschgründlich nimmt, Recht nach der oberflächlichen Ansicht: Rußland muß suchen, den jetzigen Territorialbestand in Europa aufrecht zu erhalten, bis es selbst ihn brechen kann, und es sucht den Einfluß einer populären Gewalt auf die Regierungen allenthalben zu beseitigen, weil sich mit einzelnen Personen viel leichter verhandeln läßt, als wo die Meinung des Volks mehr oder minder befragt werden muß. Es strebt also die Polizeiwillkür zu fördern, weil diese Form der Regierung ihm am meisten Spielraum gewährt, auf einzelne Menschen durch rechtliche oder unrechtliche Mittel einzuwirken. Insofern das Wesen unserer Staaten immer noch dieselbe Polizeiwillkür ist, nur gemildert durch Gewohnheit, Sitte und Bildung, insoferne der herrschende Beamtenstaat eben so wenig Einreden von Vertretern des Volks dulden mag, ist Rußland allerdings das Ideal der Conservativen dieser Classe; von wirklicher Staatskunst ist freilich dabei nicht die Rede, und der conservativste Englän-

der wird zum ärgsten Revolutionär: die Rede die Lord Stanley, jetzt Graf Derby, im vorigen Jahre an die Deputation der Protectionisten hielt, worin er sie ermahnt, fort und fort zu agitiren, und das Land in Bewegung zu setzen, bis die schädlichen Gesetze abgeschafft seyen, ist eine wahre Paradie auf unsern festländischen Conservatismus. Dieser ist indeß stark im Wanken begriffen, namentlich darum, weil er in der Stunde der Noth nichts conservirt hat, und am Ende nur auf der rohen Gewalt ruht; so oft man diese nicht zu Hülfe rufen kann, hat dieser Conservatismus ein Ende. Rußland muß also in der öffentlichen Geltung sinken, denn es ist nicht immer und nicht überall möglich Gewalt anzuwenden; deßhalb muß man Einrichtungen zu treffen suchen, welche der localen Aristokratie ihre Bedeutung sichern, und dadurch die Gewähr eines Bestandes in sich selbst tragen. In Rußland rechnet man 27 Mill. Leibeigne, 15 Mill. Kronbauern, über welche die Krone mit demselben Rechte, wie die einzelnen Adeligen über ihre Leibeigenen, verfügen kann; diese sind ohnehin halb rechtlos, und die andern, welche als Freie unabhängiger gestellt sind, werden durch die Masse der erstern niedergehalten; darum müßte die allmähliche Verminderung der Leibeigenschaft eine wesentliche Veränderung im Innern erzeugen, und — der Verfasser hält die Vermittlung eines Uebergangs auf organischem Wege für unmöglich, somit eine gewaltsame Lösung des jetzigen Verhältnisses für wahrscheinlich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Araber in Algerien Sagen vom Löwen.

(Schluß.)

Es gibt einige unter den Arabern, welche sich nur furchtsam stellen, und wenn der Löwe seine Tatzen auf ihre Schultern legt, mit einem Dolche ihm den Leib aufschlitzen. Die Araber haben ein unfehlbares Mittel, den fliehenden Löwen zum Stillstehen zu bringen, nämlich, wenn sie ihn mit Worten beleidigen. „Ha, feige Memme, du Erbärmlicher, du fliehst", so rufen sie aus, „du behauptest, du seyest das tapferste aller Thiere und du fliehest wie ein Weib! Wir werden dich nicht mehr Herr, wir werden dich fortan Sklave nennen." Durch solche Worte gekränkt, hält der Löwe in seiner Flucht inne und erwartet die Jäger.

Der Löwe muß sehr ausgehungert seyn, wenn er eine Frau nicht verschont, und die Araber behaupten geradezu, er fürchte sie; sie haben mir versichert, sie hätten gesehen, daß Frauen, die dem Löwen nachgelaufen seyen, der ihnen ein Schaf, ein Füllen oder gar Kinder geraubt, diesen am Schweife gepackt und mit einem Stocke geschlagen hätten. Wenn aber dann vielleicht ein Löwe sich umwenden und drohend werden sollte, so braucht die Frau nur still zu stehen und ihren Rock aufzuheben, denn das kann der Löwe nicht ertragen und läuft im Augenblick weg. Eben so behaupten die Araber, daß der Löwe niemals ein Pferd rauben wird, das an einem Pfahl vor dem Zelte angebunden ist, während er alle Tage Pferde von der Weide fortschleppt. Fast alle Löwenhäute, welche ich in Algerien gesehen habe, waren nicht vollständig, und das kommt davon, daß die Frauen die Klauen und Zähne davon schneiden, um daraus Amulette zu machen, wenn die Krieger solche nicht schon benutzt haben, um den Hals ihrer Pferde damit zu verzieren. Die Löwenhaut als Zeltteppich hat nicht nur die Eigenschaft schädliche Thiere fern zu halten, sondern auch böse Geister zu verscheuchen.

Auf der Löwenjagd kommt es vorzüglich darauf an, den ersten drei Sprüngen des Thiers auszuweichen, denn sein Sprung ist oft 30 Fuß weit. Wenn die Jäger erfahren haben, daß ein Löwe in ihrer Gegend sich aufhalte, so werden berittene Kundschafter ausgeschickt, welche dessen Fährte aufsuchen und sein gewöhnliches Lager recognosciren, das sich meistens in einem nicht sehr dichten Dornengesträuche befindet, damit er ohne sich zu stechen hineinkriechen kann. So wie die Kundschafter ihren Bericht gebracht haben, besteigen die Jäger ihre Pferde und umringen das Gebüsch. Der Jäger, welcher zuerst den Löwen bemerkt, zeigt mit dem Finger nach ihm, und ruft: „Rahe henai" d. h. er ist nicht da! Riefe er statt dessen: „Ra hena!" er ist da! so würde der Löwe, weil er bekanntlich jedes Wort versteht, nicht verfehlen, den Denuncianten zu zerreißen. Hierauf entfernen sich alle bis auf etwa 100 Schritte, um den drei ersten Sprüngen des Löwen aus dem Wege zu kommen und diesem glauben zu machen, daß man ihn nicht bemerkt habe. Aus dieser Entfernung schießen nun alle zusammen in den Busch nach der ihnen bezeichneten Stelle; wird der Löwe von ihren Kugeln nicht tödtlich getroffen, so kommt er aus dem Busche hervor und die Araber jagen im vollen Galopp davon, wobei sie ihre Flinten wieder laden; flieht aber der Löwe und haben sie wieder geladen, so rufen sie ihm Schmähungen nach, und dann kehrt er um und geht ihnen entgegen. Selten kommt eine Löwenjagd vor, wobei man nicht den Verlust von drei oder vier der Jäger zu beklagen hätte; fast niemals fällt der Löwe auf den ersten Schuß, selbst wenn die Kugel durch sein Herz gegangen seyn sollte, so groß ist seine Lebenskraft.

Uebrigens redet man im allgemeinen dem Löwen auch viel Böses nach, und wenn ein Mensch verschwunden ist, so heißt es immer: „der Löwe hat ihn gefressen."

Die Araber fürchten den Panther mehr als den Löwen, da ersterm alle Großmuth und sonstigen edlen Eigenschaften fehlen. Deßhalb erzählen sie nur von dem Könige und Herrn der Thiere solche wunderbare Geschichten wie die vorstehenden.

Chronik der Reisen.

Reise von Suez nach Java.

(Fortsetzung.)

Wir waren Sonntag den 30 Junius Morgens frühe auf die Rhede der Insel Pulo Pinang (Prinz-Wales-Eiland) gekommen, wo wir beiläufig vier Stunden bleiben sollten, welche wir Passagiere benutzten, um unsere Briefe für Europa an Wall zu bringen, da es sehr wahrscheinlich war, daß die Post für Europa schon vor unserer Ankunft in Singapore abgefahren sey; auch benutzten wir die paar Stunden, um die Stadt George-Town und ihre Gegend etwas zu besehen. Die Rhede von Pulo Pinang ist sehr geschützt, und bildet einen so sicheren und guten natürlichen Hafen, daß in demselben eine große Anzahl Schiffe sicher vor Anker liegen kann; jetzt waren beiläufig 20 Schiffe auf der Rhede, außer vielen kleinen Dschunken und andern Küstenfahrern. Man hat von dieser Seite eine sehr schöne Ansicht der Küste, welche nahe am Strande mehr flach und niedrig ist, während sie sich langsam zu hohen schönen Bergen und hügeligem Lande erhebt, und so herrliche Thäler bildet. Da wir bei unserer Ankunft und Abreise nahe an der Küste hinfuhren, so lieferte diese schöne Insel einen herrlichen Anblick; Cocoswälder am Strande, etwas weiter im Lande Muscatnuß- und Kaffeegärten, und Siri- (Betel, piper betle)-Plantagen auf den höher gelegenen Plätzen, dazwischen in der Höhe die Landhäuser der Pflanzer und die bescheidenen Hütten und Dörfer der Eingebornen am Strande lieferten ein schönes liebliches Panorama. Hier bei George-Town ist die Straße von Malacca nur 3 — 4 engl. Meilen von der von Pulo Pinang entfernt. So wie letzteres ist auch erstere im Besitze der Engländer, welche auch hier wieder durch diese festen Punkte Beherrscher sind. Während südöstlich von uns die Küste von Pinang größtentheils sehr

gebirgig ist, ist die von Malacca hier und größtentheils überall sehr niedrig und sumpfig, aber doch mit viel Wald und Gebüsch bewachsen; während Pulo Penang eine herrliche fruchtbare Insel bildet, bietet Malacca nur trauriges und unfruchtbares Erdreich, welches nur wenig liefert, und auch dieß mehr in den Binnenländern; den Bergen zu ist es bebaut, und hier befinden sich auch die Zinnminen! Ich nahm einen Palanquin-Wagen mit einem Pferdchen, denn auch hier gibt es keine Droschken, und besah mir die Stadt und Gegend ein wenig. Die Stadt selbst bietet nicht viel Interessantes; die wenigen europäischen Häuser gehören den Beamten der Compagnie und der Regierung; der größte Theil der Stadt besteht aus chinesischen Häusern, von chinesischen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt, welche hier allein alle Handwerke ausüben; auch findet man hier viele Malaien, und so konnte ich hier wieder zum erstenmale Malaiisch sprechen! Nicht weit von der Stadt und auch schon in ihrer Nähe waren viele und herrliche Obstgärten, hier wuchsen alle tropischen Früchte, Cocos, Manga, Mangistan, Pisang, Nangka, Ananas, Pumpelmusen u. s. w., vorzüglich aber fand man hier viele Muscatnußgärten, welche, voll mit ihren goldenen Früchten behangen, einen herrlichen Anblick gewährten, auch fand man hier viele Siribäume und Arek- (Pinang-) Palmen, nach welchen letztere die Insel auch heißt.

Die europäischen Häuser der Stadt sind meistens alle auf Pfählen oder Pfeilern gebaut, so daß der unterste Raum leer bleibt, übrigens ganz auf ostindische Weise, mit Verandas und Jalousien, meistens ohne Glasfenster. Die englische Kirche ist ein einfaches, aber reinliches und nettes Gebäude, und die Kirche selbst und ihre Umgebung viel reinlicher gehalten als die mancher großen Städte Deutschlands. Nach der Seeseite hin ist die Stadt sehr befestigt, nicht nur mit einem Forte, sondern auch mit Redouten und Batterien. Die Garnison besteht größtentheils aus Sipahis und europäischen Artilleristen; hier ist auch ein Arsenal, worin sich eine Menge schweren Geschützes befindet, während Fort und Batterien sehr gut mit Kanonen versehen sind. Auch eine chinesische Kirche ist hier, welche ich besuchte, die aber nichts merkwürdiges bietet als einige weiße metallene Urnen (eine Composition, welche viel unserem Argentan gleicht, aber etwas dunkler ist und einen hellen Klang besitzt), und eine sehr alte Glocke von beiläufig zwei Fuß Höhe, welche einen sehr hellen Klang gab und auch chinesische Arbeit ist. Um 12 Uhr mußten wir wieder an Bord seyn, und schon um 12½ Uhr wurde der Anker gelichtet, und wir verließen die Rhede von Pulo Pinang.

Wir segelten nun weiter in der Straße von Malacca, dicht unter dem Walle von Pinang; auch an dieser Seite war die Insel überall mit Buschwerk und Urwald bewachsen, welche hier und da ausgerodet wurden, um Plantagen anzulegen. In den Thälern und am Strande lagen viele indische Dörfer, auf den Anhöhen viele europäische Landhäuser, so daß das Ganze einen herrlichen Anblick gewährte.

Die Küste von Malacca bietet nichts merkwürdiges, als daß das Land nach Innen zu gebirgiger wird. Die Straße Malacca wird hier — nachdem wir die Spitze von Wellesley, die Straße von Pera u. s. w. passirt hatten — wieder viel breiter, so daß wir schon gegen Abend kein Land mehr sahen.

Den 1 Julius segelten wir ebenfalls ohne des Morgens Land zu sehen, kamen aber Morgens 10 Uhr auf die Höhe der Stadt Malacca; gegen Mittag zeigten sich wieder einige kleine Inseln, und das feste Land von Malacca; das Land war aber niedrig und sumpfig!

Wir hatten heute ein Zwischenspiel an Bord, welches einige Variation in unser eintöniges Leben brachte: nämlich, wir hatten in Pinang einen gewissen Dr. G**** an Bord bekommen, welcher durch die holländische Regierung in Commission nach Malacca und Banka geschickt war, um die Zinnminen zu untersuchen. Dieß Herrchen — ein Riese — trank sehr viel Spirituosa, und kam so schnell um seinen Verstand; er hatte mit mir eine oberflächliche Bekanntschaft gemacht, und ich dachte daher ihm etwas zu helfen und ihn zu warnen — ja wohl! schon bei Tafel bekam er einen guten Spitz, und nach dem Essen trank er so viel Cognac und Wasser, Grog und Bier, daß er bald gänzlich betrunken war, und sich in einem schrecklichen Zustande von Sinnlosigkeit befand. Vergeblich suchte ich ihn zu beruhigen, er schlug alles in Stücke, verfiel in ein vollkommenes Delirium, raste und wüthete auf eine schreckliche Weise, so daß das ganze Schiff in Aufruhr kam, niemand konnte schlafen, und wir drei, die mit dem Besoffenen eine Koje hatten, hatten uns schon lange in den Long-Room geflüchtet. Zuletzt wurde er gebunden, aber zweimal riß er seine Bande in Stücken; zum drittenmale wurde er jedoch tüchtig geknebelt und ihm eine gute Dosis Laudanum eingegeben. Nun mußte er Ruhe halten, und, obgleich er wie ein Toller raste und fluchte, so konnte er doch sich nicht bewegen, und lag so da bis zum andern Morgen, wo er etwas zur Besinnung kam, so daß er auf meine Bitte losgebunden, ihm aber gedroht wurde, ihn beim ersten Scandal wieder bis Singapore zu knebeln. Nun war er ruhig, sah aber erschrecklich aus, die Stricke hatten ihm tiefe Wunden ins Fleisch geschnitten; er schlief nun 26 Stunden hintereinander, und kam darauf wie ein begossener Pudel, jeden seines ungezogenen Betragens wegen um Verzeihung zu bitten — kurz, er war ein Schwein, und jeder ließ ihn laufen!

Wir waren jetzt in der Straße von Singapore, wo die Fahrt durch die vielen kleinen Inseln sehr unsicher wurde; den 2 Julius hatten wir die Alligator, John- und viele andere Inseln im Gesicht, auch die Carimon-Gruppe, wo 1848 das englische Schiff „General Wood" durch die an Bord sich befindenden gefangenen und verbannten Chinesen,[1] welche sich zu befreien wußten, überfallen, und alle an Bord ermordet wurden, selbst die Kinder. Auch eine englische Dame war mit ihrem Gemahl an Bord; diese Frau wurde durch 11 Chinesen entehrt, und dann alles ermordet. Hierauf gingen die Räuber mit dem Schiffe unter Segel, wurden aber später an der Küste von Gotschin gefangen.

Gegen 11 Uhr hatten wir die Insel Singapore nahe vor uns, mit ihren dazu gehörenden Inseln, welche beinahe alle bebaut und cultivirt sind, jedoch meistens nur Gambier und Siri- (Betel-) Blätter liefern, was hier den Hauptartikel des Handels ausmacht. Die Straße wurde hier sehr belebt, denn wir sahen viele Schiffe, welche von und nach Singapore gingen; es war ein schöner Anblick wieder einmal mitten in den Tropen zu seyn, denn wir näherten uns sehr dem Aequator. Jeder packte nun seine Kisten u. s. w., da wir bald die Stadt erreichen sollten; unser Mittagsmahl wurde heute um drei Uhr gehalten, und wir hatten so eben damit angefangen, als das Dampfschiff, welches die Ueberlandpost nach Europa bringt, in Gesicht kam und uns auch schnell passirte. Ich rief dem Schiffe viele Grüße an meine Lieben nach, und wünschte darauf zu seyn und zurückkehren zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Cochenille auf den Canarien. Im J. 1831 begann die Cochenillezucht auf den Canarien, und die erste Ernte bestand nur aus 8 Pfd., im J. 1832 waren es 120 Pfd., im J. 1833 schon 1319, und im J. 1849 wurde nach einer officiellen Angabe die ungeheure Masse von 800,000 Pfd. aus diesen Inseln ausgeführt, größtentheils nach Frankreich und England. Boden, der zu Wein und Kartoffeln nicht taugt, trägt noch den Cactus, der das Cochenille-Insect nährt, das sich leichter als der Seidenwurm und mit geringerer Gefahr des Verlustes züchten läßt. (Edinb. Phil. Journ. Julius.)

---

[1] Es ist merkwürdig, wie viel chinesische Land- und Seeräuber sich gerade in dieser Gegend aufhalten, wofür vorzüglich die englische Insel Singapore und die holländische Rhouw berüchtigt sind. Es gehört Energie dazu, die Seeräuberei auszurotten — aber die ostindischen Seeräuber greifen keine großen, vorzüglich keine europäischen Schiffe an; und daß dies nur bei kleineren Schiffen und Küstenfahrern geschieht, hat wohl mehr als einmal bei den Eingebornen Indiens die Idee erweckt, daß dieß mit dem Wissen der europäischen Regierungen geschehe, um so Meister des Handels zu werden. Diese Idee ist aber abgeschmackt, und kann nur in solchen malaiischen Köpfen aufkommen, jeder, der die Geschichte der Seeräuber des ostindischen Archipels in den letzten Jahrzehnten kennt, wird überzeugt seyn, daß man sich die Sache sehr hat angelegen seyn lassen, die Holländer mehr als die Engländer, obwohl letztere mehr bei trübem Wasser gewinnen, und doch die Ehre zu gewinnen suchen!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 196. 16 August 1851.

Ueber die Strömungen des atlantischen Meeres und die Existenz einer nordwestlichen Durchfahrt.

(Edinb. Philos. Journ. Julius.)

Lt. Maury sagt, daß er bei dem Studium des Systems der oceanischen Circulation es nothwendig befunden habe, mit einem sehr einfachen Grundsatz zu beginnen, nämlich daß von welcher Seite des Meeres her eine Strömung sich finde, dahin auch eine Strömung von gleichem Umfang zurückkehren müsse. Auf diesen Grundsatz stützt sich das ganze System von Strömungen und Gegenströmungen. Man muß bei oceanischen Strömungen die Ansicht fahren lassen, daß sie nothwendig, wie zu Land, von einem höhern nach einem niedrigern Niveau laufen müssen, dieß ist keineswegs der Fall, vielmehr gehen einige Meeresströmungen geradezu aufwärts, während andere auf einer Ebene laufen. Der Golfstrom gehört zu den erstern, und läuft auf einer schiefen Fläche aufwärts: er ist im Floridapasse 200 Faden tief, und vor dem Cap Hatteras nur 100, es ist also augenscheinlich, daß der Boden sich auf dieser Strecke 100 Faden hebt, und während also die untere Fläche desselben bergauf geht, behält die obere mehr oder minder genau das Wasserniveau. Die Strömungen, welche aus dem atlantischen Meer ins Mittelmeer, und aus dem indischen ins rothe laufen, zeigen die umgekehrte Erscheinung, daß der untere Theil eine ebene Fläche darbietet, der obere eine abwärts geneigte Fläche ist. Das rothe Meer liegt großentheils in einem regen- und flußlosen District, ist etwa 1000 Seemeilen lang, und erstreckt sich fast gerade von Norden nach Süden von 12° oder 13° bis 30° N. B. Die Verdampfung ist ungeheuer und kann auf $^2/_{10}$'' des Tags angenommen werden. Nehmen wir an, daß die Strömung, welche von Bab el Mandeb in dieß Meer eindringt, täglich 20 Meilen macht, so braucht das Wasser 50 Tage, bis es die Tiefe des Golfs von Suez erreicht, und hier hätte also das Wasser in der Zwischenzeit 10 Zoll durch Verdampfung verloren, muß somit tiefer stehen als an der Straße von Bab el Mandeb. Der obere Theil dieses Meeres ist also wahrscheinlich eine schiefe Fläche. Aber das Salzwasser wird durch die Verdunstung salziger und also schwerer. Das leichtere Wasser an der Straße von Bab el Mandeb kann dem schwerern, kältern und salzigern Wasser am Isthmus das Gleichgewicht nicht halten, und das schwerere Wasser muß also als Unterströmung hinauslaufen, oder sein überflüssiges Salz ablagern, und dadurch den Boden des rothen Meeres allmählich zum Salzbett machen. Da wir wissen, daß dieser letztere Proceß nicht vor sich geht, so schließen wir, daß vom rothen Meer eine Unterströmung zur Straße von Bab el Mandeb hinausführt, wie vom Mittelmeer durch die Straße von Gibraltar. Die Flüsse, die ins Mittelmeer münden, ersetzen den Abgang durch Verdunstung nicht, und nur durch die erwähnte Unterströmung wird das Salz, das der Ocean hereingeführt hat, demselben zurückgegeben; wäre dem nicht so, das Bett dieses Meeres müßte eine Masse festen Salzes seyn. So wird durch ein System von Compensation das Gleichgewicht der Meere erhalten.

Lt. Maury sagt, da der Golfstrom ein Bett von warmem Wasser, das zwischen Ufern von kaltem Wasser fließe, das warme Wasser aber leichter sey, so habe die Oberfläche des Golfstroms die Gestalt einer doppelt geneigten Fläche, gleich dem Dache eines Hauses, von dem hinab eine oberflächliche Strömung nach beiden Ufern des Golfstroms sich bemerklich mache. Diese Thatsache wurde auf eine seltsame Weise bestätigt: ein Mann, der mit Beobachtungen am Golfstrom beauftragt war, hatte, wenn er die Strömung in einem Boot befuhr, bemerkt, daß sie manchmal nach der einen, manchmal nach der andern Seite laufe, fast nie aber in der wahren Richtung, so oft er aber in einem größern Fahrzeug fuhr, zeigte die Strömung stets einerlei Richtung. Sonach behielt das Wasser in der Tiefe die eigentliche Richtung.

Lt. Maury lenkte auch die Aufmerksamkeit auf die merkwürdige Thatsache, daß es eine Anzahl wohlbekannter Strömungen gibt, welche ungeheure Wassermassen in das atlantische Meer bringen, daß wir aber keine kennen, die sie hinausführen, und nach dem oben aufgestellten Grundsatz sollten sich denn doch auch welche finden. Der Laplata, Amazonenstrom, der Mississippi, der St. Lorenz und so viele andere laufen in diesen sehr kleinen Ocean, und es ist nicht wahrscheinlich, daß alles dieses Wasser durch Verdampfung wieder abgebe, wohin kommt also der Ueberschuß? Der eisführende Strom von der Davisstraße, der den Golfstrom durchschneidet, bringt eine ungeheure Wassermasse nach dem Aequator, und die eisführende Strömung von den antarktischen Gegenden, die vom Cap Horn nach dem atlantischen Meer kommt, und der Lagullas-Strom, der vom Cap der guten Hoffnung sich aufwärts bewegt, bringen beide ungeheure Wassermassen mit sich und führen sie nach dem Aequator. Dieß Wasser muß wieder hinausgehen, oder das atlantische Meer müßte unaufhörlich steigen. Ein Theil des Golfstroms läuft ums Nordcap nach dem arktischen Ocean. Die Thermalkarte, die unter der Leitung Lt. Maury's jetzt am Nationalobservatorium zu Washington gefertigt wurde, so wie die Karte des Prof. Dove in Berlin, beweisen dieß. Aber diese Strömung macht wahrscheinlich im arktischen Ocean ihren Umlauf und kehrt mit vermehrter Masse nach dem atlantischen Meere zurück. Die großen Ströme Nordamerika's,

Asiens und Europa's, die sich ins Eismeer ausmünden, so wie die Strömungen aus dem stillen Meer nach der Behringsstraße dienen, nach Lt. Maury's Ansicht, alle dazu, die aus der Baffinsbai durch die Davisstraße nach dem atlantischen Meere kommende Strömung anzuschwellen.

(Schluß folgt.)

Rußland und die Gegenwart.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Wir kommen hiemit auf den eigentlichen Angelpunkt der vorliegenden Schrift und die eigentliche Frage über Rußlands Gestaltung. Daß das alte Rußland einen sehr festen, ja fast unerschütterlichen Kern hatte, läßt sich nicht läugnen. Der Boden gehörte dem Adel, aber der Bauer war frei; daß Boris Godunow den Bauern an die Scholle fesselte, und damit allmählich an die Person des Leibherrn band, erschütterte zuerst den alten Zustand.[1] Noch hätte sich der Adel selbständig und selbstthätig entwickeln können, da trat dem landbesitzenden Adel der „Tschin", d. h. der Beamtenadel, zur Seite, und die übereilte Entwicklung der national-ökonomischen Verhältnisse, welche auf einmal dem Geld eine ungewöhnliche Macht verlieh, und zugleich durch den steigenden Luxus dem Adel das baare Geld unerläßlich machte, entriß dem kleinern Adel durch die von der Krone durch ihre Bankinstitute geliehenen Gelder allmählich einen großen Theil des Besitzes, namentlich im Innern Moskowiens. Der Luxus trug das Seinige bei. So sank der geringere Adel vielfach dahin, und ging im Tschin- und Militäradel auf, während die großen, mächtigen Grundbesitzer um so grollender, aber auch machtloser, falls sie nicht geradezu eine ihnen selbst gefährliche Revolution begünstigen wollten, dem Throne gegenüber standen. Die Veränderung, welche durch den Tschin-Adel in den innern Zuständen Rußlands vorging, schildert der Verfasser mit sehr deutlichen und scharfen Worten: „Befördert wurde die Zerrüttung der nationalen Verhältnisse ganz vornehmlich durch das Tschinwesen, welches eine unermeßliche Schaar von Emporkömmlingen auf gleiche Stufe mit dem Erbadel stellte, dessen Fehler und Laster sie theilten, während seine Traditionen und die darin bedingten guten Eigenschaften ihnen fehlten. Hatten auch die Bojaren meistens in den Städten, fern von ihren Eigenhörigen gelebt, so doch gewissermaßen in einer von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Verbindung mit ihnen, welche, trotz aller Uncultur und Rohheit, die äußerste Rücksichtslosigkeit ausschloß. Es waren die nationalen Traditionen, welche das Leibeigenschaftsverhältniß menschlich, wenigstens erträglich gemacht hatten. Das Tschinwesen zerriß diese. Eine flach moderne Bildung, eiligst zusammengerafft, weil sie von oben her günstig angeblickt wurde, eine zur Schau getragene Verachtung des nationalen Lebens, war charakteristisches Merkmal dieses Neuadels. In den Staatsdienst mußte und muß aber jeder treten, der sich persönlich und seiner Familie eine hervorragende Stellung erwerben will. Selbst der Altadelige verliert in der dritten Generation alle politischen Vorrechte, wenn er den Adel nicht durch den Staatsdienst wieder auffrischt. So mußte denn der Geist der Tschinowniks (Beamten) durch alle Classen der berechtigten Bevölkerung verbreitet, so mußte jener Geist allgemein herrschend werden, welcher das Volk und dessen nationale Beschäftigung, den Ackerbau, für nichts achtet, welcher den einzelnen Eigenhörigen nur als eine erwerbende Maschine betrachtet, behandelt und verwendet." Das war namentlich bei der minder reichen Classe der Fall, bei den Großen viel weniger, weil sie durch Schonung ihrer Leibeigenen einen großen Familienreichthum und dadurch ihre ganze Stellung zu wahren hatten. Dieß begründet einen wesentlichen Unterschied der Leibeigenen der Großen und deren der minder reichen Classen; zugleich gibt den Leibeigenen der erstern der Schutz, dessen sie genießen, eine Sicherheit gegen den Druck und die Plackereien der Beamten, wie ihn die Regierung selbst nicht gewähren kann, und so entsteht eine Art Staat im Staate. Wenn es ganz richtig seyn mag, daß der große russische Adel auf eine Anfrage der Regierung (s. I. p. 296), ob er seinen Eigenhörigen die Freiheit schenken wolle, mit einem trockenen „Nein" antwortete, so ist auf der andern Seite auch gewiß, daß die Einsichtsvollern und die Vermöglichern unter den Leibeigenen der Großen diese Freiheit nicht wollen, die sie allen Plackereien der Beamten aussetzt. Gegen die minder Reichen wäre die Freiheitserklärung eine Beraubung ihres besten Besitzthums gewesen. Wollte also der reiche Adel den Zusammenhang mit seinen Standesgenossen nicht brechen, so mußte er „Nein" antworten, um so mehr als das Beispiel in den Ostseeprovinzen, wo man den Bauern emancipirt, aber ihm nicht das Recht des Grundbesitzes gegeben hatte, eben nicht lockend war, denn Adel und Bauern wurden einander dadurch feindlich gegenüber gestellt.

Dieß feindliche Verhältniß hat sich indeß auf den Besitzthümern der minder Reichen von selbst, wiewohl auf ganz andere Weise ausgebildet. Die Entlassung auf „Obrok" mußte allmählich die alte Gemeindeverfassung auflösen. „Als noch die Freizügigkeit existirte, mußten zwar immer neue Vertheilungen des Gemeindebodens stattfinden, d. h. die Personen der Bebauer des einzelnen Areals wechselten, das vertheilte Areal blieb indeß mit geringen Abänderungen dasselbe, die Bearbeitungs- und Erträgnißverhältnisse der Commune veränderten sich nicht. Als der Grundherr nur noch nach Willkür für seine Fabrikindustrie dem Ackerbau die Arbeitskräfte entzog, sah er sich auf der andern Seite genöthigt, Nachlässe in den Verpflichtungen der Gemeinde eintreten zu lassen, weil Ueberforderungen dann Verarmung herbeigeführt, und ihm die schwerere Last auferlegt hätten, nicht nur für die Steuerleistungen, sondern auch für die Erhaltung und Verpflegung der hungernden Gemeindeglieder zu sorgen. Aber bald bemerkte er, daß jeder Russe ein schlechter Arbeiter ist, wenn er auf festen Lohn gestellt wird, ein vortrefflicher dagegen, wenn er für eigene Rechnung arbeitet. So gab er ihm denn die Erlaubniß, sich seine Arbeit selbst zu suchen, wo er wolle, und legte ihm dafür eine Abgabe auf, welche jedenfalls mehr Geld einbrachte, als die vorherige Handleistung. Dieß ist der Obrok. Nun liegt es aber in der russischen Gemeindeorganisation begründet, daß ein Bauer seine Rechte auf Land durch zeitweilige Entfernung aus der Gemeinde nicht verliert. Die Verpflichtungen dieser gegen den Herrn wurde also durch die temporären Verluste an agriculturischen Arbeitskräften nicht geringer, eben so wenig jene gegen die Krone. Der Grundherr gewinnt sonach doppelt durch die Entlassung auf Obrok, die Gemeinde wird mit doppelten Ruthen gepeitscht." Allein dieß System hatte seine Gränzen: in minder fruchtbaren Gegenden des Reichs kam es so weit, daß „in der That nur noch die Alten, Weiber und Unmündigen so weit für den Ackerbau sorgten, als für das laufende Bedürfniß und die Gemeindever-

[1] Die Bojaren hatten Boris Godunow auf den Thron erhoben, und zum Danke erließ er die Verordnung gegen die Freizügigkeit der Bauern. Das Volk soll den Jurjewstag (St. Georgentag) wo sie ihre Herren wechseln konnten, noch jetzt beklagen.

pflichtungen gegen Grundherren und Staat unumgänglich; vernachlässigt wurde er fast überall.“ Zugleich kam auch dadurch Zwiespalt in die Gemeinde, daß der eine auf Obrok Entlassene als wohlhabender Mann, der andere als Bettler zurückkam, der die Unterstützung der Gemeinde in Anspruch nehmen mußte, und die durch den Militärdienst Freigewordenen bildeten gleichfalls eine neue Classe, die in den alten Gemeindeverband gar nicht passen wollte. Ein gleicher Fall war es mit den freien Bauern, welche der Ukas vom 20 Febr. 1803 erschuf, und denen vielfach der Grundherr von seinem Grund und Boden verkaufte, wodurch das Areal der Gemeinde verkümmert wurde.

Aus diesen Gründen ist es sehr erklärlich, wenn unter den russischen Bauern, welche von Alters her „das Anrecht des Einzelnen auf den Vollgenuß des ihnen persönlich nöthigen Gemeindebesitzes“ gekannt haben, sich eine Art communistischer Richtung kund gibt, welche dahin strebt, der Gemeinde wieder ihren alten Besitz zu verschaffen. Und verwundern darf es nicht, daß sich solche Bestrebungen in das Gewand religiöser Sectirerei hüllte. Daß die Duchaborzen (Geisteskämpfer) die Lehre von der Gleichheit aller aufstellen und daraus das Recht auf gleichen Besitz ableiten, ist eine Erscheinung, die sich schon allzuoft in der Geschichte gezeigt hat, als daß man sich darüber verwundern dürfte; wichtiger aber ist, was der Verfasser über die Raskolniken (Ketzer) oder Starowierzen (Altgläubigen) sagt. Die letztern haben sich schon seit 1666 von der Staatskirche losgesagt, und wenn man gleich gewöhnlich behauptet, der Unterschied bestehe nur darin, daß sie an alten Einrichtungen und Formen hängen und sich dieselben nicht hätten nehmen lassen wollen, so „weiß doch jeder, der in Rußland gelebt hat, genau, wie diese äußerlichen Fragen der Form — unter Peter freilich das Banner im Kampfe — schon längst aufgegeben wurden, während der oberste Grundsatz des russischen Absolutismus, die Vereinigung des Patriarchats mit der Person des Zaaren, den eigentlichen Streitpunkt bildet.“ Dadurch gewinnt das Starowierzenthum den Charakter einer sehr principiellen Opposition, und man begreift den kirchlichen, dogmatischen Anstrich mancher Manifestationen der Regierung. Die Starowierzen des eigentlichen Moskowiens bilden die altkatholische Nationalopposition gegen die moderne Gestaltung des Herrscherbegriffs, die Staatskirche und die politische Verfassung; die Starowierzen aller den Reichsgränzen näher gelegenen Provinzen durchlaufen unzählbare Schattierungen, denen ebenfalls das Festhalten an der alten katholischen Freiheit der Kirche vom Staat, so wie das Nichtanerkenntniß des Zaaren als Kirchenoberhaupt gemeinsam ist, während sie in ihren praktischen Bestrebungen vorzugsweise das Moment der socialen Opposition gegen die Ständescheidung, gegen die Leibeigenschaft und die politische Ausnahmestellung des Adels ausarbeiteten. Während sich im Innern des Reichs, vornehmlich in Moskau, Kiew, Nowgorod, und selbst in Petersburg ein ziemlich enger Zusammenhang der Altgläubigen mit dem nationalen Altadel bildete, fand das Starowierzenwesen in den peripherischen Provinzen seine weiteste Verbreitung vorzugsweise unter den Bauern, den kleinen Kaufleuten, den zünftigen Gewerbetreibenden, kurz unter den politischen und socialen Parias. Hieraus erkennt man, welche tiefe Bedeutung die religiösen Verhältnisse in Rußland gewonnen haben; der Verfasser führt Harthausens Aeußerung an, „daß die Starowierzen auf Rußland und sein Gouvernement einen geheimnißvollen und tiefen Einfluß äußern, und daß man sich bei allen wichtigen Maßregeln zuerst frage: was werden die Starowierzen dazu sagen?“ Da diese sich äußerlich dem Ceremoniell der russischen Kirche möglichst fügen, so sind sie ein um so gefährlicherer geheimer Feind, und es hat sich kürzlich bei der Verschwörung des J. 1849 der Fall ergeben, daß zwei junge Leute der Verbreitung von verdächtigen Privatbriefen beschuldigt und der eine in die Bergwerke nach Sibirien geschickt, der andere als Gemeiner ins Militär gesteckt wurden; diese Privatbriefe bestanden in nichts anderem als in der in zahlreichen Exemplaren umlaufenden Correspondenz des im J. 1847 verstorbenen Literaten Belinsky mit dem bekannten Schriftsteller Gogol, worin ersterer eine allerdings nicht geschmeichelte Schilderung der russischen Zustände und namentlich der Geistlichkeit entwarf. Die große Verbreitung, welche diese Briefe fanden, und die Verfolgung, welche die Regierung dagegen richtete, zeugen dafür daß sie tief einschnitten. Gogol hatte sich nämlich in einer seiner Schriften jedem aus dem „verfaulten“ Westen kommenden Fortschritt abhold gezeigt, von der höhern Mission Rußlands gesprochen und sich von seinen frühern Schriften losgesagt; die Schilderung Belinsky's war die Antwort. Solche Erscheinungen zeigen, daß Rußland nicht die uniforme Oede ist, wie mehrere sie gewöhnlich ansehen, und daß die Regierungsgewalt nicht alle Aeußerungen selbstständigen Geistes niederdrücken kann; sie zeigen aber auch, wie schwer es der Regierung wird, in ihrem Gange sich mancher Gegner zu erwehren: die Nothwendigkeit allen Widerspruch niederzuhalten ist da, und das Regierungs- namentlich das financielle System weckt den Widerspruch immer mehr, indem es die alten Grundlagen zerrüttet, und das Neue, was auf Rechtsunabhängigkeit gestellt seyn müßte, nicht entwickeln lassen will.

(Schluß folgt.)

Ursache des raschen Dahinsterbens der einheimischen Bevölkerung Polynesiens.

Dr. Carpenter bemerkt hierüber im Edinburgh Phil. Journal, Julius, folgendes: „die Fruchtbarkeit der Kreuzungsracen (hybrid races) die aus der Vermischung zweier möglichst fern von einander stehender Racen entspringen, ist eine Thatsache, die nicht mehr bezweifelt werden kann,[1] und es ist starker Grund zur Vermuthung, daß diese Kreuzungsracen, deren Eltern einerseits Europäer, andererseits Eingeborne eines Landes sind, im allgemeinen wahrscheinlich die herrschende Bevölkerung dieser Länder werden. Denn einerseits verbinden diese „Halbkasten“ gewöhnlich die besten Eigenschaften beider Racen, aus deren Vermischung sie entsprangen,[2] nämlich die Intelligenz und geistige Thätigkeit der Europäer und die Fähigkeit das Klima zu ertragen, wie die Eingebornen; auch zeichnen sie sich im allgemeinen durch ihre Fruchtbarkeit aus, wenn sie unter einander heurathen, so daß sie rasch zu numerischer Bedeutung emporsteigen. Andererseits trägt diese Verbindung eines europäischen Vaters mit einer eingebornen Mutter dazu bei die Zahl der Eingebornen wesentlich zu mindern; denn es liegen jetzt starke Beweise vor, daß wenn eine eingeborne Frau der amerikanischen oder polynesischen Stämme von einem Europäer einmal schwanger geworden, sie später von einem Manne ihrer eigenen Race nicht mehr aufnimmt. Dieß wurde zuerst von einem sehr einsichtsvollen Reisenden, dem Grafen Strzelecki, behauptet, der viel unter den verschiedenen Racen der Eingebornen von Nordamerika, Mexico und Südamerika, so wie auf den Marquesas-, Sandwich- und Gesellschaftsinseln, in Neuseeland und Australien lebte, und behauptet, daß unter hundert Fällen dieser Art, über die er nähere Erkundigungen einzog, sich nicht eine einzige Ausnahme gefunden habe. Wie Australien und

[1] Sie ist in Bezug auf die dauernde Fortpflanzung der Mulatten bezweifelt worden; Europäer und Neger stehen sich wohl möglichst ferne, aber ihre Abkömmlinge scheinen, eben als Mischlingsrace, wieder im Sinken. A. d. R.

[2] Das kann man weder von den Abkömmlingen der Portugiesen, noch denen der Holländer in Indien und Ceylon sagen. A. d. R.

Neuseeland betrifft, so ist diese Angabe, so seltsam sie auch auf den ersten Anblick erscheinen mag, durch unabhängige Zeugnisse vollkommen bestätigt, und bietet die vollständigste Erklärung der raschen Abnahme der eingebornen Bevölkerung der verschiedenen Inseln, wo Europäer seit langer Zeit sich niedergelassen haben."

Chronik der Reisen.

Reise von Suez nach Java.

(Fortsetzung.)

Um drei Uhr nach Mittag kamen wir auf die Rhede von Singapore, und um vier Uhr verließen wir das Schiff, um an Land zu gehen. Obgleich Singapore eine Insel ist, welche an und für sich nicht viel liefert, so ist die Stadt selbst doch einer der wichtigsten Handelsplätze des Archipels. Singapore, durch die Engländer in Besitz genommen, ist ein Freihafen mit herrlicher sicherer Rhede und Hafen, und es herrscht hier eine große Regsamkeit, denn hier versammeln sich Kaufleute aus ganz Asien. Die Handelsfreiheit hat Singapore so bedeutend gemacht; außerdem bildet diese Insel einen Hauptpunkt und eine Hauptstation der Engländer. Hier liegen viele Kriegs-, vorzüglich Kriegsdampfschiffe; hier ist auch ein eigenes Gouvernement und ein Admiral mit einer Garnison von beiläufig 3000 Mann Landtruppen. Die Stadt selbst ist ziemlich unbedeutend und nicht groß, und kann sich bei weitem nicht mit Samarang oder Surabaya, geschweige denn mit Batavia vergleichen; nichtsdestoweniger herrscht in Singapore viel Leben und Handel; von hier aus unternehmen die Engländer ihre Fahrten nach Borneo, Labuan, und dem ganzen indischen Archipel; von hier aus können sie schnell nach China, Bengalen und allen andern Plätzen kommen — kurz, Singapore ist einer der wichtigsten Plätze Asiens — hier herrscht Freihandel, und dieser bringt, man sage und beweise was man wolle, Leben!

Die Stadt liegt in Gestalt eines Halbmondes an einer Bay, welche eine gute Rhede bildet; von der Stadt selbst hat man eine herrliche Aussicht auf die Rhede und viele Inseln. Auf der Rhede lagen heute über 50 Schiffe, außer den kleinen Küstenprauen vier Dampfboote, ein großes Linienschiff und einige andere kleinere Kriegsfahrzeuge. Wir mußten hier 24 Stunden warten, bis die batavische Mail abging, denn so viel Zeit haben die Kaufleute nöthig, um ihre Briefe mit der Post nach Batavia schicken zu können. Ich muß hier noch anführen, daß wir Passagiere viele Aussicht hatten, hier noch 14 Tage bleiben zu müssen, denn der holländische Dampfer, welcher die Post für Batavia gewöhnlich holt, war in Reparation, und so wurde jetzt schon seit zwei Monaten immer ein kleiner Kriegsdampfer von Batavia für die Post geschickt; dieser nahm aber selten Passagiere mit, einestheils weil sie keinen Platz haben, und anderntheils ist er dazu nicht verpflichtet. Die niederländisch-javanische Regierung sorgt nicht so für das Privatinteresse ihrer Unterthanen, wie die englische. Ich war daher nicht wenig bange, jetzt von hier mit einem Segelschiffe gehen zu müssen; eilte daher was ich konnte, und war auch der erste, der an Bord des holländischen Dampfschiffes kam. Glücklicherweise war der Commandant ein Mann, welcher vollkommen begriff, daß wir jetzt in Singapore nicht liegen bleiben konnten — es war der Lieutenant zur See 1ster Classe v. G . . . . ., Sohn des Generals in Leyden. Herr v. G . . . . . versprach mir denn auch, mich jedenfalls mitzunehmen, wenn ich mich nur etwas einschränken wolle, denn es sey Mangel an Platz. Nun war mir ein Stein vom Herzen, ich kehrte ruhig nach dem Gasthofe zurück, wo wir wieder für schlecht Logis viel Geld bezahlen mußten. Des andern Morgens besah ich die Stadt, welche außer einem lebendigen Handel nichts Merkwürdiges besitzt; ich hatte mir dieß Etablissement größer und schöner vorgestellt, aber, obgleich hier viel Leben herrscht, so kann es doch bei weitem nicht mit den Plätzen auf Java verglichen werden. In den Läden waren alle Sorten Kaufmannsgüter aufgestapelt, aus allen Inseln Ostindiens; es befand sich da eine Menge chinesischen und japanischen Lackwerks, Linnen und bengalische Arbeiten, Manilla-Cigarren und Manilla-Handarbeiten, kurz eine Menge brillanter ostindischer Luxusartikel. Ich kaufte nur etwas Wein für meine Weiterreise und ½ Kiste Manilla-Cigarren.

Den 3 Julius Abends acht Uhr gingen wir an Bord, nachdem wir erst auf alle mögliche Weise betrogen waren; die Kulies und das gemeine Volk sind hier sehr brutal, und Mord ist nicht selten, denn in so einem Freihafen ist die Polizei (von der die Engländer überhaupt keine großen Freunde sind) sehr schlecht. Auf diese Weise dachte man es auch mit mir und Hrn. W. zu machen, denn, nachdem erst die Lastträger Spectakel gemacht hatten, begannen jetzt, da wir mitten auf dem Meere waren, die Ruderer eine impertinente Haltung gegen uns, vorzüglich gegen Hrn. W., welcher fremd und ihrer Sprache nicht kundig war, anzunehmen. Die Schurken legten ihre Ruder nieder und wollten uns zwingen, ihnen zuerst eine unerhörte Bezahlung zu geben — aber ich machte die Sache kurz ab: ich sprang auf, zog meinen scharfen Dolch, packte einen bei der Kehle und schlug ihn auf den Kopf — es waren ihrer drei — dem zweiten setzte ich den Dolch auf die Brust — aber: o weh! das hatten sie nicht erwartet, sie fielen auf die Kniee nieder, baten um Verzeihung, sie hätten nicht gewußt, daß ich schon auf Java gewesen sey. Nachdem ich jedem von ihnen noch einen Stoß gegeben und mich mit bloßem Dolche neben einen der Ruderer gesetzt, und ihnen außerdem noch mit einer Pistole, die ich nicht einmal besaß, gedroht hatte, ruderten sie wie der Blitz unserm Schiffe zu und — bekamen nun weniger Bezahlung als sie wohl erwarteten, waren aber sehr froh, so weg zu kommen. Wäre ich nun ein banger Mensch gewesen, so hätten sie uns ausgeplündert und wahrscheinlich in See geworfen.

Hier will ich noch bemerken, daß es auf Singapore sehr viele Königstiger gibt, welche jährlich wenigstens 200 Eingeborne und Chinesen zerreißen; nach officiellen Berichten wurden 1848—49 400 Menschen vermißt, und waren vor kurzem wieder viele Opfer gefallen, denn das Binnenland von Singapore ist wüst, und voll herumschwärmender Diebe und Räuber, weggelaufener Chinesen, welche hier ihren Hauptsitz haben.[1]

So befanden wir uns endlich Mittwoch Abends den 3 Julius auf einem vaterländischen Schiffe, und jetzt erst fühlte ich mich angenehm und zufrieden, denn für einen Fremden ist es nicht angenehm mit Engländern zu reisen, sie sind zu arrogant und haben ganz andere Sitten und Gebräuche als Deutsche, Holländer und Franzosen; wir wurden vom ganzen Etat-Major des Schiffes sehr freundlich empfangen; des andern Morgens früh vier Uhr sollte die Reise angetreten werden, also konnten wir bequem Sonntag Abends, d. h. in vier Tagen auf der Rhede von Batavia seyn. Wir gingen früh zu Bett, und hatten zu vieren unten die Schlafstelle der Ingenieure; aber so schön das Wetter gestern und heute war, so schlecht wurde es während der Nacht, und nach Morgens um 6 Uhr hatten wir dicken Nebel und viel Regen, so daß wir erst um 7 Uhr Donnerstag den 4 Julius den Anker lichten konnten. Die Ursache davon ist, daß hier See und Fahrwasser voll kleiner Inseln, Klippen und vorzüglich Sandbänke sind, welche man bei nebligem Wetter nicht sehen kann, und deßwegen sehr vorsichtig seyn muß. Wir passirten daher auch hier eine Menge kleiner Inseln, und hatten oft viele Brandung um uns, aber unsere Seeofficiere kannten hier jeden Punkt, und der Dampfer, welcher der „Borneo" hieß, war ein eisernes Plattbodendampfboot, welches für die Flußfahrt gebaut war, und nur 5 Fuß tief ging. Schnell waren wir am Eingange der Straße Riouw (Riau), wo die kleine Insel Mouee eine so auffallende Formation zeigt, daß sie den Seefahrern als sichere Bake dient. Schon um 12 Uhr hatten wir, nachdem wir wohl durch hundert Inseln durchgedampft, die Insel Riouw in Gesicht, und schon um 1 Uhr Nachmittags wurde der Anker auf der Rhede von Riouw geworfen.

(Schluß folgt.)

Platina in Californien. Nach dem American Journal of Science (Vol. X. 28), findet sich im californischen Gold auch Platina, etwa so viel als in den südamerikanischen Minen.

[1] Ich verweise hier auf das, was ich über die geheimen politischen Gesellschaften der Chinesen in der Abhandlung „über das Reich der Chinesen auf Borneo" gesagt habe, auch der gegenwärtige Empörungskrieg der Chinesen gegen die Mandschu-Tataren kommt aus derselben Quelle. Diese geheimen Gesellschaften sind vorzüglich in dieser Gegend des Archipels sehr thätig, ohne bei allen ihren andern Mißethaten ihr Hauptziel aus dem Auge zu verlieren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 197. 18 August 1851.

Rußland und die Gegenwart.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Das Leben der russischen Dorfgemeinden hatte früher kaum einen Unterschied zwischen Arm und Reich gekannt: der erwähnte Ukas vom 20 Febr. 1803 und die aus dem Militärleben zurückkehrenden Gemeindeangehörigen, sowie ein späterer Ukas, der den Bauern das Recht einräumte, den einmal angewiesenen Boden zu vererben, haben das alte Gemeindeleben untergraben, ohne etwas neues, auf persönliche Freiheit und Rechtsschutz gegründetes an dessen Stelle zu setzen. Der Ukas vom 14 April 1842 „über Verträge, welche die Gutsbesitzer nach eigenem Gutdünken mit ihren Bauern abzuschließen befugt werden," konnte, so viel Rühmens man davon gemacht, nichts an der Sache bessern, denn der Instruction an die Gouverneure zufolge sollten diese „ein strenges Auge auf die Bauern haben, daß diese der gesetzlichen Herrschaft ihrer Grundherren unbedingt unterworfen bleiben." Was konnte bei solchen Anordnungen die Folge seyn, als daß die Erbitterung zwischen den Gemeinden und ihren Grundherren stieg, da die Bauern die Versprechungen des Zaars für baare Münze nahmen, und das Illusorische derselben ihren Herren zur Last legten. „Seit 1842, darf man sagen, sind die Bauernaufstände in Permanenz; sogar die Jahresberichte des Ministeriums des Innern ergeben das furchtbare Resultat, daß alljährlich 60 — 70 Gutsherren von ihren Bauern ermordet wurden. Die Gefahr der socialen Revolution drängte hier so unmittelbar heran, daß es rascher Beschwichtigungsmittel bedurfte. Die Verarmung, namentlich der kleinen Grundbesitzer gab dazu das Mittel in die Hand. Ein Ukas vom 20 Nov. 1847 brachte nämlich einen Entschluß zur Ausführung, welchen zwar Alexander schon gefaßt, aber theils aus Scheu vor der Einrede des Adels, theils in Folge seiner veränderten Anschauungsweise in der zweiten Hälfte seiner Regierung wieder fallen gelassen hatte. Er berechtigt die leibeigenen Gemeinden, die wegen Ueberschuldung zum öffentlichen Verkauf gelangenden Liegenschaften ihrer Leibherren erbeigenthümlich zu erwerben. Durfte dieß nun gleich nur um den höchsten im freien Verkauf gebotenen Preis geschehen, und traten natürlich dergleichen Fälle nur dann ein, wenn die Gemeinde bereits aufs Aeußerste ausgesogen war, so hat doch jene Gewähr einen überraschenden Erfolg gehabt. Wo ein solcher Verkauf stattfand, da konnte man in den letzten drei Jahren sicher seyn, die Gemeinde selbst als Käuferin eintreten zu sehen. Häufig war es unbegreiflich woher sie das Geld nahm; man erfuhr erst später, wie sich ohne alle Regeln, nur gestützt auf die von den Resten der altnationalen Gemeindeverfassung gewährte solidarische Sicherheit, eine Art von Assecuranz unter den Gemeinden ländergroßer Provinzen für solche Fälle eingerichtet hatte. Die wohlhabende Gemeinde lieh der armen das Geld, womit diese ihre Selbständigkeit erkaufen konnte. In der ungeheuren Regsamkeit und der unendlichen Mannichfaltigkeit der Mittel, womit sich die Gemeinden der gewährten Vortheile bemächtigten, zeigte sich offenbar, daß die innere Reife zu einer socialen Umgestaltung oder vielmehr zu einer Wiederherstellung der jetzt nur verkrüppelten Zustände früherer Zeiten überall vorhanden ist."

In dieser wirklich staunenswerthen Erscheinung lag ein Conservatismus, der die Regierung, wenn sie von wahrhaft staatsmännischen Ideen geleitet wäre, hätte anspornen müssen, diesen Weg eifrigst zu verfolgen, aber mit dem Tschin, mit der unbeschränkten Herrschaft des Beamtenadels, vertrug sich diese kraftvolle Gestaltung der Gemeinden nicht, und schon am 15 März 1848 erschien ein neuer Ukas, der das Recht des Bodenerwerbs auch auf den einzelnen Leibeigenen übertrug. „Wer die schlaue Vorsicht kennt, womit der Befreiungsukas (vom 14 April 1842) Adel und Volk immer fester in der Abhängigkeit vom höchsten Willen einspannt, konnte auch in dem Märzukas nur eine Seitenbewegung gegen die möglichen Folgen des Novemberukases erkennen: daß nämlich derselbe so oder ähnlich wirken würde, wie wir angedeutet, sah man sicherlich im Ministerium voraus. Ließ man nun eine solche Bewegung sich ungebindert entfalten, so hätte binnen kurzem eine große Reihe grundbesitzender und factisch freier Gemeinden neben den Eigenhörigen der Krone und einiger großen Herrschaftsbesitzer gestanden, also in socialpolitisch weit bessern Verhältnissen als diese. Dieß kann das absolute Princip nicht dulden und das financielle Bedürfniß des Staats eben so wenig. Ein unzählbares adeliges Proletariat wüchse überdieß zu dem schon vorhandenen heran, und die sociale Revolution der noch übrigen Eigenhörigen wäre unabwendbar." Indem man nun das Recht des Bodenerwerbs auch auf den einzelnen übertrug, diesem aber verbot, Leute zugleich mit dem Land zu kaufen, und zugleich den Kauf von der Erlaubniß der Leibherren abhängig machte, wurde die Begierde des Einzelnen befriedigt, und die der Gemeinden konnten um so leichter abgewiesen werden. Uns will, während wir die schlaue Berechnung des Ukases vom 15 März 1848 nicht verkennen, doch bedünken, daß hier in den höchsten Regionen ein Meinungszwiespalt herrschte, etwa wie bei dem obenerwähnten Vorschlag des Fürsten Lubezkoi zur Erschaffung einer russischen Nationalbank ähnlich der polnischen. Das höhere Interesse des Staats und die persönlich wohlwollende Gesinnung dictirte den Novemberukas. Die Berechnung des Tschin-Adels

und die Furcht vor einer nothwendigen gänzlichen Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse dictirte den Märzukas, der die Wirkung des Novemberukases großentheils vernichten mußte.

Diese Darstellung, hinsichtlich deren näherer Begründung wir auf das Werk selbst und dessen letztes Capitel verweisen müssen, macht auf die tiefgehenden Bewegungen aufmerksam, welche im Innern des russischen Staatslebens mehr und mehr zu Tage treten. Die erzwungene Fabrikthätigkeit und das Obroksystem haben dem Landbau eine Menge Arme entzogen, und ein städtisches und ländliches Proletariat zu gleicher Zeit ins Leben gerufen, ein Uebel, dem sich nur durch ein starkes Gemeindeleben begegnen läßt, und welchem die freien Gemeinden, und zwar nicht bloß die ländlichen, sondern auch die kleinen städtischen auf Fabrikassociation gegründeten, und meistens von Starowierzen bewohnten Gemeinden nach Möglichkeit gesteuert haben. Es zeigt sich also hier ein Kern, welcher der Verderbniß des durch die willkürliche Beamtenregierung in seinem innersten angegriffenen russischen Lebens widersteht, und von seiner Entwicklung muß die Zukunft Rußlands abhängen. Indeß sind die ländlichen Gemeinden allein dazu wohl schwerlich fähig, und wir müssen deßhalb jetzt noch zum Schluß auf die andern Bevölkerungsclassen einen Blick werfen.

Unmittelbar über den Leibeigenen und Bauern steht die Bürgerclasse, aber schon numerisch sehr schwach: die Zahl der Bürger beträgt etwa 1 Mill., wovon auf Polen und Finnland 300,000 kommen, so daß für Rußland selbst nur 700,000 Familienhäupter oder etwa vierthalb Mill. Menschen übrig blieben. Erwägt man, daß diese Städte meistens nur „baronisirte Dörfer" sind, in denen die Beamten, der Adel und das Militär entschieden das Uebergewicht haben, so geht schon hieraus hervor, daß sie als Centralpunkte des gewerblichen und industriellen Lebens nicht sonderlich in Betracht kommen können, und da das Hereinströmen der auf Obrok entlassenen Leibeigenen nirgends gehemmt, vielmehr, namentlich auch in den baltischen Städten, wo deutsches Bürgerthum herrscht, geradezu gefördert wird, so kann von einem Erstarken des Bürgerthums in dem Sinne, wie wir es verstehen, keine Rede seyn. Selbst Russen, wie Turgenieff, urtheilen über diesen Bürgerstand sehr ungünstig: er hat die guten Eigenschaften der seßhaften Bauern verloren, und sich die Vorzüge des Bürgerstandes nicht angeeignet; er strebt meistens nur, wenn er irgend kann, in den Tschinadel aufgenommen zu werden, und so ist die Zahl derjenigen, welche nicht dem Tschinadel angehören und doch auch nicht durch Vermögen und gesellschaftliche Stellung fast den Leibeigenen gleich zu achten sind, sehr gering. Eine Einwirkung des Bürgerstandes auf die Richtung des Staatslebens ist somit nicht zu erwarten, und „zwischen Bojarenschaft und Leibeigenschaft liegend, kann er weder selbst zu gesunder Entwicklung kommen, noch aber zur Erhebung der untern Classen beitragen."

Wir kommen also zum Adel, hier aber herrscht, wie der Verfasser mit großem Recht sagt, das Chaos. Der Adel umschließt die ganze gebildete Classe mit sehr wenigen Ausnahmen; die Vorrechte, die er genießt, Befreiung von Kopfgeld und von Leibesstrafen, begründen noch keinen politischen Stand. Hier finden sich ungeheuer reiche Familien neben vielen, die halb oder ganz verbauern, und eine Menge anderer, die von ihren Staatsstellen in einem glänzenden Elend leben, und nur durch unechte Mittel den nothwendig gewordenen Aufwand bestreiten. Der Tschin-Adel hat das Princip des Adels gänzlich untergraben: bei weitem der größte Theil muß, um seines Lebensunterhalts willen, Civil-, Hof- oder Militärämter suchen, und da auch für die reichen Familien der Staatsdienst Nothwendigkeit ist, so fällt am Ende alles in eine chaotische Masse zusammen, aus der sich, bei der Abscheidung vom Volk in Lebensansichten, Rechten und großentheils selbst in der Sprache schwer etwas gestalten wird, vielleicht den mittlern Provincialadel ausgenommen, der gewisse corporative Gerechtsame besitzt, und ziemlich unabhängig auf seinen Gütern lebt. Die Zahl dieser Gutsbesitzer, welche 20 bis 500 Leibeigene haben, beträgt etwa 50,000, und noch etwas größer ist die Zahl derer, die unter 20 Leibeigene haben. In diesen 100,000 Familien, zu denen noch etwa 4000 reichere kommen, liegt vielleicht ein Kern der Zukunft, denn die Mehrzahl dieser Familien ist nicht reich genug, um sich ganz von dem nationalen Boden loszureißen, und steht doch größtentheils über dem Zwang des Bedürfnisses.

Aber diese hunderttausend Familien, welche also etwa eine halbe Million Menschen repräsentiren, bildet nur einen schwachen Theil des Adels, den man auf 12 bis 15 Mill. Köpfe anschlägt, also auf 2 bis 3 Mill. Familienhäupter. „Die gesammte große Masse des Dienst- und Kriegsadels beeifert sich der Aneignung europäischen Geisteslebens und französischer Formen. Unterdeß ist dieser Adel (schon seit Alexander) zu mehr als der Hälfte aus nichtrussischen Individualitäten zusammengesetzt. Allein mit dieser Ausländerei wuchsen auch die materiellen Bedürfnisse immer höher, und je größer die Schaaren der Beamten und Officiere wurden, desto weniger vermochte der Staat daran zu denken, die äußern Anforderungen an seine Diener mit den materiellen Gewährungen ins Gleichgewicht zu setzen. In seiner Mehrzahl mußte er also nothwendig der Corruption verfallen, welche im härtesten Drucke, der äußersten Willkürlichkeit und der schmachvollsten Despotie nach Unten, in der sorglosesten Servilität und der unbedingtesten Launendienerei nach Oben die Bedingungen ihrer Existenz erblickt, die Vorbedingungen ihrer Macht erwirbt. In der Solidarität der Corruption Aller liegt die Unmöglichkeit, jemals andere Zustände zu schaffen, wenn Rußland nicht revolutionär von Oben oder von Unten mit seiner ganzen Vergangenheit abbricht." Und dennoch liegt in diesen Massen des großentheils besitzlosen Adels fast alles was Rußland an moderner Cultur in sich aufgenommen. Gegen diese zu einem gewissen Grade bevorrechteten und in die höchsten Gesellschaftsclassen hinaufreichenden Elemente richtet sich hauptsächlich die geheime Polizei, während sie zugleich von unten als Ausländer gehaßt werden. Mißstimmungen können also unter dieser Classe nicht ausbleiben, und wenn sie sich in Erscheinungen wie die von 1825 und 1849 Luft machen, so sind dieß, wie der Verfasser bemerkt, nur Symptome des herrschenden krankhaften Zustandes der Gesellschaft, der kaum einer Heilung fähig ist. Welche Mittel von oben her angewendet werden, zeigt die fortschreitende Erschwerung der Reisen ins Ausland, die seit 1843 immer zunahm.

Was aus diesem chaotischen Zustand sich entwickeln soll, darüber wagt der Verfasser auch nicht eine Vermuthung; seine Ansicht scheint zu seyn: der Kitt, der den Bau zusammenhält, werde halten, solange Kaiser Nikolaus lebe, aber zerfallen, wenn seine eiserne Hand nicht mehr walte. Dieser Nikolaus hat die Aufgabe übernommen, wie er sie von seinen Vorfahren erhalten, er hat sie sich nicht selbst gegeben; man kann diese oder jene Maaßregeln hart finden und tadeln, wenn man aber den ganzen Zusammenhang überblickt, so muß man doch sagen, daß er in der Regel nur zwischen mehreren Uebeln zu wählen hatte. Von seinem Kampf gegen die Corruption des Beamtenstandes hat manches verlautet, aber er kämpft, indem er einzelne Auswüchse wegschnei-

det, auch nur gegen Symptome an; die Krankheit selbst kann er nicht heben. Manche Züge in seinem Leben deuten darauf hin, daß er es ernstlich versuchte, so die Ernennung des Fürsten Woronzow, eines durch Geist wie durch Ehrenhaftigkeit bekannten und durch ein ungeheures Vermögen gänzlich unabhängig gestellten Mannes, auf einen Posten, wo sehr schwere Veruntreuungen stattgefunden hatten, aber Woronzow, obgleich persönlich unzugänglich, scheint gleichfalls der Aufgabe, gegen die Corruption in seinem Wirkungskreise anzukämpfen, zu erliegen, wie der Kaiser selbst im ganzen Reiche.

Ueber die Strömungen des atlantischen Meeres und die Existenz einer nordwestlichen Durchfahrt.

(Schluß.)

Daß eine offene Wasserverbindung, manchmal wenigstens, von der Behringsstraße nach der Baffinsbay stattfindet, ist durch die Ergebnisse der vor zehn Jahren am Nationalobservatorium über die Gewohnheiten, Wanderungen u. s. w. der Wallfische unternommenen Forschungen nahezu erwiesen. Diese Forschungen wurden auf eine Art geleitet, daß man durch einen Blick auf der Karte sehen konnte, in welchen Theilen des Meeres und in welchen Monaten des Jahres Wallfische gesehen oder nicht gesehen worden seyen. Diese Forschungen führten zu der Entdeckung, daß für den ächten Wallfisch der Aequator eine Feuermauer ist, daß dieß Thier nie sich in der Nähe desselben, selten oder nie auf 1000 Meilen nördlich oder südlich sich denselben nähert. Diese Thatsache bewog Lt. Maury die Wallfischfänger zu fragen, ob der ächte Wallfisch der nördlichen und der südlichen Halbkugel dasselbe Thier sey? die Antwort war: „nein." Der eigentliche Wallfisch der südlichen Halbkugel ist ein kleines, blasses Thier, und der größte gibt kaum mehr als fünfzig Fäßchen Thran, während der der nördlichen Halbkugel ein großes, dunkelfarbiges Thier ist, und ein einziger Fisch oft über 200 Fäßchen gibt. Um diese Zeit kehrte ein Wallfischfänger von einer Fahrt nach der Behringsstraße zurück, wo er gleichfalls den ächten Wallfisch des nördlichen stillen Meeres gesehen hatte. Dieß veranlaßte zu der Frage, ob der ächte Wallfisch der Behringsstraße und der der Davisstraße ein und dasselbe Thier seyen. Denn da einmal die Thatsache festgestellt war, daß der ächte Wallfisch des nördlichen stillen Meeres nicht die Linie durchkreuzen, und also auch nicht um eines der Cape herum nach dem nordatlantischen Meere kommen könne, so war die bejahende Antwort dieser Frage ein weiterer Ring in der Kette der Umstandsbeweise, daß ein nordwestlicher Durchgang von der Behrings- nach der Davisstraße um Amerika herum existire. Die Antwort der Wallfischfänger lautete: „wir haben nur in langen Zwischenräumen Gelegenheit gehabt, beide Thiere zu vergleichen, so weit wir die Sache aber beurtheilen können, ist es ein und derselbe Fisch." So weit nun andere Thatsachen gehen, ist es wahrscheinlich, daß zeitenweise eine offene Wasserverbindung zwischen den beiden Straßen ist, denn der Wallfisch kann unter sehr breiten und tiefgehenden Eisschranken nicht durchkommen.

Wenn nun aber Wasser vom stillen Meer durch die Behringsstraße läuft, so wie um die Cape herum nach dem atlantischen Meere, wo läuft denn wieder eine Strömung aus dem atlantischen Meere ab? Die Passatwinde sind, wie Lt. Maury zeigt, sehr starke Verdunstungswinde. Sie sind die Winde, welche aller Feuchtigkeit, die der hyperboräische Thaupunkt ihnen abpressen konnte, beraubt, zuerst mit der Oberfläche des Erdbodens und dann mit einer verdunstenden Oberfläche in Berührung kommen, wo man sie zuerst als Passatwinde fühlt, und sie also trockene Winde sind. Kann nun der Dunst, den diese Winde aufnehmen, den Salzgehalt des Meeres in der Region der Passatwinde so vermehren, daß das Wasser, obgleich wärmer, doch an der Oberfläche schwerer ist, als das untere, und also auch als das innerhalb des Gebiets der wandelbaren Winde? Wenn dem so ist, so wäre die Anomalie nicht unmöglich, daß eine warme Unterströmung nach dem südatlantischen Ocean abzöge, denn dieß ist die einzige Richtung, in der eine Gegenströmung aus dem atlantischen Meere entweichen kann.

Der große Regenfall im Seedistrict im Norden von England.

Der Ort Seathwaite in Borrowdale galt bisher mit gutem Grund als der nasseste Ort in England, jetzt hat man aber noch eine bedeutend nassere Station entdeckt, nämlich am „Stye," anderthalb Meilen in südwestlicher Richtung von Seathwaite, und 380 Fuß höher am äußersten Endende des Thals. Die wirkliche in 11 Monaten des Jahrs gemessene Wassermasse betrug 174,33 Zoll, da dabei der Behälter mehrmals übergelaufen war, und man diesen Abgang auf 5—6 Zoll rechnen kann, so beträgt die wirklich gefallene Wassermasse 180". Rechnet man nach dem Verhältniß von Seathwaite, für den Januar 9,49 hinzu, so hat man im ganzen Jahr 189,49 Zoll. Das nasseste Jahr seit dem Beginn der Beobachtungen zu Seathwaite war 1848, wo 160,89 Z. fielen, berechnet man nach diesem Verhältniß den am Stye gefallenen Regen, so kommen für 1848 nicht weniger als 211,62 Zoll heraus. (Edinb. Phil. Journ. Julius.)

Chronik der Reisen.

Reise von Suez nach Java.

(Schluß.)

Rieuw ist eine Station des holländischen Gouvernements; gewöhnlich sind hier zwei europäische Orlogschuner oder Briggen, außer beiläufig noch sechs indischen Kreuzern (kleinere bewaffnete Fahrzeuge) stationirt. In Rieuw wohnt ein Resident, welcher den Gouverneur repräsentirt; hier ist auch ein Fort mit einer Garnison von beiläufig 500 Mann unter einem Capitän (welcher jetzt ein Deutscher Namens Schwenk war) einige Packhäuser und die Wohnungen der niedern Beamten und Chinesen bilden die ganze Stadt. Rieuw ist auch ein Freihafen, aber außer Gambier und Betel wird hier wenig Handel getrieben, Singapore benachtheiligt es zu sehr; übrigens ist Rieuw ein freundliches Plätzchen, aber natürlich sehr still. Der Resident B . . . . e kam auch an Bord, denn das Wetter war so schlecht, daß wir hier bis am Morgen liegen bleiben mußten, und also 18 Stunden verloren. Durch den vielen unaufhörlichen Regen und Nebel war es so dunkel, daß man keine 1/4 Meile in See sehen konnte, und die Passage ist vorzüglich hier so gefährlich, daß der Commandant nicht weiter zu gehen wagte. Es lagen beiläufig 15 Schiffe auf der Rhede, denn der Handel bedeutet nicht viel. Die Insel Rieuw gehört dem Unterkönig von Linga und ist durch die holländische Regierung für 50,000 Dollars jährlich gepachtet, liefert aber nur wenig wichtiges.

Freitag Morgen den 5 Julius um 8 Uhr wurde der Anker gelichtet, es regnete wohl noch, war aber doch heller. Es ist sonderbar, daß es auf manchen Stellen der Erde beinahe immer regnet; wir waren nun in der Nähe des Aequators, was vielleicht eine Ursache ist; die Seeleute und ihre Officiere versicherten, daß es hier und in der Nähe von Rieuw beinahe immer regne — wie sonderbar, während es in Aegypten beinahe niemals regnet! Gegen Mittag kamen wir aus der Straße von Rieuw, und waren jetzt in der chinesischen See, welche, weil gegen China zu ganz frei und offen, auch sehr unsicher ist; dabei die vielen Riffe und Klippen, eine stürmische See, Wind und Regen von vorne! Dieß alles machte, daß unser Schiff sehr schlingerte, und ich wieder seekrank in meinem Bette liegen bleiben mußte!

Um drei Uhr Nachmittag waren wir nahe bei Lingga, einer großen, größtentheils wüsten Insel, welche ein Hauptsitz der ostindischen Seeräuber ist, die hier durch die vielen Buchten und Untiefen einen ziemlich ruhigen und sichern Aufenthaltsort haben; jedoch ist dieß Unheil sehr vermindert, seitdem die Engländer und Holländer so viele kleine Dampfboote besitzen, welche platt sind und daher nicht tief gehen, so daß man nur wenig Räubern begegnet; denn jetzt plündern sie vorzüglich auf dem Lande und rauben Menschen und Vieh, während sie auf der See sehr vorsichtig sind.

Um vier Uhr Nachmittags passirten wir den Aequator; ich muß hier anführen, daß es unter der Linie gar nicht so warm ist: es war wahrlich in Aegypten und der rothen See viel heißer — während wir in letzterer meistens 100—110°, ja bisweilen 120° F. hatten, war hier die Wärme selten mehr als 86—90° F.

Sonnabend den 6 Julius passirten wir Morgens früh die sieben Inseln (Pulu Tudschu), welche unter Banka gehören. Das Schiff ging noch sehr unruhig, denn wir waren noch immer in der chinesischen See — und ich noch seekrank!

Um 11 Uhr Mittags bekamen wir die Insel Banka ins Gesicht, und um drei Uhr die Spitze von Müntok, so daß wir um fünf Uhr den Anker auf der Rhede von Banka fallen lassen konnten; aber anstatt vor Anker zu gehen, drehte der Commandant bei. Die Schaluppen vom Wall kamen schnell, holten und brachten die Post, und auch den Residenten von Banka, den Hrn. van O . . . ., einen alten Freund von mir, welcher mit nach Batavia ging.

Banka ist eine sehr unfruchtbare Insel, nur am Strande etwas cultivirt, das Binnenland besteht größtentheils aus Morästen und Sandflächen, alles dürr, so daß auf der ganzen Insel, außer am Seestrand, wo wohl etwas Grünes wächst, kein Gras u. s. w. fortkömmt. Auf einigen Plätzen wird wohl etwas schlechter Reis gebaut, der aber für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend ist, weßwegen jährlich von Java 80—100,000 Picol eingeführt werden müssen. Banka liefert nichts als Zinn, dieß Metall aber in reichlicher und bester Quantität und Qualität, beiläufig 100,000 Centner jährlich.

Die Insel ist nur wenig gebirgig, größtentheils flach, morastig und unfruchtbar; das Zinn befindet sich unter Sümpfen und Sandlagern, und zwar folgendermaßen: wenn neue Minen eröffnet werden sollen, so beginnt man das Wasser und den Morast auszuschöpfen. Die Tiefe dieser Moräste und Weiher, welche meist alle Zinnlager anzeigen, ist meistens 15—30 Fuß; so tief wird nun der Morast ausgeschöpft und das Wasser abgeleitet, dann kömmt man (wohl auch schon auf 40 Fuß Tiefe) auf Quarz, Mica, man sagt, auch Granit und Sand, welche ebenfalls weggeräumt werden, und findet jetzt das Zinn als einen grauen Sand (gerade so, wie Titansand) mit Quarzsand und Mica vermengt. Dieß wird jetzt alles gesammelt, mit Wasser geschlämmt und dann ganz einfach geschmolzen, denn der Zinnsand ist beinahe, außer gewöhnlichem Sande, ganz rein. Minen, Stollen u. s. w., wie bei uns in Europa, kennt man hier nicht, man macht nur Gruben und schöpft diese aus. Das Zinn wird also auf eine sehr einfache Weise gewonnen; das Zinnlager ist meistentheils 1—3 Fuß dick; darunter findet man nur Thon- und Magnesiagrund (Lehm). Das Banka'sche Zinn ist seiner Reinheit wegen in der ganzen Welt bekannt.

Diese sogenannten Minen von Banka werden, so wie der ganze Zinnbetrieb nur durch Chinesen bearbeitet, wozu die holländische Regierung beiläufig 7000 Chinesen in Dienst hat, an welche sie den Reis für einen bestimmten Preis (5 Gulden holländisch für 125 Pfd.) liefert, und außerdem noch eine feste bestimmte Taxe für die Menge Zinn, welche sie liefern, bezahlt. Die chinesischen Arbeiter auf Banka bilden unter sich Compagnien, welche alle Ausgaben u. s. w. gemeinschaftlich machen, während jeder von ihnen, je nachdem er gearbeitet hat, seinen Antheil am Gewinnste empfängt. Wenn ein Chinese auf diese Weise 50—100 Dollars bei einander hat, geht er in der Regel nach China zurück, was gewöhnlich in 2—3 Jahren der Fall ist; nichtsdestoweniger gewinnt die Regierung nur wenig auf das Zinn, weil die Administration u. s. w. zu viel kostet.

Nachdem wir uns zwei Stunden lang aufgehalten hatten, gingen wir wieder auf Reise, und hatten jetzt viel ruhigeres Wasser, da wir in der Straße von Banka waren, welche durch die Insel Sumatra und Banka gebildet wird, vorzüglich durch die Ostküste Sumatra's, wo Palembang der Hauptplatz der Holländer, und die Straße nur beiläufig fünf Meilen breit ist. Banka zeigt wenig Berge und besitzt auch nur wenige von einer Höhe von 3—6000 Fuß. Sumatra ist an der Ostküste in der Nähe des Strandes ganz eben, ohne Berg, während an der West-, Nord- und Südküste, und vorzüglich im Innern des Landes viele und bedeutend hohe Berge sind. Nächst Borneo ist Sumatra die größte Insel des Archipels, und obwohl im Innern noch wenig bekannt, besitzen die Holländer dort doch schon viele feste Plätze, z. B. die ganze Westküste und ihre Binnenländer bis beinahe Atschin hin, außerdem Benkulen und dann Palembang und die vielen übrigen Binnenländer, und doch ist das reiche Sumatra nur noch wenig bekannt. Man findet auf Sumatra außer vielem Gold und Silber noch viele andere Metalle, als Kupfer, Eisen, Mangan, selbst Platina; ferner Kaffee, Pfeffer, Cubeben, Kampher und viel Benzoe; auch Percha liefert Sumatra und viel Kautschuk und noch eine Menge anderer Artikel, Rattan, Rotting, Bambus u. s. w.

Man findet hier noch viele ganz und halbwilde Menschenstämme, unter welchen letztern die Battas als Menschenfresser sich auszeichnen. Während man auf Java keine Elephanten und nur wenige (nach Verhältniß) Rhinocerosse hat, findet man beide in Sumatra im Ueberflusse.

Der Sumatran ist, obwohl Malaie, und wohl der ächte ursprüngliche Malaie, doch ein ganz anderer Menschenschlag als der Javane; während letzterer mit Liebe dem Landbaue obliegt, ist der Sumatran mehr Kaufmann und Krieger (und Seeräuber) als der erste, und bei weitem nicht so gebildet. Die mohammedanische Religion ist auch hier die Hauptreligion, während es doch noch viele heidnische Stämme gibt. Außer vielen andern Hausthieren zieht man hier viel Rindvieh und vorzüglich ausgezeichnete Pferde, die Batta-Pferde.

Sonntag den 7 Julius waren wir in der javanischen See, verloren heute Sumatra aus dem Auge, und hatten wieder offene und sehr ungestüme See; in unserer Nähe war noch ein anderes Dampfschiff, der niederländische Kriegsdampfer Vesuv, welcher von Palembang kam und nach Batavia ging; auch hätten wir diese Nacht beinahe einen kleinen inländischen Schuner übersegelt. Glücklicherweise sah der wachehabende Offizier gut aus, und vermied so frühzeitig genug die Gefahr, denn auf dem inländischem Fahrzeuge schlief alles!

Gegen Morgen des 8ten hatten wir die „Tausend Inseln" im Gesicht, und konnten jetzt schnell auf der Rhede von Batavia seyn, aber gegen Mittag war Wind und Wetter so ungünstig, daß wir nur wenig voransgingen, und diesen Abend Batavia nicht mehr erreichen konnten. Wir segelten jetzt durch viele, viele Inselchen, waren aber auch alle von der heftigen Bewegung (Rollen und Stampfen) des Schiffes seekrank. Die Fahrt ist hier im Finstern sehr gefährlich, deßwegen ging unser Commandant auch in die Nacht um 12 Uhr vor Anker.

Dienstag Morgen früh 5 Uhr wurde der Anker gelichtet, und waren wir die vielen Inselchen vorbei, so daß wir schon um 7 Uhr die Rhede erreichten, und sogleich ankerten. Alles war gepackt und so verließ ich sogleich den Dampfer, und war schon um 8 Uhr Morgens, den 9 Julius in Batavia, wo ich durch viele alte Bekannte bewillkommt wurde. Ich nahm meine Wohnung bei einem alten Freunde, Herrn Apotheker Göring, und nehme nun Abschied von Euch, denn jetzt habe ich mehr zu thun als Reisebeschreibungen zu machen.

Batavia, den 10 Julius 1850. R. Maier.

Empfindlichkeit des Kaffees. Nach dem Amer. Ann. for Scientific Discovery for 1851 nimmt der Kaffee den Geruch anderer Waaren sehr leicht an, und ein paar Pfeffersäcke können ganze Schiffsladungen verderben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 198. 19 August 1845.

Fragmente aus dem Wanderbuche eines deutschen Reisenden in Persien.

8. Ankunft in Täbris. — Dr. Cassalani. — Consul Bonham. — Persische Architektur. — Die Frauen im Orient. — Bazarleben.

Die große Stadt Täbris, welche in derselben Hochebene gelegen, die auch das gewaltige Salzwasserbecken des Urmiasees von 80 Stunden Umfang einschließt, wurde endlich am 14 Jul. bei guter Tagesstunde erreicht. Unsere Karawane hatte, freilich bei überaus langsamer Wanderung und wegen der Sommerhitze und des Futtermangels gewöhnlich sehr kurzen Tagemärschen von Erzerum bis hieher 27 Tage gebraucht. Kara-Göz war nun mit seinen Waarenballen, Kadirtschis, Knechten und 360 Pferden glücklich an seinem Bestimmungsorte angelangt und lieferte seine Frachtgüter noch an demselben Tage an die reichen griechischen Großhäuser Ralli und Skuta ab. Er hatte auf so langer mühsamer und gefährlicher Wanderung allerdings den Verlust von vier Waarenpäcken und sechs Pferden, sowie der Hosen einiger seiner Knechte zu beklagen, welche ihnen die rohen Kurden auf dem Chasi-Göl abgenommen. Mancher Tropfen Galle und manches graue Haar war ihm vielleicht aus diesem Verluste erwachsen, aber das glänzende Häufchen vollklingender Tomans, das ihm die Cassiere der reichen Griechen in deren Comptoirs als Frachtlohn hinzählten, bewährte sich als heilkräftiger Balsam für seine angegriffene Leber, als solides Pflaster für sein wundes Herz. Ich traf den schwarzäugigen Karawan-Baschi noch an demselben Abend, als er das Comptoir der Herren Ralli und Comp. verlassen hatte. Die schönen Goldstücke, die er eingesackt, hatten über sein finsteres Gesicht einen gewissen Schimmer von Verklärung ausgegossen, und zum erstenmale sah ich um seinen immer ernsten, unheimlich zusammengezogenen Mund ein süßes Lächeln spielen. Er hatte, seitdem unser Handel in Erzerum sich zerschlagen, einen stummen Groll gegen mich im Busen getragen, und richtete während der ganzen Reise nie ein Wort an mich. Alle Strapazen, alle Gefahren, die wir zusammen ausgehalten und bestanden, hatten diesen Groll nicht ausgetilgt. Daß ich seiner Prellerei entgangen, konnte er nimmermehr vergeben. Aber jetzt bewirkte der Zauberklang des Rallischen Goldes, was die Wanderungen, die Wetterstürme und die räuberischen Kurden nicht zu erwirken vermochten — Kara-Göz trat mir mit freundlichem Schmunzeln entgegen, sagte mir, daß er bereits eine Rückfracht gefunden und fragte, ob ich für die Consuln Englands und Rußlands in Erzerum und Trapezunt keine Aufträge hätte. Wir schieden sonach völlig ausgesöhnt im besten Frieden, und meine Versicherung, daß ich nach meiner Rückkunft in Bajasid dem Pascha die nachdrückliche Bestrafung der kurdischen Räuber und strengere Polizei auf dem Chasi-Göl dringend empfehlen würde, schien mir vollends das ganze Herz des buckeligen Karawan-Baschi zu gewinnen.

Täbris, oder Tauris ist gegenwärtig der Größe nach die zweite, der Bevölkerungszahl nach aber die erste Stadt des ganzen persischen Reiches. Sie liegt in einer nackten, traurigen Fläche, am Fuße eben so nackter, hoher, phantastisch gestalteter Felsberge, welche den nordöstlichen Stadttheil halb einkeilend sich schroff in ziemlich malerisch geschwungenen Linien östlich über der Stadt erheben und mit ihrer röthlichen Färbung in ihrer äußern Erscheinung ziemliche Aehnlichkeit mit den kahlen Felsgruppen Siciliens haben. Für gewisse Landschaftsmaler, die eben nur das Nackte in der Natur lieben und kahle Felsenformen mit grellen, wechselnden Farbentönen und nicht allzu großartigen Massen ohne Vegetationskleid oder nur mit dürftigen Baumgruppen bewachsen den schönsten üppig grünen und wälderreichen Halden unserer deutschen Mittelgebirge und selbst den blumigsten Terrassen der Alpen von Helvetien und Tirol vorziehen, würden diese persischen Bergformen erwünschten Stoff zu Studien, Skizzen und effectreichen Bildern bieten. Der Botaniker oder der Naturfreund, welcher eben dieses Entzücken unserer pinselnden Landschäftler an kahlen und farbigen Gesteinmassen nicht theilt, und der den grünen Schmelz der pflanzenreichen Scala eines Athos oder bithynischen Olymps allen nackten, dürren Felsen Griechenlands, Siciliens und Persiens vorzieht, dürfte an dem Anblick der Felsscenerie oberhalb der Stadt Täbris nur sehr mäßiges Ergötzen fühlen. Zum guten Glück hat hier die persische Gartenkunst im Bunde mit den freundlichen Wassernixen des entfernteren Sahantgebirges, dessen Quellen in diese Gegenden geleitet werden, dem Uebelstande einigermaßen abgeholfen und, wie bei Wielands Titania-Insel, neben dem zackigen Gewirre schroffer Steinwände und rauher Klippen ein kleines grünes Paradies geschaffen, das seinen jugendlichen Brautkranz um den kahlen, gefurchten Scheitel der felsigen Stadtumgebung hindurchwindet. Hunderte und wieder Hunderte von großen und kleinen Gärten und Gärtchen umgeben Täbris und liefern dem Luxus der Großen duftige Blumen und Schatten, den Küchen der Reichen und Armen Gemüse und köstliche Früchte.

Täbris hat 16,000 Häuser und nahe an 140,000 Einwohner. Straßen und Häuser sind im Ganzen so gleichförmig, daß es einige Zeit erfordert, um sich hier zurecht zu finden. Die Gabe des Ortsinns wird auf eine scharfe Probe gestellt, da hervorragende Gebäude oder Gegenstände, welche zur Orientierung

dienen könnten, in dieser großen Stadt nur sehr sparsam vorhanden sind. Ich half mir hier gerade so, wie in den engen Straßen der Merceria von Venedig, indem ich immer der Richtung jener Gassen folgte, wo das Gewühl und Geschrei der Menschen und Lastthiere am stärksten war, und die Richtung nach einem belebten Mittelpunkt, in Venedig nach dem Marcusplatz, in Täbris nach dem großen Bazar ankündigt, welcher im Verhältniß zur Größe der Stadt hier eine noch viel bedeutendere Rolle spielt als der Bazar in Konstantinopel, und innerhalb dessen das eigentliche persische Volksleben concentrirt ist. Um nicht den Consuln, an welche ich empfohlen war, gleich bei meiner Ankunft in staubigen Reisekleidern zur Last zu fallen, mühte ich mich, ein Quartier ausfindig zu machen, in welchem ich mein Gepäcke einstweilen unterbringen wollte. Gleich bei meinem Eintritt in die Stadt machte ich Bekanntschaft mit einigen Kosaken, die zur Verfügung des russischen Consulats stehen, redete sie russisch an und bat sie, mich in einen Chan zu führen. Sie geleiteten mich in der That nach einem Haus, wo ich in einem schmutzigen Zimmer ein Duzend schnapstrinkender Russen, Armenier und freche Weibspersonen beisammen fand, welche eben in einer wilden Orgie begriffen schienen. Voll Ekel verließ ich das Haus und schickte meinen Dolmetscher ab, ein Zimmer in der Karawanserai zu miethen. Indessen führte mich der Zufall nach langem Umherirren an einem Hause vorüber, wo über dem Portal der gemalte englische Löwe und die brittische Fahne das Generalconsulat J. Maj. der Königin von England ankündigten. Müde der langen vergeblichen Irrfahrt ließ ich mich durch einen der persischen Diener, welche nach Landesbrauch unter der Thüre versammelt waren, bei Hrn. Bonham melden. Ich fand den Consul im Gespräche mit dem Dr. Kassolani aus Malta, dem einzigen europäischen Arzte, welcher damals in Täbris lebte. Als ich meine Briefe übergab und meine Verlegenheit klagte, bot mir Dr. Cassolani sogleich auf das gefälligste ein Zimmer in seinem Hause an. Hr. Bonham war zwar auch sehr gefällig, schien aber weniger gastfrei, und obwohl er ein sehr geräumiges Haus und eine sehr kleine Familie hatte, mochte er sich doch, ganz wie sein College, Master Brant in Erzerum, nicht gerne geniren. Bei näherer Bekanntschaft und öfterem Wiedersehen machte freilich auch bei Mr. Bonham die trockene, ächt englische Sprödigkeit und das formelle Wesen einem leichten Anflug von Gemüthlichkeit Platz. Er zeigte besonders warme Theilnahme für meine Mittheilungen aus dem Kaukasus, und erwiederte mein Zutrauen durch belehrende Schilderungen über persische Zustände. Hr. Bonham war mit einer Nichte von Sir Robert Peel verheurathet, einer eben so schönen, als anmuthigen und gebildeten Dame. Sie hatte die mannichfachen Mühseligkeiten und Gefahren der weiten Reise nicht gescheut, und war unmittelbar nach ihrer Vermählung Hrn. Bonham zu Schiff und Pferd nach seinem Bestimmungsort gefolgt. Auf stürmischer See und in trauriger Wildniß hatten die Beiden zusammen die Honigmonate des brittischen Ehelebens verbracht, als deren Frucht ihnen ein liebliches Kind beschert ward, welches später mit ihnen über Indien nach China wanderte (wohin Hr. Bonham versetzt wurde), mithin schon im zartesten Alter die größten Weltreisen gemacht hat.

Im Hause des Dr. Cassolani war ich gut aufgehoben und lernte eine große Zahl von Persern aus allen Ständen kennen, welche von Früh bis Abend sein Haus förmlich belagerten, und von diesem weisen Hekhim, der durch eine gelungene Klumpfußoperation schnell in den Ruf außerordentlicher Leistungen gekommen, Abhülfe ihrer mannichfachen Gebrechen und Leiden hofften. Es meldeten sich mitunter Männer von überaus robuster Constitution, welche wahre Bilder der Kraft und Gesundheit schienen und dennoch von tiefen und mitunter schmerzhaften Uebeln geplagt waren. So kam unter andern eines Tages ein reicher Perser von colossaler Gestalt und fast bronzefarbigem Gesichtsteint, begleitet von vielen Dienern, wie es bei Reichen die Sitte erheischt. Dr. Cassolani sah ihn lange forschend an, bevor er mit ihm die Unterredung begann und äußerte auf italienisch zu mir: „dieser Mann könnte zu einem Herkules als Modell sitzen, und dennoch vermuthe ich, daß er durch übermäßige Ausschweifungen sich ein nervöses Leiden zugezogen. Es ist nicht das erstemal, daß ein solcher Riese zu mir gekommen, um von mir stärkende Mittel zu begehren, die ihm erlauben sollen, seiner Sinnenlust wie bisher zu fröhnen." Der Doctor hatte vollkommen richtig vermuthet. Der schöne, kräftige Perser klagte über lähmende Gefühle in den Händen, und gestand dem Arzte bei einer geheimen Unterredung, daß er dieses Leiden sich durch Excesse zugezogen und gewöhnlich im verstärkten Grade spüre, so oft er seinem stark bevölkerten Harem einen Besuch abstatte. Unter den übrigen Patienten waren die Augenkranken in unverhältnißmäßig großer Zahl vertreten. Dr. Cassolani operirte ein paarmal mit Glück den grauen Staar, und sein Ruf verbreitete sich bald bis Teheran, wohin er später auf den ausdrücklichen Wunsch des gichtbrüchigen Mohammed-Schah übersiedelte.

Mit Inbegriff ihrer Gärten und Vorstädte hat die Stadt Täbris über dritthalb deutsche Meilen im Umfange und dürfte an Flächenraum hinter Wien oder Berlin kaum zurückstehen. Die meisten Häuser haben nur ein Stockwerk, und bestehen aus demselben Baumaterial wie in Choi und Eriwan, welches dem Straßenstaube die meiste Nahrung gibt und wohl zur Häufigkeit der Augenkrankheiten beiträgt. Die persische Architektur hatte bekanntlich nie einen großartigen Charakter, wie die ägyptische oder byzantinische, und selbst die türkische mitunter, z. B. in der großen Moschee Solimanieh zeigt. Aber in der Ornamentirung ist die persische Baukunst oft sehr graziös, und die Arabesken, die man an einzelnen Moscheen in den verfallenen Prachtpalästen von Ispahan und Schiras, und selbst in der von Texier sorgfältig copirten Ruinenmoschee von Täbris noch erhalten sieht, finden in den Bauwerken anderer großer Städte des Orients kaum ihresgleichen, am allerwenigsten in Konstantinopel, wo in dem neuen Sommerpalaste des Großherrn am Bosporus die innere Ausstattung an überverschwendeter Pracht wie an Geschmacklosigkeit wetteifert. Der Fayenceschmuck, die Porcellanvertäfelung der maurischen Paläste, welche ich in Algier und Constantine sah, steht hinter der persischen Kunst in Arabesken, gemalten Guirlanden und farbigen Wandverzierungen weit zurück, und selbst in Eriwan bemerkte der bayrische Reisende, Hr. von Hallberg, daß alle dem orientalischen Geschmack nachgeahmten Decken- und Wandarabesken in den Bauten Münchens dem zierlichen Wandschmucke des alten Sardarschlosses von Eriwan, welches heute ein simpler russischer Oberst bewohnt, merklich nachstehen. Im Aeußern der Gebäude zeigt sich die persische Baukunst, wie bemerkt, keineswegs zu ihrem Vortheile. Nirgends finden sich in Persien Moscheen, welche sich mit den moslemitischen Tempeln in Konstantinopel, Brussa, Cairo messen können. Im Innern ist theilweise große Zierlichkeit verschwendet, und selbst in den Wohnungen minder bemittelter Perser zeigen die Zimmer doch in der Regel sauber geglättete Gypswände, und

fast jeder wohlhabende Hausbesitzer hat sein Obst- und Blumengärtchen, aber wenigstens einen von Mauern überragten Hof mit einigen Maulbeerbäumen, unter deren Schatten er auf weichem Teppiche ruhend der Kühle und frischen Luft genießt, Nargileh dampfend und Scherbet schlürfend; auch feiert wohl bei dem Geplätscher einer Fontaine die üppigen Bewegungen tanzender Sklavinnen beschauend oder bei sorgfältig bewachten Thüren an der Seite seiner schönen Favoritin ruhend, die in ihrer verführerischen Haustracht von Flittergold und bunter Seide rauscht, der Hausherr nach der Mahlzeit den K e f, und versenkt sich in sein beschauliches Nichtsthun, das die eigentliche Wonne des Orientalen ist.

Wer das Glück hat, ein berühmter und vielbeschäftigter Hekim zu seyn, wie der Dr. Cassolani, welchen das Vertrauen der Reichen und Großen selbst in die Gemächer des Harems beruft, die mit Ausnahme des Hausherrn sonst jedem andern männlichen Sterblichen verschlossen sind, der hat sich wohl manchmal an dem Anblick schöner morgenländischer Bilder ergötzt. Auch fränkischen Damen gestatten die persischen Großen sehr galant den Besuch ihrer Harems und Gärten. Uns sind leider diese Mysterien der innern persischen Hauseinrichtung in Täbris verschlossen geblieben, und wir mußten uns mit den Besuchen einiger Wohnungen von Kaufleuten begnügen, welche noch einfachere Einrichtung zeigten, als die Consulathäuser Englands und Rußlands. Die Wände ihrer Stuben waren glänzend weiß geglättet ohne Freskomalereien oder Fayencezierrathen. Der Luxus bestand lediglich in den Divans, in seidenen Kissen und orientalischen Teppichen, welche den Boden des Zimmers deckten; der Harem nimmt gewöhnlich die hintere Seite des Hauses ein. Die Gärtchen waren reinlich gehalten mit vielen Rasen, doch ohne Mannichfaltigkeit des Blumenflors. Freilich bei Behmen-Mirza, dem Sardar von Täbris und Bruder von Mohammed-Schah, ging's schon buntfarbiger und prächtiger her, wie mir Dr. Cassolani und Mistreß Bonham, die zu verschiedenenmalen in das Innere der Sardarwohnung zugelassen wurden und selbst den Harem betreten durften, schilderten. Dort soll die Verzierungskunst der persischen Baumeister recht Hübsches geleistet haben, und an Marmor und Alabasterschmuck, Vergoldungen, Mosaik, Arabesken und selbst Glasmalereien ein Luxus angehäuft seyn, welchen das einfache, schmucklose Aeußere des Sardarpalastes nicht im Geringsten vermuthen läßt. Alles Schöne haben die egoistischen Perser der Augenlust des Straßenpublicums und der Spaziergänger entzogen und für den Genuß der wenigen Privilegirten aufgespart, welche hohe Würden bekleiden oder durch Speculation, Betriebsamkeit und Zufall sich Reichthümer erworben haben und dem Herrscher gegenüber in einer Stellung sind, wo sie ihres Gottsegens wenigstens hinter ihren vier hohen Mauern genießen können, ohne eine officielle Beraubung durch die weitreichende Hand des Schahs und Großveziers fürchten zu dürfen? Uns gewährten die Straßenspaziergänge nichts, als den eben so einfärbigen als einförmigen Anblick aschgrauer Mauern mit persischem Kothmörtel übertüncht und hie und da von dem mächtig grünen Thronhimmel riesiger Maulbeerbäume und Platanen überragt.

Auch die persischen Schönen, welche fast eben so zahlreich als die Männer auf der Gasse wandeln, um die Bäder oder ihre Verwandten und Freundinnen zu besuchen, erscheinen hier nicht in jener buntfarbigen Glorie von Seide und Stickerei, womit sie in den Harems glänzen und die Augen ihrer Gatten und Herren ergötzen. Sie sind vom Kopf bis zu den Füßen in einfarbige Linnen, Mousseline oder grobe Baumwollzeuge förmlich eingewickelt, und das Auge blickt nur durch die winzigen Oeffnungen einer gitterförmig gewebten Kopfhülle. Die Straßentracht der Türkinnen und Armenierinnen in Stambul und selbst der Maurinnen in Tunis und Algier, so streng man dort auch den gebotenen Gesichtsverhüllungen nachzukommen sucht, würde in Täbris und Teheran für ganz unzüchtig gelten. Die verhüllten Maurinnen der Berberei lassen wenigstens die schwarzen stechenden Augen zwischen den weißen Mousselinetüchern frei herausschauen und die brünette Nasenwurzel dazu. Die Türkinnen in Konstantinopel gehen noch weiter, und lassen mit den sinnlich brennenden Augen auch das ganze Näschen sehen, verbergen also nur Stirne, Mund und Kinn, und gönnen nicht nur ihren Augen freien Ausblick über das bekannte Wonnebild der bosporischen Siebenhügelstadt, sondern lassen auch den männlichen Spaziergängern, welche bei den süßen Wassern unter milden Platanenschatten an ihnen vorüberwandeln, ziemlich ungehinderten Einblick in die wesentlichen Theile ihrer feinen Gesichtchen. Auch die Füßchen stecken dort weit ungenirter in den gelben Pantoffeln und lassen unter den weiten Hosen manchmal noch einen guten Theil der Wadencontouren sehen. Die christlichen Armenierinnen sind in dieser Beziehung fast noch liebenswürdiger und gefälliger, und lassen von ihrem Gesichte so viel offen, daß man einen ziemlich deutlichen Begriff armenischer Schönheiten bekommt, auch wenn man sich lediglich mit dem Besuch der Straßen Pera's begnügt, ohne in armenische Häuser eingeführt zu werden. In Täbris hingegen ist der Phantasie gränzenloser Spielraum gegeben. Der hundertaugige Argus würde sich doch vergebliche Mühe machen, die geheimnißvollen Reize zu entziffern, welche unter diesen dichten Hüllen vergraben sind. Man sieht nur vermummte Gespenster, welche nichts Menschenähnliches haben und auf der Straße eben so leicht für wandernde Säcke gelten könnten, welchen irgend ein persischer Zauberer ein Paar Füße angehext.

(Schluß folgt.)

Statistische und andere Notizen aus Brasilien

Bei den sich täglich mehrenden Beziehungen zwischen Deutschland und Brasilien schien uns zeitgemäß, aus dem nun in seinem achten Jahrgange für 1851 erschienenen Almanach administrativo, mercantil e industrial do Rio de Janeiro [1] dasjenige im Auszug zu liefern, was für den deutschen Leser von Interesse seyn möchte. Derselbe ist dieses Jahr auf die ungeheure Zahl von 918 Octavseiten angeschwollen bei hübschem Druck und Papier, und kann wohl für die gemeinnützlichste Publication der brasilianischen Pressen angesehen werden, da der thätige Herausgeber sich zur Aufgabe gemacht, denselben jedes Jahr in vollkommenerer Gestalt zu liefern und den Anhang mit interessanten Notizen zu bereichern.

So finden wir z. B. in gegenwärtigem Jahrgang den Versuch einer Statistik von Rio de Janeiro, welche um so willkommener seyn muß, als ein Blick auf die besten Handbücher der Geographie zeigt, wie verschiedenartig ihre Angaben sind, welche in der Zahl der Einwohner von 140,000 bis 250,000 schwanken. Dieser Versuch hat einen Arzt Hrn. Haddock Lobo zum Verfasser, welcher, da bis jetzt von Seiten der Regierung kein Schritt zu diesem Zweck geschah, von rühmlichem Eifer getrieben dem Zustand der Ungewißheit ein Ende zu machen, es unternahm eine wenigstens approximative Statistik zu Stande zu bringen; doch wäre ihm selbst dieses unmöglich gewesen ohne Beihülfe der Behörden, wie leicht begreiflich, daher wandte er sich an den Justizminister, welcher die größte Bereitwilligkeit an den Tag legte, indem er die

[1] Gegründet, redigirt, verlegt und gedruckt von unserm Landsmann Eduard Lämmert, Ritter des brasil. Ordens der Rose und des portugiesischen Christus-Ordens, so wie großherzoglich badischer Consul.

betreffenden Behörden anwies, eine officielle Zählung vorzunehmen und die Materialien Hrn. Laba einzuliefern. Auf diese Documente nun sind die folgenden Angaben basirt.

Der Verfasser beginnt mit Eintheilung des Municipiums in Bezirke oder Freguesias, deren 8 die eigentliche Stadt mit ihren unendlichen Vorstädten begreifen und weitere 8 auswärtige, über welche sich die Gerichtsbarkeit derselben erstreckt. Als Ergebniß der vorgenommenen Zählung gibt er die Zahl der Einwohner der ersten 8 Districte oder

der eigentlichen Stadt an zu	205,906
die der auswärtigen 8 Districte zu	60,560
	266,466

welche sich eintheilen nach Geschlechtern in 152,075 männliche,
113,501 weibliche,

zählt also das Municipium einen Ueberschuß von . . . . 39,446 männlichen Einwohnern, welcher seine Erklärung darin findet, daß bei der Einwanderung die Zahl der Männer weit überwiegt. Dieß geht klar hervor aus Folgendem:

	Männliche.	Weibliche.
Zahl der freien im Lande gebornen Personen .	53,286	56,205
Zahl der gebornen Sklaven im Lande . . .	22,462	22,140
	75,748	78,345
	154,093,	

ergibt sich ein Ueberschuß zu Gunsten der Weiber von 2597.

Zahl der Ausländer mit Inbegriff freier Afrikaner	34,088	12,285
Sklaven aus Afrika eingebracht	43,129	22,371
	77,217	35,156
	112,156,	

ergibt sich bei den außerhalb Brasiliens gebornen Einwohnern ein Ueberschuß zu Gunsten der Männer von 42,061.

Zahl der im Lande gebornen Sklaven	44,602
Zahl der aus Afrika eingebrachten	66,000
Summa	110,602.

Die ausländische Bevölkerung theilt sich auf folgende Weise ein:

	Männer,	Weiber,
Portugiesen	21,323	5426
Von den übrigen Nationen	8912	2253
Freie Afrikaner	3853	4598.

Auszug aus dem Budget, vorgelegt den Kammern von 1850.

Die sämmtlichen Ausgaben des Reichs für 1850/51 sind festgesetzt auf [1] Reis 26,275:681,708, wovon uns folgende specielle Posten von Interesse scheinen:

Civilliste des Kaisers	Rs.	800:000,000
„ der Kaiserin	„	96:000,000
Apanage der Kronprinzessin D. Isabel	„	12:000,000
„ „ Prinzessin D. Leopoldina	„	6:000,000
„ „ „ D. Januaria (Schw. d. K.)	„	102:000,000
„ „ Herzogin v. Braganza, Kais. Wittw.	„	50:000,000
„ „ Prinzessin D. Amalia (ihrer Tochter)	„	8:000,000
Kammer der Senatoren	„	210:320,000
„ „ Deputirten	„	290:400,000
Die juridischen Facult. in Pernambuco u. S. Paul	„	74:448,000
Die medic. Facultäten in Rio de Janeiro u. Bahia	„	83:095,000
Die Akademie der schönen Künste	„	19:820,000
Post- und Dampfboot-Anstalten	„	767:000,900
Canäle, Brücken- und Straßenbau	„	200:000,000
Civilisirung der Indier	„	32:000,000
Polizei und öffentliche Sicherheit . .	Rs.	175:842,000
National-Garden	„	115:221,000
Episcopal und geistliches Departement	„	511:588,000
Stadt-Polizei-Corps zu Fuß und zu Pferd . . .	„	242:060,000
Leuchtthürme	„	40:139,000
Arsenale und Kriegs-Magazine	„	774:335,000
Militärische Hospitäler	„	135:030,000
Sold des Land-Heeres	„	4.079:701,000
Invaliden	„	45 526,000
Sold der activen und in Disposition gestellten (Land-) Officiere	„	941.386,000
Recrutirung und Werbung	„	300:000,000
Pulver-Fabrication	„	109:784,000
Zinsen der auswärtigen Schuld	„	2,798:000'000
Zinsen der inländischen Schuld	„	3,470:000,000
Staats-Pensionäre	„	779:000,000
Eingangs-Zollstätten	„	942.000,000
Ausgangs-Zollstätten	„	148:400,000
Die Münze	„	33·600,000
u. s. w.		
Die Einnahmen des Reiches sind angeschlagen auf wovon wir folgende einzelne Posten ausheben:	„	27,290:000,000
Eingangs-Zoll	„	17,305:500,000
Ankergeld	„	400:000,000
Ausgangs-Zoll	„	3,925:000,000
Güter-Steuer	„	870:000,000
Stempel-Gebühr	„	650:000,000
Auflage auf offene Läden	„	478:800,000
Sklaven-Steuer	„	160:000,000
Lotterie-Auflage	„	425:960,000
Minen-Steuer	„	50:000,000
u. s. w.		

[1] Wir bemerken ein für allemal, daß hierunter brasilianisches Papiergeld verstanden ist, dessen Mittelwerth zu Reis 190 = 1 Frank angenommen werden kann.

Der Leser kann sich einen Begriff machen von der Wichtigkeit des Handels von Rio de Janeiro, wenn wir aus dem Berichte des Zoll-Inspectors für das Jahr 1849 entnehmen, daß die Einnahme für Eingangszoll Rs. 9,163:478'000 betragen hat, mithin mehr als die Hälfte der Zoll-Einkünfte von ganz Brasilien auszumachen pflegt. Der Ausgangszoll belief sich auf Rs. 1,976:058,000.

An der Spitze der geistlichen Angelegenheiten steht ein Erzbischof, in Bahia residirend, außerdem gibt es acht Bischöfe, die sich in die verschiedenen Provinzen theilen und ein Bischof in Partibus.

Die Landes-Vertretung wird durch eine Senatoren- und eine Deputirten-Kammer gebildet. Die Wahlen sind indirect und bei Besetzung einer Senatorenstelle werden die drei höchst Votirten der Krone vorgeschlagen, welche sodann einen aus diesen wählt. Die Zahl der Senatoren ist 54. Auch ist zu bemerken, daß die zu wählenden mindestens 40 Jahre alt seyn müssen.

Die Zahl der Deputirten ist 111 und die Dauer ihrer Wirksamkeit drei Jahre; die Zeit ihres Zusammentritts jedes Jahr am 3 Mai.

(Schluß folgt.)

Slawische Karte. In Wien wird gegenwärtig eine neue slawische Karte (der moderne Slawismus verschmäht das Wort und nennt eine Mappe Zemeaid, Erdschau) ausgearbeitet, welche das Königreich Illyrien, Untersteiermark, Venedig und die ungarisch slawischen Gränzlande umfassen soll; der Verfasser der Karte ist ein Hr. Kozler, der eine Statistik in slawisch-deutscher und italienischer Sprache damit verbinden will. Eine Polyglottenkarte ist allerdings für solche Länder, wo wie hier slawische, deutsche und italienische Namen durch einander laufen, sehr nothwendig. (Brena. 22 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 199. 20 August 1851.

Die Laplatastaaten.

Die interminabeln Angelegenheiten im Platastrome scheinen sich endlich einer Krise zu nähern, und deßhalb finden wir uns veranlaßt über die wahren Gründe des nicht enden wollenden Streits, der Frankreich und England so lange beschäftigt hat, einiges mitzutheilen, um so mehr als englische Blätter in sehr verschiedener, zum Theil widersprechender Weise darüber urtheilen, und selbst solche, die augenscheinlich sehr wohl unterrichtet sind, die Wahrheit doch noch mit einem Schleier verhüllen. Wir nehmen nachfolgende Stelle aus dem Daily News gleichsam als Text, weil sie eben für dieß System der Verhüllung des wahren Streitpunkts sehr bezeichnend lautet. „Zuverlässige Privatnachrichten versichern uns, daß die argentinischen Provinzen Entrerias und Corrientes die Gewalt, welche Rosas über die Leitung ihrer auswärtigen Angelegenheiten ausgeübt hat, so weit sie betheiligt sind, annullirt haben, daß diese beiden Staaten mit Vivaforo, dem Präsidenten von Paraguay, eine Allianz geschlossen, und jetzt eifrig Unterstützung von Brasilien suchen und ihre Mitwirkung anbieten; daß ferner Brasilien, welches von Oribe, den es niemals als Präsidenten der Banda Oriental anerkannt hat, keine Abstellung seiner Beschwerden erlangen konnte, sich entschlossen, eine Armee von Rio Grande in diesen Staat vorrücken zu lassen, und seiner Flotte im Laplata Befehl ertheilt hat, mit dieser Armee in Verbindung zu treten. In der Laufbahn des Dictators Rosas rückt also aller Wahrscheinlichkeit nach eine Krise heran, der zu entgehen mehr als sein gewöhnliches gutes Glück erfordert wird. Eine Revolution scheint ihn auf allen Seiten zu umgeben. Anderer Seits bemerkt man, daß Brasilien, die einzige ihm unfreundlich gesinnte Militärmacht, noch nicht mit ihm in Feindseligkeiten ist, daß es keineswegs wünscht, in die gegen ihn sich bildende Verbindung hineingezogen zu werden; daß es nur verlangt, er solle sich nicht in den Streit zwischen Brasilien und Oribe in Bezug auf die Forderungen, die ersteres an letztern macht, mischen, und daß es sich nicht in seinem Recht als unabhängige Nation durch den ungeeigneten und factiösen Einfluß, den Rosas in der Banda Oriental errungen hat, benachtheiligen lassen will. Es steht also ganz in Rosas Macht, falls er die Besonnenheit und den gesunden Verstand dazu hat, in diesen Punkten nachzugeben, und durch Aufgeben seiner unhaltbaren Ansprüche als Protector Oribe's sich vor der Vereinigung Brasiliens mit seinen einheimischen Feinden in der argentinischen Conföderation zu bewahren. Darauf sollte die brittische Diplomatie gerichtet seyn."

Es ist an dieser Darstellung kein unwahres Wort, und doch gibt sie ein schiefes Bild, denn es wird darin nichts mehr und nichts weniger gefordert, als daß der Dictator alles aufgeben soll, wonach seit der Unabhängigkeit der Laplatastaaten alle Regenten des Landes fast ohne Ausnahme gestrebt haben, und was auch das Ziel des Strebens auf Seite des Dictators Rosas seit mehr als 20 Jahren gewesen ist. Die scheinbar geringe Forderung, die das Daily News stellt, und von der brittischen Diplomatie bevorwortet sehen will, ist also geradezu alles, was man von Rosas überhaupt nur fordern kann, und was er nicht gewähren wird und nicht gewähren kann, ohne sich besiegt zu erklären, und in seinem eigenen Lande, dessen bluttriefender Tyrann er gewesen, unendlich zu sinken, und dadurch der ganzen lange verhaltenen Wuth seiner Feinde zu erliegen. Wenige Worte werden dieß erklären. Mit Ausnahme der gerade westlich gelegenen Provinzen von Buenos-Ayres und der Osthälfte der Banda Oriental verschiffen alle Laplatastaaten, d. h. die nördlichen und nordwestlichen, ferner Paraguay, ein großer Theil Bolivia's und ein nicht unbedeutender Theil der Südgränze Brasiliens ihre Absatzproducte auf dem Parana und Paraguay; wer Herr auf beiden Ufern des Parana ist, beherrscht alle diese Staaten und Gebiete commerciell, und insoweit auch politisch, als von Aus- und Einfuhr die Lebensthätigkeit aller dieser Provinzen und ihre Zolleinnahmen abhängen. Diese Herrschaft hat ein Ende, sobald sich ihr die Banda Oriental, d. h. das Land im Osten des Parana entzieht: Entrerios und Corrientes, die Provinzen zwischen Parana und Paraguay, haben meist die Entscheidung gegeben. Seit 20 Jahren ist Rosas im Vortheil, hat nach und nach die ganze Banda Oriental, mit Ausnahme der durch die Franzosen unterstützten Hauptstadt Montevideo, erobert und unter dem Namen seines Schützlings Oribe unumschränkt beherrscht. Das Interesse des auswärtigen Handels, so wie Brasiliens, erfordert, daß die Ufer des Parana nicht dem einen Staat Buenos Ayres gehorchen. Die Franzosen, deren gegen 20,000 in der Banda Oriental sich aufhalten, und einen bedeutenden Theil des Handels und der Gewerbthätigkeit dieser Provinz inne haben, arbeiteten stets gegen Rosas, und schilderten ihn deßhalb als blutdürstigen Tyrannen; die Engländer, die sich während der französischen Blokade nach Buenos Ayres zogen, haben dort den Handel, so weit nicht deutsche und nordamerikanische Häuser ihn besitzen, an sich gezogen, und zum Dank für die Handelsvortheile und den genossenen Schutz, die Herrschaft von Rosas, wenn auch nicht gelobt, doch so milde wie möglich dargestellt. Die Frage war höchst verwickelt, solange Frankreich als Monarchie mit dem durch Verwandtschaftsbande verbundenen Brasilien in immer engern Verkehr trat, und die romanische Verwandtschaft in ganz Südame-

rika geltend zu machen suchte, um hier einen möglichen Stützpunkt in einem Kriege gegen England zu finden. Ob jetzt noch dieselben Tendenzen, und zwar noch mit gleicher Kraft und mit gleich feindseliger Richtung gegen England obwalten, ist sehr zu bezweifeln, denn Frankreich hat durch seine Februarrevolution an äußerem Ansehen bedeutend verloren. Ein Theil der Besorgnisse, welche England bisher vermocht haben, die Partei von Rosas nicht fallen zu lassen, ist also verschwunden, und somit tritt das allgemeine Interesse wieder hervor, daß England, so wenig wie andere handeltreibende Staaten, eine Vereinigung der Herrschaft über beide Paranaufer in Einer Hand wünschen kann. Somit hat die Aufforderung der Daily News einen sehr richtigen Sinn.

Ob Rosas weichen wird, läßt sich freilich noch nicht sagen; ohne Kampf gewiß nicht, wenn aber Brasilien auf den Schauplatz tritt, so kann Buenos Ayres, wie im J. 1828, zum Nachgeben gezwungen werden, denn dieß Auftreten verbindet die Anstrengungen von Paraguay, Corrientes und Entrerios, und nöthigt den Dictator, seine Kräfte zu theilen. Zudem wird Rosas alt, seine rauhe Herrschaft lastet schwer, nur entscheidende Siege können ihn aufrecht erhalten, Niederlagen, selbst zweifelhafte Erfolge werden seine Feinde im Innern aufwecken; das Beispiel Urquizo's, des Gouverneurs von Entrerios, ist sehr verdächtig; Urquiza stand früher auf der Seite von Rosas, und ist allen Umständen nach nichts weniger als ein Hitzkopf, sondern ein schlauer, berechnender Mann, der von der Rache des Dictators alles zu fürchten hat, wenn er unterliegt. Es ist nicht bloß ein politischer Krieg, sondern ein Kampf auf Tod und Leben für die Hauptgegner. Die Erfahrung seit mehr 20 Jahren spricht dafür, daß nur der Sieger sein Leben retten wird. Bei aller Kenntniß der materiellen Interessen auf beiden Seiten herrscht hier eine wilde Energie und eine sehr primitive Rohheit. Ueber die innern Verhältnisse des Landes werden wir nächstens mehr mittheilen.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

3. Ankunft in Täbris. — Dr. Cassolani 2c.

(Schluß.)

Um persisches Volksleben und Volkssitten im Großen zu studiren, ist der Bazar der einzige geeignete Ort. Wir sollten hier eigentlich im Plural sprechen, denn der Bazar von Täbris besteht aus mehrern Bazaren, ist ein Conglomerat sehr vieler Budenhallen. Häusliche Sitten und religiöses Ceremoniell sind in Täbris den Europäern unzugänglich, um so offener aufgeschlossen aber ist alles übrige. Das öffentliche Leben concentrirt sich in den weiten Hallen und Höfen des Bazars, wo man Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, sinnliche Genüsse, Luxus und Misere in wunderlichster Weise vermengt findet. Ich durchwanderte diesen Bazar täglich bald allein, bald in Begleitung meines Dolmetschers. Anfangs empfahl mir Dr. Cassolani die Führung und das Geleite eines seiner persischen Diener, der von dem Bazarpublicum und der Art, wie dasselbe zu behandeln wäre, geübte Kunde zu haben schien. Wenn Neugierige uns umdrängten, wenn zudringliche Verkäufer uns mit ihren Anträgen bestürmten, oder die Schaar hungriger Gaukler und Bettler mit ihrem Mitleiden erregenden Klagerufen uns allzusehr zusetzten, wußte er mit seinen herkulischen Armen eine Gasse durch das Gedränge zu machen und die Unberufenen abzuweisen. Allmählich gewöhnte man sich an unsere tägliche Erscheinung und ließ uns unsere Bazarstudien in Ruhe machen.

Was uns gleich bei dem ersten Anblick des Bazars von Täbris am meisten auffiel, war die ungeheure Masse europäischer Waaren im Verhältniß zu den Erzeugnissen Asiens. Ueber drei Viertheile des Inhalts dieser Magazine und Buden stammten aus Europa, das meiste aus England. Baumwollzeuge, Tücher, Stahlwaaren aller Art, wurden auf den ersten Blick als brittische Erzeugnisse erkannt, Deutschland und Rußland lieferten hiezu die gröberen Artikel. Aus Oesterreich stammten beinahe sämmtliche feinere Glaswaaren, worunter besonders viele Nargilegläser nach orientalischem Geschmack mit bunter Farbenpracht überladen. Der Bernstein für die Tschibukspitzen, welche durch ganz Asien verbreitet sind, war zwar größtentheils von den preußischen Ostseestädten geliefert, findet aber erst in Konstantinopel seine Verarbeitung. Die in Konstantinopel ansässigen böhmischen Glashändler waren seit einigen Jahren gegen den Bernstein in Concurrenz getreten, indem sie Tschibukspitzen aus böhmischem Glas von jener gelblich weißen Färbung lieferten, welche der beliebtesten Sorte von Bernstein täuschend ähnlich sehen, aber doch nur bei den ärmern Rauchern Gunst und Anklang finden.

Die gröbsten und wohlfeilsten der vorräthigen Manufacturwaaren stammten aus Sachsen, Böhmen und besonders aus Rußland. Auch Nürnberger Spielwaaren bemerkte ich in ziemlicher Menge, z. B. kleine falsche Kinderuhren mit dem Locomotivbilde auf dem Zifferblatt und der deutschen Aufschrift: „Dampfwagenfahrt von Nürnberg nach Fürth.“ Sogar das lithographirte Bildniß Mahammed Schahs, des gegenwärtigen Herrschers von Persien, führte deutsche Aufschrift und den Nürnberger Verlagsstempel. Auf vielen roh gearbeiteten Dosen, welche von Astrachan kamen, sah man das eben so roh gemalte Bildniß des Kaisers Nikolaus. Sogar die lithographirten Porträts von Benkendorf, Paskewitsch, Neidhard und andern russischen Generalen hingen unter Glas und Rahmen unter den Verkaufsgegenständen einer armenischen Bude. Rußland lieferte beinahe ausschließlich das Lederzeug und die gröbsten Tücher, England den raffinirten Zucker, der hier eine der gangbarsten Waaren ist.

Unter den asiatischen Waaren stammte das Schönste und Geschmackvollste aus Hindostan, besonders Shawls, Teppiche, Decken; die minder fein gewebten Shawls, deren geschmackvolle Färbung mitunter den bereits gerühmten persischen Sinn für hübsches Colorit und zierliche Zeichnung bewährte, kamen großentheils aus den südlichen Provinzen Persiens. Von orientalischen Waaren lieferte Schiras die besten und solidesten Gegenstände, besonders Säbelklingen von ausgezeichneter Güte und mitunter überaus hohen Preisen. Man zeigte mir prächtig gearbeitete Klingen, in deren damascirten Stahlwellen Ornamentirungen und Arabesken von Gold, zum Theil Inschriften des Korans enthaltend eingearbeitet waren, deren Werth auf 200 Tomans oder persische Ducaten geschätzt war. Von solchen kostbaren Gegenständen herrschte auf dem Bazar von Täbris freilich kein großer Ueberfluß; denn mancher Reiche scheut sich, dergleichen zu kaufen, um nicht seinen Reichthum zu verrathen, und mancher Händler scheut sich, solche Waaren zu führen, um nicht die Habsucht des Sardars oder irgend eines persischen Prinzen damit zu erregen, welche oft Liebhaber von seltenen und auserlesenen Gegenständen, aber gewöhnlich die schlechtesten, unzuverlässigsten Zahler sind.

Bei diesen persischen Waffen gilt im Allgemeinen, daß der Werth der Klinge den Werth der äußern Verzierung übersteigt.

Luxusscheiden, prachtvolle Griffe von Gold, Elfenbein und Edelsteinen, wie man sie nicht nur in den Bazars von Konstantinopel und Kairo, sondern auch in Tiflis, ja sogar in Städten der Berberei öfters findet, sind in Persien nicht gebräuchlich oder jedenfalls höchst selten. Die größte Sorgfalt wird von den Waffenschmieden von Schiras stets auf die damascirte Klinge verwendet, welche aus einzelnen Stahlstriemen kalt zusammen geschmiedet wird und eine eben so anhaltende und ermüdende Arbeit als geübte Hand erfordert. Die Waffenschmiede von Täbris, Teheran und Ispahan haben es den berühmten Schwertfegern von Schiras in diesem Handwerk, das im Orient noch auf der Höhe der Kunst steht und in besonderm Ansehen gehalten wird, noch immer nicht gleich zu thun vermocht. Waffen aus andern Gegenden des Orients und von anderer Form als die gewöhnlichen persischen Schießgewehre und gekrümmten Säbel, z. B. arabische Yatagane, georgische Kinschals, von welchen die Waffenbuden Konstantinopels reichliche Auswahl enthalten, scheinen in Persien nicht beliebt. Wenigstens bemerkten wir im Bazar von Täbris außer einigen schlechten Schaschken und Kinschalen, die von Eriwan oder Tiflis kamen, nichts von solchen fremden Waffenstücken.

Merkwürdiger als die Waarenbuden sind die Werkstätten der Handwerker. Alle Metiers sind in diesem Bazar vertreten von den allerschwerfälligsten bis zu den feinsten. In der Regel sind die verwandten Professionen in nächster Nähe beisammen, was schon deßhalb nothwendig scheint, weil nicht jedes Geschäft den Lärmen vertragen würde, der z. B. in der Nähe der Kupferschmiedwerkstätten herrscht. Ohnehin bringen Geschrei der Verkäufer und Träger, das Summen der plaudernden Gruppen und das rastlose Auf- und Abwogen der Durchgehenden Unruhe genug in diese Hallen. Bei den Schmieden bewunderte ich ebenso sehr die Tactfertigkeit und Schnelligkeit der Schläge als die außerordentliche Kraftanstrengung. Sieben Männer schmiedeten in einer Werkstätte kupferne Wagschalen. Vulcan selber hätte der Kunstfertigkeit dieser riesigen braunen Cyklopen des persischen Feuerlandes seinen Beifall zugeklatscht.

Als Gegensatz zu diesen lärmenden Metiers verdienen die persischen Schönschreiber Erwähnung, deren ich bereits im Bazar von Choi gesehen. Sie treiben beiläufig das gleiche Geschäft, wie die bekannten écrivains publics in den größern Städten Frankreichs und sind nicht besser als diese logirt. Wer eine Petition an einen Großen oder irgend ein Geschäftsschreiben — Liebesbriefe sind in Persien nicht gebräuchlich und Figaro würde dort wenig lucrative Geschäfte machen — abzufassen hat und des Schreibens nicht kundig ist, nimmt zu einem dieser öffentlichen Federfuchser seine Zuflucht. Dieselben verfertigen auch Talismane und Amulette mit Koransprüchen auf Pergamentpapier, deren kalligraphische Meisterschaft nichts zu wünschen übrig läßt, und von unsern besten Schönschreibmeistern in Europa wenigstens nicht übertroffen werden.

Auch öffentliche Schulen sieht man mitten zwischen Magazinen und Buden. Der Lehrer, Mollah, docirt gewöhnlich bei offener Thür, und es herrscht in diesen Schulzimmern ein Gesumme wie in einem Bienenkorb. Ich trat ohne Umstände in eine dieser Schulsäle ein und grüßte den Schulmeister-Mollah, der statt des schwarzen zottigen Kalpaks einen weißen Turban trug, und mich freundlich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Seine Zöglinge, etwa 60 an der Zahl, saßen auf den Teppichen des Bodens ziemlich unordentlich im großen Halbkreise um den Meister. Die meisten waren Knaben von 10 bis 12 Jahren, doch mitunter auch einige olivenfarbige Lümmel von 17 bis 18 Jahren, die bereits ziemlich stattliche Schnurrbärte trugen, und, wie mir der Lehrer sagte, sämmtlich vom Lande waren. Die Schüler lasen zusammen alle halblaut, plauderten aber auch ganz ungenirt mit einander, liefen hin und her, wechselten die Plätze und schienen von der Zucht und Ordnung unserer europäischen Schulen keinen Begriff zu haben. Neben der allgemeinen Leseübung, die hier jeder Schüler für sich trieb, nahm der Lehrer noch eine besondere vor, indem er einen Jungen nach dem andern zu sich rief, der ihm von einem vorgelegten Manuscript unter beständigem Kopfwiegen laut vorlesen mußte. Die sehr sauber geschriebenen Blätter, welche der Schulmeister den Zöglingen vorlegte, enthielten Verse von Hafis und Firdusi, welche diese niedlichen Jungen mit derselben Leichtigkeit lasen, wie der gelehrteste orientalische Professor einer deutschen Hochschule. Türkische Schriften und Bücher werden in den Schulen der Perser nicht gelesen, auch scheinen dort nur wenige der türkischen Schriftsprache mächtig, obwohl die Volkssprache in ganz Aserbeidschan ein verdorbenes Türkisch ist. Das gewöhnliche Schulgeld, das dem Lehrer-Mollah bezahlt wird, beträgt einen Sahebgeran (30 kr.) monatlich für die reicheren Schüler, einen Abbas (15 kr.) für die Armen. Außerdem werden Extrageschenke gegeben. So gab einer der Zöglinge dem Meister in meiner Gegenwart ein halb Dutzend schöner Aepfel.

Musiker, Sänger, Taschenspieler, Gaukler und Mährchenerzähler tragen hier nicht wenig dazu bei, das ohnehin so bewegte und lärmende Bazarleben zu erhöhen. Der Bazar von Konstantinopel ist gewiß viel umfangreicher und hat mannichfaltigere und prachtvollere Waaren, bietet aber lange nicht dieses wechselvolle Bild des Marktes von Täbris und ist vergleichsweise still und langweilig. Bei den Taschenspielern sah ich nichts von überraschenden Kunststücken, welche man sonst von indischen Gauklern rühmt. Alles war hier gewöhnlich und stand weit zurück hinter der Fingerfertigkeit und der Täuschungskunst eines Bosco oder Herrmann. Mährchenerzähler in Derwischkleidern fanden aufmerksame Zuhörer sowohl unter den Budenmännern als unter den Passanten. Ihr Vortrag war lebhaft und feurig, durch Stimme und Mimik suchten sie den Eindruck ihrer Wundergeschichten zu erhöhen. Im Uebrigen geht es hier wie auf den Jahrmärkten Deutschlands und wie in den Seestädten Italiens. Alle wollten gern hören und sehen, aber niemand wollte zahlen, und die Collecte lieferte gewöhnlich sehr magern Ertrag. Auf dem Marktplatz neben dem Bazar standen gewöhnlich die Musiker und Sänger. Als ich einer dieser hausirenden Künstlerbanden mich näherte, machte mir die hörlustige Menge bereitwilligst Platz. Zwei der Musiker legten ihre Instrumente weg, machten mir eine tiefe Reverenz und führten unaufgefordert, aber sicher in der Hoffnung eines guten Bakschisch, groteske und obscöne Tänze auf. Der Rock der Feringhis ist auch in Täbris mehr respectirt als der Kaftan der Orientalen. Das Volk bezeigt ihm seine Veneration, will aber auch für jede Artigkeit, die es den Feringhis erweist, doppelt und dreifach bezahlt seyn.

Statistische und andere Notizen aus Brasilien.

(Schluß.)

An Unterrichts-Anstalten ist die Hauptstadt ziemlich reich; sie besitzt eine medicinische Facultät, eine Militär- und Marine-Akademie, ein kaiserliches Collegio oder Gymnasium, wo auch das Deutsche seinen Lehrstuhl hat, eine Handelsschule, und eine Anzahl von Privat-Collegios, deren manche so gut eingerichtet und mit Lehrern versehen sind, daß

sich die Schüler in denselben zum Bezug einer Universität vorbereiten können. Außerdem sorgen mehrere philanthropische Gesellschaften für Ertheilung unentgeltlichen Elementar-Unterrichts.

Zur Vorbereitung für das geistliche Lehramt existirt ein Seminar; dieser Zweig liegt leider noch sehr im Argen, und ist die Unwissenheit und Sittenlosigkeit des brasilianischen Clerus sprüchwörtlich. Es ist deßhalb leicht zu erachten, wie wenig er seine Bestimmung erfüllt, einzelne ehrenvolle Ausnahmen hier wie überall abgerechnet.

Für das Seelenheil der Ausländer ist gesorgt durch eine anglicanische Capelle, gegründet 1820, und trägt die englische Regierung eine namhafte Summe zur Aufrechthaltung bei.

Die deutschen Protestanten besitzen seit 1837 einen eigenen Prediger, und seit 1845 ein eigenes Gotteshaus; diese Kirche wird bloß durch freiwillige jährliche Beiträge der hiesigen Deutschen erhalten. Für die Franzosen ist ein Abbé hier, welchem eine brasilianische Kirche zum Messelesen eingeräumt ist, auch ertheilt er trotz seines vorgerückten Alters mit vielem Eifer Religionsunterricht in Erziehungs-Anstalten.

Die brasilianische Seemacht besteht gegenwärtig aus 37 Fahrzeugen verschiedener Größe, mit im Ganzen 279 Feuerschlünden. Hierunter sind 2 Fregatten, 5 Corvetten, 2 Briggs, 10 Brigg-Schooner, 2 Schooner, 8 Kanonierboote, 7 Dampfer und drei kleinere Fahrzeuge, nebst sechs Transportschiffen. Abgetakelt liegen 1 Fregatte, 2 Corvetten, 1 Dampfer, 1 Barke und 2 kleinere Schiffe.

•

Unter den Anstalten für arme Kranke steht obenan die Misericordia, sie öffnet ihre Hallen Fremden wie Einheimischen, hat bedeutendere Einkünfte als mancher kleine deutsche Fürst und wird gut verwaltet. Für die Geisteskranken, welche bis jetzt übel daran waren, wurde außerhalb der Stadt ein palastartiges Gebäude errichtet, ist aber noch unvollendet. Ferner verdienen Erwähnung die Hülfs-Vereine der Franzosen, Deutschen, Engländer, Schweizer und Portugiesen, welche im allgemeinen viel Gutes stiften.

•

Endlich ist Brasilien im Besitz einer regelmäßigen Dampfboot-Verbindung mit England; dieselbe datirt vom 9 Januar 1851, an welchem der erste Dampfer von Southampton auslief und hier am 29sten Tage eintraf, und zwar nur zwei Stunden später, als bestimmt war. Die Abfahrt sowohl hier als in Southampton findet drei Tage und 22 Stunden nach der Ankunft statt, also in Europa etwa den 15ten oder 16ten jeden Monats. Anhaltspunkte sind Lissabon, Madeira, Teneriffa, S. Vincenz, Pernambuco, Bahia. Preise in der ersten Cajüte 50 Pfd. St., in der zweiten 38 Pfd. Die Einrichtung und Bewirthung lassen nichts zu wünschen übrig.

•

Außer der öffentlichen National-Bibliothek existirt eine brasilianische Lesegesellschaft mit einer Bibliothek von 12,000 Bänden, eine dito portugiesische von 18,000 Bänden, so wie eine englische und eine deutsche, genannt Germania.

•

Hafenbewegung von Rio de Janeiro. An Schiffen unter Nationalflagge liefen aus den verschiedenen brasilianischen Häfen vom Julius 1848 bis Junius 1849 ein 2401 Schiffe mit 221,927
unter fremder Flagge und aus
fremden Häfen . . . 1320 „ „ 323,559

Summa 3721 Schiffe mit 545,477 Tonnengehalt.

•

Hauptsächliche Gegenstände der Importation im Jahr 1848; Zoll-Stätte Rio de Janeiro. Branntwein 578 Fässer, 226 Kisten. Baumöl aus Portugal 357 Fässer, Baumöl aus Italien 450 Fässer, dito aus verschiedenen Ländern 1605 Kisten. Stockfisch 29,366 Fässer, Bindfaden 406 Colli, Schuhwerk 481 Colli, Steinkohlen 37,630 Tonnen, englisches Bier 17,699 Fässer, Thee 2168 Colli, Hüte 500 Kisten, gegerbte Häute 283,739, Weißmehl 239,820 Fässer und Säcke, Baumwollenwaaren 28,598 Colli, wollene 3491 Colli, leinene 1572 Colli, seidene 807 Colli. Eisenwaaren 7414 Colli, Blech 3049 Kisten, Steingut 4822 Colli, irländische Butter 16,511 Fäßchen, französische 2590 Fäßchen, baumwollene Strümpfe 329 Kisten, Möbel 606 Colli, eiserne Töpfe 22,973, Papier 8508 Colli, Pulver 28,631 Fäßchen, Schinken 18,041 Stück und 517 Fässer, holländischer Käse 2028 Kisten, Lissabon-Wein 17,164 Fässer, Porto-Wein 4010 Fässer, Muscatel-Wein 2385 Kisten, Champagner 1891 Körbe und Kisten u. s. w.

•

Exportation. Von 1963 Fahrzeugen, welche im Laufe des J. 1849 ausliefen, gingen 129 mit Ballast nach verschiedenen Häfen des Reichs; 54 mit Ballast nach fremden Häfen; 150 nahmen dieselbe Ladung mit die sie gebracht; 46 waren mit Lebensmitteln und verschiedenen Waaren beladen; 54 mit fremden Producten, 830 mit Erzeugnissen des Landes. Letztere theilen sich in folgende Nationen ein:

207	Amerikanische	mit	68,050	Tonnen
3	Buenos-Ayrische	„	238	„
3	Australische	„	936	„
21	Belgische	„	9,933	„
32	Brasilianische	„	6,209	„
13	Bremische	„	3368	„
2	Chilenische	„	388	„
52	Dänische	„	13,851	„
22	Französische	„	8302	„
15	Hamburgische	„	6050	„
1	Hannoveranisches	„	158	„
6	Spanische	„	930	„
3	Holländische	„	885	„
105	Englische	„	30,568	„
1	Kniphausensches	„	352	„
3	Lübeckische	„	1217	„
2	Neapolitanische	„	848	„
19	Norwegische	„	3261	„
7	Montevideanische	„	827	„
44	Portugiesische	„	9700	„
5	Preußische	„	2058	„
5	Russische	„	1217	„
22	Sardinische	„	4698	„
48	Schwedische	„	18,696	„
630	Fahrzeuge		168,483	Tonnen.

•

Als Curiosum lassen wir noch die Zahl der Minister folgen, welche seit 1822 (dem Jahr der Unabhängigkeits-Erklärung) bis heute ans Staatsruder berufen wurden, und zwar beläuft sich die Zahl der Minister des Innern auf 56, der Finanzen auf 42, des Auswärtigen auf 39, der Justiz auf 47, der Marine auf 43, des Kriegs auf 41, wobei indeß zu bemerken, daß zuweilen dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten dasselbe oder ein anderes Portefeuille mehrmals inne hatte. Interessant müßte es seyn, ähnliche Zusammenstellungen europäischer Staaten mit obigem zu vergleichen, wozu dem Einsender leider die Daten fehlen.

Rio de Janeiro, den 20 April 1851.

Steigen und Fallen des Eriesees. Man hat dieß Steigen und Fallen für periodisch angesehen; dieß scheint aber nicht der Fall zu seyn; der höchste Stand bei ruhigem Wetter war im Junius 1838, wo es 5' 4" über Null bei Buffalo stand, der höchste Stand bei Sturm war in der Nacht vom 18 auf den 19 October 1844, wo das Wasser 13' 8" über Null stieg; der niedrigste Stand, den man kennt, war am 18 April 1848, wo es 22" unter Null fiel. Gewöhnlich steigt es um den 1 Julius am höchsten, fällt dann langsam bis zum 1 October, steigt dann bis zum 1 December, von wo an es wieder bis zum 19 Februar fällt, und dann (im März sehr rasch) bis zum Anfang Julius steigt. (Amer. Journ. of Science. Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 200. 21 August 1851.

Prag.

(Nach dem Bericht eines polnischen Reisenden im Czas. Nr. 168. 172 f. 176 f.)

Wenn ich zum erstenmal in eine größere Stadt komme, so habe ich die Gewohnheit mich selbst zu fragen, welchen allgemeinen Eindruck sie auf mich macht. Als ich nach Prag kam, war ich vor allem begierig, welche Sprache ich vernehmen würde. Die ersten Worte, welche auf der Straße an mein Ohr schlugen, waren: „Jesus Maria, ist das möglich?" so sagte eine anständig gekleidete Frau, welche mit ihrem Manne spazieren ging, auf böhmisch, ich wußte also, daß ich eine katholische und slavische Stadt vor mir habe. Diesen Eindruck muß jedermann bekommen, der innerhalb der Mauern der böhmischen Hauptstadt tritt. In allen Straßen sieht man slavische Namen und Inschriften.[1] Allerdings sind diese slavischen Inschriften auch von deutschen begleitet, aber diese Doppelsprachigkeit scheint durchaus freiwillig zu seyn, eine Folge des Bedarfs nicht des Befehls, denn ein bedeutender Theil der Prager Bevölkerung, namentlich der reichere, ist deutscher Abkunft. Dagegen sind die französischen Inschriften sehr selten, und Prag macht die jetzt allgemeine Mode der europäischen Städte nicht mit. Mir fiel nur die französische Inschrift auf einem der Regierungsgebäude, nämlich auf dem Lebensmittelmagazin, auf, wo sich die Worte finden: l'art de vaincre serait perdu sans l'art de subsister, unter der Jahreszahl 1742, ein Spruch der wahrscheinlich aus der Schrift irgend eines französischen Strategen genommen ist, vielleicht ein Erinnerungszeichen an die französische Besatzung, welche im österreichischen Successionskriege in dieser Stadt lag. Neben dem so deutlichen slavischen Gepräge, das die äußere Gestalt der Stadt bewahrt, hat in Häusern und Gesellschaften die deutsche Nationalität das Uebergewicht, alles was irgend besser gekleidet und höher gebildet ist, spricht deutsch. In Privathäusern, Gasthöfen, Läden u. s. w. hört man nur die deutsche Sprache, die böhmische dringt nur verstohlen durch.

Von 120,000 Einwohnern sprechen nur 30,000 ausschließlich böhmisch, und diese bilden die niederste Classe des Volks, der Ueberrest besteht aus 20,000 geborenen Deutschen, wozu auch 8000 Juden zu rechnen sind, und aus 70,000 Tschechen und slavisirten Deutschen. Man darf indeß nicht annehmen, als ob die Mehrzahl der böhmischen Bevölkerung den deutschen Zuschnitt aus Verachtung gegen ihre Nationalität angenommen habe; im allgemeinen kennt jeder gebildetere Tscheche seine Sprache vollkommen, pflegt sogar ihre Literatur, und wenn er deutsch spricht, so geschieht es nur aus einer alten übeln Gewohnheit und aus einer gewissen Hinneigung zum Deutschthum, wie die polnischen Familien der höhern Gesellschaft sich zum Franzosenthum hinneigen. Mehr als einer, den man als Tschechomanen verschrieen, wird nach einem deutschen Buche beten und an seinen Sohn deutsch schreiben. Nur die höchste Aristokratie verachtet wahrscheinlich die Volkssprache vollständig, obwohl auch in dieser Sphäre Ausnahmen vorkommen, besonders seit die Bemühungen anerkannter Literatoren und die politischen Veränderungen der letzten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Nationalangelegenheiten richteten. Die oben erwähnte Vorneigung der Tschechen zum Deutschthum erklärt sich daraus, daß beide Nationalitäten Jahrhunderte lang in einer gewissen Harmonie neben einander lebten, und gemeinsame, befreundete historische Traditionen besaßen. Die böhmischen Könige rechneten sich den Titel Kurfürsten zur Ehre, einige von ihnen trugen die kaiserliche Krone, suchten ihren Hauptstützpunkt in Böhmen, doch ohne Benachtheiligung der Interessen des Reichs und ohne der Entwicklung der Nationalität im eigenen Vaterlande hemmend in den Weg zu treten. Die glänzendsten Zeiten des böhmischen Volks in Bezug auf Poesie und Bildung gehören der Epoche dieser brüderlichen Einigkeit an. Der stärker ausgesprochene Widerwille gegen die deutsche Nationalität wurde erst in den letzten Jahren angeregt[1], als die deutsche Revolution unter dem Einfluß der Träume politischer Einheit auf die Vertilgung der Nationalität der benachbarten slawischen Länder ausging. Die Tschechen theilten entschieden diesen allgemeinen Enthusiasmus nicht, und sagten die Freundschaft auf, aber ihr Widerstand ging mehr gegen Frankfurt als gegen Wien. Der Hauptgedanke, welcher die revolutionäre Bewegung in Böhmen im J. 1848 leitete, war nicht sowohl die Freiheit, als die Nationalität. Die Tschechen wollten vor allem die Gleichberechtigung der Sprache in den Schulen und der Verwaltung, so wie die Verstärkung ihrer Nationalität durch die Vereinigung mit Mähren und Schlesien, und

[1] Diese Inschriften zeichnen sich durch einen etwas sonderbaren slavischen Purismus aus: so heißen Daguerreotyp-Porträts podobniki, von podobny ähnlich; der Perruquier ist ein „Haarschneider;" die Diligence oder der Omnibus ist ein „Hindeförderer." Dieser Purismus deutet die herrschende Gesinnung an. A. d. R.

[1] Ein Theil der Literatur hatte schon vorher einen sehr harten Ton gegen das Deutschthum angeschlagen, einen Ton, der von Deutschland aus nicht erwiedert wurde, weil man sich dort um Böhmen noch nicht kümmerte. Was in deutschen Blättern feindseliges gegen Böhmen erschien, war dem Umstand zuzuschreiben, daß die böhmischen Literaten eigentlich nicht dem Deutschthum, sondern ihrer deutschen Regierung zu Leibe wollten. Dieß durften sie nicht bekennen und schlugen nun auf das Deutschthum los. A. d. R.

die Verbindung unter der Form einer Föderation mit der kaiserlichen Krone. Während der ganzen Zeit der Fieberhitze drehte sich das Revolutionsfieber nur um diese Hauptfrage, ob man Deputirte nach dem Frankfurter Parlament wählen solle oder nicht? Vergebens waren die Anstrengungen der böhmischen Deutschen, die Tschechen hiezu willfährig zu machen: das tschechische Element überwog die Richtung der Revolution, stand mit den Deutschen in der allerstärksten Opposition, verwarf die deutschen Farben, und wo die Discussion nichts vermochte, ließ man den Terrorismus walten. Am 28 April 1848 fiel die böhmische Schuljugend in Verbindung mit dem Proletariat über die Versammlung der Anhänger des deutschen Parlaments her, welche über die Absendung von Deputirten nach Frankfurt beriethen, und zerstreuten sie unter Pfeifen und Geschrei. Das war Veranlassung, daß an dem zur Wahl nach Frankfurt bestimmten Tage sich kaum drei Wähler stellten, während bei der Wahl nach Wien drei Tschechen und nur ein Deutscher gewählt wurde. Während der ganzen Zeit der Revolution waren die Tschechen nie in Opposition gegen die Regierung; erst als die Idee der böhmischen Nationalität den Sieg über die deutsch frankfurtische davongetragen, zeigte sich der strittige Standpunkt zwischen der Obrigkeit und dem Land. Hiebei handelte es sich nicht um Frankfurt, nicht um die Constitution, sondern darum, unter welcher Form das Königreich Böhmen mit der kaiserlichen Krone verbunden seyn solle, ob unter der Form der Föderation oder der Centralisation. Der glühende Patriotismus der Tschechen, kühn gemacht durch den temporären Erfolg, erzeugte den Gedanken des slawischen Congresses in Prag, und diese Versammlung rief die blutigen Scenen am 17 Junius 1848 hervor sowie den bis jetzt noch dauernden Belagerungsstand, welcher der Revolution ein Ende machte, und die Gewalt wieder in die Hände der Regierung zurückgab. Alle die oben erwähnten Ereignisse gehören bereits der Geschichte an, und ich führe sie nur auf, um einen Begriff zu geben, welche Kraft das slawische Element in Böhmen hat.

Je näher man sich Prag ansieht, desto mehr gewinnt man die Ueberzeugung, daß das tschechische Volk, das nicht über drei Millionen beträgt — denn den dritten Theil des Landes bewohnen die Deutschen — in sich einen Kern des Lebens und der Dauer hat, der noch auf lange Jahrhunderte ausreicht, was auch sein politisches Loos seyn mag. Das Volk, welches mit eigenen Kräften eine so großartige Hauptstadt aufzuführen vermochte, das sie viermal mit immer größerem Glanz wieder aufbaute, das in so musterhafter Weise seine schöne Vergangenheit in Stein ausmeißelte, das so herrliche Tempel der Gottheit errichtete, ein solches Volk verdient stets Achtung bei den Fremden. Selbst der Feind achtet seine Gegenwart aus Achtung für seine Vergangenheit. Welche Masse von Kunst, Wissenschaft, Betriebsamkeit und Thätigkeit waren in der ganzen Nation nöthig, um der Nachkommenschaft solche Nationaldenkmäler zu hinterlassen. Das Geheimniß des Bestandes der Nationen sind nicht oberflächliche politische Formen, die oft vom Zufall abhängen, sondern ihre innere moralische Befähigung und vor allem die Liebe zur Arbeit. Wir lächeln manchmal über die demüthigen Tschechen, wir sehen in ihnen nichts als Musikanten, Uhrmacher, Schulmeister und Pfarrer, aber das alles sind nur die Tropfen des Lebenswassers, welches ihr Volk bei Gesundheit erhält. Die Classe, welche sich in Büchern mit Industrie und sonstigen Arbeiten beschäftigt, ist sehr zahlreich, und trotz der Gleichgültigkeit der höhern Gesellschaftsclassen der einzige Hebel der Nationalität. Dabei muß man der österreichischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie Böhmen nie als erobertes Land betrachtete, daß sie seine Geschichte nicht vernachlässigte, seine Nationaldenkmäler nicht verwischen ließ, daß sie ihm die Schätze seiner Literatur und Kunst nicht raubte[1], daß sie überhaupt mitwirkte und mitwirkt, um manche ihrer theuern Erinnerungen zu verewigen. Es sind noch nicht sechs Jahre her, daß Kaiser Ferdinand der Stadt einen prächtigen Block carrarischen Marmors, den der jetzige berühmte böhmische Bildhauer Max zu einer Bildsäule des Cyrillus und Methodius formte, geschenkt hat, und es sich zur Ehre rechnete, daß sein Name an das Fußgestell gesetzt wurde. Erst vor drei Jahren hat derselbe Kaiser der Akademie gestattet, ihrem Gründer Karl IV ein Denkmal zu errichten, und es mit vier Bildern böhmischer Männer, die sich einst um das Land verdient gemacht, zu umgeben, den Bildern der Erzbischöfe Ernst von Pardubiz und Jan Oczka, sodann des Ritters Bienias Kolowrat und des Baumeisters Mathias. Für diese und ähnliche Berücksichtigungen der patriotischen Gefühle der Nation empfängt sie auch von derselben Zeichen der Dankbarkeit. Ich fragte dieser Tage einen Tschechen, ob sie viele deutsche Beamte hätten? Er antwortete mir: „sehr wenig, fast alle sind Böhmen", und setzte dann später hinzu: „Sie fragen mich, ob unsere Beamten Deutsche seyen, und wissen vielleicht nicht, daß wir beinahe die Hälfte der Beamten selbst für das deutsche Oesterreich liefern. Das kommt daher, daß bei uns sich sehr viele fähige Leute finden; unsere höhern und niedern technischen und wissenschaftlichen Schulen sind so verbreitet, daß man kaum jemand trifft, der nicht lesen und schreiben kann. Bei uns ist der Zustand der Gesellschaft ein ganz anderer als im Kaiserstaat; wir haben keinen kleinen Adel, außer etwa in einigen Districten an der bayrischen Gränze, wir haben nur Magnaten, Bürger und Bauern. Aber unsere Bauern sind Herren, nur Herren ohne Wappen. Viele von ihnen besitzen bedeutende Güter, keiner aber tritt aus seinem Stand heraus, denn keiner schämt sich der Arbeit. Der wohlhabendere Bauer, der mehrere Kinder hat, schickt sie gewöhnlich auf die Schule, selbst auf die Universität, läßt aber jedem die Freiheit sich seine Kunst, sein Gewerbe, seine Stellung im Leben zu wählen; nur der zur Bewirthschaftung bestimmte kehrt ins Haus zurück, und so trifft man zuweilen unter den Feldarbeitern Doctoren des Rechts und der Philosophie. Die Fremden wundern sich häufig, daß wir alle deutsch sprechen, obgleich wir so sorgfältig wachen über die Reinheit unserer eigenen Sprache; es ist dieß eine alte üble Gewohnheit, aus der wir uns jetzt erst allmählich losmachen, besonders seit der letzten octroyirten Constitution, welche uns gestattet in der Schule uns der böhmischen Sprache zu bedienen, was erst in der Ausführung ist, aber die eingewurzelte Gewohnheit kann nicht mit einemmal aufhören."

Es gibt keine deutsche Stadt, die ein schöneres Panorama darböte als Prag; Dresden selbst muß ihm den Vorrang einräumen. Sie wird in zwei gleiche Hälften getheilt durch die mächtige Moldau, die mit grünen Inseln geschmückt ist, und ihr Bette auf der einen Seite an ein bergiges, auf der andern an ein sandiges Ufer lehnt, als wolle sie, daß die Bewohner des höhern Theils mit Entzücken hinabschauen auf den Wald von Thürmen, mit denen der untere im Halbkreis von einem Wasserstreifen umgebene, seine Auen bis zu fernen dem Auge unerreichbaren Hügeln ausbreitende Theil übersäet ist. Als ich von dem Hradschin auf Prag hinabschaute, machte ich mir die Mühe, die

[1] Ueber Vernachlässigung haben die Böhmen oft geklagt, der obige Satz scheint überhaupt im Munde des Polen mehr eine Anklage Rußlands als eine Vertheidigung Oesterreichs. A. d. R.

Thürme auf der entgegengesetzten Seite zu zählen, und brachte ihrer 60 heraus. Wenn ein alter Römer auferstünde und auf diese Menge von Thurmspitzen hinabschaute, so hätte er einen Anblick, der ihm den ganzen Unterschied im Geiste des Glaubens zwischen der christlichen und der alten Welt erklärte. Diese von der Natur so üppig ausgestattete Stelle mußte von alter Zeit her die Bewohner an sich ziehen. Die Sage schreibt die Gründung der Stadt der Libussa, der Tochter Kroks und der Gemahlin Przemyslaws, die im 8ten Jahrhundert lebte, zu, und im 13ten Jahrhundert war Prag schon so prächtig, daß der König Ottokar II, der reichste der damaligen Monarchen, den Beinamen des „Goldenen" erhielt. Aber die glänzendste Epoche Prags ist unter der Herrschaft Karls IV (1346—1378). Er erbaute das prächtige Schloß und die Kathedrale, er errichtete die schöne Brücke und die Menge von Kirchen und Gebäuden, deren altergraues Aussehen und wundersame gothische Gestalten der Archäolog und Künstler jetzt mit Verehrung anblickt, und er verewigte endlich seinen Namen durch die Gründung der ersten Universität in ganz Deutschland, welche Prag zu einem Brennpunkt der Künste, Wissenschaften und Industrie machte. Prag gab zu seiner Zeit Rom, Paris und Florenz nichts nach, und diente als Vorbild für Krakau. Die spätern Religionskriege setzten sie vielen Verheerungen aus, aber die nicht gesunkene Thätigkeit des Volks wußte immer wieder herzustellen, was die Unbill der Zeit zerstört hatte. Jede größere Stadt hat irgend einen berühmten Mann, dessen Andenken sie eine besondere Ehre erweist, und dessen Name wie ein schützender Geist über sie herrscht. Prag ehrt und achtet niemand so hoch als Karl IV und den h. Johann von Nepomuk. Das erste Werk Karls IV, der Hradschin oder das königliche Schloß, machte auf mich nicht den Eindruck, den ich erwartet hatte. Ursprünglich nach dem Muster des Louvre gebaut, später aber völlig umgestaltet, gleicht es jetzt mehr einer Caserne als einem Schloß; Dank seiner schönen Lage nimmt es sich von ferne besser aus, als in der Nähe. Einst der Wohnsitz wirklicher Könige und Kaiser, dient es seit einiger Zeit als Zufluchtsort für abgedankte Könige. Im J. 1831 kam hieher Karl X, König von Frankreich, jetzt wohnt hier der Vorfahre des regierenden Kaisers, Ferdinand. Die Mehrzahl der Zimmer ist für den Besucher unzugänglich, man zeigt nur zwei Ballsäle, den spanischen und den deutschen, die sich mehr durch den Umfang als den Reichthum ihrer Zierrathen auszeichnen, und den im J. 1848 neu hergerichteten Saal für die Berathungen der Stände, der später vielleicht ein Interesse haben mag, bis jetzt aber hat sich auf den neu gefirnißten Stühlen noch kein Deputierter niedergelassen. Beim Mangel anderer Merkwürdigkeiten zeigen die Führer immer nach das Fenster, durch welches die kaiserlichen Commissäre Slawata und Martiniz im J. 1618 von den empörten Böhmen hinabgestürzt wurden.

Weit größeres Interesse erweckt die vor dem Schloß stehende Kathedrale oder vielmehr das Stück Kathedrale, denn man ist nur dahin gelangt, etwa zwei Drittheile derselben zu bauen. Was indeß dasteht, kann als ein Muster des reinsten Geschmacks in der gothischen Baukunst dienen. Dieß Gebäude bildet für die Tschechen ein zweites Wowel, denn es enthält die Gräber ihrer Könige von dem h. Wazlow angefangen bis auf Rudolf II. Am schönsten von allen ist das Mausoleum von karorischem Marmor, das im Jahre 1589 in Nürnberg gefertigt wurde, und die Gebeine Karls IV und einiger seiner Nachkommen in sich schließt. Der h. Wazlaw hat eine eigene und in archäologischer Hinsicht sehr merkwürdige Capelle. Seine Sturmhaube und sein eiserner Ringelpanzer werden noch immer hinter Glas für die neugierigen Fremden ausgestellt. Seine Krone, Scepter, Schwert und Reichsapfel, unter sieben Schlössern verwahrt, werden nur zur Zeit einer Krönung hervorgeholt. Der h. Wazlaw wurde, wie bekannt, von seinem Bruder deßhalb erschlagen, weil er den heidnischen Glauben verließ und das Christenthum annahm. Die Sage berichtet, daß er unter den Mörderstreichen seinen Geist aufgab, während er sich an dem Bronzering in der Kirchenthüre festhielt. Eben dieser Ring ist noch jetzt vorhanden, und in die Thüre der Capelle eingefügt; er hat die Gestalt eines Löwenmauls, und nach der Art der Arbeit zu schließen, kann man völlig an die Authenticität glauben; wer berührt nicht gern ein Denkmal, das 1000 Jahre alt ist. Die Böhmen betrachten ihr Pantheon mit einem Ausdruck von Stolz, und bemühen sich demselben ein so glänzendes Aeußere zu geben, als es im Gedanken der Gründer hatte. Vor einigen Jahren hatte sich eine Gesellschaft, an deren Spitze Graf Thun stand, gebildet, um einen Fond zusammenzubringen zur Beendigung der Kathedrale. Man hatte schon angefangen Plane zu entwerfen und Berechnungen zu machen, als die Ereignisse des Jahres 1848 die Gesellschaft zu nichte machten, die Arbeiten unterbrachen und der ganze Plan auf günstigere Zeiten vertagt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

5. Abreise von Raschid. — Metubis. — Talisman gegen Windstille. — Schibrychit. — Sa-el-Chaggar und die Trümmer des alten Sais. — Kudabe. — Zweiter Besuch der Musterdörfer. — Schabur. — Kafr Sias. — Megille. — Ritt nach der Stadt Menuf. — Sodagewinnung. — Arbeiten zur Reinigung des Canals Chatatbe. — Der Gouverneur der Provinz Mohammed Bei Minikli. — Beni-Salame. — Gures. — Mit-el-arns. — Rückkehr nach dem Nildamm.

Wir kehrten ziemlich spät von Hrn. P. nach der Barke zurück, und da wir uns mit allem, was uns in Raschid interessiren konnte, hinreichend bekannt gemacht hatten, verließen wir die Stadt am folgenden Tage, 4 Februar, um 8 Uhr Morgens bei günstigem Winde. Unsere Fahrt ging nach Süden Nil aufwärts; wir mußten auf diesem Arm bis zur Deltaspitze hinaufgehen, um dann auf dem andern, dem östlichen Arm nach Damiat herabzufahren. Das Wetter blieb in den letzten Tagen gut und ziemlich warm; am Morgen um 8 Uhr zeigte der Thermometer 12° R., um Mittag 14° oder 16°. Gegen Mittag hielten wir in Metubis auf dem rechten Nilufer, um frische Lebensmittel zu kaufen, und ich benützte die Zeit, um das Städtchen zu besichtigen, das auf halbem Wege von Raschid nach Fue liegt. Metubis ist ziemlich weitläufig und im Bogen um eine Bucht gebaut, die der Strom hier bildet. Die Häuser sind in zwei Stockwerken aus rothen Backsteinen aufgeführt, aber auch hier fallen die obern Stockwerke ein, und die Einwohner hausen nur in den untern. Die Straßen sind eng und krumm, die freien Plätze, die man an verschiedenen Stellen trifft, mit Koth und Asche überfüllt; auf dem Bazar sind alle Buden öde, und ich fand darin nur drei oder vier Schmiede, nebst einigen Weibern, welche Lauch und Rettige verkauften. Das Aussehen der Bevölkerung ist kläglich. Man trifft sehr viele krumme und blinde Leute oder solche die eine Haut auf den Augen haben. Der Begräbnißplatz liegt am Südwestende der Stadt und ist von Häusern umgeben; es sind etwa 150 Grabgewölbe von Backsteinen darin; neben dem Begräbnißplatz ist eine hübsche Moschee, und drei andere mit hohen Minarets finden sich im Innern des Städtchens. Dieß letztere ist auf der Ostseite von einem Canal umgeben, dessen Wasser durch die Dammbrüche im verflossenen Herbst die Felder überschwemmte und die Ernten vernichtete. Ich trat in ein Haus, wo fünf arabische Weber in Gruben saßen, die man im Boden

aufgegraben hatte, und auf Webstühlen von primitivster Einfachheit, deren Einrichtung sich wahrscheinlich seit der Zeit der Pharaonen erhalten hat, einen feinen, aber sehr dünnen Baumwollenzeug zu Hemden, weiß mit gelben Streifen — die gelbe Farbe wird dem Gespinnst durch einen Absud von Henna-Blättern gegeben — woben; dieser Zeug ist sehr schmal und ein Stück von der Länge von 28 Ellen (drua) kostet nur 14 Piaster.

Unser Proviantmeister kehrte aus dem Städtchen mit leeren Händen zurück; er hatte nirgends weder Hühner noch Eier gefunden, und wir machten uns mit der Aussicht auf ein ärmliches Mittagsmahl wieder auf den Weg. Metubis gegenüber, auf dem linken Nilufer, liegt die Stadt Atfeine, deren zwei Minarets mitten unter Apfelsinen- und Dattelbäumen sich im Wasser abspiegeln. Hier findet sich auch ein weitläufiger Palast Said Pascha's, der gleichsam zum Contrast mit den einstürzenden Häusern der Einwohner errichtet worden zu seyn scheint. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir nach Atfeh, wo Hunderte beladener Barken immer noch an den geschlossenen Schleußen des Mahmudieh Canals standen; wir gingen ans Ufer, um Nachrichten aus Cairo und Alexandrien zu hören, und gingen dann nach Fue über, wo wir übernachten wollten, weil der Wind gegen Abend vollkommen sank.

5 Februar. Die Windstille dauerte den ganzen Morgen fort, und die Matrosen mußten aufs neue die Barke ziehen; gegen Mittag hielten sie an, um auszuruhen und am Ufer zu essen. Sie kochten in einem eisernen Kessel Linsen mit Salz ohne alle andere Würze, und buken Brodfladen, zu welchem Ende eine dünne, runde Kupferplatte (dokke) vermittelst darunter angezündeten Schilfs erhitzt wird, und darauf goß man den im Vorrath aufbewahrten halbflüssigen sauren Teig aus Weizen- oder Maismehl. Die Brodfladen werden sehr rasch aber schlecht gebacken; solange sie heiß sind, ist ihr Geschmack nicht schlecht, wenn sie aber kalt geworden, und namentlich nach einigen Stunden, werden sie schwer und ziemlich unangenehm. Um diese Zeit bemerkte ich einen nahe am Ufer sitzenden, zerlumpten und ausgemergelten Fellahknaben von 10 oder 12 Jahren, der mit Heißhunger die essenden Ruderer betrachtete, und als er von mir einige Chamse erhalten, munter wurde, und erzählte, daß er weder Vater noch Mutter habe und ein Nizambrudee (d. h. dem Militär zugetheilt) in Alexandrien sey. Wir nahmen ihn auf die Barke, gaben ihm zu essen, und behielten ihn auf sein Bitten bei uns, nachdem er zuvor seine ehemalige Kleidung, bestehend aus einem Hemd, einem alten wollenen Abbaie, und einer leinenen Mütze (takie), an deren Stelle wir ihm ein anderes reines Kleid gaben, in den Strom geworfen hatte. Nun ging es wieder ans Ziehen des Schiffs. Um ein Uhr Nachmittag kam unser Koch, Abdallah Fakih — so genannt, weil er lesen konnte, ein Abyssinier, welchen d'Arnaud zehn Jahre zuvor in Sennaar gekauft hatte, zu mir mit der Erklärung, er besitze einen ächten Talisman, um einen günstigen Wind herbeizurufen, und bot mir eine Wette an, daß er den Wind rufen, und dieser spätestens in einer Stunde eintreten werde. Ich nahm die Wette an, und der Zufall erwies sich dem Zauberer Abdallah möglichst günstig. Dieser Abyssinier, 23 bis 24 Jahr alt, sehr verständig und kühn, aber von einem bösartigen Charakter, [1] schrieb sogleich einige kabbalistische Zeichen auf ein Papier, stieg dann aufs Verdeck der Cajüte, und befestigte dasselbe an den Mast. Kaum war er wieder hinabgestiegen, als wirklich ein schwacher günstiger Wind zu wehen anfing, anfangs leicht, dann stärker und stärker, so daß wir nach 15 Minuten rasch unter Segel fortfuhren, zur nicht geringen Freude der Mannschaft und Abdallah's selbst, dem ich das versprochene Real Fransa [2] (5 Frankenstück) einhändigte. Der Wind dauerte mit gleicher Stärke fort bis in die späte Nacht. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir an dem großen Dorfe Kafr Desuk vorbei, von welchem oben schon die Rede war; unter den Häuschen erhebt sich ein weitläufiger zweistöckiger Bau, der mit Kalk gemauert ist und Glasfenster hat, was hier eine große Seltenheit ist; hier wohnt der Gutsverwalter Mehemed Ali's. Neben dem Dorfe befindet sich ein Canal, der vom Nil in den See Burlos führt; als wir vorüberfuhren, war er ganz ohne Wasser, zur Zeit der Ueberschwemmung aber gehen beladene Barken darin. Man hat vorgeschlagen, hier an der Mündung des Canals einen Damm und Schleußen zu bauen, und zu dem Ende aus Turra eine große Menge behauener Steine herbeigeführt, die hier am Ufer aufgeschichtet liegen, aber an den Beginn der Arbeiten denkt man nicht, die Steine liegen schon seit mehreren Jahren ungebraucht da, und die Fellahs schleppen sie allmählich fort.

Nach einem schönen warmen Tage mit wolkenlosem Himmel hielten wir gegen Abend am Dorfe Schibrychit, um hier zu übernachten; das linke Ufer, auf dem das Dorf liegt, ist bedeutend über der Wasserfläche des Nils, von dem es steil ansteigt. Am andern Tage (6 Februar) Morgens ging ich aus um das Dorf zu besehen, das jetzt der Sitz eines Gouverneurs (Mudir) und der vornehmsten Behörden der Provinz Bhere ist, welche zwischen dem linken Ufer des Raschidcanals und der lybyschen Wüste liegt. Schibrychit ist ausgezeichnet durch einen Sieg, den hier die französischen Truppen zur Zeit ihres Zuges von Alexandrien nach Cairo am 13 Julius 1798 unter seinen Mauern über die Mamelaken erfochten, die hier zum erstenmal die Macht der europäischen Taktik erprobten, und die Stärke einer regulären Infanterie begreifen lernten. Das Dorf, wovon ich später genauer sprechen werde, ist ziemlich reinlich gehalten, und seine Einwohner, die von den in großer Menge am Ufer liegenden Barken ein ziemlich gutes Einkommen beziehen, scheinen nicht so unglücklich, wie die von andern Orten. Hier befindet sich ein großes Regierungsmagazin (schune), wo Producte und Bauholz niedergelegt werden; in den Kaffeehäusern am Ufer saßen die schnurrbärtigen Arnauten des Gouverneurs, und um sie her drehten sich einige ziemlich junge geputzte Weiber, die durch ihr Benehmen, ihre Blicke und Worte deutlich ihr Gewerbe verriethen. Der Leser darf mit dem Namen Kaffeehaus nicht den Begriff verbinden, den man davon in europäischen Städten hat. Es gibt nichts einfacheres und ärmlicheres als diese Anstalten in Aegypten: ein Erdhäuschen oder eine Hütte aus Stroh, einige niedrige Sitze aus den Rippen der Dattelbaumblätter, ein Kafas, d. h. eine lange, niedrige, aus demselben Material geflochtene und mit einer Matte bedeckte Bank; ferner einige kupferne oder blecherne Kaffeekannen verschiedener Größe, ein Dutzend Fayence-Fengans mit kupfernen Sarfen (Untertassen), ein Ledersack mit gestoßenem Kaffee, zwei Pfund starken Tabak (duchan achdar) und ein Korb mit Holzkohlen: das ist alles womit sich hier ein Unternehmer, der ein Kaffeehaus errichten will, versieht. Für 40 oder 60 Franken kann man Möbel, Wohnung und alles Zubehör bekommen; Kaffee und Tabak kauft man in der Bude auf dem Bazar, nach Maaßgabe als sich der kleine Vorrath erschöpft. Der Begräbnißplatz in Schibrychit befindet sich am Ende des Dorfs gegen Norden, folglich über dem Wind, die Häuschen sind aus Luftziegeln aufgeführt, klein und eng. Einige 50 Schritte von da liegt ein anderes Dorf das kleiner ist, und ebenfalls einen an der Nordseite angelegten Begräbnißplatz hat.

(Fortsetzung folgt.)

Elektromagnetische Locomotive. Hr. Ch. Page gibt im National Intelligencer vom 3 Mai d. J. Bericht über die Leistungen seiner elektromagnetischen Maschine. Man weiß, daß in Europa diese Kraft nicht weit und nur mit großen Kosten betrieben wurde. Page will die Kraft, und zwar mit dem hundertsten Theil der Kosten, auf 12 bis 24 Pferdekraft getrieben haben, bei einer Schnelle von 15 (engl.) Meilen in der Stunde.

[1] Hr. d'Arnaud erzählte mir, daß Abdallah einmal zur Zeit seines Aufenthalts im Sennaar, in einem Anfall von Wuth, ein geladenes Doppelgewehr ergriff, und ohne alle Veranlassung einige gefangene Neger ermordete. Da der Junge in noch nicht ganz zurechnungsfähigem Alter war, entging er der verdienten Todesstrafe, und man gab ihm statt dessen mehr als 1000 Hiebe mit der Peitsche.

[2] In allen Theilen Afrika's, die ich besuchte, nimmt das Volk die europäischen Münzen, namentlich französische Thaler und spanische Colonnaden, sehr gerne. Unter den letzteren zieht man die unter Karl IV geschlagenen vor. Diese Zahl ist darauf mit 4 Strichen „IIII" dargestellt, und die Araber nennen sie deshalb „Abu-arba" (den Vater der vier).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 201. 22 August 1815.

Skizze von Mairwara.

Unter diesem Titel erschien kürzlich von Oberstlieutenant C. G. Dixon eine Beschreibung des genannten Landstrichs auf Kosten der ostindischen Regierung zur Verbreitung unter den Beamten der Compagnie. Das Buch enthält einen Bericht über den Ursprung und die Sitten der Mairs, ihre Unterjochung durch die Engländer und die Mittel, welche bis jetzt mit Erfolg angewendet wurden, um einen Stamm von Freibeutern und Räubern in fleißige Landleute umzuwandeln. Der District, welcher den Namen Mairwara führt, bildet einen Theil der Bergkette, die von Guzerat bis in die Nähe von Delhi läuft. Seine Länge beträgt etwa 100 Meilen und seine Breite ist verschieden, höchstens 25 bis 30 Meilen. Diese Mairs oder richtiger Meras sind kein brahminisches Volk, sondern gehören, wie die verwandten Bhils, der Urrace Indiens an; daher führten die Radschputen fortdauernde Kriege mit ihnen, drängten sie ins Gebirg, und die Meras oder Mairs wurden hauptsächlich Räuber. Später kamen die Moslems in ein ähnliches Verhältniß zu ihnen, wie die Radschputen, und die Folge war, daß ein Theil sich zu den Hindus, ein anderer zu den Moslems hielt, und deren Religion, jedoch in sehr beschränktem Maaße, annahm. Die Hindus nennt man Mairs und die Moslem Mairats, aber außerdem, daß letztere beschnitten sind, und ihre Todten begraben, unterscheiden sie sich nicht von den Mairs, denen sie jetzt auch ihre Töchter zur Ehe geben, während sie früher solche nur an Moslems verheurathen wollten. Jetzt essen sie auch mit den Mairs, als wären sie mit ihnen von Einer Kaste. Dieß weist schon darauf hin, daß die Mairs selbst die Vorschriften der Hindureligion nur sehr schwach beobachten; sie kümmern sich gar nicht um die Waschungen, um die Vorschriften hinsichtlich der Bereitung der Speisen u. s. w. Ihre Hauptnahrung ist Mais und Gerstenbrod, aber sie essen Schafe, Ziegen, Kühe und Büffel, ein deutlicher Beweis, daß sie sich um Hinduvorschriften möglichst wenig kümmern.

Früher wurden Frauen durchaus nur als ein Eigenthum betrachtet, das man nach Gefallen verkaufte, so die Söhne ihre Mütter nach dem Tode des Vaters, und die Ehemänner verkauften ihre Weiber, wann es ihnen einfiel. Starb der Vater, so fiel die Mutter dem Sohn als ein Theil des väterlichen Erbs zu. Hinsichtlich der Heurath ist der Mann an gewisse Gesetze seines Clans gebunden: er kann die Wittwe seines ältern Bruders, aber nicht die seines jüngern Bruders heurathen, wahrscheinlich, um zu verhindern, daß nicht ein älterer Bruder dem jüngern Gewalt anthue um seines Weibes willen. Der Verkauf der Weiber, der so seltsam in den civilisirten Ohren tönt, gilt bei den Weibern selbst als gar keine Entwürdigung, sie sind vielmehr geschmeichelt, wenn man einen hohen Preis für sie zahlt, da dieß ein Zeugniß ablegt für ihre Schönheit und ihre Brauchbarkeit in häuslichen Geschäften.

Die Mairs gelten für treu und edelmüthig, zeigen eine starke Anhänglichkeit an ihren Clan, sind kühn und furchtlos, und stets bereit ihr eigenes oder fremdes Leben um geringfügiger Ursachen willen zu opfern. Sie sind ihren Familien sehr zugethan, und rächen die Schande ihrer Weiber stets durch den Tod. Ueberhaupt ist das Schwert ihr steter Begleiter, und entscheidet in den meisten Streitigkeiten; Fehden erben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Obwohl sie in den Bergen wohnen, sind sie doch meist groß gewachsen, schlank, rasch und unternehmend. Mit Schwert und Schild bewaffnet, trotzen sie jeder Gefahr, und kämpfen mit Tigern ohne irgend eine andere Waffe: dennoch rühmen sie sich ihrer Thaten nie, und glauben nur ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie ihr Leben in die Schanze schlagen.

Lange Zeit lebten die Mairs hauptsächlich von Räubereien, und ihre Raubzüge belästigten die großen Staaten von Radschputana in ihrer Nähe so sehr, daß letztere mehrere Versuche machten, sie zu unterwerfen. Dieß schlug indeß nicht nur gänzlich fehl, sondern die Radschputen erlitten auch mehrere Niederlagen. So behaupteten die Mairs ihre Unabhängigkeit bis zum Jahre 1820, wo sie von einer englischen Truppenmacht unterworfen wurden. Seitdem blieben sie ruhig, und durch die verständigen Maaßregeln Oberst Halls und später OL. Dixons, welche während der letzten 26 Jahre die Regierung bei ihnen führten, sind sie mehr und mehr aus der Barbarei herausgerissen worden, und große Anstalten wurden gemacht durch Bewässerung das Land gegen Dürre und Hungersnoth zu schützen. Dadurch und durch die allmähliche Unterdrückung des Kindermords, der wie bei einigen Stämmen der Radschputen namentlich in Bezug auf die Mädchen geübt worden war, hat sich die Bevölkerung nicht unbedeutend vermehrt.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß die Engländer mehr und mehr durch ihre Einrichtungen die Urstämme, welche unter den Feindseligkeiten der benachbarten Hindus und Moslems allmählich verkamen, wieder zu neuem Leben emporheben.

Prag.

(Fortsetzung.)

Das dritte Denkmal, das Karl IV errichtete, ist die steinerne Brücke, welche bezüglich ihrer einzelnen Verzierungen und der Stärke des Baues ihres Gleichen in Europa nicht hat. Ja

der Zeit des 30jährigen Krieges wollte man einige Bogen derselben sprengen, aber die Stärke des Gesteins trotzte der Zerstörung. Sie hat 262 Klafter Länge, 5 Klafter Höhe und verbindet beide Ufer der Moldau durch eine Straße von ewiger Dauer. Die 28 Bildsäulen, welche darüber gleichsam Wache halten, die gothischen Thore und Thürme, die sie an beiden Enden schließen, geben diesem Theil der Stadt ein majestätisches Ansehen, wie es selten eine Hauptstadt ziert. Napoleon hatte einen ähnlichen Gedanken, als er eine der Pariser Brücken mit den Bildsäulen französischer Helden schmücken wollte. Die Zeit hat gezeigt, daß der französische öffentliche Geschmack sich nach einigen Jahren an diesem Anblick langweilte, und die Bilder seiner berühmten Männer nach einer vielleicht geeigneteren Stelle, nach dem öffentlichen Platz an das Nationalmuseum in Versailles, versetzte. Eine solche Veränderung hat die Prager Brücke gewiß nicht zu erfahren, obgleich an einigen Figuren sich seit längerer Zeit die Spuren der Verheerung erblicken ließen, welche die schwedischen Kugeln darin anbrachten; schade, daß der fromme Sinn die Böhmen noch nicht dahin brachte, eine Ausbesserung vorzunehmen. Indeß ist die Bildsäule des h. Augustin, jenes Fürsten der Lehrer, immer noch ohne Kopf! Es scheint, daß auch hier, wie allenthalben, der religiöse Sinn der Böhmen sich um die Figur des heil. Nepamuk dreht, indem man ihn vor einigen Jahren neubestellte, ihn mit Lampen schmückte, und ihn die ganze Woche hindurch nach der jedesmaligen Feier des 16 Mai zum Ziel der Pilgerfahrten machte.

Das vierte und vielleicht bedeutendste Denkmal, das Karl IV hinterließ, ist die Universität. Erst in den letzten Jahren hat das böhmische Volk ihrem Gründer seinen Dank auf eine dem Verdienst entsprechende Weise bewiesen, in dem Denkmal nämlich, das man ihm auf dem Platz vor der Brücke errichtete. Es ist dieß eine Bildsäule, welche Karln stehend darstellt, in der rechten Hand das Diplom der Gründung der Akademie, in der linken den Griff des Schwerts. Das Postament in reinem gothischem Styl enthält vier Figuren, die vier Facultäten darstellend in vier böhmischen Männern, die zugleicher Zeit mit Karln lebten. Das Ganze ist aus Bronze, und man darf dasselbe vielleicht zu den ersten Werken der heutigen Kunst zählen. Der Plan wurde von dem bekannten Dresdener Bildhauer Hähnel entworfen, die Bildsäule in Nürnberg gegossen, das Postament in der sächsischen Gießerei zu Lauchhammer. Die Akademie stellte es auf zum Andenken des 500jährigen Jubiläums. Fünfhundert Jahre! das ist eine schöne Zeit für ein Institut, das so viele politische Stürme durchgemacht hat. Man würde sich jedoch irren, wenn man Zeugnisse dieses hohen Alters in dem äußern Ansehen der Universitätsgebäude suchen wollte. Außer dem Block von rothem Marmor, der im J. 1566 von einem der Nachkommen der byzantinischen Kaiser, dem gelehrten Böhmen Chaterinow aufgestellt wurde, haben die Gebäude des Karolinums kein einziges Denkmal, das an seinen alten Ursprung erinnert. Die Jesuiten haben alles nach der Mode der neuern Zeit umgestaltet, selbst die Bibliothek und ihre innere Einrichtung datiren erst aus ihrer Zeit. Wer das Innere dieses Heiligthums der Wissenschaften besucht, wendet seine Hauptaufmerksamkeit auf den obersten Bibliothekar, den Hrn. Schaffarik, der immer an einem kleinen Tische sitzt und sich durch seine nützlichen Arbeiten unsterblich gemacht hat.

Wenn man einen Blick auf die Menge der Kirchen wirft, mit denen Prag übersäet ist, auf ihre innere Pracht und die darin aufgehäuften Schätze und Reliquien, auf die Orden jeder Regel, deren Einrichtungen bis jetzt noch keine Reform umgestoßen hat, auf die in allen Winkeln der Stadt angebrachten Heiligen, auf die unaufhörlichen Processionen der Bruderschaften, die auf den Straßen ihre Litaneien singen, der muß es aussprechen, daß Prag das Rom der slawischen Welt ist. Prag ist dadurch für die lateinische Slawenwelt, was Kiew für die schismatische ist. Unter den sämmtlichen Kirchen sind zwei besonders merkwürdig, die Teynkirche zur h. Jungfrau und die Kathedrale. Die erste datirt von Borzywoi, der im 10ten Jahrhundert lebte, war einige Jahrhundert lang das Hauptheiligthum der Hussiten, berühmt durch die Predigten Rokiczana's, zeigt aber jetzt keine Spur dieses Separatismus mehr. Selbst die kolossale Statue, welche sich Georg Podiebrad im J. 1457 außerhalb der Kirche zwischen zwei Thürmen von ausgezeichneter Bauart errichtete, und die ihn darstellte mit Kelch und Schwert in der Hand, wurde nach der Schlacht auf dem weißen Berge umgestürzt und durch das Bildniß der Mutter Gottes ersetzt. Der schöne steinerne Baldachin innerhalb der Kirche in gothischem Style, der einst als Bedeckung für das Grab eines Utraquisten, des Bischofs Luzianofow, diente, ist in einen Altar umgewandelt. Unter den Merkwürdigkeiten dieser Kirche figurirt in erster Linie die oben schon erwähnte Doppelsäule der Heiligen Cyrillus und Methodius von der Meisterhand des böhmischen Bildhauers Max: Cyrillus ist dargestellt, wie er Slawen tauft, und der h. Methodius, wie er ihnen die Communion ertheilt. Prag genießt bis jetzt des Ruhms, daß es zuerst in seinen Mauern das Andenken der zwei ersten slawischen Apostel verewigte. Von andern Denkmälern zu reden, würde zu viel Arbeit erfordern. Wer den berühmten dänischen Astronomen, Tycho Brahe, der im J. 1601 zu Prag starb, sehen will, kann ihn ausgehauen auf seinem Grabe in alter Ritterfigur betrachten. Eine gleiche und vielleicht noch größere Zierde schließt die Kathedrale ein, welche in ihren Anfängen viel später ist als die Maria Teyn-Kirche. Auf dem Platz vor dem Haupteingang in dieselbe steht vor allem die Capelle, welche die Gebeine des heiligen Adalbert umschließt, über welche zwischen Polen und Böhmen oder vielmehr zwischen Gnesen und Prag Streit herrscht. Uns kommt es nicht zu den Streit zu lösen, wenn man aber nach der Pracht des Grabes auf die Wahrheit der Reliquien schließen darf, so muß jeder den Reliquien von Gnesen die Authenticität zuerkennen. Die Capelle des heiligen Adalbert in Prag ist sehr bescheiden, von achteckiger Form, und hat in der Mitte einen Altar der Mutter Gottes, der sich auf einen kupfernen Sarkophag stützt, welcher die Ueberreste des Märtyrers umschließen soll. Prag hat seine Rechte neuerdings behauptet durch eine frische Inschrift auf dem Denkmal Bretislaws, die es ausspricht, daß dieß wirklich der Fürst ist, welcher den Körper des h. Adalbert aus Polen herbeiführte, aber dieß einseitige Zeugniß ändert die Wahrheit der Thatsache nicht im mindesten; ich bemerkte sogar, daß die religiöse Verehrung der Böhmen sich mehr auf den späteren Patron, den h. Johann von Nepomuk, richtet, als auf den h. Adalbert. Der heilige Nepomuk war ein eben so sehr von der Liebe Gottes erfüllter Mann, als der h. Adalbert. Er wurde in dem Städtchen Nepomuk, zehn Meilen von Prag, von armen Eltern geboren; in der Schule setzte er alle durch seine Fähigkeit für die Wissenschaften, namentlich durch seine Beredsamkeit und seltene Frömmigkeit in Erstaunen. Als er die geistliche Kleidung genommen hatte, wurde er als Prediger an die Teynkirche berufen. Seine Rednergabe zog die Masse der Frommen aller Stände an sich, und da er sah, wie er in seiner bescheidenen Stellung als Kanzelredner nützlich seyn könne, wollte er in derselben bis an seinen Tod verharren, ohne die ihm an-

gebotenen reichen Präbenden und höheren Würden anzunehmen. Damals herrschte in Böhmen König Wenzel, ein Monarch von lockern Sitten, und ungerecht eingenommen gegen seine eigne Frau, Johanna, die musterhafteste und frömmste Frau ihrer Zeit. Er wollte den Priester Johann zwingen, ihm das Geheimniß ihrer Beichte zu offenbaren, und da dieser sich weder durch Bitten, noch durch Drohungen oder Qualen bewegen ließ, wurde er in einer Nacht ergriffen und in die Moldau gestürzt. Nach der Legende umgab die Vorsehung das Märtyrerthum des gottseligen Mannes mit Wundern. Ueber der in den Sand vergrabenen Leiche erglänzten dieselben Sterne, die seine Geburt begleitet hatten, und seine bis auf diesen Tag in aller Frische erhaltene Zunge wird an gewissen Tagen den Frommen gezeigt. Der heilige Johann von Nepomuk hat in der Prager Kathedrale ein eben so kostbares Denkmal, als das des h. Stanislaus in Wawel ist. Es ist ganz aus reinem Silber, und wiegt, wie man sagt, 37 Centner. Er wurde gerade nach dem 30jährigen Kriege aufgestellt, aus dem nach der Canonisation übrig gebliebenen Gelde, das Kaiser Ferdinand aus seiner eigenen Schatulle vervollständigte. Es gibt keinen Heiligen, der bei dem Volk zu solcher Ehre gelangt wäre, wie der h. Johann von Nepomuk in Böhmen. Man sieht ihn fast an jedem Haus, auf jedem öffentlichen Platz, an der Straße, auf jeder Brücke. An seinem Grabe in der Kathedrale werden unaufhörlich Messen gelesen, während das Grab des ersten Patrons dieses Heiligthums, St. Vitus, fast vergessen ist. Die Schatzkammer der Kathedrale zeichnet sich nicht bloß durch Reichthum, sondern auch durch einen ungewöhnlichen archäologischen Werth aus. Hier finden sich unter anderm die 16 Blätter des von dem h. Markus selbst geschriebenen Evangeliums, deren Ueberrest Venedig besitzen soll: hier sieht man Gesangbücher mit so schönen Malereien, daß Siena selbst darüber neidisch werden könnte. Die Freunde der Malerei wollen wir nicht unterlassen, auf einen linker Hand vom Eingang an einer Säule hängenden wunderschönen Christuskopf aus der ältesten byzantinischen Schule aufmerksam zu machen. Dieß einzige Bild würde die Ansicht von der Unfähigkeit des Pinsels in den byzantinischen Zeiten widerlegen, wenn es nur authentisch wäre. Indeß ist dieß Alterthum fast Nichts neben dem bronzenen Dreifuß an dem sogenannten hierasolymitanischen Leuchter, der aus dem Tempel Salomo's nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus stammen soll. Wladyslaw I. König von Böhmen, erhielt ihn zu Mailand, und schenkte ihn der Kathedrale von Prag. Betrachtet man ihn genau, so kann man keine besondere Eigenthümlichkeit in der Form der Figuren und Arabesken bemerken, welche für die Richtigkeit des Ursprungs Zeugniß ablegte. Der Schatz der Metropolitane enthält viele Reichthümer an Perlen, Diamanten und andern kostbaren Steinen, aber in dieser Beziehung muß er der Lorettokirche den Vorrang lassen, die im J. 1626 von einer Fürstin aus dem Hause Popiel-Lobkowitz gestiftet und den PP. Kapuzinern anvertraut wurde. Der Bau dieser Kirche hat nichts besonderes an sich: in der Mitte des Hofes steht ein Häuschen, das eine genaue Nachahmung der Casa santa von Loretto ist, wer aber das Auge an dem Glanz von Kronen, Kreuzen, Kelchen und Ringen von unschätzbarem Werth, die von Gold und kostbaren Steinen flimmern, weiden will, der unterlasse nicht diesen Schatz zu besuchen. Das ausgezeichnetste Stück in dieser Masse von Reichthümern ist eine Monstranz, welche 4 Sechser, d. h. 6666 Diamanten enthält, das Geschenk einer frommen Dame aus dem Hause Kolowrat. Sicher wird niemand die Zahl oder die Gattung der Steine an diesem Kirchengeräthe nachrechnen, aber jeder wird betroffen seyn von dem Glanz der Fassung. Man schätzt diese Monstranz auf 400,000 Thlr. Der ganze Schatz von Loretto besteht aus Geschenken der ersten böhmischen Geschlechter, und erweckt um so mehr Verwunderung, da er erst nach den Zeiten der Reformation der Kirche geweiht wurde.

(Schluß folgt.)

Mariette's Entdeckungen in Aegypten.

Wir haben schon vor einiger Zeit (s. Nr. 147) mitgetheilt, daß Hr. Mariette bedeutende Entdeckungen in den Ruinen von Memphis gemacht, und daß die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften die Regierung aufgefordert habe, ihn mit Geld zur Fortsetzung seiner Forschungen zu unterstützen. Die Nationalversammlung hat auch am 8 August zu dem Ende 30,000 Fr. votirt. Hr Mariette hat bereits eine Anzahl Basreliefs, einige Statuen und 500 Bronzefiguren zu Tage gefördert. Aber seine größte Entdeckung ist die des Serapistempels, und namentlich um diesen von dem Schutt, der ihn seit Jahrhunderten bedeckt, frei zu machen, wurde dieß Geld votirt. Einer der prächtigsten Tempel dieser Gottheit, vielleicht einer der prächtigsten in der Welt, war zu Memphis, und das Merkwürdigste ist, daß er Zierrathen sowohl in griechischem als in ägyptischem Styl besitzt, denn die Verehrung des Serapis stand auf ihrem Höhepunkt, als manches aus der griechischen Götterlehre in die alte Götterwelt Aegyptens eindrang. Man weiß, daß dieser Tempel 12 Statuen von Göttern auf symbolischen Thieren, alle von riesenhafterer Größe, als man sie bisher fand, so wie zwei prächtige Sphinxe und zwei ungeheure Löwen in ägyptischem Styl besaß, aber das noch nicht erforschte Innere des Tempels wird wahrscheinlich weit merkwürdigere Dinge von hoher historischer Bedeutung ans Licht bringen. (Liter. Gaz. 16 August.)

Wanderungen in Aegypten.

5. Abreise von Raschid. — Metubis. — Talisman gegen Windstille. — Schibrychet u. s. w.

(Fortsetzung.)

Bald fing der günstige Wind aufs neue an frischer zu wehen, und gegen Mittag kamen wir nach dem Dorfe Sael-Haggar auf dem rechten Nilufer. Es stößt auf der Nordseite an die Trümmer der alten Stadt Sais, deren Name sich in dem des jetzigen Dorfs und zweier andern am entgegengesetzten Ufer des Stroms gelegenen, Mahallet-Sa und Kafr Mahallet-Sa, erhalten hat. Wir gingen zuerst nach den Trümmern, wohin wir nicht ohne Mühe gelangten, wegen der zahlreichen mit Wasser angefüllten und mit Schilf überwachsenen Canäle und der feuchten, sumpfigen, von der Ueberschwemmung zurückgebliebenen Stellen. Ein Mädchen, das einige Büffel und Schafe in der Nachbarschaft hütete, bemerkte unsere Noth und schlug uns vor, einen Büffel zu besteigen und gerade und schnell nach den Trümmern zu gelangen; dieser Vorschlag erschien mir aber nicht lockend genug, und wir zogen es vor zu Fuße zu gehen. Die Trümmer liegen etwa eine Werst vom Ufer entfernt, und bilden ein weitläufiges Parallelogramm von 2160 Fuß Länge und 1440′ in der Breite,[1] das von hohen Mauern aus sehr wohlerhaltenen Luftziegeln[2] eingeschlossen ist, die ohne allen Vergleich bedeutend größer als die jetzt in Aegypten gebräuchlichen sind; die Dicke der Mauern an der Basis ist etwa 54′.

Der größte Theil des darin eingeschlossenen Raums ist von Wasser überschwemmt und mit Schilf bewachsen, worin Tausende wilder Enten und anderer Vögel nisten. Ich vermuthe, daß das Wasser hier nie ganz austrocknet, und in dem Ueberrest des mit Steinen ausgelegten runden Sees sich hält, von dem Herodot (II. 170) meldet, und wo im Alterthum in der Nacht Mysterien gefeiert wurden, zu Ehren dessen „den

[1] Nach Champollion dem Jüngern, lettres écrites d'Égypte et de Nubie. 1828 und 1829.

[2] Der Backstein heißt bei den Arabern im allgemeinen et Tobe, und die Spanier haben daraus ihr Adobe gemacht.

ich mir nicht zu nennen erlaube," wie sich der Vater der Geschichte ausdrückt. Die Spuren ähnlicher künstlicher Seen oder großer Teiche sind noch jetzt auch innerhalb der Mauern anderer altägyptischen Tempel, z. B. in Karnak, Erment u. s. w. erhalten. Innerhalb des Parallelogramms auf der Süd- und Westseite ist der Grund etwas höher und mit Bruchstücken rother Backsteine, zerschlagenen Thongefäßen, Stücken von Granit und Marmor und mit hohen Hügeln bedeckt, die am Fuße aufgegraben wurden, um nach Alterthümern zu forschen. Weiter gegen Norden sieht man die Reste von Gebäuden aus Luftziegeln; diese haben aber einige Veränderungen erlitten, seit im J. 1824 Champollion diesen Ort besuchte; dieser fand hier einen Sarkophag aus grünem Basalt, der dem Hüter des Tempels unter Psammetich II gehörte, aber jetzt weggebracht ist. Herodot spricht als Augenzeuge ziemlich genau (II. 169, 175 f.) von Sais, von dem Tempel der ägyptischen Minerva (der Göttin Neith), von den prachtvollen Palästen und Gräbern der saitischen Pharaonen, von den Denkmalen des Apries und seines Vorgängers Amasis, von Obelisken, Androsphinxen u. s. w., was alles jetzt verschwunden oder mit Erde bedeckt ist. Gegen Süden, in geringer Entfernung von der Einschließungsmauer, finden sich viele Vierecke in Form von Zimmern, aus Luftziegeln erbaut und in der Form wohl erhalten; nach der Ansicht Champollions waren darin die Mumien der Verstorbenen aufbewahrt, und hier war der Begräbnißplatz, die Nekropolis von Sais. Mir fiel die ungeheure Menge zerschlagener Geschirre von rothem Thon auf, die nicht nur diesen ganzen Raum, sondern auch eine weite und lange Schlucht bedeckten, die von da zu dem Dorfe Sa-el-chaggar führt; dieß sind Bruchstücke sogenannter kanopischer Gefäße, in denen die innern Theile der einbalsamirten Leichen besonders aufbewahrt wurden. Die Erde ist auch hier im Kreis umher nach allen Richtungen aufgegraben von Fellahs, die darunter alte Backsteine und behauene Steine suchten. Während unseres Spaziergangs kam nur wenige Schritte von uns ein Schakal (lupus aureus) aus einem Loche hervor, floh anfangs, blieb aber dann etwas weiterhin stehen, und schaute uns starr an; da wir keine Gewehre bei uns hatten, warfen wir mit Steinen nach ihm, worauf er sich langsam entfernte.

Von da begaben wir uns nach dem naheliegenden großen Dorf Sa-el-chaggar, das nebst 174 andern Dörfern dem Kopten Basilios Bey gehört. Es ist aus alten gebrannten Backsteinen gebaut, die man aus den benachbarten Trümmern genommen hat, und genießt sichtlich einigen Wohlstand. Die großen Pflanzungen von Baumwolle (kutn,[1] gossypium vitifolium) von Limonen-, Apfelsinen- und Granatbäumen umgeben das Dorf, zugleich mit Feldern, die mit Bersim, Weizen, der zur Zeit unserer Anwesenheit schon ziemlich hoch war, und Gerste, die bereits in Aehren stand, angebaut waren. Wir besuchten den Scheich el Beled, bei dem wir 20 Gäste fanden, die ziemlich reinlich gekleidet waren, und auf dem Hofe unter einem Verdach saßen. Der Scheich nahm uns sehr artig auf, und führte uns in ein großes dunkles Zimmer ohne Fensteröffnungen, das sein Licht nur durch die offene Thüre erhielt; man breitete für uns einen Teppich auf dem Boden aus, und der Scheich, ein junger Mann von angenehmem Ansehen, lud uns zum Mittagsmahl ein, das man alsbald auftrug, das wir aber ausschlugen, da wir kurz zuvor erst auf der Barke gefrühstückt hatten. Ein Diener brachte auf dem Kopf eine dicke, runde Matte, die mit mehr als hundert sehr kleinen heißen Broden aus Maismehl angefüllt war. Sie heißen, wie es scheint, Bntau, sind schlecht gebacken und werden auf den Dorfbazaren zu einem Fadd das Stück verkauft, was bei ihrer Kleinheit gar nicht wohlfeil ist; es fanden sich indeß auch 20 große Weizenfladen dabei. Dieß Brod legte man auf dem Rand der Matte herum, und in die Mitte stellte man eine ungeheure Trage aus verzinntem Kupfer; auf dieser Trage standen Teller und Platten mit saurer Milch, gekochten Pflaumen, Eier, Käse und verschiedenen Süßigkeiten. Ein anderer Diener brachte fünf große in Schichten abgetheilte Pasteten mit Fleisch, dem Anschein nach sehr appetitlich, und einige kleine Thonkrüge (el kulle oder gulle [2]) mit unfiltrirtem Nilwasser; dieß trinkt man nicht aus Bechern, sondern gerade aus dem Schnäuzchen; in Dörfern ist beim Essen kein anderes Getränk üblich. Die Gesellschaft setzte sich alsbald mit untergeschlagenen Beinen um die Trage her auf den Boden und jeder tauchte die Finger seiner rechten Hand bald in die Schüsseln, bald in die Pasteten, wie es eben kam; die Linke, die man beim Waschen braucht, halten die Moslems für unrein, und betrachten nicht ohne Abscheu die Europäer, wenn sie mit beiden Händen ohne Unterschied essen. Alle fremden Leute, die zur Essenszeit durch das Dorf kommen, haben das Recht sich bei dem Scheich el Beled an den Tisch zu setzen, ohne Einladung und besondere Begrüßung, bloß unter der Anrufung des Namens Gottes (bism'illah); die Scheiche erhalten für die ihnen solchergestalt obliegende Verpflichtung unentgeltlicher Verköstigung der Reisenden von der Regierung ein besonderes Stück Land frei von Abgaben. Unter den Gästen bemerkte ich einen Soldaten, zwei koptische Schreiber und einen blinden Araber, alle andern waren, nach ihren seidenen Kaftanen und den weißen Shawls von Nesseltuch am Turban zu schließen, wohlhabende Einwohner des Orts. Im Orient werden alle Schüsseln zugleich aufgestellt, und nicht eine nach der andern, wie bei uns. Deßhalb gibt es bei Tische keine Unterhaltung, jeder ißt schweigend was und wie viel er will, und wenn er satt ist, steht er ohne weitere Complimente, mit den Worten: ana schaban (ich bin satt) oder: al hamdu l'illah (Lob sey Gott) auf und geht fort. Nach den Gästen, an denselben Tisch, setzten sich ihre Diener, und endlich kamen die vor der Thüre wartenden Armen. Der Hausherr stand erst von seinem Sitze auf, als auch diese gegessen hatten. Diese Sitte offener umfassender Gastfreundschaft, welche an die patriarchalischen, biblischen Zeiten erinnert, erschien mir wahrhaft rührend und schön. Man reichte uns Kaffee; dann führte uns der Scheich in den Diwan des obern Stockwerks, wo man uns Pfeifen gab, und uns über Alexandrien ausfragte. Ich bemerkte hier aufs neue, daß die Aegyptier im Gespräch mit einem geehrten Gaste sehr häufig und nach jeder im Gespräch so gewöhnlichen Pause, wenn man nichts besonderes zu reden hat, die Begrüßung wiederholen, mit der sie den Besuch bei seinem Eintritt empfingen. Der Hausherr legt mit einem achtungsvollen Lächeln die Hand an den Mund und dann an die Stirne und fragt den Gast: „taibin?" oder: „enta taib?" ist es dir wohl? wie wenn er ihn eben erst erblickt hätte, und dieß wiederholt sich im Laufe des Besuchs einigemal. Der Scheich bat uns dringend bei ihm entweder zu übernachten oder wenigstens zu Abend zu speisen, aber Hr. d'Arnaud konnte diesem Wunsch in keiner Weise entsprechen; er gab uns hierauf einen Führer, der uns in der Moschee eine mit Hieroglyphen, aber ohne Rahmen, bedeckte Fließe zeigte. Diese Fließe, einige Bruchstücke von Granitsäulen und die schon erwähnten Backsteine sind die einzigen Reste des Alterthums, die wir in dem Dorfe sahen. Im Hause des Scheichs an der Schwelle der Thüre lag früher eine andere Säule mit einem bemerkenswerthen Rahmen (wenn ich nicht irre, der Göttin Neith), er schenkte sie jedoch vor kurzem einem englischen Kaufmann in Alexandrien, Hrn. Harris, einem Freund von Alterthümern, der sie auch hinweggeführt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Forschung in Schottland. Das Athenäum vom 16 August entlehnt aus dem Inverneß Courier die Nachricht, daß ein Hr. Chalmer die mit Sculpturen gezierten Steinobelisken in Angus abzeichnen und lithographiren ließ, was für die Vergleichung ähnlicher Ueberreste von großem Werth ist. In Aberdeenshire findet sich gleichfalls eine Menge, die aber wegen der Härte des Granits weniger gut gearbeitet sind. Südlich vom Forth findet sich kein solches Denkmal. Eine Gesellschaft, der Spalding Club, will Zeichnungen von allen solchen Steinen im Norden Schottlands aufnehmen lassen, und hat zu dem Ende Aufforderungen an 240 Pfarrer im Norden erlassen.

---

[1] Aus dem Wort el-kutn ist wahrscheinlich das spanische algodon und das französische coton entstanden.

[2] Das alte spanische Wort „alcolla" bedeutet gleichfalls einen Topf oder Krug.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 202. 23 August 1851.

Die verflossene Parlamentssession.

Es stimmen die englischen Urtheile sämmtlich, wenn auch aus verschiedenen Gründen, darin überein, daß sie sich tadelnd über die verflossene Session aussprechen. Vor allem ist zu bemerken, daß wohl seit langen Jahren keine so verworrene, unzusammenhängende Session vorkam, und es ist deßhalb, wenn man nicht, wie neulich die Times, eine dürre Aufzählung der Abstimmungen und Maßregeln an einander reihen will, eine geschichtliche Darstellung gar nicht zu geben. Man muß sich durchaus an die hervorragenden Streitpunkte halten, und das Verhältniß der Parteien zu denselben und deren künftige Stellung daraus abstrahiren. Hier gelangt man freilich wider Willen in das Feld der Vermuthungen, allein es bleibt durchaus nichts übrig. Will man sich die Gründe des jetzigen Zustandes recht vergegenwärtigen, so muß man vor allem Einen Hauptpunkt im Auge behalten. Es ist für England durch die Größe seines Handels und seiner Industrie die Periode eingetreten, wo der Mittelstand durch seine Zahl oder seinen Einfluß in der Regierung vorherrschen muß; dieß ist aber nicht der Fall im Parlament, weil die Reform des Jahres 1831 nur einzelne Auswüchse der alten aristokratischen Herrschaft wegschnitt, aber den Gesammtbau derselben stehen ließ. Wir werden die Richtigkeit und das Gewicht dieser Bemerkung im Verlauf dieser Darstellung bestätigt finden, und machen hier vorerst nur auf den Umstand aufmerksam, daß die verhältnißmäßig geringe Zahl von Vertretern des Mittelstandes, welche sich an die Whigregierung angeschlossen, nicht durch ihre eigene Kraft dieser Regierung das Uebergewicht geben konnte, sondern nur in Verbindung mit den katholischen irischen Mitgliedern, welche nur kurz vor der Reformacte durch die Emancipationsacte sich den Weg in das Parlament gebahnt hatten. Daher die steten Vorwürfe, welche man der Whigregierung machte, daß sie nur durch Hülfe des O'Connell'schen Schweifs regieren könne, in England selbst aber, wenn dieß allein über sich zu beschließen hätte, nicht regieren würde. Die Wahrheit dieser Bemerkung hat sich im Laufe dieser Session aufs entschiedenste gezeigt: die Titelbill machte den Zorn der irischen Katholiken rege, sie trennten sich größtentheils vom Ministerium, und die Majorität desselben ging mit einemmal verloren. Daß dieser Verlust nicht den Rücktritt des Ministeriums zur Folge hatte, hat seinen Grund eben darin, daß die Reform des Jahres 1831 nicht vollständig war: die öffentliche Meinung in und außer dem Parlament ist eine sehr verschiedene, und bei seiner jetzigen Zusammensetzung wird letzteres nur dem „Druck von außen" nachgeben.

Das ist die schon öfters von uns erwähnte Mittelstellung des jetzigen Ministeriums: der Druck von außen auf das jetzige Parlament ist stark genug, um nicht so leicht ein toryistisches Cabinet zu ertragen, und das jetzige Ministerium kann und will wohl auch nicht eine solche Reform im Wahlrechte vornehmen, um den toryistischen Einfluß möglichst zu beseitigen. Dazu ist es selbst zu toryistisch gesinnt. Die Frage ist also nur: wie lange kann diese Zwitterstellung dauern? Legt man Gewicht auf einige Aeußerungen Cobdens und Hume's, so haben diese die Ungewißheit herzlich satt. Ein sehr trifftiges Zeichen dessen was gegenwärtig in England vorgeht, ist das Manifest der Chartisten von Manchester, welche sich von dem dürren Socialismus lossagen, und sich mit den Mittelclassen verbinden. Dieß Manifest datirt von Anfang März, also aus der Zeit der ersten Ministerkrise. In diesem Manifest heißt es: „Die Agitation für die Volkscharte (allgemeines Stimmrecht ꝛc.) ist bisher in einer Art geführt worden, welche unserer Ansicht nach dem Sinn und der Neigung des englischen Volks widerspricht; es ist mehr eine Herausforderung als eine Berufung an den gesunden Verstand der Nation; daher ein Geist des Hasses und des Widerstrebens statt einer achtungsvollen Prüfung. Es hat sich die unserer Meinung nach von der Wahrheit sehr abweichende Ansicht festgestellt, daß die arbeitenden Classen für sich allein die Charte zum Gesetz erheben könnten, daß sie allmächtig und ihr Wunsch fast eine vollendete Thatsache sey. Ueberlegung und Erfahrung haben uns zu einem ganz andern Schluß geführt. Unsere innige und tiefe Ueberzeugung ist, daß nicht allein die Arbeiterclassen eine große politische Aenderung für sich nicht bewerkstelligen können, sondern daß es sehr zu wünschen ist, daß alle Classen jeder einzuführenden Aenderung ihre Zustimmung ertheilen. Außerdem würde jede Veränderung, statt eine Reform zu seyn, nur zur Anarchie führen, und statt von der öffentlichen Meinung regiert zu seyn, wären wir von einer Faction beherrscht. Die Feindseligkeit, welche zwischen den Chartisten und den Mittelclassen angeregt wurde, hat mächtig dazu beigetragen, unsern Interessen als Partei zu schaden, weil die Mittelclassen, eben so gut als wir, aufs höchste bei einer gerechten und billigen Regierung interessirt sind, und weil ohne die allgemeine und directe Mitwirkung der Mittelclassen es durchaus unmöglich ist, über die politische Macht zu einem Verständniß zu kommen." Diese Erklärung ist von sehr bedeutender Wichtigkeit, denn sie zeigt zu welcher Einsicht die arbeitenden Classen gelangt sind, daß sie den Mittelstand, dessen Reichthum und industrielle Thätigkeit ihnen Arbeit verschafft, nicht mehr, wie dieß geraume Zeit und noch jetzt in Frankreich, wo der Ouvrier dem Bourgeois sich feindselig gegenüber stellt, der Fall war und ist, als ihren Feind ansehen.

Was wollen diese untern Classen, als deren Sprecher sich

jetzt die Chartisten von Manchester zeigen? Arbeit, guten Lohn, wohlfeile Lebensmittel; also möglichste Ausdehnung der Industrie und Herabsetzung der auf den Lebensbedürfnissen liegenden Steuern. Letztere sind, was Brod und Fleisch betrifft, abgeschafft, und nur die mannichfachen Accisen und die Zölle auf einige Hauptartikel vertheuern noch das Leben; folglich müssen sie directe Steuern, Verminderung der Accise und Zölle auf Waaren wünschen, die zu Lebensbedürfnissen geworden sind. Hier gehen die Bestrebungen der Mittelclassen und untern Classen einigermaaßen auseinander: die Einkommensteuer, die bedeutendste der directen, drückt schwer auf die Mittelclassen, um so schwerer, als der völlig ungerechte Grundsatz angenommen ist, daß der Erwerb so schwer als der Besitz besteuert wird, obgleich er nicht nur an sich prekärer, sondern auch auf das Leben des Erwerbenden gestellt ist. Darum hat sich auch diese Mittelclasse schon im vorigen Jahre der Erhöhung der Einkommensteuer auf 5 Proc. so ernstlich widersetzt, daß sie in Verbindung mit der besitzreichen Classe das Ministerium leicht aus dem Felde schlug, und dieß Jahr hat Herr Hume, wiederum in Verbindung mit dieser besitzenden Classe, d. h. vorzugsweise dem grundbesitzenden Adel, die Beschränkung der Einkommensteuer auf ein Jahr und die Niedersetzung einer Committee zur Untersuchung derselben durchgesetzt. Diese Verbindung der Ersparungsmänner mit den reichen besitzenden Classen hat das Ministerium neben dem Abfall der irischen Mitglieder an den Rand des Verderbens gebracht. Ohne die Einkommensteuer fällt das ganze jetzige Finanzsystem der Whigs über den Haufen, sie kann also vorerst nicht abgeschafft werden, und über die Art ihrer Wiedereinführung werden und müssen die Mittelclassen mit den höhern im nächsten Jahre in Zerwürfniß kommen, denn die Besitzenden werden den Grundsatz, daß die Steuer vom Erwerb geringer seyn müsse als die vom Besitz, so lange wie möglich nicht zur Herrschaft gelangen lassen.

Das Ministerium hat in dieser Angelegenheit eine sehr klägliche Rolle gespielt: daß es geschlagen wurde, ist verzeihlich, daß es aber seine Gegner nicht herausforderte, und den Streit auf den wahren Punkt führte, der dieselben unwiderruflich isoliren mußte, ist es kaum. Der Sieg hätte ihm bleiben müssen, und sein Verhalten läßt sich nur aus Einem Grunde erklären, daß man um keinen Preis eine Ministerveränderung und eine Parlamentswahl im Laufe dieses Sommers wollte; das ist auch allein die Erklärung, weßhalb Locke Kings Antrag, das Wahlrecht in den englischen Grafschaften dem in den Städten und Flecken gleichzustellen, und die Besitzer von Land zu 10 Pfd. jährlichen Ertrags den Hausbesitzern in den Städten gleich zu achten, das erstemal (am 20 Febr.) mit 100 Stimmen gegen 48 durchging, das zweitemal (am 2 April) mit der ungeheuern Mehrheit von 299 gegen 83 verworfen wurde: es fielen somit mehrere Mitglieder von ihrer frühern Meinung ab, und die ganze Macht der Tories und der Whigs wurde gegen die liberale Partei aufgeboten. Die Tories wirkten also selbst zur Erhaltung der Whigs mit. Man muß diese Stellung des Ministeriums im Auge behalten, wenn man sich die fast mit dem constitutionellen System unverträglichen Erscheinungen erklären will. Das Ministerium besteht nur noch „on sufferance“, wie die Engländer sagen, und die Frage ist nur die: werden die Whigs zur entscheidenden Maaßregel greifen, um ihre Stellung zu sichern, und ein sehr freisinniges Wahlsystem vorschlagen? Das müßte im Anfang der nächsten Session geschehen, da mit derselben der rechtliche Bestand des jetzigen Parlaments ohnehin zu Ende läuft. Es ist sehr zu bezweifeln ob sie dieß wagen, denn sie müßten dadurch die politische Macht wesentlich in die Hände der Mittelclassen legen, und den aristokratischen Bau der Gesellschaft in seinen Wurzeln angreifen. Die Tories werden alles thun, um sie davon abzuhalten, und dadurch dem Oberhaus das Odium der Verwerfung einer solchen Maaßregel zu ersparen. Die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß die Auflösung des Parlaments in der Zwischenzeit zwischen beiden Sessionen erfolgt, um so mehr als es keinem Zweifel unterliegt, daß in dem Ministerium selbst hinsichtlich einer bedeutenden Ausdehnung des Wahlrechts keine Einheit herrscht; scheint doch diese selbst in Bezug auf den Freihandel wesentlich erschüttert.

Die Stellung des Ministeriums, schon im vorigen Jahre nicht gut, ist durch die Bill über die kirchlichen Titel noch sehr verschlimmert. Wenn es wahr seyn sollte, was manche behauptet haben, daß die päpstliche Maaßregel ein politischer, nur von einer kirchlichen Hand geführter Streich war, so kann man die scharfe Berechnung dessen der ihn führte, nur bewundern. Er hat die ganze Parteigestaltung wesentlich umgemodelt und den längern Bestand des jetzigen Ministeriums unmöglich gemacht. Welche Schwierigkeiten dadurch England bereitet wurden, ersieht man ganz einfach an dem Verlauf der Ministerkrise. Keine Partei wollte das Ministerium übernehmen. War bei den Tories und Protectionisten die Furcht, mit dem jetzigen Parlament nicht vorwärts zu kommen, und die Unmöglichkeit, im Augenblick ein neues wählen zu lassen, der Hauptgrund, so war bei Sir James Graham der sich fortwährend für den Freihandel erklärte, der kirchliche Punkt die Hauptsache: er konnte sich mit dem hölzernen Säbel, den die Titelbill in die Hände der Regierung legt, nicht befreunden, und konnte dem aufgeregten Geist Altenglands gegenüber nicht schweigen; er hüllte sich deßhalb in seine philosophische Toleranz und blieb bei Seite. Außer den Tories und den Peeliten, deren Führer Sir James Graham ist, gibt es aber vorerst kein mögliches Ministerium. So blieb man in der Sackgasse, in die man sich hinein verrannt, und das Ministerium übernahm die unbeneidenswerthe Rolle, die Geschäfte diese Session hindurch mitten unter den widerstrebenden Elementen fortzuschleppen. Vergebens forderte Hr. Roebuck, als das Ministerium (6 Mal) in einer Frage über die Branntweinbrennereien und deren Besteuerung gegen Lord Naas abermals in der Minorität geblieben war, Lord John Russell auf, lieber zurückzutreten, als mit parlamentarischen Minoritäten fortzuleben. Roebuck, als ächter Liberaler, hatte ein Interesse dabei, dem schwankenden Zustand ein Ende zu machen; Lord J. Russell aber, wahrscheinlich durch eine ausgesprochene, oder gewiß durch eine stillschweigende, Uebereinkunft mit der Königin und den Führern der Tories gebunden, gab eine sehr empfindliche Antwort, daß er niemand das Recht zuerkenne, ihm Lehren über sein politisches Verhalten zu ertheilen. Das Ministerium blieb vorerst und brachte die Session zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Prag.

(Schluß.)

Ich kann Prag nicht verlassen, ohne die geistlichen Orden zu erwähnen, und darunter einen der die Polen besonders interessiren muß. Die Kreuzritter bestehen noch jetzt in Prag mit ihrer ganzen ursprünglichen Ausstattung und mit den Zeichen ihrer ritterlichen Sendung. Sie kamen hieher aus Jerusalem im J. 1222. Ihre Meister folgten nicht dem Beispiel der preußischen, sie verharrten im Glauben der Kirche, und bilden heute

noch die oberste Behörde für alle Nebenzweige dieses Ordens in den österreichischen Peovinzen. Die Kleidung dieser Ritter unterscheidet sich jedoch etwas von der der preußischen Ritter. Auf schwarzen Mänteln tragen sie rothe Kreuze, und seit den Zeiten des Großmeisters Sternberg (1238) haben sie zum Kreuz einen Stern hinzugefügt. Die Scheiden ihrer Schwerter sind gleichfalls roth, nicht schwarz, ihre Barete weiß. Seit alter Zeit sind gewöhnlich die Erzbischöffe in Prag Großmeister des Ordens, jetzt gelangen auch Geistliche niedrigern Ranges zu dieser Würde. Die Prager Kreuzritterkirche gehört zu den schönsten, ist aber von italienischer Bauart aus dem 17ten Jahrhundert. Sie hat eine schöne Bibliothek, die reich ist an Handschriften über böhmische Geschichte, hat ein eigenes Spital und genießt bedeutende Einkünfte. Gegenwärtig zählt man 38 Ritter.

Da ich hier von einem Orden rede, der aus Jerusalem gekommen ist, so will ich auch die Prager Israeliten nicht unerwähnt lassen. Die hiesige Judengemeinde ist sehr stolz auf ihren Ursprung, und behauptet, sie sey aus Jerusalem nach der Zerstörung dee Stadt durch Titus hieher gekommen. Sie bewahrt auch sorgfältig ihre alten Traditionen und Denkmäler. Wären nicht die Spitzbogen und Säulen der gothischen Architektur, die ganze innere Gestaltung ihrer Synagoge (Altnerschule) würde die Ueberlieferung rechtfertigen, daß diese Stiftshütte 70 Jahre vor der Ankunft Czechs in diesem Lande gebaut wurde. Ihre Gewölbe und Wände sind so beräuchert, daß sie einem großen Kamin gleichen, denn die Juden hüten sich vor allem Auffrischen und Ausbessern, wäre es auch die unvermeidlichste Nothwendigkeit. Sie achten den Rost der Zeit, sie achten den Staub, sie achten sogar die Spinngewebe, und diese Altersgrauheit zeigt sich nicht nur an den Mauern, sondern auch an Geräthschaften, Büchern und religiösen Ornaten, die übrigens ziemlich reich sind. Merkwürdig ist auch ihr Begräbnißplatz, der jetzt gerade verschlossen, und dessen Ursprung schwer zu ergründen ist. Er ist ein wahrer Wald von Stauden und Grabmälern jeder Form, auf Hügeln von verschiedener Höhe angelegt: denn man weiß, daß die Juden aus Mangel an Raum nicht die Leichen in ihrer Nähe bewahren, sondern mit den Ueberresten der einen Generation die dee andern bedecken. Der älteste Stein datirt indeß nicht früher als aus dem 11ten Jahrhundert. Unter den Besonderheiten zeigen sie das Grab des berühmten Rabbiner Löwe, von welchem Kaiser Rudolf II die Geheimnisse der Kabbala lernte; man zeigt auch den Denkstein einer kleinen polnischen Fürstin, welche eigene Münze schlug. Wahrscheinlich war dieß jedoch die reiche Jüdin Anna Schmiedes, welche die Landesmünze gepachtet hatte und für dieß Verdienst mit einem adelichen Wappen ausgestattet wurde, das auf ihrem Grabmal ausgehauen ist. Die Juden bewahren hier sorgsam ihre nationale Heraldik und zeichnen sie jedem Verstorbenen auf dem Grabstein auf. Das Geschlecht Aarons hat als Zeichen zwei Hände, der Stamm Levi einen großen Krug, der Stamm Israel eine Weintraube u. s. w. Ueber jedes bekanntere Grabmal cursiren unter den Juden Tausende fabelhafter Erzählungen. Man zeigt z. B. den Stein des berühmten Rabbinen Jarchi, der ihn sich noch bei Lebzeiten setzen ließ. Seine Neider strichen von seinem Grabstein den Namen aus und begruben darunter einen andern Juden. Aber oh Wunder! der Name Jarchi's erglänzte am andern Morgen auf dem Stein in goldenen Buchstaben, und die Erde hatte die Leiche des unter dem Stein Begrabenen ausgeworfen. Man begrub sie noch einmal und löschte den Namen Jarchi's aufs neue aus, und als am nächsten Morgen dasselbe Wunder sich wiederholt hatte, zertrümmerte man den Stein. Aber auch dieß half nichts, der Grabstein stand bald abermals unverletzt da, und von jetzt an wagte keine Hand ihn zu berühren, bis Jarchi selbst darunter begraben wurde. Die hiesige Gemeinde zählt 8000 Köpfe und somit den 15ten Theil der Bevölkerung; sie hat ihr eigenes Rathhaus und neun Synagogen, von denen ich die merkwürdigste beschrieben habe. Obwohl ihr seit der neuesten Constitution das gleiche Recht mit den Christen zusteht, kann sie sich doch nicht über den Umkreis ihres Stadttheils (Josephsstadt), den sie seit Jahrhunderten inne hat, ausbreiten; deßhalb lebt sie höchst gedrängt über einander, und manchmal hat ein kleines Haus gegen 20 Eigenthümer. Einst hatten alle Städte Europa's die Gewohnheit, den Juden einen bestimmten Raum zum Wohnen anzuweisen, und die Ursache dieser Absonderung mochte sehr gerecht seyn; wenn man aber logisch verfahren wollte, so mußte man ihnen auch verbieten sich unbeschränkt zu vermehren. Als die Constitution verkündet wurde, baten sie die Stadt ihren Umkreis zu erweitern, man antwortete ihnen aber, sie könnten ihren alten unnütz gewordenen Begräbnißplatz überbauen; sie schauerten jedoch vor diesem Gedanken zurück, als vor einer Schändung des Heiligthums, und wenn man die Sache von ihrem Standpunkt ansieht, kann man ihnen dieß auch nicht übel nehmen.

Der Mensch endet sein Leben mit dem Tod, so ende ich meine flüchtigen Bemerkungen über Prag durch eine kurze Bemerkung über Begräbnisse. Es ist eine merkwürdige Sache, daß jedes christliche Land seine unwandelbare Form der Beerdigung der Todten hat. Die Böhmen begleiten ihre Verstorbenen an die Ruhestätte ohne alles Flitterwerk und Pomp. Ihre Todtenwagen sind für alle Classen mit sehr düstern Draperien ausgestattet, und erinnern durch ihre Gestalt an die Laden dee Juden. Dagegen ist es Sitte sie mit sechs Oelgemälden auf Leinwand, natürlich von einem flinken Pinsel, zu behängen, welche einen Todtenkopf, eine Eule, ein ausgelöschtes Licht und ein Kreuz mit dem Namen des Todten und dem Datum seiner Geburt und seines Todes darstellen. Ich sah den Leichenconduct eines, wie es schien, sehr vermöglichen Einwohners. Voran schritt der Bischof und eine zahlreiche Geistlichkeit, den Zug schloß eine zahlreiche Schaar von Freunden und Bekannten, aber niemand weinte. Der arme Todte! er war 82 Jahr alt geworden.

Wanderungen in Aegypten.

3. Abreise von Raschid. — Metubis. — Talisman gegen Windstille. — Schibrychit u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wie kamen tüchtig ermüdet nach der Barke zurück, und mußten nun abermals wegen Windstille zum Ziehen des Schiffs greifen; bald hielten wir am rechten Ufer neben dem Dorfe Kubabe an, das einem gewissen Osman Bey gehöete, um Lebensmittel zu kaufen. Dee Bey hat hier ein hübsches Haus, abee die Hütten dee Fellahs, aus roher Erde aufgeführt, sind außerordentlich klein, eng und schlecht gebaut. Längs dem ziemlich hohen Ufer, das hier nach dem Steome hin steil abfällt, ist in freier Luft eine Art Bazar eingerichtet; hier saßen 15 Weiber und einige Männer, welche Eier,[1] Käse, Büffelfleisch, gesalzene Fische, Brod, Zuckerrohe, das hier von dem gemeinen Volk roh als Leckerei gegessen wird, Lauch, Rettige, Apfelsinen u. dgl. verkauften. Man kann sich nichts unreinlicheres und abstoßenderes denken, als diese Verkäufer und das äußere Ansehen der Waaren. Schwärme von Mücken bedeckten das

[1] Es ist bemerkenswerth, daß in Aegypten die Hühnereier unbedeutend, fast um die Hälfte kleiner sind als in Europa, obwohl die Hühner selbst die gleiche Größe haben, wie bei uns. Hängt nicht diese Anomalie vielleicht mit dem künstlichen Ausbrüten der Hühnchen zusammen?

Brod und die andern Vorräthe, und die bloß in Hemden gekleideten und ganz wörtlich in Schmutz gebadeten Fellahs drehten den Käs, die Butter und das Brod mit den Händen hin und her, so daß sie einem durchaus alle Lust zum Essen nahmen. Im Vergleich mit den Preisen auf unsern Dörfern sind die Lebensmittel hier nicht wohlfeil: ein paar Eier kosteten fünf Fadd, eine dürre Henne — denn man füttert sie gewöhnlich schlecht — zwei oder drei Piaster, für einen kleinen Krug (el kus [1]) Ziegenmilch einen Piaster u. s. w. Die zahlreichen Barken, welche diesen Nilarm bis Atfe befahren, erklären diese Theuerung.

Wir übernachteten in der Nähe des Dorfs Belscheich, von wo wir am folgenden Tage (7 Februar) um 8 Uhr Morgens abfuhren, und nach drei Stunden in Kafr Siat anlangten, einem der schon oben von mir beschriebenen Musterdörfer; wegen der Windstille blieben wir hier bis zum folgenden Morgen. Die Arbeiten an den Bauten schritten ziemlich thätig vorwärts, die Buden und Kaffeehäuser des neuen Bazars waren nahezu vollendet. Dieß Dorf wurde vor kurzem von Mehemed Ali dem Basilios Bey auf die Bitte der Fellahs selbst als Besitzung übergeben. Bei der jetzigen Lage der Landbauer in Aegypten ziehen diese es vor einem Eigenthümer zu gehören, der bei dem Vicekönig einen hohen Posten einnimmt, und durch seinen Einfluß sie gegen die kaum erträglichen Bedrückungen der habsüchtigen Localbehörden schützen kann. Der Bey behielt für sich nur einen Theil des Bodens, der auf seine Rechnung bearbeitet wird, alles übrige überließ er den Fellahs, die denselben nach ihrem Gefallen anbauen, und dem Gutsbesitzer ihre Steuer in Geld oder in Natura bezahlen, wofür er an den Schatz alle von ihnen zu zahlenden Steuern abträgt. Der Vicekönig gewinnt dadurch eine genauere Bezahlung der Steuern ohne Kosten für ihre Beitreibung; der Boden, und im Endergebniß auch das Land und der Schatz, verlieren, weil die neuen Gutsbesitzer, die sich nur als temporäre Inhaber betrachten, den Boden gar nicht ruhen lassen, und durch Anbau von Baumwolle, Indigo und ähnlichen werthvollen Producten in kurzer Zeit die Fruchtbarkeit der Felder, die hier nicht gedüngt werden, erschöpfen. Unter den Eigenthümern, die von Mehemed Ali verschuldete und mit Rückständen belastete Dörfer zum Geschenk erhielten, gewinnen diejenigen, welche persönlich oder durch zuverlässige Aufseher die Feldwirthschaft und die Arbeiten beaugenscheinigen. Viele andere dagegen ruiniren sich. Die Einkünfte aus den ihnen verliehenen Dörfern reichen nicht hin zur Bezahlung der Auslagen und der Steuern; in Folge dessen legt der Schatz Beschlag auf den Gehalt und anderes Vermögen, und nimmt endlich auch die Dörfer selbst weg. Deßhalb vermuthet man nicht ohne Grund, daß die besagten Vertheilungen an Beamte und Günstlinge nur ein von Mehemed Ali ersonnenes indirectes Mittel seyen, um ihnen allmählich den in früheren Zeiten des Dienstes gewonnenen Reichthum zu entreißen. Vor meiner Abreise aus Alexandrien im November 1846 verkaufte der Sohn des Vicekönigs, Said Pascha, der 115 Dörfer im Besitz hat, plötzlich und mit einem gewissen Aufsehen seine Brillanten und andere Kostbarkeiten, sein silbernes Tafelservice u. dgl., um an den Schatz die von ihm für diese Dörfer geforderten 80,000 Talaunaten zu bezahlen. Die mit dem Geist der türkischen Verwaltung bekannten Personen vermutheten, dieß sey eine von dem Vicekönig angewandte List, um das Murren der Gutsbesitzer zu beschwichtigen, welche sich über die Strenge der Anforderungen des Schatzes beklagten, und sie zu nöthigen, pünktlicher und rascher als vorher zu bezahlen, indem er zeigte, daß im Fall von Rückständen der große Pascha keinen Unterschied mache zwischen seinen eigenen Kindern und fremden Personen. Man berechnet, daß auf diese Weise — wenn nämlich das System überhaupt sich hält — der größte Theil der verschenkten Dörfer, zugleich mit dem übrigen Vermögen der neuen Besitzer, allmählich wieder in die Hände des Vicekönigs zurückkehren werde.

Die Felder um Kafr Siat zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus, und eine günstige Lage am Ufer des Stroms und in geringer Entfernung von Tanta sichert stets allen Erzeugnissen einen raschen Absatz; mit Beendigung der neuen Bauten wird der Wohlstand des Dorfs sich noch vermehren. Ein Europäer, Hr. Stefano, der sich des Handels wegen in Kafr Siat niederließ, wo er seit 14 Jahren lebt, erzählte mir, daß er im Lauf dieser Zeit zweimal die Pest sah; die letzte brach aus im J. 1842, er verlor dadurch zwei Kinder und erkrankte selbst. Die Epidemie dauerte drei Monate und raffte 80 Menschen aus dem Dorfe hin, die jedoch gar keine Vorsichtsmaaßregeln ergriffen hatten, und frei mit den benachbarten Dörfern verkehrten.

8 Februar. Um 8 Uhr Morgens fuhren wir bei Gegenwind ab, und kamen nach zwei Stunden an das Dorf Schabur auf dem linken Ufer, das hier stark von dem Strom unterwaschen ist. Schabur ist im Westen von einem großen Canal umgeben, der zur Zeit unserer Durchfahrt viel stehendes Wasser enthielt, und wo das Vieh trank und die Büffel sich badeten. Die Häuschen, aus Luftziegeln erbaut, sind sehr unreinlich, ihre Mauern mit den Fladen, Gille genannt, überdeckt; Haufen von Schmutz und Asche, die man aus den Häuschen herausbringt, füllen die engen Straßen, und bilden um das Dorf her hohe Hügel, welche den freien Durchzug der Luft hemmen. Die Moscheen, von denen zwei ziemlich hübsch gebaut sind, so wie viele der Fellahhäuschen, sind aus alten Backsteinen aufgeführt; diese letzteren und zahlreiche Säulen, die ich in den Moscheen bemerkte, sind ohne Zweifel aus den Trümmern der alten Gebäude entnommen; Gelehrte behaupten, hier hätten die Städte Andropolis und Gynaicopolis (Männer- und Weiberstadt) gestanden. Der eine Begräbnißplatz ist im Norden des Dorfs auf der Seite über dem Wind angelegt, der andere kleinere befindet sich am Südende. Die Zahl der Kinder in Schabur ist ungeheuer groß; alle welche sich nur auf den Füßen halten und sprechen konnten, liefen mir nach und baten um Bakschisch; [1] in Aegypten lernen, scheint es, die kleinen Kinder dieß Wort vor jedem andern aussprechen. Ich schenkte alle Chamse, die ich bei mir hatte, ihnen und den zahlreichen Frauen, welche gleichfalls die Hände zum Empfang ausstreckten. Unter den jungen Mädchen gibt es manche gar nicht schlechte Physiognomien. Die Schifffahrt auf dem Nil gewährt den hiesigen Fellahs Gelegenheit, manche Erzeugnisse des Landbauers mit Vortheil abzusetzen, und ihre Armuth ist wahrscheinlich mehr Verstellung als die Folge wirklicher Noth. Wir fanden hier verschiedene Lebensmittel in Menge vor, als Vögel, Eier, Käse, Oel u. s. w., auch sahen wir einige Heerden schöner grauer Ziegen mit sehr langen hängenden Ohren (Cabra mambrica L.), welche sehr viel Milch geben, und Schafe mit bedeutend großen Schwänzen (Ovis laticaudata L.). Zwischen den Häuschen von Schabur und um das Dorf her bemerkte ich nur 30 oder 40 Dattelpalmen, wogegen bei dem Dorfe Kafr Aschat, das auf dem entgegengesetzten Ufer des Nils liegt, ein bedeutender Wald dieser und anderer Bäume sich findet. Bäume hat wirklich Mehemed Ali bedeutend viel in Aegypten pflanzen lassen, wenn auch bei weitem nicht zehn Millionen, wie in einigen Büchern steht. [2] Die Zahl der Dattelpalmen hat abgenommen, namentlich seit der Zeit, als man sie mit einer Steuer belegte. Die Fellahs zogen es vor die Bäume auszuhauen, als mit den steuererhebenden Kopten Abrechnung zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Meßinstrument für die Artillerie. Kürzlich wurden zu Woolwich Proben gemacht mit einem Apparat, um die Entfernungen der Gegenstände zu messen, nach denen man schießen will. Die Erfindung ist von einem Capitän Gectaers, einem Belgier. Es scheint ein sehr vereinfachter Theodolit zu seyn, und maß eine Entfernung von 1000 Yards bis auf zwei Zoll ganz genau, also vollkommen hinreichend für praktische Zwecke. (Liter. Gaz. 16 August.)

---

[1] Aus diesem Wort haben die Spanier ihr Alcuza, Oelkrug, gemacht.

[1] Dieß Wort, das der Reisende im Orient allenthalben so oft hört, ist dem persischen Wort, bakhschidan, schenken, entnommen.

[2] Clot Bey (Aperçu général sur l'Égypte. Paris 1840) behauptet, Mehemed Ali habe nur in Unterägypten 16 Millionen Bäume, und Ibrahim Pascha aber fünf Millionen pflanzen lassen. Wahrscheinlich haben nicht alle diese Bäume angeschlagen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 203. 25 August 1851.

Ein Vorstanz in den balearischen Inseln.

(Aus Christmas Shores and Islands of the Mediterranean.)

Die Payesos in ihrem stattlichsten Anzug, zuweilen in einer Art Fuhrwerk, welches 7 bis 8 oder noch mehr Personen faßt, und wie sie fortkommen auf dem was sie Landstraßen nennen, ist kein gewöhnliches Wunder, treue Liebende, nicht Arm in Arm gehend, sondern aneinander gekettet mittelst der kleinen Finger, Arm in Arm zu gehen, würde für unanständig gelten, für sich zu gehen, würde man für unempfindlich halten, und so gleichen sie die Sache auf diese Weise aus — Reich und Arm, Alt und Jung ziehen haufenweise mit einander nach der Dorfs-Fiesta. Das Tanzen wird mit großer Munterkeit ausgeführt, und die Sackpfeife, das nationale Instrument, stimmt fortwährend in einer Weise an, welche anzuhören dem Herzen eines Caledoniers wohl thun würde. Die Gelder für diese Festlichkeiten werden zuweilen von dem benachbarten Adel aufgebracht, aber häufiger hängen dieselben von der Tanzmanie ab. Das Privilegium, zu Anfange des Balls allein zu tanzen, wird um einen hohen Preis gekauft, und das Paar, das die Ehre erlangt, thut dieß nur nach einer heftigen Concurrenz auf Seiten der Caballeros, der längste Geldbeutel oder die freigebigste Hand trägt den Sieg davon, und der erfolgreiche Beanspruchter mit seiner Querida bringen ihre saltatorischen Grazien der neidischen Menge zu Schau. Der zweite Tanz kostet weniger, der dritte wieder weniger, bis zuletzt der Preis auf zwei bis drei Realen herabkommt. Wenn die Primera Mateixa getanzt worden ist, tanzt der Liebhaber nicht mehr mit der Dame seiner Wahl, er sitzt bewundernd auf dem Boden, hält ihren Fächer oder ihr Taschentuch und betrachtet mit ergötzten Augen ihre reizenden Evolutionen. So kommt es, daß der versprochene Jüngling nur wenig mit seiner Querida tanzt und durchaus mit Niemanden anders. Ein Herr fragte einen jungen Burschen, ob er seine Primera Mateixa getanzt und ob er eine Querida hätte. Worauf er erwiederte, daß er noch nicht im Stande gewesen, Geld genug für die Primera Mateixa zu sparen, daß er sich aber eine Querida ausgewählt, weil man, wie er sehr naiv bemerkte, es für sonderbar halten würde, wenn er dieß nicht thäte.

Die verflossene Parlamentssession.

(Fortsetzung.)

Die Titelbill, diese Mißgeburt des Wollens und Nichtkönnens, hatte, wie gesagt, die Stellung des Ministeriums verschlimmert, aber auch nur verschlimmert, die Grundlage derselben ist geblieben, was sie war: es ist der Vorkämpfer des Freihandelssystems, das es nur noch schwach zu vertheidigen wagt, denn meistens besteht diese Vertheidigung darin, daß der eine oder andere Vorschlag, der von einem Gegner gemacht wird, „ein Umsturz der ganzen seit Jahren befolgten Handelspolitik seyn würde.“ Das ist es allerdings, und ein solches System, mit welchem gewissermaaßen die Größe, wenigstens die Meinung von der Größe und dem Uebergewicht Englands verbunden ist, läßt sich nicht so leicht umstoßen. Folgt man dem Streite, wie er von beiden Seiten, fast weniger im Parlament, als in den Journalen geführt wird, so wird man durch die Argumentationen auf keiner Seite befriedigt. Die Protectionisten haben sich in neuester Zeit hauptsächlich auf die Frage über die Schifffahrt geworfen, und suchen die Nachtheile, welche England von der Aufhebung der Schifffahrtsacte gehabt, in ein möglichst grelles Licht zu stellen. Das ist ihnen bis jetzt schlecht gelungen. Die neulich bekannt gemachten Tabellen über Aus- und Einfuhr, so wie über aus- und eingelaufene Schiffe in den ersten sechs Monaten dieses Jahrs bilden das Actenstück, um das sich beide Theile zerren, die Protectionisten mit schlechtem Glück, denn Englands Schifffahrt hat gegen die letzten Jahre zugenommen, allerdings in bedeutend geringerem Verhältniß als die fremde, das ist aber eine ganz natürliche Erscheinung, denn die frühere Gesetzgebung schloß in sehr vielen Fällen die fremden Schiffe aus, jetzt können sie so ziemlich alles einführen, und die fremde Schifffahrt nimmt zu, stärker als die englische, weil letzterer nicht erst die Hemmnisse abgenommen werden mußten. So lange die Protectionisten nicht neben der Zunahme der fremden Schifffahrt eine positive Abnahme der englischen nachweisen, werden sie umsonst predigen. Ob nicht letzteres mit der Zeit kommen kann, wollen wir für jetzt dahin gestellt seyn lassen, gegenwärtig ist es aber nicht der Fall. Freilich erhebt sich eine Klage, die sich schwerlich abweisen lassen wird. England legt seinen Schiffen hinsichtlich der Bemannung und deren Verköstigung, so wie hinsichtlich einiger Steuern Lasten auf, welche die fremden Schiffe nicht zu tragen haben; für jetzt leidet darunter der kleine Rheder, der die Concurrenz nicht wohl aushalten kann, weil er bei seinem kleinen Einkommen keine Verminderung erfahren darf, wenn er leben will; der große Rheder kann es aushalten, wenigstens für jetzt noch, doch wird auch an ihn die Reihe kommen.

So lautet die Klage, und sie trifft allzu gut mit der allgemeinen Klage im Innern des Landes zusammen, wo man fort und fort, und nicht mit Unrecht, behauptet, daß der Ackerbau die Concurrenz mit dem wohlfeiler producirenden Auslande nicht werde aushalten können. Man wird dieß leicht glauben, wenn wir bemerken, daß London, welches den achten Theil der Be-

völkerung Englands enthält, zu mehr als vier Fünfteln von außen her ernährt wird, und die Masse Korn, welche sonst nach London strömte, jetzt im Lande selbst den Markt drücken muß. Ein gleicher Fall ist mit Liverpool. Deßhalb weiß auch der Economist, dieses Kirchenlicht des Freihandels, den Vortheil von „stock farming", d. h. Viehzucht im Großen zum Verkauf auf den Fleischmarkt, nicht genug herauszustreichen. Wir haben schon im vorigen Jahre darauf aufmerksam gemacht, daß diese Viehzucht in immer größerem Umfang betrieben werden muß, weil die Kornerzeugung sich in bedeutender Masse nicht mehr lohnen wird. Die natürliche Folge wird seyn, daß weniger Korn, namentlich weniger Weizen, den man, durch die Korngesetze begünstigt, früher in übermäßigem Umfang gebaut hatte, nunmehr erzeugt wird. Der Beweis hievon liegt unter anderm in dem Umstand, daß in den ersten sechs Monaten dieses Jahres beinahe 3 Mill. Quarter Weizen eingeführt worden sind, während im vorigen Jahre fast 1,100,000 Quarter in demselben Zeitraum weniger eingeführt wurden; die Mehreinfuhr hat 56 Proc. der vorjährigen Masse betragen, und allen Umständen nach ist diese Einfuhr in stetem Zunehmen. Die Engländer scheinen auf einen ewigen Frieden gerechnet zu haben, denn eine Zufuhr von etwa 12 Mill. Quarter, die 10,000 Schiffe zu 300 Tonnen jährlich erfordert, ist eine schwere Sache, wenn Kriege das Meer unsicher machen. Diese Besorgniß scheint aber gar nicht in den Engländern aufzusteigen, wie sie auch so sehr an den Segen des Freihandels glauben, daß sie jede, auch die geringste Zunahme des Staatseinkommens, gleich durch eine Steuerverminderung ausgleichen, als ob die Einnahme ins Unendliche wachsen könne. Fürs nächste Jahr wird indeß für einen Ueberschuß gesorgt seyn, da der lang sich hinziehende Kaffernkrieg zuverlässig keinen Ueberschuß und wohl eher ein Deficit erwarten läßt. Stände nicht innerhalb 8 Jahren der Wegfall von etwa 3½ Mill. Annuitäten in Aussicht, so müßte man dieß fortdauernde Steueraufheben, ohne Schulden zu zahlen, und ohne die Sicherheit, daß der Ertrag der Steuern fortdauernd zunimmt, höchst unklug nennen.

Die Versprechungen der Freihändler haben sich in manchen Beziehungen als sehr illusorisch erwiesen. Die herrschende Ansicht war: so wie man England dem fremden Getreide öffne, so werde diese Zufuhr mit den englischen Manufacten bezahlt werden; eben so behauptete man, Frankreich werde kein Getreide an England liefern, da es selbst fremdes Getreide bedürfe, Rußland aber und Amerika würden England überschwemmen. Keine von diesen Vorhersagungen ist eingetroffen. Die Einfuhr von Weizen aus Frankreich ist von einem Minimum in wenigen Jahren auf mehr als eine Million Quarter gestiegen, und den neuesten Einfuhrlisten zufolge noch immer im Steigen; zudem ist aus andern Quellen bekannt, daß sich der Ackerbau in Frankreich bedeutend hebt. Die Ausfuhr an Manufacten aus England nach Frankreich hat ab- und nicht zugenommen, und wenn auch diese Abnahme den gegenwärtigen Zuständen in Frankreich zuzuschreiben seyn mag, so ist doch jedenfalls bei dem Umstand, daß Frankreich sein Handelssystem nicht geändert hat, und auch so schnell nicht ändern wird, eine verstärkte Einfuhr keineswegs zu erwarten. Die Einfuhr von Getreide aus Deutschland, namentlich den preußischen Ostseeländern, hat seit mehreren Jahren um ein Drittheil zugenommen, und ist in stetigem Fortschritt, was aber bei jedem fixen Zoll eben so gut der Fall seyn würde, als bei dem bloßen Nominalzoll von 1 Sch. Die Ausfuhr von Manufacten nach Preußen hat gleichfalls abgenommen, was freilich, wie bei Frankreich, den Zeitumständen zuzuschreiben seyn mag, aber zu einer fortschreitenden Steigerung der Ausfuhr ist vorerst keine Aussicht. Die Zufuhr an Getreide aus Rußland und Amerika ist eher im Sinken als im Zunehmen, und kann bei dem ungleich theurern Transport nur bei sehr gesegneten Ernten besonders bedeutend werden. Die Ausfuhr von Manufacten nach Rußland hat gleichfalls eher ab- als zugenommen, und wenn die nach Amerika entschieden im Steigen ist, so hat dieß mit der Getreideeinfuhr wenig zu schaffen, da die Baumwolleneinfuhr jedenfalls viel bedeutender ist, und vor allem durch Ausfuhr von Manufacten gedeckt werden muß.[1]

Dagegen ist es im Allgemeinen richtig, daß die Gesammteinfuhr der Manufacte in fortwährendem Steigen ist; die Unruhen auf dem Continent mögen dazu einiges, aber nicht das Wesentliche beigetragen haben; die Verwohlfeilung der Preise der Lebensmittel, und namentlich die Stätigkeit derselben, welche hauptsächlich eine Folge der abgeschafften Scala ist, haben die Herabsetzung der Löhne ermöglicht, und die Fabrikanten sehr erleichtert. Dagegen leiden die Ackerbauer fortwährend, und wenn die Thronrede im vorigen und in diesem Jahr die Hoffnung aussprach, daß mit dem steigenden Flor der andern Volksclassen auch der des Ackerbaues sich heben würde, so hat sich dieß nicht bestätigt, und kann sich auch nicht bestätigen, wenn die Versorgung von Städten, wie London und Liverpool, was oben schon bemerkt wurde, dem einheimischen Erzeugniß genommen und dem fremden zugewandt wird, denn die Fracht aus den innern Provinzen Englands nach London und Liverpool ist kaum, wenn überhaupt, geringer als die von der französischen und deutschen Küste. Wir sehen deßhalb immer noch den Preis des Weizens in England um 35 bis 40 Proc. niedriger als der früher angenommene billige Durchschnittspreis. Diese 35 bis 40 Proc. vom Bruttoertrag sind ein Abzug, der nicht leicht zu verschmerzen ist. Der Weizenbau, früher in England allerdings zu weit und auf Feldern getrieben, die wenig dazu taugten, muß also abnehmen, und der ganze Ackerbau nach und nach eine Umgestaltung erfahren, die nicht ohne große Verluste für die jetzigen Inhaber des Bodens ablaufen kann.

Diese Verhältnisse erklären die ganz allgemeine, schon sieben Tage nach der Parlamentseröffnung gestellte Motion Disraeli's, „daß es die unerläßliche Pflicht der Regierung sey, alsbald Maaßregeln zur Erleichterung der Noth unter den ackerbauenden Classen vorzuschlagen." Dieser, wohl schon vor dem Zusammentritt des Parlaments im Rathe der Protectionistenpartei beschlossene Antrag wurde nach hitziger zweitägiger Discussion nur mit einem Mehr von 281 gegen 266 Stimmen verworfen. Dieß war, wenn nicht eine numerische, doch eine moralische Niederlage des Ministeriums, die durch das Votum über Locke Kings Vorschlags vervollständigt wurde. Die bekannte Ministerkrise erfolgte, und hatte den Ausgang, daß das Ministerium blieb, weil keine Partei bereit und im Stande war das Ministerium zu übernehmen, außer wenn das Parlament unverzüglich aufgelöst würde, was bei der bevorstehenden Weltausstellung nicht wohl anging.

Lord John Russell war am 13 Febr. beinahe vor den Protectionisten und am 20ten vor den Liberalen erlegen, wobei ihm

[1] Es ist indeß eine bemerkenswerthe und für den Fortschritt der Baumwollenfabrication in den Vereinigten Staaten sehr bedeutsame Erscheinung, daß die Ausfuhr ungefärbter Baumwollenzeuge nach Amerika von 22 Mill. Yards in den ersten sechs Monaten des J. 1847 auf 6½ Mill. Yards in den ersten sechs Monaten d. J. 1851 gesunken ist. Auch die gedruckten Baumwollenzeuge haben in demselben Zeitraum von 28 Mill. Yards auf 21 Mill. abgenommen. Die Amerikaner zeigen sich in den geringern Waaren immer mehr als furchtbare Concurrenten Englands.

Hume geradezu vorwarf, er habe die Sache der Parlamentsreform verrathen; die gegenwärtige Zeit allgemeiner Wohlfahrt und Ruhe sey besonders geeignet, Maaßregeln für Ausbreitung des Wahlrechts einzubringen, deren Durchführung rasch den protectionistischen Hoffnungen, die nur auf die Spaltung der Parteien des Houses gebaut seyen, ein Ende machen würden.[1] Lord John Russell gab das bestimmte Versprechen, im Anfang der nächsten Session, wenn er dann noch im Ministerium sey, eine Maaßregel hinsichtlich der Wahlerweiterung einzubringen. Hume zeigte sein Mißtrauen gegen Lord John Russell offen, und auch Cobden konnte es nicht unterdrücken. Gegenwärtig ist das Wahlrecht in den Grafschaften factisch in den Händen des güterbesitzenden Adels; diesem soll sie durch Erweiterung des Wahlrechts und durch die geheime Abstimmung entrissen werden. Wird Lord John so weit gehen? Das ist sehr zu bezweifeln; will er aber nicht so weit gehen, so wird er von rechts und links hinaus votirt, und deßhalb ist sein Rücktritt vor dem Anfang der nächsten Session nicht ganz unwahrscheinlich. Die Tories sollen jetzt zur Uebernahme des Ministeriums besser gerüstet seyn, als im Anfang der verflossenen Session, namentlich soll Lord Stanley, jetzt Graf Derby, sich mit einem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an die Stelle des Dilettanten-Staatsmanns Disraeli, in der Person Sir Stratford Cannings versehen haben.[2] Fast scheint es, als habe man letztern, der als Hauptsprecher der Protectionisten durch seinen kaustischen Witz großen Eindruck auf das Parlament macht, dessen Rathschläge aber nicht immer sonderlich wohl überlegt sind, etwas anlaufen lassen wollen, um seine Ansprüche bei einem allenfallsigen Ministeriumswechsel zu mäßigen. Nachdem er nach am 11 April mit dem Antrag, „daß die Regierung bei den Nachlässen von Taxen den Landbauer besonders begünstigen solle", einen halben Sieg erfochten hatte, indem sein Vorschlag nur mit einem Mehr von 263 gegen 250 Stimmen durchfiel, erlitt er am 30 Junius mit einem abermaligen finanziellen Vorschlag eine volle Niederlage, indem er mit 129 Stimmen gegen 242 in der Minorität blieb. Man wird sich also bei einer allenfallsigen Ministerveränderung zu Gunsten der Protectionisten seiner Redefertigkeit bedienen, aber in einem Nebenposten. Graf Derby ist ein zu erfahrener Staatsmann, als daß er ein wichtiges Ministerium einem Mann anvertrauen dürfte, der gar viel vom Experimentenmacher an sich hat.

(Fortsetzung folgt.)

Naxos.

(Revue des deux Mondes. 1 August.)

Naxos wurde bekanntlich im Anfang des 13ten Jahrhunderts von einigen freibeutenden Venetianern erobert, und diese behaupteten auch ihre Herrschaft gegen die griechischen Familien der Insel, die aus der Burg verwiesen wurden, bis zur türkischen Eroberung. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn man in der Stadt Naxos, oder im Inneren des Landes, ebenso wie zu Rhodus, auf Bauten stößt, die einen vollkommen ins Mittelalter zurückversetzen; zu Naxos hat aber die italienische Zierlichkeit bereits die Zeichnung berichtigt, die Formen abgerundet, und die Wohnungen bezeugen, obgleich sie den Beschauer um fünf Jahrhunderte zurückversetzen, den Geschmack eines in der Civilisation viel weiter vorgeschrittenen Volks, als die Johanniterritter waren. Diese Häuser mit Spitzbogenfenstern und gewölbten Thoren sind mit eichenen Truhen, mit Säulenbettstellen und geschnitzten Stühlen geschmückt, Spiegel und Leuchtergehänge zieren die Zimmer, und Glas und Töpferarbeiten Venedigs aus dem 14ten Jahrhundert sind auf den Absätzen der Schenktische aufgestellt.

Wanderungen in Aegypten.

5. Abreise von Raschid. — Metubis. — Talisman gegen Windstille. — Schibrychit u. s. w.

(Fortsetzung.)

Um Mittag gingen wir zu Fuß am Ufer fort nach Neghile, während die Barke langsam und mit Mühe an dem spitzen Bogen, den der Nil hier von Westen nach Osten bildet, hingezogen wurde. Unser Weg führte über viele mit Weizen besäete Felder, dessen saftige Stengel $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe hatten, obgleich er auf einem hier gar nicht gepflügten, sondern nur von dem Nilwasser zur Zeit der Ueberschwemmung aufgeweichten Boden gebaut war. Auf andern Feldern wogte schon in dicken Aehren die erst einen Monat zuvor gesäete Gerste und war beinahe zwei Fuß hoch. Die Gerste (schair, hordeum hexastichum) wird hier den Pferden als Futter gegeben, statt des für das Land nicht passenden Hafers; sie wächst in ganz Aegypten, fast bis Assuan, in Unterägypten säet man sie im December auf gepflügtem Boden, den man bis zur Ernte zweimal bewässert. Auf jeden Feddan braucht man $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ Ardeb Samen, und gewinnt je nach der Localität drei bis sieben Ardeb Körner; um Raschid und Mansura gibt der Feddan manchmal 8 bis 10 Ardeb. Tiefe und breite Spalten zerrissen den Boden in allen Richtungen, und machten den Weg schwierig; in der Sommerhitze, vor der Ueberschwemmung, vergrößern sie sich noch und dienen Tausenden von Ratten, die einen Theil der Ernte abfressen, als Zuflucht. Nachdem wir die kleinen Dörfer Kafr Gaen und Mit Me rechts gelassen, kamen wir auf einem breiten, vom Ufer ziemlich entfernten Aufwurf nach Neghile; eine halbe Werst vorher findet sich ein einsamer Begräbnißplatz um das Grab eines Scheichs her; diese Stelle, Kandili genannt, war früher von einem Wäldchen von Granatäpfelbäumen umgeben, die der Eigenthümer bis auf den letzten aushauen ließ, da man von ihm auch dafür Steuern verlangte.

In Neghile schreitet der Bau der neuen Häuschen vorwärts, obwohl der Schatz anfängt, das nöthige Material, Holz, Eisen u. s. w. sehr langsam zu liefern. Unter den Arbeitern fiel mir ein völlig Blinder auf, welcher trotz des Verlustes seines Augenlichts gewandt an der Backsteinmauer fortarbeitete; den im Wasser aufgelösten Thon, der hier die Stelle des Cements vertritt, nahm er aus Mangel an einer Schaufel mit einer abgebrochenen Kamelrippe auf, und schmierte ihn sodann mit der Hand auf die Backsteine. Diese letztern werden in der Nähe von den Fellahs selbst bereitet, aus Erde, die man zum Theil mit zerschnittenem Stroh mischt, um Luftziegel zu machen, und mit einem Theil Sebach (d. h. mit Salpeter und andern Salzen gesättigten Mauerschutt) zu Backsteinen, die in den in der Nähe errichteten Oefen gebrannt werden sollen; die Oefen werden mit dürren Maisstengeln geheizt. Ein Arbeiter macht im Tage nicht über 400 Luftziegel. Als wir an der gemeinsamen Mühle vorübergingen, sahen wir durch die Spalten der verschlossenen Thüre vier Frauen, die sich an die an der Achse des Mühlsteins befestigte Deichsel angespannt hatten; aus Armuth waren sie nicht im Stande ein Pferd oder einen Ochsen zu miethen, um die Maiskörner zu malen; zwei der Frauen arbeiteten, um ihre Kleider zu schonen, völlig nackt.

Wir besuchten sodann den Aufseher der Bauten, einen Aegyptier, der 500 Piaster monatlich Gehalt erhält, was seinem Rang als Jus

---

[1] Man vergleiche darüber nur, was selbst die Times bei Gelegenheit einer protectionistischen Wahl durch die Stadt Sunderland sagte; solche kleine Wahlbezirke würden verschwinden und nicht mehr in Betracht kommen, wenn einmal das Wahlrecht erweitert und die Wahlbezirke anders eingetheilt seyen. Einer solchen hauptsächlich nur auf die Bevölkerungszahl gebauten Wahlberechtigung werden sich indeß die aristokratische Partei und selbst die alten Neigungen des Mittelstandes aufs stärkste widersetzen.

[2] Aberdeen, ein schottischer Pair, und zu großen Rücksichten für die schottische Kirche genöthigt, konnte nicht mit der Titelbill gehen, und hat auch, nachdem sie durchgegangen, seinen Protest dagegen ins Protokoll einzeichnen lassen; sonst hätte Lord Aberdeen die nächste Anwartschaft an diese Stelle gehabt.

Baschi (Capitän) entspricht.[1] Er bewirthete uns zuerst — mir zu Ehren — mit Thee mit Zucker, dann, dem allgemeinen Gebrauch gemäß, mit Kaffee ohne Zucker. Um uns her sammelten sich viele Bewohner des Dorfs mit dem Scheich el Beled und seinem Bruder: auf den ersten Anblick konnte man in ihnen die Araber, die ansässig gewordenen Beduinen erkennen, die sich von den eigentlichen ägyptischen Fellahs durch die physischen Kennzeichen nicht minder als durch moralische Eigenschaften unterscheiden. In frühern Jahren waren die Bewohner von Neghile bekannt durch ihr unruhiges Wesen und ihre Widerspänstigkeit, wozu wahrscheinlich die Nähe der libyschen Wüste beitrug, welche ihnen eine sichere Zuflucht gegen die Nachforschungen der Behörden gewährte. Dem Hrn. d'Arnaud, der den Plan des Dorfs zum Behuf des beabsichtigten Umbaues aufnahm, machten sie anfangs viele Unannehmlichkeiten, da sie der Ansicht waren, daß unter dieser Maaßregel irgend eine neue fiskalische Erpressung stecke; bei der Abfassung der Liste der Bewohner bezeichnete deßhalb der Scheich-el-Beled sämmtliche als unvermöglich, und gab bei keinem einen Viehstand an, weßhalb die neuaufgebauten Häuschen und Höfe allzu klein geworden sind. Jetzt, wo sie sich überzeugt haben, daß die Unternehmung zu ihrem eigenen Vortheil bestimmt ist, beklagen sich die Einwohner über ihre engen Häuschen, und wünschen eine Veränderung des Plans, was natürlich für die schon vollendeten Gebäude nicht gut auszuführen ist. Wir konnten leicht bemerken, daß diese Araber, obwohl sie aus Schlauheit stets sich unzufrieden stellen, innerlich doch sich freuen über das neuere, bessere Aussehen ihrer Wohnungen, welche in der That ohne Vergleich bequemer und hübscher sind als die vorigen. Nur wäre zu wünschen, daß der Umbau zu gleicher Zeit auf einer größern Anzahl Punkte Unterägyptens vorgenommen werden könnte. Dazu hat aber Mehemed Ali weder Lust noch Geld.

Als wir von da nach der Barke zurückkehrten, trafen wir einen Convoi von einigen Soldaten, und dreißig bis vierzig Arbeitern verschiedenen Alters, von denen jeder einen Sack mit Lebensmitteln auf dem Rücken trug. Sie kamen von der Ausreinigung des Canals Ghatatbe, und gingen nach Atfeh, um da Korn aus den Regierungsarbeiten auszuladen. Bei dieser Gelegenheit entdeckten wir einen der vielen schlauen Streiche, welche von den Dorfvorstehern angewendet werden, um den oft sehr unbilligen Forderungen der Provinzialbehörden Genüge zu leisten. Das Dorf Neghile sollte einen doppelten Arbeiterstand stellen, einen für den besagten Canal, den andern in Atfeh. Da nicht die nöthige Anzahl Leute vorhanden war, verfuhr der Scheich-el-Beled in folgender Weise: er schickte zuerst die erforderliche Anzahl Arbeiter nach dem Canal, übergab sie einem Arbeitsaufseher, und empfing von diesem die förmliche Quittung, am andern Tage aber wurden dieselben Leute nach Atfeh geschickt, wo man dem Scheich die zweite Quittung ausstellte. Es versteht sich von selbst, daß ein solches regelwidriges Verfahren nicht umsonst geschieht, und daß die Beamten und selbst die Scheichs dabei essen,[2] wie der ägyptische Ausspruch lautet, so viel sie können. Die zu solchen öffentlichen oder Regierungsarbeiten zusammengebrachten Arbeiter erhalten weder Bezahlung noch Lebensmittel, und diese Auflage, eine der schwersten für die Fellahs, wird um so lästiger, da die Provinzialbehörden und die arabischen Ingenieure nicht nur auf die wirklich vorhandene Zahl arbeitender Hände in den Dörfern keine Rücksicht nehmen, sondern auch gewöhnlich in der Berechnung mehr Arbeiter ansetzen als sie nöthig haben, um die Möglichkeit und den Vorwand zu haben, von den Fellahs Geld zu nehmen.

Oberhalb und unterhalb Neghile reißt der Nil einen Theil des linken Ufers fort, welches hier nicht nur vollkommen abschüssig erscheint, sondern stellenweise auch unten von den Wellen unterwaschen wird; in Folge dessen stürzen sehr häufig lange Landstreifen plötzlich und mit Geräusch in das hier sehr tiefe und reißende Wasser, was für die gerade am Ufer vorbeifahrenden Barken nicht gefahrlos ist. Wir mußten über eine Werst weit zu Fuße gehen, ehe wir eine etwas minder steile Stelle fanden, die uns gestattete nach der Barke hinabzusteigen. Der Wind wehte von Mittag an aus Westsüdwest uns entgegen; er füllte die Luft mit einem feinen, beißenden Sand, der die Augen heftig reizte, der Himmel war gleichsam staubig und trüb. Die Sonne hatte ein rothgraues Licht und glich dem Vollmond, der durch die Wolken hervortritt; sie verlor allen ihren Glanz, so daß man sie gerade ansehen konnte. Die häufigen Windungen des Nils gestatteten manchmal, uns der Segel zu bedienen, im allgemeinen aber kamen wir sehr langsam vorwärts.

Am 9 Februar um 8 Uhr Morgens hielten wir an dem Dorfe Nader, das auf dem rechten Nilufer nahe an der Mündung des großen Menufcanals liegt, welcher quer durch den obern Theil des Delta von Damiat nach dem Raschidarm führt. Nader ist vom Strom etwas entfernt; hart am Ufer ist aus Schilf und Matten eine Reihe Hütten errichtet, in denen Buden mit kleinen Waaren, Kaffeeschenken und liederliche Weiber sich befinden, welche die Menge der bei Nader anhaltenden Barken hieher lockt. Wegen des sehr scharfen doppelten Winkels, den hier der Nil macht, und wegen der Nähe des schiffbaren Canals müssen die Barken manchmal mehrere Tage hier bleiben; Schiffer und Matrosen benützen diese Zeit, und stehlen von dem auf Rechnung des Schatzes oder der Privaten transportirten Korn und andern Vorräthen und verkaufen sie unter der Hand an die Einwohner. Zu dem Ende stecken sie sehr gewandt ein dünnes Schilfrohr in die aus Dattelblättern geflochtenen Säcke, ohne sie zu zerreißen, und lassen vorsichtig einen Theil der darin befindlichen Reiskörner u. dgl. heraus; hierauf begießen sie die Säcke mit Wasser, um ihr Gewicht zu vermehren. Die Localbehörde, welche einige Vortheile davon erntet, sieht durch die Finger, sowohl hierin, als hinsichtlich des Aufenthaltes der liederlichen Weiber, die ihr Gewerbe unter dem sehr durchsichtigen Schein des Verkaufs von Kaffee verbergen. Mehrere derselben waren nicht übel und kokett gekleidet, mit einer Menge Halsschnüren aus Glasperlen, Korallen u. s. w.; einige derselben tragen große Ringe durch das rechte Nasenloch. Auch waren einige Abyssinierinnen hier, worunter eine, 14 oder 15 Jahre alt, sich durch sehr regelmäßige und angenehme Gesichtszüge auszeichnete; sie verfolgte uns lange mit ihren Einladungen bei ihr einzutreten und Kaffee zu trinken; um sie abzuweisen, sagte ich ihr, wir hätten kein Geld bei uns, worauf sie sich umwandte und mit höhnischer Verachtung ausrief: isekan ma nudaksch fellus, ruech, jella! („wenn du kein Geld hast, so schere dich .....“). Nader ist eine der unreinen Quellen, aus welcher die Lustseuche ihr Gift über das ganze Land ergießt

(Fortsetzung folgt.)

Unbekannte Ruinen in Aegypten. Das Athenäum vom 9 August enthält ein Schreiben aus Aegypten, worin die Ansicht ausgesprochen und zum Theil durch die That bewiesen wird, daß die Reisenden Unrecht thun, immer auf den betretenen Bahnen zu bleiben, und nicht auch neue Gegenden aufzusuchen. Abgesehen von mehrern andern Punkten, die der Verfasser aufführt, sind namentlich die Ruinen einer Stadt merkwürdig, welche von den Beduinen Berket genannt werden und etwa 20 Meilen ostwärts von Silsilis am Fuße einer majestätischen Kette schwarzer Berge liegen. Die arabische Phantasie spricht auch hier, wie an so manchen andern Orten, von ungeheuren Schätzen, die daselbst verborgen seyen, und von einem mächtigen Schwert, das demjenigen, der es herausziehe, das Recht auf den Besitz der besagten Schätze verleihe. Der (ungenannte) Berichterstatter bedauerte sehr nicht im Stande gewesen zu seyn, diese noch von keinem Hieroglyphenkundigen oder Touristen besuchten Trümmer zu besuchen. Die Sage von der Stadt wurde von allen anwesenden Beduinen bestätigt, und alle stimmten überein, daß sie bedeutend groß sey, und nicht bloß aus einzelnen Tempeln bestehe.

[1] Die Beamten in Aegypten, namentlich die höhern, erhalten einen bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel und der Seltenheit des Geldes im Lande ungeheuren Sold: der Oberstenrang gibt außer den bedeutenden Rationen 7500 Piaster des Monats, ein Brigadegeneral 10,000, ein Divisionsgeneral 15,000, u. s. w. Vor meiner Abreise indeß hat Mehemed Ali für die neu angestellten Beamten den Sold um einen Grad herabgesetzt, so daß der Oberst nur Oberstlieutenantsgehalt erhielt.

[2] El nasyr u el Scheich u kullu biakulu, „der Aufseher, Scheich und alle essen,“ wiederholten uns oft die Fellahs.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 204. 26 August 1851.

Sammlung ukrainischer Volkslieder.

(Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland X. 1.)

Es ist dieses nicht das erstemal, daß Hr. Maksimowitsch ukrainische Volkslieder herausgibt, die er im Laufe von zwanzig Jahren gesammelt hat. Den Anfang machte er im Jahr 1827 zu Moskau mit den „Kleinrussischen Liedern" (130 Gesänge für Männer und Frauen); dann folgten im J. 1834 „Ukrainische Volkslieder" (113 Gesänge für Männer), und in demselben Jahre erschienen in Moskau die „Stimmen ukrainischer Lieder" (25 Gesänge mit Musik). Jetzt ist er mit einer neuen Sammlung hervorgetreten, die er, um sie von den frühern zu unterscheiden, „Collectaneum ukrainischer Volkslieder" nennt, und die in sechs Theilen etwa 2000 nationale Dichtungen enthalten wird. Die Hälfte derselben ist von Hrn. Maksimowitsch persönlich, vorzugsweise im Gouvernement Poltawa, gesammelt worden; die andere Hälfte nebst vielen Varianten hat er von verschiedenen Personen in allen Theilen Südrußlands erhalten. Hieher gehört auch eine Sammlung russischer und namentlich wolhynischer Lieder, die von dem verstorbenen Chodakowski hinterlassen wurden, und die der Herausgeber der Wittwe desselben abkaufte. Jede Abtheilung ist mit einigen erklärenden Anmerkungen versehen. Dem letzten Theile verspricht der Verfasser seine Beobachtungen und Gedanken über russische Volkspoesie überhaupt und über die Volkslieder der Ukraine insbesondere hinzuzufügen.

Der jetzt erschienene erste Band hat zwei Abtheilungen: die eine enthält ukrainische „Dumy", die andere Wiegen- und Wartelieder.

In der Literatur wurden die ukrainischen Dumen von dem Jahre 1819 an bekannt, wo der Fürst Zertelew neun Dumen und ein Lied unter dem Titel: Versuch einer Sammlung alter kleinrussischer Gesänge, herausgab. Nach ihm veröffentlichten Sresnewski in seinem „saporoglschen Alterthum" und andere Kleinrussen noch etwa zehn Dumen. Hrn. Maksimowitsch sind gegen dreißig bekannt, von denen zwanzig sich im ersten Bande seines Werkes befinden. Unter diesen waren vier: der Kampf des Kosaken mit dem Tataren, die drei Brüder, auf den Sieg von Korsun (1648) und die Ukrainer nach dem Frieden von Bjelaja Zerkow (1652), bisher noch nirgends im Druck erschienen. Die „Dumen" unterscheiden sich von den andern kleinrussischen Gesängen durch das mannichfaltige, freie Metrum ihrer Verse, die einen ungleichen Tonfall haben und aus einer unbestimmten Anzahl Sylben (von 4 bis 20 und mehr) bestehen. Durch eben dieses Versmaß unterscheiden sich auch die ukrainischen Dumen von den großrussischen erzählenden Gesängen und von den serbischen Nationalliedern, welche sich streng an ihr zehnsylbiges Metrum halten. Von Beiden weichen noch die Dumen durch den Reim ab, der in der südrussischen Volkspoesie sehr gebräuchlich ist. Man findet selten in einer Duma einen Vers ohne einen andern mit gleichtönender Endung; öfter enden deren mehrere auf einen Reim. Die Dumen rühren ausschließlich von den ukrainischen Banduristen her, welche noch jetzt mitunter am linken Ufer des Dniepr angetroffen werden. Die südrussischen Sänger, gewöhnlich blinde Greise, sangen und singen noch immer dem Volke ihre Dumen und Lieder vor, indem sie sich mit beiden Händen auf der vielsaitigen Bandura begleiten. Das 16te und 17te Jahrhundert war die Blüthezeit der ukrainischen Duma. Im vorigen Jahrhundert riefen nur Paley und Masepa, nach der Schlacht von Poltawa, und Jelranjak nach dem Bauernkriege von 1768 einige schwache Anklänge in den Dumen hervor, obgleich das ukrainische Volkslied noch bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts fortlebte. Nachher wurde nur das Frühere wiederholt, zuweilen mit Variationen nach einer neuen Weise. Uebrigens bildeten historische Personen und kriegerische Thaten zwar den hauptsächlichsten, aber nicht den einzigen Gegenstand der ukrainischen Duma; nicht selten besang sie auch häusliche Beziehungen und Gefühle, aber suchte dem jüngern Geschlecht eine einfache und treuherzige Moral einzuprägen.

Die verflossene Parlamentssession.

(Fortsetzung.)

Daß das Whigministerium vor den Protectionisten nahezu erlegen ist, und zwar in einem unter dem ersten Eindruck der Freihandelspolitik gewählten Hause, ist ein sicheres Kennzeichen, daß eine neue Wahl, wenn nicht vorher der Wahlmodus wesentlich verändert wird, den Protectionisten ein Uebergewicht in die Hände geben muß. Was diese zu fürchten haben, ist die hochgestiegene Erbitterung eines großen Theils der Städtebevölkerung gegen alles, was Besteurung der Lebensmittel heißt. In andern Köpfen, wie z. B. Cobden, ist der Entschluß gereift sich des aristokratischen Regiments zu entledigen. Beiden Parteien stehen große, theils wirkliche theils in vorgefaßten Meinungen beruhende Hindernisse entgegen, und darum ist ein anderes Ministerium als das Russell'sche zwar so gut als gewiß, aber nicht nothwendig muß ein protectionistisches folgen. Darüber muß die Gesinnung des Landes entscheiden, und deßhalb ist fast wahrscheinlich, daß eine Auflösung des Parlaments in der Zwischenzeit zwischen den beiden Sessionen erfolgt, und die Bildung des Ministeriums von dem Ausfall der Wahlen abhängig gemacht wird.

Nichts zeigt die Unmöglichkeit für das jetzige Ministerium, länger im Amte zu bleiben stärker als die famose Titelbill. Die Inconsequenz und Schwäche, welche sich Lord Jahn Russell bei dieser Gelegenheit zu Schulden kommen ließ, haben ihm den Rest gegeben. Der erste unvarsichtige Schritt war sein Schreiben an den Bischaf von Durham, warin er den religiösen Vorurtheilen der Engländer schmeichelte, wie man ihm schuld gab, um sich und seine Partei zu stärken. Er brachte seine Bill ein am 8 Febr. also nur vier Tage nach der Eröffnung des Parlaments; sie wurde mit der Majorität von 395 gegen 63 nach viertägiger Debatte zum erstenmal gelesen. Die Liberalen, welche auf den Grundsatz allgemeiner Toleranz sich stützten, fanden sie zu strenge und stimmten dagegen, aber der überwiegende Theil des Volks hatte den Schritt des Papstes als eine Beleidigung und als eine Drohung aufgenommen, daher die überwältigende Majorität. Inzwischen ehe es zur zweiten Verlesung kam, trat die Ministerkrise ein, und nun wollte Lord John Russell, um die Liberalen und die irischen Katholiken mit sich zu versöhnen, die Bill mildern; die zweite Lesung mit den darin angebrachten mildernden Clauseln, wodurch namentlich Irland ausgelassen wurde, ward am 7 März beantragt und nach 8tägiger Berathung abermals mit der überwältigenden Majorität von 438 gegen 95 angenommen. Indeß zog sich die Sache in die Länge, mehrere Versuche wurden angestellt, die Bill nicht in die Committee gelangen zu lassen, und erst am 15 Mai gelang dieß endlich. Dieß kann man den eigentlichen Gegnern der Bill, den Katholiken Irlands, zuschreiben, die einen recht advocatenmäßigen Widerstand entgegensetzten, und die Bill wurde verschleppt bis zum Ende Junius. Da trat in Folge einer Berathung, welche bei Graf Derby, dem Haupte der Tories, stattgefunden, Thesiger mit seinen verschärfenden Amendements auf und setzte sie das eine mit 135 gegen 100, das andere mit 165 gegen 109 durch. Vergebens suchte Lord Jahn Russell diese Amendements bei der Debatte über die dritte Verlesung wieder auszumerzen, er wurde nach stärker geschlagen mit 208 gegen 129, und die ganze Bill ging endlich mit einer Mehrheit von 263 gegen 46 im Unterhaus durch.

Wer irgend den Stand der Dinge in England kannte, zog aus diesem Verlauf den Schluß, daß das Ministerium seinen eigenen Feinden als Werkzeug gedient habe. Dadurch wurde die moralische Macht des Cabinets unwiederbringlich vernichtet. Handelte es sich dabei nur um das Schicksal des Ministeriums, so könnte man allenfalls die Achseln zucken, aber diese Maaßregel, welche Lard John Russell erst in Vorschlag brachte, dann selbst milderte, dann sich in ihrer vallen Strenge wieder aufdringen ließ, wird der Zankapfel werden, der das Reich theilt. Der Haß zwischen Katholiken und Protestanten, namentlich in Irland, ist heftiger als je gewarden, und Scenen sind vorgekommen, die nichts gutes weissagen. Die Wahl von Limerick, wa der Sahn des Hauses Norfolk öffentlich vor dem katholischen Bischof niederkniete und ihn um seinen Segen bei der Wahl bat, die ihm sein protestantischer Concurrent, um den Streit nicht noch heftiger zu erbittern, nicht mehr streitig machte, hat in England selbst den schlimmsten Eindruck gemacht, und die religiöse Unduldsamkeit ist auf beiden Seiten in hohem Grade wach geworden. Es fehlt keineswegs an Leuten, welche das entsetzliche Resultat des Census in Irland mit schlecht verhehlter Freude sehen, denn die 1,100,000 Menschen, welche ausgewandert, und die halbe Million, welche an Hunger und Seuchen gestorben, waren meist aus den armen, westlichen und südlichen katholischen Distrieten, sa daß man jetzt die Bevölkerung Irlands auf gute 2 Mill. Protestanten und etwas über 4 Mill. Katholiken rechnen kann, ein Verhältniß, wie es nie vorher stattgefunden, und das die Kathaliken nur noch mehr erbittern muß. Es ist hohe Zeit einzulenken. Man erkennt deßhalb an mehrern Zügen, daß die bedeutendsten Männer Englands es für durchaus nöthig halten, dem zorneseifrigen Geist der Protestanten einen Dämpfer aufzusetzen. Eine kurze Discussion, die einige Tage vor dem Schlusse des Parlaments im Oberhause stattfand, ist davon ein Beweis: es wurde darin ministeriellerseits die Versicherung gegeben, daß die katholischen Bischöfe, so lange sie sich an ihr geistliches Amt hielten, in nichts genirt werden sollten. Das mag die Absicht seyn; aber in England ist der Sauerteig der Intoleranz beiderseits noch zu stark, und, wie die Wahl von Limerick zeigt, wird man sich bei den Wahlen auf dem religiösen Felde heftig bekämpfen; von verschiedener Seite hat man die Vermuthung ausgesprochen, daß eine böse Saat des Hasses, und vielleicht des Bluts aus diesen religiösen Streitigkeiten aufgehen werde. Altengland ist ein stärrisches Land, und die Folgen des „päpstlichen Uebergriffes“ wird man lange und in weitem Umkreise auch in der Haltung Englands gegen außen, nachfühlen.

Man wird aus dem Obigen ohne Mühe ersehen haben, wie die kirchliche Frage und namentlich deren Behandlung das Ministerium vollends untergraben mußte, und alles rüstet sich auf eine Veränderung. Der Lauf der Session und namentlich das Ende derselben zeigt deutliche Spuren dessen, was sich vorbereitet. Die Whigs wissen, daß sie ihren Einfluß bei den Liberalen verlaren und die Unterstützung der Katholiken für immer verscherzt haben; die Tories dagegen haben dadurch, daß sie die Bill härter und strenger gemacht, nicht nur unter der aristokratischen Partei, sondern auch unter der zahlreichen Classe des Mittelstandes, namentlich in den Provinzen, wo die religiöse und politische Abneigung gegen das Papstthum und den Katholicismus noch in seiner vallen Stärke herrscht, Boden gewannen; sie rechnen übrigens auf die Unterstützung der Landbauer und der Rheder, so wie eines nicht unbedeutenden Theils der kleinen Bürgerschaft in den Städten, welche bereits die Folgen des Freihandels empfindlich fühlen, weil das Vermögen ihrer Kunden abgenommen hat, und durch die Herabdrückung des Lohns ferner abnehmen muß. Andere Lockungen auszuwerfen, verschmäht der stolze Tory, und rechnet auf den Geist Altenglands und die langsame aber sichere Wirkung der von Peel ergriffenen und von den Whigs fortgesetzten Maaßregeln. Dagegen haben diejenigen Theile der Bevölkerung, welche sich direct mit dem Absatz nach außen befassen, gewonnen: auf diese stützt sich Sir James Graham, und will nicht nur bei dem Freihandel beharren, sondern ihn auch in seine äußersten Consequenzen fortführen. Dabei verdammt er alle legislativen Maaßregeln gegen die Katholiken, um diese sowohl als die Liberalen, wie Roebuck, Hume und Cobden, zu gewinnen, und zugleich scheint er mehr und mehr eine Trennung der Kirche vam Staat zu beabsichtigen, zu welchem Ende er die puseyitische Richtung fördert. Man darf nämlich nicht außer Acht lassen, daß im Laufe dieser Parlamentssession, besonders auf Betrieb des Bischofs von Exeter, Hrn. Phillpotts, die Zusammenberufung eines geistlichen Parlaments, wenigstens vorerst in den Diöcesen, betrieben wurde, was keinen andern Zweck haben kann, als die oberste Entscheidung geistlicher Sachen der Regierung zu entreißen, und den kirchlichen Oberhäuptern zurückzugeben; Hr. Phillpotts hat die gegen ihn ausgefallene Entscheidung des Geheimraths in der Sache des Pfarrers Gorham nicht vergessen. Man muß gestehen, daß die Richtung der Zeit

diesen Bestrebungen günstig ist; sie widerstrebt den weltlichen Anordnungen über geistliche Sachen, und verlangt, daß jeder in seinem Glauben dahin sich wende, wohin ihn seine Neigung und Ueberzeugung treibt.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet sind die Katholiken so gut eine Secte, wie die Dissenters, aber auch die englische Staatskirche kann dann keine andere Stellung mehr beanspruchen, und folgerecht müßten die Bischöfe vor allem aus dem Oberhaus treten, und der direct geübten politischen Macht entsagen. Kurz der Gedanke einer englischen Nationalkirche, welche auch Andersdenkende in sich schließt, ist dann ein Unding. Wir wollen hier keineswegs den Streit über die Trennung der Kirche vom Staat wieder aufwärmen, wir halten auch die bis in die untersten Schichten durchgeführte Trennung für beinahe unmöglich, aber bis zu einem gewissen Grade ist durch den rechtlichen Bestand mehrerer Glaubensformen die Trennung durchaus geboten. Bis jetzt noch widerstreben aber in England alle herkömmlichen Verhältnisse dieser Trennung, und sie ist nur durch einen langen geistigen Kampf der Nation möglich. Der Eintritt der Juden ins Parlament ist in dieser Beziehung ein vorzeitiger Schritt, und wir können die Hartnäckigkeit, mit der die altenglische Partei sie verwirft, sehr wohl begreifen; sowie aber das im Puseyismus wie im Katholicismus und in den einzelnen protestantischen Secten wurzelnde Princip der Trennung der Kirche vom Staate irgend wie zur Anerkennung kommt, dann ist auch jeder haltbare Grund, den Juden den Eintritt ins Parlament zu verweigern, aufgegeben. Die Tories sind fürs erste gar nicht geneigt, die Juden ins Parlament zu lassen, weil sie wohl wissen, daß sie damit den Grundsatz der Trennung der Kirche vom Staat anerkennen. Wie soll aber dieser Grundsatz in England durchgeführt werden, wo ein sehr beträchtlicher Theil der geistlichen Stellen unter dem Patronat des gutsbesitzenden Adels steht, der darin als in einem seiner Familie gehörigen Erbe seine Kinder oder Verwandten versorgt. Das Beispiel der freien Kirche Schottlands, wo die Gemeinden, unterstützt von der Kirchengemeinschaft, allem Patronatsrecht ein Ende zu machen suchten, steht ihnen vor Augen; können sie ihre nachgebornen Söhne nicht mehr in der Kirche, im Civil, im Militär versorgen, so muß das Erstgeburtsrecht, somit die Pairie, und das jetzige Gütersystem, das auf das Erbrecht des Erstgebornen als des Haupts der Familie sich gründet, und weit mehr ein allgemein acceptirtes Herkommen als ein Gesetz ist, zusammenbrechen — ein Bruch, den schon der Freihandel für sich allein herbeizuführen geeignet ist. So hängt sich Glied an Glied: Handelssystem, Kirche, Familienbesitzthum, alles hängt in sich zusammen.

Consequent sind also nur der Graf von Derby mit den Tories auf der einen, Hume, Cobden und Roebuck auf der andern Seite. Lord John Russell steht in der Mitte, doch sichtlich, wie die schwächer werdende Vertheidigung des Freihandels und seine Titelbill zeigen, mit einer Hinneigung zu den Tories. Sir J. Graham, energischer, vielleicht auch ehrgeiziger, neigt zu Cobden und den Liberalen hin. Diese Parteien also streiten sich um die Regierungsgewalt, und werfen ihre Angelhaken aus. Lord J. Russell hat, um, wo möglich, die Popularität, die ihm entging, wieder an sich zu fesseln, wie wir oben gesehen, bei Gelegenheit des Vorschlags von Locke King das Versprechen gegeben, in der nächsten Session eine Reformbill vorzulegen, und in neuerer Zeit gegen das Ende der Session in einem arrangirten Gespräch zwischen ihm und Hrn. Tuffnell, einem im Parlament sitzenden Regierungsbeamten, geradezu eine sehr liberale Ausdehnung des Wahlrechts und die Aufhebung des Wählbarkeitscensus zugesagt, und zugleich durch die Befreiung der geringen Häuser von der Steuer die Arbeiterclassen zu gewinnen gesucht. Das sind Mittel, wie sie nur dem Inhaber der Regierungsgewalt zustehen. Wie Sir J. Graham manövrirt, haben wir oben gesehen, und Graf Derby's Plan liegt so einfach vor, daß wir nichts mehr darüber zu sagen brauchen. Lord John Russells Absicht ist augenscheinlich mit den Liberalen und Peeliten den Freihandel aufrecht zu erhalten, und um dieß thun zu können, muß er eine liberale Wahlreform vorschlagen. Diese Aussicht gibt der Vermuthung Wahrscheinlichkeit, daß die Auflösung des Parlaments nicht schon diesen Herbst erfolgen wird, obgleich sich die Parteien sichtlich darauf vorbereiten, sondern daß man die Wahlreform zum Schiboleth des Wahlkampfes machen will, wenn, wie alle Aussicht vorhanden, der Vorschlag Lord John Russells zwischen der Feindseligkeit der Liberalen und der Tories durchfällt. Diese Taktik, die nicht ohne Gewandtheit ist, zeigt doch eine gewisse Schwäche: man will den Wahlkampf nicht auf das Feld des Freihandels spielen, was die eigentlich brennende Frage ist. Ob dieß gelingt, möchten wir bezweifeln, denn das englische Volk ist zu lange durch die politische Schule gegangen, um nicht den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Gewissermaßen ist, aus oben angeführten Gründen, das Schiboleth des Kampfes gleichgültig, weil alle Parteien genau wissen, um was es sich handelt; bemerkenswerth ist nur, daß die Zwitterstellung des Whigministeriums zwischen den eigentlich kämpfenden Parteien, Alt- und Neuengland, zu Ende läuft.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

5. Abreise von Raschid. — Metubis. — Talisman gegen Windstille. — Schibrychit u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der widrige Wind dauerte auch nach unserer Abfahrt aus Nader fort; er wehte mit größerer Gewalt, und obwohl seine Richtung WSW war, und der Thermometer im Schatten auf 12° R. stand, zeigte sich doch die Temperatur der Luft fühlbar abgekühlt. Gegen Mittag kamen wir nach Ghizel, dem ersten von mir besuchten Musterdorf. Nachdem wir die hier vor sich gehenden Arbeiten in Augenschein genommen, gingen wir zu dem den Lesern bereits bekannten Mustaphe-Bey. Hr. d'Arnoud mußte hier bis zum Abend bleiben, um mit dem Bey über Dienstangelegenheiten sich zu besprechen, und ich benützte diese Zeit, um nach Menuf zu reiten, einer etwa anderthalb Stunden aufwärts von Ghizel gelegenen Stadt innerhalb des Delta, das hier nahe an seiner Spitze ziemlich schmal ist. Der Scheich lieferte mir einen alten Fuchs mit türkischem Sattel, und einen Esel für den mich begleitenden Koch Abdallah. Mir gab man ferner als Bedeckung zwei Araber mit, die mit Piken bewaffnet waren, der einzigen Waffe, welche Mehemed Ali den Fellahs zu tragen gestattet; Abdallah nahm seinen Carabiner; diese Vorsicht scheint indeß jetzt im Delta vollkommen unnütz. Wir verfolgten eine Stunde lang einen schmalen und schlecht unterhaltenen Erdaufwurf, der sich durch das üppigste Grün weiter Ebenen wand, die mit Weizen (kamch), Flachs (kytan), Bohnen (el-lubie), Phaseolen (ful), Erbsen (bsille) u. s. w. bebaut waren. Dann kamen wir durch zwei große Dörfer, Abul Mischt und Beechim, die in geringer Entfernung von einander liegen; ersteres gehört dem Hussein Pascha, letzteres dem Minister der Finanzen, Scherif Pascha; hinter denselben findet sich noch ein drittes Dorf, Menschije. Die Fruchtbarkeit des Bodens, hier in der Provinz Menufie, ist außerordentlich, und die Arbeiten des Ackerbauers werden durch den Segen des südlichen Himmels im reichlichsten Maaße belohnt. Auf dem Erdaufwurf, der sehr häufig von kleinen Canälen und Dämmen, welche den Ritt mühselig machten, durchschnitten ist, begeg-

neten uns viele Fellahs, Männer und Weiber, welche auf dem Kopf allerlei Producte, Gras, Bersim u. s. w. trugen, oder damit beladene Esel oder Kamele vor sich her treiben. Bald kamen wir an den bereits früher erwähnten Canal, Bahr Menuf, der von Südost nach Nordwest, quer durch das Delta nach Nader geht. Er ist den größten Theil des Jahres hindurch schiffbar und breitet sich bei Menuf bedeutend in Gestalt eines sehr umfangreichen Teichs aus, in welchem, als ich vorüber ritt, einige Fellahs mit Netzen fischten. Nachdem ich die großen aus Backsteinen aufgeführten Pferdeställe, in denen früher die Pferde des hier einquartierten Cavallerieregiments standen, rechts gelassen hatte, ging ich auf einem Damm über den Canal, und betrat die Stadt, die auf einer künstlichen und sehr ausgedehnten Erhöhung des Bodens erbaut ist. Sie ist von einer Mauer umgeben, die stellenweise aus Luftziegeln gebaut, stellenweise durch die äußerste Reihe der Häuser, die hart an einander stehen, gebildet ist; durch diese Mauer führen einige enge, in der Nacht geschlossene Thore, deren Schwellen fast allenthalben aus Bruchstücken von Granitsäulen bestehen. Menuf ist eine große Stadt, und ihre Häuser, die zwei oder drei Stockwerke haben, aus guten Backsteinen aufgeführt, aber auch hier sind in sehr vielen Gebäuden die obern Stockwerke zugleich mit den Terrassen völlig eingestürzt; auf den Bazaren bemerkt man einige Lebendigkeit, und wie gewöhnlich sammelte sich hier viel müßiges Volk. Ich besichtigte eine Arbeitsstätte, wo man aus dünnem Schilf (Juncus spinosus) die Matten (chasyr) verfertigte, durch welche Menuf früher berühmt, und die im Orient in allgemeinem Gebrauch waren; das Schilf der besten Sorte erhält man aus der libyschen Wüste, wo es um die Natronseen her wächst. Ich trat auch in Privatanstalten, wo man baumwollene Hemdenzeuge vermittelst Indigo dunkel- und hellblau färbte; das gemeine Volk in Aegypten trägt beinahe keine weißen Zeuge. Unter Mehemed Ali hat sich die Erzeugung von Indigo im Lande bedeutend vermehrt und vervollkommt: er gründete im Delta und in Oberägypten einige Regierungsfabriken, für welche er bengalische Arbeiter aus Indien verschrieb, und die ihm jährlich 24,000 Centner lieferten. Den Samen der Pflanze führte er aus Syrien ein, wo er besser ist als in Aegypten; er wird in Unterägypten in der Mitte März, in Oberägypten im Anfang Julius gesäet. Nach drei Monate schneidet man Stengel und Blätter zwei Zoll über dem Boden ab, und diese Operation wird, je nach 30 Tagen, noch zwei oder dreimal wiederholt. Die abgeschnittenen Blätter werden sodann mit großen Messern klein geschnitten, und in thönerne Kufen gelegt, wo man vermittelst warmen Wassers den Farbstoff aus ihnen auszieht. In Oberägypten gibt das Feld, auf welchem Indigo gesäet wurde, drei oder vier Jahre nach einander eine Ernte, in Unterägypten nur zwei Jahre; für den Feddan Landes braucht man zehn Arbeiter. Vom ersten und reichlichsten Blätterschnitt kann man 250 Ratl oder etwa dritthalb Centner Indigo von jedem Feddan erhalten.

Ich ließ mein Pferd im Okel (dem Posthof) am Bazar, und ging in Begleitung Abdallahs aus, um die Stadt in allen Richtungen zu besichtigen. Die Einwohner, welche selten Europäer zu Gesicht bekommen, sahen mich mit Erstaunen und einem gewissen Ausdruck von Mißtrauen an; die Kinder flohen vor mir, die Weiber verhüllten eilig das Gesicht, und verbargen ihre an der Brust liegenden Kinder aus Furcht vor dem „bösen Auge.“ beleidigende Worte, wie in Fue, habe ich indeß hier nirgends gehört. Der Begräbnißplatz liegt westlich von Menuf, außerhalb der Stadtmauer, die Gräber gleichen der äußern Form nach denjenigen, welche Cairo umgeben; eine bedeutende Anzahl derselben trifft man auch innerhalb der Stadt in der Nähe der Moscheen, in welche letztere viele alte Granitsäulen eingefügt sind. Ich wollte den städtischen Arzt, einen in der medicinischen Schule zu Cairo erzogenen Effendi besuchen: einer der Einwohner, der mir gesagt hatte, daß er ihn kenne und daß dieß ein junger „Ibn Arabi Bel Nischan“ (Araber mit einem Orden [1]) sey, führte mich nach dem Quartier des Hekims; er war aber nicht zu Hause. Zu dem Stadtcommandanten (hakem el beled) zu gehen, wie ich anfangs vor hatte, war es zu spät, denn die Sonne näherte sich schon dem Horizont und ich hatte nicht Lust, den sehr schlechten Weg in der Dunkelheit zurückzulegen. Nachdem ich mit meinen Begleitern eine Tasse sehr guten Kaffees im Bazar getrunken, setzte ich mich zu Pferde, und um 6 Uhr Abends waren wir wieder in Ghizei. Hier waren 10 kranke Fellahs, Erwachsene und Kinder, denen ich Arzneien zu geben versprochen und nur gebeten hatte, meine Rückkehr aus Menuf abzuwarten, zu meinem Leidwesen nach Hause gegangen, als sie sahen, daß ich gegen Sonnenuntergang noch nicht nach Hause zurückgekehrt war. Mustaphe Bey schickte mir zum Geschenk einen lebendigen Hammel, und wir gaben seinem Diener dafür einen Bakschisch, der den Werth des Geschenks weit überstieg.

Am 10 Februar, ziemlich früh Morgens, setzten wir über den Nil, nach dem Ghizei gegenüber liegenden Dorfe Terraneh, dem alten Terenutis. Wind war gar keiner, und wir mußten uns ziemlich weit stromaufwärts ziehen lassen, um dann gerade mit der Strömung nach Terraneh hinabzufahren. Hier fanden wir einen Europäer als Verwalter des Dorfs, das ein alexandrinischer Kaufmann Gibara, seit siebzehn Jahren in Pacht genommen hatte, zugleich mit der Sodagewinnung aus den Seen, welche 14 Stunden Karawanenmarsch gegen Westen von Terraneh in der libyschen Wüste liegen. Neben diesen Seen, welche auch den Alten bekannt waren, gibt es keine Dörfer, wohl aber vier koptische Klöster, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung gegründet wurden. Der Aufseher führte uns in die Magazine, wo die rohe Soda (Natrun bei den Arabern), in der Form, wie die von Terraneh mit Kamelen dahinziehenden Karawanen sie aus den Seen herbeibringen, aufgespeichert liegt; sie ist in großen dunkelgrauen, fast stahlfarbigen Stücken. Aus diesen Seen gewinnt man jährlich gegen 30,000 Centner; ungefähr ein Drittheil davon wird hier in den Fabriken gereinigt, und dann zu gleicher Zeit mit der übrigen Masse roher Soda in Fäßchen mit eisernen Reifen, wozu die Bretter aus Triest kommen, nach Europa verschickt.

In Terraneh sind nicht mehr als 200 Einwohner, von denen ein Theil sich mit der Gewinnung und Reinigung der Soda beschäftigt. Guten Boden um das Dorf her gibt es etwa 800 Feddans; Fellahs bearbeiten ihn, welche 30 bis 40 Piaster vom Feddan an den Pächter, Hrn. Gibara, zahlen, der für sie an den Schatz die Steuern Fyrde und Miri, die Kopf und Grundsteuer, entrichtet. In den zwei oben erwähnten Dörfern Abul Mischt und Berchim, haben die Eigenthümer die Hälfte des Bodens für sich behalten, und bebauen ihn auf eigene Rechnung mit gemietheten Arbeitern. Nach der Versicherung des Aufsehers in Terraneh ist dieß gar nicht vortheilhaft, weil die Fellahs unaufhörlich und auf alle Weise den Gutsherrn bestehlen, namentlich wenn er selbst nicht im Dorfe lebt: sie stehlen zuerst einen Theil des zur Aussaat bestimmten Korns, dann reißen sie aus den herrschaftlichen Feldern den noch nicht ganz reifen Weizen, Mais u. s. w. aus, und endlich verschleppen sie auch noch einen nicht geringen Theil des eingesammelten Korns bei der Niederlegung desselben in den Tennen und Magazinen. Aehnliche Klagen hörte ich in vielen Theilen Aegyptens.

(Fortsetzung folgt.)

Eine lebende Kröte im Stein. Nach der Liter. Gaz. vom 16ten hat dieß viel besprochene Phänomen die französische Akademie kürzlich beschäftigt, und ein constatirter Fall soll nunmehr hergestellt seyn.

[1] In Aegypten tragen alle Beamten, bürgerliche und militärische, vom untersten bis zum höchsten auf der rechten Seite der Brust ein Zeichen (nischan), an welchem man, ebenso wie in Europa an der Uniform, den Epauletten, alsbald nicht nur den Rang, sondern auch die Art des Dienstes erkennt. Bei den Ingenieuren besteht dieß Zeichen aus einem von einem Halbmond umgebenen Cirkel, bei den Lehrern an den öffentlichen Anstalten aus einer Feder und einem offenen Buch, bei den Aerzten aus einem von einer Schlange umwundenen Aeskulapstabe, bei den Seeleuten aus einem Anker, bei den Artilleristen aus zwei ins Kreuz gelegten Geschützen u. s. w. Diese Zeichen sind von Silber, von Silber und Gold, ganz von Gold und endlich mit Brillanten verziert, je nach dem Rang vom Unterlieutenant, Mulasem, bis zum Generallieutenant (Mir-miran).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 205. 27 August 1851.

Die verflossene Parlamentssession.

(Schluß.)

Unter den übrigen nicht speciell mit den Hauptfragen, nämlich der Titelbill und dem Freihandel, in Verbindung stehenden Parlamentsgeschäften heben wir nur einige aus, und diese nur um ihre Richtung zu zeigen, da sie meist entweder durchfielen oder unvollendet blieben. Zu den erstern gehört Molesworths Motion (20 April), „daß Schritte geschehen möchten, um das Land möglichst schnell von den Civil- und Militärauslagen zu befreien, welche dasselbe für die Colonien zu zahlen hat, natürlich mit Ausnahme der Militärstationen und Verbrecherniederlassungen, und daß allen Besitzungen mit Ausnahme der letztgenannten, umfassende Gewalt zur Selbstregierung ertheilt werde." Der Vorschlag war kaum sonderlich gut überlegt, und scheiterte auch an einem Incidenzpunkt über die Capangelegenheiten; der Gegenstand war zu umfassender Natur: Nordamerika Westindien, das Cap sind auch militärisch höchst wichtige Punkte, Neusüdwales und Vandiemensland mit ihrer Verbrecherbevölkerung kann man nicht sich selbst überlassen; von allen denjenigen Colonien, welche wie Indien, Ceylon u. s. w. geradezu eroberte Länder sind, kann ohnehin keine Rede seyn; um das Cap ist man bei Gelegenheit des jetzigen Kriegs überhaupt im Streit mit der Regierung, die mit den Colonisten, englischen wie holländischen, nicht auf dem besten Fuße steht; in Westindien kann man die Weißen und Schwarzen nicht einander ohne eine genügende Mittelmacht gegenüber stehen lassen. Hr. Molesworth hat die Kosten der Colonien auf 4 Mill. berechnet, wenn man aber die oben genannten abzieht, so bleibt ein solches Minimum übrig, daß es kaum der Mühe werth ist, den allgemeinen Grundsatz zuzugeben, und von diesem aus weiter zu agiren; freilich haben die Colonien ehemals und zum Theil noch jetzt, wie die famose Geschichte Lord Torringtons in Ceylon zeigt, dazu gedient, um Edelleuten, deren Vermögen etwas in Zerrüttung gekommen, wieder aufzuhelfen, und die Verschwendung die dabei herrschte, so wie die Rücksichtslosigkeit in Bezug auf die Wahl der ernannten Gouverneure wirken noch jetzt als Ferment nach, die ganze Colonialwirthschaft mit sehr ungünstigen Augen betrachten zu lassen. Im nächsten Jahre werden wir von den Colonien mehr hören, der Proceß, der dieß Jahr im Parlament dem Lord Torrington gemacht wurde (s. Unterhaussitzung vom 27 Mai) ist nur ein Vorspiel, im kommenden Jahre werden ganz andere Dinge zur Sprache kommen, vor allem die indischen Angelegenheiten in Bezug auf die Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie, dann der Zustand der Capcolonie, welche dem englischen Schatz dieß Jahr zwischen 2 und 3 Mill. Pf. St. kosten wird, ferner Vandiemensland, das sich aus Leibeskräften gegen die fernere Einfuhr von Verbrechern wehrt, endlich Canada und Westindien, die man sich selbst nicht ganz überlassen kann, weil sie sonst immer entschiedener zu den Vereinigten Staaten hinneigen. Die nächste Session wird und muß fast eine sehr reiche werden.

Einen ähnlichen Grund, wie Molesworths Antrag, nämlich die Beseitigung aller eingewurzelten Mißbräuche, aus denen sich nur einzelne bereichern, haben zwei andere Anträge: einer von Lord Duncan, wonach „alle Einkünfte von königlichen Wäldern und andere Zweige der Landeinkünfte der Krone künftig in die Staatskasse gezahlt, und unter den gewöhnlichen Einnahmen des Staats aufgeführt werden sollen." Scheinbar war dieser Antrag gegen die Krone gerichtet, in Wahrheit aber nicht, denn fast alle Kroneinkünfte waren gegen die Bezahlung der Civilliste an den Staat übergegangen, aber nach einem alten Brauch hatte das Parlament keine Controle darüber. Nach Lord Duncans Antrag, der mit der Mehrheit von nur einer Stimme angenommen wurde, soll letzteres nun der Fall seyn, und thut auch in der That noth, da von 350,000 Pfd. Einkünften — ohnehin eine sehr geringe Summe — gegen 200,000 Pfd. für Ausgaben darauf gehen. Nach der Schilderung Lord Duncans ist es ein Nest alter Mißbräuche, wobei eine Menge Personen bedeutende, ungehörige Einkünfte beziehen, die durch das Herkommen fast rechtlich geworden sind. Wir führen den Fall nur an, um zu zeigen, wie scharf gegenwärtig die innere Verwaltung in allen ihren Theilen durchforscht wird, während früher, als die Fluth des Reichthums noch größer war, ein System des Gehenlassens planmäßig vorherrschte. In dasselbe Capitel gehört auch ein ernstlicher Angriff auf den Kanzleigerichtshof, der hinsichtlich seiner Langsamkeit und Kostspieligkeit sich mit dem alten deutschen Reichskammergericht vollkommen messen darf. Lord John Russel brachte darüber eine Bill ein, die indeß keineswegs günstig beurtheilt wurde — mit wie viel Recht oder Unrecht, wollen wir nicht entscheiden: es scheint das Oberhaus und Lord Brougham wollen die Sache selbst in die Hand nehmen. Jedenfalls ist der Anstoß gegeben, und man wird nicht mehr ablassen, bis dieß Nest voll Mißbräuche ausgeräumt ist. Den Engländern sind die Amerikaner mit gutem Beispiel vorangegangen und haben an dem alten Wust des englischen Rechtswesens tüchtig aufgeräumt, was von mehrern einflußreichen Journalen, namentlich den Times, sehr rühmend hervorgehoben wurde.

Durchliest man solche Verhandlungen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß ein neuer Geist das Unterhaus

durchdringt: aller Regierungseinfluß ist nicht im Stande, solche Dinge abzuwehren; zu viele unabhängige Mitglieder, die nicht in den Chor irgend einer Partei einstimmen, sitzen im Parlament, Leute, die weder Aussicht noch Lust zu Ministerstellen haben, aber unabhängig genug gestellt sind, um einmal ergriffene Sachen nicht wieder loszulassen. Man erkennt erst bei diesen Erscheinungen die Bedeutung solcher Schritte, wo das Haus mit berechnender Klugheit der Mehrzahl nach dem Ministerium augenblicklich nachgibt, um nicht ein größeres Uebel herbeizuziehen. Wenn die Reform weiter schreitet — es ist nicht außer Acht zu lassen, daß Berkeley's Antrag auf geheime Abstimmung (Ballot) am 8 Jul. mit 87 Stimmen gegen 50 durchging — dann ist England völlig umgewandelt; Hume erklärte, daß er im nächsten Jahre außer der geheimen Abstimmung das Stimmrecht für jeden Hausbesitzer, dreijährige Parlamente und eine neue Wahleintheilung des Landes verlangen werde; Berkeley wies nach, daß jetzt noch nach der Reformbill, welche die verrotteten Flecken abschaffte, 98 Unterhausmitglieder geradezu durch 48 Pairs und 17 reiche Mitglieder des Unterhauses ernannt würden. Es ist ganz klar, wohin die jetzige liberale Partei drängt: sie weiß zu gut, daß, wie die Sachen in gesellschaftlicher Hinsicht jetzt noch stehen, die Minister hauptsächlich dem hohen Adel angehören müssen, aber sie wollen diese Minister durch die Macht ihrer Argumentationen so einengen, daß sie selbst das Geschäft der Reform durchführen müssen. Die erste Reformbill hat eine wenn auch nicht sehr bedeutende Zahl von Männern ins Parlament gebracht, welche nicht nur durch ihr Vermögen, sondern auch durch ihre Gesinnung unabhängig sind, und nach dem Parteitreiben wenig fragen; die alte Parteitaktik ist todt; vorher standen nur immer Opposition und Regierung einander gegenüber, der Kampf ging um den Machtbesitz, und die Spolien wurden unter die Sieger vertheilt. Dieß ist allmählich, und durch die Reform mit einem starken Ruck, anders geworden, und vielfach wird über die Undisciplinirbarkeit der Mitglieder geklagt; vor einigen Jahren noch war die Klage viel lauter und umfassender: man beklagte sich über die unfruchtbaren Reden, in denen bald dieser, bald jener einflußlose Redner sich hören lasse. Dieß hat sehr nachgelassen, aber die Undisciplinarbarkeit ist geblieben, d. h. die Mitglieder fügen sich viel weniger mehr in das formelle Parteitreiben, und gehen ihren eigenen Gang, der die Parteiabsichten vielfach durchkreuzt. Hierin liegt ein Hauptgrund, weßhalb die Parteien so aufgelöst sind. Diese Auflösung der Parteien ist eine Art Vorbote der Auflösung des Ständeunterschieds, der bisher in England noch auf eine vielfach sehr schroffe Weise aufrecht erhalten wurde. Es kommen mehr und mehr novi homines empor, und der Adel, so bedeutend er ist, tritt mehr in den Hintergrund. Das läßt sich an den immer offenern Angriffen auf die Aristokratie selbst von Seite sehr gemäßigter Männer leicht erkennen.

Wir können zum Schlusse uns nicht enthalten einige Auszüge aus einem langen Artikel der Times (vom 9 August) zu geben, der ein sehr lebendiges und, wenige Punkte ausgenommen, auch sehr richtiges Bild der Session entwirft, das wegen des daraus gezogenen Schlusses besonders merkwürdig ist. „Die Session gehörte zu denen, die einen dramatischen Charakter haben, und eine kritische Epoche bezeichnen. Der krankhafteste Geschmack fürs Wunderbare muß sich zufrieden gestellt fühlen durch eine Session, wo ministerielle Niederlagen fast das tägliche Brod waren, wo die Hauptmaaßregel der Regierung in der Behandlung so verändert wurde, daß ihre Urheber sie kaum mehr kannten, wo es ein langes Interregnum, einen Versuch zu einem neuen Ministerium, einen Vorschlag zu einer Coalition und einen hohlen Waffenstillstand gab, der mit einigen bedeutenden Concessionen und noch bedeutsamern Versprechungen erkauft werden mußte. Wir sehen die Legislatur in einer Sackgasse und die Regierung „on sufferance.“ Alle diese Unregelmäßigkeiten erhalten jetzt eine Art Lösung in der Thatsache, daß nicht bloß das jetzige Parlament, sondern das jetzige Unterhaus sich seinem Ende nähert. Unser Repräsentativsystem muß abermals revidirt werden. Die parlamentarische Reform von 1832 hatte ihre Zeit, und diese ist abgelaufen. Daher die Trägheit in der Handlung, die Launenhaftigkeit der Stimmungen und die undisciplinirbaren Richtungen der Einzelnen, die sich in den letzten sechs Monaten kundgaben.“ Diese Nothwendigkeit und Wahrscheinlichkeit einer Aenderung wird, nachdem der Gang der wichtigsten Maaßregeln geschildert worden, in folgender Weise besprochen: „von der Wiederherstellung des Cabinets nach der Ministerkrise, vom 28 Februar bis zum 8 August, mußte das Cabinet sein Leben erkaufen durch fortdauernde Aufopferung seiner Ansichten und seiner Gesetzentwürfe. Gleich 14 Tage später wurden die Minister bei Lord Duncans Vorschlag, die Ausgaben der Wälder und Forste unter die parlamentarische Controle zu bringen, geschlagen, und Lord Seymour mußte eine Maaßregel zur bessern Verwaltung des Kronaeigenthums versprechen. Anfangs Mai setzte Hr. Hume seine Motion durch, die Einkommensteuer nur auf Ein Jahr zu verwilligen. Wenige Tage nachher wurde die Motion von Lord Naas über schottische und irische Spirituosen im Entrepot gegen die Minister angenommen. Anfang Julius erfuhr die Regierung zweierlei Niederlagen in Einer Nacht, eine von Lord R. Grosvenor zu Gunsten der Attorneys (welchen gewisse Steuern erlassen werden sollen), und die andere von Hrn. Berkeley zu Gunsten des Ballot, beide Niederlagen so entscheidend, als die Zahl sie nur machen kann. Zu diesen Niederlagen kommt noch eine, die bedeutender ist als alle andern, nämlich der Verlust alles Einflusses auf die Titelbill, die man in ihrer gegenwärtigen Form kaum als eine Regierungsmaaßregel betrachten kann. Eine Reihenfolge solcher Niederlagen ist an und für sich ein großes Uebel und weissagt noch Schlimmeres. Wenn das Haus der Gemeinen keinen Führer erwählen, und ihm mit einem gewissen Grad von Consequenz folgen kann, so stört es das Gleichgewicht der ganzen Constitution, und eröffnet dem Ehrgeiz und dem Factionsgeiste ein weites Feld. Am Beginn der Session zeigte es sich, daß bei der jetzigen Zusammensetzung des Hauses ein anderes Haupt, als das der Whigs, unmöglich ist. Seit dieser Zeit ist es fast erwiesen, daß Lord John Russell eben so unmöglich ist. Die Parteien im Hause unterstützen ihn nur gegen einander, und verlassen ihn, sobald nichts anderes auf dem Spiele steht, als das Ansehen des Ministers oder die Wohlfahrt des Staats. Wir halten es für eine sehr einleuchtende Schlußfolgerung, daß ein so launenhaftes, so unheilschwangeres Haus das Volk nicht wahrhaft repräsentire, und daß die Hauptlehre der verflossenen Session die Nothwendigkeit einer Aenderung im Repräsentativsystem ist, um wo möglich dem Hause der Gemeinen mehr Wahrheit, mehr Stätigkeit und Uneigennützigkeit zu geben.“

Ueber dieß Urtheil ließe sich ein langer Commentar schreiben, wir finden denselben aber ganz überflüssig. Die Whigregierung mit ihrem Freihandelssystem auf der einen und ihrer Abgeneigtheit gegen eine Parlamentsreform auf der andern Seite — man denke nur an Lord John Russells Spitznamen „Finality John,“ weil er die Reformbill vom J. 1832 vor wenigen Jahren

für eine finale Maaßregel erklärt hatte — ist ein Mezzo termine, ein schwaches Juste milieu zwischen Alt- und Neuengland. Alle solche Stellungen tragen den Keim frühzeitigen Todes in sich und enden damit, beiden Seiten unerträglich zu werden. Der Grund ist sehr einleuchtend: waren die vorgenommenen Aenderungen, Reformbill und Freihandel, nothwendig, gingen sie aus einem innern Bedürfniß des Landes hervor, so mußten sie im Laufe einiger Jahre ihre Wirkungen entfalten, die Partei Neuenglands stärken und die Altenglands schwächen. In demselben Maaße mußten auch die Anforderungen Neuenglands und die Besorgnisse Altenglands steigen, die Position des Juste milieu also unhaltbarer werden. Dieß hat sich auch hier bewährt, und war die Unhaltbarkeit des Whigministeriums, sowie die Schwierigkeit ein anderes an seine Stelle zu setzen, schon in der Session des Jahres 1850 das offene Geheimniß, so ist es vollends in dieser letzten Session ganz offenkundig geworden. Das hat die Zeitbill verschuldet. Die wahre Mitte zu treffen, war Lord John Russell zu schwach, und hatte sich durch seine Erklärung am Ende des Jahres 1845 die Hände zu sehr gebunden. Die gänzliche Durchführung des Freihandelssystems ist ohne Zerstörung der alten Aristokratie nicht möglich. Wollte Lord John Russell wirklich die Mitte halten, so mußte er nie die gänzliche Aufhebung der Kornzölle zugeben; aber Peel wich aus Furcht vor der Städtebevölkerung und Russell wollte ihn im Popularitätskampf überbieten; so band er sich die Hände. Jetzt ist er am Ende seiner politischen Laufbahn angelangt, denn mehrere Umstände zeigen, daß er seine Stellung herzlich satt hat: ob er im Zwischenraum zwischen der verflossenen und der nächsten Session das Parlament auflöst, oder ob er sich mit seiner Wahlreformbill noch vorher schlagen läßt, ist im Grunde gleichgültig, denn seine Zeit ist abgelaufen, da die Justemilieu-Stellung nicht mehr haltbar ist. Ob auf ihn Sir J. Graham, der philosophische Liberale und Freihändler, oder Graf Derby (Lord Stanley), der alte Whig und neue Tory, folgt, das zu entscheiden ist wohl noch niemand scharfsinnig genug. Die Times, obwohl sie erklärt, daß seit zwei bis drei Jahren die Kornpreise die Ausgaben des Landmanns nicht decken, ist noch entschieden und mit wahrer oder geheuchelter Zuversicht für den vollständigen Sieg des Freihandels. Ein Tagblatt muß energisch und entschieden für eine Meinung seyn, eine Vierteljahrsschrift, wie das Edinburgh Review, darf seine Bedenklichkeit eher äußern, und das E. R. thut dieß in seiner Nummer vom Jul. d. J. in folgenden Worten: „Lord Stanley hat uns in einer keinem Mißverständniß unterliegenden Sprache gesagt, daß das Schutzsystem während der Dauer des jetzigen Parlaments keine Aussicht habe, daß aber Hoffnung vorhanden, bei der nächsten Wahl eine hinreichend starke protectionistische Majorität ins Unterhaus zu bringen; daß es dann ausführbar seyn wird, zu Gunsten des brittischen Landmanns mäßige Einfuhrzölle auf fremde Ackerbauerzeugnisse zu legen, um das fortdauernde Sinken der Preise zu hemmen, und dadurch die Pächter in den Stand zu setzen, ihr Geschäft mit angemessenem Vortheil zu treiben. Der gegenwärtige Stand der Parteien, wie die neuerlichen parlamentarischen Abstimmungen ihn gezeigt haben, gibt dieser Erwartung einer in nicht sehr ferner Zeit eintretenden Ministerveränderung einen Anschein von Wahrscheinlichkeit.“ Das ist von Seite eines solchen Vorkämpfers der Handelsfreiheit sehr viel zugestanden; vergleicht man diesen Satz mit dem früher angeführten Ausspruch Hume's über die Folgen einer Wahlreform, so ist allerdings deutlich, warum sich die Frage wesentlich um letztere dreht.

Nachricht von der Entdeckungsexpedition in Central-Afrika.

Es sind Briefe vom 28 Februar von Hrn. Barth in London eingelaufen. Die Expedition ist endlich von Ahir, von wo Dr. Barth einen Ausflug nach Aghades gemacht hatte, aufgebrochen, und hat Nigritien oder das Land um den Tschadsee betreten, dessen Ufer so wenig untersucht sind, daß die Reisenden wohl eine gute Weile in der Nähe werden aufgehalten werden. Kurz nach Weihnachten kamen sie zu Damergu an, und gingen von da nach Zinder, wo die drei Reisenden sich trennten. Richardson ging direct nach Kuka, nicht weit von den Ufern des Tschadsees, der Hauptstadt des Königreichs Bornu. Dr. Overweg wandte sich gegen Westen nach dem Land Adar, um eine geologische Expedition zu machen, während Dr. Barth über Tessana und Katschua nach Kano ging, von wo die Briefe datirt sind. In Kuka hofften alle drei bald wieder zusammenzutreffen. Sie sind sämmtlich gutes Muths und beklagen sich nicht im mindesten über die Beschwerden der Reise und über schlechte Gesundheit. Ihre Hülfsmittel sind indeß fast zu Ende, und die im letzten Sommer abgesandte Unterstützung ist ihnen noch nicht zugekommen. Die Waaren, die sie aus Tripolis und Murzuk mit sich nahmen, sind leider unglücklich gewählt, und bringen ihnen kaum die Hälfte dessen ein, was sie am Ankaufsorte kosteten. Uebrigens mußten sie jedem Fürsten, dessen Land sie betraten, immer tüchtig bezahlen. Sie hofften zu Kuka die lange erwartete Unterstützung zu finden, so wie Briefe aus Europa, denen sie seit Junius vorigen Jahrs vergebens entgegensehen. Ihr Muth ist nicht im mindesten gebrochen, und sie haben immer noch den Plan sich, vorausgesetzt daß die brittische und preußische Regierung ihnen behülflich sind, dem obern Nil zu nähern, sobald sie das Land um den Tschadsee erforscht haben werden. Das Interesse des wissenschaftlichen Publicums wird wahrscheinlich besonders geweckt werden durch einen umfassenden Bericht Dr. Barths über seine Reise von Tintellus nach Aghades, wo er der Einsetzung eines neuen Sultans beiwohnte und eine Menge Material über Geschichte, Topographie und Ethnographie eines bisher fast unbekannten Landes im Süden der Sahara sammelte. Der Bericht, nebst einem vollständigen Wörterbuch der Haussa- und Enghedeffi-Sprache, einige Itinerarien und Karten, befindet sich bereits in den Händen Lord Palmerstons und wird vermuthlich demnächst veröffentlicht werden. (Athen. 10 August.)

Wanderungen in Aegypten.

5. Abreise von Raschid. — Metubis. — Talisman gegen Windstille. — Schibrychit u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der Verwalter des Dorfes gab uns einige frische, nach europäischer Weise gebackene Brode, die wir mit großem Danke annahmen, weil wir seit mehreren Tagen nur alte, sehr schwere Fladen von Raschid gegessen hatten. Der Verwalter bewohnt einen Theil eines hübschen zweistöckigen Hauses, das Hr. Gibara hart am Nilufer hatte bauen lassen; in seinem Gastzimmer standen sechs Soldatengewehre mit Bajonetten, und sechs andere in einer Nische an der Thüre; bei der Nähe der libyschen Wüste ist solche kriegerische Bereitschaft gegen die Angriffe nomadischer Beduinen unerläßlich. Kürzlich verbrannten letztere in der Nacht die Sodafabrik, nicht um sie zu plündern, sondern um die Verwirrung zu benützen und über das Dorf herzufallen. Das Haus, von dessen Terrasse man eine sehr schöne Aussicht über den Nil und das Delta genießt, ist von einem Gärtchen umgeben, in welchem Pfirsichbäume gerade in voller Blüthe standen; große Feigenbäume und Akazien, die hier stehen, wachsen, nach der Versicherung des Verwalters, aus Zweigen auf, die man ohne weiters in die Erde gesteckt hatte, ohne alle andere Vorbereitungen und Vorsichtsmaaßregeln.

Von Terraneh gingen wir mit Hrn. d'Arnaud zu Fuß, um die Arbeiten zur Reinigung des Chatatbe-Canals zu sehen, der das Wasser vom Nil in den Mahmudieh-Canal führt, und vor 18 Jahren durch einen französischen Ingenieur, Hrn. Coste, ausgegraben wurde

Die Länge dieses Canals, der in der Nähe des Dorfes Beni Salame beginnt, und dem Nil parallel längs der libyschen Wüste etwa 100 Werst weit hinläuft, hat eine Breite von höchstens 50 und eine Tiefe von 6 bis 7½ Fuß. Die Reinigung seines Bettes wurde drei Jahre zuvor von Hrn. d'Arnaud vorgenommen, jetzt war sie aber neuerdings nöthig geworden, und 30,000 Fellahs arbeiteten daran. Unter ihnen waren sehr viele Knaben von 10 bis 12 Jahren; Mädchen von demselben Alter bemerkte ich wenig, erwachsene und verheurathete Weiber gar nicht, denn man nimmt sie gewöhnlich nicht zu solchen, von ihren Dörfern und Wohnsitzen entfernten Arbeiten. Der größte Theil dieser Fellahs, bloß im Hemd oder völlig nackt, stand bis um die Kniee in Schlamm und Wasser. Das Wasser schöpfte man vermittelst flacher, aus Dattelbaumblättern geflochtener Körbe aus, und goß es in einen, besonders zu diesem Endzweck ausgegrabenen, dem Hauptbette auf der Westseite parallel laufenden schmalen Seitencanal. Andere hoben mit Schaufeln, und selbst mit den Händen den halbflüssigen Schlamm aus, und füllten ihn in Sembiles, welche dann von kleinen Knaben und Mädchen auf dem Kopfe weggetragen, und auf die hohen Uferaufwürfe des Canals geschüttet wurden. Diese vielen tausend Menschen, die man hier auf einen ziemlich engen Raum zusammengebracht, um mühselig die Erde auszugraben, Dämme zu bauen u. s. w., machten einen sehr seltsamen Eindruck auf den Zuschauer, namentlich wenn man diese Bewegung von der Höhe der Seitenaufwürfe des Canals betrachtete: es sind wahre Ameisen die man durch einen in den Ameisenhaufen gestoßenen Stock in Unordnung gebracht hat!

Die Arbeiten gingen in folgender Weise vor sich: erst dämmte man die Einmündung des Canals, und unterbrach seine Verbindung mit dem Nil; dann wurden alle 150 bis 200 Fuß quer durch das Bett kleine Erddämme angelegt, und endlich längs und parallel dem Ufer ein schmaler Canal gegraben. Um den Grund des Canals zu trocknen, wendet man einen geflochtenen, flachen, runden, manchmal innen mit einem Fell überzogenen Korb an, an dessen Rändern auf zwei einander gegenüber liegenden Seiten zwei etwa fünf Fuß lange Stricke angebracht sind. Zwei Arbeiter, die am Ufer stehen, schöpfen den Korb voll Wasser, ziehen ihn dann durch ein rasches Schnellen der Stricke heraus, und stürzen ihn umgekehrt in den Seitencanal. Dieser Apparat (mental), der allgemein in Aegypten gebraucht wird, ist sehr einfach, wie man aus der Beschreibung ersieht, und doch erleichtert er die Arbeit außerordentlich; vermittelst desselben heben zwei Mann in 24 Stunden 16 cubische Metres Wasser 2½ Fuß hoch empor. Der Erdboden am Rande der Wüste, wo der Canal angelegt ist, ist sandig und das Bett deßhalb sehr bald verschlammt; der Schlamm, der von den Arbeitern mit solcher Mühe und solchen Kosten herausgezogen und an den Ufern des Canals niedergelegt wird, wird durch die Einwirkung der hier herrschenden Nordwestwinde bald von neuem in das Bette geweht, und hindert die Schiffahrt abermals. Nach Hrn. d'Arnauds Ansicht müßte man das Ufer durch Einschlagen von Pfählen oder mindestens von Brettern auf der ganzen Länge, wo der Canal an der Wüste hinläuft, befestigen; das würde aber große Ausgaben erfordern, zu denen der Vicekönig, dem es immer an Geld fehlt, sich nicht entschließt.

Lange gingen wir längs dem Ufer des Canals hin und sahen den Arbeiten zu; als wir endlich nach der zu Terraneh gebliebenen Barke umkehren wollten, kam ein arabischer Pferdediener (sais), und erklärte, der Gouverneur (mudir) der Provinz, Mohammed Bey Minikli, sey in der Nähe und habe befohlen, uns zu ihm zu rufen. Da ich es nicht für nöthig hielt, einer solchen Einladung zu folgen, so blieb ich am Canal, und Hr. d'Arnaud ging allein nach dem in der Nähe aufgeschlagenen Zelte des Mudir. Bald darauf kam der Diener wieder, und sagte, der Bey bitte mich zu bleiben, er werde sogleich selbst bei mir seyn; nach einigen Minuten kam er auch wirklich mit Hrn. d'Arnaud zu Pferde, stieg ab und ließ mich höflich zu sich einladen. Ich erfuhr, daß dieser Wechsel in folgender Weise vor sich gegangen sey: auf die Frage des Beys an den in das Zelt eintretenden Hrn. d'Arnaud, warum er seinen Gefährten nicht mitgebracht? antwortete dieser als ein erfahrener Mann, der den muselmännischen Stolz wohl kannte, mit Lächeln: „mein Gefährte ist ein Beamter des russischen Kaisers. Wenn der Bey mit ihm bekannt zu werden wünscht, wird es nicht passend seyn, daß wir mit einander ihm entgegen gehen?" Der Mudir besann sich einige Zeit bei diesen Worten und sagte dann: „gut! wenn Ihr Gefährte nicht hieher kommen will, so wollen wir zu ihm gehen!" Wir setzten nun alle drei unsern Weg längs des Canals fort, unter Vorantritt zweier Araber mit Gewehren und mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern, von denen drei Pferde führten, einer den Tschibuk des Bey, einer das Rohr, ein dritter die mit einer Serviette umwickelte Gulle mit Wasser, ein vierter einen Schemel trug, um rascher aufs Pferd steigen zu können — denn die Bügel sind bei den türkischen Sätteln bekanntlich sehr kurz — u. s. w. Dann lud uns der Bey ein, in seiner Barke zu frühstücken, gab mir sein eigenes Pferd, ein anderes dem Hrn. d'Arnaud, er selbst aber setzte sich auf ein Maulthier, und im Schritt zogen wir nach dem Nil, der von dieser Stelle nicht über eine Werst von dem Canal entfernt war. Die Barke des Mudirs stand in der Nähe des Dorfs Lechmas, eines der ärmsten und verödetsten im Lande, wahrscheinlich in Folge des schlechten Bodens in der Nähe, der durch den Sand der libyschen Wüste bedeckt wird. Der Mudir erhielt diese Barke von Said Pascha, dem ägyptischen General-Admiral, zum Geschenke; sie ist sehr groß und hat mehrere geräumige Zimmer, von denen das Empfangzimmer elegant mit seidenen Diwans geschmückt und mit kostbaren persischen Teppichen bedeckt ist. Mohammed Bey, der Sohn (oder Neffe) des bekannten Generals Achmed Pascha Minikli, der früher das Sennaar verwaltete, stammt aus Rumelien, ist erst 25 oder 26 Jahre alt, von sehr angenehmem Aeußern, sehr begierig nach europäischen politischen Neuigkeiten, liebt den Umgang der Franken und ist selbst in seiner Provinz sehr beliebt, wo sein Vorgänger A... Bey, ein koptischer Renegat, bekannt durch seine Grausamkeit und Unmenschlichkeit, in furchtbarem Andenken geblieben ist. Der jetzige Gouverneur ist ohne allen Vergleich milderen Charakters und, was hier sehr selten ist, uneigennützig; er ist verständig, wißbegierig, wenn auch ohne Bildung, und tief überzeugt von der geistigen Ueberlegenheit der Europäer über die Orientalen. Im Gespräch wandte er häufig den Ausdruck „schugl arab," arabische Arbeiten, an, um ein schlechtes Erzeugniß zu bezeichnen, und „schugl afrangi" als lobendes Wort. Der Bey war in den Gefechten des letzten syrischen Feldzugs als Capitän, und erzählte mir viele merkwürdige Einzelnheiten über den Kampf im Libanon mit den empörten Bergstämmen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er mir eine reiche Sammlung von Waffen verschiedener Art, worin die Türken große Liebhaber sind, und worauf sie viel Geld verwenden. Gewehre von allen möglichen Größen und Kalibern, Carabiner, Pistolen zeichneten sich mehr durch Verzierungen so wie goldene und silberne Einfassungen, als durch die Eigenschaften des Stahls aus; obgleich in orientalischem Geschmack ausgearbeitet, waren sie doch fast sämmtlich aus europäischen Fabriken.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Münzen der goldenen Horde. Im Gouvernement Tambow im Kreise Morscha wurde im Frühling dieses Jahrs ein thönerner Topf mit 950 Stück Münzen der Dschudschiden oder der goldenen Horde gefunden. Die an das Ministerium eingesendeten Muster dieses Fundes gehörten der Regierung Usbeks und Dschebanik an, und wurden sämmtlich in den Jahren 727 bis 748 der Hedschra (1371 bis 1392 nach Chr.) geschlagen. Sämmtliche Münzen sind außerordentlich gut erhalten. (Journ. des Minist. des Innern. August.)

Eine alte russische Schriftsammlung im Kloster Bjelasersk die pasiewsche Sammlung genannt, welche von Professor Schewireff aufgefunden wurde, soll sehr merkwürdige Angaben über den alten Aberglauben der Russen enthalten. (Journal des Minist. der Volksaufklärung. Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 206. 28 August 1851.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

1. Die Europäer in Täbris. — Die griechischen Kaufleute. — Der persisch-europäische Handel. — Temporäre Ehebündnisse. — Conversationsfrüchte über persische Zustände.

Die europäische Gesellschaft in Täbris ist fast ausschließlich durch die Mitglieder der Consulate Rußlands und Englands und durch die Geschäftsführer von vier griechischen Häusern Konstantinopels repräsentirt, welch letztere den europäisch-persischen Handel durch Capital, Landeskenntniß und Thätigkeit zu monopolisiren und alle einheimischen wie fremden Concurrenten zu verdrängen wußten. Der brittische Generalconsul Bonham führte eine ziemlich einfache Haushaltung und begnügte sich, die kleine europäische Colonie ein oder zweimal in jedem Semester zu Tische zu laden. Sein stiller Charakter ebenso wie sein häusliches Glück, der Besitz einer geistreichen, schönen und liebenswürdigen Gemahlin, der Lieblingsnichte Sir Robert Peels, mochten gleichmäßig die Ursache an dieser zurückgezogenen Lebensweise tragen, welche den übrigen unterhaltungslustigen und vergnügungssüchtigen Europäern wenig behagte und als brittischer Egoismus interpretirt wurde. Ungleich beliebter waren die Herren vom russischen Consulate, welche aber auch ihr möglichstes thaten, durch artiges und liebenswürdiges Benehmen im Privatverkehr, wie durch offene Tafel die europäische Geselligkeit zu beleben und so zur Unterhaltung in einer trotz ihrer Größe und Handelsbewegung traurigen und langweiligen Stadt, wo man in der Regel nur zweimal des Monats Briefe und Zeitungen aus Europa bekommt, das ihrige beizutragen.

Das Gleiche konnte man auch von den griechischen Kaufleuten rühmen. Die Geschäfte der Herren Ralli und Comp., des reichsten der vier Häuser, welches wohl den ausgedehntesten Handelsverkehr in der Levante hat, besorgte damals ein gewisser Morfopulo, ein ältlicher Herr von einfachem, anspruchslosem Wesen und gefälligem, fast gutmüthigem Charakter, welcher in Täbris auch durch Hospitalität, Luxus und Freigebigkeit sich auszeichnete, das erste Haus machte und den Herren Consuln und ihren Attachés, wie auch seinen griechischen Handelscollegen, häufig glänzende Gastmahle gab. Dr. Cassolani führte mich gleich am Abend meiner Ankunft zu ihm, wo ich, mit Ausnahme des Consuls Bonham, die gesammte europäische Gesellschaft von Täbris versammelt fand, welche eben im Begriffe war zu Tafel zu gehen. Obwohl ich Hrn. Morfopulo weder Creditbrief, noch Empfehlungsschreiben zu überreichen hatte, wurde ich gleichwohl mit der liebenswürdigsten Artigkeit aufgenommen und erhielt den Ehrenplatz neben Hrn. von Osserow, welcher damals provisorisch dem russischen Generalconsulate vorstand.

Ein reisender Europäer gehört in Täbris nicht zu den häufigen Erscheinungen, und die Ankunft eines solchen gibt in der kleinen europäischen Colonie immer manches zu reden. Man steckt dann gewöhnlich etwas wißbegierig die Köpfe zusammen, erkundigt sich nach des Fremden Nationalität und Herkommen und beeilt sich seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Neben Hrn. Morfopulo können wir auch von den Herren Skuda und Sagranti die Zuvorkommenheit gegen den Fremden und ihren liebenswürdigen Eifer rühmen, ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Russen, Engländer und Franzosen sieht man in Täbris natürlich öfter als andere Nationalitäten Europa's, da ihre Regierungen in Persien politische Geschäfte machen und in Teheran diplomatische Vertreter haben. Von reisenden Deutschen, welche hier gewesen, wußte man mir keinen zu nennen, als den österreichischen Naturforscher Kotschy und den alten originellen Baron Hallberg aus München, die aber beide flüchtig vorüber gezogen ohne zu verweilen. Am Tage vor meiner Ankunft war ein Italiener Namens Foresti eingetroffen, welcher sich für einen Doctor ausgab und an der offenen Tafel des Hrn. Morfopulo bereits seinen Platz eingenommen hatte. Dieser sogenannte Doctor war, wie ich bereits in Erzerum erfahren, seit Jahren als wandernder Charlatan in der asiatischen Türkei bekannt, und hatte bei gewandter Sprachkenntniß manche Paschas und Untergebene belogen und betrogen, ihnen bald heilkräftige Wundermixturen gegen alle möglichen Uebel für hohes Honorar verschrieben, bald mit seinen bergmännischen Kenntnissen sich brüstend Gold und Silber aufzufinden versprochen. Zuletzt machte der Charlatan natürlich überall Fiasco, und selbst die heroischen Mägen der kurdischen Begs konnten Dr. Foresti's Latwergen nicht mehr vertragen. Ueberall zur Thüre hinausgeworfen versuchte er jetzt in Persien sein Glück. Als ich nach meiner Rückkehr vom Sahantgebirge ihn wieder in Täbris traf, hatte er bereits eine schöne Praxis, die aber meist aus incurablen Patienten bestand, welche Dr. Cassolani fortgeschickt hatte. Hr. Foresti meinte, es sey in Persien für einen Feringhi-Doctor wohl etwas zu machen, Vertrauen fehle nicht, nur halte es eben schwer, das Geld für die Medicamente einzutreiben, denn in diesem geldsüchtigen Lande wolle Niemand gerne zahlen, selbst nicht der Reiche, nicht einmal der Sardar.

Jene Mahlzeit im Hause des Hrn. Morfopulo gab mir bereits einen ersten Begriff von der üppigen Lebensweise, welche die ansässigen Europäer in Täbris führen. Nichts war gespart

und die morgenländischen Delicatessen wechselten mit den feinsten Erfindungen abendländischer Kochkunst: Fische vom caspischen Meer, Wildpret aus den Wäldern von Gilan, Trauben und Maulbeeren aus Aserbeidschan, die feinsten Pasteten, farbige Gelées und Champagner-Clicquot von bester Qualität in Eis gekühlt. Die Unterhaltung war sehr belebend. Die Conversation rollte vom Orient zum Occident ab und zu, und während uns Hr. Osserow seine Schilderung des persischen Hofes in Teheran, Dr. Cassalani seine Erlebnisse und Erfahrungen in Erzerum und Täbris und der Pseudo-Hekhim Foresti seine Abenteuer unter den Kurden zum Besten gab, erzählte uns der junge Hr. Maurokordato, ein Grieche von den elegantesten französischen Manieren und Verwandter des berühmten Staatsmanns in Athen, von Pariser Salons und Pariser Grisetten. Er hatte in der französischen Hauptstadt nicht lange vor seiner Versetzung nach Persien einige Jahre zugebracht, trug im Lande der Kaftans und Kalpaks noch immer vorzugsweise den eleganten Pariserfrak und die gelben Glacéhandschuhe, und war natürlich in Erinnerung an den Glanz und die Freuden von Paris auf Täbris und das monotone Leben daselbst ziemlich übel zu sprechen.

Mit dem alten Morsopulo plauderte ich inzwischen vom Handel. Er sagte mir, daß der Waarenabsatz in Persien und Centralasien sich von Jahr zu Jahr mindere, der Schmuggelhandel nach den transkaukasischen Provinzen Rußlands dagegen immer schwunghafter und einträglicher werde. Nahebei die Hälfte des Waarenimports über Trebisond und Erzerum bleibt in den Depots von Täbris zur Verfügung der russisch-armenischen Schmuggler und nimmt dann den Weg über den Araxes, wo die Käuflichkeit der Gränzzollbeamten und Kosakenofficiere den Schleichhandel gar sehr erleichtert. Der Gewinn, welchen die griechischen Häuser in Täbris damals machten, war enorm. Ihre Geschäftsführer wurden aber auch sehr hoch bezahlt und einige hatten noch außerdem gewisse Procente des Nettoertrages. Die Herrn Ralli stellen in der Regel an die Spitze ihres persischen Filialhauses einen Verwandten oder einen ihrer bewährtesten Commis, dem sie die Ansammlung eines Vermögens gönnen. Selten bleibt ein Geschäftsführer über sechs Jahre an seinem Posten. Der alte Morsopulo gestand mir, daß er fast ohne eigenes Vermögen nach Täbris gekommen sey, jetzt aber hinreichend gewonnen habe, um in Griechenland sorgenfrei zu leben. Er wolle noch ein Jahr zuwarten, dann aber unfehlbar von den Geschäften sich zurückziehen und in Athen als Rentier seine Tage beschließen. An seine Stelle sollte dann Hr. Sagranti kommen, welcher jetzt schon im Dienste der Herren Ralli sich ein hübsches Vermögen erworben hatte.

Die Mehrzahl dieser griechischen Herren, welche ich in Täbris fand, betrachteten ihren persischen Aufenthalt lediglich als einen guten Weg, um schnell zu Vermögen zu kommen. Keiner von ihnen dachte daran, hier für immer zu bleiben, keiner war vom Charakter der Bevölkerung, mit welcher man hier täglich verkehren mußte, erbaut, keiner lobte die Freuden des Aufenthalts. Jeder aber schimpfte wacker auf das häßliche Klima eines Landes, wo man im Winter am geheizten Ofen fror, wo die Karawanen manchmal im Schnee versinken, während man im Sommer vor Staub und Hitze fast verschmachtet. Das materiell üppige Leben, welches die Herren führten, versöhnte sie nicht mit diesem Aufenthalt, nur der Gewinn war der Magnet, der sie festhielt. Die lucrative Seite des Geschäfts und der Stand der Bilanz waren aber manchmal Schwankungen unterworfen, und es fehlte auch in diesem Punkte nicht an Sorgen, welche ihnen manche Lebensstunde verbitterten. Oft reichte das Gerücht vom nahen Tode des Mohammed-Schah oder vom nahen Ausbruch eines Krieges mit der Pforte hin, die Käufer aus den südlichen Provinzen und die Karawanen Innerasiens von der Reise abzuschrecken. Man fürchtete, daß beim Tode des Schahs seine Oheime wieder das Panier der Empörung aufstecken und die persischen Provinzen von Krieg und Anarchie zerrissen würden. Obwohl die Perser keine Zeitung lesen, machen politische Gerüchte, welche ihr Interesse betreffen, doch unglaublich schnell die Runde durch das Land. Die angekommenen Waaren blieben dann plötzlich in großen Massen unverkauft liegen. Andererseits wurde freilich der Geschäftsgang durch das persönlich freundliche Einvernehmen, welches zwischen den Bevollmächtigten der vier Häuser obwaltete, sehr gefördert. Man verständigte sich hinsichtlich des Waarenbedarfs, man half sich sogar zuweilen gegenseitig aus und hütete sich vor übertriebener gegenseitiger Concurrenz. Dagegen verbanden sich die vier Häuser gegen jeden fremden Concurrenten, der etwa Lust hatte, in Täbris Geschäfte zu machen und am Gewinn des persisch-europäischen Handels Antheil zu nehmen.

Nicht ohne Interesse ist das häusliche Verhältniß der Europäer in Täbris. Einige dieser Griechen waren verheurathet, hatten aber ihre Frauen in Konstantinopel zurückgelassen. Die meisten aber waren ebenso wie die Mitglieder des russischen Generalconsulats als Junggesellen gekommen. Sowohl von ihnen als von der Kategorie der Verheuratheten hatten jeder nach dem bei Europäern in Persien längst schon üblichen Gebrauch eine Nestorianerin für eine gewisse Zeit geehelicht. Die christliche Sekte der Nestorianer, welche in Aserbeidschan fast noch zahlreicher als die armenisch-gregorianische ist, hat für Europäer besondere Vorliebe, und findet nicht die mindesten Scrupel weder aus nationalen oder religiösen, noch aus sittlichen Rücksichten, ihre Töchter vertragsmäßig für eine bestimmte Zahl Jahre oder Monate, und gegen eine festgesetzte Summe an Europäer zu verheurathen. Dieses Geschäft wird gewöhnlich mit aller Regelmäßigkeit und Förmlichkeit stets in Gegenwart der Aeltern oder der nächsten Verwandten des Mädchens, öfters sogar in Beiseyn eines nestorianischen Priesters, der hier vielleicht die Stelle des europäischen Notars vertritt, abgemacht. Man wetteifert sogar, jedem neuen Ankömmling aus Europa, von dem man einen längern Aufenthalt voraussetzt, ein solches Mädchen aufzudringen. Der Reiche hat natürlich die Auswahl unter den Jüngsten und Schönsten. Sobald man sich über die Dauer dieser Matrimonia alla Carta, wie sie dort nach fremdem Sprachgebrauch zuweilen genannt wird, und über den vom Manne zu leistenden Preis sich geeinigt hat, wird das Mädchen dem Europäer von den Verwandten in aller Förmlichkeit zugeführt. In den meisten Fällen zieht sogar die ganze älterliche Familie der Braut mit in das Haus des temporären Gemahls, der sie natürlich auf seine Kosten ernähren muß. Oefters wird dieß zur ausdrücklichen Bedingung bei Abschluß des zeitlichen Ehebündnisses gemacht. Nicht nur sämmtliche griechische Kaufleute, sondern auch die Mitglieder des russischen Generalconsulats waren in dieser Form beweibt, und die Sitte ist bei den Europäern in Persien, besonders in Aserbeidschan bereits so alt und allgemein, daß das sittliche Gefühl dort nicht den geringsten Anstoß daran nimmt. Man fragt sich gegenseitig ganz unbefangen, wie sich die Frau Gemahlin befinde und was die Kinder machen. Jeder dieser Herren hatte einen Theil seiner Wohnung für die Frauengemächer reservirt, und nannte denselben Harem. Die Frauen behielten die Lebensweise der Eingebornen bei, so wie auch die Tracht, verhüllten

das Gesicht, wenn ein Fremder den Hausherrn besuchte, erschienen nie bei Tische, wenn der Gemahl Freunde bewirthete, füllten die Stunden, die ihnen der eheliche Umgang und die Pflege der Kinder übrig ließ, wie die mahammedanischen Perserinnen mit Putz und Badebesuch aus, und erschienen wie diese auf offener Straße in dichten, weißen Hüllen vom Haar bis zur Zehe. Eheliche Treue und zärtliche Pflege der Kinder kann man von diesen nestorianischen Frauen wohl rühmen. Bei gänzlichem Mangel an Bildung des Geistes und Gemüthes, schön, aber ohne Anmuth, konnten sie wohl dem materiellen Bedürfniß der Männer genügen, nicht aber die Bestimmung einer Lebensgefährtin nach den Begriffen der gebildeten Stände in Europa ersetzen, wo bei geistigem Verständniß und ähnlicher Bildungsstufe die Frau auch Gedanken und Gefühle mit dem Manne zu theilen vermag, und mit ihm auch in einem geistigen Bunde lebt. Wie wenig diese Art von persisch-fränkischer Ehe die Herren in Täbris befriedigte, bewies der sehnsüchtige Ton, in welchem sie von ihren frühern Liebesverhältnissen in den großen Hauptstädten Europa's sprachen. Wie gerne hätte Hr. Maurokordato eine elegante Grisette und deren französische Grazie der schönsten Haremskönigin des Orients vorgezogen, und wie schmachtete Hr. von Osserow nach den reizenden Salonsdamen von St. Petersburg! Keiner von diesen Herren hat der regelmäßigen Schönheit, welche den Orientalinnen nicht abzusprechen ist, das Wort geredet. Aber jeder pries die Liebenswürdigkeit, die Anmuth, die reichen Ressourcen des Geistes und Herzens, welche man unter den gebildeten Frauen Europa's findet. Alle diese Eheherren schienen ihre nestorianischen Schönheiten höchst langweilig und reizlos zu finden, und beneideten Hrn. Bonham um den Besitz seiner so gebildeten, liebreizenden Frau.

Sobald nach Ablauf der festgesetzten Zeit der Ehecontract gelöst ist, wird ein neuer Vertrag geschlossen, wenn der Europäer nicht inzwischen seiner temporären Gattin müde geworden ist, und ein ähnliches Verhältniß mit einer andern anknüpfen will. Die entlassene Frau findet um so schneller einen neuen Freier unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, als sie demselben eine hübsche Baarschaft mitbringt, während sonst der heirathslustige Nestorianer seine Frau ihren Eltern abkaufen muß. Die aus dem zeitlichen Ehebunde mit dem Europäer hervorgegangenen Kinder gehen fast immer in den Besitz der Mutter über. Man versicherte mir, daß die nestorianischen Mütter für diese Kinder eine fast zärtlichere Liebe bewahren, als für die später im neuen Ehebündnisse Geborenen. Auch der nestorianische Stiefvater soll seine Pflichten gegen diese mit der Heurath an ihn übergehenden Kinder keineswegs vernachlässigen. Noch merkwürdiger ist, daß die europäischen Väter, sobald ihre Bestimmung sie in ihre Heimath zurückruft, ihre Kinder, wie es scheint, ganz ohne Gewissensscrupel zurücklassen und der ungewissesten Zukunft preisgeben, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Nur ein einziger Fall ist mir bekannt, wo ein reicher Europäer eines dieser Kinder mit sich genommen. Der längere Aufenthalt im Orient scheint sehr geeignet, selbst bei Männern, die sonst ganz redlichen Charakters sind, die Stimme der Natur, der Ehre und des Gewissens allmählich zu betäuben.

(Schluß folgt.)

The Mormons or Latter Day Saints.

Unter diesem Titel ist eine Schrift von einem ungenannten Verfasser in Amerika erschienen, welcher die bisherige Geschichte der Mormonen in allen ihren Einzelnheiten schilderte. Es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß in Joe Smith in der That, wie der Verfasser bemerkt, ein „amerikanischer Mohammed" steckte. Er wußte seine Anhänger trotz aller seiner Ausschweifungen dermaßen zu fanatisiren, daß sie allen bürgerlichen Gesetzen Trotz boten und mit den Waffen aus Nauvoo vertrieben werden mußten. Illinois, wie Missouri, hatten sich bereits in zwei Lager, ein mormonisches und ein antimormonisches, getheilt. Der Geist der neuen Gesellschaft, der Geist der freien Presse war für einen solchen Fanatismus zu stark, die Mormoniten mußten weichen. Sieht man ab von der rohen Betrügerei Joe Smiths, von der Unwissenheit, die allein einen so rohen Aberglauben und einen so zelotischen Fanatismus erzeugen kann, so bietet ihr Verhalten manche schöne Seite dar. Sie duldeten Verfolgung männlich und mit seltener Geduld. Sie widmeten sich den Feldarbeiten mit beispielloser Ausdauer und Fleiß, sie trugen das Elend und die Gefahren eines Volks, gegen welches alle Welt sich erhob, mit einem Muth, der selbst den Zorn manches geschwornen Feindes entwaffnete. Die Geschichte der Mormonen, wie sie in ihren Kirchen verfolgt, in ihren Häusern und Feldern niedergemetzelt, mit Feuer und Schwert aus den Städten vertrieben wurden, die sie mit ihrer Hände Arbeit aufgebaut, wie sie mit ihren Kranken und Sterbenden, mit ihren kleinen Kindern und gebrechlichen Greisen fortzogen durch die großen Prairien, diese werden manchem, der ihren rohen Irrthum verlacht und verdammt, eine Thräne des Mitleids entlocken.

Wanderungen in Aegypten.

5. Abreise von Raschid. — Metubis. — Talisman gegen Windstille. — Schibrychit u. s. w.

(Schluß.)

Das Frühstück, oder nach der Zahl und Art der Schüsseln, das Mittagessen wurde auf einem Tisch servirt „à la franga," wie sich der Mudir ausdrückte, die Art der Zubereitung war jedoch rein türkisch, und ebenso die Gewandtheit, mit welcher der Bey und Hr. d'Arnaud mit den Fingern aßen; für mich brachte man ein silbernes Besteck. Wenn aber die Hühnchen mit Rosinen, die verschiedenen Arten von Pasteten und andern Speisen keineswegs an die Kunst unserer westlichen Vallets, Carèmes und ähnlicher Künstler erinnerten, so unterlag der giaurische Ursprung der nach dem Essen aufgestellten Getränke nicht dem geringsten Zweifel: man entkorkte eine Flasche Cognac, dann brachte man Xeres und Burgunder und endigte mit Champagner, den der gastfreie Wirth kaum minder hochschätzte, als alle andern „schugl afrangi." Nach dem Essen theilte mir der Bey einige Einzelnheiten über die in den letzten Jahren in Aegypten wüthende Viehseuche mit, welche seiner Angabe nach 300,000 Stück hinraffte, und damit den Ruin der Landbauer vollendete. Sehr merkwürdig ist nachstehende Beobachtung des Mudir: er hatte damals eine Heerde von 80 Ochsen, welche er ohne Zögern in die Wüste hinaustreiben ließ, unter der Aufsicht zweier türkischen Kawasse, denen er den Befehl gab, ohne Gnade auf Menschen und Thiere zu schießen, wenn sie versuchen sollten, dem Vieh sich zu nähern; Dank dieser Vorsicht verlor er nicht einen einzigen Ochsen, während in den benachbarten Dörfern das Viehsterben schrecklich wüthete. Im nächsten Jahre war der Gouverneur, durch andere Arbeiten in Anspruch genommen, minder eilig, sein Vieh in die Wüste zu schicken, er verschob es von Tag zu Tag, und bald waren alle Ochsen krepirt! Es ist ziemlich seltsam, daß eine bekannte medicinische Partei, welche doch diese und zahlreiche ähnliche, zur Zeit der Viehseuche beobachtete Thatsachen als richtig anerkannt, es für eine Einfalt, für einen Ueberrest abergläubischer ärztlicher Vorurtheile hält, daß analoge Erscheinungen bei der Pest und einigen andern Krankheiten auch unter Menschen vorkommen. Bei der Sorglosigkeit der Provinzialbehörden und der Fellahs selbst und bei dem Mangel aller medicinisch-polizeilichen Maaßregeln ist es nicht zu verwundern, daß ein Viehsterben, wenn es einmal im Lande sich verbreitet hat, nicht so leicht wieder aufhört. Schon im J. 1784 begann man in Folge des heftigen Viehsterbens zur Bewässerung der Felder statt der Ochsen Büffel zu verwenden, die zur Zeit der Reise Sonnini's, welche eben um jene Zeit stattfand, 500 Fr. das Stück kosteten; zur Zeit der französischen Expedition am Ende des vorigen Jahrhunderts

kaufte man im Delta ein paar Ochsen um 380 Fr., jetzt kostet ein guter Ochse 700 bis 1000 Fr.

Um 2 Uhr Nachmittags verabschiedeten wir uns von dem Mudir, und begaben uns auf unsere inzwischen herbeigekommene Barke, wohin alsbald die Mameluken und Pferdediener uns folgten, und Bakschich verlangten; das ist eine Sitte, die sich im Orient nicht ausrotten läßt.[1] Es erhob sich ein schwacher günstiger Wind, der aber nur sehr kurz dauerte, so daß wir genöthigt waren, uns wieder am Lande ziehen zu lassen; die Matrosen wurden völlig kraftlos durch diese ermüdende Arbeit, die nun schon so viele Tage nach einander gedauert hatte; sie zogen bis gegen Abend und blieben dann, nachdem wir erst eine kleine Strecke von Terraneh aus gemacht hatten, liegen, um über Nacht zu bleiben.

11 Februar. Wir kamen um 9 Uhr Morgens nach Beni Salame, einem kleinen Dörfchen, das auf der Spitze eines ziemlich hohen Sandhügels auf dem linken Ufer des Nils erbaut ist. Die libysche Wüste reicht hier hart ans Ufer heran, und läßt gar keinen anbaufähigen Raum in der Nähe des Dorfes übrig; seine Bewohner waren deßhalb immer berüchtigt durch ihre Dieberei und Raubsucht, und fielen in frühern Zeiten sehr häufig die Barken an, welche am Fuße des von dem Dorfe eingenommenen Hügels vorüberfuhren. Die Nähe der Wüste gestattete ihnen leicht ihre Beute zu verbergen, und sich selbst den Verfolgungen der Behörden zu entziehen, die unter den Mameluken sich freilich um solche Vorfälle wenig kümmerten. Unter der gewaltigen Hand Mehemed Ali's sind die Bewohner von Beni Salame zahmer geworden, genießen aber immer noch einer sehr zweifelhaften Reputation von Ehrlichkeit. Ihr Dorf hat ein ärmliches Aeußere, die Erdhütten sind klein und haben größtentheils Dächer in Form flacher Kuppeln aus Luftziegeln, wie man sie in andern Dörfern nur an densogenannten Furnen (Winterstuben) findet; der Grund dieser Dachbauart in Beni Salame ist wahrscheinlich der Mangel an trockenen Maisstengeln, aus denen die flachen Dächer in den übrigen Dörfern gefertigt werden. Die Kinder auf den Straßen erschracken anfangs über mich, ich machte sie aber bald guter Dinge durch die Vertheilung kupferner Münzen, mit denen ich zu diesem Zwecke, wenn ich in ägyptische Dörfer ging, gewöhnlich die Taschen füllte; meine Freigebigkeit lockte dann auch die Mütter selbst herbei; sie sammelten sich in Haufen um uns, brachten ihre kleinsten Kinder aus den Hütten heraus, und baten auch für sie um Bakschisch. Die Einwohner von Beni Salame müssen, nach der Physiognomie zu schließen, nicht ägyptischen, sondern arabischen, beduinischen Stamms seyn. Diese letztern unterscheiden sich von den erstern unter anderm auch durch die Stellung der Augen, die offener sind, und einen viel schlauern Ausdruck haben als bei den reinägyptischen Fellahs, bei denen übrigens, so viel ich bemerkte, die Stirne niedriger, die Wangen dicker, der Wuchs höher und gerader, die Contouren der Extremitäten schöner und vollkommener sind als bei den Beduinen. Da die Bewohner von Beni Salame kein Land haben, so machen sie die Schiffer, treiben zum Theil Viehzucht und Fischfang und selbst Jagd in der benachbarten Wüste. Bei ihnen findet man häufig zum Verkauf gelöbtete Gazellen, die wir indeß bei unserer Anwesenheit nicht vorfanden; wir kauften einige Lebensmittel, und die Bewohner baten uns statt des Geldes ihnen europäisches Pulver zu geben. Zweien von ihnen, die zu uns auf die Barke kamen, zeigte der Koch Abdallah, der selbst ein vortrefflicher Schütze war, die Wirkung der Schießbaumwolle, die ihnen einen Schrei der höchsten Verwunderung entriß.

Von hier gingen wir ab bei völliger Windstille; vergebens schrieb Abdallah neue Talismane, den einen scharfsinniger und hackenreicher als den andern, und suchte den günstigen Wind herbeizurufen, seine Beschwörungen blieben fruchtlos, der starrsinnige Nilăolus hielt seine Zephyre unter Schloß, und wir kamen nicht anders als am Zugseil geschleppt vorwärts. Den ganzen Tag hindurch war die Hitze sehr fühlbar, und wurde, je mehr wir uns von Roschid entfernten und der Spitze des Deltas näherten, immer heftiger; um 2 Uhr Nachmittags stand der Thermometer auf 18½ R. im Schatten. Ziemlich spät Abends landeten wir an dem Dorfe Gures, das ich früher schon besucht und geschildert, und hielten hier an, um zu übernachten. Ein dichter, beißender Rauch aus den Oefen, in denen man die hier bereiteten Thongefäße brennt, stand bei dem völlig ruhigen Wetter unbeweglich über dem Dorfe, und belästigte uns sehr. Am andern Tage, 12 Februar, ging ich Morgens nach dem Dorfe, um nach dem Preis verschiedener Gefäße zu fragen, was ich bei meiner ersten Anwesenheit vergessen hatte: die Balles zum Wasser kosten 15 Fadd; große Schüsseln, Mangals zu Kohlen zehn Fadd; Krüge, Platten, fünf Fadd; übrigens sind alle diese Gefäße nicht glasirt.

Diesen ganzen Tag hindurch war die Hitze wahrhaft unerträglich, obgleich der Thermometer um zwei Uhr Nachmittag im Schatten nicht mehr als 20° R. zeigte, aber die Einwirkung dieser Temperatur auf den Organismus wurde verstärkt durch den gerade wehenden Südwestwind, welcher im Frühjahr hier erstickend ist. Um 3 Uhr kamen wir nach dem Dörfchen Mit-el-Garus auf dem rechten Nilufer; es heißt auch Sid Ibrahim nach dem Scheich, dessen Grab sich hier findet, umschattet von mächtigen Feigenbäumen. Als wir vorüberfuhren, standen alle unsere Matrosen auf, streckten die Hand in der Richtung nach dem Grab hin aus, und sprachen sehr andächtig und laut das Gebet el Fathe.[1] Das thaten sie auch im Angesicht aller ähnlichen Gräber, die an den Ufern des Nils ziemlich zahlreich sind. Das Dörfchen besteht aus einigen Häusern, die neben drei oder vier Sakies zur Bewässerung der Felder errichtet sind. Das Land bildet die Abbadije des bekannten Soliman Pascha (der zum Islam übergetretenen Sève), welcher auch das große, einige Werste von da im Delta gelegene Dorf Teltie, so wie noch einige andere Dörfer in Besitz hat. Mit der Benennung Abbadije bezeichnet man in Aegypten die Ländereien, die in Folge des Tods ihrer Besitzer oder aus andern Ursachen längere Zeit unbebaut blieben, und welche Mehemed Ali im Betrag von 200,000 Feddans an höhere Beamten verlieh, mit Steuerbefreiung auf 8 Jahre, aber mit der Verpflichtung für die neuen Besitzer sie unverzüglich in Bau zu setzen. Nach der Versicherung Hamonts haben diese statt des erwarteten Gewinns größtentheils Verluste erlitten.

Unter den Bäumen saßen einige Frauen, welche Brod, Käse und andere Lebensmittel verkauften, und ein alter Fellah errichtete eine wandernde Garküche für die Matrosen der hier zahlreich vorüberkommenden Barken; eine große Auswahl von Gerichten war bei ihm freilich nicht zu finden, und wir konnten sogar kein frisches Hammelfleisch bekommen, das wir gerne gekauft hätten. Von Mit-el-Garus bis zum Nildamm ist es nur eine kurze Strecke, allein der fortdauernde Gegenwind aus Südwesten gestattete uns trotz aller Anstrengungen nicht bis zum Abend nach der Deltaspitze zu gelangen, so daß wir in sehr geringer Entfernung über Nacht liegen bleiben mußten.

Die Heuschrecken in Südrußland. Im Gouvernement Tauris beflügelten sich die Heuschrecken in der zweiten Hälfte Junius und vernichteten mit Ausnahme der Kreise von Eupatoria und Perekop nicht nur das Sommer- und Winterkorn, sondern selbst das Gras; auch in Bessarabien und um Astrachan richteten die Heuschrecken Verheerungen an. Von Astrachan zogen sie nach Süden schon im Anfang April, und am Ende dieses Monats, so wie im Anfang des Mai erschienen sie in den Kreisen von Tiflis, Elisabethopol, so wie um Schuscha, Schemacha, und bis nach Lenkoran. (Journ. des Minist. des Innern. August.)

[1] Bei einigen türkischen Großen erhält die zahlreiche Dienerschaft gar keinen Lohn, und sie ist sozusagen genöthigt, bei den Gästen ihres Herren um Bakschisch zu betteln. In Konstantinopel aß ich einigemal mit andern Europäern bei einem angesehenen türkischen Beamten, und beim Weggehen erwartete uns die Dienerschaft, in zwei Reihen aufgestellt, stets ein Bergelaug mit ausgestreckten Händen. Gäste, die bei dem Gastwirth Geschäfte hatten, geben bis 50 Piaster, d. h. weit mehr als das ganze Mahl den Wirth kostete.

[1] Das heißt die eröffnende (nämlich Sure oder Capitel des Korans); dieß Capitel dient sehr allgemein als Gebet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 207. 29 August 1851.

Zeitbetrachtungen.

Im Laufe der englischen Parlamentssession ist von den auswärtigen Angelegenheiten selten und nur flüchtig die Rede gewesen; was von der Türkei und Griechenland gesprochen worden, ist nicht der Mühe werth zu erwähnen, und die einzige bestimmte Erklärung, die Lord Palmerston gab, ist die über Piemont, daß „die englische Regierung der Unabhängigkeit Piemonts einen großen Werth beilege und an dem Fortgang der dortigen Verfassung großen Antheil nehme.“ Das sind, wenn auch nicht die Worte, doch der Sinn einer ziemlich pomphaften Aeußerung Lord Palmerstons auf eine Anfrage Sir de Lacy Evans am 7 August, gerade vor dem Schluß der Session; die Frage und die Antwort scheinen ausdrücklich vorher arrangirt gewesen zu seyn. Als Lord Palmerston diese Erklärung gab, konnte ihm unmöglich unbekannt seyn, was seit geraumer Zeit in den Zeitungen verlautet, daß der König von Sardinien mit Oesterreich sehr enge Verbindungen angeknüpft, und unter der Firma eines Handelsvertrags geraume Zeit hindurch Verhandlungen gepflogen worden sind: behauptete man doch selbst in Zeitschriften, diese Unterhandlungen seyen nicht sowohl durch die Gesandten und Minister als durch die mündlichen Besprechungen des Königs von Sachsen mit Victor Emanuel geführt worden. Wie dem nun auch seyn mag, so ist auf der einen Seite gewiß, daß der an Siccardi's Stelle als Justizminister getretene Deforesta eine dem römischen Hofe nicht unangenehme Person ist, und andererseits, daß Graf Cavour, der beredte Vorsprecher des Freihandels und des englischen Bündnisses, verschiedenen Angaben zu Folge die sardinische Flotte ganz auf englischen Fuß einrichten und selbst englische Officiere anstellen will.

Welche Richtung ist nun die wahre? Daß die 40,000 Emigranten im Lande, welche nicht nur Geld kosten — obgleich man die Zuschüsse aufs magerste zugeschnitten — sondern fast die ganze Presse in der Hand haben, und durch ihre Lage darauf angewiesen sind, wo möglich die Sache in Italien zum Ausbruch zu bringen, um die Möglichkeit einer Rückkehr in die Heimath zu haben, leidet keinen Zweifel. Nicht nur Toscana und Rom, sondern namentlich auch Oesterreich haben gegen die Preßlicenz in Piemont mehr als einmal remonstrirt, und von ihrem Standpunkt aus nicht mit Unrecht, denn diese Emigrantenpresse ist ein wahrer Feuerbrand für das übrige Italien. Die officiellen und officiösen Vorsprecher Piemonts haben immer herausgehoben, Piemont sey der einzige Staat Italiens, in welchem eine constitutionelle Regierungsform zur Wahrheit geworden, wo die Regierung im Einklang mit dem Volk ihre Unabhängigkeit nach außen und nach innen immer fester gründe. Das lautet sehr schön, aber ist, wie die Gegner sagen, nur nicht wahr, denn die piemontesische Regierung sey nicht nur im Innern, wo die Emigranten ihr über den Kopf gewachsen, nicht frei und unabhängig, sondern gegen außen sey es in eine Abhängigkeit von England und Frankreich gefallen, die nicht minder nachtheilig und lästig werden könne, als die Abhängigkeit von Oesterreich. Man sieht zwischen diesen beiden Stellungen heraus sehr deutlich, daß der sogenannte Constitutionalismus Piemonts nur ein eitles Scheinbild ist: die verlornen Hoffnungen Italiens haben sich auf Piemont zurückgezogen, und beobachten unter dem Scheine der Unabhängigkeit dieses Staats von österreichischem Einfluß eine zuwartende Haltung, die durch Frankreich und England gestützt wird, weil diese nicht wollen können, daß ganz Italien, wie früher, dem Einfluß Oesterreichs folge. Die Stellung Piemonts, wie sie in den letzten anderthalb Jahren gewesen, ist also die einer stillen Kriegserklärung gegen die österreichische Herrschaft in Italien.

Ist diese Stellung haltbar? das möchten wir geradezu verneinen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil Frankreich der Vereinigung Italiens unter Einem Haupte niemals günstig seyn wird, und Piemont also im Fall eines Kampfes nicht bloß gegen die viel weiter gehenden Plane der Mazzinisten, sondern auch gegen das Uebelwollen Frankreichs auftreten müßte, wobei es noch sehr zweifelhaft bliebe, ob England Piemont durch Dick und Dünn unterstützen würde. Wenn aber Piemont nicht die sichere Aussicht hat, in einem ausbrechenden Kampfe zu einer unabhängigen italienischen Macht emporzusteigen, wenn es nicht wenigstens alle Besitzungen Oesterreichs mit den seinigen vereinigt, also Herr in ganz Oberitalien wird, dann ist seine jetzige Stellung zu theuer erkauft: zu theuer, weil es die revolutionären Kräfte Italiens nie mit sich versöhnen kann, und mit den conservativen, worunter Rom nicht die letzte Stelle einnimmt, sich immer mehr und unversöhnlicher überwerfen muß. Seine jetzige Stellung ist endlich auch darum zu theuer, weil sie nur den Mazzinisten förderlich seyn kann, da sie für Oesterreich äußerst gefahrdrohend ist, und dieses zu unmäßigen kostspieligen Anstrengungen nöthigt.

Somit stimmen die Gründe der gewöhnlichen diplomatischen Berechnung für Aufgeben der jetzigen Stellung und für Versöhnung mit Rom und Oesterreich, allein ein solcher Schritt, wenn auch im Innersten des Herzens gewünscht und beschlossen, ist nicht mehr leicht. Die Macht der „faits accomplis“ ist nicht gering, und fast ließe sich, da man ja Lord Palmerston ohnehin schwarz genug malt, das Sprüchwort auf Piemont anwenden: „laß dich vom Teufel an einem Haar packen, so hat er dich ganz.“ König Victor Emanuel muß, wenn er mit Rom und Oesterreich sich versöhnen will, nicht nur die Emigranten größtentheils ausweisen,

nicht nur die Verfassung zu einem Scheinbild machen, vielleicht förmlich aufheben, er muß auch gegen den nationalen Geist in seinem eigenen Lande als strenger Herr auftreten, und gegen alle die zahlreichen unentschiedenen Köpfe verstoßen, in denen bis jetzt Liebe zum italienischen Vaterlande und Haß gegen die Fremden mit der herkömmlichen Zuneigung zum savoyischen Fürstenhause und mit dem lauen Wasser des doctrinellen Constitutionalismus in einen süßen Brei verschmolzen, wovon man gemüthlich naschen mochte. Nun soll man auf einmal eine Wahl treffen zwischen den liebgewordenen Neigungen, Träumen und Hoffnungen auf der einen, und einer strengen, vielleicht vielfach unangenehmen Pflicht auf der andern Seite, während Tausende, und zwar gerade der energischere Theil der Bevölkerung, einen Schrei des Unwillens über Verrath an Italien und Verrath an Piemont wie an der Freiheit erheben werden. Zudem stellt man sich auf einmal der mazzinischen Partei ganz schroff und unversöhnlich gegenüber, die ganze Gluth der Rache, die sich in Rom und Mailand schon wiederholt durch Meuchelmord Luft machte, wird dann auch in Piemont zum Ausbruch kommen, die Kammern, die zu dem englischen Bündniß und dem verdächtigen Freihandel nur aus Abneigung gegen Oesterreich gestimmt, werden auf einmal andere Saiten anschlagen, und man wird sich ihrer entledigen, d. h. mit dem constitutionellen System ganz brechen müssen. Lord Palmerston konnte also, indem er seine Erklärung zu Gunsten der piemontesischen Constitution gab, in der That keine schroffere gegen Oesterreich geben. Die Stellung Piemonts wurde um so häklicher, je härter die Reaction in dem übrigen Italien auftrat. In dem sonst so mild beherrschten Toscana — Neapel und die Aufklärungen Gladstone's darüber wollen wir gar nicht weiter berühren — wurden auf falsche Angaben hin Haussuchungen bei allgemein hoch angesehenen Männern und ehemaligen Ministern, wie March. Ridolfi, March. Capponi, March. Bartolomei u. a. angestellt, und diese genöthigt eine Zuflucht in Turin zu suchen. Schlägt die Politik des piemontesischen Cabinets um, dann ist auch für diese Männer keine Zuflucht mehr als nach Frankreich zu gehen.

Daß im übrigen Italien die Maaßregeln immer schärfer werden, darf indeß auch nicht verwundern, wenn man die Ausbrüche des wüthenden Hasses erwägt, wenn man, wie allgemein versichert wird, durch die Verhaftung der Söhne Lord Aldboroughs einer weit verzweigten Correspondenz auf die Spur gekommen ist, und nicht nur englische Privatpersonen, sondern, wie man sagt, selbst officielle Personen die Mittelsmänner abgeben.[1] Solchen unzweideutigen Bestrebungen gegenüber soll Piemont ein längeres Schwanken zwischen Revolution und Reaction für nicht nur schwierig, sondern geradezu für gefährlich ansehen, und sich der letztern bestimmt zuneigen. Sobald dieß offen geschieht, wird sich die ganze Macht der Revolution auf Piemont werfen, und, wo immer möglich, es hier zum Ausbruch treiben, denn daß ein solcher in österreichisch Italien oder in Rom und Toscana gelinge, ist allzu unwahrscheinlich. Im Angesicht dieser Zustände verstärkt Frankreich seine Truppenzahl in Rom und läßt sie trotz alles Widerspruchs der päpstlichen Behörden eine militärisch sehr feste Stellung einnehmen; man begreift das Unbehagen des Papstes und seiner Cardinäle vollkommen, da sie den Zeitpunkt herannahen sehen, wo die Franzosen, wenn Piemont an Oesterreich sich anschließt, aus Opposition gegen letzteres die Nationalsache, wenn auch nur scheinbar, mehr in Schutz nehmen. Die Erinnerung daran, daß Guizot selbst mit Rossi eine doppelte Correspondenz, eine conservative und eine auf den Ausbruch einer Revolution berechnete, unterhielt, kann vollends der päpstlichen Regierung zeigen, wie schnell die französische Regierung, der es nicht um den Beistand der päpstlichen, sondern um ihren Einfluß in Italien zu thun ist, umspringen kann. Welche Interessen England in Piemont und weiter in der Schweiz verfolgt, ist einleuchtend: es muß zur Erreichung derselben zu hindern suchen, daß Piemont nicht unter österreichischen Einfluß falle. Brucks Plane in Italien und Deutschland sind nicht aufgegeben, nur vertagt: England wird alles daran setzen, um sie nicht zur That werden zu lassen; ob Oesterreich nicht seine Zeit versäumt hat, und seine Plane nach Gefallen auch später wieder aufnehmen kann, ist eine andere Frage, die wir hier nicht erörtern wollen. England wie Frankreich erheben Einsprache gegen den Gesammteintritt Oesterreichs in den deutschen Bund, und dieß ist ein Mittel, an das man diplomatische Schritte ernsterer Art anknüpfen kann, sobald man will.

(Schluß folgt.)

[1] Ein der österreichischen Regierung sehr ergebenes Handlungshaus in Venedig, die HH. T....., soll kürzlich einen von Mazzini gezogenen Wechsel von 3000 Pfd. erhalten haben, der an den englischen Consul ausbezahlt werden sollte. Die Sache klingt unwahrscheinlich, da Mazzini doch durchaus nicht nöthig hat, solche Wechsel selbst zu unterzeichnen, sondern dieß durch Handlungshäuser thun lassen kann.

Fragmente aus dem Wanderbuche eines deutschen Reisenden in Persien.

4. Die Europäer in Täbris &c.

(Schluß.)

Mein Aufenthalt in Täbris war weniger durch Gassenwanderungen und Bazarbesuche, als durch den Umgang mit Männern, welche in der Lage sich befanden, neben den Zuständen und Sitten des Volkes auch das Thun und Treiben seiner Regierer zu beobachten, sehr belehrend. Die Conversationsfrüchte, welche ich ein Jahr zuvor während meiner Reise durch Kolchis in der angenehmen Unterhaltung mit meinen Reisegefährten, den aus Teheran zurückkehrenden französischen Militärs, später in Erzerum aus dem Munde der diplomatischen Agenten Englands gepflückt, wurden in Persien durch die Mittheilungen der HH. von Offerow und Bonham, der französischen und amerikanischen Missionäre vermehrt und ergänzt. Ihre Schilderungen hatten für mich um so höhern Werth, als die meisten dieser Herren die politische wie die ökonomische Lage Persiens seit einer Reihe von Jahren zu studiren Gelegenheit hatten, und sich in der That alle Mühe gaben, das gesammelte Material durch ihre einheimischen Bekanntschaften zu vermehren. Bei diesen politischen Gesprächen mußten häufige Rückblicke auf die Geschichte Persiens aus den letzten Jahrzehnten, auf die Regierung Feth Ali Schahs und das Wirken des Kronprinzen Abbas Mirza geworfen werden, ohne welche die politische Lage der Gegenwart unverständlich wäre. Darüber haben uns freilich die damals in Persien verweilenden brittischen Militärs durch die Aufzeichnung ihrer Erlebnisse und Erfahrungen höchst schätzbare Aufschlüsse gegeben.

Die kurze glänzende Erscheinung Abbas Mirzas, welcher seinen alten Vater an Talent, Einsicht und Thätigkeit so weit überragte, war für Westasien immerhin von Bedeutung. Den Reformideen Europa's, wenn zunächst freilich nur in militärischen Dingen, war ein Weg in das Herz von Asien eröffnet, und der Einfluß Europa's wuchs in Persien mächtig. Die großen Hoffnungen sanguinischer Politiker, welche von diesen nothwendigen Neuerungen eine Wiedergeburt oder Verjüngung asiatischer Völker, die nach anderer Ansicht ihre große historische

Rolle für immer ausgespielt haben und nie wieder aus ihrer Versunkenheit sich erheben werden, erwarteten, sind unbefriedigt geblieben. Persien ist durch weite Länderstrecken von Europa und dem anziehenden Einfluß seiner Cultur getrennt. Wäre der bewegliche, fleißige und industriöse Perserstamm mit seinen vortrefflichen Geistesanlagen und höchst geschmeidigen Charakter an der Stelle der arbeitscheuen und culturunfähigen Türken, welche nur im Kriegshandwerk Großes geleistet, Bewohner der Länder am schwarzen Meer und Beherrscher des Bosporus und der Dardanellen, so würde auch die europäische Bildung im Orient einen ungleich empfänglicheren Boden gefunden und ganz andere Resultate hervorgebracht haben. Der lernbegierige, eifrige und gewinnsüchtige Perser würde sich schnell die Mittel und Vortheile der europäischen Technik angeeignet und der Culturpropaganda nach Asien eine breite und starke Brücke geschlagen haben. Der Türke wird trotz seiner mannichfachen ehrenwerthen Eigenschaften selbst im europäischen Reformrock ein Barbar bleiben, wird sich weder den Fleiß, noch das schaffende Genie der abendländischen Völker aneignen, wird schneller von den Lastern als von den Tugenden Europa's angesteckt seyn und im Contact mit unserer Cultur jene ehrenwerthen alttürkischen Charakterzüge: die Worttreue, die Redlichkeit, den ehrlichen Sinn einbüßen. Für Persien war das wesentlichste Hinderniß des Fortschritts seine übergroße Entfernung von Europa.

Abbas-Mirza, welcher in den ersten Jahren seines Auftretens die Freunde des Orients und der Reform zu so überschwänglichen Hoffnungen berechtigte, war, wie der Leser der englischen Berichte und Mittheilungen bewährter Augenzeugen der persischen Verhältnisse jener Periode ersehen, keineswegs der Mann, dessen ein so tief gesunkenes Reich zu seiner Wiederauferstehung bedurfte. Er wurde das frühe Opfer sinnlicher Leidenschaft, und auf seinen krankhaften Sohn Mohammed-Mirza, welcher nach dem Willen seines alten Großvaters Feth-Ali-Schah zum persischen Thronerben ausersehen war, hatten sich nur die sinnliche Genußsucht und die frühe Hinfälligkeit des Vaters, nicht sein leichter Anflug von Genie, nicht seine ritterlichen Eigenschaften, nicht sein jugendlicher Enthusiasmus für Neuerungen und Verbesserungen, für die Einrichtungen Europa's vererbt. Seine Thronbesteigung stieß gegen die allgemeine Erwartung auf geringen Widerstand. In diesen ruinirten, verwahrlosten Provinzen, in diesen verfallenen und verkommenen Städten konnten nicht einmal die Elemente eines kräftigen aber hartnäckigen Bürgerkrieges geweckt werden, obwohl die Lust dazu den zahlreichen Thronprätendenten nicht fehlte. Feth-Ali-Schah hatte in den letzten Jahren seiner Herrschaft, wo sein alternder Geist immer schwächer und seine Laster, Geiz, Habsucht und Ueppigkeit, immer stärker wurden, die Verwaltung und Einkünfte der Provinzen des Reichs ganz seinen vielen Söhnen überlassen. Er pflegte damit die vielköpfige Hydra der Prätendenten und Parteiungen. Als ihn endlich in Ispahan im Jahr 1834 der Tod erreichte, suchte jeder seiner Söhne seinen Anhang zu vermehren, um des verwaisten Thrones sich zu bemächtigen. Aber die materiellen Mittel reichten nicht aus zur Befriedigung ihrer Herrschergelüste. Diese Mittel waren ebenso armselig und bettelhaft, als ihr Charakter schwach, als ihr Geist impotent war. So reichte die geringe Macht von Abbas-Mirza's jungem Sohne und die Unterstützung, welche ihm brittisches Gold und die Organisirung eines kleinen disciplinirten Truppencorps unter dem Commando der englischen Officiere Nisbitt und Sir Henry Bethune Lindsay zuführte, vollkommen hin, den Erfolg des Thronerben zu sichern, den Zill' i Sultan, welcher sich zu Teheran in aller Eile zum Schah von Persien hatte ausrufen lassen, wieder zu stürzen, die rebellischen Oheime in Fars zu Paaren zu treiben und siegreich den Einzug in der neuen persischen Capitale zu halten. Die Kadscharendynastie erhielt sich gegen alle Erwartung trotz der physischen und moralischen Erbärmlichkeit ihrer Mitglieder. Das persische Reich war zu tief zerrüttet und geschwächt, und die Nachbarreiche ihrerseits zu ohnmächtig, um Mohammed Mirza und seinen europäischen Protectoren einen ebenbürtigen Rivalen entgegenstellen zu können. Auch das Affscharen-Geschlecht war zu versunken und zu verkommen, um aus seiner Mitte gegen die herrschende Kadscharenfamilie einen Mann vom Schlage Nadir Schahs, tyrannischen Angedenkens, aber ächt morgenländischen Heldengepräges, als Führer einer Parteibewegung zu stellen. Selbst in den fernsten Provinzen siegte überall die von den brittischen Commandanten streng aufrecht erhaltene europäische Disciplin der neuformirten Truppen über die asiatische Unordnung, Impotenz und Barbarei. Die rebellischen Oheime vermochten diesen kleinen Corps nur ohnmächtigen Widerstand entgegenzustellen und wurden großentheils als Gefangene nach Teheran geschickt, wo die einen, wie man sagt, der Cholera oder der Kerkerluft erlagen, die andern aber später Gnade fanden und theilweise wieder als Statthalter angestellt wurden.

Streifereien in der chinesischen Tatarei. [1]

Von dem großen Gebiete, welches zwischen China und den Himalayagebirgen liegt, ist wohl vielfach die Rede gewesen, aber man hat sehr wenig darüber geschrieben, und zwar nur über den sehr kleinen Theil desselben, welcher von Europäern bereist ist; Moorcroft und Gerard haben vor länger als 30 Jahren einige nordwestlich an die brittischen Besitzungen in Indien gränzende Theile jenes ungeheuren Länderstrichs bereist, und nicht lange nach ihnen Fraser, der in die an unsere jetzigen Gesundheitsstationen der Armee zu Simla und Almorah gränzenden Gegenden vordrang, aber durch die Eifersucht der chinesischen Regierung und der Bewohner von weitern Forschungen zurückgehalten wurde. Der Reisende, welcher vom brittischen Indien aus die chinesische Tatarei besuchen will, muß zuvörderst verschiedene in der großen Schneeregion belegene Bergpässe übersteigen, die in einer Höhe von 16,000 bis 18,000 Fuß über der Meeresfläche liegen. Unter diesen Pässen ist der Borindapaß, dessen Höhe bald auf 17,000, bald auf 18,000 Fuß angegeben wird, am meisten besucht und bekannt, und man wählt vorzugsweise die Monate Junius, Julius oder August, wenn man solchen übersteigen will. Die Landschaften in diesen Bergpässen und deren Umgebung haben den großartigsten Charakter, welchen man sich nur erdenken kann; da ich aber an dem Versuche sie zu schildern gewiß scheitern würde, so will ich lieber einige kleine Abenteuer erzählen, welche mir begegneten als ich den lange gehegten Wunsch in Ausführung brachte, die Bekanntschaft des Sita Bhalu (weißen Bären) und des Burrul (wilden Schafs) zu machen, die nur in diesen Schneeregionen anzutreffen sind.

Ein 17tägiger Marsch brachte mich von meinem Standquartiere bis zum Rande der Schneegegend, und nun begannen meine Beschwerden und Gefahren, umsomehr als die Paharris oder Bewohner der dem brittischen Indien zugekehrten Abdachungen des Himalaya eine ganz entsetzliche Furcht vor den hohen Schneebergen haben; sie behaupten, daß dort die Luft mit „Bis" (Gift) angefüllt sey, denn nur auf diese Weise erscheint es ihnen möglich die schmerzhaften und quälenden Einwirkungen zu erklären, welche die verdünnte scharfe Atmosphäre dieser Riesenberge in dem menschlichen Organismus erzeugt; die erste Empfindung, welche uns anzeigt, daß wir in einer außerordentlichen Höhe uns befinden, besteht in einem dumpfen, schweren Druck auf den Schultern,

[1] Von Capitän T. Smith, Verfasser der in den diesjährigen Nr. 20 ff. „des Auslands" enthaltenen „Jagdstreifereien in Nepal."

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 208. 30 August 1851.

Historische Entdeckungen Rawlinsons.

Es beginnt in der assyrischen Geschichte zu tagen. Rawlinson hat unter dem 19 August an das Athenäum (s. Nr. vom 23 Aug.) ein Schreiben gerichtet, worin er von seinen neuen Entdeckungen Nachricht gibt, die, obwohl noch von keiner großen Ausdehnung, doch schon darum merkwürdig sind, weil man einmal bestimmte Anknüpfungspunkte findet. Die assyrische Dynastie zerfällt bekanntlich in eine ältere und eine neuere; über die ältere hat Rawlinson bis jetzt nichts ausfindig gemacht, über die neuere aber, welche sich nach Herodot vom J. 740 bis aufs Jahr 600 erstreckt, glaubt er zu dem Resultat gelangt zu seyn, daß Sargina, mit dem Beinamen Schalmaneser, den Palast baute, den man jetzt unter dem Namen Khorsabad kennt, und welchen Botta auffand und aufgrub. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Stadt, welche er erbaute und nach sich benannte, bei den Syriern bis zur arabischen Eroberung den Namen Saraghun führt. Seine Jahrbücher, wie sie in Khorsabad aufgefunden wurden, sollen jedoch bloß bis ins 15te Jahr seiner Regierung reichen. Sein Zug gegen Samaria ist nachgewiesen, nicht so sicher der spätere gegen Judäa.

Sanherib oder Sennacherib, wahrscheinlich Sennachi-riba ausgesprochen, Sarginas oder Schalmanesers Sohn, erbaute den Palast von Kujundschik, welchen Layard aufgrub. „Die Ereignisse seiner Regierung," sagt Rawlinson, „stellen die historische Identität außer allen Zweifel. Er begann seine Laufbahn mit Unterjochung der Babylonier unter ihrem König Merodach Baladan, welcher auch der Gegner seines Vaters gewesen, und somit sind zwei wichtige Punkte der Uebereinstimmung mit der Schrift und mit dem Bericht Polyhistors gewonnen. Die Annalen des dritten Jahres der Regierung Sanheribs entzifferte ich so eben erst nach der Copie einer Inschrift, welche Layard von einem der großen Stiere am Eingang des Kujundschik-Palastes nahm. In seinem dritten Jahre unternahm er einen Zug gegen Luliya, König von Sidon (*Ἐλουλαῖος* bei Menander), worin er vollkommen glücklich war." Diese Angaben mögen als Probe genügen, und beweisen, daß nunmehr die Bahn zu einer neuen vorderasiatischen Geschichte gebrochen ist, wodurch die Bücher des alten Testaments zu einer neuen gerechten Würdigung ihrer Wahrhaftigkeit gelangen werden.

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Wenn die immer offenkundigern Bewegungen in Italien selbst uns den Stand der Dinge daselbst nicht verriethen, so würde es der Umstand thun, daß die französischen Blätter in neuerer Zeit fast bis zur Affectation sich mit Italien beschäftigen, und die Unterschriften für das Mazzinische Anlehen ans Licht gezogen werden. Die Franzosen haben allerdings Ursache sich mit dem Gegenstand zu beschäftigen, denn es ist sehr wahr, wenn die Revue des deux Mondes (15 Aug.) bemerkt: „zwischen der Revolution und Reaction ist hier ein fataler Cirkel, in welchem fast jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft erstickt; wir selbst finden uns in diesem Cirkel eingeschlossen, und die wahre Verlegenheit unserer Politik in Italien besteht darin, daß wir es mit gar niemanden entschieden halten können." Auch die Bemerkung der Revue des deux Mondes, daß „die weltliche Herrschaft des Papstes nie gefährlicher erschüttert war als jetzt", ist wahr. Alles dieß ist die logische Consequenz dessen, was seit 35 Jahren geschehen ist, die logische Consequenz der Stellung, die Oesterreich trotz der fehlenden Vorbedingungen abermals in Italien einnehmen wollte: eine Stellung, die es genöthigt hat, zum Kerkermeister nicht nur der Revolution, sondern selbst der Reform in Italien zu werden. Das ist jetzt aber, wenigstens ohne einen Schritt, wie die Welt noch keinen sah, nicht mehr zu ändern, und Oesterreich muß mit Rußland zur Niederhaltung der Revolution verbunden bleiben. Durch diese Stellung wird es zum Feinde Englands, weil es zum Freunde Rußlands geworden, und so tritt es jedem Versuch Englands sich in Italien festzusetzen, feindlich entgegen. Daß Frankreich in seiner Zwitterstellung zwischen Rußland und England, eine Zwitterstellung die jetzt noch durch die Nothwendigkeit geboten ist, diese Lage der Dinge benützt, ist begreiflich, und man ersieht aus den Erklärungen Palmerstons im Parlament, daß er noch lieber die Franzosen als die Oesterreicher in Rom sieht, denn eine Besetzung Roms durch die Oesterreicher wäre deren volle Herrschaft in Italien, und England von jedem ihm in künftig möglichen Fällen so nöthigen Rückhalt in Italien gänzlich ausgeschlossen.

Da nun England, wie die Sachen stehen, gegenwärtig in Italien durchaus im Nachtheil, man kann wohl sagen, mit seinem Einfluß im Rückschreiten ist, ohne vorerst, wenn es nicht eine italienische Revolution mit Gewalt und auf seine Kosten herbeiführen will, die Sache irgend ändern zu können, so greift es Oesterreich auf einer andern allerdings empfindlichen Seite an. Am 1 September alten, d. h. 13 September neuern Styls soll Kossuth aus Kiutahia entlassen werden, wogegen sich Oesterreich aus guten Gründen möglichst sträubt, denn wenn Kossuth in Freiheit, und namentlich wenn er in England ist, so wird er dort zum Vereinigungspunkt nicht nur aller ausgewanderten Ungarn, sondern aller derer, welche eine Umwandlung der Dinge

im Osten Europa's herbeiführen wollen, namentlich der Polen und des liberalen Theils der Walachen, die einen neuen dako-romanischen Staat im Auge haben. Hat dieß auch vorerst durchaus keine andere Wirkung als die Hoffnungen wach zu erhalten, so ist dieß für Oesterreich ungemein lästig, denn es muß die Bewachung Italiens, Ungarns und Polens verstärken, und findet sich in seinen übrigen Bewegungen gehemmt. Darum hat man in mehreren Journalen die Behauptung gelesen, Oesterreich halte, wie die Pforte Kossuth, so die bosnischen Emigranten unter Schloß und Riegel, und werde sie loslassen, wenn die Pforte Kossuth frei gebe. Ob dem so ist und seyn kann, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, daß aber etwas daran ist, ergibt sich aus dem Umstand, daß selbst österreichische Berichte von einer Verwendung Oesterreichs bei der Pforte für die bosnischen Christen sprechen.

Während so die Festsetzung Englands auf dem nördlichen Ufer des Mittelmeeres durch den Einfluß Oesterreichs auf der einen, und Frankreichs auf der andern großen Schwierigkeiten unterliegt, breitet es denselben im Süden um so eifriger aus, je fester die Herrschaft der Franzosen sich in Algier gründet. Es scheint schon alter Entschluß zu seyn, der Herrschaft der Pforte über Aegypten, Tripoli und Tunis mehr Nachdruck zu geben. Schon vor 16 oder 18 Jahren wurde durch englische Vermittlung die alte Familie der Caramanli aus ihrem erblichen Paschalik Tripolis entfernt; ähnliche Schritte waren gegen Tunis beabsichtigt, hier aber stieß man auf den Widerstand Frankreichs, und jedesmal, wenn eine türkische Flotte vor Tunis erschien, um die völlige Unterwerfung des Beys unter die Befehle der Pforte oder wo möglich dessen Entfernung herbeizuführen, erschien auch eine französische Flotte und hinderte weitere Maaßnahmen. Jetzt tritt England auf, und der Admiral Parker soll dem Bey nur kurze Bedenkzeit gegeben haben, ob er den Tansimat annehmen wolle oder nicht. Nimmt er den Tansimat an, so ist es mit seiner erblichen Gewalt zu Ende, denn er ist dann nur noch Militärbefehlshaber, die Finanzen läßt die Pforte durch ihre Beamten verwalten, und wird es schon einzurichten wissen, daß der Bey unmächtig ist und, wenn er sich rächen will, gestürzt werden kann. Ein Bey in solcher Lage oder, im Fall er gestürzt wird, ein türkischer Pascha kann aber bei der Schwäche der Pforte sich nur durch den Beistand Englands halten, und dieses hat sodann in Tripolis und Tunis nur unterwürfige Diener, eine Stellung, die auch in commerzieller Beziehung wichtig ist; denn dann kommen die englischen Waaren durch Tunis hindurch ungehindert nach Algerien, was auch jetzt schon, doch in geringerem Maaße der Fall ist.[1] Auf diesem Wege zieht England den Handel aus dem nördlichen Afrika nach dem Sudan an sich; seine Consuln sitzen bereits in Murzuk, und die jetzige Reise Richardsons hat gewiß die Handelsaussichten eben so sehr als, wissenschaftliche und geographische Entdeckungen zum Zweck. Man hat deßhalb von Seite Frankreichs, wie von Seite Oesterreichs, das Verweilen der englischen Flotte vor Tunis mit sehr argwöhnischen Blicken betrachtet, und die Begünstigungen, welche der Bey von Tunis den Katholiken angedeihen ließ, und wofür selbst der Papst dem Agenten des Bey, Hrn. v. Lausch, seinen Dank aussprach, sind eine Concession für Oesterreich und Frankreich, deren Unterstützung gegen England sich der Bey dadurch zu sichern hoffte. Noch ist gegen denselben von Seite Englands kein Gewaltschritt geschehen, aber

[1] Auch aus Marokko kommen englische Waaren in großer Masse nach dem westlichen Algier, und man kann die dortige Gränze unmöglich bewachen.

er kann schwerlich mehr lange ausbleiben, und dürfte ein bedeutsames Signal für weitere Ereignisse werden.

Auf den verworrenen Streit zwischen der Pforte und Aegypten wirft dieß gleichfalls ein Licht. Daß die Pforte den Pascha auf dieselbe Stellung, wie einen andern, d. h. auf gänzliche Abhängigkeit durch den Tansimat herabsetzen will, leidet keinen Zweifel. England, das den schon seit langer Zeit fast völlig unabhängigen Bey von Tunis auf gleiche Stufe herabdrücken will, kann sich nicht weigern, denselben Plan in Bezug auf Aegypten zu begünstigen, obwohl ihm eine größere Unabhängigkeit Abbas Pascha's von der Pforte eben nicht sonderlich zuwider wäre, denn sonst muß es den Pascha durch die Pforte zu beherrschen suchen, im Rathe der Pforte hat es nicht immer das Uebergewicht, und der Einfluß Rußlands und Oesterreichs könnte zu Zeiten auch die Pforte bestimmen, der Politik des Pascha's von Aegypten eine den Interessen Englands nicht sehr zusagende Richtung zu geben.[1] Daher das zwiespältige Interesse Englands in der ägyptischen Frage, woraus sich denn wohl der England in manchen Correspondenzen gemachte Vorwurf der Doppelzüngigkeit erklären mag. Die Interessen der Pforte und des Pascha sind sehr deutlich, weniger die der europäischen Mächte, namentlich Englands. Rußland kann es nur angenehm seyn, den Pascha in größter Abhängigkeit von der Pforte zu erhalten, weil eine Einwirkung auf diese letztere für Rußland leichter ist, und für England die Beherrschung des ägyptischen Pascha's vermittelst der Pforte ungleich lästiger, ja gefahrvoll werden kann und muß, denn das Eine steht fest: England kann sich den Ueberlandweg über Aegypten nicht mehr auch nur für ein Halbjahr entreißen lassen, und muß also den Pascha von Aegypten, somit auch die Pforte, letztere schon wegen des Handels über Trapezunt nach Persien, in Abhängigkeit erhalten, und alles was sich dem entgegensetzt, aus dem Wege räumen. Bei dieser Lage der Sache hat Oesterreich eine sicher gegebene Mittelstellung, die es ohne Nachtheil nicht aufgeben darf, und dennoch ist es vielleicht geschehen. Oesterreich hat vielleicht nicht mit der gehörigen Vorsicht gehandelt, daß es durch die Kossuthfrage sich entschieden auf russische Seite gestellt, und wenn England die Freilassung durchsetzt, vielleicht genöthigt ist, seinen Gesandten von Konstantinopel abzurufen. So verdrießlich die Freilassung Kossuths für Oesterreich seyn mag, so dürfte leicht ein solches Abbrechen der gesandtschaftlichen Verhältnisse, dem die Pforte ruhig zusehen könnte, noch verdrießlicher und nachtheiliger werden.

Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. In der immer schwächer werdenden Türkei suchen die fremden Mächte mehr und mehr localen Einfluß zu erhalten. Unter die wichtigern Punkte dieser Art gehört der Schutz, den die eine oder die andere christliche Macht über das h. Grab ausübt. Die Frage ist rein politischer Natur; bekanntlich streiten sich Rußland und Frankreich um diesen wichtigen Punkt, England kann keinen Anspruch darauf machen, und hat deßhalb auch um so weniger Rücksichten zu beobachten. Für den französischen Einfluß ist es eine Lebensfrage: das königliche Frankreich hat allem aufgeboten, um durch die Verbreitung und Unterstützung der katholischen Missionäre allenthalben seinen Einfluß zu begründen; die Gründung der Republik hat hier, wie an manchen andern Orten, eine Menge Fäden zerrissen. England zeigt sich dem Katholicismus feindlich.

[1] Die Bedingungen, unter welchen es die Erbauung der Eisenbahn von Cairo nach Alexandrien genehmigen will, sind sehr auf Schrauben gestellt, und scheinen nur darauf berechnet, die Engländer zahlen zu lassen, und darnach ihnen gelegentlich den Weg zu sperren.

aber wie leicht zu erachten, nicht aus religiösen, sondern aus politischen Gründen, denn es handelt sich darum, in Syrien und Aegypten, namentlich im erstern Lande, den französischen Einfluß, der noch immer viel bedeutender ist als der russische, zu vernichten. Rußland ist zwar die principiell England feindliche Macht, aber Rußlands Einfluß beruht hauptsächlich auf der Meinung von seiner äußern Macht; gegen diese muß früher oder später England auftreten, und gelingt es sie zurückzuwerfen, so ist Rußlands Einfluß, wenigstens im Süden des Taurus, sehr unbedeutend. Dagegen ist die Macht Frankreichs im Mittelmeer viel bedeutender als die Rußlands, und sein Einfluß in Syrien seit Jahrhunderten begründet, Frankreich ist also auf diesem Felde ein viel gefährlicherer Gegner Englands, und so ergibt sich der seltsame Umstand, daß Sir Stratford Canning in der Angelegenheit des heiligen Grabs mehr Rußland als Frankreich begünstigt, ein kleines Beispiel, wie dort die Verhältnisse und Bestrebungen durcheinander spielen. In der Kossuthfrage geht Rußland natürlich mit Oesterreich gegen England, während Frankreich sich ziemlich neutral hält.

Man kann sich leicht daraus entnehmen, daß die Diplomatie im türkischen Reiche ein ziemlich unentwirrbares Chaos ist, und es läßt sich nur so viel sagen, daß die Pforte sich gegenwärtig, und zwar seit zwei Jahren, entschiedener zu England hinneigt, von welchem ihm allein, wenn die böse Stunde heranrücken sollte, ausgiebige Hülfe kommen kann. Indeß geben im Innern allerlei Dinge vor, die dem Uneingeweihten ein Buch mit sieben Siegeln sind: wer nicht die Fäden der europäischen Intriguen in der Hand hat, wird sich ohnehin verirren; wir lassen deßhalb hier vorerst die Angelegenheiten der europäischen Provinzen ganz aus dem Spiel, um nur in Bezug auf Syrien und Arabien zwei offenkundige Thatsachen herauszuheben. Die eine ist der gegen die Christen gerichtete Aufstand in Aleppo, die andere die Absetzung des Scherifs von Mekka. Die erste Thatsache hat großes Aufsehen in Europa erregt, ein größeres, als sonst einzelnen Excessen dieser Art beigelegt wird; dieß Aufsehen erklärt sich aus dem Umstand, daß dieser Aufstand nur ein Symptom einer weit verbreiteten Verschwörung war, zu deren Leitern eben der Scherif von Mekka gehörte. Daß diese Verschwörung, wenn gleich formell gegen die Christen, doch im Grunde gegen die Pforte gerichtet war und ist, leidet keinen Zweifel, denn sonst hätte die Pforte schwerlich den bedeutsamen Schritt gethan, den Scherif von Mekka abzusetzen, und einen andern mit Waffengewalt — die in Bosnien ausgehobenen Truppen sollen nach Arabien gesendet werden — wieder einsetzen zu wollen. Dabei deuten verschiedene Nachrichten darauf hin, daß die Wahabiten in Arabien sich wieder rühren. Ihr alter und größter Feind, Mohammed Ali, ist todt, Abbas Pascha hat nicht die Macht und wohl schwerlich auch den Willen, der wieder erstehenden Wahabitenmacht sich zu widersetzen. In den Jahren 1810 und 1811 war die damals noch durch keinen Griechenaufstand, keine Navarinschlacht, keine solche russische Uebermacht geschwächte und gedemüthigte Pforte durch die Wahabiten an den Rand des Verderbens gebracht. Kommt die Wahabitenmacht, die nur niedergedrückt, nicht besiegt, und — gelegentlich bemerkt — von alter Zeit her den Engländern nicht sonderlich günstig ist, wieder empor, so ist in wenigen Jahren Mesopotamien und Syrien so gut wie verloren, die Städte Mekka und Medina ohnehin in der Gewalt der Wahabiten, der religiöse Charakter des Sultans entwürdigt, und das Reich am Rande des Verderbens, wie im J. 1811, nur mit ohne Vergleich schwächern Kräften. Dann dürfte die Stunde schlagen, wo die „orientalische Frage“ gelöst werden muß, wo man sie nicht mehr durch diplomatische Künste abwenden kann.

Streifereien in der chinesischen Tatarei.

(Schluß.)

Wenn der Schnee zu schmelzen beginnt, so ist der Goldadler des Himalaya — ein prachtvoller Vogel, welcher von einer Flügelspitze zur andern gerechnet häufig 13 Fuß mißt — einer der besten Spürhunde, denn er zeigt dem dortigen Jäger an, wo ein Thier von einer Lawine herabgeschleudert ist. Der Adler umkreist in der Höhe die Stelle wo das Thier liegt, läßt sich von Zeit zu Zeit dort herab und schwingt sich dann wieder in die Höhe; bemerkt man nun, daß er mit dem Schnabel nach etwas hackt, so geht man nach der Stelle hin und findet ganz sicher, und nicht sehr tief im Schnee, ein wildes Schaf todt, aber so frisch als wenn es eben von der Lawine begraben wäre. Auf diese Weise habe ich manchen guten Schafbraten erhalten; der Goldadler des Himalaya ist nichts weiter als ein Aasvogel, welcher nie von lebendem Wilde sondern nur von den todten Thieren, die er findet, sich nährt.

Doch noch ein Wort von den wilden Schafen. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß es dort zwei Species des wilden Schafs gibt, die eine „Bairuk“ genannt und die andere — eine mächtige Thierart, wenigstens was seine Hörner anbelangt — welche die Naturforscher als Ovis Ammon kennen. Die Hörner sammt dem Kopfe dieses Thiers sind so schwer, daß ein Mann sie kaum tragen kann, und dabei ist sonderbarerweise der Körper unverhältnißmäßig klein bei einem ausgewachsenen Bocke. So sahen wir auf einem gegenüberliegenden Berge etwas, das durch unsere Fernröhre wie ein ungeheures Hörnerpaar erschien, welches sich ohne Leib und Beine bewegte. Als wir denn endlich auch den Leib bemerken konnten, rief ich voll Freude aus: „Bei Gott, da ist das Ammonsschaf!“ und mit großer Mühe und Anstrengung kamen wir bis auf Schußweite heran, wo ich dem Bock eine Kugel durch den Leib jagte, daß er von dem Schneeberge herabstürzte; ich hoffte und glaubte auch, daß er todt sey, aber er war nur angeschossen, denn er sprang wieder auf und lief im vollen Galopp davon. Da ich einsah, daß wir ihn nicht einholen würden, so ließen wir unsere Hunde los und darunter war mein wackerer großer tatarischer Hund Karchia, der später auf einer Bärenjagd mir das Leben rettete; der arme Hund war wie immer der erste von allen bei dem Bock und packte ihn an; der Bock, welcher aber noch Kraft hatte, riß sich los und sprang in eine tiefe Schlucht, wo der Tonsefluß, ein Nebenfluß des Dschumna, durch den Schnee floß. Dieser Fluß, an vielen Stellen von Lawinen überschüttet und hie und da gefroren, hatte an vielen Stellen große offne Löcher, über welche der Bock hinwegsprang, bis er wieder von Karchia eingeholt und am Hintertheil gepackt wurde. Indeß schüttelte der Ammonswidder mit großer Kraftanstrengung den Hund noch einmal ab und stürzte sich in ein tiefes Loch im Eise, durch welches der Tonsefluß schäumend brauste, und wurde unter dem Schnee und Eise, Gott weiß wohin, fortgespült.

Nachdem ich nun von den wilden Schafen und weißen Bären der chinesischen Tatarei erzählt habe, dürfte es nicht ohne alles Interesse seyn, wenn ich etwas von den Menschen sage welche die Schneeregionen derselben bewohnen. Man kann sich leicht denken, daß diese Tataren ein sehr originelles Volk sind, und in den von mir besuchten Gegenden fand ich sie sehr einfach, gutmüthig und harmlos, wenn man ihre Neigung zu kleinen Mausereien abrechnet. Da sie hauptsächlich durch Verkauf ihrer Wolle sich ernähren und zur buddhistischen Religion sich bekennen, so erlauben sie sich nicht Thiere zu tödten um sie zu verzehren; wenn aber einer ihrer Ochsen oder ein Schaf durch Zufall oder vor Alter stirbt, so ist der Tatar viel zu sparsam um das Thier verwesen zu lassen, und er verzehrt es mit großem Behagen; aber gewiß gehören tatarische Zähne und Verdauungsorgane dazu.

Ich kann übrigens nicht sagen, daß die Tataren bei dieser Diät gut gedeihen, denn sie sehen schwächlich und elend aus, und sind daneben sehr unreinlich, sie wechseln sehr selten ihre aus groben Wollenzeugen bestehende Kleidung und haben eine heilige Scheu vor allem kalten Wasser.

Indeß mochten sie auch recht gern die guten Speisen und Getränke welche wir bei uns hatten, und verzehrten unser eingesalzenes Rind- und Schweinefleisch mit vielem Behagen. Am meisten jedoch wurden sie von unserm englischen Branntwein und Tabak entzückt, und tranken erstern in großer Menge und ohne betrunken zu werden, was wie bei Leuten, die nicht an Spirituosen gewöhnt sind, merkwürdig genug vorkam. Obgleich diese Tataren von Thibet kleiner Diebereien fortwährend sich schuldig machen, so kann man werthvolle Gegenstände ohne Gefahr umherliegen lassen, und sogar am Gelde vergreifen sie sich niemals. Ich habe manche Stunde damit zugebracht, daß ich Buctu und Dschei Sing beobachtete, wenn diese ihnen meine Sachen zeigten, deren Nutzen oder Werth sie nicht begreifen konnten. Besonders hatten sie große Scheu vor meinen Flinten und Büchsen, und erst nach längerer Zeit waren sie zu bewegen diese anzufassen. Unsere Fernröhe versetzten sie ebenfalls in Schrecken, und wozu diese Instrumente möglicherweise dienen könnten, das konnten sie gar nicht begreifen und sie äußerten darüber die wunderbarsten Ansichten. Ich trug beständig ein gutes Fernrohr an einem Riemen über die Schulter gehängt, und Buctu trug ebenfalls ein solches Instrument, worauf er sehr stolz war und mit dessen Gebrauche er bald sehr vertraut wurde. Als wir eines Tages nach einer guten Jagd an einem schönen Quell uns niedergelassen hatten und ich mein Frühstück verzehrte, sah ich meinen Buctu umgeben von wohl 50 Tataren, die im Kreise um ihn saßen und seinen Erklärungen über den Gebrauch des Teleskops zuhörten; aber keiner der Zuhörer war dahin zu bringen es anzurühren, denn sie fürchteten, daß es entweder zerplatze oder daß sie dadurch in wilde Schafe verwandelt würden. Das große Dorf Tschong Si lag etwa vier englische Meilen von unserm Ruheplatze entfernt in der Tiefe, und mehrere der angesehensten Dorfbewohner waren zu uns gekommen, um uns anzusehen. Das Dorf war für das bloße Auge nur eben sichtbar, und Buctu fragte einen dieser Leute ganz höflich: ob er wissen wolle was unten im Dorfe vorginge? Als der Mann damit einverstanden war, so zog Buctu sein Fernglas hervor und sogleich traten sämmtliche Tataren weit von ihm weg; nachdem Buctu nach dem Dorfe geschaut, bewog er sie endlich nahe zu ihm heranzukommen und erzählte ihnen, was er in ihrem Dorfe sehen könne, wobei er denn zu ihrem Erstaunen alles ganz richtig beschrieb; dabei muß ich bemerken, daß man weder mir, noch einem meiner Diener erlaubt hatte das Dorf zu betreten. Die Tataren wollten ihren Ohren zuerst nicht trauen, aber als sie nach vielen Fragen über die Beschaffenheit der Häuser an der Nordseite und dann an der Südseite des Dorfs stets richtige Schilderungen aus Buctu's Munde vernahmen, wußten sie nicht was sie dazu sagen sollten. Buctu versuchte nun wiederholt sie zu bewegen selbst durch das Glas zu schauen, und brachte durch vieles Zureden und ein Schlückchen Branntwein endlich einen von den Dorfbewohnern dahin, daß er das Fernrohr in die Hand nahm. Ich werde so leicht nicht vergessen wie der Mensch sich dabei anstellte; er hielt das Rohr armslang von sich weg, schnitt fürchterliche Gesichter und plapperte fortwährend in seinem garstigen tatarischen Dialekte, welchen wir nicht verstanden; er schien offenbar zu fürchten, daß das Fernglas ihn beißen würde. So verflossen ein paar Minuten, bis er es näher zu sich heranzog und nach und nach immer mehr Muth faßte. Nun trat Buctu heran, um ihm zu zeigen, wie er hindurch sehen müsse; das schien aber dem Tataren verdächtig vorzukommen, denn er war in der festen Erwartung, daß jetzt das Glas zerplatzen werde. Endlich warf er es zur Erde, wofür Buctu ihn mit Ohrfeigen regalirte, dann nahm er es wieder auf und ließ es wieder nach dem Dorfe zu richten, allein der Tatar wollte uns doch anführen, denn er kniff beide Augen zu. Erst nach vielen Ueberredungskünsten gelang es ihn zu vermögen, daß er das eine Auge öffnete und das andere schloß, und durch das Fernrohr guckte. Dabei zitterte er ein paar Secunden lang heftig, dann stieß er einen schweren Seufzer aus, warf das Fernrohr nieder und rollte Kopfüber, Kopfunter den Berg herab, wie ein Ball. Das machten ihm seine sämmtlichen Begleiter — ihrer waren wohl 40 — nach und „Hi! Ha!" so laut sie konnten schreiend, purzelten sie den Abhang herunter. Sie konnten dabei wohl nicht leicht die Hälse brechen, aber wie einige ohne schwere Verletzungen davon gekommen sind, ist mir ein Räthsel geblieben.

Ich lachte über diese Scene, daß mir die Seiten weh thaten und daß ich umfiel; ganz ebenso ging es Buctu und meinen andern Dienern. Darauf sahen wir die Tataren am Fuße des Berges auf die Beine kommen und, den Vorsteher voran, im rasenden Galopp nach dem Dorfe rennen; nicht 10 Minuten verflossen, als sämmtliche Glocken und Gongs im Dorfe laut ertönten, und Männer und Weiber ein furchtbares Geschrei erhoben; der Lärm dauerte wohl zwei Stunden lang und dann war alles wieder still. Die nächsten beiden Tage ließ sich kein Tatar bei uns sehen; endlich schickte ich ein Paar meiner Leute nach dem Dorfe, in dessen Nähe einige Männer sich zeigten, welche alles was wir haben wollten, uns anboten, wenn wir nur wieder über den Schnee nach unserm Lande zurückkehrten. Dieses wurde ihnen zugesichert, vorausgesetzt, daß sie noch 3 oder 4 Tage bei unsern Jagden uns helfen wollten; wenn sie das aber nicht thun würden, so wollten wir noch 6 Monate dort bleiben, und sie sammt und sonders in wilde Schafe verwandeln. Nachdem sie hierüber sich mit einander berathen hatten, kamen sie zu dem Beschluß, daß sie uns vortreffliche Jagden anweisen wollten, wenn wir gelobten nach 4 Tagen abzuziehen und nicht wieder zu kommen. Das wurde ihnen zugesichert, und mit großer Scheu und Aengstlichkeit kamen sie wieder zu unsern Zelten; da sie ihr Versprechen hielten und uns zu guten Jagden behülflich waren, so mußte ich auch das meinige halten. Am vierten Tage ließ ich sie einladen nach meinem Zelte zu kommen, um sie für ihre Bemühungen zu belohnen; zuerst wurde ihnen Branntwein vorgesetzt und dadurch das gute Einverständniß mit ihnen wieder hergestellt; dann vertheilte ich Messer, Spiegel, Glaskorallen, Stücke rothen Tuchs u. a. m. unter sie, und das setzte sie in die beste Laune. Kurz, alles ging so gut wie möglich, bis unglücklicherweise ein Wortwechsel zwischen meinen Führern und den Tataren entstand; erstere gehörten nicht zu meinen Dienern, sondern waren Leute die ich im letzten Dorfe, welches zur brittischen Seite der Schneeregion gerechnet wird, für diese Excursion engagirt hatte. Diese waren mit den Tataren gut bekannt, da sie sich auf einem benachbarten Jahrmarkte getroffen hatten, und sie spielten letztern einen bösen Streich, wahrscheinlich mit Hülfe eines meiner Leute und zwar des Herrn Buctu, obgleich dieser es feierlichst abläugnete.

Ich muß hierbei bemerken, daß fast jeder Tatar eine aus geschmiedeten Eisen verfertigte Pfeife bei sich hat, die in Größe und Form unsern Thonpfeifen fast gleich ist; da sie nun gewaltige Raucher sind, so ist eine Pfeife guten Tabaks ihnen das liebste Geschenk. Während ich zu Mittag aß, ließ ich Tabak unter sie vertheilen, um solchen mit nach Haus zu nehmen und gestattete einigen meiner Leute mit ihrem Tabak die Pfeifen der Tataren zu stopfen, weil sie mich darum baten; damit waren die Tataren durchaus einverstanden und ließen sich ihre Pfeifen vollstopfen. Nun begann das Tabakscollegium und ich fand, als ich mein Diner beendigt hatte, die sämmtlichen Tataren rauchend im Kreise vor meinem Zelte sitzend, und meine Leute ein paar Schritte von ihnen entfernt und etwas höher, im Gespräch mit ihnen begriffen. Sie hatten auch ihre Pfeife im Munde und ich ließ mir einen Stahl bringen und zündete eine Cigarre an. So dauerte es etwa 5 Minuten, als ich plötzlich Flintenschüsse um mich her knallen hörte und eiserne Pfeifen in der Luft umherfliegen sah. Zugleich erhob sich ein allgemeiner Schrei des Schreckens, und sämmtliche Tataren rannten laut brüllend davon als wenn der Satan ihnen auf den Fersen wäre. Indeß liefen sie nur ein Paar hundert Schritte weit, dann blieben sie stehen und verlangten ihre Pfeifen wieder zu haben. Ich ging nun zu ihnen und fragte nach der Veranlassung der Begebenheit die mir zuerst nicht gleich klar wurde, nach einigen Minuten hatten sie sich so weit erholt, daß sie mir sagen konnten: „sie wollten sich inskünftige sehr in Acht nehmen wieder englischen Tabak zu rauchen, denn der wäre ihnen zu stark; wir rauchten den Tabak und ladeten ihn auch als Schießpulver in unsere Flinten und solchen Tabak könne gewiß nur „Scheitan" verfertigen."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 8 und Umschlag zum Monat August.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 209. 1 September 185[illegible]

Aus dem nordwestlichen Mexico.

Bericht des Gouverneurs von Sonora an die Föderalregierung über die nördlichen Stämme der Indier und Ländereien des Staates.

Die nordwestlichen Provinzen von Mexico sind so wenig von europäischen Reisenden besucht worden, es ist so wenig über ihre natürliche Beschaffenheit und ihre Bewohner bekannt, daß jeder Beitrag, welcher einen Blick in die Localverhältnisse gestattet, willkommen seyn muß. Die nachfolgenden Blätter enthalten Notizen über den Staat von Sonora, welche einem officiellen Documente entnommen sind. Einsender erhielt die beglaubigte Abschrift eines Berichtes des Gouverneurs des Staates von Sonora an die Föderalregierung, durch die Gefälligkeit des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Veranlassung dieses Berichtes war die Aufforderung der Regierung, diejenigen Ländereien zu bezeichnen, welche für die Cultur geeignet und nicht den Verheerungen wilder Indierstämme ausgesetzt seyen. Man wollte nämlich den mexicanischen Bewohnern Obercaliforniens, welche nach Abtretung dieses Gebietes an die Vereinigten Staaten ihre Nationalität erhalten wollten, Grundeigenthum unentgeldlich anbieten. Dieses geschah auch, wiewohl nur eine kleine Anzahl Familien ihre Wohnstätten verließen, um sich an den Gestaden des Golfes von Californien niederzulassen.

Nach einer bloß geschäftlichen Einleitung lautet der Bericht wie folgt: im Allgemeinen gibt es in dem ganzen Staate keine unbewohnten und unbebauten Ländereien, welche nicht den Einfällen der Barbaren ausgesetzt wären. Das ganze Land ist von diesen wilden Stämmen bedroht, weil sie gerade in den Einöden und menschenleeren Gegenden ihren Sitz und Tummelplatz haben. Aber es gibt doch verschiedene unbebaute und unbewohnte Gebiete, die zwar von den Wilden bedroht sind, aber doch geschützt und vertheidigt werden von friedlichen, der Regierung ergebenen Stämmen. Dahin gehört die Pimeria alta und das Gebiet der Papagos (auch bekannt als Gileños), welche näher zu bezeichnen sind.

Etwa 25 bis 30 Stunden von der Gränzfeste Tueson, an der Stelle wo jetzt die Militärcolonie desselben Namens angelegt werden soll, auf dem Wege nach Obercalifornien und auf dem linken Ufer des Gila, liegen die sieben Dörfer der gilenischen Papagos. Ihr Stamm zeichnet sich vor den übrigen ihres Volkes durch ihre bürgerliche Einrichtung und die Sittlichkeit ihres Lebens aus. Die Dörfer sind so angelegt, daß die Vertheidigung gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Apaches, mit Leichtigkeit erzielt werden kann; denn sie liegen sich so nahe, daß der Hülferuf von einem zu dem andern gehört wird, und man kann demnach die sieben Dörfer als ein gemeinschaftliches Stammeslager betrachten.

Ihre Verfassung ist sehr einfach: ein Befehlshaber leitet das Militärwesen des ganzen Stammes, in jedem Dorfe ist eine politische Behörde, welche die Ordnung erhält und in schwierigen Fragen den Rath der Alten zuzieht.

Es ist ein friedliches Volk, welches die mexicanische Regiegierung anerkennt, und sich mit Ackerbau und Industrie beschäftigt. Sie pflanzen nur das Nöthige für ihren Bedarf, Mais, Weizen, Bohnen, Erbsen und einige Gartengewächse, außerdem auch Baumwolle. Letztere verstehen sie zu spinnen und zu weben und fertigen daraus ihre Kleider und große Decken, welche auch bei den weißen Creolen sehr geschätzt sind. Ihre Gastfreundschaft zeichnet sie rühmlich aus; der Fremde, welcher ihre Dörfer besucht, ist gut aufgenommen, wird reichlich verpflegt und die Gemeinde macht sich verantwortlich für seine Pferde und Saumthiere. Die Kopfzahl dieses Stammes kann ohne Uebertreibung auf zehntausend geschätzt werden, wiewohl andere Nachrichten eine viel höhere Angabe machen. In der neueren Zeit legten sie sich auf die Viehzucht, aber mit geringem Erfolge, weil sie zu arm sind um sie in größerem Maßstabe betreiben zu können.[1] Sind ihre Vorräthe auch nicht groß, so theilen sie doch gerne andern mit, und nicht allein ihren Gastfreunden in ihren Dörfern, sondern auch weiterhin, und öfters schon versahen sie die Feste (Präsidio) Tueson mit Getreide, wenn dort durch Mißwachs Mangel war.

Diese Dörfer haben eine große und entschiedene Neigung für Unterricht und Bildung, und obschon sie keine Christen sind, so wünschen sie sich die Kenntniß der christlichen Moral und Glaubenslehren. Mehrmals schon baten sie, man möge ihnen Missionäre senden, welche sie unterrichten könnten, und selbst wenn sie nach unsern Wohnstätten kommen, bemühen sie sich stets in den Besitz irgend eines Heiligenbildes zu gelangen, um es nach ihrer Heimath mitzunehmen und, wie sie sagen, mit Mais und anderer Nahrung wohl zu füttern.

Würden nach diesen Dörfern zwei bis drei Missionäre entsandt, Männer von fleckenlosem Charakter, Einsicht und Fleiß, so würde dieser Stamm in kurzer Zeit Bildung erhalten, und dann eine starke Gränzmauer an dem Gila bilden: seine Neigung, seine Gesittung, sein Verlangen nach Unterricht hat alles so vorbereitet, daß der Erfolg ohne Frage gesichert wäre.

[1] In Sonora treibt man die Viehzucht nur im Großen, wiewohl sie im Kleinen viel nutzbarer gemacht werden könnte. Milch, Butter und Käse benutzt man fast gar nicht, selbst die Häute haben wenig Werth, nur Fleisch und Talg.

Diese Gegenden halten wir völlig geeignet für die Uebersiedlung der Familien aus Californien; sie haben Wasser zum Trinken und Bewässern der Felder, Wälder für Bau- und Brennholz, sowie Material für die Dächer der Häuser. Es ist schwer eine genaue Angabe von der Ausdehnung der Ländereien des Gila zu machen, weil sie noch nicht gehörig untersucht sind; aber nach den Nachrichten, welche die Regierung als die zuverlässigsten erlangen konnte, besitzen die Bewohner (Papagas) eine Strecke von etwa 30 bis 40 Stunden in die Länge, und von da bis zur Vereinigung des Gila mit dem Colorado sind es nach sechzig Stunden oder mehr. Diese ganze Strecke läuft an dem Ufer des Gila hin, hat Wasser in Ueberfluß, selbst zur Landbewässerung, und der Fluß kann hierzu überall benutzt werden, weil man durch bloße Wässerungsgräben das Wasser in die Fluren leiten kann; denn der Gila durchströmt eine große Ebene, theils von üppigem Graswuchs bedeckt, theils von Holzschlag, der aus Mimosen, Ulmen und Weiden besteht, auch fehlen der Nußbaum und andere Nutzhölzer nicht. Durch die Cultur des Landes würde man Stroh für die Dächer der Häuser erhalten, aber auch ohne dieses findet man viele große Grasarten, welche für diesen Zweck vollkommen dienen. Das Klima ist gemäßigt und gesund, die Gebirge liegen ferne, und die Fruchtbarkeit des Bodens selbst scheint den industriösen Menschen einzuladen, dort seine Wohnsitze aufzuschlagen. Diese vortreffliche Landschaft bietet den großen Vortheil, daß nicht nur Californien nahe liegt und mit ihr in Verbindung steht, sondern daß auch Neu-Mexico nicht ferne ist, so daß die Bewohner beider Provinzen, welche ihr Recht auf mexicanische Nationalität erhalten wollen, ihre Uebersiedlung mit Leichtigkeit bewerkstelligen können.

Ueber die Producte dieser Ländereien wurde oben schon das erwähnt, was die Gila-Indianer bauen. Ihre Ernten sind freilich gering, was aber nicht dem Boden beizumessen ist, sondern der Armuth und den geringen Bedürfnissen dieser einfachen Naturkinder. Die Baumwollenstaude ist die Pflanze, welche dort mit der Zeit sicher wichtig wird; sie gedeiht außerordentlich und das Klima ist ihr so günstig, daß sie niemals mißräth, wie dieses in allen übrigen Gegenden des Staates öfters der Fall ist. Das Land eignet sich ganz für große Saaten, die Productionskosten werden sich sehr niedrig stellen, und da der Transport auf dem Gila und Colorado, so wie in dem Golfe sehr billig wird, so dürfte diese Baumwolle in den Häfen des Staates einen guten Markt finden, und selbst mit der von Santiago und Acapulco rivalisiren können.[1]

Für Rindvieh- und Pferdezucht ist das Land sehr geeignet, und sobald man diesen Industriezweig wählt, werden große Heerden die mit vortrefflichen Weiden bedeckten Ebenen bevölkern. Die Fruchtbarkeit des Bodens bürgt dafür, daß er geeignet sey alle Früchte hervorzubringen, welche diesem Klima entsprechen, die jetzt aber, bei dem Mangel aller Cultur, unbekannt sind. Eben so ist es außer allem Zweifel, daß sich in dem Bezirke reiche Goldlager finden: denn bis hierhin reichten die Entdeckungen dieses edlen Metalls, welche im Jahre 1835 gemacht wurden, jetzt aber verlassen sind, weil bei dem Rufe der californischen Schätze alle Goldwäscher dahin auswanderten.

Die nächsten Ansiedlungen liegen ziemlich ferne; es ist zuerst das Präsidio Tucson, dann folgen die Dörfer von Tubac, Tumacori und andere, welche heute weniger Bewohner zählen, wegen der Auswanderung nach Californien. Eine Verbindung mit diesen Dörfern, so wie mit dem bewohnten Theile des Staates läßt sich leicht herstellen und erhalten, wenn sich die Bevölkerung dafür thätig zeigt; denn selbst gegenwärtig, in dem Zustande der Vernachläßigung, bestehen Verbindungen, welche weder selten noch schwierig sind. Der Boden ist eben, die Natur selbst erleichtert die Anlegung breiter Wege, und dieser Umstand wird den Verkehr mit Waaren lebhaft und lucrativ machen, sobald nur erst Producte da sind, welche die Speculation nach jenen Punkten hinziehen. Ein großer Vortheil ist außerdem noch, daß der Verkehr sowohl zu Wasser wie zu Land unterhalten werden kann.

In dem ganzen Giladistrict findet sich kein Privateigenthum, außer dem Bezirke, welchen die Indier als ihr Gebiet ansehen; aber auch darin sind sie so wenig mißtrauisch, daß sie jedem der es wünscht, Land für den Anbau anbieten. Von der Gränze der Indier an, den Strom abwärts, etwa 60 Stunden weit, ist eine völlige Einöde, ohne allen Privatbesitz, bis zu den Ländereien der Yumas, Cocomaricopas und anderer Völker. Eigentlich bewohnen diese das rechte Ufer des Coloradoflusses, und gehen nur bisweilen auf das linke Ufer über, so daß in ununterbrochener Linie auf hundert Stunden Länge alle Ländereien für Ansiedlungen benutzt werden können, die zu den besten und reichsten gehören, welche man für diesen Zweck wünschen kann. Die Colonisation kann sich hier ohne Gewalt, ohne Gebrauch der Waffen entwickeln; die Klugheit, die Milde, die sanften Mittel, welche unsere Religion darbietet, werden bei weitem meist auf die Gesittung wirken und am schnellsten erobern. Ebenso wird die Ansiedlung ohne große Kosten ausgeführt werden können. Im ersten Jahre ist natürlich der Unterhalt zu bestreiten, einige Geistliche müssen besoldet werden, aber das ist auch alles, etwa kleine Geschenke ausgenommen, die man den Indiern gibt, um sie anzuziehen. Es dienen dazu die unbedeutenden Spiel- und Schmucksachen, namentlich ungefärbte und gefärbte Glasperlen u. dgl. Nirgends vielleicht findet sich ein so geeigneter Punkt, um Ansiedlungen durch Missionen zu begründen, alle Verhältnisse begünstigen das Unternehmen und sichern den Erfolg.

Die Apaches, welche nach dieser Seite hin leben, sind nicht zu fürchten, denn wenn sie auch in stetem Kriege mit den Gilenen sind, so erkennen sie die Uebermacht derselben an und fürchten sie. Der Apache wagt es nicht das Innere des Gebietes der Gilenen zu durchstreifen, und er ist hier ohne Bedeutung, während er in den südlichern Theilen des Staates wild und furchtbar ist. Es ist von Wichtigkeit, die Aufmerksamkeit der hohen Regierung auf diesen Punkt zu lenken, und sie zu ersuchen mit aller Energie und mit kräftigen Mitteln die Colonisation zu unterstützen. Denn bei dem sanften Charakter der Urbewohner ist es zu fürchten, daß sie von den speculativen Nachbarn (Nordamerikanern) bekehrt und in ihr Gebiet hinüber gezogen werden, wodurch uns ein guter Stock für die neuzugründende Gesellschaft entzogen würde.

Betrachten wir nun die Pimeria Alta. Nordwestlich von dem Flecken del Altar, Hauptort des Kreises dieses Namens, liegen die Flüsse Gila und Colorado 100 Stunden weit: in nördlicher Richtung, etwa 70 Stunden von demselben Flecken, liegen die sieben Dörfer des Gila-Stammes, von denen wir oben sprachen, und in östlicher Richtung 50 Stunden weit die Veste Tucson, gegenwärtig eine der Militärcolonien. Südlich von Tucson liegen die Missionsdörfer San Xaver del Bac, Tumacori, Cocospera S. Ygnacio und Magdalena, etwa 20 Stunden eines

[1] Am Fluß von Santiago, der bei San Blas mündet, wird viele Baumwolle gepflanzt, mehr aber noch auf der sogenannten Costa Rica (kleine Küste) zwischen Acapulco und Zacatula.

van dem andern entfernt. Die Missionen dieser Dörfer waren den Mönchen zum heiligen Kreuz von Queretara aufgetragen, aber diese verließen sie, sey es aus Mangel, sey es durch Verhältnisse, welche durch den Wechsel unserer Politik herbeigeführt waren, und da sich die Bevölkerung der Dörfer durch Creolen gemehrt hatte, gingen die Missionen ganz ein. Die geistliche Gerichtsbarkeit fiel an den Bischof des Staates, welcher Pfarreien organisirte, und da das alte Etablissement der Mission aufhörte, welchem die Ländereien zugetheilt waren, blieben den Dörfern bloß die durch die Bewohner bebauten Ländereien, ohne daß diese einen Rechtstitel darauf hätten. Der Staat hat demnach freie Verfügung darüber. Diese Dörfer können noch eine Menge Einwohner aufnehmen, denn ihre jetzige Zahl ist gering und ihr Zustand ein armseliger, trotz der großen Fruchtbarkeit des Gebietes. Viele wanderten aus, gelockt durch den Ruf der Schätze von Californien, und die welche blieben, haben keinen Augenblick Ruhe noch Rast wegen der beständigen Einfälle der Barbaren. Würden sie von dieser Plage befreit, so dürften sie rasch fortschreiten, denn sie sind nicht ungebildet, und das Land welches sie bauen, zeichnet sich durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit aus.

Jenseits des Gebirges, ostsüdöstlich vom Flecken Altar, liegen die Dörfer Pitiquito und Cabarca. In beiden findet sich eine Meierei im Privatbesitz, eine die zur Mission gehört, und von Leuten die ihr dienen, bewohnt wird, und mehrere verlassene Grundstücke (aus den oben angegebenen Ursachen). Wenn man diese als Eigenthum vertheilte, würden die frühern Besitzer zurückkehren, oder andere für sie eintreten.

Nach Norden hin liegen die ganz von Papagos bewohnten Dörfer Oquitoa und Tubutama, wozu Atil gehört, in deren Nähe sich mehrere wegen der Einfälle der Wilden verlassene Güter befinden. Bisane bei Cabarca und Saric bei Tubutama waren früher Dörfer, kamen später in Privatbesitz und sind jetzt völlig verlassen.

Der alte Bergwerksort Cieneguilla mit seinen Dörfern Anzuava, las Cruces und Inmaculada sind heute nur auf die Arbeiter einiger Bauernhöfe beschränkt, weil ihre Bewohner zum großen Theil nach andern Dörfern ausgewandert sind in Folge eines Ueberfalles nordamerikanischer Abenteurer im Junius 1849.

Alle diese verlassenen oder entvölkerten Ortschaften sind 7 bis 9 Stunden von el Altar entfernt; sie erhalten den Besitz der verlassenen Missionsländereien, welche zwar nicht sehr fruchtbar sind wegen Mangel an Wasser, aber doch eine recht gute Einnahme für den Unterhalt der Geistlichen und die Ausgaben des Gottesdienstes abwarfen. Denn was an Fruchtbarkeit abging, wurde durch die Goldlager ersetzt, welche bedeutende Vortheile lieferten und sicher auch wieder liefern werden, sobald ein Umschwung der Verhältnisse den Arbeitern wieder Sicherheit gewährt. Zwischen den bezeichneten Bezirken und den Dörfern der Gila-Indier wohnen die Papagos, welche die Pimeria Alta ausmachen und zwischen ihrem Gebiete und dem der Gilenen eine Einöde haben. Dieser Indierstamm der Papagos lebt von der Jagd und einigen kleinen Saaten von Sommerfrüchten, womit sich wenige abgeben. Sie stehen in beständigem Verkehr mit unsern Städten und Dörfern im Innern, handeln mit Pelzwerk, gegerbten Hirschfellen und einigen andern Gegenständen ihrer geringen Industrie. Ihr Charakter ist friedlich, sie erkennen die Autorität des Staates an und ordnen sich demselben unter. In der ganzen Ausdehnung dieses Gebietes hat man viele und reiche Goldlager gefunden, unter welchen sich am meisten auszeichnen: Cieneguilla, die Ebenen (Llanos) und zuletzt Quitabac. Ueber diese Punkte hinaus liegen unerschlossene, jungfräuliche Lagerstätten, welche zu wichtigen Entdeckungen Hoffnung geben, weil dieselbe Gebirgsart fortgeht und dieselbe Cordillera, worin die schon entdeckten Lager anstehen, sich dahin ausdehnt.

Die Kopfzahl des Papago-Stammes wird auf 3000 angeschlagen. Die Sinnesart dieser Indier ist sanft, und ihre Neigungen sind friedlich. Früher lebten sie unter der Leitung und dem Unterricht der Missionäre, aber sie zogen sich zurück, seit die Missionen eingingen und in den Dörfern die Creolenbevölkerung sich mehrte, welche die besten Ländereien für sich in Beschlag nahm. Noch jetzt würde es von Nutzen seyn, um sie für die Gesittung völlig zu gewinnen, zwei bis drei Missionen entfernt von ihren frühern Dörfern zu errichten; Land für diesen Zweck ist genug vorhanden, und wegen der Goldlager wäre die Sache von Interesse.

Die Geistlichen, welche diese Missionen überwachten, gehörten, wie schon oben bemerkt wurde, zu dem Kloster des heiligen Kreuzes von Queretaro, und zur Zeit der spanischen Herrschaft so wie auch später zur Zeit der Republik erhielten sie 300 Pesos (1 Peso = 1 Dollar oder 5 Francs) Gehalt für jede Mission, welcher von der Centralregierung bezahlt wurde. Gegenwärtig fehlt es an Geld und an Geistlichen für die Missionen, deßhalb wurde die geistliche Verwaltung dem Bischof von Sonora übertragen, welcher in diesem Augenblick statistische Notizen sammelt, um Pfarreien einzurichten für die Distriete, die hinlängliche Bevölkerung haben.

Ich habe mich über diesen Gegenstand weitläufig ausgesprochen: 1) um über die Volksstämme Nachricht zu ertheilen, mit welchen ein Verkehr anzuknüpfen ist, so nahe wie möglich bei dem Flusse Gila, und 2) um zu zeigen, daß sie sich für Anlegung neuer Missionen eignen, denn die Ländereien sind ausgedehnt und enthalten Raum genug dafür; die Indier aber bedürfen sie, um den Unterricht zu vervollständigen, welcher leider zu früh unterbrochen wurde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über Adelaide.

Aus einem Schreiben aus Newtown bei Sidney.

Vom 31 Januar 1851

Am 18 Januar langten wir in Sidney an. Während der acht Tage, die wir noch am Bord blieben, wimmelte es von Besuchern und es blieb mir keine Muße zum Schreiben. Es war eben die Woll-Saison. Die reichen Squatters aus Moreton-Bay, New-England u. s. w. hielten sich in Sidney auf und kamen täglich an Bord, um die edlen Schafe Kirlmere zu prüfen und zu kaufen.

Am 26sten dieses verließen wir das Schiff und bezogen vorläufig ein Häuschen in Newtown, Vorstadt von Sidney, am Südwest-Ende der Stadt gelegen, auf einer Anhöhe, von jener durch Wiesenland getrennt.

Unser Häuschen hat zwei Zimmer zur ebenen Erde und zwei im ersten Stock; vor der Thüre Gärten und Verandahs, hinten einen großen Grasgarten; wir zahlen vier Schilling per Woche Miethe, was für hier billig ist.

Bei einem heitern Morgen ist die Aussicht von unserer Wohnung reizend. Man sieht in der Ferne die schmalen Streifen des offenen Meeres, dann die Felsenküste, die den Eingang von Botany-Bay bildet. Die Bay selbst zieht sich wie ein dunkelblaues Band zwischen den bewaldeten Ufern hin, bis sie sich in dem dichten Grün des Busches verliert, der ungefähr 1/2 Meile weiter anfängt. Nach hinten sieht man große Strecken grünen Weidelandes, dann eine belebte Landstraße und hinter dieser beginnt der Busch (wie hier der Wald heißt), mit seinem undurchdringlichen Grün, der sich bis an den Horizont zieht.

Die Gegend ist hügelig, nicht bergig, und deßhalb eher lieblich als

romantisch. Nur an der äußersten Gränze sieht man bei klarem Wetter die blauen Berge. Längs der Chaussee von Newtown liegen viele elegante Landhäuser, und ein starker Verkehr von Wagen und Reitern findet den ganzen Tag statt. Alle halbe Stunde fährt die Royal Mail, ein eleganter Omnibus mit vier Pferden zwischen Sidney und Coaks-River; außerdem wechseln Reiter, Karren mit Butter und Gemüsen, Wagen mit Ochsenbespannung, Prachtkutschen und zierliche Gigs. Alles jagt, drängt und galoppirt.

Doch ich muß noch nachholen was ich zu Adelaide erfuhr.

Wir hatten am 19 December vor Adelaide geankert und bald darauf die junge Stadt — diesen kleinen Fleck europäischer Intelligenz inmitten der australischen Buschwelt — durchwandert.

Am selben Tage noch reiste H. mit unserem Reisegefährten, Herrn von B. zu dem Bruder des letzteren, der in Angers-Park im Busche wohnt. Der Weg ging per Spring-Cart (einem zweirädrigen Holzwägelein) über eine durchaus öde Sandfläche nach Gawler-Town, einer kleinen, aufblühenden Stadt, vier engl. Meilen von Adelaide. Hier übernachteten sie und nahmen am nächsten Morgen Pferde, um ihren Weg fortzusetzen. Die Gegend wurde nun hügelig und waldig, zuweilen sehr schön, nur herrschte überall wegen der Hitze Wassermangel. In Ermanglung eines Führers ritten sie aufs Gerathewohl fort; auf der ganzen, mehrere Stunden weiten Strecke trafen sie nur Eine menschliche Wohnung, eine Hütte von Zweigen, in welcher sie eine württembergische Bauernfamilie in dem behaglichen Geschäft unterbrachen, eine tüchtige Hammelskeule zu verzehren. Die Leute waren erst ein paar Monate dort, hatten ihre Weizenäcker bestellt, aber noch keine Zeit gehabt, ein Haus zu bauen, waren übrigens sehr zufrieden. Gegen Abend gelangten unsere Reiter nach der v. B'schen Besitzung.

Um dir vom australischen Buschleben einen Begriff zu geben, folgt hier eine ungefähre Schilderung dieser Familie. Von B., ein thätiger Mann von 27 Jahren, kam vor einem Jahre mit einer jungen Frau und drei Arbeitern hieher; die Ueberfahrtskosten, die Anschaffung der Acker und das nöthigste Hausgeräthe hatten sein Vermögen rein erschöpft. Es war von seiner Besitzung nichts urbar. In einem Jahre hat er die Hälfte der Aecker mit Weizen bestellt, ein Haus, sammt Backofen von Lehm gebaut und einen Brunnen gegraben; das Haus enthält ein großes Zimmer, in welchem gekocht und geschlafen wird. Nebenan ist ein Schoppen für die drei Arbeiter. Als Tisch und Stühle dienen leere Kisten. Einen Fußboden haben sie nicht.

Trotz dieser Abwesenheit aller Bequemlichkeit war v. B. sehr vergnügt und guten Muths. In der vergangenen Nacht hatte seine Frau das erste Kind geboren, und da kein Arzt, ja kein einziges Frauenzimmer in der Nähe war, so mußte er allein deren Stelle vertreten. Die Weizenernte ist in ganz Südaustralien dießmal mißrathen; v. B. hatte also keinen weitern Verdienst, als von Butter, Milch und Eiern, welche er nach Porunda gut verkaufte. Für seine Besitzung waren ihm 3 Pfd. St. per Acker geboten; sie kostet ihm 1 Pfd. St. Er hat in dem einen Jahre also, trotz der mißrathenen Ernte, ein gutes Geschäft gemacht.

Am andern Morgen ritten H. und sein Reisegefährte nach Buchsfelde an den Gawlerplains, der Besitzung S's.

Zwei Brüder S., der eine Doctor der Philosophie und Literat, der andere Kunstgärtner, kamen vor einem Jahr mit zwei jungen Frauen nach Südaustralien. Sie kauften eine, theilweise urbare Besitzung am Flusse Gawler, bauten mit zwei deutschen Arbeitern ein Haus von Backsteinen, dessen Fußboden aus getretenem Kalk besteht. Sie haben einen hübschen Garten angelegt, Weinreben gepflanzt und Weizen gebaut, der nun freilich auch mißrathen ist. Sie verkaufen ihre Producte nach Adelaide, fällen außerdem Holz und fahren es in die Dampfmühle nach Gawlertown.

Man muß Achtung haben vor diesen Leuten, welche sämmtlich an wenig Arbeit gewöhnt waren und dennoch so viel geleistet haben. Die kleine Besitzung blüht auf und sie denken daran, ein neues Haus zu bauen. Doctor S., der eine Bruder, ist ein Mann von Wichtigkeit für die südaustralische Colonisation, ein tüchtiger Vertreter der deutschen Interessen, thätig, lebhaft, von liberaler Gesinnung und aufopfernder Hingebung. Trotz seiner großen Beschäftigung schreibt er die erste deutsche Zeitung in Australien, die für die Erhaltung der deutschen Presse von Bedeutung ist. Dr. S. hat im Auftrage der Berliner Akademie, welche ihn mit Instrumenten versah, eine meteorologische Station in Buchsfelde errichtet. Er schildert das Klima, trotz dem großen Temperaturwechsel, als sehr gesund; nur verursachen Staub und die kleine Sandfliege häufig Augenentzündungen; diese Fliege saugt die Feuchtigkeit aus dem Auge und findet sich dort in großer Zahl. Im Winter stieg die Kälte auf 5° R., im Sommer die Hitze auf 37° im Schatten. Süd-Australien scheint dem raschen Temperaturwechsel mehr noch ausgesetzt als die übrigen Districte.

In Porunda, welches den Mittelpunkt der deutschen Colonie bildet und eine Stadt von dreißig Häuschen ist, hat sich eine freie deutsche Gemeinde gebildet. Rings umher liegen die altlutherischen Dörfer Bethanien, Hoffnungs- und Lobethal, welche im Aufblühen begriffen sind.

Eine bis jetzt noch beinahe unbekannte Sandwüste umgibt die Provinz im Norden; daher die alles versengenden Nordwinde. Dahingegen sind die flachen Sandküsten wiederum schutzlos dem eiskalten Südwinde ausgesetzt und, da meilenweit ins Land hinein der Boden aus Flugsand besteht, so bildet sich der Uebelstand der wirbelnden Staubwolken, welche oft tagelang die Luft erfüllen. Je weiter man übrigens in den Busch geht, desto mehr verschwinden diese Uebelstände, die indessen dem Emporkommen der Stadt Adelaide sehr hinderlich seyn werden.

Die Landschaft ist durch das Gebirg sehr schön, eigentlich romantischer als bei Sidney. Auffallend schön sind an der südaustralischen Küste die Sonnen-Auf- und Untergänge. Täglich erneute sich das Schauspiel der brennenden Gold- und Purpurwolken in einer Pracht, wie ich es auf der langen Seereise nur einigemal gesehen habe.

Ueber die eigentlichen Lebensadern Südaustraliens, die berühmten Burra-Burra und Glen Osmonds-Minen, konnte ich nur dürftige Notizen sammeln; was ich berichte, ist genau dasjenige, was ich darüber erfuhr, doch kann ich natürlich nichts selbst verbürgen. Von einem jungen Odenwälder, welcher vor sechs Monaten herüberkam und den Hückerbetrieb bei einer Privatunternehmung, für 200 Pfd. St. jährlich, leitet, erfuhr ich folgendes: die Minen sind sehr kupfer- und eisenhaltig. Silber zeigt sich bis jetzt wenig, Gold ganz schlecht, Edelsteine von der geringsten Sorte. Von einem ordentlichen Minenbetrieb ist bis jetzt keine Rede. Die Geschäfte sind in Händen speculirender Actionäre, die weder Lust noch Geld haben, die Minen bearbeiten zu lassen, sondern nur darüber aus sind, den Curs der Actien durch allerlei Mittel zu treiben. Wissenschaftlich gebildete Bergleute fehlen; technisch fähige sind selten. Es sind viele zum Bergbau ganz untaugliche Arbeiter für hohe Preise angestellt worden. Die Manier des Arbeitens ist diejenige der Kohlengruben in England. Auf diese Weise erhält man nur den dritten Theil des verhältnißmäßig in Deutschland gewonnenen Kupfers, bei zehnmal höherem Taglohn. Kupfererz auszuführen hat bis jetzt nicht rentirt; dem Schmelzen der Metalle steht aber der Mangel an hinreichenden Steinkohlen entgegen. Mein Gewährsmann, dessen Ansichten ich hier wiedergebe, über dessen Befähigung zum Abgeben eines Urtheils ich nichts weiß, wohnt im hohen Gebirge mit dem Unternehmer der Hütte, in einem Bäckerhause. Bedienung ist nicht zu haben; daher sie selbst kochen, backen, und Holz wie Wasser holen, was ihm, einem europäischen Dandy, wenig behagte. In R. fanden wir den Director einer Kupferschmelze, einen jungen Engländer, welcher auch 200 Pfd. St. jährlich bekommt und uns ganz naiv erklärte, er verstehe nichts vom Bergbau.

Nachrichten aus Liberia. In einem Schreiben aus Monrovia vom 20 Junius d. J. (s. Shipp. Gaz. 27 August) heißt es: „Handel und Ackerbau sind in besserem Fortschritt als je, und die benachbarten Stämme werden friedlicher und civilisirter. Dieß ist großentheils der Abschaffung des Sklavenhandels an diesem Theil der Küste zuzuschreiben, und derselbe kann auch wenigstens zwischen Sierra Leone und Cap Palmas nicht mehr wohl abermals in Gang gebracht werden."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 210. 2 September 1851

Die Chasaren.

Dieß Volk ist lange unbekannt, und seit es bekannt geworden, ein großes Räthsel gewesen. Hr. Vivien de St. Martin, der sich schon seit Jahren mit den osteuropäischen Völkern und mit den Wanderungen aus Asien herüber beschäftigt, hat in einem am 27 Febr. und 7 März d. J. gehaltenen Vortrag vor der französischen Akademie der Wissenschaften seine Ansicht über dieß Jahrhunderte hindurch in der Mitte und im Südosten des jetzigen Rußlands herrschende Volk vorgetragen, und seinen Vortrag in den Nouv. Ann. des Voyages (Nr. vom Mai und Julius) mitgetheilt. Der Aufsatz ist in historischen und geographischen Beziehungen äußerst interessant, und die Art, wie die byzantinischen, arabischen, armenischen, georgischen und slawischen Quellen benützt sind, scharfsinnig und lehrreich zugleich. Wir können hier, ohne zu weitschweifig zu werden, nicht auf seine Beweisführung eingehen, und halten uns bloß an das Resultat, das er ungefähr in folgenden Worten ausspricht: „aus allem vorhergehenden scheint mir deutlich hervorzugehen, erstens, daß die Agathyrsen Herodots und der alten Geographen nicht verschieden sind von den Agazzirs oder Acatzirs des Jornandes und der Byzantiner, und zweitens, daß diese Acatzirs, eine große und tapfere Nation aus dem Innern der finnischen Länder, ein und dasselbe Volk sind mit den Chasaren, einem Volk finnischen Stammes, das im Anfang des 7ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung seine Herrschaft über das südliche Scythien und die Steppen am Tanais gründete. Die Zeugnisse der armenischen, georgischen und arabischen Geschichtschreiber vervollständigen die der Byzantiner und zeigen, daß nicht bloß im Anfang des 7ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, sondern lange vorher die Chasaren an den Ufern des kaspischen Meeres, in dem nordwestlichen Theile des kaukasischen Isthmus, mächtig geworden waren. Bald erhielt das von ihren Stämmen besetzte Gebiet eine neue Ausdehnung. Als die letzten Bruchstücke der großen bulgarischen Wanderung, welche im Osten des untern Tanais geblieben waren, endlich ihren Marsch gegen die Donau angetreten hatten, wohin die Mehrzahl ihres Stammes schon lange gezogen war, bemächtigten sich die Chasaren alsbald der leer gebliebenen Ländereien im Umkreis der Mäotis. Diese Bewegung fand zwischen 642 und 668 statt. Im Anfang des 8ten Jahrhunderts sieht man die Chasaren als Herren im taurischen Chersones, der bisher von den ugorischen Stämmen, welche sich bis zum Bug gezogen hatten, besetzt gewesen war. Die Chasaren unterwarfen sich diese Stämme, ebenso die Slowen am Dniepr und an der Oka, die ihnen tributpflichtig wurden.[1] Sie drängten westlich vor bis nach Dacien, und in der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts hatte ihre so rasch angewachsene Herrschaft ihre größte Ausdehnung erreicht von den Karpathen und dem obern Dnieprlauf bis zur untern Wolga und von der Oka im Herzen des jetzigen Rußlands bis zum Kaukasus. Daß der Verfasser die Chasaren so bestimmt dem finnischen Stamme vindicirt, ist eigenthümlich, da man sie bis jetzt meistens zu den Türken rechnete; was ihre Sprache betrifft, so beruft er sich dabei namentlich auf das bestimmte Zeugniß der arabischen Reisenden des 9ten und 10ten Jahrhunderts, welche ihre Sprache zuversichtlich als eine von der türkischen verschiedene bezeichnen. Indeß wird die Behauptung auch durch andere ethnographische Zeugenbeweise erläutert und bestätigt.

Zum Schlusse führen wir noch im Auszug einige Stellen an, welche die Ansicht des Verfassers über diese Wanderungen im allgemeinen und in Bezug auf diese eine große, nicht genug beachtete Wahrheit enthalten. „Die Chasaren“, sagt er, „schließen die Liste der Völker finnischen Ursprungs, welche von dem dritten bis zum 9ten Jahrhundert nacheinander in den ungeheuren Ebenen des südlichen Rußlands zwischen der Wolga und der untern Donau herrschte. Diese allerdings verschiedenen Völker, Hunnen, Serbier, Bulgaren, Avaren und Chasaren,[2] gehören zu einem und demselben Stamm durch Sprache, physische Gestaltung, gemeinsame Heimath, durch Ueberlieferungen und eine lange Reihe von Verbindungen aller Art die wir noch jetzt trotz der Mangelhaftigkeit unserer Nachrichten erkennen ... Es ist bemerkenswerth, daß die Wanderungen, welche zu verschiedenen Epochen, von den vorhistorischen Zeiten bis zum Ende des Mittelalters aus Mittelasien nach dem Westen zogen, nur in großen homogenen Massen stattfanden. Mit den Alanen schloß die Periode der indoeuropäischen Einwanderungen, ein ungeheurer Zeitraum, dessen Anfang sich in der Nacht der Jahrhunderte verliert. Nach ihnen öffnet sich die Periode der finnischen Colonien, die zwar nur einen Zeitraum von drei Jahrhunderten umfaßt, während dieser Zeit aber ohne Unterbrechung seine Ströme uralischer Stämme nach dem Südosten Europa's ergießt, zuerst die Hunnen, dann die Bulgaren, dann die Sabiren und Avaren, endlich die Chasaren, mit denen die Wanderung sich schließt. Eine neue und letzte Einwanderungsperiode beginnt mit dem 9ten Jahrhundert, nämlich die der türkischen Völker,

[1] Sehr interessant ist die historische Entwicklung, wie die Gründung des Russenreichs durch die Waräger diesem Umsichgreifen der Chasaren Gränzen setzte und später demselben die stärksten Stöße beibrachte.

[2] Warum führte er die Magyaren nicht unter diesen auf? Ihre finnische Stammverwandtschaft ist doch unzweifelhaft, und ihre Wanderung fällt in dieselbe Zeit. A. d. U.

welche unter dem Namen Petscheneger, Usen, Komanen und Kaptschak ihrerseits den Norden des kaspischen und schwarzen Meeres überschwemmen."

Aus dem nordwestlichen Mexico.

(Schluß.)

Nachdem ich die geeignetsten Punkte des Staates für Anlegung von Colonien und Missionen bezeichnet habe, dürfte es nicht überflüssig seyn, den südlichen Theil des Staates näher zu betrachten, und zunächst die fruchtbaren Gefilde des Flusses Yaqui. Dieses Gebiet ist reichlich bevölkert durch den Stamm der Yaqui; im ganzen Staate ist der Arm des Yaqui thätig in jeder Art Geschäfte und Arbeiten. Sie haben Neigung zur Arbeit und lieben den Krieg; an allen politischen Zerwürfnissen des Staates nehmen sie directen Antheil; sie sind zum Theil seßhafte Landbauer von ziemlich vorgeschrittener Bildung, zum Theil streifen sie unstät in ihren Wäldern umher. Ihre Dörfer sind: Belen, Jiniriveś, Potam, Raum, Vicam, Torim, Bacum und Cocori, welche eine Längenausdehnung von 30 Stunden einnehmen und alle in fruchtbarem Lande liegen, das sich sowohl für die Viehzucht, als den Landbau eignet, für alle Producte der heißen und gemäßigten Klima. Das Klima ist sehr heiß im Sommer, aber im Winter kommen Nachtfröste vor. Die Atmosphäre ist heiter und trocken. Das Land wird alljährlich von dem Flusse überschwemmt und dadurch für reiche Ernten befruchtet: viele Stellen des Flusses eignen sich für Wehre, wodurch ausgedehnte Ländereien bewässert werden könnten, was zwar Anlagecapital erfordert, aber sich gut bezahlen würde. Die Wälder sind ausgedehnt und sehr dicht. Die Dörfer liegen 5 bis 7 Stunden auseinander und die vier letzten der genannten eignen sich ganz für die Gründung zweier Missionen. Die Folge dieser Stiftung würde sich bald zeigen; die in den Wäldern irrenden Jäger würden sich an das gesellige Leben gewöhnen, die Lust zur Arbeit würde angeregt, und die Missionen würden so zur Bürgschaft eines beständigen Friedens. Denn wenn auch diese Nation ruhig ist, so könnte sie doch, wenn sie aufhörte es zu seyn, dem Staate zu großem Schaden gereichen. Ferner würden mit den Missionen Ansiedler europäischer Abkunft sich niederlassen, und in wenigen Jahren würde dieser District einer der wichtigsten des Staates seyn, durch die Leichtigkeit der Ein- und Ausfuhr auf dem Flusse und auf dem Golf von Californien.

Durch Vorstehendes glaube ich die Fragen der hohen Regierung genügend erledigt zu haben, und es bleibt nur noch die letzte Frage zu erörtern, welche also lautet: „auf welche Geldmittel können die Missionen von Seiten der Regierung rechnen, und welche Wege hält der Gouverneur für geeignet, um das so nützliche Institut der Missionen einzuführen?" Die Regierung von Sonora verkennt nicht die Wichtigkeit des Institutes, nicht seinen großen Nutzen für den materiellen Vortheil des Staates, aber ich kann nicht verhehlen, daß sie im Unrecht seyn würde ein Werk zu beginnen, das aller Elemente des Gedeihens entbehrt. Sey es darum ohne Rückhalt ausgesprochen: die Regierung kann nichts geben als ihren Schutz und das nöthige Grundeigenthum für die vorgeschlagenen Anlagen. Die Regierung hat den besten Willen für Einführung dieses wohlthätigen Etablissements; es ist ihr empfindlich sagen zu müssen, daß ihre alle Geldmittel fehlen, da die Finanzen der Art stehen, daß die Verwaltung nicht einmal ihre Generalkosten decken kann. Diese Finanznoth wird sich noch mehren, sobald für den Staat der neue Zolltarif in Kraft tritt, welcher die Verbrauchssteuer für die in den Staat eingeführten Waaren auf ein Sechstheil ihres bisherigen Standes reducirt. Diese Herabsetzung gibt der öffentlichen Verwaltung des Staates einen tödtlichen Streich; denn wenn die einzige Einnahme, welche bis jetzt der Regierung die Mittel beschaffte, um 13 Proc. herabgesetzt wird, so wird die Finanzverwaltung ein Deficit erhalten, welches etwa die Hälfte der Ausgaben ungedeckt läßt. Mit welchen Mitteln soll also der Staat die Einführung der Missionen unterstützen, mag ihr Nutzen noch so groß seyn, wenn er selbst nichts hat?

Man muß sich also nach andern Hülfsquellen umsehen, und ich wüßte keine derartigen aufzufinden, es sey denn, daß die Generalregierung die nöthigen Gelder für die Uebersiedlung der Geistlichen, ihre Einrichtung und ihren Unterhalt herschösse, wenigstens für die Zeit, welche die Umstände nöthig machten. Auch könnte man eine Rente ausschließlich für diesen löblichen Zweck bestimmen, und ich schlage dafür die Abgabe von den Spielkarten [1] vor, welche sich die Generalregierung vorbehalten hat, die aber für sie nutzlos ist, weil sie nicht organisirt wurde, und eben so wenig dem Staate zum Vortheil gereicht. Ich habe die oberste Regierung um Abtretung dieser Rente ersucht, mit der Bestimmung, ihren Ertrag für den öffentlichen Unterricht zu verwenden, bis jetzt aber noch nichts erlangt. Würde diese Einnahme gut geregelt, so dürfte sie einen hinlänglichen Fond liefern, um den vorgesetzten Zweck zum Nutzen des Staates zu erreichen.

Urés, den 23 Sept. 1849.

Jose de Aguilar.

So weit der Bericht des Gouverneurs von Sonora, welcher uns einen klaren Blick in die Lage jener Provinzen gestattet. Zur Zeit der spanischen Herrschaft hatte man durch die Presidios, welche durch wohlorganisirtes Militär besetzt waren, ein sichtbares Zeichen der bürgerlichen Autorität; die wilden Indianerstämme mieden den Bereich der spanischen Waffen und die friedlichen suchten in ihrer Nähe Schutz. Daneben wirkte das geistliche Vorposten-Corps der Missionäre, das fast ganz aus Europäern bestand (Fernandiner, von der Regel des h. Franciscus), und für geistliche Zwecke Eroberungen machte. Es war ein eigenes Verhältniß, daß die den Mönchsorden übergebenen Missionen ganz unabhängig von den obersten geistlichen Behörden des Landes ihre Geschäfte betrieben, und in ihren Districten gewissermaßen unumschränkte Herren waren, da selbst das Landeigenthum der geistlichen Körperschaft gehörte.

Dem Staate konnte dieses ganz gut conveniren, denn die Vorpostenkette hielt die äußersten Gränzen in Friede, gewöhnte wandernde Stämme an feste Stätten und Landbau, und bildete dadurch einen Damm gegen das Vordringen wilder Horden. Spanien handelte deßhalb ganz in seinem Interesse, den Missionären einen Zuschuß an Geld zu geben, denn sie waren wichtiger als die Presidios, welche nur als Anhaltspunkte, Zufluchtsstätten und Magazine dienen sollten.

Nachdem sich Mexico von der spanischen Herrschaft befreit hatte, behielt man dasselbe System bei, und leistete die Zahlungen an die Missionen, wie es einmal herkömmlich war. Die höchst unkluge Ausweisung der Spanier im Jahre 1828 vertrieb viele der eifrigsten und geübtesten Missionäre aus ihrem Berufe, die Klöster waren nicht schnell durch taugliche Subjecte zu ergän-

[1] Der Verkauf der Spielkarten ist in ganz Mexico Privilegium der Regierung.

zen, zumal da die Mexicaner einen wahren Abscheu vor diesem Geschäfte haben, es blieben deßhalb viele Missionen unbesetzt. Dazu kam, daß die mexicanische Regierung zu viel mit ihren inneren Parteiungen zu thun hatte, als daß sie an jene fernen Gränzländer hätte denken können, man vernachlässigte diesen wichtigen Gegenstand, leistete die Zahlungen nicht mehr pünktlich, und da die Finanzen den Krebsgang gingen, stellte man sie allmählich ganz ein. Nur zu schnell rächte sich diese Politik. In Texas begann die Bewegung von Norden her, an den Flüssen hinauf und drängte die wandernden Stämme der Indier nach Süden und Westen. Die Niederlassungen am obern Arkansas sowie am Red-river zwangen die Jägerstämme in Neu-Mexico und Chihuahua den Büffel und Hirsch zu jagen, und da diese die Presidios zerfallen, die seßhaften Stämme ohne Schutz und Führer antrafen, drangen sie vor bis zu den Siedlungen der Weißen und fanden es bequemer die Heerden zahmer Hausthiere zu rauben, als mühsam das Wild zu jagen. In den letzten Jahren trat dieser Mißstand noch stärker hervor, weil die Nordamerikaner durch die Abtretung von Texas, Neu-Mexico und Californien und die Organisirung ihrer Gränzcompagnien (jener gewissenlosen Halbwilden, welche die Rothhäute wie Wolf und Schakal behandeln) die wandernden Stämme einzig auf die unbeschützten mexicanischen Gränzen anwies. So geschah es, daß die Comanches und Apaches in diesem Augenblicke eine wahre Plage der nördlichen Provinzen Mexicos sind: sie können nicht mehr zurück zu ihren alten Jagdgründen, und dehnen nun ihre Streifereien bis in die Staaten von Cohahuila, Chihuahua und Duranga aus. Es sind dieses keine starken bewaffneten Züge, sondern kleine Schaaren, die wohlberitten mit unglaublicher Schnelligkeit einzelne Höfe und kleine Dörfer überfallen, die Männer ermorden, die Weiber und Kinder als Gefangene mitnehmen und die Heerden als Beute wegtreiben. Bis die Kunde in die nächsten größern Dörfer dringt und die Mannschaft sich bewaffnet, sind die flüchtigen Nomaden längst wieder in ihren Einöden. Dieser traurige Zustand dauert schon mehrere Jahre, und nichts Entschiedenes ist geschehen, um den armen Bewohnern der Gränzen Schutz zu verschaffen. Verfügungen sind in Menge getroffen worden, aber ausgeführt nur sehr weniges. Die zerrütteten Finanzen des Landes bilden überall das Haupthinderniß. Seit drei Jahren ist die Anlegung von Militärcolonien angeordnet, durch welche, nach Art der österreichischen Gränzer, ein Cordon von Ansiedlungen mit militärischer Verfassung eine Schutzwehr gegen die Wilden bilden sollte. Aber eine solche Maßregel erfordert bedeutende Geldmittel, die nicht da sind, und eine große Anzahl determinirter und waffengeübter Landbauer und Handwerker, die sich in einem spärlich bevölkerten Lande ebensowenig finden. Das Edict, welches die Anlegung dieser Colonien anbefiehlt, sagt den Colonisten Land, Wohnungen, Unterhalt für ein Jahr und andere Vortheile unentgeldlich zu, es sind auch einige Colonien der Art begründet, meistens von Soldaten des früheren stehenden Heeres, aber so lange nicht die ganze Linie hergestellt ist, bleibt die ganze Sache illusorisch.

Es ist sehr zu bedauern, daß in günstiger Zeit für die deutsche Auswanderung, namentlich für die vielen in Schleswig-Holstein brodlos gewordenen Krieger, keine Verbindungen mit der mexicanischen Regierung angeknüpft wurden. Dort fände sich ein Feld für geordnete Thätigkeit, mit Aussicht auf materielles Gedeihen, während die vielen Unglücklichen, welche nach Brasilien übersiedeln, einer traurigen Zukunft entgegensehen. Ein Land mit Sklaverei, mit einer eingefleischten portugiesischen Aristokratie und großer Indolenz ist nicht geeignet für Entwicklung des deutschen Elements.

In dem Friedensvertrage zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten wurde stipulirt, daß alle Bewohner der abgetretenen Provinzen, welche mexicanische Bürger bleiben wollten, auswandern könnten, und von der mexicanischen Regierung unentgeldlich Ländereien erhalten sollten. Darauf bezieht sich der Bericht des Gouverneurs von Sonora, der für diesen Zweck hauptsächlich das linke Ufer des Gilaflusses vorschlägt. Es ist keine Frage, daß diese Ländereien in hohem Grade für Ansiedlungen geeignet sind. In der subtropischen Zone gelegen haben sie ein mildes Klima, ohne die schädlichen Miasmen, welche die Ebenen des unteren Mississippi verpesten. Die rasch wachsende Bevölkerung Californiens würde für die Producte, namentlich Baumwolle und Tabak, einen guten Markt bieten, und die ausgedehnten Goldlager, welche an Ausdehnung den californischen wenigstens gleichkommen, an Reichthum nicht nachstehen, würden bei einer stätigen, ohne Schwindelei betriebenen Arbeit, auf viele Jahrzehnte eine Menge Menschen beschäftigen, welche den Colonisten der fruchtbaren Thäler auf lange hin edle Metalle gegen die ersten Lebensbedürfnisse vertauschen könnten. Es ist deßhalb eine Befangenheit in alten Gewohnheiten, ein Verkennen der Bedürfnisse und der wahren Lage des Landes, wenn die Regierung des Staates von Sonora glaubt, ein Duzend dem Leben ferne stehender Mönche könne die Gesittung einer Provinz heraufbeschwören, in einer Zeit und in der Nähe eines Volkes, das mit der Schnelligkeit der Locomotive wandert. Ehe die guten Missionäre nur die schwierige Sprache eines morschen Stammes, der für die Menschheit kein kräftiges Reis mehr zu treiben fähig ist, halbwege erlernt haben, überspringt der Yankee die Fluthen des Gila, baut Städte in den fruchtbaren Thalgründen, durchwühlt die Goldhügel und rückt seine Gränzen nach dem Culiacan, ohne daß die schwache Bevölkerung den Fortschritt hemmen könnte. Statt des Vorschlags eine armselige Rente für die Besoldung einiger Geistlichen liquid zu machen, müßte die Regierung die Initiative für eine großartige Colonisation ergreifen, die unermeßlichen Ländereien zu sehr billigen Preisen verkaufen, den Boden für Anlegung von Städten und Dörfern umsonst geben, die Goldwäschereien dem freien Betriebe überlassen, und durch Gründung einer Münzstätte mit Erhebung des Schlagschatzes die Staatseinnahme heben. Nur so könnte sie Vortheil aus einer Umgestaltung ziehen, die doch vor sich geht, ehe ein Jahrzehnd abläuft und ohne daß dem Staate der mindeste Vortheil daraus erwächst.

So spärlich auch die Notizen sind, welche der Bericht des Gouverneurs über die Stämme der Indier gibt, so haben sie doch ein Interesse für die Wissenschaft. Umgeben von Jägerstämmen ohne feste Wohnstätten leben die Papagos vom Gila und in der Pimeria alta in Dörfern als Landbauer, mit einer bürgerlichen Einrichtung und einem geregelten Vertheidigungssystem. Leider erfahren wir nicht, ob sie eine Sprache reden, welchem Stamme sie verwandt sind und ob sie seit unvordenklicher Zeit dieselbe Stätte bewohnen; dürfen wir in ihnen Reste der Völker vermuthen, welche in früheren Jahrhunderten die Gesittung nach Anahuac brachten? Sind sie aus dem Süden erst nach Ankunft der Spanier eingewandert? Für letztere Meinung dürfte der Umstand sprechen, daß sie die Baumwolle pflanzen, spinnen und weben; denn die Jäger, welche von Norden kamen, haben diese Kenntniß nicht, nur in südlichern Breiten kommt die Baumwollenstaude vor, und nur dort konnte sich ihr Gebrauch ausbilden. Anders

ist es mit den südlicher wohnenden Yaquis, auch sie sind zum Theil Landbauer, welche feste Wohnsitze haben. Aber nicht der ganze Stamm hat sich in diese Sitte geschmiegt, ein Theil desselben folgt dem alten Hange nach Ungebundenheit und streift nomadisch durch die Wälder und Berge. Die seßhaften Yaquis sind erst in verhältnißmäßig neuer Zeit durch die Missionen zum Landbau erzogen worden, und öfter brach der Hang zur früheren Lebensart hervor, zum Schaden der spanischen Ansiedlungen in ihrer Nähe.

Die indische Bevölkerung, welche noch im Staate von Sonora lebt, würde bei der großen Ausdehnung freien Landes der Ansiedlung durch Europäer oder Nordamerikaner nicht im Wege stehen. Hätte die Regierung Energie, so müßten die umherirrenden Stämme längst verschwunden seyn, sie werden als solche aufhören, sobald sich die Bevölkerung mehrt. Die landbauenden Indier aber werden ruhig ihr Gewerbe treiben, wie dieses die Azteken und andere Stämme in der Mitte des Landes thun, die sich seit drei Jahrhunderten neben einer starken Bevölkerung europäischer Abkunft erhalten haben. Es ist also im Interesse der eingebornen Race selbst, daß sie für das Leben in festen Wohnsitzen gewonnen werde, weil der Jäger bei fortschreitender Cultur eines Landes seine Lebensweise aufgeben oder untergehen muß. Es ist eine harte Alternative, welche den Philanthropen viele Seufzer gekostet hat, aber es ist der Gang der Natur, der sich nicht wegpredigen läßt und demselben Gesetze unterworfen ist, wie der Untergang der Thiergeschlechter, welche den jetztlebenden vorausgingen. Als ein Phänomen ist es aber in der That anzusehen, daß wir im Jahre 1851 n. Ch. noch einen Abschnitt aus der Urgeschichte der Menschheit, wie sie Moses erzählt, in Praxis erblicken und zwar die verschiedenen Culturepochen neben einander. Hier treiben sich noch die Nimrode umher, als wilde Waldmenschen, im Kampfe mit den Bestien des Waldes und bestialen Stämmen ihres Gelichters. Dort ziehen schon milder gesittete Nomaden mit ihren Schafen und Ziegen einher. Das Leben der Patriarchen wiederhalt sich bei den Viehbesitzern mit stehendem Wohnsitz, die wie Abraham auf meilengroßen Weiden je nach der Jahreszeit die Heerden bald ins Gebirge bald in das Thal treiben. Wo der ganze Reichthum in der Heerde liegt, kann kein Landbau gedeihen, sobald dieser überwiegt, müssen die Heerden verschwinden. So finden wir hier den beginnenden Landbau noch im Conflict mit der Viehzucht, wir finden den ausgebildetern, und in einzelnen Theilen sogar schon rationellen, mit vollkommner künstlicher Bewässerung, Düngung, Branntweinbrennerei und mancherlei einfachen Maschinen. Auf dem Golfe aber und dem gelblichen Strom hinauf braust das riesige Dampfboot des Nordamerikaners, als ein warnendes Meteor, den träumenden Menschen verkündend, daß der Wigwam des Indiers, das Zelt des Nomaden, die Hütte des Patriarchen andern Jahrhunderten angehören, daß wer die Zeichen der Zeit nicht erkennen will, unter den Rädern des donnernden Bahnzuges zermalmt werde.

C. S.

Die Quäker.

Manche wissen nicht, daß es zwei Secten Quäker gibt, Orthodoxe und Hicksiten. Die Orthodoxen betrachten sich als Schüler oder Jünger von George Fox und William Penn, und die Hicksiten richten sich nach der Lehre und Unterweisung des berühmten Predigers Hicks im ersten Viertel unsres Jahrhunderts. Die Lehre dieses Mannes brachte eine gewaltige Gährung unter den „Freunden“ hervor, und nach einem langwierigen Streit zwischen den Parteien, während jede die Oberleitung bei den Zusammenkünften der Quäker für sich zu erlangen strebte, kam es endlich zu einer völligen Trennung zwischen Orthodoxen und Hicksiten im Jahre 1827. Bei diesem Bruch stellte es sich heraus, daß die Hicksiten die Majorität hatten in den Städten New-York und Philadelphia. In England, Irland, Virginia und North Carolina fand keine solche Trennung statt. Nach der Trennung im Jahre 1827 lehnte das jährliche Quäker-Meeting zu London alle Gemeinschaft und Correspondenz mit den Hicksiten ab, und communicirte bloß mit den orthodoxen „Freunden“. Die Hicksiten haben jährliche Zusammenkünfte zu Philadelphia, New-York und Baltimore, ferner in Ohio, Indiana und im westlichen Theil des Staats New-York. Aus einer im Jahre 1829 veröffentlichten Angabe — wie jüngst ein amerikanisches Blatt berichtet — ging hervor, daß von 150,000 Quäkern in den Vereinigten Staaten 56,000 Hicksiten waren. In Betreff der Zahl eines jeden der beiden Zweige, ist das Verhältniß derselben zu einander gegenwärtig nicht genau bekannt, doch will man wissen, daß die orthodoxe Partei bei weitem die zahlreichste ist, obgleich die Hicksiten in den großen atlantischen Städten der Vereinigten Staaten vorherrschend sind. Es gibt in den Vereinigten Staaten gegenwärtig 500 Versammlungsorte oder Bethäuser der Quäker, beides der Orthodoxen und Hicksiten zusammengerechnet. In der Stadt New-York haben die Hicksiten 3 solche Plätze, die Orthodoxen nur 1. Der orthodoxe Theil der Gesellschaft hat jetzt 10 jährliche Meetings der „Freunde“, nämlich 1) und 2) in London und Dublin, für Großbritannien und Irland; 3) in Neu-England, gehalten zu Newport in Rhode Island; 4) im Staat New-York, gehalten in der Stadt New-York; 5) in Pennsylvania und New Jersey, gehalten in Philadelphia; 6) in Maryland, gehalten zu Baltimore; 7) in Virginia, gehalten zu Cedar Creek und Summerton abwechselnd; 8) in North Carolina, gehalten zu New Garden; 9) in Ohio, gehalten zu Mount Pleasant; 10) in Indiana, gehalten zu Richmond in Wayne County. Die Gesammtzahl der an diesen 10 Meetings theilnehmenden Mitglieder beläuft sich nach eigenen Berichten der orthodoxen Quäkersecte auf 120,000 bis 150,000.

Miscellen.

Nachrichten aus dem Hedschas melden (s. Shipp. Gaz. vom 27 August), daß es an der ganzen Ostküste des rothen Meeres sehr unruhig aussehe, daß die Bewohner fast in offenem Aufstand seyen und der Sultan große Mühe haben werde sie zu unterwerfen. Bekanntlich sollen jetzt Truppen hingeschickt werden, um den neuen Scherif, Ibn el Aun, denselben den Mehemed Ali vor etwa 15 Jahren abgesetzt wegen vermutheten Einverständnisses mit den Wahabiten, dahin zurückzuführen. Man behauptet jetzt, Ibn el Aun sey damals fälschlich des Einverständnisses mit den Wahabiten beschuldigt worden, aber Mehemed Ali kannte seine Leute, und das Wahrscheinlichste ist, daß Ibn el Aun, um sich auf seinem Posten zu halten, den Häuptern der damals noch neu besiegten Wahabiten Concessionen machen mußte. Der bisherige Scherif galt, wie wir früher schon erwähnt, als Hauptanstifter des Aufstands in Aleppo, und soll bei den Bewegungen gegen die Christen, die sich in einem großen Theil Syriens kundgeben, die Hand mit im Spiele haben. Es ist sehr zu bezweifeln, daß es der Pforte gelingen wird, durch Truppensendungen ihre Autorität in Arabien herzustellen, und ein mißlungener Versuch dürfte sehr schlimme Folgen haben.

Thätigkeit der Mormonen. Nach einem San Francisco-Journal (s. Shipp. Gaz. August 26) machen die Mormonen eine entschiedene Bewegung, um eine directe Verbindung zwischen dem Salzsee und dem stillen Meer herzustellen. Eine große Anzahl derselben ist kürzlich durch den Cajon-Paß etwa 60 Meilen von Lockroyee eingetroffen, und der erklärten Absicht sich hier anzusiedeln; sie sollen über den Ankauf eines schönen Rancho bereits in Unterhandlung seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 211. 3 September 1851.

Die Candidatur des Prinzen Joinville.

Kann man auch nicht gerade sagen, daß diese Candidatur bereits eine afficielle, entschiedene Thatsache sey, so ist sie doch schon so vielfach öffentlich angeregt und besprochen worden, die Bestrebungen höchst einflußreicher Persanen, diesen Plan zur Wahrheit werden zu lassen, sind so offenkundig, daß es, selbst wenn aus der Sache nichts werden sollte, wohl der Mühe verlohnt, sich über einige der Fragen Rechenschaft zu geben, welche buech diese Candidatur in Anregung kommen. Es wird sich aus dem Verlaufe der Bemerkungen ergeben, daß sehr verschiedene, ja einander entgegengesetzte Parteien dieser Candidatur abhold und zwar ganz grundsätzlich abhold sind, während von denen, welche nur die Convenienz im Auge haben, ein großer Theil auf die andere Seite neigt. Die Frage ist keineswegs bloß für Frankreich, sandern für Europa von größerer Bedeutung als man gewöhnlich glaubt, und würde auf der Bahn der Umwälzung der bisherigen Gesellschaftsverhältnisse in Europa eine sehr wichtige, ja vielleicht entscheidende Wendung bezeichnen. Nicht umsonst blickt man deßhalb auf den Gang der Ereignisse in Frankreich von vielen Seiten mit athemloser Spannung. Frankreich ist, wenn auch nicht der Pharus der europäischen Civilisation, wozu es einige seiner redseligen Vorsprecher innerhalb und außerhalb des Landes gern stempeln möchten, doch immer durch seinen Einfluß auf Europa ein zu bedeutendes Land, als daß nicht solche Cardinalfragen, wie sie dort gegenwärtig der Entscheidung vorliegen, eine überwiegende Bedeutung für Europa haben sollten.

Gewöhnlich betrachtet man in Frankeeich, und nach mehr außerhalb, die Candidatur des Prinzen Joinville nur als einen Schritt der Orleanisten, um das Herrscherhaus ihrer Wahl wieder, wenn nicht alsbald, doch auf einem Umwege, auf den Thron zu erheben. Das ist aber nur die eine Seite der Frage und, wir möchten beinahe sagen, nicht einmal die wichtigste; wäre freilich die Zurückführung des Hauses Orleans auf den Thron durch die Candidatur des Prinzen Joinville eine so abgemachte Sache, so möchte man vielfach weit weniger Anstoß an dieser Candidatur nehmen, da aber, auch wenn der Prinz den Präsidentenstuhl besteigt, die Partei der Legitimisten nicht zu Ende ist, und eben so wenig die der Republikaner, da unter seiner Präsidentschaft gewiß eine Umgestaltung der Constitution von 1848, aber nicht nothwendig in ganz monarchischem Sinne erfolgt, so stellt sich die Frage anders. Man konnte in Deutschland den Erzherzog Johann zum Reichsverweser berufen lassen, sicher ihn im nöthigen Falle immer wieder abrufen und beseitigen zu können, weil außerhalb der Reichsregierung die Particularregierungen noch aufrecht standen, aber wenn Prinz Joinville die Präsidentenwürde annimmt und die Gesetze der Republik aufrecht zu erhalten verspricht, so kann in Frankreich eine fernere Aenderung nur wieder auf legalem Wege eintreten, und Prinz Joinville hat nicht nur seinen Neffen, der allerdings nach minarenn ist, vorerst von der Regierung ausgeschlossen, sondern auch seiner Familie den monarchischen Charakter genommen. Diesen zu bewahren und gewissermaaßen zu rehabilitiren, nachdem er durch die Julius-revolution anrüchig geworden, war das stete Bestreben Ludwig Philipps, und derselbe hat lange und nicht ohne viele Mühe, troß des Spottes vieler Franzosen und der Gegenbestrebungen der monarchischen Ultras, durch legitime Heurathen sich den Eintritt in den Monarchenveeband wieder möglich gemacht. Wäre Ludwig Philpp ein revalutionärer Charakter gewesen, und hätte er sich an den Ausspruch Napaleons erinnert, der noch in St. Helena gelegentlich bemeekte, daß eine Heurath seinerseits mit einer geborenen Französin ein „ausnehmend nationaler" Schritt gewesen wäre, sa hätte er den Scheitt thun können, seine Kinder mit Französinnen zu vermählen. Dadurch aber wäre er aus dem Kreise des europäischen Manarchenveebandes herausgetreten, und hätte dem ganzen System entsagt, wonach die europäischen Fürsten seit Jahrhunderten die ehelichen Verbindungen ihrer Kindee mit Unterthanen zu hindern suchten, oder wenn sie solche zuließen, die Ehe nur zur linken Hand gestatteten, damit die Kinder nicht successionsfähig seyn sollten. Die Sache hatte, namentlich zu der Zeit, wo die Macht der Fürsten noch nicht so hoch über die des Adels gestiegen war, und die Verbindungen fürstlicher Kinder mit Landeseingebornen die Erbfolge in Verwirrung und das Land in Bürgerkrieg stürzen konnten, ihre graße und nützliche Bedeutung, während jetzt die strenge Aufrechthaltung der Ebenbürtigkeit, namentlich in Deutschland, wo manche Unterthanen durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihr Vermögen regierende Familien überragen, zahlreiche Incouvenienzen mit sich führt. In Frankreich hat das System schon vor der Revolution die Nichtverehelichung mancher Prinzessinnen veranlaßt, da nicht immer ebenbürtige Freier sich fanden, denen man eine französische Prinzessin geben wollte. Mit Ausnahme der baurbanischen Familienverbindungen schloß sich im vorigen Jahrhundert die französische Königsfamilie sa ziemlich ab, und die Heurath Ludwigs XVI mit Marie Antainette war ein außerordentliches Ereigniß, das zahllase Commentarien hervorrief. Napaleon beeilte sich gleichfalls in den europäischen Monarchenverband zu treten, und dieß Bestreben wirkt noch jetzt, fast 40 Jahre nach seinem Sturze nach, weil seine Verwandten durch ihn mit den ältesten Familien Eurapa's in Ehebündnisse traten. Ihre Nachkommen haben da-

durch einen gewissen Grad von Legitimität erlangt, und darin liegt es zum Theil, wenn man jetzt von verschiedenen Seiten aus den Prinzen Ludwig Bonaparte am Ruder der Republik erhalten will. Er ist nicht um seiner Persönlichkeit, sondern um seiner Herkunft willen gewählt worden, und da er keine Eigenschaften entwickelt, welche ihn den fremden Mächten persönlich furchtbar machen könnten, er vielmehr seinen Einfluß und sein Ansehen nur zu seinem eigenen und seiner Umgebungen Vortheil auszubeuten strebt, so ist er dasjenige Provisorium in Frankreich, welches unter den gegenwärtigen Umständen den fremden Mächten noch am wenigsten Anstoß gibt.

Anders wäre es mit der den ältesten Herrscherfamilien Europa's angehörenden Familie Orleans: die Wahl des Prinzen Joinville würde gewissermaaßen die Revolution und die Republik in den Augen Europa's legitimiren. Die starren Republikaner wollen durchaus nichts von einer solchen Wahl wissen, aber Frankreich und die minder schroffen Republikaner haben seit 60 Jahren eine Erfahrung machen können, deren Gewicht sie in den letzten 3 Jahren vielfach erprobt haben: wenn man nicht alle Besitzverhältnisse umstoßen will, so kann sich ein Land seiner Aristokratie nicht entledigen. Was ist nicht in der ersten Revolution gegen den alten Adel geschehen? Er ist dennoch wieder gekommen, man hat ihn sogar unter Napoleon gerufen, nicht bloß um den neuen Thron mit alten Namen zu umgeben, sondern auch um der Gerechtigkeit und der Nothwendigkeit willen, um den Besitzstand zu sichern; was daran fehlte, hat die Entschädigungsmilliarde geleistet, und keinem Adelichen fällt es mehr ein, den Rechtstitel der Nationalgüter anzustreiten. Die Julius- und die Februarrevolution konnten vollends nichts gegen den alten Adel Frankreichs ausrichten, wenn sie nicht auch den Rechtstitel jedes andern Besitzers umstoßen wollten, und so besteht der französische Adel noch, in geminderter Zahl, mit geschwächtem, aber noch immer höchst bedeutendem Vermögen, das sogar seit der Julisrevolution sich wieder stark gemehrt hat, und ist mehr und mehr mit der Nation zu einem Ganzen verschmolzen; alle genießen gleiches Recht und der Roturier wird den Adel so wenig mehr verjagen, als der Adel den Roturier wie einen seiner Untergebenen behandeln kann. Frankreich hat seit 35 Jahren starke Fortschritte in dieser Verschmelzung gemacht: Ludwig XVIII erkannte die wichtigsten Eroberungen der Revolution an, aber unter ihm, und noch mehr unter seinem Bruder wurden diese Eroberungen noch heftig bestritten. Das Mißtrauen, welches sich dadurch gegen den ältern Zweig der Bourbonen in einem großen Theile der Nation festgewurzelt hat, ist noch nicht erloschen, und ist das wesentlichste Hinderniß einer Rückkehr Heinrichs V. Ludwig Philipp bot sich der Nation als Vermittler an, und leistete der Revolution dadurch den wichtigsten Dienst, daß er sie legitimirte. Ueber die Vorzüge oder Gebrechen seiner Regierung wollen wir weder mit seinen Gegnern noch mit seinen Anhängern streiten, aber die nationalen Eroberungen der Revolution, die Verschmelzung der Nation zu einem nicht mehr durch verschiedene Rechte zertheilten Ganzen hat wieder 18 Jahre, ein halbes Menschenalter, fortgedauert. Niemand kann es einfallen, den durch die Revolution geschaffenen Stand der Dinge wieder umstürzen zu wollen, es handelt sich nur noch um die Form, und hier ist die Republik der große Anstoß. Aber wenn der ganze Adel, freiwillig oder unfreiwillig, mit dieser Form, mit der zu einem Ganzen verschmolzenen Nation sich versöhnt hat, warum sollte nicht auch am Ende diejenige Familie, die doch ursprünglich nur die erste unter mehreren gleichen war, demselben Proceß sich unterwerfen? Die Sache ist keineswegs undenkbar, so hart sie auch im übrigen Europa auffallen mag. Der illegitime Schritt Ludwig Philipps im J. 1830 würde nur einen zweiten, allerdings noch etwas illegitimern, im Wesentlichen aber nicht verschiedenen nach sich ziehen.

Anders würden sich freilich die Geschicke gestellt haben, wenn im J. 1830 der Herzog von Orleans mit seiner Familie sich entfernt und die Franzosen genöthigt hätte, damals schon die Republik auszurufen. Bei dem damaligen Zustand Europa's wäre Frankreich vermuthlich nach einer kurzen provisorischen Regierung dahin gekommen, Heinrich V anzuerkennen, und sich den Herzog von Orleans nur als Generallieutenant des Königreichs gefallen zu lassen. Die Legitimität wäre unangetastet geblieben. Aber der Schritt ist geschehen, er ist seit 21 Jahren geschehen, und die Folgen nicht ungeschehen zu machen: es bestehen zwei Herrscherfamilien, wenn nicht mit gleichen, doch mit ähnlichen Rechtsansprüchen, und was der jüngern am Rechtsanspruch fehlt, das möchte sie leicht an Einfluß mehr als ersetzen. Somit haben wir immer noch — ganz abgesehen von Ludwig Bonaparte, der persönlich sehr wenig und durch seine Verbindungen im Lande noch weniger ist, somit höchstens als eine Fraction der Republikaner gelten kann, — drei Parteien: Legitimisten, Orleanisten und Republikaner. Werden die Legitimisten allen ihren Bestrebungen entsagen und der Familie Orleans wieder auf den Thron helfen? Die Wahrscheinlichkeit ist entgegen, und wenn dieß nicht eintritt, werden die Republikaner immer stark genug seyn, ihre getheilten monarchischen Gegner auf dem legalen Weg, d. h. auf dem der Republik zu erhalten. Thiers und seine Freunde halten die Rückkehr Heinrichs V für ein Unding, können also den Legitimisten keine Concession machen, sondern müssen, wenn sie mit ihren Planen nicht durchdringen, „mit Sack und Pack ins republikanische Lager übergehen." Das ist keine Sache der Wahl, sondern der Nothwendigkeit, wenn man will, der Convenienz. Die Männer des starren Rechts verlangen deßhalb eine solenne Erklärung der Nation für die Monarchie, und wollen eine „totale Revision", während die Orleanisten, so gut wie die Republikaner, um sich Ludwig Napoleons zu entledigen, jetzt keine Revision wollen. Für manche Republikaner, wie Lamoriciere u. s. w., vielleicht für Dufaure, ist der Prinz von Joinville ein Mittel, um sich desto leichter des Prinzen Napoleon zu entledigen, weil man einen großen, den Massen bekannten Namen braucht, und jeder andere Candidat schwieriger durchzusetzen ist. Darauf beruht die Hoffnung der Bonapartisten. Für die Orleanisten ist die Wahl des Prinzen Joinville vielleicht der Weg zur Restituirung der Monarchie.

Wir sagen „vielleicht", und dieses Vielleicht ist es eben, woran viele — auch Lamartine — Anstoß nehmen. Es ist nicht ganz ohne Grund, wenn er sagt, die Präsidentschaft Joinville's wäre die Zeit der monarchischen und republikanischen Verschwörungen. Wenn sie dieß nicht seyn soll, müßte Prinz Joinville bei seinem Präsidentschaftsantritt sehr bündige Erklärungen machen, und dabei verharren, d. h. die Republik ohne Rückhalt anerkennen, und erklären, daß er sie als die Versöhnung aller Stände Frankreichs ohne Unterschied, selbst die königliche Familie nicht ausgenommen, betrachte. Wird er das thun? und wird man ihm glauben, auch wenn er es thut? Feindliche Stellungen, die nicht an den einzelnen Personen, sondern an den Verhältnissen haften, sind schwer zu versöhnen, aber, wenn die Legitimisten sich entschieden feindlich erweisen, so wird den Prinzen des Hauses Orleans kaum ein anderer Weg übrig bleiben, falls sie nicht mit ihrer Familie in der Verbannung bleiben wollen. Würde, was kaum denkbar ist, eine gewaltsame Restauration durch fremde Waffen-

gewalt ins Leben geführt, so würde ohne Zweifel Heinrich V einen unbeneideten Thron besteigen, allein da dieß ein Fall ist, der jedenfalls nicht ohne einen langen, verderblichen Krieg möglich würde, so haben wir uns damit gar nicht zu beschäftigen. Die Prinzen von Orleans haben die Scrupel nicht, wie Heinrich V, als bloße Bürger zurückzukehren; sie können es allerdings kaum, wenn sie nicht die Anwartschaft auf die erste Stelle im Staate haben, allein diese wird ihnen auch nicht entgehen, da die an Zahl und Reichthum starke Bürgerclasse einen Orleans fast eben so gern als Präsidenten, wie früher Ludwig Philipp als quasilegitimen König sehen würde. Es ließe sich somit sehr wohl der Fall denken, daß die Prinzen von Orleans nach Frankreich zurückkehren, ihre Titel fortführen, wie andere Adelige auch, und durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihr Vermögen jedenfalls einen sehr bedeutenden Einfluß ausüben.

Der Wahl des Prinzen von Joinville setzt sich im Innern kein legales Hinderniß entgegen, das hat der Staatsrath ohne Umschweif ausgesprochen. Artikel 44 der Constitution verlangt von dem Candidaten bloß, daß er ein Franzose, dreißig Jahre alt sey, und die Eigenschaft eines Franzosen nicht verloren habe. Diesen Anforderungen entspricht der Prinz Joinville, denn das Gesetz vom 9 Junius 1848, welches der Familie Orleans die Rückkehr in die Heimath verbietet, konnte ihr nicht den nationalen Charakter nehmen. Eine Schwierigkeit könnte sich nur in der Forderung des dreijährigen Aufenthalts finden, den das Gesetz vom 31 Mai 1850 von den Wählern fordert, aber auch diese Schwierigkeit hebt sich durch Art. 26 der Constitution, der in Bezug auf die Präsidentschaftscandidaten den Ausdruck braucht: sont éligibles, sans condition de domicile, tous les électeurs agés de 30 ans. Der Ausspruch des Staatsraths zeigt also, daß rechtlich der Candidatur des Prinzen kein Hinderniß entgegensteht: sie liegen sämmtlich in der Convenienz und im Herkommen. Dieß Herkommen, diese monarchische Ueberlieferung ist einem solchen Schritt entgegen, obwohl von Ludwig Philipp selbst durch seine Thronbesteigung bereits unterbrochen. Wird dieser Schritt von Prinz Joinville, der schwerlich darin ohne die Zustimmung seiner Familie handelt, gethan, dann bereitet sich in den monarchischen Verhältnissen Europa's eine Aenderung vor: die bisherige Thronfolgeordnung, welche, wenn gleich durch die Republik verletzt, doch noch als unantastbar in Europa dasteht, erleidet in einem der wichtigsten Staaten Europa's eine wesentliche Aenderung. Die Nation wird, wenn einmal Joinville Präsident war, ihn vielleicht nach vollzogener Revision zum zweitenmal wählen, vielleicht dann seinen Neffen, den Grafen von Paris; möglich daß auch andere hochgestellte Namen Frankreichs an die Reihe kommen, mit Einem Wort, die Herrschaft würde, ohne indeß das goldene Buch irgendwie zu schließen, an die großen bedeutenden Familien, an die historischen Namen übergehen, nicht mehr in Einer Familie und nicht in der bisherigen Erbfolgeordnung bleiben. Dazu würde durch Joinville's Annahme der Präsidentenwürde der Weg gebahnt, und Europa würde im Widerspruch mit der Umwälzung von 1793 das Schauspiel sehen, daß die monarchische Thronfolgeordnung verschwände, die großen Familien aber fortbeständen, und, in Schranken gehalten durch den öffentlichen Geist der Nation, die herrschende und leitende Classe blieben. Die Wahl eines Arbeiters, wie Nadaud, zum Präsidenten, ist nichts mehr und nichts weniger als eine Narrheit, mit der der verschmitzte Girardin seine Partei zum Narren hält, denn er weiß wohl sehr gut, daß es eines glänzenden, den Massen bekannten Namens bedarf, um auf die massenhafte Wählerzahl einzuwirken. Dazu ist Joinville's Name vorzugsweise geschickt; nimmt er die Candidatur nicht an, so wird ein zweiter Präsident nach ganz republikanischem Zuschnitt, und unter sehr geringer, immer mehr schwindender Aussicht auf eine königliche Restauration gewählt. Beide Aussichten sind für die bisherige monarchische Erbfolge sehr widerwärtig, scheinen aber kaum zu vermeiden.

Das sehr begreifliche Interesse, das die Höfe an der Entwicklung dieser Angelegenheit nehmen, und die mächtigen Mittel, die von außen her ins Werk gesetzt werden, um das jetzige Provisorium, d. h. die Regierung Ludwig Bonaparte's, zu verlängern, machen die Beurtheilung der jetzigen französischen Verhältnisse außerordentlich schwierig, weil sehr vieles was geschieht, auf Täuschung anderer berechnet ist und somit dem Fernstehenden unklar bleiben muß. Dieß wirkt nicht wenig ein auf die Behandlung der Frage; übereinstimmende Nachrichten versichern, daß die Ankündigung der Candidatur des Prinzen Joinville in vielen Gegenden wie ein elektrischer Strahl gezündet habe. Das ist sehr erklärlich: die Furcht vor Unruhen im nächsten Jahr ist herrschend, und alles was diese Unruhe beschwichtigen kann, wird mit Begierde ergriffen, diese Legitimirung des jetzigen Bestandes der Dinge wird also von einer großen Anzahl Menschen mit Freude begrüßt, und diese Massen haben natürlich die Bedenklichkeiten und Rücksichten nicht, die an den Höfen vorherrschen. Für die erstern ist es ein freudiges Ereigniß, ein Act der Versöhnung für Frankreich und eine Aussicht auf ruhigere Zustände; für die Höfe ist es ein Gegenstand der Unruhe und der Besorgniß, da das monarchische System Europa's dadurch, wenn auch nicht auf eine gewaltsame, aber desto gewisser auf eine stetige Weise verletzt wird, die große Veränderungen in Europa nach sich ziehen muß. Es läge darin der Beweis, daß die Selbstbestimmung der Nation, die wahre Nationalsouverainetät, einen Sieg errungen hat, dem die ehemals regierende Familie sich beugen muß, schon wenn sie ihr eigenes Interesse erwägt; alle bisherigen Aeußerungen der orleanistischen Prinzen gehen dahin, daß sie dieß Selbstbestimmungsrecht der Nation anerkennen, und damit haben sie den Schritt beinahe schon gethan: sie haben den Grundsatz zugestanden, und die Frage, ob er ins Leben treten soll, kann nur noch eine Frage der Convenienz seyn.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Westen.

Zweiter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Von Arthur Schott.)

Die Bay. — Der Fluß. — Lower Saginaw und Saginaw City. — Städte-Anlagen. — Im Webstershaus. — Im Wald. — Theoretische Landwirthschaft. — Arbeit und Werkzeug. — Hausbrauch. — Die Chamberlinsfarm. — Der Boden. — Geognostisches. — Klimatisches.

Nachmittags am 25 August v. J., es war ein Sonntag, gelangten wir mit unsrem kleinen Dampfer, Charter war sein Name, zu der Saginaw-Bay, angesichts größerer und kleinerer Eilande, an. Dieser Theil des Huronsees ist bedeutend und als Ausmündungspunkt für den Staat Michigan von besonderer Wichtigkeit, indem ihm bei weitem das größte Flußbecken dieses Staates tributpflichtig ist. Das Baywasser hat die eigenthümliche braune Waldfarbe fast aller amerikanischen Flüsse, die ich bis jetzt gesehen. Die Bay selbst ist 60 engl. Meilen lang und halb so breit. Die größte Insel unter den vielen, welche in ihr Bereich gehören, ist Shawangunk Island, welche so ziemlich den Mittelpunkt behauptet. Das ganze Wasser ist für die größten Schiffe, selbst mit der schwersten Last fahrbar, und viele kleinere Buchten bieten, von kleinen davor liegenden Eilanden gedeckt, ebenso viele sichere Häfen dar.

Etwas Gegenwind hielt unser Fahrzeug ein wenig auf, und so war es gerade mit dem letzten Abendroth am klaren Himmel, als wir bei einem Leuchtthurm vorüber an der Mündung des Saginawflusses anlangten. Die Einfahrt ist durch eine bedeutende Sandbank erschwert, da das Wasser darauf kaum 5—6 Fuß Tiefe hat; der still einherschleichende Fluß hat hier, in mehrere Arme getheilt, ein bedeutendes Ueberschwemmungsgebiet und scheint viel schwimmendes Land zu erhalten. An beiden Ufern sieht man hin und wieder ärmliche Indianer-Wigwams stehen, welche den Eindruck der Einsamkeit eher vermehren als verringern. Einzelne dichte Schwärme von Enten, Rohrhühnern und sonstigem Wassergeflügel beurkunden genügend die Natur halb untergetauchter Niederungen. Die Tiefe des Flusses ist zwischen 25 und 30 Fuß, der Boden reiner Sand. Mit Sonnenuntergang legten wir vor dem Städtchen Lower Saginaw auf einen Augenblick an; Lower Saginaw, d. i. Nieder- oder Untersaginaw ist die gefährlichste Nachbarin und Nebenbuhlerin von Saginaw City, da sie einige natürliche Vortheile vor dieser hat. Selbst größere Schiffe, wie sie die gewaltigen Binnenseen der Union befahren, können hier anlegen, was bei Obersaginaw nicht der Fall ist, zudem liegt jene auch näher an der Bay, wenn ich nicht irre nur 8—10 Meilen, während Saginaw City 23 Meilen von der Bay entfernt liegt.

Eine neue amerikanische Stadt wird fast jeder Europäer eine „sogenannte" heißen, weil er unter Stadt etwas ganz anderes begreift. Neue Städte sind namentlich in Deutschland etwas sehr Ungewöhnliches, und für den Deutschen hängen mit dem Begriffe Stadt fast immer auch geschichtliche Erinnerungen zusammen, oder es muß eine solche wenigstens der Sitz eines Gouvernements, einer Regierung oder auch nur einer untergeordneten Behörde seyn. Dieß alles ist für den Amerikaner bloß Nebensache, worin ich ihm nicht Unrecht geben kann. Ist die Lage eines Platzes gesund, hat er gutes Wasser, ist er geographisch gut, für Handel und Wandel günstig gelegen, und ist er namentlich mit andern Plätzen leicht in Verbindung zu bringen; ist sein Boden fähig, leicht und reichlich wohl verkäufliche Erzeugnisse hervorzubringen, so packt er Frau und Kind sorglos auf und setzt sich, wenn es Vortheil bringt, mitten in Wald oder auf die Prairie, oder selbst in eine ungesunde Niederung an einen Fluß hin und wartet geduldig 10 und 15 Jahre, bis er alsdann entweder in oder nahe bei einer wohlbegründeten Stadt sitzt, oder bis vielleicht ein Einwanderungszug seine Richtung dahin nimmt, und er sein schlecht und recht hergerichtetes Grundstück sammt Baulichkeiten um einen Speculationsgewinn verkaufen kann. Der Amerikaner weiß recht gut, daß, wenn sein Platz gut gelegen ist, der Verkehr bald Nebendinge wie Kirchen, Gasthäuser, Gerichtsbarkeit, Pressen, Handwerker und Tavernen beischafft; dieß ist die Ursache warum in Amerika, besonders im Westen, viele Städte nur aus ein paar Häusern und einigem halbgeklärten Land bestehen, oder gar oft auch nur auf dem Papier zu sehen sind; ja sehr häufig sind ihre Anlagelinien nur mitten in dichtem Wald in die Stämme der Bäume gehauen, welche noch lustig fortwachsen und oft noch drüber absterben, ehe die Stadt auf der Karte zur Wahrheit wird. Früher legte man auch in Deutschland Städte nach materiellen Grundsätzen an, Luxus und Geschichte thaten dann das ihrige nachher dabei. Die Geschichte jedoch kann die Gesetze der Natur wohl umgehen, aber nicht aufheben. Wenn einst die Anlage von Städten unter Karl dem Großen oder Heinrich dem Finkler der heutiger amerikanischer Städte in ihren Grundsätzen nicht gleich war, so hat dieß seinen Grund einfach darin, daß damals wie jetzt noch Europa in kleine sich befeindende Länderstücke zerrissen war, während Amerika die riesige Vereinigung einer Ländermasse ist, die kraftvoll genug sich gegen außen Frieden bewahren kann und, weil sie diesen Credit genießt, ihre Gesittung und Cultur friedlich pflegen kann und darum nicht genöthigt ist, ihren Städten Festungen zu Grund zu legen. Diese und ähnliche waren meine Gedanken, als wir von Lower Saginaw nach der weiter oben gelegenen City desselben Namens fuhren. Das Gold des Abendhimmels hatte dem Silber einer klaren Mondnacht Platz gemacht; still und geheimnißvoll lag die kaum von der Cultur angeritzte Urwaldnatur, zwischen welcher sich der Saginawfluß durchwindet, vor uns. Hin und wieder eine Sägmühle oder eine einsame Farmersbehausung am Ufer, darum einzelne Waldlichtungen und mächtige Lager gehauener und beigeflößter Waldriesen, theils schwimmend, theils ans Land gezogen. Es mochte ungefähr nach 10 Uhr Abends seyn, als wir, in Saginaw City angekommen, anlegten. So viel im Mondschein zu sehen war, bestand die Stadt aus mehr und namentlich auch aus einigen größeren Häusern; ich hatte indessen keine Lust noch so spät ein Gasthaus zu beziehen, und zog es vor an Bord zu bleiben, so lang auch meine Schlafstelle hier war.

Ein starker Thau verherrlichte einen klaren Morgen, so daß ich frühestens ans Land ging und mit einem schwäbischen Landsmanne (aus Bietigheim in Würtemberg) in das Websterhause, erstes Hotel von zweien hier, schlenderte, um Frühstück zu nehmen. Alles war nach angloamerikanischer Sitte bis auf das Präsidium des Hausherrn am Tische hinaus. Nur mit der Hauptsache war es schlecht bestellt, und über Qualität und Quantität des Frühstückmaterials wäre hier viel übles nachzureden, wenn der Art Dinge nicht öfters in der Welt vorkämen, und an sich so gewöhnlich wären. Eines mag ich aber doch nicht verschweigen. Mein Landsmann wollte nämlich ein Vierteldollarstück wechseln lassen und bekam dafür vom Hausherrn statt 25 nur 18 Cents zurück. Als der gute Deutsche langsam, aber gewissenhaft nachrechnend fand, wie er zu kurz gekommen, verlangte er das Fehlende nach, da erklärte aber der Hausherr, daß er nicht mehr Scheidemünze habe und gab ihm das Vierteldollarstück zurück. Die freche Stirne, womit dieser an sich möglichst einfache Betrug vollzogen werden, war mir interessant; der dumme Dutchman sollte von dem gemeinen Yankee in aller Eile um 24 Procente betrogen werden, so war des Wechslers Absicht.

Nachdem wir uns ein wenig auf dem Platze umgesehen, machten wir uns auf den Weg gegen Westen, in welcher Richtung durch dichten Laubwald eine gerade Straße gehauen war, an welcher unter andern eine kleine Farm lag, die für den Augenblick der Zielpunkt meiner Reise war. Für vorkommende Fälle hatten wir die Gewehre umgehängt, sie waren mit gröberen und feineren Schroten geladen. Dieß war aber wenigstens für heute umsonst, da uns auf dem kurzen Wege nichts Jagdbares vorkam. Der Boden ist hier überall aufgeschwemmtes Land, wie sich schon bei seiner geographischen Lage fast von selbst versteht, übrigens wechselt er zwischen zähem Lehm und sehr leichtem Sand. Unmittelbar um die Stadt fand ich ihn häufig und schichtweise mit grobem Gries durchschossen. Wo der Sand vorherrscht, finden sich dann gewöhnlich Nadelhölzer, als die Weymouthskiefer (pinus strobus), dann pinus mitis (?), hier yellow pine genannt, darunter vertritt denn auch die zierliche Hemlockstanne (pinus canadensis) die Abtheilung der Tannen (Fichten). Unter den Laubhölzern herrscht die Eiche vor, welche durch mehrere verschiedene Arten vertreten ist. In ihrer Gesellschaft findet sich aber eine große Menge anderer Laubholzbäume, dabei in Menge der werthvolle Zuckerahorn (Acer saccharinum), die Weißbuche (Fagus silvatica); die amerikanische Linde (Tilia americana), hier zu Lande bass wood genannt; Zitterpappel (Aspe) Populus tremuloides; mehrere Eschen, verschiedene Nußarten, Ulmen, und als zwischen Bäumen und Sträuchern innestehend der Sassafras-Lorbeer (Laurus sassafras). Hieher ist auch die Haselnuß zu setzen, welche ich später, so wie Hamamelis (virginica L.?), als schwache Bäume fand. Letztere führt hier den Volksnamen witch hazel (Hexenhaselnuß). Außer diesen kamen übrigens noch eine Menge Holzarten vor, deren Artenreichthum und üppiger Wuchs wohl etwas in die Wagschale für das hiesige Klima legen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermehrter Goldumlauf in Frankreich. Die französische Regierung läßt gegenwärtig eine Menge Zahlungen, selbst an Beamte, in Gold machen. Man wird sich dieß leicht erklären, wenn man weiß, daß seit dem 1 Januar d. J. 200 Mill. in Gold geschlagen worden sind, und nur erst im Laufe dieses Monats 60 Mill. angelangt sind. Wahrscheinlich werden bis zum Ende des Jahrs 350 Mill. Fr in Gold geschlagen worden seyn. (Journal du Comm. d'Anvers. 26 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 212. 4 September 1851.

Russische archäologische Arbeiten.

Das Casopis ceskeho Museum (1851 II.) enthält einen Auszug aus einem Privatbrief aus Petersburg an Hanka, aus welchem wir nachstehende Einzelnheiten entnehmen.

„Obwohl ich wünschte, Dir einiges nähere über unsere gelehrten Arbeiten mitzutheilen, beschränke ich mich doch auf wenige Data über diejenigen gelehrten Gesellschaften, deren Thätigkeit mir besonders bekannt ist. Die älteste ist die Akademie der Wissenschaften, und sie nimmt auch ohne allen Zweifel den ersten Rang ein. Die russische Abtheilung setzte wie früher eifrig ihre Arbeiten fort, und verläßt sich dabei auf die Privatthätigkeit ihrer Mitglieder: das Provinzialwörterbuch der großrussischen Mundart schreitet fort, und es sind bereits 15 Bogen gedruckt; auch ist man bereits zum Drucke der allgemeinen vergleichenden russischen Grammatik von Dawydoff geschritten, und beginnt damit, jedoch nicht ohne Verbesserungen und Zusätze zu der ersten, zur Probe vorgelegten Ausgabe, woran viele Mitglieder theilnehmen. Drittens hat man Materialien zu einem vollständigen russischen Wörterbuche gesammelt; viertens ist das Wörterbuch der westrussischen Mundarten fertig, wovon die verantwortliche Redaction dem Protoierei Grigorowitsch obliegt, wenn auch an der Abfassung noch einige andere Mitglieder theilnehmen. Bleibenden Antheil an den allgemeinen und bestimmten Arbeiten nehmen Poljanoff, Butkoff, Wostokoff, Dawydoff, Kotscheroff, Berednikoff, Pletneff, Korkunoff und ich (Sreznewsky). Von ihnen hat Butkow einige Abhandlungen über die alte russische Geschichte herausgegeben. Wostokoff hat im Concept seine altslawische Grammatik vollendet. Berednikow hat den fünften Theil der Chroniken, Korkunoff den vierten Theil der Zusätze zu den historischen Actenstücken, und ich selbst einige Abhandlungen über alte Denkmäler der russischen Sprache zum Druck befördert. Von den Arbeiten der nicht (in Petersburg) anwesenden Mitglieder sind unter Aufsicht der Abtheilung der Akademie herausgekommen: ein neuer Band historischer Forschungen von Pogodin und „Reisedenkwürdigkeiten" von Schewyreff. Die Thätigkeit der dritten historisch philologischen Abtheilung der Akademie ist aus dem Bulletin de la classe des Sciences historiques bekannt. Die wichtigsten unter allen sind die Arbeiten Ustrialows und Köppens. Ustrialow schreibt an einem Leben Peters des Großen, von Köppen weiß ich, daß zwei Blätter seiner ethnographischen Karte des europäischen Rußlands fertig sind, und die zwei letzten in kurzer Zeit herauskommen werden; auch seine ethnographische Karte des petersburger Gouvernements ist erschienen, so wie seine Schrift über den litthauischen Stamm in Rußland, dessen Kopfzahl er auf 872,000 berechnet. Interessant sind die Forschungen Gräffes in Bezug auf die vergleichende Grammatik; in letzter Zeit sind drei kleine Abhandlungen erschienen, worunter eine „über die alte slawonische Sprache in Beziehung auf die Zufälligkeit der verbalen Flexionsreihen." Beachtenswerth sind auch die Arbeiten Sjögrens und Böthlingks, so wie des Correspondenten der Akademie, des Prof. Kutorga.

„Unter meiner und Nadeschdins Redaction sollen demnächst die Denkmäler der russischen Sprache und des Alterthums herauskommen, deren schon viele von einer Gesellschaft gesammelt sind. Die Materialien kommen aus den Provinzen herein, sie wachsen ohne Unterlaß, und sind ein überzeugender Beweis der Fortschritte unserer Volksbildung, denn die Zuschriften kommen nicht bloß von den Dorfgeistlichen, sondern auch von Leuten gemeinen Standes; die archäologische Gesellschaft unter Vorsitz des Fürsten Swietlogorski verstärkt sich trotz ihrer Jugend augenscheinlich in allen ihren Beziehungen. Ihre Denkwürdigkeiten erscheinen theils in russischer, theils in französischer und deutscher Sprache: von den ersten sind 2, von den andern 4 Theile erschienen. In diesen Tagen hat sich die Gesellschaft in drei Zweige getheilt: russische und slawische Archäologie, orientalische und westeuropäische Archäologie.

„Die moskauische Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer wirkt nicht mehr so wie früher unter dem Secretariat Bodjanskis, doch blieb auch sie in dem allgemeinen Unternehmungsgeiste nicht zurück. Es sind nach und nach 8 Theile des Wremennik (der Chronik) herausgekommen, und jeder enthält Forschungen und Materialien von Bedeutung. Die Thätigkeit aller andern Mitglieder vereinigt in sich der Secretär der Gesellschaft Beljajeff, welcher fortfährt die verschiedenen Zweige des russischen Alterthums mit staunenswerthem Eifer und Frische zu bearbeiten. Von den übrigen Mitgliedern sind die thätigsten Kalatschoff, Buslajeff, Undolsky, Afanasieff und andere moskowitische Gönner russischer Wissenschaft."

Die Candidatur des Prinzen Joinville.

(Schluß.)

Die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs würden dadurch ohne Zweifel an Stetigkeit gewinnen, und zahlreiche abgerissene Fäden sich wieder anknüpfen; wir erinnern nur an Spanien, wo ein Orleans dem Throne so nahe steht; selbst das Verhältniß zu Neapel dürfte sich wieder anders gestalten, und eine Menge Widersprüche würden sich heben. Wenn die französische Diplomatie im ersten republikanischen Paroxysmus in Italien durch

Dick und Dünn den Republikanismus förderte, und dadurch dem französischen Interesse einer Verstärkung Piemonts, das doch nie so stark geworden wäre, um französischen Schutzes gegen Oesterreich entbehren zu können, geradezu entgegenarbeitete; wenn dann in fast komischem Widerstreit mit dieser lächerlichen und geradezu nachtheiligen Principjägerei im nächsten Jahre, als die Besonnenheit und die alten Traditionen der französischen Politik wieder zur Macht gelangten, die französische Republik die römische bekämpfte, so erkennt man darin ohne Mühe die Schwierigkeit, den alten Traditionen zu entsagen und ein neues System zu begründen. Wenn man im Sinne der Republikaner von 1848 hätte fortfahren wollen, so mußte man die italienische Revolution auf eigene Kosten fortführen, auf die Gefahr hin, nicht nur mit Oesterreich, sondern mit Deutschland und England in Kampf zu gerathen. Eine Stellung, wie die Joinville's, halb legitim, halb revolutionär, wäre der jetzigen, nothwendig schwankenden Politik Frankreichs ungemein angemessen, namentlich in Bezug auf Italien, dann aber auch in Bezug auf Deutschland. Man könnte sehr ungescheut jetzt die revolutionäre, jetzt die legitime, altherkömmliche Seite herauskehren, und die Franzosen würden nicht ermangeln, dieses Vortheils sich in vollem Maaße zu bedienen. Am wichtigsten aber würde die Stellung Joinville's in Bezug auf Spanien, wo es sich, wie wir früher (s. Nr. 150 ff.) gezeigt, um nichts weniger handelt als um die künftige Bedeutung Frankreichs in Europa. Das fühlt auch die republikanische Partei, daher ihre französisch-italienisch-spanischen Manifeste; es handelt sich immer wieder um eine gewisse Solidarität der romanischen Nationen gegen den germanischen Norden, und wie die Herrscherfamilien dieß durch den bourbonischen Familienvertrag, so hat es die revolutionäre Partei Frankreichs durch die revolutionäre Propaganda zu bewerkstelligen gesucht.[1] Die revolutionäre und die legitime Politik wandten nur verschiedene Mittel an; der Zweck war immer derselbe, und ist hauptsächlich ein französischer, da es sich für Frankreich immer darum handeln muß, im Rücken durch Spanien und auf der einen Flanke durch Italien gedeckt, gegen Norden und Osten Front zu machen.

Diese Stellung ist so wichtig, daß sie, wenn durch etwas mehr als einige tausend Mann in Mittelitalien, wenn auch durch moralische Mittel, durch Vertrauen auf die Zukunft gestützt, eine Umwandlung der österreichischen Politik herbeiführen kann, vielleicht herbeiführen muß. Es werden gegenwärtig alle Segel aufgesetzt, um Frankreichs Truppen aus Rom zu verdrängen, weil der Papst und sein Collegium nicht wissen was das Jahr 1852 bringen kann; mit dem Prinzen von Joinville auf dem Präsidentenstuhle würde das gute Vernehmen mit Frankreich sich mehr herstellen, weil man dann auf die Dauer einer gemäßigten, die Verhältnisse nicht schroff störenden Politik zählen könnte. Von dem Augenblick an, wo in Frankreich eine Veränderung vorgeht, welche den italienischen Regierungen Vertrauen einflößt, ist Oesterreichs bisheriges System in Italien nicht bloß gefährlich, es ist geradezu ein Fehler, und eine ganz andere Verfahrungsweise dürfte eingeschlagen werden. Bis jetzt haben die Fürsten mit Aufopferung ihrer Unabhängigkeit sich durch das Bündniß mit Oesterreich Sicherheit zu erkaufen gesucht, weil sie voraussichtlich von Frankreich nichts zu erwarten hatten, und die Anknüpfungspunkte mit der französischen Regierung vielfach fehlten: mit dem Auftreten Joinville's würde dieß anders, und es träte ein ähnliches Verhältniß ein wie im J. 1847, wo Frankreich und Oesterreich bis zu einem gewissen Grade nach Einem Plane handelten, nämlich Verbesserungen im Innern der einzelnen Staaten und Widerstand gegen die Idee der Einheit Italiens bezweckten, die beiden Theilen nicht conveniren kann. Freilich tritt in demselben Augenblick auch Englands Rolle vom J. 1847 wieder hervor, und die Begünstigung von revolutionären Bewegungen dürfte dann wieder beginnen. Wirken auch die traurigen Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849 dagegen, so ist doch in der revolutionären Partei der Haß viel entschiedener und grimmiger, und die Nothwendigkeit für England, Frankreich und Oesterreich den Einfluß in Italien nicht allein zu überlassen, viel stärker. Es ist darum vielleicht nicht ohne Grund, wenn man einen Aufstand in Sicilien unter englischer Begünstigung befürchtet.

Das mag hinreichen, um den Demokraten zu zeigen, daß fürstliche Namen und fürstlicher Einfluß selbst durch den Fall einer Dynastie noch nicht hinschwinden, auf der andern Seite ersieht man aber auch daraus, daß Staaten und Völker keine leblose Waare mehr sind, die man verkauft, verhandelt, vererbt nach Gefallen. Die ganz materielle Auffassung der Herrschergewalt, wonach die Völker nichts sind als steuerzahlende und Rekruten liefernde Maschinen, ist zu Ende und läßt sich nicht länger fortführen: Europa ist in einem schweren Uebergang begriffen, die Mühen des Kampfes ermatten die Völker, aber der Kampf dauert darum nicht minder fort, er verbirgt sich oft nur in sonderbare Winkel und Falten, und wird häufig gerade da heftiger und entscheidender geführt als auf dem breiten Markt. Frankreich ist durch 60jährige Kämpfe auf einem Punkt angekommen, wo die Diplomatie nicht mehr nach Gefallen, weder direct noch indirect, darüber verfügen kann; dazu ist der Staat zu mächtig und das Volk fühlt sich zu selbstständig und zu kräftig: die Macht des Staats, sein Einfluß nach außen sind Dinge, welche die Leiter seines Geschicks nicht ungestraft vernachlässigen können, und so unwissend die Mehrzahl der Franzosen sehr häufig in Bezug auf die verwickelten äußern Verhältnisse ist, so haben sie doch ein sehr scharfes oft zu empfindliches Gefühl für das, was ihnen wirklich oder vermeintlich zur Unehre gereicht; Frankreichs Regenten, wer sie auch sind, müssen dieß Gefühl sorgsam schonen, je mehr es durch die frühern Ereignisse und die Schicksale des Landes fast bis zum Krankhaften gereizt wurde. Jeder hervorstechende fremde Einfluß würde sie empören, und es hat zur Unpopularität des jetzigen Präsidenten nicht wenig beigetragen, daß man solchen fremden Einfluß wittert, und daß man alle Bemühungen der Regierung nur darauf gerichtet sieht, die Verlängerung der Gewalt des Präsidenten mit List oder mit Gewalt durchzusetzen. Dagegen würde die Rückkehr der Prinzen von Orleans dem Stolze der Franzosen außerordentlich schmeicheln: daß die Söhne des Regentenhauses, nur um nicht in der Verbannung zu leben und nach dem „schönen Frankreich" zurückkehren zu können, sich einer Regierungsform unterwürfen, welche ihnen die Aussicht auf die bevorzugteste Stellung entriß, das wäre eine Schmeichelei, der auch mancher enragirte Republikaner nicht widerstehen würde. Prinz Joinville würde vielleicht eben so viel republikanische als orleanistische Stimmen erhalten.

Unter diesen Umständen gewinnt die Candidatur Joinville's an Wahrscheinlichkeit, und wenn monarchische Rücksichten sie beseitigen, so wird Changarnier als Candidat theils der Orleani-

[1] Eben jetzt melden spanische Blätter, die Opinion Publica in einem Brief aus Gerona vom 15 August, daß die französischen Revolutionäre äußerst bemüht seyen, einen neuen Kampf in Catalonien zu entzünden; in Barcelona allein seyen 10,000 Mann durch die geheimen Gesellschaften gewaffnet und enrolirt, so daß man im Winter fast mit Gewißheit einem Ausbruch entgegensehen könne.

sten theils auch der Legitimisten auftreten. Die Haltung der letztern bleibt unentschieden. Die Erfolglosigkeit eines Versuchs zu Gunsten Heinrichs V erkennen wohl die meisten, aber sie scheinen sich zu spalten über das, was an die Stelle kommen soll, bis vielleicht die Zeit und die Verhältnisse ihrer Partei günstiger werden. Man spricht von einer Spaltung der Legitimisten in elyseische und republikanische; jedenfalls wären sie beides nur aus Noth, und man darf alle diese Nachrichten und Gerüchte nur mit der größten Vorsicht aufnehmen. Eine Zusammenkunft in Wiesbaden oder Ischl soll die Zweifel über das künftige Verhalten lösen; wir möchten letzteres bezweifeln, auch wenn die Conferenz stattfindet. Der Graf von Chambord und seine Umgebung kennen wohl die Lage der Dinge genau genug, um jeden allzu decidirten Schritt zu vermeiden; sie haben gegen die fremden Höfe, welche aus Scheu vor Frankreich ihnen keine sonderliche Aufmunterung angedeihen lassen, keine besondern Rücksichten zu beobachten, werden also darum dem Wunsch derselben, die Fortsetzung der Gewalt Ludwig Napoleons zu fördern, schwerlich mit besonderer Zuvorkommenheit entsprechen, vielmehr wahrscheinlich sich möglichst neutral verhalten, um nicht wie im vorigen Jahre durch entschiedenes Auftreten ihrer Sache mehr zu schaden als zu nützen. Fast scheint es — wenigstens deutet die schon lange bestehende, aber nicht gut erklärte Spaltung der Legitimisten darauf hin — daß sie nur noch aus Courtoisie die Verbindungen mit dem Grafen von Chambord unterhalten, daß sie die Unwahrscheinlichkeit eines Erfolgs erkennen, und nicht durch nutzlose Schritte ihre Stellung als Partei in Frankreich, als eine Partei, welche die jetzige Verwaltungsmaschinerie umzugestalten suchen muß, gefährden wollen; selbst das lächerliche, von Larochejacquelein selbst eifrigst widersprochene Gerücht, daß dieser als Präsidentschaftscandidat aufgestellt werden solle, weist darauf hin, daß sie im Innern Frankreichs Interessen zu wahren haben, welche mit denen des Grafen Chambord kaum in einem Zusammenhang stehen.

Alles dieß ist nicht sehr ermunternd für Versuche von außen her Einfluß auf Frankreich zu üben, und je stärker dieß hervortritt, desto machtloser werden auch die monarchischen Parteien, nicht als ob sie ihre Stärke in Frankreich von außen erhielten, sondern weil die Einigkeit zwischen ihnen nicht zu erzielen ist: die Fusion ist längst ins Fabelbuch geschrieben, aus dem natürlichen Grunde, weil die Parteien im Innern, die höhere Bürgerclasse in den Städten und die großen Grundbesitzer, nicht mit einander gehen können. Die aus den Interessen der Parteien, d. h. des Gesammtlandes, hervorgehende Richtung überwiegt das dynastische Interesse, und wenn es auch möglich wäre zu Paris die monarchischen Parteien zu vereinen, so gehen sie im Lande zu sehr auseinander. Wo das dynastische Interesse so in den Hintergrund gerückt, wo das Interesse der verschiedenen Bevölkerungsclassen so überwiegend ist, nimmt der äußere Einfluß von selbst ab, und man muß sich entschließen, dem in Frankreich vor sich gehenden Processe möglichst unthätig zuzusehen; je stärker die Erkenntniß wird, daß von außen her nicht auf Frankreich definitiv eingewirkt werden kann, desto mehr muß sich die orleanistische Familie gedrungen fühlen, ihr Geschick mit dem der Nation zu verbinden, und selbst unter der Republik nach Frankreich zurückzukehren.

Die Engländer und der Nicaragua-Canal.

Die Times vom 28 August enthält in ihrem City-Artikel einen bittern Ausfall, worin sie an der Geschichte des Nicaragua-Canals zeigt, wie sehr die Amerikaner den Engländern an Unternehmungsgeist überlegen seyen. England hatte bereits Dampfboote auf der Ost- und Westseite der Landenge, und alle politischen Verhältnisse waren günstig, um das Unternehmen im J. 1849, als es zuerst zur Sprache kam, zu beginnen, es geschah nichts, und selbst als die Amerikaner den englischen Capitalisten eine Theilnahme an dem Canal anboten, wenn sie Geld vorschießen wollten, waren diese sehr zurückhaltend, da sie das Unternehmen für so gut wie unausführbar hielten. „Jetzt, fährt die Times fort, 30 Monate, nachdem die Sache zum erstenmal allgemein angeregt wurde, hat die amerikanische Compagnie einen Vertrag mit dem Staate Nicaragua abgeschlossen, ein Schutzvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und England ist gleichfalls zu Stande gekommen, eine Linie der schnellsten Dampfboote ist auf der Ost- und Westküste hergestellt, eine Aufnahme der ganzen Straße ist erfolgt und hat gezeigt, daß die Schwierigkeiten der Verbindung zwischen beiden Meeren, mit denen man 300 Jahre lang die Welt schreckte, eine Fabel seyen. So haben sie sich das Monopol des staunenswerthesten Handels, den die Welt je sah, erworben, sie verfügen über ganze Striche fruchtbaren Landes, und legen Handelsstationen und Werften an, in denen sich mit der Zeit der Handel der Welt concentriren wird. Die Lection, welche unsere Capitalisten dabei erhalten haben, ist um so auffallender, als sie ihnen ertheilt wurde durch eine kleine Schaar Geschäftsleute, so viel wir wissen ohne Ausgabe eines einzigen Prospectus und ohne auf dem Actienmarkt einen Dollar zu erheben."

Briefe aus dem Westen.

Zweiter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Fortsetzung.)

Die Waldungen, ich nenne sie zwar keine Urwälder, obwohl sie es unbestreitbar sind, tragen ganz das Gepräge unberührter Heiligthümer. Sie tragen aber auch nur das äußere Gepräge davon, denn bereits hat die Axt des Farmers bedeutende Lücken links und rechts an dieser Straße herausgefressen. Zu Anfang der dreißiger Jahre hat diese im Dienst der Cultur ihr Werk hier begonnen. Saginaw City, damals ein Augenpunkt der Colonisationsschwindelei hauptsächlich von Newyorker Kaufleuten und Capitalisten, sah zu seiner Zeit die ersten namhafteren Lichtungen, welche aber auch bis zum vorigen und diesem Jahre so ziemlich die einzigen geblieben waren. Das Jahr 1850 war nun wieder eine Zeit der Krisis für diesen neuen Platz und seine Umgebung, welche um vieles günstiger ausgefallen zu seyn scheint, wenigstens hat er in diesem Jahre nahezu um ein Drittheil an Gebäuden und Einwohnern zugenommen, und die Schläge der lichtenden Axt konnte man den ganzen Sommer hindurch hier hören, während gleichzeitig auf allen Seiten nahe und ferne Rauchsäulen zu sehen waren, Brandopfer beginnender Civilisation, wozu die mühsam zusammengeschleiften gefällten und gefallenen Bäume das mächtige Material lieferten.

Die Farm, auf welcher ich für ein paar Monate im waldigen Westen hier Aufenthalt genommen, gehörte einem Landsmanne und früheren Bekannten, der selbst erst kurz vorher eingewandert und mit seiner ziemlich zahlreichen Familie hier aufgezogen war. Die Behausung bestand in einem erdhangestrichenen sogenannten „Framehouse." Solche Bauten sind ganz von Riegelwerk aufgestellt und außen mit übereinander laufenden dünnen und glatten Brettern verkleidet; der Verputz in den innern Räumen ist ein halbzolldicker Aufwurf von Gyps oder Kalk, der auf quer aufgenagelten Leisten angebracht, und sehr glatt und nett verstrichen ist. Da solche Häuser schnell trocknen, sind sie auch bald nach ihrer Fertigung zu beziehen und bieten eine gesunde trockene Wohnung. Mir ward bei meiner Ankunft eine alte verlassene zur Farm gehörige Wagnerwerkstätte angewiesen, und da hauste ich dann einsam aber nicht allein, denn längst hatten Mäuse, Spinnen und allerweits Ungethüme, entomologischen Zeichens, ein verjährtes Anrecht darauf behauptet, von welchem sie Tag und Nacht gerechten Gebrauch machten. Mir kam diese Bretterbude oft vor, wie ein auf eine Sandbank geworfenes Wrack, ächzend und stöhnend, wenn über die dunklen Wälder her-

ein toller Baystürmer herfuhren; dann schien es, als ob es wieder auf luftigen Wellen gaukeln möchte, auf die es aber vergebens hoffte, denn naß kam es immer nur tropfweise. Die Regentropfen kamen mir übrigens hier allerdings größer vor als in Deutschland; dagegen erinnere ich mich im südlichen Ungarn öfters ähnliche erlebt zu haben. Der feine Rock ward hier ausgezogen und Blouse und Wollhemd angethan, und auch die Füße wurden in eine passendere Bekleidung gesteckt, denn Waten, Trampeln und festes Gangwerk waren auf dem hiesigen Grund und Boden mehr nothwendig, als leichtes Hinschweben und leises Schleichen. Für die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes wollte ich Farmarbeiter seyn, und ließ mich dieß viel Mühen und Strapazen kosten. Der Tag ward der körperlichen Arbeit, die Nacht aber bleierner Ruhe geweiht. Mittelst dieses Recepts, wenn er anders gewissenhaft darnach lebt, werden jedem romantischen Aus- und Einwanderer die Augen über den wahren Sachverhalt eines geträumten arkadischen Lebens bald aufgehen, ja es würde ihn moralisch so auspurgiren, wie Sennesblätter, Aloe, Rhabarber und Ricinusöl zusammengenommen nicht vermöchten, wenn er sich nicht auf andere Weise dagegen zu wahren vermöchte. So sehr ich mir dann auch meine nöthigen Dienste angelegen seyn ließ, erkannte ich doch bald, welcher Reichthum und unerschöpflicher Born für ein aufmerksames Auge hier aufgelagert ist, und so nützte ich dann jede freie Stunde, um meinen verschiedenen Studien nachzuhängen, und fort und fort Neugesehenes mit schon Bekanntem zu vergleichen. Ich zeichnete, botanisirte und sammelte alles mögliche Material zusammen, um durch meinen Aufenthalt hier wenigstens auch einigen bleibenden Gewinn zu haben. Hierauf werde ich später noch einmal zurückkommen. Für jetzt nur über das eigentliche Treiben und Arbeiten, wie es der gewöhnliche Werktag verlangt. Da ich mich in Europa der Landwirthschaft gewidmet und als Mann von Fach manche Jahre darauf verwendet hatte, so kam mir dieß neben anderweitigen Studien, die ich auf vielen Reisen in wenig cultivirten Ländern gemacht hatte, sehr zu statten; doch möchte ich jeden darauf aufmerksam machen, daß hier der größte Theil theoretischer Kenntnisse, welche ein besser ausgebildeter Landwirth haben mag, von geringem Nutzen ist, wenn er nicht mit genauer Kenntniß der hiesigen Verhältnisse, besonders mercantiler und commercieller Art, in Verbindung steht. So nützlich sonst diese Kenntnisse in Europa, obwohl auch dort nicht überall, für ihren Besitzer seyn mögen, so haben sie doch hier fast gar keinen materiellen Werth. Beschauliches Wesen und contemplative Wissenschaft sind in dem urwaldlichen Wust beginnender Civilisation ärmlich kümmernde und schnell erstickende Pflanzen. Hier bedarf es der Entwicklung von Baarem in jeder Beziehung, und nur was man kann, nicht was man weiß, bezahlt sich hier. Wer immer einen andern Weg einschlagen wollte, würde sich am wahren Stand der Sache und am Bedürfniß der Zeit versündigen. Hier sollen Wälder gelichtet und der Boden fähig gemacht werden, Brod hervorzubringen, und dieß kann nur durch Muskelkraft und möglichst einfachen, aber stets regen Verstand geschehen, der sich auf keine Wege verliert, wo ihn Arithmetik und Mathematik, und seine fünf Sinne nicht mehr fühlbar unterstützen können. Wer dieß nicht vermag, kann hier nicht mitthun.

Die verschiedenen vorkommenden Arbeiten sind bei der Landwirthschaft so ziemlich immer dieselben, wo sie auch vorkommen, aber die Mittel dazu sind fast in jedem andern Lande verschieden, weßhalb man dabei sein Leben lang lernen muß. Hier hatte ich mich vor allem mit der trefflichen angloamerikanischen Sense bekannt zu machen; ist man dieß mit der deutschen, steirischen oder böhmischen, so wird es einem mit jener nicht schwer, umsomehr als sie leichter und bequemer gehandhabt wird. Nicht allein die größere Härte ihres Zeugs, sondern auch die größere Schnittlänge bei ihrem verkehrt S förmig gewundenen Stiel (Ward) machen, daß der Mähder bei der Arbeit sich kaum zu bücken braucht, ja er geht fast aufrecht auf der von der Sense freigemachten Bahn, alle Handgriffe in kleinerem Maaßstabe machend und doch auf die größte Schnittweite reichend. Freilich scheint nur das treffliche Holz des Hickorynußbaums (Juglans squamosa) diese Art von Sensenstielen hier zu Lande möglich zu machen, denn jenes läßt sich in grünem Zustande drehen und abbiegen, wie ein Stück Tau. Eigener Uebung bedarf es auch, mit der amerikanischen Holzart umzugehen, da diese ebenfalls einen gebogenen Stiel hat; ihre Vortheile sind längst anerkannt und man weiß auch in Europa, daß sie großentheils selbst die Wirkung der Säge übertrifft, jedoch nur bei der Arbeit in grünem Holz, denn beim Dürren ist es auch hier umgekehrt.

Die Bespannung scheint dieselbe, wie in England und Norddeutschland zu seyn. Die Vorrichtung zum Aufhalten besteht in einem eisenbeschlagenen Querscheit; durch die Eisenringe an dessen beiden Enden werden die am Kummet befestigten Aufhaltriemen gezogen; auch der Sprungriemen läuft um dieses Querscheit. Um das Fahren mit solcher Bespannung zu sichern, müssen die Stranglängen stets in genauem Verhältniß stehen. Wären sie zu groß, so würde das Aufhaltscheit vorne herausspringen. An den Wagen selbst ist nichts außergewöhnliches. Wo aber z. B. in Süddeutschland während der Ernte und des Heueinführens die sogenannten Heu- oder langen Leitern aufgerichtet werden, ist hier eine eigene, wie mir schien, nicht sehr praktische Vorrichtung üblich, welche allein auf den Wagen zu richten für einen Mann viel zu schwer ist. Für besagten Zweck fand ich die Vorrichtung der Ungarn und Walachen bei weitem besser, da diese selbst von einer schwächeren Person allein aufgesetzt werden kann. Hier wird ein ziemlich schweres Gerüste, aus zwei Stangen- und zwei Querhölzern zusammengefügt, auf das Wagengestelle ohne Leitern gehoben. Da dieses indessen tiefer zu liegen kommt, als die höchsten Kreispunkte der Räder, so werden über diesen je zwei Reifbogen kreuzweise über einander gestellt, so daß geladenes Heu oder Stroh über diesen erhoben bleibt.

Grab- und Schanzzeug sind ähnlich dem in Deutschland üblichen, ist aber besser, dauerhafter und gefälliger gearbeitet. Der kurze Stiel des Spatens und der Schaufel (Schippe) ist für den deutschen Arbeiter anfangs etwas ungewöhnt, doch findet man sich leicht darein; dieses Werkzeug muß vor dem Gebrauch einmal zurecht geschliffen werden, was auch bei den Sensen der Fall ist, welche nicht gedengelt werden können. Ueber die wichtigsten Ackergeräthe, d. h. Pflug und Egge, werde ich an einem anderen passenderen Orte mehr sagen, hier würde es zu viel Raum einnehmen. Im allgemeinen hat man hier beide meistens von zweckmäßiger Beschaffenheit.

Was die Haus- und Hofgeräthschaften betrifft, so ist an den meisten derselben außer ihrer Zweckdienlichkeit auch die schöne Seite der Ersparniß theurer menschlicher Hände hervorzuheben, weßhalb sie auch allen Landbewohnern, wo immer in der Welt, anzuempfehlen sind.

Da ist z. B. das kleine Waschbrett, welches hier in keiner Haushaltung fehlt, und am besten und nützlichsten aus Holz verfertigt wird und unbeschlagen bleibt. Zwischen drei Rahmschenkeln ist ein länglich viereckiges Brett von hartem Holz eingelassen, dessen beide Flächen in wagrecht neben einander laufenden Rinnen so ausgehöhlt sind, daß eine Seitenansicht davon eine regelmäßige sanfte Wellenlinie bildet. Dieses einfache Werkzeug erspart nach dem Ausspruch Sachverständiger immer zwei Hände; Luxus oder Einbildung fertigten dieses wichtige Hausgeräthe auch aus Metall, namentlich Zinn, mit welchem das Holz auch zuweilen überkleidet ist; ich glaube die Dauer des sonst wohlfeilen Geräths geht auf Kosten der Dauer der Wäsche.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wallfischfang in den Vereinigten Staaten gewinnt eine immer größere Ausdehnung, und Massachusetts ist der Staat, welcher den thätigsten Antheil daran nimmt: er verwendet dazu nicht weniger als 605 Fahrzeuge, wovon 275 mit der Hälfte der Tonnenzahl allein der Stadt New Bedford gehören. Nantucket, New London und Fairhaven haben fast gleichen Antheil an diesem Geschäfte. Diese Häfen haben jetzt 132 größere und kleinere Schiffe in Seebereitschaft mit nahe an 4000 Officieren und Matrosen. Man berechnet das im Wallfischfang steckende Capital auf 20—30 Mill. Dollars. (Journ. du Comm. d'Anvers. 31 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 213. 5 September 1851.

Die Republiken von Süd-Amerika.

(Rev. d. d. mondes 15 Juni. Nach Lavandais.)

Die Antis. — Die Ruinen von Choquiquirao.

1. Die Hacienda von Guatquinia und das Dörfchen Patoteaui.

Zwischen Cusco und Lima liegen abwechselnd sumpfige und fruchtbare Ebenen, die sich sehr von den Hochflächen unterscheiden, welche Arequipa von Cusco trennen. Kaum hat man die Berggruppen hinter sich, welche von drei Seiten die Sonnenstadt umschließen, so trifft man in raschem Wechsel üppige Pflanzungen und stehende Wasser, diese beiden charakteristischen Landschaftsbilder der Natur in Nieder-Peru. Zuerst kommt man durch wohl angebaute Schluchten, dann in eine Ebene, wo zahlreiche Graben vor der Eroberung den Abzug der Wasser erleichterten, welche aber die Sorglosigkeit der Spanier in einen weiten Sumpf verwandelt hat. Am Rande dieser Fläche erhebt sich das Dörfchen Zurite, jenseits derselben erblickt man wieder fruchtbare Ländereien bis Curaguaisi. Der Fluß Sauceda bewässert bei diesem Dorfe schöne Mais- und Getreidefelder. Es that mir leid, so rasch den großartigen Landschaftsbildern der Cordilleren Lebewohl sagen und die Bergregion von Oberperu verlassen zu müssen, ohne eine Art von peruanischem Herkulanum besucht zu haben, von dem ich auf meinem Wege die abenteuerlichsten Schilderungen gehört hatte, nämlich die alte Stadt Choquequirao, die in den wilden Einöden der Sierra ihres Namens wie verloren liegt. Der Pfarrer von Curaguaisi war ein Alterthumsfreund und erzählte mir von diesen Ruinen in so geheimnißvollem Tone, daß meine Neugier mehr und mehr angereizt wurde.

Anstatt mich nach Lima zu wenden, schlug ich den Weg nach dem Hochgebirge und den Schluchten ein, in denen an den Ufern des Apurimac die Denkmäler von Choquequirao verborgen sind. Der Pfarrer gab mir ein Schreiben an den Postmeister von Mollepata, dem Dorfe, wo ich mich von der Hauptstraße nach Lima abwenden sollte, um nach den Anden zu gelangen. Es handelte sich nun vorerst darum die Cordilleren zu übersteigen, um jenseits denselben die Hacienda von Guatquinia, meinen ersten Ruhepunkt, zu erreichen. Hier wollte ich die letzten Vorkehrungen treffen zu einem Unternehmen, das nicht ohne Gefahr war, und des Beistandes von fünfzehn Indianern bedurfte, die, von einem erfahrenen Führer angeleitet, mich nach den Ruinen von Choquequirao fördern sollten, auf einem Wege von wo es kein anderes Obdach, als die Schattengewölbe des Waldes, und kein anderes Nachtlager, als das Ufer der Waldbäche gab.

Von Mollepata nach Soral, einer indianischen Schäferhütte, führt der Pfad aufwärts zu hochgelegenen Weideplätzen, welche die letzte Gränze des Pflanzenwuchses bezeichnen. Jenseits dieser Alpenweiden, die von Schaf- und Lämmerheerden durchirrt werden, beginnt die Gletscherregion der großen Cordilleren. „Gletscher" ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck, um diese Schneegipfel (nevaos) zu bezeichnen. Es sind Massen ewigen Schnees, der auf diesen Gebirgen, die höher sind als die Alpen, keine eigentlichen Gletscher bildet. Zu Sorai übernachtet man mitten unter Hühnern, Flöhen und kleinen indianischen Schweinen (couis), die nothwendigen und geschätzten Bewohner jeglicher Indianerhütte, die man, wie leicht zu denken, mit Tagesanbruch freudig wieder verläßt. Der Nebel hob sich von den Schneegipfeln und ich genoß ihres ganzen großartigen Anblicks. Zwei dieser Nevaos, der Salcantay und der Sorai, engen die Straße ein, der wir nun folgten; bald hatten wir die letzten Weideplätze hinter uns gelassen und befanden uns in der Steinregion, wo der Boden fast gänzlich unter den röthlichen Granitblöcken verschwindet, welche hier zerstreut liegen. Der Pfad wird immer steiler und man sieht sich plötzlich in die Starrheit des Winters versetzt. Schneewirbel zwingen die Maulthiere alle zehn Schritte anzuhalten, um Athem zu schöpfen und die eisigen Flocken abzuschütteln, welche sie blenden. Endlich sind die Schneejoche überstiegen, man ist am jenseitigen Abhange, den man abermals zwischen Steinmassen hinabgelangt, welche allenthalben den Uebergang von den Nevaos zu den Weideplätzen bezeichnen. Zuerst sind es Grasflächen, dann folgen mit Heide bewachsene Strecken, Wälder von Nadelholz, tiefer unten Kartoffelfelder, noch tiefer Getreide und Mais, Pflanzen mit großen Blättern und blühende Sträucher; auf der letzten Sprosse dieser Stufenleiter, deren jegliche eine neue Zone des Pflanzenwuchses bezeichnet, wird der Reisende plötzlich durch ungeheure Lianen, Bananen, Granatbäume, Zuckerrohr, Ananas, Kaffeebäume aus dem Eise des Nordens nach der heißen Zone versetzt. Die belebte Natur folgt demselben Fortschritt.

In der Region der Nevaos und Steine kreist der Condor mit seinen langen unbeweglichen Schwingen allein über dem ewigen Schnee. Weiter unten flattern Gallinazos und einige gelbe Schmetterlinge; dann zeigen sich Vögel mit unscheinbarem Gefieder; aber sobald man weiter abwärts steigt, verkünden die schönen azurblauen Schmetterlinge, goldene Schlangen, grüne Papageyen dem entzückten Auge das Tropenland mit seinen prachtvollen gefiederten Bewohnern mit krächzender Stimme und leuchtendem Federschmuck.

In der Hacienda von Guatquinia genoß ich zum erstenmale, seit ich Soral verlassen, einige Stunden völliger Ruhe. Wie die Landschaft zwischen diesen beiden Orten von unvergleichlicher

Schönheit und Größe ist, so sind dagegen die Wege abscheulich. Ob man auf- oder abwärts steigt, der Pfad besteht nur aus ungleichen Stufen, die in den Felsen gehauen sind. An mehreren Orten zieht sich diese Treppe zwischen glatten Felswänden und tiefen Abgründen hin. Das Wasser, welches zwischen dem Granit hervorträufelt, macht die Stufen schlüpfrig wie Eis. Mehrmals wollte ich ungeachtet meiner Erfahrungen über peruanische Verbindungswege absitzen, aber stets sah ich mich, außer Stande zu Fuße weiter zu kommen, wieder gezwungen, mein Maulthier zu besteigen und mich seinem bewundernswerthen Instinct anzuvertrauen; zwei Maulthierzüge begegnen sich niemals auf diesen gefährlichen Stellen, ohne daß mehrere derselben in den Abgrund stürzen. Auch gebrauchen die Arrieros, bevor sie sich in die Engpässe wagen, stets die Vorsicht durch lautes Geschrei die Ankunft ihrer Tropa andern Karawanen anzuzeigen, welche von entgegengesetzter Seite sich nahen könnten. Die entferntere hält dann und stellt sich am Rande des Weges auf, bis die andere Tropa das Defilé durchschritten hat.

Ich hatte den Besitzer der Hacienda von Guatquinia zu Cusco kennen gelernt; sein Eigenthum umfaßte 30 Stunden, von den Nevaos von Sarai bis zu dem Thale von Santa-Anna. Dieser Haciendero ist vielleicht der einzige Grundbesitzer auf der ganzen Erde, dessen Ländereien alle Erzeugnisse der vier Welttheile enthalten. Die verschiedenen Gegenden seines Besitzthums bringen Wolle, Häute, Pferdehaare, Kartoffel, Getreide, Mais, Zucker, Kaffee, Cacao, Coca (eine Abart der Theestaude) hervor, auch werden mehrere silberhaltige Bleiminen und Goldwäschereien ausgebeutet; das Ganze erträgt 3000 Piaster oder 15,000 Fr. jährlich. Diese Hacienda war Eigenthum der Jesuiten gewesen, und die Eltern des jetzigen Besitzers hatten sie nach deren Vertreibung angekauft; sie wußten eben so wenig was sie erworben hatten, als die Regierung, welche sie vergab, die Ausdehnung der Ländereien kannte. Allein diesem Landgut fehlen zwei Hauptelemente zum Gedeihen: Hände zur Arbeit und Straßen. Alle zwei oder drei Meilen weit begegnet man einer Indianerhütte oder der Wohnung eines Mestizen mitten in einem Mais- oder Kartoffelfelde; die Einwohner sind Miethsleute, welche jährlich 13 oder 15 Piaster entrichten, um so viel Boden zu pachten als sie bebauen können, und dieses ist noch der sicherste Ertrag der Hacienda.

Die Jesuiten legten zu Guatquinia Pflanzungen von Zuckerrohr und dem Cocabaume an. Ihre Nachfolger in der Besitzung haben in diesem Anbau nichts geändert; nur zählt gegenwärtig statt der zweihundert Indianer, welche diese Culturen erfordern, die Hacienda deren kaum vierzig. Der Preis der Handarbeit ist sehr hoch, der Lohn beträgt 4 Realen (1 fl. 12 kr.) des Tages, und die Eigenthümer können sich nur dadurch helfen, daß sie ein Magazin eröffnen, welches mit allem versehen ist, was der Indianer bedarf. Er nimmt hier, was er zu Kleidung und Schmuck an Stoffen und Quincaillerie, an Branntwein u. s. w. nöthig hat, auf Credit, und bezahlt auf Abrechnung mit seiner Arbeit, wobei ungefähr 100 Proc. gewonnen werden.

Als ich meinem Gastfreunde von Guatquinia den Beweggrund zu meiner Reise und meine Hoffnung bis Chaquiquirao vorzudringen mittheilte, stellte er mir vor, daß dieses fast unmöglich sey, wenn man nicht einen Pfad in den Wäldern bahne, welche den Abhang der Berge bis an den Apurimac bedecken; wir kamen überein, daß fünfzehn Arbeiter unter Anführung eines Indianers, der vier Jahre zuvor bis Chaquiquirao gelangt war, den Weg von den größten Hindernissen säubern sollten. Bis dieses ausgeführt war, hatte ich 14 Tage zu meiner Verfügung, und benützte diesen Aufschub, um das Thal von Santa-Anna und eine Mission zu besuchen, welche die letzte Gränze der Civilisation an dieser Seite der Cordilleren bezeichnet.

Von Guatquinia nach Santa-Anna schlängelt sich der Pfad an Bergen hin, die bis zum Gipfel dicht bewachsen sind; hier könnten Tausende von Händen Beschäftigung und unendliche Heerden von Horn- oder Wollvieh Weide finden. Alle drei oder vier Stunden trifft man auf eine aus Schilf und Lehm aufgebaute Hütte mit einem kleinen Maisfelde; der Rand des Weges ist mit den schönsten Ananas eingefaßt, die gleich dem Strauche mit den von ihm geschützten Früchten durch Gottes Gnade hier entsproßten. Man hält sich dicht an dem rechten Ufer der Vilcanota, eines Flusses, der durch die Bergwasser aus den Nevaos der Cordilleren gespeist wird. Nach einem Marsche von 9 Stunden sieht man endlich das weite Thal von Santa-Anna, das reichste und bevölkertste in den östlichen Anden vor sich; die zahlreichen Haciendas, welche das Auge zumal umfaßt, und die Indianerhütten, welche aus dem Dickicht der Bananen sich erheben, bieten einen reizenden Anblick dar. Zuerst kömmt man nach dem Dörfchen Uchumaio, eine Stunde weiter hin liegt das Pfarrdorf Santa-Anna mit seiner Kirche und seinen dicht zusammengedrängten Ansiedlungen. Das Thal ist hier eine halbe Meile breit; die Berge, welche es einnehmen, sind bis an den Gipfel bewachsen; im Süden schließt der Salcantay mit seiner Schneespitze die Landschaft.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Santa-Anna verkündeten Böllerschüsse und Glockengeläute den Pfarrangehörigen und den seltenen Reisenden, welche durch das Thal ziehen, daß ein großes Kirchenfest gefeiert wurde. Man sang ein Hochamt mit Begleitung von Violinen, Guitarren und *Harfen*, wobei das Blasen in große Muscheln den Baß angab. Die Indianer kamen mit großen hölzernen Kreuzen zur Messe, welche sie am Altare niederlegten, um sie vom Pfarrer weihen zu lassen. Nach dem Gottesdienste stellte sich der Priester an die Kirchenthüre, von welcher nur ein Flügel offen blieb, und die Indianer schickten sich an mit ihren Kreuzen hinauszuziehen. Als sie zu dem Pfarrer kamen, sagte jeder mit seinem gewöhnlichen bettelnden Tone: „Tatai (Vater) mein Kreuz ist sehr klein, und nicht mehr als vier Realen werth.“ — „Wie? du Schelm!“ versetzte der Pfarrer, „nur vier Realen für ein Kreuz wie dieses? es gilt 2 Piaster.“ — „Tatai, einen Piaster!“ — „Geh, gieb und mache Platz für einen andern.“ — Als der Handel mit den geweihten Kreuzen beendigt war, belief sich die Einnahme ungefähr auf 300 Piaster. Der Pfarrer trat unter das Portal seiner Kirche und rief der versammelten Menge nach dem Segen zu: „Hört, meine Pfarrkinder, merkt Euch wohl, daß dieses Kreuz in diesem Jahre von großer Wunderkraft ist, für das nächste aber nichts mehr taugt . . . . .“ Die beiden folgenden Tage wurden dieselben Kreuze in kleinen Capellen von Leinwand und Baumzweigen ausgesetzt. Tag und Nacht tanzten und sangen die Indianer, Männer und Weiber, vor den Capellen und tranken zu Ehren dieser Heiligthümer Chicha und Rum.

Durch einen Arriero, der zehn Maulthiere mit Coca beladen nach Cusco führte, kam uns Nachricht zu aus der nahen Mission. Ich befragte ihn über dieselbe, die Priester und die Wilden; er antwortete mir, daß es zu Icharate und Cocabambilla keine Treu und keinen Glauben mehr gebe, daß die Habilitadores (Geldverleiher auf den Ertrag der Ernte) niederträchtig in ihrem Geschäfte betrogen werden, indem die Pflanzer, wenn die

Arbeitslähne am theuersten seyen, ihnen ihre künftige Ernte oft um zwei Piaster die Arroba verkauften; nach geschlassenem Handel aber, wenn die Habilitadares die Ernte haben wollen, es sich finde, daß die Coca schan nach Cusco zu vier Piaster verkauft worden, wo sie häufig 14 Piaster gelte. Ja wenn die Indianer nach Coca kauten wie Christen, aber nein, diese Heiden kauen lieber Tabak, der in ihrem Lande van selber wächst. Er zeigte uns einige Tabaksblätter, welche die Wilden nach der Mission gebracht hatten. „Und seit wann", fragte ich ihn, „sind die Wilden in der Missian?" — „Seit dem Feste der Kreuzerfindung." — „Und wann gehen sie wieder weg?" — „Nach den Feiertagen." — Ich brach sogleich nach Cocabambilla auf.

Man falgt dem linken Flußufer des Santa-Anna, und wenn man der Hacienda van Media Luna gegenüber ist, setzt man auf einem Floße von rahen Baumstämmen über das Wasser. Gegen Mittag verließ ich die Berge und stieg in die Ebene von Icharate hinab. Die Sonne war brennend heiß, aber es fehlte nicht an frischen Bächen, in denen man sich abkühlen kannte. Das Dorf Icharate besteht aus elenden Rahrhütten. Die Bewahner dieses Thales bauen Coca, Zucker und Cacao. Letzterer ist trefflich, aber theuer, das Pfund kastet ungefähr 3 Fr. Zu Icharate hielt ich meine Tagreise für beendigt und mein Mittagsmahl für wohl verdient, als ich erfuhr, daß die Wilden nach ihrer Heimath aufbrechen wollten; ich ritt sagleich nach Cacabambilla.

Man denke sich fast ganz nackte Gestalten mit gelber und rother Hautfarbe, kleinen schwarzen Augen, varspringenden Backenknachen, dichtem Haarwuchs, nur mit einem Hemde von einem Gewebe van Baumfasern bekleidet. Ihre Haare sind mit Staub bedeckt, die Wangen schwarz und roth bemalt; der Ausdruck ihrer Gesichter ist vall Trauer, und nur von Zeit zu Zeit lassen sie ein lautes, kindisches Gelächter erschallen, um sich als wahre Wilde zu zeigen. Sie tauschen in der Mission Bogen, Pfeile, Affen, Papagayen und Goldstaub gegen Salz, Beile, Messer und Glaskarallen aus. Der Anführer der Harde, Tadeo, war ein Christ, d. h. man hatte ihn getauft, die christliche Lehre aber hatte man sich nicht die Mühe genammen ihm zu erklären, da er sie dach nicht verstanden haben würde; zudem lief die christliche Moral seinen wilden Gewahnheiten, die bei ihm zu tief eingewurzelt waren, allzu sehr entgegen, als daß man hoffen durfte, sie ihm genehm zu machen. Señar Tadeo hatte gewöhnlich vier ader fünf Frauen, die er seinen Freunden als Eigenthum übergab, ader sie gegen irgend etwas vertauschte, wenn er ihrer müde war; seine Mitbürger thaten ganz dasielbe. „Diese Gewohnheit der Vielweiberei ausgenammen, die sie nicht aufgeben wollen", sagte mir einer der Väter der Missian, Pater Raimund, ein guter und würdiger spanischer Priester, „sind diese Wilden gutartige Seelen, welche der liebe Gott im künftigen Leben mitleidig ansehen wird."

Die Wilden, welche ich in der Mission traf, wählen zu ihrem Besuche die Zeit der Hauptfeste im Jahre, die man zu Cacabambilla, wie allenthalben in Peru, mit Tänzen um beleuchtete Capellen und einem großen Verbrauch von Chicha und Braantwein feiert. Sie bringen gewöhnlich 24 Stunden dart zu und kehren nach ihrem Dorfe zurück, das drei Tagemärsche von Cocabambilla entfernt ist. Tadeo und seine Schaar wallten den folgenden Morgen aufbrechen; ich nahm mir vor sie zu begleiten und sagte es dem Pater Raimund. Er machte mir Varstellungen, legte einiges Gewicht auf die geringe Zuverläßigkeit des Charakters dieser Wilden und die Beschwerden des Weges; allein da er sah, daß mein Entschluß fest stand, hatte er die Gefälligkeit für mich mit denselben zu unterhandeln. Als er ihnen auseinandersetzte, daß ich wünschte ihnen nach ihrem Darfe zu folgen, erschien ihnen der Vorschlag als sehr gleichgültig. „Die Wege sind sehr schlimm", sagte Tadeo, der ein wenig spanisch redete; „der Weiße wird genöthigt seyn einen Theil derselben zu Fuß zurückzulegen, und dann wird er auch nichts Gutes bei uns finden." Dieser Tadeo fürchtete, meine Reise könnte eine Untersuchung der Ländereien seines Stammes seyn, und da seit einigen Jahren die Wilden begianen, Bananen, Mais und süße Kartaffeln zu pflanzen, wallte ihm der Gedanke, daß die Weißen ihre Vararbeiten benützen könnten, gar nicht gefallen. Pater Raimund bemühte sich, ihm begreiflich zu machen, daß ich nicht zu Cocabambilla bleiben und alsbald nach Spanien abreisen würde, „einem sehr, sehr fernen Lande, wo die Sonne untergeht", und daß ich Beile, Messer, Glasschmuck und Piaster mitführte, um sie zu belahnen, wenn sie mich gut behandelten. Dieses Mittel entschied, und als ich jedem der Indianer einen Real, der ganz funkelnagelneu aus der Münze von Cusco hervorgegangen war, ausgetheilt hatte, war alles lauter Lachen und Fröhlichkeit zu meinen Ehren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lynchgesetz in Californien.

Englische Blätter, wie die Times und das Athenäum (30 August) berichten, daß in Californien der gewöhnliche Lauf der Gerechtigkeit, wie sie sonst in civilisirten Staaten geübt wird, fast durch eine systematische Ausübung des Lynchgesetzes ersetzt weede. In San Feaneisco besteht ein Tribunal von 8—900 Persanen, das sich selbst eingesetzt hat, und die „Wachsamkeitscommittee" heißt; dieß entscheidet über die in der Stadt veeübten Veebrechen, enteeißt den Veebrecher der Geeichtsbarkeit dee eechtlich bestehenden Gerichtshöfe und processirt und hängt ihn in der möglichst kurzen Zeit und auf die möglichst öffentliche Weise. Diese Verfahrungsart soll weit populärer seyn, als der gewöhnliche Rechtsweg. Natürlich fehlt es nicht an einigen tugenthaften Ausfällen über solche Verwildeeung, aber es geschieht in Californien nichts, als was in sehr vielen westlichen Staaten geschah, ehe die Bevöllerung hineeichend zahlreich war, um der Gerechtigleit ihren Lauf zu sichern. So waren in einem geeßen Theil des Mississippi-Thals Jahre lang die „Regulatoeen" thätig, eine wahre Vehme, weil nur ein sa geheimes Verfahren, das durch eine entschlossene Minderzahl mit Zustimmung der Mehrzahl geübt wüede, die Sicherheit verbürgen konnte. In Californien strömt jetzt eine ungeheure Masse des ärgsten Gesindels zusammen, Leute, die jeden Augenblick alles beschwäeen, um einen Genossen zu befreien; die ordentlichen Gerichte haben kein Mittel gegen ein solches Verfaheen, und sa ist man zu der unregelmäßigen Justiz bald gezwungen. Jedenfalls kann sie nur geübt werden, so lange die ungeheuee Mehrzahl dee Bewohner damit einverstanden ist. So wie es möglich wird, eine ordentliche Sicherheitspolizei einzurichten, wird auch das Lynchgesetz verschwinden.

Briefe aus dem Westen.

Zweiter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Fortsetzung.)

Auch die übrige Hauseinrichtung ist durchaus auf Ersparniß von Menschenhänden bedacht. So ist der Brunnen stets, wenn nicht im Keller odee in der Küche, doch ganz in der Nähe des Hauses; der Hausfrau ist wo möglich alles an die Hand gerichtet, so daß sie Hände und Füße überall spaeen kann. Ja selbst die steife angloamerikanische Hausregel in der Art und Weise, wie die verschiedenen Mahlzeiten heegerichtet werden, beruht auf demselben Grundsatz. Um während der Mahlzeit jede Bedienung zu sparen, richtet die Hausfrau alle Schüsseln sammt

nöthigem Material und Werkzeug zum Essen und Trinken auf einmal auf den Tisch, was den Genießenden außerdem noch den Vortheil bietet, daß jedes ganz nach eigenem Belieben und Geschmack das Verschiedene in die Reihe nehmen kann. Morgens und Abends ist gewöhnlich Thee oder Kaffee, je nach Brauch oder Landsmannschaft; Butterbrod fehlt nie, sonst kommt wohl auch Beefsteak oder kaltes Fleisch auf den Tisch, ohne Ansehung der Art des eßbaren Thieres von dem es genommen ist. Das eigentliche Mittagessen unterscheidet sich gewöhnlich durch eine Suppe oder Gemüse. Beiläufig gesagt haben übrigens die Amerikaner in diesem Theil der Kochkunst erst kleine Anfänge gemacht. Die Mahlzeiten sind gewöhnlich 6—8 Uhr Morgens, 11—1 Uhr Mittags und 5—7 Uhr Abends. In der Frühe nehmen auch die männlichen Mitglieder des Hauses bis zur Frühstückzeit nur häusliche Geschäfte vor, weil es an vielen Orten als ungesund angesehen wird, gleich morgens die stark dünstenden Flächen zu begehen, auf welchen man der lieben Sonne gerne das Vorrecht läßt; möglich, daß das Einathmen einer besonders an tieferen Plätzen schweren kohlensauren Luftschichte nachtheilig einwirken mag. Nach dem Frühstück gehen die Männer ins Feld, wo sie bis Mittag oder auch oft den ganzen Tag bleiben; das Essen wird ihnen alsdann hinausgetragen. Gegen Abend, je nach dem Drang der Geschäfte, kommen sie erst (oft mit einbrechender Nacht) zum Abendbrod heim. Dieß ist so ziemlich allgemeine Sitte, und auch auf der Farm, wo ich einige Zeit mein Zelt aufgeschlagen hatte, war es so.

Die Bauart der Wohnhäuser sowohl als auch sonstiger Wirthschaftsräumlichkeiten ist eng aber praktisch, und für alles bedacht; man lebt in solchen amerikanischen Häusern wie zu Schiffe. Die Gebäude selbst sind eng und flüchtig gebaut, denn der Amerikaner lebt, setzt und baut sich nirgends fest. Inwieweit er damit Recht haben mag, will ich hier dahin gestellt seyn lassen. Der Anstrich amerikanischer Farmhäuser, wenn sie überhaupt einen solchen haben, ist gewöhnlich weiß oder ziegelroth, der Backsteinfarbe entsprechend.

Die Chamberlinsfarm — Chambertin hieß nämlich ihr Gründer und früherer Besitzer — ist erst eine halbfertige und hatte zur Zeit noch kein stumpenfreies Feld. Ihr Areal ist klein, nur 37 Acres, davon nur 15 geklärt; die übrigen sind theils noch mit Waldüberbleibseln, Rumpf oder faulem Holzwust, Gestrüppe und Dornen belastet, was der arbeitenden Hand noch manches Opfer kosten mag, bis sie damit fertig seyn wird. Ihr Gründer, ein Wagner seines Handwerks, hatte sie über diesem vernachlässigt, wodurch ihr jetziger Besitzer manche Last mehr hat; dieß gilt nicht nur für den Betrieb der Felder, sondern auch für die Einrichtung und Erhaltung der Baulichkeiten. Ein kleiner Garten am Hause bewies dasselbe, doch war er für einen amerikanischen Farmgarten keiner der schlechtesten, wurde aber auch von den neuen Besitzern nicht sehr freundlich behandelt, namentlich mehrere dieser fremden Küchengewächse aufs schmählichste verderbt und verschleudert. Besonders könnten hievon zwei prachtvolle Rhabarberstöcke erzählen, deren Blattstengel so treffliches Gemüse liefern.

Die Farm, welche auch in ihren verschiedenen Einzäunungen nicht eben gut bestellt war, kostete 1200 Dollars. Ein ziemlich hoher Preis, welcher aber durch die unmittelbare Nähe der Stadt Saginaw, wo alle Erzeugnisse so leicht zu verwerthen sind, gerechtfertigt ist. Ueberdieß liegt sie an der besten Straße in der ganzen County, was wohl auch von unschätzbarem Werth ist.

Eine förmliche Untersuchung des hiesigen Bodens anzustellen, fehlten mir Zeit und Mittel. Nach oberflächlicher Beobachtung besteht er aber größtentheils aus sehr feinem Quarzsand, wie ihn die Fluthen der in der Nachbarschaft befindlichen Flüsse abgelagert haben mögen. Hierin scheint übrigens einige Unordnung stattgefunden zu haben, indem häufig fast reiner Sand und wieder schwerer Thonboden auf sehr kleinen Flächen nesterweise mit einander wechseln. Wo ersterer vorkommt, heißt er Pinegrounds und ist fast ausschließlich nur mit zwei Kiefern und einer Tannenart bestanden. Pinus strobus (Weymouthskiefer, white pine) ist die eine und, wenn ich nicht irre Pinus mitis (Gelb- oder Rothkiefer, Yellow or Red Pine) die andere; die Tanne aber ist die zierliche Pinus canadensis. Auf dem schweren Boden, welcher oft mit grauem Töpferthon und rauhem Gries gemischt erscheint, herrscht eine größere Mannichfaltigkeit von Waldbäumen und wilden Gewächsen. Wie große Herren ihren Hof, ihren Schweif von Höflingen, haben solche Bäume ihre entsprechenden kleineren Gewächse, Sträucher, Kräuter und Gräser neben sich. So finden sich auf den Kieferplätzen viele kleine immergrüne Pflänzchen als Arbutus, Pyrola, Helleborus (trifolius) u. a., auf den Thonplätzen aber sieht es mannichfaltiger aus; da finden sich gewöhnlich Quercus macrocarpa; Qu. tinctoria; Ulmus americana; Acer saccharinum; Tilia americana; Populus tremuloides; Fraxinus americana; Fagus silvestris; Platanus occidentalis; Laurus Sassafras etc.; alle mehr oder weniger Zeugen eines fähigen, fruchtbaren Bodens. Ich verweise hiebei auf C. L. Fleischmanns sehr verdienstvolles Werk „der nordamerikanische Landwirth," worin dieser Schriftsteller namentlich auch zwei in diesen Gegenstand schlagende Werke anführt, als: „Michaux, Histoire des Arbres forestiers de l'Amérique septentrionale," und „Browns Trees of America." Leider blieb in Deutschland bei der Landwirthschaftswissenschaft die Botanik nur ein kleiner kaum beachteter Nebenzweig, nur von einigen wenigen mehr aus Liebhaberei als wegen ihres wirklichen Nutzens gepflegt, und so kam es, daß dieses gewichtige Beweismittel in der Lehre der Bodenkunde mehr als vernachlässigt blieb. Oberflächlich genug wanderten nur einige Geschlechter und Arten von Pflanzen als gewisse privilegirte Stereotypen für Gelehrte von einem Lehrbuch ins andere. Solches Bibliothekenheu hätte schon längst mit frischen Erfahrungen ausgetauscht werden dürfen, und daß Fleischmann in seinem genannten landwirthschaftlichen Werke wieder einen Anfang damit machte, ist verdienstlich und der Nachahmung werth.

Einige kurze Versuche über eine hiesige Bodenprobe setze ich indessen für die wenigen, welche vielleicht Interesse daran haben, bei: ich fand nämlich: Specifisches Gewicht (Wasser = 100) = 118; Abschwemmbare Theile = 1,8. Nichtabschwemmbare = 13,8; durch Glühen wandelbare Theile = 9. Nichtwandelbare Theile = 91; Wasserhaltende Kraft (Erde = 100) = 135,60. Wasseranziehende Kraft (Erde gleich 100) = 0,55. Vor dem Löthrohr färbte die Erde eine Boraxperle kaum merklich gelb, die Farbe entwich aber wieder mit dem Erkalten. Beim Zusatz von Salzsäure endlich fand kein Aufbrausen statt, weßhalb ich auf keinen Kalkgehalt schließe.

So vorsichtig ich auch vorstehende Versuche machte, so kann ich doch umsoweniger Werth darauf legen, als es mir an Erde dabei mangelte, um, an die physischen angereiht, auch einige chemische Proben damit anzustellen. Letztere wären gerade von Wichtigkeit, um etwas über die große specifische Leichtigkeit dieser Sanderde beschließen zu können. Die Abschwemmung konnte freilich nur sehr oberflächlich geschehen, da dieser Sand, von so außerordentlicher Feinheit, innig mit anderen Erdtheilen und dem reichlich vorhandenen Moder verbunden ist, daß er z. B. leicht auf Wasser gestreut lange darauf schwimmt. Großer Humusgehalt scheint dieser Erde ebenfalls eigen, wenigstens färbte eine kleine Quantität Wasser gelblich, in derselben Tinte wie sie das Wasser der hiesigen Flüsse zeigt, was einfach seinen Grund in dem aufgenommenen Waldmoder und Humus hat. Um die Erde genau auf Sand und Thon zu prüfen, müßte sie mit kaltem, lauem und heißem Wasser übergossen, vielleicht auch geglüht werden, wie andererseits dieselbe bis zur Weißglühhitze getrieben und nachher das Ausschlemmen der wandelbaren Theile bewerkstelligt werden müßte. Die Temperatur, in welcher ich die Erde unter Glas auf ihre wasserabsorbirende Kraft versuchte, war etwa 55—60° Fahrenheit (10—12° R.), also zu niedrig, um hierin ihr Vermögen so kräftig entwickeln zu helfen als sie es vielleicht vermag. Ihren sonstigen Eigenschaften entsprechend ist die wasserhaltende Kraft dieser Erde Feinheit ihrer Gemengtheile, und vorherrschend viel wandelbare Theile scheinen sie zu charakterisiren.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 214. 6 September 1851.

Eisenbahnliteratur in England.

Unter dieser „Eisenbahnliteratur" versteht man nicht die Literatur über Eisenbahnen, sondern diejenige, welche an den Eisenbahnen verkauft wird. Es ist dieß allmählich nicht nur ein sehr lucratives Geschäft, sondern auch eine wichtige Anstalt für Volksbildung geworden. So behandelt es wenigstens die Times in einem halb scherzend geschriebenen Artikel unter dem 9 August d. J., ein Artikel, der so viel Beifall fand, daß ein Buchhändler (Murray) ihn nachher mit Erlaubniß der Times als Pamphlet herausgab. Dieser Beifall hatte seinen Grund nicht allein darin, daß der Artikel an sich gut geschrieben war, sondern auch, daß er die Tendenz hatte, den elenden Wust, den man häufig an den Eisenbahnen verkaufte, zu entfernen, womit einem Verleger, wie Murray, sehr gedient seyn muß, denn mehrere seiner Verlagsartikel, wie Macaulay, Layard, Colonial Library, gingen an den Eisenbahnhöfen zu Hunderten und Tausenden ab. Der Herausgeber des Artikels in den Times fügte eine Vorrede bei, aus welcher wir die Geschichte des Entstehens und Steigens dieses neuen Handelszweigs entnehmen.

„Das allmähliche Steigen des Eisenbahnbuchhandels ist ein eigenthümlicher Zug in unserer wunderbaren Eisenbahnzeit. Zuerst als man noch nicht wußte, wie weit das Eisenbahnwesen sich ausdehnen würde, ertheilte man das Recht, Bücher, Zeitungen u. s. w. an den verschiedenen Stationen zu verkaufen, frei an jeden der es ansprach. Die Verkäufer kamen und gingen, wann und wie es ihnen gefiel, ihr Geschäft war von der untergeordnetsten Art, und ihr Gewinn so wenig sicher als ihre Pünktlichkeit. Allmählich nahm aber dasselbe eine Gestalt an, der Zeitungshändler fand es in seinem Interesse seinen Platz in der Anstalt zu behaupten, und die Eisenbahnunternehmer ihrerseits entdeckten darin ein wesentliches Mittel den Armen und Verdienstvollen unter ihren Dienern damit unter die Arme zu greifen. Ein im Dienste einer Gesellschaft verstümmelter Krüppel oder ein verheuratheter Diener eines Directors oder Secretärs trat an die Stelle der ersten, nur zu ungewissen Zeiten kommenden Verkäufer, und übernahm ein Geschäft, in welches er vorher nicht eingeschossen war. Es bedurfte indeß auch anfangs keiner großen Gründungsanlage. Das Reisen auf Eisenbahnen nahm damals nur geringe Zeit in Anspruch, die längsten Linien waren nur 30 Meilen, und kein Reisender bedurfte einer solidern Lectüre als seiner Zeitung für eine Stunde Dampfreise. Als aber die Eisenbahnen länger und entferntere Städte einander näher gebracht wurden, brachte man auch längere Zeit im Eisenbahnwagen zu, die Reisenden mehrten sich, und die Zeitung reichte nicht mehr für eine Reise aus. Dadurch mehrte sich der Lesestoff für die Eisenbahnen bedeutend, der Strom der wohlfeilen Literatur brach herein. Französische Novellen, leider ganz unzweideutigen Charakters, wurden von dem Zeitungsverkäufer ausgegeben, einfach darum, weil er sie um ein Drittel billiger als jedes andere Buch erhalten konnte. Das Publicum kaufte die Waare, die es vor sich sah, und sehr bald schmeichelten sich die klugen Verkäufer, es bestehe unter allen Classen ein allgemeiner Begehr nach der besondern Art von Literatur, worauf sie glücklicher Weise verfallen waren. Die höher stehenden Buchhänder hielten sich zurück, während andere, minder skrupulös, die Hände nach dem offenen Markt ausstreckten, und nur allzu gierig danach griffen.

„Als es offenkundig wurde, daß die Verkäufer von Büchern und Zeitungen sehr gute Geschäfte machten, beschlossen die Directoren der verschiedenen Eisenbahncompagnien, die Erlaubniß zum Verkauf sich bezahlen zu lassen, und bei dem Angebot sah man durchaus nur auf die Höhe der Summe, nicht auf die Art wie das Geschäft betrieben wurde. In einigen Londoner Bahnhöfen wurden 200, in andern bis 600 Pf. St. für eine Bücherbude bezahlt, und wie ungeheuer der Verkauf des literarischen Schunds in diesen Eisenbahnbuchläden war, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß trotz dieser hohen Pachtsummen noch großer Gewinn gemacht wurde."

Allmählich ward es besser. Macaulay sah einst in einem Eisenbahnwagen einen Nachdruck von Lord Mahons „Erzählung von dem Aufstand im J. 1845", und dieß veranlaßte ihn, einem großen Buchhändler, Hrn. Longman, die Herausgabe einer Reisebibliothek anzurathen, in welche vor allem auch die Schriften Macaulay's selbst aufgenommen wurden. Der literarische Schund scheint bereits mehr auf London beschränkt, weiter nordwärts findet man ihn nicht mehr, sondern es werden wissenschaftliche und gute Unterhaltungsschriften geboten, selbst der Kosmos. Endlich kam die Reform auch an London. Hier ward durch einen Unternehmer mit einemmal der literarische Wust hinweggefegt, allein für den Anfang mit sehr ungünstigem Erfolg; doch als das Publicum allmählich die bessern Bücher kennen lernte, kamen auch Käufer herbei, die sich anfänglich ganz fern gehalten hatten, und jetzt wird jedes Buch, das in England Aufsehen macht, alsbald auch in den Eisenbahnbuchläden verkauft. Indeß geben sich sonderbare Eigenthümlichkeiten kund: zu Bangor (Wales) müssen alle in wallisischer Sprache geschriebenen Bücher einen starken Dissenter- und radikalen Geschmack haben, die englischen Bücher dagegen müssen hochkirchlich und conservativ seyn. Schulknaben verlangen immer Ainsworths Novellen oder sonst etwas „Schreckliches"; an der Nordwestern-

Eisenbahn ist Jack Sheppard zum großen Zorn der Knaben verboten. In Yorkshire will man nichts von Poesie; zwischen Derby, Leeds, Manchester ist es schwer ein gutes, theures Buch zu verkaufen. Religiöse Bücher finden in Liverpool kaum Absatz, während sie zu Manchester, am andern Ende der Linie, sehr begehrt sind. Die „Sophismen des Freihandels" von Byles wurden an allen Stationen zu Hunderten verkauft, und die Antwort darauf kaum angesehen, obgleich freihändlerische Reisende genug die Linie bereisen, und diese durch die wichtigsten Freihandelsdistricte im Lande geht. Steigt man zu den wohlfeilern Büchern, dem wichtigsten Zweig dieses interessanten Handels, herab, so kommt man auf werthvolle Thatsachen. Weales Serie praktisch-wissenschaftlicher Werke zu 1 und 2 Sh. werden fortdauernd von Handwerksleuten, Maschinisten u. s. w. emsig gekauft. Tausende von Exemplaren sind auf diese Weise in solche Hände gekommen. Für wohlfeile und nützliche Bücher dieser Art sind Handwerker und zum Theil auch das Landvolk die besten Kunden, während die Frauen sich namentlich an die wohlfeilen religiösen Schriften halten. Die wohlfeile Literatur zahlt sich, wenn sie geschickt geleitet ist; eine Masse von Lesern entsteht längs der Eisenbahnlinien, und die Eisenbahndirectoren finden es in ihrem Interesse, die Mitwirkung gewandter Buchhändler zu sichern, welche dem Volke gesunde Nahrung verschaffen.

Die Republiken von Süd-Amerika.

Die Antis. — Die Ruinen von Choquiquirao.

1. Die Hacienda von Guatquinia und das Dörfchen Palotequi.

(Fortsetzung.)

Von meinen seltsamen Führern geleitet, verließ ich Coombombilla, die Männer gingen voraus, ihren Bogen und einen Bündel Pfeile unter dem Arm, und über den Schultern einen Sack, dessen Schnüre über der Stirne geknüpft waren, dann kamen die Weiber, die ihre Kinder und die verschiedenen im Dorfe der Mission gekauften Gegenstände auf dem Rücken trugen; wir gingen am rechten Ufer des Santa-Anna hin. Die Berge wurden niedriger, die Bäume waren höher, die Lianen kräftiger, große Blüthen von allen Farben hingen von den Sträuchern nieder. Unser erster Tagmarsch war kurz, wir lagerten uns zu guter Zeit, damit uns die Frauen einholen konnten. Den folgenden Tag, Abends vier Uhr, gelangten wir nach Chavaris an dem Zusammenfluß des Santa-Anna und des Yanatili, der von Süden kömmt. Sechzig Stunden von Chavaris laufen diese Bergabsätze aus, welche wie eine Riesentreppe bis zu den Nevoos der Anden aufsteigen. Hier beginnt die Pampa des Sacramento, die sich bis nach Groß-Para auf achthundert Stunden weit ausdehnt. Zweihundert Stunden von Chavaris vereinigt sich der Santa-Anna von zahlreichen Wasserstürzen und Bächen, die sich in ihn ergießen, angeschwellt mit dem Apurimac, und nimmt den Namen Ucayali an. Der Ucayali fließt gegen Nordost in einer Ausdehnung von vierhundert Stunden mitten durch die Pampa von Sacramento und ergießt sich in den Marañon, der von dem See des Serro de Pasco ausströmt.

In Chavaris findet sich eine große Rohrhütte; Mais und Cocafelder waren in voller Reife. Don Simon, der Eigenthümer dieser Pflanzung, welche nicht mehr zum Gebiete der peruanischen Republik gehört, war ein Mestize und stand ungefähr in der Mitte zwischen einem Wilden und dem civilisirten Indianer. Er entrichtete keinerlei Abgabe und war keiner Obrigkeit unterworfen, seine Frau war eines der ehemaligen Weiber Tadeo's. Diese Dame, wie auch ihre Kinder, bemalten sich die Gesichter roth und schwarz, und trugen den kleinen Sack der Antis um die Stirne geknüpft. Die Wohnung des Don Simon erschien mir weit bequemer als alle Indianerhütten der Sierra, in welche ich eingetreten war. In allen Ecken lagen große Haufen Maiskolben und Yuccawurzeln aufgeschichtet, welche von der Fruchtbarkeit des Bodens und dem gemächlichen Leben dieses peruanischen Crusoe zeugten. Eine gewaltthätige Handlung eines meiner Begleiter hätte bald meinen Besuch in Tadeos Dorf vereitelt. Da er Hühner umherlaufen sah, schloß er daraus, daß es auch Eier geben müßte, und wollte dem Mestizen einige für meine Mahlzeit abkaufen, aber dieser schwur hoch und theuer, daß die Hühner seit vierzehn Tagen nicht mehr legten. Als mein Mann nun in dem Buschwerk rings um das Haus umherstöberte, sah er einen Hühnerstall reich mit Eiern ausgestattet; da die Thüre verschlossen war, schnitt er die Bänder entzwei und brachte in seinem Poncho ein Dutzend Eier, die ich sogleich zehnfach bezahlte. Der Mestize schien über diese Eigenmächtigkeit unzufrieden, und begann mit den Wilden in ihrer Antisprache, die keiner von uns verstand, sich zu unterreden; nur ihre Blicke und Geberden zeigten deutlich, daß wir den Gegenstand ihres Gespräches, das sehr lebhaft wurde, ausmachten. Es kamen mir nun die Voraussagungen des Peter Raimund ins Gedächtniß zurück, und ich gestehe, daß ich bei einbrechender Nacht mich mit einiger Aengstlichkeit niederlegte, und sorgfältig meine Pistolen unter den Sattel schob, der mir als Kopfpolster diente. Vergebliche Vorsicht, denn ich schlief fest und lang bis tief in den Morgen hinein. Die Wilden waren verschwunden. Der Mestize sagte uns, daß der Trupp sehr früh aufgebrochen sey, und daß Tadeo ihm für mich folgende Worte aufgetragen habe: „saget den Weißen, daß um zu uns zu gelangen die Wege so schlecht sind, daß sie vor Zorn umkommen würden, und daß wir keine Hühnereier für sie haben. Gott befohlen." Dieser Endausspruch des Capitän Don Tadeo verdroß mich aufs äußerste. Bis auf eine halbe Tagereise an die Wohnstäte der Wilden gekommen zu seyn und nicht hineindringen zu können, war höchst ärgerlich. Ich nahm nun meine Zuflucht zu den wirksamsten Mitteln, gab dem Mestizen einen Piaster und sagte ihm in feierlichem Tone: „Ihr seyd ein Caballero, der Einfluß auf Don Tadeo und seinen Trupp hat; lauft ihnen nach, und bringt ihnen diese Rosenkränze und diese Messer, welche nur ein kleiner Theil der Geschenke sind, die sie für die mir verheißene Gastlichkeit erhalten haben würden." Der Mestize schoß wie ein Pfeil ihnen nach, und zwei Stunden später kehrte er athemlos zurück, um mir zu sagen, daß Don Tadeo mich an der andern Seite des Berges am Ufer des Yanatili erwarte. Nach raschem Aufwärtssteigen erreichten wir die Horde, welche am Flusse ausruhte. Tadeo versicherte mich mit Nachdruck, daß er nur so frühzeitig aufgebrochen sey, um der großen Hitze auszuweichen, und ich hütete mich wohl ihm zu widersprechen.

Es war Mittag und man machte sich wieder auf den Weg. Wir zogen am linken Ufer des Yanatili hin, die Berge, welche ihn von beiden Seiten einfassen, warfen die Sonnenstrahlen auf uns zurück. Endlich verließen wir die Grasfläche, und traten in den Wald ein. Die Wilden schritten voraus und bahnten mit der Axt und ihren langen Messern einen Weg durch das Dickicht, das ein Dach von Blüthen, wilden Früchten und Dornen über uns bildete. Wir setzten in einem ausgehöhlten Baumstamm über den Fluß und kamen gegen 4 Uhr Nachmittags nach Palotequi, dem Wohnorte der wilden Antis. Zwei lange Hütten, ganz aus Schilf gebaut, bilden die Behausung einiger dreißig

Individuen, Männer, Weiber und Kinder. Zwischenwände von Rohr theilen die Gemächer der verschiedenen Familien ab, aber der Haushalt ist für alle gemeinschaftlich.

Das Volk der Antis besteht aus 5 oder 600 Menschen, welche die Ufer des Yanatili und Santo-Anno in einer Strecke von 100 Stunden bewohnen. Da die Jagd ihr Hauptnahrungszweig ist, haben sie die Wälder ihres Gebietes abgetheilt, und jede Familie von 30 bis 50 Köpfen bildet einen besondern Wohnort, welcher als einziges Eigenthum 6 oder 7 Stunden Wälder längs des Flusses besitzt. Todea überließ mir zwei Gemächer seiner Hütte, und ich hatte völlige Freiheit mich auf meine Weise zu vergnügen, denn sobald die Weißen untergebracht und die Maulthiere auf die Weide geschickt waren, begann er seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder, ohne sich mehr um uns zu bekümmern. Er dachte wir seyen alt genug, um für uns selber zu sorgen, und meinte nicht, daß er uns noch zu irgend etwas dienen könnte. Die Horde folgte alsbald seinem Beispiel; die Männer jagten, fischten, legten sich in die Sonne und die Weiber besorgten den Haushalt. Ich machte alles mit, begleitete sie auf den Fischfang, die Jagd, und staunte über ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen. Sie tödteten Turteltauben und Papagayen auf den höchsten Spitzen der Bäume. Sahen sie einen Damhirsch über den Pfad setzen, so erlag er dem ersten Pfeile, eben so schossen sie die Fische im Wasser, ohne je zu fehlen.

Die Wälder um den Weiler der Antis waren mit verschiedenen Thieren angefüllt. Während der acht Tage, welche ich dort zubrachte, sah ich lebendige und todte Affen, Damhirsche, Wildschweine von kleiner Art, Bären, Tapirs, welche die Wilden mit magern Hunden von europäischer Race jagen. Es gab auch eine Menge Federvieh, unter welchem ich besonders einen wilden Truthahn und einen schwarzen Fasan von ausgesuchtem Wohlgeschmack bemerkte. Was die Jäger erlegten, wurde nach dem Dörfchen gebracht, in Gemeinschaft zubereitet und verzehrt.

Da das Gebiet der Antis an die Ländereien in den Thälern von Cocabambilla und Yanatili gränzt, haben ihnen die Haciendenbesitzer Kühe, Schweine, Hühner und Enten gegeben, um sich die Freundschaft dieser gefährlichen Nachbarn zu sichern, und dadurch unter ihnen einen materiellen Wohlstand gegründet, den die Stämme der Chuntaquiras und anderer an den zahlosen Zuflüssen des Marañon nicht kennen.

Man liest in Reisebeschreibungen viel von dem ärmlichen Leben der Wilden. Bei den Antis, welche nichts von der Kälte zu leiden und Lebensmittel in Ueberfluß haben, konnte ich diese Bemerkung nicht machen. Um 1 Uhr des Morgens stehen die Weiber auf, und setzen irdene Töpfe mit Gemüsen, deren sie mehrere haben, als Commottes (süße Kartoffeln), Yuccas, Bohnen, Mais ꝛc. über das Feuer. Mit Anbruch des Tages sind auch die Männer wach und halten ihre erste Mahlzeit. Die Weiber essen abgesondert von den Männern. Man schöpft die Brühe mit Muscheln, die Gemüse faßt man mit den Fingern. Dann gehen die Männer auf die Jagd oder den Fischfang, und die Frauen bereiten ein zweites Frühstück. Zwischen 9 und 10 Uhr kehren die Männer zum Essen zurück, dann strecken sie sich auf den Sand aus, und wenn die Sonne zu glühend ist, in ihrer Hängmatte im Hause, wo sie rauchen und schlafen. Während dieser Zeit sammeln die Frauen die Yuccawurzeln, welche die Wilden statt des Brodes geröstet essen, auf den Feldern ein, und schaffen dürres Holz herbei. Wenn sie heimkommen, bereiten sie abermals ein Mahl, das die Männer um Mittag verschlingen. Bis 3 oder 4 Uhr, wo die Sonne nicht mehr so heiß brennt, beschäftigen sie sich mit Ausbessern ihrer Bogen, machen Pfeile oder verrichten andere kleine Geschäfte, die einfach und mühelos sind. Dann nehmen sie wieder etwas zu sich und gehen auf die Jagd. Mit Sonnenuntergang kehren sie zurück, essen abermals und legen sich schlafen. Das macht fünf gute Mahlzeiten aus, wobei neben den Gemüsen noch das erlegte Wild und die unter Tags erbeuteten Fische verzehrt werden.

Die Frauen dieser Wilden sind entsetzlich häßlich und elend. In frühester Jugend verheurathet, liegen ihnen alle Sorgen für den Haushalt und den Anbau der Felder ob, und sie sind deßhalb mit zwanzig Jahren welk und entkräftet. Ihre Männer behandeln sie mit verächtlicher Gleichgültigkeit, und die armen Geschöpfe ertragen ihr Schicksal sanftmüthig; aber man sieht sie niemals lachen, oder sich, wie ihre Herren und Gebieter, lauter Freude hingeben. Ihre Pflicht ist aufzuhorchen und zu schweigen. Sie tragen ein Silberplättchen von der Größe eines Piasters an der Nase, das ihnen den Mund bedeckt. Um zu essen, sind sie genöthigt es mit der linken Hand zu entfernen, während die rechte die Speisen zum Munde führt.

Die Masse Glaskorallen und anderer Gegenstände, welche die Indianer in den Missionen holen, sind nicht allein zu ihrem Gebrauche; sie treiben Tauschhandel damit mit den Chuntaquiros, welche alljährlich im Monat Junius oder Julius den Yanatili herauskommen und ihnen Hängematten von Baumfasergewebe, Cocasäcke und Goldstaub dagegen liefern. In der Mission hat man keine Freude an ihrem Besuche, und gestattet nur einigen Abgesandten, die sie unter sich erwählen, bis nach Cocabambilla zu kommen; auch legen sie ihre Bogen und Pfeile vor ihrem Eintritt in das Dorf ab. Meine Freunde, die Antis, waren bettelhaft und habgierig, übrigens ganz ehrlich, denn während acht Tagen lag mein ganzer Reichthum an Messern und Glasschmuck auf einer Schilfbank vor aller Augen da, ohne daß das geringste davon berührt wurde. Alles, was ich von ihnen erhielt, mußte ich ihnen abmarkten, wobei der Kaufpreis oft sehr von dem ersten Angebot abwich.

Was mir besonders auffiel war die Eintracht, welche unter ihnen herrschte, und die Achtung eines jeden für seinen Nachbarn. Todea war der Anführer des Völkchens, was ihm auch bei den Rathschlägen des ganzen Stammes ein Ansehen gab. Tadea war verständig, aber seine Begriffe von der Gottheit schienen sehr undeutlich, und nach dem, was er mir sagte, dachten die übrigen Wilden seines Stammes kaum an ein höheres Wesen, was sie aber nicht verhinderte, sich taufen zu lassen, wenn sie nach der Mission giengen, um Salz und Eisen zu holen; freilich begonnen die Missionäre fast immer damit, ihre Täuflinge betrunken zu machen.

Nachdem ich acht Tage bei diesem gutartigen Völkchen verweilt hatte, sagte ich ihm Lebewohl, und da ich nicht desselben Weges nach Cocabambilla zurück wollte, wandte ich mich nach dem Thale Yanatili, indem ich am rechten Flußufer hinaufzog. Der ganze Stamm, Männer und Weiber, geleitete mich eine Stunde weit, und wir trennten uns als die besten Freunde. Tadea und sein Sohn dienten mir als Führer bis zum ersten christlichen Dörfchen, in dem wir spät in der Nacht anlangten. Ohne dieses sichere Geleite wäre es uns nicht möglich gewesen, unsern Weg zu finden, der oft wegen der dichten Wälder in das Flußbett führte, wo wir im Wasser weiter ritten. Wir kamen endlich an die Hacienda von Chonca-Moya, wo Tadeo mich verließ und mir die besten Wünsche mit auf den Weg gab.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Westen.

Zweiter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Schluß.)

Obgleich nur Diluvium, bietet die Bodenoberfläche hier herum doch auch stellenweise geognostisches Interesse durch häufiges Vorkommen großer, oft viele Centner schwerer Rollsteine, darunter Quarzblöcke, Grünstein, Thonschiefer, Kalksteine, Granit und Conglomerate, wie es die geognostischen Verhältnisse der großen Binnenseen und ihrer Umgebung mit sich bringen. Nach Schoolcroft, welcher dieselben bereiste und untersuchte, und dessen Rapport ich im topographischen Bureau zu Washington theilweise durchmusterte, sind die Inseln in der Saginaw-Bay fast nackte Kalksteineilande, der umgebende Continent aber hat denselben Kalkstein in einer Tiefe von 30—40 Fuß zur Grundlage, auf welchem das Diluvium ruht, welches wieder in höher gelegenen Strichen von Alluvium bedeckt ist. Die Linien der Erdoberfläche weichen darum nie in starken Neigungen von der Horizontale ab; das unten ruhende Kalklager scheint, einzelnen Petrefacten nach, welche ich sah, jüngerer Natur zu seyn.

Sind die ungeheuren Waldriesfanen, die Gelb- und Weißkiefern hier auf halbe Tagreisen weite Entfernungen unverkennbare, untrügliche Zeugen von losen Sandlagern, so zeigt anderseits wieder die undurchdringliche Waldnacht mit ihrem unermeßlichen Wust und endlosen Versumpfungen die Tragfähigkeit des Bodens, so wie überhaupt die dem Pflanzenwachsthum so günstigen klimatischen Verhältnisse.

Während meines Aufenthalts hier machte ich täglich dreimal Thermometerbeobachtungen, welche, da sie gerade in eine Uebergangs-Jahreszeit fallen, der Mittheilung werth seyn dürften. Die Zeit in welche dieselben fallen, begreift die Tage vom 16 September bis zum dritten November 1850 in sich, während denen ich Morgens, Mittags und Abends die Grade verzeichnete. Die Gradezahl ist nach der überhaupt hier üblichen Fahrenheit'schen Scala bestimmt. Mein Zweck war natürlich nicht, etwa von anderen früher und ausgedehnter gemachte Beobachtungen zu bestätigen, sondern ich wollte nur dem amerikanischen Sprüchwort „Come and look“ nachgehend, die Temperatur selbst auf einer Stelle beobachten, auf welcher meines Wissens bis jetzt noch keine Bemerkungen gemacht wurden, welche aber für den Staat Michigan sowohl als für Auswanderer meines Vaterlandes von Bedeutung zu werden scheint.

Raum zu sparen, verzeichne ich hier nur einzelne Resultate, als niederste und höchste Stände, so wie Durchschnitte, Schwankungsunterschiede, Winde und sonstige Bemerkungen, welche wichtig sind, um sich ein möglichst wahres Bild von klimatischen Verhältnissen zu machen.

Die Zahl der Beobachtungen beträgt 3 × 41 = 147.

	Morgens.	Mittags.	Abends.
Das Maximum	= 75 (24 Sept.)	= 80 (23 Sept.)	= 82 (22 Sept.)
Minimum	= 23 (30 Oct.)	= 47 (19 Oct.)	= 36 (26 Oct.

Größter Schwankungsunterschied im täglichen Mittel = 69° bei O. und S. Wind am 15 October.

	Morgens.	Mittags.	Abends.
Größte Schwankung	= 25 b. O. Wnd. 15 Octobr.	= 39° W. Wind 30 Octob.	= 18° b. W.W. 30 Octob.

Stätig blieb das Thermometer bei 147 Beobachtungen nur viermal und zwar bei W. zweimal (23 Sept. Morgens und 24 Sept. Mittags), bei OW. einmal (3 Novbr.) und einmal bei WSW (22 Sept.).

Die absolute Zahl der Winde verhält sich wie folgt. W. 13; SW. 8; WSW. 3; NW. 4; NNW. 1; N. 3; NO. 2; O. 5; SO. 3; SSO. 1 und S 7.

Sonstige hierher gehörige Beobachtungen zeichnete ich außerdem folgende 71 auf: Klarer Himmel 12mal; wolkig überzogener Himmel 14mal; Landregen 7mal; Sturm 1mal; Gewitter 8mal; gewitterlich 4mal; drückendheiß, schwül 2mal; windig 2mal; Höherauch 2mal; Nordlicht 8mal; Kranichzug 1mal (den 9 October); die letzte Schlange sah ich am 27 October.

Hieraus geht hervor, daß man in Europa sowohl als auch hier zu Lande dem Klima von Michigan vielfach Unrecht gethan, wenn man es als ein nördliches unwirthbares verschrieen hat. Namentlich hat die hiesige Gegend, schon durch die Nähe der großen Binnenseen gemildert, ein angenehmes Klima und besonders lange und schöne Herbste, Indianersommer (Indian summer) genannt. Der Jahrgang von 1850 brachte ungewöhnlich frühe Fröste und Schnee.

Eine Schattenseite dagegen ist der unaufhörliche und heftige Temperaturwechsel, wie er freilich überall in der Welt in der Nähe großer Seen, Ströme, Sand-, Wald- oder sonstigen Wüsten vorkommt. Was den ungewohnten Menschen an solchen Orten erwartet, ist bekannt, und darum sind Wechselfieber und gastrische Uebelstände kein Wunder, umsoweniger, wenn Unwissenheit und Unverstand fortwährend mit der Diät im Nebel herumtappen. Ob die üppige, rohe und fett zubereitende Küche der Amerikaner hiezu paßt, will ich hier dahin gestellt seyn lassen, muß es aber, meinen Erfahrungen nach, bezweifeln. Die amerikanische Diätetik, wie sie namentlich im Norden und Osten des Landes allgemein und bis jetzt fast unzertrennbar mit den übrigen häuslichen Sitten und Gebräuchen der Weißen verwachsen ist, darf als keine ländlich sittliche, sondern nur als eine von England und Norddeutschland herstammende, hierher gepfropfte betrachtet werden. Das häufige oft ausschließliche Schweinefleischessen, und der täglich dreimalige reichliche Genuß von Butter sind Dinge, denen das eigentliche Landeskind, der rothhäutige Waldessohn, nichts nachfragt. Kommen manchmal Indianer als Gäste an den Tisch des Weißen, so haschen sie mehr nach Vegetabilien, Gemüse und Mehlspeisen, in deren Zubereitung sie weniger erfahren sind; dieß zu erfahren, hatte ich mehrfache Gelegenheit.

Die hiesige Atmosphäre zeichnet sich durch besondere Klarheit aus, was besonders in den beiden Uebergangszeiten des Tages, Morgens und Abends bemerkbar ist, und über die ganze Landschaft im Morgengold oder Abendpurpur den wunderbarsten Zauber auszugießen vermag und denen, die Freude daran haben, oft den herrlichsten Genuß bereitet. Auch die Uebergangszeiten des Jahres, Herbst und Frühjahr, bieten in dieser Art ihre Eigenthümlichkeiten, darunter das häufige Erscheinen des Nordlichts, welches nicht blutigroth den Aberglauben zu trüben Prophezeihungen veranlaßt, sondern dem Auge des Beschauers nächtlicherweile seinen bleichflammenden Feuerbogen am nördlichen Horizont herauf fast regelmäßig in den Monaten October und November, und wieder im März und April als etwas gewöhnliches zeigt.

Gewitter sind hier mächtig und ungemein großartig, ihr Blitzen und Donnern furchtbar, da sie gewöhnlich den ganzen Horizont umfangen, und Feuer und Wasser strömen dabei im wahren Sinn des Worts herunter. Die flache Lage des Landes begünstigt aber auch ihr ebenso flüchtiges Vorüberziehen, wie ihr plötzliches Erscheinen. Regen war nach meinen Beobachtungen an keine besonderen Winde gebunden, gewöhnlich herrschten aber dabei Ost- und Westwinde mit ihren verschiedenen Abweichungen.

Die alte Stadt Tattubt. Die neueste Nummer des Journal Asiatique (Julius) bespricht eine arabische Inschrift in Constantine, welche von dem Gründer einer dortigen, jetzt in eine Kirche verwandelte Hauptmoschee herrührt. Vergleicht man die Angaben mit den Nachrichten Shaws, so ergibt sich, daß der Erbauer aus den Ruinen des benachbarten Tattubt eine Anzahl schöner Granitsäulen fortführen ließ. Dieß Tattubt, was im Berberischen „Knoblauch“ bedeutet, ist eine nicht sehr bedeutende römische Ruine 14 Lieues südlich von Constantine am südlichen Ufer des Wad Kerscha. Den römischen Namen kennt man nicht, wenigstens theilt ihn Cherbonneau, der von der arabischen Inschrift, die nur für die Geschichte Constantine's Interesse hat, berichtet, nicht mit. Der Sergeant Gerard, der bekannte Löwentödter, der wiederholt dort auf Vorposten stand, theilte Cherbonneau die Nachrichten über Tattubt mit.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 215. 8 September 1851.

Arracan.

(Nach einer Schilderung Capt. Pellews. Unit. Serv. Mag. March.)

Arracan, Rakhang oder Roschang, wie es theils von Mohammedanern theils von Hindus genannt wird, ist ein langer schmaler Landstrich an der Ostseite der Bay von Bengalen, etwa 300 (engl.) Meilen in der Länge. Eine hohe Bergkette trennt es von Ava, die im Süden an dem Vorgebirg Negrais entspringt, und in nordöstlicher Richtung streichend, allmählich sich von der Küste entfernt, bis sie sich in den wilden und unerforschten Landstrich von Tschittagong verliert. Von der Küste aus gesehen ist das Land außerordentlich wild und malerisch; das blaue Meer ertönt traurig, wenn es an den weithin sich erstreckenden Ufern gelben Sandes bricht, und der weiße Schaum der stets die Wellen krönt, contrastirt angenehm mit dem lichten Grün der Mangrove-Wälder, die das Ufer besäumen, und den dunklern Farben einer Cypressenart, die man gleichfalls nie jenseits des Bereichs der Fluth findet. Die hohen bis an den Gipfel mit finstern, majestätischen Wäldern bekleideten Berge erheben sich von den Ebenen aus in aufeinander folgenden Ketten bis zu einer Höhe von 4—5000 Fuß. Die Ebenen sind von sehr geringer Ausdehnung, und meist begränzt durch Vorsprünge der niedrigen Bergketten oder von dichten Waldgürteln eingefaßt, die in der unmittelbaren Nähe der See unwandelbar aus Mangrovebäumen bestehen. Die Niederungen sind von zahllosen Bächen durchschnitten, die von den Bergen herabkommen, die Springfluth bildet mit Wasser bedeckte Striche und diese in Verbindung mit den zahlreichen Meeresbuchten bilden ein Labyrinth von Binnengewässern, das noch immer sehr unvollkommen erforscht ist. Diese dienen statt der Straßen und bieten das Mittel einer raschen Verbindung zwischen den Dörfern. Durch diese Wasserflächen gleitet der Arraconese in seinem bedeckten Boat vom Myo-Fluß bis zum Tschyndno Kong 200 Meilen weit der See parallel, ohne auch nur ein einziges Mal seine schwache Barke der heftigen Brandung an der Küste auszusetzen. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar, da er hauptsächlich ein Alluvialniederschlag von den Flüssen oder schwarzer Humus ist, der sich namentlich auf den kürzlich ausgerodeten unangebauten Feldern findet, denn hier ist Pflanzenwuchs und Pflanzenverfaulung Jahrhunderte hindurch in einem vielleicht nirgends so hohen Grade fortgegangen.

Arracan, Sandaway und Ramri, die Hauptorte der drei nach ihnen genannten Districte, sind die einzigen Orte, die den Städtenamen verdienen. Die Tempel sind gemauert, alle andern Gebäude, sehr wenige hölzerne ausgenommen, bestehen bloß aus Bambusflechtwerk. Einst war Arracan ein unabhängiges Königreich, und so viel sich aus ihren spärlichen Annalen und den Spuren eines ehemaligen bessern Zustandes in der Stadt Arracan entnehmen läßt, einst sehr stark bevölkert, aber die Unterjochung des Landes durch die Birmanen im J. 1785 und noch mehr die Wiederunterjochung nach einem allgemeinen Aufstande haben das Land furchtbar entvölkert, so daß es zur Zeit der brittischen Eroberung kaum über 250,000 Köpfe zählte. Diese bestehen aus fünf Classen, Abkömmlinge von Bengali, von mohammedanischen Hindostanis, Kayans, Birmanen und Mughs oder Arracanen. Die beiden letztern haben eine starke Aehnlichkeit, und scheinen wesentlich Eines Stammes, sie haben das breite indochinesische Gesicht, kleinen aber kräftigen Bau, und sprechen eine einsylbige Sprache mit großem Nachdruck und viel Gesticulationen; die Birmanen sind jedoch im allgemeinen heller und stärker und zeichnen sich durch eine äußerst künstliche Tättowirung aus. Die Kayans sind ein roher aber sanfter Bergstamm, leben meist von Wild, das sie mit vergifteten Pfeilen tödten, haben, wie die Chinesen, eine große Vorliebe für Hundefleisch und sind wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes.

Die Republiken von Süd-Amerika.

Die Antis. — Die Ruinen von Choquequirao.

(Fortsetzung.)

2. Die Ruinen von Choquequirao.

Ich kehrte durch das Thal Manatili, das schmäler, heißer und feuchter ist als das von Santa-Anna, nach Guatquinio zurück. Die Coca gedeiht hier besser und wird theurer verkauft; man baut auch Tabak, der von sehr guter Beschaffenheit ist. Meine Reise bot nichts Bemerkenswerthes dar, als die zufälligen Ereignisse bei einem Halt von mehrern Tagen in dem großen Dorfe Lares, das am Fuße der Sierra der Anden unter dem verderblichen Einflusse ihres eisigen Windes liegt. Als meine Maulthiere ankamen, waren sie von Müdigkeit erschöpft; ich mußte deßhalb mehrere Tage hier verweilen, welche ich benützte, die nahe gelegenen Ruinen zu besuchen und die Lebensweise der Bewohner kennen zu lernen.

Während dieses Aufenthalts sah ich einen armen Indianer, der sich bei dem Alcaden zu beschweren kam, wegen der Unerbittlichkeit seines Pfarrers, der sich weigerte seine Frau um 14 Piaster zu begraben. Der Indianer flehte bei dem Alcaden sich für ihn zu verwenden. Dieser schrieb an den Pfarrer, der unter vielen Schmähungen gegen die Regierung und den Alcaden ihm selber die Antwort brachte. Dieser warf höflich ein, daß 30 Piaster, die er verlangte, zu viel für die armen Leute seyen. —

Arm! versetzte der Pfarrer; sie haben zwei Kühe und hundert Schafe, ich nehme die beiden Kühe für 20 Piaster und 20 Schafe zu 4 Realen das Stück, für die übrigen 10 Piaster. Aber die Familie wird Hungers sterben! — Bah! diese Lumpen verstecken ihr Geld; 30 Piaster oder keine Todtenmesse. — Die Familie und die Freunde des Indianers stimmten laute Klagen an. „Tatita (Väterchen), begrabt die Verstorbene um Gotteswillen um 14 Piaster!“ — „Die Familie Yupanqui war ärmer als Ihr und gab dennoch 30 Piaster für ein Begräbniß.“ — Da es kein Ende nehmen wollte, eilte der ungeduldige Alcade nach Hause, um einen Tarif des Unterpräfecten von Colca herbeizuholen, und zeigte ihn dem Pfarrer; dieser Brief lautete wörtlich: „Es ist gewiß aus Irrthum, daß der Pfarrer von Lares 30 Piaster für das Begräbniß der Indianerin Yupanqui gefordert hat, ermahnt ihn dringend in meinem Namen, damit die bürgerliche Obrigkeit nicht gezwungen wird sich an die kirchliche zu wenden.“ Der Pfarrer ging endlich mit seinen Forderungen auf 20 Piaster herab, eine ungeheure Summe, besonders wenn man bedenkt daß sie unglückseligen Indianern abgepreßt wurde, welche jährlich Zehnten, Abgaben und 9 Piaster Kopfgeld zu entrichten haben! Froh über den guten Handel, holten die Indianer ihre Todte herbei und trugen sie nach der Kirche, indem sie selber mit der Yacolla, einem Stücke schwarzen Zeugs, bedeckt waren, das bei der Trauer den farbigen Poncho vertritt. Der Pfarrer beeilte seine Messe, während welcher statt der Musik die Indianer in ihre großen Muscheln (Bocinas) bliesen, welche einen betäubenden Lärm machen. Sobald die Leiche ins Grab gelegt war, begann das Geschrei und Wehklagen. Verwandte, Freunde und Geladene jammerten mit lauten Stimmen: „warum verläßest du uns? was haben wir dir gethan, daß du von uns fliehst? werden wir dich nicht wieder sehen? Trinkst du nicht mehr Chicha mit den Deinen?“ Sobald das Grab zugeworfen war, hörte die Wehklage auf; die Gäste versammelten sich in dem Hause des Gatten, und nun begann das Leichenmahl, wobei man Chicha in Unmaaß trank, alles zu Ehren der Verblichenen.

Eine der einträglichsten Abgaben für die Pfarrer ist der Alferage der Indianer. Diese haben keinen klaren Begriff von der Gottheit, aber sie werden leicht gewonnen durch den Anblick eines Heiligenbildes in Roth und Gold bemalt; sie stellen sich unter dessen Schutz und suchen Zuflucht bei ihm in allen ihren Nöthen. Sobald der Festtag dieses Heiligen kömmt, erwählt der Pfarrer, um ihn würdig zu begehen, einen Indianer-Alferez, d. h. den Bannerträger des Festes. Mit dieser Würde bekleidet, muß der Indianer Hochamt, Procession, Wachs rc. bezahlen und überdieß dem Pfarrer und seinen Angehörigen Geschenke machen, die Anwesenden verköstigen und sie mit Branntwein und Chicha betrunken machen. Ein Indianer verbraucht an solchen Tagen seine Ersparnisse von zehn Jahren her; wollte er diese Ehre ablehnen, so würde ihn der Pfarrer zwingen sie anzunehmen.

Nach den kirchlichen Einrichtungen in Peru sind die Pfarrer verpflichtet, jeden Sonntag den Kindern ihres Pfarrsprengels den Katechismus zu erklären. Um seiner Pflicht dem Worte nach zu genügen, und sich der Mühsal des Unterrichts zu entziehen, richtet der Pfarrer irgend einen alten krüppelhaften Indianer ab, welcher mit näselndem Tone den Kindern den Katechismus, der aus Fragen und Antworten besteht, vorleiert, und welchen sie allmählig auswendig lernen. Dieses ist der ganze Religionsunterricht, wofür jedes Kind dem Pfarrer ein Ei, ein Pfund Wolle, ein Bündel Reisig und ein Bund Gras für seine Maulthiere bringt. Die Frau des Pfarrers — denn die Priester leben öffentlich im Concubinat und erziehen ihre Kinder in dem Pfarrhaus — läßt die Weiber aus dem Dorfe für sich arbeiten, indem sie der einen Baumwolle zu spinnen, der andern zu weben gibt, während noch andere ihren Hühnerstall u. s. w. besorgen.

Von Lares aus kam ich über zwei Nevados, und während mehr als sechs Stunden befand ich mich mitten im Schnee, der glücklicherweise fest genug war, um den Maulthieren eine sichere Bahn zu gewähren. Nach dreitägigem Marsch gelangte ich nach Huayu, der Hacienda eines Peruaners, der in Paris erzogen worden und Frankreich erst seit einem Jahre verlassen hatte. Mein Gastfreund segnete und verwünschte in einem Athem die wenig einsichtige Sorgfalt seiner Eltern, die ihm Gelegenheit gegeben, die reizende Pariser Civilisation anzuschauen, und ihn alsdann zurückriefen, um ihn an die Spitze einer Hacienda mit ihren Coca- und Zuckerpflanzungen, mitten im Thale Santa-Anna im fernsten Winkel von Peru, zu sehen. Er drang in mich einen Tag bei ihm zu bleiben, welcher der Festtag des h. Antonius, des Schutzpatrons seiner Hacienda war, zu dem alle Mestizen und Indianer der Umgegend herbeiströmen sollten, und ich hatte nichts dagegen einzuwenden.

Am folgenden Morgen wurden wir durch das Zusammenläuten der Glocken und den Knall der Böller geweckt. Vier Altäre waren in dem Hofe der Hacienda errichtet; der Pfarrer las die Messe in der Capelle und zog dann in feierlicher Procession zu den Altären, wo er den Segen gab. Nach diesem wurde die Kirche geschlossen und nun begannen die Lustbarkeiten. Jeder Altar hatte seine eigene Musikbande, die aus Violinen, einer Harfe und zwei Guitarren und einer Art Paukenschläger bestand, der mit beiden Händen auf den Boden der Harfe schlug, um die Musik zu begleiten. Die Indianer, Männer und Frauen, brachten den Tag damit zu, mit traurigen Gesichtern Cachuchas und Yaravis zu tanzen, zu trinken und eben so trübselig mit einander zu plaudern. Als es Nacht wurde, beleuchtete man die Altäre mit bunten Papierlampen, und die Tänze dauerten still ohne Unterlaß fort. Allmählich erloschen die Lichter, aber Musik und Tanz währten die ganze Nacht.

An diesen großen Festtagen bezahlen die Haciendenbesitzer einen Theil der Arbeiten ihren Ackerleuten. Der Verwalter der Ansiedlung hält während dieser Zeit offen Bude, und der Rum, den die Indianer verlangen, wird ihnen reichlich gespendet. Als die Lust am größten war, d. h. im Augenblick, als die Indianer vor Trunkenheit nicht mehr sprechen konnten, trat ich in dieses Gemach, und setzte mich an den Tisch des Verwalters, der ein großes Register vor sich liegen hatte. In seinem Bereich standen eine Menge Gefäße mit Rum. Ich sah der Reihe nach alles herbeikommen, was arbeitsfähig war, und deßhalb ein Recht dazu hatte sich zu betrinken. Alte und Junge, Männer und Weiber reichten ihre Flaschen mit blöden Gesichtern hin, blickten, ohne ihn zu sehen, nach ihrem Namen, den man in das Register einschrieb, und gingen dann weiter, indem sie sich an den Wänden hielten. — „Was läßt sich dagegen thun?“ sagte mir der Hacendenbesitzer, dem ich meinen Widerwillen gegen diese Art von Ermuthigung der Trunksucht der Indianer ausdrückte. „Diese Leute müssen sich bei ihren Festen betrinken, eine solche Gewohnheit läßt sich nicht ausrotten. Das Dorf ist mit Krämern angefüllt, an die sie sich wenden würden, wenn die Hacienda ihnen nicht den Rum lieferte, den sie durchaus haben wollen. Es ist besser daß wir dabei gewinnen, auch sie haben Vortheil davon, und werden wenigstens nicht mit verfälschter Waare betrogen.“

Als ich nach Guatquinia kam, fand ich die Vorbereitungen zu meinem vorhabenden Ausfluge wenig vorgeschritten. Die Arbeiter hatten kaum zwei Wegstunden gegen Choquiquirao gebahnt, und wenn die Sache nicht rascher vor sich ging, konnte ich noch zwei Monate warten und eintausend Piaster ausgeben. Ich faßte daher den Entschluß ohne Verzug mich aufzumachen, und erklärte meinen Gefährten, daß wir versuchen wollten uns selber durchzuhelfen. Dieses Unternehmen, das für sehr kühn gehalten wurde, beschäftigte ohnehin die Leute in der Gegend, und ein Verwandter meines Gastfreundes eilte 20 Stunden weit herbei, um die Mühen und den Gewinn des „Descabrimiento" mit mir zu theilen. Mein Wirth und sein Vetter hofften Schätze zu entdecken, die seit der Eroberung verborgen seyn sollten; sie schlugen mir vor, dieselben mit mir theilen zu dürfen. Ich willigte ein, sicher mehr Steine, zerbrochene Gefäße und Scherben zu finden als Goldhaufen. Es bedurfte noch einiger Tage zu unsern Reisezurüstungen. Ein Ochse wurde geschlachtet, in Stücke zerschnitten und eingesalzen; seine Haut diente, Ojotas daraus zu machen, eine sehr bequeme Art Sandalen für die Indianer, welche an diese Tracht gewöhnt sind, die aber dem Fuß eines Europäers hart und drückend erscheint. Ein Vorrath von Maismehl und Branntwein, das gesalzene Ochsenfleisch, Beile, Hacken und Brecheisen wurden unter die 15 Indianer vertheilt, welche uns begleiten sollten, und am 2 Julius Morgens zogen wir fröhlich aus, wie Leute, welche von einer reichen Silbergrube Besitz nehmen.

Der erste Theil des Weges war reizend, wir stiegen einen jähen Berg hinan, aber das war Sache unserer Maulthiere, welche schwitzten und keuchten so viel sie konnten; wir sangen lustig und bewunderten die Felsenmassen welche wie ein ungeheures Kegelspiel in die Höhe starrten. Um abwärts zu steigen mußten wir unsere Maulthiere verlassen, welche geradenwegs nach Yanama gingen, wir wendeten uns nach dem Apurimac, der einige tausend Fuß tiefer hinfluß. Es ist etwas schreckliches, einen Pfad durch die Wälder und das hohe Gras zu bahnen! Die Indianer schreiten voran, Beil und Messer in der Hand, und hacken nach Rechts und Links gerade so viel ab, als nöthig ist, um einen Bären oder einen Menschen auf allen Vieren durchzulassen. Von Zeit zu Zeit trennt eine tiefe Spalte den Weg, und man muß um hinüberzukommen, eine Brücke schlagen. Zum Glück fehlt es nicht an Bambusrohren und noch weniger an Lianen, um sie fest zusammenzubinden. Vom Durste gepeinigt stiegen wir rasch abwärts in das Thal Cotacouca, welches der Bergstrom der aus den Nevaos von Yanama kömmt, durchfließt. Wir fanden hier Zuckerpflanzungen, welche sich aus der Zeit herschreiben, als die Jesuiten Guatquinia besaßen. Ich halte es kaum für möglich, daß diese enge Thalschlucht, die übrigens sehr fruchtbar ist, von Menschen bewohnt werden kann, wegen der zahllosen Muskitos, welche die Luft erfüllen. Bei jedem Athemzuge, beim Essen und Trinken, muß man eine Menge dieser quälerischen Thierchen verschlucken. Unsere Gesichter sahen sich nicht mehr ähnlich, so geschwollen und blutrünstig waren sie, und dennoch mußten wir in dieser Hölle übernachten. Rings um unser Lager wurde ein breiter Wall von Reisigbündeln angezündet, den die Indianer während der Nacht in Flammen erhalten mußten, und Dank dem Rauche und den dichten Wolldecken, die uns vom Kopf bis zu den Füßen einhüllten, war einige Ruhe möglich.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Mohammera nach Hamadan.

(Schreiben des Obersten Williams, englisches Mitglied der Commission für Ausgleichung der türkischen Gränzfrage. Liter. Gaz. 12 April.)

Hamadan in Persien. Von Mohammera am 3 Junius bei Sonnenuntergang aufbrechend, marschirten wir ein gut Stück außerhalb des Weges, der im schlimmsten Zustand und eine wahre Wüste ist, zogen über das trockene Bett einiger jener unzähligen Canäle, welche das alte Susiana zu einem irdischen Paradiese gemacht hatten, und erreichten in sechs Tagen Ajat. Hier fanden wir die Ueberreste des berühmten Band oder Damm über den Karun, welcher früher die Canäle speiste, jetzt aber ebenso verödet ist wie jeder andre Fluß im Herzen Arabiens — nur ein dünner Streifen verkommener Bäume und Gesträuche zeigt noch den schlangenartigen Lauf des Flusses. Vier weitere Marschtage brachten uns an die Einmündung des Karun in den Dis. Bis dahin hatten wir jede Nacht auf dem rechten Ufer unser Lager aufgeschlagen, weil wir nur auf diese Weise Wasser erhalten konnten; die Hitze war sehr drückend, nicht weniger als 126° F in einem dreifachen Zelt. Unsere Märsche, die wir insgesammt zur Nachtzeit machten, waren sehr ermüdend, und die Tageshitze schnitt uns vollends alle Erfrischung und Ruhe ab. Wir überschritten den Fluß gerade unterhalb des Platzes den ich erwähnt habe, und marschirten zwei weitere Tage auf dem Eiland, das sich durch die Vereinigung der beiden Flüsse mit einem von Schuster aus angelegten und in den vereinigten Strom fallenden Canal bildet.

Wir erreichten Schuster am zweiten Abend und lagerten außerhalb der Mauern, wurden aber von einer großen Anzahl Statthalter und Beamten empfangen, welche die verfallenen Straßen dieser einst so glänzenden Stadt processionsartig durchzogen. Gegenwärtig enthält sie 15,000 Einwohner; die vornehmsten Familien sind Seids, meist fanatische Schurken; den Rest bilden gewöhnliche Schiah, aber ungewöhnliche Spitzbuben. Ich hatte Empfehlungsschreiben an Sultan Ali Khan, einen Mann der gut wohnt und noch dazu in guten Verhältnissen lebt, obgleich er mich mit seinen schmierigen Pilaws — einer ekelhaften Speise — fast vergiftet hätte. In Schuster blieb unsere Abtheilung eine Woche lang; das Wetter war drückend heiß; meine Wohnung war luftig und so gut gebaut, daß sie der drückenden Atmosphäre Widerstand zu leisten vermochte, allein Erholung darf man in Schuster keine erwarten. Nach dem Frühstück ziehen sich die Inwohner in den Derab zurück, oder eine Reihe unterirdischer Gemächer, fünfzig Fuß tief. In diesen Räumen sinkt der Thermometer auf 72 Grad, während er den ganzen Tag hindurch oben, im gewölbten Hause, 120°, im Hofraum aber 150° zeigt.

Durch Dämme oberhalb der Stadt und hydraulische Tunnels, die mit großer Kunst und Mühe durch hohe Felsen und Klüfte gehauen sind, wird das Wasser in den Canal geführt, der, wie erwähnt, zwei Tage weiter abwärts sich mit dem Flusse vereinigt. Bei dem Zusammenfluß des Dis und Karun ist eine schöne alte Brücke eingestürzt, und so wird die Verbindung zwischen der Stadt und Dispul durch Felldrücken (keilecks) unterhalten, gebildet aus aufgeblasenen Schaf- und Ziegenfellen, ähnlich denen auf dem Tigris und Euphrat. In zwei Nachtreisen gelangte die Abtheilung nach der Stadt Dispul, die man jetzt als Hauptstadt betrachtet. Sie hat eine etwas größere Bevölkerung als Schuster, allein ähnliche Ruinen sind bei jeder Wendung in den Straßen sichtbar. Es ist zu hoffen, daß der obere Theil von Schusistan (Susiana) wieder neues Leben gewinnt, wenn der Handel in Mohammera sich einmal eines größern Aufschwungs erfreut; denn in und um die beiden Städte wird der Bodencultur große Aufmerksamkeit geschenkt, und einige Erzeugnisse sind sehr werthvoll. Hier fanden wir die HH. Loftus und Churchill, welche die Erlaubniß zur Vornahme von Ausgrabungen nicht hatten erhalten können, was mir aber in der nächsten kühlen Jahreszeit gewiß gelingen wird. Der Stein des Anstoßes hiebei ist der Fanatismus der Seids; dieß aber umständlicher zu erläutern, dürfte in einem Briefe nicht wohl am Platz seyn. Doch hege ich die beste Hoffnung, daß wir, wenn anders das Wetter uns den Aufenthalt

an einem von Fiebern so sehr heimgesuchten Ort auf längere Zeit erlaubt, den Kreis unseres Wissens einigermaßen erweitern können. Ein Ausflug hieher war in drei Tagen gemacht, doch zeigte sich das Wetter nicht so kühl als man hätte erwarten können: etwa 100° bis 110° bei Tag und 80° bis 90° bei Nacht. Hr. Wood war durch Krankheit verhindert die Wanderung in eine höher gelegene Gegend mitzumachen.

Wir sind 5000 Fuß über der Meeresfläche und haben einen Felsrücken 2000 Fuß hoch über unsern Köpfen; die Seiten der Berge sind mit immergrünen Eichen bewachsen, und in der Nähe der Quellen oder Brunnen legen die Eingebornen Granatäpfel- und Feigenbaumgärten an — angenehme Orte, die aber keine essenswerthe Frucht erzeugen. Die Leute sind hier die größten Diebe in der Welt, haben uns aber ungeschoren gelassen, den einzigen Fall ausgenommen, daß sie Hrn. Loftus eine Doppelflinte stahlen, die ihnen vielleicht, woran ich indeß zweifle, gute Dienste thut. Das Gras zwischen den Bäumen ist so lang und trocken, daß häufig ausgedehnte und verheerende Brände entstehen, und am Bairamfeste hätte uns ein Kerl, bei Gelegenheit eines Freudenfeuers zu Ehren des persischen Commissärs, beinahe verbrannt. Wir ergriffen ihn aber, banden ihn bis zum Morgen fest, gaben ihm einige Dutzend Kurbatschhiebe, schnitten seine Seiten- oder Liebeslocken ab, und jagten ihn dann wie eine verbrannte Katze aus dem Lager fort. Seitdem wurden wir nicht im geringsten mehr behelligt. Ihre einzige Rache ist, daß sie sich die Lebensmittel um das Dreifache bezahlen lassen.

Ich werde übermorgen aufbrechen und — nehmen Sie die Karte zur Hand — über die Gebirge gehen nach Khorremabad, Kermanschah, Hamadan, Ispahan, Schiras, Persepolis, Schapur, dann hinab über Badikhan, durch die Ebenen von Ramhormuz, nach Schuster, zur Zeit des kühlen Wetters — endlich unserer Ausgrabungen wegen nach Schuscha. Von Babikhan an werde ich von der Straße ablenken und nach Schuschon gehen, wo wir, wie Rawlinson glaubt, Alterthümer finden werden. Ich hörte von ihm, doch hatte Loftus einen späteren Brief. Er denkt hoch von unsern Warkah-Inschriften, weßhalb wir nach Bisitun gehen und, soviel wir können, für ihn aussuchen werden.

Hamadan bietet jämmerlich wenige Inschriften und Bildhauerwerke für einen so berühmten Ort wie das große Ekbatana einst war. Die Bevölkerung beläuft sich auf 50,000 Seelen; die Stadt hat eine schöne Lage auf einer hohen umfangreichen Ebene, in der man vierzig, ganz von Obst- und Weingärten umringte Dorfschaften zählen kann; daneben gibt es eine Menge Pappeln, die überhaupt alle Wege die persische Landschaft zieren. Der Marsch von Kermanschah an war herrlich, es ward stets kühler, und wir selbst wurden kräftiger. Unsern ersten Halt machten wir in dem berühmten Takt-i-Bostan. Die auf den Mauern des größern, aus festem Gestein gehauenen Bogens abgebildeten Jagdscenen sind einerseits merkwürdig wegen der Schönheit und hohen Vollendung der Elephanten, der Eber und des Rothwilds, andererseits aber auch beachtenswerth wegen der Mißhandlung, welche die Gestalt des Menschen unter der Hand der indischen, ägyptischen, persischen oder assyrischen Künstler zu erleiden hatte. Hier liegt ein merkwürdiges Beispiel einer ganz besondern Eigenthümlichkeit in allen diesen Ländern vor; der Elephant und der Eber sind ungemein gut gezeichnet, während die königlichen Jäger mit ihren Harfen so roh sind wie Gog und Magog in der Guildhall von London. Die Ursache hievon anzugeben, würde hier zu weit führen, soviel steht jedoch fest: die Naturgeschichte der Säugethiere ist aufs vollkommenste ausgeführt. Die große Figur zu Pferde unten, wie die gleich kolossalen Figuren oben, sind ebenso grotesk in ihren Verhältnissen und rücksichtlich des Bildhauertalents, als merkwürdig wegen der zierlichsten Vollendung selbst in den kleinsten Theilen. Zwei mit gespreizten Beinen abgebildete Engel (sprawling angels), Kronen anbietend, auf der äußern Oberfläche des Felsens, und um den Halbkreis herum der das Gewölbe bildet, sind offenbar neuern Ursprungs als die Jagdscenen innerhalb des Bogens. Die Zeichnung ist äußerst schlecht und, wie gelehrte Reisende es nennen, „augenscheinlich griechisch." Meinem Dafürhalten zufolge gehört sie der niedersten Periode des im Verfall begriffenen Reichs an — ein Umstand, den man anführen sollte, wenn man nicht durch den Ausdruck „augenscheinlich griechisch" stets zu hohe Erwartungen erregen und dann, wie hier ein auffallendes Beispiel des Gegentheils vorliegt, getäuscht werden will: denn die alten persischen Jagdscenen, welche Menschen auf Elephanten darstellen, wie sie Eber und Rothwild verfolgen, sind, wie gesagt, mit Ausnahme des Menschen in ungemeiner Vollendung ausgeführt, während die Engel, die man für griechisch hält, aller Schönheit entbehren. So viel über den Takt-i-Bostan, wo aus dem Boden der Gebirge neben dem kleineren Bogen eine Quelle krystallhellen Wassers hervorsprudelt, das gleich zu einem Bach anschwillt, der ansehnlich genug ist um einen großen Theil der Ebene von Kermanschah zu bewässern. Die Trümmer einer Einfriedung, die einen Raum von einer halben Quadratmeile umfaßt, und deren Westseite durch einen auf ein Fort oder einen Palast deutenden Wall bezeichnet ist, lassen sich von den Felsen-Sculpturen aus in zehn Minuten erreichen; sie werden von dem Volke Khosru's Garten (Garten des Cyrus) genannt. Nach der Höhe dieses Walls zu schließen, müssen die Mauern sehr hoch und dick gewesen seyn, und man kann sich leicht vorstellen, daß dieß der alte Palast und Garten der Könige war, welche den Takt errichten ließen. Der Tag war zur Besichtigung des weit berühmten Platzes sehr günstig. Am folgenden Tage (18ten) marschirte unsere Abtheilung acht Farsangen weit, und lagerte an dem berühmten mit Bildwerken ausgestatteten Berge, Bis-i-tun, wo sich Rawlinson durch Abschrift und Uebersetzung von mehr als 1000 Zeilen keilförmiger Inschriften so große Berühmtheit erwarb. Das Bild stellt den persischen König vor, wie er Gefangene empfängt, deren Hände auf den Rücken gebunden und deren Nacken gefesselt sind. Sein Fuß ruht auf dem Nacken des vordersten, vor ihm auf dem Boden liegenden, wie man dieß auf jeder Platte von ähnlicher Bedeutung in Koyundschik und Ninive sieht. Am dritten Tag kamen wir bis nach Takt-i-Schirin, etwa eine Farsang von Bis-i-Tun, wo Oberst Rawlinson einer ungeheuren Platte weißen Marmors erwähnt, die unter den Trümmern eines schönen Tempels daselbst zu erblicken sey, und die, wie er glaubte, auf der Rückseite eine interessante Inschrift enthalten dürfte. Wir griffen also nach Seilen und Hebwerkzeugen, um unser Glück zu versuchen; die Platte, der nur ein kleines Stück an ihrem östlichen Winkel fehlte, war neun Quadratfuß groß und anderthalb Fuß dick. Unsere Werkzeuge und Hände aber waren zur Hebung der Platte unzulänglich. Wir gruben einen Schacht von etwa drei Fuß, unterhöhlten sie, weil die Erde trocken und staubig war, bald nach allen Richtungen hin, und ließen, vielleicht zum erstenmal seit zweitausend Jahren, die Rückseite vom Lichte bescheinen. Sie war durchaus rauh und zeigte auf ihrer ganzen untern Fläche tiefe Spuren von Spitzeisen oder Steinhammer weßhalb wir leider außer Stande waren dem Obersten Rawlinson eine Inschrift zur Uebung seines Scharfsinns zu übersenden. Von Takt-i-Schirin aus kamen wir durch Kanzowar, wo noch die Reste eines glänzenden Marmortafel vorhanden sind — die Pfeiler und Untergestelle sind wahrhaft gigantisch. Die nächste Station vor Hamadan ist Assad-abad, wo der Paß über den Kurjovend beginnt, und in derselben Nacht noch gelangten wir nach Hamadan. Ich werde Ihnen wohl von Ispahan aus, wohin wir zehn Tagmärsche haben, wieder schreiben, denn wegen der persischen Besuche kann ich über meine Zeit nicht unumschränkt verfügen.

Die Bevölkerung von Mozambique besteht aus drei nach Abstammung und Sprache sehr geschiedenen Hauptclassen, aus Mauren welche die zahlreichsten sind, gemischte Abkömmlinge von Negern und Arabern, welche das Land vor der Ankunft der Portugiesen erobert hatten; aus Indiern oder Gentus (gentils) d. h. Götzenanbetern, die aus drei Classen, Parsis, Balias und Banianen bestehen; drittens aus Portugiesen, theils reine Abkömmlinge europäischer Portugiesen, theils Mulatten, die, wie allenthalben, für so weiß gelten wollen als die Weißen, endlich aus Mulatten aus Indien oder Canaris, welche gleich den Portugiesen zur christlichen Confession gerechnet werden. (Revue de l'Orient Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 216.

9 September 1851.

Das brittische Museum.

Unter dem Titel: Handbook to the Antiquities in the british Museum, hat ein durch ähnliche Arbeiten bereits bekannter Mann, Hr. W. Vaux, eine Geschichte des Museums und eine Beschreibung seines Inhalts veröffentlicht. Die ungeheure Vermehrung, welche das Museum namentlich in den letzten 10 Jahren durch die Ueberreste der lycischen und assyrischen Kunst erfahren hat, machte eine solche Schilderung besonders wünschenswerth, und Hr. Vaux hat durch ein kürzliches Werk „Ninive und Persepolis", worin er alles zusammenstellte, was die Geschichte und die neuesten Entdeckungen über diese Städte berichteten, den Beweis geliefert, daß er seiner Arbeit gewachsen ist. Wir entnehmen nun der Liter. Gaz. vom 30 August die kurz gefaßte historische Uebersicht, die in manchen Beziehungen Interesse gewähren wird.

„Der vorliegende Band wird für alle Besucher des Museums, namentlich aber für unsere Landsleute selbst, von unermeßlichem Werthe seyn, denn während unser täglicher Verkehr mit dem Continent uns erinnert, daß einer der Zwecke eines National-Museums darin besteht, die schwindenden Ueberreste der Vergangenheit in den Gemüthern wieder aufzufrischen, ist es für uns noch eine höhere Pflicht, die Kenntnisse zu verbreiten und einen besondern Nationalgeschmack unter uns selbst heranzuziehen. Wir haben nicht die unerschöpflichen Vorräthe Italiens in seinen etrurischen Gräbern, in den Ruinen der hellenischen Städte und den spätern Proben einer verpflanzten griechischen Kunst, in den 60,000 Ueberresten, die in Rom und in den ausgegrabenen Städten am Fuße des Vesuvs sich finden sollen. Ebenso wenig sind unsere Räume so zahlreich und so prächtig wie die zu Berlin und Dresden, im Louvre oder der Glyptothek; dennoch gibt es in dem Gebiet der Alterthümer einige Zweige, in denen das brittische Museum keinem nachsteht, besonders als eine Schule des Studiums durch die hohe Vollendung seiner besten Besitzthümer, der Elgin-Marmore und die Reihenfolge von Gegenständen aus den 250 Jahren der ausgezeichnetsten und wichtigsten Epoche Griechenlands. Man kann dieselbe in drei Unterabtheilungen bringen: in die vor, unter und nach Phidias. Aus der ersten haben wir nur Repräsentanten durch Abgüsse der Originalien. Die ältesten sind vier Platten aus dem Tempel von Selinus in Sicilien in dem phigaleischen Zimmer (580 v. Chr.), ausgezeichnet durch die kurze, gedrungene Zeichnung der Figuren, und das Bestreben, die größtmögliche Gliedermasse auf einem gegebenen Raume darzustellen; dann die Abdrücke aus Aegina, ebenfalls im phigaleischen Saal, deren von Thorwaldsen hergestellte Originale sich in München befinden. Das vermuthete Datum dieser Alterthümer (480 vor Chr.) entspricht dem merklichen Fortschritt in der Kunst; eine wunderbare Kenntniß der Natur, wenn auch nicht ohne Härte und Steifheit, und mit einigen Eigenthümlichkeiten in der Zeichnung der Körperfiguren, zeichnet diese Bilder aus. Zunächst in der Zeit (469 v. Chr.), unmittelbar vor Phidias, kommen die Abgüsse aus dem Tempel des Theseus, welche von Lord Elgin hergebracht wurden und mit den Marmorüberresten in dem großen Saale aufgestellt sind; sie unterscheiden sich im Styl kaum von denen, welche zuverlässig unter der Leitung von Phidias selbst von seinen Schülern und Arbeitern gefertigt wurden. Diese prachtvolle Sammlung, welche aus 13 Figuren und Bruchstücken aus dem Unterbau, 16 Platten von den Metopen, und 249 Quadratfuß Marmor aus der Cella des Parthenon besteht, wurde stets von allen, die je durch das Studium der alten Kunst angezogen wurden, aufs höchste bewundert. Die Meinungen von Bildhauern, wie Nollekens, Flaxman, Chantrey, Westmacott und Rossi, so wie die von Sir F. Lawrence liegen vor, daß diese Marmorreste als Studien den berühmtesten Werken, dem farnesischen Herkules und dem Apollo von Belvedere, jedenfalls gleich, wo nicht in manchen Punkten überlegen sind. Die Bewunderung dieser ausgezeichneten Männer ging gepaart mit der stärksten Ueberzeugung, daß diese Ueberreste für die entstehende Bildhauerschule in England von dem größten Werth seyen. Wir müssen allerdings mit einer gewissen Aengstlichkeit fragen, inwieweit diese Ansicht sich erfüllt habe. Die Friesen aus dem Tempel der unbeflügelten Siegesgöttin, die eher etwas später als die Marmorüberreste aus dem Parthenon, aber von derselben Schule sind und dieselbe Kraft und Belebtheit zeigen, befinden sich ebenfalls im Elgin-Saale. Mit den Marmorüberresten des Parthenons verbunden sind die phigaleischen Reliefs, das heißt Theile der Friesen aus dem von Ictinos, einem Schüler des Phidias, erbauten Tempel des Apollo Epicurius zu Phigaleia in Arkadien; sie sind ausgeführt in einem Style, der dem des Meisters nachsteht, mit minder reinen, würdigen Formen und größerer Vorneigung zu Leidenschaft und Uebertreibung (431 vor Chr.). Die Abdrücke aus dem Mausoleum zu Halicarnassus sind aus noch späterer Zeit (353 v. Chr.), und zeigen zum Theil schon ein Sinken der griechischen Kunst in den gezwungenen Stellungen und der unnatürlichen Magerkeit der Figuren. Von derselben Art, auch ein Repräsentant der spätern griechischen Schule, ist das Denkmal des Lysikrates (335 vor Chr.), das gleichfalls zu den von Lord Elgin mitgebrachten Marmorüberresten gehört.

Aus dieser Periode sind eigentliche griechische Statuen, die

als solche anerkannt sind, nicht zahlreich. Copien dagegen z. B. von dem Discobolus Myrons und andern Werken repräsentiren, allerdings etwas schwach, die darauf folgende lange Periode. Die schönen Statuen und Büsten, welche den großen Saal zieren, sind hauptsächlich durch römische Hände zu uns gekommen. Es ist nicht ohne Interesse den Fortschritt dieser Sammlung kurz zu berühren. Sie entstand mit dem brittischen Museum selbst in der Privatsammlung von Sir John Hans Sloane, der einige Terracottas und Graburnen besaß. Nach seinem Tode wurden alle seine Sammlungen Eigenthum des Publicums. Einige Grabinschriften schenkte Hr. Hollis im J. 1757, aber die erste wichtige Sammlung war die Sir W. Hamiltons von Vasen und Urnen, die im J. 1772 angekauft wurde. Das Museum bereicherte sich fortwährend durch Schenkungen, hauptsächlich von Grabdenkmälern und Urnen, nebst einigen Inschriften durch die Dilettanti-Gesellschaft, bis der große Ankauf des Towneley-Museums im Jahre 1805 gemacht wurde. Diese Marmorüberreste waren hauptsächlich in Rom durch einen Händler, Namens Jenkins, und den Bildhauer Cavaceppi angekauft und wurden im J. 1772 nach England gebracht. Nach Hrn. Towneley's Tod wurden sie um 20,000 Pfd. St. an die Nation verkauft. Die Venus oder Diane, der Discobolus und die meisten andern wichtigen Statuen waren in dieser Sammlung. Im J. 1814 wurde abermals eine Sammlung von Gemmen, Münzen und Zeichnungen um 8200 Pfd. St. von der Familie Towneley gekauft. Die Statue Cupido's, der den Bogen spannt, ward aus der Verlassenschaft Edmund Burke's im J. 1812 für das Museum erworben, und im folgenden Jahr die phigaleischen Sculpturen, welche Cockerell und andere das Jahr zuvor entdeckt hatten.

(Schluß folgt.)

Die Republiken von Süd-Amerika.

Die Antis. — Die Ruinen von Choquiquirao.

2. Die Ruinen von Choquiquirao.

(Schluß.)

Nach drei Tagemärschen gab es neue Hindernisse. Keine Spur von einem Pfade mehr; die Berge drängten sich zusammen und ließen nur den Wassern der Yanama noch Raum. Während eines ganzen Tages stiegen wir in dem Strombett abwärts, von Stein zu Stein springend, diejenigen welche ausglitten, plätscherten im Wasser bis sie sich wieder heraushalfen; jeder sorgte nur für sich, Gott für Alle. Am Ufer, an einer Stelle, wo wir ausruhten, erkannten die Indianer die Spur einer Unze, ihr Lager war da mit einer Streu von Laub und dürrem Grase versehen. Die Tigerkatzen und Unzen sind an den Ufern der Apurimac häufig, bisweilen steigen sie bis zu den Weideplätzen der Sierra empor, um Kälber und Lämmer zu zerreißen.

An einer Stelle ohne Namen verließen wir das Flußbett und schlugen unser Lager auf einer von Buschwerk umgebenen Fläche auf. Man sandte einen Theil der Indianer voraus, das hohe Gras und Gestrüpp in der Richtung anzuzünden, die wir den folgenden Tag nehmen wollten, es war ein ungeheurer Brand, dessen Flammen die senkrechten Felsen vor uns prächtig beleuchteten.

Unsern vierten Marschtag bezeichneten neue Mühsale. Wir erklommen Bergwände, die wie Mauern emporstarrten, und benützten, um hinauf zu gelangen, das Stein- und Sandgeröll, das sich an ihren treppenartigen Abstufungen angehäuft hatte. Einer der Indianer stürzte mit seinem Sacke auf dem Rücken über eine solche Böschung hinunter, er war nicht todt, aber sein Körper ganz zerschlagen, so daß er nicht weiter konnte. Wir sandten ihm zwei seiner Cameraden zu, um ihn nach Yanama zu bringen. Unser Weg ging nun durch halbverbrannte Wälder, deren Asche uns der Wind in die Augen blies. Demungeachtet zogen wir hustend und pustend immer weiter, entschlossen alles zu dulden, um nicht umkehren zu müssen. Es war der letzte Tag unserer Prüfung, am folgenden Morgen sahen wir 50 Schritte vor uns die ersten Häuser der verödeten Stadt Choquiquirao.

Mitten unter den Ruinen angelangt, verloren wir keine Zeit und brachten mehrere Stunden damit hin, sie zu untersuchen. Bei jedem Schritte trafen wir Spuren von Civilisation, wohlgebaute Häuser, Mauern von gehauenen Steinen. Indem man der größten Reihe von Gebänden folgt, welche stufenweise an dem Abhange des Berges sich niederzieht, kömmt man auf einen großen freien Platz, auf dessen einer Seite ein Pallast und auf der andern ein Porticus steht. Die Indianer hieben die Bäume nieder, welche in einem der Säle des Pallastes emporwuchsen, machten ein Dach von Bambus und Schilf und hier schlugen wir für die acht Tage, welche wir zu Choquiquirao zubringen wollten, unser Lager auf.

Bei meinen vorhabenden Nachgrabungen und Planzeichnungen habe ich eine der nothwendigen Folgen der Verlassenheit des Bodens während Jahrhunderten nicht bedacht: die Vegetation, welche alles überwuchert hatte. Nicht allein die Straßen, sondern auch Gebäude, sogar die Mauern derselben sind mit Bäumen und Kletterpflanzen überwachsen. Es ist unmöglich das Ganze der Stadt zu zeichnen. Der Boden ist nach allen Richtungen mit Terrassen unterbaut, welche sich übereinander schieben und das Erdgeschoß der Häuser bilden. Die Straßen sind schmal, besonders diejenigen welche die Stadt längs des Bergabhangs durchschneiden, der gegen Norden einen tiefen Halbkreis bildet. Hinter der Stadt erheben sich gezackte Felskämme die mit Schnee bedeckt sind; nach Osten und Westen strecken sich wie Halbinseln zwei Berge hin, welche diese Ruinen gleichsam im Schooße bergen; gegen Süden fließt in großer Tiefe der Apurimac. Ein kreisrunder Hügel erhebt sich vor der Stadt wie ein Vorgebirge über dem Flusse; sein Gipfel platt und abgerundet ist von einer Mauer unterstützt; ohne Zweifel war dieser Ort den Opfern und dem Dienste der Sonne geweiht; der Fuß dieses Hügels stößt an eine Seite des großen Platzes; gegenüber steht der Palast, rechts und links gähnt der Abgrund. Unten um diesen Hügel zieht sich die Mauer des Porticus 18,32 Meter breit hin; diese Mauer, von unregelmäßiger Bauart, hat nur links eine einzige Thoröffnung vor den Stufen, welche zu der Platform des Adoratorio führen. Das ganze Denkmal, dessen Bau im Einzelnen sorgfältig ausgeführt ist, gehört einer wunderlichen Architektur an, die sich indeß aus der neuesten Zeit der peruanischen Civilisation herschreibe, und an ägyptische Bauwerke erinnert.

Wir ließen den Platz und die umliegenden Gebäude abräumen. Die verschiedenen Constructionen gegen Norden und Westen desselben gehörten alle zu einem Gebäude und sind durch Thore verbunden. Man findet hier, wie in allen alten peruanischen Städten, die Doppelhäuser welche auf derselben Scheidewand sich stützen und nur durch äußere Thüren mit einander in Verbindung stehen, die nach dem Corridor sich öffnen, der sich durch die ganze Tiefe des Gebäudes zieht. Das erste und einzige Stockwerk das über diesen Grundbauten bestand, ist noch vollkommen bezeichnet: die Balken welche seinen Fußboden bildeten, sind noch in die Mauern eingelassen und ohne die Bäume, welche mitten

aus den Gemächern hervorwuchsen, wäre wohl auch das Dachwerk noch vorhanden; dieses ruhte auf der Zwischenmauer der Doppelhäuser. Die Fußböden der Gemächer sind mit breiten Ziegelplatten belegt, diese mit einem schwarzen glänzenden Firniß überzogen, in jedem derselben findet man mehrere Nischen, wie ich sie zum erstenmale in den Gebäuden der Insel Titicaca bemerkte. Es zeigt sich auch nirgend die geringste Spur einer Treppe welche vermuthen ließe, daß man aus dem Innern der Gemächer in das erste Stockwerk gelangen konnte.

Das Hauptgebäude auf dem Platze besteht aus zwei Häusern, wovon jedes drei lange Gemächer enthält. Man gelangt durch zwei Corridore hinan, welche durch die ganze Tiefe des Gebäudes hinlaufen, der eine rechts, der andere links. Rechts von dem Hauptgebäude zieht sich nach gegen die Mitte des großen Platzes ein Bauwerk hin, dessen innere Zwischenwände eingestürzt sind, und welches drei Thüren hat. Etwas weiter entfernt sieht man einen Wasserbehälter und ein Bad mit breiten Steinplatten, das mit der Hauptwohnung gleichläuft und längs der Gänge einen weiten Saal enthält. Als Wohngebäude ist der Palast von Choquiquirao das vollkommenste und erhaltenste, was ich in dieser Art in Peru gesehen. Er gibt uns einen Begriff von dem häuslichen Leben der ehemaligen Bewohner des Landes und zeugt, wenn auch nicht von großer Bequemlichkeit in materieller Beziehung, doch davon, daß ihre Lebensweise mit ihrer Civilisation auf gleicher Stufe stand, und sie schon den Zustand des Kampfes um die nächsten Bedürfnisse überschritten hatten und nach einem gewissen Wohlstand strebten. Während ich mich damit beschäftigte, die alten Gebäude zu zeichnen, ihre Thüren und Fenster abzumessen, wühlten meine Gefährten allenthalben den Boden auf, wo sie Spuren von einem Versteck vermutheten, aber hier gab es keine der großen und schönen Chulpas (Gräber) wie zu Atun-Colla oder Maiocabamai. Die Todten waren in Höhlen unter den Felsen aufgeschichtet, und man hatte ihnen nichts mitgegeben, weder Gefäße noch Topos. Sie durchbrachen eine der blinden Thüren in der großen Mauer, welche unter den Pickenschlägen hohl zu klingen schien, aber dahinter war nur starrer Fels. Man grub an mehr als zehn Stellen nach und stets vergebens; es ist nichts mehr vorhanden was uns sagen könnte, wer die Einwohner dieser Stadt gewesen, welche 15,000 Seelen enthalten konnte; nichts über ihr Leben und Sterben! Die einzige Spur ihres Daseyns geben Gebeine ohne Leichentuch und Todtenschmuck, und ein Name, den die Tradition aufbewahrt hat. Die Geschichte dieser alten peruanischen Völker ist eine traurige, denn kaum sind 300 Jahre seit der Eroberung verflossen und die prächtigsten Städte sind verschwunden, ohne andere Beweise ihres Vorhandenseyns zurückgelassen zu haben, als weite Trümmerhaufen ohne Namen.

Die Geschichte sagt uns wohl, daß nach der Belagerung von Cusco der Inca Mancocapac, der den Zorn des Franz Pizarro fürchtete, welcher von Lima herbeikam um den Tod seines Bruders Juan, der durch einen Steinwurf in der Veste Rodadero getödtet wurde, zu rächen, sich in die unzugänglichen Gebirge rechts am Apurimac zurückgezogen habe. Seine Familie, sein Hof, alle seine Anhänger folgten ihm in seine Verbannung. Die wildesten Gegenden schienen ihnen allein geeignet, sie vor der Verfolgung der Spanier zu schützen. Sie machten die Pfade, welche nach ihrem Zufluchtsort führten, unwegsam, stellten Wachen auf allen Felsspitzen aus, und begannen Städte zu erbauen. Die Spanier versuchten vergeblich, sie in ihrem letzten Versteck zu überfallen. Vilcabamba, Choquicancha, Choquiquirao blieben noch lange Jahre unter der Herrschaft der Incasabkömmlinge, welche dem Blutbad unter dem Inca Atahualpa und den Metzeleien der Spanier entronnen waren. Endlich langte der Vicekönig Marchese von Cañete aus Spanien mit Instructionen an, um die Indianer gutwillig oder mit Gewalt zu zwingen, aus ihren Felsen hervorzukommen. Sayritupac, ein Abkömmling des Inca Huascar, herrschte trübselig über sein kleines Königreich von Felsen und Abgründen. Der Marchese sandte eine Deputation an denselben, um ihm vorzuschlagen, daß, wenn er seinen Zufluchtsort verlassen und einwilligen wollte die Taufe zu empfangen, ihm ein Jahrgehalt von 18,000 Castillanos d'oro und das Marchesat von Oropesa zugesichert werden sollte. Die Abgesandten wandten sich nach Cusco zurück und gingen über den Apurimac; sie gelangten nun zu einer Stadt, wo der Inca residirte, die wohl Choquiquirao gewesen seyn mag. Sie gaben vom Fluß aus den Indianern Zeichen, welche diese gewahr wurden und sich nahten, worauf die Unterhandlungen begannen. Der Rath des Inca versammelte sich und erklärte einmüthig, daß den Fürsten den Spaniern ausliefern gerade so viel heißen würde, als ihn dem Tode übergeben. Die Abgesandten kehrten mit der abschlägigen Antwort des Inca nach Cusco zurück. Der Vicekönig ließ nicht ab, sandte eine neue Deputation theilweise aus vornehmen Peruanern und Verwandten des Inca zusammengesetzt, die endlich von Sayritupac erlangten, daß er seinem freiwilligen Exil entsagte und in die heilige Sonnenstadt zurückkehrte. Der unglückliche Fürst kam später durch einen spanischen Capitän um, der ihm beim Kegelspiel im Zorne seine Kugel an den Kopf schleuderte.

Wahrscheinlich wurden bei jenem Auszuge Sayritupacs diese festen Städte im Gebirge verlassen. Als sie ihrem traurigen Aufenthalt für immer Lebewohl sagten, um ihrem Fürsten zu folgen, nahmen sie sicherlich alles mit, was sie Kostbares besaßen. Daher die völlige Abwesenheit von Schmuck und altem Geräthe in diesen Ruinen. Nach einigen Tagen waren wir unsers Aufenthalts überdrüssig, meine Gefährten weil sie kein Geld finden, und ich, weil ich nichts zurückzubringen konnte, als einige Bruchstücke von Gefäßen und zwei oder drei Topos von Kupfer. Weitere Nachgrabungen wären vielleicht erfolgreicher gewesen, aber die Lebensmittel gingen zu Ende und wir mußten an den Aufbruch denken. Nach einigen noch mühseligern Tagmärschen als die frühern waren wir nach Yanama zurückgekehrt. Des andern Tages sagte ich meinen Entdeckungsgenossen Lebewohl und ging abermals ohne weitere Gefährde über die große Cordillere von Sarai und Salcantay. Am 22 Julius fand ich mich zu meiner Freude zu Mollepata auf dem Wege nach Lima.

Briefe aus dem Westen.

Dritter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Von Arthur Schott.)

Die Pflanzenwelt. — Aus der Thierwelt. — Züge aus dem Hausthierleben. — Nachbarschaft und geselliges Leben.

Ueber die hiesige Pflanzenwelt, wie ich sie während meines kurzen und zu solchen Zwecken viel zu verspäteten Aufenthalts zu beobachten Gelegenheit hatte, kann ich nur allgemeines mittheilen, da mir Zeit und nöthige Hülfsmittel zu gründlicherer Untersuchung mangelten. Ich kann daher nur eine Aufzählung von Pflanzengeschlechtern, nicht aber von Species geben. Um aber das Ganze etwas mehr zu charakterisiren, hänge ich mehrfach vertretenen Geschlechtern entsprechende Ziffern an, um die Summe bemerkter Species zu bezeichnen.

— Um keinem Leser von Fach in der Anordnung vorzugreifen, stelle ich die Reihe alphabetisch auf:

Acer 2; dabei Acer saccharinum Wang; welcher hier sehr häufig und üppig vorkommt, und dessen Saft von Farmern vielfach gewonnen und auf Zucker verarbeitet wird. Sein Vorkommen ist besonders beachtenswerth. Achillea millefolium L, häufig und üppig; Adianthum pedatum L; eines der schönsten und zierlichsten Farnkräuter; Agaricus campestris L; Alisma; Amaranthus 2; Aplectrum hyemale, Nutt. Arum; Asclepias 3; Asperula; Aspidium 3; Asplenium trichomanes L; Aster 4.

Bidens 3; Blechnum boreale?; Botrychium lunaria L; Butomus umbellatus L.

Campanula; Cantharellus; Carex 3—4; Centaurea; Chara; Chimaphila maculata Pursh; Circaea lutetiana L.; Cladonia 3; Clavaria; Clematis 2; Convallaria; Cornus; Corylus; Crataegus; Cynoglossum; Cyperus; Cypripedium

D. Datura Stramonium L; var. Tatula; Digitaria; Dulichium spathaceum, Pers. In den Sümpfen des Tittibawassee mit Lobelia cardinalis L. und Lobelia siphilitica L.

Epiphegus virginiana, Bart; Equisetum; Eupatorium 2: Erigeron canadense L. und E. acre L; Evonymus; Fagus silvatica L; bildet hier sehr schöne und gesunde Stämme; Fragaria; Fraxinus 2.

Gentiana; Geranium 2; Gnaphalium 2; Goodyera pubescens Brown, nicht häufig aber eine der zierlichsten Pflanzen aus der Familie der Orchideen; Gratiola.

Hamamelis virginica L; sehr häufig und in officinellem Gebrauch; Helianthus; Helleborus 2; davon coptis trifolia, Salisb. oder Helleborus trifolius L; bei der Mundfäule der Kinder hier als Hausmittel in Anwendung; Helvella; Humulus lupulus L; häufig und üppig, wird von Speculanten als Handelsartikel gesucht. Hyoscianus; Hypericum 2; Hypnum, davon viele Species, die ich aber aus oben berührten Gründen nicht zu bestimmen vermochte.

Impatiens pallida, Nutt; I. fulva, Nutt? Isatis; Juglans; mehrere Species, darunter auch Hickory (Carya, Nutt;) Juncus; Juniperus communis L; Jungermannia 3.

Laurus Sassafras L; häufig, aber nicht in großen Exemplaren, allgemein im Hausbrauch. Dieser werthvolle Baum scheint mehr seiner Brauchbarkeit wegen von Menschen als durch klimatische Ungunst verfolgt seyn. Wenigstens erzählte mir ein alter Farmer, daß er in der Nachbarschaft einmal ein Holzgefäß von 3/4 Fuß Durchmesser gesehen habe; es habe solches aus dem ausgehöhlten Stück eines Sassafrasstammes bestanden. Dieß wäre ein Beweis, daß dieses Holz hier so gut zu Hause ist als irgendwo. Lemna; Leskea; Ligustrum vulgare L; Lobelia cardinalis und L. siphilitica. L. Lolium; Luzula; Lycoperdon, sehr häufig. Lycopodium dendroides L; eine der zierlichsten Pflanzen aus dieser Familie und seiner Erscheinung wegen groundpine, Grundkiefer, genannt.

Marchantia polymorpha L; Medicago; Mnium; Monotropa oder Hypopitys lanuginosa, Nutt; sehr häufig und die hiesige Waldnatur bezeichnend; Myriophyllum.

Nepeta Cataria L; im Hausgebrauch als schweißtreibend; Nicandra physaloides oder Atropa physaloides, Jacq. kommt häufig verwildert vor. Schon während eines vieljährigen Aufenthaltes im südlichen Ungarn lernte ich bei den Walachen diese Pflanze als Tabaksurrogat kennen, und machte nun hier in Michigan einen förmlichen Versuch damit. Ich fand das Aroma außerdem, daß die Blätter noch etwas zu grün geblieben waren und nicht gegohren hatten, sehr fein; Nuphar; Nymphaea.

Oenothera; Ophioglossum vulgatum L; stellenweise in großer Menge. Ein Farmer, welcher schon seit 17 Jahren in diesem Lande wohnt, erzählte mir, daß die reifen Aehren dieses Farnkrauts ein von den Wandertauben sehr gesuchtes Futter seyen. Ophrys; Orchis; Osmunda spectabilis, Willd? Oxalis stricta L.

Panicum; Parmelia; Pinus, drei Arten. Pinus canadensis, Michx; vertritt hier die Fichten, P. strobus L. und P. resinosa, (Ait?) aber die Kiefern. Von letzteren zeichnet sich namentlich P. strobus aus, welche in riesigem Wuchse den übrigen Wald in doppelter Höhe überragt, und so der ganzen Umgebung ein großartiges Ansehen verleiht. Plantago 2; Platanus occidentalis L; amerikanische Sycomore, ebenfalls von riesigem Wuchse, aber gewöhnlich trotz seiner großen Blätter von magerem Ansehen; Poa; Podophyllum peltatum L; eine merkwürdige amerikanische Pflanze, in deren Wuchs eine Art Dualismus herrscht. Die eiförmige vielsamige Frucht mit angenehm weinartig schmeckendem Fleisch wird von den Kindern vielfach aufgesucht und genossen, obwohl einiges Bedenken gegen deren reichlichen Genuß herrscht; Polygonum 3; Polypodium; Polyporus; Polystichum acrostichoides, Schott; Polytrichum; Populus; Portulaca oleracea L; Potamogeton 3; Potentilla 2; Prenanthes purpurea; Protococcus; Prunus americana, Marsh. Ich fand diesen Zwergbaum auf mehreren Orten am Tittibawassee; seine kleinen runden pflaumenartigen Früchte schmecken sehr angenehm. Pteris; Pyrola; Pyrus.

Quercus alba L; Quercus macrocarpa Michx; die Früchte davon schmecken kaum merklich herb und werden von den Kindern vielfach gegessen. Quercus rubra L; ein schöner Baum mit sehr edelgeformten Blättern, welche früh im Herbst eine tief purpurrothe Farbe annehmen, und um diese Jahreszeit den hiesigen Wäldern den Reiz von höchster Farbenpracht verleihen.

Ranunculus; Rhus typhina L; sehr häufig wuchernd an den Rändern des Waldes: Ribes grossularia L; Rubus; Rumex 3.

Sagittaria sagittifolia L; Sambucus; Salix 3; darunter S. lucida, Mühl, Scirpus; Scutellaria; Scrophularia nodosa L; Smilax; Solanum; Solidago; Sorbus; Sphagnum; Symphitum.

Taraxacum; Thuja occidentalis L; Tilia americana, Michx (basswood), mit sehr schwammigem schlichtem Holz, welches durch seine Nachgiebigkeit der Axt den nachhaltigsten Widerstand leistet; Trifolium 3; Triticum repens L; Typha.

Ulmus; Urtica; Usnea; letzteres in den hiesigen Urwaldungen recht und in ungemessener Ausdehnung zu Hause.

Vaccinium; Valeriana; Verbascum; Thapsus L; Veronica; Viola; Vitis; reichlich und üppig Zäune, Sträucher und Bäume überrankend.

Dieser trockenen Aufzählung von Pflanzengeschlechtern mögen einige allgemeine Bemerkungen folgen:

So verschieden einem geübteren Auge der Charakter der amerikanischen Pflanzenwelt sowohl tieferer als mehr oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag, so wenig Unterschied wird der Blick eines gewöhnlichen Einwanderers oder überhaupt eines mit der Natur nicht vertrauten, zwischen europäischen und amerikanischen Wäldern finden. Aber am wenigsten werden sich einem solchen vorgedachte phantastisch ausgemalte Urwaldsceuen vor Augen stellen, und dennoch sind es Urwälder, hinter deren Nacht die Geschichte von keinem Tag zu erzählen weiß, riesige Geschichtsbücher von Waldnatur, in denen die Zeit Blatt um Blatt überschlagend, allmählich unermeßliche Holzwuchsgenerationen über einander begrub. Hier sieht man im wahren Sinn des Worts den Wald vor Bäumen nicht, und eben dieß macht den Anblick der Wälder hier einförmig.

(Fortsetzung folgt.)

Verhältnißzahl der Katholiken und Protestanten in Irland. Dieß ist bekanntlich unter den jetzigen Verhältnissen ein sehr wichtiger Gegenstand geworden, deßhalb theilen wir mit, daß Lord Glengall kürzlich anführte, daß die Katholiken nur noch etwa um eine halbe Million mehr sind als die Protestanten. Im J. 1821 zählte man 1,900,000 Protestanten, und nicht ganz fünf Millionen Katholiken. Wenn man den Fortschritt der protestantischen Bevölkerung, wie er durch mehrere kirchliche Nachweise gegeben ist, berechnet, so kann ihre Zahl jetzt wenig unter drei Mill. betragen, und da die Gesammtzahl Irlands nach dem neuesten Census 6,500,000 ist, so ergibt sich das obige Verhältniß; der Menschenverlust durch Hunger, Seuchen und Auswanderung traf fast ausschließlich den katholischen Theil der Bevölkerung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 217. 10 September 1851.

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

Einleitung.

Ein französischer Seecapitän, Namens Jurien de la Gravière, wurde im Jahre 1847 mit der Corvette La Bayonnaise nach den chinesischen Meeren geschickt, um dort die gewöhnliche Marinestation zu verstärken, welche die französische Regierung seit einigen Jahren an der Küste des himmlischen Reichs unterhält, und die eben damals von dem Contreadmiral Cecille an den Schiffscapitän Lapierre überging. Wir lernen das chinesische Reich und seine Verhältnisse gewöhnlich nur aus englischen Berichten kennen, hier ist ein französischer, welcher sich die politischen und commerciellen Verhältnisse China's zum besondern Gegenstand setzt, und den wir um so rascher — das Original findet sich in der Nummer der Revue des deux Mondes vom 1 Sept. — mittheilen zu müssen glauben, als die Verhältnisse Asiens mit jedem Tage ernster und verwickelter werden, und ihre Rückwirkung auf Europa unmöglich lange ausbleiben kann, wie denn bereits seit geraumer Zeit manche politische Begebenheiten Europa's sich nur aus einer Kenntniß der asiatischen Verhältnisse erklären lassen.

*

Das chinesische Reich bietet nicht mehr die fruchtbare und unerforschte Fundgrube für die Berichte der Reisenden dar, wie früher, aber es erweckt die Aufmerksamkeit aus andern Gründen. Diese seltsame Welt hat nunmehr ihre Stelle in den Berechnungen der Politik eingenommen, und man muß jetzt ernstlich daran gehen, ihre Regierung, ihre Hülfsquellen, ihre Tendenzen zu studiren, wenn man in ihrem gesammten Zusammenhang die neuen Elemente eines Gleichgewichts studiren will, das der Vortheil jeder einzelnen Macht zu zerstören, das allgemeine Interesse Europa's aber zu erhalten strebt. Die Bedingungen dieses Gleichgewichts verwickeln und modificiren sich von einem Jahrhundert zum andern, und die Schwankungen des Welthandels sind namentlich geeignet sie zu verrücken. Europa, das vor 1789 1100 Mill. mit Amerika austauschte, tauschte mit Asien nur 260 aus, jetzt hat der asiatische Markt eine Wichtigkeit von 1600 Mill. erlangt. Brittisch Indien nimmt von diesem Verkehr allerdings den bedeutendsten Theil in Anspruch, dann aber kommt das chinesische Reich, das dem fremden Handel einen Werth von 177 Mill. Fr. liefert gegen 226 Mill. Rohproducte und Manufacte, die ihm Indien und der Westen zuführen. Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten war die Hauptursache dieser Handelsrevolution. Vor dieser Zeit kannte man eigentlich nur den Seehandel mit den eigenen Colonien, den man der fremden Concurrenz eifersüchtig versperrte. Alle Bestrebungen gingen nur auf die möglichst große Ausdehnung dieses privilegirten Besitzes. Was Cuba für Spanien, Java für Holland geworden, das waren damals St. Domingue und die Antillen für Frankreich, Jamaika und die andern amerikanischen Colonien für England. Diese reichen Besitzungen repräsentirten das ganze äußere Leben des Mutterlandes. Seit der Emancipation der Vereinigten Staaten mußte England seine Wohlfahrt auf eine breitere Grundlage stützen, sein Colonialhandel ist jetzt nicht mehr der vierte Theil seines fremden Handels. Deutschland und die Vereinigten Staaten erhalten mehr englische Manufacte als Indien und Ceylon, Holland öffnet ihm einen vortheilhafteren Handel als Nordamerika, Frankreich und Brasilien verbrauchen mehr als Westindien. Der äußerste Orient hat selbst seine Stelle eingenommen in diesem erweiterten Kreise, wohin die unermüdliche Thätigkeit des brittischen Handels die Eifersucht der europäischen Mächte und der Staaten der neuen Welt nach sich zieht.

Die Handelsrevolution, welche durch die Emancipation der Vereinigten Staaten hervorgerufen wurde, schien auch Frankreich eine neue Politik aufzuerlegen. Dieß war jedoch nicht der Fall. Frankreich blieb seinen alten Ueberlieferungen treu, und sein Handel mit den fast unbedeutenden Colonien, die es noch besitzt, belief sich im J. 1847 auf 90 Millionen, kaum weniger als sein Handel mit Brasilien und den Laplatarepubliken. Dieser ganz unter französischer Flagge betriebene, reservirte Handel bildet seit 1815 die Grundlage unserer Handelsschifffahrt, freilich auf Kosten des Fortschritts unserer Handelsverbindungen mit der übrigen Welt und namentlich mit dem äußersten Osten. Dieß ist indeß keineswegs das einzige Hinderniß, das sich der Entwicklung unsers Handels in jenen fernen Gegenden entgegenstellt. Der mehr oder minder bedeutende Verbrauch der Haupterzeugnisse China's, Thee und rohe Seide, bestimmt die Wichtigkeit des Austausches mit den Unterthanen des himmlischen Reichs. China muß verkaufen, nicht kaufen. Mit Ausnahme des Opiums und der Baumwolle aus Indien nimmt es von dem fremden Handel nur Waaren, um den Absatz seiner eigenen zu erleichtern. Daraus ist leicht zu entnehmen, welche Rolle der französische Handel auf diesem neuen Gebiet neben den andern Mächten des Westens spielen kann. England führt 25 Mill. Kil., die Vereinigten Staaten 8 Mill. Kil. Thee ein, Rußland 4 Mill., Frankreich noch nicht ganz 300,000. Die rohe Seide wird nur von England und den Vereinigten Staaten ausgeführt: England nimmt über eine Mill. Kil. zu einem Werth von etwa 35 Mill. Fr. Von allen Ländern, welche in China einen Absatz für ihre Erzeugnisse suchen, findet nur Indien einen leichten Markt und kann den Wechselcours zu seinen Gunsten lenken, denn China erhält

von Calcutta und Bombay jährlich für 30 Mill. Baumwolle, und für 120 Mill. Opium. Die brittischen Manufacturen sind, indem sie ihre Waaren zu niedrigen Preisen absetzten, trotz der Concurrenz der chinesischen Industrie dahin gelangt, für 33 Mill. Twist und Baumwollen-Waaren und für 11 Mill. Wollenwaaren einzuführen. Die russischen Tücher in Kiachta und Centralasien sowie die amerikanischen, in Schanghai eingeführten Waaren müssen sich denselben Opfern unterwerfen. Dieser lästige Handel erhält sich durch den an den Rückfrachten gemachten Gewinnst,[1] und trägt dazu bei die französischen Erzeugnisse auszuschließen. Deßhalb beträgt der Austausch Frankreichs mit China, selbst in den besten Jahren, nicht über 2 Mill.

So gänzlich verschiedene Stellungen, wie die Englands und Frankreichs, hatten auch ein ganz verschiedenes Verhältniß beider Mächte zu China im Gefolge. England befaßt sich vor allem mit den materiellen Interessen, die es fast allein ausbeutet. Frankreich hat sich auf ein anderes Gebiet geworfen. Die moralische Erschütterung, welche der Opiumkrieg in China hervorrief, gab dem Eifer der Missionäre einen neuen Anstoß, und vermehrte für die französische Flagge die Gelegenheiten, sich an den Küsten des himmlischen Reichs den schönsten Ueberlieferungen Frankreichs treu zu zeigen. In diesem Augenblick macht China Anstrengungen sich dem europäischen Einfluß zu entziehen, es wehrt sich gegen den materiellen Druck Englands und gegen die religiöse Propaganda unter der Aegide Frankreichs. Diese Periode des Widerstandes beschleunigt indeß die Entwicklung der Zukunft nicht minder als der scheinbare Waffenstillstand, der auf den Frieden von Nanking folgte. Besser als andere vielleicht können wir die wahre Tragweite und die wahrscheinliche Wirkung dieser retrograden Tendenzen bemessen, denn unter unsern Augen hat sich häufig die feindselige Gesinnung der chinesischen Bevölkerungen durch boshafte Handlungen, durch feige und hinterlistige Angriffe verrathen. Trotz dieser Gewaltthaten kann das System der Isolirung nicht wieder hergestellt werden. China hat entschieden aufgehört unveränderlich zu seyn, aber welcher Art ist die Umgestaltung, die sich vorbereitet? Das ist die Frage, die jetzt aufgeworfen werden muß, und die man nicht zu lösen versuchen kann, ohne die doppelte Einwirkung zu studiren, welche Europa auf die Geschicke des himmlischen Reichs auszuüben berufen ist, auf dem politischen Gebiet durch die Waffen Englands, auf dem moralischen durch das Eindringen des Christenthums.

(Fortsetzung folgt.)

Das brittische Museum.

(Schluß.)

Inzwischen wurde durch Lord Elgin eine wichtigere Erwerbung gemacht, als je eine zuvor. Seine Herrlichkeit war im J. 1799 zum Botschafter in Konstantinopel ernannt worden, und beschäftigte sich damit, von den Ueberresten der griechischen Sculptur und Architektur, namentlich zu Athen, genaue Abdrücke und Zeichnungen zu erhalten. Da er von der englischen Regierung keine Aufmunterung erhielt, so interessirte er Sir W. Hamilton und den König von Neapel für seinen Zweck, und konnte den Maler des Königs, Lusieri, für seine Expedition benutzen. Etwa 9 Monate verwendete dieser Künstler nebst fünf andern auf Abzeichnungen, ohne daß sie dabei von der türkischen Regierung im mindesten unterstützt worden wären, ja sie mußten sogar noch für das Recht, ihre Forschungen fortzusetzen, eine schwere Steuer zahlen. Endlich wurden, mit Ausnahme Lusieris, alle abgerufen, bis endlich im J. 1801, als der Erfolg der Engländer in Aegypten in dem Benehmen der Türken eine sehr günstige unerwartete Umwandlung herbeiführte, und diese sich die Engländer jetzt ebenso sehr zu verbinden suchten, als man sie vorher mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt hatte, der Stand der Sache sich zum Vortheile Lord Elgins änderte. Firmans, welche die umständlichste Vollmacht enthielten, zu zeichnen, zu modelliren und selbst fortzuführen, wurden Lord Elgin ertheilt, der sich derselben im vollsten Umfang bediente, um die Marmorüberreste und Abdrücke, die jetzt sich in England befinden, zu erhalten. Man hat sein Verfahren auf die mannichfachste Weise commentirt, und eine parlamentarische Untersuchung über den Verlauf der ganzen Angelegenheit scheint, zur Erklärung eines Verfahrens, das auf den ersten Anblick der Rechtfertigung bedurfte, und nach mehrfacher Ansicht gar keine Rechtfertigung zuließ, nachstehende Thatsachen herausgestellt zu haben. Lord Elgins Vollmacht von der Pforte war, so weit man irgend entdecken konnte, von der umfassendsten Art, die Operationen wurden öffentlich und ohne Hinderniß und Gegenvorstellung Monate und Jahre lang fortgeführt; die Griechen zeigten keine Abneigung dagegen, sondern sahen im Gegentheil die Anwesenheit der Fremden, die ihnen Arbeit gaben, gern; die Marmorüberreste litten täglich theils durch die Mißhandlung der Türken, die gar kein Interesse daran zeigten, als daß sie hie und da zur Unterhaltung mit den Pistolen nach den Statuen feuerten, zum Theil durch den Eifer der Alterthumsforscher, welche jedes Bruchstück, das sie sich durch ehrliche oder unehrliche Mittel verschaffen konnten, theuer bezahlten; alles wurde auf Lord Elgins Privatverantwortlichkeit ausgeführt, und man konnte unmöglich wissen, ob die Türken der Ansicht waren, daß er als englischer Botschafter oder nur in seiner Privateigenschaft handle; schließlich würden die Franzosen zuverläßlich dasselbe gethan haben, wenn ihnen Lord Elgin nicht zuvorgekommen wäre. Das Ergebniß eines Streits, der jetzt schon seit langer Zeit ruht, war der Ankauf dieser Marmorüberreste durch die Regierung um 35,000 Pfd. St. Einige Bruchstücke befinden sich zu Paris, darunter eine einzelne Metope, die Choiseul Gouffier schon früher erhalten hatte.

Im Jahre 1810 schlug der Herzog von Portland vor, daß die unter seinem Namen bekannte Vase, welche früher in dem Palast Barberini stand, im Museum stehen solle, während ihm selbst das Eigenthumsrecht blieb; dieß ist dieselbe Vase, welche vor einigen Jahren durch einen rohen Menschen zertrümmert wurde, aber seitdem ohne Spuren der erlittenen Verletzung wieder hergestellt worden ist. Das höchst interessante Relief, die Apotheose Homers darstellend, wurde im J. 1810 für 1000 Pf. gekauft. Im Jahre 1824 vermachte Hr. Payne Knight, einer der Vorstände des Museums, seine werthvolle Sammlung von Bronzen und andere Merkwürdigkeiten, die später durch die Erwerbung der berühmten Siris-Agraffen, welche das Museum von Ritter Oersted um 1000 Pf. kaufte, bereichert wurde. Im Jahre 1834 schenkte König Wilhelm IV die capitolinische Venus. Der Hadrian wurde im J. 1821 gekauft, und Büsten des Aeschines und Homer nebst manchen andern Merkwürdigkeiten von Oberst Leake geschenkt. Erst im J. 1846 wurden die seit lange schon

---

[1] Doch haben selbst englische Handelsschriftsteller behauptet, die Rückfrachten hätten im allgemeinen schlechte Geschäfte gemacht, und namentlich seyen an der Seide 15 Proc. verloren worden. Freilich kann auch der Verlust ursprünglich auf die Ausfuhr fallen, wenn man diese nach dem bei der Ausfuhr verlornen Werthe und nicht nach dem Absatzpreis in China berechnet. A. d. U.

bekannten Alterthümer von Halicarnassus durch die Bemühungen Sir Stratford Cannings für das Museum erworben.

Dieß war der Fortschritt der Abtheilung der Alterthümer, als ein ganz neuer Zweig der griechischen Kunst durch Sir Ch. Fellows Entdeckung zu Xanthus in Lycien enthüllt wurde. Diese Denkmale sind aus verschiedener Zeit, und unsere Bekanntschaft mit ihnen muß als noch sehr beschränkt betrachtet werden, weil wegen der noch neuen Entdeckung ihre Geschichte und die damit verbundenen Umstände noch nicht sonderlich erörtert sind. Eine vortreffliche Abhandlung über das, was bis jetzt bekannt ist, findet sich in Hrn. Vaur's Werke. Gehen wir von den griechischen und römischen Alterthümern auf die ägyptischen über, so finden wir hier so viele Materialien für die Bekanntschaft mit den Sitten dieses alten geheimnißvollen Volks, wie sie wahrscheinlich keine andere Sammlung in diesem Umfang besitzt. So wunderbar die Zeugnisse von dem arbeitsamen Leben der Aegyptier und ihrer ausdauernden Betreibung der niedern Künste des Lebens sind, so kann man ihre Arbeiten doch, nach Göthe's Ausspruch, höchstens als Curiositäten betrachten, die für die moralische und ästhetische Cultur von geringem Werthe sind. Die Gelegenheit zur Begründung dieser Abtheilung war die Erwerbung von Alterthümern, welche im J. 1801 bei der Capitulation von Alexandrien stattfand. Damals wurden die von den Franzosen gesammelten Denkmäler den Engländern abgetreten, darunter der berühmte Rosette-Stein, der die erste Veranlassung zur Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen wurde. Den Memnonkopf schenkten Salt und Burkhardt im Jahre 1817, nachdem ihn Belzoni mit großer Mühe fortgeschafft hatte, was mehreren andern mißlungen. Hr. Salt selbst hatte eine große Sammlung ägyptischer Alterthümer, die im J. 1823 für 2000 Pf. angekauft wurde mit Ausnahme eines Sarkophags, der sich noch in Sir John Soane's Galerie befindet. Eine andere Sammlung von einem Hrn. Jos. Sams wurde für 2500 Pf. und eine zweite von Hrn. Salt um 5061 Pf. erkauft; Sir Gardiner Wilkinson hinterließ Gegenstände von großem Werth, und Lord Prudhoe schenkte die zwei Löwen, welche den Eingang der Halle bewachen; alles dieß geschah in den Jahren 1834 und 35. Im Jahre 1837 wurde die sogenannte „Tafel von Abydos," ein wichtiger, mit Inschriften bedeckter Stein um 500 Pf. erkauft, seit dieser Zeit aber keine sonderlichen Erwerbungen gemacht. Außer einer genauen Beschreibung dieser Denkmäler enthält Hrn. Vaur's Schrift auch eine sorgfältig gearbeitete Abhandlung über die Geschichte, Chronologie und Mythologie Aegyptens.

Die letzte große Abtheilung der Alterthümer im brittischen Museum ist die der assyrischen Ueberreste, die durch ihre Neuheit und ihre Pracht, durch die Ausdehnung und den Erfolg der Unternehmung Layards, so wie die neuen Aufklärungen über Geschichte und Sitten, die daraus entspringen werden, weltberühmt wurden. Hierüber, wie über die ägyptischen Alterthümer, finden sich die vollständigsten Nachrichten in dem Handbuch. Zwei Capitel sind einer Beschreibung von zwei weitern Zimmern gewidmet, die weniger allgemeine Anziehungskraft, aber dennoch großes Interesse haben, dem Bronze- und Vasenzimmer. Die erstere Sammlung leidet durch ihre gegenwärtige unvollständige Anordnung, eine Folge der raschen Vermehrung, die letztere dagegen ist äußerst sorgfältig geordnet, und ein vollständiger Katalog aller Vasen ist gegenwärtig im Druck. Hr. Vaur hat zuerst eine Classification derselben in Verbindung mit ihrer Chronologie gegeben, und dann einige Exemplare jeder Classe zur nähern Beschreibung ausgewählt.

Dieser Gegenstand schließt den Band, der zwar nicht gründlich genug ausgearbeitet seyn mag, um Hrn. Vaurs gelehrten Ruf zu vermehren, aber für das Publicum von großem Vortheil seyn wird, denn nicht nur ist Unterhaltung mit Belehrung vereinigt, sondern auch die öffentliche Aufmerksamkeit auf Gegenstände gelenkt, die auf den ersten Anblick kein sonderliches Interesse zu gewähren scheinen.

Briefe aus dem Westen.

Dritter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Fortsetzung.)

Europäischen Wäldern gegenüber bieten die hiesigen in ihren Gesammtumrissen bei weitem keine so große Abwechselung in einander geschlungener Schönheitslinien. Alles verzieht sich mehr in weiten wagrechten Linien, nur daß hin und wieder ein Hochwald mitten aus einem verjüngten dichten Niederholz auftaucht. In letzterem sieht man einzeln und gruppenweise alte natürlichen Todes gestorbene Riesen stehen, Zeugen eines hingegangenen Geschlechts. Stellenweise findet man auch gleichsam Wald auf Wald. Da heben sich nämlich doppelt so hoch über den festgeschlossenen Häuptern von Eichen, Ahornen, Buchen, Eschen und derlei Hölzern die mächtigen Stämme der Weymouthskiefer (P. strobus), mit ihren luftigen Wipfeln unter einander gruppenweise sich zu- und abgewendet. Sie erscheinen wie vorweltliche Pflanzenriesen, hoch erhaben über das unter ihnen dicht aufgeschossene Geschlecht sie verdrängender Zwerge; dieß ist vielleicht das einzige, was dem Fremden oder Neuling an hiesigen Wäldern auffallen mag. Betritt man aber den Wald, sey es mit der Axt, dem Gewehe oder sonst einem Werkzeug ähnlicher Beschäftigung, so erkennt man bald die Urnatur in ihrem maaßlosen Walten. Man fühlt sich dazwischen so klein und erhält einen schlagenden, mächtigen Eindruck, von dem vielleicht der eine und der andere schon früher in irgend einer Gebirgsgegend, oder den waldigen Niederungen eines mächtigen europäischen Stroms einen Vorschmack bekommen hat. Hier reizt nichts Idyllisches zu traulichem Waldeinwallen, zur Bewunderung lieblicher Blumen und zum Einathmen frischen Waldduftes. Alles, worauf der Blick hier fällt, stimmt ernst und übt einen mächtigen Zauber. Man sieht hier nicht etwa in einer bescheidenen Werkstätte, wo die Natur mit kunstfertiger Hand hier und dort einen Strauß frischer farbiger Blumen aufsteckte, täglich und stündlich Liebes- und Fruchtbarkeitsfeste feiernd — nein, es wölbt sich hier eine Riesenhalle, wo sie gleich maaßlos schafft und zerstört. Hier steht nichts einzelnes zur Schau, sondern wuchernd wallt in Haufen und Massen empor, was sie unaufhörlich und mit vollen Händen über und durcheinander wirft. Darum ein Vorherrschen von solchen Pflanzen, die reichen Moder und halbzersetzte Ueberreste in Verbindung mit ewigem Waldesdunkel und sonnenlosen verschlossenen Sümpfen lieben, wie z. B. das weite Reich der Schwämme, Pilze, Flechten, Farnkräuter, Moose, Algen und dgl. Ueppiges Leben und nimmermüder Tod ringen hier in ewigem Kampf, beide von entsprechenden Helfern gefolgt.

Sich hier inzwischen zu stellen, erfordert allen Ernst und alle Kräfte eines Menschen. So lohnend auch das Bewußtseyn des Urbarmachens seyn mag, mit so großer Vor- und Umsicht muß dabei zu Werk gegangen werden, um nicht im Strudel dabei herrschender Umstände an Leib und Seele unterzugehen.

Die an diese Pflanzenregionen gebundene Thierwelt kommt mit diesem ernsten Charakter überein, und vergebens sucht man hier jenes freundliche Stillleben, wie es sonst die Waldnatur mehr in der Nähe der Cultur beseelt. Wie auf den ewig offenen Leichenfeldern dieser üppigen Pflanzenwelt sich stets Massen von Kräutern und Unkräutern überwuchern, so wiederkehren auch in der Thierwelt je nach den Jahreszeiten Schwärme von Tauben, Staaren und kleineren Vögeln, oder auch weniger gesellig Drosseln, Spechte, Baumläufer und diesen verwandte kleinere Klettervögel; dann wieder hoch über den höchsten Bäumen schwebend Adler, Habichte und Falken. Andrerseits sind Sümpfe, Ge-

wässer und moorige Stellen auf entsprechende Weise von Wassergeflügel belebt. Verhältnißmäßig finden sich wenig Säugethiere; Füchse, Waschbären, Marder, Hirsche, Eichhörnchen und von diesen zumeist das kleine Grundeichhörnchen (ground squirrel or Fencemouse). Während meines Aufenthalts hier kamen mir an Vögeln nur folgende zu Schuß oder näher zu Gesicht: Lachtauben in Menge, welche sich trotz vieler von ihnen genommenen Opfer von abgemähten Haberfeldern durchaus nicht abhalten ließen. Blaue Häher (Corvus cristatus), ein sehr schöner, aber dem Welschkorn schädlicher Vogel, Drosseln (Turdus rufus?), Blauvögel (Silvia?), Spechte (Picus martius L.; P. major; P. leuconotus, Bechst.). P. medius L; P. minor L.?, kleine Sandschnepfen (Tringa macularia Wils. or. Actitis macularius Bon), Bussarde, die ich übrigens nicht näher zu bestimmen vermag. Für entomologische Beobachtungen war die Jahreszeit zu weit vorgerückt. Schmetterlinge sah ich wenige, und von Tagfaltern fielen mir nur die Angehörigen von den zwei Geschlechtern Argynnis und Proserpina auf, welche häufiger vorzukommen schienen. Von Reptilien kam mir außer einer großen Menge größerer und kleinerer übrigens unschädlicher Schwarzschlangen (Black snakes; Coluber), keine andern zu Gesicht. Jene fanden sich überall an trockenen, namentlich aber unzugänglichen Stellen, welche von alten halbverfaulten Baumstumpen besetzt sind.

Eigenthümliches bietet das Leben der Hausthiere, welche mit dem Menschen den Aufenthalt an den Pforten der Cultur theilen. Es ist natürlich, daß dieselben vielfach auf ihre natürliche Selbstständigkeit angewiesen sind; geht es ja doch dem Menschen hier auch nicht anders.

Es liegt dieß in der Oertlichkeit, welche dem Menschen erschwert, in so ausgedehntem Maaße für seine animalischen Freunde und Gehülfen zu sorgen, wie dieß in cultivirteren Gegenden möglich und nöthig ist. Uebrigens lassen sich eben dadurch merkwürdige Züge und Eigenheiten aus dem Thierleben wahrnehmen, ein Studium, welches leider bis auf die neueste Zeit mehr oder weniger fast ganz unbearbeitet geblieben, und erst seit ein paar Jahrzehnten mit den übrigen Naturwissenschaften mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Einerseits sind hier die Hausthiere die meiste Zeit auf den Weidegang angewiesen und müssen darum selbstständiger seyn, um ihre Aetzung zu erlangen. So folgen sie denn, von der Wildniß umgeben, mehr ihrem eigenen Willen; aber eben diese Freiheit gebietet ihnen auch andrerseits den unablässigen Gebrauch ihrer geistigen Gaben, um den scharfen Einflüssen elementarer Anfeindungen auszuweichen, oder sich dieselben wenigstens erträglicher zu machen. Dabei erkennen aber die Thiere den hohen Werth, welchen die menschliche Gesellschaft und Hülfe für sie hat, viel mehr als dieß gewöhnlich in den übertrieben zahmen Verhältnissen cultivirter Gegenden der Fall ist.

Die Hausthierwelt ist stets ein getreuer Spiegel der sie umgebenden und pflegenden Menschen, und so, wie scheue, wilde Hausthiere herz- und lieblose Pflege verrathen, so sind freundliche zutrauliche Geschöpfe der beste Beweis von gegenseitiger Erkenntniß, wie viel eins dem andern werth ist und wie wenig der Mensch ohne das Thier und dieses ohne den Menschen vermag.

Indessen genug von solchen allgemeinen Humanitäten, und für jetzt nur einige Beispiele aus dem Hausthierleben, so fern sie Oertliches charakterisiren.

Bei unserer Wirthschaft befanden sich einige Kühe, welche, solange noch Gras war, auf eigenem Grund und Boden zwischen den Fenzen gehalten wurden. Letztere waren im elendesten Zustande, was die Thiere bald merkten, und nun dieselben, so wie sie allein waren, übersprangen oder sich selbst mit den Hörnern Bresche machten; dieß gab denn täglichen Verdruß und Mühe nebst dem Schaden, welchen sie bald in diesem oder jenem Felde anstellten. So ließ man sie endlich auf die Landstraße, von wo sie ihrem Futter nach frei in den Wald laufen konnten. Anfangs that sich dieß, so lang es nämlich noch Grünes zu beißen gab, und besonders so lange die Nächte warm waren. Als aber diese anfingen kühler zu werden, wurden die Stechfliegen (muskitos) mehr und mehr matt, und nun trieb der Instinct die Hausthiere tiefer ins Dickicht, wo auf einigen lichteren Stellen viel und üppiges Gras stand; dieses war nämlich eben der Stechfliegen wegen gänzlich vor dem Zahn von Weidevieh verschont geblieben, und bot jetzt demselben ein unwiderstehliches Eldorado. Die Kühe führten dann ihren Nomadenstreich in der Nacht aus, so daß sie eines schönen Morgens, als man sie zum Melken haben wollte, nicht zu finden waren; derlei Streiche ist man hier zu Lande schon gewöhnt, und macht sonst nicht viel daraus; als aber die Kühe dießmal über zwei Tage und Nächte aus waren und die Milchnoth stieg, so war man natürlich ernstlich bedacht, die Pflichtvergessenen zur Hand zu bringen. Es wurde nach allen Richtungen hinausgegangen um zu suchen, leider aber nicht zu finden. Auch ich hatte meinen Taschencompaß eingesteckt, und war, eine Weidtasche und Gewehr an der Schulter, und mit einigem Fließpapier zum Botanisiren versehen, an den Ufern des Tiltibawassee gegangen, mußte aber, obwohl 9 Stunden auf den Beinen, unverrichteter Dinge umkehren. Ich brachte nichts heim als einige geschossene Vögel und einen Pack eingelegter Pflanzen. Mehrere wiederholte, aber ebenso nutzlose Findversuche steigerten nach und nach die Besorgniß immer mehr. Endlich ward der Rath eines alten erfahrenen Nachbars eingeholt, der die interessante Mittheilung machte, daß diese Kühe schon seit Jahren verdorben seyen und immer um diese Zeit durchzugehen pflegen, weil der frühere Besitzer dieser Farm, ein Wagner, mehr seinem Gewerbe als seiner Land- und Hauswirthschaft nachgesehen, und so seine Fenzen stets in schlechtem Stande belassen. Er habe es auch ohnedem vorgezogen, seine Kühe ohne weitere Sorge frei laufen zu lassen. Jetzt seyen diese Thiere in gewisser Art verwildert und wiederholen ihre Streiche stets, wenn die Stechfliegen und andere Verhältnisse dieß erlauben. Die Wahrheit dieser Aussage zu bekräftigen, erbot sich der alte Nachbar selbst am nächsten Sonntag mitzugehen und an einem gewissen Platze nachzusehen, wo sich die Flüchtigen bis jetzt jedes Jahr um diese Zeit befunden hätten. Man fand die Kühe richtig, wie vorher gesagt, und binnen zwei Stunden hatte man drei Stück auf dem Platz, zwei andere aber mehr verwildert ließen sich nicht heimtreiben und sprangen in das Dickicht zurück. Der alte Nachbar machte aber hieraus nichts, und versicherte, daß sie nach einigen Stunden beide heimkehren würden. So geschah es auch. Gegen Abend kam die eine und eine halbe Stunde drauf die andere heimgelaufen.

Ein anderer Fall von erhöhter Selbstständigkeit hiesiger Hausthiere kam mir bei einem Mutterschwein vor. Wir hatten zwei bei der Wirthschaft, wovon die eine trächtig war und nunmehr jeden Tag ein Fest von Familienvermehrung bereiten konnte. Es war just um die Zeit, da Eicheln und Bucheln zu reifen begannen, und beide Schweine, welche sich gleichfalls viele Uebelthaten zwischen den Fenzen hatten zu Schulden kommen lassen, und an Mais und Kürbispflanzungen, ja selbst im Gemüsegarten viele Frechheit geübt, wurden jetzt wie das Hornvieh auf die Straße, d. h. ins Freie gesperrt, um selbst ihrem Futter nachzugehen. Diese beiden Thiere genossen vor den Kühen nur noch die Vergünstigung, daß ihnen je Morgens und Abends zu bestimmter Stunde eine oder zwei Kürbisse vor die Thüre geworfen wurden.

Nach vielen wie gewöhnlich verflossenen Tagen blieb endlich das eine Schwein aus, und daß es selbst um ihre Kürbiszulage nicht kam, war ein Beweis, daß dem Hause ein Heil widerfahren und daß die abwesende andere Pflichten überkommen haben mußte.

Groß und Klein rückte dann aus und hielt eine stundenlange Nachsuche, bis man es endlich unter einem überhangenden eingesunkenen Baumstamme fand, darunter sie ein Lager von Baumzweigen und Laubwerk für sich und einen Segen von zwölf Sprößlingen bereitet hatte. Die besorgte Mutter wollte von keiner besseren Unterkunft im Bereich der Wirthschaftsgebäude wissen und wehrte sich mit Hülfe ihrer Freundin lange, bis es gelang, sie aus dem Lager zu locken und ihr einige Ferkeln zu nehmen, denen sie dann besorgt folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reise von San Francisco nach Neuyork durch Nicaragua ist kürzlich bereits in 28 Tagen und fünf Stunden zurückgelegt worden. (Journal du Comm. d'Anvers. 7 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 218. 11 September 1851.

Die Alterthümer Schottlands.

(Nach Wilson.)

Die Häuser der Picten oder Pechten.

Von einem Hrn. Dan. Wilson ist kürzlich ein Buch unter dem Titel The Archeology and prehistoric Annas of Scotland erschienen, welches die mannichfachen Spuren einer der germanischen Bevölkerung vorangegangenen Einwohnerschaft bespricht. Es ist ein sehr auffallender Umstand, daß wir über die Wohnungen des schottischen Volks vor dem 14ten Jahrhundert nichts wissen. Ein Hr. Billings gibt gegenwärtig ein Buch über die „kirchlichen und baronialen Alterthümer Schottlands" heraus, von dem erst ein Theil erschienen ist. Er schildert darin die finstern Dungeons, ein Wort, das wir nicht mit Kerker übersetzen wollen, das man aber auch nicht mit Schloß übersetzen kann, denn sie unterscheiden sich von den festen Schlüssen anderer Länder namentlich durch ihre große Dunkelheit, indem sie nur sehr wenige und sehr schmale Spalten haben, durch welche ein Sonnenstrahl die dicken Mauern durchbricht. Daß es Wohnhäuser waren, leidet indeß wohl keinen Zweifel. Anders ist es mit den sogenannten Häusern der Picten, unterirdische Kammern, deren Ursprung zuverläßig in ein weit höheres Alter als das der Dungeons hinaufreicht. Ein dunkler, enger Gang scheint sich in die Erde zu versenken, allmählich senkt sich der Boden, der Gang wird weiter und man befindet sich in einer Kammer, die 20 bis 30 Fuß Länge und 3 bis 6′ Höhe hat. Die Seitenwände bestehen aus großen Steinen, von denen der untere immer über den obern hervorspringt, bis sie sich endlich berühren; große Granitblöcke dienen ihnen gewöhnlich als Decke. Ein zweiter Gang, ähnlich dem ersten, führt in eine zweite Kammer, der oft eine dritte und manchmal eine vierte folgt. Gewöhnlich entdeckt der Landmann diese unterirdischen Räume mitten in Feldern, die seit Jahrhunderten angebaut werden Vorher war bloß eine kleine Erhöhung des Bodens vorhanden, veranlaßt durch ein Felsenstück, dem er mit seinem Pfluge nahe zu kommen sich scheute. In andern Strichen, namentlich im höhern Theile des Don-Thals sind diese „Häuser der Picten" nicht vereinzelt, sondern in Gruppen vereinigt und bilden Dörfer. Praf. Stuart zählte in einem einzigen Kirchspiel 30 oder 40. Auf den Orkaden findet man sie am zahlreichsten und sorgfältigsten gebaut. Auch hier schreibt sie die Localsage einer Urrace zu, die von den Vorfahren der jetzigen Bevölkerung besiegt und vernichtet worden sey. Nach den Berichten der Orkneybewohner zogen sich die Picten oder Pechten, wie man sie nennt, in diese Behausungen zurück: es waren böse Wesen mit übernatürlichen Fähigkeiten und übermenschlichen Kräften, aber ihre Gestalt war sehr klein und sehr braun, so daß es nicht zu verwundern gewesen, wenn sie enge, dunkle Wohnungen vorgezogen. Ob menschliche Wesen wirklich in diesen Höhlungen, die nicht größer waren als Gräber, wirklich gelebt haben, ist sehr zu bezweifeln; auch ist andrerseits durchaus nicht anzunehmen, daß so massive Bauten, die so viele Anstrengungen kosten mußten, die Wohnungen des gemeinen Volks seyn konnten, sie mußten also wohl eine exceptionelle Bestimmung haben. — Der Verfasser wagt keine Vermuthung, als daß sie vielleicht zu einem religiösen Zweck, vielleicht zu einem Cultus der Todten bestimmt gewesen seyn möchten; das Vorhandenseyn ähnlicher, jedoch größerer unterirdischer Bauten in Nordfrankreich läßt fast vermuthen, daß sie im Fall fremden Angriffs ein temporärer Zufluchtsort, vielleicht für Weiber und Kinder gewesen; gewisses wissen wir indeß nicht, als daß diese unterirdischen Bauten existiren.

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

(Fortsetzung.)

1. Allgemeine Bemerkungen über China.

Nach einer im J. 1813 von chinesischen Mandarinen entworfenen Statistik, deren Schätzungen eine offizielle dem Kaiser Taokwang überreichte Schrift veröffentlichte, zählt das himmlische Reich 361 Mill. auf einer Oberfläche van 3,362,000 Kilometers; das sind ungefähr 108 Einwahner auf den Kilometer, eine Zahl, die nicht übertrieben erscheint, wenn man bedenkt, daß dieß ungefähr die Bevölkerung der Niederlande ist. Dennoch ist gerade die Uebervölkerung ein charakteristischer Zug des chinesischen Reichs und erklärt allein die Schwierigkeit, mit welcher das Valk sich nährt. Dieß unermüdliche Geschlecht läßt indeß kein Stück anbaufähigen Landes unbenützt, jede Landanspülung der Flüsse oder des Meeres wird augenblicklich in Dämme eingeschlossen und in ein Reisfeld umgewandelt: Männer, Weiber und Kinder nehmen an dieser harten Arbeit Theil. Millionen Fischer leben auf ihren Schiffen, durchziehen unaufhörlich mit ihren Netzen die fischreichen Küsten, und verlangen von dem gierig ausgebeuteten Boden nichts als wenige Fuß für ein Grab.

Diese staunenswerthe Thätigkeit verbunden mit einer außerordentlichen Mäßigkeit schützt die Chinesen nicht immer var Hunger. Dürre und Ueberschwemmungen zerstören aft die Ernten ganzer Provinzen. Dann sind die Wege voll von Leichen, man sieht die Unglücklichen ihre neugebornen Kinder aussetzen, ihre Frauen, Söhne und Töchter verkaufen, um sich einige Nahrungsmittel zu verschaffen, einige erhängen sich oder stürzen sich in den Strom, um die Qualen eines zu langen Todeskampfes abzukür-

zen. Schaaren von Räubern verbreiten sich im Lande, und plündern alles was ihnen unter die Hände fällt. Manchmal wandert an einzelnen Punkten die Bevölkerung in Masse aus, theilt sich in Gruppen von 1000 oder 500, und zieht umher unter dem Geleite eines Vorstands, dem der Mandarin des Orts ein Certificat der Noth und einen Erlaubnißschein zum Betteln ausgestellt hat. Die auf kaiserliche Kosten unterhaltenen Kornspeicher bestehen seit Jahrhunderten, um in solchen Hungerjahren dem Volke zu Hülfe zu kommen, aber diese weise Vorsicht bleibt fruchtlos, denn das Volk ist von einer andern, nicht minder furchtbaren Geißel als der Hunger, von einer schlechten Verwaltung, heimgesucht.

Diese hat seit langer Zeit die höchste Stufe der Verderbniß erreicht, die türkischen Beamten sind neben den chinesischen Muster von Billigkeit und Uneigennützigkeit, alles ist Willkür und käuflich, die Gerechtigkeit wird an den Meistbietenden verkauft, und der Staatsdienst ist Gegenstand eines schimpflichen Handels. Diese literarischen Anstalten, deren imposante Einrichtung noch immer die Bewunderung Europa's erregt, haben nur die Plünderung organisirt; diese Beamten, die ihr Leben damit zubrachten, die Lehren des Confutse zu commentiren, saugen darum nicht minder das Volk schamlos aus, und werden dann ihrerseits wieder durch die höhern Mandarinen schamlos ausgepreßt. Um diese entarteten Beamten her gruppiren sich die Vollstrecker ihrer Befehle, eine Schaar Menschen aus der niedersten Classe, zugleich Soldaten, Polizeiagenten und Henker, freche Räuber, die ihr Leben damit zubringen zu spielen und Opium zu rauchen, und so zu sagen kein anderes Unterhaltsmittel haben als ihren Raub. Der Sohn des Himmels, der oberste Beherrscher der Welt, der Kaiser, lebt eingeschlossen in seinem Palast, vier Lieues von Peking, und weiß kaum, was in seinen Staaten vorgeht. Die Ausübung der höchsten Macht ist völlig in den Händen dieser heuchlerischen Sklaven, die um seinen Thron einen undurchdringlichen Kreis bilden.

Dieser getäuschte Herrscher hielt sich lange Zeit für den Herren der Welt, und es bedurfte des Opiumkriegs, um alle die Schleier abzureißen, welche das Elend und die wirkliche Schwäche seines Reichs verbargen. Auf officielle Urkunden hin hatte man lange geglaubt, China unterhalte 700,000 Mann unter den Waffen, während es in der That nur 60,000 Soldaten zählte, Prätorianerschaaren, die ganz aus Mandschu-Tataren bestanden und in acht Banner getheilt sind. Der größere Theil der tatarischen Regimenter verläßt nie die Hauptstadt, die übrigen sind in den Provinzen zerstreut, und bilden die Besatzung der bedeutendern Städte. Dieß Elitencorps enthält kräftige tapfere Leute, die aber mit ihren Bogen und Luntenflinten und mit ihrer gänzlichen Unkenntniß aller militärischen Taktik darum nicht furchtbarer sind. Diese stolzen Mandschukrieger sind in strategischer Beziehung nicht so weit vorgerückt als die Seeräuber des Malayenarchipels. Dennoch bilden sie die wahre und einzige chinesische Armee, denn außer dieser hat China nur eine zahlreiche Miliz. Das Waffenhandwerk ist, wie unter den acht Bannern, ein Familienerbe. Wenn der Sohn von dem Vater gelernt hat den Säbel und den Schild zu handhaben, wenn er mit dem Pfeil das Ziel trifft, oder die Luntenflinte laden kann, dann stellt er sich vor den Mandarin, zeigt seine Kunst und kauft das Recht dem Kaiser zu dienen. Die Bestallung, die ihm für einige Taels [1] angehändigt wird, verschafft ihm eine Ration Reis oder ein Stück Land, das zu seinem Unterhalt hinreicht. Diese den Boden bauenden Milizen sind nicht in Casernen vereinigt, sondern leben in ihrer Familie und ziehen die Uniform nur in seltenen Fällen an. Im Augenblick des Bedürfnisses findet man nicht den vierten Theil der in den Registern der Mandarinen eingeschriebenen Soldaten: einige erscheinen nicht auf den Aufruf, die Mehrzahl war nie vorhanden, denn ihr Sold diente, um die ungenügende Bezahlung der Officiere zu vergrößern. Ist diese undisciplinirte Masse unter den Fahnen, so empört sie sich häufig, und ganze Corps haben im Angesicht des Feindes den Kampf verweigert, wenn man sie nicht zuvor bezahlte. Vor dem Zug der Engländer im J. 1840 war der Krieg in diesen eines tiefen Friedens genießenden Ländern in der That ein unvorhergesehener Fall, und das Schlachtfeld erschien nicht als der unvermeidliche Boden, auf dem der Militärstaat sich zeigen müsse; selbst die Räuber, deren Schaaren, durch Elend und Druck vergrößert, mehrmals die Integrität des Reichs bedrohten, fürchten die chinesischen Soldaten nicht sonderlich, und wurden öfter durch geschickte Unterhandlungen beseitigt, als durch die kaiserliche Armee bewältigt. Ebenso ist es mit den Seeräubern, welche die Küsten von Fokien und den Golf von Tongking unsicher machen. Diese schlagen die Kriegsdschonken in die Flucht, und spotten der Mandarinenfahrzeuge, die nur zur Flußschifffahrt taugen. Wenn die Regierung diese Seeräuber zerstreuen wollte, sah sie sich genöthigt, eines ihrer Oberhäupter zu gewinnen, der dann mit einem Theil der rebellischen Flotte in den Dienst des Kaisers übertrat.

Die Unordnung in den Finanzen ist eine weitere eiternde Wunde des chinesischen Reichs. Die Abgaben werden theils in Natura, theils in Geld erhoben, und müssen auf Kosten der Steuerzahlenden nach Peking geschafft werden. An Geld erhebt der kaiserliche Schatz jährlich nur 479 Mill. Franken, aber die Massen von Reis, Thee, Seide und Baumwollenzeugen, welche die einzige Stadt Peking verschlingt, ist unberechenbar. Es gibt keine Stadt in der Welt, die eine so ungeheure Einfuhr hat, und zwar eine Einfuhr, die fast ohne entsprechende Ausfuhr ist, denn der Boden in der Provinz Pe-tsche-li ist nicht sonderlich fruchtbar, und die Erzeugnisse der Industrie gehen nach Außen. Die Nomadenhorden, die außerhalb der großen Mauer lagern, die Mandschu und Mongolen, leben, wie die Mandarinen in Peking, von der Gnade des Kaisers. Zwanzig Millionen sind jährlich von demselben für den Unterhalt der Canäle und Flüsse angewiesen, und die Provinzen legen sich zu gleichem Zwecke ungeheure Opfer auf. Aber die Canäle verschlammen sich, die Flüsse brechen ihre Dämme, und man fürchtet, daß, ehe dreißig Jahre vergehen, das Wasser im großen Canal mangeln möchte. Das Deficit ist allenthalben, im Ertrag der Zölle und in dem der Monopole, der Salzpacht allein schuldet dem Staat 15 Mill. Die von der Regierung dotirten Spitäler und Kornmagazine werden von der Habsucht der Mandarinen und ihrer Unterbeamten verschlungen, und Lapeyrouse bemerkte schon im Jahre 1787: „dieß Volk, dessen Gesetze in Europa so gerühmt sind, ist vielleicht das unglücklichste, geplagteste und am willkürlichsten regierte auf der ganzen Erde.“ Wie kommt es, daß noch keine Revolution dieß Land erschüttert hat? Geheime Gesellschaften gehen allerdings so weit, die regierende Dynastie zu verfluchen, die Secte der Pe-lien-kiao oder der Wasserlilie wächst mit jedem Tag um einige neue Mitglieder, aber die häusliche, ganz auf die Achtung vor den Ueberlieferungen gegründete Erziehung, die ruhige, geduldige Sinnesart des chinesischen Volks, die harte Ar-

[1] Ein Tael gilt etwa $3\frac{1}{2}$ fl.

heit, der es unterworfen ist, vielleicht auch der den asiatischen Völkern eigenthümliche Instinct der Subordination, alle diese natürlichen und politischen Bande zusammengenommen, die wir nur unvollkommen zu schätzen vermögen, haben bis jetzt eine allgemeine, durch Mißbräuche hinreichend veranlaßte Erhebung verhindert.

Die chinesische Race hat den Instinct der Ordnung und Disciplin, sie versteht und übt die meisten häuslichen Tugenden, die Heiligkeit der Ehe, die Achtung vor dem Alter, die Liebe zu Kindern, dagegen macht eine außerordentliche Habsucht sie in den Mitteln zur Erreichung des Reichthums nicht sehr gewissenhaft. An die Stelle der Kraft, des kriegerischen Muths, der diesen Völkern fehlt, ist Gewandtheit und List getreten, sie sind nicht auf dem Schlachtfeld zu fürchten, aber niemand weiß besser als ein Chinese eine Rache von lange her anzuspinnen oder einen Fallstrick zu legen; seine moralischen Grundsätze ruhen nur auf dem Streben nach materiellem Wohlseyn. Die nomadischen Stämme, welche außerhalb der großen Mauer unter Zelten leben, sind wesentlich religiös, die Bevölkerung China's zeigt sich völlig gleichgültig gegen die Geheimnisse des künftigen Lebens, eine übermäßige Arbeit hat ihren Geist zur Erde gebeugt. Diese Menschen haben keine freie Zeit für geistige Bestrebungen, und der tägliche Kampf schützt sie gegen die unbestimmte Scheu vor der Zukunft. Der Gedanke des Todes beschäftigt sie weniger als die Furcht vor dem Hunger; sie erbauen ihren Göttern Tempel, haben aber in der That weder Religion noch äußern Cultus, sondern nur abergläubische Gebräuche, mit deren Hülfe sie sich das Schicksal günstig zu machen suchen. Der Weihrauch, den sie vor dem Altar verbrennen, dient ihnen statt des Gebets. Von dem Himmel, von den Sternen, von den Geistern der Vorfahren verlangen alle — mögen sie nun sich zum vagen Deismus Confutse's, zu den Träumereien Lao-tse's oder zu den Lehren des Buddhismus bekennen — dieselben Güter, langes Leben und Reichthum. Entartet in den höhern Classen durch eine weibische Civilisation, in den untern Gesellschaftsschichten durch das Elend, ist diese Race jetzt die am meisten passive und materialistische des Erdkreises.

Dieß ist das Reich, welches England bereits das Gewicht seiner Waffen, das katholische Frankreich die unermüdliche Wirkung seiner Propaganda hat fühlen lassen. Um ihren Handel zu vertheidigen haben die Engländer den Thron Tao-kwangs erschüttert, um die chinesischen Christen zu schützen hat sich die französische Regierung nicht gescheut, in die innere Verwaltung China's einzugreifen. Der brittische Einfluß hat es mit der industriellen Thätigkeit dieses Volks zu thun, der französische sucht nur Sympathien. Durch den Krieg mußte England sein Handelsübergewicht in China behaupten; wir wollen hier nicht über die wohlbekannten Feldzüge der Jahre 1840 und 1841 berichten, sondern wenden unsere Aufmerksamkeit auf die so rasch entscheidende Expedition des J. 1842. Diese Expedition hat gezeigt, was man sich aus den beiden andern Feldzügen noch nicht abstrahirt hatte, daß es nur einer gut geleiteten Demonstration zur See bedürfe, um die Regierung von Peking zu besiegen. England weiß jetzt, wie man einen europäischen Krieg im himmlischen Reiche führen muß; wenn es will, kann es durch Einschüchterung einen so vollständigen Sieg über das kaiserliche Cabinet davontragen, als der war, welcher mit dem Vertrag von Nanking abschloß; hat England jetzt aber auf die Folgen eines solchen Siegs dasselbe Zutrauen wie früher? Wenn man sich nur eine englische Armee einer chinesischen gegenüber gestellt denkt, wenn man nur die militärischen Operationen im Auge behält, so hat England von einem neuen Kampf mit China nichts zu fürchten. Alles ist aber nicht abgemacht, wenn man die tatarische Dynastie und die officielle Umgebung ihres Throns niedergebeugt hat. In seiner Regierung und in seinen Heeren besiegt, protestirt China noch durch seine ausdauernden Volksleidenschaften gegen den Sieg der fremden Gewalt. Die Einwirkung Englands in China hat zwei Seiten: im Kriege geht diese Einwirkung ganz leicht vor sich, im Frieden tritt China wieder in den Besitz seiner Vortheile. Neben die leichten Erfolge des Kriegs muß man also das Bild der Schwierigkeiten des Friedens stellen; das läßt sich aber nur recht erklären, wenn man den Zustand der chinesischen Gesellschaft gründlicher untersucht, worauf wir hier nicht eingehen können. Hier beschäftigt uns bloß die Geschichte des offenen Kampfes, dieser führt uns mitten in die Verlegenheiten und Verwicklungen hinein, die dem Opiumkrieg folgten.

(Fortsetzung folgt.)

Vulcan am großen Salzsee im westlichen Amerika.

Das Bull. de la société de géogr. vom Mai entlehnt aus dem Buffalo Commercial Advertiser eine Nachricht über einen Vulcan am Rande dieses Sees, der ein nicht unbedeutendes Licht auf die Entstehung dieses Terrains zu werfen scheint. Es ist ein Schlammvulcan, und bedeckt mehrere Acres im Umfang; Dampf und Wasser dringen aus einer großen Anzahl Oeffnungen hervor. Der Schlamm erhebt sich in Kegeln, die höchstens fünf Fuß über der Oberfläche hoch sind, und in Röhren auslaufen, von denen einige verhärtet und mit Schwefelkrystallen und andern Substanzen gemischt sind. Einer der Kegel schleudert in eine Höhe von 10 bis 15 Fuß Dampf und Wasser aus, die rasch und mit einem Geräusch, ähnlich dem einer Dampfmaschine, hervordringen. Das Wasser was er ausschüttet, ist in kurzen Zwischenräumen heiß und kalt, und fällt in eine Art natürlichen Kessel von 4 Fuß Durchmesser zurück, in welchem es fortbrudelt, bis es überläuft, um einige Fuß tief zu sinken und dann von neuem überzulaufen. Man bemerkt nichts als eine Masse Schaum. Das Wasser ist stark mit Salmiak geschwängert. Es gibt noch andere Kessel von 10 bis 12 Fuß im Durchmesser, welche mit drei bis vier Fuß tiefem kochendem Schlamm angefüllt sind, der gelegentlich nach allen Richtungen hinausgeschleudert wird. Etwa eine (engl.) Meile weiter hin ist eine andere Zahl Schlammkegel, und auf der entgegengesetzten Seite erhebt sich eine Insel mit vulcanischen Felsen zu einer Höhe von 50 Fuß. Am Fuße findet man Salz in Blätter stark geschwängert mit Salmiak. Das Salz des Sees ist aber rein und wird von den Californiern gebraucht. In der Nähe des Vulcans so wie an verschiedenen etwas entlegeneren Stellen sind mehrere mit Bimsstein bedeckte Felsen

Briefe aus dem Westen.

Dritter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Zug freundlich geselligen Zusammenhaltens hatte ich noch Gelegenheit an denselben beiden Thieren zu beobachten. Wer überhaupt schon Beobachtungen in der Thierwelt gemacht, dem wird das brave und muthige Zusammenstehen zur Vertheidigung gegen äußere Gefahr nicht entgangen seyn, wie es oft bei einem Rudel Schweine zu bemerken ist. Bei unseren beiden borstigen Hausgenossinnen ward ich denn auch Zeuge friedlicheren Zusammenhaltens. Als nämlich die Mutter jener hoffnungsvollen Jugend anfing, ihr zärtliches Herz zu überwinden und der Selbsterhaltung wegen öftere und weitere Spaziergänge von ihren Jungen weg machte, so gebärdeten sich diese höchst ungestüm darüber; hat ja doch die Jugend selten Einsicht genug, um sich sogleich in Entbehrungen zu finden. Was geschah? Die treue Ge-

nossin der Mutter, obwohl selbst aller natürlichen Verantwortlichkeit kleiner Nachkommenschaft gegenüber fremd, ward doch Freundin genug, solche Pflichten in Abwesenheit der Mutter, so gut sie vermochte, zu übernehmen, und der jungen zwölfköpfigen und störrischen Unerfahrenheit beizustehen. So beschwichtigte sie das liebenswürdige Ungestüm der Kleinen in Abwesenheit der Mutter mit ihren trockenen Witzen, wobei die Macht des Glaubens nicht wenig mithalf. Dieses hingebende Benehmen verschaffte der zärtlichen Jugendfreundin den Namen „Frau Tante," welche Bezeichnung immer unter großem Jubel der Kinder angebracht wurde.

Der verwilderte Zustand der ganzen Wirthschaft, so wie in der Pflanzen- und Thierwelt bot natürlich für die neuen Farmbesitzer ein gutes Theil Schwierigkeiten dar. Man denke sich eine Familie, deren Mitglieder vom Vater an bis aufs jüngste Kind herunter bis jetzt noch keinen Begriff von Naturleben hatte, und gewöhnt war, alle materiellen Bedürfnisse für baares Geld ins Haus zu bekommen. Mir, für meine Person, waren der'ei Dinge nicht mehr neu; ich hatte hierin während eines eilfjährigen Aufenthalts im südlichen Ungarn vieles erfahren. Oft, wenn ich bei mir das neue Treiben dieser Einwandererfamilien im Urwald betrachtete, erschien es mir als das einer Unterwelt. Noch immer die gewohnten Neigungen zu gewohnten Leiden und Freuden, aber andere Verhältnisse. Welch ein Ernst für den Zögling einer deutschen Universität, einen Juristen, dann für eine Frau, die bis jetzt nicht nöthig gehabt zu arbeiten um zu leben, und endlich für Kinder, die bis jetzt von der Thier- und Pflanzenwelt nichts kannten, als beschauliche Freude, nun aber Kühe hüten, und Borsten- und Federvieh regelmäßig füttern sollten. Alles dieß mag noch angehen, wo Lust und schöpferische Kraft genug vorhanden sind, um den Reiz eines solchen Lebens neben dessen Härten zu erkennen.

Was den Menschen hier an den Pforten der Wildniß unter seines gleichen erwartet, ist ebenso verschieden vom gewöhnlichen, als es die Physiognomie dieser ursprünglichen Natur gegen die höher cultivirten Länder ist. Der Mensch ist hier in vielfacher Beziehung in die Tiefen eines Elementarlebens zurückgewiesen, wobei er aber auch theilweise, wenn er anders dazu befähigt ist, durch eine einfachere Lebensanschauung weit über jenes verbildete Wesen gehoben ist, in welchem gewöhnlich die Masse der Gesellschaft an Uebersittung erstickt.

Oft mußte ich bei mir, wie schon oben bemerkt, das hiesige Leben einem unterweltlichen vergleichen. Um davon ein rechtes Bild vor Augen zu bringen, dürften wohl einige Beispiele das Passendste seyn. In Städten oder auf seit Jahrhunderten durch die Cultur verhätschelten Plätzen begegnet und sieht man Hunderte und Tausende, die nichts weiter sind als Mustertypen, wie z. B. Probknöpfe auf die Ladenpäckchen eines Krämers aufgebunden sind, um Art und Werth der enthaltenen Dutzende zur Schau zu tragen. Sie haben keine andere Geschichte, als daß sie von dieser oder jener Fabrik, unter diesem oder jenem Patent, und um diesen oder jenen Preis geliefert werden.

Hier ist es mit den Menschen anders. Jeder Nachbar, sey er länger hier oder erst kürzlich zugezogen, hat etwas erlebt und hat zum mindesten mittelst einer Seefahrt seine Salzwassertaufe bekommen, oder er mußte dem Urwaldleben einen Theil seines Gewohnheitsplunders opfern; den einen führte die Liebe, den andern Gelddurst oder Hymens ernste Mahnungen oder Religionseifer herüber, oder ein und der andere ward durch Gewissensfurien herübergepeitscht oder geleitete ihn Hang zu Abenteuern, aber jeder kam, um auf verändertem Schauplatz eine neue Lebensrichtung zu nehmen und gleichsam die Brücke seiner Vergangenheit hinter sich abzubrechen. Nur für sehr wenige ward der atlantische Ocean nicht zum Styx. So wie nach unserer Vorstellung eine Unterwelt, richtet das Leben in Amerika jeden Ankömmling, je nachdem er früher gelebt und je nach dem Bilde, welches er sich vorher von dieser seiner Zukunft entworfen; daher die große Verschiedenheit der Urtheile über Amerika und sein Leben, daher die vielen Täuschungen und Enttäuschungen von Schäfern, die ein Arkadien suchen, oder von Einsiedeleilustigen, die sich statt in ein beschauliches Leben in den Strudel, in rastlos hinwogendes Geschäftstreiben gezogen fühlen, wie sie es sich nimmer hätten träumen lassen. Die am wenigsten Getäuschten sind so wie überall diejenigen, welche am wenigsten erwarteten, die sich nicht zu viele Gedanken vorher machten, und alles in dem Augenblick, da es an sie kommt, so einfach als möglich nehmen. Göttliche Gebote sind die einzig wahren durch die ganze Welt, und darum bedarf es auch keiner anderer — was darüber, ist vom Uebel.

Unser nächster Nachbar A. war vor 15 — 16 Jahren aus Norddeutschland hierher eingewandert, und hatte sich mit seiner Frau arm, wie er war, so lang als Farmarbeiter verdingt, bis er sich selbst ein Stück Waldland kaufen konnte. Er hat jetzt fast sein ganzes Besitzthum geklärt, lebt in einem wohlbestellten Farmhaus mit seiner tüchtigen Frau und zwei Knaben von neun und vier Jahren. Eine Tochter von etwa 12 Jahren begrub er im letzten Sommer in der schattigen Hut eines alten Kieferngrundes, wo ich öfters ihr Grab sah, wenn ich dort Pflanzen nachging. Sie war sehr schnell aufgeschossen und binnen wenigen Tagen einer heftigen Krankheit erlegen. Als Gehülfen hat er einen Knecht, der vor etwa zwei Jahren aus Bayern herübergekommen war, und bis jetzt weder von seiner Kleidung noch von seinen nationalen Eigenheiten irgend etwas abgelegt hatte. Er ist ein Muster verschlagener Dummheit, die, wenn man sie als Klugheit gelten läßt, gerne zu Gegendiensten sich bereit findet. A. ist ein rechtlicher etwas selbstgerechter Mann, dessen Eier alle, was man sagt, zwei Dotter haben. Man muß mit ihm vorsichtig umgehen, um seinen Bauernstolz nicht herauszufordern. Ist man höflich, freundlich mit ihm, wie es Menschenpflicht erfordert, so ist er gefällig und brauchbar. Seine Frau ist tüchtig, schmatzt gerne und ist besonders gegen Bedürftige sehr freigebig. Sie und er halten beide zu den lutherisch-pietistischen Frankengemeinden jenseits des Saginawflusses.

Nachbar B., ein Deutscher, und erst seit ein paar Jahren hier, kaufte sich ein kleines Stück Land von etwa 13 Acres, lebte aber bis jetzt von seinem Maurerhandwerk, wobei er sich übrigens durch zu strenge Arbeit wehe that. Nun ist er beinahe seit einem Jahre krank und arbeitsunfähig. So fleißig auch seine junge tüchtige Frau ist, kann sie natürlich doch nicht für alles seyn, und so liegt ihr Grundstück zwar geklärt, aber tief in einem undurchdringlichen Wust von Unkraut begraben. Ihr einziges Kind lag lange krank am Wechselfieber, und das Unglück schien so eine bleibende Stätte unter dem Dach dieser armen Leute genommen zu haben. Auch sie halten zu den genannten Frankengemeinden jenseits des Saginawflusses, wodurch sie einigermaßen unterstützt zu seyn scheinen. Trotzdem werden sie aber alle Mühe haben, um sich etwas in die Höhe zu bringen.

Die Nachbarschaft C. ist ein zerfallendes Blockhaus und gehört mit einem ansehnlichen Grundstück einer Waise, die ebenfalls in den Kreis jener Frankengemeinden gezogen, während ihr Besitzthum für ihre Rechnung von der gesetzlichen Vormundschaft verkauft wird.

Nachbar D. ist ein vor mehreren Jahren eingewanderter Rheinländer; ehemaliger Rheinschiffer, Schiffseigner und Capitän, zog er mit Frau und Kindern hierher, baut Felder und pflegt seine Wirthschaft mit seinen jungen, aber kräftig heranwachsenden Söhnen. Alle sind von jenem heiteren unverwüstlichen Humor, wie er den Bewohnern der fast so glücklichen Rheingaue eigen ist. Der fröhliche Muth neben liebenswürdiger Anspruchlosigkeit läßt auch am glücklichen Aufkommen dieser Leute nicht zweifeln, obwohl sich ihnen jetzt noch durch die Unkenntniß der englischen Sprache mancherlei Hindernisse in den Weg stellen. Dieser Farmer befolgte die kluge Taktik nicht zu großartig zu beginnen, sondern sich nach und nach zu stärken und zu vergrößern.

(Schluß folgt.)

Baumwolle aus Afrika. Aus Liberia ist kürzlich eine Ladung Baumwolle in Liverpool angelangt, und ist bereits nach Manchester gesendet, wo sie, als aus einer neuen Bezugsquelle kommend, große Aufmerksamkeit erregt. Im Mai 1850 hatten zwei Häuser in Manchester zwei Schiffe, beladen mit Baumwollsamen und Maschinerie zum Reinigen der Baumwolle, nach Liberia gesendet. Auch die Regierung that allen möglichen Vorschub, und bereits ist das erste Ergebniß, freilich bloß 8 Ballen, eingetroffen. Die Unternehmer sind mit dem Erfolg ihres ersten Versuchs sehr zufrieden. (Shipp. Gaz. 6 September).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 219. 12 September 1851.

Ein türkischer Räuber.

Ein kürzlich erschienenes Werk von F. A. Neale „Eight years in Syria, Palestine and Asia Minor," erzählt nachstehende äußerst charakteristische Geschichte eines türkischen Räubers, der durch Entschlossenheit und Klugheit es dahin brachte, daß er zum Gouverneur seines Districts und zum Pascha von zwei Roßschweifen ernannt wurde. Er hieß Kutschuk Ali Oglu, war von niedriger Herkunft, wußte aber die Bewohner seines Heimathsdistricts, im Taurus nahe an der Seeküste, so für sich einzunehmen, daß sie ihn zu ihrem Oberhaupt wählten. Das erste war, daß er in den Höhlen und Schluchten der höchsten und anscheinend unzugänglichen Gipfel dieser Bergkette Vorrathshäuser und Kornmagazine anlegte, und den Zugang dazu dermaßen erschwerte, daß nur Einzelne hinansteigen konnten, während die Schildwachen von oben alles überblickten. Auf vielen der höchsten Punkte baute er scheinbare Vesten aus Lehm, die zwar jeder heftige Regen beschädigte, die er aber immer wieder herstellen ließ, und welche von fern ein sehr furchtbares Aussehen hatten. Sobald dieß geschehen war, sammelte er seine Anhänger um sich und machte Raubzüge, so daß er bald der Schrecken des ganzen Landes von Aleppo bis Koniah wurde. Doch soll er nie über 500 Mann gehabt haben, eine Thatsache, die erst mit seinem Tode bekannt wurde, als seine Anhänger sich zerstreuten. Wenn irgend ein Reisender durch sein Gebiet zog, so veranstaltete er es so, daß ihm eine Menge Bewaffneter begegneten, und mehr und mehr das Gerücht sich verbreitete, das Land sey voll von Bewaffneten, und er habe viele tausend Mann unter seinen Befehlen. Vergebens schickten die Paschas von Aleppo und Adana Truppen gegen ihn ab, oder ließen seine Vesten von der See aus beschießen: stets begünstigte ihn das Glück, und immer mußten die Truppen unverrichteter Dinge abziehen.

Endlich wurde die ganze Macht des Pascha's von Koniah unter erfahrenen Anführern und mit dem Befehl, ihn todt oder lebendig herbeizuschaffen, gegen ihn ausgeschickt; um dieselbe Zeit aber hatte Kutschuk Ali Oglu das Glück, ein reich beladenes französisches Schiff zu kapern, in welchem Kisten mit Schmuck und goldenen Uhren sich befanden; dieß gab ihm den Gedanken ein den Versuch zu machen, ob er nicht mit gütlichen Mitteln sich retten könne. Daß er durch plötzliche Unterwerfung nichts ausrichten würde, sah er wohl ein, deßhalb ließ er Schafe, Ochsen, Ziegen in ganzen Heerden nach seinem Lager treiben, sammelte ungeheure Vorräthe von Korn, und erwartete nun die Türken, die er nicht durch einzelne Ueberfälle, wie sonst beunruhigte. Er sammelte seine Anhänger nebst deren Familien in den fast unzugänglichen Bergen, wo seine wohlgefüllten Korn- und Vorrathshäuser ihnen reichlichen Unterhalt und ein Dorf von gutgebauten Hütten erträgliche Wohnung sicherte. So ausgerüstet hielt er sich ruhig in seinen wohl versehenen Bergvesten, und als die Türken seine eigentliche Veste Byaß belagerten und aufs heftigste beschossen, war er schon lange in seinen Bergen, und die Türken waren wüthend, zu finden, daß sie ein leeres Nest in Brand gesteckt hatten. Der türkische General hoffte nun ihn in seinen Bergen einzuschließen und auszuhungern, aber das Schicksal, das er Kutschuk Ali Oglu bereiten wollte, befiel ihn selbst; bald fehlten in seinem Lager die Lebensmittel, heftiger Regen kam dazu, und Krankheiten rissen unter den Truppen ein, diese verloren den Muth, und diese Muthlosigkeit steigerte nur noch das Uebel, denn sie starben nun wie Fliegen dahin; endlich wurde der türkische General selbst krank. Jetzt trat Kutschuk Ali Oglu auf, schickte eine Deputation an den Pascha, drückte ihm sein Bedauern über sein Unwohlseyn aus, und schickte ihm Korn, Vieh, Oel, getrocknete Früchte u. s. w., was er zu wiederholen versprach, so lang der Pascha sein Gebiet mit seiner Gegenwart beehre. Der Pascha war erstaunt, die türkischen Truppen nicht minder, und als vollends die goldenen Uhren und Schmucksachen zum Vorschein kamen, war das Spiel für den schlauen Kutschuk Ali Oglu gewonnen. Die Truppen wurden zurückgezogen, und er als ein treuer Unterthan anerkannt, wogegen er sich verpflichtete die Pilgerkarawanen, die durch sein Gebiet mußten, besonders zu beschützen, und ebenso dem Handel und den Reisenden Schutz zu gewähren. Die erhabene Pforte willigte in den Handel, Kutschuk Ali Oglu wurde Pascha von zwei Roßschweifen und Gouverneur seines Districts, den er sehr gut verwaltete, und die Räuber, die nicht so glücklich gewesen wie er, spießen ließ. Byaß ist jetzt noch ein wohlhabendes, meist von Christen bewohntes Dorf. Ominös genug ist das Schloß Kutschuk Ali Oglu's, dessen Enkel Gouverneur des Districts war, als Neale denselben besuchte, mit seinen finstern Gefängnissen und Zimmern in sehr gutem Stande erhalten, während eine hübsche Moschee, die der alte Sünder noch kurz vor seinem Tode aufführen ließ, in Trümmer zerfällt.

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

(Fortsetzung.)

2. Der Opiumkrieg und das Verhältniß zu England.

Die tiefe Sicherheit, deren das chinesische Reich seit der Thronbesteigung der Mandschudynastie genoß, beruhte ganz auf

seiner geographischen Lage. Die unermeßlichen Prairien, aus denen ehemals die mongolischen Eroberer hervordrangen, nährten nur noch ein durch den Lamaismus beschwichtigtes Volk. Die Horden von Turkestan tummelten sich nur in der Ferne an den Westgränzen, unübersteigbare Berge oder Eiswüsten trennten Rußland von China. Ein Angriff konnte also nur vom Meere her kommen, und welche Macht unter den europäischen Mächten, die allein das himmlische Reich angreifen konnten, hätte es unternehmen können, eine Armee 5000 Lieues weit über ein Meer hinzusenden, zu dessen Durchschiffung man nahezu sechs Monate brauchte? England selbst hätte es nicht versucht, aber England besaß Indien, und was dem Vereinigten Königreich unmöglich gewesen wäre, konnte das englische Indien vollbringen. Das indobrittische, von einer Compagnie Kaufleute gegründete Reich hat eine Armee von 300,000 Mann, unter denen man nur 30,000 Europäer zählt, alles übrige, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, sind Eingeborne, nur die Officiere sind Engländer. Für einen Seefeldzug muß man in der Wahl der Regimenter einige Rücksichten beobachten. Die Soldaten von Bengalen sind durch religiöse Vorurtheile an den Boden der Halbinsel gefesselt, im Gouvernement Madras bestehen diese Vorurtheile nicht, und man kann jeden Augenblick über sämmtliche Truppen der Präsidentschaft verfügen. Indien bringt also England den äußern des himmlischen Reichs auf eine Entfernung von 40 bis 50 Tagen nahe, und die Armee der Compagnie kann leicht den Weg nach Peking finden.

Man kennt die Veranlassung zu dem Kampf zwischen England und China, der im J. 1842 mit einem Friedensvertrag endigte. Der Opiumhandel hatte den Wechselverkehr zerstört, und bewirkt, daß jedes Jahr nahe an 50 Millionen von dem baaren Gelde, welches das chinesische Reich seit 200 Jahren im Austausch gegen seine Industrieproducte erhalten hatte, nach Europa zurückflossen. Der Hof von Peking gerieth in Unruhe über die Ausdehnung, welche dieser unerlaubte Handel erlangt hatte, über die Verheerungen, die er in den untern Classen anrichtete, und die Verarmung, mit der er den Metallvorrath des Reichs zu bedrohen schien. Er beauftragte einen energischen Beamten, den Commissär Lin, diesem Mißbrauch ein Ziel zu setzen. Lin erhielt, nachdem er die europäischen Kaufleute und den Vorstand des englischen Handels, Capit. Elliot, einige Tage in den Factoreien blockirt gehalten hatte, 20,000 Kisten Opium ausgeliefert, die er am 7 Julius 1839 verderben und ins Meer werfen ließ. Um den Handel Englands mit China war es geschehen, wenn erstere Macht eine solche Gewaltthat ungestraft ließ. Der Krieg wurde also beschlossen, und Tschusan sah bald unter seinen Mauern die von der englischen Flotte aus dem Golf von Bengalen nach dem chinesischen Meere versetzten Bajonette blitzen. Dieser Feldzug brachte am 1 Julius 1840 die Insel Tschusan, welche als der Schlüssel des Seehandels der nördlichen Provinzen galt, in die Hände der Engländer, und am 25 Mai 1841 wurde der Stadt Canton ein Lösegeld von 36 Mill. Fr. auferlegt. Diese raschen Erfolge konnten indeß den Stolz des Kaisers noch nicht beugen, sie führten vielmehr nur unredliche Unterhandlungen herbei, in denen ein neuer Mandarin, der gewandte und schlaue Ki-schan, einige Monate lang alle Hülfsmittel der chinesischen Diplomatie entfaltete. England mußte nun darauf denken, seine Kraft an empfindlichern Punkten des himmlischen Reichs zu zeigen, und schickte von neuem seine Flotte gegen Norden. Canton blieb, so zu sagen, neutrales Terrain, der Handel ging seinen alten Gang, zahlreiche Schiffe drängten sich im Strome und bezahlten zu gleicher Zeit die kaiserlichen Zölle und die von den Mandarinen zu eigenem Vortheil auferlegten Steuern. Die Engländer bequemten sich bei dieser Gelegenheit eine Zusatzsteuer zu zahlen, und so war es ihr Handel, der durch Bezahlung dieser Auflage in Wahrheit die Kriegssteuer trug, welche die Kaufleute von Canton vorgeschossen hatten.

Der zweite im Monat August 1841 eröffnete Feldzug wurde durch einen neuen Bevollmächtigten, Sir Henry Pottinger, der auf Elliot gefolgt war, geleitet. Die bisher von dem Commodore, Sir Gordon Bremer befehligte Flotte kam nun unter den Oberbefehl des Contreadmirals Sir William Parker, und die Führung der Truppen blieb dem General Sir Hugh Gough anvertraut. Die Insel Tschusan, welche Capitän Elliot in einem Anflug von Vertrauen der chinesischen Regierung zurückgegeben hatte, wurde abermals von den brittischen Truppen besetzt. Amoy, Tschin-hai, Ningpo sahen gleichfalls das Kreuz des h. Georg. Diese Eroberungen wurden in weniger als zwei Monaten gemacht, und kosteten den Siegern nur etwa 20 Mann. Das erstaunte Europa begann sich zu fragen, was der Ausgang eines Kriegs seyn würde, dessen Verlauf durch so leichte Triumphe bezeichnet war. Die Engländer fanden zu Ningpo das frische stärkende Klima des Nordens, das den durch die entnervende Temperatur der Tropen geschwächten Constitutionen so zuträglich ist. Selbst die indischen Soldaten empfanden die Wohlthaten des Winters. In dem ersten während des Sommers unternommenen Feldzug hatte man die Kranken zu Tausenden gezählt, dießmal blieben die Spitäler leer, obgleich der Schnee oft die Straßen bedeckte, und ein eisiger Wind die Kälte der Mandschurei nach Ningpo zu bringen schien. Die friedlichen Einwohner von Schekiang hatten ihre fruchtbaren Felder nicht verlassen, und die welche aus der Stadt gezogen waren, kamen in Menge zurück, der Markt war reichlich versorgt, und das Vertrauen begann zwischen den Chinesen und Barbaren sich herzustellen. Wenn die Engländer größere Plane gehabt hätten, die Gelegenheit wäre damals günstig gewesen, auf dem Gebiet des himmlischen Reichs festen Fuß zu fassen. Alles wich vor der Gewalt ihrer Waffen; sie hatten eine reiche, fruchtbare Provinz vor sich, die von einer friedlichen, fleißigen Bevölkerung bewohnt, und durch eine starke Stellung, die Insel Tschusan, beherrscht war, aus der man gewissermaßen die Citadelle dieser militärischen Stellung machen konnte. Diese in allen Richtungen von Canälen und Flüssen durchschnittene Provinz konnte die beiden Haupterzeugnisse China's, Thee und Seide, in großer Menge liefern, sie versprach durch ihr Klima, ihre geographische Lage, die Fruchtbarkeit ihres Bodens und die unterwürfige Gesinnung der Bevölkerung mit der Zeit eine der prachtvollsten Besitzungen des englischen Reichs zu werden. Eine Handvoll Menschen behauptete hier sechs Monate lang eine fast unbestrittene Herrschaft; eine solche Armee, wie Indien sie liefern konnte, hätte diese Herrschaft auf festere Grundlagen stützen können, als auf denen jetzt das politische Gebäude vieler europäischen Staaten beruht. Dem Uebergewicht der Sieger hätten sich die furchtsamen Bewohner der Provinz Schekiang ohne Widerstand gebeugt, sobald man sich durch eine definitive Besetzung vor der Rache der Mandarinen gesichert hätte; aber niemand erschrickt mehr über die Größe Englands, als England selbst. Es scheut zurück vor dem Geschick, von dem es vorwärts getrieben wird, und es verlangt von den fünf Welttheilen keine neuen Provinzen, wohl aber neue Märkte. Erzeugen und verkaufen, das ist das Schicksal, welches ihm von den neuen Bedingungen seiner Existenz zugeschieden

wurde. Diesem gebieterischen Bedürfniß hatte das britische Cabinet gehorcht, als es sich zu einer Expedition entschloß, welche ein Theil des Parlaments aus moralischen Rücksichten verwarf. Das Whigministerium wollte für den englischen Handel eine Entschädigung des Verlustes, den diese bedeutende Classe erlitten hatte; es wollte für die Operationen desselben einen größern Schauplatz eröffnen und ihm einen Stützpunkt an der Küste verschaffen; es wollte auch aufmerksame Vertheidiger desselben schaffen, die sich nicht vor den chinesischen Behörden zu beugen brauchten und in einen den Repräsentanten eines großen Landes angemessenen Verkehr treten könnten. Dieser Zweck wurde durch die Besetzung von Schekiang nicht erreicht; man mußte die Sache weiter verfolgen, und dieß war der Zweck eines dritten Feldzugs, des von 1842. Die Geschichte der Operationen der englischen Armee in China zu dieser Zeit verknüpft sich zu sehr mit den jetzigen Interessen, und diese Operationen selbst haben zu entscheidende Folgen gehabt, um nicht eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.

Zwischen den ungeheuren Provinzen, über welche der zu Peking residirende Herrscher Gewalt ausübt, besteht eine natürliche Theilungslinie, und dieß ist der Yang-tse-kiang; dieser riesenhafte Wasserlauf theilt das himmlische Reich in zwei bestimmt geschiedene Theile, in den Norden und Süden. Die beiden Arme des Kaisercanals münden 40 Seemeilen unter Nanking, 260 SM. von der Mündung in den Yang-tse-kiang ein; durch diesen Canal erhalten die nördlichen Provinzen den Reis, den Thee und die Seidenzeuge der südlichen Provinzen. Peking kann, wenn man diesen Verkehr unterbricht, nicht mehr leben, eine Unterbrechung desselben heißt die Luft nicht mehr in die Lungen kommen lassen, es heißt die Mandschu-Dynastie ersticken. Der Capitän Bethune hatte auf der Fregatte Conway den Lauf des Yang-tse-kiang untersucht, und versicherte, daß man Linienschiffe bis zur Einmündung der Canäle in den Strom führen könne. Diese Gewißheit war mehr werth als ein Sieg. Da die Engländer den Kaiser nicht seiner Länder berauben, sondern nur seinen Stolz beugen wollten, daß er um Gnade bitte, da sie nach keinen Eroberungen, sondern nach einem Vertrag strebten, so mußte man die vielfachen Besitznahmen aufgeben, welche den Widerstand nur auf einem Punkte erstickten, um ihn an andern wieder aufleben zu lassen; man mußte einen directeren Weg nach dem Herzen suchen, das in Peking schlug. Als das rascheste und sicherste Mittel erschien, den Yang-tse-Kiang hinaufzufahren, die englische Flotte an dem Lebenspunkte des Reichs aufzustellen und den Blutumlauf dieses großen Körpers zu unterbrechen; selbst ein Marsch auf Peking hätte minder sichere Folgen gehabt. Der Kaiser konnte in einem solchen Fall die Hauptstadt verlassen und sich außerhalb der großen Mauer oder in die Westprovinz Schan-si zurückziehen; von hier aus, gedeckt durch die Schwierigkeiten dieses gebirgigen Landes, hätte er noch die Südprovinzen beherrscht, der Krieg hätte sich in die Länge gezogen, und vielleicht hätte eine allgemeine Anarchie den Handel, zu dessen Gunsten man seit drei Jahren die Waffen führte, vernichtet oder mindestens gefährdet. Alle diese reiflich erwogenen Gründe bestimmten den Entschluß der englischen Generale, und der Strom, der die Mauern von Nanking bespült, wurde ausgewählt zum Schauplatz einer Expedition, die man entscheidend zu machen sich schmeicheln konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Westen.

Dritter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung.

(Schluß.)

Nachbar C. Engländer und mit seiner Frau seit 17 Jahren auf diesem Platze, ist mit seiner zahlreichen Familie der Schmuck und die Stütze der nächsten Umgebung. Ein tüchtiger erfahrener Mann, Hausvater und Nachbar, erzog er viele und tüchtige Kinder in einem armseligen Blockhause, und baute sich erst vor zwei Jahren ein sogenanntes Framehaus, wo er jetzt, von braven Söhnen, Töchtern und Schwiegersöhnen gestützt, ein gemächlicheres Leben führen kann. Streng fromm, aber nicht fanatisch und intolerant, führt er ein moralisches, nüchternes und beschauliches Leben. Er sammelte in verschiedener Richtung gegründete Erfahrungen, und dieß, mit uneigennützigster Gefälligkeit vereint, macht ihn zum viel gesuchten Berather aller die ihn kennen. Die ganze Familie lebt in demselben Glück, da tüchtige Eltern tüchtige Kinder erziehen, und wo selbst Schwiegerkinder tüchtig sind und sich in denselben guten Geist hineinleben. Nachbar C. wird überall hingerufen, bald als Hausarzt oder Viehdoctor, bald als Schlachter oder sonst in ähnlichen Diensten. Er ist Gentleman und eine Autorität in einem ziemlichen Umkreis, und hat darum mancherlei Einfluß in Gemeindeangelegenheiten.

Ganz andere Absichten als die bisher erwähnten, verfolgte Nachbar F. welcher sich auf dem linken Ufer des Tittibawassee ankaufte und sich theilweise ins Reich setzte. Er gehört, so viel ich weiß, einem vornehmen schlesischen Magnatengeschlecht an, war österreichischer und preußischer Officier, und hat bis jetzt von seinen aristokratischen Weltansichten nichts nachgelassen, als vielleicht, daß er eine sogenannte Mesalliance gemacht und die hübsche Tochter eines böhmischen Wirthschaftsbeamten zu seiner Frau gemacht. Der Jagd zu lieb zog er hierher an die Gränzen der Cultur, wohin ihm seine muntre kluge Frau folgte. Hinsichtlich der Jagd fand er sich sehr getäuscht: denn es ist etwas ganz anderes in Wäldern voll gehegten Wildes und mit allen erdenklichen Hülfsmitteln zu jagen, wo sich zudem alle Vorarbeiten mit bezahlten Dienern machen lassen, als in den unbekannten Waldregionen eines ungemessenen Territoriums, nur auf sich allein angewiesen, dem Wilde nachzugehen. Hier braucht es andere und erweiterte Jagdkenntnisse, und große Zeitopfer, wenn man nicht genau mit der Natur und den Jahreszeiten vertraut ist. Lohnt sich ja die Jagd kaum mehr für die eingebornen rothhäutigen Waldeskinder, welche doch den Sinn für das Jagdwesen mit der Muttermilch eingesogen, und, vom Walde gehegt, mit dessen Leiden und Freuden vertraut aufwachsen. Diese Jagd nimmt beide, Wild und Jäger dahin, und ruhig nimmt nachher der Pflug das gesäuberte Gebiet in Besitz. Der vornehme Europäer schickte sich indessen vortrefflich in seine neue Lage, wird aber wohl dann erst besser zu Stande kommen, wenn er seinen vaterländischen Quark vollends hinter sich haben wird. Jetzt leben noch eine Menge Leute in seinem Dienste aus seinem Sack, und dieß ist was in diesem Lande zu reißendem Verderben führt. Als ehemaliger Officier eines aristokratischen Cavallerieregimentes ließ er sichs wohl kaum träumen, was er einst in den Urwäldern Michigans für Wirthschafts-Mähren zu reiten haben würde, um bequem von einem Orte zum andern zu kommen. Er lernt sich indessen alles, und eben dieser vornehme Nachbar kann in vielfacher Beziehung manchem andern zum Muster dienen. Zur Zeit als er seinen ersten republikanischen Sprößling begrüßen sollte, brannte sein Haus ab, und darum ward seine Tochter in der Scheune eines nächsten Nachbars geboren und bald darauf von den Eltern selbst getauft. Der Graf ist ein höchst phlegmatischer, aber ein liebenswürdiger freundlicher Mann, der gerne Gastfreundschaft übt.

Ein anderer Nachbar war G., ein geborner Amerikaner, französischer Herkunft, und wie die Leute behaupten, französisch-indianischen Geblüts. Er lebt mit den Chippewahs, welche Michigan noch theilweise bewohnen, auf gutem Fuß, und erhält öfters Besuche von berittenen rothhäutigen Amazonen, welche er und sein Bruder, der mit ihm zusammen wohnt, öfters erwiedert. Jagd und zärtlichere Schäferstunden sollen

die Würze dieser Verhältnisse ausmachen. Solche Verbindungen sind hier und in Canada bei den Franzosen sehr häufig, und fallen daher wenig auf; diese Nachbarn haben hier eine kleine Farm, deren Grund und Boden noch nicht völlig geklärt ist. Ich selbst kam nicht dazu ihre Bekanntschaft zu machen, ließ mir aber sagen, daß es recht umgängliche Leute seyen.

Ein anderer Nachbar H. wohnte in gerader Linie sehr nahe bei uns, ist aber durch den undurchdringlichen Wald auf eine sehr weite Entfernung von uns abgeschnitten; diese läßt sich nur zur Winterszeit, wenn die Bäume laublos und die zahlreichen sumpfigen Stellen im Walde zugefroren sind, abkürzen. Herr H. war auch erst seit ungefähr einem Jahre hier eingewandert, und hatte mit seiner jungen Frau den Muth, von aller Welt abgeschnitten, sich mitten in die unwirthsame Waldnacht zu setzen. So viel ich weiß, ist er aus Nassau, hatte Jus studirt und prakticirt, und fühlt sich jetzt selbst bei den härtesten Arbeiten eines Hinterwäldlers, bei Grundklären und Holzverbrennen gesund und glücklich. Er zeigte mir triumphirend seine hörnenen brandgezeichneten Hände. Zur Jagdzeit schoß er schon viele Hirsche fast buchstäblich vor der Thüre. Möge Gott dieses muthige junge Paar gesund erhalten, denn hier sind ein paar Wochen Krankheit mehr als genug, um selbst muthige Anfänger geistig und materiell auf Jahre zurückzuwerfen.

Die Nachbarn J., auch noch nicht lange aus Norddeutschland eingewandert, sind vier Brüder, davon ist einer verheurathet. Sie haben sich ungefähr 16 Meilen von hier, aufwärts am Tittibawassee auch in dichten Wald gesetzt und erbauten da ein langes Blockhaus, worin jeder sein eigenes Gelaß mit eigenem Ausgang hat. Auch diese Brüder hatten Jahr aus Jahr ein gute Jagd, die ihnen zu großer Unterstützung dient, da sie von der nächsten Stadt Saginaw ziemlich entfernt sind. Diese Ansiedler haben es darin gut, daß sie schon an sich selbst viele und tüchtige Arbeitshände haben und so — wird auch einer und der andere krank, nie ohne Hülfe sind.

Ein anderer Nachbar K., Pächter einer kleinen Farm, ebenfalls am Tittibawassee und geborner Amerikaner, betreibt sein Geschäft schon seit Jahren mit gutem Erfolg, und schafft sich besonders durch den Ertrag wohlgepflegter Obstbäume baares Geld ins Haus, was besonders im Westen bei weitem auf den meisten Plätzen höchst selten möglich ist. An vorhin genanntem Flusse befinden sich überhaupt schon viele seit längerer Zeit cultivirte Niederlassungen, die gleichzeitig mit Saginaw gegründet wurden und deren Interesse mit jenen dieses Platzes unzertrennlich verbunden sind.

Ein anderer Nachbar L., ein deutscher Edelmann aus Ungarn (Banat), wo wir uns beide dem Namen nach kannten, hatte sich ziemlich entfernt auf dem rechten Ufer des Saginawflusses mitten in den dichtesten Wald gesetzt und da, so viel mir bekannt geworden, kein beneidenswerthes Loos gezogen. In Ungarn besaß er in der Nähe von Temesvar ein Gut; dieses war eines jener ersten, welches im Sommer 1848 der Raubsucht und Plünderungswuth der widerstrebenden Raizen und Slawen zum Opfer geworden. Sein Besitzer war ein getreuer Anhänger der ungarischen Sache, woran er lebhaften und thätigen Antheil nahm. Er wurde nach der Einnahme Wiens durch den Fürsten Windischgrätz von da ausgewiesen und ging nun über Hamburg in die Wildniß des amerikanischen Westens. Seine Frau, eine einzige Tochter aus Kaschau, hatte er schon beim Beginn der politischen Schwierigkeiten des Jahres 1848 in sein schwiegerelterliches Haus gebracht, und sie war so seinem jetzigen Schicksale fern geblieben, wodurch er sich jetzt besonders unglücklich fühle. Hier möge denn ein Lob für amerikanische Frauen einfließen, die als Haushälterinnen und Lebensgefährtinnen mancherlei Fehler haben mögen, aber häufig Beispiele geben, wie sie mit größtem Muth und unverbrüchlicher Ausdauer bei vorkommenden Unglücksfällen Tausende von Meilen weit ihren Männern selbst in die wilde Einöde folgen, um zusammen ihr Leben zu machen und zu tragen. Daß deutsche Frauen dieß auch können, ist wohl außer Zweifel, ich führte ja oben ein Beispiel dafür an; aber daß dreimal so viele es schwieriger und bedenklicher nehmen und ausführen würden, ist ebenso gewiß als daß ein Ehemann dabei immer die ganze Wucht einer Familienopposition zu überwinden hätte. Nachbar L. beging freilich noch bei seinem Anfang hier die Unvorsichtigkeit, sich mutterseelallein mitten in den Urwald zu setzen, und ich weiß darum kaum, ob es ihm gelingen wird sich herauszubringen.

Ein ähnlicher Fall war es mit einem österreichischen Grafen, einem ledigen jungen Mann voll Lebenskraft und Unternehmungsgeist. Oesterreichischer Cavallerieofficier und einer angesehenen Familie angehörend, fand er sich in kaiserlichen Diensten nicht mehr länger zufrieden; dazu kam noch das mächtige Unglück, daß ihm eine geliebte Braut untreu wurde, was ihn, so viel ich weiß, vermochte, übers Meer hierher zu gehen. Nach seinen natürlichen Anlagen redlichster Republikaner, aber von Geburt und Erziehung Aristokrat, vielleicht im edelsten Sinn, ward er in eine Reihe von Wechselfällen geschleudert. Er kannte weder Scheu noch Scham zur Arbeit, lernte Schuhe machen, und arbeitete in diesem Gewerbe mit Stoicismus und innerem Triumph. Schon als Soldat galt er unter seinen Cameraden als ein braver unermüdlicher Charakter, welchem ein fester abgehärteter Körper zu Gebot stand. Für das jübelnde, mäkelnde Treiben der hiesigen Speculantenwelt zu gut, war er natürlich bald fast aller seiner materiellen Hülfsmittel bar, und obgleich mit wohlhabenden Freunden und Bekannten, die mit ihm hierhergekommen waren, in Verbindung, war er doch nimmer von dem Entschluß abzubringen nach St. Louis zu gehen, und sich dort als Schütze bei einer der nach dem Westen ziehenden Expeditionen oder Auswandererkarawanen anwerben zu lassen. Er machte sich daher so mobil als möglich, und versagte selbst seinen aufrichtigsten und nächsten Freunden die Gunst seiner Adresse und den Willen, mit ihnen in Correspondenz zu bleiben, indem er fest erklärte, durchaus keinen Brief mehr anzunehmen. Es hätte ihn einen einzigen Brief an die Seinigen nach Oesterreich gekostet, um sich in den Stand zu setzen, Eigenthum und Unabhängigkeit zu erwerben. Hiezu war er zu stolz und schlug selbst bestgemeinte Rathschläge der Art aus, weil er, wie er sagte, seinem Vater schon genug gekostet und nichts mehr vom Unterhalt seiner lieben Schwestern ziehen wollte. Ich sah diesen liebenswürdigen Mann, als er eben Abschied zu nehmen gekommen war. Sein nächster Freund war der vorhin genannte ungarische Republikaner, und wenn auch beide in ihren politischen und Weltansichten ganz verschieden, blieben sie sich doch als Ehrenmänner nahe. Wo jetzt den unglücklichen Mann seine Abenteuer herumführen mögen, weiß ich nicht. Möge ihn der eine Himmel, der sich gleich über uns alle wölbt, schützen und ihm die Sonne seines Glücks leuchten lassen.

Betrachte ich so bei mir im Stillen die verschiedenen Menschen, wie sie ein wechselvolles Schicksal hier zusammengewürfelt und wie sie auf einer gleich einem Wrack unter ihnen hinabsinkenden Vergangenheit hier ein neues Leben zu schaffen suchen, sich mit ihren hergebrachten Grundsätzen, Neigungen und Narrheiten einander bekämpfen, so fällt mir die großartige Idee der Geisterschlacht ein, da Nachts die ergrimmten Geister der Gefallenen in den Lüften über dem Schlachtfeld den Kampf auf Leben und Tod fortsetzen. So gleicht dieses Amerika der Luft über dem alten europäischen Schlachtfeld, wo die über den Ocean hergekommenen Träger verschiedenartiger Gesinnungen und Ideen ihren gegenseitigen Kampf auf Leben und Tod fortsetzen.

Nachricht von Layard. In der Versammlung der königlichen Literaturgesellschaft zu London am 24 Julius wurden Briefe von Layard über die Fortschritte und Erfolge seiner neuen Forschungen zu Nimrud vorgelesen. Man ersieht daraus, daß das Publicum mit Recht hohe Erwartungen hegt von den Fortschritten, welche aus Layards unermüdlichen Arbeiten für die Kenntniß der assyrischen Geschichte und Alterthümer hervorgehen werden. Die neuen ausgegrabenen Gegenstände des Alterthums werden ein Licht werfen auf den Zustand der Künste, auf die Chronologie, auf den Ursprung des ägyptischen Einflusses und auf eine Menge anderer dieses alte Weltreich betreffender Punkte. (Athen. 6 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 220. 13 September 1851.

Der dritte niederländische literarische Congreß zu Brüssel.

Am 30 August wurde nach dem im vorigen Jahre zu Amsterdam gefaßten Beschluß der dritte niederländische literarische Congreß in Brüssel eröffnet. Wenn man die Liste der verhandelten Gegenstände, Orthographie, Aussprache, Wörterbücher u. s. w. übersieht, so könnte man glauben, das Ganze interessire nur einige Fachgelehrte, allein die Sache hat eine viel weitgreifendere, für Deutschland höchst interessante und für die Entwicklung der allgemeinen Bildung höchst wichtige Tendenz. Die Bewegung, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, ist nicht neu, nicht bloß, daß dieser Congreß schon der dritte ist, sondern die Sache ist schon seit einer Reihe von Jahren in Vorschlag, zu welchem Ende wir nur auf eine schon im J. 1844 erschienene Schrift von Hubert Vandenhoven verweisen, welche unter dem Titel erschien: **La Langue Flamande et son avenir.** Die Sache hat nicht bloß ein literarisches, sondern selbst ein politisches Interesse, und aus solchen Schriften, wie die Vandenhovens, sieht man sehr deutlich heraus, daß die germanische Stammverwandtschaft kein leerer Klang ist. Die flämische Literatur hatte ihre Blüthezeit im Mittelalter, seit der burgundischen Herrschaft ist sie vernachlässigt, und die französische ist unter den höhern Ständen die allgemeine Sprache geworden; die österreichische Regierung hat es in der Zeit, als sie die Niederlande beherrschte, versäumt, sie zu heben und durch die Bekanntschaft mit dem Deutschen die Flamänder selbst Deutschland näher zu bringen. So war nach dem Ende der französischen Herrschaft das Flämische ein geringgeschätzter Volksdialekt, der sich neben dem Französischen nicht als Sprache der Gebildeten und der Civilisation zu behaupten vermochte, wenn er gleich auch nicht auszurotten war. Unter der holländischen Herrschaft trieb man in Belgien aus Opposition das Französische, und wollte vom Flämischen nichts wissen. Dieß ist nach der belgischen Revolution im J. 1830 anders geworden, und seit der Aussöhnung Hollands und Belgiens haben sich mehrere Anknüpfungspunkte ergeben.

Das Holländische, obgleich officielle Staats-, wie Literatursprache, leidet an ähnlichen Gebrechen, wie das Flämische: die Literatur kann nicht aufkommen, weil sie sich auf ein zu enges Gebiet beschränkt, und wenn Holländer für ein größeres Publicum schreiben wollen, schreiben sie französisch oder deutsch. An dem geringen Leserkreis sind zum Theil die Holländer selbst schuld. Seit nach dem Utrechter Frieden die Provinz Holland den bedeutendsten Einfluß im Lande übte, legte sie auch den andern Provinzen das Joch ihres Dialekts auf, und der engherzigste holländische Provinzialdialekt wurde die Schriftsprache des Landes.[1] So hat man die Sprache nicht reich, sondern arm gemacht, denn statt aus dem sämmtlichen niederdeutschen Sprachschatz zu entlehnen, wurde alles, was nicht rein provinzialholländisch war, ausgemerzt. In neuerer Zeit ist man hierüber zur Erkenntniß gekommen, kann aber natürlich die Sache so leicht nicht ändern. Das Bestreben der seit einigen Jahren bestehenden Congresse scheint jetzt dahin zu gehen, in der Schriftsprache allmählich eine Uebereinstimmung zwischen Holland und Flandern herzustellen, und dieselbe so zu gestalten, daß die in Holland und Belgien erscheinenden Schriften nicht bloß in diesen Ländern, sondern in allen niederdeutsch redenden Theilen Deutschlands gelesen werden können. Vandenhoven drückt den vorherrschenden Gedanken wohl ganz richtig aus, wenn er in seiner obenerwähnten Schrift sagt: „nachdem ich einige Jahre die alten flämischen Gedichte studirt, fiel mir einerseits die Schönheit der Sprache jener Zeit, in Bezug auf Wohllaut, Natürlichkeit und Bestimmtheit auf, andererseits die Aehnlichkeit mit dem Deutschen, namentlich den nördlichen Dialekten. Ich habe daraus den natürlichen Schluß gezogen, daß wenn man das alte Flämische studirt, oder richtiger gesagt, wenn man die neuere Sprache durch die des Mittelalters verbesserte, so würde man ungefähr denselben Zweck erreichen, wie durch die einfache Annahme des Schriftdeutschen; man hätte eine vollständige, harmonische und außerdem vermittelst einiger orthographischen Aenderungen für das halbe Deutschland verständliche Sprache. Unter diesen Umständen ist eine flämische Literatur möglich.[2] Enge mit der deutschen Literatur verbunden, würde sie sich unter deren Aegide entwickeln, ohne aufzuhören belgisch (niederdeutsch) zu seyn, und wir würden unsere literarischen Erzeugnisse gekannt und geschätzt sehen, nicht bloß jenseits des Moerdyck, sondern auch an den Ufern der Elbe und Oder. Auf der andern Seite würden die vorgeschlagenen Reformen bei uns das Studium des Deutschen erleichtern, man könnte in den Collegien zugleich die beiden Hauptdialekte, Hoch- und Niederdeutsch lehren und die Eigenthümlichkeiten beider anschaulich machen. Der Flamänder würde während des Studiums seiner eigenen Sprache völlig in den Stand gesetzt, die deutschen Schriftsteller zu verstehen, und unsere flämischen Provinzen, die jetzt in einem Theile der

---

[1] Dazu kommt noch die Verderbniß des Holländischen durch den Einfluß des Französischen, wodurch ganz lächerliche Wortbildungen entstanden sind. Auch machte ein Mitglied des Congresses, Hr. Vleeschouwer, die „verbastering en verfransching der nederlandsche Taal“ zu einem besondern Gegenstand des Vortrags.

[2] Es würde richtiger heißen, eine „niederdeutsche“, damals aber dachte man noch nicht an eine so innige Annäherung an Holland.

Mittelclassen so sehr zurück sind, würden unmerklich in die geistige Bewegung Deutschlands hineingezogen, und würden sich dieser Vortheile erfreuen, ohne daß ihre Gewohnheiten dadurch verletzt würden, und ohne daß sie im mindesten ihrer nationalen Eigenthümlichkeit sich entäußern müßten." Nach diesen Bemerkungen setzt Vandenhoven die Aenderungen der Orthographie und Grammatik auseinander, die er zur Erreichung dieses Zweckes eingeführt zu sehen wünscht.

Man wird hieraus ohne Mühe ersehen, was der eigentliche Zweck dieser Congresse ist: man will auf der einen Seite der niederdeutschen Literatur einen weitern Kreis sichern, selbst in Deutschland, und auf der andern Seite sich Deutschland annähern. Hr. Stallaert erwähnt deßhalb in seiner Rede über das abzufassende niederdeutsche Wörterbuch der 15 Mill., welche niederdeutsch sprechen, und deren Sprache in dem Wörterbuch repräsentirt seyn müsse, und schlug in Folge hievon vor, die ausgezeichnetsten norddeutschen Sprachgelehrten zu dem künftigen Congresse einzuladen, was mit allgemeiner Zustimmung angenommen wurde. Man scheint sich im Congreß selbst noch nicht ganz der Tendenz dieser Bestrebungen klar zu seyn, aber die Erfahrung weniger Jahre wird darauf führen. Das Hochdeutsche als die Schriftsprache von 40 Millionen Menschen wird ein Uebergewicht behaupten, das ist unbezweifelt, aber es soll und kann nicht durchaus herrschend werden; die deutsche Schriftsprache hat bereits angefangen die oberdeutschen Dialekte, denen sie näher steht, allmählich umzugestalten, sie kann aber schwerlich je dasselbe in dem ganzen Umfang der niederdeutschen Dialekte thun. Um so mehr ist eine Annäherung beider Theile nöthig; beide werden gewinnen, und namentlich werden Holländisch und Flämisch aus ihrer bisherigen Vereinzelung herausgerissen. In dem engen Pferch, in den sie sich, namentlich die Holländer, eingeschlossen haben, können sie nicht ausdauern, sie müssen durch das Ueberwiegen der benachbarten deutschen Literatur erdrückt werden; das wäre ein Nachtheil für die nationale Entwicklung: der Niederdeutsche, welcher Hochdeutsch lernt und als Schrift- und Umgangssprache braucht, geht für seine niederdeutsche Muttersprache bald ganz verloren, und wird von seiner reichen Vergangenheit abgeschnitten. Dieß zu vermeiden ist eine Annäherung in dem Sinne, wie Vandenhoven vorschlägt, von großer Bedeutung.

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

2. Der Opiumkrieg und das Verhältniß zu England.

(Fortsetzung.)

Die Unternehmung war gefährlich. Dieser prächtige Strom, der in den Gebirgen Tibets entspringt und China in seiner ganzen Breite durchzieht, hat nicht den friedlichen Lauf unserer europäischen Flüsse. In den Stellen, wo sein Bett sich verengt, erreicht die Strömung eine Schnelligkeit von 6 bis 7 Seemeilen in der Stunde, aber die ernstlichsten Schwierigkeiten zeigen sich erst an der Mündung. Der Yang-tse-kiang breitet sich ins Meer aus zwischen Küsten, die halb überschwemmt sind. Wenn die letzten Inselchen des Tschusan-Archipels unter dem Horizont verschwinden, befindet man sich auf einem schlammigen, gelben Meer, dessen Ufer nirgends hervortreten. Man muß sich beeilen, das Südufer des Stromes zu suchen, und dieß mit der Sonde in der Hand umfahren, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, unversehens auf die Bänke von beweglichem Sand zu gerathen, die sich weiter gegen Norden gebildet haben. Diese Bänke laufen fast bis zur Insel Tsung-ming, die jetzt von einer Million Menschen angebaut ist, die aber vor wenigen Jahrhunderten noch gleichfalls eine Sand- und Schlammbank war. In der Höhe dieser Insel mischt der Wampu seine reißenden Gewässer mit denen des großen Stromes. Auf dem linken Ufer dieses Nebenflusses erheben sich die Städte Wu-sung und Schanghai. Oberhalb der Insel Tsung-ming beginnt das Ufer anzusteigen, und in der Nähe der Stadt Schin-kiang-fu bietet die Küste bereits bedeutende Erhebungen dar, das Bett des Yang-tse-kiang wird enger und tiefer, und die Fluth macht sich nicht mehr fühlbar. Man verläßt den Meeresarm, um eigentlich in den Strom einzulaufen. Schin-kiang-fu beherrscht den Südarm des großen Canals, dessen Gewässer auf zwei Seiten den Fuß seiner Mauern bespülen. Der nördliche Arm dieser wichtigen Verkehrslinie, der welcher zu Tien-tsin endigt, eröffnet sich auf dem entgegengesetzten Ufer des Stromes nahe an der kleinen Stadt Kwa-tschu. Zu Schin-kiang-fu hat der Yang-tse-kiang noch 30 Metres Tiefe, unter den Mauern von Nanking, 200 Seemeilen von seiner Mündung, kann er noch Linienschiffe tragen.

Die Wichtigkeit des Zweckes und die ungeheure Ausdehnung des chinesischen Reichs machte es nöthig, der englischen Expedition einen bedeutenden Umfang zu geben. Die Flotte zählte zwei Linienschiffe von 74 Kanonen, 8 Fregatten, eine große Anzahl Corvetten und Briggs, 40 Transport- und 12 Dampfschiffe. Die Armee mit Einschluß der Marinesoldaten zählte über 15,000 Mann. Trotz der von dem Capitän Bethune vorgenommenen Untersuchung rückte man nur mit der größten Vorsicht im Yang-tse-kiang vorwärts. Die Dampfschiffe wurden als Späher vorangesendet, die leichten längs der Bänke im Norden hinfahrenden Fahrzeuge zeigten den Linienschiffen das tiefste Fahrwasser. Die Flotte, welche an den Inseln, die auf dieser Seite den Archipel von Tschusan schließen, geankert war, setzte sich erst in Bewegung, als diese Vorbereitungen zu Ende waren; am 13 Jun. warf sie vor Wu-sung Anker, nachdem sie in 15 Tagen nicht mehr als 80 Seemeilen zurückgelegt hatte. Die Einfahrt in den Wampu war durch eine zahlreiche Artillerie gedeckt, aber es war chinesische. Die Batterien wurden von den Truppen genommen, nachdem sie von der Escadre beschossen worden waren, und zwei Colonnen Infanterie mit Feldgeschütz wurden gegen Schanghai geschickt, die eine auf Dampfbooten, die andere auf dem linken Ufer. Die Bewohner der Dörfer, welche diese letztere Abtheilung durchzog, zeigten mehr Erstaunen als Unruhe. Mit Verwunderung betrachteten sie diese Barbaren mit blonden Haaren, diese bronzefarbigen Soldaten aus Madras und Bengalen, diese Kanonen, von Pferden gezogen, deren Größe in Vergleich mit den tatarischen Kleppern ein Wunder schien. Nach einiger Zeit waren diese armen Leute vollkommen beruhigt. Die englischen Sappeurs verwendeten sie um die schweren Sturmleitern zu tragen, und die Artilleristen brauchten ihre Arme, um die Feldgeschütze über Stellen hinwegzubringen, wo man die Pferde ausspannen mußte. So kam die Armee unter den Mauern von Schanghai an, fand aber nur eine gänzlich verlassene Stadt, in der sie ohne den mindesten Widerstand einzog.

Der Hof von Peking hatte sich durch die Besetzung von Amoy und Ningpo nicht entmuthigen lassen, selbst die Einnahme von Scha-pu, das die Engländer vor dem Einlaufen in den Yang-tse-kiang genommen und geplündert hatten, war ein leicht wieder gut zu machendes Unglück; aber die Fortschritte der englischen Flotte in diesem Strom, der wie eine ungeheure Pulsader Leben in alle Theile des Gebiets bringt, diese Fortschritte, welche das kaiserliche Cabinet nicht vorausgesehen hatte, entrissen ihm die

ersten Friedensvorschläge: ein Commissär wurde nach Schanghai geschickt, um neue Unterhandlungen zu eröffnen. Die Engländer, von den chinesischen Diplomaten allzu oft hintergangen, ließen sich nicht in die Falle locken. Sir Henry Pottinger erklärte, die Feindseligkeiten würden erst aufhören, wenn man alle seine Forderungen unterzeichnet habe. Die Hitze war drückend, die Truppen litten sehr durch den langen Aufenthalt an Bord der Schiffe, wo sie eng aufeinander geschichtet waren; es war wichtig rasch unter die Mauern von Schin-kiang-fu und Nanking zu gelangen, denn hier konnte man wenigstens mit Muße unterhandeln. Der Angriff auf Schanghai, wie der auf Scha-pu, war ein Fehler gewesen. Diese untergeordneten Operationen konnten nur scandalöse Plünderungen erzeugen, und den einzigen Zweck, den man sich vorgesetzt hatte, abermals verzögern. Während einiger Tage hinderten Gegenwinde die Abfahrt der Flotte. Der Cornwallis, ein Linienschiff von 74 Kanonen, auf dem der Admiral Parker seine Flagge aufgepflanzt, schickte eine Abtheilung der leichten Escadre voran und ließ sich durch zwei Dampfschiffe escortiren. So geleitet fuhr er voran, und die ganze Escadre zerfiel dadurch in zwei Abtheilungen, die durch einen Zwischenraum von einigen Meilen getrennt war. Der Admiral kam ohne Hinderniß bis auf 25 Meilen über Wusung hinauf, hier aber lief er, als er zu nahe an der Insel Tsung-ming hinfuhr, an einer Sandbank auf, und bald darauf geschah dem Linienschiff Belle-Isle dasselbe. Die steigende Fluth machte beide Linienschiffe wieder flott. Diese Fluth, welche sich mehr als 100 Seemeilen oberhalb Wu-sung noch fühlbar macht und jeden Tag einige Stunden lang die Strömung des Flusses aufhebt, unterstützte das Hinauffahren auf dem Yang-tse-kiang vortrefflich; ohne diesen Beistand aber bedurfte es eines frischen günstigen Windes, um gegen eine Strömung von 5 bis 6 Seemeilen in der Stunde vorwärts zu kommen. Endlich am 20 Jul. erreichte man das Ziel so vieler Anstrengungen: die Escadre, 75 Segel stark, war in der Nähe der Goldinsel vor der berühmten Stadt Schin-kiang-fu vereinigt.

Die Chinesen hatten auf diesem wichtigen Punkte nicht alle Streitkräfte versammelt, über die sie hätten verfügen können. Ehe man das Einlaufen der Engländer in den Yang-tse-kiang erfuhr, hatte die Regierung namentlich zu Tien-tsin und Peking ihr Vertheidigungsmittel vervielfacht; indeß war doch zu Schin-kiang-fu eine chinesische Armee auf den Höhen umher gelagert, und eine tatarische Besatzung befand sich in der Stadt selbst. Die Chinesen hielten nicht einen Augenblick gegen die englische Division, welche den Auftrag hatte, ihre Stellungen im Sturm zu nehmen. Die Colonne erhielt nur eine unmächtige Salve, aber mehrere Leute in den Reihen fielen durch Sonnenstiche. Beim Angriff der Stadt erfuhr man einen ernstlichern Widerstand: die Tataren machten den Engländern das Terrain mit bewundernswerthem Muthe streitig. Von den Wällen verjagt, stürzten sie sich in ihre Häuser, um hier ihre Frauen und Kinder zu ermorden, und zogen dann aufs Neue gegen den Feind. Die englischen Regimenter, welche Meister der Stadt zu seyn glaubten, rückten sehr zuversichtlich zwischen den Wällen und einigen von lebendigen Hecken durchschnittenen Gärten vor. Die Tataren fielen plötzlich dieser Colonne in die Flanke, und die erste Salve tödtete oder verwundete mehrere Leute, aber die Engländer ergriffen alsbald wieder die Offensive, und gaben nun den Feinden, die sie erreichen konnten, keinen Pardon: die Einnahme von Schin-kiang-fu kostete ihnen 185 Mann an Todten und Verwundeten.

Die Sonne des 22 Jul. 1842 ging auf über eine Verwüstungsscene. In den zerstörten Häusern, in den Straßen von Schin-kiang-fu traf man nur Leichen. Die Tataren, die nicht mit den Waffen in der Hand umgekommen waren, hatten sich selbst ermordet, ihr General in seinem Hause sich verbrannt. Die englischen Soldaten, die Sipahiregimenter namentlich, hatten die abscheulichsten Ausschweifungen begangen, und bewiesen daß die wilde Energie der Tataren nur eine Vorsicht gewesen war, um ihren Frauen wenigstens die Schmach der Schändung zu ersparen. Der Sturm von Schin-kiang-fu ist die schrecklichste der Episoden dieses Krieges, und hat dem englischen Namen ein Brandmal aufgedrückt. Keine Schilderung kann einen Begriff von dem Bilde geben, das diese Stadt einige Tage nach der Einnahme darbot. Die Straßen waren verödet, die Luft verpestet durch die Leichen, um deren Fetzen magere, verhungerte Hunde sich stritten. Vergebens strengten die Officiere sich an, der Plünderung und Verheerung Einhalt zu thun. Nicht ein Haus war verschont worden: die Thüren waren eingestoßen, die Fenster zerbrochen, die Mauern aufgerissen, die Dächer selbst waren verschwunden. Im Innern dieser verödeten Wohnungen bedeckte eine wirre, mit Füßen getretene Masse von Kleidungsstücken, Waffen und beschmutzten Meubeln den Boden: es war das vollständigste Bild des Kriegs, wie ihn die Barbaren ehemals geführt. Die kleine Stadt Kwa-tschu, auf dem entgegengesetzten Ufer des Yang-tse-kiang, bot ein Lösegeld von 3 Mill. Franken und befreite sich dadurch von einer verderblichen Besetzung. Man begnügte sich eine Fregatte an der Mündung des nördlichen Arms des großen Canals aufzustellen, und die Scheidung des Reichs in zwei Theile war damit vollendet.

Jetzt herrschte der Schrecken zu Peking und die Partei des Friedens gewann entschieden die Oberhand. Man fühlte sich unmächtig diese Linienschiffe zu bekämpfen, die nach dem Berichte der Mandarinen aus dem Schooße des Meeres sich erheben wie Berge, und allen Blitzen China's Trotz boten. Niu-Kien, tatarischer General, Eli-po, ein 80jähriger Greis, und Ki-ing, ein Mitglied der kaiserlichen Familie, eilten herbei mit Vollmachten versehen, um mit den Barbaren zu unterhandeln und ihren Vorschlägen beizutreten. Schon waren indeß die 40 Seemeilen, welche Schin-kiang-fu von Nanking trennen, von der Flotte zurückgelegt worden, und die englische Flagge wehte unter den Mauern der alten Hauptstadt China's, der Lieblingsresidenz seiner ruhmvollsten Dynastien. Die Linienschiffe waren vor den Wällen aufgestellt, die Truppen ans Land gesetzt, eine der Ecken der Stadt zum Angriff bezeichnet, als Sir Henry Pottinger Befehl gab, die Feindseligkeiten einzustellen. Am 29 August 1842 wurde der Vertrag von Nanking an Bord des Linienschiffs Cornwallis unterzeichnet.

Durch diesen Vertrag verpflichtete sich die chinesische Regierung im Laufe von drei Jahren eine Kriegscontribution von 120 Mill. Franken zu zahlen, die Häfen von Canton, Amoy, Fu-tschu-fu, Ning-po und Schanghai dem Handel zu öffnen, und endlich die Insel Hongkong den Engländern, die sie bereits besetzt hatten, abzutreten. Die englische Regierung ihrerseits versprach, die Insel Tschusan und die von Ka-long-se, innerhalb der Rhede von Amoy, zurückzugeben, sobald die stipulirte Kriegssteuer vollständig bezahlt sey. Am 20 September hatte die ganze Flotte, Linienschiffe und Fregatten, Segelschiffe und Dampfboote, Kriegsfahrzeuge und Transportschiffe die Anker gelichtet und fuhr den Yang-tse-kiang hinab: die furchtbare Erscheinung, welche Schrecken auf ihrem Wege verbreitet hatte, schien zu verschwinden wie ein entsetzliches Traumbild, und die geschwärzten Mauern von

Schin-kiang-fu bewahrten allein die Spuren des blutigen Durchzugs der Barbaren. Die ihren Arbeiten zurückgegebene Bevölkerung vergaß bald den traurigen Vorfall. In den andern Theilen des Reichs wurde der Rückzug der Fremden wie ein Sieg gefeiert. Die von den Ufern des Stroms und des Poyangsees herbeigerufenen Rekruten, die Soldaten aus Kiang-si, Hu-pe und Hu-nan kehrten auf Barken nach ihren Provinzen zurück. Diese tapfern Truppen, die keinen Feind gesehen, kehrten nichts desto weniger triumphirend heim. Jede Abtheilung pflanzte ihre Fahne auf einem der Maste der Dschanke auf, und die Lieder, mit denen diese Krieger die erstaunten Ufer des Yang-tse-kiang begrüßten, fingen mit den Worten an: „Bei Entfaltung dieser Fahne haben die Feinde die Flucht ergriffen.“ Der Eindruck, den dieser Krieg hervorbrachte, war also nicht so dauernd wie man hätte denken können. So viele wiederholte Niederlagen demüthigten die Waffen des Kaisers nur in den Augen derjenigen Bevölkerungen, auf welchen die leichten Erfolge der Barbaren direct gelastet hatten. Die meisten Chinesen sahen in der englischen Expedition nur die vorübergehenden Erfolge einer Rebellenschaar, einen Anfall von Seeräubern auf einige entblößte Punkte des Gebiets. Unter den Mauern Cantons schienen die Engländer sich zurückzuziehen, sie zogen auch von Nanking ab, ohne einen Angriff zu versuchen. Diese beiden Umstände retteten für einige Zeit die moralische Macht der Tataren.

Die Engländer mißbrauchten ihren Sieg nicht, sie konnten alles fordern, eine weise Politik aber gebot ihnen Mäßigung. Sie verfolgten in China nicht den Zweck, den sie in Indien erreicht hatten, sie wollten keinen Theil des himmlischen Reichs besetzen, sondern nur ihre Baumwollen- und Wollengewebe bis ins Innerste der Provinzen senden. Sie verlangten nur Ausdehnung und Sicherheit für ihren Handel, man mußte also in andern Punkten sich nachgiebig zeigen, und der chinesischen Regierung nur Verpflichtungen auferlegen, die sie zu brechen nicht geneigt seyn konnte. Der Hauptpunkt war nicht, einen vortheilhaften Vertrag zu erhalten, sondern die Mandarinen dahin zu bringen, ihn nicht mehr umgehen zu wollen. Während einiger Jahre konnte man diesen Zweck für erreicht halten. Die Zwistigkeiten, die zwischen beiden Ländern sich erhoben, schienen weit weniger aus der Treulosigkeit der chinesischen Behörden zu entspringen, als aus dem Mangel an Unterwürfigkeit in einzelnen unruhigen Districten. Die temporäre Besetzung von Tschusan, das der Kaiser den Händen der Barbaren zu entziehen sich beeilte, trug dazu bei, die Unterhandlungen zu erleichtern und den Vicekönig von Canton gefälliger zu machen, als aber Tschusan geräumt war, mußte man auf die studirten Zögerungen der chinesischen Diplomatie mit Drohungen oder Demonstrationen antworten. Man mußte trotz der festen Absicht den Krieg nicht wieder zu unternehmen, doch sich stellen, als sey man bereit ihn jeden Augenblick wieder zu beginnen. So sah man seit dem Vertrag von Nanking die Engländer allmählich das Ansehen, das sie durch ihre Siege errungen hatten, verlieren, ihre Ansprüche unaufhörlich herabstimmen, der Schlauheit eine exemplarische Geduld entgegensetzen, und es trotz des Gefühls ihrer Stärke nicht wagen, die Verantwortlichkeit eines zweiten Bruchs über sich zu nehmen. Gerade in dieser Langmuth möchten wir versucht seyn, die Tiefe ihrer weitern Plane zu erkennen. Wenn sie die Waffen nicht zu ergreifen wagten, als die Sorge um ihr Interesse sie dazu einzuladen schien, so haben sie augenscheinlich begriffen, daß ein neuer Krieg mit seinen für ihren Handel so verderblichen Folgen ein bedeutenderes Ziel haben muß, als einen neuen Vertrag von Nanking, der eben so schnell gebrochen als errungen werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rohrsümpfe im Süden der Vereinigten Staaten und ihr Verbrennen.

In den südlichen und südwestlichen Staaten der Union, namentlich in Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas trifft man an allen Flüssen eine Rohrart, die außerordentlich schnell wächst. Junge Pflanzen sollen manchmal in Einer Nacht zehn Zoll hoch emporschießen und ein großer, diesem Wachsthum günstig gelegener Landstrich sich in einer ganz unglaublich kurzen Zeit mit vollgewachsenem Rohr anfüllen. Es bildet starke Dickichte; da die Stengel oft nur 1 bis 2 Zoll auseinander stehen, so bilden sie eine undurchdringliche Schranke für Menschen und große Thiere. Wenn man solches Rohrland klären will, bedient man sich nur einiger einfachen Werkzeuge, einer Axt oder einer schweren Haue, die man Rohrhaue nennt; der Arbeiter faßt das Rohr mit der einen Hand, schneidet den Stengel durch und wirft dasselbe hinter sich. Auf diese Weise ist ein Acre Lands bald geklärt. Die Rohre bleiben 4 bis 6 Wochen liegen, um zu trocknen, werden dann in Haufen gesammelt, und an mehreren Stellen zugleich in Brand gesteckt. Sobald der Brand beginnt, dehnt sich die in der Höhlung zwischen zwei Knotenpunkten eingeschlossene Luft und der Wasserdunst aus, und zersprengt das Rohr mit lautem Knall. Diese aus einer ungeheuren Menge Röhren zugleich oder wenigstens rasch nach einander hervorgehende Explosionen, gleichen dem Musketenfeuer einer gewaltigen Armee. Während des ganzen Verlaufs des Feuers hört man nichts, als dieß fortdauernde Knallen. Während die Flammen über dieß trockene Rohr hinlaufen, zeigen sie Tinten von einer Stärke, daß das Verbrennen keiner Art von Holz sich im geringsten damit vergleichen läßt. Keine Farbe und keine Combination von Farben, wie sie ein Maler auffinden kann, kommt ihnen entfernt gleich, und nur das tiefste Roth des prismatischen Spectrums läßt sich einigermaßen damit vergleichen. Dabei hat man indeß während des Verbrennens einer solchen Rohrmasse bei Tuscaloosa in Alabama, wo freilich das Rohr von etwa 25 Acres verbrannt wurde, eine ganz eigenthümliche Erscheinung beobachtet. Es bildeten sich nämlich in dem heißesten Theile des Feuers Wirbelwinde von der mannichfaltigsten Form, die allmählich an Größe und Anzahl wuchsen. Anfangs waren sie verhältnißmäßig klein und ihre Höhe betrug nur 35 bis 40 Fuß; dann kamen aber andere, die bis zu 200 Fuß aufstiegen, und die Flamme und der Rauch, welche diese Säulen bildeten, ließen sich vollständig von der allgemeinen aus dem Feuer sich erhebenden Masse unterscheiden. Die gewöhnlichste Form dieser Wirbelwinde war stationär über einem Theil des Feuers, der heißer als die benachbarten Theile war. Die Basis ruhte auf einem Haufen brennenden Rohrs und die Luft strömte von allen Seiten her gegen den Mittelpunkt. Rauch und Flamme nahmen bald eine rotatorische Bewegung in der obern Säule an, und das Ganze dehnte sich aus in die Form eines Stundenglases. Andere Wirbelwinde rückten von der Stelle fort, und rissen Blätter und Asche mit sich; bei einer dritten Art rollte sich die Flamme zusammen in eine dunkle Säule, in der sie auslöschte, so daß über der Feuersäule eine Rauchsäule stand über welcher die Flammen abermals ausbrachen; in dem dunkeln Theil der Säule war die Bewegung am heftigsten. Eine vierte Art zeichnete sich dadurch aus, daß die Stundenglasform fehlte, daß der Durchmesser gering war und die Höhe oft mehrere hundert Fuß betrug; hier war die rotatorische Bewegung auf der ganzen Ausdehnung bemerkbar bis zur Spitze der sichtbaren Säule, und wahrscheinlich noch weiter hinauf, wie sich aus dem Kräuseln des Rauchs ergab. Die Wirbel drehten sich um ihre Achse bald von rechts nach links, bald umgekehrt, und oft wechselte die Richtung plötzlich in derselben Säule. (Athen. 6 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 221. 15 September 1851.

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

(Fortsetzung.)

3. Die Missionen und der französische Einfluß.

Während England so mühsam sein Handelsübergewicht in China sicherte, was that Frankreich um seinen moralischen Einfluß in jenen fernen Ländern zu gründen? Die Interessen, die es dabei zu schützen hatte, standen hinsichtlich des Alters ihres Ursprungs den Handelsinteressen nicht nach. Von dem Tage an, wo das neue Europa einen der alten Welt unbekannten Weg sich bahnte, und mit dem himmlischen Reich in Verkehr treten konnte, stand die alte Civilisation China's zwei Gewalten gegenüber, von denen es noch jetzt gedrängt wird: dem europäischen Handel und der christlichen Religion. Wie sehr es durch den Handel ins Gedränge kam, haben wir oben gesehen, um aber den Einfluß und die Bedeutung des Missionswesens zu begreifen, müssen wir vorerst auch einen Blick werfen auf die vielen Staaten, die von seiner politischen Macht abhängen und von seiner Civilisation sich genährt haben. Corea, das Königreich Annam, welches Tongking, Cochinchina und Cambodscha umfaßt, scheinen die Satelliten dieses bizarren Planeten. Diese Staaten sind einer wenn auch nicht minder herabgewürdigten, doch sicher noch drückendern Verwaltung unterworfen als China; man könnte sie gewissermaßen das barbarische China nennen.

Von ewigen Streitigkeiten und Bürgerkrieg zerrissen, hat das annamitische Reich, namentlich die Achtung vor dem menschlichen Leben verloren, welche den unterscheidenden Zug der großen chinesischen Familie ausmacht.[1] Man hat hier nicht, wie im himmlischen Reich diesen Abscheu vor Blut und Hinrichtungen, der in China die Härte der Knechtschaft mildert. Die Gewalt zeigt hier eine blutige, rohe Gestalt, und die Tyrannei vertheidigt sich nur durch Hinrichtungen in Masse und wilde Schlächtereien. Dieß Reich, dessen Mittelpunkt Cochinchina, und dessen Anhängsel Cambodscha und Tongking bilden, ist einer der Punkte des fernen Osten, auf welche die Aufmerksamkeit Frankreichs schon vor der Revolution von 1789 gerichtet war; in dieser Zeit dankte der Beherrscher von Cochinchina die Erhaltung seines Throns einem französischen Missionär, dem Bischof von Adran. König Gia-long, des größten Theils seiner Staaten beraubt, vertraute seinen Sohn diesem fremden Priester an. Der Bischof von Adran ging mit demselben nach Frankreich, und ein Vertrag, der letzterem den Besitz der Bai von Turan sicherte, wurde im J. 1787 zwischen König Ludwig XVI und dem im Namen des Herrschers von Annam handelnden Missionär unterzeichnet. Die Revolution von 89 hinderte die vollständige Ausführung desselben. Einige französische Officiere begaben sich indeß nach Cochinchina, öffneten Gia-long den Eintritt in seine Staaten und halfen ihm später die Eroberung von Tongking bewerkstelligen. Diese Officiere organisirten die Armee, erschufen eine Marine, befestigten mehrere Plätze und leiteten die Kriegsoperationen, aber die Erinnerung an diese großen Dienste überlebte den Fürsten nicht, der den Vortheil derselben genossen. Sein Nachfolger, ganz den chinesischen Ideen ergeben, beeilte sich zwischen Europa und Cochinchina die Schranke wieder zu errichten, die nur einen Augenblick sich gesenkt hatte, um der Hülfe Frankreichs den Durchzug frei zu lassen. Die despotische Gewalt in diesen unglücklichen Ländern hat das schlechte Gewissen jeder elenden Regierung und fürchtet den geringsten fremden Einfluß aufs äußerste. Der König hat das Monopol des Handels an sich gerissen, das ihn bereichert und das Land zu Grunde richtet. Die verarmte Bevölkerung schleppt ein elendes Daseyn hin in dem fruchtbarsten Lande der Welt. Auf diesem Boden, der jedes Jahr zwei Ernten trägt, trifft man nur abgemagerte, schwächliche Menschen. Die annamitische Race, durch ihre Leiden heruntergekommen, ist außerordentlich furchtsam, ohne Geistesbildung, ohne einen andern Ausdruck im Gesicht, als den eines kindischen Erstaunens oder einer unbestimmten Furcht. Jede Spur der von den französischen Officieren eingeführten Neuerungen ist längst verwischt, und die cochinchinesische Armee, welche Tongking erobert, konnte Cambodscha gegen die Truppen des Königs von Siam nicht behaupten. Stände das Klima nicht entgegen, tausend Europäer könnten leicht das Königreich Annam erobern.

Corea, in Europa minder bekannt als Cochinchina, ist die lange Halbinsel, welche das gelbe Meer von dem japanischen trennt. Dieß Königreich war durch seine Lage den Angriffen der Chinesen ebenso wohl als denen der Japaner ausgesetzt: gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts verwüstete eine japanische Armee die Südprovinzen, und im 17ten rückten die Chinesen bis zur Hauptstadt vor, und ermordeten was ihnen entgegen kam. Seit dieser Zeit ist Corea entvölkert geblieben. In den engen Schluchten, welche die rauhen Bergketten zwischen sich lassen, bauen die spärlichen Bewohner den Reis, ihre gewöhnliche Nahrung, auf den Bergen Mais und Hirse. Die Ungleichheit der Kasten, diese China fremde Idee, ist eine weitere Geißel für das unglückliche Land. Einige Tausend faule und zerlumpte Edelleute maßen sich das Recht an, auf Kosten der Regierung und des Volks zu leben. Corea zahlt, wie man sagt, an Japan so gut wie an China Tribut. Zweimal des Jahrs schickt der

[1] Obgleich auch in China selbst Hinrichtungen und zwar sehr barbarische, in Menge vorkommen. A. d. U.

Beherrscher dieses elenden Staats eine Gesandtschaft nach Peking. Im neunten Monat erhält dieselbe von dem Tribunal der Mathematiker den Kalender, und im eilften bringt sie dem Kaiser ihre Huldigungen dar, was alle Vasallenfürsten bei Erneuerung des Jahres thun müssen. Zurückgeworfen in ihre Halbinsel haben die Coreaner nur zwei Berührungspunkte mit der chinesischen Gränze, den einen an den Ufern des japanischen Meeres, den andern nicht fern von den Küsten des gelben. Hier findet alle zwei Jahre der Handelstausch zwischen China und Korea statt. An allen andern Orten hinderten neutrales Gebiet und Wüsteneien oder undurchdringliche Wälder die Verbindung der coreanischen Halbinsel mit der Provinz Liao-tong und der Mandschurei.

Nicht weit von Corea, zwischen China und dem japanischen Reich, ist noch ein Staat, der, wie die coreanische Halbinsel, einer doppelten Herrschaft unterliegt. Das Königreich Ukinia, das aus zwei verschiedenen Gruppen, den Lu-tschu-Inseln und den Madschico-sima besteht, erkennt seit dem Jahre 1372 die Oberherrlichkeit China's an. Ein Botschafter des Kaisers setzt die Krone auf das Haupt des Königs von Lu-tschu, wenn aber die Oberherrlichkeit chinesisch ist, so ist die eigentliche Herrschaft japanisch: Cultus, Sprache, Sitten, Wohnungen, alles trägt den Stempel Japans. Trotz des Geheimnisses, in das dieser Einfluß sich hüllt, ist es doch gewiß, daß das Königreich Ukinia nichts anderes als eine Dependenz des japanischen Fürstenthums Sa-tsu-ma ist. Dank dem doppelten Tribut, den dieß friedliche, ehemals von den Truppen Japans verheerte Reich zahlt, genießt es seit 200 Jahren einer völligen Ruhe, hatte aber, ehe es in diese Periode der Unthätigkeit und Gleichgültigkeit trat, seine Zeit der Thätigkeit nach nutzen. Die zwischen mehrern Fürsten getheilte Macht vereinigte sich gegen Ende des 15ten Jahrhunderts in den Händen Eines Herrschers und der Handel nahm plötzlich einen raschern Aufschwung. Die Dschunken von Ukinia besuchten die Häfen von Formosa und Fokien, die japanischen Fürstenthümer, selbst die Küsten von Cochinchina und Patani auf der Halbinsel Malacca. Dieß war die große Epoche der Lu-tschu-Inseln. Die argwöhnische Herrschaft von Japan hat diese fruchtbaren Verbindungen unterbrochen, aber die Spuren einer Wohlfahrt, die leicht wieder erstehen könnte, nicht völlig verwischt. Die bedeutendste der Lu-tschu, die große Ukinia, hat zwei vortreffliche Häfen, und die centrale Lage dieser Insel bezeichnet sie als das natürliche Entrepot des Handels von China, Japan und Corea. Gegenwärtig beschränkt sich das Königreich Ukinia darauf, in Fokien Seidenstoffe und Arzneien zu kaufen; Reiß, Baumwolle, Thee, Tabak, vegetabilisches Wachs, Metalle werden ihm durch japanische Kaufleute gebracht, die dafür Schwefel, einen groben Zucker und im Lande aus den Fasern eines Bananenbaums gefertigte Stoffe abnehmen. Der blühende Stand der Felder zeigt die gute Ordnung, welche in dieser Miniaturmonarchie herrscht, freilich nur zum Wohl einer privilegirten Classe, denn abhängig von einigen reichen, müßigen Familien lebt ein hungriges Volk, das den Boden, welchen es baut, nicht besitzen kann. Uebrigens fordert kein Geist des Aufstandes in den unterjochten Classen die Strenge der Unterdrücker heraus, die Polizei ist allgewaltig, erstreckt sich auf alle Handlungen des Lebens, ist aber nicht blutig, wie in Cochinchina und Corea. Nirgends trifft man Waffen auf diesen Inseln; wenn die Einwohner, wie man behauptet hat, deren versteckt halten, so ist es sehr zweifelhaft, ob sie sich derselben zu bedienen wissen. Wer sie gesehen hat, auf ihren Matten hockend, in ihren langen Gewändern, die Haare auf den Scheitel hinaufgekämmt und durch eine metallene Doppelnadel festgehalten, mit der einfältigen Physiognomie und dem aufgedunsenen Gesicht, der muß den Fächer für die einzige Waffe halten, welche diesem trägen Haufen alter Weiber zukommt.

Die Inseln Lu-tschu mit ihrer bewundernswerthen Lage und ihrem köstlichen Klima, unter dem die Vegetation der Tropen mit der der gemäßigten Zonen sich vereinigt, scheinen ganz dazu gemacht, die Begierde europäischer Mächte zu reizen; aber ihre schmiegsame Bevölkerung schützt sie besser durch die Milde ihrer Sitten, als das chinesische Volk durch seine nutzlosen Gewaltthaten. Jeder Vorwand zu einem Angriff würde fehlen, und keine civilisirte Macht würde die Verantwortlichkeit einer solchen Handlung auf sich nehmen wollen. Auf der andern Seite wären Handelsverträge bei der jetzigen Lage der Sache ohne alle Bedeutung, und zudem unmöglich, denn Japan würde sie nicht dulden. Die ehrlichen Insulaner scheinen also bestimmt ihre ruhige und einförmige Existenz in Ruhe zu genießen bis zum Tage, wo das japanische Reich seine Häfen den europäischen Schiffen öffnen wird. Dieser Tag scheint noch fern, denn in den Staaten des Beherrschers von Japan, wie in denen des Kaisers von China, sieht man Frieden und Sicherheit nur in der Isolirungspolitik. Mit Ausnahme der Holländer und Chinesen, die einmal des Jahres zu Nangasaki zugelassen werden, sind die Fremden gänzlich von den Küsten Japans ausgeschlossen. Eine Bevölkerung von 34 Millionen lebt hier, unter dem Schutze der unbeugsamsten Disciplin, in tiefem Frieden. Der Japanese kann, wie der Chinese, sein Land nicht verlassen, ohne der Todesstrafe sich auszusetzen. aber in China werden diese Gesetze fortdauernd verletzt, während man sie in Japan aufrecht erhält. Mitten unter Völkern, die keinen andern Beweggrund des Handelns kennen, als die Furcht oder das Interesse, bietet diese kräftige Race das Schauspiel einer Gesellschaft, die zugleich auf das Princip der Autorität und auf die Ehre gebaut ist. Eine europäische Eroberung fände in Japan wahrscheinlich mehr Hindernisse als in China. Indeß bereiten sich auch für dieß Reich große Ereignisse vor. Eine lebhafte Bewegung bildet sich gegenwärtig zwischen den Häfen Californiens und des fernen Ostens; die Entwicklung dieser Verhältnisse, für welche die Häfen Japans bald nothwendig seyn werden, beschäftigt bereits die Regierung der Vereinigten Staaten, und muß früh oder spät den Anstrengungen der mächtigen Demokratie, die gleich der Woge des Oceans unablässig wieder an die Schranken schlägt, die man ihr entgegensetzt, einen neuen Anstoß geben. Wenn übrigens das chinesische Reich einmal gewaltsam aus seinem Kreise gerissen ist, wenn dieser Koloß einmal der europäischen Anziehungskraft folgt, dann wird Japan schwerlich allein sich abseits halten können. Der erste Versuch einer Europäisirung und Christianisirung Japans durch Franz Xaver ist zwar mißglückt, und so rasch auch der Bau der Kirche damals in Japan emporwuchs, so rasch ist er auch eingestürzt. aber Europa kommt jetzt mit verstärkten Waffen und doppelter Rüstung.

Zu derselben Zeit, wo die von Franz Xaver in Japan gestiftete Kirche wieder zusammenbrach, verkündeten seine Nachfolger auch in China das Evangelium und drangen bis in den Palast der Kaiser. Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu standen an der Spitze des Tribunals der Mathematiker, und trugen das Kleid der Mandarinen. Das Wohlwollen des Souveräns begünstigte die Fortschritte dieser Mission, und die werdende Kirche gründete sich auf dem beweglichen Boden der kaiserlichen

Gnade. Man mußte schonend verfahren gegen die politische Religion des Reichs, gegen den Neid ankämpfen, welchen die fürstliche Gunst rege machte, dem Rückstoß der Palastrevolutionen ausweichen, der Eifersucht der andern Orden Widerstand leisten, welche ihrerseits das Licht des Glaubens nach Tongking, in die Provinzen Fokien, Schekiang und Canton bringen wollten. Dieß erste, durch innere Uneinigkeiten erschütterte Gebäude erlag unter den Streichen der Verfolgung. Die Missionen bauten es wieder auf, dießmal aber rechneten sie nicht auf die Unterstützung des weltlichen Arms, sie suchten ihre Hülfsmittel und Beistand anderswo als am Hofe. Das Werk des Evangeliums ging in China vor sich, wie in den ersten Zeiten der christlichen Kirche. Die armen Leute auf dem Lande, die Fischer, die keine andere Zuflucht hatten als das Meer und die Ufer der Flüsse, diese waren es, denen die neuen Apostel die Hoffnungen eines andern Lebens verkündeten. Man zählte die Bekehrungen nicht mehr nach Tausenden, aber die Bekehrten widerstanden den Martern und dem Tod; die chinesischen Neophyten hatten den Glauben der alten Tage des Christenthums. Diese auserwählte Heerde wuchs langsam in der Tiefe der entlegensten Provinzen des Reichs, in Fu-tschuen, in Hu-kwang, an den Gränzen der Tatarei. Europa kam ihr endlich zu Hülfe; eine Verbindung zur Verbreitung des Glaubens entstand im J. 1820 zu Lyon und begründete ihre Centralisirung zu Paris. Bald kamen die Beisteuern aus allen katholischen Ländern; ohne die riesenhaften Einnahmen der protestantischen Gesellschaften zu erreichen, sah doch die neue Verbindung bald ihre Zukunft gesichert. Nahe an 500,000 Franken wurden von dem Centralrath für die Unterhaltung der Missionen auf dem ungeheuern Gebiet China's und der Tatarei, in Cochinchina, Tongking, Siam und der Halbinsel Malacca, von den Gebirgen Tibets bis zu den Gränzen des englischen Indiens verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla, Nautla und Jalacingo im Mai bis Junius 1830.

Vierter Abschnitt.

Jicaltepec, $^{2}/_{6}$ bis $^{3}/_{7}$. Der erste angenehme Eindruck, den Jicaltepec auf mich sowohl durch seine freundliche Lage als durch sein nettes, mehr europäisches Ansehen auf mich machte, ward durch einen längeren Aufenthalt daselbst durchaus nicht geschwächt, im Gegentheil, ich fand mich immer wohler und heimischer da, so daß ich jetzt noch oft mit Entzücken an die angenehmen Tage zurückdenke, die ich dort verlebt habe. Da ich der erste deutsche Reisende war, der seit vielen Jahren diese erste Colonie auf mexicanischem Gebiet besuchte, so ward ich auf das zuvorkommendste aufgenommen, und wirklich außerordentlich fetirt; denn nicht bloß mein Reisegefährte Guerdoux, in dessen Hause ich auf das comfortabelste logirt wurde, bot alles auf, mir den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich zu machen, sondern auch alle die angeseheneren Colonisten beeiferten sich mir Aufmerksamkeiten aller Art zu erweisen, und es verging fast kein Tag, an welchem ich nicht zu einem splendiden Dejeuner oder Diner eingeladen gewesen wäre, wobei nie Austern fehlten, die an der Barra de Nautla in Massen gefangen werden. Eine Hauptrolle spielten ferner dabei stets Robalo, ein äußerst schmackhafter Fisch, und Braten von wilden Truthühnern und Fasanen, von denen es in den angränzenden Wäldern großen Ueberfluß hat; gute französische Weine fehlten auch nicht zur Erhöhung des Genusses und der Heiterkeit, die freilich unter Franzosen nie zu vermissen ist. Das einzige was ich während meines Aufenthaltes in Jicaltepec zu beklagen hatte, war, daß das Wetter so ungünstig war, indem es gleich die Nacht nach meiner Ankunft und dann fortwährend regnete, ja einmal einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, so daß man kaum von einem Hause bis zum andern gehen konnte, und ich dadurch verhindert wurde die Umgebungen näher kennen zu lernen. Desto mehr aber ließ ich es mir angelegen seyn, die Verhältnisse der Colonie zu studiren, über die ich mir erlaube nachstehend einiges mitzutheilen, da ich glaube, es dürfte nicht uninteressant seyn zu erfahren, welches die Schicksale der ersten fremden Colonie auf mexicanischem Grund und Boden gewesen, so wie, in welchem Zustande dieselbe heutzutage sich befindet. Die Hauptdaten verdanke ich der Güte des Herrn Consul Castagné, welcher mir mit der anerkennendsten Bereitwilligkeit Einsicht in die Acten gestattet hat.

Im J. 1832 erwarb ein in der Republik später naturalisirter Franzose, Mr. Stephan Guenot, das am rechten Ufer des Rio de Nautla gelegene und dem Sr. D. Gregorio Mantova de Portrero gehörige Grundstück Jicaltepec für die Summe von 850 Dollars. Es mochte ungefähr einen Flächenraum von 12 Quadratleguas einnehmen, und ward nach dem Meere zu durch das ebenfalls einem Franzosen, dem Dr. Chabert gehörige Grundstück, nach dem Gebirge zu durch den Bach von Chovachava begränzt und durch diesen, wie durch den Estero Blanco (weißer Bach), und den Pedernal von dem Gebiet von Mizantla und Asola geschieden; doch sind diese letztern Gränzen noch nicht genau bestimmt, so daß sie immer noch Stoff zu Streitigkeiten mit den Nachbarn geben können. Das Jahr darauf bildete sich, auf Betrieb des Hrn. Guenot, um die eben erworbenen Ländereien zu colonisiren, in Frankreich die Compagnie Franco-Mexicaine de Dijon, welche 224 Actien emittirte, davon 112 zu Gunsten des Directors, der niemand anders war als Hr. Guenot, aber ohne die Befugniß sie zu veräußern, während die übrigen 112, eine zu 1000 Franks, verkauft wurden. Außerdem zahlte die Gesellschaft Hrn. Guenot noch die Summe von 474,000 Franks für die Reisekosten und die erste Expedition von Colonisten, die, etwa 100 Köpfe stark, im September 1834 nach Jicaltepec abging: dafür verpflichteten sich die Colonisten, gemeinschaftlich für den Vortheil der Gesellschaft zu arbeiten, wogegen ein jeder einzeln ein jährliches Salair von 800 Pesos (!?), und am Ende von neun Jahren ein Stück Land erhalten sollte. Dieser Expedition folgte bald eine zweite, aus 112 Individuen bestehend, welche im April 1835 von Frankreich wegging, unter andern, doch nicht viel besseren Bedingungen als die erste, indem darnach zwar jeder Colonist frei in seiner Arbeit, aber dagegen auch verpflichtet war der Direction das Brutto-Drittheil aller seiner Producte zu geben. Es ist kaum glaublich, wie Leute von nur einiger Ueberlegung in derartige Löwen-Verträge eingehen konnten, und nur dadurch erklärlich, daß der größte Theil der neuen Colonisten verunglückte Pariser Haarkräusler, Köche oder verarmte Commis waren, welche von Mexico wahrscheinlich keine andere Idee hatten, als daß man das Silber auf der Straße fände, und daß es ein Land sey, wo man kaum die Hand zur Arbeit aufheben dürfte, um gleich Hunderte zu verdienen, und die wohl auch keinen Unterschied zwischen einem Peso und einem Frank kannten? Natürlich aber konnte auch nicht ausbleiben, daß sie sehr bald schrecklich enttäuscht wurden; daß sie sehr bald erkennen mußten, wie abscheulich sie von Guenot waren hintergangen und betrogen worden, daß er nie im Stande war den einen das versprochene Salair auszuzahlen, und daß die andern sich in eine unauflösliche Abhängigkeit, fast eine Art Sklaverei hatten schlagen lassen. Dazu kam noch, daß der größte Theil von ihnen nichts vom Ackerbau verstand, noch viel weniger aber die Arbeiten aushalten konnte, und darum um so eher dem für Fremde stets verderblichen Einfluß des tropischen Küsten-Klima's erlag. Nichts natürlicher als daß der Unwille, die nur zu begründete Unzufriedenheit sich bald in den wüthendsten Haß gegen den Urheber alles dieses Unglücks, den Director Guenot, verwandelte, welcher auch nicht unterließ seine Untergebenen fortwährend zu tyrannisiren und alle ihre Arbeiten nur zu seinem eignen Vortheil auszubeuten. Es kam dadurch so weit, daß die Colonisten eines Tags (im Februar 1836) in einer heimlich abgehaltenen Versammlung nicht bloß die Absetzung, sondern sogar den Tod des M. Guenot decretirten, ihn im wahren Sinn des Worts für vogelfrei erklärten. Hr. Guenot, noch

rechtzeitig davon benachrichtigt, entwich heimlich in der Nacht und überließ die Direction der Colonie dem bisherigen Sub-Director Mr. Justin Guenot; dieser setzte fast ganz die Verfahrungsweise seines Vorgängers und Bruders fort, und wollte die Colonisten nur für seine Rechnung weiter arbeiten lassen, ohne sich um die Reclamationen zu kümmern, welche dieselben erhoben, noch um die, welche die Gesellschaft in Dijon machen könnte. Die Colonisten revoltirten nun offen gegen die Ungerechtigkeiten dieses neuen Herrn, und weigerten sich bestimmt für ihn oder für die Gesellschaft fortzuarbeiten. Es ward darauf ein Inventarium von allen den Maschinen, Werkzeugen, Utensilien u. s. w. aufgemacht, welche der Societät gehörten und das alles in das Haus der Direction eingeschlossen; einige Tage darauf brach darin während der Nacht Feuer aus, und alle darin befindlichen Gegenstände wurden entweder von den Flammen verzehrt oder verschwanden auf andere Weise.

Seit diesem Tage war die Gesellschaft de facto aufgelöst und arbeitete ein jeder Colonist für seine eigene Rechnung; Hr. Guenot ward von der Compagnie Franco-Mexicaine wegen Verschleuderung der Fonds gerichtlich belangt, und zur Erstattung von 100,000 Fr. verurtheilt, die er sicher bis jetzt noch nicht bezahlt haben wird. Mag man Guenots Verfahren auch noch so wenig billigen, so wird man doch immer eingestehen müssen, daß er allein die ganze Sache zusammengehalten hatte; nach seinem Abgange löste sich die Colonie fast gänzlich auf, indem theils manche aus Mangel an Obdach und gesunder Nahrung, oder aus Mangel an Vorsicht, dem fremden Klima unterlagen, andere ihre alten gewohnten Beschäftigungen, ihre frühere Lebensweise in den größeren Städten wieder aufsuchten, andere nach dem am andern Ufer des Flusses gelegenen und dem General Victoria zugehörigen Grundstück, Zoplotes genannt, oder nach dem weiter auf Nautla zu gelegenen Besitzthum des Dr. Chabert übersiedelten — so daß, als im J. 1840 eine dritte Expedition aus Frankreich nach Jicaltepec kam, diese daselbst kaum 10 Familien vorfand, welche vom Hause aus dem Stand der Ackerbauern angehört hatten und darum, auch bei ordentlicher Lebensweise und bei rationeller Bewirthschaftung, sich nicht nur im Sturm der Begebenheiten zu erhalten, sondern sogar sich in kurzer Zeit ein erkleckliches Vermögen zu erwerben vermocht hatten. Jene neue Expedition war von einer Gesellschaft zu Paris ausgegangen, welche sich im J. 1839 auf Veranlassung eines Hrn. Louis Hervin, Mr. Baene und eines dritten Individuums gebildet hatte, dessen Name mir entfallen ist; dieselben kauften den Mitgliedern der Société Franco-Mexicaine de Dijon und den verschiedenen andern Inhabern den größten Theil der Actien auf das Grundstück Jicaltepec ab, die Actie à 250 Francs, zahlbar in drei Terminen; jede dieser Actien theilten sie in 4 Coupons, und der Werth jedes Coupons ward auf 1000 Francs festgestellt; die Speculation war nicht übel ausgedacht, und in der That fanden sie auch Thoren genug, die diese Coupons zu festen Preisen à 1000 Francs au Comptant kauften, und welche sich als neue Colonisten einrollirten. Der Prospect war sehr anlockend für die Unglücklichen, welche sich fangen ließen und die durch das Schicksal ihrer Vorgänger nicht klug geworden waren; mittelst des Ankaufs eines Actien-Coupons für 1000 Fr. sollte jeder Colonist bei seiner Ankunft in Jicaltepec an 100 Arpents (Morgen) Land zur Auswahl haben. Aber als sie Anfangs 1840 nach Jicaltepec kamen, erhielten sie auch nicht einen Arpent Land, und diese neue Societät hörte sehr bald auf; denn da sie weder ihre Verpflichtung gegen die neuen Colonisten, noch gegen die, denen sie die Actien abgekauft, erfüllten, ward die Kaufsacte annullirt und die Actien kamen an ihre alten Eigenthümer zurück. Seitdem sind keine Schritte mehr, weder von der ursprünglichen Gesellschaft noch von anderer Seite her geschehen, und die Franzosen, die sich in Jicaltepec angesiedelt und ausgehalten haben, sind nun freie Besitzer ihrer Grundstücke und befinden sich jetzt fast alle in einer ganz zufriedenstellenden Lage. In Folge der factischen Auflösung der Gesellschaft von Dijon im J. 1836, und in Folge des Stillschweigens, welches während einer so langen Reihe von Jahren alle in Frankreich wohnenden Actieninhaber beobachtet haben, gehören nun die bis jetzt von Colonisten nicht occupirten Terrains für den Augenblick niemanden, werden den Premiers Occupants gehören, natürlich unbeschadet der ferneren Reclamationen, welche die Actionäre noch erheben machen können, sowohl gegen alle die, welche, ohne Actieninhaber zu seyn, seit längerer Zeit den größten Theil der Ländereien occupirt haben, als gegen die, welche sich der bisher noch vacanten bemächtigen könnten. Seit 1836 nämlich bebauen alle ehemaligen Colonisten sowohl als alle dortigen Franzosen als andre Ausländer, die Grundstücke, welche sie gegenwärtig inne haben, nur für ihre eigene Rechnung, und betrachten sie so fast als ihr wahres Eigenthum, als wenn sie es von ihren Vätern ererbt hätten — gleichviel, ob sie es als Actionäre erworben oder mit ihrem Gelde gekauft, oder — und deren Zahl ist die größte — sich desselben ohne irgend einen Titel bemächtigt haben, nur weil das Land vacant war. Daher kann auch jetzt niemand auf der Colonie sein Grundstück verkaufen, denn dieses gehört der Gesammtheit der Colonisten; der Colonist kann nur die Baulichkeiten die er darauf gemacht, so wie die Verbesserungen die er da angebracht, die Früchte die es ihm gibt, veräußern. Ferner sind auch nicht die Gränzen der einem jeden einzelnen Colonisten zugehörigen Grundstücke genau bestimmt, ein jeder baut und pflanzt in das Freie so weit hinein als er will, und läßt sich nur durch freundschaftliche Abmahnungen mit seinen Gränznachbarn beschränken. Solange die Zahl der Colonisten dieselbe bleibt, läßt sich gegen derartige Verhältnisse nichts einwenden, sobald aber neue Ansiedler sich dort niederlassen wollten, könnten doch in Folge dessen einige Inconvenienzen entstehen, indem dann die bisherigen Colonisten alle vacanten Terrains für sich in Anspruch nehmen würden, in der Absicht sie den neuen Familien zu hohen Preisen zu verpachten. Es ist dieß um so eher zu erwarten, als gerade die besten Terrains bis jetzt noch nicht in Cultur sind; vorderhand sind nur alle die Ländereien, welche am Ufer des Flusses lagen, occupirt, sey es als Vanillales (Vanillen-Pflanzungen) oder als Maisfelder, dagegen sind noch einige treffliche Terrains in dem südwestlichen Theile von Jicaltepec frei, die, am Fuße der zwei schönen Berge „Las dos Hermanas" (die zwei Schwestern) sich hinziehend, zwar noch mit dichten Waldungen bedeckt, aber doch für jede Art Cultur ausgezeichnet geeignet sind, und nach dem Umbrechen sicher das beste, ja einzig brauchbare Land für den Vanillenbau abgeben werden; denn alle mehr nach dem Meer zu gelegenen Vanillen-Pflanzungen werden gewiß binnen kurzem verlassen oder zerstört werden. Daß die älteren Colonisten den neueren diese besseren Terrains gutwillig einräumen und sich mit ihren früheren, schlechteren ferner begnügen werden, läßt sich füglich nicht annehmen; und darum wäre, um späteren unangenehmen Streitigkeiten vorzubeugen, die Aufnahme eines Katasters höchst wünschenswerth. Ehe dieß nicht geschehen, wird die Niederlassung neuer Colonisten immer ihre großen Schwierigkeiten haben, und ich möchte mich nicht entschließen, die noch vacanten Terrains Deutschen zur Ansiedlung zu empfehlen, so sehr auch die dortigen Franzosen mir mehrfach ihren lebhaften Wunsch ausgesprochen haben, jene Ländereien durch Deutsche bevölkert zu sehen; aber es könnte, meines Dafürhaltens, durchaus nicht ausbleiben, daß die Franzosen es nur mit Neid ansehen würden, wenn die Deutschen auf ihrem besseren Lande und vielleicht auch durch größeren Fleiß und größere Geschicklichkeit mehr machten als sie, und in Folge dessen bald Haß und Zwietracht, und Streitigkeiten der widerwärtigsten Art zwischen den beiden Nationalitäten entstünden!

(Fortsetzung folgt.)

Abnahme der Zuckercultur in Guiana. Von Lord Stanley, dem Sohn des jetzigen Grafen Derby, ist in Briefform eine Broschüre über das Sinken der westindischen Colonien erschienen. Es findet sich unter anderem darin die Angabe, daß der Zuckerertrag in den zwei Jahren von 1847 bis 1849 von 846,493 Ctrn. auf 541,630 gesunken ist, also um 16 Procent. Im Jahr 1836 lieferte die Colonie noch nahe an 1,400,000 Ctr. Der Ertrag ist also durch die mangelnde Negerarbeit fast auf ein Drittel gesunken, und die Neger selbst sinken mehr und mehr in Barbarei zurück, indem sie in kleinen Dörfern sich niederlassen, und nur den nothwendigsten Lebensunterhalt bauen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 222. 16 September 1851.

Der Aufstand in Cuba.

Der vorjährige Zug von General Lopez und Consorten nach Cuba und die dießjährige Erneuerung desselben zeigen, welch' heftiger Zug die Nordamerikaner nach Süden treibt (s. Nr. 152 vom v. J.). Die Nordamerikaner im Allgemeinen haben ein Interesse, Cuba und damit die Herrschaft über den mexicanischen Golf zu besitzen, die südlichen Sklavenstaaten haben noch überdieß ein Interesse, ihre Sklaven, die ihnen zum Theil nutzlos geworden sind, und deren Preis in Cuba höher steht als in den Vereinigten Staaten, mit gutem Gewinn dahin zu verkaufen. Alles dieß ist wahr und unbestreitbar, eben so daß in Nordamerika Anstalten getroffen wurden und werden, um die Insel zu gewinnen. Diese Bemühungen sind völkerrechtswidrig, das ist nicht zu läugnen. Die Hinrichtung der fünfzig gefangen genommenen Amerikaner in Havana ist völkerrechtlich durchaus nicht zu tadeln, um so weniger als man die im vorigen Jahre gefangen genommenen sehr leicht durchschlüpfen ließ. Wenn aber die Times, namentlich in ihrer Nummer vom 9 Sept., einen fürchterlichen Lärm aufschlägt und von der gefährdeten „Wohlfahrt der Welt" spricht, so ist das ein wenig lächerlich, denn wo wurden die bedeutendsten Expeditionen ausgerüstet, um der Herrschaft des europäischen Spaniens den doch gewiß eben so legitimen Besitz des spanisch amerikanischen Festlands zu entreißen? Die Erinnerung scheint in den Engländern erloschen zu seyn, obwohl sie noch kaum 30 Jahr alt ist. Die tugendhafte Entrüstung ist deßhalb etwas verdächtig und augenscheinlich vom eigenen Interesse eingegeben.

Wenn es keinem vernünftigen Menschen einfallen wird, das Benehmen der seeräuberischen Nordamerikaner vom völkerrechtlichen Standpunkt rechtfertigen zu wollen, so ist auf der andern Seite nicht zu vergessen, daß die Cubaner auch eine Rolle bei der Sache zu spielen haben. Wenn ein Haufen Abenteurer, wie der unter Lopez eine so vertheidigte Insel wie Cuba den Spaniern entreißen, oder auch nur deren Besitz wirklich eine Zeitlang streitig machen kann, so muß es um die Herrschaft schlecht stehen, denn ohne die offene oder geheime Zustimmung der Cubaner wäre ein solches Unternehmen nicht bloß verbrecherisch, sondern gerade zu tollhäuslerisch. Die Gesinnung der Cubaner hat man bei dem Wortschwall aber größtentheils aus dem Auge gelassen, und doch ist es mehr als bloß wahrscheinlich, daß die Bewegung im Wesentlichen nur von den spanischen Creolen Cuba's ausgegangen und die großen Waffen- und Schiffsankäufe von eben diesen Creolen bezahlt wurden. Eine besondere Vorliebe für die Amerikaner kann dabei diese spanischen Creolen nicht treiben, die Sprache, Abstammung, Religion, alles trennt sie von der Mehrzahl der Nordamerikaner. Wenn sie dennoch nach Unabhängigkeit und selbst nach einer Verbindung mit Nordamerika streben, so müssen sie gewichtige Gründe haben und diese sind allerdings vorhanden.

Fürs erste dient Cuba als Schwamm für das halb insolvente Spanien, und wird zum Theil sehr unbarmherzig ausgedrückt. Fünf bis sechs Millionen Dollars jährlich gehen nach Spanien, ohne daß dafür den Cubanern das mindeste zu Gute kommt, denn die sehr kostspielige Verwaltung mit all den spanischen Truppen müssen sie doch noch unterhalten, und diese nehmen reichlich ebenfalls sieben bis acht Millionen Dollars in Anspruch. Das ist die allerniedrigste Annahme, denn andere setzen statt 14 bis 15 Mill. Dollars Einkommen nicht weniger als 20, von denen die Hälfte zum Nimmerwiedersehen nach Spanien gehe. Wenn man erwägt, daß die Cubaner als Mitglieder der nordamerikanischen Republik ihre Ausgaben mit 5 bis 6 Millionen sehr reichlich bestreiten könnten, so ist, das wird man bekennen müssen, um so mehr Grund zur Unzufriedenheit vorhanden, als ihnen über diese ganze Einnahme, die man in runder Summe zu 300 Mill. span. Realen, oder etwa den vierten Theil der spanischen Staatseinkünfte anschlagen kann, nicht die mindeste Controle zusteht.

Gegen diesen Grund würde indeß die spanische, auch spanisch-creolische Loyalität wohl halten, aber ein weiterer Umstand kommt hinzu, der eben den Ingrimm der Engländer zum Theil erklärt. Die Cubaner wissen recht gut, wie hoch die spanische Macht im europäischen Gleichgewicht angeschrieben steht; Spanien ist mit Frankreich eng verbunden, so eng, daß ein ausbrechender Krieg zwischen Frankreich und England Spanien alsbald in den Kampf hineinziehen muß, dann ist Cuba eine Beute Englands, und der mexikanische Golf wird von den Engländern beherrscht. Die englische Herrschaft ist aber in Cuba aufs äußerste verhaßt, denn im Augenblick wo England Herr von Cuba würde, hätte auch der Sklavenbesitz, ohne den die Cubaner bei ihren seit 30 Jahren ins Unglaubliche ausgebreiteten Plantagen nicht bestehen können, so ziemlich ein Ende; die Cubaner wissen sehr gut, wie es in den englischen Antillen aussieht, und daß diese in dem Anbau mehr und mehr zurückweichen, einige begünstigte Stellen und Inselchen ausgenommen. Seit einer Reihe von Jahren suchen die Engländer nicht bloß den Sklavenhandel zu unterdrücken, was ihnen sicherlich auch in Cuba keine Freunde erworben hat, sondern selbst die Sklaven zum Aufstand anzureizen. Vor zehn Jahren erschien ein Dr. Turnbull als Consul in Havana, über den ein vor uns liegendes Privatschreiben eines sehr unterrichteten Mannes vom 14 Dec. 1840 sich folgendermaaßen äußert: „hieher nach Havana haben die Engländer die Unver-

schämtheit gehabt, einen Consul jüngst zu schicken, Hrn. De. Turnbull, dessen Verdienst darin besteht, ein Buch über die Herrlichkeit der Negeremancipation zu schreiben, und diesen Mann hieher nach Cuba, dessen Existenz allein von der Aufrechthaltung der gezwungenen Arbeit der Schwarzen bedingt ist!" Turnbulls ganzes Benehmen, das die Cubaner äußerst erbitterte, war geeignet, die Neger zum Aufstand zu treiben. In diesem Geiste haben die Engländer fortgemacht, und wenn keine größern Sklavenaufstände ausgebrochen sind, so ist es nicht ihr Verdienst. Welcher Ansicht man auch hierüber seyn mag, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß sich England in der Gunst der Cubaner nicht festgesetzt hat, und es ist fast ein fixer Gedanke, daß bei einem ausbrechenden Krieg in Europa sie wenigstens eines englischen Protectorats theilhaftig würden, welches der Sklaverei sehr bald ein Ende machen, und so schön dieß auch für die Schwarzen seyn möchte, jedenfalls den besitzenden Theil der Cubaner ruiniren würde. Gegen solche Eventualitäten suchen sie eine Sicherung in dem Eintritt in die nordamerikanische Union, ein Eintritt, dem, ehe ein Menschenalter vergeht, die wichtigsten englischen Antillen folgen werden, eine Ansicht, wofür sich nöthigenfalls englische Autoritäten anführen ließen.

Wenn nun die Times Feuer und Flamme speien, und dem englischen Minister, der „eine solche Veränderung in der Vertheilung der Seemacht zuließe, für den schwächsten und unfähigsten Diener der Krone" erklären, so muß man nur fragen, was wohl England thun wird, wenn Nordamerika die äußere Neutralität streng aufrecht erhält, Cuba aber durch die Mitwirkung einzelner Amerikaner sich von Spanien unabhängig macht, und nach kurzer Unabhängigkeit freiwillig sich der nordamerikanischen Union anschließt? Die Frage möchte etwas schwer zu beantworten seyn: wenn England Nordamerika in seinem Laufe aufhalten wollte, so durfte es die Einverleibung von Texas nicht dulden; es hat sie aber geduldet, und wird endlich auch die von Cuba dulden.

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

3. Die Missionen und der französische Einfluß.

(Fortsetzung.)

In China theilten sich und theilen sich nach fünf Orden in die Arbeiten des Apostolats, die Franciskaner, Dominikaner, Jesuiten, Lazaristen und die Priester der fremden Missionen. Achtzig Missionäre und 130 einheimische Priester durchzogen 10 Diöcesen, deren geringste größer war als Frankreich. Jede Diöcese war verwaltet von einem apostolischen Vicar, einem Bischof in Partibus, dem manchmal ein Coadjutor zur Seite stand. Der Rath der Propaganda, dessen Mitglieder zu Rom saßen und vom heiligen Stuhl ernannt wurden, hatte die allgemeine Leitung der Missionen, die verschiedenen Orden verfügten über die Vertheilung der Hülfsmittel, welche die Frömmigkeit der Gläubigen ihnen übergab. Die portugiesischen Missionäre hatten die Provinz Canton erhalten, die Spanier Fokien, welches im J. 1837 durch eine Verfolgung heimgesucht wurde, die Italiener hatten das rauhe Gebiet von Schan-tong und Schan-si, das oft von Hunger verheerte Hu-kwang und die reiche, friedliche, viel versprechende Provinz Kiang-nan inne. In Kiang-nan nahmen die Väter der Gesellschaft Jesu, indem sie sich der Obergewalt eines italienischen Prälaten unterwarfen, die Trümmer ihrer Erbschaft in Anspruch. Seit der Zerstörung dieser berühmten Gesellschaft waren die Söhne St. Vincents den Jesuiten in der Diöcese Peking gefolgt; sie gaben den Provinzen Ho-nan, Schekiang und Kiang-si ihre Bischöfe. Die im Jahre 1663 unter Ludwig XIV gegründete Anstalt der fremden Missionen, die sich durch zahlreiche Märtyrer und den ununterbrochenen Glanz langer Dienste auszeichnete, trug allein die Last von vier apostolischen Vicariaten, von Sut-schuen, das häufig der Noth und dem Hunger ausgesetzt ist, von dem ungesunden, sumpfigen Yünnan, von Kwei-tschen, wohin das Evangelium zum erstenmal drang, und von Liao-tong mit seinem eisernen Klima. Im Königreich Annam hatte eine päpstliche Entscheidung Tongking in zwei Vicariate, ein östliches und ein westliches, getheilt; das erstere, was an China stößt, war in den Händen der spanischen Dominicaner, das zweite, sowie das Vicariat von Cochinchina und Cambodscha mit dem ganz neuen Vicariat von Corea war der Gesellschaft anvertraut, die man gewiß seyn konnte, bei diesem Werke der Selbstverläugnung in erster Reihe zu finden, der französischen Gesellschaft der fremden Missionen.

Außer der eingebornen Geistlichkeit hatten die Missionäre noch eine ausgezeichnete Hülfsmannschaft an den chinesischen Catechisten. Diese, wenn sie zum Cölibat verpflichtet waren, begleiteten die europäischen Priester auf ihren Reisen im Lande umher, oder durchzogen die entlegenern Gegenden, um Taufen vorzunehmen, Leichenbegängnisse zu feiern, Mißbräuche zu entdecken und abzustellen; die andern waren gewöhnlich Familienväter, die unter den unterrichtetsten Christen ausgewählt wurden. Der Missionär trug ihnen auf, neue Gläubige durch Vorlesungen aus frommen Büchern und durch freundliche Ermahnungen im Glauben zu stärken. Man zählte etwa 300,000 Christen im chinesischen Reich, 340,000 in den beiden Vicariaten von Tongking, 80,000 in Cochinchina, kaum einige Tausende in Corea. Es war ein sehr schwacher Theil der ungeheuren Bevölkerung die man bekehren wollte, aber man muß wiederholen, die meisten dieser Gläubigen waren Christen, wie Europa sie nicht mehr kennt. Sie hatten ihren Glauben bekräftigt durch die Verbannung, durch Qualen, oder mindestens durch freiwillige Armuth. Die einen hatten jahrelang in dem tiefsten Asien, an den Gränzen Turkestans und Sibiriens zugebracht, andere hatten dem Stock der Henker getrotzt, viele waren in die Gebirge geflohen, und hatten den Händen der chinesischen Gerechtigkeit ihr ganzes Eigenthum überlassen. Man hatte diese furchtsame Race dahin bringen müssen, daß sie den unablässig erneuerten Befehlen der Mandarinen Trotz boten, man mußte diese habgierigen Naturen lehren, den Wucher zu verabscheuen, man mußte die Achtung vor ihren Ueberlieferungen stürzen, die diesem Volke theuersten und anscheinend heiligsten Gewohnheiten abschaffen, es entfernen von den Gräbern seiner Väter und seine Anhänglichkeit an den neuen Glauben steigern bis zum Muth und zur Aufopferung des Märtyrers. Um diese Menschen zu Christen zu machen, mußte man sie umgestalten.

Wie haben die Missionäre dieß Wunder bewerkstelligt? Durch das Beispiel ihres eigenen Lebens und ihres eigenen Glaubens. Sie hatten diesen armen Leuten die Lehren des Christenthums nicht als eine Theorie dargeboten, sondern als eine Geschichte, die sie selbst glaubten, und ihr Zeugniß dafür hatten sie sich mit ihrem Blut zu besiegeln bereit gezeigt. Sie gaben sich nicht für Wunderthäter aus, aber ihre Ausdauer und ihre Resignation waren ein Wunder, das sich jeden Tag vor den Augen dieser Neophyten erneuerte, die niemals etwas ähnliches geträumt hatten. In weniger als 30 Jahren floß im Vicariat von Hu-kwang das Blut von drei europäischen Priestern, einem Franziskaner und zwei französischen Lazaristen, den HH. Clet und Perboyre;

in dem einzigen Jahre 1838 fielen in Cochinchina 23 Märtyrer: drei Bischöfe, zwei Missionäre, neun eingeborne Priester, fünf Catechisten und vier andere Gläubige. Alles diente dem Haß ihrer Verfolger zum Vorwand. Sie stellten sich als verwechselten sie die Christen von Tongking und Cambodscha mit den Rebellen, in China mit der Secte der Pe-lien-kiao, welche einst die Mongolendynastie gestürzt hatte, und von allen Vagabunden des Reichs unterstützt jetzt sich zum Sturze der regierenden Mandschudynastie verschworen hat. Man beschuldigte sanfte friedliche Menschen der empörendsten Verbrechen: sie sollten Häuser bauen, um daselbst die Frauen zu verführen, den Kranken die Augen ausreißen, und aus den Händen des Priesters ein aus geheimnißvollen Ingredienzen bereitetes Brod empfangen. Das gemeinsame Gebet, die letzte Oelung auf den Augen der Sterbenden, das Abendmahl hatten zu diesen lächerlichen Fabeln Anlaß gegeben, die in der außerordentlichen Unwissenheit der Massen und in der blinden Abneigung des Volks gegen Fremde zum Theil Glauben fanden.

Mitten unter diesen für die katholische Mission so grausamen Prüfungen brach der Krieg zwischen England und China aus. Frankreich sah anfangs in der Eröffnung der Feindseligkeiten nur einen Grund gegen die Vergrößerungsplane einer nebenbuhlerischen Macht eine größere Wachsamkeit auszuüben. Als man bemerkte, daß die Integrität des chinesischen Reichs nicht bedroht sey, als man auf den Kampf um das commercielle Uebergewicht Englands und der Vereinigten Staaten verzichten mußte, glaubte man einen Augenblick die Rolle beendigt, statt daß sie in Wahrheit erst begann; als die dreifarbige Fahne in Folge der Unfruchtbarkeit unserer Handelsverhältnisse sich zurückziehen zu müssen schien, ward sie zurückgehalten durch die Aufgabe, die Sache der Civilisation und der religiösen Freiheit zu schützen.[1]

Der französischen Corvette, la Danaide, commandirt von Hrn. Joseph de Rosamel, wurde die Ehre zu Theil, die französische Flagge an den chinesischen Küsten zu der Zeit zu zeigen, wo die englische Escadre den Vertrag, den sie im Golfe von Pe-tsche-li errungen zu haben glaubte, in Canton suchte. Hr. v. Rosamel mußte unter Umständen auftreten, die um so schwieriger waren, als man sie nicht hatte voraussehen können, und als jeden Augenblick die häklichsten Fragen des Völkerrechts auf den Schauplatz traten. Die Redlichkeit und Festigkeit dieses Offiziers wurde von dem englischen Bevollmächtigten gewürdigt, und Hr. v. Rosamel konnte der Zusammenkunft beiwohnen, welche im Mai 1841 zwischen dem kaiserlichen Commissär und dem Capt. Elliot im Cantonflusse statt fand. Bei dem Anblick des jungen Capitäns, den die Engländer so rücksichtsvoll behandelten, schien Ki-schan die Rolle zu begreifen, welche unter diesen Umständen Frankreich zufallen konnte, bereits aber hatte die heftigere Partei zu Peking den Sieg davon getragen, Ki-schan war abgerufen und degradirt worden, das Verfahren des Capitän Elliot selbst fand bei seiner Regierung keinen Beifall, und jede Vermittlung war unmöglich geworden.

[1] Diese noch mit einigen weitern Phrasen umsponnene Stelle muß man der französischen Darstellung zu gute halten. Die Wahrheit liegt wohl in dem einfachen Umstand, daß sich Frankreich für den Fall einer baldigen Erschütterung des chinesischen Reichs, die der Verfasser sichtlich in Aussicht stellt, seinen Einfluß sichern will. Wie derselbe benützt werden kann und soll, liegt freilich noch im Nebelgrauen der Zukunft, jedenfalls ist aber so viel gewiß, daß Frankreich und Nordamerika beim Sturze der jetzigen chinesischen Herrschaft dahin wirken werden, daß nicht England allein die Vortheile zieht und ein neues anglochinesisches Reich gründet. Rußland ist sicherlich auch nicht unthätig, wird aber eher der Freund der jetzigen Dynastie, als deren Feind seyn, die Abhängigkeit folgt dann von selbst, wie in der Türkei auch. A. d. U.

Bald begann ein neuer Feldzug. Hr. v. Rosamel folgte der englischen Escadre nach Tschusan, und verließ die chinesischen Meere nicht eher, als bis er die Ankunft der Fregatte Erigone zu Manilla erfahren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gas als bewegende Kraft.

Die Blätter von Cincinnati (s. Athenäum 6 September) kündigen die Erfindung eines Hrn. Solomans in dieser Stadt an, welcher Gas als bewegende Kraft anwendet. Wenn man Bruder Jonathan trauen kann — John Bull ist sehr ungläubig — so hat Hr. Solomans seine Maschine bereits fertig und im Gange: sie hat 25 Pferdekraft und hebt 12,000 Pfd. fünfmal in einer Minute auf und nieder. Das Gas wird erzeugt aus gewöhnlicher Tünche (whiting), Schwefelsäure und Wasser. Das Gas soll so wohlfeil seyn, daß die nöthige Menge, um von Cincinnati nach Neuorleans und zurück zu fahren, nur 50 Dollars kostet, während bei den jetzigen Dampfbooten 1800 Dollars erfordert werden. Die Maschine ist so gebaut, daß sie ihr eigenes Gas fabricirt und pumpt, während ein kleiner Ofen, ungefähr halb so groß als ein gewöhnlicher Ofen, um flache Eisenplatten zu erhitzen, alle nöthige Hitze liefert. Sehr schön — wenn es wahr ist.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Mag man Hrn. Guenot auch noch so viel gerechte Vorwürfe in Betreff der ersten Anlage der Colonie wie seiner Verwaltung machen können, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei der Auswahl des Terrains entweder eine große Sachkenntniß und einen sehr richtigen Blick bewiesen, oder einen außerordentlich glücklichen Griff gethan hat; denn Jicaltepec ist unstreitig, wenn nicht der beste, doch einer der besten Punkte, welcher an der Küste für eine Colonisation ausgewählt werden konnte. Nicht weiter als 5 Leguas vom Golf entfernt, mit welchem es durch einen schönen schiffbaren Fluß verbunden, hat Jicaltepec alle die großen Vortheile, welche die Nähe der See bietet, ohne von den großen Nachtheilen zu leiden, die hier fast allgemein mit der Nähe des Meeres verbunden sind. Jicaltepec hat nämlich, trotz seiner tiefen Lage in der wegen Vomito und andern Krankheiten verrufenen Küstengegend, ein sehr angenehmes, und, wie mir versichert worden, äußerst gesundes Klima; das Thermometer steigt in den heißen Monaten Mai — September nie über 25° R. im Schatten, gewöhnlich nicht über 23° zu Mittagszeit, während die Temperatur des Morgens und Abends 18° ist; vom September bis April ist dieselbe 13° und 14°, sehr selten 10°, des Mittags 16°—18°, so daß das Mittel in den Extremen wie in den Mitteln die äußerst angenehme Temperatur von 18° gibt und auch die Extreme nicht so empfindlich sind als in Veracruz. Ich war gerade zur heißesten Zeit da, und kann versichern daß ich nur in den Stunden von 10—12 Uhr des Tags eine starke doch nicht unleidliche Hitze empfunden habe, dagegen die ganze übrige Zeit eine Temperatur, wie man sie sich nicht besser und angenehmer wünschen kann; dieß kommt daher, daß dort täglich ganz regelmäßig früh von Sonnenaufgang bis gegen 10 Uhr ein kühlender Wind von den Gebirgen herweht, während von Mittag bis Sonnenuntergang von Osten her eine frische Seebrise die Hitze des Tages mindert, so daß nur die Stunden von 10—12 und die Nacht hindurch die Luft nicht bewegt ist. Auf diese Weise hat Jicaltepec kühle Morgen und kühle Abende, aber weder kalte noch heiße Nächte, und ist schon allein darum bedeutend gesünder als Mizantla, wo auf brennend heiße Tage empfindlich kalte Nächte folgen, oder Veracruz, wo die Hitze des Tages in der Nacht fast gar nicht abgekühlt wird.

Die Lage von Jicaltepec könnte darum keine bessere seyn als sie ist; denn weiter nach dem Meere zu reicht die Landbrise nicht

mehr hin, auch fangen da schon die ungesunden Wiesengründe an, so daß die Küstenkrankheiten, als Fieber, Geschwürkrankheiten, ziemlich heftig auftreten, wie die Franzosen, welche sich in den Jopilotes und auf dem Gebiet des Dr. Chabert angesiedelt, die traurigste Erfahrung gemacht haben, während eben dieselben Krankheiten in Jicaltepec, wo sie sich besonders in den Monaten Julius und August zeigen, einen ziemlich milden Charakter haben. Ebenso sind die Gegenden, welche oberhalb von Jicaltepec, also mehr nach dem Gebirge zu liegen, auch weniger gesund und von weniger angenehmer Temperatur als dieses, weil dieselben nicht mehr durch die kühlende Seebrise bestrichen werden und die Waldung nach dem Gebirge zu sich immer mehr verdichtet, so daß fast alle Ventilation fehlt, dadurch die Pflanzenausdünstungen sich nicht vertheilen, die Wasser nicht verdampfen können und so sich eine Menge stehender Wasser bilden, in denen sich die Stoffe zu allerhand Krankheiten entwickeln, was schon die Unmasse Mosquitos andeutet, welche den Reisenden in diesen Gegenden fast zur Verzweiflung bringen, während man in Jicaltepec verhältnißmäßig sehr wenig von dieser Plage zu leiden hat. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich in keinem Ort an der Küste so wenig von diesen Quälgeistern jener herrlichen Gegenden heimgesucht worden bin als in Jicaltepec, obgleich ich durchaus nicht in die Behauptung der dortigen Franzosen einstimmen kann, daß es dort gar keine gebe; denn mein Gesicht und meine Hände haben noch lange die Spuren getragen, daß auch in Jicaltepec die Mosquitos Stacheln haben; freilich war das, was ich da von ihnen zu leiden hatte, nur eine Kleinigkeit gegen das, was ich vorher und nachher von ihnen zu dulden gehabt — das war schrecklich. Für mich wenigstens ist all das übrige Ungeziefer, welches den Aufenthalt in den Tropengegenden recht gründlich verleiden kann, doch noch erträglich im Vergleich zu den Mosquitos: der Garrapatas und der Sandflöhe kann man sich wieder entledigen, vor Alacranes, Scorpionen und vor größern giftigen Thieren kann man sich doch durch einige Vorsicht hüten, vor Chinches und Pulgas kann man doch wenigstens den Tag über sicher seyn — aber der Mosquitos kann man sich nie erwehren, man kann ihnen nie entgehen, mag man reiten oder ruhen, mag man wachen oder schlafen, man muß bei Tage ihre Stiche sowohl ertragen als bei Nacht ihr lästiges Geschwirr, abgesehen davon, daß die Stiche durch den Juck den sie verursachen, das in diesen Gegenden äußerst sensible Nervensystem ungeheuer aufregen und das schon erhitzte Blut noch mehr erhitzen, so daß häufig hitzige Fieber nur die Folgen von Mosquitostichen sind, die aufgekratzt werden und man hier mit Recht von einer „epidemia de moscos" spricht, um eine Gegend als recht ungesund zu bezeichnen. Jicaltepec ist mir daher so sehr lieb gewesen, weil ich dort allein die über alle Begriffe schönen Abende eines tropischen Klima's ruhig habe genießen können, ohne von diesen Thieren gequält zu werden, die nur da zu seyn scheinen, damit jene Gegenden nicht ein wahres Paradies seyen.

In klimatischer Beziehung ließe daher Jicaltepec fast nichts zu wünschen übrig, wenn es nur nicht über alle Maßen feucht wäre; aber da es hier fast nur drei trockne Monate im Jahre gibt, so ist die Luft so mit feuchten Dünsten geschwängert, daß das Innere der Häuser nie ganz trocken wird, in Folge dessen intermittirende Fieber, wenn auch gutartigen Charakters, eine herrschende Krankheit hier gegen Ende der Regenzeit sind, wenn sich nicht die bösen Säfte einen Ausweg durch sehr schmerzhafte Blutgeschwüre suchen. Doch sind dergleichen Krankheiten vorzüglich nur die neuern Ankömmlinge unterworfen, und dann auch nicht so schlimm als in den übrigen Punkten an der Küste; wirklich epidemische Krankheiten gibt es gar nicht; einer ganz vorzüglichen Gesundheit sollen sich alle Kinder dort erfreuen.

Wie nun Jicaltepec seiner Lage und seinen klimatischen Verhältnissen nach eine ganz vortreffliche Wahl gewesen, so auch in Betreff der Beschaffenheit seines Bodens und der Fruchtbarkeit desselben. Freilich war dieß in diesen Gegenden auch die geringste Schwierigkeit, wo es sicher kein unfruchtbares Fleckchen gibt; denn wohl kein anderer Theil der Republik kann sich an überreicher Fruchtbarkeit, Fülle, Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit der Vegetation mit dem Strich Landes in Vergleich stellen, welches sich zwischen der Sierra von Jalapa, Mizantla, Teciutlan und Huauchinango und dem mexicanischen Golf hinzieht, und die Vanillendistricte von Mizantla, Nautla und Papantla umfaßt. Jicaltepec, welches fast in der Mitte dieses von der Natur überaus gesegneten Landstrichs liegt, ist daher auch überreich an allen Erzeugnissen der tropischen Gegenden; die kostbarsten Holzarten, als Cedern, Mahagonibäume, Mangien u. a. m., wachsen wild in den zugehörigen Waldungen; die Vanillenstaude hat in denselben ihre Heimath, und wenn die menschliche Hand nur ein wenig dazu thut, gedeihen Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Mais, Reis, selbst Cacao ganz vortrefflich. Bis jetzt ist es vorzüglich die Cultur der Vanille gewesen, welcher sich die Colonisten mit besonderem Eifer und auch bis in die letzten Jahre mit ziemlich großem Vortheil hingegeben haben; ich habe in meinem allgemeinen Colonisationsbericht eine genaue Beschreibung, wie die Vanille cultivirt und präparirt wird, gegeben, glaube deßhalb nicht mehr darauf genauer eingehen zu dürfen, und erlaube mir nur noch einige specielle Bemerkungen darüber in Bezug auf Jicaltepec hinzuzufügen; die Cultur der Vanille erschien ganz natürlich den ersten Colonisten so überaus vortheilhaft, sowohl wegen des hohen Gewinnes, den sie versprach, als auch weil sie durchaus keine zu anstrengende Arbeit erheischte, daß sich fast alle ohne Ausnahme nur derselben widmeten, und Mais, Reis und Zuckerrohr, auch Tabak, fast nur für ihren eigenen Bedarf anbauten. In den ersten Jahren ging das ganz gut, und die wenigen Colonisten die dort waren, machten dabei recht gute Geschäfte, aber als immer mehr neue Ansiedler herankamen, und fast ein jeder von diesen auch sich auf nichts anders als auf Vanillenbau legte, außerdem auch noch derselbe um Mizantla und Papantla sehr stark betrieben wurde, da konnte es nicht ausbleiben, daß die hohen Preise dieses Artikels, der nur seiner Seltenheit wegen so theuer bezahlt wurde, fielen, und weil die Consumtion durchaus nicht in dem Maaßstabe zugenommen hat als die Production, ist der Preis der Vanille in den letzten Jahren dermaßen gesunken, daß die kleinen Vanillebauern gar keinen Profit mehr ziehen können, und derselbe nur noch in die Taschen der reichen Aufkäufer fließt, welche die Vanille auf dem Stengel für ein Spottgeld kaufen und daher, mögen sie auch noch so billig wieder verkaufen, doch noch immer einen erklecklichen Gewinn machen. Ein Milliar (1000) Vanillen, welches vor 10 Jahren à 40 Doll., ja mitunter 60 auch 80 Doll. gegolten, wird jetzt auf dem Stengel mit 14—15 Doll. bezahlt, so daß der Aufkäufer, wenn er es auch nur mit 20—25 Doll. verkauft, doch noch immer einen beträchtlichen Gewinn macht! Unter solchen Verhältnissen kann natürlich der Kabauer nichts mehr gewinnen, und die armen französischen Colonisten befinden sich daher augenblicklich in einer sehr kritischen Lage, aus der sie sich wohl nur dadurch werden retten können, wenn sie die Vanillen-Cultur als Haupt-Culturzweig aufgeben und sich dem Anbau anderer Producte, als vorzüglich des Tabaks, Zuckerrohrs und Kaffees mehr zuwenden, und dann ihre Vanillenpflanzungen aus den niedrigen Gegenden mehr nach den Gebirgen (dos hermanas) verlegen, wo sie eine Vanille erzeugen könnten, die der von Mizantla an Güte gleich käme.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheure Ausdehnung des Schiffbaues in Amerika. Wie die Amerikaner ihr Eldorado, Californien, auf alle Weise benützen, davon gibt der Newyork Courier and Enquir eine merkwürdige Probe. Man erkannte wohl, daß die Schiffmannschaften großentheils nicht zu halten seyen, und in die Minen gehen würden, deßhalb befrachtete man alte, fast unbrauchbar gewordene Schiffe, in den letzten zwei Jahren gegen 1000 an der Zahl; die hohe Fracht deckte den Werth derselben völlig, und in Californien ließ man sie entweder im Hafen vollends verfaulen, oder benützte die bessern nur noch zur Küstenschifffahrt. An ihrer Stelle wurden auf den amerikanischen Werften 1100 neue Schiffe gebaut.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 223. 17 September 1851.

Die Mutawallidin in Arabien.

Zur Erklärung dieses etwas langen Wortes wollen wir den Lesern nur bemerken, daß dasselbe einfach von der Wurzel „walada', erzeugen, herkommt, und daß die Araber damit diejenigen Personen bezeichnen, welche von einem arabischen Vater und einer fremden Sklavin oder auch umgekehrt von einem fremden Sklaven und einer arabischen Mutter erzeugt wurden. Diese Bedeutung des Worts ist keineswegs neu, sondern schon in den ältern arabischen Wörterbüchern aufgeführt. Die Sache, d. h. die Unterscheidung der Araber von reinem Blute von diesen Mischlingen bestand also schon lange, und ist ein Zeichen, wie sich der Stolz auf das reine arabische Blut erhalten hat. Wallin, der bekannte dänische Reisende, der den Weg durch Arabien hindurch zweimal zurücklegte (s. Nr. 118 vom vor. J.) und dessen Reise in dem Journal of the royal geogr. Soc. XX. 2 mitgetheilt ist, meldet von Tebuk, einem Orte, der so tief im Lande liegt, daß man nicht weiß ob man ihn zu Syrien, zu Hedschas oder zu Nedschd rechnen soll, daß die Einwohner eine gemischte Race seyen, die theils von Fremden, theils von den Nomadenstämmen oder von beiden stammten. „Von den Fremden sind einige aus zufälligen Umständen aus ihrem Heimathlande ausgewandert, andere wurden, wie dieß häufig geschieht, von den Pilgerkarawanen zurückgelassen und ließen sich später hier nieder; die letztern sind meist syrischen Ursprungs. Die übrigen sind bei weitem der Mehrzahl nach emancipirte Sklaven und deren Abkömmlinge, die man unter dem Namen Mutawallidin in ganz Arabien kennt und findet. Nicht nur sind ganze Dörfer mit ihnen angefüllt, wie al Riha (Jericho) und viele Theile von al Jauf und Suk ul Scheich, sondern sie bilden sogar große Clans unter den nomadischen Stämmen selbst, führen dasselbe Hirten- und Räuberleben, wie ihre frühern Herren, denen sie, obgleich frei geworden, meistens aus Achtung und Dankbarkeit zugethan bleiben. Bei den Beduinen dürfen sie nur unter einander heurathen, denn ein ächter Araber wird selten oder nie sich herablassen, eine Schwarze oder Hobaschife (Abyssinierin) zur Frau zu nehmen, und die Race dieser Mutawallidin in den Nomadenzelten bleibt Generationen hindurch unverändert. Aber bei den Leuten, welche feste Wohnsitze genommen, ist das Gefühl zu Gunsten der Fortpflanzung einer reinen Race nicht so stark, und die Mutawallidin in Städten und Dörfern vermischen und verheurathen sich unter einander, und Kinder werden erzeugt, in deren Zügen es oft ganz unmöglich ist die afrikanische Abkunft zu erkennen. In Al Jauf z. B. kannte ich eine alte Frau von ächtem Negerblut, die von einem Manne ihres Stammes vollkommene Negerkinder geboren hatte, von einem zweiten, einem Araber, aber hatte sie eine Familie von heller Gesichtsfarbe und rein arabischen Zügen.

„Die Mutawallidin sind im Allgemeinen etwas fleißiger als die Beduinen, oder zum mindesten ist ihr Stolz nicht so groß daß sie das Leben eines Ackerbauers und Arbeiters für erniedrigend halten; aus diesem Grunde, und weil ihnen die Stärke und der Muth des ächten Arabers zu Ertragung der Beschwerden des Wüstenlebens fehlt, ziehen sie den Wohnsitz in Dörfern vor, wo sie mit den Beduinen hinsichtlich der Besorgung ihrer Dattelpflanzungen sich verständigen, oder in anderer Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen. Da sie indeß von ihren Herren, die sie verächtlich behandeln, mancherlei Bedrückungen ausgesetzt und vielleicht selbst auch nicht sehr sparsam sind, gelangen sie selten zu Vermögen und Wohlstand. Da der Preis der Sklaven im Hedschas sehr niedrig ist, so sind Städte und Dörfer voll von ihnen, und man sagte mir, der größere Theil der großen und fruchtbaren Dattelpflanzungen von Kheibar, die den Fukara vom Anneſi-Stamm gehören, würde von Mutawallidin gebaut und gepflegt."

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

3. Die Missionen und der französische Einfluß.

(Fortsetzung.)

Der Commandant derselben, der Linienschiffscapitän Cecille, war zu der doppelten Rolle, welche die Umstände dem Repräsentanten Frankreichs in diesen Meeren auferlegen konnte, besonders geeignet. Man mußte sich zugleich als unternehmenden Seemann und gewandten Unterhändler zeigen. Der einen Augenblick unterbrochene Krieg sollte eben mit größerer Thätigkeit als je wieder aufgenommen werden. Cecille wußte nach seiner Ankunft zu Macao die Blicke der bestürzten chinesischen Behörden auf sich zu ziehen, und ohne aus der strengsten Neutralität heraus zu gehen, vernünftige Rathschläge zu geben. Verbargen die Mandarinen dem Kaiser die Wahrheit, so setzten sie das Reich dem Verderben aus. Die dringende Gefahr hatte ihnen die Augen geöffnet, und es war nicht schwer, sie von der Ohnmacht China's und von der Nothwendigkeit mit den Engländern zu unterhandeln, ehe diese durch neue Erfolge begehrlicher geworden seyen, allmählich zu überzeugen; aber keine Beredsamkeit vermochte diesen Beamten einen Muth einzuflößen, den man an diesen servilen Höfen nicht kennt: dem Zorn des Herrschers zu trotzen, indem man ihn aufklärte über die Gefahr, in welcher sein Thron schwebte, das war eine Aufgabe, die keiner von ihnen zu übernehmen wagte. Das Schicksal China's mußte sich also erfüllen. Die Engländer fuhren den Yang-tse-kiang hinauf, der verwundbare Punkt des Reichs

ward entdeckt, und man wußte nun, wohin die Schläge richten, um sie in Peking fühlbar zu machen. Cecille wurde mit besonderer Auszeichnung von dem Admiral Sir W. Parker aufgenommen, der auch in dem Officier einer rivalen Seemacht noch den gewandten, entschlossenen Seemann liebte, und folgte mit seiner Fregatte dem englischen Geschwader nach Wu-sung. Eingeladen, dem Abschluß des Vertrags, der auf dem Linienschiff Cornwallis unterzeichnet wurde, beizuwohnen, begab er sich auf einer Dschonke nach Nanking, und wurde von dem englischen Admiral den kaiserlichen Commissären vorgestellt.

Wenige Tage nach der Unterzeichnung des Vertrags warf eine französische Corvette mitten unter der englischen Flotte Anker. Es war die Favorite, commandirt von Hrn. Page. Zur Ehre der französischen Marine hatte er ohne andere Hülfe als einige vage Andeutungen und einen rohen Abriß der Karte des Capitän Bethune allein gewagt, was das ganze englische Geschwader mit all seinen Hülfsmitteln nicht ohne Gefahr ausgeführt hatte. Der Cap. Page ließ sich von seinem Plane nicht abschrecken, weder durch die Schwierigkeiten die er auf seinem Wege traf, noch durch die ernsten Gefahren denen die Favorite ausgesetzt war, und die Engländer konnten abermals die Erfahrung machen, daß in Seeunternehmungen sie nicht allein das Privilegium der Kühnheit und Ausdauer hätten.

Der Vertrag von Nanking enthielt nur die allgemeinen Bedingungen des Friedens. Nach einer zwischen den kaiserlichen Commissären und Sir H. Pottinger getroffenen Uebereinkunft, sollten die neuen Zolltarife und Handelseinrichtungen erst zu Canton festgestellt werden. Die bedeutendste Abgabe, welche die Habsucht der Behörden von Canton von den europäischen Fahrzeugen erhob, und die sich auf mehr als 12,000 Fr. vom Schiffe belief, die Kum-scha, wurde völlig abgeschafft: man behielt nur die kaiserlichen Zölle und die Schifffahrtsabgabe bei, welche 3 Fr. 75 C. von der Tonne betrug. Die ein- und ausgeführten Waaren wurden einer mäßigen Steuer unterworfen, die von dem gewöhnlich diesen Waaren zugeschriebenen Werthe nicht mehr als 5 bis 10 Procent betrug. Nie wurden in irgend einem Lande dem fremden Handel liberalere Bedingungen gestellt, und man mußte Frankreich in den Stand setzen Vortheil daran zu ziehen. Der Commandant der Erigone kehrte eilig nach Macao zurück. Die Engländer zeigten sich geneigt, keinen ausschließlichen Vortheil zu verlangen; sie hatten sogar in ihrem Handelsvertrag einen Artikel einrücken lassen, der die zu Gunsten des englischen Handels festgesetzten Bedingungen auch auf die andern Nationen ausdehnte; Frankreich konnte aber diesen Stand der Dinge nicht annehmen und auf den chinesischen Märkten bloß in Kraft einer hochmüthigen Großmuth erscheinen. Admiral Cecille und später Hr. Ratti-Mentan, der zum französischen Consul in Canton ernannt worden war, beeilten sich für die französischen Handelsleute einen vollständigen Antheil an den Rechten, deren die Unterthanen anderer Mächte im himmlischen Reich genossen, in Anspruch zu nehmen. Am 10 Sept. 1843 wurden die Rechte Frankreichs feierlich anerkannt, und in einer offiziellen Mittheilung niedergelegt, welche Ki-ing und Ki-kang an Hrn. Guizot, damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, richteten. Eine diplomatische, Hrn. Lagrenée anvertraute Mission verwandelte bald diese provisorische Uebereinkunft in einen feierlichen Vertrag.

Dieser am 24 Oct. 1844 zu Wampoa abgeschlossene Vertrag konnte, wie der welchen der amerikanische Bevollmächtigte einige Monate vorher erlangt hatte, nichts als eine Wiederholung des englischen Vertrags seyn. Auf dem Handelsgebiet beseitigte das von den Chinesen aufgestellte Gleichheitsprincip mit Gewandtheit alle neuern Ansprüche, aber man konnte den ungeheuern Einfluß, den der Glanz einer durch imponirende Macht unterstützten Mission dem französischen Botschafter sicherte, auf einem minder undankbaren Boden benützen. Damals kamen einige Personen auf den Gedanken, die Zurücknahme der gegen die Christen erlassenen Edicte zu bewirken. Dieser Schritt war in den Hrn. von Lagrenée ertheilten Instructionen nicht vorgesehen worden; er war Frankreichs und der Männer, die es in diesen fernen Meeren repräsentirten, würdig, und gereicht denen, welche den Gedanken faßten und deren Geschicklichkeit den Erfolg sicherte, gleichmäßig zur Ehre. Der Kaiser Taokwang hatte seine Regierung mit neuen Ächtungsdecreten gegen die christliche Religion begonnen, man mußte ihn dahin bringen, sie im Angesicht des Reichs zu zerreißen. Vor dem Kriege hätte sich kein Mandarin gefunden, der zu einer solchen Maaßregel gerathen hätte, aber die Stimme der Fremden war allmächtig geworden, und ihr Einfluß wirkte Wunder. Der Admiral Cecille mit seinem zahlreichen Geschwader hatte den Chinesen einen hohen Begriff von der französischen Seemacht zu geben gewußt, und der Hof von Peking setzte einen großen Werth auf den guten Willen Frankreichs. Der Vicekönig von Kwang-tong und Kwang-si, Ki-ing, nahm die erste Eröffnung des Hrn. von Lagrenée mit unerwarteter Zuvorkommenheit auf. Die gefälligen Formen des französischen Bevollmächtigten hatten das Vertrauen des tatarischen Mandarinen gewonnen. In dem Vertrag zwischen beiden Mächten entfernte man sich nicht von den durch Engländer und Franzosen angenommenen Grundsätzen. Der Vertrag von Nanking hatte den Europäern nur die fünf Häfen eröffnet, die Fremden blieben von dem übrigen Reich fern gehalten, und die Missionäre waren von diesem allgemeinen Verbot nicht ausgeschlossen. Die Engländer indeß hatten gefordert, daß ein im Innern des Landes ergriffener Fremder nur von dem Consul seiner Nation solle gerichtet werden können. Diese Clausel war auf die Missionäre anwendbar, und schützte sie gegen die Blutbefehle der Provinzialobrigkeiten; dieß war indeß in den Augen dieser unerschrockenen Männer eine unbedeutende Errungenschaft, einige derselben nahmen sogar dieß Pfand der Sicherheit, das sie mit der Concurrenz der protestantischen Secten bedrohte, nur mit Widerstreben an. Was sie aber als eine unschätzbare Wohlthat forderten, das war die Freiheit für die Unterthanen des Reichs, sich zum katholischen Glauben zu bekennen und den äußern Cultus offen üben zu dürfen. Man konnte aus dieser religiösen Toleranz keinen Artikel des Vertrags machen, der beide Nationen binden sollte, man konnte diese Wohlthat nur als eine Gunst verlangen. Diese Angelegenheit durfte zwischen beiden Unterhändlern nur aus dem Gesichtspunkt des beiderseitigen guten Vernehmens besprochen werden. Frankreich warf nicht seinen Degen in die Waagschaale; es verlangte die Rechte der Menschheit in der gemäßigten Sprache, wie sie der Sache, die es vertheidigte, würdig war; die friedlichen Unterhandlungen wurden mit Ausdauer fortgesetzt und endlich mit einem vollständigen Erfolg gekrönt. Drei kaiserliche Edicte wurden auf das Andringen unsers Botschafters bewilligt: das erste gestattete allen Chinesen die christliche Religion anzunehmen, das zweite bestimmte als unterscheidendes Merkmal des Christenthums die Anbetung des Kreuzes und der Bilder, das dritte schrieb die Rückgabe der seit der Regierung des Kaisers Kang-hi erbauten Kirchen vor, wenigstens derer, die nicht in Pagoden oder in Gebäude des öffentlichen Nutzens umgewandelt waren. Ein Freudenruf aus dem Schooß

der seit so langer Zeit unterdrückten chinesischen Kirche begrüßte in der Erscheinung dieser Edicte das Versprechen einer bessern Zukunft. Eine neue Epoche begann für die Missionen, und unsere zur Vertheidigung des Werks unserer Diplomatie berufene Marine sollte bald durch die Macht der Umstände aufgefordert seyn, die Folgen jener Edicte entwickeln zu helfen.

Man hegte die Hoffnung, daß die Tributärstaaten China's diesem Reiche auf der Bahn der religiösen Concessionen folgen würden. Wenn der Hof von Peking einem andern Anstoß, als dem der Furcht gehorcht hätte, wenn wirklich in der kaiserlichen Politik ein vollkommener Umschwung eingetreten wäre, so hätte das Beispiel des Kaisers ohne Zweifel den Beherrscher des Königreichs Annam und den von Corea nach sich gezogen, vielleicht wäre sogar Japan von dieser Bewegung ergriffen worden; aber außerhalb des Reichs, wie im Schooße desselben sah man in dem den chinesischen Christen gewährten Toleranzedict nur den Erfolg des fremden Andringens, nur eine neue dem Himmelssohn auferlegte Demüthigung. Man dachte also nur daran, sich gegen das ungestüme Andringen des Westens noch besser zu schützen. Der Admiral Cecille ließ sich durch die offenkundig feindseligen Stimmungen der Tributärstaaten China's nicht entmuthigen, und spähte nur um so eifriger nach einer Gelegenheit, das System der Milde bis in den Schooß dieser barbarischen Monarchien eindringen zu lassen. Im Februar 1813 hatte er erfahren, daß fünf zum Tode verurtheilte französische Missionäre in den Gefängnissen von Hue-fu, der Hauptstadt von Annam, festgehalten würden. Bereits stand er im Begriff nach Turan abzugehen, als die Corvette Heroine auf der Rhede von Macao anlangte. Dieß Schiff sollte auf der Rückkehr nach Bourbon mehrere auf seinem Wege gelegene Häfen, und namentlich Turon besuchen. Der Capitän Favin Levêque erhielt alle Nachweisungen, welche die Freiheit der Gefangenen fördern konnten, und sicherte den Erfolg durch die Festigkeit seiner Forderungen und die Mäßigung seines Benehmens. Die Mandarinen begriffen, daß sie es mit einem unerschütterlichen Manne zu thun hätten, den alle ihre Zögerungen nicht müde machen würden, und so beschlossen sie die HH. Berneux, Charrier, Galy, Miche und Duclos ihm zu übergeben. Dieß waren in Cochinchina die ersten den Henkern entrissenen Opfer. Zwei Jahre nach dieser glücklichen Expedition wurde Hr. Lefebvre, Bischof von Isauropolis, von den cochinchinesischen Behörden eingekerkert, aber der Capitän der Corvette Alcmene, Hr. Fornier-Duplan, begab sich mit einem Schreiben des Admirals an den König Thieutri nach Turan, und erhielt nach einer ziemlich langen Unterhandlung die Freilassung des apostolischen Vicars von Cochinchina. Dieser doppelte Dienst, den die französische Marine den katholischen Missionen leistete, hatte eine wohlthätige Wirkung: man suchte nicht mehr so thätig die europäischen Priester auf, nachdem man erfahren, daß ihre Verhaftung unfehlbar nach den annamitischen Küsten führte, was man vor allem davon entfernt halten wollte, — die fremden Kriegsschiffe.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am zweckmäßigsten wäre es sich durch Vervollkommnung der Tabaks-Cultur wieder aufzuhelfen, stünde dem nicht das leidige Tabaksmonopol in vieler Beziehung hemmend entgegen; der Tabak, welcher auf den Terrains der Colonie gebaut wird, sowohl der Creolle (einheimische) als der Havaneser, ist von ganz ausgezeichneter Qualität, und ich will gern glauben, daß er dem der Insel Cuba wenig nachstehen wird, wenn die Colonisten so weit gekommen seyn werden, ihn wie den in Havana zu präpariren, und daß er mit der Zeit selbst ein bedeutender Export-Artikel werden könnte. Aber leider sind die fiscalischen Maßregeln, welche die Verwaltung der Tabaksregie in ihrem Interesse für gut findet aufrecht zu erhalten, dem noch sehr hinderlich; denn erlangen auch die Colonisten von Jicaltepec, gleichwie schon längst die Franzosen auf den Zopilotes, die Erlaubniß auf ihren Grundstücken so viel Tabak zu bauen als sie wollen und können — eine Erlaubniß die sie sich schon längst selbst genommen haben — so dürfen sie denselben doch weder im Lande verkaufen noch können sie ihn ausführen, da sie bis jetzt dabei gar zu vielen Vexationen ausgesetzt sind, indem die Regie gern auch den Verkauf nach dem Auslande für sich allein haben möchte, und die 6 Procent Prämie, die ein Decret der Centralregierung für alle Producte Mexico's bei der Ausfuhr bewilligt, den Tabakspflanzern nicht zugestanden worden ist. Wollten die Pflanzer ihren Tabak dem Estanco (Regie) verkaufen, so würden sie nichts gewinnen, indem derselbe ihnen in Veracruz nicht mehr als 3 Doll. per Arroba bezahlt, die ihnen auf 3 Doll. 37 C. zu stehen kommt; denn die Fracht des Tabaks von Jicaltepec nach Veracruz kostet mindestens 2 Reales per Arroba, und mehr als 1 Real müssen sicher dort noch für Transport an Bord, Ausschiffung, Niederlage ins Entrepot u. s. w. gezahlt werden. Die Colonisten streben daher, und mit Recht, vor allem darnach, daß ihnen die Erlaubniß wird ihren Tabak an Ort und Stelle zu verkaufen, per Carga, und daß dann die Käufer nicht bloß die Transportkosten abzutragen, sondern auch die Abgaben zu zahlen hätten, welche die Administration festsetzen sollte; sie hoffen dann, im Vertrauen auf die vorzügliche Güte ihres Products, dasselbe um 50 Procent höher zu verkaufen als ihnen die Regie bieten kann. Diese dürfte nicht anstehen diese Erlaubniß zu gewähren, da Defraudation nicht gut möglich ist, indem der Hafen von Nautla nur für Cabotage ist, der Tabak also nur auf Fahrzeugen unter mexicanischer Flagge nach Veracruz verladen werden kann, die Administration mithin den Tabak vom Ort der Production bis zum Augenblick der Verschiffung ins Ausland zu überwachen im Stande ist. Aber mögen auch die Pflanzer in Jicaltepec noch so viele Freiheit für ihre Tabaks-Cultur erlangen oder sich selbst nehmen, diese wird hier, wie in der ganzen Republik, nicht eher einen gedeihlichen Aufschwung nehmen, als bis das Regierungsmonopol aufgehoben wird, welches diese Hauptquelle des Reichthums für Mexico unbenutzt versiegen läßt.

Nächst der Vanille und dem Tabak ist es vorzüglich noch das Zuckerrohr, welches in Jicaltepec mit besonderem Eifer cultivirt wird; dasselbe erlangt hier eine außerordentliche Größe und Stärke, und enthält bedeutend mehr Zuckerstoff als das in Mirador und Cordova, doch wird es hier nur für Bereitung von Branntwein (Aguardiente de Caña) benutzt, welcher, von ganz ausgezeichneter Qualität, in zwei Alambiques (Brennereien) gebrannt wird, die aber fast nur für den Consum in der Colonie selbst arbeiten (!). Im ersten Anfang der Colonie war der Anbau des Zuckerrohrs auch ein Haupt-Culturzweig, aber man mußte ihn sehr bald wieder aufgeben, da die nöthigen Capitalien fehlten, sowohl um denselben im Großen und mit Nutzen zu betreiben, als auch um die unumgänglich nothwendigen Fabrikgebäude und Maschinerien einzurichten, und ließ ihn fast ganz liegen, solange es mit der Vanille gut ging; erst in den letzten Jahren, als die Vanille aufhörte Gewinn abzuwerfen, bildeten sich unter den Colonisten zwei kleine Societäten, etwa 2—3 Individuen eine jede, die kleine Capitalien zusammenschossen um Alambiques anzulegen; diese liefern, wie gesagt, ein ganz vortreffliches Fabricat, aber doch wird die Cultur des Zuckerrohrs noch keinen großen Aufschwung nehmen, bis ihm nicht bedeutende Capitalien zugewandt werden, ohne welche eine Zuckerplantage nie gedeihen kann, so wenig als nur mit europäischen Arbeitern; denn so sehr sich auch die Franzosen in Jicaltepec schon an das feuchte, heiße, tropische Klima gewöhnt haben, so sehr sie auch alle übrigen Feldarbeiten aushalten, ja an Ausdauer wohl die Indier übertreffen, so gestehen sie doch selbst, daß sie in den Zuckerfeldern nicht das leisten können was diese, und daß ihnen gerade diese Art Arbeit am schwersten fällt.

Der Kaffee, der in Jicaltepec producirt wird, ist von ganz ausgezeichneter Qualität, doch wird sein Anbau noch sehr im Kleinen betrieben, fast nur um den eigenen Consum zu decken. In der neuesten Zeit hat auch der dortige französische Consul, Mr. Castagné, einen Versuch gemacht, Cacaobäume zu pflanzen, die ganz vortrefflich gedeihen und wahrscheinlich schon in einigen Jahren Früchte tragen werden.

Dieß sind die Haupterzeugnisse, welche, außer Mais, auf dem Gebiet der Colonie von den Colonisten gebaut werden. Trotzdem, daß ich sie gerade zu einer Zeit besucht habe, wo sie durch den plötzlichen Rückschlag der Preise ihres Hauptproducts, der Vanille, aufs heftigste in ihrem Bestande erschüttert werden, habe ich doch wohl eine allgemeine Verstimmung, aber durchaus keine allgemeine Unzufriedenheit bemerkt; im Gegentheil selbst die, welche erhebliche Verluste erlitten hatten, erklärten mir, daß sie dennoch mit ihrer ganzen Lage zufrieden wären, und sich glücklicher fühlten als in Frankreich, da sie hier doch wenigstens keine Nahrungssorgen hätten. Es waren dieß besonders solche, welche vom Anfang an in der Colonie ausgehalten und sich durch ihren Fleiß nach und nach ein kleines Capitälchen gesammelt hatten und denen, da sie von Hause aus Ackerbauer waren, die Feldarbeiten nicht zu schwer gefallen waren; für die Verluste, die sie in den letzten Jahren an der Vanille gelitten, hofften sie sich durch bessere Jahre, die ihrer Meinung nach nicht ausbleiben könnten (?), wieder zu erholen und all das Verlorne an Kaffee und Tabak wieder zu gewinnen. Auch die, welche dort nur von der Hand in den Mund leben — und deren ist fast die Mehrzahl — aber doch ein kleines eignes Grundstückchen haben, waren mit ihrer Lage ganz zufrieden und hegten durchaus keinen Wunsch wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren. Nur die Journaliers, die gar kein Eigenthum haben und für Lohn auf dem Felde arbeiten müssen, fühlten sich sehr unglücklich, denn der höhere Lohn allein kann nie die Trennung vom Vaterland verschmerzen machen, umsomehr hier, wo man sich selbst für das Dreifache nicht dieselben Genüsse und Bequemlichkeiten verschaffen kann als dort; nur wer in Amerika frei und unabhängig leben kann, wird Europa weniger vermissen; wer das nicht kann, der wird sich immer unglücklich fühlen, auch wenn er mehr als das Doppelte verdienen sollte!

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig einiges über die Verfassung der Colonie und über die inneren Verhältnisse derselben zu sagen. Die französische Colonie zu Jicaltepec besteht als solche ganz gegen die Gesetze des Landes. Nach denselben darf nämlich kein Fremder Grundeigenthum erwerben, wenn er sich nicht vorher hat naturalisiren lassen, und darf eine Colonie nur aus naturalisirten Fremden bestehen. Hr. Guenot aber war, als er Jicaltepec acquirirte, noch französischer Bürger und hat sich erst später naturalisiren lassen, als man ihm den Consens für Gründung der Colonie untersagte; später ging bekanntlich das Eigenthum von Jicaltepec auf die französische Gesellschaft in Dijon über, und jetzt sind die Colonisten selbst die factischen Eigenthümer von Jicaltepec; sie aber haben sich nie naturalisiren lassen, sind bis heut noch französische Staatsbürger und stehen unter speciellem Schutz des hiesigen französischen Ministers, der sie unter die Obhut eines eigens für die Colonie bestellten Consuls gestellt hat. Die mexicanische Regierung hat zwar Anfangs dagegen remonstrirt, sich zuletzt aber darauf beschränkt, Jicaltepec die Anerkennung als Colonie zu versagen, ohne ihr weitere Hindernisse irgend einer Art in den Weg zu legen; ja sie ist in ihrer Liberalität so weit gegangen, während des Kriegs mit Frankreich i. J. 1838 die dortigen Colonisten als naturalisirt zu betrachten, und die Ordre, betreffend die Ausweisung aller Franzosen aus der Republik, nicht auf dieselben auszudehnen. Auf diese Weise herrscht nun das beste Einverständniß zwischen den Colonisten und den mexicanischen Behörden, denen sie untergeben sind, die sich aber nie in ihre inneren Angelegenheiten mischen, denn die Franzosen wählen aus ihrer eigenen Mitte einen Friedensrichter, der nur die Bestätigung der Departementspräfectur bedarf, und für Aufrechthaltung der polizeilichen Sicherheit und Ordnung zu sorgen, so wie bei etwaigen Streitigkeiten die Entscheidung erster Instanz hat. Durch das Bestehen eines französischen Consulats verliert dieser Beamte sehr an seiner Wichtigkeit. Die Colonie von Jicaltepec besteht jetzt aus ungefähr 30 Familien; rechnet man auf Zopilotes auch so viel, auf das Terrain des Dr. Chabert ungefähr 10 und auf Chapachapa, einen Zweig von Jicaltepec, 15, so kommen fast 90 französische Familien heraus, die auf jenen Terrains wohnen; natürlich, daß sich die französische Sitte und Lebensart so ziemlich erhalten hat; spanisch wird da fast gar nicht gesprochen, und selbst die Indier in der Umgegend haben sich bequemt ein wenig Französisch zu lernen, und auch schon zum Theil die französische Blouse angenommen. In der Bauart und Einrichtung der Häuser hat sich weniger der heimathliche Typus erhalten; die Häuser — in Jicaltepec alle längs des Ufers des Flusses gelegen — sind sämmtlich aus dicken Rohrstäben oder meist einige Zoll dicken Baumstämmen erbaut, die dicht neben einander in die Erde gepflanzt und durch Stütz- und Querbalken von Cedernholz gehalten werden, und mit Zacate, d. i. einem sehr hohen, breitblättrigen Grase gedeckt, welches dicht auf einander gelegt, auch nicht den stärksten Regen durchläßt. Fast eine jede Familie hat ihre drei Häuser: ein Wohnhaus, eins für die Küche, und ein Hühnerhaus; ersteres liegt vorn an der Landstraße, die das Dorf vom Flusse scheidet, und ist gewöhnlich in drei durch Rohrstäbwände von einander geschiedene Räume getheilt, von denen der mittlere zum Verkaufs- und Geschäftslocal bestimmt ist, während die beiden andern zu Schlafzimmern oder Vorrathskammern dienen; das Mobiliar darin ist sehr einfach: ein Tisch, einige Bänke und Stühle, alle von Cedernholz, die Betten mit Pavillons gegen die Mosquitos versehen, sind noch diejenigen Möbel, auf welche der meiste Luxus verwandt ist; doch ist alles so rein und nett gehalten, daß man sich gern mit dieser einfachen Einrichtung begnügt. Hinter dem Hause befindet sich ein kleiner eingehegter Hof, und auf demselben das Küchen- und das Hühnerhaus: daß die Küche vom Wohnhause getrennt wird, ist hier äußerst zweckmäßig, wo sie nicht gut Schornsteine anbringen konnten, und darum nicht bloß Feuersgefahr leichter ausgesetzt, sondern auch vom Rauch sehr belästigt worden wären, daß aber bei jedem Hause noch ein besonderes Hühnerhaus ist, ist ächt französisch. Der Deutsche würde anstatt dessen lieber einen Schweinestall haben, der Franzose aber muß seinen Poulailler haben, denn wenn er nur täglich seine Soupe und sein Poulet hat, ist er schon zufrieden. Kühe und Schweine werden hier nur sehr wenig gehalten, da man die Bemerkung gemacht hat, daß dieselben das Ungeziefer zu sehr heranziehen, besonders die überaus lästigen Garrapatas und die sogenannten Piojos de Puerco (Schweinläuse), deren Stiche in der Tierra Caliente sehr bösartige Geschwüre erzeugen, welche für Kinder selbst tödtlich werden können. Sehr verwundert hat es mich, daß die Colonisten gar keine Mühe auf Anlegung von Gärten verwandt haben, sey es um Gemüse oder um Fruchtbäume zu ziehen, oder Blumen zu pflegen, was hier doch überaus dankbar seyn müßte, aber man begnügt sich hier auf dem Platz vor dem Hause einige Platanos, Aguacate- und Orangenbäume zu pflanzen, um wenigstens angenehmen Schatten zu haben, aber sonst weiter nichts. Es läßt sich dieß wohl dadurch erklären, daß die wenige Arbeit, die sie doch immer an ihren Vanillen, Mais- oder Zuckerfeldern zu machen haben, sie bei dem schwächenden Klima so anstrengt, daß sie sich lieber nachher dem Dolce Farniente hingeben, als sich neuen Arbeiten unterziehen; und dann ist auch die ganze Umgebung schon ein natürlicher Garten, so herrlich wie ihn keines Menschen Fleiß und Kunst bilden kann, und vorzüglich sind die Vanillale, die meist nicht weit von den Häusern sind, die schönsten Parkanlagen, die man sich nur denken kann. Bekanntlich gedeiht die Vanille nur gut an schlanken nicht zu hohen Bäumen, und dürfen diese auch nicht zu dicht an einander stehen, daher bilden die Vanillepflanzungen mit ihrem helleren Laub und ihrem gartenähnlichen Aussehen einen malerischen Vordergrund für die dunklen dichten Urwaldungen, die sich hinter denselben erheben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausfuhr aus Cuba ist vom Jahr 1828 bis zum Jahr 1848 von 2,390,000 Pfd. auf 5,200,000 Pfd. St. gestiegen. (Times 12 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 224. 18 September 1851.

Zeitbetrachtungen.

Wir nähern uns sichtlich mehr dem Zustande, den die Franzosen eine „situation tranchée" nennen. Wohl kaum mit Unrecht stellen wir die Freilassung Kossuth's unter den Symptomen einer solchen oben an. Kossuth's, dessen Person und Bestrebungen identisch geworden sind mit der Drohung einer Losreißung Ungarns von Oesterreich und bis zu einem gewissen Punkte selbst Polens von Rußland, wenn man nicht etwa annehmen will, daß England letzterem in die Hände arbeiten wolle, was ganz undenkbar ist. Polen und Ungarn können nicht ganz unabhängig bleiben, selbst wenn die Plane der ungarischen und polnischen Emigranten in vollem Umfang verwirklicht würden, was eine Erschütterung Europa's voraussetzt, die noch manche andere sehr durchgreifende Aenderungen im Gefolge haben müßte; höchstens könnten sie ein Leben fristen, wie Piemont seit zwei Jahren, ein Leben, das nur durch den besondern Schutz Englands und Frankreichs möglich und jedenfalls eine vorübergehende Erscheinung ist. Ohne Grund, aus purer Menschenliebe, haben die Engländer wohl nicht die Befreiung Kossuth's gegen den ausgesprochenen Willen Oesterreichs und zuverläßig auch Rußlands bei der Pforte durchgesetzt. Was Englands Zweck ist, läßt sich mehr errathen, als mit Sicherheit behaupten, indeß hat das Ereigniß — denn ein solches ist die Freilassung Kossuth's — bereits eine Folge gehabt, die Aufhebung der unitarischen Märzverfassung und die Ernennung Erzherzog Albrechts zum Gouverneur Ungarns, ein Beweis, daß man den Altconservativen sich nähern und durch sie das tiefgereizte Land gewinnen will. Diese Maßregel kann Niemand in Verwunderung gesetzt haben, der die Unmöglichkeit, Oesterreich einer unitarischen Verwaltung, wie Frankreich und Rußland, zu unterwerfen, erkannt hat.

Ein anderes, nicht minder bedeutsames Symptom ist die in naher Aussicht stehende Vereinigung des Zollvereins mit dem Steuerverein, d. h. das Vorrücken des erstern ans Meer. Wir wollen die Folgen für Deutschland nicht auseinander setzen, so wichtig sie sind, für Europa aber ist diese Erscheinung von der größten Bedeutung, denn nun tritt dieser mächtige Handelskörper in ganz anderer Weise, wie bisher, in Europa auf. Die im tiefsten Geheimniß betriebenen Unterhandlungen und der rasche Abschluß, verbunden mit einer sichtlichen Verduztheit der tonangebenden englischen Journale, die, über deutsche Handelsbewegungen sonst früher als Deutschland selbst unterrichtet, dießmal von einem solchen entscheidenden Schritte keine Ahnung gehabt zu haben scheinen, geben zu manchen Vermuthungen Anlaß, besonders wenn man daneben die Vermehrung der russischen Flotte im brittischen Meere und die fortdauernden Rüstungen der Dänen, die dem erschöpften Lande sehr schwer fallen müssen, in Betracht zieht.

Die nunmehr als entschieden zu betrachtende Candidatur Joinville's ist ein drittes für Europa höchst wichtiges und folgereiches Ereigniß. Die Leiter dieses Plans, unter denen man jedenfalls Thiers voranstellen muß, haben, wie ihre manifestartigen Erklärungen, namentlich im Ordre, beweisen, die Bedenken, welche sich vom monarchischen Standpunkt gegen diese Candidatur erhoben, wohl erwogen, wenigstens doch sicherlich nicht verkannt, für Frankreich aber ist die Candidatur eines so geachteten und populären fürstlichen Namens mehr noch für die äußere, als für die innere Politik, so bedeutend, daß man wohl erwarten darf, die Führer werden allem aufbieten, diese Candidatur zur Wahrheit zu machen. Es mag in den Ohren manches Demokraten sehr ketzerisch klingen, wenn wir sagen, daß Frankreich, bei der Unmöglichkeit einer alsbaldigen Herstellung der Monarchie, nur durch die Candidatur des Prinzen Joinville einigermaaßen wieder zu seinem Ansehen in Europa gelangen kann, aber die unverhehlte Feindschaft Englands gegen diese Candidatur, die perfiden Angriffe der Times, welche diese Candidatur dem Bunde Philipps Egalité's mit den Jakobinern gleichstellt, zeigen deutlich, daß mit der Präsidentschaft Joinville's etwas mehr als bloß der Name gewechselt ist; Frankreichs Einfluß in Spanien und Italien steht dabei auf dem Spiele, und auf diesen Einfluß gestützt, den der jedenfalls schwache Ludwig Napoleon, ja wie ein bloßer Privatmann auf dem Präsidentenstuhle, niemals erwerben werden, kann Frankreich die unter den jetzigen Umständen ihm natürlich zukommende Mittelrolle zwischen Rußland und England mit einem Nachdruck spielen, der beiden Theilen höchst lästig werden kann und auf die Gestaltung Mitteleuropa's einen nachhaltigen Einfluß üben muß.

Hält man den Punkt fest, daß Rußland und England in einer nicht allzu fernen Zukunft über Asien, vielleicht zuerst in China, in Zerwurfniß gerathen müssen, daß Frankreich schwerlich auf lange Zeit neutral bleiben kann, dann erhalten auch die amerikanischen Verhältnisse eine erhöhte Wichtigkeit: Nordamerika geht mehr und mehr darauf aus, als Protector der amerikanischen Interessen gegen Europa, d. h. vorzugsweise gegen England, aufzutreten, und die cubanische Angelegenheit ist nur eines der mannichfachen Symptome. Amerika verfährt in den Angelegenheiten der mittelamerikanischen Staaten nicht anders, und Mexiko sucht vergebens sich unter englischem Protectorat gegen das amerikanische zu stemmen. Gegen Brasilien verfährt England gegenwärtig mit einer Gewaltthätigkeit, die einer Herausforderung

gleichkommt, so daß man beinahe Maaßregeln gegen den englischen Handel erwarten konnte. Ist das Verfahren Englands, das unter dem Vorwand der Unterdrückung des Sklavenhandels Schiffe an der Küste wegnimmt und in den Grund bohrt, Ursache oder Folge der Annäherung Brasiliens an Nordamerika? Das wagen wir nicht zu entscheiden, aber so viel ist gewiß, daß Englands allgemeines Verhältniß zu Amerika mit jedem Jahre ungünstiger, seine Besitzungen immer prekärer werden, und daß diese Abnahme seines Einflusses und seines Ansehens in ganz Amerika bald auf seinen Handel bedeutend zurückwirken muß. Diese Aussichten, verbunden mit dem Näherrücken einer Krise in Europa, scheinen die englischen Staatsmänner sehr in Athem zu erhalten, wenn gleich die Besorgnisse noch nicht in die mittlern Schichten der Gesellschaft gedrungen sind, wenigstens noch nicht sonderlich laut werden.

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege.

3. Die Missionen und der französische Einfluß.

(Fortsetzung.)

Die Mission von Corea verdiente nicht minder Aufmerksamkeit als die von Cochinchina. Seit einem halben Jahrhundert gab es Christen in Corea, denn das Christenthum war durch einen chinesischen Priester aus Peking dahin gebracht worden; im J. 1801 erfuhr die Regierung die Anwesenheit eines Fremden im Königreich, und die Verfolgung zerstreute die erschreckten Mitglieder dieser wandernden Christengemeinde. Um das Jahr 1834 vertraute die Propaganda den „fremden Missionen" die Sorge an, die durch diesen Märtyrerpriester niedergelegten Keime des Glaubens zu entwickeln. Corea wurde zum apostolischen Vicariat erhoben, der erste Bischof aber, Hr. Bruguiere, erreichte die Gränzen seiner Diöcese erst nach Wundern von Ausdauer, und starb, ehe er in das Land eindringen konnte. Zwei Missionäre, die HH. Maubant und Chastan, und ein neuer Bischof, Hr. Imbert, waren glücklicher. Sie setzten auf dem Eise über den Ya-lo-kiang, den Fluß der grünen Ente, der sich an den Gränzen von Liao-tong ins gelbe Meer ergießt, und kamen bis Seul, der Hauptstadt von Corea. Zahlreiche Bekehrungen hatten bereits ihren Muth belohnt, als die Fortschritte der geächteten Secte dem Hof angezeigt wurden. In einer einzigen Sitzung wurden 40 Christen zum Tode verurtheilt, und in den acht Provinzen ein System von Haussuchungen organisirt, wodurch fünf Familien für eine einzige Person verantwortlich gemacht wurden. Man wollte um jeden Preis die drei Europäer entdecken, die man im Lande versteckt wußte. Die Missionäre glaubten, der Augenblick sey gekommen, die Hirten zu opfern, um die Heerde zu retten, sie überlieferten sich den Spürhunden, die ihre Spur verloren hatten, und wurden am 21 Sept. 1839 hingerichtet.

Erst gegen Ende des Jahres 1842 kamen diese unglücklichen Nachrichten nach China, und ein neuer Bischof wurde vom heiligen Stuhl ernannt, Hr. Ferreol. Dieser Prälat kam bis an die Gränze, aber die christlichen Führer, die ihm entgegengekommen, weigerten sich ihn nach dem Innern von Corea zu bringen. Seit der letzten Verfolgung war die Aufsicht der Behörde viel schärfer geworden, die von Strecke zu Strecke aufgestellten Soldatenposten bewachten alle Zugänge. Ein junger coreanischer Diaconus, der im Seminar zu Macao, wohin ihn die ersten Missionäre geschickt hatten, erzogen worden, war glücklicher als der Bischof: er konnte sich durch die zahlreichen Gränzposten durchschleichen und nach der Hauptstadt gelangen. Dieser unerschrockene Christ beschloß nun Hrn. Ferreol zu Schanghai aufzusuchen, und ihn zur See nach den Küsten von Corea zu bringen, welche die coreanischen Behörden durch den Mangel aller Seeverbindung mit China hinreichend geschützt glaubten. Voll Eifer und Hoffnung sammelte er einige Neubekehrte, erreichte die Küste, bestieg mit seinen Gefährten eine elende Barke, wagte sich, ohne von der Seemannskunst etwas zu verstehen, aufs hohe Meer hinaus, und suchte mit einem schlechten Compaß die Ufer des himmlischen Reichs zu erreichen. Nur der Nordwind konnte dem schwachen Fahrzeug eine günstige Richtung geben. Ein Sturm überfiel sie mitten im gelben Meer und das Steuerruder zerbrach, die Coreaner glaubten sich verloren, und nur André Kim behielt seine Zuversicht. Die neuen Argonauten trafen glücklich in dieser dringenden Gefahr eine chinesische Dschanke an, die es gegen das Versprechen einer ziemlich starken Summe übernahm das Schiff ans Schlepptau zu nehmen und nach Schanghai zu führen. Einige Tage später erhob Bischof Ferreol den muthigen Diaconus zum Priester, und bestieg mit einem andern Missionär, Herrn Daveluy, die Barke, welche diese wunderbare Reise zurückgelegt hatte. Am Ende des Jahres 1845 betraten der Prälat und seine Gefährten heimlich Seul, wo die Frömmigkeit der coreanischen Christen ihm eine Zufluchtsstätte bereitet hatte.

Neben Corea mußten auch die Lu-tschu-Inseln, als eine Dependenz des japanischen Reichs, die Aufmerksamkeit der Propaganda auf sich ziehen. Die Corvette Alcmene hatte im April 1844 einen katholischen Missionär, Hrn. Forcade, nach diesen Inseln gebracht. Die fortdauernden Verbindungen, welche die Lu-tschu-Inseln über Nafa mit Japan unterhalten, schienen ein indirectes Mittel, mit diesem Reich in Verkehr zu treten. Admiral Cecille hätte gerne zu Nafa einen Entrepothafen für den Handel mit Japan gefunden, der heilige Stuhl einen Ausgangspunkt für eine ehemals blühende Mission, in deren Wiederherstellung er eine Ehre setzte. Der durch die Alcmene nach den Lu-tschu-Inseln gebrachte Missionär war zum Bischof von Samos und zum apostolischen Vicar von Japan ernannt worden. Die Polizei wird im japanischen Reiche allzugut gehandhabt, als daß man den heimlichen Eintritt versuchen könnte, der in Corea und Cochinchina gelang. Die ersten Schritte des Missionärs auf diesen verbotenen Küsten hätten ihn unfehlbar einem nutzlosen Märtyrertode entgegengeführt. Nichtsdestoweniger, wenn es gelang, einige Verbindungen im Lande zu schaffen, wenn man japanische Führer gewann, wie man chinesische und coreanische erhalten hatte, konnte man sicher seyn, daß unter den Missionären alsbald Männer sich erheben würden, für welche die Todesdrohungen nur eine Lockung weiter waren. Diese Verbindungen, diese Führer wollte Forcade zu Nafa suchen, als der Admiral die Alcmene nach den Lutschu-Inseln sandte, um den Boden in Bezug auf die Handelsinteressen kennen zu lernen; aber der Admiral und der Missionär sahen ihre Hoffnung gleichmäßig getäuscht. Die Regierung von Japan wollte keinen, wenn auch noch so indirecten Verkehr zwischen ihren Unterthanen und andern Europäern, als denen, die jährlich einmal zu Nangasaki zugelassen wurden, dulden. Hrn. Forcade gelang es nichtsdestoweniger, die Neugierde der zu seiner Bewachung aufgestellten Leute sich zu nutze zu machen. Nach sechs Monaten redete er die Landessprache mit Leichtigkeit. Dieß war indeß sein einziger Erfolg: die Regierung von Ukinia hatte, ohne ihn zu verfolgen, ihn sehr geschickt zu isoliren verstanden. Sobald der Missionär die Bonzerie, die ihm zur Wohnung angewiesen war, verließ, folgten ihm seine Wächter, ließen alle Thüren schließen und entfernten die Neugierigen. Den

schwachen, kleinmüthigen Seelen konnte man die Wahrheiten des Christenthums nicht beibringen.

Wenn China sich im Augenblick wohlwollend zeigte, so erhielten dagegen die minder zugänglichen Reiche Annam, Corea und die Lutschu-Inseln die französische Marine in Athem. Admiral Cecille, der in den ersten Monaten des Jahres 1846 von Macao ausgelaufen war, begab sich zuerst nach den Lu-tschu-Inseln, und warf im Hafen von Unting Anker. Der Bischof Forcade, der zu Manilla geweiht werden sollte, wurde an Bord der Cleopatra aufgenommen, und zwei neue Missionäre, die HH. Leturdu und Adnet, nahmen seine Stelle zu Nafa ein. Die Escadre nahm von Unting aus ihren Weg nach den Küsten von Japan. Der Hafen von Nangasaki und die coreanischen Inseln sahen nacheinander die französische Flagge. Der Admiral bedurfte während dieser Kreuzfahrt seiner ganzen Erfahrung, um seine Fahrzeuge durch die vielen tausend Gefahren hindurch zu führen, und seiner ganzen Mäßigung, um nicht von der imposanten Macht, die er befehligte, Gebrauch zu machen. Er war der Ansicht, daß man zwar die Schranken, welche diese ungewöhnlichen Völker zwischen sich und der übrigen Welt aufgeführt hatten, achten müsse, daß es aber doch auch nicht überflüssig sey, manchmal ihnen unsere Macht vor Augen zu führen. Unsere Wallfischfänger treiben ihre gefahrvolle Industrie bis in diese fernen Meere, unsere Missionäre bringen hieher das Licht des Glaubens, man kann also ein solches Zurschautragen, das diese Küsten minder ungastlich für sie macht, nicht wohl tadeln. Uebrigens blieb dieser Seezug nicht ohne Frucht für die Wissenschaft: die Sabine, befehligt von Hrn. Guerin, hatte drei Ingenieurs-Hydrographes an Bord genommen, welche die Plane der Häfen von Nafa und Unting aufnahmen. Die auf dem Wege von den Lu-tschu nach den Küsten von Japan, und von Nangasaki nach den Küsten von Corea zerstreuten Inseln, die meistens unbekannt oder schlecht bestimmt sind, nehmen jetzt auf den Karten die ihnen von der Natur in diesen stürmischen Meeren angewiesene Stelle ein.

Diese Expedition nach dem Norden war der letzte Zug des Admiral Cecille in den chinesischen Meeren. Es waren beinahe fünf Jahre, daß er als Linienschiffscapitän und Commandant der Erigone zum erstenmal zu Macao angelangt war. Während dieses langen Aufenthalts sah er Ereignisse von ungeheurer Tragweite vor ihm sich entfalten. Er war dem Lauf derselben gefolgt, und hatte ihn oft voraus gesehen. Seiner eigenen Einsicht überlassen, mußte er oft nach den Umständen handeln, und eine Verantwortlichkeit übernehmen, welche die Abwesenheit eines bei der chinesischen Regierung accreditirten Gesandten ihm zur Pflicht machte. Nur in seltenen Fällen sieht die Marine in dieser Art ihren Gesichtskreis sich erweitern, man kann aber zum mindesten aus diesem Beispiel erkennen, daß die Ausübung des Oberbefehls bei den strengen Studien, welche die Erwerbung der Vorkenntnisse eines Seemanns nöthig macht, nicht eben eine schlechte Einleitung zur Erkenntniß und Leitung der Angelegenheiten überhaupt ist.

(Schluß folgt.)

Eine neue Art Segel.

Das Journal du Commerce d'Anvers vom 8 September entlehnt aus dem Journal of Liverpool nachstehende Notiz: Ein reicher Mann zu Manchester, Namens Watson, hat von der Regierung ein Patent erhalten für eine sehr wichtige Erfindung, nämlich für ein Schiff mit Drehsegeln von 23 Fuß Länge und 6' Breite. Was dieß neue Fahrzeug auszeichnet, ist die Einführung von 16 Drehsegeln (voiles à revolution) ähnlich den Flügeln einer Mühle. Diese Segel befinden sich auf einem Rad, das an einer Walze (pivot) befestigt ist. Sobald der Wind in diese Segel weht, setzen sie die Walze in Bewegung, die durch einen äußerst einfachen Mechanismus zwei Räder, ähnlich denen eines Dampfschiffs, treibt. Man erhält so eine große Schnelligkeit vermittelst der Räder, und hat den Vortheil die Segel selbst bei conträrem Wind brauchen zu können, denn man kann sie leicht nach jedem Punkte richten. Auf diese Weise ist selbst der Gegenwind nicht schädlich, denn ein guter Luftzug, er mag kommen woher er will, ist allein nöthig, um das Schiff in Gang zu setzen.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Lebensweise der Colonisten ist, wie man sich wohl denken kann, sehr einförmig und einfach; des Morgens früh wird mit Sonnenaufgang zur Arbeit gegangen, aber schon zwischen 9 und 10 Uhr damit aufgehört, da länger im Freien zu arbeiten die Hitze nicht erlaubt; der Rest des Tages, mit Ausnahme der letzten Nachmittagsstunden, die wieder zur Arbeit verwandt werden, wird zu Hause und meist im Verkaufslocale verbracht, denn fast jeder hat hier eine kleine Tienda (Laden oder Ausschank), so daß ich erstaunt fragte, wer denn eigentlich die Käufer seyen, da ja alle Verkäufer wären? worauf mir die Antwort wurde, daß sie sich nur zum Zeitvertreibe einer dem andern etwas abkauften (!) Obgleich wir voraussetzen sollten, daß hier, wo die Natur alles so im Ueberfluß bietet, auch die Tafel immer eine reich besetzte wäre, und man ihr viel Abwechselung geben könnte, so ist dieß doch nicht der Fall. Hühner, Eier und Frijoles ist hier, wie bei den Mexicanern, das gewöhnliche Essen, dazu Maisbrod (aus Maismehl gebackenes Brod) nicht Tortillas; nur die Vermögenderen essen Weizenbrod, da das Weizenmehl, welches von der Hochebene von Perote und Puebla herkömmt, sehr theuer ist: Rindfleisch ist nur an einem oder zwei Tagen in der Woche zu haben, von denen es von den benachbarten Potreros nach Jicaltepec auf den Marktplatz gebracht wird. Obgleich in den benachbarten Waldungen Wild in Ueberfluß vorhanden ist,[1] so kommt es doch nur selten auf den Tisch, da die Jagd hier ziemlich beschwerlich und anstrengend, und dabei im Ganzen wenig belohnend ist, indem es schon schwierig ist in dem Walddickicht etwas zu treffen, noch schwieriger aber das Getroffene in dem dichten von allerhand Ungeziefer und Schlangen wimmelnden Gestrüpp und hohem Grase zu finden. Dagegen fehlt es fast nie an kostbaren Fischen, wie See-Fischen, so wie auch Austern, die in ganzen Schiffsladungen von Nautla herausgebracht werden, hier keine Seltenheit sind. Obwohl der Wein hier verhältnißmäßig gar nicht theuer ist, $2^1/_2$—3 Real die Flasche guter Bordeauxwein, so wird doch im Ganzen sehr wenig davon consumirt; das Hauptgetränk ist Branntwein mit Wasser: „prenez une goutte!“ ist der erste Gruß der einem wird, wenn man ins Haus tritt und es wird sehr übel genommen, wenn man nicht das dargebotene Glas annimmt und ausleert; es war mir daher immer sehr schwer mehrere Besuche hinter einander zu machen, da ich an dergleichen Genüsse doch noch nicht hinreichend gewöhnt bin. Wie bedeutend der Branntwein-Consum hier ist, kann man wohl am besten daraus abnehmen, daß für denselben allein zwei Alambiques zu thun haben, und daß fast jeder durch den kleinen Ausschank, den er hält, einigen Verdienst macht; aber trotzdem habe ich doch nie bemerkt, daß das Trinken je ausgeartet wäre oder Excesse zur Folge gehabt hätte; denn selbst Sonntags, wo die Indier aus der Umgegend hinkommen und mit ihren französischen Freunden trinken, und französisch verkehren, herrscht wohl große Heiterkeit, aber ohne daß sie in mehr als das umschlüge. Nur was mir sehr mißfallen hat und

[1] Sowohl Rehe, Hirsche und wilde Schweine, als auch Fasanen, Waldhühner u. dgl. m.

später auch sicher von den übelsten Folgen seyn wird, ist, daß die Kinder schon so sehr ans Branntweintrinken gewöhnt werden; da keine Schule da ist, wachsen sie ganz ohne Schulunterricht auf und werden bald zu kleinen Arbeiten, vorzüglich aber zu allerhand Aufträgen verwandt, wobei ihre Gratification nicht etwa in einem Trinkgeld, sondern in einem Trunk Branntwein besteht, und ich habe Knaben von 10—14 Jahren schon mehr als ein Glas mit einem Gleichmuth hinuntergießen sehen, der mich fast mit Schaudern erfüllt hat. Ich will wünschen, daß diese Unsitte nicht die üblen Folgen haben wird, die ich befürchte, umsomehr da die Colonisten jetzt zu der Einsicht gekommen sind, wie nothwendig eine Schule ist und jetzt eifrig daran denken eine solche unter sich zu errichten; nach meiner Meinung schon etwas zu spät, denn eine Schule sollte immer das erste seyn, woran eine Colonie zu denken hat, sobald sie sich nur ein wenig consolidirt; sie müßte immer eher da seyn als eine Branntweinbrennerei — der Verderb für alle kleine Colonien! eine Colonie die gedeihen soll, muß mehr Sorge für das physische und moralische Wohlseyn der Jugend, der künftigen Generation tragen, als für das der gegenwärtigen; denn diese säet nur was die andre ernten soll! dieß ist der einzige Tadel, den ich gegen die französische Colonie in Jicaltepec aussprechen konnte, daß sie nämlich zu wenig für die Zukunft basirt ist, aber man muß dabei auch billig seyn, man muß wohl bedenken, daß es die erste Colonie Fremder mitten auf mexicanischem Grund und Boden ist, daß sie dabei unter den unglücklichsten Auspicien angefangen hat, und daß sie erst die Erfahrungen hat durchmachen müssen, daß die, welche ihr nachfolgen, von ihr profitiren können, und man darf ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie unter den obwaltenden Umständen das Möglichste geleistet, ja durch das treffliche Benehmen ihrer Mitglieder nicht wenig dazu beigetragen hat, die Mexicaner der Aufnahme fremder Immigranten geneigter zu machen als sie es bisher gewesen.

Indem ich nun den Abschnitt über Jicaltepec mit dem herzlichsten Dank an meine dortigen französischen Gastfreunde schließe für die treffliche Aufnahme die ich bei ihnen gefunden, erlaube ich mir nur noch in wenigen Worten die Erfahrungen zusammenzufassen, die man aus Jicaltepec für jede andre Colonie hieselbst ziehen kann. Diese beschränken sich meines Dafürhaltens vorzüglich auf folgendes: 1) beweist der Bestand Jicaltepecs, daß eine fremde Colonie hier recht wohl gedeihen kann, indem wohl eine andre nicht sobald so traurige Anfänge haben dürfte als diese gehabt; daß aber 2) eine Colonie nur dann prosperiren kann, wenn sie im Interesse der Masse der Arbeiter gegründet wird und nicht, wenn sie, zum Nachtheil der Colonisten, nur zu dem Zweck gebildet wird ein oder mehrere Individuen zu bereichern; 3) daß die Mexicaner den Fremden factisch weniger Hindernisse in den Weg legen, als sie es in ihrer Gesetzgebung thun, noch viel weniger sich aber Verationen gegen dieselben erlauben; 4) daß eine Colonie sich nie auf einen einzigen Artikel basiren darf, am allerwenigsten aber auf einen solchen, dessen Consum so beschränkt ist wie der der Vanille, daß Tabak — falls das Monopol wenigstens gemildert wird — und Kaffee wohl immer die Hauptproducte bleiben werden, auf deren Cultur in der Tierra Caliente sich die Colonisten vorzüglich zu legen hätten, daß die Anlegung von Zuckerplantagen und den dazu gehörigen Fabriken nur mit Aufwendung von Zeit und Capitalien gewinnbringend seyn kann, und daß der Bestand kleiner Zuckerbranntwein-Brennereien der Colonie selbst nur zum Verderben gereicht, und 5) endlich, daß eine Colonie immer nach einem gewissen Plane angelegt, vor allem ihre innere Verfassung bald fest geregelt und vorzüglich vom Anfang für Anlegung von Schulen gesorgt werden muß!

Meinen Aufenthalt in Jicaltepec hatte ich Anfangs nur auf drei bis vier Tage festgesetzt, mußte aber meine beabsichtete Abreise nach Mizantla noch um einige Tage wegen des anhaltenden Regens hinausschieben. Wie man mir sagte, war dieß ein Wetter gegen alle sonstige Regel, indem es andere Jahre in diesen Monaten wohl täglich Gewitter gibt, die sich regelmäßig in der Nacht von heftigen Regengüssen begleitet, entladen, aber nie länger als zwei Stunden anhalten, während es dieß Jahr Tag und Nacht ohne Aufhören regnete, ohne daß es nur einmal geblitzt und gedonnert hätte; ob dieser Mangel an Elektricität in der Atmosphäre mit dem späteren Auftreten der Cholera, die hier ziemlich heftig gewesen, in irgend einer Verbindung steht, vermag ich nicht zu behaupten, aber das ist Thatsache, daß in allen Gegenden der Republik, in welchen diese Krankheit in diesem Jahr sich auch gezeigt hat, auch ein auffallender Mangel an Gewittern beobachtet worden ist. Am 2 Julius war endlich einmal ein schöner, klarer, ganz regenfreier Tag, und deßhalb ward auf den folgenden meine Abreise nach Mizantla festgesetzt.[1] Ich hatte das Vergnügen, daß mich mein Freund Charles Guerdonr dahin begleitete, indem er von da aus nach Colipa, einem kleinen Flecken südlich von Mizantla, in Geschäften reisen wollte; ich dagegen beabsichtete von da wieder direct nach Jicaltepec zurückzureisen, um von hier aus noch nach Papantla zu gehen oder, wenn dies nicht möglich, über S. Maria Tlapacoyam und Jalacingo nach Mexico heimzukehren, und ließ deßhalb den größten Theil meines Gepäcks daselbst zurück.

Am 3 Julius früh gegen sieben Uhr brachen wir beide von Jicaltepec auf, vom schönsten Wetter begünstigt. Sobald man dem Ort den Rücken gekehrt, tritt man in einen dichten Urwald ein, indem es gegen 6 Leguas weit fortwährend bergauf, bergab geht. Der Weg war durch die vielen Regen in einem furchtbaren Zustande, fast nur Morast, in dem die Pferde bis über die Kniee versanken; besonders schlimm sind die Vertiefungen zwischen den Baumwurzeln, in welchen sich das Regenwasser sammelt und in die die Pferde hineintreten müssen, wobei man die Besorgniß haben muß, daß sie sich ein Bein brechen können; noch schlimmer aber sind die sogenannten Esteros, d. h. kleine Waldbäche welche bei ihrem sehr engen Rinnsal durch die vielen Regen so gewaltig angeschwollen waren, daß das Pferd beim Hinabsteigen oft bis an die Brust, und beim Hinaufsteigen oft bis über die Sarape versank; ich habe mich oft gewundert, wie mein Pferd die steilen, schlüpfrigen Uferwände, ohne zu gleiten, glücklich hinankletterte, natürlich, ein Fehltritt und ich und mein Pferd waren unrettbar verloren. Nach einem Ritt von ungefähr 4 Stunden lichtete sich endlich der Wald, und wir traten in die sogenannten Savanas (Wiesen) del Portrero ein, wo der Weg zwar ebenfalls noch morastig bleibt, aber, weil er eben, weniger unangenehm ist; hier stehen auch einige einzelne Hütten, doch Menschen trafen wir darin nicht, und setzten deßhalb unsern Weg fort, ohne auszuruhen und etwas zu uns zu nehmen. Da wo die Savanas aufhören vereinigt sich der Weg mit dem, welcher von der Barra del Palmar nach Mizantla führt, und wird nun ganz gut und über alle Begriffe schön; wir ritten nun wohl 3 Leguas durch einen herrlichen Wald, der alles hinter sich läßt, was ich bis jetzt von Ueppigkeit, Fülle und Schönheit einer tropischen Vegetation gesehen hatte. Cedern-Haine wechselten ab mit Palmen-Hainen, diese mit Bosquets von schlanken Mimosen, über die sich stolz der riesige Caoba (Mahagonibaum) erhob, und halbe Stunden lang ritten wir unter dem Schatten der großen stattlichen Pfefferbäume, die mit ihren Früchten den Boden übersäeten; keinem Baum fehlte natürlich seine sich zärtlich anschmiegende Schlingpflanze, die ihn dankbar mit ihren lieblich duftenden Blüthen schmückt, welche an Farbenpracht mit den herrlichen Orchideen wetteifern, mit denen die Aeste mancher Bäume bis an die Krone überdeckt sind; ebenso wenig fehlen auch hier die üppigen Strauchgewächse, welche den Tropenwald zum undurchdringlichen Dickicht machen, und die hohen baumartigen Gräser, die auch nicht ein Fleckchen des Bodens erkennen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Eintheilung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Das Morning Chronicle vom 4 September theilt die 23 Mill. der Vereinigten Staaten nach den statistischen Tabellen Hrn. W. F. Robinsons folgendermaßen ein: geborne Irländer 3 Mill., irländischer Abkunft 4½ Mill., Franzosen und andere Leute keltischer (soll wohl heißen romanischer) Abkunft 3 Mill., Deutsche oder deutscher Abkunft 5½ Mill., Angelsachsen durch Geburt oder Abkunft 3½ Mill., Farbige, Freie und Sklaven 3½ Mill.

[1] Mizantla liegt SW von Jicaltepec und ist ungefähr 15 Leguas davon entfernt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 225. 19 September 1851.

Das Erdbeben zu Amalfi.

Das Athenäum vom 13 September enthält ein Schreiben aus Neapel vom 27 August über dieß Erdbeben, dem wir einige Einzelnheiten entnehmen. „Die Nachrichten über das schreckliche Erdbeben, das Amalfi (oder Malfi) am 14 August traf, gelangen nur langsam nach Neapel. Jede Post bringt weitere Todtenlisten und Einzelnheiten über eine Zerstörung, die alles übertrifft, was die italienische Halbinsel seit langen Jahren erfahren hat. Der Morgen des 14ten war sehr schwül und es herrschte eine bleierne Atmosphäre. Man bemerkte, daß eine ungewöhnliche Stille sich über die Thierwelt erstreckte. Das Summen der Insekten hörte auf, die Vögel waren stumm, nicht ein Lufthauch bewegte die dürre Vegetation. Um halb 2 Uhr ward die Stadt Malfi erschüttert, 6 Secunden lang, und fast alle Gebäude stürzten ein: die Zahl der völlig zerstörten ist 163, die der theilweise zerstörten 98, die der leicht beschädigten 180. Fünf Klöster und 7 Kirchen nebst der Kathedrale sind zerstört. Da das furchtbare Ereigniß gerade zur Essensstunde eintrat, so entkamen von der Bevölkerung fast nur einige Feldarbeiter.“ Von der Umgegend weiß der Verfasser nur das Dorf Arcali aufzuführen, so wie Barile, eine kleine Stadt, die völlig verschwand, und an deren Stelle ein See mit warmem brackischem Wasser trat. Ueber den geologischen Stand der Sache bemerkt er noch, „daß der Vesuv lange Zeit vorher auffallend ruhig war. Der Erdstoß wurde leicht, doch merklich in Neapel um die Bay bis Sorrento gefühlt. Die Stöße haben in Malfi nicht aufgehört, und einer meiner Berichterstatter sagte mir, es sey wahrscheinlich, daß ein Ausbruch erfolge, und außerordentliche Erscheinungen in der Nachbarschaft zu Tage treten werden. Die vulcanische Thätigkeit scheint die Richtung nach Sicilien genommen zu haben, denn in dieser Richtung wurden die Stöße weit stärker gefühlt als in Neapel.“

Das himmlische Reich seit dem Opiumkriege

3. Die Missionen und der französische Einfluß.

(Schluß.)

Im Januar 1847 übergab Admiral Cecille das Commando der indochinesischen Station dem Linienschiffscapitän Lapierre, dessen Festigkeit und Hochsinn die ganze französische Marine kannte. Die Erfahrung hatte bei ihm den Unternehmungsgeist und die Entschlossenheit nicht erstickt. Der Admiral hinterließ ihm zwei häkliche Missionen: die erste war, vor Turan zu erscheinen, um den Bischof Lefebvre zurückzufordern, der zum zweitenmal nach Cochinchina gegangen und abermals verhaftet worden war; zweitens mußte er an den Küsten Corea's erscheinen, um zu versuchen einige Garantien zu Gunsten unserer Missionäre zu erhalten. Lapierre erschien mit der Fregatte Gloire und der Corvette la Victorieuse vor Turan, die Cochinchinesen aber, bei denen abwechselnd bald die Wuth, bald die Furcht das Uebergewicht gewonnen, hatten den Bischof Lefebvre bereits auf freien Fuß gestellt, und dieser war nach Singapore abgegangen. Man hätte glauben sollen, die annamitische Regierung werde sich aus diesem freiwilligen Act der Gnade bei dem französischen Commandanten ein Verdienst machen, dem war aber nicht also; er erfuhr nichts über die Freilassung Hrn. Lefebvres, und die Mandarinen wiesen jeden Verkehr zurück. Fünf cochinchinesische Kriegscorvetten, die ganze Kriegsmarine des Königreichs, lagen im Hintergrund der Bai vor Anker und rüsteten sich unter Segel zu gehen. Um die Mandarinen nur dahin zu bringen einen Brief anzunehmen und denselben nach Hue-fu gelangen zu lassen, mußte man ihnen drohen, die Abfahrt dieser Fahrzeuge zu hindern. Statt der Antwort rüsteten sich die Räthe des Königs Thieu-tri zu einem verrätherlichen Angriff. Hat man den Charakter dieser Barbaren nicht näher kennen gelernt, ist man nicht den Ereignissen der drei Kriegsjahre gefolgt, während welcher die unablässig geschlagenen Chinesen stets wieder die Anführer waren, so kann man nicht recht begreifen, wie die annamitische Regierung so schnell von übermäßigem Schrecken zu eben so unmäßiger Keckheit übergegangen war: diese in der Bai von Turan ankernden Corvetten waren nach europäischen Mustern gebaut, und schienen durch ihre Masse der Victorieuse überlegen; man hatte auf jede derselben tausend Soldaten gepfropft, außerdem Dschanken im Flusse zusammengebracht, dergleichen auf andern Punkten der Küste herbeigeführt und alle mit Truppen bemannt; man wollte mit einem Wort die beiden Schiffe mit einer Armee angreifen.

Sobald Commandant Lapierre die feindlichen Voranstalten bemerkte, ließ er die Gloire und Victorieuse sich quer überlegen, und befahl den Mandarinen, die Dschonken, welche unsere Schiffe zwischen zwei Feuer zu bringen suchten, zurückzuziehen; wenn diese Dschonken in die Rhede einliefen, würde er die Feindseligkeiten beginnen. Die Dschonken rückten immer vorwärts, und am 15 April 1847 um 11 Uhr Morgens begann das Gefecht zwischen unsern Schiffen und den cochinchinesischen Corvetten. Das Feuer der Cochinchinesen war lebhaft, aber schlecht gerichtet, und die fünf Corvetten waren bald zusammengeschossen. Die geringe Tiefe der Rhede hatte die Gloire genöthigt, aus weiter Entfernung zu feuern, die Victorieuse aber, eine kleine Corvette von 22 Caronaden, konnte den Feind näher bedrängen. Sobald der Kampf beendigt war, setzte man die cochinchinesischen Ver-

wundeten, die ohne Gefahr transportirt werden konnten, ans Land, und behielt die andern an Bord der Glaire, wo man sie verbinden ließ. Die französische Escadre hatte nichts mehr hier zu thun, Hr. Lapierre hatte bloß einen unsinnigen Angriff zurückgewiesen, und ohne seinen Vortheil weiter zu verfolgen, beeilte er sich nach Macao zurückzukommen. Der Eindruck, den dieß kräftige Verfahren in Cochinchina machte, war darum nicht minder wohlthätig: allenthalben rühmte man den Muth der Franzosen im Gefecht und ihre Menschlichkeit nach dem Siege; allenthalben tadelte man offen den König Thieu-tri, und spottete seiner Thorheit. Dieser ließ indeß neue Forts in Turan errichten, baute neue Schiffe, und erließ ein Aechtungsdecret gegen die Franzosen, aber diese Maaßregeln reichten bei weitem nicht hin, ihm das Gefühl von Sicherheit zu geben. Auf das falsche Gerücht, daß eine französische Division zu Singapore angekommen sey, wurde er krank und starb nach sieben Tagen, am 4 Nov. 1847. Sein zweiter Sohn folgte ihm unter dem Namen Tüdüc (die tugendhafte Nachkommenschaft), und troß einiger Anstalten zu Verfolgungen in den ersten Tagen seiner Regierung ernteten die Christen bald unter diesem Fürsten, der aufgeklärter als sein Vater war, die Früchte des Gefechts von Turan.

Hr. Lapierre hatte die erste Aufgabe, die ihm Admiral Cecille hinterlassen, zu Turan würdig erfüllt, die zweite, deren Ziel die Küsten von Corea waren, bot hinsichtlich der Schifffahrt ganz besondere Schwierigkeiten. Man hat bis jetzt über die Hydrographie Corea's nur sehr unvollständige Nachrichten sammeln können. Die Schiffe, welche Lord Amherst im Jahre 1816 nach Peking geführt hatten, die Fregatte Alceste und die Brick Lyra, hatten von ihrer Fahrt durch den Archipel einen oberflächlichen und unbestimmten Abriß gegeben; Capitän Hall hatte den Bericht seiner Reise hinzugefügt, und die Bay, die seinen Namen trägt, als einen sichern Ankerplatz bezeichnet; dahin fuhren am 9 August 1847 die Gloire und die Victorieuse. Die Corvette war eine Meile voraus, sondirte und signalisirte das Fahrwasser; beide Schiffe wurden durch eine rasche Strömung fortgeführt, obwohl sie die Marssegel doppelt eingereft hatten. Plötzlich bezeichnen die Signale und die Bewegungen der Victorieuse, daß das Fahrwasser gefährlich ist, man will umkehren, aber der Gegenwind und das hochgehende Meer treiben Fregatte und Corvette zurück, jeder Windstoß treibt sie mehr in die Untiefen hinein, und bald sitzen sie fest. Es war Fluthzeit und der Tag vor dem Neumond; das Meer fiel an diesem Tage um 18 Fuß, am nächsten um 21; die Corvette blieb völlig auf dem Trocknen, die Fregatte hatte nur noch einige Fuß Wasser um sich her. Keine menschliche Anstrengung konnte diese beiden Schiffe retten, die bald durch die Wellen eingeschlagen und zertrümmert wurden. Die französische Escadre war verloren, das Geschick hatte sich gegen sie gewendet; dringend war es jetzt die Rettung von mehr als 700 Menschen zu sichern, deren Existenz von den Maaßregeln der beiden Capitäne abhing. Man suchte zuerst eine Zuflucht auf einer der benachbarten Inseln, Namens Ko-kun, setzte sich hier mit den aus den Schiffen geretteten Lebensmitteln und Waffen fest, und begann sogleich sich zu verschanzen. Bald kamen die Coreaner vom festen Lande her, waren erstaunt, die Schiffbrüchigen in so gutem Vertheidigungsstande zu sehen, und versprachen Reis herbeizuschaffen, den man, im Fall sie ihr Versprechen nicht hielten, mit Gewalt zu holen drohte. Man hatte wirklich daran gedacht, über den Meeresarm, der Ko-kun vom festen Lande trennt, zu gehen, und nach Peking oder wenigstens nach einem der Häfen von Liao-tong zu gelangen, zuvor wollte man aber ein anderes Rettungsmittel versuchen. Zwei Schiffslieutenants bestiegen kleine Fahrzeuge, die man in der Eile mit einem Deck versehen hatte, und fuhren nach Schanghai. Am 5 Sept., 114 Tage nach dem Abgang des ersten Fahrzeugs, hörten die Schiffbrüchigen Kanonenschüsse, welche die Annäherung der englischen Schiffe verkündeten, und schon am 12ten hatten die Mannschaften der Glaire und Victorieuse die Insel Ko-kun geräumt.

Die Beispiele einer solchen gegenseitigen Hülfsleistung zwischen beiden Marinen sind seit einigen Jahren sehr zahlreich, hier aber hatte die eilige Hülfe noch eine größere Bedeutung, die der coreanischen Regierung nicht entgehen konnte. Die Minister, welche den Tod der drei französischen Priester angeordnet hatten, sahen mit Unruhe diese ersten Anzeichen von Zusammenrücken der Europäer, das nicht verfehlen konnte, die Interessen der Civilisation unter eine gemeinsame Schutzwehr zu stellen. Die Engländer sind nicht so ausschließlich mit ihren materiellen Interessen beschäftigt, als man glaubt; sie beneiden uns sehr aufrichtig um die Rolle die uns in China zugefallen, und würden gerne die Ehre mit uns theilen. Ohne diese nützliche Hülfe zurückzuweisen, darf Frankreich doch dieß Schutzrecht, das nur eine katholische Macht mit vollkommener Wirksamkeit ausüben kann, nicht in andere Hände fallen lassen. Zum Glück flößte dießmal die feste Haltung der französischen Seeleute nach ihrem Unglück, und die militärische Bereitschaft, die sie auf der Insel Kokun entfalteten, nicht minder als die rasche Hülfe aus Schanghai den Verfolgern Vorsicht ein. Die coreanischen Behörden, die sonst eine so beispiellose Erbitterung gegen die europäischen Missionäre gezeigt hatten, fragten sich, was sie mit diesen Fremdlingen anfangen sollten, wenn sie sich einmal derselben bemächtigt hätten. Sie hinrichten, schien nicht mehr möglich; sie in die Gefängnisse von Seul zu werfen, hieß die französischen Schiffe abermals nach den Küsten der Halbinsel rufen. Die Klugheit, diese instinctartige Eigenschaft der orientalischen Völker, schrieb also den coreanischen Behörden vor sich nicht leichtsinniger Weise in diese gefährlichen Verfolgungen einzulassen, und die Rathschläge des Hofs von Peking bekräftigten sie in diesen Gesinnungen. Die Politik des kaiserlichen Cabinets ging dahin, die Reclamationen unserer Agenten möglichst zu vermeiden, und keinen Anlaß zur Ausübung des Protectorats zu geben, das in jedem Schritte an die Schwäche der chinesischen Diplomatie erinnerte.[1] Indem man

[1] Ein sehr authentisches Aktenstück, das dem Commandanten Lapierre im Junius 1847 mitgetheilt wurde, mag einen Begriff von den Ansichten geben, mit denen die chinesischen Mandarinen die Unterhandlungen zu Whampoa zwischen dem Vicekönig Ki-ing und dem Hrn. von Lagrenée eröffneten. Nachstehendes ist der Text eines vertraulichen Circulars, das der Vicekönig von Fokien an die Beamten dieser Provinz erließ: „Wir haben das Schreiben Se. Excellenz, des Vicekönigs von Canton, Ki-ing erhalten, worin der Vicekönig uns benachrichtigt, daß der nach Canton zurückgekehrte französische Botschafter, Hr. von Lagrenée, die chinesische Regierung beschuldigt den Vertrag mit Frankreich verletzt zu haben. Der Botschafter hat Nachricht, daß die Mandarinen von Hu-pe und Kiang-si fortdauernd, trotz der Edicte des Kaisers, die Christen mißhandelten; deßhalb hat sich der Vicekönig nach der Bocca Tigris begeben, um über diese Angelegenheit der christlichen Religion aufs neue zu unterhandeln. Man muß, sagt er, den Christen freilassen, Gott anzubeten, das Kreuz und die Bilder zu verehren, Capellen zu errichten, ihre Lehren zu verbreiten und Gebete herzusagen, aber man gestattet den europäischen Missionären nicht ins Innere des Reichs zu dringen; das sind die Bedingungen des neuen Vertrags. Ich habe sagen hören, Frankreich sey das mächtigste Königreich Europa's; vergangenes Jahr erschien hier wirklich der französische Botschafter mit einer Flotte, die der englischen Flotte zu widerstehen im Stande wäre. Hütet euch also die Christen zu mißhandeln.... Die Franzosen machen sich nicht viel aus ihrem Handel, aber sie möchten die christliche Religion in der ganzen Welt verbreiten, um den Ruhm davon zu haben. Ihr müßt euern untergeordneten Beamten, euern Soldaten,

sich verpflichtete, in den Provinzen des Reichs Toleranzedicte zu verkünden, hatte man dem Andringen des französischen Botschafters nur eine bedeutungslose Concession zu machen geglaubt; man bemerkte bald, daß von allen durch den fremden Einfluß entrissenen Concessionen diese die bedeutendste und am schwersten zu umgehende sey.

In Fo-kien, Kiang-nan, in Schekiang, allenthalben wohin unsere Flotte reichen konnte, hatten die Vicekönige sich beeilt, den Edicten eine große Publicität zu geben; in Setschuen, in Yünnan, in Hu-pe, in Kiang-si glaubte man die versprochene Bekanntmachung umgeben zu können, und die Christen hatten die gewöhnlichen Gewaltthaten und Mißhandlungen zu erfahren. So mißkannte man die gegen Frankreich eingegangene Verpflichtung, und die Protestationen ließen nicht lange auf sich warten. Der Admiral Cecille, der bei der chinesischen Regierung accreditirte Consul Lefebvre de Bécourt und der Commandant Lapierre forderten nacheinander die vollständige und aufrichtige Ausführung der Decrete des Kaisers. Die französische Regierung suchte diese heilsame Wachsamkeit noch wirksamer zu machen, indem sie die Sorge für dieselbe einem mit rein politischem Charakter bekleideten Agenten übertrug. Ein neuer diplomatischer Posten zu Canton wurde erschaffen, und Hr. Forth Rouen erhielt mit dem Titel eines französischen Ministers den Auftrag die Erbschaft des Hrn. von Lagrénée zu übernehmen und zu vertheidigen. Im April 1847 schiffte er sich zu Cherbourg ein auf der Corvette Bayonnaise, die ihn nach Macao bringen sollte.

Um Frankreich für die Erhaltung seines moralischen Einflusses in China zu interessiren, brauchen wir keine Berechnungen des Vortheils anzustellen, die jetzt noch voreilig sind; wir verlangen nicht, daß der Schutz der chinesischen Christen in unserer Hand ein politischer Hebel werde, aber wir können, wenn wir die Aufmerksamkeit des Landes auf diese etwas zur Seite geschobene Frage richten, nicht vergessen, daß im Augenblick, wo die Einheit des himmlischen Reichs sich auflöst, im Augenblick, wo Europa berufen seyn sollte auf die klare und dringendere Weise in die Angelegenheiten des fernen Ostens einzugreifen, Frankreich die einzige europäische Macht wäre, deren Name von einem Theil der chinesischen Bevölkerung mit Vertrauen angerufen werden könnte. Handelsinteressen können für uns entstehen durch die leichteste Ermäßigung in unserm Tarif, durch die geringste Aenderung auf den Märkten Asiens; die politischen Interessen sind bereits vorhanden. Der Orient ist voll dumpfer, geheimnißvoller Bewegungen, alles zeigt an, daß diese alte Gesellschaft tief ergriffen ist und in ihren Grundvesten wankt. Frankreich kann diese Aussichten nicht beseitigen, es muß sie kaltblütig ins Auge fassen, und die Rolle, die ihm dadurch angewiesen wird, wohl überlegen. Wir können alles vermeiden, um diesen Augenblick unvermeidlicher Ausdehnung zu beschleunigen, wir können unsere Wünsche auf bessere Zeiten vertagen, wenn aber die Worte der Schrift in Erfüllung gehen, und der Stamm Japhets sich niederläßt unter den Zelten des Stammes Sem, dann muß Europa erwarten, und Frankreich darf hoffen, daß die katholischen Missionen unsern Platz uns aufbewahrt haben werden in diesem neuen Brennpunkt des Reichthums und der Größe.

eurer Polizei befehlen, keine unkluge Handlung gegen die Christen zu begehen, um nicht die Franzosen zu reizen, und großes Unheil über das Reich herbeizuziehen! Unmerklich werden wir wieder dahin gelangen, die Hinterlist der Christen zu überwachen. Ihr müßt diesen Brief geheim halten, und wenn Ihr den Posten, den Ihr jetzt einnehmt, verlaßt, solchen Eurem Nachfolger zu sicherer Hand überliefern, ihm anempfehlen denselben niemand mitzutheilen, und ihm die Nothwendigkeit begreiflich machen, von seinen Untergebenen die größte Rücksicht gegen die Christen zu fordern. Ohne diese Vorsichtsmaaßregeln würde man ein unberechenbares Unheil über unsere Seeprovinzen herbeiziehen."

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Hier lebte auch wieder die ganze Natur: in den Zweigen singen und zwitschern Zenzontles (Singvögel) und Spottvögel der verschiedensten Art, auf den Aesten wiegen sich buntgefärbte Papageien und Guacamayos, oder klettern langgeschwänzte Aeffchen herum, fürchterliche Grimassen schneidend, um die rothen Blüthen der wilden Platanenstande summen Hunderte von buntschillernden Colibris, die im Flug kaum von den unzähligen prachtvollen Schmetterlingen zu unterscheiden sind, die an jeder Blume, an jeder Blüthe hängen; bunte, kleine wie große Käfer summen fortwährend in den Gebüschen, auch nicht einen Augenblick läßt das einförmige Gezirp der Grillen nach; nur in der Ferne hört man das Grunzen der Jabalis (wilde Schweine), und das Knacken der Aeste durch die Hirsche und Rehe, die immer tiefer und tiefer ins Dickicht des Waldes eindringen, um sich gegen die Hitze des Tages zu wahren; daß nicht die Plage der Tropengegenden, die Mosquitos von allerhand Sorten, Sanjudos, Jejenes (Sandfliegen), Flohmücken u. s. w., wie Garrapatas und Pinolillos, fehlten, läßt sich wohl denken, und in der That, der Genuß der wunderherrlichen Natur wurde mir durch diese Quälgeister nicht wenig verleidet; doch noch mehr durch eine große Schlange, deren tödlichem Biß ich sicher nur durch die Klugheit meines Pferdes glücklich entgangen bin. Mein Pferdchen trabte auf dem ziemlich ebenen Wege frisch weg, als es mit einemmal anhielt und durch kein Spornen, kein Zureden, kein Schlagen zum Weitergehen vermocht werden konnte; dieß machte mich stutzig, da es ein sehr folgsames und durchaus nicht furchtsames Thier war, ich trieb es also nicht weiter, sondern sah mich überall nach der Ursache seiner Furcht um, konnte aber nichts, gar nichts entdecken; während dem kam Mr. Guerdone, der etwas zurückgeblieben war, heran, und auch sein Pferd stutzte ebenso wie das meinige; er, der in diesen Gegenden natürlich weit mehr Erfahrung hatte als ich, sagte sogleich: „Ah, da muß irgend eine Schlange in der Nähe seyn," sprang vom Pferde, spähete überall herum und rief sogleich: „voilà le serpent!" indem er auf eine schwärzliche Masse ungefähr 8—10 Schritt von mir zeigte, die ich wohl gesehen, aber für einen Erdhaufen gehalten hatte; bei aufmerksamerer Beobachtung konnte ich doch den schwarzen zusammengeringelten Leib der Schlange erkennen, umsomehr, da sie nun ein wenig den spitzigen Kopf erhob, weil sie wahrscheinlich durch unsere Annäherung aus ihrer Ruhe aufgeweckt worden war; wir legten nun sogleich unsere Karabiner auf sie an, und Mr. Guerdone, ein sehr guter Schütze, traf sie so gut in den Kopf, daß sie sich sogleich nach einigen heftigen Convulsionen lang ausstreckte und todt auf dem Boden lag; nachdem wir uns durch einen Steinwurf überzeugt hatten, daß sie wirklich todt sey, näherten wir uns ihr und erkannten, daß es eine etwa 6—8 Fuß lange und mehr als armsdicke grauliche Schlange war, deren indischer Name Nauecuatl (?) ist und deren Biß binnen 10 Minuten tödtlich seyn soll, wenn man nicht gleich die Wunde ausbrennen kann; sie ist in diesen Wäldern sehr häufig, hält sich für gewöhnlich in dem tiefsten Dickicht derselben auf und kommt nur an heitern Tagen, die auf Regennächte folgen, heraus, wo sie sich dann mitten in den Weg legt um sich zu sonnen; nur dann ist sie gefährlich, indem sie auch nur die leiseste Berührung gleich mit einem tödtlichen Bisse bestraft.

Nachdem wir dieß gräßliche Unthier bei Seite geschafft, hatten unsre Pferde gar keine Bedenken mehr weiter fortzutraben und wir setzten nun munter unsern Weg fort, ohne irgend noch auf ein Hinderniß von Bedeutung zu stoßen, bis wir an den Rio de Mizantla kamen, dessen Ufer mit riesigen Bambu [illegible] dicht besetzt sind, die mit ihren langen Stacheln und Dornen den Vorübereilenden

sehr lästig werden. Diese mußten mit Machetes niedergehauen werden, um nach dem Fluß hinunterzukommen, der nun zu passiren war; er war furchtbar angeschwollen und die Strömung so stark, daß mein Pferd ein Stückchen von derselben fortgerissen wurde; dadurch verlor es die Furt und gerieth so tief ins Wasser, daß es fast mehr schwimmen als treten mußte, und ich fast ganz im Wasser saß oder vielmehr auf seinem Rücken hing; doch kam ich glücklich ans jenseitige Ufer, froh diese unangenehme Passage durchgemacht zu haben. Aber diese Freude dauerte nicht lange, denn bald darauf war derselbe Fluß wieder zum zweitenmal zu passiren und zwar auf eine fast noch unangenehmere Weise als das erstemal; das Flußbett war nämlich hier zum Theil mit großen Steinen angefüllt die hoch aufgethürmt auf einander lagen, so daß das Pferd bald nur bis über die Knöchel, bald aber wieder bis über die Brust im Wasser war, und das immer auf losem Grunde und bei einer sehr starken Strömung, gegen die es mit aller seiner Kraft anzukämpfen hatte; ziemlich durchnäßt gelangte ich doch glücklich ans andere Ufer, und hatte dann noch zweimal denselben Fluß auf dieselbe Weise zu passiren. Dadurch waren wir, nicht weniger als unsre Pferde, so abgemattet worden, daß wir gern die Einladung einer Französin, Besitzerin einer im Wald ganz einsam gelegenen Palamo (Zuckerbranntwein-Brennerei), annahmen, bei ihr uns auszuruhen und mit einem frugalen Mittagsbrod vorlieb zu nehmen; dasselbe, aus Hühnern, Eiern und Frijoles bestehend, so wie ein Gläschen Chinguerito, mundete uns ganz vortrefflich, und neu gestärkt machten wir uns wieder auf den Weg.

Von da aus sind ungefähr noch 3 Leguas bis Mizantla, und die Gegend verlor viel von ihrem Wildromantischen; man trifft jetzt schon so manches mit Vanille bepflanztes, mit Mais oder Zuckerrohr bebautes Fleckchen; letzteres erreicht hier wirklich eine erstaunenswerthe Höhe und Dicke, wie ich sie anderswo nie gesehen habe. Gegen 5 Uhr kamen wir endlich vor Mizantla an, das man nicht eher sehen kann als bis man dicht davor ist, weil es ganz tief zwischen Bergen liegt; kurz vor dem Städtchen mußten wir aber noch zweimal den bekannten Fluß passiren, so daß wir ganz durchnäßt in unserm Absteigquartier ankamen. Da es in Mizantla gar keine Gasthöfe gibt, so mußten wir schon die Gastfreundschaft eines Compadre (Gevatter) von Mr. Guerdoux, D. Augustin Ortega in Anspruch nehmen, der uns auch auf das zuvorkommendste aufnahm. Er, ein ehemaliger mexicanischer Officier und jetzt Tendero (Krämer), so wie seine dicke lahme Frau, nahmen es sehr übel, daß wir schon gegessen hatten und nicht mehr an ihrer Cena Theil nehmen konnten; sie räumten uns auch, trotz aller unserer Protestationen, ihr bestes Zimmer ein, wo ich, nach den Strapazen des Tages, sicher eine sehr angenehme Ruhe gehabt hätte, wenn ich nicht plötzlich in der Nacht durch einen Krach aufgeweckt worden wäre, der davon herrührte, daß mein Freund Guerdoux mit seinem Catre (Feldbett) zusammengebrochen war, und in dem Augenblick, als ich ihn wirklich mehr auslachte als bedauerte, krachte auch meine Beltñelle zusammen, und so lagen wir nun beide plötzlich Kopf unten, Beine oben auf den kalten Steinen da; nun kam an Mr. Guerdoux die Reihe ans Auslachen, der es auch redlich that; wir rafften uns endlich auf und machten uns nun, so gut es ging, ein Lager von unsern Sarapen zurecht, auf dem wir den Anbruch des Tages sehnlichst erwarteten. Da es die Nacht ziemlich kalt gewesen und wahrscheinlich auch in Folge der Durchnässung am vorigen Tage, bekam ich plötzlich dasselbe Uebel wieder, an dem ich in Jalapa so sehr gelitten hatte, und das mich nun nicht wieder verließ, als bis ich nach Mexico zurückgekehrt war.

Mizantla, 3/7 bis 7/7. Nicht weniger als durch dieß Unwohlseyn, ward mir mein mehr als dreitägiger Aufenthalt durch das abscheuliche Wetter verleidet, welches gleich den Tag nach meiner Ankunft sich einstellte und auch die ganze Zeit anhielt; es regnete nämlich fast ohne Unterbrechung. Ich habe daher gar keine Ausflüge in der Umgegend machen können, und mich nur auf Spaziergänge im Orte selbst beschränken müssen. Die meiste Zeit brachte ich bei dem Präfecten des Kanton, D. Francisco Parda, einem sehr liebenswürdigen, unterrichteten und fein gebildeten jungen Manne zu, der mir über alles so viel als möglich die gewünschten Aufschlüsse gab und auch geben konnte, da er nicht allein die erste obrigkeitliche Person des Orts, ja des ganzen Bezirks, sondern auch der erste und reichste Kaufmann des Orts und der Hauptgrundbesitzer im ganzen Bezirk ist, den Vanillen- und Tabakshandel in demselben fast allein monopolisirt hat! — aber dieß in der That nicht zum Nachtheil des Kantons selbst.

Mizantla, mehr ein Dorf als eine Stadt zu nennen, hat etwa 3500 Einwohner, die beinahe nur reine Indier sind; denn ich glaube kaum, daß 10 Proc. Weiße sind. Diese Indier sind von dem Stamme der Totonacas, von weit größerer, kräftigerer und schönerer Race als die Indier der Hochebene, sie sind von mehr dunkelgelber als braunrother Farbe, von muskulösem Körperbau, haben eine schöne, stolze Haltung, wie einen finstern, trotzigen, herausfordernden Blick, der sehr gegen die demüthigen Mienen absticht, die man sonst bei Indiern zu sehen gewohnt ist. Ihrem Aeußern entspricht aber auch ganz ihr Charakter; sie sind nicht bloß im höchsten Grade mißtrauisch, wie alle Indier, sondern auch stolz und halten mit einer eigenthümlichen Zähigkeit daran den Weißen durchaus in nichts nachzugeben; so sind sie in der Mehrzahl durchaus nicht dahin zu bringen Spanisch zu sprechen, und die Weißen in Mizantla müssen sich bequemen mit ihnen in ihrer Sprache, el Totonaca, zu reden, ebenso wenig verstehen sie sich dazu für die Weißen zu arbeiten; ein jeder Indier hat seinen Vanillal, dessen Frucht er gewöhnlich schon im voraus verkauft, mit diesem Gewinn begnügt er sich, denn Mais und einigen Chile baut er nur für seinen Bedarf, und das übrige was er braucht gibt ihm die Natur in Ueberfluß; die köstlichsten Früchte aller Art zieht er ohne alle Mühe in seinem Garten, allerhand Wild schießt er zum Vergnügen in dem nahen Walde, und er darf nur einmal sein Netz in den vorbeiströmenden Fluß werfen, so hat er auch Hunderte von Fischen gefangen. Bei dieser Leichtigkeit, mit der sie ihre sehr geringen Bedürfnisse befriedigen können, wird es ihnen um so eher möglich ihre Unabhängigkeit gegen die Weißen zu bewahren; doch glaube ich auch gern, daß sie nicht bloß ihr stolzer Unabhängigkeitssinn vom Arbeiten abhält, sondern auch wohl ihre angeborne Neigung zur Faulheit, und ihre leidenschaftliche Spiel- und Trunksucht, der sie sich gern ungestört hingeben und der gewöhnlich ihr Vanillenverdienst geopfert wird. Nicht weniger als ihre Sprache, haben sie auch noch manches von ihren alten Sitten bewahrt, ja sie sollen sogar noch heimlich ihrem alten Götzendienst anhangen, doch kann man denselben nur schwer kennen lernen, da sie den Weißen sogar nicht gern den Eintritt in ihre Häuser gestatten. Die Frauen, wenn auch nicht schön, doch mit interessanten, regelmäßigen Gesichtszügen und einem stattlichen Körperbau, tragen noch ihre altindische Tracht, nämlich einen langen weißen Rock (enagua), der erst von den Hüften anfängt und darüber ein eigenthümliches, ebenfalls weißbaumwollenes, fünfeckiges Tuch, das ein Loch in der Mitte hat, durch welches sie den Kopf stecken, so daß dann zwei kurze Zipfel vorn, zwei lange an den Seiten, und der längste hinten hinunterfallen: des Sonntags tragen sie diese Tücher und Röcke vom feinsten baumwollenen Stoff und mit sehr feinen Spitzen besetzt, die sie, wie die Stoffe zu ihren Kleidern, alle selbst weben; wenn es regnet, ziehen sie diese Tücher über den Kopf, so daß sie dann fast wie Lot's Weib aussehen; es herrscht bei ihnen auch noch die eigenthümliche Sitte, daß die verheiratheten Frauen das Haar in Zöpfe mit rothem Band geflochten und diese um den Kopf gelegt, tragen, während die Jungfrauen mit aufgelöstem Haare gehen; doch kommt diese Gewohnheit immer mehr ab, und nur noch an Sonn- und Festtagen wird streng darauf gehalten. Die Männer haben keine eigenthümliche Tracht: dieselbe ist sehr einfach und besteht aus nichts weiter als einem weißbaumwollenen Hemd, das sie über den ebenfalls weißen Beinkleidern tragen und einem Strohhute: der Machete ist ihr fortwährender Begleiter.

(Fortsetzung folgt.)

Starke Goldprägung in Frankreich. Von Ende November 1850 bis Anfang Septembers d. J. wurden in Paris 325 Mill. Fr. in Gold geschlagen, also bedeutend mehr als eine Million des Tags, und die Fabrication scheint noch nicht innehalten zu wollen. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 226. 20 September 1851.

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten.

(Von Franz Löher.)

Von allen, die nach Amerika kommen, gehen keine eher zu Grunde, keine sind mehr von Seelenleiden und bitterer Armuth gequält, als die sich in Deutschland zu den wissenschaftlich Gebildeten, zu den höhern Ständen rechneten. Diese können sich schon vorher eine Vorstellung machen von dem, was sie in den Vereinigten Staaten erwartet, wenn sie sich etwa in Hamburg, Rotterdam oder Havre de Grace auf die Plätze stellen, wo der Handel am stärksten verkehrt, und sich fragen: was finge ich hier wohl sogleich an, um anständig davon leben zu können. Und in jeder europäischen Stadt würden sie noch eher für ihre Art, sich das Leben erträglich zu machen, Hülfsmittel und Freunde finden, als in Amerika, wo alles Geschäftstreiben ist und der Europäer meist erst eine scharfe Krise durchmachen muß, in welcher der Weichmüthige, der Stolze, der Gemüthvolle, der Tiefgelehrte am ersten untergeht.

Der große Abstich des amerikanischen Lebens gegen die europäische Denkungs- und Handlungsweise zeigt sich nirgends deutlicher als in der Stellung, in welche diejenigen gerathen, welche ihre deutschen Universitätsstudien gemacht und in Amerika ihrem gewählten Berufe nicht entsagen wollen. Gerade sie haben in Amerika nicht allein mit der Schwierigkeit, sich die nothwendigsten Mittel gegen das Verhungern zu erwerben, sondern auch mit ihrer eigenen größern oder kleinern Unfähigkeit und Ungewohnheit zu kämpfen, sich diese Mittel selbst zu erarbeiten. Außerdem aber stehen gerade ihnen mancherlei Hindernisse und Vorurtheile im Wege. Es ist zwar darin besser geworden, seit die letzte politische Bewegung eine solche Masse bedeutender geistiger Kräfte an den amerikanischen Strand geworfen hat. Diese müssen wohl oder übel den Boden bebauen, in welchem die Nachkommenden eine Stätte finden. Aber dieser Nachkommenden sind zu viele, und sie langen an mit irrigen Ansichten von dem, was sie in Amerika eigentlich zu schaffen und zu erwarten haben.

Die nachfolgenden Skizzen mögen dazu beitragen, in Deutschland die Vorstellungen mancher von der Laufbahn derjenigen unserer Landsleute zu berichtigen, welche in den Vereinigten Staaten Aerzte, Advokaten, Prediger, Lehrer, Künstler, Literaten bleiben. Wir müssen dabei den Deutschen nothwendig im Gegensatze zum englischen Amerikaner auffassen, denn der letztere beherrscht einzig und allein das amerikanische Leben, und es ist Thorheit zu denken, man brauche sich um dessen Ansichten nicht zu kümmern, es sey denn, daß man in Amerika nur von mitgebrachtem Gelde leben wollte.

Der englische Amerikaner nimmt den gebildeten Deutschen freundlich auf, er behandelt ihn mit Hochachtung und Zutrauen, aber der Deutsche muß gut empfohlen seyn, und außerdem nur durchreisen; ist er aber Einwanderer und soll jener helfen ihm eine Stellung zu verschaffen, so zieht sich der Amerikaner zurück und fürchtet Mühe und Verdrießlichkeiten, und nur die dringendsten Empfehlungen oder längere Bekanntschaft können ihn vermögen, durch Rath und Vermittlung nützlich zu werden. Helft Euch selbst! Die Wucht dieses ächt amerikanischen Wortes bekommt der Deutsche vollständig zu fühlen. Auf Unterstützungen und Freundschaftsbeweise, wie sie in Deutschland dem gebildeten jungen Manne wohl von selbst angeboten werden, darf hier keiner anspielen, wenn er nicht mit vollem Recht als ein unverschämter Bettler angesehen werden will. Die Amerikaner haben gegen alle deutschen Bittsteller von vornherein Abneigung und nehmen sich vor ihnen in Acht, denn sie halten sie gar zu leicht für liederliche Bursche, und ihnen selbst ist jede Minute Zeit kostbar.

Unter seinen eigenen Landsleuten findet der Ankömmling, wenn er Bekannte und Freunde darunter hat, in der Regel herzliche Aufnahme, Auskunft und nicht selten eine hülfreiche Hand. Unter der großen Masse der Deutschen aber begegnen nicht wenige dem gebildetern Landsmann eher mit Mißtrauen und Grobheit, als daß sie ihm freundlich und achtungsvoll entgegen kämen. Läßt der Ankömmling sich gar merken, daß er sich für besser halte als die Handarbeiter — und es fällt manchem in bessern Kreisen Erzogenen gar schwer, dieß Gefühl nicht unwillkürlich in Worten und Gebärden an den Tag zu legen — dann hat er es ganz verdorben, und er kann sich ziemlich unzweideutig auslachen und verspotten sehen.

Am schlimmsten sind die Halbgebildeten daran, wie Offiziere, Gymnasiasten, Unterlehrer und die gewöhnlichen Adeligen. Fassen sie nicht von vornherein den Entschluß, bei einem Farmer als Gehülfe, oder bei einem Advokaten als Lehrling einzutreten, als Landschullehrer, Zeitungsgehülfe, Handwerkslehrling anzufangen, oder einen kleinen Kram, Cigarrenladen, eine kleine Kaffeewirthschaft oder sonst dergleichen zu eröffnen, oder haben sie nicht genug Geld und Verstand dazu, dann müssen sie taglöhnen und froh seyn, wenn sie Arbeit finden; denn wenn man ihren frühern Stand kennt, hält man sie leicht für unnütz zu jeder ordentlichen Beschäftigung. Steinklopfen oder Backsteintragen ist ihr gewöhnliches Loos für einige Zeit, denn man muß doch leben.

Insbesondere manche der deutschen Adeligen können sich schwer ihrer dem Amerikaner so sonderbaren Denkungsart und Ansprüche begeben, und gerathen in eine peinliche Lage, wenn niemand auf ihren Adel achtet. Die Gescheidteren lassen ihr „von" weg oder schreiben es mit großem Anfangsbuchstaben, so daß es wie das niederländische „Van" nur als die erste Sylbe des Familiennamens erscheint.

Wer ein paar Wochen im Lande herumgekommen ist, wird genug der bezeichneten, vielleicht sehr kenntnißreichen und redlichen Deutschen bemerkt haben, denen Angst und Verzweiflung aus den Augen sieht. Wie viele von den traurigen Selbstmorden, von der Erniedrigung durch den Trunk, von der Verwilderung im Soldaten- und Straßenleben gehört nicht eben jener sogenannten gebildeten Classe an! Es ist qualvoll, sich nur die Lage zu denken, in welche so viele solcher fein erzogenen jungen Männer in diesem Lande gerathen, wo ihnen alles fremd, roh und hartherzig erscheint.

Und haben sie es endlich zu so viel Einkommen gebracht, daß sie ohne Sorgen in die Zukunft sehen können, was dann? Welche Freude vom Leben haben sie, wenn sie nicht rastlos und harten Sinnes mitstreben können in Handel und Politik ihrer neuen Heimath? Wenn sie sich nicht begnügen mit der bürgerlichen Freiheit und dem frohen Anblicke eines rüstig und ohne Armuth vorwärts arbeitenden Volkes? Es ist schon oft darauf hingewiesen, wie wenig geselliger und schöngeistiger Vergnügen man in Amerika zu erwarten hat. Geistiger Verkehr, wie ihn der Deutsche liebt, der über die höchsten Fragen der Menschheit wie über die Geheimnisse und Gesetze der Natur gern nachdenkt, spricht und von Gleichgebildeten reden hört, solche Gesellschaft findet man in Amerika selten. Auf dem Lande verbauert man, in den Städten, die Großstädte natürlich ausgenommen, ist man froh einige Freunde zu finden, die man vielleicht den einen oder andern Abend einmal sieht. Man kann es sich in Deutschland gar nicht vorstellen, welchen lähmenden Einfluß auf das schöpferische Leben des Geistes amerikanische Feldarbeit, amerikanisches Geschäftstreiben, amerikanisches Klima ausüben. Selbst ein rastlos strebender Mann, der innern Reichthum genug hat, sieht allmählich seine Classiker und Philosophen mit Staub sich überziehen, und wenn es nicht gerade sein Fach ist oder er eine Leidenschaft für irgend ein Gebiet der Natur, Sprache oder Geschichte hat, so wird er wahrscheinlich nach einigen Jahren wenig mehr forschen und selten noch größere Werke lesen.

In den höhern Kreisen der amerikanischen Gesellschaft nehmen die wissenschaftlich Gebildeten, wenn sie nicht durch Geltendmachung ihrer Kenntnisse einen großen Namen, oder Geld und Häuser erworben haben, nur den zweiten Rang ein. Der Reichthum entscheidet in diesem Lande, nicht bloß weil der Reiche glänzende Gesellschaften geben kann, sondern der englische Amerikaner rechnet in seiner Art ganz richtig: so viel Vermögen einer erwerben kann, so viel Kenntnisse und Verstand muß er haben, denn sonst hätte er es nicht erworben, und ferner: über so viel Gelder einer befehlen kann, so viel Bedeutung hat er im Staate, dessen Handel und Gewerbe, Canäle und Eisenbahnen dieser Gelder bedürfen. Wie leicht wiegt gegen einen solchen Mann der wissenschaftlich Gebildete! Greift er mit seinem Wissen auch in die Gesellschaft ein? Hat er damit öffentliche Unternehmungen und Landesverbesserungen zu Stande gebracht? Hat er den Ruhm des Volkes und damit dessen Wohlseyn durch seine Werke vermehrt? Hat er in öffentlichen Aemtern dem Gemeinwesen genützt? Hat er dieß, so wird er auch ohne Zweifel schon sehr reich seyn und in der höhern Gesellschaft einen geachteten Platz einnehmen. Spricht aber kein solch mächtiges Zeichen, wie viel seine Kenntnisse werth sind, so gilt er bloß für einen, der im Kleinen arbeitet und verdient.

Der wissenschaftliche Deutsche ist aber noch viel schlimmer daran. Bei ihm ist die Wissenschaft vielleicht gewaltig tief und gründlich, aber zu häufig unpraktisch, so unpraktisch für das Leben, wie die auf Stelzen gehende Sprache der deutschen Wissenschaft es für das Gespräch ist. In Amerika gibt sich nun sehr bald ein sehr bedeutender Theil dessen, was in Deutschland mühsam studirt ist, als unnützer Ballast zu erkennen. Kurzweg aber von vorn wieder zu lernen oder ein Charlatan zu werden, dazu ist der Deutsche viel weniger fähig als irgend ein anderer. Er findet nur höchst selten einige, welche den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse zu ermessen und zu schätzen wissen, oder nur selbst so viel eigenes wissenschaftliches Leben besitzen, daß sie von dem, worauf er Werth legt und was in ihm arbeitet, eine Ahnung bekommen können. Dagegen hat er die Freude, täglich mehr Irländer, Franzosen, Schotten oder eingeborene Amerikaner aufsteigen zu sehen, die irgend eine wissenschaftliche Erfahrung in die Breite angewandt haben, sie bekannt machen und in kurzer Zeit Ehre, Stellen und Reichthum dafür einernten, und der Deutsche muß am Ende diese Herren als seine hohen Gönner erblicken.

Und ist der Deutsche endlich unter den gebildeteren englisch-amerikanischen Familien einheimisch geworden, so fehlt doch noch viel, ehe er sich wirklich heimisch fühlt. Er kann ein verständiges Gespräch, ehrenhafte Freunde darunter finden und seine lebhaften Abende haben, aber er wird dafür auch von der Einseitigkeit des ganzen gesellschaftlichen Lebens, von der Engherzigkeit und Beschränktheit in religiösen Dingen, von der Seltsamkeit und Zähigkeit mancher Sitten nicht wenig zu leiden haben.

Wendet er sich zu seinen Landsleuten, so findet er, wenige Großstädte ausgenommen, bis jetzt nur noch Wirthshausleben, Familienleben und hie und da Anfänge hübscher, gesellschaftlicher Kreise; in den meisten kleinern Städten ist von den letztern noch nichts zu suchen. Der Mann kann nur seine Befriedigung und Stärke finden im Mitringen in Handel und Gewerbe, im Mitstreiten in politischen und religiösen Reibungen. Die Frauen können das nicht. Namentlich gebildete deutsche Frauen sehen sich meist in einer solchen Oede und Verlassenheit, so abgeschnitten von allen ihren frühern gesellschaftlichen Gewohnheiten und Bedürfnissen, daß sie dem Himmel danken, wenn endlich einmal eine solche deutsche Familie sich in ihrer Nachbarschaft niederläßt, deren Frauen ihnen doch etwas herzlichen Umgang gewähren können.

Diese Aussichten sind nicht reizend, aber sie sind ja in der Natur der amerikanischen Verhältnisse begründet, daß für den, welcher in Deutschland die Vortheile besserer Erziehung und Gesellschaft genossen hat, in Deutschland 600 Thaler jährlich mehr Annehmlichkeit gewähren als in Amerika 2000 Dollars. Mögen diejenigen sich wohl bedenken, welche nicht durch die harte baare Nothwendigkeit gezwungen, sondern aus Angst und Trübsinn, aus Mißmuth und Feigheit, oder gar aus Sucht nach Reichthum eine Stellung in Deutschland aufgeben wollen, welche noch haltbar ist und sie und ihre Familie ernährt. Es ist gar zu ungewiß, ob sie in Amerika nur eine halbwegs erträgliche Stellung wieder erhalten. Nur diejenigen, welche ihr Vaterland durchaus meiden müssen, oder welche Stärke genug in ihren Armen und Frische genug in ihrem Geiste fühlen, um sich selbst das tägliche

Brod erarbeiten und in neue und ungewohnte Lebens- und Erwerbsverhältnisse sich finden zu können, — solche mögen sich in Amerika versuchen.

Bringen sie wahre Bildung mit, eine solche welche für ihr bloßes Daseyn keine Ansprüche macht, aber sich schon von selbst Achtung erwirbt, so werden sie dem Lande nützlich werden und insbesondere unter ihren deutschen Landsleuten eine wohlthätige Einwirkung üben können. Ueber die Entbehrungen und Mühen aber, die das amerikanische Leben ihnen auferlegt und über die Kette von zahllosen Aergernissen und Verdrießlichkeiten, in welche jeder unter den Deutschen in Amerika hervortretende Mann verwickelt wird, über manche Wunde in dem, was dem Herzen am theuersten ist, darüber hebt eben wahre Bildung hinweg. Das ist ihr höchstes Ziel und ihr Prüfstein, daß sie den Mann über die Zufälligkeiten und den Verdruß des täglichen Lebens erhöht, in derselben Weise wie sie seinen Geist der Befangenheit durch die Sinnenwelt entzieht und ihm einen freien Blick über Natur und Geschichte eröffnet. Das ist auch vornehmlich der Vorzug deutscher Bildung, daß durch sie der Mann jene innere Stärke, jenes heilige Feuer in seiner Brust, welche ihm Rückhalt und Trieb in jeder Widerwärtigkeit geben, in seinem eigenen reinen und männlichen Denken und Wissen erhält, während man bei andern Völkern solchen Anhalt häufig nur in der Politik, Kirche, Gesellschaft oder auch in einem bornirten Selbstgefühl sucht.

Wir versuchen nun in dem folgenden, einige der hauptsächlichsten Berufszweige, denen sich der wissenschaftlich gebildete Deutsche an seinem neuen Wohnorte zuwendet, in ihrer amerikanischen Eigenthümlichkeit kurz zu zeichnen; manche Winke zum Nutzen der Anfänger werden dabei von selbst ihre Stelle finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Knowsley-Menagerie.

Diese dem verstorbenen Graf von Derby gehörende Menagerie besteht aus nicht weniger als 345 Säugethieren und 1272 Vögeln, und soll jetzt, da sein Sohn, der bekannte ehemalige Lord Stanley, der seine Titel und Güter geerbt hat, sie nicht behalten will, verkauft werden: der alte Lord Derby war Präsident der geologischen Gesellschaft gewesen, wozu ihn allerdings seine eigene Liebhaberei vollkommen eignete; er sprach vor seinem Tode den Wunsch aus, daß die Königin und die geologische Gesellschaft aus seiner Sammlung etwas auswählen sollten. Letztere wählte eine große sehr mannichfaltige Reihe von Antilopen, die man auf nicht weniger als 800 bis 1000 Pfd. St. schätzte, und die Königin wird wahrscheinlich eine ausgezeichnet schöne und seltene Sammlung von 8 Schwanen wählen, die vollkommen rein weiß sind, mit Ausnahme des Kopfs und des obern Theils des Halses, die schwarz sind. Der Verkauf der übrigen Sammlung soll im Anfang Octobers stattfinden, am ersten Tag sollen Hirsche und Rehe, am zweiten die Antilopen, am dritten Rindvieh, Ziegen, Schafe und Llamas, am vierten Zebras, Kängurus, Nager, Lemuren, Armadillos und Hunde, am fünften und sechsten die Vögel verkauft werden. Der Katalog füllt nicht weniger als 50 Quadratseiten. (Liter. Gaz. 13 September.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die meisten in Mizantla angesessenen Mexicaner sind gar nicht gut auf die Indier zu sprechen, und wissen ihre Faulheit, ihre Spiel- und Trunksucht, so wie ihr störrisches, widerspänstiges Wesen nicht genug zu tadeln, natürlich weil sie bei den andern Indiern nur eine kriechende Unterwürfigkeit gewohnt sind; ich halte aber deßhalb gerade die Totonacas für besser als diese, und der Civilisation sicher fähiger, da sie manche gute Eigenschaften haben, die jenen abgehen: so sind sie unbestreitbar sehr tapfer, gewiß von allen mexicanischen Indiern die tapfersten, und außerordentlich ehrlich, denn unter ihnen kommt kein Diebstahl vor, da der Dieb des Todes ziemlich gewiß ist; wird jemanden hier etwas gestohlen, so darf er sich nur an den Alcalden der Indier (nicht etwa an den weißen Präfecten) wenden, und dieser bietet sogleich alle Indier auf, den Schimpf, der ihnen dadurch angethan, zu rächen, indem sie das Gestohlene wieder bringen und den Dieb auffinden; die Indier, die alle Schlupfwinkel in den Wäldern und in den Gebirgen ganz genau kennen, erfüllen sicher diesen Auftrag und steinigen den Dieb todt; durch diese Lynch-Justiz ist man dort vor Diebstahl vollkommen gesichert! — und dieß hat man nicht den Weißen, sondern nur den Indiern zu danken. So wie sie in ihren Sitten, in ihrer ganzen Lebensweise sehr einfach sind und wenig Bedürfnisse kennen, so sind sie auch, was ihre Wohnungen anbetrifft, sehr genügsam; ein aus ungebrannten Lehmstücken (Adobes), oder neben einander gepflanzten Baumstämmen aufgeführtes und mit Palmenblättern gedecktes Häuschen, das gewöhnlich nur durch eine dünne Rohrwand in zwei Theile getheilt ist, genügt gewöhnlich auch für die größte Familie, als deren Mitglieder natürlich Hühner, Guajolites (Truthühner) und Schweine zu rechnen; doch fehlt fast bei keiner, auch nicht bei der geringsten Hütte ein kleines Gärtchen, in dem vorzüglich Platanos und einige Blumen gepflegt werden; dadurch hat Mizantla ein recht freundliches Ansehen. Der Mittelpunkt des Orts, die Plaza, wird sogar von hübschen massiven Gebäuden eingeschlossen, die aber nur Weißen gehören; das Haus des Präfecten, vorzüglich aber das eines reichen spanischen Vanillenhändlers würden den Hauptplatz einer jeden Stadt zieren können; dieselben sind noch ganz neu, haben aber schon einigen der reicheren Indier so gefallen, daß diese anfangen sich auch massive Häuser zu bauen, wodurch Mizantla mit der Zeit ein weit mehr stadtähnliches Aussehen erhalten wird.

Die Lage von Mizantla ist recht schön, aber durchaus nicht vortheilhaft; es liegt nämlich in einem äußerst fruchtbaren, ewig grünen, aber sehr engen Thale, das zwar von einem ziemlich großen Fluß durchströmt wird, der aber wegen seiner vielen Wasserfälle und Stromschnellen nicht schiffbar ist, und die bis an den obersten Gipfel dicht bewaldeten Berge von den malerischsten Formen treten so dicht heran, daß man gleichsam von ihnen erdrückt wird und freier Luftzug vollkommen fehlt; in Folge dessen ist am Tage stets eine brennende, erstickende Hitze, dagegen sind die Nächte, durch die Lüfte die sich dann von den Bergen dort niederschlagen, sehr kalt, was ich auch in der That nicht wenig empfunden habe; an Regen fehlt es durchaus nicht, denn in der Norderzeit regnet es oft viele Tage hindurch unausgesetzt, wie in allen diesen Gegenden, und in der wirklichen Regenzeit, die gewöhnlich Anfang Julius anfängt und bis Ende September dauert, fallen regelmäßig täglich um 2—4 Uhr Nachmittags starke von Gewittern begleitete Regengüsse — nur dieß Jahr regnete es ausnahmsweise ganze Tage lang und ohne jegliche Entladung von Elektricität; — durch diese Gewitterregen wird die Hitze, die um 2 Uhr ihren Culminationspunkt erreicht, stets mit einemmal sehr bedeutend abgekühlt, aber tritt sogleich wieder ein, sobald der Regen aufgehört, und dauert, bis mit Sonnenuntergang die kalten Winde von den Westbergen herabwehen, welche die Temperatur auf die empfindlichste Weise schnell herunterdrücken. Durch diesen mehrmaligen und äußerst schnellen und bedeutenden Wechsel der Temperatur ist das Klima von Mizantla ziemlich unleidlich und auch ungesund, und unter der indischen Bevölkerung tritt fast alle zwei Jahre eine epidemische Krankheit auf, welche dem Vomito an der Küste ziemlich ähnlich ist und mitunter nicht unbedeutende Verheerungen anrichtet; die Weißen leiden weniger daran, doch sind sie vielfach Rheumatismen, langwierigen Diarrhöen oder Dyssenterien, auch Wechselfiebern ausgesetzt, die sehr sorgsam behandelt werden müssen, wenn sie nicht gefährlich werden sollen; bei dem gänzlichen Mangel von Arzt und Apotheke ists da freilich hier eine sehr schwierige Sache

Mizantla ist der Hauptort des Cantons gleiches Namens, welcher zu dem Departemento de Jalapa gehört, und auf einem Flächenraum von etwa 154 Quadratleguas mit nicht mehr als 6000 Einwohnern (39 S. auf die Quadratlegua), die Municipalitäten der Dörfer Mizantla, Coliva, Nautla und Yecoantla, so wie mehrere Ranchos und die Colonie Jicaltepec umschließt. Dasselbe umfaßt den nordwestlichen Abhang der Sierra, welche Jalapa von der Tierra Caliente scheidet, und erstreckt sich zwischen den Rios de Nautla und de Coliva bis an den Golf; es ist sehr gebirgig, wird von dem Rios de Nautla, del Palmar, de Mizantla und Coliva bewässert, und ist unstreitig eine der schönsten, fruchtbarsten und ergiebigsten Gegenden der ganzen Republik; vorzüglich aber gilt dieß von dem District von Mizantla selbst. Nicht zu gedenken der kostbaren Nutzhölzer, wie der Cedern-, Mahagoni- und Eisenholz-Bäume u. s. w., welche die dichten Wälder liefern, gedeihen daselbst aufs üppigste, ja sind zum Theil einheimisch alle die Pflanzen, welche den Reichthum der tropischen Gegenden ausmachen, aber leider wird ihnen nur sehr wenig Pflege zugewandt, mit Ausnahme der Vanille, welche als das diesem Canton eigenthümliche Product auch das Hauptproduct desselben und die vorzüglichste Quelle seines Reichthums ist; sie wird sowohl im Großen als auch im Kleinen von Indiern angebaut, welche, da sie sie gewöhnlich schon auf dem Stengel verkaufen, nie mehr als 14 Doll. per el Millar (1000 Schoten) bekommen, während der Aufkäufer (hier vorzüglich Herr Pardo) wenigstens 25 Doll. dafür nimmt; man rechnet, daß im ganzen Canton jährlich 1 Mill. 300,000 Schoten Vanillen geerntet werden. Nächst der Vanille ist das Zuckerrohr (Canna) noch das Product, dem einige Pflege geschenkt wird, aber lange nicht in dem Maaße als man sollte; dasselbe gedeiht hier so vortrefflich wie in keinem andern Theile der Republik, denn nicht nur erreicht es hier eine unglaubliche Höhe und Dicke (ich habe Stengel von 7 Varas = 21 Fuß Länge gesehen), in der kurzen Zeit von 11 Monaten, sondern hat auch einen großen Reichthum von reinem Zuckerstoff; aber doch wird es nur wenig angebaut und gar nicht zur Bereitung von Zucker benutzt; seine einzige Verwendung findet es in den Branntwein-Brennereien, deren es gegen sieben im ganzen Canton gibt; diese brennen täglich an 5 Barriles (Fässer) Branntwein à 32 Grad, dieß aber nur für den Consum des Cantons selbst; das Barril Branntwein kostet durchschnittlich 12 Doll., so daß aus diesem Product nicht mehr als 21,600 Doll. jährlich gezogen werden. In der neuesten Zeit hat der Tabak von Mizantla eine besondere Wichtigkeit erhalten und sich durch seine Güte einen vorzüglichen Ruf verschafft, was man besonders den anerkennenswerthen Bemühungen des Hrn. Pardo zuschreiben muß, der sich nicht bloß Pflanzen, sondern auch Pflanzer und Cigarrenmacher aus Havana hat kommen lassen, um das Product dem Havaneser wo möglich gänzlich gleich zu machen; dieser Versuch ist auch mit ganz ausgezeichnetem Erfolg gekrönt worden, so daß die Puros de Mizantla denen von Havana jetzt fast gar nichts mehr nachgeben; ich habe wenigstens daselbst einige Puros (Cigarren) aus der Fabrik des Hrn. Pardo geraucht bei denen ich keinen Unterschied gegen eine gute Havaneser herausfinden konnte, sowohl was Güte, Geschmack und Aroma des Blattes als auch die Bearbeitung desselben anbetrifft; aber doch werden im ganzen Canton bis jetzt noch nicht mehr als 800—1000 Arrobas (à 25 Pfd.) Tabak jährlich gewonnen, was die Arroba à 3 Doll. ein jährliches Product von höchstens 3000 Doll. gibt. Kaffee würde sicherlich hier ausgezeichnet gedeihen, aber er wird nicht angebaut; dasselbe ist der Fall mit dem Cacao, der sogar in den Wäldern wild wächst, gleich wie der Zarzaparilla und der Pfefferbaum, dessen geschätzte Körner niemand benutzt, während sie mit der geringsten Mühe aufzulesen wären. Der Mais, der im Junius oder Julius gesäet wird, wird schon Ende September, spätestens Anfangs November geerntet, und zwar gibt 1 Almud (= $\frac{1}{2}$ Fanega = Scheffel) Aussaat 15—20 Fanegas. Ein Hauptproduct des Cantons von Mizantla ist endlich noch sein Chile seco oder Chiltepin (kleiner Chile und spanischer Pfeffer), der ganz vorzüglich geschätzt und in Jalapa mit 3 Doll. per Arroba bezahlt wird, während anderer nicht mehr als 2 Doll. gilt; der jährliche Ertrag davon mag ungefähr 3000 Arrobas betragen (= 75,000 Pfd. à 3 = 5000 Doll.). Außer diesen Producten bauen die Indier hier auch eifrig eine Art Yuca (eine palmenähnliche Pflanze) an, deren Wurzel sie zur Bereitung von Stärke (almidon) benutzen; diese Pflanze wird im Februar gepflanzt und im December ist die Ernte. Die Wurzel wird dann herausgerissen, auf dem Metate (eine Art Reibeisen) zerrieben, darauf über einem Leinentuche mit Wasser angemacht und dieß durchgeseihet, und endlich an der Sonne gebleicht und getrocknet; man rechnet, daß 4000 Matas (Pflanzen) auf 1 Estaja (= 1 Almud = 50 Quadrat-Varas) gepflanzt werden können, und daß jetzt jährlich 2—2500 Arrobas Stärke davon im ganzen Canton bereitet werden, welche, die Arroba à 12 Reales, ein jährliches Product von 3750 Doll. für den Canton in diesem Artikel gibt. Endlich gewährt den Indiern noch eine in den Bergen wildwachsende Pita, eine Art Maguey (Agave americana) einen nicht unbedeutenden Handelsartikel an den aus dem Samen ihrer Blätter gezogenen Fäden, die sogenannte Pita Floja; es sollen davon jährlich an 3—400 Arrobas in den Handel kommen, die Arroba zu 12 Doll. 4 Reales, wonach also etwa 5000 Doll. jährlich daraus gezogen werden. In den Wäldern von Mizantla gibt es sehr viel wilde Bienen, die sehr viel und sehr schönes weißes Wachs liefern, das dem geschätzten Havaneser gleich kömmt; aber es wird nicht gesammelt, obgleich man wenigstens 6000 Arrobas jährlich gewinnen könnte, was, die Arroba nur à 13 Doll. gerechnet, schon einen jährlichen Gewinn von 78,000 Doll. geben würde. Daß es in den Gebirgen auch reiche Minen von Silber gibt, unterliegt fast keinem Zweifel; die Indier bringen oft ganze Stücke gediegenen Silbers, sagen aber nie, wo sie es gefunden und bis jetzt ist es noch rein unmöglich gewesen ihnen auf die Spur zu kommen und diese reichen Fundgruben aufzufinden; die Indier bewahren dieß Geheimniß so fest, wie das, wo die alt-indischen Bauwerke sind, die sich auch in diesen Gebirgen befinden sollen.[1] Außer Silber soll sich auch noch Kupfer, ja sogar auch Schwefel finden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Klima von Neuseeland, das, wie Sir R. Peel eines Tages im Unterhause sich ausdrückte, das Großbritannien der südlichen Hemisphäre werden wird, ist hinsichtlich der Gesundheit und der Vegetationskraft eines der schönsten von der Welt: es ist milder und sonniger als England, und es ist nicht so heiß als Italien und Australien. Was in England wächst, wächst dort auch; manche Dinge blühen hier, wofür England zu kalt oder der Süden Europa's zu heiß ist. So reift die Traube vollkommen, was in England nicht der Fall, und ebenso die Stachelbeeren, was in Spanien nicht der Fall ist. Der einzige Punkt, hinsichtlich dessen das Klima besser seyn könnte, ist der Wind, nicht daß er heftiger wehte, als in England, aber er ist häufiger heftig. Die windigste Jahreszeit ist vom November bis Januar, was der Anfang des neuseeländischen Sommers ist. Seltsamerweise ist der Winter die ruhigste Zeit, und es treten hier oft lange Zwischenräume vollkommen ruhigen und stillen Wetters ein. (Nach Will. Fox. The six Colonies of New Zealand.)

Antiquaglia aus Palästina. Hr. Saulcy entdeckte bei der Erforschung der Umgegend des todten Meeres ein Basrelief, das einen moabitischen König darstellen soll, welcher einen Feind mit der Lanze tödtet. Das Basrelief soll bereits auf dem Wege nach Paris und fürs Louvre bestimmt seyn. (Fr. Bl.)

Die Statue der Jungfrau von Orleans, das Werk der verstorbenen Prinzessin Marie von Orleans, ist am 12 September ohne allen Pomp und Reden zu Orleans aufgestellt worden. (Fr. Bl.)

---

[1] Dergleichen Verheimlichungen, so wie die Sucht ihr Geld zu vergraben sind Eigenthümlichkeiten, die man bei allen Indiern in ganz Mexico antrifft.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 227. 22 September 1851.

Der Yaru-dsang-bo-tsiu.

(Aus Gützlaffs Bemerkungen über Tibet und Sifan. Journal of the roy. geogr. Soc. XX. 2.)

Wir entheben aus der mit zahlreicher, vielleicht allzu zahlreicher Nomenclatur geschmückten Beschreibung der genannten beiden Länder die Zusammenstellung chinesischer Nachrichten über diesen Stromlauf, weil er eine in der Geographie noch unentschiedene Frage zu lösen scheint. Es herrscht bekanntlich Streit über die Frage, ob der Yaru-dsang-ba-tsiu (der klare Strom des Westens), dieser Hauptstrom Tibets, die Quelle des Brahmaputra oder des Irawaddy sey, mit andern Worten, ob er durch das Gebirg im Norden von Assam breche, oder dieß Gebirg umgehe, und in die weiten Flächen des nördlichen Birma eintrete. Die von Gützlaff gegebenen Nachrichten sind folgende:

„Der Yaru-dsang-bo ist einer der größten Ströme in Asien, und durchlauft Tibet in einer Länge von 14°. Er entspringt in der Nähe des Mapama-Sees um 30° N. B. und 77° O. L. v. G. Er nimmt auf seinem Laufe durch ein fruchtbares breites Thal eine Menge Zuflüsse von Norden und Süden auf, und läuft hart im Norden von Tschaische-lo-ombu vorbei, wo er sich in viele Arme theilt, über deren einen eine seltsame, der Bewunderung aller Reisenden würdige eiserne Brücke von 13 Bogen und 300 (?) Fuß Breite geht. Der Dsang-bo fließt dann fast gerade gegen Osten, nimmt fünf Zuflüsse von Norden und fünf von Süden auf, und bildet unter 29° N. B. einen Wasserring, Jamoruk, indem der Strom, zwischen zwei Berge gepreßt, fast einen Kreis beschreiben muß. Die so gebildete Insel ist berühmt wegen ihrer Klöster, welche von zahlreichen Pilgerschaaren besucht werden.

„In Westtibet finden sich wenige Städte an den Ufern des Dsang-bo, aber weiterhin nimmt ihre Anzahl bedeutend zu. Die Hauptstadt L'hassa liegt nicht weit von seinem nördlichen Ufer, und ist durch den Yang-yan-tsing damit verbunden. Unterhalb L'hassa nimmt der Dsang-bo einen südöstlichen Lauf, die Fruchtbarkeit an seinen Ufern nimmt zu, und viele Städte sind in mannichfachen Richtungen zerstreut. Im Frühjahr und Sommer ist er sehr reißend und überströmt oft seine Ufer. Nachdem er den Tsa-ba-dsangbo, einen bedeutenden Zufluß von Norden, und den Temak aufgenommen, läuft der Dsang-bo südwärts in das Land der H'lokba zwischen schneebedeckten Bergen, dem strittigen Gebiet der Birmanen. Indem wir den Stromlauf so weit verfolgten, sind wir bloß chinesischen Autoritäten gefolgt. Ein so großer, durch das Andringen starker Wassermassen von den Gebirgen herab plötzlichen Wechseln unterworfener Strom zeigt ohne Zweifel die außerordentlichsten Erscheinungen in wechselnden Sandbänken und Betten mit allem Zubehör von Schnellen, Felsen und Wirbeln. Die Ufer sind mit den mannichfachsten und großartigsten Landschaften geschmückt, und vielleicht hat kein Strom in der Welt seinen Weg gegen so zahlreiche und mächtige Hindernisse zu bahnen. Die Chinesen halten ihn für den Hauptstrom des Irawaddy, und glauben es werde einst eine Fahrt auf dem Dsang-bo von Ladakh nach Rangun möglich werden."

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Aerzte und Apotheker.

Neben den Großhändlern nehmen unter den Deutschamerikanern die Aerzte den bedeutendsten Rang in der Gesellschaft ein. Deutsche Aerzte sind in aller Welt und überall geachtet, wenn auch nicht überall reich; in Amerika sind sie selbstredend am stärksten vertreten, denn dort ist ja, wie man sagt, das Paradies der Aerzte. Wie überall außerhalb Deutschland, haben sie dort vorzüglich mit der Charlatanerie zu kämpfen. Die in Amerika gebildeten Aerzte fluchen was sie können auf die deutschen Geschäftsgenossen, weil sie von ihnen verdrängt werden, und gehen ihnen doch aus dem Wege, weil sie sich vor ihrer eigenen Dummheit fürchten. Durch die eingewanderten Deutschen ist den andern Amerikanern das Geschäft verdorben. Freilich hat der deutsche Arzt auch unter seinen miteingewanderten Landsleuten Charlatans genug gegen sich, welche, von Haus aus Barbiere oder unreife Studenten, die edle Heilkunst nicht minder unverschämt wie die englischen herabwürdigen und dem wissenschaftlichen Manne hinlänglich Schaden und Aerger anzuthun sich bemühen.

Dergleichen Betrüger und Windmacher finden in Amerika einen goldenen Boden, welchen auszuschöpfen ihnen niemand verwehrt. Der jämmerliche Zustand der amerikanischen Gesundheitspolizei ist bekannt, sie ist so gut wie nicht vorhanden. Der Schuhmacher, der heute noch hinter seinem Leist sitzt, hängt morgen sein Doctorschild heraus, wenn er ein paar Arzneimittel entdeckt zu haben glaubt, durch deren Verkauf er Geld machen kann. Die meisten der jetzt noch prakticirenden englischen Aerzte haben als Lehrlinge bei einem Arzte angefangen und allmählich von ihm die Krankheitsformen, die Arzneien und deren Wirkungen gelernt, einige Bücher darüber gelesen und hier und da ein oder das andere Halbjahr ein paar Vorlesungen an einer Arzneischule besucht. Jetzt ist es zwar Gebrauch, daß wer Doctor werden will, sich als ordentlicher Student auf einer Arzneischule zwei Jahre

lang aushält; wenn man aber alle seine wirklichen Studien in dieser Zeit zusammenrechnet, so kommt man auf ein merkwürdig kleines Ergebniß. Von einem wissenschaftlichen Eindringen in das reiche Feld der Arzneikunde haben die meisten eingebornen Amerikaner keinen Begriff. Die Grundlage, die Anatomie, wird mit einer erstaunlichen Oberflächlichkeit abgemacht, naturwissenschaftliche Kenntnisse werden nur sehr dürftig eingesammelt. Das Doctordiplom wird gern gegeben, denn es bringt den Professoren, welche ihre Stellung auch als Gewerbe betrachten, Geld ein, und je mehr ausgetheilte Doctordiplome sie nachweisen, desto mehr steigt vielleicht der Zulauf zu ihrer Anstalt. Erst in der neuesten Zeit fängt es an darin etwas besser zu werden. Auf Betrieb der deutschen Aerzte haben sich in den größern Städten des Ostens Vereine gebildet, welche nur denjenigen Arzt als ihren Genossen anerkennen, von deßen wissenschaftlicher Bildung sie doch ungefähr überzeugt seyn können. Dadurch sind schon hier und da Keime für das Aufblühen der Wissenschaft gelegt, und es ist nicht zu zweifeln, daß später die amerikanischen Schulen auch gute Aerzte erziehen werden, da den Amerikanern auch in der Heilkunde ihr ausnehmend praktisches Geschick zu Statten kommt.

Dem jungen Arzt, der erst von Deutschland hereint kommt, wird es gar nicht leicht, sich von seiner Kunst zu ernähren. Die Plätze sind schon fast überall übersetzt; in Neuyork und Philadelphia geht die Anzahl der deutschen Aerzte in die Hunderte, in den übrigen Städten sind auf jeder Straße ein paar Doctorschilde angeschlagen, und auf dem Lande sind der Heilkünstler so viele, daß in den dicht bevölkerten Thälern und Strecken auf jede halbe Stunde ein Arzt oder doch ein Pfuscher kommt. Ihr Geschäft ist überall gefordert, jedes Haus hat Jahr ein Jahr aus den Arzt nöthig; wo ist ein Ehepaar, welches seinen Kindersegen großgezogen hat, ohne daß Tod und Krankheiten darunter gewüthet haben? Deßhalb ist es auch gar zu anlockend, wenigstens nebenbei durch ärztliche Praxis Geld zu verdienen.

Wenn der neue Ankömmling sich auf dem Lande oder in kleinen Ortschaften niederläßt, wird er zwar Brod finden, aber es kann lange dauern, bis seine Umgegend so bevölkert wird, daß sie ihn reichlich ernährt; dazu muß er auf den schlechten, unbelebten Straßen umherreiten, des Sommers in der Sonnengluth, des Winters im scharfen Winde. Er wird gut thun, wenn er sich so nahe als möglich bei einem kleinen Orte ankauft und zugleich etwas Landwirthschaft betreibt, dann kann er auch am besten Korn, Vieh, Butter und andere landwirthschaftliche Erzeugnisse, welche er oft an Zahlungsstatt annehmen muß, verwerthen. Seine Apotheke muß er auf dem Lande im Hause haben. In den größern Städten ist das zwar nicht mehr nöthig, doch bezahlt es sich immer, und es ist jedem Arzt, ehe er Deutschland verläßt und sich in das Innere der Vereinigten Staaten begibt, anzurathen, sich vorher danach umzusehen, wie er auf dem zuverlässigsten und wohlfeilsten Wege Arzneien und blanke Büchsen aus Deutschland erhält. Wer schon in Deutschland sich für einen Wohnort im Westen der Staaten oder in Texas, Canada, Californien bestimmt hat, kann eine kleine Apotheke gleich mit sich führen. Wer aber seinen Wohnort erst suchen will, möge sich nicht damit belästigen, wohl aber alle seine chirurgischen Werkzeuge stets bei sich tragen.

In großen Städten wird der Ankömmling für den Anfang in der Regel nur auf Kundschaft unter seinen Landsleuten rechnen können, wenn er in den von ihnen bewohnten Stadttheilen eine Geschäftsstube miethet und sich unter ihnen bekannt macht. Die Praxis unter den Englischen bringt zwar regelmäßig das Doppelte und mehr ein. Hier aber stellt sich die große, für manchen fast unüberwindliche Schwierigkeit entgegen, in den Familien gut eingeführt zu seyn, und nicht das allein, sondern es ist auch durchaus nöthig, sich äußerlich eine glänzende Stellung zu geben. Wer einmal ein fashionabler Arzt, d. h. bei den bedeutenderen Familien in der Mode ist, sammelt unfehlbar Reichthümer. Um das aber zu werden, muß er jedenfalls ein theures Haus bewohnen und im Wagen seine Kunden besuchen. Ein Arzt, der zu Fuße geht, gilt nicht viel, müdet sich ab auf den langen einförmigen Straßen, namentlich in den ungesunden Monaten Juli bis October, wo der Arzt vom Morgen bis zum Abend stets auf den Füßen seyn und für das Honorar, welches er einnimmt, sich es muß wahrlich sauer werden lassen. Die englisch-amerikanischen Aerzte bieten es den deutschen gern an, mit ihnen in Geschäftsgenossenschaft zu treten, weil sie dadurch ihren sinkenden Ruf aufrecht zu halten denken. Es mag für den, welcher gar keine Bekanntschaft bekommen kann, passend seyn, aber er möge sich dann wohl versehen, daß sein Geschäftsgenosse ihn nicht fest kette und selbst den Löwenantheil ziehe.

Wer mit etwas noch nicht Dagewesenem auftritt, sich durch bedeutende Curen, namentlich in der Chirurgie, auszeichnet, in den Zeitungen sich vielen Dank sagen läßt, kurz wer mit seinem Namen Eindruck auf die Menge macht, hat gewonnen Spiel. Wenn er nur erst bekannt ist, das übrige wird sich schon geben. Die Homöopathie ist in den Vereinigten Staaten noch sehr in Aufnahme begriffen und es haben sich bereits mehrere Vereine und Zeitschriften von homöopathischen Aerzten gebildet. Die Hydropathie geht nicht minder einer raschen Verbreitung entgegen; in den Neuenglandstaaten, in Pennsylvania, Louisiana und mehreren andern Staaten sind bereits Wasserheilanstalten errichtet.

Der deutsche Arzt wird aber auch noch neue Studien in Amerika zu machen haben. Er verachte nicht ganz und gar von der Heilmethode seiner englischen Genossen Kenntniß zu nehmen; sie kennen die einheimischen Krankheiten wenigstens im Aeußerlichen, die Erfahrung hat ihnen manches gute Mittel gezeigt, und weil sie darauf loswagen und ein schnelles Auge haben, machen sie oft gute Curen, welche der wissenschaftliche Arzt, der die Folgen seiner Schritte voraussieht und berechnet, in solcher Weise niemals gewagt hätte. Der böse Einfluß des Klima, die Hast und Unruhe des Lebens, die unglaubliche Anzahl von Pillen und Pulvern und Gewaltscuren, die der Amerikaner als Vorbeugungsmittel anwendet, um durch Krankheit nur keine Zeit zu verlieren, das Verschlingen der halbgahren Fleischspeisen und Kleisterkuchen, wodurch er sich den Leib verdirbt, unendlich viele Vorurtheile bei der Kindererziehung und andere häusliche Albernheiten erzeugen eine Menge eigentlich amerikanischer Krankheiten; sie sind meist von scharfem Charakter und erfodern ihre eigenthümliche Behandlung. Die europäischen Modekrankheiten sind in Amerika noch weiter verbreitet; im ganzen Osten, auch nach Virginien hinab, ist die Auszehrung ein sehr gewöhnliches und gefährliches Uebel; im Westen herrschen Faul-, Gallen- und Wechselfieber vor; die übrigen Krankheiten, wie Scharlachfieber und Ruhr, fehlen keineswegs und greifen, wenn sie einmal in einer Gegend sind, mit merkwürdiger Schnelligkeit um sich. Kinder unter fünf Jahren und junge Männer sind gewöhnlich die ersten Opfer. Man kann in Wahrheit sagen, es fehlt in den Vereinigten Staaten die Volksmasse von derber unverwüstlicher Gesundheit. Der junge deutsche Arzt wird sich in Amerika wie auf einem reichen noch unerforschten Boden für seine Wissenschaft finden, und kann nichts besseres thun als fleißig den Hippokra-

tes lesen, namentlich dessen Capitel über den Einfluß der Jahreszeiten und Elemente, damit er sich des alten Griechen unaufhörliche und sicher gehende Beobachtungsgabe aneigne.

Endlich muß der deutsche Arzt sich in Amerika in manches fügen lernen, wenn es ihm gelingen soll; der Engländer liebt es, daß der Arzt ein halber Geistlicher und außerdem höchst pünktlich sey. Der Anfänger muß sich daher strenge daran binden, die Zeit, während welcher er seiner Bekanntmachung zufolge auf seiner Geschäftsstube seyn will, die sogenannten Officestunden stets einzuhalten, sich eines gesetzten und ernsten Wesens befleißigen, und vor allem öffentliche lustige Gesellschaften und Trinkhäuser vermeiden. Insbesondere aber muß er erst den Charakter der Amerikaner kennen und behandeln lernen. Der Amerikaner ist wie ein altes Weib, welches seine Pillenschachteln und Heiltränkchen stets in Bereitschaft hat, und wenn es krank ist, sich deren noch mehr von den Bojen zubringen läßt. Jedes Jahr hat seine Pillenhetze, dann sind diese, dann jene Pillen berühmt, und die Verfertiger lassen sie auf die frechste Weise in allen Zeitungen und durch öffentliche Anschläge und rührende Bilder anpreisen und im ganzen Lande umher tragen. So ein großer Pillenfabrikant gibt jährlich Tausende von Dollars aus allein für die Bekanntmachungen zum Vertrieb seiner Waaren. Diese Pillenmacher arbeiten wirklich mit Dampf. Zu derlei Arzneien greift der gewöhnliche Amerikaner zuerst, wenn er sich übel befindet. Wollen sie nicht helfen, dann braucht er ein starkes Mittel; es ist gar nichts Seltenes, daß ein Mann in eine Apotheke kommt, eine Anzahl Unzen Calomel nimmt und ein Glas Ricinusöl hinter drein gießt; er will Wirkung sehen. Kann er dennoch gar nicht wieder auf und seinen Geschäften nachkommen, so ruft er den Arzt. Die Vornehmern wollen natürlich den Arzt alle Augenblicke haben, wenn sie sich den Magen verdorben haben. Steht nun der Arzt vor dem Krankenbette, so muß er ebenso gewandt und vorsichtig als entschieden auftreten. Eine Unschlüssigkeit des Arztes hat der Amerikaner gleich weg, und dann traut er ihm nicht mehr. Er fragt den Arzt erst ganz gehörig durch über die Art seiner Krankheit, nach welchem Systeme er heile, ob nach dem Kräuter-, Mineral- oder deutschem Systeme, welche ganz bestimmte Wirkung die Arznei haben werde; dann will er auch wohl selbst die Arzneien in den Apotheken einhandeln und zusehen, wie sie gemischt werden, endlich will er — und das ist die Hauptsache — möglichst schnell geheilt seyn und von den Tränkchen und den Salben sofortige Kraft verspüren. Im besten Verlaufe der Cur aber nimmt er willkürlich andere Mittel und Speisen, die er selbst nach seinem Eigensinne für gut befindet. Die Frauen wollen mit der äußersten Zartheit und Feinheit behandelt seyn, und sind doch lüstern wie Canarienvögel. Wehe dem Arzte, der sich in alle die Verhandlungen nicht einlassen und kurzweg sein ärztliches Ansehen behaupten will. Allerdings muß er sich ein Ansehen zu geben wissen, denn sonst wird ihm gar zu arg mitgespielt, aber er soll sich zugleich schweigsam, fügsam und voll Achtung vor dem eigenen Heilgenie seines Kranken zeigen. Der Eigensinnige und auf seinen Anordnungen pünktlich Bestehende wird, wenn er nicht schon einen hohen Ruf genießt, seine Kunden verlieren und den lachenden Pfuscher an seine Stelle treten sehen.

Es gibt aber bereits sehr viele deutsche Aerzte in den Vereinigten Staaten, welche den ehrenhaften Charakter der Wissenschaft mit der Feinheit des Weltmannes zu verbinden wissen. Von diesen mögen sich die neuen Ankömmlinge das Muster nehmen, und insbesondere deren stolzes Auftreten gegen die englischen und deutschen Pfuscher nachahmen, indem sie sich niemals dazu hergeben, eines Charlatans Curen zu unterstützen oder gutmüthig zu verbessern, ohne sofort auf seiner Verbannung vom Krankenbette zu bestehen.

Was nun die Apotheker betrifft, so kommen sie viel sicherer zu Vermögen als die Aerzte; es gibt eine Unzahl Arzneiläden, und fast alle sind im Flor. Ein schimmernder Laden und in der Nacht weitleuchtende farbige Gläser gehören jedenfalls dazu; einige Gypsbüsten und Vasen im Laden und eine Menge aufgestapelter Kisten und Tönnchen davor thun ihre guten Dienste. Der Apotheker verkauft aus eigener freier Hand ebenso viel als auf Grund ärztlicher Recepte; namentlich Calomel, Castoröl, Chinin, Brechweinstein, Crotonöl, Ipecacuanha, Opium, Morphium muß er fortwährend denen zumessen, welche sich selbst zu heilen gedenken. Auch fragt er nicht weiter darnach, wenn die Frauen ihr Opium holen. Der Apotheker ist Kaufmann, die stets gangbaren Heilmittel kauft er im Großen ein von Großhändlern, wie Kaffee und Gewürz, mit den übrigen versorgen ihn die Chemiker der großen Städte. Wer selbst die Arzneien aus Deutschland zu beziehen weiß, macht guten Gewinn. In den schnell heranwachsenden Städten des Westens, welche an großen Flüssen oder Seen gelegen sind, gibt es noch gute Stellen für Apotheker, und in den übrigen Städten findet sich häufig eine Apotheke zu kaufen, jedoch nur für vieles Geld. Neben der übergroßen Menge von Pfuschern in diesem Fache gibt es bereits überall wissenschaftlich gebildete deutsche Apotheker.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Sprachen Centralamerika's.

In Yucatan ist die Sprache wohl bekannt: es ist die mit den Dialekten von Guatemala verwandte Maya-Sprache, die auch mit den Huasteca verwandt ist, das bis zur texanischen Gränze gesprochen und von der Mayasprache nur durch die Dialekte der Totonaca und Mexicaner getrennt ist. In Südamerika kennt man die Sprache erst in Quito, wo das Peruanische bis zur Gränze von Chile vorherrscht. Alles was zwischen dieser und der Maya-Sprache liegt oder lag, ist Terra incognita. In Honduras, San Salvador und Costa Rica soll die Indianersprache ausgestorben seyn; ob dieß richtig, ist ungewiß, aber man kennt keine Probe der Sprache, welche allenfalls die Indianer noch reden. Die Sprache der Mosquito-Indianer ist bekannt durch Grammatiken und Wörterbücher; sie steht auffallend vereinzelt da, was aber nicht zu verwundern ist, da die Dialekte, die nördlich und südlich mit ihr zusammenhingen, verloren sind. Wahrscheinlich repräsentirt sie eine große Classe, nämlich diejenige, welche die nicht mit den Maya verwandten Sprachen und die von Neogranada umfaßt. Zwischen dem Mosquitoland und Quito hat man nur zwei Vocabularien, die über die Zahlen hinausgehen; das eine gibt Worte aus der Sprache Veragua's, gewöhnlich die Dariensprache genannt, das andere gibt die Zahlen der berühmten Muyscasprache. Außerdem theilt nur noch Cullen einige Wörter der Cholo-Sprache, d. h. der Indier, die einen Theil des Isthmus bewohnen, mit. (Journ. of the geogr. Soc. XX. 2.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Vierter Abschnitt.

(Schluß.)

Aus diesen wenigen Daten, die ich so eben mitgetheilt, geht wohl ziemlich unzweifelhaft hervor, daß der Kanton von Mizantla einer der reichsten und fruchtbarsten Striche von ganz Mexico ist, denn wohl nur in wenigen andern dürfte es möglich seyn, daß eine Person in einem

Jahre mit der größten Leichtigkeit 11 verschiedene Ernten, wie hier, machen kann, wo man im Zeitraum eines Jahres Feijoles (Bohnen), Mais und Chile zweimal, und Chiltepin, Vanilla, Tabak, Reis (von vortrefflicher Qualität in drei Monaten), Zuckerrohr und Yuca einmal ernten kann; und insofern wäre wohl keine Gegend für Colonisation geeigneter als gerade diese. Dazu kommt noch, daß die besten und schönsten Terrains des ganzen Cantons mit der größten Leichtigkeit zu acquiriren sind, indem die jetzigen Besitzer wegen Mangel an Bevölkerung auch nicht den geringsten Vortheil daraus ziehen; es wären die Terrains de la Antigua Hacienda de S. Antonio, de la Barra del Palmar, welche zwischen der Barra del Palmar und der von Nautla längs der Küste sich erstrecken und etwa an 20 Quadratleguas umfassen, gewiß für ein Billiges zu erlangen, aber sie sind sicher wegen ihrer unmittelbaren Lage an der Küste zu ungesund, weit empfehlenswerther möchten noch die Grundstücke seyn, die Hrn. Pardo zugehören und welche etwa einen Flächenraum von 18 Quadratleguas einnehmen; derselbe schreibt mir darüber folgendes: „meine Terrains, ausgezeichnet geeignet für Colonisation, erstrecken sich von der Sierra de Chiconquaco — welche den Partido de Mizantla von dem von Jalapa trennt — bis an die Laguna de Palmar, welche die Verbindung mit dem Golf herstellt; dieselben werden von einer Menge Bäche und zwei Flüssen bewässert, und geben alle Producte der heißen Zone, so gut und reichlich als die westindischen Inseln; Kaffee, Cacao, Reis, Tabak, Mais, Frijoles, Chile, Vanille gedeihen hier fast von selbst; in den immensen Waldungen gibt es Nuzhölzer der kostbarsten Art, Caoba, Cedro, fast alle Arten Cedern, Aguacates und Zapotes; Zarzaparilla wächst in Ueberfluß und jährlich gehen ganze Cargas Pfeffer (pimiento) verloren — und alle diese Reichthümer bringen mir noch nicht so viel ein, um nur die Staatsabgaben bezahlen zu können, während diese Terrains wohl mindestens 150,000 Doll. werth wären. Durch Tabak und Vanille allein müßten sie sich schon verwerthen; der Tabak von Orizaba und Cordova hat dieß Jahr 18—20 Reales per Arroba gegolten, dagegen der Criolla (einheimische) de Mizantla 3—4 Doll., und doch würde ich meinen dafür nicht weggeben; im vergangenen Jahre wurden mehr als 600 tercios tabaco Havanero (Havana-Tabak) allein im District von Tlapacoyam geerntet, wo man noch auf Arme rechnen kann; und doch ist der Tabak von Mizantla besser als der der Havana (?), und hätte dieser Canton nur Arme und Schutz von Seiten der Regierung, dann könnte er auch einer der reichsten der ganzen Republik werden; jedes Colonisations-Unternehmen würde ich daher mit Freuden begrüßen und es auf alle mögliche Weise begünstigen, überzeugt, daß nur allein durch Immigration die unermeßlichen Schätze dieses Landes gehoben werden können, und daß die Colonisten nirgends so viel Glück machen werden als gerade hier."

So sehr ich auch mit Hrn. Pardo darin übereinstimme, daß Ansiedlung fremder Colonisten für diese Gegenden höchst wünschenswerth sey und daß diese immense Vortheile daraus ziehen könnten, und so sehr ich auch wünschen möchte, daß dieser schöne Theil des amerikanischen Continents nicht unbenützt bleibe und besonders daß deutsche Ansiedler die vielen noch verborgenen Schätze höben, so glaube ich doch, daß dieß hier sehr schwierig, ja fast unmöglich ist, und bin jetzt überzeugt, daß eine deutsche Colonisation, troß der immensen Fruchtbarkeit des Landes doch hier sehr gefährdet seyn würde, wie ich dieß auch Hrn. Pardo ganz offen ausgesprochen habe. Die Gründe dafür sind folgende: 1) weil das Klima zu heiß, zu feucht und zu ungesund ist, als daß Europäer daselbst, ohne ihre Gesundheit, ihr Leben zu gefährden, angestrengt arbeiten könnten, und dieß müßten sie doch thun, da 2) keine Indier da sind, um sie in ihren Arbeiten zu unterstützen, denn daß die Mizantlecos je für Weiße willig arbeiten werden, darf man durchaus nicht voraussetzen, und die Indier aus der Sierra, die wohl arbeiten wollten, wagen nicht von ihren Bergen in das gefährliche Klima des Küstenlandes hinunterzukommen, und endlich 3) ist die Lage von Mizantla, so wie die Gestaltung des ganzen Landes dem leichten und prompten Absatze der Producte ungemein hinderlich; da, wo das Meer nahe und noch eine Verbindung mit demselben durch Lagunen (Seen) oder Flüssen da ist, die eine kleine Strecke vor ihrer Mündung hinauf schiffbar sind, in solchen Gegenden ist das Klima zu heiß, zu ungesund, da dürfen sich Europäer nicht ansiedeln, wollen sie nicht gleich das gelbe Fieber erst einheimisch machen; weiter hinauf wird das Terrain gleich so gebirgig und durchbrochen, daß die Flüsse bald aufhören schiffbar zu seyn, und Wege gar nicht vorhanden, ja bei dem vielen Regen auch sehr schwer anzulegen sind. So liegt vorzüglich Mizantla selbst ganz isolirt von der Hochebene, wie von dem Meere; nach Jalapa, dem nächsten Punkt auf der Hochebene führt ein so schlechter und gefährlicher Weg über die Cuesta (Scheidegebirge) von Chiconquaco und S. Juan, daß auf ihm nicht einmal Saumthiere, sondern nur Indier zu Fuß gehen können, welche die Lasten auf ihren Schultern tragen und zu den 18 Leguas, die Mizantla von Jalapa entfernt ist, sechs Tage brauchen; daß dabei die Arroba Fracht nicht höher als 4 Reales kommt, ist noch zu wundern; über Jalacingo gibt es auch eine Verbindung mit der Hochebene, aber der directe Weg dahin soll über alle Begriffe schlecht seyn, und der Umweg über Jicaltepec und Tlapacoyam ist zu langwierig um Rechnung zu halten; die Verbindung mit dem Meere ist nicht viel besser. Der Fluß von Mizantla ist ebenso wenig weit hinauf schiffbar als der von Colipa und von Palmar, und deßhalb bleibt auch nur eine höchst beschwerliche Landcommunication nach dem Meere zu übrig, mag man nach Veracruz oder Nautla verladen wollen; nach Veracruz kostet die Carga à 12—16 Arrobas 10 Doll. Fracht (fast so viel als von Mexico nach Veracruz) für einen Weg von fünf Tagen! nach Nautla ist der Weg kürzer — zum größten Theil derselbe, den ich von Jicaltepec nach Mizantla zurückgelegt habe — wohl in zwei Tagen zu machen, und die Fracht dahin nicht höher als 2 Doll. per Carga, aber dort ist kein Absatz, und die Producte müssen von da aus erst nach Veracruz oder Tampico zur See verladen werden, was bei dem Mangel an guten Küstenschiffen, bei der Unregelmäßigkeit der Fahrten derselben und bei dem häufigen ungünstigen Wetter im Golf auch seine großen Schwierigkeiten hat, und selbst nicht wenig Unkosten macht. Man wird daraus entnehmen können, wie ungemein schwierig und kostspielig es bei den jetzigen Verhältnissen noch ist den Erzeugnissen des Districts von Mizantla Absatz zu verschaffen; daß die Transportkosten allein fast allen Gewinn aufzehren, bis jetzt also nur ein so werthvolles Product als Vanille ist, hat Profit abwerfen können — Umstände, die für Colonisten nichts weniger als wünschenswerth sind, besonders für solche die nur mit mäßigen Capitalien kommen! Nach meiner unvorgreiflichen Meinung dürften die Reichthümer Mizantla's nur auf die Weise ausgebeutet werden können, daß große Capitalisten die Ländereien acquirirten, welche damit anfingen Communicationen herzustellen, Wege anzulegen, Flüsse schiffbar zu machen und dann, wenn Neger nicht möglich, Farbige aus den canarischen Inseln herkommen ließen, um die Felder zu bearbeiten, da die Indier hier zum Theil nicht arbeiten wollen, zum Theil aber auch nicht können, und hier in diesem Küstenstrich, so wenig als auf den westindischen Inseln die Weißen, die Feldarbeit aushalten können. Geschieht dieß nicht, werden nicht erst Communicationen eröffnet und Arbeiter herbeigezogen, die das Feld bebauen können — und dieß sind hier nur Farbige, nicht Weiße — so werden die Urwälder Mizantla's noch lange ungefällt und seine Reichthümer unbenützt bleiben; eine Colonie Deutscher würde Mizantla nichts nützen und sich selbst nur den Untergang bereiten; das ist meine feste Meinung, und darum würde ich vors erste jede Colonisirung dieser Districte durch Deutsche widerrathen! erst dann wenn die üppigen Wälder durch Farbige niedergehauen, erst dann werden vielleicht Weiße dort existiren können!

Das sogenannte Bloomer Costüm der Frauen, das man auch in England nach dem Beispiel der Amerikaner einzuführen beabsichtigt und welches bekanntlich dem orientalischen Frauencostüme nachgebildet ist, erregt noch immer in London auf der Straße solches Aufsehen, daß sich niemand gut darin blicken lassen kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 228. 23 September 1851.

Ueber den Charakter der Gegend um Auckland auf Neu-Seeland.

(Schreiben des Dr. Andrew Sinclair an Sir William J. Hooker. Hookers Journal of Botany, 1851, Julius. Deutsch von Zuchold.)

Neu-Seeland, den 16 Dec. 1850.

Indem ich Ihnen einige Pflanzen übersende, welche ich in der Umgebung von Auckland gesammelt habe, statte ich Ihnen, da die Gegend in vieler Hinsicht interessant ist, einen Bericht über dieselbe ab, der Ihnen wie ich hoffe, nicht ganz unangenehm seyn wird.

Die Landenge, auf welcher Auckland liegt, erstreckt sich von dem Manukau-Walde auf der westlichen Küste der Insel in östlicher Richtung 14 Meilen weit bis zu dem Papakura-Gebirge und wechselt in einer Breite von 5 bis 10 Meilen. Sie ist im Süden von der Manukau-Bucht begränzt, im Norden von dem Waitemata- oder Hauraki-Golf. Die Küste erhebt sich im allgemeinen ziemlich steil vom Meere bis zu 60 u. 100 Fuß. Besonders auf der nördlichen Seite ist die Küste durch Gräben und tiefe Buchten unterbrochen. Diese lassen auf eine Wasserverbindung mittelst des Wou und Tamaki hoffen, welche beinahe die Insel durchschneiden, und nur eine Tragstelle von noch nicht einer Meile übrig lassen.

Die Halbinsel kann als ein Theil der großen Ebene angesehen werden, welche sich südlich über den Manukau hinaus bis in die Nähe des Waikato-Flusses, nördlich beinahe bis zum Cap Rodney erstreckt und viel Land frei von Holz und zum Ackerbau geeignet enthält. Diese große Ebene hat eine viel geringere Erhebung als die Gegenden im Norden und Süden von ihr, und demzufolge fließen von Süden die Themse, der Piako, der Waikato, und von Norden der Waira und Kaipara nach ihr herab.

Die Oberfläche wechselt mit angenehm undulirendem Lande und ist einiger kegelförmigen Hügel von 300 bis 600 Fuß Höhe wegen merkwürdig, deren Gipfel mit erloschenen Kratern gekrönt sind. Hier finden sich wenige Flüsse von bedeutender Größe. Der Regen, welcher fällt, findet seinen Abfluß durch tiefe, gewundene Gräben, die sich gewöhnlich am Strande in moorigen Sümpfen verlieren. Dieser Theil von Neu-Seeland, gleich vielen andern der Insel, ist früher der Herd dauernder und heftiger vulcanischer Thätigkeit gewesen, obgleich jetzt keine Eruptionen mehr stattfinden und nur höchst selten leichte Erdstöße gefühlt werden. An einigen Stellen finden sich jedoch warme und Mineralquellen, Massen von Basalt, Lava, Bimsstein und anderer Erzeugnisse sogenannten vulcanischen Ursprungs. Das häufige Vorkommen von Pflanzenabdrücken im Lehm, wie die verkohlten Stämme und Wurzeln von Bäumen an der Stelle wo sie wuchsen, die sich gegenwärtig unter dem Meeresspiegel befinden, führen zu dem Schlusse, daß das Land früher eine bedeutendere Erhebung gehabt und sich gesenkt haben müsse.

Die geologische Bildung der Umgegend von Auckland ist hauptsächlich vulcanisch, an den mehrsten Stellen mit Lehmschichten und lockerem, leicht zerreiblichem Sandstein überdeckt. Felsen sind selten und fast ausschließlich aus Basalt bestehend, der zuweilen säulenförmig und überall mehr oder weniger zellig auftritt. In den Schluchten und an der Küste, wo der lockere, zerreibliche Boden schnell abbröckelt, sind die Schichten gewöhnlich horizontal, zuweilen jedoch sehr gebogen. Beim ersten Anblick scheint es als wären diese Abweichungen von der graden Linie durch vulcanische Thätigkeit hervorgebracht. Da jedoch die Schichten nie unterbrochen und in ihren Krümmungen selten in geringerer Mächtigkeit auftreten, was der Fall seyn müßte, wären sie durch Gewalt in ihre gegenwärtige Lage versetzt worden, so glaube ich, kann kein Zweifel darüber obwalten: diese Erscheinung ist dadurch hervorgebracht, daß sich die Schichten auf einer unebenen Grundlage im unbewegten Wasser gebildet haben, wie sich eine gleiche Bildung, als sich in den sumpfigen Gräben längs der Küste ablagernd, noch jetzt annehmen läßt.

Die Hügelreihen in dem Manukau-Walde, welche die Ebene im Westen begränzen, sowie das Hochland und die an der Mündung der Themse, der Küste gegenüber, liegenden Inseln bestehen fast aus demselben Gestein, welches sich nur an wenigen Stellen mit Grünstein und andern Felsstücken des Primär-Gebirges conglomerirt hat. Es sind auch einige Metalladern entdeckt und zwei Kupferminen angelegt worden, die eine auf der großen Barrieren-, die andere auf der Kawau-Insel, auf denen der Bergbau bis heute in bedeutendem Umfange getrieben wird.

(Schluß folgt.)

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

L e h r e r.

Nach den Aerzten sind unter den Deutschen in Amerika, welche nicht Landwirthschaft, Gewerbe, Handlung oder Gastwirthschaft betreiben, am zahlreichsten und wirksamsten die Lehrer. Sie sind in allen Anstalten zu finden, und unter ihnen die ehrenwerthesten Männer. Vielfach haben sie für dieses Land zu den

höhern, namentlich philosophischen und geschichtlichen Studien erst den Grund gelegt. Einer, der ein paar Gymnasialclassen in Deutschland durchgemacht hat, weiß immer noch so viel, um in Amerika einen kenntnißreichen Lehrer abzugeben, die Deutschen thun jo außerdem nichts lieber als lehren; deßhalb war das Lehramt von jeher die Zuflucht der deutschen Gebildeten, die nichts Besseres anzufangen wußten. Es sind aber jetzt auch so viele Deutsche in den Lehranstalten, daß es dem neuen Ankömmling schon sehr schwer fällt, eine gute Stelle zu bekommen.

Es hängt dabei nicht allein von Kenntnissen ab, sondern noch viel mehr davon, ob einer seine Kenntnisse im glänzenden Lichte zu zeigen versteht, und ganz vorzüglich davon, daß er persönliche und einflußreiche Bekannte unter den Amerikanern hat. Denn bei allen öffentlichen Lehranstalten, welche nicht bloße Privatunternehmungen sind, hat ein Rath von Männern, die entweder von Behörden oder durch den freien Willen des Stifters bestellt werden, die Oberaufsicht, die Prüfung und den Haushalt. Diese Schulräthe haben oft wenig wissenschaftliche oder höhere Bildung, geben aber viel auf den persönlichen Eindruck und auf die Empfehlungen, mit welchen ein Bewerber sich einführt. Ihnen zu genügen, hat der Lehrer ein ganz besonderes Augenmerk auf den Glanz und das vortheilhafte Aeußere der ganzen Anstalt, und daß sich die Schüler mit ihren Kenntnissen wohl darstellen, zu richten. Die Ansichten hängen mehr oder weniger von der Gunst des Publicums ab, jeder hält sich natürlich für fähig, ein entscheidendes Urtheil darüber abzugeben. Der mittlern Bildungsstufe, der das Publicum im allgemeinen angehört, zu gefallen, hält man öffentliche Prüfungen und sucht durch mancherlei ins Auge fallende Dinge die Meinung hervorzulocken, daß in einer Schule viel und gut gelehrt wird. Die öffentliche Meinung ist in den Vereinigten Staaten die Herrscherin über alles und jedes, und manchmal muß ihr, wie einem stolzen, üppigen Weibe, der Hof gemacht werden.

Auf das, was ein Deutscher gründliche Bildung nennt, wird in den amerikanischen Schulen wenig gegeben, dafür hat man nicht die Zeit und auch die Vorbereitungsmittel nicht, und wozu sollte man sich auch damit abquälen, man braucht und will nur das, was unmittelbar dem Eigner Nutzen bringt. Was einer weiß, will er zu Gelde machen, und darnach schätzt er es wie viel es werth ist. Derjenige deutsche Lehrer gilt für vorzüglich, der das Praktische einer Wissenschaft kurz und schnell, und so anschaulich darzustellen weiß, daß die Schüler gleichsam die Handhabe dazu selbst in die Hände bekommen, und dann wird er sich wundern, wie rasch gelehrig diese damit umzugehen wissen. Die Geographie wird nicht durch trockene Bücher und Karten gelehrt, sondern dadurch, daß man die Natur eines Landes und Volkes dem jungen Geiste durch die Geschichte und durch bildliche Darstellungen lebendig vorführt. Derjenige Lehrer würde aber sich schlechten Dank verdienen, der auf deutsche Weise erst die festern und weitern Grundlagen einer Wissenschaft legen und darauf im langsamen Wege Schritt vor Schritt ein stattliches Gebäude aufführen wollte, seine Schüler und deren Eltern würden ihn wahrscheinlich nicht allein für langweilig, sondern auch für dumm halten. Die Eltern wollen überall ein Miteinsehen haben, was und wie ihre Kinder lernen sollen, und der Lehrer muß ihren weisen Anweisungen gefällig und gelehrig zuhören. Bei verständigen Leuten ist solche Theilnahme der Eltern dem Lehrer schätzbar, es entwickelt sich daraus nicht allein eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf den Bildungsgang des Schülers, sondern auch ein gegenseitig achtungsvolles Verhältniß zwischen Lehrer und Eltern. Nur zu häufig ist es aber dem Lehrer die ärgste Qual, man gibt ihm alberne Vorschriften in Menge zu vernehmen. Die Eltern hören darauf, was ihre Kinder vom Lehrer sagen und verlangen, und geben ganz dem Willen ihrer Kinder gemäß auch ihre Willensmeinung dem Lehrer kund, und es möchte schwer halten, irgendwo frechere und weniger kindliche junge Menschen zu finden, als unter den englisch-amerikanischen Schulkindern. Die Kinder sind überall die kleinen Tyrannen; es ist hergebracht, sie dermaßen zu verziehen und zu verhätscheln, daß sie vernünftigen Leuten unausstehlich werden, und selbst den größten Schaden für ihr Leben haben. Die amerikanischen Kinder sind durchgängig auffallend schön und klug, aber diese Blüthe geht schnell vorüber. Haben sie die Schule zurückgelegt, so bewahren die Mädchen vielleicht einmal Liebe, die Knaben höchst selten ein Gefühl der Anhänglichkeit für ihren Lehrer.

Auch die äußere Stellung hat für einen Deutschen, der die geachtete Stellung der Lehrer an den höhern Schulen in Deutschland vor Augen hat, manches drückende. Die Achtung, die der öffentliche Lehrer in Amerika genießt, ist keineswegs vorzüglich; er bekommt wenig Gehalt, es sey denn er wäre ein berühmter Gelehrter oder sonst in der Mode. Der Lehrer muß in seinem ganzen Wesen möglichst eingezogen und strenge seyn; von ihm besonders verlangt man, daß er äußerlich einen streng moralischen Lebenswandel zeige, wenig Lustbarkeiten besuche, viel Kirchengehen und Hausandacht mitmache, und ein Mann der Enthaltsamkeit und ein Eiferer für Mäßigkeitsgesellschaften sey. Die Lehrer an den höhern Schulen, namentlich in den Neuenglandstaaten, müssen manchmal sich kirchliche Anstandsformen gefallen lassen, die man in Deutschland für unerträglich halten würde. Schlafrock und lange Pfeife, Theater, Clavierspiel am Sonntag oder des Morgens sind strenge verboten.

Trotzdem daß nun schon so viele Deutsche als Lehrende thätig sind, können noch mehrere in diesem Amte ihren Platz finden, wenn er auch nicht gleich lohnend ist. Man ist jetzt überall eifrig daran, das Schulwesen auf besseren Fuß zu stellen, die Amerikaner sagen ganz recht: ein freies Staatsleben gedeiht nur auf der Grundlage guter Schulbildung, und sie fangen auch an einzusehen, daß sie mit ihrem Schulwesen noch keinen Vergleich mit dem deutschen wagen dürfen. Der ganze weite Westen liegt wie ein offnes Feld für die Lehrarbeit da; außerdem ist überall unter dem Volke ein Drang zu lernen und sich zu bilden, der so bald noch nicht zu stillen ist. Der Amerikaner will gern von allem das Seinige wissen. Es wäre zu wünschen, daß auch außerhalb der Städte für den ersten Unterricht bessere Einrichtungen getroffen würden; nur zu sehr sucht man die Schulen oberflächlich herzurichten, und hat von der besseren Lehrweise selbst nur noch dürftige Begriffe. Vor einigen Jahren wurde Professor Stowe vom Lane-College bei Cincinnati nach Deutschland geschickt, um das untere Schulwesen kennen zu lernen. Sein Bericht, der in vielen tausend Abdrücken verbreitet und viel gelesen wurde, ist für Deutschland höchst günstig; nur ist über die eigentliche Erziehung von Geist und Gemüth und über die Art, die Kenntnisse einzupflanzen, zu wenig Belehrung darin.

Am leichtesten zu erwerben, aber auch am wenigsten einträglich ist die Stelle eines Landschullehrers. Wenn sich einer findet, der dieß Amt für die Sommermonate übernehmen will, so vereinigen sich die benachbarten Bauern und geben ihm für den Monat 5 bis 6 Dollars, und die Kost hat er bei einem nach dem andern. Etwas besser hat es der Schulmeister, wo die Freischul-Ordnung eingeführt ist, wie in Pennsylvanien, Ohio, Ca-

nahn. Es ist da ein für allemal ein kleines Schulhaus gebaut und der Lehrer wird gewöhnlich von einem Sommer zum andern bestellt und erhält sein Geld, 8 bis 12 Dollars monatlich von dem Schulbeamten des Kreises (Township). Diese nehmen ihrerseits das Nöthige von den Schulsteuern, welche jeder Mann zu bezahlen hat, und welche nach Anzahl der Schulkinder und nach Verhältniß der öffentlichen Abgaben unter den einzelnen Gemeinden vertheilt werden. In den Städten ist fast überall für die untern Schulen eine lobenswerthe Sorge getragen; die Lehrer sind so gestellt, daß sie von 300 Dollars aufwärts bis zu 700 erhalten. Man hört bereits die Meinung aussprechen, die Einrichtung des Schulwesens sey in freien Staaten nicht eher vollendet, als bis nicht nur die untern, sondern auch die höheren Schulen jedem unentgeldlich offen ständen. Die Pfarrgemeindeschulen der Deutschen sind musterhaft vor allen übrigen. In einigen westlichen Städten hat man englisch-deutsche Freischulen eingerichtet, jedoch hat das Englische darin die Oberhand. Für Herstellung eines bessern, namentlich deutschen Schulwesens ist für den Deutschen, der sich dem Lehramte widmen will, in Amerika noch außerordentlich viel zu thun.

Wer nicht eine Stelle als öffentlicher Lehrer findet, mag als Privatlehrer der neuern Sprachen anfangen. Er wird besonders im Deutschen Schüler erhalten, denn diese Sprache ist für den Geschäftsmann Bedürfniß, für die feinere Erziehung der Mädchen Modesache geworden. Das Deutsche wird den Englischen sehr schwer, trotzdem sind junge Männer nicht selten, welche mit unverdrossenem Fleiße sich in anderthalb Jahren diese reichste aller lebenden Sprachen zu eigen machten. Die Amerikaner wollen auf jede erdenkliche Weise das Sprechenlernen schnell und erleichtert haben, die jungen Mädchen wollen gleich mit Goethe und Schiller anfangen und darüber weg hudeln; Grammatik zu lernen, würde ihnen gar zu hart fallen. Wer ihnen spielend und hübsch redend die Sache beizubringen, dabei den gewandten Mann zu machen versteht, wird reiche Schülerinnen bekommen. Die Dämchen lernen auch wohl Griechisch und Lateinisch und lesen Horaz und Homer; wie sich von selbst versteht, wird ein verständiger Lehrer das nur als Spielerei und Ausputzen mit ein paar Blumen aus den alten Dichtern, und nicht als ernsthafte Sache betrachten. Als Lehrer auf eigene Hand hat man am besten Gelegenheit, in Familien bekannt zu werden und sich die nöthigen Empfehlungen für ein öffentliches Lehramt zu verschaffen. Dabei aber ein geachteter Hausfreund zu werden, möge sich kein armer Deutscher einbilden. es wird viel seyn, wenn er zu irgend einer großen Gesellschaft einmal zugezogen wird. Wer gar nicht zu Grade kommen kann, der möge aufs Land gehen. Hauslehrer werden im Osten des Landes unverhältnißmäßig besser bedacht als in Deutschland.

Um eine der besser honorirten Stellen auf den Lehranstalten, Collegien und sogenannten Universitäten zu bekommen, muß man Empfehlungen von berühmten Gelehrten aus Deutschland mitbringen, vornehme Bekanntschaften machen, gut und gewählt englisch sprechen und Glück haben. Hauptsächlich damit, weniger durch gediegene Kenntnisse kommen nicht wenige zu guten Stellen. Der weit und tief gelehrte Deutsche, wenn er etwas unbeholfen ist und Gelehrtenstolz hat, braucht daran nicht zu denken. Wenn er aber nur erst etwas mit den Vorstehern und Professoren der Schulen bekannt ist, und dann ein Buch schreibt mit weitschweifigen Kenntnissen und kühnen Hypothesen, so wird ihm das voranhelfen. Besteigt er zuweilen auch den Pegasus, läßt er ihn vorher mit Hufeisen beschlagen und dann ein paar tüchtige Sätze zu Amerika's und seiner Söhne Ruhm und Glorie machen, so glückt es ihm vielleicht, an einer der vielen Hochschulen mit fünf oder sechs Professoren mit der Zeit ein Lehramt zu bekommen. In Boston, Newyork, Philadelphia, Montreal, Neworleans wird er jedoch seine Kenntnisse schon etwas müssen prüfen lassen, denn dort gibt es auch unter den eingebornen Amerikanern Gelehrte, welche auch in Deutschland einer Hochschule Ehre machen würden.

Auf eigene Hand eine Lehranstalt zu gründen, würde nur für einen solchen Ankömmling räthlich seyn, der bereits einen bedeutenden Namen unter seinen Landsleuten hat. Die meisten der nach Amerika eingewanderten Deutschen sind noch zu arm und außerdem zu gleichgültig gegen die bessere Erziehung ihrer Kinder. Die Wohlhabenden unter ihnen suchen in der Regel nach ächt englisch-amerikanischer Erziehung. Eine Art von deutschem Gymnasium würde erst dann gelingen, wenn die Lehrer und Unternehmer eine weit verbreitete Bekanntschaft hätten und sich in den verschiedenen Staaten Vereine bildeten, um die Anstalt zu unterstützen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Verwaltung und die Finanzen von China.

(Aus dem Amsterdamer Handelsblad vom 20 und 27 Januar.)

Gerade wie die großen Staaten Europa's hat auch China seinen Moniteur, nämlich das amtliche Tagblatt von Peking, welches alle die Verwaltung des Reichs betreffenden amtlichen Actenstück enthält, vollkommen wie der Pariser Moniteur Universel. Dieses Blatt ist eine Art täglicher Anschlagzettel, der jeden Tag an die Mauern von Peking angeklebt wird, und wovon an die vornehmsten Behörden des Reichs eine Abschrift gesendet wird. Eine Privatunternehmung läßt tagtäglich dieses Placat abschreiben, drucken und in die Hauptplätze des Landes, insonderheit nach Canton, versenden. Die Canton'sche Ausgabe ist ein zwangloses Heft von ziemlich hübschem Aeußern, und umfaßt zehn bis zwölf Blattseiten. Jedes Exemplar trägt eine fortlaufende Nummer, die den Rang in der Jahressammlung andeutet. Das Pekinger Tagblatt zerfällt in drei Abtheilungen. Die beiden ersten Blattseiten sind den Berichten über den Hof und die kaiserliche Familie gewidmet. Sodann kommen die Decrete, die den Willen des Kaisers kund thun, sey es daß diese Decrete unmittelbar von ihm herstammen, sey es daß sie auf Vortrag der hohen Staatsbeamten ausgefertigt sind. Die dritte Abtheilung besteht aus Berichten, welche die Civil- und Militärbehörden an den Kaiser richteten, und welche auf alle Gegenstände Bezug haben, die mit der Nationalwohlfahrt in Verbindung stehen.

Die kaiserlichen Decrete sind, trotz der absonderlichen Ausdrücke womit sie anfangen und enden, Actenstücke ganz praktischer Art, die fein durchdacht, klar und gut abgefaßt sind. Eine Jahressammlung dieses amtlichen Blattes enthält nicht weniger als sieben- bis achthundert Staatsurkunden, die höchst belangreich seyn würden, wenn nicht einige allzu sehr abgekürzt wären, viele sich nicht auf statistische Tabellen beschränkten, ohne genügende Aufklärung, besonders für Fremde, und man endlich den Berichten der Beamten unbedingtes Vertrauen schenken könnte.

Wenn man das kaiserliche Cabinet, den Staatsrath, die Aemter und Gerichtshöfe der Hauptstadt, welche die Haupträder der Staatsmaschine ausmachen, weil der Kaiser beinahe nichts thut ohne das verlangte oder freiwillig gegebene Gutachten dieser großen Körperschaften, außer Rechnung läßt, so werden die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung, die Eintreibung der Steuern in den achtzehn Provinzen des eigentlichen China's acht General-Gouverneuren, wovon sechs je zwei Provinzen verwalten, anvertraut; fünfzehn Gouverneur-Stellvertretern, wovon drei keinen Obern in ihren Provinzen haben; ferner neunzehn Finanzintendanten, deren Kiangsu zwei hat; sodann achtzehn obersten

Richtern, vier Directoren der Salzsteuer und neun Steuererhebern; endlich dreizehn Lebensmittel-Commissären und vierundsechzig Bezirksintendanten. Ueberdieß gibt es 182 Gouverneure der ersten Classe, 180 der zweiten, 139 Stellvertreter von Vicegouverneuren, 141 Cantonsvorstände, welche in die Kategorie der Beamten fünfter Classe gehören, und 1232 Beamten der siebenten Classe.

Die Aufsicht über die Wasserwerke ist zwei Beamten übertragen, die den Rang von General-Gouverneurs haben und die an der Spitze eines auf militärische Art gekleideten zahlreichen Ingenieurcorps stehen. Die Verfuhr des Getreides, die Aufsicht über die Seide, die Land- und Wasserzölle bilden ebenso viele besondere Dienstzweige, deren jeder einen eigenen Vorstand und ein eigenes Corps von Angestellten hat.

Die Beamten des letzten Rangs und die Cantonsvorstände haben den mühseligsten und undankbarsten Posten; ihre Wirkungskreise sind äußerst verschiedener Art; sie erstrecken sich auf alles; sie sind verantwortlich für alles was in ihrem Bezirk vorfällt; das geringste Unglück, welches den Tod eines Menschen, die Beschädigung eines öffentlichen oder Privateigenthums verursacht, kann den höheren Beamten die Gelegenheit verschaffen, einen Cantonsvorstand der Nachlässigkeit im Vorkommen oder der Trägheit im Gutmachen der Unfälle zu beschuldigen. Eine solche Beschuldigung genügt, um seine Absetzung zu bewerkstelligen; Wiedereinsetzung nach der Verabschiedung von einer Landesstelle ist sehr schwer zu erhalten. Von Januar bis November 1849 sind 88 solche Beamte in ihren Verrichtungen eingestellt oder daraus entlassen worden, und nur dreizehn haben ihre Stellen wieder bekommen.

Ein Cantonsvorstand erhält sein Amt nie anders als durch Geld, und Geld ist auch wieder das einzige Mittel, um sich in diesem Posten zu behaupten; er muß seinen Oberen, je nach der Wichtigkeit des Rangs eines jeden, ungeheure Summen bezahlen, und ebenso den Schriftführern derselben, die das Recht haben die Aussprüche seiner Rechtsbank ihrer Durchsicht zu unterziehen. Die gesetzliche Dauer seiner Amtsverrichtungen ist drei Jahre, und zwar in einem Landestheil, an den ihn keine Bande der Blutsverwandtschaft knüpfen; denn das Gesetz in seinem gewohnten Mißtrauen verbietet, daß jemand, wer er auch sey, ein Staatsamt in seinem Geburtsland, ja auch nur in geringer Entfernung davon, verwalte. Ueberdieß bleibt ein Beamter selten lang genug in einem Bezirk, um Gutes daselbst stiften zu können. Wenn er ernannt oder befördert wird, muß er erst einen Besuch in Peking abstatten, und diese Reise verursacht ihm nothwendigerweise einen Zeitverlust von mehreren Monaten zwischen dem Tag, an welchem er ernannt ist, und dem wo er seine Verrichtungen antritt. Außerdem wird er manchmal von einem Ende des Reichs an das andere versetzt, wenn durch Todesfall, Ungnade oder Abtreten einer gewissen Anzahl Beamter Erledigungen entstehen. Der Besuch zu Peking, selbst wenn man vom Erscheinen bei Hofe entbunden wird, verursacht dem neuen Beamten ansehnliche Ausgaben; und wenn er, nach einem gewissen Zeitverlauf, der durch den trägen Gang der Gesellschaftsverhältnisse (gemeenschap) sehr langdauernd wird, auf seinem Posten ankommt, so findet er fast allzeit, daß die für den kaiserlichen Schatz bestimmten Gelder des Bezirks im Rückstand sind; daß die Abgaben, die Accisen, welche zur Bestreitung der örtlichen Ausgaben ausreichen sollten, nicht richtig gestellt oder nach Umständen sogar verbraucht sind; daß die Gemeindecasse leer ist, die Getreidepackhäuser nicht den gesetzlichen Vorrath enthalten, die Gelder einer andern Bestimmung zugewiesen sind, wofern nicht zum Glück der frühere Beamte sie zu seinem eigenen Gebrauch verwendet hat.

Braucht man sich nach all diesem zu verwundern über die Neigung zur Bestechung und über die Habsucht eines Beamten in einem Amtsverhältniß dieser Art, mit welchem eine Besoldung von höchstens 7000 Fr verbunden, worin der Inhaber sich den unaufhörlichen Erpressungen seiner Obern, der Mandarinen, unbedingt fügen muß, und er für jeden Irrthum, klein oder groß, der in seinem Steuerwesen vorkommt, zahllosen Geldbußen ausgesetzt ist. Habsucht oder Zwang der Noth macht ihn zum Unterdrücker. Dabei ist er, Dank dem in China befolgten Erziehungssystem, in der Erfüllung seiner Amtspflichten stets unerfahren. Da er selbst zu karg belohnt wird, so beschneidet er nicht nur die Gehalte seiner Untergebenen, sondern nimmt von ihnen überdieß ansehnliche Geschenke, um sie in ihren Stellen zu behalten, d. h. um ihnen das Recht zu lassen auf Kosten des Gemeinwesens zu leben; er schließt nicht allein die Augen vor den Betrügereien an der Staatscasse, sondern zieht meistentheils an Einer Leine mit dem Missethäter, der andere beraubt.

Zwar stellt er sich hiedurch allerdings der Gefahr aus, daß der Beschädigte bei dem Statthalter und andern Behörden der Provinz Klage erhebt, allein die Entfernungen sind groß, und wer über keine gespickte Börse verfügen kann, wird auf tausenderlei Hindernisse stoßen, während die von dem erpressenden Beamten empfangenen Gelder diesen für den Augenblick vor aller Gefahr sicher stellen. Hintennach aber erhält jener vielleicht endlich den Befehl „ohne Zeitverlust den Schuldigen verhaften zu lassen und die Sache zu Ende zu bringen.“ Dieß ist in der That — und die Berichte der Inspectoren bezeugen es — das einzige Ergebniß, das ein Beschädigter, auf seine Klage wegen Bestrafung eines an einem seiner Familienglieder verübten Mords oder wegen Zurückgabe des ihm Geraubten erzielen kann.

Gleichwohl sind eben dieß die Beamten, denen das amtliche Tagblatt von Peking den Namen „Hirten und väterliche Hüter der Kinder des Kaisers“ beilegt. Und von solchen Männern muß man unter allen Umständen Hülfe und Schutz verlangen! Dieß ist das amtliche Noviciat, welches bei ihnen die wenigen Keime des Guten vernichtet, die sie durch ihre erste Erziehung etwa eingesogen haben. Die Folge davon ist — was sich natürlicherweise bei der wachsenden Versuchung erwarten läßt — stets mannichfaltigere Gelegenheit zur Ungerechtigkeit und Bestechung, die sie auf ihrer Laufbahn immer begehen, wie hoch sie auch auf der administrativen Leiter emporsteigen.

Derjenige Gegenstand, der gegenwärtig die meiste Aufmerksamkeit verdient, sind die finanziellen Verlegenheiten in denen sich das Kaiserreich befindet, und die sich im Jahr 1850 ungemein vergrößert haben durch die letzten Ueberschwemmungen, welche in den inneren Provinzen die Erhebung der Steuern von 1848 und 1849 verzögerten, dem kaiserlichen Schatz und den örtlichen Verwaltungsämtern (besturen) ansehnliche Ausgaben veranlaßten und ein Deficit herbeiführten, das erst nach Verlauf mehrerer Jahre wird getilgt werden. In den Jahren 1848 und 1849 waren die Gewässer des Hoang-Ho und Yang-Tse-Kiang durch gewaltige Regengüsse dergestalt angeschwollen, daß sie die Ufer dieser Flüsse überflutheten und die Provinzen Tscheliang, Kiang-su, Kiang-si und Ngan-Hwui, d. h. diejenigen Theile des Reichs, wo vornehmlich Baumwolle und Seide gewonnen werden, fast in einen See verwandelten. Die Provinzen Hu-pe und Ho-nan litten hievon schwer, weniger Schan-si. Im Jahr 1848 mißglückte die Ernte in den Provinzen Schan-si und Schan-tung in Folge großer Trockenheit. In Berücksichtigung dieser Unglücksfälle verlieh der Kaiser denjenigen Landstrichen, wo die Noth solches erheischte, Steuerfreiheit für das zweite Halbjahr von 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Spitzbube. Kürzlich wurde ein Spitzbube, Namens Canty, bei der Beraubung der Westminsterbank verhaftet, und zur Strafe deportirt. Es ergab sich, daß er eine Reihe von Jahren hindurch ein sehr glänzendes Leben geführt, und ein bedeutendes Einkommen gehabt haben mußte, und man glaubte, er habe dieß dadurch erhalten, daß er mit allen großen Diebstählen im Lande auf irgend eine Weise in Verbindung gestanden habe. Dieß scheint großentheils irrthümlich, und die Polizei über die Quelle von Canty's Einkünften ganz auf falscher Fährte gewesen zu seyn. Er reiste häufig mit drei andern Spitzbuben auf den Dampfbooten der westindischen Compagnie nach dem mexicanischen Golf und dem festen Lande, und zog dabei die ausnehmend spielsüchtigen reichen mexicanischen und südamerikanischen Passagiere aus. Sie selbst reisten als Passagiere erster Classe, und man kann sich von ihrem Gewinne einen Begriff machen, wenn man weiß, daß jeder für seine Reise hin und her oft über 100 Pfd. St. ausgab. Canty gilt auswärts als falscher Spieler und Spitzbube, aber niemand glaubte, daß er geradezu an einem Diebstahl Theil nehmen würde. (Shipp. Gaz. 16 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 229. 24 September 1851.

Die Goldnoth in Australien.

Es ist gar kein Scherz, wenn man von der Goldnoth spricht, und die Times haben die Gründe derselben sehr deutlich auseinander gesetzt, ohne jedoch den ganzen Umfang derselben aufzudecken. Der Gouverneur der Colonie hat sogleich nach Entdeckung und Bekanntwerdung der Goldlager erklärt, daß er alle, die dahin gehen würden, um Gold zu graben, auf criminellem und civilem Wege verfolgen würde. Unnütze Vorsicht: nach den neuesten Nachrichten sollen bereits 10—15,000 Menschen dort seyn, und die von Golddurst getriebene Masse spottet einer durch keine überwiegende Regierungsgewalt unterstützten Verordnung. Man fürchtet sehr, nicht nur daß die ländlichen Arbeiten großentheils werden verlassen werden und daß eine Hungersnoth eintreten wird, sondern die 14 Millionen Schafe, die Sydney besitzt, können, wenn die Hirten davonlaufen, in einigen Monaten auf die Hälfte reducirt seyn. Erinnert man sich, welcher Mangel an Hirten seit Jahren schon bestand, so muß es nothwendig bald an der nöthigen Anzahl fehlen, und es fragt sich nur, wie groß der Mangel seyn wird; darnach wird sich die Größe der Verluste richten, die indeß jedenfalls kommen werden. Ein weiteres Unheil droht durch die Verbrecherbevölkerung; die noch wirklich im Sträflingsverband befindlichen Verbrecher kann man vielleicht zurückhalten, diejenigen, welche auf sogenannte Erlaubnißscheine (tickets of leave) entlassen sind, um sich als Arbeiter zu verdingen, sind, wenn sie nach den Goldgegenden gehen wollen, nicht zu halten, und ebenso wenig die, deren Strafzeit abgelaufen ist, und die moralisch oft noch weniger taugen als die noch in Haft befindlichen. Man hat aus dem kürzlichen Beispiel von Lynchjustiz in Californien gesehen, was für Gesindel von Australien herkommt, denn der Hingerichtete war ein ehemaliger Deportirter: diese ganze Classe wird sich nach dem Golddistrikt drängen, und Raub und Mord werden an der Tagesordnung seyn. Als eine weitere Folge kann man betrachten, daß eine Menge fremder Menschen, namentlich Chinesen, nach Australien gehen werden, wie sie sich auch schon nach Californien gewendet haben, und im indischen Archipel kann durch die Reisausfuhr, die wahrscheinlich durch den Gewinn gelockt, in großem Umfang geschehen wird, eine halbe Hungersnoth, jedenfalls eine vielleicht höchst verderbliche Theuerung entstehen. Die Holländer werden die Handelsgelegenheit benützen, aber ihre Regierung wird die Folgen des ungeheuer gespannten Cultursystems, das Hunderttausende vom Reisbau ab zum Zucker- und Kaffeebau führt, vielleicht sehr schwer empfinden. Das Ereigniß muß die mannichfachsten Folgen für den Handel nach sich ziehen, und eine erste Erscheinung dürfte ein namhaftes Steigen der Wollpreise seyn.

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Rechtsverständige.

Man stellt das Fach der Rechtsgelehrten in Amerika für den Deutschen als ein sehr schwieriges, ja fast erfolgloses dar. Für viele Deutsche ist es das auch, aber keineswegs durchgängig, und zwar mehr der Fertigkeit, als der Kenntnisse wegen, die man zeigen muß.

Allerdings ist das amerikanische bürgerliche Recht ebenso dickleibig als verworren, und man könnte es einem verdrehten Haufen von altem Strick- und Tauwerk vergleichen, welches tausend Knäuchen und Endchen hat, aus dem man für den einen Fall ein Stückchen herausschneidet und für künftige Fälle wieder ein paar Stückchen ansetzt. Klare leitende Gedanken sind außer den allgemeinen staatsbürgerlichen Grundsätzen erst durch längere Bekanntschaft darin zu entdecken, äußerst schwierig ist es aber, sie überallhin zu verfolgen. Natürlich gehört dazu, daß der Rechtsgang durch eine Menge von Formen und Formeln hier auseinandergezerrt, dort wieder zusammengeschnürt wurde, so daß es für einen in diesen Rechten nicht bewanderten Mann oft nicht einmal möglich ist, einen einfachen Vertrag zu Recht beständig aufzusetzen, geschweige denn einen Proceß zu führen. Daher ist das bürgerliche Recht in den Vereinigten Staaten gespickt und geölt mit allerlei Kniffen und Pfiffen, und die Advocaten tummeln sich darin umher wie die Kaninchen in ihren Erdlöchern.

Dieß Rechtswirrsal ist ein Vermächtniß Altenglands. Als die Staaten die politische Verbindung mit England auflösten, ließen sie das übrige was sie von englischen Einrichtungen hatten, bestehen, und am geltenden Recht und den Rechtsformen veränderten sie am wenigsten. Ein neues Gesetzbuch hätte eine größere Revolution hervorgebracht, als die Erklärung der Unabhängigkeit; auch waren und sind in der That solche Männer, welche das Geschick und die Kenntnisse, die sittliche Kraft und den weitschauenden Geist besitzen, wie sie ein Gesetzgeber haben soll, sehr selten. Es wäre auch den meisten Amerikanern mit der Neuschaffung eines einfachen Rechts gar nicht gedient gewesen, denn gerade in dem hergebrachten verwickelten Rechte mit feinen Ausflüchten und allerlei Angriffspunkten fand ihr gewandter Geist seine Nahrung und Freude. So blieb das alte englische Recht

mit seinem uralten Herkommen, mit Rechtssätzen, welche sich auf die Gesetze der Lehnskönige stützen, mit seiner Masse einzelner Bestimmungen und Parlamentsacten, und mit seinen deßhalb ebenso nothwendigen zahllosen Parteientscheidungen der Gerichtshöfe bestehen. In Amerika kamen nun abändernd und ergänzend die Grundgesetze und Beschlüsse des Bundes und der einzelnen Staaten hinzu, sowie die bändereichen Entscheidungen amerikanischer Gerichtshöfe.

Es kostet daher schon einige Anstrengung, in dem amerikanischen bürgerlichen Rechte Grund zu fassen, das kann und darf aber den Deutschen nicht abhalten. Wenn der junge Engländer in zwei oder drei Jahren oberflächlichen Lernens, welches sich auf Bücher und Praxis zugleich erstreckt, sich fähig hält als Anwalt aufzutreten, so wird es doch auch dem Deutschen nicht unmöglich sollen, der eine viel umfassendere Bildung mit sich bringt. Zwar ist er in dem eigenthümlich schnellen Wechselgang der amerikanischen Geschäfte, sowie in dem politischen Leben nicht so eingewohnt wie der Einheimische, der von Jugend auf sich darin bewegt und von vornherein einen scharfen klugen Blick zur Auffassung aller dortigen Verhältnisse bekommen hat. Aber der Deutsche ersetzt diesen Mangel durch ernsten Willen und durch einen Fleiß, vor dessen Ausdauer der Nichtdeutsche zurückschrecken würde. Wenn einer auf das Studium des amerikanischen Rechts ein Drittel so viel Zeit und Mühe verwendete, als es einem preußischen Referendar oder bayerischen Rechtspraktikanten kostet, um seine kleinen und großen juristischen Prüfungen zu bestehen, so würde er sich wahrlich mit den in Amerika geborenen Advokaten in der Kenntniß des dortigen Rechts messen können. Er findet auch in Amerika schon treffliche Einleitungen und Commentare für sein Studium, wie von Story, Blake, Kent, Walker.

Es kommt dort auch gar nicht so sehr auf ein wissenschaftliches Durchdringen des Rechtsstoffes an, sondern auf eine gescheidte Behandlung jedes einzelnen Rechtsfalles nach seiner Eigenthümlichkeit und auf die schnellbereite Anwendung von Rechtssätzen, welche in so reicher Fülle die Sammlungen der Rechtsfälle darbieten. In den gesammelten Aussprüchen der Gerichtshöfe, den Records, findet der Anfänger schon eine gute Anleitung, wenn er nur gründlich einige Hauptprocesse darin studirt. Das beste Lernen freilich ist, wie allerwärts, so vorzüglich in Amerika, in der Praxis allein, und es braucht sich ein Deutscher nicht abschrecken zu lassen, die Praxis ebenso zuversichtlich mit dem, was er einmal weiß, anzufangen als ein Engländer. Hat er dazu seinen Mackeldey und die Hauptgrundsätze des ältern deutschen Privatrechts inne, so wird ihm das manchen Rechtssatz an die Hand geben, von dem er Anwendung machen kann. Römisches Recht aber die Amerikaner zu lehren oder ihnen die wissenschaftliche und geschichtliche Auffassung des gesammten Rechtsstoffes der Völker beizubringen, dazu ist in Amerika noch keine Zeit. Unternehmungen der Art, z. B. den Mackeldey in Uebersetzung und Erläuterung bekannt zu machen, schlugen fehl.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Charakter der Gegend um Auckland auf Neu-Seeland.

(Schluß.)

Zu der Zeit als die Stelle, wo Auckland liegt, zur Gründung der Colonial-Hauptstadt bestimmt wurde, war die Umgebung fast ganz unbewohnt. Abgesehen davon ist über die Geschichte dieses Ortes aus den Trümmern der Pahs, geringen Zeichen von Cultur des basaltischen Bodens und überall sich vorfindenden Muschelhaufen ersichtlich, daß die Gegend in nicht zu ferner Zeit bedeutend angebaut und zahlreich bevölkert war. Es sind jetzt zwanzig Jahre her, seitdem Schungi nach seiner Rückkehr von Europa seine Anhänger mit den Feuergewehren, welche er von dort mitgebracht oder sich von Wallfischfängern zu verschaffen gewußt hatte, bewaffnete, die Gegend verheerte und deren Bewohner ermordete. Die Abhänge der vulcanischen Hügel, die Gräben und Wälle, welche die Pahs auf dem Hochlande längs der Küste umgaben, bleiben stets ein Beweis, daß diese Orte befestigt waren, und die große Menge menschlicher Gebeine, welche in den Höhlen und unter den Steinen gefunden werden, bezeugen das Schicksal der Vertheidiger derselben.

Der allgemeine Anblick der Gegend, die mit braunen Farren (Pteris esculenta), Theebaum (Leptospermum scoparium) bedeckt ist und nur hie und da einen angenehmen Wechsel durch einige Stauden neuseeländischen Flachses (Phormium tenax) und belaubte Gebüsche von Kohlbäumen (Cordyline stricta) darbietet, ist für den Botaniker nicht sehr ermuthigend. Geht man jedoch vorwärts, so kommt man oft plötzlich an den Rand einer steilen Kluft, und sieht sich angenehm überrascht dadurch, daß beide Seiten mit der üppigsten Vegetation bedeckt und auf dem Grunde des Thales eine Laubdecke gleich einem Teppich findet, in welcher man sogleich die umfangreichen Gipfel des Puriri (Vitex littoralis), verschiedene Arten Metrosideros mit scharlachrothen Blüthen, die reizende Rewarewa (Knightia excelsa) und andere Bäume findet, zwischen welchen angenehm die sternähnlichen Kronen baumartiger Farren hervortreten. Darunter findet sich ein noch anziehenderer Anblick einer unermeßlichen Mannichfaltigkeit von Farren, Laubmoosen und Jungermannien, welche auf den Stämmen der niedergestürzten Bäume und an den Ufern der schmalen, im Grunde der Schluchten sich hinschlängelnden Bäche wachsen. In einem dieser Thäler, nicht eine Meile von der Stadt, habe ich auf einer Strecke von hundert Schritt nicht weniger als 36 Arten Farren einschließlich drei baumartiger gesammelt.

Die gemäßigte Temperatur des Klima's und die Häufigkeit des Regens im Verein mit der feuchten Atmosphäre, welche über diesen schmälsten Theil der Insel von der See wieder zur See getrieben wird, sind für die Vegetation äußerst günstige Umstände. Obgleich in der Nähe von Auckland, außer in jenen Thalschluchten, kein Holz steht, so ist doch wenig Zweifel darüber vorhanden, daß sich früher der Wald über die ganze Landenge ausgebreitet, da das vorkommende Vorliegen in der Erde verschütteter Baumstämme, der Ueberfluß von mit dem Erdboden vermischten Kaurigummis und die Mauertrümmern ähnlichen Hügel gebrannten Lehmes, auf denen einst Kauribäume standen, jene Annahme vollkommen bestätigen. Ein großer Theil des Waldes mag durch zufällig ausgebrochene Feuer zerstört worden seyn, bei weitem der größere jedoch durch die Eingebornen, welche, wie sie sich selbst ausdrücken, „ihren Weg hindurchessen", um Land zum Anbau zu gewinnen.

Der interessanteste Ort in der Nähe von Auckland für den Botaniker ist der Manukau-Wald, in gerader Linie ungefähr 8 Meilen entfernt. In demselben werden beinahe alle Bäume der Colonie gefunden, unter ihnen der in seinem Anblick imposanteste, der Kauri. Hier ist er indeß nicht so mächtig als in den Wäldern an den Ufern des Kaipara, Hokianga und anderer nördlicherer Gegenden. Der Manukau-Wald kann als die gegenwärtige Baumgränze auf dieser Seite der Insel angesehen werden, denn es kommen weiter südlich nur äußerst wenige Aus-

nahmen vor, und dann sind die Bäume klein. Gleichwohl müssen der Menge Gummi nach, welche jenseits in dem Erdboden gefunden wird, einst Bäume im Ueberfluß dort gestanden haben. Die Menge Kauribäume in dem Walde, welcher sich von der Manukau-Bucht bis zu den Quellen des Wairoa und Kaihuru hinzieht, scheint unerschöpflich, und dabei ist ein großer Theil davon gar nicht zu erlangen. Indeß werden nur an den Ufern des letztgenannten Flusses Spieren von hinreichender Größe für die königliche Marine gefunden. Obgleich man seit der Gründung der Colonie Holz gefällt hat, so hat das auf den Wald doch nur geringe Einwirkung ausgeübt, und an den Orten, wo die Schiffsbauinspectoren schon seit Jahren thätig sind, hat sich ihre Arbeit selten über Büchsenschußweite von ihren Häusern erstreckt. Außer dem Kauri werden hauptsächlich der Pohutukana und Rata (Metrosideros tomentosa und robusta), der Puriri (Vitex littoralis) zum Schiffsbau und andern Zwecken gefällt, welche große Dauerhaftigkeit und Festigkeit erfordern. Die Zahl der Kauribäume muß übrigens abnehmen, denn an den Orten, wo sie gefällt werden, wachsen keine jungen Bäume nach, um die Stelle der andern, sey es vor Alter niedergestürzten oder niedergeschlagenen einzunehmen. Dieß ist jedoch in dem Theile des Manukau-Waldes bei Auckland anders, denn dort finden sich junge Bäume von allen Größen sehr zahlreich.

Obgleich der Kauri die Größe in dem Manukau-Walde nicht erreicht wie in den nördlichen, so ist die Vegetation in jenem doch ungemein kräftig, und es bietet sich hier dem Botaniker ein unerschöpfliches Feld vom größten Interesse dar. Die Stämme der alten Bäume sind in der größten Fülle von Astelien, klimmenden Metrosideros, Orchideen, Farren, Laubmoosen und Jungermannien bedeckt und festonartig umwunden. Die tiefern Stellen im Walde werden nur unter Schwierigkeiten, der verschlungenen Stengel des Ripogonum und andern Unterholzes wegen, durchdrungen. In den niedrig gelegenen, geschützten Theilen des Waldes werden einige Pflanzen von außerordentlicher Größe gefunden. Unter ihnen habe ich eine Areca sapida von 36 Fuß Höhe und eine Cyathea dealbata gemessen, welche sich als 54 Fuß hoch auswies. Längs des Waldsaumes indeß, an den zerklüfteten Schluchten und auf den Holzplätzen, wo durch das Stürzen der großen Bäume eine Masse sonst gewöhnlich nicht zu erreichender Pflanzen herabkommen, wird das Botanisiren von dem größten Erfolge gekrönt.

Rücksichtlich der Erfolge, welche die Colonie errungen und der Aussichten der Ansiedler glaube ich, wird Sie das befriedigen, was ich darüber mitzutheilen vermag. Es sind seit Gründung des Gouvernements zehn Jahre verflossen, und die europäische Bevölkerung beträgt jetzt nicht weniger als 25,000 Seelen. Beinahe ein Drittel dieser Zahl befinden sich in Auckland selbst oder leben in Landhäusern oder kleinen Orten, welche von dort aus noch sichtbar sind. In allen Theilen der Colonie befinden sich, davon bin ich überzeugt, die sparsamen, mäßigen und arbeitsamen Ansiedler ausgezeichnet wohl. Entbehrungen, denen man beim Niederlassen in andern Colonien während der ersten Jahre ausgesetzt ist, sind hier unbekannt gewesen. Die Zahl derer, welche mit gar keinen oder doch nur geringen Mitteln hieher kamen und sich bereits ein gutes Auskommen erworben haben, ist sehr bedeutend. Großen Capitalisten, von denen nur wenige hergekommen sind, hat es verhältnißmäßig nicht so geglückt, obgleich einige von ihnen auch gute Erfolge erzielt haben. Es ist eingewendet worden, daß die Colonie noch keine Ausfuhrartikel erzeugt, aber es bedarf der Zeit, ehe eine Colonie Ueberfluß, um ihn ausführen zu können, hervorbringt, und es ist nicht leicht zu sagen, in welcher Weise dieß einst stattfinden wird. Wo brittischer Unternehmungsgeist und brittisches Capital ins Spiel kamen, und bei so thätigen Ansiedlern ist keine Ursache vorhanden zu fürchten, daß diese Colonie zur gehörigen Zeit hinter andern zurückbleiben wird. Der Neuseeländische Flachs erhebt sich zu einer Wichtigkeit, wie wir es schon längst erwartet haben. In Auckland besitzen wir die größte Seilerbahn auf dieser Seite der Tropen, von welcher mehrmals ungefähr 20 Tonnen Seile auf einmal ausgeführt worden sind. Das rohe Material wird jetzt zu besserer Beschaffenheit und in größerer Menge verarbeitet als früher, und die Nachfrage nach rohem wie verarbeitetem Stoffe ist zu groß, als daß ihr Genüge geleistet werden konnte.

Die Ansiedler sind auch weiter gegangen. Als es ihnen die Mittel gestatteten, Rinder und Pferde anzuschaffen, haben sie einen hübschen und guten Stamm solcher erhalten. Schafe sind in großer Zahl eingeführt worden. In der Gegend breiten sich ausgezeichnete Weiden aus, und die gewonnene Wolle wird bald einen andern Ausfuhrartikel liefern. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das Klima ein ausgezeichnetes ist. Malaria kommt hier nicht vor, und contagiöse Krankheiten sind gänzlich unbekannt. Brustbeschwerden, deren in den Militärberichten Erwähnung gethan wird, sind viel seltener und weniger gefährlich als in irgend einer andern uns bekannten Station in der Heimath oder einer Colonie. Hiemit schließe ich diese flüchtige Skizze der hiesigen Gegend.

Das Zebraschwein als Aushängschild.

Die Frömmigkeit der Amerikaner ist sehr groß, und darum in manchen Staaten der Verkehr öffentlicher Häuser, Tavernen und Schenken sehr beschränkt. Um freilich den Charakter christlicher Nachsicht beizubehalten, ist wohl überall ein kleines Hinterpförtlein offen gehalten, und es sind auch gegen gemünzte Anfragen bei den mitleidigen Gesetzen Dispensen aller Art zu erlangen. In einem Staate, wo Ausschankslicenzen der öffentlichen Moralität wegen sehr erschwert waren, kam denn auch ein weniger Frommer auf den kuriosen Einfall, den heiligen Buchstaben des weniger heiligen Gesetzessinns zu umgehen. Er bemalte zu dem Ende ein gewöhnliches, von Natur blondes Schwein mit schwarzbrandigen Streifen etwa so wie ein Zebra gezeichnet ist. Hierauf machte er die gewöhnlichen bombastischen Anzeigen und Maueranschläge in Betreff des neuen Wunderthieres, welches er in einer dazu aufgeschlagenen Bretterbude zur Schau ausstellte: der Eintrittspreis ward zu 5 Cents bestimmt. Der Zulauf war groß, denn für Naturwissenschaften haben die Amerikaner viel Sinn, besonders, wenn es nebenbei Geschäfte zu machen gibt. Und solche gab es hier in der Art, daß jedem, der den ganzen Eintrittspreis bezahlt hatte, unentgeldlich ein Glas Branntwein gebracht wurde; dieß hatte zur Folge, daß, nachdem die erste Wißbegierde des Publicums gestillt war, sich noch immer ein kleines Häuflein Schaulustiger thätig erhielt, welche das Zebraschwein gerne und öfters durch ein geleertes Glas betrachteten. Der Schausteller fand dabei seine Rechnung, und wurde so mit Hülfe des Schweins seiner geistigen Waare los, ohne daß ihm die fromme Behörde etwas anhaben konnte, obwohl er das Gesetz um die Licenzgebühr betrogen hatte.

Etwas über die Verwaltung und die Finanzen von China.

(Fortsetzung.)

Die unmittelbaren oder späteren Folgen dieser unglücklichen Ereignisse bei Seite lassend, würde das von Zeit zu Zeit in den Berichten der hohen Staatsbeamten angedeutete ansehnliche Deficit nicht die ernste

Besorgniß erwecken, welche es gleichwohl verursachen muß, wenn auch die Berichte diese Deficits großentheils den Unterschleifen, Fallimenten, Betrügereien sämmtlicher Unterbeamten zuschreiben. Diese Gebrechen in der Regierung haben ihren Ursprung in der Bestechbarkeit und Unthätigkeit der Beamten im allgemeinen, insbesondere aber derer, welchen die einträglichsten Zweige der Staatseinnahmen übertragen sind. Die chinesische Regierung hat das Unangenehme ihres Zustandes erkannt und die Hauptursachen dieser finanziellen Bedrängnisse entdeckt. Sie hat demzufolge eine genaue Verification sämmtlicher Rechnungen der Provinzialcassen und ihrer Magazine, sowie eine Untersuchung in Betreff der Erhebung der verschiedenen Steuern, aus welchen die Landeseinkünfte bestehen, angeordnet.

Man kam auf den Gedanken, eine große Kupfermünze in Umlauf zu bringen, die den Werth von fünfzig jetzt in Circulation befindlichen Stücken haben sollte, wodurch eine große Beschwerlichkeit im Verkehr, nämlich das unsägliche Gewicht der bis jetzt geltenden Münze gehoben wäre. Dieser Plan fand jedoch keinen Eingang. Man hat dem Kaiser eine gewisse Anzahl Verminderungen und Umgestaltungen vorgeschlagen, hat aber weder eine neue Einkommensquelle, noch ein neues Steuersystem auffinden können. In dem so beklagenswerthen System der Aemterbesetzung aber ist nicht die geringste Verbesserung vorgenommen worden; man hat keine Maaßregel getroffen, um sich von der Fähigkeit derjenigen zu überzeugen, die so ansehnliche und vielfältige Pflichten zu erfüllen haben, und wozu man sich allein durch das Studium der alten nationalen Dichter und Philosophen vorbereitet. Die Regierung hat das Verkehrte nicht eingesehen, das darin lag, daß sie keine geschickten und verdienstvollen Beamten anstellte und beförderte, sondern die Stellen, welche den rechtmäßigen Ehrgeiz solcher Beamten erwecken sollten, dem ersten Besten überläßt, der reich genug ist sie zu kaufen; sie kümmert sich wenig um den Widerspruch, der zwischen einer falschen Handlungsweise und der officiellen Theorie liegt, welche Würden und Gewalt als Lohn für wissenschaftliche Auszeichnung zuerkennt; im Gegentheil, das Darbringen freiwilliger Geschenke, die nichts anderes sind als ein Aemterverkauf nach einem regelmäßigen und gedruckten Tarif, gewinnt an Ausdehnung, je nachdem sich die Bedürfnisse des Staatsschatzes vermehren. Im Herbst 1849 ward in einem Bericht an den Kaiser um Genehmigung nachgesucht zu einem außergewöhnlichen Aemterverkauf, dessen Ertrag die zwei Millionen Taels decken sollte, welche von Reichswegen den vier Provinzen, die durch Ueberschwemmungen am meisten gelitten hatten, vorgeschossen worden waren.

Es wäre eine nutzlose Mühe all den Deficits an den Summen nachspüren zu wollen, von denen zeitweilig das amtliche Blatt Meldung thut; man würde den ganzen Umfang des durchlöcherten (neteligе gesteldheid) Zustandes der chinesischen Reichscasse doch nicht kennen lernen können, indem die Angaben zu unvollständig sind als daß man darin, selbst für eine einzelne Provinz, einen Leitfaden für das Verhältniß der Einnahmen und Ausgaben gewinnen könnte. Im December 1848 erklärte der Finanzminister, daß die Rückstände der Grundsteuer allein 7,700,000 Taels betrugen, eine Summe die nach der Guignes dem Gesammtbetrag der Civil- und Militärbesoldungen gleichkommen soll. Zur Vereinigung dieser rückständigen Summe, der größten dieses Jahres, ward ein achtmonatlicher Termin gestellt. Der Betrag dieses Deficits ist jedoch nicht so bedeutend, um einen europäischen Finanzmann in Schrecken zu versetzen, selbst wenn man die große Ungleichheit des Silberwerthes in China und bei den westlichen Völkern in Anschlag bringt; im Osten aber besagt dieß viel.

Nichtsdestoweniger äußert man Besorgniß über die anhaltende Flauheit im Eingehen sämmtlicher Landeseinkünfte, und diese Besorgniß, die das Hauptmittel des Bestehens eines großen Reiches betrifft, wird erhöht, wenn man in den Berichten den Beweis findet, daß die Mandarinen aller Classen unausgesetzt darnach streben sich den Pflichten ihres Amtes zu entziehen, daß die Beamten unaufhörlich mit ihren Untergeordneten im Streit liegen, und daß das Central-Steueramt, sey es aus Ungeschicklichkeit, sey es in Folge von Bestechung, während einer langen Reihe von Jahren die stets zunehmende finanzielle Verwirrung nicht wahrnahm, welche es längst entdeckt hätte, wenn es die für die allgemeine Wohlfahrt unerläßliche Wachsamkeit besessen oder angewendet hätte.

So hat z. B. der uns mitgetheilte Bericht in der Provinz Sche-kiang einen Rückstand von 2,846,842 Taels Silber und 1,199,595 Picols Getreide ausgewiesen, der von 1822 bis 1848, also in 26 Jahren, entstanden war. Der Kaiser bemerkte hiezu, daß vor dem Jahr 1840 die Deficits nicht sehr bedeutend, und daß auch die nicht sehr erheblich gewesen seyen, welche im Jahr 1842 durch den Einfall der Engländer verursacht worden, daß aber seit genannter Zeit die Deficits auf schreckbare Weise zugenommen hätten.

Der Kaiser machte die Großwürdenträger für dieses Uebel verantwortlich, weil sich die größten Ungehörigkeiten unter der Verwaltung derer gezeigt zu haben scheinen die während voller drei Jahre ihre Stellen bekleidet hatten. Den Exgouverneur der Provinz, der schon einmal seines Amts entkleidet, aber wieder eingesetzt worden war, suspendirte der Kaiser in seinen Verrichtungen und ließ ihn vor Gericht ziehen — ein Loos das auch dem letzten Generalintendanten widerfuhr. Ferner wurde eingeschritten gegen alle diejenigen, die während des Zeitraums, innerhalb dessen die finanziellen Regelwidrigkeiten entstanden waren, die Verrichtungen eines Intendanten zu erfüllen gehabt hatten.

In der Provinz Kiang-su belief sich das vorhandene Deficit auf mehr als 1,250,000 Taels; in der von Yün-nan war von einer Steuer von 280,000 Taels, welche man im Jahr 1845 ausgeschrieben, im Jahr 1848 noch eine Summe von 230,000 Taels unbezahlt; in der von Hu-pe, wo jährlich 1,243,000 Taels für den Staatsschatz aufgebracht werden mußten, wurden nicht mehr als 613,500 abgeliefert. Wegen der Unterschleife, großer wie kleiner, die während der eilf ersten Monate von 1848 vorfielen, wurden drei Departements-Statthalter, worunter einer wegen eines Deficits im Belaufe von 11,000 Taels, d. h. zum mindesten fünfmal dem Betrag seines Gehalts, in ihren Amtsverrichtungen eingestellt und degradirt; deßgleichen 22 Kantonsvorstände wegen Grundsteuerrückständen in ihrem Bezirk. Einer dieser letztern brachte sich ums Leben, weil er nicht im Stande war ein Deficit zu decken, das mehr betrug als die Gesammtsumme der Grundsteuer seines Bezirks.

Um zu begreifen was ein Kantonsvorstand ist, muß man sich erinnern, daß der Beamte, welcher diesen Titel trägt, die Verrichtungen eines Richters, eines Militäranführers, eines Verwalters, eines Polizei-Commissärs und Einnehmers der Landesgelder in sich vereinigt, und daß sich seine Gerichtsbarkeit über einen Flächenraum von dem Umfang eines französischen Departements erstreckt. Einige der abgesetzten Kantonsvorstände haben, auf die Erklärung ihrer Vorgesetzten, daß sie die Rückstände bereinigt, die Vergünstigung erhalten in ihre Stellen wieder eingesetzt zu werden. Dieß würde einige Verbesserung andeuten, wenn man nicht, durch die Uebertragung ihrer Register an einen Nachfolger, nur allzu oft die Entdeckung machte, daß sie, um sich aus der Verlegenheit zu retten, Gelder, die zu andern Zwecken und wohl insonderheit für örtliche Ausgaben bestimmt waren, zur Ergänzung der rückständigen Steuersummen verwendeten. Das erwähnte Mittel, die Gelder ihrer wahren Bestimmung zu entziehen, ist es hauptsächlich was das Rechnungswesen der Mandarinen in Unordnung bringt, und alle Regelmäßigkeit in der Finanzverwaltung ihres Bezirks unmöglich macht. Das chinesische Gesetz führt solche Handlungen unter der Benennung von Missethaten (misdrijven) auf.

(Schluß folgt.)

Sinken der Temperatur bei der Sonnenfinsterniß. Die Nord. Biene vom 28 August enthält einen Bericht über die Beobachtung der Sonnenfinsterniß zu Kiew von einem Hrn. Waß. Wilujeff, und dieser bemerkt, daß zur Zeit der vollen Verfinsterung in der kurzen Zeit von 5h 5′ 12″ bis 5h 12′ 11″ der Thermometer von 30° auf 21° 2, und bis 5h 18′ 11″ auf 19°, somit innerhalb 13 Minuten um 11° sank.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 230. — 25 September 1851.

Etwas über Finnland.

(Aus einem Brief in der nordischen Biene vom 21 August.)

Am 10 Julius verließ ich Wiborg. Auf der schönen, natürlichen Chaussee Finnlands rollten wir fort nach Imatra. Der Weg ist hier reizend. Nirgends in ganz Rußland, selbst nicht im übrigen Europa findet man eine so ruhige und angenehme Fahrt wie in Finnland. Auf der hohen finnischen Tarataika, die wie ein Lehnstuhl eingerichtet ist, sitzt man ruhig, und ein Paar kleine rasche Pferde bringen einen schnell bis zur folgenden Station. Hier verlangt der Aufseher der Station keine Padaroshna (russischen Reisepaß), sondern bietet nur höflich sein Dagbok an, in welches man seinen Namen einschreibt, woher man kommt, wohin man geht, mit wie viel Pferden u. s. w., man zahlt das Postgeld und in einer Minute rollt man weiter. Dabei ist das Reisen in Finnland nicht theuer; der Reisende kann sich nur eines Pferdes bedienen, und zahlt für die Werst vom Pferd 2½ Kop. S., die Städte ausgenommen, wo man von dem Pferd und der Werst 4 K. S. zahlen muß. Auf den Stationen selbst findet man alles nöthige, Thee, Kaffee, ein einfaches aber gut zubereitetes Mittag- und Abendessen. Will man schlafen, so findet man ein weiches Bett, so weiß, wie im Winter der Schnee auf den finnischen Feldern. Steht man Morgens Früh auf, und hat man sich die Augen ausgerieben, so raucht man eine Pfeife in der reinen frischen Luft! Vor den Augen, wie in einem Diorama, enthüllt sich ein prachtvolles Gemälde: der Saima-See, die über einander gethürmten riesenhaften Felsmassen, die Fichten- und Tannenwälder, die finnischen (tschuchonischen) Bauernhäuschen, und mitten darin ein kleiner Fleck Land mit goldenen Aehren. Hat man sich an diesem Bilde erfreut, so kann man gemächlich seinen Kaffee mit dicker Sahne trinken. Bei uns in Petersburg findet man, den Pachthof der Ackerbauschule abgerechnet, nirgends so dicken Rahm und so frische Milch, wie hier auf jeder Poststation in Finnland! Unsere esthnischen und finnischen Bauernweiber aus den Dörfern in der Nähe von Petersburg liefern eine mit Mehl gemischte Sahne und eine Milch, blauer als der finnische Meerbusen. Nur die Noth kann zum Ankauf dieses widerlichen Gemisches von Wasser, Mehl und Milch zwingen. Wer gutes Brod zu seinem Kaffee liebt, muß Wiborger Brezeln mitnehmen, die nirgends sonst so gut gebacken werden; man macht sie auch in Petersburg nach, es ist aber Nachgemachtes.

Das Klima von Finnland ist, der Lage des Landes gemäß, sehr gesund. Krankheiten sind sehr selten und kommen mehr von Unmäßigkeit und Unenthaltsamkeit her. Ein vernünftiger Mensch findet in Finnland alles, was zur Erhaltung der Gesundheit dienen kann: angenehme, erheiternde Gegenden, herrliche Luft, Seebäder und einfaches Landleben, was will man mehr? Im Anfang des Frühjahrs wehen hier häufig starke Nordwestwinde, die einigermaaßen die Einwohner erschrecken, indeß doch keinen Schaden anrichten. Im Sommer ziehen die Städter hinaus auf ihre Vorwerke, und leben hier bis zum September. Der Winter in Finnland ist lang. Im November, December, Januar und Februar ist das Wetter fortdauernd kalt; die Kälte steigt in dieser Zeit oft auf 28°, aber die Luft ist immer rein, klar und angenehm. Im Sommer treten nicht selten heftige kalte Regen ein, wodurch die Sommerschwüle im Junius und Julius bedeutend gemildert wird.

Bei der Menge der Meeresbuchten und Flüsse kann das Land bei angestrengter Bebauung sehr fruchtbar seyn; es ist meistens Thonsand, stellenweise aber findet sich Humus von zwei und mehr Fuß Tiefe; es ist indeß nicht überall gleichartig, denn je nach der Trockenheit oder Feuchtigkeit ist es fruchtbar oder unfruchtbar. Gewöhnlich theilt man es in drei Abtheilungen, Fichtengrund, niedern und Sumpfgrund. Der Fichtengrund ist größtentheils sandig, aber der Roggen gedeiht gut darauf. Der niedere Grund ist Humus; die Finnen pflügen ihn dreimal um, düngen ihn aber nicht. Sümpfe und Moore sind wie anderwärts mit Riethgras und Schilf bewachsen. Jenseits Wiborg, gegen Kjumen, ist der Boden, auf dem man Roggen, Hafer und Kartoffeln baut, ziemlich naß und feucht. In der Gegend von Helsingfors und Wilmanstrand ist der Boden größtentheils kalt und sandig, und es wachsen Tannen, Fichten, Birken und Eichen darauf. Weiter hinauf am finnischen Meerbusen trifft der Reisende nur ungeheure, altergraue Felsen und Berge, die mit niedrigem Fichtenwald bedeckt sind. Hier ist die Natur wild und düster; selten nur trifft man die arme Hütte eines Fischers, der auf irgend einem öden Ufer des finnischen Meerbusens sich niedergelassen hat, und in dieser seiner Ecke die ganze Welt eingeschlossen glaubt.

Die finnische Flora ist nicht reich; außer den Feldblumen wachsen einige Südpflanzen nur in den Gärten der Gutsbesitzer. An Wild und Vögeln ist das Land reich. Zu der bestimmten Jahreszeit kommen Rebhühner, Gänse, Enten, Reiher, Drosseln, und eine Menge anderer Vögel. Hausthiere haben die Finnländer ziemlich viel. In den großen Wäldern findet man Bären, Wölfe, Füchse, Luchse und eine Menge anderer Thiere, so daß es der Jäger sehr bequem hat.

Das Hauptgeschäft der Finnen ist Kohlenbrennen, Holzschlag und Fischfang. Die Finnen treiben Handel mit Petersburg

und einigen andern nördlichen Städten Rußlands. Große mit Holz, Kohlen, Fischen und Moosbeeren beladene Schiffe (Ladias) kommen jedes Jahr zahlreich nach Petersburg, und nehmen dagegen verschiedene andere Waaren mit. Diejenigen Finnen, die nicht zu faul zum Arbeiten sind, leben ganz ordentlich, haben Pferde, Kühe und Schafe. Aber der Arbeitsamen sind wenig; der Finne ist von Natur sorglos und träg. Wenn er eine Pfeife Tabak, einige hundert Stück groben Zwiebok hat, die durch ein Loch in der Mitte an einer langen Stange aufgereiht sind und von der Decke in seine Hütte herabhängen, so ist er zufrieden; hat er vollends ein Glas Branntwein zu trinken, und kann er zu Hause Swadrik, eine Art Bier, machen, so ist er vollkommen glücklich. Man kann dieß Volk die nördlichen Türken nennen; der Finne ist eben so träg wie der Türke, und gleich ihm bringt er gern sein Leben im K e i f zu. Die vorzüglichsten Eigenschaften der Finnen sind Ehrlichkeit und Gottesfurcht. Jeder von ihnen kann lesen, läßt sich seinen Kalender kommen, der in Helsingfors für sie gedruckt wird, und liest gläubig die heilige Schrift, die er fast immer bei sich führt. Jeden Sonntag geht er in die Kirche, ehrt seinen Kaiser, betet für ihn, und liebt sein Vaterland.

Am Abend hielten wir am Dorfe Sitola, das an beiden Ufern des Flusses Wokscha liegt. Dieß Dorf ist, wie überhaupt die finnischen Dörfer auf einem großen Raume zerstreut, und man sieht hier nicht die regelmäßigen russischen Dörfer, wie man sie in den Gouvernements an der Wolga findet. Der Finne wohnt nicht gern ganz nahe an seinem Nachbar, er baut seine Hütte gern eine halbe Werst davon, und nur wo die Art des Bodens es nicht gestattet, rückt er ihm auf 10 bis 5 Klafter nah. In dem Dorfe Sitola wohnen viele russische Bauern aus Jaroslowetz, Nishnei Nowgorod und andern jenseits Moskau gelegenen Gouvernements; diese fleißigen Leute ziehen gern nach Finnland, wählen sich hier einen passenden Ort aus und kaufen ein kleines Stück Land, das sie oft mit Fleiß anbauen und zu Wohlhabenheit gelangen.

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten.

Rechtsverständige.

(Fortsetzung.)

Das Schwierigste für den Deutschen bleibt immer das Sprechen vor Gericht. Die englische Aussprache in dem Flusse und Guße zu gebrauchen, wie sie den amerikanischen Anwälten stets zu Gebote stehen muß, und, worauf bei ihnen so viel ankommt, in jedem einzelnen Falle gerade den richtigen schlagenden Ausdruck zu finden, das lernt man erst durch Uebung. Wem aber die Natur eine langsame Zunge gegeben, der bleibe fort von der amerikanischen Bar. Noch nothwendiger ist die Gewandtheit, einen Rechtsfall zu behandeln, ihn wie einen Ball hin und her zu schlagen, blitzschnell die Lage der Sache, wie sie sich im Laufe der mündlichen Verhandlung ändert, aufzufassen und sogleich den Gegner mit der richtigen Waffe zu überstürzen, ganz insbesondere auch die Zeugen zum Vortheil des Clienten sprechen zu lassen und ihre nachtheiligen Aussagen im Kreuzverhör zu verdunkeln, und endlich mit rednerischer Kraft auf die Geschwornen und Zuhörer einzuwirken. In allem dem haben die Englischen einen sehr beträchtlichen Vortheil über den Deutschen. Dieser ist an das öffentliche Reden und Verhandeln noch nicht so gewohnt, der Englische aber ist darin aufgewachsen, seine tägliche Unterhaltung mit seinen Bekannten und jedes seiner Geschäfte ist ein solches Verhandeln mit Worten und Gründen. Dazu ist die schnelle Auffassungsgabe, die Gewandtheit im Wortgefecht, die Schlagkraft in Gründen dem englischen Amerikaner gleichsam angeboren.

Aus solchen Gründen haben sich verhältnißmäßig noch wenige Deutsche als Rechtsanwälte ausgezeichnet, oder vielmehr, es haben sich diesem Berufe noch wenige ausgezeichnete Kräfte unter den Deutschen mit Ernst gewidmet. Noch jetzt kommt es vor, daß deutsche Lehrer oder Zeitungsschreiber sich etwas in den Rechtsbüchern umsehen und dann Notare und später Anwälte werden, ohne Beruf oder Vorkenntnisse dazu zu haben. Daß aber der Deutsche auch in diesem Fache, wie in jedem andern, wenn er will und mit Lust und Liebe daran geht, durchdringt und dann ebenso weit kommt als irgend ein anderer, das kann man in St. Louis, Neuorleans, Philadelphia und andern Städten erfahren, wenn man die bessern deutschen Anwälte dort reden hört. Etwas natürliche Gabe mitgebracht und in Amerika eine Zeit lang unverdrossen geübt, das wird ohne allen Zweifel auch deutsche Amerikaner zu guten Anwälten und Richtern machen.

Kein Stand ist aber belohnender und keiner unter den deutschen Amerikanern nothwendiger, als der eines deutschen Anwaltes.

Die Rechtsverständigen, die Vertheidiger des Volks vor den Gerichten, die Schlichter verworrener Ansprüche, — das sind auch die Männer, welche für das Volk in den gesetzgebenden Versammlungen zu sprechen haben, das sind die künftigen Congreßmitglieder, Gouverneurs und Präsidenten. Sie haben in ihrem Wohnorte in allen wichtigen Angelegenheiten desselben eine Hand im Spiele und oft die erste, ihre Geschäfte werden reichlich belohnt, und sie stehen unter den Vordersten in der Gesellschaft. Für ihre Landsleute sind aber deutsche Anwälte ganz besonders nöthig, sie müssen deren Rathgeber in Geschäften, deren Vertheidiger vor Gericht, deren Sprecher in den gesetzgebenden Versammlungen werden. Die Deutschen sind so lange den nativistischen Unterdrückungen ausgesetzt, als sie nicht überall tüchtige Anwälte in ihrer Mitte haben. Jetzt müssen sie sich noch vielfach an Leute wenden, denen sie sich kaum verständlich machen können. Deutsche Rechtsverständige haben auch vor allen die edle Aufgabe, den Grund dazu zu legen, daß die verjährten Uebelstände des amerikanischen Rechtswesens weggeräumt und dem Volke jene so große Wohlthat verschafft wird, ein vernünftiges und einfaches bürgerliches Recht, in welchem der Bürger sich zurecht finden und seine Anweisung und seinen Schutz für seine Geschäfte finden kann. Man hört oft genug in Amerika den Ausspruch, daß ein gesunder Geldumlauf, gute Schulen und eine tüchtige Rechtspflege jeden Staat aufrecht hielten; aber man fängt auch an einzusehen, daß namentlich im letzten dieser drei Stücke noch außerordentlich viel zu wünschen sey. Amerika mit seinem jungen flüssigen Staatswesen, welches noch nicht unter der Last der Jahrhunderte erliegt, bietet Raum und Mittel, ein einfaches vernünftiges Recht der Menschheit vor Augen zu stellen und sie von dem aus grauen Zeiten her noch aufgehäuften Rechtsunrath zu befreien: das Bedürfniß danach ist in den Vereinigten, insbesondere den westlichen Staaten empfindlich rege gemacht. Aber die alten Advocaten würden ja bei solcher Umwandlung der Dinge ihr bestes, ihre Kenntniß der verwickelten Rechtsgeschäfte und alten Formen, ihre Kniffe und Pfiffe verlieren, sie sträuben sich auf das hartnäckigste. Gerade deutsche Rechtsverständige müssen hierin das ihrige thun.

Kein bedeutenderes Amt also, welches ein unternehmender junger Deutscher ergreifen kann, als das eines Rechtsanwaltes.

Es ist schwierig, sich darin auszuzeichnen, aber höchst belohnend. Der Weg, um zu diesem Amte zu gelangen, ist folgender. Man tritt bei einem der bedeutenderen Anwälte als Gehülfe ein und arbeitet auf seiner Stube und unter seinen Augen in den Sachen, welche er selbst zu führen hat; dabei lernt man die Urkunden über Rechtsgeschäfte abfassen und den Gang des amerikanischen Processes durch praktische Uebung. Zugleich sucht man aus den Büchern des Anwalts Belehrung zusammen. Hat man einige Fertigkeit erlangt, so läßt man sich von seinem Meister oder durch dessen Verwendung an die oberste Behörde des Staats zum Notar empfehlen, stellt zwei Bürgen für eine Summe von 1500 bis 2000 Dollars, und erhält nun die Erlaubniß, drei Jahre lang als öffentlicher Notar zu handeln; dabei ist man zugleich Rechtsbeirath (Consulent). Solcher sind freilich sehr viele. Die amerikanischen Anwälte, welche nicht selbst deutsch verstehen, nehmen jetzt nicht selten einen halbweg gebildeten deutschen Gehülfen ins Geschäft und geben ihm entweder einen Gehalt oder einen Antheil an den Sporteln. Wo es irgend möglich ist, hat man Vorlesungen an einer Rechtsschule in Amerika selbst zu besuchen; wer einige Zeit in Cambridge gewesen, dem wird es zur besondern Empfehlung gereichen. Ist man fünf Jahre im Lande gewesen, so daß man Bürger der Vereinigten Staaten geworden ist, so reicht man das Zeugniß darüber zugleich mit dem Zeugniß des Anwalts, daß man zwei Jahre sich bei ihm der Rechte beflissen habe und ein ehrenhafter Mann sey, sammt den etwaigen Universitäts-Zeugnissen bei einem Obergericht ein. Dieses ernennt ein Paar von seinen Mitgliedern zur Prüfung, welche indessen keineswegs strenge ist. Auf Grund des Zeugnisses über den guten Bestand dieser Prüfung und auf Grund der übrigen Zeugnisse wird man darauf bei dem Gerichte eingeschworen und als einer seiner Anwälte (Member of the Bar) eingeschrieben. Dann ist der Weg zum Geldgewinnen und zu allen Ehrenstellen des Landes geöffnet. Man kann aber auch dabei verhungern, wenn man kein Geschick zum Anwalte hat, das Notariat bringt gar zu wenig ein. Das Gericht führt über die bei ihm eingeschriebenen Anwälte die Aufsicht und kann jeden derselben wegen Beleidigung des Gerichtshofes oder wegen ehrlosen Benehmens von seiner Liste wegstreichen; jedoch bleibt einem solchen dann noch die Berufung an ein anderes oder höheres Gericht freigelassen.

In manchen Staaten ist der Weg zur Erlangung des Anwaltsamtes noch leichter als der hier bezeichnete. Eine Hauptregel aber für deutsche Rechtsgelehrte ist und bleibt immer, bald nach dem Westen zu gehen und dort in einer der Bezirksstädte sich niederzulassen. Dort faßt er am sichersten Grund, wird bekannt und beliebt unter den Landsleuten, besonders unter den Deutschen, und wird selbst in dem Grade bedeutender, als die Gegend mehr besiedelt wird, und das geschieht dort schnell. Freilich hat auch er mit der Dürre und geistigen Oede und Unfreudigkeit des amerikanischen Lebens zu kämpfen. Er ist verloren, wenn er zu grübeln anfängt und sich nicht mit all seinem Denken in die Geschäfte und die Politik stürzt. Dann ist er aber auch der Mann für den Richterstuhl und die gesetzgebende Versammlung der Landesabgeordneten.

(Fortsetzung folgt.)

Der einstige Zusammenhang Irlands mit dem Süden und Westen.

Wir erwähnen eines Werks betitelt: the natural History of Ireland. By W. Thomson, nicht wegen seines Inhalts, der wegen der Specialität, worin es sich vertieft, uns gar nicht berührt, sondern wegen der Vorbemerkungen, womit das Athenäum (vom 13 September) eine kurze kritische Behandlung desselben einleitet. Diese Vorbemerkung lautet folgendermaßen: „Irland hat für den Naturforscher ein besonderes Interesse. Durch ein weites Meer von dem übrigen Theile der brittischen Inseln getrennt zeigt es schon aus diesem Grunde unterscheidende Eigenthümlichkeiten; aber als der westlichste Theil unserer Inseln und näher als die andern auf der einen Seite mit der westlichen Welt, auf der andern mit den südlichen Theilen Europa's verbunden, ist es ein Fleck, wo einige der wichtigsten Fragen über das Alter der geologischen Schichten und die Katastrophen die sie erfahren haben, gelöst werden müssen, ebenso einige andere nicht minder interessante Punkte hinsichtlich der geographischen Vertheilung von Pflanzen und Thieren. Bereits hat Prof. E. Forbes aus der Identität vegetabilischer und animalischer Formen in Irland und im Süden Europa's geschlossen, daß früher das Land nach Süden und Westen sich ausdehnte, und somit den Satz aufgestellt, daß man durch Forschungen in der vergleichenden Botanik und Zoologie zur Gewißheit gelangen könne, daß einst ein atlantischer Continent von der alten bis zur neuen Welt sich erstreckte, und mit organischen Wesen bedeckt war, die von gewissen Mittelpunkten aus nach Norden und Süden, Osten und Westen sich verbreitet hatten. Diese Annahme, die zuerst als eine ausschweifende Hypothese erschien, gewinnt mit jedem Tag mehr Wahrscheinlichkeit, und die Thatsachen, die zu ihren Gunsten sprechen, häufen sich. Auch Thompsons Werk, das vorerst nur die Vögel umfaßt, gibt seinen Beitrag hiezu."

Etwas über die Verwaltung und die Finanzen von China.

(Schluß.)

Die Untersuchung all dieser Unordnungen ward eingeleitet auf Ansuchen verschiedener hoher Beamten, unter denen sich Ki-ing befand. Der von ihm an den Kaiser gerichtete Bericht drang darauf, daß das Rechnungswesen der Provinzen und Departements einer strengen Untersuchung unterzogen werde. In diesem Geist abgefaßte Weisungen wurden den Generalgouverneuren und Gouverneuren übersendet; bei solchen Gelegenheiten gehen stets besondere Commissarien von Peking nach den Gegenden, über deren Verwaltung Klage eingelaufen. Der Bericht stellt ferner folgende Anträge: die von den Provinzen Ghan-whui, Kiang-su, Kiang-si, Sche-keang, Hu-pe, Hu-nan, Honan, Schan-tung und Yünnan aufzubringenden Getreidelieferungen möchten fortan zu Peking in Geld, an Ort und Stelle in Natura bezahlt, die Verwaltung des Salzmonopols einer Aenderung unterzogen, die für die Canalisation des gelben Flusses angewiesenen Gelder, sowie das für die öffentlichen Arbeiten (werksamheden) bestimmte Personal vermindert und die Ausbeutung der Silberbergwerke von Se-tschuen, Yunnan, Kwang-si und Kiang-si unternommen werden.

Im Sommer dieses Jahrs wurden Proben veranstaltet mit Erz, das man in den Bergen des Bezirks gewonnen hatte, worin Peking liegt; aber dieses Erz gab nicht mehr als $^{5}/_{100}$ reines Silber, weßhalb, da die Kosten nicht gedeckt und eine große Anzahl Menschen nutzlos dahin gelockt werden würden, die Bergwerke, zur Verhütung aller Unordnungen, wieder geschlossen wurden.

Unter den viele Abhülfe erheischenden Gebrechen nannte ein Inspector die Handelsweise der Banken zu Peking. Er wies fünf Bankiers nach, die den Verkauf von Adelsbriefen in ihre Hände zu bringen gewußt hätten, zum Schaden der Betheiligten, welche außer dem Preise für den Titel noch eine ansehnliche Commissionsgebühr bezahlen müßten; ferner sey dieses Verfahren auch nachtheilig für den öffentlichen Dienst

Und in der That bezahlen alljährlich, und selbst zu verschiedenenmalen des Jahres bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, reiche Privatleute ansehnliche Summen für einen Titel oder eine Würde. Gegenwärtig wenden sie sich geradezu an die Pekinger Bankiers, welche die Titel durch Unterhändler von der Direction des Staatsschatzes kaufen, und die man im Verdacht hat, daß sie den Angestellten die Hände füllen, damit ihnen die Würden zu niedrigeren Preisen überlassen werden Ein andrer Bericht weist die Verluste nach, die der Schatz durch die

vielen Personen erleide, die einen Titel nehmen, ohne einen Knopf gekauft zu haben, und dringt aufs stärkste darauf, daß man von den neuen Titelinhabern oder ihren nächsten Blutsverwandten fordere, sie sollten den Beamten des Schatzes ein in gehöriger Form abgefaßtes Diplom vorweisen.

Zu Kanton ward in den ersten Tagen des Januars 1850 durch Anschlag bekannt gemacht, daß ein Commissionshaus bestehe, welches sich 300 Taels zugeeignet habe von einer Summe von 1800 Taels, die ein Eingesessener von Kiang-su demselben anvertraut, um sie nach Peking zu senden und dafür den Rang eines Unter-Statthalters zu kaufen. Die einem Schatzbeamten ertheilte Entlassung, weil er einer Bank von Peking ein Mandat angeboten statt der seiner Obhut anvertrauten klingenden Münze, zeigt, wie sehr die Staatsbeamten den Banken unter die Arme griffen. Uebrigens genießt der Staat einen ansehnlichen Vortheil von den patentirten Geldmäklern, die fast alle mit den Bankiers in Verbindung stehen.

Die Berichte klagen ferner sehr über die langsame Verfuhr des aus dem Süden kommenden Getreides. Unlängst ist eine ganze Flotte auf dem Poyang-See untergegangen. Die mit dem Empfang des Getreides in den Zwischenlagern beauftragten Personen führen unaufhörlich Klage über den schlechten Stand und die Deficite in den Getreidemassen, die durch den großen Canal kommen. Auch lenken sie die Aufmerksamkeit auf die Gewaltthaten und Erpressungen, welche von den Wächtern verübt werden, die mit der Begleitung der Transporte bis an den Pe-tsche-li beauftragt sind.

Das für die kaiserliche Münze in Peking nothwendige Metall war im August 1849 beinahe verbraucht; zu genauer Noth blieb soviel übrig als die Vermünzung während ein paar Monaten erheischte. Das Gefrieren des Canals im Verlaufe eines Theils des Winters von 1848 ward als Hinderniß angeführt gegen den zeitigen Empfang einer aus Kwei-schan abgesendeten Ladung Blei; allein was die Ladung Kupfer für den Dienst von 1847—1848 betrifft, welche die Provinz Yünnan nach dem Südwesten abgeschickt, und deren Ankunft man unlängst in der Provinz Schangtung und selbst zu Tien-Tsin, wenige Meilen von Peking, gemeldet hatte, so haben die Münzbeamten davon noch nichts gehört. Die wahre Ursache dieser unglaublichen Verzögerungen ist die Habsucht der Beamten, denen das Geleite eines Transports übertragen ist, und die eine Steuer von jedem Fahrzeug erheben, dem sie begegnen oder an dem sie vorüberfahren, und zwar unter dem Vorwand, daß diese Fahrzeuge den Regierungsschiffen den Weg versperren.

Bei der Salzverwaltung werden die Ungebührlichkeiten am weitesten getrieben; die neueste Untersuchung tadelt denn auch diesen Verwaltungszweig in hohem Maaße. Um nur Ein Beispiel davon zu geben, genüge zu wissen, daß die Provinz Schan-tung ein Salzaufbringen von 120,720 Taels zu liefern hatte, und dennoch beträgt das im Jahr 1848 entdeckte Deficit die Summe von 87,571 Taels, wovon 67,550 Taels an Rückständen aus den Jahren 1844—1848.

Eine von Ki-ing, als oberstem Commissär, angestellte Untersuchung hat die Gefangensetzung des gegenwärtigen Gouverneurs, vier seiner Vorgänger und achtzehn Erdirectoren zur Folge gehabt, die des Betrugs im Verein mit den Salzverkäufern und der Unterschlagung beschuldigt sind. Der gegenwärtige Director bezichtigte den Gouverneur, er habe ihn zwingen wollen seine Entlassung einzureichen, unter dem Vorwand geschwächter Gesundheit — ein Vorfall bei dem auch der Finanz-Inspector stark betheiligt war.

Die Vermögen, welche die Beamten der Salzregie und die bevorrechteten Salzverkäufer zusammengescharrt, sind ungeheuer. Die Rückstände der Salzeinkünfte wurden meistens dadurch verursacht, daß die Verkäufer, mittelst Geschenken, sich Jahr aus Jahr ein als Schuldner der Regierung einzuschreiben und die Gelder bei sich zu behalten wußten, welche sie in die Reichscasse hätten abgeben lassen sollen. Umsonst hat der Kaiser durch ein Edict von 1847 sein Mißfallen über diese Ungebührlichkeit zu erkennen gegeben. Kurz darauf wurden diese schlechten Praktiken noch stärker fortgesetzt als früher. Uebrigens gibt das Monopol an verschiedenen Plätzen keinen Vortheil mehr. Der Salzdirector in der Provinz Tientsin sagt in seinem Bericht, er habe in dem Nachjahr von 1848 gefunden, daß sich der Preis des Salzes sehr erhöht, das Capital der Käufer stark vermindert, der Schleichhandel zugenommen, die Regierungsmandate auf die Salzcasse ansehnlichen Verlust erlitten und die Kaufleute wenig Lust bezeugt hätten Bestellungen zu machen. Im Monat August desselben Jahrs hatten 44 von den 185 Bezirken der Provinz Pe-tsche-li, wo das Salz aus dem großen Depot von Tschang-lu verschleißt wird, solche finanzielle Bedrängnisse erlitten, daß die Regierung genöthigt war die Patente aller Verkäufer einzuziehen und das Salz geradezu auf eigene Rechnung zu verkaufen.

Es sollte billigerweise Befremden erregen hier nicht einige Einzelheiten angegeben zu sehen über den Opiumhandel. Die Gesetze gegen diese Handelswaare werden in derselben vollen Strenge gehandhabt. Während des Jahrs 1848 haben drei Beschlagnahmen von Opium stattgefunden, die eine in Peking, die zweite in Pe-tsche-li und die dritte außerhalb der großen Mauer. Ein unlängst eingelaufener Bericht thut eines Auflaufs Erwähnung, der die Befreiung eines wegen Opiumrauchens verhafteten Mandarinen zum Zweck hatte. Durch ein im Monat October ausgefertigtes Decret ward die Vollstreckung der Todesstrafe, wozu ein Staatsbeamter durch den Criminalgerichtshof, dem man seine Sache zugewiesen hatte, verurtheilt worden war, um ein Jahr verschoben. Der Gerichtshof hat die Bestätigung des gegen diesen Beamten und einige Leute aus dem Volk gefällten Urtheils dem persönlichen Ausspruch des Kaisers unterworfen. Hunai-tsi, der vor dem Kriege degradirt worden, weil er den Vorschlag gemacht hatte das Opium gegen eine Gebühr von 8 Procent zuzulassen, hat seine Ungnade überstanden, und ward im Jahr 1849 bei einer der Untersuchungscommissionen aufgeführt. Uebrigens ist keine Rede mehr von Aufhebung des Verbots, obschon die kaiserlichen Edicte nicht mehr gegen das Opium in die Welt geschleudert werden.

Aus den Zeugnissen der Chinesen und den von Hafenbeamten herrührenden amtlichen Angaben erhellt, daß die Mohnpflanze gegenwärtig in neun Provinzen des Reichs gebaut wird. Der Ertrag der Mohnernte im Jahr 1847 wird für die Provinz Kwan-tung allein auf 10,000 Picals geschätzt.

Die Opiumfabrikanten können sich noch nicht rühmen, mit denen Indiens zu wetteifern; sie kennen die Zubereitung nur sehr unvollkommen, weßhalb sie einen großen Theil des Mohnkopfsaftes verlieren; allein man darf nicht vergessen, daß in den innern Theilen des Reichs dieser Gewerbszweig noch im Zustande der Kindheit ist. Die ihres Geruchs und Geschmacks wegen geachtetste Sorte ist die aus der Provinz Kwan-su, wo der Mohn wild wächst. Wenn die chinesische Regierung, durch den Vortheil eines ansehnlichen Einkommens veranlaßt, die Mohnzucht zur Bereitung des Opiums zuließe, so würde die Provinz Kwan-su, die größte und zugleich ärmste des ganzen Reichs, schnell an Wohlfahrt zunehmen, und damit zugleich dem Schmuggel, mit diesem aber dem Handel mit diesem Gift, der Todesstreich versetzt werden.

Ungewöhnliches Steigen des Michigansees. Die Nordische Biene vom 4 September enthält — wir wissen nicht aus welcher Quelle, und können deßhalb auch die Wahrheit nicht näher verbürgen, da sie uns in englischen und amerikanischen Blättern nicht aufgestoßen — folgende interessante Nachricht: „die Bevölkerung des Staats Michigan befindet sich in großer Aufregung in Folge einer ganz ungewöhnlichen und noch unerklärten Erscheinung. Einmal oder zweimal in der Woche steigen die Gewässer des Michigansees im Laufe von ein oder zwei Stunden um 4 bis 5 Fuß. Nachdem sie einige Tage auf dieser Höhe verblieben, fallen sie ebenso schnell wieder, um dann aufs neue zu steigen. Die Bewohner der auf einem Landvorsprung gelegenen und von den Wassern des Sees umgebenen Stadt Chicago sind in fortdauernder Angst über dieß unvermuthete und plötzliche Steigen des Wassers, und befürchten, ihre Stadt möchte plötzlich durch den See überschwemmt werden." Vielleicht bringt das nächste Heft von Sillimans Journal of Science näheres über diese Erscheinung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 231. 26 September 1851.

Beitrag zur Kunde über Luftspiegelung.

(Aus dem geologischen Rapport über die Kupferdistricte am Lake Superior von J. D. Whitney und J. W. Foster, der Vereinigten Staaten Geologen. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Arthur Schott.)

Der Temperaturunterschied in der Luft und in den Wassern des Lake Superior verursacht verschiedene optische Luftbilder, als Mirage oder Fata Morgana genugsam bekannt. Berge mit darauf gestellten verkehrten Kegeln, Landstriche auf dem Spiegel des Sees, wo keine sind, grüne felsenumgürtete Auen heben sich mitten aus der silbernen Fluth, stehen eine Weile, um bald darauf wieder zu verschwinden. Nähert man sich Keweenawpoint, so begrüßt der Berg Haughton den Schiffer zuerst, seine Spitze dient ihm als Landmarke auf der glatten spurlosen Wasserbahn. Ein und ein andermal beobachteten wir bei eigenthümlichen atmosphärischen Verhältnissen diesen Berg verkehrt in den Lüften schwebend, lange ehe der wirkliche Berg gesehen werden konnte.

Am nördlichen Ufer des Sees vergeht selten ein Tag während der Sommermonate, daß nicht solche Erscheinungen und Luftbilder zu sehen wären. Die Papsberge nahe an der Einfahrt in die Neepigonbai erscheinen bald wie ein paar Sanduhrengläser, bald als Krater von mächtigen Rauchsäulen umgeben.

Die Thunderbay bietet Aehnliches. Zuweilen scheint es als ob das Donnerkap, ein riesiger Ambaß, mit einem seiner Arme weit in den See hereinrage, dann wieder als ob dasselbe von oben bis auf den Grund gespalten, weit aufklaffend vor den Augen des Beschauers stünde.

Solche Erscheinungen sind in diesen Landstrichen überhaupt viel gewöhnlicher als an der Küste des atlantischen Oceans. Der Grad solcher Strahlenbrechung, vom Stand der Atmosphäre abhängig, ist besonders den größten Theil des Sommers über außerordentlich veränderlich. Dieß verursacht bei astronomischen Beobachtungen die größten Schwierigkeiten. Beobachtungen während dieser Jahreszeit, Nachmittags gemacht, sind größtentheils werthlos, wie es die bei Nacht gemachten immer sind. Oft mag beim Observiren der Sonne mit künstlichem Horizont solche veränderliche Strahlenbrechung mit ins Spiel kommen, wenn zwei Bilder ineinanderfließend vorkommen und sich während weniger Minuten um ein Bedeutendes trennen, während die eigentliche Bewegung der Sonne gar nicht aufzunehmen ist. Solche Abweichungen betragen oft einige Minuten, und hierauf basirte Resultate sind natürlich werthlos. Morgenbeobachtungen während eines stätigen frischen Windhauchs und bei vollkommen wolkenlosem Himmel aufgenommen fanden wir allein bewährt.

Aehnliche Luftbildererscheinungen nahmen wir bei Sonnenuntergang wahr, während deren Feuerscheibe unter den verschiedensten Gestaltungen in die Fluthen sank. Da ändert sich zum Beispiel in einem Augenblick eine Bienform und wird eirund, dann verlängert sie schnell wieder ihr oberes Ende und erscheint wie eine riesige Lichtflamme, für einen Augenblick über den See hinleuchtend, um dann plötzlich zu erlöschen.

Am 19 Junius 1849 sahen wir die Sonne mit einem Viereck gekrönt in den See hinabsinken, dessen Längenseite auf der Scheibe aufliegend ungefähr den Durchmesser des Sonnenballs haben mochte. Die obere Längenseite ragte etwas über die Seitenlinien vor und war länger als die untere.

Die Ursache solcher Erscheinungen erklärt sich leicht aus dem unaufhörlichen Wechsel verschieden erwärmter und ebenso verschieden mit Feuchtigkeit geschwängerter Luftschichten. Wer die Seen häufig befährt, kann oft zwei sich heftig gegen einander bewegende Luftschichten im Lauf der Wolken wahrnehmen. Ja oft sind die scheitelrechten Linien, an welchen solche verschiedene Luftschichten wahrzunehmen sind, sehr klein, so daß z. B. die untern Segel eines Fahrzeugs völlig schlaff herabhängen, während die obern vom Winde gebläht sind.

Anmerkungen des Uebersetzers.

Erscheinungen der Luftspiegelung sind viel häufiger als man gewöhnlich glaubt, nur springen sie nicht immer und überall gleich vollständig und wunderbar in die Augen. Am häufigsten erscheinen sie in der Nähe großer Wasserflächen oder Landebenen oder auch über hügeligen Flächen, deren Höhen mehr oder weniger in gleichem Niveau liegen. Hier wechseln, wie Berg und Thal, in verschiedenem Grad erwärmte Luftschichten hinter einander, welche dann die spiegelnde Strahlenbrechung hervorbringen. Dieselben Ursachen, nur gleichförmiger, bietet die schiefübersehene Fläche von Wasser oder Land, wo sich oft wirklich vorhandene Gegenstände, wie bewachsene Ufer, Bäume oder Gebäude u. dgl. ziemlich hoch über den Horizont erheben, als ob sie in der Luft stünden, während dem das Bild erscheint, als ob ein See oder breiter Fluß Vor- und Hintergrund trennte. Dieß ist, was der Araber das Gespenst der Wüste nennt, was ich in den Flächen Ungarns, namentlich im Banat, in Serbien und der Walachei zu unzähligenmalen beobachtete, und was mir darum bei meiner Fahrt auf nordamerikanischen Landseen nicht mehr neu war, als ich da bald die amerikanischen, bald die canadischen Ufer, oder vielmehr deren Bäume sich hoch über das Wasser erheben sah. Ganz ähnlich erschien uns Passagieren auch an der atlantischen Küste das Ufer des Fire Island vor der Hudsonsbay.

Wer hat nicht schon das Flimmern der Luftschichte unmittelbar über Ackerflächen wahrgenommen, wenn die Sonne Mor-

gens beginnt, Grund und Boden zu erwärmen. Legt man sich da nieder, um diese Erscheinung wagrecht zu durchblicken, so bemerkt man ein unaufhörliches Durcheinanderwallen gebrochener Luftspiegelbilder. Dieß ist Luftspiegelung in kleinen aber dicht zusammengereihten Einzeltheilen. Mit einiger Aufmerksamkeit lassen sich solche unter ähnlichen Bedingungen an Felswänden oder Mauern wahrnehmen, je nachdem man den Blick drüber hingleiten läßt. Wie darin festgebannt erscheinen ähnliche Bilder, wenn man durch Glas von unreinem Fluß sieht.

Die Ursachen der verschiedenen Luftspiegelbilder, und daß man dieselben bald doppelt, bald verzogen oder verkehrt, bald oben bald unten erblickt, erklären sich durch die Optik, welche hierüber Belehrung verschaffen kann.

Daß man auf dem Horizont Sonne und Mond regelmäßig viel größer und dunkler gefärbt sieht, sowie die Erklärung davon ist längst bekannt, ohne daß man weiter darauf achtet, ungeachtet es dieselben Gesetze der Luftspiegelung sind.

Nachmittags und Sommers, als in den Zeiten des Tags und des Jahres, wo die Wirkungen der Sonne am meisten hervortreten, erscheinen auch Luftspiegelbilder am häufigsten und augenscheinlichsten. In den Flächen des Banats, namentlich im dortigen Flugsand und in den Ebenen um die Werschitzer Sümpfe bemerkte ich sie zumeist von 10 Uhr Vormittags an bis gegen Abend.

Bei der Bildung dieser Erscheinungen scheint auch die Bedeckung der Bodenoberfläche wesentlichen Einfluß zu haben. Jedenfalls muß die Insolation einer nackten Sandfläche ein ganz anderes Wiederausstrahlen zur Folge haben, als wo Luft und Licht vom dichten Rasen einer Grasfläche oder der Decke von Gebüsch und Wald die darauf fallenden Strahlen brechen und zersetzen.

Schichten von kohlensaurem Gas, welche von keiner Pflanzenwelt empfangen und zerlegt oder nicht durch Winde zertheilt werden, brechen die Lichtstrahlen unter anderem Winkel als die gewöhnliche Atmosphäre, daher können Sümpfe, Gewässer und nackte Einöden sehr thätig bei Schaffung von Luftspiegelbildern seyn.

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Theologen.

Das woran sich protestantische Prediger in den Vereinigten Staaten so schwer gewöhnen, ist ihre Abhängigkeit von den Gemeinden. Diese bilden sich und zergehen wieder, und sie bestimmen jährlich, wie viel der Prediger haben soll. Der Republikanismus zeigt sich auch in kirchlichen Dingen. Nicht allein über die äußere Anordnung der kirchlichen Zusammenkünfte, über Kirchenvermögen und Kirchhof, sondern auch wohl über Lehren und Glaubenssätze geben die Mitglieder der Gemeinde ihre Willensmeinung dem Prediger zu erkennen, mit dem Winke, sich darnach zu richten oder ein Beitrag gebendes Mitglied zu verlieren. Spaltungen und Zwietracht über dergleichen Dinge sind in den Gemeinden ganz gewöhnlich, und ein Mann, den der Prediger beleidigt hat, kann ihm manchmal ein Drittel der Gemeinde abspänstig machen, einen andern Prediger verschreiben und im Umsehen eine besondere Gemeinde aufrichten. Der Prediger muß daher sich bescheiden, gefällig und hörsam darstellen, eine Sache, die manchem Gottesgelehrten große Anstrengung kostet. Die ältern größern Gemeinden in den Städten abgerechnet, ist des protestantischen Predigers Gehalt geringe, und seine Arbeit und Mühe groß. Manchen Tag hat er seine Anzahl Meilen weit zu reiten, um zu seinen zerstreut wohnenden Gemeindegliedern zu kommen. Ein angenehmes Haus, wie die Pfarrer in Deutschland, können nur sehr wenige deutsche Prediger in Amerika machen.

Sodann herrscht ein sehr lebhaftes Benehmen unter ihnen selbst. Es gibt schon in Deutschland genug Hirten der Kirche, welche ziemliche Stücke von gegenseitiger Verketzerung und Verleumdung aufführen, das ist aber gar nichts gegen das, was in dieser Beziehung in Amerika geleistet wird. Eine besondere Kraft darin bekunden die Sendlinge der protestantischen Missionsanstalten, welche in geistlichem Stolze mitunter wahre Helden sind. So dankbar das Streben jener Anstalten, die amerikanischen Landsleute mit Predigern und Lehrern zu versehen, und sie nicht unter die englischen Secten fallen zu lassen, anzuerkennen ist, so ist ihnen gleichwohl dringend zu rathen, ihren Zöglingen weniger Eifer, aber viel mehr Kenntnisse und Duldsamkeit einzuflößen. Es hat sich auch außerdem gerade unter den protestantischen Predigern in Amerika viel Gesindel mit halber Schulbildung eingeschlichen, welches auf andere Weise sein Brod nicht gewinnen konnte. Dieß Volk findet in Hetzereien seinen Halt und seine Freude. Endlich kommen auch die methodistischen Prediger und die katholischen Priester, welche mit großem Eifer und mit noch mehr Geschick und Erfolg unverdrossen ihren Weg fortsetzen, die deutsch-protestantischen Gemeindeglieder zu sich herüberzuziehen. Die Prediger der letztern befinden sich daher mehr oder weniger fortwährend im Kampfe.

Uebrigens findet jeder protestantische Theologe, welcher Glaubensrichtung er auch huldigen mag, in den Vereinigten Staaten Gemeinden seines Bekenntnisses, Strenggläubige, Rationalisten und Freidenker; Gemeinden der letztern sind noch wenige und nur in den größern Städten, die Altgläubigen haben die Mehrheit; die Rationalisten aber nehmen bereits eine feste Stellung ein und breiten sich nicht minder aus als ihre Gegner. Wahrscheinlich findet der deutsche Theologe bald eine Anstellung, insbesondere wenn er seine Schul- und Universitätszeugnisse und Empfehlungen von bekannten Professoren und Predigern in Deutschland vorzeigen kann. Ein Prediger in den Staaten empfiehlt ihn dann an den andern, bis er eine Gemeinde findet, in der das Predigtamt verwaist ist. Kann er nicht dazu kommen, so muß er sich irgendwo im weiten Westen eine Gemeinde zusammensuchen, was im Ganzen genommen recht mühsam ist. Es gibt aber dort noch unzählige Plätze, wo bereits viele Deutsche, aber ohne alle kirchliche Freude und Erbauung, zusammenwohnen und sich auf gegebene Anregung gern vereinigen, um eine kleine Kirche zu bauen und einen jährlichen „Lohn" für den Prediger zu unterzeichnen.

Der strenggläubige Ankömmling wendet sich am besten gleich an die Synoden. Die lutherischen, reformirten und hie und da auch schon die evangelischen Gemeinden in einem Staate oder in einem Theile desselben stehen in einem Verband und halten durch die Prediger und Laienabgeordneten regelmäßige, in dringenden Fällen auch außerordentliche Versammlungen, in welchen über Ausbreitung des Bekenntnisses, Zucht und Anstellung der Prediger und Streitigkeiten in den Gemeinden verhandelt wird. Die Geschäfte führen Präsident, Schatzmeister und Schreiber. Die Verhandlungen werden in der Regel veröffentlicht. Es trägt

die Synodalverfassung unverkennbar sehr viel dazu bei, das kirchliche Leben rege zu halten.

Diese Synoden haben ihren gedeihlichsten Boden im Osten. Im Westen dagegen vermehren sich die unabhängigen Gemeinden, welche ohne kirchlichen Verband als höchstens mit benachbarten Gemeinden ihre Angelegenheiten mit eigener Hand leiten. Sie entwerfen sich ein Grundgesetz, wählen ihre Prediger selbst, übertragen einem Vorstande oder Kirchenrath die gewöhnlichen Vorkommenheiten, und halten für wichtige Fälle Versammlungen, in denen die ganze Gemeinde durch Stimmenmehrheit entscheidet. In den unabhängigen Gemeinden ist eine freiere Auffassung des Kirchenglaubens vorherrschend und meist durch wissenschaftlich gebildete Prediger vertreten. Manche dieser Gemeinden haben in ihrem Grundgesetze ausgesprochen, daß niemals ein Zögling der Sendanstalten in Deutschland oder ein zu einer Synode gehörender Prediger die Stelle bei ihnen erhalten könne. Es werden unter ihnen bereits Stimmen laut, welche einen nähern Verband unter einander, und gleich den Synoden eine Verbindung mit bedeutendern Professoren in Deutschland wünschen, welche ihre religiösen Ueberzeugungen theilen.

Die deutsch-protestantischen Prediger von allen Glaubensrichtungen haben es sich bisher angelegen seyn lassen, deutsche Sprache und deutsche Bildung unter ihren Gemeindegliedern zu erhalten. Gegenwärtig freilich, wo so manche der ältern deutschen Kirchengemeinden sich in englische umwandeln, gibt es unter den strenggläubigen Predigern einige, welche es vorziehen, wenn ihre Gemeinden in den Kirchen die englische Sprache annehmen, weil sie hoffen, dieselben würden dadurch auch den Einflüssen des deutschen Rationalismus entzogen. Ueberhaupt macht sich das englisch-amerikanische Wesen mit seinem häßlichen Pharisäismus in vielerlei Formen an die deutschen Gemeinden heran, und es wird manchen deutschen Predigern schwer, die deutsche Sprache in den Schulen nicht ganz von der vornehmen englischen verdrängen zu lassen.

Die Priester der katholischen Kirche, welche aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten gehen, wissen vermöge des wohlgeschlossenen Zusammenhangs ihrer Kirche es schon vorher, wie und wo sie ihre Stellen finden. Ihre Kirche dehnt sich dort mit Riesenschritten aus, und geht einer unberechenbaren Zukunft entgegen. Sie verkündet es in der Presse und in öffentlichen Vorlesungen, der Protestantismus habe sich überlebt, wer noch dem Autoritätsglauben huldigen wolle, müsse zu ihr zurückkehren, wer nicht, müsse vollkommen sich vom Kirchenglauben lossagen. „Es ist", sagte der Erzbischof Hughes zu Neuyork im vorigen Jahre in einem seiner öffentlichen Vorträge, „kein Geheimniß, welches der Protestantismus entdeckt zu haben glaubt, daß der Papst die Absicht habe, sich des Mississippi-Gebietes zu bemächtigen. Nicht das allein, das ganze Volk der Vereinigten Staaten will die katholische Kirche bedrohen, das Kriegsheer, die Flotte, die Repräsentanten, den Senat, den Präsidenten, ja, selbst den Präsidenten." Die Anzahl der Kathedralen und Kirchen, Collegien und Erziehungsanstalten, Hospitäler und milden Stiftungen, Pfarren und Elementarschulen, welche von der katholischen Kirche alljährlich neu in den Vereinigten Staaten errichtet werden, ist außerordentlich, und ihr praktischer Erfolg liegt aller Welt vor Augen. Dem katholischen Priester deutscher Zunge gelingt es jedoch nicht sobald, an diesen bedeutendern Anstalten seinen Platz zu finden.

Ueberhaupt nehmen die deutschen Priester, obwohl unter den Katholiken der Vereinigten Staaten ihre Landsleute die Mehrzahl bilden, in der dortigen Hierarchie doch nur eine sehr untergeordnete, ja gedrückte Stellung ein. Die Prälaten sind fast durchgängig nur Irländer, Franzosen oder englische Amerikaner. Die deutsche Sprache ist in den höhern Erziehungsanstalten der Katholiken weit unter die französische und englische gestellt. Die deutsche Wissenschaft, obwohl sie das was die irländischen und französischen Geistlichen so nennen, bei weitem übertrifft, wird mit Mißtrauen betrachtet. Das Geld, welches in großen Summen aus Deutschland zum Besten der katholischen Kirchen nach den Vereinigten Staaten geht, wird hauptsächlich dazu verwandt, Kathedralen, Bischofssitze, Collegien u. s. w. in den größern Städten zu errichten, statt den Deutschen auf dem Lande Kirchen und Pfarrer zu verschaffen. Kurz, der deutsche katholische Geistliche wird zu dem übrigen, was ihm seinen Beruf in Amerika in mancherlei Weise erschwert, dort sehr bald inne werden, wie peinlich seine Stellung gegenüber der nichtdeutschen Geistlichkeit ist. Er wird dann auch die Mittel kennen lernen, durch welche es gelingt, in den Vereinigten Staaten das deutsche Element, trotzdem daß die Mehrzahl und die Bildung bei den deutschen Katholiken ist, in der katholischen Hierarchie dennoch so vollständig niederzudrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Aus Dr. Grumm's Reise von Petersburg nach dem heiligen Land im J. 1850.

1. Die jonischen Inseln und der Archipel.[1]

Nach Corfu kamen wir am 2 April um 6 Uhr Morgens. Diese jonische Insel ist neptunisch vulcanischen Ursprungs, wie alle Mittelmeerinseln. Unter dem Einfluß eines günstigen heißen Klima's zeigt sich das Pflanzenreich auf derselben in seiner vollen Kraft, und zeichnet sich aus durch Fruchtbarkeit und Pracht, dafür aber ist die Insel durch furchtbare Stürme und Erderschütterungen heimgesucht. Die Stadt selbst liegt auf einem unebenen, fast auf drei Seiten vom Meer umgebenen Landvorsprung, besteht aus steinernen Häusern von alterthümlicher Bauart in engen, krummen Straßen, und ist von Befestigungen mit zwei mächtigen Citadellen auf den Seiten umgeben. Die schöne Umgegend der Stadt ist bergig und mannichfaltig. Bei unserer Ankunft war hier schon voller Frühling, und auf den Märkten wurde alles mögliche Grün nebst mannichfacher Blumen verkauft; in den Gärten und auf dem städtischen Platze waren die Bäume in voller Blüthe. In der Stadt trifft man die Griechen größtentheils in ihrem Nationalcostüm, Frauen aber, außer aus den untern Ständen, sieht man fast gar nicht, nur die mit dem Handel beschäftigten Männer drängen sich in den Straßen. Allenthalben sieht man die hohen, hageren englischen Soldaten mit einförmigen Physiognomien, in ihren rothen Uniformen und weißen Hosen, mit Stöcken in den Händen. Unter den Kirchen ist die bedeutendste die des hl. Spiridion, des Patrons von Corfu, seine Gebeine ruhen in einem silbernen Schrein, auf der rechten Seite in einer besondern Capelle, wo ich auch mein Gebet verrichtete. Pilger sieht man hier sehr viele und die Kirche ist den ganzen Tag offen. Nur hier bemerkte ich Griechinnen in ihrer Nationaltracht. Lange besprach ich mich mit dem griechischen Geistlichen in französischer Sprache, und erfuhr von ihm manches Wissenswerthe. Die hiesigen Griechen sind sehr fromm und andächtig, dabei fleißig, thätig und betriebsam; sie sind hübsch gebaut, stattlich und von kräftigem Körper. Die Kaufläden in der Stadt zeichnen sich nicht durch Reichthum an Waaren aus, und auch nicht durch Wohlfeilheit, da von den eingeführten Waaren, selbst den englischen, ein bedeutender Zoll erhoben wird. Ein weiter viereckiger Platz, die Esplanade genannt, ist mit großen Bäumen bepflanzt, und sehr bequem zum Spazierengehen in der schwülen Tageszeit. Längs

[1] Nord. Biene 6 Mai.

dieses Platzes dehnt sich ein Gebäude mit einer Colonnade aus, wo größtentheils Magazine und Handwerksläden sich befinden, auf der andern Seite aber, gegen das Meer zu, ist die schöne Wohnung des Gouverneurs mit einem Garten. Um die Stadt, die Insel, das benachbarte Meer und die Ufer Albaniens zu überblicken, erstieg ich mit einem Führer den Gipfel des Berges, auf dem die starkbefestigte und mit ungeheuren Kanonen besetzte Citadelle erbaut ist. Der Anblick von hier auf Stadt und Umgegend ist reizend. In dem weiten Hafen liegen viele Schiffe und an dem Kai bemerkt man eine große Handelsthätigkeit; hier ist auch die Quarantäne für die aus der Levante kommenden Fahrzeuge. Nahe bei Corfu, auf dem Meere, fanden bekanntlich im Anfang dieses Jahrhunderts einige Gefechte statt, an denen auch Rußland Theil nahm; ein alter Mann erzählte mir viel von den Thaten der Russen. Die Griechen erinnern sich mit Entzücken an die Zeit, wo die Russen hier waren.

An der Insel Zante, auf der Rhede, hielten wir den 3 April Morgens 6 Uhr. Die Morgensonne beleuchtete gerade die ganze Stadt, die in einem weißen Amphitheater längs dem Ufer eine Meile weit sich hin erstreckt. Ueber der Stadt hängen verschieden gestaltete Berge, die mit einzelnen Häuschen, Gärten, Weinbergen und Oelpflanzungen geschmückt sind; in den Thälern wächst die kleine Traube, die man unter dem Namen Corinthen kennt. Alle Häuser sind von Stein, geweißt, zum Theil in italienischem Geschmack erbaut, und stellten sich uns in einem unnachahmlichen, durch die Thürme und Kuppeln der zahlreichen Kirchen – darunter die bemerkenswerthe Kirche des hl. Dionysius, des Patrons der Insel — geschmückten Panorama dar. Diese reizende Insel ist sehr häufigen Erdbeben unterworfen; das furchtbarste derselben war im J. 1820. Vom Dampfboot aus konnte man die Trommeln der eben im Exercieren begriffenen englischen Soldaten hören.

Syra, wohin wir am 4 April kamen, und wo wir bis zum fünften Abends blieben, ist eine kleine, zum Königreich Griechenland gehörige Insel und liegt fast in der Mitte des Archipels. Diese Insel besteht aus massenhaften wilden, felsigen, unfruchtbaren Bergen, die nur in den Thälern mit niedrigem Gebüsch und andern Pflanzen bedeckt sind. Unter dem Einfluß des schwülen Klima's und bei dem Mangel an süßem Wasser und Pflanzenwuchs ist der Aufenthalt hier unangenehm, und nur die Handelsvortheile machen diese Unbequemlichkeiten erträglich. Während unseres Aufenthalts war die Hitze außerordentlich heftig, so daß man nothwendig unter einem Sonnenschirm gehen mußte. In Syra legen alle Dampfboote an, welche aus Europa nach Asien und umgekehrt gehen. Die Stadt Syra ist in merkwürdiger Weise auf Felsen gebaut; ein Theil, der alte, ist von unten nach oben auf einem hohen, spitzigen, steil abfallenden Berge angelegt; der andere, neue, dehnt sich in Form eines Amphitheaters auf einem unebenen, ziemlich steilen Abhang aus, und umfaßt den weiten Hafen. Der letztere Theil besteht meistens aus kleinen, aus weißen Steinen aufgeführten Häuschen in schöner italienischer Bauart, mit kleinen Höfen und manchmal mit Gärtchen. Die gedrängten, übereinander hängenden und mit Terrassen versehenen Häuser bilden enge, gewundene Straßen, auf denen man bald aufwärts, bald abwärts steigen muß. Auch finden sich einige Kirchen von schöner, origineller Bauart. Unvergleichliche Aussichten eröffnen sich von dem Dampfboote auf die beiden aus weißen Steinen aufgeführten Städte, und von der Höhe der Stadt auf die fernen Inseln, das Meer und den mit Schiffen angefüllten Hafen. Auf der rechten Seite der Stadt, hart über dem Meere, ist ein Spaziergang, den man Marina nennt, angelegt, und auf der linken Seite auf der Höhe die Quarantäne. Nicht weit vom Hafen, in der Mitte und im untern Theil der Stadt ist ein großer viereckiger, noch nicht ganz mit Häusern umschlossener Platz, zwischen welchem und dem Meere Querstraßen mit Kaufläden hinlaufen. Die Zahl der griechischen Einwohner der Stadt beträgt 13,000, die alle die Nationaltracht tragen und, da sie theils Seemänner, theils Kaufleute sind, den ganzen Tag auf dem Kai sich drängen, um welche die großen Häuser, Kaufläden, Handwerksstätten und Kaffeehäuser stehen. Weiber sieht man fast gar nicht, nur am Abend beim Mondschein, im ersten Viertel, unter dem reizenden Sternenhimmel, an dem ich mich nicht satt sehen konnte, spazieren Frauen, größtentheils in europäischer Tracht, schaarenweise bis gegen 10 Uhr umher; später müssen sie der Anordnung der Polizeibehörden zufolge mit Laternen gehen. Es gelang mir Wasser zu trinken aus einer im Alterthum berühmten Quelle, um welche die Nymphen sich sammelten; sie liegt in geringer Entfernung von der Stadt.

Auf unser Dampfboot kamen von verschiedenen Inseln des Archipels über 100 Griechen mit ihren Familien, fast alle um ihre Andacht zu verrichten in dem berühmten Kloster auf der Insel Tenos. Hier konnte ich zum erstenmal die Physiognomien, die Kleidung und die Sitten der Griechen recht beobachten. Auch waren viele Frauen dabei, von denen die jüngern fast alle europäische Kleidung, die älteren griechische trugen. Der Umgang mit ersteren zeigte alsbald ihre neumodische Bildung; sie sagten mir, in letzter Zeit seyen viele europäische Sitten in den Familien der wohlhabenden Griechen, namentlich der betriebsamen Kaufleute und Seemänner, eingedrungen. Viele Physiognomien hatten den ächten, sehr reizenden griechischen Typus.

Wir fuhren zwischen vielen Inseln von verschiedener Größe und Gestalt hin. Die Ufer Morea's und die Inseln stellten sich dar in Form der verschiedenartigsten Berge, bald hoch, steil, felsig und größtentheils unfruchtbar, bald nieder, flach und mit Grün bedeckt. Viele sind auf ihren Gipfeln grau und augenscheinlich ganz unfruchtbar, in der Mitte mit kleinem Buschwerk und Blumen, unten aber mit Bäumen bedeckt. Schluchten, Thäler und Uferstriche sind äußerst mannichfaltig, und obwohl mit reichem Grün bedeckt, erscheinen sie doch wegen der spärlichen Bevölkerung öde. Ich habe die Ufer des Mittelmeers von Marseille bis Neapel, von Venedig und Triest bis Cap Matapan, ich habe die Ufer der Dardanellen und des Bosporus, die Ufer Kleinasiens von Smyrna bis Jaffa gesehen, und alle zeigen Berge, die hinsichtlich ihrer geologischen Verhältnisse und äußern Form von den Alpen gänzlich verschieden sind; je südlicher und je höher die Berge, desto weniger zeigen sie Pflanzenwuchs, so daß die Berge von Istrien, Dalmatien, Albanien noch völlig grün, die Ufer von Attika und Morea kahl und finster sich darstellen. Die Ufer der Dardanellen, des Marmora-Meers und des Bosporus auf der europäischen, wie auf der asiatischen Seite sind mit üppigem Grün bedeckt, und von Smyrna längs Kleinasien hin bis Jaffa erscheinen die Berge unfruchtbar, zum Theil mit Schnee bedeckt. Man kann im allgemeinen sagen, daß die Inseln des Archipels Berge sind, deren Fuß im Meeresgrund, deren Spitzen über dem Wasser sind, und an den Abhängen entstehen noch jetzt Wasserniederschläge mit den Ueberresten organischer Stoffe aus dem sie umgebenden Meere. Was würde sich zeigen, wenn der Meeresgrund vom Wasser entblößt würde? wahrscheinlich dasselbe, was jetzt das trockene Land in Kleinasien darbietet.

(Fortsetzung folgt.)

Umfang des Weinbaues in Spanien. Der Wein bildet einen der größten Reichthümer Spaniens, fast alle Provinzen erzeugen ihn, und mehrere erzeugen bekanntlich ganz ausgezeichnete Weine wie Malaga, Xeres, Valdepeñas, Alicante, Malvasia u. s. w. Nach der statistischen Aufnahme von 1797 betrug das Erzeugniß 49,964,854 Arrobas. Bringt man in Anschlag, daß man die Erzeugung eines so hoch besteuerten Products wahrscheinlich zu gering angab, und daß seitdem fortwährend neue Gärten angelegt wurden, so kann man die Ernte auf nicht weniger als 60 Mill. Arroben oder 9,600,000 Hektoliters rechnen, und selbst diese Zahl scheint eher unter als über die Wirklichkeit. Das mittlere Durchschnittserzeugniß vom Hektar ist sehr wandelbar, und namentlich bei den vorzüglichen Weinen ziemlich schwach; im Durchschnitt nimmt man etwa 9 bis 10 Hektoliters auf den Hektar an, was ziemlich niedrig erscheint, aber man darf nicht vergessen, daß die Weinstöcke in Spanien ziemlich weit auseinander gepflanzt werden. (Monit. 20 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 232. 27 September 1851.

Ein Besuch in Torneo.

(Nordische Biene 21 Junius.)

Am Morgen des 6 (18 Junius) verließ ich Uleoberg als noch alles in tiefem Schlafe lag, und die Klockannen (Nachtwächter) noch ihren trübseligen Gesang anstimmten. Mit Mühe weckte ich den alten Fährmann auf, der mich in einem hübschen Kahn über den nur 50 Klafter breiten Meerbusen setzte. Von da an beginnt die Torneoer Poststraße, und welche Straße! in ganz Europa gibt es keine ähnliche: sie schlängelt sich hin wie ein Band und ist glatt und rein, wie ein Spiegel. Von Uleaborg nach Torneo sind es 150 Werste und auf diesem ganzen Wege gibt es keine Dörfer, sondern nur einzelne Fischerhütten, in denen ich übernachtete. Die guten Leute leben hier augenscheinlich ziemlich zufrieden, denn der reiche Fischfang liefert ihnen die Mittel, sich vor Noth zu wahren. Am Abend des 9 (21) kam ich nach Torneo, und konnte somit an diesem und den folgenden Tagen das großartige Schauspiel der nicht untergehenden Sonne, oder wie man es hier nennt, das Sonnenstehen sehen. Zu diesem Ende eilen Neugierige aus allen Theilen Europa's herbei. Damit belebt sich Torneo, und die Stadt kommt in Bewegung, die Quartiere und alle Lebensmittel steigen. Schon im Jahre 1830 fanden sich hier etwa 500 fremde Gäste ein.

Torneo liegt auf einer runden Fläche, und ist auf der einen Seite vom bottnischen Meerbusen, auf der andern vom Fluß Torneo bespült, der die Gränze zwischen Rußland und Schweden macht. Der Fluß Torneo ist breit, reißend, aber hell und klar. Auf dem rechten gegenüberliegenden Ufer liegt Karl-Johann-Stad, so genannt nach dem verstorbenen König, aber von dem gemeinen Volke gewöhnlich Haparanda (steiles Ufer) genannt, weil es auf einer Erhöhung liegt, und sich somit gleichsam in den spiegelklaren Fluthen des Torneo beschaut. Karl Johann-Stad ist noch viel kleiner und unbedeutender als Torneo selbst: letzteres liegt unter 65°51′ N. B. und 41°54′ O. L., von Helsingfors 1185, von Stockholm 411 Werste entfernt, und zählt 112 Häuser, nebst zwei Kirchen, einer russischen und einer lutherischen; die Zahl der Einwohner beträgt etwa 800. Sie handeln meist mit Fellen wilder Thiere, Rennthieren, Rennthierfleisch und besonders Zungen, die geräuchert nach Finnland, Schweden und Norwegen ausgeführt werden und für einen Leckerbissen gelten. Die hübschen, bescheidenen Frauen von Torneo nähen Rennthierhandschuhe, die durch ihre Zartheit und Weichheit berühmt sind, und weben Brusttücher aus der Rennthierwolle. Diese Erzeugnisse werden nach Finnland, Rußland, Norwegen und Schweden in Menge abgesetzt.

So munter und angenehm es hier im Sommer ist, so traurig und langweilig ist es im Winter, wo die Kälte auf 30 bis 32° steigt, und heftige Winde den Schnee herbeitreiben, so daß Torneo und Haparanda fast im Schnee versinken. Aber die Bewohner sind daran gewöhnt, im Kreise versammelt in ihren warmen Häusern arbeiten sie und horchen auf alte Erzähler oder auf das Vorlesen geistlicher Bücher, denn alle können lesen, schwedisch verstehen sie gut und lesen es frei. Auch Gesellschaften finden im Winter statt, wo die jungen Leute zum Klang einer Geige tanzen, und die Alten, ihre Pfeifen rauchend, sich an ihren Kindern erfreuen. Die jungen Leute hier sind bescheiden, still und gottesfürchtig, das Alter steht in hoher Achtung, und wenn Sohn und Tochter auch schon erwachsen sind, und verheurathet ihre eigene Wirthschaft haben, unternehmen sie doch nichts wichtiges ohne den Rath und die Erlaubniß ihrer Eltern.

Der Ackerbau um Torneo ist natürlich unbedeutend: stellenweise säen sie Roggen und Gerste, aber sie gedeihen nicht immer, wegen des kurzen nicht immer günstigen Sommers; für den eigenen Verbrauch der Bewohner von Torneo wird jedoch hinlänglich erzeugt.

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten

(Fortsetzung.)

Literaten.

Weil der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten noch in seinen Anfängen ist, so kann dort ein Literat von deutscher Literatur noch schwerlich leben. Will einer dieses Zeichens nach jenem Lande, so würde es ihm dort sehr dienlich seyn, wenn er in Deutschland vorher das Setzen gelernt hätte, oder wenn er, sobald er den amerikanischen Boden betritt, fürs erste alle Gedanken an die Literatur aufgäbe und sich nach einer nährenden Beschäftigung im Handel oder im kleinen Gewerbe umsähe. Allmählich würde er selbst einsehen, ob er es wagen darf, der Feder sein Schicksal anzuvertrauen.

In Amerika lebt der Regel nach keiner von der Feder, der nicht Zeitungsschreiber ist. Es gibt zwar einige literarische Geldmacherei-Anstalten, aber man braucht, wenn es damit gelingen soll, sehr viel Geschäftskenntniß und noch mehr Unverschämtheit. Es thun sich ein paar zusammen, oder es genügt auch schon einer, insbesondere wenn er sich hinter einen wahren oder erdichteten philanthropischen Verein stecken kann, — dann schreiben sie kleine Bücher zusammen und verbreiten sie in möglichst wohlfeiler Ausstattung durch Unterhändler und hochprahlerische Anzeigen und Artikel in den Zeitungen, Ankündigungsblätter, die in den Wirths-

häusern oder auf den Straßen verbreitet werden, und durch ähnliche Mittel über das ganze Land. Einige Holzschnitte oder Lithographien, welche etwas Wunderbares vorstellen, auf dem Titel thun dabei ihre Dienste. Es ist möglich, daß ein Deutscher sich auf solche Weise Geld erwerben könnte, wenn er Schriften, die für die Auffassung oder Wundersucht des weniger Gebildeten berechnet sind, über anthropologische und technologische Gegenstände, über Naturwissenschaften, Geschichte und amerikanisches Staatsrecht verfaßte und zugleich es verstände, deren Vertrieb und Empfehlung zu leiten. Er müßte das Geschäft hauptsächlich vom kaufmännischen Gesichtspunkte ansehen. Mit deutschen Novellen und dgl. hat es nach wenig auf sich, nur höchst pikante und überraschende Erzeugnisse haben darin Glück gemacht. Ein gut und faßlich geschriebenes Schulbuch kann dagegen seinem Verfasser reiche Früchte einbringen; denn wenn es einmal Ruf bekommt, so werden auch in einem Jahre gleich viele tausend Exemplare abgesetzt. Aber das Schwierige ist eben, ihm die Bekanntschaft zu verschaffen.

Der Schriftsteller läßt nun entweder auf eigene Kosten drucken und besorgt selbst den Vertrieb, das ist das Gewöhnliche, oder er übergibt sein Erzeugniß einem Verleger und behält sich von jedem verkauften Exemplare einen Antheil des Preises bevor. Jedenfalls nimmt er aber erst das Copyright, d. i. das Privilegium gegen Nachdruck. Dazu bedarf es bloß, daß man Bürger ist oder sich zum Bürgerrecht gemeldet hat und bei der Staatsgesetzgebung um das literarische Eigenthumsrecht in gehöriger Form einkommt. Wie sich von selbst versteht, ist bei dergleichen literarischen Unternehmungen an nichts Wissenschaftliches zu denken! man muß sich dabei ein großes Volk vorstellen, welches seiner ganzen Masse nach eifrig strebt, allerlei zu lernen und allerlei zu wissen, welches durchaus gebildet seyn will und wohl viel gesunden Menschenverstand, jedoch noch wenige Vorkenntnisse hat. Unternehmungen, welche auf wirklich Gebildete berechnet waren, schlugen meist immer fehl, wenn sie nicht von vornherein auf Unterstützung und persönliche Freundschaft gegründet waren.

Uebrigens ist hier noch ein weites Feld für strebsame Deutsche. Es wird die Zeit nicht ganz fern seyn, wo in den Vereinigten Staaten die Nachfrage nach Büchern von deutschen Verfassern allgemeiner ist. Gegenwärtig aber muß ein deutscher Schriftsteller in Amerika noch ein Hauptgewicht darauf legen, gut englisch schreiben zu können. Das zu lernen, hat seine Schwierigkeiten, denn so leicht es ist, die gewöhnliche englisch-amerikanische Umgangssprache zu lernen, so viel Verstand und Mühe fordert es, sich den feinern und eindringlichen Styl dieser Sprache zu eigen zu machen. Indessen sind die Schwierigkeiten für den gescheidten Kopf keineswegs unüberwindlich, wie viele lebende Beispiele zeigen. Hat der Deutsche sich einmal in die eigenthümliche Denk- und Sprachweise der englischen Amerikaner eingewöhnt, so schreibt er darin viel leichter, als in einer andern Sprache, weil das Englische ihm mund- und sinngerechter ist; namentlich der Norddeutsche wird das bemerken. Wer aber flüssig und bissig englisch schreibt, findet mit seinen Artikeln, insbesondere wenn sie sich nicht bloß über amerikanische, sondern über europäische Politik und Zustände verbreiten, leicht Aufnahme und gutes Honorar in englischen Zeitungen. Natürlich ist in keinem andern Lande der Welt das Zeitungswesen so großartig und so gewinnreich, als in den Vereinigten Staaten.

Das deutsch-amerikanische Zeitungswesen steht dagegen, wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, noch immer sehr niedrig, nicht daß es nicht schon deutsche Zeitungen genug gäbe, sondern weil sie wenig Gold und viel Schmutz enthalten. Es erscheinen vielleicht schon drittehalbhundert deutsche Blätter, darunter etwa dreißig von größerer Bedeutung. Aber die meisten nähren sich recht eigentlich von ärmlichen Uebersetzungen aus den englischen Blättern und von deutschen überreichlichen Schimpfereien. Seitdem in den letzten drei Jahren eine so große Menge gebildeter und ehrenhafter deutscher Männer eingewandert ist, hat sich auch die deutsch-amerikanische Zeitungspresse überall sichtbar gehoben. Eine große Anzahl neuer Blätter sind entstanden, ein edlerer Ton und Kenntnisse verschaffen sich Anerkennung; die bessern deutschen Blätter, welche schon früher bestanden, erfreuen sich verstärkter Theilnahme und Unterstützung. Aber das alte Uebel sitzt zu tief und ist zu weit verbreitet. Es liegt leider auch im deutschen Charakter, wie er einmal unter dem Druck so vieler Nichtswürdigkeiten geworden ist, begründet; Neid und Streitsucht verbittern auch im alten Vaterlande oft genug das Leben. Wer nun in den Vereinigten Staaten eine deutsche Zeitschrift beginnt, muß sich darauf gefaßt machen, daß der nackte Pöbel vieler andern Blätter ihn unaufhörlich anbellt. Sie schimpfen und schlagen sich für's liebe Brod. Nichtsdestoweniger ist die Stellung eines Zeitungsherausgebers, wenn einmal sein Blatt im Gange ist, lohnend, weil sie großen Einfluß gibt und ziemlich Geld einbringt. Er lebt recht eigentlich im Herzen dieses rastlos treibenden amerikanischen Lebens, er drängt und richtet mit daran, und das ist für den muthigen Mann Stolz und Genuß. Für den ehrenhaften Deutschen ist aber gerade die Geiferei und Verkäuflichkeit so vieler deutsch-amerikanischen Blätter eine Aufforderung mehr, die bessern zu unterstützen und einen tüchtigeren Geist in das öffentliche Leben seiner deutschen Mitbürger zu bringen.

Es gibt im Westen zahlreiche, eben aufblühende Städte, in welchen innerhalb der nächsten fünf Jahre ein deutsches Blatt nothwendig und einträglich wird. Es ernährt seinen Mann, wenn er auch keineswegs Schätze dadurch erntet; der Anfang ist hart. Es vereinigen sich wohl zwei junge Männer, kaufen sich Lettern und Presse, Papier und Druckerschwärze, schreiben, setzen, drucken und falten ihr Blatt, und tragen es auf die Post und in der Stadt umher. Wenn erst die Anzeigen zahlreicher werden — und die Nothwendigkeit, ihre Waaren und Geschäfte in deutschen Blättern zu empfehlen, sehen auch schon die englischen Amerikaner ein — dann kommt auch mehr Geld, und man kann sich Gehülfen anschaffen. Dann läßt man einen Unterhändler reisen, der zunächst unter den Farmern der Umgegend und dann in den benachbarten Städten Abnehmer sammelt und die Gelder beitreibt. Der deutsche Bauer, der erst einige Monate im Lande ist, sieht bald die Nothwendigkeit ein, ein Blatt zu lesen oder von seinen Kindern sich vorlesen zu lassen, und wäre es auch nur, um die Fruchtpreise berechnen zu können und von seinen Nachbarn zu hören. Die öffentliche Meinung zieht dort alles ans Licht, sie beherrscht und gestaltet und richtet alles, und die Zeitungen sind ihre geflügelten Boten. Das Zeitungsschreiben selbst ist gar nicht so schwer. Man schickt andern deutschen Zeitungen sein Blatt zu und erhält dafür deren Zeitung zurück, diese Wechselblätter kosten kein Porto; dann druckt man theilweise den Inhalt derselben ab, gibt den Inhalt der englischen Blätter in kurzen klaren Worten wieder, und leitet hie und da das Ganze mit einem kurzen, verständlichen Aufsatze ein. Am Ende des Blattes muß eine kurze anziehende Darstellung der großen und kleinen Vorfälle in der Stadt und Nachbarschaft sich finden. Eine unterhaltende Novelle, die sich mehrere Blätter hindurch abspinnt, so wie Anekdötchen, allerlei Sentenzen und

gemeinnützige Artikelchen dürfen nicht fehlen. Dagegen braucht man keine höheren staatsrechtlichen Kenntnisse zu einem solchen Blatte, wohl aber klaren Verstand, eine geläufige Feder und jene Beobachtungsgabe, mit der man es bald weg hat, wenn in dem politischen und großen Geschäftstreiben wieder etwas Besonderes im Anzuge ist. Diese Gabe wird erst durch längern Verkehr mit den eingebornen Amerikanern und durch aufmerksames Lesen ihrer Zeitungen erlangt. Anfangs wird man sein Blatt zweimal in der Woche, wenn die Stadt heranwächst, für diese täglich und für Farmer der Umgegend Sonntags ein größeres Blatt erscheinen lassen, in welchem die Hauptartikel der Woche gesammelt sind. Nebenbei muß die Zeitungsdruckerei auch Druckerei für große und kleine Schriften, Anzeigen, Geschäftskarten und dgl. seyn.

Das sicherste und gewöhnlichste Mittel, ein junges Blatt in die Höhe zu bringen, ist, daß es sich unter die Flügel einer Partei begibt und durch dick und dünn die Wege ihrer Führer geht. Die Partei wendet ihm dann Anzeigen und Abnehmer zu, aber sie muthet dem Herausgeber auch unbedingten Gehorsam an und nebenbei manche Geschichte, die sich nicht gerade verträgt mit der Rechtlichkeit. Es ist wahrlich erniedrigend, Personen und Dinge als öffentliches Heil zu verfechten, hinter denen Betrug und Geldgier lauert. Wären die deutschen Amerikaner einiger und selbstbewußter, so würde ihre Presse von der Sklaverei unreiner Parteizwecke unabhängig seyn. Sie würde dann muthig nur das verfechten, was dem Lande nöthig und heilsam ist, unbekümmert ob dieß ein Parteiführer auf seine Fahne geschrieben. Dann würde sie aber auch ebenso sehr eine wirkliche Bedeutung in der Politik gewinnen, als sie für die sittliche Hebung der Deutschamerikaner nachdrücklich wirken würde.

(Schluß folgt.)

Getreideerzeugung in Spanien.

Hr. Maur. Block theilt gegenwärtig im Moniteur statistische Beobachtungen über Spanien mit. In der Nummer vom 20 September kommt er auf die Cerealien, und sagt darüber: „im Anfang dieses Jahrhunderts suchte die Regierung die durchschnittliche Getreideerzeugung in Spanien zu ermitteln, und brachte 68,641,772 Fanegas (37,752,974 Hektoliters) heraus. Man betrachtet dieß allgemein als unterschätzt: Jovato nimmt an, auf den Kopf kämen 7 Fanegas, was bei 10 Mill. E. 70 Mill. Fanegas machen würde. Man hat ein Mittel, um zu einem ungefähren Resultat zu kommen, nämlich die Octrois der Städte. Nach einer Durchschnittsberechnung kommen in 28 Städten täglich 1,62 Pfd., jährlich 591,30 Pfd. oder beinahe 272 Kil. auf den Kopf, die Fanega Getreide zu 126 Pfd. Brod gerechnet; darnach kommen auf den Kopf 4,73 Fanegas oder, den Unterschleif mit eingerechnet, 5 Fanegas. Gegenwärtig erzeugt Spanien hinreichend Korn für seinen Bedarf, man kann also die Ernte mindestens auf 15 × 5 oder 75 Fanegas rechnen, wovon $^3/_4$ in Weizen und $^1/_4$ in Roggen. Fügt man für die Aussaat etwa $^1/_6$, so wie die geringern Kornarten hinzu, so kommt man mit dem Verfasser eines vortrefflichen Artikels im Boletin oficial (Tom. VI. p. 266) des Handelsministeriums auf eines heraus, nämlich auf eine Gesammternte von 120 Mill. Fanegas oder 66 Mill. Hektol." Von den 48,809,794 Hektaren Lands sind etwa die Hälfte bebaut, ungefähr $19^1/_2$ mit Getreide und $5^1/_2$ mit andern Pflanzungen.

Chronik der Reisen.

Aus Dr. Grumm's Reise von Petersburg nach dem heiligen Land im J. 1850.

2. Smyrna

Nach Smyrna kamen wir am 6 April Mittags, und blieben bis zum 13ten um 4 Uhr Abends. Wir sollten Smyrna am 10ten um 4 Uhr auf dem Lloyd-Dampfboot Orient verlassen, aber er war an demselben Morgen abgefahren zur Rettung des Dampfboots Italia, auf dem ich nach Smyrna gekommen war, und das auf dem Wege nach Konstantinopel in der Nacht vom 7ten auf den 8ten, auf einem Felsen in der Nähe von Metellin aufgelaufen war, und über 24 Stunden in der größten Gefahr schwebte. Das entgegenkommende französische Dampfboot strengte in Gesellschaft mit einem andern alle seine Kräfte an, um es von dem Felsen herunter zu ziehen, aber alles war vergebens, das französische Dampfboot nahm deßhalb die Passagiere der Italia auf, und brachte sie nach Smyrna. Wir wußten durchaus nicht, wann das Dampfboot Orient nach Smyrna zurückkehren würde, inzwischen sollten wir eilen nach Jerusalem zu kommen, um dort noch in der Leidenswoche anwesend zu seyn. Am Morgen des 10ten ging das englische Dampfboot Grand Turc gerade nach Jaffa ab. Ich war schon entschlossen mit diesem zu gehen, und meine an das Lloyd-Dampfboot für die Reise von Smyrna nach Jaffa vorausbezahlten 180 Fr. im Stiche zu lassen, aber am 10ten um Mittag besuchte ich unsern Generalconsul, Fedor Archipowitsch Iwanoff, und vertiefte mich so in seine numismatischen Sammlungen, daß ich mich verspätete und zu meinem großen Verdruß den Grand Turc unbenützt abfahren lassen mußte. Es war dieß aber ein Glücksfall, denn dieß Dampfboot stieß in der Nacht auf einem Felsen auf bei der Insel Stanchio (Kos), konnte erst nach 24 Stunden mit großer Mühe sich losmachen, und kam somit später als wir nach Beirut und Jaffa.

In Smyrna bleiben fast alle Reisenden in dem Gasthof des Franzosen Millet auf dem Kai; dieser ist europäisch eingerichtet mit allen Bequemlichkeiten und führt einen vortrefflichen Tisch; für 24 Stunden zahlt man 15 Franken. Während meines Aufenthalts traten am Tage Hagel, Erdbeben, manchmal eine unerträgliche Hitze ein, Nachts aber Wärme und Wetterleuchten; der Mond war im zweiten Viertel; Himmel und Erde boten die prachtvollsten und schrecklichsten Erscheinungen dar. Meine geologischen Forschungen in der Umgegend der Stadt bestätigen die Ansicht, daß der gebirgige Boden hier das Erzeugniß von Vulcanen und Erderschütterungen ist, von denen ein furchtbares im J. 1778 vorfiel. Ueber Smyrna rechts erhebt sich der bekannte Berg Pagus, auf dem noch die ungeheuren Ueberreste eines alten Schlosses erhalten sind; von hier aus hat man unvergleichliche Aussichten auf die entlegene bergige Umgegend von Smyrna, auf das Meer und die Inseln. Andere Berge um Smyrna bestehen, wie ich in Burnabad untersuchte, zum mindesten von oben her aus zahllosen Felsenblöcken. Bäume, Büsche und Blumen müssen sich zwischen den Steinen die fruchtbare Erde suchen und darin Wurzel fassen; darum sieht man hier selbst in den Thälern fast nirgends eine zusammengedrängte Vegetation und Grünes, wie auf der europäischen Seite. Viele Berge scheinen ganz unfruchtbar, und der Boden zwischen Bäumen und Büschen zeigt sich selbst in den niedersten Sträuchen fast allenthalben kahl und dürre. Wie auf den Bergen, so geht man auch in den Thälern auf Steinen. Von dem oben erwähnten Berge Pagus, oder von dem Dampfboot aus, sieht man Smyrna, das man das asiatische Paris nennt, am besten, weil man es mit Einem Blick ganz übersehen kann. Die Stadt hat jetzt über 150,000 Einwohner, und liegt in einer Ellipse etwa eine Meile lang um den ungeheuren Hafen. Von dem Meere aus erscheint die Stadt, wie unter einem einzigen Backsteindach, über welches hie und da ungeheure Moscheekuppeln mit Minarets hervorragen. An den Gränzen der Stadt erscheinen in der Ferne grüne Wäldchen hoher dichter Cypressen, welche die Stelle muselmännischer Begräbnißplätze bezeichnen. Die Stadt ist ein wahres Labyrinth, die Straßen eng, krumm, aber größtentheils reinlich, und mit steinernen Häusern von mehreren Stockwerken besetzt. Die größte, aber doch enge und krumme Straße läuft in der Richtung des Hafens und ist größtentheils von Europäern bevölkert, namentlich Franzosen und Italienern, deren sich gegenwärtig über 8000 in Smyrna befinden, und diese Anzahl mehrt sich hier, wie in ganz Asien, mit jedem Jahre. In dieser Hauptstraße und den daranstoßenden wohnen auch Griechen, deren Zahl über 40,000 beträgt. In derselben Straße finden sich zahlreiche europäische Läden, ferner türkische, griechische, armenische, jüdische, die das sogenannte Karawanserai bilden. Die

Armenier, deren es etwa 10,000 hier gibt, treiben wie allenthalben einen bedeutenden Handel, bereichern sich und bauen sich jetzt große hübsche Häuser von Stein, die mit der Zeit eine schöne lange Straße am Ende der Stadt bilden werden. Der Juden sind es etwa 15,000, die vom kleinen Verkehr leben. Der größte Theil der Türken, etwa 80,000, lebt in höhern Theilen der Stadt, und beschäftigt sich mit dem Handel und verschiedenen Handwerken. Im Karawanserai, das nach Art einer langen bedeckten Passage gebaut ist, und an die oben beschriebene Straße stößt, treiben Griechen, Armenier, Türken und Juden den Handel. Hier kann man alle Waaren, europäische und asiatische, zu billigen Preisen haben, und hier strömen auch der Handelsgeschäfte wegen Leute aus allen Theilen Kleinasiens zusammen. Große und kleine Karawanen von waarenbeladenen Kamelen trifft man häufig in Smyrna.

Auf den Straßen und in den Kaufläden drängen sich fast nur Männer in verschiedenartigen Kostümen; von Frauen genießen nur Europäerinnen volle Freiheit. Griechinnen und Armenierinnen sitzen an Werktagen gegen Abend, an Festtagen von Mittag an größtentheils an den offenen Thüren, und fast alle, namentlich die Griechinnen, gehen in europäischer Kleidung. Viele davon fand ich in der That schön. Die Griechinnen sind auch in der That durch ihre Schönheit berühmt; sie sind im allgemeinen brunett, hohen Wuchses und wunderbar schlank; viele von ihnen sind ungewöhnlich weiß, wahrscheinlich weil sie den größten Theil der Zeit im Zimmer zubringen. Die Armenierinnen sind meiner Ansicht nach nicht so hübsch, und ich sah nur zwei oder drei von bemerkenswerther Schönheit. In den reichern Familien führen Griechinnen und Armenierinnen zu Hause eine fast europäische Lebensweise. Europäische Frauen, namentlich Italienerinnen, sieht man hier viel, und trifft sie täglich auf der Straße.

Smyrna hat viele griechische, katholische und armenische Kirchen, doch nur die Katholiken haben das Recht mit Glocken zu läuten. Ich besuchte einige Wohlthätigkeitsanstalten der Griechen, Armenier und Europäer, in denen ich Reinlichkeit und Zufriedenheit fand. Im türkischen Quartier gehen die Frauen immer verschleiert, man sieht nur die Augen, den untern Theil der Stirne und den obern Theil des Gesichts. Die Türkinnen, welche ich sah, waren im allgemeinen von niedrigem Wuchse und schienen häßlich; es kann auch nicht anders seyn, da sie ihre ganze Zeit zu Hause verschlossen zubringen, obgleich man mich versicherte, daß die häusliche Lebensweise der wohlhabenden Türken sich jetzt bedeutend geändert habe. Viele von ihnen nehmen Europäer bei sich auf, und bringen manchmal mit ihnen ihre Zeit im Kreise ihrer Familien zu. Es ist nur die alte Gewohnheit die Gäste zu bewirthen geblieben, gleich nach der Ankunft zuerst schwarzen Kaffee, dann Tabak und endlich Süßigkeiten. Tabak namentlich ist im allgemeinen Gebrauch und hauptsächlich raucht man ihn viel aus Nargilehs. Es ist zu bemerken, daß der Kaffee die Lebenskräfte anregt, der Tabak sie herunterstimmt, und die Asiaten sind so leidenschaftlich darin, daß sie ohne diese Reizmittel nicht leben können.

Die jetzige Kleidung der Türken aus den höhern Ständen zeigt gleichfalls eine Aenderung in ihrer Lebensweise. Die türkischen Officiere, die Civilbeamten und die reichern Leute kleiden sich fast europäisch. Die alte Sitte der Turbane und der Shwals als Gürtel besteht nur noch bei den alten Türken, obgleich sie dem Klima sehr gemäß ist, da die Turbane den stets geschornen Kopf gegen die Sonnenstrahlen decken, und der Gürtel den Leib stets in gleichförmiger Wärme erhielt, und gegen Störungen der Verdauung schützt, die in heißen Klimaten so häufig sind.

An verschiedenen Orten der Stadt stehen fortdauernd Militärposten, und zwei Soldaten halten Tag und Nacht Wache. Deßhalb herrscht Tag und Nacht Sicherheit.[*] Von neun Uhr an muß man mit einer Laterne in der Stadt umhergehen, wenn man nicht verhaftet werden will.

[*] Diese ist indeß in neuerer Zeit bekanntlich wiederholt sehr gestört worden. A. d. U.

Die ungeheuren, gut gebauten steinernen Casernen befinden sich fast alle außerhalb der Stadt an dem Berge. Abends spielt die europäisch eingerichtete Musik nach dem Zapfenstreich. Neben den Casernen ist der Palast Halil Pascha's, des jetzigen Generalgouverneurs von Anatoli, und neben seinem Palast das städtische Gefängniß. Abends nach der Entfernung des Pascha sah ich, wie man unter den Fenstern des Palasts im großen Hofe die Verbrecher, zu zweien aneinander geschmiedet, spazieren führte.

Am besten kann man die Türken im Kaffeehause beobachten, wo sie nicht nur Kaffee trinken und Tabak rauchen, sondern auch ihre Zeit mit Würfelspiel zubringen; selbst Soldaten thun dieß. Hier sieht man auch die alten, ächten Türken mit Bärten, Turbanen, dem übrigen ehemaligen Anzug und die Füße untergeschlagen, die Pfeife im Munde, unbeweglich sitzen auf einem Flecke einige Stunden nach einander, wie in tiefem Nachdenken. Die Neuerung in der Kleidung hat sich bereits auch auf die Begräbnißplätze erstreckt, denn die kleinen steinernen Säulchen auf den Gräbern endigen nicht mehr, wie früher, in einen Turban, sondern in einen Feß, der jetzt den Türken höhern Rangs bezeichnet. Diese zahllosen Säulchen und die hohen schlanken Cypressen, welche dichte Wäldchen bilden, in denen unaufhörlich die Tauben girren, dienen der Stadt als Schmuck; hier gehen die Moslems gerne Abends spazieren.

Die türkischen Häuser unterscheiden sich von den europäischen: sie sind von Holz und man kann sie an den geschmackvollen Arabesken und der kleinen Anzahl Fenster nach der Straße hin erkennen. Bei ihnen ist alles so eingerichtet, daß sie undurchdringlich seyen. Die Häuser der europäischen Griechen und der Armenier sind sehr gut gebaut: sie sind so angelegt, daß sie gegen die Sonnengluth schützen, frische Luft in die Zimmer lassen und die Möglichkeit zum Spazierengehen gewähren, zu was viele Vorhallen, Bäume im Hof oder ein Gärtchen, endlich auch Galerien und Terrassen dienen. In heißen Klimaten entspricht die alte Bauart der Städte den hygiänischen Bedürfnissen besser: enge, krumme Straßen gewähren mehr Schatten und Kühle, und schützen gegen die Winde, dagegen aber sind solche Straßen in der kalten regnichten Zeit unerträglich. Uebrigens sind die asiatischen Städte größtentheils an Bergabhängen angelegt und mit Steinen gepflastert. Die lästigste und ungesundeste Jahreszeit in heißen Klimaten ist der Sommer, Junius, Julius, August, wenn die Strahlen der Sonne sich der senkrechten Richtung nähern und heftig auf den Kopf wirken. Die angenehmste Zeit ist September, October, November, März, April und Mai. Im J. 1850 war der Winter im Orient so rauh, daß in Smyrna, in Griechenland und Konstantinopel fast alle Limonen-, Apfelsinen- und zum Theil selbst die Feigenbäume erfroren und die Oelbäume bedeutend litten.

Die fruchtbaren und durch ihre Pflanzen und die Abwechslung des Bodens sehr mannichfaltige Ebene Hidschilär beginnt bei Smyrna und dehnt sich zwischen den Bergen längs dem nicht breiten, aber reißenden Fluß aus, der Smyrna durchströmt. Auf dieser Ebene findet sich die in Smyrna berühmte Porta Caravana, wo der Sage nach Homer geboren wurde. Von dem Berge Pagus herab kann man die Schönheiten dieses Thals überblicken, in welchem Burnabat mit seinen schönen Landhäusern und Gärten liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aufsuchung Franklins. Die neuerliche Entdeckung des Winterlagers Sir John Franklins vom J. 1845/46 an der Beechey-Bay hat den kaum noch glimmenden Hoffnungsfunken, daß derselbe doch noch wieder aufgefunden werden könnte, und nicht die ganze Mannschaft hoffnungslos verloren sey, neuerdings etwas angefacht; wenigstens spricht sich das Athenäum vom 20 September in dieser Richtung aus. Die Vermuthung, daß Sir J. Franklin im ersten Jahre zur See verunglückt sey, ist allerdings widerlegt, vier Jahre lang konnte er, wenn auch vom Eise eingeschlossen, von seinen Vorräthen leben, ganz entblößt von Mitteln sind jene Meere und Eisfelder nicht, es ist also nicht geradezu undenkbar, daß von der Mannschaft noch ein Theil am Leben ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 233. 29 September 1851.

Irland.

Was den Betrachtungen über Irland immer einen besondern Werth verleiht, ist der Umstand, daß wir die englischen Verhältnisse hier fast alle wieder finden, aber schroffer ausgeprägt, und oft bis zur Fratzenhaftigkeit entstellt. Die Landbauerverhältnisse, die religiösen Streitigkeiten finden sich alle, aber nur in wesentlich andern Schattirungen, bis jetzt aber kann man nur sagen, daß das englische Wesen im Guten und im Schlimmen seine Uebergewalt geltend gemacht hat; dieß zeigt sich namentlich im Gütersystem, das Irland halb zu entvölkern, aber auch mehr als halb zu protestantisiren scheint. Die Abnahme der Bevölkerung um zwei Millionen ist hauptsächlich diesem Gütersystem zuzuschreiben und die Abnahme dauert fort, wie der nicht endende Strom der Auswanderung zeigt; wenn nicht eine ganz veränderte Richtung eingeschlagen wird — wozu vorerst keine Wahrscheinlichkeit — so muß der nächste Census im J. 1861 abermals eine Verminderung von mindestens einer Million nachweisen, und die Auswanderung wird bis dahin nochmals über eine Million betragen haben. Den Unterschied zwischen der Auswanderung und der wirklichen Abnahme der Bevölkerung werden englische und schottische Landleute ausgleichen, und das englisch-protestantische Element Irlands wird auf Kosten des celtisch-katholischen zunehmen. Das tritt jetzt schon als eine ziemlich ausgemachte Wahrheit hervor, und die Hoffnungen, welche die päpstliche Partei auf Irland gesetzt hat, werden sich nicht verwirklichen. Der Strom der angelsächsischen Eroberung, der mit Cromwell sein Ende erreicht zu haben schien, geht fort, nicht mehr durch Blut, aber doch noch über Leichen, die dem Hunger und Elend unterlegen sind, und wenn die Engländer die neuen Fortschritte Irlands rühmen, wie dieß wenigstens vor dem Bekanntwerden des Census vielfach der Fall war, so wird wenigstens der Celte und sein mehr oder minder englisirter Nachkomme nicht in das Lob mit einstimmen.

Die Veränderung, die mit den ökonomischen Verhältnissen Irlands vorgeht, ist sehr klar, und öfters schon auseinander gesetzt worden: so lange es ging, verpachtete man die kleinen Grundstücke zu einem unmäßigen, sogenannten Torturzins, jetzt wo das Kartoffelunglück gekommen und die politischen Ursachen der Zersplitterung des Bodenbesitzes weggefallen sind, wirft man die kleinen Pachtungen in große zusammen; da aber jetzt die Armen von den irischen Grundbesitzern und Pächtern erhalten werden müssen, so ist die Last und die Concurrenz unter den Pächtern zu groß, und wer kann zieht fort. Solange die Zahl der Pachtsuchenden die der Pachtungen überschreitet, besteht eine verderbliche Concurrenz, diese wird aber sehr lange fortbestehen, wenn mit dem Pacht eine so große Last, wie die Versorgung der Armen verbunden ist. Pacht, Armensteuer und Abgabe an die Geistlichkeit nehmen zu viel von dem Ertrag des Bodens in Anspruch, also ziehen gerade die rüstigsten Arbeiter und Pächter fort. Wie lange dieß dauern wird, läßt sich noch nicht absehen; englische und schottische Pächter werden erst dann in größerer Menge eintreten, wenn sich ein richtiges Verhältniß zwischen Ertrag und Lasten hergestellt hat. Erträglich wäre das Verhältniß, wenn die Bebauer des Bodens keinen Pachtschilling zu zahlen hätten, aber das englische Güterverhältniß und Erbschaftsrecht hält den Begriff des adeligen Obereigenthums fest, und die Tenant-League, d. h. die Verbindung der Pächter, welche einen unter Vermittlung des Staats geregelten Pachtbesitz anstrebt, geht in der Irre; die Regierung kann, solange der Grundsatz des adeligen Obereigenthums, das fast in ganz England vorherrscht, nicht aufgegeben ist, keinen Schritt in dieser Beziehung thun; die Tenant-League kann somit — so viel natürliche Berechtigung man ihr auch beilegen mag — keinen Erfolg haben. Einmal vor vier Jahren hatte die Regierung vorübergehend die Absicht, einen freien mittlern Bauernstand zu begründen, aber sie wich vor dem Einfluß der alten englischen Staatsansichten zurück, und dieser Theil des Plans zur Regeneration Irlands ward aufgegeben. Daß man auch jetzt noch nicht daran denkt, von dem alten Grundgesetz abzugehen, zeigt eine ganz neue Erscheinung, nämlich der Plan Russells für Erweiterung des Wahlsystems; bei dieser Gelegenheit soll das Wahlrecht der Vierzigschillingfreeholders auch in England in die Brüche fallen.

Unsere Leser werden sich aus mehrfachen Anführungen in unserem Blatte erinnern, daß die liberale Partei Englands Gesellschaften gründete, um größere Güter zu kaufen, sie an einzelne kleine Grundbesitzer zu verkaufen und diesen dann das Wahlrecht zu verschaffen. Hören wir, wie die neueste Sunday Times vom 21 September sich hierüber äußert: „die Aufhebung des Wahlrechts für die Vierzigschillingfreeholders wird die Wählerzahl auf dem Lande auf eine für die Freunde allmähliger Reform außerordentlich nachtheilige Weise vermindern; diese hatten aber in diesem Theil der Wahlberechtigten einen Stützpunkt für ihr künftiges Wirken gefunden. Die Freiland-Gesellschaften (freehold land societies), eine höchst nützliche neue Einrichtung, wodurch die Ersparnisse der Handwerkerclassen mehr und mehr in dem Ankauf von Land angelegt wurden, werden fast im Keim erstickt werden, so daß der Hebel, der den ganzen Bau der durch aristokratische Classen und Familien beherrschten Regierung beseitigen sollte, mit einemmal aus den Händen Hrn. Cobdens und der finanziellen Reformer gerissen werden wird. Man darf also im nächsten Jahr einer stürmischen Parlamentssitzung entgegensehen." Wir haben hier einen deutlichen Beweis für die entsprechenden Verhältnisse

Irlands und Englands: es ist eine Antirentbewegung im Gange, die in Irland in der Tenant-League, in England in den Bestrebungen der Freilandgesellschaften einen Ausdruck findet. Noch hat diese Bewegung in keinem von beiden Ländern einen gefährlichen Charakter, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß dieselbe je einen gewaltsamen Charakter annehme, aber die ökonomischen Verhältnisse können in beiden Ländern zur Entscheidung führen, in Irland früher, in England später.

(Schluß folgt.)

Stellung und Aussichten der wissenschaftlich gebildeten Deutschen in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Künstler.

Zum Schlusse dürfen auch über die Kunst und ihren Betrieb, oder, amerikanisch zu reden, über ihren Gelderwerb einige Worte hier Platz finden.

Die hohe Kunst findet in den Vereinigten Staaten noch wenige Gönner, und noch seltener Kenner. Das Volk dieses Landes versteht nicht nur bitterwenig davon, sondern es leidet auch an einem merkwürdigen Grade von Geschmacklosigkeit. Obgleich man in den Seestädten bereits hier und da warme Verehrer der Kunst findet, und von den Reichen schon der Mode und des Scheins höherer Bildung wegen die Kunst unterstützt wird, so werden dennoch die einheimischen sowohl als die einwandernden Künstler noch unendlich viel zu schaffen und auszustehen haben, ehe sie unter diesem Handelsvolke die erhabene Kunst zu ihrem Rechte bringen. Letzteres wird ohne Zweifel nicht ausbleiben, denn die Reichthümer und die Lebenslust sind da, und auf diese gestützt wird die Kunst endlich ihre Feinde, die Geldmachersucht, die Puritanerwirthschaft und die Kopfhängerei besiegen, und wie sie es von jeher unter allen Handelsvölkern gethan hat, auch unter den Amerikanern ihre strahlende Wohnung aufschlagen. Zur Zeit aber muß unter diesen Kunstbarbaren die reine Kunst, welche ihrer selbst willen schafft, mehr in den Launen der Mode als in der Verehrung der Kenner ihre Unterstützung suchen, es sey denn daß sie unter den reichen Grundbesitzern in Virginien und dem Süden, welche ihre Bildung aus Europa geholt haben, Freunde finde. Die in Amerika geborenen Künstler suchen noch immer eine Luft, in der sie gedeihen können, in Florenz, London und München. Ein berühmter deutscher Meister würde allerdings Bestellungen bekommen, denn die Eitelkeit der Amerikaner spräche dann mit.

Wohl aber finden alle die kleinen Künste, welche mehr zur Verzierung und Anmuth des Lebens, als zur Erhebung der Seele thätig sind, schon reichliche Unterstützung. Neben vielen verzerrten großen Bauwerken lieben es die Amerikaner, ihre Häuser durchweg niedlich zu bauen und geschmackvoll einzurichten. Zwar hält es sehr schwer, sie außer demjenigen, was sie einmal für hübsch und hinreichend halten, noch an eine neue Zierde zu gewöhnen, aber ist dieß einmal gelungen, dann wollen sie auch gleich alle etwas davon haben und bezahlen reichlich. Ist einer der unzähligen jungen Künstler, welche in Deutschland, namentlich zu jetziger Zeit, halb müßig sind, mit der schnellen Anfertigung kleiner Kunstwerke vertraut, die angenehm und glänzend ins Auge fallen, so mag immerhin ein kurzer Aufenthalt in den Vereinigten Staaten die Reisekosten vergüten, nur darf er von vornherein nicht daran denken, in Amerika bleiben zu wollen. Einzelne Bemerkungen über verschiedene Kunstfächer mögen hier noch folgen.

Deutsche Bühnenkünstler dürfen in den Vereinigten Staaten noch am wenigsten auf Unterhalt rechnen. Ihre Landsleute sind noch zu sehr auf die Erwerbung des eigenen Unterhalts angewiesen, und die Wohlhabenderen darunter sind der Mehrzahl nach keine Beförderer deutscher Kunst. Deßhalb können die stehenden deutschen Theater, wie sie in Neuyork, St. Louis, Neuorleans und sonstwo versucht sind, sich noch nicht halten. Ein deutscher Schauspieler findet wahrscheinlich sich zuerst darauf angewiesen, durch Errichtung und Leitung eines Liebhabertheaters, zu welchem sich vielfach Neigung zeigt, seinen Erwerb zu suchen, oder wie man in Amerika sagt, sein Leben zu machen. Kann er im Englischen sich wohltönend ausdrücken, so kann er vielleicht auch Nebenrollen auf englischen Bühnen bekommen.

Ein Bildhauer muß schon bedeutende Gönner haben, wenn er nicht ohne Beschäftigung seyn will. Die Kirchen werden zwar ausgeschmückt, aber nur mit etwas leichter Steinmetzarbeit. Die Katholiken bauen indessen schon stattliche Steinkathedralen, welche die Bildhauerkunst in Anspruch nehmen; große Werke werden aber der Regel nach nur an ausländische, berühmte Namen oder an einheimische Künstler gegeben. Der Neid der letztern ist außerordentlich. Ein ausgezeichneter deutscher Bildhauer in Washington konnte sich trotz der Gunst des Präsidenten dort nicht halten, er wurde meuchelmörderisch überfallen und war seines Lebens nicht sicher. — Grabmäler in den größern Städten zu arbeiten möchte noch am sichersten Geld einbringen.

Baukünstler werden viel eher Beschäftigung finden, weil nirgend so viel gebaut wird als in den Vereinigten Staaten. Die Wohnhäuser werden zwar von den gewöhnlichen Baumeistern selbst nach einem hergebrachten Geschmacke errichtet, und zu dieser Beschäftigung wird auch der einwandernde Bauverständige zuerst seine Zuflucht nehmen. Gelingt es ihm aber, durch Stadtbeamte, Prediger und andere einflußreiche Personen zum Bau einer hübschen Kirche zu kommen, und läßt er dann sein Werk in den Zeitungen gehörig ausposaunen, so braucht er um dauernde und äußerst einträgliche Beschäftigung nicht mehr zu sorgen.

Die verschiedenen Zweige der Malerkunst werden schon ziemlich in Anspruch genommen, am wenigsten natürlich der erste derselben, die Geschichtsmalerei. Die Kirchen sind in puritanischer Anschauungsweise fast gänzlich bilderlos, selbst die katholischen entbehren in einem auffallenden Grade des Schmuckes der Gemälde. Die öffentlichen Gebäude werden nur erst hie und da mit Darstellungen aus der Landesgeschichte verziert. Die meisten reichen Kaufleute und Pflanzer aber denken noch nicht daran, die Wände ihrer Wohnungen mit anderm zu bedecken als mit Tapeten und etwas Pinselei. Genrestücke sprechen schon viel eher an, und werden in den Empfangzimmern gern aufgehängt. Landschafter, welche im Fluge amerikanische Fluß-, Wald- und Seebilder darzustellen wissen, werden eine gut bezahlte Reise durch die Staaten und eigenthümliche Studien dazu machen; die wilde Schönheit mancher Partien des Landes wird in ihrem Gedächtnisse nie wieder erlöschen. Bei weitem am meisten gesucht und bezahlt werden die Gesichtsmaler, in Groß und Klein, in Oel, Pastell, Tusche und allem möglichen. Der Amerikaner hat eine wahre Leidenschaft, sich abgemalt zu sehen, und das prunkendste Empfangszimmer wäre nicht vollständig, wenn nicht ein paar schlechte Familienstücke an den Wänden und eine Anzahl Miniaturen auf dem Buchtische (Centretable) wären. Ein Pastellmaler, der sich geltend zu machen verstände und unter den Farmern umherzöge, würde sicher seine Taschen voll Geld bekommen. Die Decorationsmaler finden guten Verdienst bei den

Bühnen, welche sich beeifern müssen, diesem jungen neugierigen Volke eine Menge von blendenden Bildern vor die Augen zu stellen. Zeichnenlehrer, wenn sie erst einmal in einigen Familien Eingang haben, werden viele Schülerinnen bekommen, denn Zeichnen rechnet man jetzt einmal mit zur feinen Erziehung, und kein junges Mädchen kann sich enthalten, einer solchen nachzustreben. In den Knabenschulen wird dagegen für Zeichnen wenig gethan. Lithographen werden zwar ihr Unterkommen finden, aber nicht sehr reichlich, denn ihrer sind schon eine Menge da; an Einrichtung von lithographischen Anstalten und Zeichnenschulen dürfen sie fürs erste nicht denken. All diese Maler müssen bedacht seyn, sich die Zeitungsschreiber zu Freunden zu halten und von ihren Werken stets ein paar Stücke an den Schaufenstern der Juweliere, Buchhändler und wenigen Gemäldehändler zu haben, damit immerfort von ihnen gesprochen wird. Hat der Künstler einmal in einer Stadt einige Gönner, so möge er so eine Zeit lang da bleiben und die Vorstellung wirken lassen, daß er als einheimischer Künstler dieser Stadt Ehre mache, denn die Amerikaner bilden sich gern etwas darauf ein, daß sie auch in ihrem Lande Kunst befördern, und manche thun etwas für einen Künstler, bloß weil er Mitbürger ihrer Stadt ist. Nur auf diese Weise, daß er sich nämlich ganz amerikanisch hält, kann der Ankömmling einem ihm als Fremden ungünstigen Vorurtheile begegnen, mit welchem man nur in Amerika selbst geborene Künstler zu heben sucht.

Am sichersten unter den Künstlern fahren in diesem Lande diejenigen, welche Musik und Gesang zu ihrem Beruf gemacht haben. Der gewöhnlichste deutsche Musiker, und wenn er auch noch so grämlich seine Geige spielt oder noch so schaurig seine Clarinette bläst, findet ein Unterkommen, sey es bei den Theatern oder bei den Regiments- und andern Musikbanden. Die Musik ist größtentheils in den Händen der Deutschen, den englischen Kirchengesang ausgenommen. Musiklehrer, wenn sie nicht sehr ausgezeichnet sind, werden in den Familien zwar nicht vorzüglich geachtet, aber doch gut bezahlt. Es ist eine wahre Wuth, Musik zu lernen, und wer nur in etwas reines Gehör aus Deutschland mitbringt, hat in diesem höllischen Singsang und Geklimper, welche bei großen und kleinen Festen aufgeführt werden, seine arge Noth. Der Musiklehrer macht aber durchschnittlich am meisten Glück, der es versteht, seine Schüler recht schnell ein paar beliebte Stückchen zu lehren, die sie des Abends in Gesellschaft herleiern können. In den vornehmen Kreisen findet man aber auch junge Damen, welche mit Leidenschaft der Musik ergeben sind und wirklich Vortreffliches leisten. Der Musiklehrer hat mehr als irgend jemand in seinen Lehrstunden vorsichtig zu Werke zu gehen und gegen die herrschende Weise nur langsam anzukämpfen, wenn er nicht alle Beschäftigung verlieren will. Der Ankömmling wird aber zu seiner Verwunderung wahrnehmen, welche ausgezeichnete deutsche Musik- und Gesangstalente bereits hie und da einheimisch geworden sind. Bloße Sänger, und wäre ihre Kunst noch so vollendet, müssen sich, wenn sie nicht bloß am Theater ihr Glück versuchen wollen, bequemen, Stunden zu geben und sich dabei in den Familien so beliebt machen, daß sie von Zeit zu Zeit ein Concert geben können.

Durchreisende Künstler machen die glänzendsten Geschäfte, wenn sie entweder einen europäischen Namen haben, denn dann sticht die Eitelkeit die Amerikaner, es den Europäern an Verehrung und Bewunderung der Künstlernatur zuvorzuthun; oder der Künstler muß einen pfiffigen und rastlos thätigen Begleiter haben, welcher das Geschäftliche besorgt, d. h. durch allerlei merkwürdige Künste den Geschmack des Publicums zu Gunsten seines Pfeinelpols zu bearbeiten und auszubeuten versteht. Ohne einen solchen hülfreichen Genius kann auch ein berühmter Künstler in Amerika betteln gehen.

Chronik der Reisen.

Aus Dr. Gruum's Reise von Petersburg nach dem heiligen Land im J. 1850.

3. Reise nach dem Jordan [1]

In der heiligen Woche, am Dienstag Morgens brachen wir auf nach dem Jordan. Zwei junge Amerikaner, zwei Deutsche, unser allwissender Dragoman Antonio, ich, zwei fußgehende und zwei berittene Araber nebst einem Jungen fürs Gepäck bildeten unsere Karawane. Wir hatten gute, ruhige und zum Ritt bequeme Reitpferde. Jeder mußte den begleitenden Arabern 100 Piaster und 20 Piaster für das Pferd bezahlen. Im Kloster versah man mich mit Lebensmitteln auf den Weg und mein Geld ließ ich bei dem Metropoliten, eine unerläßliche Vorsicht. Um acht Uhr machten wir uns auf den Weg. Der berittene Scheich, mit Gewehr und langer Lanze, ritt voraus, der andere berittene Führer, mit langem Gewehr ausgerüstet, hintendrein, die Fußgänger, gleichfalls mit langen Gewehren versehen, gingen zur Seite. Wir zogen durch das Schafthor, über den Kidron und den Oelberg weiter in die Berge hinein. Diese kalkigen weißlichen Berge bestehen aus mehreren Absätzen, die zahlreichen Erschütterungen ausgesetzt waren; sie sind sehr hoch, steil, kahl, öde, und in ihrem geologischen und topographischen Bau äußerst mannichfaltig. Unser Weg, der über hohe Abhänge und tiefe Schluchten und Thäler führte, war häufig höchst mühsam, bot aber unaufhörlich malerische Ansichten dar, in denen die Umgebungen unter dem reizenden lasurblauen Himmelsgewölbe in ihrer ganzen wilden und finstern Größe erschienen. Die Geschichte besagt, daß hier im Laufe der Jahrhunderte in den Abgründen, Höhlen und unter den Felsen Mönche wohnten, Christus dienten, und sich im Fasten und Gebet, in Arbeit und Tugenden übten. Betrachtet man diese furchtbare Oede, unter dem Einfluß des schwülsten Himmels in Syrien, so kann man sich einen Begriff machen, welches Leben hier die Einsiedler führten. Aber die Liebe zu Gott und der Glaube überwogen alles.

Von der Höhe der letzten Berge überblickten wir eine ungeheure Ebene, die Jordanswüste, welche weithin gegen Osten durch die Kette der arabischen Berge begränzt wird. Rechts gegen Süden zeigt man uns das Todte Meer, links gegen Norden einen grünen, gekrümmten Streif, der den Lauf des Jordans bezeichnet. Auf dieser unabsehbaren Ebene stellten sich uns alle Gegenstände dar, wie bedeckt von einem Lichtflor, der von der glühenden Sonne, die eben den Mittag überschritten hatte, wogend herab sich senkte. Links gegen Norden hob sich ein weißgipfeliger Berg, der vierzigtägige genannt, auf welchem Christus 40 Tage in Fasten und Gebet zubrachte. Es war fast die erste Mittagsstunde, als wir anfingen, an dem Abhang des Berges, der dann in die Ebene übergeht, hinabzusteigen. Unsere Richtung war nordöstlich: der Steingrund ging allmählich in Sandboden über, und schon erschienen Pflanzen. Endlich kamen wir an einen von Buschwerk eingefaßten Bach reinen Wassers. Ich stieg vom Pferde, aber ein starker Zweig eines Dornbuschs faßte mein Kleid so fest, daß der Araber, um mich los zu machen, dasselbe zerreißen mußte. Solche Stachelgebüsche gibt es hier sehr viele, und aus ihnen soll die Dornenkrone des Erlösers gefertigt gewesen seyn. Jenseits des Bachs wandten wir uns rechts und betraten die mit Hügeln, Buschwerk und Bäumen übersäete Ebene. Drei Stunden lang hielten wir in der Nähe eines Araberlagers, nicht weit von einem kleinen Bache in einem von Bäumen und Buschwerk in weiter Ausdehnung überwachsenen Striche, und legten uns nieder unter den schattigen Feigenbäumen in ziemlich hohem Grase, wo man auch ein Zelt aufschlug. Antonio bereitete ein Mahl, und speiste und tränkte uns zur Genüge. Zwei von unsern Arabern zogen aus, um Wild zu schießen, das hier ziemlich zahlreich ist, und brachten einige

[1] Nord. Biene Nr. 133. 134.

Stücke zum Abendessen mit sich. Bemerkenswerth ist, daß die beiden Araber zu Fuße von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags uns, die wir zu Pferde waren, über Felsen und Berge und Thäler fast barfuß mit den Gewehren auf dem Rücken folgen konnten, ohne auch nur einmal auf dem Wege auszuruhen; kaum waren sie am Lagerplatz angekommen, so gingen sie auf die Jagd. So weit bringt es die Gewohnheit! Merkwürdig war auch die Lebendigkeit, Gewandtheit und Munterkeit dieser Araber.

Bald brachen wir wieder auf nach der Elisaquelle zu in der Richtung nach den nördlichen Bergen und zogen fort über eine Ebene voll Dornenbüsche, Bäume und angebauter Felder, deren Ernte sich der Reife näherte. Bei der Elisaquelle fanden wir den Fürsten Wjäsemski mit seiner Gemahlin, die einen Theil der Reise mit uns gemacht hatten, unter schönen großen schattigen Bäumen gelagert. Von hier aus besuchte ich die Trümmer von Jericho, deren Spuren man noch auf einer schönen Hochebene findet. Wenn hier einst eine Bevölkerung hauste, so bot gewiß auch die Natur ein anderes Aussehen. Von hier eröffnet sich eine prächtige Aussicht auf die benachbarten wilden Berge, namentlich auf den merkwürdigen Berg der 40 Tage und auf die Jordansebene. Bei Sonnenuntergang, als wir auf der Rückkehr denselben Weg einschlugen, trafen wir auf eine Schaar anständig gekleideter Araber, welche dem Fürsten Wjäsemski ihre Aufwartung machen wollten. Gegen Abend bestieg ich einige Hügel in der Nähe unseres Nachtlagers, und sah gegen Westen und Norden mit Grün bedeckte Striche, gegen Osten aber, d. h. gegen den Jordan hin, und zum Theil gegen Süden, d. h. gegen das Todte Meer fast nur Sandstriche, bloß hie und da mit etwas Grün untermischt. In unserer Nähe lagen auf der Ebene außer dem originellen Araberlager einige eingehegte Felder, in denen Tabak blühte. Wir übernachteten in unserem Zelt auf dem nackten Boden trotz der Scorpionen, deren es hier viel gibt.

Am nächsten Morgen, einem Mittwoch, machten wir, als kaum die Sonne aufgegangen war, uns auf den Weg mit den zwei berittenen und den zwei fußgehenden Arabern, unseren Drageman Antonio aber schickten wir mit dem Gepäck nach dem Kloster St. Sawwa. Wir zogen ostwärts über den Jordan auf einer sandigen Ebene, die, namentlich in der Nähe des Flusses auf beiden Seiten des Wegs, mit hübschen anscheinend absichtlich aufgeworfenen Anhöhen aus einem feinen, gelblichen Sande übersäet war. Nach einem zweistündigen Marsche kamen wir an einen grünen Streich, nämlich an das Ufer des Jordans, und zwar an der Stelle, wo die Taufe des Erlösers vollzogen wurde. Ich finde keine Worte um die Gefühle auszudrücken welche mich überwältigten, wenn ich bedachte, wie viele Ereignisse hier vorgefallen, und wie viele Tausende aus allen Theilen der Welt seit einigen Jahrhunderten hieher geströmt waren, und mit frommer Demuth diese heilige Stelle besucht hatten. Das rechte, leicht abschüssige, sandige Ufer, auf dem wir standen, war ein Duzend Klafter weit offen. Links von der Stelle, auf der wir standen, endet ein Wald von verschiedenen Bäumen, und rechts beginnt er in der Ferne von neuem. An dieser Stelle baden Tausende von Pilgern, die hier in der Leidenswoche aus Jerusalem herbeiströmen. Dieser freien Stelle gegenüber ist das linke Ufer des Jordans mit Bäumen und Gebüschen bedeckt, was den Lauf desselben sehr malerisch macht. Im Jordan strömt das Wasser rasch aber ohne Geräusch auf sandigem Boden hin; es ist etwas trüb durch die darin befindlichen Kalktheile; gießt man es aber in ein Gefäß, so ist es vollkommen durchsichtig, kühl, reinlich und von angenehmem Geschmack. Der Fluß hat etwa 8 Klafter Breite und ein Klafter Tiefe. Neben dem Sand kommen im Fluß klare glatte Kalksteine vor, Kiesel aber fand ich nicht. Unter dem Schatten von Weiden und Oleanderbäumen, die an der Wurzel unterwaschen sind und etwas über das Wasser hineinhängen, übergoß ich, durchdrungen von dem Gefühl einer aufrichtigen Rührung, meinen Kopf mit dem heiligen Wasser. Trotz meines lebhaften Wunsches konnte ich die entferntern Merkwürdigkeiten der Umgebung des Jordans nicht sehen. Hier ist die Wüste voll von Beduinen, Hyänen und Schakals; aus Arabien kommen auch Löwen hieher.

Um 8 Uhr verließen wir den Jordan und nahmen unsern Weg gegen Süden, zogen über eine völlig sandige, allmählich sich erweiternde Ebene, und entfernten uns dadurch links vom Jordan. Endlich erschien das räthselhafte Todte Meer. Wir stiegen an dem abschüssigen sandigen Ufer hinab; der Sand war wie in den andern Theilen der Ebene. Ich badete im Todten Meer, blieb etwa eine Viertelstunde im Wasser, und fühlte mich nicht minder erfrischt, als im Mittelmeer; man schwimmt im Wasser sehr leicht, und ich tauchte auch viermal ohne Mühe unter. Das Wasser brannte leicht an den Wangen und Augenliedern, und die Haare waren so verklebt, daß ich sie einige Tage nachher nicht kämmen konnte, sie waren wie durch einen klebrigen fetten Stoff verbunden. Vier meiner Gefährten badeten sich gleichfalls, fühlten aber nichts besonderes. Das Wasser war sichtlich ohne die mindeste Strömung, vollkommen durchsichtig, von grünlicher Farbe und gleich anderem Seewasser geruchlos, ziemlich kühl und sehr angenehm beim Baden. Der Meeresgrund ist sandig mit kleinen glatten Kalksteinen. Dreimal nahm ich einige Tropfen Seewasser in den Mund; es ist sehr bitter, aber diese Bitterkeit ist dieselbe, wie im mittelländischen Meer. Der Geschmack des Wassers gleicht vollständig dem einer starken Auflösung schwefelsaurer Laugensalze mit einem Zusatz wie von Galle. Nach den Untersuchungen des englischen Chemikers Grvet, im J. 1848, enthält dieß Wasser am meisten Chlorverbindungen, nämlich in hundert Theilen finden sich 12 Theile Kochsalz, sieben Theile Chlormagnium, zwei Theile Chlorcalcium, ein Theil Chlorkalium u. s. w. Die starke Bitterkeit, und die größere specifische Schwere des Wassers kommen daher, daß dasselbe übermäßig mit Erdsalzen und besondern organischen dem Bergöl gleichenden Stoffen gesättigt ist, die aus denselben Quellen kommen wie der Asphalt, welcher bekanntlich im Todten Meere sich anhäuft. Man hat behauptet, das Wasser des Todten Meeres sey gleich manchen Mineralwassern sehr heilsam für einige veraltete Hautkrankheiten, die in heißen Ländern so häufig sind. Obgleich das Wasser des Todten Meeres in seinem Wesen dasselbe ist, wie das des Mittelländischen, so hat es doch wohl darum mehr Bitterkeit und Schwere, weil die Verdünstung in außerordentlich starkem Maaße vor sich geht, und die festen Theile in Menge im Wasser bleiben, das wärmer als in andern Meeren ist. Die starke Ausdünstung befördert der Umstand, daß in einer Wüste die Hitze einen großen Theil des Jahres hindurch stehend ist, was bei der Lage des Meeres in der Vertiefung zwischen Bergen noch stärker hervortritt. Es liegt niederer als das Mittelmeer. Sand und Felsen werfen die Sonnenstrahlen zurück, es hat keinen Ausfluß, liegt fast immer still und wird wegen der Schwere des Wassers nicht leicht in Unruhe gebracht, aus welchem Grunde es auch das Todte Meer genannt wird. Auf dem weiten, sandigen und abschüssigen Ufer, auf dem wir hinabgingen, liegt bis auf mehrere Klafter vom Wasser eine Menge ausgeworfenes trockenes Holz von verschiedener Größe. Nach der Lage dieser Hölzer kann man annehmen, daß diese Holzreste von den Meereswellen ausgeworfen werden; diese bringen auch aus dem Grund herauf glatte Kalksteine und Sand, die allmählich die Meeresufer erhöhen, den Umkreis des Wassers vermindern und nach und nach das Meer schmäler machen. Aus dieser Erscheinung erklärt sich die Entstehung der Sandebene längs dem Jordan.

(Schluß folgt.)

Der große Tschimpanzi-Affe (Troglodytes Gorilla), der sich hauptsächlich im westlichen Afrika findet, war das Thema einer Vorlesung Prof. Owens in einer Versammlung der zoologischen Gesellschaft am 9 September. Dieser Affe ist von den Negern mehr gefürchtet als der Löwe. Die Größe seiner Hundszähne und die Stärke seiner Kinnladen machen seine Wunden gefährlich und oft tödlich, aber die Hauptstärke dieses riesenhaften Vierhänders — er hat 5' 3'' — liegt in seinen langen Händen, mit denen er schnell seinen Feind erdrosselt. Wenn es den Negern nicht gelingt, ihn gleich beim Angriff durch einen Schuß zu tödten oder tödlich zu verwunden, so müssen sie fliehen und bleiben oft todt auf dem Kampfplatz. (Liter. Gaz. 13 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 234. 30 September 1851.

Stammesunterschiede in Arabien.

Wallin regt in seinem von uns bereits erwähnten Bericht von seiner Reise durch Arabien (s. Journ. of the geogr. Soc. XX. 2.) die Untersuchung über einen Gegenstand an, der bei weiterer Verfolgung auf die innere Geschichte Arabiens in alter und neuer Zeit ein großes Licht werfen muß. „Bekanntlich ist nicht leicht ein Menschenstamm so zäh in seinen Ueberlieferungen und seinen Stammeseigenthümlichkeiten, wie der arabische, und da sie sehr auf die Reinheit des Bluts achten, und die Gleichförmigkeit ihres Lebens während Jahrhunderten keine bedeutende Veränderung ihrer physischen Zustände erwarten läßt, so erhält sich der vorhandene Unterschied durch lange Geschlechter hindurch. Eine der bedeutendsten Veränderungen, die in Arabien durch den Islam vorgegangen sind, ist die Versetzung zahlreicher nord- und mittelarabischer Stämme in fremde Länder, namentlich nach Afrika, zum Theil nach Persien; dagegen drangen viele südarabische Stämme in Mittel- und Nordarabien ein, und diese Eindringlinge unterscheiden sich noch immer wesentlich von den ältern Landeseinwohnern. So sagt Wallin bei Gelegenheit der Stadt Teima, welche drei Grade östlich vom rothen Meer im innern Lande auf dem Weg nach Nedschd liegt: Die Bevölkerung mag etwa 100 Familien betragen, die alle zum Schammarstamme gehören. Diese unterscheiden sich bedeutend von den Annezih-Stämmen der umgebenden Wüste. In den Zügen der Annezih zeigt sich ein jüdischer und manchmal ein vollkommen jüdischer Typus, in denen der Schammar herrscht ein Ausdruck vor, der an ihre Abstammung aus Jemen erinnert. Diese Racengemeinschaft glaubte ich bei allen von Kahtan entsprossenen Stämmen zu erkennen, allerdings mehr oder minder deutlich je nach der Zeit, die seit ihrer Wanderung aus ihrer ursprünglichen Heimath verflossen seyn mag. Die Beni Schammar gehören ihrer eigenen Tradition zufolge zu denen, welche am spätesten aus Südarabien auswanderten, sie haben die Züge ihrer Jemen-Vorfahren am meisten bewahrt, mehr vielleicht als jeder andere Stamm aus diesem Lande, und so bemerkenswerth ist ihr eigenthümlicher Gesichtsschnitt, daß er nothwendig einem jeden auffallen muß, der kürzlich zuvor sich noch unter Annezih-Arabern befand."

Irland.

(Schluß.)

Man kann nicht anders sagen, als daß die Maaßregeln der englischen Regierung während und nach der Hungersnoth im allgemeinen sehr gut berechnet waren. Bei den Unterstützungen wurden allerdings manche Mißgriffe begangen, wie dieß in einem Zeitpunkt nicht anders möglich war, wo die Zahl der unterstützten wirklich oder angeblich Armen auf mehr als 3 Mill. anwuchs. Die Einführung der Grundsätze des englischen Armengesetzes in Irland war eine momentan vielleicht sehr harte, auch für die Armen hie und da verderbliche Maaßregel, aber sie hatte eine Folge, deren Bedeutung sich kaum überschätzen läßt, sie nöthigte die Grundbesitzer und namentlich den mittlern Adel sich selbst zu helfen, und selbst Hand anzulegen bei Verbesserung des Zustandes des Landes. Welche Last den Grundbesitzern aufgeladen war, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß die Armensteuer im J. 1846 nicht ganz 300,000 Pf., in den Jahren 1848, 49 und 50 über anderthalb Millionen Pf. St. betrug, was den neunten Theil des Grundeinkommens von Irland ausmacht. Daneben ergriff die Regierung noch die zweite Maaßregel, nämlich durch Annuitäten tilgbare Anlehen an Gutsbesitzer zu geben, welche ihre Güter durch Wasserableitung und ähnliche Maaßregeln verbessern wollten; indem man ihnen dieß Hülfsmittel an die Hand gab, verminderte man, sobald sie sich dessen bedienen wollten, auch ihren Beitrag an der Armensteuer, indem durch die unternommenen Arbeiten die Zahl der Armen vermindert und ein Nacheifer erweckt wurde, der für Irland manche gute Früchte getragen hat. Die seit 1841 gegründete k. Ackerbaugesellschaft erhielt dadurch erst ihren rechten Wirkungskreis, und sandte auf Betrieb Lord Clarendons Instructoren im Lande umher, um die Landleute mündlich über mehrere Verbesserungen zu unterrichten.

Alles dieß hält sich im Umkreis der englischen Gesetzgebung, und so weit diese geht, kann man den Erfolg loben, erwägt man aber, wohin diese englische Gesetzgebung führte, daß dadurch in England selbst zwei Drittheile der Bevölkerung in den Städten und also von Gewerben und Handel leben, und nur ein Drittheil auf dem Lande, wo dasselbe noch überdieß zum Theil sehr elend daran ist, dann kann man sich denken, welchen Einfluß dieß System auf Irland haben muß, wo die Bevölkerung zu sieben Achttheilen auf und von dem Lande lebt. Soll diese englische Gesetzgebung fortdauern, und macht Irland nicht ähnliche Fortschritte wie England in Handel und Gewerbe, so muß es im Verhältniß zu England auf eine Bevölkerung von etwa 4 Mill. herabsinken. Dazu ist allerdings ein starker Anfang gemacht, wenn man erwägt, daß die Bevölkerung bereits von $8\frac{1}{2}$ auf $6\frac{1}{2}$ Millionen gesunken ist. Die noch vorhandene Bevölkerung aber, von der noch immer fünf Sechstheile auf dem Lande leben, muß nothwendig in einem vielfach höchst gedrückten Verhältniß seyn, weil die Zahl der Concurrenten für die stets sich vermindernden Pachtungen immer noch viel zu groß ist. Daher die krampfhaften Bestrebungen dieß zu bessern. Das Edinburgh Review äußert

sich in einer langen Lobrede auf Lord Clarendons Verwaltung (s. Nr. vom Januar d. J.) hierüber in folgender Weise: „die Verhältnisse von Gutsherren und Pächtern setzen immer noch den Reformer in Noth und Verlegenheit und zerrütten die Gesellschaft. Es ist hier noch eine große Frage zu lösen, und als wäre diese nicht schon an und für sich verlegenheitsvoll genug, so thun auch diejenigen, welche das größte Interesse daran zu nehmen vorgeben, ihr Aeußerstes eine genügende Lösung zu hindern. Die Agitation um das Pächterrecht tritt alle Rechte, die des Pächters ausgenommen, mit Füßen. Sie verlangt von der Legislatur, die angeblichen Beschwerden der einen Classe dadurch zu lösen, daß einer andern Classe das gröbste Unrecht zugefügt wird. Eine gezwungene Abschätzung des Eigenthums, ein durch parlamentarische Gewalt festgesetztes Maximum von Pacht, die thatsächliche Uebertragung des dauernden Eigenthums (dominion and perpetuity) von dem Grundherrn an den Pächter, das sind die bescheidenen Forderungen dieser höchst ungerechten und höchst unklugen Bewegung. Wir wissen nicht, was noch von den Grundsätzen des Eigenthums übrig bleiben würde, wenn solche Projecte gelängen. Wir haben nie von Ungerechtigkeiten der schlimmsten irischen Grundherren gehört, die größer wären, als die Ungerechtigkeit, welche die Urheber dieser revolutionären Vorschläge gegen die Grundherren beabsichtigen. Diese Frage ist so wenig durch das Geschrei eines Pöbelhaufens durchzusetzen, als die Zerreißung des britischen Reichs."

Das ist ein sehr summarisches und noch dazu ein sehr wegwerfendes Urtheil, denn der Verfasser des genannten Aufsatzes meint auch, dieser „gesetzlose Bund bestehe hauptsächlich aus kleinen Krämern in den Provinzialstädten, die aufgereizt seyen durch die Landzeitungsschreiber und geleitet durch eine Bande unruhiger Priester und tobender presbyterianischer Pfarrer." Die katholischen Priester und die presbyterianischen Pfarrer fühlen die Noth ihrer Gemeinden, und so sehr ihr Bestreben mit dem englischen Staatsrecht in Widerspruch seyn mag, so haben sie das Naturrecht für sich, wonach alle diese Pächter streben, daß ihre Anstrengungen und ihr Fleiß nicht bloß dahin gehe, die Gutsherren reich zu machen, während sie selbst nur kümmerlich ihr Leben fristen. Die Tenant-League hat nicht nur theoretisch, sie hat auch praktisch Unrecht, da sie auf diesem Wege den wahren Schaden nicht heben wird, aber dieß rechtfertigt das summarische verwerfende Urtheil über so achtungswerthe Classen noch nicht; sie sind im Irrthum, aber in einem sehr verzeihlichen Irrthum, und eben der Umstand, daß das Edinb. Review selbst erklärte, hier sey noch eine große Frage zu lösen, eine Frage, die man also nicht gelöst hat, und auch nicht ernstlich zu lösen versuchte, weil man zu tief in die englische Staatsordnung eingreifen müßte, eben dieß beweist, daß man das eigentliche Uebel noch nicht gehoben hat, und erklärt vollkommen die dauernde Auswanderung, das einzige Abhülfsmittel, wenn man nicht dem bisherigen englischen Staatsgebäude durch allmähliche Aufhebung des adeligen Obereigenthumsrechts und Wiedererschaffung eines freien Bauernstandes die Axt an die Wurzel legen will. Wie die Sachen jetzt stehen, ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die englische Eroberung des Landes durch immer stärkere Auswanderung der alten celtischen Einwohner und allmähliges Hinsterben des gänzlich mittellosen Restes fortdauern wird. Ist erst die irische Bevölkerung noch ein paar Jahrzehnte lang um eine Million Menschen gesunken, dann können die Uebriggebliebenen und die neueingewanderten Engländer und Schotten gemächlicher leben, und die Verbesserungen im Landbau werden mehr Boden fassen.

In diesen ökonomisch-politischen Verhältnissen liegt der Grund, weßhalb die katholische Bewegung in Irland nicht gelingen kann. Der Geist des englischen Staatswesens und der herrschenden Ansichten Englands wird immer mächtiger in Irland, und man kann die Repealbewegung und die schwächlichen Aufstandsversuche Mitchells, O'Briens und ihrer Anhänger fast als die letzten Zuckungen des altirischen Geistes betrachten; diese sind nicht nur in ihrer Schwäche, sondern, was schlimmer ist, in Lächerlichkeit und Verächtlichkeit untergegangen. Das langsame und solidere System einer Reaction gegen das Uebergewicht des englischen Geistes durch die katholische Kirche wird an der Abnahme der katholischen und dem verhältnißmäßigen Uebergewicht der protestantischen Bevölkerung scheitern. Zudem hat die englische Regierung seit der Emancipationsacte lobenswerthe Anstrengungen gemacht, den Geist der Bigotterie zu fesseln, und der wichtigste Punkt in dieser Beziehung war die Ernennung von Katholiken zu den richterlichen Aemtern; es ist die Frage, ob die Regierung in den neuesten Zeiten als „Jung Irland" sich um die Unterstützung der französischen Republik bewarb, so leichten Kaufs davon gekommen wäre, wenn ihren Gegnern noch der Vorwurf parteiischer Rechtspflege zu Gebot gestanden hätte. Aber die harten Maaßregeln, die mit der Suspension der Habeas-Corpus-Akte in jener Zeit verbunden waren, wurden von Katholiken ebenso wohl wie von Protestanten ausgeübt. Eine besondere Commission wurde zur Aburtheilung der politischen Vergehen niedergesetzt, und der oberste Richter (Chief Baron) war ein Katholik, Namens Pigot, der Chief Justice ein Protestant, Namens Blackburne, der Staatsanwalt gleichfalls ein Katholik. So war alle Gelegenheit, die Rechtsverwaltung vom religiösen Parteistandpunkte anzugreifen, genommen.

In demselben Geiste war das System der Nationalschulen aufgefaßt, nach welchem die Jugend ohne allen Unterschied der Religion und mit Beseitigung alles confessionellen Haders unterrichtet werden sollte: eine halbe Million Schüler werden auf diese Weise jetzt unterrichtet, dieß System muß nothwendig im Verlauf der Zeit mehr und mehr zur Beseitigung des Religionshasses beitragen, und hat bereits so gute Früchte getragen, daß nicht wenige katholische Geistliche dasselbe eifrig befördern, selbst ein katholischer Erzbischof. Im J. 1845 fand eine Versammlung der katholischen Prälaten Irlands zu Dublin statt, und diese zeigte sich einstimmig dem Plan der Regierung, dem katholischen Theil der Bevölkerung die Vortheile des akademischen Unterrichts in erweitertem Maaße zuzuwenden, günstig. Die Folge war die Vorlegung des Plans der gemischten Collegien durch Sir R. Peel. Die Prälaten verlangten, „daß ein angemessener Theil der Professoren und Beamten dieser Collegien Katholiken seyn solle, deren sittliches Verhalten durch ihre respectiven Bischöfe vermittelst eines Certificats bestätigt wäre." Sie verlangten, daß „wenn irgend ein Präsident, Professor oder Beamter des Versuchs überwiesen wäre den Glauben eines Studenten zu untergraben oder seine Sittlichkeit zu gefährden, — er durch die Aufsichtsbehörde von seinem Amt entfernt würde." Ferner sollte ein katholischer Caplan die Sittlichkeit und den religiösen Unterricht der katholischen Studenten beaufsichtigen und nicht nur vom Bischof der Diöcese, in der das Collegium liegt, ernannt, sondern auch wieder abgesetzt werden können. Alles dieß ward zugestanden und nur zwei weitere Punkte abgeschlagen. Diese bestanden darin, daß alle Beamten in den Collegien von der Aufsichtsbehörde ernannt würden, in welcher die katholischen Prälaten Sitz und Stimme hätten, und zweitens daß alle Professuren der Geologie, Anatomie, Ge-

schichte und Metaphysik ausschließlich mit Katholiken besetzt würden. Beides konnte nicht gewährt werden, ohne ungerecht gegen die Protestanten zu seyn, denn wenn Gefahr für den katholischen Glauben darin lag, so fern die genannten Professuren mit Protestanten besetzt waren, so konnte eben sowohl Gefahr für Protestanten darin liegen, wenn sie mit Katholiken besetzt waren. Dagegen gewährte die Regierung zwei von den katholischen Prälaten nicht verlangte Aufsichtsmittel, das Recht der Visitation durch den Bischof der Diöcese und den Erzbischof der Provinz; und zweitens die Aufsicht über die Wohnungen der Studenten, indem der katholische Bischof berechtigt seyn sollte, auf besonderen Wohnungen der katholischen Studenten zu bestehen; die Vorsteher solcher abgesonderten Wohnungen sollten von dem Bischof gewählt werden.

Auf diesen Grundlagen kamen die gemischten Collegien zu Stande, wenn gleich von dem heftigern Theil der Protestanten und Katholiken bekämpft. Erst im vorigen Jahre nahm indeß der Widerspruch der katholischen Prälaten in der Synode von Thurles eine bestimmtere Gestalt an, jetzt werden nicht nur die Collegien angegriffen, sondern das ganze schon seit einer Reihe von Jahren bestehende System des gemischten Unterrichts, und zwar hauptsächlich auf Betrieb des Erzbischofs Cullen, der den größten Theil seines Lebens zu Rom außerhalb Irlands zugebracht hat. Dagegen hat sich nicht nur der katholische Bischof, Dr. Blake, entschieden der Collegien angenommen, sondern auch Dr. Murray, katholischer Erzbischof von Dublin, ein durch Charakter und Kenntnisse gleich ausgezeichneter Prälat und Mitglied des Raths der Verwaltung der gemischten Collegien, hat für diese und das sogenannte nationale Unterrichtssystem in Irland eifrigst Partei ergriffen. So steht jetzt die katholische Kirche in Irland unter sich selbst in Spaltung, um so mehr als es eine bekannte Sache ist, daß sich auf der Synode von Thurles im vorigen Jahre zwölf Bischöfe für die gemischten Collegien erklärten. So gedeckt durch den Beistand angesehener Bischöfe treten jetzt die Laien immer entschiedener gegen Dr. Cullen auf, und es hat an ziemlich harten Manifestationen gegen ihn nicht gemangelt.

Es kann nicht fehlen, daß die englische Regierung sich mit ihrem ganzen Einfluß auf die Seite des Erzbischofs Murray und des Bischofs Blake, sowie desjenigen Theils der Laien stellen wird, welche die gemischten Collegien gewünscht und bisher unterstützt haben. Die Anstrengungen Dr. Cullens werden also ziemlich zu nichte werden, und damit ist das Uebergewicht des Regierungssystems, das möglichste Duldung aller Bekenntnisse erstrebt, ziemlich entschieden. Die Affectation, mit welcher die neuliche Versammlung in Dublin auftrat, wo die Bischöfe nach der Märtyrerkrone strebten, und glaubten, man werde sie alsbald gerichtlich belangen und dadurch ihr Ansehen in den Augen der großen Masse erhöhen, wird sich getäuscht finden; das Ministerium wird keine Märtyrer machen, und wenn es irgend zu vermeiden, nicht gegen die Bischöfe auftreten, außer wenn sie sich in den Augen des Publicums durch unklugen Eifer so herabgesetzt haben, daß eine gerichtliche Verfolgung kein sonderliches Aufsehen mehr macht. Dieser Stand der Dinge in Irland ist für England außerordentlich wichtig: der Sieg des Nationalerziehungssystems in Irland bedingt ein gleiches System gegen das Widerstreben der Hochkirche in England, und die Toleranz wird deßhalb einen doppelten Sieg feiern. Lord John Russell hat für seinen unklugen Brief an den Bischof von Durham schon genug hören müssen, daß er nicht mehr versucht seyn wird, den religiösen Hader anzublasen, und selbst wenn ein Toryministerium ans Ruder kommen sollte, so darf man sich nur erinnern, daß Graf Derby (Lord Stanley) zugleich mit Sir R. Peel das System der Nationalerziehung in Irland einführte. Kommt aber, wie fast noch wahrscheinlicher, Lord Clarendon ans Ruder, dann ist mit Gewißheit vorauszusehen, daß das System kluger Mäßigung und allgemeiner Duldung, das er zu seinem nicht geringen Ruhm in den schwierigsten Zeiten als Vicekönig in Irland geübt, auch ferner vorherrschend bleiben wird. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Irland vielleicht in wenigen Jahren aufhört, die große Schwierigkeit eines englischen Ministeriums zu seyn. Die Veränderung, die jetzt in seiner Bevölkerung vor sich geht, zeigt das Ueberwiegen englischer Einrichtungen, und wenn die Hochkirche in ihren exclusiven Bestrebungen nachlassen muß, so wird auch auf der andern Seite das nicht minder exclusive Bestreben der katholischen Hierarchie gleichfalls Grund und Boden verlieren; mehr und mehr werden beide Inseln verschmelzen, und die nächste Parlamentswahl dürfte zeigen, daß eine exclusiv irisch-katholische Partei, welche wie einst O'Connell mit seinem Schweif, die Entscheidung in sich trüge, nicht mehr zu der alten Bedeutung gelangen kann.

Organt, ein Werk St. Justs.

St. Just galt bisher bekanntlich als fanatischer, aber redlicher und in seinen Sitten reiner Republikaner. Dieser Ruhm scheint ihm jetzt zu entgehen. Nach einer in der Liter. Gaz. vom 20 September gegebenen Nachricht hat man ein Gedicht von ihm aufgefunden, das den Namen Organt führen soll und voll der ärgsten Obscenitäten sey, in der That, wie im Delirium der Wollust geschrieben, roher und widerwärtiger als Voltaire's Pucelle, und nicht wie dieses durch blendenden Reiz und Anmuth des Styls gehoben. In moralischer Beziehung wird das Gedicht als abscheulich, in literarischer als miserabel geschildert. Der Tugendschimmer fällt damit freilich von dem Haupte dieses Republikaners, aber ein nur um so grelleres Licht auf die damalige Gesellschaft: Mirabeau, Danton, Marats gar nicht zu gedenken, waren bekannte Wollüstlinge, und sehr viele Mitglieder des Convents, namentlich die aus dem Süden, gingen in ihren Ausschweifungen sehr weit, was die Geschichte keineswegs verschwiegen hat; Louvet, der bekannte Girondist, schrieb den Faublas. Die französische Revolutionsgeschichte ist in politischer Beziehung sehr aufgehellt, in psychologischer tappt man noch sehr im Dunkeln.

Chronik der Reisen.

Aus Dr. Gruum's Reise von Petersburg nach dem heiligen Land im J. 1850.

3. Reise nach dem Jordan

(Schluß)

Seltsame Landschaften, eine ungewöhnliche Natur und die Eindrücke alter Begebenheiten stimmen auf eine merkwürdige Weise zum Nachdenken und zur Träumerei.

Um 11 Uhr verließen wir das Todte Meer, und zogen lange auf der Sandebene fort, die einzelne größere Hügel darbietet. Viele derselben sind mit schönem Grün bedeckt; auf den Hügeln wächst hohes Schilf mit breiten Blättern, die, wie mir von Ferne schien, den Maisblättern gleichen. Auf der öden Ebene erschienen diese Hügel wie Oasen. Uebrigens trifft man in den sandigen Wasserrissen auch Bäche, und wo Wasser ist, ist auch Vegetation. Je mehr wir uns den Bergen näherten, desto unfruchtbarer wurde der Boden, und die Vegetation verschwand; endlich begannen wir die völlig leblosen Berge hinanzusteigen. Unser Weg ging nach dem Kloster Sawwa, über hohe, steile, höchst mannichfaltige Berge, die von einander durch Schluchten, Thäler und tiefe Risse getrennt waren, in denen man gar keine Pflanzen erblickte. Der Weg war gekrümmt, führte bald an den Abhängen der Berge hinauf, bald auf ihre Höhe hin, von wo man zu Zeiten die oben erwähnte Ebene

überschauen konnte, auf der bei hellem Sonnenglanz ein schimmernder Nebel wie von starken Dünsten lag. Aus diesem Grunde schien uns das Licht über der Ebene matt und trübe. Diese Gegenden sind in der Geschichte, namentlich aus der Zeit des ersten Christenthums, denkwürdig. Wie viel lebten hier heilige Einsiedler, wie viele Männer, die den Märtyrertod starben! Die sie umgebende Natur versagte ihnen alles, und umringte sie mit Schrecken. Dagegen fanden sie in ihrer Nähe Bethlehem, den Jordan, Jerusalem und den Oelberg.

Um drei Uhr kamen wir in das Kloster St. Sawwa, das seit etwa 15 Jahrhunderten steht, und zahlreiche Schicksalswechsel erfahren hat. Von 120 Einsiedeleien, sagte der Mönch Sawwa, die einst in diesen Wüsten bestanden, ist nur noch das Kloster St. Sawwa übrig. Dieß ist am rechten Abhang der hier sehr tiefen Kidronschlucht erbaut, in welcher während der Regenzeit mächtige Wasserbäche von der Umgegend Jerusalems nach dem Todten Meer herabschießen. Als wir durch das Thor innerhalb der steinernen Mauer traten, stiegen wir auf Steinstufen abwärts und befanden uns auf einem kleinen Platze vor einer hübschen kleinen steinernen Kirche. Von hier wandten wir uns rechts, ließen einen kleinen Garten links liegen, und traten in einen ziemlich weiten hellen, reinlichen Saal mit Diwans an den Wänden und Matten auf dem Boden; dieß ist das ausgezeichnete, kürzlich für Reisende erbaute Empfangzimmer. Ein russischer Mönch, Pater Sawwa, führte mich in die der Kirche selbst gegenüberliegende Capelle. Hier ruhte einst verborgen der Leib des hl. Sawwa, des Gründers des Klosters. Wir betrachteten die kürzlich erst erbaute Kirche; sie ist hübsch gemalt, ziemlich geräumig und hat einige Kronleuchter und Bilder, die von Russen hieher geschenkt wurden. Durch die linke Seitenthüre in einer Capelle traten wir in die sehr kleine einfache Celle des Klostervorstehers, der schon 23 Jahre im Amt ist. In ruhiger Zeit stellte er alle Klostergebäude her, und brachte sie in ihren jetzigen zum Erstaunen ansprechenden Stand. Von dem Archimandriten gingen wir in die Kirche des hl. Johannes Damascenus, die in derselben Celle eingerichtet ist, wo dieser Streiter der Kirche sich belehrte und seine Werke niederschrieb. Endlich gingen wir über einen freien, bewachsenen Platz nach dem hohen steinernen Justinianusthurm, der das ganze Kloster beherrscht, und von seiner obern viereckigen Terrasse einen äußerst mannichfaltigen Anblick auf die umliegenden Berge gewährt. In diesem Thurm wird auch die Bibliothek des Klosters aufbewahrt, in welcher vor 15 Jahren sehr merkwürdige Manuscripte entdeckt wurden. Nachdem ich mich einige Zeit in der im Felsen ausgehauenen Celle des Pater Sawwa aufgehalten, stieg ich in seiner Begleitung durch Galerien und endlich auf einer Treppe hinab in die Kidronschlucht, und arbeitete mich kriechend und mit einer Laterne durch bis zur Quelle des hl. Sawwa. Aus dem Felsen fällt das Wasser mit dumpfem Klang in dicken Tropfen in ein kleines Bassin.

Nachdem ich neuerdings in die Kirche gegangen und von ihr mich rechts gewendet, trat ich in eine ungeheure Höhle. In einem ihrer Theile, dem größten, ist ein Altartisch errichtet; ein zweiter findet sich in einer kleinern Höhle. Hier zeigt man hinter einem Gitter die Schädel von Mönchen, die einst hier den Märtyrertod erlitten. Endlich besichtigte ich noch einige Höhlen am andern Ende des Klosters hinter dem uns angewiesenen Zimmer. In eine derselben rettete sich der hl. Sawwa, in andern erlitten viele Mönche den Tod durch die Moslems, welche sie verbrannten. Das Gewölbe dieser Höhle ist noch jetzt vom Rauche geschwärzt.

In der Dämmerung besichtigte ich von zwei andern Stellen aus die Kidronschlucht, und ebenso den gegenüberliegenden Abhang, an welchem sich gleichfalls Höhlenöffnungen zeigten; auch hier hausten einst Einsiedler. Ich kann mir vorstellen, welche Beschwerden sie an diesen steilen felsigen Orten zu ertragen hatten, und welche Anstrengungen und Arbeiten die Errichtung des Klostergebäudes und der Mauern mitten unter diesen unfruchtbaren, schauerlichen Felsen kostete. Wie viele feindliche Belagerungen hat dieß Kloster ausgehalten! Was haben zeitenweise die Mönche erduldet! Wie furchtbar waren hier die Erdbeben! Wie unerträglich die Sommerhitze! Wie strenge die Mönchsordnung! Und zu allem dem kommen noch Entbehrungen aller Art, selbst das Wasser ist spärlich vorhanden!

Nachdem ich im Kloster sehr ruhig übernachtet, stand ich am andern Morgen sehr früh auf, und besichtigte die Gegenstände im Helllicht, während die Sonne hinter den Bergen lange schon aufgegangen war. Wiederum besichtigte ich die Kidronschlucht und die Höhlen, wohin, wie ich oben bemerkte, einst die Mönche sich gerettet. Nach Abhaltung des Gebets zogen wir um 7 Uhr unseres Wegs weiter mit unsern Arabern. Statt links um die Einschließungsmauer zu gehen, führten uns die Araber rechts, und nach zwei Stunden waren wir in der Nähe von Jerusalem. Auf dem Wege sahen wir zwei Araberlager von den Abhängen der Berge. Ein viereckiges angenscheinlich aus Wollzeug bestehendes Zelt bildete die Wohnung selbst. Auf der einen Seite des Zelts tief von oben her, wie ein Vorhang, ein großes, viereckiges Stück Wollzeug an Stangen und Stricken gehalten hin; dieß war gleichsam der Vorhang. Eine Menge fast nackter Kinder spielten und schrieen; Weiber sahen wir fast gar nicht. Ein Araber brachte uns eine Bergziege, die wir ihm abkauften. Unser Führer blieb geraume Zeit bei den Beduinen, und kam uns erst später nachgejagt.

In der Nähe von Jerusalem wandten wir wieder links nach Südwesten, und ritten in starkem Trabe auf dem bethlehemitischen Wege fort, der über schöne Ebenen und kleine Hügel und Berge führt, welche reichlich mit Grün bedeckt sind; auf den Seiten erblickt man angebaute Felder, Wäldchen und Dörfer. Wir zogen nicht weit von dem steinernen Gebäude vorüber, in welchem Rahel begraben ist. An diesem Tage kamen aus Jerusalem viele Juden dahin, um ihre Andacht zu verrichten. Um 10 Uhr kamen wir nach Bethlehem, einem kleinen hoch gelegenen Städtchen. Durch das Klosterthor zogen wir in eine geräumige, viereckige, an den Seiten mit Säulen geschmückte Kirche, die durch eine Mauer von der eigentlichen Kirche zur Geburt Christi getrennt ist; ein Mönch, der russisch sprach, begleitete uns. Er führte uns auf der rechten Seite nach der Marmorcapelle, die auf der Stelle errichtet ist, wo das größte Ereigniß der Weltgeschichte eintrat, wo Christus geboren wurde. Man steigt auf 15 Marmorstufen in die Capelle hinab; rechts auf dem marmornen Fußboden brannten vor einem kleinen Altar Lampen und erglänzte der silberne Stern. Der Geistliche las über meinem Haupte das Evangelium in slawischer Sprache; meine Reisegefährten hielten, wie ich, brennende Kerzen in den Händen. Wir besichtigten die ganze von Kaiser Justinian erbaute Kirche, die an die Kirche stoßende Höhle, wo Joseph wohnte, wo viele der von Herodes ermordeten Kinder begraben sind, und wo auch der hl. Hieronymus begraben liegt. Endlich begaben wir uns in die Celle, wo man uns mit Käse, Butter, Brod und Wein bewirthete.

Die Stelle der Geburt des Heilands war einst eine Höhle im Berge. Später wurde diese Höhle in die jetzige Capelle umgewandelt, deren oberer Theil auf den Boden der Kirche zur Geburt Christi hinausgeht. Die jetzige Marmorcapelle ist im Innern mit reichen Geweben behangen und mit Lampen geziert, die an dem Gewölbe hängen. Die ganze Höhle hat etwa fünf Klafter Länge, anderthalb Klafter Breite, und zwei einander entgegengesetzte Eingänge mit Stufen von der Südwest- und Nordostseite. Das jetzige Bethlehem ist eine kleine, von vielen Christen bewohnte Stadt; diese arbeiten verschiedene Gegenstände aus Perlmutter und Holz, die in Bethlehem und Jerusalem verkauft werden. Bei den sich um uns drängenden Verkäufern kauften wir einige Kreuze, Rosenkränze und andere Gegenstände. Die Umgegend Bethlehems ist größtentheils eben, aber doch mannichfaltig, malerisch und gut angebaut; an Gärten ist kein Mangel. Auch das Kloster St. Sawwa hat seit nicht langer Zeit hier einen anlegen lassen. Um zwei Uhr verließen wir Bethlehem, und um vier Uhr langten wir in Jerusalem an.

Umwandlung des Smithfield-Markts. Da der Viehmarkt an diesem Orte demnächst aufhören soll, so hat man vorgeschlagen, den Platz zu einem Wintergarten einzurichten. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 9 und Umschlag zum Monat September.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 235. 1 October 1851.

Ueber die Türkei.

Im Laufe des vorigen und im Anfang dieses Jahres erschienen im französischen Moniteur „Briefe über die Türkei," unterzeichnet von einem Herrn Ubicini. Im Frühling dieses Jahres erschienen sie gesammelt in einem mäßigen Band, der sich aber als erster ankündigt, und mit einer Dedication an „Se. Excellenz Aali Pascha, Minister der auswärtigen Angelegenheiten der hohen Pforte." Schon hieraus kann man abnehmen, daß in dem Buche eben keine sehr freie Kritik herrschen wird, und Hr. Ubicini gehört offenbar zu der Classe von Europäern, unter denen namentlich eine Anzahl Franzosen sich auszeichnete, welche das türkische Reich mit ihren Civilisationsideen beglücken wollten. Unter diesen Leuten mußte, wenn nichts schlimmeres, eine sehr seltsame Täuschung vorherrschen, wenn sie durch die äußern Zeichen der europäischen Civilisation dem türkischen Reiche aufzuhelfen meinten. Hrn. Ubicini's Buch ist eine Darstellung der Türkei, wie sie seyn sollte nach Koran und Gesetz, aber nicht wie sie ist, denn der Verfasser hat noch just den wichtigsten und am tiefsten eingreifenden Theil seiner Arbeit nicht geliefert, nämlich das Verhältniß der besiegten Völker zu den herrschenden Osmanlis. Die Osmanlis sind, ziemlich übereinstimmenden Nachrichten zufolge, physisch im Zurückweichen, während die andern, namentlich die christlichen Stämme, an Zahl und Bedeutung zunehmen. Wird das Staatsinteresse, das die christlichen Stämme nie anders als zu ihrem Nachtheil gefühlt haben, diese vermögen den Staat zusammenzuhalten, wenn der herrschende Stamm sie nicht mehr dazu zwingen kann? Das ist die Hauptfrage

Ubicini selbst hat dieß gefühlt, und am Ende des vorliegenden ersten Bandes drückte er sich folgendermaaßen aus: „obwohl die meisten dieser Reformen mehr oder minder den Stempel des neuern europäischen Geistes tragen, so muß man darum doch nicht glauben, daß sie bloß von außen her eingeführt und ohne Verwandtschaft mit dem nationalen Geiste seyen, im Gegentheil gibt es keine einzige, die nicht dem Grundwesen des Islam selbst entnommen wäre, und sich nicht durch den Koran oder durch die Ueberlieferung rechtfertigen ließe. Alle gehen von der Regierung aus, denn in der Türkei kommt der Fortschritt von oben. Reschid Pascha und die jetzigen Minister der Pforte haben ihre Namen an die meisten derselben geknüpft, aber sie datiren in Wahrheit aus viel älterer Zeit, denn sie reiften unter den stürmischen Regierungen Selims und Mahmuds, und kamen erst unter der friedlichen Herrschaft Abdulmedschid's zu Tage. Der Zweck der Reform ist zum Theil erreicht worden: das Tanzimat, anfangs bloß auf die Hauptstadt und die nahen Districte angewandt, hat allmählich sich bis auf die Gränzprovinzen ausgedehnt, und die Einheit ist im Reiche eingeführt durch die Gesetzgebung, durch die Verwaltung, durch das Gebiet selbst, durch die Toleranz und die Presse. Wir können also jetzt die im Eingang aufgeworfene Frage: gibt es eine Türkei? beantworten. Ja, es gibt eine Türkei, d. h. es gibt in der Türkei 11 Millionen tapferer, verständiger und namentlich ehrlicher Osmanlis, die durch ihren Glauben, ihre Sitten und ihre Achtung vor dem Gesetz ausnehmend für den Fortschritt geeignet sind. Aber diese eilf Millionen Osmanlis bilden kaum den dritten Theil der auf dem ungeheuren Raum des ottomanischen Gebiets zerstreuten Bevölkerung. Um sie her rühren sich mehr oder minder compacte Völkerschaften, verschieden in Ursprung, Sprache und Religion, mit denen sie lange Zeit jede engere Verbindung (solidarité) zurückgewiesen haben, und die sie sich jetzt zu assimiliren suchen müssen. Ist diese Assimilation aus dem Gesichtspunkt des gemeinsamen Interesses wünschenswerth? ist sie möglich? Die Antwort auf diese Frage, in welcher die Lösung des Problems über die Türkei liegt, kann nur durch ein aufmerksames Studium der Stämme gewonnen werden, die im ottomanischen Reiche durcheinanderleben. Dieß Studium wird den zweiten Theil unserer Arbeit bilden."

Darauf sind wir also hingewiesen. Aus dem obigen Auszug ersehen wir, daß die Plane der Regeneration alt sind, daß sie also wohl in der ganzen neuern Entwicklung der Türkei ihren Grund haben müssen. Wir wollen sie nach Ubicini's Angabe von diesem Gesichtspunkt aus etwas näher ins Auge fassen, und den Gang einiger neuern Ereignisse gleichsam als Prüfstein damit in Berührung bringen. Der Verfasser gibt in seinem neunten Briefe eine Uebersicht des Ursprungs des Grundeigenthums in der Türkei, die ziemlich unvollständig und noch dazu nach Quellen bearbeitet ist, die keineswegs recht in die Sache eingedrungen sind, wie z. B. Muradgea d'Ohsson; schon die Verlegung dieses Artikels in das Gebiet der Finanzen gibt der Sache einen falschen Anstrich, indem er diesen Gegenstand in das Capitel von der „politischen Gewalt" hätte bringen oder umständlicher, als es geschehen, in dem Eingang hätte abhandeln sollen. In dieser Frage liegt im Grunde alles: in der Türkei, wie überhaupt in muselmännischen Ländern, gehört das Grundeigenthum dem Staate, oder richtiger ausgedrückt, der geistlichen Gemeinschaft der Gläubigen. Der Christ kann eigentlich gar kein Land besitzen, und selbst der Moslem ist nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer: er hat das Besitzthum als Krieger seiner Religion empfangen, um dadurch die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs zu erhalten, die ganze Einrichtung ist eine kriegerische, auf

Eroberung berechnete. Sobald die Eroberung stockte, mußten in dem ursprünglichen Verhältniß die wesentlichsten Umgestaltungen vor sich gehen, und diese haben denn auf die Gestaltung des Staats eine bedeutende Rückwirkung geäußert. Sobald der Krieg aufhörte, eine fast ständige Beschäftigung des Kriegsadels zu seyn, hatte dieser Adel auch seine wesentliche Bedeutung verloren, aber er hatte ein gemeinsames Interesse zu wahren, einerseits gegen die ihm unterworfenen Christen, welche die Abgaben lieferten, von denen er früher seine Kriegsdienste bestritten hatte, andrerseits gegen die Pforte, die mit dem Versinken des Hofes in Ausschweifungen immer geldgieriger wurde. Seit dem Ende der großen auf Eroberung berechneten Kriege, d. h. seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts, hatte der völlig erblich gewordene Adel die Gewohnheit der Unterordnung unter seine Kriegsbefehlshaber vergessen, und war gar nicht gemeint allen Erpressungen jedes von Konstantinopel hergeschickten Pascha's, der sich für seine zur Erwerbung des Paschaliks gemachten Auslagen möglichst reichlich entschädigen wollte, sich zu fügen. So hatte bald die Pforte kein Mittel mehr sich Gehorsam in den Provinzen zu verschaffen, als indem sie die eine Partei gegen die andere benützte, und oft beide sich fartlisch befehden ließ. Wo dieser Adel enger unter sich zusammenhielt, wie der bosnische, durch die Nationalität von den Türken und durch die Religion von seinen Unterthanen getrennte Adel, wie die Derebeys (Thalfürsten) in mehreren Theilen Kleinasiens, war die Pforte möglichst unmächtig. In manchen Städten Syriens, z. B. Damaskus, bekämpften sich seit langer Zeit zwei moslemitische Parteien, und der türkische Pascha war fast eine Null: stemmte er sich zu sehr auf eine Partei, gewann er dadurch an Macht und wurde er minder willfährig gegen die Pforte, so war es nicht eben schwer, die andere Partei durch Versprechen von Stellen und Aemtern anzuregen, und wenn es einem Kapidschi-Baschi gelang, dem herrschenden Pascha den Fetwa des Mufti, der ihn zum Tode verurtheilte, mit dem Dolch an die Brust zu heften, so gewann die andere Partei die Oberhand, und mußte sich, um gegen die bisher übermächtige Partei ihre Stelle zu behaupten, an die Pforte halten. Im Anfang dieses Jahrhunderts herrschte der bosnische Adel über Bosnien, Herzegowina, Serbien und einen großen Theil Bulgariens und Macedoniens, die Derebeys über zwei Drittheile Kleinasiens, Kurdistan und Obermesopotamien waren ohnehin fast unabhängig, die syrischen Paschas durch ihre Stellung fast zu gleichem Bestreben getrieben, Bagdad und Aegypten in den Händen von Mameluken. Die Janitscharen im Innern, d. h. im Umkreis von Konstantinopel setzten, um nicht ihre Wichtigkeit und ihre Vorrechte sinken zu lassen, der Einführung des europäischen Exercitiums alle möglichen Hindernisse entgegen, und da zugleich Rußland immer stärker gegen das morsche Reich herandrang, so sank es immer tiefer. Aus dieser Periode des achtzehnten Jahrhunderts stammen unsere meisten Nachrichten über die Türkei und die herrschenden Ansichten über den Verfall derselben. Diese Ansichten sind allerdings veraltet, und finden auf die neue Türkei keine rechte Anwendung mehr; aber diese Ansichten haben einen historischen Werth für die richtige Auffassung der jetzigen Verhältnisse.

Der Gang und die Richtung der in der Türkei allerdings schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts beabsichtigten Veränderungen ist sehr deutlich. Wollte man über den widerspenstigen Provincialadel und die damit zusammenhängenden Empörungen der Paschas Herr werden, so mußte vor allem im Mittelpunkt des Reichs eine zuverlässige Militärmacht geschaffen werden, und sollte die Herrschaft des Sultans über die Provinzen Dauer erlangen, und nicht nach der Besiegung des einen meuterischen Pascha ein anderer in dieselbe Versuchung gesetzt werden, so mußte man die Stellung der Paschas gänzlich ändern. Vorher waren sie wesentlich Kriegshäupter gewesen, weil die ganze Einrichtung des Reichs auf Krieg und Eroberung gebaut war; man hatte diesen Kriegshäuptern nothwendig die Finanzverwaltung neben der politisch militärischen anvertrauen müssen, weil beide in der ältern Zeit gar nicht zu trennen waren. Nach dem sogenannten Tansimat sollen sie nur noch die Chefs politicos seyn; die Militärbefehlshaberstelle ist nicht nothwendig mit der Stelle des Pascha verbunden, und die Finanzverwaltung gar nicht. Der Hattischerif von Gülhane stellt diese Veränderungen hin als einen Act der Toleranz und der väterlichen Vorsorge für die Rajas; das war fürs „große Publicum“ und für die phrasenreichen Lobredner der Türkei im europäischen Westen, der Kern war Unterdrückung der übermäßigen Macht des Feudaladels und Beschränkung der Paschas auf die Verwaltung und allenfalls auf die Befehlshaberschaft der Miliz, während die eigentliche militärische Gewalt in den Händen der Muschirs (Feldmarschälle) ist, welche die sechs oder, mit den Redifcorps, acht großen Armeecorps (Ordu) befehligen. Andererseits hat jedes Ejalet seinen Defterdar, jeder Liva seinen Mal-Mudiri oder Einnehmer, die nicht mehr wie sonst vom Pascha abhängen, sondern vom Ministerium zu Konstantinopel. Man sieht leicht, daß dieß ganze System dem alten Unwesen, wonach der Pascha gleichsam die Provinz pachtete, und dann möglichst aussaugte, steuern soll. Darum wird auch die Finanzverwaltung unter eine besondere Commission gestellt, welche jährlich durch die Stadt- und Dorfobrigkeiten ernannt werden soll. Damit wird freilich das System von Ungerechtigkeiten, das mit dem alten Verfahren verbunden war, noch nicht hinweggewischt, denn so eingewurzelte Mißbräuche sind so leicht nicht zu tilgen; der Vortheil für die Unterthanen ist in der Hauptsache noch sehr problematisch, desto gewisser aber ist der Vortheil für die Regierung, welche, so weit das System des Tansimat reicht, vor keinem Pascha mehr zu zittern braucht. Selbst der Pascha von Aegypten ist, sowie er den Tansimat annimmt, und derselbe nicht, wie es die Verhältnisse zu England wahrscheinlich machen, umgangen wird, ein bloßer Verwaltungsbeamter ohne alle wirkliche Macht.

Der allgemeine Charakter der Krise, welche die Türkei in den letzten fünfzig Jahren durchgemacht hat, sowie das Ziel, wohin die türkische Regierung strebt, sind also unverkennbar. Die Bedeutung derselben für den ganzen Ländercomplex, der die Türkei bildet, und die verschiedenartigsten Stämme umfaßt, ist aber ohne Vergleich größer und in ihren Folgen wahrscheinlich ganz anders als der ähnliche Verlauf in Europa. In Frankreich, in Deutschland, in Spanien, England, Italien waren Religion und Sprache der herrschenden und beherrschten Classe dieselben: es handelte sich für die herrschende Classe um etwas mehr oder weniger Einfluß, Reichthum, Ansehen, und selbst wenn sie als herrschende Classe ganz aufhörte, verschmolz sie nur mit dem übrigen Volke. Die unumschränkte Herrschaft ergab sich ganz natürlich aus dem Fall derjenigen Classen, welche ehemals die Stände und damit das Widerstandselement gegen die unbeschränkte Gewalt gebildet hatten. Nichts von allem dem ist in der Türkei vorhanden: die Aristokratie in der Türkei war allenthalben eine locale, auf Religionsunterschied gegründete; bricht sie die Regierung — und dieß ist größtentheils allenthalben vollbracht, — so stehen in Europa 11 Mill. Christen vier Millionen

Moslems gegenüber, und von diesen vier ist nur Eine wirklich ottomanisch, die andern bestehen aus Slawen und wenigen Arnauten. In Kleinasien hat der türkische Stamm, wenn auch mannichfach gespalten, das Uebergewicht, aber jenseits des Taurus steht die arabische Volksmasse wiederum einer winzig kleinen Anzahl Türken gegenüber. Welche unsäglichen Kämpfe hat in den letzten 300 Jahren der Uebergang aus dem feudalen Zustand in das System der Gleichheit aller vor dem Gesetze Europa gekostet, und wenn auch hier die Religionskämpfe dazwischen kamen, so standen die Parteien einander doch nicht wie Moslims und Nichtmoslems, wie Eroberer und Eroberte gegenüber. Ist es wahrscheinlich, daß in der Türkei aus der Unterdrückung des Feudaladels, so nothwendig man diese für die innere Sicherheit auch erachten mag, mehr als eine bloß vorübergehende Stärkung der Regierungsgewalt, eine wahre Stärkung des Staats hervorgehe? Die türkische Regierung ist augenscheinlich in das Stadium des spätern byzantinischen Reichs zurückgekehrt, das auf keine Nationalität, nicht einmal auf ein politisches Princip mehr fußend, nur durch die alt hergebrachten Herrschaftskünste, durch die Unmöglichkeit der Vereinigung der Beherrschten gegen die Herrscher und durch die Furcht vor fremdem Einfall zusammenhielt, bis ein gewaltiger Feind eine Vormauer nach der andern niederriß und endlich auch den Sitz des Reichs einnahm.

So wird es dießmal nicht ergehen, das Reich wird, nachdem die Eifersucht der fremden Mächte es lange gehalten, durch die innere Uneinigkeit zu Grunde gehen, und die Geschichte wird in der vorgeblichen Regeneration des Reichs durch den Tansimat, in der gerühmten Reform nur eine Episode sehen, worin man dem einbrechenden Verderben durch gut gemeinte, aber nicht ausreichende Mittel entgegenzuarbeiten sich bemühte. Mit dem moslemitischen Adel in Europa bricht die Pforte einen Theil ihrer eigenen Macht, wie dieß das Beispiel Serbiens am deutlichsten beweist, wo sie in ihrer Bedrängniß durch den bosnischen Adel geraume Zeit die Christen, d. h. die serbischen Bauern, gegen die Spahis, ihre Grundherren, unterstützte. Kann sie serbische Regimenter gegen Rußland oder Oesterreich senden, kann sie solche gegen die Bulgaren brauchen, wenn diese abermals in Aufstand kommen? Niemand wird dieß behaupten wollen. Wäre die Türkei ein nationales Reich, so möchte, wie bemerkt, die Reform gelingen, aber wenn allenthalben im türkischen Reich, Kleinasien etwa ausgenommen, sobald man die obere Kruste der Bevölkerung abkratzt, alsbald ein an Sprache, Religion und Bestrebungen fremdes Geschlecht zu Tage kommt, da muß sie ebenso gewiß mißlingen. So herrschten einst die Araber in Spanien: der Kriegsadel herrschte in Burgen und Städten, die Masse des Volks war an den meisten Orten romanisch und christlich; sowie der Kriegsadel geschlagen wurde, hatte das arabische Reich ein Ende. Diesem Schicksal wird auch die Türkei, wenn gleich der Fall unendlich verwickelter ist, nicht entgehen.

Eine kurze Uebersicht der Begebenheiten im Innern der Türkei seit 50 Jahren wird es klar machen, welche zerstörende Kräfte hier walten. Im Anfang des Jahrhunderts war der bosnische Adel im vollen Aufstand, hatte sich über Macedonien, Bulgarien und Serbien ausgebreitet, und Paswan Oglu's Aufstand hing wesentlich damit zusammen. Das Bestreben eine europäische Truppenmacht herzustellen, und durch diese des Aufstands Meister zu werden, scheiterte trotz der Energie Mustapha Bairakdars an den Janitscharen und kostete dem Sultan Selim Thron und Leben. Rußland hatte diese innern Unruhen trefflich benützt, in Asien waren eben damals die Wahabiten auf allen Punkten siegreich und bedrohten Syrien; zugleich mußte die Pforte einen wahren Partisankrieg gegen die Derebeys in Kleinasien führen, der jedoch verhältnißmäßig am glücklichsten ablief, da hier die Masse des Volks türkisch ist. Diesen Stand der Dinge benützte der schlaue Ali Pascha von Janina, und sein Aufstand, der Albanien, Thessalien und Macedonien vom Reich loszureißen drohte, förderte wesentlich den der Griechen, welcher vollends die Einmischung der europäischen Mächte herbeizog. Inzwischen war Mehemed Ali in Aegypten so gut wie unabhängig geworden, hatte aber der Pforte den großen Dienst geleistet, die Wahabiten zu besiegen. Seine Hülfe in Morea fiel minder glücklich aus und hatte durch Rußlands Gewandtheit die Folge, daß Europa sich thatsächlich in der Navariner Schlacht einmischte. Inzwischen hatte Mahmud dem lang verhaltenen Grimm gegen die Janitscharen Genüge gethan und eine neue Armee errichtet, welche Rußland zu vernichten strebte, noch ehe sie recht gebildet war. In dem russisch-türkischen Kriege hatte sich Mehemed Ali mehr als zweideutig benommen, und verrätherische Verbindungen mit den albanesischen Häuptlingen sowie mit Daud Pascha von Bagdad unterhalten. Mahmud schwor ihm den Untergang, aber zuerst mußte Albanien bezwungen werden, und ehe dieß noch vollendet war, brach Mehemed Ali, der den ihm drohenden Sturm wohl erkannte, los, nahm Syrien weg und kam fast bis vor Konstantinopel; russische Hülfe mußte ihn entfernen. Nun war einen Augenblick Ruhe, aber nur Waffenstillstand: die Regierung zu Konstantinopel unterwarf sich Kurdistan aufs neue, um einen Weg nach Syrien zu haben, und im J. 1839 begann der Kampf gegen Mehemed Ali, der aber nur durch die Hülfe der europäischen Mächte so glücklich beendigt wurde. Jetzt erst konnte man daran denken, mit Hülfe der europäisch organisirten Truppen die neue Reichsordnung allenthalben festzustellen. Die Ereignisse der Jahre 1800 bis 1840 haben die Türkei furchtbar geschwächt. Ist das was in den letzten zehn Jahren errungen wurde, und worauf die Vertheidiger des neuern Systems nicht wenig stolz sind, hinreichend, um die fernere Sicherheit des Reichs zu verbürgen? Das hängt von dem Verhalten der nichttürkischen Bevölkerungen ab, über welche uns Ubicini bis jetzt nichts gesagt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ngami-See.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. David Livingston an Hrn. Fredoux.

(Bulletin de la Soc. de géogr. Februar.)

Kolobeng, 29 August 1850. .... Sobald es bekannt war, daß die Boeren das Predigen unter den östlichen Stämmen verhinderten, hielt ich es für nothwendig anderswo ein neues Feld christlicher Thätigkeit zu suchen und zu öffnen, und dieser Versuch führte die Entdeckung des Sees Ngami herbei. Da Sie für Ihre Freunde einiges Nähere darüber wünschten, so theile ich Ihnen mit was mir für Sie am meisten Interesse zu haben scheint.

Die Schranke, welche sich bisher dem weitern Vordringen der Europäer in diesen Ländern hauptsächlich entgegenstellte, ist die unter dem Namen Kalahari bekannte Wüste — eine Gegend, welche diese Bezeichnung auch vollkommen verdient, da sie an fast gänzlichem Wassermangel leidet. Trotzdem gibt es eine Menge Rasenplätze, Gebüsche und Bäume; auch leben hier viele Menschen und Thiere. Von letzteren sieht man sehr verschiedene Arten, darunter eine Art Antilope, Eland genannt, die sehr interessant ist; sie kann mehrere Monate lang umhergehen ohne einen Tropfen Wasser zu trinken, ist das größte Thier aus der Familie der Antilopen, wird sehr dick, und kann von einem guten Pferde im Laufe leicht eingeholt werden. Ich habe einige dieser Thiere gesehen: sie waren so groß wie die größten Ochsen.

Da Ihnen die Richtung, welche wir eingeschlagen im allgemeinen bekannt ist, so beschränke ich mich bloß auf einige in den veröffentlichten Berichten nicht berührte Punkte.

Die Höhe von Kolobeng über der Meeresfläche beträgt ungefähr 4000 Fuß, die des Sees Ngami nur 2000 Fuß. Sonach läßt sich der See als in einer Vertiefung liegend betrachten. Das ganze Land nördlich der Anhöhen von Bamangwato ist flach, hie und da von den Betten ehemaliger Flüsse durchschnitten, in welchen zwar schon längst kein Wasser mehr fließt, in denen man aber an besonders tiefen Stellen häufig noch Wasser findet. Um dieses Wassers habhaft zu werden, wenden die Bakalahari folgendes Verfahren an: sie stecken in den Sand ein Rohr, an dessen Ende sie einen Büschel Gras befestigen, um so das Wasser einigermaßen zu filtriren; das freie Ende des Rohrs nehmen sie in den Mund und ziehen damit so viel Wasser herauf als ihre Bedürfnisse erfordern. Brunnen öffnen sie keine, ahmen uns also hierin nicht nach, weil sie fürchten die wilden Thiere möchten ihren Wasservorrath aufzehren. Als sie uns mit Herstellung von Brunnen beschäftigt sahen, sagten sie, wir würden eine sehr harte Erdschicht, die auf dem Grunde sey, nicht durchbohren können, und behaupteten das Wasser würde sich, falls uns die Durchbohrung doch gelinge, verlieren. Diese Bakalahari können sich ihre nothwendigsten Lebensbedürfnisse nur höchst mühevoll verschaffen. Die Kinder haben im allgemeinen einen dicken aufgedunsenen Bauch, dünne Arme und Beine; ihre Augen drücken Kümmerniß aus, und zeigen, daß sie von den Freuden ihres Alters keine Ahnung haben. Buschmänner gibt es in Hülle und Fülle in dieser Wüste — sie sind aber das verkommenste Geschlecht der ganzen Menschheit. Noch ein anderer Stamm lebt hier; er führt den Namen Botletli, hat sich am Zouga angesiedelt, und besaß noch vor etwa zwölf Jahren große Viehheerden. Diese Leute schienen mir ganz das Ansehen wahrer Buschmänner zu haben. Ihre Sprache ist jedoch eine völlig andre als die welche man mehr nach Süden hin spricht, und ziemlich eintönig. Ueberall um den See herum und an dem Flusse gibt es wahre Buschmänner in Menge, und da sie sich auch von Fleisch, namentlich von Fischen und Wildpret nähren, die sie sich leicht zu verschaffen wissen, sind sie doch viel kräftiger und muthiger als die in der Wüste lebenden.

Der See Ngami ist, nach den Aussagen der Eingebornen, nichts anderes als der Abfluß der Gewässer eines viel größern Sees oder Sumpfes, der nach Norden zu liegt und Inseln enthält.

Das Land jenseits des Ngami ist bis jetzt noch von keinem Europäer betreten worden. Der Teoge, ein Fluß der von Norden her in den See fällt, reißt in seinem Laufe Bäume und sogar Antilopen mit sich fort, die dann in den Strudeln dieses reißenden Gewässers herumgetrieben und bis an den See hin fortgeschwemmt werden. Daraus folgt also, daß das Land, dem diese Flüsse entströmen, ein hochliegendes und gesünderes ist als die Umgegend des Sees.

Als ich Ihnen im vorigen Jahre schrieb: die Krankheit von der wir sprechen gehört, sey die Lungensucht, täuschte ich mich. Zwar gibt es an diesen großen Wasseransammlungen unstreitig mehr Brustkrankheiten als bei Kolobeng, allein die heuer von uns beobachteten waren reine Sumpffieber, die sich unter verschiedenen Formen zeigten: bei einigen war es nur ein einfaches intermittirendes Fieber, bei andern das remittirende oder beständige Fieber. Herrschend sind aber namentlich die einfachen Gallenfieber, die jedoch durch eine Gallenentleerung, sey diese nun eine freiwillige oder eine hervorgerufene, augenblicklich geheilt waren. Bei einem dieser Kranken zeigte sich das Gefäßsystem des Unterleibs in hohem Grade und auf die bedenklichste Art ergriffen, bei einem andern beobachteten wir Muskelschmerzen und rasche Abnahme der Kräfte, bei einem dritten war der Kopf der ergriffenste Theil; der Kranke hatte mehrere Rückfälle und eine vollständige Gliedererschlaffung.

Das Fieber kehrt alljährlich wieder und geht stets dem periodischen Wachsthum der vom Norden herabfließenden Gewässer voran. Die Regen haben keinen Einfluß auf die Höhe des Wasserstandes in See und Flüssen; ist der See bis zu einer gewissen Höhe gefüllt, so fließen die Flüsse nicht mehr. Vor dem jährlichen Wachsthum bietet der Zouga den Anblick einer Reihe von Sümpfen und trockener Stellen. Ich habe nie einen Eingebornen getroffen, der sich von dem jährlichen Wachsthum der Gewässer eine andre als fabelhafte Erklärung hätte machen können. Man sagte, die Bewohner eines jener Bezirke verschlössen zu gewissen Jahreszeiten den Abzugscanal des Sees mit Steinen, öffneten ihn aber später wieder, um von den südlich wohnenden Stämmen eine Steuer zu erheben.

Obwohl die Bakoba unläugbar wißbegieriger sind als die Betschuana, so traf ich doch keinen einzigen, der auch nur Einmal von einem Meere reden gehört hätte. Eine traurige Aussicht für uns; denn wenn wir in diesem Himmelsstriche bleiben, ohne einen Weg ans Meer, sey es nach Osten oder nach Westen hin, so ist das fast als wohnten wir in einer Sackgasse. Die Leute hatten zwar von weißen Männern gehört, wahrscheinlich Portugiesen, niemand aber hatte diese gesehen. Man zeigte uns ein altes Kleid, das vermuthlich ein portugiesisches Fabricat war.

Der Zouga kommt nicht aus dem See, sondern erhält sein Wasser vom Tamunakle; der See scheint seinen jährlichen Zuwachs einzig und allein durch Verdunstung wieder zu verlieren.

Sebetoane, einer der Mantatees die unserm Hause gegenüber geschlagen worden, wohnt seit langer Zeit auf einer der Inseln im obern See oder Sumpf. Er ist es der dem Sechele von Kolobeng das Leben rettete.

Wir hoffen dieses Land werde für gesünder befunden als das um den See Ngami.

An den Ufern des Zouga gibt es eine neue Antilopenart, Lechure genannt, die größer ist als der Pallah und eine braune ins Gelbe spielende Farbe hat; ihre Lebensart ist die des Water-Buck, der gleichfalls zu den Antilopen gehört. Auch eine Art Khudu gibt es, die man anderwärts nicht findet: sie führt den Namen Nakong. Die Elephanten sind ungemein zahlreich, ebenso die Rhinocerosse und die Büffel, die sich aber so sehr vor den Fallen und Pfeilen der Buschmänner fürchten, daß sie nach Stillung ihres Durstes augenblicklich weit vom Flusse hinwegfliehen.

Die Bakoba zählen neun (9) Fischarten auf. Zwei darunter sollen Mannshöhe erreichen. Alligatoren gibt es in Fülle; die Flußpferde sind von den Bakoba fast alle getödtet worden; sie harpuniren sie nach Art der Wallfischjäger mittelst einer großen, an einem Seile befestigten Harpune. Die Fische fangen sie mit Netzen, die aus einer Hibiscusart verfertigt sind, auch tödten sie dieselben mit Lanzenstichen. Die meisten Fische die wir acekosteten, schmeckten vortrefflich.

Ich beobachtete dreizehn in Kolobeng nicht vorkommende Baumarten, die nach der Behauptung Oswalds Bananen- und Palmbäumen glichen. Der Baobab (Affenbrodbaum, Adansonia digitata), erzeugt eine Frucht von der Größe einer Quartflasche. Die Eingebornen bedienen sich des zwischen den Körnern befindlichen Fleisches zur Schmackhaftmachung ihrer Speisen: es schmeckt wie Weinstein. Ein andrer Baum, Mapororla genannt, liefert eine Frucht, von der ich ein Muster in grünem Zustand mitgebracht habe, welche zwanzig und einen halben Zoll lang ist und sieben und einen halben Zoll im Umfang hat. Man nimmt die Kerne heraus und röstet sie; ob sie aber wohlschmeckend sind, weiß ich nicht. Aus dem Stamme des Baumes macht man Nachen. Ein andrer Baum, Motso-Mri genannt, hat das Ansehen eines schönen Orangebaumes, die Frucht soll gut seyn. Die Eingebornen bedienen sich der Nenuphar-Wurzel als Nahrungspflanze, und aus der Wurzel einer Art Schwertlilie, der man den Namen Tsitla gegeben, verfertigen sie ein gutes Mehl. Außer den gewöhnlichen Körnerfrüchten bauen sie auch eine Art Hirse, wovon ich Ihnen einige Proben beilege.

Chinesische Einwanderung in Amerika. Nach Berichten aus Peru ist in Callao ein Schiff mit 390 Chinesen angelangt, und Stück für Stück zu 407 Dollars verkauft worden unter Beding, daß sie nach drei Jahren frei gegeben werden; Chinesen sind dort seit einiger Zeit als Bediente Mode geworden. (Amsterd. Handelsblad. 28 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 236. 2 October 1851.

Ueber die Karens.

(Journal of the Indian Archipelago. Jun.)

Dieß Volk wohnt in kleinen zerstreuten Gemeinden von dem Tafellande Tibets bis zum Menam und von der chinesischen Provinz Jün-nan bis zur Bai von Bengalen. Der Name gibt keine Andeutung ihres Ursprungs, denn er soll bloß „wilde Menschen" bedeuten, eine natürliche Bezeichnung, da sie, von den Birmanen und Siamesen mißhandelt, verfolgt und zu Sklaven gemacht, sich so viel möglich in abgelegene Bergstriche zurückgezogen haben. Sie zerfallen natürlich in eine Menge einzelner Stämme, deren Dialekte ziemlich variiren, indeß sagt uns der vorliegende von Dr. Macgowan nach Missionärberichten verfaßte Artikel nichts über ihre Sprache und deren Zusammenhang, als daß philologische Aehnlichkeiten auf Tibet als den ursprünglichen Sitz der Karens von Birma und Siam hinweisen. Schon Marco Polo gedenkt ihrer wahrscheinlich unter dem Namen Karayan. Sie sollen sich von allen umwohnenden Völkern durch ziemlich ausgesprochene „kaukasische" Züge auszeichnen, und namentlich lange Gesichter und gerade Nasen haben. Das Auffallendste ist aber der Umstand, daß sie, obgleich seit Jahrhunderten in Berührung mit Götzendienern, doch vom Götzendienst frei geblieben sind, und daß sie ohne Priesterschaft und ohne religiöse Gebräuche doch eine sehr reine Religion haben, die in sehr alten durch Ueberlieferung fortgepflanzten Gedichten enthalten ist. Daß sie zum Theil Geisterverehrung haben und den Manen ihrer Vorfahren opfern, ist bei ihrer langen Berührung mit Chinesen nicht zu verwundern, eben so haben sie auch die Verbrennung der Todten von ihren buddhistischen Nachbarn angenommen, aber im Ganzen unterscheiden sie sich durchaus in ihren Religionsansichten von Chinesen und Birmanen, ja der chinesische Name für Gott, „Tien", soll in ihren Gedichten als der Name eines falschen Gottes vorkommen.

Wenn die in dem Artikel mitgetheilten Auszüge aus ihren religiösen Liedern richtig und nicht von den Missionären interpolirt sind, so ist eine Aehnlichkeit mit den Darstellungen des Alten Testaments unverkennbar: nicht nur ist die Schöpfung des Menschen ähnlich wie in der Genesis erzählt, sondern auch der Sündenfall durch das Essen von der verbotenen Frucht. Eben so sollen sie an Engel glauben, wenigstens an „Wesen, die nie sündigten, und die Gott zur Vollstreckung seiner Befehle aussendet;" ferner ist von Satan die Rede, der „vor alten Zeiten heilig war, aber von der Liebe Gottes abwich, und von Gott verjagt wurde." Dr. Macgowan sagt: „ihre religiösen Lehren lassen sich nicht auf eine christliche, mohammedanische oder heidnische Quelle zurückführen: sie sind offenbar weder aus dem neuen Testament, noch dem Koran oder den Vedas entsprungen, sie sind augenscheinlich hebräisch." Natürlich ging bei den Missionären der Schluß dahin, sie seyen Nachkommen der in Gefangenschaft geführten Juden. Begreiflich fehlen aber alle weitern Anhaltspunkte für eine solche Annahme, merkwürdig ist jedoch, daß sie Gott in ihrer Sprache Juwah nennen, was sehr an Jehovah erinnert, indeß sollen sie diesen Namen nicht gern aussprechen, was allerdings auch eine jüdische Ueberlieferung, eine Erinnerung an den „unaussprechlichen Namen" wäre.

Die Bekehrung durch die Missionäre hat bei solchen Anknüpfungspunkten einige Fortschritte gemacht, doch sind sie noch unbedeutend, da man erst ziemlich spät ihre Bekanntschaft machte; indeß sollen bereits gegen 20,000 den christlichen Glauben angenommen haben, trotz der Hindernisse, welche die Birmanen dem Bekehrungswerke entgegensetzen. Ein großes Hinderniß fanden die Missionäre in den Wandergewohnheiten der Karens, und sie versuchen deßhalb fortwährend sie in Dörfern zu sammeln und im Ackerbau zu unterrichten. Mehrere ihrer Dialekte sind in Schriftform gebracht worden, theils in römischer Schrift, theils in birmanischer. Die heilige Schrift ist übersetzt und bereits herausgegeben, allmählich soll sie in allen Dialekten vervollständigt werden. Außer den Schulen für Kinder sind auch bereits solche errichtet worden, worin künftige Lehrer erzogen werden sollen.

Ueber die Türkei.

(Fortsetzung.)

Es ist schon mehrfach bemerkt worden, und die Gründe sind auch aus dem Obigen klar, weßhalb der Hattischerif von Gülhane mit seinem nothwendigen Begleiter, dem Tansimat, nicht auf einmal eingeführt wurde. Man setzte sich erst im Centrum des Reichs, in Konstantinopel fest, und agirte von hier aus in immer weiterem Umkreise, bis man endlich den Hauptsitz des Widerstandes, Bosnien, erreichte, das im Laufe des vorigen und dieses Jahres bezwungen wurde. Dieß Ereigniß ist vorerst für die europäische Türkei entscheidend, um so mehr, als Albanien seit Jahren zur Ruhe gebracht ist und Truppen liefert. Der Einfluß Bosniens und seiner Verhältnisse hat in neuerer Zeit immer weit über seine Gränzen hinausgewirkt, wie sich dieß aus seiner Geschichte leicht entnehmen läßt. Nach Bosnien hatte in früheren Zeiten, namentlich unter dem Einflusse der Könige von Ungarn, die katholische Geistlichkeit das Princip des Feudaladels gebracht, das, wenn auch durch die ursprünglichen slawischen Elemente

madificirt, doch einen weit verzweigten Adel erschuf, der durch seine Spaltungen und Unbotmäßigkeit nicht wenig die Eroberung des Landes durch die Türken förderte. Nach der Eroberung hatte er die Wahl den Islam anzunehmen oder seine Güter zu verlieren. Die Mehrzahl wählte das erstere, und zerfiel in zwei Classen, die sogenannten Kapetanis oder die eigentliche Aristokratie, und die kleinern Gutsbesitzer, die bald als Kämpfer im türkischen Heer den Namen Spahis erhielten. Die Städte folgten schnell dem Beispiel des Adels und zerfielen in drei Lager, von denen das rechtgläubige oder moslemitische das zahlreichste war; die beiden andern, der römisch katholische und der griechisch orientalische Theil, waren ziemlich gleich schwach. Das Verhältniß der Rajas war nicht ungünstig: das natürliche Mißtrauen zwischen dem wenn auch moslemitisch gewordenen, doch slawisch gebliebenen Adel und dem türkischen Wesir schützte sie. Die bosnischen Kapetanis bewachten jeden Schritt des Wesirs daß er nicht seine Macht ausdehne, den Charatsch erhöhe u. s. w., während der Wesir hinwiederum, um sich für diese Controle zu rächen, sorgsam darüber wachte, daß die Kapetanis und Spahis nicht zum Schaden der Rajas ihre Einkünfte steigerten. Uebrigens verwalteten sich die Rajagemeinden selbst, wählten ihre Vorsteher, konnten ihre Ländereien verkaufen, sich anders wohin übersiedeln, und sahen ihren Grundherrn nur einmal im Jahre, wenn er die Steuern erhob, denn die Grundherren wohnten meist in den Städten, wo sie den Waffenübungen oblagen, da sie in sehr großer Zahl in die Janitscharen-Odschaks (Compagnien) eingeschrieben waren, die somit meist aus wohlhabenden Leuten bestanden, welche sich selbst ausrüsten konnten und auch nach den Bedingungen ihres Grundbesitzes ausrüsten mußten. Daß das Loos der Rajas in Bosnien damals gar nicht schlimm war, ergibt sich aus dem Umstand, daß aus den benachbarten christlichen Ländern nicht selten die Leibeigenen herüber kamen und sich in Bosnien niederließen.

Es ist aus Cyprien Roberts Werk, „die Slawen in der Türkei", zur Genüge bekannt, wie das Verhältniß zum Nachtheil der Rajas sich umgestaltete, indem die Pforte hinterlistigerweise die Spahiliks (Lehngüter) in Tschiftliks (freies Eigenthum) umwandelte, und indem sie die Rajas allen Bedrückungen der Spahis aussetzte, das Band zwischen dem alten einheimischen Adel und den einheimischen Rajas zerriß. Die Spahis erkannten, wohin die Pforte zielte und erhoben im Anfang dieses Jahrhunderts den berühmt gewordenen Aufstand des bosnischen Adels gegen die Pforte, welche zu Zeiten die Christen gegen die Spahis unterstützte, und dadurch die Freiheit Serbiens erst möglich machte, wie wir oben schon bemerkten — ein Beweis, wie die Pforte, indem sie die allerdings meuterische Localaristokratie brach, ihrem eigenen Lebensinteresse, der Herrschaft der Rechtgläubigen über die Ungläubigen, entgegenhandelte. In Bosnien waren die Kapetanis und Spahis zu stark, um die Sache einen Ausgang, wie in Serbien, gewinnen zu lassen, dagegen setzte sich ein fanatischer Haß gegen die Reformideen des Sultans fest, unter denen die Spahis bereits so viel gelitten hatten. Diese Stimmung und ihr Verhältniß zur Regierung machte sie zu den stärksten Stützen des Janitscharenthums [1], und es ist leicht einzusehen, daß die türkischen Wesire, sie machten noch so sehr für die Regierungspläne eingenommen seyn, doch nicht zu consequent ihre Plane verfolgen konnten, weil sie dadurch der Grundidee des Islam, nämlich der Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen, entgegen arbeiteten. Es ist in der That charakteristisch, daß ein Renegat, wie Omer Pascha, dem die Religion und die daraus mit der Muttermilch eingesogenen Gefühle der alten Osmanlis zuverlässig sehr gleichgültig sind — die Bosnier nannten ihn auch nicht anders als Gjaur Seraskier — und der nur den politischen Regierungszweck, nämlich die entschiedene Obergewalt über den widerspänstigen Adel im Auge hat, das Werk vollenden mußte. Es ist möglich, daß jetzt aus der Nothwendigkeit, an den Christen einen Rückhalt zu haben, ein besseres Loos für diese nach dem langen Wirrwarr sich ergibt, es ist aber auch eben so möglich, daß jetzt der Rest der alten Kapetanis sich mit den Paschas verbindet, um die Christen gemeinsam zu plündern. Die Vertheidiger des neuern türkischen Regierungssystems sind voll Hoffnungen, und ein in diesem Sinne schreibender Correspondent des Czas (s. Nr. vom 17 Jul.) läßt sich darüber also vernehmen: „die Reformen des Großvezirs treffen jetzt, wie es scheint, auf keine Hindernisse mehr, und ihre wohlthätigen Folgen kann jeder leicht ermessen. Bereits jetzt, obgleich der Klang der Waffen kaum verstummt ist, kehrt der ein Jahrhundert hindurch unterdrückte, und in Folge des Drucks demoralisirte Raja zu neuem Leben zurück. Schulen erheben sich und Lehrer werden berufen, die Capitalien welche Furcht und Unsicherheit möglichst zu verbergen zwang, kommen in Umlauf und vermehren den Reichthum des Landes; wenn wir erwägen, daß jetzt die einzige Stadt Sarajewo zum Bau einer Schule in wenigen Wochen ein Capital von 10,000 fl. C. M. zusammenschoß, und einen Lehrer mit 200 Ducaten bezahlt, so können wir erwarten, daß 10 Jahre und weise fortgesetzte Reformen die Jahrhunderte alten Wunden heilen und das so reich von der Natur begabte Land zu der Stufe erheben werden, auf der es stehen sollte. Wenn nur der gewissenhafte Wille des Ministers gleich gewissenhafte Vollstrecker findet." Der Correspondent erkennt den Haken, den die Sache hat, somit recht wohl.

Dem sey indeß wie ihm wolle, diese Befürchtungen, so gegründet sie seyn mögen, beziehen sich immerhin erst auf eine mehr oder minder ferne Zukunft, und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sich jetzt das nationale Element, das bisher in Bosnien so stark unterdrückt war, mehr geltend macht, und der bosnische Adel mit seinen Untergebenen wieder in ein günstigeres Verhältniß tritt; daraus wird sich dann eine Gemeinsamkeit der Interessen ergeben, die in späterer Zeit der Pforte sehr lästig, selbst gefährlich werden kann: für den Augenblick aber ist die Regierungsgewalt bedeutend verstärkt, und der westliche und nordwestliche Theil des Reichs in einen Zusammenhang mit dem übrigen Reich und in eine Unterwürfigkeit gebracht, wie er es seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht gewesen ist. Dieß macht es der Pforte möglich, in einem Krieg mit Rußland eine Armee westlich von der Operationslinie der Russen aufzustellen, und diese dadurch an einem Vordringen zu Lande sehr wesentlich zu hindern. Erinnert man sich, daß die Pforte im Jahre 1829, als die Russen Schumla belagerten, eine Armee theils gegen Bosnien, theils aber und hauptsächlich gegen den Erbgouverneur von Nordalbanien, Mustapha Buschatli, aufstellen mußte, so wird man die Bedeutung dieses Erfolgs nicht verkennen, besonders wenn man in Erwägung zieht, daß die Engländer eine Straße durch Albanien nach der Donau suchen, und im Fall eines Kriegs den türkischen Truppen einen wesentlichen

[1] Wenn man erwägt, daß ein sehr großer Theil der Janitscharen selbst in Stambul Bosnier waren, so kann man sich den moralischen Zusammenhang der Begebenheiten sehr leicht denken. Die bosnischen Janitscharen in Konstantinopel vertheidigten das Vorrecht und Interesse ihrer Verwandten und Freunde, der Spahis in Bosnien. Der Beiname, den sie dem Sultan gaben, „Sultan Gjaur" ist gleichfalls dadurch zur Genüge erklärt. Der Rest der Janitscharen, dem man bei dem berühmten Kampf in Konstantinopel nicht ohne guten Gründe den Weg zur Flucht nicht abgeschnitten, zog sich größtentheils zu ihren bosnischen Landsleuten zurück.

Beistand von brauchbaren Officieren und einiger Mannschaft liefern können. Die Stellung der Russen in der europäischen Türkei hat sich somit wesentlich verschlechtert, und Serbien ist nicht mehr genöthigt, mehr oder minder für Rußland Partei zu nehmen. Auch in Bulgarien ist die Pforte bemüht, den russischen Einfluß zu beschränken, indem sie kürzlich eine wesentliche Veränderung in den geistlichen Verhältnissen dieses Volkes vornahm. Die Bisthümer dieses Landes sind bekanntlich in den Händen einiger Fanariotenfamilien, welche von dem Patriarchen die Bischofssitze erkaufen, und sich für dieß Opfer durch Erpressungen in ihren Sprengeln, namentlich von den Pfarrern, entschädigen. Dieß führte zu monströsen Erpressungen des Volks durch die Geistlichkeit, und diese waren um so härter als die Bischöfe, mit einer einzigen Ausnahme in neuerer Zeit, Griechen waren, und nicht einmal die bulgarische Sprache redeten. In Folge einer von den Bulgaren aus Widdin nach Konstantinopel gesandten Deputation ist nun vorerst für dieß Bisthum die Einrichtung getroffen, daß die Geistlichkeit eine bestimmte Bezahlung statt der bisherigen Sporteln für jede einzelne Verrichtung erhalten soll. Diese Einrichtung wird sich wahrscheinlich in kurzer Zeit auf ganz Bulgarien dieß- und jenseits des Balkan erstrecken, und das ganze Verhältniß der griechischen Geistlichkeit im ottomanischen Reiche umgestalten. Wir führen diesen Umstand an, um darauf aufmerksam zu machen, wie die Pforte, die jetzt nicht mehr zwischen verschiedenen Mächten hin- und herschwankt, sondern sich durch England gestützt fühlt, die Fäden des russischen Einflusses im Innern ihres Reiches abzuschneiden sucht. Bringt man diese Bestrebungen in Zusammenhang mit der Einführung des Tanzimat in Bosnien, so erkennt man das System, die Kräfte des Reichs für zukünftige Fälle zusammenzuhalten, und den Erschütterungen, die der russische Einfluß seit dem Jahre 1820 wiederholt herbeiführte, für die Zukunft vorzubeugen.

Die Herstellung der türkischen Flotte durch englische Officiere — eine Sühne für den unklugen Schlag von Navarin — soll die Mittel an die Hand geben, einem russischen Angriff zur See wenigstens so lange zu begegnen, bis die englische Flotte erscheinen kann, und die Errichtung eines eigenen Armeecorps von Redifs (Milizen) in Anatolien neben dem gewöhnlichen dort stationirten Armeecorps — eine Maaßregel, die im Februar vorigen Jahres, also eben zu der Zeit, wo die englische Flotte vor dem Piräus lag, ergriffen wurde — scheint die Absicht anzuzeigen, die innern Städte mit dem Redifcorps zu besetzen, während die regulären Truppen an irgend einen bedrohten Punkt der Küste oder nach der ostasiatisch-russischen Gränze rücken. Man kann unmöglich in allen diesen Maaßregeln Plan und Zusammenhang verkennen, und die viel verspottete Reform in der Türkei spielt in der Gesammtheit dieser Maaßregeln eine nicht unbedeutende Rolle, wenn man ihr auch die Möglichkeit einer vollkommenen Regeneration des Reichs absprechen muß.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla, Nautla und Jalacingo im Mai bis Junius 1850.

Fünfter Abschnitt.

Meine Absicht, die herrliche Umgegend Mizantla's näher kennen zu lernen und die altindischen Baudenkmäler in den nahen Gebirgen aufzusuchen, mußte ich zu meinem größten Bedauern ganz aufgeben, da auch nach dreitägigem Regen noch gar keine Aussicht auf eine günstige Aenderung des Wetters vorhanden war, und ich mich wohl zur Heimkehr entschließen mußte, wollte ich nicht, daß die Wege immer schlechter, die Flüsse immer unpassirbarer würden und ich vielleicht dadurch für längere Zeit festgehalten werde. Dazu kam aber noch, daß mir mein Unwohlseyn, welches mich sogar einen ganzen Tag bei Kamillenthee und Atole (Schleim von Maismehl, ein gesundes, nahrhaftes Getränk, das gewöhnliche Frühstücksgetränk der Indier) im Zimmer hielt, die Reiselust ein wenig benahm und mir die Heimkehr wünschenswerth machte. Als daher Sonntags den 7 Julius die Strahlen der Sonne, die ich seit drei Tagen nicht gesehen, mich weckten, war ich gleich entschlossen den guten Tag zu benutzen und nach Jicaltepec zurückzureisen; doch dem stellte sich die große Schwierigkeit entgegen, daß der Fluß dermaßen angeschwollen war, daß man ihn nicht passiren konnte; der Cura (Pfarrer) des Orts, welcher vor einigen Tagen in Begleitung des wichtigen Mannes, der Arzt (vulgo Quacksalber) und Apotheker in einer Person vereinigt, nach Nautla gereist war, um daselbst eine Taufe zu verrichten, war glücklich trotz des schlechten Wetters und der abscheulichen Wege bis an das jenseitige Ufer des Flusses gekommen, konnte aber nun nicht herüber; die treue Gemeinde zog nun verzweiflungsvoll in Procession ans Ufer — die Männer in weißen Hemden und Beinkleidern, die Frauen und Mädchen ebenfalls in ihrer ganzen weißen Tracht, diese mit aufgelösten Haaren, jene mit um den Kopf gelegten Zöpfen — warfen sich da auf die Kniee, um doch von ferne seinen Segen zu erhalten und für ihren Seelsorger zu beten; aber das half nichts, das arme Pfäfflein konnte nicht herüberkommen, wenn er nicht die Wunderkraft von Moses hatte, daß sich vor ihm der Fluß trocken legte, oder den Glauben Petri, um auf dem Wasser zu wandeln, und mußte in Geduld am andern Ufer auf seinem Mauleselein ausharren. Da ich hieraus die Unmöglichkeit ersah den Fluß zu passiren, so gab ich gleich die Idee auf nach Jicaltepec direct zurückzukehren, und willigte gern ein in den Vorschlag des Hrn. Pardo, den Weg nach Chapachapa — einem Zweige von Jicaltepec — einzuschlagen, der zwar ganz verwachsen sey, aber den großen Vortheil habe, daß man nicht den Fluß zu passiren brauchte; zugleich stellte er mir seinen Mozo als Führer zur Disposition, und hatte die große Güte mir sein Mula (Maulthier) zu leihen, wofür ich ihm nicht weniger dankbar war, als für das Kistchen excellenter Puros und das Bündel Vanille première qualité, welches er mir zum Präsent machte. Ich klopfte daher auch meinen Freund Pancho (Francisco) zum Abschied tüchtig ab — es ist nämlich mexicanische Sitte, daß sich zwei Freunde beim Bewillkommnen und beim Abschiednehmen umarmen, sich an die Brust drücken, dabei einmal den Kopf über die rechte, das andermal über die linke Schulter legen und sich gegenseitig zugleich auf den Rücken klopfen — dieselbe Ceremonie machte ich dann auch noch bei meinem gütigen Wirth D. Augustin Ortega durch, so wie bei dessen dicker Frau, am herzlichsten aber bei deren allerliebstem Pflegetöchterchen, einer wirklich bildschönen 14jährigen Französin D. Piedad, welche die guten Leutchen als vater- und mutterlose Waise an Kindesstatt angenommen hatten, die aber sowohl durch ihren blendendweißen Teint und ihre feinen Gesichtszüge als auch in ihren Manieren eine europäische Abstammung nicht verkennen läßt. Nun kam aber auch noch das Abschiednehmen an meinen Freund Charles Guerdeux, der 14 Tage hindurch mein treuer Begleiter gewesen und wirklich nie aufgehört hatte mir Gefälligkeiten über Gefälligkeiten zu erweisen; derselbe wartete nur noch das Fallen des Flusses ab, um nach Colipa, also ganz in der entgegengesetzten Richtung als die meinige, abzureisen, und so mußte geschieden seyn; Cameradschaft auf Reisen verbindet in der Regel enger als jahrelange Bekanntschaft unter gewöhnlichen Umständen, und deßhalb ward uns beiden der Abschied recht schwer, und kaum konnte ich eine Thräne zurückhalten, als ich dem guten Jungen zum letztenmal die Hand drückte!

Es war ungefähr 9 Uhr Morgens als ich von Mizantla aufbrach, voran mein Führer, welcher mein Pferd am Lazo führte, das sich sehr zu wundern schien, daß ich ihm eine Mula vorgezogen; und in der That — anfangs bereute ich es auch fast, da mir die Gangart derselben

gar nicht recht behagen wollte, später aber im Laufe des Tages habe ich es Hrn. Pacho mehr als einmal gedankt, daß er mir sein Maulthier geliehen, denn mit meinem Pferde, so sicher es auch war, wäre ich doch sicher auf diesem wahrhaft infernalischen Wege, den ich da zu machen hatte, so manchesmal gestürzt, während das Maulthier auch nicht einmal gewankt hat! Die erste Legua von Mizantla aus war der Weg noch ziemlich gut und führt über einen schönen, größtentheils mit Vanille bepflanzten Berg, von dem man an einer Stelle eine prächtige Aussicht auf Mizantla und das reizende Thal in dem es liegt, hat; dann aber hört der Weg plötzlich ganz auf, und wir mußten uns denselben selbst durch unsre Machetes bahnen. Da begann nun ein hitziger Kampf gegen die Sträucher und Schlinggewächse, die uns den Weg verlegten, oder sich um uns oder die Beine unsrer Thiere schlangen, gegen die Dornbüsche, die einem fast die Kleider zerrissen und Gesicht und Hände zerkratzten, gegen die tief bis zum Boden herabhängenden Baumäste, die besonders meiner Brille gefährlich waren; gegen alle diese widerstandslosen Feinde wurde wirklich mit einer gränzenlosen Wuth gefochten, die der gleich kam, mit welcher Don Quixote seinen weltberühmten Kampf gegen die Windmühlen geführt hat. Dieß war vorzüglich der Fall, wenn es galt einen großen dicken Bananier umzuhauen, der gerade zwischen starken Bäumen stand und die Passage ganz versperrte, denn dieser mußte nicht bloß umgehauen, sondern auch noch zerstückelt werden, damit die Thiere darüber hinwegschreiten könnten. Mitunter wurde mir der Arm so lahm, daß ich anhielt, um nur einen Augenblick auszuruhen, aber da fielen gleich unzählige Moscquitos erbarmungslos über mich her, so daß ich den Kampf gleich wieder von neuem aufnehmen mußte, und die einzige Erholung war, wenn die dichte Waldung plötzlich durch Savannen abgelöst wurde, in denen zwar auch das Gras einem fast über dem Kopf zusammenschlug, wo man doch aber wenigstens den Machete ruhen lassen und das Auge weiter als zehn Schritt schauen konnte — oder noch besser, wenn man auf einen Platz mit Higueras kam, welche ich nirgends so schön, so grandios gesehen habe als auf dieser Tour; es sind dieß die sogenannten wilden Feigenbäume, welche in den Wäldern eine Höhe und Dicke des Stammes erreichen, wie bei uns die ältesten und stärksten Eichen; ihre langen dichtbelaubten Aeste senken sich in schön geformten Bögen bis zum Boden hinab, schlagen darin Wurzeln und bilden einen neuen Stamm, der mit dem Hauptstamm fortwährend in Verbindung bleibt; um diese Nebenstämme winden sich gewöhnlich die üppigsten Schlinggewächse, während der Hauptstamm meist ganz frei davon bleibt und nur auf seinen höchsten Aesten mit Orchideen geziert ist. Wenn man in einen Platz mit solchen Higueras eintritt, ist es, als wenn man sich plötzlich in einem natürlichen gothischen Tempel befände, so regelmäßig schön sind die Bogen, welche die herabfallenden Aeste bilden, die den Säulen gleichen, die das Gewölbe zu tragen haben, und denen auch die zierlichen Capitäler nicht fehlen; da durch die Menge wurzelschlagender Aeste der Erde zu viel Kraft entzogen wird, so hört auch unter denselben die üppige Strauch- und Grasvegetation dieser Wälder ganz auf, und der Boden ist nur mit einem dichten mit den mannichfachsten Blümchen gezierten Grasteppich überzogen, so daß man hier immer ein prächtiges Plätzchen findet, um auszuruhen und einmal frei aufzuathmen. Auf diesen Higueras habe ich immer viel Affen bemerkt, die sich gerne damit amüsiren dürre Aeste und Zweige auf die Vorbeipassirenden herabzuwerfen; einmal überschüttete mich ein solches Meerkätzchen, gerade als ich mich ein wenig ausruhen wollte, unaufhörlich mit einem Hagel von Aesten, Zweigen, Früchten, dürrem und frischem Laub, daß ich wirklich der Versuchung nicht widerstehen konnte auf dasselbe anzulegen und es zu schießen; aber ich glaube, das thue ich sobald nicht wieder, denn noch jetzt gellt mir das Jammergeschrei des armen Thieres in den Ohren, als es tödtlich verwundet vom Baume fiel, es war mir als hätte ich ein Kind getödtet, denn ganz ebenso schrie es; dabei schnitt es im Todeskampf ganz gräßliche Grimassen und stöhnte, ächzte und röchelte zuletzt wie ein Mensch, was mich so weich stimmte, daß ich mich durchaus nicht entschließen konnte, es mitzunehmen und mir braten zu lassen, obgleich Affenbraten ein ganz ausgezeichnetes Gericht ist; dafür that dieß mein Mozo, der weniger zartfühlend war und sich nachher das Aeffchen hat ganz vortrefflich munden lassen.

Abgesehen von dem unaufhörlichen Kampfe, den ich auf dieser Tour mit der wilden, allzu üppigen Vegetation zu bestehen hatte, hatte ich dabei noch das ungünstigste Terrain zu überwinden; es ging fortwährend bergauf bergab, und dabei war der Boden durch den vielen Regen so durchgeweicht, daß die Thiere überall durchtraten, oder so schlüpfrig, daß selbst mein Mula zu gleiten drohte; Flüsse waren zwar nicht zu passiren, wohl aber eine Menge Esteros und Arroyos (Gebirgsbäche), die ganz furchtbar angeschwollen, dabei voller Choreos (Strudel) und sehr reißend waren, so daß mein Maulthier sich oft nur mit großer Mühe gegen die gewaltige Strömung hielt und ich einigemal ins Wasser zu sitzen kam, und dabei waren die Uferränder meist so steil und schlüpfrig, daß die Mula alle ihre Kraft und Geschicklichkeit anwenden mußte, um nicht zu fallen. Ohne Zweifel hatte ich bis jetzt noch keinen so rechten tropischen Urwald passirt als dieser war, ohne Zweifel nirgends eine so üppige Vegetation getroffen, als ich hier sehen konnte, aber die vielfachen Beschwerden, die ich dabei zu überwinden hatte, die fortwährende Aufmerksamkeit, die ich auf den Weg und mein Thier haben mußte, ließen mich gar nicht zum wahren Genuß und Bewußtwerden dieser Schönheiten kommen; damit aber auch nichts fehlen sollte um diesen Ritt so angenehm als möglich zu machen, überraschte mich noch gegen 2 Uhr ein heftiger Gewitterregen, der zwar anfangs durch das dichte Laubdach nicht durchdrang, dann aber mit um so schwereren Tropfen hindurchfiel, so daß ich in der kürzesten Zeit bis auf die Haut durchnäßt wurde; und ich war in der That nicht wenig froh, als ich nach achtstündigem Ritt durch wildes Dickicht plötzlich in einen wohlgehegten Vanillal eintrat, durch welchen ein gut gebahnter Weg führte, und nun zu meiner Freude erkannte, daß ich Chapachapa glücklich erreicht hatte. Ich ritt nun gleich vor das Haus eines Schweizers, Louis Genas, an, welcher mich schon einmal in Jicaltepec zu sich eingeladen hatte, und bat denselben um gastfreundliche Aufnahme. Im ersten Augenblick erkannte er mich nicht, so verwildert sah ich aus; denn vom Kopf bis zum Fuß ganz und gar durchnäßt und mit Schmutz überdeckt, Gesicht und Hände mit Mosquitostichen besäet und von Dornen zerkratzt, Jacke und Beinkleider zerrissen — so kam ich in Chapachapa an, und mein erstes war — kaum daß ich meinen Wirth anständig begrüßt hatte — die nassen Kleider vom Leibe zu reißen, die durchnäßten Stiefel von den Füßen zu schneiden und dann ein wahres Branntweinbad zu nehmen, sowohl um den Körper wieder zu erwärmen als auch um mich der lästigen Garrapatas und Pinolillos zu entledigen, mit denen ich buchstäblich übersäet war; darauf noch einige Gläser heißen Grog, und ich war wieder ganz durchwärmt und wohl, und quartierte mich bei Hrn. Genas ganz gemüthlich ein, in der Absicht, den andern Tag nach Jicaltepec und von da wo möglich nach Papantla weiter zu reiten. Diese Absicht aber konnte ich nicht ausführen, da der Fluß in der Nacht beinahe über seine Ufer getreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Orkan in Westindien. Ende August trat wieder eines dieser furchtbaren Phänomene ein, und scheint sich über einen ungewöhnlich großen Raum verbreitet zu haben, da die Wirkungen bis über Florida hinauf, wo längs dem Apalachicola 30 Meilen weit die Pflanzungen zerstört wurden, bis nach Georgien hinein sich fühlbar machten, und auch Jamaica betroffen wurde, doch nicht so stark als Portorico. Hier sollen die meisten Pflanzungen für ein bis zwei Jahre gänzlich zerstört seyn. Tausende von Stücken Vieh, Pferden und andern Thieren gingen zu Grunde, und eine große Anzahl Menschen kamen ums Leben. Die Ebenen wurden überschwemmt und in der Nähe der Berge durch die herabstürzenden Wasserströme zu ungeheuren Schluchten ausgehöhlt. Ein Augenzeuge schildert diese Gegend als eine Scene schauderhaftester Verwüstung durch Wind und Wasser. (Shipp. Gaz. 26 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 237. 3 October 1851

Auf dem Michigan-, Huron- und Erie-See.

(Von Franz Löher.)

Auf den Seen hatten bereits, es war im October, die winterlichen Stürme begonnen. Vergebens ging ich drei Tage lang in Chicago täglich nach dem Hafen, um nach Wind und Wetter zu sehen. Immer und immer stürmten die Wellen in hohen Sätzen ans Ufer, kein Dampfer traute sich auszulaufen. Es waren ein paar trübe Reisetage. Wenn man keine Geschäfte hat und das Leben und Treiben in den amerikanischen Städten des Westens einmal kennt, ist der Aufenthalt darin langweilig. Längere Besuche kann man nur am Abend machen, in den Gasthäusern ist man wie auf der Straße, und die Geschäftsstrenge liegt allen Leuten auf dem Gesichte. Meine liebste Unterhaltung war, stundenlang auf der äußersten Spitze des Hafendamms zu sitzen, welcher gerade aus bis weit in den See hinein gebaut ist, um den Schiffen ruhiges Wasser für die Ein- und Ausfahrt zu gewinnen. Es war da alles wie am Meere. Das Gewässer breitete sich aus unabsehbar, die Wellen rollten und peitschen sich mit dem zierlichsten Ungestüm. Am Ende des Hafendammes stand ein Leuchthurm, zur Seite streckte sich ödes, sandiges Ufer, darauf lag im Sande halb vergraben ein zertrümmertes Boot, am Seerande ebbete Treibholz. In kurzen Pausen schwieg der Sturm, dann fielen die Wellen sogleich zusammen und der See leuchtete weitauf in grünblauem Glanze. Bald aber fuhren Sturm und Wolken wieder darüber her, die wogende Wasserfläche blieb dunkel überhangen, man sah wenig mehr als hin und wieder ein Segel daraus hervortreten und die zahllosen Möwen, welche um den Leuchtthurm flatterten und ihr trauriges Geschrei vermischten mit dem einförmigen Krachen und Seufzen der Wellen.

Auf dem Rückwege zur Stadt mußte ich jedesmal einen Blick auf das alte Fort werfen, welches an der Mündung des Flusses steht. Einst war es von mordsüchtigen Indianern umtobt, damals hieß es Fort Dearborn. Es besteht aus einigen großen Blockhäusern, welche jetzt anderweit benutzt werden, in der Mitte erhebt sich ein viereckiger, starker Thurm: hin und wieder steht noch die Wand von zugespitzten Planken, welche das Fort umgab. Das Ganze ist weiß überkalkt; auf dem Thurm flaggte das sternbesäete Banner. In blutigem Andenken steht noch die Metzelei, in welcher die Indianer hier schwelgten, als ihnen die Engländer im letzten Kriege erbarmungslos die amerikanische Besatzung überantworteten. In diesem Kriege ließen die Engländer noch einmal ihre Wuth aus gegen die ebenso verhaßten als verachteten „Rebellen." Auch Buffalo brannten sie nieder. Die Erbitterung über solche Thaten ist in der Brust der Amerikaner noch nicht schlafen gegangen, gleichwohl aber fühlen sie sich noch immer geistig abhängig von England, welches sie allein als ihr ächtes Mutterland wollen gelten lassen. Sie thäten viel klüger, sich als das zu betrachten was sie sind, als ein Gemisch von allen europäischen Volksarten, von vorzugsweise englischem Aeußern und mit englischer Sprache. Aber das leidet wieder ihre Eitelkeit nicht. Die Engländer sind das mächtigste Volk der Welt, von ihm allein wollen sie abstammen, aber es auch übertreffen, und da England ihnen in sehr bedeutenden Dingen überlegen bleibt, so sitzen sie auf einem Schmerzenspfahl, von dem sie nicht loskönnen. Man hat schon viele Anstrengungen gemacht, sich völlig zu emancipiren, dahin ist auch der Versuch zu rechnen, die englische Sprache mit neuen Lautzeichen so zu schreiben wie sie gesprochen wird; aber mögen sie auch anders schreiben als die Engländer, sie denken doch wie diese, oder diese denken vielmehr für sie. Tausend Hacken sitzen noch in ihren Vorstellungen und Gewohnheiten fest, welche sie an den brittischen Triumphwagen ketten. Der neuere Aufschwung der Vereinigten Staaten, verbunden mit einer wachsenden und theilweise gebildeten Einwanderung aus Deutschland, schwächt mehr und mehr jenes Abhängigkeitsgefühl gegen England, und wirkt dahin, auch die Masse des Volkes zu jener geistigen Höhe und nationaler Selbständigkeit zu erheben, auf welcher wahrhaft gebildete Amerikaner schon längst stehen, und auf der sie sich als die alleinigen freien Männer der Erde fühlen, in geistiger Beziehung als Weltbürger, in nationaler Beziehung als die mächtigen Herren eines Landes von ungeheuren Reichthümern und Hoffnungen.

Welche unermeßliche Zukunft, welche noch kaum geahnte Entwicklung Amerika noch in sich trägt, das wird man am besten in diesem Westen gewahr, der, wenn gleich noch verhüllt, doch zweifellos seiner Unabhängigkeit vom Osten entgegengeht. Die Stadt Chicago hatte vor 10 Jahren 5000 Einwohner, jetzt hat sie 20,000, nach noch 10 Jahren wird sie vielleicht 100,000 zählen. Diese kühne Stadt, welche sich eben erst aus ihren nassen Niederungen erhoben hat und noch mit den Sumpffiebern im Kampfe liegt, streckt schon einen Eisenarm nach dem Mississippi aus, eine andere Eisenbahnstraße soll sie mit dem Süden verbinden, ja bis nach Californien, hofft sie, soll von ihr aus die Eisenbahn gelegt werden. Sie hat durch den Fluß eine schöne Einfahrt vom See, ist der einzige Ausfluß für die Lasten von Erzeugnissen, welche aus der obern Hälfte des Staates Illinois herkommen und der einzige Stapelplatz für die Waaren, welche sich von hier ab ins Land bis zum Mississippi zu vertheilen wünschen. Auf der Hauptstraße, der Lake Street, war ein un-

aufhörliches Marktgewühl. Hin und wieder sah ich auch eine von den grazienhaften Schönheiten des Ostens hindurchschreiten, aber voller und vollbusiger als im Osten, wo die austrocknenden Seewinde pfeifen. Chicago im Regen war aber eine Kothlache; die Straßen sind, wie meist noch in den Städten des Westens, ohne Pflaster, man geht zur Seite auf Fußsteigen von Brettern, in der Mitte fahren die Wagen durch den spritzenden Unrath. Da des widrigen Windes wegen keine Schiffe auslaufen konnten, stündlich aber befrachtete Schooner und Dampfboote hereinfuhren, so war der Hafen bald mit Masten und Dampfschloten besetzt. Weht dagegen der Wind vom Lande, so müssen die Schiffe oft tagelang vor den Häfen kreuzen, ehe sie einzulaufen wagen. Man arbeitet daran, von Chicago bis nach Neuyork eine ununterbrochene Eisenbahn zu schaffen, auf welcher man sich um widrige Winde nicht zu kümmern braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Türkei.

(Schluß.)

Das eigentliche Ziel der Reform in der Türkei ist also gewesen Stärkung der Regierungsgewalt im Innern, um desto sicherer gegen außen Front machen zu können. Was in der Richtung gegen Norden, d. h. gegen Rußland geschehen ist, haben wir erwähnt, von Süden her kann sich das Reich für ziemlich angriffsfrei halten, es müßten denn die Seemächte sich gegen dasselbe vereinen, was in keiner Weise anzunehmen ist. Indeß hat sich mit der Stärkung des Reichs gegen Norden nur der Schauplatz geändert: die groben Fäden, welche Rußland mit der griechischen Geistlichkeit und den Führern der slavischen Stämme angesponnen, lagen zu offenkundig vor Augen, und die Türkei konnte sie ohne sonderliche Mühe theilweise zerschneiden, aber die feinern Fäden, welche sich bis ins Herz der Reformfeinde, der Gegner des neuen Toleranzsystems, verlaufen, sind nicht so leicht zu verfolgen, und noch weniger leicht zu zerschneiden. Die Entscheidung ist hier in den südlichen, arabischen Theil des Reichs gelegt, und wie sie im Norden gegen Rußland gerichtet ist, so geht sie im Süden gegen England. Dasselbe Spiel, das die Pforte, unterstützt von England, gegen Rußland spielt, spielt vielleicht hier die Pforte unterstützt von Rußland gegen England. In welcher Beziehung ist sie aufrichtig und wahr, in welcher ist ihr Bestreben nur verstellt? Asiatische Schlauheit und Verstellungskunst sind sprüchwörtlich geworden, und es wäre lächerlich, wenn ein Uneingeweihter da klar sehen wollte, wo die Berechnung der türkischen Regierung sichtlich dahin geht, die europäischen Gesandten nicht recht klar sehen zu lassen. Eine Seite dieses Streites ist die Frage ob der Pascha von Aegypten sich, wie die andern Paschas, dem Tansimat unterwerfen soll? Was dem einen recht, ist dem andern billig, und wenn die Pforte allgemein gültige Einrichtungen für ihr ganzes Reich trifft, so muß allerdings auch Aegypten folgen, obwohl sich Mehemed Ali im J. 1840, als ihm die Erblichkeit seiner Statthalterschaft garantirt wurde, schwerlich daran dachte, daß man seinen ersten Nachfolger auf ein so bescheidenes Maaß von Herrschergewalt werde heruntersetzen wollen.

Abbas Pascha widersetzte sich natürlich von vornherein dem Bestreben, ihm den Tansimat aufzulegen, fand aber bei der Pforte sehr ungnädiges Gehör. Der lang andauernde, eine Zeitlang selbst drohende Streit soll jetzt der Beilegung nahe seyn; in welcher Art und Weise ist noch nicht bekannt, thut auch sehr wenig zur Sache. Eine polnische, sehr entschieden im Sinne der türkischen Reform, d. h. der Reichseinheit schreibende Correspondenz drückt sich in einem Schreiben vom 20 Julius aus Konstantinopel (s. Czas vom 31 Jul.) folgendermaaßen aus: „In dem Benehmen Abbas Pascha sieht man deutlich ein separatistisches Gelüste, das von einer unsichtbaren, aber leicht zu errathenden Macht genährt wird. Bei einiger Aufmerksamkeit wird das primum movens sehr deutlich vor uns stehen. Seit der Zeit, wo Frankreich seinen Einfluß in Aegypten verlor, und seine Thätigkeit ganz auf Algier wandte, hat England nicht gefeiert; eifrige, dem Pascha von Aegypten in seinen unternommenen Verbesserungen mittelbar und unmittelbar ertheilte Hülfe zielte darauf hin, eine Basis für weitere Operationen zu gewinnen. Und der Zweck dieser Operationen? Wer, der die Geschichte der letzten drei Vierteljahrhunderte aufmerksam überblickt und die geographische Lage Aegyptens erwägt, hat ihn nicht errathen? Aegypten ist die schönste Poststation auf dem Wege nach Ostindien. Alle englischen Operationen beschränken sich bis jetzt bloß auf die Bestrebungen einzelner Gesellschaften, welche augenscheinlich dahin gerichtet sind, Abbas Pascha in allzu kostspielige und häufig sogar unfruchtbare Unternehmungen zu verstricken, ihn durch Unterstützung seiner hiezu nicht ausreichenden Finanzen in Schulden stürzen, ihn so zum Werkzeug ihrer Zwecke zu machen und factisch das Steuerruder Aegyptens in die Hand zu nehmen. Dieser drohenden Gefahr gegenüber ist es die Aufgabe und die Pflicht der Pforte, allem aufzubieten, um Abbas Pascha zu überzeugen, daß wenn er solchen von einer hinterlistigen Begehrlichkeit dictirten Einflüsterungen Gehör gibt, er durch ein solches Verfahren nicht nur sich, sondern auch die Pforte unvermeidlich in die gelegten Schlingen verwickeln muß; dadurch kann, solange es noch Zeit ist, die von den Engländern gelegte Mine neutralisirt werden. Ich sage: so lange es noch Zeit ist, denn ich bin überzeugt daß, wenn die englische Regierung, welche insgeheim ihre Unterthanen in den Planen auf Aegypten unterstützt, in dieser Sache offen aufträte und dadurch ihre Ehre und die ihrer Nation daran setzte, alle Bemühungen vergeblich seyn und die schließliche Entwicklung der Frage zum Vortheil des Cabinets von St. James und natürlich zum Nachtheil der Gegenpartei ausfallen müßte."

Der Gegenpartei; wer ist diese? Ist es die Pforte? Das ist eben die Frage. Englands Verfahren im Orient hat, wenn auch kein anderes Verdienst, doch dieses, daß es sehr klar und offen daliegt. Seit 20 Jahren sprechen die englischen Journale und Zeitschriften davon, daß England sich gelegentlich und unter gewissen Eventualitäten Aegyptens bemächtigen müsse. Direct oder indirect herrschen muß England in Aegypten, das ist ihm durch seine Verhältnisse in Ostindien geboten. Der Correspondent sagt uns in dieser Beziehung durchaus nichts neues; indem die Pforte angetrieben wird, das System des Tansimat ebenso gut auf Aegypten wie auf Bosnien auszudehnen, will man England nur denselben Streich spielen, den es selbst in der europäischen Türkei Rußland gespielt hat, und die türkischen Gründe gelten für Aegypten nicht minder als für Bosnien. Das Spiel liegt also sehr offen da, die Frage ist immer nur, wer hat den eigentlichen wahren Einfluß auf die Pforte, und wem traut sie? Den Engländern oder den Russen? Das wird die Pforte freilich nicht offen sagen, aber die nähere und ernstlichere Gefahr droht ihr von den Russen, also wird sie sich mehr zu England hinneigen. Abbas Pascha wird den Tansimat annehmen, weil die Ablehnung eine Kriegserklärung an die Pforte wäre, ein Schritt, den England unmöglich gutheißen könnte; aber wie schwer oder wie leicht man ihm das Joch des Tansimat machen wird,

hängt von mancherlei Umständen ab, und die Verträge und Verordnungen haben bekanntlich wächserne Nasen. Die Tansimatfrage ist nur die Falle, die wahre Frage ist der Einfluß Rußlands oder Englands bei der Pforte; dieser wird durch die Beilegung der Tansimatfrage begreiflich nicht entschieden.

Eine andere Frage ist, ob nicht Abbas Pascha bei den Vorfällen in Syrien die Hände mit im Spiele gehabt. Die Pforte scheint diesen Argwohn gehegt zu haben, und daher wohl die feindselige Wendung, welche die Unterhandlungen anfangs zu nehmen schienen. Es konnte Abbas Pascha sehr wohl der Gedanke kommen, der Pforte, von der er sich nichts gutes versah, in Syrien Schwierigkeiten zu bereiten; wenn dieß aber auch geschehen, so hat sich eben Abbas Pascha in eine Sache eingelassen, die er nicht durchführen kann. Der Aufstand gegen die Christen zu Aleppo im November vorigen Jahres war eine weit verzweigte Verschwörung, die zum Theil ihre Leiter in Mekka hatte, worauf die Absetzung des dortigen Scheichs hindeutet, aber mit Arabien läßt sich nicht spielen, das hat Mehemed Ali im Zenith seiner Macht erfahren. Aegyptische Truppen hinzuschicken, und dadurch Meister der Bewegung zu bleiben, kann Abbas Pascha im Traume nicht mehr einfallen, dazu sind die Kräfte Aegyptens zu sehr geschwächt. Hat er also auch in solche Dinge sich eingelassen, so mußte ihm England über die Folgen schnell die Augen öffnen, denn England muß vor allem daran liegen, die Wahabiten, deren Macht, wie man auch aus Wallins Reise ersieht, nur geschwächt, keineswegs unterdrückt ist, nicht mehr aufkommen zu lassen, denn sonst wäre das rothe Meer und der persische Meerbusen bald mit Seeräubern angefüllt, und Kriegszüge, wie vor etlichen und zwanzig Jahren gegen die Dschawasmi-Araber sind eine kostspielige und sehr weit aussehende Sache, und würden um so schwieriger werden, als der Imam von Maskat sich wahrscheinlich nicht sehr lange gegen die Wahabiten behaupten würde. Die Engländer hatten also selbst Gründe, gegen solche Einfälle Abbas Paschas, der weder den Geist, noch die Mittel Mehemed Ali's hat, einzuschreiten, und dann war die Versöhnung der Pforte mit Abbas Pascha vergleichsweise eine leichte Sache; gefährlich kann Aegypten nur werden in Verbindung mit Syrien und Arabien.

Man wird aus dem Obigen wohl entnehmen, daß die Türkei, weit entfernt, durch die Reform eine unabhängige Stellung in der politischen Welt erlangt zu haben, im Verlauf der Zeit immer tiefer in die Abhängigkeit von den europäischen Mächten hineingekommen ist. Sie erscheint als Glied in der Kette vielfacher und machtvoller Bestrebungen europäischer Mächte; sie lehnt sich jetzt im Drang der Umstände an England an, sie hat sich bemüht die Russen aus den Fürstenthümern zu entfernen, sie stellt ihre Festungen an der Donau, so gut es gehen will, her, sie setzt sich nach langjährigem Streit auf einen freundlichen Fuß mit Persien, das in neuerer Zeit dem russischen Einfluß mehr zu entschlüpfen scheint; der mehr und mehr hervortretende schlechte Erfolg der russischen Waffen im Kaukasus gibt namentlich dazu den Persern Muth, und wenn die persische Geistlichkeit, deren Häupter anerkanntermaßen die Plane Rußlands begünstigen, ihrer Regierung durch allerlei religiöse Unruhen Sorgen bereitet, so liegt auch der Schluß nicht sehr fern, daß in den fanatischen Bewegungen, die von Mekka ausgehen und über Syrien sich verbreiten, Rußland die Hand im Spiele hat. Aber es ist schwer, wo nicht unmöglich, aus einzelnen Andeutungen ein Gesammtbild zu geben, denn allenthalben verschwinden die Verbindungsfäden, und die Journale, selbst die den orientalischen Angelegenheiten besonders gewidmeten, sind merkwürdig leer und schweigsam. Wie es aber mit so manchen einzelnen, da und dort hervortretenden Erscheinungen sich verhalten mag, der Zusammenhang wird sich erst allmählich finden, wenn der vom Mittelmeer bis zum chinesischen sich erstreckende stille Kampf zwischen England und Rußland zum Bruch kommen sollte.

Die beabsichtigten Theeanpflanzungen in Indien.

Es zeigt sich immer mehr, daß sich England von dem an China zu bezahlenden Tribut frei machen will. Hr. Fortune, der aufgestellt worden, um Pflanzen, Samen und Arbeiter aus China nach Indien zu bringen, ist kürzlich, nachdem er 8000 Pflanzen vorausgeschickt, mit 12,000 lebenden Pflanzen und einer sehr bedeutenden Menge keimender Samen selbst angekommen, so daß die Berge im Nordwesten und namentlich das Bergland des Pendschab in kurzer Zeit damit bepflanzt seyn können. Boden und Klima sollen mit denen der besten Theedistricte China's fast identisch seyn, und die bereits angelegten Gärten bei Paori und Almorah zeigen ein sehr gesundes Aussehen, so daß man an dem vollständigen Erfolg des Unternehmens nicht mehr zweifelt.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Chavachava, 7/7 bis 11/7. Chavachava ist eine Zweigcolonie von Jicaltepec und an demselben Flusse wie dieses, nur 2 Leguas weiter hinauf nach dem Gebirge der Dos Hermanas zu gelegen; die Lage ist fast noch gesünder, das Klima angenehmer und der Boden besser, besonders für Vanille geeigneter als der von Jicaltepec, und es ist zu erwarten, daß es mit der Zeit der Hauptort für die dortige französische Colonie werden wird. Bis jetzt besteht diese kleine Zweigcolonie nur erst aus 15 Familien, die alle ihre Häuser ebenfalls und in derselben Art, wie in Jicaltepec, längs des Ufers des Flusses haben; ihr Hauptverdienst besteht im Vanille- und Zuckerrohrbau. Mr. Louis Genus hat, in Compagnie mit zwei andern Franzosen, eines der bedeutendsten Geschäfte daselbst, nämlich außer einem sehr schönen Vanillal große Zuckerrohr-Plantagen und eine Zuckermühle und Brennerei, in welcher ein Aguardiente de Caña (Zuckerrohr-Branntwein) von so ausgezeichneter Qualität bereitet wird, daß ein Barril desselben 15 Doll. gilt, während anderer nie höher als mit 12 Doll. bezahlt wird. Einer seiner Compagnons, Mr. Nereandeau, ein Mann von einigen 60 Jahren, war mir sehr interessant wegen der mannichfachen Schicksale die er gehabt; derselbe, aus einer ganz angesehenen Familie in Frankreich und ein geschätzter Advocat in Paris, ging im J. 1830 politischer Verhältnisse wegen fort und gesellte sich der dritten Colonisten-Expedition nach dem Guazacoalco, die im Julius 1830 von Havre abging, als Secretär bei; bekanntlich hatte dieselbe kein viel besseres Schicksal als die beiden vorhergehenden, und Mr. Nereandeau fand als Secretär nichts zu thun, noch weniger aber etwas zu verdienen, und er ward genöthigt sein Leben dadurch zu fristen, daß er den Mexicanern etwas auf der Guitarre vorspielte; dadurch ward er mit einem Musikfreunde bekannt, der ihn als Musiklehrer für Campeche engagirte. Doch blieb er dort nicht lange, da bald Unruhen ausbrachen, in Folge deren er seine Stunden aufgeben mußte und nach Neu-Orleans ging, wo er einige Zeit als Lehrer blieb; darauf ist er noch abwechselnd in Havana, Merida, und endlich in Jalapa Lehrer gewesen, wo er sich doch mit der Zeit so viel erübrigte, daß er sich in die Societät mit Genus einkaufen und Pflanzer werden konnte. Doch hat auch da noch nicht das Unglück aufgehört ihn zu verfolgen, indem vergangenes Jahr in einer Nacht ein Blitzstrahl sein ganzes Häuschen zerstört, und — was ihm das schmerzlichste — den größten Theil seiner Bibliothek vernichtet, und in diesem Jahr Feuer den größten Theil seines Zuckerrohres verheert hat — und doch hat der gute alte Mann noch nicht die Hoffnung aufgegeben, sein geliebtes Vaterland wieder zu sehen!

Das Schicksal dieses alten Herrn, der einen hohen Grad von wissenschaftlicher Bildung besitzt, dauerte mich in der Seele, umsomehr da ich recht mit ihm fühle was es heißt, die Hoffnungen, um derentwillen man sein Vaterland und alles was einem das Theuerste ist, verlassen hat, aufs bitterste getäuscht und sich dadurch vielleicht für ewig von demselben getrennt zu sehen; ja was es für einen Mann von nur einigem Geist heißt, nur auf die traurigste und undankbarste aller Beschäftigungen, auf Schulmeisterei angewiesen zu seyn, so daß ein Bauer zu werden dann noch das höchste Glück auf Erden zu seyn scheint! Möchten diese wenigen Worte nur einen oder den andern jungen der Wissenschaft ergebenen Mann von dem Entschluß abhalten nach Amerika zu gehen! Für solche ist Amerika noch nicht der Boden, hier können nur die zufrieden und glücklich leben, welche mit der Hand zu arbeiten wissen und Sinn für Geldverdienst haben; wem dieß abgeht, wer mehr für die Wissenschaften lebt als für den Gewinn den er daraus zu ziehen hofft, der wird hier immer am unrechten Platz seyn — und was das schlimmste ist, er wird mit der Zeit nur zu bald der Wissenschaft entfremdet, wird durch den fortwährenden Contact mit Leuten, die nur an das Materielle denken, zuletzt auch materiell, und denkt nun auch bloß an Geldgewinn, wobei er natürlich gegen die andern immer im Nachtheil bleiben muß — und so ist ein verfehltes Leben die traurige Consequenz davon! Ich kann darum wissenschaftlich gebildete Männer nicht genug vor Amerika, sey es Mexico, seyen es die Vereinigten Staaten, warnen, denn sie werden hier nie das finden, was sie für ihr Lebensziel gesetzt! Diese Meinung kommt von Herzen, sie beruht auf leider nur zu theuer erkauften Erfahrungen!

Da Chapachapa nur durch den Fluß mit Jicaltepec verbunden ist, so mußte ich meine Abreise dahin noch um einen Tag verschieben; denn derselbe war durch die fortwährenden Regen besonders in der letzten Nacht so angeschwollen und so reißend geworden, daß man sich nicht auf ihn mit dem Kahn wagen durfte. Zum Glück regnete es nun nicht mehr, und der Fluß war in der folgenden Nacht so bedeutend gefallen, daß ich schon die Fahrt nach Jicaltepec unternehmen durfte, besonders mit einem so guten Ruderer als Mr. Conus war. In einer Stunde legten wir die 3 Leguas auf dem Fluß zurück, da wir mit Wind und Strömung gingen. In Jicaltepec besuchte ich meine alten Freunde, die mir wieder nicht genug Goutte's offeriren konnten, und blieb dort fast den ganzen Tag, erfuhr aber dort zu meinem größten Bedauern, daß ich von da aus unmöglich nach Papantla weiter reisen könnte, weil die Wege nun über alle Begriffe schlecht seyen, vorzüglich aber weil der Fluß von Tecolutla so angeschwollen sey, daß man ihn durchaus nicht passiren könne; ich beschloß daher nach Chapachapa mit meinen zurückgelassenen Effecten zurückzukehren, und von dort nach dem am andern Ufer gelegenen Dorfe el Pital überzusetzen, um von da nach dem am Fuß der Sierra gelegenen S. Maria Tlapacoyam zu gehen, von wo es vielleicht noch möglich seyn dürfte nach Papantla zu gelangen. Um 3 Uhr traten wir nun die Rückfahrt an, aber die war etwas anders als die Herfahrt, indem wir nun gegen die starke Strömung ansteuern mußten, und einigemal waren wir wirklich in Gefahr von derselben fortgerissen zu werden; als wir ihr nun entgehen wollten und näher ans Ufer ruderten, setzten wir uns plötzlich auf einer Sandbank fest, wo wir uns in der Gesellschaft von Kaimans befanden, die dort lagerten, um sich den Kopf von der Sonne bescheinen zu lassen; es sind das ganz abscheulich häßliche Thiere, wohl 7—9 Fuß lang und mit Zähnen im Rachen die einem wohl bange machen können, aber doch sind sie wegen ihrer Furchtsamkeit nicht gefährlich, denn sobald wir nur mit den Rudern nach ihnen schlugen, tauchten sie in die Tiefe des Flusses unter. Zum Glück hatten wir uns gerade einem kleinen Rancho gegenüber festgesetzt, und so kamen die Leute aus demselben sogleich uns zu Hülfe, und mit diesen vereint gelang es uns bald wieder flott zu machen; ohne weitern Unfall kamen wir endlich nach vierstündiger Fahrt in Chapachapa an, natürlich schweißtriefend, todtmüde, und dabei gewaltig hungrig; wir freuten uns daher schon sehr auf die Hühnersuppe und gekochten Tasajo de Jabali (getrocknetes Wild-Schweinefleisch), die wir gleich bei unserer Ankunft bereit zu finden hofften — aber wie groß war unser Schrecken als wir gar nichts, nicht einmal eine Tasse Kaffee fanden, da die indische Magd die Abwesenheit des Herrn benutzt hatte, anstatt zu kochen, sich ein Räuschchen anzutrinken, und sie sich bei unserer Ankunft in einem wahrhaft katzenjämmerlichen Zustande befand. Es blieb uns nun weiter nichts übrig als uns selbst ein kleines Mahl zu bereiten, das, so schlecht es auch war, bei dem gewaltigen Hunger den wir hatten, doch ganz vortrefflich mundete. Den andern Tag setzte ich nach dem am andern Ufer gelegenen Dorf el Pital über, um mir einen Führer bis Tlapacoyam zu nehmen, konnte aber erst einen für den folgenden Tag bekommen, und mußte deßhalb wieder nach Chapachapa zurückkehren. Der Tag, den ich nun hier noch zugebracht habe, war einer der schönsten, die ich in dieser Küstengegend erlebt; von früh bis Abend war kein Wölkchen am Himmel, die fernsten Berge sah man in schönster blauer Färbung, die Luft des Morgens wurde nur durch den kühlenden Gebirgswind und des Nachmittags durch die sanfte Seebrise bewegt, und war durch und durch mit balsamischen Düften geschwängert; die ganze Natur schien sich des so lang entbehrten Sonnenscheins zu erfreuen; dabei war alles Grün nach dem vielen Regen so jugendlich frisch, so kräftig, daß man fast glaubte die Blätter wachsen die Blüthen aufbrechen zu sehen; und als der Abend herankam, wie schön, ja wie zauberisch schön war es da, als der sanft dahingleitende Fluß das rosige Licht des Abendroths in kleinem Wellenschlag wiederspiegelte — ein herrlicher Contrast gegen die dunkelschwarz düstern Waldungen, die seine gewundenen Ufer umsäumen; doch im Nu ändert sich die Scene: der in Feuer glänzende Fluß wird ein grauer unansehnlicher Streif, und die düstern Wälder und Büsche blitzen plötzlich im hellsten phosphorischen Licht auf, von Myriaden Leuchtkäfern und Leuchtwürmern erleuchtet. Jetzt noch erinnere ich mich mit Entzücken jenes herrlichen Abends, der Genüsse bot wie sie nur ein tropischer Himmel bieten kann; aber ich erinnere mich auch, wie gerade da, als ich am Fuß eines schönen Orangenbaums sitzend und von dem magischen Rauschen der Platanenblätter umsäuselt, mich mit wahrer Andacht in die Reize dieser südlichen Natur versenkte, daß gerade da die Sehnsucht nach der Heimath am stärksten war und ich bei mir sagte: „das ist schön, aber das Vaterland ist doch schöner; gern, gern möchte ich gleich alle diese Wunder der neuen Welt hingeben, hätte ich nur einen Augenblick mein Vaterland wieder!" Dieser Abend war der letzte, den ich auf der mir so lieb gewordenen französischen Colonie verbrachte, aber leider auch der allerletzte, den ich mit meinem wackern lieben Conus verleben sollte; denn drei Wochen später ist dieser brave Mann schon ein Opfer der unerbittlichen Cholera geworden! Ja, wahrlich, als ich demselben in Pital, wohin er mich den andern Tag begleitete, zum Abschied seine kräftige Hand drückte, dachte ich nicht, daß sie sobald erkalten sollte!

Am 11 Julius früh um 5 Uhr war ich von Chapachapa aufgebrochen und hatte das rechte Ufer des Rio de Nautla verlassen, gegen 6 Uhr ritt ich mit meinem Führer, einem D. Tiburcio Sanchez von dem Pital weg, in der Hoffnung noch an demselben Tage das 18 Leguas entfernte S. Maria Tlapacoyam zu erreichen. El Pital ist ein mittelmäßig großes Indierdorf, jedenfalls die bedeutendste Ortschaft am linken Ufer des Rio de Nautla, von S. Maria bis zu den Zopilotes, und darum nicht ohne Wichtigkeit, weil von da aus der Fluß bis zum Meer schiffbar ist. Obgleich die zugehörigen Terrains denen von Jicaltepec und Chapachapa an Fruchtbarkeit sicher wenig nachstehen werden, so denken doch die dortigen Indier, bei ihrer Indolenz, nicht daran weder Vanille noch andre Producte für den Verkauf zu pflegen, sondern begnügen sich damit nur Mais für ihren eigenen Bedarf zu bauen oder einige Cedern im nahen Wald zu fällen; eine Hauptbeschäftigung bildet bei ihnen nur noch der Fischfang.

(Fortsetzung folgt.)

Kartoffelfäule in Irland. Zuverlässige Berichte aus Irland melden, daß die Kartoffelfäule zerstörender ist als im J. 1846, und daß selbst die sogenannte „Blaublüthe," welche bisher der Krankheit entging, ergriffen wurde. (Shipp. Gaz. 28 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 238. 4 October 1851.

Die Regen im obern Nilbassin.

Eine Darstellung der neuern Entdeckungen über den Nil soll, veranlaßt durch einige Bemerkungen Knoblechers, demnächst im Philosoph. Mag. vom October erscheinen. Der Verfasser, Hr. Ch. Beke, hat diese Darstellung schon zum Theil in der Naturforscherversammlung zu Ipswich vorgelesen, sie soll aber jetzt vervollständigt herauskommen, und derselbe sandte eine allgemeine Nachricht über die Regenzeit im Innern Afrika's an das Athenäum; diese Nachricht gibt einen interessanten Aufschluß.

„Auf dem abyssinischen Plateau, nördlich vom 9° N. B. beginnen die Regen um die Mitte Junius, und dauern bis zur Mitte Septembers. In den Aequatorialgegenden, d. h. fünf Grade nord- und südwärts vom Aequator treten sie fast drei Monate früher ein, nämlich am Ende März oder Anfang Aprils und dauern bis zum Ende Junius oder Anfang Julius. Es herrscht aber auch innerhalb der Tropen eine zweite Regenzeit, von unregelmäßiger Erscheinung und Dauer. In Südabyssinien tritt diese gewöhnlich im Februar ein, und dauert einen ganzen Monat oder ungefähr eine solche Zeit hindurch. In den Aequatorialgegenden südlich von der Linie beginnt der Regen gegen Ende Novembers, „in der Mitte der trockenen Jahreszeit", und dauert den December hindurch; der Analogie nach — denn wir haben keine bestimmte Nachricht darüber — ist es derselbe Fall nordwärts vom Aequator.

„Das von Knoblecher bemerkte Steigen des Nils scheint durch die letztgenannten Regen in den Aequatorialgegenden nördlich und südlich von der Linie verursacht worden zu seyn. In Unterägypten ist gerade in der Zeit der regelmäßigen Aequatorialregen, nämlich in den Monaten April, Mai und Junius das Wasser im Nil am niedrigsten. Gegen Ende Junius beginnt der Strom zu steigen, und sein Wachsthum dauert drei Monate bis zur Herbsttag- und Nachtgleiche, wo es allmählich wieder fällt. Das abnorme und nur kurz dauernde Steigen des Nils, das man gelegentlich zu Cairo, z. B. im Mai 1843, beobachtete, scheint allein dem Regenfall in den östlichen Bergen Aegyptens und Nubiens zuzuschreiben zu seyn."

Auf dem Michigan-, Huron- und Erie-See.

(Fortsetzung.)

Am 17 October endlich setzte sich der Wind um, und „der Illinois" fuhr in den Michigan-See hinaus. Die Dampfboote für die Seen sind beträchtlich größer, auch fester gebaut als die auf den Flüssen. Der Illinois enthielt drei Cajüten übereinander, und in der obersten noch ein Schenk- und Barbierzimmer. Das Wetter hatte sich völlig geändert, die Sonne lag warm auf dem Wasser, die Wellung war sanft und kosend, der See prachtvoll grünblau mit frischer tiefer Farbe. Auf Ansichten herrlicher Gestade muß man freilich verzichten; das Wisconsin-Ufer zeigte sich meist nur als ein ferner, dunkler Streifen, auch wenn wir näher kamen, erhob es sich nur wenige Fuß über dem Wasser; an einigen Stellen soll es bis 50 Fuß hoch steigen, aber immer geht seine sandige Abdachung bis weit in den See hinein. All' den kleinen Städten konnten wir uns nur nähern, indem wir an den Spitzen der Hafendämme anlegten, welche sie eine ziemliche Strecke in Wasser haben bauen müssen.

Diese Städte, Waukeegie, Oswego, Southport, Racine, waren vor wenigen Jahren noch gar nicht zu sehen, jetzt haben sie an 3000 Einwohner, und wenn ihnen die Sumpfluft nicht so vielen Schaden thäte, würden sie noch schneller emporwachsen. Racine meint bereits, es könne vielleicht Milwaukee überholen, obgleich dieses schon 18,000 Einwohner besitzt. Vor 15 Jahren stand an der Stelle von Milwaukee ein einziges Blockhäuschen für einen einsamen Jäger. Milwaukee konnte ich leider nicht besuchen, da es Mitternacht war, als wir vor ihm anlegten. In allen diesen Städten und ebenso dem fruchtbaren Lande dahinter wohnen Deutsche in dichter Anzahl, und ihr politischer Einfluß ist in Wisconsin sichtbarer geworden als in einem andern Staate der Union, Pennsylvannien ausgenommen.

Auf unserm Dampfboote herrschte ein freundlicher Ton, nicht das frostige hochvornehm seyn sollende Wesen, wie in den Prunksälen der Dampfschiffe des Ostens. Man sprach sich an, machte Bekanntschaften und saß mitunter bis in die Nacht im ruhigen Gespräch zusammen. Die feine Wäsche war dagegen seltener als im Osten, wo sie den Ankömmling so sehr zu Gunsten der Amerikaner einnimmt. Dagegen ließ sich manche alte Lederhose blicken, Männer rauh und stämmig wie Eichen. Merkwürdig ist es aber, wie sehr die kupfrige Farbe, das straffe, schwarzglänzende Haar, die Schweigsamkeit und der kuriose Geschmack dieser starren Hinterwäldler an die Indianernatur erinnert. Niemals habe ich ein paar Amerikaner mehr geärgert als indem ich die Frage untersuchte, ob Klima und Lebensart einen Weißen endlich zum Indianer machen könnten. Ueber Anstand und Manieren jener Hinterwäldler aber konnte kein Mensch sich beklagen. Ueberhaupt bemerkt man von all den Unarten, welche den Amerikanern von den englischen Reisebeschreibern in so greller Weise nachgesagt werden, selten eine einzige allgemeiner verbreitet, und wenn sie es sind, dann verlieren sie sich auffallend schnell. Tabakkauen und Speien, einem Engländer der äußerste

Gräuel, scheint zwar noch eine Lieblingsgewohnheit zu seyn, selten aber sah ich dadurch die Cajüte verunstaltet und draußen standen Kasten mit der freundlichen Aufforderung, sich ihrer zu bedienen. Das Trinken gebrannter Wasser ist eine stille Leidenschaft geworden, die Mäßigkeitsvereine haben es aus der Oeffentlichkeit in wenigen Jahren vertrieben. So manche unangenehme Manieren die Amerikaner auch noch haben und so manche Zickzack-Idee in ihrem Geschmacke noch festsitzt, so läßt sich doch das mit Gewißheit behaupten, daß kein anderes Volk in seiner Gesammtheit so viel Trieb und Fähigkeit entwickelt, nationale Unarten sich abzugewöhnen und in Pausch und Bogen vornehm zu werden.

Den 18. Am Morgen war der See noch hell und glatt und nichts zu sehen als die weite Wasserfläche. Auf dem Meere scheint das Schiff, auf welchem man selbst ist, in einer Vertiefung zu segeln, während rings sich das Gewässer bis zum Horizont erhöht; hier auf diesen Seen bleibt es eben wie ein Tisch. Gegen Mittag erhob sich ein schärferer Wind und sogleich wurde das Wasser rauh und dunkel, das Schwanken des Schiffes ging ins Unbehagliche über und die Seekrankheit kam in besten Flor. Auf dem ganzen Schiffe gab es verzerrte Gesichter, unsicheren Gang, Stöhnen und noch mehr widerwärtige Töne mit ihrer gewöhnlichen Begleitung. Die aufwartenden Neger waren aber rasch hinter drein, um die Spuren der Opfer, welche die Seekrankheit forderte, zu verwischen. Die Aerzte schicken manchen Kranken auf diese Seen, um sich durch die Seekrankheit den Magen zu curiren. Den Schoonern, welche zahlreich auf dem See waren, behagte dagegen das stürmische Wetter, mit vollen Segeln flogen sie an uns vorbei, und es sah hübsch aus, wie diese schlanken Fahrzeuge vor dem Winde dahinglitten. Die Segelschiffe auf den Seen lagen mit den Dampfschiffen im offnen Kampfe, als diese aufkamen und ihnen die beste Fracht entzogen. Noch jetzt weicht ein Capitän mit seinem hübsch gezimmerten Boote dem groben Schooner aus wo er kann, denn er kann darauf rechnen, daß dieser sich nicht besonders darum kümmert, ihn niederzurennen und sammt Fracht und Passagieren in die Fluthen zu stürzen. Man erzählte, daß die Schooner häufig in der frechsten Absicht auf die Dampfschiffe losgesegelt seyn und sie in den Grund gebohrt hätten. Der Beweis des bösen Vorsatzes ist dann schwierig zu führen, immer soll der leidige Zufall Schuld des Unglücks gewesen seyn.

Gewaltthätigkeiten solcher Art sind bekanntlich in Amerika nicht selten. Bei aller Hochschätzung des Volkes kann keiner verkennen, daß es Massen des frechsten und gewaltthätigsten Gesindels in sich birgt. Es gibt da wohlgeordnete Banden, welche in allen Städten, unter allen Ständen ihre Helfer und Hehler haben und wohldurchdachte Raubzüge im Großen anstellen, bald machen sie sich hier bald dort in größerer Stärke merkbar. Raubanfälle am hellen Tage und auf offener Straße sind gar nicht so selten, und die sechsläufigen Pistolen spielen eine Rolle dabei. Nicht so sehr aus den Einwanderern, als aus den „eingebornen Söhnen Amerika's" selbst sammeln sich diese Banden. In den jungen Leuten ist keineswegs immer eine solche innere Bildung und tiefere Sittlichkeit, welche sie zu edleren Gedanken durchgeistigt. Verhältnißmäßig wenige erheben sich über die gewöhnliche amerikanische Kaufmannsbildung, selbst junge Aerzte und Anwälte kommen dem Europäer oft nur wie Handlungslehrlinge vor. Diese jungen Männer suchen rasche rohe Genüsse, und stolz und entschlossen wollen sie sich dieselben auf die eine oder andere Weise verschaffen. Trotz aller Energie und Achtung vor sich selbst ist Armuth dennoch das Schlimmste was eine amerikanische Familie betreffen kann, und ihr zu entgehen greifen viele ohne Bedenken zu Mitteln, vor denen ein sittlicher Mensch sich entsetzt.

Das Wetter blieb den ganzen Tag trübe, und das Verdeck mit dichten Wolken umhangen als befände man sich mitten auf stürmischem Meere. Wir durchschnitten den See und legten am Abend an der Manitu-Insel an; diese war von den Indianern als Geisterwohnung gefürchtet, wahrscheinlich, weil die Luftspiegelung hier manchmal Festungen, Wälder und streitende Heeresmassen erscheinen läßt; es sah aber auch an diesem Abend etwas spukhaft auf der Geisterinsel aus. Am Ufer standen tief im Flugsande nur ein paar alte Bretterhäuser, eine ziemliche Strecke weiter unten hoch am rauschenden See flackerte ein rothes Feuer; ich tappte im Dunkeln hin und fand eine Hütte von Laub und Rasen, wahrscheinlich wohnten Indianer darin, hinein konnte ich nicht sehen, weil ein zottiger wilder Hund mir entgegensprang; ich kehrte wieder zu meiner Lectüre zurück, zu der ich gegriffen hatte, um den trostlos trüben Tag zu vertreiben. Bei dem Abfahren der Dampfboote aus den großen Städten bringen die Knaben mit den Zeitungen auch einen Korb voll Novellen, Flugschriften und dgl., darunter auch sehr schmutziges Zeug an Bord, und man versorgt sich daraus für die Reise. Ich hatte ein eben erschienenes Buch über Washington's Privatleben bekommen.

Daß dieser darin zu einem Halbgotte, dem Cäsar und Alexander, Napoleon und Wellington das Wasser nicht reichen konnten, und seine Mitkämpfer zu Titanen gemacht waren, ließ sich nicht anders erwarten. Die kindliche Achtung der Amerikaner vor den Gründern ihrer Größe ist rührend, aber unangenehm ihr Mangel an Geschichtskenntniß und das ewige Paradiren mit ihrer eigenen großen Tugendhaftigkeit. Ich fand in dem Buche aber auch anziehende Charakterzüge seines Helden; selten war in einem Manne ein solches Ebenmaaß des Charakters wie in Washington. Er war ein guter Hausvater von scharfem weitreichendem Verstande und edler Herzensgüte, ohne Ehrgeiz und Leidenschaft als für seines Landes Wohl, ein ausdauernder standhafter Mann wenn alle andern verzweifelten, und was seine Ehrlichkeit betrifft, so war sie so klar wie der stille Mond; ein Glück für ihn und das Land, daß er kein Genie war. Er bezwang die Stürme im Felde wie in der Politik durch kluges Zuwarten und Zugreifen, sobald sich ein Vortheil zeigte; sein Alter wie seine Jugend waren nach altamerikanischer Lebensweise streng geregelt. Als ihn bereits der höchste Ruhm überstrahlte, sagte ihm seine alte Mutter auf einem Balle, der ihm zu Ehren gegeben wurde, ganz einfach: „Komm, Georg, es ist neun Uhr, wir müssen nach Hause gehen." Dieselbe Mutter sagte Lafayette, als er bei seinem zweiten Besuche in Amerika Washington hochpries, ebenso einfach: „Ich wunderte mich nicht über das was Georg that, denn er war immer ein guter Junge." Nicht leicht ist einem Menschen ein so glückliches und angemessenes Leben geworden, als ihm. Ernst und tüchtig erzogen, von seinen Mitschülern wegen seiner Treue und Bescheidenheit geliebt, vom 16 bis 27 Jahre sich auszeichnend und täglich mehr anerkannt, bis zu seinem 43 Jahre in glücklichen Familienverhältnissen auf seinem Gute und in den Landesversammlungen thätig, dann bis zum 51 Jahre Oberfeldherr, gekrönt mit Ruhm und Erfolg, darauf auf seinem Landgute wieder in angenehmer Thätigkeit und in Unterhaltung mit seinen Kriegsgefährten, noch einmal 8 Jahre lang als Präsident das aufgewühlte Volk beruhigend, und endlich friedlich gestorben in seiner Familie, aber unsterblich im Andenken aller Völker als einer der erhabensten Menschen.

Den 19. Der Morgen lachte wieder freundlich über das

helle Wasser, wir fuhren jetzt zwischen grünen Inseln; ich sah in ihre dichten Wälder hinein und dachte daran, wie oft ich als Knabe beim Lesen der Abenteuer der französischen Pelzjäger und der Huronen mich in diese nördlichen Gegenden gewünscht hatte; da wendete sich das Schiff und nicht wenig überrascht erblickte ich einen Platz, ganz so, wie ihn damals meine Einbildung sich aufbaute. Eine halbrunde grüne Bay mit schäumender Brandung an ihren Waldspitzen, am Wasserrande Indianerhütten, dahinter hübsche Häuschen und Baracken, und darüber Felsenhöhen und ein Fort darauf mit weißglänzenden Kanonen und wehender Fahne. Fort Mackinaw ist für den europäischen Reisenden sicher der belohnendste Punkt auf diesen Seen. Der Capitän legte hier einen halben Tag an, ich weiß nicht warum, wahrscheinlich hatte er einen Handel zu machen; mir hätte er keinen größeren Gefallen thun können.

Es standen reichlich fünfzig Indianerhütten, großen Bienenkörben ähnlich, mit Matten, Rinde und Häuten bedeckt, im Halbkreise am Ende der Bay auf dem Uferrande, fast von den Wellen bespült, dabei eine Menge Canoes; darin und davor ein Gewimmel von schwärzlichen Gestalten, groß und klein, stehend, rennend, sitzend, liegend. Die Männer nachlässig oben mit Röcken und Jacken, unten mit Gürtel, Beinhöschen und Mocassins versehen, standen oder lagen in Gruppen bei einander, rauchend, sonst bewegungslos; ich mußte unwillkürlich an herunter gekommene norwegische oder sächsische Bauern denken; aber am Halse trugen sie Münzen und Schaustücke, in den Ohren allerlei Gebimmel, einer hatte auch durch die Nasenwand einen weißen Hornring auf die Lippen hängen. Kinder und Buben waren fast ganz nackt. Die Mädchen saßen beisammen, recht hübsch in blaue Jacken und Schürzchen gekleidet, und kicherten und ließen die rastlosen Augen umher glitzern; ihr Gespräch hört sich allerliebst an, wenn man auch kein Wort davon versteht. Die Frauen waren, wie indianische Frauen immer, plump und grundlos häßlich, sie verrichteten vor den Hütten häusliche Geschäfte, mehrere ließen ihre Finger Jagd machen auf den Köpfen ihrer Sprößlinge, andere streckten sich am Boden und ließen die Kleinen saugen. An der vollständigeren Kleidung bemerkte man die Reicheren, die Aermeren hatten nur eine Decke um. Es waren Mackinaws, von dunklerer Farbe als die Winebagos. Sie waren hergekommen, um ihren Zins von der Regierung zu holen, Geld, Decken und Lebensmittel. Noch mehrere andere lagerten außerhalb des Städtchens. In allen Häusern sah man die dunkeln Gestalten. Ihr Geld wurde ihnen für allerlei Tand und Whiskey bald von den Weißen wieder abgenommen. Die offenbarste Geringschätzung legte jedermann gegen sie an den Tag, der Indianer empfindet es bitter, aber er duldet lautlos. Ich hörte manchen Fluch darüber, daß die Regierung solchen rothhäutigen Taugenichtsen noch Geld gebe, welche nichts zu des Landes Anbau und Verbesserung damit anfingen. So wie auch diese Gegend sich mehr bevölkert, werden die traurigen Reste von einst zahlreichen Völkerschaften auf die öden westlichen Prairien geschickt, um dort langsam zu verkümmern.

In den Häusern der Weißen war ein Gemisch von allerlei Völkerarten. In dem sogenannten Gasthause machten Neger die Aufwärter, Mulatten casirten, Indianer drückten sich in den Ecken und an den Thüren umher, mehr vor wagten sich die Halfbreeds, oder Mischlinge von Indianern und Weißen, canadische Pelzjäger und Holzfäller sprachen ihr schlechtes Französisch mit einander, die lederbekleideten amerikanischen Hinterwäldler saßen schweigend zusammen und spieen ihren Tabak, an einem Tische rauchten und tranken Soldaten vom Fort, welche nur deutsch sprachen, das Englische blieb die allgemeine Umgangs- und Geschäftssprache. Ich stieg die fast baumlose felsige Anhöhe zum Fort hinauf; es hatte Mauern, und über seine Blockhäuser erhob sich der bekannte viereckige Auslug- und Schießthurm, der in keinem dieser Forts fehlt. Vom Kanonenhügel übersah man die malerische Bay, die Brandung und die fernen Inseln. Die Hälfte der Besatzung bestand aus Deutschen, welche hier recht eigentlich ihre Zeit todtschlugen und für die fünf Jahre ihrer Capitulation ein verlorenes Leben führten.

(Fortsetzung folgt.)

Richardsons Tod.

Diese Nachricht wird von der Malta Times gemeldet: Richardson starb am 4 März, sechs Tagereisen von Kuka, der Hauptstadt von Bornu, in einem kleinen Dorfe, Namens Ungurutua. Im Januar war er mit seinen Gefährten, wie wir früher gemeldet (s. Nr. 205) in der ungeheuren Ebene Damergu angekommen, wo sie sich getrennt hatten, Barth um nach Kano, Overweg um nach Gubee, Richardson um gerade über Zindar nach Kuka zu gehen. Auf dieser Reise nahmen seine Kräfte ab, er blieb in einer Stadt, Namens Kangarua, drei Tage lang liegen um sich etwas zu erholen, setzte aber dann seine Reise abermals fort. Er ist vollständig den Anstrengungen der Reise und dem Klima erlegen. Also ein neues Opfer für das Klima. Wie wird es unsern Landsleuten ergehen, namentlich wenn sie wirklich den noch von keinem bekannten Europäer zurückgelegten Weg vom Tschadsee nach dem obern Nil einschlagen, wo sie zuverlässig ein Gebirgsland durchreisen müssen, in welchem das 4000 Fuß hohe Sennaargebiet sich nach dem in einer starken Senkung gelegenen Tschadsee hinabzieht?

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Distriete von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Weg von Vital bis Tlapacoyam führt fast fortwährend längs des Flusses und ist im Ganzen recht gut, nur sehr sanft ansteigend; anfänglich geht er durch Wald, der aber wenig verwachsen ist und dann mehrere Leguas über die Savanas del Cabrestro, sumpfige Wiesen von einer gewaltigen Ausdehnung mit nur sehr kurzem Gras, auf welche das Vieh aus der Umgegend weit her zur Weide getrieben wird. Erst nachdem wir den Arroyo (Bach) de Maria de la Torre, der sehr stark angeschwollen, passirt, trafen wir wieder gebirgiges und waldiges Terrain, wo auch der Weg ziemlich schlecht war; hier überraschte uns ein tüchtiger Aguacero (Platzregen), der uns sicher gehörig durchnäßt hätte, wenn wir nicht glücklicherweise eine einzeln stehende Hütte getroffen hätten, wo wir uns in Sicherheit bringen konnten. Hier ward ein kleines Almuerzo (Frühstück) eingenommen, wobei mein würdiger D. Tiburcio ganz allein fast eine halbe Flasche des stärksten Branntweins, den ich mir von Chapachapa mitgenommen, hinuntergoß; hier trafen wir noch einige Rancheros aus der Umgegend, welche alle dieselbe Reise vor hatten wie wir, und sich deßhalb uns anschlossen; mir war dieß ganz lieb, indem ich dadurch Gelegenheit hatte im Lauf der Unterhaltung einige Aufschlüsse über jene Gegenden zu erhalten; unter jenen Bauern zeichnete sich besonders ein gewisser D. Augustin Cortez, der mir übrigens mehr Neger- als Indierblut zu haben schien, durch seine gesunden treffenden Bemerkungen aus. Fast alle stimmten darin überein, daß der ganze Landstrich, welcher sich auf dem linken Ufer des Rio de Nautla bis zum Rio de Tecolutla erstreckt und zum größten Theil einem Sr. D. Francisco Lopez gehört, von der Natur im höchsten Grade gesegnet und zum Anbau aller Producte der Tierra Caliente und Templada geeignet sey, daß allein das Fällen und Verkaufen der verschiedenen Nutzhölzer den Reichthum eines Menschen begründen könnte, daß

aber dazu starke kräftige Männer nothwendig wären, die jedoch hier ganz fehlten; denn, so schön die Natur auch sey, so ungesund sey es auch, denn kein Sommer verging, wo nicht ganze Familien an bösartigen Wechselfiebern darniederlägen, und Durchfälle hörten fast nie auf, und dabei sey die epidemia de moscos y zancudos ganz unerträglich — was ich in der That nicht läugnen konnte! Dieß alles stimmte sehr wenig mit dem überein, was mir die Franzosen von Jicaltepec über diese Gegenden gesagt hatten, indem diese dieselben gerade als ausgezeichnet gesund gepriesen; ich muß übrigens gestehen, daß ich darin mehr Glauben jenen Indiern zumesse, indem ich mir wohl vorstellen kann, daß ein Landstrich ungesund seyn muß, der viel sumpfiges Wiesenterrain enthält, das ringsum von den dichtesten Wäldern eingeschlossen ist, so daß die Miasmen, die sich auf jenen erzeugen, sich wegen Mangel an Luftzug nicht vertheilen können. Ferner war es mir doch sehr auffallend, daß ich von dem Arroyo Maria de la Torre an bis Ixcacoaco, einem niedlichen Ort, wo ich übernachtete, auch nicht einen Rancho (Vorwerk), auch nicht ein Hüttchen getroffen habe, wo nicht Kranke gewesen wären, einige freilich auch schon an der Cholera krank, die so eben ihren Marsch von der Hochebene nach der Tierra Caliente angetreten hatte. Endlich waren fast alle Indier, die ich unterwegs sah, wahre Jammergestalten, mager mit eingefallenen Backen, aber aufgedunsenen Augen, den ächten Typus des Siechthums an sich tragend. Dieß will freilich nicht so viel sagen: denn, wie der größte Theil dieser Indier lebt, würden sie wohl auch bei dem gesündesten Klima krank werden. Kleidung haben sie fast gar nicht, ihre elende Hütte schützt sie weder gegen die Sonnenstrahlen noch gegen Wind und Regen, ihr Nachtlager ist auf dem feuchten Boden, ihre einzige Nahrung sind Tortillas (ungegohrne Maisbrode), Chile und Tasajo (getrocknetes Fleisch), ihre einzige Delicatesse recht fettes finniges Schweinefleisch, ihr einziges Getränk brackiges Wasser, ihr einziger Genuß fünfunddreißiggradiger Branntwein! Dabei liegen sie, werden sie einmal krank, ganz hülflos und verlassen da, denn ein Arzt und Arzneimittel sind im Umkreis vieler vieler Meilen nicht zu haben, und auch dann nur für schweres Geld! Müssen nun die Indier, bei dieser traurigen Lebensweise und bei ihrem gänzlichen Mangel an den nothwendigsten Bequemlichkeiten des Lebens, dem gefährlichen Klima unterliegen, so dürfte freilich darum noch nicht als positiv angenommen werden, daß Weiße dasselbe Schicksal haben würden, da diese doch ein besseres geregelteres Leben führen und sich mehr Bequemlichkeiten verschaffen könnten; aber doch glaube ich, daß auch sie sicher dem Klima ihren Tribut abtragen müßten, ehe nicht wenigstens die Wälder bedeutend gelichtet wären. Auf dem ganzen Strich von Maria de la Torre bis Ixcacoaco wechselt fortwährend Waldland mit Wiesenland ab, doch ist ersteres bedeutend überwiegend; mitten im dasselbe, doch ziemlich nahe an dem Fluß, dessen entgegengesetztes Ufer auch mit dichten Waldungen besetzt ist, haben bis jetzt die meisten indischen Rancheros eingeschlagen, und nur so viel Wald niedergebrannt, als sie an Terrain nöthig haben, gerade um nur den für ihren Bedarf nöthigen Mais und Chile, und vielleicht einigen Reis für den Verkauf zu bauen; sie stecken dadurch ganz im Wald drin und athmen daher fortwährend die schädlichen Pflanzenausdünstungen ein; würden nur die Wälder weiter nach oben zu durchgeschlagen, dann würde freier Luftzug gemacht und die ganze Gegend gewiß um 50 Procent gesünder werden!

Meine Absicht in einem Tage bis Tlapacoyam zu gelangen, mußte ich bald aufgeben, da sich uns gegenüber ein furchtbares Gewitter aufthürmte, das gegen uns anzog und uns mit einem gewaltigen Platzregen zu beglücken drohte; — ich war sehr froh, als ich noch mit trockner Haut in dem niedlichen Indier-Dörfchen Ixcacoaco ankam, wo ich in dem Häuschen eines Indiers, Compadre meines Führers, gastliche Aufnahme fand; denn, sobald ich auch nur eingetreten, platzte ein so tüchtiger Regen herunter, daß im Nu die ganze Straße unter Wasser stand und ich ans Weiterreisen für heute nicht mehr denken konnte; ich fügte mich darum schon darein von dem niedlichen Weibchen des S. Perez, unseres Wirthes, eine Comida anzunehmen, zu welcher dieselbe aber auch so schmackhafte und weiße Tortillas gab, wie ich sie nicht vorher und nicht nachher gegessen. Die Nacht wurde auf der Erde, mit meinem Sattel zum Kopfkissen, und in der Gesellschaft mit Mosquitos und bekannten hüpfenden Thierchen ziemlich schlecht verbracht, so daß ich schon lange vor Tagesanbruch, zum Schrecken meines in süßem Branntweintaumel dahingesunkenen Tiburcios zum Aufbruch trieb. Der Weg wird von Huacoaco an etwas gebirgiger, die Ufer des an Wasserfällen reichen Flusses immer romantischer, die Waldung immer pittoresker, doch sehr häufig durch Reis-, Mais- und Tabakspflanzungen unterbrochen. Nur war es schrecklich fast aus jeder Hütte den Schmerzensruf zu vernehmen: „Ayudeme por Dios, me muero del cólera!“ [1] ich theilte von meinem Mazanillos (Kamomillen), und Yerba Buena (Pfeffermünze) so viel aus als ich bei mir hatte, und gab Rath so viel ich konnte, denn mehr war mir ja unmöglich zu helfen, und lange konnte ich es auch selbst in diesen Jammerstätten nicht aushalten, wo Vater, Mutter und Kinder alle zusammen in den heftigsten Zuckungen dalagen, und hülflos wie das Vieh, ja fast noch hülfloser als das Vieh dahinsterben mußten. Doch den Mangel an ärztlicher Hülfe beklagten sie nicht so sehr, als daß sie ohne geistlichen Trost, ohne die Segnungen der Kirche dahinscheiden sollten; und beschwerten sich bitter über die Ungerechtigkeit und Geldgier der Geistlichen, die wohl zu einem Reichen 30 Leguas und mehr machten, um ihnen die letzte Oelung zu geben, zu den Armen aber auch nicht einen Schritt thäten, „welche Gott, wenn er gerecht sey, doch trotzdem in den Himmel aufnehmen müsse!“ am meisten aber, und mit Recht, waren sie darüber erbittert, daß das geistliche Gericht ihnen unter diesen Umständen die Erlaubniß verweigert hatte, ihre Todten auf der nahen Hacienda del Jobo zu begraben, im Gegentheil darauf bestand, daß die Todten auf dem mehrere Leguas entfernten Kirchhof von S. Maria Tlapacoyam zu beerdigen — damit nicht etwa ein Tlaco an Einnahmen verloren gehe! und so ist es gekommen, daß ich mitten auf dem Wege einen Leichnam fand, der die ganze Luft verpestete und der von den Trägern, denen die Kräfte ausgegangen waren, liegen gelassen worden! und nicht weit davon die Träger einer andern Leiche neben derselben in den fürchterlichsten Cholera-Convulsionen dahingesunken! wahrlich, da schauderte mir das Herz, und ich glaubte mich wirklich im Reiche des Todes zu befinden — und das durch Schuld der Priester der Religion, der Milde, der Liebe, der Selbstaufopferung!

Jenseits des Arroyo de Piedras, eines ziemlich reißenden Gebirgswassers, beginnt das Gebiet der Hacienda del Jobo, und man tritt in einen prächtigen Cedernwald, durch den längs des Flusses ein sehr schöner breiter gebahnter Weg führt, und der nur an wenigen Stellen durch Weideplätze oder kleine Reis- und Maisfelder unterbrochen wird. Nach einem zweistündigen Ritt, gegen 8 Uhr, kam ich endlich auf der Hacienda (Schloß) selbst an, welche, ein sehr stattliches Gebäude mit Kirche und Thurm, am Ende des Waldes auf einer kleinen Anhöhe liegt und dadurch fast die ganze Terra Caliente beherrscht; ja vom Thurm aus kann man sogar bis ans Meer sehen. Ich ward dort von dem Administrator, einem alten Spanier, mit aller möglichen Artigkeit empfangen und mir Hunderte von Sachen zur Disposition gestellt, von denen aber keine da war. Da ich mich erinnerte in dem Berichte eines Deutschen gelesen zu haben, daß der Jobo so und so viel Arrobas Zucker gebe, so und so viel Kaffeepflanzungen habe, so und so viel Centner Tabak producire und überhaupt die schönste Hacienda der ganzen Tierra Caliente sey, so ersuchte ich den Hrn. Administrator mir doch eins oder das andere seiner Zuckerfelder oder einen der gerühmten Cafetales zu zeigen, erfuhr nun aber zu meinem Erstaunen, daß man sich mit dergleichen Dingen hier gar nicht beschäftige, sondern daß man sich nur damit begnüge auf den zur Hacienda gehörigen Potreros Vieh zu halten, daß dieß, so wie die kleinen Renten einiger Rancheros, die einzigen Einnahmen gewähre; denn zu allen den andern Anlagen, wie Zucker-, Kaffee-, Tabakspflanzungen gehörten Capitalien und Arme, fungsbeides fehle hier ganz; beim Holzschlagen kämen nicht einmal die Kosten des Fällens heraus.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Helfen Sie mir um Gottes Willen, ich sterbe an der Cholera!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 239

6 October 1851.

Die Entscheidung in Frankreich

rückt mit starken Schritten näher, und in eben diesem Grade wachsen, wie natürlich, die Besorgnisse. Es ist keine Frage, daß die großen Handels- und Creditunternehmungen sich mehr und mehr beschränken, und dieß muß allmählich auf die Arbeiter einen höchst ungünstigen Einfluß ausüben. Die Parteien scheinen nicht genug zu erwägen, welche nachtheilige Wirkung ihre Streitigkeiten auf den Gang der Dinge haben müssen: schon spricht sich in den Pariser Massen sehr deutlich die Ansicht aus, daß wenn das Gezerre der höhern Schichten der Gesellschaft nicht wäre, die Sache viel ruhiger verlaufen würde, und diese Ansicht ist bei der gewaltigen Stimmzahl die den Massen gehört, wohl geeignet, ein sehr starkes Gewicht in die Wagschale zu legen. Der Arbeiterstand in Paris hat durch herbe Erfahrungen gelernt, daß gewaltsame Auftritte ihnen nicht zum Frommen gereichen, er bietet also in dieser Beziehung der Classe, die man le petit bourgeois nennt, die Hand, und wird gegen alle Störenfriede auftreten. Ein belgisches Blatt drückt sich in einer Pariser Correspondenz darüber folgendermaßen aus: „Wir haben unter den Arbeitern Sympathien für L. Napoleon wie für Joinville gefunden, aber beide Theile sind zugleich der Republik ergeben, die sie als das Werk des Volks betrachten. Diejenigen Arbeiter, welche diese beiden Candidaturen verwerfen und für denjenigen Candidaten stimmen werden, den die Republikaner aufstellen, sagen laut, daß sie sich dem Resultat der Wahl unterwerfen werden, und daß die Republik stark genug sey, den Triumph Ludwig Napoleons oder des Prinzen Joinville zu ertragen. Die eigentliche Gefahr besteht also mehr in den höhern Schichten der Gesellschaft als in der Masse des Volks, das jedem Gedanken an ein Revolution entsagt zu haben scheint, und es scheint uns, ohne die ernsten Verwicklungen, mit denen das Jahr 1852 droht, läugnen zu wollen, unmöglich, daß eine neue Revolution durch die Regierungsgewalt oder die reichen Classen durchgeführt werden könne, welche durch Staatsstreiche oder ungesetzliche Aenderungen die Sicherheit, welche die jetzige Form der Regierung gewährt, aufs Spiel setzen möchten."

So hoch man auch den Nothschrei anschlagen mag, den jetzt die höhern Classen ausstoßen, so ist er doch in der That hauptsächlich nur das Ergebniß der Verlegenheit, in welcher sie sich befinden: statt zu intriguiren, müssen sie jetzt handeln, sie müssen auftreten, ungeschminkt, mit einem fest ausgesprochenen Zweck, den sie anerkennen dürfen; diejenige Partei, welche dieß thut und thun kann, wird den Sieg davon tragen. Wer sind diese Parteien? Die rothe, um uns dieses geläufigen Ausdrucks zu bedienen, und die Candidatur Ledru Rollins hat die höhern und Mittelclassen zu sehr gegen, und die untern Classen zu wenig für sich, als daß sie siegen könnte; will sie ihren bisherigen Ansichten treu bleiben, so stoßen ihre Grundsätze allzu sehr die öffentliche Meinung vor den Kopf. Ein anderer Candidat dieser Partei als Ledru Rollin ist kaum denkbar, denn keiner hat mehr als Clubrenommée. Die Legitimisten glauben selbst nicht an einen alsbaldigen Erfolg ihrer Hoffnungen, und ihr ganzes Dichten und Trachten geht jetzt dahin, diejenige Partei zu unterstützen, welche möglicherweise ihren Wünschen förderlich seyn kann. Ist dieß Ludwig Bonaparte? Wir zweifeln sehr, und halten die Hinneigung eines Theils der Legitimisten zu seiner Person für Maske, denn daß er seine persönlichen Zwecke, und nicht die ihrigen verfolgen wird, liegt zu sehr auf der Hand, als daß sie noch zweifeln könnten. Ohne vollständige Zustimmung einer der großen Parteien des Landes kann aber Ludwig Bonaparte nur durch einen glücklichen Staatsstreich siegen, und die Unwahrscheinlichkeit, daß ein solcher unternommen werde, ist ebenso groß, als das Mißlingen sicher ist. Eine Wahrscheinlichkeit des Erfolgs bleibt also nur für die gemäßigten Republikaner und Orleanisten, die sich verständigen können, und vielleicht auch schon verständigt haben.

Man erwartet hitzige Kämpfe bei dem Wiederzusammentritt der Nationalversammlung, und wahrscheinlich wird die sogenannte Proposition Creton, welche die Rückkehr der Orleans ermöglicht, den Ausschlag geben. So viel ist gewiß, die monarchischen Parteien sind allzu getheilt, als daß sie den Ausschlag geben könnten. Die gemäßigten Republikaner, verbunden mit allen denjenigen, welche über die Krise des nächsten Jahrs möglichst glimpflich hinüberkommen wollen, können, wie einmal die Sachen stehen, fast allein den Sieg davon tragen. Ob aus dieser Vereinigung Prinz Joinville, oder General Changarnier oder General Cavaignac als Präsident hervorgeht, ist für die nächste Zeit ziemlich gleichgültig, da eine Umänderung der Verfassung im J. 1855, d. h. im dritten der neuzuwählenden Nationalversammlung jedenfalls in Aussicht steht. Eine alsbaldige Bekehrung Frankreichs zur Monarchie halten nur wenige für ausführbar, so sehr es auch in Frankreich Mode geworden, antirepublikanisch zu seyn. Man darf bei großen Bewegungen die Massen nie aus dem Spiele lassen, am wenigsten, wenn sie durch ihr Stimmrecht und den legalen Stand der Dinge so mächtig sind. Auch die Klagen eines Theils der monarchischen Parteien und namentlich der Bonapartisten, daß man, um Frankreich zu retten, aus der Legalität heraus müsse, sind nicht neu, man hat sie schon vor 8 bis 10 Jahren angestimmt, wo man das Wort „la légalité

nous tue!" oft genug hören konnte. Bei der herrschenden Stimmung ist die Legalität der wahre Rettungsanker, und wird auch Frankreich über die Krise hinüberführen; Lord Palmerston in seiner Rede zu Tiverton ist dafür kein schlechter Gewährsmann.

Auf dem Michigan-, Huron- und Erie-See.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage setzte unser Dampfboot seine Reise fort, und wir kamen um die Landspitze von Michigan herum und in den Huron-See hinein. Dieser obere Theil des Staates Michigan fängt jetzt erst an mehr besiedelt zu werden, die Landspeculanten thun ihr möglichstes, hier auf Kosten der Einwanderer Geld zu machen, aber die Ansiedelung schreitet dennoch langsam vor. Im Innern ziehen sich noch ungeheure Tannenwaldungen hin, unerschöpflich an vortrefflichen Masten. Die gegenüber liegende Canadaseite ist noch weniger angebaut. Halbrohe Jäger, Holzfäller und Landbauer von canadisch-französischer Abkunft, faule trunksüchtige Irländer, freie Neger, welchen auf ihrer Flucht durch die Vereinigten Staaten von den Abolitionisten bis hieher durchgeholfen wird, und hin und wieder ein paar Deutsche machen die spärlich vertheilte Bevölkerung aus.

Der Huron-See ließ sich freundlicher an; das Wasser wurde spiegelglatt, der Abend wärmer, und bald senkte der Mond sein flüchtiges Silber über das schlafende Gewässer. Die milde Luft, der Sonnenuntergang und die Abendröthe, welche am Himmel und im See in allen Farben flammte, hatte diesen Abend mehrere der jüngern Damen auf das oberste Verdeck gebracht, die ältern blieben in der Damencajüte wie eine Reihe trockener Stockfische an die Wand gestellt. Eine der jüngern Damen, eine Dichterin wie es schien, sah mit unbeschreiblichem Schmachten der scheidenden Sonne nach und sagte mir, es mache sie gar zu traurig, auf den unabsehlichen Gewässern ohne das Licht und die Majestät der Sonne zu seyn. Nirgends paßte besser das schelmische Stückchen unsers Heine:

Mein Fräulein, seyn Sie munter,
Das ist ein altes Stück,
Hier vorne geht sie unter
Und hinten kommt sie zurück.

Den 20sten. Als ich aufwachte, stieg dicht neben dem Schiffe eine herrliche Seelandschaft auf mit Felsen, Nadelgehölz und einigen Hütten wie es schien. Ich war betroffen darüber, jetzt ein winterliches, und zwar ein Gebirgsgestade zu finden, sah aber bald ein, daß es nur Wolken und Luftspiegelung waren. Das Gebilde erbleichte bald wieder, aber nun schien es, als tauchten in weitester Ferne hellschimmernde Thürme und Kuppeln über dem Wasser auf. Auch das verschwand, und nun kam auf der andern Seite die wirkliche Küste mit Hochwald hervor; als wir uns eben etwas wieder entfernten, nahm sich der Wald aus wie Rohrgebüsch. Die Gestade bieten auf einer Fahrt über die Seen wenig Reiz, entweder sieht man sie gar nicht oder nur auf einer Seite niedrig in der Ferne; die Erhöhungen bestehen meist aus Sanddünen, welche an dem entgegengesetzten Ufer des Staates eine Höhe von mehrern hundert Fuß erreichen sollen. Dagegen bringen die scharfe, reine Luft, der weithelle Wasserspiegel, der unaufhörlich wechselnde Wind, Sonne, Wolken und Nebel hier die wunderbarsten Luftbilder hervor, so täuschend, als wäre es wirkliches belebtes Gestade. Auch das klare Wasser wechselte, je nachdem Wolkenschatten darüber hinflogen oder die Himmelsbläue sich darin spiegelte, zwischen dem hellsten und dunkelsten Grün bis zum blauen, purpurrothen und schwarzen, und wo die Sonnenstrahlen scharf darauf fielen, glitzerte und schimmerte es wie von tausend Juwelen.

Gegen Mittag fuhren wir in den St. Clair-Fluß hinein, Canada und der Michiganstaat treten sich hier nahe gegenüber, nur geschieden durch den St. Clair-See mit seinem tiefen Einfluß aus dem Huron-See und Ausfluß in den Erie-See. Ebenso haben der Obere See und der Michigan-See ihren engen Auslaß in den Huron-See, und der Erie-See durch den Niagara in den Ontario, bis der St. Lorenzstrom ihr Gewässer in den Ocean führt. Nach den öden Wasserflächen war die Einfahrt in den Strom mit seinen grünen lebhaften Ufern doppelt erfrischend. Zwischen den Waldstücken nahmen sich die hellweißen Häuser höchst anmuthig aus. Den Eingang bewachen auf der amerikanischen Seite Fort Gratiot, auf der englischen Fort Edward, dann kamen niedliche Städtchen auf beiden Seiten, und auf der amerikanischen eine fortlaufende Reihe von Blockhäusern, auf der englischen die kleinen Franzosenhäuser, gebaut wie die in St. Louis, nur ohne Vorhallen und Hütten, vor denen Indianer saßen und Indianerbuben kreischend umhersprangen. Die englische wie jede andere Regierung behandelt die armen Indianer menschlich, während die Amerikaner den alten, finstern Puritanerhaß gegen „die gottverfluchten Heidensöhne" immer noch nicht verbergen können. Auf der Canadaseite hielten ein Herr und eine Dame ein Wettrennen, eine gute halbe Stunde lang blieben sie neben dem Schiffe, welches auf der Strömung schnell dahinfloß, die Dame mit wehendem Schleier immer ein paar Pferdelängen voraus. Dann erschienen wieder Inseln, hinter denen das hellgrüne Wasser durch die Bäume schimmerte, Vorsprünge, auf welchen Ortschaften ins Wasser hinein traten, Schooner und Dampfschiffe, eine Menge von Kähnen, üppiges Vieh auf den Weiden, Möven und Fischadler über das Wasser streichend, kurz obgleich ohne Felsengestade, waren es doch lebhafte herrliche Uferbilder.

Seltsam aber wurde die Scene, als wir aus der Wasserenge wieder herauskamen, ich meinte auf einer norddeutschen Haide zu seyn im Frühjahr, wenn der Schnee eben geschmolzen ist und ringsum weite Wasserflächen sichtbar sind, dazwischen lange Streifen von Schilf und Grasanger. Züge von wilden Enten schwammen und flatterten in großer Anzahl. Wir waren auf dem St. Clairsee, und je weiter wir schifften, desto gefahrvoller wurden die Untiefen. Die Grasbänke streckten sich hin und her, kaum ein paar Fuß mit Wasser bedeckt, ins Fahrwasser hinein; man sah deutlich an den gelben Wasserstreifen, wo sie herstrichen. Das Fahrwasser war durch Pfähle bezeichnet, die von Strecke zu Strecke eingerammt waren, und unser Dampfboot drehte und wand sich zwischen den Untiefen langsam voran. Mannschaft und Reisende waren auf das Vorderdeck beordert. Mehrere Dampfschiffe wurden sichtbar, eines lag fest und hatte ein kleines Dampfboot vorgespannt, welches festgeankert war, um sich zu demselben hinzuwinden. Es schwärmen hier immer kleine Dampfboote umher, um die Schiffe wegzubringen, welche sich festgefahren haben: man sah bis weithin die Fahrstraße durch Dampfschiffe bezeichnet, welche langsam eines hinter dem andern herzogen, von weitem schienen sie wie Thürme mit Masten und Segeln. Auch ein plumpes altes Dampfboot lag da vor Anker, dessen Leute in ihren Booten arbeiteten, um Pfähle einzurammen

Endlich kamen wir wieder in freies Wasser und nun wurde die Fahrt überaus lieblich. Helle warme Sonne, grüne Ufer, und die reinste bald grüne bald purpurne Fluth, auf welcher das Schiff hinflog; das Wasser war so klar, daß man meinte, man

müßte bis auf seinen Grund schauen, aber unergründlich blieb es immer, es flüsterte nur von den blanken Jungfrauen mit dem feuchten langen Haar in der krystallenen Tiefe. Lange lag ich halbträumend auf dem Verdeck, und das Lied „es blinket der See, er ladet zum Bade, — lieb Knabe bist mein" tönte mir durch die Seele in lieblicher Klarheit, wie es einst eine schöne Frau an der Saale gesungen.

Gegen Abend lenkten wir wieder ein in den Ausfluß des St. Clair und legten bei Detroit an, es blieb noch eben hell genug, um die Stadt im Fluge zu besehen. Detroit ist eine der ältesten Städte in Nordamerika, schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde es von den Franzosen angelegt, diese machten es zum Stützpunkt einer Kette von Forts, durch welche sie von den Seen bis zum Mississippi eine Gränze dem Vorrücken der Amerikaner zu setzen gedachten. Indessen die Ansiedler, geleitet und beschützt von der Ohio-Landcompagnie, drangen durch, und im englisch-französischen Kriege wurden die Franzosen von den Amerikanern aus ihren Forts heraus geschlagen. Im letzten englischen Kriege fiel der wichtige Platz noch einmal in Feindes Hände; General Hull, vor Entsetzen über das Blutbad, welches die Indianer mit Zulassung der Engländer unter der tapfern Besatzung von Fort Dearborn angerichtet hatten, übergab die Festung 1812 ohne Schwertstreich. General Harrison eroberte sie wieder und sein Nachfolger, General Caß, kaufte damals für einige tausend Dollars eine ausgedehnte Besitzung; die Hälfte derselben ist jetzt Stadtbezirk von Detroit und hat für die Bauplätze General Caß mächtige Reichthümer eingebracht. Jetzt ist er Senator und bereits als Präsidentschafts-Candidat aufgetreten. Das bißchen Geschichte, welches sich in solcher Weise an einen Platz knüpft, weiß jeder seiner Bewohner auswendig. Nach der Periode der Kriege mit Indianern, Franzosen und Engländern folgt in jeder größern Stadt des Westens die der Landkäufe und Ansiedlungen und darauf die Periode der Speculationen und industriellen Unternehmungen. Die Bevölkerung von Detroit, jetzt 21,000, hat sich in den letzten Jahren über das Doppelte vermehrt, seitdem durch die Eisenbahn, welche von hier quer durch den Staat an den Michigansee führt, Detroit's Handel und Gewerbe eine rasch steigende Ausdehnung gewonnen. Die Werk- und Lagerhäuser der Eisenbahn, sowie die Posten von Mehl und Kupfer, welche täglich darin auf Weiterversendung abgeliefert werden, sind außerordentlich groß. Das Kupfer kommt vom Obern-See, wo es in reichlicher Fülle lagert. Nachdem die unsinnigen Speculationen, welche auf die Ausbeutung dieses Kupferreichthums anfangs gemacht wurden, zerstoben sind, werden die Minen am Obern-See jetzt mehr planmäßig bearbeitet. Man findet dort ganze Blöcke reinen Kupfers und wirft die nicht stark kupferhaltigen Erze noch unbenutzt auf die Seite. An Bergwerkskunst ist dort jedoch noch nicht zu denken, es ist nicht viel mehr als gewöhnliches Hacken nach Metall. Von dem Leben am Obern-See erzählte man aber nichts Angenehmes. Streitsucht unter den Arbeitern, rauhes Klima, dürftige Wohnungen und theure Lebensmittel. In Detroit gibt es viele stattliche Gebäude und Straßen und auffallend viele Kirchthürme, da aber auch hier die Wohlthat des Pflasters noch nicht zu beschaffen gewesen und es gerade regnete, so waren ganze Straßen mit Koth und Wasser bedeckt. Bei Hrn. **Dr.** Cavalli aß ich, in Amerika wo die Küche noch so roh ist eine Seltenheit, vortrefflich zubereitete Macaroni mit Parmesankäse. Hr. Cavalli, ein ebenso geistreicher als liebenswürdiger Greis, besitzt die vollständigsten Sammlungen von den Mineralien, welche an den Seen vorkommen, und hat keine größere Freude, als wenn er seine Schätze an europäische Gelehrte, unter denen er viele Freunde zählt, austauschen kann.

Den 21. Am andern Morgen hielt unser Dampfschiff gerade auf das Land zu und ich sah nicht weit vom Ufer ein paar nackte runde Bäume mit merkwürdig geraden Aesten aus dem Wasser ragen, als wir näher kamen, waren es die Maste und Raaen eines gesunkenen Schooners. Ein eben noch belebtes Fahrzeug so hülflos in den Wellen liegen zu sehen, ist ein trauriger Anblick, es ist wie ein Mensch im Todeskampfe. Etwas weiter auf dem flachen Hochufer lag die aufstrebende Stadt Cleaveland. Eine große Anzahl Deutscher hat in ihr seine Heimath gefunden, wie dieß in allen Plätzen der Fall ist, welche an den großen Straßen nach dem Westen liegen. Den Einwanderern geht unterwegs das Geld aus, sie müssen sich wieder etwas verdienen wo sie gerade sind, und bleiben dann sitzen. — Das Wasser des Eriesees hatte nicht mehr die schöne und tiefgrüne Farbe, wie der Huron- und Michigansee, er soll auch nicht so tief seyn. Drei Staaten, Ohio, Pennsylvanien und Neuyork theilen sich in sein südliches Ufer. Man ist bereits an der Arbeit, an beiden Ufern des Eriesees eine Eisenbahn nach Detroit zu führen, um eine schnellere und weniger unterbrochene Verbindung nach dem Westen zu haben, als die Dampfschiffe auf den Seen sie gewähren. — Von Cleaveland lief mit uns zugleich ein anderes Dampfboat aus. Auf der Höhe des Sees hielten sie ein wenig an, um ihre Kräfte zu rüsten, und nun gab es ein tolles Wettrennen. Alles auf dem Schiffe gerieth in Bewegung, die Räder schnaubten, die aufgewühlten Wogen brauseten im Fluge vorbei, Spritzwellen schäumten über den Schnabel des Schiffs, und es war ein Hallah, ein Treiben und Drängen, als sollte das Schiff augenblicklich sich in die schäumenden Fluthen begraben; unwillkürlich wurde man von der Aufregung mit fortgerissen. Man muß die Amerikaner in solchen Wettkämpfen sehen, um zu lernen, wie Wetteifer und Bewegung durch und durch ihr Leben ist: selbst viele Frauen wichen nicht vom Verdeck, obgleich das Schwanken des Schiffs sie manchmal hin und herschleuderte. Beide Dampfboote blieben aber fast immer in gleicher Entfernung von einander, erst am Nachmittage wendete das andere zum Ufer und ließ uns ruhig weiter fahren.

Wir erreichten indessen, weil noch mehrmal unterwegs angelegt wurde, das Ende unserer Fahrt, Buffalo, erst am andern Tage.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Distrikte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als ich von dem Belvedere das prächtige Terrain mit seinem Wald, seinen Wiesen, alles in der größten Ueppigkeit prangen sah, that es mir wirklich in der Seele weh, daß dieß so ganz ungenützt, der Welt gleichsam verloren seyn sollte; und wohl dachte ich mir, wenn deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz aus dem Mirador das gemacht hat, was er jetzt ist, was würde er erst aus diesem Paradiese machen können! In der That, den Jobo würde ich immer als einen sehr beachtenswerthen Punkt für deutsche Colonisation ansehen. Die Fruchtbarkeit seines Bodens ist unbestreitbar, alle Producte der Tierra Caliente und Tierra Templada gedeihen gewiß daselbst; sein Klima ist, glaube ich, nicht ungesund, denn seine Lage ist schon um einiges höher als die Striche welche ich nach meiner Meinung als gefährlich bezeichnet; von der kaum 4 Leguas entfernten Sierra weht fortwährend ein erfrischender Wind, und die schädliche Miasmen ausathmenden Sumpfwiesen sollen auf

seinem Terrain ganz fehlen; an Wasser mangelt es ihm durchaus nicht, denn außer von dem wasserreichen Rio de Nautla und Arroyo de Piedras wird sein Gebiet noch durch viele kleine andre Bäche bewässert; was ihn aber besonders empfiehlt, ist der Umstand, daß er gerade auf einem Punkte liegt, wo der Absatz seiner Producte keine Schwierigkeiten haben kann; von dem Meere ist er nicht weiter als 16 Leguas entfernt, von denen nur 14 auf Landweg kommen, indem bis zum Pital kleine Goletten den Fluß vom Nautla aus hinauffahren können, und ersterer ist so vortrefflich, wie in wenig Theilen dieser Küste, so daß mit wenig Kosten und Mühe eine ganz gute Fahrstraße hergestellt werden kann. Von Teciutlan und Jalacingo, den beiden Hauptpunkten auf dieser Seite der Hochebene (tierra fria), ist er gar nur 8 Leguas entfernt und durch einen Weg verbunden, der ebenfalls für Karren geeignet gemacht werden kann. Durch diese größere Nähe der Tierra Fria hat es nicht nur einen ziemlich sichern Absatz für seine Producte der Tierra Caliente, sondern auch den ungeheuren Vortheil, daß man die arbeitsamen Indier von Teciutlan und Jalacingo ohne viel Kosten zur Arbeit herunterkommen lassen, dadurch also dem großen Uebelstande, daß Indier zur Arbeit fehlen, abgeholfen werden kann. Der einzige üble Umstand ist bis jetzt nur noch der, daß gegenwärtig mannichfache Streitigkeiten sowohl wegen seiner Ausdehnung, als in Betreff des Eigenthums vor den Gerichten schweben; er gehörte ursprünglich der spanischen Familie de la Torre, ward aber dann dem General D. Guadalupe Victoria (erstem Präsident der Republik) verkauft, welcher alle Ländereien zwischen den Rios de Nautla und de Teciutla von der Sierra bis an den Golf erworben hatte; nach dessen Tod brach, wie dieß hier sehr häufig der Fall ist, der längst vorhergesehene Bankerott wirklich aus, die Familie de la Torre nahm den Jobo wieder zurück, und der Testamentsvollstrecker D. Francisco Lopez eignete sich das übrige an; da entstanden nun Streitigkeiten wegen der Gränze des Jobo, indem de la Torre seine Gränzen am Arroyo Maria de la Torre stecken wollte, Lopez dagegen das Stück zwischen diesem und Arroyo de Piedras sich vindicirte; vorderhand ist letzterer mit seinen Ansprüchen durchgedrungen, doch schwebt der Proceß noch immer. Endlich sind auch noch Streitigkeiten zwischen zwei Mitgliedern der Familie de la Torre, die beide für sich das Recht des Eigenthums vindiciren und einer dem andern das Recht des Verkaufs absprachen; doch ist Hoffnung vorhanden, daß sich das bald gütlich ausgleichen wird.

Vom Jobo bis S. Maria sind nur noch 2 Leguas recht guten Wegs, so lange man sich auf dem Gebiet des Jobo befindet, dann aber so schlecht, daß ich mehr als eine Stunde zu einer Legua brauchte, und erst gegen 11 Uhr in Tlapacoyam ankam. Hier introducirte ich mich vermittelst eines Empfehlungsbriefes bei einem der Honoratioren des Orts, Sr. D. Joaquin Aguilar, der mir auch die herzlichste Gastfreundschaft angedeihen ließ, und mich sogleich mit einem ächt mexicanischen Almuerzo (Frühstück), bestehend aus Mole de Guajolote (Pulee mit Chile- und Jitomaten-Sauce), Chile Relleno (mit Knoblauch gefüllte Chile), Reis mit Jitomatis (Liebesäpfel), Frijoles und Tortillas tractirte, wozu er, um den Broad in meiner Kehle zu erhöhen, noch den schärfsten Catalan (spanischer Traubenbranntwein) vorsetzte. Die Gesellschafter bei diesem Dejeuner waren außer einer Menge Hunde und Katzen ein prächtiger zahmer Hirsch, und ein stolzer, blauschwarzer, geldgekrönter Königsfasan, der stets ein ganzes Gefolge von Hühnern und Truthühnern hinter sich herführte. Die Unmasse Heiligenbilder, die sich in den Zimmern befinden, und die vielen Lichter die vor jedem Marienbilde brannten, zeigten mir an, daß ich mich in einem sehr frommen Hause befand; dem entsprach auch ganz die Bibliothek, die nur aus religiösen Büchern bestand, neben denen sich aber doch eine Menge Schriften über die Cholera eingeschlichen hatte. Diese bildete auch fast den einzigen Gegenstand der Unterhaltung, da sie nicht bloß nahe, sondern seit gestern wirklich aufgetreten war und schon 8 Opfer gekostet hatte. So konnte ich auch nur wenig Worte mit dem Alcalden des Orts, D. Rafael Vargas, dem ich meine Aufwartung machte, wechseln, da er vollauf beschäftigt war Verordnungen in Betreff des Benehmens während der Epidemie zu erlassen, deren Quintessenz darin bestand, daß Branntwein-, Früchte- und Milchverkauf auf das strengste verboten sey. Um so theurer konnte nun Hr. Bartolo, der einzige Arzt (vulgo Quacksalber) dieses Orts, seinen Branntwein verkaufen!

Santa Maria Tlapacoyam ist ein hübsch und ziemlich regelmäßig gebauter Flecken mit etwa 1500 Einwohnern, die zur Hälfte Indier sind. Durch seine Lage, dicht am Fuße der Sierra, welche die Tierra Caliente von der Tierra Fria scheidet, und da es von der Hochebene nicht weiter als 6 Leguas entfernt ist, hat der Ort für den Handel keine geringe Bedeutung, indem er der natürliche Stapelplatz für die Producte der Tierra Caliente ist, welche nach oben versandt werden, und unter denen hier Reis und Kaffee die bedeutendsten sind. Reis- und Kaffeebau sind nämlich diejenigen Culturzweige, denen sich die Bewohner von Tlapacoyam besonders zugewandt haben; und zwar ist der Reis von ganz ausgezeichneter Qualität und gibt dabei sehr reichlich; sein Preis schwankt zwischen 4—20 Reales per Arroba. Kaffee wird auch sehr viel erzeugt, aber nur von sehr mittelmäßiger Qualität; Zuckerrohr wird nicht sehr viel angebaut, umsomehr aber Tabak und zwar mit vortrefflichem Erfolg, denn die Puros von Tlapacoyam geben denen von Mizantla durchaus nichts nach, weder an Güte des Blatts noch in der Bearbeitung. Mais wird ziemlich viel gebaut, doch zum größten Theil nur für eigenen Bedarf. Das Klima von S. Maria ist, trotz der Nähe des Gebirges, doch noch sehr heiß und sehr feucht, und soll nicht ganz gesund seyn.

Ich zog nun hier Erkundigungen ein, wie der Weg nach Papantla von hier aus beschaffen sey, und erfuhr daß derselbe sich durch die vielen Regen in einem furchtbaren Zustande befinde. Dieß, das unaufhörliche schlechte Wetter, für dessen Aenderung gar keine Aussichten vorhanden, vor allem aber mein Unwohlseyn, was mich seit Mizantla nicht wieder verlassen und mir meine Kräfte sehr reducirte, endlich aber auch noch der Umstand, daß mein Pferd, in Folge der ungewohnten Nahrung (seit drei Wochen hatte es nichts als Zacate, d. h. hohes Gras gefressen, denn es gab überall nur grünen Mais, der den Pferden sehr schädlich ist), auch anfing zu kränkeln — dieß alles bestimmte mich meinen Lieblingsplan bis Papantla und Tuxpan zu gehen bestimmt aufzugeben, und auf dem directen Wege über Jalacingo nach Mexico zurückzukehren. Nur mit schwerem Herzen faßte ich diesen Entschluß; besonders leid aber that es mir, der zauberischen Tierra Caliente, in welcher ich 2 Monate herumgestreift, plötzlich den Rücken wenden zu müssen, diesem schönen Landstrich, über den die Natur ihr reichstes Füllhorn ausgeschüttet hat, Lebewohl zu sagen, um plötzlich in die kalte Region versetzt zu werden: denn nur ein Ritt von 6 Stunden, und man befindet sich in der Region der Fichten und Tannen. Doch ehe ich mich von jenem lieblichen Ländchen ganz trenne, erlaube ich mir noch einen kurzen Rückblick auf das Thal des Rio de Nautla zu werfen, welches nicht nur einer der schönsten und reichsten Theile der ganzen Republik ist, sondern auch einer, der einst von der größten Bedeutung für dieselben werden kann, vorzüglich wenn sich wirklich fremde Immigration hieher ziehen sollte; so wenig bekannt, so wenig beachtet dasselbe bis jetzt noch ist, so wichtig dürfte es doch mit der Zeit werden, besonders wenn die Verbesserungen angebracht werden, über welche ich weiter unten des nähern sprechen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ratten in Paris. Gegen Ende Septembers, der günstigsten Zeit zum Rattenfang fand eine Versammlung der Rattenfänger in Paris statt, um sich zu berathen, was zu thun sey. Es stellt sich heraus, 1) daß die Zahl der im J. 1850 getödteten Ratten, deren Schwänze im Hotel de Ville aufbewahrt sind, 144,321 beträgt; 2) daß die orientalische Ratte mit kurzem, dunkelbraunem Haar die Hauptstadt in Folge der furchtbaren unablässigen Kämpfe mit der blondhaarigen, rat-à-poil genannten norwegischen Ratte, deren Fruchtbarkeit fabelhaft ist, verlassen hat; 3) daß man die Zahl der letztern auf 800,000 bis 1 Mill., die der erstern auf 50,000 anschlagen kann. Man beschloß einstimmig das Nicotin zur Vernichtung anzuwenden. (J. du Comm. d'Anvers. 29 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 240. 7 October 1851.

Jar Mohammeds Tod und Herats Schicksal.

Unsern Lesern ist aus den Jahren 1837 bis 1840 wohl erinnerlich, welche wichtige Frage sich an den Besitz Herats knüpft: es handelte sich darum ob Rußland oder England, die russischen oder die englischen Verbündeten die Stadt, welche der „Bender' oder Hafen des Handels zwischen Westpersien, Transoxana und Indien ist, sich bemächtigen. Damals regierte darin Kamran, ein Sprosse der Durani-Dynastie Afghanistans und Verwandter des unglücklichen Schah Schudscha, neben ihm sein Wesir Jar Mohammed Chan, aus der Familie der Barekfei, welche jetzt in Afghanistan herrscht. Nach Kamrans kinderlosem Tode ergriff Jar Mohammed die Zügel der Regierung, und ist im Laufe dieses Sommers gestorben mit Hinterlassung eines ziemlich blödsinnigen Sohns. Dost Mohammed, der Beherrscher von Cabul, soll sich nun aufgemacht haben, die wichtige Stadt, die im Jahr 1839 und 1840 zum Theil mit englischem Gelde neu befestigt wurde, zu besetzen. Minder bekannt dürfte es seyn, daß Dost Mohammed schon im Frühling d. J., wahrscheinlich in Voraussicht des nahen Todes Jar Mohammeds, sich in die innern Angelegenheiten Herats zu mischen begann[1]; die Absicht sich Herats nach Jar Mohammeds Tode zu bemächtigen, ist also sicher schon älter. Aus einer ebenso abgerissenen Nachricht wissen wir, daß Dost Mohammed seit vorigem Jahre die eigentliche Gränze Afghanistans, den Hindukusch, überschritten hat, und das Land bis zum Oxus überzog, um es sich definitiv zu unterwerfen. Ein größeres Gefecht mit den dortigen Turkomanenhäuptlingen muß in diesem Frühjahr (s. Indian News 30 Julius) vorgefallen und für die Afghanen günstig gewesen seyn. Wir bemerken also ein nachdrückliches Bestreben Dost Mohammeds und seiner Söhne, die Afghanenherrschaft nach Norden an den Oxus, und nach Westen über Herat auszubreiten. Noch vor zwei Jahren stand Dost Mohammed mit den Sikhs gegen die Engländer zu Felde, und jetzt ist er, obwohl es ihm sonst immer an Geld fehlt, emsig mit Eroberungen gegen Norden und Westen beschäftigt.

Zur Erklärung, und um den Faden der dortigen Angelegenheiten nicht zu verlieren, muß man nachstehendes festhalten. Das Vorrücken der mit den Russen verbündeten Perser gegen Herat im J. 1837 weckte zuerst die ernstlichsten Besorgnisse der Engländer. Der junge Pottinger vertheidigte Herat; nachdem die Perser im Jahre 1838 abgezogen, schickten die Engländer einen Major Todd hin, zahlten, um Kamran und Jar Mohammed für sich zu gewinnen, eine monatliche Beisteuer von 25,000 Rupien, und wendeten noch überdieß nicht unbedeutende Summen auf, um die Stadt in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen. Gerade diese Bemühungen aber erregten die Besorgnisse, daß England sich selbst der Stadt bemächtigen wolle, Kamran knüpfte mit den Persern Unterhandlungen zur Uebergabe der Stadt an, und behandelte den Major Todd so, daß dieser, um seiner Sicherheit willen, endlich abziehen mußte. Inzwischen hatten sich die Engländer Afghanistans bemächtigt, und man glaubte zuverlässig, sie würden jetzt auch gegen Herat ziehen. Dieß wäre wohl auch geschehen, aber der erste Feldzug Afghanistans hatte gegen 50,000 Kameele gekostet, ein Zug nach Herat hätte abermals 20 bis 30,000 Kameele erfordert, und diese wären kaum mehr zusammenzubringen gewesen. Im Jahre 1842 wurden die Engländer aus Afghanistan herausgeschlagen, und nun glaubten ihre Feinde die Zeit gekommen, ihnen in Indien selbst eine tödliche Schlappe zu versetzen[1]; mehrere Aufstände, von Gwalior z. B. und einige andere, erfolgten, und der Kampf der Sikhs gegen die Engländer wäre unfehlbar gleich mit dem Rückzug der letztern losgebrochen, wenn Schir Singh, Rundschit Singhs nächster Sohn und Nachfolger, nicht aus Interesse ihr Freund gewesen wäre; er machte sich aber durch diese Begünstigung der Engländer so verhaßt, daß er endlich ermordet wurde, und nun brach der Krieg los, der nach dem Sinn der Sikhanführer nichts geringeres zum Zweck hatte, als die Engländer nach Calcutta zurück und ins Meer zu werfen. Daß europäische Kräfte auf Seite der Sikhs mitgewirkt, unterliegt keinem Zweifel. Welche furchtbare Schlachten bei Firospur, Sobraon u. s. w. geschlagen wurden, ist bekannt, und selbst die spätern Aufstände der Sikhs brachten die Engländer mehr als einmal in nicht geringe Verlegenheit. Bei dem letzten Aufstande waren die Afghanen, ihren alten Haß vergessend, vollkommen auf Seite der Sikhs, flohen aber, als letztere geschlagen wurden, rasch durch den berühmten Kheiberpaß, den die Engländer nicht angreifen konnten und wollten.

Wir sehen also, wie seit dem Unglück der Engländer in Afghanistan Kampf auf Kampf folgt, bis aller Widerstand in Indien unmöglich geworden und die Engländer wieder vor den Thoren Afghanistans stehen. Die Reihe von Unfällen und Verlegenheiten, welche die Engländer trafen, ist also zu Ende und die Strömung des Erfolgs ist jetzt für sie. Es handelt sich nun um die Frage: gehen sie wieder nach Afghanistan, dem russischen Einfluß,

[1] S. Indian News vom 19 Sept.

[1] Im J. 1844, als die Engländer in Indien ziemlich in der Klemme waren, tauchte in französischen Blättern das Gerücht wieder auf, Rußland suche in Centralasien und Ostpersien eine antienglische Conföderation zu bilden. Die Times behandelte damals die Nachricht mit Spott und Verachtung, sie war aber doch wohl nicht ganz unbegründet.

der sich über die ganze centralasiatische Niederung bis über Buchara hinaus erstreckt, entgegen, oder halten sie sich innerhalb der Gränzen Altindiens? Wir haben im Februar d. J. (s. Nr. 50) erwähnt, daß eine nicht unbedeutende Partei in England auf abermalige Besetzung Afghanistans dringt. Für jetzt ist dieß nicht wahrscheinlich, und Dost Mohammeds Kriegszug nach Balkh und an den Oxus hin, sowie sein jetziges entschiedenes Auftreten gegen Herat scheinen zu beweisen, daß sie diesen für sich handeln lassen wollen, was ohne Zweifel angemessener und zweckdienlicher ist, auch vielleicht schon im J. 1838 möglich gewesen wäre. Die Delhi Gazette stellt es zwar (s. Indian News vom 30 Jul.) durchaus in Abrede, daß die englische Regierung seit der Verbindung Dost Mohammeds mit den Sikhs irgend einen Verkehr mit ersterem gehabt habe, noch haben werde. Wir sind aber geneigt, gerade aus dieser positiven Abläugnung den gegentheiligen Schluß zu ziehen, und Dost Mohammed als den Verbündeten der Engländer gegen den Chan von Buchara, wie gegen allenfallsige Angriffe auf Herat durch Russen und die Turkomanen, zu betrachten.

Dost Mohammed befindet sich gegenwärtig zu den Engländern just in demselben Verhältnisse, wie Randschit Singh in den Jahren 1806 bis 1837. Der Sutledsch bildete Randschit Singhs Ostgränze, die er nicht überschreiten durfte, ohne mit den Engländern handgemein zu werden: die Engländer dagegen ließen seinem Eroberungsgeiste freie Bahn gegen Westen und Norden. Jetzt stehen sie vor den Thoren Afghanistans: Dost Mohammed kann gegen sie nichts ausrichten, und will er einerseits seine unruhigen Afghanen beschäftigen, andererseits seinem Reich eine ziemlich gesicherte Gränze geben, so muß er an den Oxus und bis an die Salzwüste vorrücken. Das kann er kaum mit eigenen Kräften thun, denn es fehlt ihm an Geld; da es ihm aber durchaus nicht an Mannschaft fehlt, und er eine gute Vormauer für die Engländer bildet, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er von diesen mit etwas Geld unterstützt seine Schaaren aufbietet, und sich zum Meister des Landes gegen den Oxus hin, wie von Herat macht. Solange nicht die Russen mit eigenen Truppen kommen, wird dieß auch ausreichen, und England hat nicht nöthig sich Afghanistans zu bemächtigen, ein Schritt, den man sowohl um der alten Erinnerungen willen, als auch wegen der Kostspieligkeit so lange wie möglich vermeiden wird. Bemächtigt sich Dost Mohammed wirklich Herats, so sind die Engländer von dieser Seite gesichert, und Dost Mohammed wird in dem Bündniß mit einer Macht, der es nicht einfällt sein eigentliches Gebiet, das Gebirgsland von Afghanistan, zu betreten, gewiß den größten Vortheil, eine Sicherung seiner Macht und seiner noch immer nur halbgegründeten Dynastie finden.

Auf dem Michigan-, Huron- und Erie-See.

(Schluß.)

Den 22. Buffalo ist die Beherrscherin der Seen und durch Eisenbahnen und Canäle mit dem Meere und mit Neuyork, der Welthandelsstadt, verbunden. Der ganze Nordwesten der Vereinigten Staaten hat hier den Platz, nach welchem er die Waaren bringt, welche zum Meere und nach dem Süden der Staaten sollen, und wo er wiederum die Waaren empfängt, welche über den Nordwesten zu vertheilen; deßhalb ist in beiden Häfen ein Gewühl von Dampfbooten, Schoonern und Canalböten. Die Eisenbahn dazu schüttet aus und empfängt täglich lange Züge von Menschen und Waaren. Zwischen diesen drei Mündungen des Verkehrs eilen fortwährend hin und her zahllose Gepäckkarren, Reisende und Einwanderer. Ein Tag in Buffalo an diesen drei Plätzen zugebracht, gibt einen Ueberblick über die ungeheure Ausdehnung und Schwungkraft des amerikanischen Binnenhandels so wie über das merkwürdige Gemisch der jetzigen amerikanischen Bevölkerung. Am Canale, wo recht die Irländer hausten, traf ich einmal auf ein fast südliches Volksbild. Auf der Hafentreppe sang und redete ein lustiger Alter aus dem Stegreife, umgeben von einem Schwarm lachender und jauchzender Burschen. Auf der Menge der hier zusammengedrängten Boote, auf den Brücken und am Ufer lagen, standen, arbeiteten halbgekleidete Männer rings umher, dazwischen schrieen die Buben ihre Zeitungen und Pfirschen aus. Neger und Farbige mit ihren rollenden Augen wurden bei Seite geschoben; Frauen waren nicht zu sehen, die große Mehrzahl bestand aus jungen Burschen. Der Amerikaner sieht immer wieder mit Freude auf diese Masse unternehmender, frischer Leute, die sich fühlen, kräftig arbeiten, aber auch frischweg genießen, ein Volk, das bloß für die Jugend und für die Gegenwart lebt.

Buffalo könnte man den andern Hafen von Neuyork nennen. Wie diese Stadt, zeigt auch Buffalo, sobald man von den Häfen hereinkommt, großstädtische Pracht. Die Kaufleute, welche anfangs sich nur hersetzten um Zwischenhandel zu treiben, machten bald eigene große Unternehmungen, und sie säumten nicht, die dadurch gewonnenen Reichthümer in glänzenden Stadt- und Landhäusern anzulegen. Auf den Trottoirs der breiten Hauptstraße, vor den unabsehlichen prunkenden Schaufenstern der Kaufläden sieht man auch wieder die fein geputzten und ätherischen Damen wandeln, ein heiterer Anblick, wenn man aus dem Westen zurückkommt. Die Häßlichste weiß durch die sorgfältigste Kunst etwas aus sich zu machen. Europäische, höher gebildete Gesellschaftskreise darf man hier allerdings noch nicht suchen. Ich besuchte auch einen Deutschen, einen frühern Schneider auf seiner Villa; er war Kleiderhändler im Großen geworden, und hatte jetzt in seinen alten Tagen ein prachtvolles, geräumiges Landhaus: die deutsche Sprache hatte er meist verlernt und sich vollständig in einen ausgetrockneten Yankee umgewandelt.

Die landwirthschaftliche Ausstellung war gerade eröffnet. Ausgezeichnetes Vieh und wahre Ungeheuer von Melonen, Kartoffeln, Rüben und allerlei Obst und Gemüse waren dort zahlreich aufgestellt. Der Ackerbau des Staates Neuyork hat schon seit älterer Zeit seine guten Grundlagen. Die Ausstellung konnte sich in jeder Beziehung mit einer englischen messen. Auf dem Wege dorthin begleitete mich ein alter Canadier, der mir von dem englischen Kriege erzählte und mit der Hand die Linie beschrieb, bis zu welcher die Engländer Buffalo niedergebrannt hatten. Vor vierzig Jahren kam er hieher, da standen nur Wald und wenige Häuser da, und jetzt die prangende, gewühlvolle Stadt. Ohne die europäische Einwanderung wäre Amerika niemals zu solcher Blüthe gekommen. Die amerikanische Eitelkeit will freilich sich alles allein verdanken, und beansprucht ein in der Welt einziges Verdienst. Ohne daran zu denken, beleidigte ich eine übrigens gelehrte Amerikanerin, welche sich eben in den hochtrabendsten Redensarten über die allmächtigen, nie gesehenen Fortschritte des Landes erging, dadurch, daß ich einwarf, Rußland zeige Städte und Gegenden, welche ebenso schnell aufgeblüht wären. Als ich nun gar auf ihre Klage, dem Lande fehle nichts als der Ruhm der Bildung, erwiederte: in keinem andern Lande sey eine mittelmäßige Bildung so allgemein verbreitet, nur die höhere fehle, da hatte ich es ganz mit ihr verdorben.

Mittlere Bildung, mittlerer Wohlstand, beides aber ebenso allgemein verbreitet als hohe Bildung und hoher Wohlstand verhältnißmäßig selten sind, das ist das Gepräge des Volkes. Welches andere Volk der Erde kann sich eines Gleichen rühmen? Wo sind hier die Dörfer voll plumper, unwissender Bauern? wo die nagende Armuth der europäischen Fabrikgegenden? Amerika hat noch wenig wahrhaft großstädtisches Leben, aber jedes seiner Dörfchen ist auf dem Wege eine Stadt zu werden. Es hat noch keine große einheimische Literatur, Wissenschaft und Kunst, aber jeder Farmer liest, jeder Bursche bekümmert sich um etwas chemische und physikalische Kenntnisse, jedes Wohnhaus in einem Städtchen hat eine gefällige Form. Amerika hat auch vielleicht noch wenige Kreise, in denen hohe Bildung und feiner Ton die schönsten Lebensblüthen hervorbringen, aber jedes Mädchen strebt und lernt, um eine gebildete Dame zu werden. Kurz Amerika hat keine Könige und Fürstinnen, aber es hat Millionen freier und ziemlich gebildeter Bürger mit eigenem Haus und Hof: es hat viel Gesindel, aber es kennt keine Armuth und keine stumpfsinnigen Menschen. Die Amerikaner werden aber noch immer überaus empfindlich, wenn man ihnen höhere Ansprüche für das ganze Volk nicht zugestehen will. Ihrem ausgezeichneten Landsmann Cooper werden sie es niemals vergessen, daß er seine Studien über ihre provinziale Beschränktheit und die Schattenseiten ihres öffentlichen Lebens bekannt machte. Er hat ihnen aber auch in nicht unbedeutenden Beziehungen zu wehe gethan, oder sie haben sich, seit er seine Eve Effingham schrieb, sehr zu ihrem Vortheile verändert.

Den Abend war ich auch im Theater, und mußte noch zu Hause über die tollen Possen lachen; das übrige war nicht viel werth. Das Theater war ein Abklatsch von dem Neuyorker; ganz dasselbe Spiel, derselbe Ausdruck, dieselbe Eintheilung des Abends fand ich in allen amerikanischen Theatern einförmig wiederkehren. Große Stücke werden in einer merkwürdigen Aufgeblasenheit über die Bühne geführt. Die Schauspieler haben wohl Geist und Kraft, aber die Besten verderben alles, indem sie alles übertreiben. Es erweckt Ekel, wie sinnlich und ausführlich jede Empfindung dargestellt wird. Wenn ein Held erschlagen ist, macht er deutlich alle Stufen des Todeskampfes durch, windet sich, verdreht die Augen, schlägt schmerzvoll mit den Händen um sich, röchelt, gurgelt und streckt sich, endlich haucht er aus und liegt bewegungslos: dann klatschen die Zuschauer wie besessen. Diese widerwärtige Manier hatte ich schon in England oft genug beobachtet, in Amerika war sie nun vollständig ins Breite gezogen, dabei macht sich auch eine rein amerikanische Eigenthümlichkeit geltend; ein schlauer Handel ist dem Amerikaner so lieb wie das tägliche Brod, auch die Schauspieler suchen eine Hauptstärke in einer gewissen Pfiffigkeit der Mienen und des Ausdrucks. Die Possenspiele aber, deren jeder Abend wenigstens zwei bringt, sind höchst belustigend und feiner und witziger als auf den englischen Theatern. Es machten auch „ächte Beduinen" ihre Künste, welche aber Franzosen waren, die sich gelbbraun angestrichen. Vor Fremden sprachen sie nur durch ihre Dolmetscher.

Goldlagerung.

Das Athenäum vom 27 September macht bei Gelegenheit der Nachricht von den Goldlagern in Australien folgende Bemerkungen über die Goldlagerung überhaupt: „Fast alles im Handel befindliche Gold wird aus dem Sand und Kies gewonnen, die im Laufe langer Jahrhunderte durch die Zersetzung der ursprünglichen Gebirge erzeugt und über die Oberfläche des Landes verbreitet, namentlich in Thälern oder Flußbetten in größerer oder geringerer Entfernung von den ursprünglichen Bergen abgelagert wurden, je nachdem Winterbäche oder gelegentliche Fluthen mehr oder minder mächtig waren. Das gewöhnliche Gestein, in welchem das kostbare Metall sich findet, ist Quarz, doch findet es sich zuweilen auch in Thon, Schiefer und Kalkstein, indeß weit minder häufig als in den Quarzadern, die durch die granitischen, porphyritischen und metamorphischen Gesteine laufen. So stellt sich die Sache in den uralischen Bergwerken, in Californien und in Mexico. Der Bathurst-District in Australien liegt an der Westseite der blauen Berge, einer Kette, welche eine große Mannichfaltigkeit krystallinischer oder ungeschichteter Steine, wie Granit, Syenit, Quarz, Serpentin und Gneis enthält. Glimmerschiefer und Kieselschiefer bilden auch einen Theil des geschichteten Gesteins. Diese Alpenkette erstreckt sich von dem Norduser Australiens bis zu dem Süduser von Vandiemensland, und auf der ganzen Länge bestehen dieselben geologischen Verhältnisse, ähnlich denen im Ural und in den californischen Ketten. Merkwürdig ist, daß die Goldminen, die in Quarzgängen oder ähnlichem Gestein bearbeitet werden, selten sich lohnen. Die Minen von Gongo Soco in Brasilien und andere Arbeiten in Mexico sind in großem Umfange in den Adern bearbeitet worden, haben aber keine sehr günstigen Resultate geliefert."

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Thal des Rio de Nautla. In den Golf, 22 Leguas nordöstlich von Veracruz, ergießt sich ein schöner, breiter, wasserreicher Fluß, der sogenannte Rio de Nautla, welcher in seinem Laufe eines der fruchtbarsten und reichsten Thäler Mexico's bewässert, das aber fast noch ganz unbekannt ist, jedoch eine besondere Beachtung verdient, nicht bloß wegen seiner Fruchtbarkeit, sondern wegen der günstigen Lage zwischen Veracruz, Tuxpan und Tampico auf der einen, und Tecintlan und Jalacingo auf der andern Seite. Nahe an der Mündung des Flusses liegt das Dorf Nautla, höher hinauf an beiden Ufern zerstreut die französische Colonie, deren Hauptpunkt Jicaltepec ist, einige Leguas weiter oben das Dorf el Pital, hinter welchem die Wasserfälle und Strudel des Flusses anfangen, wodurch derselbe aufhört schiffbar zu seyn; gegen 12 Leguas zur rechten liegt die Villa Mizantla, und fast noch einmal so weit zur linken die Stadt Papantla, und von seinem äußersten Ende am Fuße der Sierra Madre, der Flecken S. Maria Tlapacoyam an der Straße, welche über Tecintlan oder Jalacingo nach Jalapa sowohl als nach Puebla und Mexico führt. Diß sind die Ortschaften, welche nicht zu weit von einander in einem Landstriche liegen, der alle Bedingungen einer großen Population in sich trägt, und welche für eine künftige Immigration ganz vortreffliche Reize und Ausgangspunkte abgeben dürften. Dieselbe könnte sich aber hier leichter verwirklichen, weil sich hier drei wesentliche Umstände zu ihren Gunsten mehr als in irgend einem andern Theile der wirklichen Tierra Caliente vereinigen, nämlich ziemlich gesundes, wenigstens kein gerade zu ungesundes Klima, dabei eine Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens ohne gleichen, und was die Hauptsache ist, Möglichkeit und Leichtigkeit des Absatzes für die dort erzeugten Producte — nicht zu gedenken, daß der dortige Schlag Indier, wenn auch nicht geradezu zur Arbeit geneigt, doch von gutem Charakter ist und sich mit Fremden sehr leicht verträgt; Mord, Raub oder Diebstahl sind bei ihnen fast unbekannte Dinge. Das Thal des Rio de Nautla ist fast der einzige Strich an der Küste des Golfs, von Matamoros bis Veracruz, der bis jetzt noch nie vom Vomito heimgesucht worden seyn soll; und das Klima, jetzt schon ganz gesund in Jicaltepec, und auf den Terrains des Joba gerade nicht gefährlich, wird sicher an allen Punkten der Gesundheit zuträglicher werden, wenn ein Theil der dichten Waldungen fallen wird, und die Fieber, welche jetzt noch häufig einen bedenklichen Charakter annehmen, würden dann gewiß sehr von ihrer Gefährlichkeit und Bösartigkeit verlieren! Ferner alle Producte

der Tropengegenden gedeihen in diesem Thale nicht nur aufs herrlichste und üppigste, sondern auch auf das vortrefflichste. Das edle Gewürz, die Vanille, hat hier seine Heimath; Tabak, erst seit kurzer Zeit angebaut, wird ohne Zweifel bald ein Haupthandelsartikel werden, da seine Qualität der des geschätzten Havanablattes nur wenig nachgibt.

Das Zuckerrohr gedeiht hier so kräftig und schön wie auf den westindischen Inseln, so daß es sowohl zur Bereitung von Zucker als von Rum ausgezeichnet geeignet ist, ja sogar hat der hiesige Zucker ein glänzenderes Korn, krystallisirt feiner als der anderer Länder. Kaffee wird in dem ganzen Thale gebaut, am meisten in der Umgegend von S. Maria Tlapacoyam, von der besten Qualität aber in Jicaltepec, wo es Carafolillo, eine kleine, runde, der Mocembohne sehr ähnliche Sorte gibt. Reis ist das Hauptproduct um S. Maria und gibt ein dem Levantekorn sehr ähnliches Korn, der hier erzeugte Mais gibt ein vorzüglich weißes Mehl, und ohne einer Menge anderer Producte: als z. B. Baumwolle, Pfeffer, Chile, Yuca, Sassaparilla, vorzüglich aber die verschiedenen Nutzhölzer die hier gedeihen, zu erwähnen, will ich nur noch auf den Cacao hinweisen, der ohne Zweifel bald ein Hauptproduct dieses Thales werden wird. Würde die Cultur der Vanille als einziger Hauptculturzweig aufgegeben, und widmete man sich dafür nur mit demselben Eifer der des Kaffees, des Tabaks und des Zuckerrohrs, so kann es nicht ausbleiben, daß das Thal von Nautla mit seinen Producten einst auf den europäischen Märkten mit den Antillen in Concurrenz treten kann. Die Emancipation der Neger, wozu England das Signal gab, indem es die Freiheit der Sklaven in Jamaica und seinen andern westindischen Besitzungen proclamirte — unter dem Vorwand der Humanität und der Philanthropie, aber mit dem wohlbekannten und fast zugestandenem Zwecke, theils den Vereinigten Staaten von Nordamerika durch freie Neger eine gewaltige Macht entgegenzusetzen, sie an ihrer Achilles-Ferse zu verwunden, theils auch, im Interesse der einflußreichen ostindischen Compagnie, diese Colonien zu ruiniren, um eines Tags Europa sich durch seine Producte Indiens tributär zu machen — geht ohne Aufenthalt weiter. Schon hat die französische Republik das Beispiel befolgt, und die Freiheit der Neger — nicht ohne die traurigsten Folgen für diese wie für die Weißen — proclamirt; Revolutionen bedrohen die spanischen Antillen, Cuba und Puerto Rico. Ist es nun eine ausgemachte Thatsache, daß die Insel Haiti, seitdem sie in den Händen der freien Neger ist, kaum den zwanzigsten Theil von dem producirt, was sie als französische Colonie producirte; daß Jamaica schon fast gänzlich ruinirt ist, und ist es kaum zweifelhaft, daß dasselbe Schicksal Martinique und Guadeloupe erreichen wird, und daß Puerto Rico wie die siempre fiel y rica Isla de Cuba in naher Zeit dasselbe erfahren werden — so entsteht billig die Frage: woher wird dann Europa seinen Zucker, seinen Kaffee, seinen Tabak nehmen? woher wird es jenen enormen Ausfall decken? und die Antwort kann keine andre seyn, als — von Indien. Das Problem wäre dann zu Gunsten der Engländer und Holländer gelöst, und das ganze übrige Europa in Betreff der Haupt-Colonialwaaren diesen beiden Nationen unterthänig gemacht! Mexico sollte nur nicht versäumen, einen Theil dieser Vortheile sich zuzuwenden, und Deutschland sollte auch in seinem Interesse alles mögliche thun, um dasselbe darin zu unterstützen; Mexico sollte nur etwas zur Hebung seiner Bodencultur thun, und es kann nicht ausbleiben, daß es sich dadurch eine neue Quelle unerschöpflichen Reichthums aufschließt. Sein Tabak, sein Zucker, sein Kaffee muß ihm wenigstens dasselbe einbringen als sein Silber, als all sein Gold, wobei es doch nur arm geblieben ist — und das Thal von Nautla ist der Punkt, der in dieser Beziehung eine ganz vorzügliche Beachtung verdient. Es kommt bei demselben noch der außerordentlich günstige Umstand hinzu, daß es eine ganz vortreffliche Flußverbindung mit dem Meere hat, und sein Terrain auch gar keine erheblichen Schwierigkeiten der Communication mit der Hochebene entgegensetzt: von der Mündung in den Golf bis zum Pital ist der Fluß selbst für kleinere Seefahrzeuge schiffbar, und von da steigt das Terrain nur so allmählich an und ist gar nicht durch Gebirge oder Barrancas durchbrochen, daß mit der größten Leichtigkeit und nur mit wenigen Kosten eine Fahrstraße von dem Pital nach S. Maria Tlapacoyam angelegt werden könnte, da, wenn sie bis Jalacingo und Teciutlan verlängert und dann mit der Hauptstraße von Mexico nach Veracruz verbunden würde, die Straße von Veracruz nach Perote überflüssig werden könnte; vorausgesetzt, daß zwischen Veracruz und dem Pital eine Dampfschiffverbindung eingerichtet würde. In diesem Falle würde der Weg von Veracruz nach Mexico um 7 Tage abgekürzt und die Fracht um 5 Doll. billiger per Carga werden. Jetzt, auf dem Weg über Jalapa braucht der Arriero von Veracruz nach Mexico 19 Tage, und kann die Carga nicht anders liefern als für 19 Dollars, dagegen vom Pital nach Mexico braucht er nur 11 Tage, kann also gewiß die Carga à 12 Doll. liefern, und vom Pital nach Veracruz geht ein Dampfschiff kaum einen Tag und wird die Fracht per Carga höchstens 2 Doll. kosten, so daß auf diesem Wege die Waaren in 12 Tagen von Veracruz nach Mexico kommen können, die Carga à 14 Doll. Nimmt man nur 100,000 Cargas an, die jährlich von Veracruz nach Puebla und Mexico abgehen, so erspart sich der Handel 6/4 Mill. Doll. jährlich und gewinnt 1/3 an Zeit.

Außerdem dürfen die Arrieros auf diesem Wege das Vomito nicht fürchten, und finden überall gutes Wasser und gutes Futter für ihre Thiere, woran sie auf dem Wege von Jalapa nach Veracruz so sehr Mangel leiden. Der Herstellung dieses Weges steht nun nichts anderes entgegen als die Indolenz der hiesigen Regierung, der Mangel an Gemeinsinn bei den Mexicanern, und endlich die Rivalität von Veracruz und Jalapa; denn die Natur selbst bietet hier gar keine Schwierigkeiten dar, will man nicht das als so bedeutend annehmen, daß über den Arroyo Maria de la Torre und den Arroyo de Piedras Brücken geschlagen werden müssen; nur von S. Maria nach der Hochebene ist, mag man nach Teciutlan oder nach Jalacingo bauen, eine böse Steigung zu überwinden, auf der Hochebene selbst ist der Weg immer gut, und wird gar von Teciutlan durch die Llanos de S. Juan und die Llanos de Apam gebaut, so kürzt sich der Weg nach Mexico noch um 20 Leguas ab. Und doch trotz der großen Vortheile, welche dieser Weg in jeder Hinsicht bietet, trotz der Leichtigkeit, mit der er angelegt werden könnte, trotz der wenigen Kosten die er verursachen würde, trotz dem, daß die anliegenden Ortschaften den Haupttheil derselben tragen, Arbeiter stellen wollen — und von den Staaten-Gouvernements von Puebla und Veracruz nur die Bezahlung der nöthigen Ingenieurs und Werkmeister verlangt wird — haben sich diese bis jetzt noch nicht entschließen können, den Consens zur Anlegung dieser Straße zu geben. Freilich ohne eine Dampfbootverbindung zwischen Veracruz und dem Pital oder Jicaltepec würde dieser Weg immer nur eine Art Sackgasse bleiben und auch nicht den geringsten Vortheil bringen, da die Fahrt mit Segelschiffen auf dem Golf gar zu gefährlich, unsicher und unregelmäßig ist, um den Waarentransporten die gehörige Sicherheit zu gewähren. Obgleich bis jetzt bei niedrigen Fluthen die Barre von Nautla nur wenig Wasser für Goeletten hat, so wird es doch immer genug für Dampfschiffe geben; da sich dort weder Schlammgrund noch Felsen finden und das Meer stets nur beweglichen Sand heranbringt, so wird das Dampfboot durch die Bewegung seiner Schaufeln denselben immer wieder mit Leichtigkeit fortschaffen; jetzt geht dieß noch, aber in einigen Jahren wird dieß nicht mehr möglich, wird die Verbindung Nautla's mit dem Meere vollkommen gehemmt seyn, wenn nicht bald etwas gegen die Versandung der Flußmündung geschieht.

(Fortsetzung folgt)

Eine riesenhafte Brücke in Westengland. Das Hereford Journal spricht von dem riesenhaften Plan einer zwei Meilen langen Granitbrücke über den Severnfluß, um Monmouthshire und Südwales mit Bristol und dem Westen Englands durch eine doppelte Linie von Eisenschienen und einen Fahrweg zu verbinden. Die Brücke soll 140 Fuß breit werden, mit Kaufläden an den Seiten und einer bedeckten Colonnade von 50 Fuß Länge in dieser Mitte. Die Bogen sollen 324 Fuß Spannung haben und sich 120 Fuß über die höchste Springfluth erheben, so daß die größten Schiffe zu allen Seiten durchfahren können.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 241. 8 October 1851.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

1. Conversationsfrüchte. — Historische Rückblicke. — Hussein Chan in Frankreich. — Die französischen Militärs in Persien. — Charakterzüge Mohammed Schah's und Mirza Agassi's. — Die russische, englische und französische Diplomatie in Teheran.

In den ersten Jahren der Herrschaft Mohammed-Schah's, als sein Körperumfang und seine Einfluß noch geringer waren, und von der bösen Gicht, welche ihm später den Thron zum leidenvollen Marterstuhle machte, noch kaum die ersten Vorboten sich eingestellt hatten, spukte in dem jungen Fürsten etwas von den ehrgeizigen Gelüsten seines Vaters. Er beschloß, sich das abtrünnige Khorasan wieder zu unterwerfen und die Eroberung Herats zu vollenden, welche ihm und seinem Vater Abbas-Mirza nicht geglückt war. Ob die Vergrößerung Persiens durch Herats Eroberung, ob die Erstarkung seiner neugebildeten militärischen Macht durch solche kleine Uebungsfeldzüge gegen die minder starken moslemischen Nachbarfürsten gerade in Rußlands Interesse lag oder ein Nachtheil für England war, haben gründliche Kenner der dortigen Verhältnisse mit Recht bezweifelt. Ich habe in Erzerum und Täbris mit Engländern verkehrt, welche die orientalischen und namentlich die persischen Zustände aus jahrelanger eigener Anschauung und gründlicher Erfahrung kannten und die gleichwohl die Meinung Marier's theilten, daß die englische Regierung der politischen Wichtigkeit Persiens viel zu großen Werth beilege und seiner freundschaftlichen Verbindung mit diesem Lande und seinem Einflusse am Hofe von Teheran weit größere Opfer bringe, als dieser geschwächte, zerrüttete und verarmte Staat, zumal bei seiner großen Entfernung von den Gränzen Indiens, verdiene. Rußland aber hat als nächster Nachbar allerdings ein näheres Interesse, und wenn der damalige russische Gesandte, Graf Simonitsch, insgeheim die Eroberungsentwürfe des jungen Schah's begünstigte, so geschah es wohl eigentlich nur, um den brittischen Einfluß zu verdrängen und Englands politischen und militärischen Agenten in Persien entgegenzuwirken. Trotz der Erklärung von Sir Henry Ellis, daß England sich durch die Eroberung irgend eines Territoriums von Afghanistan verletzt sehen würde, wurden die Vorbereitungen zur Expedition unausgesetzt betrieben.

Aus diesem Grunde verließen im Junius 1837 alle brittischen Offiziere die persische Armee. Die russische Mission aber unterstützte die Unternehmung mit ihrem Rathe und begleitete den Schah auf diesem Feldzuge bis unter die Mauern von Herat, wo der blöde Kamran-Schah und sein kluger Vezeir, der gleichfalls den europäischen Neuerungen im Militarwesen hold war, sich zum hartnäckigen Widerstand rüsteten. Andererseits hatten sich Dost Mohammed von Kabul und Kohundil Chan von Kandahar Persien genähert, und um die Freundschaft des jungen Schah, sowie seines mächtigen russischen Protectors, nachgesucht. Bedroht von den Waffen Rundschit Sings und der Engländer glaubten diese afghanischen Fürsten an Persien und Rußland eine Stütze suchen zu müssen, obwohl das letztere zu entfernt und das erstere zu schwach und zu zerrüttet war, um ihnen irgend wirksamen Beistand gewähren zu können. Bekanntlich war der persische Kriegszug gegen Herat und die Belagerung dieser Stadt im J. 1838 erfolglos. Ermüdet und durch Entbehrungen und Krankheiten geschwächt kehrte das schlecht geführte persische Expeditionscorps zurück, und von dieser Zeit an war der gichtbrüchige Schah von allen Eroberungsgelüsten radical geheilt, während sein physisches Leiden und die Schwäche seines Geistes und Charakters von Jahr zu Jahr zunahmen.

In dieser Zeit geschah es, daß auch einmal der französische Einfluß am persischen Hofe sich wieder geltend zu machen suchte. Seit der bonapartischen Mission, deren Schicksal Jaubert beschrieben, zu Anfang dieses Jahrhunderts, hatte Frankreich keinen ernstlichen Versuch mehr gemacht, in die politischen Verhältnisse Innerasiens sich zu mischen. Frankreich steht mit Persien in fast keinerlei merkantilischem Verkehr. Sein Interesse an der Erhaltung des persischen Staats, an seiner Erstarkung oder seinem Verfall ist noch weit geringer als das Interesse Oesterreichs, welches dem Orient doch viel näher liegt, auch Fabricate nach Persien absetzt und schon durch sein geographisches wie politisches Verhältniß Rußland gegenüber angewiesen ist, dessen östliche Politik zu überwachen. Das französische Cabinet aber hat von seinen Pflichten, die Würde Frankreichs als Großmacht nach allen Seiten hin zu behaupten und seinen politischen Einfluß auszudehnen, in der Regel eine andere Ansicht gehabt, als das Wiener Cabinet, das sich nicht einmal in die Händel mischen wollte, die vor seinen eigenen Thoren statt hatten.

Mohammed Schah hatte bei all seiner geistigen Beschränktheit, seiner Sorglosigkeit und Apathie doch Einsicht genug, um zu wissen, daß er die Befestigung seines Thrones lediglich den militärischen Verbesserungen verdankte, welche brittische Offiziere in das zerrüttete persische Heerwesen gebracht hatten. Er begriff auch, daß die ungeschmälerte Erhaltung des Reiches gegen die Ambitian seiner Oheime und Nachbarfürsten lediglich von der Erhaltung der militärischen Einrichtungen auf europäischem Fuße und besonders von der strengen Disciplin abhänge. Da England schmollte und Rußland ein zu gefährlicher Nachbar und

Rival war, um Officieren seiner Wahl die Dressur und das Commando persischer Truppen anzuvertrauen, so erinnerten sich die Weisen am Hofe von Teheran, daß es außer diesen beiden Feringhimächten, den einzigen, die der gemeine Perser kennt, noch andere in Europa gebe. Die politische Wissenschaft und Staatenkunde ist in Teheran noch heute nicht viel weiter gekommen als zur Zeit, wo sie der geistreiche Morier studirte und persiflirte. Sein unübertroffener Roman, Hadschi Baba, zeichnet die Zustände, den Geist und die Sitten der Perser in schärferen Umrissen, als alle Reisebeschreibungen. Das Schema der europäischen Staatenkunde, welches der persische Ex-Barbier und neugebackene Diplomat als Product türkischer Conversation entworfen und seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eingereicht, bildet ungefähr noch heute die Grundlage der Kenntniß persischer Diplomaten in ihrem Verkehr mit Europa. Vermehrt ward dieses Wissen nur durch die ferne Kunde der französischen Glanzzeit und der Thaten Napoleons, dessen Gesandtschaft in Persien nicht unwillkommen war, denn sie brachte Geschenke. Der persische Hof erinnerte sich in seiner Verlegenheit der alten Dienstanerbietungen Frankreichs, und stellte an diese Großmacht, der man mehr Vertrauen schenken durfte, da sie in Asien keine Besitzungen hatte, das Gesuch um Exercirmeister.

Hussein-Chan, ein schöner Mann und gewandter Intriguant, sonst eben nicht von bestem aristokratischem Vollblut oder von besonderem Ansehen, wurde mit dieser Mission betraut. In Paris machte man von der Ankunft dieser persischen Gesandtschaft mehr Aufhebens, als sie verdiente. Die Franzosen, welche weder gerne reisen, noch fremde Länderkunde studiren, stellen sich Persien anders vor als es ist, und denken, wenn sie vom Orient hören, an die arabischen Mährchen, an Harun al Raschid und die Wunder von Bagdad. Die französischen Reisebeschreibungen aus dem vorigen Jahrhundert gehören zu den schlechtesten und unzuverlässigsten die wir besitzen, und tragen mehr dazu bei, die Begriffe zu verwirren als aufzuklären. Tavernier, Chardin und andere der frühern Berichterstatter über Persien waren Juweliere, Kaufleute, oder wie Clavio, Olearius, Gesandte, die, wie Ritter ganz richtig bemerkt, auf die Höfe und Audienzen, auf die Etikette, auf Prunk und Geschmeide übertriebenen Werth legten, und von dem Lande nur die Capitalien und Emporien an den großen Lagerstraßen sahen, von dem Binnenlande und dem Volke nur wenig. Erst die neuern Reisenden, besonders die Engländer, haben uns über Persien, über den Verfall dieses Reiches und über den elenden, verkommenen Zustand seiner Bevölkerung treuen Bericht gegeben, und die nackte, dürre Wahrheit gesagt. Das unwissende französische Publicum hat ihre Bücher freilich nicht gelesen, und mochte wohl auch um so lieber an seinem alten Irrthum festhalten, als die französische Nationaleitelkeit bei dem glänzenden Empfang dieser persischen Gesandtschaft im Thronsaale der Tuilerien mehr Befriedigung fand, wenn sie wähnte, dieselbe komme vom mächtigen Herrscher eines blühenden Reiches, um Frankreich und dem Staatsoberhaupt zu huldigen.

Hussein-Chan, welchen der Zufall oder eine Anwandlung von gnädiger Laune des Schahs zu dieser Mission berufen, spielte seine Rolle in Paris vortrefflich, und durchschaute schnell genug die Natur der Franzosen, bei welchen der größte Charlatan auch immer die besten Geschäfte macht. Daß von seinem armen und geizigen Hofe die gesandtschaftliche Reisekasse überaus kärglich versehen worden, setzte ihn nicht in Verlegenheit. Sein Kalpak, sein seidener Kaftan und sein persischer Gesandtschaftstitel verschafften ihm bei den Pariser Gastwirthen wie bei den Bonniquers im Palais Royal hinreichenden Credit. Er machte Einkäufe, angeblich im Auftrag seines Hofes, um den persischen Großen einen Begriff von den Wundererzeugnissen der französischen Industrie beizubringen. Den eigentlichen Zweck seiner Mission betrieb er als Nebensache, und fiel bei Anwerbung französischer Heeresinstructoren seinerseits dem französischen Charlatanismus in die Hände. Als Ludwig Philipp für den persischen Gesandten die Schulden zahlen sollte, welche derselbe in seinem Hotel gemacht, sank dessen Ansehen in den Tuilerien, und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Hussein-Chan besuchte auch England, wo man aber den Charakter dieser persischen Mission und des Missionärs kühler prüfte und richtiger durchschaute. Auch haben ihnen dort die Budenmänner der City schwerlich unbeschränkten Credit bewilligt.

Ob der Schah später die Ehrenschulden seiner Gesandtschaft hat bezahlen lassen, ist uns nicht bekannt. Nur das haben wir mit Sicherheit erfahren, daß im Augenblick, wo Hussein-Chan mit seinem Gefolge in Teheran wieder einzog, auch alle Maulthiere und Pferde mit Kistchen und Kästchen der Gesandtschaft von den Hofgendarmen alsogleich in Empfang genommen wurden, ohne daß man dem Exgesandten gönnte, mit den Pariser Luxusartikeln sein Haus zu schmücken. Als er sich zur Audienz bei seinem erhabenen Gebieter einfand, dankte ihm dieser lächelnd für die schönen Sachen, die er ihm aus den Feringhiländern mitgebracht habe.

Mit den Modeartikeln der Pariser Boulevards und des Palais Royal war auch ein Dutzend französischer Militärs gekommen, meist entlassene Unterofficiere, die sich den Titel Colonels gaben, und mit buntscheckigen Phantasieuniformen schmückten. Am meisten wußte sich Graf Damas, ein Mann von vorgerückten Jahren und gewandten Weltmannsmanieren, am persischen Hofe breit und wichtig zu machen. Dieser kecke Charlatan und Abenteurer, welcher in der französischen Kaiserzeit subalterner Officier gewesen und ein bedeutendes Familienvermögen durchgebracht hatte, ließ sich gleich von seiner Frau und noch drei weiblichen Verwandten nach Persien begleiten. Sein keckes Auftreten imponirte hier, seine Aufschneidereien fanden Glauben. Gleich bei der ersten Audienz setzte er sich ohne Umstände in Gegenwart des Schah auf den Diwan mit der Bemerkung, er habe in der Schlacht bei Austerlitz, wo er und Kaiser Napoleon die Russen geschlagen, eine Kugel in den Leib bekommen, die ihm zeitweise Schmerzen verursache und das Stehen sauer mache. Dieser entsetzliche Verstoß gegen die Hofetikette, welcher das gesammte Hofschranzenvolk in Erstaunen setzte, brachte merkwürdig genug eine dem französischen Charlatan nicht ungünstige Wirkung hervor. Das martialische Gesicht, der graue Schnurrbart und die weißen Haare, der aristokratische Anstand und die zuversichtliche Haltung des Franzosen kamen ihm zu statten und imponirten dem Schah und seinem Vezier, welche meinten, ein Mann, welcher mit so ungewöhnlicher Dreistigkeit auftrete, müsse auch ungewöhnliche Verdienste haben und Ungewöhnliches leisten können.

Der gichtbrüchige Schah fand überdieß Gefallen an der Conversation mit dem französischen Edelmann, dem es ein paarmal gelang, Se. Hoheit zum Lachen zu bringen, und somit zu gesteigertem Appetit und besserer Verdauung zu verhelfen. Graf Damas wußte auch den Schah zu überzeugen, daß er allein den Kaiser Napoleon durch seinen Einfluß und seine Ueberredungskunst von dem Plane zurückgebracht habe, einen Eroberungszug nach Persien zu unternehmen. Gleich nach beendigter

Audienz empfing Graf Damas seine Ernennung zum persischen General, und die HH. Delacroix und Pigeon wurden ihm als Ordonnanzofficiere beigegeben. Ein anderer französischer Veteran, Namens Seminot, welcher besonders die Gunst des alten Veziers Hadschi-Mirza-Agassi zu gewinnen wußte, fand gleichfalls Huld und Gnade und den Generalstitel. Die übrigen französischen Instructoren mußten sich mit etwas geringern Graden und Titeln begnügen. Abbé Vidal war als Professor der französischen Sprache verschrieben worden, und sollte dem Kronprinzen Unterricht ertheilen. Letzterer, damals ein neunjähriger Knabe, war bei dem Besuche des Kaisers Nikolaus im russischen Armenien, also nicht lange Zeit zuvor, mit zahlreichem Gefolge nach Eriwan gesandt worden, dort den russischen Zaren zu begrüßen. Da dem Kaiser Nikolaus die steif ceremonielle Unterredung im persischen Phrasenton mittelst der Dolmetscher zu langweilig dünkte, nahm er ohne Umstände den Knaben, setzte ihn auf sein kolossales Bein und ließ ihn darauf schaukeln, indem er ihm zugleich mit den spitzen Enden seines Schnurrbarts die zarten Wangen kitzelte. Der kleine Perserprinz und sein Gefolge waren über diese ungenirte kaiserliche Liebkosung, die freilich gegen die persische Hofetikette noch ungleich mehr verstieß, als das Sitzen des Grafen Damas in Gegenwart des Herrschers, nicht wenig überrascht. Auch soll die Riesengestalt des Moskowiters, der den persischen Thronfolger wie eine Puppe behandelte, ebenso wie sein martialischer Schnurrbart und der kriegerische Pomp, der ihn umgab, auf den kleinen Perser, der heute die Krone trägt, von unauslöschlichem Eindruck gewesen seyn. Damals also mochte sich am Hofe von Teheran der Wunsch geltend, daß der Thronfolger die europäische Umgangssprache lernen möge, die ihm die künftige Verlegenheit ersparen und zum rechten Wort verhelfen sollte, falls es einem russischen Herrscher aus Langweile über die endlosen Complimente und Redeblumen persischer Rhetorik wieder einmal einfallen sollte, ihn auf seinen Knieen zu schaukeln und mit dem Schnurrbart zu kratzen.

Mit den HH. Delacroix, Pigeon und dem Abbé Vidal bin ich vier Jahre später in Tiflis zusammen getroffen und machte in ihrer Gesellschaft die Reise durch Imerethien und Mingrelien nach Trapezunt. Es waren liebenswürdige Franzosen und angenehme Gesellschafter, deren Umgang und Mittheilungen für mich von besonders belehrender Art gewesen, da diese Herren die Beobachtung und Erfahrung eines beinahe vierjährigen Aufenthalts in Persien hinter sich hatten. Es erging diesen Herren in Persien ziemlich ähnlich wie nicht nur den meisten Militärs, sondern auch den Berg- und Forstmännern und andern Geschäftsleuten, welche in die Dienste der Pforte getreten waren. Sie waren anfangs voll redlichen Eifers und voll der Hoffnung, etwas Nützliches zu wirken, etwas Dauerhaftes zu schaffen. Wie in der Türkei die Paschas, so nahmen hier der Schah, der Vezier, die persischen Beamten und Militärs die Verbesserungsvorschläge auf das bereitwilligste an, schenkten jedem angeregten Reformproject ihren Beifall, versprachen ihre thätigste Unterstützung und überflossen in Phrasen des Dankes und Lobes, wenn die Formation einer neuen Compagnie oder Schwadron von ausgehobenen Rekruten gelungen war, oder ein paar Batterien auf den Laffetten sich schwerfällig bewegten. Der erste Feuereifer war aber ebenso schnell wieder verraucht, besonders als die Perser merkten, daß die Reformen Geld kosteten. Die Perser sind überhaupt in Geldsachen weit schmieriger und kleinlicher als die Türken, welche doch hie und da Anwandlungen von Generosität haben. Es gibt wirklich türkische Große, welche noch lieber Geld verschwenden als einnehmen, und nicht nur Prunk lieben, sondern von wahrer Freigebigkeit beseelt sind, eine Eigenschaft, die man in Persien kaum dem Namen nach kennt. Bei der Leere des Schatzes, bei der Verarmung des Volks und der unglaublichen Unordnung und Zerrüttung der Staatsfinanzen sind auch die Soldauszahlungen in Persien viel unregelmäßiger als in der Türkei, wo der Staatshaushalt mit der Reform, wenn auch nicht wesentliche Verbesserungen, doch mehr Ordnung gewonnen hat, und die Beamtenbesoldungen, wenigstens für die angestellten Europäer, in den letzten Jahren ziemlich regelmäßig flossen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesetz der Stürme.

Bekanntlich hat Oberst Reid den Satz aufgestellt, und ziemlich bis zur Evidenz nachgewiesen, daß die Stürme, namentlich die, welche in den Tropen wehen, Wirbelwinde sind, welche sich um ihre Achse drehen und in einer bestimmten Richtung vorwärts rücken. In neuerer Zeit hat die englische Regierung dieser Sache eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil es erwiesen ist, daß Schiffe, die in den Kreis eines solchen Orkans hineingerathen, sich retten können, wenn sie aus genauer Beobachtung der Erscheinungen, als der Richtung des Windes u. dgl. erkennen, in welchem Theile des von dem Orkan beschriebenen Cirkels sie sich befinden, und Lord Palmerston hat an alle Consuln in den verschiedenen Häfen, namentlich Amerika's, die Weisung erlassen, fortdauernd von Schiffscapitänen Erkundigungen deßhalb einzuziehen. Am 25 und 26 September fand auf der Westküste Englands ein furchtbarer Sturm statt, der, nur so viel man bis jetzt weiß, über 100 Schiffe vernichtete. Ein Hr. Andrews, Hafenmeister zu Lowestaft in der Grafschaft Suffolk, schrieb seine gesammelten Beobachtungen an den Herausgeber der Shipp. Gaz. (2 October) und bemerkt darin: „der große Schaden den der letzte Sturm unter den Schiffen angerichtet hat, veranlaßte mich aus den verschiedenen Berichten den Gang des Sturms zu ermitteln und namentlich zu erforschen, ob er den Charakter jener zerstörenden Orkane an sich trage, welche innerhalb der Tropen entspringen und deren Gesetze Oberst Reid und Hr. Redfield so vollständig entdeckt und erläutert haben. So unvollständig nun auch die meisten Berichte über Stärke und Richtung des Windes und namentlich über die besondere Zeit, wo der Wind wechselt, sind, so ist doch nicht zu zweifeln, daß der letzte Sturm den kreisförmigen Charakter hatte, daß sein Durchmesser klein und wahrscheinlich nicht über 300 Meilen war, und daß seine Richtung von Südwest nach Nordost und sein Mittelpunkt über diese Insel in nordöstliche Richtung von St. Davids Head nach Flamborough Head ging.“ Die spätere Anführung einzelner Vorfälle sucht diese Behauptung mit ziemlichem Glück zu erweisen

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Diese Mündung wird mit jedem Jahre bedeutend breiter; da die Wassermasse des Flusses sich nicht vermehrt, so muß dasselbe Wasservolumen immer einen größeren Raum bedecken, folglich nimmt die Tiefe fortwährend verhältnißmäßig ab; um dieß zu verhindern, dürfte man nur am Einfluß des Estero de las Tres Bocas (ein kleiner Fluß der mit dem Rio de Nautla eine Mündung gemein hat) einen Damm bauen, damit das ganze Wasservolumen des Rio de Nautla, welches sich jetzt zum großen Theil in jenen Estero verliert, gezwungen werde sich direct über die Barre ins Meer zu ergießen; dadurch wird die Strömung stärker, ja wahrscheinlich stark genug den Sand wegzunehmen und somit einen Weg für größere Schiffe zu öffnen. Nur dieser einfache Wasserbau, und Jicaltepec oder Pital ist ein veritabler Seehafen und könnte dann fast der Mittelpunkt für den Küstenhandel am Golf, so wie

für den Tra zwischen dieser Küste und dem Hochlande bilden. Die regelmäßige Dampfbootverbindung dürfte sich nämlich nicht bloß auf Veracruz und Jcaltepec beschränken, sondern müßte sich auch bis Tampico ausdehnen und Tecolutla, Tuxpan, Caborojo oder Isla de Lobos müßten dabei die Zwischenstationen abgeben, dann könnte der Pital der Stapelplatz für die Producte dieser Gegenden, so wie für die der Tierra Fria, vorzüglich für Mehl werden, und ist der Weg von da bis oben fahrbar gemacht, so würden auch vielleicht manche diesen Weg nach Mexico dem vorziehen, der bis jetzt von Tampico nach der Hauptstadt führt. Die Vortheile, welche eine derartige leichte Communication zu Wasser und zu Lande mit verschiedenen Theilen des Landes jener Gegenden gewähren würden, ist sehr schwer vorher genau zu bestimmen, und deßhalb begnüge ich mich nur mit jenen Andeutungen, aus denen man ersehen wird, daß das Thal von Nautla in dieser Beziehung wohl auch Aussichten auf eine gute Zukunft haben kann, und deßhalb wohl die Beachtung bei etwaigen deutschen Colonisations Unternehmungen verdient. Nur glaube ich dann noch darauf hinweisen zu müssen, daß die Frage wegen der Gesundheit noch nicht ganz zu seinen Gunsten entschieden ist, indem eigentlich nur Jicaltepec für nicht ungesund gelten kann, das ganze linke Ufer des Flusses aber bis zum Jobo den Küstenfiebern und der Mosquitoplage ausgesetzt ist, und die Terrains des Jobo in dieser Beziehung noch nicht genau genug bekannt sind, um diese Frage bestimmt mit Ja oder Nein zu beantworten. Endlich ist auch noch der Mangel an arbeitslustigen Indiern daselbst ein Umstand, der noch einige Schwierigkeiten entgegensetzen würde.

Am 13 Julius früh um 6 Uhr verließ ich S. Maria Tlapacoyam in der Absicht, nur bis nach dem 6 Leguas entfernten Teciutlan zu reiten, wo ich mich wenigstens einen halben Tag aufzuhalten gedachte. Gleich hinter S. Maria fängt der Weg an zu steigen, und nach einem kaum anderthalbstündigen Ritt ist man schon ganz aus der Tierra Caliente heraus. An einem Punkte, „Los dos Cerros“ genannt, warf ich noch den letzten Blick auf das wundervolle Thal, welches sich vorhinaus terrassenförmig bis an den blauen Streif des Golfes abdacht und fast einem dunkelgrünen Waldmeere gleicht, in welchem die maigrünen Mais- und Zuckerrohrfelder gleichwie kleine Inseln erscheinen, und glaubte an dem sanften Säuseln der Cedernwälder, dem Rauschen der Platanenblätter einen zärtlichen Abschiedsgruß zu bemerken, den ich auch nicht ohne Wehmuth erwiederte. Doch als ob die Natur ihre unermeßliche Kraft Mannichfaltiges zu erzeugen hier recht zeigen wollte, die Vegetation, in welche ich jetzt eintrat, eine ganz andere als die ich eben verlassen, war so kräftig, ja dünkte mir noch schöner als jene. Die Eichen und Eichbäume, welche nun die Cedern und Mahagonibäume ersetzten, geben denselben an Kraft und riesigem Wuchs wahrlich nichts nach, dabei waren sie frei von jenen Schmarotzergewächsen, die kaum den Stamm und keinen Ast erkennen lassen; wohl hie und da schmiegte sich zärtlich eine Epheuranke an die feste Eiche, doch ohne ihrem Wachs, ihrem kräftigen Aussehen irgend Abbruch zu thun; dabei war der Blick nicht mehr durch jene zudringlichen Strauchgewächse beengt, und die Stimme konnte wieder in dem Wald ihr Echo hören. Das Gras, dicht und kräftig, aber kurz, mit Hunderten der zierlichsten Blümchen übersäet, bildete den schönsten Teppich für den festen Waldboden, der hier wieder den Tritten der Thiere Widerstand leistete, und lud zum Niedersetzen ein; dieß konnte man auch wieder thun, denn hier war keine hinterlistige Schlange, kein giftiger Scorpion mehr im Dickicht des Grases verborgen, keine Tarantel, keine Buschspinne zu fürchten, hier konnte man sich wieder an ein Gebüsch anlehnen, ohne dafür gleich mit Hunderten von Garrapatos und Pinolillos beschenkt zu werden, hier sich wieder der Ruhe hingeben, ohne von lästigen Mosquitos umschwärmt zu werden! Und dazu wieder eine Luft, an die unsre Lungen gewöhnt sind, eine Temperatur, die nicht bloß wollüstig schmeichelt und schwächt, sondern die den ganzen Körper erfrischt, stählt und stärkt! Vor allem war es angenehm, kaum aus dem Wald herausgetreten, überall Zeichen menschlichen Fleißes zu sehen. An den steilsten Abhängen der hohen Bergen wagten Weizenfelder, in den Thalschluchten rauchten Kohlenmeiler, auf den wohlgehaltenen Wiesenmatten weidete Vieh, überall sah man nette Häuschen liegen, und kaum eine halbe Stunde konnte man reiten ohne Arrieros zu begegnen, die ganze Züge schwer beladener Maulthiere entweder hinauf oder hinuntertrieben! Welch angenehmer Contrast gegen die Tierra Caliente, wo man meilenweit, ja tagelang reisen kann ohne auch nur einem menschlichen Wesen zu begegnen, ohne nur eine Spur menschlicher Thätigkeit zu treffen, wo man so ganz nur der Natur allein überlassen ist, die doch ohne das Zuthun des Menschen stets etwas monotones behält! Der Weg, wenn auch fortwährend, ja mitunter sogar recht steil ansteigend, war sehr breit und fast immer gut, nur mitunter durch die Maulthiere schrecklich verdorben, welche die Gewohnheit haben, daß sie immer eines ganz genau in die Fußstapfen des andern treten, und dadurch bilden sich ganz tiefe Löcher und zwischen denselben hohe schmale Erdränder, welche bei schlüpfrigem Lehmboden für die Pferde gefährlich sind, da dieselben, statt in die mit Wasser angefüllten Vertiefungen zu treten, immer auf diesen gehen wollen und dabei natürlich sehr leicht gleiten und riskiren ein Bein zu brechen. So konnte sich auch anfangs mein Pferd gar nicht entschließen in die Maulthierspuren hineinzutreten, und ich mußte daher, bei der großen Steigung, so langsam reiten, daß ich erst nach siebenstündigem Ritt in Teciutlan ankam. Teciutlan, ein ziemlich bedeutendes, hübsch und regelmäßig gebautes Städtchen von etwa 5000 Einwohnern, liegt schon ganz auf der Hochebene und zwar auf dem Gebiete des Staates Puebla, da wo die fruchtbaren Llanos de S. Juan anfangen, die sich bis Puebla hin ausdehnen; die Gegend ringsum ist fruchtbar und ziemlich gut angebaut, und Teciutlan ist dadurch der Hauptstapelplatz für die Producte der Tierra Fria, welche nach der Tierra Caliente verschleißt werden, ist aber außerdem noch das Centrum für den Schmuggelhandel, welcher von der Küste aus über Tuxpan und Papantla nach oben betrieben wird. Ich hielt mich in Teciutlan nur wenige Stunden auf, gerade nur so lange, um ein kleines Mittagbrod einzunehmen, weil ich unglücklicherweise den einzigen Mann, der dort für mich von Interesse seyn konnte, D. Francisco Lopez, nicht traf, und ich ritt darum schon um 3 Uhr wieder nach Jalacingo fort. Jalacingo ist in gerader Entfernung so nahe von Teciutlan, daß ein gutes Auge ganz vortrefflich die Thurmuhr des einen Orts von dem andern aus erkennen kann; aber doch brauchte ich, um dahin zu gelangen, mehr als 3 Stunden, da auf dem Wege nicht weniger als 3 Berge zu übersteigen und 4 Barrancas zu passiren sind; dabei war der Weg, meist lehmiger Grund, durch die vielen Regen so schlüpfrig geworden, daß das Pferd fast bei jedem Schritt gleitete. Um die Annehmlichkeiten dieser Tour zu erhöhen, überraschte mich noch ein sehr heftiger Gewitterregen, der mich bis auf die Haut durchnäßte, so daß ich in Wahrheit triefend von Wasser und vor Kälte zähneklappernd mit Sonnenuntergang in Jalacingo ankam. Durch die Empfehlungsbriefe des General Soto und des Gouverneurs des Staats Veracruz fand ich gleich bei dem Präfecten D. Angel Ochoa nicht bloß die gastlichste, sondern auch in der That die herzlichste Aufnahme — aber doch alle seine Umarmungen, die feurigen Blicke seiner reizenden Nichte, so wenig als die halb Dutzend Glas Eierpunsch die ich zu mir nahm und die Flasche Branntwein, die ich an mir einrieb, konnten mich wieder erwärmen, und zähneklappernd wie ich gekommen war, ging ich auch zu Bette, wo ich mich unter einem wahren Berg von wollenen Decken und Mänteln begrub, und doch kaum die erstarrten Glieder zum Leben bringen konnte! Ich befand mich auch heute Abend mehr als 4000 Fuß höher als heute Morgen, und ein achtwöchentlicher Aufenthalt in der Tierra Caliente hatte mich nicht wenig verwöhnt!

(Fortsetzung folgt.)

Hinrichtung eines Missionärs in Cochinchina. Der Schrecken welchen die Franzosen dem König von Cochinchina eingeflößt zu haben meinen, scheint doch nicht so groß zu seyn, um die cochinchinesische Regierung von der Hinrichtung der Missionäre abzuhalten, denn am 1 Mai d. J. wurde der Missionär Schäffler, außerhalb der Hauptstadt, öffentlich hingerichtet. (Journ. du Comm. d'Anvers. 4 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 242. 9 October 1851.

Die Wolfsjagd in Morvan.

(Nach Henri de Crignelle's: Le Morvan.)

Der District von Morvan, der pagus **Morvinus** Cäsars, umfaßt einen Theil des Departements Nièvre und Yonne, und liegt zwischen dem weinreichen Burgund und den Gebirgen von Nivernais. Sein größter Schatz sind die Wälder, welche nahezu 100,000 Hectaren einnehmen, und Paris einen großen Theil seines Holzbedarfs liefern. In diesen Wäldern brachte de Crignelle seine Jugend zu, jagte den Bären und den Wolf, und sein oben genanntes Buch gibt Nachrichten über die Wolfsjagden, die nicht ohne Interesse sind, denn hier hausen die Wölfe noch in ganzen Rudeln, und im Winter werden die Bauerngüter in den Wäldern oft von ganzen Schaaren hungeriger Wölfe heimgesucht. Im Mai und December werden große Wolfsjagden veranstaltet, und namentlich die im Mai, wo die Wölfinnen trächtig sind, erregen allgemeines Interesse. Die Jagden finden in Form eines Treibens (battue) statt, und alle Jäger der Umgegend, gute und schlechte, wer nur irgend ein Gewehr hat, wird eingeladen. Adelige, Wilddiebe, Gensdarmen, junge Conscribirte und alte Soldaten, alles strömt an dem bestimmten Sammelplatze zusammen, während Schaaren von Bauern, mit Knitteln, Lanzen, Cymbeln, Glocken, Pfannen und allen möglichen Lärminstrumenten, in Schaaren sich einfinden. So ist am bestimmten Tage ein kleines Heer auf den Beinen, dessen Anführer meist der Oberförster des Districts ist, der mit seinen Jagdwächtern (gardes de chasses) ihre Bewegungen leitet.

Diese Art Wolfsjagd wird mit großer Ordnung und Umsicht vorgenommen, Schluchten und Untergehölze, wo Wölfe sich bergen, in Augenschein genommen, und die Gewehre zweckmäßig vertheilt. Die, welche sich im Besitz von Feuerwaffen befinden, nehmen zwei Seiten eines Dreiecks ein, mit dem Gesicht gegen den Wind: sie dürfen durchaus nur voraus, nie rückwärts schießen, und alle Vorsichtsmaaßregeln werden zu dem Ende ergriffen. Die Grundlinie des Dreiecks, oder eigentlich den Bogen, nehmen die Bauern ein, welche auf ein gegebenes Signal unter Schreien und Lärmen die Thiere aufjagen. Die Vögel machen sich zuerst auf den Weg, selbst die Eulen werden aufgeschreckt, dann kommen Rehe und Füchse, Hasen und Kaninchen; es ist streng verboten auf diese zu schießen, denn an diesem Tage gilt die Jagd nur dem Wolf. Diese schlauen Thiere erscheinen zuletzt, traben hin und her und suchen allenthalben einen Ausweg, wie aber das Schreien und Lärmen der Bauern näher kommt, entschließen sie sich endlich auf die Jägerlinie loszugehen.

In diesem Augenblick ist die Aufregung ungeheuer, jeder steht bewegungslos, die Hand am Drücker, alle knieen, um sicherer zu zielen, nieder, oder stellen sich mit dem Rücken an Bäume, die „Traqueurs" erscheinen, ein neues Charivari erschallt und die größten und kühnsten Wölfe entschließen sich zum Sprung. In demselben Augenblick knallen alle Gewehre und ein Hagel von Kugeln und Posten überdeckt sie. Gewöhnlich werden dabei 30 bis 40 Wölfe todtgeschossen, ohne die Verwundeten zu rechnen, welche stets in größerer oder geringerer Zahl entkommen. Die Regierung zahlt für jeden Wolf 20 Franken und für eine Wölfin 25; diese Summen werden sogleich unter die Bauern vertheilt, und diese kehren dann lustig heim, ihre alten Jagdlieder singend. Wer einmal diese aufregende Jagd mitgemacht, vergißt sie nie wieder.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

4. Conversationsfrüchte. — Historische Rückblicke. — Hussein Chan in Frankreich ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Gleichgültigkeit, Trägheit und Sorglosigkeit der orientalischen Behörden wirkt contagiös auf die meisten angestellten Europäer, deren reformirender Eifer gewöhnlich ebenso schnell erkaltet, wie das Interesse der Morgenländer an kostspieligen Experimenten, welche lange Zeit erfordern, um augenfällig gute Resultate hervorzubringen. Neben der Indifferenz, dem Phlegma und dem Geize der Orientalen ist ihr Mißtrauen das Haupthinderniß jeder gedeihlichen Wirksamkeit selbst der wirklich pflichtgetreuen und berufseifrigen Europäer in ihrem Dienste, deren Zahl nicht groß ist. Dieses charakteristische Mißtrauen und die tiefe, fast unauslöschliche innere Antipathie des Morgenländers gegen den Europäer, welche zeitweise verstummt, aber nie verschwindet, gehören zu jenen Grundzügen des orientalischen Wesens, welche dem Fortschritt fast unübersteigliche Schranken entgegensetzen. Ohne eine große politische Revolution ist wahrscheinlich auch die zu einer höhern Culturstufe unumgänglich nothwendige moralische Besserung des orientalischen Charakters namentlich der höhern Stände unerreichbar.

Mohammed-Schah wurde durch seine Gicht und Corpulenz abgehalten, den militärischen Uebungen öfter beizuwohnen. Er alterte früh und saß am liebsten auf den weichen Kissen seines Diwans, die er nur bei außerordentlichen Gelegenheiten verließ, um sich auf den Sattel heben zu lassen. Seinen frühern Kai-

makam Mirza-Abul-Kaisim hatte er in einer Umwandlung von zorniger Laune erdrosseln lassen. Seitdem fungirte der alte Lehrer des Schah, Hadschi-Mirza-Agassi, im Lande gewöhnlich nur der Hadschi genannt, als Großvezir. Dieser alte Mollah war ein wunderlicher Kauz, galt für gelehrt und weise, auch für andächtig und beinahe heilig, erschien aber den Europäern bald als ein alter listiger Fuchs, bald als ein Tollhäusler. Seinem Amte war er nicht gewachsen. Es fehlten ihm ebenso sehr Kenntnisse des Landes und praktischer Blick, als Redlichkeit und Pflichttreue gegen den Staat. Aber nach solchen Eigenschaften wird in Persien nicht gefragt. Das Vertrauen und die Gunst des Schahs sind allein entscheidend. Der alte Hadschi durfte die seltsamsten Tollheiten begehen, die Staatsgelder mit unsinnigen Projecten verschleudern, die Provinzen, die Ortschaften an die unwürdigsten Statthalter und Verwalter vergeben und für seinen eigenen Hausschatz ungeheure Summen erpressen. Der lahme Schah, auf welchen der alte Mollah bei zunehmender körperlicher Hinfälligkeit einen unbegreiflichen persönlichen Einfluß ausübte, ließ das alles geschehen und wies die Klagenden mit der gewöhnlichen Bemerkung zurück: der Hadschi sey ein ebenso weiser als heiliger Mann, und wenn er es nicht jedem recht machen könne, so sey eben die menschliche Unvollkommenheit daran schuld. Der unglückliche Monarch, der bei seinen körperlichen Leiden oft Anwandlungen von schwarzgallichter Laune und Zornausbrüchen unterworfen war, auch manchmal ein Vergnügen fand, der Execution grausamer Strafen, die er verhängte, persönlich beizuwohnen, blieb bis ans Ende seines Lebens gegen seinen Vezir voll unerschütterlicher Langmuth. Seinem schwachen Geiste hatte sich nun einmal die fixe Ueberzeugung eingeprägt, daß ein frömmerer und weiserer Mann als der Hadschi, sein alter Lehrer, in dem verderbten Perserlande nicht zu finden sey. Abul-Kaisim war dem ersten Ausbruch seiner üblen Laune zum Opfer gefallen; Mirza Agassi passirte glücklich durch alle leiblichen und geistigen Krankheitskrisen seines Gebieters, ohne dessen Gunst einzubüßen. Man sagte freilich damals in Persien, daß äußerer Einfluß der siegreichen Behauptung des Vezirpostens durch den unfähigen alten Hadschi nicht fremd gewesen. Der Mollah, der oft sehr eigensinnig war und gutgemeinten Rathschlägen starrköpfigen Widerstand entgegenstellte, benahm sich gleichwohl in der Regel zahm und geschmeidig, wenn Graf Medem im Namen Rußlands einen Wink fallen ließ.

Hadschi-Mirza-Agassi's Hauptleidenschaft nächst der Vermehrung seiner vollen Tomankisten war die von den Engländern eingeführte Kanonenbohrerei. Unablässig waren die Werkstätten in Teheran thätig, Geschütze von verschiedenstem Namen und Kaliber zu gießen und zu bohren. Die Provinzstatthalter konnten nicht Metall genug herbeischaffen, dieser seltsamen Kanonenpassion des alten Hadschi zu genügen. Alle Woche mußte wenigstens Ein Geschütz gegossen werden, sonst war der Hadschi übler Laune, und irgend einer von den Großen oder Beamten fiel als Opfer seines Zorns in Ungnade. Viel weniger lag ihm daran, die neuen Geschütze auch manövrirfähig zu machen, sie auf solide Laffetten zu bringen, mit Protzkästen zu versehen und für gute Zugpferde zu sorgen. Hr. Delacroix, der ihm hierüber Organisationspläne und Kostenüberschläge als Instructor der Artillerie vorlegte, fand kühle Aufnahme. Die Kosten der Bespannung erschienen dem Vezier zu hoch, er wollte lieber Kanonen ohne Laffetten, ohne Protzkästen, ohne Pferde haben, und Hrn. Delacroix gelang es mit Mühe, ein paar armselige Batterien zu formiren. Uebrigens war der Vezir auch Liebhaber von militärischen Paraden, von Manövern und Exercitien, freilich ohne das Geringste davon zu verstehen. Je toller und wilder es dabei durcheinander ging, je mehr Pulver verknallt wurde, je dichtere Staubwolken unter den Hufen der trotz ihrer schönen Pferde und sattelfesten Reiter grundschlechten Cavallerie emporwirbelten, desto befriedigter kehrte der alte Hadschi nach Hause oder in das Serai zurück, um dem lahmen Schah auf dem Diwankissen die gesehenen Militärfortschritte zu schildern und zu preisen.

Die französischen Militärs, müde der Hindernisse und Intriguen, die ihre Projecte durchkreuzten und ihre Thätigkeit lähmten, gaben ihre Versuche am Ende auf und ließen dem eigensinnigen Vezir und seinen Creaturen das Feld frei. Graf Damas, welcher am wenigsten von allen wirkte, erfreute sich nicht lange seines Generaltitels und Sardargehalts; er kränkelte fortwährend am Fieber und starb schon im zweiten Jahre seines Aufenthalts, seine Gattin und seine Nichte folgten ihm ins Grab. Er hatte vor seinem Tode noch manche ärgerliche Stunde, denn die Auszahlung des versprochenen Gehalts wurde immer knapper und unregelmäßiger; er mußte seine Ordonnanzofficiere und Dragomane unzähligemal zu dem geizigen Vezier schicken. Zuletzt wirkten alle Mahnungen und Drohungen nicht mehr. Die französischen Militärs, welche ihren rückständigen accordmäßigen Sold für die freilich sehr geringen Dienste, welche sie nach ihrem eigenen Geständniß dem persischen Staat geleistet, nicht zu erhalten vermochten, mußten die Fürsprache des russischen Gesandten anrufen. Graf Medem, ein Mann von höchst ehrenwerthem Charakter und liebenswürdigen Manieren, ließ sich aus rein persönlicher Gefälligkeit bewegen, seinen Dragoman in dieser Angelegenheit zu Mirza Agassi zu schicken. Das Fürwort des russischen Gesandten that auch augenblickliche Wirkung; die Ansprüche der Franzosen wurden befriedigt, Soldrückstände und Rückreisevergütung in klingenden Tomans ausbezahlt, und überdieß jedem noch der große persische Sonnen- und Löwenorden in falschen Diamanten verabreicht. Damit war nun auch das Heilmittel für die getäuschten Erwartungen und die unbefriedigten Wünsche dieser etwas abenteuerlichen jungen Männer gefunden, mancher bittere Aerger versüßt, und mit dem prunkhaften Titel persischer Colonels und Ordensritter begaben sie sich in Begleitung der beiden übrig gebliebenen Damen von der Damas'schen Familie und eines ganzen Trosses von Papageyen und Windhunden samt einer schönen Collection persischer Curiositäten über Tiflis und Konstantinopel nach Hause. Nur der alte Seminot blieb zurück, weil er in seinem Vaterlande Frankreich kein passendes Brod mehr zu finden hoffte, und daher lieber das Gnadenbrod des Schahs fortessen wollte, wenn es ihm auch oft in so langen Zwischenräumen verabreicht wurde, daß dieses persische Gnadenbrodessen einem langsamen Hungertode gleichkam.

Auch der Abbé Vidal legte Amt und Geschäft nieder, nahm gleichfalls die Vermittlung des Grafen Medem zur Befriedigung seiner Geldforderungen an, und folgte seinen rückkehrenden militärischen Landsleuten. Dieser Priester war ein jovialer Lebemann, überaus tolerant und beinahe gar zu weltlich gesinnt, übrigens ein Mann von Geist und vielen Kenntnissen, den ich nach meiner Rückkehr aus Persien in Smyrna wieder traf, wo er auf der Kanzel wie auf dem Lehrstuhl Glück machte. In Tiflis, wo ich diesem Abbé zum erstenmal begegnete, sah er nichts weniger als einem geistlichen Herren gleich, trug einen langen Schnurrbart und einen Jägerrock, ritt auf die Fuchsjagd und wohnte jedem Vergnügen und Kurzweil bei, die seine man-

tern Landsleute in der Besitzung des alten französischen Wirths Jean Paul an den Kurufern trieben und erfanden. Der Abbé gab uns dort öfter lehrreiche Schilderungen seiner persischen Erlebnisse zum Besten. Er hatte, wie fast alle Europäer, die schlechteste Meinung vom Charakter der Perser, die er als lügnerisch, heuchlerisch, spitzbübisch schilderte. Doch meinte auch er, daß der Charakter des persischen gemeinen Volks lange nicht so grundverdorben, so unverbesserlich sey wie der der höhern Stände in den Städten. Wie einmal der Statthalter von Urmia dem Missionär Hörnle, der ihm eine Strafpredigt wegen seiner Lügen gehalten, ganz unbefangen sagte: „jeder Perser lüge so lange sich seine Zunge bewege“, so erzählte uns auch der Abbé Vidal eine Reihe von Zügen, die einen merkwürdigen Beleg lieferten, wie stark dieses Erzlaster am persischen Hofe eingenistet war. Denn selbst der Schah auf seinem seidenen Diwan öffnete selten den Mund, ohne ein paar Lügen zu sagen, obwohl er in seiner Stellung als absoluter Despot, dessen Wille über jedem Gesetz steht, nicht eben nöthig hatte, sich dieses Mittels zu bedienen. Die Lüge ist in Persien Lebensgewohnheit und das Kind saugt sie mit der Muttermilch ein. Abbé Vidal hatte Gelegenheit, manchen Blick in das Innere des Hofgetriebes, wie in die Familienverhältnisse der Großen von Teheran zu werfen. Er hatte es nicht durchsetzen können, den Kronprinzen im Französischen zu unterrichten. Die Mollahs und selbst der alte Hadschi intriguirten zu stark gegen ihn; doch hat man ihm gestattet einige Hofpagen und Kinder von persischen Großen das Französische zu lehren. Er rühmte mir die leichte Auffassungsgabe der Kinder, welche selbst bei geringem Fleiß das fremde Idiom sich leicht aneigneten. Als er Teheran verließ, gab es dort eine ziemliche Anzahl netter schwarzäugiger Buben mit spitzigen Lammfellmützen und seidenen Hängärmeln, welche das Französische fast so elegant wie ein befrackter Pariser parlirten. List, Verstellungskunst und Heuchelei ist schon den Knaben im zartesten Alter eigen. Alles Wissen des christlichen Europa hätte Abbé Vidal den kleinen Persern leichter beibringen können, als die christliche Moral in ihrer praktischen Anwendung. Auf den Verstand und das Wissen der Jugend, meinte der Abbé, könne ein europäischer Lehrer wohl fördernd einwirken, was aber die Kunst betreffe, auch das sittliche Gefühl der persischen Stadtjugend zu wecken oder zu bessern, auf ihr Herz oder Gemüth zu wirken, die schönen Worte von Tugend, Nächstenliebe, Milde, Uneigennützigkeit, Edelsinn, die freilich auch in Europa nur bei einer sehr kleinen Minorität in praktische Uebung kommen, zur That zu machen oder selbst nur zu richtiger Verständniß und Anerkennung zu bringen, was diese Aufgabe betreffe, so müsse er freilich seinen Nachfolgern, welche Aehnliches zu unternehmen beabsichtigen, das traurige Bekenntniß zurufen: „Lasciate ogni speranza!“

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Jalacinga, 13.7 bis 16.7. Ganz gegen meine Absichten dehnte sich mein Aufenthalt in diesem freundlichen Oertchen fast drei Tage aus, aber Sr. D. Angel Ochoa wollte mich durchaus nicht eher fortlassen, ehe ich nicht alles Sehenswerthe in der Umgegend in Augenschein genommen hätte; leider aber konnte diese edle Absicht doch nicht zur Ausführung kommen, theils weil er selbst sehr heftig an rheumatischen Zahnschmerzen litt, theils auch weil das Wetter so überaus ungünstig war, und ich mich bei meinem jetzigen, ziemlich schlechten Gesundheitszustande vor dem Naßwerden doch sehr hüten mußte und sehr große Sehnsucht hatte mein Wanderleben einmal aufzugeben; so kam von allen den proponirten Ausflügen nur einer zu Stande, der aber in seiner Art auch interessant genug war. Herr Angel Ochoa machte mir nämlich den Vorschlag, wenn auch nicht mehr, doch wenigstens die der Municipalität des Orts zugehörigen Terrains, welche diese gern veräußern wollte, zu besichtigen, und zu diesem Behuf einen Ritt von etwa 6 Leguas zu machen bis zu einem Punkte, von dem ich eine entzückende Aussicht genießen würde; natürlich nahm ich das sehr gerne an, und D. Angel lud nun alle Mitglieder des wohlweisen Ayuntamiento (Magistrats) ein, uns dabei zu begleiten und daselbst ein einfaches ländliches Frühstück mit uns einzunehmen. Auf Montag den 15ten früh 6 Uhr ward nun der Aufbruch festgesetzt, aber mit allen möglichen unvorbereiteten Vorbereitungen kamen wir erst gegen 9 Uhr fort. Den aus ungefähr 8 Personen bestehenden Zug führte der würdige Präfect, ein sehr großer starker Mann, auf einer ganz kleinen Rosinante reitend, so daß seine Füße fast die Erde berührten, ihm zur Rechten ritt ich, dann zur Linken auf stattlichem Roß der Alcalde, ein Schnapsfläschchen um die Schultern gehangen, und zwei Flaschen Catalan und Anisette in den Pistolenhalftern, hinter uns folgten die HH. Regidores (Stadtältesten) und Secretäre des Ayuntamiento, alle mit dem gehörigen Vorrath von Spirituosen innerlich und äußerlich versehen. Doch diese Schlachtordnung erhielt sich nicht lange, indem D. Angel's Pferd sich bald standhaft weigerte weiter fortzutraben, und nur durch vielfaches Zureden mit Peitsche, Sporen und den obligaten Flüchen höchstens dahin vermocht wurde in einem Schritt fortzuschreiten, in welchem eine Schnecke einen Wettlauf mit ihm hätte eingehen können: da Sr. Ochoa durchaus ein anderes muthigeres Pferd nicht besteigen wollte, so bat er mich ihn zurückzulassen und mit einigen der andern Herren allein weiter zu reiten, was mir und diesen natürlich sehr angenehm war, da uns dieß Schneckenreiten fast zur Verzweiflung gebracht hatte. Jetzt erst konnte ich wieder mir dessen bewußt werden was ich sah, und mich der hübschen Gegenden erfreuen durch welche uns der Weg führte. Zuerst ritten wir durch wohl angebaute Felder, auf denen Mais und Gerste in außerordentlicher Ueppigkeit gediehen, darauf traten wir in einen herrlichen Wald, in welchem die Eichen von Tannen und diese dann von Fichten abgelöst werden, am Ende desselben kommt man auf einen freien Platz, von dem man eine wundervolle Aussicht hat. Zwischen den frischen grünen Mais- und Gerstenfeldern lagen dicht zu unsern Füßen die beiden niedlichen Orte Jalacingo und Tenatlan, dieses am Anfang der Wiesengründe, da sich die Llanos (Ebenen) de S. Juan zwischen dichtbewaldeten Bergen bis Puebla hinziehen, jenes auf der einen Seite von den dichten Waldungen umschlossen, welche die malerischen Ufer des Rio de Nautla umkränzen, der oberhalb Jalacingo seinen Ursprung hat, und mit einem Blick kann man nun das Thal dieses Flusses von seiner Quelle bis zu seiner Mündung übersehen — denn ohne irgend ein Hinderniß zu begegnen kann von diesem Punkt aus das Auge über die ganze Tierra Caliente bis an das Gestade des Meeres hinwegschweifen. Ich konnte mir wieder alle die paradiesischen Gegenden, die ich so eben passirt, lebhaft ins Gedächtniß zurückrufen, da ich sie alle fast in der Vogelperspective wieder sah, vom Jaco an, dessen Thurmspitze man deutlich erkennen konnte, bis zu den fernen blauen Bergen, die das Thal von Misantla umschließen, und von da bis zu den „Dos Hermanas,“ welche die reizenden Vanillenfelder Tecolutla's überragen! Ich war so entzückt über diese wundervolle Aussicht, daß ich mich von diesem Plätzchen gar nicht mehr trennen wollte, umsomehr da ich der festen Meinung war, dieß sey der Punkt, nach welchem, eben seiner schönen Aussicht wegen, dieser Spazierritt unternommen worden wäre; doch ich wurde bald bedeutet, daß wir noch einige Leguas zu reiten hätten, wo uns nicht bloß eine nicht minder schöne Aussicht, sondern auch ein delicates Frühstück erwarte. Wir ritten nun noch gegen 2 Stunden meist über Wiesengründe durch unbedeutende Fichtenwälder fort, immer ein wenig ansteigend, bis wir endlich am Rande einer engen Bergschlucht anhielten; dort ward ich eingeladen abzusteigen, mein

Pferd oben zu lassen und in die Schlucht hinunterzusteigen, wozu, wußte ich nicht. Ich folgte und rutschte nun zum Theil auf Händen und Füßen die steile Wand hinunter, häufig genöthigt mir für meine Rutschpartie erst durch meinen Machete Bahn zu machen, und die entgegenstehenden Stämme oder Aeste, die meinen Hut gerne haben wollten, aus dem Wege zu räumen, und als ich endlich an einem Ruhepunkt ankam, was sah ich? Zwei Aguajes (Quellen) des Flusses, der das Wasser nach Jalacingo führt! Dieß war der Zweck der ganzen Expedition gewesen, denn nachdem ich mir das Wunder, daß Wasser aus der Erde entspringt, genugsam angesehen, ward der Rückweg angetreten, und ziemlich ermüdet kam ich wieder oben bei meinem Pferdchen an. Von da an ritten wir nun wieder weiter, immerfort bergan, so daß wir nach und nach schon auf eine ansehnliche Höhe kamen, wo das Nadelholz schon immer niedriger und niedriger wurde, nur Moos statt Gras den Boden bedeckte, die Wolken dicht über unsern Köpfen dahinflogen, die Luft schon ziemlich kalt um die Nasen wehte und den Lungen beim Einathmen beschwerlich fiel. Plötzlich wurde angehalten und mir bemerklich gemacht, daß wir nun an dem Zielpunkt unsers Ritts angekommen seyen. Man denke sich nun mein Erstaunen als ich da, anstatt der erwarteten schönen Aussicht, vor und hinter mir, zur Rechten wie zur Linken nichts als einen endlosen Fichtenwald sah! Und als ich mein Befremden darüber äußerte, ward mir ganz naiv erwiedert, ob das nicht ein herrlicher Anblick sey, einen so großen Wald vor sich zu sehen und ich solle doch ja bedenken, daß dieser sich 12 Leguas weit ausdehne und gewiß ein herrliches Terrain für Anlegung von Colonien sey, da gerade auf dem frisch umgebrochenen Waldboden Weizen und Gerste ganz vorzüglich gedeihen! Ohne dieß irgend bestreiten zu wollen, kam es mir doch ein wenig lächerlich vor, daß ich gegen 8 Leguas geritten war, nur um einen Fichtenwald zu sehen, und ich kehrte sogleich um, um doch sobald als möglich aus der unangenehmen kalten Luft herauszukommen, und mich auch für die ausgestandenen Strapazen durch das in Aussicht gestellte Frühstück zu stärken, das ich am Fuße des Berges zu finden hoffte. Hier fand ich aber den Rest der Gesellschaft verzweiflungsvoll um D. Angel geschaart, welcher Thränen vergießend auf einem umgehauenen Baumstamme saß und bisweilen seinem Schmerze durch einige kräftige Caracjos Luft machte, und erfuhr bald den Grund dieser allgemeinen Verstimmung. Die Mozos (Bueschen) waren nämlich mit dem bestellten Frühstück ausgeblieben, und der Sr. Regidor D. Miguel Perdomo Añubillo, der schon vor einer Stunde nach ihnen abgesandt worden, noch nicht zurückgekehrt! Eben war mir diese Trauerbotschaft mitgetheilt, als wir plötzlich ein gesatteltes Pferd ohne Reiter den Berg herankaufen sahen, und wie es näher kam, das des Hrn. Regidor erkannten, der auch nach einiger Zeit hinkend, keuchend und fluchend hinter ihm erschien; das Pferd blieb, sobald es sich mit unsern Pferden vereinigt hatte, ruhig stehen, und D. Miguel kam nun mit der trostlosesten Miene von der Welt heran und berichtete dem Hrn. Präfecten, wie er nicht nur das Unglück gehabt habe vom Pferde zu fallen, sondern daß er auch keine Spur von den verd .... Mozos gefunden, die sicher das Almuerzo (Frühstück) selber aufgezehrt hätten! Unser guter D. Angel gerieth darüber fast in Verzweiflung und unter einer Fluth von Thränen (er hat nämlich die Gewohnheit fortwährend zu weinen), rief er uns zu: „Señores, no hay nada que almorzar, busquen Vms. lo que quieran!“ [1] Und wie die Marodeurs verschwanden wir nun in dem Wald, um uns einiges zu suchen, was unsern Hunger stillen könnte. Zum Glück weidete in der Nähe eine Ziegenheerde, und, trotz des Widerspruchs des Hirtens und der wüthenden Verfolgung der Hunde, wurden von den HH. Regidores zwei Zicklein lassiet (mit dem Lazo gefangen), sogleich geschlachtet und an aus dürrem Reisig angemachtem Feuer geröstet; dieser Braten mundete allen ganz vortrefflich, nur mir nicht, ich konnte es nicht über mich vermögen das halbrohe, inwendig noch blutende Fleisch hinunterzuschlucken, besonders da Salz und Pfeffer durch Kienruß ersetzt werden mußte, und ich war sehr zufrieden, als der Ziegenhirt seine Tortillas Enchiladas (geröstete mit Chile gewürzte Tortillas) mit mir theilte, doch als ich mir dazu, um den Brand zu mildern, einen Schluck Anisette ausbat, fand es sich, daß derselbe dem Hrn. Alcalden vollkommen ausgegangen war, und dessen gläserne Augen und lallende Stimme ließen keinen Zweifel, welchen Weg er genommen; dasselbe Schicksal schien auch hier der Flasche Catalan zu Theil geworden zu seyn. Nach diesem improvisirten Frühstück traten wir den Heimweg an, und als wir von Jalacingo kaum eine halbe Stunde Wegs entfernt waren, trafen wir, ganz gegen unsere Erwartung, an einer einsam stehenden Rancherohütte die vermißten Mozos, welche, aus einem unbegreiflichen Mißverständniß, uns dort schon mehrere Stunden mit dem Frühstück erwartet hatten. Niemand war nun glücklicher als D. Angel, der doch einigen spöttischen Bemerkungen nicht hatte entgehen können, und mit freudestrahlendem Gesicht präsidirte er nun der reichbesetzten Tafel. Diese war eine hohe schmale Bank ohne Lehne, an der wir, wegen gänzlichen Mangels an Stühlen, unser Mahl stehend einnahmen, welches in rothirdenen Schüsseln (casuelas) servirt, und in Ermanglung von Messern, Gabeln und Löffeln, mit den Fingern und mit Hülfe der Cucharas (Löffel) de Moctezuma — so heißen die Tortillas — zum Munde geführt wurde, dabei war dasselbe nicht sehr einfach, sondern bestand aus mehr als einem Gange: um den Appetit zu reizen, ward der Anfang mit queso enchilado con miel (mit Honig oder Syrup bestrichener und durch Chile pikant gemachter Käse) gemacht, darauf folgte sopa de tortillas (dicker Brei von Tortillas, mit Chile gewürzt); huevos estrellados (Spiegel-Eier mit Chile-Sauce) bildeten das Entrée, Mole de guajolote (Chile-Sauce mit Puter) das Entremets, und pollo con chile (Huhn mit Chile) den Braten, roher Chile war der Salat, die Stelle des Brods vertraten Tortillas, und die Getränke waren Catalan (Branntwein) und Jerez (Wein), welchem ich fast allein zusprach, da die andern für ihre durch die Menge Chile verbrannten Kehlen viel zu matt fanden, und sich nur an den überaus starken Catalan hielten. Die Folge war, daß bald die ganze Gesellschaft, den Hrn. Präfect und Hrn. Alcalden an der Spitze, sich in einem sehr heitern Zustande befand, so daß ich es für gerathener hielt mit einem der Herren, welcher nicht jene frohe Laune hatte, nach Jalacingo allein zurückzureiten, wo wir, auch wieder ganz durchnäßt, erst gegen Sonnenuntergang ankamen, immer noch zwei Stunden eher als D. Angel, der leider auch von einem heftigen Regenguß überrascht wurde und in Folge dessen, zu meinem größten Bedauern, heftig erkrankte. Ohne diese traurige Folge würde jene Partie nach der schönen Aussicht auf den Fichtenwald immer eine der heitersten Erinnerungen meiner ganzen Reise seyn! Es thut mir dieß umsomehr leid, als Hr. Ochoa nicht nur einer der jovialsten, gutmüthigsten und bravsten Mexicaner ist, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, sondern auch ein durch und durch gebildeter Mann, der schätzenswerthe Kenntnisse besitzt und in seinem Departement ebenso viel Achtung und Verehrung als Liebe und Vertrauen genießt, und ich bedaure es aufrichtig durch unser beiderseitiges Unwohlseyn gehindert gewesen zu seyn, seines angenehmen und lehrreichen Umganges mich noch länger zu erfreuen; denn mein Befinden verschlimmerte sich auch so, daß ich es für gerathener hielt gleich den andern Tag meinen Heimweg nach Mexico über Perote anzutreten, und das mir recht lieb gewordene Jalacingo zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Meine Herren, es gibt gar nichts zu frühstücken, suchen Sie sich was Sie wollen!

Unterstützung Oberst Rawlinsons. Die englische Regierung hat sich endlich entschlossen, den Oberst mit 1500 Pfd. zur Fortsetzung seiner Ausgrabungen in Assyrien zu unterstützen. Die neuen Aufklärungen, welche Rawlinson aus den assyrischen Inschriften für die biblische Geschichte schöpfte, scheinen diesen Entschluß beschleunigt zu haben. Die Verwilligung ist allerdings gering im Vergleich mit den Summen, welche die französische Regierung zu gleichem Zweck in demselben Lande gewährt hat. Oberst Rawlinson wird sich indeß bald nach Bagdad begeben, wo er die Stelle eines Residenten der ostindischen Compagnie bekleidet. Von da wird er sich allenthalben hin begeben, wo Aussicht auf weitere Entdeckungen ist, jedoch ganz unabhängig von Hrn. Layard verfahren. (Daily News 3 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 243. 10 October 1851.

Litterarische Nachrichten aus Paris.

(Literary Gazette. 4 Oct.)

Obwohl die Finanzen Frankreichs keineswegs in einem blühenden Zustande sind, und seine politische Lage nichts weniger als sehr erfreulich ist, so findet man doch noch Mittel, litterarische, wissenschaftliche und artistische Unternehmungen mit exemplarischer Freigebigkeit zu unterstützen. Außer den bedeutenden, regelmäßig im Budget bewilligten Summen hat die Regierung neuerlich etwa 200,000 Fr. angewiesen für die Vollendung eines großen Werks, nämlich der vollständig getreuen Darstellung der Malereien der alten Christen in den Katacomben Roms, von denen manche Theile noch gar nie erforscht worden waren, bis der Verfasser des Werks, Hr. Perret, ein französischer Architekt, vor nicht langer Zeit trotz großer Schwierigkeiten und mancher Gefahren hineindrang. Auch hat die Regierung einen neuen Consul nach Mossul geschickt, mit den Mitteln Ausgrabungen in Niniveh zu machen, damit Frankreich „Theil an dem Ruhm habe," den die Entdeckung dieser berühmten Stadt auf das gegenwärtige Jahrhundert wirft. Für die Erforschung der vergrabenen Ruinen von Memphis ist gleichfalls, wie Sie bereits wissen, eine Geldhülfe ausgemittelt worden. Außerdem hat man junge und unternehmende Gelehrte ausgesendet und wird noch ferner welche aussenden, um eine vollständige Erforschung Aegyptens, Assyriens, Mesopotamiens, Mediens, Chaldäa's, Babyloniens und einiger Theile Persiens vorzunehmen; besonders die Stellen, welche in der biblischen Geschichte als am Euphrat und Tigris gelegen bezeichnet sind, sollen Gegenstand der Forschung seyn. Vor kurzem ist Hr. de Saulcy von einer auf Kosten der französischen Regierung unternommenen Reise nach dem todten Meere zurückgekehrt. Diese war mit großen persönlichen Gefahren sowohl durch das Klima als die Angriffe der Araber verbunden, und Hr. de Saulcy erklärt im Widerspruch mit frühern Reisenden und den meisten geographischen Büchern, daß Fische in den Gewässern nicht leben und nicht leben können, obwohl er Enten auf der Oberfläche schwimmen sah. Die ihn begleitenden Araber sagten, der Jordanfluß führe häufig Fische in den See, sie stürben aber bald. Hr. de Saulcy fand auch einen kleinen todten Fisch unter dem Pech und Schwefel an den Ufern.

Die besondere Art französischer Literatur, die man Memoires nennt, soll demnächst eine Vermehrung erhalten, und zwar von niemand geringerem als Hrn. Alexander Dumas. Der große Romanschreiber will der Welt die Geschichte seines eigenen ereignißreichen Lebens und seiner ungewöhnlichen literarischen Laufbahn erzählen. Die Aussichten sind dafür, daß das Werk eines der glänzendsten dieser Art werden wird, was nicht wenig heißen will, wenn man das zahllose Heer von Memoirenschreiber bedenkt. Da er sich vertraulich in alle Classen der Gesellschaft gemischt hat, von gekrönten Häuptern und Prinzen von Geblüt bis herab zum wandernden Schauspieler, da er hinter die Coulissen der politischen, literarischen, theatralischen, artistischen, financiellen und commerciellen Welt geschaut, da er sich ohne Hülfe von der niedrigen Stellung eines Schreibers in der Rechnungskammer Ludwig Philipps zum populärsten Romanschreiber Europa's aufgeschwungen, — da er in seinem Dintenfaß ein ungeheures Vermögen fand, und es verschleuderte wie ein Genie (oder ein Narr), — da er in mehr als fürstlichem Luxus geschwelgt hat, und dann wieder so herabgekommen ist, daß er nicht wußte wo er einen Mittagstisch geborgt erhalten könnte, — da er weit und breit umherwanderte und das Leben nahm wie es eben kam, jetzt mit einem König speiste, dann neben einem Räuber schlief, — den einen Tag Löwen in der Sahara tödtete und den nächsten, wie er selbst erzählte, von einem Bären in den Pyrenäen zerrissen wurde, — da er ein tägliches Journal herausgegeben und ein Theater geleitet hat, was beides fehlschlug, — da er in der Nationalgarde befehligt hat, und dann wieder mit Polizeihäschern und Huissiers sich herumschlug, — von fast allen Potentaten Europa's decorirt wurde, so daß seine Brust bunter bebändert ist als der Regenbogen Farben zählt, — da er mehr Bücher als irgend ein lebender Schriftsteller, vielleicht mehr als irgend ein todter herausgegeben hat, unzählige Duelle durchmachte, und mehr verlacht, verlästert, karrikirt, satyrisirt, beschimpft und bewundert wurde, als irgend ein anderes jetzt lebendes Wesen, so muß Hr. Alex. Dumas eine Unzahl Dinge zu erzählen haben, und keiner seiner Zeitgenossen kann sie besser, wenige so gut erzählen. Nur ist zu fürchten, daß sich ein gutes Theil Dichtung hineinmische, doch — n'importe!

Fragmente aus dem Wanderbuche eines deutschen Reisenden in Persien.

4. Conversationsfrüchte. — Historische Rückblicke. — Hussein Chan in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Auch von dem persischen Familienleben entwarf der Abbé kein günstiges Bild. Ueberall bemerkte er den früh keimenden Bruderzwist, Neid und Haß. Die Kinderblicke sind schon vom zarten Alter an auf die väterliche Hinterlassenschaft gerichtet und, ihren künftigen Erbantheil möglichst groß zu machen, dahin geht schon frühzeitig ihr Dichten und Trachten und daher auch ihr gegenseitiges Buhlen um die väterliche Gunst. Die Kinder wer-

den je nach dem Reize oder Einflusse ihrer Mütter sehr ungleich behandelt. Der Vater, welcher den einen Sohn in prächtige Staffe kleidet und mit leckern Bissen füttert, läßt seinen andern Sohn, den ihm eine weniger geliebte Frau geboren, darben. Aus so ungleicher Vertheilung der väterlichen Gunst erklärt sich leicht der frühe Bruderhaß.

Eine der französischen Damen schilderte uns ihre Harembesuche. In dem Harem eines Mollah fand sie auch eine Deutsche aus der Colonie Katharinenfeld in Georgien, welche bei dem Ueberfall dieses Dorfes durch Kurden und Tataren schon als kleines Mädchen geraubt und nach Persien verkauft worden. Sie hatte ihre Muttersprache wie die Erinnerung an ihre Eltern fast vergessen. Dasselbe Schicksal und die gleiche Resignation hatten noch einige andere deutsche Frauen, die bei jener Katastrophe aus ihrer Heimath fortgeschleppt warden und nie wiederkehrten. Ein deutscher Bauer von Katharinenfeld erhielt einmal ganz unerwartet von seiner verschwundenen Ehehälfte einen Brief, warin sie ihm mit ganz zärtlichen Worten gestand, daß sie einen persischen Priester geheurathet und diesem diverse Kinder geboren habe, das Haremsleben ganz erträglich finde und ihm dringend rathe, auch wieder zu heurathen.

Als bei dem zunehmenden Gichtleiden Mohammed-Schah's alle Mixturen persischer Heilkünstler, alle Amulette und Talismane der Mollahs keine Wirkung hervorbrachten, nahm er endlich auch seine Zuflucht zur ärztlichen Kunst der Europäer. Die verschiedenen Consulatsdoctoren wurden consultirt, auch Dr. Cassolani in Täbris erhielt eine Einladung, sich nach Teheran zu verfügen. Aber das Uebel spottete der Medicin. Das Lebensfäßlein des leidenden Herrschers rollte unaufhaltsam den Berg hinab, und unter all' den Doctorhüten, die der kranke Schah gerufen, fand sich kein Sisyphus, der es wieder heraufwälzte. Bei diesem Leiden war der Perserfürst häufig Anfällen der übelsten Laune unterworfen. Wie den schwarzgallichten Trebisander Abdullah-Pascha ärgerte es ihn, daß so viele Hunderttausende seiner Sklaven, deren Leben und Eigenthum in seiner Gewalt stand, gesund umhergingen und munter die Beine bewegten, während er selbst fremder Hülfe bedurfte, um vom Throne oder Diwan herabzusteigen. Auch sein Verdauungsvermögen war nicht im Verhältniß zu seiner Eßlust. In solchem Zustande von Langweile, schlechter Digestian und übler Gemüthsstimmung mußte er, wie andere Tyrannen, Menschen leiden sehen, um sein eigenes Leiden leichter zu tragen. Da mußte manches Ohr und manche Nase in seiner Gegenwart abgeschnitten, mancher Hofdiener halbtodt geprügelt werden, um seine lahmen Nerven aufzuregen und ihm zu besserem Appetit zu verhelfen. Seine grausamen Gelüste konnte er nicht in graßartiger Weise befriedigen wie ein Timur, wie ein Nadir-Schah oder Mohammed-Aga, denn die milder gewordene Zeit und die Gegenwart der europäischen Repräsentanten läßt seit der wiederholten Demüthigung des Schah durch russische Waffen ein schrankenloses Tyrannenwüthen selbst in Persien heute so wenig mehr zu als in der Türkei. Hatte der arme gichtleidende Mohammed-Schah auch nicht die Ungeheuerfigur jener fürchterlichen Völkerquäler aus früheren kraftvalleren Zeiten des Orients, so bemerkte man dagegen in der kleinlichen Ausübung seiner Tyrannenlust einen gewissen Humor, welchen die Geschichte weniger von den finstern Despoten des Orients, als von den Scepter tragenden Bösewichten des Occidents erzählt, z. B. von Nero, von Iwan dem Schrecklichen und dem französischen Ludwig XI. Ein besanderes Vergnügen fand Mohammed-Schah, wie mir der Abbé Vidal erzählte, daran, die Väter unter seinem Hofgesinde, über die er sich gerade ärgerte, durch die Hände ihrer eigenen Söhne in seiner Gegenwart prügeln zu lassen. Zu diesem Schauspiele lachte er dann oft so, daß er sich den Wanst halten mußte, sein Leiden auf ein paar Augenblicke vergaß und mit besserem Appetit sein Pilaf frühstückte.

Hinrichtungen hätte er oft vorgenammen, wenn ihn der alte Vezir nicht abgehalten hätte. Hadschi-Mirza-Agassi liebte die güldenen Tomans und die kupfernen Kanonen, nicht aber das Blutvergießen und die Menschenquälereien. So oft er von einem durch den Mund des Schah's gesprochenen Todesurtheil hörte, eilte er in das Serai, machte seinem königlichen Zögling sanfte Vorwürfe und wußte die Vollziehung der Blutsentenz zu hintertreiben, die dann gewöhnlich in eine Ducatenbuße umgewandelt wurde, von welcher der milde menschenfreundliche Vezir natürlich den besten Theil bekam.

Die Köpfe hat seine humane Intervention vielen gerettet, die Nasen und Ohren konnte er nicht sa gut beschützen. Auch bei dem Prügeln hat seine Fürsprache nicht immer genützt. Doch gibt es in Persien nach heute wie zu Hadschi-Baba's Zeit gegen die Vollziehung tyrannischer Befehle ein sehr probates Mittel. Der Verurtheilte unterhandelt gewöhnlich mit dem Henker und Büttel im Moment der Execution. So oft das Messer gewetzt oder der Stock geschwungen ist, lispelt der Delinquent seinem Peiniger eine gewisse Zahl in die Ohren, die er dann oft verdappelt oder verdreifacht, wenn der Prügelmeister oder Ohrabschneider harthörig ist und mit der Execution vorwärts schreitet. Je höher die ausgesprochene Ziffer der zu zahlenden Tomans ist, desto milder fällt dann auch die Vollziehung der Strafe aus, und von dem verurtheilten Ohrenpaar wird dann oft nur ein halbes Läppchen abgeschnitten, um dann ein paar Blutstropfen zu vergießen und dann den Kalpak tiefer herab über die blutige Stelle zu ziehen. In Persien ist die Corruption noch verbreiteter und allgemeiner als selbst in Rußland und in der Türkei. Die Verkäuflichkeit der Justiz und die Bestechlichkeit reichen bis zum Thron hinauf. Herr Delacroix erzählte mir hierüber folgende charakteristische Thatsache, die doch alles übertrifft, was uns Hadschi-Baba in seinen Memoiren über persische Corruption mitgetheilt hat. Mohammed-Schah wollte eines Tages einer Jagd beiwohnen, wo das eingefangene Wild an ihm vorbeigetrieben und von ihm aus bequemer Loge in ziemlicher Nähe todt geschossen werden sollte. Durch ein Versehen des Oberjägermeisters oder Wildaufsehers waren die zum Tod bestimmten Thiere früher losgelassen worden, bevor noch der Schah seinen mörderischen Logensitz eingenommen hatte. Ein Theil des Wildes war glücklich entkommen. Der Herrscher aber ergrimmte und verurtheilte den Wildaufseher zum Verlust seiner Ohren. Das Urtheil sollte in seiner Gegenwart vollzagen werden. Der Oberjägermeister aber war ein vermögender Mann und flüsterte den Schergen ein leises Angebot von Tomans in die Ohren, wenn sie mit den seinigen glimpflich umgehen würden. Der Schah, vor dem inzwischen ein anderer Klageproceß verhandelt wurde, hörte etwas von jener leisen Unterredung. Sein Zorn war erkaltet. Er ließ den Wildaufseher die angebotene Tomanssumme verdoppeln und für seinen eigenen königlichen Säckel einstreichen, schenkte ihm aber die Strafe und hat sich also selber das verurtheilte Ohrenpaar bezahlen lassen.

Die Kadscharen-Dynastie hat keinen Herrscher aufzuweisen, der dem Afscharen Nadir-Schah als Heerführer und Eroberer auch nur entfernt zu vergleichen wäre. Vielleicht eben deßhalb ist ihr Haß gegen das Afscharen Geschlecht so tief. Die Gebeine

jenes großen Eroberers mußten auf Mohammed-Schah's Befehl ausgegraben und unter der Thorschwelle seines Palastes beigesetzt werden, damit der Herrscher ein eben so raffinirtes als lächerliches Rachegelüste befriedigen und sagen konnte, er habe Nadir's Asche unter seine Füße getreten, so oft er den Palast verließ, um zu Pferde zu steigen.

Mit der Hinfälligkeit des persischen Staates ist auch in die persische Herrschertyrannei eine gewisse Impotenz gekommen. So wenig als auf dem türkischen Herrscherthrone von Byzanz ein Murad IV mehr möglich wäre, selbst wenn der herrschende Osmanensprößling alle Eigenschaften und Gelüste dazu hätte, eben so wenig könnten die fürchterlichen Dämone, welche wechselsweise in den beiden letzten Jahrhunderten das persische Scepter führten, dort die frühere Rolle spielen. Ihren Blutbefehlen würde in so großartigem Maaßstabe nicht mehr gehorcht werden. Verwicklung mit den Gesandtschaften Rußlands und Englands und Verlust des Thrones würden die Folge seyn, wenn in dieser milder gewordenen Zeit ein persischer Herrscher wie früher Anwandlungen von blutdürstiger Raserei sich hingeben und seine Mordgelüste nicht zeitgemäß moderiren wollte.

Selbst die politischen Gegner Rußlands müssen, wenn sie die persisch-russischen Verhältnisse kennen und einer unparteiischen Anschauung fähig sind, zugeben, daß Rußlands Verfahren gegen diesen Nachbarstaat ein gemäßigtes, beinahe großmüthiges war. Als eine fanatische Pöbelrotte in Teheran den russischen Gesandtschaftspalast erstürmte und den Gesandten erschlug, hat das russische Cabinet doch weder den gerechtfertigten Anlaß zu einem Kriege genommen, noch andere Concessionen gefordert als die Bestrafung der Schuldigen. Selbst von der letzten Kriegsschuld wurde ein namhafter Theil nachgelassen. Als Paskewitsch siegreich bis an den Urmiasee vordrang, stand es in der Macht Rußlands jene schönen Provinzen am caspischen Meere, Ghilan und Masanderan, die von Firdusi besungenen persischen Paradiesgärten, welche Peter der Große bereits erobert hatte, zurückzufordern. Der Besitz dieser herrlichen Küstenländer hätte für das russische Transkaukasien einen unschätzbaren Werth. Der nordöstliche Abhang der Alburskette gegen das caspische Meer ist reich an Mineralien, besonders an Steinkohlen, und der Boden ist von großer Fruchtbarkeit. Das Klima ist zwar ungesund und würde vielen nordischen Ansiedlern das Leben kosten. Aber in Rußland wird bekanntlich, wenn es sich um die Ausführung staatlicher Entwürfe handelt, nach Menschenopfern zuletzt gefragt. In dem milden Klima Masanderans gedeihen die meisten Südgewächse, welche auf den kalten Plateaux und in den Thälern Georgiens nicht fortkommen oder nur dürftig durch Kunstpflege gedeihen. Der russische Major Woskoboinikoff vom Minencorps hat dort herrliche Steinkohlenlager und Gänge von silberhaltigem Blei und Kupfer entdeckt. An Schiffbauholz ist in den jungfräulichen Urwäldern ein fast unerschöpflicher Reichthum vorhanden. Selbst Palmen gedeihen in dieser milden Luft, während in den russischen Küstengegenden des Caspisees bei Derbent und Baku nicht einmal der Oelbaum die Winterkälte verträgt. Die russische Schifffahrt und der Handel auf dem caspischen Meere würden erst durch den Besitz dieser Provinzen zu einiger Bedeutung gelangen. Auch die Häfen sind an der Südküste sicherer und geräumiger als an den östlichen und nördlichen Gestaden. Die russischen Agenten im Orient drücken den Wunsch, diese blühenden, aber unter persischem Scepter fast uncultivirten und verwahrlosten Provinzen wieder mit dem großen nordischen Reiche als äußerste Anhängsel vereinigt zu sehen, ziemlich unverblümt aus. Auch in Täbris sprachen die Diplomaten des Generalconsulats ganz wie die Militärs in Tiflis und Eriwan: „Ghilan und Masanderan müssen uns gehören, und in Petersburg wird man früher oder später Einsicht in die nothwendigen Consequenzen einer Festsetzung der russischen Herrschaft jenseits des Kaukasus und in die Bedürfnisse dieser Provinzen nehmen, die nur durch eine bessere Arrondirung am caspischen wie am schwarzen Meere zu einer Bedeutung und Blüthe gelangen, und für Rußland eine Quelle des Wohlstandes werden können, während sie ihm jetzt eine kostspielige Last sind."

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß manche solche Stimmen, die man jetzt in den russischen Gouvernementssalons von Tiflis wie in den Gesandtschaftshotels und Consulathäusern Rußlands im moslemitischen Orient alle Tage hören kann, auch zur Zeit schon laut sich äußerten, als Paskewitsch in Täbris stand und mit dem Schwerte den Persern die Friedensbedingungen in die Feder dictiren konnte. Aber Kaiser Nikolaus und Kanzler Nesselrode haben nun einmal den Grundsatz, in Asien gemäßigt aufzutreten und hier nur langsam, Schritt für Schritt, vorwärts zu rücken, da sie zu gleicher Zeit ihre Blicke nach Westen, auf die drohenden Explosionen des Revolutionsherdes richten wollen. „So lange die polnische Frage nicht definitiv erledigt ist", äußerte einmal ein heller, staatsmännischer Kopf auf der französischen Rednerbühne, „besinnt man sich in Petersburg bei jedem Schritt, den man nach Osten vorwärts macht."

Kaiser Nikolaus ist keineswegs wie sein großer Vorgänger Peter I und seine große Großmutter Katharina II von kriegerischer Ruhmesluft und Vergrößerungssucht geplagt. Aber andrerseits ist die Cabinetspolitik in Petersburg auch unter Nikolaus keineswegs so ganz friedliebend, genügsam und uneigennützig, wie sie von Rußlands politischen Bewunderern gepriesen wird. Die Festungsbauten von Eriwan und Gumri, die Werfte von Nikolajeff und die Flotte von Sewastopol stehen ebenso wie die militärischen Demonstrationen Rußlands an der Donau den falschen Lobpreisungen russischer Genügsamkeit als beredte Widersprüche entgegen. Kaiser Nikolaus hat nicht den Ehrgeiz, Persien und die Türkei heute schon zu erobern, aber er ist in aller Stille emsig bedacht, jedem seiner ehrgeizigen Nachfolger die Wege der Eroberung zu bahnen. Persien und das türkische Asien werden, wenn nicht inzwischen ein neuer Sturm von Westen losbraust, oder, was sehr unwahrscheinlich ist, im Innern des Reiches selbst Bewegungen entstehen, dem russischen Koloß in den nächsten Jahrzehnten wie überreife Birnen von selber in den Schooß fallen, ohne daß er seine langen Beine dort viel wird bewegen müssen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Misantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Jalacingo ist ein ziemlich hübsches Städtchen oder vielmehr Marktflecken von etwa 4000 Einwohnern, welche zum größten Theil Ackerbauer sind; Handel und Gewerbsindustrie ist ohne Bedeutung. Würde ein directer guter Weg nach der Tierra Caliente über S. Maria Tlapacoyam angelegt, und der nach Perote oder Tepayualco (von der großen Straße zwischen Perote und Puebla) fahrbar gemacht, so könnte es ein sehr wichtiger Punkt werden, insofern daselbst die Producte der Tierra Fria mit denen der Tierra Caliente einen leichten Austausch finden

würden. In diesem Falle könnte auch Jalacingo ein sehr geeigneter Punkt für Anlegung von Colonien seyn. Das Klima ist, bei einer ziemlich hohen Lage, gegen 7000' über dem Meeresspiegel, ein gemäßigtes, dem deutschen ziemlich ähnlich und darum europäischen Einwanderern gewiß ganz zuträglich; mir kam es sehr kalt vor, aber ich glaube das mehr dem zuschreiben zu müssen, daß ich mich durch einen zweimonatlichen Aufenthalt in der Tierra Caliente schon sehr verwöhnt hatte und für jede niedrige Temperatur so äußerst empfindlich war. Die Bewohner von Jalacingo lobten mir das Klima als sehr gesund und stärkend, nur klagten sie, daß sie in der Regenzeit wegen der übergroßen Feuchtigkeit gar sehr an Rheumatismen leiden müßten. Der Boden rings herum um Jalacingo ist ein ganz vortrefflicher fetter Lehmboden, auf welchem alle Producte der gemäßigten Zone, wenn sie nur angebaut würden, sicher auf das vorzüglichste gedeihen dürften. Bis jetzt beschränkt man sich fast nur auf den Anbau von Mais, Bohnen und Gerste, welche, wie mir versichert wurde, auf frisch umgebrochenem Acker, 80fältig geben soll; die Versuche mit Weizen, welche man in der letzten Zeit gemacht hat, sollen auch auf das Beste ausgefallen seyn, und ich bin überzeugt, daß der Anbau von Kartoffeln, wie aller Arten Futter und Oelgewächse, gewiß einen guten Gewinn abwerfen dürften; europäische Fruchtbäume würden gewiß hier auch sehr gut gedeihen; Holz gibt es in Ueberfluß, denn die umliegenden Berge sind alle bis an den Gipfel mit Tannen- und Fichtenwaldungen bedeckt; an den Bergabhängen fehlt es auch nicht an Weideplätzen für das Vieh, das ich hier in einem recht guten Zustande getroffen habe. Der Deutsche würde demnach hier fast alles finden, an dessen Pflege, an dessen Cultur er schon gewöhnt ist, und er würde in ein Klima kommen, das ihm wohl erlaubte selbst zu arbeiten; dabei würde ihm aber die fast unentbehrliche Hülfe der Indier hier nicht fehlen, indem in Jalacingo selbst, wie in den umliegenden Ortschaften, eine ziemlich starke indische Bevölkerung lebt, die von gutem Charakter und willig zur Arbeit ist. Auf diese Weise vereinigt Jalacingo sehr bedeutende Vortheile für eine deutsche Colonisation in sich, die hier noch um so eher gedeihen könnte, als sie des schnellen und leichten Absatzes ihrer Producte ziemlich sicher seyn dürfte; denn Jalacingo muß, vorzüglich wenn die Verbindung nach oben wie nach unten erleichtert ist, die Versorgung der Tierra Caliente zwischen Veracruz und Tuxpan, so wie des unfruchtbarern Theils der Hochebene mit den nothwendigsten Lebensmitteln, als Mais, Weizen, Gerste u. s. w. zufallen und ihm ein großer Theil des Gewinnes werden, welchen jetzt Puebla und Umgegend allein aus jenen Producten ziehen. Außerdem ist aber noch die Gegend von Jalacingo darum für Anlegung deutscher Colonien zu empfehlen, weil, wegen der unmittelbaren Nähe der Tierra Templada und Tierra Caliente, die deutschen Pflanzer sehr leicht nach und nach auch diese Gegenden in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen könnten. Es ist deßhalb nicht ohne Bedeutung, weil Deutsche die sich schon seit einiger Zeit an das hiesige Klima gewöhnt haben, oder noch besser deren Kinder, ohne Zweifel weit geeigneter sind Tierra Templada oder Caliente zu cultiviren, als solche, welche von Europa direct dahin versetzt werden. Von Jalacingo ist die Tierra Caliente (von S. Maria Tlapacoyam) nicht mehr als 6 Leguas entfernt; Altotongo, ein Flecken von etwa 5000 Einwohnern, nur 2 Leguas von Jalacingo entfernt, ebenfalls in der Tierra Fria gelegen, wo bis jetzt ebenfalls nur Mais und Gerste gebaut wird, hat auch nicht unbedeutende Striche Landes in der Tierra Templada und Tierra Caliente, die sehr fruchtbar, sehr wasserreich und durchaus nicht ungesund seyn sollen, aber wegen Mangel an Armen ganz brach liegen (nur durch mein Unwohlseyn und weil in Altotongo die Cholera sehr stark wüthete, habe ich mich abhalten lassen diese Gegenden auch selbst zu besuchen). Auch Atzala, ein ziemlich großes Dorf, am rechten Ufer des Rio de Nautla, nicht mehr als 6 Leguas von Jalacingo entfernt, hat bedeutende Terrains in der Tierra Caliente, doch sollen dieselben sehr ungesund und der Mosquitoplage sehr ausgesetzt seyn, und der bedeutende Bergwerksort Zomelhuacan, wo es reiche Kupfer- auch Silbergruben gibt (wie überhaupt die ganzen Gebirge um Jalacingo herum reich an allerhand Erzen seyn sollen, die aber wegen Mangel an Capital und Unternehmungsgeist unbenutzt liegen bleiben), liegt ebenfalls in der Tierra Templada und ist auch nur 6 Leguas von Jalacingo entfernt.

Bei einer solchen Lage würde also Jalacingo unbedingt den besten Centralpunkt abgeben, von dem aus der ganze schöne Küstenstrich vom Fuße der Sierra Madre durch deutsche Industrie nutzbar gemacht werden könnte, und ich würde unbedingt rathen, gerade um Jalacingo herum den ersten Anfang mit deutscher Colonisation in Mexico zu machen, wenn dem doch nicht einige Bedenken entgegenstünden. Das erste Bedenken ist, daß die Municipalitäten von Jalacingo, Altotongo, Atzala und Mizantla durchaus nicht im Reinen sind über die Gränzen ihrer resp. Territorien, und gegenwärtig sogar deßwegen mit einander in Proceß liegen; ebenso unsicher scheinen mir auch die Gränzen von Jalacingo gegen Perote, Tepeyahualco und Teziutlan, und es würde darum immer eine sehr precäre Sache seyn sich in Ankauf von Grundstücken einzulassen, deren Umfang streitig und deren Besitztitel vielleicht nicht vollkommen regulirt ist. Das zweite Bedenken ist das, daß es mir scheint als ob die fruchtbarsten Terrains schon alle angebaut und in den Händen von Leuten seyen, die dieselben nur gegen exorbitante Preise weggeben würden, so daß den Colonisten nur die weniger fruchtbaren Ländereien blieben. Ich finde mich zu dieser Meinung, trotz der gegentheiligen Versicherungen der HH. in Jalacingo, bestimmt, weil die Gegend um Jalacingo verhältnißmäßig ziemlich stark bevölkert und auch recht gut angebaut ist, der Anbau aber mitunter plötzlich aufhört, um an andern ganz entfernten Punkten wieder anzufangen, und daß man für diese Unterbrechung wohl keinen andern Grund annehmen kann, als eine geringere Ergiebigkeit des Bodens; da nun gerade solche, ohne allen sichtlichen Grund brach gelassene Terrains für Colonisation empfohlen wurden, habe ich nicht umhin gekonnt diesem Bedenken Raum zu geben. Das Hauptbedenken aber besteht für mich darin, daß das große zwölf Quadratleguas umfassende und vorzüglich für Colonisten empfohlene Stück Land, oberhalb Jalacingo, mir wasserarm zu seyn scheint. Bekanntlich leiden alle Haciendas auf der Hochebene von Perote Mangel an Wasser, und können deßhalb nie etwas Bedeutendes abwerfen; nun liegt aber jenes Stück Land gerade am Rand der Hochebene zwischen den Ländereien von Perote und von Tepeyahualco, und es ist wohl anzunehmen, daß es denselben Charakter hat, als der übrige Theil der Mesa, und ich glaube dieß umsomehr, als ich bemerkt habe, daß die kleinen Wasserrinnsale, welche dort ihren Ursprung haben, alle nach der Küste, auf Jalacingo zu, abfließen, keines aber nach der andern Seite hin, wohin sich der Haupttheil jenes Terrains erstreckt; es dürfte nun wohl möglich seyn das Wasser nach dieser andern Seite hinabzuleiten und zur Bewässerung zu benützen, aber dann ist es fraglich, ob die Municipalität und die Ackerbauer von Jalacingo, die das Wasser bis jetzt auf der andern Seite in ungeschmälertem Besitz gehabt haben, sich dieß würden gefallen lassen und nicht Ansprüche auf die alleinige Benützung desselben geltend machen würden. So sehr ich mich nun auch bemüht habe, sowohl damals durch mündliche Besprechungen als auch später durch sehr direct gestellte schriftliche Anfragen, gerade über diesen letzten Punkt ins Klare zu kommen, so ist dieß mir doch bis jetzt noch nicht gelungen, indem ich stets nichts als vage, unbestimmte, ausweichende Antworten erhalten habe, und ich glaube deßhalb jetzt mehr als je, daß dieses mein Bedenken vollkommen begründet ist. Es thut mir dieß sehr leid, da ich, abgesehen davon, kaum einen andern Punkt kenne, der in so vielen andern Beziehungen für Ansiedlung Deutscher so geeignet ist als gerade Jalacingo, und würde darum dasselbe jeder Colonisations-Gesellschaft einer besondern Beachtung dringend empfehlen, die ja jene Uebelstände genauer prüfen und ergründen könnte als ich es bei meiner flüchtigen Durchreise im Stande gewesen bin.

(Schluß folgt.)

Künstliche Ausbrütung von Schildkröteneiern. Im Museum der Naturgeschichte zu Paris findet sich eine Schildkröte von der Art Testudo mauretania. Am 14 Julius sah der Aufseher, Hr. Vallée, 6 Eier derselben auf dem Sande, nahm drei davon auf, brachte sie in den künstlichen Brütofen, und am 14 September, also nach zwei Monaten, entdeckte er eine kleine Schildkröte von der Größe einer Nuß. (Patrie. 4 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 244. 11 October 1851.

Cyklopische Mauern im tiefen Indien.

(Nach den Transactions of the Bombay geogr. Soc. Vol. IX. 1850.)

Zwischen dem Tapti und Nerbudda erhebt sich ein steiles Gebirge Satpura genannt, in dessen Mitte der Taran Mall das höchste Plateau der Kette bildet. Das ganze Gebirge ist von Ureinwohnern tamulischen Stammes, aber um mit den neuesten Forschern zu reden, von schwarzen Indiern bewohnt, die durch die Zerklüftung und schwere Zugänglichkeit ihres Landes die alten Sitten und Einrichtungen ihres Stammes vielleicht reiner als irgendwo anders erhalten haben. Der physische Typus ist auch wesentlich von dem der Hindus verschieden: die Züge sind platter, die Stirne nieder und zurückstehend, die Nasenlöcher weit und die Lippen dick: ihre Farbe ist indeß, wohl wegen der Höhe ihres Landes, etwas heller als in den Ebenen. Ein Theil der Bewohner gleicht ziemlich vollständig den Negern. Die Religion dieses Stammes ist von der primitivsten Art: sie haben weder Priester, noch Tempel, noch Götterbilder, von der Hindureligion haben sie durchaus nichts entlehnt, und sie beschränken sich darauf, den Schutz des höchsten Wesens durch Opfer und Gaben unter dem Schatten eines als heilig erachteten Baumes zu gewinnen.

Höchst seltsam muß es erscheinen, daß in diesem allem Anschein nach von der Sanskritrace gänzlich unberührten Land doch sich alte Bauwerke finden, die zuverlässig nicht den jetzigen Bewohnern angehören. Auf dem Taran Mall findet man Ueberreste von Bauten aus Steinen und Backsteinen, z. B. um einige Berge her eine starke steinerne Mauer, 10 bis 15 Fuß dick und mehrere Meilen lang. Diese Mauer war verstärkt durch runde, sehr fest gebaute Thürme, und die drei Pässe welche nach dem Plateau hinaufführen, waren durch bedeutende Werke geschützt. Alle diese Werke werden von den Eingebornen der Zeit Gauli Radich's, d. h. des Hirtenkönigs, zugeschrieben, eine Epoche, in die man alle Bauten versetzt, welche man im Westen von Kandeisch sieht, und die man als die Kräfte des jetzigen Stammes weit übersteigend betrachtet. Diese Mauern und diese Befestigungen von cyklopischem Aussehen bestehen aus Steinblöcken, die ohne Cement übereinander gehäuft sind; die äußere Oberfläche ist indeß vollkommen flach, wie an den etruskischen Mauern der alten Städte Italiens. Aus welcher Zeit sie auch stammen mögen, alle diese Ruinen beweisen, daß in sehr alter Zeit hier eine bedeutende Bevölkerung lebte. Früher hat man in Indien nur zwei Hauptstämme gekannt, die weißen und schwarzen Inder, mit andern Worten, die eingeborene schwärzliche Race und die eingewanderten sanskritredenden Arier; allmählich aber scheint man in Südindien auf alte Ueberreste zu stoßen, die noch auf eine andere civilisirtere und ältere Race deuten.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

4. Conversationsfrüchte. — Historische Rückblicke. — Hussein Chan in Frankreich ꝛc.

(Schluß.)

Nach der Ansicht der russischen Agenten im Orient war das Petersburger Cabinet beim Friedensschlusse mit Persien viel zu gemäßigt. Man begnügte sich mit der Araresgränze, mit Eriwan und Nachitschewan und mit dem Zuwachs eines schmalen Striches am heiligen Berge Ararat sowie der Küste von Lenkoran und der Gebirge von Talysch. Etschmiadsin, der alte berühmte Patriarchensitz Armeniens, lag freilich innerhalb der Gränzen dieser neuen Acquisitien, und damit waren sowohl ein verstärkter religiöser Einfluß auf die in Persien und der Türkei seßhaften, und im ganzen übrigen Orient zerstreuten Armenier gewonnen, als auch stillthätige Elemente einer russischen Propaganda weit über die gegenwärtigen Gränzen hinaus geweckt. Wer aber Rußlands Stärke und Persiens Schwäche kennt, mag sich immer noch über die Mäßigung des russischen Cabinets wundern, das den besiegten und gedemüthigten Schah auch zur Abtretung von Ghilan und Masanderan wie jenes wichtigsten Theiles von Aserbeidschan, welchen das russische Heer bereits occupirt hielt, hätte zwingen können. Eine Fortsetzung des Krieges, ein Wiederaufflammen der verflogenen Energie Feth-Ali-Schahs und der Kampflust Abbas-Mirza's hätte nur das Mißverhältniß der beiderseitigen Kräfte und Persiens Ohnmacht noch nackter und schimpflicher geoffenbart. Einem Marsche der russischen Armee nach Teheran standen damals nur die entmuthigten Haufen einer fast aufgelösten Armee entgegen. So wie Persien bereits zu jener Zeit in einen Zustand der Schwäche und Zerrüttung, welcher seitdem noch ärger geworden, herabgesunken war, bedurfte der russische Riese kaum nur die Mühe des Bückens, um schöne Länder aufzuheben und mit den herrlichen Küstenprovinzen im Süden des kaspischen Meeres das Gewicht und den Werth seines asiatischen Reiches jenseits des Kaukasus zu vermehren. England würde wegen einiger persischen Provinzen schwerlich einen Krieg mit Rußland angefangen haben, und den übrigen Großmächten konnte an einer Ausdehnung Rußlands in jener Richtung wenig gelegen seyn. Die eifrigen Agenten und Freunde Rußlands im Orient beklagen noch heute die damalige Mäßigung des Cabinets von St. Petersburg. Der Kaiser

selbst, meinen sie, würdige nicht gehörig den Werth eines so schönen Länderzuwachses. Der Gedanke eines orientalischen Weltreiches unter seinem Scepter scheint den Kaiser Nikolaus nie erwärmt zu haben, selbst nicht zur Zeit wo er jünger war, und seine morgenländischen Provinzen nicht aus persönlicher Anschauung kannte. Seit seinem dortigen Besuche im Jahr 1837 scheint Kriegslust und Vergrößerungssucht nach Westasien hin bei ihm nicht zugenommen zu haben. Der Anblick der transkaukasischen Provinzen, namentlich der Araxesländer, entsprachen nicht seiner Vorstellung, wie er sich damals selbst gegen den Generalgouverneur, Baron von Rosen, geäußert haben soll. Für ein halbes Jahrhundert, meinte er, habe man noch hinreichend zu thun, um Transkaukasien ganz nach seinem Sinn, d. h. im Geiste russischer Casernendisciplin zu organisiren. Ist es einmal so weit gekommen, daß man die russische Rekrutirung bis an den Araxes ausdehnen und Georgier, Armenier und Tataren ohne alle Inconvenienzen mitten unter Groß- und Kleinrussen in die graue Montur stecken kann, dann ist den kaiserlichen Wünschen Genüge geschehen, die russische Aufgabe nach der noch gegenwärtig herrschenden Petersburger Hof- und Cabinetsansicht in jenen Provinzen gelöst, und der Doppeladler mag dann seine Schwingen zum weitern Fluge schütteln, um auch die Völker jenseits dieses Gränzflusses an russisches Commando und russische Casernenzucht zu gewöhnen.

Hr. von Osserow bemühte sich mir den Geist der Mäßigung zu rühmen, welcher in allen Instruktionen des Petersburger Cabinets für die russische Gesandtschaft in Teheran vorwalte. Alle Vorschläge und Wünsche Rußlands in Betreff des Gränzverkehrs und der Handelserleichterung seyen stets mehr im bittenden als befehlenden Tone dem Schah und seinem Vezier mitgetheilt worden. Rußland habe nie die Sprache des Siegers geredet, selten oder nie den ohnmächtigen Schah an Rußlands Uebermacht, an Persiens Schwäche und Hülflosigkeit erinnert. Nur ein einzigesmal sey dem Grafen Medem durch eine Depesche vorgeschrieben worden, in drohender Weise aufzutreten. Es betraf die Auslieferung russischer Deserteurs, deren Zahl auf etwa 1800 gestiegen war. Die meisten dieser Ueberläufer waren dem regulären Militär des Schah einverleibt worden und bildeten ein eigenes Corps. Durch Annahme des Islam glaubten sie sich gegen die Auslieferung geschützt. Mohammed-Schah und Hadschi Mirza Agassi setzten anfangs dem russischen Begehren entschiedene Weigerung entgegen. Erst als Graf Medem mit einer Kriegserklärung drohte und der russische Generalgouverneur von Tiflis Truppen an den Araxes marschiren ließ, wankte der hartnäckige Widerstand, und die russische Forderung ward endlich zugestanden. Jene Unglücklichen wurden truppweise gefesselt an die Gränze gebracht und den russischen Behörden überliefert; doch gelang es einigen Hunderten theils in die Türkei zu entkommen, theils im Innern des Landes sich zu verbergen. Andere russische Forderungen und Wünsche wurden nur theilweise erfüllt, und Graf Medem sollte im Weigerungsfalle nicht darauf bestehen, z. B. in Betreff der Regulirung der Küstenfahrten am Kaspi-See, der Ausbeute der Steinkohlenlager von Masanderan und der reichen Wälder von Ghilan zum Behuf des Schiffbaues. Dagegen ward die Errichtung einer russischen Wachtpostenlinie zwischen dem Hafen Enseli und Teheran für die Sicherheit der einzelnen Reisenden und zur Erleichterung des russisch-persischen Handelsverkehrs zugestanden.

Die englische Diplomatie in Teheran genoß unter Mohammed Schah lange nicht mehr des hohen Einflusses, welchen sie unter dem alten Feth Ali Schah, besonders bei Lebzeiten des Kronprinzen Abbas Mirza besessen, welcher für die Engländer eine so ausgesprochene Vorliebe hatte. Auch die zunehmende Sparsamkeit der brittischen Regierung, welche weder wie früher Subsidien zahlte, noch nach altem Brauche prächtige Geschenke an den Schah und die Großen Persiens von Zeit zu Zeit gelangen ließ, war wenig geeignet den brittischen Einfluß zu erhöhen. Oberst Shiel spielte neben dem Grafen Medem, welcher mit reichen Geldmitteln ausgestattet war und dessen gewandte Manieren und liebenswürdiger Charakter zu dem glatten Wesen der Perser besser paßte, eine ziemlich unbedeutende Rolle, obwohl die Mitglieder der brittischen Gesandtschaft den Russen an Kenntniß des Orients und Erfahrung ziemlich überlegen waren. Seitdem der Plan der Eroberung Herats am Hofe von Teheran aufgegeben war, trat hier keine Frage von erster Wichtigkeit für England in den Vordergrund. In der persisch-türkischen Streitfrage übernahm die englische Diplomatie in Gemeinschaft mit der russischen das Vermittleramt. Da aber die Unterhandlungen hierüber in Erzerum gepflogen wurden, wo Persien durch einen außerordentlichen Gesandten vertreten war, erregte diese Frage in Teheran weder Interesse noch Besorgnisse. Die Differenzen waren an und für sich zu unbedeutend, um zu einem Kriege auch nur den Vorwand zu geben. Bei der Ohnmacht und der financiellen Zerrüttung Persiens wie der Türkei war vorauszusehen, daß es nicht zum Schlagen kommen werde, obwohl es zu Teheran bei Hofe an Drohungen und Prahlereien nicht fehlte. Bei der Hartnäckigkeit beider Höfe war Nachgiebigkeit, besonders in Betreff der Gränzregulirung, von keiner Seite zu erwarten, und so sah man voraus, daß die Streitfrage nach jahrelangen Verhandlungen noch in der Schwebe bleiben werde.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Täbris hatte Frankreich als außerordentlichen Gesandten am Hofe von Teheran den Grafen von Sartiges beglaubigt. Verschiedene Umstände trafen zusammen, welche das französische Cabinet von der Nothwendigkeit einer politischen Verbindung und diplomatischen Vertretung in Persien überzeugten. Die entlassenen französischen Militärs hatten bittere Klagen in die Heimath geschrieben, daß man die „große Nation“ im Orient so wenig kenne und respectire, daß in Ermanglung eines officiellen Repräsentanten Frankreichs die Fürsprache des russischen Gesandten angerufen werden mußte, um ihre wohlbegründeten Ansprüche und Forderungen durchzusetzen, ein Umstand, welcher für Franzosen allerdings demüthigend genug war. Dazu kam dann die türkisch-persische Streitfrage, über deren Wesen die französische Botschaft in Konstantinopel so wenig Bestimmtes erfahren konnte. Endlich erfolgte auch ein Gewaltstreich gegen die französischen Lazaristen in Urmia. Der frühere Statthalter von Urmia, ein Oheim des Schahs, welcher eine besondere Vorliebe für die Franzosen hatte, schenkte den Lazaristen und ihrer Gemeinde eine Kirche, welche er widerrechtlich den Nestorianern abgenommen hatte. Nach seiner Absetzung petitionirten die Nestorianer um Rückgabe der Kirche, deren Besitz ihnen durch den neuen Beg von Urmia zuerkannt wurde. Die französischen Missionäre nahmen sich der Katholiken an, während die amerikanischen Missionäre als Protestanten für den rechtmäßigen Anspruch der Nestorianer all' ihren Einfluß aufboten. Bei zunehmender Erbitterung in Urmia, wo die Katholiken nur ein sehr kleines Häuflein bilden, hatten die Lazaristen einen schweren Stand. Der nestorianische Pöbel insultirte sie und drohte ihre Wohnungen zu stürmen. Die Cabentscheidung in dieser Sache wurde der Weisheit des Schah oder vielmehr

des in seinem Namen herrschenden Veziers überlassen. Da der Bericht des Beg von Urmia, welcher von dem nestorianischen Klerus durch Geldgeschenke gewonnen war, einen sehr feindseligen Geist gegen die katholischen Christen athmete, entschloß sich Mirza Agassi kurzen Proceß zu machen und die Lazaristen von Persien auszuweisen. Er konnte dieß um so sicherer wagen, als auch die russische wie die englische Diplomatie, welche die Versuche Frankreichs, in Persien politischen und religiösen Einfluß zu gewinnen, mit scheelem Auge betrachteten, im Geheimen gegen die französischen Missionäre arbeiteten. Die Lazaristen zogen sich nach Mossul zurück mit Ausnahme eines Missionärs, der sich in Täbris aufhielt und um den die persischen Behörden sich nicht weiter zu bekümmern schienen.

Heftige Beschwerden gingen von Seite der Lazaristen an den französischen Botschafter nach Konstantinopel ab. Der gesammte französische Klerus im Orient unterstützte sie mit frommem Eifer, am meisten aber der bekannte französische Schriftsteller Eugen Boré, welcher noch jetzt in Konstantinopel lebt und im Solde der Lyoner Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens steht. Laut ertönten die Klagen über Verfolgung der Katholiken, über Beleidigung Frankreichs in der Person jener Missionäre, und die Intervention der französischen Regierung in Persien ward offen angerufen. Der Graf von Bourqueney machte selbst Herrn Guizot den Vorschlag, einen jungen Attaché der Gesandtschaft, den Grafen von Sartiges nach Teheran zu schicken, sowie auch einen französischen Consulatposten in Erzerum vorläufig zur Beobachtung des Ganges der Unterhandlungen in der persisch-türkischen Streitfrage zu errichten. Herr Guizot, der es wie seine Vorgänger dem französischen Interesse angemessen fand, daß Frankreich als erste Schutzmacht der katholischen Christen im Orient gelte, und der zugleich auch die Nothwendigkeit der Ausdehnung des politischen Einflusses Frankreichs im Osten erkannte, gab seine Zustimmung. Herr Goep ging als französischer Consul nach Erzerum und 3 Monate später trat der Graf von Sartiges seine Reise nach Teheran an, wo er mit äußeren Ehrenbezeugungen um so lieber empfangen wurde, als er dem Schah und dem Hadschi reiche Geschenke mitbrachte. Ueber Stellung und Einfluß dieses Gesandten am persischen Hofe konnten wir nichts Bestimmtes erfahren. Graf Medem und Oberst Shiel empfingen den neuen diplomatischen Collegen, welcher den Einfluß Frankreichs als rivalisirende Macht neben Rußland und England geltend machen sollte, mit kühler Artigkeit und Zurückhaltung, den Lazaristen wurde die Rückkehr nach Urmia gestattet, die Kirche aber blieb im Besitze der Nestorianer.

Neuer Münzplan in England

Die englische Münze hat mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich damit, daß ihr Silber im Verhältniß zum Gold und im Vergleich mit dem Continent zu nieder gewerthet ist. Im Groben gerechnet kann man sagen, daß der Unterschied des Münzwerthes auf dem Continent und in England 8 Procent beträgt. Dadurch wird es unmöglich Silbermünze in gehöriger Menge zu schlagen, denn sie wird seit Jahren massenhaft ausgeführt, und es besteht fortdauernd Mangel an kleiner Münze. Ein Correspondent des Athenäums schlägt, ohne des obigen Grundes zu erwähnen, sondern bloß, weil die Drei- und Vierpennystücke aus reinem Silber gar zu mikroskopisch seyen, vor entweder Silber und Kupfer zu legiren, oder aber die Vierpennystücke etwa von der Größe eines Schilling zu machen, und eine kleine Silberscheibe in einen kupfernen Ring einzuschließen. Auch meint der Briefsteller, derselbe Grundsatz könne auch auf die größeren Silbermünzen angewendet werden, da die Fünf- und Siebenschillingstücke (3 fl. und 4 fl. 12 kr. Stücke) allzu lästig seyen (was man bekanntlich auch an den Vereinsthalern getadelt hat). Wenn man eine Goldscheibe von einem silbernen Rand umschließen lasse, so werde dieser Unbequemlichkeit abgeholfen. (Der Briefsteller übersieht wohl eine nicht unbedeutende Schwierigkeit, denn sobald eine Münze aus zweierlei Metall besteht, ist es sehr leicht das theure Metall zu fälschen, da es viel schwerer ist, das richtige Gewicht der beiden Metalle bei einem allenfallsigen Wägen auszumitteln. Was die Mischung von Gold und Silber in Einer Münze betrifft, in derselben Art, wie man jetzt Silber und Kupfer mischt, so ist sie wohl noch nicht versucht worden.) Aus den Vorschlägen geht jedenfalls hervor, daß eine Aenderung im englischen Münzwesen bevorsteht, die nicht ohne Einfluß auf den Continent bleiben kann.

Chronik der Reisen.

Reise im Staat Veracruz durch die Districte von Orizaba, Cordova, Huatusco, Jalapa, Mizantla u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

(Schluß.)

Am 16 Julius verließ ich meinen Freund D. Angel Ochoa und das mir lieb gewordene Jalacingo, und brach gegen 10 Uhr früh nach Perote auf, begleitet von dem Hrn. Regidor D. Miguel Perdomo Astudillo und einem Indier, welcher, mein Gepäck auf dem Kopf, rüstig neben meinem Pferde zu Fuß mittrabte. Perote ist von Jalacingo ungefähr 8 Leguas entfernt und der Weg dahin, eine ganz gute Fahrstraße, führt Anfangs über verschiedene Berge und durch dichte Fichtenwaldungen, so daß man sich fortwährend in einer deutschen Gebirgsgegend zu befinden glaubt, dann aber tritt er plötzlich in die kahle Hochebene ein, die sich unermeßlich weit ausdehnt und nur am äußersten Horizont durch die Vorgebirge des dunkeln Cofre de Perote und des sich kühn in die Lüfte erhebenden Pic de Orizaba begränzt wird. Gleich als ich aus dem Walde heraustrat, glaubte ich Perote ganz nahe vor mir zu sehen, und es ganz gut in 10 Minuten erreichen zu können, falls es mir nur möglich wäre über den großen See zu kommen, welcher sich zwischen mir und dem Städtchen befand, dessen Häuser ich schon ganz deutlich erkennen konnte; aber bald ward ich inne, daß ich durch eine der auf dieser Hochebene sehr häufigen Luftspiegelungen getäuscht worden war; denn das Wasser wurde bald zu Luft und ich mußte wohl noch 3 Stunden reiten, ehe ich das so nahe scheinende Perote erreichte; ich kam daselbst gegen Sonnenuntergang an, ganz erstarrt vor Kälte, durch den vom Cofre herabwehenden schneidenden Wind, und kein Eierpunsch, kein Glühwein konnte mich wieder erwärmen. Meine Absicht war, gleich den andern Tag früh nach Puebla wieder fortzureisen, aber leider wurde ich in der Nacht so krank, daß ich dieselbe aufgeben und noch einen ganzen Tag in dem traurigen Perote bleiben mußte. Wer Perote nur einmal gesehen hat, wird wissen, was das heißt und daß man einen eintägigen Aufenthalt schon als eine Pönitenz ansehen kann. Ich kenne wenigstens keinen unheimlichern Ort, nicht bloß in der ganzen Republik, sondern in allen Ländern, die ich bis jetzt gesehen und kennen gelernt habe als dieß Perote. Der ganze Ort besteht fast nur aus einer langen ungepflasterten Straße und einem Platze; die Häuser meist einstöckig und mit platten Dächern, sind aus grauem Lehmstein aufgeführt und ohne Fenster; das sieht nun schon sehr traurig aus, aber dazu weht nun fortwährend ein kalter schneidender Wind, der die Augen voll Regen oder Staub treibt, so daß wo möglich niemand ausgeht und die, welche dazu genöthigt sind, stets dicht gedrängt an die Häuser dahinschleichen, in schiefer Haltung gegen den Wind steurend oder mit dem Wind gehend, den Mund zuhaltend und die Augen nur halb geöffnet. Der Typus der Traurigkeit und Düsterheit, den hier alles hat, scheint sich auch den Menschen mitgetheilt zu haben; denn eine solche Unfreundlichkeit und Ungastlichkeit, als hier, habe ich fast nirgends anderswo gefunden; kaum daß einem die Leute an die man angewiesen, nur auf die einfachsten Fragen Bescheid ertheilen! Ich war dem Hrn. Alcalden des Orts vom Departementschef Hrn. Ochoa dringend empfohlen worden, aber doch fand er es kaum für nöthig mir einen Besuch zu machen, um den

ich ihn bitten ließ, weil ich krank war, damit ich durch ihn einen sichern Mann zur Begleitung bis Puebla bekommen könnte; auf dieß Gesuch ließ er mir ganz naiv erwiedern, er wisse keinen sicheren Mann, und es blieb mir darum nichts anderes übrig als mich nach den berüchtigtsten Räubern in Perote zu erkundigen, diese zu mir zu bescheiden und mir unter diesen den, der mir das beste Galgenvogelgesicht zu haben schien, für meinen Begleiter nach Puebla pro 10 Doll. auszuwählen. Dieser würdige Mann war D. Antonio Carillo, der mir natürlich mit tausend Schwüren betheuerte, daß ich keinen hombre mas de bien, mas honrado und mas valiente habe nehmen können als ihn, und daß ihn alle die infames ladrones (infamen Räuber) wie das höllische Feuer fürchteten! Mit diesem brach ich nun den andern Morgen früh um 3 Uhr von Perote auf. Es war ganz empfindlich kalt; so sehr ich mich auch in meinen Zarape einhüllte, so sehr ich auch mein Pferd zum Traben anhielt, ich konnte meine erstarrten Glieder nicht erwärmen; der Wind wehte mir so frisch um Ohren und Nase, die Hände waren mir so klemm vor Kälte, die Füße schienen mir wie Eisklumpen, so daß ich eher glauben mußte, mich in Deutschland im Monat December, als im Julius in Mexico zu befinden, und die Tasse Chocolade, die ich gegen 5 Uhr in der Hacienda San Antonio zu mir nahm, dünkte mir ein wahres Labsal. So empfindlich nun vor Sonnenaufgang die Kälte für mich gewesen, so quälte mich darauf die Hitze, und ich wurde von dem einen Tage durch die Sonnenstrahlen mehr verbrannt als in den zwei Monaten in der Tierra Caliente; von dem dürren theils sandigen, theils steinigen Boden, von den kahlen Felswänden an den Seiten prallten die gerad herabfallenden Sonnenstrahlen mit verdoppelter Kraft zurück, dabei kein Baum, kein Strauch, der Schatten gäbe, kein grünes Saatfeld, keinen frischen Wiesenplatz, der das Auge erquickte; nur traurige Yucas, verkümmerte Agaven und einige Cactusstauden sind die einzigen Repräsentanten der Pflanzenwelt. Als ich das erstemal diese Hochebene passirt, ward ich wenigstens dafür durch den freien Blick auf die Schneegipfel des Pic de Orizaba und des dichtbewaldeten Malinche belohnt, aber dießmal waren auch diese durch dichte schwarze Regenwolken verdeckt, so wie alle die schönen Bergformationen welche dieß Plateau umkränzen, in Nebel eingehüllt waren; hohe, scheinbar den Himmel erreichende, sich wirbelnde Sandsäulen waren das einzige was das matte Auge beschäftigte. Um das Melancholische dieser Tour zu erhöhen, fand ich noch in den wenigen Ortschaften, die ich berührte, in den einsamen Hütten, welche ich auf dem Wege traf, nur Jammer und Verzweiflung wegen der Verheerungen welche die Cholera überall daselbst angerichtet hatte. In Tepeyacalco ward ich in das Gasthaus nicht eingelassen, weil so eben die Wirthin an der Cholera gestorben, und als ich in eine andre Fonda (Speisehaus) eintrat, fand ich die Besitzerin in den furchtbarsten Cholera-Convulsionen mit dem Tode ringen, und fast aus jedem Hause scholl mir Angst- und Hülfgeschrei entgegen! In dem einsam stehenden Hause, Hacienda de S. Francisco genannt, einer wahren Räuberherberge — wo ich übernachtete, und wirklich ausgezeichnet gut und wohlfeil bewirthet wurde, brachte ich eine fürchterliche Nacht zu. In einem großen, nicht reinlichen Zimmer schlief ich auf dem steinernen Fußboden mit drei Männern zusammen, deren Gewerbe mir das hochehrbare der Highwaymen zu seyn schien, und welche den Abend den Verdienst des Tages in Spiel und Branntwein verthan hatten; zwei von diesen wurden nun in der Nacht plötzlich krank, mit allen Symptomen der Cholera, ich theilte sogleich mit ihnen allen meinen Vorrath von Kamillen und Pfeffermünze, aber nichts half — der eine starb schon nach 3 Stunden unter den gräßlichsten Flüchen, und den andern verließ ich sterbend als ich den andern Morgen früh um 4 Uhr fortritt, wirklich erstaunt daß ich nicht selbst vor Entsetzen die Cholera bekommen!

Diesen Tag hatte ich nur noch einen kurzen Ritt bis nach Puebla und dabei einen weit angenehmern Weg als den Tag vorher; denn gleich hinter Nopalucan, einem hübschen großen Marktflecken, wo ich gegen 8 Uhr mein Frühstück einnahm, tritt man in das fruchtbare reich angebaute und mit Dörfern, Haciendas und Ranchos übersäte Thal von Puebla ein, und ich sah zu meiner großen Freude meine beiden Lieblinge, die Schneevulcane von Puebla, den Popocatepetl und Iztaccihuatl wieder; den wildromantischen durch Räuberschlupfwinkel berüchtigten Hohlweg zwischen dem Pinal und Acajete passirte ich glücklich, indem ich durch meinen ehrenwerthen D. Antonio allen den vermummten Caballeros, seinen guten Freunden und Cameraden, die mir unterwegs begegneten, als muy caballero, amigo y patron [1] empfohlen wurde, und dieselben darauf gleich durch einen Schluck Branntwein und durch einige Cigarren Freundschaft mit mir schlossen; hinter Amozoque, einem großen Flecken mit 4 Kirchen, überraschte mich noch ein tüchtiger Regenguß, und ganz durchnäßt kam ich um drei Uhr in Puebla an. Hier fand ich nun leider eine sehr gedrückte Stimmung, denn es wüthete gerade die Cholera am heftigsten. Von 232 Erkrankten waren gerade an diesem Tage gegen 200 gestorben, die meisten binnen 3—4 Stunden. Dennoch mußte ich an diesem traurigen Orte zwei Tage bleiben, und konnte dadurch noch dem interessanten Schauspiel beiwohnen, wie die Honoratioren der Stadt, von einer Menge Volks begleitet, in großer Procession von einer Kirche zur andern zogen, um die Befreiung von der Cholera vom Himmel zu erflehen, die Damen in weißen Kleidern, Kopf und Schultern in Mantillas gehüllt und mit Brillanten geschmückt, die Herren in schwarzem Frack, mit weißen Westen und Halsbinden, um den Hals einen Strick, der bis auf die Kniee herabhing, auf dem Kopf einen Dornenkranz und am linken Arm ein Kreuz tragend! Diese Procession durchzog, unter Vortragung von Heiligenbildern, die ganze Stadt, ging von einer Kirche zur andern und dauerte von Mittag bis gegen 5 Uhr Nachmittags; dabei fiel der Regen in Strömen, und die natürliche Folge war, daß den folgenden Tag eine sehr große Menge der Theilhaber an dieser Procession der Cholera zum Opfer fiel!

Da mein Pferd, in Folge der vielen Strapazen, krank wurde, ließ ich dasselbe in Puebla, und fuhr am 22 Julius per Diligence nach Mexico zurück, wo ich tüchtig durchgerüttelt ohne weiteres Abenteuer glücklich ankam. Hieselbst fand ich die Stimmung zwar auch noch ein wenig gedrückt, in Folge der Cholera, doch schon ein wenig belebter, da dieselbe im Abnehmen war, nachdem sie binnen zwei Monaten gegen 16,000 Personen aufs Krankenlager gestreckt und davon 7500 Opfer gefordert hatte (das Maximum waren 660 Erkrankungen an einem Tage (17 Junius) und 238 Todesfälle (24 Junius).

Ich genas in dem gewohnten Klima bald wieder gänzlich, und habe mir es seitdem angelegen seyn lassen, nach Kräften dahin zu wirken, daß ein halbweg annehmbares Colonisationsgesetz zu Stande komme, damit es meinen Landsleuten möglich werde sich in den schönen Gefilden dieses herrlichen Landes eine neue Heimath zu gründen, und habe es durch meine vielfachen Bemühungen doch auch dahin gebracht, daß in dem Colonisationsgesetz von der Deputirtenkammer ein Zusatz aufgenommen worden ist, daß die fremden Colonisten wegen ihrer Religion in keiner Weise belästigt, beleidigt, noch in ihren Rechten gekränkt werden dürfen! Was der träge Congreß und das noch trägere Gouvernement weiter thun werden, weiß ich nicht — doch werde ich keine Mühe scheuen meinen Landsleuten in dieser Beziehung so nützlich als möglich zu werden. Sollte ich durch die nachstehenden Schilderungen meiner Reise in einem kleinen Theil dieses unermeßlichen Landes nur einiges beitragen, die Kenntnisse über diesen Theil des amerikanischen Continents zu erweitern und zu berichtigen, so würde ich mich hinlänglich belohnt fühlen für die viele Zeit, Mühe und Geld, die ich jener Reise geopfert habe, welche mir in meiner Erinnerung stets unvergeßlich bleiben wird. Mexico, am 1 März 1851.

Dr. B. v. Boguslawski

Irische Auswanderung. Die Auswanderung aus Dublin allein vom 1 Julius bis 30 September betrug in diesem Jahr 2361 Personen, im vorigen nur 2167; zudem sind mehr Vermögliche ausgewandert, indem die Zahl der Cajütenpassagiere 121 gegen 49 im J. 1850 betrug. (Shipp. Gaz. 4 October.)

[1] Wahrer Cavalier und sein Freund und Herr

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 245 13 October 1851.

Bemerkungen über Galizien.

(Aus einem Schreiben vom Dunajec in der Besna. Nr. 109. 111 l.)

Die Sitten und Gewohnheiten des Landes, das den Namen Holitsch führt, sind wenn auch mit einigen provinciellen Abweichungen, doch im Wesentlichen dieselben, wie in den andern Landstrichen des alten Polens, indeß haben sie allerdings einige Veränderungen oder vielmehr allmähliche Umwandlungen erfahren, theils durch den Lauf der Zeit, theils durch die andere Gestaltung der politischen Verhältnisse. Die Volksmasse, welche, wie es scheint, nur dem Einfluß der Jahrhunderte unterliegt, nach Maßgabe des geistigen Fortschritts, hat sich am wenigsten verändert; denn der Landmann trägt sich noch eben so, wie zu den Zeiten der polnischen Republik, er wohnt noch in derselben Bauernhütte mit kleinen Fensterchen, singt noch dieselben Lieder, feiert seine Hochzeit, seine Taufen, sein Erntefest auf dieselbe Weise, und wenn es jetzt auch keine Roboten mehr gibt, so wird deren Aufhebung doch erst nach einigen Jahren auf die Veränderung der Gewohnheiten einwirken. Gewiß ist, daß der eigentliche Volkskern sich nicht plötzlich ändert, er bleibt unbeweglich, äußern Einflüssen und Stürmen unzugänglich, und beginnt er zu verwesen, dann muß schon die Rinde um ihn her ganz verfault seyn. Der Kern des Volks, jene schlichten Massen, welche die europäische Civilisation im Gegensatz zu der sogenannten Intelligenz der gebildeten Welt das gemeine Volk nennt, dieser Kern bildet eigentlich die granitne Festung einer Nation, an der sich alle Wellen der äußern Welt brechen; dieser Kern genügt sich selbst, denkt für sich, sendet fortwährend frische, grüne Zweige aus, damit die äußere Rinde sich nicht in fremdartige Theile verkehre.

So ist denn auch der Stamm der polnischen Nation oder das gemeine polnische Volk hinsichtlich seiner Sitten und Gewohnheiten noch durchaus ein und dasselbe, was es unter der Herrschaft des alten Polen war. Der Bewohner der Berge und der Ebenen geht in demselben Geleise, in welchem seine Väter gegangen, und ist auch nützlichen Neuerungen ganz unzugänglich, zum Schrecken eifriger Neuerer im Ackerbau. Führt man z. B. bei dem Adeligen einen neuen Pflug ein, fängt man an andere Furchen zu ziehen, so schaut der Bauer im Flachlande genau aber gleichgültig zu, und sagt: „Ei! was nun? unsere Väter haben das nicht gewußt und haben gelebt und gut gelebt; dahin werden wir auch kommen ohne solche Wunderdinge!“ Alles Neue, Unbekannte, nennt das gemeine Volk verächtlich Wunderdinge, widerliche Unsitte, Thorheit, oder es wird gar nicht berührt, weil es eine fremde, mit seinen alten Gewohnheiten, seinen alten Verfahrungsweisen nicht übereinstimmende Sache ist. Was nicht gewohnt, was nicht im Volke beliebt ist, das gilt geradezu als verwerflich und unangenehm.

Das Leben des gemeinen Volkes sendet unaufhörlich neue Zweige aus, und eignet sich fremde auf seinem Boden angesiedelte Elemente an. Nicht nur daß der polnische oder russinische Bauer seine Sprache nicht verläugnet und seine Volkssitte nicht aufgibt, auch der unter ihnen ansässige Fremde nimmt im zweiten oder dritten Glied die Gewohnheiten, Sitten und Sprache des Landes an, als ob er im Lande geboren wäre. Ich habe in Galizien die deutschen Ansiedlungen gesehen: allenthalben erblickt man bei ihnen ein schleuniges Aneignen der slawischen Gewohnheiten, eine Annahme der Sprache und des hiesigen Volkslebens. Im Kreise von Sandec, in dem Dorfe Kodce am Dunajec, kleiden sich die deutschen Colonisten wie polnische Bauern, sprechen sehr gut polnisch, trinken Branntwein, wie der geborene, benachbarte Pole, und haben sich in allem so polonisirt, als seyen ihre Väter schon vor Boleslaw in diesem Lande geboren worden; der einzige gewöhnliche Unterschied ist, daß sie eine geordnetere Wirthschaft und bessere Wohnungen haben. In Cermin, einem Dörfchen im Kreise Tarnow, sprechen die deutschen Colonisten so vollkommen polnisch, daß man aus ihrer Sprache sie nicht als Fremde erkennt. Doch haben sie in Cermin ihren Kleiderschnitt beibehalten, denn sie hausen auf diesem Boden noch nicht lange; nichtsdestoweniger nehmen ihre Sitten bereits die slawische Färbung an. Die deutschen Ansiedlungen im Russinenlande unterliegen derselben unvermeidlichen Umgestaltung, und der dortige Ansiedler spricht vollkommen russinisch, wie ein Bauer in der Nähe von Przemysl.

Das Landvolk kümmert sich nicht um das Ungewitter der Zeit und ist auch gleichgültig bei dem Wechsel der Gewalt. So ist es allenthalben, bei uns, wie anderswo. Der Bauer zahlt die Steuer, wie er sie ehemals zahlte, und da die österreichische Regierung der Provinz dem Bauernstand gegen den Willen und den Wunsch des Adels große Sorgfalt widmet, so ist ihr der Bauer darum ergebener. Dieß betrifft jedoch mehr die Niederungen, denn die Bergbewohner waren freier, hatten weit weniger Roboten, erfreuten sich alter ihnen von den polnischen Königen verliehener Freiheiten, deren Andenken sie noch jetzt dankbar bewahren. Zudem haben sich in dem Bergvolk alte Gewohnheiten, Sitten, Lieder, Sagen, Sprüchwörter und andere auf die verflossenen Jahrhunderte des alten Slawenthums bezügliche Einrichtungen viel lebendiger erhalten, als in den Ebenen. Unter ihnen ist noch ein Feld offen für die Sammler von Kleschden und Volkssagen, für die Freunde altslowischer Schilderungen. Bei den Thalbewohnern herrscht mehr Verschlagenheit, List und

Erwerbssinn, der Bergbewohner ist aufrichtig, einfach, ohne Rückhalt, wie der von der Civilisation noch unberührte Sohn der Natur, unter ihnen zeigen sich noch sichtliche, dem scharfen Auge des Forschers erkennbare Spuren der heidnischen Zeit der Slawen, so sehr auch das Christenthum seit zehn Jahrhunderten eingewurzelt ist.

Die Volkstracht des gemeinen Volks in Galizien ist gerade noch dieselbe, stereotyp, ohne Veränderung, wie seine Hochzeitsgebräuche. Auch in den Städtchen hat sie sich nicht so verändert, als da, wo das Beispiel der großen Städte den sogenannten französischen oder allgemein europäischen Kleiderschnitt, der in den Städten ausschließlich vorherrscht, nach sich zieht. Bis auf sehr wenige Ausnahmen sind in den Städten jene altpolnischen Mäntel, Röcke, Kontusche, und gestickte, mit Silber und Gold durchwirkte Gürtel verschwunden; nur hie und da geht ein alter Mann, „grau wie eine junge Taube," in diesem vergessenen Kleiderschnitt, wie ein Geist aus alter Zeit unter einem andern Geschlecht. Unter dem Adel hat dieß Zeichen der äußern nationalen Form eine noch größere Veränderung erfahren, bei ihm ist die altpolnische Aufrichtigkeit, Offenheit und Einfalt umgeschlagen in eine glatte, dem Auge gefällige, aber in Wirklichkeit unslawische verfranzte Eleganz. So wechselt alles, eine Form tritt an die Stelle der andern, und so weit das Wesen mit der Form verbunden ist, so weit verraucht auch das Wesen mit der alles umgestaltenden Zeit.

Unter dem öffentlichen politischen Leben in Galizien verstehe ich hier die Stellung der Polen zu ihrem nationalen Seyn, denn von einer andern politischen Beziehung kann hier nicht die Rede seyn. Das berührte Verhältniß zum nationalen Leben hat in Galizien vom J. 1772 an verschiedene Veränderungen erfahren. Nach der Vereinigung Galiziens mit Oesterreich setzte der Adel, in welchem sich der nationale Gedanke abspiegelte, ohne allen richtigen Begriff von seiner Lage, den ganzen nationalen Stolz darin, die Deutschen, d. h. die Beamten jeden Grades, zu verachten, obwohl sich diese damals sehr treuherzig gegen sie benahmen. Abgeschlossen in seinen Dörfern lebte der Adel nur für sich, belustigte sich, wie in den guten Zeiten, und trieb seinen Spott mit dem Landcommissär, welcher kam, um zurückgehaltene oder aus purem Trotz unbezahlte Steuern einzufordern. In ein Amt wäre kein Adeliger um keinen Preis getreten, denn das wäre eine Sünde gegen den Nationalstolz gewesen. So gingen die Sachen von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag, so daß die Eingebornen lange Zeit fast gar keinen Antheil an der Regierungsgewalt, namentlich an der Verwaltung hatten. Gleichgültigkeit, Unthätigkeit und Thorheit waren bis zum Jahr 1830 das Merkzeichen des politischen Zustandes in Galizien, das kann man wohl sagen. Darin stimmten die mit Gewerben und wenigem Handel beschäftigten Städte bei, und nur der Bauer war vollkommen zufrieden mit der Regierung, welche ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandte und noch jetzt zuwendet.

Vom Jahre 1830 an tragen die Dinge einen andern Stempel an sich, und dieser dauerte bis zu den unglücklichen Ereignissen des Jahres 1846, denn als die Revolution im J. 1831 zusammenbrach, verbreitete sich die Emigration über alle Länder Europa's, und ein bedeutender Theil davon blieb auch in Galizien; da begannen wie aus einer schlecht gelöschten Asche neue Gedanken über die Erringung einer nationalen Selbstständigkeit aufzuglimmen. Die Jugend ergriff begierig diese lockenden Ideen, besprach sie unter einander, und verbreitete sie eifrig über das Land. Diesem Anstoß gaben in kurzem, wie mir scheint zuerst seit dem Jahre 1832 die Emigranten, dann auch unter den Einheimischen theils der Adel, theils die akademische Jugend Richtung und Vereinigungspunkt in geheimen Verschwörungen. Dabei nahm man Rücksicht auf alle Formen und Schattirungen von Verschwörung, auf die Verschwörungen der Wilnaer und Warschauer Jugend, so wie auf fremde Verschwörungen, in der Absicht, um aus allen diesen Formen etwas möglichst vollständiges zu Stande zu bringen. In den Jahren 1835, 36 und 37 breiteten sich, wie dieß jetzt allgemein bekannt ist, große Verschwörungen über das ganze Land aus, und umfaßten den akademischen, Handwerker- und Militärstand; letzterer jedoch war sichtlich am schwächsten betheiligt, denn die Theilnahme fand, wie sich aus der Gefangennahme von Militärpersonen ergibt, hauptsächlich nur in Przemysl statt. Die akademische Classe umfaßte alle Schichten und Stände der akademischen Intelligenz, war die zahlreichste, und wußte sich trotz der außerordentlichen Aufmerksamkeit der Polizei mehrere Jahre zu verbergen bis 1840, in welchem Jahre es der Polizei gelang, der ganzen Verschwörung auf die Spur zu kommen, was die Gefangennahme einer großen Anzahl Personen zur Folge hatte. Nach kurzer Zeit jedoch gab eine kaiserliche Amnestie allen diesen Unglücklichen die Freiheit wieder.

Was war damals das politische Leben im Lande? Wohin man blickte, auf die Universität oder aufs Gymnasium, auf den adeligen Hof oder auf die Werkstätten der Handwerker, allenthalben träumte man von Befreiung des Vaterlandes, von der Erlangung der Freiheit, von der Erneuerung des alten Polens in seinen ehemaligen Gränzen. Wer eine andere Meinung hatte, wer einigermaßen mehr Verstand oder Ueberlegung äußerte, oder von der Unmöglichkeit sprach diesen Zweck zu erreichen, der galt für einen schlechten Polen, für einen furchtsamen Hasen oder einen Spion. Die akademische Jugend war entflammt von einer wahnsinnigen Vaterlandsliebe, Tag und Nacht schmiedete sie neue Plane, war sittlich, wie Stoiker, studirte musterhaft, studirte sehr fleißig in der Schule, aber unendlich fleißiger außer der Schule die Kriegskunst, bildete sich in den Wissenschaften, erfaßte begierig die sogenannten liberalen Ideen, und sagte dabei zu sich selbst: laßt uns arbeiten ohne Aufhören, denn es ist für das Vaterland, damit, wenn die günstige Stunde kommt, jeder von uns sich an den Platz stellen könne der ihm gebührt. Sie dachten nicht an Einkerkerung, sie erwogen nicht, daß dieß der Weg zum Verderben des Vaterlandes sey, denn der Wahnsinn kennt keine Ueberlegung. Diesen fieberhaften Stand der Gemüther entzündeten noch die vormärzlichen Gebrechen der Verwaltung, welche dahin führten, daß die Regierung im Lande allein sich den Haß zuzog.

Es verkühlte zwar der Wahnsinn in den ersten Jahren des vierten Jahrzehents, aber der Sturm zog sich neuerdings zusammen, als das in Paris centralisirte Polen unaufhörlich aufrührerische Broschüren ins Land warf, da und dorthin Emissäre schickte und in wahnsinniger eigener Verblendung den Gedanken eines allgemeinen Aufstandes nicht bloß ausbildete, sondern ihn auch durchzuführen unternahm. Diese Gedanken fanden einen starken Widerhall in Galizien, namentlich unter der Jugend, im Adel mit einem Wort in der ganzen sogenannten Intelligenz. Die Sache reichte immer weiter und weiter. Eduard Dembowski, ein Mann von 30 Jahren, mit allen Fähigkeiten von der Natur im höchsten Grade ausgerüstet, ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung, der die Lage des Volks und des Landes durch und durch kannte, wußte leicht jeden in diesen wahnsinnigen Wirbel zu verflechten durch seine ungewöhnliche Beredsamkeit

und die Darstellung der Sache im schönsten Licht. Ich kenne Personen, die sich aus allen Kräften und mit aller Ueberlegung gegen die Revolution stemmten; sobald er zu ihnen kam, verlockte er sie in einem Augenblick und zog sie in seinen Zauberkreis. Es gibt etwa fünf oder sieben Personen von eiserner Ueberlegung im Lande, deren Gewinnung diesem Zauberer nicht gelang; mehr sind es aber gewiß nicht. Es kam der Februar des Jahres 1846, in welchem der Aufstand losbrechen sollte. Als die Leiter sahen, daß die Sache schlecht gehen werde, schoben sie den Termin hinaus, aber dieß Hinausschieben wurde nicht mehr allenthalben hin berichtet, und das daraus entsprungene Unglück ist allgemein bekannt, sowie der fürchterliche Schlag, den Galizien erlitt, und von dem ich sogleich sprechen werde.

Die Strafe kam für das Verschulden, die Gefängnisse waren angefüllt mit Opfern; bloß der eine Anführer, Dembowski, kam um in Podgorze bei Krakau. Ich bin der Ansicht, die Revolutionspartei hätte, wenn sie ihn nicht gehabt hätte, das Land nicht in solches Unglück hineingeführt, sie hätte die Revolution nicht auf diese Stufe hinaufgetrieben, denn der gesunde Verstand der Einwohner des Landes hätte sich diesen wahnsinnigen Ideen widersetzt. Erst nach diesen Ereignissen fing man an, anders zu denken, und es scheint als ob die Vorsehung dem Lande diesen Schlag gesendet hätte, um es radikal zu heilen und auf einen bessern Weg zu weisen, auf einen Weg gesunder Ueberlegung, gestützt auf die Logik und auf historische Erfahrung. Und in der That, wie in Congreßpolen (dem Königreich) die polnische Intelligenz die revolutionären Plane und die Aufstandsbestrebungen nach dem Jahr 1831 unterließ, so hat auch die polnische Intelligenz in Galizien nach den unglücklichen Ereignissen im J. 1846 ihre Denkungsart völlig verändert. Sie sagte ganz wörtlich unter sich: „im J. 1831 ist der Aufstand nicht durchgedrungen, obgleich ein Heer dastand, wie Europa keines hatte, obwohl Waffen, Geld, Ordnung und Folgsamkeit vorhanden waren; wie sollte die Bewegung von 1846 glücken, gestützt auf den guten Willen einer Bauerschaft, die Polen nicht kennt, für das man sich schlagen soll! Dieser Bauer hegt Haß gegen den Adel, und soll mit Hurrahgeschrei gegen die Regierung auftreten, welche seit so vielen Jahren sorgsam bemüht ist, ihn zufrieden zu stellen! Und auch angenommen, daß der Aufstand glückte, womit will man die Revolution aufrecht halten und zu einem Ende führen! Kann man empörte Haufen ohne Taktik, ohne Zucht und Gehorsam den Truppen der Regierung entgegenstellen? Kann Galizien der österreichischen Macht widerstehen, und, auch mit dem Königreich Polen und mit Posen verbunden, dem vereinigten Oesterreich, Rußland und Preußen Widerstand leisten? Der Aufstand ist also ein wahrer Wahnsinn, von dem das Land für immer aus freiem Willen ablassen muß, weil auf dieser Bahn uns nur eine Vernichtung der Kräfte, der Verlust der hoffnungsvollsten Jugend und das Verderben des Landes statt dessen Erneuerung erwartet.“ Jeder der gründlich unsere Verhältnisse vom J. 1846 bis heute kennt, wird mit mir übereinstimmen, daß Galizien unter allen lockenden Umständen an einen Aufstand zu denken aufgehört hat, überzeugt, daß es dem allgemeinen Wohl und seiner Nationalität besser dient, wenn es seine Lebenskraft auf dem Wege allmählichen Fortschrittes und auf der Bahn der Gesetzlichkeit entwickelt. Vom J. 1772 bis zum Jahre 1846 hat man sich wahrscheinlich zur Genüge überzeugt, daß auf dem Wege des bewaffneten Aufstandes das Vaterland nicht wieder ersteht, sondern daß man es nur noch tiefer ins Grab versenkt, denn Staaten sinken weder, noch erheben sie sich in einer Stunde, und einem gesunkenen Reich hat noch nie in der Geschichte eine Verschwörung wieder auf die Beine geholfen.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

(Aus Rafalowitsch's Reise in Unterägypten.)

6. Ankunft am Nildamm. — Eigenschaften des Nilwassers. — Aufstand unserer Matrosen. — Zusammentreffen mit Linant Bey. — Brücken und Schleußen am Dorfe Karinin. — Project eines Canals durch die Landenge von Suez. — Benhael Assel; Herbeitreiben von Ochsen aus Sennaar. — Anut. — Sturm auf dem Nil. — Abusir. — Semennud. — Scheribin. — Ankunft in Damiat.

Am 13 Februar Morgens früh gingen wir zu Fuß nach dem Nildamm, während unsere Barke langsam die letzte Ausbiegung des Raschidarms umfuhr. Ein südwestlicher Wind wehte mit großer Stärke, die Hitze war ausnehmend drückend, und Wolken feinen Sandstaubes erfüllten die Luft. Wir gingen zuerst zum Hauptdirector der Arbeiten, Mengel-Bei, von da zu seinem Gehülfen Mouchlé, durch dessen Hülfe ich eine Gelegenheit zu finden hoffte nach Cairo zu reisen, um mich mit unserm Generalconsul, Hrn. von Fock, zu besprechen. Aber trotz einer Masse von mehr als 50,000 Menschen, die sich hier befanden, trotz der Menge von Officieren, Ingenieuren und andern Beamten konnte ich zu meiner beabsichtigten Reise weder Pferde noch Esel bekommen. Ich mußte also entweder auf einer Barke nach Cairo gehen, und dieß war bei dem herrschenden Südwinde unmöglich, oder 25 Werste dahin und ebenso viel zurück, und in solcher Hitze, zu Fuße machen, und in diesem Falle konnte ich nicht an demselben Tage wieder zurück am Nildamm seyn. Es war nichts zu machen: ich beschloß mein Packet an den Consul einem Baltaschi (Invaliden) anzuvertrauen, den Hr. Mouchlé nach Cairo sandte, und der übrigens, wie ich später zu meinem Vergnügen erfuhr, seinen Auftrag sehr pünktlich ausrichtete. Wir frühstückten bei Hrn. Mouchlé, und kehrten um zwei Uhr Nachmittags auf die Barke zurück, welche inzwischen die Deltaspitze glücklich umfahren hatte, und etwas unterhalb derselben am linken Ufer des Damiatarms hielt. Diesen Arm sollten wir jetzt hinabfahren gegen Norden, und der Südwind, der am Morgen uns entgegen gewesen war, wurde uns für diese Fahrt günstig. Die Matrosen saßen am Ufer und bereiteten ihr Mahl; Hr. d'Arnaud befahl ihnen sich zu spulen, und während er selbst ging, um den ihm bekannten Befehlshaber eines hier liegenden Regiments zu begrüßen, blieb ich auf der Barke. Eine Menge Weiber jedes Alters kamen an diese Stelle an den Nil, um ihre Krüge mit Wasser zu füllen. Ihre Kleidung bestand aus einem blauen, selten völlig ganzen Baumwollenhemd, und einer ähnlichen Taracha auf dem Kopfe; alle hatten das Gesicht unbedeckt, und ich mußte mir in meinem Gewissen sagen, daß sie fast alle ziemlich häßlich seyen; dagegen zeigten sie bei aller dem ägyptischen Stamme eigenen Magerkeit eine Fülle der Formen, namentlich in den Armen und Beinen, und den leichten, graciösen Gang, der mit Recht alle Reisenden entzückt. Aehnlich den Negerinnen hegen diese Frauen eine besondere Leidenschaft zu bunten, namentlich metallenen Verzierungen; fast bei allen sah ich an einem großen Theil der Finger silberne oder bleierne Ringe mit bunten Steinen, eben solche kupferne gedrehte Bracelets — bei den Kindern von Glasperlen — an den Handgelenken, Halsbänder von Glasperlen, Korallen oder einen massiven metallenen Reif um den Hals, Ohrringe, gewöhnlich zwei in einem Ohr u. s. w. Die Weiber gingen bis ans Knie ins Wasser mit ihren Ballasen, wuschen sehr sorgfältig den Nilschlamm von Händen, Füßen und den Krügen selbst ab, und füllten dann diese letztern mit Wasser, das an dieser Stelle sehr unrein ist, da eine Menge Menschen hier ohne alle Scheu, coram populo am hellen Tage, alle ihre Bedürfnisse befriedigt. Der Boden der Ballase ist ausgebaucht, trotz dessen aber und trotz ihrer Schwere tragen die Aegyptierinnen dieselben auf dem Kopfe, ohne sie auch nur mit den Händen zu halten, und mit dieser Last gehen sie sichern und schnellen Schritts das steile und hier an den Uferaufwürfen sehr hohe Ufer hinauf

Es wäre eine Gewissenssache, hier nicht auch einige Worte über das Nilwasser zu sagen, über welches die Araber das Sprüchwort haben, „wenn Mahammed es auch nur einmal gekostet hätte, so würde er Gott um die Unsterblichkeit gebeten haben, um es ewig genießen zu können." Das Wasser ist in der That das reinste und vorzüglichste, was ich in drei Welttheilen zu trinken Gelegenheit hatte, mit Ausnahme jedoch des Wassers aus einem Bach, der durch das Städtchen Baalbek in Syrien führt und das nach meinem Geschmack noch vorzüglicher ist. Im Nil ist das Wasser (el-muoje [1]) fast das ganze Jahr hindurch sehr schmutzig, durch eine Beimischung gelblichrothen Schlamms, den es in großer Menge enthält, und der ihm die Milchkaffeefarbe mittheilt; nur im Frühjahr wird es etwas heller. Das gemeine Volk trinkt es entweder in diesem Zustande, in welchem es übrigens seinen Geschmack in der ganzen Annehmlichkeit behält, oder läßt das Wasser sich setzen; um dieß zu beschleunigen, werden die Seitenwände des Gefäßes im Innern mit bitteren Mandeln bestrichen,[2] davon wird aber das Wasser nicht völlig durchsichtig. Bei wohlhabenden Leuten filtrirt man es durch die in Kenne, einer Stadt Oberägyptens, bereiteten großen Krüge (sir), mit mehr als fingerdicken Seitenwänden. Solche Krüge enthalten mehrere Wedras, der Boden ist ausgedehnt in einen langen, spitzigen Kegel, und man stellt ihn auf einen hölzernen Dreifuß, welcher genau in dieser Form schon im hohen Alterthum üblich war, ebenso wie die Sir selbst, was man aus den Gemälden sieht, die an den Mauern von El Kab und in andern Hypogäen dargestellt sind. Hat man diese Krüge mit frischem, schmutzigem Wasser aus dem Nil gefüllt, so reibt man dann die Wände derselben mit Alaun ein, die man zu diesem Zwecke in großen Haufen stets im Vorrath hält. Nach dem Zeugniß Lord Macartney's wenden die Chinesen dieß Mittel der Wasserreinigung gleichfalls an. Ich bemerkte, daß das Wasser das erstemal durch einen neuen Sir hindurchsickert, zwar ganz durchsichtig herauskommt, aber roth wie Blut, ohne übrigens einen Nebengeschmack zu haben, später wird es heller und die Farbe des Wassers wird die des Bernsteins; am zweiten Tage erhält man es schon völlig farblos und rein, wie Krystall, und in diesem Zustande verdient es ganz das Lob, das ihm die alten, wie die jetzigen Aegyptier spenden. Die letztern sagen, daß ein Fremder, der einmal von diesem Wasser getrunken habe, unfehlbar zurückkehren müsse, um es zum zweitenmal zu trinken. Genaue chemische Untersuchungen haben bewiesen, daß es fünfmal reiner ist, als durchgeseihtes Seinewasser in Paris, und in Apotheken und zu andern technischen Zwecken bedient man sich desselben statt destillirten Wassers, ein nicht ganz unbedeutender Umstand in einem Lande, wo das Brennmaterial so theuer ist. Das Nilwasser ist ebenso leicht, als angenehm im Geschmack, und in welcher Qualität man es auch trinken mag, es stört und belästigt den Magen niemals. Maillet sagt in seiner Beschreibung Aegyptens: das Nilwasser nehme unter den andern Wasserarten denselben Rang ein, wie der Champagner unter den Weinen, und es wäre schade, wenn das Klima Aegyptens minder drückend wäre, weil man dann dieß vortreffliche Wasser mit geringerer Gier tränke. Die arabischen Schriftsteller haben viel gelehrte Dissertationen über das Nilwasser, seine Eigenschaften und Wirkungen geschrieben; einige schreiben ihm die Ursache der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit der ägyptischen Frauen zu. Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade wir berechtigt sind, von den verschiedenen Elementen, innerhalb deren der menschliche Organismus lebt oder von denen er sich nährt, wir berechtigt sind, in Einem ausschließlich die Wirkung auf die reproducirende Kraft zu suchen, aber in meinen Augen hat die Ansicht eines Arztes, den ich später in Damiat sah, und der behauptete, daß gerade umgekehrt der Nil wenigstens eine Nebenursache der unter den Frauen der Fellahs so häufigen Fehlgeburten sey, viel wahrscheinliches. Dieser Arzt, Hr. Meggia, glaubt, daß die Fehlgeburten zum Theil von der im Lande allgemeinen Sitte, die schweren Wasserkrüge auf dem Kopfe zu tragen, herkämen. In der That erfordert das Aufheben eines solchen vollen Ballas, wobei die Frau sich niederkauern und dann mit einer angestrengten Bewegung der Hände nach oben den Krug auf den Kopf heben muß, eine sehr bedeutende Zusammenziehung des Diaphragmas und der Bauchmuskeln, was einen schädlichen Einfluß auf die inneren Geschlechtsorgane einer schwangern Frau ausüben kann.

Hr. d'Arnaud kam nach fünf Uhr und unsre Mannschaft war noch immer am Ufer mit ihrem Mittagessen beschäftigt. Er befahl den Matrosen nach der Barke zurückzukehren, sie zögerten aber lange, weigerten sich, kamen endlich, wollten aber nicht abstoßen, begannen zu murren und brachen endlich in offenen Aufstand aus. Ermüdet durch die unmäßige Arbeit und das Ziehen des Schiffs während einer ungewöhnlich langen, zehntägigen Fahrt von Atfeh nach der Deltaspitze; gequält überdieß durch eine für eine nubische Haut empfindliche Kälte und Feuchtigkeit, die wir auf dem Weg von Raschid her zu ertragen gehabt hatten, wollten die Matrosen nicht mehr nach Damiat gehen, wohl wissend, daß sie dort dasselbe Loos erwarte, und verlangten, daß wir sie nach Cairo entließen. Mein Reisegefährte, Hr. d'Arnaud, ein im allgemeinen sehr stiller und guter, aber heftiger und an ägyptisches Verfahren gewöhnter Mann, suchte sie vergebens zu beschwichtigen; da er aber endlich sah, daß sanfte Worte ihre Wirkung verfehlten, so hielt er es für nöthig zu Maaßregeln der Strenge seine Zuflucht zu nehmen: er ergriff den schweren Ingenieurstab, und begann die zwei Hauptmeutern tüchtig durchzuprügeln. Da erhob sich ein furchtbarer Lärm und Tumult. Schaaren von Soldaten und Weibern liefen am Ufer zusammen, die Matrosen packten ihre Sachen zusammen, und verließen die Barke, und wir blieben in ziemlich unangenehmer Lage zurück, allein mit dem Capitän und Steuermann. Aber die Soldaten, die Zuschauer dieser Scene, begannen, statt für ihre Glaubensgenossen Partei zu nehmen, der flüchtigen Mannschaft zuzureden und sie dringend zu ermahnen, ihrem Befehlshaber, dem Bimbaschi, d. h. Major, denn dieß war der damalige Rang d'Arnauds im ägyptischen Dienst zu folgen, und ihnen alle Folgen eines solchen Ungehorsams vorzustellen. Allmählich beschwichtigte sich die Erbitterung der Nubier, das Geschrei verstummte, die Deserteure kehrten einer nach dem andern auf die Barke zurück, dann wurden die Segel ausgespannt, und um sechs Uhr Abends fuhren wir weiter, den Strom hinab.

Ich habe diesen Vorfall genauer geschildert, um zu zeigen, bis zu welchem Grade die eiserne Energie Mehemed Ali's die Fellahs gebrochen hat. Vor 25 oder 30 Jahren hätte ein Europäer nie gewagt, die Hand gegen einen Rechtgläubigen aufzuheben, und wenn er es gewagt hätte, so hätte er es theuer bezahlt, wie Beispiele vorliegen. Jetzt ist es nicht mehr so! Die Soldaten nahmen einstimmig Partei für den Giaur gegen die beleidigten Moslems, selbst die Weiber, und nur einige kleine Mädchen die gehört hatten, daß ein Franke die Matrosen züchtige und nach meiner Mütze glaubten, daß ich es seyn müsse, liefen lange am Ufer her gegen die Barke zu und riefen: nusrani, leie tydrab el muslimin; (Christ! warum schlägst du die Moslems?) Nach einer Stunde war die Disciplin wieder hergestellt, der Wind blies günstig, die Matrosen setzten sich im Kreise aufs Verdeck, und sangen ihre Lieder; ein junger Nubier, Mohammed, der Liebling der ganzen Mannschaft, tanzte wie früher einen wilden, etwas unanständigen nubischen Tanz; der Vorfall ließ nicht die geringste Bosheit in den Seelen dieser Naturkinder zurück, und ein tüchtiger Bakschisch, den ich ihnen zum Ankauf eines Hammels gleichsam ohne Vorwissen, doch natürlich mit der Zustimmung meines Reisegefährten, schickte, löschte vollends alle Erinnerungen an die empfangenen Schläge aus ihrem Gedächtniß aus.

(Fortsetzung folgt.)

[1] In Syrien richtiger el-ma gesprochen, im Spanischen bedeutet Alema das Wasser, das zu Bewässerungen dient, und von den Nachbarn der Reihe nach verwendet wird.

[2] Champollion-Figeac sagt, daß diese Reinigungsmethode schon bei den alten Aegyptiern üblich gewesen sey.

Gegossenes Leder. Zu Abingdon im Staate Massachusetts ist eine Fabrik, wo Lederabfälle zu einem groben Pulver zerkrümelt werden. Dieß Pulver erhält durch verschiedene Gummiarten Festigkeit, und sieht dann aus wie gegossenes Leder. Man kann es in diesem Zustande nach Gefallen behandeln. (Monit. industr. 9 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 246. 14 October 1851.

Die historischen und archäologischen Studien in den französischen Provinzen.

Man muß es immer als ein sehr gutes Zeichen des öffentlichen Geistes ansehen, wenn sich eine mehr oder minder tüchtige Beschäftigung mit den Alterthümern eines Landes zeigt: es ist dieß nicht bloß ein Studium, das sich über die materiellen Lebensbedürfnisse und Strebungen erhebt, sondern auch die wissenschaftliche Grundlage des dunkeln Gefühls, das den ungebildetern Menschen an die Scholle fesselt, auf der er geboren ist. Archäologische Studien werden zwar nie das Eigenthum der großen Masse werden, weil sie zu vielfache Kenntnisse und einen zu klaren Kopf voraussetzen, aber die Resultate solcher Bestrebungen können sehr wohl bis in die unterste Schichten des Volks dringen, so wenig dieses den Gang solcher Studien zu beurtheilen vermag, und so sehr es oft, leider manchmal nicht mit Unrecht, die Alterthumsforscher belächelt, die an dem Scherbengericht, das ein gezogener Wassergraben ihnen versetzt, zuweilen eine kindische Freude haben. Abusus non tollit usum. Man muß die Narrheiten und Kleinlichkeiten auch mit in den Kauf nehmen, wenn man die Sache will. Wir haben früher schon (i. Jahrgang 1847) aus der Revue des deux Mondes eine Uebersicht der wissenschaftlichen Vereine in der Provinz gegeben, und kommen jetzt, da die genannte Zeitschrift (Nr. vom 1 Sept. und folgende) eine Uebersicht der neuern Leistungen gibt, darauf zurück. Für die Revue des deux Mondes ist die Erscheinung eigentlich eine Herzenserleichterung bei den wirren Verhältnissen des Landes, die ihr, wie noch manchen andern, nicht wenig Sorge machen und sie flüchtet sich mit Vergnügen in ein Gebiet, wo der politische Streit verstummt, und das Getreibe der Parteien nicht hinreicht, wo vielmehr alle in der Erkenntniß der Geschichte des gemeinsamen Vaterlandes einen Vereinigungspunkt finden.

Der Verfasser der Schilderungen, Ch. Louandre, leitet sie folgendermaßen ein: Wir beschränken uns hier ausschließlich auf Geschichte und Archäologie, und selbst die hieher einschlagenden Werke sind allzu zahlreich, als daß wir sie alle untersuchen könnten. Einige verlohnte es sich auch gar nicht der Mühe zu nennen, und auf der Reise durch das alte Frankreich werden wir es machen wie die Touristen die nur an den interessanten Ruinen anhalten. Die historischen Studien, einen Augenblick durch die Ereignisse des Jahres 1848 gehemmt, haben ihre ganze Thätigkeit wieder gewonnen, namentlich in Flandern, Artois, der Picardie, Normandie und Burgund, und man erstaunt in der That über die Fortschritte des Wissens in den Provinzen. Form und Methoden haben sich wesentlich verbessert, die Gelehrten beschränken sich nicht mehr ausschließlich auf archäologische Gegenstände, sie umfassen die vergangene Zeit in ihrer Gesammtheit durch das Studium der Thatsachen, der Sitten und der Einrichtungen, und wie die deutschen Eroberer, welche das Gebiet der alten galloromischen Städte zerstückten und unter sich theilten, so haben auch sie das ungeheure Gebiet der Geschichte in eine Unzahl von Lehen und Afterlehen getheilt, die dann der Akademie der Inschriften den Vasalleneid leisten. Geistliche und Laien, Bürger und Bannerherren, jeder ist da auf seinem Gebiet und sucht, wie die Lust ihn treibt, der nach goldenen Solidis, ein anderer nach Büchern mit Bildern (imagiés); man forscht nach den verlöschten Wappen des Adels, nach seinen Zügen ins Morgenland, seinen Kriegen und Bündnissen, oder auch nach der Arbeit der kleinen Leute (gens de petit état) und den Leiden des armen Volkes in diesem Mittelalter, wo es oft nur mit Mühe sein Brod fand, wo die Pferde des Feindes das Korn grün fraßen, das die Menschen nähren sollte, und die Könige von Frankreich selbst oft nicht die Taufe ihrer Kinder zahlen konnten. Auf allen Punkten des Gebiets sucht man die alten Erinnerungen wieder heraufzubeschwören. Man scheint, um der Unruhe und Noth des Augenblicks und den Befürchtungen der Zukunft zu entgehen, sich voll Traurigkeit auf die Vergangenheit zu werfen. Um das Inventar aller der Bücher zu entwerfen, welche von den alten Zeiten reden, um den Gelehrten zu folgen, ohne sich in den noch so zahlreichen Geheimnissen unserer Vergangenheit zu verirren, ist die einzig passende Ordnung die, welche die Bibliographen in den Katalogen der auf die Geschichte des alten Frankreichs bezüglichen Bücher annehmen, nämlich die geographische Ordnung der alten Provinzen. Wir beginnen also mit

1. Flandern und Artois.

In diesen schönen Provinzen stehen Lille und Arras als alte Hauptstädte und neue Hauptorte an der Spitze der historischen und archäologischen Bewegung. Einer der ausgezeichnetsten Repräsentanten der Provinzialgelehrsamkeit, Hr. Leglay, Archivar von Lille und Correspondent des Instituts, hat unter dem Titel, Cameracum Christianum, das wichtigste Werk herausgegeben, das seit langer Zeit über die Kirchengeschichte des nördlichen Frankreichs erschien. Es behandelt die Zeit der Entstehung des Christenthums im dritten Jahrhundert, und die wirklichen Thatsachen sind sehr klar von dem legendenhaften Theile geschieden. Eben dieselben Vorzüge finden sich auch in dem „topographischen Glossar des alten Cambresis“ von demselben Verfasser, der aus einer dürren Nomenclatur ein wahres Muster von Gelehrsamkeit ge-

macht hat. Hr. Leglay fährt übrigens fort ein Inventar der Archive der Grafen van Flandern zu entwerfen, was an sich schon eine ungeheure Arbeit ist.

Das Buch eines Hrn. Louis de Bäcker, „les Flamands de France“ betitelt, behandelt einen jener germanischen Stämme, denen die Vorsehung die Mission der Erneuerung der heidnischen Welt gegeben zu haben scheint; aber während die tiefer in Frankreich eingedrungenen Deutschen längst in der Gesammtmasse der Nation aufgegangen sind, haben die Flamänder ihr ursprüngliches Idiom bewahrt. Die Ecke des französischen Gebiets zwischen dem Ocean im Norden, der Aa im Westen, der Lys im Süden und der belgischen Gränze im Osten zeigt auf einer Oberfläche von 60 Kilametres Länge und 40 Kil. Breite das classische Land des Flämischen oder Niederdeutschen, das sich troß der französischen Eroberung seit zwei Jahrhunderten nicht verändert hat, und so rein sich erhielt, daß ein Franke des 8ten Jahrhunderts, der aus dem Grabe erstiege, wohl ohne sonderliche Mühe sich mit den Bauern um Dünkirchen und Hazebruck unterhielte. Zweiundneunzig Gemeinden Frankreichs haben nach die ursprüngliche Sprache des Stammes erhalten, der Frankreich seinen Namen gab.

Die ältesten Denkmale der flämischen Litteratur sind Gedichte die von einer Art Barden gesungen wurden, die man mit dem Namen „Vinder“ bezeichnete. Diese Gedichte, welche Bäcker in seinem Buche theils analysirt, theils übersetzt, haben einen kräftigen einfachen Charakter, wie man ihn nur in ganz primitiven Dichtungen findet. Aus den Vinders, welche anfangs einsam herumzogen, sind wahrscheinlich die sogenannten Rederyker Kammern hervorgegangen, indem die Vinder sich in Gilden, d. h. in religiöse und litterarische Bruderschaften vereinigten, wie die Bürger der befreiten Städte sich zu Gewerbs- oder Kriegsgenossenschaften vereinigten. Die Rederyker Kammern begannen damit, auf Wagen, mitten in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen Darstellungen stummer Scenen zu geben, deren Gegenstand den Mysterien des christlichen Glaubens, den Erinnerungen an die Kreuzzüge nach Jerusalem oder den Pilgerfahrten nach Compostella entnommen war; später erst wurden dialogisirte Scenen auf diesen Theatern und selbst in Privatwohnungen bei großen Festen aufgeführt. Diese Kammern waren regelmäßig organisirt, durch freundschaftliche Verhältnisse unter einander verbunden, und einer regelmäßigen Hierarchie unterworfen: sie hatten einen Kaiser, einen oft erblichen Fürsten, einen Ehrenpräsidenten, einen Fahnenträger, manchmal selbst einen Possenreißer, und unter dem Namen „Factor“ einen Dichter, der die Theaterstücke zu verfassen hatte, so wie die Verse, die man bei großen Festlichkeiten vortrug. Glänzende Concurse unterhielten einen thätigen Nacheifer zwischen den Städten, und die in den großen Gemeinden unter dem Namen „Kleinode des Landes,“ in den kleineren unter dem Namen „Kleinode der Hecke“ bekannten Preise belohnten die Sieger in diesen poetischen Kämpfen. Im 16ten Jahrhundert wurden die litterarischen Bruderschaften Flanderns durch den Geist der neuen Zeiten so zu sagen ihren friedlichen Ueberlieferungen entrissen. Die politischen und religiösen Fragen waren damals an der Tagesordnung, und im J. 1539, als die Rederyker Kammer von Gent das Programm: „was ist der größte Trost des Sterbenden?“ zum Concurs ausschrieb, schickten zahlreiche Concurrenten von allen Theilen Flanderns Abhandlungen ein, in denen sie die spanische Politik, den Papst, die Mönche und die Indulgenzen zumal angriffen. Die Poesie ward vergessen um der thätigen Polemik willen, und der durch die fremde Herrschaft niedergedrückte Nationalgeist der Flamänder erhob sich mit merkwürdigem Eifer in diesen litterarischen Turnieren, welche von den Gouverneuren der Niederlande verboten wurden. Als durch den Aachner Frieden Flandern definitiv mit Frankreich vereinigt wurde, behauptete sich die nationale Litteratur und Sprache unter der neuen Herrschaft, wie ehemals unter der spanischen, und das Zeitalter Ludwigs XIV war für Westflandern eine Epoche glänzender litterarischer Thätigkeit. Dünkirchen wird stets mit Stolz den Namen Michael van Swaen, den Verfasser einer Uebersetzung des Cid, einer eigenen Tragödie, „die Abdankung Carls V“ und verschiedener andern Gedichte nennen, die nach dem Urtheil von Kennern der flämischen Sprache Schönheiten ersten Ranges enthalten und den Stempel einer wahren religiösen Begeisterung tragen. Auch das 18te Jahrhundert hatte seine Plejade, und selbst in unsern Tagen haben einige Dichter mit der Liebe zur alten Nationalität die poetische Gewandtheit, wie den Tagsgebrauch ihrer Sprache bewahrt: Hubben von Dünkirchen, Bertein und Vels von Wormhout, van Rechem von Hazebruck sind in unserm Jahrhundert die letzten Repräsentanten der Vinders. Van Rechem namentlich erinnert durch sein Leben, seine Armuth und seinen Glauben an die Dichter des Mittelalters. Van Rechem, ein sanfter, liebenswürdiger Mann trieb fast ein halbes Jahrhundert lang das Gewerbe eines Hausanstreichers, sang bei Hochzeiten selbstgefertigte Lieder, und wenn eine Familie eines ihrer Mitglieder durch den Tod verlor, sprach er am Rande des Grabes Verse, gleichsam um ihm ein ewiges Lebewohl zu sagen und die Lebenden zu trösten. Alt und krank geworden, aber stets gefaßt, erhielt van Rechem in seiner Vaterstadt einen Platz im Spital, und hatte längst der Poesie entsagt, als er im Februar 1848 unter seinem Fenster auf dem freien Platz von Hazebruck einen Freiheitsbaum pflanzen sah. Da improvisirte er ein Gedicht, sein letztes, das mit den Worten beginnt: „der Baum der Freiheit ist gepflanzt, gebe der Himmel daß er wachsen könne, und daß man ihn zum Glück des Vaterlandes zeitig ausreinige. Es ist ein Baum, der weite, aber auch manchmal wilde Zweige treibt, man muß dafür sorgen, daß sie entfernt werden.“ Welche Lehre in diesen wenigen Linien, und welcher Unterschied zwischen diesem gesunden Hausverstand und dem gemachten Enthusiasmus der Arbeiter-Dichter, und mancher anderer, die keine Arbeiter sind.

Bäckers Buch, das außer dem philologischen und literarischen Theil auch einen archäologischen enthält, gibt manches Interessante, es fehlt ihm aber an Bedeutung und Methode. Er sollte selbst die wilden Zweige ausschneiden und sich namentlich auf eine „Geschichte der flämischen Literatur im nördlichen Frankreich“ beschränken.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über Galizien.

(Schluß.)

Die Litteratur ist ein Bild des Volkslebens. Aus der Litteratur erkennt man wie aus einem kleinen Bilde alle Schattirungen der Sitten, der Zustände und Gestaltung eines Volks. Das alte Polen ist somit durch seine eigene Schwäche gesunken, denn auch seine Litteratur stund in Gemäßheit der gesunkenen Bildung des Volks auf einer sehr niedrigen Stufe zu allen Zeiten der Stanislause und der Viertheilung, welche nur die künstliche Erhitzung des Volksbewußtseyns förderte. Die Schriftsteller aus der Stanislauszeit sind Leute, die mehr für die Unterhaltung schrieben, um die Zeit todt zu schlagen, um sich und andere zu verblenden, und dadurch das Sinken der einst so blü-

henden Nation zu fördern. Diese Verzweiflung des Volksgeistes, diese Unthätigkeit und den Mangel geistiger Energie erkennt man leicht bei jedem Schriftsteller aus dieser Zeit, sowie die Nachahmungssucht aus Mangel an eigener Originalität.

In Galizien war es eben so, wie sonst allenthalben, ja noch schlimmer, weil das Land ziemlich entlegen ist von Warschau, dieser Mutter des Volkslebens, wo doch der Volksgeist einigermaßen noch sich erhielt, namentlich seit dem Jahre 1750. In Galizien war damals weniger geistige Bewegung, als auf der andern Seite der Weichsel, und diese geringe Bewegung hörte nach dem Jahre 1772 geradezu ganz auf. Galizien war zu jener Zeit bis so ziemlich zum J. 1830 ein polnisches China in litterarischer Beziehung. Auch nicht Eine Zeitung, auch nicht Ein periodisches Blatt kam in dieser ganzen Zeit heraus, um der Welt zu beweisen, daß hier Polen sind, die ein Siegmundisches Zeitalter hatten. Als im Königreich Polen vom J. 1815 an die constitutionelle Bewegung begann, und die Aufklärung mit raschem Schritt vorwärts ging, als die Universitäten Warschau und Wilna in der That aufgeklärte Männer für die Nation lieferten, als die Sniadecki und Lelewel u. s. w. in vollem Glanz blühten, als Gymnasien gegründet wurden, welche eine ächte Vorhalle der Universität waren, damals lernte man in Galizien nur die deutsche Sprache und polnisch schrieb niemand, außer etwa an seine Frau oder seinen Bruder. In den spätern Jahren ist mitten unter diesem allgemeinen geistigen Schlummer als eine ganz besondere Ausnahme auf dem Schauplatz der Literatur erschienen Jan Nep. Kamienski, der den „Halicanin“ (Galizier) schrieb und mit ihm einige Lemberger Literaten. Kamienski hatte unter ihnen am meisten Bildung, arbeitete an der Erhebung des polnischen Theaters in Lemberg und gewann dadurch ein großes Verdienst um das Volk. Nicht minder bedeutend sind seine Untersuchungen über die polnische Sprache, welche das Zeugniß ablegen, daß er ein eben so tiefer Forscher und Denker über den Bau der Sprache ist. Uebrigens war das Land in dieser Beziehung in tiefen Schlummer versenkt, die Universitätsjugend spielte Karten, und lernte nur, um die Schulprüfung machen zu können. Außerdem suchten sie Händel mit den Juden und hie und da mit dem Militär.

Erst nach dem Jahr 1831 begann eine gewisse literarische Bewegung, obwohl noch in der Stille und sehr bescheiden. Die Jugend beschäftigte sich mehr mit ihrem Studium, einzelne Schriftsteller arbeiteten in verschiedenen Zweigen, und obwohl ihre Arbeiten selten das Tageslicht sahen, so hob sich doch im Ganzen genommen die Intelligenz bedeutend. Lemberg war und ist seitdem der Brennpunkt der galizischen Literatur. Das Institut der Ossolinski, obwohl der Oeffentlichkeit nicht zugänglich, gab doch seine Zeitschrift heraus. Magnuszewski erglänzt als ungewöhnliches Licht im polnischen Drama und August Bielowski forschte in der Volksgeschichte und arbeitete unermüdlich auf diesem Felde. Die Arbeiten der Borkowski sind theils schöngeistig, theils historisch, und verdienen auch sonst die allgemeine Beachtung. Man begann da und dort auch einen Blick auf die Literatur anderer slawischer Stämme zu werfen, von der man sich vorher nichts hatte träumen lassen, und machte sich allmählich mit der böhmischen, serbischen und russischen Literatur bekannt. Mit Einem Wort, das Emporkommen eines literarischen Geistes ist augenscheinlich, und jetzt steht die Bildung in Galizien um 100 Procent höher als vor 20 Jahren. Namentlich geht jetzt aus der Lemberger Universität eine ganz andere Jugend hervor, sie bildet sich, arbeitet emsig in den Wissenschaften, und wenn es der Himmel zuläßt und die Umstände günstig sind, so werden wohl mit der Zeit auch schöne Proben auf dem Felde der Nationalliteratur sich zeigen.

Namentlich jetzt, wo seit der Reorganisation der galizischen Schulen die polnische Sprache die Lehrsprache auf den Gymnasien und auf der jagellonischen Universität in Krakau ist, jetzt lassen sich auch günstige Folgen der geistigen Arbeit für die Zukunft hoffen. Früher mußte das Königreich Polen den Vorrang vor uns haben, weil in Galizien in den Schulen nur in deutscher Sprache unterrichtet wurde. Wo die Form vernachlässigt ist, da ist es schwer das Wesen der Wissenschaft zu gewinnen, denn die Form ist mit dem Wesen der Sache so eng verbunden, daß mit der Vernichtung des einen ganz nothwendig auch das andere vernichtet wird. Die zuerst in Idealen und politischen Träumen verlorene Zeit benützen jetzt die Polen mit dem besten Fortgang zur Beförderung der Volksaufklärung auf dem gesetzlichen Weg. Wie viel Kräfte sind brach gelegen! Wie viele fähige Jünglinge seufzten in Ketten ohne Vortheil für ihr Vaterland! Wie viele Köpfe, die in den alten Planen umherschwankten, verschwendeten ihr Leben in schläfriger Gleichgültigkeit! Jetzt, wo sich ihnen ein Feld der Thätigkeit eröffnet, wird es gewiß anders werden, es wird anders werden zum wahren Vortheil des Landes, denn aus der Umwandlung unserer politischen Stellung wird später eine neue Zeit in der polnischen Literatur hervorgehen!

Die Indianer Mexico's.

(Nach den neuesten amerikanischen Quellen von Dr. K. J. Clement.)

Die Republik Mexico enthält gegenwärtig nicht über 250,000 weiße Bewohner; der Rest — 6 bis 7 Millionen — besteht theils aus eingeborenen Indianern ungemischten Bluts, theils aus Mischlingen zwischen den Weißen und Indianer (Mestizos), nebst einer kleinen Anzahl Neger und Mulatten (Mischlinge von Weißen und Negern). Von diesen 6 bis 7 Millionen machen die Indianerstämme über die Hälfte aus, und umfassen den einzigen Theil der Bevölkerung, welcher irgend eine industrielle Thätigkeit entweder in der Cultur des Bodens oder in der Verfertigung von Hausartikeln und Landesfabrication aufweist. In der Nähe der Städte tragen sie das Gepräge einer unterjochten Race, wo sie aber noch in abgetrennten Dörfern und Gemeinen für sich bestehen, da zeigen sie viel Stolz und Unabhängigkeit des Charakters, und scheinen mit Verachtung auf diejenigen hinzusehen, welche sie beraubt und unterdrückt haben, während sie in sittlichem Gefühl und geistiger Entwicklung eine Superiorität über dieselben behaupten. Besonders artig und wohlwollend sind sie gegen Fremde. Auch zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie die ehrenhafteste und zuverlässigste Race in der Republik Mexico sind! Von den Weißen und Mestizen sind sie ihrer werthvollsten Ländereien beraubt worden, doch sind sie noch immer im Besitz von zahlreichen Zwischenthälern in den Bergen herum und sehr häufig, so weit als es dienlich und benutzbar ist, bebauen sie das Land an den Bergseiten. In Cholula sind sie Eigenthümer des Bodens, und dort sind selbst die Seiten der weit berühmten Pyramide aufgehauen, um dieselben theilweise nutzbar zum Anbau zu machen. In jener Gegend, wo sie völlige Gelegenheit haben, ihren natürlichen Charakter zu zeigen, sind sie ausnehmend betriebsam, und ihre Landstellen übertreffen im Ertrag und hübschem Aussehen alle andern in Mexico. Wenn man diese Indianer-Farms von irgend einem erhabenen Punkt der großen Pyramide aus betrachtet, so bieten sie den Anblick eines ungeheuer großen und schön gewürfelten Gartenbeets dar. Von diesem Element der Bevölkerung Mexico's abgesehen, ist es die Meinung eines großen Theils der intelligenten Classe dort, daß Mexico, so weit als seine gegenwärtige herrschende Bevölkerung in Betracht kommt, so gesunken ist, daß es sich nicht mehr wird erheben können.

Wanderungen in Aegypten.

8. Ankunft am Nildamm. — Eigenschaften des Nilwassers. — Aufstand unserer Matrosen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wir fuhren fast die ganze Nacht fort, so daß wir am andern Tage, 14 Februar Morgens, uns schon bei dem Dorfe Telle befanden, das auf dem rechten Nilufer liegt, fast in einerlei Breite mit Terraneh, von welchem früher schon die Rede war. An diesem Orte kam uns eine große Barke entgegen, von der aus die Matrosen zu unserer Mannschaft herüberriefen; es war dieß die Dahabie Linant-Beys, des bekannten französischen Ingenieurs, der die Verbindungsstraßen in Aegypten unter sich hat. Wir hielten an, um ihn zu besuchen, und in der Zwischenzeit drehte sich der Wind und wehte gerade von Norden; Linant Bey schlug uns deßhalb vor, mit ihm umzukehren nach dem Dorfe Karinin, um die dort von ihm gebaute große Brücke mit Schleußen, an der Ausmündung des Canals Bahr Schibin, der den ganzen mittlern und nördlichen Theil des Deltas mit Wasser versieht, zu besichtigen.* Der Canal läuft von Karinin nach der Stadt Tanta, ein Zweig desselben, der zur Zeit der Ueberschwemmung schiffbar ist, ergießt sich in den See Burlos, ein anderer, auf dem nur kleine Barken fahren, fällt bei Fasestal in den Raschidarm. Die Brücke bei Karinin ist ganz von gehauenen Steinen und sehr sorgfältig gearbeitet; man hat sieben Jahre daran gebaut und sie ist erst seit kurzem vollendet worden. In das Geländer wollte man eine große Marmorplatte einfügen mit einer langen arabischen Inschrift, in welcher unter anderm auch mit gebührendem Lobe des Erbauers Hrn. Linant, erwähnt wird; letzterer theilte uns diese Thatsache mit als einen neuen Beweis, wie weit entfernt von allem religiösem Fanatismus Mehemed Ali sey. Die Brücke hat zehn Bogen; die Schleuße in der Mitte, nach einem neuen von Linant-Bey erfundenen System erbaut, schließt sich zur Zeit der Ueberschwemmung und öffnet sich, wenn der Nil den bekannten Punkt des Wachsthums erreicht hat, von selbst. Die durch die Schleuße fahrenden Barken zahlen fünf Fadd von jedem Ardeb, den sie geladen; für den Zug der Menschen und Thiere über die Brücke selbst wird nichts bezahlt. Karinin ist ein sehr kleines, armes Dorf.

Wir speisten mit Linant-Bey, indem wir die auf beiden Barken befindlichen Lebensmittel zusammentrugen, und mit dem wilden Sauerampfer, der an den Aufwürfen an der Mündung des Canals wächst, einen Salat bereitet hatten. Hr. Linant theilte uns eine für ihn angenehme Nachricht mit, daß sich in Paris eine anglo-franco-österreichische Compagnie gebildet habe, um nach seinen Planen und Entwürfen das Project eines schiffbaren Canals vom Mittelmeer nach dem rothen durch die Landenge von Suez zu untersuchen, und daß Ingenieure dieser drei Nationen bereits nach Aegypten abgereist seyen, um die Nivellirung der Landenge vorzunehmen. An der Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens und dessen Nutzen für den Handel zweifelte man nicht; der Seeweg nach Indien würde dadurch ohne Vergleich kürzer und bequemer, aber die englische Regierung, welche einen Abbruch ihres Handels mit Indien durch die Nebenbuhlerschaft der andern Seemächte auf dem neuen abgekürzten Weg über den Suez-Canal fürchtete, suchte mit allen Kräften den Pascha von einem solchen Unternehmen abzubringen, und rieth ihm statt dessen eine Eisenbahn über den Isthmus anzulegen; sie schlug sogar vor alle Ausgaben für diese Bahn auf ihre Rechnung zu nehmen. Die Franzosen dagegen suchten auf alle Weise Mehemed Ali zu überreden, dem Canal den Vorzug vor der Eisenbahn zu geben.

Um zwei Uhr Nachmittags trennten wir uns von Hrn. Linant; da er seit 25 Jahren in Aegypten lebt, und den Nil wie „seine Tasche" kennt, warnte er uns, daß wir heute oder morgen unfehlbar einen Sturm zu erwarten hätten, und rieth vorsichtig zu seyn, um Unfällen, die auf diesem Strom sehr häufig sind, zu entgehen. Die Fahrt auf dem Nil, mit seinen scharfen Krümmungen, seinem häufigen Windwechseln und bei der unbequemen Anstakelung der ziemlich stark schwankenden Barken, gilt bei manchen Seeleuten für gefährlicher als die Schifffahrt auf dem Meere. Wir nahmen die Warnung Linants mit gebührendem Danke an.

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir nach Benha el Assel, einem ziemlich großen Städtchen auf dem rechten Nilufer, bemerkenswerth wegen der umfangreichen Ruinen, die sich in einer Entfernung von 200 Klaftern gegen Norden finden. Diese Trümmer gehören zu den Ueberresten der alten Stadt Athribis, die einst sehr bedeutend war, und deren Name noch in dem des Dorfs Atrib erhalten ist, das in der Nordostecke dieser Ruinen liegt; diese letztern bedecken einen Raum von 4½ Werst im Umfang. Die Häuser im Städtchen sind aus rothen Ziegeln gebaut, die man beim Aufgraben der benachbarten hohe Hügel bildenden Ruinen findet. Benha el Assel ist von einer Backsteinmauer umgeben, aber sehr unreinlich gehalten, Haufen von Mist umgeben es von allen Seiten, und füllen die Höfe der Häuser, deren größter Theil am Einstürzen ist. Die Straßen sind krumm und eng, und die Bewohner scheinen, nach ihrer Magerkeit und Bleichheit, so wie nach den sie bedeckenden Lumpen zu schließen, sehr arm und unglücklich. Die Oeffnungen der Gräber auf dem gegen Norden der Stadt liegenden Begräbnißplatz sind kaum mit in Wasser aufgelöstem Thon bedeckt, und verbreiten einen sehr widerwärtigen Leichengeruch, wie ich ihn nirgends vorher in solchem Grade bemerkt hatte; der Gestank wird noch verstärkt durch Abtrittcanäle, die von den benachbarten Moscheen nach dem Begräbnißplatz geführt und oben gar nicht gedeckt sind. Am nördlichen Ende der Stadt, am Rande des Nilufers erhebt sich eine Reihe großer, mit Kalk geweißter Gebäude, in denen eine Baumwollenspinnerei des Vicekönigs sich befindet.

Auf einem kleinen Platze neben dem Nil nicht weit von der Stadt bemerkte ich eine Heerde von 250 Stück Sennaarochsen und Kühen, welche Abbas Pascha gehörten; man führte sie in die innerhalb der Provinz gelegenen Privatgüter desselben. Die Ochsen, nach hiesiger Sitte nicht verschnitten, zeichneten sich durch sehr schöne Formen und durch einen gewissen Ausdruck von Stolz aus, der in unsern nördlichen Ländern diesem friedlichen geduldigen Thiere nicht eigen ist; übrigens sind sie nach der Versicherung der Fellahs ziemlich wild und unzähmbar, so daß man sie nur sehr schwer zu Feldarbeiten gebrauchen kann. Sie sind von sehr verschiedener Farbe; ich bemerkte in der Heerde rothe, graue, schwarze, weiße und scheckige; alle hatten auf dem Rücken zwischen den Schulterknochen einen ziemlich starken Höcker. Nach dem starken Viehsterben, das mehrere Jahre nach einander in Aegypten gewüthet hatte, ließ Mehemed Ali Ochsen aus dem Sennaar, jährlich etliche tausend Stück, herbeitreiben, von diesen aber kamen sehr wenige bis nach Unterägypten, nicht bloß in Folge der langen über 2000 Werst weiten Reise, sondern wegen der unzweckmäßigen Vertheilung der Stappen, und der harten Behandlung des Viehs durch die Treiber, die auch überdieß einen Theil des Futters, das die Localbehörden auf dem Wege stets in ungenügender Menge und von schlechter Beschaffenheit bereit hielten, stahlen. Der französische Veterinärarzt Hament, welchen der Vicekönig mehrmals mit der Besichtigung dieser Ochsen beauftragte, vermuthete sogar, daß das Sennaarvieh im ägyptischen Klima nicht ausdauern könne, und daß es besser seyn möchte das Herbeitreiben dieser Ochsen, die jährlich dem Schatz ohne allen Nutzen für das Land bedeutende Summen kostete, ganz zu unterlassen. Nach der Ansicht dieses Mannes starben mehr als zwei Drittheile des Sennaarviehs im Laufe des ersten Jahres nach der Ankunft in Aegypten.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Mitglieder der französischen Expedition Dubois Aymé und Jollois, sind der Ansicht dieser Canal sey nicht künstlich aufgegraben, sondern der alte sebennytische Nilarm.

Goldschiff aus Australien. Das erste Schiff mit einer bedeutenden Goldladung, der Thomas Arbuthnot ist am 6 October in London angekommen. Californien soll bezüglich des Reichthums überboten seyn, aber die übeln Folgen, das Fortlaufen der Arbeiter, zeigen sich bereits. (Shipp. Gaz. 7 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 247. 15 October 1851.

Die Eintheilung der russischen Bevölkerung nach den Stämmen.

Das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung vom Monat August enthält einige officielle statistische Nachrichten über die Bevölkerung Rußlands, aus denen wir einige der interessanteren Bemerkungen ausheben, indem wir nur die Millionen bezeichnen. Nach diesen Angaben beträgt die Bevölkerung des europäischen Rußlands 52,56 M., die vier westlichen sibirischen Gouvernements 2,1, Polen 4,8, Finnland 1,6, und Transkaukasien 2,5, zusammen 63,6 Mill. Nach den Religionen theilen sie sich folgendermaaßen: Griechisch-russischer Religion 49 Mill., Katholiken 7,3, Protestanten 3,5, Mohammedaner 2,4, Juden 1,5, Heiden etwa 0,6, wodurch dann freilich eine Zahl von mehr als 63,6 herauskommt. Nach der Herkunft theilen sich diese Millionen in 33 Mill. Großrussen, wohl etwas zu viel, denn alles Militär und was mit dem Dienst zusammenhängt, scheint zu den Großrussen gerechnet zu seyn; die Kleinrussen sind auf 11,2 geschätzt, der litthauisch-polnische Stamm auf 7, der finnisch-lettische auf 3,3 Millionen. Hier herrschen augenscheinlich Irrthümer vor: auf der einen Seite wird der weißrussische Stamm auf 3,6 angegeben, der litthauisch-polnische, ohne das Königreich Polen, auf 2,65, wobei man nicht recht einsieht, weßhalb der litthauische Stamm hier mit den Polen verbunden ist, man müßte denn bloß die polnischredenden Bewohner Litthauens meinen. Eben so wenig begreift man, weßhalb Finnen und Letten zusammengeworfen sind, die doch gewiß nicht zu Einem Stamme gehören; die Unterscheidung der eigentlichen Finnen im Großherzogthum Finnland und Gouvernement Petersburg von lettischen Stämmen ist dadurch unmöglich gemacht. Die mohammedanische Bevölkerung ist fast rein tatarisch, und deßhalb auch die Zahl der Tataren und Mohammedaner als gleich angenommen; von den Tataren leben aber 0,6 im asiatischen Rußland und nur 1,8 im europäischen. Die Zahl der Deutschen wird in runder Summe auf 0,6 angegeben, die der Juden auf 1,5, Georgier und Armenier je 1 Mill. Die noch fehlenden 0,6 fallen auf Ostsibirien, russisch Amerika und die Kirgisensteppe.

Nimmt man alle diese Zahlen als annähernd richtig an, so ergibt sich, daß der Stamm der Großrussen die Hälfte ausmacht. Natürlich gehen in diesen allmählich alle, namentlich die Slawen über, welche in irgend eine nähere Berührung mit der Regierung kommen. Der kleinrussische Stamm ist nach dem großrussischen der zahlreichste, und rechnet man die Weißrussen dazu, so wird er fast die Hälfte des großrussischen betragen. Für den polnischen Stamm hat man früher gewöhnlich 20 Millionen angenommen, dieß ist aber ein Irrthum, der sich daraus erklärt, daß man die zur Republik Polen gehörigen Kleinrussen und Weißrussen auch zu den Polen rechnete, was sie nicht sind, weder der Sprache, noch größtentheils der Religion nach.

Die historischen und archäologischen Studien in den französischen Provinzen.

1. Flandern und Artois.

(Schluß.)

Jede Stadt in Flandern und Artois hat ihre gelehrte Schule, ihre Gruppe eifriger Arbeiter. So dankt man Hrn. Duthillœul, Bibliothekar von Douai, unter dem Titel „Douai et Lille," eine Reihe von Urkunden über die Streitigkeiten, welche im 13ten Jahrhundert zwischen diesen beiden Städten ausbrachen. Hrn. Wallet von St. Omer verschiedene Beschreibungen der Kirchen dieser Stadt und der prächtigen Mosaikpflaster, die sie zierten; den HH. Maurice und Choulat Notizen über die Volksfeste; Hrn. M. G. Pillot eine Geschichte des Parlaments von Flandern, die der Verfasser nach dem Ausbruch der Februarrevolution drucken ließ, um den Setzern Beschäftigung zu geben, und Hr. Arthur Dinaux setzt die Herausgabe seines „historischen und literarischen Archivs für den Norden Frankreichs," sowie seine Studien über die Trouvères fort.

Die Geistlichkeit hat sich, wie allenthalben, so auch in den Departements des Nordens und des Pas de Calais der historischen Bewegung angeschlossen, aber in diesem Theile Frankreichs, wo die religiöse Ueberlieferung so mächtig ist, beschränkt sich diese Bewegung fast ausschließlich auf hagiographische Studien. Dahin gehört z. B. die Legendensammlung Moriniens, und die vortrefflichr Uebersetzung des „Lebens des h. Eloi," von St. Omer im 7ten Jahrhundert geschrieben; die Uebersetzung rührt von einem Geistlichen zu Arras, Hrn. Parenty, her.

Unter den neuesten Schriften, welche namentlich das alte Artois zum Gegenstand haben, verdienen den ersten Rang die von Achmed d'Herîcourt, der, obwohl noch jung, doch schon 10 Bände über diese Provinz herausgegeben hat, Originalstudien, Dissertationen und Urkunden. In den drei letzten Concursen der Nationalalterthümer hat Hr. von Hericourt eine ehrenvolle Erwähnung erhalten für eine „Geschichte der militärischen Verwaltung der Stadt Arras," eine „Geschichte von Bethune" und eine „Bibliographie Arrageoise." Er hat auch seit vier Jahren eine Notiz über „Carency und seine Feudalherrn" und die „Unruhen von Arras" herausgegeben. Carency, jetzt nur ein unbedeutendes Dorf, gehörte unter der alten Monarchie großen historischen

Familien an, den Bethune, Chatillon, Condé, Montmorency, und in der Schilderung der Geschichte dieser Localität hat Hr. Hericourt über die Feudalverfassung des Landes sehr genaue und merkwürdige Einzelnheiten gegeben. Die „Unruhen von Arras" sind eine Widerauflage mehrerer Urkunden aus dem 16ten Jahrhundert über den innern Krieg und die Unordnungen, deren Schauplatz diese Stadt in den Jahren 1577 und 78, und deren Vorwand oder Ursache die Religion war. Die wichtigste dieser Urkunden ist eine Denkschrift des Advocaten Pontus Payen, der zur katholischen Partei gehörte, und die Ereignisse, deren Zeuge er war, und die er asi in sehr parteiischer Weise schildert — wie fast alle Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, welcher Fahne sie angehören mochten — auf eine sehr dramatische Weise darstellt. Eine Thatsache namentlich ist uns beim Durchlesen dieser Schrift von einem unbekannten, vergessenen Kleinbürger, dessen Horizont nicht über seine Stadt hinausreichte, aufgefallen, nämlich die vollkommene Aehnlichkeit der Volksbewegungen unter einander, auf welchem Theater sie auch auftreten mögen, in der ungeheuren Ausdehnung eines Königreichs, einer Republik, oder in dem engen Gebiet einer Stadt. Der Advocat Payen hat sicherlich Recht und scheint zum voraus unsere jetzige Zeitgeschichte zu schildern, wenn er im Anfang seiner Chronik sagt: „daß man sich mit dem Worte von allgemeinem Wohl brüste, wenn man die Ordnung der Stände umwerfen will," und die beste List, um ein Volk zum Aufstand zu treiben, sey, ihm „Freiheit und Befreiung von Steuern und Abgaben zu versprechen," denn c'est ainsy, que se couvre ordinairement tout usurpateur qui faict parade d'un prouffit publicq et reformation d'estat affin que le peuple charmé avec ung sy honneste tiltre ne voye la corruption de celuy quy ne désire aultre chose, que tout engloutir pour resaissement de sa grande et insatiable convoitise." Der Usurpator zu Arras war der Prinz von Oranien, seine Anhänger die Calvinisten, und das Werkzeug der Calvinisten das Volk, dessen große Mehrheit katholisch war, das aber, durch geschickte Leiter benützt, den Calvinisten folgte, in der Hoffnung, sich mit den Gütern der Kirchen und Abteien zu bereichern. Die Bürgerschaft blieb, wie gewöhnlich bei den ersten Anzeichen von Aufregung gleichgültig, und erwachte „d'ung somme profond" erst in dem Augenblick, wo sie sich ernstlich bedroht sah von dem Volke, dem man die in dem Stadthaus niedergelegten und den Bürgern gehörigen Waffen ausgetheilt hatte; Meister Pontus Payen bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß es „für die öffentliche Sicherheit nicht förderlich ist, alle Welt ohne Unterschied zu bewaffnen", und führt zur Unterstützung dieser Ansicht das Beispiel der „Mitelenier" und der „Gräcq" an, wie man jetzt das Beispiel der Nationalgarde von 1848 anführen könnte. Eine der ersten Handlungen des revolutionären Volks war, eine Regierung von 15 Tribunen zu ernennen und in die Rathsversammlung (échévinage) zu dringen, wo die legal eingesetzten Magistrate versammelt waren. Dieß war der 15 Mai dieser Emeute. Bei dieser Gelegenheit macht Meister Pontus Payen nachstehende, auch auf unsere Zeit anwendbare Bemerkungen: „zur Zeit, wo der Magistrat in Ehren war — ich spreche nur von einem Jahre früher — nöthigte die Aufforderung eines unbedeutenden Sergeanten auch die Keckſten zum Erscheinen, und ein Papier von 4 Zoll Breite, an einer der Säulen der Halle angeschlagen, machte die Wüthendsten zittern: der Name des Magistrats war so verehrt, daß der erste Edelmann der Stadt nicht gewagt hätte, in das Rathszimmer zu treten, ohne vorher in aller Demuth um Audienz gebeten zu haben; aber an diesem Tage sah ich das Rathszimmer unwürdig entweihen, und von einem Haufen Lumpenhunde (belistre). und elendem Pack das Ansehen des Magistrats mit Füßen treten, und kein Mensch, wenn er nicht des Lebens überdrüssig war, hatte die Kühnheit auch nur zu sagen: Kinder, ihr thut Unrecht, denn derjenige unter ihnen, der sich am unverschämtesten zeigte, galt für den besten Patrioten, und ich erinnere mich eines Menschen aus der Schaar, der auf die Bank der Schöppen trat; ein anderer schlug mit seinem Gewehr auf den Rath der Stadt an. Dieser Bursche (galand) der von guten Eltern war, hatte sein Vermögen durch schlechte Wirthschaft verschleudert; er war so von Wein berauscht, daß er sich selbst nicht mehr kannte...." Wir wollen diese Citationen nicht weiter fortsetzen, und bemerken bloß, daß Anzüglichkeiten dieser Art auf jeder Seite des Buchs sich finden; die Geschichte der Vergangenheit wird unablässig zur Anspielung auf die Zeitgeschichte, und Hr. von Hericourt konnte in der That keinen interessantern und lehrreichern Text wählen.

Zu den zahlreichen Arbeiten, welche in dieß Fach schlagen, gehören auch die zerstreuten Aufsätze in den Sammelwerken der gelehrten Gesellschaften von Lille, Arras, Douai, Cambrai, Calais und der Gesellschaft von Morinien, welche die Archäologen und Gelehrten des äußersten Nordens zusammenfaßt. Die Memoiren der Gesellschaft von Cambrai, die mit einem Luxus herausgegeben sind, welcher beweißt, daß die Typographie dieselben Fortschritte wie die Gelehrsamkeit gemacht hat, enthalten unter andern bemerkenswerthen Stücken auch eine Notiz Hrn. M. A. Leferres's über das Leben des Erzbischofs Van der Burch und die wohlthätigen Stiftungen, mit denen dieser Prälat seine bischöfliche Stadt beschenkt hat, sowie eine historische Lobrede auf den letzten Erzbischof von Cambrai, Hrn. von Belmas, von Hrn. L. Lalalre verfaßt. Diese Lobrede, die nicht weniger als 176 Octavseiten einnimmt, hat historische und andere erläuternde Noten, von denen einige sich auf eine sehr alte Zeit beziehen, und interessante, wenig bekannte Thatsachen ans Licht fördern. Außer diesen Memoiren hat die Centralgesellschaft des Nordens die Herausgabe einer Reihe von Urkunden begonnen, deren erster Band unter dem Namen „Recueil d'actes des 12e et 13e siècles en langue wallonne du Nord de la France, avec une introduction et des notes par M. Tailliar" im J. 1849 erschienen ist. Dieser Band enthält 227 Urkunden, wovon 118 nicht über das Jahr 1250 hinausreichen. Der gelehrte Herausgeber, der sich auch durch gründliche Studien über das alte Municipalrecht von Flandern und Artois einen Namen gemacht hat, studierte diese Texte aus dem Gesichtspunkt der Institutionen und des Gewohnheitsrechts, deren Daseyn aus dem Inhalt dieser Texte hervorgeht; dieß ist eine schwierige Aufgabe, und Hr. Tailliar hat sie als Philolog und als Jurist glücklich gelöst. Die Akademie von Arras, über welche Voltaire sagte: „das ist ein braves Mädchen, die nie von sich reden machte", hat sich seit dem 18ten Jahrhundert bis jetzt eine Ehre daraus gemacht, auf dieß Epigramm durch eine ununterbrochene Reihe von tüchtigen Arbeiten zu antworten.

Auch eine zweite Gesellschaft hat sich kürzlich unter dem Titel „Commission der Departementalalterthümer" in dieser Stadt gebildet. Der Zweck dieser Gesellschaft ist, die Aufmerksamkeit der Behörden auf die geschichtlichen Denkmäler zu lenken, die leider nur allzu häufigen Verstümmelungen zu verhindern, und die Ausbesserungen zu überwachen; sie hat im J. 1849 von dem Generalrath den Auftrag erhalten, ein „Album Departemental" herauszugeben, wovon die beiden ersten Lieferungen erschienen

sind. Was diese verschiedenen Arbeiten charakterisirt, ist namentlich die Genauigkeit und Ausdehnung der Forschungen. Die Flamänder und Artesier lassen sich als positive Köpfe nicht von Systemen fortreißen. Sie suchen vor allem die Thatsachen, die genauen Angaben; strenge und correct in der Form, gehören sie durch ihre Ansichten mehr den Benedictinern als der neuen Schule an, und da sie sich erinnern, wie sie von ihren Landsleuten Robespierre und J. Lebon behandelt worden sind, so zeigen sie in der Politik keine große Sympathie mit den Theorien der Schreckensregierung, und in der Religion stehen sie de Maistre und Bonald näher als Voltaire, was sie nicht hindert, der Sache der Freiheit und des Fortschritts aufrichtig ergeben zu seyn.

Nachricht von der Expedition nach Centralafrika.

Von Dr. Barth ist ein Schreiben aus Kuka vom 12 April d. J. an Dr. Beke, den bekannten Reisenden und Geographen, eingelaufen, aus dem wir nach der Mittheilung im Athenäum vom 4 October nachstehendes entnehmen.

„Am 2 d. M. bin ich gesund und glücklich hier eingetroffen, und da ich nicht sogleich unsere Reise um den See herum, wie ich gehofft hatte, fortsetzen konnte, so habe ich angefangen, Nachforschungen über alle Theile Centralafrika's anzustellen. Dazu ist die jetzige Jahreszeit sehr günstig, da hier Leute aus allen Theilen der westlichen Hälfte des Continents sich einfinden, theils um nach Mecca zu gehen, während andere von dort zurückkehren, und mehr oder minder mit den Ländern im Osten bekannt sind. Der Tod Richardsons, der in der Nacht vom 3ten auf den 4 März stattfand, hat das Fortkommen der Expedition bedeutend gestört, denn wir armen Deutschen, die mit den spärlichen von der Regierung zu unserer Verfügung gestellten Mitteln, 200 Pfd., von London nach Mombas oder Sennaar kommen sollen, und unser eigenes Geld, unseres Lebens zu geschweigen, daran setzen müssen, sind nicht als Mitglieder der Mission oder als Leute vom Stande, sondern fast als Diener betrachtet worden. Richardsons Tod hat das Weiterkommen der Expedition nicht nur für eine kurze Zeit gehemmt, sondern wird ihm wahrscheinlich ganz ein Ende machen. Es ist in der That nicht wenig seltsam, daß der Matrose und der Schiffszimmermann, welche mit großen Kosten von Tripoli aus geschickt wurden, nicht verpflichtet sind, der Mission, deren Mitglieder wenigstens dem Namen nach die beiden Deutsche seyn sollen, sondern Hrn. Richardson persönlich zu dienen, der doch nie die Absicht hatte, auf dem Boot sich einzuschiffen; da nun Hr. Richardson todt ist, werden wohl diese zwei kostspieligen Personen auf Kosten der Regierung zurückkehren, woher sie gekommen sind, ohne uns im mindesten von Nutzen zu seyn.

„Statt Vorbereitungen zu finden für unsere Reise um den Tschadsee herum, fand ich die ganze Expedition in Verzweiflung und allgemein auf die Rückkehr bedacht. Statt neue Zuschüsse für mich selbst anzutreffen, fand ich mehr als 300 Dollars Schulden, und um die Ehre der Regierung, in deren Dienst wir reisen, nicht leiden zu lassen, habe ich es für meine Pflicht gehalten meinen eigenen Privatcredit zu erschöpfen, um einen Theil der von der Oberleitung gemachten Schulden zu bezahlen, an die ich selbst eine Forderung von 91 Dollars zu machen habe. Da ich somit unsere beabsichtigte Reise um den See herum nicht fortsetzen konnte, zudem Dr. Overweg noch nicht angekommen war, und ich auch in der That gar keine Nachricht von ihm erhielt, auch die Expedition nach Musgaw, auf welche ich den Scheich und seinen Wesir begleiten sollte, wegen einer großen Razzia der Tuaregs, die auf verschiedenen Punkten einbrachen, verschoben wurde, so habe ich mich damit beschäftigt, Erkundigungen über Innerafrika einzuziehen.“

(Es folgen nun Auszüge aus zwei Itinerarien nach Adamawa, einem Staat der Fellani (Fellatah?), welches eines der schönsten Länder Centralafrika's seyn muß, und wohin Dr. Barth auf jede Gefahr vorzudringen denkt. In einer Nachschrift vom 28 April bemerkt noch Dr. Barth, daß er einen viertägigen Ausflug nach den Ufern des Tschadsees oder vielmehr Sumpfs gemacht habe, denn der Tsad — so schreibt er den Namen — sey durchaus ein palus und nicht ein lacus, und Ptolemäus habe ganz richtige Nachrichten darüber gehabt.)

Wanderungen in Aegypten.

6. Ankunft am Nildamm. — Eigenschaften des Nilwassers. — Aufstand unserer Matrosen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Der Südwind, welcher fast den ganzen Tag geweht hatte, belästigte uns durch starke Hitze und Staub, gegen Abend fiel der Wind, und es trat eine vollkommene Stille ein, welche uns nöthigte, zum Ruder zu greifen. Gegen 8 Uhr kamen wir, ohne anzuhalten, an dem Dorfe Kafr Ali vorüber, wo der Nil eine sehr scharfe Biegung macht; von da strömt er fast gerade von Süden nach Norden bis Mit-Hamar, wo wir am nächsten Tage, 15 Februar bis um 10 Uhr blieben, nachdem wir in dem Dorfe Mit-Harun übernachtet hatten. An diesem Tage Morgens fiel ein dichter Nebel ein, wie ich ihn in Aegypten noch nicht gesehen: man konnte selbst die nächsten Gegenstände nicht unterscheiden. Um 8 Uhr zerfloß der Nebel, und wir erwarteten, daß der Tag sehr heiß werden würde, es kam aber anders, der Thermometer, der am Morgen auf $13\frac{1}{2}°$ R. gestanden hatte, zeigte am Nachmittag nicht mehr als 18° im Schatten. Mit-Hamar liegt am linken Nilufer; die aus gutem rothen Backstein aufgeführten Häuser, das künstliche Holzschnitzwerk, das einst Thüren und Balcone geziert hatte, und von dem noch Ueberreste erhalten waren, so wie der Umfang der Bazare zeugten dafür, daß auch diese Stadt gesunken, nachdem sie einst bessere, vielleicht blühende Tage gesehen. Jetzt finden sich hier mehr einstürzende als gut erhaltene Häuser, die obern Stockwerke sind fast sämmtlich eingebrochen, die Buden öde und ihre Pfosten werden von den verarmten Bewohnern als Brennmaterial benutzt. Die Straßen sind im allgemeinen eng und uneben, einige an beiden Enden mit Thoren versehen, welche in der Nacht geschlossen werden, wie dieß auch in den inneren Quartieren Cairo's geschieht; so ist jede Straße von der andern völlig abgesperrt, und für die Polizeiaufsicht ist diese Einrichtung sehr bequem und nützlich. Ueber dem Thor steht in der Nacht eine Wache, gewöhnlich Barabras, welche den in der Nacht nach Hause zurückkehrenden Personen auf Anklopfen öffnen müssen; dieß geschieht indeß in den Städten des Orients, wo die Eingebornen ungern nach Untergang der Sonne ihre Häuser verlassen, selten. Auf das Anklopfen fragt der Wächter: min? (wer), und man antwortet: ibn el beled (Sohn der Stadt.) Sehr viele dieser Wächter sind auf beiden Augen blind; dieß hindert sie jedoch nicht ihre Pflicht zu thun. In Mit-Hamar, wie in andern Städten Aegyptens, sind die äußern Thore der Häuser gewöhnlich sehr niedrig, aus dicken Brettern gemacht und mit eisernen Nägeln beschlagen, so daß die im Umkreise des inneren Hofs angelegten Gebäude gleichsam eine Festung oder Kloster vorstellen, in denen die Bewohner von der Gemeinschaft mit denen anderer Häuser gänzlich abgeschnitten sind; die Veranlassung zu dieser Einrichtung waren die inneren Unruhen und die Einfälle der Beduinen, in Unterägypten, die vor Mehemed Ali's Regierung so häufig waren. Die Stadt ist außerdem mit einer Backsteinmauer umgeben, die an einigen Stellen eingestürzt ist, an andern kürzlich ausgebessert und mit Zacken versehen wurde. Die drei Moscheen, die ich hier sah, sind von schöner Bauart und haben hohe, schlanke Minarets; aber auch diese dem Gottesdienst gewidmeten Gebäude theilen den allgemeinen Verfall der Stadt. Mehemed Ali erbaute hier, in der Nähe des Nilufers, eine Baumwollenspinnerei, die wir besichtigten, in der aber keine besonders lebendige Thätigkeit zu bemerken war; am Landungsplatz, in der Nähe, wurden einige Barken mit roher Baumwolle von vorzüglicher Qualität beladen; hier befindet sich auch eine Niederlage der oberägyptischen großen Krüge für Wasser und Oel, die auf Fähren den Nil herab aus dem Dorfe Ballas in Said[1] kommen, woher auch diese Krüge ihren Namen erhalten haben. In der Stadt wohnt ein Polizeiarzt, ein Araber, den ich aber nicht zu Gesicht bekommen konnte, die Spuren seiner Aufsicht

[1] Die Araber nennen Oberägypten Said, Mittelägypten Westani, und Unterägypten Behere

über die Reinlichkeit zeigten sich aber in zwei oder drei Hauptstraßen, die in Vergleich mit andern von anständiger Breite waren, und die ich wie ausgefegt und mit Wasser übergossen fand. Das ist im mindesten keine unbedeutende Verbesserung; dagegen sind die öffentlichen Bäder, die ich besichtigte, sehr schlecht gehalten; sie sind alle unreinlich und liegen in einer Vertiefung des Bodens nahe an dem Begräbnißplatz, der an der Nordseite der Stadt, hundert Schritte vom Nil an die letzten Häuser stößt. Aus der niedrigen Lage dieser Stelle muß man den Schluß ziehen, daß er bei einer irgend bedeutenden Anschwellung des Flusses überschwemmt wird; etwas weiterhin in derselben Richtung liegt ein zweiter Begräbnißplatz, der um das Grab irgend eines Scheichs her angelegt ist. Hohe Hügel (kum) aus Asche, zerschlagenen Luftziegeln, Mist und verschiedenen namenlosen Unreinigkeiten, bilden einen breiten Wall um die Stadt, und trennen sie von den sorgfältig gebauten Feldern, die sich in unabsehbaren Ebenen ostwärts vom Nil erstrecken. Gruppen von Dattelpalmen bezeichnen von Ferne die Lage der Dörfer, welche auf diesem fruchtbaren Boden sehr zahlreich sind. Mit-Hamar gegenüber, auf dem linken Ufer des Flusses, liegt das Städtchen Syfteh, von welchem gegen Westen die üppigen Felder des Delta mit dem saftigsten, frischesten Grün bedeckt erschienen.

Wir verließen Mit-Hamar mit schwachem Wind, der es, wenn auch nur einigermaßen, gestattete, uns der Segel zu bedienen. Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir an dem Dorfe Anut vorüber, neben dem der Strom mit wilden Enten und andern Vögeln bedeckt war. Abdallah sammelte hier einen ordentlichen Vorrath für unsern Tisch, indem er mit jedem Schluß einige Enten und andere Vögel tödtete. Um vier Uhr ging die gestrige meteorologische Prophezeihung Linants vollständig in Erfüllung: etwas unterhalb Anut verhüllte sich der Himmel plötzlich mit Wolken, es wurde sehr frisch und dunkel, die Sonne verbarg sich, dann ging der Wind in einen Nordweststurm über und es begann mit Heftigkeit zu regnen; die Oberfläche des Nils, früher flach und glatt, wurde kraus, brauste auf, erhob sich in hohen Wellen, die auf ihrer Höhe mit einem Kamm von Schaum gekrönt waren; unsere Barke tanzte, legte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und endlich schöpften sie Wasser über Bord. Es gelang uns kaum die Segel einzureffen, eine sehr schwierige Operation in solchen Fällen bei der besondern Einrichtung der Maste und den ungeheuren Raaen auf den ägyptischen Barken; nur mit Mühe erreichten wir das Ufer, an dem wir unser Fahrzeug mit zwei starken hänfenen Tauen befestigten. Der Wind stürmte über zwei Stunden lang fort, und fiel erst nach Sonnenuntergang; unser Rais, der früher nie auf diesem Miaem gewesen war, wagte nicht in der Nacht sich weiter auf den Weg zu machen, und fürchtete auf der andern Seite auch an dieser Stelle zu übernachten, indem er behauptete, daß die Uferbewohner Diebe und Räuber seyen. Wir besichtigten und luden unsere auf der Barke befindlichen Gewehre; Hr. d'Arnaud als Liebhaber hatte ein kleines Arsenal von Pistolen und Flinten, im Ganzen für 16 Schüsse; außerdem hingen über unsere Betten in den Cajüten Enterärte, mit Einem Wort, wir hatten mehr als hinreichend Waffen, nicht nur um uns gegen einen nächtlichen Angriff zu vertheidigen, sondern auch um jedes beliebige ägyptische Dorf zu erobern. Wir blieben deßhalb, wo wir waren, und zur größern Vorsicht mußten der Reihe nach zwei Matrosen bis zum Morgen auf der Wache stehen.

Die Nacht ging indeß ohne alle Zufälle vorüber, am andern Tage den 16 Februar fuhren wir mit Tagesanbruch weiter, und hielten bald in dem nahe gelegenen Dorfe Abusir auf dem linken Nilufer, wo wir Milch kaufen wollten. Das Dorf ist ziemlich groß, und nach der Ansicht des gelehrten d'Anville, die durch alle spätern Reisenden bestätigt wird, nimmt es die Stelle der alten Stadt Busiris ein, hat also, wie man sieht, seinen Namen vollständig erhalten. Herodot (II. 40 und 49) spricht von dem in der Stadt sich findenden berühmten Tempel der Isis, in welchem jährlich das Andenken der Göttin durch Opfer gefeiert wurde; das Fest war der Bedeutung nach das dritte von den sechs Hauptfesten der Aegyptier und zu demselben strömte immer eine Menge Volks beiderlei Geschlechts zusammen. Busiris war einst die Hauptstadt einer Provinz oder eines Kreises desselben Namens; das neue Dorf Abusir bietet gar keine Spuren von den Denkmälern und Gebäuden dar, die es einst zierten, obwohl man annehmen kann, daß zum mindesten ein Theil der Trümmer unter den hohen Hügeln von Schmutz und Erde, die das Dorf umgeben, versteckt ist. Im Delta mußten bei der bedeutenden Bevölkerung des Landes und dem völligen Mangel aller Art von Steinen die Ueberreste der alten Gebäude in Wirklichkeit viel schneller verschwinden als in Oberägypten; Fließen und behauene Kalksteine, Backsteine u. s. w. wurden zu neuen Gebäuden verwendet, die ersten auch noch zum Kalkbrennen benützt; die Säulen wurden quer durch in einzelne Stücke zersägt, und diese als Mühlsteine benützt; viele Säulen wurden auch ganz nach andern Orten gebracht, und bei dem Bau von Moscheen verwendet. Deßhalb trifft man jetzt verhältnißmäßig so wenig Alterthümer im Innern des Delta und Unterägyptens trotz der großen Anzahl Städte, die nach dem Zeugniß Herodots, Strabo's und anderer Geschichtschreiber in diesem Lande bestanden.

Um acht Uhr Morgens kamen wir nach Semennud, dem alten Sebennytus, einer ziemlich großen Stadt am westlichen Ufer des Stroms. Ihre Lage ist hübsch und bequem; sie ist auf einem hohen, umfangreichen Aufwurf erbaut, dessen Fuß unmittelbar vom Nil bespült wird; der breite und sehr reinliche bedeckte Bazar läuft dem Ufer parallel und enthält reinliche neue Buden nebst etlichen Kaffeehäusern. Etwas weiterhin in derselben Richtung befindet sich der Diwan des Gouverneurs und eine dem Staat gehörige Baumwollenspinnerei. Fast alle Straßen, durch die wir zogen, waren sorgfältig gefegt, trotz der frühen Stunde, und Semennud ist vielleicht die reinlichste Stadt von allen, die ich im Innern Aegyptens besuchte. Die Häuser sind aus rothen, nach der Form und Größe zu schließen, zum Theil alten Backsteinen aufgeführt; übrigens stürzen auch hier die obern Stockwerke vieler Häuser ein, und die Terrassen brechen zusammen. Wir besichtigten einige Okells und fanden in diesen dieselbe Reinlichkeit, die uns in andern Theilen der Stadt aufgefallen war. Die Straßen gleichen dem äußern Ansehen nach sehr denen in Cairo; einige derselben sind ziemlich breit und gerade, so daß die Erneuerung und Erfrischung der Luft in denselben frei und ungehemmt vor sich geht; andere dagegen sind außerordentlich eng, so daß drei Menschen neben einander die ganze Breite einnehmen. Außerhalb der Stadtthore gegen Westen liegt ein umfangreicher Begräbnißplatz, auf dem der größte Theil der backsteinernen Grabgewölbe völlig eingestürzt ist. Handel und Verkehr der Stadt sind jetzt in Verfall, selbst in Vergleich mit dem, was zur Zeit der französischen Expedition am Ende des vorigen Jahrhunderts noch vorhanden war; man kann aber nicht sagen, daß sie völlig verschwunden sind, wie in so manchen andern Orten Unterägyptens; die Bewohner Semennuds tragen nicht so den Stempel des Elends und der äußersten Noth an sich, der auf die Reisenden einen so trübseligen Eindruck macht; auf den Basaren und Märkten bemerkt man einige Bewegung und Thätigkeit; am Ufer hielten Barken, die mit Baumwolle in Ballen beladen waren. In Semennud sind viele Moscheen; als ich an der bedeutendsten derselben vorüberging, bemerkte ich durch die offene Thüre eine Menge Granit- und Marmorsäulen, die den inneren Hof umgeben; außerdem findet man an verschiedenen Orten der Stadt Bruchstücke von Säulen, mit Hieroglyphen bedeckte Granitfließen u. s. w.; sie bilden gewöhnlich die Schwellen der äußern Thüren der Häuser, oder sind daneben als Pfeiler aufgestellt, und werden auch von den Einwohnern als Schemel benützt, um leichter auf das Pferd oder den Esel zu steigen. Der Stadt gegenüber auf dem östlichen Ufer des Nil liegt das Städtchen St-Minie.

(Schluß folgt.)

Aerzte bei den römischen Heeren. Man war bisher noch immer bei dem gänzlichen Schweigen der Alten ungewiß, ob die Römer ständige Aerzte bei den Truppen hatten. Jetzt ist zu Housestead in Northumberland nach der Union médicale eine Grabschrift auf einen „Anicius Ingenuus," ordentlichen Arzt der ersten Cohorte der Tongrier aufgefunden worden. (Monit. univ. 5 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 248 — 16 October 1851.

Kossuth.

Zwei Jahre, nachdem Kossuth von dem großen Theater der ungarischen Revolution abgetreten, wo er Enthusiasmus und Haß in gleichem Grade rege gemacht, tritt er abermals, von der türkischen Regierung auf Andringen Englands freigegeben, auf die Weltbühne, und sein erster Schritt ist — eine Thorheit. Er konnte wahrlich der österreichischen Regierung, die ihn verfolgt und seinen Namen an den Pranger schlagen läßt, keinen bessern, und den Engländern, die seine Freilassung bewirkten und ihn als eine Art Medusenschild gegen Oesterreich und Rußland brauchen wollten, keinen schlechtern Dienst erzeigen, als durch seine Erklärung für die Solidarität aller europäischen Revolutionen. Daß die conservativen Journale Frankreichs die Erklärung Kossuth's verdammen, das läßt sich schon aus ihrem Parteistandpunkt erklären, daß aber die englischen Journale und zwar gerade die leitenden, wie Times und Morning Chronicle, ebenfalls ein Verdammungsurtheil aussprechen, ist höchst charakteristisch. Das Morning Chronicle nennt seine Adresse an die französischen Demokraten „schlimmer als geschmacklos und thöricht," und geht dann mit einer geschickten Wendung darauf über, daß die Gemeindebehörden von London und Southampton doch nicht übel thun würden, den Helden Ungarns feierlich zu empfangen. Die Aeußerungen, welche das Morning Chronicle sich dann gegen die Continentalmächte erlaubt, sind zum mindesten gesagt eben so „geschmacklos und thöricht" wie die Adresse Kossuth's an die französischen Demokraten selbst. „Der Aerger derjenigen, welchen durch den standhaften, von England unterstützten Widerstand des Sultans ihre Beute entrissen wurde, wird reichlich aufgewogen durch die Dankbarkeit der Volkspartei auf dem Continent." Geht hier nicht das Morning Chronicle gleichermaaßen auf den Unsinn einer Solidarität der Revolution auf dem Continent ein?

Wir sagen mit Vorbedacht, der „Unsinn" einer solchen Solidarität, weil sie, sobald Frankreich hinein gemischt wird, einen innern Widerspruch enthält. Italien und Ungarn hatten mit ihren Revolutionsbestrebungen einen innern Zusammenhang, weil beide sich von Oesterreich losmachen wollten, aber schon die Revolution Italiens findet in der ganzen französischen Politik einen Gegner, und die Losreißung Ungarns von Oesterreich in derselben gewiß keine Unterstützung. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo Frankreich mit der Türkei und den ungarischen Malcontenten gegen Oesterreich verbunden war, denn damals galt es die Macht des enge verbündeten spanisch-habsburgischen Hauses zu brechen, ihm seine außerdeutschen Besitzungen zu entreißen, und es auf das schon hinreichend uneinige Deutschland zu beschränken; jetzt steht die Sache anders: wenn die Losreißung Ungarns und Italiens von Oesterreich gelänge, so wäre die Verbindung Deutschlands zu Einer Macht in kurzer Zeit fertig, und Ungarn würde doch unter deutschen Einfluß fallen, falls es sich nicht entschlösse, völlig mit Rußland gemeinsame Sache gegen Deutschland zu machen, ein Salto mortale, zu welchem sich die Magyaren wohl schwerlich entschließen werden. Eine republikanische Regierungsform in Ungarn ist, abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit, auch in Beziehung auf die äußern Verhältnisse nur möglich, wenn Deutschland zur Republik würde, und das möchte wohl kaum im Interesse Englands liegen. Kossuth kann also in der Hand Englands nur ein Feuerbrand seyn, durch den man Oesterreich in steter Verlegenheit und Aufreizung erhält. Das ist jedenfalls eine Rolle, die des ehemaligen Haupts der ungarischen Regierung sehr unwürdig ist; man hat deßhalb auch nicht ermangelt, das ohne Widerspruch würdigere Benehmen des Grafen Batthyani dem theatralischen Auftreten Kossuth's gegenüberzustellen.

Wir gestehen, wir haben uns in der englischen Politik bezüglich Ungarns nie sonderlich zurecht gefunden; eine Klarheit des Zwecks liegt wenigstens gewiß nicht vor. Sprechen wir von dieser, so müssen wir die Häupter des Aufstandes betrachten: was man auch über ihr Thun und Treiben sagen und denken mag, der Zweck ist wenigstens klar und hat seinen Kern in Polen: die Unabhängigkeit dieses Landes sollte wieder aufgerichtet werden. Die Aufständischen versahen es aber nur darin, daß sie nicht gegen eine, geschweige gegen die drei Mächte, welche Polen theilten, kämpfen konnten; ein Wiederemporkommen Polens ist nur denkbar, wenn wenigstens eine der drei Mächte von der durch die Zerstückelung Polens geschaffenen Solidarität dieser drei Mächte abgeht und sich mit den Polen gegen die andern verbindet. Das ist bis jetzt nicht geschehen, und somit mußten auch die polnischen Aufstandsversuche scheitern. Als das Jahr 1848 die deutsche Revolution herbeiführte und das kaiserliche Cabinet den plötzlich von allen Seiten anstürmenden Forderungen machtlos gegenüber stand, mußte man den Ungarn Concessionen machen, die nothwendig zum Bruch zwischen Oesterreich und Ungarn führten, denn es bedarf nur einer geringen Belesenheit in der Geschichte des ungarischen Reichstags während der Monate Julius und August 1848, um daraus zu entnehmen, daß damals schon der constitutionelle König von Ungarn mit dem constitutionellen Kaiser von Oesterreich im Kampfe lag, wenn der Krieg gleich noch nicht ausgebrochen war, oder vielmehr noch unter anderer Firma geführt wurde. Wollte Oesterreich Ungarn behaupten, und sollte dieß nicht ein, höchstens durch das lockerste

Band der Verwandtschaft beider Regenten verbundenes Reich werden, so mußten die Concessionen, durch welche es Ungarn möglich gemacht war, ein eigenes Ministerium des Auswärtigen, des Kriegs und der Finanzen zu haben, zurückgenommen werden. Dieß war der Zweck des Zugs gegen Pesth im September 1848. Die Folgen sind bekannt; und nun, wo der Riß zwischen Ungarn und Oesterreich offenkundig war, traten die Polen auf, mit dem ausgesprochenen Zweck Ungarn von Oesterreich loszureißen, und gestützt auf ersteres den Aufstand nach Polen zu verbreiten und hier die Russen zurückzuwerfen. Daß bei dem feindseligen Verhältniß zwischen England und Rußland ein solches Bestreben mannichfachen Anklang in England finden mußte, ist begreiflich, aber wir fragen: was sollte der Ausgang des Unternehmens seyn? Ein ungarisches Reich zwischen der Adria und dem schwarzen Meer mit den Magyaren als leitender Nation? Das hieße den Thurmbau von Babel wiederholen, denn Slawen, Magyaren und Romanen lagen eben im allerverwirrtesten Kampf einander in den Haaren, und Rußland stand auf der einen, Oesterreich auf der andern Seite, wo war ein Ende abzusehen?

Angenommen, Oesterreich wäre im April des Jahres 1849 zu einem Waffenstillstand mit Ungarn genöthigt worden, und der Strom des Aufstandes hätte sich verheerend über die Moldau und Walachei, sowie über Polen hingewälzt, die Russen wären zurückgewichen, und Polen aufgestanden, so mußte Oesterreich, wenn es nicht seine politische und commercielle Vernichtung unterzeichnen wollte, verbunden mit dem übrigen Deutschland, gegen Ungarn und Polen auftreten, um seine Gränzen zu sichern; zwischen Oesterreich und Rußland aber mußte der Aufstand in seinem Innern ersticken. Das ist es, weßhalb man Kossuth den 14 April, den Tag der Entsetzung der Habsburgischen Dynastie, ja zum Verbrechen macht. Consequent war der Schritt, und die welche sich Oesterreich widersetzten und mit den polnischen Generalen gegen Oesterreich und Rußland kämpften, aber den Beschluß vom 14 April nicht wollten, waren inconsequent, aber die Consequenz eben war hier die Thorheit. Die Herrschaft des Hauses Habsburg über Ungarn und seine Nebenländer ist die Form, in welcher gegenwärtig Deutschland seinen natürlichen Einfluß über den Südosten ausübt. Man kann mit dieser Form unzufrieden seyn, man kann sie umgestalten wollen, aber man kann die Sache selbst, den Einfluß Deutschlands, nicht beseitigen, ohne gemeinschaftliche Sache mit Rußland zu machen, und dieß war doch wohl weder der Zweck Kossuths noch der polnischen Generale, die Blut und Leben an den Kampf gegen Rußland setzten. An diesem innern Widerspruch ist Ungarn untergegangen. Ein sehr hoher Grad von Unabhängigkeit Ungarns von Deutschland war möglich, sobald letzteres gründlich revolutionirt wurde. Seit die Eroberung Wiens durch Windischgräz bewiesen, daß diese Revolutionirung nicht vor sich gehen werde, war Ungarns Schicksal entschieden, so sehr auch noch auf dem Schlachtfeld die Wage schwanken mochte. Ungarns und Deutschlands Schicksale sind nicht zu trennen, und daß Deutschland sein Gewicht seit geraumer Zeit nur durch die vis inertiae geltend macht, ändert dieß Verhältniß nicht. Was hat aber Frankreich und der französische Republikanismus mit diesen Dingen zu thun? Ist es, falls nicht eine neue Auflage Napoleons erscheint, auch nur entfernt denkbar, daß Frankreich ein materielles Gewicht in die Wagschale lege? Deutschland braucht nicht einen Mann nach Ungarn zu schicken, um dessen Abhängigkeit zu sichern, falls nicht Rußland sich einmischt, und könnte sein ganzes Gewicht am Rhein und in Italien in die Wagschale legen. Politisch betrachtet ist die Adresse Kossuths an die französischen Demokraten eine ganz hohle Diatribe. Nur England könnte möglicherweise von einem Sieg Kossuths und der Polen Vortheile ernten, da der Staat, der zwischen dem adriatischen und schwarzen Meer entstehen sollte, nie auf eigenen Füßen hätte stehen können. Es war also, selbst das vollständigste Gelingen der Plane Kossuths und der Polen vorausgesetzt, nichts als eine Speculation auf die Zerrüttung des Continents, eben so wie die von Engländern früher besprochene Möglichkeit eines Staats von österreichischen Slawen, ein nicht lebensfähigeres Unding als der Magyarenstaat zwischen Adria und dem schwarzen Meer. In allen diesen Elucubrationen zeigt sich nichts als die Unfähigkeit, bis jetzt noch im östlichen Europa ein besseres Gebilde zu gestalten. Große Veränderungen stehen dort ohne Zweifel bevor, die österreichische Monarchie ist schwerlich die beste Einrichtung, die man zur Ordnung jener Verhältnisse treffen konnte, obgleich der Banus von Croatien vor einigen Jahren meinte, wenn Oesterreich noch nicht bestünde, so müßte man es jetzt erfinden; aber so lang man nichts entschieden entsprechenderes an die Stelle setzen kann, wird Oesterreich schon durch die Macht der historischen Verhältnisse gehalten werden.

Immerhin mag man annehmen, daß es für England gelegen sey, Rußland in diesem Theile Europa's Verlegenheiten zu bereiten; soll aber dieß geschehen, und Ungarn und Polen sich gegen Rußland halten, so muß Frankreich oder Deutschland die Bewegung unterstützen. Deutschland in seiner jetzigen Lage wird und kann dieß nicht thun, und wenn es Frankreich thun sollte, so müßte, wie oben bemerkt, ein neuer Napoleon Italien überziehen und sich in Illyrien festsetzen; damit kann aber weder der italienischen Unabhängigkeit, noch England und am wenigsten Deutschland gedient seyn. Die französische Demokratie ist immer noch im Fiebertraum der alten französischen Macht und Größe, und betrachtet Frankreich als das Centralland, von dem Freiheit und Civilisation — nach ihrem Zuschnitt — über die Welt ausgehen soll. Indem nun Kossuth dieser Demokratie huldigt, tritt er Italien und Deutschland gleichmäßig mit Füßen. Der Globe (7 Oct.) meint zwar, Kossuth „habe das Manifest nicht schreiben können, und dessen Tragweite nur unvollkommen verstanden; niemand werde mehr erstaunt und geärgert seyn als er, wenn er erfahre, wie man im Westen Europa's das Document, das seine Unterschrift trägt, auslege; der Erfolg des Manövers, das ihn scheinbar compromittire, werde nur von kurzer Dauer seyn, und seine ersten Worte nach seiner Ankunft in England würden die Befürchtungen seiner Freunde zerstreuen." Das ist augenscheinlich geschrieben, um den schlimmen Eindruck, den Kossuth's Auftreten in Marseille gemacht hat, zu verwischen, und den Ovationen, die man ihm bereitet, nicht hinderlich in den Weg zu treten, aber diese Entschuldigung Kossuth's geht auf Kosten seiner Urtheilskraft.

Diese Entschuldigung, wie sie der Globe gibt, ist jedoch darum bezeichnend, weil daraus hervorgeht, daß durchaus in England eine Demonstration gemacht werden soll. Das ergibt sich auch deutlich aus den Bemerkungen des Morning Chronicle, wenn es sagt: „solche Demonstrationen können etwas gutes bewirken. Die Reden und Abstimmungen englischer Corporationen, obwohl in England selbst, was die Bildung der öffentlichen Meinung betrifft, von keinem großen Werthe, werden auswärts einen gewissen Einfluß haben. Hätte die österreichische Politik nicht die Gefangenhaltung Kossuth's in der Türkei zu verlängern gesucht, das Volksurtheil hätte sich ohne Zweifel weit minder nachdrücklich ausgesprochen. Der Willkomm, den man Kossuth bereitet, ist die par-

sende Antwort auf die mitleidslose Politik des Wiener Cabinets." Man möchte freilich fragen, wer denn England zum Zuchtmeister des Continents bestimmt habe, und daran erinnern, daß alles, was in Ungarn nach Unterdrückung des Aufstands vorfiel, Kinderspiel war gegen die Gräuel, die England nach anderthalbhundertjährigem constitutionellem Regiment in Irland nach dem unglücklichen Aufstande der Vereinten Irländer verübte und verüben ließ. Die Rachsucht, mit der sie einen Wolf Tone und andere verfolgte, möchte der, mit welcher die österreichische Regierung Kossuth verfolgte, wohl die Wage halten. Mit solchen Recriminationen verwickelt man sich aber nur in das häßliche Gebiet der moralistischen Politik, die hier schlechte Anwendung findet. Hier handelt es sich gar nicht um die moralischen Rücksichten, denn niemand wird glauben, daß die Engländer aus purer Humanität und Großmuth jetzt so handeln, und dieß ließe sich auch ohne solche prunkende Demonstrationen abmachen. Was die Absicht der englischen Regierung seyn mag, ist nicht leicht zu errathen, denn die prunkende Aufnahme Kossuths kann doch nur Oesterreich und allenfalls Rußland gelten, in Deutschland wird sie sehr geringen Eindruck machen, und dieß Land hat doch wohl in der Entscheidung über sein eigenes und seiner Nebenländer künftiges Schicksal gewiß auch einzureden.

Vor nicht sehr langer Zeit betrachtete man Oesterreich, Preußen und Rußland, die drei sogenannten nordischen Mächte, als solidarisch gegen den revolutionären Westen verbunden, seit aber der Präsident Napoleon Bonaparte sich, um mit dem Constitutionel zu reden, „mit den Souveränen der großen Staaten des Continents in Uebereinstimmung setzt, um Europa vom Communismus zu reinigen" (pour purger l'Europe du communisme), ist doch diese Besorgniß wesentlich geschwunden. Freilich ist der Feuereifer des Hrn. Präsidenten etwas eigennütziger Natur, und hat seinen letzten Grund darin, daß Frankreich unmöglich jetzt einen Krieg wollen kann, der es zum Heraustreten aus seiner Zwischenstellung nöthigen würde, aber jedenfalls sind die Verhältnisse gänzlich geändert; die Stellung der östlichen Mächte ist eine andere geworden, seit eine Verbindung des westlichen Deutschlands mit Frankreich ein Unding geworden ist, und um es ganz klar zu machen, wie wenig die Solidarität der Revolutionen in Europa heißen will, darf man nur darauf aufmerksam machen, daß alle politischen Schriftsteller Frankreichs erklärt haben, wenn eine vollständige politische Einigung Deutschlands zu Stande käme, so müßte Frankreich dagegen den Degen ziehen. Dann wäre Rußland Frankreichs Bundesgenosse, und wie Ungarn und Polen dabei fahren würden, läßt sich ungefähr ermessen. Die Hauptfrage liegt also in Deutschland, nicht in Ungarn und noch weniger in Polen. Einem verbrannten Kopfe, wie Ruge, und einem Dutzend Schneidergesellen, die man jüngst in Paris als Häupter einer gegen Deutschland gerichteten Verschwörung verhaftete, wird man dabei doch wohl keinen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands zugestehen: die Verhafteten mögen sich in strafbare Verbindungen eingelassen haben, aber furchtbar sind sie gewiß nicht. Kann aber Ungarns Schicksal ohne Deutschland nicht entschieden werden, und sind die deutschen Verbannten ohnmächtig, so legt man dem pomphaften Empfang Kossuths in England sicherlich zu viel Gewicht bei, und man kann den Engländern die Freude gönnen; sie haben ohnehin schon einige Dornen in dem Ruhmeskranz ihrer neuen humanistischen Laufbahn gefunden.

Kossuth wird nichts destoweniger feierlich empfangen werden, denn man hat zu lange Zeit vorher in die Trompete gestoßen, aber sich selbst hat er durch seine Adresse gründlich ruinirt, denn sie ist und bleibt eine Narrheit; wer von der Solidarität der europäischen Revolutionen spricht, ist ein Thor, und weiß nicht um was es sich in Europa handelt; wenn der Präsident von Frankreich sich aufs hohe Roß setzt, und sich die Geneigtheit der hohen europäischen Mächte durch den Kampf gegen den Communismus zu erwerben glaubt, so spielt er den Donquichotte; der Communismus ist eine innere Krankheit, hervorgerufen durch den fehlerhaften Zustand unserer national-ökonomischen Verhältnisse; die Revolution, um welche es sich jetzt handelt, ist eine äußere politische, die eine Veränderung des Machtverhältnisses der Staaten zum Ziel hat; beide haben, wenn auch eine gegenseitige Einwirkung auf einander nicht zu läugnen ist, in ihrem Wesen durchaus nichts mit einander gemein, und wenn heute die HH. Mazzini, Ledru Rollin und Ruge die Verschwörung aller aufständischen Elemente so mächtig organisiren könnten, daß sie allenthalben siegreich wären — was doch gewiß nicht anzunehmen ist — so würden die Sieger gleich nach dem Sieg einander in die Haare gerathen. Dieß ist die Macht der gegebenen nationalen Verhältnisse. Die Machtlosigkeit des eigentlichen Revolutionsprincips zeigt sich am deutlichsten in der schleswig-holsteinischen Sache. Diese ist gerecht, auf Verträge und verbriefte Privilegien gegründet, kurz so legitim wie immer nur möglich; die Kopenhagen'sche Politik ist durchaus revolutionär und hat auch einen revolutionären Ursprung, dennoch wurde die schleswig-holsteinische Sache von der deutschen Revolution, d. h. von der Nationalpartei, gehalten, und das revolutionäre Casinoministerium von Rußland und England unterstützt; die Gründe weßhalb? braucht man keinem halbwegs unterrichteten Menschen mehr auseinander zu setzen.

Ein seltsames Phänomen in der Ostsee.

Das Aftenblad vom 25 September berichtet nach der Skanska Posten nachstehendes Phänomen, das der letztern von zuverlässigen Personen mitgetheilt worden seyn soll. Am 4 September 11 Uhr Vormittags wurde bei ONO und mittelmäßigem Seegang im Südwesten des Meerhorizonts eine, wie es schien, mehrere Meilen breite hohe, weiße See beobachtet, die in einigen Secunden dem Seegang entgegen sich dem Strand näherte, und in demselben Augenblick das Wasserniveau im Hafen und in dem Raum zwischen den Dämmen um mindestens 4 bis 4½ Fuß erhöhte. Die einfallende Sturzsee brach sich mit großer Heftigkeit an allem, was ihr entgegenstand, z. B. an dem alten Pfahlwerk südlich vom südlichen Damme, und selbst am letztern. So rasch das Wasser im Meere wuchs, so schnell fiel es auch hier und am Strande, aber in dem Raum zwischen den Dämmen konnte es nicht so schnell fallen, sondern es ergab sich der eigene und ungewöhnliche Anblick, daß das Wasserniveau hier um mehrere Fuß höher als außerhalb der Dämme stand. Prahmen und Boote, die mit kurzen Stricken vertaut waren, wurden so schnell emporgehoben, daß Taue und Ketten sprangen und kleine Fahrzeuge losgerissen wurden. Kein Windstoß folgte der Sturzsee, und der Wind bließ ununterbrochen von ONO. Die Erscheinung wiederholte sich dreimal in einer Viertelstunde, und stets auf die gleiche Weise, wie das erstemal.

Wanderungen in Aegypten.

6. Ankunft am Nildamm. — Eigenschaften des Nilwassers. — Aufstand unserer Matrosen u. s. w.

(Schluß.)

Die Temperatur der Luft war den ganzen Tag hindurch sehr frisch, um 7 Uhr Morgens zeigte der Thermometer nicht mehr als 10° R. Wir fuhren von Semenaud mit einem scharfen Südwestwind ab, der gegen Mittag sich verstärkte und plötzlich uns rasch vorwärts trieb: der

Himmel bedeckte sich mit Wolken, und nach den am Horizont erscheinenden Streifen zu schließen, regnete es allenthalben in der Umgegend. Um Mittag kamen wir an der Stadt Mansurah vorbei, die sich längs dem rechten Nilufer zwei Werste in der Länge ausdehnt; da wir den günstigen Wind benützen wollten, so verschoben wir den Besuch derselben auf die Rückkehr von Damiat. Ich zählte bis 12 Minarets, die sich über die Masse der Häuser von Mansurah erheben; unter den letztern zeichnet sich eines durch seine Größe und seine eigenthümliche, nicht ägyptische Bauart aus: dieß ist ein Palast (el kasr) Mehemed Ali's. Am Nordende der Stadt sind zwei Windmühlen erbaut, die im hiesigen Lande sehr selten sind, obgleich bei dem Mangel an Bächen, der Menge des Getreides und den fortdauernd wehenden Winden sie ohne Vergleich nützlicher sich erweisen könnten, als die jetzt in Aegypten gebräuchlichen durch Ochsen oder Pferde getriebenen Mühlen. Gegen Norden von Mansurah liegt die Mündung des nach dem See Menzaleh führenden breiten Canals, der nicht ohne Grund für einen Ueberrest der alten mendesischen Mündung eines Nilarms gehalten wird. Auf dem westlichen Ufer des Stroms, Mansurah gegenüber, liegt das große Dorf Talha.

Um Mittag fiel ein feiner kalter Regen. Der Wind sank nicht und unsere Dachabie schoß mit einer Schnelligkeit, an welche wir auf der ganzen Reise durchaus nicht gewöhnt waren, an kleinen Dörfern vorüber, die dem äußern Anblick nach sehr arm schienen. Bei einem derselben gruben Fellahs Gruben am Ufer des Stroms aus, am Fuße des das Ufer schützenden Aufwurfes; die Erde aus diesen Gruben wurde zum Backsteinbrennen verwendet, wobei man nicht bedachte, daß der Damm eben dadurch minder fähig wurde, dem Andrang der Wellen zu widerstehen, und daß das Dorf bei der ersten Ueberschwemmung durch den unbändig gewordenen Strom weggeschwemmt werden könnte. Der Strom ist hier sehr schmal, und an vielen Stellen ganz mit Heerden wilder Enten verschiedener Art bedeckt; Abdallah tödtete mit seinen sichern Schüssen eine gute Anzahl dieser Vögel; ihr Fleisch ist nicht schlecht, obgleich es stark nach Fischen schmeckt, von denen sich diese Vögel hier vorzugsweise nähren. Der junge Mohammed stürzte sich jedesmal platt über Bord, um den getödteten oder verwundeten Vogel aus dem Wasser zu holen, und dieß nahm uns viele Zeit weg, weil wir unaufhörlich die Segel richten und die Barke mit dem Steuer stromabwärts richten mußten. Auf dem Damiatarm, wo viel weniger Barken fahren, ist die Zahl der wilden Vögel ohne Vergleich größer als auf dem Raschidarm; sie bildeten die tägliche Speise für uns und unsere Matrosen, obgleich die Moslems im allgemeinen nicht gern Fleisch von Thieren essen, die mit Feuergewehren getödtet wurden; nach ihrem Gesetz muß man ein Thier nach bestimmten Regeln abschlachten, und zwar so daß kein Blut darin bleibt, denn Blut zu essen ist sündhaft. Abdallah schoß viele Vögel nicht für den Tisch allein, er wußte sie auch sehr geschickt auszustopfen, und brachte mit dieser Beschäftigung, in welche ihn Hr. d'Arnaud unterrichtet hatte, den größten Theil des Morgens zu. Mit der den Afrikanern eigenen Sorglosigkeit hatte Abdallah neben seinen andern Sachen eine Kiste mit giftiger Seife (savon arsénical), Zergliederungsmesser und Pinsel, die damit bestrichen waren, u. s. w.; vergebens bat ich ihn, daß er sich doch mindestens sorgfältig die Hände waschen solle, ehe er von seinen ornithologischen Operationen zur Bereitung unseres Mittagsmahls überging

In einer der zahlreichen, hier vom Strom gebildeten Wendungen wurde der Wind plötzlich für uns conträr, obwohl er seine Richtung nicht verändert hatte; so mußte die Mannschaft fast eine ganze Stunde mit Rudern arbeiten, ehe sie um vier Uhr Nachmittags wieder die Segel ausspannen konnte. Um halb sechs Uhr hielten wir an dem Städtchen Scheribin auf dem linken Nilufer. Es war noch hell, und ich ging aus um das Städtchen zu besichtigen, indem ich statt meiner gewöhnlichen Mütze einen rothen Tarbusch aufsetzte, um nicht auf den Straßen aufzufallen, und mich vor den Verfolgungen der kleinen Jungen und den neugierigen Blicken und Fragen der Erwachsenen zu sichern. Scheribin war einst eine sehr große Stadt, wenn man nach dem Umfang des Raums, den sie einnimmt, schließen darf, jetzt aber fallen darin die aus rothen Backsteinen erbauten Häuser ein, die Bevölkerung ist gering an Zahl und zerlumpt, die ziemlich breiten Straßen schienen vollkommen öde. Ein niedriger, enger, dunkler Bazar ist längs dem Uferaufwurf erbaut, aber die Buden stehen größtentheils leer, ohne Kaufleute und ohne Waaren. Es gibt einige größere Plätze: einer derselben hinter dem Bazar ist viereckig und sehr geräumig; ich fand ihn überbaut mit Hütten aus Schilf, wie es scheint wegen des kürzlich hier stattgehabten Jahrmarkts; von drei Moscheen fallen zwei ein, und nur Eine, die innerhalb des Städtchens gelegen und von Gräbern umgeben ist, hat ihr Minaret behalten. Den Hauptbegräbnißplatz konnte ich nicht sehen, obgleich ich zum Stadtthor hinaus aufs Feld ging; die sehr rasch ohne Dämmerung eintretende Nacht und die zunehmende Dunkelheit zwangen mich auf die Barke zurückzukehren. Wir übernachteten bei Scheribin und am 17 Februar um sechs Uhr Morgens fuhren wir bei sehr starkem Nordwestwinde ab, der unsere Barke ganz auf die rechte Seite legte. Unser Rais, mit diesem Fahrwasser unbekannt, nahm im Städtchen einen andern Mußamel (Steuermann) bis Damiat. Am Morgen war die Luft sehr kühl, die Temperatur um 7 Uhr in meiner Cajüte 9° R. Die Ufer des Nils, hier bereits sehr niedrig, erheben sich nur etwa 4 Fuß über das dermalige Niveau des Flusses; längs derselben zeigten sich nur noch wenige Dattelpalmen, an deren Stelle hier Acazien und Maulbeerbäume treten, von denen die letztern blätterlos waren. Fareskur gegenüber, an dem wir ohne anzuhalten um 10 Uhr vorüberfuhren, breitete sich ein weites mit hohem Zuckerrohr bedecktes Feld aus; auf beiden Seiten des Stroms pflügten die Fellahs den Boden mit Büffeln, und richteten ihn zur bevorstehenden Reisaussaat her, welches das wichtigste Product dieses Theils von Unterägypten ist. An einer Stelle fiel mir eine Sakie auf, an deren Rad ein Ochse und ein Kamel gespannt war, eine ganz unnatürliche und unpassende Verbindung. Der Wind wurde immer heftiger und zu gleicher Zeit stieg auch die Kälte; unsere Matrosen klapperten mit den Zähnen und schauerten unter der ungenügenden Bedeckung ihrer zerrissenen Wollmäntel (abbaie) und mir selbst erstarrten die Finger, als ich um 10 Uhr Morgens mich zum Schreiben in der Cajüte niedersetzte. Bald darauf zerbrach der Wind die Raae des kleineren Segels über dem Steuer, welches die Araber Balachon nennen, dann zerriß auch das große Segel; von dem heftigen Schwanken wurde Wasser über Bord auf das Verdeck gespült; man konnte nicht mehr auf den Füßen stehen, und um auf dem Diwan in der Cajüte zu sitzen, mußte man sich mit beiden Händen an den Wänden halten; alles, Bücher, Dintenfässer u. s. w. lag auf dem Boden. Zu allem dem nöthigten uns auch die zahlreichen Windungen des Stroms, der hier in völligem Zickzack läuft, sehr häufig die Richtung der Segel durch das Wenden der 45 Fuß langen Raae um den Mast herum zu ändern, was bei dem sehr starken Winde keine leichte Sache war. Um 11 Uhr kamen wir an großen Windmühlen vorüber, die Mehemed Ali im J. 1839 hatte aufführen lassen, um die in Syrien stehenden ägyptischen Truppen mit Mehl zu versorgen. Diese Mühlen, 12 an der Zahl, sind aus rothen Backsteinen aufgeführt, und kosteten viel Geld, jetzt stehen sie ungebraucht da und fallen nach und nach ein. Sodann erblickten wir große, beide Ufer einfassende Dattelwälder in der Nähe Damiats, und endlich gegen Mittag liefen wir in eine weite runde Bucht ein, die der Nil tief einschneidend sich auf dem rechten Ufer gegraben hat und welche den Hafen von Damiat bildet. Nicht ohne lebhaftes Vergnügen befestigten wir unser Fahrzeug am Ufer, denn die Kälte und das lange Schwanken vom frühesten Morgen an hatten wir übersatt, und unsere Kräfte waren erschöpft.

Merovingische Gräber und Münzen. Abbé Cochet hat im Thale des Caulne den vierten merovingischen Begräbnißplatz entdeckt. Das auffallendste an diesem Fund sind fünf Goldmünzen aus der merovingischen Zeit, Drittels-Goldsolidi; was aus den wunderlichen darauf geschriebenen Worten zu machen ist, ist ungewiß, das Memorial de Rouen vom 3 Octobre, das die Nachricht mittheilt, hält sie für Namen der Münzmeister und Münzorte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wedenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 249.

17 October 1851.

Neue Eisenbahnen nach dem Westen in den Vereinigten Staaten.

(Von Franz Löher.)

Der weite Westen der Vereinigten Staaten füllt sich allmonatlich mit Zehntausenden neuer Bewohner, sein massenhafter Reichthum an Mais und Waizen, edlen und gemeinen Metallen, Hölzern, Häuten, Pelzwerk, Talg u. s. w. ist kaum unterzubringen. Die älteren Staaten sehen klar ein, daß sie so schnell als möglich sich mit ihm durch Eisenbahnen verbinden müssen. Wer am ersten seine Eisenbahnlinie ununterbrochen dahin fertig hat, der hat gewonnen Spiel. Der weite Westen braucht unberechenbare Mengen von allerlei Arten der Erzeugnisse der Industrie und Kunst, er schickt dagegen was Felder, Berge, Wälder und Prairien hervorbringen. Wo diese Waarenmasse durchgeht, läßt sie Gold und Schätze liegen und ruft Städte, Straßen, Handel und Leben hervor. Also Eisenbahnen, Eisenbahnen! dahin strebt alles, dabei hat der schnellreisende Amerikaner am meisten seine Freude, damit läßt sich jetzt am besten Geld verdienen. Eisenbahnen sind die metallenen unvergänglichen Bänder, um die Staaten aneinander zu ketten, um die Union zusammenzuhalten. Gelder, um Eisenbahnen ins Leben zu rufen, sind jetzt flüssig wie niemals vorher. Die Sklavenfrage, welche so lange Besorgniß und Lähmung in den Geschäften hervorbrachte, ist einstweilen vertagt. Alle Schnellkraft, alle Unternehmungslust kehrt doppelt zurück. Californien bringt Goldtönnchen, die Baumwollenernte ist vortrefflich, Weizen und Mais sind ausgezeichnet gerathen, alles bringt Geld. Also schnell es angewandt, um es zehnfach zu vermehren. Also go ahead! ruft der Amerikaner, voran, voran! In Eisenbahnen ist das Geld am besten angelegt. Die Bankiers und Handelsherren in Europa bringen ebenfalls Geld in Massen in Amerika unter, weil bei ihnen daheim der Stand der Dinge zu unsicher wird. Der Amerikaner nimmt die Geldsendungen aus Europa lachend in Empfang, er weiß sie trefflich zu gebrauchen, um seinen Handel und Verkehr zu beleben. Die alten Wasserwege, die Straße des Mississippi mit seinen zahllosen und mächtigen Nebenflüssen, die Straße des St. Lorenz mit der Kette der großen Landseen genügen nicht mehr. Die Fülle und der Schwung des Handels will schnellere Wege nach dem Westen.

Es ist in der That wunderbar, wie rasch und bedeutend die Verkehrsbahnen nach dem Westen zugenommen haben. Anfangs gab es nur die große Staatsstraße durch die nördlichen Staaten zu Lande, wer befährt sie noch? Canäle, Dampfschiffe, Eisenbahnen haben längst die Wagenreisen verschwinden lassen, auf denen noch vor zwanzig Jahren Waaren und Wanderer dem Westen zuzogen. — Der St. Lorenz war der Auslaß von den großen Seen ins Meer, aber er fließt durch englisches Gebiet, die Fahrt auf ihm ist an manchen Stellen gefährlich und mühsam, im Winter ist er gar nicht zu befahren, und vor seiner Mündung hausen Stürme und Klippen. Der Staat Neuyork schnitt ihn ab, indem er den Eriecanal von Albany nach Buffalo baute; anfangs hielt man es für unmöglich ihn fertig zu bringen, und man sagte Clinton, seinem kühnen Unternehmer: es würde nirgends Wasser genug seyn, ihn zu speisen, es sey denn daß man ihn mit den Thränen füllen werde, die über so viel weggeworfenes Geld fließen würden. Aber der Canal wurde fertig und fand genug natürliches Wasser, und alsobald bedeckten ihn ganze Flotten von Booten, welche unübersehbare Lasten von Waaren auf- und abtrugen. — Jedoch auch die Canalfahrt wurde bald zu langsam befunden. Man erbaute neben dem Canale her eine Eisenbahn von Albany nach Buffalo, und die Seen belebten sich noch mehr mit Dampfschiffen und Schoonern, um die reichen Güter des Westens nach Buffalo zu bringen und andere Waaren dort einzunehmen. — Auch diese Bahn reichte nicht mehr aus. Man legte die Neuyork-Erie-Eisenbahn an bis nach Dünkirk am Eriesee, welche im Sommer meist fertig geworden.

Aber die Fahrt zu Dampfschiff auf den Seen bis nach dem Endpunkte Chicago dauert wenigstens vier bis fünf Tage. Sie ist häufig durch Stürme unterbrochen, die Schiffe müssen dann vor ihren Landeplätzen hin- und herkreuzen und dürfen nicht wagen in den Hafen zu fahren. Der St. Clair und seine Verbindungsstraßen mit dem Erie- und Huronsee haben viele gefährliche Stellen. Im Winter oder vielmehr vier bis fünf Monate muß die Fahrt auf den Seen ganz still liegen; dann muß man Reisende und Waaren langsam und kostspielig durch Posten und Frachtfuhrleute zu Lande befördern. Welchen Gewinn, welchen Vortheil hat man dagegen von Eisenbahnen! Das sah zuerst der Staat Michigan ein, diese lange Halbinsel, welche den Huronsee vom Michigansee scheidet. Er that seine Gelder zusammen und baute quer durch den Staat, von Detroit bis Neubuffalo, eine Eisenbahn, die sogenannte Great Thoroughfare, die große Durchfahrt; dadurch war der St. Clairsee mit seinem Einfluß, der Huron- und der Michigansee umgangen. Sofort wurde das Oertchen Neubuffalo eine Stadt, in Detroit erhoben sich ungeheure Lagerhäuser und Maschinenfabriken, die Waarenzüge nahmen ihren Weg durch diese große Durchfahrt, Detroit wurde der Stapelplatz. Zugleich nahm man eine andere Bahn in Angriff, am Ufer des Eriesees von Detroit bis Toledo, die Michigan-Southern Bahn: dadurch war wieder ein Stück des Sees und

der mühsame Paß durch den Ausfluß des Clair-Sees umgangen.

Jetzt sind also drei Seen überwunden: es bleibt noch der Eriesee mit seinen Stürmen. Es bildete sich daher im vorigen Jahre eine Gesellschaft, um eine Eisenbahn am südlichen Seeufer von Dünkirk über Cleaveland und Sonduskycity nach Toledo zu bauen. Von Toledo jedoch blieb der Umweg, erst nördlich nach Detroit und dann quer durch Michigan. Sofort entstand eine andere Gesellschaft und projectirte eine neue Eisenbahn im Süden von Michigan, fast gleichlaufend mit der sogenannten großen Durchfahrt, von Toledo bis Michigan City und von da weiter zu bauen den kurzen Weg nach bis Chicago. In zwei oder drei Jahren wird diese Bahn vollendet seyn, dann brauset das Eisenroß in einem Zuge von Neuyork bis Chicago. Um aber den Neuyorkern nicht alles zu lassen, gingen auch die Pennsylvanier voran, damit sie den bereichernden Waarenzug wenigstens zum Theil durch ihren eigenen Staat lenkten. Die Bahn von Philadelphia, der großen Seestadt Pennsylvaniens, bis nach Pittsburg, dem pennsylvanischen Birmingham und Manchester, war bereits ihrer Vollendung nahe. Von Pittsburg bot sich von selbst eine Zweigbahn dar nach Cleaveland. Auch für diese Bahn war die Gesellschaft bald gebildet und hat sie in Angriff genommen; ist sie fertig, dann wird man auch von Philadelphia in ununterbrochenem Zuge nach Chicago fahren können.

Wäre nun die Bahn am südlichen Ufer des Eriesees vollendet und dadurch der Eisenbahnverkehr vom untersten Ende des Michigansees über Cleaveland direct nach Philadelphia, und über Cleaveland und Dünkirk direct nach Neuyork hergestellt, so würde der alten Albany-Buffalo-Eisenbahn der bedeutendste Theil des Güter- und Personenzugs entgehen. Die Gesellschaft, welcher diese Bahn gehört, mußte also nothgedrungen den Plan zu einer Eisenbahn fassen, welche jene andern Unternehmungen überflügelte. Kaum war deßhalb für jene Bahnen die Gesellschaft gebildet, so hatten auch die Actionäre und Directoren der Albany-Buffalo-Bahn schon ihr Gegenproject fertig, nämlich von Rochester, einer der bedeutendsten Städte an der Bahn, eine Zweigbahn über Lockport und Lewiston zu bauen, dieselbe vermittelst einer Drahtbrücke über den dort stillfließenden Niagara auf die Canada Seite und sodann in gerader Linie am nördlichen Ufer des Eriesees bis Detroit zu führen. Auf diese Weise kommen sie mindestens ebenso schnell durch die mittlere Eisenbahn des Staates Michigan an den See gleichen Namens und von da auf einer Eisenbahn nach Chicago. Beide Gesellschaften gehen nun ins Geschirr. Wer am ersten fertig ist, gewinnt Millionen Dollars. Die Gesellschaft, welche am nördlichen Ufer des Eriesees baut, hat zwei Vortheile vor der andern am südlichen Ufer voraus: erstens, daß ihre Querbahn durch den Staat Michigan schon fertig ist, nämlich die Bahn von Detroit nach Neubuffalo, und daß sie von Canada aus bedeutend unterstützt wird. Der englischen Regierung welche auffällig strebt Canada zu bevölkern, ist natürlich daran gelegen, in ihrem Lande eine Verbindung zwischen dem Ontariosee und Huronsee zu haben, und hat die Zinsgarantie für die eine Hälfte des Capitals, welches in Canada aufgebracht wird, übernommen. Die canadische Stadt Hamilton hat bereits für eine Million Dollars gezeichnet. Die gesetzgebende Versammlung von Obercanada hat bereits auch die Fortsetzung der Bahn bis zum Meere bei Halifax beschlossen. In zwei bis drei Jahren werden ohne Zweifel beide Eisenbahnlinien fertig seyn.

(Schluß folgt.)

Die historischen und archäologischen Studien in den französischen Provinzen.

2. Die Picardie,

ein Land der geschlossenen Gemeinden und der Traditionen, wie Flandern und Artois, hat sich gleich diesen sehr forschend in Bezug auf ihre Vergangenheit gezeigt. Amiens, das in den letzten Jahren der Restauration noch eine fast ausschließlich industrielle Stadt war, hat sich zu einer Succursale der Akademie der Inschriften umgestaltet, und trotz der Unruhe der letzten Jahre in ihren gelehrten Arbeiten nicht nachgelassen. Das „Gewohnheitsrecht im Amte Amiens (coutumes locales du bailliage) von Bouthors, eine gelehrte Arbeit voll scharfer, richtiger Bemerkungen, die „Bibliographie Picarde" von Dufour, die „Acten der Kirche von Amiens", von dem ehrwürdigen Bischof der Stadt, Hrn. Mioland; die „Forschungen" von Hrn. Rigollot über die Völker deutschen Ursprungs, die Gallien im fünften Jahrhundert angriffen, und sein „Versuch" über die Zeichenkunst in der Picardie, von der galloromischen Epoche bis zur Renaissance, eine Abhandlung, die den Verfasser unter die ersten Gelehrten der Provinz einreiht; die „Notiz" von Janvier über die Communalmilizen; die vortreffliche Biographie Ducange's von Hrn. Hardouin, die neue Ausgabe der „Geschichte von Amiens", das „Departement der Somme" von Duserel, die „Beschreibung der Kathedrale von Amiens" von Hrn. Goze, das sind die neuesten und bemerkenswerthesten Schriften, welche das Contingent der Amiener Gelehrsamkeit bilden. Die meisten dieser Werke sind durch den speciellen Charakter der Forschungen und die Art des Gegenstandes selbst hauptsächlich nur für Archäologen und Gelehrte, bloß Duserel und Janvier bemühten sich mehr für alle Leserclassen zu schreiben, und das ist ohne Widerspruch ein Verdienst weiter.

Hr. Janvier hat, indem er den Ursprung der Communalmiliz von Amiens auseinandersetzt, den Charakter dieser Institutionen im Norden sehr gut aufgefaßt. Die Miliz, aus der Gemeinde entsprossen, ist eine Verbindung zur gegenseitigen Vertheidigung. „Wenn die Gemeinde verletzt ist, sagt die Urkunde von Noyon, so müssen alle die, welche geschworen haben, ausmarschiren um sie zu vertheidigen." So waren also die Stadtverfassungen des Mittelalters, wie unsere republikanische Constitution, der Obhut aller Bürger anvertraut. Zu Amiens, wie in den meisten „Städten des Gesetzes" umfaßten die Verpflichtungen der Miliz den innern Dienst der Stadt und den Kriegsdienst für den König, was für die Bürgerschaft dem adeligen Aufgebot gleich kam. Bis zum Jahre 1316 stand die Miliz von Amiens unter der ausschließlichen Obergewalt des Mairès. von dieser Zeit an trat die königliche Gewalt dazwischen, um sie zu organisiren, und nun hatte die Stadt unaufhörlich mit den Capitänen zu kämpfen, welche mit dem Maire sich in die militärische Polizei der Stadt theilten. So oft man übrigens in den unaufhörlichen Kämpfen des Mittelalters an den Muth der Miliz von Amiens appellirte, so war sie stets bereit zum Aufbruch. Sie kämpfte tapfer zu Bouvines, zu Mons en Puelle, zu Poissy, wo sie am 16 August 1346 durch die Armee Eduards überwältigt wurde; sie wohnte einer Unzahl von Belagerungen bei, nahm Theil an den Kämpfen der Ligue, und selbst in neuerer Zeit findet man sie bei der Belagerung von Lille, bei der Vertheidigung von Cadzan und vor den Junibarrikaden, an deren Fuß sie manchen Todten zurückgelassen hat. Die Schrift von Hrn. Janvier ist interessant und merkwürdig, namentlich im Ver-

gleich mit ähnlichen Studien über die Milizen von Nantes und Rouen; aber wir hätten mehr Ordnung und Methode gewünscht, weniger pittoreske Phrasen am Anfang, und genauere Nachweisungen über die militärischen Züge, an denen die Miliz von Amiens, welche zur Nationalgarde des Hauptorts der Somme geworden war, Theil nahm, denn wir sind nicht der Ansicht, wie man oft gesagt hat, daß die Localmonographien mit dem Jahr 1789 aufhören sollen; die neuere Geschichte interessirt uns mehr, weil sie uns näher berührt, und wenn man unter dem Vorwand, daß jedermann sie kenne, sie zu schreiben versäumt, so ist augenscheinlich, daß nach einem Jahrhundert niemand mehr sie kennen wird.

Wenige Städte sind, wie man sieht, so reich, wie Amiens, an historischen Schriften und zwar von so mannichfaltiger Art. Das ist indeß noch nicht alles, und ganz neuerdings hat sich die alte Hauptstadt der Picardie mit einem kostbaren von Augustin Thierry herausgegebenen Bande bereichert. Dieser Band, welcher die Reihe der „Documens inédits“ über den Tiers-Etat eröffnet, besteht aus zwei gesonderten Theilen, von denen der eine die Einleitung umfaßt, in welcher Thierry mit dem Glanz seines großen Styls den Ursprung und die Entwicklung des Tiers-Etat von der Freiheitsbewegung im 13ten Jahrhundert bis zur Revolution von 1789 darstellt, der andere die Urkunden enthält, welche die municipale Existenz der Stadt Amiens bis zum 15ten Jahrhundert betreffen. Man hat somit für die politische Geschichte von ganz Frankreich eine allgemeine Darstellung der wichtigsten socialen Thatsache der Vergangenheit, und für die Einzelgeschichte eine vortreffliche Probe.

Im Departement der Somme sind die Städte Abbeville und Doullens, jede nach ihrer relativen Wichtigkeit, nicht hinter dem Hauptort zurückgeblieben. Unter dem Titel „Antiquités celtiques et antediluviennes“ hat Hr. de Perthes zu Abbeville ein Buch herausgegeben, das die interessantesten Fragen der Archäologie und die bedeutendsten geologischen Probleme zugleich berührt. In einem Werke, „von der Schöpfung“ betitelt, hatte Hr. Boucher de Perthes den Gedanken ausgesprochen, daß man früh oder spät die Spuren einer antediluvianischen Menschenrace finden müsse. Um zu dem materiellen Beweis dieser Behauptung zu kommen, hat er die thätigsten Nachforschungen angestellt, und das Ergebniß derselben hat ihn zu dem Schlusse geführt, daß in den Tertiärschichten mitten unter den Trümmern von Mastodonten und fossilen Elephanten die Spuren des Daseyns von Menschen sich finden. Diese Ansicht, welche mit der neuen Wissenschaft in starkem Widerspruch steht, wird nothwendig ihre Widersacher finden; gewiß ist aber, daß aus den Nachforschungen des Verfassers eine schöne Sammlung von Gegenständen hervorgegangen ist, die von den kräftigen und tapfern Stämmen zeugen, die uns auf diesem Boden Frankreichs, als es noch einen andern Namen trug, vorangegangen sind. Alle die in den „celtischen Alterthümern“ beschriebenen Gegenstände sind in einer ungeheuren Galerie vereinigt, welche der Verfasser im J. 1848 bauen ließ. Dieß in seiner Art einzige Museum bietet ein vollständiges Bild der menschlichen Industrie dar zur Zeit, als der Gebrauch des Eisens noch nicht bekannt war. Man findet hier Steinäxte mit Handgriffen und in Hirschhörner eingefaßt, geschnittene und wie unsere neuen Messer schneidende Feuersteine, Lanzen oder Scheeren aus geschärften und am Feuer gehärteten Rohrknochen von Menschen, Büchsen mit Wohlgerüchen aus Kniescheiben von Ochsen, kleine Sägen, Keile, Hämmer aus Kieseln, ringförmige, sorgfältig polirte, in der Mitte mit einem regelmäßigen runden Loch durchbohrte Feuersteine, aus denen man Hals- und Armbänder fertigte. Das Museum des Hrn. von Perthes ist ohne Widerspruch eine der merkwürdigsten archäologischen Schöpfungen, die in den letzten Jahren in Frankreich geschaffen wurden, wie sein Buch eines von denen ist, welche die ernstlichsten Discussionen zu wecken im Stande sind.

Neben dieser Arbeit, die vor allem ein Werk allgemeinerer Art ist, nennen wir noch in derselben Stadt die dem Lande eigenthümlichen Arbeiten der HH. de Marchy, F. Louandre und Prarond; der erste gab eine Notiz über die Münzstempel, die vor dem Jahre 89 in dem Schöffenamt von Abbeville sich fanden, und über die Hauptmünzen von Ponthieu, der zweite eine Chronologie der „Majeurs“ und Maires aus derselben Stadt von 1184 bis 1847. Die Maires von Abbeville, die eine fast souveräne Macht ausübten, hatten das militärische Commando der Stadt und selbst den Befehl über die darin in Besatzung liegenden königlichen Truppen; sie besaßen die hohe Gerichtsbarkeit, sie verurtheilten ohne Appellation, mit Vollstreckung des Urtheils innerhalb 24 Stunden, zum Tode, und um sich zu vergewissern, daß ihr Spruch vollstreckt werde, führten sie die Schuldigen selbst zum Galgen, und legten ihnen unter einer väterlichen Rede den Strick um den Hals. Besonders interessant ist das Werkchen über die Maires von Abbeville dadurch, daß es zeigt mit welcher Unabhängigkeit und Kraft gewisse Gemeinden im Mittelalter organisirt waren, und wie der Grundsatz der Autorität in der municipalen Demokratie kraftvoll durchgeführt war. Wenn im Norden von Frankreich die Verantwortlichkeit der Beamten des Schöffengerichts bedeutend war, so war es ihre Unverletzlichkeit nicht minder. Die von allen übertragene Gewalt sollte von allen respectirt werden, und die welche sie zu verleumden wagten, kamen nicht immer mit dem Verlust eines Ohrs oder der Zungenspitze durch; sie wurden verstümmelt und verbannt, manchmal selbst gehenkt. Die „Notizen“ des Hrn. Prarond über die Straßen und Vorstädte von Abbeville, und seine „Reise“ im Arrondissement tragen einen Stempel literarischen Verdienstes, den man selten in den Büchern dieser Art findet. Hr. Prarond, der hübsche Verse herausgegeben, hat in dieser gelehrten Localarbeit seine künstlerischen Eingebungen bewahrt. Indem er seinem Buch das Wort der Pflastertreter des Alterthums: per vias et plateas, als Motto vorsetzte, hat er in sehr artiger Weise erklärt, daß er zu der Schule von Localgelehrten gehöre, die in jeder Stadt des Nordens eine auf das Stadtgebiet begränzte Akademie der Inschriften bilden, um von Jahrhundert zu Jahrhundert die erlöschende Tradition zu sammeln, und den von den Denkmälern fallenden Stein zu retten. Die Zuneigung, die sich an den Geburtsort, an die ersten Eindrücke des Lebens knüpft, die unwillkürliche Rückkehr des Gemüths zu der Vergangenheit, mag das Einzelne so einfach und unbedeutend seyn als es will, das sind die Gefühle die seine Arbeit beleben, und die, wie wir unserer Seits hinzusetzen, ihn glücklich geleitet haben, namentlich in dem anekdotenartigen Theile und in allen Fragen, welche die elegische Seite der Geschichte berühren.

Hr. Labourt von Doullens, dem man unter andern einen „Versuch“ über den Ursprung der picardischen Städte verdankt, hat im J. 1848 ein merkwürdiges Buch herausgegeben: „Historische und statistische Nachforschungen über die Unsittlichkeit der arbeitenden Classen und die Findelkinder.“ Während die meisten Schriftsteller unserer Zeit dem Volk nur von seinen Rechten sprechen, hat Hr. Labourt es über sich genommen, ihm auch von seinen Pflichten zu reden, und er hat mit unabhängigem Geist

und mit Talent eine umfassende Gelehrsamkeit zum Vortheil einer nützlichen und sittlichen Idee aufgewendet.

Im Departement der Oise, die zum Theil ein Bruchstück der alten Picardie ist, hat Hr. E. Woillez in Foliaformat mit sehr gut ausgeführten Zeichnungen eine „Archäologie der religiösen Bauwerke im Landstrich Beauvaisis vom 5ten bis zum Ende des 12ten Jahrhunderts“ herausgegeben, und in diesem sehr genauen und gelehrten Werke nachgewiesen, daß Beauvaisis während der romanischen Periode eine einheimische vollkommen bestimmte Schule religiöser Architektur besaß; auch verdankt man Hrn. Woillez eine „Ikonographie“ der aronähnlichen Pflanzen, wie man sie im Mittelalter in der Picardie abbildete, und die man als den Ursprung der Lilien Frankreichs betrachtet. Diese letztere Arbeit ist sehr sinnreich, aber wir halten es für schwierig, in der behandelten Frage zu einer sichern Aufklärung zu gelangen. Beneton de Peyrins, Bullet und eine Menge anderer Gelehrten hatten sich schon unter der alten Monarchie lebhaft damit beschäftigt. Wenn man bestimmt die Fragen stellt: „was ist die Lilie, wie man sie auf dem königlichen Wappen dargestellt findet? ist es eine Blume, eine Lanzenspitze oder das entartete Bild der kaiserlichen Biene? in welcher Zeit erscheint sie zuerst?“ so kann man nur mit Vermuthungen antworten. Es ist gewiß, daß man Lilien auf den Siegeln der deutschen Kaiser, auf den Kronen einiger englischen Könige vor der Zeit, wo sie in dem Wappen der Könige von Frankreich erscheinen, findet; erst im 12ten Jahrhundert wurden sie in den erblichen Wappenschild der herrschenden Familie aufgenommen, und werden in dem Text einer Ordonnanz vom Jahre 1179 über die Krönungsfeierlichkeiten, und von Rigord, der unter Philipp August schrieb, erwähnt.

Zu den zahlreichen, von uns aufgezählten Arbeiten muß man auch die „Memoiren“ der gelehrten Gesellschaften von Abbeville, St. Quentin, Amiens und Beauvais hinzufügen. Die bemerkenswertheste dieser Gesellschaften, die der Alterthumsforscher der Picardie, hat so eben den 11ten Band ihrer Memoiren herausgegeben, so wie die erste Lieferung der Einleitung in die allgemeine Geschichte der Picardie von dem Benedictiner Dom Grenier, der im 18ten Jahrhundert von der Regierung beauftragt war, die Geschichte dieser Provinz zu schreiben, und dessen Manuscripte, die allein eine ansehnliche Bibliothek bilden, in der Sammlung der Straße Richelieu aufbewahrt sind. Die Gesellschaft der picardischen Alterthumsforscher hat einen der berühmtesten Gelehrten Europa's, den aus Amiens gebürtigen Ducange, zu ihrem Schutzpatron gewählt; sie hat die Schuld der öffentlichen Dankbarkeit für das Andenken dieses wahrhaft außerordentlichen Mannes würdig bezahlt, indem sie ihm in seiner Geburtsstadt eine Statue errichtete, und man kann auch sagen, daß sie durch ihren Eifer und ihre Arbeiten zu beweisen bemüht ist, daß die Traditionen dieses hohen Meisters in der Stadt, die ihm das Leben gab, noch lebendig und fruchtbringend sind. Der letzte von dieser arbeitsamen Gesellschaft herausgegebene Band ist das „etymologische und vergleichende Glossar des alten und neuen picardischen Patois“ von dem Abbé J. Corblet. Dieß mit viel Ordnung angelegte Glossar theilt sich in zwei besondere Theile, deren einer die philologische Geschichte des Patois behandelt, der andere ein Wörterbuch von mehr als 6000 Worten enthält. Nach Hrn. Corblet zerfällt die „langue d'oil“ des alten Frankreichs in dreizehn Hauptpatois: das wallonische im Norden und im Pas de Calais, das Rouchi in Valenciennes, das picardische, normannische, austrasische, das Campenois, das hochbretagnische, das von Poitou, Saintonge, Touraine, Berry, das burgundische und das der Freigrafschaft. Von allen Dialekten hat das picardische nach der Ansicht des Verfassers die Physiognomie der Sprache des Mittelalters am besten bewahrt und auf die Bildung der neuen Sprache am meisten eingewirkt. Hr. Corblet, den man als Picarden der Parteilichkeit beschuldigen könnte, führt für seine Ansicht das Zeugniß von Männern an, die in neuester Zeit sich mit dem Ursprung der französischen Sprache mit Erfolg beschäftigt haben, die HH. Gustave Fallot und Génin, und diese Ansicht scheint uns vollkommen richtig. Die grammatischen Formen, die Orthographie, die Aussprache, die Syntax des Picardischen sind in der Einleitung des Glossars mit vielem Scharfsinn entwickelt, und man findet auch ein merkwürdiges Capitel über Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten; wie die grammatischen Formen des neuen Picardischen an den Geist unserer alten Nationalsprache erinnern, so mahnen auch die Aphorismen der Volksweisheit an die Naivetät und den Spottgeist der besten Trouvères. Die Philologen werden Hrn. Corblets Arbeit mit Nutzen zu Rathe ziehen, und die Picarden lebhaftes Interesse daran nehmen, denn man kann sie als Muster für ähnliche Bestrebungen aufstellen.

Das „Bulletin de l'Athénée du Beauvaisis“ und die „Memoiren der akademischen Gesellschaft der Oise“ verdienen gleichfalls eine besondere Erwähnung, wenn wir gleich uns in keine besondere Aufzählung des Inhalts einlassen können. Was von dem historischen Geiste von Artois und Flandern bemerkt wurde, gilt auch von der Picardie. Es ist dieselbe Genauigkeit, dieselbe positive Richtung auf das Thatsächliche, und in allem was politische Fragen der Vergangenheit und Zukunft berührt, derselbe Sinn für Ordnung und weise Freiheit.

Miscellen.

Verschiedene Mastodontengruppen. Ein Hr. Laurillard, der mit der Aufsicht über die Galerien der Anatomie und die paläontologischen Sammlungen im Pariser Museum betraut ist, hat im Auftrag der Administratoren des Museums die von Hrn. Lartet aufgefundenen knochenführenden Schichten bei Sansan im Departement du Gers im Lauf der Monate April, Mai und Junius d. J. untersucht, und seinen vorläufigen Bericht im Monit. univ. vom 7 October bekannt gemacht. Die Untersuchungen der Knochen kleiner Thiere mußte er für die Folgezeit aufsparen, über die großen bemerkt er namentlich: „ich habe Knochen von Mastodonten, von Rhinoceros und Wiederkäuern in großer Zahl, verglichen mit dem untersuchten Raum, der nur 666 Quadratmetres betrug, gefunden. Nach diesem kommen der Zahl nach die Knochen des Paläotherium Hippoides, dann die von reißenden Thieren, und endlich die der großen und eigenthümlichen Art von Zahnlosen, welche Hr. Lartet macrotherium sansanense genannt hat, und welche der einzige fossile Repräsentant dieser Familie von Säugethieren ist, die man bis jetzt in Europa gefunden hat.“ Die große Zahl verschiedener Arten von Mastodonten, deren Knochen er auffand, setzte ihn in den Stand, zwei große Gruppen dieser Thierart zu unterscheiden, die mit langen und mit kurzen Kinnbacken (macrognathes und brachygnathes.) Eine andere Merkwürdigkeit des Orts ist die ungeheure Zahl von Hirschgeweihen und Antilopenhörnern die sich findet; schon Lartet bemerkte, wenn die Reste dieser Thiere in der knochenführenden Erdschichte gleichmäßig vertheilt seyen, so müsse man die Zahl der Individuen in dieser Art von Katakomben auf mindestens 30,000 anschlagen.

Die neuesten Nachrichten aus französisch Guiana lauten fortwährend schlecht, und die Correspondenten sprechen sich geradezu dahin aus, daß die Colonie in den Zustand einer Wildniß zurückkehre. (Journ. du Comm. d'Anvers. 12 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 250. 18 October 1851.

Ein Besuch in den Feuertempeln von Baku.

(Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. X. Bd. 1. Hft.)

Die Südspitze des Kaukasus ragt als Vorgebirge Apscheron in das caspische Meer hinein, und gerade auf dieser Landzunge liegt Baku und siebzehn Werst nördlich von dieser Stadt das indische Feuerschloß der Gäber. Um das Flammenspiel besser zu genießen, wählten wir zur Hinfahrt den Abend, aber mit ihm kam ein dichter Nebel, und dieser machte den Weg dahin äußerst halsbrechend. Ein Perser, der russisch verstand, machte den Führer und eilte voraus. Als wir das Ziel erreichten war es schon stockfinster; die Flammen erhoben sich in köstlicher Reinheit zum stillen Nachthimmel und das ganze Feuerschloß war wie von einem Kranze von Wachtfeuern umgeben. Es waren Perser aus der Umgegend, die sich beschäftigten Kalk zu brennen und Brod zu backen — gewöhnlich höchst prosaische Vorgänge — aber ich weiß nicht wie es kam, daß mir an diesen reinen, geheimnißvollen Flammen diese Beschäftigung edler und, so zu sagen, biblisch erschien. Waren es nicht solche schwarze Gestalten, die am Thurm von Babel bauten und Kalk brannten? Uebrigens ist das hier höchst bequem und wohlfeil; man macht eine beliebige Oeffnung in den Boden, bringt einen Feuerfunken daran, und eine nie versiegende Feuerquelle schlägt wie ein Springbrunnen empor. Hinter diesen Flämmchen und Feuerchen erschien grell beleuchtet die schmutzig weiße Mauer des Schlosses, aus dessen Mitte, aus zwei hohen Säulen die reinsten, klarsten und gewaltigsten Feuerflammen emporstiegen, bald vom Nachtsturm horizontal hingelegt und geschwungen wie Schlangenzungen, bald plötzlich steilrecht und erhaben wie zwei Altarlichter und, wie diese, den Himmelsdom erleuchtend. Wir fuhren um das Gebäude herum und hielten auf jener Seite, wo keine Feuer der Erde entstiegen, vor dem Thore an. Es regnete fein; unser Führer ging uns anzumelden, und kam gleich darauf zurück mit einem dunkelfarbigen Hindu. Sein Anblick bewegte mich sonderbar, ich vergaß, daß er einer weitverschlagenen Colonie von wenigen Individuen angehört, und ich fragte mich ob wir denn plötzlich nach Indien verschlagen wären, oder Indien so hoch hinaufgerückt sey?

Wir traten unterdeß in den Hof, in dessen Mitte das tempelartige Gebäude mit den beiden Feuersäulen steht; in der Mitte dieses kleinen, aber hohen Bauwerks, das weder Thüre noch Fenster zeigt, hängen oben im Gewölbe ein paar große Glocken, die der Hindu gleichsam als Einleitung der nun zu schauenden Herrlichkeiten gewaltig ertönen ließ. Es war fast um taub zu werden; der erste Eindruck hatte etwas grauenhaftschönes; auch die Knaben schienen ungewöhnlich ergriffen; sie faßten an ihre Schaschkas [1] und lehnten sich stärker an mich. Außer uns nebst Diener und Dolmetscher war niemand zu sehen als der schwarze Gäber in weißem Turban, langem, braunem, härenem Gewande, und weiß und blau gestreiften Unterkleidern, von denen nur ein ganz schmaler Streifen sichtbar wurde, aber genug, um die schwarzen, nackten Füße hervorzuheben. Seine Züge waren edel, sein Bart lang und schwarz; so stand er da wie ein Geisterbeschwörer, wie der Herr eines Zauberschlosses, der seine dienstbaren Geister herbeiruft. Und die Feuer, als ob sie seinem Befehle gehorchten, loderten beim Schmettern und Geheul der Glocken heller und wie zischend empor; bald war heller Tag um uns, bald umgab uns wieder Halbdunkel, wenn der Wind die Flammen wie Halme hinlegte. Ich sah uns alle der Reihe nach an; ich war die einzige Person, die europäisch gekleidet ging; mein Mann war in seinem langen schwarzen Bart und seiner Tscherkessenkleidung, eben so asiatisch waren die Knaben und die Diener angethan, alle, mit Ausnahme des Hindu, waren bewaffnet und doch war er es, der uns alle durch das Imposante seiner Erscheinung und Umgebung in diesem Augenblicke zu beherrschen schien. Es wurde mir so europäisch und heimweh zu Muthe; ich erwartete in jedem Augenblicke etwas Ungeheuerliches sich ereignen zu sehen, das Zusammenströmen von Feueranbetern, und alle Gräuel eines heidnischen und barbarischen Götzendienstes. Als sich aber nun nichts ereignete, weder etwas Schreckliches, noch irgend sonst etwas, so verwandelte sich meine Furcht in einen gewissen Aerger der Täuschung. Indessen forderte uns der Dolmetscher auf, dem Gäber zu folgen, und mit frischer Hoffnung etwas Neues zu sehen, gingen wir vorwärts. Rund um den ganzen inneren Umfang der Mauer sind die kleinen zellenartigen Wohnungen angebracht, die Sekle heißen, ferner Ställe und andere Gebäude. Der Dolmetscher erzählte uns, das Schloß sey von einem reichen, indischen Nabob, der Feueranbeter war, erbaut, und von ihm und seinem Hofstaat längere Zeit bewohnt worden. Die alte indische Herrlichkeit ist nun aber dahin, und nur noch drei Hindu sind die traurigen Ueberreste glänzender Zeiten. Aber die Natur blieb sich ewig gleich; ob angebetet oder nicht, fuhren die reinen Flammen doch fort zu leuchten, zu wärmen und zu imponiren, und soweit geht ihr Ruhm, daß aus dem fernen Indien jährlich viele Pilger herkommen, um zu beten und für sich beten zu lassen, bei der sichtbaren Erscheinung des reinen Urlichts.

[1] Tscherkessendolche. Der Bericht ist von der Frau eines vornehmen Russen.

(Schluß folgt.)

Neue Eisenbahnen nach dem Westen in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Doch in Chicago kann die Bahn nicht aufhören. Immer far west, weiter zum Westen! das ist die Geschichte der Vereinigten Staaten in den letzten drei Menschenaltern. Von den Ufern des Michigansees muß die Eisenbahn durchaus nach den Ufern des obern Mississippi. Da wetteifern nun die beiden Handelsstädte der Staaten Illinois und Wisconsin miteinander, Galena und Milwaukee. Vor wenigen Jahren waren beide sehr zufrieden, daß sie sich durch Canäle und Flüsse eine Verbindung zu Wasser nach dem Mississippi eröffnen konnten. Das reicht schon nicht mehr hin; vorwärts, vorwärts! heißt es in solchen Dingen in Amerika. Sie müssen jetzt das schnaubende Dampfroß vorspannen, um dem Drängen nach dem Westen Genüge zu thun. Galena, der Stapelplatz des obern Mississippi, der Lagerplatz des Bleireichthums, ist ihr gemeinschaftliches Ziel. Beide Städte wetteifern, beide sind mit vollem Fleiße daran die Bahn zu bauen. Galena denkt zugleich eine Bahn nach dem Süden anzulegen, nach dem Ohio oder gar nach St. Louis, und dadurch mit den Sklavenstaaten und dem Golf von Mexico sich die Verbindung zu eröffnen, dann würde Galena die Hauptstadt des Nordwestens. Auch mit dem Gedanken an diese Bahn beschäftigt man sich eifrig, und sie wird zweifelsohne vollendet werden.

Nicht allein nach Chicago, sondern direct von Neuyork bis an den obern Mississippi wird man in ein paar Jahren auf der Eisenbahn fahren. Galena und Neuyork verbunden durch eine Eisenbahn, eine Strecke von 16 Graden Länge. Noch vor zehn Jahren hätte man selbst in Amerika bei der Vorstellung davon staunend die Hände über den Kopf gehoben.

Aber soll und muß denn Galena und der obere Mississippi das Endziel seyn? Freilich noch weiter westlich liegen nur erst kleine Städte, die Ansiedler in diesen Gegenden sind noch jung und spärlich, man kann sie noch bei Tausenden zählen. Und noch weiter westlich hinter ihnen liegen die Prairien, leer und unabsehlich; ihre endlosen Ebenen geben bloß Büffelhäute, Büffelzungen, Pelzwerk, wilden Honig und dergleichen ab. Da hinein verlohnt sich noch keine Eisenbahn, wenigstens jetzt nicht; nach ein paar Jahren, wenn auch Iowa und die Staatenkeime hinter ihm Volks genug haben, werden sie sich schon nach Eisenbahnen umschauen. Aber ganz dahinten, hinter den leeren Prairien, ja hinter den Riesenkuppen und Hochpässen des Felsenberges, da winken Oregon, Californien. Wie glänzt es da, wie wimmelt es da von Leuten und aufschießenden Völkern, wie schnell mehren sich die Städte, welche ungeheure Reichthümer deckt der Boden auf, welche prächtige Baien hat die Küste, welche herrliche Flüsse und Wälder das Land! Wer schnell da wäre und all das Gute, all das Geld sich heranholen könnte für eigene Waaren! Und dann der unendliche indische Ocean vor den Küsten, San Franzisko, ein Hafen wie es keinen bessern auf der Welt gibt. Von San Franzisko kann man nach China und Japan, nach Chili und Peru, nach Ostindien und Australien fahren. Also die große Westbahn! dieser Gedanke sprang schon, ehe Californien noch seine Goldschätze ausschüttete, geharnischt aus den Häuptern Es galt dem ganzen unermeßlichen Waarenverkehr, der von Europa die lange mühselige Straße um Afrika herum nach Asien und Australien gebracht werden muß, auf einem viel schnellern und kürzern Wege seinen Zug mitten durch das Herz von Nordamerika zu geben. Der Gedanke forderte sein Recht, er ließ sich nicht abweisen, er forderte That zu werden. Die ganze Gewinnsucht, die ganze sprühende Unternehmungslust, noch mehr die unglaublich große Eitelkeit der Amerikaner warf sich auf diesen Plan. Aber das Unternehmen war zu ungeheuer, die Prairien öde, ohne Lebensmittel, manchmal ohne Wasser, vor den Felsengebirgen die weiten Sandflächen, überall mordsüchtige, raubsüchtige Indianer, und dann der Wall des Felsengebirges mit seinen selbst im Hochsommer schwer ersteiglichen Pässen. Man machte Pläne über Pläne zu dieser etwa 2000 engl. Meilen langen Bahn, aber die Ausführung schreckte noch zurück. Jetzt aber, wo Californien aufgetaucht ist wie ein riesenmäßiges Juwel, wo die schlauen, thätigen Engländer eine Verkehrsstraße über den Isthmus von Panama bauen, jetzt ist kein Halten mehr. Die große Westbahn soll und muß fertig, der atlantische und der indische Ocean sollen sich durch eine Eisenstraße ihre Grüße schicken.

Vor fünf Jahren, als man noch nicht an Eisenbahnlinien von Neuyork bis Galena dachte, wurde ein Plan vorgelegt, von dem südlichsten Punkte des Michigansees, weil bis dahin die Verbindung mit Neuyork durch die Seen und den Eriecanal gegeben war, die Eisenbahn nach Oregon auszuführen. Früher hatten sich alle Stimmen dahin vereinigt, die Bahn müsse von St. Louis anfangen und der Mississippi die Hälfte dieser künftigen großen Weltstraße abgeben. Man konnte damals nur noch an die beiden großen Wasserstraßen Nordamerika's denken und die große Westbahn in eine derselben einmünden lassen. Jetzt aber wird Chicago sicher durch Eisenbahnen vom atlantischen Ocean her erreicht werden, und diese kühne Stadt, vor zwanzig Jahren noch ein kleiner Ort, der noch nie ein Dampfschiff gesehen hatte, denkt jetzt allen Ernstes daran, die große Westbahn sich zu erobern. Welche Stadt Herrin dieser Bahn wird, die hat alle andern Städte überboten. Die Bahn von Chicago nach Galena wird gewiß fertig, also wieder ein Stück für die große Westbahn gewonnen. Von Galena aus muß sie also weiter geführt werden durch Iowa und die Prairien und durch das Felsengebirge und Californien bis nach San Franzisko am indischen Ocean. Die nordwestlichen Ebenen, welche die Bahn von Galena aus durchlaufen würde, stellen ihrer Ausführung nicht so viele Hindernisse in den Weg, als wenn sie durch die Hügel, Berge und Schluchten vom Mississippi aus sich winden müßte.

Aber St. Louis, die Kaiserin des Westens, die reiche Stadt, welche den Mississippihandel beherrscht, lacht zur Zeit noch das arme und kühne Chicago aus. Sie kennt besser, durch mancherlei Erfahrungen schon gewitzigt, die Schwierigkeiten, eine Eisenbahn von so ungeheurer Länge durch unbewohnte Gegenden und über das Felsengebirge zu führen. St. Louis hat seinen großen Missouri-Mann, Colonel Benton, zu Washington. Wie der reiche General Caß, der mit seinem Staate Michigan groß wurde, für die Verkehrsstraßen dieses Staates wirkt, so wirkt Benton für die weitausgedehnten Verkehrsstraßen seines Staates Missouri. Das ist das sicherste Mittel für Parteihäupter in den Vereinigten Staaten, ihre gewichtige Stellung zu behaupten und die Hochachtung und Dankbarkeit ihrer Mitbürger an sich zu fesseln. Fremont, der Entdecker des Südpasses über das Felsengebirge, der erste Vertreter des neuen Staates Californien im Congreß zu Washington, ist Bentons Schwiegersohn und wirkt mit ihm zusammen für die Verbindung von St. Louis mit Californien. Das Felsengebirge soll durch den Südpaß oder noch mehr südlich durch das Utahthal überschritten werden. Welche Linie aber auch den Vorzug erhält, zweifelsohne ist, daß in zehn

Jahren eine Eisenstraße Nordamerika durchschneidet, welche den atlantischen Ocean mit dem indischen verbindet. Die Amerikaner haben Lust und Eifer dazu, und Capitalien und Leute fließen ihnen von allen Seiten zu. Längs dieser Straße werden Städte aufblühen und Farmen und Niederlassungen gegründet werden. Sie wird wie ein breiter, belebender Strom die noch unbewohnten Gegenden durchziehen, und nach allen Flüssen und Hauptpunkten Zweigstraßen mit Ansiedlungen besetzt absenden. Jene öden wilden Gegenden, in welchen bisher nur Indianerhorden und Büffeljäger sich tummelten, und die Wagenzüge der Westwanderer die Büchse stets zur Vertheidigung bereit haben mußten, werden sich nach und nach in bewohnte Gebiete verwandeln. Der Waarenstrom, der sich an den Küsten des atlantischen und indischen Oceans ablagert, wird sich mitten in den Vereinigten Staaten kreuzen. Sicher werden auch die Engländer nicht ablassen, über die Landenge von Panama Canäle und Schienenwege zu führen; diese Straße hat den so bedeutenden Vortheil der Kürze und Wohlfeilheit voraus, wenn sie erst einmal fertig ist. Aber die Amerikaner werden nicht müde werden sie zu überbieten, sie sind in ihrem eigenen Lande und haben Californien vor sich und ihre reichen Seestädte hinter sich. Und haben sie nun Californien auf der Eisenbahn erreicht, dann werden sie dort zahllose neue Handelsplätze gründen, und sich des Handels von und nach Asien zu bemächtigen suchen. Sie werden sich zahllos an den Küsten von China sammeln, und die Chinesen aus ihrer Ruhe und Einförmigkeit von Jahrtausenden aufstören. Sie werden drängen und wieder drängen, projectiren und wieder projectiren, um in China selbst eine Eisenbahn landeinwärts nach der Mitte von Asien zu Stande zu bringen. Die Projecte der Amerikaner in solchen Beziehungen kennen keine Gränzen, und sie werden es sich ernstlich vornehmen, auf einer Eisenbahn quer durch Asien an einem schönen Morgen die Europäer in deren eigenen Lande zu begrüßen.

Das hat nun freilich noch eine gute Weile Zeit. Aber unverkennbar ist, daß der Zug der europäischen Civilisation, nachdem sie in Nordamerika neue Triebkraft erhalten hat, immer nach Westen drängt. Alle Sagen berichten uns, daß Menschengeschlecht sey von den Küsten des großen Meeres im Osten aus immer weiter nach Westen gegangen: es dringt jetzt von Westen wieder in den Osten ein und stört seine dort veraltenden Glieder wieder auf.

Paraguay und die Republiken am La Plata.

(Aus der Revue des deux Mondes. 1 Apr'l. Von Cap. Th. Page. [1])

In dem Budget dieses Jahres, dessen Deficit auf 75 Millionen steigt, befindet sich ein specieller Posten, eine traurige Mahnung an die Aufmerksamkeit des Landes wegen der von demselben gutgeheißenen auswärtigen Politik: es ist dieß der Credit bezüglich der Angelegenheiten am La Plata. Frankreich hat auf dem argentinischen Gebiete keinerlei Unrecht gut zu machen, nie haben unsere Landsleute zu Buenos-Ayres einen kräftigeren Schutz gefunden, nie waren ihre Interessen dort mehr gesichert; nie endlich war unser Handel dort mehr erwünscht. Somit bezahlen wir eine monatliche Beisteuer von 200,000 Franken zu Montevideo, [1] unterhalten eine beträchtliche Seemacht (zehn Kriegsschiffe, worunter drei Fregatten), ein Expeditionscorps von 1500 Mann, mit einem Worte, wir wenden monatlich 750,000 Franken — jährlich 9 Mill., den achten Theil des wirklichen Deficits — auf, für eine Sache, welche uns nichts angeht, um, wie man sagt, die Unabhängigkeit der Banda-Oriental zu vertheidigen. Das ist noch nicht alles: seit sechs Jahren haben wir uns schwere Opfer auferlegt, wir haben eine commercielle Bewegung von vielleicht 150 Mill. Franken und den ganzen industriellen Aufschwung, welcher darauf gefolgt wäre, verzögert; eine Schifffahrt von vielleicht 300 Fahrzeugen mit großer Ladungsfähigkeit aufgehalten, die Arbeit von 10 bis 12,000 unserer Landsleute gelähmt, welche täglich 10—15 Franken, d. h. jährlich eine Gesammtsumme von 25—30 Mill. gewonnen hätten, wovon der größte Theil an ihre Familien gekommen wäre, und wofür das alles? Wir wagen es kaum zu sagen: damit der General Oribe, der thatsächliche Präsident der Republik Uruguay, nicht nach Montevideo, seiner Hauptstadt komme, von wo wir ihn mit zwei Fregatten vertreiben könnten, sobald es uns beliebte, wenn er dort wäre!

Ein zweiter, von dem Hrn. Contre-Admiral Le Prédour unterzeichneter Vertrag ist eingelaufen; allein seit vier Monaten zögert die Regierung, ihn der parlamentarischen Ratification zu unterstellen. [2] Dreht uns denn noch einmal das Schauspiel der unentscheidbaren La Platafrage und der Abschweifungen, welche sie veranlaßt, wo die einen das reine und einfache Aufgeben der Intervention vorschlagen, die anderen eine Expedition nach der Banda-Oriental, oder gegen Buenos-Ayres gegen den General Rosas verlangen, wieder andere von der Eröffnung der Flüsse träumen, um nach Centralamerika zu dringen und directe Beziehungen mit Paraguay einzurichten, in der Hoffnung, dort eine Stütze während des Kampfes, eine unerschöpfliche Mine für unseren Handel zu finden! In allen diesen Discussionen liegt etwas Chimärisches, das uns hauptsächlich von der Unkenntniß herzurühren scheint, in welcher man sich in Frankreich über die Länder befindet, welche von dem La Plata und seinen Zuflüssen bespült werden. Wir glauben eine gebieterische Pflicht zu erfüllen, wenn wir auf Paraguay, auf die argentinische Conföderation, auf die orientalische Republik einiges Licht werfen und den wahren Zustand dieser Länder schildern bezüglich des Einflusses, welchen sie auf einander üben, der Wichtigkeit, welche sie für uns haben, und wenn wir, wo es angeht, ihr inneres Leben aufdecken und gefährliche Illusionen zerstören.

1. Paraguay.

Keine geebnete Straße führt zu Lande nach dieser Enclave von Südamerika. Die Wüste umgibt dieselbe von allen Seiten. Zwei tiefe Ströme umgeben sie wie ein Gürtel: der Parana, der in der Sprache der Wilden „mächtig ist wie das Meer", und der Paraguay oder Fluß der Payaguas, indischer Fischer, welche auf demselben und seinen Ufern entlang wohnten und von denen die Gegend ihren Namen hat. Die nördliche Gränze verliert sich in Ländereien, welche von Flüssen und Seen durchschnitten und meistens überschwemmt sind; hier irren auf gut Glück die wilden Stämme der M'bayas herum. Im Westen liegt eine andere Wüste, der Chaco, der bis jetzt jeder Civilisation verschlossen ist und seine undurchdringlichen Wälder, seine Steppen, seine Sümpfe bis an die Gränzen von Bolivia, Tucuman, Cordova und Santa-Fe ausdehnt. Im Süden liegen die Lagunen des Staates Corrientes und die früheren Jesuitenmissionen, welche jetzt zum wilden Leben zurückgekehrt sind. Im Osten endlich befinden sich die noch nicht untersuchten Wälder von Brasilien, eine Bergkette, von welcher aus ein Strom und mächtige Flüsse über Felsen und Abgründe stürzen. Um nach Paraguay zu gelangen, haben wir nur den Weg der ersten Eroberer, den Parana,

---

[1] Capitän Page nimmt in seiner durch ihre Schilderungen im allgemeinen interessanten Darstellung ganz im Widerspruch mit der bisherigen Politik der französischen Regierung, die Partei des Dictators Rosas, während die englischen Journale in neuerer Zeit (s. Nr. 199) mehr gegen ihn auftreten. Wir wissen uns diesen Wechsel nicht recht zu erklären, müssen aber fast bezweifeln, ob die Sinnesänderung, wie sie das Journal des Debats und die Revue des Deux Mondes zu erkennen gaben, auch aufrichtig gemeint sey. Ein, wir wissen nicht wo, erscheinendes spanisches von dem Morning Chronicle citirtes Blatt, Cometele del Plata, greift Capitän Page hart an, weil er gesagt, die Schifffahrt auf dem Parana sey eine chimärische Sache, und würde, wenn man sie versuche, nur die Uferstaaten in einen anarchischen Zustand versetzen. Das klingt auch sehr paradox, und läßt sich nicht leicht verantworten. So viel über die politischen Ansichten Page's, in deren Aufrichtigkeit man einiges Mißtrauen zu setzen berechtigt ist, und über den Eingang, der die französische Politik betrifft. A. d. R.

[1] Diese Subsidiengelder, welche ursprünglich 40,000 Piaster betrugen, wurden erst seit einigen Monaten auf 30,000 herabgesetzt.

[2] Er ist bekanntlich auch vor der Vertagung nicht mehr in der Nationalversammlung vorgekommen, eine Verzögerung, die schwerlich unabsichtlich ist. A. d. R.

den gemeinsamen Ablauf aller Flüsse, welche von den Gebirgen von Brasilien und Peru südlich abfallen.

Der Parana ist heute die große Pulsader der inländischen Schifffahrt der argentinischen Conföderation. Seit drei Jahrhunderten, seit welchen die Eroberung datirt, hat sich in den großartigen Landschaften, welche sich diese Straße entlang aufrollen, nichts oder beinahe nichts geändert. Es ist immer dieselbe Wassermasse, welche ihre Furche so tief zieht, daß oft das Senkblei nicht reicht, die bald zu einem ungeheuren Wasserfall sich öffnet, dessen beide Ufer das Auge vergeblich zu fassen versucht, bald ihre Wellen in den engen Pässen der Inseln aufschichtet, welche ihren Lauf hemmen. Bisweilen erreicht der Fluß seine Uferhöhen und überschwemmt sie, so daß man sich mitten in einem See glauben kann; dann senkt er sich wieder unter einem abschüssigen Ufer, einer Barranca, deren Rand die Wasserfläche um 100 Fuß überhängt, so daß sie sich in einen Abgrund zu flüchten scheint. So läuft der Parana, der ebenso breit ist, wie der Mississippi, beinahe 300 Lieues weit von dem Punkte an, wo der Paraguay sich in ihn ergießt, bis zu dem Rio de La Plata, wo er verschwindet.

Die ersten Schiffer wußten nicht genug zu erzählen von den eilf Mündungen des Flusses, von dem hohen Schilf, das dessen Ufer umgibt, wo er unter den Blumen zu spielen scheint, und von den Jaguars, welche auf den über das Wasser hängenden Bäumen im Hinterhalte auf ihre Beute lauern und stets bereit sind, ihre Krallen nach dem Ruderer auszustrecken, welcher in ihren Bereich kommt; besteigt man jedoch ein Fahrzeug, welches nur acht Fuß im Wasser geht, so hat man nur ein einziges Fahrwasser durch ein Labyrinth von beweglichen Bänken; trotz des Piloten, welcher das Senkblei in der Hand hat und den Canal untersucht, strandet man hier oft. Sechzig Meilen weit, bis nach St. Nicolas, einer lieblichen kleinen Stadt an einem sanften Abhange zwischen zwei in den Strom mündenden Flüssen, folgt man einem gekrümmten und mannichfach gehinderten Fahrwasser, und man muß einen frischen Pampero haben, um auf diesem Stromstrich einen Raum von drei bis vier Knoten zurückzulegen, welche die Dichter der Conquista mit einem Pfeilschusse verglichen. Das Auge wird müde an den monotonen, unermeßlichen Pampas und verliert sich an dem Horizont der Provinz Entre-Rios, die wegen ihrer feuchten Weiden berühmt ist, welche die beste Pferderace Amerika's liefern, so wie wegen ihrer Maulesel, welche die Kaufleute von Santa-Fe zu Tausenden nach Peru senden. Hie und da begegnet man einer elenden Barke italienischer Küstenfahrer, welche von einem Orte zum anderen gehen, um eine Ladung, deren Werth nicht 3000 Franken übersteigt, gegen Häute, Wolle, Roßhaare einzutauschen, welche sie sofort nach Buenos-Ayres bringen. Das ist der ganze Handel, welchen die dünngesäte Bevölkerung dieser übrigens blühendsten Provinzen der Conföderation erfordert. Man könnte sich in der Wüste wähnen, so selten sind hier die Spuren des Menschen und der Civilisation; nur hie und da glaubt man die Glocke eines Ochsengespanns zu hören, welches langsam in der Ebene seines Weges geht. Bisweilen sieht man durch einen Wald von Disteln, welche beinahe ebenso hoch sind, wie Eichen, eine Heerde Dammhirsche springen, einen von einem Indianer verfolgten Strauß fliehen, oder auf dem Gipfel einer Barranca einen Gauchojäger lauern, unbeweglich, wie die als Schildwache ausgestellte Gemse auf einem Pic in den Alpen.

In Ermanglung der Handelsinteressen haben die französischen Seeleute viele kriegerische Andenken an dem Flusse Parana verbreitet. Da ist der Küstenstrich am Fuße des kleinen Flecken San Pedro, wo wir im Jahre 1840 die Invasionsarmee von Lavalle gegen Rosas ausgeschifft haben; vier Meilen von da erhebt sich an einer Verengung, wo der zwischen eine Insel und das Land eingeschlossene Fluß nicht mehr als 800 Metres breit ist, der Hügel von Obligado. Weiter begegnen wir, nachdem wir an dem Kloster San Lorenzo vorüber sind, dessen Kirchthurm auf einer Höhe von 80 Fuß beinahe in den Lüften zu hängen scheint, die Barranca von Rosario, welche die kleine Stadt gleichen Namens ziert, welche auch im Jahre 1839 durch unsere Kanonenschüsse berühmt geworden und ohne Zweifel bald Santa-Fe in seinem Handel mit Peru zu ersetzen bestimmt ist. Die Provinz Santa-Fe hat die Spuren der bürgerlichen Unruhen noch nicht verwischt, welche dieselbe so lange verheert haben. Wo seine ebene Gränze aufhört, beginnen die Wellenlinien des großen Chaco, welchen wenige Stämme wilder, kaum gekleideter Indianer durchstreifen, die keine Industrie treiben und von der Jagd, dem Fischfange, von Räubereien und den bitteren Früchten der Wüste leben; die Gegend ist nicht bebaut, ungesund, voll von Sümpfen, ganz mit Bäumen, dornigen Staudengewächsen, einem Geflechte auf dem Boden fortlaufender oder Kletterpflanzen und dichtem Farrnkraut bewachsen, so daß man sich einen Fußpfad wie einen Laufgraben bahnen muß; der Handel sucht vergebens nach einem Platz, um sich dort niederzulassen. Der Fluß selbst scheint das Land zu fliehen; er gräbt sein Bett an der entgegengesetzten Seite am Fuße der Barrancas der Provinz Corrientes, die auch durch 12 Jahre innerlicher Kriege und Revolutionen zu Grunde gerichtet ist, immer tiefer. Auf mehr als 130 Lieues am Flusse sieht man mit Ausnahme des Fleckens Goya von 500 Einwohnern weder Stadt noch Dorf, ja kaum die Spur von Wohnungen; übrigens fruchtbare Thäler mit Baumwolle, Tabak, Mais; anmuthige Hügel, deren ausgehöhlter Gipfel, wie der Kelch einer Blume, Wasserbehälter bildet, welche den Abhang der Hügel fruchtbar machen könnten, aber vorerst nur noch Tapire und Kaimane hegt, die an den Tränken der Schrecken jener wilden Pferde sind, deren kleine, aber sehr kräftige Race die Stärke der Armeen des Landes ausmacht.

Nach einer vielwöchigen schwierigen Schifffahrt, deren der Dampf einst spotten wird, erreichten wir endlich das mysteriöse Paraguay. Der Fluß, welcher dem Lande seinen Namen gibt, ist sehr verschieden von dem wildströmenden Parana und rollt seine Wasser klar und rein dahin. Er ist dreimal so breit als die Seine bei Neuilly. Nichts ist so verschiedenartig als der Anblick seiner Ufer, nichts so frisch als deren halb tropische Vegetation; dort fehlt weder der hohe Busch des Bambus, noch die wallende Kuppel der Palmbäume, weder das dunkle Laub der Ceder, noch die eleganten Zacken des Johannisbeerbaumes. Der erste Punkt, wo man landet, ist die Villa del Pilar de Neembucu, ein kleines Dorf von etwa 400 Einwohnern, 20 Lieues von der Gränze von Corrientes. Jeder andere Landungsplatz ist verboten; die Zollbeamten und die Kähne der Küstenwächter, welche dem Ufer entlang kreuzen, kündigen einem dieses Verbot an. Die unbequemen, schlecht construirten Häuser laden nicht zu einem längeren Aufenthalte ein. Dennoch ist dieß die einzige Niederlage des ganzen auswärtigen Handels, der Hauptposten der Flußpolizei und der Gränzwache; so hatte es der Dictator Francia gewollt, so wollte es sein Nachfolger, der Präsident Lopez. Auch fehlt es den Umgebungen des Landungsplatzes nicht an Leben; man stößt entweder an einen Creolen, einen Kaufmann, einen Lastträger, Polizeispion oder Soldaten. Hier muß man, man sey Geschäftsträger einer Regierung oder einfacher Kaufmann, eine besondere Erlaubniß des Präsidenten der Republik zur Weiterreise abwarten; alle Zugänge des Landes sind bewacht wie die eines Gefängnisses; nichts kommt hinein, nichts heraus ohne den besonderen Befehl des Staatsoberhauptes, und in der Hauptstadt werden alle Geschäfte besorgt; Francia hat es so gewollt. Wenn Laune oder ein politischer Grund die Erlaubniß verweigert, so bleibt man ganze Monate ohne Antwort, bis man aus Langeweile oder Entrüstung unter Verwünschungen gegen diese Politik des Ausschließens sich wieder einschifft. Wird man angenommen, so erhält man nach wenigstens zwanzigtägigem Warten die Erlaubniß, unter einer Beaufsichtigung, welche nie nachläßt, die Hauptstadt Assumption zu betreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltausstellung in Amerika. Nach dem Morning Chronicle vom 8ten soll der früher schon aufgetauchte Gedanke einer Ausstellung in Amerika nun doch, und wie natürlich zu Neuyork, ausgeführt werden. Ein Raum soll schon angewiesen seyn, das Gebäude ähnlich dem in London aufgeführt und als Entrepôt betrachtet werden, so daß die eingeführten Gegenstände keinen Zoll bezahlen. Die Amerikaner scheinen die Sache noch unmittelbarer als die Engländer zur Förderung des Handels benützen zu wollen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 251. 20 October 1851.

Der Handel in der Sahara.

(Revue britannique. Sept. 1851.)

Abgesehen von dem Handel, den einzelne nomadische Stämme treiben, um ihre Hauptbedürfnisse zu befriedigen, besteht in der Sahara ein eben so umfassendes, als regelmäßiges Handelssystem, das einen steten Verkehr zwischen den civilisirten Staaten Europas und den Negerländern unterhält. Dieß System ist sehr complicirt, und die europäischen Erzeugnisse gehen nicht, wie man sich oft einbildet, direct durch Karawanen, die in Marocco, Algier, Tunis oder Tripoli sich bilden, ins Innere. Nehmen wir z. B. einen Waarenballen, der zu Tunis gepackt wird: zuerst kommt er durch einen tunesischen Kaufmann nach Gabes, der südlichsten Oase dieses Staats; hier wird er von den Kaufleuten aus Ghadames gekauft, die ihn nach ihrer Stadt bringen, wo sein Inhalt in neue Hände übergeht, und mit Erzeugnissen aus Algier, Tripoli und Aegypten vermengt wird. Diese solchergestalt gemischten Waaren gehen mit der großen jährlichen Karawane nach dem Markte von Ghat, wo sie gegen die Erzeugnisse des Südens ausgetauscht werden. Von hier an stehen sie unter der Aufsicht der Tuariks, und gelangen in das Land der Neger, aber was weiter aus ihnen wird, wissen wir nicht. Das ist die östliche Handelsstraße. Im Westen ist der Verkehr ähnlicher Art: die Waaren kommen aus den Städten Marocco's und Algeriens durch die Bewohner dieser beiden Länder in die Oasen nordwärts der Sahara, wie Tafilelt, Metlili u. s. w. Von hier gelangen sie auf den Centralmarkt El Goleah durch Vermittlung des heil. Stammes der Scherifs oder des Kriegerstammes der Schamba; dann werden sie in den Oasen von Tuat durch dieselben Stämme zu denen noch die Ommady kommen, verbreitet. Um sie aber von Tuat nach Tombuctu zu bringen, bedarf es der Kenschafah oder der allmächtigen Tuariks. Nur wenige Kaufleute wagen es, ihren Waaren auf diesen mannichfachen Wanderungen zu folgen. Meist sind es Leute aus Ghadames, welche die Oststraße unter dem Schutze der Tuariks durchziehen, oder die Schambas, welche sich mit den Waffen in der Hand einen Weg im Westen zu bahnen wissen. Die Waaren, welche in beiden Richtungen ausgetauscht werden, sind gleichfalls verschieden. Tunis und Tripoli führen gewöhnlich Luxuswaaren aus Europa ein, Seidenzeuge, Galanteriewaaren, Perlen, Gewürze, Parfümerien, Papier und Tuch; Marokko dagegen liefert Waaren erster Nothwendigkeit, wie Korn, Wolle, Schafe. Algerien, das eine Zwischenstellung hat, unterhielt auch einen gemischten Handel, aber die Verheerungen des Kriegs haben den Handel von seinen Oasen entfernt. Die Haupterzeugnisse des Sudans sind schwarze Sklaven, Goldstaub, Elfenbein, Sennesblätter, Straußenfedern, Büffelhäute, Baumwollenzeuge, Gurunüsse, um die Zähne zu färben u. s. w. Die beiden letzten Artikel kommen selten ans Gestade des Mittelmeers, sondern vertheilen sich unter den Bevölkerungen der Wüste. Man muß nämlich bemerken, daß die Oasen ebensowohl Consumtions-, als Erzeugungs- und Tauschplätze sind: sie nehmen einen bedeutenden Theil der von Süden nach Norden, wie von Norden nach Süden geschickten Waaren, und fügen den einen Natrum und Salz, den andern Datteln und feine Wollenstoffe hinzu.

Jede Stadt von einiger Bedeutung in der Wüste hat ihren periodischen Markt. Ein englischer Reisender, der vor einigen Jahren dem von Ghat anwohnte, berichtet, daß die Zahl der Kaufleute aus verschiedenen Ländern etwa 500 gewesen sey. Es waren 1050 Kameele und 1000 Sklaven da, der Werth der Waaren aus dem Sudan, Sklaven, Elfenbein und Sennesblätter, wurde auf 60,000 Pfd. St. (720,000 fl.) geschätzt, und mußte bis zur Ankunft der Waaren auf dem europäischen Markt sich verdoppeln. Man verkaufte auch Straußenfedern, Häute, Geräthschaften, die im Sudan gefertigt und in der Sahara gewöhnlich gebraucht werden, sowie die blauen Baumwollenzeuge, in welche die Hälfte der Bewohner der Wüste sich kleidet. Aus Europa waren Arm- und Halsbänder, Spiegel, Rasirmesser, Säbelklingen, Nadeln, Papier, Seidenzeuge und Baumwollenzeuge von glänzenden Farben da; alles aber war von schlechter Qualität. Die Karawanen aus Fezzan brachten die nöthigen Lebensmittel, Gold war sehr wenig da, und nur in Form roh gearbeiteten Frauenschmucks. Gewöhnlich verwahrt der Kaufmann diese kleinen Gegenstände in Lumpen eingewickelt in seinem Busen oder in den Falten seines Turbans.

Der Handel der Wüste ist fast nur Tauschhandel und selten bedient man sich des Geldes. Die Münzen von Tunis sind in Fezzan und in Tuat am meisten verbreitet, weiter im Süden bemerkt man einige spanische Piaster, die über Marocco kommen, und türkische Münzen, die aus Tripoli hergebracht werden, aber man nimmt sie nur sehr ungern, wogegen die französischen Fünffrankenstücke allmählich Eingang gewinnen: „Gott, sagen die Wüstenbewohner, hat die Christen gelehrt, Münzen zu schlagen, weil sie eine verfluchte Sache, obgleich leider in diesem Leben nothwendig sind; die Moslems dürfen eine solche Industrie nicht treiben, aber im künftigen Leben wird der wahre Gläubige alle Genüsse haben, ohne Geld zu bedürfen, während die ewige Qual der Christen darin bestehen wird, glühende Bäche geschmolzenen Goldes in die Kehle zu bekommen.“ Eine, gewöhnlich Kauri genannte Muschel dient bei den Negern als Münze, und jedes

Jahr führen die Engländer 100 Tonnen (200,000 Pfd.) an solchen Muscheln aus Bengalen ein, wo ihr Werth zehnfach geringer ist.

Ein Besuch in den Feuertempeln von Baku.

(Schluß.)

Endlich kamen wir vor der Sekle des Derwisches an und folgten seiner Einladung auch hinein; durch eine niedrige Thür und über eine hohe Schwelle stiegen wir ein paar Stufen hinunter, und befanden uns nun in einem kleinen, niedrigen, sehr weißen Raum, der statt einer Diele einen festen Boden von Lehm zeigte, und in dessen Mitte ein kleiner gemauerter Altar stand, mit einer Oeffnung nicht größer als die Mündung einer Flinte, aus welcher eine leichte, schlanke Flamme emporstieg, die das Zimmer hell erleuchtete. An den Seiten des Altars waren auch andere, kleine Oeffnungen. Der Hindu ergriff einen Strohhalm, entzündete ihn an der Flamme und legte ihn an die Oeffnungen, aus denen sogleich helle Flammen emporschoßen: er bließ sie aus, legte wieder Feuer an, und gleich war wieder die schönste Flamme da. Die Kinder, die nie Gasflammen gesehen haben, oder sich wenigstens ihrer nicht mehr erinnern können, betrachteten das alles wie die allerhübscheste Zauberei. Auf einem zweiten Altar, der, wie der erste, die Höhe eines gewöhnlichen Tisches hatte, lagen und standen die Götzenbilder und Schätze unsers Derwisches. Dieser zweite Altar war an die Außenmauer gelehnt, so daß der Feueraltar zwischen ihm und der Thüre stand.[1] Zu ihm führten ganz kleine Stufen, auf die man aber nicht trat; es lagen vielmehr auf denselben die zu ihren heiligen Handlungen nöthigen Schalen, Muscheln und Instrumente. Auf dem Altar selbst standen kleine metallene Götzen, häßlich und jenen chinesischen Bildnissen ähnlich, die sich im chinesischen Saal im alten Palais von Zarskoje-Selo befinden. Neben diesen Figuren lagen zu unserem Erstaunen Kreuze von verschiedener Form und Größe. Wir ließen den Gäber durch den Dolmetscher darüber befragen. Die Antwort lautete mit orientalischer Emphase: Es ist Ein Gott und niemand hat ihn gesehen; daher verehrt ihn jeder auf seine Art und macht sich eine Vorstellung nach seiner Art! — Die Antwort war diplomatisch genug, und wir konnten doch nicht erfahren, wie die christlichen Kreuze hingekommen waren, vielleicht hatte er auch die Frage gar nicht verstanden.

Auf dem Altar und seinen Abstufungen lagen noch allerlei schöne, seltene, indische Steine, nach denen die Knaben sehnlich langten, die sie aber trotz unserer glänzenden Anerbietungen nicht erhalten konnten, denn es waren Andenken aus der fernen Heimath: vielleicht dienten sie dem Priester eben durch ihre Seltenheit als nothwendige Zierde seines kleinen Götzenhauses. Ferner lagen noch verschiedene zu ihrem Götzendienst gehörende Schalen, Klappern, Weihrauchkesselchen, ein paar kleine Lampen, kleine silberne Tellerchen und Theebrettchen da. Die Luft war aber erstickend vom Gasdampf und die Hitze war wie in einem Dampfbade; mir verging allmählich die Luft und draußen erst konnte ich mich langsam erholen. Der Derwisch nahm vom Altar röthlich und weißkandirten Zucker, hielt ihn im Gebete murmelnd seinen Bildern hin, besprengte ihn dann mit Weihwasser und reichte ihn uns auf einem silbernen Teller.

[1] Zu beiden Seiten des Altars waren viereckige Säulen und die übrigen Wände der halbkreisförmigen Zelle waren mit gemauerten Sitzen umgeben.

Indessen trat ein zweiter Hindu herein, ein wohlbeleibter, ältlicher Mann mit grauem Kopf- und Barthaar und graubrauner Gesichtsfarbe, denn da er schon seit zwanzig Jahren, wie er sich ausdrückte, im Norden wohnte, so hatte sein Teint etwas gelitten. Amintaas, so hieß der Alte, lud uns nun auch in seine Sekle ein, die dreimal größer war als die des Derwisches. In der Mitte, der Thür gegenüber, stand ein eingemauerter, großer Kessel, unter welchem ein Gasfeuer brannte. Die längliche Sekle bestand aus drei gleich großen Abtheilungen, die durch niedrige, zwei Arschinen hohe Mauern von einander geschieden waren, welche aber in der Mitte Durchgänge darboten. In der mittleren Abtheilung stand der Thür gegenüber der Wasserkessel; in der Abtheilung rechts stand ein Altar und ein Kochtopf auf einem Dreifuß über einer Gasflamme. Die Abtheilung links war mit Teppichen zum Schlafen belegt. Aus den niedrigen Mauern zwischen den Abtheilungen strömten nach allen Seiten hin neue Gasflammen.

Nachdem wir auch hier die Steine, Schalen und Götzenbilder besehen hatten, die hier reicher und in größerer Anzahl vorhanden waren, fragten sie uns ob sie auch für uns beten sollten. Nach erhaltener Einwilligung wurden nun alle Vorbereitungen zu der Ceremonie getroffen; die große Muschel wurde im Kessel ausgespült, die Schalen wurden auf den Stufen des Altars geordnet, sämmtliche Gasöffnungen flammten auf, der kleine Räucherkessel dampfte, die silberne Schale mit kandirtem Zucker stand auf einer Lampe zwischen Glocken, deren Griff zwei häßliche Götzenbilder vorstellte, und die Amintaas ergriff und mit großer Heftigkeit zu schütteln begann. Hinter ihn stellte sich der andere und schlug zwei inwendig gehöhlte, auswendig mit Buckeln versehene Metallbecken mit gewaltiger Kraft aneinander; dazu begleiteten sie sich mit dem unmenschlichsten und ohrenzerreißendsten Geheul, das je menschliche Lungen hervorgebracht haben mögen. Und doch war eine Art Methode in der Tollheit und an einem Piano hätte ich die Cadenz aufschreiben können. Endlich machten sie eine kleine Pause, in der sie vor ihren Bildern sich verneigten, leise murmelten, die Schalen wieder anders ordneten und den Zucker mit Weihwasser besprengten. Mein Mann flüsterte mir ins Ohr:

„Sie streuen und weihen"

und die ganze Geisterscene aus dem Faust — mit „schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich", trat in lebhafter Analogie vor mein Gedächtniß.

Unterdessen hatten sich die Lungen des alten Amintaas wohl erholt, denn nun ergriff er die gewaltige Muschel, hielt sie mit beiden Händen fest wie ein Triton, und bließ nun mit unglaublicher Macht schmetternde, langgehaltene Töne, wild und unharmonisch, kaum melodische Gestaltung annehmend. Wir glaubten, entweder seine Lunge oder die Muschel müßte zerspringen, der Athem verging mir vom Zuhören, mir wurde schwindlich und plötzlich begriff ich, wo der Ausdruck „Heidenlärm" herkommt. Lange dauerte diese kannibalische Musik, die den vornehmsten Theil ihrer heiligen Handlungen auszumachen schien. Als ein milderes Finale erschien uns zuletzt ein wilder Gesang, Geklapper, Geklingel und Gemurmel. Endlich war das Concert aus und wir athmeten froh auf. Amintaas präsentirte uns den kandirten Zucker und mein Mann legte an dessen Stelle zwei Dukaten hin, die mit lebhaften Dankbezeugungen empfangen und auf den Altar niedergelegt wurden. Wir traten nun wieder unter Gottes alten Himmel, aber die Scene hatte sich verändert; das einsame Feuerschloß wimmelte von Persern, die von ihrer

Kalkbrennerei herbeigeeilt waren, um nicht sowohl die Hindu, als uns Europäer zu sehen. Perserinnen saßen an verschiedenen kleinen gemauerten Oefen, wo sie an Gasflammen ihre Tscheuks rösteten, platte dünne Brode aus ungesäuertem Teige, die in ein paar Stunden fertig sind. In großer Procession gingen wir nun etwa hundert Schritt weit vom Schloß zu einem Brunnen, der zugedeckt gehalten war; man deckte ihn los, warf ein Bündel brennendes Stroh hinein, und zischend und sprühend stieg eine prachtvolle breite Feuersäule wie die schönste Girandole empor, in Funken und Sterne auseinanderstäubend. Leider dauerte der schöne Anblick nur einen kurzen Moment, und es bedarf wieder einer Viertelstunde, um hinlänglich Gas zu diesem Experimente sich anfammeln zu lassen.

Somit war der Besuch beendet, wir setzten uns bei strömendem Regen in den Wagen, und hundertmal in Gefahr umgeworfen zu werden, mit den zwei schlafenden Knaben auf dem Schooße, kam ich todtmüde nach Mitternacht in Baku an. Es war gerade die Osternacht. Alle Einwohner waren in den Kirchen, die Glocken tönten feierlich durch die Nacht und ich hätte gern dem christlichen Gottesdienst beigewohnt, aber die Kinder mußten zu Bett gebracht werden, und ich selbst war mehr todt als lebendig. Am nächsten Morgen, ich saß mit den Kindern auf dem Sopha, trat ein langer, hagerer, greiser Hindu herein, festlich in einen weißen Talar gekleidet und reichte mir auf einem silbernen Teller, weißen und rosenrothen Zucker. Er war der dritte und vornehmste Priester aus dem Tempel der Gäber und zum Osterfeste nach Baku gekommen. Wir nahmen einige Körner von seinem Zucker, und ich legte ihm einen Silberrubel hin. Als er noch seine Danksagung machte, kam mein Mann und sagte ihm theils auf tartarisch, theils auf russisch und theils pantomimisch, daß wir gestern Abend bei seinem Tempel waren und hatten beten lassen.

Sogleich fragte er begierig, wie viel wir dafür geschenkt hätten und als er die Summe erfuhr, bat er sich einen Zettel aus; die andern würden ihm sonst nichts abgeben!

Diese Misère mißfiel mir unsäglich, und wir schickten den Alten bald fort, ohne in sein Verlangen zu willigen, denn die beiden Schreihälse von gestern schienen uns die zwei Ducaten mit vollem Recht sich verdient zu haben. Später erfuhren wir, daß die Gaben der Reisenden immer Prügeleien und Zank im romantischen Feuerschloß hervorriefen, und das alles verleidete mir die Erinnerung an das schöne Naturschauspiel. Und doch, ist es denn die Schuld dieser armen Einsiedler? müssen sie nicht habsüchtig werden und, um zu leben, ihre ihnen gewiß heiligen Gebräuche profaniren? Sie arbeiten nicht, denn sie haben weder Feld noch Garten; das einzige, was einer Vegetation ähnlich sah, waren gemauerte Kasten im Hof des Tempels, die mit Gartenerde gefüllt waren und in denen einige Sträucher und Pflanzen wuchsen; Reste aus den Blumengärten aus der Zeit jenes oben erwähnten indischen Nabobs, der vergeblich versucht hatte, auf diesem von Gas imprägnirten Feuerboden Anpflanzungen zu machen. Indeß machte ich zu meinem Schaden doch die Bemerkung, daß hier wenigstens Gras wächst; denn als wir zum Feuerbarn gingen, wurden meine Schuhe im Grase vollständig naß.

Für Menschen scheint die Gasluft nicht schädlich zu seyn, wenigstens waren die Priester der Gäber, die hier sämmtlich seit langen Jahren wohnen, wahre Löwen von Gesundheit.

Entdeckung von Gletschern in Neuseeland.

Dr. Lyall, bekannt als der Begleiter von Sir James C. Roß auf seinen drei Südpolarexpeditionen, gegenwärtig Arzt auf dem Dampfboot Acheron unter Capitän Stokes, der mit der Aufnahme der Küsten von Neuseeland beauftragt ist, hat in der Liter. Gaz. vom 11 October einen Brief aus Milford Haven in Neuseeland vom 13 März d. J. veröffentlicht, worin er diesen Hafen folgendermaßen schildert: „dieser Hafen ist einer der merkwürdigsten, die ich je gesehen; er ist etwa neun Meilen tief, und an seiner breitesten Stelle nicht über 2 Meilen breit. Die Einfahrt ist schmal, und sobald man sie hinter sich hat, befindet man sich zwischen schroffen, 3000 Fuß hohen Felsen. Die Berge, welche den Hafen umgeben, sind 4 bis 7000 Fuß hoch, und auf vielen von ihnen sieht man fortlaufende Wasserbäche, die in einer Höhe von 4 bis 5000 Fuß entspringen. Auf der einen Seite ist ein Wasserfall von 1200 Fuß Höhe und nahe an die Stelle, wo unser Schiff liegt, ein sehr hübscher von 4—500 Fuß. In den Schluchten nahe an den Gipfeln einiger dieser Berge sind Gletscher; ich gelangte gestern zu dem niedrigsten derselben, den man auf etwa 2000 Fuß über dem Meere schätzt. Ich mußte stark klettern, war aber durch die große Anzahl neuer Pflanzen, die ich in der Nähe fand, reichlich belohnt.“ Man wird sich erinnern, daß Darwin an der ebenfalls gebirgigen und stürmischen Westküste von Patagonien in 48° S. B. die merkwürdige Erscheinung von Gletschern fand, die bis zum Meeresniveau herabreichten, und niemand kann die Westküste von Schottland, Irland, Norwegen, Südamerika und Tasmanien mit denen der neuseeländischen Inseln vergleichen ohne durch die Aehnlichkeit der Hauptzüge betroffen zu werden. Die Westseite, die dem Winde ausgesetzt ist, ist allenthalben durch Fjords, die tief ins Land hineinlaufen, zerrissen, unaufhörlich feucht und neblich, und selten von den Sonnenstrahlen besucht.

Paraguay und die Republiken am La Plata.

1. Paraguay.

(Fortsetzung.)

Zu Wasser ist der Weg leicht; der Fluß hat überall eine bedeutende Tiefe, ohne Klippen, ohne Wirbel; die Payaguas-Ruderer bezwingen recht gut seinen ruhigen Lauf, mit Ausnahme am Paß von Augostura, wo das mehr eingeengte Wasser auch rascher fließt; allein das ist ein Aufenthalt von kaum einer Stunde, und das Ufer prangt, als sollte unsere Ungeduld eingeschläfert werden, hier in einem unglaublichen Luxus von Vegetation; das Auge weidet sich an Massen von verschiedenem Grün, das im mannichfaltigsten Glanze strahlt. Schiffe oder Kähne legen an dem Quai der Stadt an. Zu Lande gibt es zwei Wege, je nach der Jahreszeit. Bei trockener Zeit bleibt man zur Seite des Flusses und kommt 40 Lieues weit durch niedriges, mooriges, mit einem Walde von Schilf und Schwertlilien bedecktes Terrain; zur Regenzeit aber ist der Boden durch das Austreten des Flusses überschwemmt; dann ist die Entfernung doppelt so groß, denn man muß einen weiten Umweg in das Innere machen und seinen Weg am Abhange der Hügel suchen, wenn man sich nicht, wie ein Eskimo, in eine Pelota, eine Art Sack von Leder wagen will, der von einem schwimmenden Pferde gezogen wird, auf die Gefahr hin, bei dem geringsten Wirbel unterzusinken. Die Wohnungen sind in diesem überschwemmten Landstriche selten; indessen entdeckt das Auge auf den kegelförmigen Hügeln, welche das Wasser nie erreicht, hie und da einige Hütten und Heerden. Wolken von Moskuitos halten den Schlaf fern; man kann ihn nur oberhalb der Dunstzone in einer Art von Käfig oder Plattform finden, die auf Stämmen von Palmbäumen hoch in der Luft stehen. In einer Entfernung von etwa 10 Lieues von der Hauptstadt fängt der höhere Boden, auf dem Assomption liegt, an; aber in dem ganzen Lande ist kein Berg, dessen Höhe 90 Toisen überschritte. Der Boden von rothem Thon und Sandanhäufungen ist sehr fruchtbar. Die Bevölkerung, welche sich ganz dem Feldbaue hingibt, pflanzt dort Manick, Mais, Zuckerrohr, Tabak und Baumwolle

Francia war es, welcher dem Ackerbau von Paraguay den lebhaften Aufschwung gegeben; er zwang den Bauer, dem Boden jährlich zwei Ernten abzuzwingen. Die reichlich mit Gemüsen versehenen Gärten von Assomption sind von Orangewäldchen umgeben. Das Klima ist köstlich und so gesund, daß es sich mit demjenigen auf den canarischen Inseln vergleichen läßt; die Luft durchdringt einen mit Wollust, man findet die Reinheit und Heiterkeit eines jonischen Himmels; der Winter ist kühl, der Sommer brennend heiß; im Julius sieht man indessen Reif, und in den Ebenen treibt der Wind bisweilen Schneeflocken, allein die Bäume verlieren ihr Laub nicht und die Prairie behält das ganze Jahr ihre Blumen; reichlicher Thau erhält dem Boden eine milde Feuchtigkeit.

Die Einwohner sind von spanischer Race, untermischt mit Guaraniblut [1]; sie scheinen nach dem Bilde ihres Himmels geformt; sanft, sorglos, friedliebend, harmlos, von tiefer Ehrerbietung vor der Obrigkeit durchdrungen, gehorsam gegen die Befehle des Präsidenten, wie gegen das göttliche Gesetz, voll Achtung gegen ihre Vorgesetzte, wohlwollend und freundschaftlich gegen Gäste, welche der Zufall ihnen schickt. Ihre Bedürfnisse sind sehr wenige und leicht zu befriedigen; sie kennen den europäischen Luxus nicht und finden keinen Geschmack daran. In die Erde gerammte Pfähle mit Mörtel und Blättern in den Zwischenräumen, ein einfaches Erdgeschoß ohne Stockwerk, ein Strohdach, das ist ihre Wohnung, wenig verschieden in der That von den Hütten ihrer Guarani-Voreltern. Ihre Kleidung ist äußerst einfach: für die Frauen ein Hemd ohne Aermel, das um die Taille schließt; ein Hemd und Beinkleider für die Männer mit dem unvermeidlichen Poncho für alle, und all dieß von grobem, im Lande fabricirten Baumwollenzeuge; die Kinder gehen die meiste Zeit nackt, oft bis in ein Alter von zehn und zwölf Jahren, die Knaben ausgenommen. Diese tragen den großen herkömmlichen Hut aus Fasern einer Fächerpalme, um sich einer Verordnung von Francia zu fügen, welche sie, wie zur Zeit der Jesuiten, mit dem Hute in der Hand vor ihren Oberen erscheinen heißt.

In ihren Ackergeräthschaften zeigen die „Paraguanos" beinahe ebenso wenig Industrie. Ein gespitzter Pfahl dient ihnen als Pflug; aus einem Knochen machen sie Hacke und Spaten. Ihre Umfriedigung schließen sie mit dem Stamme eines Palmbaumes, den sie quer über zwei gabelförmige Stücke Holz legen. Die Baumwolle reinigen sie mit der Hand von dem Samen, fachen dieselbe mit einem Bogen, spinnen sie mit der Spindel und überliefern sie einem herumziehenden Weber, der seinen ganzen Handwerkszeug auf dem Rücken eines Maulthieres weiter schafft und seinen Webestuhl an einen Baumast, oder eine Mauerecke hängt. Ihre Zuckermühle ist nur ein Stück Holz, welches durch Ochsen in Bewegung gebracht wird; den Saft des Zuckerrohres sieden sie in irdenen Töpfen. Das einzige Haus vielleicht, welches kupferne Kessel besitzt, ist dasjenige, welchem die Frau Präsidentin der Republik vorsteht. Die Dielen werden mit der Hand zugerichtet, das Getreide wird in einem Mörser gestoßen, der Reis beinahe auf dieselbe Art geputzt; man bereitet die Lehe mit einem Steine, den man auf einer Holzplatte hin- und herrollt. Dennoch fließen innerhalb dieses wellenförmigen Bodens von Assomption Quellen und Bäche im Ueberflusse, und es wäre für die Bewohner so leicht, Räderwerke über dem Wasser anzulegen! Allein sie ziehen es vor sich der Fruchtbarkeit ihres Bodens zu überlassen und, indem sie sich in Hängematten wiegen, welche sie an zwei Bäume oder unter unbedeckte Galerien hängen, lange Stunden damit zuzubringen, daß sie ihren Himmel durch eine Wolke von Tabakrauch betrachten! Denn hier haben Greise, Frauen, Kinder, jedermann die Cigarre im Munde. Der Rum, welchen sie aus dem Zuckerrohr destilliren, ein Aufguß von dem berühmten Kraute des Landes, Honigscheiben und eingemachte Früchte bilden den Luxus bei ihren Festen, und die Abendstunden verstreichen bei dem Tone der Guitarre oder der Mandoline. Die patriarchalischen Sitten haben hier ihre Herrschaft bewahrt. Jeden Abend, ehe sie in das luftige Schlafgemach klettern, versammelt sich die ganze Familie mit gefalteten Händen auf den Knieen vor dem Großvater, welcher sie segnet.

Die auf dem linken Ufer des Parana erbaute Stadt Assomption lehnt sich an den Berg. Man gelangt zu ihr durch dunkle Gewölbe von Laubwerk, welche als befestigte Defiléen gegen die Wilden gedient hatten. Am hellen Mittag dringen die senkrechten Sonnenstrahlen nicht dahin, und wenn am Abende die Indianerinnen stille durch sie dahingleiten, könnte man sie für die weißen Dünste der Nacht halten. Trotz der Laune, welche eines Tags Francia befiel, die Stadt regelmäßig zu machen, sie mit winkelrechten 36 Fuß breiten Straßen zu durchschneiden — ein Plan, den er mit einer unerhörten Gewaltthätigkeit in Angriff nahm — hat sich der Anblick der Stadt der Eroberer doch kaum verändert; es ist immer dasselbe Labyrinth von Häusern aus Backsteinen ohne obere Stockwerke, die größtentheils mit Ziegeln und von denen wenige mit einem Söller bedeckt sind; Gärten und eingezäunte Plätze werden durch schmale, krumme Straßen ohne Trottoirs getrennt, wo das Quellwasser sich durch laufende Bäche, welche über Kieseln murmeln, einen Weg nach dem Flusse bahnt. Die Vorstädte bleiben nur eine Anhäufung von Strohhütten, welche von einer verworfenen Classe von Indianern bewohnt sind. Die Bevölkerung beträgt nicht mehr als 8—10,000 Einwohner; diese Zahl erreichte sie im Jahre 1815 und beinahe dieselbe auch zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die sonst durch ihre Reichthümer so berühmten Kirchen sind einfach verziert; nach der Vertreibung der Jesuiten wurden sie durch die Habgier der Gouverneure und später durch die unerbittliche Politik Francia's ihres kostbaren Schmuckes beraubt. Man findet in der Hauptstadt von Paraguay eine ziemliche Anzahl Goldschmiede, Zimmerleute, Grobschmiede, welche im allgemeinen ein ziemlich großes Talent der Nachahmung zeigen.

Jenseits der Hochfläche von Assomption dehnt sich die Zone der Weideplätze aus, große Güter (estancias), wo man Viehzucht treibt, und in weiterer Ausdehnung bis zu dem Flusse Parana folgen die früheren Jesuitenmissionen (acht an der Zahl), welche Nationaleigenthum geworden sind, und die Wälder, wo man den berühmten Paraguaythee sammelt. Die Viehzucht war beinahe aufgegeben, als Francia ihr plötzlich neues Leben verlieh; er brauchte Ochsen, um seine Soldaten zu nähren, Pferde für seine Reiterei, und in wenigen Jahren sah sich das in diesem Handelszweige Entre-Rios zinspflichtige Paraguay im Stande, Felle, Pferde und geräuchertes Fleisch auszuführen. Wir haben gesehen, wie einfach die Gewohnheiten der ackerbautreibenden Bevölkerung sind; diejenigen der Hirten sind es in noch höherem Grade. Eine Ochsenhaut dient als Hausthüre, als Fensterladen; alles Geräthe besteht in einer hängenden Schlafstätte von Netzwerk, einem auf den beiden Steinen des Heerdes ruhenden Fleischtopfe, einem Kessel, welcher mit siedendem Wasser gefüllt ist, um die Yerba, den berühmten Paraguaythee, in einer kleinen Kürbisflasche anzugießen, welche ihre Bombilla oder durchbrochenes Rohr hat, um die Flüssigkeit einzusaugen. Kleider kennen die Hirten keine. Die Oberhirten (capataces) allein tragen den Poncho. Die Missions-Indianer wurden früher unter den Jesuiten ziemlich gut behandelt, und man gab ihnen einige Kleidungsstücke; heute befinden sich Vater, Mutter, Töchter und Söhne im Naturzustande; sie sind gerne beisammen und oft drängen sich mehrere Familien in derselben Hütte zusammen; vielleicht geschieht es aus Sparsamkeit, weil dasselbe Feuer ihnen leuchtet und sie erwärmt, ein einziger Topf das Mahl enthält, welches sie gemeinschaftlich essen, und da ein und dasselbe Gemach als Küche, Speise- und Schlafzimmer dient, so ist dieß eine Art unreiner Höhle, welcher eine faule Ausdünstung und Wirbel eines zähen Rauches entsteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die ägyptische Eisenbahn und deren Gefährdung durch die Einflüsterungen der fremden Mächte hat eine zahlreiche öffentliche Versammlung in London am 14 October hervorgerufen, und die zum Theil sehr kräftigen Resolutionen ließen erkennen, daß England jedenfalls mit aller Macht auf der Durchführung dieses Plans verharren wird

[1] Die Guaranis sind die Eingebornen des Landes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 252. 21 October 1851.

Der Fall des Ministeriums Faucher.

„Abermals ein Ministerium gefallen in dem unruhigen Frankreich!“ denkt mancher, „aber was ist's denn weiter, es kommt eben ein anderes und wieder ein anderes, bis die Sache zu einer Katastrophe getrieben wird!“ Wer so urtheilt, urtheilt nur nach dem äußern Schein, in Wahrheit ist große Consequenz in dem bisherigen Fortgang der Dinge, und der dießmalige Ministerwechsel ist, wenn gleich äußerlich die Sachen denselben Gang fortgehen werden, entscheidend. Der „Prinz“ spielt damit seinen letzten Trumpf aus, und wenn dieser nicht siegt, so ist er — fertig. Ein vorschnelles Urtheil wird man sagen, zumal das neue Ministerium noch nicht gebildet, und somit die Namen seiner Mitglieder noch nicht bekannt sind. Darauf kommt es aber auch gar nicht an, sondern auf die Ursache des Ausscheidens der alten Minister, die, wie aus den neuesten Nachrichten hinreichend bekannt ist, in dem Bestreben des „Prinzen“ liegt, das Gesetz vom 31 Mai 1850 umzugestalten oder gar aufzuheben. Was kann, wird mancher sagen, daran liegen, ob über diesem Streit ein Ministerium ausscheidet und ein anderes eintritt? Daran liegt gar viel, denn es hängt die nächste Zukunft Frankreichs davon ab, die, sie falle aus wie sie wolle, auf das übrige Europa nicht ohne mächtigen Einfluß bleibt. Man hat von Seite mehrerer Mächte ein ganz sonderbares Vertrauen auf die Fortdauer der Präsidentschaft L. Napoleons an den Tag gelegt, und sie als das einzige Heil Frankreichs angepriesen, da man den provisorischen Bestand einer Quasilegitimität ganz zeitgemäß fand, und wohl sonst auch auf die nothwendige Schwäche dieser Regierung speculirte. Wird aber diese Berechnung zu Schanden, so dürften die Verhältnisse mannichfach sich umgestalten. Die englischen Blätter haben schon so ziemlich aufgehört in die Prorogationstrompete zu stoßen, und manche Aeußerungen aus Oesterreich deuten darauf hin, daß man dort gleichfalls in den Erwartungen schwankend geworden ist; bezüglich Preußens ist ohnehin vor kurzem eine Nachricht in die Oeffentlichkeit gedrungen von einem diplomatischen Agenten, der die Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Bonaparte's als ein Unding geschildert, und Rußland wird wohl schwerlich schlechter informirt seyn, als die andern Mächte. Dieses Unisono einer Umstimmung in den Erwartungen ist nicht ohne Bedeutung, und weissagt schon an und für sich den Erwartungen des Prinzen, der sich durchaus einbilden soll, daß alle Besitzenden nothwendig ihn als den Retter aus der Noth begrüßen und ihre Gesinnung durch eine Wiederwahl in überwiegender Mehrheit bethätigen würden, nicht viel Gutes.

Erwägen wir zuerst die Bedeutung des Streits, der den Austritt des Ministeriums veranlaßte. Als im vorigen Jahre in Paris am 10 März und am 28 April die extremen Republikaner in den Wahlen den Sieg davon trugen, beeilten sich die conservativen Leiter der Nationalversammlung, sowie die Regierung selbst, dem chaotischen Wahlsystem eine Schranke zu setzen. Ein unmittelbares Stimmrecht, das von jedem Erwachsenen ausgeübt wird, wenn er auch nicht die allergeringste Bürgschaft bietet, ist ein wahres Chaos, ein trügerischer Boden, auf den sich keine Partei, außer etwa eine solche, die Unruhen will, verlassen kann. Hier handelt es sich gar nicht mehr um diese oder jene politische Ansicht, um monarchische oder republikanische Grundsätze, sondern einfach um die Ordnung und eine gewisse Verläßigkeit des Ergebnisses, daß auch die Wahl in der That einer gewissen vorwiegenden Ansicht entspricht. Im März und April vorigen Jahres stimmten in Paris etwa 250 bis 260,000 Menschen ab; von einer Prüfung der Wahlzettel kann hier nicht mehr die Rede seyn, und noch weniger von einem Vertrauen für diesen oder jenen Mann, denn zum allergrößten Theil müssen die Gewählten den Wählern persönlich durchaus unbekannt seyn. Zudem weiß jedermann, daß Paris viele Tausende von Leuten enthält, die am Morgen aufstehen ohne zu wissen, wovon sie den Tag über leben sollen. Hiezu kommt die in jeder großen Stadt nicht geringe Zahl von gedankenlosen, leichtsinnigen, ruinirten Menschen, die gleichfalls ein leichtes Spiel einer keck auftretenden Coterie sind. Was in Paris im Großen stattfindet, findet sich in andern Städten im Kleinen, was war nun zu machen? Einen Census herzustellen, verbot die Constitution; die Wahl indirect zu machen, verbot sie gleichfalls; die wichtigsten gesetzlichen und sonst angewandten Mittel waren also ausgeschlossen, und es blieb nichts übrig, als das Uebel, das man nicht heben konnte, zu mildern. Daher die Hauptbestimmung des Gesetzes vom 31 Mai 1850, welche das Wahlrecht an den dreijährigen Aufenthalt knüpft. Es war ein höchst unvollständiges und in manchen Fällen selbst gerade zu ungerechtes Mittel, aber es gab kein anderes, wenn man innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen bleiben wollte; es wurde dadurch wenigstens so viel erreicht, daß man die flottirende, nicht an einen Herd und an ein Besitzthum geknüpfte Masse möglichst entfernte. Hätte die Constitution die indirecte Wahl zugelassen, so würde man dieß Auskunftsmittel, das den meisten und bedeutendsten Schäden des allgemeinen Wahlrechts abhilft, ergriffen haben, wie Thiers selbst in seiner Rede sehr deutlich aussprach. Konnte man das bessere nicht erreichen, so mußte man doch die schlimmsten Auswüchse beseitigen, wenn auch durch ein unvollkommenes Mittel. Das ist das Gesetz vom 31 Mai 1850, welches die Regierung des Präsidenten Ludwig Bonaparte selbst vor-

schlug, das trotz des Widerstands der extremen republikanischen Partei angenommen wurde, und von dem vernünftigen Theile der französischen Bevölkerung, so wenig man dessen Mängel verkennt, als ein temporärer Wall gegen Störenfriede, wie Ledru Rollin, betrachtet wird.

Diesen Wall will nun Hr. Ludwig Bonaparte niederreißen, weil er glaubt, mit dem unbeschränkten chaotischen Stimmrecht würde sein Name wieder in gleicher Vollzahl wie das erstemal aus der Wahlurne hervorgehen, und dieß Ergebniß dann die Nationalversammlung bewegen über die Illegalität der Wahl hinwegzusehen und sich vor dem ausgesprochenen „Volkswillen" zu beugen. Das ist die „Abenteurerpolitik", welche der Messager de la Chambre schon vor einigen Monaten, als Dr. Veron zum erstenmal im Constitutionnel mit dem Vorschlag auftrat, mit Recht gebrandmarkt hat. Wenn über solche, für die Ruhe des ganzen Landes entscheidende Einrichtungen, wie das Wahlgesetz, nach keinem andern Maaßstab geurtheilt wird, als ob solche einer, noch überdieß ungesetzlichen, Wiederwahl günstig sind oder nicht, dann hat man das Recht über ein solches Benehmen in sittlicher Beziehung ein sehr hartes Urtheil zu fällen. Zum Ueberfluß aber ist ein solcher Schritt ebenso unklug als er schlecht ist. Hrn. Ludwig Bonaparte's Regierung war seit seinem Amtsantritt gegen den extremen Theil der Republikaner gerichtet, ja nicht selten sogar den gemäßigten Republikanern feindlich. In der Verfolgung der Presse ist sie so weit gegangen, daß selbst die aus der reactionair gewordenen Pariser Bürgerschaft hervorgegangenen Geschwornen anfingen über die maaßlosen, zum Theil sehr unklugen Preßprocesse stutzig zu werden, und jetzt, sechs Monate vor dem Ende seines Amts, will er auf einmal Rechtsumkehrt machen und sich der Linken in die Arme werfen, in der eiteln Hoffnung durch sie, deren Haß er aufs furchtbarste gereizt, gegen die von ihr so oft ausgesprochene politische Nothwendigkeit der Legalität wieder gewählt zu werden! Das ist mehr als unklug, das ist — lächerlich und verächtlich.

Cavaignac sagte kurz vor der Präsidentenwahl im J. 1848: „avant de fonder la république, il faudra passer par Polichinelle !!" Wir wüssen nicht, ob die Republik fest gegründet werden wird, daß aber der Polichinelle gekommen, ist außer Zweifel. Besonnene Männer, wie Leon Faucher, die eine Reputation zu verlieren haben, können ihm nicht folgen, in was für Hände muß er also fallen? Er soll Lamartine zur Bildung eines Cabinets gerufen haben; gewiß das sicherste Mittel sich vollkommen zu Grunde zu richten, denn Lamartine genießt nach der traurigen Rolle, die er in den ersten vier Monaten der Republik gespielt, nicht für einen Pfenning Credit als Staatsmann. Hr. Girardin, mit dem sich der Präsident neulich näher eingelassen, hat Geist, Talent, Gewandtheit, Thätigkeit, was man will, nur — flößt sein Charakter keinem Menschen und keiner Partei Vertrauen ein. Die eigentlichen Freunde des Präsidenten, Persigny, Vaudrey, Laity sind lauter Leute ohne den geringsten Einfluß, Menschen die sich an den Namen gehängt haben, um mit und durch diesen zu steigen. Daß sie in keiner sonderlichen Achtung stehen, läßt sich denken, und in neuester Zeit hat vollends die schmutzige Geschichte der Goldbarrenlotterie einen Flecken auf sie geworfen. Hr. Langlois, der (verhaftete) Director derselben, hat in einem Schreiben an das Siècle geradezu behauptet, daß er die Umgebung des Prinzen bestochen habe, daß sie sich aber unersättlich gezeigt hätte. L. Faucher ließ Hrn. Langlois und den Geranten des Siècle vor Gericht stellen, wie manche behaupteten aus Rache gegen die Umgebung des Prinzen, die ihn nie leiden konnte, und ihm stets zuwiderhandelte; aber L. Faucher hatte wohl einen andern Grund: der Scandal war zu groß geworden, Interpellationen konnten nicht ausbleiben, und wurden auch in der Sitzung der Prorogationscommission am 2 Oct. gestellt; da aber Langlois schon verhaftet war, so konnte man unbedenklich antworten, die Sache liege vor Gericht, und man müsse dessen Spruch abwarten. Was unterdessen zwischen Hrn. Langlois und den Bestochenen ferner verhandelt wird, um die Sache zu vertuschen, bleibt freilich im Stillen. Die herbsten Beschuldigungen werden nach dem Wiederzusammentritt der Nationalversammlung laut werden, es wird aber nur schwer seyn sie zu beweisen.[1] Wenn diese Beschuldigungen nur die Umgebung des Prinzen treffen, so reicht eine andere höher hinauf: mehrere „rothe" Journale haben sehr deutlich zu verstehen gegeben, die wiederholt umlaufenden Gerüchte von Staatsstreichen hätten einerseits den Zweck, die öffentliche Meinung durch die öftere Wiederholung einzuschläfern, andrerseits aber auch, die Cursschwankungen an der Börse hervorzurufen und diese zu benützen. Mögen nun diese Beschuldigungen wahr oder unwahr seyn, so zeigt schon die Geläufigkeit derselben, in welcher geringen Achtung der Präsident steht.

Erinnert man sich, mit welchem Mißtrauen im letzten Frühjahr selbst das Ministerium Faucher-Baroche von der Nationalversammlung aufgenommen wurde, und wie nur die Besorgniß, sich dem Lande gegenüber durch ein Mißtrauen, welches noch nicht durch öffentliche Handlungen des Präsidenten genugsam motivirt war, in eine ungünstige Lage zu versetzen, von herben Schritten abhielt, so kann man ohne Mühe sich denken, welchen Eindruck der Rücktritt Fauchers haben muß, der nur durch die Absicht des Präsidenten, das Gesetz vom 31 Mai 1850 aufzuheben, veranlaßt wurde. Leon Faucher war im Ministerium, wenn auch nicht geradezu der Mann der Majorität, doch eine Bürgschaft für dieselbe, und seine so wie Baroche's unumwundene Erklärung für Erhaltung des Gesetzes vom 31 Mai beschwichtigte einigermaßen die feindselige Stimmung. Der Präsident hat also nach einem Schritte, wie er jetzt beabsichtigt ist, nur den entschiedensten Widerstand der conservativen Parteien, und die sehr verdächtige Unterstützung eines Theils der Linken, die ihm doch nicht trauen wird, zu erwarten; seine Stellung wird also schlechter wie je, schon dadurch weil sein Auftreten geeignet ist, die Orleanisten und Legitimisten zu einem gemeinsamen Handeln zu bringen. Veranlassung dazu liegt auch in den äußern Verhältnissen. Wenn bisher England und die Continentalstaaten fast ohne Ausnahme die Prorogation der Gewalt Ludwig Bonaparte's wünschten und förderten, so wird die gemeinsame Einwirkung der auswärtigen Gesandten durch die neue Wendung der Politik Bonaparte's ein Ende nehmen. Sobald nämlich die Aussicht des letztern schwindet, so haben die Continentalmächte ein anderes Interesse als England; letzteres wird sich so lange wie möglich einer Candidatur Joinville's widersetzen, und namentlich wegen der spanischen und italienischen Verhältnisse lieber einen

[1] Die Goldbarrenlotterie hängt in mannichfacher Weise mit der Politik zusammen. Es war bestimmt, daß ein Theil des Ertrags dazu verwendet werden solle, eine Anzahl Colonisten nach Californien zu schaffen. Es erhob sich, nachdem die Regierung zum Einschreiten genöthigt worden war, ein Streit, ob dieß ausgeführt oder die Summen anders verwendet werden sollten. Die Regierung bestand darauf, daß der erste Zweck beibehalten werden, und kürzlich gingen 157 Colonisten, ehemalige Mobilgarden, von Havre ab, ein zweites Schiff soll demnächst von Nantes abgehen. Man glaubt in dieser Absendung einestheils die Absicht der Regierung zu sehen, sich dieser gefährlichen Menschen zu entledigen, anderntheils die Hoffnungslosigkeit der Anarchisten, welche nicht mehr glauben, im J. 1852 etwas ausrichten zu können.

Privatmann, als diesen Prinzen an der Spitze der französischen Regierung sehen. Die Continentalmächte dagegen haben das entgegengesetzte Interesse: sobald Ludwig Bonaparte nicht zu halten ist, muß ihnen Joinville der willkommene Candidat seyn, weil durch diesen möglicher Weise ein Uebergang zur Monarchie gefördert wird, während die Erhaltung der Republik unter einer vernünftigen, nicht bloß auf das eigene Interesse gerichteten Leitung eines Privatmannes ihnen die Aussicht auf eine immer längere Dauer und am Ende gar auf einen sichern Bestand derselben eröffnet.

Die Krise mag nun ausgehen wie sie will, so muß sie den Interessen und Bestrebungen des Präsidenten nachtheilig werden. Geht er vorwärts, so hat er auf immer mit der Ordnungspartei gebrochen, und die Linke nicht gewonnen; tritt er wieder zurück, so hat er den Haß der Linken aufs Neue aufgestachelt, und die Hoffnungen, die schon einige derselben, z. B. Hr. Mathieu (de la Drôme) geäußert, getäuscht, den conservativen Parteien neuen Grund zu unauslöschlichem Mißtrauen gegeben, vor allen Vernünftigen aber durch sein Schwanken sich lächerlich gemacht; schlägt er den Mittelweg ein, und will in der Nationalversammlung durch ein neues Ministerium, dessen Zusammensetzung ohnehin großen Schwierigkeiten unterliegen möchte, bloß auf Veränderungen des Gesetzes vom 31 Mai antragen lassen, so wird er niemand befriedigen. Die doppelte Politik, die er seit Monaten, seit der Zeit gespielt wo das Constitutionnel zuerst die Abschaffung des Gesetzes vom 31 Mai bevorwortete, ist zu Ende und muß zu seinem Nachtheil ausschlagen. Ein Staatsstreich ist rein unmöglich; selbst Freunde seiner Familie, wie Magnan, der neue Commandant von Paris, sollen ihm erklärt haben, er könne zu einem solchen Zweck vielleicht einige unbesonnene Obersten finden, die auf solchem Wege ihr Glück zu machen hoffen, aber Officiere und Soldaten würden nicht folgen. Das Scheitern aller seiner Hoffnungen steht somit nahe bevor, und es bleibt ihm nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ruhig abzutreten, wenn ein anderer Präsident gewählt seyn wird; unbesonnene Staatsstreiche könnten ihn nur abermals in die Verbannung führen, und einen so schimpflichen Ausgang des ersten Hauptes der Republik werden selbst die Republikaner, wenn immer möglich, zu vermeiden suchen.

Die Chinesen in Manilla.

(Aus Recollections of Manilla and the Philippines. By R. M'Micking.)

Vor 11 Jahren noch waren außerhalb Manilla noch keine chinesischen Händler, jetzt haben sie sich über alle die 22 Inseln verbreitet. Nur ihre außerordentliche Sparsamkeit macht es ihnen möglich, alle Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Die meisten sind Leute, die gar nichts aus ihrer Heimath mitgebracht haben, als die Kunst des Lesens und Schreibens, in der fast alle, so arm sie auch seyn mögen, geübt sind. Kein Reicher verläßt seine Heimath um nach Manilla zu gehen, wie sie manchmal nach Java, Singapore und andern Orten des Archipels kommen, wo ihnen mehr Freiheit und Schutz zu Theil wird. Die meisten sind als Kulis hingekommen und verdienten ihr Brod mit Handarbeit, umsomehr ist es zu verwundern, wie sie sich vorwärts bringen. Die Zahl der Chinesen in Manilla und auf den Inseln ist jetzt sehr groß, und fast der ganze Handel mit Manufacturwaaren ist in ihrer Hand. Zahlreiche Händler haben Läden auf den verschiedenen Inseln, und die Hauptperson bleibt zu Manilla, und versieht die einzelnen Krämer je nach ihrem Bedürfniß mit neuen Waaren. Dabei herrscht das System vor, daß alle Haupthändler, Mittelsleute und selbst die Diener bei dem allgemeinen Gewinn des Geschäfts betheiligt sind, denn die Chinesen die bei festem Lohn die vollständigsten Augendiener sind, werden dadurch daß sie an dem Gewinn einen, wenn auch noch so unbedeutenden Antheil haben, außerordentlich emsig und nützlich. Die Einrichtung des Geschäfts, daß einer eine große Anzahl Nebenkrämer hat, ist dadurch nothwendig geworden, daß sie bei stärkern Ankäufen von den einführenden Kaufleuten wohlfeiler einkaufen. Dadurch wird das Geschäft bei einzelnen sehr bedeutend, und mancher Chinese kauft von einem einzigen englischen Kaufmann — denn diese sind die Haupteinfuhrkaufleute — für 10 bis 15,000 Dollars monatlich. Diese Waaren erhalten sie auf einen Credit von 3, 4 bis 6 Monaten. Einige davon machen allerdings Bankerott, und diejenigen Einfuhrkaufleute, welche ihnen große Summen anvertraut haben, verbrennen sich natürlich die Finger. Ueberhaupt muß man sich mit ihnen in Acht nehmen, denn man kann es als allgemeine Regel ansehen, daß Chinesen nur so lange ehrlich und zuverlässig sind, als es ihr Interesse ist, es zu bleiben.

Paraguay und die Republiken am La Plata.

1. Paraguay.

(Fortsetzung.)

Die Jesuiten hatten Yerbales oder regelmäßige Yerba-Pflanzungen um ihre Missionen herum angelegt; die Ernte wurde dort leicht verrichtet, wie in unseren Obstgärten das Einsammeln des Obstes; heute sammelt man dieses Kraut an den Abhängen des Maracayu, 60 bis 80 Leguas nordöstlich von Assomption. Das Paraguaykraut, welches die Guaranis Caa nennen, ist das Blatt eines Baumes, etwa von der Gestalt eines Orangenbaumes, welcher wild in den Wäldern entlang der kleineren Nebenflüsse des Uruguay und Parana wächst. Die Bereitung dieses Krautes ist wenig von derjenigen des Thee verschieden; man zieht die Zweige durch das Feuer, um die Blätter leicht zu versengen, dann röstet man sie, zerbricht sie und drückt sie in lederne Säcke, um sie dem Handel zu überliefern. Die Indianer beuten dasselbe unter der Leitung von Beamten aus, welche man als unbarmherzig schildert; man erzählt rührende Fälle von dem Elend und den Leiden dieser Armen, welche man zwingt, nackt unter einer brennenden Sonne zu arbeiten, wo sie Tag und Nacht von Insecten gequält werden und nichts zu essen bekommen als wilde Früchte, Wurzeln und Schlangen, welche sie erwischen können. Die Yerbales im Paraguay flößten denselben Schrecken ein, wie die Minen von Brasilien oder Peru. Man erzählt, daß gegen das Jahr 1594, zu der Zeit wo die Ausbeute der Yerba begann, ein bei den Indianern beliebter Gouverneur, der einen Sack voll solcher Blätter in ihren Händen fand, denselben auf öffentlichem Platze verbrennen ließ und ihnen sagte: „Mein Herz prophezeit mir, daß dieses Kraut einst das Verderben Eurer Nation seyn wird." Um sich das Monopol zu sichern, unternahm Francia eine Expedition gegen die Indianer, welche es versucht hatten, den Ertrag an den Ufern des Uruguay einzuheimsen, und der Einfall in die östlichen Missionen durch den Präsidenten Lopez hatte wohl keinen anderen Zweck. Die Privatnutzung hat nichts von diesem grausamen Charakter; hier geschieht alles um einen Preis, welcher zwischen dem Capitalisten von Assomption, den Arbeitern oder Peons und dem Vorsteher der Werkstätte, Habilitado, festgesetzt worden. Allerdings gelangt man in die Yerba-Wälder nur nach Ueberstehung von Schwierigkeiten, welche den entschlossensten Europäer staunen machen würden; allein diese Leute mit ihrer gegerbten Haut scheinen unempfindlich für die Stiche der Mosquitos, welche uns toll machen würden. Ein schmaler Riemen oder eine lange Schnitte gedörrten Ochsenfleisches, die bisweilen mit einem Mund voll Wasser angefeuchtet wird, welch' letzteres sie in einem Horne tragen, genügt ihnen; sie singen, wenn sie unter den senkrechten Strahlen der Sonne in den Wald gehen; nach beendeter Arbeit, wenn der Abend sie unter Musik in ihrem Schlafgemach versammelt, wecken eine Cigarre und ein Horn Branntwein, welches die Runde macht, ihre gute Laune wieder; sie übergeben dem Winde der Wüste unter den zartesten Tönen ihrer Mandoline den Namen der Freundin, welche sie zu Assomption gelassen und bei der sie, wie der Seemann bei der Rückkehr von einer langen Reise, in einem Tage die ganze Liebe und den ganzen Gewinn eines Jahres vergeuden werden.

In dem ganzen Lande, mit Ausnahme der ersten Häuser in Assomption, wo man mit den Fremden spanisch spricht, ist die einzige gebräuchliche Sprache das Guarani, und in dieser Beziehung, sagt ein neuerer Reisender, brauche man auf dem Lande einen Dolmetscher, um ein Glas Wasser zu verlangen. Und doch zwingt man alle Kinder in die Schule zu gehen, man lehrt sie lesen und schreiben; das Spanische ist die officielle Sprache, diejenige der Verordnungen, der Befehle von Seiten der Regierung, der Polizeibeschlüsse; allein man vergißt sie so schnell! Auch die Regierungsbeamten bedienen sich bei diesen einfachen und leichtgläubigen Leuten öffentlicher Staatsacten wie eines Zauberbuches, welches sie sprechen lassen was sie eben wollen. Das abgesonderte Leben der Bewohner begünstigt diesen Mißbrauch nur zu sehr. Man weiß was ein Dorf in Paraguay ist. Die Capelle mit ihrer Pfarrwohnung, eine Schenke, Pulperia, die Feuerstätte eines Schmiedes und der Laden eines Krämers bilden einen Flecken; die Häuser sind nicht an einander gruppirt, sondern sie liegen zerstreut in der Ebene.

Man erwartet wohl nicht, daß man in diesem Lande eine ziemlich dichte Bevölkerung finde; die Angaben fehlen gänzlich, um mit Genauigkeit eine Zahl nennen zu können. Der Auszug aus den Kirchspielregistern ergab für die Zählung von 1780 eine Gesammtsumme von 98,000 Seelen mit Inbegriff der fünf Missionen auf dem linken Ufer des Parana. Von da an sind die Schätzungen der Reisenden bedeutend von einander abgewichen. Im Jahre 1818 gibt ein dem amerikanischen Congreß überreichten Bericht die Zahl der Paraguayos auf 300,000 an; ein anderer Reisender steigert sie im Jahre 1846 auf 700,000; man sagt sogar, die Seelenzahl übersteige eine Million. Ein jeder kann sich für eine Zahl je nach seinem Interesse oder nach seiner Laune entscheiden. Wir wollen nur bemerken, daß, wenn man die Angaben derselben Reisenden an den Punkten, wo sie ansässig gewesen, oder wo sie genaue Nachforschungen anstellen konnten, mit den Angaben der Volkszählung von 1780 vergleicht, die Zunahme eine kaum merkliche ist; die Zahl der Milizen, d. h. der ganzen activen Bevölkerung, ist uns bekannt, sie beträgt nicht viel mehr als 20,000 Mann, und die Geschichte der Guaranirace steht im Widerspruche mit den wahrhaft freigebigen Versicherungen, welche von einer so raschen Vermehrung derselben sprechen.

Welches Interesse kann ein solches Land Frankreich, welches Europa bieten? Einige Ladungen gewöhnlicher Tuche, Flanelle, ordinärer Kattune, Waaren, um deren Monopol in der ganzen Welt sich England und die Vereinigten Staaten streiten, und einige Dampfmaschinen, wenn die Industrie sich genugsam entwickelte, um sie in den Zuckersiedereien zu verwenden, würden dem Bedürfnisse vollständig genügen. Was dem Lande hauptsächlich fehlt, ist das Salz; aber gewiß wird man dieses nicht von Europa kommen lassen. Und welche speciellen Producte kann uns daselbe zum Eintausche bieten? Holz, Tabak, die Yerba? Nur das südliche Amerika benützt die Yerba; man sendet sie nach Buenos-Ayres, nach Peru und Chili. Was den Tabak betrifft, so hat man in England, Frankreich und Hamburg viele Versuche gemacht, um denselben der allgemeinen Consumtion zugänglich zu machen; der Geschmack des Publicums hat ihn zurückgewiesen, und so bleibt Buenos-Ayres noch dessen Hauptmarkt. Was das Zimmer- und Schreinerholz betrifft, so ist es allerdings wahr, daß die Wälder von Paraguay noch vorzüglicheres liefern als diejenigen von Brasilien; sendet man aber ein Schiff mit Manufacturwaaren im Werthe von 400,000 Franken von Europa nach Assomption, so brauchte man 40 Schiffe von demselben Tonnengehalte, um den Eintausch gegen diese einzige Ladung in Holz zurückzuführen; ist eine solche Speculation ausführbar? Leder und Abfälle von Thieren können mit den gleichen Producten an den Ufern des La Plata nicht gleichen Schritt halten, und ebenso stehen Zucker und Reis gegen die von Brasilien zurück. Ferner haben die über den atlantischen Ocean gehenden Schiffe einen zu großen Tonnengehalt, als daß sie in die Fahrwasser des Parana gelangen könnten; es müßte somit nothwendig eine Umladung der Waaren stattfinden und man hätte folglich eine Niederlage in Buenos-Ayres nöthig. Paraguay, welches nicht einmal ein Transitplatz nach Centralamerika ist, hat daher, wie man sieht, für Europa nur ein sehr mittelmäßiges Interesse.

Können wir in Ermanglung commerciellen Einflusses nicht wenigstens hoffen, unser politisches Uebergewicht dort geltend zu machen? Man muß in dieser Beziehung die sonderbare Disciplin schildern, welcher Francia die Völker von Paraguay unterworfen. Nur die Geschichte kann den Schlüssel dazu liefern; wir müssen in dieser Beziehung weiter ausheben.

Paraguay hat bei der Gründung des spanischen Reiches in Amerika eine bedeutende Rolle gespielt; Santa-Fe, Buenos-Ayres, Corrientes, welche jetzt Hauptstädte von Staaten sind, waren ursprünglich nur Colonien von Assomption. Wie die Eroberung vor sich gegangen, ist bekannt. Abenteurer, welche die Sucht nach Gold verzehrte, kamen, wie nach Frankreich die Normannen des 9ten Jahrhunderts, nahmen Besitz von dem Lande durch Entfaltung des königlichen Banners, theilten unter sich das Gebiet in Comthureien oder grundherrliche Domänen und verpflanzten dahin eine Bevölkerung von Hörigen, um dieselben anzubauen. Dieß war gleichsam eine Auferstehung der Zeiten des Lehenwesens. Im Jahre 1527 kam der Abenteurer Sebastian Cabot in den Parana und nach Paraguay. Er fand hier Indianer, welche Plättchen von Silber um den Hals trugen; dieses Silber kam, wie man seither erfahren, von der Gränze Peru's. Cabot sandte das kostbare Metall nach Spanien; seine Berichte beschäftigten aller Gedanken. Der Fluß erhielt den Namen „Silberstrom" — Rio de la Plata — und eine große Expedition von 2700 Mann kam im Jahre 1535, um den „Rey Platanero" (Silberkönig) zu bekriegen, wie die Volkssage sich ausdrückte. Diese Eroberer landeten an der Stelle, wo sich seither Buenos-Ayres erhob; sie suchten dann beständig das Goldland, fuhren den Parana hinauf, wiederholten den am Ufer wohnenden Wilden immer: „Plata! Plata!" und wandten sich nördlich in der Richtung, welche ihnen diese armen Indianer angaben.

Am 15 August 1536 gründeten sie am Ufer des Paraguay, mitten unter einem Guaranistamme eine Festung, welche sie Assomption nannten. Dieß war die erste Etappe in ihrem Zug zu Erreichung des „Silberkönigs," der wie ein Irrlicht unter den weiten Seen von Xarayes entschlüpfte, wo sein Palast von Gold und Edelsteinen mit den purpurfarbigen Wolken des Morgens verschwand; stets auf dem Punkte, eingeholt zu werden, entwischte er immer und führte sie in die tödlichen Sümpfe von Chiquitos durch Gefahren und Mühseligkeiten, welche man heutzutage auf dem Wege nach Californien wieder findet, bis an die Gränze von Peru. Hier that ihnen ein anderer, von einer entgegengesetzten Seite gekommener Strom von Eroberern Einhalt und hielt sie plötzlich auf. Der Goldtraum war zerstört; nicht ein kleines Theilchen von diesem Metall fand sich in dem ungeheuren Raume, welchen westlich die Cordilleras von Chili und östlich die Gebirge von Brasilien begränzen. Man mußte sich auf Assomption zurückziehen; Buenos-Ayres selbst war im Jahre 1539 verlassen worden, und von dieser Zeit an konnten die heldenmüthigen Abenteurer, wenn sie eine Zählung vornahmen, sehen, daß sie ihr Leben an diese Eroberung verschwendeten; von mehr denn 3000 Mann, welche aus Spanien gekommen, waren nur noch 600 übrig. Auch ihre Führer waren todt; zum Glück setzten sie einen ausgezeichneten Soldaten an ihre Spitze, welcher ihren Illusionen den Boden als Grundlage gab und so dieselben realisirte.

(Fortsetzung folgt.)

Wettstreit zwischen einem Schrauben- und einem Räderdampfboot. Vor kurzem fand ein solcher in England statt zwischen dem Rattler und Basilisk; jetzt berichten die englischen Journale (s. Shipp. Gaz. 14 October) von einem ähnlichen Wettstreit zwischen zwei dänischen Dampfschiffen, dem Holger Danske (Räder-Dampfboot) und dem Thor (Schrauben-Dampfboot), beide von 800 Tonnen und 260 Pferdekraft. Das Ergebniß ist durchaus für das „Schrauben-Dampfboot" das für die Seeschifffahrt das Räder-Dampfboot wohl bald verdrängen wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 253. 22 October 1851.

Die Tschuktschen und ihr Land, von der Entdeckung bis auf die jetzige Zeit.

(Russ. Journal des Ministeriums des Innern. Jun.)

Mit dem Namen des „Tschuchozischen" Landes bezeichnet man jezt auf unsern Karten die äußerste Nordostecke des Festlandes von Asien, dem eine fast gerade Linie von acht Graden welche von der Mündung des Kolyma-Flusses im Nordwesten bis zur Mündung des Oljutora im Südosten gezogen ist, als Grundlinie dient; astronomisch genommen liegt dieß Dreieck zwischen 60° und 70° N. B., stützt sich mit seiner Grundlinie im Westen auf den 164° O. L. v. G. und erreicht mit seiner Spitze fast den 190°. Mit diesem Landstrich und seinen Bewohnern wurden zuerst Kosaken und Jäger bald nach der Entdeckung der Schifffahrt auf der Lena nach dem Eismeer (1636) bekannt, indem sie nacheinander die Flüsse Jana, Indigirka, Alaseja und Kolyma besuchten. Kaum hatten sich die unermüdlichen und waghalsigen Schiffer an diesem letzten Flusse festgesezt, so suchten sie auch zu erforschen, was weiter hin gegen Osten für Länder und Völker sich finden, theils um sich selbst durch den Handelsgewinn, theils um den zarischen Schatz durch den Jassak (Tribut) zu bereichern. Im J. 1646 fuhr ein Schiff unter der Führung des Handelsmanns Isai Ignatieff aus der Mündung des Kolyma gegen Osten; nach zweitägiger Schifffahrt erreichten sie eine Bucht, in welche sie hineinfuhren und hier Leute vom „tschukozischen Volk" fanden, mit denen sie alsbald einen Handel begannen, so wie er in der ganzen Welt zwischen ferne her gekommenen Händlern und eingeborenen Wilden geführt wird, die einander gegenseitig mißtrauen, und sich auch gegenseitig nicht verstehen, — sie legten ihre Waaren am Ufer nieder und entfernten sich. Die Tschuktschen nahmen was ihnen gefiel, und legten dafür Wallroßzähne und verschiedene von ihnen gefertigte Gegenstände hin. Zufrieden mit demersten Versuche kehrten die Seefahrer noch denselben Sommer nach der Kolyma zurück. Diese Nachrichten über die erste Fahrt der Russen nach den „tschukozischen" Ufern sind von Müller mitgetheilt, der sie aus den Acten des jakutischen Archivs auszog.

Um diese Zeit kam nach Kolyma das Gerücht von dem irgendwo in das Eismeer fallenden Flusse Anadyr und der Menge der an demselben wohnenden Völker. Alsbald zeigten sich Freiwillige, welche diesen Fluß und die Reichthümer seiner Anwohner erkundigen wollten. In dieser Absicht fuhren im Junius 1648 aus der Mündung des Kolyma sieben Fahrzeuge aus, zwei unter Anführung der Kosaken Semen Djoshneff und Gerasim Ankudinoff, und das dritte, ein Handelsfahrzeug, unter Anführung eines Bürgers aus Cholmogor, Fedot Alexejeff. Von dem Schicksal der vier andern weiß man nichts, die drei erwähnten Schiffe umfuhren ein Vorgebirge, das von den Russen das Tschuchozische genannt wird, und fanden auf den beiden gegenüberliegenden Inseln Leute vom tschuchozischen Volk mit durch die Wangen getriebenen Knochen von Wallroßzähnen. An einem Bach auf der Westseite des Vorgebirges sahen sie eine Art Thurm, den die Tschuktschen aus Wallfischknochen erbaut hatten. Hier scheiterte das Schiff Ankudinoffs und die darauf befindlichen Leute gingen auf die beiden andern Schiffe hinüber. Nach einem Kampf mit den Tschuktschen am Ufer wurden die Schiffe durch einen Sturm getrennt. Djoshneffs Schiff wurde etwas weiter südlich als der Anadyr, wahrscheinlich in der Nähe des Flusses Oljutora, ans Ufer geschleudert. Mit 25 Kosaken zog er am Meeresufer fort gegen Norden, und stieß endlich nach zehn Wochen auf den Anadyr nahe an dessen Ausmündung ins Meer, jedoch ohne im geringsten zu wissen, daß dieß der von ihm gesuchte Strom sey. Weder hier, noch irgend auf dem Wege stieß er auf Bewohner. Nach einer erfolglosen Recognoscirung stromaufwärts blieb Djoshneff mit seinen Gefährten den Rest des Winters an den Mündungen, baute sich im Sommer ein Fahrzeug und fuhr den Anadyr hinauf. Dießmal entdeckte man Einwohner, die sich Anaulen nannten: er erhob von ihnen den Jassak, da sie aber später sich feindselig zeigten, wurden sie sämmtlich ausgerottet. Da Djoshneff nicht wußte, wie er nach Kolyma zurückkehren, oder auch nur Nachricht von sich geben sollte, beschloß er abermals am Anadyr zu überwintern, und baute zu diesem Zweck auf einer der Inseln des Stroms, 400 Werste von seiner Mündung ein Winterlager, wodurch er den Grund zu dem sich später hier erhebenden Anadyrskoi-Ostrog (Veste) legte. Als das Frühjahr 1650 kam, erschien plötzlich eine Abtheilung Russen aus Kolyma, unter Anführung des Kosaken Motora. Diese Abtheilung, welche den Anadyr zu Lande aufsuchen wollte, fuhr aus Kolyma den Anjuja hinauf und zog von diesem leztern aus zu Lande nach dem Anadyr. Auf Motora folgte bald mit einer andern Abtheilung der Kosak Michailo Staduchin. Motora wurde später in einem Kampfe mit den Anaulen erschlagen. Staduchin, ein Feind Djoshneffs, operirte unabhängig von ihm und Motora, man weiß nicht recht wo und wie; Djoshneff, der im J. 1652 auf den Fischfang den Anadyr hinab ins Meer fuhr, entdeckte hiebei gegen Norden von der Mündung des Stroms eine große Sandbank, und als er im Jahre 1654 zugleich mit andern, aus Kolyma herübergekommenen Kosaken unter Juschka Seliwerstoff nach dieser Sandbank fuhr, erblickte er das Meeresufer auch gegen Süden vom Anadyr, und fand hier die Wohnungen eines Volks, das sich Korjäken

nannte, wo er eine alte jakutische Frau fand, welche mit Fedot Alexejeff auf seinem Schiffe gewesen war. Von dieser Frau erfuhren sie, daß Ankudinoff und Alexejeff, welche von Djoshneff durch einen Sturm am tschuchozischen Vorgebirg getrennt worden waren, am Skorbut gestorben, und ihre Gefährten theils von den Eingeborenen erschlagen, theils in geringer Zahl auf Kähnen abgefahren seyen, man wisse nicht wohin.

Die spätern von Kolyma gegen Osten abgegangenen Seeexpeditionen erweiterten troz der Kühnheit der sibirischen Seeleute die Kenntniß von dem nordöstlichen Ufer des tschukozischen Landes nicht, obgleich die Mittel der Seeschifffahrt sich, was man damals so nannte, verbesserten, indem die Kotschas [1] sich in Schitiks verwandelten, d. h. in Schiffe, deren Bretter mit Riemen zusammengenäht (schit) wurden. [2] Ueber das Schelag-Vorgebirge konnten sie wegen des feststehenden Eises nicht vorwärts dringen. Die Tschuktschen, welche in dieser Gegend wohnten, erhielten den Namen Schelagen.

Auf dem festen Lande von dem Anadyrskoi-Ostrog aus, wohin man von Unter-Kolymsk her in drei bis vier Wochen gelangte, suchten die Russen die Eingebornen an beiden Anjujas und am Anadyr abwärts, so wie südwärts von diesem Fluß bis zu dem Ufer des östlichen Oceans dem Tribut zu unterwerfen. Letzteres gelang nach und nach: die hier aufgefundenen Völker, Korjäken und Oljutoren, wurden trotz ihres Widerstands und wiederholter Empörungen unterworfen, und traten sogar häufig gegen die Anwohner des Anadyr und des nördlichen Landes, die Tschuktschen, auf russische Seite über, weil letztere Einfälle ins Land der Korjäken machten, Menschen und Vieh fortschleppten, und von den Russen auf keine Weise einem dauernden Tribut unterworfen werden konnten. Die ersten umständlichern Nachrichten über diese Völkerschaften verdanken wir dem Eroberer von Kamtschatka, Wladimir Atlassoff, der sich eben so sehr durch Kühnheit als durch seinen Unverstand einen Namen gemacht hat. Nach seinem ersten Feldzug gegen Kamtschatka (1697—1700) von Anadyrsk aus, wohin er als Beauftragter (prikaschtschik) — so nannte man damals die Befehlshaber entlegener sibirischer Ostrogs — geschickt worden war, reiste Atlassoff auf Befehl des Zaars nach Moskau. Der von ihm hier zurückgelassene Bericht ist uns nur im Auszug in deutscher Sprache von dem bekannten Strahlenberg aufbewahrt; von den Tschuktschen findet sich darin nichts, von den Korjäken erfahren wir, daß „so das Volk genannt werde, welches um das Meer von Penshina und gegen Norden wohnt; es ist von mittlerem Wuchs, gleicht in den Zügen den Russen, hat aber durchaus keinen Bart, und nur einige spärliche, kaum bemerkbare Härchen um den Mund; sie sprechen eine von der kamtschadalischen verschiedene Sprache; sie haben Schamanen, welche auf Trommeln schlagen, dabei verschiedene Rufe ausstoßen, und auch auf andere Weise wahrsagen, ebenso wie die ostjakischen und samojedischen Zauberer; andere Religionsgebräuche haben sie nicht. Diese Korjäken tragen Kleider und Stiefel aus Rennthierhäuten, die Sohlen der Stiefel aber machen sie aus Seehundsleder; sie essen Seehunde, Fische und alle Arten von Wild; ihre Jurten erbauen sie aus Stangen und bedecken sie mit Rennthierfellen. Die Oljutoren wohnen von den Korjäken ostwärts an den Ufern des östlichen Oceans, sind an Sprache und allem andern ihnen gleich, und unterscheiden sich von ihnen nur darin, daß sie ihre Hütten in die Erde hineinbauen. Die um das Penshina-Meer wohnenden Korjäken machen Kähne aus Seehundsfellen, sechs Klafter lang und zwei breit, wozu sie die Ribben aus Holz machen; solche Fahrzeuge nennen sie Baidaren, und fahren auf ihnen ins Meer hinaus, um Seehunde zu fangen; eine Baidare trägt 30 bis 40 Menschen."

Die fortdauernde Unbotmäßigkeit der Tschuktschen am Anadyr und die häufigen Aufstände der Korjäken riefen endlich entschiedenere Maaßregeln gegen sie hervor, um so mehr, als die kleinen vom Anadyrskoi Ostrog gegen sie ausgesendeten Schaaren häufig mit dem Untergang der tapfern, aber nicht selten unvorsichtigen Kosaken endeten, die freilich sich auch nicht durch besondere Begriffe von Recht und Billigkeit auszeichneten. Der Kosakenanführer Afanasi Schestakoff, der im J. 1726 nach Petersburg kam, machte sich unter andern dem Senate vorgelegten Planen auch anheischig, die Tschuktschen und Korjäken zur Unterwürfigkeit zu bringen. Der Vorschlag des kühnen Kosaken, der auch große geographische Kenntnisse über die östlichen Theile Sibiriens an den Tag legte, wurde angenommen und er zum Anführer einer zu dem Ende ausgerüsteten Expedition ernannt; von Jekaterinburg erhielt er einige kleine Kanonen nebst einem Mörser mit Zugehör; in Tobolsk vereinigte sich mit ihm der Capitän Paulutzki vom sibirischen Dragonerregiment, und beiden wurde ein Commando von 400 Kosaken anvertraut. Eine so furchtbare Rüstung hatte Nordsibirien bis jetzt noch nicht gesehen, aber der Erfolg der Expedition entsprach den Erwartungen nicht. Schestakoff ging, nachdem er sich in Jakutsk von Paulutzki wegen entstandener Streitigkeiten getrennt, im Sommer des Jahres 1729 nach Ochotsk, und von da zur See nach der Mündung des Flusses Penshina; auf der Fahrt scheiterte sein Schiff und der größte Theil der Mannschaft ertrank, er selbst und einige andere retteten sich, und trafen, nachdem sie zwei Tage lang ihren Marsch nach dem Penshina fortgesetzt, am Flusse Jegatsch den 14 März 1730 auf eine große Abtheilung Tschuktschen, die auf einem Kriegszug gegen die Korjäken begriffen waren; er gerieth mit ihnen in einen Kampf, in welchem er umkam, die am Leben gebliebenen Leute seines Commando's zerstreuten sich.

Die Aufgabe, den Tod Schestakoffs zu rächen, wurde seinem Widersacher Paulutzki zu Theil. Die Nachricht von dem Gefechte am Jegatsch erhielt er noch in Unter-Kolymsk, und brach alsbald nach Anadyrsk auf, von wo er im März 1731 mit 215 Russen, 160 Korjäken und 60 Jukagiren gegen die Tschuktschen aufbrach. Anfangs hielten sie sich an den in den Anadyr fallenden Flüssen Ubaina, Bjela und Tscherna, dann wandten sie sich rechts gegen Norden, indem sie den Oberlauf des Anadyr links liegen ließen. Auf welche Flüsse sie auf diesem Wege stießen, ist unbekannt, weil man keinen Eingeborenen traf, von dem man ihre Namen hätte erfahren können. So zogen sie zwei Monate lang fort, täglich 10 Werst, und kamen endlich an die Mündung eines bedeutenden ins Eismeer fallenden Stroms. Dann zogen sie zwei Wochen lang am Ufer, größtentheils auf dem Eis fort, oft in ziemlicher Entfernung vom Lande; die Flüsse, welche hier ins Meer fallen, sind nicht angemerkt. Endlich trafen sie auf die Tschuktschen, die sich in großer Anzahl gesammelt hatten, um mit den Russen den Kampf zu beginnen. Paulutzki unterhandelte mit ihnen durch einen Dolmetscher, damit sie sich Rußland unterwerfen sollten, aber vergebens; er griff sie deßhalb am 7 Junius an, schlug und zerstreute sie. Nach achttägiger Ruhe zog Paulutzki weiter, und kam gegen Ende Junius an zwei ins Eismeer fal-

[1] Ein einmastiges Schiff, wie sie noch jezt vielfach gebräuchlich sind.

[2] Diese Schiffe waren flachbodig, mit einem Deck, 5 Klafter lang, 2 breit; statt des Wergs waren sie mit Moos calfatert; die Segel aus Rennthierfellen gefertigt, die Taue aus elennledernen Riemen; die Anker bestanden aus Holz mit daran gebundenen Steinen.

lende Flüsse, deren Mündungen eine Tagreise weit von einander entfernt waren. An dem letztern derselben fand am 30 Junius ein zweites Gefecht mit den Tschuktschen statt, das so glücklich wie das erstere für die Russen endete. Nachdem er hier 3 Tage geblieben, brach er nach dem Vorgebirge der Tschuktschen auf, unter welchem am 14 Julius ein drittes Gefecht mit den Tschuktschen statt fand, die sich hier in weit größerer Zahl wie früher gesammelt hatten. Die Tschuktschen wurden abermals geschlagen, aber ein Vortheil durch diese Siege nicht errungen: die Tschuktschen flohen, unterwarfen sich aber nicht. Unter der Beute, die man ihnen abnahm, fanden sich auch mehrere Sachen Schestakoffs, die in dem unglücklichen Gefecht am Jegatsch verloren gegangen waren. Pauluzki zog nun über hohe Berge nach der Südseite des Vorgebirgs der Tschuktschen, ein Zug, den er in zehn Tagen vollendete, nahm dann den Weg am Ufer entlang gegen Südosten, kam nach sechs Tagen an die Mündung eines ins Meer fallenden Flusses, und am 12ten Tage an die Mündung eines zweiten, von dem sich ein anfangs bergiges, dann flaches Vorgebirg 10 Werst weit ins Meer hinein vorstreckte; das Ende konnte man indeß nicht absehen. Von hier an zog Pauluzki auf demselben Weg, den er nach dem Vorgebirg der Tschuktschen eingeschlagen hatte, zurück, und kam am 21 Oct. wieder in Anadyrsk an. Die Nachrichten hierüber wurden von Müller aus dem Munde eines Theilnehmers an dem Zuge niedergeschrieben. Andere Nachrichten wurden später, erst im J. 1763, und in größerer Genauigkeit gleichfalls aus dem Munde von Theilnehmern aufgenommen. Dasselbe Commando zog auch gegen die Oljutoren aus, welche im Jahre 1714 den in ihrem Lande an der Einmündung der Oljutora in die Kalkina errichteten Ostrog verbrannt hatten. Der Ostrog wurde an einer andern Stelle des Flusses wieder hergestellt, hatte aber bald dasselbe Schicksal wie der erste.

Die berühmte Expedition Behrings, welche bestimmen sollte, ob Amerika mit Asien zusammenhänge, gab als Resultat die erste sehr schlechte Karte eines Theils des südöstlichen Ufers des Tschuktschen-Landes. Dagegen wurden durch die bekannte sogenannte zweite Kamtschatka-Expedition, welche die gelehrte Welt mit den kostbarsten Nachrichten jeder Art über Sibirien im Allgemeinen bereicherte, auch einige über das Land der Tschuktschen gewonnen. Durch den Lieutenant Laptew wurde nach dem Augenmaaß das nordwestliche Ufer von der Kolyma bis zum schelagischen Vorgebirge aufgenommen, und der Student der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Kraschenninikoff, und der Adjunct derselben Akademie, Steller, theilten über den südlichen Theil bis zum Anadyr nicht nur physikalisch-geographische, sondern auch namentlich ethnographische Nachrichten mit. [1] Dieser südliche Theil des Landes der Tschuktschen ist nach der Angabe beider Reisenden fast ausschließlich von Korjäken bewohnt, deren Wohnungen und Nomadenlager sich außerdem auch in die Halbinsel von Kamtschatka hinein bis zu den Flüssen Ljesna und Karaga, sowie um das Meer von Penshina her bis zum Quellland des Omolon erstrecken. Die Oljutoren Atlasoffs und der spätern Berichte erscheinen somit nicht als ein besonderer Stamm, sondern als ein Zweig der Korjäken, der wegen seiner Wohnsitze am Flusse Oljutora so genannt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Diese Beobachtungen wurden mitgetheilt in zwei Werken: „Beschreibung des Landes Kamtschatka" von Kraschenninikoff (Russ.) 1755. Petersburg 4to, und in der „Beschreibung von dem Lande Kamtschatka" von Steller. Leipzig 1774. In der deutschen Ausgabe der Steller'schen Arbeiten ist von dem, was Kraschenninikoff bei der Abfassung seines Werks benützte, sehr wenig enthalten.

Eine Fahrt durch einen Eisberg.

Ein Seemann, der im Sommer 1850 die arktische Expedition zur Aufsuchung Sir J. Franklins mitmachte, erzählt von einem Unternehmen, das er am 30 Junius 1850 wagte, als eben eine Menge Eisberge und darunter einer mit einem hohen offenen Bogen im Gesicht waren. Ihm kam der Gedanke, hindurchzuschiffen, und zwei waghalsige Matrosen schlossen sich ihm an; sie erhielten Erlaubniß, nahmen ein kleines Boot, und ehe sie sich dem Eisberg näherten, redeten sie ab, daß während der Durchfahrt niemand ein Wort sprechen solle, damit nicht der Schall an der zerbrechlichen Masse ein Unheil anrichte. „Wir ruderten, so erzählt er, langsam und schweigend in die Oeffnung hinein, wo sich uns eines der großartigsten Schauspiele darbot, welche die Hand der Natur je menschlichen Augen offenbarte. Ein ungeheurer Bogen von 80 Fuß Spannung, 50 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite, so genau gebildet, als wäre er aus der Hand des größten Architekten hervorgegangen, aus festem Eis von schönem Smaragdgrün gebildet, und glätter als der polirteste Alabaster bot sich dar. Als ich aber auf halbem Wege durch war, und in die Höhe blickte, sah ich, daß der ganze Eisberg durch die volle Breite des Bogens so wie in der Länge des Berges gespalten war, daß die Strahlen der arktischen Sonne hie und da hindurchfielen, und die unregelmäßigen Flächen der beiden verticalen Durchschnitte ein dunkles tiefes Blau zeigten. Alles bot dem Auge ein Gemälde ätherischer Größe, wie es keines Malers Pinsel erreichen kann. Plötzlich aber ward ich aus meiner Träumerei aufgeschreckt: der Bruch schloß sich plötzlich und öffnete sich dann langsam wieder. Die staunenswerthe Eismasse, Millionen Tonnen an Gewicht, stand augenscheinlich auf dem Punkte das Gleichgewicht zu verlieren, umzuschlagen, vielleicht in Stücke zu zerbrechen. Ich schloß die Augen, um den schauderhaften Anblick nicht mehr zu haben, und athmete erst wieder auf, als wir unter dem riesenhaften Bogen hervorgekommen waren. Wir ruderten dann um den Berg in achtungsvoller Entfernung herum: er hatte etwa eine Meile im Umfang und 250 Fuß Höhe. Um 2 Uhr waren wir durch den Berg hindurchgefahren, um 10 Uhr Nachts zerborst er, und setzte das Meer auf Meilen weit umher in Bewegung. Meine zwei Begleiter hatten glücklicherweise nicht bemerkt, daß der Berg zerrissen war, und ich sagte es ihnen erst, als wir außer Gefahr waren." (Shipp. Gaz. 16 October.)

Paraguay und die Republiken am La Plata.

1. Paraguay.

(Fortsetzung.)

Die Guarani-Nation hatte die Ufer des Paraguay und des Parana auf beinahe der ganzen Ausdehnung ihres Laufes inne; sie war eine Race von wenig kriegerischen Neigungen und fügte sich gerne einem Gebieter. Irala, so hieß der Abenteurer, machte aus seinen Gefährten eine Art militärischer Aristokratie; er setzte sie an die Stelle der Kaziken und vertheilte Comthureien und Indianer, welche an Grund und Boden hafteten, bis zu der Zahl von 26.000 unter sie. „Bald, sagt ein Dichter des Eroberungscorps, träumten diese Leute, welche in Spanien nur Holzhauer, Gärtner und Fischer waren, von nichts mehr als von Herrschaften, großen Pachtgütern oder großen Meiereien," so gut, daß man zu Ende des genannten Jahrhunderts in einem Umkreise von sechs bis sieben Meilen um Assomption herum 272 Pachthöfe und 187 Weinberge zählte, welche etwa 1.800.000 Weinreben enthielten. Irala nahm zu dem Verfahren Alexanders seine Zuflucht: er vermischte die Eroberer mit den Eingebornen; die Guaranis beeilten sich, ihre Töchter und ihre Schwestern in das Bett des Herrn zu bringen, um der Ehre theilhaftig zu werden, diesen „mein Vetter" zu nennen, und selbst die Frauen ergaben sich mit Leib und Seele an die Spanier. Aus diesen durch die Zeit legitimirten Verbindungen ging die Paraguaya-Nation hervor. Irala war deren wahrer Gründer: „auch, sagt derselbe Dichter, wird sich nie die Stimme eines Paraguayo zu seinem Tadel erheben!" Er nahm sich vor, aus dem Parana und dem Paraguay die große Verbindungsstraße zwischen Spanien und Peru zu machen; als er aber diese

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 254. 23 October 1851.

Parteigruppirung in England.

Seit Jahren, wenigstens seit dem Rücktritt Peels vom Ministerium, ist von Einzelnheiten abgesehen die Gruppirung der Parteien folgende. Auf der einen Seite stehen die Vorsprecher des Freihandels, welche zugleich die möglichste Ermäßigung der Ausgaben erstreben; sie erkennen nämlich sehr wohl, daß der Freihandel, der alle Preise noch und nach ermäßigen muß, auf die Einkünfte der einzelnen und namentlich der Landbauer einen so starken Einfluß haben wird, daß sie die bisherigen Lasten nicht mehr tragen können; daher ihr dauerndes Bestreben durch Vereinfachung des Staatshaushalts eine solche Ermäßigung der Steuern zu erzielen, daß sie die durch den Freihandel verminderten Einkünfte möglichst ersetzt. Ihnen gegenüber stehen die Protectionisten, hauptsächlich Vorsprecher der Landbesitzer, welche aber langsam sich verstärken durch die Schiffsbauer und Schiffsrheder, ja wie durch die Stimmen einzelner Landstädte, welche unter den Folgen des verminderten Einkommens der Landbesitzer und Pächter selbst leiden. In der Mitte zwischen diesen beiden steht die Regierung, deren Mitglieder dem Freihandel sich verschrieben haben, und nicht mehr loskommen können, wenn sie auch, was man bei einigen vermuthet, gerne möchten. Die Macht und der Einfluß der Regierung sichert den Vorsprechern des Freihandels das Uebergewicht, ihre Majorität ist aber trotz dessen so sehr gesunken, daß sie, namentlich wenn vollends eine neue Wahl eintritt, sehr leicht in eine Minorität umschlagen kann, und ist dieß der Fall, so wird zwar der Ex, welcher bei Tiverton vorüberfließt, nicht, wie Lord Palmerston meint, zurückfließen, aber die Freihandelspolitik doch wohl einige wesentliche Aenderungen erfahren. Allerdings sind die Schwierigkeiten ausnehmend groß, und die großen Fabrikanten, welche, hauptsächlich um einen geringern Taglohn zahlen zu müssen, den Freihandel in seiner jetzigen Gestalt gefördert haben, werden Himmel und Hölle aufbieten, um es nicht dahin kommen zu lassen. Auch andere die nicht Fabrikanten sind, werden sich in dieser Hinsicht sehr bemühen, weil Freihandel und wohlfeiles Brod, wenn auch nicht ganz mit Recht, im Glauben der Masse der städtischen Bevölkerungen identisch geworden sind, und man eine ernstliche Störung des öffentlichen Friedens erwartet, wenn eine Rückkehr zu protectionistischen Grundsätzen erfolgen sollte. Im nächsten Jahre steht unfehlbar eine Parlamentswahl bevor, denn wenn auch keine Auflösung desselben erfolgt, so erlischt seine Vollmacht mit der nächsten Session von Rechtswegen. Hat aber die Protectionistenpartei schon in diesem Parlament trotz des Widerstandes der Regierung und trotz dem, daß dieß Parlament in den Honigmonden des Freihandels gewählt war, eine solche Bedeutung erlangt, daß sie bei mehrern entscheidenden Abstimmungen nur mit 10 bis 15 Stimmen in der Minorität blieb, so ist fast zehn gegen eins zu wetten, daß eine neue Wahl der Protectionistenpartei das Uebergewicht gibt, wenn — das bisherige Wahlsystem bleibt.

Das sehen Cobden, Hume, Bright u. s. w. sehr wohl ein, und deßhalb dringt man auf eine Wahlreform. Die Reformer verlangen das Ballot, d. h. die geheime Abstimmung, um namentlich die Pächter von dem Einfluß ihrer Gutsherren zu befreien; das Wichtigste aber ist eine neue Eintheilung der Wahlbezirke: die städtische Bevölkerung ist bekanntlich doppelt so stark als die ländliche, und von letzterer sind mit Ausnahme der Vierzigschillingfreehalders fast nur die Pächter und die Gutsbesitzer, also etwa 200,000 Familienhäupter wahlfähig, die 900,000 Labourers sind es nicht. Nun wählen aber die Grafschaften über zwei Drittheile der Mitglieder, welche England aufstellt, und die Städte kaum über ein Viertheil; wird nun eine andere mehr der Bevölkerungszahl entsprechende Eintheilung der Wahlkreise vorgenommen, dann ist es mit dem Uebergewicht der Landaristakratie im Parlament aus, und die städtischen Abgeordneten erhalten das Uebergewicht. Lord John Russell konnte sich durch Furcht und Eitelkeit zu dem Freihandelssystem fortreißen lassen, aber nicht zu einem Wahlsystem, das die Bedeutung seines Standes vernichtet. Ein verändertes Wahlsystem muß, dem Andringen der Reformer und dem Versprechen Lord John Russells gemäß, in der nächsten Session vorgenommen werden, über den Inhalt desselben verlauten aber bloß vage Gerüchte, Lord Palmerston hat in seiner diplomatisch inhaltsleeren Rede zu Tiverton, wie Picus von Mirandola, de omni re scibili et quibusdam aliis gesprochen, nur von den Planen der Regierung in Bezug auf die nächste Session ist auch, wie manche Journale ziemlich verdrießlich bemerkt haben, nicht ein Sterbenswörtchen gefallen.

Stellt man daneben das Verhalten der Protectionisten, die zahlreichen Reden der bisherigen Führer in den Meetings der Ackerbauer, so ersieht man, daß sie auf einmal das Protectionssystem so gut wie ganz aufgeben, und nur von der dadurch nothwendigen Ausgleichung der Lasten, von verbesserten Wirthschaftsmethoden und dgl. reden. Dieß scheinbare Aufgeben ihrer Ansichten, was wohl nur ein Aufgeschoben, aber nicht ein Aufgehaben ist, erklärt sich durch die Annahme, daß sie mit der Regierung sich geeinigt haben, um ein mäßig verändertes Wahlgesetz im Gegensatz gegen die Plane der Reformer, welche sehr unverblümt auf die Amerikanisirung der englischen Verhältnisse lossteuern, durchzusetzen. Dieser Gegenstand wird der Hauptpunkt des Interesses in der nächsten Parlamentssession seyn. Die Re-

farmer haben in der ersten Reformacte vom J. 1831 nur ein bedeutendes Außenwerk gewonnen, mit den Korngesetzen haben sie aber in der Festung selbst Bresche gelegt, und durch ein Wahlgesetz, wie sie es jetzt verlangen, wollen sie stürmender Hand in die aristokratische Veste dringen. Dieß ist der Plan und die momentane Vereinigung der Protectionisten mit dem Ministerium die Folge. Wir enthalten uns vorerst auf die ganze Reihenfolge der Argumentationen, auf die schwachen und starken Punkte beider Parteien einzugehen, und sparen dieß auf eine besondere Besprechung auf; hier wollen wir nur den eigentlichen Streitpunkt bezeichnen, der jetzt in England die Gemüther in Spannung hält, und von dem gerade darum in den Journalen sehr wenig verlautet.

Die Tschuktschen und ihr Land, von der Entdeckung bis auf die jetzige Zeit.

(Fortsetzung.)

Nach der Lebensart theilen sich alle Korjäken in ansäßige und Rennthier-Korjäken; die erstern hausen in Erdjurten am Ufer des östlichen Oceans fast vom Anadyr bis zum Uk im Süden; sich selbst nennen die Korjäken Tschautschu, d. h. Tschuktschen, der Lebensart nach aber gleichen sie mehr den Kamtschadalen, als ihren eigenen wandernden Stammesgenossen. Die Rennthierkorjäken wandern mit ihren Heerden auf einem Raum umher, der im Osten vom Ocean, im Westen vom Quellland der Penshina und des Omolon, im Norden vom Anadyr, im Süden, wie schon bemerkt, von den Flüssen Ljesna und Kaeaga begränzt wird. Nach Kraschenínikoff sind sie von kleinem Wuchs und hagerem Körperbau; der Kopf ist von mittlerer Größe, die Haare auf dem Kopf, welche sie täglich scheeren, schwarz, das Gesicht länglich und etwas spitzig, die Augen schmal und klein, die Augenbrauen vorspringend, die Nase kurz, aber nicht so platt, wie bei den Kamtschadalen, der Mund groß, der Bart, den sie häufig ausrupfen, schwarz und spitzig. Die ansäßigen Korjäken dagegen, obgleich auch nicht sehr groß, sind gedrungen und untersetzt, namentlich die, welche weiter gegen Norden wohnen. Nicht weniger verschieden werden beide Zweige hinsichtlich der Sitten und Gewohnheiten geschildert; die Rennthierkorjäken sind furchtbar eifersüchtig, so daß sie ihre Weiber bei dem bloßen Verdache der Untreue ermorden, weil dieselben auf alle Weise bemüht sind, sich einem regellosen Leben hinzugeben; sie waschen weder Gesicht noch Hände, kämmen ihre ein für allemal in zwei Zöpfe geflochtenen Haare nicht, und tragen ein altes, zerrissenes Oberkleid, während ihr Unterkleid gut ist. Auch bei den ansäßigen Korjäken sind die Weiber in aller Weise kokett und gefallsüchtig; sie schminken sich weiß und roth, und ziehen ihre besten Kleider an, die Tschuktschenweiber bemalen sich außerdem nicht nur das Gesicht, sondern auch die Hände und die Schenkel mit allerlei Figuren, denn in ihren Erdhütten tragen sie gar keine Kleider, selbst vor Fremden. Hinsichtlich der moralischen Eigenschaften schildert Kraschenínikoff beide Zweige der Korjäken als roh, hitzig, ungefällig, rachgierig und grausam; die Rennthierkorjäken noch dazu als äußerst stolz und prahlerisch, was er zum Theil von dem unbegreiflichen Schrecken und der Ehrerbietung herleitet, welche die ansäßigen für sie hegen; es gibt kein Beispiel, daß die ansäßigen Korjäken einen Rennthierkorjäken ermordet hätten, während sie die Russen, die den Jassak einsammelten, nicht selten todtschlugen, und „dieß ist um so mehr zu verwundern“, bemerkte unser Reisender, „als die ansäßigen Korjäken ohne Vergleich kräftiger und kühner sind als die Rennthierkorjäken.“ Die Tschuktschen dagegen fürchten, wie schon oben gesagt, nicht nur die Rennthierkorjäken nicht, sondern flößen ihnen sogar Schrecken ein, so daß, wie Kraschenínikoff bemerkte, fünfzig Rennthierkorjäken niemals vor zwanzig Tschuktschen Stand halten. Der Unterschied in der Sprache zwischen den ansäßigen und den Rennthierkorjäken ist so groß, daß sie einander kaum verstehen können. Als gute Eigenschaften der Rennthierkorjäken bezeichnet er ihre Aufrichtigkeit, Arbeitsamkeit, das Schamgefühl und die Reinheit der ehelichen Sitten.

Was die Lebensweise und ihr häusliches und öffentliches Treiben betrifft, gleichen nach Kraschenínikoff die ansäßigen Korjäken fast ganz den Kamtschadalen; die Rennthierkorjäken haben viel Besonderes, alle aber unterscheiden sich nicht wesentlich von den übrigen sowohl ansäßigen als herumschweifenden Eingebornen des nördlichen Sibiriens; darum werden wir in der nachfolgenden kurzen, auf Kraschenínikoffs Bericht gegründeten Darstellung nur die unterscheidenden Züge der beiden Zweige des Korjäkenstammes hervorheben.

Die ansäßigen Korjäken wohnen am Ufer von Flüssen in Dörfern, welche mit Erdwällen und Pallisaden umgeben sind, zum Schutz gegen Feinde. Im Winter wohnen sie in Erdhütten, im Sommer in Balaganen. Sie graben die Erde zwei Arschinen tief aus; hinsichtlich der Länge und Breite richten sie sich nach der Anzahl und Größe der darin wohnenden Familien; in der Mitte richten sie vier dicke Säulen auf, eine Klafter und drüber von einander entfernt; auf diese werden Querbalken gelegt, an diese Querbalken stützen sie andere, die mit den äußern Enden außerhalb der Grube an den Boden hinablaufen; sie vergittern dann den Umfang mit Stangen und lassen nur eine viereckige Oeffnung in der Mitte, die als Thüre, Fenster und Rauchfang dient; die Stangen überdecken sie mit Gras, und über das Gras wird Erde geworfen; damit ist die Erdhütte vollendet. Von außen haben diese Jurten das Ansehen runder Erhöhungen, im Innern aber sind sie ganz viereckig. An einer der Mauern wird der Feuerherd angebracht, an den andern hin erstreckt sich eine Bank, die als Schemel und als Bett dient. Man tritt ein und aus auf einem Balken, der in die oben erwähnte Oeffnung von außen her eingelassen und mit Stufen versehen ist. In diesen Erdhütten leben sie vom Herbst bis zum Frühjahr, und dann beziehen sie die Balagane, die theils als Vorrathshäuser, theils als Sommerwohnungen dienen. Die Balagane werden auf einer Erhöhung angelegt, theils wegen der Feuchtigkeit des Klima's, theils damit wilde Thiere weniger hinkommen können. Die Rennthierkorjäken ziehen dahin, wo es viel Moos für ihre Rennthiere gibt. Die Erdhütten der Tschuktschen zeichnen sich vor denen der Korjäken durch ihre Größe und Wärme aus, ja die Wärme ist so groß, daß die Frauen darin größtentheils nackt gehen; als Licht brennen sie das Fett verschiedener Seethiere, und statt der Dochte bedienen sie sich des Mooses. Die Kleidung ist bei allen dieselbe, und das Oberkleid ist auch bei den Weibern nicht von dem der Männer verschieden. Die ansäßigen Korjäken kaufen ihre Kleidung bei den Rennthierkorjäken, welche sie hauptsächlich aus Rennthierhäuten mit und ohne Haare, mit einer Einfassung von Pelz von Hunden und andern Thieren bereiten. Schon zu Kraschenínikoffs Zeit fingen sie indeß an, anstatt ihrer Unterkleider des russischen Hemds und der Unterbeinkleider sich zu bedienen.

Die Hauptnahrung der Ansäßigen bilden getrocknete Fische, Jukola, welche bei ihnen die Stelle des Brodes vertreten; auch essen sie Caviar, das Fleisch aller Arten von See- und Landthie-

ren, verschiedene Wurzeln, die in ihrem Lande wachsen, namentlich Lilienzwiebel, und Beeren. Gekochtes Fett von Wallfischen und Seekälbern bildet einen Leckerbissen. Die Rennthierkorjäken nähren sich hauptsächlich von Rennthierfleisch, doch schlachten sie selten ein lebendiges, sondern begnügen sich mit dem Fleisch krepirter Thiere. Die Rennthierkühe melken sie nicht, weil sie weder Milch, noch Käse kennen. Gras, Wurzeln und Baumrinde essen sie nur in Hungerjahren, Fleisch aber verabscheuen sie keines, als das von Hunden und Füchsen. Einen Vorrath von Beeren, wie die Ansässigen, sammeln sie sich nicht auf den Winter. Als der größte Leckerbissen gilt klein geschnittenes Taubenfleisch mit Rennthierfett und Lilienzwiebeln. In der Bereitung der Speisen herrscht bei den ansässigen sowohl, wie bei den Rennthierkorjäken die ekelhafteste Unreinlichkeit. Das Getränke ist Wasser, vor der Bekanntschaft mit den Russen bedienten sie sich statt des Branntweins zur Berauschung des Fliegenschwamms, die Kosaken aber lehrten sie Branntwein aus Beeren, und dann aus dem „süßen Grase" (Sphondilium foliolis pennatifidis L.) zu bereiten.

Bei den Rennthierkorjäken ist die Beaufsichtigung der Rennthiere alles, ihre Heerden sind aber auch oft ungeheuer, denn manche Familie zählt sie nach Zehntausenden; sie fahren auch im Winter immer mit Rennthieren, während die Ansässigen, welche wenig Rennthiere besitzen, sich der Hunde bedienen. Beide Stämme rauben oft ihre Weiber aus fremden Familien oder Dörfern, doch heurathen sie auch Verwandte, selbst Schwestern, nur Mutter und Töchter nicht; sie haben meist zwei bis drei Frauen. Die ansässigen Korjäken betrachten manchmal, aus einem seltsamen Aberglauben, einfache Steine als Weiber, ziehen ihnen die weiblichen Kleider an, legen sie neben sich ins Bett, und liebkosen sie zuweilen. Die Kinder werden bis zu drei Jahren und länger mit der Brust genährt, und die Liebe der Eltern zu ihnen ist auch maaßlos, doch verzärteln die Rennthierkorjäken sie nicht so wie die Ansässigen, sondern halten sie streng. Die Rennthierkorjäken verbrennen die Leichen mit Waffen und Geräthschaften auf einem Holzstoß unter verschiedenen Ceremonien, und errichten den Todten nach einem Jahr ein Denkzeichen. In religiöser Beziehung bekennen sich beide Stämme zum Schamanenthum, wie die andern heidnischen Völker Sibiriens; die Schamanen treiben hier, wie allenthalben, neben der Zauberei auch die Heilkunst. Die sittlichen Begriffe sind, wie bei allen Wilden, sehr dunkel. Diebstahl, wenn nur nicht im eigenen Stamme, gilt nicht bloß nicht für schimpflich, sondern selbst für rühmlich; wer ertappt wird, wird geprügelt, nicht wegen des Diebstahls, sondern wegen der Ungeschicklichkeit. Bei den Tschuktschen verheurathet sich ein Mädchen nicht eher, als bis sie sich gewandt im Diebstahl gezeigt hat. Ebenso gilt auch der Mord nicht für ein Verbrechen, aber die Verwandten halten es für eine Schuldigkeit den Tod eines Verwandten zu rächen. Zum Selbstmord greifen sie oft aus den unbedeutendsten Ursachen. Gastfreundschaft ist Sitte, aber sie nöthigen nicht, wie die Kamtschadalen, ihre Gäste sich unmäßig mit Speise zu belästigen.

Eine innere Regierung und Abhängigkeit der einen Geschlechter oder Dörfer von den andern gibt es nicht und hat es nie gegeben. Die durch Reichthum oder andere Ursachen angesehenen Leute haben eine Art obrigkeitlicher Gewalt und heißen Tojons.[1] Die Einmischung der Russen in die Angelegenheiten der Korjäken nach ihrer Unterjochung zeigte sich nur in der Auflegung der bekannten Jassaks und in der stärkern Unterordnung der Dörfer unter die Tojons. In der Folge nahmen die Korjäken auch Antheil an den russischen Zügen der Jäger und Handelsleute nach den Aleuten und den Ufern Amerika's.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Es ist bemerkenswerth, daß auch auf den Aleuten, so wie auf dem ganzen Uferstrich des nordwestlichen Amerika's die Gemeindehäupter „Tojon" heißen. Schon dieß allein würde, wenn auch nicht eine Verwandtschaft der Völker des nordwestlichen Amerika und des nordöstlichen Asiens, so doch sehr alte Verbindungen unter ihnen beweisen.

Paraguay und die Republiken am La Plata.

1. Paraguay.

(Fortsetzung.)

Mit Tagesanbruch rief die Glocke die ganze Bevölkerung in die Messe; nachdem dieselbe gelesen war, begaben sich alle an die Arbeit: der Ackersmann auf das Feld, der Hirte zu seinen Heerden, das Kind in die Schule, der Handwerker in seine Werkstätte. Jeden hatte man nach seiner Geschicklichkeit ausgewählt; diejenigen, welche ein lebhaftes Gefühl der Harmonie durchdrang, gingen in den Tempel und spielten die Orgel oder sie sangen zu den heiligen Harfen die Psalmen des Herrn; allein unter allen herrschte die vollkommenste Gleichheit: der Krieger, der Mann des Pfluges, der Kazike selbst, alle waren gleich vor der Arbeit, alle theilten deren Früchte gleich. Um Mittag verkündete die Glocke eine zweistündige Ruhe; mit Sonnenuntergang, bei dem Ertönen des Angelus, hatte die Arbeit ein Ende, man sang in der Kirche den Rosenkranz der heiligen Jungfrau, und nachdem alle Bewohner in ihre Behausungen zurückgekehrt waren, läutete die Glocke um Mitternacht noch einmal zum ehelichen Erwachen, denn diese armen Indianer ließen sich zur Fortpflanzung ihrer Race ein wenig nöthigen.

Drei Tage in der Woche gehörten der Gemeinde — drei Tage den Familienarbeiten. Der Pfarrer überwachte mit derselben Strenge das Grundeigenthum der Gemeinde, wie das Privateigenthum; er wies einem jeden seinen Theil von Bodenerzeugnissen an, und nachdem die Existenz der Colonie gesichert war, wanderte der Ueberfluß auf den Markt nach Buenos Ayres, um dort gegen europäische Producte, gegen priesterliche Gewänder, Meßgefäße, Waffen und andere Gegenstände eingetauscht zu werden, welche für die Bekehrungsanstalten in der Nähe bestimmt waren. Der Sonntag gehörte Gott. Dieß war auch der Tag der Feste und der öffentlichen Lustbarkeiten, der Tänze, der Ringelrennen und der Stiergefechte. Die Waffen wurden dann aus dem Arsenal geholt: Reiterei und Infanterie übten sich unter der Leitung eines Jesuiten-Vaters, bisweilen auch unter denjenigen eines fremden Abenteurers, welchen der Zufall in die Missionen[1] geführt, in militärischen Exercitien; denn der Eintritt in dieselben war selbst den Spaniern strenge untersagt. Die Disciplin dieser Truppen war so bewunderenswerth, daß sie das zuverlässigste Hülfscorps der Gouverneure von Buenos-Ayres sowohl gegen die Portugiesen, als gegen die noch nicht unterworfenen Wilden, und selbst gegen die aufrührerischen Creolen bildeten, und gleichwohl war ihre Unterwürfigkeit so groß, daß bei der Rückkehr von einer Belagerung, wo sie bei dem Sturme mit Zähnen, Händen und Füßen an den Mauern sich gehalten hatten, ein Oberst an der Spitze seines Regimentes sich auf ein Zeichen des Priesters verneigte, um als Strafe für einen geringen Fehler 12 Peitschenhiebe zu empfangen; sodann küßte er die Hand, welche ihn geschlagen, und sagte: Aguyebe, cheruba, chemboaea gua a leepé! (Gott segne Euch, mein Vater, denn Ihr habt mich meinen Fehler einsehen gelehrt.)

Diese den Sitten der Eingebornen so wunderbar angepaßte Regierung war nur unter sehr heftigem Widerstande eingesetzt worden. Die Geschichte des 17ten Jahrhunderts ist voll von Kämpfen der Jesuiten mit den Spaniern von Assumption und den früheren Commandeuren, welche ihre angemaßten Privilegien Schritt für Schritt vertheidigten. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts brach ein fürchterlicher Sturm gegen die Jesuiten los; die Einwohner verjagten sie aus Assumption und proclamirten die republicanische Regierung unter dem Rufe „Ge-

[1] Man findet auch in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten eine von einem solchen Abenteurer an den Regenten gerichtete Denkschrift.

meinde! Gemeinde!" Durch 12 Jahre erhielt sich dieser Geist der Empörung, und der Gouverneur von Buenos-Ayres konnte ihn nur mit Hülfe der fünf Regimenter aus den Missionen ersticken. Endlich verging dieses Reich, welches durch mehr denn anderthalb Jahrhunderte das Glück einer Bevölkerung von 120,000 Eingebornen ausgemacht, unter einem Hauche des philosophischen Geistes und erlosch durch einen Zug der königlichen Feder, welche die Vertreibung der Jesuiten aus dem spanischen Amerika unterzeichnete. Jetzt findet man statt dieser so gut bebauten Felder, dieser Millionen von Stücken Vieh, dieser Dörfer, welche um die Tempel herum lagen, wo das Gold auf Kuppeln und an Säulen schimmerte, nur eine mit Stauden bedeckte Wüste, wilde, reißende Thiere, Ruinen, welche da und dort auf dem Boden umherliegen; das Menschengeschlecht ist geflohen; es hat sich in die Wälder zerstreut, oder ist in den bürgerlichen Unruhen umgekommen. Merkwürdig! Ein Franzose ist noch heute Besitzer von etwa tausend Quadratleguas dieser zu Grunde gegangenen Missionen. Von der Herrschaft der Jesuiten aber ist nichts mehr übrig als ein Andenken, welches die Mitglieder der Phalansterien unserer Zeit vergebens anrufen würden, denn zu Erneuerung eines solchen Werkes fehlt ihnen der Glaube, die Demuth und der Verläugnungsgeist der Guarani-Indianer. Die Lehre von dem Gehorsam, welche die Jesuiten-Väter gepredigt, hatte sich von den Missionen in die früheren Comthureien verbreitet und sich in den Herzen so festgesetzt, daß sie noch heute die Hauptgrundlage der Sitten von Paraguay ausmacht, und daß der Doctor Francia keine andere Basis zu Begründung seiner Herrschaft gewählt hat.

Als im Jahre 1811 das durch die bewaffnete Propaganda von Buenos-Ayres aufgeregte Paraguay seinen spanischen Gouverneur absetzte, wagte es die revolutionäre Junta zuerst in Amerika, auf den Vorschlag ihres Secretärs, dessen einziger Beweis in einem paar Pistolen bestand, welche er auf den Berathungstisch niederlegte, das souveräne Recht und die absolute Unabhängigkeit des Landes zu proclamiren. Dieser Mann war Francia; dieß war sein erstes Auftreten in der politischen Laufbahn. Als Doctor der Rechte hatte er sich in diesem Lande der Unwissenheit einen großen Ruf wegen seines Wissens erworben, und seine Uneigennützigkeit, seine seltene Biederkeit machten ihn zu einem einflußreichen Manne. Die Unterdrückten durften auf seine Unterstützung rechnen. Ein kräftiger Geist, streng wie eine mathematische Formel, welcher sich mit keiner gefälligen Nachgiebigkeit vertrug, und für den die Menschlichkeit nichts war dem strengen Rechte gegenüber, erzählte man von ihm Züge, welche eines Brutus würdig sind. Hatte man ihn nicht gegen einen seiner vertrautesten Freunde die Vertheidigung seines Todfeindes führen sehen, den ein schurkischer, aber allvermögender Richter zu unterdrücken drohte? hatte man nicht gesehen, wie er den Proceß gewann und sofort jede Versöhnung ausschlug? Hatte er, mit seinem eigenen Vater überworfen, nicht unerbittlich die Bitte des sterbenden Greises, der als letzte Gnade den Himmel um Frieden mit seinem Sohn anflehte, abgeschlagen? Für die Kirche erzogen, war er gegen die Religion, ihre Prediger und Mönche mit Haß erfüllt; allein die Disciplin des Klosters und der Caserne, und die Lehre vom Gehorsam gefielen seinem mönchischen Geiste; jede Unordnung in der Gemeindeverwaltung und in der Regierung war ihm ein Greuel.

Drei verschiedene Classen theilten sich in das Land: die in Spanien gebornen Spanier, die Söhne des Landes oder Paraguana-Creolen, welche in den Städten wohnten, und die Leute auf dem Lande. Die ersteren bildeten eine Art Adel ohne eben von einem alten Geschlechte abzustammen, sondern bloß weil sie die öffentlichen Aemter inne hatten, die Municipalitäten (cabildos) bildeten und weil die Frauen sie den „Söhnen des Landes" vorzogen. Diese haßten natürlich die reinen Spanier aus einem Instincte verletzter Eitelkeit; liebenswürdig im übrigen, von einer feurigen und gefälligen Beredsamkeit, verbanden diese Creolen ein gewisses Gefallen an Unordnung mit einer mäßigen Redlichkeit und Rechtssinn. Was die Bewohner des Landes betrifft, so bildeten, wie gesagt, ein ferner Wiederschein der jesuitischen Disciplin, Gehorsam gegen die Obrigkeit und eine geheime Antipathie gegen jede fremde Intervention die Hauptzüge ihres Charakters. Die Neigungen Francias brachten ihn in Folge eines natürlichen Zuges an die Spitze der letzteren Classe. Die Creolen, die Bürger der Stadt, waren es, welche die Revolution gemacht hatten, allein Francia verachtete sie aus Abneigung gegen jeden Geist der Unordnung, vornehmlich auch aus Haß gegen ihre Führer, Advocaten ohne Processe, Bankerottirer u. s. w. Die Spanier waren besiegt; an sie dachte er nicht. Seine Collegen in der Regierung hatten den Geschmack und die Sitten der Creolen; sie brachten in die Geschäftssachen nur Verwirrung; Francia verhehlte ihnen seine Abneigung nicht und zog sich auf das Land, mitten unter die Estancieros (Gutsbesitzer) zurück, zu deren Seele er sich machte.

Der im Jahre 1813 versammelte Congreß ernannte zwei Consuln, Francia und Yegros, einen reichen Creolen, einen würdigen Repräsentanten seiner Classe, der nur an der Parade, den Uniformen und militärischen Titeln Freude hatte und dabei von einer Unwissenheit, einer Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit war, welche das Land der Auflösung preisgegeben hätten. Zwischen diesen beiden Männern, zwischen Cäsar und Pompejus, wie man sie nannte, zwischen den beiden Parteien war der Kampf nicht lange. Yegros schien gleich Anfangs vergessen. Im Jahre 1814 wurde der Congreß zusammenberufen; um aber die Stimmen der Stadt zu ersticken, bildete ihn Francia aus tausend Abgeordneten. Man ernannte ihn zum Dictator auf drei Jahre und später, im Jahre 1817, zum Dictator auf Lebenszeit. Nachdem er absoluter Herr geworden, ließ er sich nach Gefallen geben und schuf Ordnung.

Wie die Jesuiten in der äußeren Politik, um unumschränkte Herren in ihren Missionen zu bleiben, dieselben jeder Berührung mit Spanien verschlossen hatten, so hielt auch Francia sein Land fern von jeder Berührung mit jeder der neuen Republiken von Amerika. Er verabscheute „die Athener von Buenos-Ayres, liebenswürdige, aber eitle, undisciplinirte, flatterhafte Revolutionäre, Feinde jedes Zügels, welche den Aufruhr durch ganz Amerika führten, ohne daß sie im Stande gewesen wären, eine Regierung zu gründen." Nie wollte er auch nur einen Soldaten zu dem Unabhängigkeitskriege stellen oder sich mit der argentinischen Conföderation vereinigen, und hierin folgte er, das muß man sagen, der allgemeinen Neigung seines Landes. Die Wilden machten häufige Einfälle in Paraguay; nach dem Beispiele der Jesuiten ließ er die Gränze mit einer Linie von Guardias, oder auf Kosten der Gemeinden befestigten Posten umgeben. Diese Posten, wohin die Milizen sich auf den ersten Kanonenschuß augenblicklich zu begeben hatten, machten die Gränze von Paraguay unverletzbar. Um sich Waffen zu verschaffen, hätte er gerne einen privilegirten Handel mit Europa unterhalten; da er aber sah, daß die Uferanwohner des Parana die Kriegsmunition wegnahmen, verbannte er die Fremden aus Paraguay.

(Schluß folgt.)

Amerikanischer Nachdruck. Unter diesem Titel führt die Liter. Gaz. vom 4 October den Umfang der Geschäftsthätigkeit bei einem einzigen Verleger (Harpur Brothers in Newyork) folgendermaßen an: „Hier sind fortdauernd 400 Menschen beschäftigt, deren Lohn 10,000 D. monatlich übersteigt, im Setzersaal sind 40 Setzer, oft mit 20 Werken zugleich beschäftigt. In der Stereotypgießerei werden wöchentlich mehr als 700 Platten gegossen, und jährlich 50 bis 60,000 Pfd. Metall verbraucht. In der Druckerei der Stereotypplatten sind acht Hand- und die Zahl der Dampfpressen ist 20, welche täglich 5000 Abdrücke liefern; acht neue Dampfpressen sollen jetzt noch hinzukommen. Fünfzig Mädchen sind mit Heften, 100 mit Falzen, Pressen und Trocknen der Blätter beschäftigt. In der Buchbinderei sind 45 Arbeiter. Für Schaumgold werden jährlich 4000, für Leder 6000 D., für Musselin 3500 D., für Pappendeckel 3500 D. ausgegeben. Acht große Zimmer mit 14 Commis sind für die Aufstellung und den Verkauf der Bücher bestimmt; unter den letzteren sind 4 Söhne von Mitgliedern der Firma. Die nöthige Dampfkraft liefert eine Maschine von 50 Pferdekraft. Der jährliche Verkauf wird, Pamphlete mit eingerechnet auf mehr als 2 Mill. Bände geschätzt. Die jährliche Ausgabe für Papier macht 150,000 D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 255. 24 October 1851.

Ein Besuch auf Cypern.

(Aus: *Eight years in Syria, Palestina and Asia minor. By F. A. Neale.*)

Larnaca, der vornehmste Hafen von Cypern, hat ein ausnehmend hübsches Ansehen von der See aus, aber die weißen Häuserreihen längs dem Hafen bestehen meist aus Läden und Waarenhäusern, während die Inhaber weiter landeinwärts wohnen. Larnaca ist berühmt wegen seiner Weine, dem trockenen und süßen Camandaria und dem rothen Wein. Hier sieht man wieder Wagen, die man in Syrien und Palästina kaum kennt. Jeder etwas vermögliche Mann hat seinen Phaëton oder Gig, sie sind aber meist schlecht genug. Die Kirchen dürfen Glocken haben, ein Vorrecht, das den meisten unter den türkischen Städten versagt ist; von dem schlanken Thurm der katholischen Kirche, welche Sicherheits halber in dem Umkreis des sardinischen Consulats angelegt ist, ruft die Glocke jeden Sonntag Morgen zum öffentlichen Gottesdienst. Das Volk ist ausnehmend vergnügungslustig, und oft wurde meine Nachtruhe durch Serenaden unterbrochen; Bälle und Abendgesellschaften sind sehr zahlreich, und kürzlich wurde durch die Officiere eines englischen Kriegsschiffs die Polka eingeführt.

Das Klima ist nichts weniger als gesund, denn Larnaca ist, wie eine große Anzahl orientalischer Städte, von Sümpfen umgeben. Der Handel ist unbedeutend, doch besuchen eine Menge Schiffe den Hafen, aber nur um Lebensmittel einzukaufen, die wohlfeil und gut sind. Französische und italienische Fahrzeuge legen auf dem Heimweg gerne einen Vorrath von Wein und Zwieback für ihre Mannschaft ein, denn letzterer namentlich ist so gut, als man ihn irgendwo in Europa findet.

Von Larnaca ging ich nach Nicosia, der Hauptstadt von ganz Cypern; dieß ist eine schöne gesunde Stadt, in die man durch ein unterirdisches Thor eintritt. Die Festung ist noch in vortrefflichem Zustande und hat stets eine gute Besatzung. Die Häuser sind die schönsten, die ich im Orient gesehen habe, und alle stehen isolirt, indem jedes Haus von einem schönen Garten umgeben ist. In der Wohnung Signor Tschelebi Jankos, des vornehmsten Griechen auf der Insel Cypern, kostete ich einen Camandaria, der 45 Jahre im Faß gewesen war; dieß war ein herrlicher öliger alter Wein, von einer Blume, wie ich ihn nie im Orient gekostet. Die Bevölkerung von Nicosia wird auf 9000 Seelen, nämlich 7000 Griechen und 2000 Türken geschätzt. In Cypern hausen dreimal so viel Griechen als Türken, und, einen in den andern gerechnet, ist es die größte Masse von Spitzbuben, die sich leicht in einem Lande zusammengehäuft hat.

Die Tschuktschen und ihr Land, von der Entdeckung bis auf die jetzige Zeit.

(Fortsetzung.)

Von den eigentlichen Tschuktschen wußte und schrieb man vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts, daß sie fast ein und dasselbe Volk mit den Korjäken seyen, wie diese in wandernde und ansässige zerfielen, und nur wilder, kriegerischer und unbezähmbarer seyen. Im J. 1744 wurde abermals unter der Anführung Pawluzki's ein neuer Zug gegen sie unternommen, aber die auf demselben gewonnenen Nachrichten, so wie auch die Berichte der in jenen Ländern gewesenen Jäger und Kosaken blieben unbekannt und den Gelehrten unzugänglich.[1] Bald darauf wurde die Ostecke des Tschuktschen-Landes von dem berühmten Cook auf seiner dritten Reise besucht. Die von Behring oder, richtiger gesagt, von Djoshneff gemachte Entdeckung einer Asien von Amerika scheidenden Meerenge wurde von Cook bestätigt, der nicht nur hindurch fuhr, sondern auch noch weiter nach Osten ging bis zu dem jetzt unter dem Namen des Nordcaps bekannten Punkte. Neuere und genauere Angaben von dem Volke der Tschuktschen wurden in den Jahren 1785 bis 1794 gesammelt zur Zeit der Expedition von Billings, welche zum Zweck hatte, richtigere Kenntnisse von dem nordöstlichen Sibirien und dem nordwestlichen Amerika zu erlangen. Nach abermaligen unglücklichen Versuchen das schelagische Vorgebirge von Osten oder von Westen her auf dem Eismeer zu umschiffen, beschloß Billings das Nordostufer des Tschuktschen-Landes vom Lande her mit Rennthieren zu besuchen, und führte dieß auch mit Hülfe der Rennthier-Tschuktschen im Winter 1791—92 aus in Gemeinschaft mit Dr. Merk und einigen andern Mitgliedern der Expedition. Indeß hielten sich die Reisenden fortdauernd in bedeutender Entfernung vom Ufer. Die Frucht dieser Fahrt und die zu gleicher Zeit in den Buchten von Metschigmen und St. Laurentius gemachten Beobachtungen war eine Karte der Nordostecke und eines Theils des nordöstlichen Strichs des Tschuktschenlandes, sowie eine Menge geographischer, eigentlich historischer, ethnographischer und besonders linguistischer Nachrichten, deren Herausgabe wir namentlich dem damaligen Lieutenant, späteren Admiral Sarytschoff verdanken. Den nordöstlichen Theil des Tschuktschenlandes zwischen 64° und 71° N. B. und 173 bis 190° O. L. v. G. beschreibt er

[1] In den Neuen Nordischen Beiträgen von Pallas ist nur der Bericht Kobeliews vom Jahre 1779 abgedruckt; andere, die im J. 1763, als der Oberstlieutenant Plenisner sich in Anadyrsk aufhielt, gesammelt wurden, erschienen erst im J. 1825 in dem „Nordischen Archiv“ von Berch. Alle diese Berichte sind sehr merkwürdig und enthalten einen großen Vorrath von Materialien.

folgendermaaßen. „Das feste Land bilden hier steinige, in Stufen sich ausdehnende Berge, welche manchmal durch Thäler getheilt sind, die gegen Norden sich erweitern; eine Menge flacher Flüsse und Bäche in denselben fließt auf steinigem Grunde dahin. Die Thäler sind meistens sumpfig, und mit einer Menge kleiner Seen angefüllt. Die mittelhohen Berge sind mit weißem Moos bedeckt, aber die Spitzen der hohen steilen Berge bieten kahlen Fels dar, und hie und da liegt einiger Schnee darauf, namentlich an den Nordabhängen und in den durch Schatten gegen die Sonnenstrahlen geschützten Thälern. Holz wächst nirgends außer einigem Weidengebüsch, und auch dieß nur stellenweis an den Ufern der Bäche. Von Beeren gedeihen nur die Heidel-, Preußel- und Krähenbeere; von Thieren sieht man Bergschafe, Renuthiere, Bären, Wölfe, gewöhnliche und Steinfüchse; an den Meeresufern zeigen sich hie und da auch weiße Bären. Amphibien fängt man am nordöstlichen, östlichen und zum Theil auch südlichen Ufer, namentlich Seelöwen, Wallrosse und Seehunde. Die das Tschuktschenland umgebenden Meere sind reich an Fischen verschiedener Art, namentlich solchen, welche man am Ufer des ochozkischen Meeres fängt. Vögel fliegen im Frühjahr aus warmen Ländern hieher, und gehen im Herbst wieder fort; im Winter sieht man nur Raben, Rebhühner und Schneehühner."

Zur Vervollständigung dieser Schilderung setzen wir einige Zeilen aus Billings Angaben selbst bei: „das Land ist unfruchtbar und kann nicht von der Hand des Ackerbauers bearbeitet werden. Die Oberfläche ist allenthalben uneben, mit Steinen zum Theil von bedeutender Größe bedeckt; allenthalben sieht man große und kleine Seen, die durch das Schmelzen des Schnees gebildet werden, und in diesen Seen sind eine Menge kleiner Fische. Nirgends sah ich auch nur ein Stückchen reiner Erde, das man ein Feld oder eine Wiese nennen könnte. Alles besteht aus unfruchtbaren Bergen und Thälern. Das Klima ist unerträglich. Der Sommer beginnt am 20 Julius, und am 20 August bemerkt man die Annäherung des Winters sehr deutlich. In einem so waldlosen bergigen Lande kann es keine große Mannichfaltigkeit von von Thieren geben: Rennthiere, der schwarze Hirsch, der weißliche Wolf und verschiedene Arten Füchse bilden hier das ganze Reich der Vierfüßler. Im Laufe des kurzen Sommers sieht man hier Adler, Falken, Rebhühner und verschiedene Arten Wasservögel; in der Luft wiegen sich eine Menge kleiner Mücken. Im Winter werden die Bewohner, wo sie sich auch hinwenden, von Schaaren von Raben begleitet."

„So sehr, sagt Sarytschoff, die Tschuktschen sich durch Tapferkeit vor ihren wilden Nachbarn auszeichnen, so sehr übertreffen sie sie auch an Barbarei und Wildheit der Sitten; nicht nur tödten sie ihre Kinder, die mit Gebrechen und verstümmelten Gliedern auf die Welt kommen, sondern der Sohn erschlägt auch ohne Barmherzigkeit seinen Vater, wenn dieser wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit der Familie nicht mehr nützlich seyn kann; häufig bittet dieser auch selbst darum, als um eine Gunst, da sie heroisch sterben wollen, denn den natürlichen Tod halten sie für schimpflich und nur für alte Weiber angemessen." Dennoch schreibt Sarytschoff die häufigen Kriegszüge der Russen gegen die Tschuktschen nicht bloß der Treulosigkeit der letztern, sondern auch den häufigen Verleumdungen und den Klagen ihrer Feinde, der Korjäken, zu, denen man von Seite der Behörden in Anadyrsk allzuleicht Glauben schenke, denn seit der Aufhebung des Anadyrskoi Ostrog und der Einrichtung einer Civilbehörde in Ishiginsk, welche die Tschuktschen freundlich an sich lockte, hätten die Kriegsunternehmungen der letztern aufgehört, und sie seyen alljährlich, wie nach Ishiginsk, so nach Unter-Kolymsk gekommen, um friedlich mit den russischen Kaufleuten zu handeln, und viele hätten selbst den Jassak gebracht.

Das wichtigste ethnographische Ergebniß der Expedition unter Billings war aber die Aufklärung der Grundverschiedenheit zwischen den Rennthier-, und den ansässigen Tschuktschen. Die Identität der erstern mit den Korjäken wurde bestätigt, die ansässigen aber, die sich von den Rennthier-Tschuktschen durch mildere Sitten, durch die Lebensweise, durch die äußere Gestalt und vor allem durch die Sprache unterscheiden, wurden als ein besonderer Stamm erkannt, der mit den Inselbewohnern des nordwestlichen Amerika's überhaupt und mit den Kadjakern insbesondere übereinstimmt. Bei dieser Expedition wurden durch Robeck und Merk auch die ersten Vocabularien der Sprache der Tschuktschen, sowohl der ansässigen als der Rennthier-Tschuktschen, gesammelt.

Von Billings, bis wieder eine neue Expedition in das Land unternommen wurde, verflossen fast 40 Jahre. Diese neue Expedition, welcher unter anderm aufgegeben wurde, das Schelag'sche Vorgebirge zu bestimmen, und das weiter ostwärts streichende Ufer aufzunehmen, fand in den Jahren 1820 bis 1823 statt unter Leitung Baron Wrangels, den außer dem Midshipman Matjuschkin und dem Steuermannsgehülfen Kosmin auch Dr. Küber begleitete. Im Anfang des Jahres 1821 bestimmte Wrangel das Schelag'sche Vorgebirge, die Bucht von Tschaun und die Ufer gegen Westen bis zum Kolyma astronomisch; im Sommer desselben Jahres bereiste Matjuschkin und Küber die Ufer des großen und des trockenen Anjui, die in den Kolyma fallen, und fanden sie von Jukagiren, Lamuten, Tschuwanen, Tungusen und Jakuten bevölkert. Im Sommer des folgenden Jahres 1822 reiste Matjuschkin mit dem Kaufmann Bereshnoi nach der Tundra, ostwärts vom Kolyma, ging von der Bucht von Tschaun aus über die Hauptkette des Apfelgebirges und von da zurück zum Anjui. Im Jahr 1823 nahm die Expedition im Frühjahr auf dem Eise die Ufer ostwärts von dem Schelagischen Vorgebirge nach dem nördlichen oder Cooks-Cap im Tschuktschen-Lande vor.[1]

Die letzten geographischen und ethnographischen Nachrichten verdanken wir Lütke's Reise um die Welt in den Jahren 1826 bis 1829. Er hatte unter anderm die Aufgabe das südöstliche Ufer der von Tschuktschen und Korjäken bewohnten Länder, welche bis jetzt bloß durch Behring bekannt waren, aufzunehmen. Bei seinen Landungen hatte er Gelegenheit mit ansässigen und Rennthier-Tschuktschen zu verkehren, bestätigte die Grundverschiedenheit der beiden Stämme in Lebensart und Sprache, und bemerkt daß, während die Rennthier-Tschuktschen sich in der That „Tschauktschu" nennen, die ansässigen den Namen Namollo führen, daß beide von ihrer Herkunft nichts wissen, sich aber für verschiedene Völker halten. In der äußern Gestalt unterscheiden sie sich wenig von einander, außer durch den Wuchs: die ansässigen sind fast alle unter Mittelgröße, während unter den Rennthier-Tschuktschen sich wahre Riesen finden, und die Mehrzahl über Mittelgröße ist. Beide Stämme haben flache Gesichter mit vorstehenden Backenknochen, kleine aber nicht zusammengedrückte und nicht schief gestellte Augen; die Brauen sind hoch. Unter den Namollos sind die mongolischen Gesichtszüge bei Frauen und Kindern bemerklicher: erstere haben ohne Ausnahme flache Gesichter und kaum

[1] Die Ergebnisse der Expedition Wrangels erschienen zuerst deutsch von Engelhardt, dann russisch im J. 1841. Die Abhandlungen des Dr. Küber wurden abgesondert in verschiedenen Journalen, namentlich im „Sibirischen Boten" 1823 und 1824 abgedruckt.

bemerkbare Nasen; junge Mädchen sind ziemlich hübsch; ihr kalmükenhaftes Gesicht wird verschönert durch Fülle und Röthe der Wangen, aber die Alten sind ohne Ausnahme abschreckend häßlich.

Auf der Strecke von dem Ostcap zum Flusse Anadyr fand Lütke unter den dort wohnenden Namollos keinerlei Unterschied; überall sah er einerlei Volk, das im Sommer in Jurten von Seehundsfellen, im Winter in Erdhütten wohnt, und eine und dieselbe Sprache mit den Kadjakschen Bewohnern an den nordwestlichen Küsten Amerika's redet. Ihre einzige Nahrungsquelle ist das Meer; im Sommer tödten sie Seehunde, deren Fleisch ihre hauptsächlichste Speise bildet; sie trocknen es an der Sonne und bewahren es für den Winter auf. Wallrosse kommen im Winter in alle Buchten auf dem Eis; sie stehlen sich in Baidaren an sie heran, tödten sie mit eisernen Lanzen, essen das Fleisch und bereiten die Felle zu für sich und zum Verkauf; Wallroßzähne bilden die theuerste Waare. Sie essen alles, was ihnen unter die Hand kömmt, ein vom Meer ausgeworfener Wallfisch ist ihr kostbarster Fund. Die Frauen genießen unter diesem Volk, obwohl sie gekauft und verkauft werden, eine ziemliche Achtung. Ueberhaupt sind die Namollos ein gutmüthiges, friedliches, selbst lustiges Volk, furchtsam und doch nicht argwöhnisch. Die der Behringsstraße zunächst wohnenden stehen in stetem Verkehr mit den benachbarten Amerikanern. Das Schamanenthum haben die Namollos mit den Rennthiertschuktschen gemein, letztere opfern Rennthiere, die erstern Hunde, beide sind leidenschaftliche Freunde des Tabaks, und jeder trägt seine Pfeife im Stiefel; wenn sie keinen Tabak mehr haben, rauchen sie selbst Hobelspäne.

Die Rennthier- oder eigentlichen Tschuktschen leben Sommer und Winter in Zelten von gegerbten Rennthierfellen. Am Ende des Winters verlassen sie ihre Tundras und ziehen in die Nähe des Meeres, wo sie ihre Lager nicht weit von den Dörfern der Namollos aufschlagen. Hier bleiben sie bis zur beginnenden Kälte, d. h. bis zum Ende Septembers, und treiben mit ihren Nachbarn Handel: sie erhalten von ihnen Wallroßhäute, ungegerbte Seehundsfelle, Wallfisch- und Seehundsthran, und Wallroßzähne; dieß bezahlen sie mit lebendigen Rennthieren, Rennthierfellen, eisernen Geräthen, Kesseln, Tabak, manchmal gehen sie auch mit den Namollos in Baidaren aufs Meer hinaus, um Seehunde zu jagen. Sind sie in die Tundras zurückgekehrt, so bringen sie den ersten Theil des Winters mit der Jagd auf Bergwild zu, und ziehen dann auf die Jahrmärkte von Kolymsk, Ishiginsk und Anadyrsk, um mit den Russen zu handeln. Hier werden von Alters her große Vorsichtsmaaßregeln gegen die „wilden" Tschuktschen ergriffen, die sich aber, wie auch Lütke bemerkt, durchaus unnöthig erweisen. Von den Russen nehmen die Tschuktschen Eisengeräthe, besonders eine Art eigens für sie in Sibirien gefertigter Lanzen, Kessel, Zeuge und namentlich Tabak; Gewehre und Branntwein dürfen nicht an sie verkauft werden.

Die Rennthier-Tschuktschen sind auch nach Lütke's Versicherung ein und dasselbe Volk mit den Rennthier-Korjäken. Klaproth ist auf dem Weg der Sprachenvergleichung zu demselben Ergebniß gekommen, rechnet aber auch die ansäßigen Korjäken zu demselben Stamm, die Namollos dagegen zu den Eskimos, die nach seiner Ansicht aus Amerika sich übersiedelten. Außer den eigentlichen Tschuktschen, Korjäken und Eskimos findet sich auch in dem sogenannten Lande der Tschuktschen noch der Stamm der Jukagiren, die eine eigene ethnographische Abtheilung bilden, die mit einander verwandten Lamuten und Tungusen und endlich die Jakuten, die zu der Familie der türkischen Stämme gehören.

(Schluß folgt.)

Ungeheures Kohlenlager mit Fischresten in Ohio.

Sillimans Journal of Science vom September d. J. enthält nachstehende merkwürdige Nachricht. „Gerüchte von einem ungeheuren Kohlenlager in der Nähe von Straitsville (Ohio, Perry County) liefen seit langer Zeit in Ohio um. Man sprach zuerst von 90 Fuß; spätere Untersuchungen am Abhang einer tiefen Schlucht ergaben eine Dicke von 112 Fuß. Vor kurzem aber wurde, um die Sache genauer zu ermitteln, das Kohlenlager angebohrt und man fand es 138' dick. Ein Hr. W. Foster äußert sich darüber folgendermaßen: obgleich diese Dicke mit allen frühern Erfahrungen von Kohlenschichten im Widerspruch ist, so zweifle ich doch in der Hauptsache nicht an der Richtigkeit. Ich sprach mit mehreren wohl unterrichteten Personen darüber, welche das Kohlenlager gesehen hatten, und alle bestätigten, daß dasselbe von beispielloser Mächtigkeit sey. Es steht längs den Ufern und an dem Bett eines kleinen Bachs, der in den Hockingfluß sich ergießt, meilenweit zu Tage an. Wie die meisten Kohlen von Ohio ist sie sehr bituminös, und mehr oder minder mit Eisenkies (iron pyrites) geschwängert, wodurch es für Manufacturen minder werthvoll wird. Die Lagerung scheint allerdings nicht bloß Eine Schichte zu seyn, sondern eine Wiederholung von Schichten, denn in Zwischenräumen von wenigen Fuß trifft man auf dünne Schieferschichten, welche natürliche Abtheilungen bilden; immerhin bleibt es aber das wunderbarste Kohlenlager, das man bis jetzt entdeckt hat." Ein späterer Brief desselben Hrn. Foster sagt: „während ich zu Janesville war, entdeckte ich eine Stelle in dem kohlenführenden Striche, welche reich an Fischresten ist. Neben denselben fanden sich mehrere Arten von Mollusken und Korallen, und selbst die zarten Köpfe der Neuropteris. Ich habe nie vorher eine Localität gesehen, wo die Formen von animalischem und vegetabilischem Leben so verworren durch einander gemischt waren. In den letzten Jahren hat man gefunden, daß das Vorkommen von Fischüberresten in vielen der westlichen Felsgruppen keineswegs selten ist."

Paraguay und die Republiken am La Plata.

1. Paraguay.

(Schluß.)

Was ihm im Inneren vor allem noth that, war eine ergebene Armee. Er setzte die Officiere aus der Creolen-Bourgeoisie ab und besetzte ihre Stellen mit Männern aus der ihm anhängenden Classe; er bildete selbst ungefähr 5000 Mann wohldisciplinirter Truppen, auf welche er vollständig zählen konnte. Er verdrängte die Bourgeoisie aus der Verwaltung, der Registratur, den Municipalitäten, den Districts- oder Kreiscommando's, von jedem einflußreichen Posten, und wählte seine Regierungsbeamte unter einem anderen Theile der Bevölkerung, welche als Creaturen an seinem Glücke hingen. Er ließ der reichen und wohlhabenden Classe nur das Recht, von ihrem Erbe und ihren erworbenen Gütern zu leben, allein ohne Handel, ohne jede politische Thätigkeit; mit einem Worte, er riß ihr die Seele aus und bei der geringsten Empörung traf er sie mit verderblichen Geldbußen. Von seinem Eintritte in die öffentlichen Geschäfte an legte er sich eine mönchische Strenge auf und regierte mit einer unbeugsamen Härte, einer unerbittlichen Gerechtigkeit, die durch eine übertriebene Logik nach dem Sprüchworte summum jus, summa injuria zu einer abscheulichen Grausamkeit wurde. In Folge dieser schrecklichen Logik sah er in der Menschheit nur noch sich, den „obersten Dictator," el supremo! Und er erstickte ohne die geringsten Gewissensbisse die Verschwörungen in dem Blute und in den Gefängnissen. Der Schrecken war zuletzt sein einziges Regierungswerkzeug; seine Polizei wachte an dem Herde eines jeden Einwohners. Nichts ist einfacher als diese Art, die Völker zu regieren. Die Jesuiten hatten, um ihre Wilden gehörig zuzurichten,

zu den höheren Eingebungen der Religion ihre Zuflucht genommen; Francia bediente sich nur des Schreckens. Wenige Worte genügen, um seine Verwaltung zu schildern. Die Bodenerzeugnisse wurden im Inlande verzehrt; folglich kein Handel. Was die Industrie betrifft, so spornte er sie auf folgende Weise an. Er sagte zu einem Schneider: „Mache mir dieses Kleid, oder du wirst gehangen;“ zu einem Kanonier: „Richte genau, oder ich lasse dich erschießen;“ zu einem Waffenschmiede: „Fertige mir ein gutes Gewehr, oder du stirbst.“ So regierte Francia 25 Jahre lang Paraguay. Er rühmte sich, er sey der einzige Mann, welcher das amerikanische Volk seinem Charakter angemessen zu regieren verstehe; wir werden gerecht seyn und wenigstens sein Raisonnement hören. „Betrachten Sie die Resultate. Vergleichen Sie Paraguay mit den Staaten der argentinischen Conföderation. Paraguay hat Erzeugnisse genug; das Volk lebt hier in Ueberfluß und Ruhe. Was hat mich das gekostet? Den Tod oder die Einkerkerung einer Handvoll unruhiger Köpfe. Und die Athener von Buenos-Ayres, die Porteños (wie er mit einer verächtlichen Miene sagte), was haben sie gegründet? Sie haben in alle Winde der Pampas den Ruf Libertad! geschleudert! Und überall haben sie eine Wüste geschaffen und Trümmer und Gebeine der durch ihre eitlen Zänkereien erwürgten Bevölkerung umhergestreut; nicht ein Weiler, nicht eine Hütte trägt ihre Spuren.“

Francia starb an einem Schlagflusse im Alter von 85 Jahren im September 1840. Sein Tod wurde sieben bis acht Stunden geheim gehalten. Auf seinen Antrieb ließ sich der erste Alcalde von Assomption zum Präsidenten und Gouverneur ausrufen, was er vier bis fünf Monate blieb. Ein Sergeant der Garnison hatte den Einfall, ihn zu stürzen, und setzte an seine Stelle einen anderen Präsidenten für die Dauer von 14 Tagen. Don Mariano Roque Alonzo, Commandant einer Reiterschwadron, setzte ihn seinerseits ab, gesellte sich einen Estanciero mit Namen Don Carlos Lopez bei, und ließ die Consularregierung im Anfange des Jahres 1841 ausrufen. Wie Francia, so war auch Lopez für den geistlichen Stand erzogen und, wie er, war er Doctor der Rechte geworden. Der erste Congreß wurde für 1842 zusammenberufen; dann sah man das Verfahren sich wiederholen, welches wir kennen; Lopez besetzte die Verwaltung, die Friedensrichterstellen und Bezirks-Commandos mit seinen Getreuen; diese schickten ihm Abgeordnete, wie er sie wünschte, und die letzteren kamen theils auf einem Ochsenwagen, theils zu Pferde, theils zu Fuße ohne Schuhe in die Hauptstadt und trugen die Lebensmittel für die Dauer der Session auf dem Kopfe. In drei Tagen war die Session geschlossen; Lopez und Alonzo waren Consuln.[1] Ein zweiter Congreß trat im Jahre 1844 zusammen, und entschied, daß ein einziger Präsident besser sey als zwei Consuln. Lopez wurde auf 10 Jahre mit 10,000 Piastern (55,000 Fr.) Gehalt ernannt; der politische Vertrag wurde durch Stimmenmehrheit genehmigt, und das alles war die Arbeit eines Tages; am 16 Mai 1844 zog der Präsident mit kaiserlichem Pomp in den Palast; die Garde, welche Spalier gemacht, präsentirte das Gewehr vor Ihrer Excellenz der Frau Präsidentin, welche von ihren Kindern begleitet war, und die Abgeordneten kehrten zu ihren Ochsen zurück.

Francia hat seinen Nachfolger gefunden, einen Erben seines Werkes. Das von ihm gegründete System ist nicht, wie der moderne Liberalismus glaubte, ein Ungeheuer in der politischen Ordnung, sondern eine Regierung, deren Wurzeln im Geiste des Volkes haften. Lopez verfällt in die Irrthümer des obersten Dictators; das Prohibitivsystem wird wieder eingeführt; die Ausländer, welche die auf Francia's Tod gefolgte Erschlaffung benützt hatten, um sich in dem Lande festzusetzen, erhalten den Befehl, Assomption zu verlassen. Der Handel erfährt neue Störungen; die Obrigkeit nimmt ihre Zuflucht zur Strenge und zu Hinrichtungen; wer die tiefe Ehrerbietung vergißt, welche der Präsident verlangt — wird „erschossen“; läßt jemand einen geheimen Seufzer entschlüpfen wegen irgend einer fiscalischen Laune, die ihn zu Grunde richtet, so wird er ins „Strafhaus geschickt!“ Das Land hat sich seit langer Zeit an die Abgeschiedenheit und an einen heilsamen Schrecken gewöhnt; es kann unter dieser Regierungsweise ebenso glücklich leben, wie unter jeder anderen; das ist die Ansicht von Lopez. Und um seine Macht noch mehr zu befestigen, hat er einen seiner Brüder als Bischof von Paraguay an die Spitze der Kirche gestellt; ein anderer Bruder hat das Generalcommando über die Districte im Inneren; sein Sohn, ein junger Mann von 22 bis 23 Jahren, ist Oberbefehlshaber der Armee; man bereitet schon seine Nachfolge in der Präsidentschaft vor. So befindet sich das ganze Land in den Händen von Lopez. Nie hat Francia eine größere Allgewalt besessen.

So ist Paraguay beschaffen. Man müßte in der That eine sehr glühende Einbildungskraft besitzen, um im Ernste von einer Stütze, von einem Hülfscorps zu träumen, welches Frankreich bei seinen Operationen an den Ufern des La Plata von da erhalten sollte.

---

[1] Nichts ist einfacher als die Wahl eines Abgeordneten. Auf Befehl der Regierung versammelt der Friedensrichter oder der Bezirks-Commandant eine gewisse Anzahl Wähler und sagt ihnen: „Ihr habt Deputirte zu dem Congreß zu wählen; hier sind die Namen der zu Wählenden.“ Er redet, und man thut, wie verlangt worden. Die Operationen des Congresses sind ebenso einfach. Ein Secretär verliest die Acte, über welche abzustimmen ist, betreffen sie nun eine politische Organisation oder ein Gesetz bezüglich eines Privatinteresse; der Congreß bewilligt en bloc, und die Sitzung wird aufgehoben. Die gesetzgebende Gewalt ist auf die Billigung der Regierungsdecrete beschränkt.

Miscellen.

Capitän de Haven's Forschungs-Expedition, vor anderthalb Jahren von der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschickt, ist, ohne näheres über Sir John Franklin erfahren zu haben, zurückgekehrt. Von den beiden Schiffen Advance und Rescue war ersteres am 30 September zu New-York angelangt, letzteres noch nicht, indem sie vor 14 Tagen in einem Sturm von einander gekommen. Sie haben die Ueberbleibsel von Sir John Franklins Besuch an der Stelle, wo drei von seiner Mannschaft begraben worden, mitgebracht, haben keinen einzigen Mann verloren, aber ungeheuer viel erfahren und ausgestanden. Sie waren über 9 Monate (300 Tage) im Eise besetzt bei unaufhörlicher Lebensgefahr und einer ununterbrochenen Polarnacht, die November, December, Januar und Februar dauerte, während der Schiffsspiegel oft über 7 Fuß von den Eismassen aufgehoben ward und es in den Betten, ja sogar nahe am Feuer fror, während häufig in Folge der furchtbaren Bewegung im Eise kein Feuer an Bord erhalten werden konnte, und der Scharbock alle Leute ergriffen hatte, welche eine Zeitlang in drei Wochen nicht aus den Kleidern waren und beständig zur Flucht mit Schlitten bereit seyn mußten. Während der Besetzung im Eise trieben sie den Wellington Channel 1060 (engl.) Meilen hinauf bis auf 75° 25′ Br., eine Trift, die auf diesen Längegraden in der Geschichte der arktischen Reisen ohne Beispiel ist. Das englische Schiff Prince Albert, Capitän Kennedy, welches, mit Orkney-Leuten bemannt, vor mehreren Monaten zu demselben Zweck ausging, sahen sie zuletzt am 12 August, anscheinlich nicht im Stande, um das Baneis herum zu kommen, und bei einem SSO Cours die Südpassage suchend, wo es hoffentlich Prince Regent's Inlet erreicht haben wird.

Eine Mumie in Westafrika. Englische Zeitungen vom 8 October 1851 berichten aus dem „St. Helena Advocate“ von Entdeckung einer Mumie an der Westküste Afrika's in einer Kiste von Holz unter einem Hügel von kleinen Marmorblöcken, und unterhalb einer Guano-Incrustation durch geologische Reisenden des Schiffes Kirkwood in der Nähe des im Jahre 1465 errichteten weltberühmten Kreuzes des Bartholomäus Diaz, das schon länger verstümmelt gewesen. Es war eine männliche Mumie mit über die Brust gekreuzten Armen, einem Ausdruck von Schreck im Gesicht, leichtem Gewand und mit Händen, die an Arbeit nicht gewöhnt gewesen, während die Zähne eine Art Krystallisirung erfahren. Die Entdecker brachten die Mumie nebst einem Stück vom Kreuze an Bord des Schiffes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 256. 25 October 1851.

Die Wahabiten.

Durch die deutschen Zeitungen, zuerst wenn wir recht berichtet sind, von der Deutschen Allg. Zeit. mitgetheilt, läuft eine Nachricht, die, wenn sie sich bestätigt, von den bedeutendsten Folgen selbst für die europäischen Verhältnisse werden muß: die Wahabiten sollen plötzlich die heiligen Städte Mecca und Medina überfallen und geplündert haben. Wir haben schon im Anfang dieses Monats in dem Artikel über die Türkei (s. Nr. 233 ff.) darauf hingewiesen, daß ein baldiges Wiederauftreten der Wahabiten wohl nicht unwahrscheinlich sey, und schneller als wir vermuthet, hat sich diese Ansicht, falls die mitgetheilte Nachricht wahr ist, bewährt. Wer den Bewegungen des Orients seit den letzten fünfzig bis sechzig Jahren mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, den kann diese Erscheinung nicht verwundern, und noch weniger, wenn wir behaupten, daß auf diesem Wege die Axt an die Wurzel des türkischen Staats gelegt wird. Daraus wird man erkennen, wie sehr dieß Ereigniß auf die europäischen Verhältnisse — wie schnell oder wie langsam, läßt sich freilich noch nicht sagen — zurückwirken muß. In Bezug auf umständlichere Nachrichten über den Gang und die Tendenzen der Wahabitenerhebung verweisen wir auf Jahrgang 1845 (namentlich auf 290 ff. u. 200 ff.). Wir haben den genannten Artikel mit den Worten geschlossen: „der Wahabismus wird unter einer oder der andern Form, vielleicht in einer sehr nahen Zukunft, die innern Zustände Arabiens und der Nebenländer wesentlich umwandeln." Auch Fresnel, der bekannte Kenner arabischer Literatur und arabischen Lebens, der längere Zeit in Dschidda als Consul fungirte, hat schon vor acht Jahren bemerkt, „daß ihn ein Wiederaufleben des Wahabitenreiches gar nicht in Verwunderung setzen würde." Um einen Blick in das dortige Treiben thun zu lassen, erwähnen wir nur einer einzigen Thatsache. Mehemed Ali hatte in den Jahren 1838 und 1839 Churschid Pascha nach Arabien geschickt mit dem Auftrage, bis nach der Ostküste Arabiens an den persischen Meerbusen vorzudringen. Damals verfolgte er noch den Plan, alle arabischen Länder, d. h. den ganzen südlichen Theil des türkischen Reiches, an sich zu reißen; England war es, das ihn an der Erreichung dieses Plans hauptsächlich hinderte. Auf jenem Zuge fand Churschid Pascha den größten Widerstand von Seiten Faisals, der in Delem, in geringer Entfernung von Derajeh, dem Hauptsitz der Wahabitenmacht im Nedschd, seinen Sitz hatte.[1] Nur durch Verrath gelang es endlich sich Faisals zu bemächtigen, der nach Aegypten geschickt und dort, wie viele andere bedeutende Personen Arabiens, gefangen gehalten wurde. Kaum war Mehemed Ali's Macht durch den Verlust Syriens und das Auftreten der Engländer gebrochen, so erschien eine Abtheilung Araber aus dem Innern, und zog mehrere Jahre lang zwischen Cairo und dem rothen Meere hin und her. Auf einmal verschwand Faisal und floh mit den Arabern nach der Wüste. Es ist kein Zweifel, daß dieß ein angelegter Plan war, und daß eine Wiedererhebung der Wahabiten gleich nach der Niederlage Mehemed Ali's beabsichtigt wurde. Das plötzliche ganz unerwartete Losbrechen, von dem jetzt berichtet wird, zeugt gleichfalls von einem wohl angelegten Plane, und daß sie eben so schnell wieder abzogen, nicht minder, denn Hedschas kann nicht ohne Aegypten bestehen, von woher es sein Getreide bezieht. Schon die alten Wahabiten haben sich vor 50 Jahren nach den ersten Eroberungen der heiligen Stadt sogleich wieder daraus zurückgezogen, selbst den Großscherif Ghalib, eine ihnen sehr verdächtige Person, in seinem Amt bestätigt, und bloß ihn durch Verträge gebunden, geraume Zeit also die nominelle Herrschaft in andern Händen gelassen.

Die neueste Reise in Arabien ist die von Wallin. Er durchreiste Arabien in den Jahren 1848 und 1849, und es ist deßhalb von Interesse, die Bemerkungen, die er auf der Reise über den Wahabismus machte, mitzutheilen. Er ging von Suez nach Moila (Muweilah, 27° 40′ N. B.) und zog von da aus ins Innere. Seine vollständige Kenntniß der arabischen Sprache und seine Gewöhnung an das harte Leben der Araber setzte ihn in den Stand unter ihnen mehr als ein gewöhnlicher Tourist zu erfahren. Von Muweilah landeinwärts stieß er zuerst auf die Maaze, welche von den (alten) Wahabiten nicht bekehrt worden seyen, so wie er aber von Tebuk (unter 28° N. B.) südwärts zog in das Land der Beni Bely, fand er bereits die Spuren der neuen Wahabitenmacht und sagt: „aus Furcht vor der anwachsenden Macht der Schammar-Araber und vor dem steigenden Ansehen ihres Scheichs Ibn al Raschid, der sich zum Wahabismus bekennt und im Namen Ibn Sauds,[1] des sogenannten Imams und Fürsten von ganz Nedschd, unter dem Vorwand eines heiligen Kriegs gegen die Ungläubigen, wie die wahabitischen Puritaner die andern Moslems nennen, alle Stämme, welche seiner Macht sich noch nicht beugten, angreift und unterjocht, haben die Belys kürzlich seiner Bundesgenossenschaft sich angeschlossen, und bezahlen freiwillig den im Koran unter dem Namen Zika vorgeschriebenen Tribut." Diese

[1] Er ist wahrscheinlich — man weiß es nicht ganz gewiß — ein Sohn Sauds, des alten Wahabitenhaupts, und ein Bruder Abdallah ibn Sauds, der im Jahre 1819 von Mehemed Ali nach Bezwingung der Wahabiten nach Konstantinopel geschickt und dort enthauptet wurde.

[1] Dieß kann Faisal seyn, denn wenn Faisal ein Bruder Abdallah ibn Sauds ist, so kann er gleichfalls diesen Namen Ibn Saud (Sohn Sauds) führen.

Angabe ist sehr wichtig, weil der Schammarstamm bis nach Irak Arabi hineinreicht, und die von Wallin ausdrücklich hervorgehobenen freundschaftlichen Verbindungen mit dem weit verbreiteten Annezeh-Stamm vermuthen lassen, daß dieser gleichfalls der Wahabi-Conföderation angehört, wenn gleich es Wallin nicht positiv sagt. Er ging von Hail, dem Hauptsitze der Schammar, nicht weiter östlich im Nedschd, wie er beabsichtigt hatte, sondern nordwärts in der Richtung nach Bagdad, „weil im Lande Ibn Sauds Unruhen ausgebrochen seyn sollten," ein Umstand, der gleichfalls auf der Wiederbefestigung der Macht der Wahabiten hindeutet, indem Ibn Saud wahrscheinlich bemüht war, die widerspänstigen Scheichs zu demüthigen. Wie dem indeß auch seyn mag, von der fortschreitenden Bildung der Wahabitenconföderation gibt Wallin ganz entschieden Zeugniß, und die Art, wie er von ihrem Glauben redet, läßt auf weite Verbreitung ihrer Grundsätze schließen. Der Bund war also im Jahre 1848 schon in voller großer Thätigkeit, und da die Beni Pely nur in geringer Entfernung nordwärts von den heiligen Städten wohnen, so ist ein Zug dahin um so wahrscheinlicher, sobald ein Streich ausgeführt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Die Tschuktschen und ihr Land, von der Entdeckung bis auf die jetzige Zeit.

(Schluß.)

Wir schließen diesen ethnographischen Bemerkungen einen zweiten Artikel desselben Journals (Juliusheft des russ. Journals des Ministeriums des Innern) über die Handelsverhältnisse der Eingebornen des nordöstlichen Asiens und des nordwestlichen Amerika's an.

So wild und unter sich gespalten auch die Völker seyn, in so feindseligen Verhältnissen sie von Zeit zu Zeit leben mögen, Geschichte und Wirklichkeit beweisen, daß es doch ein Band gibt, das unfehlbar sie in freundschaftliche Beziehungen bringt; dieß ist der Handel, und der, welcher zwischen den Bewohnern der Nordostspitze Sibiriens und dem nordwestlichen unter der Verwaltung der russisch-amerikanischen Compagnie stehenden Theil Amerika's stattfindet, gehört unter die bemerkenswerthesten Erscheinungen dieser Art. Die meisten Nachrichten hierüber verdanken wir dem Admiral Wrangel, welcher die oben erwähnte Expedition vom Jahr 1820 bis 23 leitete, und von 1830 bis 1835 Gouverneur der Besitzungen der russisch-amerikanischen Compagnie war.

Die Haupthandelsleute sind die Tschuktschen, und zwar die Rennthier-Tschuktschen. Wir haben oben gesehen, zu welcher Zeit sie mit den Russen Handel trieben, und welche Waaren sie hauptsächlich von ihnen nahmen, vervollständigen hier aber die Angaben nach den Mittheilungen des gleichfalls früher schon von uns erwähnten Matjuschkin.

Ostrownoje, ein 250 Werste von Unter-Kolymsk am Anjui gelegenes fast unbewohntes Oertchen, das aus 30 unordentlich zerstreuten Häusern und Jurten, zwei von einem Zaun eingeschlossenen Hütten und einem alten, den pomphaften Namen „Festung" führenden Thurm am Thore besteht, kann zur Zeit des Jahrmarkts alle herbeiströmenden Besucher nicht fassen; der größte Theil bleibt deßhalb unter offenem Himmel bei seinen Narten (Schlitten) und Waaren. Die Tschuktschen schlagen ihre Zelte auf einer kleinen benachbarten Insel auf. In der „Festung" bleibt mit zwei Schreibern und einigen Kosaken der russische Commissär, der für die Zeit des Jahrmarkts hieher kommt, um die Abgaben zu erheben, die Ordnung zu erhalten, und die russischen Kaufleute im Nothfall gegen die Tschuktschen zu schützen, ein Nothfall, welcher glücklicherweise nicht eintritt. „Zugleich mit uns", erzählt Matjuschkin, „kamen nach Ostrownoje auch die russischen Kaufleute mit einer Karawane von 125 Lastpferden. Die Tschuktschen hatten sich bereits versammelt, und waren in neun Lager, jedes Familienhaupt mit seinen Untergebornen besonders, getheilt. Vom Vorgebirge der Tschuktschen kommen sie heran mit Weibern, Kindern, Waffen, Waaren, Rennthieren und Wohnungen, eine wahre Völkerwanderung in kleinem Maaßstab. Sie wählen zu ihrer Wanderung die moosreichen Gegenden, müssen darum oft vom geraden Weg ablenken, und vollenden ihre Reise in fünf oder sechs Monaten. Auf der Wanderung durch die Steppen folgt der Karawane eine Menge mit Moos für die Rennthiere beladener Schlitten. An den Ufern der Bucht von Tschaun tauschen die Tschuktschen bei den dort herumwandernden Stämmen ihre ermüdeten Rennthiere aus, und ziehen dann weiter. Auf dem Wege besuchen sie die Jahrmärkte in Anadyrsk und Kamennoje am Ishiga-Fluß und kommen nach Ostrownoje gewöhnlich am Ende Januars oder Anfang Februars. Hier bleiben sie neun oder zehn Tage, worauf sie auf demselben Wege zurückkehren. Gewöhnlich besteht die Karawane aus 300 Männern, darunter 100 bis 150 Krieger. So verläuft ihr Leben in ewigen Wanderungen mit ihrem ganzen Vermögen und ihren Familien. Jede Karawane kommt einmal in zwei Jahren nach Ostrownoje, die übrige Zeit bleiben die Tschuktschen in den Bergen und Tundras ihrer Heimath, beschäftigt mit der Jagd und den Vorbereitungen zu einem neuen Wanderzug.

„Ehe sie aber nach Ostrownoje ziehen, gehen sie zum Handel mit den Amerikanern nach den Nägel-Inseln (*gwosdewy-ostrowa*). Diese Vermittlung des Handels zwischen den Russen und Amerikanern ist für sie sehr vortheilhaft. Die amerikanischen Erzeugnisse, Pelze und Wallrußzähne, bezahlen sie größtentheils mit Tabak, Eisen, Glaskorallen und andern russischen Waaren. Dabei tauschen die Tschuktschen für ein halbes Pud Blättertabak so viel Pelzwerk ein, daß sie bei den Russen zwei Pud Tabak dafür kaufen können. Die Pelze, welche die Tschuktschen bringen, bestehen meistens aus schwarzen und dunkelbraunen Füchsen, Steinfüchsen, Mardern, Fischottern und Bibern; auch bringen sie Bärenfelle, Lederriemen und Zähne von Wallrossen, was sie alles in Amerika eintauschen. Von eignen Erzeugnissen liefern sie Schlittengestelle aus Wallfischribben, eine Art Säcke aus Seehundsfell, und eine Menge fertiger Kleider jeder Art aus Rennthierhäuten. Früher brachten sie auch Steinäxte, dergleichen Messer und Waffen, so wie amerikanische Kleider, da aber diese Waaren sich schlecht verkauften, so sind sie gänzlich aus dem Verkehr verschwunden. Die russischen Waaren, welche die Tschuktschen kaufen, sind hauptsächlich Tabak, eiserne Gegenstände (als Kessel, Aexte, Messer, Feuerstahl, Nadeln und dgl.), blechernes und hölzernes Geschirr und eine Menge bunter Glaskorallen für die Amerikaner und ihre Frauen.

„Am 10 Februar versammelten sich die russischen Kaufleute und Aeltesten der Tschuktschen in der Festung bei dem Commissär, um die Vorschriften anzuhören, die bei dem Handel beobachtet werden sollen, und um nach gemeinsamer Uebereinkunft den Preis der Waaren festzusetzen. Nach vielem Hin- und Herreden und Streit wurde von beiden Seiten bestimmt, für 2 Pud Tabak 16 Füchse und 20 Marderpelze zu geben. Nach diesem Maaßstab wurde der Preis auch für die andern Waaren festgesetzt. Wer um einen niedrigern Preis verkaufte, mußte eine bestimmte Geld-

strafe zahlen und verlor das Recht, dieß Jahr auf dem Jahrmarkt zu handeln. Am 11 Februar, als der Commissär von den Tschuktschen die übrigens sehr unbedeutende Steuer für das Recht Handel zu treiben erhoben hatte, wurde in der Capelle ein feierlicher Gottesdienst gehalten mit einem Gebete um glückliche Beendigung des Handels, und dann auf dem Festungsthurm zum Zeichen der Eröffnung des Jahrmarkts eine Flagge aufgezogen. Auf dieß Zeichen näherten sich die Tschuktschen, mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet, in regelmäßiger Ordnung der Festung und stellten ihre Schlitten am Abhang des Berges im Halbkreis auf. Die Russen und andere Besucher des Markts nahmen auf der entgegengesetzten Seite Platz, und erwarteten mit Ungeduld den Klang der Glocke, die das Zeichen zum Beginn des Handels geben sollte. Mit dem ersten Schlag stürzten sich die Russen, alte und junge, Männer und Weiber in einem lärmenden unordentlichen Haufen auf die Tschuktschen los, jeder suchte dem andern zuvorzukommen, zuerst an die Schlitten zu gelangen, um hier das Beste zu bekommen und seine Waaren aufs Vortheilhafteste los zu werden. Behängt mit Aexten, Messern, Pfeifen, Glaskorallen und andern Dingen, einen Pack Tabak mit der einen Hand und mit der andern eiserne Kessel nach sich schleppend, laufen die russischen Händler von einem Schlitten zum andern, feilschen, fluchen, schleppen ihre Waaren herum u. s. w. Einen seltsamen Gegensatz gegen die Geschäftigkeit der Russen bildet die Ruhe und Unbeweglichkeit der Tschuktschen. Sie stehen auf ihre Lanzen gelehnt an ihren Schlitten und antworten gar nicht auf die unerschöpfliche Beredsamkeit ihrer Gegner, die sich in einem Gemisch von russischen, tschuktschischen, jakutischen und andern Worten ausdrücken. Scheint ihnen der Handel vortheilhaft, so nehmen sie schweigend die angebotenen Gegenstände, und geben ihre Waaren dafür hin. Der Handel dauert gewöhnlich drei Tage. Wenn alle Waaren ausgetauscht sind, treten die Tschuktschen ihren Rückmarsch an. Der Werth der auf dem Markt umgesetzten Waaren mag sich auf 200,000 R. A. belaufen."

Diese Beschreibung des Handels der Tschuktschen mit den Russen, wie er in Ostrownoje getrieben wird, gibt auch einen Begriff von dem Jahrmarkt in Ishiginsk und Anadyrsk. Jetzt kommen wir zu dem Handel der Tschuktschen mit den Eingebornen Amerika's. Der Hauptort der Zusammenkunft mit diesen letztern sind die Nägel-Inseln, die gerade in der Mitte der Behringsstraße liegen. Hieher kommen im Sommer auf Baidaren, im Winter auf dem Eis, in Schlitten die mit Hunden bespannt sind, von der asiatischen Seite die Tschuktschen mit den bei den Russen eingetauschten Waaren und den selbst bereiteten Rennthierhäuten, von amerikanischer Seite die Bewohner des Vorgebirgs Nychta (Peinz Wales) mit Pelzen und Wallrasszähnen, die sie von den Bewohnern des Kotzebue-Sunds und den noch weiter nach Norden hausenden Wilden erhalten. Nach dem Austausch der Waaren auf den Nägelinseln gehen beide Theile heim; die Bewohner von Nychta geben einen Theil der von den Tschuktschen empfangenen Waaren an ihre Nachbarn und diese wieder weiter, so daß man die russischen Erzeugnisse manchmal bei den Eskimos selbst im Osten der Linie der russischen Besitzungen in Amerika findet. Franklin sah ein Messer von russischer Arbeit bei Bewohnern des nördlichen Amerika's, die vor ihm noch von keinem Europäer besucht worden waren.

Außer den Nägelinseln erscheinen die Tschuktschen um des Handels willen auch auf der Insel St. Laurentius, mit deren Bewohnern sie warme Winterkleider von ihrer Arbeit und bei den Russen gekauften Tabak gegen Wallroßzähne austauschen. Auch stehen sie in Verbindung mit den Bewohnern der Inseln Ukiwak (Kings Islet), welche das feste Land Amerika's besuchen. Dieß Inselchen, das nicht mehr als eine Seemeile im Umfang hat, ist ein einziger kahler, aller Vegetation entblößter Felsen, der sich fast senkrecht 750 Fuß über das Meer erhebt. Nichtsdestoweniger haben etwa 200 amerikanische Wilde in den Schluchten unter den Steilfelsen, etwa 150′ über dem Meere, ein Unterkommen zu finden gewußt. Sie wurden wahrscheinlich dahin gelockt durch die Menge der Wallrosse, die sich in der Nähe der Insel aufhalten, und der Wallraßfang liefert ihnen auch die Mittel des Bestandes, denn durch den Verkauf der Zähne dieses Thiers erhalten sie von den Tschuktschen ihre übrigen Bedürfnisse, warme Kleider aus Rennthierfellen, und selbst Luxusgegenstände, Tabak, Glaskorallen.

Noch näher am amerikanischen Festland als Ukiwak liegt die Insel Asiak (Sledge Island), nicht größer als die erstere, aber niedriger und nicht so steil. Die Bewohner nennen sich, wie die des gegenüberliegenden amerikanischen Ufers Asiagmüten, und übertreffen alle ihre Nachbarn an Klugheit und Geschicklichkeit im Handel. Deßhalb haben auch die Tschuktschen sie zu ihren Commissionären im Handel mit den weiter südlich hausenden Uferbewohnern des amerikanischen Festlandes gemacht, mit denen sie selbst keinen directen Verkehr unterhalten können. Um russische Waaren und warme Kleider einzutauschen, kommen die Asiagmüten nach Imaklit, einer der Nägel-Inseln, und wenn sie von den Tschuktschen die nöthigen Waaren empfangen haben, fahren sie jährlich im Anfang Julius in zehn Baidaren und einer Anzahl von 100 gut bewaffneten Männern längs der Krümmungen des Festlandes gegen Süden, und tauschen bei den Uferbewohnern gegen die oben genannten Waaren Pelze verschiedener Thiere ein. Auf diese Weise kommen sie endlich bis an die Mündung des Flusses Pastol, wo eine große Menge Pelzwerk und Wallroßzähne zusammengebracht wird, die man durch die Jagd sowohl im innern Lande, namentlich an den Flüssen Kwichpacha und Kuskokwima, sowie am Meeresufer bis zur Insel Nuniwak erhält; die Pastolmyten kaufen im Laufe des Jahrs diese Waaren von den Bewohnern der benannten Gegenden, um sie wieder an die Asiagmyten abzusetzen, und diese kehren, wenn sie ihre Baidaren mit den empfangenen Waaren beladen haben, nach Imaklit zurück, um sie den Tschuktschen zu übergeben.

Weiter nach Süden reicht der Handel der Tschuktschen nicht; dort treiben ihn die Factoreien der russisch-amerikanischen Compagnie, aber es ist schon genug, daß sie mit ihren und den russischen Waaren eine Uferstrecke von beinahe 1000 Seemeilen oder oder 1700 Werst versorgen, obgleich sie davon durch das Meer, und, wenigstens was den Ankauf der russischen Waaren betrifft, durch einen Landweg von 500 Werst getrennt sind. Der kleinrussische Tabak, welcher einer der Hauptartikel des von den Tschuktschen betriebenen russisch-amerikanischen Handels geworden ist, muß, um zu den Tschuktschen zu gelangen, eine Landreise von 12000 Wersten machen.

Briefe aus dem Westen.

Vierter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung. III.

(Von Arthur Schott.)

Frankengemeinden. — Städtisches von Saginaw. — Arzt und Apotheke. — Tisch- und Kuchensitte. — Kirchen- und Schulwesen.

Ueber weitere Nachbarschaften namentlich über die früher bezeichneten Frankengemeinden, vermag ich nichts zu sagen, als was ich durch

andere Leute davon hörte oder was ich in Broschüren, durch deren Geistliche veröffentlicht, zwischen den Zeilen entnahm. Ich selbst war nie dort, um mit eigenen Augen zu sehen. Einerseits scheinen diese Leute gegen andere Einwanderung in großem Vortheil dadurch zu seyn, daß sie sich gleich als geschlossene Körper und mit vereinten Kräften für ihre Zwecke niederlassen konnten. Andererseits wird ihnen aber vorgeworfen, daß sie sich wie Raupen in ihrer kleinlichen vaterländischen Weltanschauung eingesponnen, und überdieß noch von ihren geistlichen Führern so gegängelt seyen, daß sie z. B. nicht einmal die englische Sprache erlernten, um ja ihre deutsche Nationalität nicht zu beeinträchtigen. Manche wollen behaupten, es sey dieß nur eine List ihrer Geistlichkeit, um dadurch ihre Gemeinden vor allen äußeren widrigen Einflüssen zu bewahren und sich selber die Herrschaft zu sichern. Ist es wirklich Thatsache, daß die fränkischen Gemeinden die englische Sprache durchaus nicht lernen, so kommen dadurch nur sie selber in Nachtheil und nur sie werden im ganzen Umkreis ihrer Nachbarschaft wie allenthalben dem Löwen ihren Schafsantheil überlassen müssen. Außerdem hörte ich auch einen der Geistlichen beschuldigen, daß er mit Hülfe seines Schwiegervaters und dessen Geldes sich in Besitz alles Landes rund um die Ortschaft gesetzt habe, so daß jeder neue Hausplatz und jedes neue Feld bei vorkommendem Gemeindezuwachs von ihm gekauft werden müsse. Was hieran wahres ist, weiß ich nicht, habe aber oft genug erfahren, daß in der Welt alles möglich, wenn selbst auch nicht immer wahrscheinlich ist.

Der wichtigste Punkt für alle hier herumgelegenen Farmen und Einzelnbesitzthümer bleibt immer — Saginaw, mit seinem hochtrabenden Titel „City."

Wirklich wissenswerthe Vortheile dieser Stadt sind bis jetzt das Vorhandenseyn eines Courthauses, einer Presse, einer Post, zweier Hotels, mehrerer Säg- und Mahlmühlen, und ebenso verschiedener Waarenniederlagen und Handlungen, leichteren und schwereren Gehalts. Sonst finden sich hier ein paar Aerzte, Chirurgen und Barbiere, und endlich auch eine sogenannte deutsche Gesellschaft, um Einwanderer dieser Zunge mit gutem Rath, sonst aber mit weiter nichts zu unterstützen. Sie soll aus 8—9 Mitgliedern bestehen und verschiedenerseits viel Spott und Hohn erfahren. So viel ist gewiß, daß ich keinen hörte, der irgend Gutes von derselben erfahren hätte, wohl aber kamen mir viele Klagen zu Ohren, daß dabei nach deutscher Sitte Uneinigkeit, Zwietracht und Kleinigkeitskrämerei herrsche, und aber namentlich daß, wenn Schiffe aus dem Osten mit Einwanderern kämen, durchaus nichts von Bestehen einer deutschen Gesellschaft zu merken sey, und man in solchen Fällen stundenlange nach einem Mitglied derselben suchen könne, ohne ein solches zu finden. Die ganze Gesellschaft, hörte ich weiter, sey weiter nichts als das Zusammenarbeiten von ein Paar erfahrenen Köpfen, denen sich noch ein Schweif Gesellschaftslustiger anhängte, um vorkommenden Falls an armen Einwanderern zu gewinnen. Allem nach scheint es das Klügste zu seyn, sich nicht auf die Hülfe dieser Gesellschaft zu verlassen, sich so dumm und armselig als möglich zu stellen, und unter dieser Maske selbst die Schritte zu thun, die einem die klügsten scheinen. Dieß muß hier zu Lande jeder lernen und ausführen, er mag noch so unerfahren herkommen und noch so gut empfohlen seyn. Autoritäten gelten hier nichts und leisten höchstens einführende Hülfe.

Fragt man einen Arzt über seinen Collegen, so ist der Gefragte der beste und eigentlich einzige, fragt man Laien um die Reihe, so half in allen Fällen einzig die Natur und die Aerzte taugen alle nichts. In dieser Art und vielleicht noch viel klarer wird einem jede Frage über dieses Capitel hier beantwortet. Gott möge jeden bewahren, krank zu werden, muß es aber seyn, so — so — ja dann weiß ich selbst in Saginaw City nichts zu rathen, als sich fatalistisch in sein Geschick zu ergeben.

Auch ich hatte daran zu glauben, indem mir die rechte Hand plötzlich und sehr bösartig aufschwoll. Anfangs hielt ich es für einen gewöhnlichen Absceß, als sich aber In- und Außenseite der Hand gleich heftig entzündeten, so gebrauchte ich zertheilende und erweichende Bähungen und Umschläge, so gut ich sie mir hier verschaffen konnte. Alles blieb aber gleich erfolglos, und ich hatte eilf peinvolle Tage und Nächte zu verbringen, bis nur die Geschwulst etwas weicher wurde und ich daran schneiden konnte, um mir etwas Linderung zu verschaffen; da fand sich aber kein Eiter, und es rann nur etwas verdorbenes rothgelbes Wasser aus der Oeffnung. Ein erfahrener Nachbarsmann hatte mir warme Umschläge von geriebenen gesottenen Kartoffeln und Buttermilch verordnet, und mir auch etwas Jod zu äußerem Gebrauch verschafft, das Umsichgreifen der Entzündung damit zu verhindern. Beide Mittel thaten guten Dienst, konnten aber den ganzen Verlauf nicht mehr hindern, und so mußte ich doch einen Arzt berathen; dieser war ein junger einfach denkender Mann, ehemaliger preußischer Militärarzt. Er war auch noch nicht lange eingewandert und hatte sich dicht in den Urwald gesetzt, um zu farmen. Da wurde er indessen krank, bekam böse Füße und ward in seinen Verhältnissen so zurückgebracht, daß er seine Farm geradezu stehen ließ, nach Saginaw zog, um sich hier als Arzt sein Fortkommen zu verschaffen.

An meiner Hand war nichts weiter zu thun, als den großen offenen Schaden wieder zuzuheilen, so gut es ging. Ich hatte dabei mein Augenmerk auf Reinhaltung und sorgsamen Verband zu richten, und that dieß so gut ich konnte, doch heilten mir am Ende der kleine Finger und sein Nachbar, zwischen denen die Hauptwunde war, so zusammen, daß ich noch heute nicht mehr den vollen Gebrauch meiner Hand habe. Welchen Ursachen ich eigentlich das entstandene Uebel zuschreiben soll, kann ich nicht sagen, am meisten Wahrscheinlichkeit hat aber die Annahme, daß ich eine Disposition im Blut dazu mitgebracht, daß aber allerdings der stärkere physische Gebrauch der Hand und vielleicht klimatischer Einfluß dazu, den erzählten ungünstigen Verlauf des Uebels begünstigt haben mögen. Wenigstens sah ich nachher auch in andern Gegenden dieses Staats mehrere Leute mit ähnlichen bösen Händen. So saß ich z. B. in Detroit in einem Hotel mit zwei jungen Männern zu Tisch, welche beide auch die rechte Hand verbunden hielten. Ich meinerseits hatte früher in Ungarn viel mit Wechselfiebern zu thun, und kämpfte nachher jedes Spätjahr mit einem flechtenartigen Ausschlage um die Handgelenke, welcher von selbst kommend, immer den ganzen Winter anhielt und dann im Frühling ohne weiteres Zuthun verging. Nach meiner Handgeschwulst in Michigan blieb nun dieser Ausschlag völlig aus; ich erhielt nachträglich noch mehrere Nachrichten über das häufige Vorkommen schwüriger Hände oder Füße in diesem Landstrich. Sonst hörte ich noch von einer endemischen Krankheit erzählen, welcher besonders Kinder ausgesetzt seyen. Es ist dieß eine Art Krätze, welche aber nicht ansteckend seyn soll; ich selbst hatte keine Gelegenheit die Erscheinung dieser Krankheit zu beobachten, immer scheint sie aber mit anzuzeigen, daß Hautkrankheiten hier mehr vorkommen als vielleicht in andern Strichen Nordamerika's.

Wie Geist und Herz muß auch der Körper der Uebersiedlung und Angewöhnung hier seinen Zoll bezahlen, und jeder möge zusehen, wie er dieß am leichtesten thue.

Das Apothekerwesen ist in diesem Lande natürlich wenig geordnet und noch viel darin zu thun. Apotheken nach deutscher Art, wie sie hier hin und wieder von wirklichen oder sogenannten Aerzten gehalten werden, sind gerne gesehen und ihr Betrieb möchte manchem jungen Mann vortheilhafte Aussichten eröffnen. Saginaw hat noch keine Apotheke, und wäre mit seiner Umgebung wohl der Ort, welcher ein solches Geschäft lohnen würde.

(Schluß folgt.)

Der Weg nach Australien. Man streitet sich gegenwärtig stark mit der englischen Regierung, ob der Weg nach Australien über Panama oder das Cap eingeschlagen werden soll. Das Athenäum (in Nr. vom 11 October) ist stark gegen den letzteren und für den ersteren Weg eingenommen, und dabei tritt allmählich eine starke Animosität gegen die von der Regierung begünstigten und bezahlten, und deshalb monopolistisch bequemen Dampfboatlinien hervor.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nro 257. 27 October 1851.

Die Republiken von Süd-Amerika.

(Nach Lavandais. Rev. d. d. mondes 15 Junius.)

3. Nieder-Peru.

Die Zugänge einer großen Hauptstadt sind allenthalben merkwürdig: namentlich aber in Peru gewährt es einen besondern Reiz den Wechsel zu beobachten, der in den Sitten der Einwohner und im Ansehen des Landes vorgeht, je mehr man sich Lima nähert. Niederpern hat einen eigenthümlichen Charakter, dessen Hauptzüge um so mehr auffallen, wenn man aus den rauhen Wildnissen der Cordilleren herabsteigt. Der Regen hatte ganz aufgehört, als ich wieder auf die Straße von Lima kam, und die Wege waren gangbar geworden.

Nachdem man während drei Stunden eine gewaltige Höhe hinaufgestiegen, findet man sich in dem Dorf Panca; nach drei abermaligen Stunden Abwärtssteigen gelangt man an die Ufer des Apurimac, der hier in breitem tiefen Bette fließt. An einer Stelle, wo zwei ungeheure Felsen zu jeder Seite eine senkrechte Wand bilden, hat man eine Hängebrücke aus Stricken und Holz gebaut, ähnlich unsern Eisendrahtbrücken. Zwei Taue, welche über den Apurimac gespannt sind, tragen Stricke, in denen die Bohlen der Brücke hängen, die ebenfalls zusammengebunden sind. Da die Entfernung der beiden Felsen mehr als hundert Schritte beträgt, so beschreibt die Brücke eine entsetzliche Krümmung, und das Gewicht einer einzigen Person ist hinreichend sie wie eine Schaukel schwenken zu machen. Man entladet die Maulthiere, welche die Ohren spitzen und entsetzlich schnauben; mit Geschrei und Schlägen gelingt es endlich sie auf die Brücke zu treiben, und einmal da, sind sie zu sehr erschreckt um wieder umzukehren. Diese elende Brücke, über welche Maulthierzüge und Reisende, welche Handel mit dem Innern treiben oder sich nach Lima begeben, hinüber müssen, ist so schlecht unterhalten, daß keine Woche vergeht, ohne daß nicht irgend ein Unfall geschieht.

Zu Curaguassi sagten wir den Bergen von Cheaulquirao die auf der andern Seite des Flusses dem Dorfe gegenüber lagen, das letzte Lebewohl. Hier sieht man das Zuckerrohr neben Getreidefeldern wachsen; die Temperatur, welche sich das ganze Jahr ziemlich gleich bleibt, steigt nie über 16° R. Diese Cultur ist allein möglich, weil es niemals Eis gibt; übrigens braucht das Zuckerrohr drei Jahre bis zur völligen Reife, worauf die Pflanzung erneut werden muß. Das Product ist, ungeachtet die Stengel hart und trocken sind, von der trefflichsten Beschaffenheit.

Abancay ist ein Städtchen in dem Thale desselben Namens. Zu Ehren des St. Jakobsfestes gab man bei meiner Durchreise Stiergefechte. Es fehlte den Stieren nicht an Muth, aber die Toreadores, beritten und zu Fuß, zeigten sich nicht sehr kampflustig. Es sind gewöhnlich nur einige Cholos, welche zu Pferde auf dem großen Platze umherrennen, nicht auf den Stier, sondern so weit als möglich von demselben entfernt. Einige halb betrunkene Indianer, acht oder zehn Schritte von den Schranken, welche die Zugänge verschließen, rufen den Stieren zu und schwenken ihre Ponchos; sobald er sich aber naht, beeilen sie sich auf die andere Seite zu kommen. Die Damen sind an den Fenstern oder auf den Balconen und ermuntern die Toreadores, aber vergebens. Diese haben solchen Respect vor den kleinen, spitzen Hörnern der Stiere aus der Sierra, daß der Zuruf der Damen sie denselben nicht aufgeben läßt. Von Zeit zu Zeit naht sich ein armer Indianer, trunken von Chicha, von einer Seite zur andern wankend dem Stier, der ihn umstößt und mit Füßen tritt. Dann entsteht ein allgemeines Gelächter, und alles ruft: Bravo toro!

Zwischen Abancay und Anauibamba kommt man über den Puchacaiue auf einer steinernen Brücke von guter und fester Bauart; dieser Fluß strömt aus den Bergen um Abancay hervor. Andaguilas ist ein kleines Städtchen in hübscher Lage am Eingang eines mit Kaffee, Mais und Getreide sorgfältig angebauten Thales. An den Straßenecken war ein Aufruf an alle weißen und rothen Bürger zur Beschwörung einer neuen Constitution angeklebt; der Aufruf enthielt auch die Formel und das Verhalten bei dem Schwur. Man lud die Grundbesitzer aus der Umgegend ein, zu Pferde zu erscheinen, unter Androhung für gleichgültig oder übelwollend angesehen zu werden. Man empfahl allen Bäckern und Viertelsmeistern für die öffentlichen Lustbarkeiten zu sorgen, wenn sie nicht Strafe bezahlen wollten. Die Indianer allein kamen zum Schwur, weil es eine Gelegenheit für sie gab zu trinken, und weil sie gewohnt sind der Obrigkeit zu gehorchen, wenn mit Geldbuße und Gefängniß gedroht wird. Diese selbe Bereitwilligkeit, womit der Indianer sein bescheidenes Loos in dem socialen Zustande in Peru hingenommen hat, ist auch eine der Hauptursachen, welche noch für lange Zeit seine Emancipation hindern werden. Man beraubt ihn, er flüchtet sich; man mißhandelt ihn, er bittet um Verzeihung daß er mißhandelt worden. In Kriegszeiten verbrennen die Soldaten seine Hütte, mißhandeln seine Mutter, schänden seine Schwester und führen ihn gefesselt in ihr Lager; hier gibt man ihm eine Flinte in den Arm, und derselbe Unglückliche, tapfer auf Befehl, schlägt sich wie ein Löwe, und wenn seine Obern es befehlen, plündert er sein eigenes Dorf.

Ich hatte zwei oder drei Dörfchen hinter mir gelassen, welche jenseits Andaguilas an der Straße von Lima liegen. Ich spornte

mein Maulthier an, um mein Gepäck wieder zu erreichen, das weit vor mir voraus war, und verwünschte von ganzem Herzen einen Pfarrer, welcher, um von Papst und Kirchen mit mir zu plaudern, mich bis 10 Uhr Morgens aufgehalten hatte, als ich am Eingang des Dorfes Chinchero meinen Sambo von einer Indianergruppe, Männern und Weibern, umringt sah, welche ihm freundlich Gefäße mit Chicha reichten, die der Schlingel unter dem Vorwand der Höflichkeit leerte. — Ah sambo condemnado! eine Meile in zwei Stunden! — Herr! es war unmöglich durch das Gedränge zu kommen. — Fort, rasch, wir werden uns Platz machen ... Ai die Maulthiere, wo sind sie? Diese sich selber überlassen, hatten über die Mauern gesetzt, welche den Weg einfaßten, und verwüsteten nach Lust die Mais- und Alfafagärten. Mit großer Mühe brachte man sie wieder herbei. Niemand rührte sich uns zu helfen, selbst die Eigenthümer sahen gleichgültig den Schaden an, der in ihren Feldern angerichtet worden war. Mein wackerer Mulatte sprang zu seinen Maulthieren, welche auf die Menge lostrabten, die sich in der Straße drängte, und um sie anzutreiben, theilte er ihnen schwere Lassohiebe aus, die wahrscheinlich zufällig öfter die Indianer als seine Thiere trafen, aber alles vergebens. Die getroffenen Indianer wendeten sich nicht einmal um, oder nahmen den Hut ab, und grüßten uns mit einem Ave Maria purissima latita, indem sie uns Chichagläser darboten. Nach einer Viertelstunde, als wir kaum zehn Schritte gemacht hatten, bemerkten wir auf einer Estrade drei stark Betrunkene, die Magnaten des Landes. Der eine davon erhob sich, trat an den Rand der Estrade und reichte mir ein Glas Chicha tostada. — „Caballero", sagte er, „man geht nicht weiter: ich lasse niemanden weiter, und bin der Alcade von Chinchero. Es ist heute das Fest unserer Frau von Loretto, der Patronin von unserm Dorfe. Die Feier wurde auf diesen Sonntag verlegt, weil das Erdbeben im März vorigen Jahres die Kirche beschädigt hatte; wir haben Procession und Stiergefecht. Ihr werdet in diesem Hause wohnen, es ist ein großer Patio für die Maulthiere da. Auf Wiedersehen, Caballero." — Wir traten in den Hof, wo Thiere und Menschen bald auf höchsten Befehl des Alcaden untergebracht waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahabiten.

(Schluß.)

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte und die Tendenzen der Wahabiten wird die Bedeutung eines Wiederauftretens derselben klar machen. Eine Bewegung der Araber im Nedsched hatte schon vor dem Auftreten Abdul Wahabs begonnen, wie einst die Zeit vor Mohammed gleichfalls schon eine Zeit ungewöhnlicher Aufregung gewesen war. Abdul Wahab gab dieser Bewegung die religiöse Weihe, und seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schritt die Secte von Sieg zu Sieg fort; nur an die festern Städte in Mesopotamien und Syrien, und selbst längere Zeit an die in Arabien selbst, namentlich an die Küstenstädte, wagte sie sich nicht: die letzten fielen aber theils in den letzten Jahren des vorigen, theils im Anfang des jetzigen Jahrhunderts in ihre Gewalt, und nun tritt das Streben der Wahabis in grellen Zügen hervor. Der Satz Abdul Wahabs, daß die Würde eines Imams oder obersten Chalifen nur in einem Nachkommen des Stammes, aus dem Mohammed hervorgegangen, beruhen könne, griff die türkische Macht in ihrer Grundveste an, und so wie die kriegerischen Erfolge es zuließen, wurde auch demnach gehandelt. Die Wahabitenbewegung war ganz direct gegen die Herrschaft der Osmanlis gerichtet, und die Araber vergalten die Nichtachtung, mit denen sie von erstern behandelt wurden und werden, eine Zeitlang mit Wucherzinsen. Schon im J. 1803 war die Pilgerkarawane hart ausgepreßt worden, und Saud, das Haupt der Wahabiten, ließ sich von jedem Osmanli das Doppelte dessen bezahlen, was er von den andern Pilgern als Tribut forderte; 1804 ward es noch schlimmer, und 1805 ließ Saud den Emir Hadschi, d. h. den vom Sultan ernannten Anführer der Pilgerkarawane wissen, daß er künftig die Pilgerkarawanen nicht mehr unter dem Geleit des Großherrn ziehen lassen werde. Hätte die Pforte dieß genehmigt, so würde sie nach den herrschenden religiös politischen Ansichten das Haupt der Wahabis als das Haupt der Gläubigen anerkannt haben. Die Karawane des J. 1806 wurde gar nicht mehr durchgelassen und furchtbar mitgenommen, und von jetzt an bis zum J. 1813 ging gar keine Karawane mehr ab; im J. 1807 verbannte sogar Saud alle Osmanlis aus Arabien: sie mußten sämmtlich das Land räumen. Es ist unverkennbar wohin die Wahabis zielen: die weltliche und geistliche Macht der Türken soll gebrochen werden. Die Pforte befand sich damals in der furchtbarsten Verlegenheit.

Nur Ein Mann konnte sie daraus ziehen, und dieß war Mehemed Ali. Von Norden aus war den Wahabiten nicht beizukommen, denn auf dem weiten Weg durch die Wüste konnte man den türkischen Truppen Wasser und Lebensmittel abschneiden. Von Bagdad her war es eher möglich, nach dem Sitz ihrer Macht, nach Derajeh, zu gelangen, aber die halb unabhängigen, unter dem Einfluß eines Mamelukencorps, wie die Deys von Algier, stehenden Paschas von Bagdad hatten zu viel eigene Interessen zu vertheidigen, als daß sie die Befehle der Pforte mit Aufopferung hätten befolgen sollen. Mehemed Ali, der die Mameluken eben vernichtet hatte, war der Mann, und dieser schickte auch, nachdem er in Suez eine Flotte hatte bauen lassen, Truppen nach Arabien, welche nach einem mißlungenen Versuch sich Mecca's und Medina's (Ende 1812 und Anfang 1813) wieder bemächtigten, und so den religiösen Charakter des Sultans wieder herstellten. Den ersten Schlag hatten indeß den Wahabis die Engländer beigebracht, indem sie einen den Wahabis feindseligen Thronprätendenten in Maskat begünstigten und mit diesem vereint die seeräuberischen Dschowasmi im persischen Meerbusen am Ende des Jahres 1809 demüthigten. Die völlige Unterwerfung der Wahabiten erfolgte aber erst im Jahre 1818 durch die Einnahme von Derajeh. Damals fiel Abdallah, der Sohn Sauds, welcher letztere im Jahre 1814 gestorben war, in die Hände Mehemed Alis; das Urtheil über Abdallah ist, daß er, obgleich tapfer, weder den Feldherrengeist, noch die Staatsklugheit Sauds besaß.

Durch die Eroberung von Derajeh war der Sitz der Wahabitenmacht verloren und die Conföderation aufgelöst, aber die Macht der Wahabiten nicht gebrochen; die Reste derselben bekämpften Mehemed Ali's Plane in Arabien, und als er nach seiner Niederlage in Syrien die Truppen von dort zurückziehen mußte, bildete sich die Conföderation von neuem. Die Engländer hatten die Festsetzung Mehemed Ali's am persischen Meerbusen auf alle Weise hintertrieben, und dadurch selbst den Wahabiten vorgearbeitet. Wie die letztern im Jahre 1842 ihren in ägyptischer Gefangenschaft befindlichen Anführer Faisal befreiten, ist oben erwähnt worden, und Wallins Nachrichten lassen keinen Zweifel, daß die Bildung der Conföderation mit Consequenz fortgeführt wurde und zuverlässig mit demselben Zweck, wie vor fünfzig Jahren, nämlich Verdrängung der Türken aus Arabien und wo möglich aus allen arabischen Ländern, aus Mesopotamien, Syrien

und Aegypten, wo kein Mehemed Ali mehr sitzt, um ihnen Widerstand zu leisten; und säße er auch noch da, so ist Aegypten durch Mehemed Ali's Kriegszüge und weitgreifende Unternehmungen zu sehr erschöpft, als daß es noch solche Lasten, wie einen andauernden Krieg in Arabien, tragen könnte.

Mit der Ohnmacht Aegyptens ist das türkische Reich auf der Westseite Arabiens gelähmt, und die Behauptung der heiligen Städte ist, auch wenn die dießmalige Nachricht von der Plünderung derselben sich nicht bewähren sollte, nicht auf lange Zeit denkbar. Eben so wird der Wahabismus sich sehr bald wieder nach Oman und Maskat ausbreiten und die Seeküste am persischen Golf in seinen Kreis ziehen. Dann wird das Meer wieder von arabischen Seeräubern wimmeln, und wenn England jetzt schon gegen den Sultan von Lahidsch (in der Nähe von Aden) auftreten muß, so kann und muß es demnächst in den Fall kommen Expeditionen, wie vor 32 und 42 Jahren, gegen die Dschowasmi zu richten. Mit solchen Zügen — zu denen vielleicht noch ähnliche im rothen Meer kommen, denn Assir, das von Mehemed Ali so lange und so vergeblich bekriegt wurde, wird sich bald wieder zum Wahabismus wenden und über Jemen und dessen Handelsstädte herfallen — ist indeß wenig gethan, denn so lange die Wahabitenmacht im Innern Arabiens nicht gebrochen ist, werden auch die Seeanwohner durch einzelne Züchtigungen sich nicht für geschlagen halten:[1] es muß also, wenn irgend möglich, ein Zug von Bagdad und Bassora aus unternommen werden, und dieß kann nur gelingen, wenn England den Pascha von Bagdad mit Schiffen und Geld unterstützt. Dieser Weg ist der einzige, auf dem die Türken nach Derajeh gelangen können.

Wir sehen also einem noch viel engern Bündniß zwischen der Türkei und England entgegen. Der Bestand der Türkei ist der einzige Halt gegen die russische Herrschaft in Kleinasien, und ihr Vordringen von der asiatischen Seite her gegen Konstantinopel. Dringen die Russen, was England gar nicht hindern kann, gegen den Taurus vor, so ist alle Landverbindung nach dem südlichen und arabischen Theil des Reichs abgeschnitten, nur die neuverstärkte türkische Seemacht kann, in Verbindung mit der englischen Mittelmeerflotte, die Verbindung mit Syrien und Aegypten aufrecht erhalten, wenn aber die türkische Herrschaft von innen heraus durch ein Wiederemporkommen der Wahabiten gebrochen wird, so findet sich das türkische Reich plötzlich in derselben Lage, in welche das byzantinische im siebenten Jahrhundert durch die siegreich vordringenden Araber versetzt wurde. Soll das türkische Reich nicht, von Norden und Süden bedroht, zusammenbrechen, so muß England Vorschub thun, verwickelt sich aber dadurch in unabsehliche Händel und in kaum minder unabsehliche Ausgaben. Das Schlimmste dabei ist, daß die Engländer an den wenigsten Orten selbstthätig handelnd auftreten können; in dem Zug von Bagdad und Bassora gegen Derajeh, den Sitz der Wahabitenherrschaft, müssen wo möglich die türkischen Truppen allein auftreten, denn es würde doch einen allzu schlimmen Eindruck machen, wenn der Chalif zur Unterdrückung empörter Gläubigen sich der Ungläubigen offen bedienen wollte. Zudem, wenn die Wahabiten von einer europäischen Macht berathen sind, und europäische Kriegswissenschaft die Vertheidigung von Derajeh leitet, so kann der Zug, der mitten durch die Wüste gehen muß, sehr leicht mißlingen, ein unglücklicher Rückzug aus der Wüste kann mit einemmal ganz Mesopotamien den Türken entreißen, und Syrien ist dann, weil die Stämme Nordarabiens unter diesen Verhältnissen fortgerissen werden, bald verloren. Man könnte dieser Entwicklung mit Ruhe zusehen, wie ihr Europa, freilich durch andere Sorgen beschäftigt, vom Jahr 1780 bis 1812 unthätig zugesehen hat, aber England kann Aegyptens nicht mehr entbehren, es wird also in diesen Kampf mit oder wider Willen hineingezogen.

Eine Anknüpfung des neuen Wahabiteneinbruchs an die jetzigen Zustände in der Türkei ist nicht leicht, doch mögen einige Andeutungen von Nutzen seyn: der Scherif von Mecca, Ibn al Aun, ist im J. 1835 von Mehemed Ali als verdächtige Person aus Arabien fortgeführt und in Aegypten zurückgehalten worden; im J. 1841, als Mehemed Ali seine Truppen aus Arabien zurückziehen mußte, schickte er ihn als die tauglichste Person, um seinen Einfluß, der hier mit dem türkischen zusammenfiel, aufrecht zu erhalten, nach Arabien zurück. Ibn al Aun soll an der Spitze der Verschwörung der fanatischen Moslems — eine Verschwörung, als deren Symptom man den Aufstand in Aleppo (s. Nr. 69 f.) bezeichnen kann — gestanden haben. In wie weit er sich mit den Wahabiten einließ, läßt sich freilich nicht sagen, seine schwierige Stellung in Arabien aber mochte ihm, wie dem Vater des neu ernannten Scherifs Abdel Motaleb Ibn Ghalib, ein gewisses Einverständniß nothwendig machen. So wie in Arabien die Absetzung Ibn al Auns bekannt wurde, brachen die Wahabiten los; wenigstens trifft das Ereigniß der Zeit nach zusammen, und ein innerer Zusammenhang ist wohl auch gewiß vorhanden. Doch muß man weitern und zuverlässigern Nachrichten entgegen sehen.

Es ist ganz überflüssig sich in Vermuthungen zu ergehen, was aus den Ländern südlich vom Taurus wird, wenn die türkische Herrschaft zusammenbricht. Wenn dieß Ereigniß eintritt, so stoßen England und Rußland auf einander, und Europa spaltet sich in zwei kämpfende Parteien; wer will den Ausgang errathen? Das wichtigste vorerst ist, daß England durch das neue Emporkommen der Wahabitenmacht in alle Verhältnisse Vorderasiens thätig eingreifen muß; in welcher Weise die Sachen denn verlaufen werden, läßt sich unmöglich errathen; wenn England mit Geld eingreift, so kann es vielleicht den Sturm noch auf einige Jahre beschwören, denn Mehemed Ali hat zuverlässig in Arabien mit seinem Geld mehr, als mit seinen Truppen, ausgerichtet; fängt aber England einmal an die Scheichs zu bestechen, so wird ihre Habsucht keinen Boden kennen, und man wird den Engländern das Geld auf alle Weise abzuzapfen wissen. Der Raum von der Südküste Arabiens bis hinauf in das vom Euphrat und Tigris gebildete Dreieck ist groß, und mannichfach sind die Stämme, die darauf hausen; erreichbar sind sie den Engländern gar nicht, und den Türken selbst zum allergeringsten Theile: England hat fast nur die Wahl die türkischen Rüstungen zu zahlen oder die Scheichs zu bestechen, und eines möchte so kostspielig ausfallen als das andere. Die Bahn zu unsäglichen Verwicklungen ist geöffnet, und öffnet sich immer weiter; vor 13 Jahren hing der Friede Europa's an dem Hader zwischen Rußland und England über Afghanistan: wäre Rußland vor der entschiedenen Drohung Englands nicht zurückgetreten, so war der Krieg da; jetzt beginnt der neue Hader im Innern eines Landes, das seine Nationalität gegen die fremde Herrschaft geltend machen will. Der Anstoß, einmal gegeben, wirkt fort, und man kann das rollende Rad nicht mehr aufhalten, auch wenn man will.

---

[1] Nach der Züchtigung im Jahre 1809 dauerte es nur kurze Zeit, so begannen die Dschowasmi-Araber ihre Seeräubereien aufs neue, und im Jahre 1817 wurde ein Kriegszug von Indien aus gegen sie unternommen, der sehr unglücklich ablief; erst der mit verstärkten Kräften unternommene Zug im J. 1819, nach dem Fall von Derajeh, machte der Sache ein Ende.

Briefe aus dem Westen.

Vierter Brief.

Saginaw City und deren Umgebung. III.

(Schluß.)

Der Saginawer Postmeister ist bis jetzt zugleich Arzt und Apotheker. Ich fand aber die Apotheke selbst in sehr ursprünglichem Zustande, ein Umstand, welcher von den Kunden selbst wenigstens so viel Kenntnisse im Fach verlangte als ihr Inhaber selbst hatte, ja, um halbwegs sicher zu seyn, mußte man, glaube ich, noch mehr wissen. Der Medicamentenvorrath bestand nämlich in dem letzten Ueberrest eines ausgekauften Waarenlagers, welchen er in Bausch und Bogen übernommen. Er lagerte diesen werthvollen Vorrath in wildester Unordnung auf; die Hälfte der verschiedenen Medicamente hatte keine Etiketten mehr, und da der Apotheker selbst, wie schon gesagt, im Fache nicht sehr kundig war, so war man genöthigt, sich seinen Bedarf selbst auszulesen, wofür er dann oft lächerlich hohe oder niedere Preise verlangte, je nachdem ein Artikel mehr oder weniger gefärbt war, oder einen besonderen Geruch oder zufällig einen pomphaften Namen hatte.

Von einer Medicinalpolizei weiß man natürlich hier nichts, und so ist dann ein Kranker angewiesen so kurz und bündig auf Gottes besten Willen zu vertrauen, als ob er auf einer stürmischen See umherliebe.

Ein sehr lucratives Geschäft ist in Saginaw ein Kramladen, wobei sich noch leicht 40—50 Proc. und auch mehr Zinsen machen lassen. Außerdem bietet der kleine Ort noch den besonderen Vortheil, daß hier verhältnißmäßig viel baares Geld ist. Es sind die Einwanderer, welche solches bringen. Ist dieß gewöhnlich auch nicht viel, so ist es doch immer etwas und mehr, als man es gewöhnlich selbst auf älteren und größeren Plätzen in den westlichen Staaten trifft.

Eine Presse gehört stets unter die ersten Notabilitäten einer neuen amerikanischen Stadt, und so fehlt sie natürlich auch hier nicht; das in Saginaw erscheinende Blatt, wenn ich mich recht besinne: „The spirit of the times" scheint gut redigirt zu seyn und verräth gesunden Geist.

Die beiden Gasthäuser (Hotels) Websterhouse und Stevens, sind natürlich, wie in einem solchen Platze nicht anders zu erwarten, förmliche Prellanstalten und gleich anderen in der Welt, wo Mangel an Concurrenz herrscht; dieß bedarf wohl hier keiner besonderen Versicherungen.

Das Stadthaus (Courthouse) ist ein Holzgebäude von großartigem Styl mit Säulen von gleichem Material. Auf seinen Treppen sieht man den ganzen lieben langen Tag, wenn es nur anders die Witterung erlaubt, politische Müßiggänger oder wenn man will, speculirende Speculanten sitzen. Dieß erinnerte mich oft an die Gemeindehäuser in den walachischen Dörfern des Banats; diese sind ebenfalls abwechselungsweise der Sammelplatz ähnlicher Petrefaspectanten. So bleiben sich eben die Menschen unter allen Himmelsstrichen und unter allen Verhältnissen gleich.

Als weiterer städtischer Zubehör lassen sich noch die verschiedenen Gewerbsbetriebe aufzählen; darunter die so höchst wichtigen Bäcker und Fleischer. Bei letzteren fällt mir eine Eigenthümlichkeit ein, die mir bis jetzt noch nirgends vorgekommen. Die englischen Küchen- und Tischsitten gelten mehr oder weniger durch die ganzen Vereinigten Staaten, ausgenommen in vornehmeren Häusern und in den ansehnlichen Gasthöfen größerer Städte. Die Frauen und Töchter eines Hauses wünschen so wenig als möglich Beeinträchtigung ihrer Hohheitsrechte, und ebenso wenig Vermehrung von Geschäften; der Küchenzettel bleibt daher immer gleich einfach und armselig, aber nichtsdestoweniger auch gleich unhaushälterisch. Da alles Beef und zwar nur gute Stücke haben will, so weiß der Fleischer kaum, was mit der Zuwage machen und diese ist es also, welche man hier außerordentlich billig, ja oft sogar geschenkt haben kann; z. B. einen ganzen Ochsenkopf ohne Zunge um einige Cents, Lunge, Leber, Füße u. dgl., werden stets im Uebermaaße als Zuwage gegeben. Deutsche oder überhaupt mehr haushälterische Köpfe, welche den Mangel an Qualität des Rohmaterials durch Kunst, Umsicht und etwas Arbeit aufzuwägen verstehen, können daher sehr billig einen besseren und verhältnißmäßig weit nahehafteren Tisch herstellen, als man ihn gewöhnlich in anglo-amerikanischen Privat- und Gasthäusern zu bereiten versteht.

Die Unwissenheit in manchen Haushaltungen geht oft so weit, daß selbst das beste Material aus Mangel an Verständniß als werthlos verworfen wird. So geschah es z. B. einmal in unserer Nachbarschaft, daß ein Amerikaner, um die ganze Milch seiner Kuh bekommen und verwerthen zu können, das Kalb beseitigen wollte. Aber, vollkommen unkundig es zu schlachten und zu verwenden, schenkte er es geradezu mit Haut und Haar einem deutschen Nachbar, welcher vermuthlich weniger kritisch über die Kunst des Zerlegens dachte. Ich führe diese Thatsache an, um zu zeigen, was Häuslichkeit und Vorurtheilslosigkeit werth sind, und wie viel namentlich auch hier damit geleistet werden kann.

Religionspflege ist in den Vereinigten Staaten durchaus Privatsache und vom Staate ganz getrennt. Man sieht daran nirgends größere Kirchengebäude, wie dieß in der alten Welt der Fall ist, wo gezwungene Beisteuer zur Erhaltung von Kirchen und Geistlichkeit den Mangel an innerem Halt ersetzen soll. Hier bilden sich die verschiedenen Glaubensgemeinden frei und niemand ist gezwungen, wider seinen Willen an diese oder jene Kirche zu bezahlen. Anders ist es mit dem Schulwesen, wofür namentlich der Staat Michigan sehr viel gethan, indem er je den 16ten Theil von jedem County als Fond für Schulen vorbehielt. Außerdem bilden sich aber überall durch freiwilliges Zusammentreten der Gemeinden Sonntagsschulen, in welchen gewöhnlich Mädchen das Lehramt vertreten; der Zutritt ist für Alt und Jung öffentlich. Solche Anstalten sind als Elementarschulen zu betrachten, wo sich nur mit Anfangsgründen im Lesen, Rechnen und Schreiben befaßt wird. Gewöhnlich sind aber solche Sonntagsschulen je nach der Glaubensrichtung der Gemeinden auch religiöse Kinderlehren. Solche Schulen sind gewöhnlich, wie die kleinen Kirchen und Meetinghäuser, im einfachsten ursprünglichsten Styl errichtete Holzgebäude, Blockhäuser und Baracken, an denen keinerlei Nebenzwecke von Luxus und Prachtliebe wahrzunehmen sind.

Das Jahr 1850 war für Saginaw sichtbar das einer guten Krisis, gleichwohl dürfte sich aber jeder über seinen Anblick in natura nicht wenig verwundern, besonders wenn er vorher den großartigen Anlageplan gesehen, nach welchem es wenigstens ein zweites Rom seyn müßte. Man muß nicht vergessen, daß viele neu angelegte amerikanische Städte zum größten Theil nur auf dem Papier und aus Marken an den Bäumen des Urwalds oder ins Wasser geschlagenen Pfosten bestehen. Hunderte und Tausende wurden hier zu Lande schon in der Art getäuscht, daß sie ungesehene Bauplätze kauften und an Ort und Stelle nichts fanden, als 6—10 Fuß tief Wasser, Rieth oder ein Stück unnahbarer Felsklüfte. Hier zu Lande muß jeder selbst suchen, denn wie weiland bei den Griechen List und Verschlagenheit Tugenden waren, nennt man hier einen verschmitzten Betrüger, wenn er nur die öffentliche Meinung und die Gesetze nicht beleidigt, einen „smart man", und ein betrogener ehrlicher Mann wird als dummer Teufel belächelt. Der Staat schützt hier niemand vor Betrug, bietet aber die ausgedehnteste Freiheit sich selbst davor zu bewahren.

Die Smaragdmine im rothen Meer. Es ist unlängst einer englischen Gesellschaft gestattet worden, die Arbeiten in der reichen Smaragdmine im Berg Zabarah auf einer Insel im rothen Meer fortzusetzen, welche in den letzten Regierungsjahren Mehemed Ali's eingestellt wurden. Kürzlich hat nun in dieser Grube bei großer Tiefe ein englischer Ingenieur einen Stollen von hohem Alter entdeckt, dessen Beschaffenheit so wie die Form der in demselben gefundenen Werkzeuge große Kunstfertigkeit verrathen. Diese Grube hielt schon der verdienstvolle Belzoni für ein Werk der alten Aegyptier. Aus der Hieroglypheninschrift eines zu gleicher Zeit dort aufgefundenen Steins, die aber großentheils zerstört ist, geht, so weit sie noch zu lesen ist, hervor, daß die Werke in der Grube von Zabarah zur Regierungszeit Sesostris des Großen, 1650 v. Chr., ihren Anfang genommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 258. 28 October 1851.

Ein Beispiel von Wittwenverbrennung in Indien.

Seit wenigen Jahren erst ist in Indien eine Veränderung in den Ansichten über Wittwenverbrennung vorgegangen, und diese Veränderung ist eine religiöse. Eine so außerordentliche Ausnahme von der eingewurzelten Tyrannei der Ueberlieferung würde eine nähere Untersuchung verdienen, wenn sie auch nur eine psychologische Erscheinung wäre, dieß ist aber noch mehr der Fall, wenn sie das Werk eines einzelnen brittischen Officiers, des Oberstlieutenant Ludlow, Residenten in Dscheipur ist. Wir werden nach der Schilderung des Quarterly Review (September 1851) diese Umwandlung schildern, und führen hier vorläufig eine erst vor 13 Jahren vorgekommene Wittwenverbrennung in der Stadt Udeypur an, welche von den herrschenden Ansichten eine Probe gibt.

„Am 30 August 1838 war die fürstliche Stadt Udeypur der Schauplatz einer furchtbaren Feierlichkeit. Am Mittag kündigte eine lange andauernde Artilleriesalve vom Fort den unerwarteten Tod des Maharana Dschuwan Singh an, und wie in tropischen Klimaten gewöhnlich, begannen die Vorbereitungen zu seinem Leichenbegängniß alsbald. Das Volk drängte sich um den Palast, nicht bloß um das Leichenbegängniß zu sehen, sondern auch um zu vernehmen, welche Frauen mit ihm den Scheiterhaufen besteigen würden. Die unmäßige Zahl von Frauenfüßen, auf den Grabmälern der Herrscher abgebildet,[1] gaben die Versicherung, daß der Fürst nicht ohne eine Frau oder Beischläferin den Holzstoß besteigen würde. Die einzige Frage war, wie viele? Es war bekannt, daß die jüngste der beiden Königinnen aus einer Familie stamme, in welcher diese Ceremonie selten zur Ausführung kam, während der plötzlich eintretende Tod des Maharana seinen Nebenfrauen nur wenig Zeit gelassen hatte, einen so furchtbaren Entschluß zur Reife zu bringen. Groß war daher die Verwunderung der Menge, als sie erfuhr, daß alsbald nachdem die Todesnachricht ins Zenana (Frauengemach) gedrungen, beide Königinnen und sechs von seinen sieben Nebenfrauen sich zum Feuertod entschlossen hätten. Die siebente, eine Lieblingsfrau, hatte sich mit dem charakteristisch genug als gültig angenommenen Grunde entschuldigt, daß sie „die zur Heiligkeit eines solchen Opfers nöthige Begeisterung nicht fühle."

Nun war es die Pflicht des hohen Adels die Damen anzureden, um sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Diese machten aber dem Zusprechen schnell ein Ende durch eine Handlung, die jeden Rücktritt unmöglich machte: sie lösten ihre Haare auf, entschleierten sich, gingen nach der Thür des Zenena und zeigten sich der versammelten Volksmasse. Alle Einrede hatte nun ein Ende, und man betrachtete sie als dem entschlafenen Herrscher geweiht. Fromme Ausrufungen strömten unaufhörlich von ihren Lippen, ihre Bewegungen erhielten eine geheimnißvolle Bedeutung, und ihre Worte wurden als prophetisch aufbewahrt.

Inzwischen war der Holzstoß hergerichtet worden, die acht Opfer zogen zu Pferde und in ihrer reichsten Kleidung nach dem Platze; hier legten sie ihren Schmuck und Juwelen ab, theilten Geschenke aus an die Umstehenden, erstiegen endlich den Holzstoß und nahmen ihren Platz neben der Leiche ein. Da der Maharana keinen Sohn hinterlassen, nahm sein Neffe, der jetzige Herrscher, die Fackel, um den Holzstoß anzuzünden. Der Lärm der Musik, das Singen der Priester und das Geschrei der Menge erhob sich zu gleicher Zeit — die Tragödie war zu Ende. „Der Vater einer der Königinnen — so schließt der Bericht eines Einheimischen — war während des ganzen Schauspiels zugegen; er ist in Betrachtung und Kummer versunken und seine Gefährten trösten ihn."

Manche Leser mögen sich bei dieser Gelegenheit erinnern, daß Lord W. Bentinck in zahllosen Werken als der Mann gepriesen ist, welcher diesen Abscheulichkeiten schon vor 20 Jahren ein Ende gemacht habe. Allerdings that er dieß, so weit seine Gewalt reichte. Von etwa 77 Millionen Menschen erreichte dieß Verbot direct nur etwa 37, die eigentliche brittische Unterthanen waren, indirect vielleicht 19 Millionen weiter, die Unterthanen einheimischer Fürsten, in deren innere Verwaltung England etwas einzureden hat, aber es blieben noch 21 Mill. übrig, die Unterthanen von Staaten, mit denen England zwar verbündet ist, auf welche aber die Gesetzgebung von 1829 durchaus keinen Bezug hatte. Das Fürstenthum Udeypur oder Mewar gehört zu diesen letztern, und der damalige Gouverneur, Lord Auckland, konnte nur als Privatmann von der oben beschriebenen Schaudergeschichte Notiz nehmen. Der Resident zu Udeypur erhielt den Auftrag auf nicht officiellem Wege den Abscheu auszudrücken, womit die brittische Regierung von jenem Schauspiel und der hervorstechenden Rolle, die der Fürst selbst dabei gespielt, vernommen habe. Zugleich fragte man den Residenten um seine Ansicht über die passendste Anerkennung, die man den Edelleuten zu Theil werden lassen könne, welche die Damen von ihrem Entschluß abzubringen gesucht hatten; die Antwort ist beachtenswerth: die fraglichen Personen, entgegnete der Resident, würden sich für „entehrt" halten durch irgend eine Dankesbezeugung, welche den Sinn in sich schlösse als sey ihr Abmahnen

[1] Dieß ist das unterscheidende Denkmal einer „Satti"; die Füße jedes Opfers werden an der Außenseite des Mausoleums mit den Sohlen nach außen in Relief abgebildet.

liegend etwas mehr als eine Förmlichkeit gewesen. So groß war die Verehrung, mit welcher bis zu einer so neuen Zeit von einem großen Theil der englischen Alliirten diese Sitte betrachtet wurde, und die Zustimmung, mit welcher die englische Regierung dieß Opfer nothgedrungen betrachten mußte.

Die Republiken von Süd-Amerika.

3. Nieder-Peru.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick begann das Glockengeläute, der Trommelschlag und das Schmettern der Trompeten und Hörner. Dieses Getöse zeigte an, daß die Procession die Kirche verließ. Ich lief nach dem Platze und kletterte mit großer Mühe über die Schranken, die zu dem Stiergefecht angebracht waren. Allenthalben im spanischen Amerika sind die Plätze der Dörfer sich ähnlich. Die Kirche mit ihrem Begräbnißplatze bildet eine Seite des Vierecks, die drei andern Seiten sind von Häusern und Gartenmauern umschlossen. Auf dem Platze von Chinchero stand vor jeder Hausthüre eine Schranke, und vor jeder etwas festen Mauer ein Gerüste mit Chichakrügen und Branntweinschläuchen wohl versehen. Die Procession zog aus der Kirche, und die Umstehenden warfen sich auf die Knie mit lauten Anrufungen der Nuestra Señora de Loretto. Voraus ging das Orchester, dann die Lanceros, arme Teufel, welche, um sich auf Kosten des Capitäns des Corso zu betrinken, mit der Lanze in der Hand den Stier mitten in der Kampfbahn angreifen; dann nahte sich zu Pferde eben dieser Capitän, der den Branntwein und die Chicha für die indianischen Toreadores bezahlt, endlich erscheint ein wächsernes Marienbild mit Flittern behängt, die „Nuestra Señora“, der Pfarrer unter seinem Baldachin und eine Schaar Andächtiger, Männer, Weiber und Kinder, alle, die Geistlichkeit ausgenommen, völlig betrunken. Sie hatten Samstag Abends die Vorfeier begonnen, der Sonntag hatte sie mit dem Glas in der Hand gefunden, und um Mittag, der Stunde der Procession, hatte die Lust den höchsten Grad erreicht.

Der Zug bewegte sich langsam um den Platz und kehrte in die Kirche zurück. Nun begannen das Stiergefecht und andere Belustigungen. Diesen Tag trugen alle Bewohner von Chinchero das Herz in der Hand, und ich erhielt vielfache und dringende Einladungen in verschiedene Häuser, wo die schöne Welt aus dem Ort und der Umgegend versammelt war. Der Platz war beständig mit Lanceros angefüllt, welche Lanzen schwangen, mit Cholos, die umhersprengten, und mit Indianern, die fortfuhren zu trinken, als plötzlich lautes Geschrei in der nächsten Straße die Volksmenge in Bewegung setzte, welche wie durch Zauber verschwand und den Platz leer ließ. Ein Stier, die Hörner mit Blumen und Bändern umwunden, sprang in wilden Sätzen auf den Platz, den er mehrmals umging und dann vor den Schranken anhielt, die ihn von der Menge schieden, und mit den Hörnern daran stieß. Los Lanceros! Los Lanceros! rief es aus dem Gewühl; aber die Lanceros, welche noch vor kurzem ihre Lanzen so kräftig schwangen, hielten sie jetzt kleinmüthig in der Hand, und drängten einer den andern vor, um den Angriff zu beginnen. Endlich sprangen ein Halbdutzend unter ihnen, entschlossener oder trunkener als die übrigen, in die Bahn und die Knie zur Erde beugend vereinigten sie die Spitzen ihrer Waffen in ein Bündel, das sie kühn dem Thiere entgegenhielten. Der Stier nahm die Ausforderung alsbald an, denn kaum hatte sich dieses Carré gebildet, als er mit gesenktem Kopfe sich auf die Lanceros stürzte, bevor er aber die Indianer mit seinen Hörnern erreichen konnte, waren ihm die sechs Lanzenspitzen in Nüstern, Hals und Brust gedrungen, und der Stier hielt an, brüllend vor Schmerz. Nun eilten die übrigen Lanceros herbei und machten ihn augenblicklich nieder. Die Leiche wurde hinausgeschafft und bald erschien ein zweiter Stier. Wie der erste, stürzte er sich auf die Lanzen und wurde wie dieser getödtet. Ein dritter hatte dasselbe Schicksal. Nun stürzte ein vierter herbei, es war ein kleines schwarzes Thier mit einem weißen Sterne auf der Stirne, er sprang wie eine junge Ziege, blieb dann plötzlich stehen, stieß ein kurzes Gebrüll aus, stampfte auf den Boden, daß die Erde umherstob und begann seine Sätze aufs neue; es war ein Vergnügen ihm zuzusehen, auch erhob sich von allen Seiten ein Murmeln des Beifalls, das bald zu lebhaften Lobpreisungen des jungen schwarzen Stieres wurde; zwei oder dreimal drang er bis zu den Lanzenspitzen vor, stach sich in die Nüstern und zog sich wüthend zurück. Durch die Schüchternheit des Thiers und durch ihren anfänglichen Erfolg ermuthigt, zerstreuten sich die Lanceros, knieten zu zwei und zwei auf den Platz und erwarteten den Stier mit aufgestemmten Lanzen. Er stürzte sich auf die beiden erstern, die ihm in dem Wege waren. Einmal in ihrem Bereich sprang er über Lanzen und Lanceros hin, kehrte dann nach den Unglücklichen um, die er mit Wuth niedertrat, mit seinen spitzigen Hörnern zerarbeitete und endlich mehr als zehn Fuß hoch in die Luft schleuderte. Nun erscholl ein allgemeines Geschrei auf dem Platze: Bravo toro! bravo toro! . . . Ich gestehe, daß ich meinerseits so aufgeregt war, daß ich nicht mehr athmen konnte. Die beiden Verstümmelten waren noch auf der Kampfbahn und schleppten sich auf Knien und Händen nach den Schranken, um dem Tode zu entgehen, aber der rasende Stier lief von einem zum andern, trat sie aufs neue mit Füßen und stieß mit seinen furchtbaren Hörnern. „Es ist entsetzlich“ sagte ich zu meinem nächsten Nachbar; dieser hörte mich nicht, seine ganze Seele lag in seinen Augen, er hatte sogar seine Cigarette ausgehen lassen, die er aus dem Munde nahm, um lauter zu rufen als alle andern: „Bravo toro! Ah toro picaro! so oft der Stier seinen Angriff auf die beiden unglücklichen Indianer erneuerte. O tapferer Stier, kleiner Schelm von einem Stier! Es ist mein Stier! sagte er mit Stolz indem er auf die Leute sah, die ihn umgaben, er ist aus meiner Hacienda, ich habe ihn für unsre Frau von Loretto geschenkt.“ Und am Ende als er mich wiederholen hörte, daß es eine Schmach sey, den beiden Indianern nicht beizustehen, setzte er lächelnd hinzu: „Sie bedürfen dessen nicht mehr, sie sind ganz sicherlich todt.“ Und in der That lagen die beiden Ärmsten mit zerbrochenen Gliedern in ihrem Blute in der Arena und waren todt, mausetodt. Ich hatte diese Schlächterei satt, überließ meinen Platz einem wahrhaften Liebhaber dieses Schauspiels, der mich mit seinem brava toro aus trunkenem Munde fast erstickte, und eilte zu meinen Maulthieren zurück, denen es schlimm erging, denn an diesem Tage wäre selbst um Gold nichts anderes zu erhalten gewesen als Chicha, Branntwein und Chupes.

Zu Chinchero hatte ich einen Gutsbesitzer aus der Umgegend kennen gelernt, der mich einlud bei der Vorüberreise an seiner Hacienda auf der Straße nach Lima bei ihm einzusprechen. Ich traf dort zwei erwachsene Töchter, welche sehr unzufrieden über ihr Schicksal und ihren Vater sich aussprachen, welcher es nicht für gut gehalten hatte sie zu dem Stiergefechte nach Chinchero zu führen. In der That ist auch das Leben dieser peruanischen Grundbesitzer fern von den großen Städten ein höchst trauriges.

Ihre Wohnungen, die mit den Wirthschaftsgebäuden um einen großen viereckigen Hof liegen, in welchem sich Hühner, Enten, Schweine umhertreiben, haben nichts angenehmes, und man findet weder ein Klavier, noch Bücher, ja nicht einmal ein elendes Zeitungsblatt darin. Eine Guitarre, worauf jeder zu klimpern versteht, und einige Andachtsbücher müssen den geistigen Bedürfnissen der Frauen im Innern von Peru genügen, auch sind sie die demüthigen Dienerinnen ihrer Herrn und Gebieter, welche sie mit rohem Uebermuth behandeln, wofür diese armen Wesen sich nur selten zu rächen vermögen.

Von Chinchero nach Guamanga bietet der Weg nichts bemerkenswerthes dar, als die tiefen Schluchten, welche man jeden Augenblick hinab- und hinaufsteigen muß. Getreide ist das Haupterzeugniß des Landes und wird fast einzig gebaut. Der Anblick von Guamanga ist reizend, die Häuser besonders in den Vorstädten scheinen sich mitten aus blühenden Gärten zu erheben, wenn man näher kömmt sieht man, daß diese grüne Umgebung einzig aus den Blüthen der Agaven, die wie Armleuchter aus den steifen fleischigen Blättern emporsteigen, besteht. Die Häuser, mit rothen Ziegeln gedeckt, sind blendend weiß getüncht, die Straßen gerade und wohl gereiht, und wo sie nicht von den Bergwassern der letzten Regenzeit, die sogar die Häuser überschwemmen, aufgewühlt wurden, reinlich und wohl gepflastert. Der Platz an der Kathedrale ist von drei Seiten mit Säulenhallen umgeben, die ihm ein luftiges und monumentales Ansehen leihen. Die Stadt ist am Fuße eines der zahlreichen Ausläufer der Berge erbaut, welche sich nach allen Richtungen von der Hauptkette der Anden hinstrecken. Die Ebene, welche sie nach zwei Seiten umgibt, ist mit Getreide angebaut; der gänzliche Mangel von Bäumen, die Trockenheit des vielfach zerrissenen Bodens, die Kahlheit der Berge, die den Horizont umschließen, geben dieser Landschaft einen ernsten Charakter. Guamanga ist der Hauptort des Departements Ayacucho. Dieses erzeugt Getreide, Mais, Früchte und Gartengewächse, und hat einige Silbergruben, die mit schwachem Capital betrieben werden. Wenn auch dieses beinahe nur ackerbautreibende Departement einige ausführbare Erzeugnisse liefern würde, so wäre es dennoch wegen der Wege und der Entfernung vom Meere unmöglich sie nach der Küste zu bringen. Zu Guamanga ist die Temperatur gemäßigt und auch die Einwohner haben nicht mehr das rauhe Wesen, welches unter der peruanischen Bevölkerung die Nähe der Sierra ankündigt. Ich wurde mit einer großen Zahl junger Männer und Frauen eingeladen zu einer Trilla (das Ausdörnen des Getreides) in einer Hacienda drei Stunden von der Stadt, die Damen saßen rittlings auf ihren Pferden und jagten im Galopp über die schmalen steinigen Wege am Rand des Abhanges hin. So gelangten wir bald an die Hacienda. Auf einer Hügelkuppel, die allen Winden ausgesetzt ist, lag das Getreide drei Fuß hoch aufgeschichtet. Man trieb Pferde und Maulthiere herbei, meistentheils ungezähmte, und ließ sie auf das Getreide los. Einige vierzig Indianer bildeten einen Kreis und erschreckten sie durch gellendes Geschrei, daß sie in äußerster Schnelligkeit hinstoben. Wenn die Pferde zu entrinnen suchten, wurden sie mit Stockschlägen aufgehalten, und da gab es ein Getöse und einen Staub, der nicht zu ertragen war, aber die ganze Gesellschaft höchlich vergnügte. Die Sonne war glühend, wir suchten drei Büsche aus, die ungefähr zehn Fuß hoch waren und setzten uns in den kümmerlichen Schatten ihrer kleinen Blätter, um zu frühstücken. Bald war die Unterhaltung belebt, und meine Gefährtinnen zeigten sich so natürlich und liebenswürdig, daß wir den ganzen Tag in Freude und Vergnügen hinbrachten. Unser kleines Fest endete wie alle Feste in diesem Lande durch etwas laute Fröhlichkeit, und da es zu spät wurde, nach Guamanga zurückzukehren, wurde einmüthig beschlossen, bis zum folgenden Morgen da zu bleiben. Wir tanzten einen guten Theil der Nacht, und den übrigen Theil brachten wir in einer Scheune zu, wo Mütter und Töchter, Väter, Brüder, Freunde und Gäste jeder sich in seine Ecke schmiegte so gut es wollte und die ganze Nacht hindurch über das improvisirte Nachtlager scherzte und plauderte, so daß keiner von uns ein Auge schließen konnte.

Diese nachlässige Gewohnheit das Getreide durch Pferde austreten zu lassen, ist noch in einigen Theilen von Frankreich, in Spanien und im Morgenland gebräuchlich. Der Ackerbau in Peru ist auf derselben Stufe geblieben, wie er zur Zeit der Eroberung gewesen; der Pflug hat keine Räder und die Schaar besteht aus einem fußlangen und zwei Zoll breiten Stücke einer Eisenstange, welches mit einem Riemen an das Holz festgebunden ist. Dieses Werkzeug schneidet kaum den Boden drei bis vier Zoll tief auf, und dennoch ist das Getreide der größte Reichthum des Landes; man hat noch nicht daran gedacht, den Weinstock anzupflanzen, der in diesem leichten Thonboden ein gutes Erzeugniß liefern würde.

Guamanga hat 6000 Einwohner, meistens Weiße und Mestizen. Auch hier besteht ein Collegium, worin wie zu Cuzco der Unterricht classisch und katholisch und ebenso mittelmäßig ist. Ich brachte vierzehn Tage daselbst zu und verließ die Stadt, in der ich so viel Güte und Wohlwollen gefunden hatte, ungern. Das Dörfchen Quina liegt 5 Stunden von Ayacucho. Von da steigt der Boden in sanftem Abhang bis zu dem Gebirge empor. Die Ebene zwischen dem Dorf und den Bergen war der Schauplatz der berühmten Schlacht von Ayacucho, die in der modernen Geschichte von Peru als die wichtigste des Unabhängigkeitskrieges angesehen wird. Hier schlugen 5000 Mann deren 9000; gegen alle Wahrscheinlichkeit capitulirten die alten Soldaten der Halbinsel vor den columbischen Gauchos und den Indianern der Sierra. Von Seite der Spanier war es Selbstvertrauen und Nachlässigkeit, Entschlossenheit von Seiten der Independenten; der Vicekönig Laserna war uneins mit seinen Generalen, und diese nicht einig unter sich.

Das spanische Heer, Fußvolk und Reiterei, war auf dem Berge aufgestellt, welcher die Ebene von Quina beherrscht. Die spanischen Plänkler stiegen hinab und eröffneten das Feuer, die Amerikaner schritten gegen sie vor und trieben sie zurück; die spanische Armee wollte ihnen zu Hülfe kommen, aber über der Ebene ist der Abhang sehr steil, man mußte deßhalb einen minder jähen und schmalen Weg einschlagen, auf dem nur ein Bataillon zugleich hinuntersteigen konnte. Sobald dieses in die Ebene debouchirte, fand es sich einem zahlreichen Truppencorps der Independenten gegenüber, welche es angriff und es warf, bevor die nachfolgenden Bataillone oder Schwadronen sich aufstellen konnten. Als Laserna die spanischen Truppen unschlüssig sah, verließ er plötzlich seine Stellung und griff mit dem Degen in der Hand den Feind an. Er wurde verwundet und gefangen; die andern Generale Valdes, Canterac, Bonet capitulirten; mehr als die Hälfte der Armee hatte keine Flinte abgefeuert. Nach dem Wortlaute der Uebergabe mußte das spanische Heer auf seine Kosten eingeschifft und nach Spanien zurückgeschickt werden; die spanischen Beamten konnten gleichfalls die Capitulation benützen und Peru, ohne beunruhigt zu werden, verlassen. Die Indianer beider Heere liefen nach der Schlacht davon; die Sache

der Weißen, ihrer Feinde, war ihnen gleichgültig; sie waren mit Gewalt recrutirt worden, sie hatten sich geschlagen, weil die Weißen, ihre Gebieter, es ihnen befohlen hatten; auch wußten sie, daß unter dem König wie unter dem Gesetz sie stets dienstbar bleiben würden, und sprachen auch die Verheißung, sie von dem Tribut zu befreien, nicht an. Dieser Tribut wurde um einen Piaster erhöht, ohne daß sie sich beklagten, nur als man nach der Schlacht die Waffen einsammelte, waren 4000 Flinten verschwunden.

Von Cusco nach Guamanga hatte ich den schönsten und anziehendsten Theil von Peru durchreist; ich hatte auf meinem Wege die Civilisation der Incas in den Denkmalen von Cusco und den Ruinen von Choquiquirao mit der Barbarei der Indianer in den wilden Antis, die halbspanischen Sitten mit den halbamerikanischen von Niederpeeu vergleichen können. Von Guamanga nach Lima zog ich durch Gegenden, wo der metallische Reichthum mit den Erzeugnissen einer Vegetation abwechselt, welche alle Klimate vertritt. Bei meiner Ankunft in der Hauptstadt von Peru suchte ich mir den traurigen Eindruck zu erklären, der mir von meiner Reise durch dieses fruchtbare Land mitten unter diesem begabten und gastfreundlichen Volke zurückgeblieben war, und niemals war mir deutlicher geworden, als bei meinem Eintritt in Lima, wie die Ohnmacht der Völker nur allein aus Mangel an Ordnung und Arbeit entsteht, welche die beiden Hauptbedingungen ihrer Kraft und Wohlfahrt ausmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer von Minnisota.

Walking-Thunder's Rede. — Der indianische Reigentanz. (Von Dr. K. J. Clement.)

Das vor reichlich drei Jahren entstandene, der amerikanischen Union gehörige Territorium Minnisota liegt zwischen dem Territorium Missouri und dem Staat Wisconsin innerhalb der großen Ströme Missouri und Mississippi, westlich von Wisconsin und zwischen 43½ und 49½ N. B. Im Lauf der Zeit wird seine Nordgränze am Südrande von Brittisch Amerika seyn. Dieses Territorium wächst ungemein rasch heran. Dörfer springen in Menge hervor und vergrößern sich zusehends nach allen Seiten; das Dorf St. Paul, nur ein paar Jahr alt, tritt schon in die Reihe der Städte ein, und eben diesen Sommer sind hier eine beträchtliche Anzahl Bauten theils entstanden, theils im Entstehen begriffen, unter andern ein großes städtisches Hotel, eine katholische Kirche, ein Seminarium, ein Regierungsgebäude und viele Magazine und Privathäuser. Das wird die Hauptstadt des einstigen Staats Minnisota seyn. Nach dem letzten Census von 1850 hatte Minnisota reichlich 6000 (weiße) Bewohner. Das Coteau des Prairies erstreckt sich in seiner ganzen Länge (gegen drittehalb Grad) auf der Westseite des Territoriums von Süden nach Norden hinauf, und liegt an seinem Nordende 2000 Fuß über dem Golf von Mexico. Der südlich von Minnisota belegene Staat Iowa erhielt erst 1838 seine Organisation und gedeiht in Folge seines fruchtbaren Bodens, schönen Klima's und reichen Bleiertrags außerordentlich.

Ueber die gegenwärtig in Minnisota vor sich gehenden Sioux-Indianischen Angelegenheiten meldet ein Correspondent des „St. Paul Pioneer“ aus Traverse de Sioux vom 12 Julius d. J. folgendes, was durch den „New-York Herald“ vom 30 Julius d. J. zu meiner Kunde gekommen ist.

Dieß scheint die Region der Donnerstürme, das Pivot des Sturmwetters, der Wechsel- oder Umlaufsplatz der Winde zu seyn. Wolken fliegen um und über sie, getrieben von immer wechselnden atmosphärischen Strömen, die Sonnenschein und Schauer in einer und derselben Stunde mischen, und die Witterungselemente ausmachen, eher schöner als wie sie vertheilt zu sehen wünschen. Die Indianer, die Regen nicht mögen und Donner fürchten, haben den Gegenstand des Wetters in sorgfältige Erwägung gezogen und sind entschlossen, einen verschiedenen Zustand der Dinge zu haben. Heute Morgen hielt einer ihrer Häuptlinge, Namens Walking-Thunder (Wander-Donner), eine Rede, die also lautete:

„Dieses hohe Wasser ist ungewöhnlich; der große Geist lächelt nicht; er grollt uns an; irgend etwas gefällt ihm nicht; unsre Kornfelder — wo sind die? Unsre jungen Männer können nicht jagen; das Pulver in unsern Büchsen ist naß; es will nicht brennen; wir tödten kein Wild — nichts; unser großer Vater [1] gibt uns ein wenig Fleisch und ein wenig Korn, seitdem wir zu dem Vertrag schritten; aber wir sind arm, sehr arm; unsre Rippen lassen sich zählen wie die Hölzer eines Hüttengestells durch das Fell hindurch; Korn wird nicht wachsen ohne Sonnenschein, und wenn wir nichts zu essen haben, müssen wir sterben; unsre Pferde sind dünn und hager; wir dachten, sie könnten was errennen, aber selbst Schasta Wasta's (Mr. Taylors) Pferd läuft schneller als unser hurtigster Büffelklepper; unsre Hunde sind mager, sehr mager; sie sind zu matt, um zu bellen; sie heulen manchmal ein wenig, aber sehr schwach; wir freuen uns, daß unser Vater hieher gekommen mit ein wenig Korn und ein wenig Fleisch, und vielleicht ein paar Scheiben Schweinefleisch für uns zu essen; wir waren sehr hungrig und sind es noch; der rothe Mann ist immer hungrig; die weißen jungen Männer sind fett; sie sehen sehr glatt und fleischig aus; die Ursache ist, weil der große Geist ihnen mehr Speise gibt; wir mögen so viel Regen nicht, es ist mehr als irgend nöthig ist (ha! ho!); unsre Zelte sind durchnäßt von Wasser; es thut uns weh, unsre Weiber so schwer beladen mit nassem Gepäck zu sehen, wenn wir reisen; wir können's nicht ertragen; es mag seyn, die Dampfboote trieben diese Fluth den Fluß herauf, als sie kamen; die Boote brachten ein wenig Korn und ein wenig Fleisch, und kann seyn eine Schnitte Schweinefleisch; sie sind willkommen (ho! ho!); unsre Hütten sehen kümmerlich aus (peaked); unsres großen Vaters Zelte sehen nicht kümmerlich aus; der große Geist regnet auf beide; aber es ist zu viel Donner und Regen und scharfer Blitz; wir brauchen mehr Fleisch und weniger Donner; es heißt, der große Donnervogel hat seinen Flügel auf die Quelle von Blau-Erd-Fluß geschlagen und einen Born offen gebrochen, woher diese Ueberschwemmung kommt; es ward in einem Traum mir zugeflüstert, wir müßten heute Nachmittag einen Reihen haben (ho, ho, ha!); es mag uns viel Donner und Blitz und Regen sparen; wenn unser großer Vater unser Land zu kaufen wünscht, wollen wir mit ihm darüber sprechen zu gelegener Zeit; unser großer Vater hat noch mehrere Stück Vieh uns gelassen; es hat keine Eile; Ochsenfleisch ist gut für den rothen Mann, aber Cuukuusch (Schweinefleisch) nicht sehr; wenn unsres großen Vaters Kinder [2] so viel auf Cuukuusch halten, warum essen sie es dann nicht statt Ochsenfleisch? Vielleicht weil sie denken, Ochsenfleisch ebenso wie Whiskey ist nicht gesund für uns (ho! ha! ho!); wir wollen dem Reigentanz heute Nachmittag beiwohnen, und versuchen den Sturm zu legen und den bösen Geist zu versöhnen: der Flügel des Donnervogels muß gebrochen seyn.“ (Ha! Ha! Ho!)

Am Nachmittag also ward zum Reigentanz zugerichtet; der gewählte Fleck war ungefähr ½ (engl.) Meile hinter dem Fluß auf einer Ebene. Die Commission und in der That unser ganzes Lager war gegenwärtig, und wohl 1000 Indianer von den verschiedenen Banden. Der Schauplatz dieses religiösen Tanzes war eine kreisförmige Einhägung aus Espenästen, die in den Boden gesteckt waren, gemacht, und mit vier bogenförmigen Thorwegen versehen, wovon nach jedem Hauptstrich des Compasses einer ging, so daß der Raum den Umfang eines großen Circus hatte.

(Schluß folgt.)

Druckfehler.

In der Nummer 252. p. 1006. 2te Columne Z. 4 von oben ist der Ausdruck „Prerogationscommission“ statt „Permanenzcommission“ stehen geblieben.

[1] Der Präsident der Vereinigten Staaten.
[2] Die Amerikaner.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 259. 29 October 1851.

Etwas über die Medicin bei den Chinesen.

(Nach einer Mittheilung Dr. Tatarinows in der Petersburgischen Gesellschaft der Aerzte.)

Die Chinesen haben ein sehr altes Buch, Nei-dzin, d. h. über das Innere, oder den Bau des Organismus, betitelt. Dieß Buch wird, wie so manches andere, in die Zeit des Kaisers Chuan-di, d. h. 2357 oder 2637 vor Chr., verlegt, ein freilich fabelhaftes Alter, aber das Buch muß doch aus ziemlich früher Zeit stammen, weil unzweifelhafte historische Zeugnisse dafür sprechen, daß unter der zweiten Dynastie Han, welche zwischen 23 und 266 nach Chr. regierte, ein Arzt, Namens Vin, einen Commentar über dieß Werk verfaßte; auch unter der Dynastie Thang (619—907 n. Chr.) wird das Werk, als aus vier Abtheilungen bestehend, erwähnt. Diese wissenschaftliche Behandlung in so früher Zeit ist um so merkwürdiger, als die Heilkunde in China stets eine freie Kunst war, und nie unter Regierungsaufsicht stand. Zu allen Zeiten beschäftigten sich sehr wenig gebildete Leute damit, im Alterthum namentlich Astrologen, Wahrsager, die Geistlichen der buddhistischen Secte, die sich durch Geheimmittel auszeichneten, welche die Unsterblichkeit geben sollten. Als im J. 213 auf Befehl des Kaisers Schi-huan-di alle Bücher verbrannt werden sollten, wurden nur die medicinischen und astrologischen (?) Schriften, als der Menschheit direct nützlich, von dem Befehl ausgeschlossen. Die Verwandtschaft der Astrologie mit der Medicin sieht man auch jetzt noch, sowohl aus den allgemeinen Grundsätzen, die für beide Wissenschaften angenommen werden, als aus der doppelten Eigenschaft eines Wahrsagers und Arztes, die namentlich in Dörfern und kleinen Städten meistens verbunden sind. Theils die Gleichgültigkeit der Regierung, welche den Aerzten keine rechtliche Stellung gab, theils die Ansichten des Volks, welches die ärztliche Praxis als etwas sehr geringfügiges ansieht, machte daß die Classe der Aerzte in China stets ein Gemisch aller Stände und Bildungen war, und daß die Kunst sich sehr zersplitterte, je nachdem einer oder der andere für angemessen fand, sich unter diesem oder jenem Charlatanismus zu verbergen. Bei der starken Bevölkerung in China, und der Schwierigkeit sein Auskommen zu finden, ist die Zahl der Aerzte außerordentlich groß geworden. Gegenwärtig kann man in Peking in jeder großen oder kleinen Straße ein Duzend verschiedenartiger Aushängschilde an Thüren und Fenstern sehen, die den Inwohner als Arzt bekunden, der von dienstfertigen Freunden und dankbaren Patienten als einen Ausbund von Heilkünstler gerühmt wird. In der Straße, wo der russische Hof steht, befinden sich neun solcher Aushängschilde auf einer Strecke von 3—400 Schritt. Daraus kann man leicht entnehmen, wie viel Aerzte es überhaupt in China gibt.

Man kann den ärztlichen Stand in zwei Abtheilungen theilen. Zu der ersten gehören die, welche sich mit der Praxis nach einem längern freilich sehr oberflächlichen Lehrcurses unter Anleitung eines Vaters oder sonstigen Lehrers befassen. Zu der zweiten gehören die, welche im reifern Alter zu diesem Stand greifen, als zu einem Mittel, sich desto leichter fortzubringen. Die erstern können noch für gebildet, wenigstens in chinesischem Sinne, gelten, die andern sind natürlich meist nur Charlatans und Betrüger, die allerhand Mixturen verkaufen; sie stehen auch in der Volksmeinung sehr niedrig.

Die Republiken von Süd-Amerika.

(Fortsetzung.)

4. Lima.

Der erste Anblick von Lima vermag durch nichts den peinlichen Eindruck zu zerstören, den man von der Reise in dem Innern von Peru mitbringt. Auch hier trifft man seltsame Contraste von Größe und Armuth, von ängstlichem Fleiß und Trägheit, welche dem Europäer schmerzlich auffallen. Ich hatte Gelegenheit diese Contraste während eines langen Aufenthalts zu Lima nach Genüge zu beobachten, und indem ich der liebenswürdigen, anziehenden Oberfläche des limanischen Gesellschaftslebens völlige Gerechtigkeit widerfahren ließ, konnte ich nicht verkennen, wie diese glänzende Außenseite nur allzu viele Keime der Unordnung, Ursachen von Schwäche, welche die Einwirkung einer entschlossenen und festgegründeten Regierung allein kräftig zu bekämpfen vermöchte, in sich verbirgt.

Ich langte mitten in einem Kirchenfeste in der Stadt an, und verließ sie kurz nach den Schrecken eines Militäraufstandes. Diese erste und letzte Episode meines Aufenthaltes enthielten eigentlich alles, was ich an Bemerkungen sammeln konnte. Die Vorliebe für Schaustellungen, sowohl religiöse als politische, ist der Hauptcharakterzug der Peruaner, und ich werde nie den Eindruck vergessen, den mir die Hauptstadt machte, als ich bei dunkler Nacht an ihren Barrieren anlangte. Man feierte das Fest von Nuestra Señora de la Merced, der Patronin der Unabhängigkeit. Die Glocken läuteten, die Einwohner drängten sich in den beleuchteten Straßen. Man fühlte es wohl, daß diese Bevölkerung, welche durch eine religiöse Feier in so große Aufregung versetzt wurde, alle ihre nationalen Leidenschaften beibehalten hatte. Das Kleid allein hatte gewechselt; die Männer trugen europäische Kleidung, die Frauen seidene oder bunte

baumwollene Gewänder, statt der alten Saya, welche nur noch als Morgentracht gesehen wird.

Bei meinem ersten Schritt in den Straßen sah und erkannte ich, daß unter den ernsten Außenseiten europäischer Gesittung der alte peruanische Geist in seiner ganzen poetischen Leichtfertigkeit fortlebte. Das äußere Ansehen der Stadt hat sich seit der Zeit der Vicekönige ebenso wenig verändert als der Geist ihrer Bewohner; sie bietet einen seltsamen Anblick dar, mit ihren schachbretartigen durch schmale Straßen geschiedenen Häusergruppen und etwa 60 Kirchen, die darin zerstreut liegen, mit den grellfarbigen Thürmen; das Ganze von weiten Gärten eingefaßt, an der einen Seite von dem Meer, an der andern von den sandigen Hochebenen begränzt, die sich terrassenförmig bis zu den Nevaos der Cordilleren erheben. Dieß ist das große Schauspiel, das sich von der Spitze der Kathedrale aus entfaltet. Steigt man alsdann in die belebten Straßen nieder, besonders an einem Festtage, so erfaßt man leicht in dem äußern Umrisse dieses liebenswürdigen und fröhlichen Völkchens die charakteristischen Züge, welche Lima zur angenehmsten Stadt von Peru machen.

Es war mir ein Vergnügen, das ich auch manchmal zu genießen vermochte, nach der werdenden Eigenthümlichkeit eines Volkes zu spähen, das sich für das politische Leben bildet, indeß drängte sich mir immer wieder die Erinnerung an die Vergangenheit auf, die besonders zu gewissen Zeiten, an gewissen Tagen, lebhaft hervortritt, wie zum Beispiel am Allerseelentage, wo jedes politische Anliegen vor den traurigen und großen Gedanken, welche diese religiöse Feier weckt, verschwand. An diesem Tage muß man die ganze Bevölkerung von Lima auf dem Begräbnißplatze suchen. Der Hauptfriedhof dieser Stadt, „das Pantheon", erinnert übrigens an einen nicht leichten Sieg, den die philosophischen Ideen des Europa vom 18ten Jahrhundert über den religiösen Glauben des Spaniens des 16ten davongetragen. Der Gebrauch, die Leichen in den Kirchen beizusetzen, hatte sich in Peru sehr lange erhalten. Es war dieß ein Vorrecht der Klöster, eine ergiebige Quelle von Gaben und Schenkungen, und es bedurfte der muthvollen Neuerung eines Vicekönigs, um diesen Gebrauch abzuschaffen, der in einem Klima, das die Erhaltung der Leichen so wenig begünstigt, üble Folgen für die öffentliche Gesundheit hatte.

Jener Vicekönig ließ außerhalb Lima den weiten mit dem Namen des Pantheon ausgestatteten Begräbnißplatz erbauen. Die Mönche und die Brüderschaften setzten sich dagegen; man nannte es einen Scandal und Atheismus, aber es half alles nichts. Die Schlußsteine der Grüfte wurden für immer versiegelt, und die Mönche erlangten die schmerzliche Gewißheit, daß sie nach ihrem Tode selber auf Befehl des Vicekönigs nach dem verhaßten Pantheon gebracht werden würden. Die Mauern dieses Friedhofes umfassen einen weiten, viereckigen Raum, der in Abtheilungen von verschiedener Breite geschieden ist. Die Klöster, die Brüderschaften, die verschiedenen Innungen, die Advocaten, Richter und Mediziner haben abgesonderte Grabstätten; die Trennungsmauern sind sieben Fuß breit und in ihrer Dicke hat man Nischen angebracht, welche je einen Sarg aufnehmen können. Die Todten werden der Länge nach in dieses Columbarium niedergelegt, dessen Oeffnung zugemauert wird. Zehn Jahre später reißt man die Nische auf, öffnet den Sarg und bringt die Gebeine, mit ungelöschtem Kalk bedeckt, in die allgemeine Grube. Das Grab gehört nun für 20 Piaster dem ersten besten, der es wieder zehn Jahre einnimmt. Um 200 Piaster kann man eine solche Nische für alle Zeiten erwerben. Daher können die Verwandten und Freunde jedes Todten, der nicht 200 Piaster entrichtet hat, nur während zehn Jahren an seinem Grabe weinen.

Am Allerseelentage kam mich die Lust an, wie alle Einwohner von Lima nach dem Pantheon zu gehen; die Straßen welche dahin führten, waren mit Menschen angefüllt, die Balcone mit mehr oder minder geputzten Frauen, alle hübsch frisirt und mit natürlichen Blumen in den Haaren. Die Wagen, welche in zwei Reihen dahin fuhren, hielten an den Pforten des Friedhofes; die Reiter stiegen jenseits der ersten Ringmauer ab, und die Menge bewegte sich frei allenthalben. Eine Capelle im Schnck erbaut trennt diesen Vorhof von den übrigen Höfen, wo die Leichen eingemauert sind. Diese steht offen und dient als Ein- und Ausgang für das Gewühl.

Auf den Stufen, welche von beiden Seiten zu der Capelle führen, saßen Gruppen von Tapadas, die meisten in Saya Rota (mit zerrissenem Schleier, der den Wunsch anzeigt unerkannt zu bleiben), welche die Caballeros oder Mönche ihrer Bekanntschaft anredeten, und Angesichts der Menge, welche ohne sie zu beachten, ab- und zuströmt, zu einem a parte (Stelldichein) sich eingefunden hatten. Die Gränzen des Friedhofs sind von Tulpenbäumen beschattet und mit Buchshecken eingefaßt. Die Armen werden in der Mitte der großen Vierecke beerdigt, deren Boden stets frisch aufgewühlt erscheint, und auf welchem kein Unkraut wurzeln kann.[1] Die Müßigen, welche die Mehrzahl ausmachten, gingen in diesen Alleen spazieren und rauchten ihre Cigarette. Die Trauernden nahten sich den Mauern, um unter diesen zahllosen Inschriften den Namen des Angehörigen oder Freundes zu suchen, für den sie zu beten kamen; aber in diesem glückseligen Lande ist Trägheit das erste Gesetz für einen jeden, und so wendet man sich gewöhnlich an die Mönche, welche sich an diesem Tage für das Heil der Seelen im Fegfeuer aufopfern, und kauft ihre Gebete. Die Bürgerkriege, welche die Klöster mit jungen, arbeitscheuen, gebrechlichen oder zu Grunde gerichteten Leuten bevölkert haben, nahmen dem Klosterorden auch den letzten Anschein von Frömmigkeit, und dennoch, so groß ist die Gewohnheit des Glaubens, den bis jetzt noch nichts unterdrücken konnte, dürfen die Klostergeistlichen sogar auf die Achtung derjenigen Frauen zählen, die am meisten Gelegenheit haben, an ihrer Unterwerfung unter die Mönchsregeln zu zweifeln.

Ein anderer eigenthümlicher Glaube, der sich an diesen Allerseelentag knüpft, ist, daß eine unter Anrufung einer Seele im Fegfeuer genommene Lotterienummer unfehlbar gewinnen muß. Folgende Devisen, die den Sorteros (Lotteriebeamten), welche allenthalben herbeieilen, wo es ein Volksgewühl gibt, zugestellt wurden, habe ich aus dem Lotterieregister abgeschrieben, das mir einer der Sorteros geliehen hatte; sie dienen als Losungswort für die gewinnende Nummer: **Madrina y san Camilo piden lo de Dios** (meine Pathin und St. Camillus sollen Gott darum bitten); — **viva Maria, resiente el Demonio** (es lebe Maria, und sterbe der Teufel); — **Dios me la dè para pagar lo que devo** (geb mirs Gott um zu zahlen, was ich schuldig bin); — **bueno es sembrar para recoger** (man muß säen um zu ernten), — **la cachucha de mi madre es men grande que la mia etc.** Ich konnte dem gefälligen Sortero sein Lotteriebuch nicht mehr zurückgeben, so sehr belustigten mich die frommen und lächerlichen Sprüche, welche ich auf jeder Seite fand. Dieses

[1] Zu Lima sterben täglich 6 bis 7 Personen; bei einer Einwohnerzahl von 50 bis 55,000 Seelen ist dieß eine beträchtliche Sterblichkeit.

Volk mit seinen Spässen, seinem Glauben und seiner Weichlichkeit erinnerte mich vollkommen an die Neapolitaner, nicht an die Lazzaroni in ihrer rohen Betteihaftigkeit, sondern an die Classe der Handwerker und kleinen wohlhabenden Bürger. Die thätigsten Schauspieler bei diesem Auftritte waren die Mönche und die Sorteros. Die Mönche beteten für zwei Realen für diese oder jene Seele im Fegefeuer; neben ihnen schreiben die Sorteros die Lotterienummern ein, die alsbald unter den Schutz der Seele gestellt wurden, für welche der Mönch sein Responso abbetete, und dieser selber leichtgläubig und dürftig, wie seine Kunden, benützte das Geld, welches er erhielt, zu Lotterielaosen, die er ebenfalls der Seele befahl, für welche er betete. Es war ein hübsches Genrebild; das Pantheon wie ein Garten in altfranzösischem Geschmack, das Gewühl der Tapadas, der Offiziere mit breitem Federbusch und schleppenden Säbeln, Cholos, Indianer, alle um Sorteros oder Mönche gruppirt, und der Mönch, die Cigarette in der Hand, im Gebet für die Seele eines Verstorbenen begriffen, den man ihm nannte, mittelst zwei Realen die er alsbald in die Lotterie einsetzte.

Lima hat eben sowohl seine politischen Feste, wie seine religiösen. Alljährlich am 9 Dec. feiert man mit großem Pomp den Jahrestag der Schlacht von Ayacucho mit einem Hochamte, Artilleriesalven auf der Plaza Mayor, und Reden im Präsidialpalast, dessen Zugänge der Menge geöffnet sind. Der Präsident unter einem Thronhimmel horcht ernsthaft auf die Anreden der hohen Militär- und Civilbeamten. Abends wird der Palast und das Stadthaus beleuchtet. Das Theater feiert diesen Jahrestag auf seine Weise mit Gelegenheitsstücken. Was ich darstellen sah, war ein sonderbares Gemisch von allegorischen Auftritten und kriegerischen Scenen. Man sah den Ehrgeiz mit einer Krone auf dem Haupt sich der unumschränkten Gewalt bemächtigen, dann die Constitution dem Schuldigen entgegen treten, welchen Peru, als Wilder verkleidet, mit aller Wuth bedrohte. Nach vielen hochtrabenden Reden zwischen diesen drei höchsten Personen, bestimmte ein Oberst die Truppen des Ehrgeizes und der Constitution zu fraternisiren, worauf die Soldaten sich umarmten und ihre Flinten in die Luft schossen.

Die Stiergefechte sind die nothwendige Vervollständigung jeglichen spanischen Festes. Auch zu Lima geht alles ungefähr wie in Spanien selber zu; nur wird jedes Gefecht durch eine glänzende Darstellung von peruanischer Erfindung eröffnet, und zwar durch die Capeadores zu Pferde. Ein Reiter, der einen Königsmantel wehen läßt, sprengt im Galopp in die Bahn, an dem Stier vorüber und schwenkt den Mantel über seine Hörner. Der Stier stürzt dem Angreifer nach, der rasch sein Pferd umwirft und beständig dem Verfolger den schrecklichen rothen Mantel entgegen hält. Nach zwei oder dreimaligem Umherjagen bleibt das Thier entmuthigt, unbeweglich stehen und der Reiter entfernt sich unter dem Beifallruf der Menge.

Ungeachtet der christlichen Lehre, welche zu Lima die Kastenunterschiede hätte aufheben sollen, war die sociale Gleichheit in der Hauptstadt von Peru stets nur ein leeres Wort. Als die Crealen die Unabhängigkeiten verkündeten, dachten sie nicht daran Indianer und Neger frei zu machen; aber San-Martin proclamirte die Freiheit der Neger und machte aus jedem Indianer einen Wähler; er berief sogar die Mestizen zu öffentlichen Aemtern. Von da an begann eine Nebenbuhlerschaft der Racen, die noch lange nicht enden wird. Die meisten Bürgerkriege, welche so lange schon das Land verwüsten, haben keinen andern Ursprung als diese unüberwindliche Antipathie der Weißen, der Indianer und Neger, die durch die Verkündigung socialer Gleichheit eher noch zugenommen hat. Die Festtage und öffentlichen Lustbarkeiten, die zu Lima so häufig sind, lassen nur vorübergehend diesen Haß verschwinden, der bei jeder Gelegenheit politischen Kampfes um so lebhafter wieder erwacht.

(Schluß folgt.)

Die Kabliaufischerei der Franzosen.

Die Kabliaufischerei Frankreichs beschäftigt jetzt in jedem Jahre 400 Schiffe von zusammen 50,000 Tonnen Gehalt, die mit 11,000 Seeleuten bemannt sind, ferner 200 Transport- oder Küstenfahrzeuge mit 2000 Seeleuten, überhaupt also 600 Schiffe und 13,000 Mann. Frankreich besitzt Küsten von etwa 450 Seemeilen Länge, und in früherer Zeit war seine Fischerei auf den Bänken von Neuseeland so bedeutend, daß dadurch fast ganz Europa mit Stockfisch, und die ganze französische Flotte mit Matrosen versehen werden konnte. Allein in Folge der Tractate von Utrecht 1713 und von Vervins 1785, so wie durch die Abtretung von Canada blieb Frankreich nur das beschränkte Recht der Fischerei auf den östlichen und westlichen Bänken der Insel Neufundland, jedoch ohne die Befugniß Häuser oder Wohnungen dort errichten zu dürfen, ausgenommen die zum Dörren und Einsalzen der Fische durchaus nothwendigen Hütten und offnen Schoppen. Bei solchen Verhältnissen wird jeder einsehen, daß Frankreich die Concurrenz weder mit den englischen Fischern aushalten kann, welche auf der Insel angesiedelt sind, noch mit den Amerikanern, welche den Vortheil haben, daß sie ihren eignen Küsten nahe sind. Frankreich besitzt, um seine Schiffe dort sicher unterzubringen, nur die beiden kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon, nackte Felsen, welchen alle Lebensbedürfnisse, selbst Brennholz, zugeführt werden müssen; deßhalb hängt die Existenz der französischen Kabliaufischerei von dem Schutze und der Unterstützung der Regierung ab, denn ohne diese würde sie zu Grunde gehen und damit eine Pflanzschule für 13,000 Seeleute sich verlieren. Im J. 1793 zählte Frankreich laut officieller Listen 100,000 brauchbare Seeleute, im J. 1815 aber nur 83,000; 1836 stieg diese Zahl auf 90,511, und 1840 bis auf 98,706. Diese Zunahme ist hauptsächlich aus der Ausdehnung der Kabliaufischerei entsprungen, welche durch die regierungsseitig ihr gewährte Aufmunterung von 30,584 Tonnen Schiffsgehalt und 8108 Mann im J. 1816, auf 54,995 Tonnen und 11,499 Mann im J. 1839 gestiegen ist. Außer diesen lediglich für die Fischerei ausgerüsteten Schiffen, gebraucht man zwischen 60 bis 80 Schiffe, um die Stockfischladungen von den Bänken von Neufundland nach den Colonien zu bringen, und ferner noch eine Anzahl von Transportschiffen, welche 50 bis 60 Millionen Pfund Salz, so wie Pech, Mehl und andere Lebensbedürfnisse für 13,000 Menschen während acht Monate des Jahrs zuführen; damit werden Schiffe von zusammen etwa 50,000 Tonnen Last in jedem Jahre beschäftigt. So kann man ohne Uebertreibung sagen, daß die Kabliaufischerei Frankreich 12,000 erfahrne Seeleute liefert, mithin fast $^4/_5$ der für die Kriegsflotte erforderlichen Bemannung, welche aber im Fall eines Krieges beträchtlich vermehrt werden müßte. Jeder andere Theil des Seehandels könnte ein solches Resultat nicht ergeben, da Kauffahrteischiffe von zusammen 170,000 Tonnen erst die 12,000 Seeleute liefern würden, welche die Kabliaufischerei allein liefert. Durch den Verlust von St. Domingo kamen 167,665 Tonnen Schiffsgehalt in Frankreich außer Beschäftigung, und doch waren zum Handel mit dieser Insel nicht mehr als 9835 Seeleute erforderlich.

Die Indianer von Minnisota.

(Schluß.)

Mitten auf der Fläche stand ein Pfahl mit einem aus Baumrinde geschnittenen Bildniß, welches den Donnervogel vorstellen sollte und an einem Band am Gipfel hing. An jedem der vier Thorwege stand ein anderer Pfahl mit einem Bild derselben Art, aber kleiner als das im Centrum. Nahe am Fuß des Centralpfahls war eine kleine Laube von

Eichengebüsch, worin mit geschwärztem Gesicht und einer Perrücke von grünem Grase auf dem Kopf ein häßlich aussehender Indianer saß, der als Zauberer agirte und inbrünstige Formeln und Prophezeihungen sprach, und abwechselnd die Trommel schlug und auf der Indianerflöte spielte und sang, um die mancherlei Evolutionen des Tanzes zu regeln. Vor dieser Laube am Fuß des Centralpfahls fanden sich verschiedene mystische Embleme — das aus Baumrinde geschnittene Bild eines rennenden Büffels, der mit seinen Beinen im Boden stak, ferner eine Pfeife und ein rother Stein von Gestalt ungefähr wie ein Kopf mit einigen gemalten Spänen, Moos oder anderm Stoff auf der Hirnschale, um Haar vorzustellen. Der rothe Stein, heißt es, repräsentirt den zu besänftigenden Geist des Uebels. Auf ein von dem Hexenmeister gegebenes Zeichen sprangen die jungen Männer durch die Thorwege herein und begannen in Procession einen Rundtanz um den Zauberer herum, welcher fortfuhr zu singen und seine Trommel zu schlagen, und gelegentlich die Tanzordnung wechselte oder den Tänzern eine Pause zum Ausruhen gewährte mittelst Blasens auf seiner Flöte. Das Tanzen ist dieselbe Art Doppel-Hopser oder „Shalee-Step," die wir in ihren Medicin- und Scalptänzen sehen. Nach 15 bis 20 Minuten gewaltiger Bewegung rannten die Tänzer aus dem Ring heraus und kehrten nach kurzer Pause zurück.

Bei der dritten Partie leisteten einige Mann zu Pferde, die in sehr geputztem phantastischem Costüm draußen um die Einhägung herumritten, dem Tänzeraufzug im innern Raum Gesellschaft. Bei der vierten und letzten Partie schlossen sich eine Menge Knaben und Mädchen der Tänzerbande drinnen an, und noch vielmehr Reiter stießen zu der Cavalcade, die schnell und immer schneller um den Platz herumritten, einige in blaue gestickte Wolldecken, andere in weiße gekleidet, und so wie jeder Reiter gewandt und schnell ritt — ein Gegenstand für den Maler — ward die Musik immer belebter, und die aufgeregten Virtuosen flogen wie ein Mahlstrom von phantastischen Männern und Pferden fort — ein Schauspiel, so selten und seltsam, daß in New-York ein Unternehmer in einem Monat mit einer solchen Reiterschau sich ein Vermögen machen könnte. Am Schluß des vierten Acts wurden plötzlich mehrere Büchsen auf die Pfähle abgefeuert, woran die Donnervögel hingen, und alle waren im Nu niedergeschossen, worauf der Vorhang fiel und alles sich zerstreute. So endete der Reigentanz, das imposanteste Schauspiel, das wohl je ist unter den Sioux gesehen worden.

Bald hernach kamen die Häuptlinge und Führer einer eben von Lake Travers[1] mit Mr. Riggs angelangten großen Indianer-Bande und sprachen bei den Bevollmächtigten ein. Ein Beef ward ihnen vorgesetzt; sie sagten, sie wären sehr hungrig, und ihre Blicke gaben die gewisse Bestätigung dessen was sie sagten.

Schakopi (halb Dutzend), der Anführer, wird morgen mit seiner Bande von hier heimreisen; sie sind hier nicht vonnöthen, sondern in ihrem eignen Dorf, wo sie mit den Banden weiter unten zum Unterhandeln zusammentreffen werden; sie kamen hieher, weil sie sehr hungrig waren — indem sie dem Vieh nachzogen. Schakopi wird hier nicht zum zweitenmal eine Gelegenheit haben, bei den andern Indianern damit zu prahlen, daß er „gewöhnlich eingeladen bei den Bevollmächtigten zu Mittag speist." Schakopi's Leute führen gerade jetzt ihre Pferde in den Fluß und lassen sie nach dem andern Ufer überschwimmen, während jedes einzelne Pferd an der Seite eines Canoes schwimmt. Weit unten müssen sie landen.

So finden denn auch jene Indianer auf den höhern Breitengraden keine Ruhe mehr. Nachdem sie in Berührung mit den Weißen gekommen sind, scheint die Race der Sioux immer mehr gesunken zu seyn. Ihr Verhängniß weist abendwärts, dem Untergange zu; sie sollen über den Missouri hinaus. Man unterhandelt! Die Führer sind leicht verführt. Es ist wahr:

They waste us; ay, like April snow
In the warm noon, we shrink away,
And fast they follow as we go
Towards the setting day,
Till they shall fill the land, and we
Are driven into the western sea.

Zum Schluß füge ich noch folgende Notiz aus einem New-Yorker Blatt vom 23 Julius 1851 hinzu.

„Aus Minnisota. Gegen Ende vorigen Monats wurde wieder ein Vertrag mit den untern Sioux-Indianern abgeschlossen. Die weiter oben lebenden Zweige dieses Stammes konnten erst 10 Tage später eintreffen. Die Sioux in Minnisota[1] sind einer der verkommensten Stämme, Blutdurst, Raubgier und Hunger quälen sie abwechselnd. Der Vertrag kam bald zu Stande, und man sieht nun ihrem Abzug nach dem „Westen" entgegen. Die wirklichen mit den Vereinigten Staaten Verträge schließenden Parteien sind nicht die Indianer, sondern die Händler, welche ihnen Lebensmittel, Waffen und Schießbedarf liefern und den größten Einfluß ausüben. Aber das ganze Regierungssystem, sagt ein Correspondent, ist in Bezug auf die Indianer ein Irrthum, ein Humbug, und beruht auf einer ganz falschen Auffassung des indianischen Charakters. Den vorstehenden Vertrag hat Mr. Sibley mit der Regierung geschlossen, der einen ausgebreiteten Handel treibt und das vollständigste Vertrauen der Wilden besitzt. Derselbe hat auch den Commissären den Ankauf der Strecke Landes angeboten, das sich ungefähr 200 (engl.) Meilen vom Mississippi westwärts ausdehnt und durch die kleinen Nebenflüsse sehr reichlich mit Wasser versehen wird. Mr. Sibley verlangt dafür „im Namen der Indianer" zwei Millionen Dollars, und der Besitz desselben ist freilich für das Aufblühen des Gebiets von Minnisota fast unerläßlich."

Miscellen.

Die Bevölkerung der Stadt New-York mit ihren Vorstädten Brooklyn und Williamsburgh betrug laut der in amerikanischen Zeitungen bekannt gemachten officiellen Angaben am Schluße des Jahrs 1850 643,030 Seelen; die Bevölkerung dieser Städte hat in den letzten 10 Jahren um 81½ Procent sich vermehrt, denn sie betrug:

	1840	1845.	1850	
in New-York . . .	312,932	371,223	515,394	Seelen,
in Brooklyn . . .	36,233	58,558	96,850	„
in Williamsburgh .	5094	11,338	30,786	„
Summa .	354,259	442,119	643,030	Seelen.

Da nach demselben Documente New-York 37,730 Wohnhäuser zählt, so leben in jedem derselben durchschnittlich 13⅛ Personen; am Schluße des Jahrs 1850 befanden sich dort 3387 Fabriken und Manufacturen, welche 53,703 Männer und 29,917 Frauenzimmer beschäftigten, also jede im Durchschnitt fast 25 Personen. Im Laufe des J. 1850 kamen 210,844 Fremde aus allen Weltgegenden nach New-York, und zahlten jeder eine Abgabe von 1½ Dollars, zusammen also 316,266 Dollars an die Stadtcasse, welche zur Unterstützung und Verpflegung hülfsbedürftiger oder kranker Einwanderer verwendet werden.

Die Elektricität der Atmosphäre beträgt nach Dr. Turley's vierjährigen Beobachtungen im Monat Junius durchschnittlich 47°, im Januar 605. Sie nimmt vom Januar an fortwährend ab, und steigt vom Julius an, so daß die Elektricität im Winter am stärksten ist; die Jahre sind indeß sehr ungleich: während der December 1846 797° ergab, zeigt der December 1848 nur 281. Der August 1847 zeigt den niedrigsten Grad von Elektricität, nämlich nur 11°. Turley ist der Ansicht, daß die Lebenskraft der Vegetabilien und der Thiere in der größern oder geringern Elektricität liegt, und schreibt unter anderem auch die Kartoffelkrankheit einer Verminderung der Erdelektricität zu. (Union médic.)

[1] Dieser See liegt auf 45¾° N. B. und 19½° W. L. von Washington oder fast 97° West von Greenwich. Der Mountain of the Great Spirit in Minnisota liegt auf 48° N. B. und auf demselben Langengrad mit Lake Travers.

[1] Auch auf dem Wege nach Oregon und Californien, der von Independence ausgeht, gibt es noch Sioux-Indianerstämme.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 260. 30 October 1851.

Zeitbetrachtungen.

Man vernimmt aus Berlin und Wien allerlei, was beweist, daß die Blicke mit ungewöhnlicher Spannung auf Paris geheftet sind, so sehr, daß selbst die innern, doch hinreichend die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Angelegenheiten davor etwas in den Hintergrund treten. Ist Paris unruhig? Droht es mit einem neuen Ausbruch? Es ist zum Verzweifeln ruhig, und der Charivari stellte kürzlich eine antik gekleidete Dame, die gute Stadt Paris vorstellend, auf einem Bette ruhend dar, mit zwei abgetretenen Ministern daneben, die sich nicht genug verwundern können, daß die Dame, obgleich nicht mehr in ihrer Hut, so ruhig schläft. Es ist nicht anders: englische, belgische und deutsche Journale bemühen sich um die Wette die Ruhe von Paris als vollständig darzustellen. Was ist denn auch vorgefallen? Ein unbesonnener Mensch, dem sein Name sehr unverdienter Weise zu einem Posten verholfen, dem er nicht gewachsen ist, hat einen unbesonnenen Streich gemacht, und sitzt jetzt in einer Verlegenheit, aus der er sich nicht zu helfen weiß. Die gute Stadt Paris kommt darüber gar nicht aus ihrem gleichgültigen Humor, und läßt den Herrn in seiner Verlegenheit sitzen: er mag sich heraushelfen wie er will und kann. Und nicht nur Paris ist ruhig, sondern das Conclave der Rothen soll auch seine Sendboten nach den Departements von Cher und Nièvre abgesendet und sein hohes Mißfallen an dem unklugen Ausbruch zu erkennen gegeben haben. Für letzteres mögen Gründe vorhanden seyn, denn es sollen sich Beweise für eine von Paris aus geleitete, sehr geschickt angestellte Verschwörung bei den Verhafteten der beiden Departements gefunden haben. Das ist möglich, das kann manchen einzelnen selbst in Paris hart compromittiren, ist aber schwerlich der Grund, weßhalb man in Paris um jeden Preis Ruhe will, selbst von Seiten der Erzrepublikaner.

Ein Hauptgrund, weßhalb die letztern so sehr die Ruhe wünschen, ist die Furcht vor der Polizei, welche in neuerer Zeit bis ins Unglaubliche verstärkt wurde; einige Tollköpfe und Leute, die durch ihre Verbannung erbittert sind und, was man sagt, die Tramontana verloren haben, mögen auf einen allgemeinen Losbruch im Jahr 1852 rechnen, die Mehrzahl derer, welche man als Erzrepublikaner und Socialisten schildert, gewiß nicht, denn von diesen sind zuverlässig sehr viele über die Rolle, die sie bisher gespielt haben, sehr verlegen. Der Grund liegt theils in dem Regierungssystem der Restauration und Ludwig Philipps, theils in der Februarrevolution mit ihrem allgemeinen Wahlrecht. Die erstern gingen in der Beschränkung, die andern in der Ausdehnung zu weit, und einige der Constitutionen der alten Republik mit ihrem indirecten Wahlsystem waren ohne Widerspruch viel klüger gewesen, als die Vorkämpfer der neuen Republik. Unter Napoleon, der Restauration und der Juliusdynastie kannte die Masse den Staat fast nur durch die Steuern und die Polizei, von politischen Rechten war keine Rede, und nach der Februarrevolution sollte diese Masse auf einmal, nicht über ihre Gemeinde- und Arrondissementsangelegenheiten, sondern über die Staatsangelegenheiten und die zu deren Leitung geeigneten Leute urtheilen. Die Mißgriffe konnten nicht ausbleiben: sie mußten vielfach den überspannten Köpfen und den Charlatans verfallen, denn die ehrsame und nicht ehrsame Bürger- und Bauernschaft wollte auch die auf einmal erhaltenen Rechte gehörig nützen, und wenn die von ihnen in ihren Wahlversammlungen geforderten und von den neuen Volksrednern als leicht ausführbar geschilderten Reformen und Steuerermäßigungen nicht alsbald erfolgten, so konnte dieß doch offenbar nur dem bösen Willen zuzuschreiben seyn. Damit sind Auftritte, wie im Departement des Cher und der Nièvre erklärt, noch ehe man zu unlautern Quellen, die auch nicht fehlten, hinaufsteigt. In einem Centralpunkt, wie Paris, wo der geistige Proceß einen viel raschern Verlauf hat, erfolgte der Ausbruch zuerst, und die untern Classen haben sich im Junius 1848 an der Staatsgewalt, der Beschirmerin des Besitzes und des Eigenthums, den Kopf eingerannt. In Paris ging es nun nicht mehr, einestheils, weil die Stadt durch 100,000 Mann zu gut bewacht ist, und die Socialisten auch noch die Thorheit begehen, ihrem Haß gegen das Militär alle Augenblicke freien Lauf zu lassen, wodurch ein gründlicher Widerwille gegen die Erzrepublikaner und Socialisten unter den Truppen vorherrscht, und selbst bei höhern Officieren oft zu sehr unklugen Ausbrüchen von Diensteifer Veranlassung gibt. Auf der andern Seite haben die Pariser Arbeiter eine herbe Erfahrung gemacht, sie haben manche Gelegenheit sich zu unterrichten, sie lesen mehr Journale verschiedener Art, und wenn nicht alle die von sehr verschiedenen Seiten einlaufenden Berichte lügen, gibt sich jetzt unter der großen Mehrzahl ein sehr praktischer gesunder Sinn zu erkennen: sie sind zwar eifrige Republikaner, weil sie die Republik gleichsam als ihr Werk betrachten, aber sie sind nichts weniger als zu Unruhen geneigt.

Der Kampf ist somit mehr in die Departements verlegt, und zwar, wenn wir Lyon ausnehmen, in solche die sich nicht eben durch verbreitete Bildung und Wohlstand auszeichnen. Viele französische Familien bleiben, vielleicht zum Theil aus Sparsamkeit, manche aber auch, wie bestimmte Nachrichten melden, aus Vorsorge für ihr Besitzthum auf ihren Gütern, so daß man sich

in Paris eben keinen glänzenden Winter verspricht, was bei Kaufleuten und Handwerkern böses Blut macht, und die Stimmung gegen die Socialisten verschlimmert. Die Regierung, welche den Stand der Dinge auf dem Lande sehr wohl kennt, hat seit geraumer Zeit ihre Vorsichtsmaaßregeln ergriffen: schon seit dem Jahre 1848 hat sie eine Hauptaufmerksamkeit auf die Vermehrung der Gendarmerie gewendet, welche aus durchgebildeten und erprobten Soldaten besteht und deßhalb mehr Vertrauen einflößt, als das aus jungen Leuten zusammengesetzte Linienmilitär. General Rebillot, ehemaliger Polizeipräfect und gegenwärtig Director der Gendarmerieabtheilung im Kriegsministerium, hat in den Departements etwa 200 neue Brigaden Gendarmerie errichtet; jetzt besteht sogar das Project, in jeder Departementsstadt eine mobile Gendarmeriecompagnie zu errichten, die im Nothfall an jeden beliebigen Ort sich begeben kann. Kurz in Paris ist die Masse der Bevölkerung und das Militär einem Ausbruch durchaus abhold, und in den Departements wird man den einzelnen Ausbrüchen, die — bei aller Wichtigkeit derselben und trotz aller Anzeichen geheimen Verbindungen — dennoch stark übertrieben wurden, wenn man sie als Jacquerie bezeichnet hat, zu begegnen wissen. Provinziale Unruhen sind ohnehin seit mehr als 60 Jahren, d. h. seit dem Ausbruch der großen Revolution, nie gefährlich gewesen, das erstemal ausgenommen, wo sie vollkommen föderalistisch und royalistisch organisirt waren.

Indeß ist eine Bewegung unlaugbar vorhanden, und man würde sehr Unrecht thun, sie leichtsinnig gering achten zu wollen; allein da die Regierung auf der Hut ist, und die Majorität die Gewalt gewiß nicht in socialistische Hände fallen läßt, so ist schwerlich etwas zu fürchten, wenn nicht etwa ein Krieg ausbricht, der eine ungewöhnliche Anstrengung und Aufregung der Nation zur Folge haben müßte. Unter diesen Umständen wären die möglichen Folgen allerdings nicht zu berechnen, allein die herrschende Partei in Frankreich — die trotz aller sonstigen Spaltungen in dieser Beziehung einig ist, — weiß dieß sehr wohl, und sie ist in der Schule Ludwig Philipps gebildet, der nach der Julisrevolution genau in derselben Lage war, wenn sie auch nicht so schroff hervortrat, wie jetzt. Es ist eine oft gemachte und durchaus wahrscheinliche Behauptung, daß wenn Ludwig Philipp, statt den Frieden fast um jeden Preis aufrecht zu erhalten, zum Kriege gegriffen hätte, z. B. wegen der Zerwürfnisse in Italien im Jahre 1831, als Laffitte zurücktrat, seine Regierung nicht so ruhig verlaufen, und er wohl viel früher das Opfer seiner republikanischen Gegner geworden wäre. Die ganze jetzt herrschende Partei ist darum dem Krieg abgeneigt, und sie wird ihn nur führen, wenn sie keine andere Wahl mehr hat, durch äußere Umstände gezwungen, nicht durch die innern veranlaßt, um, wie man sich ausdrückt, die Bewegung nach außen zu werfen. Zudem kann Frankreich kaum einen andern Krieg als zur See mit England oder zu Lande mit Deutschland führen: daß es bei dem ersten nicht viel zu gewinnen, und bei dem zweiten nicht mehr so leicht die Aussicht auf Erlangung des Rheinufers hat, wissen die leitenden Personen sehr wohl; sie sind also schon darum einem sehr gewagten Waffenspiel abgeneigt, und werden den Einfluß Frankreichs auf friedlichem Wege und bloß durch die Drohung mit den Waffen zu erhalten und auszubreiten suchen.

Ein Krieg Frankreichs ist also vorerst nur in dem Falle wahrscheinlich, wenn Leute, wie Ledru Rollin, an die Spitze der Geschäfte in Frankreich kämen, dazu ist aber die Wahrscheinlichkeit sehr gering, und je mehr einzelne Socialisten durch ihre Umtriebe den Besitzenden Sorge bereiten, desto fester wird sich die conservative Partei aneinander schließen, desto tiefer wird Ludwig Napoleon sinken, weil man ihm den bodenlosen Leichtsinn, die extremen Parteien wieder auf den Schauplatz zu rufen, nie vergeben wird, und mag nun Joinville oder Changarnier Präsident werden, immerhin wird die große Ordnungspartei ihren Weg, und unter einem dieser Führer noch consequenter als jetzt unter Napoleon, verfolgen. Daß Paris in den letzten vier Jahren um viele Erfahrungen reicher und viel besonnener geworden ist, zeigen alle Nachrichten, und kann sich die Ordnungspartei hier behaupten, so hat es im übrigen Frankreich keine Noth.

(Schluß folgt.)

Die Republiken von Süd-Amerika.

4. L i m a.

(Schluß.)

Aus dem Hintergrunde eines Dörfchens in der Nähe von Lima wohnte ich von ferne einigen Auftritten an, welche mir ein trauriges Bild von diesen in Peru so häufigen Krisen gaben. Hier beobachtete ich auch das Leben derjenigen, die man die Fashion von Lima nennen könnte. Chorillos ist ein Städtchen, einige Stunden von dieser Stadt, wo die schöne Welt während einigen Monaten des Jahres sich im Seebade zusammenfindet. Um sich nach diesem Dorfe zu begeben, wo getanzt und viel gespielt wird, bedarf man eine besondere Kleidung: weiße Jacke, Pantalons und Weste, weiße Halsbinde, weißen Poncho, einen Strohhut aus Chili; in dieser Tracht zog ich aus dem Thore von Guadalupe und ritt im Galopp durch die Vorstädte und Gärten Lima's. Bald war ich in einer großen grünen Ebene, von bläulichen Bergen umsäumt. Nach einer Stunde erreichte ich das hübsche Dorf Miraflores, wandte mich dem Meere zu, und war bald im Dorfe Chorillos, das aus weißgetünchten Fischerhütten besteht, welche während der heißen Jahreszeit den angesehensten Familien von Lima zum Aufenthalt dienen.

Zur Zeit der Vicekönige waren die Wohnungen zu Chorillos noch weit einfacher als heutzutage, und bestanden aus eigentlichen Fischerhütten. Wenn die Badezeit kam, machten Netze und Fischergeräthe einigen Hängmatten und einem großen hölzernen Tische Platz; Kisten mit Teppichen belegt dienten als Kasten und Sitze, aber diese hölzernen Tische waren allnächtlich mit Haufen von Goldunzen und Piastern beladen. Gegenwärtig sind die Wände der Ranchos reinlich getüncht, Sophas und Lehnstühle haben die alten Truhen verdrängt, selbst Fortepianos stehen bei den vornehmsten Modedamen. Man kleidet sich des Tages zweimal um, des Abends schmücken sich die Frauen mit Blumen, aber man spielt nur um geringes Geld, und meist mit Würfeln, die Mütter um Unzen, die jungen Mädchen um Piaster und die Kinder um Realen. Abends wenn alles um den Spieltisch, auf dem ein halb schwarzer, halb rother Teppich liegt, versammelt ist, hält gewöhnlich der Capellan der Familie, ein Mönch, die Bank und bezahlt oder nimmt das Geld ein. Neben den Spielern wird von den Verliebten oder denen die kein Geld haben, getanzt, oft auch zieht man mit Musik an der Spitze nach einem andern Hause, wo man sich zum Tanzen anschickt, ohne sich darum zu kümmern, ob es dem Eigenthümer angenehm oder mißliebig ist.

Dieß waren die sehr einförmigen Zeitvertreibe der Badenden zu Chorillos, wo ich Abwechslung für die revolutionären Auftritte suchte, die damals in Lima vorfielen. Eine Militärinsurrection war kurz nach meiner Ankunft in Chorillos ausgebrochen. Ein General hatte sich der Gewalt bemächtigt, indem er dem

Heere tolle Verheißungen machte. Diese Begebenheit hatte das so belebte Dorf plötzlich zur Einöde umgewandelt, während die Haltung der Einwohner eine düstere und schweigsame bei diesen Soldatenspielen blieb. Stummen und theilnahmlosen Zuschauern gegenüber stritten ehrgeizige Generale, die Waffen in der Hand, um die Regierung von Peru. Endlich gelangte das Drama zu seiner Entwicklung, als ein unumschränkter Protector der Republik auftrat; einige Wochen nachdem er die Waffen ergriffen, hatte der Anführer des Aufstandes seine Kühnheit mit dem Tode des Erschießens gebüßt.

Ich kehrte nun nach Lima zurück, das ich sehr trübselig fand: anstatt der patriotischen Aufregung, welche zu Zeiten der Krise den kräftigen Völkern die an ihre Zukunft glauben, eigen ist, sah man allenthalben nur Niedergeschlagenheit, Kraftlosigkeit und Stillschweigen. Keine Samacuecas, keine Landpartien mehr. Die Thüren der Häuser waren verschlossen, und die Straßen lange vor Nacht verödet, wie in einer belagerten Stadt. Da mich nichts mehr in der peruanischen Hauptstadt zurückhielt, dachte ich an meine Rückkehr. Eine lebhafte und geistreiche Bevölkerung, die ihr Leben zwischen fruchtlosen politischen Agitationen und eiteln Lustbarkeiten hinbrachte, und mit einer seltsamen Leichtigkeit von der Begeisterung zur Gleichgültigkeit, von der Fröhlichkeit zur Muthlosigkeit überging; — über dieser Bevölkerung stehend, einige Anführer in beständigem Kampfe um die Macht, ein Heer stets zum Aufruhr bereit und sicher ihn jedesmal zu seinem Vortheil zu Ende zu führen. — dieß war im Ganzen das Schauspiel, das mir Lima dargeboten, und ich verließ diese Stadt eben so entzückt von den liebenswürdigen Wesen ihrer Einwohner, als betrübt über den politischen Zustand des Landes.

Aus commerciellem Gesichtspunkte zeigt sich die Lage Peru's ebenso wenig günstig als in Beziehung auf Politik. Der peruanische Handel ist fast gänzlich auf die Einfuhr beschränkt, wie in allen Ländern, wo die Industrie noch nicht aus ihrer Kindheit hervorgegangen ist. Er umfaßt alle Artikel, die in Europa und in Nordamerika fabricirt werden. Noch muß man die Seidenwaaren aus China hinzufügen, welche die Amerikaner der Union in großer Menge auf den Küsten des stillen Meeres, von Valparaiso bis San Blas absetzen. Unter den drei Nationen, welche an diesen Gestaden Handel treiben, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, nehmen die Engländer den ersten Rang ein und scheinen berufen zu seyn, sich das Monopol der Handelsmärkte im Südmeer zuzueignen. Die englischen Häuser, welche in den Hauptorten Südamerika's etablirt sind, hängen mit andern Häusern, deren Sitz in England ist, zusammen; errathen sie was im Lande Beifall findet oder Bedürfniß ist, so benachrichtigen sie das Handelshaus davon, das Bestellungen macht, und die begehrten Artikel unmittelbar von dem Fabrikanten erhält. In Valparaiso oder Lima angekommen, werden die englischen Waaren durch Detailverkäufer aus Chili oder Peru angekauft; man fordert von ihnen nur einen Theil des Preises baar, läßt ihnen große Freiheit für das übrige, und wenn das englische Haus nur die Hälfte desselben erhält, so hat es schon genügenden Profit. Der französische Handel ist leider weit mehr gehemmt in seinem Verkehr. Die Supercargos der französischen Fahrzeuge können sich leicht nach einiger Reise an der Küste von Südamerika einen Kleinhandel anlegen; aber da sie die Waaren auf Credit kaufen, dürfen sie keine Anforderungen in Wahl und Beschaffenheit derselben machen. In Amerika angelangt, müssen sie ihre Waaren verkaufen, und zwar baar, denn bei ihrer Rückkehr sollen sie ihren Verbindlichkeiten nachkommen. Wenn nach vollendeter Speculation sie nicht 50 Procent gewonnen haben, können sie kaum ihre Reisekosten, ihren Aufenthalt ꝛc. bezahlen. Der Credit vermag unter so harten Bedingungen nur schwer zu bestehen, auch werden unsere Goldwaaren in Peru wie Chrysocale angesehen und französisch Gold genannt. Auch will man nichts mehr von unsern verfälschten Weinen, von den Baumwollenzeugen, die nur allzu oft von den vorgezeigten Mustern abweichen. Hier wie allenthalben ist der französische Handel durch die Beschränktheit und die sträfliche Leichtfertigkeit der Agenten, denen er anvertraut ist, compromittirt.

Es lag in meinem Plane durch die Pampas nach Buenos-Ayres zu gehen und mich von da nach Brasilien einzuschiffen; aber nach meiner letzten Reise in den Cordilleren fühlte ich mich nicht geneigt, meine Ausflüge auf dem Rücken eines Maulthiers aufs neue zu beginnen. Ich ergriff daher den Entschluß, das Cap Horn zu umschiffen, und schiffte mich zu Callao auf einer französischen Brick ein. Achtundvierzig Tage, nachdem ich die peruanische Republik verlassen, betrat ich das brasilianische Kaiserreich.

Die Indianer Ober- und Nieder-Californiens.

(Aus E. Gould Buffums[1] „Six Months in the Gold Mines", Philadelphia 1850. Von Dr. K. J. Clement.)

„Wir schlugen unser Zelt auf 3 (engl.) Meilen vom Yuba[2] und gingen dann auf die Jagd, um uns etwas Wild zum Abendessen zu holen. Wir wandten unsres Weges in die Berge, schritten langsam fort und hielten unsre Büchsen schußbereit, als wir plötzlich verblüfft vor zweien der seltsamsten und ungeschlachtesten Gegenstände steckten, die mir je vor Augen gekommen sind. Es waren Indianerinnen, die beim Eichelsammeln beschäftigt waren; sie waren ganz nackt, außer einem Coyote-Fell, das von der Taille zu den Knieen reichte. Ihr Kopf war rasirt und der Scheitel mit einer schwarzen Theerfarbe bedeckt, und ein Paar ungeheure Militärbärte war ihnen mit demselben Artikel auf die Backen geschmiert; sie hatten zwei kegelförmige geflochtene Körbe bei sich, worein sie die Eicheln warfen, welche knöcheltief um sie herumlagen. Mein Gefährte, galanter als ich, versuchte ins Gespräch mit ihnen zu kommen, was ihm aber völlig mißlang, da sie einige Worte auf Spanisch und Englisch anhörten, und dann ihre Körbe ergriffen und davonliefen. Der Blick, den wir von diesen Berg-Schönen gehabt, und das Mißlingen unsres Versuchs, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, bestimmten uns dazu, ihrem Hauptquartier, wovon wir wußten daß es nahebei war, einen Besuch zu machen. Indem wir genau Acht gaben auf ihre Fußstapfen auf ihrer raschen Flucht, sahen wir sie einen Berg hinabsteigen, zu einem Hohlwege hinaufwenden und verschwinden. Wir folgten in der Richtung die sie eingeschlagen, und erreichten bald das Indianer-Dorf (rancheria). Seine Belegenheit war an beiden Seiten einer tiefen Wasserschlucht (ravine), worüber ein großes Stück Holz als Brücke geworfen war, und die Ranchreia bestand aus etwa 20 runden Wigwams oder Hütten, die aus Reisig gebaut, mit Lehm betüncht waren und drei bis vier Personen fassen konnten. Als wir eintraten, sahen wir unsre fliehenden Schönen auf dem Boden sitzen und auf einem großen Stein mit Dallen (Vertiefungen) Eicheln zerstoßen. Bei unserm Eintritt wurden wir plötzlich von 30 bis 40 Indianern umringt, die ganz nackt waren, ihre Bogen und Köcher über den Schultern geschlungen hatten, und höchst mißtrauisch uns und unsre Büchsen anstierten. Ich traf einen derselben, welcher spanisch sprach, und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, sagte ihm, wir wären nur gekommen um der Rancheria einen Besuch abzustatten, und gab ihm zum Zeichen friedlicher Gesinnung zwei

[1] Der vollständige Titel des Buchs (172 Seiten) ist „Sechs Monate in den Goldminen: aus dem Tagebuch eines dreijährigen Aufenthalts in Ober- und Nieder-Californien 1847, 48 u. 49. Von E. Gould Buffum, Lieutenant beim ersten Regiment der New-York-Freischärler."

[2] Der Fluß liegt im Goldgebiet auf 39° N. B.

Pfund schimmeliges Brod und etwas Tabak, welche Dinge ich zufällig in meiner Jagdtasche hatte; dieß freute ihn sehr, und von dem Augenblick an bis zu unserm Weggang schien Pule-u-le — so hieße er, sagte er mir — mein innigster und geschworner Freund zu seyn. Ich entschuldigte mich bei ihm wegen des Schreckens, den wir unglücklicherweise einem Theil seiner Haushaltung verursacht hätten, und versicherte ihn, daß wir nichts Böses im Sinn gehabt, da ich den größten Respect vor den Damen seines Stammes hegte, die ich, was Putz, Geschmack und natürliche Schönheit beträfe, für weit vorzüglicher hielte als die irgend einer andern Indianerrace im Lande. Pule-u-le zeigte mir das Innere von mehreren Wigwams, welche mit Fichten- und Cypressenreisern niedlich gedeckt waren, während ein Geflecht oder Matte von demselben Stoff den Fußboden deckte. Bei unsrer Anwesenheit hatten sich unsre weiblichen Attractionen in einen der Wigwams zurückgezogen, in welche uns Pule-u-le hineingeleitete, und wo ich vier bis fünf Squaws (Frauen) auf ähnliche Weise behaart und gekleidet fand, welche außerordentlich in Angst zu gerathen schienen als wir eintraten. Aber Pule-u-le setzte ihnen auseinander, daß wir Freunde wären, und erwähnte die hohe Achtung, in welcher sie bei mir ständen, was ihnen dermaßen gefiel, daß eine von den davongelaufenen aus dem Wigwam lief und bald wieder kam, und mir ein großes Stück Eichelbrod brachte, was nach meinem Geschmack viel besser schmeckte als schimmliges Hartbrod.

„Pule-u-le zeigte uns die Bogen und Pfeile, und nie habe ich schönere Proben von Kunstarbeit gesehen; die Bogen waren drei Fuß lang, aber sehr elastisch und einige derselben prächtig geschnitzt, und mit Vogeldärmen bespannt. Die Pfeile waren etwa 18 Zoll lang, sehr sorgfältig gefiedert und mit einem ganz hellen und durchsichtigen grünen Krystall, deßgleichen ich nie vorher gesehen, gespitzt, der an den Seiten gekerbt und an der Spitze scharf wie eine Nadel war. Die Pfeile, deren jeder Indianer wenigstens 20 hatte, wurden in einem Köcher getragen, der aus Coyote-Fell gemacht war.

„Ich fragte Pule-u-le, ob er je gewußt ob Gold vorhanden, ehe Weiße die Minen betraten; seine Antwort war, daß er, wo er geboren sey, 40 (engl.) Meilen höher den Fluß hinauf, es als Knabe in großen Stücken aus den Felsen gelöst, die er zu seiner Unterhaltung in den Fluß geworfen wie Kieselsteine. Eine Abtheilung des Stammes geht täglich nach dem Yuba und wäscht sich so viel Gold aus als nöthig ist um sich einige Pfund Mehl und etwas Gemüse zu kaufen, und kehrt Nachts zur Rancheria zurück und theilt das Gold mit den Nachbaren, die jetzt daran kommen und den folgenden Tag gehen, während die andern Hasen und Rothwild in den Bergen jagen. Nicht der geringste Versuch zum Anbau des Bodens war um das Dorf herum zu spüren. Ihr einziges Hausgeräth bestand aus geflochtenen Körben und irdenen Krügen, und Pule-u-le sagte mir, im Frühling, dächte er, würden sie alle den Ort verlassen und über den großen Berg („big mountain") gehen, um den Weißen aus den Augen zu kommen.

„Nach diesem sehr befriedigenden Besuch und ernstlich eingeladen, einmal wieder zu kommen, verließen wir die Rancheria und gingen nach unserm Lager zurück."

Eine Strecke Weges davon entfernt fand Buffum eine Indianerhütte, die er folgendermaßen beschreibt: „Ich ging über die Ebene und fand am Fuße des Berges an der andern Seite eine verlassene Indianerhütte, aus Buschwerk und Lehm gebaut; das Feuer brannte noch auf dem Lehmherd, einige Kürbisse voll Wasser lagen am Eingang, und ein häßlicher Hund knurrte in ihrer Nähe. Einige Fuß von der Hütte war ein mit einem Reisiggehäg umschlossener runder Hügel; es war das Grab eines Indianers, und auf der Mitte stand als Denkzeichen ein langer Stecken, der mit etwas Rothem gefärbt war, welches auch die Oberfläche des Hügels überdeckte. Irgend ein stolzer Häuptling ruhte wohl hier, und da die Hütte offenbare Kennzeichen an sich trug, daß sie erst ganz kürzlich verlassen worden, so hatten seine Abkömmlinge ohne Zweifel seine Gebeine dort gelassen, um einsam zu vermodern, und die Flucht genommen beim Anblick des weißen Mannes."

Ueber die eigenthümliche Manier, in welcher die dortigen Indianer und namentlich in der Gegend von Weavers Creek (Webers-Flüßchen — nach dem glücklichsten und reichsten deutschen Minengräber Karl M. Weber so genannt) ihre Käufe machen, findet sich nachstehendes bei Buffum S. 93.

„Noch oft besuchen Indianer diese Nachbarschaft in bedeutenden Schaaren, nachdem sie einen Geschmack für die Luxusartikel, schimmliges Brod, faule Fische und ungesalzenes, getrocknetes Ochsenfleisch gewonnen haben, welche einen so großen Theil des Handelsvorraths der die Minengräber mit Proviant versehenden Krämer ausmachen. Es hat mir oft Unterhaltung gewährt, die eigenthümliche Art und Weise mitanzusehen, in welcher sie ihre Käufe machen. Als das Gold zuerst entdeckt ward, hatten sie einen sehr geringen Begriff von seinem Werth und vertauschten leicht handvollweise für irgend etwas von Lebensmitteln, das sie wünschten, oder für irgend ein altes Kleid, flitterhaft genug, um ihre Geschmackslaune zu kitzeln. Neuerlich jedoch sind sie achtsamer geworden, und zeigen daß sie den Werth des edlen Metalls höher schätzen gelernt. Wenn sie von einem Krämer etwas kaufen wollen, gehen sie gewöhnlich 10 bis 12 Mann stark und setzen sich in einem Kreise herum auf dem Boden hin einige Schritt von dem Laden, treten dann in einer gewissen ihnen selbst bekannten, aber nicht bei dem gelehrten Selden festgestellten Rangordnung nach einander heran und machen ihre Einkäufe, wie folgt: auf der flachen Hand ein Blättchen oder Stücklein Papier mit einem Theelöffel voll Gold haltend, schreitet der Indianer zum Krämer, zeigt erst auf seinen Staub in der Hand und dann auf die Waare, die er wünscht, hin, und grunzt dabei sein eigenthümliches — Ugh! — was ein Gebot zu bedeuten hat. Schüttelt nun der Krämer den Kopf, so geht der Indianer weg und kommt mit ein wenig mehr Goldstaub zurück, geht auch dieselbe Ceremonie so lange wiederholt durch, bis genug geboten ist, da der Krämer es dann nimmt und ihm die gewünschte Waare hinreicht. Der einzig denkbare Zweck dieser Verfahrungsweise ist, daß die armen Geschöpfe häufig geplündert worden sind und sich fürchten, sich auf sich selbst zu verlassen, wenn sie bei einem Weißen allein sind und zu viel Gold bei sich haben."

(Schluß folgt.)

Eine merkwürdige Testamentsmacherei. Eine Dame von ausgezeichneter Schönheit und noch jung, starb, wie der Constitutionnel berichtet, vor wenig Wochen in den Batignolles. Da sie allein gelebt hatte, so nahm der Friedensrichter ihre Möbel und Effecten in Beschlag, um sie dem erst zu ermittelnden Erben einzuhändigen. Unter andern Dingen fand sich auch eine ziemlich starke Sammlung reich eingebundener Bücher. Als der Friedensrichter einen der Bände öffnete, fand er darin ein Testament, in einem zweiten ein zweites und so fort fast in allen andern. Jedes dieser Testamente war von verschiedenem Datum und setzte eine andere Person als Universalerben ein. Diese Erben waren sämmtlich junge Männer, Officiere, Advocaten, Kaufleute, Künstler, Schauspieler, Studenten, Architekten, Aerzte, kurz Leute aus jedem Stand und fast aus allen Classen der Gesellschaft. Auf angestellte Nachforschungen erfuhr man, daß die Dame vor 8 oder 10 Jahren verheurathet gewesen war, bald aber die Treue gebrochen, und ihren Mann verlassen und mit jedem jungen Manne, der ihr behagte, eine Intrigue angeknüpft hatte. Stets hatten indeß diese Verhältnisse bei ihrer Veränderungslust nur kurz gedauert, sie hatte aber aus einer Art Monomanie für Testamente jeden neuen Liebhaber als Erben eingesetzt. Jedes spätere Testament enterbte den vorhergehenden Erben, das letztere allein aber war gültig. Der Friedensrichter ließ den Erben aufsuchen und es ergab sich, daß es ein junger Künstler ohne Vermögen sey. Man wünschte ihm von Herzen Glück, daß er jetzt für sein Leben lang in günstige Verhältnisse versetzt sey, indem die Dame ein Einkommen von 30,000 Fr. hinterlassen hatte. Wenige Tage nachher aber erschien der Ehemann, und vernichtete alle Hoffnungen des Künstlers durch Vorzeigung des Ehecontracts, der ihn als Erben des ganzen Vermögens das seine Frau bei ihrem Tod hinterlassen würde, einsetzte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 261. 31 October 1851.

Cleopatra's Nadel.

Unter dieser Aufschrift theilt das Athenäum vom 25 Oct. theils über diesen bekanntlich seit einiger Zeit vielfach besprochenen Obelisk, theils über andere Alterthümer nachstehende Bemerkungen mit, die ein allgemeineres Interesse haben.

„Die zahlreichen Aufforderungen Cleopatra's Nadel nach England zu transportiren und sie als Denkmal an der Stelle des Krystallpalastes aufzustellen, haben endlich zu einigen Thätigkeitsbezeugungen von Seite der Regierung geführt. Interesse an archäologischen Gegenständen wird von dieser selten bewiesen, so daß man den dießmal an den Tag gelegten guten Willen mit beiden Händen ergreifen muß, und wir sind geneigt, die Frage näher zu untersuchen, wie der gegenwärtige Zustand des genannten Obelisken beschaffen sey, und ob sich nicht andere gleich erreichbare und wünschenswerthere Denkmale in Aegypten finden. Als Hr. J. Burton vor mehr als 20 Jahren eine Copie der Inschriften auf den beiden Obelisken von Alexandria bekannt machte, fand sich daß die Inschriften auf den drei Seiten des gefallenen Obelisken besser erhalten waren, als auf irgend drei Seiten des aufrecht stehenden; nichts destoweniger, ehe man versucht, ihn fortzuschaffen, möchten wir rathen, die begrabene Seite (die bis jetzt noch keine lebende Seele gesehen) zu copiren und die andern drei Seiten nochmals zu untersuchen, da Zeit und die Araber im Laufe von 20 Jahren große Veränderungen zu Stande gebracht haben können.

„Unter den Ruinen von Memphis ist eine prächtige Probe ägyptischer Sculptur, eine kolossale Statue Ramses des zweiten, des Sesostris der Griechen, eine der beiden Statuen, welche Herodot als vor dem Tempel Vulcans stehend erwähnt hat. Diese Statue ist fast ganz, es fehlt nur die Spitze des königlichen Kopfschmucks und der untere Theil der Beine; in ihrem gegenwärtigen Zustand mißt sie 36½ Fuß. Localen Traditionen zufolge gehört dieß Denkmal entweder dem Herzog von Northumberland oder der brittischen Nation; wem sie aber auch gehören mag, jedenfalls wäre sie des Transports würdiger als der Obelisk, namentlich wenn der letztere beschädigt wäre, und wir wissen, daß ein Plan zu ihrer Fortschaffung, um geringere Kosten als die Verwendung eines Kriegsschiffs der Nation machen würde, seit mehreren Jahren in der Hand der Vorsteher des brittischen Museums sich befindet.

„Ein anderes Denkmal, auf das wir die Aufmerksamkeit richten möchten, ist der Obelisk zu Mataria, der vermutheten Lage der in der Genesis On, von den Septuaginta Heliopolis genannten Stadt gegenüber. Dieser Obelisk ist etwas kleiner, als der alexandrinische, und hat nur Eine Columne Inschrift, ist aber besser erhalten und älter, auch vielleicht das älteste vorhandene Denkmal der frühern Civilisation des Menschengeschlechts. Die Hauptschwierigkeit, welche einer Fortschaffung dieses Obelisken entgegensteht, ist die, daß er nicht uns gehört, allein könnte nicht Se. Hoheit, Abbas Pascha, dahin gebracht werden, den Obelisken von Mataria gegen den von Alexandria zu vertauschen? Ihm als einem guten Moslem muß es vollständig gleichgültig seyn, welchen von den beschriebenen Blöcken die Ungläubigen mit fortnehmen wollen, so daß seine Zustimmung kaum verweigert werden dürfte. Es gibt jedoch noch einen andern vielleicht bessern Plan, nämlich Abdrücke von dem Obelisken nehmen und ihn dann in England in Eisen gießen zu lassen. So würde die alte Stadt Heliopolis ihrer einzigen Merkwürdigkeit nicht beraubt, und wir hätten in unserm eigenen dauerhaften Material ein Facsimile des vollkommensten bekannten Denkmals der menschlichen Civilisation vor 4000 Jahren.

„Was die Statue von Sesostris betrifft, so laufen uns die Franzosen vielleicht den Rang ab, obwohl wir aber diese Statue lieber im brittischen Museum als in dem des Louvre sehen möchten, so würden wir uns doch über jede Aussicht freuen, ein so werthvolles historisches Denkmal von dem Kalkofen gerettet zu wissen, denn dieß wird, sobald man in der Nähe dieses Denkmals Kalk braucht, zuverlässig ihr Schicksal. Zur Bestätigung führen wir nur die letzten eilf Säulen des ägyptischen Tempels zu Aschmunein an, die vor wenigen Jahren mit Pulver gesprengt, in tragbare Stücke zerschlagen und auf Eseln fortgeschafft wurden, um die Baumwollenmanufactur zu Mellawi zu bauen, welche inzwischen selbst wieder zur Ruine geworden ist. Bald darauf sahen wir an derselben Stelle einen Porticus von der Ausdehnung des Pantheons in Rom; die Säulen waren von Granit, die Capitäle aber, im besten Styl römischer Kunst aus den Zeiten Hadrians, von schönem Kalkstein aus diesem Theile des Nilthals. Zur Zeit unsers Besuchs schauten sechs Capitäle mit ihren Granitschäften aus dem Erdhügel hervor, in welchem der Porticus entdeckt worden war, aber Karnieß und Gesims waren fort und in Stücken zerbrochen nach dem Kalkofen gewandert. Solche Thatsachen sprechen für sich selbst, und dieß wird das Schicksal jedes Kalksteindenkmals in Aegypten seyn, wenn man nicht bei Zeiten bemüht ist, solche aus den Händen dieser utilitarischen Bilderstürmer zu retten."

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Wenn wir somit der, wie uns scheint, wohl begründeten Ansicht sind, daß die Socialisten, die man zum Sündenbock und

Schreckgespenst zugleich macht, nicht ans Ruder kommen werden, daß Hr. Ledru Rollin und Louis Blanc ganz umsonst sich abmühen, daß also Frankreich von seinem jetzigen Präsidenten gar nicht gerettet zu werden braucht, und die Aussichten des letztern möglichst schlecht stehen, so fragt sich, was dann? Wenn wir zuversichtlich glauben, daß die Krise des Jahres 1852, von der uns nur noch der kurze Zeitraum von sechs Monaten trennt, friedlich überstanden wird, und ein allenfallsiger Versuch des Prinzen Ludwig Bonaparte, sich ungesetzlich zum Oberhaupt aufzuwerfen, ganz zuverlässig die Ruhe nicht vierundzwanzig Stunden lang stört, dann muß man mit Recht und mit Besorgniß fragen: was dann? Die Republik, welche in ihrem ersten Erscheinen so chimärlich klang, daß Tausende darauf schworen, sie würde sich kein Jahr halten, besteht dann bereits vier Jahre, und ohne alle Aussicht auf eine baldige Wiederkehr der Monarchie. Ob Joinville oder Changarnier oder Cavaignac? alle drei Candidaten sind für das monarchische Europa gleich fatal: Joinville dadurch, daß sich mit seiner Präsidentschaft eine königliche Familie mit der Republik aussöhnt, wie sich Ludwig Philipp schon mit der Nationalsouverainetät vertrug, Changarnier und Cavaignac dadurch, daß sie als Privatpersonen unter eigenem, nicht, wie die großen Minister des 18ten Jahrhunderts, unter königlichem Namen das Schicksal eines Staats, und zwar eines so bedeutenden wie Frankreich, leiten. Ist, fragen wir, der Zustand Deutschlands und Italiens, wie er durch die Reaction der zwei letzten Jahre geworden, mit einem solchen Stand der Dinge in Frankreich auf die Länge verträglich? Das wird keiner, der mit unvoreingenommenem Blick den Thatsachen ins Auge sieht, im Ernste behaupten wollen. Es herrscht in dieser Beziehung in manchen Kreisen eine Scheu, sich den wahren Stand der Dinge klar zu machen, und danach sein Handeln zu bemessen, eine Scheu, welche sich nur durch blinden Hochmuth auf der einen, und moralische Schwäche auf der andern Seite erklären läßt. All diese Verblendung aber wird nichts an der Thatsache ändern, daß aller Wahrscheinlichkeit nach im Mai nächsten Jahrs in Frankreich eine Republik besteht, mit größerer Aussicht auf Dauer, wie vorher. Tausende werden diese Republik nicht lieben, ja selbst den Namen verabscheuen, aber mit all diesem Haß und diesem Abscheu an dieser Thatsache etwas zu ändern weder den Muth, noch die Kraft haben.

Diese Thatsache kann auf Italien und Deutschland einen in der Form sehr verschiedenen, in der Sache aber sehr gleichartigen Einfluß haben. Italien hat seit vierthalb Jahrhunderten, wenn es von der einen Seite hart genug mitgenommen war, sich auf die andere gewendet, und kann, so unpopulär jetzt der Name der Franzosen in Italien ist, nach der Erwählung eines neuen Präsidenten sehr wohl sich wieder nach Frankreich wenden, und dieses, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, d. h. um den Einfluß Englands, wie Oesterreichs zu lähmen, die italienischen Freiheitsbestrebungen auf jede mögliche Weise unterstützen; das Vertrauen des Volks wird den Franzosen noch weit eher als den Engländern entgegen kommen, die der Masse des Volks stets fremd bleiben werden. Die Besorgnisse des Papstes und der Cardinäle vor dem Mai 1852 sind somit gar nicht ungegründet. Die französische Politik ist es seit zwei Jahrhunderten gewesen, sich auf die romanischen Völker im Süden und Westen zu stützen, um desto sicherer gegen Norden Front machen zu können. Darum hat Richelieu Spanien noch mitleidsloser als Oesterreich bekämpft, und Ludwig XIV, Napoleon und Ludwig Philipp durch alle Mittel Spanien an Frankreich zu ketten gesucht. In gleichem Sinne, wenn auch mit andern Mitteln, handelten die Republikaner des National seit Jahren, und der conservative Guizot unterhielt bekanntlich mit Rossi eine doppelte, eine conservative und eine höchst liberale Correspondenz. Die Mittel wechseln, der Zweck bleibt derselbe, den österreichischen und englischen Einfluß aus Italien und Spanien möglichst zu entfernen. In dem Maaße als die Dinge in Frankreich sich consolidiren, wird dieser Zweck wieder mit größerer Consequenz und Nachdruck verfolgt werden, und dieß kann nicht ohne die nachtheiligsten Folgen für den Bestand der jetzigen Monarchien in Italien seyn. Von dem Jahre 1494 an, wo König Karl VIII nach Italien zog, haben sich die Ansprüche Frankreichs in Bezug auf dieß Land fortwährend gesteigert, bis sie in Napoleon den höchsten Punkt erreichten, weßhalb er sich Kaiser von Frankreich und König von Italien nannte; es war aber eine Periode, wo Frankreich, mehr zuversichtlich auf seine Kräfte, Piemont zum Herrn in Oberitalien machen wollte. Frankreichs Macht ist seit Napoleon im Umkehren, und gar wohl könnte man jetzt die Plane Heinrichs IV wieder hervorsuchen. Der Haß gegen Oesterreich und die Priesterherrschaft, ein Haß, der sich bekanntlich durch eine Reihe von Mordthaten, welche Urtheilsvollstreckungen eines wahren Vehmgerichts gleichen, seit einiger Zeit Luft gemacht hat, würde einem solchen Bestreben sehr wesentlichen Vorschub thun.

Die Einwirkung auf Deutschland wird eine ganz andere, aber nicht minder bemerkbare und empfindliche seyn. Die Zeit ist zwar vorbei, wo man, wie in den neunziger Jahren an eine schwäbische, eine fränkische u. s. w. Republik, als Satelliten der großen Mutterrepublik, denken konnte, aber wenn diese Zeit naiver Freiheitsbegeisterung geschwunden, wenn das Gefühl der nationalen Selbständigkeit sich gehoben hat, und das, was man nach den napoleonischen Kriegen die französische Partei in Deutschland nannte, sehr zusammengeschmolzen ist, so darf man einerseits die moralische Einwirkung des Bestands einer Republik nie aus den Augen verlieren, und auf der andern Seite noch weniger die allgemeinen politischen Folgen. Man täuscht sich sehr, wenn man in der Masse des französischen Volks eine so principielle Abneigung gegen die Republik annimmt, wie sie in einem sehr großen Theile der höhern und gebildeten Classe besteht: der Indifferentismus gegen Regierungsformen ist sehr herrschend, und wenn die Zustände leidlich sind, so wird man sich daran gewöhnen; die unmäßigen Steuern, mit denen die Republik inaugurirt wurde, haben einen unangenehmen Eindruck gemacht, aber solche Eindrücke verschwinden auch mit der Ursache, und sind keineswegs so stark und nachhaltig, daß eine monarchische Bewegung aus derselben zu erwarten wäre. Zudem hat die in einer so durch und durch demokratischen Republik immer nöthige Rücksicht auf die Massen auch schon manche günstige Folgen für die letztern gehabt, und wenn nicht mehr geschehen ist — auch wohl nicht mehr geschehen konnte — so schiebt die öffentliche Meinung der Massen, wie dieß aus manchen Anzeichen hervorleuchtet, die Schuld davon auf die monarchischen Parteien, welche durch ihre Bestrebungen, die Monarchie herzustellen, die Bemühungen der Republikaner gehindert hätten. Diese Ansicht ist nun freilich nur mit großen Einschränkungen richtig, denn unter den monarchischen, oder richtiger gesagt, conservativen Parteien sitzen namentlich die Leute von Geschäftserfahrung und Sachkenntniß, welche vor bedeutenden Aenderungen im Finanzwesen warnen, und wohl auch etwas zu ängstlich davor zurückschrecken — ein Vorwurf, den man bekanntlich den Finanzmeistern lange vor 1848, wir untersuchen hier nicht, mit wie viel oder wie wenig Recht, gemacht hat. Jedenfalls schieben aber die Massen, deren Bedeutung

man in der republikanischen Staatsform bei allen Einzelnheiten in Anschlag bringen muß, den monarchischen Parteien, in deren Reihen jene warnenden und vorsichtigen Geschäftsmänner sitzen, die Schuld zu, daß nicht mehr geschehen ist. Der von Ludwig Napoleons Regierung vorgeschlagene und durchgeführte Nachlaß von 27 Mill. an der Grundsteuer, ein Nachlaß, gegen den sich von finanzieller Seite sehr viel einwenden läßt, kann den Maaßstab geben, welche Concessionen man der Masse der Steuerzahlenden zu machen geneigt ist. Auch die Plane, die man jetzt dem Präsidenten zuschreibt, die Aufhebung der Octrais und die Einführung einer Einkommensteuer, weisen auf ein Etwas hin, dem man in freien Staaten, und zumal in demokratischen Republiken, stets Rechnung tragen wird — dem Bedürfniß der Popularität.

Es kann somit gar nicht anders seyn, als daß mit der verlängerten Dauer der Republik diese Verhältnisse sich geltend machen, und die Einwirkung auf die benachbarte Bevölkerung fühlbar wird. Ist aber diese Einwirkung jedenfalls von etwas langer Hand, so ist die allgemeine des französischen Einflusses desto rascher und gefährlicher. Schon seit einiger Zeit treiben die unaufhörlichen Interventionsdrohungen die Schweiz mehr und mehr in die Arme der französischen Republik, und wie die Zeitungen neuerlich berichtet haben, droht dieß selbst auf den Eisenbahnbau einzuwirken, und den westlichen Bahnen, welche Piemont durch die französische Schweiz mit Basel verbinden sollen, das Uebergewicht vor den östlichen zu geben. Das Bemühen, die Schweiz in die westliche Allianz hineinzuziehen, ist so offenkundig, daß man gar keine nähern Andeutungen darüber zu geben braucht. Einige diplomatisch feine, in Wahrheit aber ziemlich höhnische Bemerkungen des Journal des Debats über Oesterreichs Plane gegen die Schweiz, im Frühling dieses Jahres, mögen den Maaßstab geben. Man erwäge, welche Fortschritte Frankreichs Einfluß und Machtstellung gewinnen muß, wenn die Schweiz und Piemont sich ihm anschließen. Die ganze Stellung Süddeutschlands wird dadurch noch viel gefährdeter und haltloser, als sie es jetzt schon ist, und die politischen wie militärischen Folgen lassen sich ohne Mühe ermessen.

Aber auf den Süden Deutschlands beschränkt sich dieß nachtheilige Verhältniß keineswegs. Belgien und Holland bauen ihre innern Verhältnisse mit einer Sorgsamkeit aus, welche darauf hinweist, daß sie vor allem darauf bedacht sind, sich im Innern sicher zu stellen. Sie müssen sich nothwendig durch das jetzt in Deutschland herrschende System abgestoßen fühlen, und geneigt seyn ihre Stütze in Frankreich zu suchen, um so mehr als von einer Eroberung dieser Länder, wie in den Zeiten der alten Republik und des Kaiserreichs, jetzt nicht mehr die Rede seyn kann. Nur eine offene und energische nationale Handelspolitik, zu der wir trotz des Abschlusses zwischen dem Zollverein und Hannover noch wenig Hoffnung erblicken, könnte den Folgen dieser Sachlage entgegen wirken, die um so empfindlicher wird, als Dänemark in seinen Ansprüchen durch Frankreich, wie durch England, gestützt wird. Man erwäge den Ton, den bereits englische Blätter gegen die sehr reiflich überlegte österreichische Note vom 9 September anstimmen,[1] ein Ton, in den die französischen Blätter nur aus Unwissenheit und wegen der Theilnahmlosigkeit des Publicums weniger einfallen. Den politischen Nachtheilen, welche sich aus der jetzigen deutschen Politik hinsichtlich Belgiens, Hollands und Dänemarks entwickeln, werden sich so viel commercielle anschließen, daß die empfindlichste Rückwirkung nicht ausbleiben kann.

Man hat von Seite der „drei nordischen Mächte" die Absicht einer Intervention in die innern Angelegenheiten Frankreichs durchaus in Abrede gestellt, und sich seine Maaßregeln nur vorbehalten für den Fall, daß ein revolutionärer Ausbruch die Sicherheit und Unabhängigkeit der benachbarten Staaten bedrohe, welcher Weg aber in dem unendlich wahrscheinlichern Fall eines ruhigen Verlaufs der Krise des J. 1852 eingeschlagen werden soll, darüber verlautet nicht das mindeste, und doch möchte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß das jetzige System in Deutschland binnen wenigen Jahren in einem solchen Falle gänzlich unhaltbar werden wird. Das Gefühl der Unsicherheit aber ist die Mutter von Erschütterungen; man blicke nur auf Frankreich, wie fühlte sich dieß bei aller materiellen Ordnung im Laufe des letzten Jahres gereinigt! selbst der neueste, in jeder Beziehung unkluge und unbesonnene Schritt des Präsidenten ging aus dieser Unruhe hervor: er glaubte durch denselben der herrschenden Unruhe und Besorgniß eine für seine Interessen günstige Wendung zu geben. In Deutschland machen sich die Folgen der Beängstigung bereits in der Einschränkung der industriellen Thätigkeit fühlbar, in derselben Art, wie vor einiger Zeit in Frankreich, während eben diese Symptome in letzterem Lande abnehmen, sind sie bei uns im Steigen. Man vergesse nicht, daß in Frankreich durch die Februarrevolution, mag man nun über diese denken wie man will, eine wesentliche, fast möchten wir sagen, eine radikale Veränderung vorgegangen ist, eine Veränderung, deren Folgen selbst durch eine Rückkehr zur Monarchie nicht wieder ausgetilgt werden. Dieß ist die allgemeine Betheiligung der Volksmassen an den Angelegenheiten des Landes. Man wird vielleicht einwenden, das sey auch in der ersten Revolution der Fall gewesen und doch wieder beseitigt worden, diese Ansicht ist aber falsch, denn die Umstände haben sich wesentlich geändert: in der ersten Revolution herrschte in Bezug auf Verwaltung ein völlig chaotischer Zustand, und nichts ist ungeeigneter einen solchen Zustand zu ordnen, als eine überzahlreiche Theilnahme der Massen. Die nothwendig folgende Unordnung ließ Napoleon als den Retter aus der Noth erscheinen, und die von ihm aufgestellten Verwaltungsformen bestehen jetzt mit unwesentlichen Abänderungen seit einem halben Jahrhundert; mehr als Eine Generation ist seit ihrem Bestehen zu Grabe gegangen, und die ältesten Leute haben sich hineingelebt; jetzt bewegt sich also die Theilnahme der Massen, das selten geübte Wahlrecht ausgenommen, in althergebrachten, gewohnten Formen, und wird dadurch um so wirksamer. Diese einmal erweckte Theilnahme ist nicht mehr so leicht auszurotten, und ihre Folgen müssen für das politische Leben der Nation höchst bedeutend seyn.

Arktische Forschung nach Sir John Franklin.

Die englischen Blätter, namentlich die Wochenschriften, enthielten kürzlich eine ziemlich heftige Polemik theils unter einander, theils gegen die Regierung, welche alle Hoffnung auf ein Wiederfinden der Verlornen aufgegeben zu haben schien. Wir haben diese Streitigkeiten nicht näher erwähnt, können jetzt aber, da sie eine bestimmte Gestalt angenommen, nicht umhin auf das Resultat hinzuweisen. Man hat Capitän Austin beschuldigt, dessen, der auf die Spur der Vermißten gekommen, zu früh umgekehrt sey. Dieß scheint jetzt ziemlich die allgemeine auch von den Amerikanern getheilte Ansicht, und nach der Liter. Gaz. vom 25 October ist die Regierung entschlossen eine neue

[1] Die von Oesterreich gestellten Bedingungen für die Bewahrung der alten Institutionen Schleswigs gegen die Eingriffe der Eiderdänenpartei werden als „ganz unbefugte Einmischungen in die innern Angelegenheiten Dänemarks" bezeichnet.

Unternehmung auszurüsten. Der Plan soll noch nicht definitiv festgesetzt seyn, aber man glaubt allgemein, daß Franklin den sogenannten Wellington Channel hinaufgefahren, und von da nicht zurückgekehrt sey. Dahin müssen sich also die Forschungen richten.

Die Indianer Ober- und Nieder-Californiens.

(Schluß.)

Ein wenig bekannter Gegenstand sind die „Perlenfischereien“ am Golf von Nieder-Californien. Vortrefflich beschreibt Buffum den Perlenfang zu San Lorenzo.

„In einer hellen schönen Mondlicht-Nacht spät im October gingen drei von uns in einem kleinen Fischerboot aus der Bay von La Paz (24° N. B.), nach der 20 (engl.) Meilen entlegenen Perlenfischerei von San Lorenzo. Wir wählten die Nacht ihrer Kühle und der köstlichen Landbrise (Landwindes) wegen, welche unser Boot hurtig über das Gewässer blies, und im Empfinden einen ungemein angenehmen Gegensatz zu der brennenden Sonne und der regungslosen Atmosphäre eines tropischen Klima's gewährte.

„Wer nie auf den Wassern des Golfs von Californien geschwommen, dem kann keine Beschreibung eine genaue Vorstellung seiner Stille und Schönheit geben, wenn er am Schluß des langen sonnigen Tages unter dem Lächeln des unbewölkten sternenhellen Himmels ruht, der immer über ihm ist. Gleich einem kleinen Inlandsee zur Sommerzeit, ungekräuselt und spiegelgleich, waren seine Wasser so klar, daß selbst bei Mondenschein sein muschelgepflasterter Grund deutlich zu unterscheiden war. Millionen von smaragdfarbenen Äuglein phosphorischen Lichts schwammen auf seinem Schooße, und dem Pfad der tummelnden Meerschweine und prächtigen Delphine folgte ein Strom fließenden Feuers nach.

„Als wir uns „Pichelingo,“ dem Eingang zum Hafen, nahten, gewahrten wir am Strande eine (engl.) Meile von uns ein helles Licht, und da die Landbrise immer schwächer ward, fuhren wir darauf zu, indem wir dachten, einige Taucher wären vielleicht dort, auf ihrem Wege nach der Fischerei; wir setzten einwärts und erreichten bald das Licht. Es war ein am Lande angemachtes Feuer. Wir landeten, schleppten unser Boot auf und fanden zwei lange nackte Indianer, die beim Kochen ihrer Abendmahlzeit beschäftigt waren, die aus Pozzoli oder gekochtem Korn (Mais) bestand. Sie waren Schildkrötschalen-Fischer und hatten eine große Menge dieser Wunderschalen bei sich; sie luden uns ein, an ihrem spärlichen Mahl theilzunehmen, aber wir hatten selbst Proviant, brieten uns etwas gesalzenes Schweinefleisch auf ihrem Feuer und machten uns glühend heißen Punsch, aßen und tranken so viel wir mochten, breiteten dann unsre Blankets auf dem Sande aus und legten uns schlafen an der Seite unsrer indianischen Freunde. Als es Tag ward, erhob sich eine günstige Brise. Wir dankten unsern Indianern für ihre Gastfreundschaft, schenkten jedem ein wenig Geld und gingen wieder unter Segel.

„Um 11 Uhr kamen wir um die niedrige Sandspitze, welche die eine Seite der Einfahrt zu der kleinen hübschen Bay von San Lorenzo bildet. Wir wurden am Strande von 300 hochgewachsenen, schwarz aussehenden Indianern empfangen, die eben im Begriff standen, zu ihrem täglichen Tauchgeschäft zu gehen. Durch die Artigkeit eines der „Armaderos“ oder Eigner wurden sechs von den Busos (Tauchern) in unserm Boot placirt, und wir stießen ab nach dem Fischerplatz in der Nähe des Strandes der ungeheuren Felseninsel Espiritu Santo; dreißig Canoes, mit Tauchern gefüllt, fuhren mit uns ab, und in einer halben Stunde waren wir da. Hier war das schönste klare Wasser, das ich jemals gesehen. Es war 4 bis 5 Faden (24 bis 30 Fuß) tief, aber so durchsichtig, daß die Perlenschätze in seinem Bett so deutlich zu sehen waren, als ob sie bloß durch Luft von uns geschieden wären. Die Taucher zogen jedes Kleidungsstück aus, mit Ausnahme eines dicht um die Lenden gebundenen Gürtels, und nur mit einem scharfgespitzten, einen Fuß langen Stecken bewaffnet, den sie zu einem doppelten Zweck brauchen, zum Gefecht mit den Haien und zum Aufgraben der Muschel, begannen sie ihr Werk. Plötzlich vom Bord des Boots auffahrend und einen gellenden Pfiff thuend, um die Luft aus der Lunge zu treiben, plumpten sie mit einem Tauch, so anmuthig wie das Tummeln des Delphins, ins Wasser hinein und gingen in gerader Richtung dem Grunde zu; der Tauch selbst förderte sie zwei Faden (12 Fuß) abwärts und jeder folgende Satz ein Faden. Beim Grunde angelangt, fingen sie an die Muschel aufzugraben, und bald kehrte jeder nach der Oberfläche mit einem Arm voll Muscheln zurück, die er ins Boot warf und dann wieder um eine frische Ladung hinunterging, was sie beinahe drei Stunden fast ohne einen Augenblick Unterbrechung fortsetzten. Einige brachten Fische und Thang (Seegras) herauf, andre wunderhübsche Muscheln, und ein Kerl fing einen kleinen Hai, den er ins Boot warf, zu nicht geringer Störung für uns Landbewohner.

„Diese Taucher sind Indianer vom Slake River in der Provinz Sonora, welche jedes Jahr nach der Küste Californiens gehen zu ihrem Berufsgeschäft. Um drei Uhr begab sich die ganze Flotte wieder nach dem Lande, und hier angekommen, trug jeder Buso seinen Haufen Muscheln ans Land, und die Mannschaft jedes Boots bildete einen Kreis und warf in dessen Mitte die Hälfte ihrer Muscheln. Diese waren das Eigenthum des Armadors und wurden zuerst geöffnet und die Perlen ihm gegeben; der alte Bursche stand dabei und hielt ein sehr wachsames Auge auf die Taucher, da einige derselben außerordentlich gewandt darin sind, schnell eine werthvolle Perle zu verschlucken, die sie gelegentlich in dem Haufen des Eigenthümers finden möchten. Die Perlen werden in dem Körper der Auster von allen Größen gefunden, von der eines Stecknadelknopfs bis zu der einer Wallnuß; manchmal werden wohl hundert Austern geöffnet, ohne eine einzige Perle zu finden, während man in andern viele antrifft. Wenn des Eigenthümers Austern alle geöffnet sind, beginnt jeder Taucher bei seinem eignen Haufen, und jede kostbare Perle, die er finden mag, wird gewöhnlich dem Armador auf dem Fleck verkauft und zwar für die Hälfte ihres wirklichen Werths.

„Die Perlenfischereien Nieder-Californiens sind seit der frühesten Entdeckung des Landes betrieben und ungeheure Vermögen dabei erworben worden. Gegenwärtig gibt es hundert jährlich bei diesem Geschäft während der Fischerzeit betheiligte Fahrzeuge, welche von Mai bis November dauert; die Austern werden alle mittelst Tauchens gefangen, da bisher noch kein wissenschaftlicher Apparat mit Erfolg eingeführt worden ist. Eine englische Gesellschaft versuchte es vor einigen Jahren mit einer Taucherglocke, aber dieß ward bald wieder aufgehoben aus einer Ursache, die ich nie erfahren konnte. Die Austerschalen werden am Strande aufgehäuft und an Wallfischfänger und Handelsschiffe, welche die Küste besuchen, verkauft.

Nachdem die Austern alle geöffnet worden, halten die Taucher ihre erste Mahlzeit am Tage, welche aus nichts anderm besteht als aus einer Schale Atole, einer Art Haferschleim, worin ein wenig getrocknetes Fleisch geworfen wird. Dieß und die Benützung der Boote ist alles was der Armador dazu hergibt, wofür er die Hälfte der Perlen erhält.

„Es war der letzte Tag der Fischerzeit, und ehe wir weggingen, wurden, wie immer Brauch gewesen, die einstweilig am Strande aufgeworfenen Reiserhäuschen von den Tauchern angezündet und ein allgemeines Jubiläum gehalten. Wir verließen sie in dem glorreichsten Zustande der Berauschung, brachten eine zweite Nacht am Strande von Pichelingo zu, gingen dann noch einmal unter Segel, und langten des folgenden Tags um Mittag glücklich und wohlbehalten in La Paz an.“

Der dießjährige Eisteddfodd, d. h. die Versammlung der walisischen Dichter und Harfner fand am 7 bis 9 October d. J. statt. Die Ceremonie ward eröffnet mit einer großen Procession von Druiden, Barden, Minstrels u. s. w. Ein Hr. Jones ist der „Bard Laureate“ des Eisteddfodd, und hielt eine poetische Anrede, nach welcher die Preise vertheilt wurden. Ein Hr. Ellis Roberts, Harfner des Prinzen von Wales, ergötzte die Gesellschaft mit seinen Solos. Es wurde beschlossen, ein jährliches Eisteddfodd abwechselnd in Nord- und Südwales abzuhalten. (Liter. Gaz. 25 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 10 und Umschlag zum Monat October.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 262. 1 November 1851.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

Dieser Bericht, der sonst im Julius oder August erscheint, ist uns dießmal sehr spät, in den letzten Tagen Octobers, zugekommen, und wir beeilen uns ihn mitzutheilen, da in den letzten Jahren theils gar keiner, theils nur ein unvollständiger erschienen ist. Wenn gleich dieser Bericht oft in wissenschaftliche Gegenstände hineinführt, die einem großen Theile unserer Leser fern liegen, so behandelt er doch so manche ethnographische Gegenstände, und wirft auf alte und neue Zustände des Orients ein so mannichfaltiges Licht, daß wir bei der wachsenden Bedeutung desselben nicht umhin können, ihn möglichst vollständig mitzutheilen, wenn er gleich dießmal etwas umständlicher ausgefallen. Er rührt, wie in den frühern Jahren, von unserm Landsmann, Julius Mohl, her und lautet wie folgt.

Wir feiern heute den 29sten Jahrestag der asiatischen Gesellschaft. Dieß Jahr war glücklich für uns, weniger durch die positiven Fortschritte, als durch die Zuversicht, die aus den Bewegungen der letzten Jahre hervorgegangenen Schwierigkeiten überwunden zu haben. Die Gesellschaft hat das Recht sich für fester gegründet zu halten als sie vielleicht selbst gehofft hatte, und muß überzeugt seyn daß, wenn nicht neue Umwälzungen in Europa eintreten, sie sich entwickeln und die nöthigen Mittel erlangen wird, um der Thätigkeit ihrer Mitglieder und den wachsenden Anforderungen der Wissenschaft zu entsprechen.

Das asiatische Journal hat fortdauernd das Gewicht der Umstände erfahren. Seit einigen Jahren enthält es Denkschriften von ungewöhnlicher Länge, die minder Journalartikel als ganze Werke bilden. Der Grund liegt darin, daß wir solche Denkschriften aufzunehmen hatten, welche in andern Zeiten besondere Werke gebildet hätten, und ich glaube, dieß ist, trotz einiger unvermeidlichen damit verknüpften Uebelstände, ein Vortheil: denn ein Journal, wie das asiatische, das nicht für die augenblickliche Unterhaltung der Leser arbeitet, kann nur gewinnen durch Abhandlungen, die sich mit neuen und wesentlichen Theilen der Wissenschaft befassen, wie die Reihe von Artikeln über die Zendtexte, von Burnouf, über die den Chinesen bekannten Völker von St. Julien, über die arabischen und persischen Geographen von Defremery, über die ersten hebräischen Grammatiker von Munck, über die moslemitische Gesetzgebung von Caurroy, über die chinesische Literatur in den Zeiten der Juen von Bazin, und über die Inschriften der Achämeniden von Oppert, eine Artikelreihe, die theils vollendet ist, theils noch fortdauert.

Im vorigen Jahre wurde beschlossen die Herausgabe der Chronik von Kaschmir durch Hrn. Troyer fortzusetzen; der dritte und letzte Band ist unter der Presse, das Werk wird im Laufe dieses Jahres vollendet, die Gesellschaft tritt wieder in die freie Verfügung ihrer Fonds, und der Rath hat geglaubt, es sey jetzt Zeit sich ernstlich mit einem Plan zu befassen, der seit langer Zeit vorbereitet, aber wegen mancherlei langsam zu besiegender Schwierigkeiten vertagt wurde, nämlich mit der Herausgabe einer Sammlung orientalischer Classiker. Sie wissen alle, wie die Studien gehemmt sind durch den Mangel an Texten und Uebersetzungen, wie die für die politische und literarische Geschichte Asiens unerläßlichen Werke noch nicht herausgegeben, wie schwierig und kostspielig zusammenzubringen die wirklich herausgegebenen sind, wie sehr der Gebrauch der Manuscripte Hindernissen unterliegt und Zeitverluste verursacht. Die Freigebigkeit einiger Regierungen, der Eifer der gelehrten Körperschaften und der Orientalisten in Europa, sowie das Bedürfniß gedruckter Bücher, das sich täglich mehr in der Türkei, in Indien und Persien fühlbar macht, fangen an, diesem für die Wissenschaft nachtheiligen Umstande abzuhelfen. Allein es ist noch unermeßlich viel zu thun übrig, und die Bedürfnisse der Studien erfordern, daß diese Bewegung beschleunigt werde. Die asiatische Gesellschaft hat seit ihrer Entstehung das Bedürfniß gefühlt, nach Maaßgabe ihrer Kräfte dazu beizutragen, und der Druck von Meng-tseu, Sakuntala, der Geographie Abulfeda's und der Chronik von Kaschmir beweisen, daß sie diesen Theil ihrer Statuten nie aus den Augen verloren. Jetzt wünscht sie in stärkerem Maaß und methodischer diesen Weg zu betreten. Unsere frühern Veröffentlichungen waren isolirt, standen durch nichts unter einander in Verbindung, nicht einmal durch ein gemeinsames Format, und wir haben dadurch in der That einen Theil der Kräfte verloren, welchen eine Gesellschaft aus der Fortdauer und Gleichförmigkeit ihrer Arbeiten zieht. Der Rath hat jetzt den Beschluß gefaßt, eine gleichförmige Sammlung noch nicht herausgegebener, vollständiger, wichtiger und von einer französischen Uebersetzung begleiteter Texte herauszugeben.

Wir müssen noch nicht herausgekommene Texte wählen, um nicht für denselben Gegenstand doppelte Kräfte aufzuwenden. Doch werden natürlich alte, unvollständig herausgegebene Werke, die man sich jetzt nur noch mit Mühe verschaffen kann, eine Ausnahme machen; z. B. die Annalen Abulfeda's sind für Historiker von großer Bedeutung, dennoch ist die Ausgabe von Reiske fast nicht zu bekommen, und noch überdieß nach einem mittelmäßigen und unvollständigen Manuscript gefertigt, während wir zu Paris alle Mittel haben, eine vollständige Ausgabe zu machen. Wir wollen die Texte mit französischen Uebersetzungen begleiten, weil ein orientalisches Buch nur durch Uebersetzungen zugänglich wird, und weil wir die Schätze der orientalischen

Literatur dem Geschichtschreiber und dem Freund der Wissenschaft öffnen wollen. Wir haben aber noch einen andern wichtigern Grund auf französischen Uebersetzungen zu bestehen. Man fängt bei allen, das Mittelmeer umgebenden moslemitischen Völkern an, das Französische zu studiren, und wir hoffen dieser Civilisationsbewegung einen neuen Antrieb zu geben, wenn wir den Arabern und Türken das Mittel liefern, das Französische durch genaue Uebersetzungen von Werken zu lernen, die ihnen durchaus keine religiöse oder nationale Abneigung erwecken. Wir werden keine Commentarien zu den Texten fügen, obwohl sie etwas sehr gutes und nützliches sind, denn das erste Bedürfniß ist, die Schriftsteller selbst zur Verfügung zu haben und die Commentarien können nachkommen. So ist man bei dem Wiedererstehen der Wissenschaft verfahren, und Europa ist unendlich schneller in den Besitz der classischen Literatur gekommen, als wenn die Alde und Stephanus sich lange mit Commentarien der alten Classiker aufgehalten hätten. Eine Uebersetzung ist für sich ein fortlaufender Commentar, und die kleine Anzahl zum Verständniß des Textes wirklich unerläßlicher Bemerkungen lassen sich leicht in dem Register der Werke und Sachen am Ende des Bandes anbringen.

Der letzte und nicht der unwichtigste Punkt ist der Preis: wer je orientalische Werke nöthig hatte, hat gewiß unter der Seltenheit und dem unmäßigen Preis derselben gelitten, und man muß somit versuchen einem Mittel abzuhelfen, das die orientalischen Studien nothwendig beschränken muß. Die Abhülfe kann man nur von den Gesellschaften erwarten, denn die Regierungen setzen noch einen zu großen Werth auf prachtvolle Werke, und von den Buchhändlern können wir vernünftigerweise nicht erwarten, daß sie Versuche machen, die vielleicht große Verluste nach sich ziehen, während die Gesellschaften durch ihre Stellung genauer von den Bedürfnissen der Gelehrten unterrichtet und im Stande sind das Risico einer so nützlichen Verbesserung zu tragen. Die asiatische Gesellschaft von Calcutta hat uns darin bereits ein sehr ehrenwerthes Beispiel gegeben. Die Unternehmung scheint allerdings über unsere Kräfte, und wir können auch, wenn wir sie bloß mit unsern eigenen Kräften fortsetzen wollen, nur sehr langsam vorschreiten; aber wir beginnen, und wenn wir die ersten Bände herausgegeben haben, wenden wir uns an alle die, welche sich um historische und literarische Studien kümmern, damit sie uns zu Hülfe kommen. Ist die Idee die wir verfolgen, richtig, entspricht sie einem wahren Bedürfniß, und führen wir sie auf eine entsprechende Weise aus, dann wird diese Hülfe uns nicht fehlen, und wir brauchen sie nur zu verdienen.

Die Gesellschaft hat in den letzten beiden Jahren die freundschaftlichste Verbindung mit den andern asiatischen Gesellschaften unterhalten, welche fast alle die orientalische Literatur mit wichtigen Arbeiten bereichert haben. Die asiatische Gesellschaft von Calcutta, die älteste und thätigste von allen, hat ihr Journal, eine kostbare Sammlung historischer und wissenschaftlicher Forschungen, fortwährend herausgegeben; ebenso hat sie den Druck der Bibliotheca indica fortgesetzt, eine Sammlung von Texten, welche ausnehmend merkwürdig zu werden verspricht; auch hat sie beschlossen künftig diese Texte wenn immer möglich mit englischen Uebersetzungen zu begleiten. — Die batavia'sche Gesellschaft für Künste und Wissenschaften hat den XXII. Band ihrer Abhandlungen herausgegeben, welcher eine große Zahl Denkschriften über die Naturgeschichte der holländischen Colonien und den Anfang einer merkwürdigen Arbeit Hrn. Friedrichs über die Literatur und Religion der Bewohner von Bali enthält, der einzigen malayischen Insel, wo der Brahmanismus sich bis jetzt erhalten hat. Die Erforschung von Bali, welche erst seit dem neulichen Angriff der Holländer möglich wurde, verspricht merkwürdige Aufschlüsse über die indischen Alterthümer der Inseln und über die Literatur in der Kawi-Sprache, welche im indischen Archipel auf das Sanskrit als heilige Sprache folgte. Hr. Friedrich hat seiner Denkschrift ein Facsimile einer Abhandlung über die in dieser Sprache üblichen Versmaaße beigefügt. — Die asiatischen Gesellschaften von Madras und Bombay haben ihre Journale fortgesetzt, und die Gouverneure dieser beiden Präsidentschaften übergeben ihnen zahlreiche officielle Berichte, welche manche für die Wissenschaft interessante Thatsachen enthalten. Man kann den Civil- und Militärbeamten der Compagnie nicht Dank genug wissen für den Eifer, womit sie mitten unter ihren ernsten Arbeiten und bei einem entnervenden Klima alles aufsuchen, was die Geschichte, Archäologie, Ethnographie und Philologie des Orients aufhellen kann. Dieser Eifer ist um so verdienstlicher, als die Amtsarbeiten des indischen Dienstes seit einer Reihe von Jahren sehr bedeutend sich gemehrt haben, und die von politischer und financieller Noth gedrängte Regierung weit minder als früher die literarischen Bemühungen ihrer Untergebenen aufmuntert. — Die geographische Gesellschaft von Bombay hat den 9ten Band ihrer Abhandlungen herausgegeben. Ein großer Theil der Arbeiten dieser Gesellschaft bezieht sich auf die physische Geographie, aber dieser Band enthält auch mehrere Abhandlungen von bedeutendem historischem Interesse, namentlich die des Lt. Rigby über die Bhils in den Sathpura-Bergen, über die Sprache der Somolis von demselben, und über den Canal Nahrwan in Mesopotamien vom Commandanten Jones. — Die asiatische Gesellschaft von Ceylon scheint zu Colombo mindestens drei Bände ihres Journals herausgegeben zu haben, das aber leider in Europa nicht zu finden ist. Der verstorbene Hr. Turnour hat gezeigt, was man von den auf Ceylon, dem einzigen buddhistischen, einer europäischen Regierung unterworfenen Lande, angestellten Nachforschungen erwarten könne. Die steigende Wichtigkeit der buddhistischen Studien läßt lebhaft wünschen, daß Hr. Turnour in der Gesellschaft von Ceylon Nachfolger finde, welche seine schönen Arbeiten zu Ende führen können. — Wir haben keine neuen Nachrichten über die asiatische Gesellschaft in China, und ich weiß nicht, ob dem ersten Band ihrer Abhandlungen andere gefolgt sind. Dieser Mangel an Mittheilungen ist wahrscheinlich die Folge eines Unfalls, indem eine für die chinesische Gesellschaft bestimmte Sendung der von uns herausgegebenen Werke im Cantonfluß in die Hände von Seeräubern gefallen ist. Ich hoffe, daß wir in unserm künftigen Verhältnisse mit einer Gesellschaft, welche das unbegränzte Feld der Geschichte und Literatur China's vor sich hat, glücklicher seyn werden.

Die asiatische Gesellschaft in London hat einen Theil des 11ten und den 12ten Band ihres Journals herausgegeben, welche angefüllt sind mit wichtigen Arbeiten, von denen ich, sowie von den durch das Comité der Uebersetzungen und die Gesellschaft zur Herausgabe orientalischer Texte später zu sprechen Gelegenheit haben werde. — Die deutsche orientalische Gesellschaft hat uns den dritten und vierten Band ihres Journals zukommen lassen. Diese Sammlung nimmt durch die gründliche Gelehrsamkeit und die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts eine sehr ehrenvolle Stelle unter den asiatischen Journalen ein, und ich bedaure, wegen der großen Anzahl der Artikel sie nicht näher erwähnen zu können. — Die wissenschaftliche Gesellschaft zu Beiruth läßt in diesem Augenblick den ersten Band ihrer Memoiren drucken; sie

bildet den Mittelpunkt einer Gruppe von Gelehrten des Landes, welche die Berührung mit den Europäern und mit den amerikanischen Gelehrten angeregt hat, ihre Arbeiten zu vereinigen, um in die große Genossenschaft der Wissenschaften einzutreten, welche alle civilisirte Nationen umfaßt. — Die amerikanische orientalische Gesellschaft hat das vierte Heft ihrer Abhandlungen herausgegeben, welches Forschungen über die afrikanischen Sprachen, eine Arbeit Salisbury's über die persische Keilschrift und ein bedeutendes Bruchstück einer Uebersetzung Anbaris von Brown enthält. Die orientalische Literatur, so weit sie sich nicht direct auf die Erklärung der Bibel bezieht, ist bis jetzt in Amerika nur von einer sehr geringen Anzahl Personen gepflegt worden. Man hat noch nicht Zeit sich mit Forschungen zu befassen, die nicht ein alsbald auf das Leben anwendbares Resultat liefern, wir sehen aber die Amerikaner, welche durch die Bedürfnisse der Diplomatie, des Handels und namentlich der Missionen in den Orient geführt worden, denselben Geist der Wißbegierde und Thätigkeit entfalten, der sie vor allen Nationen auszeichnet, und überall, wo ihre Missionen sind, finden wir sie voll literarischer Geschäftigkeit: Perkins und Grant in Kurdistan, Elie Smith in Beyruth, Bridgman zu Canton, Southgate in Kleinasien, Smith und Dwight in Armenien, Judson zu Birma haben gezeigt, welche Hülfe das Studium des Orients mit der Zeit von den amerikanischen Missionen erwarten kann. — Endlich hat sich eine neue orientalische Gesellschaft durch Vorschub Hrn. Finns, englischen Consuls, in Jerusalem gebildet: sie will Alt- und Neupalästina zu erforschen suchen; bereits bestehen drei Gesellschaften zu demselben Zweck, die syroägyptische zu London, und die beiden literarischen Gesellschaften zu Beyruth, aber dieß Land, wo so große Dinge vorgegangen sind, ist reich genug an Erinnerungen und interessanten Gegenständen, um der Wißbegierde aller derer, welche Nachgrabungen anstellen, zu genügen.

Ich komme nun an die orientalischen Werke, und muß bis zum Jahre 1849 zurückgehen, da der Zustand meiner Gesundheit mir im vorigen Jahre nicht gestattete, die gewohnte Aufzählung vorzunehmen. Die Zeiten waren und sind noch gelehrten Arbeiten wenig günstig, das Interesse des Publicums ist durch andere und sehr ernste Vorgänge in Anspruch genommen, und die Unterstützungen von Seite der Regierungen sind durch die dringenden Umstände vermindert; nichts destoweniger ist der Anstoß, den die letzten dreißig Jahre unsern Studien gegeben haben, so stark, daß die Gelehrten dieser Ungunst durch verdoppelten Eifer und größere Opfer begegnen, und die Zahl der herausgegebenen Werke nicht merklich sich gemindert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Brittisch Amerika im Jahr 1850.

(Nach einer Mittheilung im 2ten Decemberheft der Revue des deux Mondes 1850. Von J. G.)

Schon als Nachbar der Vereinigten Staaten Nordamerika's sieht das brittische Colonialland die Blicke der civilisirten Völker auf sich gerichtet; und in der That, wenn wir bedenken daß der östliche Theil jenes großen Länderstriches, des ganzen amerikanischen Nordens, von 45° N. B. an, zwei verschiedenen Nationalitäten, jede die politische Freiheit in verschiedenem Sinne auffassend, zum Wohnplatze dient; daß noch vor den politischen Bewegungen im alten Europa diese Nationalitäten durch die Freiheitsbestrebungen, vielmehr Freiheitsfanatismus, der Nachbarn aufgeregt, Scenen aus der Tragödie des Bürgerkrieges aufführten, so muß eine Betrachtung der dortigen Zustände gerade in der Gegenwart von hohem Interesse seyn.

Der französische Bearbeiter hatte „Ballantyne's Hudsons Bay, oder Schneeschuh-Reisen, Boot- und Canoe-Ausflüge, Edinb. 1847," und besonders „James Alexander's Acadien, oder siebenjährige Studien in Brittisch Amerika, London, H. Colburn, 1850" vor sich, und gibt in politischer Beziehung die Mittheilungen des letztern wieder, eines Mannes, der den Far West mit der Erfahrung eines Officiers schildert, welcher, ehe er seine Truppen nach Canada geführt, Ostindien bereist, und 1825 den Feldzug gegen die Birmanen mitgemacht hat; den die reizenden asiatischen Naturscenen nicht so völlig eingenommen, daß er nicht den anziehenden und wechselvollen Schönheiten der amerikanischen Natur mit der Regsamkeit eines menschlichen Gemüthes, welches überall ein Feld schöner Thätigkeit findet, volle Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Es gab eine Zeit, da die Franzosen besondern Geschmack an der Colonisation fanden; während des siebzehnten und noch im achtzehnten Jahrhundert waren sie überall zu finden, in Asien, auf den Mascarenen, in den Einöden der neuen Welt und auf den Antillen. In Nordamerika hatten sie die beiden wichtigsten Punkte, die Mündungen des Mississippi und des St. Lorenzstromes besetzt. New-Orleans und Quebec gestatteten ihnen Wanderungen in einen unbekannten Continent. Canada aber und Louisiana verhielten sich in ihrer Entwicklung in umgekehrtem Verhältniß zu den Hoffnungen, die sie erweckt hatten. Die fruchtbaren aber ungesunden Gegenden um den Mississippi forderten das Leben der ersten Ansiedler, und verschlangen die Capitalien, welche eine ungeregelte Speculation dorthin schleuderte. An den Ufern des St. Lorenz dagegen, wo der Auswanderer beharrlich und mit eigenen Händen arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen, bildete sich eine geordnete Bevölkerung, und in Unter-Canada blühten außer den Städten Quebec, Montreal, Trois-Rivieres, noch viele Dörfer, deren französische Namen noch heute ihren Ursprung bekunden. Kräftige Landbauer trotzten russischen Wintern und schufen lachende Obstgärten um ihre Blockhäuser. Nach Norden zu widersetzte sich das Klima der Cultur; sie schritt aber nach Südwesten, nach dem Ontario-See, wo das Fort Niagara an den großen Wasserfällen ihre Gränze bezeichnet; gegen Süden, an dem rechten Ufer des St. Lorenz, zog sie durch die waldigen Oeden des Champlainsees. Im Südosten waren nur die Ufergegenden Acadiens — wie dieser Theil Canada's genannt wurde, bevölkert; Port-Royal, seine Hauptstadt, später Annapolis, hatte tausend Einwohner. Louisbourg, auf der Insel Cap-Breton, zählte damals ebenso viele Seelen als Quebec, und nahm in seinem weiten Hafen die ganze Seemacht auf, welche Frankreich zum Schutze seiner Colonien dort unterhielt!

Außer dieser ansässigen Bevölkerung war Canada von einer Masse Abenteurer belebt, welche das Land als Jäger durchstreiften, oder Flüsse und Ströme durchruderten, und an den großen Seen „winterten," um von den Huronen, Irokesen u. a. Pelze einzuhandeln. Diese Keime einer mächtigen Colonisation mußten durch den Krieg zu Grunde und für Frankreich verloren gehen. Als die Vereinigten Staaten sich von England losrissen, war das längst begehrte Canada zwar kein Ersatz für das Mutterland, das sich seine Kinder entfremdet, wurde aber dadurch werthvoller. Dieser Stützpunkt gegen die rebellischen Colonien erhielt nach dem Frieden eine seiner künftigen Bestimmung mehr angemessene Verfassung, wobei die ihren alten Sitten anhängenden Colonisten anderer Sprache und Religion geschont werden mußten. Der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten störte im J. 1812 diese Arbeit, und erst drei Jahre später konnte sich England als im Besitze dieses Zankapfels zweier mächtigen und erbitterten Feinde betrachten.

In Folge dieses Ereignisses beginnt die Einwanderung brittischer Unterthanen nach Canada, und zwar nach dem Ontario-, Erie und Huronen-See; dieses Obercanada wurde nach dem Colonialsystem verwaltet, und hatte seinen eigenen Statthalter und Colonialrath, wie auch Untercanada, welches einigermaßen seine frühere Verfassung und beinahe völlig die Pariser Sitten beibehielt.

Diese politische und administrative Combination unter sich heterogener und der Regierung feindlicher Elemente — Franzosen, jederzeit bereit für Volksfreiheit aufzutreten, und seit dem amerikanischen Befreiungskriege Gesinnungsalliirte der Vereinigten Staatenbewohner; Engländer, ihre alten Antipoden von der Väter Zeiten her, in Sitten

und Charakter, auf dem langsamern, sicherern, und darum vielleicht schnellern, constitutionellen Wege zur Freiheit, zur Demokratie; Irländer, in großer Anzahl, eine leicht zu gewinnende, freiheitsehnsüchtige, unterdrückte Race — könnte wohl überall nur schwer gedeihen; in der Nähe der Vereinigten Staaten aber muß, selbst ohne Propaganda, die nationale Unabhängigkeit, das reizende Uebermaaß demokratischer Freiheit, die Leichtigkeit der Existenz und der blühende Wohlstand, die Gluth und den Durst nach Unabhängigkeit von Europa unterhalten. Die „Sympathien" unter den Nachbarn trugen viel dazu bei, der Erhebung von 1838 einen sehr ernsten Charakter zu verleihen, und eine blutige Unterdrückung von Seiten des Mutterlandes war die natürliche Folge. Dieses benutzte indessen die Warnung. Einen Raum für Millionen Auswanderer, mit Wäldern zur Unterhaltung der zahlreichsten Flotten, den St. Lorenz, seine Mündung und somit das Monopol des Fischfangs verlieren, wäre ein ungeheurer Verlust für England; alles dieß an die Vereinigten Staaten verlieren — ein doppelter Verlust. Das Wort „Annexion" war laut ausgesprochen worden. Einige Concessionen und Vorsichtsmaßregeln waren die Folgen. Die Armee wurde verstärkt, mehrere Punkte gegen die Vereinigten Staaten befestigt, die Trennung der beiden Canada's aufgehoben; in der ersten Sitzung (1840) des frei von der Bevölkerung gewählten Parlaments in Kingston, dem Sitze der Regierung, kündigte der General-Gouverneur Sydenham an, daß anderthalb Millionen Pfund auf Herstellung der alten und Erbauung neuer Straßen, auf Beschleunigung der Postverbindungen, auf Brücken und Verbesserung des Unterrichts verwendet werden sollten.

Hiermit beginnt eine neue Aera für ein Land, das „Vereinigte Canada," an welches sich ein Gebiet anschließt, das, größer als Europa, im Norden von dem Eise des Polarkreises, im Westen von dem großen Ocean begränzt wird, und im Osten, von der Mündung des St. Lorenz aus, Labrador, Neufundland, Neuschottland, Neubraunschweig und die nahen Inseln beherrscht. Die Bevölkerung ist in Beziehung auf Lebensweise eine doppelte: eine ansäßige, landbauende, Städte gründende, überall europäische Kunst und Industrie weckende und fördernde; und eine wandernde, für besondere Arbeiten und Handelszweige, wie z. B. Jagd- und Fischfang.

Nach den Nationalitäten finden wir nordwestlich, nach den russischen Besitzungen hin, wo strenge Kälte herrscht, Eingeborne, welche bald den Eskimos, bald Taitiern und Tungusen, wieder andere, die den Kamtschadalen gleichen. Am Ufer des stillen Meeres haben die Indianer des Quadra- und Vancouver-Archipels in ihren schmalen Canoes schon die großen Schiffe der Engländer gesehen, die ohne Segel und Ruder gehen, und die Verbindung mit Californien wird die Cultur jener Länderstriche vollenden, ehe die Strecken zwischen ihnen und Canada bewohnt sind. Zwischen Neu-Wallis und dem östlichen Festland dehnt sich wie ein Binnenmeer die Hudsonsbay mit herrlichen Buchten aus, in welche zahlreiche Ströme münden, die mit ihren Nebenflüssen ein Netz von Verbindungswegen über diese ungeheure Länderstrecke ziehen; aber welches Klima! Ungeheuer Eisblöcke hemmen die Schifffahrt, am Lande durch graunige Schluchten zerrissene Berge mit ewigem Schnee und Eis. Mit Ende Octobers gefriert die Tinte neben dem glühenden Ofen; Wasser und Land sind mit einer gleichmäßigen Decke von Schnee mit eisiger Marmorkruste überzogen. Mit dem Frühlinge beginnt das Grün der Birken, Weiden, rothen und schwarzen Johannisbeeren, der kriechenden Meerhimbeere; das Land wird zu Morast; im Sommer nöthigen Wolken von Mosquitos Feuer anzuzünden, dessen Rauch die einzige Waffe gegen diese Pein ist, und so sehen selbst Frühling, Sommer und Herbst, die sich in die vier Monate theilen, die ihnen der Winter übrig läßt, selten einen freundlichen Tag. Zahlreiche Indianerstämme, Mischlinge, Canadier und einige Engländer, diese wegen Handelsgeschäfte, treiben sich umher. Die erstern sind zum Theile Jäger und wohl beritten. Sie jagen Dammhirsche, Büffel; jenseits der Prairien gibt es Elenn- und Rennthiere; Biber an den Seen; Fische in großer Menge in Flüssen und Teichen. Nördlich von der Region Mackensie-Saskatchavan verschwindet das Wild im Winter. Wenn der „Trapper" alles Moos verzehrt hat, das er von den Steinen abkratzt und zu einer Gallerte kocht, wandert er südlicher dem Wilde nach, und läßt die hungermatten Alten den Wölfen zum Fraße zurück. Oft tödten die verzweifelnden Weiber die Männer im Schlafe, um sich mit ihrem Fleische zur Fortsetzung der Reise zu stärken! Die Canadier sammeln den Ertrag dieser Jägerstämme, und vermitteln den Handel. Dieser Beruf führt sie zu einem ewig schweifenden Leben; bei Tage rudern und jagen, Nachts im Freien zubringen; ihr Campaß ist das Moos an den Bäumen; sie errathen den Aufenthalt ihres Feindes oder der entgangenen Beute, und erreichen sie nach mehrwöchentlichem Marsche. Wenn ihr Arm für das Ruder steif geworden, kommen sie als silberhaarige achtzigjährige Greise an den Lorenzstrom und sterben hier als Fischer oder Piloten.

Ein trauriges Leben führen die Europäer in den verschiedenen „Forts," Blockhäusern mit Pallisaden umgeben, wo sie in den langen Wintern hinter doppelten Thüren und Fenstern um den Ofen gedrängt eine dicke Luft einathmen. Will jemand einen „Bruch in den Winter machen," so sind hundert Vorsichtsmaßregeln nothwendig. Erst untersucht er genau die Atmosphäre; bei dem leisesten Winde muß er die Nase zurückziehen, um sie nicht zu erfrieren. Ist die Luft aber ganz ruhig, so kann er auf die Jagd des Ptarmigan (Schneehahns) und des Rebhuhns ausgehen. Seinen Hals umwickelt er mit einem „Comforter", schwerer und breiter als der Pagne, des Hindu ganze Kleidung; sein Kopf steckt beinahe ganz in einer Mütze von Rattenfellen; drei Paar wollene Socken, darüber Mocassins schützen nothdürftig seine Füße, und trotz der Pelzhandschuhe werden ihm bald die Hände steif. Ueber seine hirschledernen Beinkleider gehen ein paar Tuchkamaschen bis über das Knie, und wenn der Schnee weich seyn sollte, muß er ein Paar vier bis fünf Fuß lange, zwei Fuß breite Schneeschuhe anlegen, die ihn nöthigen, die Beine beim Gehen auszuspreitzen, und bei jedem Tritte das Knie an den Leib zu ziehen. Zuletzt zieht er einen mit Flanell gefütterten, durch und durch mit Pelz verstopften ledernen Mantel an, und gleicht nun so ziemlich einem grauen Bären.

Der Pelzhandel hat seit einiger Zeit nicht mehr die ehemalige Bedeutung; der Seidenhut hat den Castor verdrängt, und die Industrie bemüht sich der kostbaren Pelze zu ersetzen. Die im Jahr 1669 unter Karl II gegründete „company of adventurers trading in Hudsonsbay," hat sich nach blutigen Kämpfen mit der „Nordwest-Compagnie" zu Montreal vereinigt, zu beiderseitigem Vortheile, wiewohl die letztere im J. 1810 mehr als 3000 Personen, Agenten, Factoren und Jäger unterhielt. Sie führen jetzt den Namen „Hudsonsbay-Pelzcompagnie" und haben ihre Messe in Fort William am nördlichen Ufer des Obern Sees, wo den ganzen Sommer hindurch ein reges Leben herrscht! Franzosen, Engländer, Schweden, Canadier, Mischlinge aller Racen, Indianer von allen Stämmen, Chippewans, Crees, Assiniboines, Oceanier, Bengalis, Afrikaner, treffen hier zusammen und erinnern durch ihre mannichfaltigen Trachten an Kasan und Kiachta.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Gorini's geologische Experimente. Gorini, Professor der Naturgeschichte an der Unterrichtsanstalt zu Lodi, machte kürzlich vor einem Kreise von Freunden ein sehr merkwürdiges Experiment zur Erläuterung seiner Theorie über die Bildung der Berge. Er schmelzt einige nur ihm bekannte Substanzen in einem Gefäß, und läßt die Flüssigkeit abkühlen. Anfangs zeigt sie eine ebene Oberfläche, aber ein Theil fährt fort, von unten auf zu gähren und allmählich bilden sich Erhebungen, bis endlich Höhenzüge und ganze Ketten sich bilden, welche in der Form denen, die sich auf der Erde finden, genau entsprechen. Selbst in der Schichtung ist die Aehnlichkeit vollkommen, und Gorini kann in kleinerem Maaßstabe die Erscheinungen der Vulcane und Erdbeben hervorbringen. Er behauptet demgemäß die Unebenheiten der Erdoberfläche seyen das Ergebniß gewisser, anfangs durch die Hitze flüssig gemachter und dann allmählich consolidirter Stoffe. (Liter. Gaz. 25 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

N^r. 263 3 November 1851

Der Markt der Muyaos in Mozambique.

(Revue de l'Orient. Julius.)

Im Canton Mussuril, auf der Halbinsel Cabeceira, wird dieser Markt fast jährlich im September abgehalten. Er führt den Namen Markt der Muyaos nach dem Namen eines afrikanischen Stammes, der aus dem Innern kommt. Um diese Jahreszeit ist alles in Aufregung und bereitet sich auf diese Handelszeit vor. Gegen den 20 September kommt eine Schaar von 30 bis 40 Muyaos laufend heran, bewaffnet mit Sagaien, die sie nach den Häusern abschleudern, in denen sie wohnen wollen. Es sind meistens Dorfhäuptlinge, welche für sich und die übrigen auf diese Weise Quartier machen, und ihr Unterkommen wählen, je nachdem sie in frühern Jahren mit der Aufnahme zufrieden waren oder nicht. Am Tage des Neumonds kommt endlich die Karawane selbst, die gewöhnlich aus mindestens 3000 Menschen, zu zwei Drittheil Sklaven, besteht; letztere sind junge Leute von 10 bis 15 Jahren. Alle, Freie und Sklaven, tragen in guten Jahren Elfenbein, Kopalgummi, Schaufeln, die im Innern aus afrikanischem Eisen gefertigt wurden, und Felle wilder Thiere. Sie regeln gewöhnlich ihren Marsch so, daß sie mit Sonnenuntergang eintreffen, dann läßt sich jede Truppe in den vorher bezeichneten Häusern nieder, und alsbald beginnt der Markt. Es ist verboten ohne Erlaubniß des Eigenthümers in eine der Behausungen einzutreten, und dieser verkauft sie oft sehr theuer. Um mit diesen seltsamen Kaufleuten zu unterhandeln, muß man sich mit ihnen in diesen Hütten einschließen, und hier ohne Licht, den Mund am Ohr, die oft sehr bedeutenden Käufe abschließen. Die Hände müssen so geübt seyn daß sie die Augen ersetzen. Die von beiden Seiten angewandten Listen lassen sich gar nicht schildern: wer die Kaufleute und die Neger kennt, weiß wie viel Geduld, Gewandtheit und Gewinnsucht dazu gehört, um sich zu solchem Handel zu entschließen und sich vor Betrug zu sichern.

In fünf bis sechs Tagen ist alles zu Ende, die Muyaos packen ein und rüsten sich zur Rückkehr, möglichst schnell und mit möglichst wenig Sklaven. Manchmal, wenn sie deren viel gebracht haben, sinkt der Preis für einen schönen Sklaven auf ein Stück Zuarte[1], der in Mozambique zwei Piaster gilt. Im October 1845 brachten die Muyaos über 2000 Sklaven und nahe an 2000 Arroben Elfenbein: im J. 1846 kamen sie gar nicht, und im J. 1847 waren sie bis zum 15 October gleichfalls noch nicht gekommen. Ueber die Länder, durch welche diese Muyaos ziehen, weiß man nichts.

[1] Englisch: Byrampauts, eine Art halbleinener, halbbaumwollener Zeuge, die in Lancashire für den afrikanischen Handel fabricirt werden.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Arabische Literatur.

Ich beginne mit den Arabern und ihrer historischen Literatur, die fortdauernd Fortschritte macht, welche man noch vor 20 Jahren für chimärisch gehalten hätte, und welche nichts destoweniger den gegenwärtigen Bedürfnissen der Wissenschaft noch keineswegs entsprechen. Hr. Weil, Professor in Heidelberg, hat den dritten und letzten Band seiner Geschichte des Chalifats in Bagdad herausgegeben, in welchem er die drei letzten Jahrhunderte dieses großen Reichs, seine innern Zerrüttungen und seine Zerstörung behandelt. Es ist dieß die erste vollständige Geschichte des Chalifats, die nach den Anforderungen der europäischen Kritik geschrieben und nach Originalquellen abgefaßt ist, denn das große Werk von Price ist nur eine Compilation, die noch lange Zeit nützlich und fast unentbehrlich seyn wird, aber es bleibt immer eine bloße Compilation, während das Werk Weils eine politische Geschichte des Chalifats ist, worin die Geschichtschreiber gegenseitig controlirt, die Thatsachen besprochen und die Quellen citirt sind.

Die Nothwendigkeit eine solche Masse von Thatsachen in einem beschränkten Raum zu vereinen, hat Hrn. Weil genöthigt, sich fast allein auf die politische Seite des Chalifats zu beschränken. Vielleicht ist zu hoffen, daß er in einem neuen Werke, das zur Vervollständigung des erstern dienen würde, die sociale Seite dieses Reichs behandeln wird, dessen Institutionen großen Theils seinen Fall überlebten und noch jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die Welt ausüben. Hr. Weil muß umfassende Materialien über die Verwaltung des Chalifats, über seine Finanzen und seinen Handel, über den moralischen Zustand, in welchem er die seinem Scepter unterworfenen Völker fand und zurückließ, über die Verhältnisse der geistlichen und weltlichen Gewalt, über die Organisation der Schulen, ihre Lehrmethoden und ihren Einfluß, über die bei der Abfassung und Verbindung der Gesetze beobachteten Formen, über die Secten, kurz über alle Punkte des innern Lebens einer Nation, deren Gesammtheit die eigenthümliche Civilisation jedes großen Volks bildet, gesammelt haben. Wir haben Monographien über einzelne dieser Gegenstände, bis jetzt aber ist noch keine Gesammtarbeit versucht worden. Allerdings ist dieß ein ungeheures Studium, dessen Materialien nur erst theilweise zugänglich sind, aber ein solcher Versuch, so unvollkommen er auch seyn möchte, wäre ein Unternehmen von dem größten Nutzen, weil er die Aufmerksamkeit auf eine Menge jetzt wenig studirter Fragen lenken, und weil er einen Ausgangspunkt bilden würde, an den sich dann jede vereinzelte Beobachtung anschließen

könnte. Die Materialien häufen sich übrigens, und jedes Jahr liefert seinen Antheil an Herausgabe von bisher vergrabenen arabischen Geschichtschreibern.

Hr. Wüstenfeld zu Göttingen hat ein „Handbuch der allgemeinen Geschichte" von Ibn Koteiba lithographirt herausgegeben. Der Verfasser war Kadi einer kleinen Stadt in Persien und starb gegen Ende des 3ten Jahrhunderts der Hidschra zu Bagdad als Professor. Sein Werk wurde häufig für die Geschichte der Araber vor dem Islam benützt, ist aber nie ganz herausgegeben worden. Es ist einer der ersten Versuche einer allgemeinen Geschichte, welche die Araber gemacht zu haben scheinen, und der Theil des Werks, der sich auf die fremden Völker bezieht, ist außerordentlich mager. Die Methode Koteiba's, obgleich sehr unvollkommen, ist originell, und man sieht sehr leicht, daß die Araber zu seiner Zeit noch gar keine bestimmte Form für ihre geschichtlichen Werke angenommen hatten; man findet in seinem Werke eine Menge merkwürdiger Thatsachen, auf die man in einer allgemeinen Geschichte nicht zu stoßen erwartet, die aber für uns von Interesse sind, meist aus Gründen, an die der Verfasser nicht gedacht hat. Hr. Wüstenfeld ist im Allgemeinen dem Manuscript von Wien gefolgt, dem besten und vollständigsten von allen, die sich in den Bibliotheken Europa's finden, und hat seine Herausgabe mit einer Tabelle historischer und geographischer Namen vervollständigt.

Derselbe Gelehrte hat den Text eines kleinen Buches von Mohammed Ibn Habib, einem Grammatiker in Bagdad aus dem 9ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, herausgegeben, das von der Gleichheit und Verschiedenheit der arabischen Stämmenamen handelt. Die Wichtigkeit der Genealogie der Stämme und Familien für die alte Geschichte der Araber ist bekannt. Es ist der einzige Faden, an den die Ueberlieferungen, die in der Wüste sich erhalten haben und erst mehrere Jahrhunderte nach Mohammed niedergeschrieben wurden, sich anknüpfen. Die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Stämme- und Familiennamen brachte natürlich Unordnung in die arabische Chronologie, und mehrere moslemitische Schriftsteller haben diesem Uebelstand abzuhelfen gesucht, indem sie die Orthographie dieser Namen feststellten; zu diesen gehört auch unser Verfasser, der für eine Autorität gegolten zu haben scheint, denn Makrisi hat sich die Mühe genommen, die Abhandlung eigenhändig abzuschreiben, sie mit diakritischen Punkten zu versehen, und Noten beizusetzen. Dieß Manuscript hat sich glücklicherweise erhalten und befindet sich in der Bibliothek von Leyden. Hr. Wüstenfeld hat es herausgegeben als Beweisstück für die genealogischen Tafeln der Araber, die er in der Arbeit hat. Er hat eine Tabelle der Namen, aber weder Noten, noch eine Uebersetzung hinzugefügt, deren dieß kleine Buch auch allerdings weniger als sonst ein arabischer Text bedarf.

Nachdem Hr. Wüstenfeld seine Ausgabe des biographischen Wörterbuchs von Nawawi vollendet, ließ er eine Einleitung folgen, welche das Leben und die Aufzählung der Werke dieses Schriftstellers enthält. Abu Zakarjah Jahja al Nawawi war ein Jurist und Theologe aus dem 13ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und starb zu Bagdad, wo er die Sunna (Ueberlieferung) erläuterte. Er verfaßte 42 Werke, die sehr geschätzt sind, wie die Zahl der Commentatoren, die er fand, beweist. Seine Biographie ist sehr merkwürdig: sie zeigt ihn uns fast als das Ideal eines arabischen Gelehrten durch die Heiligkeit und Einfachheit seines Lebens, seine Selbstentsagung, seine unaufhörliche Arbeit und den Muth, mit dem er sich seines großen Einflusses bediente, um die Rechte der Unterthanen gegen die Bedrückungen und die Raubsucht der Fürsten seiner Zeit zu vertheidigen. Sein Grab ist noch jetzt, wie das eines Heiligen, verehrt.

Hr. Haarbrücker zu Halle hat den ersten Band der „Religionsparteien und Philosophenschulen" von Scharistani herausgegeben, einem Schriftsteller des 13ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, der aus Chorasan stammte. Der Gegenstand seines Werks mußte frühzeitig die Aufmerksamkeit der Gelehrten in Europa auf sich ziehen. Pococke, Hyde, Sacy u. a. haben Auszüge bekannt gemacht, und Cureton vor einigen Jahren eine kritische und vollständige Ausgabe veranstaltet, indem er zugleich seine Absicht ankündigte, eine englische Uebersetzung herauszugeben. Die großen Arbeiten dieses Gelehrten über die syrischen Manuscripte des brittischen Museums haben indeß diesen Plan verhindert, und Haarbrücker entschloß sich ihn auszuführen. Der erste Band enthält die moslemitischen, christlichen, jüdischen und dualistischen Secten, der zweite soll die Sabäer, Philosophen und Indier umfassen. Scharistani ist für einen Moslem ein Mann von merkwürdiger Toleranz, und legte die Meinungen der verschiedenen Secten mit völlig historischer Unpartheilichkeit dar. Das Interessanteste für uns an seinem Buche ist das Capitel über die moslemitischen Secten, die er vollständig kennt, und deren Grundsätze er mit großer Klarheit darlegt; sodann das Capitel über die Secten der Sabäer, über welche wir nur sehr unvollständige Nachweisungen besitzen. Die andern Religionen und die philosophischen Systeme der nicht moslemitischen Völker sind uns im allgemeinen aus bessern Quellen bekannt, als ein arabischer Schriftsteller zu seiner Verfügung haben konnte, nichtsdestoweniger sind aus dem Capitel, in welchem Scharistani die dualistischen Secten abhandelt, einige wichtige Nachweisungen zu ziehen. Es ist ein wahrer Dienst, den Haarbrücker durch seine Uebersetzung dieses Buches den historischen und theologischen Wissenschaften geleistet hat, denn es ist eines der arabischen Werke, die den Gelehrten, welche nicht Orientalisten sind und für welche der Text allein ein verschlossener Buchstabe seyn würde, am meisten Dienste leisten werden.

Hr. Sprenger, solange er noch Director des Collegiums zu Delhi war, und Mamluk al Aly, Professor dieses Collegiums, haben die „Geschichte Mahmuds des Ghaznaviden" von Otby lithographirt herausgegeben; man kannte dieß Werk bisher bloß durch einen sehr detaillirten Auszug, den Sacy nach einer persischen Uebersetzung gemacht, denn das Buch ist ursprünglich arabisch geschrieben. Wir wissen nichts von dem Leben des Verfassers, er war aber augenscheinlich ein Zeitgenosse Mahmuds, und scheint vor diesem Fürsten gestorben zu seyn, denn seine Geschichte enthält die letzten Lebensjahre Mahmuds nicht. Der Gegenstand ist höchst interessant wegen der großen Rolle, die Mahmud einerseits im Chalifat, dessen Verfall er beschleunigte, andrerseits in Indien gespielt hat, dessen erster moslemitischer Eroberer er war. Otby steht nicht auf der Höhe seines Gegenstandes, er kümmerte sich nur um die Hofintriguen und Kriegszüge, er ist ein genauer, umständlicher Chronist, aber in seinem Styl etwas gesucht, was ihm die Ehre zahlreicher Commentare verschafft hat. Troß dieser Mängel ist man froh, eine genaue Geschichte dieses Zeitraums und namentlich der ersten Kriege gegen Indien zu besitzen, wo jede Nachweisung von großem Interesse ist, weil die bloße Nennung eines Eigennamens uns behülflich seyn kann, eine ganze Reihe indischer Zeitangaben zu fixiren, und Otby gibt uns fast alles, was wir von einem

Schriftsteller seiner Nation und seiner Zeit erwarten können. Die Herausgeber haben sich eines collationirten und zwischen den Zeilen commentirten Exemplars bedient, die arabischen und persischen Anmerkungen hinzugefügt, und, was unsern besondern Dank verdient, die Aufmerksamkeit gehabt, nach London eine Anzahl Exemplare zum Verkauf in Europa zu schicken.

Hr. Defremery, welcher schon mehrere Capitel aus den Reisen Ibn Batutas herausgegeben, hat ein neues über Kleinasien veröffentlicht. Ibn Batuta ist ein besserer Reisender als die meisten Orientalen, wißbegieriger und aufgeweckter, somit viel interessanter für uns. Er hat Kleinasien zu einer Zeit höchster Zerrüttung gesehen, wo es durch Kriege erschöpft und durch türkische Stämme überzogen war; Hr. Defremery hebt den Werth der Nachrichten Ibn Batuta's richtig heraus, und es ist zu hoffen, daß er uns demnächst eine vollständige Ausgabe dieses wichtigen Schriftstellers geben wird, mit dem er sich so viel befaßt hat.

Ich komme nun zu dem bedeutendsten unter allen arabischen Büchern, welche seit zwei Jahren gedruckt wurden, die „Geschichte der Berbern" von Ibn Chaldun, welche Hr. de Slane zu Algier auf Befehl der französischen Regierung herausgegeben hat. Abdurrahman Ibn Mohammed Ibn Chaldun gehörte einer großen Familie an, welche aus Hadramaut stammte. Seine Vorfahren hatten den ersten Einfall der Araber in Spanien mitgemacht, und sich zu Sevilla niedergelassen, aber die Fortschritte der Christen zwangen sie ihre Güter aufzugeben und sich nach Tunis zu flüchten, wo Ibn Chaldun im J. 1332 geboren wurde. Er erhielt eine gelehrte Erziehung und scheint sich für den Unterricht gebildet zu haben; da er aber noch sehr jung zum Secretär des Sultans von Tunis ernannt wurde, so wurde er in die Geschäfte und die verwickelten Intriguen moslemitischer Höfe hineingeworfen. Er hat uns selbst seine sehr umständliche Biographie hinterlassen, die eines der merkwürdigsten Stücke ist, die man lesen kann, durch die Schilderung der Umwälzungen in den zahlreichen moslemitischen Höfen, die sich in Nordafrika theilten, und durch die Darstellung der Leichtigkeit, mit der ein Gelehrter damals nicht nur von dem Dienst des einen Fürsten in den eines andern, sondern auch von den Staatsangelegenheiten zur Ausübung des Richteramts, wie von diesem zum öffentlichen Unterricht oder zum beschaulichen Leben übergieng. Es wäre unmöglich Ibn Chaldun in der Schilderung der so eigenthümlichen Wechsel seines Lebens zu folgen: er war abwechselnd Secretär der Sultane von Tunis und Marocco, Botschafter bei Peter von Castilien, der ihm, um ihn an seinen Dienst zu fesseln, seine Familiengüter in Sevilla zurückzugeben versprach, und bei Timur, der ihn nach Samarkand führen und zum Lehrer der Geschichte machen wollte; er war Minister der Könige von Budschia, von Tlemsan, von Grenada, Professor zu Marocco, Tunis und Cairo, und sechsmal malekitischer Großkadi zu Cairo, eine Würde, die er fünfmal verlor, und in deren Ausübung er endlich im Alter von 74 Jahren starb. Er brachte die Zwischenzeit zwischen seinen zahlreichen Aemtern bald im Gefängniß, bald in der Zurückgezogenheit auf irgend einem Feudalschloß zu, wo er sich mit der Abfassung seines großen Werkes beschäftigte.

So lebte er unter anderm vier Jahre auf dem Schloß Ibn Selama's, südöstlich von Mascara, in der Einsamkeit und fast aller literarischen Hülfsmittel entblößt. Dieser den Arbeiten eines Geschichtschreibers scheinbar verderbliche Umstand hob nur das Talent Ibn Chalduns, der in dieser Zeit seine Prolegomenen schrieb, worin er die Geschichte der Civilisation und der Gesetze, welche die politischen Gesellschaften leiten, behandelte. Dieß ist, glaube ich, der erste Versuch einer Philosophie der Geschichte, der je geschrieben wurde, und zeigt in Ibn Chaldun eine Stärke der Reflexion, wovon der übrige Theil seines Werks nur einen schwachen Begriff gibt. Dieß Buch hat seit 40 Jahren die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen, die eine große Menge Auszüge daraus bekannt gemacht haben, und wir können in kurzem eine vollständige Ausgabe, eine Uebersetzung und einen Commentar von Quatremère erwarten. Der zweite Theil von Ibn Chaldun's Werk behandelt die Geschichte vor Mohammed. Herr Arri hatte eine Ausgabe und eine italienische Uebersetzung unternommen, allein sein frühzeitiger Tod hat die Vollendung der Arbeit leider unterbrochen. Der dritte Theil mit dem sich noch niemand in Europa befaßt hat, enthält die Geschichte der großen moslemitischen Dynastien; der eben so unbearbeitete vierte Theil umfaßt die kleinen Dynastien des Orients und die arabischen Könige Spaniens. Der fünfte und letzte Theil enthält die Geschichte der Araber vom Stamme Tai von den alten Zeiten bis zu ihrer Auswanderung nach Nordafrika, sowie die Geschichte der arabischen und berberischen Dynastien des Maghreb. Man begreift, welches Interesse die französische Regierung haben muß, genaue Angaben über die Geschichte und Organisation der Stämme zu haben, deren Nachkommen jetzt noch den Boden Algeriens bewohnen. Sie hat deßhalb Hrn. de Slane mit der Herausgabe dieses Theils des Ibn Chaldun'schen Werks beauftragt, und dieser Gelehrte hat sich auch des Auftrags mit allem Erfolg entledigt, den man von seinem Wissen und seiner günstigen Stellung erwarten konnte, worin er sich zu Algier bezüglich aller localen Nachweisungen, die ihn in seiner Arbeit leiten konnten, befindet. Die Schwierigkeiten, welche Ibn Chaldun's Werk darbot, sind sehr bedeutend: nicht nur ist der Styl sehr ungleich, bald blumenreich, bald abgestoßen und nachläßig bis zur Unverständlichkeit, sondern auch der Stoff ist außerordentlich verwickelt. Der Herausgeber hatte eine unendliche Mühe, in dieser Masse von Personen- und Ortsnamen, in dieser Verwirrung von arabischen und berberischen Genealogien und in den oft ungenügenden Andeutungen eines Schriftstellers sich zurecht zu finden, der über einen Gegenstand schreibt, mit dem er allzu vertraut ist, um stets das Bedürfniß zu fühlen genau zu seyn. Hr. de Slane kündigt an, daß er in der Einleitung zu seiner Uebersetzung, die gegenwärtig im Drucke ist, eine vollständige Uebersicht der Stämme und der arabischen und berberischen Dynastien geben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Brittisch Amerika im Jahr 1850.

(Fortsetzung.)

In Beziehung auf Klima und äußere Erscheinung gilt dasselbe von Neufundland, Labrador und Ost-Maine; dieses, an der Ostseite der Hudsonbay, gibt ein Contingent zu dem Pelzhandel; ersteres gibt durch die Myriaden von Stockfischen, welche zu bestimmter Zeit dort eintreffen, den Familien von 45,000 Seeleuten Unterhalt. Anfangs April segeln mit dem ersten Nordwind aus den europäischen Häfen die dazu bestimmten Schiffe nach Westen, und gleichen von ferne einem ungeheuren Fluge Möven. Wenn Stürme und Eisberge, welche sie Bonamises (Bank-Eis) nennen, und oft ein neues Stück Winter überstanden sind, beginnt der Fischfang. 1500 Fahrzeuge der Vereinigten Staaten zerstreuen sich auf den Bänken; 300 französische sind in der Gegend von St. Pierre und Miquelon; aus dem englischen Mutterlande und Canada kommen 1000 Segel zusammen; ungefähr 15,000 Seeleute nähren sich vom Stockfischfang, der an Fischen und Thran etwa eine halbe Mill. Pfd. St. einträgt

Unter den Ländern der Lorenzbay ist besonders die Insel Breton

mit zahlreichen herrlichen Buchten wichtig. Sie besitzt viel culturfähiges Land, Waldungen in Ueberfluß, aber wenig von dem was Europa zu viel hat, nämlich — Hände. Die Bevölkerung ist meist mit Handel und Schifffahrt beschäftigt; die Marine, wiewohl nur zwei Drittel des Jahres thätig, beträgt den dritten Theil der Schiffe Frankreichs.

Neu-Braunschweig hat ungefähr 170,000 Einwohner, die größtentheils am Meeresufer und in den Städten längs dem St. John, der das Land durchströmt, und an seiner Mündung an der Stadt gleiches Namens einen sichern und geräumigen Hafen bildet, wohnen; der Rest ist über ein Areal von 8000 Quadratmeilen zerstreut. Nicht weit oberhalb der Stadt hat der Strom Wasserfälle, welche sechs Stunden lang zur Zeit der Ebbe hörbar sind; steigt die Fluth, so sieht man nur das Sprudeln des Wassers, welches indessen tief genug ist, um den Schiffen die Durchfahrt zu gestatten. Ungeachtet der Lage der Stadt St. John, die sie zu einem der wichtigsten Plätze des Landes macht, hat England die Stadt Fredericktown zum Sitze der Regierung erhoben, welche indessen bis 1837 kaum 2000 Einwohner hatte. Ein College mit 1000 Acres Land, eine Ackerbaugesellschaft und mehrere Journale konnten sie nicht heben. Jetzt hat sie das Doppelte. Ihre kerzengeraden Straßen, weißen protestantischen Capellen geben ihr das „decente" puritanische Ansehen. Unglücklicherweise stören Schwärme von Lumberers (Holzmacher in den Wäldern) öfters ihre Ruhe; diese Lumberers sind zugleich „Flößer." Sie hauen die Bäume ab, ohne sich um die Cultur des gelichteten Bodens zu bekümmern; dieß überlassen sie andern. Wenn sie ihr Floß gezimmert haben, lenken sie es mit langen Rudern oben und unten und mit kleinen Segeln den Strom hinab. Kommen sie an eine Stromschnelle oder einen Wasserfall, so gehen sie ans Land und stoßen ihren Floß mitten in die Strudel, welche die Bande der Stämme zerreißen, diese verschlingen, und zum Theile wieder auswerfen; der Lumberer sucht wieder zusammen und verbindet zu einem neuen Floße was der Strudel nicht behalten hat. In der Taverne verbringt er zu Ende jeder Reise die Zeit mit Gesang und Trinken, und es ist sehr natürlich, daß ihn seine Lebensweise zu einem Haudegen mache, der jederzeit zum Kampfe bereit ist. Vor der Beendigung der Verhandlungen über die Gränzen haben sich die Lumberer Canada's und der Vereinigten Staaten blutige Kämpfe geliefert.

Unter dieser dünn gesäten Bevölkerung von Puritanern und Auswanderern wohnen zwischen den Wasserfällen des St. John und der Gränze von Maine die französischen Acadier, deren Vorfahren die Ufergegenden der Fundybay inne gehabt hatten. Als das Loos der Waffen sie in die Macht der Engländer gegeben, vor der Ratification des Friedens 1783, bekriegten sie auf eigene Faust, unterstützt von ihren Alliirten, den Indianern, die englischen Eindränger, und verheerten mit Feuer und Schwert ihre Farmen. England, nunmehr definitiv im Besitze Canada's, beschloß, sich diese lästigen Nachbarn vom Halse zu schaffen. Sie wurden in ihr heutiges Gebiet gedrängt. „Unsere Väter, erzählen sie, wurden in ihre Kirchen gerufen; da las man ihnen einen Befehl der englischen Regierung vor, der sie für Gefangene, ihre Güter, Heerden, Fischereien für confiscirt erklärte." Fremdlinge auf dem Boden, den sie sich erobert, hat die fortschreitende Cultur sie hinter sich gelassen; sie fühlen es, ein heimlicher Groll gegen ihre frühern Unterdrücker schlummert in ihrem Herzen, und die Demagogen in Maine wissen dieß nur zu gut.

Neu-Braunschweig, ein Meer von Waldungen, hat meist flachen Boden mit Seen und Flüssen; Moräste wechseln mit culturfähigem Lande. Die Forelle ist in großer Menge vorhanden, und der Lachs steigt in den Strömen weit hinauf; Fischer und Jäger finden reichlich ihre Nahrung. In den Ebenen streift der Caribu, das amerikanische Rennthier mit breitem und mächtigem Geweih, das sich zum Ziehen von Schlitten gebrauchen läßt; in den minder offenen Gegenden sind der Hirsch und das blitzschnelle Reh zu Haus; Pelzthiere, der Marder, Füchse von allen Farben streifen zahlreich herum; am Ufer des Miramichi baut der Biber sein nettes Haus. Im Winter ist es sehr kalt, Nebel und Eisschollen machen die Schifffahrt in der Fundybay unmöglich; im Julius steigt der Thermometer oft über 35° R. Heftige Stürme kühlen dann die Luft so sehr, daß kleine, höher gelegene Seen sich mit einer Eisrinde bedecken. Bis jetzt producirt Neu-Braunschweig wenig Getreide; die Ausfuhr, welche mehr als eine Million Pfd. St. beträgt, besteht in Holz, Pelz, Häuten, Fischen und gesalzenem Fleische, lauter Naturproducten, ohne Mitwirkung der Industrie. England muß wünschen, begüterte Colonisten dort zu heben, welche den Absatz seiner Fabricate befördern. Darum sollte eine Militärstraße durch Neu-Braunschweig und Neuschottland gehen, und Halifax, seinen bedeutendsten Hafen in jener Gegend, in directe Verbindung mit Quebec bringen. Sie hätte die Anlegung von Städten und Dörfern veranlaßt. Die Entdeckung bedeutender Steinkohlenlager ließ indessen eine Eisenbahn vorziehen, welche freilich wegen der zu umgehenden Seen, der Brücken über reißende Flüsse u. s. w., bedeutende Summen kosten wird.

Das eigentliche Untercanada, die Länderstriche längs dem St. Lorenzstrom, der, ein mächtiger Canal, die großen Seen mit dem Meere verbindet, und an zahlreichen Nebenflüssen den größten Strömen Amerika's gleich steht, verdankt diesem seine Schönheit. Er ist vom Ontario bis zur mächtigen Mündung bei der Insel Anticosti 225 M. lang, 25 M. oberhalb derselben noch 6 M. breit und 200′ tief. Im Winter ist er an den ruhigern Stellen mit einer Brücke von Eis bedeckt. Im Sommer durchkreuzen ihn in seiner ganzen Länge zahlreiche Barken, Flöße, Segelschiffe, Piroguen und Dampfer. Die europäischen Schiffe zeigen sich Ende Mai vor der Mündung; noch friert es, doch sprossen schon die Birken. Auf dem linken Ufer der Labradorküste ist das Klima rauh, die Natur wild; man sollte denken, sie wäre nicht durch einen Strom, sondern durch einen Ocean von Canada geschieden, daher auch wenig Cultur, und nur einzelne Dörfer; die Wälder im Innern sind von Lumberers bewohnt. Auf dem rechten Ufer dagegen, Quebec gegenüber, wohnen die zahlreichen alten französischen Colonisten, die Repräsentanten der wahren französisch-canadischen Race, in hölzernen Häusern mit wenigem Geräthe, massivem Tische und Stühlen, bisweilen mit einem groben Teppich bedeckt. Die Hauptzierde ist der gußeiserne Kochofen, der zwei Stuben heizt, und im heißen Sommer unter einen Schoppen gebracht wird. Ihre Sprache ist rauh, und gleicht derjenigen der Nieder-Bretagne. Ihr Land ist zwar nicht musterhaft gebaut, doch haben sie Fortschritte gemacht; sie werfen z. B. nicht mehr ihren Dünger ins Wasser. Die Feldarbeiten dauern von Mai bis October; dann müssen sie alle beendigt seyn! Von November an sind sie eingesperrt und arbeiten ihre grobwollenen Kleider oder bessern ihre Werkzeuge aus. Bisweilen besuchen sie sich, und machen zur Geige einen fröhlichen Tanz. Es sind zufriedene Menschen von angenehmen Sitten, freundlich im Umgange, wenn sie nicht von „unruhigen Demagogen aufgewiegelt" werden, und diese Rolle übernehmen exaltirte Advocaten in Montreal und Quebec mit ihren Alliirten, den Annexionisten der Vereinigten Staaten. Aufwärts treten die Berge näher an den Strom; zwei Felsen — Cap Diamant und Point Levi — geben ihm die Gestalt eines elliptischen Halbkreises, in den der St. Lorenz sich zu verlieren scheint.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Nicaragua-Transitstraße. Mehrere Dampfboote stehen bereit die Passagiere aufzunehmen. Der Weg von Virginbay am See nach San Juan del Sur am stillen Meer, etwa 12 engl. Meilen lang, ist in gutem Zustande und kann auf guten Maulthieren in drei Stunden zurückgelegt werden. Passagiere kommen vom atlantischen Meer nach dem Stillen in vier Tagen, vom stillen Meer nach dem atlantischen (den San Juan-Fluß hinab) in 36 Stunden. (Liter. Gaz. 25 October.)

•

Fenelons Telemaque soll neulich auf Befehl des russischen Kaisers ins Hebräische übersetzt worden seyn, als ein geeignetes Buch, um den Bildungsstand unter den russischen Juden zu heben. (Liter. Gaz. 25 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 264. 4 November 1851.

Kalewala, das finnische Nationalepos.

(Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. X. Bd. 1. Hft.)

Die im Jahre 1849 erschienene zweite Ausgabe dieser berühmten epischen Runensammlung ist wiederum mit einer Vorrede des verdienstvollen Lönnrot (dießmal ohne Unterschrift) versehen, aus welcher wir das für uns Wichtigste dem Sinne nach mittheilen.

In den 14 Jahren welche seit der ersten Auflage (1835) verflossen, sind viele neue, das finnische Geisteswerk ergänzende und einen besseren Zusammenhang herstellende Rhapsodieen entdeckt worden. Die ältere Sammlung, in allem 32 Gesänge, enthielt nicht volle 12100 Verse, wogegen die jetzige aus 50 Gesängen besteht und 22800 Verse zählt. Eine vergleichende Tabelle (der Vorrede beigegeben) zeigt, wie die gegenwärtige Ausgabe in Anordnung ganzer Gesänge oder einzelner Theile derselben von der ersten sich unterscheidet, und außerdem, was für größere Stücke neu hinzugekommen. Wahrscheinlich fehlt nun nichts mehr zur Vollständigkeit des Epos, da alle Orte, wo man nur irgend etwas von Runen zu erspüren hoffen konnte, zu wiederholtenmalen und von mehr als einem Sammler in die Kreuz und Quere besucht und erforscht worden sind. In der Anordnung blieb jedoch vieles dem freien Ermessen des Herausgebers überlassen, da man selbst von den besten Sängern nicht gar viele Rhapsodien in einer Reihe erhielt und auch diese nicht immer gleichmäßig geordnet waren.

Die heutige Heimath der Kalewala-Runen ist vorzugsweise das Kirchspiel Wuokkiniemi im Gebiete von Wiena oder Arkankeli (Archangelsk). Ueber Zeit und Oertlichkeit ihres Ursprungs sind viele Vermuthungen aufgestellt worden. Am besten empfiehlt sich diejenige, nach welcher sie im Zeitalter des Reiches Permien (Wärmland) an den südöstlichen Gestaden des Weißen Meeres entstanden sind, oder in der Umgegend jener großen Seen, Woikojärwi, Oniekas (Onega) und Laatokas (Ladoga), welche im Halbkreise zwischen dem Weißen Meere und dem finnischen Meerbusen liegen. Die Bewohner dieses sogenannten „russischen Karelien," wo jene Runen durch Jahrhunderte sich erhalten haben, mögen wohl gerade Nachkommen der alten, reichen, mächtigen und berühmten Permier seyn. Hier finden sich noch in höherem Grade als bei den übrigen Finnen gewisse Verlassenschaften aus alter Zeit, Spuren eines Gemeinlebens, ein ausgezeichneter, alle Verbote und Hindernisse umgehender Handelsgeist. Nehmen wir dazu ihre runischen Erinnerungen, den eigenthümlichen Putz der Frauen und dgl., so findet alles aus der alten Permierzeit seine beste Deutung. In Handelsgeist und Rührigkeit des Körpers und Geistes kommen den „russischen Kareliern" die Karelier und Nordländer des eigentlichen Finnlands zunächst, wie sie denn auch nächst ihnen im Besitze der meisten poetischen Sagen sind.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

Arabische Literatur.

(Fortsetzung.)

Herr Dozy zu Leyden setzt seine schönen Arbeiten über die Araber Spaniens fort. Er hat unter dem Titel „arabische Werke" die vierte Lieferung einer Sammlung herausgegeben, welche die besten Quellen der Geschichte der Araber in Spanien und Afrika enthält. Auch hat Hr. Dozy eine neue Reihe von Arbeiten angefangen unter dem Titel: „Forschungen über die politische und literarische Geschichte Spaniens während des Mittelalters." Im ersten Bande behandelt er eine Menge merkwürdiger Punkte der Geschichte und Kritik, indem er die Berichte der Araber und Christen mit einander vergleicht, und Licht wirft auf alle berührten Fragen mit einer Kraft und einer Wahrheitsliebe, welche seine Abhandlungen eben so anziehend als lehrreich machen. — In denselben Studienkreis gehört ein Werk, das Longpérier ankündigt unter dem Titel „numismatische Urkunden über die Geschichte der Araber in Spanien." Er gibt jetzt nur ein Programm und die Liste der zu seiner Verfügung stehenden Münzen, in der Hoffnung, daß Leute, welche Münzen dieser Classe besitzen, sie ihm mittheilen. Das Werk wird die Beschreibung der Münzen, die Uebersetzung der Inschriften und historische Anmerkungen über die auf den Münzen abgebildeten Personen, so wie die Gewichtsangabe jedes Stücks enthalten.

Es ist eine große Menge Fortsetzungen arabischer Werke erschienen: Wüstenfeld hat die Herausgabe des Textes der Kosmographie Kazwini's vollendet, Juynboll das dritte Heft des „geographischen Wörterbuchs" herausgegeben, das er früher begonnen; Peeron ließ den dritten Band seiner Uebersetzung der „Grundsätze der moslemitischen Jurisprudenz" von Khalil ibn Ishak ans Licht treten, worin er den Abschnitt über die Ehe beendigt, und die Bestimmungen über Eigenthum und Verkäufe beginnt; Baillie hat gleichfalls ein Werk über das moslemitische Verkaufsrecht herausgegeben, aber nach den Grundsätzen der Hanefiten, während Perron es nach malekitischen Ansichten behandelt. Flügel hat den fünften Band des bibliographischen Wörterbuchs von Hadschi Chalfa beendigt, das er auf Kosten der Uebersetzungscommittee in London herausgibt. Die HH. Reinaud und Derenbourg werden demnächst Vol. II. 2. ihrer neuen Ausgabe des Hariri mit Sacys Commentar herausgeben; diese Lieferung ent-

hält die Noten und die Erläuterungen der beiden Herausgeber. Dieß ist indeß nicht die einzige Arbeit, zu der die „Sitzungen (Makamat) des Hariri“ Veranlassung gegeben haben. Hr. Preston zu Cambridge ließ unter dem Schutz der Uebersetzungscommittee eine Auswahl von 20 Sitzungen englisch übersetzt und mit einem Commentar versehen erscheinen. Die Aufgabe einer genauen Uebersetzung Hariri's ist unlösbar, und wer es versucht, findet sich genöthigt, ein Mittel aufzusuchen, um die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu umgehen. Rückert hat in seiner deutschen Uebersetzung mehr versucht ihn nachzuahmen als zu übersetzen: er ersetzt die arabischen Anspielungen, Alliterationen und Sprüchwörter durch ähnliche deutsche, die oft so passend sind, daß Hariri, wenn er deutsch geschrieben hätte, es gewiß nicht anders gemacht haben würde. Hr. Preston dagegen will vor allem übersetzen, und den Sinn des Verfassers wiedergeben, da aber der englische Ausdruck nicht alles wiedergeben kann, was der arabische enthält, so verweist er das Uebrige in die Noten. Das Ergebniß ist ein Buch, das viel mühsamer zu lesen ist als das Rückerts, das aber einer eigentlichen Uebersetzung näher kommt.

Der Text Hariri's wurde in Cairo gedruckt und von dem Scheich Mohammed al Tunsi mit einem sehr vollständigen Commentar begleitet; es ist derselbe nicht so gelehrt, wie der von Sacy, kann aber wohl gut neben ihm dienen. Ein anderes Werk desselben Scheichs erschien kürzlich zu Paris von Hrn. Perron. Er war Hrn. Perrons Lehrer im Arabischen zu Cairo gewesen, und hatte, als Uebungsstücke, den Bericht seiner Reisen nach dem Sudan niedergeschrieben; nach und nach wurden diese Uebungsstücke zu einem sehr merkwürdigen Werk, das in Europa vor einigen Jahren durch die französische Uebersetzung Hrn. Perrons bekannt geworden ist. Jetzt veröffentlicht er durch das autographische Verfahren den arabischen Text, der außer seinem sehr bedeutenden geographischen Interesse gewiß eines der besten Bücher ist für den Unterricht in der arabischen Vulgärsprache.

Die Wissenschaften der Araber erhalten allmählich eine Bedeutung, die man ihnen längere Zeit bestritten hat; es handelte sich darum zu wissen, was die Araber den Fortschritten der Griechen in den mathematischen Wissenschaften hinzugefügt haben, und welchen Einfluß sie auf die Völker Ostasiens ausübten. Diese Fragen wurden in den letzten Jahren lebhaft besprochen, und Hr. Sedillot, ein eifriger Vertheidiger der von den Arabern gemachten Fortschritte und des von ihnen geübten Einflusses, kommt im zweiten Theile seiner „Materialien zur vergleichenden Geschichte der mathematischen Wissenschaften bei den Griechen und den Orientalen“ auf einige der Fragen zurück, die er früher aufgeworfen über die Sternbilder des Sonnenzodiakus bei den Arabern, Indiern und Chinesen, über die chinesische Astronomie und das bestrittene Problem der Kuppel von Arine.

Die Frage über die Fortschritte, welche die Araber in der Algebra gemacht, ist der Gegenstand besonderer Studien von Seite eines jungen, deutschen Gelehrten, Hrn. Wöpcke gewesen. Colebrooke hatte aus der Vergleichung der Abhandlung des Ibn Musa mit der von Beha Eddin geschlossen, daß die Araber die Algebra in dem Zustande gelassen hätten, in welchem sie solche von den Griechen überkommen hatten. Aber Hr. Wöpcke gibt jetzt den Text und die Uebersetzung einer Abhandlung von Alkhajjami über die Gleichungen heraus, und läßt ihnen zahlreiche Auszüge aus andern arabischen Algebraisten folgen, um zu beweisen, daß die mathematische Schule von Bagdad im 11ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu einer weit höhern Stufe algebraischer Kenntnisse gelangt sey, als je die Griechen erreicht hatten. Die Mathematiker werden in der Vorrede Hrn. Wöpcke's die Methoden besprochen finden, deren sich die Araber bedienten, und im Werk selbst den Text und die Uebersetzung der Beweisstücke. Hr. Wöpcke hat auch der Akademie der Wissenschaften die Entdeckung der arabischen Uebersetzung einer kleinen Abhandlung Euklids über die Statik, deren Original verloren gegangen, angekündigt. Es ist in der Geschichte der Wissenschaften durch das Studium der arabischen Mathematiker eine große Lücke auszufüllen, aber leider sind die für solche Studien nöthigen Kenntnisse selten vereinigt, und es ist ein Glück für die Wissenschaft, wenn ein Mathematiker, wie Hr. Wöpcke, die kleine Anzahl von Gelehrten, welche sich dieser Aufgabe gewidmet haben, vermehrt.

Es sind mehrere Werke erschienen, um den Unterricht im Arabischen zu erleichtern. Dieterici hat zu Leipzig eine neue Ausgabe der Alfija von Ibn Malik veranstaltet. Es ist dieß eine Grammatik, in welcher der Verfasser sich bestrebte, alle Regeln und selbst die Feinheiten der arabischen Grammatik in tausend aufs Auswendiglernen berechneten Distichen zusammenzudrängen. Dieß Buch hatte den größten Erfolg in den gelehrten Schulen des Orients, wo es bis jetzt classisch geblieben ist; man lernt es auswendig, commentirt und bespricht es. Diese Verse, welche natürlich ohne Erklärung unverständlich sind, haben zahlreiche Commentatoren gefunden, unter denen Ibn Akil der berühmteste ist. Die Alfija wurde mehrmals zu Konstantinopel gedruckt, zu Paris auf Betrieb Sacy's, endlich zu Bulak mit dem Commentar Ibn Akils. Hr. Dieterici, der den guten Einfall hatte, seine arabischen Studien in Cairo zu vollenden, hat im Studium dieser beiden vereinten Werke große Vortheile gefunden, und da er vermuthlich glaubte, daß die ägyptische Ausgabe in Europa nicht hinreichend zugänglich sey, hat er sie wieder abdrucken lassen, und im Commentar allenthalben, wo es zum Verständniß des Sinnes nothwendig ist, die Vocale hinzugefügt; er verspricht auch eine deutsche Uebersetzung mit einem selbst gefertigten Commentar.

Hr. Schier zu Dresden hat eine Grammatik des classischen Arabischen herausgegeben, Hr. Bihan zu Paris eine des algierischen Dialekts, und der Scheich Mohammed el Tantawi eine für das Vulgärarabische in Aegypten. Das Werk Bihans ist für französische Angestellte und Reisende bestimmt, und so viel der Zweck des Verfassers gestattet und erfordert, nach dem System der arabischen Grammatiker verfaßt. Es ist dieß das erste Werk, das mit maghrebinischen Lettern [1] gedruckt ist, die auf Betrieb Hrn. Bihans in der Nationaldruckerei gestochen und gegossen wurden. Diese Lettern sind so schön, als diese etwas mißgestaltete Schrift es gestattet, und ausgezeichnet compakt; ich bezweifle aber, ob es richtig gerechnet ist, die Fortdauer des Gebrauchs dieser Schrift zu fördern, da ihre Anwendung nur den Gebrauch der in Neschi geschriebenen und gedruckten Bücher erschwert, und letzteres stets das Hauptmittel des Unterrichts für die Araber aller Länder bleiben wird. Der Scheich Mohammed el Tantawi war ehemals in Cairo Hrn. Fresnels Lehrer im Arabischen; die russische Regierung hat ihn seitdem nach Petersburg gerufen, und seine Grammatik bietet neue Beweise seiner großen grammatikalischen Gelehrsamkeit; sie ist reich an vortrefflichen Materialien zur Vergleichung des classischen Arabischen und des Dialekts, der sich in Aegypten gebildet hat. Hr. Cherbonneau, Professor zu Constantine, hat „Elemente zur französischen Phraseologie zum Gebrauch der Eingebornen“ herausgegeben. Es sind dieß Uebungen, die

[1] Die Schrift im westlichen Afrika unterscheidet sich etwas von der im Osten gebräuchlichen arabischen Schrift; die Scheidungslinie des Gebrauchs ist etwa an der großen Syrte. A. d. U.

mit den einfachsten Phrasen anfangen und allmählich bis zu kleinen Erzählungen fortschreiten. Dem französischen Text folgt eine arabische Uebersetzung. Dieß kleine Buch scheint wohl berechnet, den Arabern die ersten Begriffe der französischen Sprache beizubringen.

Endlich hat Hr. Wetzstein zu Leipzig das arabisch-persische Wörterbuch Zamachschari's herausgegeben. Der Verfasser war persischer Abkunft, und wurde von den Arabern stets bewundert als einer der sehr wenigen Fremden, welche eine hinreichend tiefe Kenntniß des Arabischen erworben haben, um für die Grammatiker selbst eine Autorität zu werden. Es war also von Interesse ein durch das Persische erklärtes arabisches Wörterbuch zu erhalten, weil man annehmen muß, daß ein in beiden Sprachen so gründlich bewanderter Mann in der Bestimmung der arabischen Worte ganz besonders genau sey. Das Lexikon ist nach den Materien geordnet, was für die mehr oder minder gleichbedeutenden Worte bequem ist, da es den Lexikographen nöthigt, die Schattirungen der Bedeutung besser zu bestimmen; für den gewöhnlichen Gebrauch ist es aber nicht bequem. Hr. Wetzstein hat diesem Uebelstand abgeholfen durch einen Inhaltsanzeiger, der alle arabischen Worte und ihre Bedeutung lateinisch angibt. Der Text ist autographirt, und allerdings nicht sehr zierlich aber vollkommen leserlich geschrieben. Diese Art der Herausgabe paßt sehr gut für Werke, die ihrer Natur nach nur für eine kleine Anzahl von Gelehrten bestimmt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Omnibusse in London.

Das Publicum in London wird noch einen Vortheil von der großen Ausstellung haben, eine Herabsetzung der Fahrpreise der Omnibus, denn man fährt jetzt zu einem Penny. Die Erhöhung der Preise am Tage der Eröffnung der Ausstellung hatte das Publicum erbittert, und man scheint sich des Fahrens bis zu einem gewissen Grad enthalten zu haben, gewiß ist wenigstens, daß gleich nach dem Schluß der Ausstellung 300 Omnibusse mit 3000 Pferden und 900 Menschen nichts mehr zu thun hatten. Jetzt mußten sie sich aufs Capituliren legen. Man berechnet, daß täglich ein Omnibus, der 10 Pferde braucht, 2 Pfd. 9 D. (24 fl. 27 kr.) kostet. Wenn jeder Passagier 2 Pence zahlt, und sie nur halb voll haben, so ist der tägliche Gewinn 19 Sch. 3 d. (11 fl. 33 kr.), haben sie aber voll, so beträgt der tägliche Gewinn 3 Pfr. 19 Sch. 3 d. (47 fl. 33 kr.) Dieß gibt für 100 Omnibus einen jährlichen Gewinn im ersten Fall von 30,035 Pfd., im zweiten von 139,235 Pfd. Bei solchem Gewinn war die Erhöhung der Taxe während der Ausstellung eine Prellerei. Diese Angaben sind aus dem Athenäum vom 25 October genommen, aber die Pennyfahrten noch nicht erwähnt; die Tagsjournale haben dieselben indeß bereits gebracht.

Brittisch Amerika im Jahr 1850.

(Schluß.)

Hier liegt Quebec, die einzige Stadt in Amerika, welche, wie manche europäischen Städte, einem Adlerneste gleicht das an Felsen klebt. Samuel Champlain, königl. französischer Ingenieur, entwarf 1608 den Plan zur Stadt. Die untere Stadt enthält Schiffswerften, Magazine, Tavernen, kurz, es ist das Wasserviertel; wir ersteigen das 300' Fuß hohe Cap Diamant, wo die eigentliche französisch-englische Stadt ist, mit einer römisch-katholischen und einer anglicanischen Kathedrale, den Capellen der Sectirer, einem Bürger- und einem Militärhospitale, einem Ursulinerinnen- und einem Jesuitenkloster, das in eine Caserne verwandelt wurde. Alle diese Bauten überragt die ultima ratio, das Fort! Die Casematten desselben können 5000 Mann bergen, das Arsenal hat Waffen für hunderttausend. Das alte Schloß St. Louis, die Wohnung des Gouverneurs, brannte 1831 ab; der Schutt wurde weggeräumt, und eine Esplanade dient jetzt an dessen Stelle den Spaziergängern zum Sammelplatze. Von hier überblickt man das ganze Strombecken, rechts von steilem Ufer, links von einer Reihe runder Hügel begränzt, an deren Fuße jenseits sich eine weite Ebene ausdehnt. In dem Hafen könnten alle Flotten Englands bequem vor Anker gehen. Während der schönen Jahreszeit sind Hunderte von Schiffen zusammen; den ganzen Tag schallt der Gesang der Matrosen aus diesem wie in Felsen gegrabenen Trichter. Dort segelt ein Dreimaster heran. Eine dichte Masse wimmelt auf dem Verdecke; Frauen und Kinder in Lumpen, matte Greise, kräftige Bauern in kurzer Hose und Plüschjacke. Jetzt erscheint Haus- und Küchengeräthe, Wiegen und Pflüge. Es sind Irländer, welche ein neues Vaterland, wer weiß in welcher Einöde suchen. Kleinere Fahrzeuge gleiten ruhig über die Fläche, die kein Sturm beunruhigt. Hier und da schnauben ungeheure Dampfer, schwimmende Hotels, die hundert Reisende an ihren Tafeln sehen, und jedem seine Schlafstätte geben. Zwischen diesen dampfenden Kolossen schlüpft behende des Indianers Pirogue von Baumrinde hindurch, wie der fliegende Fisch vor dem Kaschelot. Vor der Linie der ankernden Schiffe ziehen sich die langen Flöße des Lumberer. Bei einem Schiffe hält der schwimmende Wald, löst sich auf, und bald sind die Riesen des Waldes im Schiffsraum geborgen

Wenige Schiffe bemühen sich flußaufwärts bis Montreal, wo das Wasser immer noch 5 Meter tief ist; deßhalb ist sein Seehandel minder bedeutend. Die Bevölkerung ist noch mehr rein französisch. In der Nähe der Stadt ist ein Hügel, die Montagne, an deren Abhang sich Landhäuser und Gärten befinden, mit dem herrlichsten canadischen Obste, Kirschen, Aprikosen, Pfirsichen und ganz vorzüglichen Aepfeln. Von hier, wo sich ebenfalls ein fischreicher See befindet, überblickt man die Stadt mit ihrer erst 1829 erbauten, schönen gothischen Kirche, ihren Schulen und Universitäts-Gebäuden, und weiterhin die Eastern Townships, östlichen Gemeinden, in dem „Garten von Canada.“ Montreal wetteifert mit Quebec, von dem es so weit entfernt ist wie vom Ontariosee, und kann sich mit New-York in Handelsverbindung setzen. Sollte der Amerikanismus um sich greifen; sollten die französischen Elemente der englischen Herrschaft, ohne darum ihre Nationalität zu gewinnen, sich entziehen wollen, so würde die Bewegung von Montreal ausgehen, ungeachtet ihrer zwei Akademien, Agricultur-, Industrie- und Gartenbauvereine. In Boston werden auch Künste und Wissenschaften gepflegt. Boston ist eine ruhige Stadt mit reichen Bürgern von etwas aristokratischem Anstrich, und in Boston brach die Bewegung aus, welche den Unabhängigkeitskrieg hervorrief. Wo die Arme ruhen, arbeiten die Köpfe.

Wenig oberhalb Montreal, südwestlich, gehört das rechte Ufer des St. Lorenz den Vereinigten Staaten; Strom und Menschen gewinnen ein anderes Ansehen; jener wird wilder, unruhiger, Fälle und Schnellen hemmen die Dampfschifffahrt; diese hört man nicht mehr französisch sprechen, immer seltener wird die „Kalesche“ des ersten Colonisten und sein kleines zottiges Pferd; das ernste und würdig gehaltene Wesen der anglo-sächsischen Race herrscht auf dem Lande und in den Dörfern vor. Wir sind in Obercanada und lernen gleich eine Celebrität des Landes kennen, Bill Johnstone, den „König der tausend Inseln.“ Er hat diesen Namen von einer Menge kleinerer und größerer Inseln, welche durch den Strom entstanden, der sich Wege zwischen Felsenboden hindurch bahnen mußte; hier braust und sprudelt, dort drängt er sich in Cascaden durch, und nur die canadische Pirogue vertraut sich dem aufrührischen Elemente. Geborner Engländer und Schmuggler von Profession, hatte Bill Anstritte mit dem Zollamt; er schwur seinem Geburtslande tödtlichen Haß, und ging auf das amerikanische Ufer. Während der Kriege von 1812 und 13 beunruhigte er, ein stets gegenwärtiger, unsichtbarer Feind unaufhörlich das canadische Ufer. Im J. 1837 nahm er sein Geschäft wieder auf, und zwar für eigene Rechnung. An der Spitze einer Bande von Sympathisers verbrannte er den Steamer „Robert Peel,“ um den americanischen Dampfer „Carolina“ zu rächen, welchen die Engländer die Niagarafälle hinuntergeschleudert hatten. Ein Gefecht, worin seine Leute geschlagen und viele hingerichtet wurden, nöthigte ihn sich zu verstecken. Er entkam, und lebt jetzt ruhig in French Creek, das Ufer vor Augen, wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist, stets bereit, englische Schiffe zu verbrennen, übrigens ein sehr honetter Mann

und vortrefflicher Hausvater. Seine Tochter, die „Königin der tausend Inseln," eine schöne, majestätische Frau und geschickt in der Führung des Ruders, hat sich durch den Eifer und die Kühnheit berühmt gemacht, womit sie den Insurgenten Lebensmittel und Munition zubrachte. Ein Theil der Inseln gehört ihm als Eigenthum, und er unterhält hier eine Flottille der verschiedensten Fahrzeuge. Sein Lieblingsschiff ist eine achtruderige Galerre, voll Grazie und Leichtigkeit; dieser Mann repräsentirt den letzten out-law (außer dem Gesetze).

Am Ausfluß des St. Lorenz aus dem Ontario liegt Kingston, der Kriegs-Seehafen der Engländer und Sitz der canadischen Regierung, auf alle mögliche Weise gegen Handstreiche von Seiten der Vereinigten Staaten geschützt; nur der Winter baut eine feste Brücke von dem amerikanische Ufer bis Kingston! Als Kriegshafen kann es keine Bedeutung m.. haben, aber als Handelsstadt sieht es die Zahl der Dampfer und ..gelschiffe sich mehren, welche diesen Süßwassersee von nur 300 Meilen Umkreis beschiffen, und Stürmen trotzen müssen, wie sie sonst nur der Ocean sieht. Seit 1840 hat die Bevölkerung, welche damals nur 6000 Seelen betrug, bedeutend zugenommen.

In ähnlichen Verhältnissen steigt Toronto, vormals York, empor, wo man noch die schwarzen Stümpfe der abgebrannten Bäume des Urwalds um neue Backsteinhäuser herumstehen sieht. Es zählt bereits 16,000 Seelen, und will als Sitz der Wissenschaft in dasselbe Verhältniß zu Kingston treten, in welchem Montreal zu Quebec steht. New-College, seine Universität, soll eine Pflanzschule von Gelehrten werden und loyalen Unterthanen, welche „von den monarchischen Principien durchdrungen, fähig werden sollen, die ersten Stellen in der Colonie zu bekleiden." Es hatte 1837 auch hier ein Gefecht gegen die Sympathisers statt, welche aber ebenfalls den kürzern zogen.

Toronto liegt an einer Ecke der Halbinsel, welche von den Seen Ontario, Erie und Huron mit seiner großen Bucht gebildet wird, und 20 Mill. Acres vortrefflichen Landes enthält. Hier ist Raum für ganz Irland! Auch hat die europäische Cultur mächtig ihr Leben entfaltet, und wenn ihre Wirkungen noch wenig sichtbar sind, so liegt der Grund in dem ungeheuren Raume, wo sie an vielen zerstreuten Punkten zugleich begonnen. Die werdende Hauptstadt Canadian-London, die „Stadt der Stümpfe" hat erst etwa 4—5000 Einwohner, die das Andenken an Alt-England durch vaterländische Namen bewahren; ihr London liegt an einer Themse, die ihre Westminster- und Black-Friars-Brücken hat. Auch liegt sie nicht an der Mündung, sondern am Beginne des Flusses, und nöthigt hierdurch die Ansiedler nach allen Richtungen hin Verbindungsstraßen zu bauen, wodurch das Auffinden der zur Ansiedlung günstigsten Punkte erleichtert wird. Die Themse ergießt sich in den See St. Clair, welcher durch den Fluß Detroit den Huron- mit dem Eriesee verbindet. Die Wege sind freilich noch beschwerlich; auf einer doppelten Reihe von Baumstämmen arbeiten sich die Wagen fort, die nicht auf Federn ruhen, aber es sind Plank-Roads, welche an die hölzernen Unterlagen unserer Eisenbahnen erinnern. Bei alledem sind die Wirthshäuser an den Wegen nicht selten — denn wo hat die europäische Cultur nicht auch das Bedürfniß des Gin, Whiskey u. s. w. geweckt? — aber wegen der Seltenheit der Reisenden preisthener. Auffallend sticht das egoistische, rauhe Wesen der Colonisten ab gegen das zuvorkommende, zuthuliche Erscheinen des Anwohners der Lorenzufer.

Auch hier macht der Amerikanismus Fortschritte; unweit Toronto feierten Amerikaner auf englischem Gebiete den Jahrestag ihrer Unabhängigkeit mit Flinten- und Kanonensalven; es erfolgte zwar ein Kampf, in welchem die „Loyalen" den Sieg davon trugen, allein in den Wahlschlachten macht sich die Opposition geltend, und kürzlich flatterte das Banner der Union in Kingston! In den Tavernen werden von herumstreifenden Sympathisers politische Vorlesungen gehalten, deren Argumente oft auf sehr materiellem Grunde stehen. Ein anderer Umstand von Bedeutung sind Gesellschaften, wie die Freimaurerlogen der „Amseln" und der „Eulen," welche die Abenteurer des Westens unter dem Vorwande einer Büffeljagd zu einer Landung auf Cuba zu bereden suchten, und sie waren nur Sprößlinge der „Adler-" und der „Jäger-" Logen, welche 12 Jahre vorher die Freiheitsbestrebungen der Canadier unterstützten. Dazu kommen häufige Desertionen, welche zwar zum kleinsten Theile durch Bestechung erfolgen — ein Manöver, das die Officiere der amerikanischen Armee, wie jeder Mann von Ehre, mißbilligen — und meist die Folgen von Trunk und Müßiggang sind, denn im Winter ist an militärische Beschäftigung nicht zu denken. Die Flasche Whisky zu einem halben Schilling ist zu verführerisch, als daß nicht Trinkgelage Anlaß zu Unordnungen und Strafen geben, denen sich der Soldat im Winter durch eine Wanderung über die Eisbrücke auf neutrales Gebiet, oder im Sommer auf einem Dampfer entzieht. Die Officiere suchen ihre Untergebenen durch Kämpfe zu Wasser und zu Lande, Ringen und andere gymnastische Uebungen zu beschäftigen; sie selbst ergeben sich truppweise den mannichfaltigen Freuden der höchst ergiebigen Jagd und des Fischfangs. Der Fasan, das welsche Huhn, die Wachtel, das Rebhuhn, der Hirsch, der schwarze Bär sind in der Wildniß zu finden; Wolf, Fuchs und Vielfraß kommen bis in die Gehöfte, um da ihr Futter zu rauben. Auch das Boating, Bootschiffen, und Fischen bieten große Freuden; man fischt mit der Leine, mit der Angel oder der Harpune; im 800' tiefen Huronsee fängt man 50—60 Pfd. schwere Lachse, 4—5' lange Störe, den König der amerikanischen Flüsse und Seen. An den langen und warmen Julinsabenden sieht man ihn aus den Wirbeln emporschnellen und rosenroth glänzen.

Wir haben diese verschiedenen Länderstriche, wo die Natur ihre Schätze in gigantischen Verhältnissen gespendet, mit wenigen Blicken überschaut. Wenn die Jagden auf die werthvollsten Pelze, der ergiebigste Fischfang, der beginnende Ertrag des Bodens an Früchten aller Art, einen ausgedehnten Handel dem Mutterlande in Aussicht stellen, und dessen aufmerksamste Sorgfalt geweckt haben, so lassen sich auch nicht die gährenden Elemente verkennen, welche Canada einst in die Reihen der unabhängigen Staaten ziehen können; sie beschäftigten England. „Was habt Ihr, fragte man Bill Johnstone, bei Euern tollen Expeditionen gewonnen?" - - Rechnet Ihr denn, war seine Antwort, die Millionen für nichts, welche England dabei verloren hat? —

Ungeachtet der bedeutenden Opfer, welche England hier gebracht, ohne jene Compensationen, deren es sich in Ostindien zu erfreuen hat, verliert es dennoch den Muth nicht. Es verfolgt bei seiner Colonisation des Far-West einen doppelten Zweck: es schafft seinen Söhnen, die auf der übervölkerten Insel nicht mehr ihren Lebensunterhalt finden, Existenz, und pflanzt das englische Element auf das ungeheure Oregongebiet; es entledigt das Mutterland einer Ueberfülle lästiger Kräfte, und verwendet sie dort zu seinem Nutzen. Jenseits der Länder, welche der Pelzhandel beschäftigt, sind die noch wenig bekannten Striche, Neu-Georgien, Neu-Hannover u. s. w., die an Russisch-Amerika gränzen, und Russisch-Asien die Hand reichen. Durch eine feste Stellung wird England vollständige Continentalmacht, und theilt mit dem russischen Czaren und dem himmlischen Reiche den Norden der Erde; es wird Seemacht, und gründet Häfen am stillen Meere, von wo es überall hin seine Arme ausstreckt, nach Californien, Japan, China, Peru, Neuholland und den Sundainseln. Sein Plan zerfällt mit dem Momente in Nichts, wo der Lorenzstrom ihm den Gehorsam aufkündigt. Es sammelt und concentrirt hier mächtige Vertheidigungsmittel; werden sie aber gegen den Geist der von der Union aus erobert, und noch mehr, werden sie gegen den anarchischen Sinn, der in Canada unter seinen alten und neuen Unterthanen um sich greift, ausreichen? Ein Krieg, eine bloße Insurrection, kann ihm seine Provinzen, die es Frankreich und der Wüste abgewonnen, rauben.

Wir dürfen nicht vergessen, daß ein Franzose diese Besorgnisse äußert; er spricht aber edelmüthig zum Schlusse den Wunsch aus, daß, wenn je der Fall eintreten sollte, seine Colonisten nicht das Loos haben mögen, das es selbst den Franzosen in Acadien bereitet, welche es ihrer Wohnsitze beraubt und von dem Boden vertrieben hat, den sie im Schweiße ihres Angesichts urbar gemacht.

Die Zahl der Journale aller Art in Frankreich soll jetzt nach der Liter. Gaz. vom 25 October 750 betragen, wovon in Paris allein 400 herauskommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 265. 5 November 1851.

Die russische geographische Gesellschaft

hielt am 29 Sept. (11 Oct.) ihre erste dießjährige Versammlung unter dem Vorsitz des Vicepräsidenten, M. N. Murawieff, und in Anwesenheit von 78 Mitgliedern. Da die Rede, mit welcher der Vicepräsident sie eröffnete, zugleich eine Berichterstattung ist, und manches Interessante enthält, so theilen wir sie hier nach der Nordischen Biene vom 11 Oct. vollständig mit:

„Gnädige Herren! Mit der jetzigen Versammlung beginnt das siebente Jahr der gelehrten Thätigkeit unserer Gesellschaft, und mit Vergnügen kann ich Ihnen berichten, daß diese Thätigkeit nicht nur nicht erschlafft ist, sondern fortdauernd sich ausbreitet. Dank dem hohen Schutze des Kaisers hat unsere Gesellschaft einen neuen Stützpunkt für ihre Forschungen in Asien gewonnen: durch einen allerhöchst bestätigten Vorschlag des Reichsraths vom 6 Junius 1851 wurde die sibirische Abtheilung in Irkutsk eingesetzt mit einer a. h. Bewilligung von 2000 R. jährlicher Unterstützung aus dem kaiserlichen Schatze. Unser erlauchtester Vorsitzer hat mit wohlwollender Aufmerksamkeit für die Förderung und den guten Stand der Gesellschaft im verflossenen Junius geruht, ein neues Zeichen seines erleuchteten Wunsches, die Verbreitung der Kenntnisse von Rußland zu fördern, indem er genaue und bestimmte Vorschriften gab, nach denen die Gesellschaft bei der Ertheilung der von Sr. k. Hoheit verwilligten Prämie für das beste Werk über Gegenstände, die in den Thätigkeitskreis der Gesellschaft gehören, verfahren soll. Se. kaiserl. Hoheit der Großfürst Thronfolger hat geruht die Gesellschaft in den Stand zu setzen, den Professor Wallin zur Erforschung des innern Arabiens auszurüsten, indem er bei S. M. dem Kaiser den Beschluß auswirkte, dem Hrn. Wallin außer seinem Professorengehalt 1000 R. S. für einmal aus dem Fond der Alexanders-Universität (Helsingfors) zu verwilligen. Hr. Wallin hält sich gegenwärtig hier auf und wird wahrscheinlich seine Reise im nächsten Jahre antreten.

„Die Vorbereitungsschritte zur Ausrüstung der Expedition nach Kamtschatka werden jetzt thätig betrieben; durch die besonders niedergesetzten Commissionen sind genaue Instructionen in astronomischer, physikalischer, topographischer, zoologischer, botanischer, geologischer und ethnographischer Beziehung ausgearbeitet, und die landwirthschaftliche wird noch erwartet. Diese umfassenden Arbeiten, welche die Gesellschaft hauptsächlich den HH. Ozersky, Nadeshdin, Grigorieff, Reinecke, Kupfer, Brandt, Fischer, Mayer und Ruprecht verdankt, werden jetzt in ein Ganzes verschmolzen, um durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden, damit alle Freunde der Erdkunde Gelegenheit erlangen, der Gesellschaft in dieser Beziehung die nöthigen Bemerkungen zu vervollständigen. Unabhängig hievon ist man zur schließlichen Feststellung des Bestandes der Expedition geschritten, und es ist zu hoffen, daß sie nach der Entscheidung der a. h. Regierung ihre Arbeiten im kommenden Jahr beginnen wird.

„Bis dahin wird auch die Erforschung des veronischen Steichs vollendet seyn, der im vorigen Jahr vorläufig von unserm wirklichen Mitglied Helmersen besichtigt wurde; ein genauer Bericht über diese Reise kann der Gesellschaft bis jetzt noch nicht abgestattet werden, da Hr. Helmersen sich noch im Auslande befindet; der Plan zu den neuerdings vorgeschlagenen Erforschungen ist dem Rath vorgelegt.

„Unsere Bibliothek und Museum bereichern sich fortwährend durch eifrige Gaben. Unter den im Laufe des Sommers eingegangenen müssen wir mit besonderem Danke erwähnen die reichen Kalmükencostüme, welche der Beherrscher des Choschouten-Uluß, Fürst Tjumeneff, schenkte, die bedeutende Kartensammlung, welche Hr. Diwoff der Gesellschaft zum Geschenk machte, die zahlreichen Materialien, welche das correspondirende Mitglied, der Mönch Makarios, machte, endlich die Arbeiten der belgischen Academie und des Hrn. Quetelet, welche von ihnen der Gesellschaft zugeschickt wurden.

„Die chartographischen Unternehmungen der Gesellschaft schreiten der Vollendung entgegen. Der Atlas des Gouvernements Twer wird zu Chromolithographirung, welche in Moskau ausgeführt werden soll, vorbereitet, und der Generalmajor Mendt soll sie leiten. Der statistische Atlas von Rußland wird hier lithographirt, unter Aufsicht des Verfassers, Hrn. Miljutin. Die ethnographische Karte Rußlands ist vollendet, und erwartet nur noch die Fertigung des erklärenden Textes von Hrn. J. Köppen. Die Situation für die Karte des nördlichen Ural ist bereits gravirt, und man beginnt mit Einzeichnung der Namen. Von dem Director des weimarischen geographischen Instituts, Froriep, ist Nachricht eingegangen, daß er die Bemerkungen über die corrigirten Abdrücke der in Weimar auf Bestellung unserer Gesellschaft ausgeführten Generalkarte Asiens empfangen hat. Von dem durch die HH. Bolotoff und Chanykoff gefertigten Atlas des nordwestlichen Theils Mittelasiens sind die vier nördlichen Blätter vollendet, und man schreitet jetzt zu den zwei südlichen. Von der Karte des kaspischen Meeres ist das nördliche Blatt vollendet, das südliche ist in der Arbeit und dient der von Chanykoff entworfenen Karte Nord-Persiens als Grundlage.

„Die von der Gesellschaft unternommenen Werke befinden sich in folgender Lage: die vierte Nummer des Wjestnik (Anzeigers) ist zur Ausgabe fertig, der Druck des sechsten Theils der Denk-

schriften ist begonnen, ebenso die Ausgabe des zweiten Theils des statistischen Sbornik (Sammler), für den viele Artikel schon in Bereitschaft sind. Mit dem Druck des ersten Theils des ethnographischen Sammlers wurde eingehalten wegen Abwesenheit des Vorsitzers dieser Abtheilung, er wird aber nach seiner Rückkehr bald beendigt seyn. Statt der Ausgabe des zweiten Theils der Arbeiten der Gesellschaft in deutscher Sprache ist der Rath jetzt mit der Pariser geographischen Gesellschaft in Verbindung getreten, um diese Ausgabe in französischer Sprache fortzusetzen. Von dem ersten Band der Berichte der uralischen Expedition sind 20 Bogen gedruckt. Der deutsche Text des zweiten Bandes ist fast vollendet in der Handschrift, und man hat Anstalt getroffen, einen sichern Uebersetzer in die russische Sprache ausfindig zu machen, in welcher der Bericht zuerst veröffentlicht werden muß, inzwischen beschäftigt man sich mit der Lithographierung der zu dem Werk gehörigen Abbildungen.

„Bezüglich des geographischen und statistischen Wörterbuchs von Rußland erwartet man einen genauen Plan von Hrn. Froloff.

„Zu der Uebersetzung der von der Gesellschaft bezeichneten Theile der Ritter'schen Geographie sind einige der Redacteure bereits geschritten.

„In Folge eines von dem Rath im Mai des laufenden Jahrs erlassenen Circulars laufen viele Materialien von den städtischen Behörden bezüglich der Uebersicht des innern Handels ein, und werden dem Redacteur dieser Abtheilung, Hrn. Nebolsin, übergeben.

„Die klimatologischen Nachrichten, die durch ein Circular der Gesellschaft eingefordert wurden, laufen ununterbrochen ein und werden an Hrn. W. S. Poroschin übermacht, welcher im nächsten Jahre Auszüge aus diesen Bemerkungen zu machen versprach; inzwischen hat der Rath Maaßregeln ergriffen, den Beobachtern die Mittel zur Erlangung der nöthigen Anweisungen und zuverlässiger Instrumente zu verschaffen. Berichte über die Beobachtung der Sonnenfinsterniß durch Personen, die von der Gesellschaft dazu ausgerüstet wurden, sind eingelaufen von den HH. Sawitsch und Semenoff, und werden noch von Hrn. Schweizer erwartet. Außerdem sind in Folge eines Circulars, welches von dem Rath ausgeschickt wurde, von verschiedenen Personen zahlreiche Bemerkungen darüber eingelaufen. Die Zusammenfassung der in diesen Documenten enthaltenen merkwürdigen Nachweisungen hat Hr. Sawitsch über sich genommen.

„Um die Arbeiten zur Herstellung des Wörterbuchs der russischen geographischen Ausdrücke zu beschleunigen, hat der Rath vorgeschlagen, im nächsten Jahr eine besondere Geldsumme für denjenigen auszusetzen, der sich unter Leitung des wirklichen Mitglieds Chanykoff damit befassen wird.

„Die Abtheilung der physischen Geographie ist, unabhängig von dem bereits durch sie in dieser Beziehung abgefaßten Programm, zur Beurtheilung eines Plans zu einem umständlichen Wörterbuch der physischen Geographie geschritten.

„Die ethnographische Abtheilung hat außer ihrem ethnographischen Sammler vorgeschlagen, unter der Redaction der HH. Nadeshdin und Sresnewski die Materialien zu einer Geographie der russischen Sprache, die alten Denkmäler derselben und namentlich die Zeugnisse für die geographischen Ansichten der alten Russen bearbeiten zu lassen und herauszugeben. Außerdem hat sich die bezeichnete Abtheilung entschlossen, die Berichte über die bedeutendsten ethnographischen, an die Gesellschaft eingelaufenen Materialien herauszugeben.

„Die Nachweise der geographischen und statistischen Artikel in den russischen Journalen werden wahrscheinlich noch in diesem Jahre beendigt werden.

„Zur Verfügung der Gesellschaft stehen bereits viele bedeutende Arbeiten, die zur Veröffentlichung bestimmt sind, namentlich: eine Beschreibung des nördlichen Persiens von Blaramberg, eine Untersuchung des Petschora-Landes von Latkin, eine Uebersicht des nördlichen Ural von Jurjew; metereologische Beobachtungen in Beresoff von Abramoff, eine Uebersicht Californiens von Semenoff, eine Untersuchung über die nogaischen Tataren und Turkmenen von Archipoff, eine Uebersicht des Handels von Kjachta von Samoiloff, Bestimmung der mittlern Lebensdauer in Rußland von Spaßki, Reisebemerkungen über Kleinrußland von Sementowski, eine Schätzung des Grundeigenthums in Liefland von Walujeff; Nachrichten über die Kronbauern im Gouvernement Charkoff von Petrowski, Nachrichten über den Kreis Solikamsk von Lukanin, über die Crediteinrichtungen Rußlands von Lamanski; über den Zustand der Krongüter und Kronbauern von Weselowski; Tagebuch einer Reise nach Persien, Buchara und Chiwa in den Jahren 1720 und 1725 von Florio Beneveni, Untersuchungen des Ostufers des caspischen Meeres in den Jahren 1832 bis 1836, von Karelin. Außer diesen erwartet die Gesellschaft noch eine Reihe anderer Arbeiten, die ihr versprochen sind. [1]

„Das ist, gnädige Herren, der jetzige Stand. Er ist sehr ermunternd, namentlich wenn alle Versprechungen und Plane in Erfüllung gehen, woran wir bei dem eifrigen Antheil, den die Mitglieder bis jetzt an dem gemeinsamen Werke gezeigt haben, zu zweifeln kein Recht haben."

Nach dieser Rede wurden die Geschenke, welche die Gesellschaft seit dem Mai erhalten hatte, verlesen, und Hr. Sresnewski theilte noch der Versammlung einen Abriß der Geschichte und Nationallitteratur der transkarpathischen Russinen mit, die großentheils auf eigenen Beobachtungen Sresnewski's beruhen und einen Theil seiner großen Arbeit über die Geographie der russischen Sprache bilden.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Die mesopotamischen Alterthümer.

Ich komme nun zu den Alterthümern Mesopotamiens, welche seit acht Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem und verdientem Grade auf sich gezogen haben. Frankreich, dem der Ruhm gebühret, diese staunenswerthe Wiedererstehung der assyrischen Alterthümer hervorgerufen zu haben, hat seit sechs Jahren nichts gethan, um seine Entdeckungen fortzusetzen. Botta wurde an einen vom Schauplatz seiner Nachforschungen entfernten Ort versetzt, wir haben aber Hoffnung, daß der neue französische Consul zu Mossul, Hr. Place, die unterbrochenen Nachforschungen auf diesem unerschöpflichen Gebiet verfolgen wird, das nur die Schaufel eines einsichtsvollen und ausdauernden Mannes erwartet, um uns neue vergrabene Paläste zu liefern und unsere prachtvollen, aber noch zu wenig zahlreichen Sammlungen zu vervollständigen. Es war eine der Lieblingsideen St. Martins, durch die Consuln im Orient Nachgrabungen fördern zu lassen, und er stand auf dem Punkt seine Plane durchzusetzen, als die Juliusrevolution ihn seines ganzen Einflusses beraubte.

---

[1] Hier folgt wieder eine Aufzählung, die wir übergehen. A. d. U.

Die Umstände haben seit seinem Tode dazu beigetragen seine Hoffnungen zu rechtfertigen, und es ist zu erwarten, daß dem Eifer der Consuln jetzt die Unterstützung nicht mehr fehlen wird. Indeß waren diese letzten Jahre für die Wissenschaften nicht verloren: Layard hat seine Nachgrabungen in Kajundschik und später zu Babylon, wo er sich gegenwärtig befindet, fortgesetzt. Er fand in Kojundschik außer zahlreichen Basreliefs zwei Kammern voll Platten von Terra Cotta, die mit Inschriften bedeckt sind, über deren Inhalt man bis jetzt noch ungewiß ist, die man aber auf den ersten Anblick für das Archiv des Königreichs Assyrien zu halten geneigt ist. Hoffentlich werden sie unversehrt in England ankommen und die assyrische Sammlung des brittischen Museums bereichern, wo sie zur Verfügung der Gelehrten stehen werden. Hr. Loftus, welcher der gemischten persisch-türkischen Commission zur Gränzregulirung zwischen Persien und der Türkei beigegeben war, konnte durch seine Stellung begünstigt in die wenig besuchten Theile des untern Euphratsgebiets eindringen, und fand hier babylonische Ruinen von großer Ausdehnung, namentlich zu Warka, welches für das alte Ur in Chaldäa gilt, zu Senkerah u. s. w. Hr. Loftus hat mit Inschriften bedeckte Sarkophage von Terra Cotta entdeckt, und Backsteine, so wie Täfelchen von Terra Cotta und Töpferthon, die ganz mit Keilinschriften bedeckt waren, nach London geschickt. Hr. Rawlinson fand in diesen Inschriften den Beweis des Daseyns einer unabhängigen chaldäischen Dynastie, und glaubt namentlich eine sehr unerwartete Entdeckung in den Inschriften der Tafeln von Terra Cotta gemacht zu haben, die er für Empfangscheine des babylonischen Schatzes für ein gewisses in den öffentlichen Schatz niedergelegtes Gewicht an Gold oder Silber hält, Empfangscheine die vor Erfindung des gemünzten Goldes und Silbers in Umlauf gewesen wären. Dieß wäre ein erster Versuch von conventionellen Werthzeichen, in einer Zeit, wo es gewiß niemand vermuthet hätte, und diese Vermuthung hat etwas so staunenerregendes, daß man kaum die Bestätigung zu hoffen wagt.

Die englische Regierung, welche seit einiger Zeit sorgsamer für die Interessen der Wissenschaft wird, als sie es ehemals war, will Fonds herschießen für Nachgrabungen zu Susa, einem Ort, der am meisten Ausbeute verspricht. Hr. Rawlinson hofft hier Inschriften in einer Art Keilschrift zu finden, die Susiana eigenthümlich gewesen zu seyn scheint, und von der man bis jetzt wenige Proben hat. Wahrscheinlich werden wir also demnächst neue und zahlreiche Materialien für die Geschichte Assyriens und Babyloniens erhalten, und man wird deren nie zu viel haben, denn es ist eine unermeßliche Lücke auszufüllen, und die Schwierigkeiten sind so groß, daß sie nur durch eine bedeutende Anhäufung von Hülfsmitteln, und dadurch daß die Vergleichung der Inschriften unter einander zur Entzifferung beiträgt, überwunden werden können.

Die Herausgabe der bereits in Europa gesammelten Denkmäler hat einige Fortschritte gemacht. Das Werk Hrn. Botta's ist vollendet, leider in einem unbequemen Format und zu einem unmäßig hohen Preise; da die erste Ausgabe aber beinahe verschenkt ist, so wird hoffentlich die Regierung die zweite minder splendid und kostspielig herstellen lassen, damit sie eher in die rechten Hände gelangt. Das brittische Museum hat die assyrischen, von Layard mitgebrachten Inschriften herausgegeben; es ist vielleicht zu bedauern, daß man sich hiebei der Drucklettern statt des Kupferstichs oder der Lithographie bedient hat, denn wenn es sich um complicirte und noch unvollständig bekannte Schriftzüge handelt, ist man stets geneigt, kleine Verschiedenheiten zu vernachlässigen oder zu übertreiben und die Formen zum Nachtheil der Richtigkeit zu regularisiren.

Hr. Grotefend hat die Darstellung eines neuen babylonischen Cylinders gegeben, begleitet von Bemerkungen über Analyse und Sinn einiger Schriftzeichen; diese Bemerkungen machen keinen Anspruch darauf, eine Erklärung des Textes zu liefern, tragen aber den Stempel des Scharfsinns, durch den es ihm gelang in der Lesung der Keilschriftalphabete den ersten Schritt zu thun. Diese Bemerkungen über die assyrischen Schriftzüge, über ihre phonetische Anwendung, über die Verbindungen, in denen sie vorkommen, über die Stellen, wo sie einander zu ersetzen scheinen, über die Formen, die sie in den verschiedenen Keilschriftalphabeten annehmen, sind trotz der scheinbar geringen Ergebnisse ausnehmend nützliche Arbeiten, denn sie werden die Mittel zur Lösung der Schwierigkeiten dieser Alphabete geben, die sich nur durch die Vereinigung des reichsten Materials, durch mehrseitige Versuche und durch einen wunderbaren Scharfsinn überwinden lassen.

Hr. de Saulcy hat zahlreiche Fortsetzungen seiner frühern Arbeiten über diese Inschriften herausgegeben: er wollte zuerst den historischen Boden durch die Kritik der Chronologie der Reiche von Babylon, Ninive und Ecbatana feststellen. Er hat sich bei dieser Arbeit nur der schon vor der Entdeckung der Keilinschriften bekannten biblischen und Profanschriften bedient; dann hat er zwei autographirte Abhandlungen über die assyrischen Inschriften der Achämeniden vertheilt, wovon die erstere die Uebersetzung und Analyse der beiden Inschriften des Berges Elwend, und die zweite die der andern Inschriften derselben Kategorie enthält. Er kommt zu dem Ergebniß, daß die Sprache semitisch sey und dem Chaldäischen sehr nahe stehe, daß das Alphabet zuerst syllabisch gewesen, dann alphabetisch geworden, aber, namentlich in den gleichlautenden Charakteren, zahlreiche Spuren seines Ursprungs bewahrt habe. Später hat Hr. de Saulcy eine Uebersetzung des ersten Theils der großen Inschrift herausgegeben, welche Botta zu Khorsabad auf der Schwelle jeder Verbindungsthüre zwischen den Säulen des Palastes eingegraben fand. Dieser Abhandlung folgt noch eine Bemerkung über die Namen der assyrischen Könige.

Hr. Hincks hat in der Akademie von Dublin eine Abhandlung über die Inschriften von Khorsabad gelesen, und sie mit der Uebersetzung einer dieser Inschriften begleitet. Er kommt auf das sprachliche Ergebniß hinaus, daß die Inschriften von Wan in einer indoeuropäischen Sprache geschrieben seyen, eine Ansicht, die er schon früher entwickelt hatte, daß die sogenannten medischen Inschriften gleichfalls einer indoeuropäischen Sprache angehören, die Inschriften von Khorsabad aber einer andern Sprachenclasse, wenn ich den Verfasser recht verstanden habe, der semitischen. Er gibt auch mit Löwenstern und Rawlinson nicht nur Gleichlauter zu, sondern auch ideographische Schriftzüge und solche, die mehrere Laute ausdrücken können. Er schließt mit der Analyse einiger grammatischen Formen und der Königsnamen.

Hr. Rawlinson, der mehr assyrische Materialien besitzt als irgend jemand, der in seinen frühern Arbeiten zahlreiche Beweise von Eifer und Fähigkeit für diese Forschungen gegeben hat, und von dem das gelehrte Europa seit Jahren die Herausgabe des assyrischen Theils der großen Inschrift von Darius und die Mittheilung seiner Einsichten in diesem dunkeln Problem erwartet, hat angefangen uns einen Vorgeschmack seiner Entdeckungen zu geben. Diese vorläufige Denkschrift enthält nur die Anzeige der philologischen und historischen Ergebnisse, zu denen der Verfasser

gelangt ist, so daß man bis jetzt noch weder über die von ihm befolgte Methode noch über die Grundlagen seiner Schlüsse urtheilen kann. Es wäre mir unmöglich, hier auch nur summarisch die Masse von historischen Nachrichten anzugeben, welche Rawlinson aus diesen Inschriften zieht, und ich beschränke mich hier nur auf einige Worte über die sprachlichen Ergebnisse. Hr. Rawlinson glaubt, daß die assyrische Sprache ganz semitisch ist, daß sie dem Hebräischen sehr nahe steht, und daß das Alphabet theils ideographisch, theils phonetisch ist; daß die phonetischen Charaktere theils Sylben, theils einzelne Buchstaben bezeichnen; daß es Classen von Zeichen gibt, die zwei oder mehrere Laute darstellen, und daß das ganze System dieser Schrift die größte Aehnlichkeit mit dem ägyptischen hat. Hr. Rawlinson läßt in diesem Augenblick den Druck seiner großen Arbeit über den assyrischen Theil der Inschrift von Bisutun vollenden, welche den Text der Inschrift, eine Interlinearübersetzung und — so weit der jetzige Stand unserer Kenntnisse gestattet — die Analyse der Worte enthalten wird.

Hr. Luzzato zu Pavia hat „Studien über die assyrischen Inschriften" herausgegeben, die er in einem frühern Werk angekündigt hatte; er analysirt alle Eigennamen der achämenidisch-assyrischen Inschriften, und gibt die Uebersetzung einiger derselben so wie eines Theils der Inschriften von Wan und Khorsabad. Er hält das in einer frühern Schrift aufgestellte System aufrecht, dem zufolge die assyrische Sprache zu den indoeuropäischen gehört, er gibt Gleichlauter zu, verwirft aber durchaus alle Verbindung oder Vergleichung mit der ägyptischen Schrift.

Endlich hat Hr. Stern eine bedeutende Abhandlung über diese Denkmale herausgegeben. Er behandelt zuerst das Alphabet, dann die Grammatik, und endlich die Erklärung der Inschriften. Unglücklicherweise ist diese Arbeit sehr schwer zu lesen, weil Hr. Stern aus Mangel an Lettern für die Keilschrift genöthigt ist, sich der Zahlen zu bedienen, welche auf eine lithographirte Tafel verweisen. Seine linguistischen Schlüsse sind, daß die Sprache durchaus semitisch, und die Schrift völlig alphabetisch ist; er gibt Gleichlauter zu, verwirft aber ideographische und mehrlautige Zeichen, und erklärt, daß er zwar, wie Hr. Saulcy, den semitischen Charakter der Sprache annehme, aber mit Ausnahme der Eigennamen jede Sylbe anders lese.

Indem ich dieß vollständige Auseinandergehen in den Erklärungen dieser Inschriften aufzähle, habe ich keine andere Absicht, als einen Begriff von der Größe und Mannichfaltigkeit der Schwierigkeiten des Problems zu geben, um dessen Auflösung es sich handelt, und das gewiß eines der complicirtesten und interessantesten ist, die sich je der Forschung der Gelehrten dargeboten haben. Die große Inschrift des Darius, welche Rawlinson herausgibt, wird die Hülfsmittel des Studiums verdoppeln und verdreifachen, und für die assyrischen Inschriften werden, was der Rosettestein für die Hieroglyphen geworden ist. Wahrscheinlich wird keine der bis jetzt erschienenen Arbeiten für die Lösung der einen oder der andern Schwierigkeit ganz unnütz seyn. Wir sind erst am Beginn eines ungeheuren Studiums, und es wird wahrscheinlich einer Reihenfolge kühner und ebenso kritischer Köpfe bedürfen, ehe die Räthsel, die sich jetzt auf jedem Schritte bieten, eins nach dem andern gelöst seyn werden, und bis wir das Gemälde der Geschichte und Geographie Westasiens vor Cyrus, welches noch unter dem Schleier dieser Inschriften verborgen ist, mit Zuversicht werden entrollen können.

Ueber die medischen Inschriften ist nur eine einzige Arbeit zu meiner Kenntniß gekommen, eine Abhandlung von Löwenstern, deren Zweck ist zu beweisen, daß sie in der Ursprache Persiens geschrieben sind, und daß diese Sprache dem semitischen Stamm angehört. Alles, was auf diese Classe von Inschriften Bezug hat, ist noch sehr dunkel, und ihr Studium wird wahrscheinlich erst dann bedeutende Fortschritte machen, wenn man einen medischen Palast mit Inschriften entdeckt haben wird, deren historisches Interesse die Neugierde der Gelehrten lebhaft reizt. Im Augenblick, wo dieß unter die Presse kommt, erhalte ich noch eine Arbeit über diese Inschriften von Holtzmann in Karlsruhe (im Journal der deutschen orientalischen Gesellschaft), die mir mit großem Scharfsinn geschrieben zu seyn scheint, und deren Schluß dahin geht, daß diese Inschriften in einem persischen Dialekt geschrieben und mit semitischen Elementen gemischt sind.

Hr. Rawlinson hat die Herausgabe seiner großen Arbeiten über die persepolitanischen Inschriften fortgesetzt und uns den ersten Theil seines Wörterbuchs der alten persischen Sprache gegeben, welches alle Worte in den Inschriften der Achämeniden enthält. Die Etymologie jedes Wortes und die historische Stelle jeder Person sind kurz und mit der tiefen Kenntniß des Gegenstandes gegeben, die den Verfasser auszeichnet. Hr. Oppert hat neuerlich alle diese Inschriften einer neuen Kritik unterworfen, die zum Theil schon im asiatischen Journal sich findet, und wovon der Rest unverzüglich erscheinen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt von San Juan de Nicaragua nach dem See.

In der New-York Tribune berichtet ein Reisender folgendes: „San Juan oder Greytown ist ein Ort von 500 Einwohnern, wovon zwei Drittheile Indier oder Neger sind. Es ist ungesund gelegen und von undurchdringlichen Wäldern umgeben, von denen nicht mehr niedergehauen ist, als eben um den Hütten und einigen größern Häusern Platz zu machen. Ein englischer Kriegsschooner lag in der Bay und 15 bis 20 schwarze Soldaten in blauen Jacken bildeten die Besatzung. Ich verließ San Juan am 23 Junius mit drei andern Reisenden in einem Bungo, der meistens aus einem einzigen Baumstamm gemacht ist, und für den wir 100 D. bezahlten. Er war etwa 30 Fuß lang und mit 9 Ruderern und dem Capitän bemannt. Der letzte steht auf einer Art Quarterdeck und hält das Ruder zwischen den Beinen, wie ein Knabe, der auf einem Steckenpferd reitet. Die Passagiere sind unter einem kleinen Dach im Hintertheile des Boots, der Raum zwischen den Sitzen der Ruderer ist für die Fracht bestimmt. Diese Ruderer sind meist Sambos, eine schöne kräftige Race, die häufig, um sich zu erfrischen, in vollem Schweiß ins Wasser springen ohne schädliche Folgen. Die Reise ging indeß wegen der bald längern bald kürzern Schnellen ziemlich langsam. Am 28 Junius, also am fünften Tage, waren sie an den Machucaschnellen, die drei Meilen lang sind. Hier fanden sich noch zwei andere Boote, und nun wurde eins nach dem andern hinaufgezogen. Dieß erforderte jedesmal 20 Mann, die im Wasser standen, während die andern mit Stangen nachhalfen. Hier sahen wir Hrn. Greyny, den Ingenieur des anzulegenden Canals, der sich über die Indianer als schlechte Arbeiter beklagte. Von da bis zu den Schnellen von Castillo Viejo fließt das Wasser ruhig, oberhalb derselben abermals bis zum See. Castillo Viejo liegt auf einem Hügel, und ist in Ruinen, da es im J. 1848 demolirt wurde; alles ist seit der kurzen Zeit so verwachsen, daß wir keinen Pfad finden konnten. Am 30sten kamen wir zu Fort San Carlos an, das mit einem Halbdutzend zerlumpter Soldaten besetzt ist. Die Niederlassung am Fuße des Forts ist nicht mit San Juan zu vergleichen, mag aber mit der Zeit von Bedeutung werden, denn hier beginnt die Seeschifffahrt, die so schön ist, daß man die Mühseligkeiten der Flußschifffahrt bald vergißt."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 266 6 November 1851.

Carl Guzlaff [1]

aus Stettin gebürtig, zeigte frühzeitig eine ausnehmende Lernbegierde und einen etwas abenteuerlichen Geist. Das Missionswesen lockte ihn, und kaum 20 Jahre alt ging er 1823 unter den Auspizien der niederländischen Missionsgesellschaft nach Singapore. Dort zeigte sich seine Fähigkeit in Erlernung fremder Sprachen auf eine auffallende Weise: nach den Angaben eines Engländers vermochte er nach kaum zweijährigem Aufenthalt sich fliessend in fünf Sprachen des Orients ausdrücken, und las und schrieb noch eben so viel andere. Als sich Sir Stamford Raffles im Jahre 1824 Singapurs ohne Vorwissen der englischen Regierung aber mit deren spätern Bewilligung bemächtigte, blieb Guzlaff dort, und begab sich im J. 1828 mit Tomlin, einem englischen Missionär, nach Siam. Sie blieben sechs Monate zu Bankok, der Hauptstadt des Reichs, deren Einwohnerzahl man schon damals auf 3—400,000 schätzte, von denen drei Viertheile Chinesen oder deren Abkömmlinge waren. Von den Behörden und dem Volke wurden sie mit Achtung und Gastfreundschaft aufgenommen. Der Buddhismus ist Staatsreligion, aber alle andern Religionen werden geduldet, und Fremde reden oft die Menge in den heidnischen Tempeln an. Im Anfang des Jahres 1831 ging Guzlaff allein nach Siam zurück, und im Frühling des nächsten Jahres machte er seine erste Reise nach China, denn zu Bankok war er als Unterthan des himmlischen Reichs naturalisirt worden durch Aufnahme in einen besondern Clan oder Familie. Da er einen chinesischen Namen angenommen hatte, chinesische Kleidung trug, und sich ganz den chinesischen Sitten fügte, besuchte er mit der Mannschaft der Dschunke, auf welcher er eingeschifft war, einen großen Strich der Küste ohne alle Belästigung. Nach einer sechsmonatlichen Reise erreichte er am 13 Dec. 1831 glücklich Macao, wo er von seinem Freund Dr. Morrison, den er schon 1822 in London kennen gelernt hatte, bewillkommt wurde. Im Februar des folgenden Jahres wurde von der ostindischen Compagnie eine Expedition ausgeschickt, um die Küsten aufzunehmen und über die Häfen, wo ein Handel begründet werden könnte, Nachrichten einzuziehen. Das Schiff Lord Amherst wurde von der Regierung beauftragt, die Küsten von China, Corea, Japan und den Lju-tschu-Inseln zu besuchen. Dr. Guzlaff wurde als Arzt und Dolmetscher angestellt und vernachlässigte den Punkt, der ihm am meisten am Herzen lag, nicht, denn wo das Schiff anhielt, begab er sich unter die Einheimischen, gab ärztlichen Rath und Arzneien, und theilte seine religiösen Schriften aus. Im Anfang Septembers kehrten sie nach Macao zurück, und kaum einen Monat später trat er eine dritte Reise bis Tien-tsin und die Mandschu-Tartarei an. Ueber diese drei Reisen gab er im Jahre 1834 sein bekanntes Tagebuch heraus. Später veröffentlichte er zwei andere Werke: eine „Geschichte China's" und „das geöffnete China", welches letztere den umfassendsten und genauesten Bericht von der Topographie, Geschichte, den Sitten, Gesetzen und der Literatur des himmlischen Reichs gibt, welches bisher existiete. Im J. 1834 wurde er dem brittischen Handelsaufseher als Dolmetscher beigegeben, später dem Bevollmächtigten und endlich dem Gouverneur von Hongkong als Secretär; letztere Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. Im J. 1849, als er auf dem Punkt stand nach Europa zurückzukehren, entwarf eine Versammlung von Chinesen zu Victoria eine Adresse an ihn, worin sie seine Gewandtheit, seinen Fleiß, seine Unermüdlichkeit, und namentlich seine Unbestechlichkeit aufs rühmendste anerkannte; das Document ist von 167 chinesischen Kaufleuten unterzeichnet. Am 9 August dieses Jahrs starb er nach kaum vollendetem 48sten Jahre an einer Nierenkrankheit, die in allgemeine Wassersucht überging. Sein Leichenbegängniß fand unter einem ungeheuren Volkszulauf statt.

Seine Tagesordnung in der letzten Zeit war folgende: der frühe Morgen war dem religiösen Unterricht verschiedener Classen von Chinesen gewidmet, die in sein Haus kamen. Die Zeit von 10 bis 4 Uhr widmete er seinen Amtsgeschäften. Kurze Zeit später ging er für den übrigen Abend aus, predigte an öffentlichen Plätzen oder lehrte von Haus zu Haus, auch machte er von Zeit zu Zeit Ausflüge nach verschiedenen Orten, begleitet von eingebornen Lehrern. Alles dieß geschah unentgeldlich, denn abgesehen von seiner ersten Reise nach dem Orient, war er mit keiner Missionsgesellschaft in Verbindung. Einige Freunde in Neuyork und London sollen ihn gelegentlich mit Büchern und Arzneien unterstützt haben, aber das Meiste geschah durchaus auf eigene Kosten. Er war ein Mann voll Edelmuth und Selbstverläugnung, im Eifer für jedes gute Werk unermüdlich. Frühzeitig an Anstrengungen gewöhnt und voll religiösen Eifers achtete er Entbehrungen und Gefahren nicht. Seine Geschicklichkeit als Arzt und seine große Gelehrsamkeit öffneten ihm oft einen Weg, wo wenig Europäer Zutritt gefunden hätten, und die Eingebornen liebten ihn allenthalben, wo sie ihn kannten. Ueber die möglichen Folgen seines Strebens ist es noch zu früh zu sprechen. Ein Werk, an dem er bis kurz vor seinem Tode schrieb: „Memoiren des verstorbenen Kaisers und des Hofs zu Peking" soll manche merkwürdige Aufklärungen geben.

[1] Nach der Litterary Gazette vom 25 Oct.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Alte und neue persische Literatur.

Der Text des Zendavesta ist neuerdings Gegenstand bedeutender Arbeiten gewesen. Hr. Brockhaus in Leipzig hat eine neue Ausgabe des Vendidad Sade veröffentlicht; es ist die Ausgabe Burnoufs mit lateinischen Lettern und mit Hinzufügung der Varianten der Bombayer Ausgabe. Dem Text folgt ein vollständiger Index aller Worte und ein Glossar, in welchem er die Erklärungen, welche die HH. Burnouf, Lassen, Bopp u. a. von den Zendworten gegeben haben, zusammenstellt; endlich ist die Uebersetzung des neunten Capitels der Jozna abgedruckt, welche Burnouf in das asiatische Journal hatte einrücken lassen. Hr. Brockhaus hatte keinen andern Zweck, als eine bequeme Zusammenstellung alles dessen zu geben, was bis jetzt über die Sprache Zoroasters erschienen ist, und den Gelehrten, welchen die Ausgaben von Paris und Bombay unzugänglich sind, den Text des Vendidad in die Hand zu geben. Man kann bedauern, daß der Verfasser genöthigt war, lateinische Lettern statt der Zendschrift zu nehmen, er hat jedoch mindestens die Umschrift so streng durchgeführt, daß der Leser die Zendschrift herstellen kann.— Lassen hat zu Bonn für die Bedürfnisse seiner Vorlesungen einen Theil des Textes des Vendidad drucken lassen.

Man kündigt zwei vollständige Ausgaben aller Zendwerke an, eine von Hrn. Westergaard zu Copenhagen, die andere von Hrn. Spiegel in Erlangen. Jede Ausgabe wird von einer neuen Uebersetzung und Commentarien begleitet seyn, und Hr. Spiegel beabsichtigt, die Pehlwi-Uebersetzung hinzuzufügen. Derselbe Gelehrte hat einige vorbereitende Arbeiten veröffentlicht, eine Abhandlung über die Tradition der Parsen, eine zweite über die Handschriften des Vendidad und die Pehlwi-Uebersetzung dieses Buches, und eine dritte über einige eingeschobene Stellen im Vendidad. Der Hauptzweck dieser Abhandlungen ist, die Regeln der Kritik, die den Verfasser bei der Redaction des Textes leiten werden, und den Gebrauch, den er von der Pehlwi-Uebersetzung zu machen gedenkt, darzulegen. Endlich hat er kürzlich eine Grammatik des Dialekts herausgegeben, die sonst den barbarischen Namen Pazend führte, und dem er, vielleicht nicht ganz passend, den Namen Parsi gegeben hat. Diese Sprache ist einer der Provinzialdialekte, deren sich die Anhänger Zoroasters zur Erklärung ihrer heiligen Bücher bedienten, als das Zend eine todte Sprache geworden war. Wir besitzen in diesem Dialekte Glossen, Uebersetzungen einiger Bücher des Zendavesta nebst einigen religiösen Werken, und er bildet nach dem Pehlwi die Hauptquelle, welche die Perser selbst für die Kenntniß ihrer heiligen Ueberlieferung nach Zoroaster uns bieten. Hr. Spiegel gibt uns die Grammatik dieses Dialekts und eine Auswahl von Stellen als Proben; es ist dieß das erstemal, daß diese Sprache besonders behandelt wurde, und die Arbeit des Hrn. Spiegel ist ein wahrer Fortschritt in diesen Studien.

Diese Arbeiten führen mich ganz natürlich auf die Zwischenzeit zwischen dem alten und neuen Persien, und auf das nachgelassene Werk des Hrn. v. Saint Martin über die Arsaciden, dessen Herausgabe wir der Pietät und Sorgfalt des Hrn. Lajard verdanken. Die Geschichte der Arsaciden war ein Lieblingsgegenstand Hrn. Saint Martins, dessen Studien auf diesen Punkt mehr als auf jeden andern gerichtet waren. Er hatte sich vorgesetzt, ein vollständiges Werk über diesen Gegenstand zu schreiben, hinterließ aber nur Bruchstücke, weil seine Abneigung, das was er im Kopf ausgearbeitet hatte, niederzuschreiben, fast unüberwindlich war. Wir besitzen deßhalb nur den Anfang seines Werkes, d. h. den Ursprung der Arsaciden Persiens und Armeniens und die detaillirte Geschichte des persischen Zweigs bis zum J. 63 unserer Zeitrechnung; sodann einige abgerissene Denkschriften über die Geschichte der Arsaciden im allgemeinen und über die Chronologie der persischen und armenischen Zweige dieser Dynastie. So unvollständig das Werk auch ist, und obgleich der Verfasser nicht die letzte Hand daran gelegt hat, so ist es doch von großer Bedeutung und hellt gerade den dunkelsten Theil einer noch wenig bekannten Epoche der Geschichte des Orients auf.

Derselben Epoche gehört auch eine Abhandlung des Herrn Thomas zu Agra über die Inschriften der arsacidischen Münzen an, die bis jetzt nur sehr unvollständig behandelt worden waren. Der Verfasser ließ auf diese Arbeit eine bedeutendere folgen über die numismatische Geschichte der ersten arabischen Statthalter und Fürsten in Persien. Beide Abhandlungen schließen sich eng aneinander, weil auf diesen beiden Münzclassen die Umschriften in Pehlwi-Sprache sind. Hr. Thomas hatte bereits früher Proben von der Gründlichkeit, mit der er solche Gegenstände behandelt, sowie von der Klarheit gegeben, mit der er die Thatsachen heraushebt, die sich aus der Lesung der Münzumschriften ergeben können.

Die eigentliche persische Literatur hat eine bedeutende Vermehrung erfahren, aber die meisten dieser in Persien oder in Indien gedruckten oder lithographirten Bücher sind uns in Europa noch unzugänglich, ein Punkt, auf den ich später zurückkommen werde. Hr. Graf hat zu Jena eine Uebersetzung des Bostan von Sadi in deutschen Versen herausgegeben. Dieß Werk ist in Europa immer vernachläßigt worden, man weiß nicht recht warum, denn es ist eine Sammlung von Anekdoten mit ihrer moralischen Anwendung, die so zierlich gedacht und erzählt ist, und so viel Popularität verdient, wie der Guliston. Man besaß bisher nur eine alte Uebersetzung des Bostan von Olearius, sie ist aber so selten, daß es so gut ist, wie wenn sie gar nicht existirte. Die Uebersetzung Hrn. Grafs ist eine sehr gute Arbeit, mit einer gewissen Eleganz und mit mehr Genauigkeit ausgeführt, als man gewöhnlich bei einer Uebersetzung in Versen findet.

Hr. Rosen hat zu Konstantinopel einen Theil des Mesnewi von Dschelaleddin Rumi in deutsche Verse übertragen. Dschelaleddin war zu Balkh im Anfang des 13ten Jahrhunderts geboren, und wanderte von da mit seinem Vater nach Iconium, wo er lange Zeit und mit dem größten Erfolg die Erklärung des Coran vortrug, in einem ziemlich vorgeschrittenen Alter aber gab er den Lehrstuhl auf, um sich dem beschaulichen Leben und dem Mysticismus zu widmen, und verfaßte seinen berühmten Mesnewi, den die Sufis einstimmig als den höchsten Ausdruck ihrer Lehren und ihrer Gesinnungen betrachten, und der in ihren Augen fast ein heiliges Buch ist. Der Sufismus ist nichts anders als der indische, mit einer Schichte moslemitischer Formen bedeckte Pantheismus. Die Perser wurden mit Gewalt zum Islam bekehrt, und ihr indisches Blut empörte sich stets insgeheim gegen den Coran; die, welche sich für die Rechtgläubigsten halten, sind wenigstens den mystischen Erinnerungen zugethan, welche Ali, ich weiß nicht mit welchem Rechte, hinterlassen, und die, welche auf diesem Wege weiter gingen, sind Sufis geworden. Ihre ganze Literatur ist voll von diesem Gefühl, von dem sie sich selbst durchaus keine Rechenschaft geben, und alle ihre großen Dichter nach Firdusi sind mehr oder minder von dem Geiste des Sufismus durchdrungen. Dschelaleddin Rumi ist in Europa wenig studirt worden, man hat nur Uebersetzungsbruchstücke von Hrn. Hußar,

von Hrn. Tholuck und jetzt von Rosen. Im Orient ist er aber Gegenstand zahlreicher Arbeiten gewesen: in Bulak ist eine Ausgabe mit einem türkischen Commentar erschienen, in Bombay eine lithographirte Ausgabe, mindestens eine in Tauris, und gegenwärtig wird in Bulak eine neue ohne Commentar gedruckt.

Ein anderes Gedicht derselben Schule ist das Gedicht Salaman und Absal von Dschami, wovon Hr. Forbes Falconer die erste Ausgabe zu London auf Kosten der Gesellschaft zu Herausgabe orientalischer Texte besorgt hat. Dschami ist ein Sufi, der sich viel klarer ist als Dschelaleddin Rumi; er hat sehr merkwürdige Bücher geschrieben, in denen er die unwillkürlichen Anregungen Dschelaleddins analysirt und in ein regelmäßiges System bringt, und man erkennt in seinen Dichtungen das etwas Gemachte und fast Scholastische seines Geistes. Salaman und Absal ist eine allegorische Geschichte des Geistes, den der Körper fortreißt zu Leidenschaften, der aber endlich zu Gott zurückkehrt. Es ist dieß mehr das Werk eines Gelehrten als eines Frommen. Der Text, den Falconer gegeben, ist vortrefflich und er hat ihn mit überreichlichen Varianten begleitet.

Dieselbe Gesellschaft hat durch Hrn. Morley die aus Mirchond entnommene „Geschichte der Atabegen in Syrien und Persien" herausgegeben, begleitet von sieben Platten von Münzen dieser Fürsten, welche Hr. Vaux erklärt hat. Die Atabegen waren eine Familie von Majordomen der Seldschukensultane, welche sich endlich der schönsten Provinzen dieser Dynastie bemächtigte, und in vier Zweigen einen großen Theil Persiens während länger als einem Jahrhundert beherrschte. Dieß Bruchstück war noch nicht in Europa gedruckt, und vervollständigt eine Reihe von Capiteln dieses Schriftstellers, die zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Gelehrten herausgegeben wurden.

Hr. Dorn zu Petersburg verfolgt mit der lobenswerthesten Thätigkeit sein Unternehmen, die Geschichte eines sehr vernachlässigten Theils der moslemitischen Länder, die der Provinzen in der Nähe des kaspischen Meeres und des Kaukasus aufzuhellen. Er gibt uns jetzt das Capitel Chandemirs über Thaberistan, ein Capitel, das Chondemir selbst dem speciellen, zuerst durch Hrn. von Hammer zur öffentlichen Kenntniß gelangten Geschichtschreiber dieser Provinz, Schireddin, entlehnt hat. Hr. Dorn, der ein umständliches Werk über Thaberistan herausgeben will, läßt, um darauf verweisen zu können, dieß Capitel Chondemirs, sowie ein anderes über die Geschichte der kleinen Dynastie der Serbedan, welche während des zehnten Jahrhunderts der Hidschra einen Theil Chorasans regierte, vorangehen.

Hr. Bland hat zu London die Analyse eines persischen Manuscripts über das Schachspiel herausgegeben, und bei dieser Gelegenheit eine Menge Materialien über die Geschichte dieses Spiels gesammelt. Das Ergebniß seiner Forschungen war für ihn der Gedanke, daß die gewöhnliche Annahme, das Spiel sey indischen Ursprungs, wohl falsch seyn könne, daß das Spiel in Persien erfunden sey, sich nach Indien verbreitet habe, und dann unter einer neuen Form zur Zeit Nuschirwans wieder nach Persien zurückgekommen sey, endlich daß das große Spiel, das Timur gern spielte, wohl die alte persische Form des Schachspiels seyn könnte. Dieser Satz ist sehr gelehrt und sinnreich durchgeführt, und wird neue Forschungen über diesen merkwürdigen historischen Punkt hervorrufen. Die Abhandlung Blands bildet einen unerläßlichen Anhang zu dem Werke Hydes über die Spiele der Orientalen, und niemand wird es lesen ohne sich zu belehren und zu unterhalten, selbst wenn ihm Zweifel über die Richtigkeit der Ansicht des Verfassers bleiben sollten.

Hr. Vullers endlich hat seiner vor zehn Jahren erschienenen persischen Grammatik einen zweiten Theil, der von der Syntax und Metrik handelt, hinzugefügt. Man weiß, wie sehr die persische Syntax bisher vernachlässigt war; es ist dieß ein schwieriger Punkt, da die Regeln nur abgeleitet werden können durch eine genaue Beobachtung von Thatsachen und Sprachgebräuchen, die nicht immer so allgemein sind, als es auf den ersten Anblick scheint. Vullers liefert uns neue Beobachtungen und trägt stets Sorge, sie durch Beispiele aus einer kleinen Anzahl sehr zugänglicher Werke zu stützen, so daß man sie leicht controliren kann.

Es ist hier der Ort, die auf die Secundärliteraturen Westasiens bezüglichen Werke, die zu meiner Kenntniß kamen, zu erwähnen, und ich sollte mit den türkischen Büchern, die seit zwei Jahren erschienen sind, anfangen, muß aber gestehen, daß ich über die Fortschritte dieser Literatur sehr schlecht unterrichtet bin. Hr. Hammer Purgstall gibt fortwährend in den Berichten der Wiener Akademie der Wissenschaften den umständlichen Katalog der zu Konstantinopel erscheinenden Werke. — Hr. Peiper aus Hirschberg in Schlesien hat einen Band herausgegeben, der mehr in diese als in eine andere Classe gehört. Es ist eine Anthologie von Stücken aus türkischen, manchmal aber auch aus persischen und arabischen Schriftstellern. Der Gegenstand der meisten ist die mystische Liebe, und man kann sich nicht recht erklären, was für einen Zweck der Uebersetzer bei der Zusammenstellung dieser Fragmente hatte; er hätte vielleicht besser gethan, ein einziges Buch ganz zu übersetzen, aber eines der berühmtesten, denn dieser orientalische Mysticismus wird, so interessant er als Ausdruck eines tiefen Gefühls ist, fast ekelhaft, wenn er von Schriftstellern dritten oder vierten Ranges dargestellt wird.

Hr. Beresin, Professor zu Kasan, gibt ein Werk unter dem Titel „Forschungen über die moslemitischen Dialekte" heraus. Ich kenne nur den ersten Theil, welcher von den türkischen Dialekten handelt. Beresin reiste mehrere Jahre unter den türkischen Stämmen umher; er kritisirt in seinem Buch die jetzt gewöhnlichen Eintheilungen der türkischen Stämme, weist ihre Widersprüche und Irrthümer nach, und schlägt seine eigene Eintheilung vor, die er auf die Art des Zeitworts in den verschiedenen Dialekten und auf seine während der Reise gemachten Beobachtungen über die Verschiedenheiten der Aussprache gründet. Außerdem fing er an, unter dem Titel „Bibliothek orientalischer Geschichtschreiber" eine Sammlung Geschichtswerke über die Nationen tatarischen Stammes herauszugeben. Der erste Band enthält das Scheibani Nameh, eine Geschichte der mongolischen Türken im Dschagatai-Dialekt nach einem einzigen in der Bibliothek von Petersburg sich findenden Manuscripte. Der zweite Band gibt die tatarische Uebersetzung einer Abkürzung des Dschami al Tewarich (Sammlung der Chroniken) von Raschideddin. Der dritte Band, welcher, so viel ich weiß, noch nicht erschienen ist, wird denjenigen Theil der Geschichte Benakitis geben, der von den Mongolen handelt. Der vierte Band ist bestimmt zu einer Herausgabe der Geschichte der Mongolen, Altan Topschi genannt und in mongolischer Sprache geschrieben, der fünfte zu einer neuen Ausgabe Abulghasis. Alle diese Werke sind oder sollen begleitet seyn von Uebersetzungen und Commentarien in russischer Sprache. Ich habe keinen Band dieser Sammlung gesehen, so daß ich nicht einmal die genauen Titel angeben kann.

Mirza Kazem Beg hat zu Petersburg das Derbend Nameh herausgegeben; es ist dieß die türkische Uebersetzung einer ursprünglich persisch geschriebenen Compilation, und enthält alles Wesentliche dessen, was die bessern arabischen und persischen Ge-

schichtschreiber über die Ereignisse in Daghestan mittheilen. Mirza Kazem Beg hat den türkischen Text mit einer Uebersetzung und einem Commentar in englischer Sprache begleitet.

Hr. Brosset hat den Druck einer georgischen Chronik begonnen, welche unter dem Namen der Chronik Wachtangs V bekannt ist. Das eigentliche Werk ist älter, und wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Befehl des Königs, dessen Namen es trägt, durchgesehen, verbessert und vervollständigt. Man sieht daraus, daß die alte Geschichte Georgiens verloren ist, was man dafür gibt, sind Eigennamen, an welche man Erzählungen heftet, die aus den persischen Sagen der Sasanidenzeit und aus armenischen Geschichtschreibern gezogen sind. Zur Zeit der Bekehrung der Georgier zum Christenthum beginnen historische Elemente aufzutauchen, die einerseits mit Legenden, andererseits mit Heidenromanen gemischt sind, wie z. B. die Geschichte Wachtangs I, welche augenscheinlich ein Auszug eines epischen Gedichts ist. Von den Kriegen gegen die Moslems an mehren sich die historischen Angaben allmählich, namentlich mit Hülfe der kirchlichen Annalen und der Martyrologien. Der erschienene Theil dieser Chronik schließt mit dem 12ten Jahrhundert.

Noch habe ich von den Armeniern zu reden, dieser kleinen Nation, die von allen Völkern des Orients der Gelehrsamkeit am meisten Gewicht beilegt, sie hat eine eigene Literatur und pflegt sie mit einer Art Stolz; sie wußte sich allenthalben, wo sie in größerer Zahl sich findet, literarische Mittelpunkte zu schaffen, von denen Journale und Werke, die den Unterricht verbreiten sollen, ausgehen. Leider kenne ich nur eine kleine Zahl der Werke, welche seit einiger Zeit aus den armenischen Pressen hervorgegangen sind. Hr. Emin, Professor am armenischen Collegium Lasareff zu Moskau, hat eine armenische Grammatik, eine Chrestomathie, und eine Sammlung von Volksliedern und Sagen Alt-Armeniens herausgegeben. Hr. Dulaurier, der in diesen Dingen unendlich bewanderter ist als ich, wird Ihnen Bericht erstatten über das Interesse, welches dieß Werk erregen muß. Hr. Dulaurier selbst hat eine Geschichtserzählung des ersten Kreuzzugs nach der Chronik des Matthäus von Edessa herausgegeben. Araber, Griechen und Lateiner haben die Ereignisse erzählt, welche diesen Krieg in Palästina bezeichnet haben, aber was zu Edessa, in Cilicien und im Norden des Fürstenthums Antiochien vorging, hat ihre Aufmerksamkeit wenig in Anspruch genommen, und wurde nur sehr unvollkommen berichtet. Diese Lücke in der Geschichte der Kreuzzüge müssen die armenischen Geschichtschreiber ausfüllen, und Hr. Dulaurier hat bereits eine große Sammlung veranstaltet, die zur Herausgabe bereit ist.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Indianer-Concil im September 1851 zu Fort-Laramie.

„Jede neue Nachricht von unsern Südwestgränzen,“ schreibt der „New-York Herald“ vom 6 August, „bringt uns Kunde von den immer wiederholten ungestraften Plünderungen der Colonien und Lager längs der amerikanischen und mexicanischen Linie durch die Indianer und von den Raubzügen der Apaches, welche von der Gränzseite der Vereinigten Staaten her ununterbrochen in das Herz von Sonora und Chihuahua einfallen, und ihren Tribut an Vieh und Waaren, Weibern und Kindern von den bevölkertsten Städten und Dörfern jener Bezirke erheben. Es sind neuerlich einige Verstärkungen dorthin verlegt worden zur Kräftigung des Commando's in Neu-Mexico, allein die lange Linie am Fluß Gila (Gränzfluß zwischen Sonora und Obercalifornien), das Hauptquartier der Apaches, liegt noch immer vernachlässigt.“

Wegen dieser traurigen Gestelltheit der Dinge und der immerwährenden Fehden der Indianerstämme unter sich hat die Regierung der Vereinigten Staaten zum nächsten September eine große Indianerversammlung zur Berathung bei Fort Laramie (42° 12′ 10″ N. B. und 104° 47′ 43″ W. L. — 640 (engl.) Meilen von Independence in Missouri) anberaumt. Der „St. Louis Republican“ vom 25 Julius meldet darüber folgendes: „die Regierung der Vereinigten Staaten hat Colonel D. D. Mitchell, Superintendent für die indianischen Angelegenheiten zu St. Louis, autorisirt, mit einer großen Anzahl Indianer vom Indian Territory und Neu-Mexico während des Monats September zu Fort Laramie zu unterhandeln. Die zu diesem Concil eingeladenen Indianerstämme sind jene längs des Fußes der Rocky Mountains an der Südseite des Missouri bis südwärts zur Gränze von Texas, einschließlich vieler, kraft des Erwerbs von Neu-Mexico, im Bereich der Jurisdiction der Vereinigten Staaten liegenden Stämme. Mit diesen Indianern haben die Vereinigten Staaten bisher noch keine bestehenden Verträge, wenigstens keine der Art, welche sie hinlänglich und vollständig unter die Controle der Regierung stellten. Die Verbreitung und Ausdehnung unsrer Bevölkerung, die Errichtung der Territorien Neu-Mexico, Utah und Oregon, und die nothwendige Gemeinschaft und der Verkehr zwischen den Territorien und Staaten machen es unerläßlich, daß ein deutlicheres und zuverlässigeres Verhältniß zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und den Indianern bestehe. Auch hofft man mittelst dieses Concils aller Stämme und durch gegenseitige Verträge den beständig vorkommenden Feindseligkeiten der Indianer unter sich ein Ende zu machen, und Auswanderern, Reisenden, den Posten u. s. w. größere Sicherheit über die Ebenen und in den Bergen zu gewähren.

Schon früh sind Expresse abgesandt worden, um alle die verschiedenen Stämme einzuladen, mit Instructionen an die verschiedenen Agenten und andre, dieselben zu veranlassen, sich einzufinden. Bestimmte Berichte hat man nur noch von einigen wenigen der Expressen zu erhalten. So weit als man hört, sind die Berichte streitig, doch ist zu erwarten, daß einige Stämme in Folge der Verheerungen der Blattern und Cholera, und andre Stämme wegen der zwischen ihnen und sonstigen Stämmen, durch deren Gebiet sie passiren müssen, bestehenden Feindseligkeit nicht kommen können. In wie weit diese Ursachen zur Folge haben mögen, die Indianer zu verhindern, an der Versammlung theilzunehmen, läßt sich unmöglich sagen, aber dessen ungeachtet wird die Zahl derer, die ihr beiwohnen werden, wie man jetzt ganz gewiß weiß, sehr groß seyn. Kommen alle, deren Erscheinen gewünscht wird, so wird es die größte Versammlung von Indianern seyn, die es je an irgend einem Ort in den Vereinigten Staaten gegeben. Man hat berechnet, daß die verschiedenen Stämme, selbst wenn sie auch nur partiell vertreten sind, sich auf 20,000, und wenn vollständig vertreten, auf gut 40,000 Seelen belaufen werden. Das Schauspiel einer solchen Anzahl versammelter Stämme wird sich wohl nie wieder auf diesem Continent ereignen. Sie sind im schnellen Verschwinden vor dem Herannahen des weißen Mannes, und viele von den Stämmen, welche jetzt noch vorhanden sind und deren Anwesenheit bei der Unterhandlung zu Fort Laramie erwartet wird, werden in einigen Jahren durch ihre beständigen Feindseligkeiten unter einander, durch Krankheiten und durch andre Ursachen dermaßen zusammen geschwunden seyn, daß sie entweder ganz vernichtet oder von irgend einem andern Gemeinwesen verschlungen seyn werden.

Col. Mitchell ging gestern (24 Julius) von hier mit dem Dampfer Katarakt nach Kansas, von welchem Ort aus seine Abreise bestimmt ist. Ihn begleiten Col. Chambers (der Senior-Redacteur des „St. Louis Republican“), B. Gratz Brown von St. Louis, Henry King von Georgia und J. H. Dillon von England. Bevor er Kansas verläßt oder bald hernach werden sich Colonel R. Campbell von St. Louis, George W. Kendall von der „New-Orleans Picayune,“ Lord Fitzwilliam von England und noch ein andrer Engländer ihm anschließen. Eine militärische Escorte wird die Gesellschaft von Fort Leavenworth nach Fort Laramie begleiten. Der Ausflug wird vielleicht zehn Wochen oder drei Monate dauern.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 267. 7 November 1851.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Indien.

Ich komme nun zu Indien. Von allen Theilen der Sanskritliteratur wird keiner jetzt so stark betrieben, als die der Vedas. Man hatte sie lange aus einer Art von Respect, ja von Furcht bei Seite gelassen, aber der Fortschritt der philologischen Kenntnisse hat endlich das Studium möglich, und der Fortschritt der historischen Kenntnisse es nothwendig gemacht. Man wurde darauf zurückgeführt nicht bloß durch die Bedürfnisse der Forschungen über Indien selbst, wo alles sich noch durch unbestreitbare, aber bis jetzt sehr dunkle Bande an die Vedas knüpft, sondern auch durch die Ausdehnung der Studien des persischen und buddhistischen Alterthums, die alle beide zum richtigen Verständniß die Vedas nöthig haben. Betrachtet man diese einfachen, von allen Hinweisungen auf Thatsachen entblößten Hymnen des Rigveda, das Gezeugniß patriarchalischer Frömmigkeit in Zelten, wo der Familienvater noch König und Priester war, so hat man einige Mühe sich von der historischen Wichtigkeit dieser Urkunden zu überzeugen. Erwägt man aber, daß es in der Welt nur drei große Civilisationsbewegungen gab, die der Indier, Semiten und Chinesen, daß die Geschichte des menschlichen Geistes nur die Entwicklung und der Kampf dieser drei Elemente ist, so begreift man, wie wichtig es seyn muß, die ersten Ergießungen des indischen Geistes kennen zu lernen, und ihnen in die unerwarteten Entwicklungen und die unermeßlichen Folgen, die sie herbeigeführt haben, zu folgen. Das wird das größte, lockendste und schwierigste Studium seyn, das unsere Nachfolger fortzusetzen und zu vollenden haben werden, und wofür Europa und Indien ihnen die Materialien zu liefern beginnen.

Das wichtigste der Veda-Werke ist ohne Widerspruch der Text der Rigveda, dessen Herausgabe Hr. M. Müller übernommen hat, und wovon der erste Band — das Ganze wird vier Bände einnehmen — bereits erschienen ist. Der Text ist hier von der Glosse Sayana's begleitet, eines der letzten, aber auch genauesten Commentatoren der Hymnensammlungen. Die Wiederausgabe des Textes selbst macht einem geübten Kenner keine besondern Schwierigkeiten, weil er mit der Sorgfalt und allen den Vorsichtsmaaßregeln aufbewahrt wurde, welche die meisten Völker angewandt haben, um der Nachlässigkeit und der Verfälschung ihrer heiligen Bücher durch die Abschreiber zuvorzukommen; der Commentar aber hat Müllern Schwierigkeiten mancher Art bereitet, namentlich wegen der Menge darin sich findender Citationen älterer Grammatiker, Ritualisten und Commentatoren, die nun der Herausgeber in den handschriftlich vorhandenen Werken nachsuchen muß, und von denen viele noch selbst in den bereits so reichen Bibliotheken Englands fehlen. Hr. Müller hat die Aufgabe mit höchst gewissenhafter Sorgfalt und mit einem Erfolg gelöst, welche sein Werk in der Achtung competenter Richter sehr hoch stellen. Der zweite Band des Textes ist unter der Presse, inzwischen aber läßt uns Hr. Müller die Herausgabe einer Einleitung in den Rigveda hoffen, worin er versuchen wird, aus den Hymnen einige historische Consequenzen zu ziehen, und so den Weg zu Forschungen zu eröffnen, welche die merkwürdigsten Resultate für die allgemeine Geschichte des menschlichen Geistes versprechen. Der Text der Rigveda wird auf Kosten der ostindischen Compagnie ohne überflüssigen Luxus, aber mit anständiger Eleganz ausgeführt.

Als die Compagnie sich zu dem Druck des Sanskrittextes entschloß, wünschte sie zu gleicher Zeit, daß eine englische Uebersetzung dieß große Werk dem Publicum zugänglich mache. Hr. Wilson, der berühmteste der Indianisten, hat dieß über sich genommen, und uns den ersten Band seiner Uebersetzung gegeben, welche sämmtliche im ersten Bande Müllers enthaltenen Hymnen umfaßt. Diese Uebersetzung, welche mit einer bei so alten Texten sehr schwer zu erreichenden Genauigkeit gefertigt ist, hat eine Begleitung von Noten, die den Leser mit den wichtigsten Namen der Götter und der in den Hymnen genannten Personen vertraut machen soll. — Langlois seinerseits hat seiner französischen Uebersetzung des Rigveda zwei neue Bände hinzugefügt, und es fehlt zur Beendigung jetzt nur nur noch der vierte Band, dessen Druck bereits sehr vorgeschritten ist.

Der zweite der Vedas hat in Hrn. Weber einen Herausgeber gefunden, welcher seine Aufgabe mit der lobenswerthesten Thätigkeit löste; das vierte und fünfte Fascikel des Jadschur-Veda ist vor kurzem erschienen. Das Werk erscheint gleichfalls mit Unterstützung der ostindischen Compagnie. Derselbe Gelehrte hat in Verbindung mit mehreren deutschen Indianisten eine Zeitschrift gegründet, welche dem kritischen Studium der alten Denkmale der Sanskritliteratur gewidmet ist. Die Vedas und ihre zahlreichen Anhängsel nehmen darin den ersten Rang an. Hr. Weber gibt darin Beweise einer sehr umfassenden und mannichfaltigen Lectüre, während er zugleich einen manchmal etwas ungeduldigen, aber gewiß sehr originellen und fruchtbaren Geist der Erfindung und Kritik entfaltet. Namentlich bemüht er sich aus den Texten jeder Art, die sich an die Vedas anschließen, die Schlüsse zu ziehen, welche am geeignetsten sind, um den Ursprung und die Entwicklung der philosophischen und mythologischen Ideen der Hindus nachzuweisen. — Auf eine ähnliche Weise setzt Hr. Roth seine Ausgabe des Textes von Jaska fort, eine der ältesten

Sammlungen von Erklärungen der schwierigsten Stellen des Rigveda. Auch darf ich die Abhandlungen Hrn. Roths über verschiedene Punkte der Mythologie in Bezug auf den indischen Stamm, Abhandlungen, die sich durch viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und verständiges Maaßhalten auszeichnen, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Wir wissen, daß seit einiger Zeit zu Calcutta durch die Gesellschaft „Tattwabodhini Pratica“ zahlreiche und mannichfaltige Arbeiten über die Vedaliteratur erscheinen, aber wir kennen in Europa kaum die Titel, und ich bedauere, sie nicht umständlicher anzeigen zu können. Glücklicherweise haben wir nicht dieselbe Klage zu führen in Bezug auf das große Sanskritlexicon des Radha Radhakanta Deva, wovon der sechste Band in Europa angekommen ist. Obgleich dieß Buch nicht zum Verkauf bestimmt ist, hat es die Freigebigkeit des Verfassers doch einer gewissen Anzahl von Gelehrten in Europa, denen es unentbehrlich ist, zugänglich gemacht. Ein anderes zu Calcutta mit der Unterstützung der asiatischen Gesellschaft von Bengalen gedrucktes Sanskritwerk ist uns erst nach dem Tode des Herausgebers, eines gelehrten deutschen Missionärs in Indien, zugekommen; es ist dieß die Sanskritanthologie des Hrn. Häberlin. Dieß Werk enthält eine große Anzahl kleiner Gedichte von ungleicher Länge, welche die Tradition mehrern sehr berühmten Verfassern zuschreibt, und welche für die indischen Literatoren ein Gegenstand besonderer Vorliebe sind. Einige dieser Gedichte waren besonders erschienen, aber die größte Zahl erscheint hier zum erstenmal.

Hr. Gorresio hat sein großes Unternehmen einer vollständigen Ausgabe des Ramayana fortgesetzt; man wird mit Vergnügen erfahren, daß der Sanskrittext vollendet, und der zweite Band der Uebersetzung unter der Presse ist. Daß dieß Gedicht, das man schon zweimal herauszugeben versuchte, ohne es zu Ende führen zu können, sich jetzt ganz in den Händen der Gelehrten befindet, ist ein Resultat, zu dem man nur den indischen Studien Glück wünschen darf.

Ein deutscher, durch die Herausgabe sehr correcter Sanskrittexte bekannter Orientalist, Hr. Stenzler zu Breslau, hat den Text des Gesetzgebers Jadschnawalka mit Varianten und einer deutschen Uebersetzung herausgegeben. Er hat der Reihenfolge nach die Uebereinstimmung dieses Textes mit dem ältern des Manu hervorgehoben, und so den ersten Schritt in dem vergleichenden Studium der Sammlungen indischer Gesetze gethan.

Ein französischer Missionär, Hr. Guerin, der einen großen Theil seines Lebens in Indien zubrachte, hat zwei Capitel eines astronomischen Werkes, das den Namen Suriya Siddhanta führt, was der Uebersetzer für den Namen des Verfassers hielt, herausgegeben. Hr. Guerin gibt den Text und die Uebersetzung dieser beiden Capitel und läßt ihnen astronomische und mythologische Abhandlungen folgen. Ich bin in Bezug auf den Inhalt des Buchs allzu incompetent, um ein Urtheil über den Werth desselben fällen zu können, muß aber gegen die ungewöhnliche, von dem Verfasser befolgte Rechtschreibung protestiren, die keinen andern Erfolg haben kann, als in eine schon an sich hinreichend schwierigen Materie noch eine neue Unordnung zu bringen. Glücklicherweise ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß andere einem so seltsamen Beispiele folgen.

Ehe ich die brahmanische Literatur verlasse, darf ich die Erscheinung des fünften und vorletzten Heftes der vergleichenden Grammatik von Bopp nicht übergehen. Die Erschaffung einer vergleichenden Grammatik der indoeuropäischen Sprachen, mit welcher der Ruhm seines Namens verknüpft ist, ist eines der schönsten Resultate, welche die Wissenschaft aus dem Studium des Sanskrit gewonnen hat. Sie hat die Mittel an die Hand gegeben, an die Stelle der unsichern Vermuthungen einer grundsatzlosen Etymologie immer strengere Regeln zu setzen, deren Anwendung weit über das Gebiet hinausgeht, das man ihnen hatte anweisen wollen. Sie ist jetzt ein unfehlbarer Führer in ethnographischen und historischen Forschungen geworden, auf die man bis jetzt bloß mit Hülfe von Conjecturen hatte eingehen können. Abgesehen von den Fortschritten, die man ihr täglich auf dem Gebiet der orientalischen Studien verdankt, will ich nur eine neue und eben so glückliche Anwendung bezeichnen, die man in neuester Zeit in Bezug auf einen fast verzweifelten Gegenstand gemacht hat, nämlich auf das Verständniß der alten Sprachen Italiens und der Erklärung der nicht sehr zahlreichen Texte, die uns davon übrig geblieben sind. Die HH. Lassen und Lepsius hatten zuerst diese neue Bahn betreten, aber ihre andern Beschäftigungen haben sie bald wieder davon abgebracht, so daß der Gegenstand fast unberührt blieb, bis die HH. Kirchhof und Aufrecht das Verfahren der vergleichenden Philologie in strenger Methode darauf anwandten und dadurch den alten Dialekt der eugubinischen Tafeln mit Zuverlässigkeit auf den Stamm der indoeuropäischen Sprachen zurückführten.

Um mit den uns bekannten Fortschritten der indischen Studien abzuschließen, will ich die Arbeiten über den Buddhismus, die zu meiner Kenntniß gekommen sind, kurz zusammenfassen. Hr. Wilson benützte die sinnreiche Entzifferung der großen buddhistischen Inschrift von Kapur di Giri durch Hrn. Norris, und rückte in das Journal der asiatischen Gesellschaft zu London eine Abhandlung ein, worin er diesen Text mit den analogen Inschriften von Girnar und Dhauli vergleicht. Man weiß, daß ein indischer König, wahrscheinlich Asoka, dessen Herrschaft sich von den Gränzen Persiens bis zum Golf von Bengalen ausdehnte, die Erinnerung an den Schutz, den er der Lehre der Buddhisten gewährte, verewigen wollte, indem er auf eine große Anzahl in allen Theilen seines Reichs verbreiteter Felsen oder Säulen sittliche Lehrsätze eingraben ließ. Die Inschrift von Kapur di Giri, welche Masson bekannt machte, ist das nördlichste dieser Denkmale. Da sie den Text von Girnar und Dhauli wiedergibt, so hat Hr. Wilson in der Untersuchung derselben das Mittel gefunden, die Lesung und Erklärung, welche Prinsep von den zwei letztern gegeben hatte, einer neuen Prüfung zu unterwerfen.

Die buddhistische Epigraphie ist neulich durch eine Sammlung von Inschriften in den Höhlen des westlichen Indiens bereichert worden. Ich spreche hier von dem Werke des Hrn. Bird, das unter dem zu allgemeinen Titel: „historische Forschungen über den Ursprung und die Grundsätze der Buddha- und Dschaina-Religion“ eine kostbare Sammlung größtentheils unbekannter buddhistischer Zeichnungen und Inschriften enthält; denn hierin liegt der Werth dieses Buchs, dessen Text mehr als eine gewagte Hypothese enthält. Man kann hoffen in einiger Zeit eine noch vollständigere Sammlung ausnehmend merkwürdiger Zeichnungen aus den Grotten und unterirdischen Tempeln der indischen Buddhisten zu erhalten. Die ostindische Compagnie hat seit einigen Jahren Officieren ihrer Armee den Auftrag ertheilt, die Fresken, die man in diesen unterirdischen Ruinen findet, in großem Maaßstab und in Farben zu copiren; ich habe eine ziemlich große Anzahl in der Bibliothek der ostindischen Compagnie gesehen, und weiß, daß die Absicht der Directoren dahin geht, sie herauszugeben, sobald die Sammlung vollständig seyn wird. Es ist dieß schon ein wahrer der Wissenschaft geleisteter Dienst, daß man

sie gesammelt und gegen die zahlreichen Ursachen der Vernichtung geschützt hat, womit dieselben, seit sie die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen haben, bedroht sind.

Die siamesische Literatur ist ganz buddhistisch, und jedes Werk, das uns den Zugang erleichtert, ist eine directe dem Studium des Buddhismus gebotene Hülfe, so daß ich die neue siamesische Grammatik, welche Hr. von Pallegoix, apostolischer Vicar in Siam, zu Bangkok herausgab, nur hier anführen kann. Man besaß bisher nur eine einzige Grammatik dieser Sprache, die vor etwa 20 Jahren von Ob. Low zusammengestellt wurde und den Gelehrten nur unzureichende Hülfsmittel bot. Hr. von Pallegoix war in viel günstigern Verhältnissen um eine gute Grammatik zu schreiben: da er seit 21 Jahren in Siam sich aufhält, so hatte er alle Arbeiten der Missionäre, seiner Vorgänger, zur Verfügung und war im Stande die Christen des Landes zu befragen, er konnte mit den vortrefflichen, für die Mission der Baptisten zu Bangkok gestochenen Lettern drucken und sein Buch unter seinen eigenen Augen herausgeben. Die siamesische Sprache ist ausnehmend einfach, aber, wie alle Sprachen dieser Art, entschädigt sie sich für die Armuth ihrer grammatikalischen Formen durch eine complicirte Syntax, und Hr. von Pallegoix trug selbst Sorge seinen Lesern eine reiche Ernte von Beobachtungen über die Gebräuche der Sprache zu liefern. Er hat eine Chronologie, eine Darstellung des gewöhnlichen Systems des siamesischen Buddhismus und eine bedeutende Liste von siamesisch geschriebenen Werken hinzugefügt, die in aus dem Chinesischen übersetzten Romanen, in Chroniken, Gesetzsammlungen, und namentlich in religiösen Büchern bestehen, deren er 3683 Bände aufzählt. Das Werk ist lateinisch geschrieben, und Hr. von Pallegoix ist in diesem Augenblick beschäftigt ein siamesisch lateinisches Wörterbuch drucken zu lassen.

Ich habe jetzt nur noch von einem kleinen Buch zu reden, das die Ankündigung und das Versprechen einer großen seit langer Zeit mit Ungeduld erwarteten Arbeit ist, nämlich ein Capitel aus der Geschichte des Lebens und der Reisen Hiuen-thsangs. Bekanntlich ist Indien für die chinesischen Buddhisten ein großes Wallfahrtsziel gewesen, so lange die Anstalten ihrer Religion sich auf dem Boden der Halbinsel erhielten. Für sie war Indien, was das heilige Land und Rom zugleich für das Europa des Mittelalters war: sie gingen hin, um die Reliquien Buddha's zu verehren, und sich zugleich in der gelehrtesten und beglaubigtsten Theorie ihrer Dogmen unterrichten zu lassen; sie brachten Sanskritbücher zurück, die sie nachher ins Chinesische übersetzten, und die Beschwerden und Gefahren einer so großen Reise gaben ihnen nach ihrer Rückkehr einen Heiligenschein. Das Interesse, das an diese Pilgerfahrten sich knüpfte, weckte zum Glück für uns auch einigen literarischen Ehrgeiz, und die Herren wollten eine Erinnerung ihrer Reise, ihrer Gefahren und der von ihnen in den durchzogenen Ländern gemachten Beobachtungen zurücklassen. Man begreift die ungeheure Wichtigkeit, welche diese Bücher für uns haben: sie geben uns die Beschreibung Indiens und der zwischen Indien und China liegenden Länder in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, eine Menge Einzelnheiten über Geschichte, Geographie und Sitten, die wir vergebens in den Sanskritwerken suchen würden, und namentlich die genaue Zeitangabe einer Menge von Thatsachen, zu deren Fixirung uns die Indier selbst kein Mittel an die Hand geben. Hr. Remusat hat zuerst gefühlt, welchen Nutzen man aus diesen Reisen ziehen könne, und seine Uebersetzung des Fue-kue-ki wurde von allen Indianisten als eines der kostbarsten Hülfsmittel für ihre Arbeiten aufgenommen. Aber es gibt noch andere buddhistische Reisen in Indien, und Hr. Julien übernahm es, die weit bedeutendere, umständlichere, an Thatsachen und Nachrichten reichere Reise Hiuen-thsangs zu übersetzen und zu commentiren. Hiuen-thsang ist ein Buddhist des 7ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; er brachte 17 Jahre auf seiner Wallfahrt zu, und verfaßte nach seiner Rückkehr ein Werk in Sanskrit über seine Reise und die buddhistische Lehre der von ihm durchzogenen Länder; dieß Werk wurde auf Befehl des Kaisers durch eine Commission von Gelehrten ins Chinesische übersetzt. Zugleich schrieb einer seiner Schüler die Geschichte des Lebens und der Reisen seines Lehrers in einem leichtern Styl, und ließ dabei eine große Anzahl buddhistischer Legenden aus dem größern Werk weg. Diese beiden Bücher ergänzen sich, und Hr. Julien will beide, das letztere zuerst, übersetzen. Dieser Uebersetzung soll ein Commentar beigegeben seyn, in welchem eine Menge Nachweisungen über die fraglichen Länder, über die Personen, von denen der Verfasser spricht, die Sanskrit-Bücher, die er citirt, vereinigt sind; eine buddhistische Chronologie mit einem reichlichen Commentar soll dazu kommen. Diese große Arbeit ist fast beendigt, und wird eine der wichtigsten Bereicherungen der historischen Literatur des Orients werden.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

7. Abreise aus Damiat.[1] — Einrichtung der Sakies. — Fareskur. — Die Dörfer Baramun und Chiarein. — Ein Talisman. — Mit Tanta. — Ankunft in Mansurah und Schilderung dieser Stadt. — Dr. Colucci's Ansicht von der Pest. — Der Gouverneur Churschid Pascha. — Syfteh. — Schalagan. — Bulak. — Ankunft in Cairo.

Am 25 Februar um 8 Uhr Morgens fuhren wir aus dem Hafen von Damiat ab, und richteten unsere Dahabie, nicht ohne ein gewisses Vergnügen nach Süden, der „wohl'beschützten"[2] Hauptstadt Aegyptens zu. Unglücklicherweise traten an die Stelle die Nordwestwinde, welche die letzten Tage unaufhörlich geweht hatten, und uns auf der Fahrt stromaufwärts sehr förderlich gewesen wären, jetzt Südwinde, die uns gerade entgegenbliesen. Wir mußten uns ganze neun Stunden lang zu Lande fortschleppen lassen, bis wir endlich gegen Abend nach Fareskur kamen; auf dem Hinweg hatten wir diese Strecke gerade in einer Stunde zurückgelegt. Als wir am andern Morgen das Dorf Kafr Batich, in welchem eine große Dampfmaschine Ibrahim Pascha's zum Reinigen des Reises aufgestellt ist, links gelassen hatten, ging ich mit Hrn. d'Arnaud ans Ufer, während die Matrosen, an einen langen Strick gespannt, langsam gegen die Strömung die Barke fortzogen. Diese Strömung ist am Ende des Winters ziemlich schwach, doch aber kann man mit Rudern nichts gegen sie ausrichten. Man rudert nur stromabwärts und zwar bei Windstille, oder um den Strom von einem Ufer zum andern zu durchkreuzen. Wir gingen an mit Weizen und Bersim bepflanzten Feldern vorbei, und trafen allenthalben Fellahs, welche mit Ausbesserung alter Sakies oder mit Ausbesserung neuer wegen der jetzt eintretenden Zeit des niedrigen Wasserstandes beschäftigt waren. Von diesen Wasserschöpfrädern ist schon früher mehrmals die Rede gewesen, und es wird deßhalb nicht überflüssig seyn, einiges nähere darüber mitzutheilen. In Aegypten ist alle Vegetation namentlich von einer hinlänglichen Bewässerung der Felder mit Nilwasser abhängig, dem einzigen in einem Lande, wo es im Sommer gar nicht, und im Winter nur im nörd-

[1] Das zwischenliegende Capitel, den Aufenthalt zu Damiat betreffend, ist schon im vorigen Jahre aus den Vaterländischen Memoiren, wo es als Probeartikel stand, aufgenommen (s. Nr. 150). Gelegentlich bemerken wir hier, daß dieser verdienstvolle Arzt vor kurzem, noch nicht 35 Jahre alt, an der Schwindsucht starb.

[2] Masr-el-machrusa; diese Benennung, oder kurzer el-machrusah, erhält Cairo im officiellen Styl und auf Briefadressen

lichen Theil des Delta und der Provinz Bchere regnet, und wo es auch weder Quellen, noch außer dem Nil Bäche und Flüsse gibt. Fern von den Ufern dieses letztern oder der großen Canäle, und selbst an Stellen die viel höher als das gewöhnliche Nilniveau liegen, hebt man das Wasser vermittelst sogenannter Sakies empor.[1] Diese Sakies bestehen aus einem verticalen Rad von 3 bis 4 Fuß im Durchmesser, das über der Oeffnung eines besonders ausgegrabenen Brunnens, wenn das Land weit vom Strom entfernt ist, oder über einem unmittelbar vom Nil abgeleiteten Canal angebracht ist, wenn die Sakie nahe am Ufer liegt. An das Rad befestigt man einen langen doppelten Strick ohne Ende, aus den Fasern von Dattelpalmzweigen (lif), an welchem dicke thönerne Krüge mit breiten Oeffnungen hängen, welche ungefähr einen Drittelwebra enthalten; sie sind so gestellt, daß die an der einen Seite des Rades befestigten Krüge beim Umdrehen desselben sich ins Wasser senken und füllen, während die übrigen sich hoch erheben und ihr Wasser in eine Rinne oder ein Bassin gießen, welches dasselbe nach den Feldern führt. Dieß Rad oder richtiger diese radförmige Welle wird in Bewegung gesetzt vermittelst eines großen horizontalen Rades, das mit seinen Zähnen in die des andern kleinern, senkrecht stehenden eingreift. An das erste werden vermittelst einer Deichsel ein oder zwei Ochsen oder Büffel, seltener Pferde und Maulthiere gespannt; diese Thiere gehen langsam im Kreise herum mit verhüllten Köpfen, und werden von einem Knaben angetrieben, der mit einer Peitsche in der Hand auf der Deichsel sitzt. Da in Aegypten das Niveau des Flusses je weiter man vom Meere weg nach Süden geht, um so niedriger als die Erdoberfläche wird, so versteht es sich von selbst, daß die Stricke, an denen die oben erwähnten Krüge hängen, z. B. in der Nähe von Assuan, an der ersten Nilkatarakte, wo das Ufer 36—40 Fuß über dem Frühjahrsniveau des Flusses ist, länger seyn müssen als in Cairo, wo der Boden nur 23—24 Fuß über dem Nilniveau liegt. In Raschid, Damiat und dem ganzen nördlichen Striche Unterägyptens beträgt die Höhe nur 3 oder 4 Fuß, und darum sind die Sakies hier ohne alle Krüge eingerichtet; das verticale Rad, an welches die letztern gewöhnlich befestigt sind, vertritt selbst deren Stelle; es besteht in diesem Fall aus doppelten dünnen Sparren, ist innen hohl und an den Seiten mit kleinen Oeffnungen versehen, durch welche das Rad das Wasser schöpft und beim Umdrehen ins Bassin ausgießt. Diese Art Sakie trifft man nur im nördlichen Theile Unterägyptens und sie heißen Kadus.

Nach genauen Proben der Ingenieure der französischen Expedition hoben zwei Sakies in Cairo, einer von 22, der andere von 55 Krügen, mit einem Paar Ochsen jede, etwa 703—715 Kilogramm Wasser in der Minute einen Meter hoch; in Europa hebt ein Pferd, das in einer solchen Einrichtung im Schritte geht, etwa 1600 Kilogramme in der Minute. Dieser ungeheure Unterschied des Resultats in Europa und in Aegypten kommt namentlich von der Unvollkommenheit her, mit welcher die Araber die Räder der Sakies einrichten; sie sind stets von Holz, unregelmäßig und verlieren einen bedeutenden Theil des emporgehobenen Wassers. In der letzten Zeit verwendete man auf den Gütern Mehmed Ali's und anderer reichen Grundbesitzer aus Europa verschriebene eiserne Wellen und Räder; sie sind theurer, als die hölzernen im Lande gefertigten, aber sie bezahlen durch ihren ohne Vergleich höhern Vortheil sehr bald die Kosten für die ursprüngliche Anlage.

Ich erwähnte oben, daß an den von den Nilufern und den großen Canälen entferntern Orten die Sakies über Brunnen aufgestellt werden. Das Wasser in diesen Brunnen ist aber gleichfalls Nilwasser, das durch den Seitendruck des Strombettes durch die Quarzsandschichten, welche abwechselnd mit Schichten von Thonerde die ganze Masse des in Aegypten bearbeitbaren Bodens bilden, hindurchsickert. Auf welchen Punkten des Nilthals man sich auch befinden mag, immer liefert eine Grube oder Brunnen, dessen Tiefe bis zum Niveau des Stroms hinabreicht, Nilwasser, das Wasser darin steigt und fällt mit den periodischen Wechseln des Nilniveau's selbst, ist aber immer klarer, als das direct aus dem Strom geholte Wasser, enthält minder Nilschlamm beigemischt, und ist dagegen mehr oder minder salzig, weil es im Durchsickern durch den Boden die Salztheile, mit denen der Grund gesättigt ist, auflöst. Die Ackerbauer versichern daher, daß auf den aus Brunnen bewässerten Feldern die Vegetation nicht so rasch und saftig sey, als da wo das Wasser unmittelbar aus dem Strom oder den großen Canälen geschöpft wird. Die Brunnen müssen nach den geologischen Verhältnissen der Oberfläche des Nilthals um so tiefer seyn, je mehr sie sich von dem Mittelmeer in der Richtung gegen Süden entfernen.

Wir kamen nach Fareskur um fünf Uhr Nachmittags. Die Stadt ist auf dem rechten Ufer 100 Schritte vom Nil auf ziemlich niedrigem Grund erbaut und auf allen Seiten von einem Erdaufwurf oder Wall umgeben, der mit Haufen von Schmutz und Asche bedeckt ist. Der hohe Damm führt von der Stadt nach dem Ufer, wo tiefe Gruben ausgegraben sind, aus denen man die Erde für den Aufwurf nahm, und in denen jetzt das von der Ueberschwemmung zurückgebliebene Wasser steht und verfault. Alle Häuser in Fareskur, große und kleine, sind aus rothen Backsteinen erbaut, aber nur in sehr wenigen sind die obern Stockwerke ganz erhalten; allenthalben Ruinen, allenthalben die traurigen Spuren der Zerstörung, allenthalben Wiederholungen des schmerzlichen Schauspiels der Verödung und des verschwundenen Wohlstands. Auch Fareskur hat andere und bessere Tage gesehen, das beweist der große Umfang der Stadt und einiger, jetzt in Trümmern liegender Gebäude, das schöne Schnitzwerk der Balcone und Thüren, die geräumigen Bazare, in denen ich jetzt auch nur leere Buden sah. Die jetzige Bevölkerung ist allzu gering für den von der Stadt eingenommenen Raum, und deßhalb erscheinen die Straßen leer; ich fand übrigens die bedeutendern rein gefegt. In der Stadt wohnt ein Bey, der die Reisplantagen des Großpascha verwaltet; das von ihm bewohnte Haus ist fast das einzige, vollkommen erhaltene. Auf dem Markte saßen Weiber, welche Beesim und alle Arten von Gartengewächse, Käse, Eier, frische und gesalzene Fische verkauften. Ich sah drei Moscheen, die ihre Minarets behalten hatten; eine davon war mitten in der Stadt auf einem kleinen runden Platze erbaut, und von Gräbern umgeben, deren Backsteingewölbe einstürzten; eine andere am Südende der Stadt steht gleichfalls unter Gräbern.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Dacca. Unter dem Titel: a description and historical account of the Cotton manufacture of Dacca in Bengal erschien von einem Ungenannten eine Schrift in London, welche die ehemalige Blüthe und den jetzigen Verfall dieser Stadt, in welcher die Baumwollenindustrie Indiens ihren wahren Centralsitz hatte, schildert. Im Jahr 1753 schätzte der Handelsresident den Fabricationswerth der Baumwollenwaaren auf 356,250 Pfd. St.; im J. 1771 führte die ostindische Compagnie allein für 125,000 Pfd., die andern englischen Kaufleute für 250,000 Pfd. aus, und im J. 1787 schätzte man den Werth der Tücher, die durch das Zollamt von Dacca gingen, auf 625,000 Pfd., den Werth des ganzen Handels der Stadt auf 1,562,500 Pfd. Von jener Zeit an fangen die englischen Waaren an nach Indien zu kommen, und die Ausfuhr der indischen Baumwollenzeuge, die freilich auch in England hoch belastet waren, nimmt reißend ab. Im J. 1813 betrug die Ausfuhr der ostindischen Compagnie nur noch 33,811 Pfd. 8 Sch., und im J. 1817 wurde die Stelle eines Handelsresidenten ganz aufgehoben, und die Factorei geschlossen. Die Baumwollenwaaren, die 1844 zu Dacca gefertigt wurden — sind auf 94,000 Pfd. geschätzt worden; davon müssen 40,000 Pfd. für englischen Twist, der jetzt statt des einheimischen Gespinnsts — das feinste und gröbste ausgenommen — verwendet wird, abgerechnet werden. Man kann sich aus dieser Angabe einen Begriff von dem gesunkenen Wohlstand der Stadt machen. Die Einwohnerzahl, welche noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf 300,000 angegeben wurde, war schon im J. 1838 auf 68,000 gesunken und nahm fortdauernd ab.

[1] Die Wurzel dieses Wortes ist „Saka," bewässern. In Spanien, wo die Mauren ihr Bewässerungssystem einführten, hat sich diese Benennung in dem Wort acequia, „künstlicher Bewässerungskanal" erhalten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 268. 8 November 1851.

Die furchtbare Armuth der schottischen Hochlande.

(Von Dr. K. J. Clement.)

Die Noth in den schottischen Hochlanden, besonders in den Westsee-Inseln und eigentlichen Hebriden (Long Island), ist gegenwärtig ärger als in Irland. Die Bevölkerung der Hochlande ist wie der letzte Census ausweist, erschrecklich geschwunden, theils in Folge von Dürftigkeit und Hunger, theils durch Auswanderung, obgleich noch Tausende mehr die Heimath verlassen hätten, wenn sie die Mittel dazu gehabt. Sehr viele verarmte und bedrängte Heimathsmüde in Irland sind glücklicher gewesen als die Galen der Inseln und der Berge Albans, deren uralte Heimath nun für sie eine fremde Wüste geworden ist, die sie gern verließen, wenn die Wechsel, die von Verwandten und Lieben aus Amerika nach Erin gekommen, um die Sehnsuchtsvollen über den Ocean zu fördern, auch die gälischen Küsten erreicht hätten. So ist denn alle Sehnsucht der Hochländer und all ihr Denken und Wünschen auf die Ankunft der Dampfer gerichtet, dieser Erretter vom Hungertode, die selten erscheinen, von Süden kommend mit Mehl beladen, und in den letzten Jahren immer seltner geworden sind. Ich habe die Noth und Hungersnoth der Hochländer auf den äußersten Hebriden und in vielen andern Theilen der westlichen und nördlichen Hochlande in ihren Hütten und zur Zeit der Mehlvertheilung selbst gesehen, wann Hunderte, die in 24 Stunden nichts genossen hatten, stundenlang um gewisse Orte herumlagen und auf ein paar Pfund Mehl, die vom Clyde gekommen, warteten, um den ärgsten Hunger zu stillen. Und wie glücklich sahen die armen Menschen aus, wenn sie mit ihrem Säcklein Hafermehl aus der Scheuer kamen, wo es ihnen zugewogen worden, und nun damit nach Hause eilten zu ihren darbenden Frauen und Kindern. Dann wird schnell das Mehl mit Wasser zu einem Teig zusammengerührt, den man ohne zu säuern, fingerdick auf einer runden Eisenplatte auf Torffeuer setzt, und wenn er gar ist, sogleich verzehrt. Und wenn man auch nicht einmal ein solches Stück Haferfladen mehr hat, ist man gezwungen sein Leben von Muscheln zu fristen, die man sich vom Strande holt oder von Eseln in Körben über die Klippen tragen läßt, was ich ebenfalls selbst miterlebt. Auf dürren Felsen kann nichts wachsen, und wenn auch nichts zu verdienen ist, so muß wohl der Mensch verhungern. Und wer bringt die Leute umsonst nach Amerika? Niemand. Voriges Jahr ward der größte Theil der Tenants der Hebrideninsel Barra, weil sie die Rente nicht zahlen, von Herd und Heimath verjagt, ihre Hütten der Erde gleich gemacht auf Befehl des Grundherrn und sie selbst nach Nebucadnezars Art weggetrieben, dießmal nach dem schottischen Festland und von da nach Amerika. Es war jedoch ein Glück für sie, weil sie dadurch dem Hungertode entronnen sind. Ein Baptisten-Prediger schrieb kürzlich nachstehendes an den Geistlichen Mr. Kennedy zu Stegney:

„Jedes Jahr seit 1846 ist die Lage der Dinge schlimmer geworden, und das Volk immer tiefer in Noth und Elend gerathen. In früheren Jahren waren Anstalten getroffen zu seiner Hülfe und so ward es vor Verhungern bewahrt, aber dieses Jahr ist ein Jahr größeren Leidens als man je in diesem Lande gefühlt. Im Frühling litten die Leute großen Mangel, so daß sie gezwungen wurden ihr Saatkorn in Mehl zu verwandeln, um ihre Familien beim Leben zu erhalten, und ihre meisten Aecker fast unbebaut liegen zu lassen, was ohne Zweifel Mangel und Dürftigkeit bei uns vermehren wird, aber unsere gegenwärtige Noth übersteigt alles was hier je gefühlt ward, und wenn nicht der barmherzige Gott die Herzen des Publicums rührt, daß sie uns zu Hülfe kommen, so muß das Volk vor Mangel sterben. Es ist von Zeit zu Zeit ein wenig gethan worden zur Abhülfe in den dringendsten Fällen, doch dieß war eine bloße Kleinigkeit in Vergleich mit der Zahl der Nothleidenden. Es ist ganz herzzerreißend, die kummervollen Klagen und Beschwerden der Armen zu sehen und anzuhören und ihre Thränen zu sehen, wenn sie den Zustand ihrer Familien erzählen, und sogar heute sind Hunderte von Leuten bei Broadford, die sich selbst glauben machen, daß etwas angekommen sey mit dem Dampfer zu ihrer Hülfe. Und wenn zu irgend einer Zeit 5 Ducaten oder selbst 3 Ducaten mir geschickt waren für die Armen, umringten mich Hunderte von Menschen, und nur wenigen konnte geholfen werden, was mir das Herz durchbohrte, da ich wußte, daß viele tagelang ohne irgend eine Nahrung lebten, außer was sie sich vom Strande holen. Es ist keine Arbeit weder für Männer noch für Weiber auf der Insel Skye, Schaaren von Leuten gehen nach Süden, aber weil Arbeit schwer zu erhalten ist und von so vielen gesucht wird, kehren viele wieder vergebens nach der Heimath zurück."

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

China.

Die Herausgabe dieses Werkes bildet einen natürlichen Uebergang zur chinesischen Literatur, wo der Antheil Frankreichs wie gewöhnlich bei weitem der größte ist. Ich weiß es mir nicht zu erklären, warum die andern Nationen ihm fast allein die Sorge und die Ehre überlassen haben, sie über China zu unterrichten, und warum man trotz der ehrenwerthen Ausnahme einiger

englischen, deutschen, portugiesischen und amerikanischen Sinologen doch in der That dieß große Land nur in französischen Werken studiren kann. Die chinesische Literatur hat das Eigenthümliche, daß sie, obwohl der Ausdruck eines durch seinen Ursprung, seine Sprache, seine Geschichte und seine Institutionen von uns so verschiedenen Volkes, doch von allen orientalischen Literaturen am meisten der unsrigen gleicht, und die einzige ist, wo jeder, der Gelehrte wie der praktische Mann, welchen Zweig der Wissenschaften oder ihrer Anwendung er auch betreiben mag, Stoff zu Studien findet. So ist Hr. Hervey, welcher Geschmack für Ackerbau hat, auf den glücklichen Einfall gekommen, sich mit der chinesischen Literatur zu beschäftigen, um daraus Aufklärungen über eine Kunst zu ziehen, in welcher die Chinesen staunenswerthe, aber bis jetzt nur sehr theilweise bekannte Fortschritte gemacht haben. Bekannt ist die Abhandlung über die Seidenwürmer, welche Hr. Julien übersetzt hat, und die einen so günstigen Einfluß auf diese große Industrie in Frankreich ausübte; es ist augenscheinlich, daß China noch manche ähnliche Nachweisungen über andere Zweige des Ackerbaues, namentlich über den Gartenbau uns aufbewahrt, und Hr. Hervey hat den Plan gefaßt, die Ackerbauencyklopädie, aus der die Abhandlung über die Seidenwürmer gezogen ist, und welche unter Kien-long erschien, ganz zu übersetzen. Es ist dieß eine langwierige und sehr schwierige Unternehmung wegen der Menge botanischer und technischer Ausdrücke, womit natürlich diese Abhandlungen gespickt sind, und worüber unsere Wörterbücher uns nur schwaches Licht geben. Inzwischen setzt uns jetzt Hr. Hervey in seinem Werke „Forschungen über den Acker- und Gartenbau der Chinesen“ seine Ansichten auseinander, so wie einige Resultate, zu denen er gelangt ist; er nennt die Früchte, Gemüse und chinesischen Bäume, deren Einführung in Frankreich oder in Algier möglich wäre, und analysirt die Encyklopädie, um welche es sich handelt. Alles dieß ist sehr lehrreich, und mit einer Klarheit und einer so offenen Darlegung der Schwierigkeiten auseinandergesetzt, daß man den Verfasser nicht genug aufmuntern kann, auf diesem fast ganz neuen Weg auszuharren.

Hr. Pavie hat kürzlich den zweiten Band seiner Uebersetzung des San-kue-tschi (Geschichte der drei Königreiche), eines historischen Romans, herausgegeben. Der erste Band hat die Aufmerksamkeit des Publicums nicht in dem Grade auf sich gezogen, in welchem er es verdiente, und den das ganze Werk später erregen wird. Der Grund liegt in zwei Hindernissen, auf welche in Europa jedes aus dem Chinesischen übersetzte historische Werk stößt. Das erste beruht in der Trennung, welche zu allen Zeiten zwischen den Chinesen und der übrigen Welt bestanden hat; ihre Geschichte ruft uns keine unserer eigenen Erinnerungen zurück; ihre großen Männer haben in keiner Weise auf das Schicksal der Nationen Einfluß geübt, von denen wir unsern Ursprung oder unsere Glaubensansichten ableiten; die Chinesen sind für uns fast wie ein Volk, das auf einem andern Planeten gelebt hätte; alles dieß hindert bedeutend das Interesse, welches das Publicum an dem chinesischen Alterthum nehmen könnte. Es gibt aber auch noch ein anderes, fast kindisches Hinderniß, und das doch, wie ich glaube, das Bedeutendere ist, und dieß ist der ungewohnte Klang der chinesischen Namen, die wir nur mit Mühe unterscheiden und behalten, und das den Leser vom ersten Anblick des Buches an entmuthigt. Diese Schwierigkeiten können nur sehr allmählich weichen oder sich vermindern, in dem Maaße, als man sich gewöhnt, China in die allgemeine Geschichte hereinzuziehen, es als einen parallelen Zweig der Menschheit zu betrachten, der eine der unsrigen ähnliche Entwicklung durchgemacht und uns in allen Dingen einen Vergleichungspunkt darbietet.

Die Chinesen besitzen neben ihren officiellen Chroniken eine zweite Classe historischer Werke, in denen man sich bemüht hat, die etwas dürren Knochen der Chronik mit Fleisch zu bekleiden; man hat sich der Volkssage bedient, um ein etwas lebendigeres Bild einer Epoche zu haben, und damit eine Art Literatur geschaffen, welche bei den Chinesen die Stelle einnimmt, wie die epische Poesie bei andern Völkern. Hr. Pavie gibt uns das berühmteste dieser Werke, welches eine Schilderung der Zeit der Bürgerkriege enthält, welche China von dem Fall der Dynastie Han bis zur Thronbesteigung der Dynastie Tsin, d. h. von 168 bis 265 unserer Zeit verheert haben. Dieß ist die heroische Zeit China's, und die Personen, die hier eine Rolle spielten, sind in der chinesischen Tradition so geläufig, wie die Helden Homers in Europa, oder vielmehr, sie sind es noch weit mehr, weil in China die Herrschaft nicht von einem Volke auf das andere übergegangen ist, und die Traditionen nothwendig hier frischer blieben und tiefer in die Gemüther eingedrungen sind, als bei uns. Die Chinesen finden in diesem Buch allen Reiz der Volksüberlieferungen, den dramatischen Bericht von Abenteuern die in ihrer Geschichte berühmt sind, die zierliche Darstellung der Thaten ihrer berühmtesten Helden, und die Erzählung von Charakterzügen und Abenteuern, die zu tausenderlei sprüchwörtlichen Redensarten Veranlassung gaben; man darf sich also über die Popularität dieses Werks, eine Popularität, wie sie in Europa kein solches Buch je erreicht hat, noch erreichen wird, nicht wundern. Für uns verliert das Buch natürlich den unaussprechlichen Reiz, den es für Chinesen zu haben scheint, und wird ein Gegenstand des Studiums; wir finden hier ein Muster von der Art, wie sich die Chinesen ihrer alten Balladen und Volkssagen bedienten, um ihrer Geschichte lebendigere Farben zu geben; wir finden mehr oder minder historische Charaktere, in denen die Chinesen ihr Ideal von menschlichen Tugenden und Lastern individualisirt haben, und wir müssen Hrn. Pavie großen Dank wissen, daß er uns durch seine Uebersetzung ein wesentliches Element für eine tüchtige vergleichende Geschichte der Literaturen geliefert hat.

Wenn Hr. Hervey uns das heutige China in seiner industriellen Thätigkeit schildert, wenn Hr. Pavie es uns in den Kriegen seines feudalen Mittelalters zeigt, so führt uns Hr. Biot durch seine Uebersetzung des Tscheu-li in das Alterthum hinauf. Als im 12ten Jahrhundert vor Chr. die zweite chinesische Dynastie, die der Schang, durch ihre Laster unterging, fiel das Reich in die Hände Wu-wangs, des Haupts der fürstlichen Familie Tscheu-li. Wu-wang war ein großer Kriegs- und Staatsmann, und hatte an der Seite seinen Bruder Tscheu-kong, der ein organisirender Kopf ersten Ranges war, und dem er die moralische und administrative Umgestaltung des Reichs anvertraute. Tscheu-kong versuchte die Reform der moralischen Lehren, indem er an jede der geheimnißvollen Linien der Kua Fohi's einen Satz anknüpfte, und so dem Y-king seine jetzige Form gab. Dieß Buch ist für die Chinesen ein Gegenstand religiöser Achtung und unablässiger Studien geworden, für uns aber ein Räthsel, das mehr als irgend ein anderes Erzeugniß des menschlichen Geistes uns fühlen läßt, daß wir eine von der unsrigen ganz verschiedene Race Menschen vor uns haben. Wenn es uns aber schwer wird, die Beweggründe und Wirkungen des moralischen Theils der Reformen Tscheu-kangs zu enträthseln, so ist nichts leichter, als den Zweck und die Einzelnheiten der administrativen Organisation zu begreifen, wovon der Tscheu-li uns ein Bild darbietet.

Die Tscheu fanden in ihrem Reiche keine Tabula rasa, und als es sich von einer neuen Organisation China's handelte, so trafen sie auf einen mächtigen Feudaladel, zu dem sie selbst gehört hatten, und den sie schonen mußten, indem sie neben dem kaiserlichen Gebiete 63 Feudalgebiete bestehen ließen, deren Regenten erblich waren, sonst aber nach den für das kaiserliche Gebiet festgestellten Gesetzen und Formen die Verwaltung führen mußten. Nachdem sie diese Concession gemacht, schafften sie alle andern erblichen Aemter ab, und begründeten ein ungeheures System von Centralverwaltung, wie die Welt nie eines gesehen hatte. Die Verwaltung ist im Tscheu-li unter sechs Ministerien getheilt, die in Sectionen zerfallen, und die Gewaltausübung, wie die Controle, steigen regelmäßig und systematisch bis zu den letzten Beamten hinab, und umfassen die ganze gesellschaftliche Thätigkeit. Der Kaiser und die Feudalfürsten sind im Zaum gehalten durch Formen und Gebräuche, sowie durch die Aussprüche des Tadels, der Beamte jeden Grads durch die hierarchische Abhängigkeit und durch ein System unaufhörlicher Aufsicht; das Volk endlich durch die Vorschriften und den nicht bloß moralischen, sondern auch industriellen Unterricht, den der Staat zu ertheilen über sich nimmt. Es ist dieß ein staunenswerthes System, das auf einer einzigen Idee beruht, der des Staats, der für alles zu sorgen hat, was zum öffentlichen Wohl beitragen kann, und die Handlungen jedes einzelnen diesem höchsten Zweck unterordnet. Tscheu-kong hat in seiner Organisation alles übertroffen, was die centralisirtesten und am meisten bureaukratischen Staaten versucht haben, und näherte sich in vielen Dingen dem was gewisse socialistische Theorien unserer Zeit versuchen, nur mit dem einzigen ungeheuren Unterschied, daß er die Quelle der Gewalt in die Spitze der Gesellschaft setzte, während man sie jetzt in die Grundlage versetzen will.

Die Familie der Tscheu unterlag endlich nach 500jähriger Dauer der Entwicklung des Restes der Feudalität, den sie hatte bestehen lassen; doch der Eindruck, den die mächtige Hand Tscheu-kongs zurückgelassen, konnte nicht mehr verwischt werden, er hatte entschieden der Nation ihre Richtung gegeben, und nach einer Reihe von Revolutionen und Bürgerkriegen, die Jahrhunderte lang dauerten, kam sie auf die Institutionen der Tscheu zurück, und ist noch jetzt nach den Grundsätzen, welche Tscheu-kong angewandt hatte, und zum Theil selbst nach den Formen, die er geschaffen, regiert.

Die Form des Tscheu-li ist die eines kaiserlichen Almanachs, aber es ist weit unterrichtender als eine Beamtenliste, so groß und systematisch sie auch seyn mag, zu seyn verspricht, weil Tscheu-kong in eine Menge Einzelnheiten über die Verrichtungen eingeht, um sie genau zu bestimmen, und den Beamten ihre Pflichten und den Umfang ihrer Gewalt einzuprägen, so daß sein Werk uns ein fast vollständiges Gemälde des socialen Zustandes von China in jener Zeit darbietet. Ich kann dieß Denkmal mit keinem andern vergleichen, welches das Alterthum uns aufbewahrt hat, als bis zu einem gewissen Grade mit dem Gesetzbuch Manus, das unter einer andern Form das gesellschaftliche Gemälde Alt-Indiens schildert. Nichts ist merkwürdiger als die Vergleichung dieser beiden literarischen Denkmale, wo die entgegengesetzten Tendenzen des Geistes dieser beiden Völker so deutlich bezeichnet sind. In China ist das geistige Leben ganz politisch und das bürgerliche Leben ganz kaiserlich, in Indien ist das geistige Leben ganz metaphysisch, und das bürgerliche ganz municipal. Die Geschichte dieser beiden großen Nationen ist der Commentar und die Entwicklung dieser beiden Tendenzen.

Der Druck des Tscheu-li wurde von dem Uebersetzer selbst begonnen, und nach seinem Tode mit Hülfe Hrn. St. Juliens von seinem Vater vollendet. Das Werk schließt mit einer analytischen Tafel, welche die Forschungen, deren Gegenstand es seyn wird, sehr erleichtert, Forschungen, die leider derjenige, welcher diese reiche Bahn des Alterthums eröffnet hat, nicht mehr verfolgen kann.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Aegypten.

7. Abreise aus Damiat. — Einrichtung der Enkies. — Fareskur. — Die Dörfer Bacamun und Chiarein u. s. w.

(Fortsetzung.)

Fareskur spielt eine gewisse Rolle in der Geschichte des arabischen Aegyptens. Bei diesem Orte wurden am 7 April 1250 (648 nach der Hidschra) die Kreuzfahrer unter Anführung des hl. Ludwig von den Truppen des Chalifen el Melek el Muazem Gaiat Turan Schah, der kurz zuvor den Thron bestiegen hatte, aufs Haupt geschlagen; nach der Versicherung der arabischen Schriftsteller kamen in dieser Schlacht 30,000 Franzosen um, der König selbst aber und die angesehensten Großen seiner Armee fielen in die Gefangenschaft der Ungläubigen. Nicht lange aber genoß der junge Turan Schah seines glänzenden Siegs, denn am 4 Mai desselben Jahres wurde er bei einem Fest in Fareskur von seinen eigenen Mamelukeu ermordet, nachdem er nicht länger als 40 Tage regiert hatte, und mit ihm, dem letzten Nachkommen des berühmten Saladin, erlosch der Stamm der Ejubiden in Aegypten.[1] Der heilige Ludwig wurde damals noch in Fareskur gefangen gehalten, und war Zeuge dieser Katastrophe, welche die Dynastie der Bahariten oder Turkomanen-Mameluken,[2] die sich 136 Jahre lang behaupteten, auf den Thron brachten.

Die Sonne senkte sich, als ich um ein Viertel vor 6 Uhr aus der Stadt zurückkehrte. Der Abend trat ein, unvergleichlich, reizend; durch seine Schönheit hätte er einen Künstler entzücken und zugleich in Verzweiflung bringen können wegen der Unmöglichkeit so lebendige, helle Tinten zu finden und eine so magische Beleuchtung hervorzubringen wie die welche unsere Augen an diesem Abend mit Begierde einsogen. Der Horizont im Südwesten flammte in dunkelrothem Feuer, das durch die Schattirungen von Orange und Grünlichroth, ähnlich der zarten Farbe einer reifenden Traube allmählich in das blasse Lasurblau des Himmels überging, der gegen Nordosten mit kleinen grauen Wölkchen umzogen war. Alle Gegenstände, Palmen, Feigen, die Minarets der Dorfmoscheen, die Umrisse der Menschen und Kamele, die von der Arbeit auf den Dämmen der Nilufer zurückkehrten, heben sich ab, wie dunkle Silhouetten auf einem unaussprechlich hellen und durchsichtigen Grunde; die Oberfläche des Flusses, glatt wie ein Spiegel, warf die am Rande seiner runden Krümmungen liegenden Dörfer, die Gebäude und die weißen dreieckigen Segel der Barken zurück, welche den ausgebreiteten Flügeln jener riesenhaften Vögel glichen, von denen so viele Wunder in

[1] Delaporte in seinem chronologischen Umriß der Geschichte der ägyptischen Mameluken schreibt dem unglücklichen Turanschah die Zerstörung der Stadt Damiat zu. Nach andern Geschichtschreibern trat dieß Ereigniß zwei Jahre später ein unter Sultan el Melek el Muaz, was mir wahrscheinlicher scheint. Die kurze Regierung Turan Schahs, der noch überdieß mit dem Krieg gegen die Kreuzfahrer beschäftigt war, hätte ihm gar nicht die Zeit zu einem solchen Unternehmen gelassen, er konnte nur die 40 Emire, welche die Stadt dem hl. Ludwig übergeben hatten, mit dem Tod am Galgen bestrafen.

[2] Die Bahariten-Mameluken darf man weder mit den Borgieen oder Tscherkessen-Mameluken, noch mit den neuesten verwechseln, deren schon durch die Franzosen erschütterten Herrschaft Mehemed Ali ein Ende machte. Die Bahariten sollen ihren Namen von ihren Casernen auf der Insel Rauda mitten im Nil, der bei den Aegyptiern el Bahr, das Meer, heißt, zwischen Alt-Cairo und dem Dorfe Ghizeh, erhalten haben. Der letzte Sultan dieser Dynastie war el Melek el Mansur Hadschi, der auf Befehl des Sultans el Melek el Dache Barkuk (772 der H.) ermordet wurde. Dieß war der erste Regent Aegyptens aus der Dynastie der Tscherkessen-Mameluken oder Borgiten, welche sich 139 Jahre in diesem Lande behaupteten bis zur Eroberung desselben durch die ottomanischen Truppen unter Selim im J. 923 d. H. (1517 nach Chr.); Borgiten heißen sie deshalb, weil sie ursprünglich in Aegypten die Garnisonen der Festungen (el Borg) bildeten.

den arabischen Sagen berichtet sind. Der Mond mit seinen milden Strahlen versilberte das in der Abenddunkelheit verschwindende Fareskur, und die zahllosen Sterne streuten Tausende von Funken über uns aus, welche noch unter dem Waßer fortzubrennen schienen. In der wahrhaft idyllischen, zauberhaften Stille, die rings um uns herrschte, vergaß ich auf einen Augenblick die nichtige, von dem süßen Anschauen der Natur sich gänzlich lossagende Eitelkeit des unruhigen Europäers, und versenkte mich mit ganzer Seele in diesen afrikanischen Abend voll Poesie, die auch eine beredtere Feder als die meinige nicht schildern kann.

Etwas später erhob sich ein schwacher Wind, der uns gestattete unter Segel zu gehen bis zum Dorfe Sanalib, anderthalb Stunden von Fareskur, wo wir um 9 Uhr Abends anhielten, um zu übernachten. Am folgenden Morgen, 26 Februar, war der Wind wieder gänzlich gefallen, und wir mußten abermals unaufhörlich das Schiff ziehen lassen, bis um 7 Uhr Abends, wo wir das unsern Lesern schon bekannte Scheribin erreichten, und somit zwei Tage ermüdender Arbeit auf eine Strecke verwandten, die wir vorher in vier Stunden zurückgelegt hatten. Diese außerordentliche Langsamkeit der Schifffahrt auf dem Nil bei Mangel an Wind oder bei Gegenwind, bildet den hauptsächlichsten und den Europäern unangenehmsten Fehler des Reisens in diesem Lande; einem Orientalen, der nie und über nichts ungeduldig wird, ist dieß alles gleich; wir Fremde aber, die immer etwas zu eilen, zu erstreben haben, wir leiden in solchen Fällen an Langeweile. Um 7 Uhr Abends erbarmte sich endlich Boreas über uns, ein günstiger Nordwestwind füllte die Segel, und wir fuhren ziemlich rasch fort bis um Mitternacht.

Am andern Morgen, 27 Februar, waren unsere Matrosen abermals genöthigt, das Schiff zu ziehen, und wir zogen vor am rechten Ufer zu Fuße zu gehen, und die Gewehre in die Hand zu nehmen. Auf dem Wege trafen wir allenthalben Dorfbewohner, Männer, Weiber und namentlich Kinder beiderlei Geschlechts, welche Erde am Nil ausgruben, um einen zweiten Erdaufwurf, parallel dem jetzigen, zu machen, den der Strom in diesem Jahre stark unterwaschen hatte. Das passendste wäre gewesen, die Erde von diesem letztern zu nehmen, der doch dazu verurtheilt war, durch die Nilwellen weggespült zu werden; die Fellahs aber zogen vor, die Erde aus den Gruben zu holen, die am Fuße des neuen Aufwurfs ausgegraben wurden, so dessen Grund zu schwächen, und ihm für die Zukunft dasselbe Loos zu bereiten, wie dem ersten. Uebrigens ist es unter der Leitung arabischer Ingenieure, die in der „polytechnischen" Schule zu Bulak erzogen werden, wo, wie man versichert, viele herauskommen ohne recht lesen und die vier Species zu lernen,[1] nicht zu verwundern, wenn die öffentlichen Arbeiten so schlecht und selbst gegen den gesunden Menschenverstand ausgeführt werden. Etwas weiterhin liegt das Dorf Baramun, eines der unreinlichsten unter denen die ich bis jetzt in Unterägypten gesehen. Die Straßen, wenn man diesen Namen den engen Räumen geben kann, auf denen kaum zwei Menschen neben einander zwischen den Häuschen gehen können — diese Straßen sind, wie auch die Höfe an den Häuschen, angefüllt mit den halbflüssigen Ausleerungen des Hausviehs; die Frauen mit bloßen Armen, die bis über den Ellenbogen mit Mist beschmutzt waren, mischten denselben unter einander, um die Hille's zu bereiten. Die Häuschen, wahre Hundeställe, sind unglaublich niedrig und eng, die Männer in schmutzige Lumpen gekleidet, die Frauen haben ein sehr widerwärtiges und altes Aussehen, von den Kindern litten viele an chronischen Augenentzündungen; die Augenlieder waren mit einer dicken, eiterig aussehenden Materie überdeckt, auf der eine Schaar Mücken saß, welche vielleicht zur Fortpflanzung dieser Krankheit von einem Kind aufs andere beitrugen; ich sah hier auch einige Kinder, die auf einem Auge ganz erblindet waren.

Das Dorf Chiarein, das etwa eine Werst südlich von Baramun liegt, gehört dem General-Gouverneur von Mansurah, Churschid Pascha, und zeigt sich etwas reinlicher, die Umgebungen sind mit Baumwolle bepflanzt. Als ich an einem auf dem Nilufer erbauten Grabe eines Scheichs vorüberging, dessen kleine weiße Kuppel sich kokett versteckt unter dem Schatten eines duftenden Feigenbaumes, sah ich in der Nähe desselben einen Araber sitzen, der ziemlich ärmlich gekleidet war, dessen kecke und tückische Physiognomie aber mir auffiel. Er bat mich um einen Backschisch und Rauchtabak, und versprach mir dafür ein segensreiches Amulet (charas el mubarek) zu schreiben, das mir gewiß Glück bringen werde, wenn ich es an meine Mütze hefte; wie sollte man sich nicht durch einen solchen Vorschlag verführen lassen? Der Araber zog aus seinem Gürtel ein langes kupfernes Dintenfaß und eine Rohrfeder, hieß mich die Hände im Nil abspülen, setzte sich dann neben mich, fragte nach meinem Namen, nach meiner Mutter, nach meinem Beruf und Alter, und forderte ein Stück weißes Papier. Ich hatte in meiner Tasche eine französische Caricatur auf die Musikanten der Nationalgarde, die ich ihm gab; er schrieb auf den Rand verschiedene kabbalistische Zeichen, Ziffern und Worte, und las mir sie dann vor, ich gestehe aber, daß ich außer meinem Namen durchaus nichts verstand. Im Laufe dieser magischen Operation blickte der Araber mit einer schelmischen Miene, die er vergebens zu verbergen suchte, unaufhörlich wie verstohlen und mit einer gewissen geheimnißvollen Scheu auf das Grab des Scheich. Als er mit dem Schreiben zu Ende war, und das versprochene Geld so wie den Tabak erhalten hatte, fing er an ein anderes ähnliches Amulett für einen Fellah zu schreiben, der sich inzwischen neben uns hingesetzt hatte. Wir entfernten uns, und waren kaum 100 Schritte weit gegangen, als die Kraft des Talismans sich bereits in vollem Maaß offenbarte; auf dem Felde hüpfte ein hübscher grüner Vogel; ich stand am Rande des neuen Aufwurfs, der eben erbaut wurde, und zugleich einer Schaar arbeitender Fellahs, Erwachsener und Kinder, gegenüber; ich zielte und wollte gerade den Vogel schießen, als der durchlöcherte Boden unter meinen Füßen zusammenstürzte, und ich hinabflog, zu gleicher Zeit flog der Vogel auf, das Gewehr entlud sich gegen die Arbeiter hin, und die Schrote schlugen nur wenige Schritte vor ihnen in den Boden. Wie leicht wäre es möglich gewesen, dabei einen Menschen zu tödten oder wenigstens zu verwunden, und dadurch arges Unheil auf sich herbeizuziehen! wie leicht ereignen sich nicht solche Unfälle auf der Jagd! Ich glaube der schlaue Araber setzte selbst kein Vertrauen auf seinen geschriebenen Talisman, und wie mochte er jetzt triumphiren!

Als ich nach diesem Ereigniß wieder die nöthige Ruhe gewonnen, und dem Araber innerlich meinen schuldigen Dank abgestattet hatte, fuhren wir in einem mit Unrath angefüllten Kahn nach dem linken Ufer hinüber, und gingen nach dem Dorfe Nil Tanta, das Mansurah in geringer Entfernung fast gegenüber liegt, und dem „Seriasker" (Oberbefehlshaber) Ibrahim Pascha gehört, dem ältesten Sohn des Vicekönigs. In dem Dorfe bemerkten wir viele Ordnung und Thätigkeit, wie allenthalben auf den Besitzungen des Seriaskers, welcher sich gern mit der Landwirthschaft beschäftigt; von den Fellahs arbeiteten einige auf den Feldern, andere brannten Backsteine und Kalk in großen Oefen; die Sakies, von guten Pferden oder Ochsen getrieben, drehten sich rasch, und die Uferaufwürfe waren mit Bäumen bepflanzt. In dem Dorfe sahen wir ein großes Magazin (Schune) des Pascha, das zur Niederlage von Producten bestimmt war; die Straßen waren ziemlich reinlich, aber die kleine Moschee von Gräbern umgeben, und die Häuschen der Fellahs kaum besser als diejenigen welche ich am Morgen gesehen; an ihre Verbesserung oder überhaupt an die Verbesserung des Zustandes der Feldarbeiter denkt Ibrahim Pascha noch nicht. In der öffentlichen Mühle mahlten drei Weiber und zwei Mädchen von 7 oder 8 Jahren Maiskörner, indem sie sich selbst statt der Ochsen an die Deichsel des Mühlsteins spannten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Leichardt. Auf Betrieb Capitän Smyths wurde ein Schiff nach Port Essington geschickt, um Erkundigungen über Dr. Leichardt einzuziehen; dasselbe konnte aber durchaus nichts in Erfahrung bringen. (Athen. 5 October.)

[1] Dieser Schule steht der französische Bergingenieur Lambert Bey vor, einer der besten Schüler der „pariser" polytechnischen Schule, und einer der gelehrtesten und verständigsten Männer die ich kennen lernte. Was vermögen aber seine Bemühungen gegen die blinde Routine, die Unvernunft und das offene Uebelwollen der ägyptischen Behörden!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 269. 10 November 1851.

Aus Bosnien.

..... 25 October.

Der Panslavismus, der seit Jahren seine Arme immer weiter gegen Süden ausstreckt, hat besonders auf Bosnien sein Augenmerk geworfen. Die jung-panslavische Partei zu Agram liebt es in der bosnischen Bevölkerung den Kern eines künftigen slavischen Großreichs zu erblicken, dessen Piedestal das Fürstenthum Serbien wäre. Ich hatte Gelegenheit während des letzten Aufstandes in Bosnien mehrere Wochen lang Sitten und Gebräuche dieses Volkes zu studiren, über dessen Revolutionen man sich in Deutschland die irrigsten Begriffe macht. Vor der Hand ist in Bosnien auch nicht die Spur einer panslavischen Bewegung vorhanden. Die Aristokratie allein kämpft und bewaffnet sich fortwährend gegen die Reformen, deren Träger der kroatische Renegat Omer Pascha ist. Hr. von Latas hat in der Türkei eine glänzende Carriere gemacht, und erinnert sich auch gerne der Zeit, wo er als Cadet in einem Sluiner Gränzregimente gestanden. Ich sah Omer Pascha das erstemal in Banjaluka. Die bosnischen Kreuzritter hatten die Citadelle durch einen Handstreich genommen und eben so schnell wieder verlassen, als der Seraskier heranrückte. Omer Pascha machte einen günstigen Eindruck auf mich. Vis à vis der krummbeinigen, fettwänstigen Pascha's, die wie Popanze in der knappen occidentalischen Uniform aussehen, nahm sich der Seraskier mit seiner hohen, imposanten Gestalt beinahe ritterlich aus. Sein Auge ist feurig, doch sind seine Gesichtszüge nicht frei von slavischer List und Pfiffigkeit; Omer ist im Ganzen ein schöner Mann, er spricht gut deutsch, schreibt es auch fertig, und ist unter anderm ein trefflicher Reiter. Auf einem Tischchen vor ihm lagen Zeitungen, besonders der „Lloyd“, die „allgemeine Zeitung“ und einige andere. „Sie sind ein Deutscher?“ wandte sich der Seraskier zu mir. „Das ist mir lieb, die Deutschen urtheilen im Ganzen gewogen; die Slaven verkennen mich oft, obwohl ich nicht läugne, daß ich vor allem ein Slave bin. Aber Sie werden sich sonderbare Begriffe von uns machen, da schreibt man zum Beispiel, wir hätten zweihundert Weiber bei uns. Das ist eine abscheuliche Lüge.“

Wir kamen auf Hrn. von Atanaskovitsch, den österreichischen Generalconsul, zu reden. Der Marschall war gar nicht gut auf ihn zu sprechen, denn Hr. von Atanaskovitsch hatte mehrere Berichte gegen den Seraskier geschrieben, die dieser sehr übel aufnahm. „Ich habe mich schon einmal beschwert“, sagte Omer Pascha, „daß so manches über Bosnien geschrieben wird — das“ —

Er hielt inne. Ich wußte recht wohl, daß er sich bei der österreichischen Regierung deßhalb beklagt hatte, man ihm aber die Wahrheit der Berichte entgegengehalten hatte. So erfuhr ich auch von einem jungen Barjaktar aus dem Gefolge des Feldherrn, der der Eigenliebe Omers manches Schnippchen schlug, denn der Pascha müßte nicht Renegat und Türke seyn, um nicht eine gute Portion davon zu besitzen. Der Seraskier sprach sich übrigens mit Geist über die Verhältnisse der Türkei und Bosniens insbesondere aus. Die ganze Revolution betrachtete er wie eine Bagatelle. Davon gab er einen Beweis, als ein Gefangener hereingeführt wurde. „Du hast in Jaicza als Artillerist gestanden?“ frug der Seraskier den Burschen, der jämmerlich und trübselig aussah und an allen Gliedern vor Angst zitterte. — „Ja“, antwortete derselbe.

„Du hast schlecht geschossen, was warst du früher?“

„Seiltänzer, Herr!“ sprach der unglückliche Kanonier.

„Wärst du's geblieben. Jetzt aber mach' dich fort, geh' zu den Rebellen, sage ihnen, binnen drei Tagen werden wir uns treffen, binnen acht Tagen werden sie aufgerieben seyn. Haltet euch wenigstens tapfer, flieht nicht, sobald unsere Soldaten herbeikommen.“

Die Rebellen zeigten es aber dennoch, daß sie im Stande waren Stich zu halten. Kurze Zeit darauf schlugen sie sich in der Krajina, wie man türkisch Kroatien nennt, und machten dem Renegaten Skenderbeg, Graf Jelinsky, bei Bihatsch viel zu schaffen.

Zwei Franciskaner aus dem Kloster Vratschar kamen, den Muschir von Rumelien um eine Gnade zu bitten. Er versprach ihnen die von den Rebellen zerstörte Capelle bei Banjaluka wieder herstellen zu lassen. Die Franciskaner machen eine Ausnahme von den übrigen Rajah, selbst der bosnische Feudalherr, der Mohammedaner, interessirt sich für sie. Sie haben alte Privilegien und dienen seit Jahrhunderten der Pforte in kleineren diplomatischen Missionen. Einige von ihnen sind bereits in Rom und Konstantinopel gewesen. Sie leben in steter Feindseligkeit mit dem Bischofe Barissic, der sich gewöhnlich zu Mostar in der Herzegowina aufhält, und behaupten eine ziemliche Unabhängigkeit. Die Schulen und Pfarreien des nördlichen Bosnien befinden sich ganz in ihren Händen. Im gewöhnlichen Leben tragen sie türkische Kleider, und niemand würde unter denselben einen Mönch vermuthen; auch ihr sonstiges Benehmen ist ziemlich frei.

Man hat in jüngster Zeit oft behauptet, aus Bosnien und Serbien werde einmal eine große slavische Bewegung hervorgehen. Ich zweifle nicht daran, denn man kann annehmen, daß die Zahl der Türken in der europäischen Türkei sich zu den dortigen Slaven wie 1 zu 14 verhält; mächtig wird von mehrern

Seiten im Slaventhum geschürt, noch immer aber haben die Bewohner der nördlichen Türkei kein eigentliches slavisches Bewußtseyn. Nur der fortgesetzte Druck der mohammedanischen Grundbesitzer in Bosnien und der Herzegowina kann die große Majorität der slavischen Christen einst zu einem Aufstande treiben. In Montenegro weiß man das sehr gut und zieht trefflich Nutzen daraus. Das kleine Ländchen von kaum 20 Quadratmeilen zieht immer mehr Gemeinden der Herzegowina an sich, und die Districte von Grahovo und Gluhido sind bereits fast eben so unabhängig als Montenegro selbst. Omer Pascha hätte längst gern einen Strauß mit den „Räubern der schwarzen Berge" angebunden, aber man scheut Rußland, und es geschieht ganz öffentlich, daß der russische Consul zu Ragusa jährlich 20 bis 30,000 und auch mehr Zechinen dem Vladyka von Montenegro als Beitrag zu den Regierungskassen sendet. Der rechtgläubige Zaar wird hoch in Ehren gehalten, denn Oesterreich hat die Sympathien der Tschernogorzen stets von sich gewiesen. Der frühere Vladyka wollte sich vor Jahren Oesterreich unterwerfen, und auch der jetzige Metropolit, Peter Niegasch, war vor einigen Monaten in Wien, um Beistand zu erflehen, falls es mit den Türken zu einem Conflicte käme, den man erwartete. Man gab dem Vladyka ausweichende Antworten, und Montenegro ist abermals auf sich allein angewiesen. Es ist kein Zweifel, daß mit den Jahren immer größere Districte der Herzegowina abbröckeln und den Montenegrinern zufallen werden. Ich hatte Gelegenheit, mich oft mit den türkischen Offizieren zu unterhalten; sie betrachten es als eine Ehrensache, das Felsennest, wie sie es nennen, zu erklimmen, und die jüngern unter ihnen schwärmen sogar von einer großen Zukunft. Im Geiste sehen sie das ganze östliche Dalmatien wieder der Türkei zufallen und vergessen, daß die Macht des Halbmonds für alle Zeiten gebrochen ist.

Wäre die nördliche Türkei von einem christlichen Herrscher beherrscht, sie würde der österreichischen Regierung unter den dortigen Slaven die größten Verlegenheiten bereiten. So aber muß die Türkei, und wenn auch in Jahren erst, zerfallen und die Panslavisten blicken nach Oesterreich und Rußland. Welche von beiden Mächten ihnen mehr bietet, kann auf sie zählen. Rußland ist der westlichen Türkei zu fern, aber Oesterreich hätte eine mächtige Zukunft in der angränzenden Herzegowina, in Bosnien und Albanien. Die meisten Sympathien hat das Fürstenthum Serbien, und die Panslavisten in Agram schwärmen noch immer von einem großen illyrischen Reiche oder einem Serbenstaat, wie er zur Zeit des großen Duschan bestand.

Thatsache ist es, daß Serbien mit der dem Slaven eigenthümlichen Feinheit zuwartet, und ohne sich zu compromittiren, die Sympathien der Südslaven auszubeuten versteht. Sprache und Glaube sind zwei allmächtige Hebel der slavischen Propaganda, und im Süden ist das Slaventhum noch compact beisammen und keine versprengte Masse wie im Norden. Man hat oft gefürchtet, die slavische Bevölkerung werde sich einst gegen den Westen ergießen, sie sey der Erbfeind des Deutschthums. Wahr ist es, der Slave haßt den Deutschen, aber die Slaven jenseits der Save kennen ihn kaum dem Namen nach, und weit entfernt aggressiv zu seyn, werden sie sich damit begnügen, einen eigenen Herd zu gründen.

Die Geistlichen nähren den Volksgeist, die meisten von ihnen haben in Ungarn und Italien studirt. Der Seraskier selbst hat den Plan in Bosnien ein Gymnasium zu errichten, aber die katholische Propaganda zu Rom ist dem bosnischen Priesterthume darum abgeneigt, weil es meist den orientalischen und nicht den römischen Ritus lehrt. Aus diesem egoistischen Grunde sind die bosnischen Christen mehr als einmal den Wuthangriffen ihrer mohammedanischen Herren preisgegeben worden, während sonst die römische Curie sicher alle Mittel in Bewegung gesetzt haben würde, um irgend eine Großmacht für ihr Loos zu interessiren. In Travnik haben in letzter Zeit die Franciskanermönche ganz stattliche Schulen eingeführt. Der orientalische Klerus ist eben so roh als unwissend, und man darf sich nicht wundern, wenn man einen Popen oder Kalugier hier hinter dem Pfluge erblickt. Auch die Türken haben hie und da ihre Schulen, aber die Jugend lernt darin nicht mehr als nothdürftig lesen und schreiben. Nur die Reicheren senden ihre Söhne nach Konstantinopel, wo sie türkisch sprechen, lesen und schreiben lernen; so werden sie mit der Zeit Kadi's und sonstige Beamte, bleiben aber meist die unwissendsten, gemeinsten Menschen.

Die Pforte hat wohl den Tanzimat dem Namen nach eingeführt, aber auch nur dem Namen nach. Eine Petition in 28 Paragraphen, welche die bosnischen Christen schon vor Monaten dem Divan in Konstantinopel überreichten, ist noch bis heutigen Tages unerledigt geblieben. Trotz der Bestrebungen Omer Pascha's und des alten Reschid ist der Feudalismus wieder in der schönsten Blüthe, und so steht Bosnien jener Zeit nicht fern, welche die Panslavisten allerdings als geeignet betrachten, das türkische Joch abzuschütteln. Nur Omer Pascha vermag die aufgeregten Gemüther auf beiden Seiten zu beschwichtigen.

Der Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft.

(Schluß.)

Allgemeine Bemerkungen.

Ich bin am Schlusse meiner Aufgabe angelangt, so weit ich sie erfüllen konnte; ich fürchte die Uebersicht die ich gegeben, möchte selbst in Bezug auf die in Europa herausgekommenen Bücher sehr unvollständig und viele Arbeiten meiner Aufmerksamkeit entgangen seyn, aber ich bin überzeugt, daß nicht die Hälfte der Werke aufgezählt sind, die ich anzukündigen hätte, wenn das was im Orient selbst erschien, zu meiner Kenntniß gelangt wäre. Es erscheint gegenwärtig eine unendlich größere Anzahl von orientalischen Werken als wir vermuthen: man druckt in Aegypten und in der Türkei, man lithographirt in Tauris und Teheran, man druckt und lithographirt in allen Theilen Indiens, man druckt in allen europäischen Colonien Asiens, und fast alle Missionen haben Pressen, die sie vor allem für die Bedürfnisse ihres Unterrichts verwenden, häufig aber auch zur Herausgabe von Werken, welche in hohem Grade die Wissenschaft interessiren. Von dieser ganzen Masse von Büchern kommen uns nur einzelne, und diese langsam zu. Man begreift vollkommen, daß die in Persien herausgekommenen Bücher uns nur schwer zukommen; die Verbindungen Europa's mit diesem Lande sind so beschränkt, die Zahl der Europäer, die dort wohnen, ist so schwach, die innern Verbindungen selbst sind so unsicher, daß wir ganz natürlich in Bezug auf die Literatur dem Zufall preisgegeben sind, und der Aussicht, daß einzelne persische Kaufleute einige Bücher nach Konstantinopel bringen, wenn es sich darum handelt die Ladung eines Maulthiers zu vervollständigen, für welches nicht genug Seide da ist. Ich habe einige in Persien gedruckte Bände unter den Augen, aber keiner von uns hat wohl je auch nur die Hälfte von dem gesehen, was wirklich erschienen ist, und namentlich ist niemand gewiß sich das verschaffen zu können, was er nöthig hat; dem ist nicht abzuhelfen, als wenn

die persischen Buchhändler es in ihrem Interesse finden, Niederlagen ihrer Werke zu Konstantinopel anzulegen, wie die indischen Buchhändler es in Persien gethan haben, denn es scheint, daß man in Indien, namentlich zu Bombay, eine Menge persische und manchmal arabische Bücher druckt, die für Persien bestimmt sind; die Ausgaben werden nach Buschir geschickt, von wo sie sich auf den persischen Märkten zerstreuen. So erschien ein Kamus, von dem zu Paris nur ein einziges Exemplar sich findet, und ein Firdusi, von dem, wie ich glaube, kein Exemplar nach Europa gelangt ist.

Der eingeborene indische Buchhandel ist ausnehmend thätig, und die Werke, die er liefert, kommen nie in den Buchhandel der Europäer, selbst nicht in Indien. Hr. Sprenger sagt in einem Briefe, es gebe allein in der Stadt Luknau 13 lithographische Anstalten, die bloß beschäftigt seyen, Bücher für die Schulen zu vervielfältigen, und er gibt eine bedeutende Liste von Werken, unter denen wahrscheinlich keines nach Europa kam; ebenso ist es zu Delhi, Agra, Caunpur, Allahabad und andern Städten. Wer hat je in Europa den Burhani katl gesehen, der zu Murschedabad gedruckt wurde, oder den vollständigen Mirchond, der in zwei Foliobänden entweder zu Bombay, nach andern zu Delhi, vielleicht auch in beiden Städten erschien? Und doch ist dieß ein bedeutendes Buch, das die Herausgeber ein Interesse hätten nach Europa zu schicken, wo es zahlreiche Käufer fände. Man scheint irgendwo in Indien das Nationalgedicht der Radschputen von Tschand herausgegeben zu haben, aber wer von uns könnte behaupten, ob die Thatsache wahr ist, und wo dieß wichtige Werk erschien? Im Journal Asiatique erschien kürzlich eine Liste von Sanskrit-Werken, die zu Calcutta herausgegeben wurden, Sammlungen alter indischer Gesetzbücher, Werke der alten Philosophie u. s. w.; man könnte eine ähnliche Liste der Werke entwerfen, welche auf Kosten der Tattwabodha gedruckt wurden, welche sich sämmtlich auf die Vedas beziehen, und wovon nur zwei Exemplare für die Bibliothek der ostindischen Compagnie nach Europa kommen.

Man begreift nach sehr wohl, daß die indischen Buchhändler, welche nur auf die Localbedürfnisse, die sie beurtheilen können, speculiren und eine große Anzahl Werke herausgeben, die für europäische Gelehrte ganz ohne Interesse sind, sich nicht um den möglichen Verkauf in Europa kümmern, von dem sie sich keine klare Vorstellung machen können; alles fehlt ihnen, die Zwischenhändler, die Kenntniß des Marktes, kurz alles was sie zum Entschluß bewegen kann, irgend ein Risico zu unternehmen. Unsere Hoffnung, eines Tags die im Innern der Halbinsel gedruckten Werke zu erhalten, beruht auf der Vervollständigung der Buchdruckerverhältnisse zwischen Europa und den indischen Seehäfen, wo sich Europäer finden, die unterscheiden können zwischen einem Werk, das die Wissenschaft interessirt, und einer bloß für die Localbedürfnisse berechneten Schrift. Unbegreiflich aber ist, daß die Europäer im Orient, welche Werke herausgeben, daß die europäischen Missionäre, welche eine literarische Erziehung erhalten haben, daß die gelehrten Gesellschaften Indiens und der Inseln so selten ihre Bücher schicken. Um nur einige Beispiele anzuführen, so hat Hr. Ballantyne, ein Mann voll Verdienst und Thätigkeit, zu Allahabad und Mirzapur indische philosophische Schriften mit Uebersetzungen herausgegeben, aber sie sind in Europa gar nicht zu finden, wenn nicht hie und da zufällig ein Beamter der ostindischen Compagnie eines zurückbringt. Herr Hodgson hat zu Calcutta Nachforschungen über die Ureinwohner Indiens von der größten historischen Wichtigkeit drucken lassen, wer von uns hat aber je dieß Werk sich verschaffen können? Die deutsche Mission in Südindien hat Wörterbücher herausgegeben, und druckt jetzt die Sammlung der in Canara-Sprache vorhandenen Werke. Das sind Schriften, die nicht viele Personen in Europa interessiren, die sich aber in den Hauptmittelpunkten der europäischen Gelehrsamkeit finden sollten. Die ostindische Compagnie hat die vortreffliche, von General Briggs redigirte Ausgabe des Ferischta herausgegeben, aber dieß Buch blieb zehn Jahre lang in dem Artilleriemagazin zu Punah begraben, und wäre nie in Europa bekannt geworden, wenn der Herausgeber nicht Mittel gefunden hätte, sich einige Exemplare ausliefern und nach London kommen zu lassen. Die geographische Gesellschaft von Bombay hat kein Depot ihres merkwürdigen Journals, und man kann es nicht in England kaufen. Die Gesellschaft von Hong-kong ist in demselben Fall, und die asiatische Gesellschaft von Ceylon ist so schweigsam über ihre Werke, daß wir nur durch eine gelegentliche Erwähnung in einem zu Batavia gedruckten Werke ihre Titel kennen. Wir haben hier eine von Richardson zu Molmein herausgegebene birmanische Uebersetzung der Gesetze Manus, ein ausnehmend merkwürdiges Werk und der einzige birmanische Text, durch den ein Gelehrter sich eine Kenntniß dieser Sprache erwerben kann; daß wir diesen Band besitzen, verdanken wir allein der Thätigkeit des Hrn. Vattemare, der ihn in Amerika erhielt, und gewiß findet man sonst kein zweites Exemplar in Europa. Die asiatische Gesellschaft von Calcutta selbst, die doch häufigen Verkehr mit uns und auch eine Niederlage ihrer Werke bei uns hat, gab seit mehrern Jahren Werke heraus, die nie nach London, noch hieher geschickt wurden, z. B. die Geschichte Nadir Schahs. Ich könnte diese Liste von Klagen fortsetzen, würde aber nur den mir zugemessenen Raum überschreiten, und glaube, daß diese Bemerkungen hinreichen werden, um das Bedürfniß besserer und thätigerer literarischer Verbindungen zu beweisen. Alles und namentlich das Interesse der Verfasser scheinen hiezu einzuladen, nicht ihr Geldinteresse, weil der Absatz in Europa nie bedeutend seyn wird, sondern ihr literarisches; denn am Ende bildet sich ein literarischer Ruf nur in Europa, und damit er sich bilden könne, muß man die Bücher sehen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Europäer in Indien gegen den literarischen Ruhm oder gegen den Nutzen, welchen ihre Arbeiten für die Wissenschaft haben können, so ganz gleichgültig sind. Warum legen also die Verfasser nicht eine Niederlage ihrer Werke bei einem Buchhändler in Europa an, oder wenn sie keinen kennen, warum wenden sie sich nicht an eine der zahlreichen asiatischen Gesellschaften, die sich alle beeilen würden, den Verkehr mit dem Publicum zu vermitteln? Jedenfalls wäre unsere Gesellschaft sehr froh, der Wissenschaft diesen Dienst zu leisten, wie sie es schon in mehrern Fällen gethan hat.

Highland Sandy, der wandernde Hochland-Pfeifer.

Alexander Roß, bekannter unter dem familiären Namen „Highland Sandy," starb zu Selkirk in Südschottland am 13 Februar 1851 im 99sten Jahre seines Alters. Er war gebürtig aus dem ächt gallischen Roßshire, wo seine Eltern viele Jahre lang Tenants von Roß of Balnagowan am Cromarty-Firth gewesen. Im 35sten Lebensjahr verließ er seine hochländische Heimath und trat in den Seedienst, worin er 13 Jahr verblieb. In den nächsten sechs Jahren war er Knecht auf einer Bauerstelle, doch diese Lebensweise vertrug sich übel mit seinem Hang zum Wandern. Highland Sandy ergriff jetzt die Bagpipe seiner Vorfahren, dieses wunderbare urweltliche Instrument, dessen Töne die Seele aufregen wie der Sturmwind die Wellen, und das auch mir so

oft das Herz umgekehrt mitten in der großen, wilden, reizenden Natur der nördlichen Hochlande, sagte dem Privatleben Lebewohl und ward ein öffentlicher Charakter. Er trug die gallischen Melodien der uralten Zeit und aus den Tagen der Hochland-Clans, deren gewaltmäßige Zersprengung noch immer die Bergschotten mit Wehmuth erfüllt, so oft sie die nationale Pfeife hören, von Gebirg zu Gebirg, und von Glen zu Glen zu den Ohren und in die Gemüther seiner Landsleute, die nach den blutigen Stunden der Cullodenhaide (1747) geboren waren. Er selbst war damals als die Schlacht von Culloden gefochten ward, drei Jahr alt. Der Pfeifer Highland Sandy war allenthalben bekannt im „Border“-Lande sowohl als in den andern Strecken Schottlands, und ward betrachtet als ein einsam übriggebliebener jener alten wandernden Minstrel-Schaar, der niemand ein so schönes Gradlied gesungen als der geniale, höchst rechtliche Mann, der unvergleichliche Sir Walter Scott. In dem Lande der Sassanach, weit entfernt von seinen schönen heimathlichen Hochland-Bergen und den prächtigen Scenen seiner unschuldigen Jugendtage, schlummert nun dieser Sohn der Galen auf dem Kirchhof zu Selkirk.

Wanderungen in Aegypten.

7. Abreise aus Damiat, — Einrichtung der Sakies. — Fareskur. — Die Dorfer Baramun und Chiarein u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wir blieben hier bis zur Ankunft unserer Barke, setzten uns dann ein, und um drei Uhr Nachmittags kamen wir nach Mansurah, zur nicht geringen Freude unserer ermatteten Matrosen. Wir gingen aus, um den hier wohnenden Dr. Colucci, den Hauptarzt der Provinz, zu begrüßen, und um keine Zeit zu verlieren, brachen wir sogleich mit ihm auf, um die Stadt zu besichtigen.

Mansurah wurde auf dem rechten Ufer des Damiatarms im J. 618 der Hidschra (1221 nach Chr.) von Sultan el Melek el Kiamel, dem Neffen Saladins, erbaut; den Namen Mansurah, die Siegreiche, gab er ihr zum Andenken an den Sieg, den er im genannten Jahre über die Franken davongetragen, denen er die damals in ihren Händen befindliche Stadt Damiat entriß. Die Stelle, auf der Mansurah gebaut ist, nennen die arabischen Schriftsteller Jsfirak el Nilein (Theilung der beiden Nile), weil sich hier von dem Damiatarm ein Canal abscheidet, der nach dem See Menzaleh führt, und, wie schon bemerkt, für den alten Mendesischarm gehalten wird.

Die Stadt ist ziemlich groß und enthält nach officiellen Zahlen 9886 Seelen, und außerdem 20 Sklaven und 48 Sklavinnen. Die Architektur der Häuser und der Anblick der Straßen gleicht sehr denen der inneren Quartiere von Cairo, und Dank der thätigen Aufsicht des Dr. Colucci ist die Stadt ziemlich reinlich gehalten. Im allgemeinen sind die Häuser von Mansurah aus rothen Backsteinen gebaut, aber hier, wie allenthalben in Unterägypten, sind sehr viele in Trümmer gestürzt, nicht selten sind Mauern, Dächer, und selbst ganze Häuser auf einmal eingefallen, und kürzlich wurden durch das Einstürzen eines alten Gebäudes drei Menschen erschlagen; Dr. Colucci ging mehrmals mit dem Vorschlag an die Regierung, daß sie die Eigenthümer alter Häuser nöthigen möchte, sie auszubessern oder ganz abzubrechen, aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg. Auf den Basaren bemerkten wir eine ungewöhnliche Bewegung; das Volk sammelte sich an den mit farbigem Papier und dünnen Kupferplatten ausgeputzten, und mit Kinderspielzeug, Pfefferkuchen und andern Leckereien angefüllten Buden; bei Gelegenheit des bevorstehenden Festes der Geburt des Propheten [1] (el muled el nebi), das in den ersten Tagen des Monats Rebi el auel einfiel, waren die Moscheen mit Flaggen und Fahnen geziert, und an ihren Façaden und den Galerien der Minarets waren Lampen und Laternen aufgehängt. Neben der Moschee Mnaß zeigte man uns ein hohes halb zerstörtes Gebäude, nach der Beschaffenheit der Backsteine und des sie verbindenden Canals zu schließen, von alter Bauart; nach der Ueberlieferung wurde hier König Ludwig IX, welchen die moslemitischen Geschichtschreiber el redefrans (geradebrecht aus roi de France) nennen, gefangen gehalten; der Herzog von Montpensier, als er vor fünf Jahren hier war, nahm einige Backsteine von diesem Gebäude zum Andenken an seinen Ahnherrn mit sich. In der Stadt bestehen einige Oelschlägereien, und mit Neugierde besichtigte ich zwei dieser Fabriken. In einer derselben wurde Leinöl bereitet: der Same (byse kyttan) war auf einem mit Granitfließen gepflasterten runden Platze ausgebreitet, wo durch einen an das Treibrad gespannten Büffel ein schwerer, vertical gestellter gerippter Mühlstein von der Form eines abgeschnittenen Kegels sich drehte. Diese Mühlsteine erhält man nur durch das Zersägen alter Granitsäulen in mehrere Stücke; aus anderem Material werden sie nicht gefertigt; die zerdrückten Samen kommen dann schichtenweise zwischen runde Matten aus Dattelpalmenblättern, und das Oel wird durch eine hölzerne Presse von besonderer Einrichtung ausgepreßt. Der Ardeb Leinsamen gibt etwa 60 Natl Oel, das mit Vortheil auf den Märkten verkauft wird; die nach dem Auspressen des Oels zurückbleibenden Kuchen dienen als Viehfutter. In der andern von uns in Augenschein genommenen Fabrik wurde Sesamöl gemacht; zu dem Ende werden die Samen vorher sechs Stunden lang in Oefen erhitzt, und dann der Wirkung flacher syrischer Mühlsteine unterworfen, die durch einen Ochsen in Bewegung gesetzt werden; der aus dieser Operation gewonnene weiche, dunkelgraue Teig wird in eine tiefe mit Cement ausgelegte Grube mit sphärischem Boden gebracht; in diese Grube springt der Arbeiter hinein, und indem er sich mit beiden Händen an einem über seinem Kopfe hinlaufenden Strick hält, preßt er mit den Füßen aus dem Teig ein Oel von Bernsteinfarbe, das er durch einen Lumpen filtrirt, und dann mit einem blechernen Kruge in ein am Rande der Grube stehendes großes kupfernes Gefäß gießt. Der Anblick dieses vom Kopf bis zu den Füßen mit Oel bedeckten Arbeiters ist ganz abscheulich, und im allgemeinen ist der Geruch und die Unreinlichkeit in den hiesigen Oelschlägereien im höchsten Grade widerlich, der Mist des in den Anstalten gebrauchten Viehs häuft sich innerhalb und um die Fabriken her an, und da es niemand einfällt ihn vor die Stadt hinauszuführen, so wird die Luft in der ganzen Nachbarschaft davon verpestet. Das Sesamöl wird zum Essen und zur Beleuchtung genommen; wenn es gut gereinigt wird, ist sein Geschmack ziemlich angenehm, und auf dem Wege haben wir es selbst öfters gegessen; aus dem Teig, welcher nach dem Auspressen des Oels übrig bleibt, und den der schmutzige Arbeiter tüchtig zusammentritt und knetet, werden hier Brezeln (siryg) bereitet, von denen die Aegyptier große Liebhaber sind. Der Sesam (Symsym) wird in Unterägypten im Sommer, wenn der Weizen von den Feldern abgeerntet ist, auf den einige Tage lang bewässerten Boden ausgesäet; auf den Feddan braucht man nicht mehr als $1/_{12}$ Ardeb Samen; fünf Monate nach der Aussaat wird geerntet, und man erhält 4 bis 5 Ardeb Samen vom Feddan; die Fruchtbarkeit dieser Pflanze ist also sehr bedeutend. Der Ardeb Sesam gibt etwa einen Kantar Oel. Herodot (II, 49) erwähnt eines Oels, das man aus dem Samen der „Sillikyprion“ presse, welches unter dem Namen Kiki den Aegyptiern zur Speise und zur Beleuchtung diene.“ und Diodor von Sicilien sagt „von der Pflanze Kiki, deren Saft die Aegyptier in ihren Lampen statt Baumöl verwendeten“ (I. 34.) Der Uebersetzer des Diodor, der gelehrte Professor Höfer, glaubt diese Pflanze sey unser Ricinus, wahrscheinlich aber verstehen Herodot und Diodor unter dem Wort „Kiki“ (cice in den römischen Schriftstellern), das Sesam oder „Symsym“ der neuen Aegyptier.

(Fortsetzung folgt.)

[1] In Aegypten werden auch die Geburtstage verschiedener berühmter Scheichs, viel mehr als in andern moslemitischen Ländern, gefeiert, und diese el Muleds sind gewöhnlich Veranlassung zu Jahrmärkten, welche darum auch den Namen el Muled erhalten haben.

Leinenindustrie in Irland. Das Belfast Newsletter spricht von einer Erfindung, durch welche man Leinenzeuge innerhalb 10 bis 14 Tagen vollständig bleichen und ausrüsten könne, und verspricht sich davon für den Handel außerordentliche Vortheile. (Shipp. Gaz. 5 Nov.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 270. 11 November 1851.

Die Südslaven.

An unsere gestrige Mittheilung aus Bosnien, die wir namentlich darum einrückten, weil sie so einfach und schlicht das Wesen des Kampfes in jener Provinz zeigt, und die eiteln Gerüchte von panslavistischem Treiben daselbst beseitigt, knüpfen wir einige Bemerkungen über die südslavischen Völker überhaupt an. Es ist wohl schwerlich ganz zufällig, daß seit einiger Zeit so viele und verschiedene Bücher über jene Länder erschienen, von Neigebauer „die Südslaven und deren Länder," und dann von zwei Ungenannten: „die serbische Bewegung in Südungarn," und „südslavische Wanderungen im Sommer 1850." Der Verfasser des letztern ist indeß kein Deutscher, wie man geglaubt und behauptet hat, sondern ein etwas irrender russischer Ritter des Panslaventhums, oder, was schlimmer ist, das Buch ist aus verschiedenen Berichten zusammengestoppelt, zum mindesten sind ganze Bruchstücke der Schrift aus den „Wanderungen an der Donau" entnommen, welche das Ausland Ende vorigen und Anfang dieses Jahres aus der Nordischen Biene übersetzt.[1] Der Verfasser der andern Schrift hat sich gleichfalls nicht genannt, ist aber beinahe zu errathen. Das wiedererwachende Interesse an jenen Ländern ist leicht zu deuten: in dem Maaße als die europäischen Angelegenheiten sich verwickeln, wendet sich der Blick auf jene Länder hin, in denen, wie manche wissen und vorausberechnen wollen, ein großer Theil der Kämpfe der nächsten Zeit ausgefochten werden wird. Wir möchten dieß einigermaßen bezweifeln, allein daß es sich mannichfach um den Besitz jener Länder handelt, das unterliegt allerdings nicht wohl einem Zweifel; wer etwa glauben möchte, daß mit der Besiegung der ungarischen Revolution die dortigen Streitigkeiten ausgeglichen seyen, würde sich in argem Irrthum befinden. Alle die obengenannten Schriften deuten auf eine stürmischere Zukunft hin; Neigebauer sagt es gleich in der Vorrede deutlich, der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn" läßt es allenthalben, namentlich am Schlusse durchblicken, und die „südslavischen Wanderungen" erwähnen eines Zimmers, in welchem Berathschlagungen darüber stattfanden, was in Südslavien geschehen solle, wenn die Ereignisse in Ungarn, Italien und zu Frankfurt eine für Oesterreich ungünstige Wendung nehmen. Man hielt sich somit auf alles gefaßt, und dieß beweist, daß die Leute dort weiter sahen, als auf die Scholle Erde, auf der sie standen.

Die serbische Bewegung hat die verschiedensten Beurtheilungen erfahren: die, welche für die Magyaren schwärmten, hatten nicht genug Worte der Verdammung für sie; diejenigen aber, welche die Restauration des österreichischen Hauses als das oberste Ziel hinstellten, erschöpften sich in Lobreden auf die Loyalität dieser Schaaren. Sie verdienten aber weder den Tadel noch die Lobreden, denn sie handelten wesentlich für sich selbst. Wenig, sehr wenig fehlte, so hätten sie vollkommen gemeinsame Sache mit den Ungarn gemacht, und die Lobpreiser ihrer Loyalität hätten dann nicht nothwendig gehabt, ihre Federn und ihre Lungen anzustrengen; nur gezwungen durch den magyarischen Hochmuth haben sie die Waffen gegen die Magyaren ergriffen, welche trotz aller Warnungen nicht sehen wollten, daß sie an dem „schwarzen Stein des Sprachenstreits" den Hals brechen würden. Daß es nicht die Loyalität für das österreichische Kaiserhaus war, welche die Südslawen trieb, zeigt die Reaction, welche nach der Niederlage bei Vilagos nicht bloß über die Ungarn, sondern auch über die Südslawen hereinbrach, Beweis genug, daß die österreichische Regierung von der dortigen Bewegung möglichenfalls eben so viel zu fürchten, als zu hoffen hatte. Auch die Hinweisung auf Rußland und dessen Intriguen genügt keineswegs, um die dortigen Bewegungen zu erklären, nicht als ob Rußland die Hand nicht gleichfalls mit im Spiele gehabt hätte, was man ihm bei der nahen Berührung mit seinen eigenen Interessen nicht einmal verargen könnte, sondern weil an der Donau die Ansichten und Neigungen bezüglich Rußlands sehr getheilt sind, und die eigentlich russische Partei sich wohl nach Individuen zählen läßt.

Vergleicht man die Daten der Bewegung im südlichen Ungarn, so muß man auf den Schluß hinaus kommen, daß die Bewegung eine eigene, selbständige war, nicht oder wenigstens nur zum allergeringsten Theile hervorgerufen durch fremden Einfluß. Dieß muß man nie aus den Augen verlieren, wenn man die Begebenheiten richtig beurtheilen will. Wenn es eben so schwer ist, in den spätern Ereignissen fremden Einfluß zu verkennen, als das Maaß desselben richtig zu beurtheilen, so mußte sich jedenfalls der Einfluß selbst an die gegebenen Verhältnisse halten, und diese zeigten sich in der ersten Periode der Bewegung bis zum ersten Mai 1848 so unverkennbar als auf die alten Streitigkeiten gebaut, daß man sie nur aus sich selbst erklären kann. Von den Februarereignissen in Frankreich wurde jedermann überrascht, noch mehr aber durch ihre Folgen in Deutschland und bis nach Ungarn hinein. Von den Ereignissen des 13 März in Wien konnte die russische Regierung erst gegen Ende dieses Monats unterrichtet seyn, und wahrscheinlich kaum früher als von denen des 18 März in Berlin, sie konnte also auch auf das, was im Laufe des April in Südungarn sich begab, keinen directen Einfluß ausüben, und das, was zunächst an

[1] S. Nr. 269. 270. 271 vom vor. und Nr. 76 f. in diesem Jahr.

ihren westlichen Gränzen, in Preußen, vorfiel, mußte sie nothwendig viel tiefer und unmittelbarer berühren. Wenn der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn“ in fast studirter Weise die Nennung Rußlands vermeidet, so hat er für die erste und entscheidende Zeit unbezweifelt Recht, und für die spätere Zeit läßt sich über den russischen Einfluß wohl nur so viel sagen, daß die Bezwingung des ungarischen Aufstandes, lang ehe sie selbstthätig einschritt, ihr Augenmerk seyn mußte, weil die Folgen desselben für ihre eigenen Provinzen, für Polen und für die moldowalachischen Donauländer, nicht zu berechnen war. Ihr Einrücken in diese letzteren war eine allgemeine Vorsichtsmaaßregel theils in Bezug auf ihr eigenes Land, theils in Bezug auf ihren seit langer Zeit geförderten Einfluß in den türkischen Donauländern. Sie handelte, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen handeln mußte, und alle die schönen Phrasen von Nichtintervention mußten und werden auch künftig vor der einmal gegebenen politischen Nothwendigkeit machtlos verhallen.

Wenn man zugeben muß, daß Rußland in kalter Berechnung der anerkannten Nothwendigkeit handelte, so kann man dasselbe nicht von den Magyaren sagen: ihnen stand eine Wahl frei, und in ihrem eigenen Interesse mußten sie anders handeln, als sie gehandelt haben. Sie mußten einsehen, daß ihre neu eingenommene Stellung gegen Oesterreich von einer Art war, daß sich letzteres nie gutwillig darein ergeben konnte; sie mußten auf einen Kampf, sey es früher oder später, mit demselben gefaßt seyn; für einen solchen Fall aber mußten sie den Rücken frei haben, und diesen Vortheil haben sie durch die Art ihres Auftretens gegen die Slawen verscherzt. Der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn“ sagt in Bezug auf die nächsten Folgen der Märzbewegung: „die Kunde von der plötzlichen Aenderung der Dinge in Wien schien in Preßburg wie ein Zauberschlag zu wirken. Aller Nationalitätenhader trat in den Hintergrund, und es gab einen Moment, wo Croaten und Magyaren sich küßten und Brüder nannten; es war dieß der Moment des ersten Freudenrausches über die von den Armen Aller gesunkenen gemeinsamen Fesseln ... Hätte in der Stunde, da der Umschwung der Dinge auch in Preßburg zum Durchbruch kam, eine herzhafte Stimme den Muth gefaßt, von der Tribüne herab das Ende allen Sprachenstreits und die Anerkennung des Rechts der Selbstbestimmung der verschiedenen Stämme im Punkte der Sprache und Nationalität zu verkünden, hätte es die exclusive Partei über sich bringen können, die Sache wahrer Freiheit und den Bestand des Vaterlandes höher zu achten, als suprematische Tendenzen, nie wäre Ungarn von erbitterten Racen zerklüftet, nie von einem Bürgerkriege verwüstet worden, nie wäre auf dem Felde von Vilagos der traurige Ruf: finis Hungariæ! erschollen. Der Moment wurde versäumt, der erste Freudenrausch ging vorüber und die alten Bestrebungen tauchten wieder auf, nur daß nunmehr die Devise auf ihrer Fahne stand: jetzt oder nie! Hatten die Vorkämpfer der magyarischen Suprematie die bisher verfolgte Sprachpolitik als durch die constitutionsfeindlichen Intriguen des Wiener Großkanzlers geboten erklärt, so bestanden sie nun, da das System dieses Mannes zu Grabe getragen war, auf derselben, weil es die Einheit des Reichs geböte, daß ein rein magyarisches werden sollte.“

Der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn“ und der der „südslavischen Wanderungen“ erzählen die Geschichte der serbischen Deputation, die am 8 April — man bemerke dieß Datum, das für die Raschheit der Bewegungen zeugt — vor dem ungarischen Reichstag auftrat, und an einem der folgenden Tage bei dem damaligen Minister Kossuth erschien, ziemlich gleichmäßig; nur der letztere mit speciellen Namensnennungen, indem unter andern auch der später so oft genannte Stratimirowitsch auftrat, und den Magyaren die Hand zum Frieden und zum Bunde bot; Kossuth's Erklärung, daß „das Interesse der magyarischen Nation fordere, daß keine zweite im Reich neben ihr als Nation gelte,“ entschied den Bruch, und als Stratimirowitsch Kossuth aufmerksam machte, „daß unter diesen Umständen die Gährung zum offenen Bruch führen und man die Anerkennung der Rechte der Serben anderswo suchen werde, wenn Preßburg sie verweigere,“ so entgegnete Kossuth: „dann werde das Schwert entscheiden!“ Es hat entschieden und gegen die Magyaren entschieden, wenn gleich in anderer Weise, als die damaligen Wortführer auch nur ahnen konnten. Es ist eine ziemlich müßige Frage, ob das mit den Serben und Croaten sich friedlich vertragende Ungarn in die Länge gegen die feindlichen Elemente bestanden hätte, daß aber der Kampf in den Jahren 1848 und 1849 eine ganz andere Wendung genommen hätte, wenn die Ungarn den Rücken frei gehabt hätten, das ist wohl außer allem Zweifel. Die bittende Deputation der Magyaren an den österreichischen Reichstag im September 1848 unter Anführung Pazmandy's ist das Seitenstück zu jener Unterredung der Serben mit Kossuth, und die Beschlüsse des ungarischen Reichstags vom 28 Julius 1849, also nur 14 Tage vor der Katastrophe von Vilagos, Beschlüsse, wodurch die im April 1848 verweigerte Gleichberechtigung zugestanden wurde, waren nur eine Buße in extremis, und lieferten bloß den Beweis, daß man endlich, aber viel zu spät, zur Erkenntniß gekommen, daß die magyarische Suprematie ein nicht durchzuführender Traum sey.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über einige Umgebungen des todten Meeres.

(Nach Jomard aus Saulcy's Reise. Bull. de la soc. de géogr. Juill.)

Saulcy reiste im Januar d. J. unter dem Schutz des Scheichs Hamdan vom Stamme des Taamery von Jerusalem ostwärts dem Kidron entlang, und erblickte an dessen Ausmündung das todte Meer. Von hier an geben wir die Tour nach den eigenen Worten des Originals: „hier eröffnet sich ein imposantes Schauspiel, das ungeheure Bassin erstreckt sich südwärts weit über den Gesichtskreis hinaus: das Meer hat 17 Lieues Länge, an den Ufern findet man Schwefel und Erdharz (bitume), kein lebendes Wesen existirt im Wasser, das sehr klar, aber sehr bitter und stark gesalzen ist, ohne jedoch ungesunde Ausdünstung auszustoßen; Schilf und Tamarinden bedecken den Uferrand. Man logerte sodann an der Schlucht Wad Hasasa bei Ajin Dschedy (Engaddi, südwärts von Zidean), wo eine Quelle und eine schöne Vegetation sich findet. Hier mußte man sich den Schutz eines andern Araberhäuptlings, des Scheich Abu Dauk vom Stamm des Dschaheliin verschaffen. Dschedy enthält die Ruinen einer sehr alten und sehr großen Stadt, mit Feldern voll verbrannter Felsen, Asclepias und Solaneen. Am folgenden Tage kam man nach Sebbeh el Mussado; hier ist das Ufer bedeckt mit Hügeln von graugrünlicher Asche. Abends kam man nach Wad Maiet Embarek, einem sehr frischen Thal mit üppiger Vegetation, römischen Ruinen und einem Castellum. Diese Localität ist durch mehrere Krater und Lavaströme bemerkenswerth. Am folgenden Tage kamen sie nach Dschebel Esdum (Berg von Sodom), auch Dschebel el Melehh (Salzberg) genannt; nicht weit von da sind

die Reste einer großen Stadt, Kherbet Esdum (Ruinen von Esdum); dann die Ruinen von Suera, welche Hr. Saulcy als das Zoar oder Segor der Bibel betrachtet; Kiepert hat in seiner Karte von Palästina Zoar weit weg von da versetzt.

„Sodom mußte, Saulcy's Angabe zufolge, von Grund aus umgestürzt werden durch die Erhebung des drei Lieues langen, eine Lieue breiten und über 200 Metres hohen Salzberges, die in Folge eines vulcanischen Ausbruchs geschah, der ungeheure Massen von Schlacken und Asche als Spuren zurückließ; unter den Trümmern findet man nach Saulcy Reste cyklopischer Mauern. Der Zug war am Südende des Sees angekommen, wo der Sobakhat sich findet, d. h. ein feuchter, sumpfiger, schwer zu durchziehender Boden, der von mehreren reißenden Stromläufen durchschnitten ist, unter anderen dem Nohr Fekheh, der fast dem Jordan zu vergleichen ist. Man braucht zwei Stunden, um über diese von sehr hohem Schilf eingefaßte Ebene hinüberzukommen. Der nächste Ort ist Ghor el Safyah, der den Khuaschat (Huoytat?) gehört. Hier betritt man das Land Moab. Dieser Theil des Ostufers des todten Meeres ist im Besitz der Beni Sakhor; ihnen folgen die Ghawaren, die selbst während des Winters stets an Ort und Stelle bleiben. Etwas weiterhin sind Ruinen, vielleicht die von Gomorrha, dann kommt Kherbet Sabana (Ueberreste von Seboim); Saulcy entdeckte zu Rabba ein sehr schönes Basrelief in Lava, das seiner Ansicht nach einen moabitischen König darstelle, der einen Lanzenstoß versetzt; der Gegenstand ist jedenfalls merkwürdig und soll ins Louvre versetzt werden. Die Ebene ist gut angebaut und enthält viele Ruinen, darunter Trümmer von interessanter Bauart. Hier scheint ein römischer Tempel auf der Stelle eines zerstörten moabitischen gebaut worden zu seyn. Saulcy setzt Rabba Moab südlich von Arnun (Wad el Mudjched) und südlich von Schian und Beit Kurm, was Kieperts Karte von Palästina entgegen ist. Die Expedition ging von Rabba nach Karak; nicht weit von da ist El Wad Charazeh, ein großer Krater, wo mehrere Tausend Mann von Ibrahims Armee umkamen."

Hier endete ostwärts der Zug der Karawane, sie ging zurück, zog wieder über die Sobakhat-Ebene, und von der Kette der Canaan-Berge überblickten sie wieder das todte Meer, das „wie ein See von geschmolzenem Blei, umgeben von den feuerrothen Bergen von Moab" sich darstellte.

Die Chinesen in Californien.

Sowohl im Türkenlande als in China, in welchen beiden Ländern schon eine Art gesellschaftlichen Zusammenseins der Orientalinnen und Europäerinnen gestattet wird, steht ein großer Wechsel im socialen Leben bevor. Die Menschen englischer Zunge erhalten immer mehr Zutritt und Einfluß, und die Chinesen und Türken kommen immer mehr in Berührung mit den Völkern der Abendländer; die jährliche Emigration aus China ist bereits sehr bedeutend. Nach der „Overland Singapore Free Preß" vom 31 Mai 185 langten zu Singapore (englische Colonie auf der äußersten Spitze Malaccas) 1849—50 10,928 und 1850—51 8205 Emigranten von China an, in dem letzten officiellen Jahr nämlich 3644 mit großen Raaschiffen (square-rigged vessels), und 4561 mit 21 Dschonken. Schaaren von Chinesen — wird neuerlich aus San Francisco geschrieben — kommen fortwährend in Californien an, gelockt durch die Kunde von seinen Goldschätzen. Sie gehören zu den strebsamsten, ruhigsten und beharrlichsten Leuten im Goldlande; mehrere von ihnen haben um das Bürgerrecht angesucht. Sie schneiden ihre Zöpfe ab, verengen ihre nankinen „Unmentionables" (Hosen) zu christlichen Dimensionen, vertauschen ihre Holzschuhe mit Schuhen und Stiefeln von Leder, und setzen den amerikanischen Hut auf, so daß bald ihre Hauptunterscheidung in ihrer Kupferfarbe, ihren schmalen schiefwinkligen Augen, ihrem eigenthümlichen Kauderwälsch und ihren unbärtigen Gesichtern bestehen wird. „Wenn diese nationalen Costüme," sagt eine californische Zeitung, „werden verschwunden seyn, so ist es ziemlich gewiß, daß die nationalen Vorurtheile, ob politischer, moralischer oder religiöser Natur, auf dem Wege der Amalgamation begriffen sind. Die „China Boys" werden noch an denselben Polls stimmen, in denselbigen Schulen lernen und an denselbigen Altären sich beugen, wie unsre eignen Landsleute."

Wanderungen in Aegypten.

7. Abreise aus Damiat. — Einrichtung der Sakies. — Fareskur. — Die Dörfer Baramun und Chiarein u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wir besuchten sodann den kleinen Palast Mehemed Ali's, der an den Ufern des Nils in konstantinopolitanischem Styl erbaut und von einem kleinen Garten umgeben ist, welcher durch das vorjährige Austreten des Flusses bedeutend gelitten hat. Die Fenster des Hauptsaals, die mit Schnitzarbeit und Vergoldung in türkischem Geschmack verziert waren, gehen auf den Nil hinaus; die Wände darin sind mit heller Oelfarbe verstrichen und mit Nischen versehen, in deren jeder der Künstler den nicht ganz glücklichen Gedanken hatte, große Wanduhren anzubringen, die durch ihre große Zahl einen sehr seltsamen Effect machen; die Meubeln dieses Paradesaals sind sehr einfach, und bestehen allein in Diwanen, die mit dunkelm Tuch bedeckt sind. Wir erwarteten hier die von Mehemed Ali abgeschickte Commission, um die Rechnungen und Bücher der koptischen Schreiber auf seinen Privatgütern zu prüfen. Die Commission bestand aus dem Obersten Issa-Beg, der kürzlich von dem Vicekönig aus den Mameluken zu dieser Würde erhoben worden war, und aus zwei Officieren der Marine, wie ich aus dem ihre Brust zierenden Nischan mit dem goldenen Anker schloß. Diese Herren nahmen auf dem Diwan Platz und rauchten, und unter ihrer Aufsicht saßen auf dem Boden finster und schweigend zwei Kopten, welche etwas in die Register eintrugen. Uns gab man alsbald Pfeifen und Kaffee, und wir fragten den Obersten um Neuigkeiten aus Cairo; um diese Zeit trat in den Saal ein alter Kopte, der unter tiefen Verbeugungen den Bey um Erlaubniß fragte, mit den Schreibern zu reden, was ihm auch gestattet wurde; in der Meinung, daß die durch das Gespräch mit uns in Anspruch genommenen Mitglieder der Commission auf ihn nicht achten würden, versuchte der Alte den Schreibern einige Papiere zu übergeben, die er in dem weiten Aermel seines schwarzen Kaftans versteckt gehalten hatte, leider aber bemerkte einer der Officiere diese Bewegung, warf sich auf den Alten und entriß ihm die Papiere, welche die Commission alsbald durchsuchte und den Alten unter Geschrei und Schellen hinaustrieb. In diesem Augenblick betrachtete ich mit Aufmerksamkeit die Physiognomie der Schreiber, auf welche der Vorfall schließlich einen großen Eindruck machen mußte; sie blieben aber schweigsam wie vorher, und ihre Gesichtszüge zeigten nicht die geringste Bewegung oder Bestürzung! Von Jugend auf an Verstellung gewöhnt, treiben die Kopten die Kunst ihre Gefühle und Eindrücke zu verstecken und ihr Mienenspiel zu beherrschen, aufs höchste; namentlich fiel mir die Physiognomie des jüngern auf, der nicht über 18 oder 19 Jahre alt war; die kalte Unbeweglichkeit seines schwarzbraunen Gesichts erinnerte mich an den schrecklichen Kopten-Bräutigam auf der Hochzeit zu Raschid.

Mansurah treibt einigen Handel mit Naturerzeugnissen des Landes, Getreide, Reis u. s. w., und die Einwohner schienen mir nicht so arm, wie in vielen andern der von mir besuchten Orte Unterägyptens, die hier in frühern Jahren blühende mannichfaltige Privatindustrie, und namentlich die zahlreichen Webstühle sind jedoch jetzt fast vollkommen verschwunden, und ihre Stelle haben zwei Baumwollen- und zwei Leinenfabriken des Vicekönigs eingenommen. Alle Wochen am Dienstag ist ein großer Markt in der Stadt, auf den die Fellahs aus der Umgegend ihr Vieh hertreiben und ihre Producte bringen. Nachstehendes sind die Preise einiger Lebensmittel zur Zeit meiner Durchreise: der Rotl Hammelfleisch 1 Piaster, Büffelfleisch 30 Fadd, weißes Brod 7 Fadd,

Butter $2\frac{1}{2}$ Piaster; für das Rob [1] ($\frac{1}{24}$ Ardeb) Weizen zahlte man $2\frac{1}{2}$ P., Reis 8 P., Gerste 1 P., Bohnen $1\frac{3}{4}$ P. u. s. w.

Wir besichtigten sodann das Krankenhaus, das 31 reinliche in gehöriger Entfernung von einander stehende Betten enthält, Vorzüge, die man von andern Spitälern in Aegypten, namentlich den alexandrinischen nicht rühmen kann. In die Anstalt wurden früher zu unentgeldlicher Behandlung unvermögende Leute jedes Standes aufgenommen; nach einer neuen Verordnung Mehemed Ali's sollen nur die erkrankenden Arbeiter der hiesigen Staatsfabriken aufgenommen werden. Ich fand nur zwei Kranke darin, einem derselben, einem Fellah, war vor kurzem der linke Arm etwas unter der Schulter abgenommen worden in Folge nachstehenden Vorfalls: der Fellah ging in der Nacht aus, um etwas Weizen auf einem dem Vicekönig gehörigen Felde zu stehlen, und wurde von einem Arnauten ergriffen, der damit anfing, ihn mit einem Stock durchzudreschen und ihm den Schulterknochen zerbrach; trotz dessen gelang es dem Fellah zu entkommen und er erschien im Krankenhaus erst nach 18 Tagen, als der beschädigte Arm nur noch an den Fetzen der Haut und der Muskeln, die in Brand übergangen waren, herunterhing. Ich fand ihn beinahe wieder hergestellt, die Wunde war vollkommen geheilt, wie überhaupt in Aegypten die schwersten chirurgischen Operationen in den meisten Fällen mit ungewöhnlichem Erfolg gekrönt werden. Der Arnaute wurde nicht gestraft. Die Krankheiten, die man am häufigsten in Mansurah trifft, unterscheiden sich nicht von den in Unterägypten überhaupt gewöhnlichen. Die Sterblichkeit im verflossenen Jahr 1262 der Hidschra belief sich auf 578 Menschen; in Vergleich mit der Bevölkerungszahl ist dieß ungewöhnlich viel und beweist vielleicht, daß die letztere in der Wirklichkeit größer ist, als die von mir mitgetheilten officiellen Berichte angeben. Die Zahl der Geburten ist nicht genau angegeben; nach den Registern ist sie geringer als die angegebene Sterblichkeit, während man in Wirklichkeit die entgegengesetzte Erscheinung bemerkt; die Ursache dieser Ungenauigkeit muß man in der Abneigung der Moslems gegen alle Censusaufnahmen suchen, so daß nicht alle Neugebornen auf die Register der Behörden eingetragen werden.

Die medicinisch-polizeiliche Aufsicht in der Stadt und in der ganzen Provinz Dakahlie, deren Hauptort Mansurah ist, hat der Dr. Colucci. Dieser beklagte sich gegen mich über den Mangel an Mitwirkung der Localbehörden zur Vollstreckung der Obliegenheit, die er in Bezug auf die öffentliche Gesundheit zu erfüllen hat; trotz dessen genoß Dr. Colucci in der Stadt große Achtung, theils wegen seines Charakters und seiner Fähigkeiten, theils wegen seines Ranges als Kaim-makam (Stellvertreter, Oberstlieutenant), den er durch Einführung einiger nützlichen Verbesserungen sich erworben hatte. So sind z. B. die Wächter der Moscheen jetzt verpflichtet, die Matten, welche in diesen Gebäuden den Boden bedecken, und in Aegypten dem Volke nicht bloß zum Niederknieen beim Gebet dienen, einmal in der Woche zu waschen und zu lüften; in den bei den Moscheen sich findenden Bassins waschen sich die Araber mehreremal des Tages, obgleich dieß Wasser sehr selten erneuert wird; arme Leute, die in ihrer Wohnung keine Abtritte haben, bedienen sich derer, die stets bei den Moscheen angebracht sind, ohne dabei eine besonders exemplarische Reinlichkeit zu beobachten; Bettler, Obdachlose oder Reisende aus niedern Ständen übernachten nicht selten in den Moscheen auf dem mit Matten ausgelegten Boden; diese letztern werden dadurch sehr häufig die Mittel zur Fortpflanzung von Krätze, von syphilitischen und andern Krankheiten. Deßhalb kann die von Dr. Colucci eingeführte Maaßregel in der That als sehr praktisch und nützlich angesehen werden; sie hat sich bis jetzt auch bereits auf die öffentliche Bäder erstreckt, deren Inhabern es zur Pflicht gemacht ist, wöchentlich die Matten, Teppiche, Kissen u. s. w. zu lüften, die in diesen Anstalten gebraucht werden, wo übrigens noch jetzt Leute mit verschiedenen Hautausschlägen, Geschwüren u. s. w. sich zugleich mit gesunden Besuchern baden und abreiben lassen. Indeß wurde auch in Folge der Bemühungen des Dr. Colucci der Begräbnißplatz außerhalb der Stadt verlegt, gegen Süden, und liegt also jetzt unter dem Winde. Leider gestattete die Oertlichkeit nicht, die Gräber auf einem etwas erhöhten und von den äußersten Häusern entfernteren Boden anzulegen; die Gräber innerhalb der Stadt, in der Nähe der Moscheen, deren es im Ganzen siebzehn sind, wurden mit Mauern aus Luftziegeln umgeben und nicht ferner gestattet Leichen hier zu beerdigen; auch erbaute man einen besondern Kirchhof für die Kopten, die früher ihre todten Glaubensgenossen in und um die Kirche her einscharrten.

Colucci stellte mir einen der Kavassen des Gouverneurs vor, der an einer in Fäulniß übergehenden Chiardschi, einer Drüsengeschwulst in der Weiche, welche viele hiesige Aerzte als ein Kennzeichen der sporadischen Pest ansahen, gelitten hatte. Diese Geschwüre zeigen sich im Anfang des Herbstes, wenn die verschiedenen Melonenarten bei dem Volk allgemein gegessen werden, und erhielten, wie man glaubt, ihren Namen von der Form, die einigermaßen einer Gurke (chiaro) gleicht. Dr. Colucci schreibt diese Krankheit der schlechten, ausschließlich vegetabilischen Kost zu, und glaubt, daß sie namentlich bei Leuten erscheint, welche früher die Pest hatten, und eine Neigung zu Drüsengeschwulsten in den Weichen und unter den Armen behielten; er stimmt auch bei, daß diese Chiardschi manchmal die Vorläufer einer Pestepidemie seyen. Während der Pest im J. 1835 diente Colucci bei dem Hauptseearsenal in Alexandria, und seit der Zeit hatte er mehrmals Gelegenheit diese Krankheit zu sehen, die er, ebenso wie die Habseligkeiten und die in fortdauerndem unmittelbarem Gebrauch der Pestkranken gewesenen Gegenstände, für ansteckend hält, wenn die Pest epidemisch auftritt; die sporadische aber hält er nicht für ansteckend. Die in den europäischen Quarantänen angenommene Eintheilung der Waaren in recipirende und nicht recipirende findet er unpassend. Die Abscheidung der Angesteckten, ihre vollständige Trennung und Entfernung von den Gesunden hält er für das sicherste Mittel die letzteren zu schützen, und die Krankheit selbst abzuschneiden. Das Bestehen eines Focus der Ansteckung im Sinne der Anticontagionisten verwirft er; versteht man aber darunter die Atmosphäre und Ausdünstungen, die unmittelbar den Kranken umgeben, so können sie ebensowohl zur Mittheilung der Krankheit führen, als die unmittelbare Berührung. Nach den Angaben dieses erfahrenen und, so viel ich beurtheilen kann, sehr wahrheitsliebenden Arztes, ist der Termin der Incubation, d. h. die Zeit, während welcher die Krankheit sich im Menschen verstecken kann, ohne sich irgend in äußern charakteristischen Kennzeichen zu zeigen, sehr verschieden; die Gränzen liegen zwischen dem fünften und zehnten Tage, aber mit Genauigkeit diesen Termin bei den Fellahs zu bestimmen, ist außerordentlich schwer, weil sie auf sich und die ersten Symptome der Krankheit gar keine Aufmerksamkeit wenden, und der Entwicklung der Zufälle nicht folgen; die von einigen Aerzten angegebenen Zahlen zur Bestimmung des Termins der Incubation bei pestkranken Aegyptiern muß man deßhalb mit Vorsicht aufnehmen. Colucci beklagte die Nichtübereinstimmung und die große Verschiedenheit in der Theorie der beiden angesehensten europäischen Beys, die an der Spitze des Medicinalwesens in Aegypten stehen, der eine ein Franzose, Inspector des gesammten Medicinaldienstes, ein verzweifelter Gegner der Ansteckungstheorie, der andere ein Spanier, der Leibarzt Mehemed Ali's und Mitglied der Gesundheitsbehörde zu Alexandria, ein hitziger Anhänger der Contagionstheorie. Die in den innern Provinzen dienenden Aerzte scheuen sich gegen die Ansichten des einen oder des andern Bey zu verstoßen, sie wagen nicht offen ihre eigene Ansicht auszusprechen, sie schweigen oder verbergen sogar die Wahrheit, und die Wissenschaft erhält verdrehte oder ungenaue Thatsachen; darin liegt ein Hauptgrund, warum bis jetzt so wenig zum Ziel führendes und mit der Wirklichkeit vollkommen übereinstimmendes über die Pest geschrieben wurde.

(Schluß folgt.)

Neue Art von Publication. Man hat in Paris wie in London Leute mit einer Art von Oberrock herumgehen lassen, der mit Ankündigungen bedeckt war, kürzlich sah man auf dem Boulevard ein ganz mit Ankündigungen bedecktes Pferd, das ein Reitknecht am Zügel führte. (Fr. Bl.)

[1] El rob bedeutet eigentlich $\frac{1}{4}$; in Spanien hat sich die Benennung erhalten in dem Worte arroba = $\frac{1}{4}$ Ctr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 271.

12 November 1851.

Der Kuhbaum in Brasilien.

Ein Auszug aus dem Briefe eines französischen Missionärs, Namens Fonbonne, den die Nouv. Ann. des Voyages (Sept.) mittheilen, enthält folgende Notiz, die, wenn auch nicht ganz neu, doch ihrer Umständlichkeit wegen interessant ist.

„In der Umgegend von Rio findet sich ein höchst merkwürdiges Erzeugniß. An den dürren Felswänden erblickt man oft einen Baum mit dürren, lederartigen Blättern, dessen Wurzeln kaum in die Felsenspalten eindringen. Dieß ist der Palo de Vaca, im Indischen Masaranduba. Vielleicht haben Sie nie davon gehört, er verdient aber eine besondere Erwähnung. Während mehreren Monaten des Jahres, wo kein Regenguß sein Blätterwerk erfrischt, scheinen die Zweige wie todt und vertrocknet, aber wenn man den Stamm anbohrt, fließt eine süße nährende Milch heraus. Bei Sonnenaufgang ist diese vegetabilische Quelle am reichlichsten; man sieht dann von allen Seiten die Schwarzen und Eingebornen herbeikommen mit großen Krügen, um die Milch aufzufangen, welche bald gelb wird und auf der Oberfläche sich verdichtet. Die einen trinken sie unter dem Baum, die andern bringen sie ihren Kindern heim, man glaubt die Familie eines Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerde vertheile. Die Einwohner behaupten an der Farbe und der Dichtigkeit des Blätterwerks die Bäume zu erkennen, welche am meisten Saft enthalten, wie der Hirte an äußern Zeichen eine gute Milchkuh erkennt. Dieser Baum, einer der größten in den brasilianischen Wäldern, wird auch zum Schiffsbau gesucht. Man kann den Saft statt der gewöhnlichen Milch im Thee und Kaffee anwenden.“

Die Südslaven.

(Fortsetzung.)

Der Verlauf des Kriegs an sich kann uns hier nicht interessiren, und wir erwähnen desselben nur, wenn sich darin Erscheinungen zeigen, die von nationaler und politischer Bedeutung sind. Der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn,“ dessen Darstellung der Kriegsvorfälle wir als sehr klar und faßlich herausheben müssen, ist mit politischen Raisonnements in studirter Weise sparsam, nennt Rußland, wie wir schon bemerkt haben, gar nicht, und tritt nur in der Beziehung etwas herb auf, daß er das doppelzüngige Benehmen der österreichischen Regierung sehr deutlich heraushebt. Dabei ist nur nicht zu vergessen, daß Oesterreich zu dieser Doppelzüngigkeit theils durch sein früheres Verhalten, theils durch den damaligen Drang der Umstände genöthigt war. Es mag ganz richtig seyn, daß Metternich vor der Märzbewegung die Kroaten heimlich unterstützte, und selbst dazu beitrug, daß der Sprachenstreit so herb von den Magyaren angefaßt wurde, allein an die Märzereignisse konnte niemand denken, und ohne diese Märzereignisse wäre jenes Verfahren nichts als ein sehr gewöhnliches parlamentarisches Manöver gewesen; als aber dieß Manöver auf das militärische Feld verlegt wurde, erhielt es freilich ein gehässigeres Ansehen, ohne deßhalb minder, wo nicht noch mehr, durch die Umstände geboten zu seyn. Der Verfasser schildert sehr klar, doch kaum mit hinreichender Erwägung der allgemeinen Verhältnisse des Reichs in jenen verhängnißvollen Monaten, wie die österreichische Regierung anfangs mehr für die magyarische Verwaltung Partei nahm, und dadurch ein sehr deutliches Mißtrauen über die möglichen Folgen der serbischen Bewegung zu erkennen gab. Wer stand ihr auch dafür, ob nicht die Slaven längs dem Donaustrome und dann aufwärts bis ans adriatische Meer gemeinsame Sache miteinander machten? An Leuten, die dieß erstrebten, fehlte es, wie das österreichische Cabinet sehr wohl wußte, keineswegs, sie saßen in Agram und in Belgrad, und hatten eifrige Freunde an der griechisch nicht unirten Geistlichkeit, die in gewissen Beziehungen als das hauptsächlichste Bewegungselement betrachtet werden konnte. Die Besorgniß, daß diese Bewegung anwachsen könne, war nicht gering, und wuchs sie an, dann war allein noch in den Magyaren ein Halt zu finden. Während des ganzen Monats Mai 1848, der, so wie die erste Hälfte des Monats Junius, für die österreichische Regierung die kummervollste Periode jener Zeit seyn mußte, konnte sie keine Entscheidung geben, am meisten Ordnung und solide Festigkeit war in den Magyaren, die Verhältnisse der Slaven wogten chaotisch durcheinander, und wenn dieß Chaos eher eine Aussicht bot, sie zu beherrschen, so war die Zahl der Slaven doch zu groß, und bei vielen, namentlich bei den Polen, der Zweck es zum äußersten zu treiben, zu ersichtlich, als daß man nicht eine Art von Entscheidung hätte abwarten sollen. Diese Entscheidung gaben die Juniustage in Prag. Hier rannte sich der fanatische Theil der Tschechen den Kopf ein, und eine Schilderhebung der Polen ward im Keime erstickt. Zu gleicher Zeit hatte sich in Kroatien und an der Donau eine solche antimagyarische Richtung kund gegeben, daß man diese nur zu unterstützen brauchte, um bedeutende Bundesgenossen zu haben. So ward erst unter der Hand, dann öffentlich, den Kroaten und Südslaven die Hand geboten, den letztern jedoch sehr zögernd, und merkwürdiger Weise ist das Mißtrauen gegen sie von Seite der österreichischen Regierung nie erloschen. Die österreichische Regierung hatte wohl zu tief in das Getreibe der kirchlichen Umtriebe Rußlands geschaut,

um unbedingt selbst dem Patriarchen Rajatschitsch zu trauen, der ihr jedoch zahlreiche Beweise seiner Aufrichtigkeit gegeben hatte.

Diese Beweise lagen namentlich in dem Verhalten Rajatschitschs gegen Stratimirowitsch, der zu jung war, um kalt die Verhältnisse zu überlegen, und eben darum ein Werkzeug in den Händen intriganter Personen werden konnte. Es ist ein wahres Verdienst, daß der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn" dieß Verhältniß so klar schildert. Der griechisch nicht unirte Erzbischof, der in der Volksversammlung (Skuptschina) vom 1 und 3 Mai zum Patriarchen der Serben erhoben wurde, war ein bejahrter Mann, der bei aller Anhänglichkeit an die Sache seiner Nation die Schwierigkeiten des Unternehmens nur zu wohl erkannte und fortdauernd zur Mäßigung rieth. Stratimirowitsch, damals ein junger Mann von 26 Jahren, aus einer alten angesehenen Familie der Batschka entsprossen und militärlich gebildet, scheint von den die Bewegung leitenden Priestern, als welche man wohl hauptsächlich den Archimandriten Nikanor Gruitsch und den Protopresbyter von Neusatz, Paul Stamatowitsch, bezeichnen kann, als ihre rechte Hand betrachtet worden zu seyn; der Erzbischof oder Metropolit von Carlowitz, Rajatschitsch, in welchem „die österreichischen Serben nicht nur den geistlichen Nachfolger der ehemaligen Patriarchen, sondern auch, obgleich er längst aller politischen Macht entkleidet war, den Mittelpunkt ihrer nationalen und politischen Interessen zu sehen gewohnt waren, konnte nicht umgangen werden, und der Aufruf zu einer Volksversammlung konnte nur von ihm ausgehen," er erhab zwar Bedenken, aber ein ungeheurer Zug von Menschen, hauptsächlich von Stamatowitsch geführt, erschien vor seiner Residenz, er sah die Unmöglichkeit, die Bewegung länger zu hindern, und um sie zu leiten, stellte er sich endlich an die Spitze und berief die Skuptschina, in welcher die Beschwerden des serbischen Volks aufgezählt, die alten Privilegien aus den Jahren 1690 und 1691 hervorgeholt, und deren Erneuerung und Wiedereinsetzung verlangt wurde. Der Patriarch selbst sollte an der Spitze der Deputation zu dem Kaiser gehen, während sehr bezeichnend die beiden oben genannten Priester, Gruitsch und Stamatowitsch, sich auf den Slavencongreß nach Prag begaben. An die Spitze des neuernannten, mit der Leitung der Geschäfte im Lande beauftragten Odbor (Ausschuß) wurde Stratimirowitsch gestellt.

So sehr auch Rajatschitsch dem Odbor Mäßigung während seiner Abwesenheit anbefahlen hatte, so war diese nicht mehr zu beobachten, da schon die Magyaren mit sehr ernsten Maaßregeln der ganzen Bewegung ein Ende zu machen suchten; wollte man sich nicht unbedingt den Forderungen des magyarlichen Regiments unterwerfen, so mußte Gewalt mit Gewalt abgewehrt werden, und als Rajatschitsch zurückkehrte, fand er schon den vollen Kampf, eine Lage der Dinge, die ihm um so unangenehmer seyn mußte, als er nicht wie der Banus Jellachich (s. p. 114) geheime Instructionen erhielt, und der Erfolg der Deputation als gänzlich mißlungen angesehen werden mußte. An der Spitze der bewaffneten Schaaren stand der Vorsitzer des Odbors, Stratimirowitsch, als Vrhovni Vozd, Oberanführer, ein Titel, den auch Karagearg einst im türkischen Serbien geführt hatte.

Hier stoßen wir auf einen Punkt, den der Verfasser der „serbischen Bewegung" nicht hinreichend aufgeklärt hat, und der sich ohne die diplomatischen Verhandlungen zu kennen, auch nicht aufklären läßt, auf das Verhältniß des Fürstenthums Serbiens zu dem serbischen Aufstande im Lande der Save und Donau; doch theilt er hinreichend mit, um den Charakter dieses Verhältnisses deutlich zu machen. Fürst Alexander Karageorgiewitsch hatte immer noch manches von den Bionen der vertriebenen Familie Obrenowitsch zu fürchten, und Michael, Miloschs Sohn, hatte sich sogar eine Zeitung in der Batschka sehen lassen, zahlreiche Serben aus dem Fürstenthum waren auf Kriegsabenteuer und Beute über die Donau gegangen, um ihren Brüdern zu helfen. Stemmte die Regierung Karageorgiewitschs sich dieser Bewegung geradezu entgegen, wie Ungarn und Frankreich forderten, so setzte er sich der Gefahr aus, daß Fürst Michael, dem bedeutende Geldmittel zu Gebot standen, die aus dem Fürstenthum herübergekommenen Serben für sich gewann, und nach Beendigung des Kampfes gegen die Ungarn die Waffen gegen ihn wandte. Officiell ward daher der Zuzug der Serben ins Banat verboten, unter der Hand, aber wohl nicht ohne Zuthun Rußlands, unterstützt, und Stephan Petrowitsch Knitschanin, Mitglied des Senats und treuer Anhänger Karageorgiewitschs, legte seine Stelle als Senator nieder, um die hinübergezogenen Serben zu befehligen, und dadurch eine allenfallsige Bewegung zu Gunsten des Fürsten Michael zu hindern. Oberstlieutenant Mayerhofer, österreichischer Consul in Belgrad, scheint diese ganze Wendung vermittelt, und endlich auch Rajatschitsch über die Art seines Verhaltens aufgeklärt zu haben.

Sollte aber die Sache in einem wesentlich österreichischen Sinn geleitet werden, so mußte man den jugendlich hitzigen Stratimirowitsch von der politischen Leitung entfernen. Rajatschitsch überbot sich in Eifer für die Nationalsache, und brachte es dahin, daß der Odbor ihn zum Regenten der Nation (opravitelj naroda) ernannte, und Stratimirowitsch auf den Kriegsbefehl beschränkt wurde. Von jetzt an wirkte der Banus und Rajatschitsch im Einverständniß nach Einem Ziel, und die Unterstützung Oesterreichs — der Krieg in Italien hatte sich günstig gestaltet — wurde nun immer offenkundiger. Der Grundzug seines Verhaltens war, die Gleichberechtigung des serbischen Volks unter den Auspicien Oesterreichs zu suchen und zu fördern, da Ungarn solche verweigert hatte; „die serbische Revolution", sagt der Verfasser, „war in die Fußstapfen der kroatischen gelenkt und konnte fortan nichts anderes als die Interessen Oesterreichs verfechten; die Gewährleistung der eigenen wurd ihr dafür verheißen." Welche Ideen sich der Banus und der Patriarch von diesen Verheißungen machte, das ist ungewiß, allem Anschein nach wichen sie von denen, die man im österreichischen Cabinet damit verband, nicht unwesentlich ab. Jedenfalls aber war vorerst die nothwendige Einigung erzielt, nur scheint in dieser Uebereinstimmung Stratimirowitsch nicht inbegriffen gewesen zu seyn.

Gegen ihn herrschte ein entschiedenes Mißtrauen; er hatte sich als muthvollen, nicht ungeschickten Führer bewiesen, aber sein Ansehen scheint nicht hinreichend groß gewesen zu seyn, um die rohen Schaaren und deren Anführer zu strenger Folgsamkeit anzuhalten, und als ein gegen den Befehl des Patriarchen unternommener Zug nach dem Banat mißglückt war, ergriff letzterer die Gelegenheit, Stratimirowitsch seines Amts zu entsetzen und ihm Karlowitz als Aufenthaltsort anzuweisen. Er sollte dort vor Gericht gestellt werden. Indeß geschah dieß nicht, dagegen wurde seine Confinirung in Karlowitz allmählich zur Gefangenschaft, und da er sah, daß man ihn beseitigen wollte, entfloh er mit einigen Getreuen. Die gegen ihn ausgeschickten Truppen verweigerten den Officieren, welche ihn gefangen nehmen wollten, den Gehorsam, und nach wenigen Tagen stand Stratimirowitsch trotz der Drohungen des Patriarchen an der Spitze der Truppen, die ihn mit Lebehoch empfingen.

Jetzt war es am Patriarchen zu capituliren, und am nicht

einen innern Kampf herbeizuführen, mußte er Stratimirowitsch neuerdings als Heerführer anerkennen. Seine Anführerschaft dauerte freilich nicht lange, weil der bereits erwählte und zur Uebernahme seiner Würde von Radetzky mit Urlaub versehene Woiwode Oberst Schuplikatz nach drei Tagen ankam, aber die Kränkung des Ansehens des Patriarchen war darum nicht geringer. So unbequem indeß Stratimirowitsch auch dem letztern seyn mochte, so scheint ersterer doch keine besondere Nebenplane gehabt zu haben, denn er ließ sich kurz darauf gutwillig nach Olmütz schicken, was wahl kaum einen andern Grund hatte, als ihn zu entfernen. Das mochte allerdings aus mannichfachen Gründen nöthig seyn, denn der Woiwode, den man dem Volke als einen feurigen Verfechter seiner Nationalität vorgeschlagen, war durchaus nur kaiserlicher Officier, und wallte keinerlei Art von politischer und militärischer Handlung ohne vorgegangene Zustimmung der kaiserlichen Regierung vornehmen, und dieß erregte solchen Unwillen unter der Bevölkerung, daß es Rajatschitschs ganzes Ansehen bedurfte, um die widerwilligen Gemüther zu beschwichtigen, indem er selbst fortwährend die Regierungsgewalt beibehielt und Schuplikatz nur für die militärische Ordnung sorgte. Die Unzufriedenheit des Volks war aber bereits dermaßen gewachsen und stieg durch die Zögerung der österreichischen Regierung, die alten Privilegien zu erneuern, so sehr, daß Rajatschitsch, als die zur Besinnung gekommenen Magyaren ernsthafte Friedens- und Versöhnungsvorschläge machten, endlich an die österreichische Regierung ein Schreiben richtete, worin er ohne Umschweife erklärte, wenn die Regierung ferner zögere, den Serben die angesprochenen und berechtigten Forderungen zu bewilligen, so müsse er selbst, so leid es ihm thue, die von den Magyaren gebotene Hand zur friedlichen Ausgleichung annehmen. So sehr hatte das Benehmen der österreichischen Regierung den herrschenden Unwillen gefördert, und Stratimirowitsch selbst mochte in Olmütz über die kein Ende nehmenden Unterhandlungen und Zögerungen eben nicht die freundlichsten Berichte nach Hause schicken. Mit den Centralisationsplanen der österreichischen Regierung vertrugen sich allerdings die serbischen Forderungen nicht, um aber doch zu Ende zu kommen, wurde endlich, nachdem der Thronwechsel vorgegangen, die Wiederherstellung der Patriarchen- und Woiwodenwürde zugestanden, aber die Territorialabgränzung der Woiwodina, als im Augenblick unthunlich, auf später verschoben. Es herrschte eine bis ins unbegreifliche gehende Abneigung gegen die serbische Bewegung, so nützlich sich diese auch bisher der österreichischen Sache erwiesen hatte; einen Beweis dafür kann man in dem Benehmen der Generale Rukavina und Berger finden. Die magyarische Regierung hatte durch ein Sendschreiben alle Festungscommandanten aufgefordert, binnen drei Tagen die ungarische Fahne aufzupflanzen oder das Commando niederzulegen: FML. Rukavina in Temeswar und General Berger in Arad verweigerten der ungarischen Regierung den Gehorsam, verschlossen ihre Festungen, ließen sich aber doch auch durchaus in keine Verbindung mit der provisorischen serbischen Regierung ein, obwohl ihnen Oberst Mayerhofers Verhältniß zu derselben kein Geheimniß seyn konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Entdeckungen in dem östlichen Theil der Grafschaft Gork.

Unter der Leitung von Lord Londesborough wurden mehrere Hügel in der Nähe von Driffield kürzlich ausgegraben. Man fand in dem einen Knochen und Pfeilspitzen aus Feuersteinen, in dem andern ein Kist-vaen oder Gewölbe, ausgepflastert mit Steinen und neben mit großen Sandsteinplatten, die wenigstens aus einer Entfernung von 60 engl. Meilen hergeschafft seyn mußten. Ein reich gefaßter Trinkbecher, ein Dolch von Bronze, Reste von Wollenstoffen, Leder u. s. w. fanden sich hier. Um dieß Gewölb lagen andere Skelette, feuersteinerne Pfeilspitzen, halbverbrannte Knochen, Kohlen u. s. w. Man vermuthet, daß hier ein brittischer Häuptling begraben lag, daß aber die Ueberreste in der Nähe sächsisch sind, da es bei späteren Stämmen gewöhnlich war, von den alten brittischen Grabhügeln Besitz zu nehmen, um die Todten zu begraben. (Liter. Gaz. 1 November.)

Wanderungen in Aegypten.

7. Abreise aus Damiat. — Einrichtung der Sakies. — Fareskur. — Die Dörfer Baramun und Chiarein u. s. w.

(Schluß.)

Der Gouverneur in Mansurah, Churschid Pascha, war bei unserer Durchreise nicht anwesend; da ich sehr schmeichelhafte Aeußerungen über seinen Verstand und hellen Sinn vernahm, so bedauerte ich sehr ihn nicht sehen zu können, der Pascha liebt auch die Franken sehr und ladet häufig den Hrn. Colucci und die drei oder vier andern Europäer nebst ihren Familien zu sich zum Essen ein; seine Zuneigung ist allgemein und erstreckt sich auch auf das schöne Geschlecht der Giaurs: in seinem Harem haust eine Italienerin, Fr. L., die Gattin eines Piemontesen, der als Adjutant bei dem Basch-Aga (Polizeimeister) von Alexandria dient; die Dame, die sich mit ihrem Manne gezankt hatte, fand eine Zuflucht in dem Hause des ihr bekannten Churschid Pascha. Dieser letztere ist sehr reich und richtete seine Wirthschaft auf französischen Fuß ein; um ihn mit den verschiedenen Erzeugnissen der europäischen Industrie zu versehen, eröffneten zwei unternehmende Griechen in Mansurah Kramläden, die auch uns sehr zu statten kamen; wir versahen uns darin mit Zucker, Stearinkerzen, Provencer-Oel und andern ähnlichen Bedürfnissen, die wir während einer sechswöchigen Schifffahrt auf dem Nil erschöpft hatten; in andern Orten Unterägyptens war keine Gelegenheit sich derartige Vorräthe zu verschaffen.

Auf dem linken Ufer des Stroms, Mansurah gegenüber, liegt das Städtchen Talha, das Ibrahim Pascha, zugleich mit vielen andern Dörfern der Umgegend, gehört. In dem Städtchen ist eine ungeheure Anzahl Taubenhäuser, die von dem Eigenthümer errichtet wurden, sie sind sehr hoch, von conischer Form und gleichen einem Zuckerhut; die Tauben werden zum Vortheil des Pascha verkauft, und die wohlhabenden Araber nehmen sie gern als Speise; der Mist dieser Vögel wird sorgfältig gesammelt, und dient zur Düngung des Bodens auf den Feldern, wo Zuckerrohr und Melonen gepflanzt werden.

Wir hätten gerne in Mansurah übernachtet und den ganzen folgenden Tag dort zugebracht, aber die am Ufer neben dem Landungsplatz sich öffnenden Abtrittsgruben einiger Moscheen verpesteten dermaßen die Luft umher, daß keine Möglichkeit war hier zu bleiben. Um 8 Uhr Abends mußten wir abfahren und fuhren vom Vollmond begünstigt weiter bei schwachem Wind, so daß wir mehr als zwei Stunden brauchten, um zu dem Dorfe Mit-Bedre zu gelangen, das nicht mehr als fünf Viertelstunden von Mansurah entfernt ist. Hier blieben wir die Nacht über, und am andern Tage, 28 Februar, Morgens früh mußten wir wieder zum Ziehen unsere Zuflucht nehmen. Bald indeß trat ein günstiger Wind ein, und gegen 10 Uhr war unsere Barke im Angesicht der Stadt Semenud. Das will jedoch nicht heißen, daß wir uns sehr nahe dabei befanden; in dem hiesigen vollkommen flachen und fast horizontalen Lande und bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft sieht man höhere Gegenstände, wie Palmen oder Minarets, in sehr großer Entfernung; hiezu kommen die Krümmungen und die unaufhörlichen Windungen des Nils, welche die Berechnungen des ungeduldigen Reisenden täuschen. Seit dem Tage unserer Abfahrt aus Damiat war das Wetter bei Windstille oder Südwind fortdauernd schön und sehr warm, so daß wir bald gehörig erwärmt wurden. Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir nach Abusir, auf dem linken Ufer des Nils, von welcher Stadt früher schon die Rede war; sie ist auf den Trümmern der alten

Stadt erbaut, die eine weite Anhöhe bilden, welche die jezigen Bewohner von Abusir auszuebnen und zu nivelliren nicht für nöthig erachteten, so daß Straßen und Plätze bald hinauf, bald hinab gehen, bald plötzlich zu Hügeln sich erheben, und dann etwas weiterhin steil in Gruben sich senken. Das Städtchen schien wie vollkommen öde, eine Todtenstille herrschte auf den Straßen, wo wir fast gar keine Erwachsene und sogar nicht einmal Kinder sahen; selten nur huschte wie ein Schatten eine Frau in zerrissenem blauem Hemde hin, das kaum ihre Blöße bedeckte, und nahm mit einer Last getrockneter Hille's ihren Weg nach den an der äußersten Peripherie Abusirs stehenden Hütten. Die Häuser längs der Straßen sind zwei bis drei Stockwerke hoch, aus rothen Backsteinen aufgeführt, mit geschnitzten Balconen und Thüren verziert, aber der größte Theil steht verödet, oder ist ganz eingestürzt; die öffentlichen Plätze sind von Gebäuden umgeben, von denen nur Mauertheile und unförmliche Stein- und Backsteinhaufen übrig sind. Allenthalben ist das traurige Schauspiel des äußersten Ruins, welcher an die Stelle des frühern verschwundenen Wohlstandes getreten ist. Ich glaube, daß den Leser meine einförmigen, mit denselben Worten wiederholten Beschreibungen des traurigen Zustandes der unterägyptischen Städte und Dörfer langweilen werden, die Schuld liegt aber nicht an mir; was ist zu machen, wenn das Schauspiel der Verarmung, der Verödung, der Ruinen sich allenthalben unter einer und derselben Gestalt wiederholt? In Abusir sind drei Moscheen mit Minarets; eine davon ist zur Hälfte eingestürzt; der Begräbnißplatz liegt im Norden der Stadt, am Fuße des Aufwurfs, auf dem sie erbaut ist, und auf der westlichen Seite liegen große mit stehendem Wasser angefüllte Gruben.

Der günstige Wind dauerte fast bis zum Abend; um fünf Uhr Nachmittags bemerkten wir in dem hohen Schilf am Ufer drei Wildschweine, deren es in den sumpfigen Strichen Unterägyptens und in der Nähe von Cairo, namentlich um das Dorf Chanka, ziemlich viele gibt; sehr wahrscheinlich stammen sie jedoch von geflüchteten und verwilderten Hausschweinen. Der Koch Abdallah bat, man möchte hier anhalten, damit er jagen könne, allein wir hatten keine Lust nach Wildschweinen. Nach Sonnenuntergang fiel der Wind vollkommen; da wir nicht, wie wir gehofft hatten, nach Mit-Hamara gekommen waren, so übernachteten wir zwei Stunden nordwärts von dieser Stadt.

Am 1 März um 7 Uhr Morgens lag ein so dichter Nebel, daß man auf 10 Schritte die Gegenstände nicht unterscheiden konnte; der Thermometer zeigte an der Luft nur 8° R. Um 9 Uhr kamen wir nach dem Städtchen Syfteh, das Mit-Hamara gegenüber auf dem linken Nilufer erbaut ist; gegen Westen davon liegt ein hoher künstlicher Hügel, der ohne Zweifel eine alte Stadt in sich verbirgt. Uebrigens liegt Syfteh jezt selbst in Trümmern: die Straßen sind öde und die Bevölkerung, die ich auf den Märkten sah, ist ausgemergelt und in Lumpen; wir konnten hier keine Lebensmittel, nicht einmal Milch zum Frühstück, erhalten. Am Ufer des Nils erhebt sich eine Reihe großer, mit Kalk geweißter neuer Gebäude, in denen eine Baumwollenspinnerei Mehemed Ali's sich befindet.

Nach der Abfahrt aus Syfteh trieb ein starker Nordwestwind unsere Barke rasch vorwärts; um 4 Uhr Nachmittags kamen wir an dem von mir früher besuchten Dorfe Benha el Assel vorüber; die nördlich davon am Nilufer sich ausdehnenden Ruinen sind sehr umfangreich, und bilden hohe Hügel, zwischen denen man Reste alter Mauern aus Luftziegeln bemerkt. Diese Stelle ist in allen Richtungen ausgegraben, um behauene Steine, Backsteine und selbst Erde zu gewinnen, die mit verschiedenen Salzen, namentlich mit Salpeter, geschwängert ist; diese Erde wird von den Fellahs gesiebt und in Haufen längs dem Ufer aufgeschichtet, da man sie unter dem Namen S e b a ch zur Düngung des Bodens verwendet, auf dem sie mit den Händen, jedoch erst nach dem Aufgehen des Samens ausgestreut wird. Ich wollte ans Ufer gehen, um noch einmal die Ruinen in der Nähe zu sehen, aber mein Gefährte zog es vor den günstigen Wind zu benützen; er eilte seiner Geschäfte halber nach Cairo zu kommen, und mir selbst war es angenehm bald dort zu seyn. Um 7 Uhr Abends fuhren wir unter der schönen Brücke bei dem Dorfe Karinin durch, und als der Wind schwächer wurde, langten wir um 10 Uhr am Ufer an, in der Nähe der Mündung des großen Canals Bahr Menuf, der quer durch das Delta geht, und dessen ich schon mehrmals erwähnt habe.

Am 2 März dauerte die Windstille fort bis zum Mittag, was unsere Geduld auf eine starke Probe stellte, da wir gehofft hatten vor Sonnenuntergang nach Cairo zu kommen. Gegen 12 Uhr wurde indeß der Wind wieder frischer, und bald zeigten sich in der Ferne am Horizont rechts die Pyramiden von Ghizeh, und links die hohen Minarets von Cairo und die kahlen Abhänge des Mokattam. Um 3 Uhr kamen wir an dem Dorf Schalagan und dem Nildamm vorüber, verschoben jedoch einen zweiten Besuch auf eine andere Zeit. Schalagan liegt auf dem rechten Ufer des Damiatarms, hart an der Deltaspitze, wo der Nil sich in seine jezigen zwei Arme theilt. Auf der nach Savary's Angaben gefertigten Karte heißt das Dorf Schalagan S c h a r a k e n i e, und dieser Reisende glaubt es sey an der Stelle der alten Stadt Kerkasoren erbaut, deren Herodot (II. 17.), Strabo und andere Geographen erwähnen, aber die Mitglieder der französisch-ägyptischen Commission folgten der Ansicht d'Anville's und nahmen an, daß Kerkasorun auf dem gegenüberliegenden linken Nilufer stand, weßhalb es auch auf der verkürzten Karte Jacotins und Jomard's hier neben dem Dorfe Ausum angezeichnet ist. Der Wind, der vor Sonnenuntergang mit außerordentlicher Stärke geweht hatte, fiel nun, wie um uns absichtlich bis zum Ende unserer Reise zu quälen, ganz; die Segel hingen schlaff an den Masten herunter, in der Luft herrscht eine gänzliche Stille, und wir schleppten uns mühsam bis gegen 9 Uhr Abends fort nach Bulak, dem nördlichen Hafen und der Vorstadt Cairo's, von der es nur durch eine mit Oliven bepflanzte $1\frac{1}{2}$ Werst breite Ebene geschieden ist. Mit Vergnügen langten wir am Ufer an, da wir aber die Parole nicht kannten, konnten wir nicht daran denken, diesen Abend noch in die Stadt zu gehen, da die Thore ziemlich früh geschlossen werden. So mußten wir gern oder ungern noch einmal in der Barke übernachten; die Nacht schien uns unerträglich lang, und ich konnte, von Ungeduld geplagt, lange nicht einschlafen.

Am folgenden Morgen, den 3 März, standen wir mit Tagesanbruch auf, mietheten Esel, die stets in Bulak am Hafen bereit stehen, und zogen auf der im J. 1799 von den Franzosen angelegten Chaussee durch das nach dem Platz Esbekieh führende Thor Bab el elh nach Cairo. Der erste Europäer, dem ich hier begegnete, war Hr. Fock, unser Generalconsul, der seiner Gewohnheit nach in den schattigen Alleen, welche diesen ungeheuren, etwa 11 Hektaren umfassenden Platz umgeben, einen Morgenspaziergang machte. Nachdem ich einige Minuten mit ihm gesprochen, begab ich mich nach dem von dem Franzosen Coulomb gehaltenen Gasthof Hôtel de l'Orient, wohin mir bald ein Kavaß des Consulats die Briefe und Packete brachte, welche während meiner Abwesenheit für mich aus Rußland angekommen waren. Am folgenden Morgen gedachte ich mich mit der Abfassung meiner Dienstberichte über das Resultat meiner Reise in Unterägypten zu beschäftigen, aber gegen Abend überfiel mich eine tiefe, seltsame und wenn man will lächerliche Trauer, eine Art N a s t a l g i e oder vielmehr N a v a l g i e, nämlich ein Heimweh nach der Barke; ich wünschte mir das thätige, angenehme, kindisch fröhliche Leben auf derselben zurück, die wackeren gutmüthigen nubischen Matrosen, an die ich mich so gewöhnt hatte, die reine, frische Luft auf dem Nil; in Cairo war es mir heiß und dumpf, die Gesellschaft der Europäer mit ihren unerträglichen Prätensionen und Stänkereien, der Lärm im Gasthofe, die Visiten, die Gastmahle schienen mir unaussprechlich lästig und widerlich. Diese seltsame Stimmung dauerte einige Tage, ich verlor den Appetit und die Kräfte, schlief sehr schlecht, und nur langsam und allmählich kehrte ich zu dem normalen physischen wie geistigen Zustande zurück.

D i e n e u e n A u s g r a b u n g e n a n d e r V i a A p p i a sollen sehr merkwürdige Ergebnisse liefern, namentlich viele und mancherlei Gräber zum Theil von großem historischem Interesse. (Liter. Gaz. 1 Novbr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. W i d e n m a n n.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 272. 13 November 1851.

Die Niam-Niams oder geschwänzten Menschen.

Das Bulletin de la Société de geogr. (Juillet) enthält ein Schreiben an den Redacteur von dem bekannten Reisenden Grafen Castelnau, dessen Inhalt interessant genug ist, wir müssen aber, wie er selbst, die Richtigkeit ganz dahin gestellt seyn lassen.

„Als ich mich zu Bahia mitten unter einer unermeßlichen Sklavenbevölkerung aus allen Theilen Afrika's befand, glaubte ich, unter dieser großen Zahl würden sich wohl einige hinreichend unterrichtete Leute finden, um mir Nachrichten über die unbekannten Theile dieses ungeheuren Continents zu liefern. Ich bemerkte bald, daß die Mohammedaner im allgemeinen intelligenter seyen als die götzendienerischen Bevölkerungen der Küste. Mehrere Schwarze aus den Ländern Haussa und Adamawah sagten mir, sie hätten Kriegszüge gegen ein geschwänztes Volk, mit Namen Niam-Niams, mitgemacht. Sie zogen von Kano aus 13 Tagreisen weit, überschritten den Booiche und Gurzum, um eine Waldgegend, Namens Lanschandon zu erreichen, die voll von Tigern, Giraffen, Elephanten, Rhinocerossen und wilden Kameelen sey. Sie brauchten neun Tage um diesen ungeheuren Wald zu durchziehen, dann erstiegen sie hohe Berge, auf deren Fläche sie mehrere Tage fortzogen, und dann auf ein zahlreiches ihnen ganz ähnliches Volk stießen, das aber mehr oder minder lange Schweife (0,30 M. bis 0,40 M., also über einen Fuß lang) hätten; dieß Organ sey straff und unbeweglich. Die Haussas metzelten diese Unglücklichen nieder, und sahen unter den Leichen die mehrerer Frauen mit ähnlichen Anhängseln, alle waren vollkommen nackt.

„Die Haussas blieben sechs Monate im Lande; diese ganze Gegend ist mit sehr hohen Felsen bedeckt, und die meisten der Niam-Niams leben in Löchern, obwohl sich einige auch Strohhütten bauten. Diese Wilden feilen sich die Zähne; sie haben Lanzen, Wurfspeere und Keulen; im Kriege stoßen sie ein scharfes Geschrei aus. Es sind schöne Leute mit sehr wolligen Haaren; sie bauen Reis, Mais und andere im Lande Haussa unbekannte Kornarten, haben kleine Ochsen ohne Hörner, Schafe und Ziegen. Das einzige Hausgeräthe war eine hölzerne Bank, um den Schweif durchzustecken. Dieses Land soll südwestlich vom Tschadsee liegen.

„Ich habe sieben oder acht Schwarze gesehen, welche versicherten, solche Kriegszüge mitgemacht, die Schweife gesehen und deren abgehauen zu haben. Ich berichte nach den Angaben der Schwarzen und ohne die Richtigkeit zu verbürgen. Meine Absicht ist übrigens die Verhöre, die ich vornahm, die Karten, die Porträts von verschiedenen Volksstämmen, Wörterbücher u. dgl. herauszugeben."

Die Südslaven.

(Fortsetzung.)

Alles dieß mußte das Mißtrauen nähren, denn ein solches Verhalten konnte nur aus Verachtung des serbischen Volks oder aus entschieden schlimmem Willen hervorgehen. Zur Zeit als dieß geschah, gegen Ende des Jahres 1848 und Anfang 1849 war der Kampf mit den Magyaren matt, weil die meisten Truppen derselben gegen die Mitte des Landes den Oesterreichern entgegengezogen worden waren, der innere Zwiespalt konnte also um so leichter Platz greifen. Der Patriarch spielte von jetzt an eine Rolle, die sich nur durch die Annahme erklären läßt, er habe die Vermittlung zwischen den einander gänzlich widerstreitenden Forderungen der österreichischen Regierung und des serbischen Volks übernehmen, und, gestützt auf sein geistliches Ansehen, seinen Ansichten bei dem Volke Eingang und bei der Regierung Gehör verschaffen wollen. Die Stelle, wo der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn" den Stand der Dinge schildert, ist folgende: „der Patriarch zweifelte keinen Augenblick, daß ihm als Bevollmächtigten das Recht zustehe, die Sache der Nation mit seiner Person zu identificiren. Er stand für sie ein, er wollte in der Wahl der Mittel und Wege zu ihrer Durchführung durch niemand beirrt seyn; er zeigte sich entschlossen alles niederzuhalten und aus dem Wege zu räumen, was sich ihm hinderlich entgegenstellen würde. Ob der Vorwurf den man ihm machte, daß er sich nämlich dabei nicht immer frei von Gelüsten nach unumschränkter Ausübung seiner Gewalt zu halten gewußt habe, begründet sey oder nicht, mag dahingestellt bleiben; Thatsache ist, daß der Patriarch, bald nachdem er die Vollmacht übernommen und die Verwaltung reorganisirt hatte, sich nach Semlin zurückzog, und von dort aus, umgeben von einem Kreise seiner treuesten Anhänger, die auswärtigen sowohl als die innern Angelegenheiten leitete, Ukase erließ, Officierspatente ausstellte, Noten von der österreichischen Regierung empfing, Noten an sie richtete, den Streit über den Einschluß des Banats in das Bereich seiner Autorität mit dem Commandanten von Temeswar fortführte, ohne den Odbor dabei mehr zu berücksichtigen, als eben die Aufrechthaltung der Förmlichkeit erforderte."

Diese Stelle macht das ganze Verhältniß deutlich. Die nationalen Behörden, die eigentlich nichts waren als organisirte Clubs, konnten, seitdem die Nationaltruppen so mit österreichischen, aus den ungarischen Regimentern übergetretenen oder von den Gränzregimentern gekommenen Soldaten und Officieren übersetzt waren, daß sie nur noch als ein österreichisches Armeecorps angesehen werden konnten, um so weniger mehr eine wahre Macht üben, als auch Knitschanin mit seinen Serben von seiner Re-

gierung auf fremden Antrieb zurückgerufen werden sollte. Ohne bewaffnete Macht waren sie nichts, und wenn sich Rajatschitsch das Ansehen gab, als ob er sich gar nicht um sie kümmerte, so konnte dieß ein durch die Lage der Dinge ihm abgedrungenes Compliment für die österreichischen Machthaber seyn; daß er den Anforderungen seines Volkes auf nationalen Bestand nichts vergeben wollte, geht weniger daraus hervor, daß er Officierspatente ausfertigte und mit der österreichischen Regierung Noten wechselte, als aus dem Streit mit FML. Rukavina hinsichtlich der Autorität über das Banat. Rukavina hatte Recht, denn ihm als österreichischen Commandanten von Temeswar kam in Kriegszeiten die politische Autorität über das Banat zu, nach den Forderungen der Serben aber, welche das Banat, die Batschka und Syrmien als das unter der Autorität ihres Woiwoden stehende Gebiet ansprachen und dafür eine nationale, in serbischer Sprache geführte Verwaltung forderten, mußte Rajatschitsch das Banat, wenn er es gleich nicht ganz hatte erobern können, als das ihm unterthänige Gebiet nach der Entfernung der Magyaren unter seine Verwaltung ziehen wollen. Die Rolle des Patriarchen ist also unverkennbar: es war eine mit Energie, aber ohne die nöthigen Mittel nach beiden Seiten hin angistrebte Vermittlung, und der Vermittler verdarb es, wie gewöhnlich, mit beiden.

Der Odbor, welcher aus der Bewegung des Frühjahrs 1848 hervorgegangen, mußte bald einem vom Patriarchen ernannten weichen, und Stratimirowitsch ward beschuldigt mit revolutionären Planen umzugehen. Das Volk ließ sich diele Schritte, wenn auch nicht ohne Murren, gefallen, weil das Zurückziehen der magyarischen Truppen eben den serbischen das Vordringen erleichterte, aber bald kam der Patriarch auch mit den österreichischen Befehlshabern ins Gedränge. Als Fürst Windisch-Gräz im Winter nach Pesth und über diese Stadt hinaus vordrang, und über ganz Ungarn, auch über die von Serben bewohnten Striche das Kriegsgesetz verhängte, befahlen die kaiserlichen Officiere den nationalen Truppenabtheilungen die serbischen Fahnen abzulegen und die kaiserlichen aufzupflanzen. Vergebens widersprach der Patriarch: wenn er auf der einen Seite nationale Behörden einsetzte, lösten die kaiserlichen Officiere sie auf der andern mit Gewalt wieder auf. Der Patriarch hatte sich also jetzt mit beiden Theilen verfeindet, und die nationale Partei gab ihm Schuld, daß er die Uebergriffe der österreichischen Officiere herbeigeführt habe. Diese mißliche Stimmung ward noch gesteigert durch die Constitution vom 4 März, welche für die Woiwodina sehr vage Versprechungen gab, und die Militärgränze, in der bereits die kaiserlichen Officiere die deutsche Sprache wieder eingeführt hatten, in den alten Stand zurückversetzte.

Mitten in die dadurch hervorgerufene Aufregung fiel der Umschlag des Kriegsglücks wie ein Blitzstrahl, und schon Ende März rückten die Magyaren unter Perczel wieder im Banat und der Batschka vor, das Mißtrauen gegen die österreichischen Befehlshaber war jedoch so sehr gestiegen, daß man sie beschuldigte, absichtlich die Magyaren herbeigezogen zu haben, damit die Serben gefügiger würden, und nicht sagen könnten, *sie* hätten die Woiwodina gegen die Magyaren mit Glück vertheidigt. So abgeschmackt dieser Verdacht war, so sehr griff er um sich, und legt wenigstens Zeugniß ab von dem tiefgehenden Mißtrauen, das sich der Bevölkerung gegen Oesterreich bemächtigt hatte. Die Fortschritte Perczels auf der einen und Bems auf der andern Seite, und die fast zum offenen Aufruhr herangewachsene Opposition der nationalen Partei nöthigten den Patriarchen endlich seine Zuflucht zu dem so tief beleidigten Stratimirowitsch zu nehmen und ihm den Oberbefehl zum drittenmal zu übertragen. Noch einmal flammte die Begeisterung auf, und eine Anzahl Kämpfer eilte zu den Fahnen, so daß Stratimirowitsch wenigstens die Ehre der serbischen Waffen retten und Syrmien vor dem Einbruch der wilden Schaaren Perczel's bewahren konnte. Kurze Zeit hernach trat der Banus als Befehlshaber der österreichischen Südarmee seinen Zug gegen die untere Donau an, die serbischen Truppen wurden in dieß Corps eingereiht, Stratimirowitsch abgedankt, und mit der Unterdrückung des magyarischen Aufstands fand auch die serbische Bewegung ihr Ende; das Banat, die Batschka und Syrmien wurden entwaffnet, die Mitglieder des ehemaligen Odbors verbannt, die serbischen Farben verboten, kurz das Kriegsgesetz herrschte über diese Länder, wie über die, in denen der magyarische Aufstand seinen Sitz gehabt. Auch die Militärgränze ward zurückgeführt zur alten Einrichtung und zum alten Gehorsam, und der Verfasser der Wanderungen an der Donau gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß auch in ihr, die für Oesterreich so unsäglich viel Menschen geopfert, und durch den Krieg so viel verloren, eine dumpfe Unzufriedenheit gähre. [1]

Der Verlauf dieser Begebenheit von dem ersten Auftreten der Serben und der Berufung auf ihre alten Privilegien an ist sehr merkwürdig. Ob die österreichische Regierung in Bezug auf diese serbische Bewegung klug gehandelt oder nicht, läßt sich bei der mangelhaften Kenntniß der dortigen Verhältnisse nicht wohl sagen: wenn sie die Zuneigung der Serben dem Phantom der Centralisation opferte, so hat sie zuverlässig einen Fehler gemacht, kaum geringer als die Magyaren selbst. Aber wir dürfen unsere Blicke nicht bloß auf den Kampf im Banat, der Batschka und Syrmien richten. Der Verfasser der „serbischen Bewegung in Südungarn" sieht nur diesen, er vermeidet es in fast studirter Weise andere Betrachtungen hereinzuziehen; er erwähnt die Verhältnisse im Fürstenthum Serbien, selbst die Verhältnisse in Pesth und in Wien just nur so viel, als unumgänglich zum Verständniß der Vorgänge im südlichen Ungarn nöthig ist. Das ist einerseits ein Verdienst, andererseits ein Fehler, denn wie gesagt der Kampf hatte eine viel weitere Bedeutung als die Strecke Landes auf der er gekämpft wurde: die Einwirkung auf die benachbarten Slavenländer war ungeheuer; nicht nur aus Serbien, selbst aus Bosnien und Montenegro kamen die Kämpfer, ja der Wladika von Montenegro soll 10,000 Mann angeboten haben. Man erwäge wohl: seit Jahrhunderten haben auf diesem Boden nur fremde Heere um den Besitz der Herrschaft gekämpft, Deutsche und Türken; die Behandlung der Unterthanen, namentlich durch den Adel, war im christlichen Land manchmal so, daß Slaven nach der Türkei flüchteten, und wir wissen aus früheren Mittheilungen, daß die Verhältnisse der christlichen Rajas bis weit ins vorige Jahrhundert herein gar nicht ungünstig waren. In dem ganzen mächtigen Gebiet vom Balkan bis in die Ebenen Ungarns hinein hatte der Slave seit Jahrhunderten nur als Räuber oder als Soldat in fremdem Dienst gefochten, niemals unter eigenen Fahnen für sich selbst, und doch sind die Erinnerungen an den Serbenkönig Duschan, an den Königssohn Marko und andere slavische Helden noch sehr lebendig; eine von Oesterreich selbst vor der Märzrevolution eine Zeit lang gehätschelte Partei, die Panslavisten in Agram, trägt sich fort und fort mit der Idee des Südslavenreichs und verbreitet die lockende Mähr auf alle Weise; wie traumhaft und unausführbar diese Idee ist, würde man erst

[1] Auf der andern Seite ist nicht in Abrede zu stellen, daß das allerdings harte Loos der Gränzsoldaten durch neuere Verordnungen sehr erleichtert wurde. Auch Neigebaur (p. 222) führt mehrere derselben an.

nach Erreichung des Ziels in vollem Maaße erkennen, jetzt steht sie noch als goldener Jugendtraum da, dem man auf alle Weise nachjagt. Die serbische Bewegung konnte der Kern werden; sie war stark genug, um, wenigstens bei den Führern, namentlich auch bei den geistlichen,[1] der kirchlichen Abneigung Schweigen zu gebieten, wenn es gleich unter den Bevölkerungen der katholischen und griechisch nicht-unirten Kirche an Reibungen nicht ganz fehlte.

Erwägt man noch, daß die serbische Bewegung sehr bald anfing, das Band des militärischen Gehorsams in der Militärgränze zu lockern, und daß lang ehe die österreichische Regierung offen den serbischen Aufstand gegen die Magyaren unterstützte, ja schon zu einer Zeit wo sie überhaupt noch schwankte, eine gute Anzahl Gränzer, fortgerissen durch das Gefühl der Landsmannschaft und das Ansehen der griechisch nicht-unirten Geistlichkeit, in den Reihen des serbischen Landsturms fochten, so leuchtet ein, daß für Oesterreich bei dieser Bewegung seine ganze Militärgränze auf dem Spiele stand, d. h. eine Armee von mehr als 60,000 Mann, und damit nicht nur eine sehr bereite Kriegsmacht, sondern auch sein ganzes Gränzbewaffnungssystem gegen die Türkei. Wenn hier, wie man in Agram träumte, ein südslavisches Reich entstand, so war zu einer Allianz desselben mit Rußland nicht weit, ja sie war in manchen Beziehungen fast eine Naturnothwendigkeit: denn wenn sich die österreichische Regierung mit den Magyaren aussöhnte, so konnte dieser Bund zu einer neuen Beeinträchtigung der Croaten und Serben führen. Unter diesen Umständen ließ sich unmöglich berechnen, was aus der serbischen Bewegung werden würde, und darum wohl suchte man sie im Keime zu ersticken. Ob es klug gehandelt war oder nicht, das möchte, wie wir oben gesagt, so leichthin nicht zu beantworten seyn. Die Verhältnisse Oesterreichs sind allzu verwickelt, als daß sich ein oberflächliches Votum abgeben ließe. Stände hinter Oesterreich die ganze deutsche Macht, so könnte es diesen Völkern einen hohen Grad von Freiheit geben, sicher, doch immer sie in gewisse, durch die Lage der Dinge gebotene Schranken zurückzuhalten; da aber diese nachhaltige Macht fehlt, so weiß man kein anderes Mittel als die Keime der Bewegungen zu ersticken, deren weitere Folgen man nicht zu beherrschen sich getraut. Oesterreich ist seit dem Ende der Türkenkriege in einer durchaus anormalen Lage: solange die „Türkennoth" drohte, und man Oesterreichs bedurfte, sahen alle diese Völker auf Oesterreich als den natürlichen Schutzherren, und der Kampf gegen die Türkei war auch der natürliche Vereinigungspunkt für alle. Seit Oesterreich, durch die Kämpfe im Westen zu sehr in Anspruch genommen, nicht mehr wie in früherer Weise als Feind auftrat, und die Türkei nicht mehr den Krieg herausforderte, waren alle diese ungarischen Länder bis an die Donau nur noch Besitzungen, die nach einem materiellen Maaßstab geschätzt wurden, nicht mehr Schutz suchende Provinzen, die sich unter den Schirm des Adlers geflüchtet. Aber in diesen Provinzen lebt ein Element des Kampfes gegen die Türkei zur Befreiung ihrer noch unter türkischer Herrschaft lebenden Brüder, und da dieß Streben nicht mehr von Oesterreich genährt wird, so wenden sich die Blicke auf Rußland. Seit der mißlungenen Belagerung Wiens durch die Türken geht die Strömung rückwärts gegen Konstantinopel, Oesterreich aber durch eine Menge europäischer Verhältnisse gefesselt, will dieser Strömung nicht weiter folgen.

(Schluß folgt.)

[1] „Zum Zeichen der Wiedervereinigung des großen serbischen Stammes, der durch das Schisma der Religion in zwei feindliche Glaubenslager geschieden worden, segnete der griechische nicht-unirte Patriarch (Rajatschitsch) das neue katholische Oberhaupt der zu vereinigenden südslavischen Lande im katholischen Dom ein, und hielt der katholische Bischof Oshegowitsch das Tedeum in alt-slavischer Sprache." (S. die „serbische Bewegung in Südungarn" p. 109 f.)

Paraguay und die Republiken am La Plata.

2. Die argentinische Conföderation.

Nach einem ganzen Jahrhunderte fruchtloser Versuche sah man sich zu der Erkenntniß genöthigt, daß Paraguay nicht als Etappenplatz zwischen dem atlantischen Meere und den an den Abhängen der Cordilleras gegründeten Städten dienen könne. Der Strom der Auswanderer hielt, statt den Parana hinaufzufahren, an seiner Mündung an. Zu Assomption vermischte sich das nur selten erneuerte spanische Blut täglich mehr mit der weichlichen Guaranirace; die neuen Ankömmlinge zerstreuten sich hauptsächlich in der Ebene von Buenos-Ayres, unterwarfen die wilden Pampasstämme, vermischten sich mit ihnen und gaben so einer anderen Race von wilder Energie, den Gauchos, das Leben, welche wir heute dem ganzen Lande Gesetze vorschreiben sehen. So wurden diese ungeheuren Ländereien der argentinischen Conföderation bevölkert.

Zwischen Buenos-Ayres und dem Fuße der Cordilleras dehnt sich eine 300 Lieues lange Ebene aus, welche von Natur in drei dem äußeren nach sehr verschiedene Zonen getheilt ist. Zuerst ist sie ein weites, achtzig Lieues langes Feld von Klee und Disteln, welches jedes Jahr vier sichtbare Veränderungen erleidet: ein grüner Grasplatz im Winter, d. h. im Julius, bedeckt es sich im Frühjahre mit glänzenden Blumen, und der Sommer überzieht es wieder mit einem Walde von 20 Fuß hohen stacheligen Pflanzen, die gerade sind wie Birken, dicht wie Bambusstämme, und durch welche man sich vergebens einen Weg zu bahnen versuchen würde; sobald sie aber verdorrt sind, bestreut der Herbst-Pampero den Boden mit ihnen und verjagt sie in alle Ferne; jenseits ist es eine ebene Wiese, wo man 150 Lieues weit auf dickes Gras tritt, ohne nur einem schlechten Kraute zu begegnen; der Lauf der Wasser, welche hier ihre Furchen ziehen, verliert sich in der Stille, oder macht sich in durch Terrainfalten gebildete kleine Seen Luft. Endlich beginnt ein Schlag von grünen jungen Bäumchen und Bäumen, unter welchen man durch herrlichen Schatten geschützt auf einem Raume von 90 Leguas seines Weges geht. Man könnte glauben, man wandle auf den Straßen eines Parkes; es fehlen dazu nur Schlösser, Herrenhäuser, und an den lichten Stellen die Fernsicht nach irgend einer volkreichen Stadt.

Die ersten Pferde und das große Vieh, welche man in diese Ebenen brachte, vermehrten sich so ungeheuer rasch, daß man deren Köpfe heute nach Millionen zählt. Wenn Spanien gleich das Interesse seiner Colonie zu Rathe gezogen hätte, so würde es den Austausch dieser unverhofften Reichthümer einerseits mit Peru, welches Maulthiere bedurfte und sie mit Silber bezahlen konnte, und andererseits mit Europa erleichtert haben, dessen Manufacturproducte sich durch die Ausfuhr der Häute und Felle aus dem Lande ausgeglichen haben würden. Die Habsucht einiger Alleinhändler stand diesem natürlichen Markte entgegen: diese Speculanten wollten nicht, daß der Handel einen Weg nehme, wo sie nicht das ausschließliche Privilegium gehabt hätten, und so waren die überflüssigen Producte der Pampas verdammt, unnütz auf dem Boden zu verderben oder sich ohne Nutzen für die Eigenthümer unendlich zu vermehren; allein es gibt selbst in der Natur der Dinge eine Gewalt, welcher die schlechtesten Regierungen vergebens zu widerstehen streben: der Schleichhandel vertrat die Stelle des regelmäßigen Handels, welchen man verschrieb. Buenos-Ayres eröffnete seine Straßen mit Chili und Peru über die Pampas, und die Engländer vollführten durch ihre Schiffe, die Portugiesen durch ihre angränzenden Besitzungen kühn ihre unerlaubten Operationen unter den Augen und oft mit Connivenz der zu ihrer Verhinderung aufgestellten Behörden. Unter diesen Umständen brauchte Buenos-Ayres nicht weniger als zwei Jahrhunderte, um sich zu entwickeln, um der von der neuen Welt so laut begehrte Stapelplatz zu werden. Dasselbe errichtete im Jahre 1620 eine von Paraguay abgesonderte Regierung und wurde der Sitz des Vice-Königreichs La Plata im

Jahre 1776, zu einer Zeit wo der Geist des Jahrhunderts die tyrannischen Schranken der Alleinhändler brach und endlich den Handel seinen Weg nehmen ließ; dieß waren die Anfänge von Buenos-Ayres und der Grund seiner Wichtigkeit in Amerika.

Die Eifersucht, welche bis auf unsere Tage zwischen dieser Stadt und Montevideo besteht, findet man in ihrem Keime als Folge der Ausschließungstheorie Spaniens und besonders des durch seinen Prohibitionsgeist hervorgerufenen Schmuggelhandels. Immer mußte Buenos-Ayres gegen Montevideo auf seiner Hut seyn. Portugal machte Ansprüche, die Gränzen von Brasilien bis an den Parana auszudehnen und die ganze orientalische Provinz zu umschlingen; dann wäre kein Punkt der spanischen Gränze zum Schutze gegen den Schmuggelhandel da gewesen, von dessen Hauptheerd Buenos-Ayres selbst beherrscht worden wäre. Gegenüber dieser Stadt und an dem entgegengesetzten Ufer des Rio de La Plata schiebt die Hügelreihe, welche den Boden der orientalischen Banda mit Schluchten durchschneidet, eine kleine amphitheatralisch abfallende Hügelkette vor, welche sich in den schmutzigen Gewässern des Stroms verliert. Der Strom ist an dieser Stelle nur sieben Meilen breit; die beiden Ufer bilden, indem sie sich mehr zusammenziehen, gleichsam den Hals eines Trichters, der sich sodann gegen den Ocean hin erweitert. Ein zu gewissen Jahrszeiten sehr dichter Nebel verbirgt die meiste Zeit die beiden Ufer einander gegenseitig; manchmal aber wird die Luft plötzlich klar und so durchsichtig, daß man von den flachen Ufern von Buenos-Ayres ganz deutlich die Wellenlinien der gegenüberliegenden Hügelreihen unterscheidet. Dieser kleine Hafen, welchen ein Gürtel von kleinen Inseln vor dem Winde schützt, scheint besonders gemacht, um den Schmuggel in die Pampas vorzuschieben. Wir haben bei unsern Blokaden des La Plata mehr als einmal die Erfahrung gemacht. Die Portugiesen bemächtigten sich desselben im Jahre 1680, bauten dort eine Festung, welche den Namen Colonia del Sacramento erhielt, und machten daraus den Herd des Schleichhandels. Von wie vielen Kämpfen war diese Erdzunge der Schauplatz! Während eines Jahrhunderts schlugen sich Spanier und Portugiesen aufs Erbittertste um dieses Vorgebirge, welches endlich nach den Bestimmungen des Vertrages von 1777 Spanien verblieb, und dann erst herrschte der Friede auf dem Rio de La Plata.

Die Rolle, welche Buenos-Ayres als Sitz der Regierung und des Vice-Königreichs von La Plata gespielt, kann vielleicht mit einigen Worten geschildert werden: im Inneren eröffnete es durch die Wüste Karawanenstraßen, welche die im Osten der Cordillère gelegenen Städte unter einander verband; in den Pampas drängte es die Wilden zurück, welche dieselben unsicher machten und ihre Einfälle bis in die Vorstädte der Hauptstadt fortsetzten; nach außen widersetzte es sich den Ueberfällen der Portugiesen und dem bewaffneten Schmuggel, welchen diese im Verein mit den Engländern und Franzosen der Küste entlang betrieben. Um die Portugiesen von dem Vorgebirge Montevideo, wo sie sich im Jahre 1723 festgesetzt, zu vertreiben, gründeten die Spanier im Jahre 1726 die Stadt, welche diesen Namen trägt, mit Familien, welche von den kanarischen Inseln gekommen. Um die Franzosen, welche im Jahre 1720 auf der Rhede von Maldonado ein Schmuggeletablissement errichtet, zu verjagen, beschloß der Gouverneur von Buenos-Ayres dort ein Fort zu bauen; allein diese unglückliche orientalische Provinz, welche wie heute bald von brasilianischen Truppen, bald von denen von Buenos-Ayres verwüstet wurde, konnte die Reichthümer ihres fruchtbaren Bodens erst zu der Zeit entwickeln, wo Spanien endlich auf beiden Ufern des La Plata herrschte und dieselben zwang, in Frieden zu leben; dann wuchs jede der beiden Städte nach ihren normalen Bedingungen. Montevideo wurde der Mittelpunkt, wo die Interessen der Banda Oriental von Uruguay zusammenliefen, und Buenos-Ayres, der nothwendige Zusammenlauf aller großen Straßen im Inneren, wurde in Handel und Politik die Hauptstadt des ungeheuren Beckens, welches sich bis an die östlichen Abhänge der Andes erstreckt; alles glückte auf dem Rio de La Plata, und dieses Gedeihen dauerte noch fort, als der spanische Vicekönig durch die Häupter der Insurrection am 25 Mai 1810 abgesetzt wurde.

Die revolutionäre Bewegung verlief in dem früheren Vice-Königreich nach dem Geiste der ehemals Spanien unterworfenen Gesellschaft. Auf dem flachen Lande lebte dünn gesäet eine Bevölkerung von unabhängigen Hirten, welche sozusagen kein sociales Band erreicht: das Gefühl der Gleichheit herrscht dort in seiner ganzen Kraft; es ist das Gesetz des Klima's und des Bodens. Sodann erheben sich in großen Zwischenräumen von einander einige wenige Städte, welche von Kaufleuten und Grundbesitzern bewohnt sind, die mit den Erzeugnissen ihrer Besitzungen Handel treiben, wo sie nie wohnen, folglich ohne territorialen Einfluß sind; sie sind so ziemlich von gleichem Ursprunge, haben beinahe keine sociale Scheidelinie und kommen größtentheils aus jenen auf den Geist der Gleichheit so stolzen baskischen Provinzen, welchen die Statuten der Cortes von Tarragona im Jahre 1519 mit so viel Stolz ausgesprochen. Man muß den General Rosas in seiner kräftigen und pittoresken Sprache selbst entwickeln hören, wie das Leben der Wüste und die Ueberlieferungen des Blutes die demokratische Republik zu der nothwendigen Regierungsform für die argentinischen Provinzen machen, während in Chili, dem Lande des Ackerbaues, wo die großen Besitzer auf ihren Gütern wohnen, die aristokratische Republik sich bilden mußte. Uebrigens besteht kein Verhältniß zwischen der Bevölkerung des Landes und derjenigen der Städte, welche für sich allein den dritten Theil, bisweilen die Hälfte der Bewohner der Provinzen ausmachen, deren Hauptstädte sie sind. So zählte Buenos-Ayres 80,000 Einwohner, und die ganze Provinz hatte höchstens 120,000, Tucuman 12,000, die Provinz 45,000, Salta 7000, die Provinz 40,000.

Die Crealen von Buenos-Ayres waren es, welche aus Groll und Neid den Unabhängigkeitskrieg in Südamerika gegen die Spanier des Mutterlandes führten, die alle öffentlichen Aemter allein inne hatten und eine Art privilegirter Classe bildeten. Mit Gewandtheit machten sie sich die schlechten Leidenschaften zu Nutze, welche eine hundertjährige, wurmstichige Verfassung zurückgelassen; ihre besten Truppen recrutirten sie unter den Gauchos, und das Wort Unabhängigkeit tönte aus den Pampas wieder; nach beendigter Revolution beuteten sie dieselbe zu ihrem Vortheile aus und theilten sich in die militärischen Grade, die öffentlichen Dienste und Verwaltungen. Dieß wäre gut gewesen, wenn sie zu regieren verstanden hätten. Ihre Plane waren, das muß man sagen, ein glänzendes Titelblatt. Sie nahmen auf der Karte beinahe alle Provinzen des früheren Vice-Königreichs, schufen daraus eine Conföderation durch eine nach der Constitution der Vereinigten Staaten copirte Karte, gaben denselben Buenos-Ayres, wo sie herrschten, zur Hauptstadt und wollten, ohne sich darum zu kümmern, ob die europäische Civilisation im Lande Eingang finde, demselben die Institutionen unserer alten Gesellschaft geben. An Beredsamkeit fehlte es ihnen nicht; allein der zum Regieren gehörige Verstand, die Disciplin gingen ihnen völlig ab. Beim Zerstören hatten sie zusammengehalten, sobald es sich darum handelte, etwas zu gründen, wurden sie uneins. Kaum am Ruder, lagen sie in beständigem Widerspruche; die Regierung kam in Folge rasch auf einander folgender, nothwendiger Zufälle von der hohen Bourgeoisie an die Advocaten und von diesen an die Schreiber. Alle politischen Bande waren zerrissen; das Land schien nahe daran, sich in Anarchie aufzulösen ... Anarchie! Begreift man wohl, was dieß heißt in diesem Ocean von Ebenen, wo unerbittliche Wilde sich gegen die Christen in Hinterhalt legen, wie der Tiger auf sein Opfer lauert, wo die unvertheidigten Ranchos, die offenen Städte die Beute des ersten besten mit einer Lanze bewaffneten Banditen werden, welcher eine Hand voll Verbrecher zusammengerafft? Es ist gerade, wie wenn die Seeräuberei Gesetz auf dem Meere würde.

(Fortsetzung folgt.)

Goldberechnung in Californien. Nach der Shipp. Gaz. vom 8 November berechnet man nicht mehr den Werth des ausgeführten Goldes in Dollars, oder berichtet ihn in Unzen, sondern spricht von Tonnen; die letzte Sendung war $3\frac{1}{4}$ Tonnen, die nächste soll 5 Tonnen, d. h. 10,000 Pfd. Gold seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Gb. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 273. 14 November 1851.

Die dießjährige Wallfischfängerflotte.

Wir haben schon mehrmals und auch in diesem Jahre (s. Nr. 212) den ungeheuern Umfang des Wallfischfangbetriebs in Nordamerika erwähnt, und es darf deßhalb nicht verwundern, daß für diesen bedeutenden Geschäftsbetrieb ein eigenes Journal, Whalemen's Shipping List, in New-Bedford (Massachusetts) erscheint, und zwar wöchentlich zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Dollar. Natürlich müssen bei solchem Preise, wo das Blatt noch nicht auf 2 Cts. (3 kr.) kommt, die Ankündigungen des Handels und der Gewerbe, die mit dem Wallfischfang in Verbindung stehen, das Beste thun. Es liegt uns das Blatt vom 21 Oct. d. J. vor, welches die neuesten Nachrichten über den Gang des dießjährigen Geschäftsbetriebs liefert, die nicht allzu günstig lauten. Es ist bekannt, daß die Wallfischfänger vor mehreren Jahren noch sich hauptsächlich in der Südsee hielten und dort die Wallfische verfolgten; erst seit vergleichsweiser kurzer Zeit sind sie über die Linie hinauf nach Norden an die Westküste Amerika's und die Ostküste Asiens gezogen, und vor wenigen Jahren wagten sich einige durch die Behringsstraße hindurch ins nördliche Eismeer; der Erfolg war im vorigen Jahre glänzend, und lockte in diesem Jahre eine viel größere Anzahl Schiffe hin, welche meistens in Kamtschatka in der Bucht von Anadyr überwintert hatten. Im nördlichen stillen Meer waren nicht weniger als 143 Wallfischfänger, von denen 60 durch die Behringsstraße gingen. Dießmal aber war der Erfolg sehr schlecht: ungeheure Eismassen umgaben die Schiffe, beschädigten eine ziemliche Zahl und zerquetschten acht Fahrzeuge, deren Mannschaft sich mit Mühe ans Land rettete. Einige andere Schiffe machten ihre Ladung voll aus den Wracks der gestrandeten Schiffe, die Mehrzahl der andern aber soll dießmal wegen des höchst stürmischen Wetters ziemlich leer ausgegangen seyn. Auf diesem Wege erfahren wir auch, daß die englischen, zur Aufsuchung Sir John Franklins durch die Behringsstraße geschickten Schiffe mit Mühe dem Schicksal entgingen, in der Behringsstraße im Eise zerquetscht zu werden. Ob diese Schiffe auf der Hin- oder Herfahrt waren, ist nicht gesagt.

Die Südslaven.

(Schluß.)

Wer sich je mit der neuern Geschichte der Südslawen und und ihrer verwickelten Verhältnisse befaßt hat, der wird erkannt haben, wie schwierig es ist eine richtige Ansicht derselben zu gewinnen, und die gewöhnlichen Schriften geben oft unbegreiflich wenig Ausbeute. Wir haben Neigebaurs „Südslawen" mit Begierde ergriffen, aber höchst unbefriedigt aus der Hand gelegt. Es ist so viel Zerfahrenes und Verworrenes darin, daß man wohl sieht, er hat selbst keine klare Ansicht von der Sache erhalten, und auf seine politischen darin niedergelegten Ansichten kann man gar nicht eingehen, ohne in eben solche Zerfahrenheit zu gerathen; nimmt man gar vollends unsern alten phraseologischen Freund, Cyprien Robert, zur Hand, der ganz im Gegensatz mit Neigebaur und seinen abgerissenen Bemerkungen eine himmelschreiende Systemsucht verräth, so hält man sich den Kopf, ob einem nicht schwindle. Monographien, wie die „serbische Bewegung in Südungarn" und die „Sommerwanderungen an der Donau" sind noch, wenn auch manchmal einseitig, ohne Vergleich die belohnendsten. Vor dem Jahre 1848 lastete auf den Südslawen der Druck der Verachtung, Neigebaur schildert sehr richtig, wie hoch herab der Ungar auf den Serben gesehen, und die Geschichte des Jahres 1848 selbst, wo die Serben auf dem Reichstag in Preßburg größtentheils nur wie „Räuber" behandelt wurden, gegen die man das „Standrecht zu verkünden und den Galgen aufzubauen habe," liefert den Beweis dieser Nichtachtung nur allzu vollständig. Selbst der Kroate, auf den, Neigebaurs Mittheilungen zufolge, der Serbe heruntersieht, sprach von letzterem nur als von „wilden" Raitzen.

Diese Stämme haben seit ihrer Einwanderung aus dem Norden vom 6ten bis 8ten Jahrhundert nie einen Staat gebildet, selbst nicht unter den serbischen Fürsten, welche die „raitzischen Lande vom Meer bis zum Meer" beherrschten, sie waren stets eingeengt zwischen dem herrschenden magyarischen Stamm und den Griechen oder Türken, und ihr Land diente den letzten und den Ungarn und Deutschen zum Kriegsschauplatz. Dennoch sind einzelne gesicherte Punkte, wie z. B. Ragusa, der Sitz einer nicht unbedeutenden Cultur geworden, und die zahlreichen Nationallieder, welche die Stelle einer unter ihren Verhältnissen nicht möglichen Literatur vertreten, zeigen einen geweckten für Cultur empfänglichen Sinn. Seit 50 Jahren hat sich, anfangs durch die serbischen Kämpfe um die Unabhängigkeit des Landes, dann durch die größere Ruhe eine gewisse literarische Thätigkeit entfaltet, die, wenn auch nicht zu vergleichen mit denjenigen Ländern, wo die Literatur zur Wucherpflanze geworden, doch eine geistige Regsamkeit verräth, die manches verspricht, und ihren Sitz namentlich in Belgrad hat, das, wenn auch unter den verrosteten türkischen Kanonen stehend, doch eine vorwiegend serbische Stadt ist, in welcher zugleich der Handel eine Bewegung hervorbringt.

Das Volk ringt theils bewußt theils unbewußt nach einer gewissen politischen Gestaltung, welche es ihm möglich machen

soll, seine geistigen und physischen Kräfte zu entwickeln; manche träumen, wie wir oben erwähnt, von Vereinigung aller südslavischen Stämme zu Einem Reich. Wir haben schon bemerkt, daß wir dieß für einen eiteln Traum halten, und müssen diese Behauptung, so gut es mit Conjecturen gehen will, zu beweisen suchen; es dient dieser Versuch dazu, sich einen genauern Begriff von der Lage dieser Stämme in den verschiedenen Provinzen zu machen, und die Unsicherheit der Zukunft dieser Länder hervorzuheben. Es kann keinem auch noch so enthusiastischen Nationalsüdslaven entgehen, daß die Verwirklichung eines solchen Plans nur mit einer halben Vernichtung der Türkei geschehen könnte, und welche europäischen Verwicklungen ein solches Ereigniß herbeiführen müßte, braucht man keinem halbwegs vernünftigen Menschen zu sagen; nebenbei müßte auch noch Oesterreich halb zertrümmert werden, und seinem Einfluß auf das „illyrische Dreieck“, um diesen fallmerayerschen Ausdruck zu gebrauchen, entsagen, was, gelegentlich bemerkt, ein Unding ist; denn wenn auch die Südslaven Oesterreich zwingen könnten, so würden die Anforderungen des letztern auf einen mächtigen Einfluß im Donauland auf ein Gesammtdeutschland übergehen, und nur mit um so größerem Nachdruck verfochten werden, denn Deutschland könnte sich den Donauhandel in keinem Fall und unter keiner Bedingung vor der Nase zuschließen lassen. Die Hoffnungen der Südslaven, wenn wir der etwas phantastischen, hauptsächlich in Agram sitzenden Partei diesen Gesammtnamen geben dürfen, sind also aufs engste mit den zwei größten politischen Problemen der jetzigen Zeit, mit einer engern Vereinigung Deutschlands und einem Fall der Türkei, verbunden, was aber diese beiden politischen Probleme für Erschütterungen in den jetzigen Verhältnissen und für Veränderungen in der Machtvertheilung Europa's zur Folge haben, und in welche Mitleidenschaft dabei die Südslaven gezogen werden müßten, das wird wohl kein Lebender mit einiger Sicherheit des Erfolges voraussagen wollen oder können.

Dagegen ist es keine Frage, daß die Südslaven in dem großen Drama, das sich vorbereitet, unbezweifelt eine größere, nicht mehr bloß passive Rolle, wie in den ehemaligen Türkenkriegen spielen werden. Die Anfänge politischer und geistiger Unabhängigkeit unter den Südslaven sind zu bedeutend, und die großen Kräfte, welche Ungarn im Jahr 1848 vergebens aufbot, um den „verächtlichen Räuberhaufen“ zu Paaren zu treiben, geben den sichern Beweis, daß dieses selbstthätige Auftreten nicht ohne Folge bleiben wird. Indeß dürfen die Südslaven sich nicht einbilden, daß diese Selbstthätigkeit bis zur Gründung eigener Staaten, ohne daß fremde Mächte sich einmischen, führen werde. Die Zahl der österreichischen Südslaven, d. h. derjenigen Stämme, welche einer von Orsowa nach dem Golf von Triest gezogenen Linie südwestwärts liegen, mag ungefähr 6 Millionen betragen, und dieß ist keine Macht, mit der man ein großes Gewicht in die Waagschale legen kann, wären diese sechs Millionen auch nicht als Croaten, Dalmatiner, Gränzer und Serben der Woiwodina mannichfach getrennt und auseinander gehalten. Einen geistigen Zusammenhang durch die Literatur herzustellen, wird man ihnen vielleicht erschweren, aber nicht verbieten können, wenn nur nicht die serbisch cyrillische und romanische Schrift nebst den verschiedenen Religionsbekenntnissen von selbst sich als bedeutendes Hinderniß entgegenstellte. Was unter diesen Verhältnissen sich aus den österreichischen Südslaven in politischer Hinsicht herausbilden könnte, ist jedenfalls von langer Hand, und ohne große, nicht auf ihr Gebiet sich beschränkende Erschütterungen nichts durchgreifendes zu erwarten.

Nicht besser, ja noch weit schlimmer steht es in der Türkei aus. Man könnte sich allerdings denken, die europäische Türkei würde sich auf Konstantinopel und die thracische Ebene beschränkt sehen, wie dieß Jahrhunderte hindurch mit dem griechischen Reiche der Fall war, allein welche Veränderungen wären auch nur zu diesem Resultat nöthig! Die bosnische Aristokratie, welche trotz ihres Widerstrebens gegen die Pforte doch nur in den moslimitischen Grundsätzen derselben den Pfeiler ihrer Macht sieht, müßte gebrochen werden; in Bulgarien müßten die türkischen Spahis, d. h. die Grundherren, weichen und aus der Nutznießung aller ihrer Ländereien geworfen werden; die eine würde sich in Macedonien, die andern in der thracischen Ebene festsetzen, und unterstützt von der Macht der Pforte und ihrer Freunde den Kampf gegen ihre empörten Bauern so lange wie möglich fortführen, wobei ihnen das nichtslavische Albanien, wo sehr bald die Engländer wie im Mittelalter die Italiener auftreten würden, als Stützpunkt dienen müßte. Sollte auch dieser Widerstand gebrochen werden und die befreiten Bulgaren, Serben und Bosnier an das grichische Meer vordringen, so hätten sie immer noch auf der einen Seite die gewiß nicht mit ihnen verbundenen Albanesen, auf der andern Konstantinopel, das sie vollends nicht, ohne einen europäischen Krieg aufzuregen, antasten könnten, wenn auch alles Vorhergegangene einen solchen Krieg noch nicht erweckt hätte. Kurz wo wir hinsehen, stoßen wir auf eine politische Unmöglichkeit, daß die Südslaven dieß- und jenseits der Donau aus eigener Kraft einen Staat, wenn auch nur für den Augenblick — denn von Dauer wäre ohnehin keine Rede — errichteten.

Wir haben noch zwei andere Möglichkeiten oder vielmehr Fälle zu erwähnen, die wir nicht erfinden, sondern die man schon wiederholt aufgestellt hat, und die zum Theil der Augenschein gibt. Der erste, den auch Freund Cyprien Robert sehr leichthin als eine ziemlich selbstverständliche Sache anpreist, ist ein Wiedererstehen Ungarns, indem die Magyaren, nachdem sie in ihrer Wallfahrt die Sünde der suprematischen Gelüste abgebüßt, sich zu einer freien Verbrüderung mit Slaven und Romanen verbänden, zu einer danubischen Conföderation, welche die Länder zwischen der Adria und dem schwarzen Meer umfaßte. Wir haben in frühern Jahren schon bemerkt, daß ein solcher Gedanke, zur rechten Zeit erfaßt und verfolgt, solange die Verhältnisse noch nicht durch einen Krieg verbittert und zerstört waren, die Magyaren weit hätte führen können; denn hätten sie vor dem Jahre 1848 und während desselben nicht die Kroaten und Serben aufs tödlichste erbittert, sondern wären sie ihnen auf einem Boden der Gleichberechtigung entgegengekommen, so wäre die geheime Gegenwirkung Oesterreichs und später Rußlands nicht ausgeblieben, aber man hätte auf friedlichem Wege sehr weit gelangen können. Dieß ist nun entschieden vorbei. Zwar hat man hin und wieder gemunkelt, daß die Serben und Croaten, erbittert über die österreichischen Maaßregeln, sehr geneigt wären, bei einem allenfallsigen auswärtigen Kriege mit den Magyaren gemeinsame Sache zu machen, allein jetzt würde ein solches Bestreben einen nicht minder eifrigen Gegner an Rußland als an Oesterreich finden, schon wegen der unvermeidlichen Folgen einer solchen Verbindung für die moldowlachischen Fürstenthümer und für Polen. Eine solche Conföderation würde, im glücklichen Fall, nicht nur die Moldau und Walachei mit sich verbinden, sondern wäre aus commerciellen und militärischen Gründen genöthigt Bessarabien und die Bukowina in ihren Kreis zu ziehen. Alle die anderthalbhundertjährigen Arbeiten und Erfolge Rußlands gegen die Türkei wären dadurch mit Einem Schlage vernichtet, und seinem

Menschen wird einfallen, daß sich, ganz abgesehen von Oesterreich, Rußland dieß gutwillig gefallen lassen würde.

Muß man also auch diesen Fall als ganz unstatthaft abweisen, so bleibt nur der letzte und thatsächliche übrig, daß Rußland der Zuneigung der Südslaven sich fort und fort zu versichern sucht, und durch die Entwicklung dieses Elements seine Plane einerseits gegen die Türkei hin, andererseits nach einem festen Fuß am adriatischen Meer fördert. Die Fortschritte dieses seit mehr als einem Jahrhundert fortgesetzten Systems müssen entweder zu einem Bruch mit Oesterreich oder zu einer völligen Umgarnung führen, welche ihm keine freie Bewegung mehr als gegen Westen gestattet. Rußland ist bei Befolgung dieses Systems durchaus im Vortheil: es hat für die Südslaven nur Schmeicheleien und Lockungen, die Härte der russischen Herrschaft gibt sich noch nicht kund, daß man sie mit dem, was Oesterreich bietet, vergleichen könnte. Die Abneigung gegen Germanisirung kommt dazu, und Oesterreich hat die undankbare Arbeit an den nüchternen Verstand zu appelliren, während Rußland an die Neigungen sich wendet. Und doch muß der nüchterne Verstand Recht behalten, wenn es nicht zu einem für alle Theile verderblichen Bruch kommen soll.

Wie übrigens die Südslaven über diese Verhältnisse urtheilen und denken mögen, Eines können sie sich in keiner Weise verbergen, daß ihre Aussichten aufs engste mit der Lage und den Verhältnissen der Türkei zusammenhängen, und daß diese sich nicht ohne europäischen Krieg lösen werden. Eine Hindeutung in dieser Beziehung gibt das Bestreben der Russen an dem adriatischen Meer einen Stützpunkt zu gewinnen, und das der Engländer, von den albanesischen Küsten sich einen Weg nach der Donau zu bahnen; Oesterreich, England, Rußland und die Türkei werden sich also auf diesem Feld begegnen, und in solchem Falle wird das Land im Norden der Karpathen und des böhmischen Gebirgs schwerlich theilnahmlos bleiben. Verhältnisse und Aussichten der Südslaven sind eine europäische Frage, und da verlohnt es sich wohl, dem nüchternen Verstand sein volles Recht zu gönnen. Diejenigen, welche im Jahre 1849 Deutschland gestalten wollten ohne Oesterreich, handelten nicht bloß in ausschließlicher Vorliebe für Preußen, sondern auch in instinctiver Abneigung gegen die verworrenen Verhältnisse an der Donau, als ob sie diesen durch ein solches Zurückziehen auf ein Kleindeutschland entgehen könnten. Das war ein schwerer Irrthum, denn wenn das Werk damals gelungen wäre, so würde man doch bald genug in alle jene Wirren hineingezogen worden seyn. Die Lösung der Wirren an der Weichsel und an der Eider ist aber Scherz gegen das, was im Osten zu lösen und zu schlichten ist, und unser Antheil wird uns nicht erspart werden. Instinctartig schreckt die europäische Politik vor diesem Problem zurück, das sich von dem der Türkei nicht trennen läßt. Alles weiß und fühlt, daß dieß Problem nur mit dem Degen gelöst wird, und vor dieser Entscheidung, an die noch manches andere, vor allem die deutsche Frage selbst, sich knüpft, scheut alles zurück, und sucht den bösen Augenblick hinauszuschieben; niemand kann wissen oder berechnen, welcher Zufall vollends den Faden abreißt, aber sichtlich wird das Gewicht, das daran hängt, immer schwerer und schwerer. Diplomaten und Kriegsmänner prophezeiben, daß in dem Donauthale das Schicksal der Welt sich entscheiden wird, und halten wir diese Ansicht auch nicht für richtig, so zeugt sie doch von der verbreiteten Ueberzeugung, daß die Donauländer in der nächsten Epoche von entscheidender Wichtigkeit seyn werden.

Paraguay und die Republiken am La Plata

2. Die argentinische Conföderation.

(Fortsetzung.)

Diese Verwirrung dauerte bis zum Jahre 1829, bis zu der Zeit, wo ein Häuptling von dem flachen Lande, Don Juan Manuel de Rosas, entrüstet über den unfruchtbaren und zanksüchtigen Ehrgeiz der Städter, welcher einen Gouverneur, Director, Präsidenten um den andern stürzte, wie der Wind aus Südwesten jeden Sommer in den Prairien den die Pampas bedeckenden Wald verdorrter Disteln umreißt, an der Spitze seiner Gauchos kam, um, wie Francia in Paraguay, Ordnung herzustellen und an die Stelle politischer Träumerei eine kräftige Praxis zu setzen.

Schon vor zehn Jahren als der Hr. Admiral von Mackau, wie jetzt der Hr. Contre-Admiral Le-Prédour, einen Vertrag mit der Regierung von Buenos-Ayres unterzeichnet, behaupteten wir, daß die Macht des Generals Rosas auf dem genauen Verständnisse seiner Nation beruhe Heute sprechen 20 Jahre einer Regierung, welche allen Revolutionen getrotzt und welche die Expeditionen Frankreichs und Englands nur befestigten, lauter als alle Phrasen; das muß man sagen, unsere Intervention hat aus dem General Rosas eine heroische Person gemacht. Sein Leben ist jetzt in die Legende übergegangen und er hilft selbst dazu, um sein Ansehen zu stärken. Es ist uns daran gelegen, den Rosas der Gauchos, wie er ist, zu schildern.

Obwohl zu Buenos-Ayres im Jahre 1793 geboren, rühmt sich doch Don Juan Manuel, wie viele Abkömmlinge der früheren Gouverneure des Landes, ein Sohn der Pampas zu seyn. Die ersten Auftritte seines Lebens verlieren sich in die Wüste. Eine an vier Stricken am Dache der Hütte aufgehängte Ochsenhaut war seine Wiege. Von seinem dritten Jahre an lief er dem ersten besten losgebundenen Füllen in der Prairie nach und kletterte auf dessen Rücken, indem er sich am Schwanze anklammerte. Hier ebenso gewandt, wie man uns die Centauren schildert, spielte er mit den Gauchillos aus der Nachbarschaft, hielt ganze Tage lang ein Wettrennen, ohne sich mehr um Sümpfe, um Löcher von Biscachos (eine Art von Kaninchen, welche in den Pampas sich in die Erde eingraben) zu kümmern, als die von dem Jäger verfolgte Antilope. Er übte sich, seine Bolas und seinen Lasso zu werfen, zuerst an Pferden und an dem Vieh, welche zu dem Gute gehörten, dann an Straußen und Gazellen, welche in die Nähe kamen, zuletzt an Jaguars und Löwen der Wüste.

Man schickte ihn nach Buenos-Ayres auf die Schule; noch heute sucht er durch die schöne Handschrift zu gefallen, welche man ihn gelehrt; er diente sogar (im Jahre 1807) unter den Freiwilligen des Generals Liniers, welcher die Engländer aus La Plata vertrieb; im Alter von 15 Jahren behielt dann der Instinct des Gaucho die Oberhand; er kehrte in die Pampas, unter die Gefährten seiner Kindheit, seiner Vergnügungen und Arbeiten zurück; er hatte einen solchen Frohsinn, er zeigte so viel Leidenschaft für dieses Hirtenleben, daß seine ganze Umgebung seinen vollen Einfluß fühlte; alles gehorchte ihm instinctmäßig. Handelte es sich darum einem Freunde Hülfe zu leisten, eine Waise zu beschützen, einen Streit, wenn auch auf Kosten seiner Börse, zu schlichten, dann war es nur ein Spiel für ihn, 60 Lieues in einem Tage zu machen; er kam an der vereinzelten Hütte in der Prairie an, wenn schon lange die Sonne hinter dem Horizonte der hohen Gewächse verschwunden war; er sattelte selbst sein Pferd ab, denn in diesen Regionen der Unabhängigkeit findet man niemanden, der einem diesen Dienst erweist; er band es an, oder ließ es frei weiden, hob die Ochsenhaut auf, welche der Hütte als Thüre diente und sandte, den Hut in der Hand, in das dunkle Lager das feierliche: „Buenas Noches, Caballeros!" Eine mit Ochsenfett genährte Lampe, welche zwischen die Steine des Herdes befestigt war, erhellte allein die Finsterniß einigermaßen. Einige schwarze Massen, welche da und dort herumlagen, wurden bei dem Gruße des Reisenden lebendig; es waren Ochsenhirten, welche langsam unter ihrem Poncho hervorkrochen. Man setzte sich im Kreise um den Herd auf Stierschädel, deren beträchtliche Hörner als Rücklehne dienten, das Feuer wurde angezündet, man wünschte

glückliche Ankunft und neigte dabei den Spieß mit dem berühmten asado con cuero (eines in seiner Haut gebratenen Ochsenviertels) gegen das Feuer. Jeder der Tischgenossen schnitt mit dem großen Messer, welches er im Gürtel trug, ein saftiges Stück aus dem Braten; der Wasserkrug machte die Runde, hernach kam das mit Branntwein gefüllte Horn; der Maisbrei ging herum, die Unterhaltung wurde lebhafter; ein Hirte von Santa-Fe erzählte die schrecklichen Grausamkeiten der Wilden aus dem großen Chaco, ein Händler aus Mendoza, wie er dem Messer der Pampas-Indianer entronnen. Dann kamen die Klagen von Provinz gegen Provinz, San-Luis gegen San-Juan, la Rioja gegen Catamarca, Cordova gegen Tucuman, und Rosas dachte über die von allen Winden der Wüste zusammengetragenen Gerüchte nach. Man machte eine alte Mandoline von der Wand los, wo sie bei Sätteln und Zäumen an einem Knochen hing; man sang in der monotonen Weise die Tristes von Peru, irgend ein scielito de los corrales, eine Art Rundgesang, in welchen man einmischt, was einem gerade durch den Kopf geht, Lieder der Liebe oder des Kampfes; während der Revolution waren es die Heldenthaten der Unabhängigkeit, besonders die berühmten Gauchos: Quiroga, der fürchterliche Held von la Rioja, Estanislao Lopez von Santa-Fe, Artigas, dessen Einfluß sich von den Mauern von Montevideo bis an den Fuß der Andes erstreckte, Namen, welche die argentinische Bourgeoisie dem Abscheu der Jahrhunderte geweiht. Die Stunde zum Schlafengehen kam; war es schön, so streckte man sich unter der Thüre der Hütte aus, um den Wanzen des inneren Theiles zu entgehen; ein Sattel diente als Kopfkissen. Brachte der Pampero kalte Winde, so kauerte man sich in einen Winkel der Hütte. Wind und Regen kamen durch die reichlichen Löcher in der Mauer, durch die Risse in dem Stroh; allein wer kümmerte sich darum? Man schlief einen tiefen Schlaf. Bei Tag schüttelte man sich, jeder sattelte sein Pferd, und während das leichte Potro (Füllen) wie der Wind seinen jungen Gaucho davontrug, folgte ihm der Freund lange mit dem Blicke, und wenn er hinter der Krümmung der Ebene verschwand, rief er ihm noch als Lebewohl zu: buen mozo este Juan Manuel!

Von 10 zu 15 Lieues sind Poststationen für die Reisenden in der Wüste, stets erwünschte Punkte für Zusammenkünfte; Heerden von Pferden weiden in der Nähe; bisweilen bezeichnet sie ein Ombu, welcher in den Pampas dasselbe ist, wie der Palmbaum in den Sandwüsten Nubiens; oft verschmilzt auch die Hütte mit den gleichförmigen Farben des Bodens. Hier kommen die Hirten zusammen; man bespricht sich zu Pferde, schlägt eine Kartenpartie vor, denn jeder Gaucho trägt nothwendig ein Spiel in irgend einer Falte seines Kleides; die Pferde nähern sich Stirne an Stirne, den Zügel auf dem Halse; man breitet über ihre Köpfe ein Poncho und auf diesem improvisirten Teppiche spielt man um alles was man besitzt; man verliert, man gewinnt mit derselben Miene. Der Himmel ist schön, die Lungen sind durch einen mehrstündigen Galopp weiter ausgedehnt; die Augen strahlen von Hoffnung; man erzählt sich seine Träume. Welche Wünsche könnte ein Mensch noch auf der Erde haben, wenn er einen aus reiner Vicognewolle gewobenen Poncho aus Tucuman, seidenweiche Kamaschen von der Haut eines dem Leibe seiner Mutter entrissenen Kalbes, einen Sattel, um darauf 19 Stunden des Tages zu reiten und seinen Kopf fünf Stunden der Nacht darauf ausruhen zu lassen, endlich castilische Sporen mit großen Rädern besetzt, um den Weichen eines ungezähmten Pferdes die Spitzen einzusetzen, daß es den Raum durchfliege? Was ist die Liebe in diesen Wüsten, wo die schönste China auf die Frage, wer der Vater des Kindes sey, welches sie auf ihren Armen wiegt, antwortet: „Nennet ihr Legion? oder: wer weiß es?" (Liame-le Legio, oder quien sabe?)

Die große Angelegenheit des Gaucho sind die Einfälle der Wilden. Zwischen den beiden Racen besteht ein heftiger, unversöhnlicher Haß, welcher bis zur Wuth sich steigert, ein Vertilgungskrieg voll von schauerlichen Grausamkeiten. Nie spricht der Gaucho von den Indianern, als indem er mit den Zähnen knirscht. Don Juan Manuel hatte den instinctmäßigen Abscheu vor den Wilden; die Chronik von Buenos-Ayres behauptet, eine Familien-Tradition mache diesen Haß bei ihm noch glühender; sein Großvater von mütterlicher Seite, ein französischer Baske, wurde, wie man sagt, von den Indianern gefangen genommen, in eine Ochsenhaut genäht, in eine Lagune geschleppt und dort den Vögeln als Beute überlassen.[1] Sobald der Ruf: los Indios! los Barbaros! sich von Rancho zu Rancho fortschleppte und die Gauchos auf die Beine brachte, kam er athemlos herbei, ordnete den Angriff und verfolgte sie wie wilde Thiere. In seinen Kämpfen gegen die Wilden hat er sich seinen militärischen Ruf erworben; man muß aber auch sagen, daß Rosas, der mitten in den Stürmen der Leidenschaft Herr seiner selbst blieb, nicht glaubte, das einzige Mittel, mit den Indianern fertig zu werden, bestehe in deren Ausrottung. Er, der zwanzigmal das Product langjähriger Arbeit durch die Einfälle der Barbaren vernichten gesehen, dem seine Pflanzungen zerstört, seine Felder verwüstet, sein Vieh in die Wüste entführt worden, er unterhandelte mit ihnen, er bewirkte, daß die Civilisation in ihre wildesten Horden drang, zog sie auf das Gebiet der Republik, gewöhnte sie an die Feldarbeiten, unterrichtete sie in den Waffen, bildete aus ihren Colonien Vorposten der Vertheidigung und die sichersten Hüter der argentinischen Gränze.

Man kennt jetzt diese Bevölkerung von Ochsen- und Vieh-Hirten, auf welche Rosas seinen Einfluß gegründet. Von ziemlich hohem Wuchse, hager und gelenkig,[2] äußerst nüchtern, nur von Ochsenfleisch und Wasser lebend, unermüdlich zu Pferde, auf welchem er mehrere Tage hinter einander bleiben könnte, ist der Gaucho beinahe für den Schmerz unempfindlich; er schätzt das Leben gering und verachtet den Tod, den er mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit gibt und hinnimmt. Das Geheimniß ist das Gesetz der Wüste, er bewahrt es wie ein Wilder und ist nicht weniger hartnäckig. Die großen und einförmigen Scenen seines Himmels und seines Landes drücken ihm den Stempel der Melancholie auf, still und ruhig bringt er ganze Tage unbeweglich zu, indem er die Nase unter seinen Poncho steckt, ziemlich ähnlich dem Pelikan der Einöden; er streitet nicht und macht gerne aus dem Messer die zweite Hälfte seines Beweises; wenn er Karten spielt, pflanzt er seine lange, schneidende Klinge neben sich auf, um auf jede Betrügerei kurz zu antworten. Die Unabhängigkeit ist sein Leben; er durchrennt zu Pferde seine Einöden, wie der Vogel in den Lüften schwebt; auch weckte der Befreiungsruf von Buenos-Ayres alle Echos der Pampas. Wie konnte sich ein Mann finden, der diese thatkräftige Race eine feige nannte? Unsere Seeleute, welche sie zu Obligado besiegt, sprechen nicht so. Die Schilderung, welche uns eines Tages der General Rosas machte, scheint uns viel wahrer: „Gebt dem ersten besten Gaucho eine Lanze, einen Poncho, Sporen, einen Sattel und die vor ihm liegende Ebene, so habt ihr einen Soldaten." Ohne Zweifel ist dieß kein wohldisciplinirter Krieger, allein die deutschen Kosaken, auf welche Murat auf dem Wege nach Moskau mit der Reitpeitsche losging, zeigten sich während unseres Rückzuges als um so gefährlichere Feinde. Oft, wenn wir auf einem die Stadt Buenos-Ayres beherrschenden kegelförmigen Hügel saßen, oder zu Pferde die Ebene durchschnitten und die Gauchos betrachteten, welche hinter ihren zahlreichen Paaren Ochsen, welche an Wägen gespannt waren, deren volle Räder bis an die Nabe in den Koth sanken, hertrabten, haben wir uns gefragt, welches wohl in diesen Ebenen das Schicksal einer europäischen Expeditionsarmee wäre, welche alles, Kriegs- und Mundvorräthe, mit sich führen mußte, unaufhörlich von Wellen von Gauchos beunruhigt würde, und immer ist uns die Fabel vom „Löwen und der Fliege" eingefallen.

(Schluß folgt.)

Babylonische Alterthümer. Hr. Fenfeide, der lange in Persien und Mesopotamien reiste, schenkte dem Louvre mehrere Antiquitäten aus Bronze, darunter einen kleinen hockenden Widder, und einen mit dem Franzenkleid und der Tiara geschmückten Priester, der einen kleinen Widder auf der Brust trägt. (Revue archéol. October.)

[1] So die Berichte von Buenos-Ayres. Wir halten folgendes für Thatsache. Der Großvater von Rosas von mütterlicher Seite hieß Don Clement Lopez de Osorio. Von den Indianern in seiner Estancia am Rincon del Salado überrascht, da wo dieser Fluß sich in das Meer ergießt, wurde er mit seinem Sohne Andreas am 13 December 1783 ermordet.

[2] Dieses Portrait ist nicht dasjenige des Generals Rosas, den seine blauen Augen, seine rothe Gesichtsfarbe, sein breiter Hals eher einem normannischen Bauern von halbbretagnischem Blute ähnlich machen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 274. 15 November 1851.

Die Präsidentenbotschaft vom 4 November.

Uns will bedünken, diese Botschaft habe nur Einen Sinn, und enthalte bloß die Erklärung: „ich will Präsident bleiben um jeden Preis!“ Die Urtheile, die man darüber in deutschen Blättern und Correspondenzen liest, die mit Recht oder Unrecht für halbofficielle gelten, sind zum Theil, und mindestens gesagt, ziemlich leichtfertig, und die Ankündigungen, die jetzt von mehreren Seiten erfolgen, daß Rußland, Oesterreich und Preußen die Candidatur des Prinzen unterstützen würden, sind geeignet, nicht geringe Verwunderung zu erregen, so sehr, daß wir geneigt sind, diese Ankündigungen gerade für einen Beweis des Gegentheils zu halten, und den Schluß daraus zu ziehen, daß diese Mächte die Unterstützung der Candidatur des Prinzen aufgegeben haben, denn schon eine solche Ankündigung muß bei den empfindlichen Franzosen das entschiedene Gegentheil dessen bewirken was sie scheinbar bewirken soll. Ein Candidat, den Rußland, Oesterreich und Preußen offen begünstigen, ist ein verlorener Candidat. Insgeheim war eine solche Begünstigung möglich und wirksam, aber so polonisirt ist Frankreich noch nicht, daß es eine solche Einmischung in seine innern Angelegenheiten dulden sollte. Suchen wir in Frankreich selbst einen Fingerzeig, daß Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte „fertig“ ist, so brauchen wir nur die Haltung des Journal des Debats, das gewiß für die öffentlichen Zustände Frankreichs den feinsten Tact hat, im Auge zu behalten; man konnte stets, von Anfang an, zwischen seinen Zeilen lesen, daß ihm die Erhebung Ludwig Napoleons nur ein durch die Umstände aufgenöthigter Nothbehelf war, und wenn es in den letzten drei Jahren mehr als einmal seine Partei ergriff, so war allenthalben ersichtlich, daß es nicht seine Person, sondern das Interesse der Autorität, der Executivgewalt, vertheidigte, die er eben in den Händen hatte, und deren Schwächung es bei den eigenthümlichen Zuständen Frankreichs für entschieden nachtheilig hielt, mochte nun der augenblickliche Inhaber derselben ihm genehm seyn oder nicht.

Seit dem Ministerwechsel, noch mehr aber seit der Botschaft ist das Journal des Debats dem Präsidenten ganz entschieden feindlich geworden, und es nimmt gar keinen Anstand, diese Feindseligkeit offen an den Tag zu legen. Letzteres ist bei dem sonstigen diplomatisch klugen Verhalten des Blattes der wichtigere Umstand, und erklärt sich ganz einfach daraus, daß es die Autorität in der Hand des Prinzen herabwürdigen und entkräften sieht. Was soll man von einer Gewalt denken, die offen ankündigt, daß sich in ganz Frankreich eine ungeheure demagogische Verschwörung bilde, und welche in demselben Athem die Hauptwaffe gegen die demagogische Verschwörung aus den Händen geben will? Der Präsident kündigt offen an, „er habe stets geglaubt, daß der Tag kommen werde, wo es seine Pflicht sey, die Abschaffung des Gesetzes vom 31sten Mai vorzuschlagen.“ Das Gesetz besteht noch, auch ist seine Abschaffung durchaus unwahrscheinlich; in welcher Lage ist nun der Präsident der Executivgewalt, wenn das Gesetz morgen in Vollzug gesetzt werden soll, und die Ultrarepublikaner sich mit Gewalt in den Besitz der Wahlurnen setzen wollen? Er wird ein Gesetz, das er selbst für verwerflich hält, nicht mit dem gehörigen Nachdruck aufrecht erhalten wollen und können. Die Ankündigung einer sich über ganz Frankreich ausbreitenden demagogischen Verschwörung ist nur ein schlechtes abgenütztes Manöver, um den conservativen Parteien Schrecken einzuflößen, und sie zu veranlassen, in den, seiner Behauptung nach einzig sichern Hafen seiner Wiederwahl einzulaufen. Das Manöver ist so plump, daß es mit Achselzucken und höhnischem Gelächter aufgenommen wurde. Es haben allerdings demagogische Clubs über einen Theil Frankreichs sich verbreitet, und suchen die Massen in ihrem Sinne zu bearbeiten; solche Umtriebe können einem kleinen Staat unter Umständen gefährlich werden, einem großen aber, von dem ganze Provinzen solchen Umtrieben abgeneigt sind, und der über alle Mittel der Staatsgewalt verfügt, niemals, wenn nicht die executive Gewalt eine strafbare Connivenz oder eine bei Staatsmännern noch strafbarere Kopflosigkeit zeigt. Die Ruhe in Paris, die Zuversicht, die an der Börse herrscht, straft die Uebertreibungen der Präsidentenbotschaft Lügen. Mit vollem Recht bemerkt man, daß Frankreich der Katastrophe vom Februar 1848 noch zu nahe stehe, um sich so überrumpeln zu lassen; wenn solche Aufstandsversuche gelingen sollen, müssen die Verschwörer der Sympathie oder wenigstens der Unthätigkeit der großen Masse der Bevölkerung versichert seyn, und dieß ist gegenwärtig ganz gewiß in Frankreich nicht der Fall. So sind in den ersten zehn Jahren nach 1830 alle Aufstände und Complotte gegen Ludwig Philipps Regierung gescheitert, aus dem einfachen Grunde, weil alle ruhigen Bürger gegen neue Ruhestörungen aufgebracht waren. Die Complotte gelangen erst, als sich durch den langen Bestand der Regierung Ludwig Philipps der Glaube an ihre Dauer festgesetzt und die Masse der Pariser Bürger nicht mehr aus Furcht vor weitern Ruhestörungen mit den Aeußerungen ihres Unwillens gegen die Tendenzen der Regierung zurückhalten zu müssen glaubte. Dieses Stadium ist in Frankreich und Paris noch lange nicht eingetreten.

Es ist seit einiger Zeit stark Mode geworden, sich gering-

schätzig über die französische Nationalversammlung zu äußern, und auch die französischen Correspondenzen in deutschen Blättern stimmen häufig in diesen Ton ein. Die Fronde, in Frankreich so geläufig, hat sich vielfach gegen die Assemblee gewandt, aber wir möchten gerade diesen Umstand als einen Beweis von der Bedeutung der Assemblee ansehen; die Fronde richtet sich gegen den Inhaber der Macht, und dieser Inhaber ist in Frankreich nicht der Präsident, sondern die Assemblee: man mag sie herunterreißen, so viel man will, man mag sich anstellen sie mit Geringschätzung zu behandeln, es kostet ihr ein Wort, und das ganze Gewicht der Macht liegt in ihren Händen. Der Vorschlag der Quästoren der Versammlung liegt jetzt vor, und geht einfach dahin, die ganze Verfügung über die bewaffnete Macht in die Hände des Präsidenten der Assemblee und selbst der Quästoren zu legen. Das hieße freilich den Präsidenten geradezu vernichten, und zwar nicht bloß factisch, sondern sogar officiell. Wir glauben nicht, daß dieser Vorschlag für jetzt ernstlich gemeint ist, sondern er soll nur eine Drohung seyn, welche sämmtliche Befehlshaber warnt, sich zu keinen Maaßregeln brauchen zu lassen, die einen ungesetzlichen Verlauf haben könnten und haben müßten. Auf das erste Anzeichen solcher Maaßregeln von Seite des Präsidenten kann die Majorität durch Unterstellung der bewaffneten Macht von Paris unter einen der ihr ergebenen Generale dem ganzem Spuk ein Ende machen. Hier ist also nicht von „parlamentarischem Flackerfeuer," sondern von „Irrlichteriren" des Präsidenten die Rede."

Zudem, wenn man von der Spaltung der Majorität reden will, darf man nicht vergessen, daß in der ersten Sitzung am 4 November Berryer, dem man vielfach schuld gab, es heimlich mit dem Präsidenten zu halten, zuerst gegen ihn auftrat, und daß Thiers durch seinen Einfluß Hrn. Creton verhinderte, seinen Vorschlag zu machen, welcher den Prinzen des Hauses Orleans die Rückkehr nach Frankreich eröffnen würde. Hierin liegt der Beweis, daß man jetzt nichts vorbringen will, was die Majorität spalten könnte. Thiers kann seinen Ueberzeugungen zufolge nicht für eine Rückkehr des Grafen von Chambord nach Paris stimmen, aber er kann die Prinzen von Orleans vorerst fallen lassen. Dazu kann ihn die Abneigung der Legitimisten und der fremde Einfluß treiben, aber er kann ihn nicht nöthigen, für die Fortdauer der Gewalt Ludwig Bonaparte's zu arbeiten; er hat sich zu entschieden, und wahrscheinlich aus triftigen Gründen, gegen denselben ausgesprochen. Wenn man unaufhörlich das Verfahren der Assemblee angreift und dasselbe schwankend und inconsequent finden will, so vergißt man ganz, daß die Assemblee nicht die Regierung ist, daß sie, so lange der Präsident nicht die Legalität offen verletzt, nicht angreifend, sondern nur abwehrend auftreten kann; letzteres genügt auch völlig, denn sie braucht nur zu warten, und die Gewalt des Präsidenten läuft von selbst, ehe sechs Monate vergehen, zu Ende. Tag um Tag verrinnt, und der Präsident muß sich in kurzem zu einem ungesetzlichen Schritt, zu einem Staatsstreich entschließen oder — ruhig abtreten. Die Assemblee würde sehr thöricht handeln, wenn sie diese vortheilhafte Stellung aufgeben, und im mindesten durch ein aggressives, nicht vollkommen durch die Maaßnahmen des Präsidenten gerechtfertigtes Verfahren ihm einen Vorwand zu einer Illegalität geben wollte. Sie würde auch in einem solchen Falle Siegerin bleiben, aber den öffentlichen Frieden gefährden, dessen Aufrechthaltung nicht nur ihre erste Pflicht, sondern eine der Nothwendigkeiten ihrer Lage ist. Die Assemblee und deren Majorität gleicht einer streng bewachten Festung, sie kann Angriffe abschlagen, aber sie kann dem Feinde nicht vorschreiben, wohin er seine Angriffe richten soll; sie zeigt sich bald dahin, bald dorthin thätig, und ihr Benehmen ist nur in Einer Beziehung stets consequent, in dem negativen Verhalten, in der Abwehr. Sie hat noch fast einen Monat länger zu leben als der Präsident, und wird, da dieser mehr und mehr die Präfectenstellen mit seinen Anhängern besetzt, sich schwerlich den Chancen einer Wahl vor der des Präsidenten aussetzen, wenigstens sich nicht früher auflösen als am 28 Mai, mehr als 14 Tage später als der Präsident abgetreten seyn muß.

Diese Haltung, über die man urtheilen kann wie man will, ist der Assemblée vorgezeichnet durch das Verhalten des Präsidenten: seit dem 31 Oct. 1849, wo das Ministerium Barrot-Dufaure so unceremoniös fortgeschickt wurde, geht das Bestreben des Präsidenten offenkundig dahin, die Wiederwahl oder die Prorogation seiner Gewalt auf irgend eine Weise möglich zu machen. Er mag an seinen Stern glauben, das ist seine Sache, wird aber andere nicht zwingen können daran zu glauben, er hat der Majorität die gegründetsten Zweifel über die Räthlichkeit einer Prorogation seiner Gewalt eingeflößt, und seitdem verläuft die Zeit fast nur in Kämpfen gegen seine Wiederwahl. Fast das ganze politische Leben Frankreichs seit zwei Jahren drängt sich in dem Kampfe gegen seine Bestrebungen zusammen, und nichts schreitet recht vor, weil der Zank mit dem Präsidenten die Gemüther und die Zeit in Anspruch nimmt. Gelten gegen seine guten oder schlechten Ansichten die der Hrn. Broglie, Molé, Thiers, Beugnot, Vatisménil u. s. w. gar nichts? das wird doch wohl niemand im Ernste behaupten wollen. Man gibt der Assemblée entschiedene Feindseligkeit gegen den Präsidenten Schuld; das ist möglich, aber hat der Präsident nicht seit Jahren der Möglichkeit seiner Wiederwahl alle Rücksichten geopfert? Der letzte und entscheidende Schritt, die Entlassung des Ministeriums Faucher, weil es nicht in die Abschaffung des Gesetzes vom 31 Mai willigen wollte, geschah in Abwesenheit der Assemblée und ohne die mindeste Provocation, durch eigenen Entschluß des Präsidenten: alle Möglichkeit fiel weg, diesen Schritt einer Feindseligkeit der Assemblée Schuld zu geben. Das gab ihm den Stoß. Wir können, wie wir Eingangs bemerkt, nicht glauben, daß Rußland, Oesterreich und Preußen auf seine Wiedererwählung noch einen Werth legen, und darauf einzuwirken suchen; es hieße dieß an einem vorgefaßten Beschluß nach gänzlich veränderten Umständen festhalten wollen. Freilich mag die Wahl schwer seyn, was jetzt zu thun ist, denn ein neuer Präsident, sey es Prinz Joinville oder Changarnier, ist eine moralische Niederlage für die östlichen Monarchien; man weiß aber in der Diplomatie sich schnell zu entschließen, und wird das Dilemma wohl schon geraume Zeit ins Auge gefaßt haben. Frankreich wegen einer neuen Präsidentenwahl zu bekämpfen kann niemand im Traum einfallen, und die Hoffnungen, die man vielleicht hie und da nährt in Frankreich den Bürgerkrieg ausbrechen zu sehen, werden an der erprobten Klugheit und, sagen wir es offen, an der Vaterlandsliebe der Männer der Majorität scheitern, denen man den harten Kampf gegen die Ultrademokraten nicht durch Intriguen wird erschweren wollen.

Letzteres wäre eine Unklugheit, welche die verderblichsten Folgen nach sich ziehen könnte; es könnte geradezu die Folge haben, daß Thiers und seine Freunde „mit Sack und Pack ins republikanische Lager übergingen." In seiner Rede am 18 Januar hat Hr. Thiers sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß er nur ein gezwungener Republikaner sey, und daß er, wenn ihm die Wahl

freistünde, die Herrschaft des Hauses Orleans vorzöge. Das steht nicht mit klaren Worten darin, läßt sich aber doch sehr deutlich herauslesen; sowie Thiers mit seiner mächtigen Rednergabe auftritt und erklärt, daß ihn die Umstände in der That zwingen, der Republik zu huldigen und an ihrer Befestigung zu arbeiten, dann ist es ohne allen Widerspruch in Frankreich mit der Monarchie, zum mindesten auf ein Menschenalter, zu Ende. Thiers wird jetzt noch, mehr aus Gründen der auswärtigen als der innern Politik, die Präsidentschaft Joinville's begünstigen, und dadurch vielleicht einen Uebergang zur Monarchie vermitteln, aber das Unternehmen ist durch die zahlreichen Gegner an sich schwer, und kann leicht unmöglich gemacht werden; etwas unmögliches aber wird Thiers, der sein Terrain so von Grund aus kennt, nicht versuchen.

Eins ist gewiß, die Assemblee hat sich von vornherein Louis Napoleon bloß gefallen lassen, weil sie sein Emporkommen nicht hindern konnte, für Orleanisten und Legitimisten war er eine leidige Nothwendigkeit, sie haben ihn nie als ihren Candidaten für die Zukunft acceptirt, und wenn je Berryer diesen Gedanken gehabt haben sollte, was nicht wahrscheinlich ist, so mußte ihn die Weigerung seiner Partei ermahnen, von einem solchen Versuch abzustehen. Die Bonapartisten für sich, und selbst in Verbindung mit den Republikanern, sind zu schwach etwas durchzusetzen, sobald die Orleanisten und Legitimisten zusammenhalten, und ihre Wahl scheint für den Fall, daß man sich über Joinville nicht verständigen kann, schon getroffen. Frankreich lebt allerdings jetzt im Provisorium, und eine Präsidentschaft Changarniers würde auch nur wieder ein Provisorium heißen; nehmen aber sonst die Geschäfte einen regelmäßigen Verlauf, so wird das Provisorium selbst mehr und mehr zum Definitivum werden. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, die Republik in Frankreich sey unmöglich, sie ist im Gegentheil durch die Indifferenz der Massen gegen alle Regierungsformen sehr wohl möglich, wenn gleich den höhern und mittlern Classen nicht wenig lästig. Wie die Sachen stehen, muß sie noch geraume Zeit fortdauern, und dann ist die Stellung der „drei nordischen Mächte“ nicht mehr haltbar.

Ihre Rolle ist keine andere als die eines bewaffneten Kriegszustandes gegen die Revolution, sie läßt sich aber nicht ewig fortführen, weil sie die Nationen erschöpft, man muß also darauf denken, eine Stellung einzunehmen, die sich anders als durch Bajonette halten läßt.

Die arktische Committee.

Die englische Regierung, in Verlegenheit gesetzt durch die Anforderungen neuer Forschungsexpeditionen, auf die sie ursprünglich nicht eingehen wollte, hat nun ein arktisches Committee niedergesetzt, welche die sachkundigen Männer vernehmen soll. Ein Hr. R. R. (wahrscheinlich Dr. Richardson, der die Landreise mit Capitän Back gemacht, und die jetzt so unglücklich abgelaufene Seereise gegen Barrows Andringen sehr abgerathen hatte), dringt auf Erneuerung einer Expedition (s. Liter. Gaz. 8 November) und zwar durch Capitän Penny, der die Ueberbleibsel des Winterlagers Franklins von 1845/6 gefunden hatte, hauptsächlich weil „der Capitän Ommaney, Austin, Penny und Stewart sehr werthvolle negative Resultate erreicht hätten, welche ganz positiv die Fahrt Sir John Franklins auf den Wellington Channel beschränken, wie sich jeder überzeugen könne, der Arrowsmiths letzte sehr genaue Karte der arktischen Entdeckungs-Expeditionen zu Rathe ziehen wolle. Diese Expedition hätte das Untersuchungsfeld beschränkt, und man brauche jetzt nicht mehr Jones' Sound, Regent's Inlet, Ruperts Land oder die Durchfahrt bei Banks Land zu durchsuchen, sondern die Expedition könne geradezu nach dem Wellington Channel fahren, und müsse hier Franklins Leute oder deren Ueberreste finden. Es scheine gar kein Zweifel vorhanden, daß Franklins Schiffe irgendwo in der Wellington-Straße eingeschlossen seyn müßten.“

Paraguay und die Republiken am La Plata.

2. Die argentinische Conföderation.

(Schluß)

Das Leben des Gaucho in der Stadt, in den Saladeros, ist weit entfernt, den Instinct von Wildheit zu tilgen, den er mit der Milch der Pampas eingesogen. In den Saladeros werden die Landesproducte, die Thiere geschlachtet. Die mit Salz bestreute Haut wird auf allen Märkten der Welt unter der Benennung „grüne Häute“ von Buenos-Ayres verkauft; das in Stücke geschnittene und getrocknete Fleisch dient als Nahrung für die Neger in den Vereinigten Staaten und den Colonien; dieß ist das Asajo oder gedörrte Fleisch. Das Horn an den Füßen und an der Stirne wird in einem Kessel, den man einem starken Druck aussetzt, zu Oel verwendet; man macht auch thierische Kohle aus den anderen Ueberresten. Diese Einsalzstätten sind wahre Beinhäuser, wo man einen Todtengeruch athmet; der Boden liegt voll von Knochen; die Einzäunungen der Höfe sind von den Seitenrippen der Ochsen gemacht, welche durch lange Hörner verbunden sind; aus den Mauern, auf den Dächern sieht man überall Knochen hervorragen, welche als Sparren dienen; der dort gehende Wind ist mit faulen Ausdünstungen beladen, welche er weithin über die Stadt und die Ebene verbreitet. Die Fremden haben bald den Wind der Saladeros kennen gelernt; man behauptet sogar, daß die Früchte in der Nähe den Geschmack des gedörrten Fleisches und einen gewissen Aasgeruch haben. Die Atmosphäre dieses Schlachthauses hat, wie man sieht, nichts, was die Sitten des Gaucho der Pampas milder machen könnte.

Sobald sich ein Mann fand, der im Stande war diese zerstreuten Elemente zu vereinigen, sie in Bewegung zu setzen, war es um das Uebergewicht der Bourgeoisie geschehen. Der General Rosas war dieser Mann. Man glaube ja nicht, daß dieses Uebergewicht des Landes über die Stadt, wie er es geschaffen, ein politischer Zufall, die Anwendung eines mit ihm zu Grabe gehenden Systemes sey; nein, sie war ein Regierungsprincip, welches auf einer richtigen Würdigung der wahren Kraft des Landes beruht. Die Hirten der Pampas wissen dem Oberhaupte zu gehorchen, welches sie gewählt, die Städter verstehen dieß nicht. Francia hat kein anderes Geheimniß gehabt; es war auch dasjenige des berühmten Artigas in der Banda Oriental; Lopez hat zu Santa-Fe auch nichts anderes gethan und es wird jeder so verfahren, welcher in Südamerika eine dauerhafte Macht gründen will.

Will man mit einem einzigen Blick die Richtung der Gewalt übersehen, die, von dem Oberhaupte ausgehend, das ganze Land umfaßt, bis an den Herd des geringsten Bürgers dringt und dem Städter zu Leibe geht? Die argentinische Republik hat zwei Gewalten: die Executive — mit Rosas als Gouverneur — die Legislative eine Kammer von Abgeordneten, an deren Wahl der Gouverneur großen Antheil hat. Unter der unmittelbaren Gewalt des Gouverneurs stehen die Armee, die Nationalgarde, die Verwaltung oder Polizei. Die Armee wird leicht ergänzt. Der Charakter der Gauchos ist, wie gesagt, von der Art, daß man ihnen nur eine Lanze, ein Pferd, einen Recado (Sattel) und einen Rock geben darf, um Soldaten aus ihnen zu machen. Die Nationalgarde theilt sich in Patricios — eine mobile Garde, welche man im Nothfalle compagnieweise der Armee einverleibt; sie besteht aus den jungen und kräftigen Leuten — und in Civicos, größtentheils Greise und Kinder; in Kriegszeiten vertraut man ihnen die Bewachung der Städte an.

Das Verwaltungssystem ist sehr einfach; das ganze Land ist in Districte getheilt, und jeder District gehorcht drei von dem Gouverneur ernannten Beamten: dem Friedensrichter, dem Commissär, dem Alcalde. Die Dienstleistungen des Friedensrichters sind vielfacher Art; sie umfassen die politische Verwaltung, welche in Frankreich den Präfecten obliegt, die richterlichen Entscheidungen in erster Instanz; ferner ist der Friedensrichter der natürliche Befehlshaber der Civicos seines Districtes. Der Commissär besorgt die rein administrativen Geschäfte, wie die

französischen Maires. Der Alcade ist ein Polizeibeamter; er hat Lieutenants, deren jedem eine Manzana oder Quadra (Häusercomplex) übertragen ist. Die Alcade-Lieutenants sind gehalten, alle Familien in ihrer Quadra zu kennen, und sind verantwortlich für das, was vorgeht. Sie sind in Compagnien eingetheilt, welche von Alcade-Capitäns befehligt werden, und bilden ein einziges Corps, dessen Oberst der Polizeidirector ist. Die Serenos (Nachtwächter) gehörten früher zu denselben; der General Rosas bildete daraus ein eigenes Corps unter seinen unmittelbaren Befehlen, durch sie ist sein Auge in der Finsterniß geöffnet, durch sie hört sein Ohr die vertraulichsten Ergießungen. Wenn Schweigen und Nacht sich über Buenos-Ayres breiten, so wird die Lampe des Gouverneurs auf der Spitze des von ihm bewohnten Thurmes angezündet, und die Gauchos zeigen einander dieselben, wie den Genius des Vaterlandes, welcher auch über der in Schlaf versunkenen Stadt wacht.

Dieß ist das von dem General Rosas befolgte politische System im Inneren; seine auswärtige Politik stützt sich gleichfalls auf ein bei den Gauchos sehr lebhaftes, allen Völkern Südamerika's gemeinschaftliches Gefühl: nämlich dasjenige ihrer nationalen Unabhängigkeit gegenüber von Europa. Alle Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß zwischen den Provinzen sowohl als zwischen Land und Stadt eine glühende Eifersucht besteht, welche sich in fortwährenden Verunglimpfungen Luft macht; „die schlechten Leute“ sind die Städter für die Gauchos, und die Gauchos sind dieß ihrerseits für die Städter; was die Bewohner von Buenos-Ayres, die Porteños, wie man sie nennt, betrifft, so macht sie ein Instinct gemeinen Neides allen Provinzen verhaßt. Diese Eifersüchteleien, diese localen Leidenschaften scheinen immer auf dem Punkte, Befriedigung im Bürgerkriege zu suchen; sobald eine Familie sich in einer Stadt zu der Gewalt emporschwingt, bildet sich augenblicklich eine Gegenpartei, um sie zu stürzen. Bringt man aber mitten unter diesem Localhaß, wo die Gesellschaft auf dem Punkte ihrer Auflösung zu stehen scheint, plötzlich die Nationalehre Europa gegenüber ins Spiel, so vereinigt sich augenblicklich alles in einem gemeinsamen Gefühle, ein einziger Ruf ertönt in aller Herzen: Independencia ó muerte! Derselbe Mann, welcher so eben aus Privateifersucht den Gouverneur erwürgen wollte, fügt sich schnell seinem Befehle unter den Fahnen des Vaterlandes. Die Unabhängigkeit ist sozusagen ein religiöser Glaubensartikel geworden; die Priester auf der Kanzel und in dem Beichtstuhle machen daraus eine Art göttlichen Rechtes. Man mag in Tucuman ebenso wie in Cordova oder Buenos-Ayres den Festen der Unabhängigkeit, den Schauspielen, den Reden berühmter Prediger anwohnen, überall fühlt man den Schauer patriotischer Erhebung, welcher die Zuhörer, Männer, Frauen und Kinder, bei den Ausrufungen der Unabhängigkeit erfaßt. So konnte Rosas die „gottlosen Unitarier“ der Verwünschung seines Landes überliefern — diesen Theil der Bourgeoisie von Buenos-Ayres, der unserer Civilisation so geneigt ist — indem er sie als „Agenten des Auslandes“ brandmarkte. Und als unsere Bevollmächtigten mit einem Einfalle drohten, mußte man sehen, wie das Nationalgefühl sich in ihm regte und er mit einer Stimme, in welcher die Seele aller Amerikaner zu vibriren schien, ausrief: „Amerika wird sich bei der Berührung mit Europa sammeln; um eure Truppen werden wir einen Gürtel von Verheerung bilden; ein Schrei wird über Amerika fliegen: Tod den Fremden! Und von Chili bis nach Guayaquil werden mir alle Republiken zu Hülfe kommen. Ah! Eure Bevollmächtigten machen mich unbesiegbar. So bin ich denn wirklich der Mann meines Vaterlandes! Sie nennen mich einen Tyrannen? Wo sind meine Corruptionsmittel? Mir fehlt das Geld, um hervorragende Dienste zu belohnen; diese Armeen, welche ich seit 15 Jahren unterhalte und von denen nicht eine wankt, erhalten nicht einmal ihren Sold; ich habe nicht einen einzigen General gemacht. Sehet, mit welch unbeträchtlichem Solde sich alle Vorstände der verschiedenen Dienste begnügen; ich selbst muß das Beispiel der absolutesten Verläugnung geben, denn etwas anderes kann ich nicht geben. Sonderbare Tyrannei, welche als bewegende Kraft nur die Hingebung an die öffentliche Ruhe hat! Diese junge, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Nation ist jeden Augenblick bereit sich zu opfern; der Schatten eines unwürdigen Zugeständnisses von meiner Seite würde mir plötzlich jedes Ansehen rauben; meine Befehle, welche heute wie eine elektrische Bewegung an das Ende der Republik eilen, würden plötzlich gehemmt; die letzten unter den Bürgern würden sich gegen mich wenden und mich hängen. Allein sie wissen, daß das erste Haus in Buenos-Ayres, welches, wenn es noth thut, verbrannt wird, dasjenige von Juan Manuel ist, und daß ich selbst Feuer daran legen würde; meine Familie wird sich mit mir opfern; ich bin der Wunsch meines Vaterlandes! Und der wahnsinnige Beifall, womit die Volksvertreter die Botschaft aufnehmen, in welcher er ihnen die Mittheilung von seinem Entschlusse macht, Europa zu widerstehen, zeugt davon, daß er den Sinn des Volkes zu treffen gewußt. Zu seinem Ruhme muß man es sagen: seine ungeheure Gewalt hat ihn nie bethört. Streng in seinem Privatleben, von einer gränzenlosen Uneigennützigkeit, fiel, seit seine Autorität nicht mehr angetastet wird, seit die Ordnung in Buenos-Ayres hergestellt ist, wegen eines politischen Grundes keine Hinrichtung, nicht einmal eine Einkerkerung mehr vor. Der einzige Titel, nach welchem er ernstlich strebt, ist der eines Wiederherstellers der Ordnung und der Gesetze in seinem Vaterlande. Sein Leben ist ein fortwährender Kampf gewesen; ein erbitterter Kampf im Innern, um die Parteien zu unterdrücken, welche seit 30 Jahren aus der argentinischen Conföderation einen Schauplatz der Anarchie und blutiger Unruhen gemacht haben; ein Kampf nach außen, um die Wilden im Zaume zu halten und sie nach Patagonien zurückzudrängen, um die argentinische Nationalität gegen die ungeheuren Anmaßungen der europäischen Nationen zu sichern, um die zerstreuten Provinzen zu einem einzigen Körper zu verschmelzen, dessen Haupt er ist. Nichts neuß heute unter seinem Gebote. Er hat in seinem Lande die Cultur der Getreidepflanzen eingeführt, und Buenos-Ayres, welches sein Mehl aus den Vereinigten Staaten bezog, kann jetzt solches ausführen. Er hat die Estancias bis in das Tandil, 80 Lieues südwestlich, vorgerückt; er ist der eifrigste Beförderer der Fortpflanzung der Schafe in den Pampas; der Handel strömt nach Buenos-Ayres; die ausländische Auswanderung liefert jährlich dorthin Tausende von Arbeitern; man zählt mehr als 22,000 Franzosen allein in der Provinz Buenos-Ayres; von diesen Franzosen aus den baskischen Provinzen und den sich mit ihnen vermischenden Irländern wird eine Race stammen, welche an Energie den ersten Gauchos nicht nachsteht und die, dessen darf man gewiß seyn, den Charakter des Landes annehmen wird. Der General Rosas hat sein Budget einzurichten und dem Papier seinen ehemals so gesunkenen Werth wieder zu geben verstanden; die Communicationen fehlen noch, allein man lasse ihm Frieden, so wird er die Pampas mit bequemen und sicheren Straßen zu durchschneiden verstehen. Die Freiheit, diese Nahrung starker Nationen, hat an der Wiege der Völker dieselbe Wirkung, wie starke Liqueure bei dem Stillen eines Kindes: sie tödtet. Wer wollte daher dem General Rosas ein Verbrechen daraus machen, daß er sie dem Lande, das er aus dem Chaos gezogen, bescheiden zumißt?

Dieß ist der Mann, welcher heute vor den Augen von Europa die argentinische Conföderation personificirt, und dem wir von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, als wir uns in den La Plata-Staaten ins Mittel legten. Diese Angaben genügen, um einen Begriff von den Hindernissen zu geben, welche eine gegen Buenos-Ayres geleitete Expedition zu überwinden hätte. Die Zahlen, welche wir weiter unten angeben wollen, werden die Wichtigkeit unserer friedlichen Beziehungen zu diesem Lande deutlich angeben; allein vorher müssen wir ein Bild der Banda Oriental entwerfen, deren Geschick von jeher so wunderbar mit demjenigen der argentinischen Provinzen verwoben war, und die in dem verlangten Invasionskriege die erste Etappe der französischen Waffen seyn sollte.

Das Museum der französischen Sculptur im Louvre, welches die Proben von dem ersten Auftritt aus dem Einfluß der alten Kunst bis zu den Werken der neuen Meister enthält, füllt nicht weniger als 15 ungeheure Säle; zwei andere sind für die neuesten Bildhauer bestimmt. (Revue archéol. October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 275. 17 November 1851.

Der Ilmensee.

Eine Jagdpartie.

Geschäfte führten den Verfasser von Petersburg nach Moskau. Mit Windeseile war die Strecke von Petersburg bis Novgorod auf der großen Heerstraße zurückgelegt, die durch ihre merkwürdige Vereinheit zu den interessantesten gehört. — Ein Freund und alter Jagdgenosse wartete meiner bereits am Posthause des ehrwürdigen, uralten Novgorod's, einst der Hauptstadt einer mächtigen Republik, von der mit Recht einst das Volkssprüchwort sagte: „Wer kann gegen Gott und Novgorod!“ Längst gesunken von seiner einstigen Größe zählt die Stadt jetzt vielleicht 15,600 Einwohner anstatt sonst 250,000, und gehört keineswegs zu den schönen Städten. Die Gasthöfe machen durchaus keine Ansprüche, sich mit den Parisern zu vergleichen; ein wahrhaft wohlthätiges Gefühl mußte es daher seyn, an Freundes Arm nach längerer Reise dem gewohnten Comfort zuzuwandern, den er uns im eigenen Hause im Kreise seiner Familie gastfreundlich anbot. Nur wer in weniger bewohnten Ländern zu reisen veranlaßt war, wird den wahren Sinn des Wortes „Gastfreundschaft“ empfunden haben, aller Orten wo die Gasthöfe nur zu oft diesen Namen gar nicht verdienen.

Die wenigen Tage, die mir meine Zeit in Novgorod zu bleiben gestattete, waren nach längst getroffener Uebereinkunft mit meinem Freunde dem Dienste der Diana geweihet, und schon am nämlichen Abende wurden die großartigsten Vorbereitungen angefangen. — Es galt einer zweitägigen Wasserjagd in den nächsten Umgebungen des Ilmensees, eines der größten Binnenseen Europa's, von mehr als 150 Quadratmeilen Flächeninhalt. Zu viel hatte ich schon von dem Interessanten und der Ergiebigkeit dieser Jagden gehört, als daß ich nicht im höchsten Grade gespannt gewesen wäre.

Die Vorbereitungen zu dieser Jagd begannen also noch am Abend, und zwar in einem Style, wie ich ihn in Deutschland nie, später nur in Ungarn wieder erlebte. Sechs Schützen waren außer mir von meinem Freunde zur Theilnahme an der Partie eingeladen worden. Mit anbrechendem Morgenrothe sollte aufgebrochen werden. Einige der eingeladenen Herren fanden sich noch am Abende ein, der nach ächter Jägersitte auf das fröhlichste bei einer Bowle Punsch zugebracht wurde, welcher von den schönen Händen meiner russischen jungen Wirthin uns fast zu reichlich zugemessen wurde. Die türkischen mit ägyptischem Tabak gestopften Pfeifen gingen dabei nicht aus, und nichts hätte mein Vergnügen gestört, wenn nicht zu meinem Schrecken als Dessert auf dem Tische eine große Salatschüssel mit — Jagdpulver erschienen wäre. Den Zweck dieser sonderbaren Erscheinung kannte ich noch nicht, erlaubte mir jedoch einige warnende Bemerkung, wegen der anerkannten Feindschaft zwischen sechs brennenden türkischen Pfeifen und feinem Jagdpulver. Diese Bemerkungen wurden eben mit Scherzen über den vorsichtigen deutschen Jäger beantwortet, als mein Freund und Wirth eintrat, den ich als einen in jeder Hinsicht erfahrenen und tüchtigen Jägersmann kannte, und mit fragendem Blicke ansah ob der Dinge die da vorgingen. Er lächelte, meinte, daß er wisse was mich bewege — daß jedoch das Experiment was eben stattfinden würde, durch die Kürze der Zeit geboten wäre. Die Sache verhielt sich so: mein Freund hatte schon längst eine der gewöhnlichen Pulverflaschen mit der Feder zum Laden im Gebrauch gehabt, als es ihm vor einiger Zeit auf dem Schnepfenanstande begegnete, wahrscheinlich durch einen Fehler an der Feder, vielleicht die vierfache Pulverladung in das Gewehr zu schütten. Das Gewehr sprang und verwundete ihn bedeutend. Seit dieser Zeit haßte er diese jetzt überall gebräuchlichen Pulverhörner mit der Feder über alles und lud bloß mit Patronen — so auch alle seine Freunde.

Die oben erwähnte Salatschüssel enthielt wenigstens 6 Pfund feines Jagdpulver, und es galt diese Masse, welche später auf der Jagd fast aufgebraucht wurde, in Patronen zu verwandeln. Eine solche Beschäftigung am Abend, bei Licht, gehört nicht zu den angenehmsten, erst spät in der Nacht wurden wir 6 Personen damit fertig — die Russen, allerdings eingefleischte Tabakraucher ließen dabei ihre Pfeifen unter keiner Bedingung ausgehen! — Endlich war das Werk glücklich vollendet und nur wenige Stunden dem Schlafe vorbehalten.

Mit Tagesanbruch stellten sich andere Schützen nebst einigem dienenden Jagdpersonal und obligaten Jagdhunden ein, die dort sehr theuer bezahlt werden, aber bei weitem nicht die Dressur der unsrigen deutschen haben. Ein luxuriöses Frühstück, an dem vielleicht die ganze Nacht gekocht und gebraten wurde, dampfte den ersten Sonnenstrahlen entgegen, und sollte uns trösten für die vorauszusehenden Entbehrungen der bevorstehenden zwei Tage, die wir geradezu in der Wildniß, wie in den Urwäldern Amerika's, zuzubringen hatten. Die freundlichste Erscheinung bei diesem sehr umfassenden Frühstück war die völlig muntere, feurige junge Wirthin selbst, welche den größten Theil an der bevorstehenden Jagd aufrichtig nehmend am liebsten selbst mitgezogen wäre.

Endlich war alles zur Einschiffung bereit. Große Quantitäten von Munition wurden herbeigebracht, und noch viel größere Quantitäten von Provisionen, die allerdings 13 Personen, inbegriffen der vier Ruderer des Schiffes, zwei Tage lang gut

erkösstigen sollten. Auch erschienen verschiedene andere nothwendige Dinge zu dem Feldzuge, als da waren: Bärenhäute und russische lederne Schlafkissen für die Nacht, Teppiche, Koffer mit Kleidern und Wäsche zum Wechseln für die Durchnäßten, Feldstühle, die unvermeidlichen Theekessel, Casserole und verschiedenes Küchengeschirr, Pfeifen, Tabak in Massen, Flaschen, und noch Verschiedenes, das ich jetzt vergessen, das aber später an Ort und Stelle die vortrefflichsten Dienste leistete. Mein Freund und Wirth hatte wirklich an alles gedacht, — ein Boot ausgerüstet zur Entdeckung der Quellen des Nigers konnte nicht besser armirt seyn.

So traten wir denn ein in das große Seeboot, und empfahlen uns nachmals unserer schönen, freundlichen Gastgeberin, die sich lange nicht von ihrem eben so schönen jungen Eheherren trennen konnte. Da sprang endlich auch der junge Ehemann ins Boot — im Nu wendete sich das Schiff, ein leichter Wind faßte die aufgespannten Segel, und dahin glitten wir im leichten Morgennebel auf dem breiten schwarzen Rücken des gefährlich dahin schleichenden Walkow, dem Ilmensee zu. Noch lange winkte das Schnupftuch der schönen Eudoxia ihrem Eheherren Grüße zu, der bewegt nach diesem Punkte hinstarrend, sich selbst zu vergessen schien, als ein schärferer Wind in unsere Segel greifend, plötzlich das Schiff so auf die eine Seite legte, daß es im wahren Sinne des Wortes Wasser schöpfte. Das gab der Scene anstatt des bisherigen sentimentalen eben so plötzlich einen höchst nervösen Anstrich. Wie ächt russischen Kernworten flog alles von seinen Sitzen auf, um dem Steuermann und Segelmeister die kräftigsten Schmeicheleien wegen seines Ungeschicks zu dediciren, der indeß, vielleicht schon gewöhnt an solchen Unstern, den Orkan von Süßigkeiten mit solcher Resignation über sich wegbrausen ließ, daß ich für ihn als einen geborenen Stoiker aufrichtige Achtung gewinnen mußte. Die Segel wurden bald eingerefft und wir fuhren schnell und ruhig weiter.

Die Verwirrung aber, welche durch das äußerst heftige Umlegen des Schiffes in diesem selbst entstanden, war sehr betrübend. Zuerst waren die Hunde auf ihre Herren gesprungen und hatten dieselben umarmt, in Todesnoth alle Disciplin vergessend; dann waren einige Herren sehr schwer gekränkt worden durch das schwere Geschütz mehrerer Koffer und Kasten, die lawinenartig in ihrem Sturze alles Widerstehende zu vernichten drohten, und jetzt als todte Massen auf ihrem Rücken im Schiff umher lagen. Nach den Koffern und Kasten kam sogleich das leichtere Geschütz der Casserole und Theekannen, von denen einige ihre Emancipation mit dem Leben bezahlt hatten. Allgemeines und aufrichtiges Bedauern erregten jedoch die Leichen einiger Flacons aus der großen Flaschenbatterie, die sich im allgemeinen zwar sehr gut gehalten hatte, dennoch aber einige Todte und Verwundete und gerade vom Elitencorps zählte.

Ehe die Hunde für ihre Zärtlichkeit belohnt und wieder unter ihre Bänke geschafft waren, ehe die Kofferschildkröten wieder an ihren Platz gewalzt wurden, ehe alle umherliegenden Ruinen die Reise in den Orkus der Wolchow angetreten hatten, verging beinahe eine halbe Stunde Zeit, und die herrschende Stimmung war dabei nicht die beste. Wie es aber oft so geht, daß die Extreme sich berühren, so brachte einer der Anwesenden durch einen glücklichen Einfall die Gesellschaft auf eine solche Weise plötzlich zum Lachen, daß die Stimmung des gereizten Zwerchfelles auf einmal die vorherrschende wurde. Dem Steuermann wurde in allgemeiner Heiterkeit ein großes Glas jener nordischen Herzensstärkung decretirt, die selten ihren Zweck, nämlich Vergessen des Mißgeschickes, verfehlt, und auch wirklich alsbald nach ihrem Genusse auf dem herben Gesicht des alten lang- und graubärtigen Wassermannes einen solchen Zug von Freundlichkeit zur Folge hatte, wie es nur immer gewünscht werden konnte, was ebenfalls wieder Anlaß zu vielen Scherzen geben mußte.

Einstweilen legten wir viel Weg zurück; noch eine halbe Stunde und wir waren an unserm ersten Jagdstationsplatz angelangt. Es waren dieß ziemlich weitläufige, sumpfige, unbenutzte Wiesenstrecken am rechten Ufer des Wolchow sich hinziehend und, wie dieß hier häufig der Fall ist, vielleicht seit Jahren von keinem Jäger besucht. Die Jagd begann, und wirklich war es zum Erstaunen, wie viel Wasserwild sich hier in diesem mäßig sumpfigen, mit einzelnen Lachen und Schilf abwechselnden Wiesen zusammengefunden hatte. Einzelne Enten wechselten mit allen Arten von Strandläufern, deren es, wenn ich nicht irre, wenigstens 15 Sorten gibt, von der Größe eines Staares an bis zur Höhe von 2½ Fuß. Am häufigsten fanden sich jedoch die Bekassinen und Becassen. Erstere stiegen in starken Schwärmen auf, die zweiten, überall weniger zahlreich, wurden einzeln, jedoch sehr häufig geschossen. Es ist dieß, wenn ich nicht irre, die große Wiesen- oder Pfundschnepfe. Sie gleicht der Waldschnepfe fast ganz, ist zuweilen noch etwas größer und unterscheidet sich von dieser nur durch ein klein wenig leichteres Gefieder. Wirklich wiegt sie hier sehr oft mehr als ein Pfund, gibt den delicatesten Braten und ist sehr leicht zu schießen, da sie den Schützen meist auf 3 bis 4 Schritte heranläßt, und dann in ziemlich langsamem geradem Fluge fortstreicht.[1] Fischreiher und Rohrdommeln, häufig zum Schuß kommend, wurden als ganz unnütz gar nicht belästigt. Drei und eine halbe Stunde hatten wir in diesen Wiesengründen gejagt; die Ausbeute war bedeutend, vielleicht gegen 170 Stück Federvieh aller Art lagen vor uns. Man hatte kaum Zeit zum Laden gehabt, deßwegen befolgte man auch hier, wie in Oesterreich auf großen Jagden, die Methode mit Setzstöcken anstatt mit Ladstöcken zu laden, die sich bei Gelegenheiten, wo sehr viel geschossen wird, auch vollkommen bewährt.

Es mochte etwa halb 12 Uhr Vormittags seyn. Allgemein machte sich nun das Bedürfniß nach einiger Ruhe und Erquickung geltend, deren Befriedigung auch sofort beschlossen wurde. Man begab sich an das Ufer des Flusses zurück, wo das Boot bereits unserer harrte, und alle Anstalten wurden sogleich gemacht, um uns ein dejeuné dinatoire zu bereiten, das seinesgleichen suchte und mit fröhlicherer Laune kaum genossen werden konnte.

Die Lebensweise in Rußland bei solcher Gelegenheit nebenbei zu schildern, möge man mich entschuldigen, wenn ich auf Einzelnheiten eingehe. Feuer zum Kochen, das niemand schneller als der Russe zum Auflodern bringt, brannte im Augenblick am Ufer, nahe dem Platz, wo sich die Gesellschaft auf Häuten und Kissen im Kreise auf gut orientalisch niedergelassen hatte. Ein kleines Stück Brod mit Salz oder einigen Strömlingen ist immer das Entrée zu allen Mittagessen in Rußland und Polen, wobei ein Glas herzhaften Liqueurs nicht fehlt; davon trinkt der Gastgeber nach uralter Sitte immer das erste Glas, um wie es in

[1] Beiläufig gesagt, urtheilen die bei uns in Deutschland überhaupt nicht sehr häufigen Wasserschnepfen im nördlichen Rußland so häufig, daß man deren ohne die geringste Anstrengung 25 bis 30 Stück in wenigen Vormittagsstunden in den nächsten Umgebungen Nowgorods schießt. Der Ueberfluß an diesem Wild wird dann bei einzelnen Jagdfreunden so groß, daß nachdem eine Menge davon verschenkt und selbst verzehrt worden, die Hauptmasse, in ziemlich großen Fässern eingepöckelt, für den Winter aufbewahrt wird.

frühern Zeiten vielleicht nothwendig war, seinen Gästen jeden Argwohn wegen Vergiftung zu benehmen. Kaum war diese erste Herzstärkung genossen, als das nächste Labsal des Russen, die türkischen Pfeifen, erschienen, bei denen man in wahrem Wonnegefühle unter allerlei Jagdgesprächen dem sich bald zeigenden Tschai (Thee) entgegenharrte. Nur zu wahr ist es, wie ich aus eigener Erfahrung oft wahrnahm, daß ein paar Gläser dieses fremden Trankes nach größern Anstrengungen bei weitem mehr restauriren als alles andere, und die russischen Offiziere haben vollkommen Recht, wenn sie im Felde vor allem Thee bei sich führen und lieber das Brod entbehren, als diesen.

Mit großer Ruhe wurde also bei einem Glase vortrefflichen Thees und obligatem türkischem Tabak die Zubereitungen für das improvisirte Mahl betrachtet, welches im Verhältnisse seines Umfangs auch nicht gar lange auf sich warten ließ. Gerade zur rechten Zeit, eben als die Wirkung des Thees sich zu verflüchtigen begann, wurde aufgetragen. Zuerst Bouillon in Gläsern und Tassen, wie es nun eben möglich war, dann vortreffliche Coteletts mit Mixed-pickles, dann eine hinreichende Quantität der von uns geschossenen Schnepfen gebraten, panirt und von eingemachten Früchten umgeben, hierauf zu meinem Erstaunen eine ganz ausgezeichnete Mehlspeise, von der ich noch gar nicht begreifen kann, wie sie unter freiem Himmel fabricirt wurde. Rechnet man hiezu die mit gutem Appetit verbundene angenehme momentane Abspannung von der Ermüdung der Jagd, fröhliche Jägerlaune, von einer kleinen Anhöhe die Aussicht auf die unabsehbaren Gewässer des mächtigen Ilmensees, und dazu ein herrliches Glas Bordeauxwein — ich konnte mir selbst sagen in diesen Augenblicken: „Siehe daß du glücklich bist."

Wie viele vornehme, reiche Leute siechen nicht täglich in der Langeweile der Hauptstädte hin, die mit leichter Mühe sich den Hochgenuß solcher körper-, herz- und nierenstärkenden Tage verschaffen könnten! Dazu gehört aber Leidenschaft für das edle Waidwerk, die, mir unbegreiflicherweise, nicht einem jeden gegeben!

Ich als Urdeutscher hätte zum Schluß des kleinern Diners herzlich gern eine Tasse guten, schwarzen Kaffee getrunken. Die Russen lieben den Kaffee nicht besonders, daher schwieg ich. An dessen Stelle erschien aber, was? Ein kleines Glas excellenten Punsches! und unmittelbar darauf das Zeichen zum Aufbruch. In zehn Minuten befand sich alles im Schiff, das seine Segel blähend uns schnell dem See zuführte, den wir aber nicht berühren sollten und noch weniger berühren konnten, denn schon fühlten wir die Macht seiner Wogen, die gleich denen des Meers unser ansehnliches Boot sehr verächtlich zu behandeln anfingen.

(Fortsetzung folgt.)

Das nördliche Illinois

(Von Franz Löher.)

Der Theil des Staates Illinois, welcher zwischen dem Mississippi und dem Michigansee liegt, ist eine der Gegenden in den Vereinigten Staaten, welche am wenigsten bevölkert und am wenigsten beliebt sind. Um auch in einem solchen Landstrich die eigenthümliche amerikanische Cultur und Landwirthschaft kennen zu lernen, beschloß ich denselben, da ich doch nach den Seen wollte, zu durchreisen und zwar auf eine Weise, die ich noch nicht versucht hatte, nämlich mit einem Landfuhrmann (Teamster); das Gewerbe eines solchen besteht darin, in seinem leichten nur mit Leinwand überspannten Wagen Waaren und Reisende über große Landstrecken zu schaffen. Es ist eine ähnliche Art zu reisen, wie sie in Ungarn und den untern Donauländern zu Lande gewöhnlich ist. Das Reiseglück führte mir einen Fuhrmann zu, wie er nicht besser für eine solche Fahrt passen konnte. Er war noch jung, hatte aber bereits einen großen Theil der Staaten durchfahren, ein aufgeweckter Kopf, gesprächig und gleichmüthig, jedoch seinen Landsleuten darin unähnlich, daß er weder Geld zu machen noch zu brauchen verstand. Er war zufrieden, wenn nur der nächste Augenblick heiter war.

Wir fuhren den 5 September Morgens früh aus Galena weg; mir zum Gefallen schlug er nicht die Landstraße über Winnebago, sondern einen südlicheren Weg ein, der in den Prairien erst zu suchen war. Die Gegend ist bis auf 30 Meilen östlich vom Mississippi von grünbebuschten Hügeln durchsetzt, und die weitbekannte Schatzkammer der Bleigräber; das Bleierz findet sich in außerordentlicher Menge und der Metallgehalt ist viel bedeutender als in andern Bergwerken. Wiederholt fanden sich Gruben am Wege, in denen man nach Blei gesucht hatte; ich stieg mehrmals aus, und zwischen und auf den Hügeln umher, überall war der Boden von den Minirern schon durchfurcht. Nicht selten erblickten wir auch ein Paar an der Arbeit. Gewöhnlich gesellen sich ihrer zwei zusammen, hacken im Boden umher, bis sie Bleierz darin finden, und wenn es tiefer reicht, machen sie auch wohl einen Schacht, mit einer einfachen Winde oben darauf; das gefundene Erz waschen sie bei der nächsten Quelle aus und fahren es auf einem Karren zur Stadt oder zu einer benachbarten Schmelzstätte, wo sie es verkaufen; dort wird es in lange zollbreite Barren gegossen, auf die Werfte von Galena gebracht und von da durch die großen Mississippi-Dampfboote nach St. Louis geholt; von dieser Stadt geht es weiter hinunter nach Neworleans und über das Meer, oder auf dem Ohio und dem Eriecanal in die nördlichen Staaten. Die Bleisucher haben auf Congreßland freies Hacken; hat Grund und Boden bereits einen Eigenthümer, so müssen sie ihm der Regel nach ¹/₃ der Ausbeute abgeben. Dieß Bleihacken und Bleischmelzen ist überall nur noch eine rohe oberflächliche Arbeit. Ordentliche Tiefschächte, Wasserwerke zum Reinigen des Erzes, große Schmelzöfen werden sich erst dann anlegen lassen, wenn Eisenbahnen und Straßen diesen Landstrich durchschneiden, und ihm Kohlen, Holz und anderes Material zuführen. Erst dann werden die ungeheuren Reichthümer gehoben werden, welche ohne allen Zweifel der Boden hier noch birgt, bis jetzt ist eben nur erst seine Oberfläche aufgeritzt. Es soll als der Bleireichthum dieser Gegend zuerst ruchbar wurde, ein merkwürdiges Leben unter den Minirern gewesen seyn. Sie finden sich aus allerlei Volk zusammen, da zu ihrem Geschäfte wenig Kunst und Kraft gehört, insbesondere Irland und Deutschland liefern ihre Leute dazu, der eingeborne Amerikaner macht gewöhnlich den Händler und zieht die besten Procente. Wo ein Strich Landes viel Blei haben soll, da strömen die Minirer in Menge zusammen: erst werden einige Blockhütten gebaut, nach einem halben Jahre ist schon ein hübsches Städtchen mit Kirchen und öffentlichen Hallen aufgerichtet. Nach wenigen Jahren aber ist der oben lagernde Bleireichthum erschöpft oder er hat schon früher die außerordentlichen Erwartungen getäuscht, dann ziehen die Minirer wieder weg, Händler, Wirthe und Handwerker müssen ihnen folgen, und das Städtchen vergeht wieder oder schwindet zusammen. Man kann dann die niedlichen leichten Holzhäuser für ein Spottgeld an sich kaufen. Jetzt war nun noch das Oregonfieber unter die Minirer gekommen, zu Tausenden zogen sie den Felsenbergen zu; hatten sie hier lange genug nach Blei gehackt, so lachte ihnen dort das funkelnde Gold entgegen. Die Gegend wurde in unglaublich kurzer Zeit entvölkert. So kamen wir des Nachmittags durch ein höchst freundliches Städtchen, Elisabethtown am Applerriver, die hellweißen hübschen Häuser schienen wie zum Staat an den Fluß und zwischen die grünen Hügel gesetzt, die Nachmittagssonne glänzte darüber her. Aber es war still und öde in den Gassen, ganze Reihen von Häusern standen leer und verschlossen, ihre Bewohner waren bereits weit weg.

Hin und wieder erheben sich die Hügel zu Bergen, die Sinsinnawa-Mounds sind in diesen unabsehlichen Ebenen des Westens ein erfrischender Anblick. Ein hoher Kegel darunter blieb noch lange in der Ferne sichtbar.

Die Gegend war auch berühmt durch die letzten Indianerkriege. Noch 1832 wurde nicht weit von Elisabethtown eine Schlacht geliefert;

der letzte große Mann der Witwen, der weitgefürchtete Black Hawk (der schwarze Habicht), hatte hier die Stämme der Fox, Sac und Winnebagos gesammelt zum Verzweiflungskampfe. Aber was vermochte die wilde Wuth der Häuptlinge und ihrer Krieger gegen die leichten Kanonen der Weißen, welche ihre Glieder zerschmetterten. Die Gegend war zu offen, Wälder boten den Indianern keinen Schutz, sie wurden versprengt und vernichtet unter den Kugeln und Säbeln der Dragoner. Man bekämpfte sie nicht, man schoß sie nieder. Nur ärmliche Reste jener drei einst so großen Stämme halten sich noch einige Zeit hinter den westlichsten Ansiedlungen. Noch einige Menschenalter, dann sind auch diese vergangen. Es ist im höchsten Grade auffallend, wie schnell sich die Indianer verlieren, sobald die Weißen in ihre Nähe kommen. Ihre Natur will nicht Stich halten, die Sterblichkeit nimmt merklich zu, die Zeugungskraft scheint zu versiegen. In wenigen Jahren gibt es unter den Kindern mehr Mischlinge als Indianer von reinem Blute. Hier wie anderswo bewahrheitet es sich, daß die edlere Natur der Weißen bestimmt ist, die geringeren Menschenracen in sich aufzunehmen und zu verzehren; die Weiber der letztern haben große Neigung zu den weißen Männern, während eine weiße Frau Schmerz und Schande fühlt, wenn sie sich einem andern Manne als aus ihrer Race hingibt.

Wir übernachteten des Abends in einem Blockhause bei ärmlichen Farmern. Ueberall wo wir unterwegs anhielten, wurden mir kleine Bauereien zum Verkauf angeboten. Auch hier fand sich, während wir zu Tische saßen, der eine und der andere Farmer aus der Nachbarschaft ein, um zu hören, ob er seine Farm nicht für ein Stück Geld los werden könne. Die meisten dieser Bauereien standen noch auf Congreßland und ihre Besitzer hatten nur den Anspruch (Claim) zu verkaufen, den ihnen die Errichtung eines Wohnhauses, und die Urbarmachung und Einzäunung von einigen Ackern Landes gegeben hatte. Die Nachbarn achten nach altem Herkommen ein solches Besitzrecht (Claimright) heilig, und halten es gegenseitig gegen jeden aufrecht, bis es gegen Entgelt oder freiwillig geräumt wird. Der Congreß gesteht ihm Verkaufsrecht zu gegen den niedrigsten Satz von 1½ Dollars für den Acker.

Am andern Morgen fuhren wir recht in die wilde einsame Prairie hinaus; der frische Duft der Prairie, welche bis in den Spätherbst hinein mit Blumen übersäet ist, wallte uns kräftigend entgegen. Bald waren wir mitten in einem dieser unabsehlichen Wiesenmeere. Stunden lang trabten die Pferde durch das hohe Gras, kein Ton ließ sich auf der weiten Fläche hören, man sah kein Ende als die Säulen des blauen Himmelsgewölbes. Mein Fuhrmann unterdessen fand rechte Muße, seinen Faden zu spinnen, indem er seine Lebensphilosophie und seine Abenteuer vortrug, und seine Erzählung mit neckischen Bemerkungen über das Menschentreiben durchwürzte; waren wir Stunden lang durch die Grasebenen gefahren, so dämmerten Streifen Waldes, allmählich ließen sich in weiter Ferne Blockhäuser am Waldrande blicken; kamen wir näher, so fanden wir uns gewöhnlich in einer halbrunden Prairie, an deren Waldsäumen rings sich Blockhäuser erheben. So blieb sich der Charakter des Landes durchweg gleich. Kahle Prairie wechselte mit Strichen, welche mit Bäumen durchwachsen und mit Blockhäusern, manchmal recht reichlich, besetzt waren. Die Leute darin schienen aber nicht mehr als das zum Leben eben Nothwendige zu haben; ihre ganze Einrichtung war dürftig. Der Boden, den sie bebauten, hatte nur stellenweise tiefen Humus, meist war die Erdkrume nur 7 bis 12 Zoll tief; der Boden bedarf daher nach einigen Jahren Anbaues der Düngung. Auf der offenen Prairie war Mangel guten Wassers ebenso empfindlich als der Holzmangel; auch das Klima scheint nicht recht gesund zu seyn. Weitgedehnte Sumpfstrecken und saurer Boden waren nicht selten. Steine oder gar Felsen ließen sich nirgends blicken.

Insbesondere hält der Mangel an Bau-, Brenn- und Zaunholz vom Anbau der offenen Prairie zurück. Die Waldbrände, welche den Baumwuchs vertilgten, sollen nicht bloß von den Indianern, sondern auch von den ersten weißen Ansiedlern, den sogenannten Pionieren der Civilisation, angestiftet seyn, um offene Flächen für die Jagd zu gewinnen. Ich möchte aber zweifeln, daß der sandige und sumpfige Boden jemals kräftige Wälder getragen hat, und daß er auch selbst an sehr vielen Stellen besseres als Schilf und Gestrüpp hervorbringen kann. Sonst ist es merkwürdig, wie schnell sich die Prairie mit stattlichem Baumwuchs bedeckt, wenn man ihr nur einige Jahre Ruhe läßt. Ganz von selbst sprießt Haselstrauch und Sumach, und anderes dichtes Gestrüppe auf, aus dem sich bald Eichen, Wallnußbäume, Sassafras, Nadelholz und alle anderer Arten Bäume hervorheben, umrankt von wilden Weinreben. Wird das aufschießende Gestrüpp weggehackt, und der Boden umgepflügt, so erscheint bald darauf das eine Feld mit wilden Rosen, das andere ebenso gleichartig mit Blumen und Kräutern der Prairie bedeckt. Erst durch mehrmaliges Beackern kann das üppig wuchernde wilde Pflanzenleben zerstört werden. Bekanntlich hat man verschiedene Gründe angegeben, um dieß Naturwunder zu erklären; man meint, der Samen zu den Bäumen und Sträuchen liege seit alter Zeit, wo die Wälder weggebrannt wurden, in der Erde, oder die Wurzeln des Baumwerks keimten und trieben im Boden unter dem Grase fort — aber es ist doch kaum denkbar, wie Samen oder bloße Wurzeln Menschenalter hindurch in der Erde unversehrt ihre Triebkraft behalten sollten. Man kennt Prairien, auf welchen seit 100 Jahren das jährliche Abbrennen keinen Baumwuchs aufkommen ließ; jetzt hört das Abbrennen auf, und sofort stellt sich der Baumwuchs so dicht und fröhlich ein wie anderswo. Noch weniger leuchtet die Annahme ein, die Vögel brächten diese tausendfältigen Samenkörner herüber; man könnte ebenso gut sagen, daß der Wind einige 20 Meilen weit die Eicheln und Wallnüsse wehe. Man wird zu dem Glauben gedrängt, daß die Natur hier noch in ihrer ersten Kraft und Frische wirke. Sie kann sonst nur auf dem Wege der Forterzeugung durch Gleichartiges neue Thier- und Pflanzen-Gebilde hervorrufen und nicht mehr unmittelbar aus den Elementen, einige Insecten, Moos u. dgl. vielleicht abgerechnet; auf diesen Prairien scheint sie aber einen Rest ihrer ursprünglichen Schöpfungskraft behalten zu haben, und noch zu allen möglichen Pflanzen und Bäumen die ersten Ansätze in ihrem Schooße zu herbergen.

Hin und wieder hatte man auch schon angefangen, die offene Prairie zu bebauen, und dann erblickten wir weithin wogende Waizenfelder. Sie waren, weil das Holz zu Zäunen nicht zu haben war, mit Anfängen von Wallhecken umgeben, wie man sie im Holstein'schen und Westphälischen findet. Einmal sahen wir an einem solchen langen Felde einen breiten Wagen hinfahren und auf demselben ein hohes Gestelle, es klapperte und hämmerte, und hinten flog Stroh und Staub heraus. Ich ging hin und fand eine jener praktischen Ackerbaumaschinen, durch welche man in Amerika die Menschenhände spart und in kürzester Zeit viel ausrichtet. Es war eine Maschine, deren Getriebe in Bewegung gesetzt wurde, so wie die an eine Querdeichsel seitwärts gespannten vier Pferde den Wagen anzogen. Vorn war ein Rad mit weitgespannten Felgen, diese drückten, wenn die Maschine ins Feld hinein gezogen wurde, von oben her die Aehren nieder, während die Halme unten am Boden von kreuzweise übereinander hin und herfahrenden Messern abgeschnitten wurden. In der Maschine wurden sie darin sofort durch Schlägel auf einem Roste gedroschen, das Korn fiel durch den Rost auf ein Sieb, welches es durch sein Hin- und Herschütten vom Unrath reinigte, das zerstampfte Stroh flog aufs Feld und wurde als hier werthlos nicht weiter berücksichtigt. Zwei Leute gingen hinter dem Wagen, um die mit gereinigtem Getreide gefüllten Säcke abzunehmen und leere dafür wieder anzuhängen.

(Schluß folgt.)

Auswanderung von Goldarbeitern aus Paris. Seit einiger Zeit findet eine bedeutende Auswanderung unter den geschicktesten Goldschmied- und Bijouteriearbeitern von Paris statt. Der Juwelier des Kaisers von Rußland hat Paris kürzlich verlassen und mehrere der ausgezeichnetsten Arbeiter und Künstler mit sich genommen; die Juweliere des Königs von Sardinien und des Königs von Neapel haben gleichfalls mehrere Arbeiter fortgezogen. Man fürchtet, daß dieß dem französischen Ausfuhrhandel bedeutenden Eintrag thun, und ihm in andern Ländern eine große Concurrenz erwirken werde. (J. du Comm. d'Anvers. 10 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 276. 18 November 1851.

Hochverrath gegen die Vereinigten Staaten.

Das Grundgesetz der Vereinigten Staaten weicht in der Beurtheilung dessen, was Hochverrath ist, von allen europäischen Strafgesetzen wesentlich ab. Nach den letztern enthält das Verbrechen eines von drei Momenten: entweder erstens, ein Verbrechen gegen das Leben, die Freiheit und die Gesundheit des Staatsoberhaupts, oder zweitens, ein Unternehmen, die Staatsverfassung gewaltsam zu ändern, oder drittens, ein Unternehmen, einen Theil vom Gebiete des Staates loszureißen, oder den Staat ganz einem fremden Staate einzuverleiben. Das Grundgesetz der Vereinigten Staaten faßt den Begriff des Hochverraths viel enger auf. Dasselbe gibt Art. III. Abschn. III. §. 1. bloß folgende Bezeichnung dieses Verbrechens: „Hochverrath gegen die Vereinigten Staaten soll nur in einer Erregung eines Krieges gegen dieselben, oder in einem Anhang an deren Feinde, indem diesen Hülfe und Unterstützung geleistet wird, bestehen." Abweichend von jeder sonst gebräuchlichen Begriffsbestimmung eines Verbrechens in den Gesetzbüchern ist hier ausdrücklich die Beschränkung des Begriffs hervorgehoben. Nur in der wirklichen Erregung eines Krieges, nur in einer thatsächlichen Unterstützung der Feinde soll Hochverrath liegen. Der Mord des Oberhaupts der Union, des Präsidenten, ein bewaffneter Angriff auf den Congreß ist demnach noch kein Hochverrath, ebenso wenig ein anderes Unternehmen, um die Verfassung gewaltsam zu ändern, z. B. durch Aufbieten von Volksmassen. Nach den europäischen Gesetzbüchern wird das Verbrechen des Hochverraths bereits durch jedes thatsächliche Unternehmen vollendet, welches darauf abzielt, eine der drei obengenannten Handlungen unmittelbar ins Werk zu setzen. Es ist deßhalb auch häufig die Ansicht aufgestellt, es gäbe keinen Versuch des Hochverraths, durch jedes auf denselben abzielende Beginnen sey dieß schwerste aller Verbrechen selbst schon vollendet. Nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten würde dagegen eine heimliche oder öffentliche Verschwörung, um Krieg gegen die Vereinigten Staaten anzufangen, oder eine geheime Zusammenkunft der Verschworenen in hochverrätherischer Absicht, oder selbst das Anwerben von Mannschaften, um gegen die Vereinigten Staaten zu dienen, noch kein Hochverrath seyn, obgleich die Strafe eines solchen Beginnes sicher nicht ausbleiben würde. Nach den europäischen Gesetzen ist ferner der Beweis, daß das Verbrechen des Hochverraths begangen sey, nur an die gewöhnlichen Beweisregeln gebunden, das Geschwornengericht kann aber auch auf dringende Anzeigen hin das Schuldig aussprechen. Das bezogene Grundgesetz der Vereinigten Staaten bestimmt aber: Niemand soll des Hochverraths überführt seyn, als auf Zeugniß zweier Zeugen von einer und derselben offen begangenen That, oder auf Geständniß in offenem Gerichtshof. Es muß also die hochverrätherische Handlung offen begangen seyn, zwei Zeugen müssen über ein und denselben Act übereinstimmend bekunden, das Geständniß des Verbrechens, wo immer es erfolgt seyn mag, gilt für nichts, wenn es nicht öffentlich vor den Schranken des Gerichts abgelegt wird. Das Gesetz geht hierbei sichtlich von der Absicht aus, daß nur eine offenkundige hochverrätherische That als solche gerichtet werden soll. Ueber die Strafe derselben ordnet das Grundgesetz der Vereinigten Staaten folgendes an: §. 2. der Congreß soll die Gewalt haben, die Strafe des Hochverraths zu bestimmen, aber keine öffentliche Ueberführung desselben soll einen Schandfleck auf eine Familie werfen, oder Vermögensconfiscation, außer während der Lebensdauer des Ueberführten, bewirken. Nach den altenglischen Gesetzen, welche in den Vereinigten Staaten ebenfalls galten, wurde der um Hochverrath Verurtheilte nach dem Galgen geschleift, gehängt, noch lebendig wieder herunter genommen, das Eingeweide herausgerissen und verbrannt, dann wurde er enthauptet und schlüßlich geviertheilt. Sein Grundbesitz, welchen er von der Zeit an als er das Verbrechen beging, besaß oder erworben, wurde confiscirt, ebenso sein bewegliches Vermögen, welches er zur Zeit der Verurtheilung hatte oder welches später noch ihm zufiel. Sein Blut wurde als verderbt (corrupted) betrachtet, und keiner seiner Nachkommen konnte auf Grund eines Titels, der sich von ihm herschrieb, Eigenthum erwerben. Der Congreß der Ver. Staaten bestimmte als Strafe des Hochverräthers den Galgen, nach seinem Tode sollte jedoch sein Vermögen seiner Familie, welche unbescholten bleiben soll, zurückgegeben werden. Die Vermögensconfiscation und andere Nachtheile für die Familie des Verbrechers als Folgen seines Hochverraths sind von mehrern europäischen Gesetzgebungen ebenfalls abgeschafft worden. Man sieht aus allem diesem, daß das Grundgesetz der V. S. der politischen Ueberzeugung und Bethätigung, sofern sie nicht in wirklichen Krieg gegen die Staaten ausbricht, möglichst freien Raum lassen will. Diese Auffassung des Hochverraths begünstigt aber auch auf der andern Seite feindliche Unternehmungen gegen den Bestand der Union, wie z. B. jetzt die öffentlichen Berathungen und Vereinigungen von Sklavenbesitzern in der ausgesprochenen Absicht, ihre Staaten von der Union loszureißen.

Der Ilmensee.

Eine Jagdpartie.

(Fortsetzung.)

Es wurde links eingebogen in einen der unzähligen natürlichen 15 bis 20 Ellen breiten, von den Gewässern des Ilmen-

sees seit Jahrhunderten ausgespülten Canäle, die, sehr weit in das Land sich erstreckend, mit ihrem stillestehenden schwarzen Wasser, mit dem in allen ihren Zwischenräumen aufgeschossenen hohen und undurchdringlichen Gebüsch und Gruppen von Wasserpappeln das todteste und traurigste Bild einer Landschaft geben, welches man sich nur denken kann. Todtenstille empfing uns und begleitete uns stundenlang in diesem Labyrinth von Wasserstraßen, das meilenweit sich ausdehnend, dem Unkundigen äußerst gefährlich werden, und ihn tagelang umherirren lassen kann; selbst unsere erfahrenen Schiffer beriethen sich oft und lange bei den sich kreuzenden Verbindungen der Canäle über den Weg, den sie zu nehmen hatten, um das Ziel unserer Fahrt zu erreichen, das ich selbst keineswegs kannte. So fuhren wir wenigstens drei Stunden in dieser Einöde hin, durch nichts unterhalten als durch das fortwährende Geschrei aller Arten von Wasserwild, welches hier sein Paradies zu haben schien, und entweder über uns hinziehend oder vor uns aufstiebend dem tödtlichen Blei zum Opfer fallen mußte. Meistentheils waren es Enten, die wir erlegten; andere edlere Vögel zogen zu hoch über uns weg oder stiegen zu weit von uns auf.

Länger als drei Stunden hatte schon die Fahrt gewährt, da zeigte sich plötzlich in einem kleinen freien Raume des Gehölzes eine armselige unbedeutende Fischerhütte, und diese war das Ziel unserer heutigen Reise. Der Fischer erschien augenblicklich und musterte mit nichts weniger als günstigem Auge die wohlbewaffneten zahlreichen Gäste. Die Frage, ob er uns Fische verkaufen wolle, wurde mit einem mürrischen Niet (Nein) beantwortet. Da raunte ihm ein Herr von der Gesellschaft (es war ein höherer Beamter des Nowgorodischen Gouvernements) nur einige Worte ins Ohr, und alsbald den Werth seiner Gäste erkennend, verklärte sich das Gesicht des alten einsamen Fischers, wahrscheinlich in Aussicht auf gute Belohnung zur höchsten Freundlichkeit. Er sprang sogleich fort und holte zuvörderst alles, was nur als Bank und Tisch dienen konnte, eiligst herbei. Einstweilen wurde alles bis auf die heutige Jagdbeute ausgeschifft. Wir die Jäger machten uns indeß nach einem kleinen Imbiß fertig und auf zu einer äußerst gepriesenen Fußexcursion, die große Jagdbeute liefern sollte. Und so war es auch.

Nachdem wir etwa 20 Minuten gegangen, befanden wir uns auf einmal im Freien, wenn man es so nennen kann, denn vor uns lag eine stundenweite Ueberschwemmung, aus der in größerer Entfernung einige Dörfer heraussahen, deren Gärten und Felder, bis zu uns heran mit Buschwerk, Bäumen oder Zäunen umgeben, sich aus dem Wasser hervorhoben. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, es war vielleicht halb 6 Uhr als wir hier zu jagen anfingen. Die Masse von Enten aller Gattungen die wir vorfanden, war wirklich unbegreiflich groß und für den Jäger wahrhaft herzerhebend. Dabei zeigten sich diese Vögel, wahrscheinlich seit langem nicht gestört, so wenig scheu, daß über 15 — 20 Schritt Entfernung kein Schuß gethan wurde, und wie viele wurden deren gethan. Unangenehm war es indeß, daß wir im tiefsten Wasser zu gehen hatten, meist bis an den Bauch, oft bis an die Brust. Wie beschwerlich dann das Laden wird, weiß jeder der sich in ähnlichen Umständen befunden. Die Annehmlichkeit einer so reichen und seltenen Jagd ließ jedoch alles vergessen. Drollig war das Gebahren der 5 oder 6 Jagdhunde mit anzusehen, die, ihren Herren immer schwimmend folgend, im Anfange alle geschossenen Enten richtig apportirten, später aber aus zu großer Ermüdung nur durch jämmerliches Geheul in das alte Unisono einstimmten, und zu erkennen gaben, wie sie wohl eine geschossene Ente hatten fallen sehen. Auch das Zanken zweier oder dreier schwimmenden Hunde um eine geschossene Ente war höchst ergötzlich anzuschauen.

Bis zur sinkenden Sonne wurde das Jagen fortgesetzt, obgleich wir uns schon viel früher durch das fortwährende Waten im ziemlich tiefen Wasser äußerst ermüdet fanden. Triefend von Wasser erreichten wir mit eintretender Dämmerung unser improvisirtes Hauptquartier. Ein hellaufloderndes großes Feuer, auf dem freien Raume vor der Fischerhütte angezündet, leuchtete uns schon von weitem entgegen, und bildete den Mittelpunkt unseres heutigen Bivouaks, der sich eben so romantisch ausnahm, als den Umständen nach bequem eingerichtet war. Im kleinen Halbcirkel um das Feuer fanden wir bereits einen Diwan von Schilfgras hergerichtet, der mit Teppichen, Häuten und Decken belegt ein vortreffliches Nachtlager versprach und zugleich einen sehr bequemen Sitz darbot.

Wie man sich leicht denken kann, war das erste unserer Geschäfte, die ganz durchnäßten Kleider abzulegen und mit trocknen zu vertauschen. Sobald dieß beendigt, fand sich auch bald die ganze Gesellschaft auf dem Diwan vereinigt, nach russisch-orientalischer Sitte liegend um das freundliche Feuer herum, in leichte türkische Rauchwölkchen gehüllt die Dinge welche kommen sollten, nämlich das Abendessen erwartend.

Es waren dieß Momente der wohlthuendsten Ruhe in denen ich Zeit genug hatte, das lebendige Bild, in dem ich mich befand, und in dem ich selbst Acteur war, vollkommen in mir aufzunehmen. Das vor uns flammende große Feuer erleuchtete weit hinein den düstern traurigen Pappelwald und warf grelle Reflexe auf das nahe bei uns vorbeischleichende breite schwarze Gewässer eines natürlichen Canals des ganz in unserer Nähe sich ausbreitenden ungeheuren Ilmensees. Die kreischenden Töne der fortwährend über uns, wahrscheinlich dem Ilmenseezu, ziehenden Wasservögel waren das einzige was der Scenerie einige monotone, für den Jäger jedoch gar reizende Belebtheit gab; denn abgerechnet dieses fortwährende Geschrei, herrschte eine lautlose fast ängstliche Stille um uns, die mich lebhaft an die nordamerikanischen Jäger erinnerte, welche Monate lang in den Urwäldern vordringend, gewöhnt an solche Einsamkeit, eben so wie wir in diesem Augenblick — wahrscheinlich nur mit weniger Comfort — auf sich selbst angewiesen sich dem Augenblicke nur das zu entreißen suchen was ihm gerade zu entreißen ist. Unwillkürlich drängten sich mir manche Gedanken darüber auf, wie es um den geistigen Zustand solcher amerikanischen Jäger nach vielmonatlicher Abwesenheit in den Urwäldern wohl stehen möge? — Ich mag es nicht wissen, doch fällt mir Schiller ein, der irgendwo sagte: Was ich ohne die Musen wäre? Ich weiß es nicht, doch graut mir dafür!

Da dröhnte in das Kaleidoskop meiner Gedanken ein sonores russisches Gotowe! (fertig) hinein. Es erscholl aus dem Munde des Kochs, der unser Abendessen vollendet hatte. Auf gut orientalisch sollte es eben liegend eingenommen werden, als ganz unerwartet zwei sehr schöne russische Mädchen, die Töchter des Fischers, erschienen, und uns, als Zeichen des Willkommenseyns und des Friedens, Brod und Salz jedem einzeln darboten. Auf einem Teller liegen hiezu mehrere kleine viereckige Stückchen Brod, die in einer ausgeschnittenen Vertiefung das Salz in sich fassen. Schnell sich wieder zurückziehend verschwanden die Mädchen bald in der Hütte und wir begannen in Corpore den Kampf gegen ein sehr solides Abendessen, das, wie es die Gelegenheit gab, vorerst in einer, aus vielleicht zehnerlei Fischarten erzeugten vortrefflichen Fischsuppe (Ucha), dann gesottenen und gebratenen

Fischen mit kaltem Braten garnirt, bestand. Zum Schluß erschien wieder Thee, nach Belieben mit ächtem westindischem Rhum zu vermischen, und türkische Pfeifen. Ungeachtet der Ermüdung die wohl alle fühlen mochten, animirte sich die Unterhaltung so, daß es vielleicht 1 Uhr ward, ehe man ernstlich an das Einschlafen dachte. Bis dahin war auch sonst noch viel Leben im Bivouak, denn die Jagdgewehre mußten in dieser Zeit unbedingt zur morgenden Jagd gereinigt werden.

Etwas spät, aber desto gestärkter, erhob sich des andern Morgens die Gesellschaft aus ihren Schilfbetten, in denen alle vortrefflich geruht hatten. Eingehüllt in unsere Pelze hatte uns die feuchte Nacht durchaus nichts anhaben können. Munter und voller Heiterkeit über die einzelnen sonderbaren Pelzcostüms, die sich eben so gut zu einer Entdeckungsreise auf Novaja-Semla geschickt hätten, versammelte sich bald alles am großen Feuer, das die Nacht durch unterhalten, uns jetzt in der feuchten Morgen-Sumpfluft die besten Dienste leistete. Bald war der Thee eingenommen und man bereite sich, wieder die Jagdkleider anzulegen, für deren Trockenseyn das Feuer die Nacht über gesorgt hatte. Den Schluß der Armirung zur Jagd machten wieder unsere großen russischen Wasserjagd-Stiefeln, auf welche ich besonders aufmerksam mache, und die abweichend von den in Deutschland gebräuchlichen höchst praktisch aus Pferdeleder verfertigt werden. Um keine Nähte in den Stiefeln zu haben, die, wie bekannt, leicht das Wasser eindringen lassen, nimmt man zu jedem Stiefel das unzerschnittene Leder von einem Hinterbein des Pferdes. Diese Art von Stiefeln sind durchaus nicht schwer, und schützen den Körper wirklich vortrefflich gegen die Nässe bis an den Unterleib, denn so lang werden sie gewöhnlich gemacht. Beiläufig gesagt ist dem Jäger bei übler kalter Witterung eben so sehr ein russischer Jagdrock, aus dem gegerbten Felle eines jungen braunen Pferdes gemacht, sehr zu empfehlen. Ein solcher Rock wiegt nicht schwer, hält warm und schützt ebenfalls vortrefflich gegen Nässe. In großen Städten wie in Petersburg und Moskau sah ich, eben ihrer Zweckmäßigkeit wegen, häufig dergleichen Paletots tragen, die, von dem Felle eines schwarzen jungen Pferdes verfertigt, mit einem sehr schönen atlasartigen Aeußern eine sehr große Dauerhaftigkeit vereinen.

Ich komme auf unsern Bivouak zurück der im vollen Aufbruch begriffen war, denn unsere Ruderer befanden sich schon an ihren Plätzen, um uns in den Canälen stromaufwärts an den heutigen Jagdplatz zu schiffen. Die Jagd war wieder so ergiebig, daß man sie ein wahres Jagdfest nennen konnte, und unser Boot faßte schlüßlich kaum die Masse des erlegten Geflügels. Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde die Jagd geschlossen, zum Bivouak zurückgekehrt, um alles Zurückgelassene noch einzuschiffen, und dann sofort die Rückreise nach Nowgorod anzutreten, wo wir gegen Abend nach einer am Ende noch äußerst stürmischen Wasserfahrt glücklich anlangten, der schönen, unserer bereits am Ufer harrenden Eudoxia ihren Gemahl gesund und heiter sofort wieder zu überliefern. Ein angenehmes Mahl vereinigte denselben Abend noch einmal die muntere Jagdgesellschaft, von der sowohl, als wie von einem Mitgliede des uns diesen Abend mit seiner Gegenwart beglückenden Damencirkels ich mich nur recht schwer zu trennen vermochte. Die nächste Morgensonne fand mich schon weit auf der Chaussee nach Moskau vorgerückt.

(Schluß folgt.)

Die Handwerker-Institute im Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland.

(Aus dem eben erschienenen Werk des Dr. Hudson: „The History of Adult Education etc.“

Es ist zu bedauern, daß weder literarische noch Handwerkeranstalten bleibenden Erfolg in Wales und in Irland gehabt. Erst 1830 bildete sich ein Handwerker-Institut in dem Fürstenthum (Wales), und in Irland haben nicht weniger als 15 solche Anstalten einen unzeitigen Verfall erfahren. Die schottischen Handwerker-Institute sind weniger zahlreich und weniger wirksam als ähnliche Vereine in England, und zwar in Folge des Brauchs, dieselben während des Sommers und Herbstes ganz zu schließen. Aus dieser Ursache ist die Benützung der Bibliothek beschränkt, werden die Zeitschriften halb ihres Interesses beraubt, und die anziehenden Kräfte der Zeitungen von Mitgliedern und Committees gering geschätzt. Im Jahre 1851 beträgt die Zahl der Handwerker-Institute und Mitglieder, nebst Büchern und Zeitungslocalen in Großbritannien und Irland wie folgt:

	Anstalten.	Mitglieder.	Bände.	Zeitungslocale.
England . .	610	102,050	691,500	372
Wales . . .	12	1472	6855	8
Schottland .	55	12,554	69,661	15
Irland . .	25	4005	57,500	13
	702	120,081	815,516	408.

Das nördliche Illinois.

(Schluß.)

Da das Land hier herum noch so wenig besiedelt ist, so scheint sich viel Wild aus den bevölkerteren Gegenden hieher gezogen zu haben. In der Nähe von Farmen und Gebüsch stiegen Flüge von Wachteln und Hühnern auf, häufig insbesondere waren die Blackbirds, welche den Aehrenfeldern so vielen Schaden thun. Einmal sahen wir nahe bei einer Farm ganz ruhig ein Rudel Hirschwild gehen; dieses Wild findet sich bis zum See hin in so großer Anzahl, daß ganze Ladungen davon nach den Städten gebracht werden. Meist sind es Jagdzüge aus den Städten, welche in das Innere streifen und das Wild tödten. Der Farmer selbst nimmt selten seine Büchse zur Hand, um einen Truthahn oder Hirsch zu schießen Auch die Deutschen, welche anfangs an der Jagdlust sich nicht genug erfreuen können, werden des Jagens bald müde und verfallen in die Gleichgültigkeit ihrer amerikanischen Nachbarn, welche nur das zunächst Praktische thun und für das bloße Vergnügen weder Sinn noch Zeit haben. In Dixonville, wo wir auf einer Fähre über den Redriver setzten, hatte der Gastwirth auf seinem Hofe ein Paar junge Bären, eine Dogge spielte mit ihnen, und die närrischen Thiere machten Sprünge und überkugelten sich wie junge Pudel.

Wir übernachteten bei einem Farmer, der sich neben seiner alten Blockhütte ein stattliches Holzhaus (Framehouse) erbaut hatte. Er war ein gesprächslustiger alter Virginier, der gleich damit anfing, seinen edlen Mutterstaat überschwänglich herauszustreichen. Am meisten ärgerte er sich über die Husarengesichter der deutschen Bauernfrauen; man hätte ihm freilich genug davon erzählen können, warum harte Noth und Arbeit die Bauermädchen in Deutschland so früh entstellen und verknöchern Wie man im Westen, wo die Sprößlinge der alten Staaten zerstreut durch einander wohnen, die Yankees (die aus den Neuenglandstaaten) an ihrem pfiffigen Handelsgeiste wie an ihrer Wahlverwandtschaft mit den Pharisäern des alten Bundes, die Newyorker an ihrem ruhigen Stolze und verständigem Benehmen, die Pennsylvanier an ihrem stillkräftigen, gemüthlichen und gedeihlichen Schaffen, die Kentuckier an ihrem unbändigen Wesen voll Kraft und Uebermuth erkennt, so macht sich der Virginier durch ein gewisses vornehmes Selbstgefühl bemerklich Zum Abend kamen zu unserm Wirth sein Sohn und Schwiegersohn mit ihren Frauen, es wurde an diesem und den folgenden Tagen mehrmal Familienrath gehalten; die ganze Familie dachte daran nach Californien auszuwandern. Ein Schwager war vorausgegangen und hatte Günstiges geschrieben:

Man gab mir den Brief zu lesen, er war kurz und klar, und rühmte insbesondere „das allmächtig schöne Land, die geringen Abgaben und das gute Wasser.“ Er schloß mit den Worten: „wir werden den ganzen Westen überbieten.“

Am andern Morgen regnete es in Strömen und regnete unaufhörlich den ganzen Tag, und noch einen halben Tag. Rings war die Prairie in einen dunkeln Schleier gehüllt, die Luft dick und qualmig, das kothige Wasser ergoß sich stromweise um das Haus, der Sturm zerpeitschte die Bäume, das Rindvieh kam von der Weide und drängte sich brüllend an die Häuser, nur das borstige Vieh wagte sich hinaus zu seinen Geschäften. Zwischendurch krachte der Donner in erschütternden Schlägen und unter den schnellen und breiten Blitzen schien die ganze Prairie in Flammen zu stehen. An ein Abreisen war nicht zu denken, ich benützte die Gelegenheit, im Gespräch mit dem Alten und seinen Söhnen Charakter und Lebensweise der hiesigen amerikanischen Farmer kennen zu lernen.

Nachdem das Unwetter über anderthalb Tage gedauert hatte, klärte sich der Himmel so weit auf, daß wir unsere Fahrt fortzusetzen wagten. Aber jetzt kamen wir in einen Koth hinein, der mehr als ungarisch war; die Räder versanken bis an die Achse, hatten wir uns herausgearbeitet, so kamen wieder Löcher und Lachen mitten auf dem Wege. Mein Fuhrmann schwindelte sich aber dennoch hindurch. Erst als wir wieder auf eine kleine Hochebene kamen, konnten die Pferde rascher anziehen. Hier hatte ein deutscher Pennsylvanier seine Wohnstätte aufgeschlagen, ich hatte von seiner Schlauheit wie von seinem Wohlstande gehört. Als er herkam, meinten die Nachbarn, er habe ein Brett vor dem Kopfe, und spielten ihm einen Streich über den andern; aber ehe sie sichs versahen, hatte er sie alle angeführt und kaufte einen nach dem andern aus, ein ächter Pennsylvanier Deutscher. Er stand gerade vor seinem Hause und hielt mit schallender Stimme in seinem deutsch-englischen Kauderwälsch seinen Leuten eine Vorlesung; ich selbst aber konnte kein deutsches Wort aus ihm herausbringen. Als ich nach einer Melone verlangte, wie er sie in der Hand hatte, führte er mich auf ein Feld, wo die köstlichsten Melonen unabsehlich zwischen den Maisstengeln lagen und brachte mir so viel er fassen konnte in den Wagen. Er sagte, alles habe er in Fülle, aber das Land hier herum sey sauer und keine rechte Freude darin. Als ich ihn fragte, ob er nicht auch nach Californien wolle, erwiederte er, lachend auf einige Nachbarhäuser in der Ferne zeigend: „die wollen hin.“ Ich verstand, daß er auch sie auszukaufen vorhatte. In seinem Hause fand sich richtig ein Dutzend dicker Mädchen und Buben; wenn sie groß geworden, hat der Alte für jedes eine Farm in der Nachbarschaft bereit.

So verbreiten sich die Pennsylvanier-Deutschen im Lande umher, und wo sie einmal sind, da sitzen sie fest. Wie viele ihrer und der deutschen Einwanderer, die sie Deutschländer nennen, bereits in den westlichen Staaten wohnen, kann von keinem unbemerkt bleiben, der das Innere derselben durchreist. Natur und Leben der Leute haben ein anderes Gepräge als im Osten; es ist nicht das Zierliche, Saubere und Nüchterne wie dort, es ist alles derber, aber kräftiger und einfacher; die Leute sind ruhiger, gemächlicher und auch ehrlicher. Die großen Farmen in der Nähe der Städte, welche wie Rittersitze eingerichtet sind, gehören aber auch im Westen in der Regel Nichtdeutschen. Auf ihnen vorzüglich hat man jene selbstbewußten und freien Amerikaner zu suchen, welche die Politik ihrer Staaten leiten.

Tags darauf kamen wir endlich nach Chicago; die ebene Gegend blieb sich gleich, der ganze Staat Illinois, fast so groß wie Frankreich, besteht beinahe gänzlich aus ebenen Prairien ohne Berge; je näher wir dem See kamen, desto häufiger wurden die Ansiedlungen. So öde und unwirthbar das Land vorher schien, so reich und bevölkert zeigte es sich während der letzten Tagreise. Der Zuckerahorn erschien wieder, welcher guten Boden anzeigt; auch Akazien wurden angepflanzt. Es fehlten dem Innern nur gute und wohlfeile Verbindungsstraßen, durch diese würde es sich bald beleben. Am Rockriver liegen die Mehlvorräthe oft lange aufgehäuft und warten vergebens auf ein Dampfboot, das sie abhalt; die weiten Wege auf der Achse zurückzulegen verlohnt sich nicht. Wir waren am letzten Tage sehr früh aufgebrochen und trafen am Wege auf eine Reihe Wagen, deren Eigner unter Decken und Häuten begraben im Grase schliefen, die Pferde weideten neben an. Es war ein Zug von Farmern aus dem Innern, die ihren Weizen nach der Stadt gebracht hatten, und, um die Zehrung zu sparen, Nachts im Freien lagerten. Für den Weizen brachten sie Bretter, Haus- und Feldgeschirr, Kaffee und Zucker nebst Kleiderstoffen zurück. Wenn sie nur fünf Tage unterwegs und zwei Tage in Chicago sich aufhalten, und während der Zeit Verzehr- und Arbeitsverlust mit Leuten und Pferden rechnen, so haben sie wenig Gewinn davon, daß sie ihr Getreide selbst nach der Stadt fahren. Dabei ist die Gefahr noch nicht in Anschlag gebracht, von den Nachtlagern unter freiem Himmel in der nassen Prairie sich das Fieber zu holen; doch um nur einige Dollars baar Geld zu erhalten, unternehmen die Farmer die Reise. Denn um baares Geld herrscht im Innern des Landes oft große Noth. „Zehn Dollars, sagte mir ein Farmer, sind gar nicht viel, aber wenn man sie nicht bekommen kann, geht oft die Farm darüber verloren.“ Es ist manchmal einem Farmer bei dem besten Willen nicht möglich, das baare Geld zu den Steuern aufzutreiben, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß Bauereien versteigert werden wegen rückständiger Steuern. Wenn schon in den Seestädten der Zins vom Darlehen 10-12 Procent erreicht, so kann man sich vorstellen, wie viel baares Geld im abgelegenen Innern des Landes werth ist.

Als die Sonne aufging, hörte ich von weitem singen und jauchzen wie bei uns, wenn ein Brautwagen übers Land fährt; das mußten neu angekommene Deutsche seyn, denn sind sie eine Zeitlang hier, so verstummen auch sie gemach in der amerikanischen Dürre und Unfreudigkeit des Lebens. Endlich begegnete uns eine Schaar Einwanderer aus dem Fichtelgebirge (?) Fichtelsfeldschen, sie waren noch in ihrer seltsamen Landestracht, was den Amerikanern noch mehr zu lachen und zu spotten gab, als das Jauchzen und Schreien. Die Reise hatten sie aber gescheidt eingerichtet: in Chicago, bis wohin sie auf den wohlfeilen Wasserwegen gekommen, hatten sie sich zusammen Wagen und Pferde gekauft, und machten nun bis zum Ansiedlungsplatze selbst Wirth und Fuhrmann.

In der Umgegend von Chicago soll der beste Weizenboden seyn; die Preise dafür sind auch freilich ansehnlich genug. Man sieht eine Menge der zierlichst gebauten und geschmückten Farmen. Auch freute es mich, hier einmal wieder auf grüne Hecken (live fences) zu treffen. Regelmäßige Plankenzäune waren ebenfalls nicht selten. Im nördlichen Illinois scheinen bei dem Holzmangel Wallhecken und Planken den überaus häßlichen und holzverschlingenden Zickzackzäunen von trocknen Holzspaltern Abbruch zu thun. Eine der hübsch eingerichteten Farmen gehörte einem frühern deutschen Officier. Er war jetzt zwei Jahre da, kam anfangs mit Stulpen und Sporen in die Stadt geritten, seine Gemahlin wollte mit den Dienstleuten weder an einem Tische sitzen noch für sie kochen, er selbst vermochte nicht zur Aufsicht der Arbeiter im Sonnenbrande auszuhalten, noch weniger mit zuzugreifen. Die natürliche Folge war Verarmung und Spott dazu. Die Familie muß mit zerschlagenen Hoffnungen nach Deutschland zurück oder ein armseliges Geschäft in der Stadt anfangen; dergleichen Schicksal ist in Amerika etwas alltägliches.

Chicago strengt sich jetzt allmählich an, das für Illinois wieder einzubringen, was dieser Staat in den letzten 20 Jahren verloren hat. Es war kein Gedeihen und keine rechte Energie in Illinois, wenige Landesverbesserungen wurden gemacht, und doch hatte der Staat bei 14 Millionen Schulden immer nur 900,000 Einwohner. Chicago muß bedeutend werden, es ist der einzige Auslaß (Outlet) für das nördliche Illinois an die Seen. Die Stadt breitet sich jetzt mit außerordentlicher Schnelligkeit aus, rennt mit Milwaukee um die Wette, und wenn es ihr gelingt, die angefangene Eisenbahn nach Galena, und eine andere nach dem Süden bald fertig zu bringen, so ist Milwaukee matt gelegt. Die Bahn nach Galena ist bis Elgin fertig, und bis zum Rockriver in Angriff genommen, in wenigen Jahren wird sie den öden Gegenden, welche ich jetzt durchstrichen, ein lebhafteres Aussehen verschaffen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 277. 19 November 1851.

Die historischen und archäologischen Studien in den französischen Provinzen.[1]

3. Isle de France. — Champagne. — Lothringen.

In Isle de France und in der Champagne war das Wiedererstehen der historischen Studien hauptsächlich durch die Erschaffung mehrerer gelehrten Gesellschaften bezeichnet. Die Akademie von Rheims, welche aus dem Jahr 1841 stammt, hat seit dieser Zeit 16 Bände Memoiren herausgegeben und ihr Auftreten dadurch bezeichnet, daß sie die „Geschichte der Festung, Stadt und Universität Rheims" von dem Benedictiner Dom Marlot für eine Summe von 19,000 Fr. drucken ließ. Man kannte bereits dieß gelehrte Werk unter dem Titel: „Metropolensis Remensis historia", in zwei Foliobänden, aber der französische Text, den die Akademie von Rheims in 4 Quartbänden herausgab, ist ohne allen Vergleich wichtiger. Dieselbe Akademie arbeitet auch an einer Uebersetzung Flodoards, und bereitet die Ausgabe aller Schriften über das Leben Gerberts vor, worunter sich bisher unbekannte Urkunden finden, welche von Hrn. Gausset bei seiner Beförderung zum Cardinalat von Rom mitgebracht wurden. Gerbert, ein französischer Mönch und einer der größten Geister des Mittelalters, wurde bekanntlich, nachdem er Lehrer des Königs Robert gewesen war, Erzbischof von Rheims und starb im J. 1003 als Papst unter dem Namen Sylvester II; ihm schreibt man eine der schönsten Erfindungen der menschlichen Industrie, die der Uhren mit gezahnten Rädern zu. Das Mittelalter, erstaunt über seinen Geist, hielt ihn für einen Zauberer, und gewiß wird alles was sich auf einen Mann von dieser Bedeutung bezieht, lebhaftes Interesse erwecken. — Eine zweite Gesellschaft, die „Gesellschaft von der Aube", beschäftigt sich zwar insbesondere mit dem Ackerbau, hat aber doch die Geschichte nicht vernachlässigt; man dankt ihr einige Denkschriften und die Gründung des Museums von Troyes. Die im J. 1842 gegründete Gesellschaft von Langres hat sich zur Hauptaufgabe gemacht, die Urkunden über die verschiedenen Localitäten des Departements der Haute-Marne und zugleich auch die Inschriften des Alterthums und des Mittelalters zu sammeln.

Rheims, eine gallische Stadt, ein römisches Municipium, eine stürmische und mächtige Gemeinde, Sitz eines Metropoliten, das alte Durocortorum, ist mit Recht stolz auf seine Vergangenheit, und zu allen Zeiten, selbst in der merovingischen Epoche, ist seine Geschichte eifrig studirt worden. Abgesehen von den ältern Werken hat die Stadt auch zu unserer Zeit und unter ihren eigenen Kindern arbeitsame Annalisten gehabt, Hrn. L. Paris, Herausgeber der „Chronique de Rains", Hr. P. Varin, der in seiner Sammlung „nichtherausgegebener Urkunden" über die kirchliche, städtische, Rechts- und Gewerbsgeschichte die Archive benützte, und unermüdlich arbeitete, bis der Tod den jungen Mann dem Lehramt der Geschichte entriß. Ein nicht minder eifriger Arbeiter als Varin, Hr. Pr. Tarbé, hat nicht nur mit Hrn. Macquart eine Monographie seiner Geburtsstadt herausgegeben, sondern auch von 1848 bis 1851 in 13 Octavbänden die Dichter der Champagne vor dem 16ten Jahrhundert, mit Notizen, Varianten und Wörterbuch. Die Champagne, welche Frankreich eine so große Anzahl ausgezeichneter Männer in allen Fächern gegeben hat, wie Joinville, Villehardouin, Gerson, Jeanne d'Arc, Mignard, Mabillon, Lafontaine, Colbert, Turenne, Diderot, die Champagne hat auch im Mittelalter Dichter geliefert, denen oft nur eine vollkommenere Sprache gefehlt hat. Indem Hr. Tarbé die Werke Wilhelms von Machault, Eust. Deschamps, Chrestien de Troyes, Godefr. de Laigny, Bertrand de Bar, Wilhelm Coquillart, von Thiebault, Graf von Champagne und König von Navarra, und die der Liederdichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts gab, hat er nicht nur der Geschichte seiner Provinz, sondern auch der der alten französischen Literatur einen Dienst erwiesen. In England kommen solche Sammlungen auf Kosten reicher Liebhaber heraus, in Frankreich aber, wo sie diese mächtige Stütze nicht haben, werden sie oft eine sehr schwere Last für die, welche den Muth haben sie zu unternehmen.

Im Departement der Seine und Marne, welches ursprünglich einen Theil der Champagne ausmachte, dann aber zu Isle de France gehörte, ist Provins vorzugsweise der Streit der historischen und archäologischen Polemik, und der Streit stammt schon aus alter Zeit. Cäsar spricht nämlich in seinen Commentaren von einer mächtigen Stadt des Landes der Sennonen, Agendicum, das ein gallischer Häuptling, Namens Accon, tapfer gegen Labienus vertheidigte; von dem hartnäckigen Widerstande, den er selbst in diesem kriegerischen Lande erfuhr, von der Grausamkeit mit welcher er, Cäsar, die Einwohner behandelte, und von dem Heldenmuth des letzten gallischen Häuptlings dieses Landes, Drapes, der nach seiner Niederlage lieber den Hungertod starb als in der Sklaverei leben wollte. Diese ruhmwürdigen Erinnerungen waren sehr geeignet, die Localeitelkeit zu wecken, und somit stritten sich Sens und Provins um die Ehre, das alte Agendicum zu seyn. Man begann mit der Etymologie des Wortes Agendicum, das man lächerlich genug ganz vom Reinrömischen ableiten wollte. Endlich im J. 1789 entschied die Municipalität von Sens, ohne sich um die etymologische Frage weiter

[1] S. Nr. 246. 247. 249.

zu kümmern, daß diese Stadt wirklich die tapfere, von Cäsar erwähnte Stadt sey, nahm den Märtyrer der gallischen Unabhängigkeit unter ihre Söhne auf, und gab dem alten Klosterplatz den Namen Platz Draps. Die Eigenliebe der Bewohner von Provins war dadurch stark angereizt; sie erklärten sich für Agendicier, und zogen ins Feld, oder vielmehr sie begonnen abermals einen Krieg, der schon ins 16te Jahrhundert hinaufreichte. Gegen das Jahr 1818 regte ein ehemaliger Conventionnel, Hr. Opoix, den Streit nochmals auf, indem er zu beweisen suchte, daß Agendicum und Provins eine und dieselbe Stadt seyen; ferner daß diese Stadt in einer gewissen nicht mehr zu bestimmenden Periode Anatilorum geheißen habe, was von Anas, die Ente, und Lorum, der Riemen, kommt, woraus hervorgeht, daß man hier sehr gute Enten zog und vorzügliches Leder bereitete. Die Abhandlung des Hrn. Opoix, obwohl ohne einen Schein von historischer Wahrscheinlichkeit, machte in dem Departement der Seine und Marne großes Aufsehen, erlebte drei Auflagen und wurde sehr warm von mehrern unterstützt, aber eben so warm angegriffen von Hrn. Allou, dem jetzigen Bischof in Meaux, dessen Abhandlung im J. 1846 im Bulletin de la société archéologique de Sens erschien, sowie von mehrern andern, namentlich einem Hrn. Bourquelot. Es gab in diesem gelehrten Tournei „viel schöne Waffenkünste“ (moult belles appertises d'armes) wie man im Mittelalter gesagt hätte, und die kräftigsten Stöße führte Bourquelot, der auf eine unwiderlegliche Weise in seiner „Histoire de Provins“ zeigte, daß diese Stadt ebenso wenig das Agendicum Cäsars, als das Anatilorum, der Entenriemen, des Hrn. Opoix sey. Bourquelot hat seitdem seine Gründe in verschiedenen Schriften über die Geschichte von Provins und der Champagne verstärkt, und er würde wohl thun, in einer allgemeinen Monographie dieser Provinz die zahlreichen historischen Nachweisungen, die er besitzt, zu vereinigen und in einem größern Werk eine Gelehrsamkeit leuchten zu lassen, die er bis jetzt ein wenig zu sehr in Broschüren zerstreut hat.

Das Departement der Aisne, wie das der Seine und Marne ein Stück der ehemaligen Isle de France, nachdem es ursprünglich einen Theil der Picardie ausgemacht hatte, besitzt zu Soissons eine sehr eifrige archäologische Gesellschaft, die unter ihren thätigen Mitgliedern den Abbé Poquet zählt, welcher mehrere Monographien über die Kathedrale von Soissons, die Abtei von St. Medard und Notre Dame in derselben Stadt, so wie über die Burg und Abtei von Chezy sur Marne geschrieben hat; von den übrigen Mitgliedern hat Hr. de la Prairie eine merkwürdige Notiz über das römische Theater von Soissons herausgegeben, das größer war als das von Arles, und in seiner großen Are der Cavea 144 Metres zählt, während das berühmte Theater von Marcellus in Rom kaum 140 hat. Diese bis jetzt nicht bemerkte Thatsache beweist, zu welch hohem Grade von Civilisation das nördliche Gallien sich rasch von den ersten Zeiten der römischen Eroberung an aufschwang, und welche seltsame Schicksalsfälle manche der französischen Städte durchlaufen mußte, um, wie Soissons, von dem Rang einer Hauptstadt bis zu der bescheidenen Stellung einer Unterpräfectur herabzusinken. Alles was sich an die von Hrn. de la Prairie behandelte Frage knüpft, ist um so beachtenswerther, als zu Soissons im sechsten Jahrhundert die letzten Versuche einer Nachahmung der scenischen Spiele des Heidenthums gemacht wurden, freilich des bereits durch den Einfluß der neuen Religion umgestalteten Heidenthums. Wir sprechen hier von dem Circus, den Chilperich im J. 577 in der Stadt errichtete, und wo der blondgelockte Fürst, statt der schrecklichen, großartigen Schauspiele der Römer, Gaukler, Tänzerinnen, Pferde und gelehrte Hunde auftreten ließ. Trotz dieser Milderung zeigte sich die Kirche streng gegen die scenischen Darstellungen, welcher Art sie seyn mochten, und verfolgte sie mit ihrem Fluche. Der Pomp des neuen Cultus wandte vollends die Menge ab von den durch die Kirche verbotenen Spielen, die von den Zuschauern verlassenen Theater dienten als Vesten gegen feindliche Einfälle, oder wurden abgetragen um Städtemauern und Kirchen daraus zu bauen, und die meisten verschwanden vom 6ten bis 8ten Jahrhundert.

In Lothringen ist die archäologische und historische Bewegung in der letzten Zeit einigermaaßen ins Stocken gekommen, und man hat sich vorzugsweise zu den angewandten Wissenschaften und zum Ackerbau gewendet. Es sind indeß doch noch einige interessante Schriften zu erwähnen, z. B. die Memoiren der Akademien von Metz, Nancy und der philomathischen Gesellschaft von Verdun, das Bulletin der archäologischen Gesellschaft von Lothringen, die „Biographie Vosgienne“ von Wuillemin, die „kirchliche Geschichte der Provinz Trier und der anstoßenden Lande“ von Abbé Clouet, die „apologetische Geschichte der Kirche von Metz“ von Abbé Chaussier, der „Catalog der Urkunden über das Metzer Land“, die „Geschichte von Metz“ von Justin Worms und einiges andere. Alles was in diesem Theile des Landes geschieht, trägt einen starken Stempel von Localpatriotismus; die alte Individualität Lothringens zeigt sich mit einer großen Energie, und aus diesem Gesichtspunkt schenken wir einem Werkchen von Hrn. G. de Dumast „Philosophie der Geschichte Lothringens“ eine besondere Aufmerksamkeit. In dieser für den wissenschaftlichen Congreß zu Nancy im J. 1850 geschriebenen Broschüre sucht Hr. G. de Dumast zu beweisen, daß die Mosellaner Racen, d. h. die Bevölkerungen zwischen Rhein und Maas in der Entwicklung der modernen Civilisation von der Vorsehung eine eigene Mission erhalten haben; nach Hrn. G. de Dumast wurde hier im Königreich Austrasien der Bund der Kirche mit den jungen barbarischen Eroberern geschlossen; die mosellanischen Völker sind es, welche in Frankreich dem Strom des saracenischen Einbruchs Halt geboten, die den heiligen Stuhl gegen die Longobarden vertheidigen. In dem geistigen Erwachen nach dem Jahre 1000 ziehen sie an der Spitze der Christenheit, und in allen entscheidenden Epochen der französischen Geschichte bringen sie zu den politischen und kriegerischen Kämpfen ein zahlreiches Contingent überlegener Männer. Gegen alle zerstörende Elemente, gegen Albigenser, Hussiten und empörte Bauern zeigen sie sich als die unerschrockenen Vertheidiger der Grundsätze, auf denen die menschlichen Gesellschaften beruhen, mit den Guisen retten sie die Nationaleinheit, mit ihnen halten sie unter den Mauern von Metz den deutschen Einfall auf, und entreißen England die letzte Eroberung, die es noch auf dem französischen Boden behalten hat; endlich sind es Lothringen und Polen, Karl V and Sobieski, welche im 14ten und letzten Kreuzzug Europa retten, indem sie die Türken unter den Mauern Wiens vernichten. Als enthusiastischer Bewunderer der Vergangenheit nimmt Hr. von Dumast die Theorie des Fortschritts nur unter Bedingungen (sous bénéfice d'inventaire) an, und durch seinen Localpatriotismus geleitet kommt er manchmal auf Uebertreibungen hinaus, die einer sonst achtungswerthen Arbeit, worin geistvolle Ansichten sich finden, den Charakter der Unpartheilichkeit und Genauigkeit nehmen, der einem historischen Werke nicht fehlen darf.

Die lothringische Theorie des Hrn. de Dumast wurde nachträglich von Hrn. de Latour aufgenommen, entwickelt und

bedeutend übertrieben. Während Hr. de Dumast sich noch auf historischem Boden hält, macht Hr. de Latour die Geschichte zur Magd der Politik, und die lothringische Nation wird eine Art Volk Gottes, das dem französischen Skepticismus gegenüber beauftragt ist die katholische Tradition zu bewahren. Seiner Ansicht nach repräsentiren Heinrich IV, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV und Napoleon in der französischen Nationalgeschichte das rationalistische System, während die Lothringer und ihre Fürsten das religiöse und wahrhaft liberale System repräsentiren. Richelieu, der gründlichste und furchtbarste Revolutionär Europa's nach Luther, hat, wie letzterer, dem Papstthum die härtesten Schläge versetzt, weil er den Papst erniedrigte, indem er den Kaiser zu demüthigen suchte, während Lothringen, dessen unversöhnlichster Feind Richelieu war, stets thätig an der Befestigung des heiligen Stuhls arbeitete. Jetzt lebt noch der lothringische Geist in dem Hause Habsburg-Lothringen, dem natürlichen Schützer des Papstthums, und das einzige Mittel Europa von den Gefahren zu retten, mit denen es zugleich Revolutionäre und der schismatische und halbsocialistische Norden bedrohen, liegt in der Befestigung einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich unter der moralischen Leitung des heiligen Stuhles. Herr de Latour, ein Bretagner von Geburt, hat sich sehr sympathisch der Geschichte Lothringens angeschlossen, weil er seiner Angabe zufolge eine tiefe Analogie zwischen dieser Geschichte und der seiner eigenen Provinz bemerkte. Seiner Ansicht nach hat Frankreich, das unter der alten Monarchie gegen Lothringen und die Bretagne dieselbe Rolle spielte, wie Rußland gegen Polen, diese Länder gewaltsam erobert und unterdrückt; auf beiden Seiten ist der Glaube aufrichtig und tief, und wenn das revolutionäre Heidenthum je triumphiren sollte, so würde ein brüderlicher Ruf von den Küsten Aemorica's an den Ufern der Maas wiederhallen, und den lothringischen Völkern das Signal zum heiligen Krieg geben.

Im Elsaß sind die Traditionen der alten Nationalität nicht minder lebendig als in Lothringen, aber der Geschmack an den historischen Studien ist hier minder entwickelt, die Alsatia illustrata reicht hier seit langer Zeit für die localen Schriftsteller aus. Nicht die ausgezeichneten Männer fehlen, aber die öffentliche Aufmerksamkeit ist fast ausschließlich auf die Politik, auf die angewandten Wissenschaften, auf die Industrie gerichtet, alles beschränkt sich seit fünf Jahren auf unbedeutende Werkchen, von denen einige der vorgeschrittensten Demokratie angehören, und wir haben nur einige Artikel der Revue d'Alsace und die „Kathedrale Straßburgs" von Strobel zu erwähnen.

In dieser raschen Uebersicht, die uns von den Ufern des Canals nach denen des Rheins geführt hat, treffen wir in den Gemüthern auf sehr verschiedene Stimmungen, und in der Zahl der historischen und archäologischen Schriften auf sehr bedeutende Unterschiede. Flandern, Artois und die Picardie zeichnen sich durch die Ordnung, die Regelmäßigkeit der Methode, die Ausdauer in den Arbeiten, durch ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den extremen Meinungen, eine fortdauernde Beschäftigung mit positiven Dingen aus, und wie man in diesen Provinzen vorsichtig, gestützt auf Daten und Thatsachen, vorwärts schreitet, verirrt man sich auch selten, und gewinnt an Solidität, was man an äußerem Schein verliert. In der Champagne und Isle de France ist der Sinn schon abentheuerlicher, literarischer und mehr auf die Polemik gerichtet, und während Lothringen mit ritterlicher Hand die Fahne seiner alten Nationalität und seines alten Glaubens erhebt, schreitet Elsaß in ganz entgegengesetztem Sinne vorwärts und zeigt sich eben so demokratisch als Lothringen chevaleresk ist. Das Jahr 89 und die alte Monarchie, die Liga und der Protestantismus stehen hier einander gleichsam gegenüber, und wenn man unter der anscheinenden Gleichförmigkeit Frankreichs diese tiefen Verschiedenheiten in den Richtungen, Ansichten und Interessen erblickt, selbst unter Provinzen, die aneinander stoßen, so begreift man die Uneinigkeit, der Frankreich seit so vielen Jahren zum Raube war, und man erinnert sich der Worte: „wenn der eine Sonnenschein will für sein Korn, verlangt der andere Regen für sein Kraut."

Der Ilmensee.

(Schluß.)

Nachtrag.

Der Ilmensee, ein Stück im großen Canalsystem Rußlands zur Verbindung der Ostsee mit dem caspischen Meere einnehmend, gehört gleich dem Ladogasee zu den gefährlichsten Gewässern, die es für die Schiffahrt nur geben kann. Beide Seen, Ladoga und Ilmen, haben bei sehr bedeutender Tiefe fast durchaus ganz flache Ufer, so daß ein nur etwas anhaltender sehr mäßiger Wind der Wasser nach und nach zu unglaublich hohen Wellen emportreibt, wie man deren in der That nur selten auf dem hohen Meere sieht. Sind die Gewässer dann einmal bis auf den Grund erregt, so dauert es oft wohl eine halbe Woche und darüber, bis sich die Seen wieder beruhigen. In neuerer Zeit wurde der Wolchow unmittelbar mit der Neva durch einen Canal verbunden, und damit die Durchschiffung des Ladogasees erspart. Nicht so mit dem Ilmensee, der noch immer seiner ganzen Länge nach von den Schiffen, die aus dem Innern Rußlands kommen und nach Petersburg gehen, durchschnitten werden muß. Die, den mit Recht äußerst gefürchteten Ilmensee nur mit großer Aengstlichkeit betretenden Schiffer wissen nun wohl aus Erfahrung ungefähr den Zeitpunkt zu finden, wann sie sich dem See anvertrauen dürfen; demungeachtet werden alljährlich nicht wenige Schiffe dessen Raub. Hiezu trägt nun auch die Bauart der Schiffe, welche aus dem Innern kommen, gewiß sehr viel bei. Dieselben sind von ansehnlicher Länge, oft länger als die größten Elbschiffe, dabei viel breiter und flacher, und im Ganzen äußerst leicht gebaut, auch gemeiniglich bis an den Rand geladen. Schwer möchte es seyn diese Uebelstände zu beseitigen, denn sie sind von den Umständen bedingt. Form und Höhe der Schiffe richtet sich nach Wassertiefe und Flußbett der zu befahrenden Flüsse; die Sorglosigkeit mit der die Schiffe gebaut werden, erklärt sich aus dem Umstande, daß dieselben, nachdem die Ladung in Petersburg verkauft, sofort zerschlagen und als Brennholz oder als Planken ꝛc. ebenfalls verkauft werden. Alle die zahlreichen Kauffahrteischiffe, welche man alljährlich bei Nowgorod vorüber, in Gruppen vereinigt und daher Karawanen genannt, auf dem Rücken des Wolchow Petersburg zuschwimmen sieht, kehren nicht zurück, denn sie sind nur für diese Reise gebaut. Ihre Fracht besteht meist aus Holz und Getreide. Das erstere, durchaus Birkenholz, befindet sich bereits im verkleinerten Zustande, wie es für Stubenöfen ꝛc. gebraucht wird. Die Petersburger Hausbesitzer kaufen nun dergleichen Ladungen im Ganzen, und lassen dieselben franc und frei zum Gebrauch ihrer Abmiether und Hausgenossen in ihrem Hofe aufstellen. Wie viel eine Familie den Winter über ungefähr braucht, weiß man aus Erfahrung, dessen Betrag, unseren deutschen Gewohnheiten entgegen, überall zur Miethe geschlagen und in dieser berichtigt wird.

Unter den Getreidarten, die über den Ilmensee nach Petersburg geführt werden, steht Hafer in enormen Quantitäten oben an. Die Industrie der Russen benutzt nun diese Hafertransporte, um, in ihnen vergraben, zugleich eine ungeheure Anzahl von Hühnereiern nach Petersburg zu schaffen. Bemerkt man, daß die Schifffahrt über den Ilmensee nur in der ruhigsten, d. h. heißesten Jahreszeit stattfindet und daß diese Eier eine Reise von mehrern Monaten in dieser heißen Jahreszeit überhaupt zu machen haben, so ist es zu verwundern, in welch frischem Zustande solche stets in Petersburg anlangen. Sollte der Hafer sich vielleicht ganz besonders zur Aufbewahrung von Eiern eignen? Etwas dem Aehnliches wollen wir zugleich Gelegenheit nehmen hier zu bemerken: es werden den Winter hindurch in Petersburg sehr viele frische Weintrauben des vorigen Herbstes consumirt. Dieselben kommen von Astrachan und sind den ganzen Winter hindurch im vortrefflichsten Zustande, von seltener Größe und Wohlgeschmack in Petersburg zu haben. Die Aufbewahrung derselben ist sehr einfach: man schneidet die Trauben ab, ehe dieselben ihre vollkommene Reife erlangt haben, ohne die Beeren nur irgend wie mit den Händen zu berühren, sondert alle nur im entferntesten schadhaften ab, legt nun die Trauben, so daß dieselben sich nicht berühren können, in ungeheure große steinerne Töpfe (30 Kannen Inhalts) und füllt die Zwischenräume mit Hirse aus. Eine der Hauptsachen ist nun, den ebenfalls steinernen Deckel des nach oben zu ziemlich eng auslaufenden Topfes so luftdicht als möglich auf den Topf zu schließen. Dieß geschieht auf chinesische Weise, indem man die Fuge so dick als möglich mit Glaskitt ausstreicht, und zuletzt noch über diese Fuge sehr starkes Papier klebt. Sind diese Erfordernisse gehörig erfüllt, so halten sich die Trauben in den Töpfen, wie mir Petersburger Kaufleute versicherten, länger als zwei Jahre. Ich selbst aß von dergleichen zweijährigen Trauben, deren Beeren viel größer, obgleich länglicher als unsere größten Kirschen waren, und ungemein an Süßigkeit gewonnen hatten. Da nun die Entwicklung des Zuckerstoffes in den Beeren so ungemeinen Einfluß auf die Güte eines zu erzeugenden Weines hat, so wurde obige Methode des Conservirens der Trauben bereits, wie man mir sagte, im Großen auf die Fabrication des in Petersburg sehr beliebten Champagners vom Don (Donskoi) angewendet, welcher an und für sich unter glühenderen Sonnenstrahlen gewonnen, hiedurch so edlen Charakter annimmt, daß derselbe, aus guten Quellen bezogen, wahrlich dem ächten französischen Champagner nur äußerst wenig nachsteht.

Unserer Feder freien Lauf lassend, entfernten wir uns ziemlich weit vom Thema dieses Aufsatzes, nämlich vom Ilmensee, dessen äußerst gefährliches Benehmen, sogar im Winter, wir noch nachzutragen haben. Wie überhaupt in Rußland der Winter mit seiner Eisdecke über Flüsse, Seen und Sümpfe die Distancen überall verringert, so auch in Betracht des Ilmensees. Südlich von Nowgorod-Weliki liegt die keineswegs unansehnliche, in militärischer Hinsicht sehr wichtige Stadt Staraja-Russa. Im Sommer und so lange die Schifffahrt offen ist, wird die Verbindung der beiden wichtigen Städte durch Dampfschiffe vermittelt, im Winter übernimmt dieß Eisdecke und Schnee. Auf die bedeutende Entfernung von 7 deutschen Meilen wird bei hellem Wetter nun die Fahrstraße so gut als möglich durch eingepflanzte Bäume rc. bezeichnet. Es hilft dieß aber nur wenig, denn die häufig genug im russischen Winter eintretenden, berüchtigten Schneestürme vernichten alle menschliche Vorsichtsmaaßregeln. Wehe dem armen Reisenden, der von einem solchen Schneesturm auf dem See überrascht wird. Nicht allein daß alle Bahn verschwindet und die aufgestellten Bäume im Nu niedergebrochen werden; so öffnet auch die See aus unbekannten Ursachen, gleich dem Vulkansee, in grausenhafter Vermählung mit dem Sturme seine Tiefen. Mit donnerähnlichem Getöse entstehen dann plötzlich ellenbreite Spalten im Eise, das Wasser unter diesem befindet sich in vollem sonderbarem Aufruhr, und macht, daß Eisplätze oft von einer halben Stunde Umfangs unter das stehende Eis geschoben werden. Alles was sich auf solcher großen Scholle befindet, verfällt unrettbar dem gewissen Tode. Auf diese Weise, zur Zeit der Anwesenheit des Verfassers vorliegender Zeilen in der Nähe des Ilmensees, verschwand ein Oberstlieutenant auf der Winterreise von Staraja-Russa nach Nowgorod über den See begriffen, mit Frau, vier Kindern, Bedienten und vier Pferden. Nie hörte man von ihnen etwas wieder. Noch ungebärdiger soll sich im Winter der Ladogasee benehmen, dessen ungeheure Eisdecke von fast 300 Quadratmeilen Flächenraum auch durchaus unbenutzt bleibt.

Miscellen.

Der Maler Ingres, bekanntlich einer der berühmtesten neuen französischen Maler, ist auf eine Idee verfallen, welche das neue Streben, Wissenschaft und Kunst mehr und mehr zum Gemeingut zu machen, in auffallender Weise charakterisirt und allgemeinere Nachahmung verdient: er hat die Absicht alle seine Werke vom Anfang seiner Laufbahn an bis auf die jetzige Zeit in Buchform als Kupferstiche und mit erklärendem Texte herauszugeben; einfache Zeichnungen und rohe Skizzen sollen eben sowohl wie große und ausgearbeitete Gemälde mitgetheilt werden. Das Werk wird durch seine Ausdehnung und seinen Umfang eines der merkwürdigsten Denkmale werden das je der Fleiß eines Künstlers dem Publicum bot. Der Gedanke ist gewiß ein sehr glücklicher. Malerei und Sculptur werden gegenwärtig nur von einem vergleichsweise kleinen Theil des Publicums gehörig geschätzt, und die Käufer bilden einen sehr, sehr kleinen Cirkel. Als Kupferstiche würden sie dem Geschmack der großen Menge zugänglich. Man behauptet, daß die Kupferstichhändler und Lithographen bereits die Werke der Künstler sehen und so wohlfeil vervielfältigen wie möglich; das ist aber nicht der Fall, denn die Leute, welche den Geschmack und die Mittel haben ihre Wände mit kostspieligen Kupferwerken zu schmücken, sind kaum viel zahlreicher als die welche Gemälde kaufen, und unter ihnen steht noch ein mächtige Menge, welche gerne Kupferstiche von geringerer Qualität und größerer Wohlfeilheit kaufen würden. (Liter. Gaz. 6 November.)

•

Etwas über das französische Theater. Dieß scheint, so kränkend dieß auch für andere Länder seyn mag, immer mehr das Schauspiel anderer Länder zu verdrängen. Fast allenthalben ist das einheimische Drama in Verfall, oder wenigstens vom Publicum schlecht unterstützt, und fast allenthalben steigt die Popularität des französischen Theaters. London, Brüssel, Petersburg, Haag und mehrere der größern deutschen Städte haben bereits ihr französisches Theater, und fortwährend werden, wie jetzt in Madrid, neue errichtet. Die classische Tragödie ist es gewiß nicht, welche anzieht, denn man betrachtet sie ziemlich allgemein als sehr langweilig, auch ist es nicht Molière, Regnard und Beaumarchais, so glänzend diese Komiker auch die Bühne anfüllten, sondern es ist ganz allein das Vaudeville, diese Schöpfung — die bis jetzt noch nirgend ihres Gleichen hatte, oder auch nur leidlich nachgeahmt wurde. Diese Popularität des Vaudeville hat etwas eigenthümliches. Obwohl im Leben, in den Sitten, in Sprache, Wendungen und Personen, selbst in Anspielungen und Scherzen durchaus französisch, gefällt es doch allen anderen Nationen ebenso gut, wie den flüchtigen Parisern. Und was ist am Ende das Vaudeville? Ein luftiges Nichts, ein Gebäude das auf einer Nadelspitze tanzt. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 278 — 20 November 1851.

Fragmente aus dem Wanderbuche eines deutschen Reisenden in Persien.

5. Ausflug nach dem Sahant-Gebirge. — Geognostische Beobachtungen. — Die Thermalquelle von Liwan. — Die Grotte Iskanderiah. — Maragha und seine Geschichte. — Besuch in Herbi. — Das Sardarschloß Halat Buschan.

An einem heißen Julimorgen, wo der Thermometer bald nach Sonnenaufgang 23° R. anzeigte, ritt ich in Begleitung des Dr. Cassolani und eines persischen Führers von Täbris in südlicher Richtung nach der Gebirgsgruppe des Sahant, welche sich nahe an 4000′ über dem Spiegel des Urmiasees und 8400′ über dem schwarzen Meer erhebt, und deren quellenreiche Abhänge nach dem Urmiasee und seinen östlichen Ebenen das meiste Wasser aussenden. Die Hitze war in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Täbris unausstehlich geworden und ihre Qual durch den Staub, welchen die periodischen Tageswinde in Wolken durch die Gassen jagten, ohne die heiße Atmosphäre zu kühlen, vermehrt. Wer nicht durch seine Verhältnisse an die Stadt gebunden war, floh nach den kühlern Terrassen des Sahant und bezog in einem der grünen Thäler oder Schluchten dieser ziemlich malerischen Gebirgsgruppe am Ufer einer der Quellen oder rauschenden Bäche, sein Sommerquartier. Auch die Consuln flüchten gewöhnlich Mitte Julius in die kühleren Höhen. Herr von Osseeow, der russische Generalconsul, hatte in der Nähe des Dorfes Herbi am Ufer des Flüßchens Waßmischtschai mit sämmtlichen Attachés seine Zelte aufgeschlagen und gedachte hier bis Mitte September zu verweilen. Unserer Verabredung gemäß sollten wir mit ihm in einem der höchsten Sahantthäler bei der Thermalquelle von Liwan zusammentreffen. Dr. Cassolani wünschte dringend diese Quelle, deren heilkräftige Wunder von den einheimischen Hekims hoch gepriesen werden, näher zu untersuchen.

Die Hügel, welche die Vorstufen der Sahantgruppe bilden, bestehen aus Mergel, Conglomerat und Kalktuff, sämmtlich zur Molasseformation gehörig, die auch Petrefakten enthält. Diese isolirte Gebirgsgruppe des Sahant selbst, welche der Hochebene Aserbeidschans als Gebirgsinsel aufgelagert ist und sich in gleicher Richtung mit dem Urmiasee von Süden nach Norden hinzieht, besteht aus Trachytporphyr, dem in der Richtung von Liwan ein Kalktuff aufgelagert ist, welcher große Puddinge von verschiedenen Felsarten, theils eckige, theils gerundete Fragmente von Trachyt, Porphyr und Kalk enthält. Diese Puddingschichten wechsellagern mit Kalkmergel ohne eingeschlossene Geschiebe. Etwas tiefer im Gebirge bemerkten wir jene seltsam gestalteten Felsen voll Löcher und Höhlungen, deren bereits der brittische Oberst Monteith erwähnt, welcher im Auftrage des Kronprinzen Abbas Mirza das Sahantgebirge in verschiedenen Richtungen durchstreifte, um vornehmlich dessen Quellenreichthum kennen zu lernen, da die Stadt Täbris einzig von dorther gutes Trinkwasser erhält. Monteith will auf der niedern Kette am Ufer des Flüßchens Waßmischtschai (er nennt ihn Bosmitsch-Fluß) Thonschieferformation mit Gyps und leichten Spuren von Kohlenlagern beobachtet haben, von welchen wir nichts bemerkten. Richtig ist seine Angabe über den merklichen Temperaturunterschied zwischen dem Plateau von Täbris und den ersten Sahantterrassen. Hier zeigte das Thermometer gegen 2 Uhr Nachmittags nur 24° R., während um dieselbe Tagesstunde in Täbris das Quecksilber bis auf 31° R. stieg. Noch bevor wir das Dorf Liwan erreichten, bemerkten wir an den Abhängen des Gebirgs viele durch Wildbäche erzeugte Erdpyramiden von ähnlicher Größe wie die berühmten Erdpyramiden von Botzen.

Liwan ist ein großes Dorf mit überaus fruchtbarer Umgebung; Gärten, Wiesen und Felder ziehen sich um den Ort. Das Getreide war bereits geschnitten, höchst üppig stand der Luzerner Klee. Die Bevölkerung von Liwan sieht im Verhältniß zur persischen Landbevölkerung beinahe behäbig aus. Die Männer sind hochgewachsen, muskulös, von schönen Gesichtszügen und stark gebräuntem Teint. Die berühmte Eisenquelle, welche in ziemlicher Entfernung oberhalb des Dorfes aus einer Schlucht entspringt, hat eine Temperatur von 31° C. und scheint außer kohlensaurem Kalk besonders Eisenoxyd zu enthalten, welches dem Niederschlag die gelblichrothe Färbung gibt. Ueber dieser Quelle ist ein kleines Badhaus mit gewölbtem Dach, dessen Form den Grabcapellen der Marabuts in Algerien ähnelt, erbaut. Von nah und fern kommen zahlreiche Gäste herbei, die sich bald der Gesundheit, bald des Vergnügens wegen baden. Noch andere eisenhaltige Thermalquellen von gleicher Temperatur entspringen in der Nähe. Auf einer Insel, die der Waßmischtschai bildet, zeigte man mir noch eine schwefelwasserstoffhaltige Mineralquelle, die eine Temperatur von 14° C. hatte. Etwas höher im Gebirge entspringt ein sehr wohlschmeckender Säuerling. Die Schluchten des Sahant scheinen überhaupt sehr reich an Mineralquellen. In der Nähe des Dorfes Waßmisch befindet sich jene berühmte Grotte Iskanderiah, welche bereits Tavernier, Ouseley, Browne und zuletzt Oberst Monteith besucht und beschrieben haben. Sie liegt an der Mündung einer Thalspalte am Saad Abad, einem der westlichen Zuflüsse[1] des Aigi und hat Aehnlichkeit mit der

---

[1] Hier ist wohl ein Irrthum, denn „Abad" bedeutet „Stadt" nicht Fluß. A. d. R.

berühmten Hundsgrotte bei Neapel. Ihr Zugang ist sehr beschwerlich, ihre mephitischen Dünste werden erst in einer gewissen Tiefe bemerkt. Viele wilde Thiere scheinen hier den Tod gefunden zu haben, wie die vermoderten Knochen andeuten. Nach einer unter den Eingebornen herrschenden Sage soll in dem todbringenden Pfuhl dieser Höhle ein Schatz Iskanders (Alexanders) oder seines Vezirs, des weisen Aristhatalis, verborgen seyn.

Wir verweilten einen Tag an der Quelle von Liwan. Hr. Osserow und zwei andere junge Russen waren bereits in Begleitung von Dienern und Kosaken einige Stunden vor uns eingetroffen und hatten ihre Zelte auf einer kleinen Bergwiese in der engen Thalkluft aufgeschlagen. Auch die nestorianischen Frauen waren diesen Herren gefolgt. Jeder derselben hatte neben seinem geräumigen Zelte noch ein kleineres, für das Harem, aufgeschlagen. Trotz der Einsamkeit dieser Gegend ließen sich die Damen nie außerhalb des Zeltes ohne Gesichtshülle sehen. Während sich meine Begleiter mit Baden belustigten, machte ich Ausflüge auf die Abhänge des Gebirges. Ueberall, wo der massige Kern desselben zu Tage tritt, ist das Gestein porphyrartiger Trachyt mit glasigen Feldspathkrystallen, ganz ähnlich dem kaukasischen Trachyt: auch der Vegetationscharakter dieses persischen Gebirges ist dem kaukasischen ganz ähnlich. Ich fand hier eine Menge Arten von subalpinen Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Hochthälern des Kaukasus bei Kobi und Kreschaur gefunden. Doch zeigt die Flora hier lange nicht dieselbe Mannichfaltigkeit wie in der kaukasischen Centralkette. Auch die hier fliegenden Gebirgsschmetterlinge, besonders von den Geschlechtern von Argynnis und Hipparchia stimmen im wesentlichen mit den kaukasischen oder armenischen Arten überein. Auf den höchsten kahlen Felshöhen des Sahant soll der Steinbock und das kaukasische Schaf (Ovis Gmelini) nicht selten, jedoch schwer zu schießen seyn. Einer unserer Gefährten schoß einen Hasen, wahrscheinlich eine noch unbeschriebene Art, von dem gemeinen Lepus Timidus durch Größe, Länge und Form der Ohren, hellere Färbung und feinere Haare merklich unterschieden.

Monteith hat alle Quellen und Gewässer des Sahantgebirges untersucht, und durch Beobachtungen und Messungen die Kenntniß der physischen Beschaffenheit dieses Gebirges ansehnlich bereichert. Alle Gewässer des Sahant fließen nach Monteiths Beobachtung dem Urmiasee zu, mit Ausnahme des Karangu-Flusses, welcher durch Haschterud in östlicher Richtung nach dem kaspischen See strömt. Keines dieser Sahantflüßchen hat bedeutenden Wasserreichthum, aber alle sind ein Segen für das Flachland, das durch ihre Ableitung in Canäle an vielen Punkten, wo ohne künstliche Bewässerung keine Cultur gedeihen und der Blick nur öder Wüste begegnen würde, zum blühenden Garten umgewandelt ist. Wenige Stunden von unserm Bivouak am Waßmischtschai entfernt lag das Städtchen Maragha am gleichnamigen Fluß, im Mittelalter besonders berühmt durch die Sternwarte des großen persischen Astronomen Naisir-Eddyn, welcher dem wie ein Meteor auftauchenden mongalischen Herrscher Hulaku-Khan, dem mächtigen Eroberer Vorderasiens, zu seinen kriegerischen Planen das günstigste Horoskop gestellt hatte. Hulaku-Khan, welcher mit seinen wilden mongalischen Reiterschwärmen einem wandernden Heuschreckenheere vergleichbar sich auf die damals blühenden Provinzen Westpersiens und Mesopotamiens stürzte, den morschen Thron der Kalifen in Bagdad niederwarf, die Vesten der Assassinen eroberte und Armenien, Georgien, Kleinasien und den größten Theil von Persien seiner kurzen Herrschaft unterwarf, nachdem er plündernd und verheerend diese Länder durchzogen, schlug in Maragha seine Residenz auf. Hier ließ er auf einer Anhöhe eine sehr feste Burg erbauen, um darin seine unermeßlichen Schätze zu wahren. Alles Gold und Silber, das er auf seinen Eroberungszügen erbeutet, ließ er münzen und zu Bulisch (eine mongolische Münze von Silber und Gold) schlagen. Aus Dankbarkeit für seinen Astronomen Naisir-Eddyn, welcher die Siegeslaufbahn seines Gebieters in den Sternen gelesen, ließ Hulaku-Khan jenes Observatorium erbauen, das in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts einen großen, wissenschaftlichen Glanz auf diese früher wenig bekannte Stadt warf, die bald der Sitz einer ganzen Akademie von orientalischen Gelehrten wurde, deren Vorsitz der gelehrte Hofastrolog führte. Hulaku-Khan genoß nicht lange seines Kriegsruhms und seiner Schätze. Er starb schon nach zehnjähriger Herrschaft im J. 1264 zu Maragha, und ihm folgte bald seine Gemahlin Dagkus Khatun, die eine Christin war, und deren Andenken im Orient lange gesegnet wurde, ins Grab. Beider Grabstätten sollen noch existiren. Der brittische Gesandtschaftssecretär Morier erwähnt zuerst der mit Sculptur versehenen Sarkophage, auf welchen die Figuren von Waffen, Büchern, Künstlerinstrumenten und das Bild eines Reiters eingemeißelt sind. Maragha bestand als Stadt schon vor Hulaku. Nach Abulfeda soll dieselbe von Merwan, dem letzten Kalifen der Ommajaden im Jahre 744 erbaut worden seyn; später war sie die Residenz seldschukischer Emire. Im J. 1221 wurde die Stadt durch den mongalischen Weltstürmer, Tschingis Khan, erobert und zerstört. Erst Hulaku, angezogen durch die Lieblichkeit der Lage in einem grünen Thal, richtete sie wieder aus ihren Ruinen auf. Kinneir und Morier waren die letzten Reisenden, welche Maragha besucht und uns dürftige Berichte über ihren gegenwärtigen Zustand hinterlassen hatten.

Mein Wunsch, diese durch Geschichte und Schicksale so berühmte Stadt, in welcher freilich nur wenig Spuren ihres mittelalterlichen Glanzes übrig geblieben, zu besuchen, scheiterte an dem Widerwillen meiner Reisegefährten, welche bei der drückenden Hitze nicht zu bewegen waren, den Ritt über die steilen Bergpfade fortzusetzen. Leider hatte ich meinen Dolmetsch und die Packpferde zurückgelassen, und so entschloß ich mich, der Einladung des Hrn. von Osserow folgend, meine Reisegefährten nach Herbi zu begleiten, wohin die Harems der russischen Consulatsherren bereits aufgebrochen waren. Wir ritten dem Waßmischtschai entlang abwärts durch das schmale Thal, welches von Fruchtbarkeit und üppigem Grün strotzte, während die Berghalden zu beiden Seiten, der Befeuchtung entbehrend, kahl und dürr in die grüne Mulde abfielen. Wir gelangten zuerst zur großen Ortschaft Bineh, welche reizende Gärten hat. In der Nähe von Herbi erweitert sich das Thal. Auf einer schönen, von Bächen durchrauschten Thalwiese, unter dem Schatten kolossaler Weiden und Pappeln erblickten wir die Zelte der russischen Consulatsherren mit ihren Harems und dem Dienertroß. Ein Duzend Kosaken hielt in der Nähe Wache. Hr. von Osserow empfing uns hier mit seiner gewöhnlichen Hospitalität. Wir nahmen im offenen Zelte unser Abendmahl ein, und erfreuten uns der milden Abendkühle und der lieblichen Gegend mit ihrer frischen Vegetation. Bei dem vorherrschend öden Charakter der persischen Landschaften ist dem Reisenden ein solcher Anblick besonders in der trockenen Zeit des Hochsommers, wo im Gebirge selten, in der Plaine fast nie Regen fällt, nicht häufig gegönnt. Wir saßen bis fast Mitternacht und horchten mit Interesse den Schilderungen, die uns Hr. von Osserow von den politischen

Zuständen Persiens, welche er in Teheran als Mitglied der Gesandtschaft durch eine Reihe von Jahren beobachtet hatte, entwarf. Als einer entomologischen Merkwürdigkeit macht mein Tagbuch von den graubeflügelten Schaben (Tineae) Erwähnung, welche angezogen durch die Lichthelle in nie gesehenen Schwärmen uns umschwirrten und durch ihre Masse mehr als einmal die Kerzenflammen erstickten.

Tags darauf kehrte ich in Begleitung des Dr. Cassolani über Halat-Buschan nach Täbris zurück, nachdem wir von den Herren von Osseraw, Daniskraff und Gusseff, dankbar für ihre gastfreundliche Aufnahme, Abschied genommen. Bei Halat-Buschan liegt auf einer Insel in einem künstlichen See ein Lustschloß des Sardars von Täbris. Nach altem Brauche kommt jeder Sardar einmal des Jahres hieher, um mit feierlichem Pomp den Ehrenmantel anzuziehen. Das kleine Lustschloß ist aus Backsteinen erbaut und sein Inneres in persischem Geschmack eingerichtet. Die gewölbte Decke des unteren Saales ist mit bunten Fresken bedeckt, welche kleine Landschaften, Bäume, Blumen, Vögel darstellen und von der persischen Malerkunst eben keinen vortheilhaften Begriff geben. Durch bemalte Fensterscheiben bricht sich matt das Sonnenlicht. Solches Dämmerlicht liebt die wohlige Sinnenlust der Perser, und namentlich die Frauengemächer der meisten Großen haben solche gemalte Fenster. Halat-Buschan mit seinen vielen Pappeln und Weidenbäumen und der ziemlich üppigen niedern Pflanzendecke bildet in der sanft dürren, kahlen und sonnverbrannten Landschaft von Täbris gleich wie das Thal von Herbi eine liebliche Oase, welche früher noch ungleich schöner und schattiger gewesen seyn soll. Behmen-Mirza, der gegenwärtige Sardar und Bruder des Schahs, ließ hier aus Geldverlegenheit, wie man sagt, die stärksten Bäume fällen, verkaufte sie zu einem Toman das Stück und beraubte damit die Gegend ihrer schönsten Zierde.

Paraguay und die Republiken am La Plata.

3. Die Banda Oriental.

Die Banda Oriental bietet beinahe überall einen wohlgefälligen Anblick. Hier scheinen Himmel und Erde dem Menschen zuzulächeln; es ist eine liebliche Reihenfolge von waldlosen Hügeln und beschatteten Thälern, auf deren Grund der rauhe Wind der Pampas die Bäche nicht austrocknen kann. Der Rio-Negro theilt das Land in zwei Theile, beinahe wie die Loire Frankreich durchschneidet; ein mächtiger Fluß oder vielmehr ein Strom, der Uruguay, begränzt es im Westen und die Wasser des La Plata bespülen wie ein Meer seine südliche Gränze; allein die Eingeweide dieses Landes bergen nicht die geringste Goldmine; es lag auch auf keinem Wege zu einer Goldmine; die Spanier verschmähten es, und wenn sie sich wirklich entschlossen, einige Colonisten dort anzusiedeln, welche es den Wilden streitig machten, so geschah dieß, um die Portugiesen zu hindern, sich dort festzusetzen.

Die Geschichte hat hier nicht die großen und einfachen Linien, welche so deutlich die Spur der Pampas bezeichnen; die Banda Oriental ist ein Schlachtfeld, wo Brasilianer, Argentiner und Gauchos-Nomaden sich zusammenfanden. Bei der Verkündung der Unabhängigkeit fiel das Land zuerst in die Hände „Seiner Excellenz des Señor Artigas, des sehr hohen Beschützers von Südamerika," eines wahren Räubers, dessen Befehle von der Gränze von Brasilien bis zu den Cordilleras befolgt wurden. Man müßte bis zu den Legenden aus der Zeit von Richard Löwenherz zurückgehen, um etwas der seltsamen Gewalt, welche dieser Mann ausübte, ähnliches zu finden. Was man heute Banda Oriental heißt, zählte damals höchstens 65,000 Einwohner; Montevideo allein besaß deren 15,000, beinahe lauter Spanier; der Rest lebte zerstreut in den Estancias, wo eine Capelle mit ihrer Pfarrwohnung den Namen Dorf erhielt. Eine Estancia ist, wie man weiß, ein Besitzthum von mehreren Quadratmeilen Ausdehnung, welches hauptsächlich der Viehzucht gewidmet ist. Das Haus oder vielmehr die Hütte des Besitzers und der Familie liegt in der Mitte; der Estanciero überwacht von da seine Peons oder Gauchos, die in seinem Solde stehen und die er bezahlt, damit sie das Vieh besorgen. Er liefert ihnen alles, was sie zum Leben nöthig haben, allein keinerlei Verpflichtung hält sie fest; es steht ihnen frei, zu gehen, den Herrn oder die Wohnung zu wechseln, je nach ihrer Laune herumzustreifen. Hier, wie in Paraguay, wie in der argentinischen Conföderation, bietet die schlecht bezeichnete Gränze einen Landstrich, wo alle mit der socialen Ordnung überworfenen Menschen einen sicheren Zufluchtsort finden; sie leben vom Schmuggel, vom Diebstahl oder von den entführten Heerden: ein Zigeunerleben, welches in diesen Ländern einen wilden, beinahe unwiderstehlichen Reiz hat. Die von ihnen entführten Frauen wollen nicht mehr zu dem civilisirten Leben zurückkehren, sobald sie die scharfen Aufregungen gekostet haben, und wie viele Hirten fühlen das Bedürfniß, ihre Instincte der Unabhängigkeit von Zeit zu Zeit dort zu stählen! Der Gaucho der Banda Oriental ist weniger verschlossen, lebhafter und vielleicht auch unbeständiger als der Gaucho aus den Pampas. Zur Seele dieser halb tatarischen Bevölkerung ohne bestimmten Aufenthalt hatte sich Artigas gemacht. Er wurde der König der Schmuggler, der Hauptanführer der Nomadenhirten, wie Robin Hood der König, der Anführer der Bogenschützen war. Der spanische Gouverneur hätte ihn gerne hängen lassen; er hielt es für klüger, mit ihm zu unterhandeln, und ernannte ihn zum Capitän der Blandengues, einer leichten Reiterei, welche die Polizei auf dem Lande zu handhaben hatte.

Als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach, war Artigas natürlich einer der Helden; als sofort nach Vertreibung der Spanier die Antipathie zwischen dem Städter und dem Gaucho hervortrat, machte der Haß des Porteño oder Bürgers von Buenos-Ayres, welcher die Stelle der Europäer vertrat, alle Gauchosherzen erbeben und verkörperte sich sozusagen in diesem Manne; allein trotz seiner Banditeninstincte hatte er doch Einsicht genug, um seinem Vaterlande eine eigene Existenz zu schaffen und zu verhindern, daß es von den Brasilianern oder von Buenos-Ayres weggenommen werde. Er verabscheute die „elende Bourgeoisie", wie er sagte, indem er mit der Ferse an die leere Truhe stieß, welche den Schatz seiner Armee ausmachte. Er konnte kaum seinen Namen schreiben, und wenn er sich an den obersten Director von Buenos-Ayres wandte, um vermöge des souveränen Rechtes des orientalischen Staates zu protestiren, so weiß ich nicht, welcher Secretär seine Gedanken einkleidete, allein er fand Ausfälle, eines Catilina würdig. Er verabscheute den Aufenthalt in Montevideo. Sein Palast war eine Hütte an den Ufern des Uruguay, sein Thron ein Ochsenschädel; sein ganzes Verwaltungsmobiliar bestand in zwei Stühlen für seine Secretäre, die auf ihren Knieen die Befehle schrieben, welche er ganz Amerika dictirte. Hier war sein Hauptquartier. In dem Zelte Napoleons an den Ufern des Niemen war kein größeres Treiben von Courieren und Adjutanten. Man kam, schnitt ein Stück von dem stets rauchenden Braten, nahm einen Schluck Arrak, zündete eine Paraguay-Cigarre an, sprang in den Sattel; die Befehle flogen, sie kreuzten sich mit dem ganzen Untereinander eines Tatarenlagers. Der Einfluß, welchen dieser Mann übte, hatte etwas Wunderbares; abwechselnd liebkosend, auffahrend, überaus höflich und doch grausam, schien er die Laster und die guten Eigenschaften seiner Race zusammenzufassen. Mit Ausnahme der Indianer aus den Missionen bildeten die Gestalten, welchen man in seinem Lager begegnete, den Schrecken der Kaufleute und der ehrbaren Estancieros; es war in dem ganzen Lande nicht ein Landgut, das sie nicht geplündert oder auf irgend eine Art gebrandschatzt hätten, und doch lief man nahe bei den Zelten dieser Banditen am wenigsten Gefahr; auch hatte die Beihülfe der Umwohner ihren Lagerplatz in eine Art von Stadt umgewandelt.

Gegen diesen fürchterlichen Protector rief die kleine Anzahl orientalischer Grundbesitzer, welche nicht nach Buenos-Ayres geflohen, die Hülfe des Königs von Portugal an. Brasilien war weit entfernt, eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, ohne seine hundertjährige Politik zu erneuern, um Buenos-Ayres im Schach zu halten. Gegen das Ende des Jahres 1816 drangen 10,000 Mann alter Truppen

von der Halbinsel unter den Befehlen des Generals Lecor in drei verschiedenen Corps über Santa-Teresa, über Cerrolargo, über den Uruguay in die Banda Oriental und zogen, indem sie das ganze Land auf ihrem convergirenden Marsche einschlossen, am 19 Januar 1817 in Montevideo ein, das ihnen von den Einwohnern übergeben wurde. Artigas beunruhigte sie durch mörderische Guerillas, wo der Gaucho Rivera seinen Ruf als Parteigänger zu begründen begann. Auch sahen sich diese schönen Regimenter, welche mit Ehre in den großen Kriegen des Kaiserreichs gefochten, durch fortwährende Hinterhalte gelichtet, in derselben Stadt belagert, wo sie Cantonnements bezogen, wie dieß heute etwa eine europäische Truppe, welche in Montevideo festen Fuß fassen wollte, um die Banda Oriental zu beherrschen, von den Schaaren Oribe's zu gewärtigen hätte.

Artigas blieb Herr der Gegend, ganz so wie es heute Oribe im Angesichte der von der Fremdenlegion und unseren Marine-Infanterie-Bataillonen besetzten Stadt Montevideo ist. Im Jahre 1820 empörte sich sein Statthalter Ramirez in Entre-Rios, lieferte ihm eine Schlacht und schlug ihn. Alt und vom Glücke verlassen, sah sich der Held der Gauchos sogar gezwungen, nach Paraguay zu fliehen, wo Francia, sein instinctartiger Feind, ihm den kleinen Flecken Curuguaty als Freistätte und Gefängniß anwies, der auch sein Grab wurde. Ramirez, der Besieger des „großen Artigas," träumte ein amerikanisches Reich; er ging etwas oberhalb Santa-Fe über den Parana und schlug eine Armee von Buenos-Ayres in die Flucht; am Abende dieses Sieges aber, in dem Augenblick, wo er, auf dem dem Feinde abgenommenen Schatze sitzend, freudetrunken war über seinen Triumph, sah er an der Spitze von 300 Reitern Lopez von Santa-Fe herankommen, der nur plaenkeln wollte. Die überraschten und in Schrecken gesetzten Sieger zerstreuten sich. Ramirez eilt gerade auf die Wüste zu; Lopez erkannte ihn, verfolgte ihn auf das heftigste; lange waren ihm die Lanzen seiner Gauchos im Nacken; endlich warf er ihn nieder und brachte ihn schonungslos um.

Der Sturz von Artigas trieb den Ehrgeiz Brasiliens auf die Spitze, das seine Gränze nach dem Uruguay und La Plata ausdehnte, und endlich die Hauptmacht in diesem Bassin des Parana wurde, wovon Spanien es 200 Jahre hindurch ausgeschlossen. Zugleich einverleibte sich Brasilien die Banda Oriental, als es sich aber im Jahre 1823 als selbstständiges Reich constituirte, zerstückelte es dieselbe, wies einen Theil seiner Provinz Rio Grande zu und bildete aus dem übrigen Theile die cisplatinische Provinz. Auch dieß war nur der Traum eines Tages. Im Jahre 1825 landeten 32 Orientalen, unter denen sich der General Oribe befand, an der Ostküste der Banda und pflanzten die Fahne der mit Artigas verschwundenen Unabhängigkeit auf. Sobald es sich darum handelt, die Waffen, besonders gegen die Fremden, zu ergreifen, ist der Gaucho stets bereit; das Leben des Lagers hat für ihn nicht mehr Beschwerden als das Leben in der Estancia, und dann bietet ihm das erstere die Möglichkeit der Plünderung in einem großen Maaßstabe. Das ganze Land folgte dem Aufrufe; die Ueberreste der früheren Guerillas sammelten sich; Lopez von Santa-Fe bedrohte gegen Norden die Gränze von Brasilien, der Gaucho Rivera unterstützte ihn; Buenos-Ayres sandte eine Armee unter den Befehlen des General Alvear, um die Bewegung zu unterstützen. Allein der Kaiser von Brasilien hielt an dieser Eroberung fest, welche ihm eine herrschende Stellung in Südamerika sicherte. Er hatte aus Europa ein an die Bewegungen des großen Krieges gewöhntes Corps von 6000 Deutschen kommen lassen; er blokirte die Küsten mit 40 Kriegsschiffen; er erhöhte den Stand seiner Armee, wie man sagt, auf 30,000 Mann und scheute eine Ausgabe von mehreren hundert Millionen nicht. Alles war vergebens; Alvear schlug die brasilianische Armee bei Ituzaingo; die europäischen Truppen verschwanden in den Wüsten; bald mußte Brasilien seine eigene Gränze vertheidigen, und Lord Ponsonby, der gekommen war, um in einer ganz anderen Hoffnung diesem Kampfe anzuwohnen, schätzte sich sehr glücklich, daß er den Gouverneur von Buenos-Ayres zu Annahme seiner Vermittlung wegen des Friedensvertrages vom 27 August 1828 vermögen konnte, welcher die cisplatinische Provinz als einen unabhängigen Staat unter dem Namen Republik Uruguay gründete, und sie zwischen Brasilien und die argentinische Conföderation mit souveränen Rechten ebenso stellte, wie Belgien zwischen den deutschen Bund und Frankreich gestellt wurde. Der General Rivera war der erste Präsident der neuen Republik (1829—1834). Diese Republik, vergessen wir es nicht, war nur durch Uebereinkunft zu Stande gekommen; sie war nicht das Ergebniß einer starken Individualität der Race.

Muß man noch besonders darauf aufmerksam machen, wie der Krieg über diese Länder einen Todeshauch schickt? Die Estancieros fliehen in die Stadt, die Gauchos, Hirten aus den Estancias oder Schlächter aus den Saladeros, rennen mit der Lanze in der Faust wie Tatern durch Thäler und Ebenen, die Nation scheint vertilgt; die wilden Stämme wittern Beute und eilen herbei; auch sagt man, „sie riechen den Krieg;" die Wüste gewinnt ihre Herrschaft wieder. Allein so groß ist die Lebenskraft dieser Gegenden, daß bei der geringsten Ruhe das Land sich wieder bevölkert, der Reichthum plötzlich von neuem ersteht. Der Friede ist die Bedingung der Existenz des orientalischen Staates. Ohne sich darum zu bekümmern, ob Buenos-Ayres oder Brasilien auf sein Geschick überwiegenden Einfluß üben wird, verlangt er nur, daß man ihn vor allem lebe, daß man den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, Zeit läßt, unter sich einen gewissen Zusammenhang zu gewinnen und sich auf dem Boden zu begründen. Man sah es wohl seit der Präsidentschaft von Rivera: das Land erholte sich von seiner Verwüstung, die Estancias vermehrten sich, die Heerden bedeckten die Thäler, und um diese Erzeugnisse (frutos del pais) zu nützen, nahmen die Saladeros einen unerwarteten Aufschwung; die Bevölkerung strömte von allen Seiten herbei, die Fremden brachten ihren Gewerbfleiß und ihre Capitalien. Unter dem General Oribe, dem Nachfolger von Rivera, wurde der Aufschwung ein noch lebhafterer; in Colonia am Rio de la Plata, und an den Ufern des Uruguay oder seiner Nebenflüsse Salto, Paysandu, Durazno, Mercedes nahmen alle den Charakter von Städten oder von Dörfern an; Montevideo zählte nahezu 60,000 Einwohner. Die Banda Oriental, die bisher kaum eine geographische Existenz gehabt, bildete endlich den Körper einer Nation. Die Zunahme war so rasch, daß Montevideo der Schwindel ergriff, und man träumte dort von nicht geringerem, als daß man Buenos-Ayres als Hauptstadt von Südamerika überholen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Versicherung bei Eisenbahnen. Vor zwei Jahren wurde in England das Versicherungswesen in England in einer neuen Form auf Eisenbahnen angewendet, durch Errichtung einer Compagnie, um Eisenbahnreisenden im Fall eines Unglücks Entschädigung zu sichern. Wurde der Eisenbahnreisende getödtet, so sollten seine Erben den vollen Betrag der Versicherung erhalten; wurde er nur beschädigt, so erhielt er selbst eine angemessene Summe bloß auf Vorzeigung seiner Eisenbahnkarte, denn die Compagnie hatte alle Eisenbahnbeamten, welche Karten austheilen, zu gesetzlichen Agenten der Compagnie für Ausstellung von Policen, und die Karten selbst zu Policen gemacht. Der Plan ist jetzt seit zwei Jahren in Ausführung und hat sich im Ganzen als günstig erwiesen. Indeß sind doch im Plan selbst manche Irrungen untergelaufen, da die Directoren gar keinen hinreichenden Anhaltspunkt hatten, und die gesammelten Erfahrungen sollen jetzt benützt werden. In den 6 ersten Monaten d. J. haben sie von 19,000 Reisende erster, 41,000 zweiter und 58,000 dritter Classe Versicherungskarten ausgegeben, dafür 3165 Pfd. als Versicherung empfangen, und 2068 Pfd. als Prämien für zwei Todesfälle und 53 Verletzungen ausgezahlt. (Athen. 8 Novbr.)

Das geologische Museum in London ist durch die Ausstellung sehr bedeutend bereichert worden, nicht nur eine Menge Engländer, sondern auch mehrere Ausländer, in Oesterreich, die Staaten des Zollvereins, Rußland, Spanien haben die vollständige Reihe ihrer Mineralien dahin geschenkt, so daß das Institut wohl eine der reichsten Anstalten dieser Art seyn wird. (Ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 279. 21 November 1851.

Major Ludlow und die Wittwenverbrennung in Indien.

Wir haben vor kurzem (s. Nr. 258) die Verbrennung der Wittwen eines verstorbenen Fürsten in einem der Radschputenstaaten erzählt, und daraus ersehen, wie wenig Einfluß europäisches Zureden in Bezug auf alte abergläubische Gebräuche ausübte. Der Vorfall machte um so mehr Eindruck auf die angloindische Regierung, als man auch an andern Orten die Bemerkung gemacht haben wollte, daß das Zureden der Engländer gerade die entgegengesetzte Wirkung hatte, daß nämlich die Wittwenverbrennungen eher zu- als abnahmen. Der Gang der Dinge, wodurch endlich eine wahre Veränderung bewirkt wurde, ist zu charakteristisch für indische Sitten, als daß wir ihn nicht nach dem Quarterly Review (Sept.), das eine umständliche Schilderung des Verlaufs enthält, in möglichster Kürze wiedergeben sollten. Die Bewegung entsprang, seltsam genug, gerade im eigentlichen Stützpunkt des alten indischen Aberglaubens. Unter allen Staaten, die sich der Bereitwilligkeit ihrer Frauen zu dieser äußersten Probe ehelicher Aufopferung rühmten, üben die sogenannten Radschputenstaaten an der Nordwestgränze den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung in Indien aus. Die Achtung, die man in ganz Indien dem Blute der Radschputen — wörtlich „Fürstensöhne“ — zollt, ist wohl bekannt; selbst Fürsten von dreimal mehr Macht suchen eifrig Ehebündnisse mit diesen Häuptlingen. Dieß Geschlecht von Kriegern und Jägern zeichnet sich aus durch körperliche Gestalt und Schönheit; ihre Stimmen sind laut, und wenn sie lachen, so ist es derselbe natürliche Ausbruch, wie bei den Europäern, in starkem Widerspiel mit dem verstohlenen Kichern des Bengali, oder dem schweigsamen Lächeln des zurückhaltenden Moslem. Was ein Hindu von Ritterlichkeit und Nationalität kennt, das findet er dargestellt in diesem Musterstamme. Da nun die Radschputen berühmt waren wegen ihres häufigen Satis,[1] so glaubten die großen unabhängigen Staaten in der Orthodoxie zurückzubleiben, wenn sie der brittischen Regierung eine andere Antwort gaben als die, „es sey Zeit genug diese Ceremonie zu verbieten, wenn Radschputana vorangehe.“ Damit glaubten sie in der That die Aenderung auf eine unbestimmte Zeit hinauszuschieben.

Ein im J. 1840 vorgekommener Fall in Kotah ließ in jeder europäischen Einmischung nur Gefahr erblicken, und dieß ging so weit, daß noch im J. 1842 Lord Ellenborough das Anerbieten des brittischen Geschäftsträgers am Hofe zu Heiderabad, von dem mohammedanischen Beherrscher des Landes ein Verbot des Gebrauchs auszuwirken, geradezu ablehnte. In dieser allgemeinen Entmuthigung verfiel Major (jetzt Obstlt.) Ludlow, Geschäftsträger zu Dscheipur, auf den Gedanken, den abergläubischen Gebrauch in seinem eigentlichen Sitz anzugreifen. Leute, welche die ältern und angesehensten Religionsschriften der Hindus kannten, sowohl Eingeborne als Europäer, hatten längst nachgewiesen, daß diese Sitte durch die genannten Schriften nicht nur nicht gebilligt, seyen, sondern daß man aus denselben geradezu ein Verbot ableiten könne, ja Oberst Todd hat in seinem berühmten Buch über Radschputana diese Anomalie der Hindulehre als den besten Angriffspunkt bezeichnet. Aber doch war diese Neuerung 2000 Jahre alt, in den spätern Schriften der Hindus hoch gepriesen, und wie konnten Europäer, welche weder an die alten noch an die neuern Schriften der Hindus glaubten, mit der häßlichen Waffe der theologischen Kritik einen so alten, durch zahllose Ueberlieferungen weiblichen Muthes und weiblicher Ausdauer in den Augen der Hindus geheiligten Gebrauch angreifen!

Major Ludlows Stellung war dem Unternehmen sehr günstig; der Fürst von Dscheipur war minderjährig, und die Regierung wurde durch einen Regenschaftsrath geführt, dem Ludlow präsidirte; dadurch erhielt er nicht nur einen directeen Einfluß auf die Verwaltung, als ihm seine Stellung als brittischen Geschäftsträger sonst gegeben hätte, und er hatte sich in seiner Stellung auch auf eine Weise benommen, daß er bei seinen einheimischen Collegen alle Eifersucht über allenfallsige Einmischung in ihre häuslichen Sitten und Gebräuche ziemlich gründlich beseitigt hatte. Es war ihm sogar gelungen, die andern Radschputenstaaten zu einer gemeinsamen Einrichtung mit Dscheipur zu bringen in einer Sache, die der jezt beabsichtigten nicht ganz fremd war. Der Mißbrauch, den er angriff, betraf ihre Zenanas (Frauengemächer), und seine bittersten Gegner mußte er unter den Priestern finden.

Alte Jungfern sind im Orient in großer Mißachtung, und ein Radschputenmädchen, das lange unverheurathet bleibt, ist eine Schmach für ihre Familie; dieß war aber nicht die einzige Gefahr, die ihr Vater noch vor wenigen Jahren zu fürchten hatte. Fand er auch einen Gemahl für seine Tochter, so hatte er die Aussicht seine Güter hoffnungslos mit Schulden zu belasten durch die Geschenke, welche die Priester und die zur Hochzeit sich einfindenden wandernden Sänger in Anspruch nehmen. Satyren und Verwünschungen fürchten die Radschputen über alles, und die genannten Leute ertheilen notorisch ihre Segnungen und ihren Beifall, oder ihren Fluch und ihre Spöttereien nach dem Preise, womit man ihre Dienste bezahlte. Der Erfolg war, daß man

[1] Dieser Ausdruck gilt nur von der Person, und bezeichnet nicht die Sitte selbst; er bezeichnet bloß eine „reine und tugendhafte Frau,“ namentlich diejenige, welche ein Leben ununterbrochenen Glücks durch die „Saha Gamana“ (Begleitung der Leiche des Ehemanns) beschließt.

ihre Gunst fast zu jedem Preis kaufte. „Der Dahima leerte seine Koffer", so lautete ein Lieblingsvers dieser käuflichen Barden", „bei der Heurath seiner Tochter, abee er füllte sie mit dem Lobe der Menschen." Die Radschputen im allgemeinen waren nicht geneigt, Dahimas zu seyn, aber auch nicht, der Schmach zu trotzen, heurathsfähige Töchter im Hause zu behalten. Aus diesem Dilemma befreite man sich durch Kindermord: die Eltern zogen just so viele Mädchen auf, als sie leicht verheurathen konnten, und vernichteten die übrigen. Daß dieß ein Verbrechen sey, wußte man wohl, aber das Radschput-Decorum erforderte, daß es mit Geheimniß bedeckt werde; eine leichte Buße absolvirte die Verbrecher, und niemand dachte daran, solche Dinge an die Oeffentlichkeit zu ziehen. Wurde ein Sohn geboren, so wurde dieß den Nachfragenden mit Jubel angekündigt, war es eine Tochter, so lautete die Antwort: nichts! und die, welche zum Glückwünschen kamen, zogen schweigend wieder ab. Man muß nicht glauben, daß dieß System zu der monströsen Ausdehnung ohne Widerstand von Seite der einheimlichen Herrscher geblieben sey. Zu verschiedenen Zeiten scheint bald da bald dort ein Radschputenfürst versucht zu haben, das Uebel der bei Hochzeiten üblichen Schenkungen zu beseitigen, aber die Furcht, daß ihre Landsleute in andern Staaten ihnen Vorwürfe machen möchten, schreckte die Unterthanen des einzelnen Staats ab, sich der Abhülfsmittel zu bedienen.

Major Ludlow sah wohl, wie die Sache geleitet werden müsse; konnte ee die verschiedenen Staaten Radschputana's dahin bringen, einen gemeinsamen, mit den Vermögensverhältnissen des Brautvaters in Uebereinstimmung stehenden Maaßstab solcher Geschenke mit gleichförmigen Strafen gegen alle übertriebenen Forderungen herbeizuführen, so konnte er zum Ziel gelangen. Nichts ist indeß schwerer als die hartnäckigen Fürstenthumer von Radschputana zu gemeinsamem Handeln zu bringen. Schlug der Versuch fehl, so konnte die englische Regierung ohne einen Vertragsbruch keine Forderungen in Bezug auf die Ermordung der weiblichen Kindee an diese Staaten richten. Major Ludlow verfuhr sehe vorsichtig, theilte seine Plane vorerst nur den andern brittischen Residenten mit und solchen einheimischen Abgeordneten, die gerade zu Dscheipue sich aufhielten, und auch dieß nur um Fälle, wo wahre Plünderungen vorfielen, zu ihrer Kenntniß zu bringen. So verbreitete sich die Ansicht van der Nothwendigkeit einer allgemeinen Maaßregel mehr und mehr, und endlich erlangte er ein durch die verschiedenen Radschputenstaaten gemeinsam festgestelltes Luxusgesetz, welches das Land von der furchtbarsten Geißel und Schmach befreite. Vermuthlich waren die Radschputenstaaten seit ihrem Ursprung nie so einig gewesen, und der Vortheil dieser Vereinigung durch die Befreiung von einem verderblichen Erpressungssystem mit allen seinen schrecklichen und unnatürlichen Folgen, wurde allgemein gefühlt; was noch mehe war, der Radschputenadel erkannte, daß er dieß den Privatbemühungen Majoe Ludlows verdanke; so entstand zwischen ihm und ihnen eine nähere Berührung über Gegenstände, worüber sonst Stammes- und Religionsantipathien zwischen Europäern und Hindus keinen Verkehr zulassen. Ludlow hatte die Radschputen von einer Sitte befreit, die ihr eigenes Gewissen verurtheilte, konnte er sie nicht vielleicht auch von einer andern befreien, die sie noch für ehrwürdig hielten? Er hatte das Kind für die Muttee erhalten, konnte er nicht vielleicht auch die Muttee für das Kind retten?

Ludlow mußte hier natürlich noch viel vorsichtiger auftreten, um so mehr, als seine diplomatische Instruction ihm die Einmischung in diese Angelegenheit untersagte. Er beschloß deßhalb einige zuverlässige und einflußreiche Eingeborne für sich wirken zu lassen. Eine hiezu besonders geeignete Person war der Finanzminister des Hofs, bei welchem Ludlow beglaubigt war. Seth Manick Tschand gehörte einer Secte an, deren Abneigung gegen Tödtung in allen ihren Formen selbst im Orient seltsam gefunden wird. Der Oswal-Stamm wird nicht das niedrigste Thier absichtlich tödten. Er führt die Lehre von der Seelenwanderung bis in ihre logischen Folgerungen aus, sieht in jedem Insect möglicher Weise einen menschlichen Geist, und seine Priester nehmen Besen mit sich, um den Boden vor ihnen zu fegen, und bedecken ihren Mund mit Gaze, damit sie nicht das Verbrechen begehen ihre Ahnheeren zu verschlucken oder sie in Massen mit Füßen zu treten. Ein Ergebniß dieser großen Sorge für das Leben in allen Formen ist auch eine Mißbilligung des Verbrennens der Satis. Diesem Manne und seinem eigenen ersten Munschi (Dolmetscher) theilte Major Ludlow die Beweise mit, die er für nützlich und wirksam erachtete, und mit diesem Auftrage begaben sie sich zu dem Oberpriester von Dscheipur.

Vorsichtig, und scheinbar nue aus eigener Bewegung handelnd, stellten sie diesem bedeutenden Würdenträger vor, daß in dem Gesetze Manus durchaus keine Erwähnung der Satis sich finde, daß sich aus dessen strengen Aeußerungen gegen den Selbstmord vielmehr ein Verbot dieser Sitte ableiten lasse, und daß er den Wittwen, welche keusch leben, die ewige Seligkeit mit ihren Ehemännern verspreche, während selbst die Schriften, welche das Opfee begünstigen, die Dauer der Belohnung auf 45 Millionen Jahre beschränkten. Aber die Hindutheologen behaupten nicht nur, daß die Liebe zum Guten um seiner selbstwillen die Hoffnungen einer Belohnung nach dem Tode überwiegen müsse, sondern, daß auch die geringste Einmischung eigennütziger Beweggründe den Werth der Handlung aufhebe. Die Aufopferung der Wittwen wurde somit dargestellt als eine eigennützige Berechnung von Gewinn und Verlust. Indem sie durch einen grausamen Tod ihre und ihres Mannes Seligkeit zu erwerben trachteten, suchten sie durch ein unreines Opfer selbstsüchtiger Berechnung die Gottheit zu betrügen. Die Märtyrerkrone hatten sie eben dadurch selbst verscherzt. Majoe Ludlow verstärkte diese Beweise noch durch eine schlaue Anregung des Nationalstolzes. Das Opfer einer Sati, das Manu nicht angeordnet, sey offenbar die Erfindung eines entarteten Geschlechts, dessen Frauen wenig werth gewesen, und deren Wittwen, wenn sie am Leben blieben, Schimpf auf das Gedächtniß ihrer Eheherren gebracht hätten. Die Ehre radschputischer Ehemänner stehe fester, und der Ruf ihrer Töchter werde befleckt durch die Beibehaltung eines so schimpflichen Mittels ihn sicher zu stellen.

Der Oberpriestee nahm diese Ansichten zum Erstaunen günstig auf; ehe ein halbes Jahr verfloß, brachte man ihn dahin, eine Erklärung auszustellen, in welche er alle diese theologischen Gründe aufnahm und den Ausspruch that, daß die Selbstaufopferung der Wittwen mindee verdienstlich sey als ein keusches, frommes Leben. mit war die Sache schon halb gewonnen. Major Ludlow trat jetzt persönlich handelnd auf, in so weit wenigstens, daß ee das Manifest in seiner Wohnung den verschiedenen Wakils (Geschäftsträgern der benachbarten Fürsten), welche dahin kamen, um Geschäfte abzumachen, zeigte, und diese theilten dann den Inhalt ihren Herren mit. So war eine religiöse Bewegung entstanden und verbreitete sich in weitem Umkreise. So hoch man indeß auch den Eindruck der Erklärung des Oberpriesters anschlagen mochte, so konnte man doch ziemlich sicher seyn, daß kein Mann von Rang, am wenigsten ein radschputischer Fürst,

sich zuerst als bekehrt erklären würde. Indeß starb der Oberpriester wenige Monate nach Erlaß seines Manifestes im vollen Geruche der Heiligkeit, ohne daß er irgend einen Schritt gethan hätte, um seine Erklärung zurückzunehmen oder zu modificiren. Major Ludlow hatte sich klüglich enthalten, während seiner letzten Krankheit im mindesten mit ihm in Verkehr zu treten oder ihm eine Höflichkeit zu erweisen; der öffentliche Glaube, daß die Erklärung rein aus seiner Ueberzeugung hervorgegangen sey, blieb also unerschüttert.

Und nun traten die Früchte dieses mühsamen Bestrebens allmählich hervor: ein Mitglied der Regentschaft nach dem andern erklärte sich zu Gunsten eines gesetzlichen Verbotes der Wittwenverbrennung, wenn sie es gleich noch nicht für geeignet hielten, den jungen Fürsten zu einer so kritischen Maaßregel zu verpflichten. Die meisten mit dem Hof verkehrenden Adeligen waren entschieden für die Abschaffung der Sitte, und drei der tributbaren Provinzen Dscheipurs erließen wirkliche Verbote, welches Beispiel von einigen kleinen Nachbarstaaten befolgt wurde. Jetzt beschloß Major Ludlow offener aufzutreten. Die Wakils der verschiedenen Radschputenfürsten hatten ihre Herren hinsichtlich der seltsamen Bewegung am Hofe von Dscheipur auf dem Laufenden erhalten, aber sie kannten die sehr wichtigen Zuschriften nicht, die er in seiner Eigenschaft als Regentschaftspräsident von sehr einflußreichen Personen in sehr großer Anzahl erhalten hatte. Diese benützte er jetzt und schickte Abschriften an mehrere seiner Collegen im übrigen Radschputana, um sie den Höfen, bei denen sie beglaubigt waren, mitzutheilen. Jetzt wurde aber die anglobrittische Regierung besorgt, und that der Verbreitung der Schriften Einhalt; da indeß ein volles Jahr verlief, ohne daß die begonnene Bewegung ins Stocken kam oder nachtheilige Folgen hatte, so ließ sie endlich der Sache ihren Lauf, und bald darauf (23 August 1846) erklärte der Regentschaftsrath von Dscheipur die Wittwenverbrennung für eine strafbare Handlung. Noch vor Ende des Jahres folgten 11 von den 18 Radschputenstaaten und 5 von den übrigen 15 freien Staaten Indiens. Von dem ganzen, der Compagnie nicht direct unterworfene Gebiet Indiens waren 4 Monate nach der Erklärung Dscheipurs zwei Drittheile für die Abschaffung des Wittwenverbrennens gewonnen, eine Sache, die nur erklärlich wird, wenn man den Einfluß Radschputana's auf das übrige Hindostan kennt.

Die große Bedeutung dieses Ereignisses liegt nicht sowohl in der Lebensrettung von jährlich einigen Tausend Wittwen, sondern in der Erkenntniß, daß der Geist der Hindus des Fortschritts fähig ist, selbst in dem Gebiet, wo man seine Unbeweglichkeit für unbesiegbar hielt, in dem überlieferten Glauben!

D. Paul Morton.

Dieser Verfasser der Crania Americana, welcher am 14 Junius d. J. zu Philadelphia starb, wird als ein großer Verlust für die Kunde des amerikanischen Alterthums betrachtet. In einem Brief von Squier an die geographische Gesellschaft zu Paris heißt es: „dieser Verlust wird schwer zu ersetzen seyn. Er war, glaube ich, der gründlichste Gelehrte Amerika's, ein Mann von wunderbarer Genauigkeit in Zusammenstellung der Thatsachen, und ausgerüstet mit wahrhaft philosophischem Geiste, um sie zu vergleichen und zu combiniren. Im Augenblick seines Todes beschäftigte er sich mit den Skeletten, welche die Forschungsexpedition der Vereinigten Staaten nach dem antarktischen Eismeere gesammelt, und die ihm von der Regierung anvertraut worden waren. Ich glaube, daß er mehrere unvollendete Werke zurückgelassen hat. Seine Sammlungen sind in dem Gebäude der Akademie der Naturwissenschaften niedergelegt, und werden ein schlagender Beweis seiner Aufopferung für die Wissenschaften bleiben.“ (Bull. de la soc. de géogr. Junius.)

Paraguay und die Republiken am La Plata.

3. Die Banda Oriental.

(Fortsetzung.)

Ein besonderer Umstand verwandelte diese Rivalität in einen Krieg, der durch seine Erbitterung und seine Dauer aus der unglücklichen Banda Oriental ein neues Feld der Verheerung und der Trümmer machte. Es war die Zeit der bürgerlichen Unruhen von Buenos-Ayres, des Krieges der föderalistischen Partei, welche in dem General Rosas personificirt war, gegen die Unitarier, die „verdammten Unitarier!“ Rosas war unbarmherzig; die Unitarier flohen und stießen den Fluch Hannibals gegen ihn aus; sie verbreiteten sich über ganz Amerika, regten den Haß, besonders in der Banda Oriental, auf und vereinigten sich massenhaft in Montevideo, welches der Mittelpunkt ihrer Operationen wurde. Wegen ihrer Zahl, ihrer Sprache, ihres gemeinschaftlichen Ursprunges, einer Art von Verwandtschaft vermischten sie sich mit den Orientalen und gaben diesen das Ansehen einer groß gewordenen Nation. Diese „verdammten Unitarier“ waren größtentheils Männer von großem Ansehen, Advocaten, Doctoren des Rechts, Aerzte, Professoren; manche hatten sich in dem Unabhängigkeitskriege hervorgethan, und gegen die Brasilianer für die Befreiung der Republik gekämpft; man war stolz darauf einige derselben Freunde zu nennen. In Vasquez war gewiß Stoff zu einem Staatsmanne, und Varela war ein talentvoller Publicist. Ihre Frauen brachten von Buenos-Ayres jene Anmuth des Betragens mit, welche der Gesellschaft der Porteñas einen wahren Zauber verleiht. Was konnte die arme orientalische Bevölkerung, welche nur zu leben versuchte und kaum als Nation existirte, in Gegenwart dieser Männer, ihrer Gründer, ihrer Beschützer, ihrer Herren thun? Ihnen ihr Schicksal anvertrauen! Dieß geschah. Sie herrschten in dem Rath und führten das Staatsruder. Das Glück war ihnen übrigens günstig. Die von Buenos-Ayres durch den Bürgerkrieg vertriebene französische Emigration setzte sich in Montevideo fest. Unter ihrer Zahl befand sich eine Classe von Leuten, welche noch aufgeregt waren von der Julius-Erschütterung, welche den Zaum nicht dulden wollten, Feinde der Obrigkeit und stets bereit, schon bei dem Namen Tyrannei zu den Waffen zu greifen. Die geächteten Argentiner gossen in diese gleichgestimmten Gemüther die ganze Wuth, welche sie selbst erfüllte. In ihren Blättern, in ihren Declamationen im Freien, an dem Ausladeplatz des Hafens, wo die Menge sich sammelte, war nur ein einstimmiges Verfluchen des „schrecklichen Tyrannen.“ Diese gehässigen Schmähungen wurden mit einer solchen Beharrlichkeit wiederholt, daß man zuletzt daran glaubte, und als der Admiral von Mackau im La Plata ankam, um mit Buenos-Ayres zu unterhandeln, schickte er nicht ohne eine gewisse innerliche Unruhe einen seiner Adjutanten als Parlamentär an den General Rosas; man prophezeihte ihm das Schicksal des Regulus zu Carthago.

Indessen wußte Oribe, daß das Nationalgefühl für Rosas sey und die Unitarier zurückstoße; er weigerte sich, sich bei einer Politik zu betheiligen, welche seinem Lande nur Unglück bringen konnte. Im Jahre 1838 zwangen ihn Argentiner und Franzosen, Montevideo einige Monate vor dem gesetzlichen Termine seiner Präsidentschaft zu verlassen. Rivera trat an seine Stelle; zwischen ihm und Oribe ist der Unterschied wie zwischen dem Gaucho und dem Estanciero. Damals wurde die berühmte unitarische Liga entworfen, welche alle argentinischen Provinzen umfassen, Buenos-Ayres einschließen und Rosas in dieser Kette ersticken sollte. Man weiß, welche Rolle die Franzosen bei diesem politischen Phantasiestück spielten. Diesen durch den Haß so gewandt gewobenen Complotten fehlte nur etwas: das Nationalgefühl. Wir wollen hier nicht wiederholen, wie Admiral von Mackau das französische Interesse davon los zu machen und einen für Frankreich vortheilhaften Vertrag mit dem Gouverneur von Buenos-Ayres zu schließen wußte, wie auch die gegen Rosas mit so vielem Lärm gebildete Liga wie ein Traum in der Ebene von Buenos-Ayres verschwand. Daß Montevideo die Hauptstadt eines neutralen und im Frieden von Brasilien und der Conföderation gleich unabhängigen Staates sey, daß dieser Staat sich unter friedlichen Zuständen entwickele, dieß ist das Gesetz seiner Existenz; der General Rosas konnte nichts davon hindern; daß aber Montevideo in

den Händen der vertriebenen Argentiner ein Mittelpunkt von Verschwörungen wurde, wo man einen Preis auf den Kopf von Rosas setzte, ein Herd des Bürgerkriegs und fremder Invasion, welche stets über den argentinischen Provinzen schwebten — das konnte General Rosas nicht ertragen. Die Unitarier gaben ihm Gelegenheit, die Banda Oriental an sich zu reißen, ohne den Grundvertrag von 1828 zu verletzen, indem er sich auf das gesetzliche Recht der Vertheidigung stützte. Im Jahre 1842 trug Rivera mit einer Bande Geächteter und orientalischer Gauchos den Krieg auf das argentinische Gebiet. Rosas ließ nicht auf sich warten. Oribe, welchen eine Armee der argentinischen Conföderation unterstützte, stürmte auf den Feind und schlug ihn bei Arroyo-Grande, warf ihn auf das andere Ufer des Uruguay, überschritt die Gränze, trieb Rivera von einer Position zur anderen, bis er ihn zwang, wie ein Geächteter nach Brasilien zu fliehen, und schloß Montevideo ein.

Gerade in dem Augenblicke, wo ihre beinahe vernichtete Armee in die Stadt eingeschlossen war, stellten die geächteten Argentiner Montevideo als die Seele eines energischen Volkes dar, das sich auf dieses letzte Vorgebirge seines Heimathlandes geflüchtet und gegen einen schonungslosen Eroberer seine Nationalität bis in den Tod vertheidige. Allein dieß bewaffnete edle Volk mußte doch durch jemand repräsentirt seyn; dieß waren eigentlich die Franzosen. Wenn Francia, wenn Lopez, wenn Rosas die Autorität begründet, indem sie die Leidenschaften der Gauchos beherrschten, so war Rivera immer nur ihr Spielzeug. Unter ihm bestand keine Regierungsgewalt, oder im höchsten Falle ein Scheinbild von Verwaltung, und unumschränkte Erlaubniß, offen gegen die Regierung loszuziehen. Zwischen dem strengen System von Rosas, welches durch Oribe vertreten wurde, und dem Sichgehenlassen Rivera's hatten die Franzosen, wenigstens diejenigen, welche aus Paris oder andern großen Städten ausgewandert waren, bald gewählt. Alles beisammen zu finden, die Gelegenheit, den Soldaten zu spielen, ihre Regierung zu verhöhnen und eine selbst eingesetzte Macht zu unterstützen, welches Glück! Sie ließen sich einreihen und bildeten eine Legion, die, von Frankreich verläugnet, mit den Condottieri Garribaldi's die fremden Farben annahm. Das Heil der Stadt war gesichert; mit einer solchen Besatzung konnte das auf spanische Art erbaute Montevideo, welches ebenso viele Festungen als Häusergruppen zählte, allen argentinischen Armeen trotzen; aber es fehlte an Geld: man verkaufte die Kirchen, die öffentlichen Plätze, die Nationaldenkmäler, ja selbst die Mauern der Stadt; man verpfändete die Staatseinkünfte mit unmäßigen Zinsen. Als es sich darum gehandelt, zu den Waffen zu greifen, hatten sich die Engländer klug bei Seite gehalten; wie aber die Spinne ihr Gewebe nach den Fliegen ausspannt, so speculirten sie auf die thörichten Leidenschaften, welche ihnen einen so großen und so leichten Gewinn boten. An englische Häuser wurde alles Nationaleigenthum der Stadt verpfändet. Bedarf es noch eines Zuges, um Montevideo vollends kennen zu lernen? Die bewaffnete Macht, welche den Platz vertheidigte, zählt nur vierhundertundfünfzig orientalische Soldaten.

Dieß ist das geheiligte und letzte Asyl der orientalischen Nationalität, welches eines Tages England und Frankreich dem von seinen argentinischen Hülfstruppen unterstützten alten Präsidenten Oribe zu versperren den Einfall hatten: England, auf die lebhafte Bitte von Brasilien und durch unwahre Berichte betrogen; die wohl aufgeklärte französische Regierung, um ein Pfand des „herzlichen Einverständnisses" zu geben. Wir unterlassen es, diese Intervention zu charakterisiren, die, in ihren Bemühungen unmächtig, nur zu einer lächerlichen Entwicklung führte.

Sobald England merkte, daß man es auf einen falschen Weg geführt, wo es seinen Handel chimärischen Berechnungen opferte, zog es sich plötzlich zurück, in Berücksichtigung — um uns der Worte eines Ministers der Königin zu bedienen — „daß bei Thorheiten die kürzesten die besten sind;" England zog sich sehr ohne Umstände zurück, ohne vorher mit Frankreich Rücksprache zu nehmen, welches nur den inständigen Bitten der englischen Regierung nachgegeben. Großbritannien hat einen Vertrag mit dem General Rosas abgeschlossen, und Rosas hat uns denselben Vertrag angeboten, welchen die Nationalversammlung stolz zurückgewiesen hat, als ob zwischen Rosas und Frankreich ein Streit des Stolzes entstehen könnte! Frankreich hat sogar 1500 Mann in die La Plata-Staaten geschickt, um den Hrn. Contre-Admiral Le Predour bei seinen Unterhandlungen zu unterstützen, und sein Bevollmächtigter hat ihm einen neuen Vertrag zurückgeschickt, der beinahe in den von der Regierung angewiesenen Ausdrücken abgefaßt und von Oribe und Rosas unterzeichnet ist. Gegenwärtig handelt es sich darum, diesen Vertrag der souveränen Versammlung vorzulegen.

Die Frage ist dermalen, wie man sieht, auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt. Man muß zwischen Krieg und Frieden wählen. Wir haben bereits gezeigt, welche Hindernisse sich in den Pampas und an den Ufern der amerikanischen Flüsse einer europäischen Armee entgegenstellen würden. Es wird somit nur noch zu untersuchen seyn, welche Quellen uns der Frieden bietet.

Obwohl einem und demselben Stamme entsprossen, theilt sich die eingeborne Bevölkerung doch in zwei verschiedene Classen: die Stadt- und die Landbewohner. Man kennt die Gewohnheiten und die Bedürfnisse des Gaucho. Die Erzeugnisse seines Bodens sind für ihn genügend; er verachtet unsere Civilisation und die künstlichen Bedürfnisse, welche sie uns auferlegt. Nur eines unserer Producte findet Gnade vor ihm: der Branntwein; gleichwohl zieht er oft noch die Caña aus Brasilien und Paraguay vor. Mitten unter dieser rauhen und ungeschliffenen Race bleibt unserem Handel wenig zu thun; allein der Stadtbewohner, und besonders der Porteño, ist von Natur mit einem Geschmacke begabt, der ihn für alle schönen Erzeugnisse der Industrie unserer großen Städte empfänglich macht; die Frauen besonders würden es in ihrem Geschmacke für den Luxus mit der feinsten Pariserin aufnehmen; Musik, Tanz, Literatur und glänzende Toilette bei den Festen oder Gesellschaften, wo sie den Ton angeben, sind die Hauptangelegenheiten ihres Lebens. Diese angebornen Triebe der großen Welt, welche in Buenos-Ayres so lebhaft hervortreten, machen, daß man unsere Seidenzeuge, unsere Tuche, unsere Leinwand, unsere Artikel aus Paris und Lyon dort sieht; welche commercielle Bewegung aber kann dieser Geschmack der bevorzugten Classe zur Folge haben? Im höchsten Falle sieben bis acht Millionen jährlich und die Ladung einiger Schiffe. Was dem Seehandel den Impuls gibt, das sind die Bedürfnisse der Menge; was ihn auf eine breite Grundlage stellt, das ist der Austausch der massenhaften Waaren, und dieß ist die unerwartete Erscheinung, welche die französische Auswanderung in die La Plata-Staaten zu Tage gefördert.

(Schluß folgt.)

Nachricht über das Königreich Biafra. Das System der Handelsstationen an der afrikanischen Küste, ein System, das mehr als jedes andere zur Verminderung und zur allmählichen Ausrottung des Sklavenhandels beitragen wird, scheint sich mehr und mehr auszudehnen. Das Bull. de la Soc. de géogr. (Junius) berichtet, daß der Commandant der französischen Station an der Westküste von Afrika eine Uebereinkunft abgeschlossen habe mit dem König von Biafra, einem in der Tiefe des gleichnamigen Golfs gelegenen Lande, so wie mit den verschiedenen Häuptlingen des Landes der Galbonges geschlossen hat. Diese Länder, welche mehrere getrennte Staaten bilden, sind durch den Fluß San Benito bewässert, an dessen Ufern prächtige Wälder mit Farb- und Bauholz stehen, und der reich an Flußpferden und vortrefflichen Fischen ist. Ein französischer Kaufmann hat mit Hülfe einiger Laptots, die er zu St. Louis (am Senegal) geworben, und unter dem Schutze der französischen Seemacht ein kleines Comptoir zu Corisco angelegt, einer Insel in der Bay von St. Juan. Die Waaren, die er mitbrachte, haben sogleich große Gunst bei den eingebornen Schwarzen gefunden, und alles läßt glauben, daß dieser Punkt ein wichtiger Tauschplatz werden wird. Aehnliche Verträge sind auch schon mit Dahomey, Benin u. s. w. geschlossen worden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 280. 22 November 1851.

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

6. Vorbereitung zur Reise nach Kurdistan. — Sirdari. — Ilehitischi. — Mamegan. — Ein Abenteuer und eine persische Gerichtsscene.

Während meiner kurzen Abwesenheit von Täbris hatte der englische Generalconsul Bonham von Behmen-Mirza, dem Sardar von Aserbeidschan und Bruder Mohammed Schah's, einen Firman für mich verlangt, worin sowohl den Behörden des Landes als sämmtlichen Unterthanen Seiner Hoheit in den bestimmtesten Ausdrücken der Befehl ertheilt war, meine wissenschaftlichen Reisezwecke nach Kräften zu fördern, und mir überall gastfreundliche Aufnahme angedeihen zu lassen. Dieser offene Geleitsbrief, der mit dem Siegel und der Unterschrift des Sardars versehen war, sollte mir nicht nur in den kleinen persischen Landschaften, wo es weder Karawanserais noch Chans gab und die Hospitalität der Bewohner in verdächtigem Rufe stand, sondern auch bei den wandernden Kurdenhorden im Süden des großen Urmiasees und auf dem Gränzgebirge zwischen Persien und der Türkei gute Aufnahme und Obdach sichern. Um dem geschriebenen Befehl des Sardars noch mehr Nachdruck zu verleihen, hatte Behmen-Mirza auch einen Kawassen seines Hofgefolges auf Herrn Bonhams Bitte zu meiner Verfügung gestellt.

Obwohl die persischen Sardare, gedrängt und eingeschüchtert von den europäischen Consuln, mittelst der Nachhülfe ihrer kleinen regulären Truppencorps weit mehr als früher für die Sicherheit des Reisenden und die Bewachung der verrufensten Gegenden besorgt waren, und nach dem Beispiele der türkischen Paschas den Räubersinn der nomadisirenden Gränzkurden zu zügeln, ihnen mehr Respect vor dem Eigenthum einzuflößen suchten, so ist das unglückliche Ende der Reisenden Browne und Schulz doch bei den hiesigen Europäern noch in frischem, schauerlichem Andenken. Die Beraubung und Mißhandlung des brittischen Consuls Abbot hatte später nicht nur die Europäer, sondern auch die einheimischen Behörden nicht wenig alarmirt. In Persien wie in der Türkei ist bei den Regierenden der Wunsch vorherrschend, ihre Völker der europäischen Civilisation zu nähern und in den Augen der Feringhis nicht für rohe Barbaren ohne Zucht und Gesetz zu gelten. Deßhalb geschieht auch von den obersten Landesbehörden das möglichste, den reisenden Europäer gegen den Fanatismus oder Räubersinn der Landbevölkerung zu schützen, ihm selbst unter jenen nomadischen Kurdenhorden, welche kaum die Autorität des Schahs anerkennen und ihren Beg oder Lagerhäuptling mehr als den Sardar respectiren, kein Haar krümmen zu lassen.

Mirza Ali, der Kawaß des Sardars, war ein hagerer gebräunter Perser, nicht über mittlere Größe und von nichts weniger als imposanter Figur. Sein bärtiges Gesicht trug nicht einmal jenen Stempel der Schlauheit und des verschmitzten Sinnes, welcher in persischen Physiognomien selten mangelt. Auch seine Kleidung hatte nichts Ausgezeichnetes, und als Waffe trug er nur einen schlechten Karabiner und den gewöhnlichen Krummsäbel. Dennoch sollte, wie Heer Bonham mich versicherte, die Begleitung dieses Mannes in den entlegenen Gegenden beitragen, die Wirkung des Fermans zu erhöhen, namentlich in Orten, wo niemand der Schriftsprache kundig ist und ein kräftiger Dolmetsch, welcher des Sardars Willen den Leuten mündlich kund gibt, immerhin nothwendig seyn soll. Ich mußte mir daher diese Vermehrung meines Reisegefolges gefallen lassen und Herrn Bonham und dem Sardar noch dankbar dafür seyn, obwohl der Sold eines solchen Kawassen, ungerechnet der vermehrten Verzehrungskosten für Pferd und Reiter, täglich einen persischen Ducaten kostet.

Mein Reiseproject war zunächst nach den südlichen Gegenden des Urmiasees gerichtet, die zu jenen Landschaften Vorderasiens gehören, welche geographisch noch am wenigsten bekannt sind, auch den Ethnographen, Archäologen und Naturforschern die Lösung mancher Räthsel versprechen. Die Gebirge von türkisch Kurdistan stoßen südlich von Sauk-Bulak wie ein breiter Keil in das persische Territorium hinein. Es leben hier wandernde oder halb seßhafte Kurdenstämme, ebenso jesidische und christlich-nestorianische Stämme, welche man kaum dem Namen nach kennt, über deren Ursprung, Geschichte, Sitten und Lebensweise höchst selten ein Augenzeuge berichtet hat. Ker-Porter ist der erste europäische Reisende, welcher im J. 1818 einen flüchtigen Streifzug durch jene Gegenden und eine vollständige Rundfahrt um den Urmiasee gemacht hat, ohne jedoch den Contouren der Küstenumsäumung von Persiens „todtem Meere" immer genau zu folgen. Er scheint sich selbst bei den zugänglichen Uferstellen, deren es besonders an der Süd- und Ostseite nicht viele gibt, in der Regel vom Gestade ziemlich ferne gehalten zu haben. Seine Reisejournal läßt viele Lücken, welche auch durch die spätern brittischen Reisebeschreiber Kinneir, Fraser, Monteith, Shiel nicht ausgefüllt worden sind. Von allen Gegenden Westasiens gehört jener Theil von türkisch und persisch Kurdistan, welchen die hohe Mauer der Zagros-Alpen als eine mächtige Wasserscheide durchzieht, die Wiege der Zabflüsse, der Wohnsitz der Hakkari-Kurden und das ganze große Dreieck zwischen dem Wan- und Urmiasee, dem Zab, Ala und dem Tigris, in dessen Centrum das noch immer so geheimnißvolle Land Dschulamerk mit den

höchsten Eisbergen Kurdistans, die Alpen-Republik der chaldäischen Christen vom großen Stamme der Tijari liegt, und von dessen äußerstem Südende die Gewässer nach verschiedenen Himmelsrichtungen, dem Tigris und dem persischen Meerbusen, dem Urmiasee und dem kaspischen Meer zuströmen, zu den unbekanntesten und für Ethnographie und Alterthumsforscher jedenfalls interessantesten. Eine völlige terra incognita ist der nächste Gebirgsstrich im Süden des Wansees vom Erdasch-Dagh bis zur Alpenwiege der Zabflüsse. Selbst die neuesten Reisen von Monteith, Shiel, Grant und die Nachrichten der amerikanischen Missionäre von Urmia haben dieses geographische Dunkel nicht gelichtet. Auch der ganze mittlere Lauf des Zab, Ala und sein Durchbruchsgebiet im Südwesten gegen das geheimnißvolle Revendoz, die Stadt der Hakkari-Kurden, welche noch keines Europäers Fuß betreten, ist eine wahre „unbekannte Erde.“ Dort in der Nähe wurde der um die Wissenschaft so hoch verdiente Professor Schulz von Gießen, im Augenblick wo er im Begriff stand, in die Landschaft Dschulamerk einzudringen, von seiner kurdischen Eskorte ermordet.

Mein Plan war mit einer genauen Rundreise um den Urmiasee zugleich einen Ausflug nach dem südlichen Kurdistan zu verbinden, über die Pässe des Kendilandagh, das Quellgebiet des Zab Asfal zu besuchen und von dort über Revendoz durch die Pässe des Dscharwur Dagh nach der Stadt Urmia zu gehen, wo ich die Untersuchung der Ufer des Urmiasees vervollständigen wollte. Die Unwirthbarkeit des Landes im Süden des Urmiasees, der räuberische Charakter der Gränz-Kurdenstämme und die Schwierigkeit des Uebergangs über den Kendilandagh bewogen mich später, die Absicht eines tiefern Eindringens in türkisch Kurdistan wieder aufzugeben und nach einer fruchtlosen Recognoscirung jener hohen Gebirgskette, die man zu den östlichen Ausläufern der Zagrosalpen rechnet, nach dem südwestlichen Ufer des Urmiasees zurückzukehren.

Ich hatte für diese Reise sechs Packpferde von dem Armenier Pilosch, der mit der großen Karawane des Kara-Gös von Erzerum eingetroffen war, gemiethet. Südlich von Daschgesan schloß sich noch ein anderer persischer Reisender meiner kleinen Karawane an. So zogen wir, nachdem ich von Hrn. Bonham und dem gastfreundlichen Dr. Cassalani dankbaren Abschied genommen, an einem schwülen Augustmorgen durch das Thor von Täbris. Der braune Kawaß Mirza-Ali ritt an der Spitze, und der bärtige Pole, Johann Saremba, der sich auf dem Bazar von Täbris einen thurmförmigen persischen Kalpak gekauft hatte und heute damit zum erstenmal sein Haupt schmückte, bildete die Nachhut.

Nach vierstündigem Ritt erreichten wir das große Dorf Sirdari, wo ein belebter Bazar ist und sogar Gefrorenes zu kaufen war. Behmen Mirza's Geleitsbrief that hier vortreffliche Wirkung. Der persische Ortsvorstand besuchte mich in eigener Person, und quartierte mich bei dem reichsten Dorfbewohner ein. Letzterer wollte mich in das Innere seines Hauses geleiten, aber aus Furcht vor dem Ungeziefer, diesen nie fehlenden Insassen persischer Diwans und barbirter Decken, zog ich eine Lagerstätte unter dem Schatten der Obstbäume des Gartens vor. Der artige Besitzer brachte uns in kleinen Körben außer Brod und Katmak weiße Maulbeeren, halbreife Trauben, kleine Aepfel und vortreffliche Pflaumen. Die Dorfbewohner zeigten hier die zudringlichste Neugierde und umlagerten den Eingang des Gartens. Es meldeten sich auch bereits wieder verschiedene Kranke mit augenscheinlich unheilbaren Leiden behaftet, die ich mit einigen Medicamenten meiner Reiseapotheke abfertigen mußte, um ihrer los zu werden. Als gegen Abend die Hitze sich mäßigte, ließ ich wieder satteln. Nach zweistündigem Ritt erreichten wir das Dorf Jlehitschl, wo ich mein Nachtquartier nahm und wie gewöhnlich in einem Weingarten auf meiner Burka bivouakirte.

Tags darauf kamen wir an der großen Ortschaft Mamegan vorüber, welche terrassenförmig auf einer sanft abfallenden Berghalde erbaut ist. Ich kaufte hier auf dem Bazar einen durch ungemein große Ohren ausgezeichneten persischen Gebirgshasen. Die Neugierde der Bevölkerung war höchst lästig. Ein reisender Feringhi ist in diesen Gegenden eine überaus seltene Erscheinung. Bis zum Städtchen Duchalchan [1] war das Land, welches wir durchzogen, eine dürre, traurige Ebene, die nicht der kleinste Bach bewässerte. Wegen fast gänzlichen Mangels an befruchtender Feuchtigkeit war der Feldbau hier sehr beschränkt, und nicht einmal eine Wiese zu sehen; magere Sand- und Salzpflanzen bedecken stellenweise diese trostlose Einöde. Auf dem Boden liefen ziemlich zahlreich dieselben Melosinnen-Gattungen, welche man auch auf den salzgeschwängerten Sanddünen des Mittelmeers findet. In besonders vielen Individuen waren die Gattungen Scadius, Pimelia und Blaps vertreten. Nur in der nächsten Umgebung der Dörfer, wo die dürftigsten Wasseradern des Sahant von den Bewohnern in künstliche Canäle geleitet und zur Bewässerung des dürren Bodens aufgefangen werden, gibt es einige grüne Gärten.

In Duchalchan hatten wir ein unangenehmes Abenteuer. Als unsere kleine Karawane über den Marktplatz ritt, hatte sich persischer Pöbel in großer Zahl versammelt, der uns mit Lachen und Pfeifen begrüßte. Als er uns ruhig weiter ziehen sah, fielen höhnische Schimpfworte und zuletzt sogar Kieselsteine. Der Pole, durch einen Steinwurf an der linken Hand verwundet, sprang vom Pferde und stürzte mit geschwungenem Säbel mitten unter den Pöbelhaufen, den muthmaßlichen Thäter am Kragen festhaltend. Der Pöbel brüllte, wagte aber nicht, den Gefangenen zu befreien. Mirza Ali war mit mir voran um die Straßenecke geritten. Als wir den Tumult hörten, schwenkten wir die Pferde und eilten dem Polen zu Hülfe. Es war nicht eben nöthig, diesem feigen Volk mit gezogenen Pistolen zu drohen, denn obwohl einige Hunderte auf dem Platze und in den annähernden Gassen zurückblieben und fortfuhren zu schreien und zu schimpfen, wagte doch keiner, den jungen Burschen der starken Faust des Polen zu entreißen. Der Kawaß band dem Gefangenen die Hände und wir führten ihn zum Kadi, vor dessen offener Gerichtshalle unsere kleine Karawane stille hielt, während die Masse im weiten Halbkreise, doch in respectvoller Entfernung, vor dem Hause in plaudernden Gruppen stand. Der Zorn und Muthwille schien verschwunden und einige Graubärte in der Menge suchten das Loos des Gefangenen durch Bitten zu mildern. Da ich es aber auf Zureden des Kawassen für nöthig fand, ein Exempel zu statuiren, trat ich in die offene Gerichtshalle ein.

Der Kadi Mirza Tschebir, ein langbärtiger schöner Perser in ausgewählter Kleidung, saß im vollen Bewußtseyn seiner Würde auf dem Divan und verhandelte so eben den Proceß zwischen einem Städter und Bauern. Als er mich in meinem seltsamen Aufzuge mit hohen grusinischen Reiterstiefeln über seine gestickten Teppiche marschiren sah, schnitt er ein finsteres Gesicht, denn nach Landesbrauch darf der Boden des Gerichtshauses nur mit bloßen Füßen berührt werden. Kaum hatte der Kadi jedoch einen

[1] Dekherpan auf Monteiths Karte.

Blick auf meinen Ferman geworfen, als sich seine düstere Miene in ein höfliches Lächeln aufklärte. Er ließ die Streitenden bei Seite treten und verhandelte sogleich unsern Proceß. Als der Pole den Hergang erzählt und dem Kadi seine wunde Hand gezeigt hatte, sagte letzterer zu mir: „es ist doch ein gar schlechtes Volk hier zu Land. Die Feringhi dürfen nicht glauben, daß wir es an Ohrenabschneiden und Prügeln fehlen lassen! Aber so viele Execulianen wir auch vornehmen, gibt es doch immer neue Verbrechen.“

Mirza Tschebir wandte nach diesen Worten das Auge von mir und warf einen fürchterlichen Blick auf den Angeklagten, den ein Tschausch am Arme festhielt. Der junge Mensch war bleich, zitterte und weinte. Ich hatte Mitleid mit dem armen Scheim, dessen Schuld nicht einmal genau constatirt werden konnte, da doch einige Dutzend Kieselsteine von den Pöbelfäusten geworfen worden und man nicht wissen konnte, wer eigentlich meinen Dolmetscher verwundet hatte. Als auch der Kawaß zur Bekräftigung der Erzählung Saremba's seinen Bericht abgestattet, gab der Kadi dem nächsten Gerichtsdiener einen Wink, und sprach halblaut einige mir unverständliche Worte. Der Angeklagte schien ihre Bedeutung besser verstanden zu haben, denn er lamentirte wehmüthig und bat um Gnade. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um den Verlust seines Ohrenpaares, die ein mit scharfem Messer bereitstehender Tschausch, welcher in derartigen Operationen eine geübte Hand zu haben schien, auf Mirza Tschebirs Befehl zu amputiren im Begriffe stand. Natürlich protestirte ich jetzt als Kläger feierlich und energisch gegen diese Sentenz, und der Pole mußte dem Kadi meine Strafpredigt über die barbarische Justiz des Perserlandes wörtlich übersetzen. Mirza Tschebir hörte dieselbe mit großer Gemüthsruhe an und begnügte sich kühl zu erwidern, daß eben jedes Land auch im Justizfach seine eigenthümlichen Bräuche habe, und daß man ohne so abschreckende Strafmittel das Volk gar nicht mehr in Furcht und Respect halten könne. Er schien übrigens nicht unzufrieden, daß ich selbst für eine Milderung der Strafe stimmte, denn aller Wahrscheinlichkeit nach hatte mehr der Respect vor meinem Ferman und die Befürchtung einer Reclamation in Täbris, als die Gerechtigkeitsliebe den Kadi bestimmt, eine so exemplarische Strafe zu verhängen. Der junge Delinquent schien wohlhabend genug, durch das Opfer einiger Tomans sein Ohrenpaar zu retten. Wahrscheinlich hatte es dabei sein Bewenden. Ich verließ mit meinen Leuten das Richterhaus, nachdem ich dem Kadi eine genauere Untersuchung der Sache anempfohlen und von ihm das Versprechen erhalten hatte, wenigstens in dieser Sache kein Strafurtheil zu fällen, welches unsere europäischen Humanitätsgefühle so tief verletze.

Der Vulcan Popocatepetl.

Ein junger Gelehrter aus Luxemburg ist kürzlich in den Krater des Vulcans Popocatepetl hinabgestiegen, wie es scheint, der erste, der dieß gewagt hat. Er wird bald an die Akademie der Wissenschaften in Brüssel einen Bericht senden über die Beobachtungen, die er in diesem Schlund gesammelt hat, und die merkwürdig und schreckhaft zugleich sind. Inzwischen entnehmen wir aus einem Brief folgende Stelle: „Stellen sie sich ein Loch von ¾ Lieues im Umkreis vor, mit einem Wall von Schnee und 500 Metres tief. Im Grunde herrscht ein Höllenlärm, etwa wie das Brüllen des Meeres oder das Zischen von 100 Dampfmaschinen; in der Mitte ist ein artiger Platz, geschlossen, wie eine Citadelle, mit Bächen von heißem Wasser, und rings umher ungeheuer, 2—300 Metres hohe weiße Säulen von Schwefeldampf, die mit Wuth hervorbrechen, als ob ein Höllenfeuer sie triebe. Rings um diese Mündungen sind Bäche und Seen von Schwefel, Salzen, saurem Wasser und kochendem Schlamm. Die Schwefelseen will man ausbeuten.“ (Bull. de la soc. de géogr. Junius.)

Paraguay und die Republiken am La Plata

3. Die Banda Oriental.

(Fortsetzung.)

Bis zum Jahre 1840 war die Auswanderung hauptsächlich von den großen Städten Frankreichs ausgegangen; neben den Vertretern der großen Handlungshäuser erschienen Handwerker aller Art: Uhrmacher, Schneider, Schlosser, Schreiner, Schuhmacher, besonders Friseure und Putzhändlerinnen, zum größten Theile Kinder der großen französischen Städte. Viele kamen beseelt von dem Geiste, welcher seither die Nationalwerkstätten ins Leben rief; allein der Vertrag vom 29 October, welcher den Franzosen eine speciellere Gewähr bot, führte plötzlich von Frankreich eine Bevölkerung dahin, deren Thätigkeit, Energie und sittlicher Zustand ganz anderer Art waren, die Emigranten aus den baskischen Provinzen. Dieß war nicht eine durch das Leben in den Werkstätten verweichlichte, durch herabwürdigende Lehre verdorbene, der Ordnung feindliche Race, welche kam, um auf die Schwachheiten oder Laster der Creolen zu speculiren; es waren bei den schwersten Feldarbeiten abgehärtete Leute, treu dem gegebenen Worte und entschlossen, durch Arbeit Leben und Wohlstand zu gewinnen. Ohne andere Capitalien als ihre Arme, haben sie das Land fruchtbarer gemacht und dem Localgewerbfleiß einen bis dahin nicht bekannten Aufschwung gegeben. Den Nutzen, welchen sie daraus ziehen, theilen sie mit ihren im heimathlichen Dorfe zurückgebliebenen Familien. Sie sind auf dem flachen Lande zerstreut, pflanzen Gärten, bauen die der Stadt zunächst gelegenen Pachtgüter, die Chacras, und, unter die Gauchos gemengt, mit welchen sie um den Vorrang als gewandte Reiter streiten, dienen sie in den Estancias als Domadores (Bändiger) und Lazadores, in den Saladeros, wo sie die geschicktesten Péons und Matadores sind, in allen Gewerben, welche die Arbeiten in den Pampas erheischen. Sie bilden das Band, welches die Hirten der Pampas mit der europäischen Civilisation in Verbindung zu bringen anfängt.

Man erräth leicht, welche verschiedene Rollen diese beiden Classen von Franzosen in dem Lande gespielt. Die ersteren zogen beständig gegen die Regierung los, unterstützten den Aufruhr, sind bei jeder Schilderhebung zu sehen; sie haben bis zuletzt die Fremdenlegion gehalten. Die anderen, durch Zufall zu Montevideo ausgeschifft, sahen sich genöthigt, Dienste zu nehmen, um nicht Hungers zu sterben, und bildeten so das baskische Bataillon; bald aber schämten sie sich, dieses Brod des Almosens zu essen, und begaben sich, sobald sie wußten, daß die argentinischen Provinzen ihnen Arbeit böten, in Masse nach Buenos-Ayres.

Auf beiden Ufern des La Plata übersteigt die Zahl der Franzosen gegenwärtig 30,000; 5000 etwa sind in dem orientalischen Staate, wovon die Hälfte in Montevideo, und 26,000 in der Conföderation. Unter den letzteren kann man in diesem Augenblicke 16,000 Basken zählen. Diese Basken vereinigen sich gerne, leben gerne unter sich; sie bilden gleichsam abgesonderte Colonien, wohin sie das Andenken und die lieblichsten Träume des Vaterlandes verpflanzen, das sie bald wieder zu sehen sich versprechen.

Eine Meile südlich von Buenos-Ayres läuft ein tiefer Fluß, welcher sich in den La Plata ergießt, und den man Riachuelo nennt. An seinen Ufern liegen die Saladeros; an seiner Mündung werden die Landesproducte eingeschifft: grüne Häute, trockenes Leder und andere thierische Substanzen. Diese doppelte Industrie hat zwei Mittelpunkte der Bevölkerung geschaffen; den einen, Barracas, wo man die Erzeugnisse der Saladeros aufs Lager bringt; den anderen, la Boca, wo die Küstenfahrzeuge sich in Menge vor Anker legen und wo die flache Küste voll ist mit Barken, welche gebaut oder ausgebessert werden. Hier scheinen die Barken ihre Zusammenkunft verabredet zu haben. Unter 20,000 Seelen, welche die Bevölkerung der beiden großen Orte bilden, zählt man 13,000 Bearner, von denen die einen in den Saladeros beschäftigt sind, deren Glück sie gemacht, andere als Zimmerleute, Kalfaterer,

Schmiede arbeiten oder alle Gewerbe treiben, welche zum Schiffsbau gehören.

Wie oft sind wir, wenn wir an Festtagen die breite von Buenos-Ayres nach Barracas führende Straße gingen, am Ufer des Riachuelo durch eine Bevölkerung überrascht worden, welche ganz gekleidet war, wie diejenige an den Ufern des Adour, welche nur die Sprache aus dem Bearn sprach, welche emsig mit Kegelspiel, Ballspiel, mit baskischen Tänzen sich vergnügte und ihre Freude in Gesängen ausdrückte, welche die Echos der Pyrenäen seit Jahrhunderten wiederhallten! Wie oft auch, wenn wir die Täuschung dieser wackeren Leute theilten, glaubten wir uns auf der Straße, welche von Bayonne nach Saint-Jean-de-Luz führt! Nicht ein Fremder kömmt zurück, der nicht über die Ordnung, den Wohlstand, das Gefühl der Würde, welches diese Leute durchdringt, erstaunt wäre, welche stolz darauf sind, das Land das ihnen eine Zufluchtstätte gewährt, durch ihre Arbeit zu bereichern. Mitten unter diesen arbeitsamen Leuten hört man nicht die gewaltigen Ausfälle, welche europäische Spötter gegen die Regierung des General Rosas bringen; alle rühmen den Schutz, welchen ihnen die Obrigkeit angedeihen läßt, sprechen mit einer Art Zuneigung von dem Hafencapitän, mit welchem sie zu Buenos-Ayres zu thun haben.

Will man sich einen Begriff machen von dem, was heute diese Ausgewanderten für Frankreich sind, von denen ein großer Theil bei ihrer Abreise kaum im Stande war, die Ueberfahrt zu bezahlen? Von einem sehr ausgezeichneten Marine-Officier, dem Hrn. Fregattencapitän Tardy von Montravel, welcher Barracas nach uns besucht, erfahren wir, daß manche in den Saladeros täglich 36 bis 40 Franken verdienen, und daß man die jährliche Arbeit der an den Ufern des Riachuelo, auf den Kornfeldern am Flusse Luxan, in den Ziegeleien thätigen oder als Maurer und Gemüsegärtner in der Umgegend von Buenos-Ayres beschäftigten Basken zu nahezu 40 Millionen anschlagen kann. Diese Auswanderung hat überdieß dem französischen Seehandel einen unerwarteten Aufschwung gegeben, denn sie hat den Eingebornen, selbst unter den Gauchos, Geschmack an den französischen Weinen beigebracht, welche man ausschließlich trinkt, so daß die Nachfrage nach diesen Weinen im La Plata sich heute auf 80,000 Hectoliter beläuft, was 10,000 Tonnen, nämlich die Ladung von 30 bis 40 Schiffen ausmacht, welche auf der Rückfahrt Häute, Wolle und andere umfangreiche Producte des Landes mitnehmen können. Um endlich nur mit einer Zahl die Wichtigkeit der französischen Auswanderung nach Buenos-Ayres anzugeben, so übersteigt das in den Händen der 26,000 Franzosen der Provinz angehäufte Capital gegenwärtig die Summe von 120 Millionen Franken.

Wir haben mit Aufrichtigkeit den Zustand der in dem ungeheuren Bassin des Parana gelegenen Länder und die Wichtigkeit der Beziehungen auseinandergesetzt, welche wir dort zu Stande bringen können. Man möge uns jetzt sagen, welches die Politik in den La Plata-Staaten seyn soll? Was die Regierung hier als oberstes Interesse Frankreichs zu betrachten hat, das ist zuverlässig der Schutz der 30,000 Landsleute, Gewähr für ihre Person und ihr Besitzthum. Jede locale Gewalt, welche uns diese Garantie sichert, hat Anspruch auf unsere Sympathien. Was wollen die Leute, welche eine Expedition gegen Buenos-Ayres vorschlagen? Rosas stürzen? Wohlan! Rosas falle, und die Plünderung, besonders die Plünderung der Fremden wird Gesetz. Sieht man nicht, daß in diesen durch den Bürgerkrieg ermüdeten Ländern Rosas wie ein Mann der Vorsehung aufgetreten ist? Ein fanatischer Verehrer des Gesetzes und der Abgott der Gauchos, konnte er allein sein Vaterland vor der Anarchie bewahren und aus dem Chaos retten. Um die Gauchos zu fesseln, genügt allein sein Name, welcher ihnen Achtung einflößt. Man täuscht sich übrigens; die Expedition, mit welcher man ihn zu unterwerfen und zu stürzen wähnt, würde seine Macht nur vergrößern. Als wir sein kleines Geschwader erbeutet, seine Küsten blokirt, seine Batterien niedergeworfen hatten, hat er nur, weit entfernt, Repressalien zu gebrauchen, die Sorgsamkeit für die auf seinem Gebiete befindlichen Franzosen verdoppelt; er ließ die Stimme seines Landes allein auf unsere Drohungen antworten.

Was ist hauptsächlich nöthig, damit Frankreich seinen Handel in den La Plata-Staaten ausdehne? Der Friede auf beiden Ufern. Was wollen doch diejenigen, welche die freie Befahrung der Flüsse einzuführen vorhaben? Offenbar den Krieg, denn nie wird der General Rosas dieß Recht zugestehen, welches den Dämon der Anarchie in die Conföderation brächte.[1] Wir haben gezeigt, daß Frankreich keinerlei Interesse dabei hat, daß Paraguay und Brasilien allein dabei gewinnen würden. Was wollen ferner diejenigen, welche eine Expedition nach der Banda Oriental verlangen? Die Verweisung Oribe's aus Montevideo? Dieß ist abermals der Krieg; der General Rosas würde, ehe er die Unitarier oder deren Einfluß in dieser Stadt ertrüge, sich dem Aeußersten aussetzen. Und wem nützt diese Verweisung von Oribe, für welche Frankreich so viele Millionen geopfert? Einigen englischen Häusern, welche befürchten könnten, gewisse Erwerbungen nationaler Güter von einer regelmäßigen Regierung angefochten zu sehen; den verbannten Argentinern, welche ohne Frankreich aus ihrem letzten Zufluchtsort gedrängt worden wären. Was die Unabhängigkeit des orientalischen Staates betrifft, wen interessirt sie denn zuvörderst? Brasilien, denn für Frankreich ist sie von sehr untergeordneter Bedeutung. Sonderbare Politik, welche darin besteht, erst das eigene Interesse zu opfern, um die Angelegenheiten anderer zu ordnen! Die bewundernswürdige Geschicklichkeit der Unitarier bestand darin, Frankreich glauben zu machen, das Schicksal seiner Angehörigen hänge von Montevideo ab, wir würden durch Rosas vom La Plata verjagt, wenn sein Statthalter Oribe in diese Stadt komme, in welcher er ein Blutbad anrichten wolle. Wenn man so sehr fürchtet, Frankreichs frühere Legionäre unter Oribe's Herrschaft zu sehen, warum unterhandelt man nicht mit dem General Rosas wegen des Transportes der Gefährlichsten in die früheren Missionen von Uruguay, welche dermalen Besitzthum eines Franzosen sind?[2] Vielleicht fände der Gouverneur von Buenos-Ayres irgend ein Interesse dabei, diese Leute zwischen Brasilien und dem Paraguay anzusiedeln.

Wir werden nicht weiter gehen. Sobald man sich in dieser auswärtigen Frage von dem commerciellen Interesse Frankreichs entfernt, stürzt man sich nur in verderbliche Chimären. Wir haben den Schlüssel zu den unendlichen Erörterungen, deren Gegenstand sie ist. Der Contre-Admiral Le Predour hat das wahre Interesse Frankreichs wahrgenommen. Dem Wunsche von mehr als 26,000 seiner Landsleute zu entsprechen, derjenigen sowohl in der Banda Oriental, als derer in der Ebene von Buenos-Ayres, welche sich mit der notablen Partei der Städtebevölkerung vereinigt; mit Verachtung des Geschreis der von Frankreich verläugneten 2—3000 Legionäre von Montevideo, welche inzwischen das Mittel gefunden, die Aufmerksamkeit des Mutterlandes zu überlisten, entfernte er das falsche Point d'Honneur, welches sich so weit herabläßt, einen Rangstreit zwischen Frankreich und Rosas anzunehmen, und er hat die Bedingungen festgesetzt, hinsichtlich deren das Interesse und die Würde jeder Partei keine Nachgiebigkeit zulassen: für Frankreich Sicherheit seines Handels, Schutz für seine Angehörigen; für den General Rosas die Aufstellung einer Macht zu Montevideo, welche keinen Preis mehr auf seinen Kopf setzt; Frieden für alle. Will die Nationalversammlung noch einmal, trotz des Zustandes der Finanzen, die Politik der Träumereien unterstützen?

Literarischer Vertrag zwischen England und Frankreich. Der Liter. Gaz. vom 15 December zufolge ist zwischen England und Frankreich ein Vertrag zur Unterdrückung der literarischen Piraterie, vulgo des Nachdrucks, abgeschlossen worden. Der Vertrag soll 1) den Nachdruck verbieten, 2) den Verkauf nachgedruckter Bücher verhindern, 3) soll er sich auf musikalische Compositionen, Zeichnungen, Malereien und andere Kunsterzeugnisse erstrecken, 4) Uebersetzungen von Originalwerken, wenn sie von oder für die Autoren gefertigt werden, schützen, und 5) sollen dramatische Werke den Büchern gleich geachtet und geschützt werden.

[1] Dieß ist eben der Streitpunkt: man will nicht, daß Rosas auf beiden Ufern herrsche. Dieser Streit ist älter als Rosas, und wird ihn wohl auch überleben. Der Verfasser hat diesen Streitpunkt in studirter Weise umgangen. A. d. R.

[2] Des Hrn. Blaise Delcour.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 281. 24 November 1851.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Moritz Willkomm.)

5. Skizzen aus Hocharagonien.

b. Das Felsenkloster San Juan de la Peña.

Drei Stunden westlich von Jaca erhebt sich ein breiter hochgewölbter größtentheils bewaldeter Berg, welcher einen der hervorragendsten Gipfel des früher geschilderten, den Pyrenäen gegenüberliegenden Parallelgebirges bildet. Dieser Berg ist einer der historisch denkwürdigsten Punkte der Halbinsel, indem er in grauer Vorzeit die Wiege der Monarchie von Aragonien wurde, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine so bedeutende Rolle in der Geschichte der europäischen Staaten spielte. Als nämlich im Jahre 711 das durch innere Zerrüttungen längst geschwächte Reich der Westgothen unter den Hufen der arabischen Rosse zusammenstürzte, flüchtete eine Anzahl entschlossener Männer aus den edelsten Geschlechtern des vom Ebro durchströmten Landes, die zu stolz waren, um ihren Nacken unter das Joch des Halbmonds zu beugen, in das wilde Gebirge am Aragon, wo sie in einer schwer zugänglichen und versteckten Höhle am felsumgürteten Nordabhange des gedachten Berges ein sicheres Asyl fanden. Nach kurzer Frist begannen sie von hier aus jenen glorreichen Kampf gegen die Mauren, welcher vier Jahrhunderte später mit der Wiedereroberung der alten Römerstadt Cäsar-Augusta — jetzt Zaragoza — endigte. Verzweiflung und Begeisterung machte das kleine Häuflein unüberwindlich, und so kam es daß sie bald die Cueva de Galeon, wie jene Höhle genannt wurde, mit Burgen und festen Plätzen vertauschen konnten, die sie den Arabern in blutigen Kämpfen entrissen hatten. Ihre Söhne und Enkel setzten den Kampf gegen die Ungläubigen mit gleichem Glücke fort, vertrieben dieselben aus einem großen Theil des pyrenäischen Berglandes gänzlich und errichteten daselbst einen kleinen Freistaat, welcher sich später in eine Monarchie verwandelte und den Namen Königreich von Sobrarbe erhielt. Unterstützt durch die christlichen Fürsten von Navarra und Barcelona dehnten die Könige von Sobrarbe ihre Herrschaft immer mehr aus, bis endlich Alphons I im Jahre 1118 Zaragoza eroberte. Schon Ramiro I, der im Jahre 1063 starb, hatte sein Reich nach dem Flusse, welcher das Asyl seiner Ahnen bespülte, Aragon genannt. Dieser, wenn ich nicht irre, war es auch, welcher aus Pietät gegen seine Vorfahren, deren Gebeine in der Höhle von Galeon bestattet worden waren, das noch jetzt existirende in jener Höhle gelegene Kloster erbauen ließ, welches, weil es in einem Felsen liegt und dem Evangelisten Johannes geweiht ist, den Namen San Juan de la Peña erhalten hat. Da die sehr beschränkten Räume dieses Klosters für die allmählich immer mehr anwachsende Menge der Mönche nicht ausreichte, so wurde im 17ten Jahrhunderte auf der obern ebenen Fläche des Berges ein zweites viel größeres Kloster erbaut und das alte fortan bloß als Grabstätte der Begründer des aragonesischen Königreichs in baulichem Wesen erhalten. Doch würde das alte Gebäude aus Vernachlässigung dem Einsturz schwerlich entgangen seyn, hätte nicht König Karl III innerhalb seiner Räume eine prachtvolle Capelle, bestimmt die Gebeine der dort bestatteten Fürsten aufzunehmen, erbauen lassen und dieselbe unter die Obhut der Mönche des neuen Klosters gestellt. Der Bau jener durch Kunstschätze mancherlei Art ausgezeichneten Capelle begann laut einer in ihr befindlichen Inschrift im Jahre 1770, wurde aber erst unter Karl IV 1802 vollendet.

San Juan de la Peña ist ebenso interessant für den Künstler und Naturforscher, wie für den Historiker. Außerdem gehören seine Umgebungen zu den romantischsten Gegenden Aragoniens. Nichts desto weniger verirren sich nur höchst selten Reisende dahin, was freilich nicht Wunder nehmen darf, da man jenes Kloster schon in Spanien außerhalb Aragoniens wenig, im Auslande gar nicht kennt. Um so mehr dürfte eine kurze Schilderung desselben hier am Orte seyn. — Der Besuch von San Juan de la Peña erfordert einen ganzen Tag und kann nur zu Fuß oder zu Pferde unternommen werden. Da der Berg über eine Stunde südlich vom Thale des Aragon mitten in dem weitläufigen zum großen Theil mit Wald bedeckten Parallelgebirge liegt und viele sich kreuzende Pfade aus dem Aragonthale nach dem Gallegothale über das Gebirge laufen: so ist es räthlich, einen mit den Localitäten vertrauten Führer mitzunehmen, um so mehr, als jene ganze Gegend nur sehr spärlich bevölkert ist und man daher selten jemanden trifft, bei dem man sich nach dem Wege erkundigen kann. Auch ist es gut, sich mit einer Empfehlung seitens der geistlichen Behörde von Jaca, die jedem Fremden sofort verabfolgt wird, zu versehen, da es sonst passiren kann, daß man das merkwürdigste, die königliche Grabcapelle im alten Kloster, nicht zu sehen bekommt. Kämen öfter Reisende dahin, so würde das Mißtrauen, welches die gegenwärtigen, an den Anblick Fremder wenig gewöhnten Bewohner des neuen Klosters abhält, ohne besondern Befehl die Schätze des ihrer Obhut anvertrauten alten Klosters zu zeigen, bald verschwinden.

Der Weg nach San Juan de la Peña ist anfangs der sehr frequentirte Saumpfad, welcher von Jaca im Thale des Aragon abwärts nach Navarra führt und bis zu den warmen Bädern von Tiermes dem linken Ufer des genannten Flusses folgt. Ungefähr anderthalb Stunden unterhalb Jaca hat man denselben

mit einem weniger betretenen Saumpfad zu vertauschen, der durch eine malerische walderfüllte Schlucht mit felsigen Gehängen, wo sich auf einem waldentblößten Vorsprunge ein einsamer, halb zerfallener Wartthurm von arabischer Bouart erhebt, zu einer weiten, flachen Thalmulde emporsteigt, die sich längs des Fußes des Hauptgebirgskammes van der Peña de Oroël bis zum Berge von Son Juan hinzieht. Hie und do gewahrt man ein einzelnes von Aepfel- und Nußbäumen umgebenes Gehöft und einige zerstreute Aecker; sonst liegt diese durch keinen Bach bewässerte Ausweitung unbebaut, und besitzt auch wenig Bäume. Dogegen bietet sie sehr schöne Gebirgsonsichten dar; besonders gewährt die im Rücken liegende Peña de Oroël, welche man von dort aus in großer Nähe en profil sieht, einen höchst imposanten Anblick. Noch kurzer Wanderung senkt sich der Weg in ein enges, von Felsen starrendes Thal hinob, mit der die geschilderte Mulde endet und durch welches ein unterer am Norbabhange des Berges von San Juan entspringendee Bach, der mehrere malerisch gelegene, von reicher Vegetation umkränzte Mühlen treibt, nach dem Thale des Aragon hinabsträmt. In dem abersten sich kesselförmig erweiternden Theile dieser Thalschlucht liegt abgeschnitten vom Verkehr der Welt im Schaoße grünender Wiesen und Saaten das kleine Dörschen Santa Cruz, dicht am Fuße der gewaltigen, braunrathen Felswände, welche die Nordseite des Berges von Son Juan umgürten, und über deren untersten Absatz der erwähnte, aus einer tiefen Spalte hervorströmende Bach in einem einzigen über hundert Fuß hahen Wasserstrahl herabstürzt. Mehrere senkrechte, phantostisch ausgezackte, nur wenige Fuß dicke Felsenmauern von 15 bis 30 Fuß Höhe, die entblößten Vorsprünge des hier vollkommen auf den Kopf gestellten Schichtensystems des Sandsteingebirges, auf dem die enarmen Brecelenmassen des Mante de Son Juan, der Peña de Oroël und der andern culminirenden Gipfel ruhen, laufen an beiden Gehängen des Thales rechtwinklich gegen dessen Are herab und scheinen dasselbe an einigen Stellen gänzlich zu schließen. Do die Maueen des einen Thalgehänges denen des entgegengesetzten genau entsprechen, so ist es klar, daß dieselben ursprünglich zusammenhängende Dämme gebildet haben und erst in späterer Zeit durch die Gewalt der Gewässer durchbrachen wurden. In der Thot gleichen die Oeffnungen zwischen je zwei salchen Mauern, durch welche jetzt der Bach strämt, künstlichen Durchstichen, denn sie sind meist sa eng, daß eben bloß der Bach hindurch kann und ein Theil des senkrecht anstehenden Felsvorsprungs weggebrochen werden mußte, um Raum für den Weg zu gewinnen, welcher auf der Sohle des Thales nach Santo Cruz emporläuft. Wer nach San Juan de la Peña will, muß die geschilderte Thalschlucht noch eine gute Strecke unterhalb des eben genannten Dorfes veelassen und einen sehr schlechten Saumpfad einschlagen, der sich steil an dem rechten Thalgehänge emporwindet. Man vergißt jedoch die Beschwerlichkeit des Weges über den malerischen Anblick des Berges von San Juon, welcher fortwährend den Hintergrund bildet und immer näher rückt. Tief einschneidende, mit dichter Nadel- und Laubwaldung erfüllte Schluchten theilen den fast senkrechten viele hundert Fuß hohen Felsobsturz, aus dem die Nordseite des Berges besteht, in colossale conische Massen, welche an die ähnlichen, freilich noch viel riesigeren Felskegel des aus demselben Gestein zusammengesetzten Monserrat erinnern. Durch die weiteste dieser Schluchten klimmt der Weg in großen Zickzacks an dem Berge empar und verliert sich bold in den alten hochstämmigen Kiefernwald, welcher die obern Parthien desselben zum größten Theil bekleidet. Endlich wird die Woldung lichter und bald eräffnet sich eine geräumige gänzlich mit hohem Graswuchs bedeckte, auf drei Seiten von Wald, auf der vierten — gegen Westen — von einem kahlen Felsengrat begränzte Fläche, in deren Mitte das neue Klaster in einer Höhe von 3441 par. Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt.

San Juan de la Peño gehörte dem gelehrten Orden der Benedictiner. Im Jahre 1836 wurde es gleich den übrigen Mönchsklöstern säcularisirt, jedoch nicht verkauft, sondern dem Domcopitel von Jaca übergeben, welches die Wirthschaftsgebäude und das dazu gehörige Territorium verpachtet hat. Der Reichthum des Klosters besteht in Waldungen, Wiesen und Weiden, welche letztere eine graße Anzahl von Harnvieh ernähren. Von den ehemaligen Mönchen ist blaß ein einziger zurückgeblieben, dee das Amt eines Weltgeistlichen versieht und mit der Aufsicht über die Kirchen und Schätze beider Klöster betraut ist. Das neue Klaster bildet ein großes Viereck und ist gänzlich aus Backsteinen ousgeführt. Die in römischem Styl in Form eines Kreuzes erboute Kirche enthält nichts Erwähnenswerthes. Die Gemälde, welche dieselbe geschmückt haben mögen, sind verschwunden. Ueberhaupt sieht es wüst in dem Kloster aus. Keine der zahlreichen Zellen besitzt noch ein gonzes Fenster, mehrere drohen den Einsturz, die Fresken des Kreuzgonges sind an mehrern Stellen durch das in Folge des boufällig gewordenen Daches eingedrungene Regenwasser, an andern durch muthwillige Hände zerstört worden, die mit Steinplatten getäfelten Höfe verrasen, ihre Brunnen sind zerfallen, in dem Klostergarten wuchern Nesseln und Disteln. In besserem Zustande befindet sich das alte Kloster, abgleich dasselbe seit Jahrhunderten nicht mehr zur Wohnung gedient hat. Es liegt einige hundert Fuß tiefer ols das neue, von dem es eine kleine halbe Stunde *entfernt ist*, unter einer überhängenden, von uralten Buchen beschatteten Felswand, am schwindelnden Rande einer tiefen, romantischen Felsschlucht, die sich noch dem Thole des Aragon zu öffnet. Sein bescheidenes, fast ärmliches Aussehen läßt nicht die Schätze ahnen, welche sein Inneres beherbergt. Man sieht eigentlich nichts als drei alte hohe, von Ephen übersponnene Mauern mit einigen Reihen kleiner Fenster, denen ein floches, graues, bemoostes Ziegeldach aufliegt, welches sich an das Gestein der überhangenden, mit Gesträuchen und Kräutern malerisch geschmückten Felswand anlehnt. Durch ein schmales Spitzbogenthor tritt man unmittelbar in die Kirche, welche nur spärlich von dem durch zwei kleine Fenster einfallenden Tageslicht und durch die vor dem Hochaltar brennende ewige Lompe erhellt wird. Sie ist klein und bietet weiter nichts Merkwürdiges dar, als daß ihr Hochaltar unter einem natürlichen Felsengewölbe steht, indem man einen Theil der ursprünglichen Höhle zur Kirche benutzt hat. Links neben der Kirche, geschieden von ihr durch ein bronzenes Gitterthor, befindet sich die Capilla Real. Dieselbe ist in römischem Style erbaut, ein einfach verziertes, aber edles, ächt königliches Gemach. Ein sauberes Getäfel von polirtem weißem und hellgrauem Marmor bedeckt den Boden, während das Gewölbe al fresco gemalt ist. An der hintern schmalen, dem Eingange gegenüberliegenden Wand erhebt sich der Altar, welcher bloß aus einem auf mehrern Stufen ruhenden Altarstein und einem hohen Crucifix besteht, das sich unter einem von zwei Säulen getragenen Frontispiz befindet. Die Stufen des Altars, die beiden Säulen und das Kreuz sind aus schwarzem weißgeoderten Marmor, der Christus so wie zwei zu beiden Seiten des Kreuzes knieende weibliche Gestalten aus weißem Marmor verfertigt. Den Altarstein deckt eine Platte von kostbarem dunkelfarbigem gelbge-

fleckten Marmor, die Leuchter bestehen aus schneeweißem halbdurchsichtigem Alabaster. Rechts vom Altar den Fenstern gegenüber befinden sich an der Wand in drei übereinander gelegenen Reihen geordnet 27 Nischen, welche die Gebeine von ebenso vielen Fürsten und Fürstinnen enthalten. Jede Nische ist mit violettem Marmor eingefaßt und mit einer Platte von weißem Marmor verschlossen, auf welcher der Name der Person, deren Reste die Nische birgt, in goldenen Buchstaben und lateinischer Sprache verzeichnet steht. Die Mehrzahl der hier bestatteten Fürsten gehören den ältesten Zeiten der christlichen Monarchie in Aragonien an. Es sind meist Könige von Sobrarbe; von den eigentlichen Königen von Aragon liegen bloß Peter I und Ramiro II hier begraben; die Gebeine der übrigen ruhen in der Kathedrale von Saragoza. Die entgegengesetzte Wand schmücken vier sehr schöne von violett marmornen Rahmen umschlossene Basreliefs, welche Kämpfe der Fürsten von Sobrarbe mit den Mauren verewigen. Ueber dem Eingange der Capelle befindet sich ein großes Medaillon mit der halberhabenen Büste Karls III, ebenfalls aus weißem Marmor, und darunter die schon erwähnte Inschrift. Die Fresken des Gewölbes, von dem eine schöngeformte Lampe von massivem Silber herabhängt, stellen eine Glorie himmlischer Heerschaaren vor. Ueber der Kirche und der Capelle liegen die Zellen der Mönche, welche wie die Kirche sehr feucht sind. Die Wände und Decken der vor den Zellen befindlichen Gemächer und Gänge bestehen großentheils aus den Felswandungen der ursprünglichen Höhle. Einen Kreuzgang gibt es wegen des äußerst beschränkten Raumes in diesem Kloster nicht, auch keinen Glockenthurm. Aus den Fenstern der Zellen genießt man eine überraschende Aussicht durch die romantische fels- und walderfüllte Schlucht nach der tiefen weiten Mulde des Aragonthales und den Schneebergen der Pyrenäen, welche hoch am Himmel emporragend den Horizont begränzen.

Es dürfte kaum ein versteckteres und in wilderer Bergeinsamkeit gelegenes Kloster geben, als das alte San Juan de la Peña. Selbst das Kloster auf dem Monserrat, obwohl am Rande eines schaudererregenden Abgrundes und unter überhangenden Felsmassen von riesigen Dimensionen erbaut, besitzt nicht diesen Charakter der Verlassenheit und Einsamkeit. Die weite, freie Aussicht über das anmuthige Hügelland Catoloniens, auf das reichbevölkerte, fabrikthätige Thal des Llobregat und nach dem blauen Spiegel des Meeres bringen die Klöster des Monserrat in unmittelbare Berührung mit dem Weltverkehr und dem geschäftigen Treiben der Menschen. In San Juan de la Peña erinnert nichts an die Nähe des Menschen. Man sieht nur Wald und Fels, kahle Gefilde und Schneeberge, und nichts unterbricht die feierliche Stille als das Säuseln des Windes zwischen den Blättern der alten bemoosten Buchen und Tannen, das dumpfe Rauschen des in der schwarzen Tiefe der Schlucht schäumenden Baches und dann und wann die Stimme eines Vogels. San Juan de la Peña ist ein versteinertes Bild der Verlassenheit — ein geeignetes Asyl für ein gebrochenes Herz!

Fragmente aus dem Tagebuch eines deutschen Naturforschers in Persien.

7. Der Nedili-dagh. — Daschgesan und die versteinernden Quellen. — Der durchsichtige Marmor und seine Bildung. — Geologische Bemerkungen. — Ankunft in Binab.

Wir setzten am 11 August unsere Reise fort und gelangten nach zweistündigem Ritt an den Fuß des Nedili-dagh, der ein westlicher Ausläufer des Sahandgebirges ist. Am Fuße dieser Bergkette entspringt ein reicher Eisensäuerling, der viel kohlensauren Kalk, Kieselerde und Eisenoxydul niederschlägt und eine Temperatur von 23° Celsius hat. Tadayan-su ist der Name dieser Quelle, die, wie der Führer uns versicherte, im Lande eines besonders heilkräftigen Rufes genießt. Neben dem Quellsprudel ist ein Badhäuschen erbaut. Die höheren Gipfel des Nedilidagh bestehen aus trachytischem Porphyr, auf den niedrigen Abhängen gegen das Seeufer lagert ein harter Kalktuff.

Von der Höhe dieser Berge überschaut man ein ausgedehntes schönes Panorama von wahrhaft malerischer Wirkung. Das große Salzwasserbecken des Urmiasees, seine mitunter recht seltsam gestalteten Ufer und die hohen schneereichen Gebirge, welche die salzgeschwängerten Hochebenen des alten Feuerlandes mit ihren zahlreichen Dörfern und Städten, mit ihren üppig blühenden Gartenlandschaften und traurigen Wüsteneien in prachtvoller Majestät umgürten, ist fast in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Am schönsten nahm sich die Halbinsel Schahi mit ihren malerisch geschwungenen Felsgipfeln, welche in zackigen Kronen sich hoch über die blaugrüne Wasserfläche erheben, im landschaftlichen Proscenium aus. Von dieser Seite gesehen hatte dieselbe einige Aehnlichkeit mit der Insel Capri im Golf von Neapel, deren pittoreske Contouren bekanntlich alle Landschaftszeichner bewundern. An der Ostseite der Schahiinsel war die Ebene mit einer halb Zoll dicken Salzkruste bedeckt. Mit dem Fernrohr sah man einige Gruppen der Schahi-Bewohner nach Täbris auf den Markt reitend. Die Pferde schienen in dem salzigen Sumpfboden oft bis an die Knie einzubrechen. Das Niveau des Urmiasees war während meines kurzen Aufenthaltes in Täbris und im Sahandgebirge um fast einen halben Fuß gefallen.

Am Abend desselben Tages erreichten wir das Dörfchen Daschgesan, eine kleine Viertelstunde vom Seeufer entfernt und den berühmten Marmorbrüchen, welche den schönsten alten und modernen Bauwerken Persiens und ganz Vorderasiens das prächtige Material lieferten, zunächst gelegen. Das Dorf steht erst seit wenigen Jahrzehnten und wird von Morier, dem einzigen europäischen Reisenden, welcher vor mir diese Steinbrüche und die berühmten petrificirenden Quellen besucht und beschrieben hat, nicht genannt. Die von ihm erwähnte Ortschaft Scheramin-köi liegt eine Viertelstunde weiter landeinwärts in der Nachbarschaft des Dorfes Chanojeh-köi, dessen Bewohner sich außer den Steinmetzarbeiten auch mit Obstbau und Feldcultur beschäftigen und ziemlich hübsche Gärten besitzen. Die Ebene, in welcher diese drei Ortschaften liegen, hat etwa eine deutsche Meile im Umfang und ist in Halbmondform von mittelhohen Bergen eingefaßt. Am Fuße der östlichen und südlichen Berge breiten sich schöne Saatfelder aus mit Weizen, Reis, Baumwolle und Sesam (Ricinus) bepflanzt. Gegen das Seeufer ist der Boden steril und in der nächsten Umgebung der Quellen gedeiht keine Art von Cultur. Daschgesan, wo ich eine Woche verweilte, ist das ärmste von den genannten Dörfern, ohne Gärten, sogar ohne süßes Trinkwasser, der ganze Ort zählt nur etwa zwanzig Häuschen, deren Mauern theils aus Tuff, theils aus den herrlichen Marmortrümmern bestehen, welche mit Koth zusammengekittet sind. Elendere Wohnsitze aus prächtigerem Baumaterial kann man sich nicht denken.

Die Umgegend von Daschgesan gehört in geologischer Beziehung zu den merkwürdigsten und räthselvollsten, die ich je kennen gelernt habe. Nach der noch heute sowohl bei den Einge-

bornen als unter den europäischen Geographen vorherrschenden Ansicht ist der berühmte halbdurchsichtige alabasterartige Marmor am Urmiasee das fortdauernde Product von Quellbildungen. Als solches wird dieser Marmor nicht nur von den älteren und neueren brittischen Reisenden in Persien, welche nicht selbst an Ort und Stelle gewesen, sondern selbst von Morier bezeichnet, der die Reise nach Scheramin ausdrücklich in der Absicht machte, die Marmorschichten und den Proceß ihrer Bildung zu beobachten; seine Beschreibung der Quellen selbst ist zwar lückenhaft, aber nicht ungetreu. Grundfalsch dagegen ist seine Meinung, daß aus dem Absatze der Quellen noch heute das gleiche prachtvolle Steinproduct hervorgehe, mit welchen die persischen Großen seit Jahrhunderten vorzugsweise ihre Gotteshäuser, Paläste und Gräber schmückten.

Die meisten Quellen, welche in früheren Epochen wirklich periodisch durch ihren reinen Kalkniederschlag jene Marmorschichten bildeten, sprudeln heute nur an der Nordseite der Ebene; ich zählte deren im Ganzen 37, von welchen der kleinere Theil am Fuße der hohen Tuffkalkfelsen entspringt, von welchen zweifelsohne vor Zeiten das Wasser sämmtlicher Quellen in die Ebene sich ergoß und hier einen kleinen See bildete, in welchen die reinsten Quellen bei vollkommener Ruhe ihre Marmorschichten, die trüberen ihren schmutzigen Tuff absetzten. Nachdem durch den fortschreitenden Bau der Tuffelsen die Quellen sich selber ihren Canal verstopft hatten, brachen sie in größerer Entfernung davon, meist an tiefer liegenden Stellen der Ebene, wo der Boden geringere Widerstandsfähigkeit zeigte, wieder hervor. Ganz ähnliche Erscheinungen haben wir bei den berühmten Thermalquellen von Hammam-Meskutin im Atlasgebirge, welche aber lange nicht so kalkreich sind, und bei vielen Quellen Anatoliens, besonders an der Karawanenstraße zwischen Trapezunt und Erzerum, beobachtet. In der Ebene von Daschgesan selbst sprudeln die meisten Quellen aus kleinen conischen Erhöhungen, welche sie durch ihren Niederschlag einige Fuß über der Bodenfläche gebaut haben und deren Ränder sehr sanft gegen die Ebene abfallen. Das Mundloch der Quelle befindet sich stets in der Mitte der conischen Erhöhung.

Durch einen schmalen Canal von der Breite und Tiefe weniger Zolle fließt das Wasser in südlicher Richtung der Ebene zu; keiner dieser Canäle ist über einige hundert Schritte lang. Zerbröckelter Kalktuff und dieselbe schwarzgrüne, schlammartige, höchst eigenthümliche Materie, welche sich rings um die Ufer des Urmiasees angehäuft findet und an manchen Stellen sich meilenweit landeinwärts erstreckt, verstopfen diese Quellrinnen und das Wasser tritt dann über dessen Ränder in die niedrigen Theile der Ebene aus, seine verschiedenartigen Tuffschichten bildend. Die meisten dieser Quellen fließen nur schwach, andere in ziemlich ergiebigem Sprudel. Ihre Temperatur ist 18° nach der Scala des hunderttheiligen Thermometers, dem Geschmack nach scheint Bittersalz über den Eisengehalt vorzuherrschen. Der Niederschlag in der nächsten Nähe der Quellen ist bald grau, bald röthlich oder gelb gefärbt, je nach der Beimischung von Metalloxyden. Daß eine gewisse Tendenz zur Marmorbildung bei diesen Quellen noch immer vorherrschend ist, beweisen die vielen papierdünnen, schneeweißen und vollkommen reinen Kalkschichten, die sich noch jetzt in der nächsten Umgebung der Mundlöcher mancher Quellen bilden; aber selbst dieses dünne Präparat, welches zweifelsohne in früheren Zeiten bei ganz ungestörter Baunarbeit der Quellen und wahrscheinlich unter verschiedenen Temperaturverhältnissen zur Bildung der eigentlichen Marmorschichten diente, gelingt jetzt nicht an allen Stellen. Die gröbern Bestandtheile des Wassers mischen sich mit den feinern und bilden den gewöhnlichen schmutzigen, grauen Tuff, welcher sich mit dem milchweißen Niederschlag anderer Quellen mischt, deren dünner Schichtenbau auch hier durch die Fußtritte vorüber wandelnder Menschen und Viehheerden alsbald wieder zerstört wird. Der Bau wirklicher Marmorschichten gelingt diesen Quellen nirgends mehr, wie ich mich durch genaue Besichtigung der Localität überzeugte. Offenbar ist der frühere Standort der Quellen auf den höher gelegenen Tuffkalkfelsen, wo sich zuerst die trüberen, unreinen Bestandtheile des Wassers absetzten und den schmutziggrau gefärbten Tuff bildeten, während das über die geneigten Schichten hinwegfließende Wasser an den tiefern Stellen der Ebene sich zu einem See sammelte und bei seiner Verdünstung in vollkommener Ungestörtheit die horizontalen reinweißen Kalkschichten niederschlug, der Marmorbildung günstiger gewesen.

Auf den höhern Tuffkalkfelsen im Norden hat man bis jetzt keinen Marmor entdeckt, wahrscheinlich findet sich derselbe auch hier in den tiefern Schichten. Aber Bohrversuche scheint man hier nicht angestellt zu haben, obwohl die schönsten und reichhaltigsten Schichten in den Steinbrüchen der Ebene nahebei erschöpft scheinen. Gegenwärtig wird das prachtvolle Gestein nur noch in der Plaine am Fuße der nördlichen Tuffkalkberge gebrochen, wo eine höchst instructive Reihenfolge von Schichten durch Menschenhände aufgeschlossen liegt. Ein Kalktuff von schmutzig grauer Farbe, von vielen Löchern und kleinen Höhlungen durchsetzt, bildet die oberste Schichte und *enthält viele halb*fossile Pflanzenreste und Abdrücke *von Stengeln und Blättern.* Eisenoxyd gibt ihm an vielen Stellen einen röthlichen Ton. In der Tiefe nehmen die Tuffkalkschichten an Mächtigkeit wie an Härte zu. Die obersten Schichten sind selten über 1½ Zoll mächtig, die dreizehnte Schicht von oben herab gezählt, hat bereits eine Mächtigkeit von 6 Zoll. Die Färbung dieser Schichten wird in der Tiefe immer leichter, bis allmählich der Tuff in wahren Marmor übergeht. Den obern Rand der Schichten, welche unmittelbar über dem alabasterartigen Gestein lagern, überkleidet eine Kruste des gewöhnlichen Tuffs, während gegen die Mitte das Gestein in milchweißer, lichter Färbung und in einer, der tieferen Marmorschicht bereits sehr ähnlichen Beschaffenheit mit einem dieser Felsart eigenthümlichen quarzartigen Fettglanz vorkommt. Die eigentlichen Marmorschichten, welche unmittelbar darunter folgen, sind von 6″ bis 1′ mächtig. Dieser Marmor ist von sehr verschiedener Färbung, Zeichnung und Schönheit. In den meisten Schichten ist eine trübgelbe oder weißliche Färbung vorherrschend, die schönsten Varietäten sind milchweiß, citrongelb oder rosenroth. Ich habe Handstücke mitgebracht, welche dem Rosenquarz unserer deutschen Alpen täuschend ähnlich sehen. Sein Bruch ist splitterig, manchmal übergehend ins Flachmuschlige, beigemengte Oxyde geben ihm oft eine überaus zierliche Zeichnung.

(Schluß folgt.)

Literarische Thätigkeit Lord Broughams. Nach französischen Blättern soll Lord Brougham in seinem Aufenthalt zu Cannes mit einem Werk beschäftigt seyn: „Frankreich und England vor Europa im J. 1851.“ (Liter. Gaz. 15 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 282. 25 November 1851.

Das goldene Zeitalter in Australien.

(Schreiben aus Sydney vom 18 August 1851.)

Die Nachrichten von hier werden die Erwartungen des Mutterlandes weit übersteigen. Das Leben in den australischen Colonien ist ganz umgewandelt und wird tagtäglich anders. Alle Geschäfte ruhen, ein einziges, die Goldjagd, hat sie alle verschlungen, ein einziger Gedanke herrscht — das Gold. Schon bei der ersten Entdeckung des Goldes fürchteten wir die ernstliche Natur der Falgen. Es war zu einer Zeit, als die Leute auf dem Felde pflügten und säeten. Sie wurden insgesammt wie toll, als sie von den großen Goldstücken, die angekommen, hörten und sahen. Sie liefen von ihren Pflügen und Eggen nach den Gruben und Höhlen des Goldes. Selbst die Schäfer kehrten ihren Heerden den Rücken und überließen sie zum Schrecken der englischen Handelswelt der Aufsicht der australischen Hunde. Einem großen Schafzüchter, der über 30,000 Schafe hat, liefen damals alle seine Leute nach dem wilden Busch, und er war sehr bekümmert. Dieser erst entdeckte Galddistrict liegt westwärts von Bathurst, welches Städtchen von reichlich 3000 Einwohnern 113 (engl.) Meilen von der Hauptstadt (Sydney) belegen ist. Diese Diggings, die man die Ophir-Diggings nennt, liegen genau 35 (engl.) Meilen NW. van Bathurst am Summerhill Creek, unweit der Einmündung dieses Flüßchens in den Macquarie River. Die Nachbarschaft weit umher ist eine wilde, dürre Gegend, wo man kaum ein Gräschen und hie und da nur einen Baum sieht, von Bergen rings umschlassen. Das Klima hier ist viel rauher als in Sydney, und im Winter, wie gegenwärtig, feiert und schneit es, indessen ist es bedeutend milder in dem australischen als im californischen Ophir. Jetzt da wieder neue, graße Entdeckungen gemacht werden, ist die Menschheit so toll und aufgeregt, wie sie jemals war. Niemand läßt sich halten, alle rüsten sich für die Minen. Die Berichte von den neuen Diggings im Bathurst-District zu Turon und denen am Huater-River bestätigen sich. Mr. Hunter hat für seine Entdeckung eine Belohnung van 500 Pf. erhalten. Die neuen Fundgruben zu Tuean sind sehr ergiebig. Das Wetter aber ist den Galdjägern sehr ungünstig gewesen, doch da der Winter bald zu Ende ist, ja erwartet man, daß sich die Goldaperationen in den neuentdeckten Districten in kurzem ungemein erweitern werden. Die Ophir-Diggings sind überschwemmt gewesen, aber Mitte Septembers fängt die warme Witterung an. Aus Bathurst hören wie, daß die Goldgräber in Fredericks Valley (Friedrichsthal) Wunder thun. Zwei Persauen hatten in zwei Tagen für 150 Pfd. St. Gold erobert. Man findet viele Stücke von 14 Unzen Gewicht. Unermeßlich viel steckt in großen Quarzadern, wie in Californien. Eine ungeheure Masse Gold ist bereits zu Bathurst angelangt. Nächstens wird eine tägliche Post zwischen Sydney und Bathurst laufen. Tag für Tag kommen neue Entdeckungen zu den alten hinzu. Die Regierung expedirt einmal die Woche eine bewaffnete Escorte zum Schutz des Galdes auf seinem Wege von Bathurst nach Sydney. Die so verführte Masse beträgt bereits durchschnittlich 10,000 Pf. St. un Werth die Wache, doch wenn man die Versendungen durch die Post und was mit Privatpersonen kommt, mit in Rechnung bringt, so läßt sich der Gesammtbetrag der wöchentlichen Goldankäufe zu Sydney sehr wohl zu 20,000 Pf. St. Werth veranschlagen. Die Wege nach Bathurst und den Nachbarschaften schwärmen von Galdsucheen, und die Minengräber sind schan so wählerisch gewarden, daß sie gute Diggings, wo jeder täglich für 20 Sch. oder ein Pf. St. haben kann, verlassen, um reichere Erde in Angriff zu nehmen. Ein Verdienst von 100 bis 200 Pf. St. monatlich per Mann wird für etwas gewöhnliches angesehen. Die Zeitungen melden nicht das Halbe. Sydney steht nächstens ganz entvölkert da, aus jedem Hause sind Leute nach Gald aus. Die kleinen Krämer verkaufen aus, in der Absicht, mit dem nächsten warmen Wetter in Zeit von einem Monat nach dem hoffnungsvollen District aufzubrechen, und Handwerker und Dienstboten aller Art machen ähnliche Anstalten. Sydney also hat die nie erlebte Aussicht, bald leer zu stehen, und diese Lage dee Dinge möchte wohl sa lange dauern, bis ein starker Strom von Einwanderern aus England und andern Ländern hereinsetzt. Mit einem Kauffahrteischiff, das van hier nach Rio gegangen, ist der samase Centner Gald nach England unterwegs, consignirt an Matheson u. Comp. Dieß ist wohl das gräßte Stück Gold, das die Welt je gesehen hat. Unglücklicherweise brach der ursprüngliche Eigenthümer, dee es zuerst fand, es mit Gewalt durch, um es von dem Quarz zu trennen. Außerdem hat man in einer Vertiefung Stücke gefunden, die zusammen 106 Pfund wiegen, und welche verkauft wurden an die HH. Thacker und Daniell für 4160 Pfd. St. Gegenwärtig sind die Märkte angefüllt mit Waaren und Sachen aller Art, da niemand daran denkt, sich mit Vorräthen von irgend welchem Artikel zu belasten, und die benachbarten Calonien, wo sich die Leute gleichfalls zur Abreise nach den Goldgruben anschicken, finden ihren Handel und Geschäftsverkehr in ähnlicher Zerrüttung. Der Werth des bereits ausgeführeten Goldes beläuft sich auf ungefähr 70,000 Pfd. St. Die Schwierigkeit, Schiffe zu bemannen, da die Seeleute weg nach den Minen sind, wird aufs neue sehr gefühlt, und zwei englische Schiffe, die segelfertig lagen, wurden zum Theil von englischen Kriegsschiffen mit Mannschaft versehen. Das unlängst abgegangene englische

Kriegsschiff Havannah hat auf seiner Reise nach England ein großes Stück reines Gold von 4 Pfund Gewicht an Bord und außerdem eine große Menge kleinerer Stücke. Bei derselben Gelegenheit sind zwei Kosten mit Gold von der hiesigen Regierung an die Königin abgegangen. Das Schiff Deucalion, der erste Amerikaner, der je von Sydney nach London abging, liegt segelfertig. Bei der ersten Entdeckung des Goldes war man hier zu Lande in voller Erwartung, daß in acht Wochen nach Ankunft dieser wichtigsten aller Nachrichten in England, von Thomas Arbuthnot gebracht, sich Dampfer unverzüglich von London aus auf den Weg zu uns begeben würden. Wir haben uns aber in unserer Meinung von der Regierung an der Themse getäuscht.

Fragmente aus dem Wanderbuche eines deutschen Reisenden in Persien.

7. Der Nedili-dagh. — Daschgesan und die versteinernden Quellen 2c.

(Schluß)

Ich fand von diesem Marmor auch mitunter sehr große Stücke von kugeliger Form, um welche sich dünne Schichten concentrisch angesetzt hatten; zerschlug man diese Kugeln, so sah man ähnliche, kreisförmige Linien, wie bei den Jahresringen der Bäume. In dieser kugeligen Form scheint der Marmor, jedoch nur als Tropfsteingebilde, aufzutreten. Zwischen den verschiedenen Tuffkalkschichten befinden sich nämlich öfters hohle Räume, wo der untere Rand der Tuffschicht mit prächtigen Marmorstalaktiten ausgekleidet ist. Diese Stalaktiten bildeten sich hier offenbar später als die oberhalb lagernden Tuffschichten, durch deren Poren das darüber hinströmende Quellwasser mit seinen feinsten Kalktheilen hindurch sickerte und zwischen der Schichtenabsonderung allenthalben verschiedenartige Tropfsteinbildungen vom reinsten kohlensauren Kalk absetzte. An Stellen, wo das Gestein ein dichteres Gefüge hat, ist es weniger durch Löcher und kleine drüsenförmige Höhlungen durchsetzt, wie in andern Schichten, wo der Werth der ausgekämmeeten Steintafeln durch diese hohlen Räume sehr geschmälert wird. Mit Ausnahme der ganz trüben Varietäten sind die Marmortafeln, wenn sie nicht die Dicke eines Zolls überschreiten, gewöhnlich mehr oder minder durchschimmernd, und man kann, wenn man sie gegen die Sonne hält, die Umrisse der sie haltenden Hand durch das Gestein erkennen. Je durchsichtiger und reiner das Gestein ist, desto höher ist in der Regel sein Werth. Nach einer chemischen Analyse des amerikanischen Geologen Hitchcock enthält dieser prächtige Marmor:

kohlensaures Eisenoxydul	. . .	2.93 Theile
kohlensaure Bittererde	. . . .	1.33
kohlensauren Kalk	. . . . .	95.74
		100.00

Ein ähnlicher Quellmarmor von der Landschaft Salmas im Nordwesten des Urmiasees, welchen derselbe amerikanische Geolog untersuchte, enthielt an kohlensaurem Eisenoxydul fast um die Hälfte weniger. Die schönste reinweiße Varietät dieses Gesteins fand ich an den räthselhaften Grabmonumenten des Feldschlosses Gertschin-Koleh, im Westen des Urmiasees.

Den hohlen Ton, welchen Morier beim Fußtritt über diesen Steinbrüchen beobachtet haben will, habe ich nicht wahrnehmen können, noch weniger die schwefeligen Dünste in der Luft. Der widerliche Geruch, den man hier spürt, ist der gewöhnliche, der an den meisten Uferstellen des Urmiasees herrscht, und von der bereits in meinen frühern Skizzen mehrfach erwähnten schwarzgrünen, salzgeschwängerten, eigenthümlich stinkenden Materie herrührt, welche auf dem Grunde des Sees wahrscheinlich aus faulenden Vegetabilien entsteht und in den umgränzenden Ebenen sehr weit landeinwärts verbreitet ist, eine Erscheinung, welche in Verbindung mit andern Beobachtungen auf eine früher viel bedeutendere Ausdehnung des Seebeckens unwiderleglich hindeutet. In Moriers kurzer Beschreibung dieser Localität ist überhaupt manches Ungereimte, wie auch der Geolog Hitchcock sehr scharfsinnig vermuthet hat, obwohl er nicht selber in diesen Gegenden gewesen. Wenn Morier den petrificirten Sumpf dieser Quellenumgebung mit dem Aussehen einer gefrorenen Wasserfläche vergleicht, so ist das ziemlich richtig, ebenso die Bemerkung, daß das Wasser hier allenthalben die Tendenz zeige, sich in Steinschichten zu erhärten. Grundfalsch dagegen ist die Behauptung Moriers, daß aus derselben Operation, wie wir sie gegenwärtig bei Daschgesan vor Augen sehen, aus jenen papierbogendünnen Schichten, welche die conischen Erhöhungen um die Mundlöcher der Quellen überdecken, das gleiche schöne reine Kalkproduct hervorgehe, welches man in ganz Vorderasien unter dem Namen Täbris Marmor bewundert. Ich habe bei einer sehr genauen Untersuchung dieses merkwürdigen Territoriums nicht eine einzige Stelle gefunden, wo wirkliche Marmorschichten nahe an der Oberfläche des Bodens zu Tag treten. Ueberall bildet der schmutzig graue oder bräunliche Tuff die höhern Schichten, und der schöne durchsichtige Marmor erscheint erst in ziemlicher Tiefe. Unter demselben folgt dann eine Reihe gewöhnlicher Tuffschichten, welche dann wieder mit schönen Marmorschichten wechsellagern. Wie räthselhaft auch der Hergang dieser Marmorbildung ist, so drängen sie doch hier bei genauer Beobachtung zwei sichere Thatsachen auf:

1) fand hier die Marmorbildung nur in periodisch abgeschlossenen Zeiten statt, nach welchen die Quellen die Fähigkeit, dieses reine Gestein hervorzubringen, wieder verloren haben.

2) Seit einer langen Reihe von Jahren ist hier kein eigentlicher Marmor mehr aus dem Quellabsatz hervorgegangen.

Die geistreiche Hypothese Hitchcocks (dessen Scharfsinn wir um so mehr bewundern müssen, da er diese geologisch höchst wichtigen Localitäten nicht einmal selbst besucht hat), daß der Marmor bei einer früher weit höhern Temperatur des Wassers sich gebildet habe, als diese Quellen gleich jenen berühmten Travertin bildenden heißen Quellen im Himalaya als wirkliche Thermalquellen reicher an Wasser wie an kohlensaurem Kalk dem Boden entsprudelten, hat viel Wahrscheinliches für sich. Die zahlreichen vulcanischen Bildungen rings um den Urmiasee, die erloschenen Feuerberge der Gegend von Täbris, deren wir bereits erwähnten, die in früheren Zeiträumen periodisch wiederkehrenden Feuererscheinungen und Eruptionen in diesem Lande, wo in der frühesten historischen Zeit dem Feuer eine allgemeine göttliche Verehrung gewidmet war und Spuren des alten Feuercultus sich bis auf den heutigen Tag im Volke vorfinden, könnten vielleicht den Schlüssel zur Lösung dieser geologischen Räthsel liefern und den periodischen Wechsel der Temperatur, wie der chemischen Bestandtheile dieser Quellen sowie die petrographische Beschaffenheit ihrer Steinbildungen erklären.

Von Daschgesan machte ich fast täglich Spaziergänge nach dem Seeufer. Man konnte sich auch hier wie an vielen Stellen des nördlichen Ufers nur auf etwa 50 Schritte nähern, da man in der schwarzgrünen Sumpfmaterie, die hier mit einer dünnen Salzkruste überdeckt war, bis an die Knie einsank. Eine ungeheure Heerde von Wad- und Schwimmvögeln, welche sich in ver-

schiedene Gruppen zertheilte, war sichtbar, doch leider außer Schußweite. Nie scheinen diese Thiere durch Jäger erschreckt worden zu seyn; selbst die stärksten Flintenschüsse, die ich abfeuerte konnten sie nicht zum Auffliegen bringen. So karg und einförmig hier die Vegetation ist, so reich scheint dagegen die Insektenfauna zu seyn. Das salzige Ufer war mit zahllosen Käfer-Cadavern bedeckt, worunter vorherrschend die Gattungen Megacephala, Cicindela, Adesmia, Pimelia und eine noch unbeschriebene Art von Scarabäus. Diese Coleopteren scheinen sich hier eines überaus kurzen Lebens zu erfreuen, und nur im Frühling würde der entomologische Sammler an diesen Ufern reiche Ausbeute machen. Obwohl es mir trotz aller Anstrengungen nirgends gelang, den salzigen Morast ganz zu überschreiten und bis an den Rand des Wassers zu kommen, so konnte ich doch von der Felshöhe im Norden der Ebene deutlich wahrnehmen, daß hier die Tuffkalkschichten sich bis unter das Niveau des Sees fortsetzen. Als einer besondern Merkwürdigkeit erwähnt mein Tagebuch noch der ziemlich geräumigen, natürlichen Höhlen in diesen Tufffelsen, welche später durch künstliche Nachhülfe erweitert worden zu seyn scheinen. Die Bewohner von Daschgesan bedienten sich ihrer zur Aufbewahrung des Seesalzes. In diese Höhlen ziehen sich bei einbrechender Dämmerung viele interessante Tagschmetterlinge zurück. Ich erbeutete hier eine neue wunderschöne Art von Satyrus, welche Herrich-Schäffer beschrieben hat.

Nachdem ich eine volle Woche in Daschgesan zugebracht, setzte ich meine Reise nach der Südseite des Urmiasees fort. Ueberall suchte ich dem Gestade so viel wie möglich nahe zu kommen, da eine genaue Untersuchung der Ufer von Persiens todtem Meere, welches vor mir nur der brittische Reisende Ker-Porter (im J. 1818) ziemlich flüchtig und in einem allzu weiten Kreise umwanderte, das nächste geographische Problem war, dessen Lösung mir besonders am Herzen lag. Eine vollkommene Rundreise um den Urmiasee war jedenfalls ausführbar, während der projectirte Ausflug über die Zagros-Alpen nach Türkisch-Kurdistan, der beabsichtigte Besuch in Revandoz und Dschulamerk nach den Ansichten des Sardars Behmen Mirza und des Consuls Bonham ein unter den zerrütteten Verhältnissen der Gegenwart kaum ausführbares Unternehmen war.

Die Gebirgskette, welche als westlicher Ausläufer des Sahant die Südseite der Ebene von Daschgesan umgränzt, besteht aus Schiefer, Conglomeraten und einem dichten hellfärbigen Kalk. Wasser und Vegetation sind auf den Abhängen desselben sehr sparsam. Von Mineralquellen und Tuff oder Marmorbildung bemerkte ich keine Spur. Nach dreistündigem Ritt hatten wir dieses öde, kahle Steingebirge hinter uns und traten in eine große freundliche Ebene ein, welche mit vielen Dörfern und Anbau bedeckt ist. Das Städtchen Binab, welches einen ziemlich belebten Bazar hat und von Obst- und Weingärten umgeben ist, erreichten wir gegen Abend nach achtstündiger Tagesreise. Auf dem ganzen Wege von Daschgesan bis Binab war nicht ein einziger Bach zu überschreiten. Alle Wasser, welche der Sahant in dieser Richtung herabsendet, werden von Gärtnern und Bauern abgezapft und zur Befruchtung des Bodens völlig verbraucht. Bis zum kleinen Maragha-Fluß im Süden von Binab, dessen Bett im Hochsommer überaus wasserarm ist, erreicht im Sommer kein einziges Sahantflüßchen dieser Gegend das Wasserbecken des Urmiasees, da vor dem Ende seines natürlichen Laufes durch künstliche Canäle der durstige Boden hier alle Gebirgswasser aufsaugt. Auch hier gelang es mir nirgends, den äußersten Rand des Seebeckens zu erreichen; der salzige Uferschlamm machte alle Annäherungsversuche fruchtlos. Die große Ebene war belebt durch zahlreiche Vögelschwärme: Staaren, und prächtig gefiederte Bienenfresser (Merops Apiaster) schwärmten um die Dörfer. Wilde Tauben und Steppenhühner (Pterocles arenarius) suchten nach den Körnerresten auf den geschnittenen Feldern; letztere waren ziemlich scheu und ließen sich nicht leicht auf Schußweite beschleichen, während man von den wilden Tauben hier mit wenigen Schüssen mehr erlegte als man verzehren konnte.

In Binab fanden wir recht freundliche Aufnahme nebst schmackhaften Lammbraten, vortrefflichem Pilaf und ziemlich genießbaren Früchten. Der persische Wirth, der uns am Kochfeuer Gesellschaft leistete, rieth uns für die folgenden Tage, wo wir nach Ueberschreitung des Dschagatu-Flusses in das eigentliche Kurdenland eintreten und die Hospitalität wilder und fast unabhängiger Nomadenstämme in Anspruch nehmen sollten, zur äußersten Vorsicht und Wachsamkeit. Die persischen Steuereinnehmer konnten selbst unter den nächsten Kurdenstämmen jenseits des Dschagatu nur mit größter Mühe die Abgaben eintreiben. Die Clans oberhalb Sauk-Bulak verweigerten jede Zahlung und drohten dem Sardar, sich an die Hakkari anzuschließen, mit welchen sie bisher in häufiger Fehde gelebt.

Chronik der Reisen.

Reise des Baron Ungern-Sternberg von Weliki Luki über Smolensk nach der Gränze des Gouv. Kaluga.

(Nord. Biene vom 15/27 October.)

Auf dem bergigen Wege von Weliki Luki nach der Gränze von Witebsk trifft man die ersten mit Herbstweizen angepflanzten Felder, die sehr gut standen. Der Weg ist waldig und außerordentlich mühsam zu befahren, da er voll Löcher ist durch die Tritte der Ochsen, welche man in großen Heerden (Gurten) auf dem Wege von Weißrußland nach Petersburg treibt. In der Nähe der Station Senkowo überschritt ich die Gränze des G. Pskow, und war betroffen durch die auffallende Veränderung, die ich im G. Witebsk gleich an der Gränze fand, welche durch den aus den Seen des G. Witebsk strömenden Bach Lowat gebildet wird. Die russische Keckheit in den Postillionen war verschwunden! Auf dem Bock sitzt ein geschorner, träumerischer Postillion, und antwortet auf die Fragen faul in gebrochenem Russisch; die Pferdehalter führen die Kaftschi und sind meistens Polen oder Leibeigene der Gutsbesitzer, welche die Poststationen inne haben; die Pferde sind klein und ziehen die Equipage mühsam fort auf den sandigen Straßen. Der Grund ist sandig und weißthonig bei einem festen thonigen Untergrunde; die Oberfläche des Bodens hügelig und von Sandebenen durchschnitten, auf denen die Fichte wächst; auf thonigem Grunde wächst die Tanne, die Birke, die Erle und die Espe; Eichen trifft man sehr selten. In den Wäldern ist die Jagd äußerst reich; hier findet man Bären, Wölfe, Füchse, Elennthiere, wilde Ziegen und Hasen. Wald sieht man viel, aber wenig zum Bauen geeignete Hölzer, und letztere sind so ausgehauen, daß man selbst da, wo Bauholz wächst, mehr Gebüsch als einen ordentlichen Baum sieht.

Auf dem rothen Thonboden an der Gränze des G. Pskow sieht man viel Eichengebüsch, aber so wie man den Gränzbach überschritten hat, verändert alles sein Ansehen; die Menschen sind viel kleiner als die Pskowischen und die Dörfer elend gebaut; auf den Herbstfeldern sieht man statt des Roggens nur staubiges Gras, und die Frühlingsfelder sind so mager, daß man kaum glauben kann, daß auf ihnen irgend etwas gebaut wurde; die Haidekornfelder, welche gut standen, und in voller Blüthe waren, wurden plötzlich roth durch die Kälte der Nacht vom 2 auf den 3 August, ihre Blüthe war welk und statt weiß roth geworden. Nur der Flachs steht gut. Mit einem Wort, im G. Witebsk ist mit Ausnahme von Gras und Flachs eine völlige Mißernte; selbst die geringe Menge Kartoffeln, welche hier in den Gärten gebaut wird, fing durch die Krankheit zu faulen an. Der Herbstroggen wird kaum

die Aussaat wiedergeben, und der Frühlingsroggen das Volk nicht bis zum Winter ernähren. Man sagte mir, dieser so verderbliche Stand der Feldfrüchte erstrecke sich durch das G. Witebsk bis an die Gränzen von Livland und Kurland. Die Landschaft im G. Witebsk ist malerisch bergig und mit einer Menge von Seen geschmückt; in den nicht bewohnten Gegenden bieten sich reizende Fernsichten; wo aber der Mensch angesiedelt ist, wo man Bauernhäuschen sieht, da fühlt man das Herz beklemmt bei dem Anblick von Feldern, welche dem Ackermann kaum den Samen wiedergeben. Die ersten angesiedelten Juden fand ich in dem Städtchen Uswät auf dem Gute Alex. Mich. Potemkins, welches mit dem Städtchen und den umliegenden Distrikten 4500 Seelen zählt. In dem Städtchen sind etwa 30 Juden angesiedelt. Im Vaterlandskriege kam der französische Vortrab bis Uswät.

Welish, eine Kreisstadt des G. Witebsk, 18 Werste von der Stadt Witebsk, liegt an der Düna, hat über 7600 Einwohner, und treibt Handel mit Getreide und Holz, die es in den Kreisen Toropez und Bjelsk kauft. Man führt die Waaren auf der Düna nach Riga. Die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Juden. Die Verbindung fand vor 20 Jahren statt. In Welish finden sich jetzt vier rechtgläubige Kirchen, zwei katholische und drei Synagogen.

Wenn die Düna volles Wasser führt, kommen die Schiffe in sechs Tagen von Welish nach Riga; bei Gegenwind bleibt man oft einen Monat unterwegs. Der Bau der Schiffe für den Handel von Welish wird im G. Smolensk im Kreise Bjelsk betrieben. Im Kreise von Welish sind 22 Branntweinbrennereien, und der Verkauf in den Schenken frei zu einem Preise von 20 bis 24 Kopeken der Krug. Juden sieht man in den Schenken nicht, weil ihnen der Handel mit Branntwein verboten ist. Wenn die Gutsbesitzer den Verkauf des Branntweins durch Privatpersonen betreiben, so zahlen sie an den Schatz eine Accise von 75 K. für den Wedro, und 75 K. schlagen sie darauf für den Branntwein, so daß derselbe im Privatverkauf auf 1½ Rubel der Wedro zu stehen kommt. Das G. Witebsk setzt seine Erzeugnisse auf der Düna nach Riga und zu Lande nach Weliki Luki ab, von wo sie auf der Lowat nach dem Ilmen gehen.

Die Bauern des westlichen Theils des G. Witebsk, namentlich in den Kreisen Reshiza und Ljuzin, sind als ausgezeichnete Erdarbeiter bekannt, die man bei allen Erdarbeiten der Krone den andern Arbeitern vorzieht. Ein Unternehmer bezahlt für einen Arbeiter aus Reshiza und Ljuzin für einen Sommer neben der Zehrung 40 bis 50 R. den Kopf, während man einem Erdarbeiter aus Twer nicht 30 geben kann. Der Arbeiter aus Witebsk ist trotz seines hagern, träumerischen Aeußern so an Erdarbeiten gewöhnt, daß er fast doppelt so viel zu Stande bringt als ein anderer Arbeiter. Das G. Witebsk ist trotz der großen Ausdehnung seines unbebauten Bodens ziemlich bevölkert, denn bei 810 Quadratmeilen kommen auf jede Meile 974 Köpfe, so daß die Bevölkerung des G. Witebsk 789,500 Seelen beträgt.

Der nordöstliche Theil des G. Smolensk verschifft seine Erzeugnisse auf dem Fluß Gshat, von der Stadt Gshatsk aus, mit dem Anschwellen der Flüsse im Frühjahr nach der Wolga, von wo die Landeserzeugnisse auf dem Wyschnewolozkischen Canalsystem nach Twer gehen. Der nördliche Theil verschifft seine Erzeugnisse auf der Mesha nach der Düna, auf welcher sie nach Riga gehen. Der nordwestliche Theil setzt seine Erzeugnisse nach der Stadt Porjetschie ab, welche von dem Flusse Dwin liegt, auf welchem sie mit der Frühjahrsanschwellung nach der Düna gehen, von wo man hinwiederum Holz zum Bau von Häusern und Schiffen bezieht. Der mittlere westliche Strich versendet sein Getreide nach Smolensk, von wo es auf dem Dniepr nach dem G. Mohilew geht. Der mittlere östliche Strich des G. Smolensk versendet seine Waaren nach Gshatsk, von wo es auf der Gshat nach der Wolga geht; eben dahin versendet seine Waaren der südliche Theil, welcher sie nach der Stadt Juchnoff schickt zur Verschiffung auf der Jugra in die Oka. Aus dem Kreise Roslowsk führt man zum Schiffbau geeignetes Eichenholz nach der Stadt Porjetschie, von wo man es auf der Düna nach Riga verschifft. Dieß sind die Haupthandelsstraßen des G. Smolensk. Diese Flüsse sind so seicht, daß man nur in Einer Zeit des Jahres auf ihnen Schiffe gehen lassen kann. Die Hauptmasse des Korns wird im Winter angekauft und im Frühjahr mit der Anschwellung der Flüsse versendet.

Die bergige Oberfläche des Bodens bei dem festen Thonunterqrund hat mehr fruchtbaren Boden als die GG. Witebsk und Pskow; der östliche und südliche Theil haben stellenweise Humus.[1] Im nördlichen, östlichen und mittleren Striche ist der Grund thonig, aus einer starken Beimischung von Sand und zum Theil Humus, wovon die Erde eine graue Farbe erhält und Susai[2] genannt wird. Das Gouvernement ist waldreich; im Süden, wo der Humus sich findet, wächst zum Schiffen taugliches Eichenholz, auf den sandigen Ebenen die Fichte, auf dem Thonboden die Tanne, die Birke, die Erle und die Espe. Bei 1109 Quadratmeilen kommen 1148 Seelen auf die Meile, was eine Bevölkerung von 1,170,600 Einwohner macht. Das Gouvernement ist also ziemlich stark bevölkert und von fünfen, die ich näher in Augenschein genommen habe, das bevölkertste. Sehr ausgedehnte Wirthschaften trifft man selten; der Fruchtwechsel ist die Dreifelderwirthschaft bei ziemlich bedeutender Viehzucht. Die malerische Landschaft ist mit hübschen Herrenhäusern und Anlagen geschmückt. Aber hier haben verschiedene Arten von Roggentrespe den Roggen von den Feldern verdrängt. Das Haidekorn hat zum Theil die Kälte betroffen und die Frühjahrsfrucht ist ausnehmend spärlich in der Ernte.

Das bemerkenswertheste im G. Smolensk sind die hölzernen Schindeldächer, die der Nachahmung werth sind. Diese Dächer sind hübsch und leicht, und wenn man die Schindeln in Pech taucht, werden sie so fest, wie ein eisernes Dach. — Der Weg von der Gränze von Witebsk nach Porjetschie ist ziemlich eben; das muntere Gespräch des Postillons mit seinen Pferden und deren rascher Gang weckte mich auf: ich war im G. Smolensk. Es war ein Sonntag und der Weg voll von Bauern, die nach Porjetschie in die Kirche gingen. Die Männer in weißleinenen mit blauen Schnüren besetzten Kitteln, und in einer weißen Lammfellmütze hatten ein ganz originelles Ansehen; die ganze Kleidung der Männer vom Kopf bis zu den Füßen ist weiß, bei den Frauen ist die bunte russische Kleidung üblich. Als ich den steilen Abhang am Ufer der Düna hinabgefahren war, befand ich mich in der Kreisstadt Porjetschie, 23 Werste von der Gränze von Witebsk, an der Einmündung der Gabja in die Kasplja, welche ihrerseits in die Düna fällt. Zwei Werste von der Stadt ist der Landungsplatz, von welchem im Frühjahr bei der Anschwellung die Schiffe abfahren nach der Düna. Porjetschie hat 3800 Einwohner und handelt mit Riga in Getreide, Hanf, Flachs und Eichenholz zum Schiffsbau aus Roslawsk. Unaufhörliche Regen, die vom Eintritt des Frühjahrs bis zum Peterstage anhielten, haben die Ernte mit Ausnahme des Flachses und Grases vernichtet. Der Roggen gibt kaum die Aussaat, das Frühjahrgetreide, mit Ausnahme des Haidekorns, das zum Theil durch die Kälte vernichtet wurde, kaum die doppelte Saat. Kartoffeln werden in diesem Gouvernement wenig gebaut, und fingen in den Gärten alsbald zu faulen an. Die Landschaft ist hauptsächlich waldig, aber es ist meist Buschwerk mit spärlich zu Bauholz tauglichen Bäumen. Bären, Wölfe, Füchse, Hirsche und Elennthiere hausen in den Wäldern. Die Bauern, größtentheils nicht reich, stehen unter der Verwaltung ihrer Gutsherren, von denen sehr viele im Sommer auf ihren Gütern wohnen. Die Bevölkerung ist rein russisch

Am 6 August, dem Tag der Verklärung Christi, betrat ich die alte, in historischer Hinsicht berühmte Stadt Smolensk

(Schluß folgt.)

Sonderbarer Appetit einer Boa. Im Londoner zoologischen Garten packte eine Boa in der Nacht vom 3 October statt eines Kaninchens, das entwischte, den Zipfel der Decke, in die sie eingehüllt war, und verschlang sie bis zum andern Morgen völlig. Von da an blieb sie nach einem guten Mahl halb erstarrt liegen, und trank nur öfter, wie sonst; die Frage war, wird die Decke verdaut werden oder die Boa sterben? Am 9 November endlich spie die Boa die Decke wieder aus, und befindet sich jetzt ganz wohl. (Liter. Gaz. 13 November)

---

[1] Tschernosem, Schwarzerde, der bekannte weiter südlich sehr verbreitete fette Weizenboden.

[2] Wahrscheinlich von solo. Uebr. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 283. 26 November 1851.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Moriz Willkomm.)

5. Skizzen aus Hocharagonien.

c. Sechs Tage in den Pyrenäen.

Obgleich die Jahreszeit noch nicht weit genug vorgerückt war, um eine reiche botanische Ernte in dem Hochgebirge in Aussicht zu stellen, so wirkte doch der tägliche Anblick der Schneeberge zu verführerisch auf mich ein, als daß ich dem Wunsche, dieselben in der Nähe zu besehen, hätte widerstehen können. Es wäre auch wirklich unverzeihlich, in Jaca gewesen zu seyn und den Pyrenäen nicht wenigstens einen Besuch abgestattet zu haben, da jene Stadt bloß eine gute halbe Stunde von dem Fuße des Hochgebirges entfernt ist. Ich benutzte daher die letzte Woche des Junius zu einem kleinen Streifzuge durch den zwischen den Quellen und Thälern des Aragon und Ara gelegenen Theil der Centralpyrenäen, welcher nicht ohne Abenteuer mancherlei Art verlief, und den ich daher einer kurzen Schilderung für werth halte, um so mehr, als die spanischen Pyrenäen wenig oder gar nicht gekannt sind.

Es war am frühen Morgen des Johannistages, als ich begünstigt von dem heitersten Wetter, das alterthümliche Jaca in alleiniger Begleitung meines treuen Basken verließ. Eine Allee von Schwarzpappeln führt schnurgerade bis an den Eingang des tiefen Thales, durch welches der Aragon von dem Kamme der Pyrenäen herabtobt. Dieses Thal, Val de Gaicipolleya genannt, erstreckt sich, wie die meisten der größern Pyrenäenthäler, rechtwinklig auf die Streichungslinie der Gebirgskette von Süden nach Norden, und liegt zwischen zwei breiten, vielfach gegliederten Gebirgsjochen, von denen das östliche in der Peña Colorada bis zu einer absoluten Höhe von circa 9000 par. Fuß aufragt. Das Thal ist anfangs weder anmuthig noch großartig, indem die theils mit kurzbegrasten Weiden bedeckten, theils mit losem Gerölle überschütteten Gehänge des Schmuckes der Bäume und Sträucher fast gänzlich entbehren, auch keine malerischen Felspartien besitzen und wegen ihrer bedeutenden Böschung, welche den Anblick der Gipfel entzieht, niedriger erscheinen als sie wirklich sind. Man würde daher nicht glauben, sich in einem Hochgebirge zu befinden, erinnerten nicht die bedeutende Wassermasse des Flusses und eine dann und wann im Hintergrunde auftauchende Schneepyramide an ein solches. Die Thalsohle ist breit und eben, meist mit Wiesen und Saaten erfüllt und von Zeit zu Zeit durch einzelne Häuser und Mühlen belebt. Der Weg, anfangs breit und fahrbar, verwandelt sich bald in einen schmalen, steinigen Saumpfad, welcher von Stunde zu Stunde schlechter wird und daher nur langsam zu reiten gestattet. Trotz seiner schlechten Beschaffenheit, die bis an die französische Gränze fortwährt, gehört dieser Weg zu den frequentirtesten Pyrenäenrouten, weil der Puerto de Canfranc, auf dem er den Kamm des Hochgebirges überschreitet, nicht sehr hoch, auch nicht in unmittelbarer Nähe hoher Schneeberge gelegen ist, und deßhalb weder durch große Schneemassen versperrt zu werden, noch jenen gefürchteten Wind- und Wasserlawinen ausgesetzt zu seyn pflegt, durch welche die höhern Pässe der Centralpyrenäen so berüchtigt sind. Man stößt daher oft auf lange Züge von Maulthieren, welche Wolle, Leder, Oel, Wein und andere Erzeugnisse Spaniens nach Frankreich hinüberführen oder französische Fabrikate nach Spanien herüberbringen. Auch an jenem Morgen war die Route durch das Aragonthal sehr belebt. Doch waren es weniger Arrieros mit langen Zügen beladener Saumthiere, die uns begegneten, als vielmehr große Trupps sonntäglich geputzter Fußgänger, Männer, Weiber und Kinder, Einwohner der Pyrenäendörfer, die sich nach Jaca begaben, um den Feierlichkeiten des Johannisfestes beizuwohnen und zugleich ihre Bedürfnisse auf dem an diesem Tage dort stattfindenden Markte zu befriedigen. Viele dieser Fußgänger gaben sich durch die blauen Blusen und die braunen baskischen Mützen als Franzosen zu erkennen. Arm in Arm wandelnd zogen die fröhlichen Menschen, meist junge Leute, heiter singend an uns vorüber, uns bald höflich grüßend, bald neugierig angaffend, bald laut lachend über das Fremdartige unserer Erscheinung und Ausrüstung. Gegen 9 Uhr gelangten wir nach Castillo, einem am Abhange eines felsigen Hügels des rechten Thalgehänges malerisch zwischen enormen Blöcken einer eisenfesten Sandsteinbreccie gelegenen Flecken, dessen enge, von schmutzigen unfreundlichen Häusern eingefaßte Gassen so steil geneigt sind, daß es gefährlich ist, dieselben zu Pferde zu passiren, zumal da ihr Boden meist aus großen Felsplatten besteht, deren Oberfläche durch das Wasser und die Hufe der Saumthiere so glatt geworden ist, als wären sie abgeschliffen worden. Auf dem höchsten, über die ärmlichen Häuser emporragenden Gipfel des Hügels bemerkt man die Reste einer Burg, wovon der Ort seinen Namen bekommen haben mag.

Gleich hinter Castillo erweitert sich das Thal so beträchtlich, daß es eine bassinartige Gestalt bekommt, und da der Weg fortwährend dem Fuße des rechten Thalgehänges folgt, so gewinnt man nunmehr die vollständige Ansicht des gegenüberliegenden Gebirgsjoches, welches hier bereits zu bedeutenden Höhen ansteigt und im Hintergrunde mit der colossalen Pyramide der Peña Colorada endet, deren breiter, oberhalb bewaldeter Fuß das Thal gänzlich zu versperren scheint. Der genannte Berg-

riese besteht wahrscheinlich aus Buntsandstein, da seine felsigen Abhänge, so weit sie von Schnee entblößt sind, eine braunrothe Farbe zeigen, welche die Veranlassung zu seinem Namen, der rothe Stein, gegeben haben mag. Auch geht an seinem Fuße Buntsandstein in gewaltigen Felsmassen zu Tage aus. Noch deckten den größten Theil seiner steilen, kahlen Abhänge tiefe Schneemassen, denen zahlreiche Wasseradern entquollen, welche gleich Silberbändern über die grünen, unterhalb der Schneegränze sich ausbreitenden Alpenwiesen herabflatterten und weiter unten als schäumende Kaskaden aus dem düstern Grün der Tannenwaldung hervortraten. Nahe bei dem dicht am Fuße des linken Thalgehänges gelegenen Flecken Villanueva verengt sich das weite Thalbassin plötzlich in eine enge, von hohen Buntsandsteinfelsen umgürtete Schlucht, die gleich einem Thore die untere weite Hälfte des Thales mit der obern engen, dem eigentlichen Alpenthale des Aragon, verbindet. Die Schlucht ist so eng, daß der Weg in das Gestein der linken Wand gesprengt werden mußte; in der Tiefe braust und tobt der gewaltsam eingeengte Fluß, dessen ungestüme Gewässer über wild durch einander gewürfelte Buntsandsteinblöcke stürzend sich in rosenrothe Schaumbüschel auflösen. Sobald man diese Schlucht passirt hat, ändert sich auf einmal die Scenerie des Thales. Man befindet sich in einem großartigen Alpengrunde voll der wildesten Romantik. Von einer Thalsohle ist keine Spur mehr vorhanden, denn die Gehänge erheben sich unmittelbar aus dem Bette des wilden Bergstroms, dessen Lauf nunmehr bloß noch aus tiefen, durchsichtigblaugrünen, von hohen, senkrechten Wänden umschlossenen Tümpeln und schäumenden Kaskaden besteht. Auf allen Seiten stürzen Bäche in brausenden Wasserfällen über die steilen, von Felsen starrenden, nach oben in unersteigliche, grotesk zerrissene Felsmauern auslaufenden Thalgehänge herab, welche mit verschiedenartigem Gebüsch und üppigem Kräuterwuchs auf das Malerischste geschmückt sind. Rechts und links öffnen sich dann und wann tiefe Schluchten, aus denen stärkere Bäche hervorströmen, im Hintergrunde geschlossen durch hohe Schneeberge. Das Gestein ist anfangs Buntsandstein, dann ein weicher thoniger, schwärzlich gefärbter Kalk der Kreideformation, dessen Schichten gleich denen des Buntsandsteins, den er überlagert, stark gegen NO. aufgerichtet sind. Mit jedem Schritt wird nun das Thal wilder, oft scheint es, als müßten die enormen hüben und drüben zu Höhen von vielen hundert Fuß aufragenden Felsmassen es gänzlich sperren. Der Aragon fließt manchmal lange Strecken in schmalen Felsspalten hin, die bei der großen Wassermenge dieses Flusses wohl eine sehr beträchtliche Tiefe besitzen mögen. Endlich weichen die Thalwände aus einander, und es öffnet sich ein kleines, von hohen, zackigen Felsbergen umringtes Bassin, in dessen mit Wiesen und Saaten erfülltem Schooße Canfranc, die letzte spanische Ortschaft, dicht über dem rechten Ufer des hier ruhig und breit dahinströmenden Aragon, sehr anmuthig gelegen ist. Hier rastete ich eine Stunde, um ein frugales Mittagsbrod einzunehmen und meine Pferde Kräfte zur Uebersteigung des Passes sammeln zu lassen, der von hier noch fünf Stunden entfernt ist.

Canfranc, ein freundlicher, gut gebauter, wohlhabender Flecken, überrascht durch die hohen, spitzen, mit Schiefer und Schindeln oder vielmehr mit aufgenagelten Brettern gedeckten Dächer seiner Häuser. Die im Süden allgemein beliebten, wenig geneigten Ziegeldächer, welche man noch in Castillo und Villanueva bemerkt, erweisen sich nämlich in den höhern Pyrenäenthälern wegen des starken und anhaltenden Schneefalls im Winter als unpraktisch. Daher besitzen die Häuser aller Ortschaften der Hochpyrenäen spitze Dächer, entbehren auch gewöhnlich der Balcons und erinnern dadurch lebhaft an die Wohnungen des nördlichen Europa. Auch die Umgebungen tragen ein durchaus nordisches Gepräge. Die dunkeln Nadelwälder, welche die obern Gehänge bedecken, die hohen Schneeberge, die auf allen Seiten in die Thäler hereinschauen, die saftigen Wiesen im Grunde, die Erlen, Eschen, Ahorne, Linden und andern nordischen Bäume, mit denen die Ufer der Flüsse und Bäche eingefaßt zu seyn pflegen, alles dieses erinnert vielmehr an den Norden als an den Süden, und erweckt in dem Deutschen heimische Gefühle. Allein die Illusion von gemüthlicher Einrichtung und Bequemlichkeit, welche der Anblick des nordischen Baustyls in dem Deutschen unwillkürlich hervorruft, verschwindet, sobald man seinen Fuß in ein solches Haus setzt. Da ist eben so wenig von Comfort die Rede, wie in den übrigen Häusern des Südens; nur das Ziegelpflaster, welches sonst den Fußboden bildet, pflegt hier durch Dielen ersetzt zu seyn. Aber auch hier gibt es weder Oefen noch Kamine, sondern bloß einen unförmlich großen Rauchfang in der Küche, unter dem fortwährend ein großes Herdfeuer brennt, welches gewöhnlich mit schenkeldicken Aesten und Scheiten von Kiefern und Tannen unterhalten wird. Statt der Lichter und Oellampen bedient man sich in den höhern Pyrenäendörfern allgemein der Kienfackeln, welche, ganz ähnlich wie es sonst in den Bauernstuben der Lausitz und Schlesiens mit den Buchenspänen geschah, auf hölzerne Stangen befestigt werden und durch ihren dicken Rauch die Innenwände der Häuser, besonders die Küche, die auch hier wie überall in Spanien als Familiengemach dient, bald schwarz färben. In diesen räucherigen Gemächern, zu denen Schnee und Regen durch den weiten Schlot freien Eingang haben, verbringen die Bewohner, um das sprühende Herdfeuer geschaart, einen Winter, der ihre Häuser regelmäßig vier Monate lang unter tiefe Schneemassen vergräbt und an Kälte den nordischen Wintern wenig nachsteht. Ich kann mir keine unbehaglichere Existenz denken, und es wahrlich nicht begreifen wie jene Menschen es aushalten! Merkwürdig ist es, daß in Spanien selbst die Pyrenäenbewohner keinen Begriff von einem Schlitten haben. Allerdings würden sich die schmalen Saumpfade der Hochpyrenäen für Schlitten nicht eignen; dagegen müßten sich dieselben in den untern Thälern und namentlich in den weiten Hochebenen von Jaca, die während des Winters ebenfalls oft Wochen, ja Monate lang, mehrere Fuß hoch mit Schnee bedeckt zu seyn pflegt, mit großem Vortheil anwenden lassen. Allein die Landleute, besonders die Arrieros, die hiebei am meisten interessirt sind, wollen dort, wie im allgemeinen in ganz Spanien, nichts von Transportmitteln wissen, durch welche große Lasten mit Leichtigkeit fortgeschafft werden können, weil sie desto mehr verdienen, je weniger Last das Transportmittel fortbringt, indem dadurch die Fracht theurer wird. Daher hört man in ganz Spanien die Arrieros auf den Bau von Fahrstraßen, und zumal von Eisenbahnen, gewaltig schimpfen und die glücklichen Zeiten zurückwünschen, wo Spanien noch von keiner einzigen Chaussee durchkreuzt war und alles auf Lastthieren fortgeschafft werden mußte.

Canfranc ist ein sehr lebhafter Ort, indem sich daselbst außer einem Militärposten die spanische Hauptzollstelle auf der Route von Oleron nach Jaca sowie eine viele Menschen beschäftigende Messerfabrik befindet, welche die ganze Gegend diesseits und jenseits des Pyrenäenkamms mit Messern aller Art versorgt. Seine von Arrieros stark frequentirte Posada, aus deren Fenstern

man eine prachtvolle Ansicht der gerade gegenüber sich erhebenden Peña Colorada genießt, liegt meiner Messung zufolge 2901 par. Fuß über dem Meer. Hinter Canfranc wird das Thal immer enger und wilder. Die untern Abhänge sind fast gänzlich, soweit es die Felsen gestatten, mit Buxbaum, weiter hinauf mit Gehölzen von Pyrenäenkiefern und Tannen bekleidet. Bald oberhalb der Casa de San Anton, eines einsamen dicht am brausenden Aragon gelegenen, drei Stunden von Canfranc entfernten Gehöftes, in dessen Nähe ein kleines Fort höchst malerisch auf einem steilen Felsenhügel thront, welcher an der Oeffnung eines Seitenthales von dem linken Gehänge weit in das Hauptthal vorspringt, spaltet sich das letztere in mehrere Schluchten, aus denen die Quellbäche des Aragon hervorströmen. Der Weg nach dem Puerto de Canfranc führt durch die westlichste. Nach kurzem Emporsteigen durch ein Tannengehölz kommt man in eine Ausweitung, welche gegen Westen in sehr geringer Entfernung durch eine Reihe furchtbar steiler schneebedeckter Felsenberge, Las Peñas de Boran genannt, kesselartig geschlossen ist, gegen Norden dagegen in einen steilen mit Alpentriften und Felsblöcken bedeckten Abhang übergeht, an dem sich der Weg in großen Zickzacks zu dem Kamme emporwindet. Jenseits des schäumenden Baches, der sich aus vielen kleinen Wasseradern bildet, welche theils über die schroffen Felswände der Peñas de Boran herabstürzen, theils von den Alpenmatten des Puerto herunterrieseln, liegt hier auf steilen Felsen im Schatten ehrwürdiger Tannen das letzte spanische Haus, die Kammfabrik Santa Cristina, die mit ihren weißen Gemäuern, den grünen Jalousien ihrer Fensterreihen und dem hohen Schieferdach die wildromantische Alpenlandschaft ungemein anmuthig belebt. Einen Büchsenschuß davon weiter aufwärts steht eine aus rohen Baumstämmen errichtete Barrake und daneben ein Flaggenstock. Es ist der letzte spanische Carabinernposten.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten entdeckten Kohlenfelder in den Vereinigten Staaten.

New York, im August 1851. Zu Straitsville in Ohio, heißt es, hat man kürzlich ein Kohlenlager von so erstaunlicher Natur aufgefunden, daß es alles andre der Art übertrifft, was je entdeckt worden ist. Ein Mann von hoher Stellung hat, wie verlautet, Zeugnisse ausgestellt über neuerlich vorgenommene Bohrungen durch das Stratum, wovon man erfahren, daß dessen Dicke 138 Fuß betrage! — Es war die Meinung, das fruchtbare americanische Land Oregon enthielte keine Kohlenbetten, Kohlen fänden sich nur in dem England zugehörigen angränzenden Vancouvers Island. Da ward in Admiralty Inlet in Oregon, welche Strecke den Vereinigten Staaten gehört, eine Kohlenmine von vorzüglicher Qualität entdeckt, deren Quantität, wie der „Oregon Spectator" wohl ohne Uebertreibung meldete, hinreichen würde, alle Dampfer, die jetzt das stille Meer pflügen, auf Jahrhunderte in Bewegung zu setzen. Nachrichten vom Junius d. J. bestätigten dieß, die Oregonkohlen sind von vorzüglicher Güte, brennen mit starker Hitze und lassen nichts als leichte rothe Asche nach. Ueberdieß ist der Vorrath unerschöpflich, und sie können geliefert werden am Columbia-Revier zu weniger als 10 Dollars per Tonne, während sonst an der Westküste bisher der Preis über 40 Doll. per Tonne gewesen. Was die behauptete Dicke der Kohlen-Strata in Amerika betrifft, so ist dieselbe erstaunlich, verglichen mit England. In den Kohlenfeldern Northumberlands und Durhams beträgt die Dicke 12 Fuß, folglich enthält jede Acre 19,360 Kubik-Yards Kohlen und jede Kubik-Yard wiegt im Durchschnitt 1 Tonne. Die Ausdehnung des Kohlen-Areals in Northumberland und Durham beträgt in runden Zahlen ½ Million Acres, und folglich beläuft sich sein Gesammtinhalt auf nicht weniger als 10,000,000,000 Tons Kohlen, wovon nur noch 1,500,000,000 bearbeitet worden. Der gegenwärtige jährliche Verbrauch, den Abfall mit eingerechnet, wird auf 10 Millionen Tons geschätzt. Es folgt also, daß nach diesem Verhältniß über acht Jahrhunderte hingehen würden, um dieses einzelne Kohlenfeld zu erschöpfen. Aber wie viele Jahrhunderte würden es seyn in den Schichten zu Straitsville? — Vor einigen Monaten ist in North-Carolina, in den Landschaften Moore und Chatham, ein Raum von 15 (engl.) Meilen Länge und 4 bis 5 (engl.) Meilen Breite untersucht, und unverkennbare Anzeichen einer Lagerung der besten Sorten erdharziger, halberdharziger und Anthracit-Kohlen gefunden worden. Diese Kohlenbetten erstrecken sich in einer Ausdehnung von 30 (engl.) Meilen Länge und 4 bis 5 (engl.) Meilen Breite, und umfassen ein Areal von 150 Quadratmiles. Ihre Tiefe ist 7 Fuß 2 Zoll.

Chronik der Reisen.

Reise des Baron Ungern-Sternberg von Weliki Luki über Smolensk nach der Gränze des Gouv. Kaluga.

(Schluß.)

Dreißig Werst von Smolensk, in der Richtung der neu angelegten Chaussee zwischen Smolensk und Witebsk, liegt das reizende Wonlärowo, das Hrn. Alex. Al. Wonlärowsky gehört. In einiger Entfernung davon sieht man zwei flachbodige Dampfschiffe, die gleichfalls letzterem gehören, und worin man zwischen Smolensk und Witebsk hin- und herfährt. Von den Ufern des Dniepr läuft eine vortreffliche Chaussee, die sich in allen Richtungen durch das Besitzthum Wonlärowski's hinwindet. Sie ist auf beiden Seiten von Granitpfeilern eingefaßt, und über die Wasserleitungen sind Steingewölbe gebaut; am Wege sieht man Schweizerhäuschen, und dazwischen Wäldchen, die in einem mächtigen See sich spiegeln. Auf dem entgegengesetzten Ufer, auf einem planirten Berge sieht man das prächtige Schloß von der schönsten italienischen Bauart. Ein unbedeutender Bach in einer tiefen Schlucht ist an drei Stellen durch Dämme gesperrt, von denen der unterste sieben Klafter Höhe hat; der dadurch entstehende Teich ist ebenso tief als der Damm hoch ist. Aus dem Teich wird das Wasser in Fontänen geleitet, die aus Bassins von polirtem Granit in Form von Vasen bestehen. Aus diesen Fontänen ergießt sich das Wasser in den See. Auf dem Berge in geringer Entfernung vom Schlosse steht eine Kirche, in Miniatur der Peterskirche in Rom nachgebildet. Der kunstvolle Bau und die Leichtigkeit der Gewölbe deuten auf einen großen Baumeister. Die Kirche ist mit Säulen verziert, die aus Smolensker Granit in Einem Stück gefertigt sind. Auf der Ostseite der Kirche liegt ein von einer Mauer umschlossener Blumengarten, der mit seltenen Orangeriegewächsen besetzt ist. In der Mitte des Blumengartens ist ein Rasenhügel, auf welchem ein vergoldetes, mit Schlingpflanzen umwundenes Kreuz von Bronze steht. Die Erhöhung wird täglich mit frischen Blumen bestreut. Es ist dieß das Grab der 16jährigen Tochter des Besitzers.

Die Kirche ist vom Schlosse durch einen Damm getrennt, von dem aus man in der Schlucht das Schweizerhaus sieht, mit Kuhställen, einem künstlichen Eiskeller, einem Milch- und einem Käsehaus. Jenseits des Dammes links sieht man das Schloß umgeben von Terrassen, zu denen man Granitstufen hinaufsteigt, und rechts ein zierliches Tyrolerhäuschen mit einem Blumengarten. In Wonlärowo befindet sich nämlich eine Heerde von Tyroler Kühen und Stiere aus Cholmogor, von denen man eine vortreffliche Rindviehrace gezogen hat, die sich durch Milchreichthum, stattliche Gestalt und sanftes Wesen auszeichnet. Jede Kuh gibt jährlich 200 Wedro Milch, aus denen man 400 Pfd. Käse bereitet, der dem besten Schweizerkäs an Güte nichts nachgibt. Die Einrichtung dieser Wirthschaft verdankt man einem Geistlichen, der sich in der Schweiz selbst mit diesem wichtigen Geschäftszweig bekannt machte. Es ist zu hoffen, daß dieß Beispiel in einem weitern Umkreis wirken wird. Die Ackerwirthschaft des Guts läßt dagegen manches zu wünschen übrig. Der Roggen und das Sommergetreide werden zum Branntweinbrennen verwendet, und die Träber dienen zum Viehfutter. Indeß könnte die Viehzucht noch bedeutend vermehrt werden.

Auf dem Wege von Smolensk her fand ich das Getreide etwas besser als im nördlichen Theile des Gouvernements. Von Smolensk

gegen Moskau hin läuft die Chaussee 40 Werst weit über sehr bergigen Boden. Wenn man auf einem sandig-thonigen Wege bis Dorogobush gekommen ist, sieht man den Dniepr, der hier als Bach hinfließt. In Dorogobush ist ein vortreffliches Posthaus, dessen Reinlichkeit, Ordnung und Wohlfeilheit den andern als Muster dienen könnte, und das den Reisenden für die schlechte Bewirthung in Smolensk entschädigt.

Als ich am folgenden Tag nach Wjäsma gekommen war, 162 Werst von Smolensk, wandte ich von der Moskauer Straße ab nach der Stadt Juchnoff. Wjäsma, eine bedeutende Kreisstadt des G. Smolensk, hat mehr als 10,000 Einwohner. Diese kaufen die Feldererzeugnisse des südöstlichen Theils des G. Smolensk auf, und schicken sie zu Lande nach Gshatsk und Bjein, von wo sie auf der Wolga nach Twer und auf der Düna nach Riga gehen. Die Getreidepreise sind auf die Nachricht von der Mißernte in der Nähe nicht unbedeutend gestiegen. In Wjäsma sind Häuser aus Holz mit steinernen fast in gleicher Zahl gemischt. Wjäsma hat 22 Kirchen, ein Mannus- und ein Frauenkloster. Je mehr man sich dem südwestlichen Theil des Gouvernements nähert, desto besser wird der Boden, der minder bergig ist und mehr Humus enthält. Auch hier wurden Heidekorn und Gurken in der Nacht vom 9 auf den 10 August von der Kälte getroffen; Roggen blieb nach Abzug der Aussaat in sehr unbedeutender Menge, und das Sommergetreide ertrug kaum den doppelten Samen; in den Gärten, dem einzigen Orte, wo Kartoffel gepflanzt werden, zeigte sich die Fäule. Der herrschende Baumschlag sind Birken und Espen, um Juchnow sieht man auch die Eiche. Von Dorogobush angefangen sieht man auf den Dächern der Bauernhäuser seltener Latten, und man findet sie mehr mit Stroh gedeckt. Der Untergrund ist fester Thon, der obere Boden Thon mit Sand und Humus vermischt; öde gelassene Felder sieht man seltener; bedeutende Bauholzwaldungen gibt es nicht, sondern größtentheils nur jungen Anflug.

Juchnow, eine kleine Kreishauptstadt des G. Smolensk, ist durch ihre ausgezeichneten Erdarbeiten beachtenswerth, welche denen von Rjeshezn and Ljuzin nichts nachgeben; es liegt 252 Werste von Smolensk.

Von Smolensk angefangen zeigte sich in den Bauerngärten allmählich Hanf. Von Wjäsma an veränderten die Bauernhäuser allmählich ihre Gestalt: anfangs traten an die Stelle der Holzdächer Strohdächer, die mit Stangen gedeckt waren; jenseits Juchnow sah ich sogenannte Steppenstrohdächer, d. h. nachlässig hinaufgeworfenes, zerknittertes Stroh, das mit Stricken zusammengebunden war. Die Häuschen sind niedrig, mit langer Façade auf die Straße. Die Männer tragen hier schwarze Ueberröcke und schwarze Hüte ganz im Gegensatz mit der Kleidung im nördlichen Theile von Smolensk. Der Charakter des Volks ist finster, und nicht sehr gesprächig. Der Boden ist minder bergig, und enthält in seinen Bestandtheilen mehr Humus. Diese schroffe Veränderung bemerkt man schon von Wjäsma her. Ich fuhr durch den reichen District des Fürsten Jussupoff, wo ich namentlich den vortrefflich unterhaltenen Fichtenwald bewunderte. Dieß ist der erste Fichtenwald auf meinem Wege, in welchem die Bäume gerade standen, wie Rohr; er wird mit der Zeit vortreffliches Mastenholz liefern. Auf dem Wege traf ich eine Menge Fuhren mit Roggen und Hafer, die in Kaluga aufgekauft worden waren, und nach den nördlichen Theilen des G. Smolensk gingen, um auf dem Rückweg Theer aus dem Kreise Bjela mitzunehmen. Nach Juchnow kam ich auf eine Chaussee, welche von Moskau nach Malojaroslawez, Roslawl und Bobruisk läuft. Diese Chaussee ist neu eröffnet. Der Fluß Jugra, der bei Juchnow schiffbar wird, fällt in der Nähe von Kaluga in die Oka; 50 Werste von Juchnow betrat ich das Gouvernement Kaluga.

Die GG. Smolensk, Pskow, Witebsk, Livland und Esthland sind einander in Ausdehnung und Bevölkerung ziemlich gleich. Die Ziffern sind bemerkenswerth:

in Livland finden sich bei	832	□M.	978	E.	auf die M.
in Pskow „ „ „	802	„	967	„	„ „ „
in Witebsk „ „ „	870	„	974	„	„ „ „
am wenigsten hat Esthland nämlich „	370	„	839	„	„ „ „
am meisten hat Smolensk „ „ „	1109	„	1148	„	„ „ „

Bei einer Uebersicht der genannten Gouvernements findet sich, daß in Livland und Esthland die Ernte gut, in Pskow mittelmäßig, in Witebsk und Smolensk schlecht war; woher dieser Unterschied, da doch in diesen Gouvernements das Wetter vollkommen gleich war? Der Grund des Bodens in Esthland ist Thon, vermischt mit Kies, und steht in seinem ursprünglichen Bestand dem Boden der drei südlichen Gouvernements sichtlich nach. Kaum würde ein Bewohner des G. Smolensk sich entschließen in den von Natur so unfruchtbaren esthnischen Boden Samen auszustreuen. Livland hat dieß Jahr auf reinem rothem Thon vortreffliches Getreide geerntet. Wir sahen, daß in drei Gouvernements bei vollkommen gleichen atmosphärischen Einflüssen Mißernte, in Livland und Esthland bei viel schlechterem Boden und stellenweise auf rothem Thon, bei demselben tagtäglichen Regen das sechste und selbst das siebente Korn gewonnen wurde. Die Ursache der guten Ernte ist das tiefe Aufackern des Bodens, so daß das Wasser nicht stehen bleiben kann, und die starke fortdauernde Düngung der Felder, welche den Pflanzen Kraft gibt, dem Unwetter zu widerstehen. Die Ursache der Mißernte ist das flache Pflügen, wodurch bei jedem Regen sich ein Schlamm bildet, der die Wurzeln der Pflanzen überzieht, und sie dem Zutritt der Luft unzugänglich macht, während der magere nicht gedüngte Boden nicht im Stande ist die kranken Pflanzen zu unterhalten, die im Kampf mit den Sumpfgräsern zu Grunde gehen. Die Vielfelderwirthschaft saugt den Boden bei der mannichfaltigen Aussaat nicht so sehr aus, und gibt dem Vieh mehr Futter, liefert also auch mehr Dünger, und schützt das Wachsthum des Getreides durch die sorgfältigere Beackerung des Bodens und feine Düngung. Ein anderer fataler Umstand ist, daß der Luxus bei uns einreißt, wie bei unsern westlichen Nachbarn, und wir nicht die Mittel aufsuchen wollen, ihn aufzuhalten.

Wenn man auf der einen Seite den weiten Umfang Rußlands, das günstige Klima, das die Erzeugung des größten Theils der im westlichen Europa nöthigen Pflanzen befördert, und die ausgezeichnete Beschaffenheit des Bodens in Betracht ziehen, auf der andern Seite den niedrigen Werth der Ackerbauerzeugnisse, welche Rußland dem Handel liefert, im Vergleich mit Holland, Deutschland und England, die von der Natur weit minder begünstigt sind, wenigstens in Bezug auf den Boden und die dem Wachsthum schädlichen und das Faulen befördernden Winter, so wird man unwillkürlich geneigt zu glauben, daß unsere Landwirthschaft noch aller wissenschaftlichen Auffassung, welche die Seele dieser Industrie bei unsern Nachbarn bildet, fremd sey. Trotzdem sucht man bei uns dem erschöpften Boden dieselbe Menge Getreidekörner abzugewinnen, welche die frühern Fluren lieferten; diese gesegnete Zeit ist für immer dahin! Die rasch anwachsende Bevölkerung erfordert bald auch bei uns die Erhebung des Ackerbaues aus den althergebrachten, urväterlichen Gewohnheiten auf eine Stufe rationaler Bewirthschaftung, welche in andern Ländern so mächtig der Natur nachhilft, und sogar verderbliche Einflüsse abwendet.

In den oben erwähnten fünf Gouvernements war das Wetter vollkommen das gleiche; vom Anfang des Frühjahrs an gossen Regen herab und dauerten mit kurzen Zwischenräumen und seltenen Ausnahmen fast täglich fort bis zum 10 Julius; seit dieser Zeit trat warmes und trocknes Wetter ein, das die Einheimsung von Heu und Korn begünstigte. Das Wachsthum des Grases und des Hanfes ist allenthalben üppig.

Kaluga, 11/23 August 1851.

Biblioteca de autores españoles. Nach einem Schreiben in der Liter. Gaz. vom 15 November will Don Juan Hartzenbusch unter dem obigen Titel eine Sammlung herausgeben, was bei der höchst unvollständigen und incorrecten Ausgabe mehrerer der ersten Schriftsteller Spaniens kein geringes Unternehmen seyn soll. Manches soll so nachlässig gedruckt, oder von Freunden „verbessert“ und von Feinden entstellt seyn, daß man es Zeile um Zeile revidiren müsse. Don Juan H. hat unter anderm auch 14 noch unbekannte Komödien Calderons entdeckt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 284. 27 November 1851.

Das Westland.

Magazin zur Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Unter diesem Titel erscheint seit vorigem Monat zu Bremen (bei Scheuermann) eine Monatschrift, der bei entsprechender Leitung eine sehr günstige Zukunft zu versprechen seyn möchte. Die Mittheilungen über Amerika kommen dem inländischen Leser gewöhnlich so abgerissen und fragmentarisch zu, daß er sie selten in ihrem rechten Zusammenhange auffassen kann, und eine Monatschrift, welche mehr Raum und mehr Zeit auf das einzelne zu verwenden hat, als eine politische Tagsschrift, kann in dieser Beziehung eine bedeutende Lücke ausfüllen. Auch der Ort, wo die Zeitschrift erscheint, ist ausnehmend günstig, denn kaum möchten sich irgendwo in Deutschland so viele Hülfsmittel aller Art zusammenfinden. Aus dem einzelnen Hefte, das uns bis jetzt vorliegt, läßt sich wenig über die künftige Haltung der Zeitschrift entnehmen. Drei Artikel, die es unter anderm enthält, „die Expedition des Generals Lopez", das „Verhältniß der südlichen Staaten zur Union", und „der Welland-Canal in Canada" beweisen, daß der Herausgeber, Dr. Karl Andrée, die Sache am rechten Ende anfaßt. Mit einem andern Artikel, der von den 92 Seiten des ersten Heftes nicht weniger als 16, also über den sechsten Theil, einnimmt, und allerlei Sagen und Märchen der Indianer mittheilt, sind wir weniger einverstanden. Nicht nur ist die Zahl derjenigen, die sich überhaupt für indianische Mythologie interessiren, vergleichsweise sehr gering, sondern, was noch schlimmer ist, wie sind mit den mythologischen Vorstellungen der Indianer zu wenig vertraut, als daß wir den Sinn solcher Fabeln recht verstehen könnten; wir hätten an der Stelle dieses Artikels lieber eine gedrungene Uebersicht des von Squier aufgestellten Systems des Schlangendienstes in Amerika gesehen. Der Verfasser wird überhaupt bald finden, daß der Indianer zwar ein passendes Stück zum Einreihen in einen Cooperschen Roman bilden, daß aber auch das Interesse ziemlich erschöpft ist, und der nüchterne Sinn der Amerikaner vorwaltet. Das unbändige Streben der letztern nach Geschäftstreiben, mit seinen politischen Folgen und seinen Abenteuerlichkeiten, die eigenthümliche Racenmischung und Racenveränderung, welche in Amerika vorgeht, das sind die Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit vorzugsweise anziehen. Die Notizen, welche in dem Schlusse des ersten Heftes stehen, möchten wir nur als den Anfang einer umfassendern und etwas methodischern Mittheilung ansehen. Eine möglichst vollständige Uebersicht des Handelsganges wäre von ungewöhnlichem Interesse; wir denken hiebei durchaus an keine Preiscourantliste, sondern eher an eine Geschichte der Waarenerzeugung, die in Amerika vielfach mit der Volksgeschichte zusammenfällt. Die große Veränderung, welche gegenwärtig in Englisch-Westindien und in Guiana vorgeht, ist äußerst interessant und lehrreich: die durch Europäer und ihre Sklaven betriebene Waarenerzeugung ist dort in entschiedenem Rückgang, und das Sammeln der Rohstoffe, wie sie die Natur an die Hand gibt, die aber ihrer Art nach viel ärmlicher ist, als die erstere, gewinnt allmählich ein Uebergewicht; mit der Macht und dem Ansehen der Europäer, mit ihrer unbeschränkten Herrschaft fällt aber auch die Cultur, und die Negervölker und ihre Abkömmlinge schreiten mehr und mehr zur afrikanischen Rohheit zurück. Es ist ein analoges und doch wieder sehr verschiedenes Verhältniß, wie das Zurücksinken der spanischen und portugiesischen Creolen durch ihre Vermengung mit den Indianern. Die Herren Philosophen mögen von der Gleichheit der Menschenrace so viel sprechen als sie wollen, sie ist eben nicht vorhanden, und die Neger in der Mehrzahl, wie der amerikanische Indianer, werden sich niemals auf die Stufe europäischer Gesittung heben, außer durch Mithülfe und Unterstützung der Europäer selbst. Wo aber der Europäer nicht selbst den Boden bauen kann, wird sein Verweilen und seine Einwirkung immer eine vorübergehende Sache seyn.

Der Herausgeber scheint fast eine Scheu zu haben, sich auf dieß dornige Feld zu wagen, wo dem Sammler eben keine sehr reiche Ausbeute und am wenigsten schon bearbeiteter Stoff vorliegt, aber die Waarengeschichte ist, wie wir oben bemerkten, ein nicht unbedeutender Theil der Volksgeschichte, und darüber werden ihm die in einem Seehafen, wie Bremen, zusammenströmenden Hülfsmittel nicht unbedeutende Ausbeute gewähren, und zwar eine Ausbeute, die in commercieller Beziehung so wichtig ist, wie in historischer und ethnographischer. Wie viel Fässer Mehl, Zucker, Kaffee ꝛc. verschifft werden, das hat am Ende freilich nur einen statistisch-politischen Werth, aber wenn in Westindien und in Brasilien der Kaffeebau, die Cacaogewinnung, die Baumwollenerzeugung zunimmt, während die Zuckererzeugung abnimmt, so deutet dieß auf eine immer stärkere Veränderung in den Beschäftigungen der Masse des Volkes, und wird der Neger noch mehr Herr als er es schon ist, so werden auch diese Erzeugnisse in schwächerer Menge zur Ausfuhr kommen, weil der träge Neger mehr und mehr bloß sein Bedürfniß an Lebensmitteln pflanzt, und da seine Kleidungsbedürfnisse sehr gering sind, so wird er wenig zur Ausfuhr erzeugen, weil er wenig anzukaufen nöthig hat. Die Herren Philosophen werden sagen, das Glück liege nicht in vielen Käufen und Verkäufen, und in der Menge der Bedürfnisse; sehr wohl, aber der Fortschritt der

Menschheit liegt auch nicht in der Faulheit, welcher der Neger sich ergibt, wenn ihn nicht irgend etwas antreibt, und nach weniger in dem schauderhaften afrikanischen Aberglauben, der nicht bloß in Hayti wieder mehr und mehr zu Tage tritt.

Wie die Neger mit dem schwächern Einflusse der Europäer immer stärker und in ihrer eigenen Natur hervortreten, so auch die Indianer, namentlich in Mexico, Centralamerika und dem nördlichen Theil Südamerika's. Wir können nicht sagen, sie arbeiten sich empor, sondern bloß ihr Daseyn wird sichtlicher, da die Spanier zurückgetreten sind, und die Creolen immer tiefer zu sinken scheinen. Von 30° nördlicher bis eben so viel südlicher Br. wird der Europäer, wenigstens der reine Stamm, nicht eigentlich den Boden bauen, höchstens stellenweis im Gebirg. Die Sklaverei ist mit Ausnahme Brasiliens auf diesem Striche vom Festland verdrängt, aber in wie weit werden die Indianer, durch die Europäer angetrieben, sich ihrer gleichfalls ziemlich zur Trägheit, wenigstens zu geistiger, neigenden Natur entschlagen? Guatemala, Yucatan und ein Theil Mexico's gehören factisch den Indianern, was wird ihre künftige Entwicklung seyn? Es wird dem Herrn Herausgeber in der That nie an Stoff mangeln, und seine große Schwierigkeit wird in der Auswahl liegen. Wir wünschen ihm Glück auf seiner Bahn, sie wird nicht ohne Beschwerde und ohne Dornen, aber auch nicht ohne reichliche Belohnung seyn.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

5. Skizzen aus Hocharagonien.

c. Sechs Tage in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Hier wartete unsrer ein unvorhergesehener Aufenthalt, welcher mich zwang meinen ganzen Reiseplan zu ändern. Die Carabineros hielten mich nämlich an, um mir die Quittung über die Abgabe, die jedes Reit- oder Lastthier, welches aus dem Lande geht, auf der letzten Zollstation entrichten muß, abzufordern und verlangten, da ich in Canfranc jene Steuer nicht zu bezahlen gebraucht hatte, weil ich aus meinem Passe nachweisen konnte, daß es nicht meine Absicht sey Spanien zu verlassen, ich folglich auch keine solche Quittung besaß, das „Pase" oder den Passirzettel für meine beiden Pferde. Ich erfuhr jetzt erst, woran man mir weder in Jaca noch in Canfranc ein Wort gesagt hatte, daß jedes Reit- oder Lastthier, welches die Gränze überschreiten aber binnen wenigen Stunden oder Tagen nach Spanien zurückkehren soll, mit einem Passirzettel versehen seyn muß, widrigenfalls es bei der Rückkehr als jenseits erworbene Waare betrachtet wird und verzollt werden muß. Ganz dieselben Einrichtungen und Gesetze bestehen in Frankreich. Ich befand mich nun in einer höchst fatalen Lage, denn obwohl es nicht meine Absicht war, die französischen Pyrenäen zu bereisen, so war ich doch genöthigt die Gränze zu überschreiten, um ein Obdach für die Nacht zu finden, indem es weit und breit kein anderes Wirthshaus gibt, als die am französischen Abhange gelegene Auberge de la Paillette. Den folgenden Tag gedachte ich bei dem Pic du Midi d'Os vorbeizugehen und mich über den Port d'Ancau, einen sehr betretenen Paß, nach dem wieder zu Spanien gehörigen Val de Tena, dem nächsten ostwärts vom Val de Gaicipalleya befindlichen, vom Rio Gallego durchströmten Thale, zu begeben. Hatte ich das Unglück, auf dieser Route den französischen Douaniers in die Hände zu fallen, so mußte ich erwarten, daß mich dieselben bis zur nächsten französischen führten und ich dort gezwungen wurde, meine Pferde zu versteuern, konnte sogar, da mein Paß nicht nach Frankreich visirt war, sondern nach Sallent im Val de Tena, sehr bedeutende Unannehmlichkeiten haben. Und entging ich auch den französischen Zollsoldaten und Gendarmen, so hatte ich wenigstens bei meiner Rückkehr nach Spanien die Pferde sicherlich zu verzollen. Pferde bezahlen eben sowohl in Frankreich als in Spanien einen sehr bedeutenden Eingangszoll; hätte ich folglich das Unglück gehabt, meine Pferde zweimal verzollen zu müssen, so würde dieß mein Reisebudget gänzlich derangirt haben. Ich stand wirklich wie zwischen Scylla und Charybdis und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Nach Canfranc zurückzukehren war nicht möglich, denn die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. In der benachbarten Fabrik konnte ich nicht übernachten, weil es dort keine Stallung gab, und die Pferde im Freien zu lassen war der in jener Gegend häufigen Wölfe halber nicht rathsam. Nach langem Hin- und Herreden machte mir endlich der Cabo (Unterofficier), ein höflicher und verständiger Mann, den Vorschlag, ich solle in dem französischen Wirthshause übernachten, den folgenden Morgen bei Zeiten den Puerto de Canfranc wieder passiren und über den Puerto de Izas, welcher sich zwischen den Thälern des Aragon und Gallego befindet, in das Val de Tena hinübergehen. Auf diese Weise brauche ich die Gränze nicht an einem andern Punkte zu passiren, er aber wolle mir, käme ich gleich den folgenden Morgen zurück, keine Schwierigkeiten machen. Die Nacht in Frankreich zuzubringen könne ich schon riskiren, da der nächste französische Douanierposten sich erst im Dorfe Urdos, 2 Stunden unterhalb des Wirthshauses, befinde und sich dahin nur selten ein Douanier verirre. Obwohl mir nun von einem alten weit in der Gegend bekannten Carabinero der Puerto de Izas als ein sehr einsamer und sehr hoch gelegener Paß geschildert wurde, so blieb mir doch unter den obwaltenden Umständen nichts anderes übrig, als das Anerbieten des Cabo anzunehmen und jenen Paß zum Uebergang in das Val de Tena zu wählen. Wir schieden folglich von den Carabineros und gelangten nach einstündigem Emporsteigen über die erwähnten zum Theil noch mit Schnee bedeckten Alpenwiesen, als eben die Sonne unterging, auf den Kamm des Puerto de Canfranc, dessen Höhe ich nach zwei Beobachtungen zu 4661 par. Fuß gefunden habe. Der Anfang eines neuangelegten breiten geebneten Saumpfades bezeichnete die Gränze Frankreichs. Ich verweilte hier eine Viertelstunde, theils um die erforderliche Barometerbeobachtung zu machen, theils um mich in der Gegend zu orientiren. Wir befanden uns inmitten einer wilden Alpenlandschaft. Zwei lange parallel von Süden nach Norden sich erstreckende Reihen zackiger nackter schneebedeckter Felskolosse begränzten in geringer Entfernung gegen Osten und Westen den Horizont. Gegen Süden sperrte die breite Schneepyramide der Peña Colorada, gegen Nordosten der kühne 9006 Fuß hohe Eiskegel des Pic du Midi d'Os den Zwischenraum zwischen beiden Reihen. Geisterhaft leuchteten die weißen Schneepyramiden aus dem dunkeln Grün der dichten Tannenwaldung hervor, die den französischen Abhang des Kammes bedeckt und auch das Thal gänzlich auskleidet, in welches sich der Saumpfad des Puerto hinabsenkt. Dieser folgt den Ufern eines Baches, dessen Ränder von üppigen, eben in voller Blüthe stehenden Büschen der schweizerischen Alpenrose eingefaßt waren. Schon dunkelte es stark, als wir die Auberge de la Paillette erreichten, deren langgestrecktes einstöckiges Gebäude und hohes Schindeldach mich lebhaft an die Bauden des Riesengebirgs erinnerte. Sie liegt ganz einsam mitten im Tannenwalde in 4330 par. Fuß Höhe über dem Meere.

Wir waren außer einem Arriero die einzigen Gäste, und Douaniers oder Gensdarmen glücklicherweise nicht vorhanden. Auch tröstete mich der Wirth, ein geschwätziger Franzose, der mich gern länger als eine einzige Nacht bei sich behalten hätte, mit der Versicherung, daß er jene Herren sämmtlich persönlich kenne und es schon vermitteln wolle, daß, käme ja einer herauf, er mir keine Unannehmlichkeiten bereiten würde. Er hielt mich für einen Engländer, was ich mir aus gewissen Gründen gefallen ließ, aber freilich auch am folgenden Morgen in der Rechnung verspürte. Uebrigens empfahl sich das Wirthshaus durch reinliche, freundliche und heizbare Zimmer, gute Betten und vortrefflich zubereitete Speisen. In der großen Küche brodelte und schmorte es auf vier Herden; ein halbes Dutzend Köche und Köchinnen waren beschäftigt, Rotis, Cotelettes, Fricandeaus, Filets und wie die französischen Speisen alle heißen, zu bereiten; auch fehlte es nicht an einem Speisesaal und einem Buffet: kurz, obwohl hoch in den Pyrenäen und in unmittelbarer Nähe der spanischen Gränze gelegen war dieses einsame Wirthshaus bereits eine vollständig eingerichtete französische Auberge. Diese unvermuthete Civilisation, die selbst in Jaca nicht zu haben ist, that mir wohl; nur mein Bedienter fluchte, weil es bloß Hafer und keine Gerste, mit der die Spanier ihre Pferde zu füttern pflegen, gab, beruhigte sich indessen, als er sah, daß den hungrigen Thieren das ungewohnte Futter vortrefflich mundete.

Die Nacht verfloß ohne Störung, doch war ich froh als der Morgen graute, weil ich immer fürchtete, daß ein paar Douaniers von Urdos heraufkommen möchten. Ich beeilte mich deßhalb auch, das Wirthshaus zu verlassen und athmete erst freier, als ich wieder auf dem Kamme war und die französische Gränze im Rücken hatte. Es war ein schöner heller und sehr warmer Morgen. Nachdem ich 2 Stunden lang botanisirt hatte, stieg ich zu den Carabineros hinab, die mich ihrem Versprechen gemäß ungehindert ziehen ließen. Der Weg nach dem Puerto de Izas geht bei der Casa de S. Antan ab und läuft in dem Seitenthale, an dessen Ausgange das oben erwähnte Fort liegt, aufwärts. Leider nöthigte mich der Umstand, daß mein Bedienter mein Barometergestell bei den Carabineros zurückgelassen hatte und deßhalb dahin zurückkehren mußte, bei dem genannten Hause zwei Stunden zu verweilen, so daß wir erst um 2 Uhr unsere Reise fortsetzen konnten. Wir hatten gehofft, in der Casa de S. Antan einen Führer nach dem genannten Passe und bis Sallent zu finden, allein außer einer mit der Aufsicht über das Haus und einige Kinder beauftragten Magd war niemand zugegen, und so mußten wir uns denn entschließen, unser Heil allein zu versuchen. Glücklicherweise konnten wir uns nicht verirren, da das Thal, durch welches der Weg emporführt, zu beiden Seiten von steilen Felsenbergen eingeschlossen ist, die keinen Ausgang gestatten. Allein der Pfad wurde bald so wenig betreten, daß er oft gar nicht zu erkennen war, und stieg häufig so steil an jähen Geröllelehnen oder am schmalen schlüpfrigen Rande des fast immer in einer tiefen Felskluft in ununterbrochenen Wasserfällen herabtobenden Baches hin, daß mir um meine Pferde, von denen das eine ziemlich schwer belastet war, ernstlich bangte. An Reiten war hier natürlich nicht zu denken. In kurzem verengte sich das Thal in eine furchtbar wilde, tannenbewaldete Felsenschlucht, in welche von beiden Seiten hohe Schneegipfel hereinschauten. Bald verschwand die Waldung, und es zeigten sich nur noch niedriges Buchsbaumgebüsch und Alpenkräuter in den Spalten der thurmhohen, bizarr zerrissenen Kalkfelsen, welche kaum Platz für den immer schlechter werdenden Pfad an dem Rande des schäumenden Baches ließen. Während wir unter einer überhangenden Felswand am Rande eines donnernden Wasserfalls einen Augenblick rasteten, überholte uns ein Hirt, welcher von Canfranc kam und zu seinen in der Nähe des Puerto de Izas weidenden Heerden emporstieg. Es war ein rauher Aragonese, der einem Banditen ähnlicher sah als einem Hirten, aber wie ich später in Erfahrung bringen sollte, ein kreuzbraver und ehrlicher Kerl. Nach dem Wege befragt meinte er, daß wir uns beeilen möchten, wollten wir noch heute Sallent erreichen, denn der Weg über den Paß sey sehr schlecht, doch könnten wir denselben, wären wir einmal bis auf den Kamm des Puerto gelangt, nicht fehlen, bis dahin wolle er uns führen. Nach kurzem Emporsteigen erweiterte sich die enge Schlucht in einen sehr geräumigen Grund mit breiter, sanft ansteigender Sohle, welche mit üppigen, von 3 Fuß hohem Gras- und Kräuterwuchs bedeckten Alpenwiesen erfüllt war. Zwei Reihen von Schneekolossen erhoben sich mit fast senkrechten Wänden rechts und links aus dem grünen Wiesengrunde, der von vielen krystallhellen Bächen bewässert wurde, von denen die meisten in prächtigen, oft mehrere hundert Fuß hohen Wasserfällen von den Bergen herabstürzten. Nach und nach verloren sich die hochbegrasten Matten, es folgten steiler ansteigende, mit großblumigen Alpenpflanzen bestreute Geröllelehnen, welche in ein weites, mit kurzbegrasten Alpentriften austapezirtes Becken emporführten, wo zahlreiche Rindvieh- und Ziegenheerden weideten. Gewaltige Schneemassen bedeckten noch einen großen Theil dieses Beckens, welches sich gegen Osten jäh zu dem hohen Kamme des Puerto de Izas emporzieht. Nachdem wir über mehrere steile Schneelehnen von beträchtlicher Länge mühsam emporgeklommen waren, gelangten wir endlich auf den höchsten Punkt des Passes, der nach meiner Beobachtung 6461 par. Fuß über dem Meere liegt. Man genießt hier eine überaus großartige Aussicht. Auf allen Seiten erheben sich hoch emporragende Reihen pyramidaler scharfgezackter Schneeberge; besonders ist die Ansicht der in gerader Richtung wenig entfernten, das Val de Tena gegen Osten einschließenden und bis 8000 Fuß und darüber aufragenden Alpenkette von Sallent und Panticosa unbeschreiblich imposant. Der Puerto de Izas besteht aus Thonschiefer, welcher unter dem Buntsandstein, der die gegen Süden gelegenen Berggipfel bildet, zu ruhen scheint und sich ostwärts an die Granitalpen von Panticosa anlehnt. Im Thale von Tena bei und oberhalb Sallent ist derselbe von großen Massen des schon erwähnten Kalkes der Kreideformation bedeckt. Letzterer ist dasjenige Gestein der Pyrenäen, welches die erhabensten Gipfel zusammensetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Aden.[1]

(Aus Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, Mei 1851.)

Der Befehlshaber unseres Schiffes hatte uns eröffnet, daß wir unsre Reise erst am folgenden Morgen fortsetzen würden, da das Fahrzeug ausgebessert und Steinkohlen eingenommen werden müßten. Um aus diesem Aufenthalt so viel Nutzen zu ziehen als möglich, begab ich mich am 4 October in der Frühe ans Land in der Absicht, den ganzen Tag und den folgenden Morgen zu Streifzügen durch die Halbinsel Aden zu verwenden.

Ich setzte mich in das Boot eines Somali[2] und ließ mich nach der nahegelegenen Küste rudern. Der Führer meines kleinen Fahrzeuges war ein Mann mit schönen Gesichtszügen, aber dünnen, magern Beinen. Sobald als ich das Land betreten hatte, schritt ich mit meinem schweren

1 Aus Dr. Junghuhn's Reise von Java nach Europa.

2 Die Zahl der zu Aden ansässigen Somalis (v. d. der gegenüberliegenden Küste Afrika's) beläuft sich auf einige hundert Seelen.

genlogischen Hammer und einigen Thermometern quer über die schmale Strandfläche nach dem Gasthause, welches nicht weit vom Ufer entfernt lag. Hier umringte mich sogleich eine Menge arabischer Bursche, welche durchaus nicht zugeben wollten, daß ich meinen Weg zu Fuß fortsetzte, da jeder von ihnen einen gesattelten Esel am Zügel führte. Jeder pries aufs beste die guten Eigenschaften und den sanften Schritt seines Thiers, und obwohl das Gasthaus kaum einige hundert Schritt entfernt war, so strebten sie doch alle so sehr darnach, mich auf eine bequeme Weise dorthin zu schaffen, daß ich mich in kurzem von nichts als Eseln umringt und umlagert sah, und meine Thermometer große Gefahr liefen, in diesem Wettstreit zertrümmert zu werden. Ich fand auch nicht eher Ruhe, als bis ich mit einem heimlich einen Contract abgeschlossen und ihn gegen Bezahlung einiger Gulden zu einem Ausflug durch die Halbinsel gedungen hatte.

Westlich von dem Gasthause, aber in der unmittelbaren Nähe des Meeres liegen die großen Kohlenmagazine am Fuße des Berges; es sind umfangreiche, viereckig abgetheilte Räume, in denen die Steinkohlen hoch aufgestapelt liegen — die einzigen, durch Menschenhand verfertigten Gegenstände, die hier das Auge erblickt. Bald hatte ich das Gasthaus erreicht, welches gegen dreißig luftige, mehr oder minder große Zimmer und einen Speisesaal enthält. Nur ein kleiner Theil desselben ist aus Stein gebaut, das übrige ist von Bambus, Rohr und Dattelpalmblättern. Der Eigenthümer ist ein Parse. Außer den Besuchern welche von Zeit zu Zeit mit den Schiffen der Landmail ankommen und höchst willkommen sind, deren Zahl aber nur gering ist, wird dieß Hôtel von einer beträchtlichen Menge von Gästen bewohnt, die fort und fort dort bleiben, obgleich man sie herzlich gern los wäre, nämlich von Ratten.

Der Tisch war minder gut besetzt als der an Bord, denn da Aden durchaus nichts producirt, so müssen alle Lebensmittel theils durch Schiffe, theils durch Kameele aus weit entlegenen Gegenden hierher gebracht werden.

Mein erster Besuch galt dem östlichen Theile der Halbinsel, der von unserm Landungspunkte am weitesten entfernt war. In diesem Theil liegt ungefähr eine Stunde von dem Gasthause die neue Stadt, die auf den Schutthaufen ihrer Vorgängerin erbaut ist. Da viele andre Reisende sich vorgenommen hatten die Stadt zu besuchen, so waren die Esel, deren führende Geister mit Ungeduld eine vortheilhafte Fracht erwarteten, in kurzer Zeit sämmtlich besetzt. Es verdroß uns sehr, daß wir einigen schönen, zart gebauten Damen, die freundlich genug waren, uns auf diesem Zuge zu begleiten, kein anderes als dieß langohrige Transportmittel anbieten konnten — es war aber das einzige außer unsern eignen Füßen, über welches wir hier zu verfügen vermochten. Die Sättel dieser in Arabien so geachteten Thiere waren sehr hoch, aber so lose geschnallt, daß sie sich stets in einer nicht unangenehmen schaukelnden Bewegung erhielten.

Sobald unsre Karawane zu Esel gestiegen war, zogen wir auf dem neuen Wege dahin, den die Engländer auf dem schmalen Küstenrande zwischen dem Meer und dem Fuß des Gebirges angelegt haben, wobei mancher vorspringende Fels hat durchbrochen werden müssen; derselbe lief in einem weiten Halbkreise um den Fuß des Gebirges, zuerst in nordöstlicher, dann in östlicher und zuletzt in südlicher Richtung. Zu jedem Esel gehörte ein führender Geist oder Maschinist, der mit einem dicken Stock bewaffnet hinter demselben herschritt. Wurden nun die vierfüßigen Unterthanen etwas schläfrig und begannen das „Eile mit Weile“ praktisch auszuführen, so schlugen die zweifüßigen Gebieter-Maschinisten auf das Hintertheil der Locomotive, welche dann die Hinterfüße mit einem urplötzlichen Sprunge in verticaler Richtung gen Himmel schleuderte, dagegen aber mit den Vorderfüßen wie angenagelt stehen blieb. Der Reiter schnellte dann, oder richtiger ausgedrückt, ward dann einen halben, ja mitunter einen ganzen Fuß empor geschnellt und auf diese Weise wider Willen an die Erdbeben erinnert, welche diese Felsen ohne Zweifel einmal gerüttelt und geschüttelt haben, und in Folge deren das Gebirge sich jetzt so zerklüftet dem Auge zeigt. Es war um so schwerer, einem derartigen verticalen Stoß Widerstand entgegenzusetzen, je unerwarteter derselbe kam, woher denn auch mancher, der kein guter Reiter war, in den Sand niederplumpte; wer aber ein solches Unglück hatte, ward tapfer ausgelacht. Durch solche Stöße aus dem Gleichgewicht gebracht, blieben viele an der Seite des Esels hängen; andre, welche sich fallend an den Sattel klammerten, der aber den Gesetzen der Schwerkraft zufolge dem Mittelpunkt der Erde zustrebte, geriethen auf diese Weise unter den Bauch des Esels, welcher dann, seinen Reiter auf der unrechten Seite fühlend, wie vom Teufel besessen davonrannte. Unter lautem Geschrei eilte nun der Treiber in vollem Galopp dem Ausreißer nach; das arme Schlachtopfer, welches sich in jener „schwebenden Stellung“ befand und sich vielleicht schon das grause Loos Mazeppa's vorgestellt hatte, rief laut um Hülfe, was aber nur einen Widerhall in dem Gelächter der übrigen Gesellschaft fand. Unsre Wallfahrt lief jedoch glücklich ab, und die einzigen wirklichen Beschwerden, die wir litten, bestanden in Hitze, Sand- und Staubwolken.

Da wo der Weg an dem östlichen Fuß eines Bergjoches eine südöstliche und später südliche Richtung nimmt, steigt er allgemach gegen das Gebirge empor und nähert sich mehr und mehr einer schmalen, aber tiefen Kluft, welche durch den Kamm eines Bergjoches gehauen ist.

Bevor man diese durch die Kunst hervorgebrachte Kluft erreicht, erhebt sich zur rechten, d. h. an der westlichen Seite des Weges die Bergwand, so daß man gegen Osten in die Bay hinabschaut, welche auf dieser Seite geschlossen ist. [1] An dieser Stelle bemerkt man an der Wand eine Menge großer runder Löcher oder Höhlen, die nicht in Reihen, sondern zerstreut durch einander liegen; dieselben haben viel Aehnlichkeit mit den Höhlen, welche sich in manchen Küsten finden und durch die Brandung entstanden sind; hier jedoch liegen sie 100—300 Fuß über dem Meeresspiegel und sind vielleicht von Menschenhand ausgehauen, um das Regenwasser zu sammeln, welches in dieser Gegend so selten fällt.

Je höher man emporsteigt, desto näher kommt man der oben erwähnten Schlucht, die durch den Kamm des Berges gehauen ist, und man bewundert mehr und mehr die gewaltigen, ehrfurchtgebietenden Festungswerke, welche die Engländer hier angelegt haben. Diese Vertheidigungswerke rufen dem Reisenden gleichsam zu, daß er sich den einzigen Zugang zu einer Stadt nähere, welche die Natur auf allen Seiten durch unersteigliche Felsenwände befestigt hat. Ueberall, wo sich eine Oeffnung in den Felsen befand, wo nur die Möglichkeit eines Durchganges zu erblicken war, sind Bastionen und dicke Mauern errichtet. Man sieht dergleichen Mauern mehrere hundert Fuß über der Meeresfläche an den steilsten Wänden, als ob dieselben daran geklebt worden wären, man sieht sie auf den höchsten Bergkämmen, gleich als ob die Natur sie dort gebaut hätte.

(Schluß folgt.)

Die Weite der Gehirnhöhle im Menschen und Affen. Prof. Owen las in der zoologischen Gesellschaft zu London am 11 November eine Abhandlung vor, in welcher er nachwies, daß die Länge

	des Schädels,	die Länge der Hirnhöhlung,	die Höhe derselben
bei den Europäern	7" 4'''	6" 6'''	5" 6'''
bei den Papua	8 0	6 3	5 0
bei den Gorilla	11 10	5 1	3 3
bei den Orang	9 0	5 3	3 5

betrugen. Der mittlere Raum der Gehirnhöhlung betrug bei einem Kaukasier (Engländer) 96 Kubikzoll, bei einem Malaien 86, bei einem Afrikaner 82, bei einem Australier 75, bei einem Gorilla 30, bei einem Tschimpanzi 28 und bei einem Orang Utang 28. In der Jugend scheint das Gehirn der Affen dem mancher Menschenrace ziemlich gleich zu seyn, mit den Jahren wächst aber das Gehirn rasch, und der Unterschied wird viel größer. (Liter. Gaz. 15 November.)

---

[1] Hier endigt die westliche Bay oder die Backbay, und es beginnt die Landenge, welche die Halbinsel mit Arabien verbindet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wibenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 285 | 25 November 1851.

Etwas über die Finnen im Gouv. Petersburg.

(Nordische Biene 10 Sept.)

Bulgarin bemerkt im Feuilleton des genannten Blattes über die mannichfachen Arbeiten Köppens, welche die Ermittelung der verschiedenen in jenen Landstrichen hausenden und sich kreuzenden Völker zum Gegenstand hatten, folgendes: „der Gegenstand zieht mich um so mehr an, als ich demselben schon seit 29 Jahren meine Aufmerksamkeit zugewendet habe. In dem von mir im J. 1822 herausgegebenen „Nordischen Archiv" nahm ich eine Abhandlung des Pastor Petreus „etwas über die Wotländer" auf, mit Bemerkungen eines damaligen Mitarbeiters, des gewesenen Professors in Kasan, P. L. Jöpplin, dessen auch Hr. Köppen gedenkt. Bekanntlich war die Provinz Nowgorod in fünf Districte (Pjätina's von pjät, fünf) 1) den derewjischen, 2) den von Bjeshez, 3) den von Oboneshj, 4) den wodischen (oder wotischen) und 5) den von Schelon getheilt. Hr. Köppen hat, gegründet auf historische Acten und Forschungen, eine historische Schilderung der wodischen Pjätina verfaßt, und zugleich eine statistische Tabelle aller im Gouv. Petersburg, außerhalb der Stadt, im Jahre 1848 wohnenden Fremden hinzugefügt. Die historischen Nachrichten über die Wotländer oder Woibanen beginnen im J. 1054 und endigen mit dem Jahr 1755. Der Verfasser hat kein russisches oder fremdes Werk, keine Chronik, keine Urkunde, keine Verordnung außer Acht gelassen, wo nur der Name der Woden oder Wotländer erwähnt war. Die Ausdauer und Genauigkeit in seinen Arbeiten ist in der That staunenswerth. Aus den localen statistischen Nachrichten, die Köppen sammelte, indem er zu dem Ende im Gouvernement herumreiste, zeigt sich, daß im Gouv. Petersburg außer der Hauptstadt nachfolgende Fremde wohnen:

1) Woden	5.148
2) Ishoren	17,800
3) Evremeiset	29,344
4) Sawakot	42.979
5) Finnische Auswanderer (Karelier) . .	3.660
6) Esthen	2.522
7) Deutsche	11.890
8) Zigeuner	254
Zusammen	104.507

Köppen sammelte die Nachrichten von den Geistlichen, von den die Staatsgüter verwaltenden Behörden, von den Gutsbesitzern und ihren Verwaltern, mit Einem Wort überall und von allen, die etwas wissen konnten. In voller Anerkennung des Werthes dieser Arbeiten füge ich einige meiner eigenen Ansichten bei, die sich bei mir durch lange Erfahrung und durch Beschäftigung mit meinem Lieblingsgegenstand, der Geschichte, gebildet haben.

Köppen weist in seiner Broschüre die von den oben bezeichneten Stämmen und Völkern bewohnten Orte nach, erklärt ihre Namen und sagt, daß die Wod bei den Russen Tschud, bei den Finnen Watialaiset heißen, die Ishoren bei den Finnen Ingrekot, die Evremeiset bei denselben Aeyrameiset; die Sawakot führen bei den Finnen denselben Namen, während die Evremeiset und Sawakot sich selbst Suomalaiset, die Russen sie aber Malmisten und Tschuchonzen nennen, und die Esthen bei den Finnen Wirolainen[1], bei den Russen Tschud genannt werden.

Ich habe das alte und neue Finnland in die Kreuz und Quere durchzogen, und mich in dem von den Esthen bewohnten Lande niedergelassen; diese Esthen, welche bei den Russen Maimisten und Tschuchonzen genannt werden, heißen eigentlich Maa-miß. In ganz Finnland ist nur ein einziges volkreiches Dorf, das nach allgemein europäischer Sitte, d. h. in einer Linie gebaut ist. Dieß Dorf ist Limango, nicht weit von Uleaborg. Der finnische Stamm in Finnland, in Esthland und im östlichen Theile von Livland (in den Kreisen Dorpat, Pernau, Fellin und Werro), lebt allenthalben zerstreut, d. h. in einzelnen Häusern, auf der ganzen Ausdehnung des bebauten Bodens. In andern Gegenden bestehen die Ansiedlungen aus einigen Wirthschaften, d. h. aus einzelnen Häusern mit den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden, stets aber sind die Wohnungen in einiger Entfernung von einander, so daß jede Familie so zu sagen einsam lebt. In Livland haben diese Bauernansiedlungen den deutschen Namen „Gesinde", die Esthen aber nennen sie Tallo, d. h. die Wirthschaft eines angesessenen Bauern, der die Verbindlichkeit hat, mit seiner ganzen Familie das Herrenfeld zu bauen. Man kann das Wort „Tallo" durchaus nicht mit Bauernhof übersetzen, weil in einem finnischen oder esthnischen Tallo manchmal über 30 Personen, die ganze Verwandtschaft des Ansiedlers, wohnen. Vermehrt sich die Familie, so nimmt sie mehrere Häuser ein und bildet ein Dorf, esthnisch Külla, und führt den Familiennamen des Stammhauptes, wenn sie nicht zuvor schon einen Districtsnamen hatte. So entstanden die Namen ausgedehnter Gemeinden von der Benennung von Bauernansiedlungen oder „Gesinden." Diese Familien- oder Districtsnamen — wenn nämlich die Gegend irgend etwas Besonderes hatte — erhielten sich

[1] Die außer Esthland wohnenden Esthen heißen bei den Finnen darum Wirolainen, weil der Theil Esthlands, der mit der einen Seite an den Meerbusen, mit der andern an den Kreis von Narwa, d. h. das ehemalige Ingermanaland stößt, der Kreis von Wir, oder Wirolaud genannt wird.

namentlich da, wo die finnischen oder esthnischen Gemeinden sich an der Gränze der gedrängten Niederlassungen ihres Stammes und unter fremden Zuzüglern niederließen. Aus diesem Grunde glaube ich, daß alle diese Fremden im G. Petersburg — versteht sich mit Ausnahme der Deutschen und Zigeuner — Leute eines und desselben finnischen Stammes waren, und daß die Nowgorodische Pjätina in Ingermanland nur darum die wodische oder wotische genannt wurde, weil die Hauptfamilie oder Stamm darin Watialaiset, d. h. Wod-Leute, waren. Die alten Nowgoroder nannten den finnischen Stamm auf der linken Seite des finnischen Meerbusens bis zum tschudischen See (Peipus) Tschud, und die Tschud selbst, welche bei den Deutschen mit Unrecht Esthen heißen, nennen sich Maa-miß, d. h. Eingeborene, gerade wie die Finnen, weil Suomalaiset — der Name, den die Finnen sich selbst geben — auch „Eingeborene" bedeutet. Folglich sind Wot, Ijora, Evremaiset, Karelen und Esthen ein und derselbe finnische Stamm, der sich im tiefen Alterthum in Ingermannland niedergelassen hat, vielleicht zu derselben Zeit, als der finnische Stamm aus dem mittlern Strich des jetzigen Rußlands gegen Norden gedrängt, nach Finnland, in das jetzige Esthland und den östlichen Theil Livlands zog. Ihre verschiedenen Namen in dem G. Petersburg sind also Familien- oder Districtsnamen und nicht Stammnamen.

Bis jetzt haben in Finnland selbst, in Esthland und Livland viele Geschlechter ihre Familien- oder Districtsnamen, und sprechen ihre eigenen Mundarten; wenn ich den gesammten finnischen Stamm, der in Esthland und Livland wohnt, nach den Mundarten und Benennungen eintheilen wollte, wie Hr. Köppen mit dem finnischen Stamm im Gouv. Petersburg verfährt, so müßte man die Bewohner der Umgegend von Reval, Dorpat, Fellin und Werro als besondere Stämme bezeichnen, weil in ihren Mundarten ein bedeutender Unterschied ist; sie nennen sich zwar alle mit dem gemeinsamen Namen Maa-miß, haben aber außerdem ihren besondern Stamm- oder Familiennamen. Der finnische Stamm, der nie ein Gesammtvolk bildete, ist bis jetzt in dem Zustande geblieben, in welchem die slavischen Stämme in Rußland vor ihrer Vereinigung waren. Wir hatten hunderterlei verschiedene Stämme und Districtsnamen, Drewlänen, Polänen, Kriwitschen, Wjatitschen u. s. w. wie wir es jetzt bei den Finnen und ihren Brüdern, den Esthen, sehen. In dem am Meeresufer gelegenen Theil Neufinnlands hat sich die Civilisation ziemlich kräftig unter den Eingebornen entwickelt, aber im übrigen Finnland, in Esthland und Livland leben die Eingebornen abgesondert von den herrschenden Stämmen der Russen, Schweden und Deutschen, haben viel von ihren alten Sitten bewahrt, und in ihre Sprachen und ihre Familieneintheilungen nicht so viel Neuerungen hineingebracht. Meiner Ansicht nach bezieht sich alles, was in alten Urkunden und Chroniken von den Woden oder Wotländern gesagt ist, auf alle finnischen Bewohner von Ingermannland, d. h. dem jetzigen Gouv. Petersburg.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

5. Skizzen aus Hocharagonien.

c. Sechs Tage in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Es war bereits halb 7 Uhr, und wir hatten folglich keine Zeit zu verlieren, da Sallent nach der Aussage des Hirten noch zwei starke Stunden entfernt seyn sollte. Doch mußten wir eine Zeitlang rasten, um uns und besonders den sehr angegriffenen Pferden Zeit zum Ausruhen zu gönnen. Wir verzehrten gemeinschaftlich unsere letzten Lebensmittel, und da uns der Wein ausgegangen war, so opferte der gutmüthige Hirt willig seinen eigenen Vorrath, ohne daß er zu bewegen war, sich denselben bezahlen zu lassen. Selbst dafür, daß er uns bis auf diese Höhe geführt und unsertwegen einen Umweg von mehrern Stunden gemacht hatte, nahm er bloß einen Realen, d. h. zwei Silbergroschen (!) an, dafür meinte er, wolle er, wenn er im Herbst zu seiner Familie zurückkehre (er war aus einem Dorfe des untern Aragonthales), in Jaca für seinen Jungen eine Trommel kaufen! — Der arme Mann stand, gleich mehrern andern, in Diensten eines wohlhabenden Hausbesitzers von Canfranc. Zweimal wöchentlich mußte ein Hirte dahin gehen, um Lebensmittel zu holen, denn die den Hirten anvertrauten Heerden kommen den ganzen Sommer hindurch nicht in die Thäler hinab. Den Unbilden der Witterung ausgesetzt, fortwährend auf der Hut gegen die in jenen hohen Regionen häufig umherschweifenden Wölfe und Bären, müssen diese armen Leute Tag und Nacht unter freiem Himmel campiren, ohne mehr zu verdienen als 2 Realen täglich, die sie nicht angreifen dürfen, wollen sie mit ihren Familien während des Winters zu leben haben.

Nach kurzer Ruhe setzten wir unsere Wanderung weiter fort. Der Hirt begleitete uns noch ein Stück, um uns auf den Weg nach Sallent zu bringen, welcher seiner Versicherung zufolge am entgegengesetzten Abhange des Kammes zickzackförmig in einen weiten, in das Val de Tena mündenden Grund hinabführen sollte; wären wir einmal auf diesem Wege, dann, meinte er, könnten wir nicht irren und binnen zwei Stunden in Sallent seyn. Wie groß war aber sein Erstaunen und unser Schreck, als wir an den östlichen Rand des Kammes kamen, denn da war keine Spur von einem Wege zu sehen, indem ein unabsehbares Schneefeld den ganzen langen, unter 32° geneigten Abhang bis auf die Sohle des erwähnten Grundes hinab ununterbrochen überdeckte. Hohe Felsabstürze zu beiden Seiten machten es unmöglich, diese ungeheure Schneelehne zu umgehen; es blieb also nichts übrig als die Pferde über dieselbe in das Thal hinabzubringen. Der Hirt bemächtigte sich meines Reitpferdes, mein Bedienter des Packpferdes, allein noch ehe wir den Schnee betraten, stürzte das erstere auf dem platten schlüpfrigen Schiefergerölle, und wäre unfehlbar in die Tiefe hinabgerollt, hätte es der Hirt nicht mit kräftiger Faust am Zügel festgehalten, so daß wir es wieder auf die Beine bringen konnten. Das Packpferd, welches dieß mit angesehen hatte, zitterte an allen Gliedern und wollte nicht von der Stelle. Nur mit großer Mühe brachten wir die beiden armen Thiere, sie am Zügel und Schweif festhaltend, bis auf den Schnee, welcher glücklicherweise weder gefroren noch sehr weich war, so daß die Pferde festen Fuß fassen konnten. Der Hirte verließ uns nun, uns nochmals die Versicherung gebend, daß wir unten im Thale den Weg nach Sallent schon antreffen würden. Allein als wir endlich im Grunde ankamen, war es bereits ganz dunkel, und deßhalb der wenig betretene Pfad auf dem grauen Schiefergerölle nicht zu erkennen. Nach längerm vergeblichem Suchen mußten wir uns entschließen, auf gut Glück im Grunde des Thales abwärts zu steigen. Neue Schneemassen, unter deren unsicherer Decke Bäche dahinbrausten, wenige Alpentriften, von Schneewasser überschwemmte Wiesen, reißende Bäche, steile Granitlehnen und Felsmassen wechselten unaufhörlich mit einander ab und erlaubten nur sehr langsam und mit großer Vorsicht vorwärts zu dringen. Endlich kamen wir auf eine Art von Weg, dem zu folgen wir uns entschließen

mußten, da sich das Thal weiter abwärts in eine enge Felsschlucht verwandelte. Der eingeschlagene Weg lief an dem rechten Thalgehänge empor und führte uns in eine andere parallel laufende Schlucht hinüber, in deren Grunde er aufhörte. Nur mit Mühe passirten wir den starken Bach und erstiegen die entgegengesetzte Thalwand, da auch hier schroffe Felslehnen, über welche der Bach schäumend hinabbrauste, es verboten der Thalsohle zu folgen. Es war mittlerweile vollkommen Nacht geworden. Gespenstisch schimmerten die riesigen uns gegenüberliegenden Schneeberge über der dunkeln Tiefe des Val de Tena an dem sternenbesäeten schwarzblauen Himmel. Nach abermaligem vergeblichem Suchen nach einem Wege stiegen wir langsam an dem stark geneigten Geröllekamm hinab. Bald — es war 10 Uhr vorüber — ging der Mond auf und übergoß die ungeheuren Schneekolosse des Val de Tena mit silbernem Glanze. Wir befanden uns noch hoch in der Alpenregion; nirgends war ein Baum, ein Strauch, geschweige denn eine Spur von Menschen zu gewahren. Doch mußte ein bewohnter Ort in der Nähe seyn, denn wir vernahmen dann und wann Hundegebell in der Ferne, auch leuchteten uns gegenüber an dem jenseitigen Gehänge des Val de Tena mehrere Hirtenfeuer. Da der Kamm sich immer jäher abwärts senkte und es daher wahrscheinlich war, daß er mit einem schroffen Felsabsturze enden würde, so mußten wir uns wohl oder übel dazu entschließen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Wir wählten zu unserm Bivouak eine durch eine Felswand gegen den Wind geschützte Alpentrift, wo die Pferde grasen konnten. Gern hätten wir ein Feuer angezündet, allein weit und breit war nicht der kleinste Strauch zu finden, deßgleichen mußten wir auf ein Abendbrod verzichten, denn wir hatten weder Lebensmittel noch Wein. Glücklicherweise war die Nacht schön, ruhig und nicht sehr kalt; an Schlaf war aber nicht zu denken, da wir der Wölfe halber fortwährend ein wachsames Auge auf unsere Pferde haben mußten.

Bei Tagesanbruch verließen wir unsere feuchte Lagerstätte, gelangten bald in die Region des Buchsbaums und trafen nach kurzem Hinabsteigen einen Pfad, welcher uns rasch in das Val de Tena hinabbrachte. Bereits um 5 Uhr kamen wir nach Sallent, woselbst wir bis zum folgenden Morgen verweilten. Dieser große und volkreiche Flecken, die höchste Ortschaft des Val de Tena, liegt äußerst romantisch über dem linken Ufer des Gallego am steilen Abhange eines ungeheuren Felskolosses, welcher gleich einem versteinerten Riesen Wache am Eingange einer tiefen Seitenschlucht hält, durch die ein starker Zufluß des Gallego herabbraust. Die Posada, ein recht leidliches, aber — wie überall in den Pyrenäen — ziemlich theures Wirthshaus, hat eine absolute Höhe von 3707 par. Fuß. Die Umgebungen des Ortes sind schön angebaut und contrastiren durch ihr üppiges, saftiges Grün anmuthig gegen das blendende Weiß der malerisch geformten Schneeberge, die allenthalben, wohin man das Auge richtet, über die schroffen theilweis bewaldeten Gehänge in das weite Thal hereinschauen. Es war gut, daß wir uns diesen Tag unter Dach und Fach befanden, denn gegen Abend entlud sich ein heftiges Gewitter, begleitet von starkem Regen und Schloßen. Von meinem Zimmer aus konnte ich die Bildung und den Verlauf desselben bequem beobachten. Rabenschwarze Wolken verhüllten die ganze obere Hälfte des Thales und zogen vom Sturme gepeitscht, in wunderliche Gestalten zerflatternd, am Fuß der majestätischen Schneekolosse vorüber, die von Zeit zu Zeit grell durch das flackernde Licht der Blitze beleuchtet wurden; furchtbar rollte der Donner in den zahllosen Gründen und Schluchten, nach allen Seiten hin sprühten flammende Blitze, es war ein prachtvolles Naturschauspiel. Bis tief in die Nacht hinein tobte das Gewitter, und schon fürchtete ich, daß ich gezwungen seyn würde, noch einen Tag in Sallent zu bleiben. Allein dem Kampfe der Elemente folgte ein wunderschöner Morgen, weßhalb ich nicht länger zögerte, meinen Wanderstab weiter zu setzen.

(Schluß folgt.)

Ein Tag in Aden.

(Schluß.)

Die Kluft, welche wir nun erreicht, ist eine Spalte im Felsen, welche durch die Kunst noch 25—30 Fuß tiefer gemacht worden; sie bildet einen Einschnitt in den Kamm eines der Felsenjoche. Der Weg zum Eingang in diese Kluft wird durch feste Mauern eng eingeschlossen; eine furchtbare Batterie erhebt sich terassenförmig an der östlichen Seite und bestreicht den Eingang. Die ausgehauene Spalte ist in ein befestigtes, überwölbtes Thor verwandelt, und durch diesen einzigen Zugang zur Stadt von der Nordseite muß der erstaunte Reisende seine Schritte lenken, wenn er sich nach Aden begeben will, einem Orte, der durch die Natur allein mehr befestigt ist als Gibraltar durch Natur und Kunst zusammengenommen. Der Boden des Thors liegt vielleicht 400 Fuß über der Meeresfläche. Kaum hatten wir dasselbe durchschritten, als unser Blick in ein kesselförmiges Thal fiel, welches fast auf allen Seiten in seinem ganzen Umfang durch steile Bergwände eingeschlossen wird: dieselben vereinigen sich beinahe zu einem Kreise und verbergen den kleinen Thalgrund gewissermaßen vor den Augen der ganzen Welt. Der ziemlich ebene Boden desselben wird vielleicht 300 Fuß tiefer liegen als der Paß über den Bergkamm, den wir auf der Nordseite des Thals überstiegen hatten, und sich demgemäß 100 Fuß über das Meer erheben; der Durchmesser beträgt gegen eine englische Meile. Nur an der östlichen Seite, da wo sich der Boden nach dem Ufer der östlichen Bay, der Bay von Aden, abdacht, ist das Thal von keinen Bergen eingeschlossen. An dieser Seite erhebt sich der Rand des letztern sehr wenig, ja ist theilweise ganz flach.[1]

In diesem Thal lag mit ihren Ruinen, ihren neuen Gebäuden, Hütten, Krambuden und Casernen die Stadt Aden, die wir besuchen wollten. Den Schlangenwindungen des Weges bergabwärts folgend, kamen wir bald an Ruinen, bald an halbvollendeten Häusern vorbei; hier drängten wir uns durch Leute hindurch, welche mit Hülfe von Zugthieren Wasser aus tiefen Cisternen heraufholten, welches man zum Anmachen des Kalks gebrauchen wollte, der zum Bau von Festungswerken und Häusern erforderlich war, und dort ritten wir an Arbeitern vorüber, die sich mit dem Reinigen alter, oder dem Graben neuer Cisternen beschäftigten. So ging es fort, bis wir endlich die Stadt selbst erreichten, welche wir dann nach allen Richtungen durchstrichen.

War uns die Stadt so wie das ganze kesselförmige Thal nicht sehr reizend erschienen, hatte das letztere uns durch sein dürres Aeußere überrascht, als wir droben bei dem hohen Thore standen, so war ebenfalls das Innere nicht besonders freundlich. Nirgends zeigte sich ein grünes Plätzchen dem Auge, nirgends ein Baum oder ein Strauch. Alles war kahl und wüst, man erblickte nichts als Sand, Trümmerhaufen und nackte Felsen.

Außer der Garnison, einigen europäischen und armenischen Kaufleuten zählt die Stadt gegen 7000 Einwohner, welche aus Abyssiniern (Somali), Juden und hauptsächlich Arabern bestehen, von denen jede Nation jedoch einen besondern Theil der Stadt bewohnt. Die meisten Häuser sind niedrig und nur aus Bambus, Rohr und dem Holz und den Blättern der Dattelpalme erbaut; die Dächer bestehen ebenfalls aus Palmblättern, Rohr und Matten, und sind oben platt. Nur einige wenige Häuser — vornehmlich von Juden bewohnt — sind aus rohen

[1] Dem steilen Küstenabhange, welcher hier nach dem westlichen Strande der Bay von Aden abfällt, liegt in östlicher Richtung und nur in sehr geringer Entfernung die kleine, aber hohe Insel Sira gegenüber.

Steinen zusammengemauert. Die Zahl der Häuser, welche zierlicher gebaut sind und zwei Stockwerke haben, ist gering; dieselben sind von englischen, armenischen und chinesischen Kaufleuten bewohnt. Regelmäßigkeit im Bau der übrigen, niedrigen Häuser sucht man vergeblich: die zwischen denselben hinlaufenden Straßen sind äußerst schmutzig. Hier lagen Haufen von Kehricht, dort waren gedörrte Fische zum Verkauf ausgestellt; hier wurden Kuchen in Oel gebraten, und dort standen Körbe voll Datteln, die sich bereits im Zustande der Gährung befanden. Außer den angenehmen Düften, welche all diesen Leckereien entströmten, trugen die Millionen von Fliegen, die von denselben angelockt, durch die Gassen summten, das ihrige dazu bei, uns zu möglichster Eile anzutreiben.

Wir betrachteten einige der tiefgegrabenen Cisternen, welche sich überall in großer Zahl am Fuß der Berge finden; die meisten trafen wir an der westlichen und südwestlichen Seite der Stadt, nämlich da, wo die Berge ihre größte Höhe erreichen. Die Mehrzahl war in einer Masse von Kies (Conglomeraten) und Tuff angelegt, nur sehr wenige in dem compacten Felsen; sie haben gemeiniglich eine Tiefe von 30—40 Fuß. Das Trinkwasser, welches sie liefern, darf ausgezeichnet genannt werden; es ist das einzige, welches die Bewohner dieser Halbinsel besitzen.

Nachdem wir gemeinschaftlich in der Stadt herumgewandert waren und einige Erfrischungen genossen hatten, nahm ich Abschied von meinen Reisegefährten, um das Gebirge in verschiedenen Richtungen zu Fuß zu durchkreuzen, während jene ihre Esel bestiegen und nach dem am Ufer der Backbay gelegenen Gasthaus zurückkehrten. Die Beobachtungen, die ich auf dieser Wanderung in Bezug auf die topographische und geologische Beschaffenheit Adens machte, nebst denjenigen, welche ich im Lauf des Tages und am folgenden Morgen auf andern Ausflügen sammelte, sind in der Kürze diese.

In der Ferne gesehen, hatten alle Berge der Halbinsel überall dasselbe schwärzlich graubraune Colorit; überall zeigten sie dieselbe Dürre; nirgends war eine durch das Verwittern der Oberfläche entstandene Erdkruste zu erblicken, nirgends eine Spur von Moosen oder Flechten. Ungefähr in halber Höhe waren sie mit Trümmergestein, Kies- und Felsstücken bedeckt; die nicht sehr steilen Abhänge waren selbst bis auf Dreiviertel ihrer Höhe damit gleichsam besäet, so daß nur an den höchsten Kämmen das compacte Gestein erschien. Sie hatten die Gestalt sehr schmaler, langgedehnter Bergfelten oder großer Rippen mit sehr steilen, oft senkrecht emporsteigenden Seitenwänden; oben liefen diese Wände in einen noch schmalern Kamm (First oder Grat) zusammen, welcher holperig, eingekerbt oder von mannichfachen Spalten durchschnitten war, ja häufig in den allerseltsamsten Gipfeln, Spitzen und Zähnen endigte. Sie schienen einst durch eine gewaltige Kraft auseinander gerissen zu seyn, denn wüst und wild erheben sie sich gen Himmel, und steigen in den schroffsten und kühnsten Gestaltungen empor; die meisten dieser Felsenfirste sind wahrscheinlich nicht zu erklimmen.

In Bezug auf die Lage und die Weise, wie diese Bergrücken mit einander verbunden sind, ist folgendes zu bemerken. Der höchste centrale Bergzug, von den Arabern Dschebel (Berg) Schamschan genannt, läuft von Westnordwesten nach Ostsüdosten durch die Halbinsel. Von demselben gehen Querarme oder Seitenrippen ab, welche sich nach dem Meer hinziehen, in ihrer Gestalt dem Hauptzuge gleichen und anfangs fast ebenso hoch sind als dieser; erst nach der Hälfte ihrer Länge senken sie sich tiefer herab. Je mehr man sich der Küste nähert, desto größer wird die Zahl dieser Ausläufer, da die einzelnen sich wieder spalten und zerklüften. Auf diese Weise entsteht ein seltsames Gerippe von schmalen Bergleisten und engen Schluchten, welches auf den ersten Blick wie ein wüstes Labyrinth erscheint. Die meisten dieser Schluchten sind unten in der Tiefe ebenso schmal wie die Firste der Bergrippen.

Einzelne dieser Schluchten haben eine mehr trogförmige, runde Gestalt und breiten sich unterwärts zu kleinen Sandhügeln aus, deren Fronte an das Meer gränzt und die kleine sandige Buchten zwischen den Bergrippen bilden. Die größte dieser Buchten, die eine fast kreisförmige Gestalt hat, ist das Kesselthal, in welchem die Stadt Aden liegt. Dasselbe wird im Süden und Westen von den Armen begränzt, die vom Ztschebel Schamschan auslaufen, im Norden von einem nicht sehr hohen Bergrücken, der jedoch durch einen Arm des Schamschan auf der nordwestlichen Seite des Thals mit dem letztern verbunden ist. Der oben beschriebene Bergpaß läuft über den niedrigsten Theil der zwischen beiden liegenden Fiesse. Auf der östlichen Seite, der Insel Sira gegenüber, ist die Bucht offen und fällt steil gegen die Seeküste ab; auf der westlichen Seite dagegen wird sie von den höchsten Gipfeln des Schamschan begränzt, welche man auch von der Backbay aus sehen kann.

Demnach besteht die ganze Oberfläche der Halbinsel aus Bergrücken und deren Ausläufern mit den dazwischen liegenden Schluchten. Viele dieser Ausläufer springen weit ins Meer vor, wo sie dann plötzlich steil abfallen; dadurch erhält die Küste von Aden eine eigenthümlich elliptische, zackenförmige Gestalt. Den größten Durchmesser hat die Halbinsel von Ostsüdosten nach Westnordwesten, in welcher Richtung derselbe gegen 1½ Stunden beträgt. Die höchste Spitze des Schamschan muß 2660 Fuß über der Meeresfläche liegen.

Gegen Nordosten ist die Halbinsel durch einen schmalen Landstreifen mit dem Festlande von Arabien verbunden; diese Landenge ist, wie das letztere, niedrig und flach, und besteht aus Sand, der aus zertrümmerten Korallen und Muscheln gebildet ist. Wäre dieser Isthmus nicht da, so würde das Gebirge von Aden eine ganz isoliert liegende Felseninsel seyn.

Auf der ganzen Halbinsel habe ich nur Lavagesteine gefunden, nämlich Trachyt-, Dolomit- und Basaltfelsen, ferner Trümmergesteine derselben Art — Conglomerate — und Tuffe. Die Halbinsel ist demnach ganz aus vulcanischen Felsen zusammengesetzt.

Am westnordwestlichen Ende der Halbinsel auf dem Plateau eines Berges mit sanfteren Abhängen haben die Engländer ein kleines Fort erbaut, welches den Eingang in die Backbay bestreicht, welcher es gerade gegenüber liegt. Ein sehr guter, erst kürzlich angelegter Weg führt den Reisenden vom Gasthause dorthin; derselbe läuft in westlicher Richtung zwischen den Bergen und dem Meer dahin, und folgt allen Windungen der Küste, welche bald in spitzen Winkeln vorspringt, bald kleine sandige Buchten bildet. Eine halbe Stunde vom Gasthause steigt der Weg allmählich zur Berghöhe empor, auf welcher das Fort liegt. Hier sind mehrere luftige Gebäude aus Holz, Bambus, Rohr und Dattelpalmblättern für die englischen Officiere errichtet. Rings um diese Rohrhäuser haben diese sogar kleine Gärten angelegt, in denen sie Blumen und Gemüse ziehen; die dazu erforderliche fruchtbare Erde haben sie sich aus verschiedenen Orten Arabiens, welche Tagereisen von dem Fort entfernt sind, herbeischaffen lassen.

Obgleich der Boden der ganzen Halbinsel durchaus steinig und kahl, und nirgends eine Spur von einer fruchtbaren Erdrinde zu sehen ist, so fand ich doch auf meinen Wanderungen eine Anzahl Sträucher und Stauden, welche wegen ihrer besondern Organisation auf diesem Boden zu gedeihen schienen: zum Theil wuchsen dieselben in dem losen Sande, zum Theil in den Felsengrotten; die meisten waren ½—2 Fuß hoch, nur wenige erreichten eine Höhe von 3 Fuß. Ich fand sechs verschiedene Arten, worunter eine stachlichte Akazie, eine staudenartige Reseda, Capparis Spinosa, und eine Euphorbia.

Wie man sagt, sollen sich in den Bergschluchten eine Anzahl grauer Füchse und sogar einige Hyänen aufhalten. Außer einem Raubvogel (Falco pondicerianus) habe ich auf der Halbinsel keine anderen Thiere gesehen als Ratten und zahme Esel.

Wasserverbindungsstraßen in Oberitalien. Seit die Poschifffahrt einigermaßen von ihren Hemmnissen frei wurde, zeigt sich die Wichtigkeit dieser Verbindungsstraße mit jedem Tag auffallender. Waaren die bisher vom adriatischen Meer nach Mailand acht Wochen brauchten, kommen jetzt in acht Tagen hin, denn mit der Po-Schifffahrt ist auch die auf dem Ticino, der Adda, dem Mincio u. s. w. gestiegen. Der Po ist selbst in der trockensten Jahreszeit fahrbar bis zur Mündung, und nur hier werden hydraulische Arbeiten nöthig werden. (Athen. 15 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 286. 29 November 1851.

Ein grimmiger Wallfisch.

Der New Bedford Mercury berichtet einen Fall, welcher zu beweisen scheint, daß es unter den Wallfischen einzelne besonders grimmige Thiere gibt, wie unter den Elephanten. Ein ähnlicher Fall ist in der ganzen Wallfischfängerei ein einzigesmal vorgekommen, nämlich vor 20 oder 25 Jahren mit einem Schiffe, Namens Essex. Das diesesmal zerstörte Schiff, Ann Alexandre, war von einem Capitän Deblais commandiert, der seine Angabe zu Payta in Südamerika vor dem Consul amtlich zu Protokoll gab, wo sie auch durch die noch anwesende Mannschaft des Schiffes bestätigt wurde. Die Erzählung ist in möglichster Kürze folgende:

Das Schiff war am 1 Junius 1850 von New Bedford in Massachusetts ausgelaufen, hatte im atlantischen Meer etwa 500 Fässer Thran gesammelt, und begab sich nun an ihren eigentlichen Bestimmungsort, die Südsee. Am 20 August d. J. befand es sich auf dem bekannten Jagdplatz 5° 50′ S. B. u. 102° W. L. Zwei Boote waren nach Wallfischen aus, eines vom Steuermann, das andere vom Capitän Deblais selbst commandirt. Der erstere hatte einen Wallfisch harpunirt, und fuhr ihm nach, als derselbe plötzlich umwandte, auf das Boot losschoß, seinen ungeheuren Rachen öffnete und das Boot in Stücken zusammenschlug; die Leute hatten kaum Zeit gehabt sich ins Meer zu werfen, und wurden, ein wahres Wunder, von dem herbeieilenden andern Boot noch alle gerettet. Man hatte den Unfall vom Schiffe aus gesehen, und schickte ein drittes Boot; die Mannschaft vertheilte sich jetzt auf den zweien, machte abermals Jagd auf den Wallfisch, der sich abermals gegen das eine Boot wandte, und es zwischen seinen ungeheuern Kiefern zerschmetterte. Noch einmal gelang es die Mannschaft zu retten; jetzt wandte sich aber das durch die nach ihm geworfenen Harpunen und Lanzen wüthende Thier nach dem dritten Boot, das in aller Eile nach dem Schiffe zurückfuhr, und es schoß in geringer Entfernung an demselben vorüber, da letzteres eben noch eine rasche Wendung gemacht hatte. Alles sammelte sich jetzt auf dem Schiffe, und man beschloß mit diesem und nicht mehr mit den Booten auf den Wallfisch Jagd zu machen. Als er sich dem Schiff näherte, erhielt er eine Lanze in den Kopf, zugleich wurde das Schiff gewendet, und das Unthier schoß vorbei. Man verfolgte ihn abermals, aber das Thier verschwand plötzlich in der Tiefe, und da Sonnenuntergang nahe war, gab man die Verfolgung auf, blieb aber doch mit den Harpunen zur Hand, um, wenn das Thier sich zeige, ihm einen tödlichen Wurf beizubringen. Auf einmal bemerkte man, daß der Wallfisch mit furchtbarer Gewalt auf das Schiff losfahre, und plötzlich schütterte es unter der Gewalt eines Stoßes, als wäre es auf einen Felsen aufgefahren. Der Capitän stieg hinab in den Schiffsraum und entdeckte zu seinem Schrecken, daß das Unthier zwei Fuß vom Kiel das Schiff getroffen und ein Loch durchgeschlagen habe, durch welches das Wasser mit Ungestümm eindrang. Nur wenig war noch zu retten, die Boote wurden losgemacht, und bestiegen, die Nacht in denselben zugebracht, und erst am nächsten Tage konnte man sich dem halbversunkenen Wrack wieder nähern. Es gelang zwar Lebensmittel zu retten, aber so wenig, daß sie den schauderhaftesten Tod vor sich sahen, wenn ihnen kein Schiff begegnete, was glücklicher Weise am nächsten Tage, den 22 August, der Fall war. Das Schiff Nantucket nahm sie auf und führte sie nach Payta, wo sie am 15 September ankamen, und ihre Erzählung vor dem amerikanischen Consul abgaben.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

3. Skizzen aus Hocharagonien.

c. Sechs Tage in den Pyrenäen.

(Schluß.)

Das Ziel dieses Tages waren die in ganz Spanien wegen ihrer Heilkraft berühmten Bäder von Panticosa, die am Anfange eines Seitenthales des Val de Tena mitten in der Alpenregion liegen. Der Weg dahin führt zwei Stunden lang am linken Gehänge des Val de Tena abwärts, worauf er zu einem waldigen Kamme emporsteigt, welcher dieses Thal von der erwähnten Schlucht von Panticosa scheidet. Das Val de Tena ist viel weniger wild als das vom Aragon durchströmte Thal, obwohl es zwischen höhern Bergen liegt, und bietet wegen seiner Weite fortwährend die prachtvollsten Aussichten auf das Hochgebirge dar. Der Gallego, ein ebenso wasserreicher Fluß, wie der Aragon, windet sich in malerischen Krümmungen durch den mit Wiesen, Saaten und Laubgehölzen erfüllten Grund, in dessen fruchtbarem Schooße mehrere wohlhabend aussehende Dörfer umkränzt von Nuß- und Obstbäumen gelegen sind. Von dem erwähnten waldigen Kamme aus eröffnet sich plötzlich eine großartige Aussicht über ein tiefes rings von schroffen zackigen Kalkfelsen und himmelhohen Schneebergen umgürtetes Thalbassin, welches durch die Vereinigung mehrerer Barrancos entsteht und mit von Laubholz bedeckten Hügeln erfüllt ist. Hier ruht dicht am Fuße der steilen Felswände des rechten Gehänges halb vergraben unter Kastanien, Nuß- und Obstbäumen der Flecken Panticosa. Die gleichnamigen Bäder befinden sich drei Stunden weiter aufwärts am Ursprung des Rio Calderas, welcher das Thalbecken von Panticosa be-

wässert. Eine ziemlich steile mit Gerölle bestreute Felslehne, über die ein Bach herabrauscht, bildet den Ausgang des sehr schmutzigen Ortes. Gleich hinter den letzten, wie Adlernester an den Felsabhängen klebenden Häusern verengen zwei thurmartige Felsenberge das Thal zu einer schmalen Kluft, aus welcher der Rio Calderas schäumend hervorbraust. Die auf diese Spalte folgende Schlucht gehört zu den wildesten Alpenthälern der Pyrenäen. Der Weg, meist in das Gestein gesprengt, windet sich fortwährend am rechten Gehänge hin. In unaufhörlichen Cascaden tobt der Calderas, ein blaugrüner Alpenstrom, bald hart neben bald tief unter dem Wege in einer unzugänglichen Kluft, welche die unterste Basis entsetzlich schroffer, von zahllosen Schluchten zerrissener Felsenberge bildet, die nach oben hin in zackige Schneepyramiden auslaufen. Einzelne sanfter geneigte Abhänge sowie die Vorsprünge der Felsen sind mit Pyrenäenkiefern, weiter hinauf mit Tannen bewachsen. Im Winter ist diese Schlucht unzugänglich und im Frühling wegen der häufigen Schneefälle gefährlich zu passiren. Noch erfüllte an einer der engsten Stellen eine herabgestürzte Lawine den ganzen Grund, ein hohes Schneegerölle über dem tosenden Bache bildend. Nach ungefähr anderthalbstündigem Emporsteigen hören die Bäume und Sträucher auf und erscheint der Kalk durch Granit ersetzt, der sich in nackten riesigen Felsmassen von oft wunderlicher Gestalt zu beiden Seiten des Baches aufthürmt. Endlich wird die Schlucht weiter und ebener, man überschreitet den Calderas, der in mehrere Arme getheilt kleine flache mit Alpenrosengebüsch geschmückte Grasinseln in seinem Bette umschließt, und plötzlich steht man am Eingange eines imposanten von majestätischen Schneebergen umschlossenen Circus und am Rande eines wunderschönen klaren Alpensees, aus dem der Rio Calderas hervorströmt. Hier lagen am östlichen Ufer des Sees die Bäder von Panticosa.

Die Mineralwasser von Panticosa sind sowohl ihrer chemischen Zusammensetzung nach als hinsichtlich ihrer therapeutischen Wirkung den berühmten Quellen von Bareges und Bagnères de Luchon ähnlich. Die eine der drei Quellen, Fuente de la Herpes genannt, besitzt einen bedeutenden Schwefelgehalt und wird daher mit Erfolg gegen hartnäckige Hautausschläge angewendet. Die beiden anderen, Fuente de la Salud und Fuente del Estomago, enthalten kohlen-, schwefel- und salzsaure Alcali- und Eisensalze; erstere wird bloß zum Trinken benutzt und besitzt einen ziemlich angenehmen Geschmack. Das Wasser aller drei Quellen ist lau, das der Fuente del Estomago am wärmsten (25° 7 R.). Letztere liegt um viertehalbhundert Fuß höher als die beiden andern Quellen, 5083 par. Fuß über dem Meere am steilen Abhange der das Bassin gegen NO schließenden Gebirgsmasse. Ueber der Fuente del Estomaga und Fuente de la Herpes sind geräumige Badehäuser erbaut, welche eine große Anzahl reinlicher und netter Badestübchen enthalten. Auch sind in beiden Gebäuden Vorrichtungen zur Erwärmung des Wassers vorhanden. Das Gebäude, in welchem die Fuente de la Herpes quillt, ist mit einer hübschen Colonnade zum Promeniren bei schlechtem Wetter versehen. Außer den Badegebäuden gibt es noch drei große zur Aufnahme der Badegäste bestimmte, aus zwei Stockwerken bestehende Gebäude, in denen sich eine Menge freundlicher ziemlich bequem eingerichteter, ja sogar heizbarer Wohnzimmer befinden. Das unweit des Sees in 4710 par. Fuß Höhe gelegene, la Posada genannte Gebäude dient als Traiteurhaus. Eine Capelle, eine Kaufhalle und ein Stallgebäude vervollständigen die kleine Ortschaft, deren mit spitzen Schieferdächern und grünen Jalousien versehenen Gebäude einen ungemein freundlichen Eindruck inmitten jener großartigen wildromantischen Landschaft machen. Die Bäder von Panticosa sind zwar schon lange bekannt, aber erst seit einigen Jahren recht in Aufnahme gekommen, und gehören jetzt jedenfalls zu den am besten eingerichteten spanischen Bädern. Ihre Gebäude sind sämmtlich erst in den letzten Jahren erbaut worden, vorher sollen an deren Stelle elende Barraken gestanden haben. Es ist für eine vortreffliche Küche, für literarische Unterhaltung und für gute Verpflegung der Kranken bestens gesorgt, und fehlt es auch an geschmackvollen Promenaden und Gärten, die sich dort beim besten Willen nicht anlegen lassen, weil außer Alpenkräutern nichts mehr gedeiht, so bieten dafür die unmittelbaren Umgebungen die romantischsten Spaziergänge dar, die man sich denken kann. Der Aufweg zur Fuente del Estomago gewährt reizende Aussichten auf das zu Füßen ruhende Thalbecken mit seinem blauen See und seinen smaragdenen von silbernen Bächen durchschlängelten Wiesengrund und auf die enormen pittoresken Felsmassen und die darüber emporragenden Schneekolosse seiner Umwallung. Wer nicht gern Berge steigt, kann sich auf den blumigen Grasmatten am See ergehen, an dessen Ufer eine elegante Gondel zu einer Promenade auf dem silberklaren tiefblauen Spiegel einladet, oder will er ein großartiges Schauspiel genießen, die benachbarten Wasserfälle besuchen. Der gegen 100 Fuß tiefe Alpensee wird nämlich von vier starken Bächen gespeist, die in prachtvollen Wasserfällen über die Thalwände herabstürzen. Unter den letztern ist der im hintersten gegen Norden gekehrten Winkel des Circus befindliche, welcher durch den stärksten Bach gebildet wird, der großartigste. Der Bach entspringt, wie mir versichert wurde, aus einem in der Schneeregion gelegenen See, von wo er in einer ununterbrochenen Cascade bis an den Rand einer schauerlichen von ihm allmählich ausgehöhlten Kluft gelangt, in welche er in mehreren Absätzen hinabstürzt. Die Gesammthöhe des Kataraktes beträgt gegen 600 Fuß, doch kann man ihn von unten her wegen der Enge der Schlucht nicht ganz übersehen. Dieß ist bloß von dem äußersten Vorsprung eines kolossalen Granitfelsens möglich, welcher von der rechten Wand der Kluft ungefähr in der halben Höhe des Wasserfalles weit über den schwarzen Schlund vorspringt und nur von oben her erklommen werden kann. Ich besuchte diesen Punkt den folgenden Tag bei meiner Rückkehr aus der Schneeregion. Obwohl keine Gefahr vorhanden ist, so gehört doch einiger Muth dazu, jenen Felsen zu betreten, denn man hat den donnernden Wassersturz sowohl über und neben sich, als unter seinen Füßen. Ein kolossaler Wasserstrahl von vielleicht 200 Fuß Höhe, welcher den zweiten Absatz des Kataraktes bildet, bricht sich an dem Felsenvorsprung, auf dem man steht, so daß das Wasser mehrere Klafter hoch in weißen Schaum und Dampf aufgelöst gen Himmel spritzt und der Felsen fortwährend erzittert. Blickt man aufwärts, so ist es als müsse einem der riesige ungefähr 10 Fuß breite Wasserstrahl auf den Kopf stürzen, und sieht man abwärts, so gewahrt man nichts als eine kochende Schaummasse, die in wirbelnden Strudeln in die nachtschwarze Tiefe hinabsinkt und endlich in ein tiefes kreisrundes, vom Tageslicht hell beleuchtetes Wasserbecken auseinander fließt. Dieser imposante Katarakt gehört jedenfalls zu den größten und prächtigsten Wasserfällen der Pyrenäen. Ein anderer beinahe ebenso wasserreicher Bach tobt zwischen der Fuente de la Herpes und der Fuente de la Salud über eine schroffe Felsenlinie von vielen hundert Fuß Länge herab, eine malerische Cascade von bedeutender Breite bildend, und scheidet den Badeort in zwei ungleiche Hälften. Die beiden andern etwas schwächeren Bäche stürzen den Bädern gegenüber über die westliche Wand des

Circus aus Höhen von mehr als 1000 Fuß in vielen aneinander gereihten Katarakten hernieder, liegen jedoch bereits zu fern, als daß ihre Wasserfälle einen so großartigen Eindruck machen könnten, wie die beiden im Vorstehenden geschilderten.

Unter den Schneebergen, welche den Thalkessel der Bäder von Panticosa umringen, zeichnen sich namentlich die der Westseite durch bedeutende Höhe und kühne Formen aus. Es ragen hier von dem Rande des etwa 2000 Fuß über dem Spiegel des Alpensees erhabenen Gebirgswalles, welcher die eigentliche Umgürtung des Bassins bildet, drei gewaltige kegelförmige Berggipfel empor, von denen der mittelste, Punta de Bondellas genannt, am höchsten ist. Ein Streit mit dem eben anwesenden Besitzer der Bäder, welcher diesem Berge wie den übrigen Gipfeln eine offenbar viel zu große Höhe vindiciren wollte, bewog mich, den folgenden Tag, den 25 Junius, eine Excursion in die Schneeregion zu unternehmen, um wo möglich die genannte Punta zu ersteigen und deren Höhe barometrisch zu bestimmen. Ein Hirt erbot sich, mich bis an den Fuß des Kegels zu führen, denn dessen Gipfel zu erklimmen hatte weder er noch irgend ein anderer bisher versucht. Das Wetter war leider nicht so günstig, wie an den vorhergehenden Tagen, indem sich während der Nacht ein Gewitter entladen hatte, in Folge dessen der Himmel am Morgen mit schwerem Gewölk bedeckt erschien, welches die Berggipfel verhüllte. In der neunten Stunde fing jedoch das Gewölk sich zu zertheilen an, und da der Hirt meinte, es stehe kein Gewitter zu befürchten, so traten wir, er, ich und mein Bedienter, um 9 Uhr zu Fuß unsere Alpenwanderung an. An einen Weg war natürlich nicht zu denken. Nach anderthalbstündigem Emporklettern über steile mit losem Granitgerölle und moorigen Triften bedeckte Abhänge kamen wir an eine ungeheure lange und breite Schneelehne, die sich zwischen zwei schroffen Felsengraten bis zum Fuß der Punta de Bondellas hinanzog und den einzigen Aufweg zu jenem Felskoloß darbot. Der Schnee war weich, so daß wir nicht befürchten durften auszurutschen. Es war aber eine höchst ermüdende Partie, denn bei jedem Schritt sank man bis an die Knie in den Schnee ein und die Lehne wollte kein Ende nehmen. Wir hatten sie noch nicht zur Hälfte erstiegen, als mein Bedienter genöthigt wurde umzukehren, indem er sich seine Hanfsandalen auf dem scharfen Gerölle dermaßen zerrissen hatte, daß sie ihm auf dem nassen Schnee von den Füßen fielen, so daß er vollkommen baarfuß war. Auch ich verspürte die Kälte des Schnees empfindlich, da ich ebenfalls bloß Hanfschuhe trug, die bereits mehrere Lecke bekommen hatten, mochte aber das Unternehmen nicht aufgeben. Geleitet von dem Hirten, welcher meine Botanisirtrommel und die Bota (Weinschlauch) trug, und mit seinen aus ungegerbtem Rindsleder bestehenden Sandalen am besten fortkam, kletterte ich, das Barometer auf dem Rücken, weiter an der immer steiler werdenden Schneewand empor, und gelangte endlich um halb 12 Uhr auf einen ziemlich schmalen, dachförmig gestalteten Felsengrat, welcher die Basen der Punta de Bondellas und der ihr gegen Norden zunächst gelegenen Punta de Machimaño verbindet. Eine schauerliche Winterlandschaft breitete sich vor uns aus. Zu unsern Füßen lag in einem weiten, mit ungeheuren Schneemassen erfüllten Becken ein großer, noch ganz zugefrorener Alpensee: so weit das Auge reichte, nichts als Schnee, Eis und nackte schwarze Granitklippen, nirgends die geringste Spur von Vegetation. Das Wetter hatte sich wieder recht ungünstig gestaltet, denn die Wolken streiften fortwährend über unsern Köpfen hin, und verhüllten die beiden Berggipfel, zwischen denen wir uns befanden, oft gänzlich. Trotzdem unternahm ich es, die Punta de Bondellas zu erklimmen, mußte aber nach wiederholten, vergeblichen Versuchen, einen Aufweg zu entdecken, davon abstehen. Doch halte ich den Berg nicht für unersteiglich, wofür er bei den Bewohnern der Bäder gilt; nur damals war die Besteigung desselben unmöglich oder wenigstens mit Lebensgefahr verknüpft, weil alle Schluchten, welche den furchtbar steilen Felskegel durchfurchen und allein einen Aufweg darbieten können — denn die Räume zwischen den Schluchten bestehen aus unzugänglichen Felsmassen — ganz und gar mit Schnee erfüllt waren, der sich überall an seiner Oberfläche als hart gefroren erwies; ohne Steigeisen und Eisstöcke, die in Spanien nicht gebräuchlich sind, war hier gar nicht fortzukommen. Um wenigstens nicht vergeblich in die Schneeregion emporgeklettert zu seyn, erstieg ich die Punta de Machimaña, welche zugänglicher ist, weil sie bloß aus übereinander gethürmten Granitblöcken besteht. Aus der auf dem Gipfel angestellten Barometerbeobachtung ergab sich ihre absolute Höhe zu 8116 par. Fuß. Die Punta de Bondellas dürfte vielleicht um 300 Fuß höher seyn. Die Wolkendecke hatte sich mittlerweile gehoben, zerriß bisweilen vom Nordwinde, der uns die Glieder erstarren machte, rasch gen Süden getrieben, und gestattete uns dadurch dann und wann momentane Blicke auf die gegen Osten sich erhebenden höchsten Gipfel der Centralpyrenäen, die hell von der Sonne beschienen waren. Diese schnell vorübergehenden, Dioramenbildern gleichenden Aussichten werden mir unvergeßlich bleiben. Uns gerade gegenüber jenseits des Kessels der Bäder, welche winzig klein in Vogelperspective zu unsern Füßen lagen, ragten hinter einander die riesigen Eiskegel des Vignemale (10,340′) und des Marboré (10,370′) auf: in größerer Ferne und mehr gegen Südosten blinkten der Pic Taillon (9900′) und die drei breiten Schneepyramiden der „drei Schwestern" (las Tres Sorores), deren mittelste der allbekannte Mont Perdu (10,482′) ist; in nebliger Ferne dämmerten, bloß dem bewaffneten Auge erkennbar, die beschneiten Höhen der Pässe von Oo und Benasque und darüber in ungewissen Umrissen die zackigen Schneegipfel der Maladetta. Gegen Norden und Westen war das Hochgebirge fortwährend durch Wolken verhüllt; gegen Süden zeigten sich dann und wann, aber nur sehr momentan, die im Sonnenschein erglänzenden Gebirge Hocharagoniens und die weiten, grauen Ebenen des Ebrobassins. In den nähern Umgebungen unseres Standpunktes erblickten wir außer der schon erwähnten Lagune und der von Panticosa vier Alpenseen, von denen drei noch gänzlich gefroren waren. Der vierte, Laguna de Zaraguala genannt, lag zu unsern Füßen tief unter der nordöstlichen Basis der Punta de Machimaño. Eine steil geneigte Schneelehne von ungeheurer Länge erstreckte sich von dem Fuße der Punta bis an die Felsen, welche den See umgürten. Da ich an den Rändern dieser halb aufgethauten Lagune einige Vegetation zu treffen hoffte, so unternahm ich es, über die Schneelehne hinabzusteigen. Allein der Schnee war hier unglücklicherweise an seiner Oberfläche stellenweis gefroren, und so kam es, daß ich nach kurzem Hinabsteigen mit meinen Hanfschuhen plötzlich ausglitt, und nun in rasender Schnelle über den einem Dache gleichenden Schneeabhang hinabrutschte. Endlich gelang es mir, an einer Stelle, wo der Schnee weich war, tief in denselben zu stoßen und mich daran festzuhalten, sonst hätte ich diese Rutschpartie mit dem Leben bezahlen können, da die Schneelehne unten mit einer Felsmauer von mehr als hundert Fuß Höhe endete. Während ich ausruhte, hörte ich über mir ein Rauschen; es war mein Führer, der ebenfalls ausgerutscht war, und gleich mir den steilen Abhang herunter ge-

segelt kam. Nachdem er noch einige Klafter weiter hinabgefahren war als ich, konnte auch er sich wieder auf die Beine bringen. Wir kamen endlich glücklich zur Lagune hinab. Mein Barometer hatte unbegreiflicherweise durch die Rutschpartie nicht gelitten, und so konnte ich die Höhe der Lagune de Zaraguala messen, welche 6595 par. Fuß beträgt. Etwa 100 Fuß tiefer nach dem Becken der Bäder zu liegt eine zweite Lagune, die völlig ausgebaut war. Aus diesen beiden Lagunen entspringt einer der beiden an der Westseite des Kesselthales von Panticosa herabstürzenden Bäche. Von hier aus richteten wir unsere Schritte nach dem großen Katarakt, den ich schon geschildert habe. Es war 5 Uhr vorüber, als wir wohlbehalten wieder bei den Bädern ankamen.

Gern hätte ich noch längere Zeit in den Bädern von Panticosa verweilt, da dieselben ein ungemein günstig gelegener Punkt für einen Naturforscher sind, allein die enormen Preise, welche dort tarifmäßig bezahlt werden müssen, machten mir dieß unmöglich. Wer sich in Panticosa längere Zeit aufhalten will, muß einen sehr gut gefüllten Beutel besitzen, denn die Wohnung allein kostet dort täglich 5 Francs. Jedes Bett muß man außerdem mit einem Franc täglich bezahlen, und der Lebensunterhalt kommt pro Tag à Person gegen 7 Francs. Wer nun gar Pferde und Bedienten mit sich führt, der kann in kurzer Zeit eine enorme Summe loswerden. Der anderthalbtägige Aufenthalt in den Bädern hatte meine Casse auch wirklich dergestalt angegriffen, daß ich mich entschließen mußte, bereits den 29 Junius nicht nur Panticosa, sondern die Pyrenäen überhaupt zu verlassen und schleunigst nach Jaca zurückzukehren. Es war ein sehr schöner Tag. Der Weg führt von dem Dorfe Pueyo, welches an der Ausmündung des Thales von Panticosa liegt, fortwährend am Rio Gallego im Val de Tena abwärts, das sich bald unterhalb des genannten Ortes in eine höchst romantische, zu beiden Seiten von hohen Waldbergen eingeschlossene Thalschlucht verengt. Außer einer halb im Walde versteckten Hermita und einem Gehöft, in dessen Nähe sich ein altes, auf einem kühnen, auf drei Seiten von dem schäumenden Fluß umspülten Felsen malerisch thronendes Castell befindet, sieht man zwei Stunden lang keine menschliche Wohnung. Dann wird das Thal weit, die Gehänge verflachen sich und bald erblickt man den großen, zu beiden Seiten des breiten Flusses gelegenen Flecken Biescas, woselbst das Gebirge endet und die Hochebene von Jaca beginnt. Längs des linken Flußufers setzt sich ein Ausläufer der Pyrenäen noch weit hin in Form eines kahlen, niedrigen Bergzuges fort, an dessen steilen Abhängen mehrere erbfahle Ortschaften und eine maurische Burg liegen, während das rechte Ufer bloß von der unbedeutenden Böschung des Plateau von Jaca begränzt ist. Ein sechsstündiger Ritt brachte mich noch denselben Nachmittag nach Jaca zurück.

Besondere Versteinerung und sonstige Merkwürdigkeiten am Missouri.

(Aus dem St. Louis Intelligencer übersetzt und mit Anmerkungen versehen, von Arthur Schott.)

Kürzlich kam der Dampfer St. Ange von einer 52tägigen Untersuchungsfahrt auf dem Yellowstonefluß und Missouri zurück. Capitän Labarge erzählt, daß er schon vor 10 Jahren und so oft er nachgehends seine jährliche Fahrt hier machte, stets eine besonders aussehende Ceder beobachtet habe; dieselbe stand auf einem öden erhabenen Punkt ungefähr 50 Meilen (engl.) unterhalb der Mündung des Yellowstoneflusses in den Missouri (d. i. zwischen 47—48° B. und 83° L. Ferro). Beim letzten Besuch dieser Regionen fand der Capitän den alten Bekannten, jenen mächtigen Baum, zusammengestürzt, und Neugierde führte ihn jetzt zu dem Platze, wo er lag, um ihn näher zu besichtigen. Der Ort befand sich ungefähr $^{1}/_{2}$ Meile vom Fuß entfernt und beiläufig 700 Fuß über dem Spiegel desselben. Er fand zu seinem Erstaunen den ganzen Baum im Zustand vollkommenster Versteinerung. Die kurze Zeit, seitdem er denselben noch aufrecht stehend gesehen, lasse ihn glauben, daß sich derselbe schon vorher in diesem Zustande befunden habe; der Stamm maß ungefähr 36 Zoll im Durchmesser. Ein Bruchstück davon liegt uns vor und ist entschieden die vollkommenste Versteinerung, welche uns je zu Gesicht kam.

Dr. Evans, Geologe der Vereinigten Staaten, ebenfalls ein Passagier auf dem St. Ange, fand nahe beim selben Platz das Schulterblatt eines Mastodons, $3^{1}/_{2}$ Fuß breit, nebst ungeheuren Knochentheilen von den Beinen desselben Thieres; außerdem noch fossile Muscheln, den Kopf einer Schlange (?) und sonstige Merkwürdigkeiten.

Hr. Berthold, auch ein Reisender auf demselben Fahrzeug, brachte mit sich ein ausgestopftes Riesen- oder Mammuth-Bergschaf, den Gegenden des Yellowstoneflusses angehörig. Es ist ungefähr so groß als eine gewöhnliche Milchkuh.

Außerdem brachte Capitän Labarge sehr schöne Stücke von den Felsen des Kanonenkugelflusses mit, welcher seinen Namen von ihnen hat. Es sind dieß nämlich vollkommene Kugeln und wären ohne genauere Untersuchung ganz sicher als ein künstliches Erzeugniß zu nehmen; sie sind von der Größe gewöhnlicher Spielsteinnüsse bis zum Volumen eines halben Bushels, und sind in zahlloser Menge an den steilen Bänken des genannten Flusses zu finden. So weit der St. Louis Intelligencer.

Es ist zu bedauern, daß bei vorstehenden Angaben über die geo- und oryktognostischen Verhältnissen die Fundorte fehlen. Was die natürlichen Kugeln anlangt, welche Capitän Labarge vom Kanonenkugelflusse mitgebracht, so fallen mir dabei ähnliche Erzeugnisse ein, welche ich im Banat an der untern Karesch (Ungarn) in dünenähnlichen Sandlagern eingebettet fand. Es finden sich dieselben ebenfalls von allen Größen, doch sah ich sie nicht über 7—8 Wien. Zoll Durchmesser; die Größe derselben dürfte vielleicht mit der Ausdehnung des ganzen Sandlagers im Verhältniß stehen, welches dort kaum $^{1}/_{4}$ geographische Meile lang ist und das rechte Ufer der Karesch bildet. Ihr Entstehen dürfte vielleicht einem vorherrschenden Gehalt an kohlensaurem Kalk zuzuschreiben seyn, welcher mit Wasser verbunden eine Art von Kern bildet, der nach und nach solchen kugelförmigen Kalk- oder Mergel-Incrustaten das Daseyn gibt. Unterhalb dieser festen Sandlager befindet sich dort der Banater Flugsand (agger romanoeum oder bielo brdo slav.). In diesem bilden sich stellenweise ganze Massen größerer und kleinerer Incrustate ähnlicher Art, jedoch nicht von kugeliger Gestalt; dieselben haben entweder einen Kern von irgend einem organischen Ueberrest oder sie sind formlos, je nachdem sie während ihres Wachsthums von Wind und Wetter hin- und hergetrieben, oder im Sand begraben auf demselben zu Tag liegen.

Der Ausdruck Ceder, womit Capitän Labarge eben bezeichneten versteinerten Baum bezeichnet, ist kein botanischer, weßhalb nicht mehr Werth darauf gelegt werden darf, als daß er für keinen Laubholzbaum zu nehmen ist. Die Benennungen weiße, rothe oder Sumpf-Ceder bezeichnen in der amerikanischen Laiensprache abwechselnd Angehörige aus den Geschlechtern: Thuja, Taxodium, Cupressus oder Juniperus. Von den jetzt bekannten und sogenannten Cedern sind als Bäume nur Cupressus thyoides, L.; Taxodium distichum, Richard. und Thuja occidentalis L., zu nehmen. Erstere und letztere wachsen zu Bäumen siebzig und fünfzig Fuß hoch. Letztere, ebenfalls ein mächtiger Baum, ist ein Bewohner südlicher gelegener Schwamm-Ländereien und Fluß-Niederungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 11 und Umschlag zum Monat November.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 287. 1 December 1851.

Rückblicke.

Die erste Hälfte unsers Jahrhunderts oder richtiger gesagt, das zweite Viertheil hat der Folgezeit eine Reihe Entdeckungen übermacht, deren Tragweite, so groß sie auch jetzt schon erscheinen muß, doch noch bei weitem sich nicht übersehen läßt. Wir brauchen Eisenbahnen, Dampfschiffe und elektromagnetische Telegraphen kaum zu nennen, denn jeder wird sie sich selbst schon genannt haben. Die dadurch ermöglichte Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Verkehrs, das Aneinanderrücken der Menschen und Völker, das Uebergewicht, das diese Mittel den geistigen Kräften über die materiellen mehr und mehr geben müssen, alles dieß sind Wirkungen, von denen wir erst schwache Anfänge sehen. Die Times hat in Bezug auf eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Jahres, die Londoner Weltausstellung, die ganz richtige Bemerkung gemacht, daß eine solche Unternehmung noch vor fünfzig, ja vor fünfundzwanzig Jahren gar nicht möglich gewesen wäre, weil die damaligen Transportmittel, theils wegen ihres geringen Umfangs, theils wegen ihrer Kostspieligkeit gar nicht hingereicht hätten, eine solche Menschenmasse zusammenzuführen, deren, im Einzelnen genommen, unbedeutende aber in ihrer Gesammtmasse überreiche Beiträge den Erfolg des Unternehmens allein sichern konnten. Aus diesem einzigen Beispiel ist ersichtlich, welche Bedeutung für den Verkehr, für den Reichthum, die Macht und Selbständigkeit der Länder diese Verkehrsmittel haben, und wir sehen deßhalb überall mitten unter politischen Wirren und Verlegenheiten aller Art den Bau der Eisenbahnen und Dampfschiffe fortschreiten, manchmal mit einem wahren go-ahead-spirit ächter Yankees. Bleibt irgendwo ein Land zurück, so wird es schmerzlichst empfunden, und die Franzosen fühlen sich sogar in ihrer Nationaleitelkeit nicht wenig gekränkt, daß ihnen Deutschland mit seiner Verbindung zwischen dem Mittelmeer und dem atlantischen Ocean so stark zuvorgekommen. Die Eisenbahnunternehmungen selbst haben ein starkes socialistisches Element: nur dadurch, daß Tausende mit ihren Geld-, Geistes- und Körperkräften zusammenwirken, sind sie möglich. Europa hat seit zwanzig Jahren etwa fünf Milliarden Geld auf Eisenbahnen verwendet, und noch immer geht das Bestreben Städte und Länder enger unter sich zu verbinden vorwärts — zu einem Ziele, von dem wir nichts wissen.

Aber nicht bloß diese Verkehrsmittel, auch alle andern technischen Fertigkeiten haben sich riesenhaft gesteigert, und sind immer noch in der Steigerung begriffen. Daneben aber vernimmt man vielfach die Klage, daß die Menschen der großen Zeit in welcher wir leben, nicht gewachsen seyen, und man muß in gewisser Hinsicht anerkennen, daß die Klage nicht ganz ohne Grund ist; wir sehen zwar Amerika, und nach ihm England, auf dieser Bahn mit gewaltigen Schritten vorwärts schreiten, daneben aber spricht sich die Ansicht aus, daß die Entwicklung des geistigen Lebens mit den Fortschritten der Technik nicht gleichen Schritt halte. Und es ist wahr, die höchste Technik wird nie die moralischen Eigenschaften der Menschen entbehrlich machen, sie wird solche nur in anderer Weise und in andern Formen erfordern. Die Amerikaner entwickeln eine außerordentliche Thatkraft, aber die höhern Blüthen des Geistes will man ihnen, und gewiß mannichfach mit Recht, nicht zuerkennen. Die gewöhnliche Erklärung ist, daß die Amerikaner mit ihrem weiten noch ungenützten Boden wesentlich auf materielle Bestrebungen angewiesen seyen, aber diese Erklärung trifft nur zum Theil zu; denn schwerlich gibt es, England ausgenommen, ein anderes Land, wo der Betrieb des Handels und der Industrie so viele durch ihr Vermögen unabhängige Leute geschaffen hat, und von diesen, sollte man glauben, würden Pflege der Kunst und Förderung der Wissenschaft am ehesten und leichtesten betrieben werden. Dieß ist indeß noch nicht der Fall, wenn man gleich nicht verkennen kann, daß beide in dem letzten halben Jahrhundert auch in Amerika außerordentliche Fortschritte gemacht haben. Man vergleiche nur die Schilderung, wie sie Bülow vor jetzt mehr als fünfzig Jahren von den Amerikanern entworfen, mit den jetzigen, wie wir sie z. B. in Ch. Lyells und andern Schriften besitzen.

Aber ist der Vorwurf, wie man ihn den Amerikanern und selbst den Engländern macht, auch so ganz gegründet? Wir urtheilen zu sehr nach unsern speciellen deutschen Verhältnissen, wo zahlreiche Kräfte von der Theilnahme am öffentlichen Leben der Nation ausgeschlossen sind, und vor dem Unsegen der Gegenwart sich in die Wissenschaft flüchten. Die Blüthen des Geistes, die sich hier entfalten, sind reich an innerer Befriedigung, sie enthalten die Keime künftiger Thätigkeit, denn „mens agitat molem“ bleibt, wie der geistreiche Fragmentist schon vor sechs Jahren mit prophetischem Geist es aussprach, trotz alles Scheines vom Gegentheil, doch das rechte Wort. Aber diese Keime wachsen unscheinbar hervor, sie füllen nicht den lauten Markt; und wenn wir in andern Ländern den Markt erfüllt sehen von dem lauten Treiben des Handels und der Industrie, so darf man darum nicht glauben, daß die edlern Geistesblüthen fehlen; das stolze Herabsehen auf andere taugt hier am wenigsten, denn dieser Stolz wäre gerade der Beweis, daß es an der ächten Bildung fehlt. Die Länder alter Civilisation haben allerdings einen nicht gering anzuschlagenden Vorzug vor der „neuen Welt“ voraus, aber man hüte sich, ihn zu hoch anzuschlagen, denn in anderer Zeit hat der

Geist seine hohen Blüthen in andern Ländern entfaltet, und mehr als einmal schon hat die Civilisation ihre Stätte gewechselt, sie kann sie wieder wechseln, und die neue Welt auf eine Stufe der Entwicklung heben, welche eben so hoch über der der jetzigen Culturländer des alten Continents steht, als diese selbst über dem alten Griechenland und Rom. Diese Besorgniß ist schon oft, und in neuerer Zeit mit verstärktem Nachdruck ausgesprochen worden, ja das Volk, welches man in der alten Welt als das eitelste betrachtete, die Franzosen, sind in der Selbsterkenntniß und Selbstanklage weit genug gekommen, um einzugestehen, daß die Angelsachsen in der alten und neuen Welt sie überholt haben. In dieser Selbsterkenntniß liegt der Keim einer neuen Kraft, und es ist nicht ohne Bedeutung daß das Volk, welches die politischen Elemente Alt-Europa's am gründlichsten gebrochen, diese Bahn der Selbsterkenntniß so zeitig betreten hat.

Das vorwiegend utilitarische Bestreben der neuern Zeit hat, so sehr uns auch manchmal die Aeußerungen desselben verletzen mögen, doch seinen tiefen Sinn; die untern Classen, die nicht mehr, wie im Alterthum, im Sklavenzustand sich befinden, drängen empor und wollen Theil nehmen an der Erkenntniß, wie an den Früchten dieser Civilisation. Sie haben schon von dem Baum der Erkenntniß gekostet, und sind aus dem Paradiese des alten Zustandes, der unbedingten, gläubigen Unterordnung, herausgetreten, sie können nicht mehr zurück, und die Unterordnung wird sich nur wieder finden auf dem schwierigen Pfad der Erkenntniß. Freilich muß es die rechte Erkenntniß seyn, die auch wirklich in die Masse des Volks dringen kann. Wir schauen mit Achtung und Verehrung hinauf an den Männern, welche, wie in der alten Sage die Nornen, den Baum, der seine Aeste ausbreitet über alle Welt, fort und fort begießen, daß er nicht dorre; welche die edlern Bestrebungen des Geistes höher stellen als materielle Erfolge, aber man hüte sich die Zahl dieser Heroen für zu groß anzunehmen, und gelehrte Bestrebungen überhaupt mit jener höhern Richtung zu verwechseln; das alexandrinische Zeitalter mit all seiner Gelehrsamkeit hat die alte Welt nicht errettet, sie mußte erneuert werden durch die thatkräftigen deutschen Barbaren, und die Wehen der Wiedergeburt verliefen unter Mord und Brand. Einer solchen Erneuerung sind wir überhoben, weil wir die roheren, aber bildungsfähigen Kräfte in uns selbst haben, weil sie immer wieder neu sich erzeugen, und wir nur nöthig haben, sie emporzuheben auf die ihnen angemessene Stufe der Erkenntniß. Das ist die wichtigste Arbeit unserer Zeit, und jeder in seinem Kreise kann dazu mitwirken.

Wer durch Eisenbahnen und Telegraphen, durch Handel und Industrie die Bewegung und den Verkehr der Menschen mehrt, mehrt auch das Bedürfniß der Erkenntniß, und wer diesem Bedürfniß die Befriedigung verweigert, der arbeitet sich selbst entgegen. Die materiellen Fortschritte sind von der größten geistigen Bedeutung, so groß auch immerhin die Zahl derjenigen seyn mag, welche nur einen materiellen Vortheil damit bezwecken. Die Massen streben empor, das ist eine unläugbare Thatsache, sollen aber diese Massen auf ihrem Wege nicht zerstörend wirken, sollen sie nicht wirklich die „Barbaren der Neuzeit" seyn, als welche sie namentlich in Frankreich oft bezeichnet werden, so muß man ihre Erkenntniß steigern, daß sie ihre wahren Vortheile erkennen. Man hat in neuester Zeit häufig diejenigen, welche in dem angegebenen Sinn zum Wohle der Massen zu wirken suchten, mit dem Namen Socialisten bezeichnet, und sie dadurch zu brandmarken geglaubt; aber ist nicht der Staat der erste Socialist? Es sollen durch den Staat vermittelst gemeinsamer, möglichst gleich vertheilter Opfer gemeinsame Zwecke verfolgt werden; wenn der Staat Regimenter errichtet, und durch gemeinsame Wohnung, gemeinsame Kost, gemeinsame Lieferung der Kleidung seinen Zweck auf möglichst wohlfeilem Wege zu erreichen sucht, ist dieß nicht auch socialistisch? sind es nicht alle ähnlichen Staatsanstalten? ist die Beförderung der Personen und Waaren durch Eisenbahnen, die möglichst wohlfeile Förderung der Briefe durch gemeinsame Mittel nicht socialistisch? Die Grundlage ist allenthalben dieselbe: durch gemeinsame Mittel und Anstalten soll ein vorgesetzter Zweck in viel vollkommenerer und wohlfeilerer Weise erreicht werden, als ihn der einzelne nur immer erreichen kann. Wer mag läugnen, daß auf diesem Felde noch unendlich viel zu thun und zu erreichen ist, die Frage ist nur, ob dasjenige was erreicht werden soll, auch vernünftig ist, und ob die angewandten Mittel zum Zweck führen. Das ist ein Streit, der nur auf dem Boden klarer Erkenntniß geschlichtet werden kann.

Man betrachtet die französischen Socialisten, und zwar mehrfach nicht mit Unrecht, als ganz besondere Störenfriede, sehen wir aber von der nicht übergroßen Zahl ab, welche auf einen europäischen Krieg als das Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke speculiren, so finden wir meist nur sehr schlecht unterrichtete Staatsreformatoren, die in dem vielfach gänzlich verwahrlosten Volke gläubige Anhänger finden. Es mag zu Zeiten nöthig werden, diese Reformatoren mit Gewalt in den nöthigen Schranken zu erhalten, im wesentlichen beruhen aber ihre Plane auf einer großen Unwissenheit über die Verwaltungszustände, wie ihre curiosen Budgetsentwürfe sehr deutlich zeigen. So schwer die Regierungskunst in vielen Fällen ist und seyn muß, so ist die Regierungswissenschaft allmählich sehr zugänglich geworden; mit diesem Wissen, namentlich wenn es, wie so häufig, nur ein halbes ist, reicht man freilich nicht aus, und es ist sehr charakteristisch, daß die Socialisten Frankreichs sich ihrer Schwäche mehr und mehr bewußt zu werden scheinen, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß sie mit ihren Planen sich gar nicht an die Oeffentlichkeit trauen. Wäre die Verwaltung in Frankreich nicht so unmäßig centralisirt, und dadurch die Uebersicht der Staatsbedürfnisse und Staatsmittel sehr erschwert, so würden diese unberufenen Staatsreformatoren bald zu einem sehr kleinen Häufchen zusammenschmelzen. Es ist aber eben die Aufgabe, das Verständniß der Massen über die Bedürfnisse des Staats und dessen mögliche Leistungen zu öffnen, und dieß ist nicht nur so schwer nicht als es vielfach erscheint, sondern auch sehr absolute Regierungen fühlen das Bedürfniß, den Stand der Staatsrechnungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und dadurch ihren Credit und das Vertrauen in den Bestand der Dinge zu stärken. So huldigt man selbst von dieser Seite dem Grundsatz, die Massen aufzuklären, nur geschieht dieß natürlich nicht überall mit dem rechten Verständniß und der nöthigen Offenheit, noch weniger will man die Vorbedingungen, welche die Massen fähig machen, das Verständniß in sich aufzunehmen, allenthalben fördern.

Dieß erklärt sich aber, sobald wir auf eine andere Seite der öffentlichen Zustände unsere Aufmerksamkeit richten, nämlich auf die Macht der gegebenen Verhältnisse. Die Völker haben so gut, wie die Einzelinge, ihre vorgefaßten Ansichten und ihre Lieblingsmeinungen, und oft sind die entgegengesetztesten Parteien gerade über den Grund des Uebels, das den Streitgegenstand bildet, ganz der gleichen Ansicht; wir erinnern in Bezug auf Frankreich nur an die Centralisation, über deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit, mit Ausnahme einiger Legitimisten, so ziemlich alle Parteien einig sind, obgleich die Lösung zahlreicher Zerwürf-

nisse nur in einer Milderung der Centralisation zu finden ist. In England sind, genau besehen, die Tories und die Gegner des Adels, wie Cobden und Bright, gleich aristokratisch, nur beide in anderer Weise, und diese aristakratische Richtung, welche England durch Wilhelm den Eroberer aufgeprägt wurde, wie dem chinesischen Reich die Staatsomnipotenz durch die Tscheu, scheint gegenwärtig England zu einer Krise hinzuführen, welche die entgegengesetztesten Parteien mit Sorge zu erfüllen beginnt. Wir könnten diese Nutzanwendung noch weiter führen, und zeigen, wie Rußland, wo alle Staatselemente im Heer und seinen Bedürfnissen sich zu concentriren scheinen, aus dem Kreis, den eine anderthalbhundertjährige Vergangenheit immer fester gezogen, nicht loskommen kann, und wie auf der andern Seite das in sich zerrissene, zum Theil von Fremden beherrschte Italien in seinen extremsten Parteien, in der ultrareactionären, wie in der ultraradikalen nach Einheit strebt, nur will eine jede ihren eigenen Einfluß vorherrschend machen, und dadurch Einheit und Ruhe herstellen. Allenthalben streiten die Parteien bis zu einem gewissen Grade auf falschem Boden, in England auf dem des Freihandels, in Frankreich auf dem der parlamentarischen oder Regierungsgewalt, in Rußland über die Allmacht des Kaisers, und in Italien über revolutionäre oder conservative Regierungsgrundsätze, während in England der aristakratische Grundbesitz, in Frankreich die Centralisation oder Decentralisation, in Rußland die sehr allgemein gebilligte auswärtige Politik, und in Italien die Fremdherrschaft den wahren Angelpunkt bilden. In Frankreich und England können und werden wohl auch die Gegensätze sich allmählich durch Läuterung des Streits lösen, in Rußland und Italien herrscht die Gewalt, und nur Gewalt wird früh oder spät die Lösung herbeiführen. Um diesen Zeitpunkt hinauszuschieben, sucht man dem Gegner die geistige Entwicklung möglichst abzuschneiden. Freie Staaten bereiten die Aenderungen durch den geistigen Kampf vor, und nur die unfreien vermeiden letzteren auf die Gefahr hin, dem physischen Kampf zu erliegen.

Es ist freilich nicht leicht, die Macht Jahrhunderte alter Einrichtungen und Tendenzen der großen Masse zur Anschauung zu bringen, aber dagegen gibt es ein Mittel, welches diese Bemühungen wesentlich erleichtert, nämlich die Macht der Gewohnheit, die in großen Massen so bedeutend wirkt als in den einzelnen Menschen; es herrscht in denselben eine instinctive Abneigung gegen große, schroffe Aenderungen, und nur der Kehricht einiger großen Städte ist in neuerer Zeit so verdarben warden, daß er graße politische Aenderungen als Schauspiele betrachtet, an deren Mannichfaltigkeit er sich ergötzt. Vielfach herrscht die Ansicht vor, die Demokratie sey die wandelbarste Regierung, man verwechselt aber hier nicht nur den Bau alter Staaten mit dem der neuen, sondern auch das Wesen mit einer ziemlich zufälligen Wirkung, das Stetige in ihren Bestrebungen mit dem Wechsel der Personen. Alle Vergleichung mit den alten Staaten führt zu schiefen Ansichten: die große Ausdehnung palitischer Rechte hat in den alten Staaten sehr häufig zu Zerrüttung geführt, ja sie war selbst meistens schon ein Symptom derselben, weil politische Rechte in dem engen Umkreis einer Stadt fast unmittelbar zur Theilnahme an der Regierung führten, und der ganze alte Staatsbau nur auf unabhängig gestellte Bürger gegründet war. Fehlten diese, nahm man eine durch ihren Besitzmangel der Bestechung zugänglichere Bevölkerung auf, so erhielt man ein Regierungselement, das unmittelbar in das Staatswesen verderblich eingriff; heutzutage — man sehe nur auf England, wo die Wahlbestechung in sehr ausgedehntem Maaßstabe betrieben wurde, und, wie die neueste Untersuchung über St. Albans beweist, noch betrieben wird — hat die Aufnahme solcher Elemente sehr unbedeutende nachtheilige Folgen, ja die Ausbreitung des Wahlrechts ist bei der Zusammensetzung unserer Gesellschaft gar nicht zu vermeiden. Die Grundlage unserer Staaten ist eine ganz andere: bei uns handelt es sich um die materiellen Interessen der großen Masse, und das Repräsentationssystem ist eine Repräsentation von Interessen, was man gar nicht durch künstliche Standeseintheilung herbeizuführen braucht. Im griechischen und römischen Alterthum war der Staat nur eine freie Genossenschaft unabhängiger Bürger, die unfreie Masse kam nicht in Anschlag. Man behauptete im Alterthum, die armen Staaten seyen die glücklichsten, der Reichthum führe Verderbniß und Untergang mit sich, jetzt ist der Nationalreichthum das Ziel der Bestrebungen, freilich oft bis zum Unverstand geworden.

Der alte Satz: malo impetuosam libertatem quam quietum servilium, ist auf unsere Staaten nur in sehr beschränktem Umfange anwendbar. So unverwüstlich die Demokratie in unsern Staaten und Välkern ist, ein so großes Element des Beharrens wohnt ihnen auch inne. Der Grund ist sehr einfach: die Masse will leben, sie will durch Ackerbau, Handel und Gewerbe ihr Auskommen und ihr möglichst gutes Auskammen finden, dazu bedarf sie der Stetigkeit und Ruhe; wir haben die Arbeiterclassen aus der freiheitslustigen französischen Republik entweichen und sich ganz ruhig unter absolute Regierungen beugen sehen. Die Entwicklung der menschlichen Thätigkeit ist das erste, was unsere Staaten bedürfen, politische Betrachtungen und Rücksichten kommen erst weit später. Wer im Alterthum als Unfreier und Nichtbürger geboren war, blieb ein Knecht, und konnte höchstens ein Spartacus werden, ein zu allen Zeiten seltener Fall; der Vorzug unserer Staaten ist, daß der Mensch, auch der Niedrigstgebarne, wenn er nur Kopf und gesunde Glieder hat, vergleichsweise leicht zu behaglichem Auskommen, selbst zu Reichthum und Ansehen emparsteigen kann. In dieser Beweglichkeit unseres Lebens liegt die Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit der Demokratie, aber auch eben durch die Materialität der Bestrebungen das Element des Beharrens.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Indianer-Concil im September 1851 zu Fort Laramie.[1]

(Aus dem „St. Louis Republican" vom 5 October nach dem „New-York Herald" vom 14 October 1851. Mitgetheilt von Dr. K. J. Clement.)

Tractats-Grund, Mündung von Horse Creek am Platte River, Indianer-Gebiet unweit Fort Laramie den 8 September 1851.

Am 4 September Morgens um 10 Uhr brachen wir unser Lager am Laramie, ungefähr 1 (engl.) Meile jenseits, ab, und bezogen das Fort. Hier waren Reparaturen zu machen, Lebensmittel einzukaufen und sonst noch ein Augenmerk zu halten auf mögliche Bedürfnisse eines Lagers von 10, vielleicht 15 oder noch mehr Tagen. Hier zu Lande, wo man sich alles und jedes in den Depots militärischer Stationen und der wenigen Handelsposten verschaffen muß, erfordert es einige Voraussicht und Ueberlegung zur Auswahl dessen was wirklich nothwendig ist.

Auf unsrer gegenwärtigen Expedition ist Colonel Mitchell in eine beunruhigende und ärgerliche Lage versetzt worden durch den Verzug und Aufenthalt der Trains, welche die Provisionsartikel und Geschenke für die Indianer herbringen. Zu Kansas angelangt, erwarteten wir, daß die Wagen, 27 an der Zahl, uns mindestens 6 bis 7 Tage voraus wären, aber zu unsrer großen Täuschung waren sie nicht allein noch

---

[1] Ueber den Zweck des Concils, s. den Artikel Nr. [illegible]

nicht abgereist, sondern nicht einmal alle gepackt und beladen. Wir sind hier vom 30 August des Abends an gewesen und unsre letzte Nachricht von dem Train ist, daß er am 17 August den Kansas überschritten. Unsre Verzögerung wird hauptsächlich die Folge der Saumseligkeit der Contrahenten seyn, welche die Regierungsvorräthe nicht zur festgesetzten Frist liefern.

Dieser Umstände wegen hatte Colonel Mitchell einstweilen Vorkehrung zu machen zum Zusammentreffen mit den Indianern gleich am Montag nach unsrer Ankunft. Es ist eine stehende Regel bei allen Indianern, daß sie, so oft sie mit uns zusammenkommen, ganz besonders bei Gelegenheiten von solchem Charakter, Geschenke der einen oder andern Art haben müssen. Insgemein erwarten sie sich Rauchtabak, Eßwaaren und mitunter andre Geschenke, als Sarsche, Blankets, scharlachfarbenes Tuch, Messer, Perlenschnüre u. dgl., wie die Umstände es erfordern mögen. Ohne diese würde niemand in der Welt, selbst nicht der Präsident der Vereinigten Staaten, irgend einen Einfluß auf sie üben, sie auch nicht in die Rathsversammlung bringen, oder einen einzigen Tag zusammenhalten können. Colonel Mitchell ist mit den Gewohnheiten dieser wilden Stämme durch und durch vertraut, weiß genau, wie viel ihnen zu geben und was ihnen vorzuenthalten sey, und macht seine Vertheilungen ganz in Uebereinstimmung mit seiner Kenntniß von ihren Bedürfnissen und ihrem Charakter. Lebensmittel machen den großen und wichtigsten Punkt aus; ich habe noch den ersten Indianer zu sehen, sey es Häuptling oder allbekannter Waghals, der nicht hungrig wäre oder etwas zu essen verlangte. Es war eine Zeit, vor nicht vielen Jahren, als alle diese Indianer vom Büffel und dem Wild der Ebenen lebten, und sich sonst nichts wünschten; allein der Zutritt der Emigranten und die Einführung der Sitten und Weisen, vielleicht auch, könnte ich sagen, der Laster und Ausschweifung des sogenannten civilisirten Lebens haben ihre Begierden und Wünsche in vielen Einzelheiten geändert. Kaffee, Zucker und einige wenige Sachen dieser Gattung suchen und wünschen sie sich gegenwärtig fast mehr als alles andre sonst. Der Colonel, der diese Schwierigkeiten vorher sah, traf die nöthigen Einrichtungen in Sullers Magazin, und seinen Wünschen ward nachgekommen von den Eigenthümern dieses Etablissements. Jetzt will ich eine Skizze von den Begebnissen seit unserer Abreise vom Fort geben, und von den den Tractat-Grund betreffenden Angelegenheiten.

Major Chiltons Compagnie-Dragoner marschirte frühzeitig ab. Zu einer späteren Stunde gingen die beiden Compagnien reitende Scharfschützen unter dem Befehl der Capitäne Duncan und Rhett, nebst unsrer Abtheilung, und nach einem kurzen Marsch an einem überaus warmen Abend lagerten wir ungefähr 1 (engl.) Meile unterhalb Mr. Burdeau's Handelshaus, 9 (engl.) Meilen vom Fort. Unsre ganze Militärmacht steht jetzt unter Major Chilton. Auf dem Fort hatte Capitän Ketchum als Commandant des Postens und Rang-Senior das Commando, aber hier bei diesem detachirten Dienst hat Major Chilton den Oberbefehl; Major Chilton hielt die Bewegungen seines Ausfluges in raschem Gang, und wir alle waren während des Zuges um 6 Uhr am Morgen des 5ten auf und im Sattel. Wir hatten eine schwüle und staubige Tagesreise. Außer der Militärtruppe, Fuhrwerken und Wagen fanden sich mehrere Hunderte von Indianern in unsrer Gesellschaft; sie waren besonders brauchbar zum Ausstampfen des Staubes, da sie fortwährend den ganzen Tag um uns herum galloppirten. Unser Marsch heute betrug nach Messung 26 (engl.) Meilen, da aber unser Lager ein paar Meilen unterhalb des Punktes ist, wo der Weg über Horse Creek geht, so sind wir wohl 29 Meilen marschirt.

Mr. B. und ich, um während des Zugs dem Staub, den derselbe machte, auszuweichen, bogen ab durch die Platte-Niederung und trafen bald auf einen großen Haufen Chayennes, die mit ihren Hütten zum Lagergrund hinabzogen. Wir wanderten einige Meilen in Gesellschaft mit dem Train und hatten eine günstige Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, in welcher diese Dinge gethan werden. Bei Lagerveränderung, so wie bei aller harten Arbeit, wird alles von den Weibern und Mädchen gethan; die Männer und Knaben thun nichts. Sie halten es für eine Schande, irgend eine Arbeit zu thun.

Die Hütten werden fortgeschafft mittelst „Prairie Buggies," wie sie hier heißen; diese bestehen aus ihren Hüttenpfählen, deren eines Ende an beiden Seiten des Pferdehalses befestigt ist, während das andre am Boden schleppt. Auf diese Pfähle setzen sie ihre Hütten, Campgeräth, Kinder und zuweilen ihre Hunde. Einige haben eine Art rohen Flechtwerks, welches sie an die Hüttenpfähle binden, was einem Traghimmel etwas ähnlich sieht, und darüber werfen sie ein zubereitetes Fell, und machen so ein artiges und kühles Obdach für sich und ihre Kinder. Jede Hütte oder ihr Haupt hat in der Regel eine Anzahl Pferde und Maulthiere; die nicht schleppenden Pfähle sind verpackt. Viele von den Hütten haben Hunde, denen sie auf dieselbe Weise wie den Pferden Pfähle anbinden, welche leichtere Artikel tragen. Der ganze Train bewegt sich fort im Gänsemarsch, und die Pferde und Hunde jeder Hütte folgen nach. Sie ziehen mit Sicherheit und anscheinlicher Leichtigkeit über den rauhesten Boden und über Bergwände; manchmal war es der Fall, daß wir zwischen einem Hund und dem Pferd vor ihm ritten, und so oft wir dieß thaten, pflegte der Hund ein ganz klägliches Geheul zu erheben, welches er so lange fortsetzte, bis wir aus der Successionslinie heraus waren.

Wir kamen auf unserm Wege zu Mr. Williams Train, nach Salz-See bestimmt, 29 Wagen, hauptsächlich mit Waaren und den Effecten einer Menge Männer, Weiber und Kinder beladen, die alle auf der Reise waren nach der Mormonen-Stadt; der Train ward von mindestens 500 Indianern zum Halten gebracht und umzingelt, und sie sahen ihn ganz still und ruhig an. Während ich bei dem Train war, sprang ein aufgeschrecktes Kaninchen auf, und alle Indianer machten sogleich Jagd darauf. Die Plötzlichkeit der Bewegung und die Unkunde dessen was es gäbe, machte, daß die Weiber und Kinder doppelt so schnell und in einer höchst possirlichen Weise zu ihren Wagen flüchteten.

Wir erreichten unsern Lagergrund um 3 Uhr Nachmittags; der Colonel schlug sein Zelt an dem Punkt auf, den die Vereinigung des Creek (Flüßchen) mit dem Platte bildet. Das Militär hat einen höheren Theil der Ebene inne. Die Snake-Indianer sind östlich von uns; Major Fitzpatricks Zelt ist weiter den Creek hinauf, bei einer Anzahl Handelsleuten und deren Familien. Die Chayennes stehen den Fluß aufwärts auf der andern Seite des Creek. Eine Abtheilung Sioux uns gegenüber über den Platte, und eine andre ist unten diesseits gelagert. Die Arapahoes, Apatsches und andre Horden sind in verschiedenen Richtungen verstreut.

(Schluß folgt.)

Lieutenant Pims Reiseplan. Wir haben es bis jetzt unterlassen diesen Plan zu erwähnen, da wir ihn hinsichtlich des Zwecks für ganz phantastisch hatten. Das wird jetzt auch mehr und mehr in England anerkannt, und ein Artikel des Athenäums (vom 22 November) sagt geradezu: „wir glauben selbst nicht, daß Sir John Franklin oder seine Gefährten an der Nordküste Sibiriens zu finden sind; wären sie dahin gelangt, so würden die zahlreichen Abtheilungen russischer Jäger, welche periodische und häufige Ausflüge längs der Küste und nach den Inseln Sibiriens machen, um Pelzwerk und Mammuthknochen aufzusuchen, zuverlässig uns Nachrichten von ihnen gebracht haben." Indeß faßt man jetzt eine andre Hoffnung. Im Norden der Behringsstraße liegen nach den Angaben Admiral Wrangels und nach denen Capitän Kelletts, der den Herald befehligte, Inseln und ziemlich zusammenhängendes Land, das jedoch noch kein bekannter Reisender betreten hat. Dahin sollen die Forschungen Pims hauptsächlich gerichtet seyn; dadurch würde man sich dem Nordende des Victoria-Canals nähern, durch welchen Franklin aller Wahrscheinlichkeit nach gefahren ist, und wenn dieser Canal vom Norden her durch Pim, und vom Süden her im nächsten Sommer durch eine neue Unternehmung untersucht wird, so muß man wohl auf Spuren der verlornen Expedition treffen, und das Räthsel ihres Verschwindens endlich lösen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 288. 2 December 1851.

Die Ansarier.

Ein Lieutenant F. Walpole hat kürzlich unter dem Titel: **The Ansnyries or Assassins, with Travels in the further East in 1850 and 1851** ein dreibändiges Werk herausgegeben, von dem jedoch nur der letzte Band über die Ansarier handelt, welche er, mit wie viel Recht oder Unrecht, mag hier dahin gestellt bleiben, als die Nachkommen der alten Assassinen oder eigentlich der Secte der Ismaeliten betrachtet. Gewiß ist, daß in den nördlichen Ausläufern des Libanons ein Volk unter dem Namen Ansarier oder Ansarie wohnt, deren Glaubensansichten einigermaßen denen der alten Ismaeliten gleichen. Von diesem Volke ist uns sehr wenig bekannt, die besten Karten haben hier eine leere Stelle und die waghalsigsten Reisenden sprechen eben so wenig von dieser Gegend; die Türken selbst wagen sich selten oder nie hinein. Das Land ist also für einen Touristen ziemlich jungfräulicher Boden, und Hr. Walpole, der nach einer Reise durch Mesopotamien, Kleinasien und das Südufer des schwarzen Meeres nicht recht wußte, wohin er seine Schritte lenken solle, beschloß endlich in die unbekannte Gegend einzudringen und das „asiatische Räthsel" zu lösen. Indeß ist nach den Mittheilungen F. Walpole eben nicht in das Geheimniß eingedrungen oder will es nicht sagen, denn er spricht von einem Geheimniß, wahrscheinlich einer kabbalistischen Formel, die er nicht mittheilt, entweder weil er nicht dahinter gekommen oder weil er, wie gesagt, sie nicht mittheilen will. Inzwischen gibt er von den Ansariern nachstehende nicht uninteressante Beschreibung.

„Sie sind eine schöne, große Race, mit stärkern Knochen und Muskeln als man gewöhnlich bei den Orientalen findet: sie sind brauner als die Osmanli, aber heller als die Araber und braunes Haar ist keineswegs ungewöhnlich unter ihnen. Die Frauen sind in der Jugend oft sehr schön, mit hellem Haar und glänzend schwarzen Augen, oder auch, wiewohl seltener, mit kohlschwarzem Haar und Augenbrauen und hellen Augen; doch weil sie sich viel der Sonne aussetzen und hart arbeiten, so schwindet die Schönheit bald. Der Reisende sieht oft diese armen Mädchen unter einer Holzlast dahin schwanken, die ein Pferd kaum fortbringen könnte, und die Kinder werden bis zwei, ja bis vier Jahre gesäugt, was die Mutter ungemein schwächt, da sie dergestalt oft mehrere Kinder zugleich zu nähren hat. Das Volk, denn es bildet einen geschlossenen Körper, kann 40,000 waffenfähige Männer stellen, und zerfällt in zwei Classen, in Scheichs und gemeines Volk. Die Scheichs zerfallen wieder in zwei Abtheilungen: religiöse Scheichs, Scheich el-Maalem (Wissende) und weltliche Scheichs, Scheich el Zollum, oder Scheichs der Unterdrückung.[1] Die letztern sind zwar zum Theil, jedoch nicht allgemein, aus guten Familien, und haben ihre Stellen durch die Gunst der Regierung erhalten, obwohl viele seit mehreren Generationen im Amt sind. Die geistlichen Scheichs gelten für fast unfehlbar, und man beweist ihnen die größte Achtung. Sie genießen große Vorrechte: schon als Knaben lernen sie lesen und schreiben, und werden durch ein weißes, um den Kopf gewundenes Tuch von frühester Kindheit an von ihren Gefährten unterschieden. So wie der Verstand heranreift, wird der Knabe eingeweiht in die Grundsätze seines Glaubens, und frühzeitig gelehrt, daß Tod und Märtyrerthum eine ruhmvolle Belohnung ist, und daß er eher das Gefäß, in welchem die Seele wohnt, verstümmeln und quälen lassen muß, ehe er ein Wort ausschwatzt; zahlreiche Beispiele sind bekannt, wo sie den Türken Trotz boten, wenn diese sie mit dem Tode bedroht, falls sie das Geheimniß ihres Glaubens nicht offenbarten. Die untern Classen werden zwar auch in die Grundsätze der Religion eingeweiht, jedoch nicht in den mystischen oder höhern Theil: sie werden gelehrt ihrem Oberhaupt ohne Fragen, ohne Zögerung zu folgen, und ihm bei Festen und religiösen Ceremonien reichlich zu schenken, vor allem aber, eher tausend Tode zu sterben, ehe sie den eigentlichen Glauben ihres Stammes offenbaren."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Freilich gehört zur Entwicklung der menschlichen Thätigkeit ein gewisses Maaß von Freiheit, und über dieß Maaß mag man sich streiten, sehe sich aber wohl vor, ob, wenn in einer Nation ein Freiheitsbestreben sich kundgibt, der Zweck auch wirklich bloß diese Freiheit, oder ob nicht die Freiheit bloß ein Mittel zur Erreichung besonderer Zwecke seyn soll. Gewöhnlich, oder wir möchten geradezu sagen, immer ist letzteres der Fall. Daher der Unsegen, der allen Freiheitsbeschränkungen gewöhnlich anklebt: es ist ein Ankämpfen gegen die Symptome, das, wenn das eigentliche Ziel des Strebens ein richtiges und wohlberechtigtes ist, das Schicksal aller solcher symptomatischen Quacksalberei hat,

[1] Ob der Verfasser diese Erklärung des Worts „Zollum" selbst gemacht oder gehört hat, wissen wir nicht; sie ist aber wahrscheinlich falsch. Die Araber haben zwei Zeitwörter mit denselben Consonanten aber verschiedenen Vocalen „Zalama" und „Zalima;" ersteres heißt „ungerecht seyn," und davon kommt das Substantiv „Zulm," Ungerechtigkeit, Unterdrückung; letzteres heißt „finster seyn," und dann kommt das Substantiv „Zulum" die Finsterniß (Zollum ist jedenfalls unrichtig). Gar wohl können die weltlichen Scheichs „Scheichs der Finsterniß" heißen im Gegensatz gegen die „Wissenden." A. d. R.

daß diese Krankheit in verstärktem Maaße an einem andern Orte hervorbricht. Man betrachte politische Zerwürfnisse im Innern der Völker von welcher Seite man will, man wird unter hundertmal immer neun und neunzigmal den wahren Grund in sehr materiellen Dingen finden. Die Beispiele lassen sich allenthalben mit Händen greifen, und wir wollen nur ein höchst auffallendes Beispiel vom Gegentheil anführen. Die Ordnungspartei in Frankreich hat, was man ihr auch im Einzelnen vorzuwerfen haben mag, im Ganzen Recht, und die Socialisten, d. h. die unklugen Reformatoren im Staatshaushalt, ebenso gewiß Unrecht, weil ihre Anforderungen entweder nicht begründet oder im Augenblick nicht erreichbar sind. Diese Stellung hat der Ordnungspartei seit dem Junius 1848 trotz der allerungünstigsten Verhältnisse, trotz dem, daß sie großentheils gegen die Regierung selbst ankämpfen mußte, bis jetzt wenigstens den Sieg gegeben, und ein Unterliegen derselben würde auch ohne Zweifel für Frankreich sehr nachtheilige Folgen haben. Zu dem günstigen Erfolge eines solchen Kampfes gegen Freiheitsbestrebungen gehört aber vor allem, daß er ein berechtigter sey.

Wir sind keineswegs der Ansicht, als lasse sich mit solchen Sätzen alles glatt und eben machen, das wäre nicht minder ein hohler Traum, als der der Friedenscongresse; es gibt Verhältnisse, die sich nur mit Zwang und Gewalt ordnen lassen; dieser Zwang heißt Krieg, wenn es sich um verschiedene Nationen handelt, aber er muß nicht nothwendig Krieg im Innern einer Nation seyn: manche große durchgreifende Veränderung im Innern der Nationen ist in neuerer Zeit nur scheinbarerweise auf gesetzlichem Wege, in Wirklichkeit durch Zwang, durch den von den Engländern so richtig bezeichneten „Druck von außen" bewirkt worden, aber dieser „Schein" des gesetzlichen Weges ist in Wahrheit eine sehr wirkliche Wohlthat für die Nationen geworden; der gewöhnliche Gang des Lebens wurde so wenig wie möglich gestört, nur wenige Menschen wurden aus ihrem gewohnten Kreise hinausgeschoben, und in die Lage versetzt, wo man zu den äußersten Mitteln greift und den Bürgerkrieg beginnt. Das ist eine Folge der wesentlich demokratischen Verhältnisse der neuern Nationen. Die Menschen sind durch ihre Geschäfte und Lebensverhältnisse darauf hingewiesen, den gewöhnlichen Gang derselben so wenig wie möglich stören zu lassen, und die Zahl derer, welche sich in dieser Lage befinden, ist so überwiegend, daß die kleine Minderzahl nicht dagegen aufkommen kann. Ist aber die Mehrzahl durchaus nicht geneigt, ihre Ansicht mit Waffengewalt durchzusetzen, ja läßt sie sich, ehe es dahin kommt, ungemein viel gefallen, so hat sie dagegen eine andere viel furchtbarere Waffe für sich: die Ueberzeugung der Nothwendigkeit einer Veränderung breitet sich dermaßen aus und setzt sich dermaßen in der Menge fest, daß am Ende alle Mittel nicht mehr dagegen anschlagen; es tritt jener räthselhafte Zustand ein, wo alles, was einer bevorstehenden, nothwendig gewordenen Veränderung frommt, leicht und günstig abläuft, und alles, was dagegen unternommen wird, machtlos bleibt, selbst bei scheinbar günstigem Erfolg. Der Grund liegt einfach darin, daß man es nicht mehr mit Einzelnen, sondern mit Massen zu thun hat, die man nicht entbehren kann, und deren Interessen man schonen muß.

In dem Maaße als Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen sich vermehren und erweitern, in demselben wird die Massenwirkung größer und entscheidender; die Bande, welche die natürliche Entwicklung menschlicher Thätigkeit hemmen, werden gesprengt oder gelöst, weil die materiellen Verhältnisse manche der ehemaligen Fesseln nicht mehr ertragen. Wir wollen hier nur Ein Beispiel anführen, wo ein Ereigniß, an das man vor vier Jahren noch nicht entfernt dachte, die ohnehin schon große Flüssigkeit unserer nationalökonomischen Verhältnisse noch stark zu vermehren und auf unsere gesellschaftlichen Zustände eine sehr weitgreifende Wirkung zu äußern droht: wir meinen die Entdeckung des Goldes in Californien und Australien, wozu noch ein drittes Goldland in Südamerika, und vielleicht, weil man jetzt mit den geognostischen Verhältnissen der Goldlagerung viel vertrauter geworden ist, bald ein viertes und fünftes kommt. Californien hat bis jetzt etwa 25 Mill. Pf. St. oder 300 Mill. fl. geliefert: das verlaufene Jahr allein mehr als die Hälfte davon; nichts berechtigt zu der Annahme, daß in den nächsten Jahren eine Verminderung sich ergeben werde, vielmehr wird die Ausbeute Australiens und bald Bolivia's hinzukommen. Niemand lasse sich durch die Geringfügigkeit der bis jetzt vorgegangenen Veränderung täuschen [1]; sie beträgt bis jetzt in Europa nur $1\frac{1}{2}$, in Amerika 3 Proc. des Goldwerths im Verhältniß zum Silber; sobald die Ausbeute auch nur in dem bisherigen Verhältniß fortschreitet, so muß eine gewaltige Einwirkung auf die Preise aller Dinge erfolgen. Ein Correspondent der Times vom 6 Nov. (City-Artikel) läßt sich darüber in folgender beachtenswerther Weise aus: „Man hat als bestimmt angenommen, daß Grundeigenthum und überhaupt alles Besitzthum, dessen Ertrag nach Gefallen gesteigert werden kann [2], im Falle eines vermehrten Goldumlaufs gegen Entwerthung sicher sey, während dagegen das Eigenthum der Rentner entwerthet werde; allein eine Menge Umstände können hierauf einen wesentlich modificirenden Einfluß ausüben. Der erste Gedanke, der vielen kommt, ist der, Capitalbriefe wegzugeben und Land anzukaufen; andere meinen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Häuser, Maschinerie u. s. w. müßten eben so vortheilhaft oder noch vortheilhafter seyn. Der fortschreitende Gang der Dinge muß aber Aenderungen herbeiführen, welche einigermaßen die Sicherheit (fixedness) selbst solchen Besitzthums gefährden. Während die Entfernung zwischen England und Amerika Jahr um Jahr auf eine Weise vermindert wird, daß sie bald nur noch Nachbarländer sind, so muß der Umstand, daß Ländereien dort um 5 bis 10 Sh. in Menge zu haben sind, mächtig zurückwirken auf den Werth ähnlichen Besitzthums in England. Die Verbesserungen im Häuserbau müssen den Werth des jetzigen Hauseigenthums unsicher machen, und ebenso ist es mit Schiffen, Eisenbahnen, Canälen, kurz allem der Fall, was durch den Fortschritt der Wissenschaften und ihrer Anwendung wesentlich verändert und verbessert werden kann. Während also der Rentner nicht mehr auf die Fortdauer eines Einkommens wird zählen können, das ihn aller Mühe überhebt, durch Arbeit und Unternehmungsgeist sein Vermögen zu sichern oder zu vermehren, erwartet auch die meisten andern, die ihr Geld in verschiedener Weise angelegt haben, dasselbe Schicksal; die Aussicht auf die Zukunft geht dahin, daß es reichen Leuten immer schwe-

[1] Auf dem Continent, namentlich in Oesterreich und in Italien, ist sehr viel Gold und Silber vergraben; in Frankreich rechnet man, daß wegen der durch die Präsidentenbotschaft gesteigerten Besorgnisse, daß 15 bis 20 Mill. Fr. von Privatpersonen binnen wenigen Wochen in sichere Verwahr gebracht wurden, um sich für mögliche Ereignisse gefaßt zu halten. Dieß mag einen Maaßstab geben, wie weit das Zurückhalten von Gold und Silber in den letzten Jahren ging, und warum die Wirkung des eingeströmten Goldes noch nicht so ersichtlich ist. Dabei haben wir die Ersetzung von einigen hundert Millionen Franken baar Geld durch Banknoten, welche die französische Bank seit zwei Jahren vornahm, noch nicht einmal eingerechnet, und dieser Umstand ist deßhalb bezeichnend, weil er fürs erste eine Menge Gold in den Gewölben der Bank aufspeicherte.

[2] Eigentlich richtiger: „dessen nomineller Werth mit dem Sinken des Geldwerths steigt."

rer werden wird, ein sicheres Ruheplätzchen für die Faulheit zu finden, und daß die allgemeine sich entwickelnde Thätigkeit dem Klugen und Arbeitsamen einen fortdauernden Gewinn bieten wird, wie nie vorher in irgend einer Periode der Geschichte."

Diese, wenn auch etwas zu sehr auf englische Verhältnisse bemessenen Ansichten haben eine allgemeinere Bedeutung. Die Vermehrung der Geldumlaufsmittel wird den gegenwärtigen Besitzstand mehr und mehr umgestalten, und wie sie im 16ten Jahrhundert die Territorialmacht des Adels brach, und den Sitzen der Handels- und Geldmacht, einigen Handelsstädten, wenn auch nur vorübergehend, eine mit ihren physischen Mitteln in keinem Verhältniß stehende Macht gab, so wird sie auch jetzt seine Einwirkung auf die nationalökonomischen und politischen Verhältnisse äußern. England ist dasjenige Land, wo die neuen Geldverhältnisse sich am mächtigsten entfaltet haben, ohne daß vorher die alte Macht des Grundadels gebrochen worden wäre, vielmehr hatte sich dieselbe durch den Besitz der politischen Freiheit ohne allen Vergleich fester gesetzt, als in irgend einem andern Staate Europa's; der Grundadel hatte sich mit der Geldmacht verbunden, und ohne sein goldenes Buch zu schließen, aus den Neureichen sich rekrutirt, wie er sich aus den Koryphäen der politischen Wissenschaft rekrutirte. Aber die neuen Erfindungen, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen, sind wesentlich demokratischer Natur: sie gewähren auch dem Mindervermögenden Mittel des Verkehrs, wie sie sonst nur den Reichsten, und selbst diesen nicht, zu Gebot standen. Dadurch ist der Thätigkeit ein unglaubliches Feld geöffnet, und ein Vorzug über diejenigen, welche sonst nur als fruges consumere nati von dem ererbten Vermögen lebten, gegeben. Dieß ererbte Vermögen kann für den, der nicht in den Strom der Bewegung hineintritt, der sich fern halten will von den Geschäften des Tages, den stärksten Wechseln unterliegen durch Umstände, über welche der Einzelne keine Gewalt hat. Die Territorialaristokratie muß unter diesen Umständen nothwendig sinken, und alle politischen Gebäude, die man vorzugsweise auf dieser aufbauen will, entbehren einer festern Grundlage, weil die Beweglichkeit des Vermögens die relative Bedeutung aristokratischen Besitzthums unvermeidlich mindern muß.

Es ist sicherlich nicht ohne Bedeutung und wohl auch nicht ohne bewußte oder unbewußte Veranlassung, daß England, das seit einigen Jahren der Landaristokratie durch die Aufhebung der Korngesetze einen Stoß versetzt hat, von dem sie sich schwerlich je erholen wird, daß England im ersten Jahr nach völlig freigegebener Korneinfuhr und im zweiten nach Entdeckung der californischen Goldminen den Plan zu der Industrieausstellung entwarf, und ihn alsbald ins Leben rief. Die Industrieausstellung ist das Corollar zum Freihandel, insofern man darunter die möglichst ungehemmte Thätigkeit des Menschen versteht, sie ist die Verherrlichung der freien Arbeit der großen Massen in Vergleichung zur Sklavenarbeit der alten Völker. Die neuern Staaten brauchen Geld, und wieder Geld, sie sind unersättlich in ihren Bedürfnissen; dieß Geld kann nur die menschliche Thätigkeit erschaffen. Daher sehen wir, wie die Staaten bemüht sind, die Industrie auf alle Weise zu heben, und der Masse die Mittel zum eigenen Bestand und zur Steuerzahlung zu verschaffen; darum hat man in den neuen Staatstheorien so oft den Industrialismus auf den Thron erhoben, und wir sind auch keineswegs geneigt, ihm das mindeste von seiner Bedeutung zu nehmen, nur darf man nie den Gesichtspunkt aus dem Auge verlieren, von welchem aus betrachtet er allein seinen hohen Werth erhält; das ist die persönliche Freiheit der Besitzlosen und die Möglichkeit für dieselben, sich durch ihrer Hände Arbeit zu einer gewissen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zu erheben. Sobald man den Industrialismus bloß als Mittel zur Erwerbung von Reichthümern betrachtet, und den Menschen darüber vergißt, führt er zu eben so großen Irrthümern, ja Verbrechen gegen die Menschen, wie jede andere Staatstheorie, die nicht das Wohl der großen Massen, sondern nur das gewisser Classen oder die Erreichung von Zwecken, die dem Vortheil der Staatsbewohner fremd sind, sich zum Ziele setzt.

Der Industrialismus, wie die strenge aristokratische Form, haben zur Mißachtung des Menschen, zu seiner Behandlung als bloßes Werkzeug geführt, dagegen hat sich die Menschennatur empört, und die mannichfachsten Bewegungen erzeugt. Eben dieses Mannichfache, Chamäleonartige der Bewegungen hat so oft die klare Beurtheilung getrübt. Keine politische Verfassung, weder die absolute Gewalt, noch die vorherrschende aristokratische oder demokratische Einrichtung haben gegen diese Bewegungen geschützt; daher das halbwahre Wort eines Philosophen aus dem vorigen Jahrhundert: on forms of government let fools contest. Ueber allen Verfassungen steht das Wohlseyn und der sichere Bestand der großen Masse des Volks, und diese sind eines Theils von allgemeinen Naturverhältnissen, andern Theils von nationalökonomischen und handelspolitischen Zuständen bedingt. Tausende und aber Tausende russischer Bauern, wenn gleich Leibeigene, befinden sich in einer nach ihren Begriffen ganz behaglichen Lage, nicht minder als amerikanische Farmers, wenn gleich letztere nach ganz andere Ansprüche an das Leben machen. Beide sind in einfachen Naturverhältnissen, denn noch mangelt der Boden nicht. Die Schwierigkeiten beginnen hauptsächlich da, wo die angewachsene Menschenmasse die Mehrzahl einer immer künstlichern Existenz zuführt. Hier ist es, wo politische Freiheit auf der einen, und ein gründliches Studium, nicht nationalökonomischer Lehrsätze, sondern der nationalökonomischen Verhältnisse, wie sie im Laufe der Zeit sich gestalten, zur Nothwendigkeit werden. Sicherheit des Eigenthums, nicht im groben, materiellen Sinn des Worts, sondern in dem feinen, wo alle Creditverhältnisse durch das öffentliche Gericht und das öffentliche Rechtsbewußtseyn getragen sind; die Möglichkeit, die nationalökonomischen Verhältnisse des Volks von allen Gesichtspunkten, also auch von den bei den jeweiligen Machthabern unbeliebten, aufzudecken, zur öffentlichen Anschauung zu bringen, und so die nöthigen Veränderungen einzuleiten, das sind Erfordernisse, deren ein auf eine gewisse Stufe geistiger und materieller Cultur gelangtes Volk nicht entbehren kann, und die Grundlage dieser Erfordernisse sind politisches Recht und politische Freiheit. Man täuscht sich durchaus, wenn man glaubt, ein Volk verlange diese Waffen bloß, um sich ihrer gegen eine Regierung zu bedienen. Das ist zuweilen, aber keineswegs nothwendig der Fall, vielmehr werden sie eben so häufig zur Vertheidigung einer Regierung verwendet. Die nationalökonomischen Verhältnisse sind so mannichfach, die Fäden derselben oft so seltsam verschlungen, daß niemand sich vermessen kann, sie ganz zu überschauen, man muß den „Jedermann" zu Hülfe rufen, der „klüger ist als Talleyrand," die öffentliche Stimme, die allein ins verborgene Getreibe hineinsieht, und in ihrer unablässigen Arbeit eine gewisse Anzahl factischer Wahrheiten ans Tageslicht fördert, welche als Leitfaden dienen können, statt des Irrlichts der Theorie und der Tyrannei allgemeiner Grundsätze, die den factischen Verhältnissen keine Rechnung tragen will.

So stehen sich nicht nur in England, sondern in viel wei-

terem Umkreis, in Nordamerika, in Frankreich, in Deutschland, kleinerer Länder nicht zu gedenken, die Ansichten über Freihandel und Schutzzoll in sehr schroffer Weise gegenüber. Die Frage ist in ihren schärfsten Gegensätzen von A. Christ besprochen worden. Wir können ihm nur beistimmen, wenn er sagt: „soll der Schutzzoll die Bestimmung haben, eine vaterländische Industrie heranzubilden und neue Werthe zu schaffen, so setzt dieß die Vergleichung der verschiedenen Völkerzustände, und die danach für ein bestimmtes Volk zu bemessenden Maaßregeln voraus, während es in der Natur des Freihandelssystems liegt, auf vorhandene Zustände keine Rücksicht zu nehmen, sondern vielmehr seine allgemeine, von jedem gegebenen Verhältnisse unabhängige Gültigkeit zu behaupten. In dem ganzen Gebiete der Gesetzgebung hat man bisher solche Naturzustände nur als Ideale betrachtet, und das Naturrecht bloß als einen Gegenstand aufgefaßt, dem man sich nähern, den man aber sofort nicht verwirklichen könne. Die Frage gestaltet sich hienach in der Art, daß man untersuchen muß, ob die Nationalökonomie eine solche Wissenschaft und der Handel und das Gewerbwesen eine solche Sache sey, welche von den gegebenen Verhältnissen Umgang nehmen und sich auf einen idealen Standpunkt stellen können. Nun scheint aber gerade diese Wissenschaft nach ihrem ganzen Umfang der Art zu seyn, daß sie so recht eigentlich nur eine Erfahrungswissenschaft ist, und nur eine solche seyn sollte.“ Wir wollen hier nicht das Auftreten und die Ansichten von Thiers citiren, der gegen das Freihandelssystem eine so gewichtige Stimme erhoben hat, sondern erinnern an die sehr eindringliche Lection, welche ein so wohl unterrichteter und besonnener Mann, wie Benoist d'Azy, im vorigen Jahre den theoretischen Nationalökonomen ertheilt hat. Der Streit ist noch lange nicht zu Ende, und wir sind weit entfernt auf die theoretischen Erörterungen darüber einzugehen, sehen uns aber, ehe wir zur speciellen Behandlung Englands übergehen, veranlaßt, auf einige factische Verhältnisse des Streits, wie sie sich in diesem Jahre ergeben haben, etwas näher einzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten von Saulcy.

Die Archives des Missions Scientifiques et Literaires, deren neuestes Heft vom April d. J. erst in diesen Tagen eintraf, enthält ein Schreiben Saulcy's an den Minister aus Damascus vom 9 März. Wir führen, ohne die unbedeutenden Reiseabenteuer zu erwähnen, nur einige Daten an. Hr. Saulcy hat die hierosolymitanische Nekropole untersucht, und will die Gräber mindestens der Könige von Juda, wie es scheint aber auch die der Richter und Propheten nachweisen. — Bei Naplus erstieg er den Gipfel des Berges Garizim, wo der Tempel der Samaritaner stand, und nahm den Plan desselben auf. Neben dem Tempel sind die Ruinen einer bedeutenden Stadt, welche die Samaritaner noch jetzt Lazahr nennen sollen. Er ist geneigt dieß für Sichem zu halten. Später findet er in der Nähe von Tabarieh zwischen den Mineralquellen und den Ruinen der neuen Stadt El Kaeof, da wo der Jordan aus dem See von Genezareth tritt, die Ruinen einer namenlosen Stadt. In der Nähe von Genezareth, also am Nordende des Sees liegen wieder auf einer Strecke von 3 Kilometres ($^3/_4$ Stunden) ausgedehnte Ruinen, worüber Saulcy die Bemerkung macht, der See von Tiberias sey, wie das todte Meer, im hohen Alterthum an beiden Enden durch große Städte geschlossen gewesen. Am Südende des Ard el Hule (sumpfigen Landes) also südwärts von Bahr el Hule, und am andern Ende (à l'autre extrémité, am Nordende?) abermals Ruinen nebst einem im Plan dem von Garizim ähnlichen Tempel mit einer cyklopischen Mauer. Saulcy nennt letztere Ruinen unglaublich groß, und in der That, nach seinen Angaben müssen künftige Reisende noch ein weites Feld für ihre Forschungen finden.

Das große Indianer-Concil im September 1851 zu Fort Laramie.

(Schluß.)

Samstag kam eine große Bande Siouxhäuptlinge, Tapfere und gemeine Leute, nahe an 1000 an der Zahl, wohlberitten, den Platte herunter; sie marschirten in dichter Colonne, je vier neben einander, unter Gesang und Freudengeschrei. Als sie über den Berg in die Ebene hinabstiegen, boten sie einen imposanten und anziehenden Anblick dar. Im Centrum ritten ihre vornehmsten Anführer, die eine alte amerikanische Flagge führten, welche ihnen, wie sie sagen, von General Clark in der ersten Zeit seiner Superintendentur gegeben worden; sie marschirten ins Lager. Die Anführer und Tapfern stiegen ab und bildeten einen Kreis. Colonel Mitchell gab ihnen etwas Tabak und Vermillon, und benachrichtigte sie, daß er sie auf Montag Morgens zur Zusammenkunft mit ihm im Rath erwartete, beim Abfeuern der Kanonen.

Später am Tage kamen mehrere 100 Chayennes, ebenfalls zu Pferde, über die Höhe geritten, in ähnlicher Weise wie die Sioux, bezogen das Lager und wurden mit denselben Geschenken bewirthet.

Am Sonntag errichteten die Sioux- und Chayenne-Weiber im Mittelpunkt des Lagerplatzes eine Art Amphitheater aus ihren Hütten und Pfählen mit einer Laube im Centrum für die Commissäre, Dolmetscher und andre. Es war ein unterhaltender Anblick, zu sehen mit welcher Behendigkeit und Schnelligkeit die Squaws diese Wohnungen aufschlugen.

Heute Morgen hißten wir das Sternenbanner an der Frontseite des Zeltes des Colonels. In Ermanglung von Holz zum Flaggenstock schlugen wir drei lange Zeltpfähle zusammen und stellten sie auf wie einen dreibeinigen Schemel.

Heute Abend war ich zum erstenmal in Chayennen-Camp Augenzeuge des interessanten Verfahrens beim Schlachten und Zubereiten eines Hundes zu einem Fest; das Schlachtopfer war ein großer ganz fetter Köter. Zwei Squaws warfen ihm einen Strick über und hingen ihn auf, bis er todt war. Darauf legten sie ihn aufs Feuer, und sengten oder vielmehr rösteten ihm das Haar ab und schabten das Fell so lange, bis es so rein war als ein gebrühtes Schwein. Jetzt richteten sie ihn zu, zerschnitten ihn und legten ihn in einen großen kupfernen Kessel, worin er gekocht ward, bis die Knochen heraustraten. Nachdem ich den Proceß der Zubereitung mit angesehen, konnte ich mir die Wollust wohl versagen, etwas davon zu essen. Während des Abends und der Nacht gab es Hundeschmäuse in den Camps der Brulés und Ovalahlah-Banden der Sioux; sie tanzten, trommelten, musicirten und schrien in ihren Dörfern die ganze Nacht, und alles war deutlich in unserm Lager zu hören.

Die Rathsversammlung.

Heute Morgen, bald nachdem die Kanone abgefeuert worden, begannen sich die verschiedenen Banden und Stämme auf dem zur Zusammenkunft eingerichteten Platz zu versammeln. Die erste Schwierigkeit war die Rangordnung der Stämme; darüber gab es ebenso viele Streitige und entgegengesetzte Ansprüche als bei einem Gouvt.-Dinner, oder zwischen Officieren der Armee bei einer öffentlichen Angelegenheit. Einige Stämme stritten um den Vorrang ihrer Menge wegen, andre wegen ihres Alterthums, und noch andre in Folge ihrer kühnen Thaten. Dieß ward ohne Weitläufigkeit von dem Commissär abgemacht, welcher jedem seine Position peremptorisch anwies, ohne Rücksicht auf jenes wichtige Wort „Rang“. Nun hatten einige der Stämme noch kleinere Angelegenheiten, während sie die Frage über den Vorrang zwischen den verschiedenen Schaaren und darauf über den persönlichen Rang der respectiven Häuptlinge und Tapfern abzumachen hatten. Es mag seltsam seyn, ist aber dennoch wahr, daß die Rangfrage völlig so bedeutend ist unter den Indianern als unter unsern Flotten- und Landofficieren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 289.

3 December 1851.

Die Felsenhöhlen von Aurengabad.

Die Ruinen dieser buddhistischen und Dschain-Höhlentempel liegen etwa eine halbe Stunde nördlich von der genannten Stadt, und sind durch herabgefallene Felstrümmer und Steine halb verdeckt. Die Sculpturen sind noch ziemlich erhalten, kommen aber denen von Ellora nicht gleich. Indeß verdienen sie doch ein genaues Studium, da dasselbe, verbunden mit den Inschriften, allein zu einer richtigen Schätzung der buddhistischen Chronologie führen kann. Die Berge, in denen diese Höhlen sich finden, bestehen aus Amygdaloidtrapp und erheben sich etwa 1700′ über die Ebene; ihr Südabhang, an dem die Höhlen liegen, ist durchaus steil und dürr. Der Ort ist bezeichnet durch eine kleine Dschalahöhle, welche von den Frommen der Stadt geweißt unterhalten wird. Die andern Höhlen sind mehr oder weniger durch Buschwerk und Schutt versteckt; es sind ihrer eilf auf einem Raume von anderthalb (engl.) Meilen, und sie bilden drei verschiedene Gruppen. Mit Ausnahme der ersterwähnten kleinen Höhle sind es lauter Vihara oder Klosterhöhlen mit den gewöhnlichen Daghapa. Ihr allgemeiner Charakter zeigt eine Periode an, wo der Buddhismus schon stark in Verfall war. Die Einfachheit der ältern Höhlen fehlt hier: Buddha selbst und die buddhistischen Heiligen sind nicht in geistiger Abstraction dargestellt, sondern in Gesellschaft sehr spärlich bekleideter Frauen und wesentlich bramanische Figuren finden sich nicht selten in Verbindung mit orphischen (?) Symbolen. Diese Umstände nebst dem blumigen Styl der Sculpturen deuten alle eine späte Periode des Buddhismus an. Nur eine Höhle mit einer riesenhaften Figur eines liegenden Buddha in seliger Verzückung scheint Spuren hohen Alterthums zu tragen. Eine in buddhistischen seltene, in braminischen oder Dschain-Höhlen aber häufige Anordnung ist hier getroffen, die der Isolirung des Sanctums von der äußern Mauer durch einen herumlaufenden Gang mit Capellen und Seitencellen für die Priester. Die Mauern scheinen einst mit Stukkmalereien bedeckt gewesen zu seyn, diese sind jedoch jetzt so verwischt, daß sie sich nicht mehr bestimmen lassen; aber die Ausschmückungssculptur an den Pfeilern, Thoren u. s. w. ist genau das Gegentheil von der zu Ellora und Adschanta. Die Hauptfigur ist von riesenhaften Verhältnissen, sitzt auf einem Löwenthrone und läßt die Füße auf einer Lotusblume ruhen. In den Zügen aller dieser Buddhabilder herrscht eine auffallende Gleichheit, und diese stimmt sehr nahe zusammen mit der Beschreibung, welche Burkhardt von den Stämmen Nordafrika's gibt. Aus den Schilderungen des Baues, Plans und der Sculpturen der verschiedenen Höhlen folgt, daß die Sculptur der ersten aus vier Höhlen bestehenden Gruppe buddhistisch ist, mit Ausnahme der letztern, in der eine unverkennbare Dschainfigur sich findet. In der zweiten Gruppe ist der Charakter der Sculptur gleichfalls buddhistisch, in einer sieht man aber eine sitzende Figur der Lakschmi mit zwei Elephanten, die Wasser über sie gießen: entsprechende Beispiele von Einführung der braminischen Lakschmi in buddhistische Tempel sieht man auch zu Ellora. Die dritte Gruppe besteht aus drei Höhlen, welche sämmtlich in unvollendetem Zustande verlassen wurden. (Sitzung der Londoner asiat. Gesellsch. vom 15 Nov.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

England.

Wenn in England die Streitfrage über Schutzzoll und Freihandel in diesem Jahre weniger Lärm gemacht hat als früher, wenn die Protectionisten wiederholt, wenn gleich einigemal mit sehr schwachen Majoritäten, geschlagen wurden, so darf man nicht glauben, als ob der Streit einschlafe oder schwächer werde, im Gegentheil er wird mit nächstem wieder in all seiner Stärke erwachen. Mit dem jetzigen Unterhaus ist für die Protectionisten nichts zu erwarten, sie müssen also ihre Hoffnungen auf das nächst zu wählende Parlament vertagen, und inzwischen tritt eine andere Streitfrage ein, die über die Wahlberechtigung, von welcher weiter unten mehr die Rede seyn wird. Hat aber die ökonomische Frage dießmal im Parlament, zum Theil in Folge anderer Incidenzfälle, weniger Lärm gemacht, so ist sie von manchen Journalen in um so intensiverer Stärke fortgeführt worden; indeß streiten die Engländer gern um bestimmte Thatsachen und deren Ergebnisse, und lassen sich seltener darauf ein, den Gegenstand allgemeiner zu formuliren. Es hat dieß seine Nachtheile, weil es der größern Menge den eigentlichen Punkt, um den es sich handelt, mehr verhüllt. Das Ankämpfen gegen das unmäßige Monopol des Grundadels war ganz berechtigt, eben so die Bemühung, die allein auf das unhaltbar gewordene Colonialsystem gebauten Schifffahrtsgesetze umzuwandeln, aber eine ganz andere Frage ist, ob man darum dem englischen Ackerbau und der englischen Schifffahrt allen Schutz entziehen solle. Die Korngesetze, wie sie bis zum J. 1846 bestanden, hatten den Zweck, den Weizen nicht unter 50 Sch. sinken zu lassen; das war eine Härte und eine Ungerechtigkeit, die sich oft genug an den Urhebern selbst strafte; aber etwas ganz anderes wäre ein ständiger Zoll gewesen, der dem englischen Volke gestattet hätte, an der Wohlfeilheit in andern Ländern einen gar nicht unbedeutenden Antheil zu nehmen. Man vergesse nicht, daß vor kaum etwas mehr als 20 Jahren Hr. Hume selbst, der entschiedene Freihändler, einem stän-

digen Zoll von 10 Sch. gar nicht abgeneigt war, daß noch vor 10 Jahren Peel und Russell über einen Zoll von 7 bis 8 Sch. ziemlich einverstanden waren, und daß nur die lange Verweigerung des Billigen endlich den widerstrebenden Grundeigenthümern auch das Unbillige abnöthigte. Die gänzliche Aufhebung war, man kann dieß Peel und Russell zugestehen, zu einer Art politischer Nothwendigkeit geworden, eine Nothwendigkeit, die sich noch jetzt noch so stark ausspricht, daß Lord Palmerston sehr emphatisch sich dahin erklärte, eher würden die Flüsse aus dem Meere zurück nach ihrer Quelle laufen, ehe wieder ein Kornzoll aufgelegt würde. Es fragt sich aber, ob letzteres nicht eine nationalökonomische Nothwendigkeit ist, und ob dieser nationalökonomischen Nothwendigkeit nicht endlich die politische weicht.

Das alte Colonialsystem beruht auf dem Satze, daß die Colonien ihre Rohstoffe nur an das Mutterland absetzen, und nur durch dieses sich mit den Waaren des Gewerbfleißes versehen sollten. Der Zweck war klar: durch diese reservirte Schifffahrt sollte die Rhederei des Mutterlandes und dadurch dessen Seemacht gehoben, durch den reservirten Handel die Gewerbsthätigkeit des Mutterlandes unterstützt, und durch den gesicherten Absatz in den Stand gesetzt werden, die nebenbuhlerische Industrie zu verdrängen. Nach diesen Grundsätzen verfuhren Frankreich, England und Spanien; es war der allgemeine Grundsatz der Colonialpolitik, und England bildete ihn durch seine Schifffahrtsgesetze nur noch schroffer aus, indem jede Zufuhr aus überseeischen Ländern, Amerika, Asien, Afrika, durch andere als englische Schiffe verboten wurde. War dieser Grundsatz der englischen Rhederei, dem englischen Handel und selbst der englischen Industrie heilsam, so lange letztere in der Kindheit war, so mußte er allmählich vom Uebel werden, so wie die englische Industrie alle andern überflügelt hatte; denn die englischen Schiffe konnten nicht in allen Häfen Amerika's, Asiens und Afrika's seyn, wo es Frachten gab, die man am leichtesten und vortheilhaftesten nach England geschickt hätte, und zahllose Ladungen gingen nach andern Ländern, namentlich nach den deutschen Freihäfen, weil die nicht britischen Schiffe, die zur Versendung allein vorhanden waren, die Waare nicht nach England bringen durften. Die großen Inconvenienzen, welche dieser Stand der Dinge nach sich zog, die mannichfachen Nachtheile, die dadurch dem englischen Handel und in natürlicher Rückwirkung dem Absatz der englischen Industrieerzeugnisse zugefügt wurden, haben lange einen stehenden Klageartikel in englischen Blättern ausgemacht, und die Bresche, welche in die volle Strenge der Navigationsgesetze durch den Vertrag mit Nordamerika, so wie durch die sogenannten Reciprocitätsverträge gelegt wurde, ermunterten nur noch mehr an dem wurmstichigen Bau zu rütteln, bis er fiel. Aber sollte mit der Aufhebung der Navigationsacte auch der Gedanke, der sie dictirt hatte, fallen? Das war die große Frage; der Grundgedanke war der Schutz der englischen Rhederei und die Ausbreitung der britischen Flagge, die auf das Colonialsystem gebaute Navigationsacte war nur die Form, in welcher dieser Gedanke sich ausgesprochen hatte; das Colonialsystem war völlig trümmerhaft geworden durch die Unabhängigkeit des größten Theils von Amerika, somit konnte auch die darauf gegründete Navigationsacte nicht mehr passen; mußte man aber damit allen Schutz von sich werfen, hätte nicht ein Differentialzollsystem an die Stelle treten sollen? Diese Frage ist bis jetzt noch so wenig entschieden als die, ob es nicht besser sey, einen mäßigen ständigen Kornzoll aufzulegen, als den Ackerbau völlig schutzlos der Concurrenz der ganzen Welt preis zu geben.

In allen solchen Fragen, hier also speciell in der Kornfrage und der Schifffahrtsfrage, sind zwei Elemente zu berücksichtigen, das commercielle und das politische. In ersterer Beziehung hat der Freihandel vollkommen Recht: es ist klüger das wohlfeile Korn zu kaufen, wo man es auch findet, und der wohlfeileren Fracht sich zu bedienen, woher sie auch kommen mag. Aber die politische Rücksicht gebietet vielleicht etwas anderes. Schon dieses Jahr, gewiß im nächsten, wird die Kornzufuhr 12 Mill. Quarter betragen; diese 12 Mill. Quarter erfordern 40,000 Schiffe zu 300 Tonnen: wird man stets sicher seyn, namentlich in Kriegszeiten, sich diese ungeheure Masse fremden Korns zu schaffen, wenn vielleicht die Meere von raschen Dampfschiffen und schnell segelnden Klippern wimmeln? ist es nicht der Klugheit gemäß, den innern Ackerbau durch eine Prämie aufzumuntern, damit er angefeuert werde, einen Boden anzubauen, dessen Ertrag sich sonst nicht lohnt? Und anderer Seits, wenn man überall die wohlfeilste Fracht sucht, und dadurch die einheimische Schifffahrt gefährdet wird, womit wird man, wenn es noth thut, die Kriegsschiffe bemannen? Es bedarf einer geringen Belesenheit in den englischen Journalen, um lange Klagelieder aufzufinden über die Schwierigkeit, welche jetzt schon ein mäßiges Geschwader findet, seine Mannschaft vollzählig zu machen, und über die Unmöglichkeit, größere Flotten rasch zu bemannen. Adam Smith hat erklärt, die Navigationsgesetze seyen in commercieller Hinsicht verwerflich, aber in politischer Hinsicht das weiseste was England in seinem Statutenbuch besitze. Ist das alles auf einmal antiquirtes Zeug geworden? Hat man auf einmal das Geheimniß zu Kants ewigem Frieden entdeckt, und darf der Krämergeist Herr werden über alle Verhältnisse des Staats? Wir werden weiter unten sehen, daß von der gestiegenen Handelsthätigkeit Englands nur etwa ein Viertheil der englischen *Rhederei*, *drei Viertheile* aber den Fremden zufielen, und dieß noch ehe zwei Jahre seit Abschaffung der Navigationsgesetze abliefen. Wenn einzelne Städte, wie Hamburg, dem unbedingten Freihandel das Wort reden, so hat dieß einen sehr verständlichen Sinn; sie haben nur die Handelsblüthe vor Augen. Aber ist die Handelsblüthe alles? Dann verwandle man das Schwert in eine Pflugschaar, und schaffe die unnützen Heere ab, das ist viel einfacher; so lange aber Krieg droht, so lange muß man sich gerüstet halten, nöthigenfalls das Schwert zu ziehen, und England sündigt etwas viel auf seine Seeallmacht, wenn es die Möglichkeit, große Flotten rasch zu bemannen, auf eine in England selbst vielfach getadelte Art verkürzt. Die Sache ist um so ernsthafter, als ein bedeutender Theil der englischen Schifffahrt, und zwar gerade derjenige welcher die meisten Matrosen liefert, und von der Aufhebung der Schifffahrtsgesetze nicht betroffen wurde, der Küsten- und namentlich der Kohlenhandel, bedeutend leidet. Das hat seinen Grund eines Theils in der ziemlich großen Anzahl Schiffe, die als minder fähig mit den fremden, namentlich mit den amerikanischen, im überseeischen Handel zu concurriren, in den reservirten Küstenhandel gedrängt wurden, andererseits aber in der Concurrenz der Eisenbahnen, welche den Kohlentransport aus den Kohlendistricten nach den großen Verbrauchsorten, London und Liverpool, immer mehr an sich reißen. Dieß wird die englische Regierung nöthigen, hinsichtlich der Mittel zur Bemannung ihrer Kriegsschiffe künftig einen ganz andern Weg einzuschlagen.

Es ist nicht zu verwundern, daß von den Gegnern der Aufhebung der Schifffahrtsacte auch die Abnahme des Küstenhandels als eine indirecte Folge bezeichnet wurde; wir wollen dieß ganz bei Seite lassen, und auf die allgemeinern Klagen eingehen. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß die englischen Schiffe

wegen des höhern Soldes und der bessern, zum Theil durch Parlamentsacte vorgeschriebenen Verköstigung der englischen Matrosen, die sie nicht nach Gefallen durch fremde ersetzen dürfen, die Concurrenz nicht wohl aushalten können, und daß England mit seinem ungeheuren Colonialbesitz den fremden Flaggen eine Concession machte, für welche die andern Staaten ihm nichts zu bieten hatten. Damit stoßen wir auf den schlimmsten und zugleich häßlichsten Punkt der Bill vom 26 Junius 1849. In den auswärtigen Beziehungen ist England bis jetzt durchaus unglücklich gewesen: von den deutschen Staaten und Dänemark hatte England nichts zu verlangen, denn sie hatten alles zum voraus gewährt, und es war zu fürchten, sie möchten gegen England Maaßregeln ergreifen, wenn England nicht mit entsprechenden Concessionen entgegenkomme. Schweden zeigte sich geneigt, die englischen Concessionen mit den gleichen zu beantworten, aber ein Reciprocitätsvertrag bestand schon, Colonien hat Schweden keine, und die indirecte Fahrt, in der Schweden seine Concessionen machte, ist einestheils an sich von keiner großen Bedeutung, anderntheils fährt die schwedische Marine billiger als die englische, und hatte somit nur zu gewinnen, nichts zu verlieren. Holland hat zwar auf die liberalste Weise der englischen Abschaffung der Navigationsacte geantwortet, aber die einzige, für England werthvolle Erwerbung, die Ausbeutung der niederländisch ostindischen Colonien, verbleibt der Maatschappy, und England hat somit von den Concessionen Hollands keinen Gewinn gezogen; ob man nicht, wie die Singapore Free Preß, das Organ der dortigen englischen Kaufleute, wiederholt andeutete, durch indirecte Mittel das aufrecht erhaltene Monopol der Maatschappy zu brechen suchen wird, das gehört in das Capitel der künftigen Handelspolitik Englands, die bis jetzt nur gegen Belgien Eine Klaue vorgestreckt hat, indem es die Waaren, welche aus Belgien und unter belgischer Flagge kommen, in den englischen Häfen mit dem doppelten Zoll, den Belgien erhebt, belastet hat. Es ist dieß eine Probe von dem, was nach Zeit und Umständen England noch thun wird, indem es gegen die Länder, welche nicht die Reciprocität gegen England beobachten, die Artikel 10 und 11 der Bill vom 26 Junius 1849 in Anwendung bringt, Artikel, welche die englische Regierung ermächtigen, Maaßregeln der Strenge gegen die Fahrzeuge derjenigen Länder, welche der englischen Flagge nicht die den fremden durch die genannte Bill gewährten Vortheile gleichfalls zugestehen, durch einfachen Geheimerathsbefehl zu ergreifen. Belgien, wobei der wichtige Handel nach Deutschland betheiligt ist, mußte die Wirkung der angedrohten Repressalien zuerst fühlen.[1] Mit Frankreich muß man säuberlicher verfahren, aber Unterhandlungen sind angeknüpft, und Lord Granville hat im Parlament erklärt, daß die bis jetzt von Frankreich angebotenen Concessionen nicht befriedigend erschienen; an einer andern Stelle seiner Rede gab er zu verstehen, die Regierung werde die vom Parlament in ihre Hände gelegten Zwangsmittel nöthigenfalls anwenden, „auch wenn fürs erste England selbst darunter zu leiden haben sollte.“ Noch häklicher ist die Lage Spaniens, das ein sehr strenges Differentialzollsystem bis jetzt aufrecht erhalten hat, aber von der englischen Diplomatie bereits angegriffen wurde; die wiederholten Anfragen, die im Parlament von einem Hr. Anderson geschahen, hatten keine andere Folge, als die alsbald zugestandene Bitte, man möchte die Sache der Regierung überlassen. Piemont hat sich in handelspolitischer Beziehung ganz an England überliefert, aber mehr aus politischen als aus commerciellen Gründen, und auf diesen Sieg darf deßhalb die Handelspolitik Englands nicht sonderlich stolz seyn, so groß auch die Vortheile seyn mögen, die man sich englischerseits aus der geographischen Lage Piemonts verspricht. Am schlechtesten ist England mit Bruder Jonathan gefahren: kaum hatte das englische Ministerium aus der Bill des Jahres 1848 die Freigebung der Küstenschifffahrt ausgemerzt, so gewährte Nordamerika zwar den indirecten Handel, erklärte aber die Verbindung zwischen den Osthäfen der Union und den Westhäfen in Californien und Oregon als Küstenschifffahrt, und wenn es dadurch den Engländern auch nicht gerade einen sehr namhaften Schaden zufügte, so spielte es ihnen doch einen Streich, welcher deutlich genug zeigt, daß man die englischen Concessionen, namentlich in Betreff der freigegebenen Fahrt nach den Colonien, bestens benützen, sonst aber wenigst möglich Concessionen machen wollte. Es ist ein stehender Klageartikel in den Protectionsjournalen, daß die Amerikaner durch ihren starken Verkehr mit Californien auch einen bedeutenden Theil der Frachtschifffahrt aus China und Ostindien den Engländern entreißen, da sie durch den reichlichen Frachtverdienst nach Californien in den Stand gesetzt sind, die Frachten von Californien oder China und Ostindien nach England um einen außerordentlich niedrigen Preis zu übernehmen.

Das Urtheil ist somit wohl begründet, daß die diplomatischen Erfolge Englands, wodurch es andere Staaten zur Annahme gleicher Handelsgrundsätze zu bewegen suchte, nicht sonderlich groß gewesen sind. Inwieweit es später durch directe oder indirecte Nöthigung sein Ziel erreichen wird, das muß man vorerst abwarten; inzwischen haben die Protectionisten nicht Unrecht, wenn sie der Regierung Mangel an Erfolg vorwerfen, nur ist die Zeit, in welcher die Erfolge erreicht werden sollten, noch kurz zugemessen gewesen, und die Regierung wird es, so weit die politischen Verhältnisse es rathsam machen, gewiß nicht versäumen, das ganze Gewicht ihres Einflusses in die Wagschaale zu werfen, um die Handelsgewalt Englands, oder, wie andere meinen, die gesunden Handelsgrundsätze nöthigenfalls, wie Mohammed den Islam, mit dem Schwert zu verkündigen und ihnen Eingang zu verschaffen. Dann werden allerdings viele der jetzigen englischen Tadler mit dem neuen Handelssysteme sich aussöhnen. Ueber das allgemeine Gelingen und über die nothwendigen Aenderungen in der innern Oekonomie Englands, wenn der Plan völlig gelingt, darüber sich auszusprechen, ist es jedenfalls noch zu früh, denn noch sind seit der Einführung des neuen Systems keine zwei Jahre verflossen, ein viel zu kurzer Zeitraum, als daß es seine Folgen bereits hätte entwickeln können; auch wird man jedenfalls mit dem Lob oder Tadel desselben sehr vorsichtig umgehen müssen, weil die Blüthe oder das Sinken des Handels nach diesem oder jenem bedeutenden Punkt oft von ganz andern Ursachen abhängt, als von der Beibehaltung oder Verwerfung von Navigationsacten oder Differentialzöllen.

Wie wenig sich jetzt noch über die Folgen sagen läßt, wird man namentlich aus zwei Klagen entnehmen, welche seit anderthalb Jahren mit mehr oder minder Nachdruck erhoben wurden: die eine geht dahin, daß dieß System sich wohl mit dem Bestand der großen Rheder, aber nicht mit dem der kleinen vertrage, und daß diese letztern großentheils zu Grunde gehen müßten. Es ist vielleicht diese Klage nicht ganz ungegründet; der große Rheder hat einestheils in seinen Capitalien, anderntheils in der hohen Ausbildung aller Theile der Schiffsbaukunst

[1] Belgien hat auch in dem neuesten am 27 October abgeschlossenen und jetzt den belgischen Kammern vorgelegten Handelsvertrag bedeutende Concessionen machen müssen.

in England und in seinen Handelsverbindungen Hülfsquellen, welche weder dem fremden Rheder, noch auch dem englischen kleinen Rheder in gleichem Maaße zu Gebot stehen; der kleine Rheder kann also möglicherweise der auswärtigen Concurrenz und den besondern Kosten, die auf die englische Schifffahrt drücken, unterliegen, während der große Rheder sich nicht nur hält, sondern prosperirt. Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Klage kann nur die Zukunft entscheiden. Ein zweiter Punkt ist die angebliche, doch nicht sicher constatirte Abnahme des Schiffsbaues in England. Die Sache ist ebenso hartnäckig geläugnet, als behauptet worden, vielleicht aber findet sich die Erklärung in folgendem. Die Bevorzugung der englischen Schiffe durch die Navigationsgesetze hatte in den englischen Schiffsbau eine gewisse Lässigkeit gebracht, und es war eine schon zuvor ziemlich constatirte und anerkannte Thatsache, daß die Amerikaner bessere und namentlich schneller segelnde Schiffe bauten; seit einiger Zeit ist es fast zur Mode geworden, nach amerikanischem Muster gefertigte sogenannte Clippers zu bauen, die im überseeischen Handel, namentlich aus China und Ostindien nach Europa verwendet werden. Dieß hat auf einigen Werften große Thätigkeit erzeugt, aber auch wie natürlich eine gute Anzahl älterer Schiffe außer Thätigkeit gesetzt. Dieser Umstand zeige, daß die großen Rheder — denn die kleinen können ein so kostspieliges System nicht wohl nachahmen — alle Kräfte anstrengen, um die Concurrenz zu bestehen; ob dieß auf die Dauer gelingt, und ob nicht die noch immer bestehende größere Theurung in England die Möglichkeit dieser Concurrenz schmälert, läßt sich erst in einigen Jahren mit Sicherheit angeben. Inzwischen ist es Thatsache, daß die Schiffszimmerleute an mehreren Orten bereits von ihren früher mit Hartnäckigkeit festgehaltenen hohen Arbeitslöhnen haben abgehen müssen. Hier zeigt sich überhaupt der wahre und nicht abzuläugnende Grund mannichfachen Mißbehagens: soll die Concurrenz mit der übrigen Welt durchgefochten werden, so muß man auf die alten hohen Taglöhne verzichten; ebenso müssen alle Gewinnste abnehmen, und alle Preise möglichst ermäßigt werden, nur — die Schulden werden bleiben, denn litera scripta manet. In dieser Beziehung kommt die Entdeckung von Gold in Californien, Australien und Bolivia sehr zu rechter Zeit für England: das Gold, in welchem England seine Zahlungen macht, muß in seinem Werthe sinken, und schlagen wir das Sinken bis jetzt auch nur auf 2 Procent an, so ist die Erleichterung, welche England dadurch zu Theil wird, gar nicht unbedeutend. Man mag darüber streiten, wie weit die Entwerthung des Goldes gehen werde, dieser Streit ist aber höchst überflüssig: vermehrt sich der Goldumlauf, ohne daß die Nationalthätigkeit zunimmt, so muß das Gold im Preise bedeutend fallen; vermehrt sich aber die Nationalthätigkeit, daß das Gold größtentheils durch diese in Anspruch genommen wird, dann nimmt im allgemeinen die Zahlungsfähigkeit der Nation zu, und es braucht höchstens eine Steuerveränderung einzutreten. In den letzten dreißig Jahren war der Goldwerth nicht unbedeutend gestiegen, so daß für weniger Gold mehr und mehr Arbeit oder entsprechende Werthe geliefert werden mußten; jetzt tritt durch die Vermehrung des Goldes eine Umkehr ein zum großen Vortheil der Nation. Wir haben in den Rückblicken des Jahres 1847 (s. Nr. 289) nachzuweisen gesucht, daß der Freihandel und die Gebundenheit des Geldwesens, wie es durch die englische Bankeinrichtung festgestellt ist, nicht lange neben einander bestehen könnten; daß sie aber seit den letzten vier Jahren bestanden haben, hat seinen Grund allein in dem bedeutenden Zuströmen von Gold, das die Zinsen mehr und mehr ermäßigt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Rae's Ausflug nach Wollaston-Land.

Es sind Nachrichten eingelaufen von Hrn. Rae, datirt vom Kendal River, 10 Junius, über eine Reise, die er vom großen Bärensee nach der arktischen Küste machte, und von da über das Eis nach Wollaston Land, das er ostwärts bis 110° W. L., westlich bis 117° 17' untersuchte. Hr. Rae verließ Fort Confidence am 25 April, begleitet von vier Männern mit drei Hundeschlitten und einem kleineren, auf dem das Gepäck und die Lebensmittel geladen waren, und den die Leute abwechselnd zogen. Nach kurzem Aufenthalt durch stürmisches Wetter brachen sie am 30 April nach der Küste auf, und erreichten die Ufer der Richardsonsbay, fünf Meilen westlich vom Kupferminenfluß, am 1 Mai, wo sie zu ihrer Freude das Eis seewärts zur Reise geeignet fanden. Um die Augen gegen Entzündung durch den Reflex der Sonne auf dem Schnee zu schützen, gingen sie bei Nacht, nahmen die Richtung gegen die Douglas-Insel, etwas nördlich vom Cap Krusenstern, landeten hier und legten einen Theil ihrer Lebensmittel für die Rückkehr en cache (wie der Ausdruck der französischen Canadier lautet), dann brachen sie in nordöstlicher Richtung auf, entdeckten einige Inseln und zogen über eine weite Bay mit niedrigen Ufern, der sie den Namen Welbank gaben. „Wir standen jetzt, sagt Hr. Rae, zwei Wege offen, entweder über Land nordwärts nach der Seeküste zu gehen, oder längs der Küste zurückzugehen und westwärts zu reisen, in der Hoffnung, daß irgend eine Stelle am Wollaston Ufer, die auf den Karten noch nicht verzeichnet ist, die gewünschte Durchfahrt seyn möchte." Der letzte Weg wurde eingeschlagen und der südliche Theil des Wollaston-Landes erforscht, bis 117° 6' 35" W. L. Unter 69° 34' N. B. und 110° 23' W. L. stießen sie auf 13 Eskimo-Wohnungen, und verkehrten freundlich mit den Bewohnern, die anfangs scheu waren, aber bald Zutrauen gewonnen. Keine Frau ließ sich sehen, aber alle Männer waren gut und reinlich in Hirschfellen gekleidet; sie waren alle sehr dick und hatten augenscheinlich Robbenfleisch und Fett in Menge; große Massen davon waren in Robbenfellsäcken sorgfältig unter dem Schnee verborgen.

Der nördlichste Punkt, welchen Rae's Partei erreichte, war 70° 0' 23". Die Zeit zur Umkehr war gekommen; in der Nacht des 30sten Mai zogen sie in so gerader Linie wie möglich über das rauhe Eis nach dem hohen felsigen Vorsprung nördlich vom Cap Krusenstern, und nach einer höchst unangenehmen Reise, auf der sie unaufhörlich reißende Bäche, die in jeder Vertiefung und jedem Thal flossen, übersetzen mußten, erreichten sie den Kendal Fluß am 20 Junius, nachdem sie 942 engl. Meilen zurückgelegt hatten. Man kann aus Mangel an Genauigkeit in den Angaben dem Reisenden nicht wohl auf der Karte folgen, indeß wäre zu wünschen gewesen, daß Rae nordwärts statt westwärts gezogen wäre. Er traf auf seinem Wege wiederholt Eskimos, die sämmtlich sich freundlich erwiesen, nirgends aber erfuhr er etwas über den vermißten Franklin. Ueberall fand man eine Menge Wild, und obwohl die Reisenden mit Pemmican versehen waren, bestand doch ihre Hauptnahrung in Gänsen, Rebhühnern und Lemmings; ein großer Moschusochse ward geschossen, dessen Fleisch sich als vortrefflich erwies. An den Ufern der besuchten Inseln fand sich Treibholz in Menge. Das Wetter scheint im Ganzen günstig gewesen zu seyn, und Hr. Rae bemerkt, daß er und seine Gefährten bei ihrer Rückkehr in viel besserer Verfassung gewesen seyen, eine zweite ähnliche Reise zu beginnen, als bei ihrer Abreise.

Schneefall ohne Wolke. Ein Hr. Radcliff Birt berichtet im Athenäum vom 22 November von einem Schneefall, der bei fast hellem, nur wenig durch sogenannte Schäfchen bedecktem Himmel statt hatte, und schließt daraus, daß hier ein Fall war, wo die Verdichtung und Niederschlagung der Dünste ohne Wolkenbildung stattfand.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 290. 4 December 1851.

Der Bulgarenaufstand im Jahre 1841.

Von Hrn. Edm. Spencer erschienen kürzlich zwei Bände unter dem Titel: Travels in European Turkey in 1850. Er durchreiste Bosnien, Serbien, Bulgarien, Macedonien, Thracien, Albanien und Epirus, und da er die Sprachen dieser Länder ziemlich verstand, so konnte er mehr erfahren als andere, die stumm und taub durchreiten. Als eine Probe seiner Darstellungen geben wir eine kurze, aber, wie es scheint, sehr wahrhafte Schilderung des Aufstandes der Bulgaren im J. 1841.

„In diesem Jahre zog eines der schönen Rajah-Mädchen, wie sie so zahlreich in diesen Provinzen sich finden, die Aufmerksamkeit des Neffen und adoptirten Sohns von Mustapha, Pascha von Nissa, auf sich. Nach vielen vergeblichen Versuchen seiner Unterhändler, das Mädchen zu verlocken, überfiel er sie einst mit bewaffneter Mannschaft bei einem Kolo (Rundtanz) mitten unter ihren Freundinnen, als sie eben mit ihrem Verlobten tanzte. Die Bauern, durch den genossenen Branntwein und die Aufregung des Tanzes wüthend gemacht, stürzten vorwärts, um das schreiende Mädchen aus den Händen ihres Räubers zu befreien; sie waren jedoch unbewaffnet, und troz aller ihrer Bemühungen ward das unschuldige Opfer im Triumph fortgeschleppt; während des Kampfes wurden mehrere Bauern schwer verwundet, und ein tüchtiger Bursche, der große Stärke und Entschlossenheit zeigte, todt geschossen. Der unglückliche Liebhaber, untröstlich über den Verlust seiner Agapia — so hieß das Mädchen — floh in die Berge und erzählte seinen Jammer einer Schaar Haiduken. Der Bericht der schändlichen That weckte die Entrüstung: noch eher hätte man zugesehen, wenn des Pascha Sohn mit bewaffneter Schaar durchs Land gezogen wäre und den Bauern den letzten Para abgepreßt hätte, als so ein Mädchen ihres Stammes öffentlich zu entehren. Der Kampf brach los und beschränkte sich bald nicht mehr auf Schluchten oder Gebirge, sondern raste in aller Bitterkeit des heftigsten Hasses ebenso in den Städten und Dörfern. Die Haiduken bemächtigten sich aller Pässe in den Gebirgen, die nach Konstantinopel führen, und hinderten dadurch eine Zeitlang alle Verbindung mit der Regierung. Inzwischen zogen ein Haiduke, ein ehemaliger Gefährte Tscherny Georgs, Namens Milo, und ein fanatischer Papa aus Leskovaz in Obermösien siegreich im Lande umher; der Erfolg verschaffte ihnen Zulauf, und nach einigen Tagen war Pascha Mustapha in seiner Veste zu Nissa von einer wüthenden Schaar Rajahs, die sich auf mehr als 15,000 Mann belaufen haben sollen, belagert. Als es zu spät war, gab der Pascha die Helena der Bulgaren ihrem Volke zurück; die Einzelnheiten der erfahrenen Behandlung, ihre Entehrung, die gezwungene Abschwörung des Glaubens ihrer Väter, alles empörte die Insurgenten nur noch mehr, und sie mezelten jezt jeden Mohammedaner nieder, der in ihre Hände fiel. Der Pascha wandte sich in seiner Noth an die Vermittlung der hohen Würdenträger der griechischen Kirche, die er durch Aufopferung eines großen Theils seiner übel erworbenen Schäze für sich gewann. Auch schickte er reiche Geschenke und eine Botschaft in der Person des griechischen Bischofs in Nissa an Michael, den Sohn Milosch's, der damals noch in Serbien regierte, und bat ihn um seine Vermittlung bei dem furchtbar erbitterten Volke. Voll Vertrauen auf die Versprechungen, welche der Pascha der zu Nissa versammelten griechischen Geistlichkeit gemacht hatte, daß ihren Beschwerden abgeholfen werden solle, mit Excommunication bedroht, und in Besorgniß vor einem Einfall des Prinzen Michael, der seine Truppen mit denen der Türken zu vereinigen drohte, in ihr Land, kehrte der größere Theil der empörten Bauern widerwillig und in finsterer Stimmung nach Hause zurück. Der Mohammedaner ist in seinem Verkehr mit den Rajahs immer verrätherisch, und als der treulose Pascha Mustapha von Nissa seine Truppen mit denen Husseins, des Pascha's von Widdin, vereinigt hatte, begann er die barbarischen Schlächtereien, von deren Einzelnheiten jeder Mensch, der noch einen Funken menschlichen Gefühls hat, mit Abscheu sich abwendet. Während dieser Razzia wurde das ganze Land von Nissa nach Sofia wüste gelegt, und mehr als hundert Dörfer niedergebrannt. Die Verwüstungen, welche zu gleicher Zeit Jakub Pascha an der Spitze einer starken Schaar mohammedanischer Bosnier und Arnauten anrichtete, übersteigen allen Glauben; seine Verheerungen beschränkten sich auf Obermösien von Nissa bis in die Ebenen von Macedonien. Die Städte Vranja und Leskovaz wurden geplündert, und alles irgend werthvolle Eigenthum der Christen fortgeschleppt, die Kirchen verbrannt, die Geistlichen erschossen oder verjagt, das unglückliche Weib, das nicht mehr zu den Haiduken in die Berge flüchten konnte, mit der empörendsten Barbarei behandelt, und als hätte das Schicksal gewollt, daß es für den Rajah keine Zuflucht mehr geben könne als die Gebirge, in denen die Haiduken hausen, so schloß der herzlose Fürst von Serbien seine Gränzen gegen die Unglücklichen, welche niedergeschossen wurden, wenn sie nach Serbien hereinzukommen versuchten. Ein etwas versöhnendes Verfahren von Seite der barbarischen Paschas hätte die Erbitterung des Volks beschwichtigen können, da sie von den Großwürdenträgern der Kirche zum Gehorsam ermahnt waren, und die Excommunication fürchteten; zugleich wäre dem Sultan und seiner Regierung viel Demüthigung und Gefahr erspart worden. Die Raubhorden aus Bosnien und Albanien, durch den Erfolg berauscht, wollten jezt, da die Thäler und Schluchten,

die nach ihren Ländern führten, verlassen waren, und sie von der Feindseligkeit der Rajahs nichts mehr zu fürchten zu haben glaubten, die ungeheure Beute, die sie gemacht hatten, auf Packpferden nach ihrer Heimath führen. Aber das Auge eines rachgierigen Volks schläft nie; sie wurden von zahlreichen Haiduken, Uskoken und Klephten überfallen, die mit den jetzt wüthenden Bauern vereinigt, alles was in ihre Hände fiel, mehrere Tausende an der Zahl, niedermachten, und so groß war die Beute, worunter viel Waffen und Munition, daß Arnautenbeute sprüchwörtlich geworden ist, und der Sieg der Gegenstand manches seelenaufregenden „Piesmo" unter den slawischen Barden und Erzählern wurde. Ermuntert durch den Erfolg, begann der Aufstand jetzt erst recht sich auszubreiten, und mehrere Städte und einzelne Forts fielen in die Hände der Insurgenten. Sofia und Nissa, nebst vielen andern wichtigen Städten in Bulgarien, wurden abermals belagert, und selbst Stambul war nicht sicher, da der Aufstand nach Macedonien und Thessalien sich verbreitete. Man kann mit Wahrheit sagen, daß das Schicksal der ottomanischen Pforte an einem Haare hing, und der gedemüthigte Herrscher sah sich, um seine Herrschaft zu retten, genöthigt, die Vermittlung des griechischen Patriarchen und des russischen Botschafters anzurufen. Die Vermittler brachten endlich eine Aussöhnung zu Stande, wobei sie der arbeitsame Sinn der Bulgaren, ihre Liebe zur Heimath und zu lachenden Fluren begünstigte; diese erhielten das Uebergewicht über die Aufregung eines ruhmvollen Kampfes, und abermals wurden die Bulgaren durch viele Versprechungen von Verbesserung ihres Schicksals bewogen, sich zur Ruhe zu begeben."

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Um hinsichtlich des jetzigen Standes des Streits zwischen Freihandel und Schutzsystem in England eine richtige Ansicht vom Sachverhalt zu gewinnen, müssen wir einige unwidersprechliche und unwidersprochene Thatsachen und Zahlen aufstellen, auf welche sich dann die weitere Argumentation basiren läßt. Es liegen die Handelsberichte über die neun ersten Monate des Jahres vor, und zeigen ein fortdauerndes Steigen der Ausfuhr von Manufacten, um 19 Proc. gegen 1849, um 6 Proc. gegen 1850. Dieß ist ein für die Freihandelsmänner günstiges Resultat, obgleich die Frage sich erhebt, ob nicht ein Theil dieses Fortschritts der fortdauernden Unsicherheit der Zukunft auf dem Continent und der Abnahme des Absatzes im Innern zuzuschreiben sey. Auch die Schifffahrt zeigt eine nicht unbedeutende Vermehrung, indem die Ausfuhr aus England in den 9 ersten Monaten dieses Jahres 5,16 Mill. Tonnen, in demselben Zeitraum des vorigen Jahrs nur 4,67 Mill.; die Einfuhr der neun ersten Monate dieses Jahres 5,36 Mill. Tonnen, die der ersten 9 Monate des vorigen nur 4,59 Mill. betrug. Daß von dieser Vermehrung der Schifffahrt der bedeutendste Theil an die Fremden fiel [1], welche früher durch zahlreiche Hindernisse abgehalten waren an dieser Schifffahrt größern Antheil zu nehmen, ist sehr erklärlich, und die Protectionisten haben Unrecht, wenn sie aus dem Umstand, daß die Zunahme der brittischen Schifffahrt nicht verhältnißmäßig gleich groß war, gegen die freie Schifffahrt argumentiren, abgesehen davon, daß die in diesen Listen nicht aufgeführte indirecte Schifffahrt, welche im vorigen Jahre bloß nach Amerika zwischen 140 bis 150,000 Tonnen betrug, noch gar nicht in Anschlag gebracht ist. So lange die englische Schifffahrt sich noch im Fortschritt befindet, wenn auch in schwächerem Maaße als die fremde, ist der Vortheil noch immer auf Seiten Englands, weil die im allgemeinen gestiegene Masse der Ein- und Ausfuhr für das Steigen des Handels zeugt. Die Einfuhr Englands an fremden Manufacten zeigt keinen wesentlichen Wechsel gegen früher, und auch die von Colonialwaaren ist nicht sonderlich verschieden, mit der einzigen Ausnahme von Zucker: die Einfuhr ist etwas geringer als 1850, aber um 15,000 Tonnen stärker als 1849, dagegen hat im J. 1849 der fremde Zucker nur $5/13$ der Gesammtmasse, in diesem fast ein Viertheil betragen. Das heißt mit andern Worten: die Einfuhr aus den englischen Colonien, namentlich aus Westindien, ist in stetigem Rückgang, was die Protectionisten nicht unterlassen, der bisherigen freihändlerischen Colonialpolitik zuzuschreiben, was aber vorzugsweise die Schuld der Emancipation ist. Den Pflanzern die Arbeit unmäßig vertheuern durch die Sklavenemancipation, und ihnen gleich darauf auch noch den bisherigen Monopolmarkt entreißen durch Zulassung fremden Zuckers, das war mehr als die Mehrzahl der westindischen Pflanzer ertragen konnte. Die Zuckererzeugung sinkt unaufhaltsam, und beträgt jetzt nicht mehr die Hälfte dessen was sie noch vor 15 Jahren war. Wir haben gar nichts gegen die Philanthropie der Sklavenemancipation einzuwenden, die Grundsätze des Freihandels sind unbestreitbar, nur — muß man die Folgen der in Gemäßheit dieser Ansichten ergriffenen Maaßregeln nicht abläugnen wollen.

Außer der verminderten Zufuhr an Zucker aus den westindischen Colonien, eine Thatsache, die sich bald in zunehmender Herrschaft der Neger und ihrer Rohheit wirksam erweisen wird [1], nimmt vorweg die steigende Einfuhr an Getreide und Mehl die Aufmerksamkeit in Anspruch: die Zunahme beträgt gegen voriges Jahr nicht weniger als 35 Procent, und namentlich hat sich die Zufuhr von Mehl, also von einem fabricirten Artikel, mehr als verdoppelt. Die Einfuhr von lebendigem Vieh hat etwas, doch nicht sehr bedeutend zu-, dagegen die von frischem und gesalzenem Fleisch entschieden abgenommen. Wir machen auf diese Punkte aufmerksam, weil sie auf die Zustände im Innern Englands ein nicht unbedeutendes Licht werfen, und sogar auf die Lage des Volks nicht ohne Einfluß bleiben. Es ist vorzugsweise der Ackerbau, welcher durch die vorgegangenen legislativen Veränderungen in sehr mannichfacher Weise betroffen wurde, und unter den Ackerbauerzeugnissen ist es vornehmlich der Weizen, den die Veränderung trifft; denn wenn wir auch nicht annehmen dürfen, daß die eingeführten fünf Millionen Quarter Weizen eine ebenso große Menge einheimischen Weizens verdrängt haben, da jedenfalls durch die Verwohlfeilung der Verbrauch stieg, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß auf Hunderttausenden von Acres, wo früher Weizen erzeugt wurde, und nach den Pachtcontracten erzeugt werden mußte, jetzt kein Weizen mehr erzeugt wird, indem die geringeren Felder die Concurrenz mit dem bessern frem-

---

[1] An die Nordamerikaner in der Einfuhr etwa $1/3$, in der Ausfuhr nicht ganz $1/3$, an Deutsche, Holländer und Scandinavier in der Einfuhr mehr als $1/5$, in der Ausfuhr $1/6$

[1] Man berechnet, daß die nächste Assembly in Jamaica zu zwei Drittheilen aus Farbigen bestehen wird, in denen sich ein sehr bösartiger Geist gegen die Weißen zu zeigen beginnt; auch die Baptistenprediger, die man lange Zeit für allmächtig unter den Negern hielt, fangen an ihren Einfluß zu verlieren, und der afrikanische Aberglaube erhebt allmählich wieder sein Haupt, wie er dieß in Hayti längst gethan hat. Man warte nur noch zehn Jahre, und man wird sehen wohin es mit Jamaica und Trinidad kommt.

den Boden nicht aushalten können. Man ersieht also, es geht im Innern des englischen Ackerbaues eine Veränderung vor, die noch nicht an ihrem Ziele angelangt ist. Wir wollen hier mit einigen Zahlen den Beweis liefern: vom Jahr 1827, dem letzten wo eine Veränderung der Korngesetze im Sinne der Protectionisten vorgenommen wurde, bis zum Jahr 1839, welches ein Fehljahr war und eine sehr große Weizeneinfuhr erforderte, wurde durchschnittlich nicht ganz eine Million Quarters Weizen eingeführt, jetzt fünf Millionen, und die Einfuhr von fremdem Korn und Mehl überhaupt, welche in jenem Zeitraum höchstens 2 Mill. Quarter durchschnittlich betrug, beträgt jetzt 10 bis 11 Millionen. Die Masse der Werthe, gegen welche ein Aequivalent geschaffen werden muß, ist also viel größer, und Millionen, welche früher an die Ackerbauer gingen, werden jetzt diesen entzogen und gehen ins Ausland. Hier ist also der Punkt, um den es sich bei der Besprechung der nationalökonomischen Zustände Englands vorzugsweise handelt.

Vorerst müssen wir wiederholen, daß durch die unverhältnißmäßig große Weizeneinfuhr nicht bloß einheimischer Weizen vom Markt verdrängt wurde, sondern der Consumo, den die frühern künstlich hohen Preise beschränkt hatten, gestiegen ist, und die Nothwendigkeit, diese Mehreinfuhr zu bezahlen, die Gewerbthätigkeit gesteigert hat. War der Austausch auch nicht immer, oder vielmehr nur selten, ein directer, d. h. führte man nicht gerade nach denjenigen Ländern, von welchen die vermehrte Getreideeinfuhr kam, mehr Manufacte aus, so hat doch das allgemeine Ergebniß die Vorhersagung der Freihändler gerechtfertigt: die Mehreinfuhr von Getreide hatte die Mehrausfuhr von Manufacten allmählig im Gefolge. Allein wie fährt dabei der Ackerbau? Der Durchschnittspreis des Weizens in den Jahren 1820 bis 1840 war 55 Sch., der der Gerste 32, der des Hafers 23; gegenwärtig stehen durchschnittlich Weizen 36 Sch., Gerste $25\frac{1}{2}$, Hafer $17\frac{1}{2}$. An der ersten Frucht verliert der Ackerbauer vom Brutto-Ertrag 35, an der Gerste 22, an dem Hafer 24 Procent. Man rechnet in England durchschnittlich 20 Sch. für den Acre Pacht, und 4 Quarter Weizen auf den Acre; hatte nun der Pächter 100 Acres mit Weizen bepflanzt, so ergab ihm dieß in früherer Zeit an Geld 1100 Pf., jetzt 720; der Pacht betrug 100 Pf. und ihm blieben brutto 1000; angenommen sein Pacht sey ihm jetzt um 20 Proc. gemindert, und er zahle nur noch 80, so bleiben ihm 700, hievon geht noch ab der Zehnten, der allerdings nach siebenjährigem Durchschnittspreis des Getreides berechnet wird, und den wir also hier nicht in Anschlag bringen wollen; ferner die Landsteuer, die nicht vermindert wurde, und die Armentaxe, die seit zehn Jahren von 6 auf 7 Millionen gestiegen ist, wenn sie gleich seit einigen Jahren wieder etwas abgenommen hat. Beide letzten Abgaben müssen in baarem Geld berichtigt werden, und drücken also den Ackerbauer gerade um so viel schwerer, als seine Erzeugnisse im Preise gesunken sind. Aus dem Obigen ersieht man auch, daß die Verminderung des Pachtschillings, selbst wenn sie die Hälfte betrüge, den Pächter noch lange nicht für seine Verluste entschädigt. Mehrere Gutsbesitzer haben angefangen, die Pachtschillinge nach den Durchschnittspreisen des Getreides zu normiren, eine billige Rücksicht, die bald zur Nothwendigkeit werden wird, aber dem Pächter nicht aufhelfen kann. Diese ganze Classe muß also in ihrem Vermögensstand zurückgehen.

Ehe wir weiter gehen und die Folgen dieses Standes der Dinge für die innern Verhältnisse der Nation besprechen, müssen wir einiges über die daraus hervorgehende politische Stellung sagen. Unmittelbar vor und nach der Abschaffung der Korngesetze ging die Agitation der Gutsherren und Pächter natürlicherweise dahin, die Korngesetze selbst in ihrem alten Bestande aufrecht zu erhalten. Dieß hat sich aber sehr bald als unmöglich gezeigt, und man mochte wohl auch selbst die große Ungerechtigkeit, die in den Korngesetzen lag, und die Nachtheile, welche sie dem Handel zufügten, erkennen. Das Wesen der alten Korngesetze, die Scala, wurde also von den Protectionisten aufgegeben, und ein ständiger Zoll bevorwortet. Wir haben schon früher wiederholt bemerkt, daß ein solcher Zoll nothwendig die Preise wesentlich niedriger halten müsse als sie früher standen, daß er alle Vortheile des Handels und der wohlfeileren Getreidepreise in der übrigen Welt benützen lasse, und nur den besondern Verhältnissen Englands, der höhern Schuldenlast und den stärkern Abgaben, welche einen Schutz des Ackerbaues erfordern, Rechnung trage. Wenn bisher alle Versuche der Protectionisten, die Herstellung eines Kornzolls zu erwirken, gescheitert sind, so liegt der Grund hauptsächlich und selbst eingestandenermaßen darin, daß immer geltend gemacht wurde, ein solcher Schritt stoße die ganze seit Jahren befolgte Handelspolitik um. Mit diesem Satze wird man freilich eine Forderung der Nothwendigkeit nicht lange beschwichtig. Indeß erklären sich aus dem Obigen zwei Dinge, einestheils die Haltung der Gutsherren ihren Pächtern gegenüber, anderntheils das politische Verfahren des redefertigen Hrn. Disraeli. Die Scala ist selbst von den entschiedensten Protectionisten aufgegeben, und wenn die Anhänger eines Schutzzolls auf den gewöhnlich im Spätjahr stattfindenden Versammlungen der Gutsherren und Pächter sich durchaus dahin aussprachen, daß auf die alten Kornpreise nicht mehr zu hoffen und daß der alte Schutz unwiederbringlich verloren sey, so meinen sie damit sicherlich die Scala und nicht den fixen Zoll, auf den sie noch hoffen. Zugleich vernimmt man aller Orten, daß die Gutsherren mit dem Pachtschilling herunter gehen, so erst kürzlich der Herzog von Portland um 32 Proc., also fast um ein Drittheil. Wie vielen das Verhältniß zwischen ihrem Einkommen und ihren Schulden gestattet, so weit zu gehen ist eine andere Frage, und daß diese Verminderung der Pachtschillinge den Pächtern ihr Loos nicht viel erträglicher macht, haben wir aus dem obigen Beispiel gesehen. Die Zahl der Pachtaufkündigungen von Seiten der Pächter mehrt sich deßhalb, so schwer es ihnen fällt, von den vielleicht seit Jahrhunderten in ihrer Familie befindlichen Pachtungen zu scheiden. Zudem ist das Aufgeben der Pachtungen noch dadurch erschwert, daß es in England sehr wenig kleinere Bauernhöfe gibt, auf die sich ein Großpächter zurückziehen kann, wenn er ein großes Gut nicht mehr zu halten vermag; der mittlere Bauernstand fehlt, und ein verarmter Pächter muß auswandern oder sinkt zum Taglöhner herab. Pachtgüter von mehrern hundert Morgen — bei weitem die Mehrzahl — sind wahre Ackerbaufabriken: alles muß hauptsächlich auf den Verkauf berechnet seyn. Was würde eine Fabrik machen, die ganz erträglich aber nicht glänzend geht, und deren Erzeugnisse plötzlich fast ohne Uebergang um 25 bis 33 Procent im Werth fielen, ohne daß eine entsprechende Verminderung der Betriebskosten einträte? In diesem Verhältniß liegt die Schwierigkeit, mit der das Freihandelssystem zu kämpfen hat.

Hr. Disraeli betreibt jetzt nicht einen Kornzoll, sondern die Verminderung der besondern auf dem Ackerbau liegenden Lasten, und agitirt in diesem Sinne im Lande umher. Manche Protectionistenblätter haben ihm deßhalb Abtrünnigkeit vorgeworfen, weil er nicht mehr einen Schutzzoll direct bevorworte; darin

thun sie ihm aber Unrecht: Hr. Disraeli will offenbar nur die speciellen, auf dem Ackerbau liegenden Lasten der allgemeinen Staatskasse aufbürden, damit diese in Verlegenheit gerathe, und sich nicht anders als durch Auflegung eines fixen Kornzolls zu helfen wisse. Dahin treiben auch die Protectionisten, indem sie mit den financiellen Reformern gegen die Einkommensteuer ankämpfen. Die Minister sind bekanntlich, wie über so manchem andern, so auch über die Einkommensteuer in der letzten Session geschlagen worden, und man verwilligte sie nur noch auf ein Jahr. Ihre Tage sind, wenigstens in ihrer jetzigen Form, gezählt. Fällt die Einkommensteuer, was keineswegs wahrscheinlich, oder wird sie so wesentlich modificirt, daß das Staatseinkommen bedeutend sich vermindert, so wird wenig anders übrig bleiben als ein fixer Kornzoll, welcher bei 10 Mill. Quarter Einfuhr sehr leicht zwei bis dritthalb Millionen Pfd. St. abwerfen kann, ohne daß dadurch der Preis des Brodes für die arbeitenden Classen auf eine merkliche Weise steigt. Dieß ist eine Aussicht auf die Zukunft, welcher sich die strengen Freihandelsmänner aufs stärkste widersetzen werden, aber ein neues Parlament dürfte eine andere Gestaltung der Parteien herbeiführen, und die starke Minorität der Protectionisten in eine nicht unbedeutende Majorität verwandeln. Die jämmerliche Rolle, welche das Ministerium seit zwei Jahren und namentlich in der letzten Session gespielt hat, neigt sich zum Ende. Das Ministerium ist seit zwei Jahren nur am Ruder geblieben, weil bei dem Stand der Parteien im jetzigen Parlament keine andere Partei dasselbe übernehmen konnte. Mit dem nahen natürlichen Tode dieses Parlaments, dessen Befugnisse ohne Auflösung mit Ende der nächsten Session erlöschen, nimmt die Sache eine andere Gestalt an; das Ministerium muß aus seiner Unentschiedenheit heraus, und der Schiboleth für den nächsten Parlamentskampf, falls ihn nicht die Parteien unter sich schon im Stillen abgemacht haben, bildet das Wahlgesetz, welches die Reformer so gestalten wollen, daß das große Uebergewicht, welches die Grafschaften, somit die Grundbesitzer, bis jetzt noch in der Repräsentation gehabt haben, mehr an die Städte übergebe, welche zwei Drittheile der Gesammtbevölkerung des Landes in sich schließen; das Mittel zum Zweck ist eine andere Eintheilung der Wahlkreise, welche nach dem Verlangen der Reformers mehr nach der Volkszahl vorgenommen werden soll. Ob Lord John Russell hierauf eingeht, ist noch sehr zweifelhaft, und die englischen Blätter sind hinsichtlich der nächsten Zukunft und der Parteibestrebungen, um diese in ihrem Sinne zu leiten, seit einiger Zeit ungewöhnlich außerordentlich dürr und unfruchtbar, ein sicheres Zeichen, daß eine heftige, innere Arbeit vor sich geht, die eine Zeitlang durch Spectakelstücke, wie die Weltausstellung und die Kossuthmanie, verdeckt wurde. Wir sind aber von dem entscheidenden Zeitpunkte nur noch zwei Monate entfernt, und die Bewegung muß bald zu Tage treten.

Die politischen Verhältnisse drängen also, während die des Ackerbaues ihrer Natur nach langsam, aber in unverkennbarer Weise sich entwickeln. Daß zwischen Gutsherren und Pächtern nicht immer das beste Vernehmen herrscht, läßt sich aus den allgemeinen Zuständen leicht entnehmen, da beide nicht mehr durch ein vorwiegendes Interesse, die Erhaltung der Korngesetze, zusammengehalten werden, sondern als Pächter und Verpachter ein streitiges Geldinteresse unter einander abzumachen haben. Diese Zwistigkeiten sind indeß, mit Ausnahme derer über die noch ziemlich feudalen Jagdgesetze, bis jetzt von keiner Bedeutung, und die unausbleiblichen Streitigkeiten über Grafschaftsverwaltung und Vertretung der Grafschaften im Parlament sind noch immer mehr im Embryonenzustande. Anders verhält es sich mit den Veränderungen, die in der Güterbewirthschaftung selbst vor sich gehen. Seit Jahren, aber in neuerer Zeit in verstärktem Maaße, rieth man den Pächtern, sich statt der bloßen Getreideerzeugung mehr mit Viehzucht, sowohl mit Rindvieh- als Schafzucht abzugeben. Die Folgen hievon haben sich theilweise auch schon in der obenerwähnten Abnahme der Fleischeinfuhr gezeigt, und werden sich ferner zeigen; man rieth den Pächtern geradezu, einen nicht unbedeutenden Theil ihrer Pachtgüter dauernd als Weide anzulegen, indem durch Viehzucht eine höhere Rente zu erzielen sey; Fleisch für die großen Städte und Wolle für die Fabriken sind Gegenstände, die schnell baares Geld bringen. Sir James Graham, der im Freihandel bis jetzt standhaft verharrte, hat namentlich in Jahren diesen Rath ertheilt, und er wird von andern minder ackerbaukundigen Freihändlern jetzt wiederholt, da man sich der Evidenz nicht mehr anschließen kann, daß Weizen nur noch auf besonders günstigem Boden mit Vortheil bauen läßt; kurz, Noth und Verlegenheit der Pächter werden selbst von den Freihändlern gar nicht mehr oder nur noch schwach bestritten. Der Rath aber, den man den Pächtern gibt, ist ein verhängnißvoller; fürs erste ist er nicht allenthalben auszuführen, fürs zweite bedarf dann der Ackerbau noch weniger Menschen. Bereits hat der in aristokratisch geschlossenen Gütern betriebene Ackerbau die Folge gehabt, daß das unnatürliche Verhältniß eintrat, und nur ein Drittheil der Gesammtbevölkerung des Landes auf dem Land und zwei Drittheile in den Städten wohnen. Und dieß findet in England selbst, dem Hauptsitz der Industrie, statt, wo diese die überflüssige Bevölkerung ernähren kann und muß, und so die Production von Manufacten fieberhaft gesteigert wird. In denjenigen Gegenden des Landes aber, wo eine so große, überwuchernde Industrie nicht herrscht, findet sich die schreiendste Armuth und Noth, so in Irland, so in Schottland, namentlich im nördlichen, wo Schaftriften von ungeheurer Ausdehnung den Menschen verdrängen. Allerdings liefert die Schaftrift dem Obereigenthümer eine bessere Rente, aber der Mensch geht darüber zu Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

Verwilligungen zu wissenschaftlichen Zwecken in Frankreich. Obgleich dieß gegenwärtig politisch and financielle in hinreichend schlimmer Lage ist, so hat doch die Nationalversammlung kürzlich große Verwilligungen gemacht, z. B. für das Institut 572,000 Fr., astronomische Anstalten 166,730 Fr., Nationalbibliothek 329,000 Fr., Subscriptionen für Bücher 120,000 Fr., Aufmunterungen und Zuschüsse für Gelehrte und Schriftsteller 180,000 Fr., gelehrte Gesellschaften 35,000 Fr., wissenschaftliche Reise und Missionen 66,200 Fr., Druck unbekannter Urkunden 120,000 Fr., schöne Künste 454,500, Nationalmuseen 308,700, Kunstwerke und Decorationen für öffentliche Gebäude 900,000 Fr., Ankäufe von Gemälden und Statuen für das Louvre 100,000 Fr., Erhaltung der Nationaldenkmäler 795,000 Fr., Subscriptionen für Werke in den schönen Künsten 136,000 Fr., Pensionen und Unterstützungen für Künstler, Dramatiker, Compositeure u. s. w. 137,000 Fr., Unterstützung für die Theater 1,329,000 Fr., für das Conservaire des Arts et Métiers 1,163,000 Fr. Kurz diese und mehrere ähnliche Items machen etwa 8,000,000 Fr. aus, und dazu kommen noch bedeutende Summen für Schulen, Collegien, Facultäten und andere öffentliche Anstalten. (Liter. Gaz. 22 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 291. 5 December 1851.

Lambäsis.

Das erst vor kurzem eingetroffene Heft der **Archives des Missions scientifiques et littéraires** vom April d. J. enthält einen ersten Bericht von Hrn. Renier, der zur Untersuchung der epigraphischen Denkmale nach der Provinz Constantine geschickt wurde. Der Brief bespricht dießmal bloß die Stadt Lambäsis, nicht Lamboesa oder Lambessa, wie man bisher glaubte. Der Name, den die Eingebornen der Stadt geben, ist Tezzat oder Tezzulet, augenscheinlich berberischen Ursprungs. Die Zahl der Inschriften schätzt Hr. Renier auf 600, und sie sind sehr reich an historischen Daten, da Lambäsis von August bis Constantin, also über 300 Jahre lang, das Hauptquartier der dritten augustanischen Legion war. Vermuthlich wurde sie im Anfang des fünften Jahrhunderts durch die Vandalen zerstört und nicht mehr aufgebaut, so daß die Ruinen unversehrt und nicht wie ähnliche Standlager, Mainz, Bonn, Köln, umgebaut wurden. Man kann also aus der Epigraphik eine Menge neuer Thatsachen schöpfen über die Organisation der römischen Militärmacht in Nordafrika. Unter anderm war es bisher eine strittige Frage, ob die römischen Legionen wie unsere neuern Regimenter im Innern der Städte casernirt waren, oder in abgesonderten Lagern standen. In Lambäsis mindestens war letzteres der Fall, wie mit den prätorianischen Cohorten in Rom; das Lager der dritten augustanischen Legion ist noch fast unversehrt erhalten, und zwischen seinem Wall und den ersten Häusern der Stadt gegen Norden, Osten und Süden, dehnte sich eine Art Glacis aus. Das Lager liegt im Westen der Stadt, bildet ein Rechteck von 600 Metres Länge und 400 Metres Breite, und ist von einem etwa 4 Metres hohen Wall umgeben, der von 40 zu 40 Metres durch viereckige Thürme geschützt ist, welche die Eigenthümlichkeit zeigen, daß sie nach innen zu vorstehen. Innerhalb dieses Raums erhebt sich die bedeutendste Ruine von Lambäsis, über deren Bestimmung man bei Untersuchung seiner Lage und der Embleme, mit denen es geschmückt ist, sich unmöglich täuschen kann, das Prätorium, welches, nach einer verstümmelten Inschrift zu schließen, in den letzten Regierungsjahren von Septimius Severus erbaut wurde. Im Innern des Lagers fand man fünf große rechteckige Steine mit Bezeichnung der zweiten, dritten, siebenten, achten und zehnten Cohorte.

Das Lager hatte vier Thore; aus dem Hauptthor, dem nördlichen, das die Porta Prätoria seyn mußte, gehen zwei Straßen ab, eine nach Zana (dem alten Diana), die andere nach dem Gebirgspaß von Batna, von wo sie nach dem Kessarthal in der Richtung der Wüste gelangt. Aus dem Westthore läuft eine andere Straße nach dem zwei Kilometres entfernten Lager der Hülfscohorten, von denen eine die „sechste Cohorte der Commagenen" hieß, ein Name, der hier zum erstenmal in der Geschichte auftritt. Vom Ostthore laufen zwei Straßen aus, die eine gegen Nordwesten unter einem Triumphbogen mit Einer Oeffnung, der von der Colonie Thamugas dem Kaiser Commodus errichtet wurde, hindurch nach einem Stadttheil; die andere geht nach Südost, etwa 200 M. vom Lager, zwischen dem Amphitheater und den Thermen durch, dann 800 Metres weiter unter einem Triumphbogen mit drei Oeffnungen, dem schönsten und best erhaltenen, hinweg nach der eigentlichen Stadt. Zwischen diesem Denkmal und dem Lager läuft eine mit großen, starken Platten belegte Straße, die einer Inschrift zufolge von der dritten Legion gebaut wurde. Diese Inschrift bietet eine Eigenthümlichkeit dar, die bis jetzt einzig in ihrer Art ist. Ihr zufolge ist der Weg gebaut unter dem Kaiser L. Sept. Severus Pertinax und Marcus Aurelius Antoninus; nach den Namen derselben sind die nächsten drei Zeilen mit lobpreisenden Beiworten ausgefüllt, aber in einer etwa fünf Millimetres betragenden Vertiefung ausgehauen; augenscheinlich standen hier die Namen und Titel Geta's, und wurden erst nach seiner Ermordung ausgetilgt. Auffallender noch ist, daß derselbe Umstand in der letzten Zeile mit den Worten **LEG. III.** wiederkehrt, obgleich sie hergestellt sind; auf andern Denkmalen ist die Austilgung dieser Worte gleichfalls erfolgt, aber, wahrscheinlich aus Nachlässigkeit, die Wiederherstellung nicht geschehen. „Diese Thatsache", sagt Renier, „daß der Name einer Legion auf den Denkmalen ausgetilgt, dann wieder hergestellt wurde, ist ausnehmend merkwürdig; er ist einzig in der römischen Epigraphik, und läßt sich nur aus einer Auflösung dieser Legion erklären, der bald darauf eine Wiederherstellung folgte." Hr. Renier stellt die Ansicht auf, die Auflösung sey in Folge der bürgerlichen Kriege zur Zeit der beiden Gordiane erfolgt.

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Das schauderhafteste Beispiel hievon ist die maaßlose Auswanderung aus Irland, welche dem Lande bereits anderthalb Millionen Menschen gekostet hat und sehr leicht in weniger als vier Jahren noch doppelt so viel kosten kann. Man schreibt diese unmäßige Auswanderung großentheils den Umtrieben katholischer Priester zu, die namentlich von Amerika aus thätig seyen; das ist aber ziemlich lächerlich: ihre Priester mögen sie mannichfach

auffordern, ihr Glück in einem andern, minder undankbaren Lande zu suchen, aber diese Aufforderung würde nichts helfen, wenn nicht das Elend die Menschen triebe; zudem gerathen dadurch die katholischen Priester selbst in Noth, und andererseits geht die Auswanderung auch aus dem protestantischen Nordschottland fort, und wenn es nicht in demselben Grade stattfindet wie in Irland, so liegt der Grund wohl hauptsächlich darin, daß die Ausgewanderten in geringerem Maaße den Daheimgebliebenen die Mittel zum Auswandern übersenden; man schlägt nämlich jetzt die Summe, welche jährlich aus Amerika herüber zu diesem Endzweck nach Irland geht, auf eine halbe Mill. Pf. St. (sechs Millionen Gulden) an. Die Auswanderung ist in Irland schon zur Manie geworden, und die Leute lassen sich trotz des an manchen Orten gestiegenen Taglohns und des gesunkenen Pachts nicht abhalten weiter zu ziehen; der Raum wird rasch, doch nicht in ausreichendem Maaße, von Sassenach eingenommen, während der Celte flieht und jenseits des Meeres eine Heimath sucht.

Dieser „Exodus," wie man in neuerer Zeit die Auswanderung der Iren mit biblischer Hinweisung genannt hat, würde die Engländer wenig erschrecken, und es fehlt auch in der That nicht an Leuten, welche im Herzen England zu dieser Auswanderung Glück wünschen, da der Celte durch den Sassenach, der Katholik durch den Protestanten ersetzt wird, aber die Auswanderung ist zu stark, sie greift allmählich auch England selbst an, und dieß kann von seiner Ackerbaubevölkerung, von seinen 128,000 Pächtern und 900,000 Taglöhnern keine große Anzahl missen. In Irland beträgt die Auswanderung täglich über 1000 Personen, und selbst die späte Jahreszeit hat kaum derselben ein Ende gemacht; wenn ein ähnliches Fieber England ergreift, und auch dort der Taglöhner auszuwandern beginnt, um nicht mit sechs bis acht Schilling wöchentlich leben zu müssen, ohne Hoffnung es je weiter zu bringen, dann kann die Sache sehr ernsthaft werden, und selbst die Times haben schon mehr als einen Stoßseufzer gethan, was es dann mit allen politischen Planen und Maaßregeln werden solle, wenn das Object, das Volk, fehle. Zwar tröstet man sich noch, die natürliche Fruchtbarkeit des germanischen Stammes werde eine allenfallsige Lücke bald wieder ausfullen, aber der Trost geht sichtlich nicht recht von Herzen, denn derjenige Theil der Bevölkerung, der zum Auswandern, wenn er irgend die Mittel hat, am meisten taugt, der arbeitgewohnte Taglöhner auf dem Lande, ist auch eben der, welcher zum Auswandern am meisten hinneigt.

Irland hat in den letzten drei Jahren etwa anderthalb Millionen durch Auswanderung verloren, und wenn das englische Gütersystem bleibt, so kann es noch drei Millionen verlieren, denn im Vergleich zu England ist Irland immer noch zu stark bevölkert; man kann in letzterem Lande die Städtebevölkerung wohl kaum auf mehr als eine Million anschlagen; die Landbevölkerung in England ist wenig über fünf Millionen, und nach diesem Verhältniß kann Irland recht wohl mit drei oder dritthalb Millionen Landbevölkerung ausreichen; dieß macht mit der Million Städtebevölkerung vierthalb bis vier Millionen aus, also fünfthalb Millionen weniger, als Irland nach dem natürlichen Verlauf der letzten Jahrzehente haben sollte, und dritthalb bis drei Millionen weniger, als der dießjährige Census aufweist. Wir haben die Gründe dieser irischen Zustände wiederholt (s. Nr. 160) erörtert, können uns aber nicht enthalten, die ganz aus dem Leben geschöpfte Schilderung eines Hrn. Osborne (s. Times vom 23 Oct.) mitzutheilen, weil sie besser als alles, was wir darüber gelesen, den Stand der Dinge schildert: „in England schreiben manche diese Auswanderung dem Freihandel zu, andere, namentlich Irländer, der schweren Armensteuer; alles dieß hat nichts damit zu thun. Schon vor einigen Jahren, selbst vor der Kartoffelkrankheit, hat jährlich eine große Anzahl Iren Irland verlassen, um nach Liverpool oder Amerika zu gehen. Das Gefühl, daß Irland nicht der beste Ort für die Iren ist, wuchs mehrere Jahre hindurch allmählich heran. Nur der Krankheit der Kartoffel, welche allein noch Viele an den Boden band, bedurfte es, um in Tausenden den Gedanken zu wecken: warum nicht denen folgen, denen es in andern Ländern so gut geht? Schon vor der Kartoffelfäule hatte auf manchen Gütern die Ausweisung der Bevölkerung in Masse begonnen; das Volk war zu zahlreich geworden und zahlte unmäßige Pachtschillinge, die es dem Boden endlich nicht mehr abgewinnen konnte. Die Mehrzahl der Gutsherren war bankerott, und nicht mehr die wahren Eigenthümer des Bodens, und sie, wie die Gläubiger, fanden es nöthig den Boden zu „klären," d. h. die kleinen Pächthäuser niederzureißen. Jetzt begann der Krieg auch gegen die Häuser, und die Hungernden wurden nun auch obdachlos. Dieß geschah anfangs mit einer allen Glauben übersteigenden Barbarei, und als endlich auch das Gesetz nöthigte, dieses Verfahren mit einiger Menschlichkeit zu betreiben, ging der Ausweisungsproceß doch noch in einem Maaßstabe fort, den ein Engländer selbst jetzt noch nicht glauben kann. Daraus entsprang das Drängen in die Arbeitshäuser, und die Schandereienen die hier erfolgten, sind durch die mächtigen Anstrengungen, welche gemacht wurden, um das Bekanntwerden zu verhindern, bis jetzt auch wirklich nur sehr theilweise dem Publicum bekannt geworden. Die Berichte über die Sterblichkeit in den Arbeitshäusern von Clare, welche dem Unterhause in der letzten Session vorgelegt werden sollten, wurden absichtlich zurückbehalten, und befinden sich noch in den Händen des Druckers. Jetzt fühlte und sah man auch zuerst die Wirkung des Gesetzes über die verschuldeten Güter (Encumbered Estates Bill). Die Bauern und kleinen Pächter erkannten klar, daß das Vertrauen auf die Kartoffel dahin sey, sie wußten, daß die neuen Eigenthümer neue Cultursysteme bringen würden, und daß sie selbst dazu weder die Mittel, noch die Kenntnisse hätten. Mit dieser entmuthigenden Aussicht war nicht mehr auszuhalten, denn noch jetzt werden in manchen Districten die unmäßigsten Pachtschillinge erpreßt. Den kleinen Pächtern ist alles verbittert worden, sie haben keine Barmherzigkeit, kein Mitleiden gefunden; sie wissen nicht wer ihre eigentlichen Gutsherren sind, wie bald sie mit dem Gute verkauft werden, und wann sie eine Veränderung zu befahren haben, für die sie durch alte Gewohnheiten und Unwissenheit gänzlich unfähig sind. Viele Tausende sind fort, und schicken jeden ersparten Sixpence nach Irland, um ihre Verwandten nachkommen zu lassen; ich weiß, daß Gutsbesitzer in Amerika selbst ihren irischen Arbeitern Geld vorschießen, um noch mehrere hinüberzuziehen. Der Geschäftsführer einer großen irischen Bank hat mir darüber Einzelnheiten geliefert, die mich überzeugen, daß der Exodus, weit entfernt ins Stocken zu gerathen, noch nicht seine volle Höhe erreicht hat. Es ist traurig, aber wahr, die Masse der Irländer hat alles Vertrauen auf jede andere Classe verloren; durch ein System von Erpressung und muthwilligem Druck sind ihre Herzen gegen die Landeigenthümer gekehrt; sie ist durch die Versprechungen der Agitatoren betrogen worden, sie kümmert sich um nichts mehr, als um das große Ziel ihrer Wünsche, die Vereinigung mit ihren Verwandten in Amerika. Eine höhere als menschliche Gewalt hat es so gefügt und führt ein unterdrücktes vernachläßigtes Volk zu Nahrung und Freiheit. Alle Agitation, für „Pächterrecht,"

für die „Vertheidigung des katholischen Glaubens," für „Ausdehnung des Stimmrechts," für jedwede gute oder schlechte, wahre oder vorgebliche Sache wird fehlschlagen. Stände O'Connell, so beliebt er einst war, wieder auf, er könnte sie nicht zurückhalten; die Masse würde ihm zurufen, sie würde weinen, aber sie würde gehen. Das Volk war seinen Priestern ergeben, wäre aber auf jedem Auswandererschiff der päpstliche Bannfluch gegen die Auswanderung angeschlagen, es würde nichts desto weniger fortziehen."

Wir wollen dieser einschneidenden Schilderung kein Wort des Commentars hinzufügen, sie spricht laut genug für sich selbst. Indeß müssen wir einige Folgerungen daraus ableiten. Wenn man im allgemeinen danach die irischen Grundherren für Ungeheuer ansehen wollte, so würde man sehr irren, die Grundherren selbst sind in sehr schlechter Lage, wie sich schon aus der Bill über die verschuldeten Güter ergibt; bereits sind an die zur Ausgleichung niedergesetzte Commission theils von den Gläubigern, theils von den nominellen Besitzern selbst Klagen und Bitten um Auseinandersetzung der Schulden eingereicht, die sich über ein Drittel des gesammten irischen Grundbesitzes erstrecken. Graf Derby (Lord Stanley) erklärte schon vor einigen Jahren im Oberhause, daß er von seinen irischen Gütern seit geraumer Zeit wenig oder nichts bezogen; kürzlich berichtete ein irisches Blatt aus der Grafschaft Sligo mit besonderem Lobe, daß Lord Palmerston seit Jahren fast seine sämmtlichen Einkünfte aus irischen Gütern auf Verbesserung derselben verwendet hat, und seine Pächter sich in behaglichen Umständen befinden. Das ist sehr lobenswerth, aber man muß nicht vergessen, Graf Derby und Lord Palmerston können dieß thun, weil sie anderweitiges Vermögen besitzen und letzterer eine hohe politische Stellung inne hat; für die größere Masse der Gutsbesitzer, die von diesen Gütern leben müssen, ist dieß ein Unding. Der Mangel an Industrie in Irland hat die Folge gehabt, daß alles sich auf den Landbau warf, und die Concurrenz die unmäßigsten Pachtschillinge erzeugte; das ging zur Noth, bis die Kartoffelkrankheit kam, so daß die Masse der Bauern nicht mehr leben konnte, und der Ertrag der Güter an Getreide bei den gesunkenen Getreidepreisen die Pachtschillinge nicht mehr deckte. Daher schon vor mehreren Jahren der Ausspruch einiger englischen Journale: „Irland als Nation ist bankerott." Der Gantproceß wird gegenwärtig durch die oben erwähnte Commission insteuirt.

Es ist kein Zweifel, daß dieser Zustand der Dinge in Irland hauptsächlich durch den aristokratischen Grundbesitz herbeigeführt wurde, der dem Eigenthümer nur in den seltensten Fällen gestattete, einzelne Theile seines Besitzthums zu veräußern, um sich dadurch für den übrigen Theil von Verbindlichkeiten frei zu machen. Dadurch wäre ein unabhängiger kleiner Bauernstand, eine Zwischenstufe zwischen Grundbesitzer, Großpächter und Häusler entstanden, und was sich auf diesem Wege oder in der Industrie nicht fortgebracht hätte, wäre schon früher allmählich ausgewandert, wie dieß allenthalben bei steigender Bevölkerung stattfindet, und in England bei der ungeheuren Colonialausdehnung so leicht gewesen wäre. Aber mit der Auswanderung als solcher wollte sich die Regierung niemals befassen, so oft sie auch daran gemahnt wurde, und gegen die Aufhebung des aristokratischen Obereigenthumsrechts sträubt sich in England alles Herkommen und alles Vorurtheil, obgleich die Erkenntniß mehr und mehr durchdringt, daß das alte Wirthschaftssystem mit den großen Gütern nicht mehr durchzuführen ist. Der kleine unabhängige Bauer kann bestehen: er lebt von seinem Boden und verkauft verhältnißmäßig wenig, der Großpächter aber, der einen großen Pacht, Zehnten, Steuern und Armentaxen zahlen, der also viel baares Geld gewinnen muß, kann bei den jetzigen Getreidepreisen nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen bestehen. Das fängt man an zu fühlen, und die Erschaffung eines unabhängigen Bauerstandes im Gegensatz gegen das System der großen adeligen Pachtgüter fängt an sich im Lande geltend zu machen; der Economist nennt dieß sogar eine vexata quæstio, dabei äußert sich eben dieses Kirchenlicht des Freihandels über diesen Gegenstand auf eine so lächerliche, widerspruchsvolle Art, daß dadurch das Dilemma, in welches der englische Freihandel gerathen, auf eine fast possierliche Weise hervortritt.

Wer den Economist seit Jahren gelesen — was keine kleine Aufgabe ist, denn manche Engländer nennen ihn nicht mit Unrecht the bore of all bores — dem müssen die zahlreichen Artikel aufgefallen seyn, worin er dem aristokratischen Grundbesitz den Krieg erklärt, das herrschende, mehr auf Sitte als Gesetz beruhende Erbschaftsrecht, die Unveräußerlichkeit der Güter, den großen Umfang derselben, der einer genauen und tüchtigen Bewirthschaftung schade, tadelt und für unhaltbar erklärt. Er hat darin ganz Recht; diese große Güterwirthschaft ist seit dem Ende des Kriegs immer schwieriger, und seit der Einführung des Freihandelssystems aus oben berührten Gründen ganz unhaltbar geworden. Jetzt macht sich allmählich die Ansicht geltend, daß man diese Art von Güterwirthschaft aufgeben müsse, und daß hauptsächlich nur kleinere Pacht- und Bauernhöfe sich wahrhaft nutzbringend verwalten lassen würden. Darüber oder eigentlich über die feindliche Richtung, welche diese Bewegung gegen die Regierung nimmt, entbrennt nun der Zorn des freihändlerischen Kirchenvaters, und in einer Reihe von Artikeln, im September, October und November d. J. bekämpft er das in Frankreich und im größten Theil von Deutschland, in der Schweiz und in Flandern übliche Theilungssystem nach dem Tode eines Erblassers. Wir sind keineswegs geneigt, für das unbedingte Theilungssystem, für die von List so scharf gezeichnete Zwergwirthschaft, eine Lanze einzulegen, oder überhaupt ein Urtheil über den Satz abzugeben, ob große oder kleine Güter vortheilhafter seyen, sondern wir heben nur den Widerspruch heraus, in welchen der Freihandelsmann mit sich selbst gerathen ist: er will nicht zugeben, daß der Freihandel die große Güterwirthschaft in bedeutendem Umfang, wenigstens bei den jetzigen englischen Verhältnissen, aufheben muß, und doch hat er seit Jahren gegen das englische Erbfolgegesetz, gegen die Untheilbarkeit der Güter und das Anhäufen derselben in wenigen Händen geeifert. Das lächerlichste ist aber, daß er die große Verschuldung des Grundeigenthums in Frankreich, in der Schweiz, in Preußen u. s. w. als eine Folge des „Bauerneigenthums" schildert (s. Nr. vom 18 Oct.), in einem Augenblick, wo über mehr als ein Drittheil des adeligen Grundbesitzes in Irland der Concurs im Gange ist, und im eigentlichen England auf dem Grundeigenthum 400 Mill. Pf. St. Hypothekschulden lasten, gerade so viel, wie in dem weit größern Frankreich; in einem Augenblick wo es notorisch ist, daß sehr viele englische Adelige nur nominelle Besitzer ihrer Güter sind, und Mühe haben, sich vor dem Concurs zu retten; wo die Verwendung von Capital auf den Boden, die der Economist so unaufhörlich bevorwortet, nicht möglich ist, eben weil dem adeligen Grundbesitzer das Geld fehlt, und er auch in den meisten Fällen nicht mehr Capital auf seine Güter aufnehmen kann, als schon darauf liegt. Gegen Verschuldung und zwar gegen unmäßige Verschuldung hat also der aristokratische Grundbesitz nicht

geschützt, wie das Beispiel Englands und Irlands zur Genüge beweist, und wenn wir die starke Verschuldung des kleinen Grundeigenthums in Frankreich, der Schweiz und in einem großen Theil Deutschlands für ein sehr ernstes Uebel halten, so kann man sich mit dem Gedanken trösten, daß der übergroße Grundbesitz auch nicht frei geblieben ist, daß also ein allgemeineres Uebel vorhanden seyn muß, welches zur Verschuldung des Grundeigenthums führte, dem einzigen, das weder gestohlen, noch verbrannt, noch, einige seltene Elementarereignisse ausgenommen, sonst zerstört werden kann, somit die solideste Hypothek ist.

Wir werden uns wohl hüten, näher in diese Frage des Güterwesens einzugehen, und bemerken bloß, daß hier so wenig, wie in Handel und Industrie mit allgemeinen Sätzen auszurichten ist. Den Verlust eines kräftigen, unabhängigen Bauernstandes — a bold peasantry, wie die Engländer sich ausdrücken — hat man noch allenthalben, wo er eintrat, zu beklagen große Ursache gehabt, und auch in England lebhaft beklagt. Hier haben wir es speciell mit letzterem zu thun, und machen auf einen Umstand aufmerksam, der bei Gelegenheit dieses Streites über „Bauerneigenthum" zu Tage tritt, und eigentlich die wohlfeilen Expectorationen des Economist veranlaßt hat, nämlich eine starke Spaltung zwischen den Freihändlern, eine Spaltung, die politische Bedeutung zu haben scheint. Der Economist, bekanntlich von Hrn. Wilson, einem Beamten der Whigregierung, herausgegeben, enthielt in seiner Nummer vom 4 Oct. einen Artikel gegen das Bestreben, in Irland eine „Freehold Land Society", ähnlich denen in England, zu gründen, durch welche eine große Zahl von Bauerneigenthümern geschaffen werden sollte; ein bedeutendes Capital liegt in den Sparkassen und in denen der sogenannten „Freundesgesellschaften" (friendly societies), und es sollen unter den Einlegern nicht weniger als 12,000 Personen mit 200 Pfd. seyn. Der Vorschlag geht dahin, von dem jetzt durch die Commission der verschuldeten Güter verkauften Ländereien einige anzukaufen, und in kleinen Theilen an solche Besitzer von wenigen hundert Pfund zu vertheilen. Der Economist vom 4 Oct. sagt, „er sey kein fanatischer Gegner einer solchen Bauern- (yeomen) Classe, er glaube, daß unter gewissen Umständen, in besondern Ländern und unter einer dazu geeigneten Race (qualified race) solche kleine Besitzer, wie die von etwa 10 Acres, ein sehr werthvolles Ingrediens in der Staatsgemeinschaft seyn würden." In der folgenden Nummer vom 11 Oct. erklärt sich nun der Economist geradezu gegen die Irländer als Race, da ihre Indolenz und Sorglosigkeit sie bei einem solchen Besitzthum ganz arbeitsunlustig machen und endlich ins Verderben führen müsse. Im weitern Verlauf seiner Expectorationen hebt er dann die Vortheile des großen Güterbesitzes überhaupt und die Nachtheile des kleinen, wie oben erwähnt, aufs schroffste und nicht eben aufs glücklichste hervor.

Der Grund dieser plötzlich erwachenden Feindseligkeit, die mit seinen eigenen zahlreichen Erklärungen gegen das Anhäufen von zu großem Landbesitz in einzelnen Händen in seltsamem Widerspruch steht, ist die Feindseligkeit gegen Cobden und die von diesem und andern geförderten „Freehold Land Societies", die immer weiter um sich zu greifen scheinen. Der Zweck derselben ist ganz speciell gegen die Macht der Grundbesitzer gerichtet: es sollen „Vierzigschillingfreeholders" in den Grafschaften geschaffen werden, um allmählich durch ihre Zahl die Gutsherren und ihren Anhang aus dem Feld zu schlagen. Am 24 November fand zu London eine öffentliche Versammlung statt, um die Sache der „Freehold Land Societies" zu fördern und auszubreiten. Sechs Parlamentsglieder waren anwesend, darunter Cobden, der hauptsächlich das Wort führte, und gar keinen Hehl hatte, daß er durch die Ausdehnung dieser Gesellschaften bald den Einfluß der großen Grundbesitzer und ihrer Anhänger in mehreren Grafschaften gebrochen zu sehen hoffe. Daß hier kein unabhängiges Bauernbesitzthum gemeint ist, ergibt sich schon aus dem Umstand, daß so eine Parcelle, welche 40 Schilling Pacht erträgt, mit 23 bis 25 Pfd. St. erkauft, und an irgend jemand, der es gartenmäßig anbauen will, verpachtet werden kann; es ist also eine Capitalanlage für Leute von kleinem Vermögen, so gut wie eine andere. Hr. Wilson hatte, wie es scheint, in seinen Declamationen gegen den „kleinen Bauernbesitz" nicht gewagt, Hrn. Cobden persönlich anzugreifen, dieser sah aber recht gut, wo derselbe hinauswolle, und ohne Hrn. Wilson zu nennen, geißelte er seine Theorie von einer „qualified race" aufs bitterste, hob die Nothwendigkeit hervor, die „Freehold Land Societies" auf Irland auszudehnen, und dadurch der Flucht der kleinen Pächter aus jenem Lande Einhalt zu thun, „indem eine Masse von Grundeigenthümern geschaffen würde, die bisher in Irland nicht bestand, welche aber einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Bevölkerung haben könne. Wir wollen dann sehen, setzte er hinzu, ob man sie nicht andern Menschen ähnlich machen kann, wenn man sie wie Menschen behandelt." Der Schlag galt und trifft auch Hrn. Wilson ganz direct, indeß ist auch er nur der Sack, auf den man schlägt, im Grunde ist der Schlag auf Lord John Russell gemünzt. Es hat sich, so sehr man auch über die Wahlreformplane des Ministeriums Schweigen beobachtet, doch das Gerücht verbreitet, daß zwar eine Ausdehnung des Wahlrechts von dem Ministerium vorgeschlagen werden, daß aber bei dieser Gelegenheit die Vierzigschillingfreeholders in die Brüche fallen sollten. Es hatte sich aus uralter Zeit her, wo das Geld noch einen weit größern Werth hatte, das Wahlrecht der Vierzigschillingfreeholders erhalten, und da ihre Anzahl gering war, so hatte man sie in England bestehen lassen, während in Irland, wo die Zahl derselben sehr groß und größtentheils in den Händen der O'Connelliten war, mit der Gewährung der Emancipation zugleich auch das Wahlrecht der Vierzigschillingfreeholders aufgehoben wurde. Aehnliches scheint jetzt in England beabsichtigt, wodurch der ganze Plan Cobdens und seiner Freunde, durch diese Wählerschaar allmählich die Wahlen der Grafschaften zu influenciren, in die Brüche fiele. Wilson, der sich sonst das Ansehen eines standhaften Reformers (stanch reformer) gibt, kann nicht umhin, in seiner Eigenschaft als Beamter auf der Seite Russells gegen Cobden zu stehen. Dieser Vorfall zeigt, um so mehr als Cobden auch durchaus die geheime Wahl (ballot) fordert, ganz deutlich, daß der Kampf über die Ausdehnung des Wahlrechts sehr heftig seyn, und daß sich in demselben das freihändlerische Ministerium von den freihändlerischen Reformern trennen wird. Steht nun das Ministerium einerseits den Protectionisten, andrerseits den Reformern unversöhnlich gegenüber, so muß an das Land appellirt werden, und man hat im nächsten Frühjahr eine Parlamentsauflösung zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Gold aus Californien. Nach dem New-York Herald wurden in den neun ersten Monaten des Jahrs 1851 35,727,000 D. aus Californien eingeführt, 40,657,522 D. in der Münze geschlagen und 33,026,978 D. ausgeführt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 292. 6 December 1851.

Die neue Stadt Caipha.

(Eight years in Syria, Palestine and Asia Minor. By T. A. Neale.)

Die neue Stadt oder eigentlich zu reden, das Dorf Caipha liegt hart am Meeresufer und eine halbe Stunde von dem Felsenweg, der nach dem auf der sichtbarsten Spitze des weit berühmten Berges Carmel liegenden Deir (Kloster) von Mar Elias führt. Die Ruinen der alten Stadt sind noch zu sehen, aber ihre Lage war für den Handel nicht so günstig als die neu aufblühende Stadt. Vor noch nicht vier Jahren war Caipha ein unbedeutendes Fischerdorf mit wenig mehr als 200 Seelen, und nur von arabischen Fahrzeugen besucht, die in seinem sichern und bequemen Hafen Schutz gegen das Unwetter fanden. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung 3000 Seelen, und Häuser und Hütten können für die neuen Ankömmlinge, die fast täglich eintreffen, nicht schnell genug gebaut werden. Von Mitte September bis Mitte November 1850 waren hier nicht weniger als 8 englische Schiffe, von zusammen 2300 Tonnen, welche 18,000 Quarters Weizen luden, und mehrere große griechische Fahrzeuge, die gleichfalls Getreide einnahmen. Ein so plötzlich sich erhebender Handel brachte zahlreiche arabische Speculanten aus den umliegenden Dörfern herbei, die es bald angemessen fanden, ihren dauernden Aufenthalt innerhalb der Mauern von Caipha aufzuschlagen. Selbst der ärmste fand jetzt hinreichende Beschäftigung für sich und seine Familie. Männer und Knaben arbeiteten als Handlanger bei den Maurern, die Stärkeren wurden Lastträger, und Weiber und Mädchen waren Tag für Tag beschäftigt, Weizen und Sesamsamen durch Sieben von Staub und Unrath zu reinigen. Trotz des täglichen Hereinströmens von Fremden wuchs jedoch der Handel noch rascher als die Bevölkerung, so daß Kaufleute und Schiffe aus Mangel an Händen warten mußten. Die Eingebornen erkannten wohl den Vortheil, der ihnen daraus erwachse, und forderten unmäßige Preise, welche die Kaufleute wohl oder übel zahlen mußten. Manche Lastträger gewannen mit Sacktragen vom Waarenhaus nach dem Landungsplatz 20 bis 40 Sch. (18 bis 24 fl.) des Tags, was man in andern Häfen des Mittelmeers kaum in einem Monat gewinnt. Nicht mehr als zehn brauchbare Boote gehören zu dem Hafen von Caipha, und diese reichen weit nicht aus, um die Schiffe zu beladen. Ich habe deren dreißig auf einmal im Hafen liegen sehen, alle emsig bemüht, ihre Ladung möglichst rasch zu vervollständigen, und Verwirrung und Zank herrschte natürlich vor; es ist nur zu verwundern, daß es nicht bis zu Mord und Todschlag kam.

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Während der Freihandel den alten englischen Staat in seinen ökonomischen Verhältnissen auflöst, und Leute, wie Cobden, Bright und viele andere, in sicherer Erkenntniß der Unfehlbarkeit dieses Ergebnisses, geradezu und unverhüllt darauf losarbeiten, tritt auf der andern Seite ein kirchliches Ereigniß ein, das auf die eine oder die andere Weise dieselben Folgen haben muß. Es ist dieß die katholische Frage oder der sogenannte „päpstliche Uebergriff", von dem Monate lang die Zeitungen bis zum Ueberdruß voll waren, und die Wände des Parlamentshauses in endlosen politisch theologischen Streitigkeiten wiederhallten, während jetzt alles verstummt ist, und das Ganze, wie ein vorübergehendes Schemen, verschwunden scheint. Man täusche sich nicht, die Frage lebt, und wird noch viel tiefer in die öffentlichen Zustände einschneiden, als je die endlosen Erörterungen der Presse und des Parlaments hätten thun können. In England ist die Ansicht sehr verbreitet, daß eine fremde Macht sich des Papstes bedient habe, um diesen Erisapfel nach England zu schleudern. Wenn dieß der Fall war, so konnte die Absicht nur seyn, eine temporäre Wirkung hervorzubringen, dem Ministerium die bisher besessenen katholisch-irischen Stimmen zu entziehen, und es, in die Enge gepreßt zwischen Tories, Katholiken und den grundsätzlich toleranten Reformern, zum Fall zu bringen. Diesen Zweck scheint Russell erkannt zu haben, weßhalb er seinen berüchtigten Brief an den Bischof von Durham richtete, der katholisirenden Richtung der Hochkirche entgegentrat, desto fester aber sich mit dieser selbst verband, und so sich die Stimmen der Mehrzahl der Tories sicherte. Alles dieß half nichts: er mußte dennoch abtreten, und hätte definitiv aus dem Ministerium scheiden müssen, wenn irgend eine Partei das Ruder in dem gegenwärtigen Augenblick hätte übernehmen können und wollen. Aber Graf Derby hatte im Jahre 1850 schon die Erfahrung gemacht, daß es nicht gelingen würde das Ministerium durch einen Seitenstoß zum Fall zu bringen; das Unterhaus hatte die Politik Palmerstons, so viele Blößen sie bot, gutgeheißen, um nicht ein Protectionistenministerium ans Ruder zu bringen, und der ganze Streit über Lord Palmerstons griechische Politik erwies sich bald als eine bloße Phantasmagorie: es war weder dem Oberhaus mit der Verdammung, noch dem Unterhaus mit der Vertheidigung recht ernst; die Entscheidung über den Bestand des Ministeriums lag in der Freihandels- und Wahlfrage, und weder die Verhandlung über die auswärtige Politik im J. 1850, noch die

über die Titelbill, diesem ächten Lichtenbergischen Messer ohne Klinge und ohne Heft, konnte sie herbeiführen.

Die katholische Frage ist eine, welche über Parlamentsentscheidungen hinaus liegt, sie ist, wie die ungeheuren Majoritäten für die Bill, die man nur als eine Art Nationalerklärung gegen die römische Curie betrachten kann, genugsam zeigen, eine wahre Nationalsache, gegen welche kein Minister, er gehöre einer Partei an, welcher er wolle, verstoßen darf. Wir müssen wiederholen, was wir schon im vorigen Jahre gesagt: die englische Freiheit ist erwachsen im Kampfe gegen die mit der königlichen Macht verbundene Macht der römischen Curie, eine instinctive Abneigung gegen letztere hat jeder ächte Engländer mit der Muttermilch eingesogen, und diese Abneigung ist bei Gelegenheit des „päpstlichen Uebergriffs“ mit ihrer ganzen ungebändigten Heftigkeit losgebrochen. Cardinal Wiseman hatte diesen Sturm, aber schwerlich in solcher Heftigkeit erwartet, er war klug, verhielt sich ruhig, und der Sturm brauste vorüber. Aber auch die Engländer besannen sich, nachdem die erste Heftigkeit verraucht war, und erkannten wohl, daß einer Macht, wie die der römischen Curie, mit Verboten und politischen Declarationen nicht beizukommen sey. Der protestantische Zorneseifer hatte es dahin gebracht, daß nicht nur den englischen katholischen Bischöfen, sondern auch den irischen verboten wurde, sich nach ihren Sprengeln zu nennen, insofern die Namen dieselben seyen, wie die der Bischöfe der englischen Kirche. Das Parlament war kaum vertagt, so traten die irischen katholischen Bischöfe zu einer Berathung zusammen, um eine Genossenschaft zur Vertheidigung des katholischen Glaubens zu bilden, und nahmen offen ihre bisher geführten Titel an, dem Wortlaut des Gesetzes entgegen. Sie trotzten dem Märtyrerthum und forderten es heraus, aber die englische Regierung hatte Besonnenheit genug, keine Märtyrer zu machen und dadurch Declamationen gegen sich hervorzurufen. Dieß ruhige Verhalten beweist, daß der Streit in ein anderes Stadium getreten ist.

Die Engländer sind zur Erkenntniß gekommen, daß sie, um mit Erfolg den Bestrebungen der römischen Curie entgegenzutreten, erst den Feind im eigenen Lager besiegen müssen. Lord John Russell hatte Recht, als er in seinem Schreiben an den Bischof von Durham zuerst den Puseyismus angriff, oder die „anglokatholische Partei,“ wie man sich jetzt gewöhnlich ausdrückt. Die englische Kirche hatte sich seit einiger Zeit vermessen, ihren Stuhl neben, ja über den Stuhl Petri zu setzen, fand aber zu ihrer nicht geringen Bestürzung und Beunruhigung, daß mit den aufgestellten Grundsätzen von der Obergewalt der Geistlichkeit über die Laien sie sich auf geradem Weg nach Rom befinde. Die consequentern, kräftigern, ehrlichern Anhänger der anglokatholischen Lehre, die sogenannten „Tractarier“ zögerten auch nicht länger, und gingen nach Rom, so schwer ihnen der Schritt werden mochte; die minder logischen Köpfe, die schwächern, die unehrlichern blieben, aber die Consequenz ihrer Grundsätze führte nach Rom, „der Strom der Bekehrung zur katholischen Kirche wird genährt durch das Wasser, das aus der Kirche Englands selbst fließt; die Besatzung der Stadt wagt zwar nicht die Thore zu öffnen, aber sie untergräbt die Mauern, um den Feind einzulassen.“ Diese Erkenntniß ist den denkenden Engländern gekommen, und eine mächtige Partei erklärt: „mögen die Papisten das Papstthum predigen mit aller Macht, aber eine protestantische Kirche soll den protestantischen Glauben lehren.“ Eine starke protestantische Bewegung ist im Zuge, und Lord Shaftesbury hat unter enthusiastischem Zuruf erklärt: „wenn der anglokatholische Verrath nicht von den Bischöfen ausgerottet werde, so würden die Laien Englands die Arbeit ernstlich aufnehmen und Sicherheit suchen in einer wirksamen Kirchenreform.“ Lord Shaftesbury hat damit mehr versprochen, als wohl so schnell ausgeführt werden kann, denn die Kirche wird sich einer solchen Einmischung der Laien in ihre Angelegenheiten mit aller Macht widersetzen, aber es ist ein Punkt, hinsichtlich dessen man längst in die Kirche gedrungen ist, und in Bezug auf den sie wird weichen müssen — in dem Unterricht. Mehrere Zeichen deuten darauf hin, daß das in England wiederholt in Vorschlag gekommene, aber namentlich von der Hochkirche mit Hartnäckigkeit verworfene Nationalunterrichtssystem, ähnlich dem in Irland, also mit Ausschluß des religiösen Unterrichts, welcher Privatsache bleiben soll, neuerdings in Vorschlag gebracht und durchgesetzt werden wird. Dann ist es um die Hochkirche geschehen, so lange auch ihre Formen noch bestehen mögen.

Dieß führt uns auf das Unterrichtssystem in Irland, wo die Regierung, um eine gesellschaftliche Versöhnung, wenn auch keine politische, unter den verschiedenen Religionsparteien zu erwirken, das sogenannte gemischte oder nationale Unterrichtssystem eingeführt hat. Sir R. Peel und Lord Stanley, jetzt Graf Derby, waren es, welche protestantischen und katholischen Kindern gleichen Elementarunterricht, mit Ausschluß des religiösen, verschafft haben; diese Maaßregel wurde von der Mehrzahl der katholischen Bischöfe Irlands gebilligt, und bei der Ausführung wirkten sie mit den protestantischen Prälaten und Laien zusammen. Die ausgezeichnet günstigen Folgen dieses Systems von Elementarunterricht veranlaßten Sir R. Peel, dasselbe auch auf die reifere Jugend auszudehnen. Dieß ist die bekannte Bill über die irischen „Colleges“, welche von O'Connell und Sir R. Inglis als „gottlos“ bekämpfe wurden, aber dennoch nicht nur im Parlament, sondern auch bei der irischen Bevölkerung Beifall fanden. Um sich dem weitern Fortschritt dieses Systems zu widersetzen, wirkte Dr. Cullen, Erzbischof von Armagh und Primas von ganz Irland, nicht nur eine päpstliche Bulle gegen die „gemischten Collegien“ aus, sondern versammelte auch im vorigen Jahre die berühmte Synode von Thurles, welche sich gleichfalls gegen dieselben aussprach. Allein dieser Spruch erfolgte nichts weniger als einstimmig, vielmehr ist es eine notorische Sache, daß von 25 katholischen Prälaten sich zwölf für und nur dreizehn gegen die Collegien aussprachen. In neuerer Zeit, Ende August oder Anfang September, erklärte sich Dr. Blake, ein in hoher Achtung stehender katholischer Bischof, offen und kräftig für das System des gemischten Unterrichts, und die freisinnigen Katholiken und Protestanten sahen darin einerseits einen Schritt zur Versöhnung, andererseits einen Beweis, daß die Mehrzahl der katholischen Prälaten sich jetzt für die gemischten Collegien günstig zeige. Unglücklicherweise brachte am 15 September, gerade als die Agitation zur Errichtung einer „Catholic Defence Association“ auf ihrem Gipfel war, das Tablet ein Gegenmanifest Dr. Cullens, das auf eine energische, ja heftige Weise das ganze System des gemischten Unterrichts, sowohl in seiner Anwendung auf die Primairschulen als auf die höhern „Colleges“ verdammte, und sich dabei auf die Nothwendigkeit stützte die Einheit und Reinheit der Lehre im Schooß der Kirche zu bewahren, und, als Folge hievon, der Kirche das Monopol des Unterrichts in allen seinen Abstufungen zu sichern. Nun ist aber Dr. Murray, katholischer Erzbischof von Dublin, ein von der irischen Geistlichkeit in hohem Grade verehrter und wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften selbst von den hitzigsten Protestanten hochgeachteter Mann, Mitglied des Verwaltungsraths der gemischten Collegien und begünstigt durch seinen Einfluß das ganze System des gemischten Unterrichts, das

seiner Ansicht nach namentlich dazu beitrug, dem religiösen Zwiespalt einen Theil seiner Heftigkeit zu nehmen und blutige Kämpfe zu vermeiden. So stehen also jetzt vor den Augen des erstaunten Irlands zwei Würdenträger der Kirche von gleichem Rang einander gegenüber, und der eine erklärt sich durch seine ganze Handlungsweise für, der andere in heftigen Diatriben gegen das gemischte Unterrichtssystem. Dr. Cullen, der einen großen Theil seines Lebens in Italien zugebracht hat, und die englischen und irischen Verhältnisse ohne Zweifel weit minder gut kennt, wie Dr. Murray, hat mit seinem unzeitigen Eifer der Sache, welcher er dienen wollte, ohne Zweifel mehr geschadet als genützt.

Daß Dr. Cullen von den englischen Zeitungen persönlich hart mitgenommen wurde, war zu erwarten und wäre erträglich gewesen, aber mit einem durch Haß geschärften Blick hob die englische Presse den Fehler heraus, den Dr. Cullen als Haupt seiner Kirche begangen. So äußerte sich die Times schon unter dem 8 September, also nicht volle drei Wochen nach der so pomphaft angekündigten Versammlung in der Rotunde zu Dublin, worin der Grund zu der oben angeführten „Catholic Defence Association" gelegt wurde, und noch vor Dr. Cullens officieller Erklärung gegen das gemischte Unterrichtssystem, also: „die römisch-katholische Hierarchie ist, statt den Kampf auf den Boden zu beschränken, wo ihre Macht am leichtesten und unwiderstehlichsten geübt wird, auf den häuslichen Kreis, in ihrer öffentlichen Eigenschaft und als Corporation aufgetreten, um die gehaßten und gefürchteten königlichen Collegien in Irland durch öffentliche Anklage und Verdammung zu beseitigen. Das war allerdings ein kühner Streich, eine Politik, mit der viel zu gewinnen, durch deren Mißlingen aber auch viel zu verlieren war. Ein Erfolg hätte nahezu den Satz bestätigt, daß für die Regierung in allem, was sie zum Wohl Irlands zu thun beabsichtige, die Mitwirkung der römisch-katholischen Hierarchie nicht bloß wünschenswerth, sondern unerläßlich sey. Eine so auffallende Machtausübung hätte im günstigen Falle den Papst mit einem Veto in Bezug auf jede Maaßregel des Parlaments bekleidet, und dem Besitz dieses Veto's wäre im natürlichen Laufe der Dinge die Anmaßung einer Gewalt, zu befehlen oder zu verbieten, auf dem Fuße gefolgt. Wenn dagegen der kirchliche Donnerkeil nicht einschlagen sollte, und die Collegien seinen Schrecken Trotz bieten, so wird der römische Hof durch die übermäßige und unkluge Anwendung der Gewalt, die er sich über Ihrer Majestät Unterthanen anmaßt, eine Reaction gegen seine Uebergriffe hervorrufen, deren Umfang schwer zu berechnen seyn möchte. Die, welche durch die ausschweifenden Forderungen, welche der Papst an ihren Gehorsam macht, in die Nothwendigkeit versetzt werden, sie unbeachtet zu lassen, haben eine Lection erhalten, deren Werth, was man auch in theologischen Dingen davon halten mag, in der Politik unschätzbar ist, die Uebung des eigenen Urtheils." Diese einschneidenden, fast höhnischen Bemerkungen eines so bedeutenden, in der Landes-, wenn auch nicht immer in der Ministerpolitik so gründlich bewanderten Journals zeigen deutlich, daß man jedem Schritte der katholischen Geistlichkeit mit gespannter Aufmerksamkeit folgt, und daß jeder Mißgriff, jede Schwäche aufs schonungsloseste ans Licht gezogen werden wird, denn Dr. Cullen scheint vergessen zu haben, daß er in seiner eigenen Kirche auf protestantischen Boden tritt, so wie er mit weltlichen Interessen, wozu der Unterricht auch gehört, in einem freiheitgewohnten Lande in Kampf tritt. Aus den wichtigsten Grafschaften, aus Cork, Belfast, Galway u. s. w. mehren sich die Nachrichten, daß die königlichen Collegien trotz des dagegen ausgesprochenen Banns sich immer mehr füllen, und diese offene Widersetzlichkeit gegen die geistlichen Befehle, verbunden mit der Spaltung in dem Episcopat selbst, müssen sich dem Ansehen der Kirche höchst gefährlich erweisen, und die moralische Macht der englischen protestantischen Regierung stärken. Hiezu kommt noch ein Umstand, den man nicht gering anschlagen darf: auf dem Continent ist die Masse des Volks entweder katholisch oder gemischt; Toleranz und Schicklichkeitsgefühl, eben so gut wie die Preßgesetze, gebieten einen wenn auch tadelnden, doch schonenden Ton gegen die katholische Kirche und ihre Würdenträger, diejenigen Schriften aber, welche solche Rücksichten bei Seite setzen, gehören zu einer Sorte, die auch sonst wenig Achtung einflößt. In England aber ist die Presse, wenn auch vielfach aus Gleichgültigkeit tolerant, doch dem herrschenden Geist des Volks gemäß schonungslos gegen katholische Priestergewalt, und übt über das lesende Publicum der höhern, mittlern und untern Classen eine Macht aus, die den Würdenträgern der katholischen Kirche, falls ihr Benehmen nicht ganz vorwurfsfrei ist, großen Schaden zufügen muß. Was ihr Widerstand gegen die königlichen Collegien für eine Wirkung gehabt, haben wir schon gesehen, und der kundgegebene Versuch, auf die Parlamentswahlen in einer Weise einzuwirken, daß ein geschlossener katholischer Phalanx zu Stande komme, der jedes Ministerium, das nicht die Titelbill wieder abschaffe, in allen Maaßregeln bekämpfe, sie mögen gut oder schlecht seyn, dieser Plan hat auf die öffentliche Meinung einen sehr schlimmen Eindruck gemacht, und ist von den Gegnern der katholischen Partei aufs schärfste ausgebeutet worden.

In England sind die wichtigsten Elemente des öffentlichen Lebens der katholischen Geistlichkeit durchaus ungünstig. Der Mittelstand, mit dessen religiöser Indifferenz sie auf dem Continent so sehr zu kämpfen hat, ist hier entweder gleichfalls indifferent, in die weltlichen Geschäfte des Lebens vertieft, oder anglikanisch und feindlich gesinnt. Die höhern Classen, durch Interesse und Verwandtschaft mit der anglikanischen Kirche verbunden, können ihr nur ungünstig gestimmt seyn, mit Ausnahme weniger überzeugungstreuen Katholiken, die im Meere verschwimmen. Der Uebertritt des Herzogs von Norfolk zur anglikanischen Kirche kann als Beweis dienen, wie stark die Strömung in den höhern Classen gegen die katholische Geistlichkeit geht. Die untern Classen bestehen, wo sie nicht der anglikanischen Kirche anhängen, aus Dissenters, sind also gleichfalls dem Romanismus abgeneigt, und die untern Classen des irischen Volks wandern in solchen Schaaren aus, daß sie ihre Geistlichen, eben so wie ihre Advocaten, brodlos zurücklassen, und eine große Anzahl derselben bereits entschlossen seyn soll, sich um Unterstützung an dieselbe Regierung zu wenden, der sie noch vor einem Jahre das Anerbieten einer Staatsbesoldung vor die Füße warfen; ob jetzt die Regierung sie hört, da die Gründe, weßhalb man ihnen früher eine Staatsbesoldung bot, größtentheils aufgehört haben, ist eine Frage, die wir nicht geradezu bejahen möchten; beeilen wenigstens wird sich die Regierung auf keinen Fall. Dieß ist um so schlimmer für die Geistlichen, als die Angelegenheiten der „Catholic Defence Association" ziemlich schlecht stehen sollen. Bei einem Gastmahl, das am Ende Octobers Hrn. Keogh, Parlamentsglied für Athlone, gegeben wurde, und dem eine Anzahl Bischöfe, so wie die vornehmsten Personen der katholischen Partei beiwohnten, wurden zwar heftige Reden gehalten, die an die alten Repealrodomontaden mahnten, aber dieses heftige Gebahren kann das Sinken der Parteibestrebung nicht verdecken, man fühlt unwillkürlich, daß man gegen eine Gesinnung des Parlaments, die sich in so überwältigenden Majoritäten, wie bei der Titelbill, ausgesprochen hat, nichts ausrichten

kann. Die Geldmittel für die „Catholic Defence Association" kommen höchst spärlich herein, und die Entmuthigung der Partei, welche noch im August und September so siegessicher auftrat, ist eine notorische, unläugbare Thatsache.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung des Gouvernements Tula von Baron Ungern-Sternberg.[1]

Das Gouv. Tula liegt in der centralen Hochfläche Rußlands, von welcher der Don, der Schal, die Upa und eine Menge kleiner in den Don und die Oka fallender Flüßchen, welche einen Fall von 4 bis 5 Arschinen auf der Werst haben, herabfließen. Die Bildung des Bodens ist wellenförmig, und wird im Kreise von Krapiwo bergig; Wald gibt es wenig, und die von der Ausrottung noch übrigen Wäldchen bestehen aus Eichen mit einer Mischung von Espen, Linden und Birken. Der Landbau erzeugt Roggen, Hafer und Heidekorn, in den südlichen Kreisen baut man auch Weizen, jedoch in geringer Menge. In den Gärten neben den Zuckerraffinerien baut man stellenweise die Runkelrübe, an andern Orten Hanf. Die Viehzucht wird sehr schwach betrieben, und der Viehstand besteht nur aus der unerläßlichen Anzahl Kühe, Schafe und Pferde für den Hausbedarf. Die Ernten sind mittelmäßig und betragen nur das dritte bis fünfte Korn. Die Bearbeitung der Felder geschieht durch einen Hackenpflug, der den Boden sehr schwach, nur etwa zolltief aufreißt.

Der Hauptabsatz der Erzeugnisse des G. Tula geht zu Lande nach Moskau. Die Oka, die den nördlichen und östlichen Theil des G. Tula von dem G. Kaluga und Moskau trennt, verführt nur einige Erzeugnisse bis Kolomna, weil die Einwohner den Landtransport vortheilhafter finden. Die von Moskau nach Orel führende Chaussee geht durch das ganze G. Tula, das 535 Quadratmeilen hat und in 12 Kreise zerfällt; auf jede Quadratmeile kamen 224 Seelen,[2] was eine Bevölkerung von mehr als 1,200,000 gibt. Tula, eine bedeutende Gouvernementsstadt mit mehr als 51,000 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung die Fabrikation von Waffen und verschiedenen kupfernen und eisernen Geräthen ist, hat eine schöne kaiserliche Gewehrfabrik, und liegt auf der großen Straße nach Charkow, Kiew und Woronesh; die letztere Straße zweigt sich hart bei Tula nach Osten ab. Unter den 11 Kreisstädten zeichnet sich Bjelew durch seinen Getreidehandel aus, den die Einwohner auf der Oka betreiben, und Efremow durch den Ankauf von Getreide aus dem G. Orel; die Kaufmannschaft der übrigen Kreisstädte beschränkt sich auf den Handel in ihren eigenen Kreisen.

Da die Hauptbeschäftigung der Bauern die Erzeugung von Getreide ist, und das G. Tula, nach Moskau das bevölkertste, sich allein mit dem Ackerbau beschäftigt, so trifft man darin auch fast keinen öde liegen gelassenen Boden; alles Land ist angebaut mit Ausnahme einiger Schluchten und feuchten Streiche, in denen man Gras schneidet. Die Kreise von Kaschir und Bjelew haben einen thonigen Grund mit einer Beimischung von Sand und Humus, die andern Kreise haben Humus, der ein bis dreiviertel Arschinen tief auf feilthonigem Grunde liegt. Das Klima ist ziemlich rauh, der Winter im allgemeinen beständig, und dauert fünf Monate, vom Ende October bis Ende März. Thauwetter, das im Laufe des Winters eintritt, dauert gewöhnlich nicht lang, und selten verliert der Boden die Schneedecke. Die Beständigkeit des Winters hängt natürlich mit der hohen Lage des Landes zusammen. Diesem Umstand muß man auch die Nachtfröste zuschreiben, welche jährlich mitten im Sommer eintreten. Der Frühling tritt fast immer Ende März oder Anfang Aprils ein, so daß man am 8ten oder 10ten letztern Monats schon pflügen kann. Die Frühjahrsfröste schaden selten der Herbstsaat, aber es kommt vor, daß, wenn der Frühling etwas früher als gewöhnlich, z. B. im Anfang März eintritt, die im Lauf des Tages durch die Sonnenstrahlen zart gemachten Pflanzen, durch die bedeutenden Nachtfröste, die tief in den Boden eindringen, stark leiden, auch manche empfindlichere Pflanzen vollkommen zu Grunde gehen. Diesem Umstand muß man es zum Theil zuschreiben, daß hier der Herbstweizen im allgemeinen nicht so gut ergibt, wie man nach der geographischen Breite und der Beschaffenheit des Bodens vermuthen sollte.

Aber die hohe Lage ersetzt diese Nachtheile dadurch, daß das ganze Land ihr die häufigen Regen verdankt, welche die hiesigen Felder so reichlich bewässern, daß auch auf erschöpftem Boden die Ernte meist erträglich ist. Auf diesen Regen ist hauptsächlich die ganze Hoffnung der hiesigen Landwirthschaft gebaut. Die Regen fließen unaufhörlich herab und setzen höchstens zwei Wochen aus, was dann in diesem Lande schon als Dürre gilt; gewöhnlich fällt jede Woche ein oder zwei Tage lang Regen. Anhaltende Regen sind der hiesigen Landwirthschaft förderlich; ihnen verdankt man die guten Ernten, und eine wesentliche Verminderung derselben wäre bei der oberflächlichen Bearbeitung des Bodens ein großes Unglück für das ganze Land.

Die frühen Herbstfröste, die manchmal schon in der ersten Hälfte Octobers anfangen, und das späte Frühjahr erschweren die Bearbeitung des Bodens für den Winter, das rechtzeitige Pflügen und die Aussaat im Frühjahr, so daß hier für die Bearbeitung der Felder mehr Kräfte nöthig sind, als in dem benachbarten südlichen, viel tiefer gelegenen Strich. In diesem Jahre gab es vom Anfang April bis 10 Julius, unter 94 Tagen 52 Regentage und das Wetter war fortdauernd feucht, trotz dessen war die Ernte im G. Tula ziemlich gut. Der Roggen wird etwa das vierte Korn geben, der Hafer das dritte; das Heidekorn wurde vom Mehlthau betroffen, und entwickelte wenig Körner, hatte aber nicht von Kälte zu leiden. Der südliche Theil des Gouvernements wird im Hafer das vierte, im Roggen das fünfte Korn geben. Der Graswuchs war allenthalben üppig. Die Runkelrübe steht im allgemeinen gut, enthält aber viel Salpetertheile wegen der unaufhörlichen Regen im Sommer, so daß die Runkelrübenzucker-Fabrikanten Mühe haben werden, ihn vom Zucker zu scheiden. Die Grafen von Bobrinsk und ein Hr. Glebow haben bedeutende Zuckerfabriken im Gouvernement, und die Gräfin Bobrinska eine Merinoheerde von 2000 St., die vortreffliche Wolle liefert, im J. 1843 aber mehr als 12,000 Stück zählte. Die Herrensitze im G. Tula sind sehr arm an Gebäuden; selten sieht man ein Vierfeldersystem, und der allgemeine Betrieb ist die Dreifelderwirthschaft, wobei kaum der zehnte Theil der Felder gedüngt wird. Bei den unbedeutenden, mit Wollgras überwachsenen Wiesen gewinnt man sehr wenig Heu, und die Landwirthe haben bei dem gänzlichen Mangel an künstlichen Wiesen Mühe auch nur eine ärmliche Anzahl Vieh zu unterhalten.

(Schluß folgt.)

Dr. Barths Reise nach Adamawa. Dr. Barth brach am 29 Mai von Kuka auf, und kam in der Entfernung von etwa hundert (engl.) Meilen in das Land der Marghi, eines merkwürdigen heidnischen Negervolks, das viel von den Razzias der Fellatahs im Süden, so wie von dem Volk von Bornu im Norden zu leiden hat. Auch kam er durch Mora, die Hauptstadt von Mandara, die Denham besucht hat. Vier Tage ehe er Jola erreichte, hatte er die zwei Hauptflüsse von Adamawa, den Benue und Faro zu überschreiten; der erste eine halbe Meile breit und 10' tief, kommt vom Süden und Südosten, der letztere, ein Zufluß des Benue, ist $^{5}/_{16}$ Meile breit und 3' bis 4' tief. Dieser prächtige Fluß, dessen Quelle 9 Tagreisen von der Stelle fern soll, wo Dr. Barth ihn überschritt, läuft gegen den Kawara und ist in der That der Oberlauf des Tschadda. (Folglich war Dr. Barth schon über das Stromgebiet des Tschadsee hinaus, und nach dem Westabhang Afrika's gekommen.) Jola, die Hauptstadt des Landes und die Residenz Mohammed Loels, des Sultans der Fellatahs, wurde am 22 Junius erreicht. (Den Brief Dr. Barths an Dr. Beke über seine Reise werden wir nachtragen.) (Athen. 15 November.)

[1] Nord. Biene, 30 October.
[2] Soll wohl 2024 heißen. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 293.

8 December 1851.

Die Bananen.

(Aus den Variétés horticoles der Indep. belge vom 2 Dec.)

Die Bewohner der Tierra Caliente von Mexico kennen schon lange die Kunst, die Bananen auf eine Art zu bereiten, daß sie ausgeführt werden können. Man setzt sie auf Hürden der Sonne aus, und wenn sie vollkommen reif sind, werden sie runzelig, worauf man sie schält. Der Zucker, den sie enthalten, bewirkt eine erhaltende Efflorescenz, und man packt sie dann in Bananenblätter gewickelt, in Kisten von 70 bis 80 Pfd. Diese Bananen haben einen vortrefflichen Geschmack, und sind sehr nahrhaft, weil sie einen Mehlstoff enthalten; sie haben weder Kerne, noch Körner, noch eine Schaale, was sie zum Essen vorzüglich geeignet macht. Die vorzüglichste Eigenschaft aber ist, daß diese Frucht nicht verdirbt; man hat zu London im Krystallpalast welche ausgestellt, die 20 Jahre alt und doch noch ganz frisch waren. Die Bananen, welche der Handel bald dem alten Europa liefern wird, sind ganz gesunde und angenehme Früchte. Es gibt deren wahrscheinlich mehrere Arten. Nach Humboldt haben die afrikanischen Sklaven neue Arten nach Amerika gebracht, und gewiß ist vor der Entdeckung durch Columbus in der neuen Welt die Banane gebaut worden. Die aus dem alten Continent mitgebrachte Art ist wahrscheinlich die Musa paradisiaca, die des neuen Continents dagegen die sogenannte Musa sapientum, deren Früchte bei der Londoner Ausstellung mit so großem Recht die Aufmerksamkeit der Botaniker auf sich gezogen haben. Wenn eine europäische Familie sich in einem hinreichend warmen Klima niederläßt, so ist das erste, daß sie ein Bananenfeld pflanzt, das ihr Nahrung und andere Bedürfnisse liefert; drei Duzend Früchte genügen zum Unterhalt eines Mannes eine Woche hindurch und ersetzen das Brod, ja sie nähren mehr als dieß Nahrungsmittel. Man siedet sie oder röstet sie unter der Asche, und ißt sie mit Fisch, Fleisch oder Mehl; in Stücke zerschnitten backt man sie mit Oel oder Butter, oder macht Marmelade daraus; endlich kann man sie als getrocknete Früchte essen. Läßt man sie im Wasser gähren, so geben sie ein geistiges Getränk, das mit dem besten bekannten Cider Aehnlichkeit hat. Die jungen Knospen der Pflanze werden als Gemüse verzehrt, das eben so gesund als angenehm ist.

In London hat man dieß Jahr in der Gesellschaft der Künste Bananen gekostet, die schon seit zwei Jahren aufbewahrt waren, und sich sehr geschmackhaft erwiesen. England verbraucht allein 300 bis 320,000 Ctr. Feigen und trockene Trauben; sind einmal die trockenen Bananen bekannt, so werden sie ebenso viel, wo nicht noch mehr Beifall finden.

Rückblicke.

England.

(Fortsetzung.)

Gewiß ist, daß England und das Ministerium einen Theil dieses Erfolgs dem Elend danken, das so viele Tausende von Iren übers Meer trieb, und das numerische Verhältniß der Katholiken und Protestanten nach und nach bedeutend ändert. Mit dem Auswandern der Celten und dem Einwandern der Sassenach wird auch englisches Staatsleben und englisches Kirchenthum in allen seinen, dem Katholicismus abgeneigten Secten immer herrschender werden; allerdings auch mit seiner Noth und seinen mannichfachen Verlegenheiten. Diese Verlegenheiten, wesentlich materieller Art, können sich in Irland, wenn noch einige Millionen Celten weiter ausgewandert sind, wesentlich mindern, in England selbst aber und in Schottland sind sie im Steigen. Irland macht in seinem Gantproceß eine schauerliche, aber vielleicht heilsame Krise durch, in England scheint die Krankheit chronisch werden zu wollen, und die Heilung wird deßhalb schwieriger. In einem Anhängsel wie Irland mag eine solche Krise, so schmerzhaft sie auch den Betroffenen seyn mag, unschädlich für das Ganze vorübergehen, in dem Hauptlande, in England, dessen industrielles und commercielles Leben sich in seinen Verbindungen über mehr als die halbe Erde ausbreitet, und in tausenderlei Weise durch die Weltbegebenheiten afficirt wird, ist dieß anders. Eine Erschütterung des Credits, wie die in Irland, könnte für den Staat verderblich werden, sobald sie mit gewiß nicht ausbleibenden Handelskrisen zusammentrifft.

Die Folgen des Freihandels aber werden England nicht erspart werden, und so wenig sie sich noch berechnen lassen, so zuverlässig kann man auf einige unvermeidliche Ergebnisse hindeuten. Ein Land, das fast ausschließlich Ackerbau treibt, ist nothwendig ein armes Land; wir brauchen uns für diese Behauptung nicht auf die freihändlerische Times zu berufen, obgleich es nicht ohne Interesse ist, daß auch dieß Blatt, das so sehr den fremden Staaten die Seligkeiten des Freihandels predigt, wo England als „workshop for the world" die Industrieerzeugnisse, die andern Länder aber die Rohstoffe liefern sollen, jenen Satz ausspricht, und Irland, beiläufig gesagt auch Indien, einen traurigen Beweis für die Wahrheit desselben abgeben. Die fremden Staaten, namentlich Nordamerika, Frankreich und hoffentlich auch bald Deutschland, das für sich allein mindestens ein Sechstel der so hoch gestiegenen Manufactenausfuhr Englands nimmt, werden dieser Wahrheit eingedenk bleiben, und sich gegen die Ueberfluthung mit englischen Erzeugnissen schützen. Ueber das Maaß und die Art dieses Schutzes mag man sich streiten, über die Noth-

wendigkeit desselben sind so viele erleuchtete Köpfe einerlei Ansicht gewesen, daß wir nichts mehr darüber zu sagen brauchen, als daß die interessirten Ansichten einiger Handelsstädte, die hauptsächlich vom Handel leben, nicht dagegen aufkommen können. England hat den Freihandel im Getreide, nicht in den Manufacten zugelassen, obgleich es den Kampf in Bezug auf letztere doch am ehesten aufnehmen könnte; indem es seine Gewerbserzeugnisse schützt und seinen Ackerbau preis gab, hat es die Thatsache ausgesprochen, daß es gegenwärtig den bei weitem größten Nachdruck auf die Gewerbe legt, denn es hat nicht nur diese geschützt, sondern ihnen auch die Lebensmittel auf eine für die Ackerbauer ungerechte Weise verwohlfeilt. In seltsamem Widerspruch damit steht die politische Verfassung, welche das Gewicht immer noch in die Hände der Inhaber des Grundeigenthums legt, und es ist eine ganz natürliche Folge, daß letztere streben, mit dem Besitz der Herrschaft auch deren Vortheile, wenigstens die billigen Rücksichten, für sich in Anspruch zu nehmen, und daß die Vorsprecher der städtischen Gewerbthätigkeit andererseits die Mittel suchen, auch die politische Macht an sich zu ziehen, damit man ihnen die bereits errungenen Vortheile nicht wieder entreiße. Das Streitobject ist das Ueberwiegen der städtischen oder ländlichen Vertreter im eigentlichen Inhaber der Regierungsgewalt, im Parlament. Die Minister, welche zwischen die beiden streitenden Parteien sich stellen wollen, müssen nothwendig zwischen beiden erdrückt werden, sobald der Streit ernsthaft wird.

Wir wollen nicht mehr auf alte und neue Getreidepreise zurückkommen, sondern aus der Geschichte des Streits über die Schifffahrtsgesetze eine der neuesten Episoden anführen. Am 11 Oct. fand eine Versammlung von Rhedern und Seeleuten zu Swansea statt, und, wie schon öfters, wurde auch hier die Frage aufgeworfen, wie der brittische Rheder mit dem Fremden auf die Länge concurriren könne, wenn drei Viertheile seiner Schiffsmannschaft aus Engländern bestehen müssen, die, bis jetzt wenigstens, nicht unter 40 bis 50 Sch. monatlich dienen wollen, während er fremde Matrosen haben könnte, die um 20 bis 25 Sch. monatlich dienen; wenn er einen englischen Matrosen mit 12 bis 15 Pence täglich verköstigen müsse, während er einen Fremden mit 8 bis 10 Pence verköstigen könnte. Die Sache ist so einleuchtend, daß mehrere Minister selbst sie ohne Umschweife zugestanden haben; wenn man aber dieß den Rhedern zugestehen will, so jagt man Tausende von brittischen Seeleuten, die auf Kriegsschiffen gedient haben und künftig wieder dienen können, aus dem Dienst. Man wird sagen, die englischen Matrosen sollen auch um 20 bis 25 Sch. des Monats dienen, dieß wollen sie aber nicht, und ehe sie es thun, gehen sie auf die amerikanischen Schiffe, die ohnehin schon vielleicht 40,000 englische Matrosen haben.

Man hat den Verlust, den die Ackerbauer in England überhaupt durch die Abschaffung der Korngesetze jährlich erleiden, schätzen wollen, und einige haben denselben auf nicht weniger als 100 Mill. Pf. St. angeschlagen, eine jedenfalls übertriebene Summe, da das Korn, was die Ackerbauer selbst verzehren, nothwendig in Abzug gebracht werden muß, allein man mag von dieser Summe so viel abziehen, als man will, so bleibt doch noch immer genug übrig, um den Verlust sehr empfindlich zu machen, und die Fähigkeit des Landvolks, die Gewerbserzeugnisse der Städte zu kaufen, nicht unbedeutend zu beschränken; die Klagen der Krämer und Handwerker in den kleineren Städten geben darüber hinreichend Aufschluß. Die großen Manufacturisten, welche hauptsächlich für die Ausfuhr arbeiten, haben freilich gewonnen; sie sind in den Stand gesetzt worden, ihren Arbeitslohn herabzusetzen, können somit leichter auf dem Weltmarkt nicht bloß concurriren, sondern das Uebergewicht behaupten, und ihre Geschäfte sind im Steigen, wie die Ausfuhrlisten zeigen. Auch die große Masse der Gewerbtreibenden, welche sich der alten Brodpreise erinnert und die jetzigen damit vergleicht, ist einer möglichen Wiederkehr der Protection sehr abgeneigt, und es zeigt sich vielfach ein fanatischer Haß gegen Grundherren und Pächter, der wie im vorigen Jahr, so auch in diesem, einigemale zu Thätlichkeiten geführt hat. Das ist ein großes, doch schwerlich unüberwindliches Hinderniß, das den Protectionisten im Wege steht, aber die Erfahrung kann hier eine mächtige Wirkung äußern und eine einzige Geschäftskrise, welche die Verminderung des Absatzes im Innern doppelt fühlbar macht, dürfte einen nicht leicht zu verlöschenden Eindruck hinterlassen.

Eine einzige ausreichende und gültige Erklärung des englischen Freihandels liegt in Englands insularer Lage und in seiner durch, oder wie die Freihändler meinen, trotz Schutzzöllen und Navigationsacte errungenen Handelsstellung, so wie in der Freiwerdung Amerika's. Sobald die Industrie Englands die der andern Staaten, namentlich der Seemächte, überwog, hatte es ein Interesse die Waaren aller transatlantischen Länder, ohne Rücksicht auf seine eigenen Colonien, an sich zu ziehen, in der sichern Berechnung, daß diese Einfuhr von Rohstoffen eine entsprechende Ausfuhr von Manufacten zur Folge haben würde, daß dem fortschreitenden Anbau des Bodens in den transatlantischen Ländern eine fortschreitende Gewerbsentwicklung in Europa entsprechen, daß es von dieser Manufactenerzeugung den Löwenantheil ziehen werde, und wenn es auch nicht allein die Manufacte liefern könne, doch ihm der Handel, das Aufkaufen der Rohstoffe in den transatlantischen Ländern und der Ankauf der zur Vervollständigung der Rückfrachten nöthigen andern europäischen Artikel bleiben werde. Deutschland mit seinen Vorländern, Holland und Belgien, spielt in diesem System eine vorwiegende, ja entscheidende Rolle. Von $71\frac{1}{3}$ Mill. Manufactenausfuhr gingen im vorigen Jahr nach dem Continent $26\frac{2}{3}$ Mill. und von diesen $26\frac{2}{3}$ Mill. nach den deutschen, belgischen und holländischen Häfen — in welchen beiden letztern die Einfuhr zu einem sehr bedeutenden Theil bloß Transitgut ist — über 12 Mill. Pfd., also beinahe die Hälfte; hiezu kommen noch die fremden und Colonialwaaren, die Porter auf 16 Mill. Pfd. schon vor vier Jahren angeschlagen hat. Deutschland und seine beiden Vorländer sind es also, welche, die Einfuhr von Manufacten und fremden Producten zusammengerechnet, das Objekt von ungefähr dem fünften Theil des brittischen Handels sind. Die unbedingte Einfuhrfreiheit, welche die deutschen Häfen gewähren, zwang und zwingt Holland und Belgien zur Nachgiebigkeit in die englischen Forderungen, und diese Erfolge werden dann auch gegen Frankreich und Spanien benützt.

Hier ist der Punkt, wo die innere Freihandelspolitik und die äußern Verhältnisse eng unter sich zusammenhängen. So wie England in irgend einem Punkte von der Freihandelspolitik abweicht, so ruft es augenblicklich Repressalien hervor, und es gibt die Stellung auf, durch die es sich zum Centrum des Welthandels zu machen bestrebt ist. Durch die Macht seiner Capitalien, durch die Macht seiner Verbindungen, durch die Macht seiner Industrie, durch die Oeffnung seiner Häfen für die Schifffahrt der ganzen Welt zieht es in immer weiterem Umfang die Handelsbewegung der Welt an sich, und muß vor allem verhindern, daß Deutschland zu einer commerciellen Einigung gelange.

Geschieht dieß, so kann es nicht fehlen, daß es Holland und Belgien, die für sich allein sich der englischen Handelsgewalt nicht erwehren können, unter irgend einer Form mit sich verbindet; die industrielle und commercielle Entwicklung, welche in einer solchen Verbindung liegt, müßte den englischen Handelsbestrebungen um so mehr Abbruch thun, je stärker sich, zum Theil eben in Folge der Aufhebung der englischen Navigationsacte, die deutsche Schifffahrt entwickelt. England hat, wie wir oben gesehen, ungeheure Bedürfnisse — man bringe nur die 10 bis 12 Mill. Quarter Korn jeder Art in Anschlag —, sobald ihm seine Ausfuhr durch eine bedeutende Concurrenz geschmälert wird, während die durch den Verbrauch bedingte Zufuhr bleibt, so leiden nicht nur seine industriellen Arbeiter durch Mangel an Beschäftigung, sondern die Ausfuhr von baarem Geld, die unter den frühern Korngesetzen eine bei eintretendem Mangel periodisch wiederkehrende und allerdings durch ihren plötzlichen Eintritt besonders empfindliche Erscheinung war, wird dann zum chronischen Uebel. Hier zeigt sich die Bedeutung der außerordentlichen Vermehrung des Geldumlaufs durch Californien; die einströmende Masse macht das Ausströmen, was auch jetzt schon stattfindet, minder bemerklich und vorerst nicht empfindlich, da jedenfalls noch mehr einströmt, als hinausgeht; sollte aber durch eine erstehende größere Concurrenz auf dem Weltmarkt die Ausfuhr von Manufacten in England irgend bedeutend abnehmen, so würde das Ausströmen des Geldes sich bald fühlbar machen, den Zinsfuß erhöhen, und die Folgen des Freihandelssystems vielleicht unerträglich machen.

Aus diesen Gründen ersieht man, weßhalb England bei der Beunruhigung des Continents betheiligt ist; so lange der jetzige Zustand dauert, wird gewiß die continentale Gewerbsthätigkeit England nicht furchtbar werden. Es ist nicht ohne Interesse, daß eines der bestgeschriebenen belgischen Journale in neuester Zeit, obwohl Belgien von den Erschütterungen des übrigen Continents so ziemlich verschont geblieben ist, aber die Handelswehen und namentlich die Klauen Englands fühlt, auf den Antheil, den England an der belgischen Revolution hatte, zurückgekommen ist, und sich darüber also äußert: „es fehlt nicht an Leuten, die sich für sehr gut unterrichtet halten, und doch sich über die wahren Ursachen, welche den Sturz der Familie Nassau herbeigeführt haben, gewaltig täuschen. Sie schreiben die Ereignisse, deren Schauplatz unser Land war, einer Menge Beschwerden zu, z. B. dem Streit über Glaubenssachen, der für die Belgier verletzenden Bevorzugung der Holländer u. s. w., gerade wie die Urheber der Bewegung es glauben machen wollten und noch jetzt glauben machen wollen. Wir stellen allerdings nicht in Abrede, daß etwas unter der Asche glühte, denn man benützt alles, wenn man die öffentliche Meinung aufregen will, aber wir sind vollständig überzeugt, daß die großen Interessen, um nicht geradezu zu sagen, der Egoismus oder die Perfidie einer fremden Nation die Trennung Belgiens von Holland gebieterisch verlangten; warum? Weil der Flor des Handels und die wachsende Industrie in dem vereinigten Königreich der Niederlande England mit Besorgniß erfüllten. Unsere Revolution von 1830, entkleidet von den heldenmüthigen Gesängen der Kinder des Vaterlandes, bloß in ihren Wirkungen und Folgen betrachtet, und gründlich mit kaltem Blut untersucht, läuft darauf hinaus, 1) dem Gang der Geschäfte einen Hemmschuh anzulegen, 2) zu trennen, um commerciell zu herrschen. Man hat das Unglück gehabt, in die Falle zu gehen, England rieb sich die Hände, sein Zweck war erreicht!“ Wir wissen wohl, solche Beschuldigung gegen das „perfide Albion“ begegnen manchem Kopfschütteln, zum mindesten aber wird man nicht läugnen, daß der Engländer im Handel durch und durch Egoist bleibt, was wir ihm, gelegentlich bemerkt, gar nicht übel nehmen, und nur wünschen, daß es andere Nationen ebenso seyn möchten. Warum hat England vom J. 1792 an gegen Frankreich Krieg geführt? Um den Tod des Königs zu rächen, um die Verbreitung der sogenannten revolutionären Lehren zu hemmen? Keineswegs, sondern aus Interesse, weil es die Gelegenheit der innern Zerrüttung Frankreichs benützen wollte, um die neuaufstrebende Seemacht und den Handel des alten Nebenbuhlers gründlich zu brechen. Es ist damals 23 Jahre lang unwandelbar auf der Seite Alt-Europa's, auf der Seite der alten Monarchien gestanden; aus Liebhaberei für deren politische Einrichtungen? Keineswegs, sondern weil es sein Vortheil erheischte, weil diese Militärmonarchien ihm die nöthigen Landheere zur Bekämpfung seines Feindes lieferten, und es hat seinen Vortheil mit einer Rücksichtslosigkeit, ja geradezu gesagt, mit einer Gewissenlosigkeit verfolgt, der wir einige der schauderhaftesten Seiten der Geschichte jener Zeit verdanken. Damals wurde Kopenhagen, das man jetzt hätschelt und, trotz der schreiendsten Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, welche die dortige Regierung begeht, auf jede Weise schützt, ohne Kriegserklärung bombardirt und die Flotte fortgeführt; damals ließ der englische Admiral und der Gesandte in Neapel die ganze Bay mit Galgen schmücken, um die wahren oder vermutheten Anhänger der französischen, d. h. damals der liberalen Partei, aufzuhängen, während man jetzt in tugendhaftem Eifer über den Ré Bombo entbrennt, und Noten an ihn und über ihn erläßt, welche, wenn auch kein anderes, doch das Verdienst haben, daß sie in der diplomatischen Geschichte Epoche machen werden. Die Gimpel sind, wie man sieht, nicht ausgestorben, es würden sonst nicht so viele Leute den Lord Palmerston für einen Freiheitsretter halten. Man studire die Handelsgeschichte Englands, und man wird eine Politik des krassesten und rücksichtslosesten Egoismus finden. Daß der König von Neapel ein Tyrann ist, das macht den Lord Palmerston noch nicht zu einem Apostel der Freiheit.

Man kann die deutsche Handelspolitik der letzten zwanzig Jahre nicht schreiben, ohne die Kopflosigkeit, den Mangel an Voraussicht und vor allem den Mangel an einheitlichem Willen in Deutschland selbst aufs schärfste anzuklagen, indeß hat England in dem Vertrage mit Preußen vom Jahr 1841, mit Hannover, mit Belgien u. s. w. Proben genug abgelegt, daß es auf jede indirecte Weise die Vereinigung Deutschlands zu Einem Handelskörper zu hindern suchen wird, wenn gleich die Fäden, an denen die Intrigue verläuft, zu verschlungen und zu verdeckt angelegt sind, als daß man den schlagenden Beweis führen könnte. Indeß ist immer so viel sicher: das Handelssystem, welches England verfolgt, macht es zum Gegner jedes Landes, das sich gegen die Handelsherrschaft Englands schützen will, und dieß Handelssystem ist nur möglich geworden, weil Deutschland in seiner Zerrissenheit dem englischen Einfluß gar keinen Widerstand entgegensetzte; Holland und Belgien kommen namentlich als Transitländer in Anschlag, und müssen sich, wie auch der neueste Vertrag Belgiens mit England vom 27 October beweist, sehr nachgiebig gegen England zeigen, weil sonst die Versorgung des Hinterlandes, auf welche es hauptsächlich ankommt, durch andere Häfen geschieht. So werden die Lehren des Freihandels, wenn auch nicht mit dem Schwert, doch durch indirecten Zwang ausgebreitet.

Somit ist gegenwärtig Englands Lage eine drohende, bis zu einem gewissen Grade gewaltsame gegen den Continent, und

verlegenheitsvoll im Innern: der Freihandel muß seine Folgen im Innern entwickeln, er muß die Pächter fast ruiniren, das Vermögen der Gutsherren herunterbringen, das Erstgeburtsrecht gefährden, und in der Schifffahrt wird vielleicht in einigen Jahren ein verhältnißmäßiges Uebergewicht der Amerikaner, Deutschen und Skandinavier ans Licht treten, weil durch politische Nothwendigkeiten den Engländern die Concurrenz erschwert ist; will aber England den Handel und die Handelsstellung, die es errungen hat, nicht gefährden, so darf es von den Freihandelsgrundsätzen nicht ein Haar breit weichen: es kann auf diesem Wege reicher werden, aber seine Stellung ist gefährdeter, unsicherer, es muß jeden aufstrebenden Rivalen, und namentlich Deutschland mit seinen Vorländern, niederzuhalten suchen, denn eine Vereinigung Deutschlands entzieht nicht nur England von vornherein einen Theil seines Absatzes, sondern macht aus ihm auch einen nothgedrungenen Rivalen im Welthandel. Eine solche Stellung käme Nordamerika ungemein zu statten, und darum läßt sich, wenn auch bis jetzt nur noch in schwachen Anfängen, eine entgegengesetzte Politik Englands und Amerika's in Bezug auf Deutschland erkennen, man muß jedoch beide als revolutionär bezeichnen, indem beide auf eine Veränderung der jetzigen Zustände des Continents berechnet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderung des Gouvernements Tula von Baron Ungern-Sternberg.

(Schluß.)

Die Ufer der Upa, Oka und des Schat haben vortreffliche Wiesen, die im Besitz der Gutsherren an den Ufern sind. Diese Wiesen sind allein im G. Tula mit einem üppigen und vorzüglichen Grase bewachsen, alle andern sind mit kleinen Erdhaufen überdeckt, und die Gutsbesitzer konnten sich lange nicht erklären, woher dieselben kommen; auf den Weiden, wo das Vieh durch seinen Dünger den Rasen befruchtet, finden sich dieselben nicht, aber auf den nassen Gründen vermehrten sie sich mit jedem Jahr. Anfangs meinte man, diese Erdhaufen erzeugten sich durch den Viehtrieb, aber der Grund ist folgender: wenn man einen solchen Erdhaufen aufgräbt, so sieht man, daß er ein Wohnsitz der Ameisen ist, welche, um ihre Erdwohnung gegen die Feuchtigkeit zu schützen, die Erde in kegelförmige Haufen zusammenschleppen; mit der Vermehrung dieser Erdbewohner vermehren sich auch ihre Nester und Haufen. Sobald die Nahrung für die Ameisen an diesen Orten vernichtet ist, oder sie durch den täglichen Gang des Viehs allzu sehr beunruhigt werden, dann verlassen sie ihre Erdwohnungen und siedeln sich an andern Stellen an. Die Haufen, welche die Ameisen verlassen haben, kann man zu allen Zeiten des Jahres aufgraben, und wenn man die Erde mit Kalk bestreut, sie in einen vortrefflichen Dünger umwandeln; die Haufen aber, welche den Ameisen noch als Wohnsitz dienen, muß man vor dem Winter aufhacken und mit ungelöschtem Kalk überstreuen. Um sie zu vernichten, kann man sie im Herbst vor der Kälte aufhacken oder aufpflügen; auch kann man sie im Frühjahr vernichten, wenn man sie ausgräbt, in großen Haufen zusammenbringt, und Feuer daran legt.

Die Häuser der Bauern sind für die Wirthschaft, mit der sie sich beschäftigen, so unbequem, wie möglich angelegt. Trotz der Menge der Bäche, die durch das hiesige Land laufen, sind die Dörfer doch auf einen Klumpen zusammengebaut, der oft 4 bis 1600 Köpfe umfaßt. Die Wohnhäuser der Bauern sind alle von Holz, die Anbauten zum Theil aus Balken, zum Theil aus Flechtwerk. Die Strohdächer sind nicht aus geradem, sondern aus zusammengedrehtem Stroh gefertigt, das man in einer Dicke von 12" bis 18" auflegt; trotz dieser Dicke lassen die Dächer bei langem Regen das Wasser durch, sind schwer und erfordern eine bedeutende Menge Stroh, welches man sonst besser verwenden könnte. Die Nebenbauten für die Unterbringung des Viehs sind aus Flechtwerk ohne Decke, und darum kalt. Die Bauernhöfe mit dem dazu gehörigen Garten, den man hier die Hanfstelle (konoplannik) nennt, nimmt eine Dessjätine ein, und diese Hanfstelle erhält den größten Theil des Mistes aus der Wirthschaft der Bauern. Der hier im Lande allgemeine Feldbau ist eine Dreifelderwirthschaft; jedes Feld einer Bauernstelle ist zwei Dessjätinen. Kein Bauer hat sein bestimmtes Feld, sondern die Häuserbesitzer vertheilen das Land unter sich nach dem Loose; aus diesem Grunde düngt auch keiner das Feld, aus Furcht, daß es bei der Theilung einem andern zufalle. Dieser Ursache muß man den schlechten Zustand der bäuerlichen Landwirthschaft zuschreiben, so wie dem schwachen Viehstand, der Entlegenheit der Felder von den großen Dörfern und dem schlechten Fruchtwechsel. Der beste Boden wird endlich erschöpft, wenn seine Kraft nicht durch Düngung erneut wird. Der gedrängte Bau der Wohnungen und das Baumaterial haben häufige Brände zur Folge, welche unglaubliche Verluste nach sich ziehen, die um so empfindlicher sind, als das Bauholz sehr theuer ist.

Noch ein der Wirthschaft nachtheiliger Umstand ist, daß die hiesigen Bauern aus Holzmangel allgemein Stroh brennen, wodurch dem Vieh Futter und Streu entgeht. Das Torfheizen ist auch nicht im allgemeinen Gebrauch, und wahrscheinlich werden noch viele Jahre vergehen, bis die Bauern sich vom Nutzen desselben überzeugen; sie werden die Neuerung auch nicht eher annehmen, als bis man ihnen auf dem Herrenhofe mit gutem Beispiel vorangeht, und auch da nur allmählich bei fortdauernder Bemühung der Verwaltung. Das Vieh der Bauern beläuft sich durchschnittlich bei der Bauernstelle auf 1 Pferd, eine halbe Kuh, 5 Schafe, 2 Schweine und 10 Stück Hausgeflügel. Der hiesige Bauer ist verständig, überlegend, gutmüthig, gehorsam, arbeitsam, aber der Völlerei und dem Diebstahl ergeben. An seiner Wirthschaft hat er eine Freude, aber ihre Unvollkommenheit kennt er nicht, und bildet sich ein, es lasse sich nicht besser wirthschaften.

In den Schluchten des G. Tula findet man dicke Torfschichten, die zum Theil von Wasser durchdrungen, zum Theil fast trocken sind, namentlich da, wo die Betten der Bäche die ganze Schichte bis zum Untergrunde unterwaschen haben. Die steilen ununterbrochenen Schluchten ziehen überhaupt die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Die Ursache ihrer Bildung ist folgende: der feste Thonuntergrund läßt das Durchsickern des Regenwassers nicht zu; dieß läuft von der Oberfläche des Bodens zusammen, und bildet bei jedem Regen kleine Bäche, welche durch ihre Strömung den Humus wegspülen, und bei plötzlichem Schneegang ziemlich bedeutende Betten bilden, welche nicht nur den Humus, sondern auch den festen Thonuntergrund auswaschen, und schroffe Ufer bilden. Im Sommer trocknen die Betten aus, die steilen Uferränder fallen ein, und werden vom Regen und Schneewasser abermals ausgewaschen. Daher im G. Tula die Unebenheit der Oberfläche.

Der Roggen ist eingeheimst, das Frühjahrsgetreide wird mit Ausnahme des Heidekorns in die Scheune gebracht; die Herbstfelder sind meist besäet, aber der Samen ist wegen der seit zwei Wochen anhaltenden Trockenheit nicht sonderlich gut aufgegangen.

Im G. Tula ist ziemlich reicher Fischfang. Die Jäger finden hier den Steppenwolf, den gewöhnlichen rothen Fuchs und eine Menge Hasen. Die Weinrebe trifft man in Menge an den Bauernwohnungen, die sie beschatten. Fruchtgärten gibt es wenige, und Glasäpfel sah ich fast gar nicht. Birn-, Kirschen- und Pflaumenbäume sieht man hier auf den freien Feldern, während sie in den nördlichen Gouvernements nur in Gärten zu sehen sind. Mit Bäumen besetzte Straßen findet man hier gar nicht, mit Ausnahme einiger stehengebliebener Wasserweiden aus älterer Zeit, als auch in den GG. Pskow, Witebsk, Smolensk und Kaluga alle Wege mit Ausnahme der Chausseen mit einer doppelten Reihe Birken besetzt waren. Zur Verbesserung der Wege geschieht nichts; im Sommer sind sie ziemlich gut, aber im Herbst und Frühjahr unfahrbar, so daß man oft bis über die Achsen einsinkt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 294. 9 December 1851.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Auswärtige Angelegenheiten. — Die Kossuthmanie.

Das eben geschilderte, aus seinen commerciellen und ökonomischen Zuständen hervorgehende Verhältniß Englands zum Continent bildet aber nur einen Theil, eine Seite seiner Stellung zu Europa und der übrigen Welt, wenn es gleich als die Grundlage des Ganzen betrachtet werden kann. Die andere wichtige Seite sind die asiatischen Verhältnisse zu Rußland, nur werden diese nicht in Asien, sondern in Europa ausgefochten werden. Rußland hat seit den letzten zehn Jahren ungeheure Fortschritte in Asien gemacht, und die Aussicht schwindet immer mehr, daß England ihm dort mit Erfolg einen Widerstand entgegensetzen kann. Wir haben in den Rückblicken des vorigen Jahrs die, keineswegs aus der Luft gegriffenen Behauptungen eines Engländers angeführt, daß es sich jetzt hauptsächlich um die Gewalt über die Nomadenstämme Centralasiens handle, und daß „die Zeit gekommen sey, wo England von der Höhe des Hindukusch und Himalaya herab die nomadischen Stämme unter seine Fahnen sammeln und gegen Rußland wie gegen China führen müsse." Damit ist jedoch England allem Anschein nach zu spät gekommen, und wie aus den Nachrichten vom Aralsee (s. Nr. 49), so wie aus neuern Zeitungsberichten hervorgeht, hat sich Rußland an der Mündung des Sir Darja (Jaxartes) und selbst am Amu Darja (Dschihun oder Oxus) festgesetzt, und befährt diese beiden Ströme mit Dampfbooten. Durch diese Fortschritte verschafft es sich einen dauernden Einfluß in Buchara, Taschkend, Samarkand und Chokand, und Chiwa ist viel erreichbarer als vor zehn Jahren geworden, was aber noch weit wichtiger ist, die Turkomanen- und Kirgisenstämme des nordwärts von diesen Strömen gelegenen Landes sind in Abhängigkeit von Rußland. Damit sind jene Plane Englands zum voraus gescheitert. Dost Mohammed, der seit zwei Jahren, wahrscheinlich in geheimer Verbindung mit den Engländern, den Chan von Buchara bekämpft, um Balkh und das Land bis zum Oxus wenigstens gegen den nordischen Einfluß zu behaupten, ist an sich eine ziemlich schwache Stütze, wenn ihm nicht England ausreichendern Beistand leistet, und noch überdieß ist ihm durch den Verlust Herats, das ziemlich übereinstimmenden Nachrichten zufolge von persischen, d. h. unter russischem Einfluß stehenden Truppen besetzt seyn soll, die linke Flanke abgewonnen. Es wäre somit gar nicht unmöglich, daß der Zeitpunkt eingetreten wäre, wo, wie wir im vorigen Jahre bemerkten, England „für seine Verlegenheiten in Asien Revanche in Europa nehmen möchte."

So still und unscheinbar Rußland im innern Asien bis jetzt vorgedrungen ist, so darf man doch nicht glauben, daß ein so langsames Vorschreiten auch dann noch stattfinden werde, wenn es einmal zum Bruch gekommen und keine Rücksichten des äußern Scheins mehr zu beachten sind. In Asien können die Eroberungen mit reißender Schnelligkeit vor sich gehen, weil der Geist der Völker seit Jahrhunderten durch eine rohe Militärherrschaft gebrochen ist. Von den Völkern ist, einzelne Stämme abgerechnet, kein Widerstand zu erwarten, sondern nur von den Regierungen, und wie es mit dieser letztern moralischen Kraft und Militärmacht aussteht, ist eine bekannte Sache. Ibrahim Pascha hat mit einer Armee, die man in Europa so ziemlich als bewaffnetes Lumpengesindel bezeichnen würde, in Einem Feldzug Syrien und Kleinasien bis in die Nähe Konstantinopels überzogen, und hätte ohne die Dazwischenkunft europäischer Mächte sich auch hier behaupten können. Rußland kann, so wie es die Maske abwirft, von Armenien aus in wenigen Monaten an das Westende des Taurus gelangen, von Adserbeidschan aus ganz Nordpersien besetzen und nach Mesopotamien vordringen, vom Oxus nach Herat gelangen und die Stadt in eigenem Namen besetzen. Dann hat, ehe England auch nur einen Mann in jenen Gegenden marschiren lassen kann, Englands Handel nach Persien (2 Mill. Pfd. St.) ein Ende, der Handel nach der Türkei ($3\frac{1}{2}$ bis 4 Mill. Pfd. St.) ist aufs höchste gefährdet, und England muß im Rothen Meer wie im persischen Meerbusen theils gegen die Russen, theils gegen die dann unfehlbar losbrechenden Wahabiten Schiffe und Landtruppen bereit halten, abgesehen von der Heeresmacht, die es im nordwestlichen Indien aufstellen muß. Kurz England würde an so vielen Punkten in seinen Interessen bedroht, daß es mit allem Gelde gar nicht die Mittel aufbrächte, um überall den Gefahren zu begegnen; es muß auf den Mittelpunkt aller dieser Bewegungen, auf das europäische Rußland losgehen, und hier die bewegende Kraft vernichten.

Um dieß mit einiger Aussicht auf Erfolg thun zu können, bedarf es einer großen Landmacht, und diese steht ihm nicht mehr zu Gebote. Im spanischen Erbfolgekriege war es Oesterreich, im siebenjährigen Kriege, dessen wichtigste Partien nicht in Schlesien und Sachsen, sondern in Nordamerika und Indien gespielt wurden, war es Preußen, und im Revolutionskriege war es wieder vorzugsweise Oesterreich. Wir haben wiederholt ausgeführt, wie die contrerevolutionäre Politik Oesterreichs in Italien der Hauptgrund seiner innern Schwächung war, und seit der Revolution von 1848 und dem ungarischen Kriege im Jahr 1849 ist die Verbindung Oesterreichs mit Rußland immer enger geworden. Die Fürsten Italiens zittern für ihre Throne, und

finden einen Halt nur in der breiten Landmacht Oesterreichs. So wird auch diese ganze Halbinsel, für jetzt noch mit Ausnahme Piemonts, in das russisch-österreichische Bündniß mit Gewalt hineingezogen, und da Frankreich nie ein Verbündeter Englands werden kann, wenigstens auf sein Bündniß einen Preis setzen würde, den England zu zahlen kaum geneigt seyn möchte, so bildet sich eine Art Continentalsystem gegen letzteres, das, wenn es zum Bruch kommt, England unheilbare Wunden schlagen müßte. In dieß verderbliche Netz verstrickt, das England vergebens zu zerreißen sich bemüht, ist es seit fünf Jahren — nicht erst seit dem Jahre 1848, denn das Verfahren war schon im Jahre 1847 sehr deutlich — auf ein machiavellistisches System verfallen, das seinen politischen und seinen Handelsinteressen gleich gut entspricht: es schürt, namentlich in Italien, die Revolution, bedient sich der französischen Socialisten als Treib- und Schreckmittel, um Oesterreich nie zur Ruhe kommen zu lassen und es zur Aufrechthaltung unmäßiger Streitkräfte zu zwingen, welche seine Finanzen untergraben. Auch Rußland wird dadurch, wenn gleich in minderem Grade, zu außerordentlichen Anstrengungen genöthigt, und beide schwächen ihre Kräfte, ehe es zum eigentlichen Kampfe kommt, auf eine empfindliche Weise, während zu gleicher Zeit die financiellen Anstrengungen schwer auf den Völkern lasten, und die herrschende Unsicherheit, das Bangen vor der Zukunft, den gewerblichen Aufschwung des Continents wirksam zurückhält.

Daß letzteres mit im Zweck ist, den man verfolgt, geht zur Genüge daraus hervor, daß Lord Palmerston so gut wie jemand, und besser als die meisten, weiß, daß aus den polnischen, ungarischen und italienischen Bewegungen kein Erfolg hervorgehen kann, wenn nicht Deutschland selbst in Bewegung geräth. So lange dieß nicht geschieht, haben alle Bewegungen in den vergeblich auf einem Vulcan stehenden Ländern eine secundäre Bedeutung, es müßte denn seyn, daß Frankreich in Italien gegen Oesterreich aufträte; das wird aber England nicht wollen, weil ihm das Uebergewicht eines französischen Einflusses in Italien kaum minder unlieb wäre, als das eines österreichischen. Daß in Polen und Ungarn nichts entscheidendes vorfällt, wenn nicht Deutschland mit der Bewegung vorangeht, das ist an sich klar für jeden der sehen will, und der Umstand, daß ein Theil der ungarischen Insurgenten die Krone Ungarns dem Herzog von Leuchtenberg anbieten wollte, liefert den deutlichsten Beweis, daß an eine volle Unabhängigkeit nicht zu denken ist: man wollte sich dem Osten in die Arme werfen, weil man den Westen sich vom Halse schaffen wollte, eine vollkommen unsinnige Politik, denn wenn Rußland so thöricht gewesen wäre, das verhängnißvolle Geschenk anzunehmen, so hätte es unmittelbar den Krieg mit England hervorgerufen, weil der Besitz Ungarns, von dessen Einfluß auf Deutschland gar nicht zu reden, die vollständigste Obergewalt im ganzen illyrischen Dreieck bis hinab ans ägäische Meer zur alsbaldigen und unvermeidlichen Folge gehabt hätte. Daß Polen an die Erde gefesselt ist, so lange nicht die Dinge in Deutschland eine gänzlich veränderte Gestalt annehmen, geht, abgesehen von allem andern, aus dem Verhalten der Polen selbst in Berlin, Prag und Wien hervor; an allen drei Orten suchten sie die Regierungsgewalt zu stürzen, um in ihrem eigenen Lande freie Hand zu haben, ebenfalls ein ganz kopfloses Unternehmen, von dem die Polen in neuerer Zeit sich curirt zeigen, denn für sich allein es mit Rußland aufzunehmen, wären sie nicht im Stande gewesen.

Die Polen und ihre Emigration haben ein harte, traurige Schule durchgemacht in ihrem bereits zwanzigjährigen Exil. Werfe den Stein auf sie wer da kann, wir können das innigste Mitgefühl den Männern nicht versagen, die, durch ein hartes Geschick aus ihrem Vaterland gestoßen, Leib und Leben tausendfach daransetzen, um es wieder zu gewinnen, so sehr auch die Politik manchen ihrer Schritte verdammen mag; aber sie scheinen zu einer richtigern Erkenntniß ihrer Lage gekommen, und es zeigen sich unverkennbare Symptome, daß sie in Ruhe den Gang der Dinge abwarten wollen: so lange nicht das Bündniß Rußlands mit Oesterreich und Preußen aufgelöst ist, haben sie nichts zu hoffen. Die ungarische Emigration zeigt sich jetzt eben so ungeberdig, wie einst die polnische, und die Deutschen werden jetzt von Kossuth als eine Heerde Schafe behandelt, die sich gutwillig scheren lassen. Wir sind weit entfernt, den Stand der Dinge in Deutschland gut zu heißen, im Gegentheil, er ist für niemand erfreulich, selbst nicht für die, welche das Ruder in Händen haben, aber noch sind die Dinge nicht so schlimm, daß unterweilt ein Revolutionsausbruch erfolgen müßte, im Gegentheil, die eigentliche Revolutionspartei ist noch so schwach, daß nur sehr grobe Fehler der Regierungen ihr das Uebergewicht verschaffen könnten, und die Wege zur Aussöhnung, wenn man nur einen energischen Entschluß fassen und sich vom Bündniß mit Rußland losmachen wollte, stünden mehrfach offen. Damit wäre freilich Rußland nicht gedient, und in commercieller Beziehung auch England nicht, das bei dem unsichern schwankenden Zustand gewinnt; aber man würde England entwaffnen und hätte die Mittel in der Hand es zu zwingen, von seiner machiavellistischen Politik abzustehen.

Das Auftreten Kossuths in England ist kein zufälliges, es ist, wie die lange fortgesetzten Bemühungen um seine Freilassung aus Kiutahia bezeugen, ein von langer Hand her angelegtes. Es fragt sich nur, was sollte mit Kossuths Auftreten erzweckt werden? Das ist so schwer nicht zu errathen. In England sind die Einsichtsvollern und Gebildetern von der Lage ihrer Nation in Bezug auf äußere Verhältnisse sehr wohl unterrichtet, und es bedarf nur eines geringen Verkehrs mit Engländern, um zu erfahren, welche Ansichten über Rußland und welche Plane gegen dasselbe in den Köpfen gähren; muß man diese Plane auch nicht gerade für baare Münze von ächtem Gepräge nehmen, so leuchtet doch daraus ein sehr feindseliger Geist hervor. Aber was die Einsichtsvollern und Gebildetern wissen und erstreben, ist noch nicht Eigenthum der größern Masse, vielmehr kann man in den englischen Zeitschriften häufig auf Klagen über die Theilnahmlosigkeit der größern Masse und ihre Unkenntniß über äußere Verhältnisse, deren Folgen sie doch so nahe berühren würden, stoßen; diese Meinung der Masse ist aber auch ein Element in England, man bedarf ihrer, wenn die Regierung endlich zu großen entscheidenden Maaßregeln greifen will. Darum muß diese Masse bearbeitet werden, so gut wie in Amerika, und Kossuth besitzt gerade dieß Talent eines Mob-Orators, wie die Amerikaner sich ausdrücken, in hohem Grade. Dazu ward er denn berufen, und hat das Seinige redlich geleistet. Was diese Leistungen und seine Standreden betrifft, so enthalten sie wenig Neues, und auffallend ist nur, wie gut sie mit Artikeln in englischen Journalen, die zu demselben Zweck geschrieben wurden, übereinstimmen. Wir haben im Verlauf des Jahrs (s. Zeitbetrachtungen Nr. 117) eines Mitarbeiters des United Service Magazine gedacht, welche in einem Tone, der prophetisch dem Kossuths abgelauscht scheint, Rußland und Oesterreich angreift, und unter anderm folgendermaßen (s. Unit. Serv. Journ. Aug. 1850) sich vernehmen läßt: „Wir behaupten, daß die wahre Politik, welche das Ver-

fahren aller civilisirten Nationen leiten sollte, darin bestünde dem Princip der Nationalität das Uebergewicht in Europa zu verschaffen." Vergleiche Lord Palmerstons Rede an die bekannten Deputationen, daß er die „Nationalität" fremder Länder aufrecht erhalten wünsche. Ferner: „die Deutschen zusammengenommen würden eine achtbare Nation bilden, minder zahlreich als die Franzosen, doch immer hinreichend mächtig; die zwanzig Millionen Polen, jetzt niederträchtiger Weise zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen getheilt, würden eine schöne Republik bilden, ausgezeichnet durch Lebendigkeit und Einsicht. Und die Südslawen, mit den Ungarn als Kern, könnten zusammengeschmolzen werden zu einer mächtigen Republik voll kriegerischer Energie und fähig jeder Zeit allein einen Kampf mit Rußland aufzunehmen. Eine solche Einrichtung wäre weit besser, als die jetzige Einrichtung der Diplomatie, welche Oesterreich in seinen unbilligen Uebergriffen und Herrschaftsbestrebungen stützt und mit Gewalt von der Türkei das Schicksal abzuwehren sucht, das in kurzer Zeit doch unvermeidlich sie erreicht." Und wobei dann statt Rußlands England sich Konstantinopels bemächtigt, und die magyarische und polnische Republik aufrecht erhält. Weiter: „viele Schriftsteller in England suchen die Ansicht zu verbreiten, solche Betrachtungen seyen unsern Interessen ganz fremd, und wir brauchten uns um das Schicksal der großen Bevölkerungen an der Donau oder selbst des ottomanischen Reichs nicht zu kümmern; das heißt aber die Stellung Großbrittanniens und der Welt gänzlich mißkennen. Eigentlich zu reden sind nur zwei Mächte im Kampf begriffen um die Obergewalt über die übrige Menschheit, und diese Mächte sind Großbritannien und Rußland. Der Kampf wird manchmal durch die gewöhnlichen Kriegswerkzeuge geführt, manchmal durch die unsichtbaren Waffen des Verstandes und der Politik. Kein Landstrich, selbst der unbedeutendste in Centralasien oder an den Ufern der Donau, der Theiß oder des Dniesters ist oder kann gleichgültig seyn über die Gesinnungen, welche England hinsichtlich desselben hegt. Allenthalben, in Serbien und an den Ufern der Moldau oder in den Wäldern Siebenbürgens, fühlt man den stärksten Wunsch, von dem Volke Englands richtig erkannt und beurtheilt zu werden. Bewußt oder unbewußt hegen alle diese Stämme die Ueberzeugung, daß sie unfehlbar einem der beiden Civilisationskreise angehören müssen, dem, welcher den zerstörenden Einfluß des Despotismus zum Mittelpunkt hat, oder dem, welcher von dem warmen Grundsatz der Freiheit, dieser Mutter aller nützlichen und edlen Künste, belebt wird. Für das ganze Menschengeschlecht ist Rußland der Repräsentant des erstern, Großbritannien der des letztern. Wir können also, ohne die Stellung, welche wir unter den Nationen einnehmen, geradezu aufzugeben, nicht umhin, uns für das Schicksal der Donauvölker zu interessiren, welche in ihrem Kampfe gegen Rußland viel eifriger wären, wenn das brittische Publicum ein tieferes Interesse an ihrer Wohlfahrt nähme. Unsere Regierung, das wissen wir, verliert sie nicht aus dem Gesicht, sondern ist kraftvoll bestrebt, den Machinationen des Autokraten entgegenzuarbeiten, obwohl unsere aus den aufgeklärtesten Ländern der Welt hervorgegangenen Agenten, seltsam genug, den halbbarbarischen Emissären des Hofs von St. Petersburg oft nicht gewachsen sind. Unser Zweck ist indeß gegenwärtig weniger einen Einfluß auf Downing Street auszuüben, als der Presse einen Anstoß zu geben und die öffentliche Meinung anzuregen." Was der Verfasser in diesem und mehrern andern vorhergehenden und folgenden Artikeln sagt, ist auch ganz offenbar darauf berechnet, „die öffentliche Meinung anzuregen", und zwar wie er sich ausdrückt, „in kurzen, klar und eindringlich geschriebenen Artikeln." Auch Palmerston klagte noch neuerdings den bekannten Deputationen, „eine Schwierigkeit in Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bestehe darin, daß die große Masse des Volkes sich wenig darum kümmere", weßhalb es allerdings angemessen erschien, „zu dieser Theilnahme aufzumuntern."

Was Palmerston mit der Kossuthdemonstration wollte, ist also ganz offenkundig, von ihm selbst theils stillschweigend, theils unverblümt anerkannt, und wir können dem Verstande Hrn. Kossuths nicht das Unrecht anthun, daß er die Rolle, Lord Palmerston als Fliegenklatsche zu dienen, nicht eingesehen habe, denn er hat sie allzu gut durchgespielt; er muß es also seinem und seines Landes Interesse, wie er solches versteht, gemäß gefunden haben, diese Rolle zu spielen. Eine andere Frage ist: wie hat sich das englische Volk bei diesen Demonstrationen verhalten? Es ist vielfach behauptet worden, die höhern Classen hätten sich durchaus fern gehalten und die ganze Schaustellung mißbilligt. Das ist gewiß nur mit Einschränkungen zu verstehen, denn es wäre sehr wohl möglich, daß man den politischen Vortheil der Demonstration mit Vergnügen einsteckte, und froh wäre, daß jemand sich bereit gezeigt, to do the dirty work. Die Times, welche man als Organ derjenigen bezeichnen kann, welche sich das Ansehen geben, Palmerstons Politik zu mißbilligen, weil sein Verfahren auf dem Continent und namentlich in den politischen Kreisen Entrüstung erwecken muß, ist in mancher Beziehung noch perfider, als alle Kossuthdemonstrationen: wenn sie das Ganze für „Parteigetriebe," für ein „Spectakelstück, das mit Worten angefangen und mit Worten geendet habe", und England für den „bloß zufälligen" Schauplatz erklärt, so ist dieß geradezu falsch und darauf berechnet, das auswärtige, nicht das englische Publicum irre zu leiten. Das Spectakelstück ist, wie wir gesehen, nicht zufällig, sondern seit Monaten eingeleitet, um einen bestimmten Zweck, theils auf dem Continent, theils in England zu erreichen. Das zeigen die langen Unterhandlungen mit der Türkei und die auf Effect berechneten Antworten Palmerstons an die Deputationen. Niemand versteht es besser als die englische Presse, England vor den Augen der Welt weiß zu waschen und das Allzuunverantwortliche Einzelnen Schuld zu geben. Diese Komödie ist schon oft genug gespielt worden, daß man darüber belehrt seyn könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Indianer-Concil unweit Fort Laramie.[1]

(Mitgetheilt von Dr. K. J. Clement.)

Der New-York Herald" vom 16 November 1851 bringt noch den folgenden Bericht eines Correspondenten des „St. Louis Republican" vom Tractats-Grunde über die Vorgänge in der Rathsversammlung der Amerikaner und Indianer.

„Nach eingetretener Ordnung, und nachdem alle Indianer nach den unter ihnen herrschenden besondern Begriffen von Stand und Vorrang ihre Sitze eingenommen, hielt Colonel Mitchell durch den Dolmetscher eine Anrede an sie, worauf die Ceremonie des Rauchens ihren Anfang nahm. Eine große rothsteinerne Pfeife mit einem 3 Fuß langen Stiel und in dem beliebtesten Indianergeschmack bemalt, und mit Haar, Perlen u. s. w. verziert, ward mit Tabak und Kinne Kinnik gestopft; der Dolmetscher der Sioux zündete sie nun an und reichte sie dem Colonel Mitchell, und darauf dem Major Fitzpatrick. Als sie geraucht hatten, machte die Pfeife, im Osten anfangend, der Reihe nach die Runde zu jedem Sioux. Viele der vornehmsten Männer, sobald sie dieselbe in

[1] S. Nr. 287 f.

die Hand nahmen, wiesen damit nach den vier Hauptgegenden des Compasses hin, darnach hinauf zu dem großen Geist und hinab zu dem bösen. Eine andre Ceremonie beobachtete fast jeder. Wenn nämlich ein Indianer die Pfeife in den Mund nahm und der Dolmetscher dann am andern Ende anfaßte, pflegte jener seine rechte Hand bis zu dem Pfeifenkopf auszustrecken und darauf wieder längs des Stiels bis an seine Brust zurückzuziehen. Einige von ihnen wiederholten diese Verrichtung mehrmals. Es soll dieß das feierlichste und heiligste Zeugniß der Wahrheit seyn, das sie ablegen können.

„Sobald die Pfeife bei den Sioux die Runde machte, ward sie aufs neue gestopft und in gleicher Weise von dem Stammes-Dolmetscher herumgereicht, zuerst den Commissarien und dann einem jeden einzelnen Stamm der Folge nach; diese Ceremonie nahm viel Zeit weg, schien aber von den Indianern durchaus mit großem Interesse betrachtet zu werden. Ehe Colonel Mitchell eine Erklärung und Auslegung des Interesses, und der Kraft und Bedeutsamkeit dieser Ceremonie gab, hatte ich dieselbe nicht von ihrer rechten Seite angesehen und ihr auch nicht ihren gehörigen Einfluß zuerkannt.

„Während des Rauch-Processes trat Mrs. Elliott, die Gemahlin von W. L. Elliot, Lieutenant bei den reitenden Scharfschützen, herein, ward von den Commissären empfangen und erhielt ihren Sitz in der Laube. Mrs. Elliot war die einzige weiße Dame im Lager, und ihre Anwesenheit machte einen angenehmen Eindruck in der ganzen Versammlung. Colonel Mitchell machte bei ihrem Empfang die Bemerkung an die Indianer, daß durch die Gegenwart dieser Dame die Weißen ihnen einen Beweis ihrer friedlichen Absichten gäben, und somit auch des Vertrauens auf ihre Macht, jede Verkehrtheit zu strafen. Ueberdieß wäre ihre Gegenwart ein Zeugniß von dem Zutrauen zu ihrer Ehrenhaftigkeit und ihren guten Absichten.

„Kurz darauf trug sich ein andrer Umstand zu, der einen Augenblick ein widriges Gefühl unter der Menge erregte, wenigstens bei dem weißen Theil der Anwesenden, nicht vertraut mit dergleichen Scenen. Eine cayennische Squaw (Frau), ein Pferd nebst einem 10 bis 12jährigen Knaben mit sich führend, kam heran, bestieg das Pferd und ritt nun geradeswegs in den Eingang der Laube hinein, wo sie ihren Gesang anstimmte. Diese störende Unterbrechung geschah plötzlich und ward eine Weile nicht begriffen, aber bald von den Häuptlingen der Cayennen gehemmt. Der Zweck war folgender: vor einigen Jahren hatte einer der Schoschonies, ein Snake-Häuptling, welcher damals im Concil zugegen war, ihren Mann umgebracht und diesen Knaben, zu der Zeit ein ganz kleines Kind, vaterlos gelassen. Jetzt war sie gekommen, um den Knaben und das Pferd an den Schoschonie zu übergeben, wodurch nach ihren Gebräuchen der Knabe der Adoptivsohn des Schoschonie wird, und alle Rechte und Freiheiten jenes Stammes erwirbt. Der Snake-Häuptling wäre nach ihren Gewohnheiten nicht berechtigt, den Empfang der Gabe zu verweigern, und würde nach Annahme derselben gehalten seyn, den Knaben in jeder Beziehung wie sein eigenes Kind zu behandeln. Diese Gewohnheitsrechte, welche bei ihnen herrschend sind, werden aufs treueste befolgt, da aber Zeit und Gelegenheit dem Zweck der Squaw nicht angemessen waren, so hatte sie ihre Präsentation auf eine andre Zeit zu verschieben.

„Nachdem das Geschäft des Rauchens abgethan, hielt Colonel Mitchell seine Rede an die Indianer. Seine Ausdrucksweise war kurz und in einfacher Sprache, die sie leicht verstehen konnten, während er sich in manchen Fällen verschiedener ihnen bekannter Bilder und Redensarten bediente, und ihren eigenthümlichen hyperbolischen Gedankengang dabei in Anwendung brachte. Zwischen Perioden pausirte er, damit die Dolmetscher ihn genau verständen, und um ihnen Zeit zu lassen, das Gesagte ihren respectiven Stämmen mitzutheilen. Da viele von den Indianern die Dialekte andrer Stämme verstehen, so verkündeten die Dolmetscher die Uebersetzung der Worte des Redners mit lauter Stimme, daß ein jeder sie verstehen möchte und ein unrecht verstandener Sinn sich berichtigen ließe. So oft der Indianer, was zu ihm gesagt worden, versteht oder zu verstehen glaubt, zeigt er dieß durch einen Kehlhauchausruf „How“ an.

„Am Schluß trat Tera Blau, ein Sioux-Häuptling, ein alter und ehrwürdiger Mann in einem blauen Blanketrock, herzu, gab den Commissären und allen andern die Hand, wählte sich seinen Dolmetscher heraus und redete darnach den Colonel Mitchell also an:

„Edler Vater! es freut mich sehr, daß ich Sie gesehen. Ich hörte, Sie wären auf der Reise hieher immer, seitdem das Gras begann zu wachsen, und jetzt sind Sie hier. Ich habe nicht zwei Herzen, und meine Ohren sind allem geöffnet gewesen, was Sie uns gesagt. Es scheint mir gut zu seyn. Ich glaube, unser großer Vater [1] ist gut, aber ich will heimgehen und mit meinem Volk darüber sprechen. Wir wollen daran denken.“

„Wabata-Uh, ein Arikari-Häuptling, sprach, nachdem er allen ringsum — eine allgemeine Sitte — die Hand gegeben und seinen Dolmetscher genommen, in folgender Weise zu Colonel Mitchell:

„Edler Vater! Ihre Rede ist sehr gut. Meine Ohren und die Ohren meines Volks sind nicht am Boden gewesen, sie sind offen gewesen, und was Sie uns gesagt haben, thut unserm Herzen wohl. Der Erdboden ist gegenwärtig nicht wie er zu seyn pflegt. Wir kommen hier einen langen Weg vom Strom Missouri her. Wir kommen hungrig, denn wir sind sehr arm und konnten keinen Büffel finden, aber wir fanden Freunde, und die gaben uns etwas zu essen; dieß machte unsre Herzen froh. Wir sind arm und wohnen weit, weit von hier, aber wir wollen alles was wir können, thun, um unsern großen Vater zufrieden zu stellen. Wir hoffen, er wird uns mehr Büffelfleisch senden.“

Darnach sprach Wasch-ah-wi-sha, ein Schoschonie:

„Edler Vater! Ich bin eine große Strecke Weges gekommen, um Sie zu sehen und Sie zu hören. Auch nahm ich meine Familie mit mir fort, um hieher zu kommen und zuzuhören, und ich bin froh und mein Volk ist froh, daß wir gekommen sind. Unsre Herzen sind voll, alle unsre Herzen sind voll Ihrer Worte. Wir wollen sie mit einander besprechen.“

Und hiemit war das Concil geschlossen

Miscellen.

Die erratischen Blöcke nördlich vom Clyde in England. Längs der Ufer des Loch Lomond, Loch Long und Loch Fine, so wie an denen des Loch Etive und Loch Awe sind zahlreiche Granitblöcke zerstreut, deren Herkunft bis jetzt ein Räthsel war. Jetzt hat man gefunden, daß sie aus der Centralmasse von Granit in der Berggruppe, die sich von dem Paß von Awe nordwärts bis Glencoe erstreckt, stammen müssen. Man kannte bis jetzt diesen Granitkern nicht, jetzt hat sich aber die Sache sehr leicht erklärt, da die Thäler verschiedener Seen theilweise in diese Berggruppe eindringen, und also in einer Zeit, wo hier noch Gletscher waren, die Granitblöcke leicht fortgeschafft wurden. (Liter. Gaz. 29 November.)

Bevorstehender literarischer Vertrag zwischen Frankreich und Spanien. Frankreich sucht augenscheinlich dem Nachdruck der Belgier das Wasser abzugraben und erst dann, wenn demselben die Mehrzahl seiner Absatzquellen genommen ist, wird es ernstlich dem Uebel in Belgien selbst zu Leibe gehen. Nach der Liter. Gaz. vom 29 November sind die HH. Em. Baroche und Coutures von Seiten Frankreichs, und von Seiten Spaniens die HH. Cabrera, früher Minister zu Konstantinopel, und Hr. Ochoa, im Departement des öffentlichen Unterrichts und zugleich ausgezeichneter Literat, mit der Abfassung eines Vertrags zum gegenseitigen Schutze des Verlagsrechts beschäftigt. Da der Sache keine wesentlichen Hindernisse entgegenstehen, so wird er wohl bald abgeschlossen seyn.

[1] Der Präsident der Vereinigten Staaten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 295 — 10 December 1851.

Die Razzias in Nordafrika.

Die Revue des deux Mondes vom 1 December enthält einen Artikel „über arabische Reiter und die Pferde der Sahara." Wir entheben aus derselben eine Schilderung der verschiedenen Arten von Razzias, welche sowohl bei den Arabern als bei den Franzosen und ihren Verbündeten im Gebrauch sind.

„Razzia, Jagd und Krieg sind die drei großen Acte der Nomaden und auch des militärischen Lebens in Afrika. Das häufigste und fast tägliche Ereigniß dieses Lebens ist die Razzia. Der Ruhm ist allerdings eine schöne Sache, und das Herz ist dafür in der Sahara, wie sonst allenthalben, empfänglich; hier aber setzt man den Ruhm darein, dem Feinde möglichst viel Böses zu thun, seine Hülfsquellen zu vernichten und die eigenen zu vermehren. Der Ruhm besteht hier nicht in Dunst, sondern in Beute. Die Begierde nach Rache ist ebenfalls ein Beweggrund, gibt es aber eine schönere Rache, als einen Feind zu plündern, und sich auf seine Kosten zu bereichern? Das dreifache Bedürfniß der Rache, des Ruhms und der Beute kann zu seiner Befriedigung kein rascheres und zweckmäßigeres Mittel finden als die Razzia, ein Ueberfall des vom Feinde besetzten Ortes, des Aufbewahrungsplatzes alles dessen was ihm theuer ist, Familie und Habe, durch Gewalt oder List. Die Araber unterscheiden drei Arten von Razzia, die Tehha (von Tahh, über etwas herfallen), welche bei Tagesanbruch geschieht. Bei einer Tehha hat man minder die Plünderung im Auge, als den Mord, man bereichert sich nicht, man rächt sich. Die zweite Art ist die Chrotefa, die bei hellem Tage gegen 3 Uhr Nachmittags ausgeführt wird, und deren Hauptzweck die Plünderung ist. Die dritte endlich ist die Terbik, was nur eine geschickte Benützung der Nacht ist, um zu rauben.

„Von allen Formen der Razzia ist die Tehha die feierlichste und am meisten dramatische. Wenn eine Tehha im Plan ist, gibt der Scheich Befehl die Pferde zu beschlagen, Lebensmittel in Bereitschaft zu setzen, und Gerste für fünf bis sechs Tage in Vorrath zu halten. Diese Vorräthe werden in Quersäcke gelegt. Ehe man sich in Marsch setzt, schickt man zwei oder vier Reiter als Spione (schuafin) aus, um die Lagerung des Stammes, den man angreifen will, zu untersuchen. Dazu wählt man gut berittene, kluge, vorsichtige Leute, die das Land kennen. Sie marschiren mit Vorsicht und machen einen großen Umweg, damit sie im Fall einer Ueberraschung von einer Seite herkommen, von wo die Leute, die man bekämpfen will, gewöhnlich nur Freunde zu sehen bekommen. An ihrem Bestimmungsort angelangt, verstecken sie sich; einer steigt ab, und schleicht sich bis in die Mitte des Duars ohne Verdacht zu erregen. Haben sie hinreichend Nachrichten eingezogen über die Kräfte und die Stellung des Feindes, so kehren sie zurück zu ihrem Gum, der sie an einem voraus bestimmten Orte erwartet, und, wie die Schuafin, eine Richtung eingeschlagen hat, welche denen, die man überfallen will, keine Furcht einflößen kann. Alle nöthigen Nachrichten sind eingezogen, und man ist dem anzugreifenden Stamm ganz nahe gekommen; jetzt gilt es mit Tagesanbruch über ihn herzufallen, denn um diese Stunde findet man „die Frau ohne Gürtel, die Stute ohne Zaum." Vor dem Beginn des Ueberfalls halten die Anführer von ihrer Seite eine lebhafte Anrede: „Habt Acht! Keiner darf Frauen berühren, Pferde nehmen, in die Zelte treten, absteigen, um Beute zu machen, ehe er viele Menschen getödtet hat; erinnert Euch, daß wir es mit „Sündenkindern" zu thun haben, die sich kräftig vertheidigen werden. Mordet! mordet! wenn Ihr zugleich Rache und Beute wollt; denn ich wiederhole es — sie werden nicht wohlfeilen Kaufs weichen." Dann theilt sich der Gum in drei bis vier Abtheilungen, um von mehrern Seiten zugleich Schrecken in dem angegriffenen Stamme zu erregen. So wie man auf Schußweite nahe gekommen ist, beginnt das Feuer, vorher aber läßt sich auch nicht ein Schrei hören.

„Diese Razzias werden meistens zu abscheulichen Metzeleien: die unvermuthet überfallenen Männer werden fast alle ermordet; die Frauen werden bloß ihrer Kleider beraubt; wenn die Zeit es erlaubt, werden die Zelte abgebrochen und mitgenommen, Neger, Pferde und Heerden fortgeführt, Weiber und Kinder zurück gelassen, denn in der Wüste befaßt man sich nicht mit Gefangenen. Auf dem Rückzug stellt man die Heerden unter die Obhut einiger Reiter, und bildet einen starken Rückhalt, um auf alle mögliche Fälle gefaßt zu seyn. Nach der Rückkehr in den Duar theilen die Sieger die Heerden und alle sonstige Beute unter sich; auch geben sie dem Scheich 30 bis 40 Schafe, drei oder vier Kameelstuten, je nach den Umständen, und belohnen auch die Spionen noch besonders.

„Ehe ein solches Unternehmen gewagt wird, stellt sich der Stamm unter den Schutz eines besondern Marabut, an den er sich in schwierigen Fällen wendet. Für den Saharier ist die Plünderung des Feindes ein Ereigniß, das zwar sehr häufig vorkommt, aber doch immer mit einer gewissen Feierlichkeit behandelt wird. Der Erfolg einer Razzia gibt zu großen Belustigungen Anlaß: in jedem Zelte wird ein Wadaa (Fest) zu Ehren des Marabuts angestellt, und man ladet dazu die Armen, die Talbas (Gesetzkundigen), die Wittwen, die Schmiede und die freien Neger ein. Die Tehha wird gewöhnlich mit 5 bis 600

Reitern vorgenommen, zu denen oft Fußgänger kommen, die auf Kameelen fortgeschafft werden."

Rückblicke.

Auswärtige Angelegenheiten. — Die Kossuthmanie.

(Fortsetzung.)

Die Stellen, welche wir oben aus dem United Service Journal citirt haben, zeigen sehr deutlich, wohin die Besorgnisse gehen: Innerasien und die Donauländer sind der Angelpunkt, und diese letztern schließen den Schutz der Türkei in sich. Nur Rußland und England stehen einander gegenüber, die andern sind bloß Schachbrettfiguren, die man hin und herschiebt, um den eigenen König zu decken oder den feindlichen einzuschließen. Die andern Nationen und Staaten Europa's haben in der That Ursache sich für die Artigkeit zu bedanken, und man muß gestehen, die Färbung ist hinreichend kräftig aufgetragen, um dem Geschmack John Bulls zu munden. Wir wollen billig seyn, und zugeben, daß an der Schilderung etwas Wahres ist, daß bis zu einem gewissen Punkte nur Rußland und England auf dem Schlachtplan stehen; indeß kommt es im Schachspiel auch manchmal vor, daß ein Bauer dem König Schach bietet, und somit auch zu einer wichtigen Person werden kann; in Bezug auf die Läufer, Springer und andern Figuren wollen wir das Gleichniß nicht weiter fortführen, was aber Deutschland betrifft, so spielt es in der That den Bauern im Stück: es kann keine großen Sprünge machen, kann aber auch nur vorwärts, nicht zurück. Das sehen wir täglich: alle Bemühungen, Deutschland in die vormärzliche Zeit zurückzuschieben, mißlingen durchaus. Der Grund ist sehr einfach: es handelt sich bei uns nicht um Freiheit und Freiheitsentwicklung, sondern um die Verhältnisse der deutschen Staaten unter einander und zu den fremden Mächten. Diese Verhältnisse müssen jetzt sich ändern, weil einestheils der Nation das Bedürfniß einer commerciellen Einigung klar geworden, anderntheils weil die Verhältnisse zwischen Rußland und England sich dem Bruche nähern. Die commercielle Einigung ist ein Bedürfniß selbst der Regierungen, und dieser muß ein engeres politisches Aneinanderschließen auf dem Fuße folgen; dann kommt die politische Entscheidung in Europa von selbst, und sie fällt, je nachdem Deutschland entschieden auf die eine oder die andere Seite tritt. Ob die Spannung zwischen Rußland und England die deutsche Krise beschleunigen, oder umgekehrt die deutsche Krise die Spannung zwischen Rußland und England zum Bruch bringen wird, das ist nicht abzusehen. Inzwischen scheint man sich auf einem neutralen Feld den Rang ablaufen zu wollen, in Frankreich. Der dortige Bruch ist zuverlässig nicht ohne fremdes Zuthun erfolgt, wenn gleich die innern Verhältnisse dazu drängten. Ehe man den großen Wurf wagt, will man wo möglich Frankreichs etwas sicher seyn. Wir enthalten uns vorerst aller Vermuthungen, die jedenfalls voreilig seyn möchten, daß aber fremde Berechnung dabei im Spiel ist, möchte kaum in Abrede zu stellen seyn.

Die auswärtigen Verhältnisse wirken in der That weit mehr als man gewöhnlich glaubt, auf die innern Zustände. Wir brauchen zur Stütze dieser Behauptung nur Ein Beispiel anzustellen, freilich ein sehr krasses, das Beispiel Dänemarks, wo die demokratische Partei jahrelang durch die europäische Diplomatie gehalten wurde, und jetzt von ihr verlassen und angefeindet zusammenbricht. Man glaube indeß nicht, daß andere mächtigere Staaten sich dieser Einwirkung der äußern Politik entziehen könnten, die Fäden, durch welche sie bestimmt werden, sind nur feiner. Im Laufe des letztern Jahrhunderts ist allmählich Europa so sehr zu einem Ganzen zusammengewachsen, daß keine bedeutende innere oder äußere Bewegung eines Staats ohne Rückwirkung auf die andern Mächte bleibt, und diese Consensualität, um uns dieses medicinischen Ausdrucks zu bedienen, ist mit der Beschleunigung der Verbindungen fortdauernd gewachsen. Seit zwanzig Jahren vollends haben die Rück- und Gegenwirkungen durch die Eisenbahnen ohne Vergleich rascher wie früher sich fühlbar gemacht, und die Einführung des elektrischen Telegraphen hat dieser Beschleunigung die Krone aufgesetzt. Man erwäge nur, daß Unterhandlungen, welche noch vor wenigen Jahren bloß wegen den Couriersendungen Wochen wegnahmen, jetzt in wenig Stunden abgemacht werden. Dieß trägt nicht wenig dazu bei, Entscheidungen, die sich sonst jahrelang hinausschieben ließen, rascher herbeizuführen.

Die Bewegungen der letzten Jahre und die elektrischen Telegraphen haben denn auch die Krise, welche sich schon seit Cannings berühmter Erklärung im J. 1825 unter den mannichfachsten Verwicklungen fortschleppt, so ziemlich gezeitigt. Die Befreiung Kossuths aus der Internation in Kintahia ist einer jener entschieden feindseligen Schritte, durch die man den Gegner verletzen will, ebenso die Demonstrationen in England selbst, die Antworten an die selbst veranlaßten Deputationen, worin die continentalen Herrscher ohne Umschweife als Tyrannen bezeichnet werden; alles das stimmt so gut mit den Ansichten des Verfassers der Aufsätze im United Service Journal zusammen, daß man die gleichen oder ähnlichen Quellen nicht verkennen kann. Vorerst scheint das Schlachtfeld Italien werden zu sollen, aber die Angelegenheiten stehen hier den englischen Absichten nicht sehr günstig. Die englischen Blätter haben schon Ende vorigen Jahrs mit großer Zuversicht vorausgesagt, das Jahr 1851 werde eine Revolution in Italien bringen; wir waren nicht dieser Ansicht, denn die Macht Oesterreichs steht da, um jeden offenen Ausbruch niederzuschlagen, und nur die auswärtigen, nicht die innern Verhältnisse können den Bruch herbeiführen. Ein Engländer, Hr. Gladstone, hat die barbarische Behandlung der politischen Gefangenen in Neapel zur Sprache gebracht; wie viel Wahres oder Schiefes daran ist — die Times selbst hat einen Gegenartikel gebracht — kümmert uns hier nicht, sondern nur der Gebrauch, den Lord Palmerston von dieser Schrift machte, indem er sie allen Cabinetten zuschickte, und darauf drang, man solle auf die Abstellung solcher Beschwerden hinwirken. Mit welchem Rechte vertheidigt und verlangt man hier die fremde Intervention, wenn man sie in Ungarn so ganz verwerflich findet! Lord Palmerston erhält die Rechtfertigungsschrift der neapolitanischen Regierung durch den Fürsten Castelcicala zugestellt, mit der Bitte, dieselbe ebenso wie die Anklageschrift an die brittischen Gesandtschaften zu schicken, und weist dieß Ansinnen mit sehr schulmeisterlichen Bemerkungen gegen die neapolitanische Regierung zurück. Man mag das Verfahren des Königs von Neapel betrachten wie man will, so ist doch jedenfalls außer Zweifel, daß Lord Palmerston gegen alle Grundsätze und gegen alles Herkommen diplomatischer Courtoisie in der Zurückweisung der Rechtfertigungsschrift gehandelt hat. Lord Palmerston will verletzen, er will, weil er noch keinen Punkt hat, an welchem er einen Streit anhalten kann, zu beleidigenden Reden herausfordern. Der alte Marchese Fortunato antwortete in einem Tone, den man in Oesterreich und Rußland viel zu mild und demüthig gefunden zu haben scheint, und wir wollen auch nicht entscheiden, ob derselbe aus

dem Gefühl der Schwäche und der nahen deahenden Gefahr, oder aus der Absicht hervorging, durchaus keinen Anlaß zu einer aufreizenden Correspondenz zu geben.

In Neapel gewann schon vor einer Reihe von Jahren die russische Diplomatie der englischen den Rang ab, und Neapel wurde, in das östliche Bündniß hineingezogen, ein Vorpasten für Rußland, das am adriatischen Meer einen Hafen sucht, welchem dann Neapel als Stützpunkt dienen könnte. Dadurch sind Malta und die janischen Inseln, die beiden wichtigsten Besitzungen Englands im Mittelmeer bedroht, die herben Mittel, mit denen es namentlich auf den jonischen Inseln seine Herrschaft zu behaupten sucht, sind sehr eeklärlich, und es ist kein Wunder, daß es alles daran setzt, um nicht diese Haltpunkte seiner Macht im Mittelmeer einer sa deahenden Gefahr ausgesetzt zu lassen. Die Revolutian Italiens hat aber Neapel aus Schutzbedürfniß noch mehe in die Arme der östlichen Allianz getrieben, und in demselben Maaße steigerten sich die Bemühungen Englands, durch eine Revolution in Sicilien und wo möglich in Neapel selbst dem Gegner diesen Pasten zu entreißen. Daß hiedurch der König von Neapel zu einer immer eabern Gewaltheerschaft hingetrieben wird, ist begreiflich. Wenn man einigen abgerissenen Nacheichten aus Sicilien und Calabrien glauben darf, so stünde in diesen Peovinzen ein allgemeiner Ausbruch in naher Aussicht, und ob nicht, im Falle der König unterliegt, England das Nichtinterventionsrecht gegen Oesterreich geltend macht, ist eine sehr häkliche, vielleicht von dem Gang der Dinge in Frankreich abhängige Frage.

Ein gleicher Fall ist es wohl mit Piemont: nach den mißlungenen Versuchen, auf dem Schlachtfelde sich zum Retter und Leiter Italiens aufzuwerfen, hat es sich in seine eigenen Geänzen zurückgezagen, um hier das canstitutionelle System bei sich auszubilden, eine in Piemonts Lage schweee, undankbare, und fast unmögliche Aufgabe. Um sie auszuführen, hat man sich vorerst mit Leib und Seele an England verschrieben, und der Feeihandel ist mit einemmal die Panacee gewoeden, die auch die verschiedensten Schäden heilen fall. In feinem redseligen Eifer hat Cavour nur vergessen, daß das Land Piemont nicht die Stadt Genua ist, und daß das Land Piemant sich nicht aus Italien heeausreißen läßt. Man wallte sich möglichst weit von Oesterreich entfernen, muß aber doch neben ihm leben, und die erste Frucht der Eekenntniß dieser Nothwendigkeit ist ein Handelsvertrag mit Oesteeeich. Dabei kann indeß die Sache nicht stehen bleiben. Fürs erste sind die 30 bis 40,000 italienischen Ausgewanderten eine schwere Last für den Staat, so sehr man auch die einem Theil derselben ausgesetzten Unteehaltsmittel auf ein Minimum beschränkt hat. In diesen Ausgewanderten lebt natürlich dee Wunsch und das Besteeben, in ihre Heimath zurückzukehren, was ahne eine italienische Revalution nicht möglich ist. Diese liegt also in iheen Wünschen und Bestrebungen, da aber die Regierung nach den gemachten, sehr theuern Erfahrungen nicht daran denken kann diesen Wünschen Vorschub zu thun, sa gerathen schon hiedurch die Ausgewanderten in Zerwüefniß mit der Regierung, und dieß Zerwürfniß wird um so lästiger, als die Emigeation einen graßen Theil der Presse in ihren Händen hat, und sich derselben oft mit Geschick, und immer mit Nachdeuck bedient. Ausweisen kann die Regierung die Emigranten nicht, wenn sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, daß sie die Rolle des „Henkees“ spiele, und so sehen wir sie in fartdauernder Verlegenheit hin und her schwanken. Daß lange und sehe eindringliche Veehandlungen zwischen Oesteeeich und Piemont stattgefunden, daß letzteres sich sehr geene der Emigration entledigen und nebenbei seinen Frieden mit Ram schließen möchte, leidet keinen Zweifel, nur muß sie, um dieß auszuführen, sich der Kammern entledigen, wo die Ideen von „independenza d'Italia“ und die Siccardischen Gesetze staeken und zahlreichen Anhang haben. Der innere Widerstreit, der allen Schritten der Regierung aufgedrückt ist, hat etwas peinliches, und wird sich erst lösen, wenn die große Frage über die westliche ader östliche Allianz sich in Frankreich löst; fällt die Entscheidung für die östliche Allianz aus, so wied sich auch Piemont fügen, und die Einleitung dazu scheint schon getroffen; fällt sie füe die westliche aus, so muß die Verbindung mit Oesterreich auf den kürzlich abgeschlassenen Handestraetat beschränkt bleiben, und die Lage Italiens bleibt sa unerträglich wie bisher, nämlich eingeengt zwischen zwei Unmöglichkeiten, einer allgemeinen Obergewalt Oesterreichs und einem Mazzinischen Putsch.

Daß unter diesen Verhältnissen die Veehandlungen der piemontesischen Kammern eine sehr untergeordnete Bedeutung haben, leuchtet von selbst ein, denn je nachdem die Entscheidung in Frankeeich fällt, wied man weiter vorwäets oder weiter rückwärts müssen. Die sa mannichfach bemerkte Theilnahmlosigkeit an den Kammerverhandlungen gibt sich somit auch hier kund, denn wenn die Entscheidungen der Kammern voeläufig nue einen untergeardneten Werth haben, so ist der der Verhandlungen selbst natürlich nach weit geringer. Damit wollen wir ihnen jedoch einen gewissen eelotiven Werth, dee mit der Zeit ein sehr wirklicher weeden kann, nicht absprechen. Alles ist in der Schwebe, was aber während dieser Zeit geschieht, kann in der Zukunft dadurch wichtig werden, daß man nicht mehr auf den alten Zustand zurückkehren kann. Dahin gehären namentlich die kirchlichen Verhältnisse und besanders die Consistenz, welche die Siccaedischen Gesetze über den Umfang der kiechlichen und weltlichen Gewalt allmählich gewinnen. Ob Gioja, ab Farini im Ministerium des Unteerichts sind, ist ziemlich gleichgültig, aber die Kirchenrechtslehre des Professar Nuytz, die vom Papst veeurtheilt und dennoch, wie es scheint, mit graßem Beifall verbeeitet wird, wirkt in mannichfacher Art auf die Zustände ganz Italiens und namentlich des römischen Hofs zurück. Es ist darin der Kiechenherrschaft, wie sie bisher vom Papst und den Eezbischöfen geübt wuede, sehr unverblümt dee Keieg erkläet, und die niedere Weltgeistlichkeit scheint diesen Bestrebungen gar nicht entgegen, woeauf auch manche Symptome im östereichischen Gebiet, sowie im Kiechenstaat und Neapel deuten

Dieß ist eine um sa tiefer greifende Thatsache, als eine andere Stütze der Kirchengewalt, die weltliche Heeeschaft des Papstes, unwiederbringlich dahin ist. Eine Entfernung der Franzosen aus Ram und der Oesterreicher aus den Legationen würde — darüber stimmen alle Nachrichten zusammen — einen Umstuez der weltlichen Heerschaft zur alsbaldigen und unausbleiblichen Folge haben. Was fall aber dann aus dem Papst werden? Das Papstthum liegt allerdings nicht im Kirchenstaat, abee der Kiechenstaat ist vaeeest das wichtigste Mittel seiner Aufrechterhaltung. Der jetzige Zustand ist ein gewaltsamer, der nicht dauern kann, und was wied man dann beginnen, wenn er auf die eine oder die andere Weise, in Falge politischer Eeeignisse oder diplamatischer Verhandlungen, ein Ende nimmt? Diese Eventualität scheint auch schon von veeschiedenen Seiten in Betracht gezogen worden zu seyn, und ein piemontesisches Blatt wallte wissen, der Herzog van Leuchtenberg habe den Auftrag, dem König von Neapel für den Fall des Ausbruchs der Feindselig-

keiten den Besitz des wichtigsten Theils des Kirchenstaats zu garantiren. Die Nachricht klingt sehr märchenhaft, beweist aber doch, daß man sich in Italien mit den unvermeidlichen Eventualitäten beschäftigt. Die Frage ist übrigens keineswegs bloß eine italienische, sondern eine europäische, eben weil sie selbstverständlich keine bloße Territorialfrage ist. Jede weltliche Herrschaft eines Staats über den Papst ist ein Gegenstand der Eifersucht und Besorgniß für die andern katholischen Staaten, und noch mehr für nichtkatholische Regierungen, die sich kein jus circa sacra nach altem Schnitt mehr arrogiren können, da es mit dem herrschenden Toleranzprincip in zu häufigen und schneidenden Widerspruch geräth. Die Umwandlung der jetzigen aus dem Mittelalter herübergenommenen Kirchenherrschaft in ein geistliches Primat ist eine nothwendige Folge der jetzigen Zustände, welche dem Papst jetzt die weltliche Territorialmacht ebenso entreißen, wie einst den deutschen geistlichen Reichsfürsten; die Frage ist nur, auf welche Weise dem Papst eine gewisse persönliche Unabhängigkeit gesichert werden kann. Hiezu ist eine Uebereinstimmung der europäischen Mächte nöthig, wie sie jetzt augenscheinlich nicht besteht, und England wenigstens wird gewiß nichts thun, dem Papst die Verlegenheiten zu ersparen. Kommt es zum Krieg, dann ist es mit der päpstlichen Herrschergewalt, deren Scheinbild man jetzt noch mühsam aufrecht erhält, zu Ende; das zeigen die seit zwei Jahren fortgesetzten und stets vergeblichen Versuche, eine auch nur für den innern Polizeidienst ausreichende Militärmacht zu bilden, am deutlichsten.

Das im Jahr 1848 in jauchzender Zuversicht ausgesprochene: L'Italia farà da se! hat sich in der Wirklichkeit zum traurigsten Gegentheil umgewandelt: Oesterreich, Frankreich und England entscheiden über das schöne Land und halten sich gegenseitig im Schach. Die Hülle, welche während der gleißnerischen Ruhe vor dem Jahre 1848 auf dem Lande lag, ist abgerissen, und seine Lage ist jetzt offenkundig auch für den Blödesten. Leider weiß niemand einen Ausweg aus diesem Wirrsal, und die fremden Mächte selbst nicht, weil Italien für sie nur ein Schlachtfeld der Armeen, oder einen Tummelplatz der politischen Intriguen abgibt. An dieser Lage der Dinge, die ernst genug ist, können keine Declamationen etwas ändern, nur die Ereignisse und zwar Ereignisse, die gänzlich außerhalb Italiens vorgehen; die englischen Journale waren, wie wir oben erwähnt, schon Ende vorigen Jahrs voll von Angaben, daß Italien, ehe das Jahr sich schließe, der Schauplatz großer Ereignisse seyn werde. Es ist bis jetzt nicht der Fall gewesen, obwohl die Vermuthungen nicht ohne Grund waren: verschiedene Nachrichten aus dem Süden Frankreichs und aus Piemont selbst lassen vermuthen, daß in beiden Ländern eine ausgedehnte Verschwörung im Werke war, um einen allgemeinen Aufstand hervorzurufen, einen Aufstand, der schon im Mai losbrechen sollte; es geschah nicht, und zwar hauptsächlich, weil Frankreich es hinderte, indem die Zuzüger aufgefangen und zurückgewiesen wurden. Frankreich hat kein Interesse an einem baldigen Bruch in Italien, vielmehr ist es bei dem jetzigen schwebenden Zustand am meisten interessirt. Das hängt mit seiner allgemeinen Politik zusammen, welche ihm eine neutrale Stellung zwischen den kämpfenden Mächten, England und Rußland, gebietet. Frankreich bewacht also jetzt den momentanen Frieden Italiens so gut wie Oesterreich, und nur ein ganz unwahrscheinliches Uebergewicht der extremen Republikaner könnte dieß durch alle Umstände gebotene Verhältniß ändern. Eine unberufene Stimme im englischen Parlament fragte Lord Palmerston, warum nichts gegen eine längere Besetzung Roms durch die Franzosen geschehe? Lord Palmerston antwortete trocken: weil mit dem Abzug der Franzosen die Oesterreicher einzögen, die er somit, als die Vorkämpfer der östlichen Allianz, noch minder gern dort sieht. Dieß zeichnet die neutrale Stellung Frankreichs, so wie deren Anerkennung durch England, vollkommen, und beweist, wie weit der Geist der Feindseligkeit gegen Oesterreich und Rußland bereits geschritten ist.

Das deutlichste Zeugniß hiefür ist Kossuth's Auftreten und seine Reden. Er hat es ausgezeichnet verstanden dieselben nach seiner Zuhörerschaft zuzustutzen, und wir führen nur aus seiner Rede in der City eine Stelle an, welche mit unserer Einleitung über die Handelsstellung Englands dem Continent gegenüber vollkommen zusammenstimmt: „denken Sie nur einen Augenblick daran, daß das österreichische und russische Princip des Absolutismus auf dem Continent triumphire, was muß die Folge für die Industrie und den Handel Englands seyn? Ein neues Continentalsystem, auf absolute, weil prohibitorische Grundsätze gebaut. Sie müßten zum Kriege gegen die Welt sich entschließen, und ihre Flotten aussenden, um die Interessen Englands zu schützen." Diese Ansprache an die Interessen einer Handelsstadt wie London, ist äußerst gewandt, und obgleich die Zusammenstellung absoluter politischer Grundsätze mit prohibitorischen Zöllen ein oratorischer Fechterkniff ist, so kann man seine Anwendung doch um so geschickter finden, als die Plane Oesterreichs, Italien auf der einen und Deutschland auf der andern in einen Handelsbund zu vereinen, der in seinen Folgen England schwer beeinträchtigen könnte, die Feindseligkeit des letzteren besonders rege gemacht haben. Was Kossuth aussprach ist in den Journalen tausendfach commentirt worden, und es ist, nach dem Ton der meisten und einflußreichsten Blätter zu schließen, durchaus nicht wahrscheinlich, daß Lord Palmerston wegen seines Verhaltens in der Kossuthsache und seiner Antworten an die Deputationen von seinem Hofe und von den übrigen Ministern verläugnet werden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Dampfschifffahrt nach Australien. Die Entdeckung von Goldlagern in Australien scheint die englische Regierung veranlaßt zu haben, mit der Wahl des Dampfschiffweges nach Australien nicht länger zu zögern. Zwanzig Dampfboote der ersten Classe sollen dazu bestimmt seyn, die (gefährliche) Fahrt durch die Torresstraße ist aufgegeben und dagegen die Südstraße gewählt, so daß die Dampfboote von Sydney nach Singapore um den ganzen südlichen Theil des Continents herumfahren müssen. Diese Anordnung kann nur temporär, vorerst aber mag sie angemessen seyn, da Port Philipp, Adelaide und Westaustralien auch mit in die Verbindung gezogen werden. Die Ankündigung, daß Tender gestellt werden müssen, beweist auch, daß die Unternehmer die Post alle 14 Tage zwischen England, dem Mittelmeer, Hindostan und China hin und her zu liefern haben werden, also zugleich auch ein zweiter Wunsch erfüllt wird, eine 14tägige Ueberlandpost nach und von China. (Athen. 29 November.)

Süßwasser-See im Innern Westaustraliens. Gegen das Nordende des Torrens-Sees wurde von einem Hrn. Ph. Oelden ein ziemlich bedeutender Süßwasser-See entdeckt. Diese Entdeckung ist deßhalb von Interesse, weil sie es sehr wahrscheinlich macht, daß der Torrens-See den Ablauf eines hohen Landes im Innern erhält, welches die Wasserscheide nach Norden zu bildet. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 296. 11 December 1851.

Etwas über gallische Studien.

Seit einiger Zeit scheinen diese in Frankreich mehr und mehr wieder emporzukommen, aber es herrscht noch eine gewaltige Begriffsverwirrung. Was uns zunächst zu den nachfolgenden Bemerkungen veranlaßt, ist ein Aufsatz von einem Hrn. Ad. Breuillier (in der Revue Archéol. Nov.) über gallische Münzen; der Verfasser beweist, etwas weitläufig, was keines Beweises mehr bedarf, daß die alte gallische Sprache, welchen Ausdruck er wohl sehr unrichtig in gleichem Sinne wie celtische Sprache gebraucht, ein Zweig der indoeuropäischen Sprachen ist, die ihre Wurzeln im Sanskrit haben; indeß scheinen seine Erklärungen der Münzinschriften zum Theil nicht unglücklich, andere aber entschieden verfehlt. Das mag seinen Grund darin haben, daß er die eigentlich celtischen Gallier zu weit ausdehnt, und in den Helvetiern, den benachbarten Aeduern u. s. w. gleichfalls celtische Völker sieht, was gewiß unrichtig ist. Thierry's kleine, vor einigen Jahren im Moniteur als Mittheilung an die Akademie veröffentlichte Schrift hat er sicherlich nicht studirt, denn dieser unterscheidet genau drei Stämme: 1) die im südlichen und südwestlichen Frankreich wohnenden pelasgischen, d. h. den Bewohnern Italiens und Griechenlands verwandten Stämme, zu denen wahrscheinlich die Helvetier, die am Rhein hinab in nicht zu genau zu bestimmender Gränze wohnenden Völker, sowie die Stämme der Alpen und des jetzigen Süddeutschlands gehörten [1], 2) die eigentlichen Celten, hauptsächlich zwischen Seine und Loire, und 3) die Belgen, gleichfalls Celten oder Kymren, aber ein später eingewanderter Stamm. Gallische Münzen, die von den ersten Stämmen herrühren, welche sich, der Verbindung mit den Griechen wegen, auch häufig der griechischen Schrift bedienten, können sich nicht durch die celtische Sprache erklären lassen, und wenn die Erklärungen bei andern Münzen zutreffen, so stammen sie wohl von ächt celtischen Stämmen her. Ehe man nicht auf dem Grunde, den Thierry gelegt hat, fortbaut, und die verschiedenen gallischen Völker nach ihrer Herkunft scheidet, muß man sich nothwendig bei der Erklärung gallischer Alterthümer verirren, und manchmal sich, wie ein Hr. Barthelemy, „über die alten Religionen Galliens" (Revue Archéol. Sept.) bis zu den Hyperboreern verlieren, ohne im mindesten auf einen grünen Zweig zu kommen.

[1] Breuillier führt Hieron. Prol. Com. II. Epist. ad Galatas an, wonach die 280 J. vor Chr. Geburt nach Kleinasien gewanderten Galater noch ihre Sprache bewahrt hätten, welche nur wenig von der in Trier gesprochenen sich unterschieden habe; woher kamen aber diese Galater und waren es Celten? Es ist zu sehr erwiesen, daß die celtische Wanderung durch Norddeutschland und durch Südskandinavien nach Gallien und England ging, und die Galater waren nicht celtische, sondern den norditalienischen verwandte Völker.

Rückblicke.

Auswärtige Angelegenheiten. — Die Kossuthmanie.

(Fortsetzung.)

Um eine weitere Probe über die in England mehr und mehr auftauchenden Ansichten zu geben, führen wir aus der schon oben von uns bezeichneten Reihe von Artikeln im United Service Journal einige Stellen an, und zwar dießmal aus dem Januarheft dieses Jahres. „Erwägen wir nur die jetzige Lage der Dinge, so bestände die eigentliche Politik Englands darin, die Störung des Friedens in Europa zu hindern; aber in politischen und diplomatischen Dingen müssen wir das ganze Bild der Lage aufmerksam überschauen, und rückwärts wie vorwärts blicken, ehe wir zu einer Entscheidung kommen. Der Frieden ist gut, aber ein ehrliches Festhalten an Grundsätzen ist besser. Wir können deßhalb nicht glauben, daß die gemeine Politik uns fromme, den bösen Tag hinauszuschieben, und einen Kampf, dessen Durchkämpfung unsere Pflicht ist, unsern Nachkommen zu vermachen, besonders wenn das was jetzt leicht ist, unvermeidlich mit dem Fortschreiten der Zeit mit vermehrten immer wachsenden Schwierigkeiten verbunden seyn wird. Wir behaupten also, daß Großbritannien, statt seinen Einfluß darauf zu verwenden, die Nationen Europa's vom Kampf abzuhalten, eher dazu aufmuntern sollte. Wir haben keine Gründe, weder politische noch commerzielle, den Status quo aufrecht zu erhalten. Im Gegentheil, je mehr wir die Möglichkeiten der Zukunft überlegen, desto mehr müssen wir uns überzeugen, daß jetzt für uns, sowie für alle diejenigen, deren Interessen mit dem Fortschritt und dem Wohlseyn der Menschheit verbunden sind, die Zeit da ist. Die tägliche Erfahrung macht es offenkundig, daß unser großer Rival Rußland wegen der Gleichheit der Grundsätze zwischen ihm und den despotischen Regierungen unendlich besser geeignet ist, die Sympathien derselben zu gewinnen. Rußland ist in der That ihr natürlicher Alliirter und Schützer, und hat ein vorwiegendes Interesse sie zu stützen und zu erhalten, natürlich immer in gehöriger Abhängigkeit von sich selbst. Freiheit, so gemäßigt und beschränkt sie auch seyn mag, muß Rußland den Gesetzen seiner Natur nach mit Abscheu betrachten, da sein eigener Einfluß, in eben dem Verhältniß als diese wächst, abnehmen muß. Dieser Umstand rechtfertigt in den Augen seiner Staatsmänner die verschwenderischen Ausgaben, die es sich durch seine Intervention in fremde Angelegenheiten auferlegt. Rußland hält sich stets in

Bereitschaft mit einer Macht von nahezu einer Million Menschen, um nach jedem Punkt hinzueilen, wo die Freiheit Lebenszeichen gibt. Nach dem alten Grundsatz: fas est et ab hoste doceri, sollten wir die Klugheit unseres Feindes nachahmen. Gerade in dem Verhältniß, als die Errichtung freier Regierungen für Rußland nachtheilig ist, muß sie für uns vortheilhaft seyn. Wir sollten uns deßhalb mit dem revolutionären Princip, auf dem alle unsere Einrichtungen gebaut sind, verbinden, und durch alle zu unserer Verfügung stehenden Mittel den Sturz des continentalen Despotismus fördern."

Man muß sagen, der Verfasser hätte unmöglich aufrichtiger seyn können. In diese Lage ist Europa hineingerathen, daß die zwei Hauptkämpfer, welche die andern Länder nur als ihre Vasallen ansehen und beinahe auch behandeln, als die Vorkämpfer zweier unversöhnlichen Grundsätze einander gegenüber stehen. Bis zu einem gewissen Punkte ist die Schilderung ganz wahr, aber auch nur bis zu einem gewissen Punkte. England würde sich um die Freiheit des Continents keine taube Nuß kümmern, wenn nicht das Ueberwiegen despotischer Grundsätze zugleich der Sieg seines entschiedensten Feindes wäre, und Rußland kann auch, wie Dänemarks Beispiel zeigt, gelegentlich revolutionäre Regierungen begünstigen, falls es seinem Interesse zusagt. Zwischen Rußland und England ist es ein Interessen-, kein Principienkampf: die Principien sind bei England offenkundig, bei Rußland wenigstens zum Theil, nur vorgeschoben, aber diesen Principienkampf müssen die zwischen Rußland und England inne liegenden Staaten ausbaden. Indem Rußland Preußen und Oesterreich als ein Vorposten gegen Italien und nöthigenfalls Frankreich vorschiebt, hält es sich selbst die Hände frei gegen Osten, es wird gelegentlich den Sund und die Dardanellen sperren, und ist dann vorerst für England unerreichbar. Auf der andern Seite soll Italien und Frankreich mit dem westlichen Deutschland, das man zu revolutionären hofft, gegen den Osten ziehen. Dann kann England dem Kampfe zusehen, es braucht nur hie und da mit seinen Flotten nachzuhelfen. Die Leute, welche in Deutschland Kossuth so großen Beifall zuklatschen, scheinen nicht zu bemerken, daß sie bloß für England die Kastanien aus dem Feuer holen sollen. Aber auch die, welche Kossuth so sehr verdammen, lassen sich von ihrer Entrüstung zu weit fortreißen. Der Kampf ist in einem solchen Falle höchst zweifelhaft, die Opfer des Continents gewiß, und eine Beruhigung Europa's selbst nach einem Siege, mag er sich hinneigen wohin er will, doch nicht gefunden. Siegt der Westen mit Frankreich an der Spitze, so wird sich dieß mit dem Rheinland und Belgien, sowie mit vorherrschendem Einfluß in Italien bezahlt machen wollen, was England nie zugeben wird und kann; siegt Rußland mit seinen Verbündeten, so muß nach der Ueberwältigung des westlichen Deutschlands und Italiens erst Frankreich gedemüthigt werden, eine Aufgabe, die man zum zweitenmal nicht so leicht versuchen wird. Um diesen Aussichten entgegenzuarbeiten, sucht man von Seite Rußlands Frankreich in die östliche Allianz hineinzuziehen, was auf dem Wege des Gelingens scheint, und vorerst in England große Besorgnisse erregt hat, denn damit wäre der wichtigste Ring aus der Kette, die man schmieden wollte, losgerissen; hatte Frankreich auch bisher sich neutral zwischen Rußland und England gehalten, und eher, wie auch die neuesten Streitigkeiten über die heiligen Orte zeigen, Rußland geschont, so müßte doch das Näherrücken der verbundenen östlichen Mächte es um seine Unabhängigkeit besorgt machen und der westlichen Allianz, d. h. England zuführen. Der jetzt in Frankreich gefallene Schlag scheint berechnet, diesen Aussichten eine ganz andere Wendung zu geben, und das Uebergewicht der östlichen Mächte auf dem Continent zu sichern; dann steht ein von Osten her geleitetes Continentalsystem gegen England in Aussicht, und dieß muß sich mit aller Kraft waffnen und alle revolutionären Kräfte aufbieten.

Hat aber Deutschland ein Interesse, den Streit Rußlands und Englands, der sich in einem Kampf zwischen despotischen und fast anarchischen Grundsätzen zu entladen droht, in sich auszufechten, und abermals das Schlachtfeld für fremde Interessen zu werden? Die ganze Bewegung des Jahres 1848, so weit sie von dem schutzlos dastehenden deutschen Südwesten ausging, hatte, mehr oder minder klar erkannt, den Zweck in einer Gesammtvereinigung Deutschlands Schutz zu suchen gegen ähnliche Verwicklungen, wie in den Jahren 1792 bis 1814. Die Bewegung konnte nicht zum Ziele kommen, weil Preußen und Oesterreich einer gemeinsamen Leitung der deutschen Angelegenheiten sich nicht fügen wollten. Jetzt ist ihnen die Frage persönlich näher gerückt: wollen sie den Kampf zwischen England und Rußland auf ihre Kosten und Gefahr in einen erbitterten, maaßlosen Principienkampf ausarten lassen? Es bedarf gar keine Sehergabe, um den Ausspruch zu thun, daß der Ausgang des Kampfs, er mag seyn welcher er will, ihnen zum Nachtheil gereichen muß. Siegt England — und dieß wird, da es sich um seine Existenz handelt, alle Kräfte anspannen — so sind sie verloren; siegt Rußland, so sind sie in tieferer Abhängigkeit als vorher. Die Wahrscheinlichkeit eines russischen Siegs ist aber trotz seiner und seiner Verbündeten militärischen Macht nicht groß, denn Englands Geldkräfte werden noch lange reichen, wenn die der Russen längst versiegt sind. Deutschland aber, abgesehen von Oesterreich und Preußen, hat einen Sieg der englischen Waffen kaum minder als einen russischen zu fürchten. Es ist somit durch alle Rücksichten der Klugheit und des eigenen Interesses geboten, daß Oesterreich und Preußen, mit dem übrigen Deutschland verbunden, zwischen Rußland und England treten, und letztere, wenn sie Lust haben, ihren Kampf in Asien, und allenfalls in der Türkei, ausfechten lassen.

Wenn die innern und äußern Verhältnisse des eigentlichen Deutschlands eine engere Verbindung seiner Theile und ein gemeinsames Auftreten gegen außen nicht bloß rathsam machen, sondern gebieterisch fordern, so weist die Lage seiner Nebenländer, namentlich Ungarns, dessen „Unabhängigkeit" das A und das O der Reden Kossuths und seiner interessirten Lobredner in England war, nicht minder darauf hin. Daß diese Reden angenehm in das Ohr vieler Ungarn, und nicht bloß der Magyaren, fallen, ist begreiflich, daß die Italiener gleichfalls mit klopfendem Herzen sich der lockenden Stimme hinneigen, die ihnen nicht minder Unabhängigkeit von dem gehaßten Oesterreich verspricht, ist ebenso wenig zu verwundern, anders aber ist es mit den ziemlich zahlreichen lauten und noch viel zahlreichern geheimen Stimmen für Kossuth in Deutschland. Die Zeit ist vorbei, wo man diese Dinge nur mit seidenen Handschuhen anfassen darf, der Sturm droht von allen Seiten, und niemand vermag zu sagen ob er nicht in den nächsten Tagen hereinbricht, darum gilt es, wie Görres sagt, „zu stehen auf der Warte der Zeit;" diese Stimmen für Kossuth sind nichts als der Haß gegen Oesterreich und seine Politik, nebenbei auch bei vielen die Scheu, sich mit den weitaussehenden Händeln an der Donau zu befassen: man meint, säße nur dort ein unabhängiges Ungarn, so würden sich die Dinge schon zu rechte legen. Hier ist der große Irrthum: die Sache wird sich nicht von selbst zurechtlegen, und fremde Ein-

mischung wird erfolgen, komme sie nun woher sie wolle; sie wird aber um so weniger ausbleiben, je mehr das Schicksal der Türkei in dieser Frage mit verflochten ist. Kossuth hat seine Politik gegen die Slawen Ungarns, namentlich Croaten und Serben, zu rechtfertigen gesucht, aber die Ereignisse haben zu sehr die Fehler derselben aufgedeckt. Ob bei einer neuen Schilderhebung die Slawen, wie behauptet worden, gemeinsame Sache mit den Magyaren gegen Oesterreich machen werden, wollen wir ganz unbeantwortet lassen, und nur die beiden Fälle: „Ja“ und „Nein“ auffassen. Machen sie nicht gemeinsame Sache mit den Magyaren, so möchten die Actien der letztern bei einem Widerspruch sehr schlecht stehen, machen sie aber gemeinsame Sache, so müssen sie auch den Aufstand der Moldowlachen gegen Rußland begünstigen, und mit diesem in Kampf treten, was nur dann eine Aussicht auf Erfolg hätte, wenn die Engländer sich in Albanien festsetzen — was gegenwärtig versucht wird — und sich einen Weg nach Bosnien und der Donau bahnen, um die „danubische Republik mit den Magyaren als Kern“ mächtig zu unterstützen. Dazu müßte die Pforte mithelfen, und ein allgemeiner südslawischer Kreuzzug gegen Rußland beginnen. Wer daran glaubt, der hat einen starken Glauben, und wir wollen nicht mit ihm rechten.[1] Die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß Rußland durch seinen Einfluß in der Moldau und Walachei, so wie unter den Donau-Slawen, die neue Republik beherrschen, und die Magyaren sehr unceremoniös behandeln würde. Dieß Ergebniß ist fast unvermeidlich, und die Aussicht nicht lockend. Da war der ungarische Reichstag im Sommer des Jahres 1848 viel klüger und praktischer: er erklärte sich zu einem unauflöslichen Bündniß mit Deutschland geneigt. Eine völlige Unabhängigkeit, wie Frankreich oder Spanien, kann Ungarn nicht genießen, und es handelt sich bloß um ein Uebergewicht des russischen oder deutschen Einflusses. Wer Ungarn von Oesterreich losreißen will, der fördert den russischen Einfluß. An diesem Verhältniß können alle Declamationen und aller Haß gegen Oesterreich nichts ändern. Noch eine Aussicht ist möglich, daß nämlich England selbst in Konstantinopel Herr wird, von hier aus Rußland im Zaum hält, und eine magyarisch-slawische, sowie eine polnische Republik unterstützt, mit deren Hülfe es dann gegen Deutschland, wie gegen Rußland, auftreten könnte. Bis dahin aber haben wir, abgesehen davon, daß die Folgen eines solchen Standes der Dinge für Deutschland nicht erfreulich seyn möchten, jedenfalls noch sehr weit, obgleich solche Dinge in England gar nicht außer dem Gesichtskreis liegen.

Es ist eine an sich nicht auffallende, aber beachtenswerthe Erscheinung, daß sich in der englischen Presse seit einiger Zeit die Werke über die Türkei mehren, und großentheils sehr ohne Umschweif die Unvermeidlichkeit des Falls derselben verkünden. Der praktische Engländer ist nicht geneigt, den schwachen aus Europa entnommenen Centralisations- und Reformversuchen eine große Wichtigkeit beizulegen, im Gegentheile betrachtet er manche der neuern Einrichtungen, besonders die neue Heereseinrichtung durch Conscription, fast als ein Symptom von Verfall, weil sie die ohnehin sinkende Bevölkerung vollends decimire. In dem Bestreben, Mittel des Angriffs und der Vertheidigung gegen Rußland zu finden, mußte man natürlich sich zuerst die Frage stellen: ist nicht die bestehende Regierungsgewalt fähig den erwarteten und nöthigen Beistand zu leisten? So wenig die Diplomatie eine solche Frage verneinen darf, so sehr scheint man sie im geheimen politischen Rathe zu verneinen. Man thut, was man kann, um die türkische Regierung gegen außen zu unterstützen, mit beglückenden Verwaltungssystemen aber, wie eine gewisse Anzahl Franzosen, scheint man sich nicht zu befassen, vielmehr schont man die alten Formen, und nur einige Reisende, wie Hr. Spencer, haben sich ein ganzes System ausgedacht, wie mit einer einzigen, aber freilich ziemlich radicalen Umgestaltung die ottomanische Pforte doch noch eine Reihe von Jahren aufrecht erhalten werden könnte. Dieß System wollen wir schildern nach den Ansichten unsers alten Bekannten aus dem United Service Magazine (Nov. 1851), das, auf Spencers neuestes Werk gestützt, sich folgendermaßen äußert: „Verberge man es sich, wie man will: nach einer so langen Mißregierung kann wohl kein Reformsystem, das von einer mohammedanischen Executivgewalt ausgeht, den Bewohnern Frieden und einem Reich, das auf so morschem Grunde ruht, Sicherheit geben. Der Sultan muß, sagt Hr. Spencer, eine durchgreifende Veränderung in dem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Zustand der Rajahs bewirken, der Unterschied zwischen ihm und dem Mohammedaner muß aufhören, denn bis diese Schranke, welche die eine Classe des Volks erhöht, die andere erniedrigt, gefallen ist, ruht die Macht des Sultans im europäischen Theile seines Reichs auf einem Vulcan, und keine Intervention, selbst seiner mächtigen Alliirten, kann das Schicksal abwenden. Der Tag kommt mit raschen Schritten heran, wo die bleiernen Ketten türkischer Mißregierung und Intoleranz hinsichtlich aller Lebensverhältnisse der Rajahs werden zerrissen werden. Wir kennen gar wohl die Schwierigkeiten und Gefahren, welche den Pfad des Sultans in seinem Charakter als Reformator umlagern. Als oberster Priester des Islam muß der Koran sein politischer Codex seyn, da jeder Bruch seiner Gesetze ihn vom Throne ausschließt, allein verzweifelte Uebel erfordern eine verwegene Arznei: das bis jetzt befolgte System, bald dem Rajah durch einige halbe Reformmaaßregeln zu schmeicheln, und dann innezuhalten, um die Aufregung der privilegirten Mohammedanerclasse zu beschwichtigen, hat dem Monarchen die Sympathien keiner Classe seiner Unterthanen gewonnen, und dieß muß fortdauern, so lange er die unabänderliche, unglückliche Politik seiner Vorfahren befolgt, und mitten unter weit zahlreichern andersgläubigen Nationalitäten eine rein mohammedanische Executivgewalt aufrecht erhalten will. Der scharfsichtige Staatsmann, der das Unheil, welches durch die Forderung der Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge über die Pforte gekommen wäre, voraussah, verdient das Lob jedes menschlich und richtig fühlenden Mannes, er hat aber seine Aufgabe nur halb erfüllt, wenn er nicht die europäischen Provinzen der Türkei zu einem Bund christlicher Fürstenthümer unter der Herrschaft des Sultans vereinigt, so daß einem jeden seine Nationalität und seine Rechte, jedem Stamm und jeder Secte der freie Gebrauch ihrer Gesetze, Sprache und Religionsgebräuche gesichert wird. Diese Maaßregel würde mit Einemmal eine neue Aera von Civilisation und Wohlfahrt für diese Stämme eröffnen, sie würden rasch in gesellschaftlicher Entwicklung emporsteigen und die sicherste Stütze des wankenden Throns der Ottomanen werden.“

Diese Idee ist keineswegs neu, im Gegentheil ist sie seit dem Griechenaufstand mannichfach in Anregung gekommen, und man hat nur bemerkt die schlimmen Erfahrungen, welche die Mächte mit Griechenland gemacht, seyen nicht sehr geeignet, zu

[1] Eine neuere englische Reise von Spencer: „Travels in the European Turkey“ spricht namentlich diese Ansicht aus, hauptsächlich wegen der Art, wie Rußland während des serbischen Aufstands gehandelt, den es anfänglich unterstützte, und dann im Stich ließ. Das ist aber schon öfters geschehen, ohne daß der Einfluß Rußlands dauernd darunter gelitten hätte.

neuern Versuchen aufzumuntern. Der Plan ist jedoch, ohne völlige Zerrüttung und Zerstückelung der Türkei, gänzlich unausführbar, außer in einem viel längern Zeitverlauf, als die Türkei muthmaßlich noch zu leben hat. Um nur Eins zu bemerken: nach islamitischem Recht ist der islamitische Staat allgemeiner Eigenthümer des Bodens, der jeweilige Besitzer ist bloß Nutznießer, und ein solcher Nutznießer kann nur ein Moslem seyn, der aus Barmherzigkeit dem unterworfenen Rajah für seine Arbeit so viel läßt, daß er leben kann. Die Umwandlung Bosniens oder Bulgariens in christliche Fürstenthümer wäre die Beraubung des theils ächt türkischen, theils slawischen, aber doch mohammedanischen Adels durch die Regierung selbst zum Vortheil der Rajahs, also ein gänzlicher Besitzwechsel, eine Aenderung, die nur durch eine blutige Revolution oder durch eine freiwillige Entschädigung vor sich gehen kann. Ersteres kann die Pforte nicht wollen, und letztere nicht leisten. Ob Hr. Spencer und seine Lobredner die Sache im Ernste aufgreifen oder nicht, kann uns ziemlich gleichgültig seyn, Lord Palmerston wird dieselbe für unmöglich erklären, und den Dingen ihren Lauf lassen; man wird da und dort den Christen auf Fürsprache Erleichterung gewähren, das wird aber auch alles seyn, und das Schicksal wird seinen Gang gehen. Aber ein solcher Vorschlag ist ein vortreffliches Mittel sich in die innern Angelegenheiten des Reichs mehr und mehr einzumischen, und wie in den letzten Zeiten des griechischen Reichs sich Genueser und Venetianer um den Einfluß stritten, und ihre sonstigen Streitigkeiten auf griechischem Boden abmachten, so werden jetzt Russen und Engländer ihre Streitigkeiten auf türkischem Boden mit Trug, List und Gewalt zu verfechten suchen. Kommt es zwischen beiden zum Bruch, dann werden Heere und Flotten bald von dem einen, bald von dem andern dem armen Sultan zur Verfügung gestellt werden, werden aber immer russische und englische Flotten und Heere bleiben, so daß er bald im eigenen Lande nichts mehr zu sagen haben wird.

Dahin führen diese schlecht überlegten Philanthropien aber schlau ersonnenen Reformvorschläge, und eine kleine Probe oder vielmehr ein schwaches Vorspiel hat uns der Streit über die ägyptische Tansimatfrage geliefert, die in diesem Jahre so lange die Zeitungen beschäftigte. Diese scheinbar so verwickelte Frage ist (s. Nr. 237) ganz einfach diese: soll die Pforte dem Vicekönig Abbas Pascha, gleich jedem andern Pascha, Befehle zuschicken können, allenfalls auch solche, die den Engländern und ihrem Ueberlandweg hinderlich sind, oder nicht? Auf die bloße Nachricht, daß der Sultan den Eisenbahnbau hindern wolle, traten in London Meetings zusammen, um die Regierung anzugeben, daß sie auf ihrem Wege beharren möge, und sich nicht durch Widersprüche einschüchtern lasse. Die alten Padischahs müßten sich in ihrem Grabe umdrehen, daß einige Dutzend schachernde Christenhunde in die Verordnungen der hohen Pforte eingreifen wollen. Aber die Sache ist nicht anders: Rußland wollte England ein Bein in Aegypten stellen, wie England Rußland ein Bein in den Donaufürstenthümern gestellt hat; zu dem Ende schmeichelte man der hohen Machtvollkommenheit des glorreichen Padischah, aber ein Paar Dutzend englischer Kaufleute erklären, daß sie ihre Eisenbahn und den Weg über Aegypten nicht fahren lassen wollen; der Minister antwortet der wohl selbst hervorgerufenen Versammlung ganz beifällig, und der Sultan willigt in die Eisenbahn; jetzt streitet man sich nur noch um einige Nebenbestimmungen des Tanzimat, ob der Pascha, ohne bei der hohen Pforte anzufragen, irgend jemand den Kopf abschlagen lassen darf u. dgl. Der Streit wird nur ehrenhalber fortgesetzt, denn die Hauptsache haben ja die Engländer trotz des Widerspruchs der Russen erreicht, und Lord Stratford Canning hat, um die Pille den Russen zu versüßen, und nebenbei den Einfluß der Franzosen in Syrien etwas zu vermindern, die Partei Rußlands gegen Frankreich in den Angelegenheiten des heiligen Grabes ergriffen. Die Türkei ist, so gut wie Italien, das Schachbrett geworden, auf dem sich die eigentlichen Kämpfer, Rußland und England — denn die übrigen sind ja, wie das United Service Magazine uns berichtet, bloße Figuren im Spiel — einander Schach bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die alte Methode der Aufrichtung von Steinen und Obelisken las Hr. Bonomi eine Abhandlung in der Londoner syroägyptischen Gesellschaft vom 11 November. An einigen der größten Steine in den Tempeln Siciliens und Griechenlands bemerkt man eine Rinne in Form eines Hufeisens an jedem Ende des Steins, durch die man einen Strick einführen und die Steine dann aufheben oder senken konnte ohne den Nachbar zu rücken; der Strick wurde dann durch die Rinne wieder ausgezogen. In dem großen Tempel von Agrigent in Sicilien bemerkt man an den Steinen einen Vorstoß an jedem Ende, um das man einen Strick wickeln konnte. In den großen Blöcken der Terrassenmauer zu Baalbek sind einige genau ausgearbeitete viereckige Löcher von hinreichender Tiefe, daß man Eisenstangen einsetzen konnte, um durch diese den Block mit der bewegenden Kraft zu verbinden. Nichts von diesem ist in Aegypten zu entdecken, Hr. Bonomi wies aber an den Piedestals zweier Obelisken aus Luxor und an den Piedestals zweier colossalen sitzenden Figuren auf der Ebene von Theben Vertiefungen nach, die sich durch die ganze Länge des Profils des viereckigen Blocks, auf dem die Statuen errichtet sind, hindurchziehen. In diese Vertiefung wurde das untere Ende des Sitzes gebracht, anfangs sehr schief, und dann allmählich weit minder, bis der Proceß des In die Höhe Hebens allmählich in den des Niedersinkenlassens überging, was mit gleichmäßig stetiger Bewegung geschehen mußte. Bonomi wies das Verfahren aus den Abbildungen an einem Grabe, das Rosellini gezeichnet, in dem großen, von der toskanischen Mission herausgegebenen Werke nach. (Athen. 29 November.)

Berichtigung.

Der Redaction des Auslandes ist so eben ein Schreiben des Verfassers der „Südslawischen Wanderungen" zugekommen, worin derselbe gegen die Behauptung in Nr. 270 dieser Blätter, daß „das Buch aus verschiedenen Berichten zusammengestoppelt sey", Reclamation einlegt. Das Ausland hatte im Schlusse des vorigen und im Anfang dieses Jahres aus der Nordischen Biene vier Bruchstücke „Wanderungen an der untern Donau" aufgenommen, und war allerdings nicht wenig erstaunt, diese Bruchstücke später in dem oben citirten Werke wieder zu finden. Sie glaubte sich berechtigt, den Ausdruck „zusammengestoppelt" zu gebrauchen, weil ihr völlig unbekannt war, daß jene Artikel aus dem „Constitutionellen Blatt aus Böhmen", das ihr nur sehr sporadisch unter die Hände kommt, in die Nordische Biene übergegangen waren, so daß sie sich also einer Rückübersetzung schuldig machte, was freilich ohne die üble Gewohnheit der Nordischen Biene, keine Quellen zu nennen, unterblieben wäre. Mit dem Nachweis, daß jene Artikel zuerst in dem „Constitutionellen Blatt aus Böhmen" standen, und von dem Verfasser später erst als ein Ganzes zusammengestellt wurden, muß natürlich die Beschuldigung, daß sein Werk ein zusammengestoppeltes sey, von selbst fallen.

Die Redaction des Auslandes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 297. 12 December 1851.

Die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika.

(Revue des deux Mondes. 1 December.)

Wenn das arabische Pferd kostbar ist für die raschen, fernen Züge, wie eine Razzia sie erfordert, so nicht minder für die Freuden einer großen Jagd, wie die Stämme der Wüste sie lieben und treiben. Die Straußenjagd ist vielleicht die glänzendste dieser den Arabern so theuren aristokratischen Uebungen. Das Pferd muß dazu ganz besonders vorbereitet werden: 7 oder 8 Tage vorher gibt man ihm kein Stroh oder Gras, sondern nur Gerste, man läßt es nur einmal des Tags trinken, nämlich bei Sonnenuntergang, wo das Wasser frisch zu werden anfängt, und wascht es dann. Man läßt es jeden Tag eine lange Promenade, theils im Schritt, theils im Galopp machen, wobei man Sorge trägt, daß nichts an der bei der Straußenjagd nöthigen Ausrüstung des Pferdes fehle. Nach diesen 7 oder 8 Tagen, sagt der Araber, verschwindet der Bauch des Pferdes, während Hals, Brust und Hintertheil fleischig bleiben. Dann ist das Thier geeignet für die Jagdanstrengung. Man nennt diese Vorbereitung Teichaha. Ferner wird das Pferdgeschirr erleichtert, die Steigbügel sind viel minder schwer als gewöhnlich, der Sattelbaum sehr leicht, selbst der Zaum wird erleichtert, die Kinnkette weggelassen und durch eine Schnur über die Nase ersetzt. Die Pferde werden endlich auf allen vier Füßen beschlagen.

Die günstigste Zeit für diese Jagd ist die der großen Sonnenhitze; je höher die Temperatur ist, desto weniger hat der Strauß Kraft sich zu vertheidigen. Die Araber bestimmen diese Zeit, indem sie sagen, es sey die, wo der Mensch, wenn er aufrecht stehe, keinen längern Schatten werfe, als den einer Fußsohle. Eine solche Jagd ist wie ein wahrer Kriegszug und dauert 7 bis 8 Tage; sie fordert Vorbereitungen, über welche sich etwa zehn im Aksed, wie zu einer Razzia, vereinigte Reiter besprechen. Jeder Reiter hat einen Diener, der den Namen Semmal führt und auf einem Kamel reitet, das vier Bockshäute mit Wasser, Gerste für das Pferd, Weizenmehl (deguig), geröstetem Mehl (ruina), Datteln, einem Kochkessel (mordschem), Riemen, Nadeln und Hufeisen mit den nöthigen Nägeln trägt. Der Reiter hat bloß ein Hemd von Wolle oder Baumwolle und ein wollenes Beinkleid; er umwickelt sich den Hals mit einem Stück leichten Stoffes, das man in der Wüste Hauli nennt und welches durch den Kamelstrick um den Kopf festgehalten wird; an den Füßen hat er Sohlen, die mit Schnüren festgehalten sind, und leichte Gamaschen (trabag), dabei weder Gewehr, noch Pistolen oder Pulver; seine einzige Waffe ist ein Stab von wildem Oliven- oder Tamarindenholz, 4' bis 5' lang, und am Ende schwer gemacht. Man setzt sich erst in Marsch, wenn man von Reisenden, von einer Karawane oder besonders ausgeschickten Personen die Anwesenheit einer großen Anzahl Strauße an einem bestimmten Punkt erfahren hat. Man trifft gewöhnlich die Strauße an Orten wo es viel Gras gibt, und wo vor kurzem viel Regen gefallen ist. Die Araber behaupten, sobald die Strauße die Blitze zucken und das Gewitter irgend wo heranziehen sehen, so rennen sie dahin, möge die Entfernung auch noch so groß seyn; eine Entfernung von zehn Tagemärschen sey nichts für sie. In der Wüste sagt man von einem Menschen, der mit der Bewegung der Heerden vertraut ist, und ihnen das nöthige aufzufinden weiß: „er ist wie der Strauß; wo er den Blitz zucken sieht, da kommt er hin."

Man macht sich Morgens auf den Weg. Wenn man nach ein- oder zweitägigem Marsch an der Stelle angekommen ist, wo die Straußen sich finden sollen, und wenn man ihre Spur bemerkt, so hält man an und schlägt ein Lager. Am nächsten Morgen werden zwei Diener, völlig nackt, nur mit einem Tuch um die Lenden, auf Recognoscirung ausgeschickt; sie nehmen eine Bockshaut (schibuta), die ihnen an der Seite hängt und etwas Brod mit, und gehen, bis sie die Strauße treffen, welche sich, wie die Araber sagen, stets an hohen Orten aufstellen. Sobald sie die Strauße bemerken, legen sie sich nieder und beobachten; dann bleibt einer liegen, und der andere kehrt zu den Jägern zurück. Er hat manchmal 30, 40 bis 60 Strauße gesehen, denn es sollen Heerden (dschaliba) von dieser Stärke bestehen; zu andern Zeiten, namentlich zur Brunstzeit, stößt man nur auf 3 bis 4 Paare.

Die Reiter, von dem Mann der sie benachrichtigte, geführt, ziehen vorsichtig in der Richtung hin, wo die Strauße sich finden; je näher sie dem Hügel kommen, auf dem man die Strauße bemerkt hat, desto vorsichtiger ziehen sie, um nicht entdeckt zu werden; sind sie endlich von der letzten Erhöhung des Bodens angekommen, welche sie noch verbergen kann, so steigen sie ab, und zwei gehen kriechend vorwärts, um sich neuerdings zu versichern, ob die Strauße noch an derselben Stelle sind. Ist dieß der Fall, so läßt jeder sein Pferd mäßig trinken von dem Wasser, das die Kamele tragen, denn selten stößt man hier auf eine Stelle, wo Quellen sind. Jetzt wird da, wo angehalten wurde, alles Gepäck niedergelegt, ohne daß man einen Aufseher dabei läßt, so gewiß ist man die Stelle wieder zu finden. Jeder Reiter trägt an seiner Seite eine Schibuta. Die Diener und Kamele folgen den Spuren der Pferde; jedes Kamel trägt nur das Gerstenfutter des Pferdes, sein eigenes Futter, und Wasser für Menschen und Thiere.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Asiatische Verhältnisse.

Wie unaufrichtig die Freundschaftsversicherungen Rußlands für die Pforte sind, braucht schon lange keines Beweises mehr, man hat sie längst mit der des Wolfes für das Lamm verglichen, das er zerreissen will; aber Englands Freundschafts- und Hülfeversicherungen sind um kein Haar minder unaufrichtig. Die Engländer werden bei dem ersten Kanonenschuß, welcher fällt, Aegypten mit oder ohne Zustimmung der Pforte besetzen und „nur so lange der Friede ungestört bleibt, mag es nöthig seyn, das Nilthal in den Händen seiner jetzigen Herrscher zu lassen.“ Zur Rechtfertigung dieses Schrittes werden alle möglichen Gründe angeführt, es genügt aber der einzige, daß der Besitz für die Engländer höchst nothwendig und nützlich ist, vollkommen: „Fürs erste“ — so spricht wieder unser Bekannter aus dem United Service Journal, dessen Artikel zur Beleuchtung der Stellung Englands zum Continent, und zu Rußland insbesondere, mit dem Mai vorigen Jahrs beginnen, und noch nicht zu Ende scheinen, denn das Novemberheft von diesem Jahr hat wieder einen darauf bezüglichen Aufsatz — „können wir den raschen Austausch von Nachrichten zwischen England und unserm Reich in Asien nicht mehr entbehren. Es ist von überwiegender Wichtigkeit von allem, was am Indus oder Ganges vorgeht, von jedem Aufstand, jeder unruhigen Bewegung möglichst schnell unterrichtet zu werden. Indien ist seit vielen Jahren ruhig gewesen, aber so lange das ungeheure Mißverhältniß zwischen der einheimischen Bevölkerung und der regierenden Classe besteht, müssen wir die Mittel, um so zu sagen die Pulsschläge des Herzens von Indien zu fühlen, vollkommen in unserer Gewalt haben. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit eines umfassenden Ausbruchs in Indien nicht groß, aber häufig ereignen sich die unwahrscheinlichsten Dinge, und eine genaue Kenntniß der Ursachen zu Besorgniß, die unter den wundersamen Stämmen, welche unsere Unterthanen in Indien bilden, fast vollständig verborgen daliegen, muß den Staatsmann bestimmen, von Zeit zu Zeit sich auf das Eintreten unheilvoller Ereignisse gefaßt zu halten. Gegenwärtig wiegen sich wohl alle, welche durch den Sturz und die Verjagung der Engländer auf hohe Stellen und größere Macht hoffen, in eitlen Träumen. Manche Leute mögen wohl glauben, die Zahl solcher Planmacher in Indien sey gering, dem ist aber keineswegs also: in unserm ganzen Reiche, vom Cap Comarin bis nach Kaschmir, gibt es eine Menge unruhiger Geister, die gewohnt sind im trüben Wasser zu fischen, und welche gern morgen die Fahne des Aufstandes gegen uns erheben möchten. In jedem einheimischen Schlosse eines kriegerischen Feudalherren, an jedem kleinen Hofe, in jeder braminischen Synode, kurz allenthalben, wo die Anhänger der alten Ordnung der Dinge sich finden, bestehen auch ganz unzweifelhaft die Elemente zu Unruhen. Vieles ist allerdings dadurch geschehen, daß eine Menge dieser unruhigen Leute in unsere Dienste genommen wurde. Aber für Menschen, die an ein unregelmäßiges, räuberisches, abenteuerliches Leben gewöhnt sind, kann eine ruhige, gemessene Ordnung der Gesellschaft niemals großen Reiz haben. Bis die alte Generation von Mohamedanern und Hindus ausgestorben, und eine neue, mit andern Ideen und andern Hoffnungen an ihre Stelle getreten ist, werden ausgedehnte Verschwörungen und Aufstände in allen Theilen Indiens mehr oder minder wahrscheinlich seyn. Zudem unterhielt Rußland seit fünfzig Jahren eine mächtige Zahl von Emissären, hauptsächlich Eingeborene, die davon leben, daß sie den Samen der Unruhe ausstreuen, und dadurch daß sie den Sold für den Verrath aus der Hand von Fremden empfangen, so völlig verdorben sind, daß sie sich um die Lage ihrer Landsleute und ihres Heimathlandes gar nicht mehr kümmern.“

Das sind in kurzem so gute, wenigstens so genügende Gründe für eine Besetzung Aegyptens, daß wir einem solchen Ereigniß, sobald der Krieg ausbricht, mit Sicherheit entgegensehen können. So wenig aber dieser Schritt, wenn einmal die Friedensrücksichten wegfallen, Schwierigkeiten finden wird, so sehr werden sie sich allmählich häufen. Wir wollen es den Engländern aufs Wort glauben, daß sie die Civilisation tief hinein nach Afrika, durch Sennaar bis nach Abyssinien tragen werden; es kann für diese Länder eine Zeit aufgehen, wie unter den Ptolemäern, England mag einen Einfluß über Persien und die arabische Halbinsel ausüben, der für diese beiden Länder von unberechenbarem Vortheil wird, aber die Herrschaft über diese Länder und ihre rohen Stämme wird eine sehr kostspielige, vielleicht mannichfach verlegenheitsvolle seyn. Schon jetzt ist es sehr deutlich, daß Rußland enge Verbindungen mit mehrern arabischen Stämmen unterhält, und wahrscheinlich wird es sich beeilen, diese Stämme über Syrien und Mesopotamien loszulassen, ehe England sich Aegyptens bemächtigen kann. Das wäre (s. die Wahabiten Nr. 256 f.) die Todtenglocke für die Türkei, und ein schwerer Kampf für die Engländer, die in sehr weitläufige, von allen möglichen klimatischen und Terrainschwierigkeiten begleitete Kriege verwickelt würden. Man erwäge: Armeen in der europäischen Türkei gegen Rußland, Armeen in Kleinasien gegen Rußland, Truppen in Mesopotamien und Syrien zum Schutz gegen die arabischen Stämme, Truppen in Aegypten, um das Land in Unterwürfigkeit, und Mannschaft für unvorhergesehene Fälle in Indien in Bereitschaft zu halten, das sind Aufgaben, denen auch am Ende der englische Schatz erliegen würde, um so mehr als diese Länder samt und sonders verarmt sind, und wie ein herabgekommenes Gut die Aufwendung großer Capitalien erfordern, um sie wieder emporzubringen und ertragfähig zu machen. Hiebei wird noch die Schwierigkeit der Beherrschung so verschiedenartiger Länder gar nicht in Anschlag gebracht. Und wie stimmen solche Aussichten mit den modernen Friedenspredigten zusammen? mit den mehr oder minder deutlich formulirten Anträgen, die sämmtlichen Colonien als unnützen Plunder aufzugeben? Dennoch muß man sagen, England wird durch seine einmal in Asien gemachten Eroberungen unwiderstehlich fortgezogen zu neuen Eroberungen, und wenn im Mittelalter Venezianer und Genueser feste Punkte durch Kleinasien hindurch, in Syrien u. s. w. hatten, so muß England nach einem größern Maaßstab handeln und ganze Länder in Beschlag nehmen.

Die obige Mittheilung aus dem United Service Journal so wie ganz neuerliche Aeußerungen der Times (s. Nr. v. 4 Dec.) zeigen auch, daß Indien eine ewige Ursache der Unruhe ist, und daß hier, wie in Persien und Arabien englischer und russischer Einfluß sich befehden. In einem Lande wie Indien, wo seit 50 Jahren so viele fürstliche Höfe, so viele Militäraristokratien gefallen sind, ist es allerdings nicht anders möglich, als daß die alte Hefe unaufhörlich wieder aufgährt. Zu dem Ende ist ein Netz officieller Spione über das Land ausgebreitet, und selten entgeht ein Anschlag lange der Wachsamkeit der Engländer. Wenn aber diese glauben, daß eine spätere Generation sich fügsamer unter die fremde Herrschaft beugen werde, so ist dieß ein Irrthum, sie wird sich nicht mehr, wie die jetzige, in nutzlosen

und unfruchtbaren militärischen Verschwörungen erschöpfen, aber in anderer Weise der Regierung Schwierigkeiten bereiten. Die financielle Noth ist schon jetzt da, und der Rath der Directoren hat sich abermals, seit acht Jahren zum drittenmal, veranlaßt gesehen, die Einfuhr der fremden Waaren, wozu auch die englischen gehören, höher zu besteuern, zum großen Verdruß der Manchesterer Kaufleute, welche lebhaft dagegen remonstrirten. Seit dem Kriege mit Afghanistan sind die Finanzen nicht mehr ins Gleichgewicht gekommen, und eben jetzt wieder ist ein neuer afghanischer Krieg gerade keine Unmöglichkeit. Die Verlegung der Residenz des Generalgouverneurs von Calcutta nach Lahor ist ein sehr deutliches Zeichen, daß man der Westgränze, wo jeden Augenblick wichtige Ereignisse eintreten können, näher seyn will. Dieser Schritt sagt mehr als alles andere, indeß ist gerade über die hier auftauchenden Fragen sehr wenig zu berichten, denn die indischen Blätter sind über alles, was jenseits der nordwestlichen Gränze, d. h. im Afghanenlande und weiterhin, vorgeht, von exemplarischer Dürre, kaum daß man einige abgerissene Nachrichten darüber findet, daß Dost Mohammed sich mit den Truppen des Chans von Buchara auf dem Südufer des Oxus herumschlägt und Herat besetzen wollte, aber, wie es scheint, zu spät kam. Das ist alles. Indeß das studirte Schweigen über alle dortigen Vorgänge (was sich bei der angloindischen Presse leicht durch freundlichen Zuspruch erreichen läßt), und die nicht minder studirte und bis zur Affectation gehende Feindseligkeit gegen Dost Mohammed lassen vermuthen, daß dort Dinge vorgehen, welche man nicht erwähnt wissen will. Ein neuerliches Schreiben aus Peschawer vom 5 Oct. d. J. äußert sich in dieser Beziehung wahrhaft naiv folgendermaßen: „das Gerücht, daß irgend eine officielle Correspondenz zwischen den brittischen Localbehörden (in Peschawer) und Sirdar Mohammed Azim Chan, einem der Söhne Dost Mohammeds, der gegenwärtig in dem benachbarten afghanischen Gebiet Kurum Steuern eintreibt, stattgefunden habe, ist wahrscheinlich nicht richtig, da unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen es sich nicht mit unserer Würde verträgt, daß ein freundschaftlicher Verkehr stattfinde. Ein solcher möchte zwar nützlich seyn, sollte aber vermieden werden. Die Compagnie kann nicht mehr auf einem Fuße der Gleichheit mit dem Dost unterhandeln. Wir sind ihm noch etwas schuldig und werden ihn gehörig bezahlen, wenn je Englands Glück uns in den Stand setzt, ihn und seine grausame, gesindelhafte Truppe auf freiem Felde zu treffen, wo wir an sie kommen können; dazu ist aber der Dost zu schlau.“ Dost Mohammed hat in dem letzten Kampfe der Sikhs gegen die Engländer mit den erstern gemeinsame Sache gemacht, wahrscheinlich gegen das Versprechen, daß ihm im Falle eines günstigen Erfolgs die Provinz Peschawer wieder überlassen würde, als aber die Sikhs eine entscheidende Niederlage erlitten hatten, eilte er mit seinen Reiterschaaren aufs schnellste zurück, und entzog sich der Rache der Engländer. Wenn man sich erinnert, welche Kräfte von verschiedenen Seiten in Bewegung gesetzt wurden, um die Widerstandskraft der Sikhs zu verstärken, so ist es keine sehr willkürliche Annahme, daß Dost Mohammed wissentlich oder unwissentlich ein Werkzeug Rußlands war, das, so wie der Streich der Sikhs mißlungen, alsbald von England gegen Rußland, mindestens gegen dessen Verbündeten, den Chan von Buchara benutzt wurde, denn es ist höchst auffallend, wie der immer geldarme Dost nach dem jedenfalls kostspieligen Feldzug über den Indus plötzlich einen zweiten noch kostspieligern in entgegengesetzter Richtung beginnen konnte.

Die Engländer werden, so lange immer möglich, es vermeiden, selbst wieder nach Afghanistan zu gehen; politische, militärische und financielle Gründe müssen sie davon abhalten, aber ein verhältnißmäßig erstarktes Afghanistan wäre für sie ein großer Gewinn, und die oben erwähnten „Gerüchte“ mögen deßhalb keineswegs so ganz ohne Grund seyn. Auch an einem andern Punkte scheinen die Engländer anzuknüpfen: die Reisen einzelner Officiere nach Kaschmir und von da nach den Gränzen der chinesischen Tatarei werden immer zahlreicher, und es wäre gar nicht unmöglich, daß sie mit den Mohammedanern in Ostturkestan, um Jarkend u. s. w. Verbindungen anknüpften, und ihnen Befreiung vom chinesischen Joche versprächen. Die Verhältnisse Englands zu China sind nichts weniger als freundlich, und wer einige Jahre lang den dortigen Zuständen gefolgt ist, wird die Behauptung nicht allzu gewagt finden, daß die Russen mit China Verbindungen angeknüpft haben, deren künftige Ergebnisse nur gegen die Engländer gerichtet sind, indeß die Engländer dagegen den immer mehr anwachsenden Aufstand im Süden Chinas begünstigen. Die Chinesen sind so gut feine Diplomaten als die Europäer, und beobachten ein äußerlich freundliches Benehmen bis zum Augenblick der Entscheidung. Wir können zur Stütze dieser Behauptungen keine positiven Thatsachen anführen, aber ähnliche Vermuthungen werden auch in englischen Journalen geäußert, wie wir schon im vorigen Jahre bemerkt haben.

Wenn wir die Engländer mit so großer Consequenz das System des Schweigens über die innerasiatischen Verhältnisse durchführen sehen, so wird niemand sich wundern, daß es von Rußland noch in viel strengerer Weise geübt wird. Einige Briefe über einen Zug nach dem Ostufer des Aralsees, die sich zufälligerweise in ein polnisches Blatt verirrt haben, sind fast alles, was wir über jene Gegenden erfahren; daß die russischen Kaufleute nach Taschkend und vielleicht noch weiter gegen das chinesische Gebiet hingedrungen (s. Nr. 46), ist insofern sehr merkwürdig, als man daraus ersieht, mit welcher Sicherheit russische Kaufleute in jenen Gegenden reisen. Ein anderer Umstand, welcher Aufmerksamkeit verdient, und die umfassende Thätigkeit Rußlands nach dem Norden Persiens und den Ländern Centralasiens, im Tieflande des Oxus und Jaxartes, beweist, ist die Thätigkeit der russischen geographischen Gesellschaft (s. Nr. 114), deren Mitglieder eine große Anzahl Karten jener Länder entwarfen, Karten, die nur aus vielfachen Reisen und wiederholten trigonometrischen Messungen hervorgehen konnten. Aber über alle politisch-militärischen Schritte herrscht das tiefste Schweigen, und über alles, was auf der Linie vom Belurtag bis an die Gränze Kurdistans vorgeht, wissen wir so gut, wie nichts. An der Mündung des Attrek, in der Nähe von Astrabad, soll eine Anzahl Turkomanen die Mannschaft eines russischen Fahrzeugs niedergemacht, und Rußland deßhalb von Persien Genugthuung begehrt haben, eine Genugthuung, die das armselige Persien wahrscheinlich gar nicht geben kann. Die Sache hat nur insoweit eine Bedeutung, als das Schiff, dessen Mannschaft niedergemacht wurde, ein Kriegsschiff gewesen seyn und die Mannschaft Befestigungen angelegt haben soll, woraus dann die Absicht hervorgehen würde, Astrabad definitiv zu besetzen, und diesen Punkt, von dem mehrere Karawanenstraßen auslaufen, zum Stützpunkt ihrer weitern Bewegungen zu machen. Persien als Staat scheint so tief gesunken, daß man sich um seine Regierung kaum mehr kümmert, und was in den einzelnen Provinzen vor sich geht, wo, die Engländer vielleicht im Süden, die Russen im Norden, der fremde Einfluß sich ausbreitet, darüber kann natürlich noch weniger zur

Oeffentlichkeit gelangen. Nur eins läßt sich mit Zuversicht sagen: der Zug nach dem Jaxartes und Oxus, wie ihn die Briefe vom Aralsee schildern (s. Nr. 49), ist so großartig, mit einer solchen umsichtigen Berechnung der Verhältnisse, mit einem so klug bemessenen Zweck angelegt, daß wir von diesem billig einen Schluß auf das andere Verfahren Rußlands machen dürfen.

Rußland hat in den weiten, großentheils wüsten Räumen Centralasiens ungeheure Hindernisse zu bekämpfen, und sein Fortschreiten kann, besonders im Anfang, nur langsam seyn: sobald es sich aber definitiv am Südufer des kaspischen Meeres und am Oxus festgesetzt hat, dann sind die größten Schwierigkeiten seines Vorrückens auch überwunden. Wenn jetzt der unglückliche Alexander Burnes wieder eine Reise über Cabul nach Buchara und Persien machen könnte, er würde noch ganz andere Dinge über Rußlands Fortschreiten berichten, als er im Jahre 1831 dem Herzog von Wellington und den Directoren der ostindischen Compagnie berichtet haben soll. Da und dort taucht auch in der englischen Presse wieder die „Russophobie" auf, gleichsam schüchtern, weil man sie nach den Unfällen in Afghanistan lächerlich gemacht hat, um den Zug selbst tadeln zu können. Damals war Rußland noch weit rückwärts, und man konnte es von Chiwa noch abhalten, indem man englische Officiere hinschickte, um den Chan zu bewegen, daß er durch Auslieferung einiger russischen Gefangenen den Russen den Vorwand zu der Expedition nehme, die durch das rauhe Klima schon halb verunglückt war; jetzt ist Chiwa umgangen, und Rußland steht an den Gränzen, von wo seit sechs Jahrhunderten alle großen turanischen Eroberer über Persien und Indien hereingebrochen sind. Rußland verfolgt mit unwandelbarer Consequenz den Gang, welchen ihm Peter der Große vorgezeichnet hat; ist dieser zu rasch gegangen und sind die ersten Versuche mißglückt, so werden sie jetzt mit größern Mitteln, nicht in einzelnen abenteuerlichen Unternehmungen, sondern mit ruhiger Folgerichtigkeit und in großer Stille fortgeführt. Wären nicht in neuerer Zeit die Besorgnisse der Engländer so laut geworden, man hätte in Europa die Fortschritte nicht geahnt, oder mindestens nicht beachtet.

Eine zur Beurtheilung der ganzen Bewegung unumgängliche Frage ist: was soll mit allem dem endlich erzweckt werden? was ist daran Schein, was ist Neben- und was ist Hauptzweck? Wir nehmen nicht den mindesten Anstand, als den Hauptzweck, dem alle andern untergeordnet sind, Konstantinopel zu bezeichnen. Dahin gingen die ersten Schritte Katharina's, als man in Rußland noch hoffte, auf directem Wege zum Ziele zu gelangen, als aber in den Unterhandlungen mit Napoleon dieser den Besitz Konstantinopels entschieden verweigerte, als das unter den furchtbarsten Kämpfen mächtig herangewachsene England sein Veto einlegte, da erkannte Rußland, daß der gerade Weg nicht zum Ziele führe, daß die Frage zu sehr die Aufmerksamkeit aller Mächte errege, und von jener Zeit an datirt hauptsächlich jene mit so furchtbarer Consequenz durchgeführte Politik, die deutschen Mächte durch die Furcht vor der westlichen Revolution in seinem Bund zu erhalten und so viel möglich seinen Zwecken dienstbar zu machen, England und Frankreich, wenn irgend thunlich, in Kampf zu verwickeln und diesen Augenblick zu benützen, um seine schon lange halb todt gehetzte Beute zu ergreifen. Frankreich mit seinen schwächern Seekräften war weniger zu fürchten, obgleich es den Wünschen Rußlands gleichfalls nicht hold seyn konnte, aber England war seit dem Jahre 1825 und noch mehr seit der Schlacht von Navarin sehr auf seiner Hut. England mußte also vorzugsweise geschwächt und angegriffen werden, seine verwundbarste Seite aber war Indien; daher die „seit fünfzig Jahren in großer Anzahl in Indien unterhaltenen Emissäre." Längere Zeit gelang es, England über die asiatische Politik Rußlands zu täuschen; noch im Jahre 1831 fand Burnes sehr ungläubige Hörer, aber die Zeichen mehrten sich, Oberst Chesney schrieb seinen berühmten Bericht über die Benützung Persiens gegen Rußland zu einer Zeit, als Persien schon ganz unter russischem Einfluß stand, und was die von Rußland geförderte Thronbesteigung Mohammed Schahs nach seines Großvaters Feth Ali Tode, im Gegensatz gegen den englischen Prätendenten, an Täuschung noch übrig gelassen, das zerriß die Belagerung von Herat. Indeß darf man nicht glauben, als ob Rußland einen eigentlichen Angriff auf Indien beabsichtige, in dieser Beziehung ist die Russophobie wirklich lächerlich, aber es hat seit Jahren alle Schilderhebungen in Indien gegen England gefördert, und will es zu kostspieligen Maaßregeln an seiner Nordwestgränze treiben. Jener berühmte Zug nach Afghanistan war gewiß den Russen nicht unerwünscht, selbst zur Zeit seines Gelingens, denn er mußte die indischen Finanzen auf Jahre hinaus zerrütten. Auch jetzt noch, wo Rußland ungeheure Fortschritte in Asien gemacht hat, Fortschritte, die sich vielleicht durch eine große Erweiterung des centralasiatischen Handels bezahlen, ist gewiß kein Kriegszug gegen Indien beabsichtigt, dessen Kosten Rußland auf die Dauer nicht bestreiten könnte, aber England soll geneckt, gereizt, zu kostspieligen Gewaltschritten getrieben werden. Rußland strebt nicht nach dem Besitz Persiens, denn es weiß, daß die Kosten der Verwaltung geraume Zeit die Einkünfte übersteigen würden, aber es wird in dem elenden Persien ziemlich nach Willkür schalten, und vielleicht einen Theil seiner kriegerischen Stämme gegen England in Mesopotamien benützen. So lange England den Kampf in Asien auf allen den Punkten, wo es geneckt oder angegriffen werden kann, führen will, reibt es sich in nutzlosen Kämpfen auf; zu dieser Erkenntniß scheint es gekommen, und darum will es jetzt den Krieg in Europa selbst aufnehmen gegen den Mittelpunkt des Netzes, von dem die weitverzweigten Bewegungen auslaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die ausgewanderten Boeren in Südafrika. Unsere Leser erinnern sich wohl der Auswanderung der Boeren, ihrer Kämpfe mit den Zulahs, namentlich dem verrätherischen Dingaan, und der mitleidlosen Verfolgung durch die Engländer, welche sie in Port Natal sowohl als im Gebiet des Oranjestroms und am Vaalflusse angriffen. Aber sie haben sich behauptet, und die Engländer mußten endlich abstehen; jetzt geben sie in Folge der Verlegenheiten, in welche die Engländer durch den Kaffernkrieg gerathen sind, ein Lebenszeichen von sich, oder vielmehr ein Lebenszeichen von ihnen gelangt nach Europa. Der Kampf mit den Kaffern scheint auch das innere Land in immer größere Bewegung zu bringen, und eine Zeitlang scheint bei den Engländern die Besorgniß geherrscht zu haben, daß die ausgewanderten Boeren in ihrem gerechten Haß gegen England sich mit den eingebornen Stämmen vereinigen würden, um gegen letzteres zu ziehen. Prätorius, der noch immer an ihrer Spitze steht, schlägt eine edlere, und in ihren Endabsichten auch viel klügere Politik ein: er bietet den Engländern zur Herstellung des Friedens ein Bündniß an, und will ein gutes Einverständniß mit der englischen Regierung eröffnen. Die Engländer scheinen über diese, in den Blättern vom 5ten mitgetheilte Nachricht nicht wenig verwundert zu seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 298. 13 December 1851.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Rußland.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn die Blicke sich aber- und abermals auf Rußland richten, und man den Schleier, der auf diesem Lande liegt, zu zerreißen bemüht ist. Man will vor allem den wahren Bestand der Kräfte dieses Reichs kennen lernen, um zu beurtheilen, in wie weit es fähig ist, einen Kampf mit England aufzunehmen. Daß es zur See England nicht entfernt gewachsen sey, gibt jedermann zu, aber auf dem Lande kann es, theils für sich allein, theils durch seine Verbündeten Heere aufstellen, denen England entfernt nichts ausreichendes entgegenstellen kann. Die Hauptfrage ist aber, hat es die Mittel große Heere in weite Ferne zu senden, und an den verschiedenen Punkten, wo deren Gegenwart noth ist, zu unterhalten? Das ist eine sehr kitzliche Frage, und gewiß ist, daß man Rußland in financieller Beziehung unter- und überschätzt hat. Seine vomphaften Geldanlagen im westlichen Europa während des Jahres 1847 zeugen so wenig von einem großen Geldüberfluß als sein vorjähriges Anlehen von einem besondern Geldmangel. Zudem scheint die russische Regierung ihre financiellen Verhältnisse aus mancherlei Gründen absichtlich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen; dazu mag sie nicht bloß durch den Wunsch, Fremde nicht zu tief in ihre innern Angelegenheiten blicken zu lassen, bewogen werden, sondern auch durch die eigenthümlichen ökonomischen Verhältnisse Rußlands selbst. Die Krone besitzt in Rußland zwei Fünftheile der Leibeigenen, und man kann somit sagen, mehr als zwei Fünftheile des Grundes und Bodens, der Staat ist also vor allem der erste und bedeutendste Gutsbesitzer, und allen Wechselfällen ausgesetzt, welche ein so bedeutender, und größtentheils noch so roh angebauter Landbesitz mit sich bringt: im einen Jahr wird ungeheuer viel, im andern sehr wenig gewonnen, wie bei jeder Naturalwirthschaft hängt der Belauf der Einnahme ungemein von dem Ausfall der Ernte ab, ist also außerordentlich wechselnd, während die Ausgaben fast ständig bleiben und mindestens durchaus nicht mit dem Steigen oder Fallen der Getreidepreise sich ändern. Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß in dem einen Jahre Noth und Verlegenheit, in dem andern Ueberfluß herrscht. Die Regierung hat zwar, so viel man weiß, mit einzelnen großen Grundbesitzern und Krongutspächtern Verträge auf eine Reihe von Jahren hinaus geschlossen, wodurch ihr Bedarf an Korn und ähnlichen Dingen gesichert wird, aber dieß hilft dem Uebelstande nur in sehr geringem Maaß ab. Erwägt man dieß, so wird man die zum Theil widersprechenden, zum Theil ganz unzuverlässigen Angaben über die financiellen Hülfsmittel Rußlands sehr erklärlich finden.

Die Förderung der Landwirthschaft wird eben darum zur wichtigsten Aufgabe der russischen Regierung, denn es erwächst ihr daraus plötzlich nicht nur eine Vermehrung der Einnahmen, sondern auch eine Verminderung der Ausgaben. Die Regierung muß, wie jeder Leibherr, auf ihren Gütern die Bauern unterstützen, wenn die Ernte mißrathen ist, und dieß erfordert oft sehr bedeutende, stark in die Millionen gehende Summen. Sie möchte also die Landwirthschaft heben, so viel immer möglich, aber hier stößt sie schon auf eine der innern Schwierigkeiten ihrer Lage: die Möglichkeit eine ernstlichere Besserung der Landwirthschaft, die, wie wir aus des Barons von Ungern-Sternberg Berichten (s. Nr. 282 f. 292 f.) ersehen, zum Theil auf einer möglichst tiefen Stufe steht, liegt am Ende in der Verbesserung der Lage des Bauern, in seiner Befreiung. Es war die unglücklichste Idee, den Bauern, wie es Boris Godunow that, an den Boden zu fesseln; der Ackerbauer an und für sich ist der seßhafteste Mensch unter der Sonne, und nur besondere Umstände können ihn zum Wandern bewegen; so lange der Ackerbau von jährlich wandernden Bauern betrieben wurde, war er kaum etwas mehr als Raubbau, oder vielmehr der Bauer war kaum etwas mehr als Gesinde; hätte man die Freizügigkeit der Bauern bestehen lassen, so würde sich der Gutsbesitzer genöthigt gesehen haben, dieß Gesinde besser zu stellen, und dadurch von selbst an sich zu fesseln, ein Pachtverhältniß mit immer noch sehr großer Abhängigkeit wäre die natürliche Folge gewesen; indem man das Gesinde an den Herrn, nicht an den Boden fesselte, machte man es zum Sklaven, nicht zum Leibeigenen im ehemaligen deutschen Sinne, der immer noch einer sehr bedeutenden persönlichen Freiheit genoß. Dadurch wurde die natürliche Entwicklung des Ackerbaues, welcher durchaus erfordert, daß der welcher den Boden baut, ein bleibendes und großes Interesse an dem Boden habe, unterbrochen; es war nicht mehr der natürliche Antrieb des eigenen Vortheils, von dem die Förderung des Ackerbaues abhing, sondern das Wissen, die Fähigkeit des Besitzers, des Herrn, und dieser Herr war meist nicht minder roh als seine Leibeigenen, und ließ es deßhalb beim Alten, Hergebrachten. In den Ostseeprovinzen herrscht mehr Intelligenz, darum weiß man besser zu arbeiten, und Baron Ungern-Sternberg hebt es heraus, daß in den Gouv. Witebsk, Smolensk u. s. w. kein anderes ja ein besseres Wetter gewesen sey als in den Ostseeländern, und daß letztere dennoch eine sehr gute mittelmäßige Ernte gemacht hätten, während in den genannten innern Gouvernements fast eine Mißernte statt hatte. Auf der andern Seite sieht man mitten in sonst sehr tief stehenden

Gouvernements wieder einzelne Güter als wahre Oasen aus der umliegenden Wüste hervorragen, aus keinem andern Grunde, als weil der Besitzer Geist, Thätigkeit und Intelligenz genug hat, seine Güter vernünftiger zu bewirthschaften. Daran nahmen dann seine Bauern Antheil, ohne daß er gerade nöthig hat, ihnen besondere Rechte zu verleihen.

Ein durch Intelligenz hoch getriebener Landbau ist aber in einem jeden Lande, und namentlich in einem noch so rohen, wie Rußland, immer eine ziemlich seltene Ausnahme, nur der Sporn des eigenen Vortheils treibt gehörig vorwärts und schärft den Sinn, dazu aber müßte die rechtliche Stellung der Bauern eine andere seyn als sie ist. Das erkennt auch die kaiserliche Regierung, aber die Hände sind ihr mannichfach gebunden, denn mit jedem Schritt auf dem Wege zur Befreiung des Bauernstandes greift sie nicht nur in den Besitzstand des Adels ein, sondern macht auch eine unabhängige Stellung der Bauern auf ihren eigenen Gütern durchaus nöthig. Das ist aber noch bei weitem nicht alles: die Regierung hat es mit noch viel materiellern Schwierigkeiten zu thun. Seitdem die „Entlassung der Bauern auf Obrok“ aufkam, d. h. sobald man ihnen gestattete ihren Unterhalt und das ihnen abgeforderte Kopfgeld an beliebigem Orte durch Taglohn oder sonstige Arbeit zu erwerben, hat der gemeine Russe diese gewährte Freiheit in großem Umfange und zu nicht unbedeutender Benachtheiligung des Ackerbaues benützt, weil er das oft freudlose und zwangvolle Leben im Dorfe mit der persönlichen Freiheit des Herumstreifens vertauschte. Das „auf Obrok Entlassen“ verträgt sich kaum mit der Festung der Leibeigenen an den Boden, und man sieht hier, daß der Bauer durch Godunow nicht, wie man sagte, an den Boden, sondern nur an den Herrn gefestet wurde. Die neuere Entwicklung des beweglichen Vermögens, der Industrie und Gewerbe, mußte dem Landbau, welchem ohnehin schon durch die Conscription die Hände entzogen wurden, wesentlich schaden, während auf der andern Seite das baare Einkommen von Tausenden von Adeligen vorzugsweise auf diesem „Entlassen auf Obrok“ beruht. Man stößt also auf den entschiedensten Widerstand des Adels, wenn man an diese Leibeigenschaft rühren will — denn mit Ausnahme einer nicht sehr bedeutenden Zahl von großen Grundeigenthümern wäre der Adel ruinirt — und man müßte, sobald man die neue industrielle Entwicklung des Staats zu ihren Consequenzen verfolgen will, den Bürgerstand und den Kronbauern ganz andere Rechte verwilligen als sie jetzt besitzen.[1] Diese Consequenzen will aber die Regierung nicht, und sie setzt sich eben dadurch mit sich selbst in Widerspruch: der Industrialismus, dieser Ausdruck des beweglichen Vermögens, muß, um zu gedeihen, eine gewisse Sicherheit haben, nicht, wie wir Eingangs bemerkten, jene rohe materielle, daß man nicht gewaltsam beraubt wird, sondern diejenige Sicherheit, daß die Regierung nicht willkürlich in den Gang der Industrie- und Handelsverhältnisse eingreift, daß der Staats- und Privatcredit stets und unter allen Umständen geachtet wird. Das sind Dinge, welche die russische Regierung wohl möglichst aus Klugheit und Gnade gewähren, aber nicht rechtlich versichern will, denn ihre politische Lage kann sie jeden Augenblick nöthigen in die Eigenthums- und Creditverhältnisse einen willkürlichen Griff zu thun; sie kann es nicht wagen den Adel tödlich zu verletzen, wenn sie nicht eine andere Partei gänzlich für sich gewinnen kann; letzteres wagt sie aus eigenen Besorgnissen nicht, und so muß sie auch ersteres unterlassen.

[1] S. über diese Verhältnisse „Rußland und die Gegenwart“ Bd. I. p. 289—299, wo sie umständlicher und sehr scharf entwickelt sind.

Der Verfasser von „Rußland und die Gegenwart“ hat die Art von Sackgasse, in welche die Regierung hineingerathen ist, mit sehr scharfen Zügen geschildert in dem letzten Capitel des ersten Bandes, welches den Titel führt: „Volk, Stände und Staat.“ Hier interessirt uns vorzüglich der Umstand, daß die Macht Rußlands, die Größe und Sicherheit seiner Hülfsquellen hauptsächlich auf der Entwicklung seines Ackerbaues beruhen, weil der Staat weitaus der größte Grundbesitzer ist. Dieser Umstand bildet einen merkwürdigen und sehr bezeichnenden Gegensatz zu den Staaten Westeuropa's, wo seit einer Reihe von Jahren der Staat gerade aller Selbstverwaltung sich zu entkleiden sucht, wo die Domainen, namentlich in den größern Staaten, nur noch einen kleinen Theil des Staatseinkommens bilden, und ihre Beibehaltung der Gegenstand vieler und nicht unbegründeter Angriffe geworden ist. Man kann in gewisser Beziehung sagen, daß Rußland seit anderthalb Jahrhunderten den nationalökonomischen Entwicklungsgang Westeuropa's, der hier sechs bis acht Jahrhunderte einnahm, wie in einem Treibhaus durchmacht: es ist jetzt auf dem Punkte angekommen, wo in Deutschland die großen fürstlichen Familien den kleinen Adel nach und nach auskauften, und in die übernommenen Güter ihre Amtleute hinsetzten; so steht jetzt, was den Güterbesitz betrifft, die russische Krone dem adeligen Güterbesitz gegenüber. Die großen, reichen Familien können den ökonomischen Veränderungen, die sich oft ziemlich rasch folgen, widerstehen, die kleinern gehen zu Grunde. Der Staat vermehrt fortwährend sein Besitzthum, der besitzlose Adel, ohnehin durch den Rang- (Tschin) Adel stark angewachsen, nimmt immer mehr zu, und bringt eine *gewisse Unruhe* in die Gesellschaft, da er sich, ohne von der Regierung im Militär oder Civil angestellt zu seyn, in der Gesellschaft, in welcher er geboren und erzogen ist, nicht behaupten, und doch auch nicht in die der Kleinbürger treten kann, mit der ihm alle Anknüpfungspunkte fehlen. Der oben genannte Verfasser schildert dieß sehr treffend in folgender Weise: „Das adelige Proletariat ist der Träger jener Bildung, welche seit Elisabeth in immer steigenden Progressionen und immer anders gestalteten Formen in Rußland heimisch wurde, und welche das heutige Regierungsprincip wieder ungeschehen machen will. Ohne die Möglichkeit ihrer freien Kundgebung, ohne wirkliche Geschäfte, umschwärmt vom militärisch-taktirenden Räderwerk der Regierungsmaschine, umblitzt von den Bajonetten und Säbeln der Regierungsgewalt, von oben herab verdächtigt als revolutionäre Franzosen, von unten her geschmäht als russenfeindliche Ausländer, müssen die Träger dieser Bildung, die Mitglieder dieses adeligen Proletariats nothwendig eine ungeheure Masse von Leidenschaften und Mißstimmungen in sich aufnehmen, ebenso nothwendig eine Menge von Kräften in sich ausbilden, welche der Mangel eines Wirkungskreises in ewiger Gährung und innerlichem Widerstreit durch einander bewegt.“

Rußland hat also auch seine revolutionäre oder richtiger gesagt, mit ihrer Stellung und ihren Aussichten höchst unzufriedenen Classen, blinde Haufen in dem Fabrik- und ländlichen Proletariat, bewußte Menschen in seinen adeligen Proletariern. Natürlich richtet sich die Schärfe des Polizeischwerts hauptsächlich gegen diese, und trifft nicht immer sehr schuldige Häupter. Der „Verfasser von „Rußland und die Gegenwart“ glaubt, daß man die Bedeutung der Verschwörung von 1825 überschätzt habe, indeß kam es doch damals wenigstens zum Aufstand, und Pestel war nichts weniger als ein gemeiner Kopf, aber die Verschwörung des Jahres 1849, die im Anfang des Jahres 1850 in den Zeitungen verkündet wurde, scheint trotz der harten Bestrafungen

von sehr schwachem Gehalt gewesen zu seyn. Es ist uns darüber eine Mittheilung zugekommen, die wir theils ihres feindseligen Tones, theils wegen Mangels an thatsächlichen Beweisen nicht mittheilen können, aus der wir aber nachstehende Stelle als bezeichnend ausheben. „Trotz der Niedersetzung einer Commission, deren Zusammensetzung nicht für Milde zeugte, glaubten selbst diejenigen, die öffentlich am strengsten über das unbesonnene Benehmen der jungen Leute, welche die bestehenden Mißbräuche zu tadeln gewagt hatten, sich aussprachen, daß alles mit der Verweisung der meisten Schuldigen in entlegene Städte, wo sie unter Polizeiaufsicht gestellt würden, sich endigen werde; die Compromittirtesten, sagte man, würden höchstens nach dem Kaukasus geschickt, um dort gegen die Tscherkessen zu fechten; aber alles täuschte sich in seiner Erwartung, selbst die entschiedensten Anhänger der Regierung, welche die meisten Angeschuldigten für unvorsichtige junge Leute hielten, die höchstens eine väterliche Züchtigung verdienten. Wie groß war nicht die Bestürzung, als man dieß seltsame Tribunal ein Todesurtheil gegen 21 Personen aussprechen sah, nicht bloß gegen die, „welchen die Richter den Plan zuschrieben, Rußland in politischer und religiöser Hinsicht revolutioniren zu wollen", sondern selbst gegen diejenigen, welche nach dem Inhalt des Richterspruches „bloß schuldig waren, in ihren Wohnungen Gespräche gegen die Religion und die obersten Behörden geführt zu haben, und stark im Verdacht standen, beleidigende Aeußerungen gegen die geheiligte Person des Czaren gemacht zu haben." Zwei der Angeklagten wurden minder schuldig befunden, der eine kam ins Irrenhaus, der andere in eine Festung. Unter den 23 Angeklagten hatten die meisten eine günstige Stellung in der Gesellschaft: mehrere hatten nicht unbedeutendes Vermögen, einer derselben 10,000 R. S. Einkünfte, zehn waren Beamte, vier Officiere der kaiserlichen Garde, vier andere hatten früher gedient, zwei waren Studenten, zwei waren Adelige, ohne jedoch gedient zu haben, und nur ein einziger war ein Bürger, der eine Tabakshandlung hielt."

Einige weiter angeführte Umstände — unter andern die große Jugend des einen Angeklagten — lassen stark vermuthen, daß die Schuld derselben unmöglich bedeutend seyn konnte, und man muß daraus schließen, daß die Polizei bereits auf den fatalen Standpunkt gekommen ist, wo sie Schuldige finden will, um sich wichtig zu machen, ja daß zwei Polizeien sich darin den Rang abzulaufen suchen. Rußland kann die hier bezeichnete Classe von Menschen nicht so leicht los werden, sie liegen in seiner Entwicklung; es kann nicht allen Beschäftigung geben, und die Mitglieder der angeblichen Verschwörung von 1849 waren noch überdieß großentheils Angestellte. Der Widerstreit der Gesellschaft mit dem herrschenden Staatssystem wird also fortdauern, und muß nothwendig ein schwächendes Element werden, da man sich genöthigt glaubt, unaufhörlich gegen geheime Angriffe auf der Hut zu seyn; die geistige Entwicklung, die Rußland vor allem nöthig hätte, wird dadurch zurückgehalten, wie die Entwicklung des Landbaues durch die Schwierigkeiten, welche der Emancipation entgegenstehen. Bei aller Macht wird darum Rußland ein verhältnißmäßig schwacher Staat bleiben, weil es eine Menge nützlicher Kräfte in unnützem Dienst vergeudet, und andere nicht zur Entwicklung kommen läßt. Unterrichtete Personen sind darum der Ansicht, daß die jetzigen innern Zustände Rußlands nicht mehr lange halten und gewiß einer Umgestaltung entgegengehen, sobald ein Ereigniß eintritt, das nach dem Laufe der Natur nicht mehr lange ausbleiben kann.

Wenn aber auch bedeutende Veränderungen im Innern Rußlands vorgehen, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß dadurch die äußere Politik sonderlich afficirt werde. Peter der Große hat seine in den Hauptzügen noch immer befolgte Politik nicht bloß seinen persönlichen Nachfolgern, sondern seinem Volke, wenigstens der herrschenden Classe desselben, hinterlassen, und diese weiß zu gut, welche Folgen eine Veränderung nach sich ziehen müßte. Diese Politik ist gegen Süden, Südwesten und Westen seit 150 Jahren aggressiv gewesen, und wenn dieser Charakter an einem Orte freiwillig aufgegeben würde, so müßte er an den andern gezwungen aufgegeben werden. Die Nachrichten von den Unruhen im Westen im Jahre 1848 haben einen starken Eindruck im Osten gemacht, und Rußland hat kaum eine Wahl mehr: es muß seine Plane durchsetzen oder in seine alten Gränzen zurückweichen. England ist fast in ähnlicher Lage, und man kann die Eröffnung des Ueberlandweges, der in England einst so große Freude machte, und den man nicht mehr fahren lassen kann, fast für ein Dejanirageschenk des Schicksals halten: so lange England bloß zur See ums Cap herum die Verbindung mit Indien unterhielt, war letzteres ein fernes Land, dessen Erhaltung Europa nicht direct berührte, jetzt aber, wo die Verbindungslinie durch die ganze Länge des Mittelmeers hindurch und über Aegypten läuft, jetzt ist die asiatische und europäische Frage untrennbar verbunden, und sie werden und müssen mit einander gelöst werden. Die Ausdehnung der Operationslinie Englands ist ein wahres Unglück für dasselbe, denn da es diese nicht auf allen Punkten, wo sie angegriffen werden kann, zu vertheidigen vermag, so ist es eben dadurch genöthigt zum Kriege zu treiben, weil es den Sitz des Uebels erreichen und nicht ewig gegen Symptome ankämpfen kann. Das United Service Journal hat ganz Recht, die Aufgabe, welche England hat, wird mit jedem Tag schwieriger, mit jedem Tag wird es mehr vom Continent verdrängt, und die Mittel, Rußland zu erreichen, werden schwieriger. Welche große Schritte hatte nicht Rußland im J. 1847 gemacht, wo es bereits mit Frankreich in offenkundigem Bund war; die Revolution, an welcher bis zu einem gewissen Grade England nicht schuldlos seyn mochte, trennte wieder die Geschicke Rußlands und Frankreichs, und minderte die Besorgnisse Englands, aber der Name Napoleons bedeutet Feindschaft gegen England, und die in ihrem Tact sehr sichere öffentliche Stimme hat zu wiederholtenmalen den Präsidenten Ludwig Napoleon als ein Werkzeug in den Händen Rußlands bezeichnet. Nach der alten juridischen Frage: cui bono? kann man nicht in Abrede stellen, daß das Bestreben Ludwig Napoleons sich in Frankreich festzusetzen, von Rußland gutgeheißen und unterstützt wurde. Die Gutheißung ist vor Jahren fast officiell geschehen. Ludwig Napoleons Herrschaft in Frankreich bricht das Gleichgewicht in Europa und neigt das Uebergewicht entschieden auf Seite der östlichen Allianz. Das ist die große Bedeutung des französischen Ereignisses, für Frankreich selbst ist es nur eine Phase, aber freilich eine traurige Phase seiner Entwicklung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika.

(Schluß.)

Hat man den Standort der Strauße gut ins Auge gefaßt, so beräth man sich: die zehn Reiter trennen sich und bilden einen Kreis von bedeutendem Durchmesser, um nicht bemerkt zu werden, denn der Strauß hat ein scharfes Gesicht. Die Diener warten, wo die Reiter sich getrennt haben, und diese rücken, sobald sie an ihren Posten angelangt sind, gerade vor. Die Strauße fliehen

voll Schrecken, aber sie stoßen auf die Reiter, die fürs erste sie bloß in den Kreis zurücktreiben. Der Strauß fängt nun an, in einem raschen Laufe sich zu erschöpfen, denn sobald er überrascht ist, spart er seine Luft nicht. Unaufhörlich sucht er aus dem Kreis zu entkommen, und stets kehrt er erschreckt vor den Reitern zurück. Beim ersten Zeichen von Mattigkeit jagen nun die Jäger auf sie los. Hierauf zerstreut sich die Heerde, und man sieht die geschwächten Strauße die Flügel öffnen; dieß ist das Zeichen großer Mattigkeit; die Reiter, ihrer Beute jetzt sicher, hemmen den raschen Lauf ihrer Pferde; jeder Reiter sucht sich nun einen Strauß heraus, jagt ihm nach, erreicht ihn von hinten oder von der Seite, und versetzt ihm mit dem oben erwähnten Stab einen Schlag auf den Kopf. Dieser ist kahl und sehr empfindlich; die andern Theile des Körpers würden mehr Widerstand leisten. Ist der Strauß tüchtig getroffen, so fällt er, und der Reiter steigt eilig ab, um ihn bluten zu lassen, wobei er die Kehle abseits hält, damit das Blut nicht die Flügel beschmutze. Das Straußmännchen (delim) stößt, wenn man es bluten läßt, namentlich vor seinen Jungen, ein klägliches Geschrei aus, das Weibchen (römda) bleibt stumm. Wenn der Strauß nahezu vom Reiter schon erreicht ist, so sind seine Kräfte bereits so erschöpft, daß der Jäger, wenn er ihn nicht tödten will, ihm vermittelst seines Stabs die Richtung geben und ihn führen kann, denn derselbe vermag kaum zu gehen.

Sobald man den Strauß hat verbluten lassen, so streift man ihm das Fell ab, mit möglichster Vorsicht, um die Federn nicht zu verderben, dann breitet man die Haut auf einem Baum oder auf dem Pferde aus. Die Kamele kommen an, und man bestreut nun das Innere der Haut stark mit Salz. Die Diener zünden Feuer an, stellen die Töpfe auf, und lassen das Fett des Thiers bei starkem Feuer lang kochen. Wenn es sehr flüssig geworden ist, gießt man es in eine Art Schlauch aus der Haut des Schenkels, an dem der untere Theil noch fest sitzt; in jedem andern Gefäß würde es verderben. Das Fett eines tüchtigen Straußes soll die beiden Beine füllen. Wenn der Strauß brütet, ist er sehr mager, und das Fett füllt dann bei weitem die beiden Beine nicht; man jagt ihn dann bloß um der Federn willen. Das übrige Fleisch wird von den Jägern verzehrt, die es mit Pfeffer und Mehl gewürzt essen.

Die Diener lassen inzwischen die Pferde trinken, und geben ihnen Gerste. Alles hat ausgeruht, und man beeilt sich nun, wie groß auch die Ermüdung der Jagd seyn mag, nach dem Platz zurückzukehren, wo man das Gepäck gelassen hat. Man bleibt hier 48 Stunden, um die Pferde ruhen zu lassen. Während dieser Zeit werden sie sorgfältigst gepflegt und dann kehrt man nach den Zelten zurück. Zuweilen schickt man den Ertrag der Jagd in den Duar, von wo die Diener Lebensmittel zurückbringen, neue Erkundigungen werden eingezogen und die Jagd beginnt abermals.

Das Fett der Strauße wird zur Bereitung der Nahrungsmittel, z. B. des Kuskussu, verwendet; auch ißt man es mit Brod. Die Araber bedienen sich desselben auch als Heilmittel in vielen Krankheiten: beim Fieber macht man aus diesem Fett und Brodkrume eine Art Paste, und gibt sie dem Kranken, der an diesem Tag nicht trinken darf; bei Kreuzschmerzen und Rheumatismen reibt man den leidenden Theil damit, bis er davon durchdrungen ist; dann legt sich der Kranke in den glühenden Sand, wobei er den Kopf sorgfältig einhüllt, ein starker Schweiß stellt sich ein, und die Heilung ist vollständig. Bei Gallenkrankheiten wird Straußenfett leicht erhitzt, so daß es wie Oel wird, dann etwas gesalzen und als Trank gegeben. Es erzeugt übermäßig starke Ausleerungen, so daß der Kranke außerordentlich mager wird. „Der Kranke wird von allem was er schlimmes im Körper hat, befreit, gewinnt wieder eine eiserne Gesundheit, und — dieß gränzt an das Wunderbare — erhält ein vortreffliches Gesicht.“ Man verkauft Straußenfett auf dem Markte, und die Reichen legen Vorräthe an, um den Armen davon als Heilmittel zu geben. Uebrigens ist es nicht theuer, denn man gibt einen Topf Straußenfett gegen nur drei Töpfe Butter.

Die Federn werden in den Ksurs verkauft, zu Tuggurt, Laghuat, und bei den Beni Mzab,[1] die zur Zeit des Kornankaufs die Straußenfedern bis ins Ufergebiet bringen. Bei den Uled Sidi Schikh kostet die Haut eines Männchens 5 bis 6 Duros (spanische Piaster), die eines Weibchens 2 bis 3. Ehe die Franzosen in die Sahara kamen, benützte man die Straußenfedern bloß, um die Zeltspitze oder die Strohhüte damit zu zieren.

Die Straußenjagd hat für den Araber den doppelten Reiz des Vergnügens und des Vortheils; es ist eine bei den Reitern der Sahara sehr beliebte Uebung, aber auch ein gewinnbringendes Unternehmen; der Preis der Federn und des Fetts ersetzt die Kosten reichlich. Trotz der mannichfachen Ausrüstung, die man zur Unternehmung einer Straußenjagd nothwendig hat, kann nicht bloß der Reiche sie ausführen; der Arme findet Mittel sich den Straußenjägern anzuschließen, und kann bei den Reichen Pferde, Kamele und zwei Drittheile der nöthigen Lebensmittel entlehnen, der Ertrag der Jagd wird dann aber auch in gleichem Verhältnisse getheilt.

Ueber die Götter „Amenti“ bei den Aegyptiern. Hr. Pettigrew, der durch seine zahlreichen Mumienaufrollungen sehr bekannt, fast berufen ist, hatte schon im J. 1837 eine Mumie entrollt, und in Folge der in derselben gemachten Entdeckungen behauptet, daß hier die von den Aegyptiern als unter der Herrschaft besonderer Gottheiten stehenden Theile des menschlichen Körpers besonders angedeutet gewesen seyen. Am 23 Mai d. J. entrollte er abermals eine Mumie, wo er einige Gegenstände entdeckte, welche seine früheren Vermuthungen bestätigten. Die Aegyptier sollen die verschiedenen Theile des Körpers, deren sie nicht weniger als 36 annehmen, als unter der Aufsicht von Göttern, die über die dreifache Theilung der 12 Zeichen wachten, stehend betrachtet haben. Origenes sagt uns, daß diese Götter bei der Heilung besonderer Krankheiten angerufen wurden. Danach entwarf Champollion einen Plan anatomischer Theologie, die er aus dem großen Todtenbuch entnahm. Die Amenti-Götter, die in der im J. 1837 geöffneten Mumie gefunden wurden, befanden sich bei den Theilen des menschlichen Körpers, der eine war mit den kleinen Eingeweiden zusammengebunden, ein anderer mit der Leber und Gallenblase, ein dritter mit Herz und Lunge. Diese Gottheiten sah man auf Papyrusstücken und auf Bojen mit Bandagen in der Hand, welche das ihnen bei dem Einbalsamiren zustehende Amt typisch bezeichneten. Unter den Figuren, welche in der dieß Jahr entrollten Mumie aufgefunden wurden, befand sich der Vogel Benno, der im Rang gleich nach dem Ibis kommt, und bei den Aegyptologen als das Symbol des Osiris, des Richters der Amenti, gilt. In der im J. 1837 enthüllten Mumie waren die Götterbilder der Amenti in die verschiedenen Theile des Körpers eingeschlagen, in der dieß Jahr entrollten Mumie lagen sie lose auf den Bandagen, welche die Eingeweide enthielten. (Liter. Gaz. 6 December.)

---

[1] Diese bilden eine mächtige Conföderation, die mitten unter den andern Bevölkerungen der Sahara eine besondere Nation ausmacht; sie zählen sieben bedeutende Städte, deren wichtigste Gardeia ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12 zum Monat December.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 299. 15 December 1851.

Die Kru's.

(Aus den Mittheilungen des Missionärs Connelly.)

Vor reichlich sechs Menschenaltern, nämlich vor 200 oder 250 Jahren, kamen einige von dem 200 bis 300 (engl.) Meilen Binnenlands wohnenden Negervolk Claho, dem Poor-River folgend, hinab zum Seestrande und lernten den Werth des Salzes kennen. Sie begannen erst eine Niederlassung zu Bassa und zogen nachgehends nach Litle Kru, ganz nahe bei Settra Kru. Etliche von den Stämmen aus dem Innern kamen mit ihren verschiedenen Königen, schlossen sich ihnen an und vereinigten sich unter eine einzige Regierung in den fünf Orten Little Kru, Settra Kru, Kru-bar, Nana-Kru und King Will's Town. Weiland zur Zeit des portugiesischen Sklavenhandels unterstützten diese Völker die Sklavenschiffe, und sie behaupten, es sey ein Vertrag oder Uebereinkunft zwischen ihnen und den Portugiesen und andern Sklavenhändlern gewesen, daß sie von Sklaverei verschont bleiben und erkannt seyn sollten an einem schwarzen Merkzeichen auf Stirn und Nase, welches noch immer unter ihnen allgemein ist, deßgleichen ihre Freiheit von Sklaverei. Ferner heißt es, der Name Krumen sey bloß eine Corruption der Benennung Crewmen (Schiffsvolksmänner), in Folge ihrer gewöhnlichen Beschäftigung mit Schiffen, welche die afrikanische Küste besuchten. Polygamie herrscht stark unter ihnen und Sklaverei bis zu einem gewissen Grade. Diese Sklaven kauft man hier bloß von andern Stämmen und verkauft sie nie an Fremde oder an irgend welche, die nicht zum Kru-Stamm gehören.

Ihr Hausgeräth besteht meistens aus einigem Kochgeschirr, der Fußboden dient als Bett, Tisch und Stühle, und ihr Kissen ist ein rundes hölzernes Scheit. Ihre Kleidung ist ein um die Lenden gewickeltes Stück Zeug. Ihre religiöse Andacht ist ein abergläubisches Stieren nach dem Neumond und ein Fest am ersten Tage des Mondes, das die Häuptlinge unter sich halten, nebst andächtigen Gängen in einem Dickicht, genannt Teufels-Busch. Sie bauen auf Amuletten und Grigris zu ihrem Schutz und Widerstand. Tod und Krankheit sieht das Volk der Krus für Wirkungen von Zauberei an, und sie brauchen Aerzte, auf deren Aussage sie sich verlassen, zur Bezeichnung derjenigen Person, welche diese Uebel durch Zauberkraft verursacht hat. Die des Verbrechens der Zauberei schuldig erfundene Person wird von dem Militärkönig verhaftet und zur Saffyholz-Ordalie verurtheilt. Die Rinde des Saffyholzes ist stark narkotisch. Die verurtheilte Person wird gezwungen einen mächtigen Absud davon zu trinken, und wenn sie ihn getrunken hat, geht sie hin und her und schreit aus: „bin ich ein Zauberer?" „Bin ich ein Zauberer?" während einer von den Scharfrichtern hinter ihr geht und antwortet „du bist ein Zauberer, du bist ein Zauberer," und dieß dauert, bis entweder der Verurtheilte das Gift aus seinem Magen stößt, da er dann für unschuldig erklärt wird, oder bis es abführend wirkt, in welchem Fall er für schuldig erklärt und gezwungen wird, mehr von dem Decoct zu nehmen, und noch andern Grausamkeiten ausgesetzt ist, welche seinen schleunigen Tod herbeiführen. Wird er für unschuldig erklärt, so ist große Freude und Siegeswonne unter den Freunden des Angeklagten, welche mit Tanz, Gesang und Flintenschüssen durch den Ort marschiren, und der Hexenmeister läßt seine Gebühr denen, die seine Dienste benutzt. Wir vermuthen, daß alljährlich Tausende von Afrikanern durch diese Saffyholz-Superstition umkommen.

Die Regierung bei den Stämmen, welche sich zur Bildung des Kru-Volks vereinigten, war wohl anfangs eine patriarchaliche, gegenwärtig aber ist sie eine sich selbst fortsetzende Oligarchie, obgleich einer von den Häuptlingen den Titel König führt, und ein anderer den eines Gouverneurs. Die Zahl der Anführer oder Aristokratie beläuft sich auf 12 bis 15, die zum Zeichen ihrer Gewalt einen eisernen Ring um das Bein tragen. Der König hält sein Amt erblich, und das des Gouverneurs ist seiner Familie durch frühere Dienste gesichert, die seine Vorfahren bei Eroberung des Landes geleistet. Der Militärkönig wird von den Häuptlingen auf unbestimmte Zeit gewählt, ist General und commandirender Officier im Kriege, und verhaftet und executirt die zum Trinken des Saffyholzes Verurtheilten. Ein solches Amt ist ein erwünschtes, da dieser Beamte Anspruch machen kann auf eine anständige Einnahme für jede Verhaftung und Dienstleistung. Außer diesen Beamten und ihren Assistenten gibt es noch 6 bis 8 Obmänner, welche Palavermänner heißen und mit den eben erwähnten das General-Conseil der Nation ausmachen. Jeder Stamm, der sich der Bildung des Kru-Volks anschloß, brachte seinen eigenen König, und die Familien dieser Könige kommen nach einander zu der Königswürde.

Die leitenden Motive des Kru-Volks sind Sinnlichkeit und Eitelkeit. Die auf Schiffen an der Küste beschäftigten und von Handelsleuten an Bord als Factoren angestellten Leute sind strebsam und fleißig, aber auf den Plantagen und in ihren Orten sind die Mannsleute müßig und die Weiber thun die meiste Arbeit. Die Männer bauen die Häuser und räumen die Plantagen auf, aber die Weiber pflanzen, hüten, cultiviren, ernten und stampfen den Reis, hauen und bringen auch das Holz und verrichten alle Arbeit im Hause. Die Weiber essen selten mit den Männern, ausgenommen die vornehmste oder Lieblingsfrau eines Mannes, die für die Küche sorgt und erst die Speise kostet, ehe

er sie nimmt. Die Vielweiberei verursacht Eifersucht und Gezänk unter den Frauen. Alle rechtmäßigen Frauen werden gekauft, während sie noch Kinder sind, und wenn sie ein passendes Alter erreicht, werden sie ihren Männern zugesellt.

Die Kruweiber, vor allen die alten und zu anderer Arbeit unfähigen, sind unaufhörlich und emsig mit Salzsieden aus Seewasser beschäftigt, und dieß ist ein Hauptartikel des Handels mit den Stämmen im Binnenlande. Die Familienhäupter oder Chefs halten sich junge Männer, welche, wenn auch 30 bis 40 Jahre alt, ebenso unter ihrem Rath und Einfluß stehen, wie Mündel unter ihren Vormündern. Diese jungen Männer pflegen nach verschiedenen Gegenden der Küste zu verreisen, von Sierra Leone bis Cap Coast oder selbst bis nach Fernando Po, und jede Gruppe von 10 bis 12 Personen wählt sich einen zum Führer, der die Verdingungen und Verbindlichkeiten für sie übernimmt. Haben sie sich nun so viel Geld als möglich durch Arbeit verdient, so kehren sie, nachdem sie ein halbes bis zwei oder drei Jahr in der Fremde gewesen, nach der Heimath zurück, wo dann das auf diese Art erworbene Eigenthum unter die Familien dieser jungen Männer nach dem Gutdünken des Vormunds vertheilt wird, von dem man erwartet, daß er jedem einzelnen von diesen Jünglingen eine Frau kaufe, sobald er ihre Arbeiten für hinreichend hält, eine zu verdienen. Die Wichtigkeit und Bedeutung eines Mannes unter den Krus hängt viel von der Anzahl seiner Weiber und Ochsen ab, da diese die Hauptrhabe des Landes ausmachen.

Die presbyterianische Mission unter den Krus ist ungefähr acht Jahre alt. Es ist immer in Verbindung mit der Mission ein Alumneum (Kostschule) gewesen, wo Kinder Kost, Kleidung und Unterricht frei erhalten. Drei Jahre lang hatte diese Schule durchschnittlich 60 Schüler, aber die letzten fünf Jahre ist sie in Abnahme gewesen, und hat im Durchschnitte nur 25. In dieser Schule haben gegen 300 Kinder verständlich lesen, viele auch schreiben gelernt, und es sind alle in den Lehren der christlichen Religion unterrichtet worden.

Was den Einfluß der Mission betrifft, so sind wir versichert, daß dieselbe die mächtige Wirkung gehabt hat, vom Laster zurückzuhalten, und diejenigen die es lieb gewonnen, zu veranlassen, es so viel als möglich zu verbergen; wir sind aber nicht überzeugt, daß irgend welche wahrhaft fromm geworden sind, obgleich wir fest glauben, daß der durch diese Mission unter den Krus gepflanzte Saame der göttlichen Wahrheit endlich große und heilsame Folgen aufweisen wird.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Frankreich.

In dem „Mittelpunkt der Civilisation", wie die Franzosen Paris so gerne nennen, sind wiederum Dinge eingetreten, die den Unbefangenen fast an der Wahrheit dieses französischen Dogma's zweifeln lassen. In der politischen oder vielmehr kannegießernden Welt, die sich allgemach zum Schlaf anschickte, weil eine so große Stille, obwohl augenscheinlich eine Stille vor dem Sturm, eingetreten war, hat das Ereigniß wie ein Blitz eingeschlagen, und die halb oder ganz Schlafenden aufgeweckt. Es machen sich jetzt manche Stimmen laut, welche dieß Ereigniß vorhergesehen haben wollen; es ist möglich, ein Widerstreit war da, der nur auf zweierlei Wegen sich lösen ließ, entweder Ludwig Napoleon Bonaparte erklärte, daß er im Mai, nach Ablauf seiner Magistratur, abtrete, oder er kam seinen Gegnern zuvor und führte einen Staatsstreich aus. Wir gestehen ganz bescheiden, daß wir die erstere Alternative für die wahrscheinlichere hielten, nicht als ob sein Wunsch Präsident zu bleiben und wo möglich noch mehr zu werden, für irgend jemand ein Geheimniß gewesen wäre, sondern weil wir ihm, trotz unserer nicht übergroßen Ansicht von seinen Fähigkeiten, die Thorheit eines solchen Streichs nicht zutrauten, und noch mehr, weil wir nicht glaubten, daß er auch nur so viel Helfershelfer zu seinem Gewaltstreich finden würde. Daß wir uns getäuscht, erhöht weder unsere Meinung von ihm, noch unsere Achtung vor den Franzosen, die es eifrigst darauf angelegt zu haben scheinen, die Reputation, welche sie in Europa noch genießen, vollends in die Schanze zu schlagen. Ja die übergroße Reputation, die sie einst genossen, droht geradezu in das Gegentheil umzuschlagen, und wenn gar manchem in Deutschland es sehr zu statten kommt, wenn der Respect vor und die Hoffnungen auf Frankreich in seinem politischen Thermometer sinken, so möchten wir doch auf der andern Seite manche sehr redefertigen Leute warnen, diesen ihren Thermometer nicht unter Null sinken zu lassen.

Man ist namentlich mit dem Tadel der jetzt aufgelösten Assemblée sehr schnell bei der Hand, ohne gehörig zu erwägen, unter welchen Schwierigkeiten diese endlich erlag; allerdings ist sie zum Theil an ihrem eigenen Mißcredit erlegen, aber dieser Mißcredit selbst fällt großen Theils auf die Schultern des Hrn. Ludwig Bonaparte zurück, der mit einer Perfidie handelte, welche zeigt, daß einige in politischen Intriguen ergraute Männer hinter ihm standen. Vom Recht, von geschwornen Eiden, von dem Grundsatz: justitia regnorum fundamentum ist nicht mehr die Rede, wir wollen deßhalb solche antiquirte Dinge bei Seite lassen, und sie nur insoweit anführen, als sie politisch ins Gewicht fallen; wir glauben übrigens, es sey nicht schwer nachzuweisen, daß Hr. Ludwig Napoleon Bonaparte nicht bloß schlecht und eidbrüchig, sondern daß er in seinem eigenen Interesse unklug gehandelt hat, und daß eben diese Unklugheit, welche ihm die besonnensten Männer in Frankreich entfremdete, ihn endlich, wahrscheinlich im Interesse fremder Zwecke, zum Staatsstreich drängte, der über Frankreich eine schmerzliche Krise bringen, ihn selbst aber ins Verderben stürzen muß, und vielleicht den europäischen Krieg entzündet, dessen Vermeidung, wie wir früher nachgewiesen, hauptsächlich deutsches Interesse wäre, und bis zu dem Staatsstreich Hrn. Ludwig Bonaparte's auch Frankreichs offenkundiges Interesse war.

Wir glauben keinen Widerspruch zu erfahren, wenn wir behaupten, daß die Republik Frankreich durch einen Handstreich aufgedrungen wurde, daß sie im Wunsche der ungeheuren Mehrzahl nicht lag, und daß ihre Unpopularität, durch die Auferlegung der 45 Cs. Zusatzsteuer, auch bei einer Classe in thätige Wirksamkeit überging, welche sonst mit großer Gleichgültigkeit alles annahm, was man ihr von Paris zuschickte, dem Bauernstand, unter welchem Millionen weder schreiben noch lesen, die also von Journalen weder nach links, noch nach rechts afficirt wurden. Diese Impopularität der Republik, verbunden mit dem Zauber des napoleonischen Namens, hat dem Präsidenten seine große Stimmenzahl verschafft, und diese antirepublikanische und napoleonistische Bewegung war so stark, daß auch diejenigen, welche sich über die Folgen keinen Illusionen hingaben, sich derselben beugen mußten. Die sogenannte Ordnungspartei in der neugewählten Nationalversammlung brachte allmählich wieder etwas Regelmäßigkeit in die aus den Fugen getriebene Staatsmaschine, aber sie war unglücklicher Weise hinsichtlich ihres Ziels in zwei

unversöhnbare Parteien, die Legitimisten und Orleanisten, gespalten. Die Fusionisten, so gut es manche gemeint haben mochten, waren mit dem fatalen Irrthum behaftet, daß sie es mit Personen statt mit Bevölkerungsclassen und Massen zu thun hätten. Erstere ließen sich verschmelzen, die verschiedenen Classen nicht, und so wie die Einheit des Endzwecks unter den Monarchisten fehlte, so konnte aus ihren Bemühungen keine Aenderung der bestehenden Staatsordnung, d. h. der Republik, hervorgehen. Hierin liegt die moralische Berechtigung der Neurepublikaner, wie Dufaure, und die Wahrheit des Thiers'schen Satzes: c'est la république, qui nous divise le moins. Unter diesen Umständen war die Stellung Ludwig Napoleon Bonaparte's außerordentlich günstig: in ihrer Verlegenheit würde die Majorität allem aufgeboten haben, eine Verlängerung seiner Gewalt möglich zu machen, ja sie würde vielleicht vor einem kleinen Staatsstreich zu diesem Ende nicht zurückgeschreckt seyn, um nur nicht eine zweite eigentlich republikanische Wahl vornehmen zu lassen, aber seine persönlichen Ansprüche, die er auf seine Eigenschaft als Neffe des Onkels stützte, die seit dem 31 Oct. 1849 nicht mehr verhehlten kaiserlichen Gelüste, und wahrscheinlich vor allem andern seine verdächtigen Verbindungen mit fremden Mächten, deren Spielzeug Frankreich zu werden drohte, alles dieß entfremdete ihm die Gemüther der Unterrichteten und Weitersehenden gänzlich; von den Revuen bei Satory an scheint der Entschluß, sich seiner zu entledigen, fest gestanden zu haben. Was französische und fremde, namentlich englische, Journale von Verschwörungen gegen die Executivgewalt schwatzten, war alles eitel Dunst, man wollte ihn, das gewählte Haupt einer Republik, nicht noch einmal wählen lassen, und darin waren die Parteien in ihrem Rechte. Thiers suchte die Wahl des Prinzen von Joinville einzuleiten, in der Ansicht, daß die Annahme der Präsidentschaft durch einen solchen Sprößling der königlichen Familie in weitem Umkreis die Gemüther beruhigen, einen großen Theil der Republikaner versöhnen, und Frankreich in Bezug auf seine auswärtige Politik eine unabhängigere Stellung geben würde. Es ist nicht gewiß, doch nicht ganz unwahrscheinlich, daß er die Bedenklichkeiten vieler Republikaner besiegt, und die Abgeneigtheit der Legitimisten überwunden hatte. Im September und October schienen die Angelegenheiten Joinville's sehr günstig zu stehen, und dieß mag den noch wankenden Entschluß Ludwig Bonaparte's zur Reife gebracht haben. Das erste und eclatanteste Zeichen dieses Entschlusses war die Entlassung des Ministeriums und namentlich des eigentlichen Premiers Faucher, der sich jedem Gesetzesbruch durchaus abgeneigt gezeigt hatte.

Die Botschaft vom 4 Nov. und die scheinbare, durch den Antrag zur Aufhebung des Gesetzes vom 31 Mai angedeutete Schwenkung nach Links mußte die bisherige Parteistellung in Verwirrung bringen. Die monarchischen Parteien hatten sich durch ihr, zum mildesten gesagt, rücksichtsloses Benehmen außerordentlich geschadet; wie Ludwig Bonaparte seine kaiserlichen Prätensionen, so trugen sie ihre dynastischen Bestrebungen zur Schau, die Legitimisten noch frecher als die Orleanisten. Es stand ihnen als Privatpersonen völlig frei sich zu monarchischen Grundsätzen zu bekennen, aber ihnen als Volksrepräsentanten in einer Republik stand es nicht frei, ihre monarchischen Bestrebungen so offen zur Schau zu tragen, legitimistische und orleanistische Comité's zu errichten, von denen namentlich die erstern offen nach den Weisungen aus Frohsdorf handelten oder auch nur zu handeln vorgaben. Das war eine Verhöhnung der öffentlichen Moral, die sich gerächt hat, nicht durch den Staatsstreich Ludwig Bonaparte's, sondern durch das gerechtfertigte Mißtrauen, das ihnen allenthalben entgegen kam, und durch den Mißcredit, der den Staatsstreich erst möglich machte. Napoleon Bonaparte oder die hinter ihm stehenden Leiter erkannten dieß, und nun wurde die hinterlistige Schwenkung nach Links vollzogen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Führer der Majorität den Zweck derselben verkannt hätten, sie schaarten sich zusammen, um den Vorschlag der Aufhebung des Gesetzes vom 31 Mai im ersten Scrutinium zu verwerfen, und dieß gelang auch, aber nur mit einer Mehrheit von 6 Stimmen. Dieser Sieg war eine Niederlage, denn es kam schon nicht mehr darauf an, ob ein Vorschlag durchging, sondern ob er mit schlagenden Majoritäten durchging. Dieß war nicht der Fall gewesen, weil alle Anhänger des Elysée, die am 31 Mai 1850 für das Gesetz gestimmt hatten, jetzt dagegen stimmten. Dadurch ward die Desorganisation der Parteien vollendet, und die Majorität mußte sich jetzt nicht nur gegen den Präsidenten, nicht nur gegen die Linke, sondern gegen beide vereint zur Wehre setzen. Das unbesonnene und in Anbetracht ihrer beschworenen Pflicht als Repräsentanten der Republik wahrhaft freche Benehmen der monarchischen Parteien trug jetzt seine Früchte, die Linke in ihrer Blindheit war noch viel mißtrauischer und erbitterter gegen die Rechte als gegen den Präsidenten. Dieß Mißtrauen und diese Erbitterung, keineswegs beschwichtigt durch die halben Concessionen, welche die Majorität in dem amendirten Gemeindegesetz der Linken machte, wirkte noch fort, als der famose Quästorenvorschlag als letztes verzweifeltes Mittel, sich den klar erkannten Anschlägen des Präsidenten zu widersetzen, am 17ten zur Berathung kam. Der Vorschlag blieb mit 300 Stimmen gegen 408 in der Minorität.

Hier liegt die Entscheidung; die wichtigsten Häupter der Linken, wie Cavaignac, Charras, Lamoricière, Dufaure u. s. w. stimmten, in Anerkenntniß der Gefahr, für die Minderzahl unter Thiers, der größere Theil der Linken, die Elyseer und die kopflose Schaar der Leute, die immer und ewig vermitteln wollen, selbst wenn der volle Kampf schon entbrannt ist, wollten eine so herbe, den Präsidenten aller Macht entkleidende, völlig feindselige Maaßregel nicht billigen. Allerdings haben auch sie eine Entschuldigung für sich, welche für die Beurtheilung der Verhältnisse wesentlich ist: die öffentliche Meinung war nach den gewaltsamen Erschütterungen der letzten Jahre erschlafft, und verlangte nichts als Ruhe; wer aus seinem Kreise heraustrat und einen Schritt versuchte, der einem Angriff ähnlich sah, konnte sicher seyn, die öffentliche Meinung gegen sich zu haben. Das war die günstige Stellung des Präsidenten, der, im Besitz der Regierungsgewalt, alle Vorbereitungen zu einem Staatsstreiche treffen konnte, ohne die öffentliche Meinung gegen sich aufzuregen, während die Assemblee alsbald als muthwillige Angreiferin erschien, sowie sie einen Schritt that, um ihn zu hindern. Dagegen lag die ungünstige Stellung des Präsidenten darin, daß er ohne einen Gesetzesbruch gar nicht wieder gewählt werden konnte, die Assemblée also, so lang er keinen Gewaltstreich ausführte, nur nichts zu thun brauchte; so lief seine Präsidentschaft ab, und er war ohne Gewaltstreich beseitigt.

Die Nachtheile dieser Stellung waren zu unverkennbar, und als die Linke in Erkenntniß des durch die Verwerfung des Quästorenvorschlags begangenen Fehlers sich mit der Majorität über ein Verantwortlichkeitsgesetz verständigte, das dem Präsidenten im entscheidenden Augenblick den Befehl über die Armee entrissen hätte, fiel der lang erwartete aber doch wohl nur wenige Wochen früher fest beschlossene Streich. Es ist in englischen

und deutschen Blättern die Behauptung ausgesprochen worden, wenn Ludwig Bonaparte nicht seinen Feinden zuvorgekommen wäre, so würde er wenig Tage später selbst nach Vincennes oder Ham gewandert seyn. Die englischen Blätter, welche überhaupt die Nationalversammlung sehr hart, und namentlich Hrn. Thiers durchaus unfreundlich, ja geradezu ungerecht behandeln, sind eben darum sehr unzuverlässige Führer. Der Morning Advertiser sagt ganz positiv, daß Nachrichten zufolge, die er allen Grund habe für richtig zu halten, Ludwig Bonaparte seinen Feinden nur um wenige Stunden zuvorgekommen sey; in der vergangenen Nacht — also in der Nacht vom 30 Nov. auf den 1 Dec. — sey in einer Versammlung bei General Changarnier nicht nur die Absetzung und Verhaftung des Präsidenten, sondern auch die Auflösung der Assemblée und die Vernichtung der Republik beschlossen gewesen. Der letztere Theil dieser Nachricht widerlegt sich schon dadurch, daß Cavaignac als Mitverschworener gegen die Republik genannt wird, eine ganz undenkbare Beschuldigung, sowohl wenn man den ehrenhaften Charakter des Mannes, als wenn man seine eigenen, durch die neue Wendung der Dinge sehr gestiegenen Aussichten auf die Präsidentschaft in Betracht zieht. Die Besprechung zur Verhaftung des Präsidenten mag ihre Richtigkeit haben, aber wenn sie wahr ist, und sich urkundlich bestätigen sollte, dann würde sie gar nichts beweisen, als daß die parlamentarischen Häupter positive, documentirte Kenntniß vom Plane des Präsidenten hatten, daß somit der Quästorenvorschlag wie das Verantwortlichkeitsgesetz völlig motivirt waren, und sie der Assemblée Schwarz auf Weiß den Hochverrath beweisen und sich entweder zur Verhaftung des Präsidenten bevollmächtigen lassen konnten, aber nachher einer Indemnitätsbill sicher waren.

Ludwig Napoleon Bonaparte hat sich dieser Gegner durch einen Staatsstreich entledigt, und der Anfang, die Ueberraschung, ist gelungen; er als Chef der bewaffneten Macht, der vertraute in seine Plane eingeweihte Führer an die Spitze der Truppen berufen konnte, und seit geraumer Zeit berufen hat, konnte seine Plane in aller Bequemlichkeit ordnen, denn die Bereitschaft und Consignirung der Truppen konnten ja im schlimmsten Falle jeden Augenblick durch einen vorgeschützten „Angriff der Rothen auf die Gesellschaft", wie das Schlagwort lautet, beschönigt werden; allzeit willige Polizeicommissäre, welche noch überdieß die Legalität ihrer Schritte nicht zu discutiren hatten, gibt es allenthalben, und so können wir den besondern Aufwand von Geist, Muth und Entschlossenheit, den manche so sehr bewundern, in der Ausführung des Anschlags nicht eben finden. Eine andere, in die jetzigen und künftigen Ereignisse tief eingreifende Frage ist die Haltung der Armee. Hier sind wohl zwei Elemente sehr streng zu unterscheiden: die höhern Befehlshaber, die mit ihrer Verantwortlichkeit ihren Kopf einsetzen, und die Masse der Truppen. Die erstern hatte Ludwig Napoleon seit mehr als einem Jahre, namentlich seit den Revuen von Satory nach Gefallen, kraft seiner präsidentiellen Gewalt, in seinem Sinne ausgelesen, und Leute, welche nicht durch Dick und Dünn mit ihm gehen wollten, wie Neumayer und Changarnier, entfernt; namentlich die Entfernung des letztern war für die Weitersehenden das untrügliche Zeichen, daß ein Gewaltstreich im Hintergrund laure, aber man hatte von einem solchen Gewaltstreich so oft gesprochen, und das Gerücht war so oft Lügen gestraft worden, daß nur die durch ihre Stellung Wohlunterrichteten, wie Thiers, Changarnier, Berryer u. s. w. den Gedanken vielleicht nie aufgaben. Der Mangel an Consequenz und Festigkeit, der das Benehmen Ludwig Bonaparte's so oft bezeichnet hatte, ein Mangel, der noch in neuester Zeit dem entlassenen Minister L. Faucher das Wort entlockte: il réfléchira et fléchira, ließ eine Menge Menschen glauben, es werde trotz aller Gerüchte doch nicht zum Aeußersten kommen. So mögen auch manche der Generale in seiner Umgebung gedacht und sich in Ergebenheitsbezeugungen erschöpft haben, bis der Entschluß dennoch kam, und sie sich fortgerissen sahen.

Diese Erklärung mag, einige der Vertrauten und Eingeweihteren ausgenommen, für die Generale ausreichen, bei den Truppen sprechen sich wohl die Gefühle und Gesinnungen massenhafter aus. Das Geschrei einzelner Soldaten in den Straßenkämpfen: **revanche pour Fevrier!** gibt einen Fingerzeig. Damals, im Februar 1848, hatte niemand, freilich seltsam genug, das Militär ernstlich brauchen wollen, und die Clubs mit ihrem Anhang unter den Arbeitern wurden Herr. Die Abneigung, welche die modernen Liberalen, von den Engländern vor 150 Jahren angefangen bis auf die jetzige Zeit, gegen das Militär an den Tag legten, das Herabsehen der Linie auf die Soldatenspielerei der Bürger, ein Herabsehen, das in Frankreich nicht minder als in Deutschland zu Hause ist, erzeugte im Jahre 1848 Spaltung zwischen Militär und Civil, die noch nicht erloschen ist, und die Linie der Masse nach in eine der Republik feindliche Stimmung hineintrieb; dazu trug die Errichtung der Mobilgarde, die einen Sold von 1½ Fr. täglich hatte, und mit diesem der ärmlich bezahlten Linie gegenüber groß that, nicht wenig bei, und die Erbitterung der Socialisten über die allenthalben durch das Militär ihnen beigebrachten Schlappen führte zu einzelnen Rachethaten, wie man sagt, selbst Mordthaten, welche den Haß der Truppen gegen die Republikaner nie einschlummern ließen. Wäre Cavaignac im Amte geblieben, ja hätte Changarnier seinen Posten behauptet, so hätte sich die üble Stimmung nach und nach ausgleichen mögen. Daß die Masse der Truppen den Irrgängen der Politik in den Verhandlungen der Nationalversammlung folgen solle oder auch nur könne, war nicht zu erwarten. Der Soldat ist gewohnt, dem nominellen Staatsoberhaupt und den von diesem ernannten Generalen zu folgen; nur sehr mächtige Beweggründe, aber nicht bloß ein augenblicklicher Impuls oder eine Neigung für diesen oder jenen sonst beliebten Mann, können ihn von dieser Disciplin abbringen. Somit folgte die Truppe, der man überdieß in der letzten Zeit mannichfach geschmeichelt hatte, willig ihren Führern, und im Kampfe gegen die Barricaden ließ sie ihrem alten Haß gegen die Socialisten ihren Lauf. Das mag Stimmung und Haltung der Truppen, wie sie bisher sich gezeigt haben, genugsam erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Die mineralogische Expedition nach Grönland, welche im Anfang des Junius von Kopenhagen abging, um den mineralogischen Reichthum der großen Bergkette zu untersuchen, welche dieß Land durch seine ganze Länge scheidet, soll bereits nicht unwichtige Entdeckungen gemacht haben. Gleich beim ersten Eintreten in die Berge in der Nähe der dänischen Colonie Julianehaab, stieß man nahe an der Oberfläche auf Kupferbildungen, die sich in drei verschiedenen Richtungen verzweigten, und sowohl eine große Tiefe, als eine große horizontale Ausdehnung zu haben schienen. Die Ingenieure hoffen, da die Formation der grönländischen Bergkette eine große Analogie mit dem Ural darbietet, auch Gold, Platina und vielleicht Silber zu finden. (Athen. 6 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 300. 16 December 1851.

Alte Fresken in der Bethaniakirche bei Tiflis.

In der Zeitung Kaukas (Nr. 72) findet sich eine Nachricht über diese merkwürdige Entdeckung von dem Fürsten Gagarin. In dem Anfang seines Artikels sagt er einiges über byzantinische Kunst im allgemeinen, so wie über die Bedeutung ihres Studiums und der Erhaltung ihrer Denkmäler, erwähnt sodann der berühmtesten alten Kirchen, welche als Muster des byzantinischen Styls dienen können, und fährt endlich fort: „die reichste und nach unerschöpfte Quelle der byzantinischen Kunst findet sich bei uns im Kaukasus. Zwei Gelehrte, die HH. Dubois-Montpéreux und Brossee, suchten in ihren Werken über das transkaukasische Land einen Begriff von einigen dieser Kirchen zu geben, da sie aber keine Architekten waren, so konnten sie weder über die Regeln der Baukunst, die bei diesen Denkmalen beobachtet waren, noch auch über ihren Charakter in den Abbildungen, die sie ihren in anderer Beziehung so interessanten Werken beifügten, genaueren Aufschluß geben. Vor kurzem haben die HH. Noreff und Grimm, Zöglinge der k. Akademie der schönen Künste in St. Petersburg, viele dieser Denkmale vortrefflich abgezeichnet, leider sind aber ihre Schätze noch nicht über ihr Album hinausgekommen." Im weitern Verlaufe erzählt Gagarin seinen Besuch der Bethaniakirche. „Diese liegt 20 Werste von Tiflis, an einem nicht sehr zugänglichen Orte; unter dichter Vegetation verborgen, blieb sie bis vor wenigen Monaten völlig unbekannt, und wäre wahrscheinlich noch jetzt in Vergessenheit begraben, wenn nicht Baron Nikolai Besitzer eines benachbarten Landguts geworden wäre. Hr. Grimm und ich gingen hin, um die Kirche zu besichtigen; wir waren betroffen von der Regelmäßigkeit ihrer Verhältnisse, von der Pracht und Mannichfaltigkeit ihres Schnitzwerks und von der Malerei, die im Innern mitten aus dem Staub und Schmutz hervortrat; wir konnten aber an keine Abzeichnungen denken, da sie durch die Trümmer der eingestürzten Kuppel verschüttet war, und deutliche, widerliche Spuren an sich trug, daß wiederholt Heerden hier Unterkunft fanden. Im Lauf des jetzigen Sommers beschloß ich die Kirche räumen, die Bäume, die Dach und Mauern zerstört hatten, umhauen, einen Weg hinein anbringen, die inneren Fresken abwaschen und mit Fett bedecken zu lassen. Diese Arbeiten wurden vollständig belohnt durch die nachfolgenden Abbildungen in Lebensgröße, der Königin Tamara, ihres Vaters Georg und ihres Sohnes Georg, der später von den Mongolen Lascha Georgi, der schöne Georg, genannt wurde. Die Namensbezeichnungen finden sich bei jedem Bilde und wurden von dem gelehrten Forscher des grusinischen Alterthums, P. T. Josselian, der den Exarchen Georgiens begleitete, entziffert. Die Gesichtszüge dieser historischen Bilder sind so gut erhalten, wie alle Einzelnheiten ihrer Kleidung, welche der der byzantinischen Kaiser nachgebildet ist. Der Altartheil stellt eine Sammlung nicht minder merkwürdiger Gemälde dar. Er zerfällt in vier Abtheilungen über einander. In der Halbwölbung sieht man den untern Theil des Kleides und die Füße einer kolossalen Figur, welche wahrscheinlich Christus oder die heilige Jungfrau darstellt, welcher die Kirche geweiht war. Aus der Stellung der Kniee und der Füße des byzantinischen Throns, die man noch sieht, kann man abnehmen, daß die Figur sitzend dargestellt war. In der dritten Abtheilung van unten auf gerechnet, sieht man 12 Propheten mit Papieren in den Händen, und in der zweiten 12 Apostel nebst zwei andern Personen, die auf beiden Seiten des Halbkreises angebracht sind. Hier fanden wir die directe Ueberlieferung des großen griechischen Styls sowohl in der Einfachheit and Mannichfaltigkeit der Stellungen, als in der ungezwungenen Bewegung der Falten. In der untern Abtheilung sind 12 Kirchenväter abgebildet; in der Mitte finden sich die in den byzantinischen Kirchen gebotenen drei kleinen Fenster, über deren Ursprung man sich in der Geschichte der Erbauung der Saphienkirche in Konstantinopel unterrichten kann. Die Gesichter der Kirchenväter sind ja ausdrucksvoll und so mannichfaltig, daß man sie kaum für ein bloßes Phantasiegebild des Künstlers halten kann, sondern für Porträte ansehen muß, welche die Ueberlieferung aufbewahrt hatte. Unter den kleinen Fenstern in der Tiefe des Altars, so wie in der Fensterbrüstung sind andere Heilige abgebildet.

„Der obere Theil der Mauer, auf welcher das große Bild der Königin Tamara sich befindet, theilt sich in drei Abtheilungen über einander, die Bilder der ersten sind verlöscht, in der zweiten ist der Erlöser abgebildet am Fuße des Kreuzes vor der Kreuzigung, in der dritten der Tod am Kreuz. Abtheilungen von gleichem Maaßstab nehmen alle Mauern ein, welche den mittlern Theil der Kirche umgeben, und stellen dar die Kreuzabnahme, die Grablegung, die Engel an den Thüren des Grabes, u. s. w. Auf der dem Bild der Königin Tamara entgegengesetzten Mauer ist in gleicher Größe ein Bischof abgebildet, der dem Bild der Mutter Gottes die Kirche weiht, die er in der Hand hält. Hinter dem Bischof sieht man den obern Theil einer andern geistlichen Person, alle übrigen sind ausgelöscht. Zwischen den übrigen Malereien, die alle Wände der Kirche bedecken, sieht man noch den heil. Jostmus, den heil. Nestor in voller Größe, Theodar von Tyrus und mehrere andere, alle mit merkwürdig fester Zeichnung und dem byzantinischem Stempel der Costüme."

Später spricht noch der Verfasser von der Bedeutung der Bethaniakirche in architektonischer Hinsicht: die Maaße ihrer Theile

bestätigen die Bemerkung Grimms über den Bau aller regelmäßig errichteten byzantinischen Kirchen, daß nämlich der allgemeine Divisor aller Theile in diesen Gebäuden der innere Durchmesser der Kuppel ist.

Rückblicke.

Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Abneigung der Armee gegen die Socialisten ist um so mehr ein bedeutendes Element in den neuesten Ereignissen, als die große Mehrzahl der Bevölkerung sie theilt. Das zeigt sich jetzt in ganz Frankreich, wo man mit der nicht gebilligten Regierung zusammenwirkt, um die Socialisten niederzuhalten, die, wie milde man auch die einzelnen Repräsentanten beurtheilen mag, doch zu viele unreine und wahrhaft gefährliche Elemente enthalten, als daß man nicht allem aufböte, sie nicht ans Ruder kommen zu lassen. Die Socialisten in der Kammer riefen, als sie gegen den Quästorenantrag stimmten: wenn der Präsident einen ungesetzlichen Schritt wage, so bleibe ihnen die Berufung ans Volk. Der Streich ist gefallen, sie haben ans Volk appellirt, und das Volk ist nicht gekommen, die Barricadenkämpfer bestanden allen Nachrichten zufolge größtentheils aus den Sectionen der Clubs, die Arbeiterschaaren, auf die sie rechneten, sind, belehrt durch die Juniusschlacht und mehrjährige Noth, nicht gekommen. Wenn aber die Socialisten nicht so gründlich sich in der öffentlichen Meinung ruinirt gehabt hätten, wenn ihr Sieg entfernt möglich gewesen wäre, so hätten sie in dem dießmaligen Straßenkampf siegen müssen, wo der Eidbruch des Präsidenten ihnen das formelle Recht zum Aufstand gab, das sie auch alsbald ergriffen, um sich vermittelst desselben ans Ruder zu schwingen. Das ist ihnen durch den Widerstand der Armee mißlungen, und wenn irgend etwas dem Präsidenten auf längere oder kürzere Zeit einen Halt geben könnte, so wären es fortgesetzte Aufstandsversuche der Socialisten. Es ist vielleicht für Europa, namentlich aber für Deutschland, das am revolutionären Schlepptau genommen werden sollte, ein großes Glück, daß die lange ersehnten Aussichten für das Jahr 1852 durch die neue Pariser Straßenschlacht im Keime geknickt wurden, aber diese gute Folge rechtfertigt die tiefe Unsittlichkeit des Verfahrens nicht im mindesten, und Frankreich wird es ihm keinen großen Dank wissen, denn die Socialisten wurden auch vorher niedergehalten, und der Präsident und seine Regierung brauchten nur, wie im Jahr 1849 und 1850, mit der Ordnungspartei in Uebereinstimmung zu gehen, so war für ein gewaltsames Losbrechen der Socialisten gesorgt. Aber sich auf die Seite der Linken schlagen und diesen mit einem Bündniß schmeicheln, um ihren Haß gegen die Rechte zu benützen, dadurch die Majorität beinahe und einigemal wirklich in die Minorität umzuwandeln, und endlich nachdem alle Parteien zerrüttet und durcheinander geworfen sind, über alle herfallen, um in der allgemeinen Zerrüttung sich einen Thron zu errichten, das heißt nicht bloß den jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt, oben an, sondern es heiße die Lehre aufstellen, daß jedes Mittel recht ist, um die gemeinsten Zwecke der Ehrsucht zu erreichen. Wir wollen einmal annehmen, Hr. Ludwig Bonaparte befestige sich, was werden die Folgen seyn? wenn ein Krieg ausbricht, so wird der erste glückliche Feldherr eine weit wichtigere Person im Staate, als er, die Tausende und aber Tausende, welche sein Thun beleidigt und erbittert hat, werden sich um den glücklichen Feldherrn drängen, ihm die Nothwendigkeit, das Recht, die Ehre vorstellen, den Usurpator zu verdrängen und sich an seine Stelle zu setzen, denn welches Gefühl der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit sollte ihn davon abhalten? Dann ist der Satz, daß die rohe Gewalt Herr ist, im Staate plötzlich zur Wahrheit geworden, dann stehen wir in der wahren Cäsarenperiode, wo ein Feldherr nach dem andern durch seine Armee sich an die Spitze schwingt, mitten inne, aber Kunst und Wissenschaft, Industrie und Gewerbe werden sinken, und die Nachbarstaaten entweder in den blutigen Strudel hineingerissen, oder nur durch die stärksten Anstrengungen im Stande seyn sich dagegen zu schützen.

Man wird sagen: dieß sind entfernte Möglichkeiten; keineswegs diese fernen Möglichkeiten können sich im Laufe eines einzigen Jahres verwirklichen. Welche Bürgschaft von kluger, staatsmännischer Leitung hat Hr. Ludwig Bonaparte gegeben? Durchaus keine. Hätte er die wahre Lage seines Landes, seine eigene äußerst vortheilhafte Stellung erkannt, und nur dahin gestrebt, das Beste seines Landes zu fördern, ohne sich um eine Verlängerung seiner Gewalt zu kümmern, man würde sie ihm, um dem gefürchteten Jahr 1852 auszuweichen, am Ende selbst entgegengetragen haben. Nur die Erkenntniß, daß er die nöthigen Eigenschaften durchaus nicht besitze, hat endlich einen Zustand der Meinung herbeigeführt, wo jede irgend marquante Persönlichkeit vom unbesonnensten Socialisten bis hinauf zu dem greisen Molé und zu dem Herzog von Broglie ihn verwirft. Eine so allgemeine Mißbilligung von Seite aller politischen Personen ist eine vielleicht in der Geschichte noch nicht dagewesene Erscheinung. Und dieser allgemeinen Mißbilligung gegenüber, einer Mißbilligung, die sich hauptsächlich auf das Mißtrauen in seinen Charakter und seine Fähigkeiten gründet, sollte er sich am Ruder erhalten? Er will einer Nation, die seit 25 Jahren nichts mehr von Censur weiß, und gewohnt ist, die politischen Ereignisse von allen Seiten besprechen zu hören, die freie Presse, selbst den freien Verkehr mit England, mit Belgien, mit Deutschland nehmen? Das ist geradezu lächerlich. Die allgemeine Mißbilligung wird ihn nöthigen, wenn er sich nicht jeden Tag die bittersten Dinge sagen lassen will, eine Gewaltherrschaft fortzuführen, die fort und fort sich steigert, bis es zum Bruch kommt. Die Revue des deux Mondes hat in richtiger Berechnung dessen, was da kommen würde, in ihren beiden letzten Heften (vom 15 Nov. u. 1 Dec.) den Gedanken ausgeführt, daß Frankreich, so groß auch die Unpopularität sey, in welche die Assemblée gefallen, doch das parlamentarische Regime nicht mehr entbehren könne. Glaubt man dieß Bedürfniß durch das Scheinbild einer Consulta, an der sich auch nur zu betheiligen ein großer Theil der Ernannten bereits sich geweigert hat, befriedigen oder beschwichtigen zu können? Das ist ein eitler Traum, der schon an der Nothwendigkeit großer financieller Maaßregeln, die Hr. Achille Fould seit anderthalb Jahren nur künstlich hinausgeschoben hat, zerschellen würde. Wie die Dinge sich gestalten werden, darüber kann man entfernt nichts mit Sicherheit angeben, weil Frankreichs Geschick in eine neue Phase getreten ist: bisher war derjenige Herr, der sich zum Herrn in Paris machte. Dieser Erfahrungssatz scheint auch den Präsidenten und seine Umgebung verführt zu haben; für Paris waren die Mittel des Siegs in Bereitschaft, für ganz Frankreich nicht, und wie hier der Widerstand allmählich sich gestalten und kundgeben wird, läßt sich um so weniger berechnen, als bis jetzt keine analogen Fälle vorliegen. Mit der Heraufbeschwörung von Deportationen nach Cayenne, wie sie unter dem Directorium stattfanden, und der lächerlichen Wiederauffrischung

der „Plebiscite" aus der Consular- und Kaiserzeit wird er die widerstrebenden Elemente nicht bezwingen, und die Gewaltthätigkeit der massenhaften Einkerkerungen erschöpft sich früher als man glaubt.

Nicht ohne triftige Gründe haben englische Zeitungen den alten Spruch citirt:

Non tali auxiiio nec defensoribus istis
Tempus eget.

Wenn die Noth und Verlegenheit unserer Zeit, wenn die innern Zerwürfnisse und die äußern Verwicklungen durch einen militärischen Handstreich gelöst und geschlichtet werden könnten, so möchte man den geschehenen Schlag wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen, aber leider ist die größte Aussicht vorhanden, daß wir nur immer tiefer in die Verwirrung hineingerathen. Rechnen wir das parlamentarische Gezerre ab, das wir nicht vertheidigen, höchstens erklären und entschuldigen können, so steht der Präsident den Parteien jetzt gerade in derselben Stellung gegenüber, wie vor anderthalb Jahren: er hat die Socialisten geschlagen, kann aber die Männer der Ordnungspartei nicht entbehren; so wie er sie im Jahr 1850 zurückstieß, erlitt er nichts als Niederlagen und Demüthigungen. Das wird wieder kommen, nur nicht mehr auf dem alten parlamentarischen Boden, sondern auf einem viel größern und gefährlichern Schauplatz. Er hat die parlamentarischen Parteien tödlich beleidigt, nicht bloß in den Personen — das möchte noch hingehen und sich verschmerzen lassen — sondern in den Interessen, deren Repräsentanten sie waren. Wenn der gefallene Schlag die Ruhe brächte, nach der so viele seufzen, so hätte er eine Aussicht des Gelingens, aber er wird eine verstärkte Bewegung bringen, indem er den unruhigen Köpfen eine Berechtigung des Widerstandes lieferte, die ihnen bisher gefehlt hat. Sowie die öffentliche Meinung diese Entdeckung macht — und sie ist auf gutem Wege dazu, wenn sie solche nicht bereits gemacht hat — dann wird diese Meinung plötzlich der vielgeschmähten Nationalversammlung, welche Gewalt erlitt, weil sie bei dem Stande der öffentlichen Meinung sich nicht getraute, selbst einen Gewaltstreich zu thun, sich wieder zuwenden. Und — man täusche sich nicht — niemand wird dabei gewinnen, als die Republik, so wenig es auch jetzt den Anschein hat. Man wird mit vollem Recht dem Gezerre der monarchischen Parteien die Schuld des Vorgefallenen beimessen, und wie schon im November die Aussichten Cavaignac's stiegen, so werden sie jetzt noch mehr steigen, weil man sich sagen wird: wäre Cavaignac Präsident geworden, so wäre alles anders gekommen. Die Härte, mit welcher Ludwig Bonaparte gerade die republikanische Partei in allen ihren Schattirungen verfolgt, bezeugt eben, daß er dieß selbst fühlt und fürchtet. Die monarchischen Parteien sind so geschieden, wie je, und die republikanische wird, wenn ein Umschlag erfolgt, geschlossener und einiger, wie je vorher, dastehen.

Ludwig Bonaparte wird zwar diesen Umschlag zu verhindern suchen mit aller Macht, aber er kann vorerst nur den factischen hindern, den moralischen, welchem der factische unausbleiblich nachfolgen wird, kann er nicht aufhalten. Gerade der Spieler von Paris, der noch vor kurzem die Ruhe um jeden Preis suchte, wird den Präsidenten zuerst verwünschen, denn seine That hat Tausende von reichen Franzosen aus Paris nach den Provinzen oder in die Fremde gejagt, und Tausende von Engländern sind durch die Unruhen verscheucht worden. Das ist ein Verlust, der sich monatlich auf Millionen berechnet, und den vorzugsweise der vermögliche, gewerbthätige Bürger und nach ihm der Arbeiter zu tragen haben wird. Der Winter, welcher sich ohnehin nicht sonderlich gut für Paris anließ, wird traurig werden und auf die Stimmung zurückwirken. Der Druck, der auf der Presse lastet, kommt dazu, und man kann sich die Langeweile der Geschäftslosigkeit nicht einmal durch seine gewohnte Lectüre vertreiben, kein kleines Item in dem Register der Gründe zur Unzufriedenheit in der fieberhaften Atmosphäre von Paris, die man eingeathmet haben muß, namentlich kurz nach einer Revolution, um ihre Ansteckungsfähigkeit zu begreifen. Die Censur der Journale wirkt hier, namentlich nachdem man die Freiheit der Presse so lange genossen, positiv schädlich, denn tausend unsinnige Gerüchte, welche die Presse zerstreut, oder in kurzem auf ihren wahren Werth zurückführt, treten an die Stelle der Journale, und erhalten die Gemüther in fieberhafter Spannung. Die Verlegenheiten der neuen Regierung fangen erst an, wenn der gewaltsame Widerstand aufgehört hat.

Mit den innern Verlegenheiten wachsen die äußern, denn eine im Innern schwache Regierung kann gegen außen nicht stark seyn. Man hat viel gefabelt von Planen, die Ludwig Bonaparte gegen Italien und gegen Deutschland nach und nach entfalten werde. Eitler Traum! diese Plane würden erst kommen, wenn seine Regierung vor allem gegen England aufgetreten wäre, wenn sie sich im Kampf mit diesem die Sporen verdient hätte, dann würde ihm Rußland, wie im Jahre 1829 den alten Bourbonen, das linke Rheinufer und Belgien garantiren. Wohin soll sich aber jetzt Ludwig Napoleon wenden? Gegen Italien? dann würde er der italienischen Revolution das Zeichen zum Ausbruch geben, den König von Neapel, den Verbündeten Rußlands, an den Rand des Verderbens bringen, wo nicht gar stürzen, und Oesterreich auf eine Spitze treiben, wo es seine jetzige Politik ändern müßte. Gegen Deutschland und Belgien? Hier würde er einen Krieg entzünden, dessen Fortgang niemand absehen kann, und der eine Vereinigung Deutschlands zur unmittelbaren Folge hätte, wie sie weder Rußland, noch Frankreich wünschen wird. Soll Ludwig Bonaparte einen Krieg beginnen, so kann es nur gegen England seyn, womit er weder den Neigungen der Armee, noch den Wünschen und Interessen des Landes entspräche. Er hat vernünftiger Weise gar keine Wahl, als zuzuwarten, wie der Streit zwischen Rußland und England sich abspinnt, und eben dieß Zuwarten war auch die bisherige Politik Frankreichs, eine Politik, wie sie ihm dringend durch die Lage der Dinge in Europa vorgezeichnet ist. Frankreichs Aufmerksamkeit wird also nicht durch auswärtige Verhältnisse und Kriege abgezogen werden, und es hat volle Muße, sich seinen eigenen innern Angelegenheiten zuzuwenden. Dazu hat es auch alle Lust und Veranlassung, wie denn in den letzten Jahren schon der Versuch, die öffentliche Aufmerksamkeit von den innern auf die äußern Angelegenheiten abzuwenden, gänzlich gescheitert ist.

Anders dürfte die Sache sich gestalten, wenn ein Umschlag erfolgt, und die republikanische Partei ans Ruder kommt. Diese dürfte geneigt seyn, die Unterstützung, welche Ludwig Bonaparte's Plane von Rußland erhalten haben, nicht ungerächt hingehen zu lassen, und namentlich in Italien etwas anders als gegenwärtig aufzutreten. In einem solchen Falle kommt die lange zurückgehaltene europäische Krise zum Ausbruch, und Frankreich tritt factisch auf die Seite Englands, das den Continent revolutioniren will. Angesichts dieser Sachlage ist es sehr charakteristisch, daß die große Mehrzahl der deutschen Journale, und zwar Journale aller Farben, den Staatsstreich des Präsidenten mißbilligen. Abgesehen von den sittlichen Rücksichten fühlt man unwillkürlich, daß dieser Streich den Ausbruch der europäischen Krise beschleu-

nigt, die uns nicht frommen kann, weil wir sie auf unserm Boden ausfechten lassen, und selbst ausfechten müssen. England und Frankreich haben durch die deutschen Verhältnisse Annäherungspunkte, die zu einem mehr oder minder engen Bündniß führen können. Beiden käme eine engere Vereinigung Deutschlands sehr ungelegen, England in commercieller, Frankreich in militärisch politischer Hinsicht; ein Krieg, angeblich gegen Rußland und seine Verbündeten, in der That aber gegen Deutschland gerichtet, böte Aussicht einer solchen Vereinigung große, fast unübersteigliche Hindernisse entgegenzusetzen, zugleich aber würde er mit den republikanischen Heeren auch republikanische Grundsätze in Deutschland verbreiten und durch die Erweiterung der Kluft zwischen dem Westen und Osten die Vereinigung abermals für unbestimmte Zeit ganz unmöglich machen. Wir wüßten nicht wer irgend in Deutschland von einem solchen Zustand der Dinge einen wahren bleibenden Vortheil hätte: Aussaugung durch Fremde, Uneinigkeit und Haß unter uns selbst wären die unausbleiblichsten Folgen. Wir sind dringend veranlaßt, dem Gang der Dinge in Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen.

So sehr indeß auch wie natürlich die Blicke nach Paris gerichtet sind, so ist es doch bei weitem mehr die Neugier, als die Parteitheilnahme, mehr die Spannung des Augenblicks, als die Furcht; selbst die Börsen sind ohne Vergleich minder afficirt worden als im Jahre 1830, von dem Jahre 1848 gar nicht zu reden. Wir sind augenscheinlich selbstständiger geworden, die innern Kämpfe, auf welche das Ausland weniger einwirkt und einwirken kann, als man gewöhnlich glaubt, haben der großen Mehrzahl wieder das Gefühl des eigenen Vaterlands gegeben, man fühlt sich nicht mehr in gleichem Grade von jedem Wind in Paris abhängig. Wir sagen dieß keineswegs, um die Aufmerksamkeit von dem merkwürdigen Schauspiel, das dort aufgeführt wird, abzulenken, im Gegentheil unsere oben ausgesprochenen Ansichten weisen nur zu sehr darauf hin, wie sehr wir bei dem Gang der dortigen Dinge betheiligt sind, aber das Gefühl der größern Selbständigkeit ist unläugbar in der Nation vorhanden, und dieß Gefühl ist die Frucht der letzten vier Jahre. Es konnte auch unmöglich anders kommen, denn jeder mußte erkennen, wie Rußland, England und Frankreich gleichmäßig bemüht waren, die Vereinigung Deutschlands und seine natürliche Entwicklung zu hemmen: wir haben sie in Dänemark alle Partei gegen Deutschlands Interessen und Deutschlands Rechte nehmen sehen. Die Zeit ist durchaus vorbei, wo wir uns als ein Anhängsel französischer, russischer oder englischer Politik betrachten und behandeln lassen können.

Von dem Augenblick an, wo Frankreich aus seiner zuwartenden neutralen Stellung herausgedrängt wird, steht in einer oder der andern Weise der Bruch in Aussicht, und man darf sich auf entscheidende Ereignisse gefaßt halten: sowie Frankreich zwischen dem Osten und Westen wählen muß, hat das nothdürftig erhaltene Gleichgewicht aufgehört. Es ist, so kurze Zeit auch erst seit dem 2 December verlaufen, notorisch, daß der Streich von Rußland günstig, von England ungünstig aufgenommen wurde. Rußland wird mit dem militärisch beherrschten und geleiteten Frankreich gegen England, oder England mit dem republikanischen Frankreich gegen Rußland und Deutschland gehen. Darin zeigt sich der Verstand und die klare Erkenntniß von Thiers, der die Präsidentschaft des Prinzen Joinville förderte, weil dieß einer beobachtenden Stellung gegen England und Rußland gleich kam. Wer es aufrichtig mit Deutschland meinte, mußte diese Politik eifrigst fördern, weil darin auch für Deutschland die Möglichkeit einer neutralen Stellung zwischen England und Rußland lag; alles gegentheilige Wirken war Tendenzpolitik, ohne Noth und Nutzen gegen die französische Republik gerichtet, deren die Franzosen um so schneller und gewisser satt bekommen hätten, je weniger man Miene machte sie darin zu stören. Ob die Beförderung der Plane Ludwig Napoleons eine richtig bemessene Politik war, hängt am Ende von der Beurtheilung französischer Zustände ab; sind diese so, daß Frankreich eine kraftlose Gewaltherrschaft erträgt, dann hätte es sich auch gelegentlich den Rothen unterworfen, und dann mag die Herrschaft Ludwig Bonaparte's noch immer besser seyn; wenn aber in Frankreich mehr Kraft lebt, — und die Art, wie es sich seit vier Jahren der Rothen erwehrte, scheint dieß zu beweisen, — wenn es sich des Neffen erwehrt, der — non passibus æquis — seinem Oheim nachtreten will, dann war der Schritt verfehlt, denn er muß gerade das Gegentheil von dem erwirken, was man zu erreichen suchte, es sey denn man habe um jeden Preis eine Entscheidung, gleichviel welche, herbeiführen wollen, denn der jetzige Zustand Europa's ist allerdings, wie wir wiederholt bemerkt haben, unerträglich und unhaltbar.

Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die See-Pennypost. Hr. Elihu Burrit zeigt, daß er sich nicht bloß mit unpraktischen Friedensplanen abgeben kann, sondern er befördert auch, so viel in seinen Kräften steht, die See-Pennypost. Es sollen in England und den Vereinigten Staaten zu gleicher Zeit in der bevorstehenden Parlamentsversammlung und im Congreß energische Schritte gethan werden. Die kürzliche Reduction der amerikanischen Binnenlandpost auf 5 Cents hat die Errichtung einer See-Pennypost zwischen England und Amerika sehr gefördert, und ein lebendiges Interesse ist wach geworden zu Gunsten einer Maaßregel, wodurch der Handel und die Correspondenz zwischen den zwei großen Zweigen der angelsächsischen Familie so sehr gefördert würde. Hr. Barnabas Bates, welchen man den Rowland Hill Amerika's nennt, wird seine ganze Erfahrung und seine Talente anwenden, um die Nothwendigkeit des Schrittes dem amerikanischen Congreß klar zu machen. (Athen. 6 Dec.)

Die blinden Thiere aus der Mammuthhöhle in Kentucky. In der physikalischen Gesellschaft zu Edinburgh legte ein Hr. Chambers einzelne der blinden Thiere aus dieser Höhle vor, und las einige Bemerkungen zur Erklärung, aus denen hervorging, daß eine Krebsart (astacus pellucidus), von denen zwei Proben vorlagen, nur den Pedunculus des Auges zeigte, während in dem Fisch (Amblyopsis spelæus) keine Spur eines Gesichtsorgans, nicht einmal eine Augenhöhle sich findet. (Liter. Gaz. 6 Dezember.)

Fossiles und frisches Holz aus Vandiemensland. Ein Hr. Alex. Bryson zeigte in der physikalischen Gesellschaft zu Edinburgh einige sehr schöne Proben von fossilem Holz von Zapfenträgern vor; dieß versteinerte Holz bietet deßhalb ein besonderes Interesse, weil zwischen der fossilen und der jetzigen Flora ein wesentlicher Unterschied besteht: die fossilen Species sind stets ächte Fichten, die neuern durchgängig Araucaria-Fichten. (ibid.)

Die Ausgrabungen an der Via Appia wurden bisher von der römischen Regierung und einigen Privaten daselbst bestritten, aber die Last wird jetzt für sie zu groß, und einige Enthusiasten haben den Einfall, eine europäische Sammlung zu dem Ende anzustellen. So schreibt die Liter. Gaz. vom 6 December aus Paris: die Zeit scheint indeß einem solchen Unternehmen gar nicht günstig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 301. 17 December 1851.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika.

Ein Bündniß Englands und Frankreichs hat, abgesehen von den augenblicklichen Verhältnissen des letztern, manche Aussicht und manche Anknüpfungspunkte für sich: gegen Deutschland sind beide gemeinsam nicht bloß in der dänischen Angelegenheit, sondern auch in den Handelsverhältnissen zu Belgien nach gemeinsamem Plane aufgetreten, denn Frankreich hat durch seinen vorjährigen Vertrag sichtlich dem dießjährigen englischen vorgearbeitet. Ein anderer Anknüpfungspunkt sind die amerikanischen Verhältnisse, in Bezug auf welche England und Frankreich in diesem Jahre gemeinsame Schritte gegen Nordamerika gethan haben, freilich vorerst ohne sonderlichen Erfolg, aber das gemeinsame Wirken ist auch erst im Beginnen. Das Vorschreiten der Nordamerikaner ist es, was beide besorgt macht und in Verlegenheit setzt. Die Veranlassung war wie natürlich der Angriff auf Cuba; England hat ein zu dringendes Interesse, die Nordamerikaner nicht ganz im mexikanischen Golf Herr werden zu lassen, und muß deßhalb Cuba hindern, so lange es kann, sich von dem Mutterlande loszureißen. Frankreich kann den Schutz, welchen England hierin dem schwachen Spanien gewährt, nicht allein angedeihen lassen, weil es sonst einen Theil seines unumgänglich nöthigen Einflusses in Spanien verlieren würde. So haben sich beide zu gemeinsamen Schritten bei dem Cabinet von Washington veranlaßt gefunden, haben aber, wie es scheint, bei dem Staatssecretär Webster keine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Der Grund liegt wohl hauptsächlich in dem allgemeinen Bestreben der Amerikaner, den Einfluß der Europäer, und namentlich der Engländer, fernzuhalten, hat aber wohl auch eine noch weitere Bedeutung, zu der wir vielleicht den Schlüssel oder wenigstens die Andeutung in der Nachricht finden, daß die Art, wie Kossuth in England aufgetreten, einen sehr unangenehmen Eindruck in Amerika gemacht habe.

So wenig diese Dinge zusammenzuhängen scheinen, so wird doch der Zusammenhang alsbald hervortreten, sobald wir die verschiedene Auffassungsart der Engländer und Amerikaner untersuchen. Kossuth sollte für England die Fliegenklatsche seyn, womit man Rußland und Oesterreich einen Streich versetzte. Das mag auch Amerika ganz willkommen seyn, denn es arbeitete mit England gemeinsam an der Befreiung Kossuths, aber die weitern Plane Englands kann es nicht theilen. England will Rußland treffen, und wenn es ihm gelingt Rußland zu demüthigen, so hat es in der alten Welt das entschiedene Uebergewicht. Dazu ist aber auch nöthig, daß nicht aus dem nothwendig sich erhebenden Kampfe eine commercielle Einigung Deutschlands hervorgehe, während Frankreich das nicht minder entschiedene Interesse hat, eine politische Einigung Deutschlands zu hindern. Diese Interessen vereinigen England und Frankreich, sobald letzteres republikanisch ist, und in dieser Gestaltung den Kampf gegen den Osten aufnimmt. Tritt Frankreich auf Rußlands Seite, so kann es vorerst eine England total feindliche Politik verfolgen und es im Schach halten, während es schließlich immer zu Lande mächtig genug bleibt, um in Vereinigung mit Rußland ein engeres Aneinanderschließen Deutschlands zu hindern. Beide Bestrebungen sind Amerika gleich unangenehm, denn es geht darauf aus, Englands Handelsübermacht zu brechen, und dazu ist ihm eine commercielle Einigung Deutschlands von entschiedenem Vortheil. Da es nun diese commercielle Einigung am schnellsten und kräftigsten durch eine Revolution gefördert glaubt, und das Haupthinderniß einer solchen in Oesterreich steht, so hat es Kossuths Befreiung gefördert, um wo möglich auf diesem Wege Oesterreich einen tödlichen Schlag zu versetzen. Die herbe Correspondenz zwischen Webster und dem österreichischen Geschäftsträger erklärt sich daraus zur Genüge, ebenso wie das, wohl verfrühte, Gerücht, daß Nordamerika sich gegen Dänemarks Sundzoll erklärt habe: es will die Hemmnisse einer deutschen Entwicklung so viel wie möglich aus dem Wege räumen, während England solche gerade aufrecht erhalten will. Die Art, wie Kossuth in England aufgenommen wurde und aufgetreten ist, scheint vollkommen darauf berechnet, den doppelten Zweck zu erreichen, den Continent in Verwirrung zu stürzen, und zugleich zu verhindern, daß aus derselben nicht ein neues Deutschland sich erhebe. Letzteres ist aber in der Handelswelt durch seine Volkszahl und seine Thätigkeit ein zu wichtiges Glied; sobald es seine Kräfte vereinigt, spielt es in der Handelswelt eine Rolle, welche Englands Uebermacht gefährlich werden muß, und darum hat Nordamerika ein so großes Interesse an einer deutschen Handelseinigung. Wir haben im Eingang schon gelegentlich bemerkt, daß die Plane Englands und Amerika's in Bezug auf Deutschland gleich revolutionär seyen, es herrscht aber doch ein mächtiger Unterschied im Zweck: England will Deutschland machtlos, getheilt, in seinen Handelsinteressen zersplittert erhalten, Amerika will es vereint und kräftig; für England ist Revolution und Zerrüttung der Zweck, für Nordamerika die Einigung, und wenn diese Einigung auf friedlichem Wege zu Stande kommt, desto besser für Amerika, denn sein Handel mit Deutschland leidet dann keine Unterbrechung, und das Mittel zur Einigung, die Revolution, wird unnöthig. Man glaube ja nicht, daß solche Erwä-

gungen in Nordamerika nicht vorhanden seyen. Everett hat die Sache den Amerikanern schon vor dreißig Jahren sehr klar gemacht.

Die Gründe der Eifersucht Amerika's gegen England sind theils allgemeiner, theils ziemlich specieller Art. England übt noch jetzt auf Amerika, namentlich auf sein Geldwesen, eine Macht aus, die letzteres schon mehr als einmal stark empfunden hat, man erinnere sich nur der Vereinigten Staaten-Bank und ihrer Verhältnisse in Amerika selbst und in England. Trotz allem, was sich gegen dieselbe sagen ließ, trotz ihrer seit Jahren kaum zu verhehlenden Insolvenz ward sie doch von vielen Amerikanern, selbst zeitenweise von der ihr sonst feindseligen demokratischen Regierung gehalten, weil sie darauf bedacht war, ein von England unabhängiges amerikanisches Geldwesen zu schaffen. Der Sturz der Vereinigten Staaten-Bank wurde, abgesehen von ihrem wirklich schwindelhaften Gange, vorzüglich durch Engländer herbeigeführt, vor allem durch die consequent feindseliger, die Hohlheit der amerikanischen Geldverhältnisse beleuchtenden Artikel der Times, dann durch das Haus Baring, das im entscheidenden Augenblick der Bank den Credit entzog, und auch das seinige beitrug, denselben bei andern, namentlich den holländischen Capitalisten, zu untergraben. Seit diesem eclatanten, damals bis in die Oeffentlichkeit sich versteigenden Beispiel mögen manche andere nachgefolgt seyn, die dem Fernerstehenden fremd blieben, aber auch in diesem Jahr scheint die länger andauernde Handelskrise in Amerika nicht ohne englisches Zuthun so lang und tief einschneidend geworden zu seyn. Amerika warf sich mit einer Art Wuth auf Californien und seine Goldminen, und nicht bloß die individuelle Gewinnsucht spielte dabei eine Rolle, sondern auch das allgemeine Bestreben, die ungeheure aus Californien gezogene Goldmasse in den Vereinigten Staaten zu behalten, und allmählich eine Geldmacht zu begründen, welche es mit der englischen aufnehmen könnte. Das gelang aber bis jetzt noch schlecht, und namentlich in diesem Jahr hat England seine Uebermacht wieder fühlbar gemacht. Der Wechselkurs stand fast unablässig so, daß es Vortheil abwarf, Gold nach England zu schicken, und von den 35 Mill. Dollars, die man in den neun ersten Monaten aus Californien bezog, wanderten 33 wieder nach England.

Diese Geldmacht Englands wird bleiben und sich den Amerikanern fühlbar machen, so lange der bei weitem größte Theil der amerikanischen und ostatischen, für Europa bestimmte Waaren seinen Weg über England nimmt oder wenigstens durch englische Vermittlung übermacht wird. Englands erworbener Reichthum, die Fülle seiner in verhältnißmäßig wenigen Händen concentrirten Capitalien ist das Hauptwerkzeug dieses Uebergewichts, die Schiffe kommen erst in zweiter Reihe, und können sogar, wie wir gesehen haben, großentheils fremde seyn. Amerika's Reichthum wächst riesenhaft an, aber er ist in zu vielen Händen zerstreut, als daß er eine gleichmäßige Wirkung, wie der englische ausüben könnte, und dem Uebergewicht des englischen Capitals, deren Folgen Amerika schon wiederholt schwer gefühlt hat, kann nur dann ein Ende gemacht werden, wenn die andern Länder Europa's, und namentlich Deutschland, das schon eine so gewaltige Masse amerikanischer Producte verbraucht, von England unabhängiger werden, und mit Amerika in vielfachern directen Verkehr treten. Die Animosität, die in vielen Amerikanern gegen England lebt, läßt sich nur aus diesem Verhältniß zur Genüge erklären, und die Amerikaner haben, als England die Korngesetze abschaffte, ein Freudengeschrei erhoben, nicht bloß, weil sie selbst dadurch ein gutes Geschäft machten, sondern weil sie voraus sahen, daß dieser freie Kornhandel England mit der Zeit einen großen Theil seiner Capitalien entziehen müsse. Bis jetzt ist dieß in keinem sehr bemerkbaren Grade geschehen, aber ohne die Zerrüttungen auf dem Continent wäre es schon viel auffallender; wenn Deutschland als Ein Handelsstaat England gegenüber tritt und es um Millionen Pfunde weniger Manufacte bei uns einführt, dann wird die Aenderung unverkennbar hervortreten, und sobald England schwächer wird, so wird Amerika in financieller Beziehung von ihm unabhängiger; deßhalb hat Amerika ein ganz specielles Interesse an Deutschlands Handelsblüthe und an einer engern politischen Verbindung seiner Theile, im Gegensatz gegen England und Frankreich.

Ganz folgerichtig damit ist, daß die Amerikaner keine großen Anhänger des Freihandels sind, und daß gerade ihre ausgezeichnetsten Schriftsteller sich dagegen aussprechen. Der Grund ist ganz einleuchtend: gehen wir auf den ersten Pitt, auf den „großen“ Chatham zurück, und erinnern wir uns, was derselbe, zu einer Zeit wo die Blindheit der übrigen Welt noch nicht die jetzige officielle Heuchelei nöthig machte, von den Colonien und namentlich mit Bezug auf die nordamerikanischen sagte: „lassen wir ihnen möglichst volle Freiheit, legen wir ihnen keine Steuern auf, die sie nicht selbst verwilligt haben, aber verbieten wir ihnen auch nur einen Nagel selbst zu fabriciren.“ Der „große“ Chatham kannte das Geheimniß der englischen Macht und Größe sehr wohl, und wußte, daß ein „bloß ackerbauendes Land immer nur ein armes, abhängiges Land“ bleibt. Die Colonien sollten nur ihre Rohstoffe liefern, und damit die Manufacte Englands bezahlen. Amerika ist noch jetzt ein wesentlich Rohstoffe producirendes Land, wie dieß nicht anders seyn kann, nichts hemmt diese Production, doch aber hat sich schon so viel Industrie bei den Amerikanern entwickelt, daß sie, auf den Kopf berechnet, nur etwa den vierten Theil dessen von englischen Manufacten einführen, was die Canadier aus England beziehen. Die Amerikaner sind auch gar nicht gesonnen, dieß Verhältniß anders werden zu lassen, vielmehr sehr darauf bedacht, es noch mehr herunter zu bringen, wenigstens sich hinsichtlich der rohern Erzeugnisse des Gewerbfleißes, namentlich der Eisenwaaren, die ein bedeutendes Item ausmachen, möglichst unabhängig von England zu stellen. Wie die Sachen augenblicklich in Amerika stehen, ist zwar eine Erhöhung der Schutzzölle nicht gerade wahrscheinlich, eine Verminderung aber noch viel minder. Fillmore ist zwar als Whig einem strengern Protectionssystem geneigt, dankt aber seine Erhebung auf den Präsidentenstuhl zu sehr bloß einem Zufall, als daß er einen Schritt wagen könnte, von dessen Gelingen er nicht zuvor überzeugt ist. Zudem ist alle Aussicht vorhanden, daß die Demokraten bei der nächsten Präsidentenwahl das Uebergewicht davontragen, und diese sind bekanntlich im Allgemeinen einem Protectionssystem minder günstig.

Mit dem innern Parteiwesen in den Vereinigten Staaten haben wir es hier nicht zu thun, denn es hat im Augenblick gar keinen besondern Werth, da die alten eigentlichen Parteien der Demokraten und der Whigs, die man auch als Föderalisten und Centralisten bezeichnen könnte, so ziemlich aufgelöst, und von einzelnen Bestrebungen, die noch keine besondere Bedeutung haben, durchkreuzt sind; gegenwärtig herrschen fast mehr persönliche Beziehungen als politische Parteiansichten vor. Alles ist noch wie matt von dem vorjährigen Kampfe mit den Sklavenstaaten, von denen einige noch in diesem Jahr so weit gegangen sind, auf eine Trennung von der Union loszuarbeiten. Aber — it is all fudge. Es fällt keinem vernünftigen Menschen ein; die schwere Geburt

des vorigen Jahres lag darin, daß die Sklavenstaaten, welche bisher immer mit den nördlichen auf gleiches Gewicht Anspruch machten, gewissermaßen als die Schwachen, Hülfsbedürftigen sich bekennen mußten, denen man aus einem Gefühl von Gerechtigkeit und Billigkeit Concessionen machte, die weniger ihnen als dem Bedürfniß des Friedens in der Union galten. Jetzt ist kaum mehr die Rede davon und alles nur auf Benützung der unendlichen Hülfsquellen bedacht, welche das Land und seine Stellung darbieten. Tausende strömen fortwährend nach Californien und zwei der Straßen dahin, die über Panama, wo schon ein erkleckliches Stück Eisenbahn gelegt ist, und die über Nicaragua sind mit Hin- und Herwandernden bedeckt, obwohl die letztere noch bei weitem nicht genug Bequemlichkeiten bietet. Es scheint der amerikanischen Compagnie, welche die Herstellung dieser Verbindung übernommen hat, etwas an Geld zu fehlen, die Regierung von Nicaragua fängt an wegen der Zögerungen Schwierigkeiten zu erheben, und die englischen Capitalisten haben sich bis jetzt zurückgehalten, worüber ihnen die Times (s. Nr. 212) ob im Ernst, mag dahin gestellt bleiben, Vorwürfe macht, indem sie ihre eigenen Interessen nicht gehörig beachtet hätten.[1] Die dritte Straße über den Isthmus von Tehuantepec, von der man geraume Zeit am wenigsten hielt, soll, wie neuere Berichte melden, Aussicht bieten, die beste Straße von allen zu werden, bekanntlich ein Vortheil, den jeder Verkäufer seiner Waare vindicirt. Indeß haben sich über die Verleihung der Straße Streitigkeiten erhoben, die mexikanische Regierung will kraft eines alten Vertrags mit Garay und Cie, die ihre Rechte an Amerikaner abgetreten hatten, die Straße wieder an sich ziehen, da der Bau nicht zu gehöriger Zeit begonnen worden sey, wie er denn auch in der That, wie es scheint, noch immer nicht begonnen ist. Aber die Schwäche der mexicanischen Regierung, ihre gänzliche Mittellosigkeit und die Nähe dieser Transitstraße an Neuorleans lassen vermuthen, daß die unternehmenden Yankees bald Mittel und Wege schaffen werden, auch diese Straße zu beginnen.

Unwiderstehlich dringen die Amerikaner in das arme Mexico vor; abermals hat sich im Nordosten des Landes eine Revolution entsponnen, und „Texan Rangers", d. h. die Ueberreste der Schaaren aus dem mexicanischen Kriege, die vorher keine rechte Heimath hatten, und sich jedem verdingten, der sie bezahlen wollte, haben die wenigen mexicanischen Truppen zurückgeschlagen. Die nordamerikanische Regierung kann dieß nicht hindern, und bloße Proclamationen helfen nichts; in anderer Beziehung ist auch der Beistand dieser gesetzlosen aber tapfern Schaaren ein Glück für das Land, denn diese können es gegen die Indianer schützen, die Mexicaner nicht mehr. Die Einbrüche der Indianer auf mexicanisches Gebiet gehen immer weiter, und seit die spanischen Presidios gefallen sind, lassen sie sich nicht mehr aufhalten, die nordamerikanische Union vermag dieß gleichfalls nicht (s. Nr. 17 u. 76), nur die Landesbewohner selbst, die ihr Eigenthum zu schützen haben, vermöchten es, aber die spanische, wie die nachfolgende Creolenregierung hat sie entwaffnet, und so sind sie unkriegerisch geworden. Dieß gibt diesen anglosächsischen Freibeuterschaaren ein Gewicht und eine Rolle ähnlich der, wie sie die Normannen in Sicilien und Süditalien spielten, wo man sie zum Schutz gegen die Saracenen herbeirief, und bald zu Herrschern hatte; so wird und muß es auch in Mexico, wenigstens im Nordwesten, kommen, und sind diese angelsächsischen Freibeuterschaaren einmal Herren im Lande, so werden sie auch die „Annexation" an die große Mutterrepublik suchen, und diese wird gewährt werden trotz des Geschreies der englischen Journale über die Eroberungsgier der jungen Republik.

Diese Länder sind auf einen Naturzustand zurückgeführt, wo alle staatsrechtlichen Grundsätze von Vattel nichts helfen; die Engländer sollen nur in ihren eigenen Busen greifen, denn vor wenigen Tagen noch (8 Dec.) enthielt die Times einen Aufsatz über das Kafferland, worin die nämlichen „räuberischen" Grundsätze angepriesen werden, die man den Nordamerikanern so hart vorwirft. Die Engländer haben es versucht mit den Wilden im Kafferland, wie mit einem civilisirten Volke, zu unterhandeln und Verträge zu schließen: alles ist umsonst gewesen, jetzt räth die Times das an, was — gelegentlich bemerkt — die holländischen Boers früher auch gethan hatten und darüber wegen ihrer Rohheit und Wildheit weidlich ausgeschimpft worden waren. Die sehr civilisirten Engländer sollen jetzt die Kämpfe mit den Wilden durch die Gränzbewohner selbst ausfechten lassen, die, um ihr Eigenthum und ihr Leben zu schützen, ein strenges Vergeltungsrecht gegen die Wilden üben, jeden, wo sie ihn träfen, wie einen Wolf niederschießen sollen u. s. w. Das ist selbst mehr als das alte, von den Engländern so schwer getadelte Commandosystem der Holländer. Wir machen den Engländern aus diesen Lehren keinen Vorwurf, es ist das System der Nothwehr, das der Civilisirte gegen den Wilden ergreifen muß, und die Sentimentalität, die in einem solchen edlen Wilden nichts als ein unschuldiges Naturkind sieht, ist lächerlich, aber nur sollen die Engländer gegen die Amerikaner auch gerecht seyn: die Ausbreitung der Amerikaner gegen Westen ist ein Naturproceß, den die Regierung der Vereinigten Staaten mit dem besten Willen nicht aufhalten kann. Allerdings haben sich die Amerikaner früher, als es der natürliche Gang der Dinge mit sich brachte, zu Meistern von Texas und Californien gemacht, aber die Engländer mögen sich nur erinnern, was sie gegen die Amerikaner im Schild führten, und wie das Vordringen der Amerikaner nicht mit Unrecht eine Selbstvertheidigung gegen englische Plane genannt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Barths Reise nach Adamawa.

(Aus einem Schreiben Dr. Barths an Dr. Beke aus Kuka vom 23 Julius 1851. Athen. 15 November.)

Früher als ich erwartete bin ich aus Adamawa zurückgekehrt, denn meine Rückkehr war keine freiwillige. Mohammed Loel, der Beherrscher dieses Landes, scheint meine Nachforschungen aus zwei Gründen für verdächtig gehalten zu haben. Der eine war, daß der Scheich in den Briefen, deren Ueberbringer mein Gefährte und Geleitsmann Kaschella Billama war, auf das langbestrittene Gränzgebiet Anspruch machte; der zweite Grund war der Umstand, daß die Fellatahs von Adamawa mit den Kanonenbewaffneten „Insaras" an den Ufern des Golfs von Benin nur allzuwohl bekannt geworden sind. So kam es, daß ich nach einem Aufenthalt von nur drei Tagen in Jola, dem Wohnort des Regenten des Landes, meinen Rückzug antreten mußte, sehr getäuscht und in ziemlich schlechter Gesundheit. Die Resultate meiner Reise sind deßhalb nicht so ausgedehnt, als ich enthusiastisch genug gewesen war zu hoffen; nichtsdestoweniger glaube ich, daß meine Reise nach Jola die Kenntniß der Geographie Centralafrika's werthvoll vermehren wird. Die zwei wichtigsten Resultate scheinen mir zu seyn, erstens der Beweis, daß an

[1] Wir haben früher schon bemerkt, daß diese Straße, wenn sie der Schifffahrt geöffnet werden sollte, nur den kleinen Schiffen der nahen Amerikaner, nicht aber den großen Seeschiffen der Engländer frommen kann; daß also die englischen Capitalisten sich nicht absonderlich beeilen, die Amerikaner mit Geld zur Grabung des Canals und Schiffbarmachung des San Juan zu versehen, ist sehr begreiflich.

eine vom Berge Mendif ununterbrochen nach WNW fortlaufende Bergkette nicht zu denken ist; zweitens daß die Frage über die Verbindung des Niger mit dem Schary durch den Fluß von Adamawa (oder dem Tschadda, wie er in seinem untern Laufe genannt wird), jetzt völlig entschieden ist. Ich überschritt den Benue und den Fara an dem Punkte wo sie sich vereinigen: der erstere kommt aus dem Osten zehn Tagereisen weit her, der Fara aber hat seine Quellen in einem Berge, Namens Hosere (Fels) Labul, sieben Tagereisen gegen Süden. Ueberdieß ist durch die Fixirung der Lage von Jola ein sicherer Punkt für die Straßen durch das Land erreicht worden. Ich stehe jetzt im Begriff eine Skizze meines Weges zu entwerfen, das ich in 14 Tagen durch die Karawane an die Regierung absenden will. Karten und Itinerarium werden gewiß in vielen Beziehungen von Interesse seyn, denn nicht nur ist die physische Gestaltung des Landes interessant, sondern die verschiedenen Nationalitäten sind es vielleicht noch mehr.

Adamawa ist in der That ein schönes Land mit ausgedehnten Thalebenen von sehr fruchtbarem Boden; da es durch eine sieben Monate andauernde Regenzeit bewässert ist, so ist es ungeheuer reich an Weidegründen und somit voll Vieh. Mit Ausnahme von Sklaven bildet in der That Vieh den einzigen Reichthum der Herren des Landes, welche, ich möchte sagen täglich mit den in den Bergen hausenden Heiden Krieg führen. Denn mit Ausnahme des berühmten Mendif und einiger andern bemerkenswerthen Gipfel in der Nähe, welche steile Kalkfelsen scheinen, und ganz dürre und nackt bis zur Höhe sind, bestehen alle Berge in Adamawa, so wie in Mandara, so weit ich sie untersuchen konnte, aus Granit, und sind mit Bäumen bedeckt, während die ebenen Stellen angebaut sind. Das gewöhnlichste Erzeugniß des Landes ist Ghasule (?), Reis wird gleichfalls gebaut, wozu das Thal des Benue besonders geeignet ist, da es 40 Tage lang durch die Ueberschwemmung des Flusses mit Wasser bedeckt ist; diese Ueberschwemmung steigt oft auf 40 bis 50 Fuß. Ich kann fast mit Gewißheit sagen, daß in Adamawa sich Gold findet, jedermann versicherte mich, daß dieß kostbare Metall vom Benue heruntergewaschen wird, obwohl ich diese Thatsache in dieser Jahreszeit nicht selbst untersuchen konnte. Hier finden sich keine Schneeberge: der Alantiga, den ich in seinem ganzen Umfang auf eine Entfernung von etwa 100 (engl.) Meilen sah, schien mir in seinem höchsten Theile kaum 9—10,000 Fuß hoch. Auch scheint dieser Berg, der mir als vulcanisch bezeichnet wurde, dieß nicht zu seyn; doch hat er heiße Quellen.

In Jola eröffnete sich mir eine Aussicht von lockender Größe. Ich traf hier einen sehr freundlichen Araber, Scherif Mohammed Ben Ahmedn, aus Mocha in Jemen, der das ganze Ostufer des afrikanischen Continents, von Dschard Hafun bis Safala, durchreist hatte und von Mozambique bis Nyassi vorgedrungen war. Da er die Engländer wohl kannte, so versprach er für eine in Zanzibar auszahlbare Summe von 300 Dollars mich quer durch den Continent hindurch nach diesem prachtvollen See zu führen, denn Nyassi ist der große Mittelpunkt des Handels für einen ungeheuren Theil Südafrika's, und ich bin überzeugt, daß es von Jola aus kaum die Reise eines Monats in dieser Richtung bedürfte, um auf eine sehr besuchte Straße nach diesem Markt zu gelangen. Wie die Sachen stehen, muß ich mich auf eine Mittheilung des Itinerars von Mozambique nach Nyassi beschränken, das, so viel ich weiß, ganz neu ist. Ich könnte mehr Nachrichten geben, wenn ich nicht von Jola vertrieben worden wäre. Ich hoffe aber meinen Scherif wieder zu sehen.

(Das nur bruchstückenweise im Athenäum mitgetheilte Itinerar lassen wir fürerst weg, und bemerken nur, daß außer dem Nyassi-See noch eines andern, Namens Timbaze, Erwähnung geschieht; den ersten hält Scherif Mohammed für die Nilquelle, er soll indeß in keiner Jahreszeit steigen oder fallen.)

Miscellen.

Die rotatorischen Stürme und die Schifffahrt. Seit Oberstlt. Reid die Theorie der rotatorischen Stürme aufstellte und ihre Richtigkeit bis zur Evidenz nachwies, hat man oft behauptet, die Schiffe könnten, geleitet durch diese Wissenschaft, dem schlimmsten Theil der Stürme entgehen. Bis zu einem gewissen Punkte mag dieß auch möglich seyn, aber die Sache hat ihre große Schwierigkeit. Kürzlich berichtete ein Capitän Barker (s. Shipp. Gaz. 11 December) über sein Verhalten in einem solchen rotatorischen Sturm und legte es seinen Standesgenossen zur Beurtheilung vor, bemerkt aber gleich im Eingang: „obwohl ein vorsichtiger und erfahrener Seemann jede mögliche Kenntniß eines herannahenden Sturms haben mag, so kann man doch nicht zu allen Zeiten den Vortheil eines guten Windes aufopfern, ohne bestimmtere Warnung als das Sympiesometer angibt, und ohne mehr Zeit zu den nöthigen Evolutionen zu haben, als ich je hatte vor Annäherung von drei Typhons in den chinesischen Meeren, einem Orkan in der Nähe von Isle de France, einem an der Küste von Malabar und zweien auf den Bänken von Neufundland." Die Schwierigkeit besteht darin zu wissen, in welchem Theile des Sturmkreises man sich befindet, denn sonst kann man ebenso gut auf die gefährlichste Seite seinen Lauf hinrichten, als auf die ziemlich sichere Mitte.

•

Die arktische Committee in England hat unter dem 20 November ihren Ausspruch gethan, und die Blätter (Shipp Gaz. vom 12 December) theilen denselben mit. Capitän Austin, dem man vorgeworfen, daß er es vernachlässigt, den Wellington-Canal hinaufzugehen, und dadurch die wahrscheinliche Entdeckung des Schicksals der Vermißten vereitelt habe, ist gerechtfertigt, da namentlich bei der ungeheuer starken Fluthströmung (6 Knoten in der Stunde) und der Masse von schwimmendem Eis das Eindringen so gut wie unmöglich gewesen wäre. Was künftige Unternehmungen betrifft, so bekennt die Committee ihre Hoffnungslosigkeit, doch bei dem stark vorherrschenden Wunsche, daß etwas geschehen möchte, schlägt sie vor, die Nachforschungen auf den Wellington-Canal zu beschränken, und im Fall er durch Eis geschlossen sey, das Vordringen auf Schlitten zu versuchen; findet man den Canal offen, so soll eines der Segelschiffe und ein Dampfboot hinauffahren, wohl versehen mit allem was zum Ueberwintern nöthig seyn möchte, um im Frühjahr 1853 die Forschung zu Lande fortsetzen zu können. Die Nachricht von dem Ueberfall der Schiffe Franklins durch Eskimos und der Ermordung der Mannschaft wird bei dieser Gelegenheit officiell in Abrede gestellt.

•

Maroniten-Einwanderung in Algier. Bekanntlich ist schon seit längerer Zeit von einem Plan die Rede eine Anzahl Maroniten, somit christliche Araber, nach Algier zu versetzen. Nach der so eben erschienenen Revue de l'Orient vom September soll jetzt hiezu ein Anfang gemacht werden; eine Karawane von 1200 Menschen, organisirt wie eine Mekkakarawane, soll demnächst den Libanon verlassen, Syrien, die libysche Wüste, die Regentschaft Tripoli und Tunis durchziehen, und somit im Gebiet von Algier ankommen. Die Maroniten sollen sich in der Provinz Constantine niederlassen. (Rev. de l'Orient. September)

•

Achmed, Bey von Constantine, seiner Zeit ein viel besprochener Mann, da es ihm gelang, einmal die Franzosen von Constantine zurückzuschlagen, ist am 31 August d. J. zu Algier, wo er von einer nicht unbedeutenden Pension der französischen Regierung lebte, gestorben. Von 1837 bis 1848 irrte er in seinem ehemaligen Bezirk umher, stets mehr oder minder eifrig von den Franzosen verfolgt, und im J. 1848 mußte er sich, wenige Monate nach der Gefangennehmung Abdel-Kaders, an die Franzosen ergeben. Seit der Zeit lebte er in Algier. (ibid.)

•

Phönicische Alterthümer bei Arzew. In der Nähe der römischen Ruinen des alten Arzew fand man kürzlich ein roh gearbeitetes steinernes Götzenbild und fünf ebenso roh gearbeitete Grabsteine. Wahrscheinlich sind dieß phönicische oder karthagische Alterthümer aus einer Zeit, wo diese Völker Handelscolonien längs der Nordküste Afrika's hatten. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 302. 18 December 1851.

Zwei neuentdeckte Schriften Euclids.

Wir haben in dem Bericht der Pariser asiatischen Gesellschaft erwähnt, daß ein Hr. Wöpcke, ein Mathematiker, der sich mit arabischen Studien beschäftigt — 2 Studien, die sehr selten vereinigt sind — in den arabischen mathematischen Werken zwei Schriften Euclids entdeckt habe, die uns im griechischen Original nicht erhalten wurden. Das neueste Heft des Journal Asiatique (Sept. Oct.) bringt eine nähere, für das Studium der alten griechischen Mathematik sehr interessante Angaben. Wir theilen hier den Eingang Hrn. Wöpcke's mit, welcher den arabischen Text der Abhandlung vom Hebel, dessen Uebersetzung, so wie die Uebersetzung einer Abhandlung der Theilung planimetrischer Figuren ins Journal Asiatique einrücken ließ.

„Das erste Stück ist eine Abhandlung über den Hebel in vier Lehrsätzen, mit Voransendung einiger Axiome. Was diese kleine Schrift namentlich interessant macht, ist der Umstand, daß sie Euclid zugeschrieben wird. Man kann die Richtigkeit dieser Angabe bezweifeln, da weder die Griechen, noch die Araber bei der Aufzählung der Werke Euclids dieser Abhandlung erwähnen. Der geringe Umfang derselben erklärt indeß dieses Schweigen, und es ist überdieß sehr wahrscheinlich, daß die griechische Mathematik vor Archimed auch die Mechanik behandelte, und daß Euclid, dessen Arbeiten sich über alle Theile der alten Mathematik erstrecken, diesen einzigen Zweig nicht vernachläßigte. Ein Manuscript aus dem 14ten Jahrhundert scheint diese Annahme zu bestätigen, und bestimmt anzugeben, daß der Beweis des Grundsatzes des Hebels auf Euclid zurückzuführen ist. In diesem Manuscript findet sich unter anderm eine Abhandlung, welche den Titel: Liber de canonio, führt, welches die Auflösung des Hauptlehrsatzes in Bezug auf den Hebel enthält, und am Ende hinzusetzt, „„wie es von Euclid, Archimed und andern bewiesen wurde.""

„Das zweite Stück, das ich in dem arabischen Manuscript auffand, enthält eine Uebersetzung der Abhandlung Euclids über die Theilung planimetrischer Figuren. Da das Original der Abhandlung, deren von Dee gefertigte Uebersetzung in der Orforder Ausgabe der Werke Euclids eingerückt ist, Euclid nicht als den Verfasser nannte, während dieß in dem vorliegenden Manuscript der Fall ist; da ferner beide Redactionen eine bedeutende Verschiedenheit ausweisen, und endlich die Authenticität der in der Ausgabe von Gregori veröffentlichten Abtheilung stets zweifelhaft blieb, so habe ich geglaubt, daß eine Uebersetzung dieses Werks ein gewisses Interesse darböte. Leider enthält das eine übersetzte Manuscript mit vier Ausnahmen nur die 36 Lehrsätze, aus denen es besteht, aber nicht die Beweise, „„da diese, wie am Ende bemerkt ist, sehr leicht seyen."" Man bemerkt unter diesen Lehrsätzen die Theilung des Kreises, welche sich in der Orforder Ausgabe nicht findet, während sie nach Proclus in dem Werke Euclids abgehandelt war."

Die Freunde der alten Mathematik werden diese Mittheilungen mit Vergnügen lesen, und darin eine Bestätigung finden, daß die Araber sorgsam die Werke der Alten über Mathematik gesammelt und benützt haben. In dem Bericht der asiatischen Gesellschaft sind einige Winke gegeben, welche Fortschritte die Mathematik unter den Arabern gemacht haben; sie beweisen, daß die Araber keine bloßen Nachbeter waren, sondern selbständig fortarbeiteten; für die Geschichte der Mathematik werden die Arbeiten Wöpcke's wahrscheinlich auch in Zukunft noch manchen Beitrag liefern.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Was übrigens im nordöstlichen Mexico vorgeht, ist bis jetzt noch ziemlich räthselhaft. Die Nachrichten aus jenen Gegenden reichen bis zum Ende Octobers. Wenn es auf der einen Seite unverkennbar scheint, daß der Anführer der Bewegung die Absicht hat, das alte Project der Sierra Madre auszuführen, und nach erklärter Unabhängigkeit von Mexico sich der nordamerikanischen Union anzuschließen, so kommt durch den Aufstand von Tamaulipas, welcher Staat von der texanischen Gränze bis zum Tampico das Meeresufer bildet, ein anderes Element hinzu: Canales hat sich hier für Heruntersetzung der Zölle und Abschaffung der Prohibitionen erklärt, von seiner Seite offenbar nur ein Schritt um Popularität zu gewinnen. Herrscht die Ansicht in der Bevölkerung vor, daß sie nur dadurch ihren Wohlstand herstellen kann, dann ist es unvermeidlich, daß Veracruz in die Bewegung hineingezogen wird, denn sein Hafen und sein ganzer Verkehr könnten die Concurrenz mit Tampica nicht mehr aushalten. Auffallen muß unter diesen Verhältnissen das Benehmen der mexicanischen Regierung: nicht bloß, daß englische Blätter das Verhalten der von ihr zur Unterdrückung des Aufstandes abgeschickten Generale seltsam finden, deutsche Blätter, die für wohlunterrichtet gelten können (Börsenhalle vom 11 Dec.) sagen geradezu: „die Regierung von Mexico hat man stark im Verdacht bei der Bewegung betheiligt zu seyn, da sie die Nachrichten mit einer außergewöhnlichen Gleichgültigkeit aufnimmt, die revolutionären Umtriebe, die seit Wochen schon stattfanden,

mit der größten Ruhe beurtheilt, theilweise die Handlungen von Alaros, der mit Truppen gegen Canales ausgeschickt worden war, aber unverrichteter Dinge umkehrte, und im Einverständniß mit den Municipalitäten von Matamoras und den angränzenden Städten, gegen alle verfassungsmäßige Befugniß, die Aufhebung der Prohibitionen und die Herabsetzung der Zölle angeordnet hatte, entschuldigt und durch ein Regierungsblatt selbst die Aufwiegelungen von Canales entschuldigen läßt." Wenn man kaum umhin kann, in diesem Verfahren der mexicanischen Regierung eine Absicht zu entdecken, so fragt sich: was soll damit erreicht werden? Die Antwort ist vielleicht nicht schwer zu finden. Die mexicanische Regierung ist augenscheinlich nicht im Stande die Nordgränze gehörig zu schützen, weder gegen die Indianer, welche hauptsächlich im Westen der Sierra vordringen, noch gegen die Nordamerikaner, die im Osten an der Küste herunter kommen; zudem wird das strenge Zollsystem, das bis jetzt an der Küste in Veracruz, Tampico u. s. w. aufrecht erhalten wurde, durch die wachsende Einfuhr zu Lande von Nordamerika her vernichtet; ungeheure Wagenzüge gehen hier über die Gränze, deren strenge Bewachung nicht bloß einem so kraftlosen Staate wie Mexico, sondern selbst Nordamerika unmöglich wäre. Soll der Landhandel, den man nicht hindern kann, nicht allmählich den Seehandel, der viel minder leicht dem Zoll entgeht, verdrängen, und das bedeutendste Mittel zur Erhaltung der Regierung und zu Bezahlung der Schulden zu nichte machen, so muß das bisherige strenge Zoll- und Prohibitivsystem aufgegeben werden, und man sich so viel möglich auf Finanzzölle beschränken, welche der Zufuhr zur See das Uebergewicht über den kostspieligen und langwierigen Landtransport geben. Die Regierung fühlt sich wohl zur gesetzlichen Einführung eines solchen Systems zu schwach, denn in Puebla und andern Staaten der mexicanischen Union ist unter dem Schutz des Prohibitivsystems eine Industrie erwachsen, die bei einer Aufhebung des letztern verloren ist, da in Mexico bei dem theuern Arbeitslohn und den wenigen industriellen Hülfsmitteln eine Concurrenz mit den europäischen Waaren undenkbar ist. Vielleicht ist auch die Sache im Einverständniß mit England verabredet, das hierin noch das einzige Mittel erblickt, einestheils seinen eigenen Absatz zu heben, anderntheils dem Vordringen der Amerikaner einen Damm entgegenzusetzen. Wir haben aus den umständlichen Mittheilungen Boguslawski's ((s. Chr. d. Reisen) ersehen, welcher Productenreichthum aus Mexico ausgeführt werden könnte, wenn manche fiscalische Hemmnisse gehoben wären. Greift Mexico zu dem System einer sehr mäßigen Abgabe von den eingeführten Manufacten und einer nicht minder mäßigen Abgabe von der Ausfuhr der Rohproducte, so kann es sich in seinem Landbau rasch und bedeutend entwickeln; seine Nationalität und seine Religion sind den Nordamerikanern antipathisch, diese können dann nur noch einzeln, aber nicht mehr in solchen Schaaren sich festsetzen, und zudem kann Tamaulipas für die Vereinigten Staaten zum Theil werden was Texas im Großen werden sollte, ein Schmuggeldepot für die Engländer, und zwar ein solches, dessen Einverleibung in die Vereinigten Staaten um ein gut Theil schwerer werden möchte als die von Texas. Sind diese Vermuthungen gegründet, so stehen sich hier abermals die Interessen der Engländer und Nordamerikaner gegenüber, und man darf der weitern Entwicklung mit Aufmerksamkeit folgen.

Es ist offenbar das Interesse und das Bestreben der Nordamerikaner, ihren Handel und ihre Herrschaft, mit möglichstem Ausschluß der Engländer, über ganz Mexico und die Staaten Mittelamerika's auszudehnen. Bis jetzt sind ihnen die Engländer auf diesem Wege mannichfach, aber mit schwachem Glück und noch schwächerem Erfolg entgegengetreten. Der Kampf wird in den Handels- und Verkehrsverhältnissen geführt, die man in Europa kaum genug beachtet; langsam, nur Schritt vor Schritt, weichen die Engländer vor den Amerikanern zurück, der Sieg der letztern dürfte aber erst dann vollständig werden, wenn sie im Besitze Mexico's und seiner reichen Silberminen sind, und, verstärkt durch Californien, wirklich die financielle Uebermacht erlangen, nach der sie streben. Wunderbar sind die Anstrengungen der Amerikaner nach diesem Ziel, aber mit Sicherheit können sie es erst fassen, wenn sie den Continent mit einer Eisenbahn durchzogen haben. Daher die unaufhörlich auftauchenden Pläne, das fast fabelhafte Unternehmen einer solchen Eisenbahn quer durch den Continent hindurch in Ausführung zu bringen. Wäre diese fertig, so würden sie den Handel der asiatischen Meere nach Californien, namentlich nach dem wunderbaren Hafen von San Francisco, leiten, und durch ihr Gebiet hindurch den Verkehr zwischen Asien und Europa vermitteln. Das ist, wie wir schon vor zwei Jahren ausgeführt, das Ideal, das sie verfolgen, und das ihnen die Welt mehr zinsbar machen würde, als sie es jetzt den Engländern ist. Bis dahin aber haben wir, so sehr sich auch die Amerikaner anstrengen, noch ziemlich weit, und die Amerikaner fühlen dieß auch selbst am besten; deßwegen suchen sie, da der große entscheidende Schritt noch nicht möglich, den Engländern im Einzelnen den Vorrang abzugewinnen.

Das ist auch bisher so gut gelungen, daß Amerika gewiß nicht Lust hat, einen Schritt zu thun, der England geradezu herausfordert. Man besorgte eine Zeit lang in England wirklich, der Angriff von Lopez auf Cuba möchte *einen Krieg zwischen* Spanien und der Union entzünden und England hineingezogen werden. So groß auch die Lust vieler Amerikaner seyn mag Cuba zu besitzen, so gewiß sie entschlossen sind, es um keinen Preis in die Hände Englands fallen zu lassen, so wenig werden sie einen Krieg herausfordern, um es zu erhalten. Der Krieg ist weder in ihrem, noch in Englands Interesse. Der Economist hat ganz Recht, wenn er (s. Nr. vom 13 Sept) in bewegtem Tone sagt: „die Folgen einer auch nur Monate langen Unterbrechung des Verkehrs zwischen beiden Nationen erscheinen uns so fürchterlich, daß wir uns gar nicht die Möglichkeit denken können, daß ein solcher Krieg ernstlich unternommen und mit zerstörendem Nachdruck geführt werden könne." Die Folgen eines Kriegs wären für Amerika hart, im einzelnen zerstörend, für England aber geradezu verderblich. Man erwäge nur, daß mehr als ein Drittheil der Ausfuhr Englands — vom innern Verbrauch gar nicht zu reden — in Baumwollenwaaren besteht, und daß hiezu die Amerikaner drei Viertheile des Rohmaterials, ja oft noch mehr, liefern. Die Arbeiten von zwei Millionen Menschen in England würden durch ein solches Ereigniß plötzlich ins Stocken gerathen. Beide Theile werden sich also nicht leicht in die Haare kommen, und England wird dazu noch weniger Lust haben als die Amerikaner, woraus sich erklären läßt, warum es seit zehn Jahren so consequent zurückgeschritten ist, und, wenn es die Amerikaner durch irgend einen Widerstand gegen ihr Vordringen endlich auf einen Punkt getrieben hatte, wo sie sich ernsthaft entgegenstellen mußten um bedeutenden Nachtheilen auszuweichen, am Ende immer nachgab. So ging es mit der nordöstlichen Gränzfrage, so mit der Oregonfrage, mit Texas, und noch vor einem Jahre mit Nicaragua. Jetzt ist wieder eine halb bloß theoretische, halb praktische Streitfrage im Gang: die Frage über

das Durchsuchungsrecht, welche durch die Havana-Expedition wieder aus ihrem Schlummer aufgeweckt wurde. Bekanntlich haben die Amerikaner standhaft allen Anmuthungen der Engländer dieß Durchsuchungsrecht anzuerkennen sich widersetzt, und den Grundsatz aufrecht erhalten, daß die Flagge die Waare decke. Dieß Durchsuchungsrecht (right of search) wurde auch von England in dem bekannten Ashburtonvertrag geopfert, aber noch ist der Streit nicht zu Ende. Man macht jetzt einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Durchsuchungsrecht und dem Besuchsrecht (right of visit): England erklärt, es könne nicht zugeben, daß jedes Schiff, sobald es nur das Sternenbanner aufziehe, eben dadurch geschützt seyn soll, auch wenn es ein Piratenschiff wäre. Der Streitpunkt wurde zuerst aufgeworfen in Bezug auf den Sklavenhandel: die Engländer forderten, daß ein des Sklavenhandels verdächtiges Schiff, auch wenn es die Flagge der Vereinigten Staaten aufziehe, von einem englischen Kreuzer solle besucht werden dürfen, ob es auch diese Flagge mit Recht führe; wenn dieß der Fall sey, so würde man es ziehen lassen, selbst wenn es Sklaven an Bord hätte. Die Regierung der Vereinigten Staaten, wohl wissend, wie sehr dieß Besuchsrecht ausgedehnt werden könne, schlug dieß Verlangen ab, und um den Vorwand dazu den Engländern zu nehmen, machten ihre Geschwader stark Jagd auf amerikanische, des Sklavenhandels verdächtige Schiffe. Es ist jetzt von den Engländern selbst, auch von Lord Palmerston im Parlament auf eine Anfrage Hume's, anerkannt, daß das amerikanische Geschwader zur Unterdrückung des Sklavenhandels wesentlich mitgewirkt hat. Jetzt taucht indeß die englische Forderung abermals auf, denn englische Kreuzer wollen Schiffe unter amerikanischer Flagge besuchen, um zu wissen, ob sie nicht Truppen zu einem Angriff auf Cuba führen, und somit als Piraten anzusehen seyen. Der amerikanische Staatssecretär Webster hat dieß Ansinnen abermals zurückgewiesen, und erklärte, die amerikanische Marine werde die Seepolizei gegen ihre Schiffe selbst ausführen. Kurz sie sind entschlossen die Seepolizei, welche die Engländer sich gerne anmaaßen möchten, in jedem Stadium zurückzuweisen, würden aber vielleicht einer schwächern Macht als England, wenn es sich um die Erreichung bestimmter und allgemein wohlthätiger Zwecke handelt, dieses Besuchsrecht, vorausgesetzt, daß es gegenseitig wäre, nicht abschlagen. Gegen die Engländer aber herrscht, veranlaßt durch den Mißbrauch des Durchsuchungsrechts, das ihm im J. 1794 bei der damaligen Schwäche der Amerikaner zugestanden werden mußte, und selbst des Besuchsrechts, wobei man ohne weiters Matrosen aus den amerikanischen Schiffen nahm, eine unüberwindliche Abneigung, auch nur die kleinste Concession zu machen.

Man mag diese Eifersucht etwas zu weit getrieben finden, wer aber seit 60 Jahren die Folgen des englischen Systems und der englischen Anmaaßungen erfahren hat, der wird sich nicht wundern, daß die Amerikaner jedem Anlaß ausweichen, wo die englischen Ansprüche ihren Keil einsetzen könnte, der dann bald weiter hineingetrieben werden würde. Das schwache Brasilien hat sich den englischen Anmaaßungen widersetzt, und nicht dulden wollen, daß man brasilianische Schiffe vor rein englische Gerichtshöfe schleppt, um sie dort processiren und verurtheilen zu lassen, es hat mit Maaßregeln gegen den englischen Handel gedroht, und dadurch den ganzen Zorn Englands auf sich geladen; um jedem Anlaß, diesen zu üben, vorzubeugen, hat Brasilien seit dem vorigen Jahre strenge Maaßregeln gegen den Sklavenhandel ergriffen, und die englische Regierung konnte nicht umhin, die Wirksamkeit derselben im Parlament anzuerkennen; dennoch dauerten die Gewaltthaten fort, und brasilianische Schiffe wurden im Hafen, unter den brasilianischen Batterien, angegriffen und beschossen, so daß selbst englische Kaufleute in Rio sich beschwerend an Lord Palmerston wandten und erklärten, daß ihr Handel wesentlich darunter leiden müsse, wenn ein so unverantwortliches, feindseliges Betragen fortgesetzt werde; die brasilianische Regierung drohte, sich unter den Schutz einer befreundeten Seemacht zu stellen, wenn solche Angriffe fortdauerten. Die Amerikaner würden sich schwerlich lange bitten lassen, dieß Protectorat zu übernehmen. Der Grund dieser seit Jahren fortgesetzten Feindseligkeit gegen die brasilianische Regierung ist zuverläßig kein anderer, als daß diese den abgelaufenen Handelsvertrag, welcher den Engländern besondere Vorrechte vor andern Völkern einräumte, nicht erneuern wollte; diese Vorrechte müßten nicht nur dem Handel ihres Landes und dem Absatz der Producte, sondern auch ihren Zolleinkünften schaden, und was die Finanzquellen betrifft, so hat die brasilianische Regierung nicht viele Opfer zu bringen.

Einer der dunkelsten Punkte in der europäisch-amerikanischen Politik bleiben die Laplata-Angelegenheiten, die gegenwärtig vielleicht — wir sagen vielleicht, weil die Erwartungen schon oft getäuscht wurden — sich einer Entscheidung nähern. Die Sachlage ist öfters dargelegt worden, und wir erwähnen ihrer nur des bessern Verständnisses wegen in möglichster Kürze. Buenos-Ayres und Montevideo standen einander seit ihrer Entstehung, selbst schon unter der spanischen Herrschaft, feindlich gegenüber; die Frage war immer: beherrscht Buenos-Ayres den Parana so, daß aller Handel ins Innere unter seiner Controle geht? So wie dieß der Fall ist, so sind nicht nur die westwärts gelegenen und von jeher zu dem argentinischen Gebiet gehörigen Staaten, sondern auch Entre Rios, Corrientes, Paraguay und selbst ein nicht unbedeutender Theil des Uruguaygebiets, ja einige westliche Provinzen Brasiliens von Buenos-Ayres abhängig. Wir haben die zum Theil sehr interessanten Bemerkungen des Cap. Page über diese Länder (s. Nr. 250 ff. 272 ff. und 278 ff.) mitgetheilt, derselbe hat aber gerade diese Streitfrage umgangen, und noch dazu die Behauptung ausgesprochen, daß eine Beschiffung des Parana chimärisch sey, und nur Anarchie in den innern Staaten erzeugen würde. Warum die französische Regierung — denn als ihr officiöses Organ muß man diese Stimme betrachten — so plötzlich umsprang, nachdem sie zehn Jahre lang die Ansprüche des Dictators Rosas auf Sperrung des Parana bekämpfte, vermögen wir nicht anzugeben, vielleicht ist dieß Umspringen nur scheinbar, da man in Frankreich von dem Plane Brasiliens, das wieder, wie im J. 1824, gegen Buenos-Ayres auftreten wollte, und seitdem auch aufgetreten ist, unterrichtet seyn mußte. Die Engländer haben sich — wenigstens die bedeutendsten Journale — in dem Augenblick gegen Rosas erklärt, wo sich die Franzosen wirklich oder scheinbar für ihn erklärten. Die Amerikaner hielten sich so neutral und zurückhaltend, wie möglich. Die einzige plausible Erklärung dieses widerspruchsvollen Sachverhalts finden wir darin: sobald die Franzosen mit Rosas im Kampfe lagen, hielten sich die Engländer an Rosas, weil ihnen dann der Handel hauptsächlich zufiel, und sie sich seines besondern Schutzes zu erfreuen hatten. Daher seit Jahren die Artikel in englischen Zeitschriften zu Gunsten von Rosas, und, wo das Lob nicht anging, zur Entschuldigung. Frankreich konnte bei der Geschichte nur verlieren, und man ließ ihm die kostspielige Ehre, den Dictator zu einer Nachgiebigkeit zu zwingen, die, wenn sie erfolgte, nicht den Franzosen allein, sondern allen europäischen und amerikanischen Handelsleuten zu gute kam. Sowie

Frankreich Miene macht, sich auf die Seite des Dictators zu schlagen, so treten die Engländer auf die andere, weil es ein zu großes Interesse ist, die Schifffahrt auf dem Parana nicht unter der Controle von Buenos-Ayres allein zu lassen. Ob Brasilien in Verbindung mit Urquiza, dem Präsidenten von Entrerios, den mit Rosas verbündeten Oribe aus der Banda Oriental wirklich verjagt, und ob der Krieg überhaupt anders als mit dem vollen Sieg oder Sturz des Dictators Rosas endigen kann, das muß eine nahe Zukunft zeigen.

Um die Wichtigkeit der Frage zu zeigen, theilen wir nachstehenden Auszug aus einem südamerikanischen Blatte, dem Comercio del Plata mit, welches die Handelsvortheile, die sich aus einer Eröffnung des Parana ergeben würden, folgendermaßen schildert: „der Parana ist ein großer Strom. Ein Handelsfahrzeug, das in einer seiner Mündungen einläuft, kann 600 Leguas weit von Süden nach Norden steuern, durch verschiedene Breitengrade hindurch, und durch Länder verschieden an Klima und Erzeugnissen. Die Natur hat ihn zur Lebensader der ungeheuren Länder an seinen Ufern gemacht; Korn, Wein, Wolle und das an seinen südlichen Zuflüssen in solcher Menge erzeugte Vieh werden nebst den Manufacten Europa's ausgetauscht werden gegen den Zucker, die Yerba, die Baumwolle und die Hölzer von Paraguay, gegen das Gold und die Diamanten von Cuyaba und Matto Grosso, und diese so lange in der Mitte Amerika's verschlossenen Länder werden endlich in Verkehr mit der übrigen Welt treten. Die Verwirklichung dieser Zukunft wird beginnen, sobald die Regierungen an seinen Ufern, von einer friedlichen und toleranten Politik geleitet, dem Arbeiter die Früchte seines Fleißes sichern, sobald die zunehmende Bevölkerung und der Fortschritt der Civilisation die Macht des Tyrannen brechen werden, der auf die Armuth der Völker eine barbarische und egoistische Herrschaft gründete, oder vielmehr, sobald dieser Tyrann nicht mehr ist. Die freie Schifffahrt auf diesem Strom, welche den Austausch der Producte erleichtert und die Transportkosten vermindert, wird die Ausfuhr vermehren, einen Strom von Reichthum in diese Provinzen ergießen, und ihren Fleiß anspornen zum ungeheuren Vortheil der Producenten, der Frachtführer, der fremden und einheimischen Kaufleute, sowie der Staaten überhaupt, weil der Boden im Werth steigen, weil die Handelspunkte und Märkte sich vermehren in dem Maaße, als die Neigung zum Betrieb der Künste und der friedlichen Beschäftigungen den Geist des Kriegs und der Zwietracht verbannen wird, der auf den kraftvollsten Theil dieser Bevölkerungen einen so unglücklichen Einfluß ausübt. Diese Schifffahrt wird der Provinz Santa Fé eine große Wichtigkeit geben, und sie zum Entrepot und Markt für die Producte des Innern machen, die jetzt wegen der Schwierigkeiten des Transports zu Grunde gehen; sie wird die Macht der andern Provinzen der Conföderation erhöhen, und namentlich den Handel und den Reichthum von Corrientes vermehren. Alle diese Staaten werden sich aus der Machtlosigkeit, in welche sie durch die Tyrannei des Dictators versetzt wurden, erheben, das Joch, das auf ihnen lastet, abwerfen, der Dictatur ein Ende machen, und die Conföderation auf ihren ursprünglichen Grundlagen wieder herstellen, was sie zu thun berechtigt und stark genug sind."

Hierin liegen die Gründe der stets sich neu bildenden Bündnisse gegen Rosas, so wie der Unterstützung, welche diese Bündnisse bald von dieser bald von jener europäischen Macht, bald auch von Brasilien erhalten. Der Amerikanismus, den Rosas für sich anführt, sein angebliches Ankämpfen gegen den europäischen Einfluß sind Trug oder Selbsttäuschung. Es handelt sich für die Provinzen im Innern, wie für den europäischen und nordamerikanischen Handel, um die Eröffnung neuer Märkte; diese Länder im Innern können eine Unmasse von Rohstoffen aller Art liefern, und wie man den Orinoco bis weit hinauf befährt, wie mit dem Amazonenstrom dasselbe schon mehrfach der Fall gewesen, so will man auch den Parana befahren. Diese Schifffahrt, diesen Verkehr den Inländern reserviren wollen, ist füreerst ein Unding, denn diese Inländer haben weder die Geld- noch die gewerblichen Mittel, dieselbe zu betreiben, wohl aber haben die Fremden diese Mittel, und können sie zum eigenen wie zum Vortheil des Landes anwenden. So viel wir immer sehen können, haben europäische Staaten und Nordamerika am Laplata nur Ein Interesse, wenn sie gleich in verschiedenen Zeitpunkten sehr verschieden gehandelt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Chinesische Abhandlung über die Porcellanfabrication. Der bekannte Sinologe, St. Julien, der bereits eine Zusammenstellung der wichtigsten chinesischen Abhandlungen über die Erziehung der Seidenwürmer herausgegeben hat, beendigte vor kurzem die Uebersetzung einer chinesischen Abhandlung „über die Fabrication des Porcellans in China, mit einer Geschichte desselben vom Alterthum bis auf unsere Tage." Geleitet durch die Erfahrungen gelehrter Chemiker über die Zusammensetzung der mineralischen Substanzen, deren sich die Chinesen bei der Fabrication des Porcellans bedienen, hat Hr. St. Julien seiner Arbeit eine Vollendung gegeben, ohne welche es den europäischen Fabrikanten nicht möglich gewesen wäre, den in der chinesischen Abhandlung gegebenen Anweisungen zu folgen. Die Worte, womit die Chinesen die verschiedenen, bei der Bereitung des Porcellans angewandten mineralischen Substanzen bezeichnen, wurden mit den in Europa üblichen, wissenschaftlichen Ausdrücken wieder gegeben. Es ist bekannt, welche Verbesserung die Seidenzucht seit der Uebersetzung des oben erwähnten Werks von St. Julien in Europa gemacht hat, und nach der Ansicht von Gelehrten, denen er einzelne Theile seiner „Abhandlung über die Porcellanfabrication in China" mittheilte, ist zu erwarten, daß diese Schrift der Porcellanfabrication in Frankreich einen neuen Aufschwung geben wird. (Revue de l'Orient. September.)

Die Schwefelminen zu Bohar am rothen Meer. Das entdeckte Mineral gibt 45 Procent reinen Schwefel, und der Centner kommt nicht höher als 5 Piaster (1 Fr. 25 Cts.) zu stehen, da die Handarbeit sehr wohlfeil ist. Der Transport nach Alexandrien wird auf nicht ganz 2 Fr. zu stehen kommen. Dieß Jahr wird nichts nach Europa ausgeführt werden, weil die Kriegsverwaltung 3000 Centner in Aegypten braucht, und der Rest, etwa 20,000 Centner, nach dem Hedschas gehen wird, das bisher jährlich 12—14,000 Centner zum Preis von 37 Fr. aus Europa bezog. Nächstes Jahr sollen aber mindestens 25,000 Centner nach Alexandrien zum Verkauf für Europa kommen. Dem Schwefelhandel dürfte somit eine starke Aenderung bevorstehen. (ibid.)

Anbau von amerikanischer Baumwolle in Syrien. Die türkische Regierung hat Baumwollensamen aus Nordamerika kommen lassen, und davon in den Dörfern um Damascus her vertheilt. Erst seit zwei Jahren befassen sich die Bauern dieses Districts mit dem Baumwollenbau, und noch in sehr kleinem Maaßstabe, doch wird der Vortheil bald den Anbau ausdehnen, denn die Baumwolle soll viel Aehnlichkeit mit der von Jaffa und Nablus haben. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 303 — 19 December 1851.

Eine Wanderung in Aegypten

(Aus einem Schreiben im Athenäum vom 13 Dec.)

Als wir den Nil hinabfuhren, hielten wir an einem Ort, Namens Ramadeh, einige (engl.) Meilen nördlich von Haggar Silsilis, auf dem Westufer und etwas unterhalb der Mündung eines breiten, tiefen Canals an, der eben damals völlig trocken war, aber während der Ueberschwemmung eine ziemliche Strecke weit parallel dem Strom eine bedeutende Menge Wasser führen muß. Welche Districte dieser Canal in seinem Unterlaufe befruchten mag, weiß ich nicht, vielleicht steht er mit den reichen Ebenen um Safu in Verbindung. Zu Ramadeh aber waren keine Spuren von Anbau, und mit Ausnahme einiger Palmen, die, wie schläfrige Schildwachen, über dem Eingang des Canals nickten, war nichts von Vegetation zu sehen, außer einigem groben Halfeh-Gras und einigen Disteln und stacheligen Pflanzen. Wir kletterten das steile Ufer hinauf, gingen durch einen schmalen Streif flachen Landes, stießen sodann auf den Canal, und jenseits desselben befanden wir uns unter den ersten Erhebungen der Felsenberge, die hier an beiden Seiten eines tief ins Innere der Wüste sich erstreckenden Defilés zu großer Höhe ansteigen.

Eine ziemliche Strecke weit war der Boden flach, wie ein künstlich angelegter Weg, das Aussehen der Felsen aber brachte mich bald auf den Gedanken, daß in dieser Nähe die alten Aegyptier thätig gewesen seyn müßten. Endlich theilte sich das Defilé in eine Menge kleinerer, welche ganz das Aussehen hatten, als seyen sie durch Bergbäche so zerrissen worden. Ich wandte mich zur Seite, um einen hohen Hügel zu ersteigen, und fand einige Höhlen, die von Menschenhand ausgehauen seyn mochten, die aber jetzt bei Nacht wilden Thieren zur Unterkunft dienten. Von dem Gipfel aus hatte ich eine prächtige Uebersicht über ein wahres Netzwerk von Defiléen, die eine mächtige, auf allen Seiten von ungeheuren Steinbergen eingeschlossene Steinwüste durchschnitten. Auf einer kleinen Ebene im Südwesten bemerkte ich eine ungeheure Menge schwarzer Rollsteine, die auf den ersten Anblick wie die Ruinen einer zerstörten Stadt aussahen, und dann den Eindruck machten, als sey hier ein Riesenbegräbnißplatz. Was ich später sah, läßt mich glauben daß diese Rollsteine zum Theil Inschriften tragen mögen.

Südwärts mich wendend, überstieg ich den Hauptarm des gewundenen Defilés von Ramadeh, und auf der entgegengesetzten Seite bemerkte ich einige Höhlen, die wegen einer schönen gelben Erde ausgegraben zu seyn schienen, die aber jetzt Einfassungen von losen Steinen hatten, ähnlich denen, hinter welchen die Beduinen liegen, um auf Gazellen und Hyänen zu lauern. Ich erkletterte den Kamm eines Hügels, von dem ich den südlichen Lauf des Nilthals überblickte, sowie eine breite, öde Ebene, welche die sich zurückziehenden Berge zwischen sich und dem Strombett gelassen hatten. Ich nenne sie eine Ebene, obgleich sie mit losen Felsbrocken übersäet und von Wasserläufen durchschnitten ist. In der Entfernung von etwa einer halben Stunde zog eine seltsame Gruppe von Felsblöcken meine Aufmerksamkeit auf sich, und trotz der Tageshitze beschloß ich dahin zu wandern. Ich wurde durch die Entdeckung belohnt, daß sie mit rohen Sculpturen und Inschriften bedeckt waren, unter denen ich den Rahmen eines Königsnamens, wie es scheint, aus sehr alter Zeit entdeckte. Auf diesen mächtigen Steinblöcken, welche den Ruinen eines Druidenbaues gleichen, sah man eine Menge großer gehörnter Stiere, und mehrere Reiter mit Speeren waren in sehr lebendiger Weise abgebildet. So viel ich aus der Entfernung beurtheilen konnte, waren die Steine, die ich auf den kleinen Ebenen im Innern gesehen, ganz ähnlicher Art, wie diese, und liegen gerade westlich davon. Oestlich gegen den Strom hin, in geringer Entfernung, war ein Haufen roher, pfeilerartiger Felsstücke, die von Menschenhand geordnet seyn mochten, sie zeigten indeß keine Spur von Sculptur. In geringer Entfernung sind die Reste einiger Steinhütten, ein Beweis, daß der Ort nicht immer ganz menschenleer war. Ich wage keine Vermuthung über den Ursprung dieser Sculpturen und Inschriften, die, so viel ich weiß, nie besucht wurden. Vielleicht sind sie von geringer Bedeutung, aber im Vergleich mit andern Alterthümern mögen sie einen werthvollen Beitrag zum Studium der alten Civilisation dieses wunderbaren Landes liefern. Ein neues Karnak oder ein zweites Denderah darf man freilich nicht erwarten, immerhin aber mögen spätere Reisende noch manches finden, das man in den besuchteren Theilen des Nilthals vergebens sucht.

Rückblicke.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Diese Verhältnisse im Laplatagebiet geben eine Andeutung, welche für ganz Amerika, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten und der europäischen Colonien, sehr bezeichnend ist: die Staaten haben so gut wie keine äußere Politik, und ihre jeweiligen Regierungen halten sich meist nur mühsam gegen die innere Auflösung ihrer Zustände. Es findet dieß vielleicht da und dort auf eine Regierung, z. B. die chilenische, minder Anwendung, diese schwachen Ausnahmen ändern aber an dem allgemeinen Satze

nichts, daß diese Länder hauptsächlich nur Gegenstände der Ausbeutung sind, um welche sich bald Einheimische, bald Fremde streiten. Amerika ist mit Ausnahme der Vereinigten Staaten noch wesentlich im Colonialzustande, nur ist die Ausbeutung nicht mehr, wie im alten Colonialsystem, Sache eines Mutterlandes, die eifrigst von diesem gehütet wird, sondern eine Sache aller handeltreibenden und industriellen Staaten, je nachdem sie Mittel und Kraft haben, die Ausbeutung zu betreiben. Es ist das wesentliche Interesse aller amerikanischen Staaten keine Handelsmacht besonders zu bevorzugen, denn eine jede solche Bevorzugung würde nur der Concurrenz, also der möglichsten Wohlfeilheit des Einkaufs schaden. So sehen wir z. B. die brasilianische Regierung alle ihre schwache Kraft aufbieten, um die von den Engländern verlangte Bevorzugung zurückzuweisen. Es geht aber noch etwas anderes daraus hervor, nämlich, daß ein Protectionssystem im europäischen Sinne ein Unding ist: die Leichtigkeit Landbesitz zu erwerben und der Reichthum des meist jungfräulichen Bodens machen jede Art von Landbau zum gewinnbringendsten Geschäft; sie stehen auf einem den europäischen Verhältnissen gerade entgegengesetzten Boden; wir müssen suchen, unsere übermäßig anwachsende Bevölkerung in der Industrie zu beschäftigen; wir müssen da, wo diese Industrie aus irgend welchem Grunde zurückgeblieben ist, sie durch alle Mittel, selbst das künstliche des Schutzsystems, zu heben suchen, und es kann sich dabei nur um das zu bestimmende Maaß handeln, welches je nach den Umständen sehr wechselnd seyn kann und wechseln muß, weil es durch wandelbare innere und äußere Verhältnisse bedingt ist. In Amerika dagegen fehlt es allenthalben an Händen, und der Taglohn ist allenthalben, zum Theil unmäßig hoch; daher die Nothwendigkeit eines sehr mäßigen Systems von Einfuhrzöllen, wie wir es eben bei Mexico bemerkt haben, das durch äußere Umstände aus seinem Protections- und Prohibitivsystem herausgedrängt wird. Selbst Nordamerika ist von hohen Schutzzöllen immer wieder durch die Gewalt der Umstände und die Forderungen einer großen Anzahl von Staatsbürgern zurückgebracht worden, obgleich es stellenweise schon eine Bevölkerung erreicht hat, wo die Industrie ein Bedürfniß ist.

Dieß coloniale Verhältniß Amerika's zu Europa, das nach Abstreifung der politischen Abhängigkeit vom Mutterlande eine große Wohlthat für Amerika geworden, ist von äußerster Wichtigkeit für Europa, für die Entfaltung seiner intellectuellen Kräfte, wie seiner materiellen Macht, seines Reichthums. Die Trümmer der alten Colonialmacht, der Besitz Cubas und Portorico's durch Spanien, Canada's und der westindischen Inseln durch England sind im Grunde nur noch Hors d'oeuvres, die an der Sache nichts ändern, und insofern haben die Freihändler Englands Recht, wenn sie von dem Plunder der Colonien reden, die nur noch eine Last seyen, und die man wegwerfen solle. Sie sind allerdings eine Last hinsichtlich der nothwendigen Vertheidigung, aber auch ein Stützpunkt für England gegen die Nordamerikaner. Canada wäre ohne allen Zweifel besser daran, wenn es frei wäre, und sich dann, wie nicht zu zweifeln, der großen amerikanischen Union anschlösse. Aber England würde dadurch nicht bloß einen Stützpunkt bei einem allenfallsigen Kampf mit Nordamerika, sondern auch eine nicht ganz unbedeutende Einfuhr verlieren, und wenn die westindischen Inseln von England freigegeben würden, so müßten sie sich zu ihrem Schutze den Nordamerikanern überliefern, und würden also nur wieder die Macht dieses Nebenbuhlers verstärken. Was die spanischen Colonien betrifft, so ist es bekannt, daß sie nur die Melkkuh des Mutterlandes seyn sollen, das Verhältniß ist also hier am allerwenigsten zum Vortheil der Colonien.

Das alles stößt aber den Satz nicht um, daß Amerika im Ganzen ein von jedem einzelnen Staate Europa's unabhängiges, übrigens in einem Colonialverband zu ganz Europa stehendes Gebiet ist. Die Sache, um welche es sich handelt, ist, wie schon erwähnt, die Ausbeutung, also eine wesentlich commercielle. Da läßt sich nur im Frieden, nicht im Kriege etwas ausrichten, und Hr. Elihu Burrit, der amerikanische Friedensapostel, hat daher für Amerika ganz Recht; dort werden seine Friedenspredigten durch alle praktischen Verhältnisse, für welche der Amerikaner so viel Sinn hat, unterstützt in Europa, wo die politischen Verhältnisse seit Jahrhunderten so stark verschoben sind, werden sich viele derselben nur im Kampfe lösen. Wenn er mit der Idee nach Europa gekommen, man sey hier so kriegswüthig, daß man vernünftigen Vorstellungen kein Gehör geben wolle, so hat er sich kläglich geirrt, und fast sollte man meinen, die Erfahrungen, die er in seinem Apostelamte in Schleswig gemacht hat, hätten ihn ernüchtert, und ihm die Ueberzeugung gegeben, daß man in Europa ebenso gut den Krieg vermeidet, so lange man kann, und daß der Krieg seit 30 Jahren immer hinausgeschoben wurde, weil alle jetzigen Großmächte die Entscheidung, die immerhin ungewiß bleibt, zu scheuen haben, die Kosten und die sonstige Noth des Kriegs ganz abgerechnet. In Amerika dagegen ist Aussicht, daß in den nächsten Jahrzehnten, einzelne Handlungen des Ehrgeizes und der Verblendung abgerechnet, alles in Frieden verlaufe. Man hat in Amerika gegen den noch unumterworfenen Erdboden, gegen die Rohheit und Verwilderung der Menschen, aber nicht mächtig organisirte Kriegsheere zu kämpfen, die sich auf dem ganzen Gebiet Amerika's *nicht* finden.

Ob der Kampf in Amerika minder Anstrengung koste als der in Europa, wer mag es sagen, jedenfalls möchte er mehr individuelle Lebensthätigkeit erfordern. In dieser Beziehung tritt uns eine seltsame, in ihrer Schroffheit wahrhaft verblüffende Ansicht entgegen in der Behauptung, daß in Amerika die europäischen Racen entarten (s. die Racenentartung in Amerika Nr. 169 f.). Daß die Sache in Bezug auf die spanische Race wahr ist, möchte kaum zu läugnen seyn; die spanischen Creolen stehen an Energie ihren spanischen Vätern entschieden nach, selbst wenn von so auffallenden Erscheinungen, wie die Paraguayos, wo das spanische Blut ganz entschieden durch den weichen Stamm der Guaranis geschwächt wurde, ganz abgesehen wird. Gilt aber diese Schwächung des europäischen Bluts nur von denjenigen Racen, die sich mit Indianern vielfach verbunden haben, oder gilt sie auch von directen Abkömmlingen der Europäer, wenn sie mehrere Generationen lang auf jenem Boden lebten? Der Verfasser des genannten Artikels behauptet es geradezu, und sagt, die Nordamerikaner hätten sich nur durch den fortdauernden Zufluß europäischen Bluts so kräftig und energisch erhalten. Die Behauptung möchte schwer durchzuführen seyn, wenigstens ist die Zeit zur Beobachtung solcher Veränderungen noch viel zu kurz. Zudem ist der Zufluß europäischen Bluts in Nordamerika — bekanntlich werden sich dort bald so viele Irländer befinden, als in Irland selbst — so ausnehmend stark, daß hier von einer Abschwächung des europäischen Bluts noch nicht die Rede seyn kann, um so weniger, als es sich wohl nirgends nachweisen läßt, ob eine Familie seit 200 Jahren bloß amerikanisches Blut in sich hat, und nie durch Zwischenheurath aufgefrischt wurde. Da die Stammbäume in Amerika nicht üblich sind, möchten solche Nachforschungen schwer anzustellen seyn. Daß die Sache nicht

ganz ohne Wahrheit ist, möchte sich indeß aus dem selbst den demokratischen Angloamerikanern anklebenden Hochmuth der Race und des Bluts ergeben; die Besorgniß einer capitis diminutio ist zwar bei ihnen nur auf die Verbindung mit Abkömmlingen der Schwarzen gerichtet, während man, wenigstens in frühern Zeiten, die Verbindung mit Indianerinnen für ganz ehrenhaft ansah, in neuerer Zeit scheint sich indeß der Racenhochmuth auch gegen diese Heurathen zu erklären, wie das Sangre azul bei den spanischen Creolen.

Aus dem Racenhaß werden für Amerika noch die schlimmsten Kämpfe entspringen, und was wir in Guatemala und Yucatan gesehen, sind nur Anfänge; auch in Mexico glüht indianischer Haß unter der Asche und wartet nur auf die Zeit, wo er losbrechen kann; das Schlimmste bleiben aber für jetzt immer noch die Schwarzen, die den rothen Mann rächen werden, wo dieser verschwunden ist. Im ganzen tropischen Amerika, wo der Weiße nicht den Boden bauen kann, werden theils reine Neger, theils Mischlingsracen Herr werden, und die Emancipation führt auf directem Wege dahin. Der große Anbau in Kaffee- und Zuckerplantagen muß zu Grunde gehen, weil man die faulen Neger für die wenigen Stunden, die sie arbeiten, unmäßig zahlen muß, und endlich nicht mehr zahlen kann. Man mag es als ein geringes Uebel ansehen, daß einige Tausend Zucker- und Kaffeeplantagen zu Grunde gehen, aber der Neger sinkt in Trägheit und Rohheit zurück, und eben damit in den entwürdigendsten Aberglauben. Wir haben aus den Darstellungen der Geschichte des Kaisers Soulouque (s. Nr. 52 ff.) gesehen, zu welchen Abscheulichkeiten der arme Teufel durch seine Hexenmeister, wahre afrikanische Fetischpriester, sich hinreißen ließ [1], und ein Schreiben in der Shipp. and Mercantile Gazette vom 26 Sept. gibt unter manchen andern Nachrichten über das steigende Uebergewicht der Schwarzen und Farbigen auf Jamaica auch die Nachricht, daß der „alte afrikanische Aberglaube — obeaism, wie er sich ausdrückt — mit allen seinen widerlichen Zugaben sein Haupt erhebe, und daß die Baptistenprediger selbst zugeben, daß ihr Einfluß rasch abnehme." Was ist aus dem einst blühenden Domingo geworden? Zum Theil eine heulende Wüste, wo ein armseliger Tyrann seine Gegner zu Dutzenden und Hunderten niederschießen läßt, und in seiner Nachäffung europäischer Sitten noch mehr das Gelächter als den Abscheu Europa's erweckt. Worauf stützt sich seine Gewalt? Auf die Rohheit der Massen, vor denen die wenigen Neger und Mulatten, die etwas über die Menge sich erheben, sich beugen und verbergen müssen. Für die armen Neger selbst könnte nichts wohlthätigeres kommen, als eine strenge europäische Herrschaft ohne persönliche Sklaverei, aber welche Macht wird der andern die Herrschaft über eine von Natur so reiche Insel gönnen?

Frankreich wäre zunächst berechtigt, sich in den Besitz Hayti's zu setzen, denn seinen ehemaligen Colonisten wird nur ein sehr ärmlicher Theil dessen, was ihnen vertragsmäßig stipulirt ist, ausgetheilt, allein England würde eine solche Besitzergreifung, welche gewiß von dem intelligentesten Theile der Bevölkerung, den Mulatten, nicht die mindeste Schwierigkeit fände, nie zugeben. Von dem ehemals spanischen Theil der Insel gelangten seit sechs Jahren, seit nämlich dieser Theil abermals durch die Negerhäuptler bedroht ist, Anträge an Frankreich, sich seinem Protectorat zu unterwerfen, und Ludwig Philipp soll im J. 1844 nicht abgeneigt gewesen seyn, dasselbe anzunehmen, als die Angelegenheit mit Tahiti dazwischen kam und man wahrscheinlich sich scheute, die Zahl der Streitpunkte zwischen beiden Mächten zu vermehren. Die Engländer scheinen ihre Protection fast aufgedrungen zu haben, stießen aber auf einen unüberwindlichen Widerwillen, der vielleicht unter dieser Bevölkerung historisch ist, und auf das Verhalten der Engländer während der Insurrectionsperiode sich stützt. Die Amerikaner blieben nicht zurück, und wenn ihre Forderungen zu groß waren, als daß die arme „dominicanische Republik" sie hätte bezahlen können, so hatten sie auch wohl keinen andern Zweck, als das Land völlig unter amerikanische Herrschaft zu bringen, und von da aus allmählich die übrige herrliche Insel zu unterwerfen. Ueber diese Plane, deren nähere Schilderung uns hier zu weit führen würde, sagt ein amerikanisches Blatt, der Weekly Herold vom 27 April vor. J.: „wenn gegenwärtig nichts geschieht für die Annexation von Cuba, so geschieht manches für die Insel Hayti. Se. Exc. Hr. Green, wurde in dieß Land geschickt, um einen Bericht über seinen gegenwärtigen Zustand, seine Bevölkerung, seinen Boden, sein Klima u. s. w. zu machen, namentlich aber über seinen gesellschaftlichen und politischen Zustand, und Hr. Green befindet sich gegenwärtig zu Washington, wo er seine Arbeiten vorbereitet. Wir wären nach den erhaltenen Nachrichten gar nicht verwundert, wenn demnächst mit der Sanction der Regierung von Washington aus irgend einem Theile des Südens eine Expedition abginge, um dem dominicanischen oder spanischen Theil der Insel gegen die Schwarzen beizustehen und am Ende die ganze Insel zu besetzen und den Vereinigten Staaten einzuverleiben. Ein Project dieser Art kann offen in den Vereinigten Staaten unterstützt werden, und die Organisation einer Expedition in diesem Sinne wird in keiner Beziehung auf Hindernisse stoßen." Es scheint doch, daß der Plan auf Hindernisse gestoßen ist, vielleicht von England, vielleicht auch von den Dominicanern selbst, denn die Nordamerikaner sind bei allen Stämmen, die mehr oder weniger Negerblut in ihren Adern haben, gehaßt wegen ihres Racenhochmuths, und diese Abneigung mag auch die Engländer treffen. Von den drei Bewerbern um das Protectorat halten wohl immer zwei den dritten im Schach. D'Alaux gibt wahrscheinlich die eigentlichen Gründe für diese Eifersucht an, wenn er sagt: „es gibt in den Antillen drei Punkte, welche der Großmacht, die sich an denselben festsetzt, das Uebergewicht sichern. Diese Punkte sind die kleine Insel St. Thomas, der Mole St. Nicolas und die Bay von Samana (im Gebiet der Dominicaner). St. Thomas, gegenwärtig das Entrepot und das Rendezvous der Schiffe in diesem Theil der Welt, ist nur ein dürrer Felsen, wohin man alles, selbst Holz und Wasser, von außen her bringen muß, und der übrigens Dänemark gehört. Der Mole St. Nicolas ist von einem dichten Kreis hoher Berge beherrscht, was die militärische Besetzung eines sehr ausgedehnten Gebiets erfordern würde; übrigens gehört es den Haytiern. Nun ist noch Samana übrig: von allen Bayen der Welt ist die von Samana die größte, die sicherste, die gegen das Land und das Meer zu am leichtesten zu vertheidigende; von allen Reichthümern des Mineral- und Pflanzenreichs, vom Golde bis zur Kohle, vom Schiffbauholz bis zur kostbarsten Pflanze findet sich alles in der Halbinsel dieses Namens aufgehäuft." Die Gründe, weßhalb sich Nordamerika, England und Frankreich gegenseitig bewachen, sind also vollkommen klar, keiner will einen solchen Punkt im Besitz

[1] Es hat allen Anschein, als solle der Vaudoux, wie man auf Hayti den alten afrikanischen Fetischdienst nennt, zur officiellen Religion werden. D'Alaux gibt darüber in der Revue des deux Mondes (15 April) mannichfache Nachweisungen; Christenthum und Fetischismus verstehen sich übrigens in Hayti so gut, daß eine völlige Vermengung nicht ausbleiben kann.

des andern lassen, und namentlich England, das sich schon die Bay von San Francisco entschlüpfen ließ, wird nicht die von Smyrna gleichfalls den Amerikanern überlassen wollen. Inzwischen aber geht die Negerarbeit und Negerbarbarei ihren Weg, und macht diese ehemalige „Königin der Antillen" zur Wüste.

Europa ist bei diesem immer sich verschlimmernden Zustande Westindiens nicht bloß in seinen einzelnen Staaten, sondern allgemein betheiligt. Wir wollen nur einen Handelszweig, den Zucker anführen. Europa verbraucht nach einer sehr mäßigen Berechnung 700,000 Tonnen Zucker, deren Transport allein 2000 Schiffe regelmäßig beschäftigt, und die eine Summe von 2 bis dritthalb hundert Millionen Gulden repräsentirt, welche mit europäischen Erzeugnissen, namentlich Manufacten, bezahlt werden. Von dieser Masse wird jetzt mindestens ein Fünftheil in Europa aus Runkelrüben gewonnen, und die Zunahme dieser Fabrication ist so stark, daß Frankreich dieselbe nicht nur gleich mit dem Colonialzucker, sondern für einige Jahre selbst etwas höher besteuert. Trotz dieser hohen Besteuerung hat der Runkelrübenzucker sich nicht bloß erhalten, sondern ist sogar, in Folge des Ausfalls der Zuckerproduction in den französischen Colonien, noch gestiegen. Das financielle Interesse der Staaten wird mehr und mehr eine Gleichheit der Steuer auf fremden und einheimischen Zucker herbeiführen. Inzwischen nimmt die Fabrication in Belgien und Deutschland unter dem Schutze einer nur ein Viertel des Zuckerzolls betragenden Besteuerung unmäßig zu, und hat bereits die Folge gehabt, daß die Einfuhr von fremdem Zucker in England bedeutend gestiegen ist, seit 1849 auf mehr als das Dreifache.[1] Der Einfuhr muß, namentlich in einem so industriereichen Lande wie England, die Ausfuhr so ziemlich entsprechen, und England hatte somit für eine bei weitem größere Zuckermasse das Aequivalent in Manufacten hinauszuschicken, während der Continent weniger fremde Einfuhr zu zahlen hatte. Das erklärt einen Theil der stärkern Ausfuhr Englands in den letzten Jahren, und der schwächern Ausfuhr aus dem Continent. Im Allgemeinen muß man sagen, daß die Zerrüttung des Zuckerbaues in Westindien — Cuba ausgenommen — die Runkelrübenzuckerfabrication anstachelte, diese aber jetzt zurück auf die westindischen Colonien wirkt, und ihrerseits dazu beiträgt die Zuckererzeugung niederzuhalten. Zuckererzeugung in Europa und Negerverhältnisse in Westindien sind Wechselverhältnisse, deren Bedeutung mit jedem Jahr größer zu werden droht, zum Nachtheil eines stärkeren Verkehres zwischen den verschiedenen Ländern; es steht gar nichts entgegen, daß der Zuckerbau, namentlich in Oesterreich und in Rußland, in welchen derselbe gleichfalls in auffallender Zunahme ist, so stark steigt, daß das halbe Bedürfniß Europa's dadurch gedeckt wird, denn mit den Erzeugungskosten des Zuckers in Westindien kann es der Continent aufnehmen, und nur gegen die Ostindiens steht er entschieden zurück; es ist aber gewiß nur den mangelhaften Transportmitteln in Englisch-Ostindien beizumessen, daß die ostindische Einfuhr in England und Europa noch nicht die westindische aus dem Felde geschlagen und der Runkelrübenzuckerindustrie bedeutend geschadet hat. Aus diesem einzigen, freilich sehr grellen Beispiele, kann man ersehen, in welch enger Wechselwirkung die Handels- und Industrieinteressen Europa's, der Bodenanbau in Amerika, die Stellung der Schwarzen und selbst zum Theil die der ostindischen Bevölkerung mit einander stehen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Nämlich so weit er zur Consumtion kam; der Einfuhr überhaupt ist gegen 1849 om ein Drittheil, gegen 1850 fast aufs Doppelte gestiegen.

Miscellen.

Deshayes über das brittische Museum. Die Liter. Gaz. vom 13 December enthält einen französisch geschriebenen Brief über einige wissenschaftliche Einrichtungen, die im brittischen Museum, in vielen Punkten dem reichsten von allen, zu machen wären, namentlich in der Beziehung, daß man die paläontologische Sammlung nicht von der der jetzt lebenden Thiere trenne, indem die Paläontologie keine Wissenschaft für sich sey, sondern nur die Anwendung der botanischen und zoologischen Wissenschaft auf die Erkenntniß der fossilen Thiere und Pflanzen. Im weitern Verlaufe drückt er sich über die paläontologischen Sammlungen des brittischen Museums folgendermaßen aus: „es besteht in Europa nichts, was damit zu vergleichen wäre. Ganze Skelette der großen Thiere erschrecken die Einbildungskraft, und indem man erkennt, daß diese ungeheuren Massen wirklich lebten, kann man leicht alle die Ungeheuer der ehemaligen Schöpfungen, welche die Continente bevölkerten oder den ehemaligen Ocean bewohnten, sich zusammensetzen. Der Geist erschrickt beim Anblick dieser wunderbar erhaltenen Skelette, dieser ungeheuren Reptilien, die in der Größe unsern größten Wallfischen gleich kommen mußten. Hier kann man die alte Welt, deren Gestaltung kein menschliches Auge geschaut hat, wieder sich bevölkern sehen. Meere nahmen damals die Stelle unserer Continente ein, und die Continente jener Zeit liegen jetzt im Abgrund, wo sie sich mit den Thier- und Pflanzenresten des jetzigen Oceans bedecken. Allenthalben erblickt man Beweise der unermeßlichen Veränderungen, die mit der Oberfläche unseres Planeten nach nach und vorgegangen sind, und in allen Zeiten haben die lebenden Racen sich den sie umgebenden Umständen gemäß gestaltet. Man sieht im Geist den alten Ocean sich bevölkern mit den riesenhaften Reptilien, man sieht sie ihre Beute verfolgen, sich wüthende Kämpfe liefern, um sich zu verschlingen. Die Besiegten, tödlich Verwundeten strandeten an fernen Küsten, versanken im weichem Thon und ließen ihre Skelette zurück. Der Luft selbst fehlten die Bewohner nicht. Insecten flogen über die Pflanzen hin, und ihre Zahl muß bedeutend gewesen seyn, da sich Spuren davon finden, und diese schwachen und zerbrechlichen Thiere den gewöhnlichen Ursachen der Fossilisation so leicht sich entzogen. Waren Insecten vorhanden, so gab es auch Vögel, die sich davon nährten, aber ihre Spuren sind weder zahlreich, noch sehr sicher. Sie selbst wurden die Beute fliegender Schlangen, häßlicher Thiere, die manchmal 18 bis 28 Fuß Flügelweite hatten. Luft, Erde und Wasser waren bevölkert mit gleicher Mannichfaltigkeit und gleicher Fülle wie jetzt, aber von verschiedenen, oft seltsamen, ungeheuerlichen Thieren. Die Paläontologie hat die Riesen der Sage vernichtet, denn die gefundenen Knochen gehörten Vierfüßlern an; wir sahen diese aus den letzten Alluvionen unserer Ebenen hervorgehen, oder aus dem Polareis, wo ihr Fleisch manchmal erhalten wurde. Wenn wir diese Wesen nach der Reihe ihrer Erschaffung ordnen, so finden wir nicht ohne Erstaunen, daß alle Riesen dieser Welt fast sämmtlich in einer Zeit verschwanden, welche von der, wo der Mensch endlich auftritt, nicht sehr entfernt war. Wenn alle diese Geschlechter für immer verschwunden sind, wie alle bis jetzt gesammelten Thatsachen bezeugen, so könnten wir schon jetzt auf das große Gesetz hindeuten, das alle lebenden Wesen beherrschte, seit sie zum erstenmal auf der Oberfläche der Erde erschienen. Sie sind bestimmt eine gewisse Zeit zu leben, und dann zu verschwinden, um nicht wieder zu erscheinen. Wir können also das Schicksal der jetzigen Geschlechter schon jetzt voraussagen: bereits hat der Mensch eine gewisse Anzahl derselben erlöschen sehen, alle werden eines Tages verschwinden, wenn die Bedingungen ihres Daseyns gründlich umgestaltet seyn werden, und wird nicht der Mensch selbst dem allgemeinen Gesetz der lebenden Wesen unterworfen seyn, wird er nicht auch seine Umgestaltungen erfahren?"

•

Neucaledonien im Archipel der Südsee soll von Seite der englischen Regierung zu einem neuen Verbannungsort für Verbrecher bestimmt seyn. Die Insel wird von den Wallfischfängern als äußerst gesund geschildert; sie hat eine üppige Vegetation und namentlich eine große Mannichfaltigkeit von Holz, das sowohl zum Schiffebau als zu andern nützlichen Verwendungen taugt. (Athen. 13 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 304. 20 December 1851.

Die Stadt Abomey.

(Nach der Revue des deux Mondes 15 Dec.)

Die Straße in der Umgegend von Abomey ist mit Fetischhäusern besetzt, Tempeln einer Religion, die kein sehr bestimmtes Credo hat. Welchen Göttern opfern die Einwohner? Die Boa, welche die Fetischpriester zu Whydah ernähren in einem heiligen Gehege, ist kaum mehr Gott als der Leopard oder Tiger, den man ruhig durch die Dörfer spazieren sieht, und den bei Strafe niemand tödten darf. Der Kaiman, den man ebenfalls in Dahomey verehrt, ist auch nicht gerade ein Gott. Die wahre Gottheit dieses heidnischen Landes ist nicht personificirt; — die Eingebornen opfern dem Aberglauben und der Furcht, und sie bieten den eingebildeten Feinden, die sie als eine Art böser Genien ansehen, die Qualen ihrer Nebenmenschen als Opfer an. Die meisten Fetischhäuser enthalten deßhalb nur einen Altar ohne Götzenbild; rund umher sieht man Hunderte von Leichen aufgehängt, welche in diesem heißen Lande ansteckende Krankheiten verbreiten müßten, wenn die Gefräßigkeit der Geyer und anderer Raubvögel nicht die Leichen skelettirte. Das ist die Gesundheitspolizei in Dahomey, und nirgends werden Dienste dieser Art reichlicher belohnt. Man achtet die Geyer wegen ihres Nutzens, und auf dem langen Wege sieht der Reisende sie auf einigen Zweigen in der Nähe des Tempels sitzen, wo sie in schwerem Schlummer das faulende Fleisch, mit dem sie sich genährt, verdauen.

Ist man eine Zeitlang in dieser lustigen Schlächterei fortgezogen, so kommt man endlich nach der Stadt Abomey: sie hat über drei Stunden im Umfang, und ist von einem 5 Fuß tiefen Graben umgeben, in welchem sich dornige Akazienstämme erheben, die einzige Befestigung dieser kriegerischen Stadt. Man gelangt durch sechs Eingänge hinein, welche aus einfachen Thonmauern bestehen, die quer über die Straße errichtet und von zwei Thoren durchbrochen sind, von denen eines ausschließlich für den Durchgang des Königs bestimmt ist. Die wahren Wappen des Königreichs, die Schädel enthaupteter Menschen, bilden die Ausschmückung dieser Thore, und hart daneben sieht man Haufen von menschlichen Skeletten und Knochen von allen bekannten Thieren, die des Elephanten mit eingeschlossen. Die Reisenden werden somit nicht überrascht, und haben gleich anfangs einen Vorgeschmack der Mordscenen, die ihrer warten.

In der Mitte der Stadt erheben sich die neben einander liegenden Paläste Dangelah Cordeh und Agrim Cameh. Um diese königlichen Wohnungen her lassen die Minister und die einflußreichen Kriegshäupter ihre Häuser bauen. Diese sind alle nach demselben Plan angelegt und unterscheiden sich nur durch die Zahl und Größe der Hütten, die im Innern mehr oder minder geräumiger Einzäunungen vertheilt sind. Die ganze Stadt besteht aus solchen geschlossenen Höfen, zwischen denen das für Fremde unentwirrbare Netz von Fußpfaden sich schlängelt. Die wenige Industrie des Landes wird im Innern solcher Höfe betrieben, und ihre Erzeugnisse erscheinen nur auf den in verschiedenen Theilen der Stadt angelegten Marktplätzen. Die bedeutendste dieser Industrien ist die der Schmiede. Das durch den Sklavenhandel gänzlich verdorbene Volk schmiedet lieber das Eisen, als daß es Getreide pflanzt, und raubt lieber sein Brod, als daß es solches ehrlich erwirbt. Abomey hat im Innern seiner Mauern weder Quelle noch Fluß, und alles Wasser holt man aus Teichen, die über eine Stunde entfernt liegen. Das gewöhnliche Getränke ist Rum, und in den wilden Orgien, zu denen die Armee und das Volk von den Anführern periodisch eingeladen werden, mischt man unter das reichlich am Thor der Paläste vergossene Blut nicht minder reichlich Rum. Dennoch ist Völlerei ein ziemlich seltenes Laster, denn der gegenwärtige König hat durch ein furchtbares Beispiel seine Unterthanen curirt. Er nahm gelegentlich einen armen Teufel, welcher der Flasche zu stark zugesprochen hatte, nöthigte ihn fortwährend Rum zu trinken, und der Unglückliche, in steter Trunkenheit, stumpfsinnig und abgemagert, wurde ein Gegenstand des Abscheues für das Volk, dem er jeden Tag bis zu seinem natürlicherweise bald eintretenden Tode bloßgestellt wurde.

In dieser Stadt ohne Industrie, in der eine Armee lagert, deren Einwohner fast alle Soldaten sind, verläuft das Leben zwischen öffentlichen Lustbarkeiten und Kämpfen. Jedes Jahr im Monat März schickt der König ein Heer gegen eine benachbarte Nation; wenn diese mit Beute beladen zurückkommt, beginnt eine Reihe barbarischer Belustigungen, welche unter der Menge die Raublust und die Verachtung des Menschenlebens unterhalten.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Rückwirkung Amerika's auf Europa.

Es ist dieß Wechselverhältniß, auf welchem die ökonomischen und politischen Zustände Europa's, sowie Amerika's, großentheils beruhen. Wie wir oben bemerkt, ist das alte Colonialsystem gebrochen, aber das Colonialverhältniß zwischen Amerika und Europa besteht noch immer fort, wir möchten fast sagen, in zunehmender Stärke. War es früher nach festen Normen geleitet, leicht übersehbar durch seine Vertheilung unter wenige Mächte

so ist es jetzt formlos, in eine unübersehbare Menge Details zersplittert, und nur durch längere persönliche Bekanntschaft zu bewältigen, daher die jetzt so sehr gewöhnliche Art, den Handel zu betreiben, daß dasselbe Haus in Europa und Amerika zugleich etablirt ist. Nahm z. B. früher die deutsche Leinwand den Weg über Cadix nach Amerika, und wußten die wenigsten Versender im deutschen Innern genau, wohin ihre Waare ging, so ist jetzt eine viel detaillirtere Kenntniß der Marktplätze nöthig. Was aber die Monapolkaufleute Spaniens, Frankreichs und Englands in spärlichen Quantitäten verlangten, das wird jetzt in weit größern Massen geliefert, und wie auch einzelne Verkehrsgegenstände seit der Freiwerdung Amerika's gelitten haben mögen, der Verkehr im Allgemeinen hat zugenommen und ist noch immer im Steigen. Nur dadurch daß ganze Striche und Inseln, wie z. B. Hayti, in Rohheit versinken, kann der Verkehr theilweise leiden. Die wachsende Einfuhr europäischer Manufacte macht eine wachsende Ausfuhr amerikanischer Rohproducte unerläßlich, daher überall das Bestreben, die Production zu steigern, selbst durch fremde Einwanderer, die dem Nationalgeist fremd stehen. So strömen jetzt Deutsche nach Chili und Brasilien, wo sie mit der Zeit in der Landesbevölkerung untergehen oder ein für den Staat in späterer Zeit sehr unbequemes Element abgeben müssen. Das alles hält aber nicht ab, man braucht Arme, um den Boden zu bauen, und nimmt sie, fast gleichgültig, wo man sie findet. Das Bedürfniß macht sich allenthalben in den ehemals spanischen und portugiesischen Besitzungen geltend, wohin man die Colonisten zu locken sucht, während sie nach dem in fester Ordnung fortschreitenden Nordamerika sich von selbst drängen. In den romanisch redenden Theilen der neuen Welt hat die Einwanderung noch das Nebeninteresse, den Nordamerikanern und ihrem Vordrängen einen Damm entgegenzusetzen, weßhalb viele dieser Staaten ein besonderes Augenmerk auf Frankreich geworfen haben, als dasjenige romanische Land, das noch am meisten Menschen entbehren kann. Die französisch-baskische Auswanderung ist selbst in politischer Beziehung bereits ein wichtiges Glied der Laplatabevölkerung geworden. Wäre in Nordamerika nicht eine so feste Ordnung als sich irgend mit dem flüssigen Zustand seiner Verhältnisse verträgt, so würde auch dort sich die politische Folge mehr oder minder Einwanderung geltend machen, denn man erwäge nur (s. Nr. 224) daß die Zahl der eigentlichen Angelsachsen und ihrer Abkömmlinge nicht mehr als 3½ Mill. betragen soll, die Zahl der Iren und ihrer Abkömmlinge, die freilich schnell amerikanisirt werden, 6½, die der Deutschen und ihrer Nachkommen 5½ Mill.; die ungeheure Mehrzahl dieser letzteren beschäftigt sich mit Landbau, und wenn man bedenkt, daß sie mit sehr wenigen Ausnahmen sich gar nicht in Sklavenstaaten niedergelassen haben, so kann man ohne Mühe berechnen, daß in Pennsylvanien, Ohio, Wisconsin, Iowa und dgl. die große Mehrzahl des Landvolks aus Deutschen bestehen muß. Werden diese ja ganz und gar in der angelsächsischen Nationalität aufgehen? Das wird immer unwahrscheinlicher, und dann ist ein weiteres Element des Zwiespalts zwischen dem fast rein englischen sklavenhaltenden Süden und dem Norden gegeben. Je größer die Union wird, desto lockerer muß das Band derselben werden, und desto eher werden sich Volkseigenthümlichkeiten halten.

Die Ausfuhr von Rohstoffen aus Amerika und die von Manufacten aus Europa bedingen sich gegenseitig, und wer da glaubt, daß die Industrie Europa's, so riesenhaft sie an manchen Orten, namentlich in England, betrieben wird, ihren Gipfelpunkt erreicht habe, würde sich ungemein irren: mit der wachsenden Bevölkerung Amerika's muß sie steigen und mannichfaltiger werden. Die europäischen Länder werden sich wetteifernd darum bewerben, wer sie liefern soll, England wird seine ohnehin übermäßige Industrie noch mehr steigern, sie noch massenhafter machen durch Anwendung von Maschinen; Deutschland wird und muß suchen seine zum Theil nothleidende Bevölkerung zu beschäftigen, Frankreich wird wie bisher sich bestreben, dadurch daß es seinen Fabriken den innern Markt sichert, ihre Kraft für die Concurrenz auf dem Weltmarkt zu steigern. Thiers hat in vielen Beziehungen mit großer Klarheit gezeigt, warum Frankreich von seinem Schutzsystem, wenn es auch in manchen Einzelnheiten Verbesserungen bedarf, nicht abgehen kann, und ein Beispiel angeführt, was ein Schutzsystem zu leisten vermag. Die Linnenindustrie, welche in Deutschland mehr als halb durch die Erfindung der Maschinenspinnerei ruinirt wurde, drohte auch im nördlichen Frankreich ruinirt zu werden, als die Regierung dazwischen trat, und einen hohen Zoll auf die Einfuhr von Maschinengarn legte, einen Zoll dessen Bestand sie den Fabrikbesitzern auf eine Reihe von Jahren hinaus sicherte; die Einfuhr von Maschinengarn, welche sich im Laufe von 7—8 Jahren auf mehr als 22 Mill. gesteigert hatte, sank in noch kürzerer Zeit wieder fast auf den vorigen Standpunkt herab, und Frankreich rettete eine Industrie, die immer noch viele Tausende beschäftigt, wenn gleich jetzt zum Theil in anderer Weise wie früher. In der Concurrenz, die der Weltmarkt, und dieß ist hauptsächlich das vom alten Colonialzwang erlöste Amerika, nothwendig macht, liegt die Gewähr, daß das Prohibitiv- und Protectionssystem nicht mehr übertrieben werden kann, und sobald die Waaren des einen Landes auf dem Weltmarkt erscheinen, kann man auch sagen, daß ihre Erzeugung die nothwendige relative Höhe erreicht hat, allein damit ist noch nicht gesagt, daß sie die Concurrenz mit einem an Capitalien übermächtigen Gegner aushalten kann, mit einem Gegner, der Verluste zu ertragen vermag, die weit über das Capital der continentalen Fabriken hinausreichen. Unter diesen Verhältnissen ist ein Schutzsystem eine Art Nothwehr. Der innere Markt wird der innern Fabrication wenigstens erhalten, und auch der übermächtige Gegner kann auf dem Weltmarkt nicht lange unter den Erzeugungskosten verkaufen.

Kein Staat kann bei schwerer Strafe seine Gewerbsthätigkeit unbedingt einer fremden Concurrenz preisgeben; man kann über das Maaß des Schutzes streiten, nicht aber über den Schutz selbst. Rußland mag sehr Unrecht haben, unter seinen Ackerbau- und Leibeigenschaftsverhältnissen eine große Fabrikindustrie zu schaffen, Spanien mochte sehr Unrecht haben, Prohibitivzölle auf Baumwollenwaaren zu legen, dagegen Straßen, Eisenbahnen und Flußregulirungen zu vernachlässigen, Frankreich mag mit seinem Verbote fremder Baumwollenwaaren viel zu weit gehen, das ist alles möglich, wohl auch wahr, stößt aber den Grundsatz, daß unter den gegenwärtigen nationalökonomischen Verhältnissen Europa's jedes Volk bestrebt seyn müsse sich seinen angemessenen Theil am Welthandel und namentlich am amerikanischen Markte zu sichern, nicht um, und da die Verbrauchsfähigkeit eines Volks an den sogenannten Colonialwaaren, die allenthalben einen so bedeutenden Theil der Staatseinnahme bilden, in directem Verhältniß mit seiner Gewerbsthätigkeit steht, so ist schon in financieller Hinsicht jeder Staat bei der Ausbildung der Industrie betheiligt. Wir erinnern uns noch vor wenigen Jahren in bekannten Freihandelsjournalen die wegwerfendsten Berechnungen über wichtige Zweige der deutschen Industrie und den Rath gelesen zu haben, man solle höchstens diese Gewerbszweige, da sie einmal bestünden und durch die verkehrte Zolleinrichtungen künstlich hervorgerufen seyen, lieber

aufkaufen. Von solchen Vorschlägen scheint man allmählich abgekommen zu seyn. Man muß die fort und fort steigende Bevölkerung zu beschäftigen und lohnend zu beschäftigen suchen, das macht sich aber keineswegs von selbst: die Vereinigung mannichfacher Kenntnisse, die fast nur der Staat zusammenbringen kann und welche selbst in dem vorzugsweise dem Selfgovernment huldigenden Nordamerika nur der Staat zusammenbringt, gebören dazu, um an den passenden Orten helfend und unterstützend dazwischen zu treten, womit indeß keineswegs einem buralistischen Einsprechen in die industriellen Verhältnisse das Wort geredet seyn soll. Die Hauptaufgabe des Staats ist die Erleichterung der Verkehrsmittel, der Straßen, Canäle und Eisenbahnen. Dieß Bedürfniß ist so allgemein erkannt, daß man es trotz aller Verlegenheiten zu befriedigen sucht. Nordamerika ist mit gutem Beispiel vorangegangen; sein übermäßiger Eifer, Canäle und Eisenbahnen anzulegen, hat in den dreißiger Jahren hauptsächlich die große Krise herbeigeführt, und verwandte Erscheinungen sind auch seit acht Jahren in Europa wiederholt aufgetreten. Es ist mit den Eisenbahnen fast wie mit den Schutzzöllen: man muß sie haben, die Art wie man dazu gelangt, mag schlecht, mag mannichfach verfehlt seyn, aber das Bedürfniß muß erfüllt werden. Man sehe nur Nordamerika, mit welchem Eifer gegenwärtig auf verschiedenen Seiten der Verkehr der Osthäfen mit dem Missisippithal und dem fernen Westen herzustellen gesucht wird (s. Nr. 249 f.); die westlichen Länder müssen ihre Producte auf dem möglichst kurzen und wohlfeilen Wege abzusetzen suchen, bei Strafe, daß ganze Landstriche verkümmern, oder nur höchst langsam gedeihen. Dort müssen die Schätze des Bodens, die Rohstoffe, in bewegliche Münze umgewandelt werden, bei uns handelt es sich darum Rohstoffe möglichst rasch und wohlfeil zu beziehen, um die fertige Waare möglichst wohlfeil* auf den großen Markt zu bringen. Aus dem patriarchalischen Zustande, wo die große Mehrzahl der Bevölkerung von dem bloßen Anbau des Bodens lebte, sind wir längst heraus, eine flottirende Bevölkerung ist erstanden, die auch leben will, und meist sogar größere Ansprüche ans Leben mitbringt, als der Bauer; man muß sie möglichst befriedigen. Frankreichs Bevölkerung ist seit fünfzig Jahren, trotz eines Verlusts von 2 Mill. Männern auf dem Schlachtfeld, um 40 Procent gestiegen, und doch sendet es weniger Auswanderer aus, wie Deutschland. In England, dessen Bevölkerung sich seit fünfzig Jahren mehr als verdoppelt hat, ist die Auswanderung, mit Ausnahme Irlands und Schottlands, vergleichsweise sehr schwach, trotz der großen Leichtigkeit, welche dem Engländer durch Colonien und Schiffsgelegenheit geboten wird. Der Grund ist kein anderer, als weil die überflüssige Bevölkerung Beschäftigung findet.

Europa muß dem rasch anwachsenden und den Boden bauenden Amerika die Industrieerzeugnisse liefern, und indem es dieß thut, erschafft es selbst Reichthümer, welche sich im Luxus entfalten wollen, und gleichfalls wieder mannichfache Industrien entwickeln. Das ist der gegenwärtige Gang unserer nationalökonomischen Zustände, und keine Klage über Künstlichkeit der politischen und nationalökonomischen Verhältnisse kann dieß ändern, kein Bestreben, alte patriarchalische Verhältnisse wieder aufzufrischen, die im Leben und in den Bedürfnissen des Volks erloschen sind, kann die Bewegung aufhalten, die man nebenbei durch Eisenbahnen selbst fördert und sich damit selbst ein schlagendes Dementi gibt. Es bleibt nichts übrig als die Bewegung nach Kräften zu fördern, und, wo es noth thut, mit Beirath der Betheiligten zu leiten. Das geschieht in England, wo trotz der verschrobensten Verhältnisse eine Revolution keine Aussicht hat, und in Amerika, wo trotz der unbeschränktesten Demokratie mehr Ordnung herrscht, als in manchem europäischen Staate. Man scheint in Europa, England ausgenommen, immer noch zu sehr an der Meinung der Alten vom Staate zu hängen, welche hauptsächlich die geistigen Richtungen regeln wollten; das ist in neuerer Zeit eine verlorene Mühe: die Gesellschaft hat sich vom Staate emancipirt, und verlangt in ihm nur den Schützer und Leiter seiner materiellen Interessen zu sehen; die geistigen Richtungen will die Gesellschaft sich selbst schaffen. Das ist ein Besitzthum, das man ihr seit der Entdeckung der Buchdruckerkunst wohl noch verkümmern, aber nicht mehr verweigern kann, und alle Versuche es zu thun, haben bis jetzt kläglich fehlgeschlagen. Unsere Zeit hat eine vorherrschend materielle Richtung, und man darf sich darüber nicht scandalisiren, es liegt vielmehr eine große Zukunft darin. Das Emporsteigen des vierten Standes, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, ist kaum 60 Jahre alt: noch im vorigen Jahrhundert schied sich die Bildung nach Classen, jetzt wird man allerdings sagen, sie verflache sich, aber sie verallgemeinert sich auch und niemand wird sagen, daß die Bildung seit sechzig Jahren zurückgeschritten sey. Der Unterricht muß aber nach dem materiellen Charakter unserer Zeit vorzugsweise ein materieller seyn, auch schon darum, weil die große Masse, die daran Theil nimmt, am leichtesten an diesem Stabe sich hält. Was an allgemeiner Bildung der großen Masse zukommen soll und zukommen kann, strömt ihr zu durch das Leben und die Erfahrung, wozu auch die Zeitungen gehören, die, man mag noch so hochmüthig auf sie herunter sehen, ein unvermeidliches Ingrediens in unserm öffentlichen und gesellschaftlichen Leben geworden sind; durch diese wird die Masse auch erhalten, was sie an wissenschaftlicher Ausbildung bedarf; man vergleiche nur die Aufnahme, welche solche belehrend ausgestattete Zeitschriften gefunden haben: der Erfolg ist mehrfach in England ein fabelhafter gewesen und wird es wahrscheinlich auch mit der Zeit in Deutschland werden.

Wer daran zweifelt, den verweisen wir auf eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieses Jahres, auf die Londoner Industrieausstellung: Tausende und aber Tausende sind zu ihr, wie zu einem neuen Mekka, gepilgert, um sich an den Wundern dessen, was der menschliche Geist und die menschliche Fertigkeit geleistet, satt zu sehen. Die Industrie, diese Göttin, welche unsere Zeit vorzugsweise auf den Altar gestellt hat, feierte ihren Triumph. Der eine mag darüber die Achseln zucken, der andere den Kopf schütteln, oder gar in heiligem Eifer die Hände zum Fluch erheben, alles dieß macht die Erscheinung nicht anders. Und worin lag der Zauber? In allen den hübschen Sachen, die man auftischte, in den Reichthümern, die man zur Schau trug? keineswegs, sondern in der bald klarer bald unklarer erkannten Ueberzeugung, daß in dieser Verherrlichung der gewerblichen Arbeit, in der darin entwickelten geistigen Thätigkeit, in dem dadurch geschaffenen Reichtum einerseits ein Sieg des Geistes über die Materie, andererseits die Emancipation der mittellosen Classen liege. Tausende sind hingewandert, und werden, wenn sie von Sachverständigen gefragt werden, keine sehr erhebliche Ausbeute errungenen Wissens davongetragen haben, aber, was mehr ist, als das specielle Wissen, Tausende haben ihren Gesichtskreis erweitert über die engen Schranken der Heimath und einen Blick gethan in das großartige Treiben der Welt; sie haben erkannt, was der Austausch heißen will „an der Themse, auf dem Markt der Welt,“ und gewiß sind auch viele Tausende mit dem Gefühl und dem Gedanken weggegangen, daß auch sie in dem großen Ganzen mitarbeiten und von der Welt, die sich ihnen hier aufthat, mannich-

fach berührt werden. Dieser allgemeine Gedanke ist die fruchtbare Mutter mancher Erkenntniß, die zur Reife zu bringen es an Arbeitern nicht fehlen wird. Woher kommen die zahllosen Rohstoffe? wo werden sie verarbeitet? wohin gehen die verarbeiteten Waaren? diese drei Fragen, welche sich bei der massenhaften Aufstellung von Producten, Werkzeugen und fertigen Waaren auch dem Beschränktesten aufdrängen mußten, umschließen den Ackerbau, die Industrie und den Handel, und schließen auch die Verbindung der Welttheile unter einander in sich. Wir erachten es für eine der bedeutendsten Folgen dieser Ausstellung, daß die Wechselwirkung von Beschäftigungen und von Ländern hier nicht bloß den Gebildeten, die es schon wußten, sondern der Masse vor Augen gerückt wurde, für welche die eigene Anschauung einen Werth hat, die der höher Gebildete nicht mehr in diesem Umfang fühlt, weil er gelernt hat, von dem bloß Beschriebenen sich ein mehr oder minder deutliches Bild zu machen.

Tausenden mußte sich bei dem Anblick dieser Schätze der Natur und Kunst die Frage aufdringen, ob er selbst, ob seine Stadt, sein Land an dem, was diese Ausstellung darbot, auch einen Antheil und welchen Antheil sie habe. Es ist den Massen — und diese haben theils persönlich theils durch ihre Bekannten an der Ausstellung wirklich Theil genommen, und zahllose Journale haben die persönlichen Berichte ergänzt — klar geworden, was andere leisten können, und welchen Antheil sie selbst an dem Markte der Welt zu nehmen vermögen, und mancher machte auch die Ueberzeugung mit fortnehmen, daß zwar England in massenhafter Erzeugung von Waaren von keinem Lande übertroffen wird, daß aber, was die Geschicklichkeit des Einzelnen betrifft, andere sehr wohl sich daneben stellen dürfen. Die geistigen Folgen der Ausstellung müssen ohne Vergleich bedeutender seyn, als die materiellen, und ob diese Folgen gerade immer den Engländern vortheilhaft sind, ist eine Frage, die wir nicht geradezu bejahend beantworten möchten.

Mit der steigenden Erkenntniß über die Verhältnisse des Handels und der Industrie im allgemeinen, und der Wechselbeziehungen mit Amerika insbesondere, hält auch die Erkenntniß von der Wichtigkeit der Eisenbahnen auf dem Continent gleichen Schritt. Die Engländer fassen die continentalen Eisenbahnen hauptsächlich von dem Gesichtspunkt auf, in wie weit sie nach London zu convergiren, diese Auffassung fällt aber mit einer zweiten zusammen, nämlich mit dem Convergiren nach der großen Niederung am deutschen Meer und dem Canal. Wer wird in dem Wettkampfe zwischen den verschiedenen Linien, wo so viele und mannichfaltige Interessen sich kreuzen, den Sieg davon tragen? Das ist jetzt die große Frage. In Frankreich hat man es in Bezug auf die Verbindung zwischen dem Mittelmeer und dem atlantischen schon versehen, und fühlt das Zurückbleiben, wie wir Eingangs bemerkt, schmerzlich, aber von Basel und Straßburg kommt man jetzt schon schneller über Paris nach Havre, als nach Rotterdam und Antwerpen; ist die Bahn von Straßburg nach Paris vollends ausgebaut, so wird es noch mehr der Fall seyn, daher die eifrigen Anstrengungen Belgiens, über Luxemburg und Trier sich an den Rhein anzuschließen, denn sind die Bahnen im südlichen Deutschland, was in wenigen Jahren geschehen seyn wird, gebaut, dann wird der Verkehr viel häufiger über Straßburg und Paris nach Havre, als über Köln nach Antwerpen gehen. Eine Bahn längs dem Rhein wird dann ein erstes Erforderniß und Holland hat deßhalb auch schon mit Preußen über den Anschluß an die deutschen Eisenbahnen abgeschlossen. Auf der andern Seite wird es im höchsten Grade dringend das Südostende dieser Bahnen durch Süddeutschland mit Oberitalien und durch dieses mit Venedig und Genua zu verbinden. England, Frankreich und Sardinien suchen von Genua den westlichsten Weg einzuschlagen und nach Chambery zu gelangen, von wo sich die Bahn nordwärts nach Basel und westwärts nach den französischen Bahnen theilen soll, aber diese Straße, wo der Mont Cenis in einem mehr als dreistündigen Tunnel durchbrochen werden müßte, steht in weiter Ferne, und Genua wird es nothwendiger finden, seine aus den verschiedenen Theilen des Mittelmeers kommende Einfuhr vorerst nach der reichen lombardischen Ebene abzusetzen, als einer fast unmöglichen Concurrenz mit Triest und Marseille seine zunächst liegenden Vortheile zu opfern. Kann England nicht dem Weg über den Mont Cenis den Vorrang verschaffen, so wird es den über Mailand, Como, Splügen, Zürich, Straßburg und Paris vorziehen, weil es in solchem Falle nicht von einem Meere zum andern unter einerlei Einfluß steht, wie von Triest nach dem deutschen Meer.

Man kann wohl sagen, England ist durch die continentalen Eisenbahnen und durch den Ueberlandweg nach Ostindien in eine fatale Lage gekommen. So lange letzterer nicht eröffnet war, ging aller Großhandel, nach Asien so gut wie nach Amerika, von den atlantischen Küsten aus; von dem Augenblick, wo der Ueberlandweg eröffnet ist, stehen die östlichen Länder Europa's Asien und seiner Handelsbewegung näher, und England muß entweder den langen Weg um Spanien herum oder einen Weg über fremdes Gebiet einschlagen, während im westlichen Handel Amerika als ein immer stärkerer Mitbewerber auftritt. Daher die krampfhaften Anstrengungen, sich als Mittelpunkt des Welthandels zu behaupten, und zu diesen krampfhaften Anstrengungen rechnen wir vor allem sein Freihandelsexperiment, dessen Ausgang noch schwebend ist. Ein anderes minder gefährliches, vielmehr durch seine Folgen sehr lohnendes Mittel ist die Industrieausstellung, zu der ganz Europa nebst mehrern Theilen der übrigen Welt seinen Beitrag an Material wie an Menschen sandte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Apteryx Mantelli. Ein Apteryx aus Neuseeland, den man nach seinem Auffinder Mantell genannt hat, ist kürzlich lebend nach England gelangt. Es ist dieß von um so größerem Interesse als dieser, allem Anschein nach nur noch in wenigen Exemplaren vorhandene und dem Aussterben nahe Vogel dem Geschlecht der Dodo, Solitaire u. s. w. anzugehören scheint, welche gleichfalls erloschen sind, und zwar seit Menschengedenken. Der genannte Apteryx ist ein Nachtvogel, der bei Tage nur schlecht sieht, einen Schnabel hat, der halb so lang ist als der Körper, mit einem kleinen harten Knoten vorn an der Spitze, wahrscheinlich weil er sich oft darauf stützen muß; der Vogel hat scharfe Klauen, und die Federn sind haarartig. In seinen Bewegungen gleicht er einigermaßen dem Casuar. (Liter. Gaz. 13 December.)

Neu entdeckte Palimpsesten. Das Athen. vom 13 December meldet, wir wissen nicht aus welcher Quelle, daß Professor Grönblad, Lehrer der Philologie an der Universität Helsingfors, in der Senatsbibliothek mehrere Palimpsesten entdeckt habe, die eine große Anzahl Bruchstücke lateinischer Schriftsteller enthalten. Alle Manuscripte seyen aus dem 14ten Jahrhundert. Dr. Grönblad soll beschäftigt seyn, die Schrift durch chemische Mittel wieder herzustellen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 305. 22 December 1851.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Weltindustrieausstellung.

Wir glauben es unterliegt wohl wenig Zweifel, daß die erste Idee zu dieser Unternehmung ihre Wurzel im Freihandel hatte, und daß der Hauptzweck derselben war, England immer mehr als das Centrum des Welthandels erscheinen zu lassen, wo Alle die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Kunstfleißes austauschen. Mehr als einmal tauchte deßhalb auch während der Ausstellung der Gedanke auf, dieselbe zu einer permanenten zu machen, was natürlich daran scheitern mußte, daß keine Nation geneigt seyn konnte, mit eigener Aufopferung an der Bereicherung und Vergrößerung Englands zu bauen. Die Absicht bei der Ausstellung war sicherlich nicht, damit „die englischen Manufacturisten bequeme Gelegenheit haben möchten, die fremde Industrie und ihre Verfahrungsarten kennen zu lernen;" dazu haben die englischen Manufacturisten andere Mittel und Wege, sondern der Zweck war, wie oben angegeben, England als den Weltmarkt darzustellen. Ist dieß gelungen? wir zweifeln. Fürs erste wird die Industrieausstellung an den bestehenden Zollgesetzgebungen nichts ändern, und fürs zweite haben zu viele einflußreiche Männer den Zweck durchschaut. Der materielle Gewinn, den England von der Ausstellung gezogen, kommt bei dem Reichthum der Nation in keinen Anschlag. Die Amerikaner haben den Hauptzweck der Engländer wohl am raschesten und sichersten aufgefaßt, und wollen das Experiment nachahmen. Es ist unzweifelhaft, daß sie in Betreff der Größe, Pracht und Mannichfaltigkeit der Ausstellung sich mit der englischen nicht werden messen können, ob sie aber nicht ihren speciellen Zweck mehr und sicherer erreichen als die Engländer, ist eine andere Frage, und wir möchten beinahe vorausiagen, daß die amerikanische Ausstellung zuerst unter allen eine bleibende werden wird.

Die Gründe sind nicht schwer aufzufinden: England steht in Europa unter lauter Rivalen, die wenn sie auch an seine Manufacturgröße entfernt nicht hinanreichen, doch sämmtlich bestrebt sind, von der großen Quelle des Reichthums, welche die Industrie eröffnet, auch ihren Antheil für sich zu gewinnen. Industrielle Rivalen kennen einander gegenseitig, und erfahrene Geschäftsmänner haben z. B. auf den ersten Blick bemerkt, daß die Engländer ihre bessern und neuern Maschinen nicht ausgestellt haben. Mit den Amerikanern ist es ein ganz anderer Fall. Diese wollen es noch in den wenigsten Industrieartikeln mit den Europäern aufnehmen; was sie liefern, ist solid, brauchbar, wohlfeil, wie es für ein so durch und durch demokratisches Volk paßt, aber die höheren Industrieerzeugnisse können sie nicht liefern, aus dem einfachen Grunde, weil sie entfernt mit dem Arbeitslohn in Europa nicht concurriren können. Dagegen haben sie in Amerika selbst keine Rivalen in der Industrie, und die Leute, welche hinkommen werden, kommen nur als Neugierige oder als Handelsleute, um zu sehen; für die Amerikaner ist es hauptsächlich darum zu thun, den zuströmenden Handelsleuten die größte und prachtvollste Schaustellung der Industrieerzeugnisse, der fremden wie der eigenen, zu geben, denn sie gewinnen ziemlich gleichmäßig an beiden. Der Zweck, den die Amerikaner verfolgen werden, und verfolgen müssen, ist ein viel natürlicherer. Der Handwerksneid der Engländer, der es den Ausstellern verbat, die Preise ihrer Waaren anzuheften, damit man ja keine ihnen ungünstige Vergleichung anstelle, dieser Handwerksneid ist nothwendiger Weise bei den Amerikanern nicht vorhanden, sie wollen den Handel, die Versorgung der übrigen amerikanischen und zum Theil der asiatischen Welt; dazu soll man in ihrer Ausstellung die Muster und ihre Preise, in ihren Kaufmannsgewölben die nöthigen Vorräthe finden. In Amerika wird vielleicht zwischen einzelnen Handelsstädten Rivalität stattfinden, Boston, Philadelphia, Neuorleans werden Neuyork um die Ausstellung beneiden, gerade wie Liverpool auch London um die Ausstellung beneidet hat. Man schlug alsbald in Liverpool vor, gleichfalls eine Ausstellung zu veranstalten und zwar eine ständige, in der namentlich sämmtliche Rohstoffe in ihren verschiedenen Schattierungen repräsentirt seyen, denn Liverpool ist hauptsächlich die Stadt, in welche die verschiedenen Rohstoffe aus fast allen Theilen der Welt eingeführt werden. Der Gedanke wird Früchte bringen, wenn gleich ein Zusammenwirken von Kräften dazu gehört, das sich nicht so schnell findet, aber nach und nach werden alle großen Handelsplätze es als eine Nothwendigkeit betrachten, eine Gewerbehalle und eine Productenhalle zu unterstützen, damit die einströmenden Fabrikanten und Kaufleute eine freie Uebersicht ihrer Ausfuhr- und Einfuhrwaaren gewinnen. London ist vorangegangen mit seiner Ausstellung, Paris wird, „wenn Ludwig Bonaparte bis dahin noch am Ruder ist," mit einer größern wo möglich noch prächtigern Ausstellung folgen, Neuyork aber den Reigen anführen in einer für den Großhandel berechneten Art der Ausführung, und was in Neuyork ins Werk gesetzt wird, das kann in jeder andern großen Seestadt je nach dem Bedürfniß gleichfalls geschehen. Anregungen dieser Art sind bereits vor Jahren in Hamburg gemacht worden, und werden nicht ganz zu Boden fallen. Ereignisse, wie das Londoner, enthalten eine große Lehre: die, daß die Isolirung der Geschäfte ferner nicht durchzuführen ist; alle großen Seestädte haben in sich ein solidarisches Interesse, und kein einzelner Kaufmann soll sein

Sonderinteresse verfolgen wollen; je größer der Geschäftsverkehr, desto mehr muß derselbe auf alle zurückwirken. Ist diese Ansicht einmal recht eingedrungen, so werden die Schwierigkeiten, welche sich solchen Gewerb- und Productenhallen entgegensetzen, bald verschwinden, und die Londoner Ausstellung ein großes und sehr fruchtbares Beispiel gegeben haben. Liverpool soll, wenn einzelnen Nachrichten zu glauben, schon Einleitungen zu einer solchen Anstalt treffen.

Was macht Amerika so wichtig für uns, weit wichtiger als, jetzt noch wenigstens, Asien ist? Das, daß es Fleisch ist von unserem Fleisch, daß sie unsere Kinder sind, daß sie unsere Sitten, unsere Genüsse, unsere Thorheiten theilen, daß alles was unsere gewerbliche Kunst erschafft, für sie und uns fast gleichmäßig taugt, während Europa sich in der Versorgung Asiens und anderer Welttheile nach dem rohen, bizarren oder zum mindesten gesagt, fremdartigen Geschmack der verschiedenen Völker richten muß. In der Erzeugung der gewöhnlichsten Bedürfnisse an Kleidung und Werkzeugen hat es Amerika den Engländern mehrfach gleich gethan, in den Erzeugnissen der Kunst und des Geschmacks kann England nicht mit Frankreich rivalisiren, während es in Solidität und Wohlfeilheit in den meisten Gewerbszweigen unerreicht dasteht; Deutschland kann es, wenige Zweige ausgenommen, weder an Solidität mit den Engländern, noch an Eleganz mit den Franzosen aufnehmen. Wie beschämend dieß Geständniß auch seyn mag, wir müssen es machen, denn wenn wir es nicht selbst thun, so nehmen andere sich die Freiheit es zu thun. Ein Franzose, Hr. A. de Valon, sagt geradezu: „vergessen wir nicht, daß für unser Land und für die Welt das Hauptinteresse des allgemeinen Wettstreits der Kampf Englands und Frankreichs ist; das sind die wahren Kämpfer auf diesem friedlichen Turnierplatz; das übrige ist, streng genommen, nur accessarisch.“ Es mag etwas französische Eitelkeit in diesem absprechenden Urtheil mit unterlaufen, aber man kann die allgemeine Wahrheit nicht in Abrede stellen. Liegt es in unserer geistigen und physischen Unfähigkeit? Keineswegs: deutsche Arbeiter sind in der ganzen Welt, sind in Frankreich und selbst in England gesucht; die auf unsern polytechnischen Anstalten gebildeten jungen Leute finden allenthalben ihr Unterkommen und sind geachtet, nur in Deutschland finden sie es oft genug nicht. Die Gründe lassen sich mit Händen greifen, und die Folgen nicht minder.

Wenden wir uns zu der Vergleichung, welche A. de Valon zwischen Frankreich und England anstellt; sie ist in mannichfachen Beziehungen lehrreich. „Die englische Ausstellung nimmt den ganzen linken Flügel des Krystallpalastes ein, d. h. die Hälfte des Ganzen. England ist das mächtigste Land der Erde: das ist der Ausruf, der einem unwillkürlich entfährt bei dem Anblick dieses furchtbaren Bazars, welcher der ganzen übrigen Welt das Gleichgewicht hält, und wo alles von Titanenhänden übereinander geschichtet scheint. Sobald man in diese lange Galerie eindringt, wird man von einem fast erschreckenden Eisengerassel empfangen; rechts und links, als Hintergrund fabricirter Gegenstände, stehen die brausenden Dampfmaschinen, die Stühle spinnen und weben; diese ganze eherne Welt scheint in ihrem fieberhaften Eifer die Erde mit ihren Arbeiten bedecken zu wollen. Weiterhin erblickt man unbekannte Früchte, exotische Samen, es sind die Erzeugnisse der englischen Colonien, die den Reichthum ihrer Natur gegen die Erzeugnisse austauschen, welche die regierende Nation ihrer Industrie verdankt. Es ist Malta, das Entrepot des Mittelmeeres, der Archipel der jonischen Inseln, der Schlüssel des adriatischen Meeres, es ist Guyana, Neu-Südwales, Canada, Jamaica, das Cap der guten Hoffnung, Jersey, diese gegen uns vorgeschobene Schildwache, Calcutta, Bombay und tausend andere noch, es sind die Arme Englands, welche die Welt umschließen. Man muß gestehen, in Bezug auf die Großartigkeit ist die englische Ausstattung unvergleichlich. In ihrer allgemeinen Physiognomie hat sie das Auffallende, daß sie so zu sagen die Mitte hält zwischen Amerika, dem Lande des Nützlichen, und Frankreich, diesem Vaterlande des Angenehmen. Ohne in demselben Grade das Verständniß des Schönen und die Achtung vor der Phantasie zu haben wie wir, sind doch die Engländer minder prosaisch als ihre Rivalen in der neuen Welt. Wenn sie auch ungefähr denselben Geschmack, dieselben Sitten und dieselben Tendenzen haben, so lassen sie doch auch eine andre Lebensweise und andere Gebräuche zu; die Solidität herrscht vor, aber wenn sie die Schönheitsform finden, so verschmähen sie solche nicht. Die Engländer spotten unserer Thorheiten und haben oft Recht, aber diesen „Teufel im Leibe“, der unsern Fehlern und Tugenden zu Grunde liegt, diese Aufregungen, denen wir unsere Erfolge wie unsere Noth verdanken, diese Anmuth und Beweglichkeit, aus welcher Zartheit und Mannichfaltigkeit entspringen, diesen chevaleresken Stolz, dem wir unsere Eleganz verdanken, selbst die Galanterie, die vielleicht unser größter Reiz ist, alles dieß bewundert England an uns, und beneidet uns darum vielleicht eben so sehr, als wir es um seine ruhige Kraft, um seine imponirende Festigkeit beneiden und bewundern. Trotz seines kalten Verstandes gefallen wir ihm, und trotz seines gesunden Sinnes ist er eifersüchtig auf uns. Ueber diese Behauptung wird man in London lachen, und sich stellen, sie nicht ernsthaft zu nehmen, aber wenn wir England nicht gefallen, wenn es nicht eifersüchtig auf uns ist, warum ahmt es uns denn nach? warum verlangt es von unserer Industrie Muster des Geschmacks, und erkennt es nicht, indem es sich denselben unterwirft, die Ueberlegenheit unseres Geistes und unserer Einbildungkraft an? England ahmt uns nach, das war im Angesicht der dießjährigen Ausstellung nicht zu läugnen, nur ahmt es uns ziemlich schlecht nach, und schlägt dabei einen falschen Weg ein, bei dem es mehr verliert als gewinnt. Sicher seiner Macht und der Handelsüberlegenheit, die es ihr verdankt, wollte es in allen Dingen der erste seyn, und hat seine unbestrittenen Vortheile fast vernachlässigt, um uns auf unserem Gebiet zu besiegen. Die Folge war, daß manches unschön, überladen, geschmacklos wurde, aber in allem was für die Masse des Volks, für den täglichen Gebrauch, für das gewöhnliche Leben berechnet ist, kann England für vollkommen gelten. Die Shawls sind weich, warm und kosten ein Nichts, die schottischen Tartans haben schöne Farben, die Kamine von Gußeisen ziehen vortrefflich, die Teleskope sind vollkommen, die Baumwollenzeuge von einer unbegreiflichen Billigkeit, aber alles nicht Nothwendige ist nur mittelmäßig schön, oder zu einem unsinnigen Preis. Seltsam genug, England, das Land der Aristokratie, arbeitet nur gut für das Volk, und Frankreich, diese demokratische Nation, erzeugt nur mit Vortheil für die Aristokratie? In Paris ist ein gewisser Luxus jedermann gestattet, in London muß man sich alles, was über das Nothwendige hinausgeht, streng versagen, wenn man nicht etwa ein Nabob ist.“

In dieser Darstellung mag, wie in dem absprechenden Urtheil über andere Länder, einige Uebertreibung vorherrschen, aber im allgemeinen ist die Charakteristik richtig, und bezeichnet den Platz, welchen die Industrie beider Völker im Weltverkehr einnehmen. Abgesehen von dem weiten Abstande, in welchem Deutschland hinter Frankreich und England zurückblieb, auch

wenn man es noch so günstig beurtheilte, so war die Art der Schaustellung nach ziemlich allgemeinem Urtheile unschön und unzweckmäßig, so daß Deutschland jedenfalls schon darum eine schlechte Figur auf der Londoner Ausstellung gemacht hat, wenn auch im wirklichen Handel und Verkehr manches besser aussieht als es den Anschein hat. Das Urtheil de Valons, daß die Londoner Ausstellung den Kampf zwischen England und Frankreich auf dem Weltmarkt dargestellt habe, bleibt demnach im allgemeinen richtig. Die ungünstigen Urtheile über uns blieben nicht aus, und fielen gerade von Seite der Engländer um so ungünstiger aus, je besser diese wissen, wie viel Waaren in der Welt als englische verkauft werden und in alle Welt gehen, die in deutschen Werkstätten ihr Entstehen fanden. Wir führen in dieser Beziehung ein gediegenes Urtheil von Bucher an, der sonst eben seine deutschen Landsleute nicht gerade schont: „Es ist sicher, daß wir in einzelnen Zweigen den Engländern sehr gut Concurrenz machen; es ist aber freilich eben so sicher, daß unsere Industrie als ein Ganzes genommen gegen die englische und französische Industrie zurücksteht. Die Herstellung so kolossaler stählerner Walzen, wie Krupp aus Essen sie geliefert, ist bisher in England für unmöglich gehalten worden. Tücher werden trotz des Zolls von 10 Procent in Menge aus Deutschland eingeführt, und den deutschen Kattunen wird, abgesehen von ihrem geringeren Preise, alle Anerkennung gezollt. Man braucht nicht die Ausstellung besucht, sondern sich nur in englischen Privathäusern umgesehen zu haben, um zu wissen, daß die Möbeltischlerei in Deutschland viel weiter ist. Endlich muß gegen die Demuth protestirt werden, mit der viele Ausländer, namentlich Deutsche, sich vor der englischen Maschinerie in den Staub werfen. Es ist nicht die Rede davon, Englands Ueberlegenheit in diesem Zweige und den überwältigenden Eindruck zu läugnen, den der Congreß arbeitender Maschinen beim zehnten wie beim ersten Besuche macht. Aber dagegen muß, und zwar im Namen Frankreichs und Deutschlands, Verwahrung eingelegt werden, daß wir dem nichts an die Seite zu stellen hätten, und daß in dem, was dort aufgestellt ist, die Ueberlegenheit Englands beruhe. Trotz allem dem ist der Vorwurf, den man gegen die deutsche Industrie erhoben hat, ganz richtig, daß sie keinen Charakter hat; während Derbheit und massenhafte Production die englische, Luxus und Geschmack die französische Industrie charakterisiren, suchen und sinnen wir vergebens nach einem ähnlichen Schlagwort für die deutsche." Die Folgerungen aus diesem Urtheil sind mühelos zu ziehen, und Deutschland wird noch mancher Anstrengungen bedürfen, ehe es die nachtheiligen Eindrücke verwischt, welche allem Anschein nach die Londoner Ausstellung bei der großen Masse der Kaufenden gemacht hat. Das Urtheil von Sachverständigen ist da, daß die geistigen und physischen Mittel einer höhern Entfaltung nicht fehlen, und daß der Mangel hauptsächlich an den äußern Verhältnissen liegt. Daraus wird man erkennen, daß das Streben nach einem veränderten Zustand der Dinge in Deutschland kein Traum, kein Einfall von Einzelnen war und ist, sondern daß ein allgemeines nationales Bedürfniß besteht, welches Befriedigung verlangt; die Nation wird dem gehören und ihm folgen, der diese Befriedigung herbeiführt und ihr den Mitbewerb auf dem großen Felde verschafft, von dem Deutschland im vorigen Jahrhundert so gut wie ganz ausgeschlossen war, und an dem es sich erst seit der Freiwerdung Amerika's allmählig betheiligt.

Wenn Bucher, und nicht bloß er, sondern viele andere, der deutschen Industrie, so weit sie sich namentlich auf der Industrieausstellung zeigte, den Vorwurf machte, daß sie charakterlos sey, daß man ihr nicht eine bestimmte Eigenschaft beilegen könne, so läßt sich auf der andern Seite, im Vergleich zur französischen und englischen, ihr der Platz anweisen, den sie künftig einnehmen muß. Al. de Valon sagt über die französische Industrie: „Frankreich, aus dem man den Herd der allgemeinen Demokratie machen will, ist durch seine Industrie wesentlich aristokratisch; es arbeitet nur für die Reichen, seine Industrie gränzt an die Kunst, seine geringsten Arbeiter sind Künstler. Wir haben das Genie der Zierlichkeit und der Liebe zum Schönen. Das aristokratische England schafft gerade das Gegentheil; es arbeitet für die niedersten Classen, es verschafft ihnen Wohnung, Möbel und Kleidung zum niedrigsten Preise; es hat für sich die Geduld und den Geschmack an ausdauernder Arbeit, und wird uns stets auf diesem Gebiet besiegen, während wir es auf dem unsrigen schlagen." Gibt es nicht zwischen diesen beiden Stellungen eine dritte, welche weder für die untersten, noch für die reichsten Classen, sondern für die Mittelclassen arbeitet, die wohl in keinem Lande Europa's gleich zahlreich vertreten sind wie in Deutschland? In dem Fleiß und der Betriebsamkeit seiner Handwerker kann Deutschland eine wichtige Zukunft wieder aufgehen, aber dazu ist vor allem nöthig ein durch Handel und Industrie wohlhabendes Volk. Die Handelsvereinigung Deutschlands muß einer jeden wesentlichen Besserung hier vorangehen, denn was hilft die größte Kunstfertigkeit — die auch auf der Londoner Ausstellung mehrfach gebührende Anerkennung fand — wenn die Mittel fehlen, um die gefertigte Waare abzusetzen; nicht alles kann eine Weltwaare werden. Dieser Handel mit den Weltwaaren aber muß in Deutschland geboren werden, und dieß kann nur durch eine Vereinigung geschehen, damit die Industrie am innern Markt erstarke und um so zuversichtlicher auf dem Weltmarkt auftreten könne.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Officiers in Ostindien.

„Kein Zweifel" — erzählt ein Officier, welcher durch Zufall in einer trostlosen Gegend Indiens zu Fuß bei Nachtzeit wanderte, zuletzt, von Ermüdung überwältigt, sich niederwarf auf das trockene, wirre Gras, und als gerade im Osten der erste lichte Streifen anbrach, entschlummerte. — „Kein Zweifel," erzählt er, ich schlief fest und süß; ich habe seitdem nie wieder unter freiem Himmel fest und süß geschlafen, denn mein Erwachen war grauenvoll. Bevor ich völlig erwachte, hatte ich eine Wahrnehmung von Gefahr, die mich an den Boden fesselte und vor jeder Bewegung warnte. Ich wußte, daß ein Schatten über mich hinkröche, und daß es das beste Auskunftsmittel sey, in dumpfer Unthätigkeit liegen zu bleiben. Ich fühlte meine untern Extremitäten von den schweren Ringen einer lebenden Kette umschlungen; aber als wenn schützendes Opium mir eingeträufelt wäre, um jedes Regen der Muskeln zu verhüten, wußte ich nicht, bis ich hell aufwachte, daß eine ungeheure Schlange meine Beine bis zu den Knieen aufwärts umwand.

„Gott! Ich bin verloren!" rief es in mir, und jeder Tropfen Blut in meinen Adern schien zu Eis zu gerinnen; alsbald zitterte ich wie ein Espenblatt, bis gerade die Furcht, mein plötzlicher Schrecken möchte das Gewürm aufscheuchen, alles zurückdrängte, und ich wieder wie gelähmt da lag. Das Reptil schlief oder blieb doch jedenfalls bewegungslos; wie lange es aber so blieb, weiß ich nicht, denn die Zeit ist für den Entsetzten gleich dem Ringe der Ewigkeit. Auf einmal klärt sich der Himmel — der Mond brach hervor — Sterne glänzten über mir; ich konnte sie alle sehen, da ich auf der Seite ausgestreckt lag, eine Hand unter dem Kopf, wo ich sie nicht wegzuziehen wagte, ebenso wenig traute ich mir hinabzuschauen nach dem abscheulichen Schlafgenossen, den mein schlimmes Geschick mir gesandt hatte.

Unerwartet kam ein neuer Gegenstand des Schreckens hinzu: ein seltsam schnurrender Ton hinter mir, dem zwei scharfe kleine Schläge

auf die Erde senkten, weckten die Schlange, denn sie regte sich und ich fühlte, daß sie aufwärts gegen meine Brust kroch. In diesem Augenblicke, wo mich unerträglicher Graus beinahe so wahnsinnig machte, aufzufahren und vielleicht sichere Zerstörung zu finden, sprang etwas auf meine Schulter — auf das Reptil! — Ein greller Schrei des neuen Angreifers, ein lautes fürchterliches Zischen der Schlange ertönte. Für einen Moment konnte ich fühlen, wie sie mit einander kämpften, auf meinem Leibe kämpften; in der nächsten Minute waren sie neben mir auf dem Rasen; in der andern ein paar Schritte weg, ringend, um einander sich drehend, in einander geflochten, muthvoll streitend — ich sah sie — ein Mungus oder Ichneumon und eine Cobra di Capello!!

Ich sprang auf, ich betrachtete diesen höchst sonderbaren Kampf, denn alles war jetzt taghell. Ich sah sie für einen Moment fern von einander — die tiefe, giftige Fascination des Schlangenblicks machtlos vor den scharfen, behenden, ruhelosen Augen des Gegners. Ich sah diesen Zweikampf der Blicke noch einmal von neuem mit dem näheren Gefechte vertauscht; sah daß das Mungus gebissen war, daß es wie ein Pfeil fortschoß, wahrscheinlich um die noch unbekannte Pflanze zu suchen, deren Saft man für ein Antidot hält gegen den Schlangenzahn; sah das Thier mit frischer Kraft zu dem Angriffe wiederkehren, und dann — froher Anblick! — sah ich die Cobra di Capello, gelähmt vom bekappten Haupte bis zum schuppigen Schweife, leblos aus ihrer bisher halb empor gerichteten Stellung mit ächzendem Zischen hinfallen, indeß der bewunderungswürdige Sieger sich mit einer Reihe von Sätzen über der Leiche seines Feindes ergötzte, umher tanzend und springend, schnurrend und spuckend, gleich einer rasenden Katze.

Kleine graciöse Creatur! Ich habe mir seitdem immer ein Mungus gehalten — das anhänglichste, neckischte und froschverschlingendste von allen Thieren. Manche Autoren beziehen sich auf das angebliche, allein dem Ichneumon bekannte Gegengift für den Schlangenbiß, und wir finden darüber fast ebenso viele abweichende Meinungen als Berichterstatter. Vielleicht darf die Erfahrung eines „alten Indiers" einigermaßen in die Waagschale fallen. [1]

[1] Bekanntlich hat man in neuerer Zeit die Angabe von einer solchen Pflanze ins Reich der Fabeln verwiesen.

Die Stadt Tlemsan

(Revue de l'Orient, December.)

Die Lage von Tlemsan ist ausnehmend glücklich. Es liegt auf einer leicht gegen Norden geneigten Hochfläche, lehnt sich an den 1335 Metres hohen Berg Tierni, der ein Vorsprung des höheren Plateaus von Nador ist, das sich 1529 Metres über das Meer erhebt, und von dem aus man die Stadt Oran sehen kann. Diese Berge schützen die Stadt gegen die Südwinde. Ihre Höhe beträgt nach Mac Carthy 725 Metres, ihre nördliche Breite 35°, und ihre westliche Länge 3° 6. v. Paris. Sie ist nur 48 Kilometres von der Mündung der Tafna ins Meer entfernt, und steht mit Oran vermittelst einer Fahrstraße, die zum Theil mit Steinen beschlagen ist, in Verbindung. Ihre Form ist die eines fast regelmäßigen Vierecks, und nimmt bei weitem nicht mehr den ungeheuren Raum ein, wie ehemals; man sieht noch die Ruinen der alten Stadt, welche auf nicht weniger als 5—6000 Metres sich ausdehnen konnte. Die jetzige sehr zurückgezogene Mauer schließt kaum Raum genug ein, um den zahlreichen Anforderungen von Bauplätzen, die täglich gemacht werden, zu genügen. Diese Mauer ist eine schlechte Arbeit, welche durch die Ereignisse von 1845 nothwendig wurde. Wenn man um neuer Fundamente willen den Boden aufgräbt, so erkennt man, daß die Stadt auf einem Haufen über einander gelagerter Ruinen liegt, römischer, türkischer und maurischer, und über einer Wassermasse, auf die man in der Tiefe von einigen Metres stößt. Diese Wassermasse macht die untern Theile der Wohnungen ausnehmend feucht und ungesund, und diese Feuchtigkeit wird noch vermehrt durch die zahllosen Canäle, welche die Stadt in allen Richtungen durchschneiden.

Wenn Tlemsan je zur Zeit des Glanzes seiner alten Könige einige schöne Gebäude besaß, so sieht man jetzt nur noch sehr wenige Spuren davon. Wir können nur die große Moschee, die Moschee Sidi Brahim, das Thor Agadir, das von Mansurah, ein Minaret, die Moschee am Mehlmarkt, das Thor des Lebensmittelmagazins und vor allem die Moschee Sidi Bu Metin nennen. Wie dem aber auch sey, die 32 Moscheen, die sieben Einschließungsmauern, die Forts, die zahlreichen Marabuts (Capellen), die Bassins, die Bewässerungscanäle und Wasserleitungen, die verfallenen Thore, die alten Thürme, die Reste von Mühlen, die ungeheuern Begräbnißplätze, alles beweist, daß die Stadt einst eine unermeßliche Bevölkerung hatte.

Der Reisende, welcher Tlemsan seit dem J. 1842 nicht mehr gesehen hat, wird über seine Umgestaltung und seinen blühenden Zustand erstaunt seyn; neue Straßen sind durchgebrochen und gepflastert, andere sind erweitert. Ungeheure Häusermassen sind abgetragen, um öffentliche Plätze und Promenaden daraus zu machen, die mit Bäumen bepflanzt wurden.

Die Stadt theilt sich in drei Hauptquartiere. 1) Das der Kuluglis, das höchste und gesündeste. Die Häuser der Eingebornen erhalten zwar die Luft nur von Einer Seite, aber sie sind reinlich und werden zweimal des Jahres sorgfältig mit Kalk geweißt. Die meisten haben nur ein unteres Stockwerk, aber eine große Anzahl Häuser haben Brunnen oder ein fließendes Wasser aus den öffentlichen Wasserleitungen. In diesem Quartier liegt das Meschuar, die alte Citadelle, die jetzt mit neu hergestellten Mauern umgeben ist. 2) Das Quartier der Mitte, namentlich von Europäern und Juden bewohnt; es ist das eigentliche Quartier des Handels. Die Juden, welche allenthalben sich einschleichen, wo es Geld zu verdienen gibt, haben zwar Läden neben den Europäern, wohnen aber mit ihren Familien im eigentlichen Judenquartier. Dieß ist zwar bedeutend verbessert worden, läßt aber doch noch manches zu wünschen übrig. Die Behörde hat den Juden die hygiänischen Maßregeln wider ihren Willen aufgedrängt, und noch jeden Tag verschwindet eine Anzahl Ursachen der Ungesundheit, um die sie sich in ihrer Sorglosigkeit nicht kümmerten. 3) Das Quartier der Hadars, nach dem der Juden das ungesundeste. Die Häuser sind in einem elenden Zustand, das Wasser hat keinen Ablauf und stagnirt in den Höfen, wo der Mist der Hausthiere neben den zur Menschenwohnung bestimmten Zimmern gährt. Aber auch dieß Quartier wird von Tag zu Tag gesünder. Die Europäer haben sich bis in die entferntesten Stellen gewagt, und mitten unter arabischen Wohnungen bequeme reinliche Häuser gebaut; noch ist diese Zuversichtlichkeit durch keine verbrecherische Handlung gestört worden.

Die Ebene von Tlemsan hat eine fast viereckige Form, ist leicht gegen Norden geneigt, sehr flach, und kann 80 bis 100 Quadratkilometres enthalten. Gegen Osten von der Stadt nach Sidi Bu Metin hin sieht man eine höchst malerische Landschaft. Es ist dieß ein Gehölz von prächtigen Bäumen, mit majestätischen, grünenden Schluchten und von laufenden Gewässern durchzogen. Neu angelegte Wege führen mitten durch eine üppige Vegetation, welche ein Gewölbe von Blätterwerk bildet, dessen Köstlichkeit man erst dann recht schätzen lernt, wenn die Sonne ihre glühenden Strahlen herabsendet. Auf der entgegengesetzten Seite, nach Mansurah hin ist ein großes ausgemauertes Bassin, welches in den blühenden Zeiten der Stadt das zur Bewässerung der Ebene nöthige Wasser enthielt. Die alten Könige Tlemsans haben zum Behuf der Bewässerung der Ebene riesenhafte Arbeiten unternommen, deren zerstreute Ruinen noch die große Wichtigkeit bezeugen, welche man den Erzeugnissen eines so fruchtbaren Bodens beilegte. 2600 Metres von der Stadt sieht man die ungeheure Einschließungsmauer von Mansurah, was eine Stadt gewesen seyn soll. Zum mindesten haben neuere Nachgrabungen bei der Anlegung eines französischen Dorfs Ruinen zu Tage gefördert, welche diese Sage zu bestätigen scheinen. Das Land von Tlemsan war durch den Reichthum seines Bodens stets ein Gegenstand der Lüsternheit und seine Geschichte ist nur ein langer Bericht fortdauernder Kriege seit der berühmten Belagerung im J. 1226 durch Abu Said, den Bruder des Sultans von Fez, der es sieben Jahre lang umschlossen hielt, und während der Zeit in seinem Lager die Stadt Mansurah gebaut haben soll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 306 23 December 1851.

Die Könige des kimmerischen Bosporus.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom October und November d. J. enthält eine Mittheilung von einem Hrn. Grigorieff über die Alterthümer der Krim, die in der griechischen und römischen Geschichte eine so wichtige Stelle einnahm, und deren Untersuchung manche wichtige Punkte der alten Geschichte aufklärt. Grigorieff sagt im Eingang: „das Uferland des schwarzen Meeres, das einst mit blühenden griechischen Städten übersäet war, bietet jetzt in seiner ganzen Ausdehnung eine wahre Fundgrube von Alterthümern dar; diese Städte, deren Mauern und Gebäude längst in formlose Trümmerhaufen verwandelt sind, so daß an vielen Stellen sich selbst die Spuren verloren haben, enthalten nichtsdestoweniger in ihren Ueberresten eine Menge wesentlicher historischer und archäologischer Denkmäler: Steine mit Inschriften, Münzen, Bildsäulen, Geräthschaften, Zierrathen, Waffen und andere Gegenstände, die ihrem Stoffe nach mehr oder minder den zerstörenden Einflüssen der Naturkräfte widerstehen konnten. Wo man aufgräbt, kann man hoffen, auf irgend ein Alterthumsstück zu stoßen, aber durch besondern Reichthum an solcher Ausbeute zeichnen sich namentlich die Umgebungen der Stadt Kertsch (in der taurischen Halbinsel) aus, wo in alter Zeit die Stadt Panticapäum und, in bedeutender Ausdehnung, deren Begräbnißplätze lagen. So mancherlei auch schon über diese auf Rechnung der Regierung betriebenen Ausgrabungen und deren Resultate berichtet wurde, so gibt dieß doch nur einen schwachen Begriff von den in Kertsch aufgefundenen Alterthümern, und über ihre gelehrte Bedeutung, darüber was aus dem Studium dieser Alterthümer für die Aufklärung der dunkeln Geschichte des bosporischen Reiches gewonnen wurde, oder mit der Zeit gewonnen werden kann, ist noch so gut wie nichts gesagt."

Die Quellen für die Geschichte der bosporischen Könige, deren Hauptstadt auf der europäischen Seite Panticapäum, auf der asiatischen Fanagoria war, sind sehr spärlich: von 480 bis 284 v. Chr. gibt Diodor das meiste, nachher muß man einzelnes aus einzelnen Angaben von Schriftstellern herausnehmen, im Ganzen herrscht aber eine Lücke bis auf Mithridat den Großen. Grigorieff entwirft eine Liste der Könige bis auf 284; die Namen sind theils griechisch, theils barbarisch, worunter wir die benachbarten Stämme überhaupt verstehen, theils persisch, wie Perisad; daraus geht aber wohl keineswegs hervor, daß die Könige Griechen oder Perser gewesen seyen. Nach Diodor entstand das bosporische Reich auf dem asiatischen Ufer, und die griechische Colonie Panticapäum wählte seine Könige dann zu ihren Archonten; man gab ihnen diese republikanische Benennung, während sie, namentlich in Bezug auf das innere Land, eigentliche, erbliche Könige und Heerführer waren. Grigorieff stellt als hauptsächliche Punkte der Forschung die Fragen auf: welchen Stämmen gehörte die eingeborene Bevölkerung des bosporischen Landes an, unter der die Hellenen ihre Colonien begründeten; wer waren namentlich die oft genannten Skythen und andere ihnen verwandte Völker, deren Könige wir den Thron von Bosporus einnehmen sehen; in welchen Verhältnissen standen diese Dynastien zu ihren griechischen Unterthanen, in welchem Maaße wirkte die griechische Civilisation auf die herrschenden Barbaren ein u. s. w. Um diese Fragen zu ermitteln braucht man nicht bloß griechisch zu verstehen, man muß auch den alten Orient kennen, man muß die Sprachenvergleichung zu Hülfe nehmen. Man muß z. B. die griechisch-skythischen Denkmäler, die in den letzten 20 Jahren in Kertsch entdeckt wurden, mit den griechisch-skythischen im Reiche Baktrien vergleichen, die im Lauf derselben Zeit in den Topen Afghanistans zu Tage kamen, dann wird vielleicht aus dem Zusammenstoß dieser beiden finstern Wolken, welche die alte Zeit dieser beiden Königreiche verhüllen, ein unerwarteter Lichtstrahl hervorbrechen, der zugleich auch das Geschick unserer Vorväter, der Slawen, erhellt." Diese Aussichten sind noch ziemlich ungewiß. Grigorieff hat vieles zusammengetragen, das die Geschichte des pontischen Reichs aufhellt, aber noch ist die Umgegend zu dunkel. Römer und Griechen beschäftigten sich mit jenem Reich nur, wenn ihre Interessen damit in Berührung kamen, Diodors Werke sind uns nicht vollständig erhalten, und so herrscht, wie wir oben schon bemerkt, von 284 bis auf Mithridat eine noch nicht auszufüllende Lücke, wenn es gleich wahrscheinlich ist, daß dasselbe Geschlecht fortregierte, bis es die Herrschaft an Mithridat abgab.

Mit dem Uebergang der regierenden Gewalt auf Mithridat hat das bosporische Reich eigentlich ein Ende, es dauerte zwar noch eine Zeitlang theils als Anhängsel des pontischen Reichs, theils einzeln fort, wurde aber bald ein Vasallenstaat Roms. Grigorieff sagt über die Gebietsausdehnung desselben folgendes: „unter den Leukoniden, d. h. den Herrschern vor Mithridat, dehnte sich das Gebiet westlich nicht weiter als bis Feodosia aus, unter Mithridat gehörte Chersonesus dazu und die den sogenannten taurischen Bergen benachbarten Ansiedlungen der Skythen. Wie weit die Besitzungen der Leukoniden auf dem asiatischen Ufer gingen, wissen wir nicht; unter den Nachfolgern Mithridats reichte das Gebiet nördlich zum Taurus, südlich umfaßte es Kolchis und Kleinarmenien." Letzteres war aber nur der Fall, weil die Fürsten Theile der Herrschaft Mithridats erbten. Was wir eigentlich zu wissen wünschen, in welchen Verhältnissen diese bos-

porischen Könige zum innern Lande standen, darüber erfahren wir nichts, und ob Hr. Grigorieff uns später noch etwas darüber mitzutheilen hat, müssen wir abwarten; aus den wenigen barbarischen Namen ist schwerlich ein Schluß auf die Sprache der benachbarten Völker zu ziehen. Indeß so gering auch bis jetzt noch die Ausbeute ist, so können wir noch immer nicht wissen, welche Folgerungen sich mit der Zeit aus den Funden ziehen lassen werden. Die afghanischen Topen haben eine ganze Reihe baktrischer Könige und eine wenn auch noch unvollkommene, doch in ihren Hauptzügen hinreichend verständliche Geschichte des baktrischen Reichs und seiner Umwandlungen geliefert. So viele Völker auch nomadisch durch das südliche Rußland gezogen sind, so sehr die Stämme hier nothwendig gewechselt haben, so sind doch gewiß einige derselben aus sehr alter Zeit sitzen geblieben; die eigentlichen Tscherkessen, Adige oder Zychen, die Abasen, die Lasen, sind mit ihren schwerlich ganz veränderten Sprachen noch erhalten, und eine genauere Kenntniß derselben muß wohl auf die Eigennamen der bosporischen Könige, so weit sie nicht griechisch oder persisch sind, ein Licht werfen. Bemerkenswerth ist der ganz deutlich ausgeprägte unverkennbar persische Name Perisad, der Sohn der Peri; er beweist einen Zusammenhang der persischen Völker im Süden des Kaukasus mit den Stämmen im Norden. Auch der Titel „König der Könige", den sich die bosporischen Fürsten manchmal in den noch erhaltenen Inschriften beilegen, zeugt für Bekanntschaft mit Persien, bei dessen Königen dieser Titel bekanntlich schon in sehr früher Zeit üblich war. Das Verhältniß der bosporischen Könige zu den griechischen Colonien sollte das eines Beschützers (προστάτης) seyn, unter welchem Namen Mithridat auch berufen wurde, nur freilich mochte das Protectorat manchmal in eine sehr positive Herrschaft umschlagen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Richtung nach dem Orient.

Wir haben bisher diese Verkehrsverhältnisse hauptsächlich nur in Bezug auf den Westen, auf Amerika aufgefaßt, in Bezug auf den Orient haben sich die Verhältnisse aller europäischen Mächte, namentlich aber die Deutschlands seit dreißig, ja erst seit zwanzig Jahren wesentlich umgestaltet. Um sich einen richtigen Begriff hievon zu machen, muß man nur die drei nachstehenden Perioden sich klar vor Augen stellen: den Zustand des Levantehandels vor der türkischen Eroberung, die Türkenherrschaft auf ihrer Höhe und die jetzige Zeit. Im ersten Zeitraum wo Genua im schwarzen Meer herrschte und seine Handelsposten nordwärts ins Innere Rußlands und Polens, südwärts durch Kleinasien bis nach Mesopotamien hin vorschob, während Venedig im Archipel herrschte und durch seine Handelscomptoire in Syrien, Mesopotamien und Aegypten bis nach Indien hinein Verbindungen anknüpfte, war trotz der vielfach feindlichen Verhältnisse ein ziemlich reger Verkehr. Da trat die Türkenherrschaft dazwischen, und der Orient, das schwarze Meer und Nordafrika wurden von dem europäischen Verkehr so gut wie abgeschnitten, um so mehr als der zugleich entdeckte Weg ums Cap die Verbindung übers rothe Meer nicht mehr unerläßlich machte. Die französische Eroberung Aegyptens, die allmähliche Schwächung des türkischen Reichs, die Eröffnung des schwarzen Meeres für den russischen und den fremden Handel, die Losreißung Griechenlands, die Dampfschifffahrt, alles dieß hat jetzt den Handel des östlichen Europa's mit Vorderasien ungemein vermehrt, und derselbe ist, wie natürlich, noch immer im Steigen. Oesterreich, das näher liegende, erhält einen Vortheil über das entferntere England, und die mit jedem Jahr steigende Thätigkeit des Lloyd ist schon öfters den Engländern ein Dorn in den Augen gewesen. Ein stetiger Verkehr zwischen der Nord- und Ostsee auf der einen, und dem schwarzen und adriatischen Meer auf der andern Seite macht sich geltend; man kommt ihm durch Eisenbahnen auf alle Weise entgegen. Das ist ein wesentlich deutscher Handel: Frankreich hätte sich einen großen Theil desselben zuwenden können, wenn es mit der Eisenbahn zwischen Paris und dem Mittelmeer mehr geeilt hätte. Aber selbst, wenn es hier zuvorgekommen wäre, so hätte es nur dem Handel Triest's, nicht aber dem auf der Donau Abbruch thun können, und dieser Donauhandel führt unmittelbar nach Kleinasien hinüber und von Trapezunt nach Persien. Rußland kann diesen Handel durch seine Besetzung der Donaumündung beeinträchtigen wollen, kann ihn aber auf die Dauer nicht sperren, und, da es in dieser Richtung keinen Strom wie die Donau hat, auch nicht an sich ziehen. Für Eisenbahnen ist der Raum zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meer vorerst zu groß, und wären sie angelegt, so würden sie einer Verbindung der Donau mit dem Rhein und der Elbe nicht den Rang ablaufen.

Wohin die Bestrebungen des deutschen Handels und der deutschen Politik gerichtet seyn müssen, ist aus dem Obigen für sich selbst klar, aber auch nicht minder die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellen; sie können nur durch ein vereintes Deutschland gehoben werden. Es ist dazu aber noch so wenig Aussicht vorhanden, daß sich Rußland und England noch immer als die eigentlichen Aasgeier entgegenstehen, die auf den Tod der Türkei warten, um über sie herzufallen und sich über den fettesten Bissen, Konstantinopel, anzugreifen. Daß aber England die Stellung Deutschlands in dieser Angelegenheit nicht verkennt, zeigt seine erbitterte Feindseligkeit gegen Oesterreich, zu dessen Bekämpfung alle Mittel in Bewegung gesetzt werden. Wir halten die bis jetzt von Oesterreich gegen Englands Feindseligkeit aufgewendeten Vertheidigungsmittel, mit Ausnahme eines einzigen, nicht für die geeigneten, man hat sein Auftreten kühn und entschlossen genannt, wir finden es viel zu ängstlich, und diese Aengstlichkeit stammt nur daher, daß man sich von angewohnten Begriffen nicht losmachen kann; die Zeit rückt aber mit raschen Schritten heran, wo Oesterreich wählen muß: es gilt Leben oder Tod; vielleicht ist die erste und wohl auch die beste Gelegenheit schon entschlüpft.

Es handelt sich, so wie einige Präliminarien in Europa abgemacht sind, um die Eroberung Vorderasiens, mit dem Schwert oder durch den Einfluß. Letzterer ist schon sehr weit gediehen und doch ist noch keine Entscheidung da. Die Mächte, die sich um den vorwiegenden Einfluß streiten, Rußland und England, befinden sich in keiner geringen Verlegenheit: für beide ist der Wurf außerordentlich gewagt, die Opfer gewiß, der Erfolg sehr unsicher, und selbst der entscheidende Sieg muß zu neuen und unabsehbaren Verwicklungen führen, weil keiner der beiden Feinde den andern im Herzen und somit tödlich verwunden kann. Daraus erklärt sich das oben schon erwähnte Verschleppen aller auftauchenden Fragen: jedes scheut die Entscheidung, und noch ist kein genügender Grund eingetreten, sie gewaltsam herbeizuführen. Die allgemeine Stellung ist England ungünstig, weil es angriffsweise verfahren muß: es hat dazu die Mittel, trotz seiner Flotten, nur in beschränktem Maaße. Zudem haben Rußland und England bereits nicht unbedeutende asiatische Besitzungen und kennen die Schwierigkeiten ihrer Beherrschung.

Asien ist seit dem Mongoleneinbruch in immer tiefern Ver-

fall gerathen, denn von jener Zeit an datirt die rohe Militärherrschaft, die im langen Lauf der Jahrhunderte, mit wenigen und localen Pausen, so verderblich gewirkt hat, daß Asien jetzt so verarmt ist, und seine Staaten mehr und mehr in Schwäche und Abhängigkeit von den europäischen Mächten gesunken sind. Die europäische Industrie hat dadurch, daß sie durch ihre Uebermacht den größten Theil der gewerblichen Thätigkeit vernichtete, dem Orient den Rest gegeben. Heruntergekommene Kriegerkasten zanken sich jetzt noch um die elenden Reste des alten asiatischen Reichthums und den elenden Gewinn des Landmanns. Die Reichthümer Asiens, von denen uns die schimmernden alten Mährchen berichteten, waren einst nicht so mährchenhaft wie jetzt: je näher wir den Orient kennen lernen, desto deutlicher wird es, daß er sehr bedeutende, blühende Culturepochen durchgemacht hat. Selbst die Londoner Industrieausstellung hat unwillkürlich Zeugniß davon abgelegt. Al. de Valon äußert sich über den Gegensatz des Orients und Occidents auf der Ausstellung folgendermaßen: „auf diesem alten Boden der Tradition finden wir ein ganz anderes Schauspiel als im Westen. Hier ist es die zügellose Leidenschaft des Fortschritts, dort der absolute Widerstand gegen jede Neuerung, und seltsam genug, das Resultat ist gleich wunderbar. Die Ausstellung gestattet uns in wenigen Schritten die Vergleichung anzustellen, und nie ist eine solche belehrender, ungewisser und geheimnißvoller zugleich gewesen. Wenn man in den Krystallpalast eindringt, sind die ersten Erzeugnisse die man erblickt, die Indiens, China's, der Türkei, Persiens und der Regentschaft Tunis. Der Philosoph, wie der Weltmann, kann einen ganzen Tag in Betrachtung stehen bleiben vor den Meisterwerken aus diesen Ländern der Sonne. Namentlich wenn man sich in der indischen Ausstellung befindet, mitten unter den Shawls von fabelhafter Feinheit und noch fabelhaftern Preisen, unter diesen Schleiern, so leicht, daß man sie gewobene Luft nennen möchte, unter diesen Geweben von Silber und Seide, Gold und Perlen, so reibt man sich die Augen, aber es ist kein Traum. Diese kaum glaublichen Stoffe, diese Waffen von unbegreiflichem Reichthum und von einer Zierlichkeit ohne Gleichen, diese Pferdegeschirre von Gold und Rubinen, diese mit Diamanten gestickten Kleider, die so viel werth sind, als ein europäisches Fürstenthum, diese mit Smaragden besäeten Palankins kommen nicht aus dem Paradies, die Seraphims haben nichts damit zu thun, sondern es sind Menschen, wirkliche Menschen, welche diese Wunder geschaffen haben. Wir sind sehr geneigt, diese Menschen, welche unserer Civilisation widerstreben, als Barbaren zu betrachten, aber sie schaffen Erzeugnisse, deren Schönheit uns mit Staunen erfüllt. Die geschicktesten Künstler des Occidents, die Gelehrten unserer Institute tragen noch Kräften bei in den Manufacturen der Gobelins und von Beauvais, und die Teppiche, die hier gewoben werden, sind ohne ihres Gleichen in den Ländern, die man civilisirt nennt, aber man sehe dagegen die Teppiche von Persien und Tunis: welche Verschiedenheit im Totaleindruck! welche Harmonie der Farben! welche unbekannte, reizende Schattierungen, welcher Reichthum mit weit einfachern Mitteln! Woher kommt es, daß die Farben, welche sich in unsern Ländern absolut ausschließen, welche aber die Natur allenthalben einander genähert hat, Grün und Blau z. B., sich in den orientalischen Stoffen so glücklich verbinden? Woher kommt es, daß sie den bei uns so matten Wollgeweben die Durchsichtigkeit und den Glanz der Glasfenster des Mittelalters zu geben wissen? Wer hat sie diese Geheimnisse gelehrt, welche wir nach so langen Forschungen noch nicht entdecken konnten? Nicht wir haben die Bauern Asiens und Afrika's zu unterrichten, sondern wir haben zu lernen, indem wir ihre Arbeiten studiren; man hat dieß in der Londoner Ausstellung so stark gefühlt, daß man sich beeilte, Arbeiter aus unsern Manufacturen, namentlich Färber, in diese Schule des Geschmacks zu schicken. Wo ist nun die Kunst? wo ist der Fortschritt? Welche erdrückende Zweifel schließt eine solche Erscheinung in sich! Ach, der ganze Orient ist noch immer ein Räthsel."

Das Räthsel ist wohl schwerlich so groß, wenigstens in dieser Beziehung; was sind diese von alter Zeit, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Kunstfertigkeiten anders, als die trümmerhaften Reste einer alten, einst sehr hoch gestiegenen Civilisation, die wahrscheinlich in ein vorhistorisches Zeitalter fällt. Wer vermag zu sagen, aus welcher Zeit das unterworfene, von den Kriegerstämmen, sowohl persischen, als fremden, beherrschte, persisch redende Tadschikgeschlecht stammt, das wir vom Tigris bis nach Samarkand und Ferghana hinein ziemlich in derselben Lage finden? Unsere Geschichte gibt darüber keinen Aufschluß. Aber welchen sichern Aufschluß gibt sie uns über die Religion Zoroasters, über den innern Zusammenhang und die Trennungsursachen der Arier Indiens von den Ariern Persiens? Wer vermag noch zu sagen, welche Civilisation die ältere ist, die in Mesopotamien, in Babylon und Assyrien einst vorhandene oder die des Zendvolks? Fast möchte man das letztere annehmen, wenn nicht der schon sehr frühzeitig in Babylon herrschende Syncretismus uns in ein so hohes Alter hinaufführte, daß wir erschrecken, einem andern Stamme ein noch höheres Alter zuzugestehen. Der ägyptisch-assyrische Bildungskreis, dessen Vorhandenseyn uns erst durch die neuesten Entdeckungen Rawlinsons erschlossen wurde, war gewiß ein späterer Sprößling, obgleich er auf tausend bis 1500 Jahren vor Chr. hinaufreicht. Unsere gelehrten Forscher stehen noch ganz anders staunend vor diesem großen Räthsel als der europäische Färber vor den persischen und tunesischen Teppichen. Diese Forscher haben jedenfalls den Beweis hergestellt, daß es eine asiatische Civilisation gab, deren Alter auf mehrere tausend Jahre v. Chr. hinaufreicht. Warum sollen nicht damals schon solche Kunstfertigkeiten bestanden haben, die sich dann von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten und verbesserten.

Die schroffe Scheidung des Orients und Occidents stammt wohl erst aus vergleichsweise neuerer Zeit, nämlich aus der Periode der Einführung des Islam. Unter und nach Alexander scheinen Europäer und Orientalen sich ganz erträglich verstanden und verschmolzen zu haben, mit Ausnahme der Juden. Antiochus Epiphanes wollte bekanntlich just diesen jüdischen Separatismus brechen, und wüthete mit Feuer und Schwert gegen das „auserwählte Volk Gottes", zwei Jahrhunderte später Titus nicht minder; die Schilderungen in den Makkabäern und im Josephus zeigen eine gränzenlose gegenseitige Erbitterung, die sonst in den asiatischen Verhältnissen der Griechen und Römer nicht hervortritt. Der Islam, im Wesentlichen ein wahres Judenthum, verbreitete diesen Geist fanatischer Abgeschlossenheit gegen andere über einen großen Theil des Orients, so wie über ganz Nordafrika, und verband sich noch endlich mit dem türkischen Eroberestolz. Dieser Separatismus ist es, der einer engern Verbindung des Orients und Occidents die größten geistigen Hindernisse entgegensetzt, während die Armuth der orientalischen Länder ihre directe Beherrschung sehr unwünschenswerth und nach europäischem Zuschnitt fast unmöglich macht. Man kann von Russen und Engländern ohne weiters sagen, daß sie den Geist ihrer mohammedanischen Unterthanen noch nicht besiegt haben, wenn gleich viele einzelne sich aus Ueberzeugung oder aus Nothwendigkeit dem Eroberer an-

schlossen. Der Geist orientalischer Völker ist, wie allenthalben, ein Ergebniß ihrer zum Theil sehr alten Geschichte, einer Geschichte, die sie selbst nicht kennen und dennoch in sich tragen. Die Eroberung solcher Länder kann nur fruchtbringend und dauerhaft seyn, wenn sie die Elemente einer geistigen wie physischen Erneuerung in sich trägt, denn mit Ländern alter oder gesunkener Cultur muß man ganz anders verfahren als mit rohen Völkern auf jungfräulichem Boden. England hat in Indien, wo noch überdieß alter indischer und mohammedanischer Geist sich durchkreuzen und neutralisiren, manche schlimme Erfahrung gemacht, unter andern auch die, daß ihre eigenen Länder verkümmerten, während daneben solche einheimischer Fürsten rasch aufblühten — was freilich jetzt nicht mehr der Fall ist — und ähnliche Erfahrungen scheinen sich für die Franzosen in dem kurzen Laufe von 20 Jahren zusammengedrängt zu haben. Sehr zahlreiche Werke sind bereits in Frankreich über die islamitische Rechtsverfassung erschienen, das Ministerium sah sich selbst zur Herausgabe rein historischer und philosophischer Werke veranlaßt, nur um den Geist der Frankreich unterworfenen Völker kennen zu lernen. Aus der Berührung beider Bildungskreise, des europäisch-christlichen und des islamitisch-orientalischen sind zahlreiche weitgreifende Studien hervorgegangen, und der neue Aufschwung, den allem Anschein nach die asiatische Gesellschaft in Paris nimmt, beruht hauptsächlich auf den einmal eingetretenen Verkehrsverhältnissen. Das Bestreben geht bereits dahin, nicht mehr bloß sich selbst zu unterrichten, sondern die Orientalen zu unterrichten; man will Wissenschaft und Literatur bei ihnen wieder beleben, und zwar durch ihre eigenen Schriftsteller, weil der separatistische Geist der Orientalen die Erzeugnisse des europäischen Geistes für jetzt noch argwöhnisch von sich weist.

Alles dieß sind indeß nur Anfänge, der europäische Geist ist in die Periode der Bildung getreten, wo, wie einst in Griechenland, seine Expansivkraft sich nicht mehr, ohne zerstörend nach innen sich zu wirken, aufhalten läßt. Ob ein Alexander an die Spitze dieser Bewegung tritt und mit dem europäischen Schwert die Länder bis an den Indus unterwirft, ist eine vergleichsweise ziemlich gleichgültige Sache, denn auch Alexanders und seiner Nachfolger Herrschaft in Persien war sehr vorübergehender Art, aber die enge Verbindung zwischen dem Orient und Occident, die er herbeiführte, nachdem vorher wiederholt einzelne schwächere Versuche gemacht worden waren, hat fast tausend Jahre gedauert, bis Mohammeds Schwert ihr ein Ende machte. Eine solche Periode von Herrschaft und commercieller wie literarischer Verbindung ist jetzt wieder im Beginnen, und unsere Aufmerksamkeit darf weder den commerciellen noch den literarischen Theil außer Acht lassen; so fern sich beide jetzt noch stehen, so gewiß werden sie ihre Verbindung in der Politik finden, und haben sie auch schon gefunden; man sehe nur wie eifrig Rußland die orientalischen Studien fördert, wie es selbst Leute aus Aegypten beruft, um sie als Lehrer der arabischen Sprache anzustellen, deren Kenntniß das A und das O für die geistige Entwicklung des Orients seit Mohammed ist. Engländer, angebliche Touristen, aber wohl ausgestattet mit Sprache und Länderkenntniß, durchziehen diese Länder in der Kreuz und Quer, die französische Regierung wendet bedeutende Summen auf, um die Kenntniß des Orients zu fördern, während bei uns jetzt noch alles derartige Studium mehr literarische und wissenschaftliche Liebhaberei ist. Man vergesse aber nicht, daß alles Land zwischen der Nord- und Ostsee einer- und dem adriatischen und schwarzen Meer andererseits direct oder indirect, falls man nicht jeden Aufschwung des deutschen Geistes mitleidslos und gewaltsam unterdrückt, unter deutschen Einfluß kommen muß, und daß in diesem Falle ein inniger Verkehr Deutschlands mit dem Orient eine Nothwendigkeit ist. Das Uebergewicht anderer Völker im Orient gründet sich — das darf man nie vergessen — auf ihre genaue Kenntniß orientalischer Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Antiochia.

(Aus: Bealaus Syria, Palaestina and Asia Minor.)

Die Kreuzfahrer zeigten großen Scharfsinn, als sie Antiochia zu ihrer befestigten Hauptstadt machten. Die Stadt ist durch ihre natürlichen Vertheidigungsmittel vortrefflich geeignet, einer belagernden Armee zu widerstehen. Das Klima ist ausgezeichnet und die Hülfsquellen zur Unterhaltung einer Garnison unerschöpflich. In der That, man könnte in der ganzen östlichen Welt kaum eine Stelle entdecken, welche es mit Antiochia in diesen Vorzügen aufnehmen könnte. Am Fuße einer lang gestreckten Kette hoher Berge gelegen, an deren höchsten Kämmen man noch die Ruinen starker Mauern und Wachtthürme sieht, welche für die ehemalige Festigkeit und Ausdehnung der Stadt zeugen, konnte Antiochia in den Tagen seines Ruhms die ungeheuren Ebenen beherrschen, welche es in der Richtung nach Latakia, Aleppo und Iskenderun hin umgeben, und unmöglich konnte eine feindliche Macht von diesen Orten her sich nähern, ohne bedeutend durch die Besatzung zu leiden. Zugleich kann man gegen Süd- und Nordwest die Meeresküste mit unbewaffnetem Auge erkennen und eine feindliche Flotte tagelang erkennen, ehe sie in den Hafen von Seleucia einlaufen kann. Die hohen Mauern der Stadt, deren ungeheure Festigkeit noch die vorhandenen Ruinen deutlich zeigen, liefen von den höchsten Bergkämmen hinab, bis sie die Ufer des Orontes erreichten, von wo sie parallel mit dem Flusse fortgeführt wurden, der hier gerade nordsüdlich läuft. Die Thore an der Brücke, auf welcher man den Fluß überschreitet, wenn man nach Seleucia oder Iskenderun geht, sind auch jetzt von ungeheurer Stärke, und die Brücke selbst ist eine der schönsten Proben von Architektur, die man im Orient findet. Theile davon sind natürlich erneut und geflickt, aber die Bogen sind von sehr altem Bau, und versprechen noch lange Jahrhunderte gegen die reißenden Wellen des Orontes zu halten, der bereits die neueren, obwohl minder ausgesetzten Theile angreift.

Das letzte große Erdbeben von 1822 wurde in Antiochia stark gefühlt, und abgesehen von den Zerstörungen desselben ließ Ibrahim Pascha, um die neuere Stadt zu verschönern, fast alle noch vorhandenen Theile der ursprünglichen Mauern der Stadt durch Minen sprengen. Die prächtige Caserne, die er zur Unterbringung von 10,000 Mann baute, so wie das schöne Landhaus, das er an den Ufern des Orontes für seinen eigenen Gebrauch errichten ließ, wurden aus dem Materiale aufgeführt, das ursprünglich die ältesten Bauten der Stadt gebildet hatte; aber wie wenn dieß Verbrechen am Alterthum gestraft werden sollte, so sind diese neueren, kaum 15 Jahre alten Bauten, welche aus den zur Verherrlichung der Kraft und Frömmigkeit der Kreuzfahrer dienenden Denkmalen errichtet wurden, bereits halb verfallen, während die wenigen Reste der Wartthürme und Strebepfeiler noch so fest zusammenhalten, wie zur Zeit ihrer Errichtung.

Eine merkwürdige fossile Farrenart auf Cap Breton. In der geologischen Gesellschaft zu London am 3 December wurde eine Mittheilung von einem Hrn. Bunbury vorgelesen, worin dieser Farrenart erwähnt wurde. Sie hat im allgemeinen Aehnlichkeit mit den Lycopodiaceen, erzeugt Blätter, die diesem Geschlecht eigenthümlich sind, die Zweige aber sind die einer ächten Farrenart, und Bunbury betrachtet sie deßhalb als eine Farre mit einem kriechenden Stamm oder Rhizome, wie man sie in den meisten tropischen Klimaten findet. (Athen. 12 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 307. 24 December 1851.

Das Gold von Tipuani.

(Nach Leon Favre, französischem Generalconsul in Bolivia. Revue des deux Mondes 15 Dec.)

Unter den Gegenden der neuen Welt, die bis jetzt noch allzu wenig die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, ist vorzugsweise Bolivia zu nennen. Ihm, wie andern Republiken Südamerika's, fehlen hiezu bessere Verkehrsmittel nach dem atlantischen und stillen Ocean. Nach der letzteren Seite hin stehen die Cordilleren entgegen, nach der ersteren drohen noch furchtbarere Hindernisse in den ungeheuren Einöden, wo wilde kriegerische Völkerschaften umherirren, und in den ungeheuren Strömen, welche die Eingebornen nicht befahren können, weil es ihnen an zwei unentbehrlichen Kräften fehlt, an Armen und an Geld. Ohne Hafen, — denn die wenig besuchte Rhede von Cobija kann nicht als solcher gelten — bezieht Bolivia nur wenige, aber unentbehrliche Fabricate, denn der Transport ist für die Einfuhr und Ausfuhr zu theuer. Quinquina, etwas Zinn, Kupfer und Silber können allein die Transportkosten ertragen, und die Naturerzeugnisse dieses wesentlich ackerbauenden Landes verderben, so weit sie nicht von den Eingebornen selbst verzehrt werden. Diese Lage der Dinge scheint fortdauern zu müssen, so lange die Expansivbewegung Bolivia's ausschließlich gegen das stille Meer hingeht. Die bürgerlichen Zwiste, die Spaltungen einer in zwei geschiedene Classen getheilten Gesellschaft, der Indier, die den Boden bauen und das tägliche Brod liefern, und der von den Spaniern abstammenden Weißen, die sich in alle Stellen theilen, das sind die Folgen dieses Mangels an Absatz, der den Aufschwung der materiellen Interessen hemmt, und alle lebendigen Kräfte des Landes auf die Beamtenstellen hindrängt. Sobald die unermeßlichen fruchtbaren Ebenen der bolivischen Republik ihre Producte auf einem wohlfeilen und leichten Wege nach Europa hin absetzen können, von diesem Augenblick an wird die Befruchtung des Bodens das Hauptziel jedes verirrten Ehrgeizes werden; bis zu diesem Zeitpunkt aber, wo die Schifffahrt auf den großen Arterien Südamerika's eingerichtet seyn wird, muß man andere Mittel aufsuchen, um der unbeschäftigten Kraft und deren Capitalien einen wohlthätigen Anstoß zu geben. Dieser kann sich finden in den goldführenden Bächen Boliviens, deren Ausbeutung nie ganz unterbrochen wurde, welche aber durch die neuern Verfahrungsarten eine viel größere Bedeutung erringen könnte.

Bis jetzt hat sich die Goldwäscherei am Tipuani concentrirt; dieser Fluß entspringt in den Cordilleren zwischen dem Illimani und Illampu; die Gegend ist in tiefe, sämmtlich bewässerte und fruchtbare Schluchten zerrissen, von denen mehrere, bekannt unter dem Namen Yungas, alle Producte der Antillen in wunderbarer Fülle erzeugen. Die von den reichen Ergießungen der Schneekette ausgegrabenen Schluchten bilden mehr als 60 Wasserläufe, von denen 26 sich in den Mapiri ergießen, während die meisten übrigen in den Fluß von la Paz fallen, der selbst sich in den Beni ergießt. Alle diese Gewässer führen Gold, und könnten eben so ausgebeutet werden wie der Tipuani. Gegenwärtig arbeiten hier etwa 2000 Indier, von denen man rechnet, daß jeder ein Pfund Gold in der trockenen Jahreszeit herausgräbt; man könnte diese Zahl verdoppeln, und doch hätte man 20 Jahre lang am Tipuani allein zu arbeiten. Der Gewinn an einzelnen Stellen ist fabelhaft, und selbst da, wo man bloß in gewöhnlicher Weise auswascht, hat man 45 Proc. von dem verwendeten Capital gewonnen, in andern Jahren aber das Fünffache des aufgewendeten Capitals. Der Verfasser beschreibt die verschiedenen Arten der bisherigen Ausbeutung, die meist sehr roh und unvollkommen sind. Ob man in derselben Weise arbeiten könnte wie in Californien, ist sehr zu bezweifeln, denn man muß Leute nehmen, die das Klima ertragen können, d. h. Indier, und auch diese sind dem dreitägigen Fieber stark unterworfen. Indeß auch dieß würde sich bessern; der Verfasser sagt in dieser Beziehung: „der Tipuani ist keineswegs der einzige Fluß den man ausbeuten könnte, der Mapiri ist viel bedeutender und reicher: eine einzige Krümmung, die von La Chalana nach Vilaque, gibt eine Oberfläche von 6000 Varas, die man austrocknen kann, wenn man einen Isthmus von 80 Varas durchsticht; alle Zuflüsse des Guanay enthalten gleiche Reichthümer, die bis jetzt vernachlässigt oder unbekannt sind, und führen überdieß durch Landstriche, die zu jeder Cultur taugen, wodurch das Land gesünder und von den Fiebern, die jetzt den Arbeiter während der Regenzeit verjagen, befreit würde." Um indeß dieß alles auszuführen, ist freilich eins nöthig: Bolivien muß Europa näher gebracht werden durch die Beschiffung der Ströme. Jetzt schon ziehen jährlich Kaufleute auf dem Guapore nach Para, und kommen dann auf dem Madeira wieder zurück; europäische Energie und Wissenschaft könnten die Hindernisse, die einer größeren Schifffahrt entgegenstehen, besiegen, und dann wird nicht nur das Gold Boliviens, sondern auch sein Kaffee, der dem Mocha gleichkommt, und sein Cacao, der es mit dem cubanischen aufnimmt, den Weg nach Europa finden.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die unzufriedenen Classen. — Die Socialisten.

Welche Fülle von Thätigkeit kann für Deutschland und seine überschwellende Bevölkerung aufgehen, wenn der Verkehr nach

Westen gesteigert und der nach Osten in anderer Weise, als bisher geschehen, eröffnet würde! Nicht bloß der materielle Reichthum würde gemehrt, auch eine geistige Entfaltung ganz anderer Art als jetzt, gesünder und kräftiger, würde sich entwickeln, wenn für die ganze Nation gemeinsame Interessen nach großartigem Maaßstab zu fördern und zu pflegen wären. Wo soll Deutschland hin mit seinen überwuchernden geistigen Kräften, wenn man ihnen nicht ein größeres Feld der Thätigkeit darbietet! W. H. Riehl, der in seinem Buche „die bürgerliche Gesellschaft“ einmal recht auf synthetischem Wege die „Wissenschaft der Gesellschaft,“ die „sociale Politik“ anfaßt, sagt über den obigen, in die deutschen Verhältnisse so mannichfach und tief einschneidenden Gegenstand: „Ueberschlägt man in Gedanken die Legion der deutschen Geistesproletarier, dann muß man wohl zu dem Resultate kommen, daß in keinem Lande Europa's die in Rede stehende Gruppe des vierten Standes zahlreicher und mannichfaltiger vertreten sey als bei uns. Es liefert dieß den Beweis, daß der Umsatz des materiellen und namentlich industriellen Capitals der Nation unverhältnißmäßig zurücktritt neben dem Groß- und Kleinhandel, Schacher und Wucher, der mit dem geistigen Pfunde getrieben wird. Deutschland erzeugt mehr geistiges Product als es brauchen und bezahlen kann. Eine solche Ueberproduction, die nicht bloß vorübergehend ist, sondern andauernd, ja stets im Wachsen begriffen, zeugt von einem krankhaften Zustande der ganzen Nationalarbeit, von einer widernatürlichen Vertheilung der Arbeitskräfte. Das Geistesproletariat ist eine weit schärfere Satire auf den Nationalwohlstand, als alles Fabrikarbeiter- und Bauernelend. Wir stehen hier vor einem Cirkel. Die geistige Production schießt ins Kraut, weil ihr der materielle Erwerb nicht hinreichend breite und tiefe Wurzel bietet, und diese Wurzel kann wiederum nicht wohl zur rechten Entfaltung kommen, weil jeder Ueberschuß von Kraft aufwärts in das endlose Blätterwerk treibt. Hier liegt das eigentlich Gefährliche von Deutschlands socialen Zuständen. Wie der vierte Stand in andern Ländern durch den plötzlichen und übergewaltigen Aufschwung der Industrie erzeugt wurde, so ist er in Deutschland wesentlich das Ergebniß übergewaltiger geistiger Erhebung.“

Man klagt in Deutschland so viel über den bösen Geist der Literatur, namentlich der Zeitungen, man zieht aus mit Schwertern und mit Stangen ihn zu fahen, aber man erwägt nicht, daß die geistige Erhebung ein Erzeugniß unserer Geschichte ist, daß man alles, was seit vier Jahrhunderten geschehen, zu nichte machen müßte, wenn man diese Erhebung zu nichte machen wollte. Die Literatur ist, wenn sie auch in noch so viele fremdartige Canäle verlief, allgemein deutsch geblieben, und geraume Zeit war der Leipziger Büchermarkt das Einzige, woran sich die Nation noch als ein Ganzes erkannte; ist es zu verwundern, wenn alle nicht direct in andern Arbeiten beschäftigten Kräfte sich dahin warfen? An welche nationale Richtung sollte sich dieser geistige Proceß anschließen? Je weniger eine solche vorhanden war, desto mehr mußte die Literatur, des materiellen Anhaltspunkts beraubt, nach allen Richtungen hin sich verirren, oder, wie Riehl sagt, „ins Kraut schießen.“ Die verkehrtesten Erscheinungen konnten nicht ausbleiben, und Riehl hat ganz Recht, wenn er bemerkt: „was von socialen Bewegungen im Sinne des vierten Standes in neuester Zeit in Deutschland vorgekommen ist, das ist von den Proletarieen der Geistesarbeit ausgegangen oder angeregt worden. Es ist eine furchtbare Ironie auf unsere Staatseinrichtungen, wenn man erwägt, wie im J. 1848 Subalternbeamte, also die speciellsten Pflegekinder des Staats, in Masse für die Zerstörung der historischen Gesellschaft agitirten, während Bürger und Bauern und Taglöhner sich ruhig verhielten, und man könnte kein beißenderes Epigramm auf unsere öffentliche Erziehung schreiben, als wenn man die Durchschnittsziffer der verdorbenen Literaten ermittelte, welche alljährlich durch unsere gelehrten Staatsschulen zum Kriege gegen die Gesellschaft eingeschult werden. Gerade diejenige Gesellschaftsschichte, mit welcher sich der Staat in Deutschland ex officio am meisten befaßt, an der er fast ausschließlich seit Jahr und Tag gedoctort hat, das studirte Bürgerthum, ist am gründlichsten der socialen Zerfahrenheit verfallen.“ Daraus geht am triftigsten hervor, daß mit allen Preß- und Polizeimaaßregeln gar nichts gethan, vielmehr das Uebel nur immer ärger gemacht wird, indem man die äußern Symptome bekämpft und das Uebel tiefer in den Körper der Gesellschaft hineintreibt.

Hat in Deutschland das Fabrikproletariat, über das befangene Stimmen so sehr sich ereifern, eine übergroße Ausdehnung erlangt? ist das Bauernproletariat ein allgemeines Uebel? Keineswegs, das Fabrikproletariat ist nur sehr sporadisch vorhanden, und die Mittel dasselbe zu mildern, lassen sich nur durch Gesetze und Einrichtungen herbeischaffen, die für ganz Deutschland gemeinsam sind; das Bauernproletariat ist gleichfalls ein mehr locales Uebel, und die Länder, in denen der geschlossene Grundbesitz in Rittergütern und Bauernhöfen sich erhalten hat, überwiegen noch immer diejenigen, wo die Vertheilung ins Unendlichkleine vorherrscht, eine Vertheilung, die übrigens gleichfalls historisch ist und mit der althergebrachten Bewirthschaftung großer adelicher Güter durch Hintersassen zusammenhängt. Zudem zeigt das Beispiel der Schweiz, wo sich vielfach eine ähnliche Zersplitterung kundgibt, daß mit einer solchen *nicht nothwendig* eine unruhige, raub- und mordlustige Einwohnerschaft zusammenhängt. Die Hauptnoth bei uns in Deutschland liegt, abgesehen von den nothwendigen politischen Aenderungen, in dem literarischen Proletariat, das keineswegs auf die Zeitungsschreiber sich beschränkt. Man hat, von früherer Zeit ganz abgesehen, seit den letzten dreißig Jahren mit allen Polizeimitteln dagegen angekämpft, und nach dem eigenen Geständniß der Staatspolizeien selbst ist die Sache nur immer schlimmer geworden. Es bleibt nur eins übrig, und das ist, dieser Thätigkeit eine nützliche Bahn zu öffnen. Glaubt man, eine große Presse, welche es versteht, die geistigen und materiellen Interessen einer Nation zu besprechen, werde einem cynischen Oppositionsgeist huldigen? Mit Nichten; gerade diese Presse, welche die Schwierigkeit bedeutender Fragen kennt, welche, um durchzudringen, selbst auch nur um sich einen großen Leserkreis zu verschaffen, an den Verstand der Nation sich wenden muß, wird sich einer anständigen Sprache befleißigen, weil sie nur so auf die Gebildeten der Nation einwirken kann; glaubt man, sie werde den Umsturz predigen oder von der kleinen Winkelpresse überwältigt werden? Dem widerspräche geradezu die Erfahrung.

Allerdings würde manches in Deutschland eine Umgestaltung erfahren müssen, aber nicht die Presse wird diese Umgestaltung bewirken, sie kann nur auf die Nothwendigkeit derselben aufmerksam machen, und die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit, welche so viele einsichtsvolle Männer aller Classen jetzt schon hegen, zum Gemeingut der Nation machen und dadurch die Wege ebnen, daß die Umgestaltung ohne Umsturz vor sich gehe. Frankreich, Rußland, England sind allerdings dabei betheiligt, daß Deutschland aus dem Sumpfe, in welchem es verkümmert, nicht herauskomme, die deutschen Regierungen aber haben, um ihrer

eigenen Sicherheit willen, ein Interesse, Deutschland auf einen andern Standpunkt zu heben, und um dieß thun zu können, müssen sie sich auf eine Nationalmeinung stützen. Was thut gegenwärtig das kleine Dänemark? es sucht sich auf eine Nationalmeinung, auf einen Reichstag zu stützen, um Anforderungen fremder Mächte, die es diplomatisch nicht mehr abwehren, und rechtlich nicht einmal vertheidigen kann, zu begegnen. Dasselbe zu thun ist es in Deutschland keineswegs zu spät, und sobald es geschieht, werden eine Menge eingebildeter Gefahren, gegen die man sich jetzt durch die mannichfachsten und zum Theil kostspieligsten Mittel zu verwahren sucht, wie ein Phantom verschwinden.

Wir sind auf diese deutschen Verhältnisse aus einem doppelten Grunde eingegangen, erstens um zu zeigen, daß Deutschland durch das Gewicht seiner Bevölkerung, durch alle seine materiellen Interessen genöthigt ist, an der großen Bewegung des Handels und der Industrie in Europa einen größern Antheil zu nehmen als bisher, daß es dieß ohne innigere Vereinigung seiner Kräfte nicht thun kann; daß man, um die entgegenstehenden Hindernisse zu besiegen, die öffentliche Meinung der Nation und deren ganzen Nachdruck für sich gewinnen muß, und endlich daß nur auf diesem Wege die Elemente der Unzufriedenheit, die allerdings in seinem Innern gähren, zu bewältigen sind. Man wird gestehen müssen, daß die Ursachen der herrschenden Unzufriedenheit hier ganz anderer Art, als im übrigen Europa sind, und daß höchstens eine Vergleichung mit Italien zulässig ist, das, seit tausend Jahren auf eine eigenthümliche Weise mit Deutschland verknüpft, eben so eine innigere Verbindung seiner Theile sucht, sie aber nur mit und durch Deutschland erlangen kann, nicht durch einseitige Aufstände im Innern und noch weniger durch fremde Aufhetzung, denn im besten Falle würde es dann nur den Herrn wechseln: die Stimmung in Italien war im Jahre 1813 und 1814 gegen die Franzosen kaum minder gereizt, als jetzt gegen Oesterreich.

Ein Bündniß zwischen Ledru-Rollin und Mazzini beruht deßhalb auf Trug und Täuschung zugleich. Daß Mazzini für sich allein, mit Aufbietung aller revolutionären Kräfte Italiens, nichts ausrichten würde, das ist offen anerkannt, darum suchte er die Verbindung mit Ledru-Rollin, um mit Hülfe eines durch und durch revolutionirten Frankreichs in Italien die Oesterreicher nebst den eingebornen Fürsten zu verdrängen; mit französischen Truppen ruft er aber auch die französische Herrschaft, und wenn sie noch so sehr, wie zu den Zeiten der cispadanischen und parthenopäischen Republik, unter der Form republikanischer Bundesgenossenschaft sich geltend machte, würde sie doch immerhin eine fremde und harte Herrschaft bleiben; consequenterweise müßte er sofort, um den Spruch der Carbonari: libertà ed independenza d'Italia wahr zu machen, gegen die Franzosen sich erklären, welche sich dann für den erfahrenen Undank trotz aller republikanischen Brüderlichkeit rächen würden. Wie die Sachen nicht bloß jetzt, sondern wie sie mit kurzen Unterbrechungen seit tausend Jahren stehen, wird Italiens Schicksal durch Deutschland bestimmt werden. Das mag in den Ohren der Italiener unangenehm klingen, stößt aber die Wahrheit des Satzes nicht um. Uebrigens führen wir dieß nur an, um zu zeigen, daß die Unzufriedenheit in Italien eben so wie in Deutschland, ja noch mehr, eine nationale und nicht eine sociale ist. Ein Bündniß mit den französischen Socialisten ist also ein augenblicklicher Nothbehelf, aber nicht in den Verhältnissen und Bestrebungen beider Theile begründet.

Wie wir die französischen Unzufriedenen, die sogenannten Rothen oder Socialisten näher bezeichnen sollen, darüber sind wir in der That in nicht geringer Verlegenheit, so viel auch von der Sache schon geredet worden ist. Die Lehren der theoretischen Socialisten setzen wir als im allgemeinen bekannt voraus, diese helfen uns aber sehr wenig, um der Sache näher auf den Grund zu kommen; sie erklären höchstens die Ereignisse von 1848, aber nicht die jetzigen. Damals hatten wirklich Louis Blanc und Genossen einem großen Theile der Pariser Arbeiter und Kleinbürger eingeredet, es sey möglich durch den Staat ihnen Capital und dadurch die Möglichkeit sich zu unabhängigen Menschen zu machen, zu verschaffen. Es ist diese Lehre, daß der Staat die Arbeit regeln und jedem ein angemessenes Auskommen verschaffen könne, eine Ausgeburt der französischen Centralisation, an der das Volk wie an einer politischen Krankheit leidet, und von der man es auch nicht auf einmal heilen kann, so wenig ein habituirlicher Branntweintrinker den Branntwein ohne empfindliche Nachwehen auf einmal missen kann. Diese Centralisation hatte die oft schon erwähnte Folge, im Herzen des Landes eine Ueberfülle von Säften, ein fieberhaftes Leben zu erzeugen, den Provinzen aber die Lebenskraft zu entziehen. Je mehr der Staat alle öffentliche Thätigkeit in sich vereinte, desto mehr wuchsen die Forderungen an ihn, und steigerten sich endlich, wie wir gesehen haben, durch die Predigten Louis Blancs und des scharfsinnigen, aber närrischen Proudhon bis zu dem Uebermaaß, daß der Staat einem jeden Arbeit und Capital liefern solle. Dieser Wahnsinn brach aus in der Junius schlacht, und ist durch den Ausgang derselben und die mannichfache Noth, welche die Revolution über die Menschen brachte, sehr ernüchtert worden; vernünftige Ansichten griffen mehr und mehr Platz, und namentlich hat die Geistlichkeit, darunter Erzbischof Sibour durch sein verständiges und mit ächt christlicher Milde abgefaßtes Mandement im Junius dieses Jahres, sehr viel dazu beigetragen. Wer den Nachrichten über die Stimmung der Arbeiter in Paris während des Laufs dieses Jahres einigermaßen gefolgt ist, wird die Bemerkung gemacht haben, daß sie im allgemeinen nüchtern und vernünftig geworden und über Louis Blancs socialistischen Unsinn sehr enttäuscht sind; auch haben sie sich bei dem Aufstand vom 4 und 5 December allen Nachrichten zufolge höchstens einzeln, gewiß nicht in Masse betheiligt. Wären sie noch so schlagfertig gesinnt gewesen, die socialistischen Wortführer in der Kammer würden sich weit ungebärdiger gezeigt, und nicht in gleichem Maaße unter das Commando der gemäßigten Republikaner gefügt haben. Ledru-Rollin hat im Junius 1849 den Socialisten seiner Partei sich fügen müssen, in der letzten Zeit hatten sich die Socialisten den gemäßigtern Republikanern, wie Cavaignac, Charras u. s. w., größtentheils untergeordnet.

In Paris darf man also den Herd der socialistischen Bewegungen nicht mehr suchen, vielmehr haben sich letzter Zeit die Nachrichten gemehrt, daß die Führer ihre Bemühungen hauptsächlich auf die Departements gerichtet hätten; bei den Unruhen im Departement du Cher sprach man schon von Jacquerie, und Dariel hat bekanntlich vor dem 2 Dec. die Gefahr einer weit verbreiteten Jacquerie von der Tribüne verkündet. Die Centralisation hatte den Provinzen seit Jahrhunderten die besten geistigen und materiellen Kräfte entzogen, und die Vernachlässigung derselben war schreiend. Die wenigen Reisenden, welche die innern Provinzen Frankreichs durchwanderten und sich um die Masse der Bevölkerung kümmerten, haben die Unwissenheit und nicht selten die Rohheit derselben mit grellen Farben geschildert; fügt man noch hinzu, daß in einem großen Theil Frank-

reichs, namentlich in den mittlern und südwestlichen Strichen das Metayersystem herrscht, wobei dem Pächter die Ackerwerkzeuge von dem Grundeigenthümer geliefert werden, der dafür die Hälfte des Ertrags erhält, so wird man an und für sich schon erkennen, daß ein großer Theil des Landvolkes sich in kläglichen ökonomischen Verhältnissen befinden muß. Man schreibt gewöhnlich der unendlichen Theilung des Bodens die meisten Uebel zu, und wir wollen viele derselben gar nicht in Abrede stellen, aber das Verderbliche liegt eben so wohl in der unbedingten Freizügigkeit. Die Städte bieten gewöhnlich einen leichtern Erwerb als das Land, und wer irgend sich in seinem Dorf nicht behaglich fand, ging in die Stadt, die ihn aufnehmen mußte; so lange die Jugend dauert, geht es erträglich, so wie das Alter kommt, geht es mehr oder minder schlecht; die Städte erhalten zu viele Arbeiter, die sie nicht immer verwenden können, und auf dem Lande fehlen sie. Daher die Schwierigkeit des Ackerbaues im Großen; der größere Gutsbesitzer findet es mit seinem Vortheil nicht verträglich, zu Einführung größerer und besserer Culturen zu schreiten, weil er gleich vornherein einen zu hohen Taglohn zahlen muß, und der Arbeiter, der in die Stadt gewandert ist, verliert den Geschmack und die Kraft zu ländlichen Arbeiten. Wenn in neuerer Zeit der Ackerbau sich dennoch gehoben zu haben scheint, so verdankt man es, abgesehen von dem Vortheil einer steigen Ausfuhr nach England, der höhern Bildung und dem Unterricht, den einzelne genossen; das ist aber immerhin ein langsamer Fortschritt. Das eigensinnige Festhalten der Bauern an eigenem, wenn auch noch so kleinem Grundbesitz hat seine natürliche Erklärung darin, daß er bei der kleinen Zahl größerer Gutsbesitzer nur wenig durch Taglohn verdienen kann, und also an den Ertrag seines Stückchen Feldes sich halten muß.

Unter einer solchen Bevölkerung mußten die communistischen Lehren — denn das wurden sie auf dem Lande — eine furchtbare Wirkung äußern. Von den fein zugespitzten socialistischen Dogmen verstand weder der städtische Arbeiter, noch der Bauer etwas, beide nahmen sich aber aus den Lehren einen ihrer Stellung entsprechenden praktischen Satz heraus, der städtische Arbeiter den, daß der Staat ihm Arbeit und angemessenen Lohn sichern müsse, der Bauer den, daß eine andere Gütereintheilung vorgenommen werden, namentlich der Metayer nicht mehr die Hälfte seines Bruttoertrags an den „Propriétaire", den Proudhon einen Dieb genannt hatte, abzugeben habe. Erwägt man die gränzenlose Unwissenheit in manchen Theilen Frankreichs, das Elend, was wirklich an manchen Orten unter der ländlichen Bevölkerung herrscht, dann muß man sich wundern, nicht daß so viel geschehen ist, sondern daß nicht mehr geschah. Die Socialisten hatten seit Jahren an dieser ländlichen Bevölkerung geschürt, und wie man ihr im Jahr 1848 vorgespiegelt, Ludwig Bonaparte sey reich genug, um ihr die zu viel bezahlten Steuern zurückzuzahlen, so spiegelte man ihr jetzt vor, mit der Herrschaft der Socialisten werde eine neue Zeit, ein wahres jüdisches Jubeljahr angehen, wo man die Felder aufs neue vertheile.

Die gesunde Natur des Menschen und der eigene Vortheil der besitzenden Classe rebellirten gegen diesen Unsinn, der nur sehr sporadisch einige machtlose Aufstände hervorrief, mit deren Besiegung sich die jetzige Regierung nicht eben sonderlich brüsten darf. Solche Bauernaufstände können großes Elend über einzelne Districte verbreiten, aber von Dauer und Erfolg kann in unsern Staatsverhältnissen nicht die Rede seyn. Wir haben in Deutschland, und in neuester Zeit in Frankreich, gesehen, daß Tausende solcher zusammengelaufenen Schaaren vor ein paar Dutzend entschlossener Gendarmen oder einigen Compagnien Fußvolk davon liefen, und an manchen Orten war schon das Zusammentreten einiger entschlossenen bewaffneten Bürger vollkommen hinreichend, um einem Ausbruch vorzubeugen. Aus solchen Aufhetzungen kann bei der Abneigung aller Besitzenden, ohne Unterschied der Partei, keine dauernde große Bewegung hervorgehen; dazu ist unsere Staatsgesellschaft zu stark organisirt, durch ihren Besitz gebunden. Es bedarf einer geringen Beihülfe der Regierung und der bewaffneten Macht, um sie im Keim zu ersticken. Die Besorgniß, daß wenn der Ausbruch bis zum Mai nächsten Jahrs verzögert worden wäre, er viel schlimmer ausgefallen seyn würde, ist gleichfalls ziemlich eitel, denn solche Bewegungen lassen sich eben wegen der Schwerfälligkeit der Werkzeuge nicht combiniren. Die Wahrheit über diese Bewegungen, namentlich über ihren Umfang und ihre Verzweigungen, ist noch nicht ermittelt, wir müßten uns aber sehr täuschen, wenn außer der Compromittirung einiger untergeordneten Personen ein großer, umfassender Plan sich herausstellen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Handel in Sulu. Der Schlag, welchen die Spanier gegen dieß Piratennest in der Mitte der östlichen Hälfte des indischen Archipels geführt haben, scheint von bleibenden Folgen werden zu sollen. Der Sultan mußte nach seiner Niederlage einen Vertrag unterzeichnen, wodurch er sich als Vasallen Spaniens anerkannte. Das wird zwar dem Piratenunwesen in jenen Gegenden, dessen Mittelpunkt Sulu war, einen bedeutenden Stoß geben, zugleich aber will Spanien die Herrschaft seines Handels dort befestigen; fremde Flaggen sind zwar nicht ausgeschlossen, aber sie müssen sich den spanischen Verordnungen fügen. Sulu und damit ein bedeutender Theil des östlichen Archipels wird dadurch wirklich, was es früher nur zum Theil und nominell war, eine Dependenz der Philippinen. Die Engländer (s. Shipp. Gaz. vom 18 December) scheinen mit dieser Einrichtung nicht sonderlich zufrieden; sie erkennen zwar an, daß der Handel durch die Unterdrückung der Seeräuberei einen Aufschwung nehmen werde, der ihm bis jetzt fehlte, allein die Vorrechte welche Spanien sich selbst sicherte, wollen ihnen nicht gefallen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie darüber mit der spanischen Regierung in einige Collisionen gerathen. Die Veranlassung fehlt nicht: die Engländer haben im J. 1849 durch Sir J. Brooke einen Vertrag mit Sulu geschlossen, wodurch der englische Handel auf einen fast so vortheilhaften Fuß gestellt wurde, als der spanische. Auf diesen werden sie fußen.

•

Der Palmölhandel. Im Lauf der 11 ersten Monate des Jahrs wurden in England 23,180 Tonnen Palmöl von der Westküste Afrika's eingeführt, und Schiffe, die zusammen 10—12,000 Tonnen geladen haben, sind noch unterwegs, so daß man die Gesammtmasse des bloß nach England geführten Palmöls auf 38,000 Tonnen anschlagen kann. Dieser wachsende Handel ist das beste Mittel, den Sklavenhandel mehr und mehr zu beseitigen, da die Arbeit der Menschen allmählich weit werthvoller wird, als die menschliche Waare. (Shipp. Gaz. 18 December.)

•

Ein Pferd ohne Haare. Kürzlich wurde nach England eine außerordentliche Naturerscheinung gebracht, ein Pferd ohne Haar. Es ist eine Stute, welche auf den Ebenen von Venezuela durch eine Abtheilung amerikanischer Jäger unter dem wohlbekannten Reisenden Juan Perez und dem Capitän Hall gefangen wurde. Sie ist 15½ Faust hoch, sehr schön und symmetrisch gebaut, und ohne das geringste Härchen am ganzen Körper. Die Haut sieht aus wie Kautschuk, und fühlt sich fast so weich wie Sammt an. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 308. 25 December 1851.

Ein Händler mit alten Münzen in Antiochia.

(Aus: Neale's Syria, Palestina and Asia Minor.)

Antiochia ist an einem Abhang gebaut, und wenn ein Regenschauer eintritt, kommen Wasserströme in den Schluchten und Furchen von den Bergen herab, erzwingen einen Ausweg durch die Straßen der Stadt, und reißen alles Bewegliche mit sich fort in die rasch strömenden Gewässer des tiefen Orontes. Bei solchen Gelegenheiten werden die antiken Münzen und Steine gesammelt, wegen deren Antiochia so berühmt ist. Kaum hat sich das Wetter nach einem tüchtigen Regenschauer aufgeklärt und das Wasser ist gefallen, so eilen Schwärme kleiner Kinder herbei mit Sieben und Stöcken, um aus dem Schlamm und den Gossen alte Münzen herauszusuchen. Selten ist der Versuch fruchtlos. Bald findet man Silber-, bald Kupfermünzen, und manche sind glücklich genug kostbare Steine zu finden. Diese Kinder waren seit einiger Zeit gewohnt, ihre Beute einem Türken, Namens Hodschi Ali, zu bringen, der einen Handel mit Antiken angelegt hatte. Er war ärger als ein Jude, kaufte den Kindern die Münzen um lächerlich niedrige Preise ab, und gewann ungeheuer durch den Absatz an englische Reisende. Namentlich von einigen Seeofficieren erhielt er große Summen, und wurde durch ihre Freigebigkeit so verdorben, daß er bei allen Gelegenheiten die unmäßigsten Preise forderte. Hodschi Ali war eben so ungebildet als spitzbübisch, und wurde einmal selbst durch eine moderne Antike betrogen, wofür er eine große Summe bezahlte. Als er einst seiner Gewohnheit nach die Zelte einiger Engländer besuchte und nach und nach aus den Falten alter Lumpen und schmutzigen Papiers seine Anticaglien, auf die er den größten Werth setzte, herauswickelte, zog er endlich auch mit anscheinendem Widerstreben aus dem untersten Grunde eines Zinngefäßes etwas heraus, das er nicht unter 20 Pf. St. lassen zu wollen erklärte. Alles war bei der Nennung des großen Preises sehr gespannt, als aber die kostbare Reliquie endlich zum Vorschein kam, war es ein Stück gewöhnlichen Glases mit dem Bild des englischen Schauspielers Liston und einer englischen Umschrift. Alles brach in ein Gelächter aus, was den armen Hodschi Ali nicht wenig verblüffte, so daß er dem nächsten Reisenden, den er traf, das Alterthumsstück für fünf Guineen bot, zu seiner großen Bestürzung aber hören mußte, es sey nicht fünf Pence werth. Hadschi besaß aber einen schön geschnittenen Smaragd, der, je nachdem man ihn drehte, sieben verschiedene Köpfe zeigte; da der Spitzbube den Werth des Smaragds wohl kannte, so wollte er nur auf ein mäßiges Gebot eingehen. Die Folge war, daß er ihn einem alten Türken um nichts hingeben mußte. Ein Mutsellim, der sich vorgenommen hatte, während seines kurzen Aufenthalts zu Antiochia — denn ein Mutsellim bleibt selten lang in Amt und Gewalt — möglichst viel Geld zusammen zu bringen, erfuhr Ali's Reichthum und die Art, wie er ihn aufgehäuft hatte; die Folge war, daß der arme Teufel Nachts aus seinem Bett geschleppt und vor den Gouverneur geführt wurde, wo man ihn beschuldigte, die Regierung dadurch, daß er Antiken verkaufte, betrogen zu haben. Sein Vermögen wurde confiscirt, er selbst erhielt die Bastonnade, und erst als der Mutsellim, der ihn lange Monate im Gefängniß zurückhielt, aus Antiochia abgerufen wurde, erhielt er endlich die Freiheit, und konnte wieder ein Geschäft anfangen, so gut es gehen wollte.

Eine ungeheure Menge werthvoller Münzen und anderer Reste des Alterthums muß jährlich in den Orontes hinabgeschwemmt werden durch die gewaltigen Sturzbäche des Winters. Die ungeheure Wassermasse, die nach wiederholten schweren Regenschauern durch die Straßen stürzt, hat mich oft für die Sicherheit meines Hauses besorgt gemacht. Steine, die zehn Mann nicht leicht hätten fortbringen können, rollten mit donnerähnlichem Getöse neben meiner Thüre vorbei, und die ungestümen Fluthen würden alles mit sich fortreißen, wenn man ihrer freien Verbindung mit dem Orontes ein Hinderniß entgegenstellen wollte.

Rückblicke.

Die unzufriedenen Classen. — Die Socialisten.

(Fortsetzung.)

Was haben diese vereinzelten Aufreizungen eines Bauernpöbels mit den großen Bewegungen in Europa gemein? Nicht das Mindeste, als daß die Anstifter dieser Bewegungen sich, wenn es irgend ging, dadurch an die Spitze der Gewalt zu setzen suchten, um vielleicht in einem allgemeinen Kriege eine Befriedigung ihres Ehrgeizes oder noch gemeinerer Interessen zu suchen. Diese Aufreizer mochten mit Ledru Rollin im Vernehmen stehen, aber die Aufstände und die Aufständischen sollten nur Mittel zum Zweck seyn, eine Uebereinstimmung der Bestrebungen mit den Unzufriedenen anderer Länder bestand nicht. Schon der Bauernaufstand an sich ist eine abnorme Erscheinung, da im allgemeinen nichts conservativer ist, als der Bauer. Die geheimen Gesellschaften haben sich auch, wie es scheint, an ihn erst gewendet, als ihnen der Arbeiterstand in den Städten entging. Dieser seiner Natur nach beweglicher, ist leichter zum Aufstand geneigt, aber auch durch das Gefühl der Noth und des Bedürfnisses schneller wieder zurückgebracht zur gewohnten Arbeit; sein Geist

faßt in der Regel schneller, als der des Bauernstandes, und er ist vernünftigen Vorstellungen zugänglicher. Gerade dieser Arbeiterstand ist aber den „Rothen" nach den Erfahrungen des Jahres 1848 sehr schnell entgangen.

Die Ereignisse dieses Jahres haben natürlich die Aufmerksamkeit auf die geistigen Bewegungen unter den Arbeiterclassen gelenkt, und zahlreiche Schriften haben mit mehr oder minder Geschick eine Darstellung derselben versucht. Audiganne leitet dieselbe in der Revue des deux Mondes (1 Sept.) folgendermaßen ein: „Schon unter der Restauration, als die Industrie nach Wiederherstellung des Friedens durch ihre raschen Triumphe die Welt in Erstaunen setzte, schienen einige Symptome den Arbeiterclassen ein eigenthümliches Leben zu weissagen, dessen Elemente erst in der Entwicklung begriffen waren, nichts kündigte aber eine diesen Classen hinreichend eigenthümliche und starke Strömung der Ideen an, um die Aufmerksamkeit der Staatsmänner auf sich zu ziehen. Von der Julirevolution datirt eine bedeutende Aenderung. Aus der Sorgfalt, mit der die Julirregierung sich um das Loos der Arbeiter annahm, indem sie theils neue Arbeitsquellen schuf, theils die Schulen vervielfältigte, theils die Institute der Sparkassen und Kinderschulen erweiterte, ließ sich leicht entnehmen, daß eine bisher unbekannte Macht sie treibe. Alle Regierungen betreten einen neuen Weg in der Regel nur, wenn das Bedürfniß der Gesellschaft sie antreibt. Die Initiative bei den Inhabern der Regierungsgewalt besteht gewöhnlich darin, den Drang öffentlicher Zustände zu erkennen, ehe sie zu einem offenen gewaltsamen Ausbruch kommen. Die Julirregierung begriff gleich in den ersten Jahren, daß die bereits errungene gesellschaftliche Stellung der Arbeiter Aufmerksamkeit und thätiges Eingreifen ihrerseits erfordere. Die begünstigte Industrie nahm einen bisher unerhörten Aufschwung, die Arbeiterbevölkerung in den Fabriken entwickelte sich rasch, ihr moralischer und materieller Zustand zog die Aufmerksamkeit der Presse und der Nationalökonomen auf sich. Die an das industrielle Leben sich knüpfenden Fragen erlangten eine mit jedem Tag wachsende Bedeutung. Die Politik bemächtigte sich dieser Fragen und die Parteien richteten eine Menge Schriften an die Arbeiter. Als Gegenmittel gegen die Wechselfälle ihrer Beschäftigung und als Grundlage ihres Wohlstandes bot man ihnen hier das klosterartig abgeschlossene Leben des Phalanstère, dort die Staatswerkstätten, die auf den Ruinen der Privatwerkstätten gegründet werden sollten, weiterhin sogar ein trugerisches und chimärisches Ikarien. Verschiedene communistische Secten machten nebenbei geheime Umtriebe. Nichts von allem gewann aber unter den Arbeiterclassen ein entschiedenes Gewicht, doch ward dadurch eine tiefe Gährung erzeugt, in welcher ausschweifende Hoffnungen und unbillige Forderungen sich mit ernsten und gerechten Bestrebungen vermengten. Das Ergebniß war unläugbar, daß die Arbeiter sich als besondere Classe zu betrachten begannen, als Leute, denen die Revolution von 1789 ihre Rechte nicht gesichert habe, obwohl etwas mehr Ueberlegung und Erfahrung sie unfehlbar eines bessern belehrt hätte. Die Februarrevolution trat unerwartet mitten unter diesen Umständen ein; die Arbeiter hatten sie nicht gemacht, bemächtigten sich ihrer jedoch augenblicklich; obgleich unfähig sie oder auch nur sich selbst zu leiten, beherrschten sie einen Augenblick die in Bestürzung und Verwirrung gerathene Nation. Wenn man daran denkt, welcher Rausch sich einer nicht sehr aufgeklärten, von ehrgeizigen, verkehrten Menschen geleiteten Classe bemächtigen mußte, so erstaunt man weniger über einzelne Ausschweifungen, die auf verschiedenen Punkten des Gebiets vorfielen, als darüber, daß die Ordnung sich so schnell wieder herstellte."

Dieß ist die allgemeinste und wahrste Schilderung, die man geben kann. Die ganze Bewegung, selbst das Manöver, den „Arbeiter" Albert, der aber in nichts als Clubgeschäften gearbeitet hatte, zum Mitglied der provisorischen Regierung zu ernennen, war von der geheimen republikanischen Clique nur darauf berechnet, sich eine Armee zu schaffen, die ihnen fehlte. Die Altrepublikaner und Socialisten gingen nie aus wahrer, innerer Uebereinstimmung mit einander: im Anfang waren die Socialisten das Werkzeug, als aber die Altrepublikaner ihre Unfähigkeit den Staat zu regieren, documentirt hatten, waren es eine Zeitlang die Socialisten, die den schwachen Rest von Altrepublikanern ins Schlepptau nahmen. Beide konnten sich indeß nie recht verständigen, was den Massen keineswegs entging, und als einerseits die Junischlacht den materiellen Sieg der alten Gesellschaft begründet, andrerseits die Volksbank Proudhons Fiasco gemacht hatte, während der Staat, wohl aus einer sehr richtigen Berechnung der moralischen Wirkung, einige Millionen aufwandte, um die Versuche einer auf gemeinsame Rechnung betriebenen Fabrication ins Leben einzuführen, da war die Täuschung der Arbeiter zerronnen. In der Masse lebt ein Gefühl der Billigkeit und eine Anerkennung der Nothwendigkeit, die der Täuschung über solche Capitalfragen keinen langen Sieg verstattet. Die Lage der arbeitenden Classen war großentheils nicht gut, und ließ viele Verbesserungen zu, die Erfahrung aber konnte nicht ausbleiben, daß diese sich nur im Schooße der Ruhe, und nicht durch Gewaltsamkeit, welche den Gesammtverdienst, d. h. ihr Alles vernichtete, erreichen ließen. Man kann sagen, daß die Arbeiterbevölkerungen im Ganzen genommen seit der Mitte des Jahres 1849 sich ruhig verhielten und so viel möglich ihrem Geschäft und ihrem Erwerb nachgingen.

Die große Bewegung blieb indeß nicht ohne Folgen, die Arbeiter, wie die Arbeitgeber, erkannten, daß in ihren Verhältnissen eine größere Sicherheit und Stätigkeit eintreten müsse; die Gewohnheit der Clubs, die sie angenommen hatten, erhielt sich, aber mit einer wesentlichen Verbesserung; es wurden großentheils „Bruderschaften", die sich unter einander unterstützten, und vielen derselben drückte die Religion das Siegel auf. Die Idee des französischen, mit der Revolution zur Geltung gekommenen Staatsrechts, der auf den Thron erhobene Individualismus, erhielt einen Stoß, etwas dem ursprünglichen Geiste der Zünfte Aehnliches bildete sich allmählich aus, und ist noch immer im Fortschritt begriffen. Der Corporationsgeist fängt an sich wieder zu gestalten, so sehr ihm noch alle politischen Verhältnisse widerstreben, und die Einwirkung auf manche Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, z. B. auf die Lebensmittelpolizei, wird durch die Vereinigung vieler Familien zum wohlfeilern Ankauf ihrer Bedürfnisse bereits sichtbar.

Merkwürdig ist aber, daß mehrere solcher Verbindungen, obgleich noch im Jahre 1848, und zwar vor der Junischlacht, entstanden, bei ihren Zusammenkünften und überhaupt an allen Orten, wo wegen des gemeinsamen Kaufs und Verkaufs die Mitglieder zusammentreffen müssen, politische Gespräche und Streitigkeiten geradezu reglementarisch untersagen. In Lille z. B. ist eine solche aus 1400 Familienhäuptern gebildete Gesellschaft, L'Humanité genannt, welche sich bis jetzt sehr glücklich erhalten hat, niemand zum Eintritt zwingt und niemand am Austritt verhindert, und durch ihre in der Gesellschaftskasse niedergelegten Gelder sehr dabei betheiligt ist, daß keine Ruhestörung

den gewöhnlichen Gang der Dinge unterbreche. Die Rechnungen derselben sollen ein wahres Muster von Genauigkeit und Uebersichtlichkeit seyn. Allerdings zeigt sich an mehreren Orten ein Hang, nicht bloß die Anschaffung der gewöhnlichen Bedürfnisse durch gemeinsame Leitung besorgen zu lassen, sondern auch die Fabrication in dieser Weise zu betreiben, andererseits machte sich von Seite der Magistrate und Fabrikherren die Besorgniß geltend, es möchten propagandistische Umtriebe mit unterlaufen; man hat deßhalb die Geranten solcher Verkaufslocale verhaftet, ihre Papiere untersucht, aber es fand sich nichts von Propagandismus und die Rechnungen waren vollkommen in Richtigkeit. Solche weitgreifende Ideen, wie sie durch die theoretischen Socialisten in Umlauf gebracht wurden, können allerdings unmöglich so schnell ihre Wirkung verlieren, auf der andern Seite ist auch die Besorgniß der Magistrate und Fabrikherren nach allem was vorgefallen ist, entschuldbar, aber im Ganzen genommen deuten die Schilderungen darauf hin, daß die Arbeiterbevölkerung, obgleich sie nichts außer Acht läßt, was ihr Wohl verbessern kann, sich ruhig und besonnen verhält; der Paroxysmus, den die socialistischen Predigten erzeugten, scheint definitiv vorüber, wenn wir gleich noch manche Versuche von Arbeitern sehen werden, sich durch eine Vereinigung ihrer Kräfte selbständig zu stellen. Einzelne solcher Versuche sind bekanntlich in Paris gelungen, aber man hört — und dieß ist ein gutes Zeichen — ausnehmend wenig davon; bei Gelegenheit des Besuchs, den der Erzbischof Sibour kürzlich einigen derselben abstattete, ist ihrer wiederum erwähnt worden, die Zahl derselben soll sich auf 197 belaufen, und so gewiß sich einige Geschäftszweige auf gemeinsame Kosten und auf gemeinsamen Gewinn betreiben lassen, so gewiß werden complicirtere Fabrikunternehmungen, wo der Ankauf des Rohstoffs, wie der Verkauf des Fabrikats, häufig Sache der Speculation sind, mißlingen. Wie weit indeß dieser Socialismus gehen kann, darüber wird nur die Erfahrung entscheiden.

Auf dieß Maaß zurückgeführt kann und wird das socialistische Streben sich nicht mehr in die Politik mengen. Diese Einmengung war im Jahre 1848 nur zufällig, ein Manöver der verschwornen Clubs und kann in dieser Art nicht wohl wieder kommen; der Einfluß der Agitatoren auf die Arbeitermassen scheint seit mehr als zwei Jahren entschieden beseitigt, und darum wandten sie sich an die heißblütigen Bauern des Südens, aber der schwache Erfolg ist bekannt. Woher stammt diese Unmacht trotz aller oft fieberhaften Anstrengungen? Ganz einfach daher, daß eine Revolution nichts erreichen kann, daß sie nur noch störend zwischen den regelmäßigen Gang der Dinge tritt. Die Nation hat seit dem Jahre 1789 alles erfochten, was sie erfechten kann: die Gleichheit der Rechte ist hergestellt, und es besteht nur noch eine Ungleichheit der Kräfte, der Verhältnisse, der Stellungen. Diese liegt zum Theil in der Natur selbst, zum Theil allerdings auch in den Gesetzen, aber die rechtlichen Mittel zur Veränderung derselben fehlen nicht, und somit wird es zum Verbrechen andere zu suchen. Hierin liegt der Grund, weßhalb die Ordnungspartei die Socialisten, die jeden Augenblick mit Gewalt drohten, nur mit dem ausgesprochensten Mißtrauen zu betrachten das Recht hatte, wenn sie auch dieß Mißtrauen bis zur Unbilligkeit trieb. Das neueste über Frankreich hereingebrochene Ereigniß wird beide zur Mäßigung zurückführen.

Man muß in Frankreich, mehr als irgendwo, die unzufriedenen Classen von den wirklichen oder angeblichen Vorsprechern derselben scheiden, und zwar aus einem Grunde, der in dem eingewurzelten Begriff von der Staatsomnipotenz liegt. So wie der Opposition, d. h. denjenigen, welche sich durch den augenblicklichen Stand der Dinge verletzt glauben, das Mittel benommen ist, die schlechten oder für schlecht erachteten Gesetze im Detail anzugreifen, so wie sie solche im Grundsatz angreifen müssen, weil die Staatsgewalt alle Verbindungsglieder zwischen ihren Organen und der Opposition durch den allgemein gültigen Befehl des Centrums abschneidet, dann steht ein Grundsatz dem andern gegenüber und der Streit wird alsbald unversöhnlich. einer muß den andern verdrängen und an die Stelle des Kampfes um einzelne Gesetze wird unfehlbar ein Kampf um die Regierungsgewalt. Dieser allgemeine Satz greift in Frankreich weit tiefer ein, als man gewöhnlich glaubt. Als in Frankreich die Revolution von 1789 ausbrach, war es ein sehr katholisches und sehr königlich gesinntes Land, die politische Erbitterung über herrschende Mißbräuche und Ungerechtigkeiten unterdrückte eine Zeitlang diese Gefühle, und die, welche den Staat nach den Grundsätzen Voltaire's und Rousseau constituiren wollten, erhielten das Uebergewicht. Die Provinzen, welche zwischen diesen zwei einander so sehr widersprechenden Richtungen hätten vermitteln können, waren schon durch die alte königliche Gewalt machtlos geworden, und die Revolution, welche in denselben nur die Haltpunkte des alten Regime's sah, hob sie vollends auf, und vereinigte die Regierungsgewalt in Paris. So lange der revolutionäre Haß in Frankreich überwog, behauptete sich die revolutionäre Gewalt in ihrer vollen Stärke, sobald diese Wuthperiode vorüber war, stand Frankreich wieder da als ein sehr katholisches Land, und nur der Royalismus hatte bedeutende Einbuße erlitten. Als Napoleon die Altäre wieder herstellte, jauchzten ihm die Massen in Frankreich zu, und seit dieser Zeit hat man nie wieder gewagt diese Altäre umzustürzen, obgleich diejenigen, welche in den alten Formen der Revolution verharrten, sich stets nicht nur sehr antikatholisch, sondern auch sehr antireligiös zeigten. Verbreitete in der Restaurationsperiode die Regierung und die mit ihr verbündete clericale Partei fromme Traktätchen ohne Ende, so veranstaltete die Opposition neue Auflagen von Voltaire; beide gingen hauptsächlich darauf hinaus Anhänger zu erwerben, ohne zu erwägen, daß sie durch diese zwei unversöhnlichen Richtungen nur die Nation immer mehr in zwei unversöhnte Lager spalteten. Indeß war das Gute, daß keine von beiden Parteien durchdringen konnte; die eigentlich revolutionäre vermochte gegen den katholischen Geist und die alten Gewohnheiten der Menschen nichts, die reactionäre nichts gegen die neuen Interessen der Rechtsgleichheit und ihre Folgen. Daher das verspottete und, wohl verstanden, dennoch allein ausführbare Justemilieu-System Ludwig Philipps. Es war ein System von Transaction zwischen zwei unversöhnlichen Gegnern; die Wage dieser Transaction hielt die Regierung in der Hand. Das war der unwandelbare Gedanke Ludwig Philipps. Er ließ sich lange, aber nicht ewig halten, indeß war wohl seine Zeit, als Ludwig Philipp fiel, noch nicht abgelaufen. Von dem Augenblick an, wo diese Woge nicht mehr mit fester Hand gehalten wurden, mußte ein chaotischer Zustand eintreten.

Wer sollte die Entscheidung führen? Das philosophische, abstracte Frankreich oder das historisch gewordene? Die bureaukratische Gewalt, obgleich meist zu dem philosophischen abstracten Frankreich gehörend, war eine neutrale Macht, die dem Stärksten sich fügte, es war ein Werkzeug, keine selbstständige Kraft. Der ungeheure Irrthum der abstracten, philosophischen Republikaner lag darin, die Unmacht der Geschichte zu läugnen. Hätten sie Belehrung annehmen können, so hätte die Gazette de France mit ihrer Bevorwortung des allgemeinen Stimmrechtes sie belehren

können: das Ergebniß der allgemeinen Wahl mußte gegen sie ausfallen, und zugleich mußten die in 18jähriger orleanistischer Schule gebildeten Beamten die Verwirrung bedauern, welche das Auftreten der philosophischen, abstracten Schule in das orleanistische System der Transaction brachte. Die Maschine mußte aus den Fugen kommen, wenn auch die materielle Ordnung an den meisten Orten aufrecht erhalten wurde; um diese zu retten war ein militärischer Dictator nöthig, denn die organische Ordnung, so weit man von einer solchen in Frankreich reden konnte, war durch den Sturz des orleanistischen Transactionssystems gestört. In diesem Verhältniß liegt die Berechtigung der Orleanisten und die Erklärung der Haltung ihrer Partei, die sich in dem einen Augenblick ungewöhnlich stark, im andern sehr schwach zeigt; sie ist ohne Zweifel durch Einfluß und Geist die mächtigste in Frankreich, aber sie liegt nicht in den Personen der orleanistischen Prinzen, sondern in dem System, das unvermeidlich ist, und von dem man auch bis jetzt noch im Wesentlichen nicht abging. Mit diesem System verträgt sich aber kein allgemeines Stimmrecht, wenigstens kein solches, wie es bisher geübt wurde: dieß ist zu launenhaft und unzuverlässig, und man kann niemals sagen, ob nicht die eine Legislatur umstößt, was die andere eingesetzt hat. Man wird vielleicht sagen, dieß sey mit allen parlamentarischen Regierungen der Fall: das ist wahr, es hat aber in Frankreich seine besondere Bedeutung, weil hier die Regierungsgewalt in alle Winkel und Ecken hineinreicht, somit wenn in Frankreich die Meinung umschlägt, und jetzt diese, jetzt jene Partei in die Majorität bringt, alle organischen Einrichtungen Gefahr laufen eine Umgestaltung zu erleiden. Daher hat es allerdings etwas Wahres an sich, wenn man sagt, das parlamentarische System tauge nicht für Frankreich, man müsse der Regierung eine entschiedene Uebergewalt vindiciren. Ludwig Philipp that dieß auch; er erschuf sich seine Majorität durch Wahlumtriebe und Bestechung, jetzt will man gar eine Dictatur aufstellen, ohne zu erwägen, daß man um des Riesen Schwert zu führen, auch des Riesen Stärke haben muß. Frankreich kann das parlamentarische Regiment schon nicht mehr entbehren, und muß nur dahin streben, dasselbe mit seinen Einrichtungen und Zuständen in Einklang zu bringen. Das ist, seit die Februarrevolution das unvermeidliche Transactionssystem seiner Hauptstütze beraubt hat, sehr schwer geworden, und nun glaubte man im Trüben fischen zu können. Die Altrepublikaner haben es versucht, ihnen sind die Socialisten gefolgt, und jetzt tritt man mit kaiserlichen Ansprüchen auf, die eben so wenig Folge haben werden.

Die Restauration hat das Transactionssystem begonnen durch die Ertheilung der Charte, sie fiel, sobald sie das Gewicht zu weit rechts legen wollte; Ludwig Philipp setzte das System consequenter fort, und was man auch gegen die Mittel sagen mag, die er zuweilen anwandte, so bleibt es wahr, daß sein System noch nicht abgenützt war: er fiel durch eine Verschwörung, er war nicht durch eine falsche Bahn genöthigt, endlich einen Staatsstreich zu thun, wie dieß mit Karl X der Fall gewesen war. Eine Verschwörung ist keine Revolution, und so unermeßlich auch die Folgen der Februarereignisse gewesen seyn mögen, so muß man doch den Orleanisten zugeben: sie hatten keine innere Berechtigung. Ludwig Philipps Fall hat das Transactionssystem nicht minder unvermeidlich gemacht, als es vorher war, und dieß Transactionssystem schließt die parlamentarische Regierung in sich. Sehen wir von Wahlart und Zusammensetzung der Kammern ganz ab, so bleibt übrig, daß eine große Anzahl durch Stellung und Einfluß, durch Vermögen und erworbene Kenntnisse bedeutender Männer über die Führung des Staats ihr Verdict abgab, daß also die Staatsverwaltung nie zu sehr nach Einer Seite hin neigen konnte, wo für die Sicherheit des Staats etwas zu besorgen war. Diese Versammlung bildete also in dem Transactionssystem die Wage, daß das Gewicht nie zu sehr nach Einer Seite überschlagen kann. Nach den kurzen Stürmen des Februars und der provisorischen Regierung trat das System wieder in seine natürlichen Rechte ein. Jetzt will Hr. Ludwig Bonaparte durch eigene Weisheit und Kraft diese Wage halten, er wird sie aber zu schwer finden. Er kann die socialistischen Unruhestifter, die gering an Zahl und schwach an Einfluß sind, niederschlagen und hat sie niedergeschlagen, aber er kann die Parteien nicht befriedigen, deren Spiel die Wage des Staats hielt; um gegen diese sich zu behaupten, wird er zum Demagogen, hält am Scheinbild von allgemeinem Stimmrecht fest und den Namen Republik aufrecht, und verräth Gelüste sich durch Aufhebung der Getränkesteuer und der Octrois Freunde in den untern Classen zu machen. So schlimm und verderblich diese Abgaben, namentlich die Octrois sind, so ist deren alsbaldige Aufhebung doch nicht wohl möglich, es ist auch eine von den Maaßregeln, die sich nur von langer Hand her vorbereiten lassen, weil das Uebel zu tief gefressen hat; jedes gewaltsame Eingreifen kann, wie das der Socialisten, nur Verwirrung bereiten, und diese Verwirrung würde mit allem Gewicht auf den Urheber, auf den Präsidenten, zurückfallen. Die von den Socialisten befürchtete Gefahr für die Sicherheit des Staats reducirt sich auf ein sehr bescheidenes Maaß, und die für die Sicherheit Europa's auf Nichts, den Präsidenten deßhalb als den Retter der Gesellschaft und des europäischen Friedens preisen, ist eine Thorheit, und von ihm die Abschaffung des parlamentarischen Regiments in Frankreich erwarten, noch etwas mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auswanderung aus England nach Australien will immer noch nicht recht in Gang kommen, so nothwendig auch unter den gegenwärtigen Umständen eine rasche Vermehrung der Bevölkerung wäre. Wenn man bedenkt, daß in einem Zeitraum von drei Jahren die Bevölkerung Californiens von ein paar Tausend Menschen auf etwa 200,000 stieg, so läßt sich ermessen, welche Verlegenheit in alle sonstigen bürgerlichen Geschäfte Australiens, namentlich aber in den Betrieb der Schäfereien kommen muß, wenn nicht bald die in die Minen strömende Bevölkerung ersetzt wird. Die Times vom 19 December stimmt schon erhebliche Klagen an, und schreibt die Abneigung gegen die Einwanderung hauptsächlich der fortdauernden Einfuhr von Sträflingen zu. Nach Neusüdwales selbst werden zwar keine mehr versendet, desto mehr aber nach Vandiemensland und der Norfolk-Insel, im vorigen Jahr allein über 4000. Dennoch war die Zahl der Verbrecherbevölkerung am Ende des Jahrs 1850 um 1130 geringer als am Ende des Jahrs 1849. Der Grund dieser Abnahme ist keineswegs eine übergroße Sterblichkeit, sondern weil die Regierung seit einiger Zeit das System angenommen hat, eine große Anzahl dieser Verbrecher gleich nach ihrer Ankunft in Vandiemensland oder Norfolk zu pardonniren, wo sie dann hingehen können wo sie wollen. Der Taglohn in Vandiemensland ist gegenwärtig durch die dortige große Verbrecherzahl nur halb so hoch, wie auf dem australischen Continent, und die natürliche Folge ist, daß die Leute so schnell wie möglich nach letzterem zu kommen suchen. Diese zunehmende Verbrecherbevölkerung hält aber die ehrlichen Leute ab.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 309. 26 Decembre 1851.

Der Kephali-Fang am See Budak in Bessarabien.

(Nouv. Ann. des Voyages. Oct. Nov.)

Folgt man dem rechten Ufer des Dniestr-Limans, so trifft man etwa 16 Werste von Akkerman einen vom Meer und vom Liman durch höchstens eine Werst und mindestens 20 Klafter breite Erdzunge getrennten See. Dieser See läuft dem Meere entlang 10 Werst weit fort, seine Breite längs dem Liman beträgt nur zwei Werst, und seine Tiefe höchstens 2½ Arschinen (8 Fuß). Das Wasser ist nicht so gesalzen wie das des Meers, und nicht so süß wie das des Liman. Der allgemeine Anblick des Bodens läßt vermuthen, daß der See einst einen Theil des Limans bildete, und daß er durch die allmähliche Anhäufung des Sandes davon getrennt worden sey. Dieser See hat zwei Namen, Budak und Schabala, den ersten von dem seit lange bekannten Namen des Landes im Süden, den zweiten von dem nördlichen Strich, welcher Schabala heißt, und auch der Schweizercolonie Schabagh, so wie einem anstoßenden russischen Dorfe, den Namen gegeben hat. In diesem See wird ein Fisch gefangen, der im Handel den Namen Kephali von Akkerman führt und von den Gastronomen sehr geschätzt wird. Die Art des Fangs ist ungewöhnlich und deßhalb lassen wir eine kurze Beschreibung folgen.

Vor etwa 20 Jahren hatte ein Bewohner von Akkerman den Einfall einen Canal zu graben, um den See mit dem Liman zu verbinden, damit die Fische dieses letztern in den erstern gelangen könnten. Der Erfolg übertraf seine Erwartung: im Monat April kam ein kleiner Fisch, nicht größer als ein Finger, dem, welchen man in der Meerenge von Feodosia fängt, ähnlich, in den See. Ihn mit den gewöhnlichen Netzen zu fangen war bei dem schlammigen Boden und der geringen Tiefe unmöglich, aber der Unternehmer des Canals, ein aufmerksamer Mensch, bemerkte, daß der Kephali im September nach dem Liman zurückkehre, und zwar dreimal größer als er in den See gekommen. Man mußte also den Fisch im Canal fangen, indem man ihm den Weg versperrte. Er stellte am Eingang des Canals nach der Vorderseite hin Flechtwerk aus 6 Fuß langen Binsen auf, so daß zwischen jedem Binsenstengel nur etwa ein Raum von einem Zoll blieb; weiter unten verstopfte er den Ausgang ganz. Seine Nachfolger und Nachahmer verfuhren etwas anders. Im August stellten sie drei Klafter vom Eingang des Canals in den See zwei Flechtwerke von Binsen ohne Zwischenraum auf; diese Flechtwerke bildeten mit den Ufern, gegen den Liman hin, spitze Winkel, und näherten sich bis auf etwa 2 Zoll, welche offen blieben. Zwanzig Klafter weiter unten war ein ähnlicher Apparat aufgestellt, und am Eingang des Canals in den Liman selbst ein dritter von der Form B; das gerade laufende Flechtwerk war am Liman selbst und sperrte den Durchgang gänzlich, die beiden andern abgerundeten Flechtwerke hatten eine zwei Zoll weite Oeffnung zwischen sich. Ist nun die Zeit der Wanderung für den Kephali gekommen, so schwimmt er nach dem Canal, kommt mit Mühe durch die Oeffnung, und bei der zweiten möchte er schon zurück, findet aber den schmalen Eingang nicht mehr; so kommt er denn endlich durch die zweite Oeffnung, um in der dritten von den Fischern mit einer Netzschaufel gefangen zu werden.

Längere Zeit genoß der Erfinder den Vortheil des Fangs allein, und erst als die Verwaltung aufmerksam wurde, vermehrte sich die Zahl der Theilnehmer; jetzt sind nicht weniger als 107 Canäle angelegt, die je nach der Breite der Landzunge 150 bis 350 Klafter lang sind. Durchschnittlich werden 2 Mill. Stück Kephali gefangen. Im Jahre 1850 brach die Sandbarre durch und die Fische entkamen größtentheils; jetzt ist dieselbe solid wieder hergestellt. Der Kephali wird ohne Verzug an Ort und Stelle selbst gesalzen, freilich auf eine sehr einfache Art, welche dem Fisch seinen feinen Geschmack nicht ganz erhält. An Ort und Stelle wird der Kephali zu 10 bis 15 R. S. das Tausend verkauft, so daß diese Industrie 20 bis 30,000 R. S. einträgt. Der Kephali des Budaksees ist um die Hälfte kleiner als der von Feodosia und wird nicht über 10 Zoll lang, aber er ist feiner, da er jünger ist, und im See noch nicht seine ganze Entwicklung erhalten hat. Die Ursache seiner Wanderung muß man in der Vorliebe für das süße und vielleicht mehr noch für das warme Wasser suchen, weil er mit der Annäherung der Kälte sich beeilt, den See, dessen Wasser nur im Sommer wärmer ist, zu verlassen und wieder im Liman oder in der Tiefe des Meeres zu hausen, das im Winter einen Theil Wärme bewahrt. Was diese letztere Erklärung unterstützt, ist der Umstand, daß der Kephali, der im See zurückbleibt, bald todt an die Oberfläche heraufkommt.

Rückblicke.

Die unzufriedenen Classen. — Die Socialisten.

(Fortsetzung.)

Die socialistischen Gefahren in Frankreich haben eine so große Bedeutung nur darum erlangt, weil man ihnen eine solche geben wollte, und zweitens auch deßhalb, weil die Franzosen, gewohnt alles der Regierung anheim zu stellen, nicht selbst im Umkreise ihres Einflusses Hand ans Werk legen wollten, freilich auch bei der durchgreifenden polizeilichen Einrichtung des Staats gar nicht Hand ans Werk legen konnten. Wenn man die Schwierigkeiten und Gefahren erwägt, die in England ganz oder fast

ohne Beihülfe der Regierung und des Militärs bewältigt wurden, so muß man nicht die Schwäche der Franzosen, wohl aber die herrschenden Staatseinrichtungen beklagen, welche solchen Gefahren gegenüber die Schwäche der Staatsbürger zur Gewohnheit und zur Nothwendigkeit macht. Es ist nicht zu verwundern und ein gutes Zeichen, daß Raudots Buch über den Verfall Frankreichs, worin eben diese unmäßige Centralisation und die Ertödtung der Selbstthätigkeit verurtheilt ist, gleich im ersten Jahre vier Auflagen erlebt hat, eine ungewöhnliche Erscheinung in einer Zeit wo man so geschwind lebt, namentlich in Frankreich. Was in Frankreich über die Bestrebungen der Socialisten in Bezug auf die Arbeiterclassen, namentlich die in den Fabriken, gesagt und geschrieben wurde, konnte in England höchstens ein Achselzucken hervorrufen, denn für die Abgeschmacktheiten eines Louis Blanc haben die Engländer keinen Sinn, und der Fond des Streits über die Vertheilung des Lohns zwischen Capital und Arbeit ist von englischen Arbeitern selbst in zahlreichen Schriften schon vor 15 und 20 Jahren abgehandelt worden. Sociale Bewegungen dieser Art hatte England bei seiner ungeheuren Fabrikbevölkerung viel größere und stärkere; die Summen, die von denselben oft zusammengeschossen wurden, gingen in die vielen Tausende von Pfunden, und die Zahl Menschen, welche die Coalitionen auf die Beine bringen konnten, beliefen sich in die Hunderttausende. Man schlug in England diese Bewegungen keineswegs gering an, man ergriff Vorsichtsmaaßregeln, aber man ließ die Verschworenen — denn das waren sie nach französischer Ansicht in vollem Maaße — ganz ihren Weg gehen, so lange sie nicht die Gränze des Gesetzes überschritten. Die Gefahr ging vorüber, aber niemand hatte eine Gefahr für den Staat, für den Bestand der Regierung und der Gesellschaft, sondern nur eine Gefahr für Leben und Eigenthum gefürchtet. Es fehlte allerdings auch in England nicht an einzelnen Köpfen, welche den jetzigen politischen Einrichtungen, namentlich dem Oberhause, den Garaus machen wollten, aber ihre Zahl war so beschränkt, daß sie nicht in Betracht kamen. Die Leute, welche zu einem Angriff auf die Regierung allenfalls Lust gehabt hätten, wußten recht gut, daß es sich hier nicht um den Ueberfall eines Stadthauses, sondern um einen Kampf in jeder Grafschaft gehandelt hätte; sie steckten deßhalb ihre Plane ein, und alles kehrte zur Ordnung zurück.

Man sollte glauben, ein Aufstand der Arbeiter müßte in England noch viel leichter seyn als in Frankreich, weil in England eine schroffere Scheidung zwischen Reich und Arm besteht, die sich in dem demokratischen Frankreich bei weitem nicht so empfindlich fühlbar macht, aber der Geist der neuern Zeit, der Stolz einer Demokratie, welche nicht von der Gnade einer Aristokratie abhängig seyn will, macht sich in dem aristokratischen England eben so wie in dem demokratischen Frankreich geltend. Das Edinburgh Review bemerkt (in einem Artikel über Johnstons Buch: England wie es ist) sehr richtig: „die Theorie eines edelmüthig gewährten Schutzes auf der einen und einer dankbaren zutraulichen Erkenntlichkeit auf der andern Seite kann nicht mehr als Grundlage einer gesellschaftlichen Hierarchie dienen wenn diese Theorie noch im Schooße einer reichen Aristokratie gehegt wird, so wird sie von den armen und arbeitenden Classen zurückgewiesen; wenn erstere sie in Anwendung bringen wollte, so würden die letztern mit Spott, Widerwillen und Aufstand darauf antworten. Wollten wir vollständig die Veränderung charakterisiren, welche in den Verhältnissen dieser beiden Classen vorgegangen ist, so müßten wir ganze Seiten aus dem philosophischen Capitel Mills über die wahrscheinliche Zukunft der arbeitenden Classen abschreiben. Der Irrthum derjenigen, welche die Anhänglichkeit der Feudalzeiten wieder erwecken wollen, besteht darin, daß sie nicht bemerken, wie diese Tugenden und Gesinnungen, gleich dem Clanverbande und der Gastfreiheit des nomadischen Arabers, ausschließlich einem urthümlichen und unvollkommenen Gesellschaftszustand angehören. Wir sind in einen Zustand von Civilisation eingetreten, wo das Band, welches die menschlichen Wesen unter einander verbindet, die uneigennützige Hochachtung vor den persönlichen Eigenschaften oder die Erkenntlichkeit für unentgeldliche Dienste seyn muß, nicht aber die Gefühle des Schützers gegen seine Unterthanen, oder der Unterthanen gegen ihre Beschützer. Man kann es als gewiß betrachten, daß wenigstens die arbeitenden Classen Westeuropa's einem patriarchalischen oder väterlichen System von nun an nicht mehr sich unterwerfen werden. Sie haben ihre Interessen selbst in die Hand genommen."

Dieß ist eine für England sehr charakteristische Schilderung, weil man bei der Macht und dem Reichthum der Aristokratie in ihrer Gesammtheit hinsichtlich der Verhältnisse zwischen Reich und Arm bei weitem mehr in einem Uebergangszustand ist als in Frankreich, wo der demokratische Geist mit der alten Zeit völlig gebrochen hat. In England ist dieser Bruch mit den alten Ideen noch nicht vollständig, beide sind noch gewissermaaßen unter dem Einfluß der feudalen Begriffe, und vermengen die aus den frühern Verhältnissen hervorgegangenen Rechte und Pflichten mit denen, welche die neuern Verhältnisse geschaffen haben. Die beiderseitigen Verbindlichkeiten haben ihren Charakter geändert und müssen neu bestimmt werden; ehe dieß nicht geschehen ist, werden die Verhältnisse zwischen beiden Classen nicht auf eine ganz einfache, verständliche Weise sich gestalten. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die eine Classe sich der alten Ideen der Feudalzeit nicht ganz entschlagen kann, und die andere aus einer Art Trotz um so fester dann auf dem nicht minder verfehlten Princip der Gleichheit verharrt. Zwischen Capital und Arbeit, zwischen dem Reichen und Armen, dem Edelmann und Bauer sind drei Arten von Verhältnissen möglich: die Sklaverei, die Hörigkeit, der Vertrag. In dem ersten herrscht unbedingte Abhängigkeit und absolute Gewalt, in dem andern bedingte Unterwerfung und partieller Schutz, in dem dritten theoretische Gleichheit. Das erste Verhältniß herrscht noch im Orient und im sklavenhaltenden Amerika, das zweite in Rußland und Polen, das dritte ist in Frankreich und dem nicht sklavenhaltenden Nordamerika am schärfsten ausgeprägt, überall aber ist das Verhältniß für beide Theile ganz klar und keinem Mißverständniß ausgesetzt; England aber, das Land der allmählichen Uebergänge, befindet sich erst im Uebergang vom zweiten zum dritten Stadium. Abgesehen von dem Gesetze ist die Aenderung nirgends vollständig durchgeführt und in die Gewohnheiten übergegangen: weder die höhern noch die untern Classen sehen klar, und haben das unwandelbare Gefühl ihrer Stellung: jeder Theil entlehnt noch aus dem untergegangenen Verhältniß einige Ansprüche, vergißt aber nur allzuleicht die entsprechenden Verbindlichkeiten. Dieß macht sich in England namentlich in dem Verhältniß zwischen Gutsherren und Pächter bemerklich, das, wie die Freihändler mit Verdruß bemerken, noch immer nicht zu einem klaren Vertragsverhältniß geworden ist. Der Freihandel muß allerdings das nicht mehr rechtlich, aber noch sehr vielfach factisch bestehende feudale Verhältniß des Grundherrn und Pächters auflösen, und eine strenge Abgränzung zwischen Mein und Dein herbeiführen; dann aber ist auch das englische Gütersystem in der Auflösung. Ein einziger Umstand kann dieß aufhalten, und dieß ist, wenn die Auswanderungswuth den eng-

lischen Landarbeiter wie den irischen ergreifen sollte, was augenscheinlich befürchtet wird, denn mehrere sonst wegen ihrer Freigebigkeit nicht eben bekannte Gutsherren haben in neuerer Zeit sogenannte „Cottages," d. h. Wohnungen der Landarbeiter, neu aufbauen und mit kleinen Gärtchen versehen lassen. Das Bedürfniß treibt dazu, die Stellung dieser sehr aussichtslosen Classe „the most destitute of all" zu verbessern, und je mehr dieß geschieht und geschehen muß, desto eher wird man zu einem Protectionssystem zurückgedrängt werden. Man macht in England große Anstrengungen, um das alte Gütersystem möglich und aufrecht zu erhalten, denn es hängt großentheils der Bestand der Aristokratie und selbst der jetzigen Staatseinrichtungen daran; man kämpft aber sichtlich gegen die Strömung.

In den beklagten Tagen der aristokratischen Herrschaft und der Hörigkeit verehrte und liebte der Diener seinen Herrn und der Herr unterhielt freundlichen und täglichen Verkehr mit seinen Hörigen. Dieses gegenseitige Verhältniß erhielt sich nicht bloß das Leben hindurch, sondern während einer Reihe von Generationen, und dieß gab dem gesellschaftlichen Leben des Mittelalters seinen eigenthümlichen und freundlichen Charakter. Die Feste und Spiele der Bauern in den Parks des Adels sind jetzt verschwunden, und wo wir eine Erneuerung derselben sehen, so steht ihnen das Gemachte, Gezwungene auf der Stirn geschrieben. Das Verhältniß zwischen dem Edelmann und seinem Hörigen war ein persönliches, man erhob sich damals noch nicht zu den Gedanken, daß man den arbeitenden Massen eine Gerechtigkeit zu erzeigen habe, daß man streben müsse, die Lage des Volks im Ganzen zu heben und zu bessern. Bei diesen Arbeitermassen aber ist an die Stelle des Gefühls feudaler Abhängigkeit das Selbstvertrauen getreten, und hat die entnervende Gewohnheit, auf den Schutz und die Leitung anderer zu vertrauen, mehr und mehr verdrängt. Unter den Bauern und Landarbeitern mögen die alten Gefühle und die alten Gewohnheiten noch eine Zeitlang sich behaupten, aber unter den Handwerkern und Arbeitern, namentlich denen der großen Fabriken, deren Bevölkerung sich vom Lande recrutirt, und welche nothwendig mit der Zeit ihren eigenen Geist der Heimath, aus der sie stammen, mittheilen müssen, zeigt sich mehr und mehr ein stolzes Unabhängigkeitsgefühl, der Entschluß seinen Wohlstand und sein Fortkommen nur sich selbst zu verdanken, eine herbe Abneigung gegen den mildthätigen Beistand und den Schutz der höhern Classen, und zwar unter Formen, die man oft genug tadeln muß, wenn sie auch aus der ehrenwerthen Quelle des Gefühls der Selbstständigkeit entspringen.

Diese Erscheinung ist überhaupt eine zu natürliche, als daß man den Stab über sie brechen könnte. Das erste Stadium einer solchen Entwicklung, wo eine große Classe aus der directen Abhängigkeit einer andern heraustritt, ist Haß gegen diese, und dieser Haß erzeugt in natürlicher Folge das Mißtrauen. Allein dieser Zustand ist nicht von Dauer; das Gefühl der Abhängigkeit wird wiederkehren, wenn auch in anderer Weise. Der erste Schritt die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu begründen, ist eine Vereinigung der unabhängig gewordenen Classen unter sich, die Verabredung zu gegenseitiger Unterstützung, daher die gemeinsamen Cassen in England, die Gesellschaften der gegenseitigen Unterstützung in Frankreich. Nimmt dieß auch nach vorerst feindselige Formen gegen die Capitalherren, gegen die reichern Classen überhaupt an, und hat es an solchen Erscheinungen in England und Frankreich, namentlich an Arbeitseinstellungen, nicht gefehlt, so gibt sich doch bereits eine wesentliche Abnahme derselben kund; von allgemeinen über ganz England verbreiteten Arbeitseinstellungen ist nicht mehr die Rede, sie sind nur noch örtlich und partiell,[1] von dem Unsinn und der Gemeinschädlichkeit der Gesammtarbeitseinstellungen scheint man sich schon seit einer Reihe von Jahren überzeugt zu haben, und die Mittel dazu, die allgemeinen Beiträge von fast sämmtlichen durch gar kein anderes Band als die gleiche Lebensstellung, zusammengehaltenen Arbeitern blieben aus, wenigstens ist seit geraumer Zeit nichts mehr davon erhört worden. Dieß ist sehr bezeichnend, weil die Kluft zwischen Reich und Arm viel schroffer ist, als in Frankreich. Die allgemeine Richtung hat sich auf eine andere Seite geworfen, und der Kampf mit dem Capital ist im Wesentlichen aufgegeben. Dieß ist um so beachtenswerther, als sich in neuerer Zeit selbst Geistliche in den Streit gemischt, und Predigten gehalten haben, die man in Frankreich für unbewimpelten Socialismus genommen und den Prediger eingesteckt hätte. In England ist es eine bedeutsame Sache, wenn solche Lehrer die Kanzel besteigen;[2] einzelne in den Verhältnissen des praktischen Lebens wenig bewanderte und von einer schlecht überlegten Philanthropie fortgerissene Leute wird es immer und überall geben, sie sind, wenn auch tadelnswerth, doch kein ungünstiges Zeichen für die herrschende Gesinnung. Der genannte Geistliche hat selbst von Leuten, welche seine ausgesprochenen Grundsätze entschieden tadelten, Anerkennung wegen seiner philanthropischen Tendenz gefunden, man hat die Wahrheit vieler seiner Beschuldigungen nicht bestritten, wenn man gleich seine Mittel verwerflich und unbrauchbar fand, weil die ärmeren Classen selbst eine solche Bevormundung, wie seine Abhülfsmittel nöthig machen würden, am wenigsten ertrügen. Ueberall werden die Arbeiter auf sich selbst, ihre eigenen Anstrengungen, ihre eigene Vorsicht hingewiesen, und aufmerksam gemacht, daß die Hülfe der reichern Classen erst dann wirksam werden könne, wenn sie zuvor selbst Hand anlegten.

Das haben sie denn auch schon vielfach gethan, und wir haben bereits im vorigen Jahre erwähnt, welchen bedeutenden Umfang, die unter dem Namen „Friendly societies" gegründeten Gesellschaften gewonnen haben. Ihre Capitalien belaufen sich in die Millionen Pfunde, allein es nagt ein Krebs daran; die Verwaltung mag sehr redlich betrieben werden, aber die Einrichtung solcher Pensionscassen — denn um diese handelt es sich hauptsächlich — ist eine so verwickelte, vielfache Vorkenntnisse verlangende Sache, daß die Arbeiter den Beistand der höhern Classen und namentlich speciell unterrichteter Männer nicht entbehren können. Ein Versuch, die Sache vors Parlament zu bringen, wurde schon im vorigen Jahre gemacht, allein bei dem System der englischen Regierung sich in solche Angelegenheiten nur aufs entschiedenste Verlangen der Privatinteressenten zu mischen, fand sie noch nicht zeitgemäß, die Sache in die Hand zu nehmen, und im verflossenen Jahre ließen die verworrenen Parteiverhältnisse eine solche Vornahme nicht zu. Leider wird die nächste Parlamentssession so von politischen Gegenständen in Anspruch genommen werden, daß das jetzige Parlament sich nicht mehr damit wird befassen können, und

---

[1] Die seit einiger Zeit wieder auftauchenden Arbeitseinstellungen, namentlich in einigen Seestädten, wo die Schiffsbauer den alten Taglohn aufrecht erhalten wollen haben eine ganz andere Quelle. Dieser Taglohn ist durch die Aufhebung des Schifffahrtsmonopols unhaltbar geworden — er betrug z. B. in Newcastle upon Tyne früher gewöhnlich 4 Sch. des Tags, und ist jetzt allmählich auf zwei heruntergesunken; die Schiffsbauer können im Vergleich mit den holländischen und deutschen Arbeitspreisen keinen höhern Taglohn zahlen.

[2] Ein Hr. Kingsley predigte geradezu gegen die „Anhäufung des Capitals in wenigen Händen," gegen das „Hinauswerfen der Massen aus dem Besitz des Bodens, den ihre Vorväter besaßen," und redete dabei seine Gemeinde immer an, „meine arbeitenden Freunde."

vor 1853 keine Aussicht ist, daß die Sache vorgenommen werde; dieß ist sehr zu bedauern, weil man nur allzuviel Grund zur Vermuthung hat, daß viele dieser Gesellschaften auf falschen Grundlagen beruhen, und die Versprechungen, welche man den Einlegern gemacht hat, nicht werden halten können. Man wird wohl in England, wie in Frankreich und Belgien, auf Rückzugscassen hinauskommen, die unter der Oberaufsicht des Staats stehen, wenn gleich in England die Regierung zuverlässig einen geringern Antheil daran nehmen wird, als in den beiden genannten Ländern.

Zu diesen auf gegenseitige Unterstützung sowohl, wie auf Sicherung der Zukunft berechneten Anstalten, die fast gänzlich aus dem Arbeiterstande selbst hervorgingen, sind in neuerer Zeit, hauptsächlich in Nachahmung französischer Vorbilder, unter einzelnen Arbeiterclassen Verbindungen entstanden, wo sie auf gemeinsame Rechnung arbeiten, kaufen und verkaufen. Der Economist (Nr. vom 30 August) berichtet darüber in folgender Weise: „In England und Frankreich haben verständige und ehrgeizige Arbeiter, so wie philanthropische Planmacher, die Grundidee des Socialismus erfaßt, und Associationen gebildet, für welche sie die Aufmerksamkeit und den Beistand des Publicums in Anspruch nehmen, indem solche die Lösung des großen Problems des socialen Lebens enthielten, die Arbeiterclassen emporzuheben und der Staatsgesellschaft wieder zu einem gesunden Zustand zu verhelfen geeignet wären. Diese Associationen sind von zweierlei Art: Arbeitsassociationen (working ass.), worin eine Anzahl Arbeiter oder Handwerker mit etwas eignem oder entlehntem Capital als Gesellschaft und für sich selbst, statt für einen Meister, zusammen arbeitet; „Gesammtläden“ (cooperative stores), wobei eine Anzahl Menschen sich verbindet, einen eigenen Laden zu halten, in welchem sie Käufer und Verkäufer sind, statt von den gewöhnlichen Krämern zu kaufen. In England sind diese Gesellschaften noch in der Kindheit und sind größtentheils unter der Aufsicht und Obhut einer Anzahl Herren aus dem gebildeten Stande, welche sich christliche Socialisten nennen, entstanden, Leute deren Christenthum auch von denen, welche ihre Klugheit bezweifeln und ihre ökonomischen Ansichten verwerfen, mit Achtung angesehen werden wird. In Frankreich wurden diese Associationen fast alle von den Arbeitern selbst gebildet und unterhalten, und sind, so viel wir wissen, allgemein mit Eifer, Ausdauer, Redlichkeit, und mit einer gegenseitigen Nachsicht geleitet worden, welche einen Erfolg zuverlässig verdient, und gewiß auch sichert. In Paris allein sind solcher Gesellschaften 197, der Arbeitsassociationen sind es bis jetzt in London nur neun, zwei von Schneidern, zwei von Maurern, eine von Näherinnen, eine von Druckern, eine von Schuhmachern und eine von Bäckern.“

Wir wollen vor allem bemerken, daß sich auch hier ein religiöses Element einfindet, gerade wie dieß in Nordfrankreich der Fall ist, wo sich die Genossenschaften unter der Obhut eines Heiligen, aber auch nicht selten unter der Leitung von Geistlichen constituiren. Wir hegen gegen die „christlichen Socialisten“ Englands erhebliche Bedenken, denn sie sind augenscheinlich mit einer etwas enthusiastischen Philanthropie behaftet, welche sich mit einer so durchaus praktischen Sache schlecht verträgt; indeß liegt in diesem religiösen Element, das im nördlichen Frankreich etwas mehr Naturwahrheit hat als in London, immer eine bedeutende Hinweisung auch für die, welche des religiösen Elements entbehren zu können glauben. Solche Associationen können nicht wohl nach der bloßen arithmetischen Berechnung von Mein und Dein betrachtet werden, sie fordern ein großes moralisches Element, das am besten an dem Stabe der Religion sich hält, in Ausnahmsfällen aber auch ohne solches sich halten mag. Dieß moralische Element wird auch in der sehr vernünftigen Beurtheilung des Economist herausgehoben, wenn er sagt: „es erheben sich gegen diese Associationen praktische Schwierigkeiten, welche von vielen bis jetzt nur dunkel geahnt, von denen aber, welche den glänzenden Erfolg und rasche Verbreitung dieser Anstalten wünschen, nicht gehörig erwogen werden. Diese Schwierigkeiten werden sich vermehren mit der Anzahl der Genossen, mit der Länge der Zeit, die sie bestehen, mit den mehr oder minder schlimmen Zeiten, die sie zu befahren haben. Im Fortschritte der Zeit wird der einträchtige und glückliche Bestand von einem Grad von Redlichkeit, gegenseitiger Nachgiebigkeit, Selbstverläugnung, von einer bescheidenen Schätzung eigenen Verdiensts und einer Dosis Geduld bei Entbehrungen, kurz von einem solchen Grade geistiger und sittlicher Bildung abhängen, wie sie nicht bloß unter den Arbeitern, sondern unter allen Gesellschaftsclassen selten sind, und schwerlich unter zahlreichen Genossenschaften vorherrschen.“ Eine solche sittliche Erhebung steht am besten unter dem Schutze der Religion, und darum ist, wie schon bemerkt, das Eindringen des religiösen Elements in diese socialistischen Bestrebungen von einer großen gesellschaftlichen und politischen Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Urgeschichte der civilisirten Völker Amerika's.

Unter diesem Titel hat ein Abbé Ch. Brasseur, Mitglied der nationalen Gesellschaft der Geographie und *Geschichte von Mexico*, eine Anzahl Briefe in spanischer Sprache an den Herzog von Valmy gerichtet. Er hatte aus den Archiven und Bibliotheken Mexico's mannichfach geschöpft, und diese Briefe analysiren mehrere wichtige Urkunden, namentlich die nicht im Druck erschienenen Werke von Don Ramon de Ordoñez y Aguiar über die Mythologie und Geschichte der alten Mexicaner, über den Ursprung der Stadt Palenque, eine in mexicanischer Sprache in der Mitte des 16ten Jahrhunderts geschriebene Geschichte der Chichimeken u. s. w. Er sucht zu beweisen daß diese Völker nicht aus dem Norden kamen, was der bisherigen Ansicht geradezu widerspricht. Im letzten Briefe findet man eine Abhandlung über die Künste und Denkmale der alten Völker Nordamerika's. Er nimmt für alle die Ueberreste, die man von den Ufern des Rio Gila bis zum Südende des Nicaragua-Sees findet, vier Hauptepochen an. Die erste, die er Chane-quiche nennt, datirt von dem Beginn der Civilisation der Chichimeken oder Quichés, und soll sieben Jahrhunderte gedauert haben; die Denkmale dieser Urperiode finden sich in einigen verlassenen Städten des Landes der Lacandonen und in den Ruinen von Palenque, Mayapan und Izamal. In die zweite Periode, die er mit dem Namen Tulha-Olmeque bezeichnet, gehören die Tulha-Ruinen von Occocinghe, Papantla, Xicochimalco und Xochicalco. Die dritte, die er Chololtane nennt, soll aus dem 5ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen, und die Gründung der Stadt Chichen-Itza, des Tempels von Potonchan, der Pyramide von Chotollan und die Wiederherstellung von Mayapan in sich schließen. Zu derselben Periode sollen auch die Denkmale von Uxmal in Yucatan, die von Hyobaa und Zeetebaa, an denen sich buddhistische Spuren finden sollen, von Copan, Ometepec und den andern Inseln des Nicaragua-Sees gehören, so wie die der zweiten Stadt Tulha. Endlich im 12ten Jahrhundert beginnt die vierte oder Guatemaltecomexicanische Periode, welche den großen Verfall bezeichnet und mit der Eroberung Mexico's durch die Spanier endet. (Journ. des Savants.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 310. 27 December 1851.

Die Ayans von Antiochien.

Das Bild, was Neale in seinem mehrerwähnten Werk: Eight years in Syria, Palestine and Asia Minor, von dem Stand der Dinge in Antiochia entwirft, kann als ein Charakterbild betrachtet werden, das auf eine gute Anzahl Städte in Syrien paßt, und zeigt daß die türkische Regierung nicht so absolut ist als es scheint, und daß unter dieser Decke die ärgste Oligarchie ihre Herrschaft übt und das Volk auf das schändlichste auspreßt. Die Klagen, die man so oft in Europa von „Ausbeutung der Menschen durch den Menschen" vernimmt, schwinden dagegen in Nichts zusammen. Die Schilderung ist folgende.

„Man kann mit Zuversicht behaupten, daß der ganze Reichthum, den der fruchtbare Boden um Antiochia und die dazu gehörigen Dörfer liefert, unter seinen Ayans und Effendis getheilt ist. Der vornehmste unter denselben, Masud Effendi, soll über 100 Maulbeerpflanzungen besitzen, die an Seide allein ihm ein Einkommen von etwa 15,000 Pfd. St. liefern. Nach ihnen kommt Hadschi Halif Aga, der von einem Juden abstammt, und alle natürliche Schlauheit seinen Vorfahren besitzt, wodurch er seinen aus der gesellschaftlichen Stellung und seinen Verbindungen entspringenden Einfluß außerordentlich gemehrt hat. Der Gouverneur von Antiochia, so gewandt und so entschlossen zur Aufrechthaltung seines Ansehens und seiner Würde er auch seyn mag, gilt als ein bloßer Figurant, und wird auch von der Bevölkerung Antiochiens kaum mehr geachtet, denn abgesehen von der Gewißheit, daß er früher oder später für die Partei eines der einflußreichen Ayans durch Bestechung gewonnen wird, so ist auch der Medschlis (Rath) aus den verschiedenen Ayans zusammengesetzt, die in Uebereinstimmung handeln und den Gouverneur stets hindern, eine Maaßregel in Ausführung zu bringen, die ihren Privatinteressen nachtheilig wäre.

„Diese Ayans sind 13 an der Zahl, alle mehr oder minder reich und von großem Einfluß, denn man kann wohl sagen, daß der größte Theil der Bevölkerung direct oder indirect sein Brod in ihrem Dienst erwirbt, denn ihnen gehört das ganze Landgebiet von Dschesser il Haded auf der einen Seite bis zu den Dörfern Suedia, Bitias und Cassab auf der andern; alles dieß Land ist sehr gut angebaut, erzeugt Weizen, Gerste und anderes Korn, oder ist in Maulbeerpflanzungen für die Seidenzucht angelegt.

„Ich glaube, wenn man die Besitztitel vieler dieser Effendis untersuchte, so würde die Regierung des Sultans finden, daß sie bedeutend verkürzt wurde, und wenn man ihre stündlichen Geschäfte mit den Zollbeamten und andern Behörden einer genauern Sichtung unterwürfe, so würden bedeutende Unterschlagungen hinsichtlich der Accise zum Vorschein kommen. Die Bauern auf ihren Gütern arbeiten 12 Stunden des Tages, und am Ende des Jahres sind sie ihren ungerechten Grundherren nur immer tiefer verschuldet. Die bedeutenden Verbesserungen in der Verwaltung, die unter dem jetzigen Sultan eingeführt wurden, haben dem Volk noch wenig Früchte getragen. Das System der Erpressung, das die Ayans üben, beginnt in folgender Weise: ein armer Mann, der eine Frau und Kinder zu ernähren hat, sucht so gut er kann einige Unterhaltsmittel. Ein mitleidiger Ayan bietet ihm Dienste an, entweder als Ackersmann oder als Seidenzüchter. In beiden Fällen streckt er ihm, da er sich in großer Noth befindet, einige hundert Piaster zu 35 bis 45 Procent vor, welche nach der Ernte nicht in Geld, sondern in Natura, natürlich aber zu den allerniedrigsten Marktpreisen, gezahlt werden sollen. Die Bedingungen, nach welchen Grundherr und Bauer übereinkommen, sind $^2/_3$ für den Herrn und $^1/_3$ für den Arbeiter. Die Anzahl Seidenwürmer, die einem einzelnen Mann zur Besorgung anvertraut werden, ergibt in guten Jahreszeiten zwischen drei und vier Ratl; nehmen wir drei an, so hat also der Arbeiter einen Ratl, der höchstens 200 Piaster einbringt. Es ist also augenscheinlich, daß er das ursprüngliche Anlehen nicht zurückzahlen kann, höchstens bringt er die Interessen auf, und dieß verkürzt sein Einkommen so gewaltig, daß er zum Unterhalt seiner Familie abermals entlehnen muß. So wächst die Schuld, ebenso die Schwierigkeiten der Zahlung und nach wenigen Jahren ist der arme Mann, seine Frau, seine Söhne und Töchter factisch Sklaven des Ayan. Daß diese Gewalt mißbraucht, und gar oft auf eine schändliche Weise mißbraucht wird, läßt sich nicht bezweifeln, da die Ayans meistens sittenlose Menschen sind und von Natur jeden hassen, der sich zufällig zu einem andern Glauben bekennt. Dieß ist fast stets mit den Bauern der Fall, die meistens Christen sind.

„Es ist bemerkenswerth, daß das Geld, welches die Ayans den Bauern vorschießen, durch die Ayans von den europäischen oder einheimischen Kaufleuten fast zu einem ebenso unmäßigen Zins entliehen wird, als sie es wieder an die unglücklichen Bauern ausleihen, obgleich sie baares Geld genug vorräthig haben, aber sie sind so lächerlich geizig, daß sie ihren aufgestapelten Mammon nicht anzurühren wagen, und lieber den Schmuck und die Juwelen ihrer Frauen verpfänden, die sie ein oder zwei Monate nach der Ernte, wenn sie ihre regelmäßigen Einkünfte beziehen, wieder auslösen. Die Ayans sind gegen Leute, mit denen sie keine Geldgeschäfte abzumachen haben, sehr artig und anständig in ihrem Benehmen, und einige unter ihnen sind sehr verständige Männer."

Rückblicke.

Die unzufriedenen Classen. — Die Socialisten.

(Fortsetzung.)

Man mag von diesen socialistischen Versuchen halten was man will, man mag die Mehrzahl derselben ins Reich der chimärischen Plane werfen, wohin auch ein gutes Theil gehören möchte, immerhin liegt hier ein Keim, den man nicht mißachten darf, und der sich unter gehöriger Pflege und Aufsicht entwickeln kann. Wir sagen mit Bedacht „unter gehöriger Pflege und Aufsicht entwickeln kann", weil man bis jetzt nur zu sehr geneigt ist, alle diese Erscheinungen als staatsgefährlich zu betrachten und möglichst zu unterdrücken, ein Unterfangen, das eben so unnütz als schädlich ist. Wir dürfen in Deutschland ein wachsames Auge auf den Gang dieser Verhältnisse in England und Frankreich richten, eben weil diese Länder in der industriellen Entwicklung uns vorangeschritten sind. England war noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zuweilen ein kornausführendes Land, seine industrielle Entwicklung hatte damals noch keine so künstlichen Verhältnisse erzeugt; diese stammt erst aus der Zeit der großen Maschinenerzeugung in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und aus der Zeit des Kriegs, wo England allein den Welthandel leitete; Frankreichs industrielle Entwicklung, wenn gleich unter dem Kaiserreich begründet, stammt erst aus der Friedenszeit, ist somit noch nicht vierzig Jahre alt. Diese sämmtlichen Verhältnisse sind also neu und ungewöhnlich, eine große Anzahl Menschen wurde im Laufe weniger Jahrzehnte von andern Beschäftigungen, namentlich vom Landbau, der ihnen eine nicht mehr hinreichend lohnende Beschäftigung bot, losgerissen, und in eine Lage versetzt, wo sie zwar guten Lohn, aber mit keinerlei Aussicht auf Bestand erhielten. Dieß mußte vorerst leichtsinnige, genußsüchtige Menschen mit allen daran hängenden Fehlern erzeugen; je roher diese Classe war, desto mehr mußte sie zu Gewaltthaten geneigt seyn, und die ersten, mit dem großen Industriewesen zusammenhängenden Unruhen waren die der Ludditen oder Maschinenzertrümmerer. Der allgemeine Aufschwung der Industrie führte diese Erscheinung, von der sich in Böhmen noch vor wenigen Jahren einige Spuren zeigten, bald vorüber, aber von jener Zeit an begann man den Arbeitermassen größere Aufmerksamkeit zu widmen, und nun fing jene Reihe von Bemühungen der Arbeitgeber an, die Massen der Arbeiter durch Unterricht zu civilisiren. So wenig anfangs diese Bemühungen Folge zu haben schienen, so ward doch mehr und mehr der Geist der Arbeiter geweckt, und in den 20ger und 30ger Jahren trat in England jene Periode ein, die wir die Schriftstellerperiode der Arbeiter nennen möchten. So viel Mißverstandenes und Unklares in den Abhandlungen über die billige Theilung von Arbeits- und Capitalgewinn mit unterlief, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß diese Schriften, welche nur der Ausdruck, nicht die Ursache einer großen Gährung waren, ungeheures Aufsehen erregten, und namentlich den Arbeitermassen ein vielfach mißverstandenes Gefühl gaben, daß sie, als Classe betrachtet, den andern Classen, namentlich den Arbeitgebern, gegenüberstünden. Daher die großen Verschwörungen — wir wissen kein anderes Wort, obgleich die Verabredungen fast am hellen Tag getroffen wurden — wodurch man den höhern Classen gegenüber sich geltend zu machen suchte, ja einen Convent aller Arbeitsdelegirten in London zusammenrief. Alles lief — je mehr die Regierung eine bloß beobachtende Stellung einnahm — auf Nichts hinaus, fast ohne daß irgend eine Gewaltthat vorfiel.

Dieß war ungefähr der eigentlich kritische Verlauf in England; auch dort trat, nachdem die eigenen Versuche der Arbeiter, große politische Aenderungen in ihrem besondern Interesse durchzuführen, mißlungen waren, eine Periode ein, wo die Arbeiterclassen ihre Hoffnung auf das Parlament, d. h. auf die Staatsgewalt setzten. Diese Hoffnung ward getäuscht, denn die philanthropischen Absichten Lord Ashley's mit seiner Factory-Bill beruhten auf Täuschung. Sehnsüchtig sahen die Arbeitermassen der Entscheidung des Parlaments entgegen; dieß ließ sich — ein merkwürdiges Zeichen für die Theilnahme am Loos der arbeitenden Classen, wie von der Besorgniß, die sie einflößten — zu einer großen Thorheit verleiten und votirte die Zehnstunden-Bill, gerade so weise, wie die provisorische Regierung in Frankreich. Die Maaßregel fiel vollständig ins Wasser und die Arbeiter verlangten selbst deren Durchführung nicht. Der Staat kann verbieten, daß die Kinder nicht unmäßig durch eine solche Fabrikarbeit angestrengt und dadurch einem unvermeidlichen frühen Tode entgegengeführt werden; dazu hat er als Obervormund das Recht, und dieß Recht soll gegen die Eltern, welche ihre Kinder aus Gewinnsucht mißbrauchen wollen, gerade eben so gut geübt werden wie gegen die Fabrikherren, aber der Staat kann sich nicht in die Arbeitszeit der Erwachsenen mischen. Fürs erste war natürlich, daß der Fabrikherr für eine zehnstündige Arbeit nicht zahlte, was er für eine zwölfstündige gezahlt hatte; fürs zweite trat oft genug da und dort ein Nachlassen der Fabrikthätigkeit ein, und der Fabrikherr setzte die Arbeit auf 6 Stunden des Tages oder auf 3 Tage in der Woche fest, wodurch den Arbeitern die Hälfte ihres Lohnes entging, und sie später, wenn die Arbeiten wieder in Fülle vorhanden waren, durch vermehrte Anstrengung und längere Arbeit das Versäumte hereinzubringen suchten; hier nahmen also die Arbeiter die ihnen gebotene Wohlthat selbst nicht an. Fürs dritte ließ sich gar nicht angeben, welche Arbeiterclassen die angebliche Erleichterung treffen sollte; wenn nur die Fabriken, welche Menschen in großer Anzahl und zu einem einförmigen, rein mechanischen Geschäfte brauchten, mit welchem Rechte schloß man die andern Arbeiter aus? kurz man verwickelte sich fort und fort in unselige Widersprüche. In Folge dessen sank das Vertrauen auf die Staatsgewalt bald auch bei den englischen Arbeiterclassen, und sie sind allmählich zu der Einsicht gelangt, daß der Staat in das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter nur als Schiedsrichter und auch dieß nur in seltenen Fällen, eintreten kann; daß das Verhältniß zwischen beiden ein Privatvertrag ist, der, wenn er dem einen Theile nicht mehr zusagt, aufgelöst werden muß. Damit war praktisch durch die Erfahrung der oben angeführte Satz gewonnen, daß das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nichts mehr von der alten feudalen Abhängigkeit an sich trage, daß es nur noch ein Vertrag sey.

So wie dadurch das rechtliche Verhältniß zwischen beiden hergestellt war, und zwar ein Verhältniß, das nicht auf langem Proceßwege, sondern mit kurzer Hand abgemacht werden mußte, — daher der Rath der Proudhommes in Frankreich — so trat erst das menschliche, natürliche Verhältniß in seine Rechte ein: trotz aller rechtlichen Unabhängigkeit war der Arbeiter factisch vielfach von seinem Arbeitgeber abhängig, und mußte dessen Beifall durch Fleiß und Ordnung verdienen; ihm konnte ein Unfall zustoßen, der ihn auf einige Zeit arbeitsunfähig machte, was sollte er dann anfangen? daher entstanden die Hülfskassen, die, wenn der Arbeitsherr nicht dazu beisteuerte, nur schmale Aushülfe gewähren konnten. Auf der andern Seite mußte dem

Fabrikherrn an ordentlichen, gewandten und erfahrenen Arbeitern gelegen seyn, er hatte also ein Interesse sie zu unterstützen, um sie an seinen Dienst zu fesseln. So stellte sich ein Verhältniß gegenseitigen Entgegenkommens her, das mit dem oft geradezu feindseligen, wie es vor 20 und 30 Jahren existirt hatte, in einem seltsamen Contrast stand. Das Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern hatte also mannichfache Stadien durchlaufen, bis beide Theile zu dem Gefühl der gegenseitigen Nothwendigkeit kamen, aus welchem sich ein freundliches Verhältniß gegenseitiger Hülfeleistung gestaltete.

Zahlreich und mannichfach sind die Anstalten zur Erleichterung und Sicherung des Lebens der Arbeiter, welche aus diesem Verhältniß hervorgingen, das wichtigste aber war das Interesse, das jetzt der Fabrikherr mehr und mehr an der geistigen Ausbildung seiner Arbeiter bekam. Immer mehr wurde die rohe Handarbeit durch die Maschinen ersetzt, und in demselben Maaß wuchs die Nothwendigkeit der geistigen Ausbildung. Hier liegt die Erklärung des Satzes, den wir im Eingang ausgesprochen, „daß die untern Classen vom Baum der Erkenntniß gekostet haben, daß sie aus der unbedingten gläubigen Unterordnung herausgetreten sind, und daß die Unterordnung sich nur auf dem schwierigen Pfad der Erkenntniß wieder finden werde." Den Fabrikarbeiter kann man, wie es auch oft geschehen, den Arbeiter par excellence nennen, aus dem Grunde, weil sich die Arbeiter hier massenhaft zusammenfinden, und somit das Gefühl ihres Verhältnisses zu dem Arbeitgeber sich viel schärfer und richtiger entwickelt. Die Erkenntniß aber, zu der der Fabrikarbeiter gelangt ist, wird sich mehr und mehr auch auf die andern Arbeiterclassen ausdehnen. Es wird sich dadurch allmählich das Verhältniß derselben besser gestalten und zwar zum Vortheil der Herren, welche aus der Rohheit und Unwissenheit der untern Classen gar nicht den großen Vortheil gezogen haben, den viele erwarteten und zum Theil noch erwarten. Die Aufklärung des Arbeiters über seine Verhältnisse und seine Stellung wird, weit entfernt schädlich und gegen eine billige Unterordnung zu wirken, im Gegentheil ihr förderlich seyn, und man wird mehr und mehr zur Erkenntniß gelangen, daß man wie der Förderung des Unterrichts, weit entfernt den Gehorsam zu schwächen, ihn verstärkt. Die Menschen werden durch ihre Verhältnisse regiert, und haben auch bei beschränkterem Verstande einen sehr sicheren Instinct dafür: so wie das Gefühl der absoluten Abhängigkeit aufhört, hat auch der absolute Gehorsam ein Ende, oder ist nur noch erheuchelt; so wie dieß Verhältniß eingetreten ist, muß der Verstand seine Rechte behaupten, und dem Untergeordneten das relative Abhängigkeitsverhältniß klar machen. Nichts ist daher thörichter, als wenn man glaubt, ungebildete Menschen und ungebildete Nationen seyen leichter zu leiten, neigten sich mehr zum passiven Gehorsam; sobald die Entwicklung der nationalökonomischen Verhältnisse eine gewisse Stufe erreicht, und einen mehr oder minder unabhängigen Stand erzeugt hat, kann man nur noch mit der Freiheit und der Erkenntniß oder mit der rohen Gewalt, in diesem Falle aber mit Aufopferung der intellectuellen und materiellen Entwicklung der Völker regieren.

Die Arbeiterverhältnisse sind berufen, eine viel wichtigere Rolle zu spielen, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist, nicht, wie manche vermutheten und andere erstrebten, durch einen directen Einfluß auf politische Gestaltung, sondern in indirecter Weise. Die Gesellschaftsverfassung ist, wie Laing trotz mancher Irrthümer und Vorurtheile sehr scharfsinnig nachgewiesen hat, auf dem Continent, wenigstens in den wichtigsten Ländern, Deutschland, Frankreich, Italien eine ganz andere als in England und Amerika, die Arbeiterverhältnisse aber, welche hier wie dort auf einem durchaus freien Vertrag beruhen, sind wesentlich dieselben. Je mehr sich nun nicht bloß die große Industrie, sondern die Gewerbsthätigkeit überhaupt weiter ausbildet und durch Umfang und Reichthum eine größere Bedeutung erlangt, desto mehr müssen die Arbeiterverhältnisse auch auf die übrige Gesellschaft einwirken. Diese Verhältnisse der Arbeiter und Arbeitgeber unter einander beruhen wesentlich auf der Freiheit, man kann weder den einen zwingen, bei einem Dienstherrn zu bleiben, noch den Dienstherrn einen Arbeiter zu behalten, den er nicht will. Davon läßt sich nichts abdingen; je mehr nun die Zahl der Arbeiter anwächst, je mehr der corporative Geist, den man in neuerer Zeit mit dem Namen des socialistischen belegt hat, sich entfaltet, und gemeinsame Einrichtungen unter den Arbeitern hervorruft, desto mehr wird der Staat genöthigt, nach englischem Muster zu verfahren. Jede socialistische oder, richtiger gesagt, corporative Anstalt zum gemeinsamen Wohle der Arbeiter bedarf und verdient die Beihülfe des Staats, er kann rathend, aber nicht gebietend eintreten, noch weniger verbietend, weil er sich sonst mit den mehr oder minder klar erkannten Vortheilen der Arbeiterclassen in Feindschaft versetzt. Wollen diese Hülfskassen, Rentenkassen, Pensionskassen errichten, er kann und darf es nicht wehren, er kann höchstens die Statuten sich vorlegen lassen, und den Ausspruch von Sachverständigen hervorrufen, ob die Einrichtungen der Pensions-, Wittwen-, Hülfskassen u. s. w. ihrem Zweck entsprechend getroffen sind. Damit wird und kann er große Dienste leisten, so wie er aber befehlend auftritt, so kann er nur stören, denn Verkehrs- und Vertragsverhältnisse leiden keinen Zwang. Man hat in neuerer Zeit in Deutschland Verbindungen der Arbeiter zum gemeinsamen Ankauf von Bedürfnissen gehindert, und geheime politische Absichten dahinter gewittert, ohne zu erwägen, daß solche Anstalten in Frankreich und England vielfach bestehen, und die Staatsordnung nicht im mindesten stören, ohne zu erwägen, daß man durch solche Hemmnisse ganz nutzlos die Feindschaft einer zahlreichen Classe auf sich lade, und am Ende nur den Gegnern eine Armee liefern würde. Mit einem Wort, der Staat muß alle socialistischen Anstalten, so weit sie mit der Verkehrsfreiheit nicht in Conflict kommen, eher fördern als hindern, denn er sorgt dadurch für das Wohl und die Zufriedenheit der arbeitenden Classen, die sich ihrer neuerrungenen, rechtlich unabhängigen Stellung gemäß selbst helfen müssen, und durch Almosen, mit denen man aus Geistesfaulheit meist sehr schnell bei der Hand ist, gedemüthigt aber nicht wahrhaft und bleibend unterstützt werden. Den Geist der Selbstständigkeit bei den Arbeitern muß man achten, und sogar dafür sorgen, daß sie es selbst thun; ohne diesen Geist ehrenhafter Selbstständigkeit werden sie zu einer Bande von Bettlern oder Räubern, mit denen am Ende keine Polizei fertig würde.

Die Behauptung dieser Selbstständigkeit ist ohne Freiheit nicht möglich, und wir haben eben bei Frankreich gesehen, wie sehr gerade diese wirkliche Freiheit die Arbeiter von Politik abhält; auch bei den Engländern wird ausnehmend wenig politisirt, man geht seinem Geschäft nach, und will dabei von der Regierung allenfalls unterstützt, aber nicht geschulmeistert seyn. Diese Stellung der Arbeiter muß, wie oben schon bemerkt, auf die Behandlung der andern Classen der Staatsgesellschaft zurückwirken, vor allem an denjenigen Orten, welche eine starke industrielle und gewerbliche Bevölkerung in sich schließen. Leute, mit den Localverhältnissen vertraut und mit dem nöthigen Zu-

trauen ihrer Mitbürger ausgerüstet, können allein die schwierige Verwaltung leiten, und mag die Disciplin des Beamtenwesens noch so streng gezogen seyn, so kann sie gegen die Gewalt dieser verwickelten Zustände nicht aushalten, man muß die Localaristokratie zu Rathe ziehen, und es bildet sich factisch ein anderes Verwaltungssystem aus, als dasjenige, was das strenge Beamtenwesen vorschreibt; das Selfgovernment wird zur Nothwendigkeit, die Uebung desselben muß sich mit größerer oder geringerer Schnelligkeit auf die übrigen Theile des Staats ausdehnen, und allmählich das System ändern. Ein Staat, dessen Gewerbsthätigkeit und Industrie reichlich entfaltet ist, kann nicht auf lange Zeit nach dem Gesetze des stummen Gehorsams regiert werden, die Gewerbsthätigkeit wird zurückgehalten und vernichtet, oder sie muß die Frucht einer politischen Freiheit tragen, welche sich vor allem andren im Selfgovernement zu äußern suchen wird. Die Ausbildung und kluge Leitung eines centralisirten Beamtenthums kann dieß Streben verzögern, zum Theil verhüllen, aber nicht hindern.

Wir finden allenthalben, wo ein centralisirtes Beamtensystem vorherrscht, eine entschiedene Abneigung gegen Corporationen, und was noch aus alter Zeit von solchen besteht, wird als Schmuck- oder Formwerk aufrecht erhalten, aber sorgfältig darnach gestrebt, daß in die Form kein Geist und keine selbstständige Kraft sich einschleiche. Der Einzelne ist gegen eine centralisirte Regierung immer schwach. Corporationen aber können Widerstand leisten, und haben dieß bewiesen, deßwegen sucht man alles Vereinswesen niederzuhalten, als gemeinschädlich und revolutionär, während doch nur aus einem freien Vereinswesen eine selbständige Entfaltung der Kräfte hervorgehen kann. Indem das Beamtenthum den Staat repräsentirt, fühlt es sich durch Corporationen in der Ausübung seiner Vollgewalt gehemmt, und ist ihnen darum abgeneigt. Das Vereinswesen in den mittlern Ständen ist gebrochen und längst wesenlos geworden, es besteht nur noch bei den Handwerkern, wenn auch in mattem Nachklang der alten Zeit, und will sich bilden bei den Arbeiterclassen. Den erstern kann man es noch verbieten, den letztern kaum, weil es sich zu leicht der Oeffentlichkeit entzieht, und um so gewisser zu einer Geheimbündelei wird. Man sehe sich indeß wohl vor: die Mittelclassen können ein so geschlossenes Vereinswesen zur Noth entbehren, sie haben auch weniger corporative Interessen, aber die untern Classen fühlen das Bedürfniß aufs stärkste; bei den Mittelclassen werden nur einige erreichbare aber auch allenfalls mißbare Vortheile gehindert, bei den untern Classen aber sind diese Vortheile des Zusammenwirkens unerläßlich zur Erleichterung des Lebens und oft zum Leben selbst. Man greift durch solche Verbote also ganz willkürlich in täglich wiederkehrende und täglich sich fühlbar machende Interessen ein. Glaubt man, daß die riesenhaften Arbeitermassen in England ohne dieß Vereinsrecht in Ruhe zu erhalten wären? wollte man es dort verbieten, so hätte man gar keine Wahl, als die Industrie auf einem weitern Raume zu zerstreuen, ihr dadurch gerade einen ihrer wichtigsten Vortheile, den des Zusammenwirkens verschiedener aber verwandter Industrien, zu entziehen, und damit die Geschäftsthätigkeit zu lähmen. Es fällt jedoch in England keinem Menschen ein, vielmehr läßt man Lehren, die anderswo als staatsgefährlich criminaliter verfolgt würden, ruhig besprechen und ihren innern Widerspruch nachweisen. Mit Einem Wort, man sucht dort mit dem Verstand und der Einsicht der großen Massen über ihren eigenen Vortheil zu regieren, und ohne die herrschenden Bewegungen der Massen im geringsten gleichgültig anzusehen, sie ihren Weg ruhig gehen zu lassen, so lange sie nicht die Rechte anderer verletzen. Man ist von dem Irrthum, Gesetze gegen die Coalitionen in Ausübung bringen zu wollen, längst abgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Nachrichten über den Aufstand in China scheinen die Sache nicht so gefährlich darzustellen, als man von verschiedenen Seiten glaubt. Die Indian News vom 17 December enthalten darüber folgendes: „die Nachrichten von oder vielmehr über die Rebellion von Kwang-si sind fortwährend ausnehmend vag und scheinen in Canton unter Chinesen und Fremden nur wenig Interesse zu erregen. Ein gut unterrichteter dortiger Bewohner schreibt: „„die Stadt Canton im Ganzen scheint über diese in der nächsten Provinz herrschenden Unruhen so wenig aufgeregt als vor zwei Jahren, und man nimmt hier so wenig Notiz davon, als fiele die Sache in einem fremden Lande vor.““ In England und Indien, wo man ganz authentische Nachrichten über wahrhaft wichtige Ereignisse in China ganz außer Acht läßt oder, was noch schlimmer ist, falsch dargestellt, erregte der Aufstand in Kwang-si das meiste Interesse, und die erwarteten Folgen bieten Stoff zu allerhand politischen Untersuchungen. Tien-teh ist allerdings ein furchtbarer Rebelle, aber seine Manifeste sind, wie so viele andere, mit prahlerischen Herausforderungen und unbegränzten Versprechungen gespickt. Sü, der Generalgouverneur, bleibt zu Kantschau, und wenn es wahr ist, daß er nach Canton zurückkehren will, können die Lage und Aussichten der Rebellen nicht eben sehr furchtbar seyn. Beide Theile schreiben sich in neuerer Zeit Siege zu, aber die Verluste, die man auf beiden Seiten erlitten hat, sind höchst unbedeutend. Eine merkwürdige Geschichte erzählt man von Tien-teh, wie er sich jetzt nennt; er war früher Seeräuber, und zu Hongkong, dem Sammelpunkt derselben, wurde er mit Hrn. Gützlaff bekannt, bekehrte sich zum Christenthum und wurde getauft. In sehr weltlichen Geschäften begab er sich nach Kwang-si, und da er selbst ein verbannter Verbrecher war, so verband er sich mit unzufriedenem Volk, erhob die Fahne des Aufstandes, kündigte sich als den Apostel des neuen Glaubens an, und gab seinen Anhängern den Namen Schang-te-Hwui oder Gottesbund, unter welchem Namen sie an mehreren Orten bekannt sind. Das ist es was wir über den Rebellen vernommen haben, für die Wahrheit können wir nicht bürgen, halten es aber für wahrscheinlicher als neun Zehntheile von dem, was man außerhalb China's über die Rebellion von Kwang-si in Umlauf bringt.“

Etwas über Japan. Die indischen Journale machen auf einen Artikel des Nieuwe Rotterdam'sche Courant vom 23 August d. J. aufmerksam, wo sich dieß Blatt über Japan folgendermaßen äußert: „Japan ist seit der Bevölkerung Californiens von der größten Wichtigkeit für den Welthandel geworden. Es bildet gleichsam einen Schlagbaum auf der Straße aus Indien nach den Vereinigten Staaten. Dieser Schlagbaum ist nicht länger zu dulden, und wenn Unterhandlungen ihn nicht hinwegräumen, so werden es Kanonen thun. Umsonst haben England, Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten die Hartnäckigkeit des Kaisers zu besiegen gesucht, er ist durchaus fest geblieben. Gegenwärtig treibt Holland allein Handel dort, ein Monopol, das wenig Vortheil bringt, und viel Haß anderer Nationen auf uns geladen hat, weil diese glauben, wir zögen daraus unmäßige Vortheile. Wir können in unserem eigenen Interesse nicht klüger handeln, als daß wir den Kaiser von Japan bewegen, seine Häfen zu öffnen; wenn die Eröffnung dieser Häfen in Folge unserer Unterhandlungen eintritt, so werden wir unsern Einfluß in Japan bewahren, und den europäischen Nationen beweisen, daß es nicht Mangel an gutem Willen unsererseits war, welcher dieß Reich so lange dem Handel der Welt verschlossen hielt. Unsere Regierung hat bereits einen Versuch gemacht, der aber fehlschlug, indeß sollte er mit Nachdruck erneuert werden.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 311. 29 December 1851.

Ueber das Zodiacallicht.

Wir haben im vorigen Jahre von Prof. Olmsted eine Erklärung über das Nordlicht mitgetheilt (s. Nr. 243 v. vor. J.), welche vieles vor den bisherigen voraus hat, und entlehnen deßhalb aus dem neuesten Heft des American Journal of Science and Arts (Nov. 1851) eine Erklärung des Zodiakallichts, das bekanntlich den Astronomen und Physikern nicht minder schwere Aufgaben geboten hat. Wir müssen den Bericht, der 13 Seiten enthält, wesentlich abkürzen, und verweisen deßhalb diejenigen, welche ein näheres Interesse daran nehmen, auf das oben bezeichnete Original. Die Schilderung des Zodiakallichts ist folgende: „Vor der Mitte Septembers bis zu dem spätern Theil des Novembers wird der Beobachter seine Aufmerksamkeit auf den Morgenhimmel beschränken. Anderthalb Stunden vor Tagesanbruch, also bei uns, unter der Breite von Neuyork, etwa 4 Uhr, wird man ein schwaches, verschwommenes, kaum sichtbares Licht von pyramidaler Form bemerken, das sich vom Horizont aufwärts durch den Zodiacus bis zu den Zwillingen erstreckt, den Regulus und die Presepe bedeckt, und etwas südlich von Castor endigt. Nahe am Horizont ist das Licht gewöhnlich mit den hier herrschenden Dünsten gemischt, so daß es am untern Theile keine bestimmte Gränze bildet, aber von einer wenige Grade über dem Horizont stehenden Höhe an nimmt das Licht allmählich ab, bis es in Nichts verschwindet. Längs dem mittlern Theil der Pyramide ist die Hellung größer als an den Seiten. Aus der größern Länge und dem größern Umfang, wie sie sich unter Umständen, die der Beobachtung besonders günstig sind, zeigen, kann man schließen, daß wir in gewöhnlichen Fällen nicht das Ganze der Lichtmasse sehen, sondern daß sie sich in der That sowohl nach der Länge als der Breite über ihre sichtbaren Gränzen hinaus erstreckt. Wenn der Beobachter den Körper von der Mitte Septembers durch den Monat October hindurch bis zur Mitte des Novembers betrachtet, so wird er bemerken, daß der Scheitelpunkt oder das sichtbare Ende sich nach der Ordnung der Zeichen fortbewegt, und zwar ziemlich in demselben Verhältniß mit der Sonne, so daß der Lichtkörper am 25 October den Raum südlich von Denebola im Schweife des Löwen einnimmt, und etwas oberhalb Regulus endet. Von dieser Zeit bis zur Mitte Novembers erscheint er fast stationär, steigt vom Horizont bis zum Sternbild des Löwen auf, in welchem er sich verläuft, und nur die Spitze wechselt etwas, je nachdem der Himmel klarer oder bedeckter ist. Nach dem 13 Nov. verschwindet das Licht am Morgenhimmel allmählich, wird kleiner, dann bald stationär und weicht sodann in Bezug auf die Sonne zurück, indem es ostwärts nicht weiter als zu dem Stern γ in der Jungfrau geht, einem Punkt, den es am 26 Nov. erreicht, und wobei es nur eine Verlängerung von 60° zeigt, während diese 14 Tage vorher 90° betrug. Wie die Sonne in der Ekliptik fortschreitet, während das Licht fast stationär bleibt, so nimmt die Verlängerung sowohl als der Umfang und die Hellung auf dieser Seite fortwährend ab bis Anfangs Januar, worauf es bis zum August im Osten kaum sichtbar ist.

„Wir wenden uns jetzt zum westlichen Himmel. Hier tritt das Zodiacallicht, so daß es deutlich unterschieden werden kann, erst um den 21 Dec. auf, um welche Zeit es weit im Südwesten liegt, die Milchstraße, das Haupt des Widders durchschneidet, und seinen Scheitelpunkt nahe an der rechten Schulter des Wassermanns hat, mit einer Verlängerung von der Sonne aus von voll 90°. Von dieser Zeit an steigt es rasch aufwärts, bis es am 2 Dec. beinahe bis zum Algenib in der Aequinoctialcolure erreicht, und eine Verlängerung von mehr als 100° hat. An dem Christtag reicht der Scheitelpunkt fast bis zum α des Widders mit einer Verlängerung von fast 120°. Den Monat Januar hindurch wird er beinahe stationär, aber im Februar und März rückt er langsam vorwärts durch den Stier bis zu den Zwillingen. Das Licht zeigt sich in pyramidaler Form mit einer breiten, auf dem Horizont aufliegenden Basis. Seine nördliche Gränze streift an den glänzenden Stern Algenib im Pegasus, geht südlich von α des Widders 7 bis 8 Grade weit, und etwa 2 Grade südlich von den Pleiaden. Längs seiner Südgränze erkennen wir die Sterne im Mund und Nacken des Wallfisches und noch höher den Aldebaran, die Hyaden und die Hörner des Stiers. Die aufeinander folgenden Stellungen des Zodiacallichts von dem ersten Auftreten am westlichen Himmel vom 21 Nov. bis zur Frühjahrstag- und Nachtgleiche sind nicht immer ganz dieselben, doch weichen sie von den bezeichneten wenig ab. Die verschiedenen Verlängerungen von der Sonne aus, wie sie vom 22 Nov. bis 10 Mai beobachtet wurden, sind folgende:

Am 21 Nov. . . .	90°	Am 7 Febr. . . .	75°
Am 26 Nov. . . .	100°	Am 29 März . . .	60°
Am 2 Dec. . . .	110°	Am 6 April schwindet das Licht rasch.	
Am 18 Dec. . . .	120°		
Am 21 Dec. . . .	90°	Am 1 Mai . . .	60°
Am 28 Dec. . . .	75°	Am 10 Mai . . .	57°

„Aus dieser Tabelle geht hervor, daß das westliche Zodiacallicht beim ersten Auftreten am 21 Nov. sich etwa 90° ostwärts von der Sonne ausdehnt, und seine Verlängerung von dieser Zeit an rasch steigt, indem sie fünf Tage später 100°, nach weitern 6 Tagen 110°, und nach abermals 14 Tagen 120° beträgt,

die größte Verlängerung, die ich je beobachtete; da sie zu gleicher Zeit etwa 60° westwärts von der Sonne sich erstreckt, so beträgt ihre gesammte Längenausdehnung 180°. Die aufbewahrten Beobachtungen des Astronomen Cassini in den Jahren 1683 bis 1688 zeigen ziemlich dasselbe Ergebniß."

Wir können in die nähern Auseinandersetzungen nicht eingehen, und theilen über Länge, Richtung, Bewegungen und Stoff des Zodiacallichts nur nachstehendes mit: „Die äußersten Theile dieses Körpers erstrecken sich manchmal über die Erdbahn hinaus. Es ist einleuchtend, daß er bei einer Verlängerung von 90° eine Linie erreichen muß, die auf die Erdbahn an der Stelle des Beobachters trifft; so wie er über diese Linie hinausgeht, wie dieß manchmal der Fall ist, so muß das Zodiacallicht auch über die Erdbahn hinaus sich erstrecken. Die allgemeine Richtung des Zodiacallichts ist, wie der Name besagt, von der Sonne längs dem Thierkreis. Das Zodiacallicht bewegt sich manchmal vorwärts in der Ordnung der Zeichen des Thierkreises, manchmal bleibt es stationär zwischen den Sternen, und manchmal geht es rückwärts. Der Stoff, aus dem es besteht, zeigt manche Analogien mit dem der Kometen; man kann durch dasselbe, wie durch die Kometenschweife, die Sterne sehen." Prof. Olmsted glaubt sich zu folgenden Sätzen berechtigt: 1) das Zodiacallicht ist ein neblichter Körper (Nebelflecken?). 2) Es hat eine Umdrehung um die Sonne. 3) Es reicht über die Erdbahn hinaus, liegt über sie hin zur Zeit der Novembermeteore, und macht nur einen kleinen Winkel mit der Ekliptik. 4) Seine periodische Zeit ist commensurabel mit der der Erde, so daß er eine Anzahl Umläufe macht, während die Erde nur einen vollbringt, und daß am Ende ihres Umlaufs um die Sonne die Erde und das Zodiacallicht wieder zu derselben relativen Stellung im Raume zurückkehren. 5) Bei dem Fallen von Meteorsteinen im November sieht man die Meteorsteine aus den äußersten Theilen des Zodiacallichts oder vielmehr etwas jenseits seiner sichtbaren Theile kommen."

Die vier ersten Sätze sind schon aus den Beobachtungen Cassini's und aus andern, die Houzeau sammelte, zu entnehmen, der fünfte über den Zusammenhang des Zodiacallichts mit dem periodischen Meteorfall ist Olmsted eigenthümlich.

Rückblicke.

Die unzufriedenen Classen. — Die Socialisten.

(Fortsetzung.)

Je verwickelter sich die gewerblichen und socialen Zustände gestalten, desto mehr bedarf es der Freiheit, um jeden in seiner Weise und seinem Kreise an der Ordnung derselben Theil nehmen zu lassen. Dieß Freiheitsbedürfniß macht sich in gebildeten Nationen allenthalben geltend, weil man alle Kenntnisse und Erfahrungen zu dem wichtigen Werke heranziehen muß. In England besteht politische Freiheit, in Frankreich bestand sie seit fünfunddreißig Jahren, und der jetzige schwächliche Versuch sie zu vernichten, wird nicht lange dauern; Deutschland besitzt trotz alles Scheins vom Gegentheil einen guten Theil Freiheit, weil man sie ihm bei dem Stand seiner Bildung gar nicht entziehen kann, als durch die roheste Säbelherrschaft, die sich bald abnützen würde. Alle diese Länder haben ein Interesse, den Unterricht und die Erwerbung von Kenntnissen zu fördern, weil man mehr und mehr einsieht, daß diese am geeignetsten sind die Menschen über ihre Interessen zu belehren, in Rußland aber kann, wie die Sachen stehen, von einer politischen Freiheit nicht die Rede seyn. Dort scheinen aber im Verfolg der Industriebegünstigungen sich die Verhältnisse wahrhaft gefährlich zu gestalten: es stimmen so ziemlich alle Nachrichten darin überein, daß die Verwendung der Leibeigenen durch die Leibherren selbst, so wie die Entlassung der Leibeigenen auf Obrok, so weit letztere in die Fabriken gehen, eine so bedeutende Masse Volks dem Landbau entfremdet hat, daß dieser an mehrern Orten wesentlich dadurch Schaden litt. Es hat sich eine Menschenmasse gebildet, welche dem Boden entfremdet und der Arbeit nicht sicher ist, weil ein großer Theil der Industrie auf zu unsichern Grundlagen ruht; die Bevölkerung sammelt sich in Städten wie Moskau, Kiew, Tula u. s. w., oder fällt ihren Gemeinden zur Last; es hat sich ein städtisches und ein ländliches Proletariat ausgebildet, welches der Bildung, wie jeder andern als einer ganz mechanischen Ordnung fremd scheint. Solche Classen können allerdings auch wieder nach und nach absterben, aber nur wenn der Nachwuchs dauernd an irgend eine Beschäftigung gefesselt wird. Bei dem herrschenden Beamtendespotismus, der weder eine Gemeinde aufkommen läßt, noch kräftige Corporationen duldet, werden diese Classen in der That gefährlich und in ihnen mehr als in den ansässigen Bauern hat man wohl die Ursachen der zahlreichen partiellen Aufstände zu suchen. Es ist unnöthig hier darauf einzugehen, inwieweit das Fabrikwesen in Rußland ein verfehltes sey: statt der complicirten Fabrikate, die man besser und weit wohlfeiler aus dem Auslande bezöge, sollte man die erste Behandlung der zahlreichen russischen Rohproducte befördern; es würde dieß mehr Hände und in nutzbringenderer Weise beschäftigen. Darum aber handelt es sich hier nicht, sondern einfach um die Frage, wie man sich der Massen von Arbeitern, die man in die Hauptstädte gezogen hat, wieder entledigen kann. Die Schwierigkeit dieß zu thun, ist fast eingestandenermaßen ein Hauptgrund, weßhalb man bei dem eingeschlagenen Wege trotz besserer Erkenntniß verharrt.

Rußland ist in gesellschaftlicher Beziehung vielleicht tiefer zerrüttet als irgend ein Land Europa's; es gibt allerdings einen Adel, einen Bürgerstand und einen Bauernstand, allein damit werden, etwa den Adel ausgenommen, in Rußland ganz andere Begriffe verbunden, als im Westen Europa's. Der Adel hat durch den Tschin und durch den Auskauf adeliger Güter, den die Krone betreibt, eine überwiegende Anzahl durchaus besitzloser Glieder, die aber dennoch alle Adelsvorrechte genießen. Dieses adeligen Proletariats und seiner Folgen haben wir schon oben gedacht; die Folgen sind aber um so schlimmer, als dieß adelige Proletariat, an welchem wir in Deutschland bekanntlich auch keinen Mangel haben, durch keinen zahlreichen, vermöglichen und hochgebildeten Bürgerstand im Zaum gehalten wird. Bei uns ist dieß adelige Proletariat vergleichsweise ein geringes Uebel, und fällt mehr sich selbst, als den übrigen Ständen oder dem Staate zur Last, allein in Rußland schließt dasselbe zugleich die gebildete und bevorrechtete Classe in sich, und kann sich nicht mit dem Bürgerthum verbinden, wenn es nicht seine ganze gesellschaftliche Stellung und seine persönlichen, nicht unbedeutenden Vorrechte aufgeben will. Der Bürgerstand selbst steht nicht nur rechtlich, sondern auch geistig zu tief. Es ist ein von competenter Autorität gesprochener Satz, daß „dieser russische Bürgerstand, zwischen Bojarenschaft und Leibeigenschaft liegend, weder selbst zu gesunder Entwickung kommen, noch aber zur Emporhebung der niedern Volksclassen beizutragen vermag, vielmehr stets von oben und unten Fäulnißstoffe in sich aufnehmen und selbst vor der Reife faulen wird." Auch der Russe Turgeneff gibt gerade die-

sem Bürgerstande das schlechteste Zeugniß, indem er ihn die charakterloseste, jedes moralischen und intellectuellen Aufschwungs unfähigste Classe nennt. In der Masse der Bauern ist zwar ein starker gesunder Kern, aber sie ist arglistig mit dem Adel entzweit, indem die Freilassung und der Erwerb von Grundeigenthum, vor wenigen Jahren noch ein Vorrecht des Adels, in die Willkür der Leibherren gestellt sind, von Seite der Staatsregierung aber keine gesetzliche Hindernisse mehr erfahren. So ist zwischen dem Adel und den Bauern ein neuer Keim des Unfriedens ausgestreut, der um so schlimmer wuchern wird, je rascher eine Anzahl leibeigener Gemeinden sich in Gemäßheit eines Ukoses vom 20 Nov. 1847 von verschuldeten Leibherren freigekauft hat.

So steht die Regierung einem keineswegs sehr freundlich gesinnten Grundadel gegenüber, der durch einen Ausspruch der Krone für größere Bauernfreiheit um einen großen Theil seines Besitzthums zu kommen fürchtet, einem gänzlich besitzlosen Adel, den sie nicht völlig im Staats- und Kriegsdienst versorgen kann, einem charakterlosen, servilen Bürgerthum, und einem leibeigenen Bauernstand, der sich häufig genug gegen den Adel empört, gegen den man ihn fast methodlich aufgereizt hat. Diese wirre, ungestaltete Masse hält allerdings jetzt der Despotismus zusammen, aber mit solcher Mühe und Anstrengung, daß der Verfasser von „Rußland und die Gegenwart", welcher Rußland aus eigener mehrjähriger Anschauung kennt, geradezu mit dem Tode des jetzigen Herrschers ein Zusammenbrechen des jetzigen Gesellschafts- und Staatsbaues für wahrscheinlich hält. Haben wir im westlichen Europa ähnliches zu fürchten? Man möchte es uns vielfach glauben machen, aber viele von denen, welche diese Ansicht eifrigst verbreiten, theilen sie gewiß selbst nicht. Wir besitzen gegen zahllose Uebel das Correctiv der Presse, die, wenn sie auch die Uebel selbst nicht hebt, doch die Gemüther vorbereitet auf nothwendige, unvermeidliche Aenderungen. Ist ein solches Correctiv in Rußland möglich? Das wird kaum irgend jemand behaupten wollen. Ein außergewöhnlicher Charakter hält jetzt in Rußland noch die Dinge zusammen, ein wahrhaft großer Mann könnte vielleicht die drohende Krise vorüber führen, aber unter der Leitung gewöhnlicher Menschen muß sie naturgemäß in nicht ferner Zukunft zum Ausbruch kommen. Vor sechzig Jahren erklärte sich die Kaiserin Katharina für die Aufrechthaltung der europäischen Throne gegen die französische Revolution; dieß war mehr Maske als Wahrheit, denn man wünschte den Westen in Krieg verwickelt, um desto sicherer im Osten fortschreiten zu können, wie denn auch im Laufe dieser Kriege die wichtigsten, seitdem nur unbedeutend erweiterten Eroberungen auf der asiatischen, wie auf der europäischen Seite des schwarzen Meeres gemacht wurden. Seit dieser Zeit haben sich aber in Rußland die Bildungselemente aus der Berührung mit dem Westen entwickelt, und aus dem anfänglichen scheinbaren Kampf gegen die Revolution ist ein sehr wirklicher geworden. Die chinesische Sperre gegen außen ist seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers, und noch mehr seit dem Jahre 1848, fortdauernd geschärft worden, nicht aus Wahl und Liebhaberei, sondern aus Nothwendigkeit, weil die Elemente der Zerrüttung im eigenen Lande immer stärker wurden. Die Berichte aus dem Innern Rußlands sind stufenweise magerer und inhaltsleerer geworden, und nur hie und da zerreißt eine Nachricht wie ein Blitz den verhüllenden Wolkenschleier.

Von der Meinung, die man über den innern Zustand Rußlands, über die Haltbarkeit des jetzigen Systems hegt, hängt am Ende die Wahrscheinlichkeitsberechnung über den Verlauf der jetzigen Zustände Europa's ab. Die Frage ist also gar nicht gleichgültig, aber schwer zu beantworten. Man kann wohl mit ziemlicher Zuversicht voraussagen, daß der jetzige Zustand unhaltbar ist, aber man kann ohne eine sehr specielle, vielleicht den wenigsten Russen zugängliche Kenntniß von den innern Verhältnissen nicht behaupten, ob derselbe nothwendig mit einer auch auf die äußern Machtverhältnisse des Staats zurückwirkenden Katastrophe sich ändern muß. Man kann von keinem westeuropäischen Staate sagen, daß die sociale Auflösung eine solche Rückwirkung auf die äußere Macht haben werde, wie dieß in Rußland selbst möglich, vielleicht wahrscheinlich ist. Der Grund liegt bei unseren westlichen Staaten in der Erstarkung des Bürgerstandes. Seine Thätigkeit und sein Wohlstand halten den Landbesitzer und dienen als Trägheitskraft gegen die Schwankungen in den Kreisen der höhern Gesellschaft. Obgleich Vertreter des beweglichen Reichthums, liegt doch in ihm hauptsächlich das Princip der Stätigkeit für die Staaten; Polen und Ungarn, zwei Adelsnationen, stehen als warnendes Beispiel da, daß Völker ohne starken Bürgerstand jetzt nicht mehr bestehen können, was aber der Bürgerstand in Rußland besagen will, haben wir oben gesehen. Zu ihm sollte der Leibeigene aufsteigen, hier größeres Recht, größere Freiheit und höhere Bildung finden; von allem dem bietet der russische Bürgerstand sehr wenig dar, und deßhalb fehlt das ausgleichende Element im Staate.

Ohne einen mächtigen Bürgerstand müssen unsere modernen Staaten nothwendig zwischen oligarchischer Freiheit und Despotie schwanken, denn der Adel wird stets seine Herrschaft über die Bauern geltend zu machen suchen und, gelingt ihm dieß, allein im Staate herrschen, wie dieß in Polen der Fall war, oder wenn es ihm nicht gelingt, wird der König die Zerwürfnisse zwischen Bauern und Adel benützen, um beide zu beherrschen. Daß in Ungarn der mittlere Adel den Bauernstand unterstützte, war schon eine Folge dieser Sachlage, denn man wollte der Regierung nicht die Macht lassen, welche ihr eine feindselige Stellung zwischen Adel und Bauern nothwendig geben mußte. Dieß zeigt sich noch bis auf diese Stunde in Galizien, wo der Adel, mit den Bauern über die Entschädigung für die Dienstunterthänigkeit im Streit, noch immer durch die Regierung, welche allein den Schiedsausspruch thun kann, im Schach gehalten wird, indem man den Adel scheut und das Damoklesschwert über ihm aufgehängt lassen will. So lange das Volk im wesentlichen aus König, Adel und Bauern besteht, so lange nicht der Bürgerstand zu einer Macht im Staate herangewachsen ist, lassen sich nur zwei Dinge denken, Adelsherrschaft mit königlicher Unmacht und Unterdrückung der Bauern, oder unumschränkte Königsherrschaft mit Niederhaltung des Adels und Aufreizung beider Stände gegen einander, nach dem alten Grundsatz: divide et impera. Kommt nun noch, wie in Ungarn und Polen, hinzu, daß, was an Bürgerstand vorhanden ist, keinen rechten nationalen Verband mit dem Adel hat, so ist dessen Unterwerfung eine nothwendige Sache. Der Adel kann sich dagegen in Insurrectionen sträuben, aber der Erfolg wird niemals von Dauer seyn. Aehnlich ist es mit Rußland. Hier ist zwar die Adelsunterordnung historisch, und wenn dennoch das feindselige Verhältniß zwischen Adel und Volk sich einstellte, so war es nicht die Folge eines Kampfes um die Macht im Staate, sondern um Interessen, aber diese Interessen halten den grundbesitzenden Adel nur um so enger zusammen. Zudem tritt jetzt in dem Proletarieradel dem durch alle Verhältnisse gebotenen Despotismus des Kaisers ein Bildungselement entgegen, das sich zwar vergebens abmühen wird, weil ihm aller Halt

im Volke fehlt, das aber nichts desto weniger einen Gährungsstoff enthält, der unter Umständen sehr gefährlich werden kann.

In der westeuropäischen Entwicklung ist es ein sehr bezeichnender Umstand, daß die erste geistige Opposition gegen die Rohheit der weltlichen Macht von der Geistlichkeit ausging, also einen gewissen geheiligten Charakter an sich trug, während dieß Element in Rußland fast gänzlich fehlt. In Rußland war die Geistlichkeit, sobald sie wirklich in diesem Sinne auftrat, wie unter Nikon, alsbald allmächtig, weßhalb man sich beeilte, die Patriarchenwürde mit der weltlichen Macht zu vereinen. Seit dieser Zeit ist die Kirche nur die Magd der weltlichen Macht, hat aber alles Ansehen im Volke verloren. Belinsky mag in seinem bekannten, von uns schon oben erwähnten Schreiben an Gogol übertreiben, indeß hat dieser Brief eine zu große Verbreitung in Rußland gefunden, als daß er nicht viel Wahres enthalten sollte; wie äußert er sich aber über die Geistlichkeit? „Ihnen (Gogol) kann nicht unbekannt seyn, wie sehr die russische Geistlichkeit von der russischen Gesellschaft, von dem russischen Volke verachtet ist. Wen betreffen die meisten obscönen Lieder des russischen Volks? den Popen, seine Frau, seine Tochter, seine Dienstboten. An wen richten sich die gröbsten Schimpfreden, die schmutzigsten Beiworte? an den Popen.... Selbst das religiöse Gefühl hat nicht die Geistlichkeit durchdrungen, und man kann, um diese Behauptung zu widerstreiten, nicht einige Ausnahmen anführen, die sich durch ihre beschauliche, ruhige, ascetische Frömmigkeit auszeichnen. Die Mehrheit unserer Geistlichkeit hat sich nie durch etwas anderes ausgezeichnet, als durch Dickleibigkeit, scholastische Pedanterie und krasse Unwissenheit. Es wäre völlig ungerecht, sie der Intoleranz und des Fanatismus anzuklagen, denn sie war immer und ist noch ein Muster von religiöser Gleichgültigkeit. Das religiöse Gefühl tritt nur in den dissentirenden Sekten auf, welche durch ihren Geist sich wesentlich von der Masse des russischen Volkes unterscheiden, vor dem sie jedoch durch ihre numerische Schwäche verschwinden."

Es ist gewiß ein in moralischer und socialer Beziehung sehr fataler Umstand für Rußland, daß man solche Gemälde, wenn auch nur mit einem Schein von Wahrheit, entwerfen kann. Für ein Volk auf der Bildungsstufe des russischen, und welches noch dazu mit einer so raschen Fassungsgabe für Aeußerlichkeiten ausgerüstet ist, muß die moralische Würde durch die religiöse Weihe gegeben werden, bei solchen herrschenden Meinungen von der Geistlichkeit kann aber ihr Einfluß nur beschränkt seyn, und die natürliche Folge ist, daß es dem Volke an einem moralischen Zaum fehlt, so wie an dem Glauben an eine höhere Bildung, der sich bei einem rohen Volke vorerst nur unter dem Gewand des Geistlichen geltend macht. Rußland hat auch hierin seinen Bildungsgang übereilt; der Unglaube ist ihm früher gekommen, als es an der Zeit war, und ist namentlich dadurch hervorgerufen worden, daß die weltliche Gewalt einer Umgestaltung und Fortbildung der Geistlichen sich widersetzte. Dieß Beharren hat den in jedem Volke unausrottbaren religiösen Sinn gegen sich hervorgerufen, dem die Secten jetzt zu genügen streben; je mehr aber die Staatsreligion nur Mittel zum Zweck in den Händen der weltlichen Macht geworden ist, desto mehr müssen auch die dissentirenden Secten sich auf das politische Gebiet verirren, und diese Secten haben sämmtlich den gemeinsamen Standpunkt, daß sie die Verbindung der weltlichen und geistlichen Macht im Zaren verwerfen, während „sie in ihren praktischen Bestrebungen vorzugsweise das Moment der socialen Opposition gegen die Ständescheidung, die Leibeigenschaft und die politische Ausnahmsstellung des Adels ausarbeiten." Die Nichtanerkennung des Zaren als Kirchenoberhaupt ist das Schiboleth für die russischen Zustände; so wie dieses Nichtanerkennungsprincip durchdränge, wäre der jetzige Staat, der sich im Heere und den Beamten concentrirt, so gut wie aufgelöst, denn ihm würde der letzte Rest von moralischer Grundlage entrissen; daher die scharfe Verfolgung gegen einzelne weiter gehende Secten, wie die Duchoborzen (Geisteskämpfer), deren Abweichung vom allgemeinen Glauben als Aufstand gegen Kirche und Staat selbst in officiellen Actenstücken bezeichnet wird. Aber die gleichen Verfolgungen waren gegen die weit zahlreichern und in einzelnen Reichstheilen fast überwiegenden Starowierzen (Altgläubige) nicht anwendbar, und diese üben, wie Harthausen sagt, „auf Rußland und sein Gouvernement einen geheimnißvollen und tiefen moralischen Einfluß, so daß man bei jeder Frage der Gesetzgebung, der kirchlichen Verhältnisse, der innern Politik, bei allen vorgeschlagenen Verbesserungen und Veränderungen sich im Geheim zunächst fragt: was werden die Starowierzen dazu sagen?" Dieß ist eine sehr auffallende Anerkennung, wie bedeutend der Einfluß derselben ist, und wie sehr diese mehr socialen als religiösen Bestrebungen auf das künftige Schicksal des Reichs einwirken werden.

Rußland kann keine öffentliche Besprechung seiner innern Zustände zulassen, die Unwissenheit des Volks, die zahlreichen, von keiner öffentlichen Meinung gemilderten Uebel eines durchgeführten Beamtenstaats und die feindliche Stellung der Stände unter einander machen eine so gut wie unumschränkte, namentlich von keiner Presse bekrittelte Regierungsgewalt zur Nothwendigkeit. Alle innern socialen Bewegungen, die darum nicht ausbleiben, gehen also unter dem Schleier des Geheimnisses vor sich, und werden erst durch nicht mehr abzuläugnende Thatsachen, d. h. durch eine ausgebrochene Krise, ans Licht treten. Dann aber ist Verwirrung unvermeidlich, und wie Rußland bei seinen hochgespannten auswärtigen Verhältnissen diese überstehen wird, ist eine Frage vom bedeutendsten Interesse für ganz Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Russische Literatur. Der Petersburger Buchhändler Smirdin hat schon vor vielen Jahren den Plan gefaßt, eine Sammlung aller bedeutendern Schriftsteller der neuen russischen Literatur unter dem Titel: Vollständige Sammlung der Werke russischer Autoren, herauszugeben. Diese Sammlung ist bereits zu mehr als 30 Bänden angewachsen. Jetzt melden die russischen Zeitungen, daß Smirdin zur Herausgabe der Geschichte des russischen Reichs von Karamsin geschritten ist, die mit allen Beilagen in 10 Bänden erscheinen soll. Der erste Band ist bereits erschienen. Es ist dieß die sechste Ausgabe, welche Karamsins Werk bis jetzt erfahren hat; man rechnet, daß 24,000 Abdrücke davon in den Händen der russischen Welt und in den Bibliotheken sich finden. (Desna. 24 December.)

•

Neue Verbrechercolonien Englands. Wir haben kürzlich erwähnt, daß Neucaledonien (s. Nr. 303) als Verbrechercolonie eingerichtet werden soll; darauf scheint sich indeß der Plan nicht zu beschränken; auch die Fidschis sollen dazu bestimmt seyn, und beide zugleich als Kohlenstationen dienen für die Dampfschifffahrt in der Südsee. (Shipp. Gaz. 24 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 312. 30 December 1851.

Noch etwas über die Moplahs.

Wir haben in Nr. 100 einiges über diesen Stamm, der sich in neuerer Zeit wiederum bemerklich machte, mitgetheilt, finden aber jetzt im United Service Magazine (Dec.) noch einige weitere, der Mittheilung wohl werthe Angaben. Der Artikel ist auch in anderer Beziehung interessant, und lautet folgendermaßen.

„Unter den vielen Secten, Kasten, Religionen und Racen, in welche die Bevölkerung Indiens seit undenklichen Zeiten zerfiel, findet sich die größte Mannichfaltigkeit unzweifelhaft in demjenigen Theil der Halbinsel, der unter dem Namen der malabarischen Küste bekannt ist. Als im Lauf der portugiesischen Entdeckungen Vasco de Gama im J. 1498 zu Calicut landete, war er sehr erstaunt, hier Stämme von Christen, Juden und Mohammedanern zu finden, welche früher der westlichen Welt gänzlich unbekannt waren, und sich augenscheinlich seit Jahrhunderten längs der Küste von Malabar unter den Heiden des fernen Ostens niedergelassen hatten. Ueber die Herkunft und Zeit der Einwanderung dieser Christen und Juden hat man zahlreiche Meinungen aufgestellt, und namentlich die malabarischen Christen gehörten, wie die Nestorianer, die man in neuerer Zeit in den westlichen Gränzgebirgen Persiens fand, einer primitiven Kirche an. Sie betrachteten die Bilderverehrung als götzendienerisch, läugneten die Obergewalt des Papstes und glaubten nicht an die Existenz des Fegefeuers und an die Lehre von der Transsubstantiation, kurz ihre Religionslehren galten bei den portugiesischen Priestern als ketzerisch, und die Folge war, daß sie von diesem damals so bigotten und fanatischen Volke verfolgt wurden; die syrischen Christen an der malabarischen Küste wurden eine Zeitlang genöthigt sich, äußerlich wenigstens, den Gebräuchen und Formen der katholischen Kirche zu fügen.

„Außer Juden und Christen fanden die Portugiesen hier auch einen Stamm, der sich zum Islam bekennt, sich aber, als von reiner arabischer Abkunft, weit höher achtete als die Mohammedaner tatarischen Ursprungs, welche in jener Zeit einen bedeutenden Theil Hindostans überzogen und erobert hatten. Dieser moslemitische Stamm nannte sich Moplahs; wer sind diese fanatischen Menschen, die kürzlich eine ganze Abtheilung indischer Truppen in die Flucht schlugen, und nur von einer überwältigenden Anzahl Sipahis und englischer Truppen niedergemacht, aber nicht unterworfen werden konnten? Darauf werden wir so kurz und bündig wie möglich antworten. Es scheint, daß schon in sehr alter Zeit, vielleicht vor Alexander dem Großen, ein fortdauernder Verkehr zwischen Arabien und der Küste Indiens, westlich von den Ghats, bestand, ein Verkehr, der es erklärt, weßhalb später der Islam in diesem Theile der Welt so leicht und so rasch eingeführt wurde. Der Hauptsitz dieser arabischen Handelsleute und Abenteurer scheint zu Paniony gewesen zu seyn, einem Seehafen südlich von Calicut, aber innerhalb des Gebiets erblicher Hindufürsten, deren Hauptstadt letzterer Ort, und die in Indien unter dem Namen „Tamuel Radschahs" bekannt waren, woraus die Europäer Zamorin gemacht haben. Im Laufe der Zeit bekehrten sich eine Menge eingeborner Hindus zum Islam, nahmen aber in ihren neuen Glauben viele Sitten ihrer Väter von den besondern Kasten, zu denen sie gehörten, mit hinüber. Obwohl nun der Tangul oder Hohepriester der Moplahs seiner Abkunft von Ali und Fatimah sich rühmt, und in jeder Beziehung als Araber gilt, so ist er doch in so weit dem Herkommen der eingebornen „Nairen" unterworfen, als nur die eigenthümliche Erbfolge durch die weibliche Linie üblich ist: sein Schwestersohn folgt ihm nach seinem Tode im Priesteramt nach dem alten Herkommen von Malabar.

„Die Moplahbevölkerung bestand hauptsächlich aus Kaufleuten und Landbauern, und vor der Zeit Heider Ali's, der diesen Theil der Küste sich unterwarf, standen sie vollkommen unter Hindufürsten, in deren Land sie wohnten, und zeichneten sich durch Ruhe, Ordnungssinn und Betriebsamkeit aus. Aber Heider Ali und nach ihm Tippu Sahib benützten den Umstand, daß die Moplahs sich zum Christenthum bekehrten, und machten sie zu Werkzeugen ihrer ehrgeizigen Plane; als die Engländer diesen Theil Indiens der Herrschaft Tippu Sahibs entrissen, fanden sie an den Moplahs eine grausame, blutdürstige Race, deren Zahl in der unruhigen Zeit bedeutend gewachsen war, da sie eine Menge Hindus mit Gewalt beschnitten und zum Islam bekehrt hatten."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Das constitutionelle System.

Im Gegensatz gegen diese im Finstern durcheinander gährenden Elemente betrachten wir jetzt das System, was man im Westen Europa's als Panacee demselben gegenübersetzen will, und großentheils auch schon gegenübergesetzt hat, dieß System, das aus germanischen Elementen entsprossen, in England nach und nach zu seiner modernen Gestaltung gelangt ist, indem es die neuen Kräfte der Gesellschaft, wie sie allmählich sich entwickelten, nach und nach in sich aufnahm. Diese allmähliche Gestaltung ist vielfach gepriesen worden, und wir sind keineswegs geneigt, diesen Vortheil gering anzuschlagen. Wäre in Deutsch-

land das alte Reich erhalten worden, wir würden eine ähnliche Fortbildung der Elemente gesehen haben; wäre Frankreich nicht durch die Schwächung des deutschen Reichs zu einer maaßlosen äußern Politik fortgerissen worden, einer Politik, welche die Concentration aller Kräfte in Einem Mittelpunkt erforderte, und eben darum einen ständischen Widerspruch nicht ertragen konnte, so wäre Aehnliches auch in Frankreich geschehen. Seit jener Zeit hat sich die Entwicklung des Continents von der Englands geschieden; in England schritt die ständische Verfassung fort, und man beachtete, weil die alte Form fortbestand, die Veränderung des Wesens weniger, die durch das allmähliche Eindringen der modernen Elemente darin hervorgebracht wurde. Die Uebertragung englischer Verfassungsformen auf den Continent war allerdings eine Nachahmung, selbst eine sklavische, und weil sie sich vielfach unfruchtbar bewies, so haben die einen das ganze System verworfen, die andern auf die mannichfachste Weise daran gedoctort und gepfuscht. Nach den Stürmen der Revolution und der strengen Herrschaft des Kaiserreichs trat das Repräsentativsystem zuerst in Frankreich mit einer innern Berechtigung auf: der rückkehrende Ludwig XVIII erkannte, daß er nicht alles, was seit 1790 geschehen, ungeschehen machen, nicht die aus einem 25jährigen Bestand hervorgegangenen Rechte vernichten könne. Die Nothwendigkeit der Versöhnung war da, und weil er einerseits der nichts weniger als sehr günstig gestimmten Nation, andererseits den Entschädigung fordernden Emigranten gegenüber nicht die Wage zu halten sich getraute, so gab er eine Repräsentativverfassung, welche diese Wage halten sollte. Seit der Befestigung dieses Systems in Frankreich breitete sich dasselbe mehr und mehr auf dem Continent aus, und seine Einführung ist das Schiboleth der liberalen und reactionären Partei geworden.

Man kann nicht anders sagen, als daß dieß System dem innern Frieden Frankreichs große Dienste geleistet hat; mit etwas Nachgiebigkeit von beiden Seiten, und ohne die Intriguen des Herzogs von Orleans, hätte sich die Revolution von 1830 vermeiden lassen, und wenigstens war das Repräsentativsystem stark genug, die stürmische Episode ohne wesentliche Störungen vorüber zu führen, und die Monarchie aufrecht zu erhalten. Ueber die Februarrevolution, ihre Ursachen und ihre Beurtheilung haben wir uns schon wiederholt ausgesprochen, so daß wir uns jetzt dessen überhoben achten können; was die Februarrevolution so furchtbar machte, waren zwei, keineswegs im Repräsentativsystem liegende Umstände, erstens die Rückwirkung nach außen, welche Bewegungen hervorrief, die nicht im entferntesten Zusammenhang mit Frankreichs Lage standen, und zweitens, daß durch den Sturz der Dynastie Orleans zwei monarchische Parteien aufkamen statt einer einzigen. Was ist in unserer Zeit eine Republik, die man einerseits mit allen Gräueln und Unruhen, andererseits mit allen Vorzügen des vollkommensten Staats identificirt? Eine Republik ist nichts als ein Staat ohne erbliches Oberhaupt; wären die beiden monarchischen Parteien über die Wahl eines solchen einig gewesen, so dauerte die Republik just so lange, bis die provisorische Regierung abgenützt war, und diese Abnützung erfolgte im Laufe weniger Monate. Wenn die Republik im Mai 1848 beibehalten wurde, so lag der Grund nur in der Unversöhnlichkeit der monarchischen Parteien, welche eben darum selbst die republikanische Partei im Lande erst recht ins Leben riefen. Die Frage über die Vorzüge oder Nachtheile des Repräsentativsystems hat damit gar nichts zu thun.

Die Einführung desselben in Deutschland unterlag bedeutenden Schwierigkeiten, und noch mehr als die Einführung desselben die Entwicklung. So wie die öffentlichen Angelegenheiten öffentlich besprochen wurden, so konnte nicht ausbleiben, daß man an den wahren Stein des Anstoßes in allen deutschen Angelegenheiten, an die Einheitsfrage, stieß, und dieß war die verbotene Frucht. Der Streit hierüber ist bekanntlich noch nicht gelöst, und wir haben es hier auch gar nicht mit dieser Frage zu thun, bemerken aber doch, daß, abgesehen von diesem Puncte, der freilich mit der ganzen Freiheitsentwicklung der Nation zusammenfiel, der Bestand und die Wirksamkeit der Repräsentativverfassungen keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten unterlag. — In Italien ward die Einführung von Repräsentativverfassungen bis vor dem Jahre 1848 ganz gehindert, weil der Einfluß Oesterreichs überwog, und jede Aeußerung des öffentlichen Geistes nothwendig den Stempel der Feindseligkeit gegen Oesterreich tragen mußte. Auch jetzt noch, nach dreijährigem Bestand, ist die Verfassung Piemonts in schreiendem Mißklang mit den Zuständen des übrigen Italiens. Die unvollkommene, verzögerte und noch immer manchen Gefahren ausgesetzte Entwicklung desselben in Deutschland hat ersichtlich ihren Grund nicht in dem Wesen dieses Systems selbst, nicht einmal in einer systematischen Feindseligkeit gegen dasselbe, sondern lediglich in Verhältnissen, die nur indirect damit in Verbindung stehen. — In Belgien und Holland stößt das System durchaus auf keine Hindernisse, ja es hat in letzterm Lande auch jüngst sehr bedeutende praktische Erfolge errungen, in Dänemark ist es in Folge der letztern Bewegungen sehr schroff ins Leben getreten, und doch muß bereits die Regierung selbst es schützen und pflegen, weil sie seiner bedarf. In Schweden fungirt das alte ständische System, und wenn es trotz aller Anstrengungen der Reformer in neuester Zeit nicht wesentlich nach dem Vorbild Norwegens umgestaltet wurde, so liegt die Schuld an dem Einfluß Rußlands, dem mit einer Erstarkung des skandinavischen Geistes gar nicht gedient ist.

Die steigende Ausbreitung und Entwicklung des Repräsentativsystems an allen Orten, wo nicht fremdartige und übermächtige Verhältnisse dadurch verletzt werden, ist ein starker Beweis für die Nothwendigkeit desselben, ja manche Regierungen finden es allmählich sehr bequem, da ihnen dadurch Verantwortlichkeiten abgenommen werden, die sie selbst zu übernehmen sich scheuen. Die Gründe sind eben nicht weit zu suchen: bei dem Fortschreiten der nationalökonomischen Entwicklung, das nun einmal nicht aufzuhalten ist, kann es nicht fehlen, daß neu emporstrebende Interessen mit alten in Conflict kommen; wo eines Platz nimmt, muß das andere weichen. Soll in diesem Conflict eine Regierung immer die Verantwortlichkeit auf sich laden? So wie die Interessen in der Presse und in den Kammern besprochen werden, wird sich bald zeigen, was davon lebensfähig, erhaltenswerth, was beschützt und emporgehoben werden muß. Das Verdict ist in der Regel durch die öffentliche Meinung schon gefällt, ehe die Kammern und die Regierung es aussprechen. Hierin liegt die Nothwendigkeit der öffentlichen Behandlung öffentlicher Interessen, und diese macht sich in so gebieterischer Weise geltend, daß selbst Regierungen, welche, durch fremdartige Umstände genöthigt, das Repräsentativsystem verwerfen müssen, doch in mannichfachen Beziehungen dieser Oeffentlichkeit huldigen.

Wir haben bisher noch nichts über die Art der Einrichtung des Repräsentativsystems gesagt, weil die Art, wie es eingerichtet werden soll, erst in zweiter Linie zur Sprache kommt. Nicht leicht hat ein Gegenstand so lebhaften und mannichfachen Streit erregt, und selten hat man sich über den Werth dieses oder jenes Systems so entschieden getäuscht. Das neueste und groteskeste

Beispiel ist das der französischen Republikaner, die das unbeschränkte allgemeine Stimmrecht einführten und die ersten Opfer desselben wurden. Andererseits hat das System eines hohen Wahlcensus auch keineswegs den Erwartungen der Regierungen immer entsprochen, man hat mit der Erweiterung oder Beschränkung des Wahlrechts kläglich herumgetappt, und wenn man sich gar zur Schaffung einer ersten Kammer verstieg, so war guter Rath vollends theuer. Die Wahrheit zu sagen, legen wir auf die öffentliche Behandlung der Geschäfte und die Theilnahme der Nation durch die Presse ein weit größeres Gewicht, als auf diese oder jene Form der Wahl oder der Zusammensetzung. Die Wahl nach Ständen ist wohl am meisten verfehlt, theils weil sich die Stände nicht mehr so leicht scheiden lassen, theils weil sie ziemlich zwecklos geworden ist. Theilt man die Stände vollends so scharf ab, daß sie besonders berathen, so ergeben sich Standesstellungen der unangenehmsten Art. Selbst die Scheidung nach größerem und kleinerem Grundbesitz, die sich noch am ehesten vertheidigen läßt, wird überflüssig, so wie eine vernünftige Wahlart und eine vernünftige Betheiligung der Beiräthen an der Districts- und Provinzialverwaltung eintritt, denn wenn in einem Landstrich der große Güterbesitz vorherrscht, so werden die großen Güterbesitzer wohl Einfluß genug haben, um einen der ihrigen wählen zu lassen. Im Allgemeinen ist man in den letzten Jahren auf dem Continent von der Idee einer mehr oder minder allgemeinen Wahl ausgegangen, und selbst in England neigen sich die Ansichten der Reformer mehr und mehr zu einer Ausdehnung der Wahlfreiheit hin, welche dem allgemeinen Wahlrecht sehr nahe kommt. Das liegt in der Strömung der Zeit, so fratzenhaft sich auch das allgemeine Wahlrecht in Frankreich dargestellt hat.

Der sichtbaren Strömung, die auf immer größere Verallgemeinerung der Wahl hinarbeitet, stehen die beisorglichen Bestrebungen es möglichst einzuzwängen, in auffallend ungünstiger Lage gegenüber. Man hat Beispiele von allen Zeiten und Völkern citirt, um zu beweisen, daß solche unmäßig erweiterte Wahlrechte zu Verwirrung und Umsturz führten, allein die Warnungen haben einen entschieden ungünstigen Erfolg gehabt. Die Mittel, welche man zur Einengung des Wahlrechts vorschlug, haben etwas gehässiges, weil sie auf das Geld gebaut sind, und nach überdieß widersprechen sie gar manchmal ihrem Zweck, indem ganz oder fast ausgeschlossene Classen oft weit minder oppositionell sind, als die durch ihr Vermögen privilegirten Wähler. Thiers hat bei der Discussion über das Wahlgesetz vom 31 Mai 1850 bekanntlich eine Aeußerung fallen lassen, welche darauf hindeutet, daß die Majorität der damaligen Assemblée, wenn ihr die Hände nicht durch den Wortlaut der Constitution gebunden gewesen wären, eine indirecte Wahl vorgeschlagen hätte; die Ordnungspartei überhaupt erklärte das unbedingte allgemeine Stimmrecht geradezu für das Chaos, und wenn man erwägt, daß Hinz und Kunz im Dorfe, Johann und Jakob in der Stadt für eine Liste von 12 bis 20 Namen, die der großen Mehrzahl durchaus unbekannt sind, ja unbekannt seyn müssen, stimmen sollen, so kann man ihnen nicht Unrecht geben, denn es ist eine natürliche Folge, daß Leute, die aus den Wahlumtrieben ein Geschäft machen und der großen Menge ihre Zettel aufzudringen wissen, einen Einfluß und eine Bedeutung erlangen werden, welche das gerühmte allgemeine Wahlrecht rein illusorisch machen müssen. Als eine wesentliche Verbesserung erscheint das indirecte Wahlrecht, wo die einzelnen Gemeinden eine Anzahl Vertrauensmänner senden, die sich an einem bestimmten Ort vereinigen, und auf welche ein legitimer Einfluß der einzelnen Candidaten durch Rede und Hinweisung auf frühere Leistungen möglich ist.

Allein auch dieß indirecte Wahlsystem ist immer nur ein Nothbehelf, um die schreienden Mängel der allgemeinen directen zu verhüllen. Der Fehler liegt immer daran, daß die Mehrzahl der Wähler gar kein Mittel hat, die Würdigkeit des Candidaten zu beurtheilen, denn meistens ist er ihnen nur bekannt aus den Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers, denen die größere Zahl nicht folgen, und die sie sehr häufig nicht beurtheilen kann. Der Fehler liegt aber hier weniger in dem Wahlsystem, als in der Verwaltungsorganisation: ein Mann, der nicht Beamter ist, kann in der Verwaltung und ähnlichen Geschäften seine Tüchtigkeit nicht erproben, ja nicht einmal die nöthigen Detailkenntnisse erwerben, wenn er nicht etwa Advocat ist und durch dieß Geschäft mehr in die Verwaltungseinzelnheiten eingeführt wird. Daher die Erscheinung, daß Beamte und Advocaten gewöhnlich in so übermäßiger Zahl in die gesetzgebenden Körper gewählt werden. Die Folgen hievon sind oft genug besprochen worden. Gelingt es einem redefertigen Advocaten durch Talent und Gunst der Umstände seine Gegner auf dem parlamentarischen Schlachtfeld zu besiegen, so soll nun die ministerielle Omnipotenz als Siegespreis ihm in den Schooß fallen. Dagegen sträuben sich oft genug eine Menge äußerer und innerer Verhältnisse, und nun wird das parlamentarische System gut oder schlecht gefälscht, oder man stellt ohne weiters den Satz auf, daß man die Consequenzen des parlamentarischen Regiments nicht in vollem Umfange zulassen könne. Werden sie auch zugelassen, gelangt der glückliche Sieger an die Spitze der Geschäfte, so findet er sich häufig durch deren Masse so überhäuft, seine Ansichten und Plane zu Verbesserungen stoßen auf eine solche Menge wirklicher und gemachter Schwierigkeiten, daß er in kurzer Zeit erlahmt.

Daß der Verlauf sehr häufig dieser Art gewesen ist und noch ist, daß die advocatenmäßige Rednerei häufig in den gesetzgebenden Körpern eine wahre Plage geworden, läßt sich nicht in Abrede stellen, worin liegt aber der Grund des Uebels? Vorzugsweise in der Centralisation der Verwaltung, welche weder eine außeramtliche Theilnahme in den Provinzen, noch einen corporativen Widerstand ganzer Classen oder Districte zuläßt, so daß nur der Widerstand in den großen gesetzgebenden Körpern übrig bleibt, der oft trotz allem Recht erlahmen muß, weil andere Provinzen nicht der gleiche Schuh drückt, und Homogeneität in allen Zweigen hergestellt werden muß, wenn das Ziel einer centralisirten Verwaltung, gleichmäßige Leitung aller Zweige von Einem Mittelpunkte aus, erreicht werden soll. Es läßt sich leicht aus deutschen und französischen Beispielen nachweisen, wie sehr man in einzelnen sehr wichtigen Zweigen schon von dieser Uniformität nachlassen mußte; es sind aber dieß Ausnahmen, statt die Regel zum Gesetz zu machen, daß die einzelnen Provinzen eines Reichs, so weit die Einheit der Wirkung gegen außen, d. h. die Sicherheit des Staats, nicht darunter leidet, ihre innern Angelegenheiten selbstständig ordnen sollen. So wie diese Regel aufgestellt und durchgeführt wird, dann werden die meisten Schwierigkeiten in Bezug auf die Wahlberechtigung verschwinden, und man wird der Richtung der Zeit, welche einer immer allgemeinern Wahlberechtigung zugeht, d. h. welche die Theilnahme der großen Mehrzahl an den öffentlichen Angelegenheiten in Anspruch nimmt, Rechnung tragen können, ohne die Sicherheit des Staats und der Monarchie zu gefährden. Die Zeit verlangt allerdings eine gewisse republikanische Freiheit, aber das Maaß derselben kann vollkommen in Provinzial- oder Departementalverfassungen ge-

währt werden. Niemand, der mit kaltem Blute die Dinge betrachtet, hätte Frankreich zur Republik gerathen, man sieht aber auf der anderen Seite auch nicht ein, welche große Veränderungen in Belgien oder Holland vorzugehen brauchten, um dort die Republik zu begründen, falls sie sich mit den übrigen europäischen Verhältnissen vertrüge.

Dieß führt auf die radikale Verschiedenheit der französischen und deutschen Verhältnisse: in Frankreich hat der centralisirte Beamtenstaat den Kampf in die obersten Regionen verlegt und durch die ewigen Angriffe das Princip der Autorität geschwächt; die höhern oder, vielleicht richtiger gesagt, die regierungsfähigen Classen haben nun das, wohin der im Centrum auf die Spitze getriebene Kampf führen mußte, den Mangel einer festen Autorität — denn die Napoleons wird man uns wohl erlauben für eine vorübergehende Erscheinung zu halten — d. h. sie befinden sich auf einem Standpunkt, wo man sich unaufhörlich um die oberste Gewalt streitet, und die eigentlichen Regierungsmaaßregeln vernachläßigt. In Deutschland hatten wir bis jetzt eine Fürstenrepublik, wobei die Häupter der einzelnen Staaten bei höchst ungleicher Macht nahezu gleiche Rechte besaßen und so eifersüchtig darauf waren, daß sie eine Einmischung der obersten Behörde in ihre innern Angelegenheiten systematisch abwiesen; dennoch fühlt man allerseits die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Leitung, die man nicht finden kann, während sie in Frankreich nur in zu starkem Maaße vorhanden ist. Trotz dieses entschiedenen Gegensatzes findet zwischen beiden darin eine entfernte Aehnlichkeit statt, daß, wie in Frankreich die Orleanisten und Legitimisten sich nicht über das Oberhaupt verständigen konnten, so in Deutschland die Anhänger Oesterreichs und Preußens von einander abweichen. Die Mittelstaaten lassen sich mit der an sich machtlosen, aber durch die Stellung der Hauptparteien bedeutenden Partei der Neurepublikaner vergleichen. Mögen diese drei, jetzt noch allein regierungsfähigen Parteien den Vereinigungspunkt finden, ehe die durch die allgemeinen Verhältnisse Europa's drohende Zerrüttung sie überrascht. Findet sich dieser Vereinigungspunkt, ist dadurch die Aussicht auf einen dauernden Stand der öffentlichen Angelegenheiten nicht nur in Deutschland, sondern in Europa gegeben, dann werden die Abneigungen gegen das Repräsentativsystem von selbst schwinden, und seine Nothwendigkeit und Nützlichkeit wird sich selbst dem Blindesten aufdringen. Sobald Nationen einmal auf eine gewisse Stufe der Bildung und der nationalökonomischen Entwicklung gelangt sind, so muß man mit ihrer Zustimmung und ihrem Beirath regieren, und ob dazu auf die Länge die Zuziehung von Sachverständigen für einzelne Zweige ausreicht, diese Frage mag sich jeder nach seinem Studium der Geschichte selbst entscheiden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber den Sklavenhandel. Die Shipping and Mercantile Gazette vom 22 December enthält einen Artikel über den Sklavenhandel, der manche Ursachen und Folgen seiner Abschaffung zusammenfaßt. „Seit einiger Zeit, sagt dieß Journal, melden die Berichte von unserem afrikanischen Geschwader, daß der Sklavenhandel im Abnehmen ist; Sklavenschiffe werden jetzt selten weggenommen, weil selten sich welche finden, und die Sklavenhändler an der Küste sollen zahlungsunfähig seyn. Zudem erfahren wir aus Brasilien, daß die Regierung dieses Landes — ob aus Politik oder aus Grundsatz, thut hier nichts zur Sache — endlich entschlossen ist, einen wirksamen Krieg gegen den Sklavenhandel zu führen, und selbst wo Sklaven bereits gelandet waren, haben die Regierungsbehörden die bei dem Verkaufe thätigen Personen verfolgt. Dieß ist die Mitwirkung, welcher England bedarf, und ohne welche der Sklavenhandel noch Jahre lang hätte andauern können. Die Abschaffung dieses abscheulichen Handels verdankt man ohne allen Zweifel England, und es ist dieß eines der ehrenvollsten Denkzeichen auf seinem Wappenschilde. Wir gestehen, wir hätten nicht geglaubt, daß das Geschwader an der afrikanischen Küste diesen Erfolg erreichen würde, und wahrscheinlich wäre es auch nicht geschehen, wenn die brasilianische Regierung den Handel fortdauernd geduldet hätte. Indeß haben unsere Kreuzer denselben doch so schwierig gemacht, und den Vortheil desselben so vermindert, daß habgierige Speculanten ihn jetzt zu gefährlich finden. Sollte der Sklavenhandel wirksam unterdrückt werden, so wird England Grund haben, sich zu seinen ausdauernden Anstrengungen in dieser edlen Sache Glück zu wünschen, denn seit zwanzig Jahre lang waren seine Anstrengungen und seine Seerüstungen diesem Gegenstand gewidmet, während es als Vorkämpfer der Negerfreiheit fast allein stand. Seltsam ist es aber, daß England in seinen wohlwollenden Anstrengungen nicht einmal consequent war, und seine Inconsequenz ist in der That auch für die klügsten Köpfe unbegreiflich. Während es jährlich über eine halbe Million Pfund zur Unterdrückung des Sklavenhandels ausgab, feuerte es auf der andern Seite die Länder an, welche denselben noch betrieben, indem es den von Sklaven erzeugten Zucker in England zur Consumtion zuließ. An dem Tage, wo die Nachricht hievon nach Cuba kam, wurden sechs Schiffe zum Sklavenhandel nach Afrika ausgeschickt. Die Cubaner sahen in diesem Beschluß der englischen Regierung die Zerstörung der zuckererzeugenden Colonien Großbritanniens, und die Bereicherung der Sklavenländer. Unsere Regierung gab dadurch dem Sklavenhandel einen direkten Impuls. Da indeß unsere Colonien noch immer den ungleichen Kampf zwischen freier und verkümmerter Arbeit gegen Sklavenarbeit fortlegen, so ist vielleicht zu hoffen, daß, wenn der Frachthandel in Sklaven erlischt, sich ihnen eine bessere Aussicht eröffnet, denn ohne eine fortdauernde frische Zufuhr muß die cubanische und brasilianische Sklaverei in wenigen Jahren aufhören. Dann erst werden unsere Colonien eine billige Concurrenz zu bestehen haben, und sie ohne Zweifel auch bestehen, trotz der grausamen Behandlung und der schweren Verluste, die sie durch die Gesetzgebung des Reichs zu erdulden hatten." Wenn dieß gelingt, so ist nur der ursprüngliche Zweck, den die Engländer mit der Unterdrückung des Sklavenhandels verfolgten, nämlich die große Erzeugung von Colonialproducten in Amerika nach und nach unmöglich zu machen, und die Erzeugung hauptsächlich auf die asiatischen Länder zu beschränken, nicht erreicht. Die jetzige Mitwirkung Brasiliens zur Unterdrückung des Sklavenhandels ist freilich nichts weniger als freiwillig, sondern nur darum eingetreten, weil man den Engländern jeden Vorwand zu gewaltsamem Verfahren gegen Brasilien nehmen wollte. Hört der Sklavenhandel wirklich auf, dann wird erst in Brasilien durch die Vermischung der dortigen Racen ein neues Volk sich gestalten, das freilich bis ziemlich weit südlich hinab ein vorherrschend schwarzes seyn wird.

•

Eine Nuß zu knacken für Geologen. Ein amerikanisches Journal, der Springfield Republican, theilt folgende, wenn sie wahr ist, allerdings höchst wunderbare Geschichte mit. Hiram de Witt, ein Bewohner von Springfield, kam kürzlich aus Californien zurück, und brachte ein Stück goldhaltigen Quarzgesteins mit von der Größe einer Mannesfaust. Er brachte dasselbe einem Freund, und bei dieser Gelegenheit fiel es auf den Boden und spaltete sich. Nahe an der Mitte des Stücks entdeckte man fest im Quarz eingelagert und schwach gerostet einen gut erhaltenen völlig geraden, und ziemlich großen Nagel. Wie kam dieser in den noch unkrystallisirten Quarz? — Wenn dieß kein amerikanischer Puff ist!!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 313. 31 December 1851.

Rückblicke.

(Schluß)

Wenden wir unsern Blick auf die Bahn zurück, die wir in diesem Monat durchlaufen haben, übersehen wir die Titel der einzelnen Capitel: Freihandel, englische Verhältnisse nach innen und außen, Asien, Rußland, Frankreich, Amerika, Weltausstellung, Richtung nach Osten und endlich die Furcht und Plage unserer Zeit — die unzufriedenen Classen der Gesellschaft mit ihren selbstberufenen Helfern, den Socialisten — so möchte man leicht darin ein sehr buntes, unzusammenhängendes Quodlibet finden, allein bei näherer Betrachtung wird es nicht schwer werden, den rothen Faden zu finden, der sich hindurchzieht. Eisenbahnen, Dampf und Telegraphie müssen die herrschende industrielle Bewegung ausnehmend beschleunigen, namentlich für Deutschland, als das Verbindungsglied zwischen Osten und Westen, und für dasjenige Land, in welchem diese Bewegung am weitesten vorgeschritten ist, für England von besonderer Wichtigkeit werden. Seine Lage und Verhältnisse haben es, nach langem Verharren in einem kraftvollen Schutzsystem, zum Freihandel gedrängt, welcher England zum großen Emporium und so viel immer möglich zur Werkstätte der Welt machen soll. Aber diesen Bestrebungen muß sich der Continent entgegenstellen, und die feindliche Stellung, in welche England zu Rußland in Centralasien und zu Oesterreich in Bezug auf Vorderasien gerathen ist, gibt dem Widerstreben des Continents eine früher unbekannte Consistenz; England sucht darum jetzt die schwachen Seiten Rußlands und Oesterreichs auf, um sich dieser zu bedienen gegen beide. Dieser Kampf hat, zum Unglück für Oesterreich und Deutschland, die Form eines Kampfs zwischen Freiheit und Despotismus erhalten, ein Kampf, in welchem Deutschland zu seinem größten Nachtheil mitten inne steht zwischen England und Rußland, und wahrscheinlich denselben auf seinem Boden ausfechten lassen und selbst ausfechten muß, eine Nothwendigkeit, der es nur durch ein festeres Aneinanderschließen seiner Theile entgehen kann, wozu es noch überdieß durch die neuesten Ereignisse in Frankreich, welche eine Entscheidung herbeizuführen drohen, gedrängt wird.

Dieses engere Aneinanderschließen aber ist nicht bloß ein Gebot der politischen Klugheit, sondern auch der commerciellen Nothwendigkeit: der Markt, den das freigewordene Amerika dem ganzen Europa eröffnet, muß die Industrie aller Länder Europa's steigern, und jedes Land, dessen Bevölkerung eine gewisse Höhe erreicht hat, muß diese in der Industrie zu beschäftigen suchen, wenn es nicht arm und schwach bleiben und den Samen innerer Unzufriedenheit zur Zeitigung bringen will. Man hat so oft von Frankreich gesagt, es müsse und werde seine gährenden Kräfte nach außen werfen, man thue dasselbe in Deutschland, man eröffne seinen industriellen und intellectuellen Kräften eine Bahn, wie sie Franzosen, Engländern und Russen geöffnet ist, und die revolutionäre Besessenheit, über die man sich so beklagt, wird schwinden. An dem amerikanischen Markt hat Deutschland nicht seinen billigen Antheil, und an den Aussichten, die sich ihm nach dem Orient öffnen, noch weniger. Die Geltendmachung der deutschen Ansprüche in Europa, eben jene Eröffnung der Thätigkeitskreise für seine überwuchernde Intelligenz, das ist die Revolution, welche Europa bevorsteht, es gibt keine europäische Revolutionspartei, es gibt nur Unzufriedene, Mißvergnügte in einzelnen Ländern, aber nirgends ist die Gemeinsamkeit der Interessen da, welche zu einem Erfolge unerläßlich ist. Das europäische Revolutionscomité kann da und dort Stänkereien machen, aber keine Veränderung im Großen vollbringen; die Unterstützung desselben durch England ist eben nur ein Beweis, daß man um des englischen Interesses willen die Unruhen auf dem Continent erhalten und keine ruhige Gestaltung der Dinge aufkommen lassen will; der Vorwurf Urquharts gegen Rußland, es habe Zwecke, keine Grundsätze, gilt eben sowohl von England, es will den Continent so wenig wie möglich emporkommen lassen; deßwegen unterstützt es Leute, wie Kossuth und Mazzini, welche Unruhen bereiten, aber nichts im Großen ausrichten können.

Die unzufriedenen Classen in Europa sind in jedem Lande verschieden; in Deutschland werden sie, freilich nicht auf einmal, aber in vergleichsweise kurzer Zeit verschwinden, sobald eine wahre Einheit hergestellt ist, so daß die Nation ihre Kraft nach außen entfalten kann; dann wird die ängstliche Bewachung im Innern von selbst überflüssig; in Rußland wird schwerlich anders als durch eine wesentliche Umgestaltung der Leibeigenschaftsverhältnisse und im Aufgeben des übertriebenen Fabrikschutzes zu helfen seyn; in Frankreich wird man von einigen Axiomen der Revolution in Bezug auf unbedingtes Ansäßigmachungsrecht, so wie von der übermäßigen Centralisation zurückkommen müssen; in England wird der bisherige aristokratische Güterbesitz sich nicht erhalten lassen. Unter diese Capitel lassen sich die bedeutendsten Ursachen der socialen Unzufriedenheit ganzer Classen in Europa einreihen; in Italien und Ungarn ist die Unzufriedenheit nationaler, nicht socialer Art, und es heißt doch ziemlich allem Menschensinn Hohn sprechen, wenn man glaubt, alle diese verschiedenen unzufriedenen Classen würden sich zu einem Generalsturm auf den jetzigen Zustand Europa's zusammentrommeln lassen, umsomehr als die höhern und einflußreichern Classen der einzelnen Länder Interessen der äußern Politik verfolgen, welche mit dem nothwendigen Er-

gebniß eines solchen Generalsturms in directem Widerspruch stehen.

Eine Schaar verzweifelter, unglücklicher Verbannter hatte auf einen „Sieg der Rothen", wie man sich gewöhnlich ausdrückt, große Hoffnungen gegründet, weil der Unglückliche nach einem Strohhalm greift; da fällt in Paris ein unsinniger Streich, der den Rothen den rechtlichen Vorwand zum Aufstand in die Hand gibt, und was haben sie ausgerichtet? Nach einigen nicht sehr bedeutenden Ruhestörungen, die ein höchst mattes Nachspiel zur Juniusschlacht waren, sind sie allenthalben zerstreut und überwältigt worden. Man wird vielleicht sagen: im Mai 1852 wären sie noch besser gerüstet gewesen, aber im Mai hätte auch die Regierung noch ernstlichere und regelmäßigere Anstalten gegen den Aufstand treffen können, der bei der allgemeinen Mißbilligung und Entrüstung ebenso sicher mißglückt wäre. Die Hoffnungen der Emigrationen wären damit auch gebrochen gewesen, wie sie jetzt gebrochen sind. Das Ende vom Liede ist, es gibt in Europa eine gewisse Anzahl Menschen, welche alles durch einander werfen möchten, weil sie glauben in dieser Verwirrung ihre Plane in der Geschwindigkeit durchsetzen zu können; diese Leute rühren sich so stark sie können, aber sie bilden keine Partei, und eine eigentliche Umsturzpartei in Europa, die nach Einem Plane verfährt, ist ein Unding; die Machtlosigkeit der einzelnen aber, die gerne alles durch einander werfen möchten, ist notorisch.

In diesem Gespenst einer europäischen Umsturzpartei zeigt sich die Macht historischer Erinnerungen. Das alte Comité Directeur unter der Restauration war schwerlich eine bloße Fabel, wenn es gleich ganz fabelhaft ist, daß dieß Comité Directeur seine Befehle, wie der Alte vom Berge, allenthalben hin versandte. Das Comité Directeur war die aus Liberalen und Napoleonisten gemengte Partei in Frankreich, welche die Bourbonen haßte, weil mit ihnen die Schwächung Frankreichs eingetreten war, welche das napoleonische Reich wieder herstellen, und die Oesterreicher aus Italien verjagen wollten. Diese Partei war der Ausdruck herrschender oder wenigstens weitverbreiteter Ansichten in Frankreich, und mit den hochgespannten Ansprüchen des Landes auf politische Größe eng verknüpft, somit bis zu einem gewissen Grade national. Aber die Generation, die das große Kaiserreich gesehen, starb dahin, Ludwig Philipp amortisirte diese Richtung gänzlich, indem er dem neuerwachten Industrialismus und dem Wunsche nach Ruhe und Frieden Befriedigung gewährte. Seit dieser Zeit ist das Ungethüm des Comité Directeur so ziemlich auch aus den öffentlichen Besprechungen verschwunden, und es heißt in der That einen Todten wieder erwecken, wenn man den HH. Mazzini, Darasz, Ruge und Ledru Rollin die Ehre anthut, die dermalige Richtung der unzufriedenen Classen Frankreichs, Italiens und Spaniens zu repräsentiren. Das Vage, Zerfahrene ihrer Manifeste, die man ganz gemüthlich auf dem Continent in den gelesensten Zeitungen verbreitete, zeigt ihre Schwäche deutlicher als alles andere. Die Ausdehnung des Plans auf Deutschland macht ihn aber vollends lächerlich. Es ist Zeit, das europäische, und namentlich das deutsche Publicum, von dem Gespenst einer europäischen Umsturzpartei zu befreien. In jedem Lande gibt es Unzufriedene, manchmal sind es ganze Classen, oft sogar die Mehrheit der Nation, das hat aber mit den Oppositions- und Revolutionsparteien in den andern Ländern in der Regel nicht das Mindeste zu schaffen, und wenn es der Fall ist, so ist die Sache auch so offenkundig, daß es keiner Polizei zur Aufspürung bedarf. Das große Unglück Europa's ist, daß die Machtvertheilung in seinem Schooße, das alte lang gehütete Gleichgewichtssystem ganz unhaltbar geworden, und die neue Entwicklungsphase noch nicht ins Leben eingetreten ist; dieser Phase sieht man mit Bangen entgegen, und jeder hält sich für den schlimmen Augenblick gerüstet. Dieses allgemeine Gerüstetseyn ist der Krebsschaden nicht bloß in Bezug auf die Finanzen, sondern auch in Bezug auf die socialen Verbesserungen, die man vielfach im Drange anderer Sorgen gar nicht vorzunehmen wagt, wenn sie nicht gerade zu unabweislich sich aufdrängen. Der große, radikale Irrthum der Socialisten ist, daß man solche sociale Verbesserungen mit den Waffen in der Hand, durch einen glücklich ausgeführten Coup, erlangen und einführen könne. Dieser Wahn ist der großen Masse der Arbeiter in Paris und wohl auch in Frankreich durch die Juniusschlacht entrissen worden, wie denn Völker gewöhnlich nur durch herbe Erfahrungen und nicht durch Ueberredung belehrt werden, und wir haben eben aus nicht abzuläugnenden Thatsachen zu beweisen gesucht, daß die Hauptmacht der socialen Partei, die industriellen Arbeitermassen, in ihrer großen Mehrzahl zur Erkenntniß gekommen, daß ihnen nur eine friedliche Entwicklung frommt. Daß die Arbeiter in Paris gegenwärtig hoffen, der Präsident werde seine frühern socialistischen Aeußerungen wahr machen, die Getränkesteuer und die Octrois abschaffen, kurz die Hindernisse einer Verwohlfeilung der Lebensbedürfnisse hinwegräumen, das ist nichts als eine augenblickliche Phase der innern Verhältnisse Frankreichs, stößt aber den allgemeinen Satz nicht um, daß die Arbeiter zu der Ueberzeugung gelangt sind, in dem Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Capital und Arbeit, lasse sich durch Gewaltstreiche nichts ändern. Wenn die Arbeitermassen entschlossen sind, die Abschaffung der Octrois, der Getränk-, und der Salzsteuer zu erzwingen, so ist dieß *eine ganz andere Frage*, und der Präsident könnte es noch bereuen, Wünsche angeregt zu haben, die man bei andern als demagogische Wühlerei betrachten würde. Die Nothwendigkeit, den untern Classen das Leben nicht durch directe oder indirecte Steuern auf eigentliche Lebensbedürfnisse zu sehr zu vertheuern, ist anerkannt, nur weiß man noch immer nicht, wie man diese Nothwendigkeit bei unsern künstlichen Staatsverhältnissen ins Leben einführen soll; es liegt aber darin die einzig wahre Emancipation der untern arbeitenden Classen, so weit solche nicht auf moralischem Weg durch Unterricht und Belehrung gefördert werden kann.

So richtig indeß immerhin der Satz seyn mag, so ist die Anwendung doch in jedem Lande eine andere, und die Schwierigkeiten können nur in einem ruhigen Verlauf der Dinge aus dem Wege geräumt werden. Von allgemeiner Verbindung der untern Classen der verschiedenen Länder, um gegen die höhern Classen einen Krieg zu beginnen, etwa wie man im Anfang der ersten französischen Revolution Krieg den Schlössern und Friede den Hütten predigte, ist nicht mehr die Rede und kann nicht die Rede seyn. Zudem ist es eben jene Vermengung eines revolutionären Princips mit den äußern politischen Verhältnissen, wovor wir uns hauptsächlich zu wahren haben. Eben indem man in officiösen Blättern so viel von dem rothen Gespenst redet, das man bekämpfen müsse, mischt man selbst das revolutionäre Princip und die äußern politischen Verhältnisse durcheinander, und kann sich mit Recht nicht beklagen, wenn der Gegner dasselbe thut. Solche Kunstgriffe sind in Ländern mit geschlossener staatlicher Einheit, wie Frankreich und Rußland, ziemlich unschädlich, aber sehr nachtheilig in Ländern, wie Deutschland und Italien. Mit dem Grundsatz, daß die Freiheit und der Liberalismus von Frankreich ausgehe, hat man schon einmal den Westen Deutsch-

lands gegen den Osten geführt; will man ähnliche Zustände in nach krasserer Gestalt wieder herauf beschwören? Suche jedes Land seine eigenen socialen Uebel auf die ihm angemessen scheinende Weise zu heilen, und verschreie man nicht jeden, der die Nothwendigkeit und Möglichkeit seiner, vielleicht nicht sehr angenehm in den Ohren klingender Heilmittel vertheidigt, als einen Verbündeten der rothen französischen Partei. Mit diesen Beschuldigungen erreicht man gerade das Gegentheil dessen, was man erreichen will: man treibt die von einem dunkeln Drange nach Verbesserung ihrer Lage getriebenen Massen dem äußern Feind in die Arme; man wird dadurch genöthigt, zum großen Nachtheil aller wahren politischen Interessen, Freunde und Feinde nach den als Fahne aufgesteckten Grundsätzen zu wählen, und welche Früchte uns dieß seit 60 Jahren getragen hat, brauchen wir nicht weiter hier auseinanderzusetzen:

'twere long to tell and sad to trace.

Der Irrthum war im Anfang der französischen Revolution erlaubt und verzeihlich, jetzt ist er es nicht mehr, denn die Fragen der äußern Politik haben sich von denen der innern zu sehr geschieden, auch in Deutschland, man müßte denn das Verhältniß zum Bunde als ein äußeres auffassen. Wir wollen die eben so thörichte als verbrecherische That in Paris als ein „Godsend" preisen, wenn sie in Deutschland diese Folge hat; es wäre dieß die zweite gute Folge für uns, die Vernichtung unsinniger auf den Mai 1852 gebauter Plane als die erste betrachtet. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet kann jene That für Deutschland wohlthätig werden, während sie für Frankreich nur schlimme und traurige Früchte bringen kann. Ludwig Bonaparte wird den Staat im Innern zerrütten, die Achtung, die er noch im Auslande genießt, wesentlich mindern, und dann, in der Unmöglichkeit seine Plane zu Ende zu führen, freiwillig oder gezwungen vom Schauplatz abtreten. Wann und wie dieß geschieht, läßt sich freilich nicht absehen, und ob er nicht in seiner Unbesonnenheit das Basiliskenei, das der Wiener Congreß gelegt und die letzten 36 Jahre ausgebrütet haben, zerbricht, und den europäischen Krieg heraufbeschwört, das kann niemand voraussagen, weil die Unbesonnenheit und der Unverstand sich nicht berechnen lassen. Hat man vorher in der Kriegsbereitschaft verharren müssen, zum schweren, fast unerträglichen Druck der Völker, so wird dieß jetzt noch viel mehr der Fall seyn, und wie dieß Wirrsal enden soll, das ist schwerer zu sagen als je. Um so dringender ist das Gebot, dafür zu sorgen, daß nicht innere Aufstände und äußerer Krieg sich begegnen. Man hat Lord Palmerston lange und mit Recht vorgeworfen, daß er die fremden Flüchtlinge aufreize und in fremde Staaten den Bürgerkrieg zu schleudern suche; er ist endlich, weil seine letzten Schritte gar zu beleidigend waren, und die Ereignisse in Frankreich der ganzen Stellung des Continents eine neue Wendung geben, zum Rücktritt genöthigt worden, man wird aber bald finden, daß er nicht der einzige Störenfried in Europa ist, und daß die Socialisten Frankreichs, denen Herrn Ludwig Bonaparte's Benehmen seit zwei Jahren erst wieder eine Bedeutung gegeben, nachdem sie solches durch ihre Unklugheit im Junius 1849, als Ledru Rollin flüchten mußte, gänzlich verscherzt hatten, daß diese, sagen wir, nicht die schlimmsten Feinde des europäischen Friedens sind.

Wenn dieser noch erhalten werden soll, so müssen die deutschen Mächte sich vereinigen, und commerciell wie politisch sich enger an einander schließen; dann wird man von England nichts mehr zu besorgen haben, und Frankreich wird sich in seinem jetzigen Zustande zweimal besinnen, ehe es einen Krieg herausfordert. Man hat noch immer Ursache, Frankreich als militärische Macht zu achten, aber der Glaube der Völker an Frankreich als dasjenige Land, von welchem ihnen die Freiheit kommen soll, dieser Glaube, schon vorher stark durchlöchert und erschüttert, ist durch die neuesten Ereignisse vollends zusammengebrochen; selbst manchem immer noch auf Frankreich hoffenden Polen scheint dieser Streich zu stark gewesen zu seyn. Eine solche Lage der Dinge ist nicht außer Acht zu lassen, sie weist dringend darauf hin, die Sachen aus einem nationalen und nicht aus einem Parteistandpunkt aufzufassen. So wie dieß geschieht, werden viele Schwierigkeiten sich ebnen, und wenn dagegen eingewendet wird, daß andere statt derselben sich erheben werden, so können wir nur erwidern, daß zum mindesten die Streitigkeiten, wäre es auch mit den Waffen in der Hand, auf dem klaren Boden nationaler Interessen sich abspinnen werden, und nicht mehr in der trüben Gährung sogenannter, arglistig als Fahne aufgesteckter, politischer Principien, die wir sehr wohl unter uns selbst ausmachen können, ohne deßhalb Europa abermals, wie so oft seit 230 Jahren, als Schlachtfeld zu dienen.

Die Tatras.

(Aus Vinc. Pols Schrift: die nördlichen Abhänge der Karpathen.)

Wie eine besondere Insel, die sich plötzlich aus dem Horizont zu einer Höhe von 8000′ über der Meeresfläche erhebt, so erheben sich, rings von Thälern umgeben, die Tatras über alle umliegenden Berge. Sie liegen zwischen 37°10′ und 38° O. L. und unter 49° 15′ N. B. Die ganze Länge des Landstrichs, den von Osten nach Westen die Tatras einnehmen, beträgt 7 — 8 Meilen, die Breite von Süden nach Norden 3 — 5 Meilen, ihr ganzer Umfang 14 Quadratmeilen, und im Vergleich mit dem ganzen Gurtel der sogenannten sarmatischen Berge — ein 80 Meilen langer Theil des Karpathensystems von den Quellen der Weichsel bis zu denen der goldenen Bystriza — nehmen sie nur den zwölften Theil ein, dabei stehen sie nirgends mit den Ketten der karpathischen Berge in Verbindung, von denen sie in gewisser Entfernung rings umschlossen werden. Es sind darum die Tatras ganz besonders merkwürdig, denn obwohl auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, und nirgends von Vorbergen, sondern von Thälern umgeben, wie sich deren keine in den Alpen finden, haben sie sich doch zur Alpenhöhe erhoben. (Doch reichen sie nicht bis zur Linie des ewigen Schnees, und gehören somit nicht zu den höchsten Gebirgsgipfeln in Europa.)

Die allgemeine Höhe der noch nicht in einzelne Gipfel abgetheilten Massen beträgt in den Tatras 6500 Fuß über der Meeresfläche, worauf dann erst die nackten, scharfen, einzelnen Gipfel noch 1500 Fuß höher ansteigen. Für das Auge verschwindet ein Theil der wirklichen Höhe der Tatras, denn die Hauptthäler, von denen sie umgeben sind, liegen, wenn auch dem Anschein nach sehr niedrig, doch in Wirklichkeit höher, als die Hochflächen des nordöstlichen Europa. Die Höhen der „kahlen Berge" (lysya gora) im Sandomirschen laufen in Einer Linie mit dem Fuße der Tatras, und das Hochland um die Quellen des Dniepers, der Düna und Wolga liegt um gute 1000′ niedriger als der Fuß der Tatras.

Mit dem Kamm derselben fällt die europäische Wasserscheide zusammen. Die Gewässer derselben fließen in vier Hauptthälern ab, und gehören den zwei verschiedenen Abhängen an. Zur Weichsel gehört das Gebiet der beiden Dunajec durch das Thal von Neumarkt, die Poprad gehört durch das Zipser Thal zum Dunajec. Nach der Donau läuft die Waag durch das Thal von Liptau und

Arwa; die Poprad fällt in den Dunajec, die Arwa in die Waag, die Weichsel ins baltische, die Donau ins schwarze Meer. Die Thäler, von denen die Tatras umgeben sind, sind gerade das von Neumarkt, von Arwa, Liptau und Zips. Sie wurden erst im Laufe der Jahrhunderte zum Fuße der Tatras, denn früher, ehe der Dunajec mit der Poprad vereinigt sich einen Weg durch die Beskiden nach Norden, die Waag durch die Vereinigung mit der Arwa durch den Gürtel der Tatras nach Westen sich gebahnt hatte, waren die Tatras eine wahre Insel, die von einem großen Landsee umringt war. Die Gewässer dieses Sees brachen durch zwei Schluchten hindurch, flossen ab, bildeten die erwähnten vier Thäler, und nur durch diese beiden Durchbrüche verbindet sich das Land der Tatras mit den Niederungen Polens und mit dem weiten Thal der Donau.

In Form zweier Gabeln umfassen diese Thäler die felsige Masse der Tatras. Im nördlichen Striche liegt das Neumarkter Thal, im südlichen das Liptauer, im westlichen das Arwaer und im Südosten das der Zips. In die Hauptflüsse, welche in diesen vier Thälern fließen, ergießen sich von der Seite her eine Menge kleiner Flüßchen und Bäche, welche ihre Quellen auf den höchsten Gipfeln haben und in tiefen, engen Schluchten und Spalten fließen, die man nicht Thäler nennen kann. Von solchen Schlünden ist die Masse der Tatras durchbrochen, jedoch auf der südlichen und östlichen Seite mehr als auf der nördlichen und westlichen. So lange diese Zuflüsse in dem Felsenkern des Tatras fließen, sind ihre Rinnen ungewöhnlich steil, eng und mit großen Felsblöcken übersäet, erst da, wo sie ins Gebiet der Hauptthäler gelangen, zieht sich ein Theil ihrer Ufer in kleinen Thalsohlen hin. Diese Hauptthäler aber, obwohl man sie allgemein Thäler nennt, sind in Wahrheit Hochland, und haben auch ihre Anhöhen.

Rings umher sind die besagten Hauptthäler von waldigen Berggürteln umschlossen, welche aber schon nicht mehr zu den Tatras gehören. Wer sich von den Tatras ein Bild machen will, der muß sich die große Masse derselben vorstellen wie eine natürliche Festung, die zu ihren Füßen liegenden beiden Maguras wie zwei vorgeschobene Schanzen, die vier Hauptthäler als einen riesenhaften, rings um die Festung sich ziehenden Graben, die bewaldeten Berggürtel am Saum der Thäler als einen großen Wall, und die beiden Durchbrüche des Dunajec und der Waag durch den Kamm der Beskiden und der Fatra als zwei Thore, die in die Festung führen.

Die bedeutende Höhe der Tatras über der Meeresfläche macht, daß ihre Form sich je nach der Höhe ändert und sie in besondere Ketten eintheilt, von denen jede ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten hat.

Zu unterst läuft der Landstrich oder der Höhenzug des Podhal; dazu gehören die tatranischen Hauptthäler bis zum Fuße der Tatras. In diesem Landstrich liegt fruchtbarer Ackerboden, weite Wiesen, Fruchtgärten und Winterwohnungen für Menschen. Die niedrigen Hügel sind bewachsen mit Laubholz, die Höhen haben schon Nadelholz. Kahle, nackte Felsen finden sich hier noch wenige, im Allgemeinen liegen Felsen nur an den Ufern der Flüsse und ziemlich große fruchtbare mit Dammerde überzogene Striche bilden hier die Grundlage des Ackerbaues.

In gleicher Höhe mit dem Fuß der Tatras und mit den höchsten Stellen des Podhal beginnt der ziemlich steile Strich der Regli. Dieser gebirgige Gürtel bedeckt in Form von Terrassen die Lenden der Tatras rings mit einem dichten Waldmantel. Die Vegetation ist noch ziemlich üppig, aber der Strich des Waldsaums wird in dem Maaße, wie die Höhe zu Bergen ansteigt, immer unfruchtbarer, aber nackte Felsen sind auch noch hier nicht viele. In der Regli sind die Quellen der meisten Flüsse und Bäche des Gebirgs; die obere Gränze der Regli erreichen eine Höhe von 4600′ über der Meeresfläche.

Hier hören die Wälder auf und beginnen die Halen. Das waldlose Land der Halen erhebt sich stellenweise zu der Höhe von 6500′, aber hier dient keine eigentliche Dammerde und fester Boden der Vegetation zur Unterlage, sondern nur ein rauher Ueberzug von Moosen hat im Laufe der Jahrhunderte die Felsenmassen bedeckt. Etwas weiter unten dringen die letzten Quellen hervor, und hier beginnt die allgemeine Höhe der Gesammtmassen sich in einzelne Gipfel, Wände und Alpenrücken zu theilen, der Strich der sogenannten „Turnen.“ Dieser erhebt sich noch 1500 Fuß über die weidereichen Halen, alles ist hier kahl, spitz, wild, in tausend größere und kleinere Turnen zerspalten; die höchsten derselben erreichen fast 8000′ über dem Meere. Nach der Seite gegen das Zipser und Liptauer Thal erhebt sich der Strich der Turnen am höchsten, hier ist auch das massenhafte Innere am meisten zerrissen, und die tiefsten Kessel zwischen den Turnen sind mit den Halenseen angefüllt, welche „Meeraugen“ heißen. Solcher größeren und kleineren Seen kennt man jetzt 27, alle liegen in einer durchschnittlichen Höhe von 5000′, und sie entsprangen theils aus geschmolzenem Schnee theils aus Quellwasser, das noch über ihnen hervordringt.

Das Land der Turnen ist kahl, ohne Dammerde und ohne Vegetation, selbst an Wasser ist Mangel, nur Moose und Flechten halten sich an den kahlen Felsen. Ungeheure Trümmerhaufen zersplitterter Felsen heißen Ryzen, die scharfen Querkämme, wodurch die Turnen unter einander verbunden sind, Grapen, und ihre Seiten Sterminen.[1] Der Abhang der Tatras ist sehr steil, der südliche noch steiler als der nördliche, aber der nördliche ist mehr durch herabgestürzte Felsen verschüttet. Auf der Süd- und Ostseite ist die Masse der Tatras mehr durch die Schluchten der Bergbäche zerrissen; auf der Nordseite senken sich vom Gipfel der Turnen herab flache Steinbetten gegen die Thäler, und gehen tiefer unten erst in schmale Schluchten über.

Miscellen.

Die Zugänglichkeit der Manuscripte des brittischen Museums. Bekanntlich ist die Klage nicht neu, daß, wenn ein Manuscript einmal im brittischen Museum vergraben ist, es sobald nicht wieder zum Vorschein kommt. Eine drollige Beleuchtung erhielt diese Ansicht in einer kürzlichen Auction historischer Manuscripte. Es befand sich darunter ein „Tagebuch von Walter Yonge von Colyton und Reminster“, Repräsentanten für Honiton von 1640 bis 1649. Das Manuscript hat sechs sehr enge und zum Theil in Chiffern geschriebene Bände, und enthält umständliche Berichte nicht nur über die Acten und Debatten des Parlaments in dieser ereignißreichen Epoche, sondern auch sehr genaue Notizen über den Fortgang des Bürgerkriegs. Wo konnte dieß Manuscript natürlicher seine Stelle finden als im brittischen Museum, aber mehrere Privatpersonen boten immer höhere Preise, wie ohne Umschweife verlautete, in der Besorgniß daß, wenn das Manuscript einmal im Museum sey, es für den historischen Forscher fast unzugänglich werde. (Athen. 13 December.)

•

Porto von Dover nach Californien und Paris. Nach Elihu Burrit's Circular kostet ein Brief nach San Francisco und Californien 1 Sch. 2 Pence, sage 42 kr., von Dover nach Calais aber, so fern er eine halbe Unze wiegt, 1 Sch. 3 P., sage 45 kr.

[1] Dieß einzige Wort scheint slavisch. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Register und Umschlag zum Monat December.)